[illegible]

Geſchichte
der
Halbinſel Morea
während
des Mittelalters.

Ein
hiſtoriſcher Verſuch
von
Prof. J. Phil. Fallmerayer.

Erſter Theil.

Untergang der peloponneſiſchen Hellenen und Wiederbevölkerung
des leeren Bodens durch ſlaviſche Volksſtämme.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1830.

Stat magni nominis umbra.

Lucan.

Vorrede.

Das Geſchlecht der Hellenen iſt in Europa ausgerottet. Schönheit der Körper, Sonnenflug des Geiſtes, Ebenmaß und Einfalt der Sitte, Kunſt, Rennbahn, Stadt, Dorf, Säulenpracht und Tempel, ja ſogar der Name iſt von der Oberfläche des griechiſchen Continents verſchwunden. Eine zweifache Erdſchichte, aus Trümmern und Moder zweier neuen und verſchiedenen Menſchenracen aufgehäuſt, decket die Gräber dieſes alten Volkes. Die unſterblichen Werke ſeiner Geiſter, und einige Ruinen auf heimathlichem Boden ſind heute noch die einzigen Zeugen, daß es einſt ein Volk der Hellenen gegeben habe. Und wenn es nicht dieſe Ruinen, dieſe Leichenhügel und Mauſoleen ſind; wenn es nicht der Boden und das Jammergeſchick ſeiner Bewohner iſt, über welche die Europäer unſerer Tage in menſchlicher Rührung die Fülle ihrer Zärtlichkeit, ihrer Bewunderung, ihrer Thränen und ihrer Beredſamkeit ausgießen: ſo hat ein leeres Phantom, ein entſeeltes Gebilde, ein nicht in der Natur der Dinge exiſtirendes Weſen die Tiefen ihrer Seele aufgeregt. Denn auch nicht ein Tropfen ächten und ungemiſchten Hellenenblutes fließet in den Adern der chriſtlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands. Ein Sturm, dergleichen unſer Geſchlecht nur wenige betroffen, hat über die ganze Erdfläche zwiſchen dem Iſter und dem innerſten Winkel des peloponneſiſchen Eilandes ein neues, mit dem großen Volksſtamme der Slaven verbrüdertes Geſchlecht von Bebauern ausgegoſſen. Und eine zweite, vielleicht nicht weniger wichtige Revolution durch Einwanderung der Albanier in Griechenland hat die Scenen der Vernichtung vollendet. Scythiſche Slaven, illyriſche Arnauten, Kinder mitternächtlicher Länder, Blutsverwandte der Serbier und Bulgaren, der Dalmatiner und Moskowiten ſind die Völker, welche wir heute Hellenen nennen, und zu ihrem eigenen Erſtaunen in die Stammtafeln eines Perikles und Philopömen hinaufrücken. Archont und Mönch, Ackerbauer und Handwerker des neuen Griechenlands ſind fremde Ueberzügler, ſind in zwei hiſtoriſch verſchiedenen Zeitpuncten von den mitternächtlichen Gebirgen nach

Hellas herabgeſtiegen. Und das Wort Grieche ſelbſt bezeichnet heute nicht mehr, wie ehemals, die zwiſchen dem Tempethal und den Strömungen des Eurotas angeſiedelten Kinder Deukalions, ſondern alle jene Völkerſchaften, welche im Gegenſatze mit der Lehre Mahomets und der römiſchen Kirche, Geſetz und Glauben vom Patriarchalthrone zu Byzanz empfangen haben. Der Arnaut von Suli und Argos, der Slave von Kiew und Veligoſti in Arkadien, der Bulgar von Triadiza und der chriſtliche Räuber von Montenegro haben mit Skanderbeg und Colocotroni gleiches Recht auf Namen und Rang eines Griechen. Das Band, welches ſie gemeinſchaftlich umſchlinget, iſt ſtärker als die Bande des Blutes, es iſt religiöſer Natur und gleichſam die Scheidewand zwiſchen der Caaba und dem Lateran.

Die Erkenntniß dieſer Dinge iſt von großer Bedeutung, jetzt wo die Herrſchaft über das menſchliche Geſchlecht von den lateiniſchen und germaniſchen Völkern zu weichen und auf die große Nation der Slaven überzugehen ſcheint.

Was die Natur während eines mehrhundertjährigen Zeitraumes, unbelauſcht von menſchlicher Neugierde, unter jenem Himmelsſtriche gemiſcht und geſchaffen hat, tritt heute vollendet unter die Blicke der erſtaunten Welt. Und das große Volk der ſlavo-arnautiſchen Chriſten von Byzanz erhebt ſich von Meſſenien bis Archangel als eine blutsverwandte compacte Maſſe, als ein neugeſchaffener und von Einem Geiſte beſeelter Rieſenkörper plötzlich aus dem entflohenen Nebeldunſt des illyriſchen Continents. Den dunkeln Gefühlen der Slaven Griechenlands haben endlich die Weltereigniſſe ſelbſt Worte geliehen, und ihnen in der Verzweiflung die Erkenntniß des Heiles gebracht. Denn zurückgeſtoßen vom Morgen- und Abendlande hatten ſie ſchon ſeit Jahrhunderten alle Hoffnung der Erlöſung durch Hülfe ihrer chriſtlichen Brüder des Occidents aufgegeben, und ihre Blicke ſehnſuchtsvoll gegen Mitternacht, gegen ihre alte, ihnen ſelbſt fremd gewordene Heimath, gegen den großen Beherrſcher von Turan gewandt. Es war ein Schrei der Natur, den die Chriſten des Abendlandes nicht verſtanden. Die Morgenröthe der Vergeltung, der Freiheit und des Ruhmes hat für dieſe Unglücklichen endlich am Himmelsbogen heraufgeblitzt, und die von den Kindern Mahomets auf den Gipfeln der Balkane aufgethürmte Scheidewand iſt bis auf den Grund eingeſunken. Der chriſtliche Grieche von Miſtra in Lakonien reichet ſeinem Bruder dem griechiſchen Chriſten von Miſtra in Moskovien nach langer Trennung die Hand,

ipsae te, Tityre, pinus,
Ipsi te fontes, ipsa haec arbusta vocabant.

Das ſpäte Erkennen dieſer ſo nahe liegenden, auf die künftige Geſtaltung des öffentlichen Lebens in Europa ſo tief eingreifenden und alle Berechnungen der Philanthropen ſowohl als der kühlen Aequilibriſten zerſtörenden Revolution des Continentes von Illyrien iſt ein klarer Beweis, wie oberflächlich, wie mangelhaft und verkehrt ſelbſt bei den aufgeklärteſten Nationen des Erdkreiſes die Anſichten über die Begebenheiten der vergangenen Jahrhunderte ſind. Eine Kataſtrophe, ſo zu ſagen mit dem Blute eines abgeſchlachteten halben Welttheiles im Buche des Schickſales eingeſchrieben, iſt von den Weiſen wie von den Thoren bis auf den heutigen Tag überſehen worden; weil man in den Annalen des menſchlichen Geſchlechtes nur jene Erſcheinungen aufgezeichnet findet, die plötzlich wie das feurige Meteor, wie die Windsbraut und die Sturmfluth die Einbildungskraft der Sterblichen erſchüttern. Der Boden von Hellas aber ſank Stück für Stück, Scholle für Scholle in den Abgrund des langſam aber beharrlich untergrabenden Weltmeeres, und von den Hellenen ſtieg Haufe an Haufe, von den Keulen der

Scythen fortgetrieben, während der tiefſten Geiſternacht in den Schlund der Vernichtung hinab. —

Das Feuermeer des Conſuls Mummius, welches einſt über Korinth und ſeinen Paläſten zuſammenſchlug, hatte den Blick des Beobachters auf immer aus Hellas verſcheucht, und den Griffel der Geſchichte ſelbſt zugleich mit den Tempelzinnen unter Schutt und Leichenhügeln der griechiſchen Freiheit begraben. Und die Welt war undankbar genug, die Söhne des berühmteſten Volkes der Erde ſchnell der Vergeſſenheit zu überlaſſen, nachdem ihr Stern erbleicht und die doppelte Laſt der Ignoranz und der Knechtſchaft auf ihre Häupter herabgeſunken war.

Heute, nach Umfluß von beinahe zweitauſend Jahren, wendet Europa ſeinen Sinn und ſein Gemüth wieder auf das lang vergeſſene Land zurück, und glaubt die Kinder eben jener edeln Männer noch zu erkennen, die einſt bei Leukopetra für das Vaterland geſtorben ſind. Niemals iſt aber ein größerer Irrthum öffentlich ausgeſprochen und vertheidiget worden. Es iſt im Innern des ganzen griechiſchen Feſtlandes gegenwärtig nicht eine einzige Familie, deren Ahnen nicht entweder Scythen oder Arnauten, Almugavaren oder Franken, oder gräciſirte Aſiaten aus Phrygien, Cilicien, Kappadocien oder Lydien wären. Und wenn ſich Hellenenfreunde etwa noch damit tröſten wollen, daß wenn auch die alten Geſchlechter von Hellas gänzlich untergegangen, doch ihre Sprache und ihr Accent auf die eingedrungenen Völker hinübergepflanzet, daſelbſt ununterbrochen die Herrſchaft behauptet habe, ſo müſſen wir ihnen leider auch dieſen Troſt noch rauben, und ihre letzte Hoffnung für eine Täuſchung erklären, da es ſich zeiget, daß man auf dem offenen Lande in Arkadien und Elis, in Meſſenien und Lakonien, in Böotien, Phocis und Akarnanien viele Menſchenalter hindurch ſlaviſch geredet habe, wie man es in Serbien und Dalmatien jetzt noch ſpricht, in Pommern und auf der Inſel Rügen aber vor Jahrhunderten geſprochen hat.

Dieſe vollſtändige Verwandlung des alten Bodens und ſeiner Bebauer fällt in die Zeitperiode hinein, welche vom Siege der römiſchen Legionen über Achaja bis zur gänzlichen Unterjochung Griechenlands durch die osmaniſchen Türken verfloſſen iſt. Dieſe nämliche Zeit bildet zugleich das Stadium, auf welchem ſich die vorliegende Schrift fortbewegt.

Wenn ſie der Verfaſſer ſelbſt nur einen „Verſuch“ nennt, ſo ſchreibe man dieſes etwa nicht einer unzeitigen Beſcheidenheit, ſondern der Natur der Sache zu, da er beim Mangel aller Quellen und

Vorarbeiten häufig nur nach Conjecturen zu arbeiten genöthigt war. Jedermann weiß ja, daß die Geſchichten des griechiſchen Volkes nur bis zur Vernichtung des achäiſchen Bundes durch die römiſche Welttyrannei kritiſch geſichtet und wiſſenſchaftlich geordnet und beſchrieben ſind. Von da bis zum Einbruch der nordiſchen Völker im vierten Jahrhundert nach Chriſtus fallen nur einzelne Lichtpuncte hin und wieder in die traurige Oede dieſer Himmelsgegend, bis ſie ſich endlich von ſcythiſcher Nacht eingehüllt länger als achthundert Jahre den Blicken der Menſchen völlig entzieht. Aus dieſer langen Periode bilden ungefähr ſechs oder ſieben zerſtreute Phraſen Alles was man der Nachwelt über das Vaterland der Künſte und der Philoſophie überliefert hat. Und doch ſoll das Hauptverdienſt der gegenwärtigen Unternehmung gerade darin beſtehen, den Schleier auseinander zu reißen und das Ungethüm zu verſcheuchen, welches den Zugang zu dieſem alten Zauberlande hütet. Daß ein vollſtändiger Erfolg gleich den erſten Verſuch kröne, iſt nicht leicht zu erwarten. Denn neue Ideen ſind verhaßt und werden von den herrſchenden Doctrinen der Zeit oft eben ſo feindſelig zurückgeſtoßen, wie unterdrückte Völker, wenn ſie ſich im Gefühle innerer Kraft aus dem Schlamme der Knechtſchaft erheben und in die Reihe politiſch freier Staaten erſchwingen wollen. Neben den natürlichen Hemmniſſen, welche die alte Zwingherrengewalt der einen, die Dunkelheit aber den anderen entgegenſtellt, haben gewöhnlich beide noch gegen Schelſucht und gekränkte Eitelkeit derjenigen zu kämpfen, bei welchen ſie Schirm und brüderliches Entgegenkommen erwartet haben.

Altes Gemäuer, zerbrochene Marmorblöcke, leere Grabmäler und Inſchriften, — Trümmer einer untergegangenen Welt —, hat man ſeit mehr als hundert Jahren mit Aufwand und Fleiß in Hellas geſammelt und beſchrieben; allein die Menſchen daſelbſt, ihren phyſiſchen Bau und ihre Leidenſchaften, ſo wie das Maß ihres Geiſtes, ihre Art zu wohnen und das bürgerliche Leben einzurichten, hat man in claſſiſcher Berauſchung für unwerth gehalten, Gegenſtand der Forſchung zu ſeyn. Und doch iſt eine richtige Erkenntniß derſelben die einzig wahre Quelle, um über Gegenwart und Zukunft des heutigen Griechenlands ein Urtheil zu begründen, und zu erfahren wer eigentlich das Volk ſey, dem die Könige der Chriſtenheit nach langem vergeblichen Flehen endlich um den Preis von mehr als zwanzig Myriaden Todtenſchädeln die Erlaubniß ertheilt haben, von nun an in einem Winkel ihres väterlichen Bodens ohne Furcht das Evangelium zu bekennen.

Es wäre gleichſam ein neuer Herodot oder Pauſanias nöthig, um an Ort und Stelle ſelbſt die Materialien zu einem Lehrgebäude aufzuſammeln und die ganze Reihe der Verwandlungen darzuſtellen, die für Hellas mit der Einäſcherung von Alt-Korinth begonnen, und mit der Uebergabe von Napoli und Monembaſia an die osmaniſchen Türken am Schluſſe des fünfzehnten Jahrhunderts ihre Vollendung erreicht haben. Ein ſolcher mit philoſophiſchem Geiſte ausgerüſteter Beobachter würde dann freilich finden, daß eine Bevölkerung mit ſlaviſcher Geſichtsbildung, oder mit den bogenförmigen Augenbraunen und den harten Zügen albaniſcher Gebirgshirten[1] gewiß nicht aus dem Blute eines Narciſſus, eines Alcibiades und Antinous entſproſſen ſey, und daß demnach nur eine romanhaft erhitzte Phantaſie in unſern Tagen noch von einer Auferſtehung der alten Hellenen mit ihren Sophokleſſen und Platonen träumen kann.

Zur Begründung dieſer neuen Anſicht gibt der Verfaſſer nur den erſten Impuls, der aber ohne Zweifel eine ganz neue Behandlung der Geſchichte, nicht nur des eigentlichen Griechenlandes, ſondern auch des ganzen großen illyriſchen Continents als

Folge nach ſich ziehen wird. Und alle weiteren Entdeckungen auf Morea und in Rum-ili, und alle ferneren Schritte in Enthüllung der mittelalterlichen Vergangenheit dieſer Länder werden hoffentlich nur dazu dienen, die Ideen zu beſtätigen, die man hier entwickelt hat, und den Bau zu vollenden, zu welchem der Verfaſſer das grobe Gezimmer liefert. Es iſt deßwegen vorläufig auch nur Morea, oder der alte Peloponnes, in zwei Abtheilungen bearbeitet und die erſte derſelben gleichſam als Probe dem Publicum zur Beurtheilung hingeſtellt, theils wegen der inſulariſch in ſich abgeſchloſſenen Lage dieſes Eilandes, theils auch weil die Sache ſelbſt ihrer großen Reſultate wegen zu wichtig ſchien, um ſie in der ganzen Ausdehnung eher zur Oeffentlichkeit zu bringen, als bis gelehrte und vorurtheilsfreie Männer die Grundprincipien geprüft, allenfallſige Irrthümer berichtiget, verhüllte Schwächen aufgedeckt, und über die ganze Anlage ein billigendes oder verdammendes Urtheil abgegeben hätten. Alle jene Gelehrten vom Fache, denen Wahrheit vorzüglicher ſcheinet als Irrthum, und welche Kraft genug haben eine geliebte Täuſchung der beſſeren Ueberzeugung zum Opfer zu bringen, ſind eingeladen, mit der Schärfe ihres Verſtandes und mit dem Rüſtzeug aller auf neugriechiſchem Boden ſelbſt geſammelten Erfahrungen die vorliegenden Sätze des Verfaſſers umzuſtoßen. Niemand wünſchet eifriger als er ſelbſt, daß man ihn eines vollſtändigen Irrthums überführte. Denn bei den meiſten Menſchen, deren Jugend mit dem Mark der alten Literatur genährt wurde, knüpfen ſich die ſüßeſten Erinnerungen vorzugsweiſe an die Schöpfungen des genialen Griechenlandes, und ſelbſt gegen den Ekel, welchen gewöhnlich die Gegenwart der Menſchen einflößt, iſt ein Labetrunk aus dem ewig klaren Geiſterborn der Hellenenwelt, der kräftigſte Talisman. Deßwegen darf auch der Wunſch, die Kinder der alten Lehrer und Freunde des menſchlichen Geſchlechtes möchten dem Sturm der Zeiten zum Trotz Haus und Erbtheil ihrer Ahnen heute noch beſitzen, wohl Verzeihung finden. Zwar iſt dieſer Wunſch vergeblich, aber er ehret nichts deſto weniger die menſchliche Natur, weil er beweiſet, daß der Sinn für das menſchlich Schöne, daß Achtung für die Vorzüge des Geiſtes, daß Mitleid und Erbarmen in den Herzen der dankbaren Völker noch immer eine Zufluchtsſtätte gefunden haben.

Landshut im October 1829.

D. V.

Inhalt.

Seite

Erſtes Capitel.

Ueberblick der Hauptmomente der peloponneſiſchen Geſchichte, von den älteſten Zeiten bis zur Zerſtörung des achäiſchen Bundes, um 146 vor Chriſtus. . . . 1

Zweites Capitel.

Wie der Peloponnes unter der Herrſchaft Roms verödet, durch nordiſche Völker verwüſtet, und endlich zum Chriſtenthum bekehret wird. Von 146 vor, bis 400 nach Chriſtus. 77

Drittes Capitel.

Verwüſtung der Süd-Donauländer durch Hunnen, Bulgaren und Slaven. Ankunft der Avaren in Europa, und allgemeine Bewegung der nördlichen Völker gegen Griechenland. Einnahme und Verwüſtung des Peloponneſes. Avaren und Slaven beſetzen den leeren Boden. Reſte altgriechiſcher Bevölkerung und Anfang eines neuen Lebens. Von 467 — 783 nach Chriſtus. 143

Viertes Capitel.

Die Byzantiniſchen Griechen erobern den in ein ſlaviſches Morea verwandelten Peloponnes und bekehren die barbariſchen Bewohner deſſelben zum Chriſtenthum. Auch die Heiden von griechiſch Maïna verlaſſen den alten Götzendienſt. J. 783 — 886. 214

Fünftes Capitel.

Ueber den Urſprung und die Bedeutung des Wortes Morea, und von der inneren Geſtaltung des Peloponne-

Seite
ſes im zwölften Jahrhundert; auch von den Maïnoten und ihrer Abſtammung. Anfang der Gefahren aus dem Abendlande. 240

Sechstes Capitel.

Zertrümmerung des Byzantiniſchen Reiches durch die Franken. Leo Sguros, Archont von Nauplion, ſtrebt nach der Oberherrſchaft über Griechenland. Landung eines fränkiſchen Heerhaufens auf Morea. Einnahme von Patras, Andravida, Korinth und Argos. Verſammlung und Capitulation der Archonten von Alt-Morea. — Schlacht am Gehölz bei Kondura und Einnahme von Arkadia. . 353

Siebentes Capitel.

Verzeichniß der moraïtiſchen Baronien und Lehengüter. Organiſirung der Militär-Regierung und des Heerbannes. Eroberung von Lacedämon, Akro-Korinth und Hohen-Argos. Gottfried Ville-Harduin bemächtigt ſich trügeriſcher Weiſe der Souveränetät und ſtirbt zu Andravida. 372

Achtes Capitel.

Gottfried Ville-Harduin II heirathet eine Tochter des Conſtantinopolitaniſchen Kaiſers, Peter von Courtenay, wird in den Fürſtenſtand unter Byzantiniſcher Oberhoheit erhoben, und rüſtet ſich gegen die noch unbezwungenen Seeplätze. — Erbauung der Feſtung zu Chlumutzi. — Streit mit der lateiniſchen Geiſtlichkeit; Kirchenbann und Abſolution. 395

Neuntes Capitel.

Wilhelm Ville-Harduin I übernimmt die Zügel der Herrſchaft. — Eroberung von Nauplion und Monembaſia. — Erbauung der Burgen von Miſithra, Maina und Ghinſterna. *) — Unterwerfung der Maïnoten und der Slaven von Melingos. — Zuſtand im Innern der Halbinſel. . 404

---

*) Ghinſterna, Ghiſterna oder Zynſterna ſind gleich, man lieſt ſie alle drei.

Erſtes Capitel.

Ueberblick der Hauptmomente der peloponneſiſchen Geſchichte, von den älteſten Zeiten bis zur Zerſtörung des achäiſchen Bundes, um 146 vor Chriſtus.

Eine Linie, vom innerſten Winkel des adriatiſchen Meeres an die Mündungen der Donau gezogen, bildet die Grundfläche einer großen Länderpyramide, an welcher die Halbinſel Peloponnes, wie das Haupt am thieriſchen Körper, die Spitze bildet. An Flächeninhalt kaum mit dem Königreiche Würtemberg zu vergleichen, und wie eine ſtarke Feſtung nur durch eine ſchmale Erdenge mit dem feſten Lande verbunden, kann dieſes Eiland mit Recht die Akropolis von Griechenland heißen.

Von Sagunt bis an den Phaſis, und von Cyrene bis an die Mündungen des Boryſthenes, auf allen Küſten des inneren Meeres zerſtreut, und wie ein Purpurſaum an die Landmarken der Barbaren hingeheftet, blickten die griechiſchen Colonien aus allen Weltgegenden auf die peloponneſiſche Halbinſel, wie der vom nächtlichen Sturm getriebene Schiffer auf die Flamme des Leuchtthurms. Innerhalb der natürlichen Bollwerke dieſer Burg hatten ja die Hellenen ihre Penaten, ihre Tempel, ihre National=

feſte, ihre Vereinigungspunkte, ihre Reichthümer und ihr ſtehendes Heer in einem Feldlager am Fuße des taygetiſchen Gebirges. Während Korinth durch Theilnahme am Welthandel kunſtſinnig und üppig wurde, und der Meißel des Künſtlers in den Werkſtätten von Sicyon athmende Menſchengebilde aus Stein hervorzauberte, wurde die Kriegskunſt von den Bürgern in Sparta zu einer ſolchen Vollendung gebracht, daß ſich die griechiſche Nation unter den Fahnen derſelben den Peloponnes gegen das ganze menſchliche Geſchlecht zu vertheidigen ſtark genug glaubte. *) Und in der That, wem verdankte Altgriechenland ſein Heil im mediſchen Kriege, wem das menſchliche Geſchlecht die Hoffnung zur Freiheit, wenn nicht dem Heldenmuthe der ſpartaniſchen Hopliten am Schlachttage von Platää? Zwei Drittheile der helleniſchen Bevölkerung fochten unter den Fahnen des aſiatiſchen Weltmonarchen, während von den übrigen Staaten mehrere wankten oder wenigſtens ohne Theilnahme an den Gefahren des Vaterlandes blieben. Die Bürger von Athen allein hätten, ungeachtet ſie vom reinſten Feuer der Freiheitsliebe entzündet waren, Griechenland von der Knechtſchaft nicht retten können. Ihre Stadt war vom Grunde aus zerſtört, ihre Seemacht kaum gegründet, ihre Werften, Zeughäuſer und langen Mauern beſtanden nur erſt in der Seele eines Themiſtokles, und bloße Begeiſterung kann den Mangel eines ſtehenden und geübten Heeres im Kampfe gegen einen überlegenen und klugen Feind nicht lange erſetzen. Mardonius, als Satrap

---

*) Herodot.

von Hellas, hätte das menſchenleere Attica mit barbariſchen Coloniſten aus Anatolien gefüllt, und Philoſophie und Kunſt, die beiden Pflanzen, auf deren Pflege und Gedeihen das Heil des menſchlichen Geſchlechtes beruhet, hätten ihr Vaterland auf immer verloren. Der Geiſt des Menſchen iſt eine Blume, die ſich in der Atmoſphäre der Knechtſchaft unmöglich in voller Kraft und Majeſtät entfalten kann. Ruhe allein iſt zu wenig; Entfernung jeder Furcht vor Unterdrückung, verbunden mit dem Bewußtſeyn eines vollendeten Triumphes über die Feinde, iſt die Lebensluft, in welcher die großen Geiſter Athens jene genialen Gebilde weben konnten, welche ihnen ſelbſt die Unſterblichkeit brachten, dem menſchlichen Geſchlechte aber ein ewig rinnender Brunnen der Glückſeligkeit, und eine unerſchöpfliche Fundgrube der Weisheit und der Tugend geworden ſind.

Eine andere Wohlthat hat der Peloponnes weder dem Geſchlechte der Hellenen, noch der Menſchheit im Allgemeinen jemals geleiſtet, und man dürfte beinahe behaupten, die Spartaner ſeyen das Vorbild geweſen, nach welchem Plato die Krieger ſeiner Republik gebildet habe, während die Intelligenz oder die Archonten ſeiner idealen Staatsgeſellſchaft in den Obrigkeiten von Athen zu ſuchen ſind. Wie wenig aber in Folge der Zeiten beide Gewalten von Hellas ihrem Ideale entſprachen, iſt aus Thucydides und Xenophon hinlänglich bekannt. Die Republik der Krieger verlor im Glücke ihre wahre Stellung nicht weniger ſchnell als die Republik der Weiſen, und beide lieferten den Beweis, daß die alten Hellenen Alles leiſten und Alles tragen konnten, ausgenommen Herrſchergewalt und Glück.

Von der Schlacht bei Platää angefangen blieb der Peloponnes nicht nur das große Rüſthaus, und Sparta gleichſam das Hauptquartier der griechiſchen Streitkräfte gegen Anatolien, ſondern auch als Mittelpunkt, auf welchem die Fäden der Staatenpolitik von Aſien und Europa zuſammenliefen, erblicken wir über ein volles Jahrhundert herab die hölzerne Stadt am Eurotas.

Den Culminationspunkt ihrer Größe hatte dieſe Halbinſel um das Jahr 400 vor Chriſtus erreicht. Das nebenbuhleriſche Athen war überwunden, und die Macht aller griechiſchredenden Staaten zu Waſſer und zu Lande in drei Welttheilen erkannte Majeſtät und Befehle der Ephoren von Sparta. Die peloponneſiſchen Flotten bedeckten alle innern Meere; Sicilien, Italien, die pontiſchen Handelsplätze, Cyrene und die Küſten des Morgenlandes ſandten Tribut mit Huldigung an die tapfern und klugen Männer von Sparta, welche Griechenland von der athenäiſchen Knechtſchaft befreiet hatten.

Spartaniſche Harmoſten befehligten in allen Städten, und Söldner aus dem Peloponnes fochten in den Heeren aller Dynaſten, ſo weit ſich die von Griechenland ausgehende politiſche Bewegung der Welt erſtreckte. Jenſeits dieſer Gränze, nördlich vom Iſter und von Illyrien, deckte träger Schlummer die Länder der ſcythiſchen Slaven, der Germanen und Kelten. Rom wurde noch nicht genannt, und Karthago ward, wie Perſien, von den Hellenen beſiegt. Und wie die Sachen in jenem Augenblicke ſtanden, ſchien es keinem Zweifel unterworfen, daß ſich die Peloponneſier an der Spitze der Panhellenen der menſchlichen Dinge bemächtigen, daß ſie die Wildheit der auswärtigen Nationen mit Waffen und Geſetzen bändigen, und durch die Lehren griechiſcher Weltweiſen die Herrſchaft des Rechtes und der geſetzlichen Freiheit über die Oberfläche der Erde verbreiten würden.

Die Natur des ſpartaniſchen Staates aber und ſeine Verfaſſung machten ihn unfähig eine Rolle zu ſpielen, welche Macedonien und Rom nach ihm übernommen und zum Theil ausgeſpielet haben. Sparta war auf Stabilität ſeiner bürgerlichen Einrichtungen und auf gänzliche Bewegungsloſigkeit des menſchlichen Geiſtes begründet, und folglich von Natur aus nicht geeignet ein erobernder und bildend eingreifender Staat zu werden. Seine Verfaſſung der Hauptſache nach das Product eines einzelnen Mannes und nur auf die Vorausſetzung berechnet, daß die politiſche Weltſtellung Griechenlands ewig dieſelbe bleiben werde, wie ſie in Lykurgs Zeitalter war, drückte den Bürgern einen Charakter von Härte und Trotz ein, der das Band der Gemeinſchaft zwiſchen Laconia und dem übrigen Menſchengeſchlechte völlig zerriß. Während ſich rund umher Begriffe, Sitten, Städte, Tempel, Länder, Menſchen und Götter verwandelten, blieb Sparta auf dem Punkte ſtehen, welchen ihm ſein Geſetzgeber der Vorzeit angewieſen hatte. Jeder neuen Idee, jeder Verſchönerung des bürgerlichen Daſeyns, jeder Veredlung des Genuſſes, jeder neu aufkeimenden Blüthe des Geiſtes, jedem Fortſchritte der menſchlichen Würde ſetzte Sparta unbeugſamen Trotz und ſtupide Gefühlloſigkeit entgegen, und wollte lieber zu Grunde gehen, als ſich zum Eingeſtändniß der Perfektibilität der Staatseinrichtungen und des Menſchengeſchlechts bewegen laſſen.

Wie aber Sparta deſſen ungeachtet durch die Umſtände verführt ſeine Hand nach fremdem Gut ausſtreckte, auswärtige Staaten unterjochte, und ſeine Herrſchaft ſogar über den Kreis der griechiſchen Welt hinaus zu verbreiten ſuchte, ſo beging es mit jedem Schritte vorwärts eine Sünde gegen ſeine Natur und ſeine politiſche Doctrin. Und gleich wie der einzelne Menſch durch geſetzwidrige Handlungen in unheilvollen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt geräth, und durch Gewiſſensbiſſe geängſtigt gleichſam den innern Halt verliert, eben ſo zerrann der Kern der ſpartaniſchen Lebenskraft und mehrte ſich der Widerſpruch in der Seele der Republik durch jeden Act, zu welchem ſie ſich gegen die Mahnungen der althergebrachten Geſetze und Einrichtungen hinreißen ließ. Es fühlet, handelt und lebt ja der Staat ganz wie der einzelne Menſch. *)

Wie verſchieden dagegen iſt das Staatsleben des römiſchen Volkes bei aller anſcheinenden Aehnlichkeit mit der kriegeriſchen Härte von Sparta. Der Grundſatz: alle menſchliche Einrichtung ſey unvollkommen in ihrem erſten Urſprunge, könne zwar durch die Erfahrung der kommenden Geſchlechter und durch die collective Weisheit der Be-

---

*) *Καὶ δίκαιον δή, ὦ Γλαύκων, οἶμαι, φήσομεν ἄνδρα εἶναι τῷ αὐτῷ τρόπῳ ὥσπερ πόλις ἦν δικαία.*

Platon. Respublic. lib. IV, p. 441. Edit. Frid. Astius.

rather den Bedürfniſſen der Menſchen und den Zeiten angemeſſener, niemals aber auf einen ſolchen Grad von Vollkommenheit gebracht werden, daß ſie keiner weitern Veredlung fähig wäre, liegt offenbar der römiſchen Staatsgeſetzgebung zu Grunde. Sie war aber auch nicht das Erzeugniß eines einzelnen Mannes und einer einzelnen Phaſe der Zeit, ſondern die Frucht einer Reihe großer und praktiſch eindringender Geiſter aus verſchiedenen Jahrhunderten. Denn zu keiner Zeit hat es, nach der Bemerkung eines Staatsmannes aus eben dieſer alten römiſchen Welt, irgend einen Mann von ſo durchdringender Schärfe des Verſtandes gegeben, daß ihm in Einrichtung des Gemeinweſens durchaus gar kein Umſtand entgangen wäre; und die Geſammtintelligenz eines Menſchenalters im Bunde vermöge es nicht ohne Beiziehung alter Erfahrungen den ganzen Proceß des Staatslebens zu durchſchauen, und den Entwickelungsgang deſſelben bis zu ſeiner vollendeten Ausbildung zu regeln und zu begleiten.*) Wir ſagen hiemit nicht, daß ſchon die erſten Häuptlinge und Moderatoren Roms die künftige Größe und Macht der ewigen Stadt vorhergeſehen und berechnet haben. Wir behaupten nur ſo viel, daß die erſten Geſetzgeber, Führer und Bildner der Republik nicht wie Lykurg, Gebiet und Ausbildung der neu eingerichteten Stadt für in ſich abgeſchloſſen, für unverbeſſerlich und permanent erklärt, ſondern die künftige Majeſtät und univerſalhiſtoriſche Größe derſelben durch Klugheit und richtigere Beurtheilung der menſchlichen Dinge vorbereitet haben. Bei jeder Verbeſſerung des bürgerlichen Zuſtandes im Innern, bei jedem Siege der volksthümlichen Rechte über Kaſtengeiſt, Privilegium und Ungerechtigkeit; beim Anblicke jedes mit Feindesleichen beſäeten Schlachtfeldes, bei jeder Triumphfeier glücklicher Imperatoren, bei jedem neuaufgeſtellten Meilenſteine auf den gegen alle Weltregionen gebahnten Heerſtraßen mußte die Bürger Roms das freudige Gefühl beleben und beſeligen, dem Ideal ihrer Weltbeſtimmung um einen Schritt näher gerückt zu ſeyn.

---

*) Cicero de Republica.

Dieſer Weg ſcheint der allein richtige, um zu erklären, warum die Peloponneſier bei ihren Verſuchen, die überwiegende Macht im Weſten der alten Welt zu erringen, völlig ſcheiterten; Latium dagegen bei viel geringern Anfängen und Mitteln alle Reiche der Erde verſchlang. Die erſtern waren durch ihre Principien in Oppoſition mit der Natur des menſchlichen Geiſtes, während Latium dem unvertilgbaren Hang deſſelben, Beſſeres in ſich aufzunehmen, ſich nach allen Seiten und Richtungen zu bewegen und auszubreiten, unbedingt huldigte, und eben dadurch bis zum Zeitpunkt ſeiner Demoraliſation Beifall und Dank des Menſchengeſchlechtes verdiente.

Um den Widerſpruch zu heben, in welchen Sparta durch die verfaſſungswidrige Ausdehnung ſeiner Herrſchaft mit ſich ſelbſt gefallen war, gerieth es auf die ſonderbare Idee, das eroberte Griechenland beider Kontinente zu dem entwürdigten Zuſtande der Meſſenier und Heloten herabzudrücken. Alles was im öffentlichen

Leben der Hellenenſtämme geiſtig Edles und menſchlich Erhabenes war, ſollte gleichſam vertilgt, die Künſte ſollten ausgelöſcht, die Bildungsanſtalten vernichtet, Arbeit und Induſtrie geächtet, der Geiſt gefeſſelt, das Leben getödtet, die Namen der eroberten Länder und Nationen abgeſchafft, gleichſam ganz Griechenland Laconia heißen, und außer den Bürgern der Stadt Sparta mit ihren Militärharmoſten und decemviraliſchen Fanatikern in den bezwungenen Provinzen Niemand die Freiheit genießen. Daß in dieſer Weiſe die Civiliſation nach und nach hätte verſchwinden und die blühendſten Landſtriche der alten Welt ſich hätten in Wüſten verwandeln müſſen, wäre die natürliche Folge einer ſo unmoraliſchen Verwaltung geweſen. Man muß geſtehen, ein in ſolchem Grade teufliſches Regiment, wie ſich die ſpartaniſche Militärdeſpotie vom Siege bei Aegospotamoi bis zur Niederlage bei Leuktra gezeigt, hat ſelbſt mit Einſchluß des türkiſchen weder vor noch nachher jemals die Welt verpeſtet. Wahrhaft, es war dieſes eine Empörung der Materie gegen den Geiſt.*) Eine Herrſchaft, in ihrer Grundlage unmoraliſch und zerſtörend, kann in dem menſchlichen Geſchlechte unmöglich in die Länge oder auf immer beſtehen. Und niemals war eine Inſurrection gerechter in ihrem Princip, allgemeiner in

---

*) . . . ἐπανάστασιν μέρους τινὸς τῷ ὅλῳ τῆς ψυχῆς, ἵν' ἄρχῃ ἐν αὐτῇ οὐ προσῆκον, ἀλλὰ τοιούτου ὄντος φύσει οἵου πρέπειν αὐτῷ δουλεύειν τῷ τοῦ ἀρχικοῦ γένους ὄντι.
Platon. Politia lib. A, p. 24 . Edit. Astius (p. 444).

ihrer Ausdehnung, und beharrlicher in ihren Anſtrengungen als die der griechiſchen Volksſtämme gegen das alle Tugend und alles Recht verhöhnende Sparta (394 — 362 vor Chr.), ſobald die Schändlichkeit ſeiner Herrſchaft erkannt und die zerſtörenden Wirkungen derſelben ſichtbar wurden. Und ſo allgemein war der Unwille, daß ſelbſt Peloponneſier innerhalb des Iſthmus am Kampfe gegen ihre alten Schutz- und Feldherrn theilnahmen, und getrieben durch das Gefühl für Recht und Tugend ſo zu ſagen gegen ihr eigenes Blut und Leben in die Schranken traten. Es gibt wenige Schlachten wie die bei Leuktra, von welchen man mit gleichem Rechte ſagen kann, die Tugend habe über das Laſter, die Wahrheit über die Lüge, und reiner Bürgerſinn über ſtupide Soldatendeſpotie den Sieg errungen.

Die außeriſthmiſche Herrſchaft der Spartaner und Geſammtpeloponneſier hatte der Tag bei Leuktra gebrochen und ſie wieder in jene Stellung zurückgedrängt, in welcher ſie vor dem Ausbruch des ſiebenundzwanzigjährigen Krieges die edle Rolle ſpielten, die griechiſche Freiheit vor den Eingriffen der Ausländer zu ſchirmen. Es war von Außen zwar wieder dieſelbe politiſche Lage, nicht mehr war aber das alte Gemüth und die alte Moral der Peninſulaner zurückgekehrt. Sparta hatte Blut gekoſtet und die Süßigkeiten der unbeſchränkten Gewalt geſchmeckt. Und keine Noth der Zeiten, keine Gewalt der Umſtände konnte die Erinnerung zerronnener Herrlichkeit verdrängen, aus goldgierigen Anarchiſten enthaltſame Bürger ſchaffen, und die entflohene Tugend wieder nach Sparta zurückführen. Es blieb der alte Sinn, die alte verderbliche Politik: der Herrſchaft über Griechenland Alles zu opfern. Vergeblich ging der edle Epaminondas mit einem großen Heere über die Landenge und trennte durch Zurückführung der zerſtreuten Bürger Meſſenien von Sparta; vergeblich baute er den Arkadiern Megalopolis, um allen Widerſachern Lacedämons als Stützpunkt und Sammelplatz zu dienen; vergeblich erſchien er zweimal mit Heeresmacht vor der mauerloſen Hauptſtadt; vergeblich lieferte er die große Schlacht bei Mantinea und ſtarb ſelbſt den Heldentod, um Griechenland von der Gefahr einer ſtehenden, ſich ſelbſt ewig ergänzenden, in ſeinem Mark unheilbar verpeſteten, das ganze menſchliche Geſchlecht haſſenden Kriegerkaſte durch Vertilgung zu befreien. Sparta glich damals einer Löwenhöhle, deren Anblick die Nahenden noch immer mit Grauen erfüllte, obgleich das Thier verſtümmelt und bluttriefend zu Boden lag.

Die dreißigjährige Ruhe, welche Sparta nach der Schlacht von Mantinea (362—330) ununterbrochen genoß, erſetzte einigermaßen den Menſchenverluſt der früheren Feldzüge, ohne deßwegen den kriegeriſchen Trotz der Republik zu ſchwächen. Das grauſame und blutdürſtige Verfahren gegen Heloten und unterthänige Städte, ſo wie einzelne Streifzüge gegen die verhaßten Neubauten, Megalopolis und Meſſene, waren hinreichend, in der Bruſt der ſpartaniſchen Jünglinge und Männer die Kampfesgluth anzufachen und zu nähren, die trotz der Schlappen von Leuktra und Mantinea auf einheimiſchem

Boden noch damals bei allen Griechen für unwiderſtehlich galt.

Bekanntlich erlag Hellas während dieſer genannten Zeitperiode den Nachſtellungen und der Disciplin der Macedonier, erklärte die Könige Philipp und Alexander auf der Nationalverſammlung in Korinth zu Hegemonen der helleniſchen Völker gegen das Morgenland, und ſtellte das geſetzliche Kontingent an Truppen; Korinth nahm macedoniſche Beſatzung ein, Achaja, Elis, Argos und Arkadien beugten ſich vor dem Sieger von Chaeronea. Nur Lacedämon ſchwieg und übte ſich in den Waffen. Die Mahnungen der neuen Oberfeldherrn ſich an die allgemeine Sache der griechiſchen Nation gegen die Fremden anzuſchließen, wieß es mit Unwillen zurück und verachtete unter allen Menſchen damaliger Zeit allein ungeſtraft und ohne Furcht Alexanders Phalanx, ſein Genie und ſein Glück. Und als die Nachricht nach Europa gekommen war, Alexander ſey über den Euphrat, ſey über den Tigris gegangen, ſtehe im Angeſicht des großen Perſerheeres auf den Feldern von Gaugumela, hinter ſich die reißenden, brückenloſen Ströme des Morgenlandes mit der furchtbaren, unerforſchten Kette der kaukaſiſchen Gebirge: ſo glaubten die Lacedämonier, daß der Zeitpunkt gekommen ſey, die Schmach macedoniſcher Knechtſchaft von Alt-Griechenland abzuwälzen und die verlorne Würde Sparta's inn- und außerhalb des Peloponneſes wieder herzuſtellen. Lakonien, Achaja und Elis erhoben ſich plötzlich. Korinth wurde durch die macedoniſche Beſatzung, Arkadia und Meſſenia durch Neigung in der Pflicht erhalten. Agis der

Zweite belagerte an der Spitze des Inſurrectionheeres das macedoniſch geſinnte Megalopolis. Aus Macedonien eilte Antipater herbei und lieferte die Schlacht. *) Sie dauerte einen ganzen Tag mit abwechſelndem Glücke auf Hügeln und in der Thalebene. Die beiden gewaltigſten Triebfedern menſchlicher Kraftäußerung, Freiheit und Herrſchaft, begeiſterten beide Heere an dieſem Tage zu übermenſchlicher Tapferkeit. So lange Agis, von rieſenhafter Geſtalt und mit romanhaftem Heldenmuthe fechtend, die Seinigen noch ermunterte, ſchien das Glück ſelbſt im Zweifel zu ſeyn, wem es den Sieg überlaſſen ſoll. So wie aber dieſer gefallen war, verließen die Lácedämonier, erſchöpft durch die unerhörte Arbeit, und geſchwächt durch den großen Verluſt, das Schlachtfeld, auf welchem mehr als fünftauſend Leichen erſchlagener Peninſulaner lagen. Megalopolis war das Chäronea der Peloponneſier. Die Halbinſel gehorchte und ſchwieg; und Antipater ging ohne Lacedämon weiter zu beunruhigen wieder nach Macedonien zurück. Sparta ſelbſt anzugreifen ſchien ihm ein unnützes und gefährliches Wageſtück, weil ſeine Aufträge wohl die Beruhigung, nicht aber die Sclaverei Griechenlands erheiſchten, und weil die Feuerbrände von Theben in Altlacedämon hineinzuſchleudern wohl ein ſiegender König, nicht aber ein glücklicher Unterfeldherr wagen durfte. Ueberdieß wußte Antipater, daß jeder Angriff auf dieſe Löwenhöhle noch jederzeit durch Umſtände vereitelt oder durch Gewalt zurückgetrieben wurde, und daß die Bewoh-

---

*) Im Jahr 330 v. Chr.

ner derſelben, wenn auch auf fremdem Boden oft geſchlagen, doch auf ihrer mütterlichen Erde unbeſiegbar ſeyen.

Sechsunddreißig volle Jahre mußten verrinnen, ehevor ſich die Republik von dieſer großen Niederlage erholen und die beinahe ausgerotteten altſpartaniſchen Familien wieder ergänzen konnte. Den Siegen der Macedonier in Aſien, dem ſchnell auflodernden Freiheitsrauſch der Hellenen nach Alexanders Tod zu Babylon, ſo wie den Naſereien ſeiner Unterfeldherren und Erben, welche das reiche Griechenland abwechſelnd unterdrückten und befreiten, plünderten und mit Wohlthaten überhäuften, ſetzte Sparta jene ſtumme Gleichgültigkeit und jenen egoiſtiſchen Trotz entgegen, welche nur der Fürſt der Finſterniß empfinden kann, wenn er ſieht, daß ein anderer das Gute vollbringet, welches er gehindert, und das Böſe vollführet, welches zu thun er wohl den Willen, nicht aber die Kraft beſitze.

Demetrius, der Städtebelagerer, rüttelte Sparta aus ſeinem Schlummer. Was Epaminondas, was Philippus, was Alexander, was Antipater theils nicht vermochten, theils verſchmähten, die Einnahme der alten Stadt Lacedämon, glaubte dieſer gefeierte Held gleichſam aus ritterlicher Pflicht unternehmen zu müſſen, und zwar um eine Bevölkerung zu züchtigen, welche man damals mit einem gewiſſen Rechte den Sitz und das Hauptquartier der Ruchloſigkeit und Schande Griechenlands, und gleichſam ein Seminarum der politiſchen Schlechtigkeit und Verderbniß nennen durfte. Auf den fatalen Feldern von Mantinea, auf den Gräbern der einſt mit Epaminondas gefallenen Helden, erſchlug Demetrius die wiederaufblühende Jugend Lakoniens unter ihrem König Archidamus zu Tauſenden, drang den Eurotas hinab und vernichtete von den fliehenden Trümmern im Angeſicht Sparta's noch ſiebenhundert Mann. Es war, wie es ſchien, der letzte Tag der Freiheit für dieſe alte und große Stadt gekommen, als der Zufall noch einmal Rettung verſchaffte. Eilboten aus Cypern, aus Aſien und vom Helleſpont nöthigten den Sieger, fremde Beute fahren zu laſſen, um ſeine Erbländer und Familienglieder feindlicher Gewalt zu entreißen. Das Schickſal wollte nicht, daß ein Macedonier die ſpartaniſchen Frevel beſtrafe; es ſollte vielmehr einem Bürger des Poloponneſes ſelbſt aufbehalten ſeyn, an Sparta die Rache des verrathenen Griechenlands zu vollziehen.

Auf der Nordſeite der Halbinſel zwiſchen den arkadiſchen Gebirgen und dem Meerbuſen von Korinth wohnten in zwölf bundesverwandten Städten die Achäer, der unſcheinbarſte aller, innerhalb des Iſthmus ſitzenden Hellenenſtämme. Während der glänzenden Periode der Weltunterjochung wiſſen die Annalen Griechenlands von dieſem Volke nichts zu erzählen, als daß es die Gerechtigkeit und den Frieden liebte, nur aus Zwang an den einheimiſchen Kriegen der Griechen untereinander Theil genommen, und jederzeit die Partei deßjenigen ergriffen habe, deſſen Sache ihm die gerechtere ſchien.

Während nach Demetrius Sturz eine Thronrevolution um die andere Macedonien zerrüttete, von dem ſo vielfach beſiegten Lacedämon für Griechenlands Heil weder etwas zu fürchten, noch etwas zu hoffen war, und bei dem noch immer weltherrſchenden Griechenvolke in Europa keine präponderirende Macht als Leitſtern und Mittelpunkt der öffentlichen Dinge ſich geltend machen konnte, die einzelnen Stämme aber dennoch nicht Kraft genug beſaßen, um die bürgerliche Freiheit zu behaupten, erhob das ſchüchterne Achaja mitten unter den Ruinen allgemeiner Anarchie zuerſt die Fahne der Freiheit für ganz Hellas. Nicht Eroberung, nicht Herrſchaft durch Unterdrückung unter dem Trugbilde der Befreiung aus fremder Dienſtbarkeit, wie es ehemals von Seite der Athenäer, der Spartaner und Macedonier geſchehen iſt, ſondern Gleichheit und Menſchlichkeit (ἰσότης καὶ φιλανθρωπία), bisher in Hellas unbekannte Namen, waren die Grundzüge ihres Bundes und ihrer Staatsverwaltung. Alle Städte griechiſchen Namens wurden zur Theilnahme eingeladen, um durch eine Verbindung aller einzelnen Gemeinweſen eine unbezwingbare, auf Grundlagen der Gerechtigkeit ruhende Bruſtwehr gegen Tyrannei und Geſetzloſigkeit in der alten Akropolis von Griechenland aufzurichten. Sicyon und Korinth brachte der tugendhafte Aratus in den Bund; Argos, Megalopolis mit Tegea, Mantinea und den übrigen Städten Arkadiens, ſogar Megara mit Athen und Heraklea außerhalb des Iſthmus, und endlich der ganze Peloponnes, mit der einzigen Ausnahme Lacedämons, reihten ſich nach und nach unter das Panier der Geſetze und der Freiheit. Und die Halbinſel ſchien neuerdings heilbringend und rettend an die Spitze der griechiſchen Nation zu treten. Sonderbare Fügung der Umſtände, nachdem die rohe Kraft, die Kriegsdisciplin, die Begeiſterung, die Liſt, das Genie und das Glück nacheinander das Diadem über Griechenland getragen hatten, erhielt es zuletzt Achaja und die Gerechtigkeit. Iſt dieß nicht ein Vorbild der endlichen Kataſtrophe der menſchlichen Dinge? Oder wird nicht auch unter dem Menſchengeſchlechte im Allgemeinen zuletzt doch noch die Gerechtigkeit den Sieg erfechten, die Throne der phyſiſchen Gewalt, der Hinterliſt, der Stupidität und der Ruchloſigkeit zu Boden ſchlagen und auf ihren Trümmern den Palaſt geſetzlicher Freiheit gründen?

So oft es ſich um Menſchlichkeit, um reinen Bürgerſinn und allgemeine Wohlfahrt handelte, konnte man auf Theilnahme der Lacedämonier niemals zählen. Die Freiheit der übrigen Griechen haßte dieſes Volk inſtinctmäßig. Und ſo erbärmlich die Lage deſſelben in den erſten fünfzig Jahren des achäiſchen Bundes war, ſo hatte es doch Kraft genug, alle Zumuthungen zur Wiedergeburt des Peloponneſes und des ganzen Griechenlandes mitzuwirken, abzulehnen und jeder Idee der Verſöhnung den Eingang zu verwehren. Nach Polybius und Plutarch zu urtheilen, kann man ſich von dem innern Verfall dieſer einſt ſo gewaltigen Republik kaum eine genügende Vorſtellung machen. Von den altſpartiatiſchen Hopliten, deren zur Zeit des großen Perſerkrieges 8000 zu Sparta wohnten, waren im Jahre 240 v. Ch. nur noch 700 übrig, und von dieſen noch 600 arm und ohne Grundeigenthum. Nur ungefähr Einhundert beſaßen noch ihr altes Familienerbtheil. Die 9000 Güterlooſe, in welche durch die Lykurgiſche Staatsreform das Eurotasthal eingetheilt wurde, waren durch Aufhebung der Unveräußerlichkeit in den Händen einer kleinen Zahl Oligarchenſammilien zuſammengefloſſen. Ein Heer zuchtloſer Weiber und Proletarier neben einem Häuflein unmäßig Reicher, behaftet zu gleicher Zeit mit allen Laſtern der Ueppigkeit und der Armuth, war nach dem einſtimmigen Zeugniß bewährter Autoren die Bevölkerung der großen Hauptſtadt Lacedämon in jenem Zeitalter. Alle öffentliche Gewalt lag in den Händen der fünfjährlichen Ephoren; und die beiden Könige lebten in gleicher Erniedrigung und Unmacht, wie die übrigen Bürger. Eine Revolution war unter ſolchen Umſtänden unvermeidlich, ſey es durch eine Inſurrection der Armen gegen die Reichen oder der Könige gegen die oligarchiſche Tyrannei der Fünfmänner, oder endlich eine durch ſiegreiches Vordringen der achäiſchen Föderaliſten bewirkte Umgeſtaltung der politiſchen Verhältniſſe Lakoniens. Ein Verſuch des tugendhaften Königs Agis, durch gütliche Uebereinkunft aller Theile eine Umwälzung zu bewirken, ſcheiterte am Widerſtande ſeines Collegen Leonidas und ſeiner reichbegüterten Anhänger. Nach Agis ſollten alle Schuldbriefe vernichtet, das Ackerland neu vertheilt, die Hoplitenfamilien der Hauptſtadt durch Conſcription ſchön gewachſener und frei geborner Provincialen ergänzt und die alte Lebensweiſe, Sitteneinfalt und Erziehung wieder geſetzliche Kraft und Geltung erhalten. Und dieß Alles wollte der gutmüthige König ohne Schrecken, ohne Gewalt und Blutvergießen auf dem Wege der Ueberredung und des freundſchaftlichen Zuſammenwirkens in der verdorbenſten Republik Griechenlands vollbringen. Welche Unkenntniß des menſchlichen Herzens! Auch büßte er ſein Verlangen, die Spartaner unter ſich gerecht und gegen Auswärtige ſtark zu machen, mit ſchmählichem Tode. *)

Mit Agis hatte das alte verfaſſungsmäßige Königthum in der Hauptſache für immer eine Ende erreicht, und die Oligarchie, die unmoraliſchſte aller Regierungsformen, ſchien vollkommen und bleibend befeſtigt. Denn gegen die uralte Sitte blieb Leonidas allein König oder wurde vielmehr als willenloſes Werkzeug und Mitſchuldiger an den Frevelthaten der Fünfmänner bis an ſein Abſterben geduldet. Kleomenes, ſein Sohn, erntete die Früchte ſo vieler Verbrechen und Schlechtigkeit. Die alte Freiheit des Vaterlandes hatten die Oligarchen geſtürzt; er ſtürzte die Oligarchie und gründete die Alleinherrſchaft erblich für ſich und ſeine Familie. Uſurpation muß durch den Glanz der Eroberung geadelt und beglaubiget werden. Erobern konnte aber Kleomenes nicht ohne die alte Kriegsdisciplin wieder ins Leben zu rufen; dieſes war wieder nicht möglich, ohne die politiſche Reform des unglücklichen Agis durchzuführen. Sogleich wurden auch die Fünfmänner während der Mahlzeit im Regierungsgebäude überfallen und niedergemacht, das Ackerland ganz nach Agis Berechnung neu vertheilt, achtzig der Reichſten verbannt, ein

[illegible]

---

*) 241 v. Ch.

großer Theil der in Privathäuſern aufgehäuften Schätze in die öffentliche Caſſe geliefert, die Altſpartaner, oder Hoplitenfamilien, durch Aushebung auf viertauſend Waffenfähige ergänzt, die militäriſche Erziehung wieder eingeführt; mit Einem Worte, der Staat wie durch einen Zauberſchlag neu geſchaffen. *)

Die Jünglinge, in Sparta wie überall, für Umwälzungen, für Reformen, für neue Ideen, für kühne Abenteuer, für Tugend oder Laſter, je nachdem man ſie führen will, für Ruhm und Gefahren gleich begeiſtert, träumten ſchon vom Wiederaufleben der gefallenen Größe des Vaterlandes; und Kleomenes rühmte ſich laut, nicht nur die Halbinſel ſondern ganz Hellas zu erobern, die achäiſche Bundesrepublik aufzulöſen, das Königreich Macedonien niederzuwerfen, Sparta zur herrſchenden Macht in Europa zu erheben. Und es ſchien geradezu, als wären die alten Helden wieder aus den Gräbern heraufgekommen; mit ſo unwiderſtehlicher Wuth drangen die neuen Hopliten aus dem Gebirge hervor, eroberten Tegea, Mantinea, Argos, Phlius, Epidaurus, Troezene und Korinth; zerſtörten das große Megalopolis, zerſtäubten die Bundesheere, bedrohten Patras, brachten Achaja zur Verzweiflung.

Den Föderirten, deren Oberhäupter wohl rechtliche und kluge Männer, aber keine Feldherren waren, blieb kein anderer Ausweg übrig, als entweder den Monokraten von Sparta zum beſtändigen Anführer der Bundesſtaaten zu

---

*) 230 — 227 v. Ch.

ernennen, oder die Könige von Macedonien, dieſe alten Feinde der griechiſchen Republiken, um Hülfe zu bitten. In beiden Fällen war die Halbinſel mit dem Verluſte der Freiheit bedroht.

Jedoch in Betrachtung, daß Macedonien weiter entlegen, und der damalige König Antigonus Doſon ein Mann von anerkannter Geiſtesüberlegenheit und Mäßigung war, ſchien die Hülfe deſſelben den Achäern weniger gefährlich als die Hegemonie eines neugeſchaffenen Deſpoten von Lacedämon. Akrokorinth, das Hauptbollwerk des Eilandes, wurde dem König Antigonus überlaſſen und bei der ſpartaniſchen Gränzmark Sellaſia das entſcheidende Treffen geliefert. *) Mit revolutionärer Wuth ſtritten die in altſpartaniſcher Ordonnanz eingeübten, aber zum Theil mit macedoniſcher Bewaffnung ausgerüſteten Soldaten des Kleomenes gegen die ruhige Begeiſterung der freien Bürgerſchaaren aus Achaja und den bisher noch niemals überwundenen Phalanx der Macedonier, von deſſen Mittelpunkt aus Antigonus mit der kühlen Ueberlegung eines Königs, welcher Menſchen und Dinge nach Maßgabe des Privatvortheiles zu bemeſſen pflegt, die Bewegung der Maſſen lenkte. Kleomenes litt eine große Niederlage. Alle Neubürger mit der Blüthe der ſpartaniſchen Jugend fielen, und nur zweihundert von ſechstauſend aus Lakonien gezogener Krieger flohen mit dem überwundenen König in die Hauptſtadt zurück. Dieſer Schlag war tödtlich, der Verluſt unwiederbring-

---

*) 222 v. Ch.

lich. Kleomenes floh nach Aegypten, wo er ſeinen Tod fand, und Sparta, die alte Stadt der Dorier, ergab ſich an ihrem Heile verzweifelnd ohne Gegenwehr dem ſiegenden Antigonus. Ungefähr ſechzehnhundert Jahre nach ſeiner Gründung, achthundert acht und vierzig nach ſeiner Koloniſirung durch die Herakliden, zweihundert zwei und zwanzig vor Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung; in eben demſelben Jahre, in welchem der römiſche Conſul Flaminius das Volk der Boji am Padus beſiegte und das galliſche Mediolanum bezwang, flehte das doriſche Sparta, die Stadt mit lebendigen Mauern, einſt die Ueberwinderin des Morgen- und Abendlandes, und Heimath eines Leonidas und Lyſander, zum erſten Mal die Gnade eines fremden Siegers an, weil ihre Vertheidiger erſchlagen, ihre Rathgeber entflohen, ihre Tugenden verſchwunden und die ſchützenden Gottheiten ſelbſt aus den Tempeln gewichen waren.

Die Ueberwundenen behandelte Antigonus mit Edelmuth, ließ ihre vaterländiſchen Geſetze unangetaſtet, ermunterte ſie die Plätze der von Kleomenes erſchlagenen Ephoren durch rechtliche Männer wieder auszufüllen, ermahnte das Volk zum Genuſſe einer gemäßigten Freiheit und zu einem friedlichen Benehmen gegen ſeine peloponneſiſchen Mitbürger, und verließ drei Tage nach ſeinem Einzuge die Stadt, um in ſein Reich zurückzukehren, wo er nach glorreicher Beſiegung der indeſſen eingefallenen Illyrier zu frühe für Griechenlands Heil Todes verblich. Der ſechzehnjährige Philipp erbte die Krone.

Die Freude über Kleomenes Beſiegung und Flucht war auf dem ganzen Eilande ſo groß und die Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden ſo allgemein, daß nach dem Ausdrucke des Polybius die Bewohner des Peloponneſes die Waffenübungen einſtellten und ſich ſorglos ihrem Hange zu frohem Genuſſe des Daſeyns überließen. Sparta gedemüthiget, Macedonien von einem unerfahrnen Jüngling beherrſcht, von welcher Seite könnte wohl Gefahr drohen der Freiheit des peloponneſiſchen Bodens, auf deſſen Berggipfeln und Vorgebirgen die Fahne der Gleichheit und der Gerechtigkeit wehete? Seit der Niederlage des mediſchen Heeres bei Platää hat die Hellenen innerhalb des Iſthmus nie mehr ein ähnliches Wonnegefühl durchſtrömet als in dem Augenblicke, wo ſie nach geſchloſſenem Frieden durch die Straßen Lacedämons in ihre Heimath zogen. Niemals wurde aber auch ihre Hoffnung jammervoller getäuſcht! Nördlich am Korinthiſchen Meerbuſen, Achaja gegenüber, wohnten die Aetolier, aus allen Stämmen Griechenlands der werthloſeſte und der verruchteſte. Nach Polybius zu urtheilen, waren alle Aetolier von Geburt an Räuber und von allen Gefühlen der Menſchlichkeit und der Ehre ſo verlaſſen, daß man ſich billig über das Spiel der Natur verwundern muß, welche neben den kunſtſinnigen Bürgern von Athen und den tugendhaften Republicanern von Achaja eine Menſchenrace aufkeimen ließ, die man mit Recht die Malayen Griechenlands nennen könnte. So verlaſſen von allem Sinne für Kunſt, für Schicklichkeit, Gerechtigkeit und Tugend wird uns dieſes Volk geſchildert, daß man glauben muß, es ſey in demſelben den Griechen ein lebendiges, beſtändig vor Augen ſchwebendes und wirkendes Bild des Böſen neben dem Guten, des Schattens neben dem Lichte, des Verderbens neben dem Heile, der Ruchloſigkeit neben der öffentlichen Tugend als ewige Schule der Weisheit in ihrem eigenen Lande aufgeſtellt worden, damit phantaſtiſche Philoſophen und Staatskünſtler das luftige und bodenloſe ihrer Theorien regeln, Ungelehrte aber ohne Commentar aus der Erfahrung die Ueberzeugung ſchöpfen könnten, daß Vernachläſſigung der Geiſtesveredlung Individuen wie Völker zum Laſter, dieſes aber zum politiſchen Verderben führe, und daß Wohlfahrt und öffentliche Glückſeligkeit Griechenlands keinen gefährlicheren Feind haben, als geſetzlich eingeführte Roheit und Ignoranz irgend eines Theiles ſeiner Bewohner.

Eben dieſes Nebeneinanderwohnen der Böſen und der Gerechten macht es den letztern zur Pflicht, nicht auf die Güte ihrer Sache allein ihr Vertrauen zu ſetzen, ſondern mit Sorgfalt und Kraft ſo lange auch die materiellen Hülfsmittel nicht zu vernachläſſigen, bis das Princip des Böſen ganz unterjocht und durch den Sieg der Gerechtigkeit und der Geſetze das Laſter von der Erde verſchwunden iſt. Bis auf dieſen, von allen Freunden der Tugend und Freiheit ſo ſehnlich erwünſchten und doch noch ſo entfernten Zeitpunkt iſt die Hoffnung dauerhaften Friedens ein eitler Wahn.

Die Kriegsflamme, welche ſchon im dritten Jahre nach dem Frieden mit Antigonus im Peloponnes aufloderte, und das ſchöne Eiland vier Jahre lang verheerte, ward von den Aetoliern ohne alle äußere Veranlaſſung lediglich durch ihren natürlichen Haß gegen die politiſche Glückſeligkeit dieſer Inſulaner angefacht. Und ſonderbar genug fanden ſie gerade bei jenem peloponneſiſchen Volksſtamme, den die alte Zeit mit dem geheiligten Charakter der Prieſterſchaft und Theilnahmloſigkeit an irdiſchen Zerwürfniſſen bezeichnet, Sympathie in Geſinnung und Handlungsweiſe. Das Volk der Elier, zur Schmach deſſelben ſey es geſagt, nahm die Räuber Griechenlands, deren Ränke man ſelbſt in Sparta zurückwies, in ſeinem Schoos auf, und überließ ihnen die hinter tiefen Bergſchluchten verwahrte Stadt Phigalia als Hauptquartier, um das friedliche und reiche Meſſenien zu plündern, allenthalben den Samen der Zwietracht auszuſtreuen, allen Böſewichtern und ſchlechtgeſinnten Leuten zum Anhaltspunkt zu dienen, beſonders aber das mit Griechenland kaum verſöhnte, und auf dem Pfade bürgerlicher Tugend nur erſt mit Mühe und Unbeholfenheit forthinkende Sparta neuerdings auf die verlaſſene Bahn des Verderbens zurückzulocken. Bald zeigte ſich zu Sparta eine macedoniſch-achäiſche und eine eläiſch-ätoliſche Partei. Die eine wollte Frieden und gewiſſenhafte Erfüllung der Friedensverträge mit Antigonus, die andere den Einflüſterungen der ätoliſchen Räuber Eingang verſchaffen und die Bürger zur Theilnahme am Kriege gegen Achaja bewegen. Von den Fünfmännern, die ſich nach Kleomenes Flucht der Verwaltung bemächtiget hatten, hielten nur zwei die Partei der Macedonier. Und als einer derſelben von den Gegnern mit mehreren friedlichen Magnaten erſchlagen wurde und der junge Protector des Bundes wider Vermuthen ſchnell zur Rache an den Gränzen Lakoniens erſchien, heuchelte man unerſchütterliche Treue, wählte macedoniſch geſinnte Fünfmänner, erſchlug ſie aber nach Philipps Rückzug beim Mahle, erwürgte oder exilirte alle achäiſchgeſinnten Geronten, ſetzte den letzten Herakliden Ageſipolis auf den verlaſſenen Königsſtuhl, deſſen zweiten Sitz Lycurgus, ein unbekannter aber reicher Spartiat, von den Ephoren um Geld erhandelte, verbündete ſich nun öffentlich mit den Aetoliern und kündigte den Achäern Krieg an, während anderſeits Philipp mit Achaja den Aetoliern und allen Bundesgenoſſen derſelben bereits den Fehdebrief überſendet hatte.

Die beiden Aratus, Vater und Sohn, die angeſehenſten Männer und Prätoren des achäiſchen Bundes waren leider keine Feldherren, und die Sache der Räuber daher, wenigſtens im Peloponnes, überall ſiegreich. Lycurgus auf der Oſt- und die Elier auf der Weſtſeite des Eilandes verheerten die Bundesländer, welche von der Seeküſte herüber durch ätoliſche Haufen zu gleicher Zeit angefallen wurden. Große Feldſchlachten wie in den vorigen Zeiten bei Megalopolis und Sellaſia wurden in dieſem Kriege nirgends geliefert: Der Streit war auf der ganzen Oberfläche zwiſchen den Gebirgsketten von Macedonien und dem Cap Tänarus ausgeſäet und reich an Ueberfällen, Belagerungen, Stürmen, Einäſcherungen und Metzeleien ergrimmter Bürger untereinander. In Sparta ſelbſt verſuchte Chilon eine Gegenrevolution, erſchlug die Fünfmänner während der Mahlzeit, trieb den Lycurgus aus, mußte aber bei ſchnellem Umſchwung der Dinge ſelbſt von Allen verlaſſen nach Achaja flüchten. Die unbezwingliche Kraft des macedoniſchen Phalanx, den Philipp im Laufe dieſes dreijährigen Krieges zweimal über den Iſthmus führte, ſicherte endlich doch den Achäern das Uebergewicht. Das einemal wurde Elis mit ſeinen zahlreichen und ſtarken Feſtungen unterjocht, das anderemal aber das Eurotasthal bis zu den Vorgebirgen Tänarus und Malna verheeret, eine Abtheilung der ſpartaniſchen Kriegsmacht unter Lycurgus vor den Thoren der Hauptſtadt überwunden, auf die Stadt ſelbſt aber doch kein Angriff gemacht, weil der kluge Philipp die Gegner Achaja's aus politiſchen Gründen nicht völlig vernichten wollte. Die Frucht der macedoniſchen Siege über die Bundesfeinde auf der Halbinſel wollte der König, wie man leicht voraus wiſſen konnte, für ſich allein behalten. An Uneigennützigkeit und Edelſinn ſchon von Natur weit hinter Antigonus zurück, ſoll dieſer Fürſt ganz die Gemüthsart und das Talent Philipps des Erſten, ſeine Ränke und ſeine Gewiſſenloſigkeit ſchon im Laufe dieſes Krieges entwickelt haben. Ueberdieß war ſeine Regierung in einen Zeitpunkt gefallen, der das erbliche Ringen des macedoniſchen Königshauſes zur Dictatur über die griechiſche Welt dem Ziele nahe brachte. Die Politik, welche das menſchliche Geſchlecht damals in ſeinen edelſten Theilen bewegte, war rein helleniſch, indem keine barbariſche Nation irgend ein Gewicht in die Wagſchalen der Welt legte. Die Großmächte, nach deren Winken die kleineren Staaten ihre Handlungsweiſe abmaßen, waren Aegypten, Syrien und Macedonien. Mit der größten Eiferſucht beobachteten ſich dieſe gegenſeitig, beſonders aber galt das reiche Aegypten als Zuflucht und Beſchützer der in Europa von den Macedoniern bedrängten Republiken des griechiſchen Volkes. Aegyptiſches Gold ergänzte die Heerhaufen aller Gegner Macedoniens, und ägyptiſche Fahrzeuge füllten die Seeſtädte in- und außerhalb des Peloponneſes mit Kriegsvorräthen und Söldhaufen. Zur Zeit des Bundeskrieges aber ward der Hof von Alexandria ſo wie jener von Antiochia bereits von jenem Grade orientaliſcher Corruption ergriffen, in welcher die Regeln einer weiſen Politik den augenblicklichen Launen des Herrſchers weichen müſſen, und das Mark des Landes durch ſinnloſe Thorheiten des Palaſtes vergeudet wird. Macedonien dagegen war durch die Weisheit ſeiner Könige aus den Stürmen, die es hundert volle Jahre nach dem Tode Alexanders erſchüttert hatten, ſiegreich hervorgegangen und ſtand um die beſagte Zeit kräftiger nach Außen und wohlgeordneter im Innern als es je war, an den Thoren und im Herzen Griechenlands. Wer konnte ihm widerſtehen? Der achäiſche Bund gehorchte ihm wenigſtens ſo lange freiwillig, als er die Protectoralgewalt nicht mißbrauchte. Aetolien, Sparta und Elis waren beſiegt, die übrigen Staaten Griechenlands aber zufrieden, wenn ſie ruhig ihre Einkünfte in Mahlzeiten und Schauſpielen verzehren durften.

Läugnen wird es Niemand, daß die Peloponneſier durch ihre eigenen Thorheiten verblendet den günſtigen Zeitpunkt vorüberließen, der alten Akropolis von Griechenland wieder zur verlornen Würde zu verhelfen. Die ganze

Schuld dieſer Verkehrtheit aber trägt, wie Jedermann einſieht, der tückiſche Egoismus der Lacedämonier, die ihr eigenes Vaterland mit dem ganzen Griechenvolke lieber in die Knechtſchaft der Fremden ſtürzen, als die Herrſchaft der Geſetze und der bürgerlichen Gleichheit in Hellas anerkennen wollten. — Weder Elis noch Sparta, obgleich überwunden, trat in den achäiſchen Bund. Das erſtere blieb in unmittelbarer Abhängigkeit von Macedonien, und in der Nähe des letztern war Philipp eben mit ſeiner Kriegsmacht eingetroffen, um die Angelegenheiten der Halbinſel ganz nach ſeinem Intereſſe einzurichten, als ihm ein Bote die Nachricht von einem großen Siege Hannibals über die Römer am See Thraſymenus überbrachte. *) Von dieſem Augenblicke an beſchloß der König mit den Hellenen Frieden zu ſchließen und eine große Macht zu Waſſer und zu Lande für die Vertheidigung des großen Erdſtriches zwiſchen dem Iſter und dem Vorgebirge Tänarus auszurüſten. Der Tag am Thraſymen hat die ganze Politik der alten Welt geändert. Denn plötzlich, wie durch einen elektriſchen Schlag getroffen, blickte Griechenland auf die italiſchen Küſten hinüber. Jedermann, nicht etwa Philipp allein, ſah, daß der Sieger am Ende des furchtbaren Kampfes im Abendland, ſey es Rom oder Karthago, mit Italien und Sicilien nicht mehr zufrieden, ſeine Schaaren über das Meer führen und die helleniſchen Staaten angreifen werde. Und wer ſollte dieſem Sturm aus dem Abendlande begegnen, wenn nicht das wohlgeordnete Macedonien an

---

*) 217 vor Chriſtus.

der Spitze aller griechiſch redenden Bewohner der beiden Continente? Jene moraliſche Kraft, welche einſt die aſiatiſche Knechtſchaft von Hellas abgehalten hatte, war damals völlig verſchwunden, und ein Völkercomplex, der aufgehört hat tugendhaft zu ſeyn, kann nur unter den Fahnen eines Monokraten mit Erfolg gegen fremde Eroberer das Vaterland vertheidigen. Unter dieſen Umſtänden fühlten beide kriegführende Theile gleiches Bedürfniß zum Frieden, und ſchloſſen ihn auch ohne lange Unterhandlung zu Naupactus unter der Bedingniß, daß jeder behalte was er habe. *) Philipp kehrte nach Macedonien zurück und rüſtete ſich zum Streit gegen das Abendland. Für Aufrechthaltung ſeiner Vortheile im Peloponnes wachte der Befehlshaber der königlichen Beſatzung auf Akrokorinth. Auch die Feſtungen der Provinz Elis ſchmachteten noch unter dem Joche macedoniſcher Soldhaufen. Dem achäiſchen Bunde hatte der mit auswärtiger Hülfe erfochtene Sieg keinen Gewinn gebracht, weil ſich die feindlich widerſtrebenden Geſinnungen von Sparta und Elis durch den Friedensſchluß nicht verwandelten und dieſe Staaten fort und fort die gleiche Fehdenwuth und unverſöhnliche Rachſucht wider Bürgergemeinden nährten, die gegen alle herkömmliche Sitte der Hellenen die Idee eines ewigen Friedens und der bürgerlichen Gleichheit auf der Halbinſel verwirklichen und den herrſchenden Leidenſchaften feſte Zügel anlegen wollten.

Während im Norden Philipp ſeine weitausſehenden

---

*) 211 vor Chriſtus.

Entwürfe verfolgte, bemühten ſich die Peloponneſier beider Partoien die Spuren des erloſchenen Krieges im heimathlichen Boden zu verwiſchen, wieder aufzubauen was Feuerbrand und feindliche Wuth niedergeriſſen, wieder zu pflügen was öde lag, wieder zu ergänzen was das Schwert hingerafft, wieder ins Leben zu rufen was bei der Unſicherheit der letzten Zeiten in Vergeſſenheit gerathen war. Allein Philipps unſeliges Eingreifen in die Angelegenheiten des Occidents und ſein Bündniß mit Hannibal verflocht bald auch die Peloponneſier in den großen Weltſtreit zwiſchen Rom und Karthago. Aetolien, Elis, Meſſenien und mittelbar auch Sparta neigten ſich auf die Seite der Italiener, deren Glücksſtern wieder zu leuchten begonnen hatte, und erneuerten den Kampf gegen Achaja und Macedonien. Von Italien aus nur mäßig unterſtützt erlag die ätoliſch-römiſche Partei auch dieſesmal ihren Gegnern und ward nach ſechsjährigem Kampfe durch Philipps Kraft und Philopömens Heldenmuth niedergeſchmettert und zur Niederlegung der Waffen gezwungen. *)

Philopömen aus Megalopolis hatte dem hinwelkenden Bunde ein neues Leben eingehaucht. Bewaffnung, Evolutionen, bürgerliche Verwaltung, Alles wandelte er zum Beſſern um. So viel man weiß war er der letzte Mann in Griechenland, dem die Natur den Zauber verliehen hat, in der Bruſt der helleniſchen Männer und Jünglinge jene, Freiheit und Tugend nährende Flamme anzuzünden, deren Schimmer uns allein ausſöhnen kann mit der allge-

---

*) 204 vor Chriſtus.

meinen Verſunkenheit des damaligen Menſchengeſchlechtes und mit dem bittern Gefühle, allenthalben die Schlechten über die Guten triumphirend zu ſehen. Megalopolis war der letzte bekannte Sitz der Bürgertugend in Griechenland. Und wie ſich die Natur überall in Gegenſätzen gefällt, ſo ſchlug die vollendete Ruchleſigkeit zu gleicher Zeit ihr Hauptquartier in Sparta auf. Um den Unterſchied dieſer beiden Städte und ihrer Bewohner ſo wie die Divergenz ihrer Beſtrebungen ja recht auffallend kund zu thun, und allen Böſewichtern von Hellas ein weitleuchtendes und untrügliches Zeichen zu geben, daß man in Sparta gegen alle Anfechtungen der Tugend ſicher ſey, erhob nach Beſeitigung der beiden letzten Könige Lycurgus und Ageſipolis zuerſt in der Perſon des Machanidas, und nach ſeiner Erlegung durch Philopömens eigene Hand in der Perſon des Nabis, die Tyrannei ihr blutrünſtiges Schlangenhaupt über die Zinnen von Lacedämon und winkte, nachdem die Stadt mit dicken Ringmauern von Außen und durch eine Zwingburg im Innern geſichert war, allen ruchloſen Menſchen der umliegenden Länder herbeizueilen, um Stützen und Bürger eines Reiches zu werden, in welchem Alles erlaubt war, ausgenommen tugendhaft und menſchlich zu ſeyn.

Die fünfzehnjährige Herrſchaft dieſes Ungeheuers iſt als Zeitpunkt anzuſehen, in welchem der Kern der altſpartaniſchen Bevölkerung bis auf geringe Ueberbleibſel ausgerottet wurde. Nicht auf Schlachtfeldern gegen auswärtige Feinde, nicht in brudermörderiſchem Streite innerhalb der Mauern verſchwanden die Reſte jener ungebändigten Männer, ſondern durch Verrath und Meuchelmord des Scheuſales Nabis und ſeiner Satelliten. Um den Grund zu einer bleibenden Tyrannengewalt zu legen und ſelbſt die Erinnerung an die alte Freiheit aus den Mauern Sparta's zu verbannen, verfolgte er jene ehemaligen Mitgenoſſen der oberſten Gewalt mit unverſöhnlichem Grimme. Was er von den reichen und durch Ahnen berühmten Männern nicht ermorden konnte, trieb er aus dem Lande, und gab ihre Weiber und ihre Güter ſeinen Söldnern. Dieſe aber hatte er aus Mördern, Beutelſchneidern und Dieben, mit Einem Worte, aus dem Abſchaume Griechenlands und aus dem Auswurfe aller umliegenden Länder und Inſeln geſammelt und zu Bürgern ſeines neuen Reiches auserleſen. Die Vertriebenen ließ er theils auf der Flucht durch nachgeſendete Meuchelmörder niedermachen, theils lockte er ſie aus ihren Zufluchtsörtern, um ſie zu ermorden. In jenen Städten aber, wo die übrigen Schutz fanden und lebten, ließ er durch unverdächtige Leute alle an das Wohnhaus irgend eines ſpartaniſchen Exulanten ſtoßenden Gebäude miethen, ſchickte kretenſiſche Söldner hin, welche dann die Zwiſchenwände durchbrachen, oder durch Thüren und Fenſter die Exulanten in ihren eigenen Wohnungen mit Pfeilen erſchoſſen.

Ungefähr ſieben Jahre nach der Niederlage des Machanidas hatte Nabis in der eben beſchriebenen Weiſe Lacedämon im Innern umgeſchaffen. *) — Daß aber

---

*) 200 vor Chriſtus.

zwiſchen Achaja und einem ſolchen Nachbarſtaate ein dauerhafter Friede nicht beſtehen konnte, iſt begreiflich. Nabis hatte den Räuberkrieg — denn große Feldſchlachten wurden keine geliefert — im nämlichen Jahre begonnen, in welchem ein Conſularheer auf den epirotiſchen Küſten landete und gegen Philipp von Macedonien zog. *) Außerhalb des lakoniſchen Bergkeſſels konnte das wilde Thier nirgends feſten Fuß faſſen. Die geübten und beſſer geführten Bürgerſoldaten Achaja's trieben jeden ſeiner Ausfälle zurück, obgleich Philipp die bundesgemäße Hülfe nicht leiſten konnte. Noch größere Hoffnung, die ewigen Antagoniſten der peloponneſiſchen Wohlfahrt gänzlich zu zermalmen, wurde bald nachher von einer Geſandtſchaft des römiſchen Volkes auf dem Bundestage durch den Vorſchlag erregt: „Achaja ſoll dem König Philipp das Protectorat abnehmen und als Bundesgenoſſin und Freundin des römiſchen Volkes Griechenland von der Tyrannei befreien helfen. Der Preis dieſes Beiſtandes ſoll Korinth und das von den Macedoniern widerrechtlich occupirte Argos ſeyn.“

Durch ſeine grauſame Gemüthsart und ſeine deſpotiſche Zügelloſigkeit hatte König Philipp die Liebe der Achäer längſt verſcherzt, und Jedermann wußte, daß er nach Beſiegung der auswärtigen Feinde die bundesverwandten Staaten mit demſelben Uebermuthe behandeln

---

*) Um 201 vor Chriſtus hatte Rom mit Karthago Frieden geſchloſſen, und im nächſtfolgenden Jahre brach der Krieg gegen Macedonien los.

würde, wie die übrigen Republiken Griechenlands. Man verließ ihn (198 v. Chr.) unter den von Rom gemachten Bedingungen, und die entſcheidende Niederlage, die die Macedonier gleich im nächſtfolgenden Jahre bei Cynoscephalä erlitten, rechtfertigte die Politik von Achaja. Philipp mußte Frieden ſchließen und aus allen ſüdlich vom Tempethal liegenden Städten Griechenlands ſeine Beſatzungen zurückziehen. Aus der Burg von Korinth zogen die Söldner und macedoniſchen Hauptleute trauernd auf die Ebene herab und gingen über den Iſthmus, mit Wehmuth auf die hohe Veſte zurückſchauend, auf welcher ſie ſeit ſechsundzwanzig Jahren die politiſchen Bewegungen der Peloponneſier bewacht und gezügelt hatten.

Durch ganz Griechenland ging nur Eine Rede, war nur Eine Frage: Welches Schickſal etwa die von der macedoniſchen Tyrannei befreiten Staaten haben; welches Loos die griechiſche Nation überhaupt in der nächſten Zukunft treffen werde? Die Freiheit, — das geſtanden ſich die Hellenen ſelbſt einander zu, — könne man nicht hoffen. Oder, warum ſollten die ſiegenden Italiener eine andere Verfahrungsweiſe befolgen als alle jene helleniſchen Könige, Feldherren und Republiken, die ſeit dem peloponneſiſchen Kriege nacheinander Hellas vom Drucke befreiten, um es unter dieſem ſchönen Vorwande in eine noch härtere Knechtſchaft zu ſtürzen? Sollten denn dieſe Fremdlinge aus Abendland unter allen Sterblichen allein den einer helleniſchen Macht unwiderſtehlichen Hang zur Unterdrückung der Schwachen zu beſiegen vermögend ſeyn? Dieſes erwartete man um ſo weniger, da die Griechen im Allgemeinen die feſte Ueberzeugung hatten, daß ihnen an Seelenadel und Großmuth alle Völker der Erde weit nachſtehen. Um ſo namenloſer war ihr mit Erſtaunen gemiſchtes Entzücken, als bei den iſthmiſchen Spielen, im Beyſeyn unzähliger Menſchen, ein römiſcher Herold in die Arena trat und unter Trompetenſchall ausrief: Dieweil König Philippus und die Macedonier überwunden ſind, befiehlt der römiſche Senat und der Imperator Titus Quinctius Flaminius, es ſollen frei und unabhängig nach eigenen Geſetzen leben die Korinther, die Phokier, die Lokrier aller Stämme, die Inſel Euböa, die Magneter, die Theſſalier, die Perrhäben und die phtiotiſchen Achäer. *)

Die verſammelten Hellenen wollten dieſe Freudenbotſchaft anfangs gar nicht glauben. Sie meinten nicht recht gehört zu haben, und baten den Herold, den Ruf noch einmal zu wiederholen. Dann erſt war der Freudenrauſch maßlos. Flaminius, der Sieger, dreiunddreißig Jahre alt, in der Blüthe der Kraft, war mit den vornehmſten Officieren des Heeres ſelbſt gegenwärtig und konnte dem römiſchen Volke als Augenzeuge hinterbringen, wie hoch man in Griechenland die bürgerliche Freiheit ſchätze. Er ſelbſt wäre beinahe erlegen

---

*) Alle dieſe Stämme ſchmachteten vorher unter Philipps Gewalt.

unter dem Haufen von Kronen und Bändern, die man von allen Seiten her auf ihn warf. Der Freudentaumel dauerte mehrere Tage. Man konnte ſich nicht ſättigen an dem Gedanken, daß die ſeit dem Tage von Chäronea (338 v. Chr.) aus Hellas entflohene Freiheit nun wieder gekommen ſey. Es gibt alſo doch ein Volk auf der Erde, rief man aus, welches auf ſeine Koſten, mit ſeiner Mühe und Gefahr für die Freiheit anderer ſtreite, und dieß etwa nicht nur für benachbarte und angränzende oder auf demſelben Continent wohnende Menſchen, ſondern welches Meere durchſchiffe, um auf dem ganzen Erdboden die Throne der Ungerechtigkeit umzuſtoßen und die Herrſchaft der Geſetze der Gerechtigkeit und der bürgerlichen Gleichheit zu begründen. Durch Einen Ruf des Heroldes ſeyen alle Staaten des europäiſchen und aſiatiſchen Griechenlandes frei und ſelbſtſtändig geworden. Dieſen Gedanken zu faſſen ſey die Sache eines kühn anſtrebenden Geiſtes, ihn zu vollbringen aber vermöge nur eine unerreichbare Seelengröße und ein unerreichbares Glück. *)

Wäre dieſes in der That ſo geweſen, und hätte das römiſche Volk wirklich in keiner andern Abſicht als um Triumphe für Recht, Tugend und Gerechtigkeit zu erringen, ſeine Waffen nach Hellas getragen, ſo wäre dieſe Handlung ohne Beiſpiel in den Annalen des menſchlichen Geſchlechtes, und die Declamationen jener Philoſophen, die unſer Zeitalter das Reich der Gottloſigkeit

---

*) Livius lib. XXXIII. cap. 33.

nennen, wären vollkommen gerechtfertiget, weil man von da an bis auf unſere Tage herab in keinem mächtigen Staate, in keiner Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, in keiner Regierungsform einen ſolchen Grad öffentlicher Tugendhaftigkeit nachzuweiſen vermöchte. Im Gegentheil muß man der Politik jeder Geſtalt und Wirkungsart, beſonders aber einem erobernden Staate ſogar die Fähigkeit abſprechen, aus reinem Triebe gerecht zu ſeyn und der Tugend gleichſam nach den Forderungen gewiſſer Moralphiloſophen um ihrer ſelbſt willen öffentlich zu huldigen. Dieſe Hoheit der Geſinnung vermochten bisher nur Individuen wie Sokrates, Epaminondas, l'Hopital, Fenelon u. dgl., niemals aber ein Complex mit Uebung der Gewalt beauftragter Menſchen zu erklimmen. Aus allen Handlungen der Gerechtigkeit aller Staaten, aller Orte und aller Zeiten kann man auch nicht eine einzige anführen, die mit Beſeitigung alles Eigennutzes in der Tugend allein ihre Quelle hätte. Es iſt vielmehr unwiderleglich dargethan, daß die öffentliche Gewalt nur dann gerecht iſt, wenn ſie von Außen es zu ſeyn genöthiget wird. Gerecht und milde ſind nur die Schwachen; und auch dieſe nicht länger als bis ſie ſtark genug ſind, um ihrerſeits ungerecht zu ſeyn und Schutzloſe zu unterdrücken.

Daß auch die Großmuth des römiſchen Volkes im Jahre 196 v. Chr. keine andere Quelle gehabt habe, als äußere Nothwendigkeit und den Drang der Umſtände, beſtätiget ein Blick auf die Stellung der im Kreiſe der damaligen Weltpolitik ſich bewegenden Nationen zur

Evidenz. Karthago und Macedonien waren zwar aus dem Felde geſchlagen, aber nicht gänzlich niedergeworfen. Das große ſyriſche Reich zwiſchen dem Euphrat und Helleſpont drohte über Europa hereinzubrechen und, was mehr als Alles, Hannibal lebte noch. Dieſer ſchreckliche Mann, allein von Rom mehr gefürchtet als die größten Heere ſtreitbarer Völker, nöthigte die verödete, bluttriefende Republik ihre Zuflucht zur Tugend zu nehmen, und die Stadt Rom in den Augen der Nationen als domicilium der Freiheit und Gerechtigkeit ſchimmern zu laſſen. Alle Eroberer der früheren und ſpäteren Jahrhunderte übertraf Rom in dieſer Kunſt. Uebe die Tugend mit lächelndem Munde, wenn du gezwungen biſt; ſey aber laſterhaft, ſobald und ſo lange du es ungeſtraft ſeyn kannſt, war die einfache Grundlage der römiſchen Staatskunſt. Kaum war Hannibal aus dem Wege geräumt, Antiochus beſiegt und hinter den Taurus getrieben, Karthago's Macht durch Maſſiniſſa untergraben, der alte Thron Alexanders in Trümmer geſchlagen und ſohin keine Gewalt mehr auf der Erdfläche, um Rechte und Freiheit der Völker zu ſchirmen und den Uebermuth der römiſchen Ariſtokratie zu bezähmen, als ſich der Senat und ſeine Proconſuln ungeſcheut ihrem natürlichen Hange zur Ausſchweifung und Bedrückung auch in den Staaten des freien Griechenlandes überließen.

Daß Rom über kurz oder lange den Pfad aller früheren Eroberer betreten werde, konnten kluge Männer Achaja's gleich im nächſtfolgenden Jahre nach dem macedoniſchen Frieden ſchon deutlich genug errathen. Philipp hatte, wie ſchon oben bemerkt, nach dem Abfalle Achaja's zu den Römern ſeinem Freunde Nabis die Bundesſtadt Argos in die Hände geſpielt. Der Tyrann, obwohl im Friedensvertrage mit eingeſchloſſen, verſtärkte in ſchon angezeigter Weiſe ſeine Kriegsmacht und weigerte ſich das widerrechtlich beſetzte Argos dem Bunde auszuliefern. Er übernahm die Rolle des überwundenen Königs gegen Achaja und Rom. Der Senat ſandte die Kriegserklärung, das römiſche Heer drang von Böotien herab über den Iſthmus, nahm 11,000 Achäer in ſeine Reihen auf, und lagerte ſich unter den Mauern von Lacedämon. *) Der Tyrann war wohl gerüſtet. Zweitauſend zweihundert Bogenſchützen aus Kreta, eine Leibgarde von dreitauſend auserleſenen Räubern neben eilftauſend lakoniſchen Landbewohnern vertheidigten die mit hohen Mauern, tiefen Gräben und zahlreichen Schaaren neuer Bürger verwahrte Stadt. Die Söhne von achtzig alten und folglich verdächtigen Spartiatenfamilien ließ Nabis erwürgen und auf den Dörfern Alles ermorden, was Neigung zum Aufruhr blicken ließ. Während ſich das verbündete Heer um die Mauern lagerte und Anſtalt zum Sturm traf, nahm die Flotte das ſtark befeſtigte Gythium mit den Werften und Seearſenalen des lakoniſchen Tyrannen an der Mündung des Eurotas weg. Von der See abgeſchnitten, mitten im Lande eingeſchloſſen und von allen Bundesgenoſſen getrennt, wollte Nabis das Ungewitter durch Unterhandlungen von ſeinem Haupte

---

*) 195 vor Chriſtus.

ablenken: Argos wolle er den Achäern zurückgeben, auch die Kriegsgefangenen und die Ueberläufer ausliefern; verlange man aber mehr, ſo möge es ihm der Imperator ſchriftlich geben, damit er ſich mit ſeinen Freunden berathen könne. Flaminius ließ Neigung zum Frieden blicken, die achäiſchen Feldherren aber drangen mit allem Feuer der Beredſamkeit auf Kampf und Streit, bis der Tyrann gefallen und mit ihm alle Feinde der griechiſchen Freiheit ausgetilgt wären. Beſſer wäre es geweſen, fügten ſie bei, den Schild gegen Nabis gar nicht zu erheben, als vom begonnenen Streite wieder abzulaſſen, weil auf das römiſche Volk dadurch gleichſam der Schein falle, als begünſtige es die Tyrannei, als wolle es die Freiheit der griechiſchen Nation nicht dauerhaft und vollkommen begründet wiſſen, als wolle es durch Aufrechthaltung und Anerkennung des Nabis und ſeiner uſurpatoriſchen Macht die Schwungkraft von Hellas lähmen und die Keime innerer Kriege auf griechiſcher Erde nähren, um endlich unter dem Vorwande der Pacification die Freiheit Aller zu vernichten. „Allein die Belagerung „einer ſolchen Feſtung wie Sparta,“ erwiderte der Imperator, „ſey mit vielen Mühſeligkeiten verbunden, daure „lange und fordere großen Aufwand an Lebensbedarf, an „Geld und an Menſchen; und wie allen dieſen Bedürfniſſen „begegnen, wo der Winter ſchon nahe und die Heere des „Antiochus an den joniſchen Küſten ſtünden, bereit nach „Europa herüberzuſchiffen? Wollten aber die Achäer „durchaus von einem Vergleiche mit Nabis nichts „hören, und nur nach Eroberung Lacedämons die Waffen niederlegen, ſo müßten ſie es ſich auch nicht ver-

„drießen laſſen, die nöthigen Vorkehrungen zum Unterhalte des Heeres an Geld, Lebensmitteln, Sturmzeug u. dgl. auf Koſten der Bundesſtädte herbeizuſchaffen, und ihre Mitbürger auffordern ſchriftlich zu erklären, wie weit ſich jeder einzeln genommen einzulaſſen gedenke.“ Dieſe Rede verfehlte die beabſichtigte Wirkung nicht. Aus allen Bundesſtaaten kamen ungünſtige Antworten. „Schnell,“ meinten die Achäer, „ſollte man den Tyrannen zermalmen, die Mauer im Sturm erſteigen, die Widerſacher der Freiheit niedermetzeln und Sparta mit oder wider Willen zum Eintritt in den Bund nöthigen, und ſo die Eintracht der peloponneſiſchen Völker herſtellen. Wozu neue Opfer? Die Gemeinden ſeyen erſchöpft; ſeit mehr als vierzig Jahren habe man Alles hingegeben und verlange nun einmal Ruhe und unverkümmerten Genuß der aus ſo viel vergoſſenem Bürgerblute aufkeimenden Friedensſaat. Ob man den Krieg verewigen, und die letzte Kraft des Landes durch methodiſches Aufſchieben der Entſcheidung zu vergeuden gedenke? Das verbündete Heer ſey mächtig genug, wenn es von ſeiner Kraft Gebrauch machen wolle, den Tyrannen, ſeine Mauern und ſeine Satelliten mit Einem Schlag zu vertilgen.“ — Gerade dieſes wollte aber die römiſche Staatsklugkeit nicht. Schwächen, nicht vertilgen wollte ſie den Gewaltherrſcher. Den achäiſchen Feldherren blieb in dieſer Lage nichts Anderes übrig, als die endliche Entwirrung des Knotens dem Gutdünken des Flaminius anheimzuſtellen. Dieſer bot den Frieden unter folgenden Bedingungen: Nabis ſoll Gebiet und Feſtung Argos räumen; den lakoniſchen Seeſtädten ihre Schiffe zurückſtellen, und ſelbſt nur zwei Fahrzeuge behalten; die Ueberläufer und Kriegsgefangenen ausliefern und den Meſſeniern alles geraubte Gut erſtatten; den Exulanten die ſeinen Söldnern überlaſſenen Weiber und Kinder, im Falle ſie das Loos ihrer Männer und Väter theilen wollten, wiedergeben; den lakoniſchen Ausreißern ihr confiscirtes Eigenthum zurückſtellen; die auf Kreta occupirten Städte räumen und der römiſchen Republik abtreten; weder Bündniſſe ſchließen mit kretenſiſchen Staaten oder irgend einem andern Volke, noch Krieg führen; ſeine Beſatzungen aus allen jenen Städten Lakoniens ziehen, die ſich den Römern ergeben wollten; weder auf ſeinem eigenen noch auf fremdem Boden eine Stadt oder ein Caſtell bauen; fünf Geiſeln, und darunter ſeinen eigenen Sohn, für künftige Treue ſtellen; fünfhundert Talente Silber Kriegskoſten erlegen, und zwar einhundert auf der Stelle, den Reſt in acht Jahren. *)

Auf dieſe Bedingniſſe antwortete Nabis durch einen wüthenden Ausfall gegen die Belagerer. Flaminius trieb ihn zurück, und ließ durch ſein fünfzigtauſend Mann ſtarkes Heer auf drei Seiten zugleich Sturm anlegen. Eine ſtarke Abtheilung war ſchon eingedrungen und Nabis zur Flucht bereit, als durch einen glücklichen Zufall eines ſeiner Unterfeldherren die an die Stadtmauer ſtoßenden Häuſerreihen angezündet wurden. Die nachrückenden Legionen hielten vom Sturm ab, und die eingedrungene Schaar zog

---

*) Livius lib. XXXIV. cap. 35.

ſich wieder zurück, worauf der Imperator jeden weitern Angriff unterſagte. Er hatte dem Tyrannen ſeine Macht gezeigt, und begnügte ſich, die Stadt enge einzuſchließen und den Belagerten durch Schanzen und Pfahlwerke die Auswege zur Flucht abzuſchneiden. Drei Tage nach dem Sturm bat Nabis um Frieden, den ihm Flaminius unter den obengenannten Bedingniſſen, jedoch mit Vorbehalt der im nächſten Frühjahre erfolgten Genehmigung des römiſchen Volkes, gerne verlieh. Das achäiſche Heer ging in ſeine Heimath, das römiſche aber in ſeine Standquartiere in Nordgriechenland zurück. Nachdem die Friedensſchlüſſe mit Philipp und mit Nabis in allen Punkten vollzogen, und die neuen Verhältniſſe Griechenlands geordnet waren, erſchien Flaminius noch einmal auf der achäiſchen Bundesverſammlung zu Korinth, und redete vor dem Volke von ſeinen Thaten, von ſeinen Kämpfen und Müheſeligkeiten für die Freiheit von Hellas, nach deren bleibender Begründung er die italieniſchen Beſatzungen aus Akrokorinth, aus Chalcis und Demetrias zu ziehen, und mit allen Legionen nach Italien zurückzugehen geſonnen ſey. Er ermahnte die Griechen zur Einheit und zu mäßigem Gebrauche der Freiheit, deren Dauer überhaupt nur durch beſtändiges Selbſtverläugnen und unausgeſetztes Bekämpfen der ihrer Nation gleichſam eingebornen Leidenſchaft des Neides, der Herrſchſucht und Tollkühnheit zu erringen ſey. Aus der Art und Weiſe, wie ſie von nun an ihr politiſches Leben einrichten, werde das römiſche Volk beurtheilen, ob ſie das durch fremde Waffen und fremde Großmuth errungene Kleinod der Freiheit zu bewahren vermögen und zu genießen würdig ſeyen.

Die Hellenen vergoſſen Freudenthränen, und Flaminius ſelbſt, menſchlich gerührt, mußte mitten im Fluſſe der Rede inne halten, und ſchloß endlich mit der Bitte: wenn etwa römiſche Bürger, durch Hannibal im letzten Kriege gefangen und verkauft, in Achaja lebten, möchten ſie ihnen die Freiheit verſchaffen und durch dieſen Act der Menſchlichkeit gegen ihre Wohlthäter dankbar ſeyn. — Laut gelobte ihm das verſammelte Volk einig, tugendhaft und dankbar zu ſeyn. — Während dieſer rührenden Scene ſah man in der Ferne die Beſatzung von Akrokorinth den Berg herabſteigen und durch die Thore der Stadt gegen den Iſthmus ziehen. Unter lautem Jubel und Segenswünſchen der Hellenen ſchloß ſich Flaminius dem Zuge an und verſchwand aus den wonnetrunkenen Blicken der peloponneſiſchen Bürger.

Der Friede mit Rom und Achaja hatte den Nerv der politiſchen Kraft Sparta's zerſchnitten, weil es das Arſenal, die Schiffe und ſelbſt die Eurotasmündung mit allen Städten an der Seeküſte, aus welchen es ſeine beſten Krieger erhielt, verlor, und auf das Thalland zu beiden Seiten des Fluſſes eingeſchränkt wurde. Die Niederlagen bei Leuktra, Mantinea, Megalopolis und Sellaſia hatten jedesmal nur das offenſive Lacedämon zermalmt, ſeine Soldaten getödtet und ſeine Eroberungswuth gedämpft; den heimiſchen Boden aber und den Hinterhalt ſeiner ſich immer wieder ergänzenden Macht unangetaſtet gelaſſen. Wie jener Rieſe der Fabel erſtarkte es nach jedem Verluſte in der Fremde durch den friſch zuſtrömenden Nahrungsſaft der heimathlichen Erde, um dieſe troß unerhörter Unfälle und Weltſtürme hundert acht und ſiebenzig Jahre lang gegen den Zorn ganz Griechenlands ungeſchmälert zu erhalten. Das defenſive Lacedämon endlich hat nicht Epaminondas, nicht Philippus und Alexander, nicht Aratus und Philopömen, auch nicht das gerechte Achaja oder irgend eine andere griechiſch redende Kriegsmacht, ſondern der Ausländer Titus Quinctius Flaminius, und auch dieſer nicht mit Schwert und Lanze, ſondern durch ſeine Politik niedergeworfen. Dieſe Wunde war unheilbar. Sparta erholte ſich nicht wieder und welkte ab, wie ein Baum, deſſen Herzwurzel das Beil zerſchnitten hat. Im Jahre hundert neunzig und fünf vor unſerer Zeitrechnung hörte Lacedämon auf zu ſeyn, was es achthundert Jahre lang abwechſelnd geweſen iſt, der Hort und das Schrecken Griechenlands. Tyrannei, Henkerbeil und Schmach, durch welche es Jahrhunderte lang nicht nur die arbeitenden Claſſen im Eurotasthale, ſondern auch die Bewohner der Küſtenorte niedergehalten hatte, waren auf ſeine eigenen Bürger zurückgefallen, und während in der Runde umher unter dem Schirm Achajens in den emancipirten Gemeinden die bürgerliche Freiheit aufblähte, krümmten die Nachkommen der Leonidas, der Ageſilaos, der Kleomenes und Ageſipolis ihren Nacken unter dem Joche eines blutdürſtigen Wütherichs, wurden ihrer Erbtheile beraubt, aus der Stadt getrieben, im Kerker erwürgt, ihre Weiber und Kinder den Satelliten ihres Tyrannen hingegeben. Und was ihre Verzweiflung auf das Höchſte ſteigern mußte, es war keine Hoffnung, den Jammer des hinſterbenden Vaterlandes je zu lindern, die entflohene Freiheit und Macht je wieder nach Lacedämon zurückzuführen. Denn was wollten die wenigen Spartiaten gegen das Reich der Gottloſen? — Nur der Gedanke mochte ſie in der Erniedrigung noch einigermaßen tröſten, nicht durch ihre ehemaligen Unterthanen und Neider, die europäiſchen Hellenen, ſondern durch ein fremdes Volk geſtürzt und der Gewalt beraubt worden zu ſeyn. — Nabis ſelbſt, voll Unmuth über den Verluſt, und von den Aetoliern durch das Verſprechen ſchneller Unterſtützung zur Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten heimlich aufgereizt, griff zwei Jahre nach dem Frieden mit Rom zu den Waffen, um die verlornen Küſtenorte wieder zu gewinnen. *) Intriganten, Meuchelmörder und offene Gewalt wurden zu gleicher Zeit in Bewegung geſetzt, beſonders aber das befeſtigte Gythium zu Waſſer (mit einigen angekauften Fahrzeugen) und zu Lande belagert. Achaja war zur Beſchirmung der Angegriffenen verpflichtet, und ſo loderte denn die kaum erſtickte Kriegsflamme neuerdings auf der peloponneſiſchen Halbinſel. Die Gefahr war dringend, von Rom im Augenblicke keine Hülfe zu erwarten, und die Aetolier wiegelten Macedonien, Griechenland und Anatolien gegen die Italiener auf. Der Senat war in großen Sorgen.

Achaja betrat den Kampfplatz anfangs ganz allein.

---

*) 195 vor Chriſtus.

Gythium vermochte Philopömen zwar nicht zu retten, aber zu Lande brachte er dem Tyrannen zwei große Niederlagen bei, und trieb ihn in die Mauern ſeiner Hauptſtadt zurück. Philipp blieb ruhig innerhalb ſeines Reiches, und Antiochus zögerte mit ſeiner Macht in Europa einzubrechen und Griechenland, wie er und die Aetolier ſagten, von dem römiſchen Joche zu befreien. Und weil dieſe Aetolier glaubten, die Lacedämonier ſeyen im begonnenen Kampfe aus dem einzigen Grunde weniger muthvoll, beharrlich und glücklich, weil ſie unter den Fahnen eines Tyrannen fechten, und als Frucht ihres Heldenmuthes nicht Mehrung und Befeſtigung der einheimiſchen Freiheit, ſondern ein noch drückenderes Joch der Knechtſchaft erwarten müßten; ſo ſchickten ſie einen gewiſſen Alexamenus mit einer tauſend Mann ſtarken Hülfsſchaar nach Sparta, und gaben ihm zugleich den geheimen Auftrag, durch Nabis Ermordung dem Schwunge alter Nationalkraft zu Gunſten der Aetolier Luft zu machen. Die eine Hälfte des Auftrages erfüllte Alexamenus mit vieler Entſchloſſenheit, verfehlte aber, durch Raubſinn und Thorheit verführt, die andere gänzlich. Auf dem Waffenplatze am Eurotas, vor der Front ſeines in Reih und Glied ſtehenden Heeres wurde der Tyrann niedergeſtoßen. Allein anſtatt den bewaffneten Bürgern in einer ſchicklichen Anrede zu erklären, daß die That nur ihre Befreiung von der Knechtſchaft beabſichtige, Leben und Eigenthum der übrigen Lacedämonier aber ohne Gefährde ſey, eilte Alexamenus mit der Hülfsſchaar in die Stadt, verſchloß ſich mit wenigen Vertrauten in der Burg, um die Schätze des ermordeten Nabis aufzu-

zu=

zuſuchen, während ſeine übrigen Landsleute allenthalben plünderten und Ausſchweifungen begingen. Ohne Mühe wurden die Zerſtreuten von den erbitterten Einwohnern erſchlagen, Aleramenus im Palaſte erwürgt, und die Hauptmaſſe der treuloſen Bundesgenoſſen beim Tempel der Minerva vernichtet, ſo daß an einem und demſelben Tage der Tyrann aus dem Wege geräumt und zugleich ſeine Mörder beſtraft wurden. Nur wenige von den letzteren entflohen nach Tegea und Megalopolis, wo man ſie ergriff und auf dem Sclavenmarkte verkaufte.

Klüger in Benutzung dieſes Ereigniſſes war Philopömen. Er eilte in die von Tumult, Furcht und Anarchie erfüllte Stadt, redete vor den Häuptern des Volkes Worte der Eintracht und des Friedens, auf welche die Lacedämonier um ſo bereitwilliger hörten, weil zu gleicher Zeit Atilius mit einer Abtheilung der römiſchen Flotte Gythium einſchloß. Sparta trat in den achäiſchen Bund. Allein wie hätte deſſen ungeachtet ein friedliches Verhältniß unter den damaligen Umſtänden in die Länge beſtehen ſollen, da die weſentlichſten Bedingungen der ſpartaniſchen Staatswohlfahrt nach wie vor gefährdet blieben? In den Küſtenorten wohnte noch eine bedeutende Anzahl exilirter oder ausgewanderter Lacedämonier, deren unter Philopömens Schirm zu befürchtende Rückkehr mit Recht große Beſorgniſſe einflößte, weil die Zurückerſtattung ihrer ſeither in die vierte und fünfte Hand übergegangenen und mannichfach getheilten Beſitzungen mit einer neuen Umwälzung drohte, und durch Mehrung der politiſchen Factionen das allgemeine Verderben herbeiführen müßte. Gleichſam in einem Ringe friedlich geſinnter Volksgemeinden feſtgebannt und von der Seeküſte abgeſchnitten, wie wollten die Spartaner Geſandte nach Rom ſchicken, um Klage zu führen und Hülfe gegen ſo viele Bedrängniſſe und Gefahren zu erbitten? Wie die üppige und arbeitsſcheue Population der Hauptſtadt nähren, da aller Handel darniederlag, und den fremden Waaren aus Anatolien und Libyen der Weg nach Sparta verſchloſſen war? Durch die gleiche Noth gedrängt wie kurz zuvor unter Nabis, und nachdem alle Vorſtellungen zu Rom und am Bundestage vergeblich blieben, überfielen die Lacedämonier bei Nacht den Küſtenort Las, um alle daſelbſt wohnenden Exulanten zu ermorden und mit der See in Berührung zu bleiben. Obgleich ſie nach Tagesanbruch wieder zurückgetrieben wurden, bewirkte Philopömen, dem jede Veranlaſſung Sparta's Macht und Anſehen zu mindern willkommen war, doch auf einer Tagſatzung ein Bundesdecret, laut welchem der Angriff auf Las und die bei dieſer Begebenheit vorgefallene Metzelei als Verletzung des Landfriedens erklärt wurde, wenn die Urheber und Mitſchuldigen dieſer That nicht ungeſäumt an die nach Lacedämon geſandten Unterſuchungsrichter ausgeliefert würden. Dieſer Beſchluß ſchien den Spartanern ſo übermüthig, entehrend und gefährlich zu ſeyn, daß ſie in der erſten Wuth alle vermeintlichen Anhänger Philopömens und der Exulanten ermordeten, dem Bündniß mit Achaja entſagten, und Geſandte nach Cephalonn ſchickten, um Lacedämon den Römern zu übergeben, und den Conſul Marcus Fulvius zu bitten, er möge in den Peloponnes kommen, um die Stadt Sparta in Treue und Pflicht des römiſchen Volkes aufzunehmen. Achaja dagegen erklärte gegen Lacedämon den Krieg, obgleich die winterliche Jahreszeit außer kleinen Raubzügen zu Waſſer und zu Lande jede ernſthaftere Bewegung vor der Hand unterſagte. Beide Parteien haderten unterdeſſen vor dem Tribunale des nach Elis gekommenen Conſuls, der keine entſcheidende Antwort zu ertheilen wagte, aber doch den Ausbruch der Kriegsflamme auf ſo lange hinderte, bis ſie ſich mit ihren gegenſeitigen Beſchwerden durch Geſandſchaften an den römiſchen Senat gewendet hätten. Die Väter, denen es wegen der großen Macht des achäiſchen Bundes noch nicht an der Zeit ſchien, die Larve abzulegen, hörten die langen Reden der geſchwätzigen Griechen geduldig an, und gaben zuletzt eine ſo verwickelte Antwort, daß die Achäer meinten, man habe ihnen Recht, die Lacedämonier aber dafür hielten, ihnen habe man nicht Unrecht gegeben.

Philopömen lagerte im Frühling des kommenden Jahres mit dem Bundesheere und allen Exulanten und Ausgewanderten an den Gränzen, und forderte die Auslieferung aller Urheber des Abfalles, wogegen er die Stadt nicht weiter zu beunruhigen und auch die Ausgelieferten nicht ungehört abzuurtheilen verſprach. Kaum näherten ſich aber dieſe letztgenannten in Begleitung einiger angeſehenen Männer und Fürſprecher dem achäiſchen Lager, als ihnen der ganze Trupp der Ausgewanderten entgegentrat, ſie zuerſt mit Schmähungen überhäufte, und endlich, wie die Gemüther entbrannten, die wüthendſten unter den Exulanten auf die durch das Lagerthor einziehenden Lacedämonier einen Angriff machten. Und obgleich dieſe letzteren Götter und Geſandtſchaftsunverletzlichkeit zu Zeugen aufrieſen und durch achäiſche Officiere wenigſtens ſcheinbar beſchirmt wurden, war die Erbitterung, das Geſchrei und der Tumult jener Raſenden doch ſo unbändig, daß ſiebzehn Abgeordnete vor dem Thore mit Steinen erſchlagen, die dreiundſechzig übrigen aber am anderen Tag in Folge eines Urtheilſpruches durch Philopömen hingerichtet wurden. Hierauf rückte das Heer vor Lacedämon und befahl den eingeſchüchterten Bürgern: „die Stadtmauern niederzureißen, alle ausländiſchen Kriegsknechte und Söldner der Tyrannen aus Lakonien fortzuſchicken; alle Unfreien, denen die Gewaltherrſcher Freiheit und Bürgerrecht geſchenkt hatten, aus der Stadt zu treiben, bei Strafe nach Umfluß des angeſetzten Termins auf dem Sclavenmarkt verkauft zu werden; die Lykurgiſchen Geſetze abzuſchaffen, und die Jugend nach den Sitten der Achäer zu bilden; endlich allen Exulanten und Ausgewanderten Bürgerrecht und Eigenthum zurückzuſtellen.“ — Sparta ward wieder, wie vor Alters, ein großer offener Flecken; jetzt aber mit einer zuſammengeſchmolzenen Bevölkerung ohne Muth und Kraft. Die Reichen waren von den Tyrannen ausgerottet, das gemeine Bürgervolk aber durch Philopömen ausgetrieben und zum Theil in Achaja coloniſirt; dreitauſend aber ſolcher Neubürger aufgegriffen und verkauft, weil ſie ſich geweigert hatten ihre neue Vaterſtadt zu verlaſſen. Das gedehmüthigte, ausgemordete, durch vier entgegengeſetzte Factionen zerriſſene Lacedämon ward eine unterthänige Stadt des verhaßten Bundes von Achaja, bis es endlich nach acht ſchmachvollen Jahren und wiederholten Proſcriptionen durch Fürſprache des römiſchen Senates neuerdings mit gleichen Rechten in den Bund aufgenommen wurde. *)

Die Zeit, welche von dieſer gewaltſamen Vernichtung der alten Verfaſſung, der Feſtungswerke und der Neubürger Lacedämons bis zum Tode Philopömens verfloſſen iſt, war der Höhepunkt der politiſchen Macht des achäiſchen Bundes. Der unverſöhnlichſte Feind der einheimiſchen Freiheit und Ruhe ward endlich erſtickt, und der ganze Umfang des Eilandes *einem* Geſetze, *einem* politiſchen Impulſe unterthan. Von den Gewalthabern in Aegypten, Aſien und Macedonien wurde dem Bunde geſchmeichelt, und mit Rom unterhandelte er wie eine unabhängige Macht mit der andern. Daß aber die hochmüthigen und räuberiſchen Italiener dieſe Schöpfung ihrer Menſchlichkeit und Großmuth, wie ſie dieſelbe nannten, duldeten, lag damals ſo wenig als zur Zeit des erſten macedoniſchen Krieges in der Gerechtigkeitsliebe der *Väter*, oder in der Enthaltſamkeit der nach Hellas geſchickten Feldherren und Schiedsrichter, auch nicht ſo faſt in der Scheue vor den kriegeriſchen Milizen Achaja's, ſondern in der furchtbaren Macht und in den unermeßlichen Vorräthen an gemünztem und ungemünztem Golde, welche der Beherrſcher von Macedonien während einer langen Friedenszeit geſammelt hatte. Wir wüßten von den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage kein einziges Beiſpiel anzugeben, daß Könige oder Machthaber in was immer für einer Geſtalt Böſes zu thun länger verſchoben hätten, als bis ſie es nach Maßgabe ihrer Einſicht mit Sicherheit und Gewinn thun zu können glaubten. Deßwegen zweifelt zu unſerer Zeit auch beinahe Niemand, daß die Gewaltthätigkeit, das Unrecht, das Laſter, mit Einem Wort, das Schlechtere allenthalben auf dem Erdboden die Herrſchaft ſo lange behaupten werde, als Klugheit in Beurtheilung der Umſtände, und Kenntniß des menſchlichen Herzens, ſeiner Schwächen und ſeiner Neigungen der phyſiſchen Macht zur Seite ſteht. Sollte Jemand als Beweis des Gegentheiles die Zeitperiode geltend machen, welche vom Sturze des letzten allgemeinen Imperators in Europa bis zum Ausbruche des Türkenkrieges im Jahre eintauſend achthundert achtundzwanzig verfloſſen iſt; ſollte Jemand die Ruhe des heftig erſchütterten Welttheiles der Friedensliebe, der Uneigennützigkeit, der Gerechtigkeit und dem Tugendgefühle der chriſtlichen Großmächte zueignen: ſo wollten wir die Träume eines ſolchen gutmüthigen Schwärmers mit der einzigen Bemerkung widerlegen, daß zwar die Fürſten Europa's in der eben genannten Zeitperiode nicht durch Furcht vor einem thronenzermalmenden Eroberer und Kriegsgotte in den Schranken der Mäßigung feſtgehalten, und wenigſtens unter ſich ſelbſt gerecht zu ſeyn gezwungen waren, ſondern daß eine Macht, viel furchtbarer als der geharniſchte Phalanx der Macedonier, die Schwerter unſerer Könige in der Scheide hielt, nämlich das Bewußtſeyn, daß die Nationen durch unerhörte Unglücksfälle, durch langes Leiden und Forſchen endlich zur Kenntniß der Natur und unzerſtörbaren Tendenz aller Macht gekommen ſeyen, und auf

---

*) 182 vor Chriſtus.

Mittel ſinnen, wie ſie ähnlichen Jammerſcenen für die Zukunft vorbauen und überhaupt nach den Bedürfniſſen vernünftiger Weſen regiert werden könnten. Dieſe Idee iſt das Palladium der europäiſchen Freiheit, iſt das Meduſenhaupt, vor welchem die aller menſchlichen Gewalt angeborne Neigung zur Ungerechtigkeit zurückbebt. In der alten Welt dagegen vermochte es phyſiſche Stärke allein, fremder Willkür und Beleidigung zu wehren. Und hätten die Griechen jenes Zeitalters die Kunſt verſtanden, Stätigkeit in ihre Nationalangelegenheiten zu bringen, und ihre kräftige Stellung gegen das Abendland nur um ein halbes Jahrhundert länger zu ſichern, ſo hätte die römiſchen Legionen ſelbſt vermuthlich eher das Verderben ergriffen, als ſie es wagen durften mit Verachtung aller göttlichen und menſchlichen Rechte Griechenland in Feſſeln zu ſchlagen. Denn wir glauben nicht, wie viele Andere, daß die Gottheit Rom zur Weltherrſchaft beſtimmt und aus teleologiſchen Zwecken alle Völker vor den Thoren der ewigen Stadt in Staub zu legen beſchloſſen habe. Die Schwäche der Könige und die dumme Laſterhaftigkeit der Nationen waren der Schemmel, auf welchem Rom und die Cäſarn zur Herrſchaft über das menſchliche Geſchlecht emporgeſtiegen ſind.

Unſerem Zeitalter muß es beinahe unbegreiflich ſcheinen, daß keine Erfahrung, kein Unglück, ja ſelbſt das gänzliche Verderben unter ausländiſcher Knechtſchaft die Bewohner des verhältnißmäßig kleinen Eilandes Peloponnes je zur Eintracht und zum friedlichen Nebeneinanderleben bewegen konnte. Es waren, wie es ſcheint, die alten Griechen von der Natur ſo eingerichtet, daß ſie nicht begreifen konnten, wie ein Menſch dem andern gehorchen, alle aber vor dem Geſetze ſich beugen ſollen. Und doch hatte jedes geſunde Individuum dieſer Nation einen unwiderſtehlichen Trieb Anderen Befehle zu ertheilen. Diejenigen unter ihnen, die jedesmal im Beſitze des Reichthums und folglich der Macht ſtanden, wünſchten auch jedesmal Stabilität der öffentlichen Dinge, im Gegenſatz der Unbegüterten, Unglücklichen und Schwachen, denen die Gegenwart unerträglich war, und in einer Umwälzung oder Erſchütterung des Vaterlandes allein Hoffnung des Heiles erblühte. Eine ſolche Richtung der Gemüther machte die Revolution in Griechenland permanent. Denn die Kunſt, die Ungleichheit des materiellen Beſitzes, des Reichthums und der Macht unter den Sterblichen auszugleichen, hat noch kein Geſetzgeber erfunden, und ſie iſt auch bei der natürlichen Ungleichheit der Fähigkeiten, der Regſamkeit und des Glückes der Einzelnen durch keine menſchliche Weisheit je zu entdecken. Ein ſolches Wunder kann und konnte (man muß es eingeſtehen) nur die chriſtliche Religion bei einigen Menſchen und auf eine kurze Zeit bewirken. Dadurch daß ſie die Nichtigkeit der irdiſchen Dinge, die Vergänglichkeit des Reichthums, die Leerheit menſchlicher Hoheit und Größe predigte, und auf Vergeltung und Ausgleichung jenſeits des Grabes anwies, hob ſie das Gemüth der Menſchen weit über die Sphäre empor, in welcher es ſich vorher bewegte, und erfüllte es mit ſehnſüchtigem Verlangen nach jenen ewigen Wohnungen des unvergänglichen Friedens und einer nie mehr geſtörten

Seligkeit. Dieſe Lehre bannte zuerſt den Geiſt der Revolution und brachte mehr Gleichmäßigkeit und Ordnung in die Bewegung der menſchlichen Dinge. Und wer wird ſich noch wundern, daß ſich die Gewaltigen unſeres Zeitalters der Verbreitung einer ſolchen, das Herrſchen ſo erleichternden Doctrin nach Möglichkeit günſtig zeigen, jedoch ohne ſich ſelbſt, ihre Neigung und ihre Handlungsweiſe den Forderungen derſelben zu unterwerfen. Ganz verſchieden dachte man im Peloponnes, beſonders in den Zeiten des achäiſchen Bundes. Von den Vornehmen und einflußreichen Perſonen glaubte im Ernſt Niemand an eine Unſterblichkeit und ewige Gerechtigkeit. Genuß hienieden war den Hellenen das höchſte Gut, und zur Herrſchaft zu gelangen das einzige, eines freien Mannes würdige Streben. Im Grunde verehrten ſie deßwegen auch nur zwei Gottheiten: die jeweilige weltherrſchende Macht, und die Revolution. Auf den Altären der erſteren, ſie mochten in Aſien, in Macedonien, in Rom oder in Scythien ſeyn, opferten alle Gold- und Einflußreichen, alle kleinen und großen Gewalthaber, mit Einem Worte, Alle welche Aufrechthaltung des Beſtehenden wünſchten. Zum Beiſtande der letzteren nahmen ihre Gegner die Zuflucht. Ueber Zeus, Minerva und Apollo der Andächtigen lachten beide.

Die Partei der Gerechten und der wahren Freunde des Vaterlandes war, wie allezeit und überall, ſo auch im Peloponnes, die am wenigſten zahlreiche, und konnte ſich nur durch den Credit und die Talente einiger hervorragender Männer geltend machen. *) So mühſelig, ſo läſtig und nutzlos finden es die Menſchen im Allgemeinen, uneigennützig und gerecht zu ſeyn, daß ſich dieſe Partei der Beſſern nach Philopömens Tode kaum noch ein Jahr lang durch Lykortas Kraft zu erhalten vermochte. Und das Jahr einhundert und achtzig vor Chr. darf mit Recht als der Zeitpunkt angenommen werden, in welchem die öffentliche Tugend in Achaja ihren nutzloſen Kampf gegen das Schlechte endlich verloren gab. Denn unter allen Herrſchaften ſcheint den Menſchen die der Tugend am unerträglichſten zu ſeyn. — Dem berüchtigten Kallikrates, an der Spitze der peloponneſiſchen Archonten, ſchien zu jener Zeit die Macht des römiſchen Volkes hinlänglich conſolidirt, um den Unterdrückern bürgerlicher Freiheit durch Localtyrannei reicher Geſchlechter auf dem ganzen Erdboden als Grundlage und Strebepfeiler zu dienen. Philopömens und Lykortas Verfügungen in Betreff Lacedämons und Meſſeniens hob dieſer Kallikrates als Präſident des Bundes wieder auf, erlaubte die Wiedererbauung der niedergeriſſenen Stadtmauern Sparta's, die Wiedereinführung der Lykurgiſchen Disciplinargeſetze, und lockerte in dieſer Weiſe nach und nach das Band, welches Meſſenien und

---

*) Tria genera principum in civitatibus erant: duo, quae adulando aut Romanorum imperium, aut amicitiam regum, sibi privatim opes oppressis faciebant civitatibus: medium unum, utrique generi adversum, libertatem et leges tuebatur.

Liv. lib. 45, cap. 31.

Sparta mit Achaja verknüpfte. Zuletzt forderte er den römiſchen Senat geradezu auf, in Zukunft mit Achaja nicht mehr als Macht gegen Macht, ſondern als Gebieter gegen Untergebene zu ſprechen, und ſich dießfalls ganz auf die Ergebenheit der achäiſchen Optimaten an die Sache Roms zu verlaſſen. Bis zum Sturze des macedoniſchen Reiches durch die Schlacht bei Pidna (167 vor Chr.) zeigte der Senat, ungeachtet dieſer kriechenden Schmeicheleien, doch noch einige Scheu vor den Bitten, vor der alten Bundestreue und Macht der Peloponneſier. Nach jenem welthiſtoriſchen Momente aber hatte er keinen Beweggrund weiter den vollen Triumph der römiſchen Archontenfaction über ihre eigenen Mitbürger zu hemmen. Jedermann weiß, daß nach der Niederlage des Perſeus eine Commiſſion von zehn Senatoren Griechenland durchzog und in allen Staaten alle von ihren politiſchen Gegnern als macedoniſch Geſinnte bezeichneten Patrioten zur Verantwortung vor ihr Tribunal beſchied. Hinrichtungen, Landesverweiſungen, Metzeleien in Maſſen, kurz, eine Gegenumwälzung erſchütterte alle helleniſchen Länder. Aus dem Peloponneſe allein wurden durch die Partei Kallikrates mehr als tauſend Männer, und zwar lauter Magiſtrate, Feldherren und einflußreiche Bürger, als Gegner der römiſchen Herrſchaft bezeichnet und zur Verantwortung nach Rom geſchleppt, von wo man ſie, ſtatt ihre Sache zu unterſuchen, als Staatsgefangene in verſchiedene Städte Italiens deportirte. Verurtheilen konnte man ſie nicht, weil ſich weder unter den Papieren des überwundenen Perſeus, noch ſonſt irgendwo ein materieller Beweis ihrer Schuld finden ließ. In ihr Vaterland zurück wollte man ſie auch nicht laſſen, weil man unter den damaligen Umſtänden das unſchuldige, aber noch ſtarke Achaja in keiner andern Weiſe tödtlicher verwunden konnte als durch Wegführung aller Männer von Talent, Kraft und Vaterlandsliebe. So glaubte man allein die verwaiste, rathloſe Bürgermaſſe der einzelnen Staaten in das Netz der italieniſch geſinnten Archonten zu treiben, oder zu ſolchen Handlungen zu verleiten, deren Natur das gewaltſame Einſchreiten eines Conſularheeres und die Auflöſung des Bundes veranlaſſen würde. Allein die decemviraliſche Inquiſition hatte alle Gemüther eingeſchüchtert, und Achaja beſchränkte ſich auf Geſandtſchaften, Bitten und Vorſtellungen zur Wiederbefreiung ſeiner gefangenen Mitbürger. Der Senat blieb taub, bis nach Umfluß von ſiebzehn Jahren von den tauſend Männern kaum noch dreihundert am Leben waren. Dieſen ward die Rückkehr in das Heimathland geſtattet. Erbittert durch die lange Ungerechtigkeit, großentheils auch ſchon auf jene Altersſtufe vorgerückt, wo Unbeugſamkeit die entflohene Kraft erſetzt, dazu noch Griechen von Natur, welche Beleidigungen niemals vergeſſen, und kein ſüßeres Gefühl als Rache kennen, waren dieſe Männer wie ein Gährungsſtoff unter die ohnehin ſchon aufgereizten Bewohner der Halbinſel gekommen. *)

Unabhängig von aller ausländiſchen Macht konnte

---

*) 150 vor Christus.

der Peloponnes und das übrige Griechenland nicht mehr lange bleiben, und von zwei Wegen ihr Verhängniß zu erfüllen, mußten die Achäer einen wählen. *) Entweder konnten ſie ſanft duldend und ohne den Schild zu erheben ſich ein Attribut der Freiheit nach dem andern entreißen laſſen, und nur, wie einſt jener Dictator am Fuße der Pompejusſäule, für anſtändiges Niederſinken in den Todesſchlummer Sorge tragen: oder ſie mußten, ihre letzte Kraft noch einmal aufraffend, und Göttern und Menſchen zum Trotz fechtend, Leben und Tod verachtend, ſtürmend, raſend in den Schlund des Verderbens hinabſpringen. Vermöge ihrer Natur wählten die Griechen das letztere. **) Und als Choragen dieſer Tragödie erſchienen auf der Bühne der Spartaner Menalcidas, die Achäer Damocritus, Diäus und Critolaus aus der Zahl der Deportirten; im Chor erblicken wir das Volk von Korinth, von Chalcis und Theben. Das Feuer des Verderbens ging, wie allezeit, von Lacedämon aus. Bei ſeinem Austritte als Bundeshaupt um 148 vor Chr. wurde Menalcidas durch ſeinen perſönlichen Gegner Kallikrates des Verrathes angeklagt, weil er zu Rom auf Trennung ſeiner Vaterſtadt vom achäiſchen Bunde angetragen habe. Menalcidas, obgleich überwieſen und nach den Geſetzen des Todes ſchuldig, beſtach ſeinen Amtsnachfolger Diäus mit drei Talenten und wurde von ihm zu allgemeinem Aergerniß der Achäer freigeſprochen. Um das Gehäſſige dieſer Handlung zu tilgen und die verlorne Achtung wieder zu gewinnen, bediente ſich Diäus einer amtlichen Lüge. Der römiſche Senat hatte nämlich die wegen Gränzſtreitigkeiten mit Argos klageführenden Lacedämonier an die Entſcheidung der Bundesverſammlung gewieſen, und dem Bericht hierüber fügte Diäus lügenhaft bei: der Senat habe gegen ein früheres Decret die Lacedämonier von nun an auch in peinlichen Sachen den Achäern untergeordnet. Dieſes neue Geſetz wurde discutirt und angenommen, in Sparta aber griff man zu den Waffen. Diäus rückte mit dem Bundesheer in Lakonien ein. Unvermögend zum Widerſtande ſchlugen die Spartaner den Weg der Unterhandlungen ein, in die ſich Diäus um ſo bereitwilliger einließ, da er nach ſeiner eigenen Verſicherung nicht mit dem Volke von Lacedämon, ſondern nur mit einigen Widerſachern der öffentlichen Wohlfahrt daſelbſt im Streit begriffen ſey. Auf Anrathen der Klügeren im Rathe verließen dieſe vierundzwanzig namentlich bezeichneten Männer, gleichſam als wären ſie exiliret, freiwillig das Vaterland; gingen aber nach Rom um Klage zu führen. Mit gleicher Heuchelei verurtheilte man ſie, ſobald man wußte, daß ſie die lakoniſchen Küſten verlaſſen hatten, in der Heimath zum Tode, und Diäus zog befriedigt in ſein Land zurück. Vor dem römiſchen Senate, wohin er nach dem Feldzuge ebenfalls gegangen war, um den Exulanten entgegen zu arbeiten, wußte er ſo wie ſein Gegner Menalcidas als Haupt der letzteren, mit Hülfe griechiſcher Dialektik die Streitfrage ſo zu verwickeln, daß der Senat nicht Scharfſinn genug beſaß, um zu entſcheiden, auf welcher Seite die Wahrheit liege, und wollte deßwegen Geſandte in den Peloponnes ſchicken, um die Sache an Ort und Stelle zu unterſuchen. Während dieſe mit der Abreiſe zögerten, eilten Diäus und Menalcidas in das Eiland zurück und zündeten die Kriegsflamme an, indem erſterer der Verſammlung verkündete, es würden die Geſandten Alles zum Vortheile der Achäer entſcheiden; Menalcidas aber ſeine Mitbürger verſicherte, in kurzer Zeit werde Lacedämon von Achaja getrennt und für eine freie und ſelbſtſtändige Republik ausgerufen werden. Die Entſcheidung wurde den Waffen anheim geſtellet. Gegen Rath und Ermahnung des römiſchen Feldherrn Metellus, der mit einem Heere in Macedonien ſtand, ſchlug der neue Präſident Damocritus die Lacedämonier mit Verluſt von tauſend Mann unter den Mauern ihrer Hauptſtadt und hätte dieſe ſelbſt erobert, wenn er nicht ſeine Krieger, die zugleich mit den fliehenden Feinden durch die Thore drangen, vom Kampfe abgerufen hätte. Diäus trat an ſeine Stelle und gab den wiederholten Bitten des Metellus, Sparta bis zur Ankunft der Geſandten aus Italien nicht zu bekriegen, ſo weit nach, daß er zwar keine offenen Feindſeligkeiten beging, Lacedämon aber durch Befeſtigung der angränzenden Städte und Flecken gleichſam wie im Belagerungsſtande hielt. Eines dieſer Städtchen, Jaſos mit Namen, überrumpelte der ſpartaniſche Feldherr Menalcidas, und zog durch dieſe Verletzung des Waffenſtillſtandes auch ſeiner Vaterſtadt den Unwillen des römiſchen Volkes zu; er entleibte ſich aber freiwillig, um der Rache ſeiner Landsleute zu entfliehen.

---

*) Καὶ τὸ τέλος ἐγγὺς ἦν.

Plut. in Philop. 17.

**) θάνε καὶ σὺ, τίη ὀλοφύρεαι οὕτως;

Homerus.

Kurze Zeit nachher landete die römiſche Geſandtſchaft zu Korinth und Aurelius Oreſtes, ihr Oberhaupt, eröffnete die Bundesverſammlung mit einer Rede, welche, weit entfernt die erbitterten Gemüther zu beſänftigen, das Nationalgefühl der Achäer aufs tiefſte verletzte. Für die Natur der Bewohner Griechenlands, ſagt er, paſſe eine Föderativ-Verfaſſung durchaus nicht, weil Tücke, Neid, Eiferſucht und unverſöhnlicher Haß die einzelnen Staaten hindere, die Geſetze zu vollziehen, welche die Deputirten in allgemeiner Verſammlung entwerfen; daher unerſchöpfliche Materie zu ewigem Hader der Theile mit dem Ganzen, zu einheimiſchen Kriegen und Blutvergießen ohne Ende, wodurch friedliche Naturen beunruhigt, benachbarte geärgert, der Senat aber in ſeinen Sorgen für Frieden und Wohlfahrt des Erdkreiſes auf die unverantwortlichſte Weiſe geſtört werde. Um dieſe ewige Peſt aus Achaja zu entfernen, gebe es kein anderes Heilmittel, als wieder zu trennen, was man niemals hätte verbinden ſollen, und wieder zu iſoliren, was eine übel verſtandene Politik verſchmolzen habe. Deßwegen ſey es Wille und Wohlgefallen des Senates in Rom: „daß alle Städte, welche vor Alters mit dem achäiſchen Bunde nicht vereinigt geweſen, nämlich Korinth, Lacedämon, Argos, Orchomenus und Heraklea in den Thermopylen vom allgemeinen Bündniß abgeſondert, nach ihren eigenen Geſetzen ſich regieren

gieren ſollen.“ *) Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, als die Deputirten, ohne Aurelius ſeinen Vortrag enden zu laſſen, aus der Verſammlung ſtürzten, die Bürger von Korinth auf dem Forum zuſammenriefen und den Inhalt der römiſchen Geſandtſchaftsrede verkündeten. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, und in der erſten Wuth wurden alle Lacedämonier, die man finden konnte, ſelbſt im Hauſe der Geſandten ermordet. Umſonſt ſuchte ſie Aurelius zu ſchützen und drohte mit der Rache Roms, welches die Sache der Lacedämonier als wie ſeine eigene anſehe. Er ſelbſt mußte ſich mit ſeinen Collegen eilig aus der Stadt und ganz Achaja entfernen. Des giftigen Berichtes ungeachtet, welcher von den Heimkehrenden im Senate abgeſtattet wurde, hielt man es doch für rathſamer, mit Klugheit und Mäßigung zu verfahren, weil ſich Karthago noch mit den Künſten der Verzweiflung wehrte, in Macedonien ein gefährlicher Aufruhr brannte, und in allen Länder rundumher das Feuer unter der Aſche glimmte. Eine zweite Geſandtſchaft, an deren Spitze Sextus Julius, ein ebenſo ſanfter und umſichtiger Mann, als Aurelius gebieteriſch und rückſichtslos war, erſchien auf dem Convent zu Aegium. Mit freundlicher Miene redete er zu den Häuptern des Volkes: „Rom entſchuldige noch das erſte Aufbrauſen einer durch blinden Eifer fürs Vaterland aufgeregten Volksmaſſe, weil man wiſſe, daß die Obrig-

---

*) Polybius meint, Aurelius habe in dieſem Punkte ſeine Vollmacht überſchritten und ſeine Privatmeinung als Senatusconsultum vorgetragen.

keit ſie bei ſolchen Umſtänden nicht zu zügeln vermöge. Und habe man auch die Heiligkeit der Geſandten in blinder Wuth nicht hinlänglich geachtet, ſo laſſe ſich der Fehler leicht wieder gut machen, indem das römiſche Volk mit dem geringſten Zeichen von Reue zufrieden ſey, und als Genugthuung nichts Anderes verlange, als daß man die Lacedämonier unangefochten und den Peloponnes im Frieden laſſe.“ Von der Trennung der Bundesſtaaten ſagte Julius kein Wort, und verließ unter großem Beifalle die Verſammlung, und der Friede wäre dieſes Mal noch erhalten worden, wenn die rachſüchtige Partei der Deportirten, und beſonders Critolaus, der Präſident, nicht um jeden Preis Krieg gewollt hätte. Letztgenannter ſuchte den vortheilhaften Eindruck, welchen Sextus Rede auf die Gemüther der Vaterlandsfreunde gemacht hatte, durch die Bemerkung auszulöſchen: „daß die Mäßigung der „Römer nur anſcheinend und ihr Racheplan nur aufgeſchoben ſey, bis Macedonien gedemüthiget und Karthago „vertilget wäre; dann werden die Legionen Verwüſtung „und Knechtſchaft über den geheiligten Boden Achaja's „verbreiten; Rom verzeihe niemals. Noch ſey Hoffnung, „den Welttyrannen zu widerſtehen und das Vaterland „vor Sclaverei zu bewahren; darum meine er, man ſolle „den Friedensworten keinen Glauben ſchenken und die „Waffen zur Vertheidigung rüſten.“ Da die letzten Wahlen ganz im Sinne der Deportirten ausgefallen waren, erhielt Critolaus ohne Mühe die Stimmenmehrheit für ſeine Anſicht, und das Herz der Achäer wandte ſich von Rom, vom Frieden und vom Glücke. Amtlich jedoch wurde dem

Sextus eine friedliche, aber ausweichende Antwort gegeben: man werde Theanides wegen Verletzung der Geſandtſchaft nach Rom ſchicken, und unterdeſſen einen Bundestag nach Tegea ausſchreiben, um den Frieden mit Lacedämon zu verhandeln. Dieſes war jedoch nur eine Ausflucht, denn man ließ Römer und Lacedämonier in beſagter Stadt lange vergeblich warten, und zuletzt erſchien Critolaus ganz allein auf dem Congreſſe mit der Erklärung, daß er über Dinge von ſolcher Wichtigkeit zu unterhandeln keine Vollmacht beſitze, und erſt nach Verlauf von ſechs Monaten vor einer Generalverſammlung des achäiſchen Volkes darüber berichten könne. Im darauffolgenden Winter bereiſete Critolaus alle Städte des Landes, rühmte ſich der Verhöhnung des römiſchen Volkes in ſeinen Geſandten und entflammte allenthalben die Gemüther der Einwohner zu Haß und kriegeriſchem Muth. Gegen ſeine Gewohnheit gönnte der Senat, dieſer neuen Beleidigungen ungeachtet, den Raſenden doch noch Zeit zu Beſinnung und Reue. Metellus erhielt Befehl, von Macedonien aus eine neue Geſandtſchaft mit verſöhnenden Anträgen an den Bund zu ſchicken. Cn. Papirius mit drei vornehmen Senatoren erſchien zu Korinth. Critolaus geſtattete ihnen aber nicht einmal in der Verſammlung des Ausſchuſſes zu reden, ſondern nöthigte ſie, ſich ihrer Aufträge vor einem auf dem Forum verſammelten Volkshaufen zu entledigen. Papirius redete mit Mäßigung und warnte ſie vor einem unbeſonnenen und muthwilligen Bruche des ihnen ſo nützlichen Freundſchaftsbündniſſes mit Rom. Von einer Trennung der

Staaten redete auch er nicht. Dieſer Umſtand wurde von der thörichten Menge der Furcht vor den Waffen Achaja's zugeſchrieben, und ein Haufen von Handwerkern fiel die Geſandten an, verhöhnte und trieb ſie mit allen Arten von Beſchimpfungen von dem Marktplatze, während Critolaus in der Rathsverſammlung einen Beſchluß durchſetzte, in welchem an Lacedämon und folglich auch an Rom der Krieg erklärt wurde. Heraklea außer den Thermopylen weigerte ſich allein, den geſetzlichen Antheil an Mannſchaft zu ſtellen. Critolaus belagerte es mit einem ſtarken Bundesheere, dem ſich auch die Mehrzahl der Bürger von Chalcis und Theben angeſchloſſen hatte. Die übrigen Hellenen außerhalb des Iſthmus blieben ruhige Zuſchauer des Kampfes zwiſchen Rom und Peloponnes. Um die Belagerten zu befreien und die Verletzung des Völkerrechtes zu beſtrafen, eilte Metellus in großen Zügen aus Macedonien herbei. Critolaus erwartete ihn nicht, hob die Belagerung auf, und floh durch die Engpäſſe, wurde aber eingeholt und mit dem größeren Theile ſeines Heeres vertilgt. Aus Theben entflohen die Einwohner, und 4000 Peloponneſier räumten Megara ohne Schwertſtreich; vorwärts Korinth auf der Landenge ſtand Diäus mit der Hauptmacht, um die Pforten des Eilandes zu beſchirmen. Metellus, um das ſchöne Korinth zu retten und ſeinem Nachfolger L. Mummius die Ehre des *letzten* Krieges zu entziehen, bot noch einmal die Hand zum Frieden. Diäus, unheilbar verblendet, verſchmähte Alles, ließ die Geſandten (es waren edle Griechen) zum Tode verurtheilen und trieb die Vorpoſten des in der Zwiſchenzeit vom Conſul übernommenen Heeres über den Iſthmus zurück. Bei Leukopetra in einem Thale geſchah die Hauptſchlacht. Mummius hatte 23,000 Mann zu Fuß und 3500 zu Pferd ohne die kretiſchen Bogenſchützen und Hülfsvölker aus Pergamus. Ungefähr eben ſo ſtark waren die Peloponneſier. Die griechiſchen Reiter ergriffen beim erſten Stoß der italieniſchen die Flucht; tapferer ſtritt der Phalanx. Von vorne durch den furchtbaren Andrang der Legionen, in den offenen Flanken durch die ſiegenden Reiter geängſtigt, ſtob er nach vielem Blutvergießen und vielen tapfern Thaten auseinander. Diäus gab Alles verloren, eilte nach Megalopolis hinauf, tödtete ſein Weib, verbrannte den Leichnam in der Gluth des angezündeten Hauſes und trank Gift. Niemand dachte das feſte Korinth zu vertheidigen; die Thore blieben offen, die Thürme unbeſetzt, die Mehrzahl der Bürger verließ in derſelben Nacht Hausgötter und Gut, viele entleibten ſich ſelbſt vor den Altären ihrer Penaten, auf den Straßen, auf der Flucht, unter den Augen ihrer Angehörigen, um der Rache eines unmenſchlichen Siegers zu entrinnen. Mummius, Hinterliſt fürchtend, harrte lange vor den Mauern. Am dritten Tage endlich zogen die Kriegsbanden durch die Pforten in die öden Straßen hinein. Todtenſtille lag auf den alten ehrwürdigen Paläſten und Tempeln. Alle Erwachſenen männlichen Geſchlechts wurden erſchlagen, Kinder und Weiber zu Sclaven gemacht; die Hauptſtadt der Künſte, des Reichthums, der Ueppigkeit geplündert und auf zwanzig Orten zugleich unter Trompetenklang in Brand geſteckt. Zuletzt riß man auch noch die

Mauern nieder, zermalmte ſogar die Steine,[*] damit der Sturmwind den Verweſungsſtaub von Korinth zu heilſamer Warnung über die Oberfläche Griechenlands trage und die Hellenen belehre, wie Rom Beleidigungen räche. Dieß war das Ende der zehnthalbhundertjährigen Stadt des Aletes und zugleich der Anfang einer zweitauſendjährigen Knechtſchaft der peloponneſiſchen Völker.[**]

Es iſt nirgends zu leſen, daß die Achäer nach dieſem erſchütternden Schlage irgend ein Mittel des Heiles verſucht hätten. Auf dem Kampfplatze zu Leukopetra und unter den Aſchenhügeln der eingeſunkenen Paläſte ſchien mit dem Glücke zugleich das Andenken an die alten Zeiten, ſchien Kraftgefühl und Beſinnung begraben zu ſeyn. Die Bundesverſammlung hatte die Flucht ergriffen, die Häupter und Lenker der letzten großen Nationalbewegung waren auf dem Schlachtfelde oder durch ihre eigene Hand gefallen, und von den übrigen dachte keiner daran, die Sieger zu beſänftigen, durch Abgeordnete um Gnade zu flehen, oder irgend ein anderes Mittel in der Noth zur Rettung des Bundes vorzuſchlagen. Zu Meſſena, zu Patras, zu Megalopolis und Sicyon nahmen ſich viele Bürger in hoffnungsloſer Verzweiflung das Leben, andere entflohen gänzlich aus dem Lande, weil man glaubte, allen Städten, deren Bürger zu den Waffen gegriffen, ſey das Loos von Korinth beſchieden. Mummius aber war nur in Beſtrafung der Verletzer des Völkerrechtes unerbittlich; den übrigen Städten wurde verziehen. Von den erſteren ſo wie von den Sclaven, welchen Diäus die Freiheit und mit dieſer das Schwert gegen Rom gegeben, ſollte keiner der Strafe entgehen. In allen Städten in und außer der Halbinſel wurde Alles, was von den Einwohnern Korinths der Flamme oder dem Schwert entgangen war, aufgeſucht und als Sclaven verkauft, ſo daß Stadt, Volk und Name von Alt-Korinth gänzlich von der Erde verſchwand. Ja ſelbſt die Aecker und Felder dieſer Unglücklichen hätte man vernichten mögen, wenn es ebenſo in der Macht der Menſchen wäre, athmende Weſen zu vertilgen, und den Boden, auf welchem ihr Fuß wandelte, vom Continente wegzureißen. Den größten Theil der Aecker, Wälder, Wein- und Olivengärten kauften die benachbarten Sicyonier bei der öffentlichen Verſteigerung, welche der römiſche Feldherr hielt. Durch die zehn Organiſations-Commiſſäre, welche bald nach dem Siege im Peloponnes landeten, wurden auf Befehl des Senates das Bündniß der achäiſchen Städte aufgelöſt, die Rüſthäuſer ausgeleert, Mauern und Feſtungswerke geſchleift, die demokratiſche Verfaſſung allenthalben abgeſchafft und die Regierung der einzelnen Städte den Geld-Optimaten *) in die Hände ge-

---

[*] Etiam lapidibus in pulverem comminutis.
Liv.

[**] Von der Zerſtörung des achäiſchen Bundes durch Mummius bis zur ſiegreichen Inſurrection der Neu-Peloponneſier gegen Sultan Mahmud im Jahre 1821 ſind eintauſend neunhundert ſiebenundſechzig Jahre verfloſſen.

---

*) Magistratibus ex censu constitutis.

Liv.

liefert; über alle aber ein jährlich aus Italien geſandter Prätor aufgeſtellt, welcher ſeinen Sitz in der Seeſtadt Paträ nahm. Der Peloponnes und das übrige Griechenland bis an die Engpäſſe ward unter dem Namen Achaja römiſche Provinz; wurde entwaffnet, zahlte Tribut, Zoll und Pacht; wurde durch Hochmuth und Geiz italieniſcher Proconſuln im Ganzen, im Einzelnen aber durch die eigenen Bürger, d. i. durch die reichen und römiſch geſinnten Archonten tyranniſirt, gedrückt und ausgeplündert ohne Schutz, ohne Hülfe, ohne Hoffnung. Denn die Götter halfen nicht, und Selbſtrettung durch Inſurrection war unmöglich, weil Waffen, Mauern, Muth, Einheit und Intelligenz zugleich aus Hellas verſchwunden, die Häupter der vereinzelten Staaten durch Privatvortheile an die ausländiſchen Gebieter geködert und keine andere menſchliche Macht fähig war, dem noch immer wachſenden Koloß der römiſchen Weltherrſchaft zu widerſtehen. Die Stelle der Freiheit und der Waffen hatte Gehorſam und Geduld in Achaja eingenommen. — Eroberer hat es zwar viele gegeben; bleibende Herrſchaft zu gründen ſcheint nur Rom gelernt zu haben. Philipps, Alexanders, Demetrius, Antigonus und der übrigen griechiſch redenden Könige Herrſchaft über Griechenland war in ihrer Natur von der römiſchen weſentlich verſchieden. Die erſteren wollten die unterjochten Völker veredeln, zu den Siegern erheben, mehren und bilden; behandelten ſie mit einem gewiſſen Edelmuthe, fühlten das Bedürfniß geliebt zu ſeyn, wollten lieber über gebildete und freie Männer, als über feige Sclaven herrſchen, waren mit Einem Worte gewöhnlich hochherzige und humane Fürſten. Der Senat dagegen haßte die Freiheit inſtinctmäßig, erſtickte ihre Keime überall, redete eine andere Sprache, hatte andere politiſche Einrichtungen und Sitten, und ſetzte den Kampf gegen die Beſiegten auch nach dem Siege noch fort, indem er die Kraft der Völker durch unerſchwingliche Tribute erſchöpfte, durch Verbot der Waffenübungen die Seele ſclaviſch, und durch Beförderung des Luxus, der Weichlichkeit und Sinnenluſt träg und verächtlich machte. Der Satz, von welchem die verſammelten Väter ausgingen, war einfach: Sollten die Bürger Einer Stadt über alle Länder der Erde herrſchen, ſo müſſen die Bewohner dieſer Länder ſchwächer ſeyn als die Bürger der Einen Stadt; Völker ſchwächt man aber dadurch, daß man ſie arm und unwiſſend, feig und laſterhaft zugleich macht. — Roms Herrſchaft beruhte auf Unmoralität. Und deßwegen hat ſeine Macht auch länger gedauert als die Gewalt vieler Könige, die entweder edel und menſchlich, oder dumm und laſterhaft geweſen ſind. Denn eine in ihrem Princip ungerechte, aber in der Verfahrungsweiſe conſequente Herrſchaft fand zu allen Zeiten und unter allen Völkern eine mehr conſtante und kräftige Unterſtützung als jene, welche die öffentlichen Angelegenheiten im Sinne allgemeiner Menſchenliebe und nach dem Geſetze der Billigkeit verwalten wollte. Wer reich iſt, will dominiren und unterdrücken, und wird allzeit geneigt ſeyn, ausländiſcher Gewalt, ſobald ſie ihn allein ſchützt, auf Koſten ſeiner geringeren Mitbürger mit ſeinem ganzen Credit als Grundlage zu dienen. Wankelmuth und Feigheit der Menge, ſo wie anderſeits Sorgloſigkeit und Scheu vor bürgerlichen Dingen bei der ohnehin kleinen Zahl gediegener und tugendhafter Männer haben den Beſitz der Macht von jeher den Klugen, den Regſamen, und den muthvoll die Tugend und das Recht verachtenden Menſchen überlaſſen. Man muß ſich daher nicht täuſchen laſſen, wenn italieniſche Autoren aus dem Zeitalter Auguſtus ſchreiben: „Das Volk in Achaja habe ſich der neuen Ordnung der Dinge unter römiſcher Landeshoheit gefreuet, ſobald der erſte Sturm der Unterjochung verbrauſet war.“ Zufrieden waren, und konnten auch nur jene Peloponneſier ſeyn, welche unter dem Schirm der Proconſuln ihre Mitbürger unterdrücken konnten ohne Furcht, durch politiſche Umwälzungen Macht und Einfluß zu verlieren. — Daß es, wenn der Werth von menſchlichen Handlungen von dem Erfolge abhängt, für Individuen und für Staaten im Ganzen beſſer iſt, ſelbſtſüchtig und treulos, als vaterlandsliebend und gerecht zu ſeyn, haben bei dieſer nämlichen Kataſtrophe Griechenlands die Lacedämonier bewieſen. Der Ruchloſigkeit, der unverſöhnlichen Tücke, und der egoiſtiſch-conſequenten Politik dieſes Staates muß man ja den Untergang der Freiheit im Peloponnes vorzüglich zuſchreiben. Lacedämon appellirte zuerſt an das römiſche Volk und an die Legionen, lud unter den Hellenen zuerſt die Römer ein, Stadt, Land und Volk von Sparta als Unterthan aufzunehmen, beugte zuerſt ſeinen Nacken unter dem Beile der Lictoren, ward das Hauptquartier der italieniſchen Ränke, das Waffenhaus aller Feinde und Widerſacher der einheimiſchen Freiheit, und bekannte laut, es wolle lieber mit ganz Hellas ein Sclave Roms, als gerecht und mit gleichen Rechten neben seinen griechischen Mitstaaten in der Unabhängigkeit leben. So viel Schändlichkeit durfte von den Siegern nicht unbelohnt bleiben. Lacedämons Mauern blieben aufrecht stehen, seine Burg ungebrochen, seine Bürger bewaffnet und unbesteuert, sein Gebiet ungeschmälert, seine Verwaltung unverändert und gesichert gegen alle Anfechtungen von Innen und von Außen, während man in den Städten ihrer Nebenbuhler die Bürger auf dem Sclavenmarkt verkaufte, ihre Wohnungen niederriß, und von den kümmerlichen Resten der freien Bevölkerung Tribut forderte, ja sogar die achtzehn Städtchen und Flecken an der Seeküste, welche man im Friedensschlusse zwischen Nabis und Flaminius von Sparta losgerissen und mit der Freiheit beschenkt hatte, wieder in die alten Hörigkeits-Verhältnisse zurückzukehren nöthigte. Als Schadenersatz für alles wegen Anhänglichkeit an Rom erlittene Ungemach wurde Achaja überdieß noch verurtheilt, zweihundert Talente an Lacedämon zu erlegen, später aber auf Bitten von dieser letzten Strafe wieder freigesprochen. Bei all dem blieb den spartanischen Archonten doch immer der Trost, die Manen der für die peloponnesische Freiheit erschlagenen Bürger zu verhöhnen, und allen Nationen als lebendiger Beweis zu dienen, daß es viel gewinnreicher sey, mit den Mächtigen Schandthaten zu verüben, als zum Besten des gemeinen Wesens Ungemach und Mühseligkeiten zu erdulden. Mit dieser furchtbaren und traurigen Lehre verließ das altgriechiſche Volk der Peloponneſier auf immer die politiſche Schaubühne. Seine Rolle im Weltdrama war ausgeſpielt, und der lange Todesſchlummer begann die durch tauſendjähriges Kämpfen und Ringen ermatteten Glieder zu feſſeln. Alles Jammern über den Untergang der Freiheit eines ſo berühmten Volkes iſt aber vergeblich und unzeitig, weil die Wehklage über den Fall der Hellenen nichts Anderes wäre als eine Klage, daß die Menſchen Menſchen ſind, daß die Schwäche der Stärke erliegt, die größere Macht die geringere verzehrt, und Eiſen den Thon zermalmt. Dieſe Geſetze der Natur ſind ewig; alles Menſchliche iſt ihnen unterthan.

Zweites Capitel.

Wie der Peloponnes unter der Herrſchaft Roms verödet, durch nordiſche Völker verwüſtet, und endlich zum Chriſtenthum bekehret wird. Von 146 vor, bis 400 nach Chriſtus.

Um wie viel die politiſche Freiheit, auch wenn ſie manchmal durch heftige Stürme erſchüttert wird, im Allgemeinen zum Flor einer Nation vortheilhafter als jene antichriſtliche, von Alt-Rom ausgegangene Ruhe der Knechtſchaft und des Todes wirke, lehrt die Verwandlung des Peloponneſes in den hundertundfünfzig Jahren, die zunächſt auf die Zerſtörung des achäiſchen Bundes verfloſſen ſind. Der Verfall der Städte, die Verödung des Ackerlandes, Armuth und Ignoranz der Einwohner drückten dieß altberühmte Eiland in unglaublicher Schnelligkeit zum Range einer der unbedeutendſten Provinzen des Weltreiches herab. Die Uebel, welche die Wuth der Bürgerkriege in früheren Zeiten dem Lande geſchlagen hatte, fanden in der innern Selbſtſtändigkeit der einzelnen Republiken jedesmal wieder einige Linderung, weil die Verödung nur aus der Thorheit und Unbändigkeit der menſchlichen Natur, nicht aber aus egoiſtiſch-conſequenter Berechnung einer unmoraliſchen Regierung hervorgegangen war. Verbrannte Orte baute man oft ſchöner auf, Saaten und Bäume wucherten üppiger aus den Schooſe der Erde heraus; durch Betriebſamkeit wurde der Verarmte wieder wohlhabend, und die verſchwundene Population durch ewig friſchen Trieb der freien Natur ergänzt. Das große, reiche, kunſtſinnige, handeltreibende Korinth ergoß durch zahlreiche Canäle die Früchte ſeiner Lebensthätigkeit über alle Gegenden der Halbinſel. Als Hauptſtapelplatz des Welthandels im Occident, und als Werkſtätte aller das Leben und den Genuß verſchönernden Künſte war dieſe herrliche Stadt gleichſam Herz und Blut nicht nur des achäiſchen Staatskörpers, ſondern gewiſſermaßen der ganzen über die Erdfläche verbreiteten Nation der Altgriechen. Mit ihrer Vernichtung ſtanden plötzlich alle Lebenspulſe ſtill, und das Land verwelkte wie der thieriſche Körper, wenn man ihm die Nahrung entzieht. Aus den Paläſten aller kunſtliebenden Könige des Morgen- und Abendlandes rannen Goldſtröme in die Werkſtätten von Korinth, nahmen aber nach der Kataſtrophe ihre Richtung in andere Gegenden, ſo daß mit der bürgerlichen Freiheit zugleich der Reichthum, und mit beiden auch die Menſchen von der peloponneſiſchen Erde verſchwanden. Wer noch reich war, trug ſeine Hausgötter nach Italien, nach Rom, in den Mittelpunkt der Weltmacht, weil der reiche Grieche damals die Ruhe nicht ertragen, außer dem Strudel politiſcher Umtriebe nicht leben konnte. Den Armen dagegen trieb die Noth in fremde Länder, weil ihn nach Abſchaffung der demokratiſchen Verfaſſungen weder das Gemeinweſen, noch die Arbeit nach erſtorbenem Kunſtfleiße nähren konnte. Man darf annehmen, daß zur Zeit der Unterjochung auf der Halbinſel wenigſtens dreißig wohlbeſtallte, und was die innern Angelegenheiten betrifft, von einander ganz unabhängige Freiſtaaten, und folglich eben ſo viele Hauptſtädte und Regierungsſitze beſtanden, durch welche ein vielbewegtes Leben und mannichfaltige Wechſelwirkung, reges Treiben und Schaffen auf der ganzen Oberfläche des Eilandes verbreitet und unterhalten wurde. Dieß Alles erſtarb plötzlich unter dem Beile der Proconſular-Lictoren. Vom Range gebietender Herren ſtiegen die Bürger in den Kreis der Unterthanen, die Reſidenzen aber in die Dunkelheit armer und vergeſſener Landſtädtchen herab. Und welche Wirkung auf Bevölkerung, auf Wohlſtand und bürgerliche Glückſeligkeit der Länder Verwandlungen dieſer Art hervorbringen, kann man an vielen ehemals reichen, jetzt aber armen und halbverlaſſenen Städten Deutſchlands und Italiens ſehen. Gegen ſolche Uebel kennt die politiſche Weisheit eben ſo wenig eine Abhülfe als gegen das Hinwelken und Erſterben der blühenden Natur, ſobald die Sonne nach der entgegengeſetzten Hemiſphäre entflieht. *)

Wie ruchlos, wie unerſättlich, wie ſtolz und grauſam die römiſche Verwaltung in dieſem Zeitraume, beſonders während der Mithridatiſchen, Syllaniſchen, Cäſarianiſchen und Auguſtiſchen Kriege war, iſt ja aus den Schriften

---

*) . . . . at si formosus Alexis
Montibus his abeat, videas et flumina sicca.
Aret ager: vitio moriens sitit aeras herba:
Liber pampineas invidit collibus umbras.

Virgil.

jenes Zeitalters hinlänglich bekannt. *) Die Ueberbleibſel der aſiatiſchen Reichthümer, welche Jahrhunderte lang durch Söldnerei und Handel nach Hellas und beſonders in den Peloponnes gefloſſen, wurden durch Privat- und öffentlichen Raub, durch Contribution und andere Kunſtgriffe der raffinirteſten Tyrannei aus dem Lande gezogen. Grundſtücke, Gemälde, Statuen, und zuletzt ſogar noch die Kinder oder einen Theil der freigebornen Bürger mußten die Gemeinden an die italieniſchen Kriegscommiſſäre, Wucherer und Steuereinnehmer hingeben, um die wiederholten und unerhörten Contributionen zu bezahlen. Wer wird ſich noch verwundern, wenn Servius Sulpicius an einen berühmten Zeitgenoſſen ſchreibt: er habe auf einer Reiſe von Aegina über Megara, Korinth und die Nordküſte des Peloponneſes nichts als Ruinen halb oder ganz verfallener Städte und Flecken geſehen! Dieſer aber in einem Briefe an Quintus ausdrücklich bemerkt: durch die Laſt der Schulden und öffentlichen Abgaben erdrückt, ſeyen mehrere griechiſche Städte verlaſſen und eingefallen (dirutas ac paene desertas). Siebenzig Jahre dieſer ausländiſchen Herrſchaft reichten hin, den ſtolzen und aufbrauſenden Muth der peloponneſiſchen Bevölkerung ſo völlig zu erdrücken, daß beim erſten großen Einbruch des Mithridates in Europa die Nationalkraft ſchon bis auf den innerſten Keim erſtorben ſchien. In ganz Griechenland, in Aſien, in Africa, ſelbſt in Italien, und in allen umliegenden Ländern

---

*) Am beſten zuſammengeſtellt von Fr. Chriſtoph Schloſſer in ſeiner Univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht ꝛc.

dern zweifelten damals wenige Menſchen am nahen Untergang der weltherrſchenden Republik, und erwarteten nichts Geringeres als eine allgemeine Combuſtion der menſchlichen Dinge. Im Innern wütheten die Schrecken des Bürgerkrieges, von Außen mähte Mithridates die Italiener nach Hunderttauſenden, und näherte ſich mit großen Flotten und zahlloſen Heeren wie der Sturmwind den italieniſchen Küſten. Die Idee und das Schwert ſtritten zu gleicher Zeit für Mithridates. Die Freiheit verkündete er den niedergetretenen Völkern, und bewährte ſein Wort durch große Thaten. Allein vergebens hallte dieſer Ruf durch die Thäler der Halbinſel; man verſtand ihn nicht mehr; man hatte ſchon vergeſſen, was die Freiheit ſey. *) Den Sclaven, welche das Feld bauten, galt der Ruf ohnehin nicht. Die Optimaten, großentheils ſchon romaniſirt, zitterten für ihre Ruhe, für ihre Reichthümer und ihre Macht, deren Fortdauer von dem Heil des römiſchen Volkes abhing. Und wer hätte denn außer dieſen für die Wiedererweckung der Nationalunabhängigkeit wirken ſollen? Für die bei Korinth erſchlagenen Bürger kam die Hülfe zu ſpät, und die Ruinen von Megalopolis bedurften ihrer nicht mehr. Verödung,

---

*) Nach einer Stelle bei Appian (p. 190 de Bello Mithridat.) wären allerdings Kriegshaufen aus Lakonien und Achaja den Feldherren des Mithridates zu Hülfe gezogen. Allein im erſten Buch de Bell. Civil. p. 398 ſchreibt der nämliche Autor: Sylla habe in ſeinem Heere Krieger aus dem Peloponnes gehabt. Wahrſcheinlich iſt, daß ſich keine Republik öffentlich für Mithridates erklärte, privat aber mehrere Abenteurer ſeinen Fahnen folgten.

Ruinen, Laſter und Grab ſind feſte Grundlagen der Herrſchaft und der Macht. Die Dauer einer durch Glück, Weisheit und Heldenmuth errungenen Gewalt hat Rom durch dieſe Mittel auf länger als ein halbes Jahrtauſend geſichert.

Nach dieſen Vorgängen hat man es auch nicht zu bedauern, daß ſich von der Bedeutungsloſigkeit und von den Leiden der Halbinſel während jener mörderiſchen Kriege bis zur Schlacht von Actium keine genaue Nachricht erhalten hat. Daß an der Landenge von Korinth, daß in Achaja und Arkadien geſtritten, verheert und geplündert wurde, deutet der Sieger von Pharſalus in ſeinen Commentarien deutlich genug an. Es waren aber Fremdlinge, welche auf griechiſcher Erde um die Herrſchaft der Welt ſtritten, und die Eingebornen hatten ſelten dabei eine andere Rolle zu ſpielen, als die Kriegsheere beider Theile zu nähren und zu bezahlen, und in Demuth abzuwarten, welchem der beiden Athleten ſie als Beute anheimfallen. —

Wo die meiſte Kraft und Lebensfülle war, da wirkte auch die Verweſung am furchtbarſten. Und gleichſam als ſollte es recht anſchaulich gemacht werden, daß eine geheime Macht, ein feindlicher Dämon, eine unerbittliche Nemeſis das menſchliche Geſchlecht, ſeine Tugend und ſeine Glückſeligkeit verfolge, hatte die Geißel der römiſchen Welttyrannei gerade jene Theile der Halbinſel am wüthendſten zerfleiſcht, in welchen die größte Summe öffentlicher Tugend, Kraft und Mannhaftigkeit war, d. i. Arkadien und Achaja. Dieſe beiden Provinzen, in den letzten Zeiten des Bundes noch ſtark bevölkert, blühend und reich, waren im benannten Zeitraume im eigentlichen Sinne des Wortes mit Ruinen bedeckt, und ſtreckenweiſe von ihren Bebauern verlaſſen. *) Das große Megalopolis, zu deſſen urſprünglicher Bevölkerung im vierten Jahrhundert vor Chriſtus mehr als vierzig benachbarte Städtchen und Flecken Arkadiens die Bewohner liefern mußten, war nur mehr eine große Ruine, und glich eigentlich einem halbverfallenen Palaſte, worin ein kleiner Winkel noch einige Menſchen verbarg. **) Eben ſo ſtanden die Städte Dyspontion, Hyrmine, Cypariſſia, Maciſton und Bupraſion in Elis menſchenleer, weil die Bürger, unvermögend das gemeine Weſen fortzuführen, ſich theils mit den Bewohnern größerer Orte in der Nachbarſchaft verſchmolzen, theils den Peloponnes gänzlich verließen, wie die Leute von Dyspontion, um unter fremdem Himmelsſtriche eine glücklichere Heimath zu ſuchen. Die Trümmer der Burgen Akro-Korinth und Ithome zeugten zu Pauſanias Zeiten noch von dem Grimme der Legionen unter Conſul Mummius. In jedem Falle ſcheint Arkadien am meiſten gelitten zu haben. Wenigſtens ſagt Strabo, es ſey gar nicht mehr der Mühe werth von dieſem Lande und ſeinen Städten zu reden, weil es beinahe ganz öde liege, und nach dem Untergang der Städte von ſeinen Bebauern verlaſſen worden ſey. ***) Daß aber in Arkadien alle menſchliche

---

*) Strabo p. 367. Edit. Casaub.

**) πολλὰ τῆς Μεγάλης πόλεως ἐϛιν ἐρείπια ἐφ᾽ ἡμῶν.

Pausan. in Arcad.

***) διὰ τὴν τῆς χώρας παντελῆ κάκωσιν. —

Dieſe Stelle, wenn ſie anders von Strabo urſprünglich

Cultur verſchwunden, und eine ſcythiſche Wüſte entſtanden ſey, muß man deßwegen doch nicht glauben. Gehölze und Weideland mit zahlreichen Heerden, und von Sclaven gehütet, bedeckten in noch viel ſpäterer Zeit ſeine Oberfläche. Auch von den Städten und Flecken waren noch ſehr viele mehr oder weniger bewohnt, und die Felder in der Nähe angebaut, wie man aus dem ſpäter lebenden Pauſanias erfährt. In dieſer Weiſe ſchmolz im Peloponnes, wie in allen Ländern, welche die Peſt der römiſchen Herrſchaft erreichte, die Zahl der freien Bürger auf ein kleines Häuflein Optimaten zuſammen, während ſich die Zahl der Sclaven in eben dem Maße vermehren mußte, um die übermäßig ausgedehnten Ländereien anzubauen. Dieſe Bemerkung iſt nicht neu; Livius macht zu eben derſelben Zeit über die Abnahme der freien Population in den weiland beglückteſten und von Bewohnern wimmelnden Provinzen Italiens die nämliche Erinnerung. Deßwegen darf man auch eine Stelle Plutarchs, worin er bemerkt, daß ganz Altgriechenland zu ſeiner Zeit kaum dreitauſend Hopliten (freie Bürger in ſchwerer Rüſtung) aufzubringen vermöge, gar nicht unglaublich finden. Wohl aber iſt die Behauptung falſch, daß durch unaufhörliche Bürgerkriege der achäiſchen Republiken untereinander dieſe grauſame Verödung erfolgt ſey, wie bei Strabo zu leſen iſt. *) Polybius ſagt ausdrücklich: der Peloponnes allein habe in

---

herrührt, enthält offenbar Uebertreibungen, wie wir weiter unten näher zeigen wollen.

*) p. 267. Edit. Casaub.

den letzten Zeiten des Bundes noch zwiſchen dreißig- und vierzigtauſend freie Bürger ins Feld geſtellt. Und die Arkadier allein verloren in der Schlacht gegen Metellus bei Thermopylä und während des Rückzugs unter Critolaus mehr als dreitauſend Waffen tragende Männer, ohne ihren Verluſt in dem mörderiſchen Treffen von Leukopetra mit einzurechnen. Alle Städte Arkadiens ſtanden noch und waren Sitze freier Bürgergemeinden zur Zeit als Mummius unter Paukenſchall die Mauern von Korinth niederriß. Begreifen kann man unterdeſſen, warum Strabo die Schuld des öffentlichen Elends den Peninſulanern ſelbſt aufbürdet. Oder wie hätte er als römiſcher Unterthan öffentlich ſagen und ſchreiben dürfen, daß die Herrſchaft Roms wie ein giftiger Peſthauch die Welt veröde! — Eine der ſchlimmen Folgen der Knechtſchaft iſt es eben, daß Nationen ihren Verfall entweder als eine Wohlthat ihres Gebieters zu preiſen, oder wenigſtens als Folge ihrer frühern Thorheiten anzuerkennen genöthiget ſind. Wahr iſt es, daß in den peloponneſiſchen Städten auch nach der Unterjochung der uralte gegenſeitige Groll doch nicht erſtarb, daß Lacedämon mit dem benachbarten Meſſenien, dieſes mit Arkadien; Arkadien mit Elis, und Argos mit allen ſeinen Nachbarn, und die Gemeinden eines und deſſelben Stammes untereinander ewigen Stoff zu Fehden fortnährten. Allein es war nicht mehr erlaubt die ſtreitigen Punkte mit dem Schwerte auszufechten. Zu Patras vor dem Prätor, zu Rom im Senate oder vor dem Tribunale des Imperators durften ſie ihrem Grimm durch lange Reden, Klagen und Bitten Luft machen, und waren dann verſichert, daß allzeit jener Theil Recht behalte, welcher den andern an Beſtechung, Unterwürfigkeit, Schmeichelei und Knechtſinn übertroffen hat.

Daß mit der politiſchen Freiheit, mit der freien Bevölkerung und mit dem Reichthum auch die Blüthe der griechiſchen Kunſt und Geiſtesveredlung nicht nur auf der Halbinſel, ſondern in ganz Hellas, und ſo zu ſagen im ganzen menſchlichen Geſchlechte erſtarb und erſterben mußte, weiß ohnehin Jedermann. Haben wir denn nicht oben geſagt, daß die Weltherrſchaft des Senates und der Cäſarn in Ertödtung und Erniedrigung des menſchlichen Geiſtes ſeine vorzüglichſte Stütze hatte? Sobald die freien Bürgerſchaften ausgerottet und ihre Städte verfallen waren, war die Verwilderung auch ſchon vollendet. Es ſtarb die Cultur in Hellas nicht langſam; ſie erloſch plötzlich wie eine in der Finſterniß vom Sturmwind umgeſtoßene Fackel des Leuchtthurms. „Ich war zu Argos, in Phocis, in Lokris, zu Megara, zu Sicyon," ſchreibt Apollonius von Tyana im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung an die Vorſteher des Muſeums zu Alexandria, „und fand, daß ich verwilderte, nicht weil ich lange von Hellas abweſend, ſondern weil ich lange daſelbſt anweſend war." *) Der Geiſt der Hellenen war nach Rhodos, nach Byzanz, nach Alexandria gewandert, um in dieſen letzten Aſylen der Freiheit endlich noch mit einiger

---

*) *ἐξεβαρβαρώθην οὐ χρόνιος ὢν ἀφ' Ἑλλάδος, ἀλλὰ χρόνιος ὢν ἐν Ἑλλάδι.*

Epist. 34.

Würde zu erſterben. Der einzige Vorzug, der dem Peloponnes bis zur gänzlichen Vertilgung der helleniſchen Bevölkerung, Religion und Cultur durch Scythen und Mönche vor den übrigen Ländern griechiſcher Zunge auch im Laufe dieſer trauervollen Zeiten blieb, war die Feier der olympiſchen Spiele. Hier durfte dieſes berühmte Volk in herrlichen Sommernächten unter den Oelbäumen und Thränenweiden am Ufer des Alpheus, beim Anblicke der Denkmäler einer unerreichbaren Vorwelt auf kurze Zeit ſeine Leiden vergeſſen, und bei der Erinnerung alter Majeſtät ſich im Geiſte über ſeine brutalen Beherrſcher erheben. Der Peloponnes glich einem ungeheuren, von den alten Bewohnern großentheils verlaſſenen Palaſte, wohin nach jedesmaligem Umfluß von vier Jahren die auswärtigen Hellenen wanderten, um ſich in dieſer alten Nationalburg ihres gemeinſamen Urſprungs und ihrer Geſittung zu freuen. Auf das Feſtgetümmel folgte die vorige Stille und Verödung. Jedoch hatten ſich in den zuſammengeſchmolzenen Reſten der alten Population alle Schattirungen der helleniſchen Urſtämme in Sprache und Lebensweiſe erhalten, indem die vorgenannten Autoren des erſten und zweiten Jahrhunderts ausdrücklich bemerken, daß man in den Städten des Peloponneſes verſchiedene Dialekte zu ihrer Zeit wie vor Alters noch immer ſpreche, und folglich die Maſſe der Einwohner wohl gemindert, aber noch nicht durch Zuſatz fremder Beſtandtheile getrübt und verwandelt geweſen ſey.*)

---

*) *σχεδὸν δ᾽ ἔτι καὶ νῦν κατὰ πόλεις ἄλλοι ἄλλως διαλέγονται.* Strabo p. 230. Casaub. — Pausan. in Messen.

Die Spartaner, obwohl üppig und entnervt, *συβάριδος μεστοί*, hatten vom Dorismus ihrer Sprache auch nicht einen Buchſtaben geändert, und in öffentlichen Erlaſſen den alten lakoniſchen Styl aus den Zeiten eines Lyſander und Ageſilaos beibehalten, wie aus einem Schreiben der Ephoren an den nämlichen Apollonius von Tyana zu erſehen iſt. *)

Da die Hauptabſicht dieſer Schrift dahin gerichtet iſt, die allmähliche Vertilgung der alten Bewohner des Peloponneſes gegen die irrigen Anſichten unſerer Zeit darzuthun, welche die Moraiten des neunzehnten Jahrhunderts zwar für ausgeartete, doch aber für gerade und unvermiſchte Descendenten eines Ageſilaos, Ariſtodemos, Aratos und Philopömen geltend machen will; ſo bitten wir den Leſer, die eben vorher gemachte Bemerkung über die zu Pauſanias Zeiten noch beſtehende Reinheit der verſchiedenen Dialekte der Halbinſel nicht außer Acht zu laſſen. So mannichfaltig die Revolutionen der Menſchen und der Dinge auch immer ſeyn mögen, ſo wird man doch in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes kein einziges Beiſpiel finden, daß verſchiedene Stämme eines und deſſelben Volkes ihren von den Voreltern ererbten Dialekt vor dem Untergang der Sprache ſelbſt oder des ganzen Stammes je geändert

---

**) *Λακεδαιμόνιοι Ἀπολλωνίῳ.*

Τὰν διδομέναν τιμὰν σοι ἀπεστάλκαμεν. Τόδε ἀντίγραφον σημηνάμενοι τῇ δημοσίᾳ σφραγίδι (sic), *ἵνα ἴδης* (sic).

Philostrat. Vit. Ap. Tyan. epist. 62.

hätten. Religion, Freiheit, Bauart, Kleidertracht und Kriegsſitte können den Einwirkungen der Zeiten und der Umſtände weichen; Sprach-Nüancen aber werden ſo lange dieſelben bleiben, als die nämlichen Sprechorgane im Lande geboren und fortgepflanzt werden. Sobald wir daher finden, daß man in den Gegenden, welche ehemals Meſſenien, Sparta, Elis u. ſ. w. hießen, nicht mehr Doriſch redet; wenn wir finden, daß Brunnen, Bäche, Hügel, Berge, Thäler, Ebenen und Ortſchaften daſelbſt andere Namen tragen; ſo iſt dieſes ein unumſtößlicher Beweis, daß eine große Revolution und allgemeine Umkehrung über jene Himmelsſtriche gewandelt, und die alten Bewohner vernichtet habe.

Wie in allen Dingen und in allen Ländern begann die Corruption des helleniſchen Blutes, der helleniſchen Sitte und Redeweiſe auch im Peloponnes zuerſt in den Städten, beſonders in denjenigen, welche an der Seeküſte lagen. Der Handelsverkehr zog Fremdlinge aus den verſchiedenſten Ländern herbei, von welchen ſich nach und nach in allen Verkehr treibenden Städten kleine Colonien bildeten, und die alte Bevölkerung verdrängten. Jedoch war Alles dieſes im erſten Jahrhundert der Unterjochung von keiner großen Bedeutung und — etwa Patras ausgenommen — die Bevölkerung der Halbinſel noch rein und unvermiſcht. Die erſte peloponneſiſche Stadt, welche durch Ausländer und zwar der Hauptſache nach Nichtgriechen förmlich coloniſirt wurde, war Dyme, eine der zwölf alten Republiken Achaja's. Dieſen Ort muß die Geißel der römiſchen Herrſchaft beſonders ſtark getroffen haben, da er ungeachtet der vorhergegangenen Incorporation der Bürger von Olenos zur Zeit des großen Piraten-Krieges doch ſeiner Verödung nahe war. Eine Abtheilung der Ciliciſch-Iſauriſchen Seeräuber verpflanzte Pompejus nach ihrer Beſiegung in dieſe Stadt, um als friedliche Bürger die leeren Häuſer zu bewohnen und die ungebauten Felder zu pflügen. *) Ungefähr zwanzig Jahre ſpäter rief Julius Cäſar Korinth wieder aus der Aſche hervor, und beſetzte die neue Stadt ganz mit lateiniſch redenden Coloniſten aus Alt-Rom. Patras aber und ſein ganzes Gebiet mit allen Dörfern bis zur Meerenge von Rhium wurde durch Auguſtus Octavianus nach der Schlacht von Actium (31 vor Chr.) dem ſiegreichen Heere überlaſſen, von welchem ſich ein großer Theil (*ἀξιόλογον μέρος*) daſelbſt niederließ. **) Und doch verlor dieſer großen Einwanderung fremder Völker ungeachtet noch keine Stadt, kein Fluß, kein Gebirge ſeinen altgriechiſchen Namen, weil das helleniſche Element noch überwiegend und kraftvoll genug war, um die ausländiſchen Zuſätze einzuſaugen und gleichſam mit ſeinem Weſen zu verſchmelzen. Die neuen Coloniſten von Korinth, Patras und Dyme wurden nach Umfluß kurzer Zeit durch Vermiſchung mit Eingebornen in Griechen umgewandelt,

---

*) *Δέδεκται δ' οἰκήτορας καὶ ἡ Δύμη μικρὸν πρὸ ἡμῖν, ἀνθρώπους μιγάδας, οὓς ἀπὸ τοῦ πειρατικοῦ πλήθους περιλειπεῖς ἔσχε Πομπήϊος καταλύσας τὰ ληστήρια.*
Strabo p. 267. Casaub.

**) Strabo ibid.

redeten Griechiſch, und kleideten ſich auch nach der Sitte ihres neuen Vaterlandes. Eine Ueberſiedlung in ſolchen Maſſen iſt aber doch ein offenbarer Beweis, daß die einheimiſche Bevölkerung jener Gegenden entweder dem größern Theile nach verſchwunden, oder vom ſiegenden Octavianus ausgetrieben war. Woher hätte man ſonſt Ackerland genommen, um ſo viele tauſend fremde Familien zu verſorgen, wenn das Gebiet von Patras den alten Reichthum an Bebauern damals noch gehabt hätte? Zwar ſind die Achäer von Patras mit den übrigen peloponneſiſchen Gemeinden, nur Sparta ausgenommen, bei Actium gegen Octavianus geſtanden und nachher mehr oder weniger beſtraft worden. Allein keine einzige Stadt der Halbinſel erfuhr deßwegen das Loos von Capua, von Mantua oder Cremona. Vielmehr wurde Patras, welches damals faſt öde ſtand, durch den Sieger wieder aufgerichtet, indem die in den Landſtädtchen Meſſalis, Anthea, Boline, Argyra und Aroa zerſtreute Bevölkernng deſſelben in die alten Mauern zurückgeführt und durch die Bürger der niedergeriſſenen Stadt Rhypä noch erhöht wurde. In den erledigten Feldmarken ließen ſich dann Coloniſten aus Italien nieder.

Die Griechen ſelbſt hüteten ſich äußerſt ſorgfältig vor Miſchung ihrer Race mit fremdem Blute. Und es iſt bekannt, daß dieſes Volk im Allgemeinen, die Peloponneſier aber, und aus ihnen die Arkadier insbeſondere, auf Erhaltung ihrer Nationalität mit ſolcher Eiferſucht wachten, daß ſie nicht einmal einen Sclaven über die Gränzen des Vaterlandes hinaus verkaufen ließen. *) Niemals legte dieſes Volk die ſtolze Meinung von ſeinen natürlichen Vorzügen über die übrigen Erdbewohner ab. Niemand ſollte in den alten Wäldern Arkadiens Eichen fällen; Niemand auf ſeinen Triſten Rinder, Schafe, Schweine und Pferde weiden, und Niemand die ſchmutzigen (συώδεις) Dörfer bewohnen außer den Abkömmlingen jener pelasgiſchen Autochthonen, die in der Sagengeſchichte als die erſten Bebauer dieſes Alpenlandes bezeichnet werden. Und da während der Herrſchaft des römiſchen Volkes über Griechenland außer den oben angedeuteten Gegenden kein anderer Punkt der Halbinſel coloniſirt worden iſt, ſo darf man als unbeſtreitbar annehmen, daß Meſſenien, Elis, Lakonien, Argolis und Arkadien von der im Elend der Zeiten zwar allmählich dahinſterbenden, aber der Hauptſache nach doch unvermiſchten Hellenenbevölkerung bis auf den Zeitpunkt bewohnt blieben, in welchem der Strom ſcythiſcher Wanderungen über den Iſthmus hereinbrach und die Halbinſel durch zweihundertjähriges Toben vom Grunde aus umkehrte.

Das erſte Sauſen dieſes Sturms erreichte den Peloponnes in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Und gleichſam als wollte die Natur ſelbſt im Bunde mit dem Verhängniß den eindringenden Uebeln alle Schranken wegräumen, verheerten in den hundertundzwanzig Jahren, welche vom Tode des Kaiſers Hadrianus bis zum erſten Einbruch der nordiſchen Völker in Griechen-

---

*) Philostrat. Vita Apollonii Tyan. lib. 8. cap. 12.

land verfloſſen ſind, zu wiederholten Malen peſtartige Seuchen die ohnedas ſchon dünne bevölkerten Provinzen von Hellas. Es iſt bekannt, daß unter Marcus Aurelius Antoninus dieſe furchtbare Geißel einen großen Theil des menſchlichen Geſchlechtes vertilgte, und wenige Jahre vor Ankunft der Fremden beſonders in den Städten Achaja's die ſchauderhafteſten Verheerungen angerichtet hat. *) Gegen die Wuth dieſes Uebels wußte man damals keine Hülfe. Man ließ es toben, bis es durch Aufzehrung ſeiner Kraft von ſelbſt erloſch. In Rom wurden die Lücken der Population zwar ſchnell wieder ausgefüllt durch Coloniſten, die man aus den Provinzen in die Hauptſtadt führte. Aber dieſe letztern ſanken durch die zweifache Geißel der Peſt und der Emigration in einen Zuſtand von Verödung, von welchem man ſich ſchwerlich einen Begriff machen kann. Alle Nachrichten aus jenem Zeitalter zuſammengefaßt, beweiſen unwiderleglich, daß die Regierung des weiſen Antoninus als der Zeitpunkt anzuſehen iſt, in welchem ſich die menſchlichen Dinge nicht nur im Peloponnes und in Hellas, ſondern auf der ganzen römiſchen Erde in einer affuallenden Weiſe zum Untergang neigten. Mit der alten Bevölkerung, welche auf der ganzen Oberfläche des Reichs zu Hunderttauſenden hingerafft wurde, erloſchen die alten Ideen, der alte von Generation zu Generation fortgeerbte Sinn für ſchöne Künſte; ſelbſt die Kraft und das Genie ſtarben ab, weil Niemand übrig war, um das

---

*) Trebellius Pollio in Gallien. duob. cap. 5.

hinterlaſſene Erbtheil der Geiſter anzutreten. Deſſen ungeachtet wäre aber alle Bosheit des Menſchen und alle Schlechtigkeit der Regierung von Commodus bis Arcadius herab doch nicht ſtark genug geweſen, um den menſchlichen Geiſt völlig zu unterdrücken und die Nacht der Barbarei über die Erde zu verbreiten, wenn ihnen Hunger und Seuchen im Kampfe gegen das menſchliche Geſchlecht nicht Beiſtand geleiſtet hätten. Hundert Jahre der ſorgfältigſten Pflege unter einer milden und väterlichen Verwaltung würden kaum hinreichen, ein durch ſolche Uebel zerſtörtes Land wieder blühend, reich und bevölkert zu machen. Die Provinzen des Reiches aber genoſſen weder eine ſo lange Ruhe, noch waren ſie nach Grundſätzen der Milde und der Menſchlichkeit verwaltet. Waren denn nicht die meiſten Cäſarn Bluthunde, und ſahen ſie nicht in der Sichel, welche die Nationen niedermähete, einen willkommnen Bundesgenoſſen, der ihnen zur Vernichtung der Feinde, das iſt, aller tugendhaften und wohlwollenden Unterthanen Beiſtand leiſtete? Oder wünſchte nicht jener Cajus dem ganzen römiſchen Volke nur Einen Kopf, um es mit Einem Hiebe zu vertilgen? Und ſchrieb nicht jener feine Schlemmer Gallienus nach Beſiegung eines Uſurpators in Illyricum an ſeinen Feldherrn Celer Verianus, er ſolle nicht nur die Bewaffneten und Waffenfähigen tödten, ſondern das gänze männliche Geſchlecht der Provinz ausrotten, ſelbſt Greiſe und Kinder nicht ſchonen? *)

---

*) Lacera, occide, concide war der Schluß des eigenhändigen Schreibens des Imperators. Trebellius Pollio.

Ich wäre fürwahr begierig, den Zuſtand des Peloponneſes und die Gemüthsſtimmung ſeiner Bewohner in jenem Augenblicke zu kennen, in welchem der Proconſul Meſſala vom Imperator Decius (151 v. Ch.) ſchriftlichen Befehl erhielt, dem Tribun Claudius zweihundert Soldaten aus Dardanien, hundert Cuiraſſiere, hundertſechzig leichte Reiter, ſechzig Bogenſchützen aus Kreta, und tauſend Neuausgehobene zur Beſchirmung der Thermopylen und der Landenge von Korinth zu überlaſſen. In ganz Griechenland war keine Feſtung, das Volk hatte ſeit vielen Menſchenaltern keine Waffen getragen, keinen Feind geſehen, keine Schlacht geliefert; war gewohnt durch Demuth, durch lange Reden und Bitten gegen räuberiſche Proconſuln und läſtige Publicanen zu ſtreiten. Von Germanen und Parthern durch weite Zwiſchenräume gebändigter Provinzen geſchützet; im Süden ein breites Meer und ein beſiegter Erdtheil; im Norden durch hohe Gebirge, ſtreitbare Legionen und einen breiten Strom vom näher gelegenen Lande der Scythen getrennt, hatten die ausgeplünderten, verdünnten Hellenen auf Befehl ihrer Zwingherren ſoldatiſche Kraft und Heldengeiſt ihrer Ahnen längſt vergeſſen, und feigen Lebensgenuß als das größte Verdienſt und als die größte Glückſeligkeit kennen gelernt. Bis zu den Tagen der Imperatoren Decius, Valerianus und Gallienus hätte Rom ſelbſt eher an eine Umkehrung der ewigen Geſetze der Natur geglaubt, als an die Möglichkeit, daß feindliche Heere vom Iſter und dem Euxinus her die Verwüſtungen bis ins Herz der peloponneſiſchen Halbinſel trügen.

Bekanntlich nannten die Griechen alle dem Iſter und Pontus nördlich gelegenen Länder Scythia. Im Innern dieſes unermeßlichen aber unbekannten Landſtriches wohnte damals wie heute das große Volk der Slaven. In den Strichen zunächſt an den Ufern hatten ſtreitbare und räuberiſche Scythenſtämme ihren Wohnplatz; jenſeits derſelben feſſelte träger Schlummer die Kräfte des ſich ſelbſt und der Welt unbekannten Volkes. Es gehört nicht hieher zu erzählen, wie um die bemeldete Zeit die furchtbaren Gothen mit andern zahlreichen Stämmen aus Germanenland hervorbrachen und mit der neuen Herrſchaft ein in jener Weltgegend bisher ungefühltes Leben und Treiben entzündeten. Sie brachten Gährungsſtoff in die träge Maſſe, und trieben ſie gegen die Bollwerke der Legionen, die an den Pforten des Weltreiches Wache hielten. Zu Waſſer und zu Lande, in Haufen zu vielen Hunderttauſenden, drangen ſie über die Donau, über den Pontus, durch den Bosphorus, in Illyrien, Möſien, Thracien, Klein-Aſien und Süd-Griechenland ein, verheerten die Inſeln und Küſten beider Continente; verbrannten die herrlichſten Städte, Tempel und Kunſtwerke; landeten auf Cypern, auf Kreta, im Pyräus, im Golf von Lacedämon und Theſſalonica beinahe zu gleicher Zeit; ſie hatten zweitauſend Fahrzeuge, und ihre Streiter, Gothen, Heruler, Karpen, Boranen und Slaven waren ohne Zahl. *) Gallienus der Imperator hielt üppige Gaſtmahle und lachte während die Säulen des Reiches umſtürzten, ein zwanzigfacher

---

*) 250—270 n. Ch.

cher Bürgerkrieg die Provinzen zerriß, und die Peſt ohne Unterſchied die Bewohner, ihre Feinde und ihre Vertheidiger in ungezählter Menge verſchlang. In Hellas dachten nur die Bürger von Athen an Tapferkeit und Gegenwehr; im Peloponnes hob Niemand die Hand zum Streite auf. Wie eine Waſſerfluth, wie ein Sturmwind wälzten ſich die Feinde den Eurotas hinauf nach Lacedämon, deſſen Mauern durch Alter eingefallen, deſſen Bürger ſchwach und des Kriegs unkundig waren. Sparta, Tegea, Argos und Korinth wurden ausgeplündert und verwüſtet. An der Landenge wehrte Niemand, und die Räuber drangen durch Böotien, Akarnanien und ganz Hellas, leerten Delphi aus, und verſchwanden wie ein feuriges Meteor aus den Blicken der betäubten Bewohner Griechenlands. Den Schluß dieſer zwanzigjährigen Schreckenszeit machte der heldenmüthige Imperator Claudius durch jene Vertilgungsſchlacht im heutigen Bulgarien, in welcher er die Barbaren für ihre Frevel züchtigte, und die griechiſche Erde auf lange Zeit von ihrer Gegenwart befreite. Wären die Schriften des Athenäers Dexippus, der ſeine Mitbürger in dieſem Kriege befehligte und nachher die Begebenheiten deſſelben beſchrieb, auf unſere Zeiten herabgekommen, ſo könnte man den Grad der Verheerung ſo wie den inneren Zuſtand der Halbinſel freilich mit deutlicheren Zügen ſchildern.

Solche Wunden kann nur ein langer Frieden wieder heilen. Wann genoß aber das römiſche Menſchengeſchlecht jener Zeit dieſe edelſte Gabe des Himmels? Waren die Scythen auch aus dem Innern Achaja's vertrieben, wüthete der Kriegsſturm doch mit geringen Unterbrechungen hundert volle Jahre am Euphrat, am Kaukaſus, am Pontus, am Iſter und in Illyrien bis in die entfernten Länder der Kelten fort. Golddurſt der Barbaren von Außen, und die Purpurwuth der Militärbefehlshaber im Innern ließen den erſchöpften Provinzen keine Zeit, durch Sparſamkeit im ſtädtiſchen Haushalt die Wirkung vergangener Leiden auszutilgen. Das römiſche Volk war auf die Vertheidigung zurückgeworfen, war gleichſam in einer ungeheueren Feſtung eingeſchloſſen, an deren Bollwerken von Kaledonien bis an der Tigris jeden Tag durch erbitterte Barbaren geſtürmt wurde. Und die dahinter liegenden Provinzen hatten keine andere Beſtimmung als für Sold, Unterhalt und Ergänzung der Streiter zu ſorgen. — Der Standpunkt am Bosphorus, auf welchem ſich gleichſam die Straßen von Anatolien, Europa und Scythenland begegneten, ſchien den Imperatoren nach den letzten Ereigniſſen von beſonderer Wichtigkeit. Diocletianus wählte anfangs Nikomedia, und bald nach ihm Conſtantinus das in ein chriſtliches Conſtantinopel umgewandelte Byzantium als Standlager, um die Städte und die Küſten Griechenlands gegen die Nordiſchen zu ſchirmen. Ungefähr ſiebenzig Jahre nachdem die Gothen das erſtemal in Neu-Korinth, Argos und Sparta Feuer eingelegt und geplündert hatten, hatte ſich eine Weltſtadt, das große Conſtantinopel, am Ufer des Propontis erhoben und ſich gleichſam als neue Hauptſtadt des griechiſchen Volkes angekündigt. Wenn Sparta, wenn Athen, wenn Korinth, wenn Olympia und Megalopolis in den Augen der Hellenen auch in der Erniedrigung noch hohe Bedeutung hatten, ſo mußten ſie am Tage der Einweihung der neuen chriſtlichen Kaiſerſtadt ſchmerzlich empfinden, daß die alte Zeit gänzlich dahin, und Zeus Olympius ſelbſt den Scepter unwiderbringlich verloren habe. In der Nähe dieſes neuen Sitzes irdiſcher Größe, Pracht und Herrlichkeit verdorrten die Städte Griechenlands noch ſchneller als unter der Brandfackel ſtreifender Scythen, oder unter dem Drucke unerſättlicher Proconſuln.

Im Jahre dreihundert der chriſtlichen Zeitrechnung (man muß dieß wohl beachten) hatte der Peloponnes, einen Theil ſeiner Bewohner und ſeiner Reichthümer ausgenommen, noch nichts verloren, keine Verwandlung erlitten. Die alten Namen der Volksſtämme und Länder, die alte Form der Gemeinweſen, die Landmarken, die Spiele, die Wege, die Tempel, die gegenſeitige Eiferſucht der Städte, Hader und Zankſucht, Gottheiten und Aberglauben waren damals noch wie zur Zeit des Philopömen und Polybius. Pauſanias bemerkt ausdrücklich, daß die Römer nach gänzlicher Niederdrückung Griechenlands den Peloponneſiern aus Mitleiden erlaubt haben, die früher verbotenen Landtage der einzelnen Volksſtämme wieder zu feiern, und über die Angelegenheiten des Vaterlandes zu berathen. Wie zu den Zeiten des großen Bundes verſammelten ſich die Alt-Achäer am Ende des zweiten Jahrhunderts noch immer einmal des Jahrs zu Aegium, ſo wie jeder Stamm in ſeiner Bundesſtadt. Es war für die Griechen gleichſam Bedürfniß, zuſammenzukommen, zu reden, zu zanken, ihre

Theorien auszukramen, Vorſchläge zu machen, nichts auszurichten, und zuletzt zu thun, was die Römer befahlen. Dieſen kleinen Troſt für die verlornen Güter des Lebens geſtatteten die Imperatoren des dritten Jahrhunderts eben ſo gerne als die vorhergehenden. Mit Ende des vierten Jahrhunderts, als die Lage des Reiches unheilvoll zu werden begann, beförderten die Cäſarn ſogar dieſe Deputirten-Verſammlungen der einzelnen Provinzen, um durch ihre Hülfe die aus dem römiſchen Staatskörper entflohene Lebenskaft wieder zurückzurufen. *) Die Lacedämonier hatten zwar längst alle ihre martialiſchen Tugenden vergeſſen, und ſtanden an Nichtswürdigkeit und Knechtſinn weit hinter den übrigen Peninſulanern zurück; ſie meinten aber noch immer die alten Helden zu ſeyn, weil ihre Kinder nackt gingen und jedes Jahr einige Jünglinge um ein Dianabild herum todt gegeißelt wurden. So groß iſt das Bedürfniß der Völker ſich ſelbſt zu täuſchen oder durch andere ſich täuſchen zu laſſen. Die iſthmiſchen, nemeiſchen, die olympiſchen Spiele wurden nach Umfluß der geſetzlicher Zeiträume gefeiert. Argos, Elis und Neu-Korinth hatten ihre Rechte als Vorſitzer und Anordner ununterbrochen geübt, ausgenommen die Zwiſchenzeit der Zerſtörung und Wiedererbauung der letztern, wo Sicyon als Grundbeſitzer die iſthmiſchen Spiele ordnete. Außer der Reſidenz des Proconſuls wurde in der Verwaltungsform nichts geändert,

---

*) Guizot, Cours d'histoire moderne, 2me leçon, pag. 17. Erſte Ausgabe. Paris 1828.

Das arme, kleine Patras wurde mit Neu-Korinth vertauſcht, deſſen Bewohner in kurzer Zeit, wenn auch nicht Reichthum und Herrlichkeit, doch Prachtliebe, Genußſucht und Liederlichkeit, und vielleicht auch die Menge ihrer unglücklichen Vorgänger erreichten. Wohnend in der Hauptſtadt Achaja's, im Sitze des Statthalters, der Steuereinnehmer, Pächter und Wucherer, wohin das Mark des Landes floß, und ſtolz auf ihr italieniſches Blut, hatten dieſe Neu-Griechen, mit Bewilligung Roms, Gebiet und Stadt der verarmten Argiver ihrer Municipalbehörde unterworfen und für die Koſten Korinthiſcher Spiele und Localausgaben gegen Fug und Recht beizutragen genöthiget, wie aus einem Schreiben des Imperators Julianus vom Jahre 361 zu erſehen iſt. Den übrigen ſtatiſtiſchen Neuerungen, die Auguſtus in den Gränzmarken der einzelnen Staaten des Eilandes hin und wieder vornahm, lag offenbar die Abſicht zu Grunde, den beiden mit Coloniſten aus Italien bevölkerten Cantonen Patras und Neu-Korinth einen überwiegenden Einfluß auf die Angelegenheiten der Halbinſel zu verſchaffen, die Einheimiſchen dagegen zu ſchwächen und herabzudrücken. Deßwegen wurden Dyme, Pharä und Tritia der Municipalbehörde zu Patras; Argos aber mit einem großen Theile des nordöſtlichen Peloponneſes jener zu Neu-Korinth untergeordnet. Lacedämon dagegen verlor jene achtzehn Küſtenorte, die ihm der Senat zur Zeit des achäiſchen Kriegs als Preis des Verrathes geopfert hatte. *) Es war im

---

*) Pausanias Laconica cap. 21.

Peloponnes, mit Einem Worte, noch immer die alte Zeit, das alte Volk, die alte Sitte. Die Menſchen wallfahrteten, flehten, zitterten vor den Bildſäulen des Zeus, des Apollo, des Aeskulap zu Olympia, Amyklä und Epidauros. Der Glaube an ihre Macht war in den Gemüthern der Peloponneſier noch unerſchüttert, und Niemanden aus dem gemeinen Volke fiel es ein, an den Wunderwerken zu zweifeln, die jedes Jahr zu Waſſer und zu Lande, an Kranken, Schiffbrüchigen und Elenden aller Art mit Hülfe und Beiſtand der Götter geſchahen. Im Gegentheile, es entzündete ſich mit dem Elend der Zeiten die Inbrunſt der Gläubigen zu neuer Gluth, um Hülfe zu erflehen gegen die Wuth der Scythen und Germanen, von welcher weder ſie ſelbſt noch das ewige Rom zu ſchützen vermochte.

Nur zu Korinth und zu Patras, und etwa wohl auch in anderen Städten der Halbinſel wohnten in abgeſonderten Quartieren Fremdlinge aus Morgenland, die am Gottesdienſte und an den religiöſen Gebräuchen und Meinungen der Eingebornen keinen Antheil nahmen. Es hatten dieſe Leute weder Tempel noch Bilder, noch Vielheit der Götter, lebten mäßig, waren arbeitſam und gewöhnlich wohlhabend. Für Erzeugniſſe der bildenden Künſte und des menſchlichen Geiſtes hatten ſie keinen Sinn, ſahen auch ſolche Gegenſtände mit Widerwillen und Verachtung an. Dieſes Volk waren die Juden. Nach Unterjochung ihres Königreiches durch Pompejus und Antonius waren ſie in alle dem römiſchen Volke unterworfene Länder des Abendlandes gezogen, und hatten auch in den vornehmſten Städten von Hellas Niederlaſſungen gegründet. In den Tagen des Kaiſers Claudius (41 — 54 n. Ch.) erſchien im Judenquartier zu Korinth ein Mann mit Namen Paulus, aus Tarſus in Cilicien gebürtig, von Profeſſion ein Teppichweber, Phariſäer und Schriftausleger, der aber auch einige Bekanntſchaft mit griechiſchen Dichtern verrieth. Nach der Sitte ſeines Volkes erklärte er mehrere Sabbathe hintereinander in der Synagoge die heiligen Schriften, und bewies den Juden, daß der von den Prieſtern zu Jeruſalem verrätheriſcher Weiſe zum Tod gebrachte Jeſus der Sohn Gottes und der verſprochene Welterlöſer ſey. Er forderte ſie auf, an ihn zu glauben, ſeine Lehre anzunehmen, und ihr Leben zu beſſern. Und weil er, wie allenthalben auf ſeiner Reiſe, bei den Stammgenoſſen wenig Gehör fand, ſo verkündete er die Botſchaft des Heiles auch einigen Griechen von Neu-Korinth, von welchen er während ſeines achtzehnmonatlichen Aufenthalts mehrere für die neue Lehre gewann. Dieß war die erſte Saat des Evangeliums auf peloponneſiſcher Erde. Außerhalb des Judenquartiers erregte dieſer Vorgang auch nicht die geringſte Aufmerkſamkeit, bis endlich der Uebertritt eines Synagogenvorſtehers die ganze Genoſſenſchaft in Aufruhr brachte. Man ergriff den Glaubensneuerer und ſchleppte ihn vor das Tribunal (βῆμα) des Proconſuls Gallio, mit der Klage: er führe geſetzwidrigen Gottesdienſt ein. Ehevor Paulus den Mund zur Vertheidigung öffnete, bemerkte Gallio den Klägern, daß er bereit wäre, gegen Beleidigung und ſchlechte Handlungen Recht zu ſchafſen, in Sachen aber, wo es ſich nur um Worte, Namen und jüdiſche Religionsbegriffe handle, ihr Richter ſeyn weder könnte noch wollte. Und mit dieſem Beſcheide trieb er die Juden mit Sanct Paulus aus dem Prätorium. *) Kirchliche Neuerungen, religiöſe und politiſche Umwälzungen ſind, wenn ſie zeitgemäß waren, beinahe immer hauptſächlich deßwegen gelungen, weil man anfangs ihre Wichtigkeit und tiefeingreifende Bedeutung nicht erkannt, und ſie überhaupt gering geachtet hat. Wer hätte aber wohl auch glauben ſollen, daß einige arme, geſchmackloſe Juden den olympiſchen Zeus vom Throne zu ſtoßen, und die helleniſche Welt mit allen Reichthümern der Kunſt und der irdiſchen Glückſeligkeit zu vertilgen fähig wären? — So exemplariſch auch Lebensweiſe und Einrichtung der neuen Bekenner ſeyn mochte, fanden ſie bei der Maſſe der Peloponneſier und der übrigen Bewohner von Alt-Hellas deſſen ungeachtet nicht denſelben Beifall, wie bei den ſchwärmeriſchen Völkern des Orients. Und ich glaube nicht, daß die chriſtliche Lehre, ihrer inneren Würde und Heiligkeit ungeachtet, auf dem Wege der Sanftmuth den Sieg über den alten Gottesdienſt ſo ſchnell in der römiſchen Welt errungen hätte, wenn ihr nicht das Schwert neubekehrter Barbaren und einiger fanatiſchen Cäſarn zu Hülfe gekommen wäre. In Griechenland, wie allenthalben, würden einige Menſchen der Wahrheit ihr Ohr geliehen, andere aber ſie

---

*) *Καὶ ἀπήλασεν αὐτοὺς ἀπό τοῦ βήματος.*
Acta Apostol. cap. 18, v. 16.

verſchmähet haben, weil unſer Geſchlecht von Natur ſo eingerichtet iſt, daß es jeder Neuerung, gleichviel ob gut oder ſchlecht, Widerſtand entgegenſetzt und das Alte um ſo inniger umfaſſet, je ungeſtümer das Neue ſich ſeiner zu bemächtigen ſtrebt. Ohne die außerordentlichen Ereigniſſe, von denen wir kurz nachher reden, würde ein Theil der Peloponneſier heute noch vor dem ehrfurchtgebietenden Zeus in den Säulengängen Olympia's anbeten, und die ganze Reihe ihrer heitern Gottheiten dankbar im Herzen bewahren, während der andere im Glauben an das lebendige Wort den einzig richtigen Weg des Heiles erblickte. — Und — wenn ich es ohne Verletzung zarter Gemüther ſagen darf — hätte man wohl irgend eine Art Gottesverehrung erfinden können, gegen welche ſich das Gefühl feingeſitteter und kunſtſinniger Hellenen mehr empören mußte als gegen die chriſtliche in dem Zuſtande von Corruption, in welchem ſie von einem Theodoſius, von einem Arcadius und Zeno den Nationen aufgedrungen wurde? Kündigte ſie ſich nicht als Feindin und unverſöhnliche Zerſtörerin aller jener Dinge an, die dem griechiſchen Volke theuer und unverletzlich waren? Zerſtörte ſie nicht in ihrer Wuth alle Wunderwerke der Baukunſt, Säulen, Tempel und mit unerreichbarer Kunſt gearbeitete Bilder? *) Vertilgte ſie nicht Alles, was das Leben verſchönert und civiliſirte Nationen von Barbaren unterſcheidet? Mit welchen Empfindungen des Schmerzens und des Un-

---

*) Liban. Orat. pro Templis ad Theodosium. Tom. 2. pag. 148.

willens glaubt man wohl, daß dieſes feinfühlende und in ſeiner Erniedrigung dennoch edle Volk die Predigten mancher zu glaubenseifrigen Biſchöfe, oder das Toben verwilderter Anachoreten aus der libyſchen Wüſte angehört habe, in welchen man ihm ſagte: Der Zeus des Phidias zu Olympia, vor welchem Hellas im Staub liege, ſey der Fürſt der Finſterniß; die Kunſtgebilde auf den Märkten und Säulengängen ſeyen Ebenbilder hölliſcher Geiſter, die Tempel Grabmähler der Verweſung, und aus dem Munde Apollo's von Delphi habe der Teufel geredet; die Feier der olympiſchen Spiele ſey eine gottbeleidigende Verruchtheit; den Geiſt an den Meiſterwerken der Vorzeit laben, verdammungswerth, und Ablegung aller Gefühle der Menſchheit und der Geſittung der einzige Weg, um dem Gott der Chriſten zu gefallen; zerſtöret, reißet nieder, rottet aus! — Oder war nicht dieſes der Weg, auf welchem der neue Gottesdienſt nach Griechenland gewandert iſt? *) Wie hätten ſolche

---

*) Der Verfaſſer müßte ſich ſehr unglücklich ausdrücken, wenn es hier nicht klar ſeyn ſollte, daß er nicht die chriſtliche Religion als ſolche, ſondern die Art ihrer Verbreitung in Hellas als ein für die alten Kunſtwerke verderbliches Ereigniß bezeichnen wollte. Jene blinden Eiferer, welche auch hierin die Chriſten von allem Tadel freiſprechen, will er nur auf Matth. X. 14, und überhaupt auf die Milde und Klugheit der Apoſtel aufmerkſam machen. Oder gibt es wohl überhaupt Jemand, der da glaubt, daß man ſich bei Unterdrückung des Heidenthums allenthalben von jener Mäßigung, Liebe und Schonung habe leiten laſſen, die der Religion Jeſu Chriſti inwohnet?

Reden mit entſprechenden Handlungen begleitet, nicht Erbitterung und Abneigung erzeugen ſollen? Auch iſt es gewiß, und ſelbſt alle Kirchenſcribenten geſtehen es nicht undeutlich ein, daß die neue Lehre im Allgemeinen von den Hellenen zurückgewieſen, und nur durch Hülfe blutiger Gräuel und Vertilgungskriege dem Reſt dieſer Nation aufgenöthiget worden ſey. *) An der Göttlichkeit des Chriſtenthums, ſo wie es Sanct Johannes nach Jonien, und Sanct Paulus in den Peloponnes gebracht haben, wird Niemand zweifeln, weil die Wahrheit ein zu köſtliches Gut iſt, als daß ſie irgend anderswoher als von Gott kommen könnte. Und was lehrten denn dieſe Männer, wenn nicht Mäßigung der Begierden, Gerechtigkeit, innere Heiligung und Menſchlichkeit? Wohl verſuchten ſie den großen Haufen zu belehren, daß hölzerne, marmorne, goldene Gebilde nur Holz, Stein, Metall ſeyen, ohne Kraft den Sterblichen zu nützen. Vernünftige Leute wußten dieſes ehevor, und der große Hauſe machte ſich in kurzer Zeit ſtatt der alten Götzenbilder neue. Dagegen wird man mir auch erlauben, in dem Chriſtenthum eines Conſtantin und Conſtantius nichts Anderes zu ſehen, als ein Vehikel für irdiſche Zwecke, wie es bei den Großen der Erde von jeher Sitte

---

*) Ut etiam ipse (Alaricus) ultor impietatis, quae hactenus in ea provincia spretis Imperatorum Christianorum legibus, vigebat, divinitus missus esse probari possit: nam praestitit ipse gladiis, quod tot Christiani principes datis saepe rescriptis frustra tentassent.

Annal. Eccles. Baronii cum Critice Pagii, Tom. VI. p. 203.

war; im Dogmenſtreite dagegen zwiſchen Sanct Athanaſius und Arius nur den erbitterten Kampf zwiſchen Vernunftglauben und Supernaturalismus, wie ihn jede Religion beſtehen muß. Weit entfernt, die benannten Imperatoren zu verdammen, muß man vielmehr ihrer politiſchen Klugheit, ihrem richtigen Blick Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Es war eine Weltrevolution, Aufſtand der untern, armen gedrückten, exoteriſchen Volksclaſſen gegen die eſoteriſchen, geiſtig dominirenden, folglich ſchwächeren Theile des menſchlichen Geſchlechtes, und Conſtantin und ſeine Nachfolger waren durch Beiſpiele früherer Zeiten belehrt, daß Widerſtand vergeblich ſey, und daß man große Kataſtrophen nur dadurch beherrſche, daß man ſich an ihre Spitze ſtelle und ihre planlos wirkenden Kräfte durch Intelligenz lenke. Sittenreinheit, Menſchlichkeit, Liebe und Gerechtigkeit waren nicht mehr Gegenſtand des Streites; denn daß man dieſe Tugenden beſitzen ſoll, hat weder Heide noch Chriſt jemals in Abrede geſtellt. Es fragte ſich auch nicht, ob man den Cäſarn, den Proconſuln, den Prätoren gehorchen, und den Publicanen Zölle geben ſolle, da ſich die Bekenner der neuen Lehre, ſelbſt nach den Zeugniſſen der Heiden, durch Unterwürfigkeit gegen die Staatsgewalt und durch Pünktlichkeit in Entrichtung der Abgaben häufig ſehr vortheilhaft auszeichneten. Kein Chriſt, ſagt Ammianus Marcellinus, bettelte, ging müßig, oder gewann durch ſchlechte Künſte ſein Leben. Arbeit, Sparſamkeit und gegenſeitige Unterſtützung verbannten alle ekelhaften Scenen der Armuth und der Liederlichkeit aus ihren Gemeinden. Jedoch galt dieſe edle Haltung der Chriſten nur bis zu ihrer Emancipation durch Conſtantin. Sobald ſie ihre Gegner mit überlegenen Kräften unter dem Schutze des kaiſerlichen Adlers bekämpfen durften, waren ſie plötzlich umgewandelt und an Rachſucht, Liebloſigkeit und Härte weit heidniſcher als ihre alten Gegner; nicht etwa als wenn alle Tugenden plötzlich aus den chriſtlichen Gemeinden verſchwunden wären, ſondern weil durch urplötzliche Beimiſchung heidniſcher Corruption der klare Brunnen des Chriſtenthums getrübt wurde, in dem die Bekehrung nicht mehr nach freier Ueberzeugung und innerem Drange, ſondern auf Commando der kaiſerlichen Autoritäten in Maſſen geſchah. Mit Karthago fiel die römiſche Tugend, wie mit den olympiſchen Göttern das wahre Chriſtenthum; ſelbſt das Gute und das Glück verlieren mit dem Verſchwinden ihres Gegenſatzes den alten Glanz. Die Natur der menſchlichen Dinge in ihrem weiteſten Umfang verlangt ewiges Wirken und Gegenwirken zweier feindlichen Kräfte. Ihre Harmonie iſt der Tod, weil mit Ueberwältigung der einen auch die andere ſtirbt.

Wenn man dieſen Kampf der beiden Elemente von ſeinem Beginnen bis zu ſeiner tragiſchen Entwickelung hiſtoriſch verfolgt, ſchien es ſich zuletzt nur darum zu handeln, ob man in den Tempeln das Bild des olympiſchen Zeus und der Athene mit dem Bilde des Gekreuzigten und der Madonna glorioſa, ob man Apollo und Mercurius mit Sanct Stephan und Sanct Criſpinus vertauſchen, und anſtatt zu den olympiſchen Spielen in eine Verſammlung von Biſchöfen gehen wolle, die unter dem Präſidium des heiligen Geiſtes mit Schmähworten und Fauſtſchlägen das

Stadium der Orthodoxie ausmaßen. Und hätten nicht Scythen und Cäſaren der einen der ſtreitenden Parteien ihr Schwert geliehen, wie hätte der Hellenismus je überwältigt werden können? Die Wagſchalen würden ſich vermuthlich im Ganzen genommen bis auf den heutigen Tag noch das Gleichgewicht halten, weil die unbewältigte Natur in allen Dingen nach den Geſetzen der Iſoſtatik zu wirken ſcheint. — Als Beweis von den geringen Fortſchritten, welche die Botſchaft des Heiles in Alt-Hellas im Allgemeinen, und insbeſondere im Peloponnes, auf dem friedlichen Wege der Bekehrung gemacht habe, kann die geringe Anzahl von Blutzeugen gelten, welche auf dieſer Halbinſel wegen Anhänglichkeit an die neue Lehre den Tod gelitten haben. Denn unter den vielen Tauſenden von Martyren der orientaliſchen Kirche, welche das große Menologium des Kaiſers Baſilius enthält, findet man die Namen von nicht mehr als ſiebzehn peloponneſiſchen Chriſten, welche auf Befehl der kaiſerlichen Obrigkeiten hingerichtet wurden. Und von dieſen ſiebzehn ſind neun aus der Stadt Korinth und folglich Neu-Griechen. Die acht übrigen waren aus der Umgegend und aus andern nicht namentlich bezeichneten Orten der Halbinſel. *) Daß ein Lacedämonier

---

*) Die Namen dieſer Schlachtopfer religiöſer Ueberzeugung ſind: Moron, Victorinus, Victor, Nicephorus, Claudianus, Diodorus, Sarapion, Papias und Codratus (Quadratus), ſämmtlich aus Neu-Korinth; Cyprianus, Dionyſius, Anectus, Paulus, Crescens, Leonides, Irene und Hadrianus, deren Heimath nicht angegeben iſt. Die letzteren drei ſcheinen ſogar außerhalb des Iſthmus gebürtig zu ſeyn.

oder Tageate, ein Megalopolitaner, ein Elier oder Argiver wegen Abtrünnigkeit von den althelleniſchen Göttern ſein Blut vergoſſen habe, wird nirgends gemeldet, und man darf deßwegen auch als unbezweifelt annehmen, daß ſich während der drei erſten Jahrhunderte außer den apoſtoliſchen Kirchen zu Patras und Korinth auf der ganzen Halbinſel keine bedeutende Chriſtengemeinde gebildet habe. Urkundlich kann man die Exiſtenz einer chriſtlichen Filialgemeinde im Laufe des beſagten Zeitraumes nur von Lacedämon nachweiſen, und zwar durch ein Sendſchreiben, das der Korinthiſche Biſchof Dionyſius unter Marcus Aurelius an dieſelbe erlaſſen hat, um ſie zur Rechtgläubigkeit, zum Frieden und zur Eintracht ὀρθοδοξιάς, εἰρήνης τε καὶ ἑνώσεως) zu ermahnen. *)

Auffallend bleibt dieſe Erſcheinung immer, wenn man die reißenden Fortſchritte der neuen Lehre, und die blutigen Auftritte vergleicht, die zur benannten Zeit in Aegypten, in Paläſtina, in Syrien, in Anatolien, in Italien, namentlich aber in den großen Städten Alexandria, Antiochia, Cäſarea, Smyrna, Theſſalonika und Rom vorgegangen ſind. Alles wird aber begreiflich, wenn man den Charakter der Bewohner dieſer Länder und Städte kennet. Für die Verachtung, für den Haß, und für die wegwerfende Behandlung, die ſo lange von Europa aus über das Morgenland und beſonders über die Kinder Iſraels ergangen iſt, konnte ſich dieſer

---

*) Euseb. IV. cap. 23.

Welttheil und dieſes Volk in keiner andern Weiſe rächen, als daß es ſeinen hochmüthigen Beſiegern das Joch der Levitenherrſchaft über den Nacken warf, bis endlich Mohammeds Schwert Europa's Frevel am menſchlichen Geſchlechte zur Strafe zog.

Den erſten Stoß verſetzte dem religiöſen Hellenismus das Edict von Mediolanum, durch welches im Spätjahre dreihundert zwölf unſerer Zeitrechnung die Imperatoren Conſtantin und Licinius nicht nur die tyranniſchen Geſetze gegen die Anhänger des Chriſtenthums aufhoben und ihren chriſtlichen Unterthanen gleiche ſtaatsbürgerliche Rechte mit den Götzendienern verliehen, ſondern zum Theil auch ſelbſt zum Cultus der neuen Lehre übergingen. Eine Sache, die nicht mehr zeitgemäß, und folglich in ihrem Umfange nicht mehr gut iſt, fängt zu ſinken an, ſobald man ihr Monopol und ausſchließende Herrſchaft entzieht. — Welche Wirkung dieſe Entfeſſelung außerhalb Achaja gemacht habe, gehört nicht zur Sache. Im Peloponnes dagegen ſank die Wagſchale noch immer auf der Seite des Olympiers, und zwar auch dann noch als Conſtantin nach Verdrängung aller Mitimperatoren die Alleinherrſchaft errungen hatte, und auf Inſtigation der chriſtlichen Prieſter eine Art Reaction gegen ihre früheren Verfolger begann. Grauſam und ungerecht, wie ſpäterhin Theodoſius und Juſtinian, verfuhr er nicht, und hätte es auch nicht wagen dürfen. Bitten, Ermahnungen und wo die Chriſten die Mehrheit bildeten, wohl auch Befehle, ſchickte er in die Provinzen, die alten Götter zu verlaſſen und Je-

ſus

ſus Chriſtus anzubeten; jedoch, ſetzte er bei, ſoll jeder thun wie er will. *) Die Peloponneſier thaten auch wie ſie wollten; ſie feierten die olympiſchen Spiele und beteten den Zeus an. Wo es ohne Auflauf und Blutvergießen geſchehen konnte, ließ er ſogar Götzenbilder ihres Schmuckes entkleiden, zerſchlagen, wegnehmen, die Tempel ihrer Dächer oder Thüren berauben, wie z. B. den Muſentempel auf dem Berge Helikon in Böotien. Auch zu Delphi wurden Verſuche gemacht durch Entheiligung und Wegführung des Dreifußes das Apollo-Orakel ſtumm zu machen. Olympia aber, Amyklä und Eleuſis, die drei Hauptquartiere des Hellenismus, blieben unberührt, weil in dieſen Orten kein Chriſt lebte, und die Zerſtörung derſelben das Signal eines allgemeinen Aufſtandes geweſen wäre. Für ihren Glauben und für ihre Götter wußten Heiden eben ſo gut zu ſterben als Chriſten für die Wahrheit der neuen Lehre. Conſtantins Humanität und die fanatiſchen Raſereien, die gleich nach Erringung des Religionsfriedens unter den Chriſten ſelbſt über Trinität, Incarnation und Gottheit des Logos ausbrachen, gewährten den Heiden eine lange Friſt, welche ſie weislich benützten, um mit Hülfe der Philoſophie die Ungereimtheiten des Polytheismus gegen ihre zwar politiſch mächtigen, geiſtig aber noch ziemlich ſchwachen und ungeübten Gegner zu vertheidigen. — Mit Julians Thronbeſteigung (361 nach Chr.) ſchien Zeus noch einmal und zwar auf immer in Achaja

---

*) ἕκαστος ὅπερ ἡ ψυχὴ βούλεται, τοῦτο καὶ πραττέτω.
Euseb. Vita Constantin. lib. 2, cap. 56.

über den Chriſtengott zu triumphiren. Die Heiden waren überall die Mehrzahl, erhielten alle öffentlichen Aemter; Opfer und Spiele zu Delphi, zu Korinth, zu Argos und Olympia wurden mit erneuter Pracht gefeiert; in Korinth, in Argos und ſogar in Sparta philoſophiſche Stützen für die ſinkenden Altäre der Götter gezimmert. *) In Athen, das iſt bekannt, war beinahe gar kein Chriſt, und der Hellene im Allgemeinen auch damals noch viel zu gut unterrichtet, die Bekenner der neuen Religion ſchon ſo demoraliſirt, und ihr Glaubensſyſtem (im Grunde ſo einfach und ſo rein) durch Aberglauben und Ignoranz zu ſehr entſtellt, als daß es noch der Mühe werth geſchienen hätte, von einem Cultus zum andern überzugehen. **)

Wären die Abſichten dieſes letzten Patrons der alten Götter, wie es natürlich war, auch bei einem längeren Lebenslauf im größern Theile ſeines Reiches mißlungen, ſo hätte er ſich doch in Hellas eines vollſtändigen Sieges zu erfreuen gehabt. Seine Regierung war aber in der That, wie Sanct Athanaſius ſagt, nur ein ſchnell vorübergehendes Wölkchen, da er kaum zwanzig Monate nach

---

*) Οὐδὲ τὴν Σπάρτην, οὐδὲ τὴν Κόρινθον ἐπέλιπεν ἡ φιλοσοφία· ἥκιστα δὲ ἔξω τῶν πηγῶν ἔστι τὸ Ἄργος πολυδίψιον.
Julian. Orat. 3.

**) Hiemit ſoll nicht geſagt ſeyn, daß es dem Verfaſſer gleich iſt, ob er Chriſt oder Götzendiener ſey, oder daß er das Chriſtenthum nicht für beſſer halte als das helleniſche Heidenthum. Man hat hier nur geſagt, daß die Peloponneſier des vierten Jahrhunderts ſo zu denken Urſache haben mochten.

Beginn ſeiner religiöſen Gegenumwälzung im Kampfe gegen auswärtige Feinde blieb. Julian war der letzte Monarch der alten Römerwelt, der die Götter des Scipio und des Trajanus anbetete. Seine Nachfolger Jovianus, Valens und Gratianus thaten den Gewiſſen ihrer Völker keinen Zwang an. Nicht ſo der neubekehrte ſpaniſche Heide Theodoſius der Erſte, ein tapferer Kriegsmann, aber ein fanatiſcher Ignorant und ein blindes Werkzeug in den Händen orthodoxer Fanatiker. Mit der Regierung dieſes Mannes (380 n. Chr.) begann die erſte Heidenverfolgung und dauerte unter ſeinem Sohne Arcadius und deſſen Nachfolgern bis zur allmählichen Vernichtung derſelben ununterbrochen fort. Die Geſetze, welche dieſer Mann gegen die Altgläubigen erließ, ſind im Codex Theodosianus bis auf unſere Zeit gekommen, als ein bleibendes Denkmal der Ueberredungskünſte, deren man ſich bediente, um die Griechen zur Religion der Liebe zu bekehren. Wohl mochte er den heidniſchen Prieſtern ihre Rechte, den Tempeln ihre Einkünfte, den Götzendienern Aemter und Würden entziehen, und ihren Gottesdienſt bei Todesſtrafe verbieten: ſie widerſtanden ihm doch. So ſehr fiel es dem damaligen Menſchengeſchlecht ſchwer und unzuſammenhängend, dasjenige plötzlich für gottlos und teufliſch zu halten, was ſeit unfürdenklichen Zeiten heilig und göttlich war. Wie rauh und gebieteriſch Theodoſius auch war, hatte er doch zu viel geſunden Verſtand, um nicht einzuſehen, daß er ganze Provinzen und Städte ausmorden, und die Hälfte ſeines Reiches in eine menſchenleere Wüſte verwandeln müßte, wenn man die Geſetze in ihrer ganzen

Strenge vollziehen wollte. Seine ewigen Kriege gegen Barbaren und Uſurpatoren hinderten ihn, ernſthafter an der Bekehrung ſeiner Unterthanen zu arbeiten. Sein Sohn Arcadius dagegen dachte ſich dieſe Bekehrung einer halben Welt ganz leicht, ſchnell und heilſam, weil ihn Eunuchen, Köche und Bedienten ſeines Palaſtes verſicherten, er ſey allmächtig, und Gott laſſe in ſeinem Grimm nur deßwegen die nördlichen Völker in das Reich hereindringen, die Legionen niederhauen, die Provinzen verwüſten, die Bewohner von der Peſt wegraffen, und ganze Städte von der Erde verſchlingen, weil noch nicht alle Götzentempel zerſtört, noch nicht alle Heiden bekehrt oder ausgerottet ſeyen. Die Namen der Chriſten, welche als Opfer ihrer Ueberzeugung gefallen ſind, hat man der ſpäteſten Nachwelt überliefert. Die Namen jener unerſchrockenen Männer aber, welche unter den Söhnen des erſten Theodoſius gleichfalls für ihre Ueberzeugung in den Tod gingen oder in Maſſen ermordet wurden, ſind zugleich mit den Gegenſtänden ihrer Andacht unter dem Schutte der niedergeriſſenen Tempel begraben. Nicht Jedermann iſt hart genug, ſich ihrer Niederlage zu freuen und über die Ströme von Thränen und Blut zu frohlocken, welche beſonders in den Jahren von dreihundert ſechsundneunzig bis neunundneunzig in Italien, Griechenland, Aegypten und Africa gefloſſen ſind. Man muß die unnöthige Grauſamkeit der Einen, ſo wie die Blindheit der Andern beweinen. — Das Jahr 396 kann man als den Zeitpunkt anſehen, in welchem der öffentliche Götterdienſt auf der peloponneſiſchen Halbinſel in der Gluth der brennenden Tempel untergegangen und Zeus Olympius von ſeinem Throne geſunken iſt, als den Zeitpunkt ſage ich, in welchem das Schwert der Scythen den Kern der heidniſchen Bevölkerung verzehrte, und das Kreuz ſiegreich auf ihren Gräbern ſich aufrichtete.

Im letzten Jahre des Kaiſers Valens waren die Hunnen in Europa eingebrochen, hatten die an den Thoren dieſes Welttheiles gebietenden Germanen beſiegt und die Weſtgothen genöthiget von den Römern Wohnſitze in menſchenleeren Gegenden ihres Reiches zu erbitten. Jedermann weiß, daß im Jahre dreihundert ſiebenzig und ſechs dieſes tapfere Volk mit allen ſeinen Kriegsmännern, Weibern, Kindern und Sclaven, mehrere Hunderttauſend ſtark, über die Donau ſchiffte, um ſich in den unangebauten Ländereien des heutigen Bulgarenlandes nieder zu laſſen, aber dabei nur zu ſchnell veranlaßt wurde, feindlich in einem Lande aufzutreten, wohin es als Gaſt und Bundesgenoſſe gekommen war. Die Gräuel dieſes Gothenkrieges, in welchem das offene Land zwiſchen dem Iſter und den Thermopylen verwüſtet wurde, ſo wie die Vertilgungsſchlacht bei Adrianopel, in welcher Kaiſer Valens mit zwei Drittheilen des großen Römerheeres erſchlagen wurde, müſſen hier mit Stillſchweigen übergangen werden. Durch Klugheit und Waffengewalt vermochte zwar Theodoſius den losgebrochenen Sturm zu beſchwören, und die Raſenden auf einige Zeit in friedliche Coloniſten und Wächter des Kaiſerreiches umzuſchaffen. Allein kraftvollen Barbaren, wie dieſe Gothen waren, kann man nur durch Gerechtigkeit und kriegeriſche Tugenden Ehrfurcht abnöthigen. Dem charakterloſen und feigen Arcadius zu gehorchen ſchien ihnen ſchmählich, und mit Freuden ergriffen ſie die Veranlaſſung, welche Rufinus darbot, die geſchwornen Verträge zu brechen. Rufinus, ein Gallier von Geburt, war Vormünder des Kaiſers Arcadius, den die Natur zu ewiger Unmündigkeit verurtheilt hatte. Das gleiche Verhältniß war in der Regierung des Abendlandes, wo Honorius auf dem Throne ſaß und Stilicho die Geſchäfte beſorgte. — Rufinus dachte unedel genug, das Reich in eine ſolche Verwirrung zu ſtürzen, daß entweder eigenes Bekenntniß der Unfähigkeit, oder Wuthgeſchrei der empörten Unterthanen ſeinem ſchwachen Herrn und Gebieter das Diadem von der Stirne reißen und ihm ſelbſt umbinden ſollte. Hunnen und Gothen mußten als Werkzeuge dienen. Die erſteren wurden eingeladen, durch die kaukaſiſchen Thore in Aſien, die andern aber von der Donau her in die europäiſchen Provinzen des Kaiſerthums die Fackel der Verwüſtung hineinzutragen. Zugleich erhielten die Befehlshaber in Engpäſſen und Feſtungen die Weiſung, ſich alles Widerſtandes zu enthalten und die ihrem Schutze anvertraute Bevölkerung dem Schwerte der Barbaren preiszugeben. Alarich, dem Häuptling der gothiſchen Heeresabtheilung in Dienſten des Kaiſers, wurde eine große Summe Goldes aus dem öffentlichen Schatze ausbezahlt, um die jenſeits der Donau hauſenden Gothen, Slaven, Heruler, Gepiden und andere Barbaren unter ſeine Fahnen zu reihen, und ein Heer aufzuſtellen, ſtark genug, um alle dem rechtmäßigen Monarchen etwa treu bleibenden Feldherren und Legionen zu zermalmen. *) Alarich, jung, feurig, und zum Feldherrn geboren, beſchwerte ſich über Kränkungen, die er nicht erlitten, und machte Forderungen, die ihm nicht gebührten, um eine Veranlaſſung zur Gewaltthat zu finden.

Im Frühling des dreihundert fünfundneunzigſten Jahres, dem erſten der Regierung des Kaiſers Arcadius über die Morgenländer, brachen die Wilden zu beiden Seiten des Euxinus wie ein wilder Waldſtrom aus den mitternächtlichen Ländern hervor. Die Hunnen drangen bis Antiochia im Herzen von Syrien, von wo ſie ſich gegen Kleinaſien wandten. Ihr Weg war mit Brandſtätten und mit Leichen erſchlagener Menſchen bedeckt. — Die Gothen und ihr Feldherr waren eben neubekehrte Chriſten Arianiſchen Bekenntniſſes. Und zu der angebornen Wildheit, Raubſucht, Raſerei und Blutgierde dieſer Nordmänner ward in ſolcher Weiſe auch noch die Gluth fanatiſcher Religionsſchwärmerei beigeſellet, damit ja durch Austilgung jedes Funkens menſchlicher Gefühle durch die doppelten Stachel natürlicher Wildheit und eingeimpften Glaubens eine Art hölliſcher Geiſter entſtünde, um ſie gegen die Götter Griechenlands loszulaſſen. Wehe dir, geheimnißvoller Dom zu Eleuſis! Wehe dir, majeſtätiſches Gebilde des Zeus zu Olympia, wenn ſich dieſe Räuber deinem Heiligthume nähern!

---

*) Parce puer stimulis, et fortius utere loris,
Sponte sua currunt, labor est inhibere volentes.
Ovid.

Wer wird dich ſchützen? Wird ſich deine Rechte beleben? Wird ſie den funkelnden Donnerkeil auf die Häupter der Frevler ſchleudern, wenn ſie dir das goldene Gewand rauben, wenn ſie in deinem Tempel Feuer einlegen? Jetzt iſt der Augenblick gekommen zu entſcheiden, ob du wirklich der Allgewaltige, der Wolkenverſammler, der Olympuserſchütterer, — oder ob du, wie deine Feinde ſagen, nur ein hohles Gebilde, eine Truggeſtalt biſt, unvermögend, dich ſelbſt und deine Gläubigen zu ſchirmen! — Jedoch hofften die Hellenen vergeblich auf Wunderwerke zum Schutz ihrer Hütten und Tempel. Die Götter haben zumal den Peloponneſiern eine Heimath verliehen, in welcher ſie vor einem Feind nicht zu verzagen nöthig hatten, der ohne Schiffe nach Griechenland kam. Sollten ihn auch die Päſſe bei Thermopylä nicht aufhalten, wie wollte er durch die engen Felſenpfade des Iſthmus dringen, wie den Widerſtand der geſammten, hinter Mauern und Gräben aufgeſtellten Bewohner des Eilandes beſiegen? In den Thermopylen hielt zu jener Zeit Gerontius, am Iſthmus von Korinth aber Antiochus, Proconſul von Achaja, die Wache. Das ganze dahinterliegende Hellas war aufgeregt und rüſtete ſich bei der Kunde, daß eine neue Fluth Barbaren ſich von Mitternacht her gegen Griechenland herabwälze. Nach Verſchiedenheit des religiöſen Cultus miſchte Furcht oder Hoffnung die Gemüther. Dem Spruche des Dichters: Ein Wahrzeichen gelte nur, das Vaterland vertheidigen, huldigte man damals nicht mehr, wie vormals im griechiſchen Volke. Die Religion hatte ja

Alles entzweit. Ein Theil der Bewohner ſah in den heranrückenden Barbaren nicht mehr die Feinde des helleniſchen Vaterlandes und der helleniſchen Freiheit; man hatte dieſe beiden Ideen auf dem Altare der neuen Gottheit als Sühnopfer niedergelegt, um die himmliſche Heimath dagegen einzutauſchen. Dieſe chriſtlichen Griechen ſahen in Alarich nur einen Bundesgenoſſen Jeſu Chriſti und einen Feind der alten Götter, deren Hartnäckigkeit in Vertheidigung ihrer uralten Sitze bisher weder Belehrung, noch Mirakel, noch kaiſerliche Ordonnanzen zu erſchüttern vermochten. So wie Alarich durch Macedonien und Theſſalien gegen die Engpäſſe vorrückte, ſchloſſen ſich die Chriſten von allen Seiten dem Zuge an, verriethen ihm die geheimen Pfade, halfen den Barbaren mit Rath und That die natürlichen Hemmniſſe beſiegen, welche auf dem Wege ins Innere von Hellas feindlichen Heeren entgegenſtehen. Und wenn man eine Stelle bei Eunapius recht verſteht, ſo haben ſich bei dieſem Bekehrungszuge gegen das heidniſche Griechenland beſonders die im Gebirge lebenden chriſtlichen Mönche und Einſiedler durch Verrath des Vaterlandes bemerkbar gemacht. Oder was will denn der ebengenannte Scribent in der unten ſtehenden griechiſchen Stelle Anderes ſagen, als daß „die Gottloſigkeit der, aſchenfarbige Bußkleider Tragenden dem gothiſchen Feldherrn die Thore von Hellas geöffnet habe?“ *) — In Ober- und Niedermöſien, in

---

*) *Τοιαύτας αὐτῷ τὰς πύλας ἀπέδειξε τῆς Ἑλλάδος ἥτε τῶν τὰ φαιὰ ἱμάτια ἐχόντων ἀκωλύτως προςπαρειςελθόντων ἀσέβεια . . . . .* Eunapius, Edit. Com. p. 93.

Thracien, Macedonien und Dardanien waren die Einwohner durch die früheren Einbrüche der Barbaren ſchon abgerichtet, bei der erſten Gefahr das platte Land zu verlaſſen und mit all' ihrem beweglichen Gut in feſte Plätze zu flüchten. In Hellas war dieſes nicht der Fall, theils weil die barbariſchen Ueberzügler ſelten in das Innere vorzudringen vermochten; theils weil eine geringe Mannſchaft in den Engpäſſen allen rückwärts liegenden Völkerſchaften hinlängliche Sicherheit darbot, und bei einiger Gegenwehr in jedem Falle die nöthige Zeit verſchaffte, für die Sicherheit der unkriegeriſchen Menge und der fahrenden Habe zu ſorgen. Auf Gerontius, den Befehlshaber in Thermopylä, blickte ganz Griechenland mit ruhigem Vertrauen. Dieſer aber, in der doppelten Eigenſchaft als Chriſt und als Creatur des Verräthers Rufinus, verließ im Angeſicht des gothiſchen Heeres ſeinen Poſten, und zog ſich auf die Gebirge. Wie eine Meeresfluth bei nächtlicher Weile unvermuthet die Bewohner der Niederungen überraſcht, ſo drangen die dichten Barbarenhaufen durch Locris, Phocis in die Ebenen von Böotien und Attica herab. Alle Städte und Dörfer wurden angezündet, alle erwachſenen Perſonen männlichen Geſchlechtes getödtet, Kinder und Weiber als Sclaven weggeführt, die Tempel der alten Götter geſchleift, die Bilder verhöhnt und zertrümmert, beſonders aber die Mauern und Caſtelle der befeſtigten Städte vom Grunde aus niedergeriſſen, und das Land, ſo weit die feindlichen Fluthen drangen, in eine Wüſte verwandelt. Nur das ſeit dem erſten Gothenkrieg unter Gallienus von den Bürgern ſtark befeſtigte Athen mit der hohen Burg, mit dem koloſſalen Minervabild und mit den Monumenten aus dem Zeitalter des Perikles, wurden von Alarich verſchont. Die Einwohner dieſer berühmten Stadt, von ihrem unwürdigen Fürſten verlaſſen und vom Diener deſſelben an die Scythen verrathen, ſorgten durch eigene Klugheit für ihr Heil. Wäre Alarich nicht Barbar allein, wäre er auch ſtupid geweſen, ſo hätte ohne Zweifel ſchon damals auch die Propyläen, das Parthenon und die koloſſale Schutzgöttin der Akropolis das Loos der Vernichtung getroffen. Starke Mauern, Muth und Schmeichelei dieſer alten Athenäer erwirkten aber Schonung von Seiten eines Fürſten, den ſeine Beſtimmung, die alte Welt zu zerſtören, raſtlos durch die Länder trieb. Dagegen wurden alle Ortſchaften in der Richtung gegen den Iſthmus zerſtört, und was von den Bewohnern nicht entflohen war, niedergemetzelt. Hier geſchah es, daß zum erſtenmale Uneingeweihte, daß Scythen, Chriſten, Mönche in das geheimnißvolle Dunkel des großen Ceres-Tempels zu Eleuſis eindrangen, die heiligen Myſterien verhöhnten, die Schätze raubten, und Feuerbrände in dieſen letzten Zufluchtsort der überwundenen Götter ſchleuderten. Mit der Lohe des einſtürzenden Tempels miſchte ſich das Blut des letzten Hierophanten von Griechenland, welcher nach Eunapius die Kataſtrophe vorherverkündet hatte und mit allen ſeinen Unterprieſtern durch Alarich erſchlagen wurde. Barbar! wirſt du nicht ſtille ſtehen in deinem Laufe? Iſt dein Schwert noch nicht ſtumpf, dein Blutdurſt noch nicht gelöſcht? Haſt du deinen Gott noch nicht geſättiget mit Heidenblut und mit Hekatombendampf eingeäſcherter Hütten und verbrannter Götzendiener? Wende dich zurück, Unbeſonnener! vielleicht iſt der Grimm der alten Götter noch nicht zur Ohnmacht herabgeſunken! Wagten es ja auch die Reiterſchaaren jenes gewaltigen Königs von Aſien nicht, näher hinzurücken zu den Pforten des peloponneſiſchen Eilandes. Siehſt du nicht die engen Felſenpfade zwiſchen dem Doppelmeere, und die Kinder der Inſel, die Hand zum Streite aufgehoben, und im fernen Hintergrunde den gewaltigen Zeus auf den Tempelzinnen von Olympia, wie er drohend ſeine Rechte bewegt, wenn du es wagſt über die Schwelle zu ſchreiten! — So hat vielleicht ein frommer Heide in dem Augenblicke ausgerufen, als er Alarichs Schaaren durch das ausgebrannte Megara auf der Straße nach Korinth fortziehen ſah. Der goldene Zeus aber und der Proconſul Antiochus vertheidigten den Eingang in den Peloponnes eben ſo wenig als Gerontius die Thermopylen und Ceres ihre Altäre in Eleuſis. Auch Antiochus hatte geheimen Befehl, ſich ohne Kampf vor dem anrückenden Feinde zurückzuziehen. Und wird wohl Jemand Schonung erwarten für die peloponneſiſchen Städte von einem aus zwanzigerlei Völkern Scythiens zuſammengeſetzten, von Raubgierde und Religionswuth entflammten Heere, unter einem Feldherrn, der von Thracien bis zu den Stadtmauern von Korinth Götter und Menſchen mit gleichem Grimm zermalmte? Schleudert Wölfe unter eine Schafheerde und zweifelt an ihrem Untergang! — Von Antiochus verrathen lief das peloponneſiſche Kriegsvolk von den Schanzen des Iſthmus in die Heimath zurück, damit nach altgewohnter Weiſe jede Stadt für ihre eigene

Rettung ſorge. Ob, und wie tapfer die Neugriechen von Korinth, die Altbürger von Argos, Mantinea, Tegea, Lacedämon und Megalopolis ihre Mauern gegen die ſtürmenden Gothen vertheidiget haben, ſagt Zoſimus nicht; wohl aber, daß ſie alle vertilgt und die benannten Städte niedergeriſſen wurden. Lacedämon, die uralte Stadt, welche die macedoniſchen Könige verſchont, Pyrrhus nicht bezwungen, Machanidas und Nabis mit Mauern befeſtiget, Philopömen entwaffnet, Kallikrates und Rom neugeſtärket und gemehrt, die Cäſarn anfangs geſchätzt und ſpäter verachtet, Gothen und Heruler aber in einem Streifzuge geplündert und das Evangelium vergeblich erleuchtet hatte, wurde im Jahre dreihundert neunzig und fünf durch den furchtbaren Alarich eingenommen, angezündet und vom Grunde aus umgekehrt. *) Die Mehrzahl der Bewohner erſchlagen, der Reſt als Sclaven unter das Heer vertheilt und nach Epirus, Illyrien, Italien, Gallien und Hiſpanien geſchleppt, unbetrauert, ferne vom Heimathland und den rauſchenden Wellen des Eurotas, unter einem fremden Himmelsſtriche eine Beute des Kummers, der Knechtſchaft, der Verzweiflung.

Das liebliche Amyklä mit allen Ortſchaften im Flußthale, von Pellane bis Gythium, wurden ausgebrannt und von den Bewohnern Alles erſchlagen, was nicht entflohen war. Alarich durcheilte das Eiland nicht flüchtig; er blieb ein volles Jahr im Herzen deſſelben, um

---

*) E fundamentis disjecit.

es bis ins Innerſte zu verderben. Das halböde Megalopolis mit allen noch übrigen Städten Arkadiens wurde verwüſtet und, o der Trauer, der Mittelpunkt des heidniſchen Griechenvolkes — Olympia, der große Tempel, das koloſſale Bild mit allen noch übrigen Kunſtwerken von dieſen hölliſchen Geiſtern vernichtet. Und wäre Stilicho nicht mit den Legionen des Occidents, wider Willen des byzantiniſchen Hofes, dem mit der Verzweiflung ringenden Griechenlande zu Hülfe geeilet, ſo wäre der ganze Peloponnes von dieſem erbarmungsloſen Feinde ausgemordet und in eine ſcythiſche Wüſte verwandelt worden. Stilicho, von welchem einige Scribenten behaupten, daß er eben ſo ehr-, herrſch- und goldſüchtig wie Rufinus geweſen ſey, und ſeinen ſtupiden Gegner nur an Geiſt und Heldenmuth übertroffen habe, war gleich bei den erſten Bewegungen Alarichs gegen die Süddonau-Länder, nach Theſſalonika aufgebrochen, um Griechenland zu ſchirmen und wo möglich auch den verhaßten Nebenbuhler zu ſtürzen. Der bethörte Arcadius ertheilte ihm aber gemeſſenen Befehl, mit ſeinen Legionen das morgenländiſche Kaiſerthum zu räumen, indem Alarich Freund und Bundesmann des Imperators ſey. Dieſer Befehl überlieferte Hellas dem Schwerte der nördlichen Völker. *) Deſſen ungeachtet landete er im Sommer des nächſtfolgenden Jahres (396) unweit der Rui-

---

*) Si tunc his animis acies collata fuisset,
Prodita non tantas vidisset Graecia clades;
Oppida semoto Pelopeia Marte vigerent:

nen von Neu-Korinth und vernichtete in einer Anzahl von Gefechten große Haufen gothiſcher Mordbrenner. Alarich ſelbſt mit der Hauptmaſſe der Fremden wurde in die Gegend des Berges Pholoe an den Landmarken von Achaja, Elis und Arkadia zurückgedrängt und, wie einige Zeit nachher Rhadagaiſus unweit Florenz, durch weite Circumvallationslinien eingeſchloſſen. Stilicho, obgleich von Geburt ein Barbar, verſtand wie ein zweiter Marius den großen Krieg. Ohne eine Hauptſchlacht zu verlieren, war der Gothenfürſt zur Verzweiflung gebracht und hatte zwiſchen Tod durch Hunger oder Feindesſchwert allein noch die Wahl, wenn er nicht mit dem ganzen Heere die Waffen ſtrecken wollte. So ſehr hatte ihm Stilicho's Feldherrntalent durch ſchulgerechte Aufſtellung des weſtlichen Heeres alle Wege des Heiles abgeſchnitten. Ja ſogar der Fluß, aus welchem die Gothen Waſſer ſchöpften, ward aus dem Bereiche des feindlichen Lagers abgelenket. Und doch entkam er. Stilicho, des Sieges gewiß, hatte ſich vom Heere entfernt, um, wie ihm Zoſimus vorwirft, ſeinen Hang nach Ausſchweifungen zu befriedigen. In Abweſenheit des Feldherrn wurden auch die Soldaten in ihren Pflichten nachläſſiger, verließen ſchaarenweiſe ihre Standorte und ſchwärmten durch die Halbinſel, um zu rauben, was etwa den Gothen noch entgangen ſeyn mochte. In

---

Starent Arcadiae, starent Lacedaemonis arces.
Non mare fumasset geminum flagrante Corintho,
Nec fera Cecropias traxissent vincula matres.

Claudian in Rufin. lib. 2.

Handhabung der Diſciplin war Stilicho kein Marius, und dieſem Umſtande verdankte Alarich ſein Heil. Unvermuthet brach er durch die Linien, ſchlug ſich mit allen gefangenen Peloponneſiern und mit dem unermeßlichen Raube ſo vieler zerſtörten Städte beladen durch das feindliche Heer, und entkam über die Landenge von Korinth nach Aetolien, Akarnanien und Epirus, von wo aus er den Vertilgungskrieg gegen Städte und Menſchen ſo lange und mit ſolcher Wuth fortſetzte, bis Arcadius ſeine und ſeines Volkes Freundſchaft durch neue Opfer an Geld, und durch Verleihung der Militär-Statthalterſtelle über Illyricum erkaufte. Der Peloponnes mit ganz Hellas gehörte aber nach der damaligen Eintheilung zur politiſchen Diöceſe Illyricum, und Alarich, nunmehr byzantiniſcher Soldkönig der Gothen, ward als oberſter Befehlshaber über die nämlichen Provinzen aufgeſtellt, die er eben mit barbariſcher Wuth zertreten hatte. Glaubt man wohl, daß dieſes Mittel das wirkſamſte war, um das unüberſehbare Unglück der beiden letzten Jahre zu heilen und das öde Griechenland wieder blühend zu machen? Wer ſagt aber auch, daß ein Monarch, wie Arcadius, ein Spielball boshafter Weiber und Eunuchen, Wunden heilen und Länder blühend machen will? Man weiß aber auch nicht, ob man mehr die Schwäche oder die dumme Bösartigkeit eines ſolchen Regiments verwünſchen ſoll. Müßig war man zwar im Palaſte nicht. Man war ja eifrig beſchäftigt, Todesſtrafen, Landesverweiſungen und Vermögensconfiſcationen gegen Ketzer und Heiden zu decretiren und Krieg zu führen gegen Tempel, Götzentzenbilder und alte Volksgebräuche. Etwas Verächtlicheres als dieſe chriſtlichen Römer jener Zeit kann man ſich fürwahr nicht denken, wenn es wahr iſt, was Sanct Chryſoſtomus über die Aeußerung eines auf römiſchem Boden angeſiedelten Barbarenhäuptlings ſchreibt. „Er wundere ſich," ſoll er geſagt haben, „über die Unverſchämtheit der römiſchen Soldaten, die ſich wehrloſer als die Schafe ſchlachten laſſen und deſſen ungeachtet doch noch auf Siege hoffen und das Land nicht räumen wollen. Ihn ſelbſt ekle bereits das müheloſe Niedermetzeln derſelben an."*) Glaube Niemand, daß man hier das Chriſtenthum läſtern wolle, oder der Meinung ſey, die Aufnahme der neuen Lehre habe an und für ſich die beſchriebenen Calamitäten über das Reich gebracht. . Wohl aber wird hier geſagt, der Hof und die Unterthanen ſeyen durch den Uebertritt zum Chriſtenthum weder tapferer, noch tugendhafter, noch glücklicher geworden. Ich ſage dieſes nicht aus mir ſelbſt, ſondern beziehe mich auf die Briefe eines Sanct Hieronymus, auf die Reden und Sendſchreiben eines Sanct Chryſoſtomus, und auf die Abhandlung eines heiligen Biſchofes Salvianus über die göttliche Providenz. Dieſer letztere beſonders ſchildert die Grauſamkeit, Zornmüthigkeit, Unzucht, Lügenhaftigkeit und Trunkliebe der ins Reich eingedrungenen Gothen, Allemanen, Franken, Vandalen und Hunnen mit furchtbaren Zügen, ſetzt aber hinzu, daß ſie von den rechtgläubigen Römern in allen dieſen Laſtern noch weit übertroffen werden. Wenn die Regierung talentlos und boshaft, das Volk aber laſterhaft und feig war, was Anderes muß man ſchließen, als daß das Herz jener Menſchen die Dornhecke, der Weg, der Felsgrund geweſen iſt, auf welchem der Same des Evangeliums erſtickt, zertreten, aufgezehrt wurde, und folglich die peloponneſiſchen Griechen nicht getadelt werden können, oder wenigſtens zu entſchuldigen ſind, wenn ſie ſich lieber auf den Altären des Apollo und der Athene abſchlachten ließen als ſich zu einem Cultus bekennen, der ihnen durch grauſame Edicte einer feigen Regierung und durch die Brandfackel entmenſchter Barbaren aufgedrungen wurde.

---

*) Chrysostomus ad viduam junior.

Nachdem Alarichs Heer ſo wie die weſtlichen Legionen (denn gleich nach dem Friedensſchluſſe mußte Stilicho auf Befehl des giftigen Hofes von Byzanz nach Italien zurückſegeln) das Eiland verlaſſen hatten, konnten die Bewohner das Unermeßliche ihres Unglückes überſchauen. Das Land war Eine Ruine und die Bevölkerung furchtbar verdünnt. *) Außer den Küſtenorten waren ja alle Städte und Flecken angezündet, und in den großen Städten nicht etwa nur die Wohngebäude allein verbrannt, was z. B. in Lacedämon im Allgemeinen nicht viel zu ſagen hätte. Alarich, von einer uns beinahe unbegreiflichen Wuth fortgeriſſen, hatte auch das Mauerwerk beſonders an Citadellen, Ringmauern, ſolide Tempelwände wo möglich aus dem Fundamente herausreißen und zermalmen laſſen. Wenn ſich das Geſchichtwerk des Philoſophen Eunapius von Sardes, der Alarichs Feldzug gegen Hellas mit allen

---

*) Ove tutto era sangue, e grida, e fiamme, e minacciar.
Alfieri Traged.

Umſtänden als Zeitgenoſſe beſchrieben hat, wirklich unter den Handſchriften von San-Marco in Venedig vorfindet, wie Voſſius ſchreibt, ſo hat man Hoffnung, über die Zerſtörung des alten Peloponneſes noch umſtändlichere Nachrichten zu erhalten. Daß die Provinzen Korinth, Argolis, Lacedämon und beſonders Arkadia die Wuth der Gothen vorzüglich empfunden haben, ſagen Zoſimus und Claudianus deutlich genug. Wie weit aber Meſſenien, Elis und Alt-Achaja von dieſer Geißel erreicht worden ſeyen, läßt ſich aus den angezogenen Quellen nicht hinlänglich erholen. Wenn auch in den angezündeten Städten allenthalben eine Menge Volkes erſchlagen wurde, ſo retteten ſich doch auch Viele auf den vielen beinahe unzugänglichen Bergſchluchten der Halbinſel, oder fanden an der Seeküſte Schutz, und kehrten nach dem Abzuge der Ausländer auf die Brandſtätte der Heimath zurück. Wie ſchwer es ſey, auch in längerer Zeit, ein Land ganz auszumorden, haben wir in unſern Tagen an der Invaſion der nämlichen Halbinſel durch die Streitkräfte des Veſires Mehmet Ali von Aegypten geſehen, die übrigens mit den Schreckniſſen der gothiſchen unter Alarich freilich in keinen Vergleich zu ſetzen iſt. Häuſer wurden in allen Städten wieder gebaut und häufig durch griechiſchredende Coloniſten aus Anatolien bevölkert. Tempel aber, Kunſtwerke und Ringmauern blieben im Schutte liegen, weil Armuth der geſchmolzenen Bevölkerung, und zum Theil auch die Zeitumſtände und die allgemeine Kriſis in der Weltbewegung eine Wiederherſtellung der drei genannten Zierden des Peloponneſes unmöglich machten. Hundert dreißig Jahre nach dieſer Verwüſtung fand Procopius noch alle Städte des Eilandes ohne Mauern und Feſtungswerke. Am ſchnellſten und beſten erholte ſich das nun zum zweitenmal vollſtändig zerſtörte Korinth, weil es Sitz des Proconſuls und Mittelpunkt des Verkehres blieb. Wenn aber ja eine aus den großen Städten des Landes nicht mehr in ihrer vorigen Ausdehnung hergeſtellt wurde, ſo iſt es gewiß das große Megalopolis, welches ſchon 200 Jahre vorher nur dünne bewohnt und zur Hälfte eingefallen war. Ortſchaften mit ſlaviſcher Benennung, von Slaven aus den Ruinen deſſelben erbaut und bewohnt, finden wir in der Nachbarſchaft von Megalopolis, ſobald der erſte Lichtſtrahl der Geſchichte wieder auf dieſe traurige Oede fällt. Dieſesmal blieb noch kein Barbar aus Scythien als Bebauer auf dem peloponneſiſchen Boden zurück, wie es in beiden Möſien, in Thracien, in Dardanien und Illyrien ſchon damals geſchehen iſt. Was im Peloponnes lebte und die Frucht des Halmes genoß, ſtammte aus dem Blute der acht alten Völker des Eilandes oder wenigſtens von gräciſirten Aſiaten ab, ausgenommen die Coloniſten, welche das römiſche Volk aus Italien herübergeführt hatte, wie man früher nachgewieſen hat. Hätte in dieſer Bevölkerung noch jener Blüthentrieb, jenes innere Leben und Gähren der Säfte wie in der Vorzeit gelebt, wie leicht wäre es dann geweſen, die Städte wieder aufzubauen und die Spuren der feindlichen Wuth auszutilgen! Der helleniſche Volksſtamm war aber hohl, die Wurzeln waren abgefault, die Krone erſtorben, die Zeugungskraft erſtickt, und er konnte ſo die von der Barbaren-Axt abgehauenen Aeſte nicht mehr aus ſich ſelbſt ergänzen. Chriſtliche Kirchen ließ der Byzantiniſche Hof hie und da bauen, um die Reſte der von Wölfen zerriſſenen Heerde in den Schafſtall Chriſti hineinzulocken. Sonſt geſchah aber für die Aufnahme des Landes von Seiten der Regierung nichts. Es ſchien gerade als wenn die Höflinge ein Land, in welchem ehemals die furchtbarſten Feinde der Könige und Tyrannen gelebt hatten, mit geheimem Grauen betrachteten und durch die geringſte menſchliche Vorſorge jene Freiheitsmänner wieder aus den Gräbern heraufzurufen fürchteten, durch welche einſt mit himmliſchem Glanz umſtrahlte Deſpoten des Orients zur Erkenntniß ihrer menſchlichen Schwächen gebracht worden ſind.

Vier Jahre ungefähr regierte Alarich als kaiſerlicher Präfect Oſt-Illyricum, und eben ſo lange cantonnirte ſein großes Heer in Griechenland, ſaugte die noch nicht geplünderten Gegenden vollends aus, und erpreßte unter dem Namen von Jahrgeldern ungeheure Summen vom hülfloſen Arkadius. Im erſten Jahre des fünften Säculums trieb es den Weltverwüſter abendwärts, um dem ſchönen Italien, um der ewigen Stadt, um der alten Weltgebieterin das Schickſal von Megalopolis, von Lacedämon und Olympia zu bereiten. —

Mit thränenvollem Auge, aber doch gerne, ſchweifet die Phantaſie über dieſen großen Leichenacker zerbrochner Denkmäler, rauchenden Tempelſchuttes, verlaſſener Rennbahnen und Grabmäler altberühmter Städte. — Wie doch die Mächtigen gefallen, und die Siegeshymnen in Paläſten und Hainen verſchwunden ſind! — Dieſe Halbinſel, acht Jahrhunderte vorher der Mittelpunkt des menſchlichen Geſchlechtes, das Land der furchtbarſten Soldaten des Erdkreiſes; jetzt elend bewaffneten und halbnackten Scythen ein Spott; auf Befehl eines galliſchen Höflings und eines boshaften Eunuchen mit der eiſernen Ruthe der Barbaren zerfleiſcht, alles Schmuckes beraubt und mit Ruinen zugedeckt, — welche Lehre der Vergänglichkeit aller menſchlichen Größe und Macht! O Chriſtenthum, konnteſt du nur nach Demüthigung des irdiſchen Stolzes, nur auf Trümmern und Leichenhügeln deine Hütten bauen! Mußte denn Alles ſterben, was je das Auge der Sterblichen entzücket und ihre Sinne berauſcht hatte! Iſt denn dein Erſcheinen nicht wie das Säuſeln des Abendwindes nach der Schwüle des Tages; iſt es wie der Gluthhauch aus der Sandwüſte, der das Gras verſenget und alles Leben tödtet! — Zeus, Apollo, und ihr, furchtbare Eumeniden, euer Spiel iſt verloren, der Zauber eurer Macht geſchwunden, das Kreuz hat euch beſiegt; — doch bilden die Trümmer einer zuſammenſtürzenden Welt euer Grab. *) —

Wir haben die peloponneſiſchen Dinge auf den Punkt herabgeführt, wo der Kampf der alten und neuen Zeit eine entſchiedene Wendung zum Vortheil der letzteren nimmt, und es iſt der Augenblick gekommen, auf immer vom alten Peloponnes, von dem Feſtverein zu Olympia, von den

---

*) Romanus orbis ruit.
Hieronym. Epistola ultima lib. 2. ad Heliodorum.

Kunſtſtätten Sicyons, von den Göttern und Heroen dieſes berühmten Eilandes Abſchied zu nehmen. Schon Theodoſius hatte kurz vor dem Einbruche Alarichs in Griechenland die olympiſchen Spiele und die Zeitrechnung nach Olympiaden auf ewige Zeiten unterſagt: ein Beweis, daß die Nation trotz aller Verbote und Erinnerungen vorhergehender Regenten, und trotz aller Predigten und Homilien chriſtlicher Prieſter dieſes theure Kleinod des griechiſchen Volkslebens bis dahin noch immer gerettet hatte. Wie hätte ſich aber auch eine Regierung, wie die Byzantiniſche, und eine Religion, wie die der Mönche und Anachoreten, in der Welt behaupten können, wenn man den Völkern geſtattet hätte, die Leiber kraftvoll und den Geiſt geſund zu erhalten? Keine Verordnung des kaiſerlichen Hofes aber erregte in Hellas tiefere Trauer, als das Verbot dieſer großen, und alle Intereſſen des griechiſchen Volkes berührenden Verſammlung. Man fühlte, daß mit dem Erlöſchen der olympiſchen Spiele zugleich die Nation in ihrem Weſen erſterbe. Und welches Volk wird ſich nicht gegen ſeine politiſche Vernichtung ſträuben, und ſollte es auch nicht Erinnerungen an eine ſo glorreiche Vergangenheit, wie das griechiſche, in ſeinem Buſen verwahren? Dieſes Decret des Kaiſers Theodoſius haben die Gothen mit Feuerbränden in Olympia ſelbſt vollzogen. Wohl mögen die traurigen Reſte der Heiden bei wiederkehrendem Cyclus der Nationalverſammlung inſtinctmäßig an die heilige Stätte gewandelt ſeyn, um den Fall des Vaterlandes und der alten Hellenen zu beklagen: Ja, man möchte beinahe glauben, daß die Bewohner der Halbinſel auch nach Zerſtörung des Tempels und nach ihrem gewaltſamen Uebertritte zum Chriſtenthum auf den Ruinen noch die alte Feier begangen haben, weil Juſtinians hundertvier und dreißig Jahre nach dem Gothenkriege Theater und Olympiadenfeier bei Todesſtrafe verbieten mußte. So ſchwer iſt es ſelbſt für mächtige Deſpoten, die Natur eines civiliſirten Volkes zu unterjochen und zu verwandeln!

Selbſt in auswärtigen Ländern war bei der Nachricht über die entſetzliche Kataſtrophe von Eleuſis und Olympia unter jenen Griechen, welche der alten Sache zugethan waren, das Wehklagen und die Trauer allgemein. Und wie einſt nach den Unglückstagen von Chäronea und Korinth, ſo machten auch damals viele edle Männer ihrem Daſeyn freiwillig ein Ende, oder ſtarben vor Gram, wie der Philoſoph Priscus in Epirus. — Ueberhaupt zählt man drei Begebenheiten, welche der helleniſchen Nation tödtliche Wunden ſchlugen: Die Niederlage bei Chäronea durch König Philipp von Macedonien; die Zerſtörung von Korinth durch Mummius, und die Vertilgung der Nationalgötter durch Alarich. Erſtere hatte die Autonomie der einzelnen Republiken geraubt, die zweite das Joch eines nicht Griechiſch redenden Volkes auf den Nacken von Hellas gelegt, die dritte aber die Lebenswurzel dieſer Nation im innerſten Keime getödtet. Für den Verluſt ſolcher Güter konnten die Griechen im Chriſtenthum eines Arkadius, eines Theodoſius des zweiten, eines Leo, eines Zeno, eines Juſtinianus und einer Theodora keinen Erſatz finden. Zeno, der Iſaurier, beſonders wird von den Scribenten als einer der dümmſten und laſterhafteſten

Monarchen geſchildert, muß aber deſſen ungeachtet als Verfolger der Heiden und vorzüglicher Bekehrer des Peloponneſes bei der Kirche großes Anſehen genießen. Während ſeiner Regierung (474—491) mußten ſich die heidniſchen Familien mit ihren Domeſtiken und Sclaven in Maſſe taufen laſſen. Götzendienern wurden alle ſtaatsbürgerlichen Rechte entzogen, Apoſtaſie mit dem Tode, Verweigerung der Taufe mit Güterconfiſcation und Exil beſtraft; Antheil an Spenden, und das Recht Unterricht zu ertheilen den Heiden auf immer verſagt. Im zwölften Jahre ſeiner Regierung bereiste er Hellas und kam bis in die peloponneſiſche Halbinſel, um gehorſamen aber verarmten Chriſten, um Nonnen und Mönchen Kleidungsſtücke, Lebensmittel und Gnaden auszutheilen. Zu Peges, am Eingange der Landenge von Korinth, beſchenkte er ein armes Frauenkloſter reichlich, entehrte aber die jüngſten und ſchönſten Bewohnerinnen der heiligen Mauern zu großem Aerger der Chriſten ſowohl als der Götzendiener. Was er zur Aufnahme und Sicherſtellung der Städte und für das irdiſche Wohl ſeiner Unterthanen im Peloponnes angeordnet, haben die Kirchenſcribenten nicht aufgezeichnet in einem Zeitalter, in welchem obſtinates Feſthalten am Dogma viel höher geachtet wurde, als Sittenreinheit, als evangeliſcher Wandel und bürgerliche Regententugend. Deßwegen konnte es auch im Byzantiniſchen Reiche beinahe ohne Aergerniß geſchehen, daß die laſterhafteſten und ſchändlichſten Perſonen der höhern Welt gewöhnlich genöthiget wurden, Aebte oder Biſchöfe zu werden, wenn man ſie von der politiſchen Schaubühne entfernen wollte. Vernünftige Leute, deren es zu allen Zeiten einige gegeben hat, konnten ſich an ſolchen Vorgängen freilich nich beſonders erbauen.

In den wiederaufgerichteten Städten ſchworen zwar die Ueberbleibſel der Heiden im Laufe des fünften Jahrhunderts nach und nach zur Fahne des Gekreuzigten. In den ſchwer zugänglichen Bergſchluchten des Taygetus aber und auf den hafenloſen Küſten des heutigen Maïna-Landes, von Kap Tänarus bis Kardamyle, wehrten ſie ſich gegen chriſtliche Prieſter und Seeräuber, gegen kaiſerliche Decrete und Ordonnanzen, gegen Gothen und Vandalen, gegen Alarich und Genſerich mit gleicher Wuth und Beharrlichkeit. *) Vom Jahre 396 an, bis auf die neueſten Zeiten, drängte ſich die Kraft der Peloponneſier auf dieſen unwirthbaren, früherhin niemals genannten Küſtenſtrichen zuſammen. Tapferkeit, Stärke, Troß und Freiheit war von Sparta entwichen und mit Allem, was noch die alte Zeit und die alten Götter ehrte, in die traurigen Nadelholzwaldungen und dürren Steinklippen des Hochgebirges gezogen. Es gab im fünften Jahrhundert einen heidniſchen und einen chriſtlichen Peloponnes; zwiſchen beiden ewige

---

*) Das gemeine Volk und überhaupt die Ackerbau treibende Claſſe der Einwohner blieb aller dieſer Verfügungen des kaiſerlichen Hofes ungeachtet noch lange heidniſch, weil ihr die Obrigkeiten und kaiſerlichen Statthalter ſelbſt in entfernteren Provinzen gegen Erlegung gewiſſer Taxen den Göttern zu opfern erlaubten.

St. Gregorii Magni Epistol. lib. 5. epist. 1., item lib. 3, epist. 65.

Feindſchaft. Der heidniſche Gebirgsmann und Waldbewohner verachtete und plünderte den feigen, knechtiſch geſinnten Bebauer der chriſtlichen Ebene. Und obgleich mehr als 400 Jahre ſpäter das Kreuz ſein ſiegreiches Panier bis in dieſe entlegenen Winkel ausbreitete, konnte es doch die Scheidewand nicht mehr niederreißen, welche ſich einſt zwiſchen dem chriſtlichen Flachlande und der heidniſchen Gebirgskette erhoben hatte. Die Bürger von Maïna blieben auch nach ihrer Bekehrung noch Räuber zu Waſſer und zu Lande. Selbſt den traurigen Troſt hatten ſie, an dem größten Theil der Halbinſel das Chriſtenthum nach zweihundertjähriger Herrſchaft wieder ausgetilgt zu ſehen. Erblicken konnten ſie von ihren Waldkuppen herab die Feuerſäulen, welche die Wohnungen, die Tempel, die Bilder und die Städte ihrer Nebenbuhler verzehrten. Das blitzende Schwert konnten ſie ſehen, welches ihre chriſtlichen Brüder in Laconia, Arcadia, Meſſenia, Elis und Achaja vertilgte. Die Schläge der barbariſchen Axt konnten ſie hören, die für wilde Slavinen und Avaren Hütten zimmerte, wo ehevor die ſchönſten Denkmäler der Baukunſt und des geläuterten Geſchmackes das Aug' entzückten. Doch von dieſer letzten, wichtigſten, allgemeinen und bleibenden Revolution des Peloponneſes ſoll in einem der nächſten Capitel umſtändlich gehandelt werden. Hier iſt nur noch beizufügen, daß der letzte politiſche Act, den die Geſchichte von den helleniſchen Bewohnern dieſer Halbinſel erzählt, dem götzendienenden Theile derſelben zum größten Ruhme gereicht: die Niederlage Genſerichs in einem Landtreffen bei Tänarus. Dieſer Wütherich, ein halbes Jahrhundert

(428—478) die Geißel der römiſchen Welt, verheerte um 467 von Africa aus den kaum aus den Ruinen hervorgegangenen Peloponnes mit einer den Vandalen eigenthümlichen Grauſamkeit und Zerſtörungswuth, von deren Einzelnheiten ſich freilich keine Nachrichten erhalten haben. Die Griechen jenes Zeitalters waren entweder mit den Scenen der Vertilgung ſo vertraut, daß man ſich nicht mehr die Mühe gab, dergleichen alltägliche Dinge der Nachwelt zu überliefern; oder vielleicht war im Peloponnes auch Niemand mehr fähig, das Elend jener Zeiten in ſeiner ganzen Schrecklichkeit zu erfaſſen und in allen ſeinen Theilen auszumalen. Die helleniſchen Heiden hatten aufgehört, Geſchichtſchreiber hervorzubringen. Eunapius und Zoſimus waren die letzten. Nach ihnen wurde der großentheils chriſtliche Peloponnes als fremdes Land angeſehen, und das wahre Hellas nur noch in den philoſophiſchen Schulen von Athen und Alexandria erkannt. Die chriſtlichen Scribenten aber waren fürwahr nicht geeignet in die Fußſtapfen eines Thucydides, Xenophon oder Tacitus, oder auch nur eines Zoſimus und Eunapius zu treten. Weitläufig und zuſammenhängend ſchrieben ſie nur über Aſcetik, über Dogmen und Ketzerſtreit, über Legenden der Heiligen, über Mirakel und Biſchofwahl. In dieſer unglückſeligen Zeit, wo die menſchlichen Dinge ohne ſichere Grundlage waren, und eine Barbarenwoge die andere über die Oberfläche der civiliſirten Erde trieb, hatte man keine Muße an die künftigen Geſchlechter zu denken. Man zweifelte vielmehr, ob es überhaupt noch eine Nachwelt gebe, und nicht vielmehr das ganze Menſchengeſchlecht am Rande des Verderbens angekommen ſey. — Die Verheerung Griechenlands durch die Vandalen ſtößet aber auch nicht mehr denſelben Grad von Theilnahme und Wehmuth ein, wie die Gräuelſcenen Alarichs, weil Genſerich doch nur neue Ruinen auf alte häufte, während die Gothen den traurigen Ruhm davon trugen, das Rüſtwerk der alten Welt im Peloponnes vernichtet zu haben. So viel nur wiſſen wir aus Procopius, daß es außer den Heiden von Maïna auf der ganzen Halbinſel Niemand wagte, mit den Waffen in der Hand den Räubern entgegenzugehen. Zwar wurde die Stadt Tänarus vom Grunde aus umgekehrt, aber Genſerich auf den Ruinen ſelbſt geſchlagen und zur Flucht über das Meer genöthiget. Daß ihnen der Ruhm, den Vandalen widerſtanden zu haben, nicht als Heiden, ſondern als abgehärteten und kampfgeübten Bergbewohnern gebühret, wird wohl von ſelbſt klar ſeyn. Und überdieß dürfe das kaiſerliche Heer, das zu Schiffe von Conſtantinopel gekommen war und im nächſtfolgenden Jahre Tripolis in Africa einnahm, zum glücklichen Erfolge der Feldſchlacht wohl auch in einer oder der anderen Weiſe mitgewirkt haben.

Daß aber die Verwüſtung beim Vandaleneinbruche vorzüglich jene Städte und Gegenden des Landes getroffen habe, von welchen man glauben muß, daß ſie zu Alarichs Zeiten verſchont blieben, liegt außer Zweifel, weil Genſerich von Mittag her ans Land geſtiegen, der Gothenkönig aber von Mitternacht her durch den Iſthmus von Korinth eingedrungen war. Groß muß das vom Feinde verurſachte Elend in jedem Falle geweſen, und ſeine Spur lange ſichtbar geblieben ſeyn, weil Kaiſer Zeno in eigener Perſon Griechenland beſuchte und Hülfe brachte. Wenigſtens wußte man ſonſt keinen Grund zu einer Reiſe dieſes Iſauriers in die peloponneſiſche Halbinſel, wohin in den erſten tauſend Jahren des Byzantiniſchen Reiches, ſoviel man wiſſen kann, außer Zeno kein Monarch gekommen war. Die Bemerkung, welche man bei allen früheren Irruptionen ausländiſcher Völker in das Eiland gemacht hat, gilt auch für dieſen letzten Fall: die Fremdlinge wurden aus der geheiligten Erde vertrieben, und ließen nur ſolche Spuren ihres Daſeyns zurück, welche Zeit und Fleiß der Menſchen wieder verwiſchen konnten. Verbrannte Hütten baute man wieder, und die Stelle der Erſchlagenen nahmen nach und nach doch wieder neue Sprößlinge ein aus dem noch immer rein erhaltenen Blute der alten Kinder der Halbinſel. Nur muß man annehmen, weil es ſo in der Natur des Menſchengeſchlechtes liegt, daß mit dem wachſenden Maße der öffentlichen Calamitäten auch der trübſinnige Geiſt religiöſer Schwärmerei, Pönitenz und Superſtition in dichteren Lagen Heiden und Chriſten im Peloponnes bedeckte.

Drittes Capitel.

Verwüſtung der Süd-Donauländer durch Hunnen, Bulgaren und Slaven. Ankunft der Avaren in Europa, und allgemeine Bewegung der nördlichen Völker gegen Griechenland. Einnahme und Verwüſtung des Peloponneſes. Avaren und Slaven beſetzen den leeren Boden. Reſte altgriechiſcher Bevölkerung und Anfang eines neuen Lebens. Von 467 — 783 nach Chriſtus.

So lange noch die ſtreitbaren Völker Britanniens, Galliens, Rhein-Germaniens, Hiſpaniens und Noricums die Legionen recrutirten, konnte Rom und Byzanz dem Andrang der nordiſchen Völker gegen die Donauländer und gegen Inner-Griechenland mit Erfolg widerſtehen. Gingen auch große Schlachten verloren, wurden auch die beiden Möſien, wurde Dardanien, Thracien, Illyrien, ja ſelbſt Macedonien mit Alt-Hellas von zahlreichen Barbarenhaufen überſchwemmt und verwüſtet: ſo wurden dieſe doch endlich jedesmal entweder durch die Heere des Occidents niedergeworfen oder ließen ſich durch andere Mittel, deren Grundlage doch allzeit auf der Kriegsmacht des Abendlandes beruhte, über die Gränzen zurücktreiben. Wie ſich aber das Weltreich in zwei feindlich geſinnte Hälften, die abend- und morgenländiſche, geſpalten, und erſtere gleich unter der Regierung des Honorius (395—422) beinahe alle germaniſchen und keltiſchen Provinzen an die Barbaren verloren hatte; ſo war für Conſtantinopel auch ſchon die Möglichkeit verſchwunden, noch länger die Thore des Reichs an den Donauufern gegen das furchtbare Gähren und Drängen der Völker zwiſchen Sirmium und dem Innern Scythiens zu beſchirmen. Die Bewohner Thraciens und der großen Gebirgskette zwiſchen dem ſchwarzen Meere und den Küſten Dalmariens lieferten im Byzantiniſchen Europa allein noch Soldaten zur Landarmee. Die Bevölkerung der Hauptſtadt und die Bewohner der Inſeln und der Küſtenländer zu beiden Seiten des ägeiſchen Meeres dienten in der Regel nur auf der Flotte. Und dieſer geringe einheimiſche Militärhinterhalt mußte häufig auch zur Vertheidigung des Orients gegen die Saſſaniden und Saracenen Streitkräfte über den Helleſpont ſenden, weil ſich dieſe weitläufigen, aber großen Theils von wenig kriegeriſchen Volksſtämmen bewohnten Länder aus eigenem Mittel nicht zu ſchützen vermochten. Der Save- und der Donauſtrom war freilich durch eine Reihe feſter Plätze verwahret; jedoch waren die Beſatzungen gewöhnlich ſchwach und die Bürger im Streite ungeübt. Wäre das illyriſche Länderdreieck nur von der eingebornen Bevölkerung der gegenüberliegenden Donaugegenden, oder nur hin und wieder durch fremde Ueberzügler aus dem tiefern Nordlande bedroht geweſen; ſo hätten ſich Angriff und Widerſtand vollkommen ausgeglichen. Wie aber ein, in unſern Tagen nicht mehr zu erklärender Impuls die breite Völkerſäule des ganzen heutigen Rußlands erſchütterte und länger als zwei volle Jahrhunderte in zuſammenhängenden Strömungen und mit ununterbrochener Wuth gegen den Iſter trieb, mußte endlich die Kraft der Illyriker ermatten, mußten endlich die Dämme brechen, mußte endlich die wilde Fluth Alles verſchlingen. Es iſt ein trauriges Geſchäft, auch nur ein flüchtiges Gemälde über die Vertilgung ſo vieler und ſo berühmter Völker zu entwerfen, welche von der Mitte des fünften bis zur Mitte des achten Jahrhunderts von der Oberfläche dieſes großen Erdſtriches verſchwunden und durch barbariſche Ueberſiedler verdrängt worden ſind. Und doch iſt es unerläßlich das ſtufenweiſe Fortſchreiten der Verödung von der Save bis zum Meerbuſen von Korinth, wenigſtens in den vorzüglichſten Umriſſen zu bezeichnen, weil ſonſt nicht wohl klar zu begreifen wäre, wie ſelbſt der Peloponnes im innerſten Winkel des Dreiecks von dem Weltbrande erreicht werden konnte, der ſich in einer ſolchen Entfernung erhob.

In Vergleich mit den vorhergehenden und nachfolgenden Zeiten genoſſen die Byzantiniſchen Donauländer während der dreiunddreißig erſten Jahre des fünften Säculums ein erträgliches Schickſal. Alarichs und ſeiner Weſtgothen war man auf Koſten des Abendlandes endlich los geworden, und die Hunnen, welche jenſeits des Stromes den Meiſter ſpielten, wurden bald durch Gewalt, öfter aber durch Gold von Plünderungszügen in die Reichsprovinzen abgehalten. Zurückgebliebene Gothencolonien bauten als friedliche Chriſten und Unterthanen zu beiden Seiten des Hämusgebirges jene Ländereien an, die während des zwanzigjährigen Kampfes ihre Bevölkerung verloren hatten.

Die lange Reihe der Trübſal begann mit der Thronbeſteigung des Hunnenkönigs Attila im Jahre 434 unſerer Zeitrechnung. Fünf Jahre lang beſchwichtigten zwar Gold und Bitten des zweiten Theodoſius den Grimm auch dieſes Weltverwüſters. Dann aber fiel er im Byzantiniſchen Illyricum ein, zerſtörte alle Donaufeſtungen im heutigen Serbien und Oberbulgarien, vertrieb oder rottete die Bewohner der Ebenen zwiſchen dem Strome und der Bergkette völlig aus und befahl das Land öde zu laſſen. *) Weder Barbar noch Romäer durfte es bebauen.

Bis zum Friedensſchluſſe mit Conſtantinopel (449) war beinahe jedes Jahr durch einen Zerſtörungszug dieſes unwiderſtehlichen Drängers bezeichnet; jedoch kamen ſeine Schaaren nicht weiter als zu den Päſſen Thermopylä. Auch ihn hat das Verhängniß von der griechiſchen Erde fort in das Abendland, und bald nachher in das Grab getrieben, nachdem er die Bollwerke des Reichs niedergeworfen, die Unmacht der Byzantiniſchen Legionen vor der ganzen Welt zur Schau geſtellt, und den nordiſchen Völkern den Weg in das Herz der großen Halbinſel Illyrien gezeigt hatte. Die Sage von der Glückſeligkeit des griechiſchen Himmels, von der Ueppigkeit des mit Früchten der edelſten und mannigfaltigſten Art bedeckten Bodens, ſo wie von den Reichthümern und

---

*) Excerpta de Legat. Edit. Venet. p. 23.

von der Feigheit der Menſchen in Marmorpaläſten war durch ihn zu jenen Völkern hinaufgedrungen, welche damals wie heute unter dem allgemeinen Namen der Slaven die unermeßliche Waldregion zwiſchen den karpathiſchen Gebirgen und den Gränzen von Sibirien bewohnten. Attila war, ſo viel man weiß, der erſte Eroberer, welcher von Süden herauf zu den Schilfhütten der Slaven gekommen iſt, viele ihrer Stämme unterjocht, mit dem Waffenhandwerk vertraut gemacht, unter ſein Heer aufgenommen, und mit der Kenntniß der ſüdlichen Himmelsſtriche ein unvertilgbares Verlangen ſie zu beſitzen in der Bruſt derſelben entzündet hat. Attila's Phantom, in Rieſengeſtalt auf dem Gipfel der Karpathen ſtehend, winkte ſelbſt nach ſeinem Tode noch den aufgeregten Völkern: Sehet euren Raub! Nehmet und vertilget. —

„Es iſt ein großes Glück, daß den Menſchen ihre künftigen Schickſale verborgen ſind. Die Freude über Attila's Hinſcheiden und über die Zerſplitterung ſeines Reiches war im Conſtantinopolitaniſchen Gebiete um ſo ausgelaſſener, da Niemand zweifelte, daß nach einer ſolchen Erſchütterung ein ewiger Friede und ungetrübte Glückſeligkeit das menſchliche Geſchlecht für die vergangenen Leiden tröſten müſſe. Das verödete Land von der Ausmündung der Save bis zu den thraciſchen Engen wurde durch Reſte der wiederkehrenden alten Bewohner, ſodann durch Heruler, ſarmatiſche Slaven und Gepiden wieder coloniſirt; in Nieder-Möſien und Klein-Scythien aber, d. i. im heutigen Bulgarien und Dobrudſche, Attila's jüngſter Sohn Ernach mit zahlreichen Haufen von Hunnen, Schyren und Alanen angeſiedelt; allen aber Jahrgelder aus der kaiſerlichen Schatzkammer bezahlt, weil ſie theils aus Unkunde des Ackerbaues, theils aus Faulheit nicht fähig waren ihren Lebensunterhalt aus dem Boden des neuen Vaterlandes zu gewinnen. Donau aufwärts von dem Ausfluſſe der Save bis Vindobona hatten die befreundeten Stämme der Oſtgothen die menſchenleeren Gegenden beſetzt, und ſomit war, wie die durch Streitigkeiten über die Naturen Chriſti erhitzten Conſtantinopolitaner meinten, der Strom der weltlichen Dinge wieder in ſein natürliches Rinnſal zurückgekehrt. Denn daß Barbaren lieber reiche und ſchwache Nachbarn plündern als ihren Unterhalt im Schweiße des Angeſichts aus der Erde ziehen, oder um einen mäßigen Sold ihre Kriegsluſt auf immer mit träger Ruhe vertauſchen, ſchien man im kaiſerlichen Palaſte nicht zu bedenken. Hätte man es aber auch bedacht, wie wäre zu helfen geweſen, da ſehr oft die Dinge mächtiger ſind als der Wille und die Kraft der Menſchen! — Unter Marcians Nachfolger, Leo dem Aeltern, wiederholte der Oſtgothe Theodorich das alte Spiel; er überwältigte die neuen Colonien von der Save-Mündung bis zur heutigen Stadt Sofia in Bulgarien, und Leo ward genöthiget durch Ueberlaſſung dieſer großen Landſtrecke Frieden zu erkaufen. *) Bei den Bürgerkriegen zwiſchen Zeno und Baſiliscus riefen beide Parteien die Gothen zu Hülfe,

---

*) 463 nach Chriſtus.

die, zuletzt ihre vereinte Macht gegen die Eingebornen kehrten, durch die Päſſe von Macedonien brachen, bis an die Mauern Theſſalonica's Alles verheerten, Dyrrachium mit ganz Epirus eroberten, und nur gegen Abtretung des heutigen Bulgarenlandes von dem armſeligen Hofe zu Conſtantinopel beruhigt wurden. Dieſer Krieg hatte fünf Jahre gedauert, den überſchwemmten Ländern unſägliches Elend bereitet, und neue Schaaren nordiſcher Gäſte hereingebracht. *) Wir enthalten uns aber der einzelnen Nachweiſungen, weil der junge Gothenfürſt wenige Jahre ſpäter mit der ganzen Nation der Oſtgothen zur Eroberung Italiens auszog, und von allen ſeinen Eroberungen an der untern Donau nur Obermöſien und Dacien behielt.

Wir haben es hier nicht mit Königen und Feldherren, nicht mit Regentenfamilien und Gränzberichtigungen, ſondern mit dem Schickſale der alten, Künſte und Feldbau treibenden Population des illyriſchen Dreieckes zu thun. Ihre Leiden, ihre Vermiſchung mit Fremden, ihre endliche Vertilgung durch die Nordiſchen ſind der einzige Gegenſtand unſerer Aufmerkſamkeit. Ob die Gränzſäulen der Byzantiniſchen Imperatoren heute zu Philippi und Sardica, morgen zu Ambracia und Singidon, ein andermal an den Quellen des Po und am Vorgebirge Lilybäum ſtanden, kann uns nur dann zu wiſſen von Wichtigkeit ſeyn, wenn ſie zugleich die Grän-

---

*) Vertriebene Haufen Rugier erhielten durch Theodorich Grundſtücke in Bulgarien.

zen der gegen den Peloponnes vorrückenden Verödung bezeichnen.

Von dem Zuge Alarichs in das Abendland bis zur Eroberung Italiens durch Theoderich waren beiläufig neunundachtzig Jahre verfloſſen. Und wenn wir das Reſultat aller dazwiſchen fallenden Begebenheiten im Byzantiniſchen Europa in unſerm Sinne zuſammenfaſſen, ſo zeigt ſich, daß am Schluſſe des fünften Jahrhunderts Obermöſien mit Dacien beinahe ausſchließlich, in Niedermöſien und Kleinſcythien aber großen Theils das platte Land durch fremde Coloniſten beſetzt, in beiden Provinzen aber große Strecken ohne Stadt, ohne Bewohner und ohne Anbau waren. *) Jenſeits der Bergkette hätten nur Gothen in Thracien Aecker und Dorfſchaften erhalten. Den Sitzen des altgriechiſchen Volkes am nächſten gerückt waren die Heruler, indem ſie nach Attila's Tode durch Kaiſer Marcian in den Bergſchluchten des nördlichen Macedoniens angeſiedelt wurden. In keinem Falle aber pflügte innerhalb der Thermopylen ein nicht

---

*) Eunapius ſagt ausdrücklich, daß die Barbaren allenthalben die männliche Bevölkerung erſchlagen, alle Orte deren ſie ſich bemächtigten, zerſtört, und ſogar Thracien (Θωρα) großentheils verödet haben. Nur wenige feſt ummauerte Städte des illyriſchen Continents ſeyen der Vernichtung entronnen (καὶ τῷ φονικωτάτῳ πρὸς τὸ κρατούμενον πάντα ἀνδρῶν ἐχήρωσαν .... πόλεις γοῦν ἐνάριθμοι καὶ ὀλίγαι τινες διεσώθησαν, καὶ ἔτι σώζονται τειχῶν ἕνεκεν καὶ οἰκοδομημάτων. ἡ δὲ Θωρα καὶ τὸ πλεῖϛον ἀπανάλωται, καὶ ἔϛιν ἀοίκητον καὶ ἄβατον διὰ τὸν πόλεμον.

Ex histor. Eunapii Sardiani in Excerpt. de Legat. p. 14.

griechiſch redender Mann das Feld. Befehlshaber in Städten und Feſtungen waren freilich ſeit mehr als hundertfünfzig Jahren häufig geborne Barbaren. --

Gleich nach dem Abzuge der Oſtgothen aus Niedermöſien erſchienen die Bulgaren an den Mündungen der Donau, und machten Verſuche die erledigten Wohnſitze auf der Südſeite des Stromes einzunehmen. Dieſes Volk, deſſen Rolle bei der Verwandlung des griechiſchen Reiches von ſo großem Gewichte iſt, war der erſte ſlaviſch redende Stamm, welcher aus dem Herzen des heutigen Rußlands und von den Ufern der Wolga kommend, vor den Thoren des Byzantiniſchen Reiches erſchien. Ihr erſter größter Einbruch über den Iſter geſchah im letzten Jahre des fünften Jahrhunderts, dem neunten des Kaiſers Anaſtaſius. Die Milizen und geſchwächten Beſatzungen einiger Ufercaſtelle konnten die zahlreichen Schwärme dieſes neuen Feindes nicht abhalten, und die barbariſchen Anſiedler des flachen Landes ſchloſſen ſich ungeſäumt, ihre Aecker und Hütten verlaſſend, an die Fremdlinge an, um gemeinſchaftlich mit ihnen das fruchtbare Thracien auszuplündern. Durch die Päſſe des Hämus, des in unſern Tagen vielfach beſprochenen und gerühmten Bollwerks gegen die neuſcythiſche Invaſion, ſtiegen die Bulgaren und Hunnen damals ohne Hemmniß, wie durch offenſtehende Thore in die kornreichen Flächen Thraciens hinab; ſo groß war die Deſolation der einheimiſchen Bevölkerung, und ſo beklagenswerth die Zerrüttung, Auflöſung und Schwäche der Gewalthaber von Conſtantinopel. Mit Raub und

Blut geſättiget gingen die Unholden eben ſo ungehindert wie ſie herüber gekommen waren, wieder über den Strom zurück. In kleinern oder größern Haufen erſchienen ſie von nun an jedes Jahr, beſonders 501, wo ſie ſich ſelbſt in die Umgegend von Conſtantinopel vorwagten, und die Landgüter der Hauptſtadt verheerten. Die Bulgaren, wie alle ſlaviſchen Völker, rohe Götzendiener und blutdürſtig von Natur, wütheten in den Chriſtenländern wie gereizte Tiger unter wehrloſen Schafen mit unerhörter Grauſamkeit. Alle Erzeugniſſe des menſchlichen Kunſtfleißes und der Natur wurden vernichtet, und Alles was Odem hatte, erſchlagen; Gefangene in den erſten Zeiten keine gemacht. Was that denn aber Anaſtaſius zum Schutze ſeiner möſiſchen und thraciſchen Unterthanen? Er ließ ſie für ihre Hütten und Aecker, für ihr Heil und Leben ſelbſt Sorge tragen, und begnügte ſich quer über Feld, Gebirg und Wald vom Propontis bei Selymbria bis an den Strand des ſchwarzen Meeres die ſo genannte lange Mauer aufzuführen, verſehen mit Thoren und Thürmen zum Schirm der Hauptſtadt und ihres Weichbildes. *) Und doch konnte Thracien allein ein Heer von 60,000 Streitern aus den Colonien der Beſſen und Gothen zur Verfügung des Kaiſers ſtellen. Anaſtaſius mußte aber theologiſche Controverſen entſcheiden, und unter den Bürgern der Hauptſtadt entzündete ſich über das Dreimal heilig ein Aufruhr, in welchem einmalhunderttauſend Menſchen erſchlagen wurden, während ein zahlloſes Heer Bulgaren, Hunnen und

---

*) 507 nach Chriſtus.

Slaven die Dörfer und Saaten der Bauern in Möſien und Thracien verbrannte. *) Umſtändliche Nachrichten über das Schickſal der Ackerbau treibenden Claſſe in den von Conſtantinopel entfernten Provinzen ſind aus dieſem trüben Zeitalter nicht überall zu erwarten, weil die Chronikſchreiber außer den Palaſtrevolutionen, Concilien und dogmatiſchen Erörterungen nur den Gang des Nationalkampfes gegen die Saſſaniden und gegen die Religion der Zoroaſtriſchen Magier neben den Vorfallenheiten in unmittelbarer Nähe der Hauptſtadt in ihre Regiſter aufnahmen. Die Provinzen des Binnenlandes jenſeits der Anaſtaſiſchen Mauer waren den eingebornen Conſtantinopolitanern bald eben ſo fremd und unbedeutend als die Länder der Naſamonen und Gätulier. Nur wenn unüberſehbare Wolken transdanubianiſcher Völker vom Ufer des Stromes bis an die Thermopylen den Erdboden bedeckten und Hunderttauſende der hülfeloſen Bebauer vernichteten oder als Sclaven fortrieben, wie um 517, wurde die Begebenheit mit zwei Worten der Nachwelt überliefert. Der Beſitz der irdiſchen Güter in der Hauptſtadt wie in den Provinzen wechſelte mit unglaublicher Schnelligkeit, und das Leben der Generationen ſelbſt war kurz; ein Geſchlecht ſtieß in raſcher Folge das andere aus Glücksgut und Daſeyn durch anſteckende Seuchen, durch Circus- und Glaubenswuth oder durch den ſtupiden Grimm der Barbaren. Wo aber keine Erinnerung an vergangene Glückſeligkeit, und keine Hoffnung für eine beſſere Zukunft iſt, da erwartet man vergebens Philoſophie und Geſchichte.

---

*) 512 nach Chriſtus.

Bis nach Epirus und zu den Thermopylen ſind im Jahre 517, wie es heißt, die ſcythiſchen Unholden vorgedrungen, und haben eine ungezählte Menge von Menſchen getödtet, hundert und zwanzigtauſend aber gefangen über die Donau getrieben. Feſtungen und beſonders Seeplätze konnten allein Schutz gewähren gegen dieſe Wilden, die weder Geduld noch Kunſt und Mittel beſaßen, befeſtigte Orte zu überwältigen. Die einzelnen Umſtände dieſer Invaſion ſind uns völlig unbekannt. Nur ſoviel läßt ſich aus den Nachrichten über den einförmigen und traurigen Gang dieſer Begebenheiten entnehmen, daß die Barbaren, ſo oft ſie mit Macht eingebrochen waren, ihre Streitkräfte theilten und zu gleicher Zeit gegen die Mauer des Anaſtaſius, gegen den thraciſchen Cherſonnes und gegen die Defileen von Scupi nach Macedonien vorrückten, und nach Ueberwältigung der letzteren in Theſſalien und Epirus einbrachen. Widerſtand wurde von den Romäern jedesmal nur in den Thermopylen, an der Bruſtwehr des Cherſonneſus, und hinter den langen Mauern von Selymbria geleiſtet. Und doch waren die Verheerungen dieſer Länder unter Anaſtaſius und ſeinem Nachfolger Juſtinus I. von 518 — 527 nur Kinderſpiel gegen die Drangſale, welche unter Kaiſer Juſtinianus dem Erſten hereinbrachen. Namentlich hatten in Thracien einige Friedensjahre gewöhnlich die Spuren der feindlichen Wuth wieder ausgelöſcht, weil wegen der ausnehmenden Fruchtbarkeit des Bodens die Stelle der erſchlagenen oder weggeſchleppten Bebauer ungeſäumt durch Coloniſten aus Anatolien wieder beſetzt wurde. Und die Behauptung, daß Thracien mit Ausnahme der feſten Städte und Küſtenplätze während der Byzantiniſchen Kaiſerregierung ſeine Feldbau treibende Population wenigſtens zehnmal ganz verloren habe, wird ein aufmerkſamer Leſer der Byzantiniſchen Scriptoren für ſehr gemäßigt finden. Nicht ſo war es in den Gegenden jenſeits des Berges Rhodope und Hämus, und im alten Griechenlande, welches die Slaven und Hunnen während der achtunddreißigjährigen Herrſchaft Juſtinianus bis unter die Schanzen des Iſthmus völlig ausmordeten. Wollte man dieſen Monarchen nicht nach den Lobpreiſungen der politiſchen Staatsvergötterer und Pandektiſten, ſondern nach geſündern Regierungsprincipien, nach dem Wohl oder Wehe ſeiner Völker beurtheilen: ſo müßte man ihn für eine ewige Peſt des menſchlichen Geſchlechts, für einen hölliſchen Geiſt in Menſchengeſtalt erklären, der auf den Thron geſtiegen war, um die romäiſche Welt in ein weites Grab zu verwandeln. Er ſelbſt von Geburt ein Nichtgrieche aus Bedriana in Illyricum, ahmte die Transiſtrianer in Kleidung und Lebensweiſe nach, verlieh ſiebenzig Tauſenden dieſes Geſchlechtes Wohnſitze und Bürgerrechte in Conſtantinopel ſelbſt. Zugleich begannen mit ſeinem Regierungsantritte die Einbrüche der Antes, der eigentlichen Slaven, Slavinen oder Slaveſianen und der Hunnen mit einer Uebermacht, Beharrlichkeit und Wuth, welche deutlich verkündeten, daß die Ankömmlinge nicht allein Blut und Raub, ſondern auch Boden und bleibenden Beſitz verlangten. In den drei erſten Jahren trieb er die Räuber mit Hülfe der Donauarmee über den Strom zurück, und griff ſie ſelbſt auf ihrem eigenen Boden an. Im vierten Jahre aber fand der tapfere Feldherr Chilbudius mit allen ſeinen Leuten in einer Schlacht gegen ein überlegenes Slavenheer den Untergang. *) Von dieſem Tage an blieb der Donauübergang offen, und die Reichsheere konnten nicht mehr wehren.

Juſtinian ließ dieſe Fremdlinge kommen und gehen, plündern und morden wie ſie wollten. Beinahe jedes Jahr, ſchreibt Procopius der Zeitgenoſſe, ſind dieſe reißenden Thiere in das Land der Romäer gekommen, und jedesmal haben ſie im Durchſchnitte an zweimalhunderttauſend Einwohner weggetrieben oder vernichtet. Wie eine ſchwellende Waſſerfluth ſchritt die Verödung näher an den Peloponnes, und die beklagenswerthen Bewohner Griechenlands glichen den in der Höhle des Cyklopen eingepferchten Gefährten des Ulyſſes, von welchem das Unhold bei jeder Heimkehr einige abſchlachtete und aß. Beſonders Schauder erregend waren die Grauſamkeiten der Slaven. Dieſe verſchonten in den erſten Einbrüchen kein lebendiges Weſen, ſteckten, ſatt von Mord und Raub, die Gefangenen auf Pfähle, oder banden ſie mit Händen und Füßen ſchwebend auf vier Pflöcke, und ſchlugen ihnen mit Keulen die Schädel ein, oder hingen ſie bei den Füßen auf, und zündeten unter den Köpfen Feuer an; auch wurden die armen Griechen ſchaarenweiſe ſammt ihrem Viehe und ihrer Habe in ihren Häuſern verbrannt. **)

---

*) 530 nach Chriſtus.

**) Procopius.

Bis zum Ausbruche des Krieges gegen die Oſtgothen in Italien waren die Beſitzungen dieſes eben genannten Volkes in Dalmatien, Illyricum und Ober-Möſien zugleich eine Schutzmauer gegen die jenſeits hauſenden Barbaren, welche in dieſer Weiſe nur von der Unter-Donau her in das Byzantiniſche Reich eindringen konnten. Wie aber Beliſar in Italien landete und den Gothenkönig ängſtigte, wurden die Schranken in Ober-Möſien aufgethan, und Einladungen an alle Wilden jenſeits des Stromes und der Gebirge geſandt, die Abweſenheit der kaiſerlichen Armeen zu benützen und ihren Durſt nach Römerblut und Beute der ſchönen Länder zu benützen. Demzufolge geſchah im Jahre 539 der große Einbruch der Hunnen, Slaven, Bulgaren, Anten und Gepiden in das Land der Romäer. Von den Mündungen der Save bis zum Ausfluſſe des Iſters ins ſchwarze Meer ergoſſen ſich die Wellen dieſer neuen Völkerfluth über die ganze Oberfläche der ſo oft geplünderten und decimirten Provinzen Romaniens. Und weil das platte Land in den meiſten Gegenden ohnehin ſchon öde lag, wagten ſich die Barbaren dieſesmal an die Städte, ſtiegen an die Seeküſte herab, griffen die Romäer in ihren letzten Zufluchtsorten, hinter den Mauern und Schanzen der Cherſonneſe an.

In Illyrien erſtiegen die Hunnen zweiunddreißig feſte Caſtelle und Städte, metzelten alles Lebende nieder, zündeten die Gebäude an, und riſſen die Mauern nieder. Dieſesmal wurden auch die Feſtungswerke der Halbinſel Kaſſandra in Macedonien, und des thraciſchen Cherſonneſes am Helleſpont erſtürmt und die Bewohner beider Halbinſeln mit unzähligen Flüchtlingen der Binnengegenden ausgerottet. *) Selbſt die Thermopylen konnten Alt-Hellas vor dem Heißhunger dieſer reißenden Wölfe nicht mehr ſchirmen. Wie einſt die Meder, ſo fanden damals die ſcythiſchen Wilden Mittel auf geheimen Gebirgspfaden der Engpaß zu umgehen, und Inner-Griechenland zu überſchwemmen, wohin ſeit Alarich kein Barbarenheer vorgedrungen war. Die Burg Theben, die Stadt Athen und die Schanzen an der Landenge von Korinth widerſtanden allein der von Norden herabbrauſenden Fluth. Das übrige Land zwiſchen Thermopylä und dem Golf von Korinth wurde in eine menſchenleere Einöde verwandelt, aus welcher die Räuber endlich durch Mangel an Subſiſtenz entwichen. **)

Vor dieſer Kataſtrophe ſchien der Kaiſer Alt-Griechenland gar nicht zu kennen, noch ſich jemals zu erinnern, daß er die Herrſchaft über das berühmte Geſchlecht der Hellenen beſitze. Um die Wiederkehr eines ſo großen Unglückes zu verhüten, ließ er die Thermopylen und alle

---

*) Was Sanct Hieronymus von den Hunnen ſeiner Zeit geſchrieben, gilt beſonders auf dieſes 539ſte Jahr unſerer Zeitrechnung: insperati ubique aderant, et famam celeritate vincentes, non religioni, non dignitatibus, non aetati, non vagienti miserebantur infantiae.

S. Hieronym. Epist. lib. 3. ad Oceanum de vita Fabiolae.

**) οὕτω δὲ σχεδὸν ἅπαντας Ἕλληνας, πλὴν Πελοποννησίων, διεργασάμενοι ἀπεχώρησαν.

Procop. de Bello Persic. lib. 2, cap. 4.

Gebirgspäſſe nach Hellas mit Quermauern verſchließen, die Feſtungswerke von Theben, Platää und Athen verbeſſern, beſonders aber die halbverfallenen Mauern und Gräben an der peloponneſiſchen Landenge erneuern, Caſtelle und Wachtthürme errichten und Hohen-Korinth befeſtigen. Die übrigen Städte der Halbinſel ließ er nach Procopius insgeſammt ohne Mauern, weil ſie bei hinlänglicher Verwahrung des Iſthmus von jeder Anfechtung der Barbaren ſicher wären. *)

Zehn Jahre nach dieſer Begebenheit waren die Länder Klein-Scythia, die beiden Möſien und Dacia, Dardania, Inner-Thracien und die Binnenthäler und Höhenzüge zu beiden Seiten der Gebirgskette, welche Süd-Illyrien und Epirus von Macedonien und Theſſalien ſcheidet, ſo ſehr von aller menſchlichen Cultur verlaſſen, daß jene dichte Wolke von Slaven, die im Jahre 549 auf 550 einwanderte, gegen Erlegung einer großen Summe Goldes von den Gepiden die Erlaubniß erkaufte, unweit der Save-Mündung über den Strom zu ſetzen, um in das bisher verſchontgebliebene Küſten-Dalmatien einzubrechen. Sie erſtürmten und zerſtörten eine Menge Städte, tödteten aber dießmal nur die Männer, behielten Weiber und Kinder der Romäer als Sclaven. Denn nicht mehr in ihre Heimath wollten ſie zurrückkehren, ſondern häuslich niederlaſſen wollten ſie ſich von nun an unter einem ſo ſchönen Himmelsſtrich. In viele Haufen getrennt durchſchwärmten ſie ohne Wi-

---

*) Procop. de aedific. lib. 4, cap. 2.

verſtand alle Süd-Donauländer vom adriatiſchen bis zum ſchwarzen Meere. Am grauſamſten wütheten ſie in den beiden nächſtfolgenden Jahren in Thracien, weil der Beſitz dieſes Bodens wegen ſeiner ausnehmenden Fruchtbarkeit von allen Seiten Bebauer herbeilockte. Die Niederlaſſungen ſlaviſcher Völker in den Gegenden zwiſchen Thermopylä und der Donau ſchreiben ſich urkundlich von dieſem Zeitpunkt her. Von jetzt an entſagten aber auch die den Metzeleien eroberter Städte entflohenen alten Bewohner aller Hoffnung, ihre Heimath je wieder zu ſehen und bauten ſich auf ſchwer zugänglichen Felſen an der Meeresbrandung, auf kleinen Eilanden und Lagunen ein neues und geſicherteres Vaterland. So z. B. gründeten im Jahre 549 die Bürger der von den Slaven zerſtörten Stadt Epidaurus in Dalmatien das ſpäter ſo berühmt gewordene Alt-Raguſa,*) wie ehemals die Flüchtlinge aus Patavium vor dem Grimm Attila's auf den Sanddünen Malamocco's Sicherheit gefunden hatten.

Im Innern des Reiches konnten ſich nur große Feſtungen, wie Adrianopel, Philippopel, Juſtiniana; oder kleinere mit Lebensbedarf wohl verſehene Caſtelle in den Gebirgen des Hämus, des Pindus u. ſ. w. mit Erfolg gegen die leichtbewaffneten und regelmäßiger Belagerungen unkundiger Barbaren behaupten. Dieſe Orte ragten aber auch wie Oaſen im Meere der Verwüſtung, wie Säulen unter Ruinen hervor. Auch an den Ufern

der

---

*) Constantin Porphyrog. de administrat. Imp.

der Donau erhielt ſich eine Reihe Caſtelle und feſter Städte im kaiſerlichen Gehorſam, obgleich das platte Land allenthalben von Feinden beſetzt, oder durch ſtreifende Horden unſicher, verlaſſen und öde war, und folglich die Verbindung mit der Hauptſtadt meiſtentheils nur zu Waſſer geſchehen konnte. In dieſer Weiſe geſchah es, daß das Byzantiniſche Reich, ohne eine Provinz verloren zu haben, vom Iſter bis Thermopylä außer den Küſtengegenden und befeſtigten Städten, beinahe keine Unterthanen hatte und keine Steuer bezog. Denn die Wilden aus Slavinenland kamen und gingen, und trieben ihre Heerden von einer Provinz in die andere, ohne mit Juſtinian in Unterhandlung zu treten, oder ſich in irgend eine ſociale Beziehung mit dem kaiſerlichen Hofe und den umwohnenden Chriſten zu ſetzen. Scythenland hatte ſich bis an die Thore von Hellas ausgedehnt. Procopius bezeuget ausdrücklich, daß zu ſeiner Zeit ſogar dicht vor Theſſalonica, am Fluſſe Rhechius, ſchon Barbaren wohnten, das Thal Tempe öde lag, und die Bürger der Feſtung Lariſſa nicht auf die lieblichen Felder ihres Weichbildes hinauszugehen wagten, aus Furcht vor den Slaven in den benachbarten Bergen. Das ehemals blühende Diocletianopolis an den theſſaliſchen Marken hatte bei einem Ueberfalle dieſer Barbaren alle Bewohner verloren, und war zu ſeiner Zeit eine traurige mit Gras bedeckte Ruine. *)

Zu dieſen Drangſalen rechne man auch noch eine fünfzigjährige Peſt, die vom Jahre 531 angefangen,

---

*) Procop. de aedific. lib. 4. cap. 3.

während der ganzen Regierungszeit Juſtinians und ſeiner Nachfolger bis ungefähr 611 das menſchliche Geſchlecht zu verzehren nicht nachließ, alle Provinzen des Morgen- und des Abendlandes nach und nach beſuchte, in Italien die alte Bevölkerung furchtbar verdünnte, in Conſtantinopel lange fort täglich bei zehntauſend Menſchen wegraffte, ſo daß dieſe Hauptſtadt der Welt den Anblick eines weiten Grabmales darbot. Und gleichſam als hätten ſo viele Uebel noch nicht hingereicht, die alten Menſchen, die alten Ideen, die alte Welt zu vertilgen und die Nacht der Barbarei über den Erdkreis auszuſpannen, kann man in den Annalen unſeres Geſchlechtes kaum einen Zeitpunkt auffinden, in welchem die Erdbeben ſchauderhaftere Verwüſtungen angerichtet hätten als unter Juſtinian. Wurden in Syrien und Phönizien nicht ganze Landſtrecken umgekehrt und mit allen Städten und Menſchen von der Erde verſchlungen? Erſchütterte nicht im ſiebzehnten Jahre des gothiſchen Krieges (551 n. Ch.) ein Erdbeben den Meerbuſen von Korinth, durch welches alle Städte und Flecken ringsumher umgeworfen wurden? Das von Gott und Menſchen verfolgte Neu-Korinth wurde ſammt ſeinen Bewohnern verſchüttet, die Schanzen am Iſthmus eingeſtürzt, in Patras viertauſend Bürger von den einfallenden Häuſern erſchlagen, Achaja mit Ruinen und Leichen bedeckt.

Wenn es auch nicht buchſtäblich wahr ſeyn ſollte, was Procopius angibt, daß unter Juſtinians Regierung in der Provinz Africa allein fünf Millionen, in allen Ländern um das Mittelmeer herum aber an die einhundert Millionen Menſchen durch Kriege, Hunger, Peſt und Erdbeben zu Grunde gegangen ſeyen *), ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſich das Andenken an die ſchauderhafteſten Calamitäten des menſchlichen Geſchlechtes an den Namen dieſes famöſen Imperators knüpft, und daß er von den armſeligen Reſten der civiliſirten Menſchen ſeines Zeitalters als Markſtein aufgeſtellt wurde, bei welchem der Genius der althelleniſchen Welt unter den Streichen der ſcythiſchen Barbaren, der Finſterniß und des Aberglaubens ermattet und niedergeſunken iſt. Wahr iſt es freilich, in Juſtinians Macht lag es nicht, den peſtartigen Seuchen und den Erdbeben zu gebieten; allein durch weiſe und gerechte Handlungen ſeine Völker zu beglücken und vor den Pfeilen der Scythen zu beſchirmen, wäre in ſeiner Gewalt geweſen. Ueberdieß iſt der Deſpot, wie jener Sohn des Himmels in Sina, auch für unvermeidliches Unglück verantwortlich, oder er ſteige zur Rangordnung geſetzlicher und menſchlicher Regenten herab. —

Juſtinian nahm ſeine Zuflucht zu Geſchenken, zu Beſtechungen, zu trugvoller Unterhandlung und zur Hinterliſt, um die nordiſchen Völker in die Waffen zu bringen und ſich ſelbſt gegenſeitig zu zerſtören. Zu dieſen Machinationen verſchwendete er unermeßliche Summen Goldes, deren Beitreibung auf die bürgerliche Glückſeligkeit ſeiner Staaten ebenſo verderblich zurückwirkte,

---

*) Statt *μυριάδας μυριάδων μυρίας* wird man cap. 18. histor. arcan. wohl *μυριάδας μυρίας* leſen müſſen, was mit den *πεντακοσίας μυριάδας* der Provinz Africa allerdings näher zuſammenpaßt.

als die Feindſeligkeiten der Scythen. In Athen wurden die Schulen der Philoſophie, der Rechtsgelahrtheit und Aſtronomie geſchloſſen; der Sold aller Lehrer in der Monarchie, mit Ausnahme der beiden Rechtsſchulen zu Conſtantinopel und Berytus, eingezogen; die Theater mit dem letzten Schatten der Olympiſchen Spiele endlich ganz verboten, und von den übriggebliebenen Bewohnern der Länder alles Gold ausgepreſſet, um die Barbaren zu beſolden, um eine Unzahl von Schlöſſern und Gränzcaſtellen zu errichten, welche Niemand vertheidigte, um den Kampf gegen Iran zu beſtehen, um die zerrütteten Reiche in Italien und Africa umzuſtoßen, und die Peſt der Byzantiniſchen Herrſchaft bis an den Abendrand der Erde zu verbreiten. Und obwohl die noch beſtehenden Städte in Hellas unerſchwingliche Tribute bezahlten, ließ ſich der kaiſerliche Blutegel dennoch eine beſondere Summe erlegen, um eine ſtehende Wache von zweitauſend Mann in den Päſſen von Thermopylä zu unterhalten, als wenn die Beſchirmung der Unterthanen vor aller feindlichen Invaſion nicht ohnehin zu den Attributen oder vielmehr zu den Pflichten eines Regenten gehörte. Alle öffentlichen Gebäude und Beluſtigungsorte mußten die Magiſtrate in Hellas ſchließen, um dieſe außerordentliche Kriegsſteuer noch aufzubringen. *) Iſt es ein Wunder, wenn ſich unter ſolchen Umſtänden viele helleniſche Familienväter ſelbſt entleibten? wenn Ehen ſelten wurde, und beim Anblick der Steuereinnehmer

---

*) Procop. histor. arcan. cap. 26.

allenthalben Weheklagen, Jammergeſchrei, Flucht und Verzweiflung entſtand? *)

Den letzten Verſuch, in das Innere von Hellas vorzudringen, machte ein hunnobulgariſcher Heerhaufe im Jahre 558, dem einunddreißigſten des Kaiſers Juſtinianus. Zaber-Chan, ihr Oberhaupt, ging mit nicht mehr als etwa zwanzigtauſend Reitern über die gefrorne Donau. Durch Klein-Scythien und Möſien, ſogar durch die Schluchten des Hämusgebirges, zog er ohne Hinderniß, weil er, wie Agathias ſagt, Alles öde fand. **) Auf den Ebenen Thraciens angekommen, theilte er ſeine Kriegsmacht in drei Abtheilungen, von welchen die erſte gegen Thermopylä, die zweite gegen die wiederhergeſtellten Mauern des thraciſchen Cherſonnes am Helleſpont, die dritte aber, ſiebentauſend Pferde ſtark, unter ſeiner perſönlichen Anführung gegen Conſtantinopel vorrückte. Dieſe geringe Macht plünderte, tödtete, und trieb ein Heer Gefangener aus unbefeſtigten Orten zuſammen, ohne irgendwo einem bewaffneten Widerſtand zu begegnen. Selbſt an den langen Mauern des Anaſtaſius fanden ſie Alles verödet, die Bruſtwehr verfallen, den Weg bis zum goldenen Thor von Conſtantinopel offen. Die beiden erſten Haufen wurden geſchlagen, der eine bei einem mehrtägigen Sturm auf die Schanzen des Cherſonnes, der andere aber bei einem wüthenden Angriff auf den zugemauerten Paß Thermopylä. Dem Chan ſelbſt tödtete der altersſchwache Beliſar vierhundert Mann durch eine Kriegsliſt. Und eine Maſſe Goldes aus der kaiſerlichen Schatzkammer bewog endlich das Unhold langſam gegen die Donau zurückzugehen. So endete der letzte Beſuch dieſer alten und furchtbaren Gäſte. Durch Juſtinians Ränke verführt, zerriſſen ſie ſich gleich nach Zaber-Chans Heimkunſt aus Thracien einander ſelbſt, und wurden von den zu jener Zeit aus Orient eingewanderten Avaren zerſtreuet, unterjocht oder vertilgt, daß ihr Name nicht mehr gehört wurde.

---

*) ὥϛε πολλοὺς ἢ ἀποκαρτερήσαντας, ἢ βρόχον ἁψαμένους τὸν βίον ἀπολιπεῖν.

Excerpta de Legat. p. 24.

**) Agathias lib. 5, cap. 10.

Der Einzug der Avaren in Europa bildet eine eigene Epoche in den Jahrbüchern Griechenlands. Dieſes Volk aß rohes Fleiſch, trank Blut, focht nur zu Pferde, war allem menſchlichen Gefühle fremd, und ſchien von dem Verhängniß beſonders auserſehen, um den von nördlichen Völkern bisher planlos geführten Vertilgungskrieg gegen die illyriſche Halbinſel, ja gegen das ganze menſchliche Geſchlecht in ein regelmäßiges Syſtem zu bringen. Flüchtig vor einem mächtigern Feinde am Altai ſind ſie nach Europa gekommen, um dieſen Welttheil von der Südſpitze des Peloponneſes bis an die Geſtade des finniſchen Meerbuſens und von den Stadtthoren Conſtantinopels bis an den Rheinſtrom mit Kriegsgetümmel, mit Verwüſtung und Gräbern anzufüllen.

Während der zehn erſten Jahre nach ihrer Niederlaſſung in Europa waren ſie jedoch als beſoldete und zu Hülfe gerufene Freunde des Byzantiniſchen Hofes für

Griechenland heilbringend, weil die Slaven aller Stämme und Namen; weil Hunnen, Bulgaren und Gepiden von nun an genöthiget waren, ihren periodiſchen Wanderungen über den Iſter zu entſagen, und ihre eigenen Wohnſitze, ihren geſammelten Raub und ihre eigene Freiheit gegen den Heißhunger dieſer Fremdlinge zu vertheidigen. Sie wurden aber in kurzer Zeit insgeſammt Knechte der Avaren, und mußten mehr als ein Jahrhundert lang ihren Strömungen jene Richtung geben, welche ihren neuen Gebietern beliebig war. Die große Exploſion der Slavenſtämme über die ganze Oſthälfte von Europa, durch Attila aufgereget, hundert Jahre lang nach ſeinem Tode in periodiſchen Undulationen fortgeſetzt, erhielt durch die vorherrſchende Macht des Groß-Chans der Avaren einen Stoß, deſſen Wirkungen bis auf den heutigenTag geblieben ſind. Und obgleich die Erdringe auf den Flächen an der Theiß nicht mehr ſtehen, obgleich ihre Kriegsheere, ihre Macht, ſie ſelbſt und ihr Name in Europa ausgetilget ſind: ſo leben ſie doch als Treiber und Bedränger zweier Welttheile, als Eroberer von Hellas und Peloponnes, als langjährige Verwüſter, Beherrſcher und Verwandler dieſer geheiligten Erde in den Jahrbüchern der Geſchichte fort. — Ihre Züge gegen die Länder Germaniens dürfen wir nur mit der allgemeinen Bemerkung andeuten, daß ſie um 563 ſchon plündernd in Thüringen erſchienen, und daß die Ausbreitung der weſtlichen Slaven gegen die Oder- und gegen die Elbe-Gegenden, gegen Schleſien, Böhmen, Mähren, Steier und Kärnthen hauptſächlich von dieſer

Zeit an mit Macht begann, bis ins achte Jahrhundert ununterbrochen fortdauerte, und nicht eher erloſch als bis ſie den Südrand des Dänenlandes, das Harzgebirge, Innichen im Tyrol, und das Bollwerk der ſalzburgiſchen Tauern erreicht hatte.

Der offene Kampf zwiſchen dem griechiſchen Reiche und den Avaren begann nicht vor dem Jahre 572, obgleich das gute Vernehmen ſchon ſieben Jahre früher durch Kaiſer Juſtins Verweigerung der jährlichen Penſion geſtört ward. Nach Vernichtung des Gepidenreiches zwiſchen der Drave und Save verlangte Bajan-Chan (ſo hieß das kriegeriſche Oberhaupt der Avaren) auch die illyriſche Gränzfeſtung Sirmium, deſſen ſich Juſtin mit Willen der gepidiſchen Bewohner bemächtiget hatte. Das Byzantiniſche Heer unter Tiberius wurde beſiegt, und Dalmatien auf Bajans Befehl durch einen Haufen von zehntauſend kutriguriſchen Hunnen ſo lange verwüſtet, bis im nämlichen Jahre noch ein friedlicher Vergleich die Zwiſtigkeiten endigte.

Alles was der Kaiſer an Streitkräften zuſammen bringen konnte, mußte nach dieſem Frieden an die perſiſche Gränze ziehen, wo nach kurzer Waffenruhe ein neuer, zwanzigjähriger Kampf (570—590) das Mark des Reiches verzehrte. Zum Schirm der Provinzen in Europa konnte nichts zurückbleiben, ausgenommen kleine Beſatzungen in den Gränzfeſtungen neben den wenig disciplinirten Milizen Thraciens und Illyricums. Dieſer Hülfsloſigkeit ungeachtet blieb Bajan dem Friedensvertrage ſo lange treu, bis ſich ſein Volksſtamm von den Verluſten vorhergegangener Kriege erholt hatte. Das Vorſpiel ſollten unterdeſſen die zinspflichtigen Slaven beginnen. Heimlich aufgemuntert durch Bajan-Chan gingen ſie im vierten Jahre des Tiberius Cäſar (578) hunderttauſend Köpfe ſtark über die Donau. *) Es iſt gut, daß Menanders Schriften bis auf wenige Bruchſtücke verloren ſind. Wie dürften wir ſonſt die Schilderung des Jammers übergehen, der ſich im Gefolge einer ſolchen Feindesmacht über das ganze wehrloſe Land ergoß? Vernichtung war das allgemeine Loos. Selbſt Conſtantinopel war in Gefahr; Muthloſigkeit und Verzweiflung überall. Während ein Theil der Feinde Thracien verwüſtete und die Hauptſtadt bedrohte, brachen andere Schwärme in Hellas ein, zündeten alle Orte an, die ſie erreichten; erſchlugen alle Menſchen, die ihrem Schwerte begegneten. Thermopylä konnte die Fluth nicht mehr dämmen, und vermuthlich konnten auch die vom Erdbeben umgeſtürzten Schanzen am Iſthmus ſchon dieſesmal das Eindringen ſengender Slavenhorden in den Peloponnes nicht verhüten. Ausdrücklich ſagt es Menander nicht, wohl aber ſchreibt er: Hellas wurde von den Slavinen zerfleiſchet, und Tiberius brachte nicht einmal ſo viele Streitkräfte zuſammen, um nur eine einzige Abtheilung der Feinde mit Erfolg zu bekämpfen, geſchweige denn ihre ganze Macht.“ **) Wie

---

*) *Μετὰ δὲ τὸ τέταρτον ἔτος Τιβερίου κωνσταντίνου Καίσαρος ἐν τῇ Θράκῃ ξυνηνέχθη τὸ Σκλαβηνῶν ἔθνος μέχρι που χιλιάδων ἑκατὸν Θράκην καὶ ἄλλα πολλὰ λῃίσασθαι.*

Menander de Legat. p. 84. Edit. Venet.

**) *Κεραϊζομένης τῆς Ἑλλάδος ὑπὸ Σκλαβηνῶν καὶ ἁπανταχῆ* ein Lavaſtrom wälzten ſie ſich in die entlegenſten Winkel um Alles wegzuſengen, was den frühern Stürmen entronnen oder ſeitdem wieder erneuert war. Das Elend war ſo groß, und der Grimm der Slaven in Ausrottung der Hellenen ſo andauernd und ſo unwiderſtehlich, daß Tiberius ſelbſt bei dem Avaren-Chan um Hülfe für das arme Griechenland zu bitten genöthiget war. Bajan, der geheime Beförderer dieſer Zerſtörungsſcene, wollte großmüthig ſcheinen, zu gleicher Zeit doch aber auch die Slaven ausplündern, bei denen er ſehr viel gemünztes Gold, Vieh und koſtbare Stoffe aus den Byzantiniſchen Ländern zu finden hoffte. Er überfiel die Hütten der ausgezogenen Stämme, nahm den Raub weg und legte Feuer ein. Jedoch war Bajan ſchon wieder in ſeine Ringe heimgekehrt, als auf erhaltene Kunde des feindlichen Ueberfalles einige Slavinenhaufen zur Vertheidigung der Heimath aus Thracien über den Iſter herüberkamen, und wieder zur vorigen Beſchäftigung zurückgingen. Die entlegneren Haufen in Hellas hatten ſich ehevor nicht ſtören laſſen, oder waren vielmehr gleich anfangs geſonnen ihre Wohnſitze in den eroberten Ländern aufzuſchlagen. Von dieſer Zeit an legt ſich von Thermopylä bis Tänarus über ganz Altgriechenland eine bluthrothe Wolke, nach deren Zertheilung wir die Bewohner dieſes Himmelsſtriches, ihre Sitten, ihre

---

χόσε ἀλλ' ἐπαλλήλων αὐτῇ ἐπηρτημένων τῶν κινδύνων. ὁ Τιβέριος οὐδαμῶς δύναμιν ἀξιόμαχον ἔχων, οὐδὲ πρὸς μίαν μοῖραν τῶν ἀντιπάλων, μήτιγε πρὸς πᾶσαν....

Menander p. 110. Edit. Von.

Sprache, ihre Religion, ſo wie die Namen ihrer Städte, Dörfer, Berge, Brunnen und Bäche völlig verwandelt finden.

Durch eine neue Geſandtſchaft ließ ſich Tiberius über die Treuloſigkeit des Chans beklagen, der nun die Larve vollends ablegte, und außer dem jährlichen Tribut von achtzigtauſen Goldſtücken, vom Kaiſer auch noch die Abtretung von Sirmium erzwang. Sein Anerbieten, die Slaven aus dem Innern Griechenlands herauszutreiben; wenn man ihm Schiffe liefere, um das große Avarenheer über den Iſter zu ſetzen, lehnte Tiberius weislich ab. Mit Dank und Geſchenken beladen wurde die avariſche Geſandtſchaft in Conſtantinopel entlaſſen, aber unterwegs von einem Haufen Slavinen ausgeplündert und getödtet.

Zwei Jahre ſpäter wurde der Friede ſchon wieder gebrochen, *) und die wichtige Stadt Singidon mit einigen kleinern Plätzen in der Nachbarſchaft durch die Avaren mit großem Blutvergießen erobert und alle weitere Schonung gegen die bedrängten Romäer auf die Seite geſetzt. Bajan dringt bis ans ſchwarze Meer hinab, geht über den Hämus und bewilligt endlich dem demüthig bittenden Kaiſer Mauritius unter der Bedingniß Frieden, **) daß den avariſchen Handelsleuten gewiſſe Vortheile und Begünſtigungen eingeräumt, ihm ſelbſt aber jährlich einmalhunderttauſend Goldſtücke bezahlt werden. Damit aber die Verwüſtung nach Bajans Rückzug dennoch fortdaure, ergoſſen ſich auf ſein Geheiß, wie nach einem der früheren Friedensſchlüſſe, neue Schwärme von Slaven über die ohnehin ſchon zerriſſene, ausgemordete und von der alten Bevölkerung verlaſſene Oberfläche des illyriſchen Dreiecks. Um jene, welche ſich nach Altgriechenland wendeten, konnte man ſich nicht kümmern. Nur von der Hauptſtadt und dem nahe liegenden Thracien ſuchte man ſie wegzutreiben, was dieſesmal mit mehr Erfolg als gewöhnlich geſchah. Wenigſtens ſchlug ſie der Byzantiniſche Feldherr von den Mauern des Anaſtaſius und von der Stadt Adrianopel weg. Dieſer kleine Schimmer von Glück war aber ſchon hinreichend Bajans Grimm zu reizen und einen abermaligen Friedensbruch herbeizuführen. Eine Menge Donaufeſtungen und mehrere Städte des Binnenlandes wurden erſtürmt, ausgemordet und angezündet. Rhateria, Bononia, Acys, Doroſtylum, Saldapa, Pannaſa, Marcianopolis und Tropäum nennt Simocatta ausdrücklich.*)

---

*) Im Jahr 583.

**) Im Jahr 584.

Wie doch der griechiſche Boden noch Getreidehalme hervorbringen, und das Menſchengeſchlecht daſelbſt die Kraft der Reparation bei einem ſo großen Elend noch bewahren konnte! Man hüte ſich ja, die Kriegesſcenen jener Slavenrevolution Griechenlands mit den humanen Formen *unſerer* Kriege zu vergleichen. Griechenland wurde von den ſcythiſchen Völkern damals eben ſo behandelt, wie die Eilande Weſtindiens und der Continent von America durch die ſpaniſchen Ueberzügler des ſechzehnten Jahrhunderts. Es war ein Vernichtungskampf der Starken gegen die

---

*) Lib. 1, cap. 8.

Schwachen, ein Kampf, der nicht eher erliſcht, als bis die Materie des Streites ſelbſt verſchwunden iſt.

Was ſollen wir uns aber auch die nutzloſe Mühe geben, die einzelnen Phaſen dieſes langen Kampfes aufzuzählen, der während der zwanzig Regierungsjahre des Mauritius (582—602) niemals ruhte? Sagte ja dieſer Imperator ſelbſt zu einem ſeiner Kriegsoberſten, daß das Herüberſtrömen der Slaven über den Iſter nicht eher aufhören könne, als bis Byzanz hinlängliche Streitkräfte beſitze, um die Ufer dieſes Fluſſes gleichſam zu verſchließen. *) In welcher Weiſe hätte aber dieſes geſchehen ſollen? Die Uferfeſtungen hatte der Chan beinahe alle zerſtört, und der ewige Kampf mit Iran hemmte alle Kraftäußerung in Europa. Aus den kaiſerlichen Ländern in Italien, Spanien und Africa konnte weder Geld noch Mannſchaft zur Beſchirmung Griechenlands abgeliefert werden, weil erſteres von den Longobarden bis auf einige Reſte verſchlungen, die ſpaniſche Südküſte in täglicher Gefahr vor den Gothen, letzteres aber gegen die Empörungen der Eingebornen ſelbſt kaum zu behaupten war. Auf der langen Zeile von den Säulen des Hercules bis an die Ufer des Araxes drückten die nordiſchen Völker auf die Bewohner des unglücklichen Reiches Byzanz zu gleicher Zeit und mit ungeheurer Kraft wie eine Fluth von Gewäſſern gegen einen ſchwachen Damm.

Wenn man durch das bisher Geſagte bewieſen hat, daß das vorzüglichſte Inſtrument, deſſen ſich die Avaren

---

*) Simocatta lib. VI, cap. 6.

zur Verödung der illyriſchen Länder bedienten, die ſlaviſch redenden Völker geweſen ſind, ſo iſt der Zweck vollkommen erreicht. In welchem Umfang ſich aber Bajan-Chan dieſer Werkzeuge der Zerſtörung bediente, mag aus dem Aufrufe erhellen, durch welchen er nicht nur alle in den Gegenden der heutigen Städte Moskwa, Tula, Smolensk und Wladimir wohnenden Slavinen gegen Griechenland in Bewegung ſetzte, ſondern auch die Stämme am baltiſchen und finniſchen Meerbuſen, oder am Weſtocean, wie Simocatta ſchreibt, zu Hülfe rief. Avariſche Geſandte mit reichen Geſchenken für die Stammhäuptlinge erſchienen daſelbſt, um Kriegsvölker gegen die Süddonauländer zu erhalten. Die Häuptlinge nahmen die Koſtbarkeiten, weigerten ſich aber die Müheſeligkeiten eines ſo entlegenen Kriegszuges zu übernehmen. Fünfzehn Monate waren die drei Slavenmänner auf dem Wege, um dem Avaren-Chan die Antwort der Vorſteher zu überbringen. Gegen das Völkerrecht von ihm zurückgehalten, entwiſchten ſie auf das romäiſche Gebiet und erzählten dem Kaiſer Mauritius Vieles von der Friedensliebe und Sitteneinfalt ihrer Stämme, die nicht einmal den Gebrauch der Waffen kennten, in ungetrübtem Frieden lebten und lieber den Klang der Laute als das Schmettern der Kriegstrompete hörten. *) Wenn dieſe Erzählung der Geſandten auch etwas fabelhaft klingt, lehret ſie uns doch die Größe des Uebels kennen, welches am Schluſſe des ſechsten Jahrhunderts Griechenland erdrückte. Zwiſchen dem letzten Einbruche

---

*) Simocatta lib. VI, cap. 2.

Bajan-Chans in Thracien (587) und dem Jahre fünfhundert neunzig müſſen in der That der ergangenen Einladung zufolge unermeßliche Schwärme land- und beutelüſterner Barbaren aus dem Innern Rußlands an die Donau gekommen ſeyn, weil ſie von da an zu gleicher Zeit und mit unabtreiblicher Wuth Thracien, Macedonien, Theſſalien, Althellas, Albanien, Iſtrien und Friaul verwüſten, vor Theſſalonica erſcheinen, Adrianopolis beſtürmen, und mit Hülfe longobardiſcher Werkmeiſter Flotten zimmern, um die Seeſtädte Dalmatiens und ſelbſt Conſtantinopel auf der Waſſerſeite zu ſchrecken. *) Die Gefahr war niemals dringender. Und Mauritius, dem der Friede mit Iran (591) freier zu athmen geſtattete, wollte in eigener Perſon ins Feld ziehen, um den gänzlichen Ruin ſeiner europäiſchen Provinzen abzuwehren. Allein der bloße Entſchluß, das Heer in Perſon gegen die hölliſchen Rotten der Slavinen und Avaren zu führen, machte den Hof zittern. Die vornehmſten Staatsbeamten, der Patriarch, die Kaiſerin ſuchten ihn mit Thränen zurückzuhalten, ſtellten ihm ſeine Kinder vor, fielen vor ſeinen Füßen nieder. Mauritius ſelbſt ſchien über ſein Vorhaben erſtaunt zu ſeyn und brachte vor dem Auszuge aus der Hauptſtadt eine Nacht in der Sophienkirche zu, in der Hoffnung, Gott werde ihm durch ein Traumbild den Erfolg ſeiner Unternehmung offenbaren. Und da er

---

*) Le-Beau ad ann. 593. — Gregor. Magn. ad Maximum Salonit. Episcop. lib. X, epistol. 36.

keine himmliſche Erſcheinung hatte, ging er Tags darauf in Proceſſion und von allem Volke begleitet in eine andere Kirche, außerhalb der Ringmauer belegen und berühmt wegen vieler Mirakel. Am folgenden Tage ſetzte ſich das Heer in gottesdienſtlicher Haltung mit Kreuz und Heiligenbildern auf der Straße gegen Selymbria in Bewegung. *) Mauritius kam aber nicht weit. Das öde Thracien, bedenkliche Wahrzeichen, eigene Furcht, und die Bitten der Großen bewogen ihn ſchon wenige Tage nachher für ſeine Perſon wieder umzukehren, und die Avaren mit ihren Verbündeten durch ſeine Feldherren bekämpfen zu laſſen. Sechs Feldzüge dieſes kaiſerlichen Heeres beſchreibet Simocatta umſtändlich. Alle Thaten deſſelben beſchränkten ſich aber auf die Beſchirmung der Zugänge zur Mauer des Anaſtaſius, auf einige Verſuche, die Slavencantone jenſeits des Iſters in der heutigen Wallachei und Moldau zu allarmiren, und die noch nicht zerſtörten Donaufeſtungen zu erhalten. Macedonien, Theſſalien und Hellas mit dem Peloponnes wurden ihrem Schickſale überlaſſen. Allein nicht einmal von Thracien vermochte der Byzantiniſche Feldherr die Slaven abzuhalten. Wie hätte er dem großen Avarenheere widerſtehen; wie die nördliche Reichsgränze vom innerſten Winkel des adriatiſchen Meerbuſens bis zur Ausmündung der Donau hüten ſollen? Schien das Glück die Byzantiniſchen Krieger auf der Seite des ſchwarzen Meeres nur im geringſten zu begünſtigen, brach Bajan-Chan alſogleich mit Furienwuth aus ſeinem Ringe hervor,

um

---

*) Simocatta lib. V, cap. ultim. — Le-Beau lib. 51.

um den Strom wieder in das alte Rinnſal zu treiben. Und ſonderbar genug lenkte er ſeine Angriffe während der ganzen dreißig Jahre, in welchen er entweder mit ſeiner Nationalmacht oder durch die Slavenſchwärme ohne Unterlaß das Byzantiniſche Reich ängſtigte, bald gegen Dalmatien, bald gegen den Propontis und die Hauptſtadt, niemals aber ſüdwärts gegen Hellas hinab, weil in dieſer Richtung außer den Küſtenorten Alles öde lag, oder von wandernden Horden durchſtrichen war. So z. B. fiel Bajan um 588 in Dalmatien ein, eroberte die Stadt Bankes mit Sturm, plünderte und zerſtörte vierzig kleinere Feſtungen vom Grunde aus, und verheerte an den Ufern des adriatiſchen Meeres Alles mit Feuer und Schwert. Im Jahre darauf belagerte er die Stadt Tomä in Klein-Scythien am ſchwarzen Meere, rieb das ſchlecht geführte und, wie Simocatta glaubt, vom eigenen Feldherrn verrathene Heer des Mauritius auf der Nordſeite des Hämus gänzlich auf, ſtieg nach Thracien hinab, eroberte und zerſtörte das feſte Drizipera, eine der Vorwachen Conſtantinopels, und raste in dem wehrloſen Lande ſo fürchterlich, daß die Bürger von Conſtantinopel ſelbſt an ihrem Heile verzweifelten und gänzlich aus Europa flüchten wollten, um ſich zu Chalcedon auf der gegenüberliegenden Küſte Anatoliens niederzulaſſen. Unter demüthigenden und entehrenden Bedingungen erkaufte Mauritius noch einmal Frieden. Abtretung einer Provinz ſüdlich von der Save und dem Iſter verlangte Bajan auch dieſesmal nicht, auch erlaubte er dem Kaiſer ſich gegen die Angriffe der Slaven zu vertheidigen. *)

---

*) Simocatta lib. VII, cap. 15.

Das platte Land außerhalb der ummauerten Städte war häufig nur von wilden Thieren bewohnt, ſo daß ſelbſt ehemals ſtark beſuchte und bevölkerte Straßen über die Gebirge gänzlich in Vergeſſenheit geriethen. Der Trajaniſche Heerweg vom heutigen Siſtova an der Donau über das Hämusgebirg nach Philippopolis war, nach Verſicherung eines Donauanwohners jener Zeit, ſeit neunzig Jahren unbetreten, und kein Wegweiſer vermochte die Richtung deſſelben einem kaiſerlichen Feldherrn zu zeigen. Um von Conſtantinopel an die obere Donau und an die Save zu gelangen, zogen die Armeen am ſchwarzen Meere herauf zu den heutigen Orten Pravadi und Schumla, weil die große Paſſage über Philippopel und Sophia, ſo wie die übrigen Gebirgswege nach Dardania und Ober-Möſia entweder menſchenleere Wüſten, oder durch wilde Haufen feindlich geſinnter Einwanderer beſetzt waren. Eben dieſelbe Richtung nahm Bajan-Chan, wenn er von der Savemündung zu der Mauer des Anaſtaſius, wenn er nach Selymbria, wenn er nach Rhodoſtus und Heraklea am Propontis rückte und die Conſtantinopolitaner ängſtigte. Und doch waren die Byzantiniſchen Streitkräfte zu ſchwach und zu unkriegeriſch, dieſes enge Defile, dieſes einzige Thor gegen die undiſciplinirten Horden der oft genannten Völker zu beſchirmen. Sechs bis zehntauſend unter der Laſt des ſtupideſten Aberglaubens niedergebeugte Soldaten zählten die kaiſerlichen Feldherrn gewöhnlich unter ihren Fahnen. Ueber zwanzigtauſend hatten ſie niemals, ſelbſt nachdem der Krieg mit Iran geendet war. In einer ſolchen Zerrüttung und Armuth waren die Angelegenheiten des romäiſchen Reiches unter Mauritius. Von den unbefeſtigten Städten war nicht eine einzige der Zerſtörung entgangen, und die mit Mauern verwahrten mußten alle durch den Arm der eigenen Bürger vertheidiget werden. Der Kaiſer konnte Niemanden helfen.

Obwohl wir uns nur die politiſchen Verwandlungen der Halbinſel Peloponneſus zu beſchreiben vorgenommen haben, ſo waren die vorſtehenden Bemerkungen über Hülfloſigkeit und Unmacht der Byzantiniſchen Regierung im Allgemeinen, ſo wie über allmähliche Verödung aller nördlich über Hellas hinaus gelegenen Länder insbeſondere, doch ganz an ihrem Platze, weil der Leſer auf dieſem Wege gleichſam von ſelbſt zur Ueberzeugung gelangen mußte, daß der Peloponnes bei einer ſo verzweifelten Lage der Dinge die Barbarenfluth um ſo weniger zurücktreiben konnte, da alle ſeine Städte ohne Ringmauern, und die Schanzen an der Pforte der Halbinſel, und Korinth ſelbſt durch Erdbeben erſchüttert und eingefallen waren.

Unterdeſſen iſt doch Jedermann geneigt eine ſo traurige, mit unſern Wünſchen für das Heil der Peloponneſier ſo ſehr im Widerſpruch ſtehende Begebenheit ſo lange wegzuläugnen, bis man für ihre Wirklichkeit ſolche Beweisgründe vorlegt, denen man ſeinen Glauben nicht verſagen kann. Wenn daher Evagrius der Kirchengeſchichtſchreiber des ſechsten Jahrhunderts immerhin ſchreibt: die Avaren ſeyen in den Jahren 587 bis 593 zweimal bis an die Mauer des Anaſtaſius gekommen, haben Singidon, Anchialus *und ganz Hellas eingenommen, und mit Feuer und Schwert verheeret*, ſo werden deſſen ungeachtet nicht etwa nur blinde und unkritiſche Vertheidiger der Moraiten unſerer Tage, ſondern auch gründliche und vorurtheilsfreie Männer bemerken, daß Evagrius den Peloponnes nicht namentlich unter den Provinzen Griechenlands aufzählet, die das Schwert und die Brandfackel der Avaro-Slavinen verödet habe. Und wie einſt beim großen Hunneneinbruch unter Kaiſer Juſtinianus der Peloponnes unberührt geblieben iſt; ſo könne es den Bewohnern dieſes Eilandes ja auch in den beklagenswerthen Zeiten des Mauritius gelungen ſeyn, die Landenge gegen die Anfälle der ſcythiſchen Horden zu bewahren. Und warum, könnte man endlich noch beifügen, ſagt denn Simocatta, der Biograph des Imperators Mauritius, nichts von der Eroberung eines ſo berühmten Landes wie der Peloponnes? — Dieſer letzte Einwurf wäre leicht zu beſeitigen, weil der genannte Scribent nur jenen Kampfplatz im Auge behält, auf welchem die mobile kaiſerliche Armee unter den Befehlen des Kaiſers oder ſeiner Kriegsoberſten auftrat. Das innere Griechenland war aber ſeit Juſtinians Regierung großentheils menſchenleer, und die noch übrigen Caſtelle und befeſtigten Städte des Binnenlandes nicht durch ſtehende Garniſonen oder irgend einen Theil des activen Heeres, ſondern durch unbeſoldete Bürgermilizen vertheidigt. — Gewichtiger wäre allerdings der erſte Einwurf, weil unter allen bis jetzt bekannt gemachten Byzantiniſchen Geſchichtſchreibern kein einziger die Nachricht von einer ſchon im ſechsten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung erfolgten Ausrottung der alten Griechen des Peloponneſes, und einer Wiederbevölkerung des leeren

Bodens durch ſcythiſche Volksſtämme der Nachwelt überliefert hat. Es gibt in unſern Tagen Leute, deren Sinn und Gemüth von der kriegeriſchen Größe des Lycurgiſchen Lacedämons, von der Majeſtät des Zeus von Olympia, und von der Herrlichkeit der Kunſtſtätte in Sicyon und Korinth jetzt noch völlig berauſchet ſind; Leute die das griechiſche Volk mit der Zerſtörung von Korinth aus dem Auge verlieren und jetzt — nach Umfluß von zweitauſend Jahren — es gerade ſo wieder zu finden glauben, wie es damals war, als Polybius auf Befehl des römiſchen Senates die neue Verfaſſung in Achaja eingerichtet hat. Unbekannt mit dem Charakter der Menſchen und der Zeiten während der fünf erſten Jahrhunderte der Byzantiniſchen Herrſchaft über Hellas, überſehen ſie eine der größten Revolutionen, die das menſchliche Geſchlecht in ſeinen edelſten Theilen erlitten hat. Solchen Träumern muß es freilich unbegreiflich ſcheinen, daß griechiſche Geſchichtſchreiber, deren Reihe in Conſtantinopel doch niemals dauernd unterbrochen wurde, die Verwandlung des helleniſchen Peloponneſes in ein ſlaviſches Morea gänzlich mit Stillſchweigen übergangen hätten.

Hellas feſſelt aber die Bewunderung der Nationen nur ſo lange es die politiſche Freiheit und die alten Götter hatte. Hellas mit der Sclavenkette und einer chriſtlichen Kleriſei iſt nicht mehr Hellas; es iſt etwas, was Niemand kennen, Niemand beachten will. Der morgenländiſche Deſpotismus der Theodoſius, der Arcadius, der Juſtiniane im Bunde mit Sanct Pachomius, Sanct Athanaſius und Sanct Spirydion haben die Lebenswurzeln des helleniſchen

Volkes abgeſchnitten und den Grundcharakter verwiſchet. Die leeren Gebilde, die hohlen Geſtalten, die ſeelenloſen Leiber wurden durch die Pfeile der Scythen weggeräumet, ohne daß man es in Conſtantinopel, in Alexandria oder am Orontes zu bemerken ſchien. Die Conſtantinopolitaniſchen Bürger des ſechsten Jahrhunderts waren aber eben ſo wenig Hellenen, als ihre Kaiſer, ihre Mönche und ihre Chronikenſchreiber; es waren vielmehr gräciſirte Anatolier aus Lydien, Bithynien, Phrygien, Pontus und Cappadocien, oder griechiſch redende und zu Chriſto bekehrte Barbaren, aus den Trümmern jener nordiſchen Völker zuſammen geleſen, die ſeit dem Jahre dreihundert ſechsundſiebenzig das Reich überſchwemmt und wieder verlaſſen haben. Und ſelbſt dieſes chriſtliche Geſindel wurde durch Palaſt- und Circusrevolutionen, oder in Folge ſchauderhafter Epidemien im fünften, ſechsten, ſiebenten, achten und neunten Jahrhundert mehreremal aufgerieben, und aus drei Welttheilen wieder ergänzet. Das Leben einer heiligen Mutter Gondaluch, die Mirakel irgend eines heiligen Einſiedlers oder Säulenbewohners hatten und mußten in den Augen der Scribenten eines ſolchen Volkes und eines ſolchen Zeitalters unendlich größere Wichtigkeit haben, als das Schickſal eines Eilandes und eines Volksſtammes, von welchem man damals in Conſtantinopel nichts wußte, als daß es die Annahme des chriſtlichen Cultus hartnäckig verweigert habe, und in den Engſchluchten des taygetiſchen Gebirges mit verſtockter Bosheit die alten Götter vertheidige. In dieſer Bemerkung ſoll jedoch kein Tadel weder der Sitten noch der Zeiten der

Byzantiniſchen Scribenten liegen. Wir ſind vielmehr gewohnt, die Menſchen in allen politiſchen Verhältniſſen, die Religion in allen Formen mit der gehörigen Achtung zu behandeln. Und wer ſieht nicht ein, daß man in den Tagen eines Juſtinianus, eines Tiberius, eines Mauritius nichts Klügeres hatte thun können, als ſeine Sinne in heiliger Schwärmerei berauſchen, und ſein Auge in geiſtige Beſchauung des ewigen Friedens verſenken und gleichſam taub und blind ſeyn bei den Gräuelſcenen und bei dem Geſtöhne einer untergehenden Welt.

Und fürwahr, daß wir heute noch das Jahr beſtimmen können, in welchem die Slaven unter den Auſpicien Bajan-Chans den Peloponnes eingenommen und zu bewohnen angefangen haben, verdanken wir einem Mirakel, welches Sanct Andreas in den erſten Zeiten des neunten Jahrhunderts bei einem Gefecht der Bürger von Patras gegen die eingedrungenen Fremdlinge gewirkt haben ſoll. Die umſtändliche Erzählung der Kriegsthat und der Wundergeſchichte werden wir im Verlaufe der Unterſuchung an der gehörigen Stelle einſchalten. Hier ſoll nur dasjenige ausgehoben werden, was in chronologiſcher Beziehung Aufſchluß geben kann. In einem Schreiben an den Kaiſer Alexius Comnenus vom Jahre 1081 bezieht ſich der Byzantiniſche Patriarch Nicolaus auf eine vom Kaiſer Nicephorus unterzeichnete und im Archiv zu Conſtantinopel niedergelegte Bulle, laut welcher das Erzbisthum Patras zum Rang einer Metropolis erhoben, und drei peloponneſiſche Biſchofſitze der Metropolitankirche zum heiligen Andreas daſelbſt untergeordnet wurden, — und zwar aus

Dankbarkeit für den perſönlichen Beiſtand, welchen dieſer Apoſtelfürſt den Bürgern von Patras während des Gefechtes geleiſtet hat, in welchem das Heer der peloponneſiſchen Avaren unter den Mauern ihrer Stadt geſchlagen und zur Aufhebung der Belagerung genöthiget worden iſt. Das Jahr, in welchem Kaiſer Nicephorus das angezogene Document unterzeichnet hat, iſt im Schreiben des Patriarchen nicht bemerkt, dagegen aber der Beiſatz angefügt, daß dieſe wunderbar erwirkte Niederlage zweihundert achtzehn Jahre nach der Einnahme des Peloponnes durch die Avaren ſtatt gefunden habe. *) Nicephorus regierte aber zu Conſtantinopel vom Jahre 802 bis 811, und folglich fällt die Eroberung des Peloponneſes durch die Avaro-Slavinen zwiſchen die Jahre 584 und 593 hinein. Aus Conſtantin Porphyrogenetes aber wiſſen wir, daß eine ſaraceniſche Flotte die Slavenhäuptlinge bei der Belagerung von Patras unterſtützte, und daß zur nämlichen Zeit auch die Inſel Rhodus mit mehreren andern Eilanden des Archipelagus durch mohammedaniſche Landungs-

---

*) Ἐν τῇ καταστροφῇ τῶν Ἀβάρων .... ἐπὶ διακοσίοις δέκα ὀκτὼ χρόνοις ὅλοις κατασχόντων τὴν Πελοπόννησον.

Leunclavius Jus Graeco-Romanum pag. 278.
Edit. Frankfurt. 1596.

Statt der Slaven, aus welchen die Maſſe des Eroberungs- und Coloniſationsheeres beſtand, nennet das Diplom die Avaren, weil dieſe die Oberherrſchaft über die Slavenländer übten, und bei der Einnahme des Peloponneſes die oberſte Feldherrnſtelle bekleideten.

truppen [illegible] wurden. Dieſer Angriff der Saracenen auf die griechiſchen Inſeln geſchah im achthundert und ſiebenten Jahre unſerer Zeitrechnung und dem ſechsten des Kaiſers Nicephorus. Folglich iſt das Jahr Chriſti 589 unbeſtreitbar als der Zeitpunkt anzuerkennen, in welchem der Peloponnes bis auf wenige Strecken an der Seeküſte von den nördlichen Völkern erobert und beſetzt worden iſt. *) Nichts iſt in dieſer Beſtimmung willkürlich, und ein kaiſerliches Diplom dienet dem Calcul als Grundlage. Ueberdieß ſtimmt der oben angezogene Kirchengeſchichtſchreiber und Zeitgenoſſe Evagrius wunderbar mit uns zuſammen. In der ſchon früher angedeuteten Stelle läßt er die Avaren in eben demſelben Jahre ganz Hellas unterjochen und ausmorden, in welchem ein großes Erdbeben die Stadt Antiochia zerſtörte. Dieſes habe ſich aber im 637ſten Jahre der Antiochenſiſchen Zeitrechnung und in eben derſelben Nacht ereignet, in welcher Evagrius daſelbſt ſeine Vermählung gefeiert habe. Daß aber das ſechshundert ſieben und dreißigſte Jahr der Kirche von Antiochia dem fünfhundert neun und achtzigſten der allgemeinen chriſtlichen Zeitrechnung entſpreche, iſt aus Valeſius hinlänglich bekannt. **) Damit aber ja kein Zweifel obwalte, ſetzt der genannte Autor noch bei, daß Antiochia gerade einundſechzig Jahre früher, das iſt im Jahre 528, dem zweiten Regierungsjahre des Kaiſers Juſtinianus durch ein ähnliches Naturereigniß vernichtet worden ſey. *) Alle dieſe chronologiſchen Beſtimmungen treffen auf das fünfhundert neun und achtzigſte der chriſtlichen Zeitrechnung zuſammen, welches zugleich das achte des Kaiſers Mauritius war.

---

*) Constantin. Porphyrogen. de administrat. Imp. cap. 49. Le-Beau in Nicephor.

**) Evagrii Scolastici Ecclesiastic. historia cum adnotat. Valesii lib. VI, cap. 10.

Ueber das Schickſal der peloponneſiſchen Bevölkerung bei dieſer Kataſtrophe kann nicht der mindeſte Zweifel beſtehen; — ſie entfloh oder wurde vertilgt, ſo weit die Feinde kamen, und alle Orte wurden angezündet, zerſtört, vernichtet. Evagrius ſchildert ihren Untergang mit wenigen aber kräftigen Worten: *Τούτων ὧδε χωρούντων οἱ Ἄβαρες δὶς μέχρι τοῦ καλουμένου μακροῦ τείχους διελάσαντες, Σιγγιδόνα, Ἀγχίαλόν τε, καὶ τὴν Ἑλλάδα πᾶσαν καὶ ἑτέρας πόλεις τε καὶ φρούρια ἐξεπολιόρκησαν καὶ ἀνδραποδίσαντο, ἀπολλύντες ἅπαντα καὶ πυρπολοῦντες.* **) Höret man bei Leſung dieſer merkwürdigen Stelle nicht gleichſam das Wuthgeſchrei der Stürmenden, das Kniſtern der Funken, das Gepraſſel der Feuerflammen, das Krachen der einſtürzenden Tempelbalken, das

---

*) Idem ibidem.

**) Zweimal während dieſer Vorgänge kamen die Avaren an die ſogenannte lange Mauer, eroberten Singiden, Anchialus und ganz Hellas mit andern Städten und Caſtellen im Sturm, vernichteten und verbrannten Alles.

Evagrius Scolastic.. histor. ecclesiastic.
lib. VI, cap. 10.

Gewimmer ſterbender Hellenen, und das verhallende Echo im öden Gemäuer!

Umſtändliche Berichte über den Untergang der einzelnen Cantone, Städte und Flecken wird hier wohl Niemand erwarten. Genug iſt es, wenn man im Allgemeinen die Bruchſtücke zu beſtimmen vermag, die bei dem großen Schiffbruch des peloponneſiſchen Eilandes dem Verderben entgangen und in den Händen der alten Bevölkerung geblieben ſind. Wie in Böotien, wie in Lokris, Theſſalien, Macedonien, Akarnanien und Dalmatien ſind auch im Peloponnes nur befeſtigte Küſtenorte, beſonders auf der Oſtſeite der Halbinſel, und die heidniſchen Cantone am Fuße des taygetiſchen Gebirges damals dem Schwerte und der Brandfackel der Slaven entgangen. Hieher gehören erweiſlich Akrokorinth mit den beiden Hafenorten Kenchrä und Lecheum;*) Burg und Stadt Patras am Eingange des Meerbuſens; die Städte Koron und Modon in Meſſenien; die Thalebene von Argos mit Stadt und Bergſchloß gleiches Namens; die argiviſche Hafenfeſtung Anapli mit einigen ummauerten Flecken am Geſtade und im Gebirgskeſſel des heutigen Cantons Praſto; am Weſtabhange des Taygetus endlich der feſte Ort Vitylos mit den ſchwer nahbaren Felſenneſtern des heutigen Burgfriedens Maïna nordwärts des Vorgebirges Tänarus. — In den übrigen Gegenden der Halbinſel wurde nach und nach Alles zerſtöret, ausgerottet und verbrannt. In Achaja zwiſchen Korinth und Patras, in Elis zwiſchen Patras und Modon, in Lakonien von den Quellen des Eurotas bis zu ſeiner Mündung, in Meſſenien, und beſonders in Arkadien nach ſeiner ganzen Ausdehnung blieb keine Stadt, kein Dorf und kein menſchliches Weſen übrig. *) Denn die Wilden zogen nicht mehr hinaus über den Iſthmus; ſie blieben im Innern des Landes als ein neues Geſchlecht von Bewohnern der alten peloponneſiſchen Oede. **) Und vor der Wunderſchlacht von Patras durfte es kein Grieche wagen, das Gebiet dieſer heidniſchen Ueberzügler zu betreten. Sie lebten in vollſtändiger Unabhängigkeit von allen Byzantiniſchen Statthaltern der Seeküſte, wie es in dem oben angezogenen Document des kaiſerlichen Archives ausdrücklich angemerkt wird: „Sie (die Avaren des Peloponneſes) waren dem Reiche der Romäer nicht unterthan, ſo daß kein Grieche einen Fuß in dieſes Land ſetzen durfte.“ ***)

---

*) Sanct. Gregorius Magnus, Epistol. lib. I. epist. 27. al. 26.

---

*) Ob hierin einige Ausnahmen ſtatt finden, wird ſpäter geprüft und feſtgeſtellt werden.

**) Wie es ſich im Verlaufe dieſer Abhandlung zeigen wird, überſchwemmten die Slavenhorden bei dieſem erſten Einbruche beſonders Arkadien, die Flächen von Elis und die Gegenden zu beiden Seiten des untern Alpheus-Stromes, während ſich die an Zahl weit ſchwächern Avaren vorzüglich in Meſſenien niederließen und aus den Trümmern des zerſtörten Pylus in der Folge die Stadt Avar, d. i. Avarinos bauten.

***) *Καὶ τῆς ῥωμαϊκῆς ἀρχῆς ἀποτεμομένων ὡς μηδὲ πόδα βαλεῖν ὅλως δύνασθαι ἐν αὐτῇ Ῥωμαῖον ἄνδρα.*

Leunclav. ut supra.

Die Autorität dieſer griechiſchen Stellen kann nicht angefochten werden. Sie ſagen aber auch nichts Anderes, als daß im fünfhundert neun und achtzigſten Jahre nach Chriſtus die peloponneſiſchen Hellenen in den bezeichneten Gegenden des Eilandes durch die nämlichen Feinde ausgerottet und die Wohnorte zerſtört und verbrannt worden ſeyen, die ſeit Ende des fünften Jahrhunderts ihre verheerenden Einfälle in das Byzantiniſche Reich von der Donau her begonnen hatten. Wenn nun Jemand hieraus den Schluß zöge, daß in dieſer Weiſe die Hellenen in Böotien, in Phocis, in Lokris, in Aetolien, in Akarnanien, in Theſſalien und Macedonien noch eher hätten vertilgt werden müſſen, als die Reihe an die Bewohner von Arkadien und Elis kommen konnte; ſo wäre dieſer Schluß ganz der Wahrheit gemäß, und wir ſagen es jetzt gleich vorneweg, daß außer einzelnen Streifen an der Seeküſte und etlichen mit Namen zu bezeichnenden Burgen weiter landeinwärts in den benannten Provinzen das alte helleniſche Geſchlecht völlig vernichtet wurde, und daß die Population, welche in unſern Tagen ſchon an die zwölfhundert Jahre die Städte, Dörfer und Hütten dieſer Länder bewohnt, die chriſtliche Religion bekennet und das Byzantiniſche Griechiſch ſpricht, aus den Kindern und Nachkommen jener teufliſchen Unholde erwachſen iſt, welche vom ſechsten Jahrhundert an unter den Namen Scythen, Slaven, Slavinen, Slaveſianen, Bulgaren, Hunnen, Avaren, Pazinaken, Kumanen und Alanen als Eroberer und Vertilger eingedrungen ſind. *) Den Beweis ſind wir nur

---

*) Man kann die Beobachtung machen, daß die Vernichtung

für die Pelopsinſel zu führen verpflichtet. — Gleich wie man Ausdehnung und Wirkung einer Waſſerfluth auch nach wiedererfolgter Beruhigung des Elementes aus den zurückgelaſſenen Spuren noch beſtimmen kann; eben ſo laſſen ſich auch die Gränzpunkte der ſlaviſchen Ueberſchwemmung des Peloponneſes mit aller Schärfe bezeichnen. Bei dieſer Unterſuchung wird ſich aber Niemand weigern als Grundſatz gelten zu laſſen: Erſtens, daß ein Volk die Benennung ſeiner Städte, Dörfer, Maierhöfe, Brunnen, Bäche, Quellen, Ufer, Gebirge, Waldungen und endlich des Landes ſelbſt der Hauptſache nach aus ſeiner

---

der griechiſchen Elemente am vollſtändigſten und gräuelvollſten auf den weſtlichen Küſten zwiſchen Durazzo und Modon geweſen iſt. Gewiß iſt in Akarnanien kein Menſch und kein Dorf übrig geblieben, und mit Ausnahme der Seefeſtung Naupactus und ihres Weichbildes in Aetolien und Phocis Alles vernichtet worden. Glücklicher waren die Oſtküſten Griechenlands von Theſſalonica bis Malea-Promontorium, beſonders aber Athen und Attica. Die Beſatzungen der reichen und großen Inſel Euböa ſchirmten die Hellenen in Athen, in Eleuſis, in Marathon und Oropus mit Erfolg gegen den Andrang der nordiſchen Fluth, und ſogar die Burg von Theben blieb durch ihre Verbindung mit dem nahen Chalcis mitten unter den ſlaviſchen Umwohnern noch in den Händen der Griechen. Halten nicht auch in unſern Tagen die mohammedaniſchen Beſatzungen des nämlichen Eilandes Euböa Theben und Attica noch unter dem Joche der Knechtſchaft, während die Sonne der Freiheit ſchon lange die Küſten des weſtlichen Griechenlands erleuchtet?

eigenen Mutterſprache entlehne, und daß dieſe Benennungen dem Grundcharakter nach auch ſo lange dieſelben bleiben als die National-Mutterſprache im Volke allein gültig und herrſchend iſt. Zweitens, daß der Grundtypus der Namen in der Regel doch nicht verſchwinde, wenn auch die Eingebornen durch was immer für einen Vorgang veranlaßt werden, den alten Namen irgend eines der eben bezeichneten Gegenſtände umzuändern. Wenn z. B. Korinth in vorhomeriſchen Zeiten Ephyra, Patras ehemals Aroë, Myrſinus früher Myrtuntion, und Sicyon einſt Mekone geheißen hat; ſo iſt die ſpätere Benennung eben ſo gut aus der helleniſchen Landesſprache entlehnt, wie die vorangegangene. Wenn man aber nahe bei den Ruinen von Mantinea, von Aegium, von Olenos, von Amyklä, Meſſene und Megalopolis Ortſchaften und Bäche findet, welche Goritza, Voſtitza, Caminitza, Pirnatſcha, Chlumutzi, Slavitza, Veligoſtj und Arachova heißen; ſo wird keine tiefe Einſicht nöthig ſeyn, um zu erkennen, daß man ſolche Namen in keinem altgriechiſch gebliebenen Lande, wohl aber in Serbien, in Bulgarien, in Galizien, in Böhmen, Krain, Pommern und in Rußland finden kann, und daß ſie folglich nicht von Hellenen, ſondern von ſlaviſch redenden Menſchen urſprünglich geſchöpft worden ſind. Erſcheinen aber dagegen auf den Felſenriffen des peloponneſiſchen Eilandes zwei neue, um die Mitte des ſechsten Jahrhunderts noch nicht vorhandene Städte, Arcadia und Monembaſia, ſo wird Jedermann ausrufen, das ſind helleniſche Namen und von Hellenen gebaute Orte. — Wenn wir nun auf dieſem Wege den Peloponnes Canton für Canton unterſuchen, überall die Gebirgs-, Fluß- und Ortsbenennungen, wie ſie zur Zeit des Pauſanias und Procopius im dritten und ſechsten Jahrhundert geſtaltet waren, mit ihrer verwandelten Form im achten und den darauf folgenden vergleichen; ſo wird auch der Ungelehrte den Umfang der Revolution zu beurtheilen im Stande ſeyn, welche dieſes berühmte Eiland in ſeinen Grundfeſten umgekehrt hat. Den Einwurf machen, daß die heutigen Moraiten unmöglich ſlaviſcher Abkunft ſeyn können, weil ſie griechiſch reden, hieße eben ſo viel als die Behauptung aufſtellen, die Inſel Rügen, die Länder Pommern, Meklenburg, Sachſen, Mähren, Steier und das öſtliche Tyrol ſeyen immer von Germanen bewohnt und niemals von den Slaven überſchwemmt worden, weil man in dieſen Ländern heut zu Tage allgemein die deutſche Sprache redet. Deſſen ungeachtet wird auch dieſer Umſtand gründlich und überzeugend erläutert werden, damit der Götzendienſt, den man noch immer mit einem übertünchten Mauſoleum treibt, aufhöre, und unſere Zeit in den Moraiten nicht die Kinder der alten Hellenen, ſondern die menſchlichen Weſen lieben und unterſtützen lerne. Den Beweis ſelbſt führen wir in einem der folgenden Capitel, weil es zweckdienlicher ſcheinet, nicht eher ein Bild des verwandelten Peloponneſes aufzuſtellen, als bis der Strom der ſlaviſchen Wanderung abgelaufen, das Land gefüllet, und das wieder gekräftigte Element der griechiſch-byzantiniſchen Macht und Bildung die

die neugegründeten Tzupanien oder Slaven-Cantone der Halbinſel zu bekriegen und zu durchgähren begann.

Der Friede zwiſchen Mauritius und dem Groß-Chan wurde im nämlichen Jahre (600), in welchem er geſchloſſen ward, durch den Kaiſer auch wieder gebrochen, weil die Slaven, dieſe alten und wahrhaft fürchterlichen Feinde, ihre vorigen Raubzüge in die romäiſchen Provinzen mit gleicher Beharrlichkeit auch nach dem Friedensſchluſſe fortſetzten. Mit dieſer in eine Unzahl von Tzupanien oder Fürſtenthümer getrennten, und keinem allgemeinen Oberhaupte durchweg gehorchenden Völkerſchaft war keine Unterhandlung möglich. Man lieſet auch nicht, daß Byzanz je mit Slavenfürſten dieſer Zeitepoche völkerrechtlichen Verkehr angeknüpft, daß ſlaviſche Geſandte in Byzanz, oder Byzantiniſche in den Kantonen jenſeits des Iſters erſchienen wären. Die Slaven *wollten* keinen Frieden, der ihnen den Donau-Uebergang verſchlöſſe, ſie in dem Sumpf-, Wald- und Nebelklima von Scythien feſtbannete. Auf dem Grund und Boden Romaniens wollten ſie ihre Zelte aufſchlagen, aus den Silberquellen des Peneus trinken, und mit ihren Heerden die paradieſiſchen Triften von Theſſalien und Elis abweiden. Krieg auf Leben und Tod war daher ihr Loſungswort. Kriege dieſer Art kann man nicht beſchreiben, weil gewöhnlich die Materialien fehlen. — Die Byzantiniſchen Feldherren machten verheerende Streifzüge über die Donau nach Slavinien, und drangen im vorletzten Jahre (601 n. Ch.) des Kaiſers Mauritius ſelbſt in die Stammſitze der Avaren ſiegreich ein. Das Reſultat war aber doch immer daſſelbe, da die Feinde ihrerſeits über den Fluß herüberſchifften und die Verheerungen der Romäer mit gleicher Wuth vergalten. Im Spätjahre ging die Byzantiniſche Armee jedesmal nach Thracien und Conſtantinopel zurück. Und wie der Kaiſer das Heer nöthigen wollte, die Winterquartiere jenſeits des Iſters im Slavenland zuzubringen, empörten ſich die Soldaten gegen den Kaiſer, und riefen einen kappadociſchen Hauptmann, mit Namen Phokas, zum Kaiſer aus. Die Aufrührer führte Phokas augenblicklich nach Conſtantinopel zurück, wo er den wegen ſeiner unglücklichen Regierung von Niemand vertheidigten Monarchen ſammt ſeiner ganzen Familie hinrichten ließ. *) Dieſer Phokas, ein ganz gemeines Weſen, weder Feldherr noch Regent, hatte durchaus nichts an ſich, um die Uſurpation nur einigermaßen zu rechtfertigen, und ward bald durch die Niedrigkeit ſeiner Denkungsart, durch die Sinnloſigkeit ſeiner Handlungsweiſe und durch die Verworfenheit ſeines ganzen Weſens ſelbſt den Conſtantinopolitanern zu ſchlecht. Deſſen ungeachtet behauptete ſich das Ungeheuer mit Hülfe des Henkerbeils und der Geduld der Menſchen beinahe acht Jahre auf dem Thron, und wird hier nur deßwegen genannt, weil die Vernichtung der griechiſchen Volksſtämme durch Slavinen und Avaren während ſeiner Herrſchaft vollendet wurde. Das Heer, welches ihn gehoben und ſeit dem Jahre 591 Thracien gegen die Wilden beſchirmt hatte, mußte gleich im erſten Jahre der Palaſtrevolution nach Anatolien ziehen, weil

---

*) Im Jahr 602. Monat November.

Chosrew der Zweite den Krieg erklärt hatte und in Meſopotamien eingebrochen war. Dieſer Kampf, der letzte zwiſchen Byzanz und dem ſaſſanidiſchen Iran, dauerte ſechsundzwanzig volle Jahre, bedrohte die Morgenlande mit dem nämlichen Schickſale, welches Avaren und Slavinen den Provinzen in Europa bereitet hatten. Die Byzantiner verloren alle Schlachten, die meuteriſche, mit dem Blute ihres geſetzmäßigen Herrn beſpritzte Armee war in kurzer Zeit aufgerieben, und Phokas hatte weder Geld noch Soldaten, um dem Feinde zu widerſtehen. Die Avaren beſetzten den ganzen, öde liegenden Landſtrich, der heute Bosnien, Croatien und Dalmatien heißt, und belagerten die Seeſtädte, während ſich die Slaven ungehindert vom Iſter bis an die Südſpitze des Peloponneſes ausbreiten, erobern und vernichten konnten, ſo weit ihr Schwert und ihre Kräfte reichten. Durch Phokas Ermordung und Heraclius Erhebung wurde das Uebel nicht gemildert. Die Iranier plünderten ganz Aſien aus und erſchienen endlich mit einem ſtarken Heere an der Meerenge gegenüber Conſtantinopel. Dem griechiſchen Kaiſer blieben nur die Inſeln und die Küſtenſtädte ſeines Reiches übrig. In der ganzen Weltgeſchichte findet man kein ähnliches Beiſpiel von Muthloſigkeit und Verzweiflung. Zwölf volle Jahre lebte Haraclius in Conſtantinopel eingeſchloſſen, ohne irgend etwas für die Rettung der letzten Trümmer ſeines Reiches zu unternehmen. Aus dem ungeheueren Länderdreiecke, in welchem die Seeplätze Trieſt, Modon und Varna die Spitzen bilden, konnte er weder Mannſchaft noch Steuer ziehen, weil im Innern aller dieſer Länder entweder Niemand lebte, oder eingedrungene, ihm nicht gehorchende Völker ſtreiften und die noch etwa hin und wieder beſtehenden Feſtungen und Caſtelle von dem Verkehr mit der Hauptſtadt abſchnitten, die Küſtenſtädte aber allenthalben von den Wilden bedroht, ſich ſelbſt kaum zu vertheidigen vermochten. Während inner den Mauern von Conſtantinopel der Hunger wüthete und eine perſiſche Armee auf der Oſtſeite lagerte, brach der Chan mit dem großen Avarenheere durch die Mauer des Anaſtaſius gegen Selymbria hervor, und bedrohte die Stadt von der Abendſeite.*) Das Ende des Reiches ſchien nahe und unvermeidlich. Heraclius ſelbſt gab Alles verloren, legte ſeine Reichthümer in Fahrzeuge und wollte nach Africa entfliehen. Bitten und Thränen der Conſtantinopolitaner bewogen ihn, ſein Vorhaben aufzugeben und wenigſtens die Rettung der Provinzen Anatoliens zu verſuchen, weil in Europa außer dem Weichbilde der Hauptſtadt ohnehin Alles verzweifelt und verloren war. Die Menſchen waren ja verſchwunden, und den Erdboden konnten die Barbaren weder zerſtören noch fortſchleppen. Um auf der Abendſeite Ruhe zu gewinnen, ließ er den Chan um Frieden bitten. Der Barbar ſchlug Heraklea am Propontis als Unterhandlungsort vor, ſuchte aber den Kaiſer, der mit vielem Golde und koſtbaren Geräthe in Begleitung einer großen Menge friedlicher Menſchen aus der Stadt gegangen war, mit allen ſeinen Leuten aufzuheben. Heraclius entrann mit genauer Noth der Geſangenſchaft; alle Reichthümer ſammt Diadem und Kaiſermantel gingen verloren; der Weg von Selymbria bis Conſtantinopel war mit Leichen bedeckt; alle Wohnorte bis zu den Thoren der Hauptſtadt wurden angezündet, und ſiebenundzwanzigtauſend gefangene Conſtantinopolitaner nach Avarenland fortgeführt. Der Chan entſchuldigte ſich mit der unbändigen Wildheit ſeiner Leute, und ließ ſich endlich durch neue Geſchenke den Frieden abkaufen. *) Die Kirchen mußten alles Gold und Silber in die Münze liefern, um den Tribut an den Chan zu erlegen und ein kleines Heer zur Wiedereroberung Aſiens auszurüſten. Heraclius wußte wohl, daß die Avaren deſſen ungeachtet bei der erſten Gelegenheit den Friedensvertrag zu brechen und in ſeiner Abweſenheit den Sitz des Reiches neuerdings zu gefährden nicht verſäumen werden. Er wollte ſie deßwegen in ihrem eigenen Lande beſchäftigen, und von der Tapferkeit fremder Völker das Heil ſeiner Staaten erwarten, in deren Beſchirmung Kraft, Muth, Geld und Geduld ſeiner eigenen Leute ſich ſchon lange aufgezehrt hatte. Aus den nördlich vom Karpathengebirg liegenden Slavenländern rief er neue Bewohner in die große Wüſte zwiſchen Trieſt, Theſſalonica und den Mündungen des Iſterſtromes, um die ſtreifenden Horden auszutreiben, *) die brachliegenden Felder anzubauen, Städte zu gründen, Dörfer anzulegen, und die Kriegszüge des Avaren-Chans und ſeiner verbündeten

---

*) Im Jahr 618.

---

*) Im Jahr 619.

**) Im Jahr 623.

Völker gegen Conſtantinopel aufzuhalten. Fünf groſſe Stämme ſlaviſcher Chrovaten erhoben ſich auf Heraclius Einladung von ihren uralten Wohnſitzen und wanderten mit all ihrem beweglichen Gute in Dalmatien ein. Und ſchon damals erhielten die Gegenden zwiſchen dem Draveſtrom und dem adriatiſchen Meere von dieſer neuen Bevölkerung den Namen Chroatia oder Chrovatenland. Nach ſiegreicher Beendung des Perſerkrieges erhielten die ſlaviſchen Serben vom nämlichen Imperator auf der Oſtſeite Chroatiens von Zara bis Durazzo in Epirus, und vom Tempethal bis zum Einfluß der Save in den Iſter alles Land, ſo daß ihnen der Reſt von Dalmatien mit ganz Ober-Möſien, Dacia ripenſis, Dardanien und einem guten Theile von Macedonien überlaſſen blieb. Andere Slaven-Horden wurden in den weiten, ganz mit Wald überwachſenen Ebenen Nieder-Möſiens bis an das ſchwarze Meer hin angeſiedelt. Der Kaiſer behielt von dieſer ungeheuern Länderſtrecke nichts als einige noch nicht zerſtörte Küſtenſtädte und die Inſeln des adriatiſchen Meeres mit der Oberlehensherrlichkeit über alle dieſe neueingewanderten Coloniſten und die zahlreichen Fürſtenthümer oder Tzupanien, in welche ſie ſich trennten. Alle dieſe Länder mit ihren Flüſſen, Bergen, Thälern und Ebenen verloren damals ihre alten Namen. Die Benennungen Chroatien, Serbien in ſeiner ganzen Ausdehnung, als da ſind Tſcherna-gora (Montenegro), Bosna, Zachlum (Ennetberg) u. ſ. w. blieben von jener Zeit an im Schwunge, obgleich die Byzantiniſchen Scribenten bis an das Ende ihres Reiches ſich häufig auch der claſſiſchen Nomenklatur bedienten. Alle Städte und Dörfer, welche heut zu Tage dieſe ungeheure Fläche ſchmücken, wurden durch dieſe nordiſchen Ueberſiedler angelegt und nach ihrer Sprache benannt.

Der Erfolg dieſes großen politiſchen Heilmittels war entſcheidend. Denn ehevor noch der Krieg in Anatolien das Ende erreicht, und die Herbeiziehung der Serben den Weg zur Hauptſtadt geſchloſſen hatte, war der Chan mit großer Macht wirklich vor Conſtantinopel erſchienen, und hatte als Freund und Bundesgenoſſe der gegenüber gelagerten Perſer die Mauern dreizehn Tage lang mit der heftigſten Wuth beſtürmt. Am Ende war er aber genöthiget, die Belagerung mit großem Verluſte aufzuheben und zur Beſchirmung des eigenen Landes zurückzukehren. Dieſer fehlgeſchlagene Angriff auf die Hauptſtadt des Byzantiniſchen Reiches war der Wendepunkt der Avarenmacht. Die Empörung der Bulgaren im Oſten, und die kriegeriſchen Bewegungen vieler Slavenſtämme auf der Weſtſeite erſchütterten endlich dieſelbe ſo weit, daß die Eroberungszüge gegen Conſtantinopel und gegen die Länder ſüdlich vom Iſter nicht mehr erneuert werden konnten; beſonders nachdem ſich Heraclius in den letzten Jahren ſeiner Regierung auch noch mit den frei gewordenen Bulgaren verbündet und jene Kette neuer Slavenſtaaten zwiſchen Conſtantinopel und Avarenland gezogen hatte.

In dieſer Weiſe endete die erſte Periode des grauſamen Sturms, nachdem er ſeit Juſtinian dem Erſten hundert volle Jahre ununterbrochen von Mitternacht her über das illyriſche Dreieck getobt hatte. Die menſchlichen Dinge im Großen wie im Kleinen ſteigen und fallen nach den phyſiſchen Geſetzen der Pendelbewegung, und eine Wendung zum Beſſern iſt nicht eher möglich als bis das Verderben den tiefſten Punkt erreicht hat. So hatte das politiſche Elend des griechiſchen Reiches in Europa mit den ſtürmenden Angriffen des Avarenheeres auf die Mauern von Byzanz die tiefſte Tiefe, und mit der Niederlage und dem Rückzuge des Groß-Chan zugleich den Wendepunkt zu einem glücklicheren Looſe berührt. Der Vertilgungskrieg der Scythen gegen die Hellenen war erloſchen, weil dieſe Nation bis auf einige ſchwache Reſte, die in ſchwer nahbaren Stellungen der feindlichen Wuth ſpotteten, verſchwunden war. Und weil demnach der Kampf ſeinem Weſen nach geſchloſſen iſt, ſo tritt auch in dem bewegten Gemüthe des Zuſchauers wieder die Ruhe ein. Der Tod des Einzelnen, wie das langſame Hinſinken großer Völker erfüllet das Herz mit Grauen, und vor nichts ſchaudert die Natur mehr als vor Leere und Verödung. — Man fühlt, daß mit dem friedlichen Einzuge der karpathiſchen Slaven ins Byzantiniſche Reich eine neue Epoche beginnt. Und in je dichtern Haufen ſich die Fremdlinge durch die offenen Thore des breiten Landes hereindrängen, je ſchneller ſie die ausgeleerten Provinzen anfüllen, Hütten zimmern, Dörfer anlegen und Getreide ſäen, deſto eher hoffen wir, Cultur und Menſchlichkeit in dieſen Wüſteneien wieder aufleben zu ſehen. Denn die Reſte des Griechenvolks, auf iſolirte Punkte auf und unfern der

Seeküſte zurückgedrängt, umſchloſſen auf zwei Seiten des ungeheuern illyriſchen Dreieckes, wie einzelne Lichtpunkte, die rohen Maſſen der eingedrungenen und eingewanderten Fremdlinge. Und wer wollte zweifeln, daß im Kampfe der Geiſter das ſlaviſche Element dem griechiſchen, die Barbarei der Geſittung, und der heidniſche Aberglauben dem Chriſtenthum endlich unterliegen müſſe?

Wenn wir daher noch von ferneren Einwanderungen ſlaviſcher Bebauer auf griechiſchen Boden Meldung thun, *) ſo ſollen uns die Hunderttauſende, die im Laufe des ſiebenten und achten Jahrhunderts über den Iſter gegangen und in das Innerſte von Hellas eingedrungen ſind, als eben ſo viele willkommene Gäſte gelten. Sie ſind nur als Zuſatz zum großen Heilmittel anzuſehen, deſſen ſich die Weltordnung bediente, um an der üppigen Tafel der irdiſchen Glückſeligkeit eine ungeheure Lücke auszufüllen. —

Mit dem Todesjahre des Heraclius, dieſes zweiten Prometheus des Reichs von Byzanz, begann der Slaventumult, wie es vorauszuſehen war, aufs Neue, aber in veränderter Geſtalt und Richtung. Alle Colonien und neu gegründeten Fürſtenthümer der Fremdlinge erklärten ſich für unabhängig von Conſtantinopel, und begannen Feindſeligkeiten gegen die Seediſtricte, zimmerten Schiffe, ſchwärmten durch alle griechiſchen Meere, landeten ſogar auf den Küſten von Neapel, und ſtreiften bis gegen Benevent, wo ſie Rodoaldo der Herzog überwand. **) Macedonien nordoſtwärts bis zu den Engpäſſen bei Philippi, wo ſich das rauhe Gebirg Rhodope an die Seeküſte herabzieht und Thracien von Griechenland trennt, wurde von den Eingewanderten ganz überſchwemmt, ſo daß man von Conſtantinopel aus zu Lande nicht mehr nach Theſſalonica kommen konnte. Das ungeheure Binnenland vom Iſter bis in die Alpenthäler Arkadiens und Meſſeniens war nicht mehr Byzantiniſch, und wird ſchon von den Byzantiniſchen Scriptoren des achten Jahrhunderts mit der allgemeinen Benennung *Σκλαβινία*, d. i. Slavenland bezeichnet. *)

---

*) Im Jahr 641 nach Chriſtus.

**) Anno 642. Vide Giannone Storia etc. —

Unter Conſtans II, einem Enkel des Heraclius, eröffnete die griechiſche Nation den Waffenkampf gegen die neuen Slavenreiche in der Richtung von Philippi und Theſſalonica. Um die Straße zu dieſer großen und wichtigen Handelsſtadt wieder zu öffnen, ging Conſtans im Jahre 658 perſönlich ins Feld, und erfocht, wie die Byzantiner ſchreiben, große Vortheile. **) Ueberall, wir wollen es gleich anfangs bemerken, zeigte es ſich, daß die Slaven ſchnell zum Ackerbau gegriffen, Handwerke, Handel und, wo Gelegenheit, auch Schifffahrt zu treiben angefangen haben. Während des friedlichen Beſitzes unter Heraclius hatten ſie ſich im neuen Vaterlande bereits acclimatiſiret, und ſetzten den kaiſerlichen Armeen in flachen Gegenden gewöhnlich keinen oder doch nur geringen Widerſtand entgegen.

---

*) Theophanes. Nicephorus Patriarcha, Cedrenus.

**) *Τούτῳ τῷ ἔτει ἐπεστράτευσεν ὁ Βασιλεὺς κατὰ Σκλαβινίας, καὶ ᾐχμαλώτευσε πολλοὺς καὶ ὑπέταξεν.*

Theophanes p. 339. Edit. Venet.

Die Eroberungen der Mohammedaner in Anatolien und der Longobarden in Süditalien hinderten den Kaiſer ſeine Vortheile weiter zu verfolgen, und man lieſet nicht, daß er während der übrigen Zeit ſeiner Regierung die Ankömmlinge je wieder beunruhigt habe. Noch weniger konnte dieſes ſein Sohn Conſtantin mit dem Barte, *) den die mohammedaniſchen Flotten ſieben Jahre hintereinander in Conſtantinopel ſelbſt ängſtigten, und in deſſen eilftem Jahre endlich **) die Bulgaren über die Donau ſetzten, Varna eroberten, die auf dem Flachlande zwiſchen dem Strome und dem Hämusgebirge wohnenden Slavenſtämme überwältigten, den Kaiſer in die Flucht ſchlugen und durch Abtretung des eben bezeichneten Landſtriches den Frieden zu erkaufen nöthigten. Von dieſer Zeit an führt das Thalland zwiſchen der Donau und dem Hämus (ehemals Niedermöſien und Kleinſcythien) den Namen Bulgaria bis auf den heutigen Tag.

Unter Conſtantins Sohne, Juſtinian II (mit der abgeſchnittenen Naſe), bedrohten die Slaven Theſſalonica heftiger als je, drängten ſich in ungeheuern Schwärmen gegen die thraciſchen Gebirgspäſſe, gegen die Seeſtädte Theſſaliens und Inner-Griechenlands. Juſtinian überwand ſie, trieb ſie von Theſſalonica weg, verpflanzte eine große Menge in öde Gegenden Kleinaſiens und nöthigte die auf den macedoniſchen Flächen Wohnenden Tribut zu zahlen. —

---

*) Regierte von 668—685.

**) Im Jahre 679—680.

Einen Feldzug weiter ſüdwärts gegen die Tzupanien des Inneren konnte auch er noch nicht unternehmen, weil die Bulgaren Thracien beunruhigten, und die ekelhaften Revolutionen im kaiſerlichen Palaſte ſelbſt alle Kraft und Wirkſamkeit nach Außen hemmten.

Um die ſlaviniſchen Nationen auf dem Boden Griechenlands zu conſolidiren, und die Möglichkeit einer glücklicheren Zukunft für die verheerten Landſtriche herbei zu führen, trugen zwei Umſtände das meiſte bei: einmal die mit Tollwuth verknüpfte Stupidität der Prinzen aus dem Hauſe Heraclius, welches mit Juſtinian II im Jahre 711 erloſch; und dann jene unglaubliche Verwirrung, Erſchütterung, Umwälzung und Vernichtung, welche unter der folgenden Dynaſtie durch den hartnäckigen, aber mißlungenen Verſuch, den öffentlichen Gottesdienſt zu reformiren, Conſtantinopel und das ganze Reich ergriff. Jedermann weiß, daß hier von der Iſauriſchen oder ſogenannten Ikonoklaſtendynaſtie die Rede iſt, welche mit Leo III im Jahre 717 den Byzantiniſchen Thron beſtieg und 802 mit Irene wieder verlor. Alle Prinzen dieſes Hauſes waren Männer von großen Talenten und die beiden erſten ſogar große Generale. Selbſt frei von den Feſſeln des Aberglaubens, gehörten ſie zu jener Claſſe von Fürſten, welche im Hochgefühle ihrer Macht ſich ſtark genug glauben, dasjenige zu verachten und zu vernichten, was dem großen Haufen zu verſchiedenen Zeiten als Religion gegolten hat. Es gehört nicht hieher, und wir vermöchten es auch nicht, zu erklären, wie dieſe, übrigens gewiß achtbaren Fürſten auf den Gedanken verfielen, in der tiefſten Nacht des menſchlichen Geſchlechtes ihren Unterthanen durch Vernichtung der Mönche und der Heiligenbilder die letzte Stütze zu entziehen, und eine Geläutertheit des Cultus einzuführen, wie ihn der Menſch nur im vollkommenſten Zuſtande der Civiliſation und geiſtigen Veredlung üben kann. Genug, daß ſie das gefährliche Unternehmen wagten, es ein volles Jahrhundert mit unerbittlicher Strenge verfolgten, und am Ende gänzlich ſcheiterten.

Leo III eröffnete den Kampf. Im zehnten Jahre ſeiner Regierung verbot er durch ein kaiſerliches Edict allen ſeinen Unterthanen, die Bilder zu verehren, und ließ des allgemeinen Wehklagens ungeachtet, dieſe Gegenſtände religiöſen Aberglaubens mit Gewalt aus den Tempeln und aus den Augen der Menſchen entfernen. Von den Wirkungen dieſes Edictes in den verſchiedenen Provinzen des Reiches kann hier nicht geredet werden. Die Seeſtädte Oſtgriechenlands, d. i. Monembaſia, dieſes peloponneſiſche Venedig, Nauplion, Athen und beſonders die cykladiſchen Inſeln griffen augenblicklich zu den Waffen, wählten einen andern Kaiſer, ſtellten eine Flotte auf, und ſegelten unter Anführung des Stephanos und Agellianos, Turmarchen von Hellas, bis vor Conſtantinopel. Leo verbraunte ihre Schiffe und ſchlug den gefangenen Feldherren der Aufrührer die Köpfe ab. *) — Die Seemacht der Cykladen war in den blühendſten Zeiten Grie-

---

*) Im Jahr 727.

chenlands von keiner großen Bedeutung, und die Rolle, welche die Bewohner derſelben in der helleniſchen Heldenperiode ſpielten, ſo viel man weiß, unanſehnlich und dunkel. Wie war es denn möglich, könnte man fragen, daß dieſe erbärmlichen Inſulaner des achten Jahrhunderts es wagen durften, die kaiſerliche Flotte unter den Mauern der Hauptſtadt anzugreifen, und ſelbſt den Thron des Monarchen zu bedrohen?

Es iſt klar, daß viele Bewohner aus dem Peloponnes und dem Continent ſich mit ihrem beweglichen Gute vor dem Grimm der eindringenden Barbaren auf die nahen Inſeln geflüchtet und dadurch Macht und Streitkräfte derſelben geſteigert haben. —

Welche Verwandlung der helleniſchen Nation wird durch dieſe einzige iſolirt daſtehende Begebenheit beurkundet! Die Metamorphoſe war demnach vollſtändig, und das alte Element in den elenden, flüchtigen, verarmten Trümmern dieſer gewaltigen Stämme ausgetilgt. Sie waren Enthuſiaſten für — das in dreifacher Rinde der Superſtition eingehüllte Chriſtenthum, und warfen ſich mit der nämlichen religiöſen Schwärmerei und Hingebung vor den grauſenerregenden Geſtalten aus der chriſtlichen Mythen- und Heroenzeit nieder, als ſie früher die lieblichen und heiteren Gebilde der heidniſchen Götter umfingen. Die Hellenen hatten andere Augen und einen anderen Sinn.

Die Niederlage vor Conſtantinopel, noch mehr aber die furchtbare Peſt, welche im Jahre 746, dem ſechſten des Kaiſers Conſtantin Copronymus, das griechiſche Reich entvölkerte, brachen die Kraft der cykladiſchen Inſeln und der peloponneſiſchen Küſte auf immer. Ich glaube nicht, daß man ſich in unſern Tagen, wo die menſchlichen Dinge gleich einem vollen Strom ruhig zwiſchen hochgedämmten Ufern fortrinnen, eine Vorſtellung von den gräulichen Verwirrungen des Byzantiniſchen Reiches unter Copronymus Regierung machen kann. Wie die meiſten mohammedaniſchen Bewohner des türkiſchen Reiches bis auf die neueſten Ereigniſſe ihre Namen in den Liſten der Janitſcharen eintragen ließen, um die Vorrechte dieſer Miliz zu genießen, ebenſo war ſchon vor den Ikonoklaſten-Kaiſern ein großer Theil der romäiſchen Bürger theils aus Andacht, theils zur Sicherheit vor weltlicher Unterdrückung unter den Mönchen und Einſiedlern des heiligen Baſilius einrollirt und als ſolche den kirchlichen Reformen des Imperators feindlich entgegengeſetzt. Während Conſtantin gegen die Araber ſtritt, brach zu Conſtantinopel eine Empörung aus. *) Der Patriarch, die Kleriſei, die Mönche, das ganze Reich wurde vom Feuer der Rebellion ergriffen, Artabasdus der Bilderanbeter zum Kaiſer ausgerufen, und der legitime Monarch außer ſeiner Armee von allen Unterthanen verlaſſen. Drei volle Jahre mordeten Conſtantin und ſeine Feldherren unter den rebelliſchen Mönchen der Provinzen, belagerten die Hauptſtadt, zwangen ſie nach gräßlichen Scenen des Hungers und der Verzweiflung zur Uebergabe, blendeten, geißelten, verſtümmelten, tödteten und raſeten mit ſo unerbittlicher Strenge, daß Mönche, Nonnen und Heiligenbilder von der ganzen Oberfläche des

---

*) Im Jahr 741.

Reichs allmählich verſchwanden. Seit Erſchaffung der Welt, meint Cedrenus, habe noch keine ſolche Wuth und kein ſolches Blutvergießen unter den Menſchen geherrſcht. Den Schluß machte die obenerwähnte allgemeine Peſt, die ein volles Jahr nicht eben einzelne Gegenden, ſondern einen großen Theil der bekannten Erde durchwandelte. Wo ſie wüthete, raffte ſie, wie der giftige Hauch aus der Wüſte, das ganze Menſchengeſchlecht weg. Nur eilfertige Flucht in die entfernteſten Gegenden brachte einer geringen Zahl von Bewohnern Rettung. Conſtantinopel ſtarb ſo zu ſagen ganz aus. Beſonders verheerend wirkte ſie in Hellas, auf den cykladiſchen Inſeln und um Monembaſia, d. i. auf der Oſtküſte des Peloponneſus, wo nach den Berichten eines Theophanes und St. Nicephorus nur wenige Menſchen übrig blieben. *)

Was von den peloponneſiſchen Hellenen den frühern Stürmen entgangen, was dem Mordſtahl der Hunnen, der Avaren und der Slaven entflohen war, hatte nun zugleich mit den neu angeſiedelten Fremdlingen bei dieſer unerhörten Kataſtrophe großen Theils den Untergang gefunden,

---

*) Λοιμώδης νόσος.... οἱόν τι πῦρ ἐπινεμόμενον ἐπὶ τὴν Μονοβασίαν καὶ Ἑλλάδα καὶ παρακειμένας νήσους ἦλθε δι' ὅλης τῆς ἰνδικτιῶνος.

Theophan. p. 362.

Λοιμώδης θάνατος.... ἐπὶ τὴν Μονεμβασίαν καὶ Ἑλλάδα καὶ παρακειμένας νήσους ἦλθεν οἱόν τι πῦρ κ. τ. λ. .... ἅπαν ἀνθρώπων γένος ἐπινεμόμενον διώλλυέ τε καὶ ἄρδην ἠφάνιζεν.

Niceph. Pat. p. 32.

den, und der Peloponnes muß im Jahre 747 eher einer verlaſſenen Räuberhöhle oder einem mit Moder gefüllten Leichenacker, als einem von Menſchen bewohnten und angebauten Eilande geglichen haben. Neue Fluthen von Slavinen brachen über den Iſthmus herein, beſetzten die leeren Plätze, erfüllten das ganze Land. Der ganze Peloponnes, ſchreibt Conſtantin Porphyrogenitus, wurde nach dieſer verheerenden Seuche ſlaviniſiret und völlig barbariſch. *) Schließe man aus dieſer abermaligen Revolution auf die Ereigniſſe in den nordwärts liegenden Provinzen, Böotien, Phocis, Aetolien, Akarnanien, Lokris und Theſſalien, welche alle noch eher durch die Slavinen überſchwemmt wurden, als der ſüdwärts gelegene und vom Meere umfloſſene Peloponneſus. Urtheile man weiter, wie viel von der alten Bevölkerung nach ſolchen Umwälzungen in der Mitte des achten Jahrhunderts noch übrig ſeyn konnte. Hatten ſich auch noch in den Thälern der Taygetiſchen Gebirge Trümmer von lacedämoniſchen Griechen erhalten, ſo ſind ſie doch ganz ſicher durch dieſe entſetzliche Seuche und die darauf folgende Immigration der Fremdlinge weggerafft worden, weil wir von dieſer Zeit an nicht etwa nur das Eurotasthal bis zum Meere hinab, ſondern auch die Halden, die weſtlichen Abhänge des Taygetus von Kalamata bis Maïna hinab, und ſogar die innerſten Winkel und Thalſchluchten dieſes famöſen Gebirges urkundlich durch die melingiotiſchen Slaven beſetzt

---

*) Ἐσθλαβώθη δὲ πᾶσα ἡ χώρα καὶ γέγονε βάρβαρος.
Constant. Porphyrogen. de Themat. lib. 2. Thema 6.

finden. Und ſo vollſtändig war die Vernichtung der Hellenen und die Coloniſirung dieſer unwegſamen Gegend durch Slavenſtämme, daß noch vierhundert Jahre nachher der ganze Gebirgszug von den Gränzen Arkadiens bis zum Cap Tänarus in der Chronik von Morea vorzugsweiſe τα Σκλαβικὰ genannt wird, nachdem der übrige Peloponnes längſt durch die wieder auflebende Kraft der Byzantiniſchen Imperatoren unterjocht, bekehrt und gräciſirt war. *)

Man muß ſich unterdeſſen nicht vorſtellen, als wären die von der Peſt verödeten Oſtküſten des Peloponneſus augenblicklich, wie auf ein gegebenes Zeichen, durch friſch eingedrungene Horden occupirt worden. Es dauerten vielmehr die Strömungen der Fremdlinge vom Iſter bis zum Cap Tänarus während der ganzen Regierungszeit des Conſtantin Copronymus; **) und erſt das Ende derſelben iſt beiläufig als der Gränzpunct anzuſehen, in welchem der eben bezeichnete ungeheure Länderſtrich wieder mit Bebauern gänzlich angefüllet war und allmählich mit neuen Städten, Dörfern und Maierhöfen bedeckt zu werden anfing. Im Jahre 763 ließen ſich nach Angabe des Patriarchen St. Nicephorus ***) noch 280,000 friſch eingewanderte Slaven am Fluſſe Artanas nieder, und ſechs Jahre nachher hatten ſie ſchon die Inſeln Tenedos, Imbros und Samothracien geplündert und entvölkert. Die Slavinen ſelbſt hatten damals noch keine Geſchichtſchreiber, und die Byzantiner wußten nicht, was im Innern der illyriſchen Halbinſel vorfiel, weil ſie außer Thracien nur einzelne Puncte an der Seeküſte noch in ihrer Gewalt hatten. Nur wenn die Gewalt der hereinbrechenden Sturmfluth an die Mauern dieſer letzten helleniſchen Städte ſchlug, konnten ſie auf Erſchütterungen des ihnen fremd gewordenen Binnenlandes ſchließen. Wir müſſen uns deßwegen mit den dürftigen und wenig zuſammenhängenden Andeutungen begnügen, welche Theophanes, St. Nicephorus und Cedrenus mit Conſtantin Porphyrogenitus über dieſe große, allgemeine und letzte Migration der Slaven von den Ufern der Donau gegen die Mündung des Eurotas überliefert haben.

---

*) Wenn man bedenkt, daß die Taygetiſchen Bergcantone weder vor noch nach dieſer Kataſtrophe je von einem Eroberer des Peloponneſes bezwungen worden, kann man an der furchtbaren Deſolation der Halbinſel und an der völligen Vertilgung der helleniſchen Ueberreſte jener Hochthäler nicht einen Augenblick zweifeln.

**) Vom Jahre 741 — 775.

***) p. 35 et 38.

Die loſen, fluthenden, beweglichen Menſchenmaſſen zwiſchen Korinth und Kiew conſolidirten ſich gegen den Schluß des achten Jahrhunderts in allgemeinen Umriſſen; neue Königreiche erhoben auf jener Erdfläche ihr Haupt, und gaben der Staatspolitik jener Weltgegend eine von der altbyzantiniſchen ganz verſchiedene Richtung. Den vielbewegten und vielgeplagten Geſchlechtern der Menſchen zeigte ſich endlich die Möglichkeit eines friedlichen Nebeneinanderſeyns, weil die Schwachen vertilgt und die Starken zum Beſitz der Beute gekommen waren. Ueberhaupt iſt die Mitte des achten Jahrhunderts als die Zeitepoche anzuſehen, in welcher die Verwandlung der illyriſchen Halbinſel vollendet wurde, und zwar ganz ohne Mitwiſſen, ohne Mitwirken, ohne Einwilligung des Hofes von Conſtantinopel. Nichts iſt aber auch irrthumvoller und grundloſer als die Begriffe, Meinungen und Anſichten über Ausdehnung und Macht des Byzantiniſchen Kaiſerthums um dieſe Zeit, wie man ſie in den Geſchichtbüchern dargeſtellt lieſet. Unter andern herrſcht allgemein die Vorſtellung, das heidniſche und grauſame Bulgarenvolk habe ſich während der ganzen, beinahe ſiebenhundertjährigen Dauer ſeines Reiches innerhalb der Landmarken gehalten, welche ihm Conſtantin Pogonates zwiſchen der Donau und dem Hämusgebirge abzutreten genöthiget war. Dieſes furchtbare Volk bewohnte und beherrſchte alle Länder zu beiden Seiten des Unterdonauſtromes, und verſetzte den Avaren und den ſerbiſchen Slaven im Innern die erſten tödtlichen Streiche, während es wiederholte Verſuche machte, durch die Gebirgsſchluchten des Hämus in die Ebenen Thraciens hinabzudringen. Nur dieſe letztgenannte Kampfſeite finden wir in den Schriften der Byzantiner aufgezeichnet. Wie aber dieſe Bulgaren Donau aufwärts gegen Widdin und Niſſa, und landeinwärts gegen Sophia und die Quellen der Morava vorgedrungen, und in das alte Bergland Dardania eingebrochen ſind; — wie ſie die Slavencantone alle niedergeworfen, auf dem breiten und vielarmigen Gebirgsrevier zwiſchen Epirus und Macedonia bis zu den Thälern des Pindus, Metzovo und Agrafa Alles ihrer Herrſchaft unterworfen, und aus den Trümmern von Lychnidus die neue Bulgarenreſidenz Ochri (Achrida) erbaut haben, iſt von dieſen Autoren ſo zu ſagen ganz mit Stillſchweigen übergangen. Es gingen aber auch alle dieſe Umgeſtaltungen den Conſtantinopolitaniſchen Hof nichts an, weil ſie Länder betrafen, in welchen die Autorität der romäiſchen Kaiſer längſt ſchon erloſchen war. Der Körper, oder der Hauptbeſtandtheil dieſes Kaiſerthums war, im achten Säculum, die Ländermaſſe zwiſchen dem Helleſpont und dem Halys in Anatolien; in Europa beſaß es nur Inſeln und Küſtenſtriche mit der einzigen Provinz Thracia zwiſchen den Gebirgsarmen Rhodope und Hämus, in welcher die Feldbewohner Jahrhunderte lang mit der einen Hand Pflug oder Sichel, in der andern aber Bogen und Lanze halten mußten. Conſtantinopel war lange Zeit eine Gränzſtadt des romäiſchen Kaiſerthums.

Blicken wir im Geiſte noch einmal zurück auf die vier Jahrhunderte, welche vom Uebergang der Weſtgothen über die Donau und dem Anfang der Völkerwanderung unter Kaiſer Valens bis zur gänzlichen Deſtruction des Peloponneſes durch die Slaven unter Conſtantin Copronymus verfloſſen ſind, und fragen wir: wer es wohl vermöge, die Summe des Jammers zu berechnen, welcher in dieſer entſetzlichen Zeit über die Länder des illyriſchen Dreieckes ergangen iſt; und wer ſtark genug ſey, das Blut, die Thränen, die Verzweiflung eines langſam abgeſchlachteten großen Volkes anzuſehen, ohne in ſeinem Gemüthe zu verzagen, und über die Armſeligkeit und Unmacht der Menſchen im Kampfe gegen das Verhängniß in die tiefſte Zerknirſchung zu verſinken! —

Viertes Capitel.

Die Byzantiniſchen Griechen erobern den in ein ſlaviniſches Morea verwandelten Peloponnes und bekehren die barbariſchen Bewohner deſſelben zum Chriſtenthum. Auch die Helden von griechiſch Maina verlaſſen den alten Götzendienſt. J. 783—886.

Der Ikonoklaſten-Sturm hatte die griechiſche Nation aus dem lethargiſchen Schlummer aufgerüttelt, und dem kaiſerlichen Hof etwas von dem Gefühl ſeiner alten Majeſtät wiedergegeben. Und wäre die Nation fähig geweſen, die kirchliche Reform in ſich aufzunehmen, ſo hätte man an einer neu anbrechenden Morgenröthe des Byzantiniſchen Reiches nicht zweifeln dürfen. Copronymus Sohn, Leo IV, lenkte die Zügel des Reichs ganz im Sinne ſeines Vaters, wurde aber durch einen frühzeitigen Tod vom Schauplatze geriſſen. *) Seine Gemahlin Irene, eine geborne Athenäerin, übernahm ſtatt des unmündigen Conſtantin VI die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, mit einer kleinen Unterbrechung, bis zum Jahre 802. Dieſes ehrgeizige Weib hatte Kraft genug, die mütterlichen Gefühle der Herrſchſucht aufzuopfern, indem ſie

---

*) 775 — 780.

ihren eigenen Sohn durch Verleitung zu fehlerhaften und harten Schritten verhaßt machte und endlich auf eine ſo grauſame Art blenden ließ, daß der unglückliche Fürſt an den Folgen dieſer Operation das Leben verlor. Als geborne Athenäerin hatte ſie von dem Zuſtande Inner-Griechenlands eine beſſere Kenntniß als die vorhergehenden Imperatoren, deren Sorgfalt durch näherliegende Uebel aufgezehrt, für die Wiederherſtellung des kaiſerlichen Anſehens ſich auf jene entfernten Gegenden nicht erſtrecken konnte. Irene, das erſte Weib auf dem Throne der Cäſarn, wollte ihre Regierung durch zwei Begebenheiten auszeichnen: einmal durch die Wiederherſtellung des Bilderdienſtes, und dann durch die Unterjochung aller Slavenhäuptlinge, welche ſeit zweihundert Jahren Griechenland von den macedoniſchen Gebirgen bis an die Mündung des Eurotas bewohnten und beherrſchten. Die Armee, aus den kräftigen, ſtreitbaren Stämmen recrutirt, die ſich in den letzten Jahrhunderten auf dem verlaſſenen Boden Illyriens angeſiedelt hatten, war durch die Sorgfalt der drei vorhergehenden Monarchen an innerer Geſtaltung, Tapferkeit und Uebung den griechiſchen Nationaltruppen der altbyzantiniſchen Zeiten weit überlegen. Gegen Bulgaren und Serbier blieb Irene auf der Defenſive und begann im Jahre 783 ihren Eroberungszug gegen Süd-Slavinia oder Alt-Griechenland. Bis in die Gegend von Berba hinter Salonichi in Macedonien war Conſtantin Copronymus ſchon vorgedrungen, und hatte Alles ſeiner Herrſchaft unterworfen. Hier waren beim Regierungsantritte Irenens die Gränzſäulen des Byzantiniſchen

Kaiſerthums, ſo wie zu Philippopolis und Anchialos gegen Serbier und Bulgaren. Der Beweis liegt in der Gränzbeſichtigung, welche Irene im Jahre 783 vor dem Feldzuge nach Griechenland vorgenommen hat, gleichſam um den Umfang ihrer Macht zu erforſchen und mit eigenen Augen zu ſehen, wie viel noch fehle, um die Spuren der ſlaviniſchen Revolutionen auszulöſchen.*) Wenn Irene den Plan, das griechiſche Binnenland wieder an das Reich zu bringen, nicht bloß aus Vorliebe und Neigung für ihr Heimathland aufgefaßt, ſondern auf dem Wege politiſchen Calculs darauf verfallen iſt, ſo gereicht ihr dieſer Gedanke zum größten Lobe. Statt ihre Streitkräfte, nach dem Beiſpiele ihrer Vorgeher in nutzloſem Kampfe gegen die Nordſeite des illyriſchen Dreiecks, d. i. gegen Bulgaren, Serbier und Chrobaten zu vergeuden, ſchien ſie deutlich erkannt zu haben, daß ein Angriff auf den ſchmalen, von den griechiſchen Küſtenſtädten auf beiden Seiten zuſammengepreßten Continent von Hellas von größerem Erfolge ſeyn muß. Das Angriffsheer war zahlreich (*μετὰ δυνάμεως πολλῆς*) und der Patricier Staurakius an der Spitze.

Wenn der Leſer eine umſtändliche Beſchreibung dieſes Feldzuges und gleichſam eine fortlaufende Reihe von Kriegsberichten erwartet, in welchen die Geſtalt des ſlaviniſchen Griechenlands, die Zahl der Häuptlinge und das Maß ihres Widerſtandes beſchrieben ſey, wird er ſich vollkommen getäuſcht finden, weil dieſe merkwürdige Begebenheit nicht durch einen ſachverſtändigen Mann, ſondern durch einen frommen Mönch aus Conſtantinopel, mit Namen Theophanes, auf unſere Zeiten gekommen iſt.

---

*) Le Beau ad ann. 783.

„Staurakius wurde mit einer großen Armee gegen „die ſlaviniſchen Völker geſchickt, drang in Theſſalien „und in Hellas ein, unterjochte ſie alle und machte ſie „der Kaiſerin zinsbar: er that auch einen Einfall in den „Peloponnes und führte viele Gefangene und große „Beute fort,“ iſt Alles was man uns überliefert hat.*) Wie weit er im Peloponnes vorgedrungen, wo er Schlachten geliefert, ob und wo er Garniſonen zurückgelaſſen, wie viel ſlaviſche Häuptlinge er beſiegt, unterworfen oder nach Byzanz abgeführt, und was er zur Sicherung des Gehorſams der Unterjochten gethan und verfügt habe, möchten wir Alle gerne wiſſen, können es aber nirgends erfahren. Nur daß Staurakius im Monat Januar des folgenden Jahres zu Conſtantinopel einen prachtvollen Einzug gehalten und die gefangenen Slavenfürſten aus Morea zur Schau geführt habe, ſetzt Theophanes als Augenzeuge noch bei.

Die ganze Unternehmung, ſo weit ſie Morea betrifft, ſcheint nur ein Streifzug ohne bleibende Folgen

---

*) *Ἀποστέλλει Σταυράκιον τὸν πατρίκιον ... μετὰ δυνάμεως πολλῆς κατὰ τῶν Σκλαβίνων ἐθνῶν. Καὶ κατελθὼν ἐπὶ Θεσσαλίαν καὶ Ἑλλάδα ὑπέταξε πάντας, καὶ ὑποφόρους ἐποίησε τῇ βασιλείᾳ, εἰσῆλθε δὲ καὶ ἐν Πελοποννήσῳ, καὶ πολλὴν αἰχμαλωσίαν καὶ λάφυρα ἤγαγε τῇ τῶν Ῥωμαίων βασιλείᾳ.*

Theophanes Edit. Paris. p. 385. Edit. Venet. p. 306.

geweſen zu ſeyn. Beute wollte man holen und zugleich verſuchen, was die Moraiten oder Neu-Peloponneſier an Muth und Kriegskunſt vermöchten.

Vor dieſem Einfalle der Byzantiner hatten die Moraiten, wie es ſcheint, mit ihrem Looſe zufrieden, die griechiſche Bevölkerung der Küſtenſtädte nicht beſonders angefochten. Mit ihrem Schaden hatten ſie nun die Ueberzeugung geſchöpft, daß die Behauptung ihres neuen Vaterlandes doppelt ſchwierig ſey, ſo lange bedeutende Diſtricte an der Seeküſte in der Gewalt der alten Bewohner wären. Nicht nur mußten ſie (die Slaven) bei einem Angriffe Byzantiniſcher Heere von Mitternacht her, ihre Kräfte theilen, um die griechiſchen Bürger und Garniſonen von Patras, Korinth, Argos, Modon und Arkadia im Zaume zu halten; ſondern auch während den Friedenszeiten fanden die Küſtengriechen trotz der gänzlich abgebrochenen Communication mit dem Innern doch häufig Mittel, über Lage, Streitkräfte und Stellung der Slavenhäuptlinge Erkundigungen einzuziehen und an die feindlichen Feldherren gelangen zu laſſen.

Dieſer läſtigen Nachbarſchaft wollten ſich die Slaven im ſechsten Jahre des Kaiſers Nicephorus, *) Nachfolger der bilderanbetenden Irene, durch einen allgemeinen und gleichzeitigen Angriff auf alle rundum an der Küſte noch unerobertenten Griechenſtädte entledigen. Seeſtädte kann man ohne Seemacht nicht bezwingen; dieß

---

*) Im Jahr 807.

wußten die moraitiſchen Tzupanen recht gut. Sie hatten deßwegen mit den mohammedaniſchen Häuptlingen der Küſte von Africa Bündniſſe geſchloſſen, um die griechiſchen Colonien von der Seeſeite anzugreifen, während ſie die ſlaviniſche Macht zu Lande ängſtigte. Der Hauptſchlag ſollte gegen Patras geſchehen. Die Landgüter der Bürger wurden geplündert und angezündet; die Stadt ſelber zu Waſſer und zu Lande hart bedrängt, wollte ſich ſchon ergeben, als ein Zufall, oder wie das gläubige Zeitalter ſprach, ein Mirakel, Rettung und Sieg verſchaffte. Den Byzantiniſchen Strateg auf der Burg Akrokorinth hatte man von den Bewegungen der Slaven aus dem Innern gegen die Küſte von Patras frühzeitig unterrichtet und um Beiſtand gebeten. Vergebens hatten die Bedrängten von Tag zu Tag gehofft und auch im letzten Augenblicke wollten ſie die Hoffnung nicht ſinken laſſen. Noch einmal vor Unterzeichnung der Capitulationspunkte wollten ſie Erkundigung einziehen, ob denn die Streitmacht von Korinth nicht wirklich heranrücke, und ſchickten einen Kundſchafter auf die Höhenzüge gegen Oſten, mit der Weiſung, wenn er Hülfe erblicke, umzukehren und das Fähnchen (φλάμουλος) zu ſenken; im entgegengeſetzten Falle aber es aufrecht zu halten, zum Zeichen, daß keine Hoffnung des Entſatzes ſey. Der Kundſchafter entdeckte nichts und kehrte zurück. Durch Vorbitte des heil. Andreas aber (Stadtpatrons von Patras) habe das Pferd geſtolpert und der Reiter wieder Willen das Fähnchen geſenkt, worauf die Bürger der belagerten Stadt — in der Meinung, der Strateg rücke heran — unvermuthet und herzhaft durch alle Thore zu gleicher Zeit einen Ausfall machten und das feindliche Heer zerſtreuten. In der Hitze des Kampfes wollten die frommen Patrenſer, wie einſt in der Schlacht bei Salamis ihre Altvordern den Kaſtor und Pollux, ſo hier St. Andreas zu Pferde ſitzend und gegen die Slaven ſtreitend geſehen haben. Zwei Tage nach dieſem heldenmüthigen Gefecht kam der Strateg von Korinth.

Dieſer Sieg war für die Reſte der peloponneſiſchen Griechen von großer Wichtigkeit und von großen Folgen. Von der reichen Beute des feindlichen Lagers erhielten die Sieger zwar nichts, weil der Kaiſer auf den Bericht des Strategen befohlen hatte, den ganzen Raub dem heil. Andreas zu überlaſſen, weil dieſer allein den Sieg erfochten habe. *) Ueber die ſaraceniſche Flotte, die zu gleicher Zeit vor der Stadt lag, wird in den Nachrichten ſo wenig etwas gemeldet, als von dem Gange des Kampfes auf den übrigen Punkten der Halbinſel. Daß der Byzantiniſche Feldherr aus der Niederlage der Barbaren Vortheil gezogen und mit ſeiner ungeſchwächten Streitmacht die Slavenhäuptlinge im benachbarten Gebirge und auf den Ebenen von Elis unterjocht habe, iſt urkundlich erwieſen, weil ſie von dieſer Zeit an der Apoſtelkirche zu Patras auf ewige Zeiten zinspflichtig wurden, wie Porphyrogenitus aus einem ſchriftlichen, vom Kaiſer Nicephorus eigenhändig unter-

---

*) Constantin. Porphyrogenit. de administrat. Imperii cap. 49. Edit. Banduri.

zeichneten und mit einer goldenen Bulle verſehenen Document erfahren hat. *)

Offenbar iſt die Wiedereroberung des Peloponneſes durch die Byzantiner von dieſem Jahre zu datiren. Der Zug des Patriziers Staurakius glich einem ſchnell vorübereilenden Ungewitter ohne bleibende Spur. Nicolaus wenigſtens, der Byzantiniſche Patriarch, ſagt, wie wir früher gezeigt haben, ausdrücklich, daß bis zu dieſem Ereigniß vor Patras ſeit 218 Jahren kein Grieche im Innern der Halbinſel ſicher war. Daß aber in dieſem achthundert und ſiebenten Jahre die Kriegsflamme nicht etwa unter den Mauern von Patras allein, ſondern auf der ganzen Halbinſel gewüthet habe, erhellet ebenfalls aus dem angezogenen Berichte des Conſtantin Porphyrogenitus zur Genüge. Er ſagt nicht, daß die Slaven nur Patras angegriffen und folglich nur die in der Nachbarſchaft dieſer Stadt ſitzenden Häuptlinge feindlich ſich erhoben haben; die Slaven im Thema Peloponnes, ſagt er, empörten ſich, und plünderten und verheerten die Häuſer der umwohnenden Griechen. Für unſer Zeitalter, welches in allen Dingen gerne auch die geringſten Umſtände ergründen möchte, iſt es freilich ein Aergerniß, von einer ſo wichtigen Begebenheit nur ſo wenig zu erfahren. Und auch dieſes wäre niemals zu unſerer Kunde gekommen, wenn die frommen Bürger von Patras die Befreiung ihres Vaterlandes von einem barbariſchen Feinde mehr dem Glücke und ihrem Heldenmuthe, als

---

*) Idem ibidem.

dem unmittelbaren Beiſtand himmliſcher Geiſter zugeſchrieben hätten. Was uns wichtig iſt, war es den Menſchen des neunten Jahrhunderts nicht in gleichem Maße. Gleich wie aber die Barbaren Griechenland und den Peloponnes nicht in Folge eines Feldzuges, ſondern nach einer Reihe wilder Verheerungszüge und beinahe hundertjähriger Kämpfe überwunden hatten; eben ſo verfloſſen auch vom erſten Angriff der Byzantiner auf Morea durch Irene bis zur gänzlichen Niederwerfung und Bekehrung desſelben unter Kaiſer Baſilius dem Macedonier nahe an die hundert Jahre. *) In allen Dörfern und Städtchen, welche die Slaven während ihrer politiſchen Unabhängigkeit auf Morea gebaut hatten, betete man Götzenbilder an, opferte ihnen gefangene Feinde, und redete einen barbariſchen Dialekt. Eben ſo war es in Böotien und dem ganzen eigentlichen Hellas und in allen Ländern zwiſchen Thermopylä und Belgrad. So lange die Moraiten Heiden waren, und ſlaviſch redeten, rebellirten ſie bei jeder günſtigen Veranlaſſung gegen ihren chriſtlichen Oberherrn. Mehrere Theile der Halbinſel, namentlich aber das Eurotasthal und die Hochthäler des Taygetus waren ſelbſt im Kriege des Jahres 807 noch unbezwungen zurückgelaſſen, wie aus einer Aeußerung des oftgenannten Conſtantin Porphyrogenitus hervorgeht. Denn unter den letzten Ikonoklaſten-Kaiſern Theophilus und Michael II **) hatten mit

---

*) 783 — 870 circa.

**) Theophilus mit ſeinem Sohne Michael, regierte von dem barbariſchen Hellas auch die peloponneſiſchen Slaven das Byzantiniſche Joch abgeſchüttelt und einen unabhängigen Staat gebildet. Ungehindert verheerten und plünderten ſie Alles, was im Lande griechiſch und chriſtlich war. Theodora ernannte den Feldherrn Theoktiſtos zum Strategen vom Peloponnes, und gab ihm ein großes Heer macedoniſcher, thraciſcher und anderer abendländiſcher Barbaren zur Dämpfung des Aufruhres. Er unterjochte die Rebellen und Alle jene, ſetzt Porphyrogenitus bei, welche bis dorthin des Kaiſers Macht auf Morea nicht anerkannt hatten. Nur zwei Volksſtämme, die Ezeritä und die Milingi im Eurotesthal bei Lacedämon und Helos konnte er nicht bändigen, weil ſie der hohe und rauhe Berg Pentedaktylon (Taygetus), zu deſſen beiden Seiten ſie ſich geſammelt hatten, vor ſeinen Angriffen ſchützte. *) Zwar, erzählt unſer Gewährsmann weiter, hätte Theoktiſtos auch dieſe beiden Horden überwältigen können, begnügte ſich aber mit einem jährlichen Tribut von 360 Goldſtücken, wovon die Milingi 60, die Ezeritä aber 300 zu bezahlen hatten. — Sechzig Goldſtücke ſollte ein Volkshaufe zahlen, der halb Morea in Contribution ſetzte und vielleicht mehr als 10,000 waffenfähige Männer zählte! Iſt dieß nicht ein Beweis, daß die Unterwürfigkeit der Milingioten nur nominell war, wie ſie es bis auf unſere Tage herab

---

829 — 842. Michael unter Vormundſchaft ſeiner bilderherſtellenden Mutter Theodora und allein von 842—867.

*) De Administrat. Imperii. Cap. 50. p. 107. Edit. Venet

gegen alle Machthaber von Conſtantinopel geblieben iſt? Die Ezerità dagegen, d. i. die Bewohner des untern Thallandes und der Seeküſte, als auf einem durch die Natur weniger geſicherten Boden, mußten das Fünffache erlegen! Aber auch dieſen geringen Beweis ihrer Unterthänigkeit gegen die Imperatoren von Byzanz abzulegen weigerten ſie ſich nicht ſelten und lebten wie ganz unabhängig und ſelbſtherrlich (ὡς αὐτόνομοι καὶ αὐτοδέσποτοι) in ihren eroberten Sitzen. Unter andern ſchüttelten ſie das Byzantiniſche Joch beiläufig im Jahre 933 ab, als Romanus I ſtatt des ſchwachen Conſtantin Porphyrogenitus die Zügel des Reiches hielt. An die Stelle des Strategen Johannes, der die Halbinſel nicht in Gehorſam zu halten vermochte, wurde Krinites Arotras mit dem Oberbefehl über den Peloponnes bekleidet, und zugleich Befehl ertheilt, die Aufrührer zu unterjochen, zu entwaffnen und auszurotten (ἐξολεθρώσῃ). Im Monat März des neunhundert vierzigſten Jahres begann der Kampf. Krinites verbrannte ihre Ernten, ſtritt aber ohne entſcheidenden Erfolg bis zum November deſſelben Jahres, wo die Inſurgenten, durch Noth und Kälte bezwungen endlich unter Erneuerung der alten Verträge um Frieden baten. Beiden rebelliſchen Volksſtämmen wurde aber höherer Tribut auferlegt, ſo daß die Milingioten 600, die Ezerità aber 1200 Goldſtücke für die Zukunft zu bezahlen hatten.

Des Drängens und Treibens auf dieſem barbariſchen Eilande war aber in jenen Zeiten kein Ende. Unter Bardas Platypus, Krinites Nachfolger im peloponneſiſchen

Mi=

Militäroberbefehl, erregten, nach dem Ausdruck des Porphyrogenitus, mehrere Häuptlinge (wie es ſcheint Byzantiniſch-griechiſcher Abkunft) innere Unruhen und Bürgerkriege, durch deren Begünſtigung die kaum gebändigten Rebellen ihre Verheerungen erneuten, bis ſie vom Kaiſer Nachlaß des erhöhten Tributes ertrotzten. „Aus Furcht, die Sclaveſiani der Halbinſel möchten „mit den Horden des Taygetus gemeinſchaftliche Sache „machen, und die ganze Provinz an ſich reißen, hatte der „Kaiſer in ihr Begehren eingewilliget.“ *) Dieſe letzte Stelle des kaiſerlichen Berichterſtatters halte ich für ſehr wichtig und beſonders geeignet, von denjenigen genauer geprüft zu werden, welche aus Mangel eigener Forſchung an einen beinahe vollſtändigen Wechſel der peloponneſiſchen Population im Mittelalter nicht glauben wollen. Iſt denn hier nicht deutlich genug ausgeſprochen, daß außer Lakonien und den Taygetus-Schluchten auch noch andere Theile der Halbinſel von Nichtgriechen beſetzt waren? Daß außer den Melingioten und Ezeritä auch noch die Sclaveſiani ihre Wohnſitze im Peloponnes und zwar in ſolcher Anzahl aufgeſchlagen hatten, daß ſelbſt im neunten Jahrhunderte noch für den Untergang der griechiſchen Küſtenorte zu fürchten war? Der Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Claſſen der Fremdlinge war nicht nationell; beide gehörten ſie ja zum großen Geſchlechte der Slaven: aber zu verſchiedenen Zeiten waren ſie eingewandert und die in der Ebene oder in weniger unzugänglichen Ge-

---

*) De administratione Imp. Pars II. cap. 52.

genden des Eilandes wohnenden hätten ſchon ihren Nacken mit Gehorſam unter ein fremdes Joch beugen gelernt, während Melingioten und Ezeritä ihre natürliche Wildheit in Sitte und Sprache länger behielten. Sodann überſehe man hier nicht, daß in der ganzen Byzantiniſchen Literatur keine Stelle zu finden iſt, welche meldet, daß die eingedrungene Slavenbevölkerung je wieder aus dem Peloponneſe herausgetrieben und durch griechiſche Colonien erſetzt worden ſey.

Hätten die Byzantiniſchen Monarchen des neunten und zehnten Jahrhunderts Alles aus ihrem europäiſchen Reiche vertreiben wollen, was nicht griechiſchen Blutes war, ſo hätten ſie nicht nur den Peloponnes, ſondern das ganze Mittelland vom korinthiſchen Meerbuſen bis an die Donau und ſelbſt Conſtantinopel in eine menſchenleere Wüſte verwandeln müſſen. — Wie Carl der Große, wie die ſächſiſchen Kaiſer und Herzoge, wie die Fürſten aus Bayern die eingewanderten Slaven aus den Oſtſee- und Donauländern, aus Böhmen, Kärnthen und Steyer nicht austrieben, ſondern unterjochten und bekehrten; eben ſo mußten es auch die Imperatoren von Byzanz ihrem Intereſſe viel zuträglicher finden, dem ſlaviſchen Hellas das Joch des Cäſars und der chriſtlichen Kirche aufzulegen, als ſie auszurotten oder zu vertreiben. Und gleich wie die Slaven zu gleicher Zeit ihre neuen Wohnſitze in Germanien und in Hellas erobert hatten, ſo verloren ſie durch ein ſonderbares Spiel der Umſtände in beiden Himmelsgegenden ungefähr in einer und derſelben Zeitperiode die politiſche Freiheit, die alten Götter und die alte Sprache,

d. i. die einen wurden in chriſtliche Germanen, die andern aber in chriſtliche Griechen umgewandelt. Beide mußten aber zuerſt mit Waffengewalt gebändigt und der Nationalſelbſtſtändigkeit beraubt werden, bis ſie die Gräuel ihres Götterdienſtes verlaſſend vor dem Bilde des Allerbarmers niederfielen. Denn vom Ende des ſechsten bis in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts war das alte Chriſtenthum nicht etwa nur aus der Pelopsinſel, ſondern aus dem ganzen illyriſchen Dreiecke (die oft bezeichneten Puncte an der Küſte ausgenommen) zugleich mit den alten Bewohnern verſchwunden. Daneben hatte ſich aber auch noch im Canton Maïna das mildere Heidenthum der Hellenen erhalten, ſo daß zwiſchen dem mit Menſchenopfern geſühnten Rodegaſt und der ſtillen Majeſtät des Chriſtengottes auch noch auf den Altären des vergeſſenen Zeus Weihrauch dampfte. Byzanz, Achrida und Maïna waren die drei Hauptſtützpuncte dieſer drei verſchiedenen Religionen. *) — Sollte hier etwa Jemand die Frage erheben, warum die germaniſchen Götzendiener ſo ſchnell das Chriſtenthum aufgenommen, die Slaven aber über zweihundert Jahre die alten Götter angebetet haben, ſo wäre die Antwort nicht ſchwer zu finden. Die

---

*) Achrida, die im Gebirge zwiſchen Macedonien und Epirus aus den Trümmern von [illegible] erbaute Reſidenz der Könige Bulgariens im neunten Jahrh. [illegible] Von Varna und den Donaumündungen bis in die [illegible] on Theſſalien und Phocis herab erſtreckte ſich das [illegible] dieſer furchtbaren Heiden.

erſteren ließen ſich bekanntermaßen in nicht großer Anzahl unter einer zahlreichen Chriſtenbevölkerung nieder; und wie hätte da die Finſterniß neben dem Lichte der beſſern Einſicht lange beſtehen ſollen? Die Slaven dagegen hatten ſich in furchtbaren Maſſen über den Iſter gewälzt und in den eroberten Ländern das ganze menſchliche Geſchlecht ausgetilgt, ſo daß alle Anklänge und Vorbilder beſſerer Geſittung und menſchlicheren Gottesdienſtes aus ihrer Mitte und aus ihrem Bereiche gänzlich verſchwanden. Von Natur wilder und unedler als die Germanen geſtatteten ſie häufig, und namentlich auf Morea, einem Chriſten nicht einmal den Eintritt in ihr Land. Und ſo lange die Bulgaren (als Vorfechter des Heidenthums ſollen ſie hier allein genannt werden) über die Kaiſer von Byzanz das Uebergewicht im Felde hatten, verachteten und verſchmähten ſie Künſte und Glauben der unmächtigen Anbeter Jeſu Chriſti. Kaum waren ſie aber durch Leo den fünften (813—820) entſcheidend geſchlagen, in ihrem eigenen Lande durch die ſiegreichen Byzantiner heimgeſucht, und zu einem dreißigjährigen Frieden genöthiget worden, als ſich ihr Sinn, anfangs beim regierenden Chan, und dann auch bei der Nation, plötzlich wandte und der Haß gegen die chriſtliche Lehre zu ſchwinden begann. Phyſiſche Calamitäten im Bunde mit dem ſiegreichen Andrang Michaels des dritten nöthigten endlich Bogoris, den Bulgaren-Chan, am Hofe zu Conſtantinopel um Frieden und um chriſtliche Lehrer zu bitten. *)

---

*) Im Jahre 860 nach Chriſtus.

Wichtige Dienſte in Bekehrung und Entwilderung des damals ſo grauſamen, jetzt aber ſo ſanften Bulgarenvolkes leiſteten die Bilder und die bildlichen Darſtellungen religiöſer Dinge, wie ſie durch die beiden ſelbſtherrſchenden Weiber Irene und Theodora nach Dämpfung der Ikonoklaſtenſtürme in der Byzantiniſchen Kirche wieder eingeführt wurden. *) Eine auf metaphyſiſche Speculationen zurückgeführte, und aller ſinnlichen Vorſtellungen entkleidete Religion hätten die unwiſſenden Viehhirten und Feldbauer Bulgariens niemals zu der ihrigen gemacht. Und wenn man nebenbei auch den moraliſchen Zuſtand der Byzantiniſchen Völker ſelbſt betrachtet, wird es leicht zu begreifen ſeyn, warum, der hundertjährigen Bemühungen der Ikonoklaſten ungeachtet, die Bilderreform nicht Wurzel faſſen konnte. Die größten Mißgriffe und Thorheiten werden von den Fürſten gemacht, weil ſie entweder die Mühe ſcheuen, oder nicht genug Einſicht beſitzen, um die Natur der Dinge und der Menſchen zu ergründen und zu erkennen. — Byzantiniſche Prieſter, Mönche, Künſtler und Handwerker kamen nach Einführung des Chriſtenthums in das Land; unterrichteten, tauften, bekehrten, bauten Kirchen und Klöſter, lehrten Ackerbau und Gartenkunſt; und mit der griechiſchen Liturgie drang auch die

---

*) Es iſt bekannt, welche Wirkung auf das Gemüth des Bulgaren-Chans Bogoris ein Gemälde verurſachte, auf welchem der Byzantiniſche Mönch Methodius das letzte Gericht und die Strafen der verdammten Geiſter im Style ſeines Zeitalters darſtellte.

griechiſche Sprache in die geheimſten Windungen und Schluchten des Bulgarenlandes. Der Erzbiſchof von Achrida huldigte im Namen des ganzen Volkes dem Weltpatriarchen von Conſtantinopel. Dauerten die politiſchen Zerwürfniſſe zwiſchen den beiden Völkern und ihren Machthabern auch nach der Bekehrung mit gleicher Heftigkeit fort, ſo waren ſie doch durch das gemeinſame Band des Glaubens, des Gottesdienſtes und der Hoffnung eines beſſern Lebens jenſeits der Gräber umſchlungen.

Von dieſer Bekehrung der Bulgaren hätte man hier keine Meldung gethan, wenn ihr Uebergang zum Chriſtenthum nicht das Signal einer allgemeinen Religionsveränderung unter den illyriſchen Heiden geweſen wäre. Vom Innern Griechenlands bis an die Save und den Iſter hinauf begehrten unter Michaels Nachfolger, Baſilius dem Macedonier, die götzenanbetenden Slaven chriſtliche Prieſter und Taufe. Sogar die helleniſchen Heiden in Maina entſagten endlich ihren mit ſo großer Hartnäckigkeit vertheidigten Irrthümern, und ſchworen zur Fahne des Gekreuzigten. *) Länger als achthundert Jahre nach der erſten Verkündigung des lebendigen Wortes durch Sanct Paulus in Korinth haben die Bewohner der kleinen Gebirgsrepublik Maina dem himmliſchen Lichte, den Befehlen der Imperatoren, dem Eifer frommer Verkünder und dem Beiſpiele einer halben Welt Widerſtand geleiſtet, und waren, ſoviel man weiß, das letzte bürgerliche Ge-

---

*) Constantin. Porphyrogen. de administrat. Imp. Pars 2, Cap. 52.

meinweſen der römiſchen Weltmonarchie, welches mit den alten Sitten die alten Götter bewähret hat. Wer die Biſchöfe und die Mönche geweſen ſeyen, die die peloponneſiſchen Heiden getauft, und den neuen Gottesdienſt auf der unterjochten Halbinſel eingerichtet haben, ſteht nirgends geſchrieben, und alle Sorgfalt, über dieſe letzte Begebenheit in der großen Verwandlung des Eilandes erläuternde Monumente aufzufinden, iſt bis jetzt vergeblich geblieben. — Um das Land zu zähmen wurden an den Küſten häufig feſte Orte, im Innern aber Klöſter nach Sanct Baſilius Regel angelegt, gewöhnlich auf ſteilen Felſen oder in ſchwer nahbaren Felſenklüften, um von geſicherten Haltpuncten aus die Slaven in den Künſten des geſitteten Lebens ſo wie in der neuen Lehre zu unterrichten und zu ſtärken. Und vielleicht findet man heute noch in einem oder dem andern dieſer Bauten aus dem neunten und zehnten Jahrhundert Stiftungsurkunden mit Bulle und Unterſchrift der Autokraten aus dem Hauſe Baſilius des Macedoniers nebſt Angabe der Grundſtücke. Maierhöfe und Dörfer neubekehrter Slaven, die durch die religiöſe Milde des Eroberers den frommen Vätern überlaſſen wurden. Namentlich könnte dieß der Fall im Kloſter Pepoilenitzi ſeyn, welches nach Pouqueville ſchon unter Conſtantin Porphyrogenneta, einem Enkel des eben gedachten Kaiſers Baſilius (912—959) reich und blühend war. Ortſchaften mit Heiligennamen, z. B. Sanct-Georg. Sanct-Iſidor, Sanct-Baſil, Sanct-Peter, Sanct-Nicola, Sanct-Demetrius, Sanct-Adrianus und Sanct-Trinitas entſtanden von dieſer Zeit an in allen Gegenden der Halbinſel durch Mühe und Sorgfalt der Mönche, welchen der barbariſch gewordene Peloponnes eben ſo gut als viele nördliche Länder Europa's Geſittung, Ackerbau, Lebenskünſte und beſſeren Gottesdienſt zu verdanken hat.

In dieſer Weiſe wird man es leicht begreiflich finden, daß in den Gemüthern der Moraïten oder Neu-Peloponneſier das Andenken an die althelleniſchen Zeiten bis auf die letzte Spur verſchwunden iſt und Erzählungen aus denſelben für Mährchen aus der Fabelwelt gehalten werden. Alle Erinnerung dieſer Völker geht nur bis zur Verkündigung des Evangeliums und zum chriſtlichen Tempel- und Kloſterbau im neunten Säculum zurück. Auch nannten ſich dieſe neubekehrten Geſchlechter nicht Hellenen, ſondern Chriſten und Romäer bis auf den heutigen Tag, während die Trümmer der alten Population auch noch im Laufe des zehnten Jahrhunderts die alte National-Benennung lebendig erhalten hatten. *)

Aus gleichem Grunde ſind auch die verſchiedenen altgriechiſchem Dialekte, wie man ſie noch zu Pauſanias Zeiten in den verſchiedenen Städten und Cantonen des Eilandes geſprochen hat, durch die Revolution ſämmtlich verſchwunden, weil die heidniſchen Neu-Peloponneſier als Proſelyten der Kirche und der Kriegsheere von Byzanz das Romäiſche, oder Conſtantinopolitaniſche Griechiſch reden lernten, ausgenommen die Bewohner jener Gegenden, in welchen die alte Race weder durch

---

*) Constantin Porphyrogen. de administrat. Imp. cap. 50, pag. 109

Slaven, noch durch andere Fremdlinge ausgerottet, vertrieben oder zerſetzt worden iſt, wie namentlich zu Praſto und Monembaſia auf der Oſtküſte Lakoniens.

So wie die Sachen heute ſtehen, glaube ich nicht, daß das Blut der Alt-Peloponneſier irgendwo auf Morea ſo rein und ungemiſcht fließe, wie in der Bürgſchaft von Monembaſia. Ihre Stadt liegt auf einer Inſel, wurde von keinem Sturm der ſpäteren Jahrhunderte erreicht, wurde niemals mit Gewalt erobert, niemals ausgemordet, wie alle übrigen Städte der Halbinſel zu verſchiedenen Zeiten. Kluge Unterwerfung und Nachgiebigkeit bei feindlicher Uebermacht hatte bei jeder Revolution auf dem gegenüberliegenden Continent Rechtſame und Freiheiten dieſer friedlichen, nun ſeit tauſend Jahren ariſtokratiſch verwalteten Handelsrepublik gerettet oder gemehret. Und ich zweifle gar nicht, daß ſich der alte Lakoniſche Volksdialekt innerhalb der Mauern dieſer Inſelſtadt noch reiner und folglich den romäiſchen Continental-Moraïten unverſtändlicher erhalten habe, als ſelbſt in Praſto und allen zu dieſem Cantone gehörigen Dörfern. Jetzt, da Morea die Freiheit errungen hat, und der Zugang zu dieſen lange verſchloſſenen Ländern Jedermann offen ſteht, ſollten ſachverſtändige Männer ja nicht ſäumen, Sprache, Sitten und Gebräuche dieſes, ſeit Jahrhunderten gleichſam vergeſſenen und überſehenen Inſelvölkchens von Monembaſia mit Sorgfalt zu prüfen und zu vergleichen.

Wenn hier von der Reinheit dieſes Lakoniſchen, oder, wie ihn die Eingebornen nennen, Tſchakoniſchen Dialektes geſprochen wird, ſo iſt es nicht in der Art zu verſtehen, daß er an claſſiſchen Wörtern und claſſiſcher Fügung einzelner Redetheile reich begütert ſey. Sein Vorzug beſteht vielmehr darin, daß ſich in ihm die Redeweiſe des gemeinen Volkes, die Sprache des Feldbauers, des Handwerkers, des Fiſchers, des Handeltreibenden u. ſ. w. erhalten hat. Neue Begriffe brachten dieſen Tſchakoniern auch neue Wörter, ohne deßwegen den Grundton der herkömmlichen, niemals ausgeſtorbenen Sprache der Vorfahren umzuſchmelzen.

Es iſt bekannt, und einer der größten Helleniſten unſerer Zeit, Hr. Haſe in Paris, hat es bemerkt, daß ſchon in den Schriften der Byzantiner die Hauptwörter häufig und ohne allen Grund in der Diminutivform gebraucht werden. *) Noch weit auffallender aber und allgemeiner als in den benannten Autoren herrſcht dieſe Sitte in der gemeinen Umgangsſprache und in den Ortsnamen des heutigen Griechenlandes, was als einer der größten Beweiſe erſcheint, daß die ganze Population, welche das illyriſche Dreieck füllet, von der Natur und von dem Weſen des ſlaviſchen Elementes durchdrungen, oder vielmehr ganz aus ſlaviſchem Blute erwachſen iſt. Oder gibt es irgend eine Sprache, in welcher der Gebrauch der Diminutiva bei Appellativ- und Eigennamen häufiger gefunden wird als eben in der Slaviſchen nach dem weiteſten Sinne des Wortes.

Wohl redeten die Moraïten und die übrigen Bewohner des ſlaviniſirten Griechenlandes nach dem Verluſte

---

*) In Leon. Diacon. pag. 374.

der politiſchen Freiheit und der alten Religion in kurzer Zeit das Idiom ihrer Sieger und Bekehrer; aber ſie redeten es nicht mit helleniſchem, ſondern mit ſcythiſchem Organ und Accent. Aus den Vocabularien der Bulgaren und Serben läßt ſich entnehmen, daß dieſe Nationen eine vorherrſchende Neigung haben, in ihren Wörtern die dritte Sylbe vom Ende zu betonen, z. B. népoto, mesetzinata, móreto, mastinitza, topólica, planineto, lé nitzi, kazándica, voténitza u. ſ. w. Eben dieſe Neigung, den Ton auf die drittvorletzte Sylbe zu legen, findet man ohne Widerſpruch bei allen griechiſchredenden Leuten des illyriſchen Continents. Die größten Kenner des neugriechiſchen Dialektes geſtehen ja alle ein, daß in ihm Accent und Proſodie der alten Hellenen gänzlich entſtellt oder vielmehr völlig verſchwunden ſind. *) Wenn z. B. der alte Hellene *Λάρισσα*, *Κόρινθος*, *Ὄλυμπος*, *Ἐπίδαυρος* accentuirte, dabei aber *Λαρίσσα*, *Κορίνθος*, *Ὀλύμπος* und *Ἐπιδαύρος* ſprach, ſo ſpricht und ſchreibt dagegen der Neugrieche *Λάρισσα*, *Κόρινθος*, *Ὄλυμπος* und *Ἐπίδαυρος* (*πίδαυρος*), wie er Sálona, Vélvitzi, Kónitza, Préveza, Pápingo, Plánitza, Kastánitza, Bumisto, Ágrafa, Delvino, Strétzova, Glanitza und Aráchova bezeichnet und ausſpricht. Man könnte aber auch fragen, warum die Neugriechen den Spiritus asper oder den Buchſtaben h nicht mehr ausſprechen? Denn es wird heut zu Tage in Griechenland nicht mehr Hydra ſondern Ydra; nicht mehr homios (ὁμοίως), ſondern omios; nicht mehr henóno (ἑνόνω), ſondern enóno und nicht mehr Hellenes, ſondern Éllines gehört. Hat aber jemals eine Nation einen organiſchen, aus der urſprünglichen Structur ihrer Redewerkzeuge hervorgegangenen Laut freiwillig ausgemerzt, verlernt oder vergeſſen? Ich zweifle, ob man eine ſolche Selbſtverſtümmlung irgendwo nachweiſen kann, und offenbar wird ſie auch bei den Neugriechen nur deßwegen gefunden, weil dieſe nicht mehr Kinder jener Männer ſind, welche nycht holen (νύχθ' ὅλην) ſchrieben und ſprachen; ſondern in gerader Linie aus der Fluth jener ſcythiſch-ſlaviſchen Völker emporſtiegen, welche einſt alle Länder des illyriſchen Dreiecks überſchwemmt und verwandelt haben. *)

---

*) Every person, who hears a modern greek recite Hellenic compositions for the first time, considers his accent destructive of every kind of harmony, and subversive of all the laws of prosody; and he generally find, that this tone is still more injurious to the harmony of prose than of verse.

Leake pag. 209.

Mit Recht könnte man den Einwurf machen, warum ſich der ſlaviſche Dialekt, z. B. in Serbien und Bulgarien bis auf unſere Zeit erhalten habe, auf Morea aber ausgeſtorben ſey? Man kann hierauf mit der Gegen-

---

*) Im Alphabet der ſlaviſchen Dialekte fehlt der Buchſtabe H eigentlich ganz; ein Mangel, den z. B. die Ruſſen in fremden Wörtern gewöhnlich durch den Konſonanten G erſetzen, und daher Gamburg ſtatt Hamburg zu ſchreiben genöthiget ſind.

frage antworten, warum das Slaviſche auf der Inſel Rügen, warum es in Brandenburg, Bayreuth, Pommern und Tyrol erloſchen, in Böhmen aber großen Theils lebend geblieben ſey? Offenbar weil die ſlaviſche Bevölkerung der obengenannten Länder *noch vor dem Aufblühen einer National-Geſittung und Literatur* von ihren germaniſchen Nachbarn der politiſchen Selbſtſtändigkeit beraubt und durch deutſche Colonien erdrückt worden iſt. In Böhmen, ſo wie in Serbien und Bulgarien findet das entgegengeſetzte Verhältniß ſtatt. Dieſe Länder wurden dem chriſtlichen Cultus und der chriſtlichen Civiliſation eher zugänglich gemacht und von denſelben durchdrungen, als ſie die politiſche Freiheit verloren. Dagegen hatten die Slaven Morea's das gleiche Schickſal mit ihren Brüdern auf Rügen, in Meklenburg und Pommern. Auf verſchiedenen Punkten des neuen Vaterlandes von alten Griechen-Chriſten umſtellt, und in ihrem alten Zuſtande als ungeſittete Götzendiener von den chriſtlichen Kriegsvölkern aus Conſtantinopel überraſcht und gebändiget, verloren ſie mit der Freiheit zuerſt ihre Götter, und durch den gewaltigen Einfluß der chriſtlichen Geſittung im Laufe der Zeit die alten Begriffe und die alte Redeweiſe. Mit der Taufe hatten ſie auch die griechiſchen Buchſtaben erhalten, weil ſie ſelbſt keine hatten; und wer immer von den bekehrten Moraïten ſchreiben und leſen lernte, mußte es mit den Charakteren und in der Sprache ihrer Apoſtel und Zwingherrn lernen. Wie hätte unter ſolchen Umſtänden das heidniſch-ſlaviſche Element nicht im griechiſch-chriſtlichen untergehen ſollen? *) Ob aber die Ackerbau treibende Bevölkerung von Meſſenia, Elis und Arkadia zur Zeit der Eroberung Morea's durch die Franken ſchon gräciſirt war, oder noch Slaviſch redete, bemerken die Chroniken nicht; wohl aber geben ſie deutlich zu verſtehen, daß die Melingioten Sitte und Redeweiſe ihres nördlichen Vaterlandes damals noch getreulich bewahrten. **)

Die Beſchreibung der Geſtalt, welche der alte Peloponnes in Folge aller bisher angedeuteten Kataſtrophen durch Slaven und Byzantiner angenommen hat, ſoll ausſchließlicher Gegenſtand des nächſtfolgenden Capitels werden. Und ich glaube auch, daß dieſe Schilderung um ſo nothwendiger iſt, da ſie Blick und Sinn des Leſers in einem Momente feſthält, in welchem ſich die formloſen Trümmer dreihundertjähriger Erſchütterungen wieder aneinander fügen und durch den Cement religiöſer und politiſcher Einheit gleichſam zu einer neuen Oberfläche abglätten, wie ſie der Hauptſache nach bis auf die neueſten Zeiten geblieben iſt.

---

*) Die europäiſchen Schulgelehrten haben es darin überſehen, daß ſie die griechiſchredenden Völker von Morea und Livadia darum ſchon für Hellenen hielten. Ein Byzantiner (wenn ich nicht irre Cedrenus) ſagt irgendwo, daß die gemeinen Soldaten des großen Bulgarenheeres, kaum hundert Jahre nach Einführung des Chriſtenthums, neben ihrem heimathlichen Dialekt insgeſammt Griechiſch geſprochen haben. Eben ſo iſt es bekannt, daß die eingeſtandenermaßen albaneſiſchen Bewohner von Attica, von Argolis und Achaja ihre aus der Heimath hergebrachte Redeweiſe völlig mit der griechiſchen vertauſcht haben oder beide neben einander ſprechen.

**) Wie ſchon früher bemerkt wurde, nannten die Moraiten des Flachlandes die Bergcantone des Pentedaktylos noch am Ende des 13ten Jahrhunderts „Slavenland, τὰ Σκλαβινά.“

Denn ſo ſchaudervoll auch immer die Calamitäten der Neu-Peloponneſier im Laufe der ſpäteren Jahrhunderte geweſen ſeyn mögen, ſo gab es doch keine Zeit mehr, in welcher ſieben Achttheile der Halbinſel von einem Volke bewohnt und bebaut worden wären, das andere Sitten, ein anderes Blut, einen andern Gottesdienſt und eine andere Sprache als die alten Beſitzer des Landes gehabt hätte.

Die Kinder der im neunten Jahrhunderte bezwungenen Slaven beſitzen einen großen Theil der peloponneſiſchen Erde und der von ihren heidniſchen Voreltern erbauten und benannten Ortſchaften in ununterbrochener Reihenfolge bis auf die gegenwärtigen Zeiten. —

Fünftes Capitel.

Ueber den Urſprung und die Bedeutung des Wortes Morea, und von der inneren Geſtaltung des Peloponneſes im zwölften Jahrhundert; auch von den Maïnoten und ihrer Abſtammung. Anfang der Gefahren aus dem Abendlande.

Daß die Halbinſel Peloponnes heut zu Tage nur noch bei den europäiſchen Schulgelehrten dieſe alte Benennung trage, von den Eingebornen aber ſeit mehr als tauſend Jahren Morea genannt werde, iſt im Allgemeinen als bekannt anzunehmen. Was aber dieſer Name bedeute, woher er ſtamme, und wann er an die Stelle der claſſiſchen Benennung des Eilandes getreten ſey, darüber hat man noch nichts Genügendes aufzuſtellen vermocht. Morea, ἡ Μορέα, erwidert der gelehrte Philolog, iſt ein althelleniſches Appellativ und bezeichnet einen Maulbeerbaum; denn dieſen Namen trage die Pflanze in der griechiſchen Botanik bei Dioskorides. Im Laufe der Zeit habe der Grieche von Byzanz ſo wie der eingeborne Dorier das Eiland nicht mehr Peloponneſos, ſondern Morea, d. i. Maulbeerbaum, genannt, — vermuthlich weil dieſer Baum dort häufig gefunden werde. *) —

Den

---

*) Die Meinungen jener Autoren, welche Morea (auch Moraia häufig geſchrieben) als eine Sylbenverſetzung aus Romaia

Den Gelehrten, welche ſolche Erklärungen machen, dürfte es ziemlich ſchwer fallen, ihren Satz mit gültigen Beweisgründen zu unterſtützen, ſelbſt wenn ſie Zeugniß und Schreibart der heutigen Griechen zu Hülfe nähmen. Denn dieſe letzteren, ſeit Jahrhunderten, beſonders im Peloponnes, auf die tiefſte Stufe der bürgerlichen Geſellſchaft herabgeſunken, haben von der Vergangenheit und von den großen Revolutionen ihres Landes im ſechsten, ſiebenten und achten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung eben ſo wenig eine richtige Vorſtellung, als z. B. das gemeine Volk im Bayerlande von den Wanderungen ſeiner Urvoreltern, der Schyren, Rugier, Heruler und Turcilinger von den Ufern des baltiſchen Meeres in die heutigen Wohnſitze an der Donau und an der Iſar. Selbſt der unterrichtete Moraïte unſerer Zeit hält ſich, durch die Doctrin unſerer Schulgelehrten verführt, für einen ungemiſchten Abkömmling der alten Spartiaten, Arkadier und Achäer, weil die Scenen, welche Evagrius, Conſtantin Porphyrogenitus und Patriarch Nicolaus andeuten, niemals zu ſeiner Kenntniß gekommen ſind. Deßwegen iſt Zeugniß und Orthographie der Moraïten von heute für uns ohne Werth. Abgeſehen von der Abgeſchmacktheit, der berühmteſten Provinz des alten Griechenlandes den Namen eines Baumes zu geben, findet man in den Byzantiniſchen Schriften vom ſechsten bis ins ſechzehnte

---

erklären, oder den Namen von einer Mohren-Colonie herleiten, die einſt auf die Halbinſel gekommen ſey, wollen wir unwiderlegt laſſen.

Jahrhundert herab keine einzige Stelle, welche nur einigermaßen zum Belege dienen könnte, daß der Name Morea eine Schöpfung des griechiſchen Volkes ſey. Im Gegentheil affectirte die Byzantiniſche Canzleiſprache bis zur Eroberung Conſtantinopels durch die Türken eine Nichtkenntniß des barbariſchen Ausdruckes Morea, und bediente ſich durchgehends des griechiſchen Namens Peloponneſus; eine Sitte, welche Niketas, Pachymeres, Akropolita und ſelbſt Chalkondylas und Phrantzes großentheils noch beibehielten. Was in der Welt hätte aber auch die Griechen bewegen ſollen, den uralten claſſiſchen Namen der Pelopsinſel in einer ſo ungewöhnlichen und gegen alle Sprachanalogie ſtreitenden Weiſe zu verwandeln, während unbedeutende Winkel des übrigen Hellenenlandes einer ſolchen Metamorphoſe entgingen? Hätte man den Peloponnes Platanos genannt, wäre es noch begreiflich, weil dieſes Eiland wirklich dem ſpitzzulaufenden Laube der Platane ähnlich ſieht. *)

Mehr als dieſes Alles beweiſet aber die grammatiſche Form, in welcher man das Wort Morea in den älteſten Manuſcripten geſchrieben findet, daß es eine nicht von eingebornen Hellenen, ſondern von barbariſchen Fremdlingen und Ueberzüglern geſchöpfte, und ſpäter allgemein angenommene Benennung der Halbinſel ſey. Denn wäh-

---

*) *Εἰδομένη πλατάνοιο μυουρίζοντι πετήλῳ.*
Dionys.

Ἔχειν δὲ ὅμοιον σχῆμα φύλλῳ πλατάνου.
Agathem. lib. 1. pag. 15.

rend man in unſern Tagen ἡ Μορέα ſchreibt und ſpricht, lieſet man bei den Byzantiniſchen Hiſtoriographen des dreizehnten, und in der Chronik von Morea aus dem vierzehnten Jahrhundert im Nominativ überall ὁ Μορέας, auch Μορεᾶς oder Μοραίας, im Genitiv τοῦ Μορέως oder Μορέου, auch Μωραίως und Μωραίω bei Dukas, im Dativ τῷ Μορέᾳ und im Accuſativ τὸν Μορέαν oder Μοραίαν gegen alle Natur und gegen allen Genius der helleniſchen Sprache. So z. B. leſen wir lib. IV. cap. 26 des Pachymeres: ἔκ τε Μορέου (aus Morea), während kurz nachher die Moraitiſche Chronik ἐκεῖ ἦτον ὁ μισὲρ τζεφρὲς, αὐθέντης τοῦ Μορέως ſchreibt.*) Ἐγύρισε τὸν Μορέαν (er durchſtreifte Morea) ſteht in der kleinen Chronik bei Dukas, während die große Franken-Chronik die Aufſchrift an ihrer Stirne trägt: Χρονικα των εν Ρωμανια και μαλιστα εν τω Μορεα πολεμων των φραγκων.**) — Moreas iſt aus dem ſlaviſchen Worte More, das Meer, die See, entſtanden, oder iſt vielmehr ein rein ſlaviſcher Name, welcher Küſtenland, Seeland, Fläche am Meeresſtrande, Litorale, Ebene, ſo wie die Bewohner derſelben bezeichnet. Anfänglich trugen die Weſtgegenden des peloponneſiſchen Eilandes, vorzüglich aber die Flächen von Elis und das geſammte Küſtenland zwiſchen Patras und Kalamata mit dem ſie bewohnenden großen Slavenſtamme allein dieſe Benennung, im Gegenſatze mit den Oſtküſten, wo ſich helleniſche Bewohner länger erhalten haben. Es iſt eine erwieſene Thatſache, daß ſich die zahlreichſten Maſſen und gleichſam der Kern der ſlaviſchen Population gegen die ſaatenreichen Gefilde hindrängten, welche die achäiſchen Cantone Olenos und Dyme, dann Alt-Elis, Piſatis an der Mündung des Alpheus, Cauconia und Triphylia mit den angränzenden Diſtricten Arkadiens, und endlich das fruchtbare Gartenland Meſſenia umfaßten. Die Vertilgung der alten Hellenen war in dieſen Gegenden ſo vollſtändig, daß es ſogar einem anatoliſchen Griechen auffallend war, der beiläufig um das Jahr 1000 unſerer Zeitrechnung einen Auszug aus Strabo's Geographie verfaßte. „Die Bewohner von Piſatis, von Cauconia und Pylos,“ ſchreibt er, „ſind bis auf den Namen ausgerottet, denn Alles dieſes bewohnen jetzt ſcythiſche Slaven. *) Ein anderer, an dieſes alte Moreas gränzende Slavencanton hieß Meſarea, und die Chronik unterſcheidet deßwegen beim Jahre 1205 ausdrücklich Häuptlinge von Morea und von Meſa-

---

*) Dort war der Herr Gottfried, Gebieter von Morea.
Vers. 14. pag. 90. Edit. Buchon. Paris. 1825.

**) Chronik der in Romanien und beſonders auf Morea geführten Kriege der Franken.

---

*) *Νῦν δὲ οὐδὲ ὄνομά ἐστιν Πισατῶν καὶ Καυκώνων καὶ Πυλίων· ἅπαντα γὰρ ταῦτα Σκύθαι νέμονται. —*
Καὶ νῦν δε πᾶσαν Ἤπειρον καὶ Ἑλλάδα σχεδὸν καὶ Πελοπόννησον καὶ Μακεδονίαν Σκύθαι Σκλάβοι νέμονται.
Excerpta ex Strab. Geograph. lib. 7. pag. 1251, et lib. 8. pag. 1261. Edit. Almeloveen.

rea, *) bemerkt aber, daß der Ausdruck Morea ſchon damals zugleich die ganze ehemalige Halbinſel Peloponnes bezeichne. In eben demſelben Zeitabſchnitte, in welchem die Donau-Slaven Griechenland beſetzten, coloniſirten ihre nördlicheren Brüder einen großen Theil von Deutſchland, bei welcher Veranlaſſung in den Gegenden zwiſchen dem Elbeſtrom und dem baltiſchen Meere Ländernamen entſtanden, deren Aehnlichkeit und zum Theil völlige Gleichheit mit der neuen Benennung des Peloponneſes Niemand läugnen kann. Po-Moran (Pommern) d. i. Am-Meere wurde der große Küſtenſtrich zwiſchen der Weichſel- und Odermündung von den ſlaviniſchen Ueberzüglern genannt. Morim hieß ein Slavencanton am großen Binnenſee (More) zwiſchen der Oder und dem Havelfluſſe in Süd-Mecklenburg. **) Südlich von Morim am rechten Elbufer zwiſchen den Flüſſen Havel und Nuta fanden die vordringenden Germanen ein weitläufiges Slavengebiet Moreäs (lateiniſch Moracia) genannt, was mit der Byzantiniſchen Schreibart der neuen ſlaviſchen Benennung des Peloponneſos ganz gleichlautend iſt. ***) Und ſonderbar genug ſteht heute noch an den Gränzen des brandenburgiſchen Morea ein Ort Belegaſt, wie einſt die Franken an den Landmarken zwiſchen dem ſpäter ſlaviniſirten Taygetusgebiet und dem eigentlichen Alt-Morea des Peloponneſes eine Slavenſtadt Beligoſti gefunden haben. Aus dieſer Bemerkung geht von ſelbſt hervor, wie wichtig es iſt, die alte Orthographie der Eigennamen zu prüfen, weil die Romäer mit dem allmähligen Verſchwinden der ſlaviſchen Sprache in Griechenland die alten Ortsnamen dem Byzantiniſchen Dialekt zu aſſimiliren durch die Natur der Sache ſelbſt veranlaßt wurden. So entſtand denn im Laufe der Zeit aus dem, griechiſchen Ohren unverſtändlichen *ὁ Μορεᾶς*, ein Maulbeerbaumland, *ἡ Μορέα*. Ich glaube nicht, daß man dieſer Deduction irgend eine gründliche Widerlegung entgegenſtellen kann, und es iſt gleichſam nur ein Ueberfluß, wenn wir noch auf die Moro-Blachen (Morlacchi bei den Italienern), einen ſlaviſchredenden Volksſtamm an jenem Theil der adriatiſchen Seeküſte, aufmerkſam machen, welcher heute das Litorale heißt und zwiſchen Fiume und Zara in Dalmatien liegt. Dieſes Volk nennt ſich ſelbſt Blach, und von ſeiner Lage am Meere Moro-Blach, d. i. See-Blach; nicht aber Schwarz-Blach, wie es die abend-

---

*) Pag. 125.

**) Morim pagus Slavicus a Venedico vocabulo More (Meer, See) denominatus, de quo in Vita S. Ottonis Episcopi Bambergensis scribitur: Barbarorum natio, quae Morim vocatur, in vastissima sylva ad stagnum mirae longitudinis.'. . . .

Chronicon Gottvicense pag. 690. Tom. I.

***) Moracia, Morasson, Morezini Pagus Slavicus Ducatus Saxoniae juxta Magdeburg ad dextram, ultra Al.

---

biam, a fluvio Nuta usque ad fluvium Havelam, inter Pagos Serimunde, Ciervisti, Plonim et Heveldun in Marchia etc. . , . .

Chronicon Gottvicense pag. 690. Tom I.
Edit. Tegernsee 1732.

ländiſchen Schriftſteller zu erklären pflegen. Aus dem nämlichen Grunde iſt auch Moro-Bulgaria nicht Schwarz-Bulgarien, ſondern See-Bulgarien im Gegenſatze mit Inner-Bulgarien, wie der Römer Dacia ripensis und Dacia mediterranea unterſchied. —

Soviel man wiſſen kann, iſt Abt Damaſcenus Studita der erſte Byzantiniſche Scribent, der ſich in ſeinen Schriften der ſlaviſchen Benennung der Halbinſel bedient. *) Wäre das Wort Moreas der Eigenname irgend eines ſlaviſchen Heerführers, ſo könnte man allerdings ſchon aus dieſem Umſtande auf einen größeren oder geringeren Grad von Vermiſchung der Eingebornen mit ausländiſchen Ueberzüglern ſchließen, aber nicht ſo leicht eine allgemeine Deſtruction der griechiſchen Race beweiſen. Da aber Moreas die Bezeichnung einer Natureigenſchaft des Landes involvirt, und urſprünglich nur einem Theile der Halbinſel an den Küſten von Elis eigen war: ſo iſt dieſes keiner der ſchwächſten Beweiſe, daß Strabo's Epitomator und Conſtantin Porphyrogenitus vollkommen Recht haben, wenn erſterer ſchreibt: die Bewohner von Elis und Arkadia ſeyen mit Stumpf und Stiel ausgerottet; letzterer aber den Beiſatz macht: die ganze Halbinſel ſey nach der großen Kataſtrophe unter Copronymus ſlaviniſch und barbariſch geworden. Hätten ſich Fremdlinge mitten unter der helleniſchen Bevölkerung in der Art niedergelaſſen, wie kurz vorher die Germanen unter den Völkern Italiens, ſo würde die

---

*) Leunclav. türkiſche Pandekten ad voc. Morea.

Geſchliffenheit und Vollendung der griechiſchen Sprachformen und die alte Civiliſation der Hellenen, die auch damals noch den nördlichen Völkern überlegen war, die rohe Mundart eingedrungener Barbaren eher verſchlungen und aufgelöſet haben, als ſich eine allgemeine Revolution der Namen der Berge, Flüſſe, Dörfer, Städte, Provinzen und endlich des Landes ſelbſt bemächtigen konnte.

Von den Slaven, welche im ſechsten und ſiebenten Jahrhunderte die ganze Oſthälfte Deutſchlands, von der Elbemündung bis zum Ausfluſſe des Iſonzo ins adriatiſche Meer überſchwemmten, iſt es bekannt, daß ſie in den neuen Wohnſitzen ſchnell zum Pfluge griffen, Städte und Dörfer anlegten, die ödeſten Berg- und Thalſchluchten mit Maierhöfen ſchmückten, Viehzucht, Handel und Gewerbe mit Geſchick und Lebhaftigkeit trieben, und überhaupt an Rührſamkeit die germaniſchen und lateiniſchen Stämme beinahe überall übertrafen; ſey es, daß ſie vor ihrer Migration nach Süd und nach Weſt ſchon einige Cultur beſaßen, oder von einem gewiſſen Triebe der Nachahmung und Aſſimilation fortgeriſſen, die Natur ihrer neuen Stellung raſcher auffaßten und begriffen, als z. B. die Avaren oder andere, den Ackerbau und die Müheſeligkeiten des Lebens ſcheuende Volksſtämme.

Als Carl der Große im achten, und ſeine Nachfolger im neunten, zehnten und eilften Jahrhundert dieſes ſlaviſche Germanien in Nord und Süd, an der thüringiſchen Sale, an der Elbe und Havel, an der Donau und an der Save, im Gailthal und am Zirknitzer See angriffen und bändigten, war von den ehemaligen germaniſchen oder keltiſchen Bebauern dieſer Himmelsſtriche, von ihren Städten und Wohnorten, von ihrer Cultur und Einrichtung auch keine Spur zu finden. See, Teich, Bach, Baum, Hügel, Berg, Stadt und Dorf hatten ſlaviſche Benennung und Bauart, mit Einem Worte, es war Alles neu. Und es iſt Niemand, der nicht wüßte, daß die Ortſchaften mit deutſchen Namen, die man heute um Halberſtadt und Magdeburg, in Sachſen, Brandenburg und Pommern, in Schleſien, Mähren, Böhmen, Steyermark, Krain und Kärnthen findet, entweder Ueberſetzungen aus dem Slaviſchen, oder Bauten jener germaniſchen Coloniſten ſind, welche durch obengenannte Eroberer und Vertilger in verſchiedenen Zeiten angeſiedelt wurden. *) Und obgleich ſeit dieſer Reoccupation bereits an die tauſend Jahre verfloſſen ſind, iſt das ſlaviſche Grundelement doch immer an den heutigen Bewohnern, an ihren Sitten und Einrichtungen, in ihrer Mundart und an ihren Wohnorten weniger oder mehr durchſchimmernd, ſelbſt wo die ſlaviſche Sprache erloſchen iſt. So unvertilgbar ſind die Grundzüge, die eine ethniſche Revolution den Ländern und den Menſchen einzudrücken pfleget. Wer eine topographiſche Charte der eben benannten Länder zur Hand nimmt, und nur einige Bekanntſchaft mit den ſlaviſchen Dialekten beſitzt, wird meine Behauptungen unumſtößlich und vollkommen wahr finden.

---

*) So z. B. wurde die ſlaviſche Stadt Gora auf Rügen durch die deutſchen Sieger Bergen genannt, was gerade die Ueberſetzung aus der Urſprache iſt.

Aber wozu dieſe Bemerkungen über das ſlaviſche Germanien? Antwort: Weil alles hier Geſagte in ſeiner Art vollſtändig auf Morea und auf ſeine damalige und heutige Geſtalt paſſend iſt; nur daß die Reoccupation keine germaniſche, ſondern eine Byzantiniſch-griechiſche war, wie das vorgehende Capitel angedeutet hat.

Gleichwie alle Nationen, beſonders aber die germaniſchen, für ihre Ortſchaften gewiſſe Lieblingsnamen und Endungen haben, die allenthalben wiederkehren und gewöhnlich den Charakter der Landſchaft, z. B. das Steinichte, Waldichte, Hügelichte, Flache, Sumpfichte, Düſtere, Dürre, Heitere oder Wäſſerichte bezeichnen, und im Deutſchen gewöhnlich auf ing, hauſen, icht, heim u. ſ. w. enden: eben ſo finden wir auf der ungeheuren Linie von *Meſſenien* auf Morea bis nach Halberſtadt und Pommern in Deutſchland auch jetzt noch, ungeachtet tauſendjähriger Umwälzungen und Verwandlungen, eine Menge *gleichendender* und *ein und daſſelbe bedeutender* Städte-, Dorf- und Gebirgsnamen auf ova, iſta und itza. Es gibt kein ehemals ſlaviſches Land, in welchem man nicht heute noch einen Bach Planitza, ein Gebirg Gora, Chelm oder Chlum, eine Ortſchaft Kamenitza, Goritza, Chlumitza, Veligoſti, Rachova und endlich ein Verbena, Biſtritza, Biſtra und Miſtra fände. Ganz natürlich! — weil es allenthalben Hügelreihen, allenthalben von Gebirgen herabrinnende oder aus Hochthälern hervorrauſchende klare Waſſer, allenthalben Steingründe, Weidengebüſche und ſchöne, mit grünen Matten bekleidete Triſten gibt.

Denn in der Mundart aller ſlaviſch redenden Volksſtämme, welche einſt Griechenland und Germanien überſchwemmten, bedeutet planina eine Alpe, einen Höhenzug, und Planitza den vom Gebirge herabrinnenden Bach. Daher ein Flüßchen Planitza bei Argos auf Morea, bei Theben in Böotien, in den illyriſchen Gebirgen, unweit Pilſen in Böhmen, am rechten Oderufer in Schleſien, und ſogar noch auf der Südſeite der böhmiſchen Bergkette gegen Paſſau ein Bächlein Flanitz, woran Niemand das Slaviſche, durch den Alles aſpirirenden deutſchen Mund verwandelte Planitza verkennen kann. Gora bezeichnet im Slaviſchen einen Hügel, eine über die Fläche hervorragende Erderhöhung; auch als Präpoſition über. Daher in der bulgariſchen Bibelüberſetzung gora na zemĭata über der Erde. Das Diminutiv Goritza als Name einer Berghöhe, eines Dorfes oder einer Stadt wird in den benannten Ländern ungewöhnlich oft gefunden. Zagora, hinter dem Berge, Ennetberg, zwiſchen Korinth und der Donau wenigſtens ſechsmal. Pod-goritza, Unterberg in Illyrien; Goritza (auf deutſch Görz) an den Gränzen von Friaul; Goritza, Pod-goritza, Vynagoritza (Weinbühl) und Per-goritza in Krain; Goritza in Cilly; Goritza auf dem Draufelde in Steyermark; Goritza (Göritz) in Böhmen, Sachſen, Brandenburg und Pommern ſehr oft, und endlich Goritza, ein ſlaviſches Städtchen nahe an den Ruinen der alten Griechenſtadt Mantinea im Peloponnes.

Chelm oder Chlum (im Deutſchen Chulm) bedeutet einen kleinen Hügel, auch ein Vorgebirge; daher Chlumetz oder Chlumetzi, Caſtell auf einem felſichten Vorgebirge der Seeküſte von Alt-Elis in Morea, und Chelm-os der heutige ſlaviſche Name zweier Gebirgsketten, welche einerſeits die Flußgebiete des Alpheus und Eurotas, andererſeits aber Arkadien vom Küſtenlande trennen und in der claſſiſchen Zeit Boreon und Cyllene hießen. Wer kennet nicht die vielen Ortſchaften Chlumetz, Chulm und Chelm in Böhmen, in Brandenburg, in Polen und in Rußland? — Keinen Namen aber lieſt man in ſlaviſchen Ländern häufiger als Kamenitza, Verbena und Viſtritza. Kamen bedeutet einen Stein, Kamenitza und Kemnata (deutſch Kematen) eine ſteinichte Gegend oder einen aus Stein gemauerten Wohnort. Von den Gränzen Arkadiens auf Morea bis zu den Küſten des baltiſchen Meeres gibt es wenigſtens vierzig Flecken, Städte und Bäche, welche Kamenitza heißen. Zwiſchen den altachäiſchen Cantonsſtädten Tritäa und Dyme im Peloponnes war ein felſiges Gebirge (ὄρος πετρῶδες), Scollis oder Petra Olenia von dem nahen Olenos genannt. Von den drei Ortſchaften Tritäa, Dyme und Olenos exiſtirt ſchon lange kein Stein mehr; aber das alte Felſengebirg iſt heute noch wie ehemals, und in ſeiner Nähe das ſlaviſche Städtchen Kamenitza an dem gleichfalls Kamenitza genannten Gebirgswaſſer. Mit dieſen vergleiche man Kamenitza, Kamenza und Kamen in Krain; Kamenitza in Illyrien; Kamenitza in Serbien; Kamenitza in Slavonien, in Mähren und in Böhmen (beinahe in jedem Kreiſe); Kamenitza in Oberſchleſien, in der Lauſitz, in Sachſen und bei Gneſen in Preußiſch-Polen, um von den vielen

Orten dieſes Namens in Groß-Polen, Lithauen und Süd-Rußland gar keine Meldung zu thun.

Eben ſo häufig begegnen uns Städtchen und Dörfer mit Namen Verba, Verbena (Vervena) und Vervovo, d. i. Weide, Weiden, Weidenheim und Weidenfeld, vom ſlaviſchen Subſtantiv Verva, die Weide (salix) benannt. Wer kennt nicht die vielen Ortſchaften Werben und Verbena um Halberſtadt und Magdeburg? *) Werben in Pommern, Verwitza in Mähren, Verba- und Verbovo in Krain, Verbova und Verva in Slavonien und endlich Verveni, Vervitza und Vervena in Elis und Arkadien auf Morea.

An reißenden Gebirgsbächen, an Städtchen und Ortſchaften auf Biſtritza gibt es in den benannten Ländern allenthalben eine ſolche Menge, daß wir den Leſer mit Aufzählung derſelben nicht ermüden wollen, ſondern uns mit der Bemerkung begnügen, daß Biſtra im Slaviſchen ſcharf, friſch, klar bedeutet, woraus ein Diminutiv Biſtritza erwachſen iſt, welches ein friſches, klares Bergwaſſer, und gewöhnlich auch einen lieblich an Berg und Bach gelegenen Ort bezeichnet, und im Deutſchen etwa mit Lauterbach zu überſetzen wäre. Auf der illyriſchen

---

*) Der Deutſche ſpricht Werben ſtatt Verbena. Die alten Chroniken bemerken aber ausdrücklich, daß die Stadt Werben an der Elbe Vervena geheißen habe, zur Zeit als ſie durch Heinrich I. König von Deutſchland, wieder hergeſtellt wurde.

Joh. August Werdenhagen de rebus Hanseatic. cap. 7, p. 334.

Halbinſel, am Norduſer der Donau, an der karpathiſchen Gebirgsabdachung, beſonders aber in Krain, Kärnthen, Steyermark und Böhmen ſind nur nach Angabe gewöhnlicher Landcharten einige und fünfzig Ortſchaften und Gewäſſer mit Namen Biſtra, Biſtertza und Biſtritza zu leſen.

Beſondere Lieblingsendungen ſlaviſcher Appellativ- und Eigennamen ſind die Sylben gast und gostj, welch letztere der deutſche Sprachgenius ebenfalls in gast zu verwandeln pflegt. Wer erinnert ſich nicht der ſlaviſchen Kriegshäuptlinge Andragaſt und Pirgaſt beim Byzantiner Simocatta? Wem ſollen die zahlreichen Ortſchaften mit dieſer Endſylbe in germaniſirten Slavenländern nicht aufgefallen ſeyn? Schloß Pirgaſt in Hinter-Pommern; Gorgaſt bei Küſtrin, Schyrgaſt in Schleſien, beſonders aber Wolgaſt an der Peene-Mündung, und Velegaſt an der Spree oberhalb Havelberg in Brandenburg. Eine beſondere Wichtigkeit iſt letztgenanntem Orte Velegaſt beizulegen, weil die Franken bei ihrer Landung auf Morea, wie ſchon oben bemerkt, mitten im Gebirgsſtocke zwiſchen dem Alpheusbett und Lacedämon eine Slavenſtadt Veligoſti (*Βελιγοστῆ*) gefunden haben, — Namen, deren Aehnlichkeit gewiß nicht leicht Jemand verkennen wird. Radugoſti (deutſch Rodigaſt) hieß die berühmteſte Gottheit der alten Slaven, und Fredegar, der Chroniſt, redet von einer Slavenreſidenz Wogaſtiburg am öſtlichen Elbeufer. *) Wogaſtj und Wolgaſt ſcheinen allerdings nur Corruptionen von Veligoſtj zu ſeyn; unterdeſſen leidet erſteres auch in der Form, wie ſie uns Fredegar liefert, eine ganz ungekünſtelte Erklärung, indem voga bei den illyriſchen Völkern heute noch Ried, Riedgras (alga), und vogast einen mit Riedgras bedeckten Ort, eine flache, ſumpfige Ebene bezeichnet. *)

---

*) Frédegaire p. 312. edit. Guizot.

Wären dieſe wenigen Exempel, aus verſchiedenen Puncten des Eilandes aufgeleſen, nicht ſchon ein hinlängliches Belege für unſere Behauptung einer allgemeinen Coloniſation des Peloponneſes durch ſlaviſche Völker? Denn die eben angezogenen und erläuterten Orts- und Flußnamen haben etwa nicht bloß eine ſlaviſche Endung, wie ein berühmter Mann urtheilet, ſondern auch Stamm und Grundbedeutung ſind ſlaviſcher Natur. — Die Einwendung: daß zwar einzelne Gegenden der Halbinſel durch das oft genannte Volk eingenommen und angebaut worden, im Ganzen aber die helleniſche Bevölkerung und Nomenklatur der Wohnorte troz aller Revolutionen des ſechsten, ſiebenten und achten Jahrhunderts überwiegend geblieben ſey, iſt eben ſo unnütze und unhaltbar, weil wir nachweiſen, daß am Ende des zwölften Jahrhunderts außer etwa vierundzwanzig namentlich zu bezeichnenden Orten an der Seeküſte alle zur Zeit des Pauſanias noch beſtehenden und griechiſche Namen tragenden Städte und Flecken der Halbinſel vertilgt und durch ſlaviſche Bauten erſetzt waren. Ueber das einzige Lacedämon, welches die Franken im Jahre 1206 unter dieſem Namen als eine

---

*) Stulli Lexicon. Illyric. ad. voc. alga.

große, volkreiche und ſtark ummauerte Stadt mitten unter ſlaviſchen Städtchen und Dörfern gefunden haben, wagen wir keine Entſcheidung. Daß Lacedämon heute nicht mehr exiſtirt und kein Stein mehr davon übrig iſt, weiß Jedermann, und wir werden auch an der treffenden Stelle dieſer Schrift Zeit und Urſache ſeiner gänzlichen Verödung feſtzuſetzen nicht ermangeln. Daß es aber auch bei der letzten allgemeinen Slavenfluth unter Copronymus von den Binnenſtädten des Peloponneſes allein dem Verderben entronnen, oder ſeine Bevölkerung von der vorhergehenden, Alles verheerenden Seuche nicht hingerafft und durch nachrückende Slaven erſetzt worden ſey, wünſchen wir zwar zu bejahen, haben aber aus Mangel an kritiſchen Belegen nicht Muth genug. Wollten wir die Sache nach Angabe der Byzantiniſchen Kirchengeſchichte entſcheiden, ſo wäre freilich jeder Zweifel ſchnell gehoben, weil dieſe damals wie heute noch einen Biſchof von Lacedämon, Elis, Amyklä und Megalopolis nennt, obgleich der Staub dieſer Städte längſt ſchon durch den Sturmwind in den Lüften zerſtreut iſt. Die Byzantiner überhaupt, und namentlich Hierokles und Porphyrogenitus, tragen durchgehends die alten Namen der zerſtörten Städte auf die, gewöhnlich in geringer Entfernung aus den Trümmern neu erbauten Slavenorte über. Uns ſcheint, das vielleicht großentheils verlaſſene Lacedämon ſey nach Wiedereroberung der Halbinſel durch die Byzantiniſchen Kriegsheere wieder aus ſeinen Ruinen auferſtanden und durch eine Colonie Byzantiniſcher Griechen neu belebt zu jener bürgerlichen Glückſeligkeit herangewachſen, welche die Franken an ihr bewundert

ha-

haben. Für dieſe Meinung (denn mehr iſt es nicht) ſpricht vorzüglich der Umſtand, daß Lacedämon in der Mitte des ſechsten Jahrhunderts und folglich einige und dreißig Jahre vor der Eroberung des Peloponneſes durch die Slaven, nach dem Zeugniſſe des Procopius, offen und ſchutzlos, zur Zeit des Frankenkrieges aber gut gebaut, hoch ummauert und mit einer Burg befeſtiget war. Wann und von wem ſind nun dieſe Mauern, dieſe Thürme und Paläſte Lacedämons erbaut worden? Die erbärmlichen, ſo oft geplünderten, und zuſammengeſchmolzenen Lacedämonier des ſechsten Jahrhunderts waren doch nicht vermögend, die Ruinen ihrer durch Alarich vom Grunde aus zerſtörten, vom kaiſerlichen Hofe vernachläſſigten und vergeſſenen Stadt in ſchöne Wohnhäuſer zu verwandeln, Tempel und Burg zu bauen, Mauern und Thürme von ſolcher Ausdehnung, wie man ſie im Jahre 1206 gefunden hat, durch eigene Kraft aufzuführen. Procopius, Agathias und die damalige Natur der Dinge geſtatten dieſe Annahme nicht. Sparta war unter der elenden Regierung des Tiberius, des Mauritius und Phokas ein offener, halbverfallener Ort, von dem man nicht einſehen kann, wie er ſich gegen die wilden Eroberer der Halbinſel im Jahre 589 hätte vertheidigen ſollen mitten im Lande, ohne Felſenburg, ohne Verbindung mit der See. Die moraitiſche Chronik bemerkt ausdrücklich, daß die Werke Lacedämons im dreizehnten Jahrhunderte nicht ſo wie die Feſtungswerke und Burgen von Veligoſtj, Kalamata, Araklovon und anderen ſlaviſchen Ortſchaften aus rohen Backſteinen, ſondern mit Kalkſteinen gemauert waren, woraus man vielleicht nicht ganz mit Unrecht folgern darf, daß die beiden verſchiedenen Mauerwerke der Halbinſel auch verſchiedene Urheber hatten. An der unweit der Ruinen Tegea's gelegenen Stadt Nicli bemerkten die Franken freilich auch denſelben Unterſchied des Gemäuers. Wir laſſen deßwegen dieſe Streitfrage, wie geſagt, aus Mangel aller poſitiven Angaben unentſchieden, oder nehmen vielmehr an, daß ſich in Lacedämon während der zwei Jahrhunderte, in welchen das Innere Morea's der Byzantinern verſchloſſen war, doch einige Reſte griechiſcher Bewohner erhalten haben, obgleich rundumher Alles in Schutt und Verweſung ſank.

Ganz unbezweifelt dagegen iſt, daß Stadt und Burg Argos mit der Hafenfeſte Nauplion und der ganzen Hohlebene im Hintergrunde des argiviſchen Meerbuſens völlig im Beſitze der alten Population geblieben ſey. Das rund abgeſchloſſene, durch Schluchten beſchirmte Thalland mit der großen Stadt und mit der hohen Felſenburg, beſonders aber die Nähe des Meeres und die beſtändige Hülfe Byzantiniſcher oder inſelgriechiſcher Schiffe, ſetzten dem Fortſchreiten der fremden Ueberzügler einen dauerhaften Damm entgegen. Deßwegen hat ſich auch der Name Argos und Nauplion mit den Namen der beiden Gebirgsbäche Eraſinus und Inachus von dem Zeitalter Agamemnons bis auf den heutigen Tag an die dreitauſend Jahre unverändert erhalten. Merkwürdig genug, und für die hier angenommene Revolution des Peloponneſes höchſt bezeichnend und laut beſtätigend, trägt der Gießbach Inachus, ſo lange er von ſeiner Quelle an durch das alte Gebirge Artemiſion zwiſchen Argolis und Mantinea fließt, den ſlaviſchen Namen Planitza, gewinnt aber ſeine helleniſche Benennung, von der Stelle, wo er die Ebene erreicht und Argos vorbei zum Meere hinabſtrömet. Läßt ſich demzufolge nicht wenigſtens auf dieſer Seite der Halbinſel mit aller Schärfe die Linie ausſcheiden, bis wohin die ſlaviſchen Colonien von Arkadien aus gegen Argos vorgedrungen ſind und das griechiſche Element verwandelt haben? —

Hiemit haben wir nur ſo viel bewieſen, daß die Kinder jener Argiver, welche einſt gegen Mummius gefochten und den römiſchen Proconſuln Steuer entrichtet haben, durch die ſcythiſchen Inundationen des Eilandes nicht erreicht worden ſeyen. Damit aber Niemand dieſes glückliche Ergebniß bis auf die Argiver der neueſten Zeiten herab ausdehne, wollen wir gleich jetzt die Bemerkung einſchalten, daß ſich die alte Population in und um Argos zwar bis zum Schluſſe des vierzehnten Jahrhunderts der Hauptſache nach erhalten, aber beim erſten Einfalle der osmaniſchen Türken unter Bajeſid-Sultan, insgeſammt den Untergang gefunden habe, und daß endlich in den politiſchen Stürmen der beiden nächſtfolgenden Jahrhunderte die etwa noch urſprünglich griechiſchen Bewohner der Gebiete Korinth und Argolis eben ſo vollſtändig durch die Albaneſer verdrängt und vernichtet worden ſeyen, wie ehemals die Innerpeloponneſier durch die Slaven und Avaren. Die Albaneſer indeſſen änderten, ſo wie die Slaven nach ihrer Bekehrung und Gräciſirung, nirgends die beſtehenden Eigennamen, weil ſie zur Zeit ihrer Einwanderung auf Morea ſchon lange Chriſten waren und neben ihrer Mutterſprache auch häufig ſchon das Griechiſche redeten, oder es doch ſehr ſchnell zu ſprechen anfingen. Wo man daher immer in Morea auf einen in Stamm und Endung ſlaviſchen Eigennamen ſtößt, iſt jederzeit und ohne Ausnahme allgemeine Deſtruction und Verödung durch götzenanbetende Scythen vorauszuſetzen und anzunehmen. Und um dieſe Sache endlich einmal dem Schluſſe näher zu bringen, werfen wir ſelbſt die Frage auf: „Wo auf der peloponneſiſchen Halbinſel redete man am Ende des achten Jahrhunderts noch helleniſch und betete man Chriſtum als Gott und Welterlöſer an?“ — Antwort: Zu Patras, in den drei meſſeniſchen Städten, Arkadia, Modon und Coron; zu Monembaſia; in vierzehn Ortſchaften mit und um Praſiä und überhaupt auf der ſchmalen Oſtküſte Lakoniens bis hinab zum Promontorium Malea; zu Nauplion und Argos ſammt der ganzen zur Stadt gehörigen Ebene; zu Korinth und in den beiden Hafenorten Lecheum und Kenchreä mit noch einigen hin und wieder an der Seeküſte oder im Gebirge erhaltenen Flecken und Städtchen. In der Seeſtadt Maïna redete man zwar Griechiſch, betete aber die Götter des Perikles an. Ueber Lacedämon können wir begreiflicher Weiſe auch hier keine beſtimmte Angabe liefern. Jedoch neigen wir uns immer zur Meinung hin, daß ſich griechiſchredende Menſchen in dieſer halbzerſtörten Stadt erhalten haben. Auf allen übrigen Puncten des Eilandes hörte man ſlaviſche Rede aus dem Munde von Scythen, und loderte die Opferflamme auf den Altären des Gottes Rodigaſt.

Bei dieſen Begebenheiten war das Schickſal der Weſtküſte und der Oſtküſte des Peloponneſes auffallend verſchieden. Denn während auf erſtere erweislich nur das auf einem ins Meer hinausragenden Felſen neuangelegte Arkadia im Beſitze der Eingebornen blieb, erhielt ſich griechiſches Idiom und Chriſtenthum auf letzterm, mit einzelnen Unterbrechungen ziemlich vollſtändig. Gleich wie bei der allgemeinen Ausmordung Morea's durch die Albaneſer im achtzehnten Jahrhundert die Bauern aus Argolis, Tegeatis und Laconia in den heutigen Cantonen Sanct Peter, Praſto und Rheontas eine Zufluchtsſtätte vor dem Schwerte der Mohammedaner fanden und durch das Küſtengebirg Malevo beſchirmt wurden: *) eben ſo ſcheinen ſich auch bei Eroberung und gänzlicher Deſolation des Landes durch die Slaven, Trümmer helleniſcher Bevölkerung eben dorthin geflüchtet, und durch Hülfe des nämlichen Gebirges (damals Parnon genannt) ihr Daſeyn gerettet zu haben. Und wenn die

---

*) Le canton de Saint Pierre était presque abandonné aux nomades, lorsqu' à l'époque de la sanglante révolution de 1770, les paysans chrétiens de l'Argolide, de la Tégéatide et de la Laconie, vinrent chercher un asyle, à fin de se soustraire au glaive des Mahométans, le trait de la montagne Malevo les couvrit.

Pouqueville Tom. IV, p. 171.

Bewohner dieſer Küſten einen berühmten Reiſenden unſerer Tage verſicherten, daß ſie die einzigen und wahren Ueberreſte der alten Lacedämonier (nicht der Spartiaten), die Mainoten aber (d. i. die Gebirgsleute von Melingi) Räuber ſeyen, ſo haben ſie eine große Wahrheit geſagt. Dieſe Trümmer der doriſchen Peloponneſier bewohnten im ſechzehnten Jahrhundert noch vierzehn Ortſchaften um Praſto, und redeten den alten lakoniſchen Bauerndialekt, den die übrigen Bewohner der Halbinſel nicht verſtanden. *) Ganz begreiflich! Dieſe Tzaconier waren alte peloponneſiſche Hellenen, die andern aber in Byzantiniſche Griechen verwandelte Slaven, Avaren, Italiener, Franken und Albaneſen.

Nicht ſo glücklich war das weiter ſüdwärts von Praſto gleichfalls an der See und auf einer Anhöhe gelegene Epidaurus limera Zu Pauſanias Zeiten noch im guten Stande, war es in der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts ſchon verſchwunden, und eine neue griechiſche Stadt, Monembaſia genannt, in geringer Entfernung auf einer Felſeninſel erbaut, war an ſeine Stelle getreten. Hiemit iſt nicht geſagt, daß Epidaurus im achten Jahrhundert zerſtört und Monembaſia erbauet wurde, ſondern daß im Jahre 746 nach Chriſtus Monembaſia ſchon die Hauptſtadt der peloponneſiſchen Oſtküſte und die gewöhn-

---

*) . . that the only people, who are not understood by the rest of greece, are the Zacones, who inhabit foorteen villages between Nauplia and Monembasia.

Stephan Gerlachius by Leake p. 196. Turco-graecia lib. 7. Not. in Epist. 7 und 8.

liche Station der Byzantiniſchen Flotten auf dem Wege nach Sicilien und Abendland geweſen iſt. Die erſte Meldung dieſes Ortes findet man vom Jahre 746 bei Theophanes und Cedrenus, von welchen ihn der eine Monobaſia, der andere aber Monembaſia nennt. *) Beide Namen ſagen das Nämliche und werden ohne Unterſchied gebraucht. **) Um die Mitte des ſechsten Jahrhunderts war Monembaſia noch nicht gegründet, weil Juſtinians Flotten noch im alten Hafen von Tänarus oder Kainopolis, welches durch Geiſerich zerſtört, nachher aber wieder aufgebauet worden war, vor Anker gingen. Im Laufe des folgenden Jahrhunderts verliert ſich dieſer Name in das weiter nördlich liegende Maïna, und auf einem ſchroffen Eilande ſüdlich vom zerſtörten Epidaurus ſteht auf einmal Monembaſia mit einem bequemen, geräumigen Hafen und einer Seefahrt treibenden Bevölkerung. Schon Strabo bemerkt, daß nahe am Ufer von Epidaurus limera mehrere kleine Inſelchen liegen, von welchen aber nichts zu bemerken ſey. ***) . Auf dieſe Inſelchen hatten ſich die Epidaurier geflüchtet, als ihre Stadt bei dem erſten Einbruche der Slaven gegen Ende des ſechsten Jahrhunderts in einen Schutthaufen verwandelt wurde. — Iſt nicht die Gründung von Raguſa und Venedig durch ähnliche Begebenheiten veranlaßt worden? Und gleich wie ſich im fünften Jahrhundert die aus dem illyriſchen Epidaurus flüchtenden Bürger zuerſt in Altraguſa, und die Venetianer zuerſt auf Malamocco anſiedelten, bis die erſteren die bequemere Lage von Neuraguſa, die letztgenannten aber die von Rialto wählten: eben ſo hatten die vertriebenen Bewohner des lakoniſchen Epidaurus ihre Niederlaſſung zuerſt auf einem ganz dicht am Continent liegenden, ungefähr eine Stunde vom heutigen Monembaſia entfernten Inſelchen gegründet, auf welchem man jetzt noch die rohen Trümmer dieſer erſten Anlage erblickt und im Gegenſatze zu Neumonembaſia von dem Umwohnern Paläa-Embaſia (Alt-Embaſia) nennen hört. *)

---

*) Theophan. p. 282. — Cedren. p. 365.

**) *Μονοβασία* oder *Μονεμβασία* bedeutet einen Ort, zu welchem man nur auf einem einzigen Pfade kommen kann.

***) *Νησίδιά τε πολλὰ πρόκειται αὐτῆς οὐκ ἄξια μνήμης.*
p. 254. Edit. Casaub.

Die Entſtehungsgeſchichte dieſer Stadt, wie ſie hier erzählt wird, iſt zwar aus keiner ſchriftlichen Urkunde gezogen, trägt aber deßwegen nicht weniger den Stempel der Wahrheit, weil Steine, Ruinen und die Natur der Menſchen und der Dinge oft eine viel ſichrere Grundlage zur Erkenntniß der Vergangenheit bilden als ſelbſt geſchriebene Ueberlieferungen, da dieſe letzteren nicht ſelten durch Ignoranz, Leidenſchaftlichkeit und abſichtlichen Betrug entſtellt und getrübt werden. Zugleich iſt hiemit auch der Beweis geliefert, daß Lakonien nicht etwa erſt nach der großen Peſt und der neuen, in den Peloponnes hereinbrechenden Slavenfluth unter Copronymus ſeine Bewohner und ſeine Städte verloren, ſondern zu gleicher Zeit mit dem übrigen Binnenlande ſchon am Ende des ſechsten Jahrhunderts wenigſtens zum Theil ſeine ſlaviſche Verwandlung erlitten habe.

---

*) Voutier p. 92. edit. Schott.

Obwohl es langweilig iſt, und manchem Leſer vielleicht Ekel verurſachet, ſind wir doch genöthiget, eine möglichſt ſorgfältige Vergleichung der lakoniſchen Ortsbenennungen vor und nach dem Schluſſe des ſechsten Jahrhunderts anzuſtellen. Pauſanias auf der einen, und die moraitiſche Chronik mit den Reiſeberichten ſpäterer Franken auf der andern Seite müſſen unſere Führer und Gewährsmänner ſeyn. Pauſanias war der letzte heidniſche Geograph der Pelopsinſel, die er nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung ganz bereiſet und mit bewunderungswürdiger Genauigkeit in allen ihren Theilen beſchrieben hat. *) Procopius, Chriſt oder Heide aus dem ſechsten Jahrhundert, hatte zu wenig Veranlaſſung von den Orten der Halbinſel viel zu melden. Jedoch iſt aus dem Wenigen, was er ſagt, klar genug, daß ſich bis zu ſeinem Zeitalter in dieſer Hinſicht ſeit Pauſanias nichts geändert habe. Alarichs und Geiſerichs Verheerungen, welche in die Zwiſchenzeit hineinfallen, mögen wohl die Ruinen des Landes vermehret haben; die Namen blieben aber auch bei den verfallenen Trümmern und bei dem moosbewachſenen Geſtein unverändert, wie z. B. bei Selaſia, Pharis und Helos im Eurotasthale, welche ſchon zu Pauſanias Zeiten alle drei öde lagen, aber doch noch die alten Namen führten. Daß ſich Gothen und Vandalen damals im Lande nicht niedergelaſſen haben, und daß die

---

*) Er ſelbſt ſagt, daß er 217 Jahre nach Wiedererbauung Korinths durch Julius Cäſar, d. i. einhundert vier und ſiebenzig Jahre nach Chriſtus ſein Werk geſchrieben habe.

Spuren ihrer Wuth durch den Fleiß der Menſchen nach und nach verſchwunden ſeyen, iſt ſchon früher erinnert worden.

Für die Zeiten nach dem ſechsten Jahrhundert und nach den furchtbaren Convulſionen, welche die Länder des griechiſchen Volkes erlitten, haben wir für unſere Unterſuchung keine frühere ächte Quelle als die moraïtiſche Chronik, deren Verfaſſer, ein gräciſirter und mit den claſſiſchen Städtenamen des Eilandes völlig unbekannter Franke, Morea ſo beſchreibt, wie es ſeine barbariſchen Landsleute bei ihrer Landung im Jahr 1205 gefunden haben. Daß der Synekdemos des Hierokles, welcher in die Zwiſchenperiode hineinfällt, ganz unkritiſch und werthlos ſey, iſt Jedermann klar, der ihn geleſen und verglichen hat. In ſeinem magern Verzeichniſſe nennt er im Ganzen nur dreiundzwanzig peloponneſiſche Städte, unter welchen auch Aegä ſteht, obwohl es nach dem Zeugniſſe des Pauſanias ſchon zu ſeiner Zeit nur mehr ein menſchenleeres Dorf (ἔρημον χωρίον) geweſen. Offenbar hat Hierokles, wie alle Byzantiner in ähnlichen Fällen, auf die in der Umgegend von Aegä durch die Slaven erbaute Stadt Voſtitza auch den Namen Aegä übertragen, wie es bei einer großen Anzahl von Städten im nördlichen Hellas geſchehen iſt. — Eben ſo können nur Schwache und Ungeübte glauben, es habe nach dem ſechsten Jahrhunderte im Peloponnes noch eine Stadt Megalopolis, Tegea, Elis, Amyklä, Olenos oder Stymphalos gegeben, weil ſie in der Byzantiniſchen Kirchengeſchichte als Biſchofſitze aufgeführt werden. Von Olenos in Achaja ſah

Pauſanias nur noch Ruinen (τὰ Ὠλένου ἐρείπια), und unweit des zerſtörten Dorfes Amyklä hatten die Slaven Slavitza (griechiſch Σκλαβοχωρίον) gebaut. Deſſen ungeachtet nannten ſich die geiſtlichen Hirten von Andravida in Elis noch zur Frankenzeit „Biſchöfe von Olenos,“ ſo wie ein ambulirender, bald in einem Flecken an der Seeküſte, bald in Byzanz oder auf einer nahen Inſel wohnender Griechen-Prieſter „Biſchof von Amyklä“ bis auf den heutigen Tag genannt wird. Die Kirche erkennet keine politiſche Umwälzung und creirt ihre Biſchöfe in partibus, wenn auch der letzte Stein des alten Hirtenſitzes verwittert und in Staub zerfallen iſt.

Unterdeſſen fällt den Byzantinern ihre Unwiſſenheit in der Topographie der Pelopsinſel nicht im geringſten zur Laſt, weil ſie über zwei Jahrhunderte lang vom Innern des Eilandes gleichſam ausgeſchloſſen, und auch nach Unterjochung des ſlaviſchen Griechenlandes dieſe Gegenden topographiſch zu unterſuchen eben ſo unfähig waren, als über die ethniſche Revolution des großen illyriſchen Dreiecks ein umfaſſendes Bild zu entwerfen und auszumalen. Wenn man aber irgend einen gelehrten Byzantiner vor den Zeiten des Franken-Einbruches deſſen ungeachtet wegen dieſer Nachläſſigkeit und Unkunde tadeln wollte, ſo wäre es ohne Zweifel der Erzbiſchof Euſtathius von Theſſalonica. Hätte es wohl für irgend einen Gelehrten jener Zeit eine ſchicklichere Veranlaſſung gegeben, eine Schilderung über den Untergang des alten Peloponneſes zu entwerfen, als für eben dieſen Euſtathius in ſeinen Commentarien zum zweiten Geſange der Ilias und zum erſten der Odyſſee? Aber auch nicht die leiſeſte Andeutung liefert er, daß Homers Städtetafel des Peloponneſes auf den Zuſtand dieſer Inſel im zwölften Jahrhunderte nicht mehr anwendbar ſey. Freilich konnte dieſes Land für einen chriſtlichen Byzantiner damals keine größere Wichtigkeit haben, als Bulgarien oder Wlachenland. *)

---

*) In den Literargeſchichten über die mittlere Zeit findet man ein Gedicht des Byzantiniſchen Kaiſers Leo Sapiens, unter dem vielverſprechenden Titel: „Carmen de misero statu Graeciae“ aufgeführt. Da dieſer Imperator im neunten Jahrhundert regierte und ſich beſonders mit hiſtoriſchen Studien beſchäftiget haben ſoll, würde bei Anſicht des eben angezogenen Titels ohne Zweifel Jedermann umſtändliche Klagen über den Untergang der Hellenen, über die Ueberſchwemmung des alten Griechenlands durch eine rohe und heidniſche Scythenbevölkerung, und über die Vernichtung der herrlichen Kunſtwerke jener Gegenden aus dem Munde des Dichters erwarten. Von All dem findet man aber kein Wort. Das ganze Carmen beſteht aus ſechs iambiſchen Trimetern, welche im Allgemeinen beſagen: daß die allverzehrende Zeit alles Ehrwürdige, Gute und Nützliche im romäiſchen Reiche zerſtört habe, daß Kenntniſſe und Gelehrſamkeit, daß feine Bildung, daß Gottesfurcht, daß Recht und Gerechtigkeit, — mit Einem Worte, daß alles Schöne und Gute aus der Welt verſchwunden ſey:

Ἔῤῥει τὰ σεμνὰ τῷ χρόνῳ τῷ παμφάγῳ
διέφθορε τὰ χρηστὰ, καὶ τὰ τίμια.
ἔλιπεν ἡ παίδευσις. ἔσβη καὶ λόγος.
φροῦδος δὲ καὶ ὁ νοῦς· οἴχεται θεωρία.
Λέλοιπεν εὐσέβεια, καὶ τελεστική
θέμις δ'ἀπέστη, καὶ δίκη, καὶ πᾶν καλόν.

Leo Allat. lib. 2. de Consensu Eccles. pag. 854.

Aus dieſen Gründen iſt die Chronik von Morea die erſte authentiſche Quelle, aus welcher uns eine nähere Einſicht in die Natur des gänzlich umgeſtalteten Landes entgegenfließt. Dabei iſt nur noch die Bemerkung einzuſchalten, daß im Jahre 1205, mit welchem ſie beginnet, ſchon an die 400 Jahre ſeit der Wiedereroberung Morea's durch die Byzantiniſchen Griechen verfloſſen und die Bewohner nicht nur Chriſten waren, ſondern auch ihren ſlaviſchen Dialekt mit Ausnahme der Cantone Melingi wenigſtens in den Städten bereits mit der Redeweiſe ihrer Beſieger und Bekehrer vertauſcht hatten. Die Reaction war auch vielfältig auf die Nomenklatur der Wohnorte übergegangen, ſo daß nicht nur jene Bauten, welche durch die Byzantiniſchen Apoſtel und Coloniſten neu aufgeführt wurden, griechiſche Namen erhielten, ſondern auch ſlaviſche Ortsnamen in die entſprechenden griechiſchen übergingen. Deſſen ungeachtet haben von den fünfundſechzig Städte-, Flecken- und Dörfernamen, welche Pauſanias in der Provinz *Laconia* noch gefunden hat, urkundlich nur ſechs die Slavenrevolution der Halbinſel überlebt. Unter dieſen liegen fünf an der Seeküſte, im Innern das einzige Lacedämon; ſey es, daß es durch die Slaven niemals erobert, oder durch die Byzantiner reſtaurirt und mit anatoliſchen Griechen coloniſirt worden ſey. Die Franken wenigſtens hörten die Stadt bei ihrer Ankunft *Lacedämonia* nennen. — Cardamyle, Leuktra und Vitylos am Strand von Maïna; Trinaſos im Lakoniſchen und Praſto (Prasiae) im Argolis Golf haben ihre alte Benennung durch alle Stürme bis zur Frankenzeit und zum Theil bis auf den heutigen Tag gerettet, indem das einzige Leuktra im Tumulte der letzten Jahrhunderte verſchwunden iſt.

Um unſere Unterſuchungen zu erleichtern, wollen wir das ganze Gebiet von Alt-Laconia in drei, durch die Natur ſelbſt geſchiedene Theile zerfällen: das Eurotasthal in der Mitte, und die beiden Gebirgsdiſtricte Menelaion und Taygetus im Oſt und Weſt. Von den Gebirgsſchluchten um die Quellen des Fluſſes bis zu ſeiner Mündung waren zu Pauſanias Zeiten folgende Ortſchaften theils unverſehrt, theils in Ruinen noch übrig: Scotitas, Caryä, Belemina, Selaſia (zerſtört), Pellana, Amyklä, Lacedämon, Therapne, Aleſiä, Pharis (zerſtört), Bryſeä, Charakomä, Taleton, Sakos, Harplea, Derrion, Hypſos, Krokeä und Aegiä. *) Alle dieſe Namen ſammt den Ortſchaften, Lacedämon ausgenommen, ſind jetzt ausgetilgt und neue an ihre Stelle getreten. Die Einwendung, daß die alten Wohnorte nur veränderte Namen erhalten haben, wollen wir vorneweg entkräften, da man durchaus die Beobachtung machen kann, daß die ſcythiſchen Völkerſchaften, welche Griechenland überſchwemmten und ſich daſelbſt bleibend niedergelaſſen haben, alle helleniſchen Orte zerſtörten und ihre neuen Bauten nicht etwa auf der alten Stelle, ſondern in einer gewiſſen Entfernung und gewöhnlich aus den Trümmern der niedergeriſſenen aufführten. Man denke nur an die Neubauten in Bulgarien, Serbien, Bosnien, Dal-

---

*) Pausanias in Lacon.

matien, Macedonien, Theſſalien und ganz Nordgriechenland, um eine zahlloſe Menge von Belegen zu finden. Deßwegen iſt es auch die größte Thorheit, wenn ſich neuere Geſchichtforſcher, Geographen und Reiſebeſchreiber den Kopf zerbrechen, um zu entziffern, wie etwa dieſe oder jene Stadt im Alterthum, d. i. vor der großen Scythen-Revolution des ſechsten Jahrhunderts geheißen habe. Es es iſt in Hellas wie im Peloponnes Alles neu geworden. Unweit Mantinea erwuchs Goritza, Muchli nicht weit von den Trümmern Tegea's, wie ſich Voſtitza bei Aegä, und Miſiſtra eine Stunde von Lacedämon erhoben hat. Vergleiche man das hier folgende Verzeichniß der Ortsnamen in dem nämlichen Eurotasthale von den arkadiſchen Gränzen bis zur Seeküſte hinab, und urtheile man ſelbſt, ob es noch die alten ſind: Gardilibon, Arachova, Chelmina, Agrapulo-Campo, Mangari, Krabata, Burlia, Butiana, Papioti, Trupia, Kodina, Choritiza, Kevanio, Perivolia, Partali, Miſiſtra oder Miſtra, Sklabochorion, Potamia, Baphio, Daphne, Arabades, Bardunia, Tſoka, Kumaſtra und Kutraphas. Unter dieſen ſind offenbar ſlaviſchen, oder wenigſtens nicht griechiſchen Urſprungs: Gardilibon, Arachova, Chelmina, Agrapulo-Campo, Mangari, Krabata, Trupia oder Trupa, Kevanio, Miſiſtra, Tſoka, Bardunia und Kumaſtra, da ſich zum Theile ihre Bedeutung ohne Zwang aus den ſlaviſchen Volksdialekten erklären läßt. *) Zweifelhaft ſind Perivolia und Kutraphas, Burlia, Butiana und Papioti. Vollkommen

---

*) Weiter unten wird dieſe Erklärung folgen.

neugriechiſch dagegen, jedoch mit den alten Namen durchaus nicht zu vergleichen, ſind Sklabochorion (Slavenſtadt), Potamia, Baphio, Daphne und Arabades. Dieſes letztere iſt offenbar nach Eroberung Morea's durch die Mahommedaner erſt gebaut oder doch nach ſeinen mahommedaniſchen Bewohnern genannt worden, wie Sklabochorion nach den Ueberzüglern des achten Jahrhunderts ſeinen Namen erhielt.

An der Seeküſte zwiſchen den Vorgebirgen Malea und Tänarus ſah man zu Pauſanias Zeiten noch Gythium, Helos (in Ruinen), Akriä, Cypariſſia, Aſopus und Boeä öſtlich von der Eurotasmündung; auf der Weſtſeite dagegen ſtanden Trinaſos (leere Mauern), Las, Pyrrhichos, Teuthrone und die Hafenorte Pſamathus und Achilleus. Um das Jahr 1200 kommen hier ſchon die nämlichen Namen zum Vorſchein, wie ſie uns die Reiſebeſchreiber der neueren Zeit nennen. Und daß die Slaven bis an die Eurotasmündung vorgedrungen und links und rechts vor derſelben ſich niedergelaſſen, Gythium, Akriä, Cypariſſia, Boeä, Las, Pyrrhichos mit Teuthrone zerſtöret und Bauten ihrer Art gegründet haben, iſt durch unverwerfliche Zeugniſſe zum Theil ſchon aus dem zehnten Jahrhunderte dargethan. Bei Lacedämon und in allen Schluchten des Taygetus, ſagt Conſtantin Porphyrogeneta, ſaßen im neunten Jahrhundert die Slaven Milingi; an der Mündung des Fluſſes aber, in der Gegend des ehemaligen Helos (und an den ſüdöſtlichen Abdachungen des Gebirges) haben die Ezeritä mit dem Haupt-

Hauptorte Ezeron gewohnt. *) Dieſe Stelle iſt merkwürdig, und, wie mir ſcheint, völlig hinreichend, um die Irrthümer aller jener Kritiker zu zerſtreuen, welche in den heutigen Bewohnern dieſes claſſiſchen Bodens noch immer Alt-Spartaner und Lacedämonier finden wollen. Ezeron iſt die wörtliche Ueberſetzung des griechiſchen Wortes ἕλος, der Sumpf, die Lagune; denn in allen ſlaviſchen Dialekten bedeutet Ezero, Ozero, Jezero (ſprich Esero, Osero, Jesero), was die deutſchen Wörter See, Binnenwaſſer, ſtehendes Waſſer, Niederung an der Seeküſte, Lagune bezeichnen. Ezeritä ſind alſo die in den Niederungen an der Eurotasmündung und Seeküſte, d. i. im Lande der ehemaligen Heloten, hauſenden Slaven. **) Es ſage hier Niemand, die Slavenſtadt Ezeron des neunten Jahrhunderts ſey die alte Griechenſtadt Helos mit verändertem Namen. Schreibt denn nicht Pauſanias, letztgenannter Ort ſey ſchon zu ſeiner Zeit in Ruinen gelegen und unbewohnt geweſen? Aus den Trümmern haben die Slaven das neue Ezeron erbaut, von welchem aber heut zu Tage eben ſo wenig als von Alt-Helos etwas zu ſehen iſt. — In den Ortsnamen Paſſava, Scutari, Kaſtagnitza und Tſchernagóra, zwiſchen Kap Tänarus und dem Eurotas, wird man wohl nur eine weitere Beſtätigung der allgemeinen Revolution finden. Aus dem ſlaviſchen Tſchernagora, d. i. Schwarzenberg, Monte negro, hat der Byzantiniſche Grieche, wie allenthalben bei den vielen Orten und Gegenden dieſes Namens, ſo auch im Peloponnes ſein Mavrovuni (bei Marathoniſi) gebildet. — Die claſſiſchen Namen ſind nur noch in den drei Hafenorten Pſamathia, Triniſi und Eſopo zu erkennen. Und man kann hieraus mit Recht den Schluß ziehen, daß ſich bei der großen Umwälzung und Verwandlung des Peloponneſes durch die Scythen daſelbſt griechiſchredende Menſchen erhalten haben.

---

*) De administrat. Imp. pag. 49. Edit. Banduri.

**) Orte mit Namen Ezero gibt es in allen ſlaviſchen Ländern eine große Menge, namentlich in Theſſalien und in Krain; überall aber an Seen und ſtehenden Waſſern erbaut. Beſonders Ezeri in Brandenburg nicht zu vergeſſen.

Das Nämliche können wir mit voller Ueberzeugung auch von der Seeküſte zwiſchen Cap Tänarus und Calamata im heutigen Mainotenlande behaupten, obgleich die innern Schluchten, Thäler und Höhenzüge des Taygetiſchen Gebirges ausſchließlich durch die Milingi-Slaven coloniſirt worden ſind. Leuktra haben die fränkiſchen Ritter im dreizehnten Jahrhundert noch ſo gefunden, wie es Pauſanias im zweiten beſchrieben hat. Kardamyle und Vitylos haben Namen und griechiſchredende Bewohner vom trojaniſchen Kriege bis auf den heutigen Tag erhalten. Auf mehreren Punkten dagegen rückten die Slaven auch hier bis an den Strand herab, wie aus den Berg- und Ortsnamen Selitza, Multitza, Andritza, Platza, Kialeſa und Tſchimova leicht zu erkennen iſt. *)

---

*) Selitza, das Grün von Grasfluren und mit Laubwäldern umſchatteten Bergen bezeichnend, iſt in ſlaviſchen Ländern beſonders häufig zu finden.

Die übrigen Städte, von welchen Pauſanias ſpricht, fanden auch hier den Untergang, und die Namen Alegonia, Gerenia, Pharä, Pephnos und Thalamä werden nicht mehr gefunden. Vom oberen Gebirge und zugleich aus Meſſenien und Arkadien ſind die Slaven hierher gedrungen. Von den Bewohnern der Seefeſtung Maïna, von ihrem Namen und von ihrem Schickſale ſoll noch beſonders geſprochen werden.

Am ſchwierigſten iſt es, über jenen Diſtrict Lakoniens, welcher öſtlich vom Eurotas gegen Monembaſia und Malea-Promontorium liegt und von uns Menelaion genannt wurde, etwas Gründliches und Erſchöpfendes zu ſagen. Seine Breite mag in der Regel bei vierzehn Wegſtunden betragen; lauter Bergland, in welchem tiefe Schluchten mit Gießbächen, traurige Nadelholzwaldungen mit ſteilen Gebirgspfaden, auch wohlgebaute Ebenen mit Weinreben und Oliven abwechſelnd den Wanderer ermüden und erquicken. Die Seeküſte von Praſiä bis Malea-Promontorium war, wie es ſcheint, in keiner Zeit ſtark bewohnt. Außer Epidaurus limera fand Pauſanias nur die Städtchen Cyphanta, Zarax, Epidelium, Syda und Nymphäum. Weiter im Gebirge hinauf ſah er die Stadt Marios mit dem Dorfe Glympe in der Nähe, und im Innern des Gebirges Geronthrä, Selinus und Paläa-Kome (Alt-Dorf) in einem Thale, welches ſich gegen Helos hinab aufthat. Ganz unverfälſcht haben von allen dieſen acht Namen nur drei den Sturm überlebt, indem in jener Gegend heute noch drei Dörfer Cyphanto, Nymphico und Marios genannt werden. Aus Epidelium wurde ein chriſtliches Dorf Sanct Lindos, Cara aus Zarax, und in der Gegend des alten Geronthrä ſtand zur Frankenzeit das ohne Zweifel durch die Byzantiniſchen Griechen erbaute Hieraki. *) Außer dieſen wanderte Boutier auf ſeiner Reiſe von Monembaſia nach Miſtra durch Sikia, Kato-Broda, Xili, Nikta, Alopukori, Zaraphona, Agrinos, Tzintzana und Kriſava (Kriſova oder gar Chryſaphe, womit nach Le-Quien die Byzantiner das ſlaviſche Breſtene bezeichnen). Unter dieſen haben Xili und Alepukori allein neugriechiſche Form und Bedeutung. Um die übrigen zu erklären, müßte zuerſt durch ſachkundige Männer die wahre Orthographie hergeſtellt und jene Gegend überhaupt in ihrem Charakter genauer erforſcht und geprüft werden. Die Moraitiſche Chronik und alle Byzantiner zuſammengenommen nennen uns, außer Hieraki, aus dieſem Gebirgsrevier nicht einen einzigen Ortsnamen, weßwegen wir auch nicht vermögend ſind, über die Gründung derſelben irgend ein entſcheidendes Urtheil zu fällen. Zeiget es ſich nun bei einer künftigen wiſſenſchaftlichen Prüfung der genannten Gegend, daß die Bewohner von Mario, Katovroda, Hieraki und Kriſava, wie die von Praſto und den dazu gehörigen Dörfern die altlacedämoniſche Mundart bewahrt haben, oder wenigſtens ein vom Romäiſchen verſchiedenes Griechiſch reden, ſo wird dieß ein untrüglicher Beweis ſeyn, daß hieher niemals Slaven gekommen, und das lacedämoniſche Blut nicht mit ſcythiſchem oder albane-

---

*) Chronique de la Morée.

ſiſchem gemiſcht worden ſey. Reden ſie aber nicht den Tzakonen-Dialekt von See-Praſto, ſondern das Bulgar-Romäiſche, ſo ſind ſie was die übrigen Moraiten von Elis und Arkadia ſind. Man ſchmeichle ſich aber ja nicht mit leeren Hoffnungen. Denn wenn man bedenkt, daß nach Theophanes gerade in der Gegend zwiſchen Monembaſia und Lacedämon zur Zeit des Copronymus die Seuche am verheerendſten wirkte, und der Andrang der Slaven nach Porphyrogeneta gegen Lakonien am heftigſten war, ſo wird man nicht einſehen, welcher Umſtand die Fremdlinge hätte abhalten ſollen, in die Gebirgsthäler und Hochebenen dieſes Himmelsſtriches hereinzudringen. Wenn aber wir die Sache unentſchieden laſſen, ſo geſchieht es nur, weil wir nicht ſo eitel ſind, in einer ſo dunkeln und zweifelhaften Sache Alles wiſſen und Alles erklären zu wollen. Vielmehr nehme der Leſer nur dasjenige als wahr hin, was durch nüchterne und unbeſiegbare Argumente geſtützt wird.

Das Reſultat unſerer Forſchung für die Provinz Lakonia beſteht alſo darin, daß im Eurotasthal, von der Gränze Arkadiens bis zur Flußmündung hinab, am Schluſſe des achten Jahrhunderts mit Ausnahme des halbverfallenen Lacedämons von den alten Orten nichts mehr übrig war; längs der Seeküſte aber vom heutigen Kalamata über Tänarus und Malea nach Praſiä hinauf urkundlich und erweislich die drei Cantone Kardample, Vitylos und Leuktra, dann die Hafenorte Pſamathus, Triniſi, Eſopo und Nymphico; endlich der ſchmale, durch eine parallel laufende Gebirgswand vom Innern getrennte Küſtenſtrich von Vatica oder Cap Malea bis Praſto hinauf, wenn auch nicht von temporärer Verwüſtung, jedoch von bleibender Coloniſation der Slaven verſchont geblieben ſey und wenigſtens damals die griechiſche Population bewahret habe. *) Aus dem achten Jahrhunderte ſelbſt haben wir für die Exiſtenz dieſer alten Orte keine Belege, aus dem dreizehnten wenige, die meiſten aus der neueren Zeit. Deſſen ungeachtet ſteht unſer Satz feſt und unerſchüttert, da der Schluß, „daß die Orte Kardamyle, Vitylos, Nymphico und Kyphanto im Jahr 800 dieſe Namen trugen, weil ſie dieſelben tauſend Jahre ſpäter auch noch hatten, nicht ſo leicht anzufechten iſt.“ Als Hauptſatz für die ganze Unterſuchung gilt Porphyrogeneta's Nachricht: der ganze Peloponnes wurde ſlaviniſirt und barbariſch, d. i. er hörte auf von Leuten bewohnt zu ſeyn, welche griechiſch redeten und griechiſche Sitte hatten. **) Die Ausnahmen von dieſer allgemeinen Regel müſſen ſtreng bewieſen werden, was ſeinerſeits nur durch Unterſuchung der Ortsnamen und des Dialektes möglich iſt.

Zum Schluſſe fügen wir noch die oben verſprochene Erklärung einiger ſlaviſcher Ortsnamen bei, die ſich im Eurotasthale bis auf die letzten Zeiten erhalten haben und nicht nur von den gelehrten Europäern, ſondern von den Neugriechen ſelbſt für helleniſch gehalten werden. Dieſe ſind Gardilibon, Chelmina oder Belmina, Arachova, Trupia oder Trupa, Bardunia, Kumaſtra, Agrapulo-Campo, Perivolia und Miſiſtra oder Miſtra. Der nördlichſte Gränzpaß, um aus der Ebene Tegea's in die Gebirgsſchluchten Lakoniens zu gelangen, wurde im dreizehnten Jahrhundert Gardilibon (*Γαρδιλίβον*) genannt und war ein feſter, mit Thürmen verwahrter Ort in der Gegend, welche zu Pauſanias Zeiten Skotitas geheißen hat. Durch dieſes Gränzthor drangen im Jahr 1267 die fränkiſchen Ritter, um die Rebellion der Tzakonier zu bekämpfen. *) Gard heißt auf Slaviſch Burg, Thurm, Stadt, und livon gibt mit Weglaſſung der griechiſchen Declinationsſylbe on das Slaviſche lev, welches an Klang und Bedeutung vollkommen dem deutſchen Worte Löw entſpricht, ſo daß Gardiliv-on in unſerer Sprache mit Löwenburg, Löwenthurm, wie Stargard und Belgard in Pommern mit Altenburg und Weißenburg, wörtlich zu überſetzen iſt. **) Als Beweis unſerer Deduc-

---

*) Triniſi ſoll eigentlich nicht einmal in die Kategorie der alten Ortsnamen gerechnet werden, weil es neugriechiſch iſt. Im lakoniſchen Dialekte wurde Trinaſos geſprochen und der Flecken wegen der drei gegenüber liegenden Inſelchen ſo genannt.

**) Ἐσθλαβώθη πᾶσα ἡ Πελοπόννησος καὶ ἐγένετο βάρβαρος.

---

*) Ils entrérent à Gardilivon et ravagérent la Tzaconie.
Chronique pag. 330.

**) In den ſlaviſchen Dialekten, wie man ſie jetzt in illyriſchen Büchern geſchrieben findet, heißt Burg, Thurm, Stadt nicht Gard, ſondern Grad. Daher Belgrad (Weißenburg) in Serbien, Starigrad (Altenburg) in Seekroatien, Rasgrad in Bulgarien, Gradeska in Macedonien und Sfetigrad in Albanien. Sey es nun, daß Gard eine alte Form oder eine Corruption des ruſſiſchen tion diene das am Flüßchen Milde in der Alten-Mark gelegene Städtchen Gardeleben, welches die alte ſlaviſche Benennung noch reiner und ebenſo unverfälſcht als das moraitiſche Gardilibon bis auf den heutigen Tag erhalten hat. *) Thurm und Name Gardilibon iſt im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts aus Morea verſchwunden und dagegen ein türkiſches Wachthaus, Derveni genannt, im nämlichen Engpaſſe an ſeine Stelle gekommen. Derveni iſt aber das türkiſche Nennwort für jeden Gebirgspaß, ſo daß im Grunde genommen die alte ſlaviſche und die neue türkiſche Benennung der Thore Lakoniens eine und dieſelbe Sache bedeutet.

Die nordweſtlichſte Thalſchlucht am Fuße eines Kegelberges, der einſt Lakonia von Arkadia ſchied, wird von Pauſanias Belemina, von Ptolemäus aber Blemmina genannt, und iſt die quellenreichſte Gegend des Lan-

---

Gorod iſt, ſo bleibt die gegebene Erklärung nichts deſtoweniger richtig.

*) Neuere Geographen ſchreiben dieſen Ortsnamen, aus Unkunde ſeiner Bedeutung, öfters auch Gardelegen. Neben dieſem gibt es in den Fürſtenthümern Magdeburg und Halberſtadt eine große Menge Ortſchaften mit der Endung — leben und einem vorangeſetzten deutſchen Subſtantiv; ein Beweis, daß man beim allmählichen Abſterben der ſlaviſchen Landesſprache durch den Andrang germaniſcher Eroberer und Coloniſten, dieſen Terminus in alten und neuen Orten, weil deutſch klingend, beibehalten hat. Auch iſt levo in den ſlaviſchen Sprachen öfters bloß eine grammatiſche Endung, wie Fr. Hermes in ſeiner etymologiſch-topographiſchen Beſchreibung der Mark Brandenburg ſagt.

des *) Am Fuße des nämlichen Kegelberges, der heute den ſlaviſchen Namen Chelm trägt, liegt nach Angabe neuerer Reiſenden auch ein Ort Belemina oder Belmina oder nach der Analogie des Berges bei Gell auch Chelmina genannt. Unbegreiflich wäre es, wenn ſich in dieſer Schlucht und Hauptpaſſage aus Arkadien in das Eurotasthal der alte Name erhalten hätte, während Alles in der Runde und ſogar der Berg, an deſſen Fuß ſich die Schlucht ausdehnt, eine ſlaviſche Benennung trägt. Unter zwei Dingen iſt Eins nothwendig: entweder heißt die benannte Thalſchlucht mit dem Dorfe heute nicht Belemina, wie Pouqueville angibt, ſondern Chelmina, was Gell für ſynonym mit Chelmos hält, oder es gibt ein alt-ſlaviſches Wort, welches ungefähr wie Belemina (*Βελεμίνα*) lautet und Thalengen dieſer Art bezeichnet. So wahrſcheinlich von dieſen beiden Conjecturen die erſtere ſeyn mag, da Ortsnamen wie Chelm, Chelmieki, Chelmina in den nördlichen Slavenländern ſehr häufig gefunden werden, ſo ſind deſſen ungeachtet die Gründe für Annahme der zweiten Conjectur nicht weniger triftig, indem man ein zweites Belemina im Gebirge zwiſchen der Seeſtadt Arkadia und Sidero-Kaſtron in Meſſenien, ein drittes und viertes Belemina oder Belmina aber in Böhmen finden kann, von denen das eine in den Bergengen zwiſchen Lowoſitz und Außig,

---

*) *Τῆς δὲ χώρας τῆς Λακωνικῆς ἡ Βελεμίνα μάλιστα ἄρδεσθαι πέφυκεν.*

Pausan in Lacon. cap. 21.

das andere aber in den Schluchten liegt, durch welche man aus Böhmen gegen die Lauſitz und Schleſien hervorbricht. Wer wird nun noch über Urſprung und Bedeutung der beiden moraitiſchen Dörfer Belmina Zweifel hegen? Kann man wohl vernünftiger Weiſe eine gar ſo genaue Aehnlichkeit zwiſchen den Sprachen der ſlaviſchen Tſchechen und der doriſchen Peloponneſier vorausſetzen? —

Am obern Eurotas, gegen die Quellen des Alpheus hinauf, trägt eine Schlucht, dann der Gießbach in der Schlucht, und endlich das am Gießbach erbaute Städtchen zu gleicher Zeit den Namen *Arachova*. Dieſes Wort iſt rein ſlaviſch, und bedeutet eine Gegend, in welcher häufig Krebſe zu finden ſind. Man ſchreibt eigentlich Rachova, von Rak, Rach oder Rah, *der Krebs*. Das Alpha am Anfange gehört nicht zum Wortſtamm; es iſt nur der Vorſchlag, welcher fremden, mit Conſonanten anfangenden Wörtern, von Griechen, Arnauten und Türken häufig vorgeſetzt wird. Von Rah wird das Adjectiv Rahov, Rahova, Rahovo hergeleitet. Ein zweiter Ort dieſes Namens liegt in den Gebirgen von Phokis, ein dritter (Rakova) in Croatien, ein vierter in Krain, ein fünft (Rahova) an der Donau in Bulgarien, ein ſechster in der alten Mark, ein ſiebenter an der Moldau in Böhmen, ein achter endlich in Mecklenburg.*) — *Trupa*

---

*) Der Krainſche Ort Rakovnek wird von den Deutſchen Krebseck genannt.

Valvaſor Geſchichte von Krain.

(Trupia), ein durch ſeine ſchönen Cypreſſen berühmtes Dorf zwiſchen Papioti und Miſtra, hat ſeine Benennung ohne Zweifel von dem heute noch üblichen Slavenworte trupa, Baumſtamm, truncus, weil in der helleniſchen Sprache, ſo viel ich weiß, eine Sylbe τρουπ gar nicht gefunden wird. Eben ſo ſind Bardunia und Kumaſtra in den Gebirgen oberhalb der Eurotasmündung in Stamm und Bedeutung rein ſlaviſche Wörter, welche der Hauptſache nach auch einen und denſelben Gegenſtand bezeichnen. Denn Bårdo bedeutet im illyriſchen Slavendialekt einen Berg, und iſt ſynonym mit planina, gora und hum, chum oder Kum. *) Bardunia oder Bardonia, wie es richtiger geſchrieben wird, bezeichnet demnach einen Gebirgsdiſtrict an der öſtlichen Abdachung des Pentedaktylos, deſſen räuberiſche Bewohner unter dem Namen der Bardunioten in den Geſchichten Morea's bis auf den heutigen Tag verrufen ſind. Im Dorfnamen Kumastra iſt Kum der Wortſtamm und stra die trennbare Beugungsſylbe, wie in den Eigennamen Elistra und Misistra. Man könnte es mit Bergen, Bergdorf, Bergheim überſetzen. — Bei der Straße von Londari nach Miſtra, ungefähr vier Stunden vor letztgenanntem Orte, und zwar in einer Gegend, in welcher nach den Zeugniſſen der Alten niemals ein Ort von Bedeutung war, findet man jetzt eine Stadt mit Namen Perivolia. Daß ſie nach der claſſiſchen Zeit und nach der Slavenrevolution entſtanden ſey, bezweifelt Niemand. Wohl aber ſoll entſchieden werden, ob

---

*) Stulli Tom. 2, p. 115. in voc. Mons.

Bau und Name ſlaviſch oder Byzantiniſch ſey? Wenn die Orthographie des Namens, wie man ihn jetzt ſchreibt und ſpricht, die wahre und alte iſt, ſo kann über den Urſprung deſſelben kein Zweifel obwalten. *Περίβολον* bedeutet im Helleniſchen Mauerumfang, Zaun, Gehäge, und hat als Diminutiv die claſſiſche Form *περιβόλιον*, woraus der neugriechiſche Singular *περιβόλι* mit dem Plural *περιβόλια* erwachſen iſt. Perivolia wäre demnach ein Byzantiniſch-griechiſches Wort und mit Mauerumfänge, Zäune, Hecken zu erklären. Ein zweites Peribolia (nicht Perivolia) liegt bei einem Dorfe zwiſchen Nauplia und dem Hafen Tolon in Argolis, und iſt nach Gell ein großer Orangengarten. Zum Drittenmal erſcheint der Name Peribolia zwiſchen Navarin und Modon, bezeichnet aber auch hier wie in Argolis nicht eine Ortſchaft, ſondern ein umzäuntes Stück Feld mit einem Gartenhauſe. Deſſen ungeachtet ſcheint Perivolia mit dem Namen Morea gleiches Schickſal gehabt, und als eine urſprünglich ſlaviſche Schöpfung im Laufe der Jahrhunderte eine griechiſche Form angenommen zu haben. Wahrſcheinlich hat der Ort im Munde der ſlaviſchen Urbewohner Peripolia geheißen. Pole, Polje, Plural Polia, bedeutet in der Sprache aller der nördlichen Völker, welche Griechenland coloniſirten, Feld, arvum, campus; Pero oder Perie aber Rohr, Schilf, ſo daß der moraitiſche Stadtname Peripolia mit Rohrfelden zu überſetzen wäre. Mit Pole, Polje, Polia zuſammengeſetzte Ortsnamen gibt es in ſlaviſchen Ländern eine beſonders große Menge, und namentlich im Peloponnes ſind nach ſo vielen Zerſtörungen und Metamorphoſen heute noch zwei Orte dieſes Namens, obgleich in ein lateiniſches Gewand eingehüllt, dennoch zu unterſcheiden: Agrapulo-Campo und Aglado-Campo, von denen das eine auf derſelben Straße von Miſtra nach Londari, nicht weit von Perivolia; das andere aber auf dem Fahrwege von Goritza nach Nauplia liegt. Campo oder *καμβο*, wie die Griechen ſchreiben, iſt in dieſen beiden Eigennamen das überſetzte ſlaviſche Polia, Feld, während die beiden erſten Worthälften Aglado und Agrapulo rein ſlaviſch und unverändert geblieben ſind, wie wir zum Theil weiter unten genauer erklären wollen. Die Byzantiniſchen Eroberer und Bekehrer machten es in Morea, wie die germaniſchen in den eroberten Slavenlandſchaften des öſtlichen Deutſchlands, — die Reaction dehnte ſich mit aller Gewalt auch über die Sprache und Wohnortsbenennungen der Beſiegten aus. Wo die Sieger die Bedeutung eines ſlaviſchen Ortsnamens verſtanden, übertrugen ſie ihn in ihre Sprache. Oft geſchah es nun, daß in Doppelwörtern die eine Hälfte in die Sprache der Ueberwinder überging, während die andere in der urſprünglichen Geſtalt verblieb, wie dieſes namentlich in Aglado-Campo und Agrapulo-Campo zu erweiſen iſt. Manchmal ſcheint ſogar das ſlaviſche Stammwort neben ſeiner Ueberſetzung geblieben zu ſeyn, weil die ſlaviſchen Ortsnamen der Regel nach immer eine Localeigenſchaft bezeichnen, welche dann die neuen Ueberzügler mit einem Worte aus ihrer eigenen Sprache ausdrückten und mit dem erſten Namen in Verbindung ſetzten. Aglado-Campo und Ozero-Limne ſollen uns für beide Fälle als Beiſpiel dienen. Glad (der Grieche ſpricht aglad, wie er arachova ſpricht) heißt im Slaviſchen Ebene, Aglado-Campus, oder in der Urſprache Morea's agladopolia, die Feldebene, aequor campi, *) eine Benennung, welche die Lage dieſes Fleckens am Ausgange der arkadiſchen Bergſchluchten auf die Flächen von Argos gut bezeichnet. Ozero-Limne nennen die Byzantiniſchen Griechen mehrere Seen des illyriſchen Continents, da doch limne (λίμνη) nur die Ueberſetzung von Ozero iſt, wie wir ſchon oben gemeldet haben. — Urform und Bedeutung von Agrapulo-Campo wage ich aus Mangel an ſlaviſchen Hülfsmitteln nicht zu erklären. Daß aber dieſem Namen ein ähnliches Spiel zu Grunde liegt wie bei Aglado-Cambos und Perivolia iſt nicht zu bezweifeln. — Das Ueberfließen der ſlaviſchen Form Peripolia in die neugriechiſche περιβόλια iſt unter allen Verwandlungen am natürlichſten, und auch am leichteſten zu begreifen. Unterdeſſen nehme man die Sache, wie ich ſie gebe, als eine Wahrſcheinlichkeit, die darum noch nicht erwieſen iſt. Nichts deſto weniger verdient ſie aber die ernſthafteſte Aufmerkſamkeit jener Freunde der griechiſchen Alterthumskunde, welchen es mehr um Erforſchung der Wahrheit als um ſpitzfindige Conjecturen und Rechthaberei zu thun iſt.— Ein zweites Perivoli liegt an der Südweſtſpitze des urkundlich ganz durch ſerbiſche Slaven coloniſirten Theiles von Macedonien. Ein Pripolje und Bielopolje (Weißen-

---

*) Filius ardentes haud secius aequore campi
Exercebat equos.
Virg. Aeneid. VII, v. 781.

feld) und Koſſovopolje (Amſelfeld) in Serbien; ein Werpolje und Topolje in Slavonien; ein Dobropolje (Gutfeld) in Krain und in Gallizien, um von den vielen Orten auf polje im ſüdlichen Rußland keine Erwähnung zu thun. In germaniſirten Gegenden wurde polje durchweg in Feld verwandelt, wie z. B. das alte Dravepolje in Steyermark jetzt Draufeld und Libnitzapole jetzt Leibnitzerfeld genannt wird. —

Unter allen ſlaviſchen Eigennamen Morea's hat aber keiner unter den Gelehrten größere Mißverſtändniſſe und abgeſchmacktere Erklärungsverſuche hervorgebracht als das Wort Miſiſtra (*Μισιθρᾶ, Μιστρᾶ*), welches bekanntermaßen der Name der erſten Stadt des heutigen Lakoniens iſt. — Lange konnte man ſich gar nicht an die Vorſtellung gewöhnen, daß Miſtra einen von Lacedämon verſchiedenen Ort bezeichne. Daß im Innern des Eilandes viel, ja beinahe Alles neu geworden iſt, mußte man auch bei einer flüchtigen Vergleichung der moraitiſchen Ortsnamen mit den altgriechiſchen erkennen. Man konnte ſich aber von der falſchen Idee nicht trennen; alle Umgeſtaltung der Eigennamen ſey griechiſcher Art und Natur, und gleichwie Korinth, Argos und Patras, ſo habe auch Mantinea und Lacedämon den Ruin der Zeiten überlebt; nur daß durch eine unerklärbare Laune der Griechen Mantinea in Goritza, Tegea in Muchli und Lacedämon in Miſtrà oder Miſiſtrà verwandelt worden ſey. Aus dieſem Grunde iſt die frühere Bemerkung, daß die Slaven nach Zerſtörung der Hellenen-Orte von der Donau bis an die Mündung der Pirnatſcha in

Meſſenien die Sitte befolgten, ihre Neubauten häufig in einiger Entfernung aus den alten Ruinen aufzurichten, nicht ohne einige Wichtigkeit. Zu fragen, warum die Griechen die alten Städtenamen Korinth, Patras und Argos bewahret, Lacedämon aber in Miſtra verwandelt haben, iſt Niemanden eingefallen. Unterdeſſen hätte der Name Miſiſtra (Miſithra), ſchon wie er in den gedruckten Chroniken aus dem dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte erſcheint, auf ſeinen barbariſchen Urſprung hindeuten ſollen. *Ὁ Μυσιθρᾶς, τοῦ Μισιθρᾶ, τὸν Μυσιθρᾶν* leſen wir im Pachymeres; *Μεσιθρᾶ* in der Franken-Chronik *ὁ Μησιθρᾶς* und *Μισιθρᾶς* bei Chalkokondylas, wie man bei dieſen nämlichen Autoren *ὁ Μορεᾶς, Μορέας* und *Μωραίας*, gefunden hat; das eine ſo gut wie das andere gegen alle Natur der griechiſchen Sprache. Daß aber Miſtra und Lacedämon nicht eine und dieſelbe, ſondern zwei verſchiedene und zu gleicher Zeit neben einander beſtehende Städte ſeyen, erklärt ſchon Chalkokondylas aus dem fünfzehnten Jahrhundert ganz deutlich, da er ſchreibt: „In Lakonien am Fuße des Taygetus liegt eine griechiſche Stadt, ſtark bevölkert und reich, achtzehn Stadien (etwas mehr als dreiviertel Stunden) von Alt-Sparta entfernt.“ *) — Dagegen heißt es in der Fran-

---

*) *Ἐπι μεν οὐν τὴν Σπάρτην, ἐς τὴν ὑπώρειαν τοῦ ταϋγέτου, οἰκεῖται πόλις Ἑλληνικὴ εὐδαίμων. διέχει δὲ ἀπὸ τῆς παλαιᾶς πόλεως καὶ τοῦ Εὐρώτα σταδίους ὡσεὶ ὀκτωκαίδεκα.*
Chalcocondyl. lib. 9, p. 195 edit. Venet.

Franken-Chronik: „Eine Stunde weſtwärts von Lace„dämon, auf einer Bergſpitze, baute Wilhelm Villehar„duin (im dreizehnten Jahrhundert) ein Caſtell und nannte „es Meſithra (Miſiſtra, μεσιθρᾶ)." Dieſe Chronik ſetzt aber nicht bei, daß am Fuße des Schloßberges ſchon eine Ortſchaft Miſiſtra lag, nach welcher er das neuerbaute Bergcaſtell benannte. Wie wäre denn ſonſt etwa dieſem franzöſiſchen Edelmann der Name Miſiſtra eingefallen? Der nämliche baute aber auch an der Weſtſeite des Taygetus zwei Felſenburgen, welche er nach den beiden, unten an der Seeküſte gelegenen Städtchen Leuktron und Maina nannte. Mit vollem Rechte ſchreibt deßwegen Laguilletière ſchon im vorigen Jahrhunderte: Miſithra iſt der Name eines kleinen Berges und eines Baches, an welchem die Stadt Miſithra gelegen iſt. *) Am Fuße dieſes kleinen Kegelberges erwuchs aus einer alten ſlaviſchen Anlage im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts, wie am gehörigen Orte zu zeigen iſt, die heutige Stadt Miſtra oder Miſiſtra, oder Miſithra, in gleichem Maße zu Blüthe und Kraft, als das Byzantiniſche Neu-Lacedämon in Ruin und Verödung ſank. Daß aber ein Berg, ein Bach und eine Ortſchaft mit Namen Miſithra ſchon vor dem dreizehnten Jahrhundert und vor der Eroberung Morea's durch die Franken da geweſen ſey, läßt ſich ausdrücklich und urkundlich nicht beweiſen, weil vom ſechsten bis ins zwölfte Jahrhundert über den Pelo-

---

*) La guilletière Lacédémon ancienne et moderne, nach Martinieres geogr. Lexikon citirt.

ponnes Niemand geſchrieben hat. Jene Kritiker alſo, die nichts zulaſſen und nichts glauben, als was mit dürren Worten in alten Büchern geſchrieben ſteht, wird man wohl niemals bereden können, daß Wilhelm Villehardin ſein neugebautes Schloß Miſithra nach einem ſchon vorher beſtandenen Orte dieſes Namens genannt habe. Unterdeſſen iſt die Sache ſelbſt außer Zweifel, da noch am Schluſſe des ſiebzehnten Jahrhunderts die Bewohner von Miſtra ſelbſt Herrn Fourmont verſicherten: ein Frankenhäuptling, Meſſir Wilhelm mit Namen, habe ihre Stadt zuerſt befeſtiget, in der Abſicht die Bürger von Lacedämon herbeizuziehen. *) Wäre dieſes Wort aus einer Frankenſprache entlehnt, wie zum Beiſpiel die Benennungen der Burgen Saint-Omer, Hirondelle und Bellevue in Elis, ſo würde ich ſelbſt geſtehen, daß Miſithra's Name aus fränkiſchem Genius entſprungen und keine Spur ſlaviniſcher Verwandlung in jener Nachbarſchaft Lacedämons je geweſen ſey. Auch wenn Miſithra ein griechiſches Wort wäre, könnten wir das Argument völliger Ueberſchwemmung und Umwälzung des Eurotasthales durch die ſcythiſchen Slaven wohl kaum mit haltbaren Gründen unterſtützen. Wer wird aber in dem Namen Miſithra, μισιθρᾶς, oder Miſtra einen fränkiſchen oder griechiſchen Sinn zu

---

*) Si l'on en croit le Mistraites, c'est un chef de france, nommé Messire Guillaume, qui a commencé les fortifications de leur ville, dans le dessin d'attirer les Spartiates.

Mémoires de l'Académie des Inscriptions 7. p. 356.

entdecken vermögen? Schon La guilletière legte den Miſtraïten ſeiner Zeit die Frage vor: was der Name ihrer Stadt eigentlich bedeute? Und man ſagte ihm: Miſtra bedeute Ziegenkäſe. Mit dieſer Erklärung hat man ſich bis auf unſere Zeiten herab begnügt. Selbſt Leake ſcheint noch dieſer Meinung zu huldigen. *) Daß aber Ziegenkäſe weder in irgend einem germaniſchen, lateiniſchen oder griechiſchen Dialekte Miſithra heiße, iſt zu beweiſen unnöthig, da die Natur des Namens und ſeine ganze Phyſiognomie deutlich genug das Gegentheil anſchaulich machen. Aber auch in keinem zwiſchen Korinth und Belgrad, zwiſchen der Donau und Wolga geſprochenen Slavendialekte hat Miſithra die angegebne Bedeutung. **) Frage man einen pommerſchen Landmann, was Stargard, einen ſächſiſchen, was Bervena, einen ſteyerſchen, was Biſtritza, und einen Moraïten, was Miſtra bedeute, und alle werden die gleiche Unkunde verrathen, weil die Sprache ihrer Urväter ſchon längſt erloſchen iſt.

In Venedig wird heute noch eine Art Liqueur, mit welchem man das Trinkwaſſer von ſeinem Sumpfgeſchmacke zu reinigen pflegt, Miſtra genannt, weil er in der Stadt dieſes Namens zur Zeit der venezianiſchen Oberherrſchaft über den Peloponnes in vorzüglicher Güte zubereitet und nach Italien verführt worden iſt. Wollte nun deßwegen Jemand behaupten, Miſtra bedeute Liqueur, ſo wäre dieſes eben ſoviel, als wenn man ſagen wollte: Portoricco bedeute Rauchtabak, Mokah Kaffebohne, Cognac Branntwein und Greco einen wallachiſchen Regenmantel, da doch Jedermann weiß, daß dieſe Producte in der Handelswelt von den Gegenden, in welchen ſie entweder durch die Natur oder durch den menſchlichen Kunſtfleiß hauptſächlich hervorgebracht oder verkauft werden, ihren Namen erhalten haben. Eben ſo verhält es ſich mit der Erklärung des Herrn Laguilletière. In dem Handelsverkehr wurde eine Art peloponneſiſcher Ziegenkäſe Miſithra genannt, weil er in der Gegend dieſer Stadt ehemals in großer Menge, und wegen der aromatiſchen Kräuter der Weideplätze in beſonderer Vortrefflichkeit bereitet und in das Abendland verführt worden iſt.

---

*) Leake Researches etc. p. 385 Note.

**) In allen dieſen Ländern ſlaviſcher Zunge heißt Kosji Sir Ziegenkäſe.

Mit all dem hat man aber nur ſoviel dargethan, daß Miſithra weder ein fränkiſches noch ein griechiſches Wort iſt, und auch nicht Ziegenkäſe bedeutet. Was iſt es nun aber für ein Wort und was bedeutet es?

Die doppelten Leſearten der Byzantiniſchen Chroniken zeigen klar, daß man im Peloponnes Meſiſtra und Miſiſtra (μεσιθρᾶ, μισιθρᾶς, μησυθρᾶς) geſprochen und geſchrieben habe. Die Endſylbe ſtra kann in keine Betrachtung kommen, weil ſie hier eben ſo wenig zum Wortſtamme gehört als in den Eigennamen Platani-ſtra, Kuma-ſtra, Miſi-czra und Eli-ſtra. Es iſt dieſes ſtra eine allgemeine Termination ſlaviſcher Eigen- und Appellativnamen, wie die Sylben ova, itza, iſta, aſt und oſt. Plataniſtra, ein Dorf in Argolis, bezeichnet einen mit Platanen bewachſenen Ort, Kumaſtra ein in bergichten

Gegenden belegenes Dorf, Eliſtra aber ein Tannengehölz, eine mit Tannenbäumen beſetzte Gegend, auch das durch Tannenwälder rinnende Waſſer; und iſt bekanntlich der ſlaviſche Name des Elſterfluſſes in Sachſen, abgeleitet von dem ſlaviſchen Subſtantiv Eli, die Tanne. *) Wir haben alſo hier nur über Meſi oder Miſi zu entſcheiden, können aber durch eine hinlängliche Anzahl von Orten, die in alten und neuen Slavenländern zwiſchen Korinth und dem baltiſchen Meere heute noch zu finden ſind, die ſlaviſche Natur dieſer Namen beweiſen. Oder wird Jemand glauben, daß Meſo in Pommern, Meſen-Dorf in der Alten-Mark, Miſa in Böhmen, Miſa in Kärnthen, Meſia und Miſa (Meißen) in Sachſen und endlich Miſi-czra in Bosnien und Miſtra im Herzen von Alt-Rußland einem andern Volke und einem andern Sprachſtamme angehören als Miſi-ſtra und Miſtra im Peloponnes? **)

Was nun das pommerſche Meſo und Meſen, das ſächſiſche Meißen und das böhmiſche Miſa bedeutet, denſelben Sinn hat auch das peloponneſiſche und das ruſſiſche Miſiſtra oder Miſtra. Kann man aber verlangen, daß die deutſchredenden Bürger von Meißen heute noch den Sinn verſtehen, welchen ihre ſlaviſch redenden Urvorältern vor mehr als tauſend Jahren mit dem Namen Meſia oder Miſa verbanden? König Heinrich der Erſte fand bei ſeinem ſiegreichen Vordringen in die Slavenländer an der Elbe ein Flüßchen und eine Ortſchaft Miſa (Meißen), baute ein Caſtell auf der Höhe und nannte es nach dem unten am Fuße des Berges liegenden Orte Meißen, wie Villeharduin für ſeine neuerrichtete Burg Meſithra den Namen von dem Slavendorf, Fluß und Berg gleiches Namens entlehnte. — Sollen ſo viele Aehnlichkeiten nur Spiel des Zufalles, und dieſe ganze Anſicht und Erklärungsweiſe nur leere Täuſchung ſeyn? *) —

---

*) Stulli Tom. I. p. 5 in voc. Abies. — Chronic. Gottvicens. Tom. I. p. 570.

**) Daß ſlaviſche Sylben auf i und e von den Deutſchen gewöhnlich in ei oder ie verwandelt werden, iſt durch hundert Beiſpiele zu erweiſen. Man denke nun an Beiſtritz für Biſtritza, Neiße für Nice, Leipzig für Lipzk, Zeitz für Citiza u. ſ. w.

Von den Veränderungen und den Schickſalen der Oſtküſte Morea's im Allgemeinen, ſo wie von der Provinz Lakonia insbeſondere ſoll jetzt genug geſprochen ſeyn. Zur Vollendung des Ganzen fehlet nur noch eine Erläuterung und eine hiſtoriſche Beſtimmung der Namen Maïna und Mainoten, von welchen wir in Kürze das Nöthige bemerken wollen.

Es iſt ganz gleich, ob ich Maïna, Mania oder Mani (μάνη); Mainaten, Maniaten oder Manioten ſchreibe und ſpreche, weil alle dieſe Namen im

---

*) Wie das ſlaviſche Meſo und Meſen-Dorf in Pommern, ſo bedeutet auch Meſithra ohne Zweifel nichts anderes als Gränze, ein Name, der die Lage dieſes Ortes auf der Scheidelinie zwiſchen der Thalebene des Eurotas und dem hohen Bergrevier von Meilngos recht treffend bezeichnet.

Deutſchen ein und daſſelbe bedeuten. *) Vor der ſlaviſchen Revolution iſt dieſer Name im Peloponnes unbekannt, und ſoviel man weiß, iſt Conſtantin Porphyrogeneta der erſte Byzantiniſche Scribent, der von einem Caſtrum *Μαΐνα* Meldung thut. Dieſer Ort, ſagt er, liegt an der Seeküſte jenſeits Ezeron, und ſeine Bewohner ſind nicht von dem Geſchlechte der Taygetiſchen Slaven, ſondern Nachkommen jener Romäer, die man heute noch Hellenen nennt, und welche vor Alters Heiden waren. **) Ueber Lage und Nationalität von Maïna und der Maïnoten könnte man nicht einfacher und deutlicher ſprechen. Es muß deßwegen hier vor Allem einer irrigen Meinung geſteuert werden, die in Europa ſo zu ſagen allgemein herrſchend iſt, und zu vielen Verwirrungen Anlaß gibt. Wir ſind nämlich gewohnt, nicht nur die Bürger der heute noch blühenden Seeſtadt Maïna, ſondern auch die Bewohner des ganzen Striches von Cap Tänarus bis Calamata hinauf und ſogar die Völkerſchaften des langen und breiten Bergrückens zwiſchen dem Flußbette des Eurotas und dem Golf von Meſſenien bis tief in Arkadia hinein, Maïnoten zu nennen und in dieſer Weiſe den Begriff, welcher urſprünglich nur einer Stadt mit ihrer nächſten Umgegend eigen war, über einen großen Theil des Peloponneſes auszudehnen. Dieſer Irrthum ſchreibt ſich aus den

---

*) *Μανία* die Raſerei, die Wuth.

**) Constantin. Porphyrogen. de Administrat. Imp. Pars 2. cap. 52.

neueren Zeiten her, in welchen die Venetianer Herrn der Halbinſel waren und dieſelbe in drei Statthalterſchaften eintheilten, von welchen il brazzo di Maina das ganze alte Lakonien mit einem Theile von Arkadien umfaßte.

Den Namen Maïna kennt Pauſanias noch nicht; auch zu Procopius Zeiten, in der Mitte des ſechsten Jahrhunderts, geſchieht von dieſem Orte keine Erwähnung, und doch ſagt Porphyrogennetos: die Bewohner des Caſtrums Maïna ſeyen aus dem Geſchlechte der Hellenen. Am Cap Tänarus, welches die Neugriechen Matapan nennen, fand Pauſanias den Hafenort Achilleus und auf dem Vorgebirge ſelbſt einen Neptuntempel mit vielen Heiligthümern und einer wunderbaren Brunnquelle. Ungefähr zwei Stunden nördlich ſah er die Stadt Cänepolis, welche früher ebenfalls Tänarus genannt wurde. Anderthalb Stunden weiter lagen die Ruinen von Hippola und ganz in der Nähe Hafen und Stadt Meſſapolis. Von hier bis Vitylo, welches auch heute noch bewohnt wird, zählt er hundert fünfzig Stadien, oder ungefähr ſieben Stunden. *) Cänepolis wurde zwar durch Geiſerich im fünften Jahrhunderte zerſtört; hundert Jahre nachher fand es aber Procopius doch wieder hergeſtellt und als Zwiſchenſtation der Byzantiniſchen Flotten auf ihrer Fahrt ins Abendland ſtark beſucht. Während der Slavenkataſtrophe verſchwinden Cänepolis und Meſſapolis völlig und werden nie mehr ge-

---

*) Pausanias in Lacon. cap. 35.

nannt. Was aber heut zu Tage in dieſem Winkel Morea's an alten Namen, Orten und Ruinen noch zu finden ſey, und welchen Dialekt die Bewohner deſſelben ſprechen, iſt noch nicht hinlänglich erforſcht. Und wir vermögen nicht zu beſtimmen, wie weit ſich auf dieſer Seite die Taygetiſchen Slaven, d. i. die Milingioten, dem Strande genähert, welche Dörfer und feſte Orte ſie angelegt, und welchen Gebirgsbächen ſie ſlaviſche Benennungen gegeben haben, weil die Reiſebeſchreiber gewöhnlich nur von Hörenſagen ihre topographiſchen Gemälde entworfen haben, Leakes gründliche und auf Selbſtanſicht gegründete Forſchungen über dieſe Gegenden aber noch nicht erſchienen ſind. Unterdeſſen iſt allgemein bekannt, daß Hafen, Stadt und Burg Maïna mit einem waſſerarmen und ſchwer zugänglichen aber ölreichen Gebiete an dieſer Küſte liegt. Ob dieſe Stadt geradezu das alte Meſſapolis oder ein in ſeiner Nähe neuerbauter Sammelplatz der alten helleniſchen Küſtenbewohner ſey, gehört gar nicht zur Sache, weil über griechiſche Form und Bedeutung des Wortes Maïna eben ſo wenig ein Zweifel zu erheben iſt, als über das griechiſche Blut der Bewohner im zehnten Jahrhundert. Wiſſen wollen wir nur: warum dieſe ebengenannte Griechenſtadt Maïna und ihre Bürger Mainoten oder die Raſenden heißen, und bei welcher Veranlaſſung dieſe Benennung etwa entſtanden ſey?

In keinem alten Buche findet man über dieſen Gegenſtand die leiſeſte Andeutung, und am allerwenigſten würden die Mainoten ſelbſt irgend einen Grund ihrer Nominalmetamorphoſe dem wißbegierigen Fremdling zu ſagen im Stande ſeyn. Man muß aber deßwegen die Hoffnung nicht verlieren, da das Wort Maina ſelbſt und die Zeiten, innerhalb welcher es erwachſen iſt, ſeinen Urſprung nicht undeutlich verrathen.

Im fernen Orient, auf ſchwer zugänglichen Höhen der Gebirgsketten Irans, gegen Bactriana, gegen den Caucaſus, auch nordöſtlich von Suſiana, wohnten wilde Volksſtämme, Mardi genannt. *) Von Krieg und Raub in wilder Freiheit lebend beugten ſie ihren Nacken nicht unter das Joch der weltherrſchenden Könige Aſiens und wurden in der alten Sprache Irans vorzugsweiſe Mard, d. i. Männer genannt. **) Mardi mit einer Stadt Marde waren ferner in den kurdiſchen Gebirgen an der Weſtſeite des Tigris, wo heute noch eine Stadt Merdin bewohnt wird.

In der Mundart der oft beunruhigten und ausgeplünderten Bewohner des Flachlandes wurde gar bald das Wort Mard gleichlautend mit Gebirgsräuber, Raſender, Tollkühner.

Als in den erſten Zeiten des ſiebenten Jahrhunderts Chosrev der Zweite den Orient verheerte und die Bevölkerung der chriſtlichen Provinzen zur Verzweiflung brachte, bildete ſich zu Byblos in Phönizien eine kleine Stadt aus Bewohnern des Gebirges Libanon, welche gegen die perſiſchen Beſatzungen in Tripolis und gegen die herren- und planlos den Orient durchplündernden Räuber-Compagnien den niemals ruhenden Kleinkrieg begannen. Ihre Stellung in den Schluchten des Libanon, die Anarchie und Hülfloſigkeit des Morgenlandes, und die Natur der Dinge ſelbſt, welche ohne Zuthun der Gewaltigen für alle Uebel ein Heilmittel und in der letzten Verzweiflung ganzer Welttheile auf unbekannten Wegen den Pfad zur Rettung zeigt, kamen dem Muthe dieſer Männer zu Hülfe; und Byblos ward bald zum Eckſtein, um welchen ſich Alles ſammelte, was in Aſien Muth beſaß und die Freiheit liebte. Es kamen aus den Ländern gegen Morgen große Schaaren glaubenseifriger Chriſten zum ſtreitbaren Häuptling im Gebirge Libanon; es waren ihrer bei vierzigtauſend; ſie nannten ſich Maroniten (Mardaiten), und bauten Städte im Gebirge. Niemand wußte, aus welcher Gegend Aſiens ſie kamen. *). Um die Zeit ihrer Wanderung hatte die Gluth des mohammedaniſchen Glaubens den Orient in Flammen geſetzt und die Kinder der arabiſchen Wüſte über nahe und ferne Länder ausgegoſſen. Gleicher Feuermuth und Glaube hatte die Maroniten im Libanon entzündet, und ſie erkannten ihre Beſtimmung, die abendwärts gelegenen Länder des Byzantiniſchen Reiches vor der allgemeinen Kombuſtion zu hüten und dem Strom des

---

*) Plin. lib. 6, cap. 16 et 27.

**) Dieſe Bedeutung hat das Wort Mard in der Pehlviſprache, und auch im Neuperſiſchen heißt heute noch Merd der Mann.

---

*) D. h. die Byzantiniſchen Chronikſchreiber wußten es nicht. — Sie waren aus den Gegenden am Tigris, das iſt aus Kurdiſtan und Aſſur gekommen, und nannten ſich Mardaiten.

Verderbens einen Damm entgegenzuſetzen. Die neuen Kämpfer ſtreiften bis Jeruſalem und Damascus, und die ſaraceniſche Bevölkerung entwich aus allen Gegenden in der Nähe der Bergkette Libanon. Im islamitiſchen Morgenlande wurde ihnen deßwegen der Name Mardaiten d. i. Räuber, Raſende, Wüthende gegeben, wie man zur Zeit der letzten allgemeinen Militärherrſchaft in Europa mit der Benennung Räuber, Brigands, Enragés alle jene bewaffneten Kriegshaufen brandmarkte, welche hie und da der Knechtſchaft Trotz boten.

Durch die elenden Regenten in Conſtantinopel, für deren Unterthanen und Vorfechter ſich die Mardaiten im Libanon jederzeit angeſehen und erklärt hatten, wurden ſie im Kampfe gegen die Ungläubigen nicht im geringſten unterſtützt; vielmehr war ihr Glück, ihr Muth und Freiheitsſinn an jenem Hofe mehr als verdächtig. Despotiſche, ſchwache und ſchlechte Regierungen halten muthvolle und von kriegeriſchem Geiſt beſeelte Unterthanen für weit gefährlicher als große Heere auswärtiger Feinde. Als daher im Jahre 686, unter dem Chalifen Abdulmelik und Juſtinian dem Zweiten der erſte Frieden zwiſchen Chriſten und Mohammedanern geſchloſſen wurde, ward in einem geheimen Artikel ausbedungen, der Kaiſer ſolle die Kraft der Mardaiten ſo weit ſchwächen, daß ſie nicht mehr ſtark genug wären, die Streifzüge gegen die mohammedaniſchen Länder fortzuſetzen. Hinterliſtig drang Juſtinian in ihre Städte und Feſtungen, ließ die Häuptlinge in Byblos bei der Mahlzeit ermorden und führte zwölftauſend der tapferſten Männer mit ihren Familien unter dem Vorwande kaiſerlichen Dienſtes aus dem Heimathlande, um ſie theils in Klein-Armenien und an der ſüdlichen Tauruskette, theils auch in Thracien anzuſiedeln. *) Die Zurückgebliebenen waren zu ſchwach, um den Kampf gegen den Islam noch länger zu beſtehen. Der Friede wurde bald gebrochen, und die Mohammedaner überſchwemmten von dieſer Zeit an ohne Hemmniß Anatolien, weil Juſtinian, nach dem Ausdrucke des Chroniſten, die Mardaïten, dieſe eherne Gränzmauer des Reiches, in ſeiner Thorheit vom Gebirge weggeführt hatte.

Weiter verfolgen die Byzantiniſchen Chronikſchreiber die Schickſale dieſes merkwürdigen Volkes nicht. Es beweiſet aber eine Stelle in dem Leben des Kaiſers Baſilius des Macedoniers offenbar, daß eine Abtheilung dieſer Kriegerkaſte bleibende Quartiere im Peloponnes erhalten hat. Oder was heißt denn die Phraſe: *ἀπὸ τῶν κατὰ Πελοπόννησον Μαρδαϊτῶν*, wenn nicht: von den im Peloponnes wohnenden Mardaïten? **) Sey es nun, daß man die Mardaïten vor oder nach Unterjochung der ſlaviſchen Tzupanien im Innern Morea's auf die Küſten dieſes Eilandes verpflanzet habe, ſo hätte man ihnen in keinem Falle einen Siz einräumen können, welcher der Heimath, der Gemüthsart und der Beſtimmung dieſes

---

*) Theophanes pag. 302. Edit. Paris.

**) Constant. Porphyrog. Vit. Basil. Macedon. cap. 70. pag. 142. Edit. Venet.

Volkes angemeſſener wäre, als jener ſüdliche Theil des lakoniſchen Bergrevieres, wo wir heut zu Tage Maïna ſehen, und wo die Herrſchaft des Byzantiniſchen Hofes niemals erloſchen war. Hier hatten ſie, wie am Libanon in Aſien, wie am Südrande des Taurus in Pamphylien, Gebirg und See und Feinde zu Waſſer und zu Lande auf ewige Zeiten. Die Raubzüge der Milingioten und die ununterbrochenen Angriffe der africaniſchen und ſpaniſchen Mohammedaner auf die Küſten Morea's und der umliegenden Inſeln gaben ihrem kriegeriſchen Feuer, ihrem brennenden Glaubenseifer ſo wie ihrer unerſättlichen Beuteſucht erwünſchte Nahrung. In den Ueberreſten der alten Küſtengriechen fanden ſie eifrige Bundesgenoſſen und Mitarbeiter in Raub und Streit zu Waſſer und zu Lande. Der Name Mardaït verſchwindet, und es erſcheint in jener Gegend der Halbinſel auf einmal eine Stadt Maïna und ein Volk der Maïnaten. Maïna iſt aber die wörtliche Ueberſetzung von Marde, und Maïnaten die wörtliche Ueberſetzung von Mardaïten. — Was könnte wohl einfacher, und der Wahrheit gemäßer erſcheinen als dieſe Erklärung? Hiermit iſt nicht geſagt, daß die Bürger des Caſtells Maïna aſiatiſche Mardaïten ſeyen, da Porphyrogenitus ausdrücklich beiſetzt, ſie ſeyen Kinder der alten Hellenen des Landes.*) Nur in die allgemeine, von den Mardaïten abgeleitete Benennung wurden ſie hineingezogen, wie z. B. alle jene Gallier und Franken, die in Rouen wohnten, nach Beſetzung dieſer Stadt durch die Normannen, nicht mehr Gallier oder Franken, ſondern ebenfalls Normannen heißen. Lange mag auch der kurdiſche Name Mardait neben dem neugeſchöpften Mainat im Schwunge geweſen ſeyn. Im Laufe der Zeiten aber rann Sprache, Sitte und Benennung der Mardaïten und der alten doriſchen Griechen in Eins zuſammen, jedoch daß auch hier, wie allenthalben, wo ſich Fremde mit Hellenen miſchen, die Redeweiſe der letzteren herrſchend blieb und das ausländiſche Element verzehrte. In Sitten und Gebräuchen dagegen will man heute noch einige Aehnlichkeit zwiſchen den Kurden (beſonders der Völkerſchaft Jeſidis in Aſſyrien, wo das alte Marde, Mardin oder Mardia liegt), und den Mainaten Morea's entdecken, indem auch bei dieſem letztgenannten Volke die Braut keine Morgengabe, wohl aber der Vater vom Bräutigam eine Vergütung für den Verluſt der Tochter im Hausweſen erhält. Dieſer Umſtand gibt der vorangegangenen Erklärung ein neues und nicht unbedeutendes Gewicht, da bei der übrigen Bevölkerung Morea's bekanntlich das Gegentheil ſtatt findet. Hiezu rechne man auch noch die Bemerkung, welche Codinus über die Mardaïten an der Seeküſte Pamphyliens macht, um ein neues Belege für unſere Meinung

---

*) Ἰστέον ὅτι οἱ τοῦ κάστρου Μαΐνης οἰκήτορες οὐκ εἰσὶν ἀπὸ τῆς γενεᾶς τῶν προῤῥηθέντων Σκλάβων, ἀλλ' ἐκ τῶν

παλαιοτέρων Ῥωμαίων, οἱ καὶ μέχρι τοῦ νῦν παρὰ τῶν ἐντοπίων Ἕλληνες προσαγορεύονται.
De Administrat. Imp. cap. 50. pag. 109. Edit. Venet.

zu finden. Es iſt eine alte Sitte, ſchreibt er, daß der Mardaïten-Capitan von Attalia geradezu vom Kaiſer ernannt wird. *) Hat ſich nicht eben dieſe Sitte auch beim Volke der Maïnoten bis zum Ausbruche der gegenwärtigen Revolution erhalten? Der Hof von Conſtantinopel ernannte einen Häuptling von Maïna und bezog einen mäßigen Tribut, ohne ſich weiter um die innere Verwaltung dieſer wilden Gegend zu bekümmern. Im zehnten Jahrhundert zahlten die Maïnoten vierhundert Goldſtücke an die kaiſerliche Schatzkammer und die Ernennung des Capitans erfolgte im Namen des Kaiſers durch den Militärſtatthalter von Morea, der ſeinen Sitz auf der Burg Akrokorinth hatte. **)

An Lakonien reihet ſich das alte Küſtenland Meſſenia, in welchem die Städte Cypariſſia, Pylus, Methone, Corone, Meſſene mit ſeiner furchtbaren Mauer, und die Flecken Carnaſion, Aſine, Colonides, Electra, Limnä und Calamä am Schluſſe des zweiten Jahrhunderts noch ſtanden. Auch der Fluß Pamiſus auf der fetten Thalebene von Steniclarus prangte noch mit ſeinem alten Ruhme und mit ſeinem alten Namen. Aus allen dieſen Orten hatten ſich am Schluſſe des zwölften Jahrhunderts nur die beiden Seefeſtungen

Mothone

---

*) *Τρόπος ἐκράτησε παλαιὸς τῷ Καπιτάνῳ Μαρδαϊτῶν Ἀτταλίας παρὰ τοῦ Βασιλέως δηλονότι προβάλλεσθαι.*

Codin. histor. Byzant. apud Hammer Geſchichte des osmaniſch. Reichs. Tom. 2. pag. 445.

**) Constantin. Porphyrogen. de Administ. Imp. Pars. 2, cap. 52.

Mothone und Korone mit einigen benachbarten Dorfſchaften am Strande unverändert bei ihrem alten Namen erhalten. Alles Uebrige hatte der Sturm niedergeriſſen und verwandelt. Unterdeſſen ſind von der ſlaviſchen Topographie dieſer Gegend Morea's gerade die wenigſten Notizen bis zu unſerer Kunde herabgekommen. Sie reichen aber dennoch hin, um zu beweiſen, daß ſich die aus dem Innern verdrängten alten Peloponneſier nur an einigen Punkten des Strandes gegen die barbariſchen Coloniſten halten konnten. Die Albaneſen und Osmanli, welche nach den Slaven, Byzantinern und Franken den Peloponnes überſchwemmten, haben an vielen Gegenden dieſes Eilandes, beſonders aber in Meſſenien, die Spuren der drei vorangegangenen Revolutionen gänzlich vertilgt, ſo daß albaneſiſche und türkiſche Ortsnamen und Bewohner einen großen Theil des moraïtiſchen Bodens bedeckten. Wie ſich Meſſenia jetzt zeigt, ſind Vierneuntel der Ortsnamen Franco-Neugriechiſch, drei andere Neuntel Turco-Albaneſiſch, und Zweineuntel Slaviſch. Von den rein neugriechiſchen, ſchon im dreizehnten Jahrhundert bekannten Städten müſſen wir Arkadia berühren. Auf einem weit ins Meer hinausragenden Felſen ſahen die Franken das Caſtell, und am Fuße deſſelben die Stadt und den Hafen Arkadia. *) Pauſanias kennt dieſen Namen nicht. Wann und wie iſt er entſtanden? Wie Monembaſia auf

---

*) Le Chateau (Arcadia) situé sur la mer et dominant le port. Chronique pag. 127.

der Morgenſeite der Halbinſel, ſo verdankte auf der Abendſeite Arkadia Urſprung und Namen ohne Zweifel Bürgern der Landſchaft Arkadia im Innern, die zur Zeit des Slaven-Einbruches auf die Küſte hinabflohen, wo ſie ſich gegen die Wilden um ſo leichter beſchirmen konnten, da letztere nicht zu Schiffe, ſondern zu Lande nach Griechenland gekommen waren. Zur Erinnerung an die verlaſſene Heimath hat man dem neuen Zufluchtsorte, ſey es, daß er auf den Ruinen des alten Städtchens Cypariſſia oder in ſeiner Nähe gegründet wurde, den Namen Arkadia gegeben. Ich weiß wohl, daß dieſes nur eine Meinung, nicht eine auf geſchriebene Urkunden geſtützte hiſtoriſche Wahrheit iſt. Man muß ſich aber gleichwohl mit dieſer Anſicht begnügen, bis etwas Gründlicheres über die Entſtehung dieſes feſten Seeplatzes ausgemittelt wird.

Am Strande fortrückend ſtießen die Franken nach der Bezwingung Korons auf das Caſtell Kalamata, woran freilich das claſſiſche Kalamä des Pauſanias nicht zu verkennen iſt. Deſſen ungeachtet iſt es doch nicht ein und derſelbe Ort, weil der Flecken Kalamä landeinwärts (μεσόγαιος) lag, Kalamata aber nach dem einſtimmigen Zeugniß aller neueren Reiſeberichte nahe am Strande und auf einer Stelle gebaut iſt, auf welcher im Alterthum keine Häuſer ſtanden. Man vergeſſe nicht, daß beim allgemeinen Unglücke im ſechsten, ſiebenten und achten Jahrhundert die Seeküſte allein Rettung gab vor einem Feinde, der kein Fahrzeug hatte. Uebrigens war dieſes Kalamata im Jahr 1205 nur dürftig bewohnt, unanſehnlich und einem befeſtigten Kloſter ähnlich. *) Selbſt die wohlbefeſtigte Seeſtadt, welche heut zu Tage Modon heißt, iſt nicht mehr das alte Mothone oder Methone, deſſen Ruinen nach Gell 2700 Schritte öſtlich von Modon zu ſehen ſind. Zur Kirche von Modon gehörte um 1216 das Dorf Zagora im benachbarten Gebirge. **) Dieſer Name findet ſich in allen Gegenden Griechenlands, und überhaupt wohl zwölfmal zwiſchen Modon und Belgrad; allzeit aber in bergichten Landſtrichen. Zagora bedeutet auf Slaviſch Ennetberg, hinter dem Berg, auch im Gebirg und kann im Deutſchen mit Berg oder Bergheim überſetzt werden. ***) Oeſtlich von Modon liegt Selitza, deſſen gleichfalls ſlaviſchen Urſprung man ſchon früher beim Selitza am Taygetus erwieſen hat. — Der liebliche Fluß Pamiſus wurde durch die neue Bevölkerung Pirnatſcha genannt, und wo ehemals Pylos war, hatte ſich eine Horde Avaren niedergelaſſen und einen Ort Avar (griechiſch Ἀβαρῖνος) erbaut. In der Nähe deſſelben heißt ein Küſtenfluß heute noch Dſchimova und eine ſandige Ebene in derſelben Gegend wegen des Tannengehölzes Jalova, welches das in Illyrien jetzt noch übliche Adjectiv von Jalva, die Tanne, iſt.*) Wenn man von dem nördlichen Gränz-

---

*) Chronique pag. 128.

**) Ducange Histoire de Constantinople sous les Empereurs français.

***) Za bedeutet pône, trans, in. — gora, Môns.

****) Es iſt äußerſt ſchwierig, den wahren alten Sinn dieſer von verſchiedenen Nationen verſchieden geſprochenen und paſſe Kliſſura auf die meſſeniſche Ebene herabſteigt, trifft man den reißenden Bergbach Kalka, der ſich in den Schwarz-Zumena ergießt und endlich in den Golf von Koron ſtürzt. Links von der Straße ſieht man ein Dorf Bug-a.*) Sind aber die Namen Kalka, Zumena und Bug nicht alle drei in Südrußland und in Podolien zu finden? Oder iſt es nöthig, zu beweiſen, daß die im Innern liegenden Ortſchaften Wolemi, Andruzza, Piparitza, Miſchka und Belemina nicht griechiſche, ſondern ſlaviſche Namen haben? Wenn es wahr iſt, daß μάτι im Bulgar-Griechiſchen nicht nur Auge, ſondern auch Quelle bedeutet, ſo iſt der Name der Ortſchaft Mauromati an den Ruinen von Meſſene, offenbar nur eine Ueberſetzung des alten Slavennamens Tſchernavoda, was im Deutſchen Schwarzwaſſer, Schwarzenbrunn bedeutet. Eben dieſen Sinn ſoll nach Pouquevilles Erklärung auch Mauromati haben.**) Tſchernavoda und Dovravoda (Gutenbrun) ſind

---

geſchriebenen Wörter zu entziffern. Sollte man z. B. in Jalova die erſte Sylbe auf franzöſiſche Weiſe ausſprechen, würde ſie der ſlaviſchen Sylbe ЖА entſprechen, und der Name ſelbſt Stachelicht bedeuten, von ЖАЛО Stachel.

*) William Gell Itinerar. pag. 26. der deutſchen Ueberſezung.

**) So wie man Μαυρομάτι ſchreibt, muß es mit Schwarzenbrunn überſezt werden. Denn ομμάτι heißt im Neugriechiſchen wirklich der Brunn, das abgekürzte μάτι aber Auge.

zwiſchen dem Golf von Korinth und der Donau nicht ſeltene Namen.

Wenn in jenen Gegenden Morea's, welche man nach alter Art zum Gebiete des Eurotas Fluſſes, zur öſtlichen und weſtlichen Abdachung der lakoniſchen Gebirge und zum Küſtenlande Meſſenia rechnet, doch hin und wieder einige alte Namen mit Ueberbleibſeln alter Hellenen den Sturm der Slaven-Revolution des ſechsten und der folgenden beiden Jahrhunderte überlebten: ſo iſt uns doch dieſe tröſtliche Bemerkung von jenen Ländern der Halbinſel, die man zum Flußgebiete des Alpheus zählet, leider nicht vergönnet. Es fallen in dieſen Theil unſerer Prüfung vorzüglich die beiden alten Provinzen Arkadia und Elis in ihrer ganzen Ausdehnung, d. i. das eigentliche Herz und Mittelland des Peloponneſes mit dem größeren Theile der Weſtküſte zwiſchen dem Flüßchen Buzi (Neda) im Süd, und der Kamenitza im Nord. Hier iſt das eigentliche Morea, das eigentliche peloponneſiſche Slavinien zu ſuchen; hier haben ſich die Spuren der erlittenen Umwälzung bis auf unſere Tage am kennbarſten erhalten. Einer der ſchönſten und waſſerreichſten Ströme Griechenlands, der Alpheus, ſprudelt am Oſtrande dieſes neuen Slavoniens aus mehr als vierzig Quellen hervor, durchſchneidet es der ganzen Länge nach, nimmt alle zu beiden Seiten aus den meſſeniſchen und achäiſchen Gebirgen herabrinnenden Bäche in ſeinem Schooſe auf, und führet ſie zwiſchen Gehägen von Lorbeerroſen, Ahorn-, Nußbaum- und Platanenwäldern, an romantiſchen Schluchten und erinnerungsreichen Feldern vorüber, in tauſend Krümmungen in das joniſche Meer hinab.

Vieles hat Arkadien allerdings in Folge ſeiner demokratiſchen Stürme und der römiſchen Welttyrannei von ſeinem alten Glanze verloren; jedoch war es gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts keineswegs gänzlich an Städten verödet und von Bewohnern verlaſſen, wie es in den Zeiten des Auguſtus Octavianus durch Strabo geſchildert wird. Bewohnt waren zu Pauſanias Zeiten von den alten Städten des Landes noch Mantinea, Tegea, Orchomenus, Caphya, Stymphalus, Pheneos, Cynäthä, Clitor, Pſophis, Heräa Aliphera, Megalopolis, Pallantion, Lycoſura, Telphuſa und Phigalia. Unter dieſen war von Telphuſa und Aliphera die Hälfte, von Megalopolis aber der ſüdliche Theil eingefallen und verlaſſen. Lycoſura hatte noch den Mauerumfang, aber nur ein kleines Häuflein Bewohner. Von Aſea ſah Pauſanias noch die Schloßmauer und von Menali die Ruinen. Außerdem ſah er achtundzwanzig bis dreißig mehr oder weniger bewohnte —, und ungefähr vierzehn verlaſſene und zum Theil ſchon eingefallene Flecken, deren Namen zum Behufe eines anzuſtellenden Vergleiches unterhalb angefügt werden. *)

---

*) Bewohnte Flecken: Amilus, Carlä, Lycuria, Naſos, Condyleä, Rheunos, Soron, Argeathä, Lycuntes, Scotane, Sirä, Trophäa, Onclos, Buphagos, Gortys, Dipoenä, Thiſoa, Methydrion, Teythis, Callä, Heliſſon, Maratha, Anemoſa, Nymphas, Phädria, Phaläſiä, Scia und Baſſä.

Freilich mag das Reich der Verödung durch Alarichs und Geiſerichs Verwüſtungen ſeine Gränzen erweitert haben, und zur Zeit des Kaiſers Mauritius mancher Ort in Arkadien ohne Bewohner geweſen ſeyn, in welchem bei der Durchreiſe des Pauſanias Freude und bürgerliche Glückſeligkeit herrſchte. Hierüber das Genauere zu wiſſen, iſt eben ſo unmöglich, als für unſere Zwecke nutzlos, da wir nur zu unterſuchen haben, ob vor und nach der Einnahme des Peloponneſes durch die Slaven die gleichen alten Ortsnamen vorkommen, oder ob man neue und früher nicht gekannte, auch von erſteren weſentlich verſchiedene entdecken kann. Daß aber in der Zwiſchenzeit, welche von den Antoninen bis zum Einbruche der Scythen verfloſſen iſt, in dieſem Lande keine neue Niederlaſſung gegründet und keine neuen Städte oder Dörfer gebaut worden ſeyen, wird man uns wohl ohne Beweis gerne einräumen.

Von der Thalebene bei Mantinea, auf welcher Epaminondas gefallen iſt, wollen wir ausgehen, und bei den Quellen des Alpheus und den Landmarken Lacedämoniens und Meſſeniens vorüber, die Runde durch ganz Arkadien machen, um zu ſehen, welche Namen ſeine Städte und Dörfer am Ende des zwölften Jahrhunderts hatten. Auf dieſer eben genannten, ungefähr fünf Stunden langen und drei Stunden breiten Fläche ſtanden einſt die bei-

---

Verfallene Flecken: Caius, Paos, Melänä, Paroria, Zoetia, Baſilis, Thocnia, Thyräus, Hipſus, Phalanthos, Parätheos, Lycoa, Luſi und Berenthe.

Pausan. in Arcad.

den großen Städte Mantinea und Tegea. Von dieſen iſt während des großen Sturms kein Stein auf dem andern geblieben. Aus den Trümmern der erſten bauten die Slaven Goritza (Görz), und Nikli aus den Ruinen der zweiten. *) Nikli war im Jahre 1207 eine große, feſtummauerte und mit Thürmen wohl verſehene Stadt, verſchwindet aber ſchon während der Kriege des dreizehnten Jahrhunderts gänzlich von der Schaubühne, um dem Namen Muchlia Platz zu machen, welches die Byzantiniſchen Scribenten des fünfzehnten Jahrhunderts als die anſehnlichſte Stadt unfern der Ruinen Tegea's bezeichnen. **) Herrn von Pouqueville zeigte man aber auch von dieſem Muchlia nur noch einiges verwitterte Gemäuer, Paläo-Muchlia genannt, im Oſten von Tripolitza. Auch Goritza iſt ſchon lange zerſtört und nur der Thalebene noch im Munde der Moraiten dieſer Name geblieben; aus den Trümmern dieſer dreifachen Verödung aber im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts das heutige Tripolitza entſtanden. Zwar bildete im Alterthum der Bergland, der die Ebene von Goritza auf der Oſtſeite einſchließt, zugleich die Gränzſcheide Arkadiens gegen die Argiver; und die Thalflächen auf der Morgenſeite dieſer natürlichen Scheidewand gehörten zum Gebiete von Argos. Weil aber die Slaven auch auf der öſtlichen Abdachung dieſer Bergreihe Niederlaſſungen gegründet haben, ſo müſſen wir ſie der Ordnung wegen mit den Bauten in Verbindung bringen, die dieſes Volk auf der Ebene Goritza errichtet hat. Wenn man von Tripolitza durch die Schlangenwindungen der Kaki-Scala gegen den Golf von Nauplia hinabſteigt, führt die Straße durch den großen Ort Aglado-Campos, deſſen ſlaviſchen Urſprung wir ſchon oben deutlich auseinandergeſetzt und nachgewieſen haben. Ebenſo ſind auch die Ortsnamen Tritzena, Agenitzi, Andrutza, Tzipiana und Dolina, welche in und an dieſem Gebirge liegen, unverkennbar ſlaviſcher Natur, beſonders Dolina, welches Thal bedeutet und in den oftgenannten ſlaviſchen Ländern Europa's ſehr häufig gefunden wird. *) Von Tritzena findet ſich das Diminutiv Trtzenitza in Böhmen; an den drei übrigen iſt wohl die ausländiſche Form, nicht aber die Bedeutung zu erkennen. Deſto unzweideutiger dagegen iſt der Sinn des Dorfes Grebéno, welches weiter ſüdlich gegen Praſto hinab im Steingebirge belegen iſt und eben daher ſeine Benennung hat, denn Greben bedeutet im illyriſchen Slavendialekt eben daſſelbe, was das lateiniſche Scopu-

---

*) Von Goritza iſt ſchon früher gehandelt worden. Mit Nikli in Morea vergleiche die ſlaviſchen Städte Nikel im Chrudimer Kreiſe in Böhmen, und Nikel im Fürſtenthum Lignitz in Schleſien.

**) Vergleiche mit dem moraïtiſchen Muchlia die Ortſchaften Mochling in Kärnthen, Muchla im Hämusgebirge und Mochla in der Lauſitz.

---

*) Z. B. Dolina in Krain, Dolina in den mähriſch-ungariſchen Gebirgen, Dolina in Galizien, Dolina in der Bukovina, Dolina (Dolein) bei Ollmütz in Mähren und Dolina (Döllen) in Brandenburg. — Uebrigens haben Dulia und Doliana dieſelbe Bedeutung wie Dolina.

lus. *) — Auf ihrem Zuge von Meſſenien herauf gegen die Hochebenen Arkadiens kamen die Franken noch auf der Südſeite des Alpheus und auf der Straße zwiſchen Lacedämon und dem alten Megalopolis zu der großen und feſten Stadt Veligoſti (Βελιγοστῇ), welche wir ſchon früher als einen der reinſten ſlaviſchen Städtenamen bezeichnet haben. Ihre Burg, ihre Mauern und ihren Glanz verlor auch ſie zu gleicher Zeit mit Nikli in den Kriegen des dreizehnten Jahrhunderts, ſo daß ſie die letzten Byzantiner ſchon nicht mehr kennen. Nach ihrem Verfalle erhob ſich das unweit davon gelegene Londari zu einiger Bedeutung. **) Nahe bei Londari, auf einem Vorberge des Taygetus liegt die in den moraïtiſchen Kriegen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts berühmte Feſtung Koba ***); jetzt ein elender Ort, deſſen Name in den Schriften der Byzantiner Akova lautet, wie ſie auch Arachova ſtatt Rachova, Azagora ſtatt Zagora und Aglado-Campos ſtatt Glado-Campos ſchreiben und ſprechen. Die richtige alte Leſeart dieſes Eigennamens ſcheint aber Akuba zu ſeyn, von dem Slavenworte Kuba, die Höhe, der Gipfel. Auch hat ſich dieſe Form in der kleinen Chronik bei Dukas in ihrer Reinheit erhalten. *) Auch ein zweites Arachova, zum Unterſchiede von dem Orte gleiches Namens im Eurotasthal, Groß-Arachova genannt, muß einſt in dieſen Gegenden geblühet haben. Es war, wie die moraïtiſche Chronik ſagt, ein Flecken im Gebirge auf der äußerſten Markſcheide zwiſchen Skorta und Lacedämon, in welchem eine Zeit lang das fränkiſche Hauptquartier unter Gottfried von Caritena lag. **) Heute findet man es nicht mehr. — Deßgleichen ſind mit Nikli, Groß-Arachova und Veligoſti auch die übrigen Slavenorte auf den Gränzmarken von Arkadien und Lakonien großentheils verſchwunden und Dörfer mit albaneſiſchen und türkiſchen Namen allenthalben an ihre Stelle getreten, wie ſich im Verlaufe dieſer Abhandlung umſtändlicher entwickeln ſoll. Von den claſſiſchen Berg- und Stadtnamen dieſer Gegend am obern Alpheus haben ſchon die Franken keine Spur mehr gefunden. Oder wird wohl noch Jemand an den Bergen Malevo, Burbura, Tſchimparu, Varbeni und Chelmos, ſo wie in den Ortsnamen Kutraphas, Tſchappoga, Risvan-Aga, Aias-Bey, Dedir-Bey, Chioſe und Chamütze die alte claſſiſche Welt von der Alpheusquelle bis Megalopolis hinab erkennen? Iſt es nicht klar, daß hier nicht nur die helleniſche, ſondern auch die ſlaviſche Erdrinde unter einer albaneſiſch-türkiſchen begraben liegt?

---

*) Z. B. Hidàriti Korabljom o grebèn, d. i. das Schiff auf einen Felſen hintreiben.

**) Mit Londari vergleiche Lindar, ein Pfarrort in Krain. Valvaſor.

***) Gell, pag. 34.

---

*) Chronicon M. Ducas ad annum 1591. Ambo Acuvam ceperunt.

**) Chronik von Morea, zwiſchen pag. 350 und 360.

Der gebirgige Theil Arkadiens zu beiden Seiten des Alpheus unterhalb der Stelle, wo ehemals Megalopolis ſtand, hatte nach Slaviniſirung des Landes den Namen Skorta erhalten,*) und war von einer beſonders unruhigen und ſtreitbaren Völkerſchaft bewohnt, unter welcher die Familie Butzará (*Βουτζαρά*) im hohen Felſencaſtell Araklovon beſonders mächtig und einflußreich war.**) Bekanntlich iſt das Land auf dem linken Ufer des Fluſſes gegen die Landmarken von Meſſenia, Arkadia und Triphylia hinauf mit Steilſeiten, Hochwaldungen, Thalengen, Gebirgen und Schluchten überſäet, weßwegen dieſer Canton auch ohne Zweifel durch die eingewanderten Slaven den Namen Skorta erhalten hat. Denn Thalengen, Schluchten, fauces montium, werden in den ruſſiſchen und illyriſchen Dialekten heute noch Gortan genannt. Ein zweites Skorta liegt auf dem Gränzgebirge zwiſchen Attika und Böotien.***) Und ein drittes endlich erkennen wir im Anhalt-Köthen'ſchen Dorfe Skortewitz (Schortewitz). — Den Namen Araklovon aber kennen die Neuern nicht mehr; ja ſelbſt die Byzantiner des fünfzehnten Jahrhunderts ſchweigen ſchon von dieſer kleinen, aber, wie die Zeiten damals waren, unbezwinglichen Feſtung in den Defileen von Skorta. Auf einem hohen Felſen unweit der

---

*) *Τὰ Σκόρτα* der Chronik von Morea.

**) Chronic pag. 130 et 409.

***) Reiſe eines Engländers von Athen nach Meſolunghi im Jahre 1823.

Ruinen, welche man für das alte Phigalia hält, ſah Gell die Trümmer eines alten Schloſſes (ohne Namen), deſſen Lage mit der Angabe der moraïtiſchen Chronik über Araklovon ziemlich genau zuſammen ſtimmt. Nebenan liegen die beiden Slavendörfer Graditza und Politza.*) Und überhaupt kann man in dem ganze Theile von Skorta, welcher vom linken Ufer des Alpheus, den Gränzen Meſſeniens und dem Meere eingeſchloſſen iſt und im Alterthum Tryphilia hieß, keine Spur der alten Griechenwelt entdecken. Hier wurde Alles vertilgt. Keine Stadt, kein Flecken, kein Bach, kein Berg hat ſeinen claſſiſchen Namen erhalten. Phigalia, Carnion, Elaphos, Neda, Limax, Maciſtus, Lapitha, Mynthe, Lepreos, Samia, Phryxa, Letrini, Anigros, Acheron, Aliphera, Samicum, Hypana und Scyllus ſind vergeſſen und ausgelöſcht. Dagegen fand man im Mittelalter und findet zum Theil heute noch Andritzena, Gribeni, Perigardi, Bliziri, Lebitza, Serbiana, Meſiskli, Basca, Volantza, Riſavo, Mundritza, Butzi, Vervitzi, Strobitzi, Agolénitza, Muntra, Koprinitra,' Albena, Kreſthena, Sinitza, Stalla, Agunitza, Katabà und Glatza. Wird wohl Jemand dieſe Namen für helleniſche anſehen, oder gleichlautend mit den vorangeſchickten claſſiſchen halten? Sind etwa Gratz in Steiermark, Graditz in Schleſien, Glatz, Strobnitza und Golenitza in Böhmen auch helleniſche Städte oder Flüſſe? *) Selbſt das Dorf Sarene unweit dem Strande möchte ich nicht in die Kategorie griechiſcher Namen einreihen, obgleich Gell der Meinung iſt, es ſey aus dem Homeriſchen εἰς Ἀρήνην erwachſen. Dieß letztere iſt aber unmöglich, weil in jenen Gegenden ſchon zu Pauſanias Zeiten keine Ortſchaft Arene mehr exiſtirte, ja weder irgend ein Eläer oder Meſſenier dem eben genannten Reiſebeſchreiber zu ſagen wußte, in welcher Gegend Arene einſt geſtanden habe. **) Nur in den ſumpfigen Niederungen an der Mündung des Anigros ſcheinen ſich einige Reſte alter Griechen, wenigſtens zur Zeit der Slavenſtürme erhalten zu haben, wenn man einer Angabe bei Gell trauen darf, daß in jener Gegend heute noch ein Flüßchen Anigra und ein Ort Samaicum heiße, wo im Alterthum der Anigros rann und Samicum ſtand. ***) Wenn man aber bedenkt, daß dieſer ſehr achtbare Alterthumsforſcher auch die Häuſer von Trapezus geſehen haben will (S. 94), obgleich dieſe Stadt ſchon zu Epaminondas Zeiten demolirt, und von Pauſanias nur in verwittertem Gemäuer noch erkannt worden iſt: ſo kann man ihm nicht jedesmal unbedingten Glauben ſchenken, ſo oft er vom Daſeyn alter, aber unbedeutender Orte ſpricht. Uebrigens wäre es ganz der Natur der Dinge angemeſſen, wenn ſich in einigen Stellen dieſes ſandigen, häufig Ueberſchwemmungen ausgeſetzten, ſchilfbewachſenen und ungeſunden Küſtenſtriches Flüchtlinge aus den benachbarten Städten Triphyliens und Arkadiens angeſiedelt und gegen die Barbaren vertheidiget hätten. —

---

*) Graditza und Politza ſind Diminutiva aus Grad und Pole, und werden in allen Slavenländern häufig gefunden. Wer kennt denn wohl nicht die vielen Gradetz (Gratz), Graditz und Politz zwiſchen Morea und Brandenburg? Z. B. Graditz unweit Glogau; Politza im Königs- Gradetzer und Politza im Leitmeritzer Kreiſe in Böhmen.

---

*) In den Chroniken des dreizehnten Jahrhunderts ſind von dieſen Namen nur Koprinitra, Muntra, Kataba (ὁ Μισὶρ τζὰν ντὲ Καταβᾶς), Gribeni, Perigardi, Vilziri, Lebitza, Serbiana und Meſiskli genannt; die übrigen ſind aus Gell und Pouqueville ausgezogen. Statt Gells Chryſtina (S. 17) habe ich mir erlaubt, Chreſtena zu ſetzen, weil ich in der Chronik von Morea τὰ μέρη τῶν Κρεσθένων leſe.

**) Pausan. lib. 5. cap. 6.

***) Gell Reiſebericht S. 18

Der vorzüglichſte Ort und gleichſam die Hauptſtadt von Skorta auf dem rechten Ufer des Alpheus war Karitene, an einem Bache gleiches Namens und in einer Gegend erbaut, in welcher nach der Beſchreibung des Pauſanias niemals eine arkadiſche Stadt war. Flußabwärts lagen hintereinander Livoria, Iſova, Agredi Kunupitza, Prinitza und Selinitza, letzteres am Eingange eines herrlichen Thales, durch welches der alte Erymanthus ſeine Fluthen in den Alpheus herauswälzet. *) Dieſes Thal mit ſeinen Verzweigungen reicht in das Innerſte von Arkadien hinein und ward im Alterthum durch viele Städte geſchmückt, von welchen Pauſanis noch Elitor, Sirä, Pſophis und den Flecken Trophäa ſah. Bachaufwärts von Selinitza bauten die Slaven Dimitzana,

---

*) Von dieſen ſechs Namen kommen die erſten fünf in der Chronik von Morea vor, der letzte iſt aus Pouqueville entnommen.

Zatuna, Jacuba oder Jacoba, Tertzena, und im innerſten Gebirge Gardichi. *) Zwiſchen dem alten Erymanthus und dem Heliſſon rinnen eine Menge Bäche vom arkadiſchen Hochlande herab. Thäler, Ebenen, Schluchten, Auen, Wälder, Ruinen, alte Grundmauern und Strohhütten wechſeln auf eine ſeltſame Weiſe auf der ganzen Erdfläche zwiſchen dem Alpheus und den Gränzmarken von Achaja und Argolis ab. Neugriechiſche, ſlaviſche, albaneſiſche und türkiſche Benennungen begegnen uns überall; nur die alten claſſiſchen ſind nirgends mehr zu finden. Es iſt hier eine ganz neue Welt entſtanden. Und ich glaube nicht, daß Jemand in dem folgenden Namensverzeichniſſe die alte arkadiſche Welt des Pauſanias und Strabo zu erkennen vermöge. Um gegenſeitige Lage und Entfernung der einzelnen Orte, Ruinen und Strommündungen kann man ſich nicht bekümmern, weil Erläuterungen dieſer Art nicht zum Vorhaben gehören. Es iſt die Bemerkung hinreichend, daß alle hier folgenden Namen zwiſchen dem Alpheus und den achäiſchen Gebirgen liegen: Arachuni oder Rakuni, Bettazinico, Benizi, Bucovina,

Gla-

---

*) Die ſlaviſche Phyſiognomie dieſer Ortsnamen iſt nicht ſchwer zu erkennen. Die Endung iene iſt in den Slavenländern an der Donau unzählige Mal zu finden. — Zweifelhaft könnte Lidoria ſeyn, wenn nicht Ludoria nach Stullis Zeugniß ein in Illyrien jetzt noch gebräuchlicher Ausdruck für Vieh, pecus, wäre. Ein Jacova findet man in Slavonien, und ein verfallenes Schloß Jacuba im Leitmeritzer Kreis in Böhmen. Der Grundbegriff beider Stämme iſt asper. fortiter, alacriter. Stulli.

Glanitza, Granitza, Guminitza, Gura, Gützamiſtris, Kalpaki, Kerpene, Livadi, Matiſti, Moſtitza, Nezero, Podagora, Proſina, Skupi, Sopoto, Strezova, Stemnitza, Strutza, Sudena, Terſtena, Trupa, Tſuka, Valdezzi, Vanina, Velimaki, Velitzi, Verſiki, Vitina und Zukuka. Wenn man bedenkt, daß ſeit der Entſtehung dieſer Ortsnamen in Morea mehr als tauſend Jahre verfloſſen ſind, und wenn man nebenbei noch die furchtbaren Kataſtrophen zu Gemüthe führt, welche dieſe Halbinſel ſeit ihrer Wiedereroberung und Recoloniſirung durch die Byzantiniſchen Griechen bis auf die gegenwärtigen Zeiten erſchüttert haben; ſo muß man billig erſtaunen über die unverkennbaren und unwiderleglichen Spuren der einſt vor ſich gegangenen völligen Umwandlung dieſes Himmelsſtriches durch die Nation der Slaven. Denn ſo unvollkommen auch unſere Hülfsmittel, und ſo auch unſer Beginnen ſelbſt, immer ſeyn mögen, ſo vermögen wir doch die größere Zahl der oben angezogenen Ortsnamen Arkadiens in den Slavenländern zwiſchen dem adriatiſchen Meere und der Oſtſee wiederzufinden, mehrere aber ſelbſt in der corrumpirten Form, in welcher ſie von europäiſchen Reiſebeſchreibern geliefert werden, ohne Mühe ins Deutſche zu überſetzen. Vorher möchte ich nur Jemand fragen, ob in der Homeriſchen Topographie der Pelopsinſel auch eine Stadt Graditza oder Strezova erſcheint, oder ob die arkadiſchen Hellenen Orte gebaut haben, die ſie Gratz, Glatz, Strutza, Conupitza und Bucovina nannten? — Dagegen iſt aber Prinitza ein Flüßchen, und ſind Gura und Kerpene Ortſchaften in Schleſien; Konopiſcht, Gomenitza, Strazova und Strobnice Ortſchaften in Böhmen; Streſova und Stemnitza in Pommern; Podagora und Witina in Krain; ein Iſova und ein Zatuna in Serbien, und ein Bucovina in Galicien, ohne die vielen Ortſchaften Bucov in allen deutſchen Slavenländern mit der Provinz dieſes Namens am obern Pruth in Anregung zu bringen. Bucov heißt im Illyriſchen die Buche, Bucovina eine mit Buchenholz bewachſene Gegend. Daher die vielen Orte Bucov in Böhmen, in den Marken von Brandenburg und in allen von Slavenſtämmen beſetzten Ländern der untern Donau. *) Podagora heißt wörtlich überſetzt Untersberg, und Witina in Krain nennen die Deutſchen Feichting. Kloſter Sopot in Böhmen, und Zobten, Dorf, Schloß und Berg in Schleſien, iſt ein und daſſelbe mit Sopoto auf Morea. Oberhalb dieſem moraïtiſchen Sopoto liegt im rauhen Gebirge Nezero; Nezrio bedeutet aber rauh, holpericht, uneben. **) Terſténa, vier Stunden von Karitene entlegen, iſt rein ſlaviſch, und bedeutet Schilf, mit Schilf bewachſen, von tårst, tarstitza, tarstenitza und tarsténa, Schilf. Kalpaki iſt das bei allen ſlaviſchen und tatariſchen Stämmen übliche Wort für Kopfbedeckung, Mütze. Skupi bedeutet Hauptort, Hauptverſammlungsplatz. Ohne Zweifel war an dieſer Stelle in den erſten Zeiten nach

---

*) Das moraïtiſche Bucovina liegt nach Gell in einer ſtark bewaldeten Gegend gegen Tripotamia hinauf.
Seite 58 der deutſchen Ueberſetzung.

**) Stulli in voce asper.

Eroberung des Peloponneſes eine kleine Slavenreſidenz, der Sitz eines Tzupan gegen die griechiſchen Chriſten von Argos. Granitza iſt gleichfalls rein ſlaviſch, und bedeutet ſoviel als Gränze. Ein Velitza findet ſich im ſlaviniſirten Böotien, ein Welitza in Brandenburg und in vielen andern Gegenden von ſlaviſch Germanien, und am Dnieper in Südrußland mehreremal. — Ungefähr ſechs Stunden oberhalb Vitina liegt nach Gell das hohe Bergſchloß Battiſinico und Bettaſinico ein großes mit Bäumen umgebenes Dorf. In der nämlichen Gegend läßt Phrantzes Sultan Mohammed II im Jahre 1458 ein ſehr feſtes Schloß Pazenica vergeblich belagern. *) Dieſes ſoll wohl vermuthlich ein und derſelbe Name mit Battiſinico ſeyn. Pazen iſt nach Stulli ein altes ſlaviſches Wort, welches bewahret, geſichert, feſt bedeutet. — Eine ganz eigenthümliche Bewandniß hat es mit dem Dorfnamen Livadl nordweſtlich von Goritza. Eine Stadt dieſes Namens findet man eben heute noch ungefähr in jener Gegend Böotiens, wo ehemals die Stadt Lebadia geſtanden hat. Ein drittes Livadi endlich iſt im mittäglichen Theile Macedoniens. Man gebe ſich nicht der Täuſchung hin, die nördlich von Theben gelegene Stadt Livadia ſey noch das einſt auf einer weiten Ebene gebaute λεβάδεια der Hellenen. **) Athen und die Burg von Theben ausgenommen ſind alle Binnenſtädte von Althellas untergegangen. Wie hätte wohl jenes zwar ſchöne, aber niemals mächtige Lebadia bei der Zerſtörung der alten griechiſchen Welt durch die Scythen dem allgemeinen Verderben entrinnen ſollen, da es weder mit dem Meere in Berührung ſtand, noch eine Akropolis zu ſeiner Beſchirmung hatte? Livadia aber, wird man mir entgegnen, iſt der Plural des altgriechiſchen Subſtantivs *λιβάδιον*, die Aue, der Wieſenplan; und Livadi (*λιβάδι*) auf Morea iſt auch nichts Anderes als daſſelbe *λιβάδιον* nach Art der Neugriechen abgekürzt. — Livàda iſt aber auch ein Wort der ſlaviſchen Dialekte Illyriens, und hat mit den Ausdrücken polje, poljanna, lug und Travnik ein und dieſelbe Bedeutung: die Aue, der Wieſenplan, eine Ebene, die man nicht bearbeitet, wohl aber zur Weide benützt. *) Eine große und weit ausgedehnte Grasfläche dagegen heißt im Illyriſchen Livadija. Und ſind denn die großen Flächen Böotiens nicht allbekannt? Gleich wie nun der Peloponnes von den Küſtenflächen der Seeprovinz Elis dem Namen Morĕas, eben ſo hat das eigentliche Hellas zwiſchen dem Iſthmus und den Thermopylen von den ausgedehnten Binnenebenen Böotiens den Namen Livadia erhalten. Ob aber die Scythen dieſes Wort erſt nach ihrer Einwanderung von den Griechen entlehnt haben, oder ob es zum Stammgut der Slavendialekte gehöre, wollen wir nicht entſcheiden. **) — Demnach wäre der moraïtiſche Dorfname Livadi in jedem Falle mit *Aue* oder *Welden* zu überſetzen, wie anderswo Granitza mit Gränze, und Topolova mit Pappelfeld, vom ſlaviſchen Subſtantiv Topola die Pappel. — Von den übrigen Namen arkadiſcher Wohnorte, zu welchen man weder den Wortſinn noch eine Aehnlichkeit in anderen Slavengegenden aufzufinden vermag, mögen wohl die meiſten der albaneſiſchen Revolution angehören, in keinem Falle aber dem Byzantiniſchen Griechenthum zu vindiciren ſeyn. Eine weitere und genauere Erforſchung derſelben müſſen wir einem Manne von ausgebreiteterer Gelehrſamkeit und umfaſſenderen Hülfsmitteln überlaſſen.

---

*) Phrantzes lib. 3, cap. 22.

**) Ἐν δὲ τῷ πεδίῳ λεβάδεια ἐστὶν....

Pausan. Boeotic. cap. 39.

---

*) Stulli Tom. 2. p. 367 in voc. Pratum.

**) In Anbetracht jedoch, daß die ruſſiſchen Vocabularien dieſen ganz griechiſch klingenden Ausdruck nicht haben, möchte ich ihn auch nicht für ächt altſlaviſch erklären.

Wahr iſt es allerdings, daß in der eben benannten Landſchaft, mitten unter dieſen unwiderlegbar nichtgriechiſchen Städte-, Dorf- und Gebirgsnamen auch eine große Anzahl reingriechiſcher gefunden wird, wie z. B. *Hagios Demetrius*, *Hagia Triada*, *Hagio Soſti*, *Anemoduri*, *Tripotamia*, *Franko-Bryſi*, *Kapſomati*, *Sarakinio*, *Papades*, *Maureas*, *Sanct Anaſtaſius*, *Cypariſſia* u. ſ. w. Wer ſieht aber nicht ein, daß dieſe Namen keine Aehnlichkeit mit denen des claſſiſchen *Arkadiens* haben, und daß ſie nach Unterjochung und Chriſtianiſirung der ſlaviſchen Moraïten durch die aus Byzanz und Anatolien eingewanderten Griechen auf dem barbariſchen und dünn bevölkerten Boden entſprungen ſind? Oder findet ſich im Reiſebericht des Pauſanias in dieſen Gegenden ein Ort *Sanct Demetrius*, *Sanct Trinitas*, *Sanct Johann*, *Frankenbrunn* und *Saracenenheim*?!

— Nur im Nordoſten von Arkadien, am Fuße des Cyllenius, unfern von der Stelle, wo ehemals Lycuria und Pheneus ſtanden, ſah Gell Neu-Lycuria, ein Dorf mit zerſtreut liegenden Hütten in einem hohen, von Bergen umſchloſſenen Thale, und ein anderes Dorf, Phonia genannt, unweit der Ruinen von Pheneus. *) Obwohl in der Nachbarſchaft die ſlaviſchen Ortſchaften Livadi, Kotuza, Mocha und Kalpaki liegen, und der Berg Cyllenius ſelbſt den gemeinen ſlaviſchen Appellativnamen Chelm erhalten hat, ſo iſt es doch nicht unmöglich, daß in dieſen Gebirgsſchluchten Reſte griechiſcher Bevölkerung den ſcythiſchen Sturm überlebt und ihre Generation mehr oder weniger vermiſcht bis zur Einwanderung der Franken und Arnauten erhalten haben. Alt-Lycuria und Alt-Pheneus wurden freilich zerſtört, die flüchtigen Bewohner haben aber ohne Zweifel Mittel gefunden, die verlaſſene Brandſtätte wieder anzubauen, und gaben natürlicher Weiſe den neuen Hütten die alten Heimathsnamen.

Nach dieſen Vorgängen wird gewiß Niemand die Rettung irgend eines Bruchſtückes helleniſcher Geſchlechter in den Ebenen von Alt-Elis erwarten. Hat denn nicht Strabo's Epitomator vorzüglich von den Bewohnern dieſer Gegenden des Peloponneſes die Bemerkung gemacht: ſie ſeyen bis auf den Namen ausgerottet, und ihre Wohnſitze ſeyen durch ſcythiſche Slaven

---

*) Gell Reiſebericht, S. 59 und 67. — S. 68 nennt er Phonia eine Stadt.

eingenommen? — Uebrigens hatten Rom und das Verhängniß ſchon vorgearbeitet. Pylus, Dyspontion und Harpinna waren im zweiten Jahrhundert ſchon verödet, von Letrini nur wenige Gebäude noch bewohnt, und in der Hauptſtadt Elis ſelbſt ſchon Tempel und Häuſer mit eingefallenen Dächern zu ſehen. *) Olympia, Cyllene und Heraclea waren die einzigen größeren Orte, welche Pauſanias außer der Hauptſtadt in dieſer fruchtbaren und ſchönen Landſchaft noch zu nennen der Mühe werth fand. Zur Erleichterung der Ueberſicht ziehen wir in dieſen Theil unſerer Prüfung auch die drei nächſten, an Elis und Arkadia ſtoßenden Cantone Dyme, Pharä und Tritia von Achaja, in welchen die drei alten Hauptorte gleiches Namens mit den Flecken Pirä und Eurytea unweit der Ruinen von Olenos damals noch bewohnt waren, ſo wie auch alle Berge, Flüſſe und Bäche zwiſchen der Alpheusmündung und der Stadt Patras ihre alte, claſſiſche und unverfälſchte Benennung trugen. In eben dieſer Landſtrecke heißen jetzt die Flüßchen, die theils in den Alpheus, theils in das Meer fallen, Caminitza, Drovolova, Doritza, Linitza, Martinitza, Pachiſta und Velvitzi. An Städten, Flecken und Dörfern aber nennt man Andrabida, Avura, Barbaſena, Bocovina, Brati, Katakolo (κατω-kolo, d. i. Unter-Kolo), Cazzaruni, Chálantiſtra, Chlomutzi, Cucura, Cumani, Dſchiasmena, Elekiſtra, Gomoſto, Kriſóva, Kukobiti, Leſchena, Lubiſta, Luca, Luſtitza,

---

*) Pausan. in Eliac. lib. 2.

Maritza, Mazi, Miraca, Neminitza, Pepoilenitza, Pititza, Purleska, Retuni, Sclabitza, Triſtena, Tſchipiana, Vardikoſta, Verveni, Vinitza und Volatuna. *)

Welche Aehnlichkeit haben dieſe nun mit den claſſiſchen Namen Leucyonius, Parthenius, Harpinnlates, Cladeus, Cytherius, Enipeus, Peneus, Caucon, Pirus, Elis, Olympia, Cyllene, Myrtuntion, Heraclea und Tritäa, die man vor der Revolution des ſechsten Jahrhunderts zwiſchen dem Alpheus und dem Weichbilde von Patras gefunden hat? Namen wie Verveni, Bucovina, Chlumutzi, Caminitza, Sclabitza und Triſtena haben wir ſchon oben vollkommen erklärt, und auf ihr häufiges und immer gleiches Wiederkehren im ſlaviſchen Deutſchlande aufmerkſam gemacht, ſo daß hier nichts zu thun iſt, als eine Bemerkung Pouqueville's über die Lage von Chlomutzi zur Bekräftigung unſerer Auslegungen beizufügen. Caſtell-Tornefe, ſchreibt er, nennen die Türken Klemutzi; ſeine Umgebungen ſind lachend, obgleich uneben und gebirgig. **) Den Namen dieſes Seecaſtells ſchreibt die Chronik von Morea durchaus Chlomutzi, was ſeinem ſlaviſchen Urſprunge vollkommen angemeſſen iſt. ***) Heißt denn nicht Chelm und Chlum Anhöhe, Unebenheit, Berg, und z.B. Za-chlum hinter dem Berg? Wie viele Orte Chelm, Chulm, Chlum, Chlomin und beſonders Chlumetz zählt man nicht in Galizien, Böhmen, Sachſen und Brandenburg? *) Und wie kommt es, daß im nämlichen Böhmen ein Linitza, ein Martinitza in Mähren, ein Maritzen unterhalb Alt-Brandenburg an der Spree, ein Nemitz in Pommern, ein Vinitza in Croatien, ein Kolo in Polen und ein Luca in Galizien iſt? — Nicht weit von der Stelle, auf welcher einſt Cyllene war, ſtand im dreizehnten Jahrhundert die große Slavenſtadt Andravida (Ἀνδραβίδα) mit dem Hafenorte Glarentza unten an der Küſte. **) Die Aehnlichkeit von Andravida mit Andritzena, Andruzza und dem ſlaviſchen Andragaſt ſpringt in die Augen. Nordweſtlich von Andravida, in den ſumpfigen Niederungen am Meere liegt Leſchena. Leſchenje heißt aber im Illyriſchen heute noch faul, ſumpficht, ſtehendes Waſſer, und ein Städtchen Leſſan an einem Küſtenſee Leſſan liegt unweit Volgaſt in Pommern, und ein Ober- und Nieder-Leſchen unweit Glogau in Schleſien. ***) Drovolova endlich kann man füglich mit Holze, Holzbach überſetzen, da im Illyriſchen Drova das Gehölze bedeutet. — Wenn das illyriſche Wort Mir, die Mauer, dem alten ſlaviſchen Sprachſtamm angehört und nicht etwa aus dem lateiniſchen Murus entſtanden und dem Albaneſiſchen eigen iſt, ſo wäre der Name des Dorfes Miraca unweit der Stelle, wo ehemals Olympia lag, beſonders bezeichnend, da man ihn ungefähr mit Gemäuer oder Mauerwerk überſetzen könnte. Denn wohl nicht leicht in einer Gegend der Halbinſel ſahen die Slaven bei ihrer Einwanderung mehr Ruinen und verfallenes Gemäuer, als in den Umgebungen dieſes berühmten Verſammlungsplatzes der Hellenen. Oder wer hätte denn wieder aufgebaut, was durch das Elend der Zeiten, was durch Theodoſius, Alarich und Geiſerich, die drei größten Zerſtörer der alten Welt und des alten helleniſchen Gottesdienſtes, verfallen war? Daß aber ſlaviſche Ortsnamen auf aca endigen, beweiſen Pelaca und Moraca in Polen hinlänglich. Deſſen ungeachtet kann man dieſer Erklärung des Wortes Miraca nur ein geringes Vertrauen ſchenken, weil einerſeits dieſe Ortſchaft erſt in den neueren Zeiten bekannt wurde, und anderſeits gerade dieſe fruchtbaren Landſtriche von Elis und längs dem Alpheus in den letzten vierhundert Jahren völlig umgekehrt und nach Ausrottung der gräciſirten Slavenpopulation von Osmanlis und mohammedaniſchen Arnauten beſetzt worden ſind. Wie mag man noch von Nachkommen alter Arkadier und Eläer träumen in einer Gegend Morea's, welche ſeit dem ſechsten Jahrhundert das Geſchlecht ſeiner Bebauer zwei bis dreimal complet gewechſelt hat, ohne von den mannichfaltigen Miſchungen derſelben mit Italienern, Germanen und Kelten Meldung zu thun! — Ueber die Schreibart des Städtchens **Chalantiſtra** unferne des zerſtörten **Tritia** ſtimmen die Quellen nicht überein, da in der Chronik von Morea ſo wie in einigen Stellen der Byzantiner aus der letzten Zeit (**Chalatritza** (*Χαλατρίτζα*), in andern wieder **Chalandritza** und **Alandritza** geleſen wird. **Chalantiſtra** unterdeſſen reihet ſich offenbar in eine und dieſelbe Kategorie mit dem ſlaviſchen Elekiſtra, Eliſtra, Viſtra, Miſtra und Miſiſtra, von welchen ſchon früher geredet wurde.

---

*) Aus Pouqueville und Gell ausgehoben.

**) Tom. I. p. 94. Ueberſetzung. Leipzig 1805.

***) *Εἰς τὸ Χλομοῦτζι ἀπέϛειλε δομεϛικ'ν τὸν μέγαν.*
Chronique de la Morée p. 286.

---

*) Namentlich findet man im Rakonitz- und im Bechin-Kreiſe in Böhmen ein Chlumetz.

**) Chronik v. Morea S. 109 ff.

***) Büſching, Th. 9. S. 2012. Edit. Schaffhauſen 1771. — Neue Sammlung geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Schriften. Eilfter Band. Weißenburg und Schwabach 1791. —

Auf einem Vorgebirge nördlich von der Alpheusmündung ſtand um 1205 ein ſchlecht befeſtigtes Caſtell, **Pontikos** genannt. *) Es iſt ein Neubau. Ob durch Slaven oder durch Byzantiner oder durch flüchtige Eläer aufgeführt, können wir aus Mangel aller näheren Angaben unmöglich beſtimmen. Name und Lage jedoch ſprechen ganz für Byzantiner oder altpeloponneſiſche Griechen, nicht weniger auch der Fluß **Eliakos**, wie die Moraïten des dreizehnten Jahrhunderts ein aus Alt-Elis gegen die Seeküſte hervorbrechendes Waſſer nannten, an welchem in der Folge die neue Stadt **Gaſtuni** erbaut wurde, damals aber der Ort Kriſeva (*Κρησαίβα*) lag. **) Man vergeſſe ja keinen Augenblick, daß alle jene Schlöſſer und Anlagen, welche nach Wiedervereinigung der Halbinſel mit dem Byzantiniſchen Kaiſerthum entweder durch die Regierung oder durch

---

*) *Τοῦ ποντικοῦ τὸ κάστρον*, d. i. **die Rattenburg**, nennt es die Chronik S. 126.

*) Chronique de la Morée.

eingewanderte Griechen aus Anatolien gebaut wurden, griechiſche und nicht ſlaviſche Namen erhielten. Das Nämliche geſchah ja auch verhältnißmäßig im ſlaviſchen Germanien, wo ſich immer deutſchredende Heere oder Coloniſten niederließen. Daher jenes wunderbare Gemiſch von Ortsnamen beider Zungen, welches man daſelbſt heute noch finden und vergleichen kann. Und wie die Deutſchen ein Friedland und Neuſtadt im Lande der Tſchechen, eben ſo erbauten die Griechen von Conſtantinopel und Vorderaſien ein Neo-chorion und Pontiko-kaſtron mitten unter den Strohhütten der moraïtiſchen Slaven.

Nach dieſen langen Scenen der Vernichtung im ſchönſten und fruchtbarſten Theile der Halbinſel muß es dem Leſer und Freunde der alten Hellenen angenehm ſeyn, unter den Ruinen des Peloponneſus endlich eine Stadt und eine Landſtrecke zu finden, in welcher von den Tagen des Auguſtus Octavianus bis zur Eroberung Conſtantinopels durch die Franken, außer den Gegenſtänden des religiöſen Cultus, nichts verändert wurde.*) Wie Patras (denn von dieſer Stadt iſt jetzt die Rede) am erſten Regierungstage des Kaiſers Tiberius war, ſo blieb es durch die nächſten zwölfhundert Jahre. Seine Mauern waren in dieſer langen Zeit niemals menſchenleer, ſeine Bürger redeten allezeit die griechiſche Sprache, kleideten ſich griechiſch und bauten ihre Häuſer jederzeit im Style des helleniſchen Landes. Erdbeben warfen zwar ſeine Wohnungen um, und erſchlugen ſeine Bürger zu Tauſenden; belagert wurde es nach dem großen Einbruche der Scythen zu Waſſer und zu Lande, durch Heiden und Mohammedaner, rettete aber Freiheit und Namen, während die Slavenfluth ringsumher Alles verſchlang. An der See gelegen, reich durch Handel, durch eine hohe Burg geſchützt, von allen ſeefahrenden Nationen des Mittelalters beſucht, und durch den Apoſtelfürſten Andreas (wie das fromme Volk glaubte) mit beſonderer Liebe geſchirmt und in der äußerſten Noth gerettet, hat es ſein Daſeyn, ſeinen alten Typus und Namen durch alle Stürme und Umwälzungen der griechiſchen Welt bis auf die letzten Zeiten herabgebracht. Von keiner Stadt der Halbinſel kennen wir die Zeit ihrer letzten Anfechtung durch die neu eingewanderte Bevölkerung Morea's, ſo wie die Art und den Erfolg ihres Sieges über die Barbaren mit ſolcher Genauigkeit, wie von Altpatras. Die Bürger dieſer Stadt waren im neunten Jahrhundert nicht ohne Muth und Ausdauer bei Gefahren und Entbehrungen, tapfer im Streite und ihres alten Ruhmes, wie es ſcheint, beſſer eingedenk als viele andere Staaten auf der Küſte und im Inneren des Landes. Nicht nur innerhalb der Mauern, ſondern auch auf dem Flachfelde, am Meeresſtrand und am Fuße des Panachaicus, in Flecken, Dörfern und Maierhöfen wurde durch ihren Muth der griechiſche Name geſchirmt und bis auf die ſpäteſten Zeiten herab erhalten. Die Beſitzungen, welche Patras nach Anordnung der alten Imperatoren jenſeits des Gebirges um Pharä und Tritäa hatte, gingen freilich verloren. Allein das von Cäſar Auguſtus gleichfalls zugetheilte Seeſtädtchen Dyme muß ihm geblieben ſeyn, weil ein Dorf dieſes Namens heute noch auf der nämlichen Stelle beſtehen ſoll. *) Der Berg Panachaicus ſelbſt aber, an deſſen Fuße Patras erbaut iſt, erhielt ſchon den ſlaviſchen Namen Vodia, **) und in der Ebene muß der Ort Slavitza (Σκλαβίτζα) die Gränzmark der Slaven gegen das Weichbild von Patras geweſen ſeyn. ***) Ein Caſtell dagegen, bei Phrantzes Sarabole, bei Gell aber Dorf Saraveni genannt, vertheidigte die Saaten, die Weinberge, die Oelgärten und die Maierhöfe der Bürger gegen feindliche Ueberfälle. ****) Eine andere Burg, auf einer von Eichen umſchatteten Höhe unweit der Kamenitza am Strande, nannten ſie Achaja, um gleichſam die Erinnerung an das alte achäiſche Volk bei den künftigen Generationen lebendig zu erhalten, während in der umliegenden Landſchaft die alte Welt in Trümmer Schutt und Nacht verſank. Heute noch zeigt man dem Fremdling Ruinen von Paläo-Achaja im Schatten des uralten Eichenwaldes.

---

*) Daß Patras und ſein Weichbild wegen völliger Verödung mit Coloniſten aus Italien gefüllt wurde, hat man ſchon oben nachgewieſen.

---

*) Gell Reiſebericht S. 12.

**) Voda heißt im Slaviſchen das Waſſer. Βόδια könnte aber auch der Plural des neugriechiſchen βόδι, der Ochs, ſeyn.

***) Phrantzes, lib. 2. cap. 6.

****) Der Name Sarabole hat zu viele Aehnlichkeit mit den vielen Serravalle in den Frankenländern, als daß man es nicht für eine Schöpfung der fränkiſchen Eroberer Morea's im dreizehnten Jahrhundert halten ſollte.

Die übrigen Städte und Flecken, welche Pauſanias noch auf der Nordküſte des Eilandes zwiſchen Patras und Korinth gefunden hat, ſind beim Einbruche der nördlichen Völker ohne Ausnahme zu Grunde gegangen; ſelbſt an der Seeküſte wurde Alles zerſtört. Argyrä, Rhypes und Aegae waren freilich ſchon im zweiten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung verlaſſen und eingefallen. Aegium aber, Aegyra, Cerynea, Bura, Phelloe, Pellana und der Flecken Helice mit Sicyon waren noch bewohnt. Statt aller dieſer helleniſchen Namen wanderte man um 1205 durch die Stadt Voſtitza (*Βοστίτζα*) in der Gegend, wo ehemals Aegium geſtanden hatte. *) Seitwärts im Gebirge lagen Tzernitza und Pernitza, gleichfalls rein ſlaviſche Namen, über deren Sinn und Urſprung kein Zweifel obwaltet. **) Die alte und große Stadt Sicyon war gänzlich verſchwunden und ein Ort, Baſilicata genannt, unweit ſeiner Stelle erbaut. Dieß muß ein durch die Byzantiner nach Unterjochung des Landes angelegter und befeſtigter Ort ſeyn, ſo wie Trikala weiter oberhalb im rauhen Gebirg, wohin ſich die Familie Notaras, eine der reichſten und mächtigſten des griechiſchen Kaiſerthums, nach dem Untergange des Reichs zurückgezogen, und bis auf die neueſte Zeit neben dem Scheine der Freiheit einen gewiſſen Glanz erhalten hat.*) Dagegen ſind die Orte Zakula, Keſra, Muſchi, Blukuti, Klementi, Merkeri, Klukinais und Lanzos mit dem Thalnamen Gutſch wohl ſchwerlich Byzantiniſchen Urſprungs. Bei den mehrern aus ihnen iſt der türkiſch albaneſiſche Charakter nicht zu verkennen. Pitutza und Doſtitza nähern ſich ſchon mehr den ſlaviſchen Formen. Wer wird aber ſagen können, wann und durch wen die Stadt Kalavryta in einer lieblichen Schlucht der achäiſchen Gebirge gebaut werden ſey? Dieſer Name wird im alten Peloponnes nirgends gefunden, auch ſteht Kalavryta nicht auf oder bei den Trümmern irgend einer alten Stadt, und war beim Einbruche der Franken um 1205 ſchon wohl bewohnt.

---

*) Chronique de la Morée pag. 112.

**) Nach Le-Quien Oriens christianus war Tzernitza ein moraïtiſches Bisthum, und zwar das letzte unter den 21 Bisthümern dieſer Halbinſel. Von den vielen Ortſchaften dieſes Namens in den nördlichen Slavenländern will man nur Tſchernitz im ſchleſiſchen Fürſtenthum Sagan anführen. — Pernitza bedeutet im Slaviſchen Lager, Rubebette. Vergl. Pernitzen in Steuermark und Co-Pernitza in Pommern.

Je näher man der Burg von Korinth und der Landenge rückt, deſto ſeltener und zweifelhafter werden ſlaviſche Ortsnamen, ohne daß ſich deßwegen die altgriechiſchen beſſer als in andern Gegenden des Eilandes erhalten hätten. Es iſt auch hier Alles neu; aber der Farbenton hat mehr vom barbariſchen Griechenthum der Byzantiner als vom Element der Scythen. Ueberdieß ſind viele Namen von Thälern und Diſtricten, wie wir ſie durch die neueſten Berichte kennen lernen, offenbar albaneſiſch oder türkiſch, ſo daß es beinahe unmöglich ſcheint, den wah-

ren

---

*) Gell Reiſebericht S. 10.

ren Zuſtand der alten Gebiete von Sicyon, Phliaſia und Korinth am Ende des zwölften Jahrhunderts auszumitteln. Wenn man aber bedenkt, daß noch vor der Verdrängung der griechiſchen Population durch die Einwanderung der Albaneſen in Morea ein Berg nahe bei Korinth den offenbar ſlaviſchen Namen Mudritza *) trug und nahe an den Ruinen von Phlius heute noch ein Dorf Abanitza heißt, während ſich in den Schluchten zwiſchen Korinth und Argos an dem Archiepiſcopal-Flecken Clegna unverkennbar das alte Eleonä erhalten hatte: ſo iſt man unfehlbar zum Schluſſe berechtiget, daß die Scythen zwar auch dieſen Theil der Halbinſel umgekehrt, aber durch die Byzantiniſchen Beſatzungen von Akro-Korinth und Argos gehindert worden ſeyen, dieſe Landſtriche ſo völlig zu überſchwemmen und zu verwandeln, wie Arkadia und Elis. Hier war der Gränzſaum zwiſchen Slaven- und Griechencolonien und folglich wegen der ununterbrochenen Streifzüge und Verheerungen von beiden Theilen das Land großentheils öde und unbebaut, bis die Byzantiner vollkommen Meiſter auf der ganzen Halbinſel waren. Im Verlaufe der Unterſuchung wird ſich aber zeigen, daß die Zerſtörung dieſer Gränzcantone während des vierzehnten Jahrhunderts ſo vollſtändig war, daß etwa nicht nur die allenfallſigen Reſte der alten Bevölkerung, ſondern auch die ſlaviſchen

---

*) Ducange Histoire de Constantinople sous les Empereurs français.

und byzantiniſch-griechiſchen Pfropfreiſer vernichtet und durch Albaneſen erſetzt worden ſind.

Von der kleinen Halbinſel, die man im Alterthum Argolis nannte, und in welcher die Städte Epidaurus, Trözene und Hermione lagen, haben wir der Hauptſache nach ſchon oben die Bemerkung gemacht, daß ſich von einer Slaviniſirung derſelben ſo zu ſagen nicht die geringſte Spur zeiget. Zwar ſind die eben genannten Städte um 1205 ſchon zerſtört geweſen, wir können aber in Damala, deſſen Primaten dem Frankenhäuptling huldigten, deſſen ungeachtet keine durch Slaven erbaute Stadt erkennen. Und wenn man die Endſylbe der beiden Dörfer Barbitza und Platiniſtra und etwa Agenitzi ausnimmt, ſind alle Ortsnamen dieſer Gegend, wie wir ſie jetzt kennen, entweder neugriechiſch, oder albaneſiſch, oder türkiſch, deren nähere Beleuchtung aber nicht hieher gehört. Wann, durch wen und unter welchen Gräuelſcenen Epidaurus, Hermione und Trözene vernichtet worden, iſt unbekannt, die Thatſache ſelbſt aber außer Zweifel. Welchen Theil das Chriſtenthum, welchen Alarich, Geiſerich, Naturereigniſſe, Slaven, Avaren und Byzantiner daran haben, wird kein Sterblicher je zu enträthſeln vermögen. Warum hat aber ganz in der Nachbarſchaft Kenchri und das zu einem Dorfe herabgeſunkene Epidaurus ſelbſt auf der einen, und auf der andern Seite Nauplia mit Argos ihre alten Namen und Bewohner erhalten, Trözene und Hermione aber beides verloren? Offenbar weil dieſe letzteren ihrem Unſtern erlegen ſind, wie ſo viele andere Städte des Inneren. Am natürlichſten unterdeſſen iſt der Verfall von Epidaurus zu erklären. Dieſe Stadt war ein berühmter Wallfahrtsort der Heiden mit einem wunderthätigen Bilde des Gottes Aeſculap, zu welchem aus nahen und fernen Gegenden Hülfsbedürftige pilgerten und durch Opfer, durch Weihgeſchenke und durch Zehrung den Wohlſtand der Tempelgemeinde gründeten und unterhielten. Wie Heidenthum, Gottheit und Tempel fiel, mußte auch die ergiebigſte Nahrungsquelle der Einwohner verſiegen und die Bevölkerung von ſelbſt verſchwinden.

Als Reſultat dieſer langen Prüfung ergibt ſich, daß am Schluſſe des zwölften Jahrhunderts von den althelleniſchen Ortsnamen des Peloponneſes noch ungefähr fünf und zwanzig übrig waren, wovon ein und zwanzig an der Seeküſte, vier aber in einiger Entfernung lagen. Hiezu rechne man noch die alten Flußnamen Eraſinus, Inachus, Anigra und Erata mit dem Vorgebirge Drepanon, und man hat aus den vielen hundert Namen des Alterthums etwa noch dreißig gerettet, was nach unſerem Dafürhalten jeden Zweifel über Größe, Dauer und Umfang der Verwandlung dieſer Halbinſel auf immer heben ſoll. *) Aus eben dieſem Grunde wird auch leichter ver-

---

* Die Namen der Flüſſe Alpheus und Eurotas ſind in den corrumpirten Formen Rufia und Iri durch alle Revolutionen bis auf unſere Tage gekommen. Nur von den claſſiſchen Bergnamen iſt nicht ein einziger übrig geblieben. Dagegen nennt man zu wiederholten Malen Berge Stem-

ſtändlich ſeyn, was wir in einem der vorigen Abſchnitte von der Neigung der Continental-Griechen zum ſlaviſchen Wortaccent geſprochen haben. Hiebei iſt auch nicht zu vergeſſen, daß ſogar die noch griechiſchredenden Ueberbleibſel des Peloponneſes ſchon im zehnten Jahrhunderte zu Conſtantinopel nicht mehr als Hellenen, ſondern als eine Baſtard-Race angeſehen wurde, welche die Spuren ihrer ſlaviſchen Abſtammung im Antlitze herumtrage. Deßwegen wurde auch ein moraitiſcher Archont, deſſen Tochter Sophia den Sohn des Kaiſers Romanus geehlicht hatte, und welcher ſich rühmte, aus dem Blute der alten Peloponneſier entſproſſen zu ſeyn, von einem Euphemius mit folgendem Trimeter beſtraft:

Γαρασδοειδὴς ὄψις ἐσθλαβωμένη: *)

d. i. Ein runzliches Slavonier-Geſicht.

Sollte Jemand aus Neugierde auch noch die Frage ſtellen: Aus welcher Gegend der nördlichen Länder die ſlaviſche Population Morea's etwa ausgegangen ſey, ſo würden wir ohne Bedenken die Gegenden an der Moskwa, an der obern Wolga, um Wladimir, Koſtroma und Jaroslaw, oder überhaupt die alten Susdal'ſchen Länder im Innern des ruſſiſchen Reiches als die Heimath der Peloponneſier des zwölften Jahrhun-

---

nitza, Mudritza, Selitza, Chelmos und Tſchernagora, oder Mavrovuni, d. i. Schwarzenberg, wie es die Griechen in ihrer Sprache wörtlich überſetzen.

*) Constant. Porphyr. de Thematibus lib. 2. Vieta facies in servitutem redacta gibt die lateiniſche Ueberſetzung des Porphyrogen.

derts bezeichnen, wenigſtens jener Schwärme, die unter Copronymus Regierung die Barbariſirung der Halbinſel vollendeten, und mit Einſchließung des Taygetiſchen Gebirges vorzüglich die ſüdliche Hälfte derſelben beſetzten. Die Beweiſe ſind freilich ſchwach, da ſie ſich nur auf die Aehnlichkeit einiger Namen Süd-Morea's mit einigen anderen in der beſagten Gegend an der Moskwa und Wolga beſchränken. Allein welch' andere Beweisquelle bleibt uns denn beim Stillſchweigen der Geſchichte über die große Migration der Slaven übrig, wenn nicht die einzelnen Spuren, die ſich in der Sitte oder in der Sprache bis auf unſere Zeiten erhalten haben? An der nordöſtlichen Spitze des alten Fürſtenthums Moskow liegt das Städtchen Miſtra, deſſen Name eben ſo geſchrieben und geſprochen wird, wie Miſtra im alten Lakonien. Mintra aber (Μύντρα, auch Μοῦντρα nördlich der Seeſtadt Arkadia in Peloponnes) iſt nach ausdrücklicher Bemerkung ruſſiſcher Sprachgelehrten ein Wort, welches dem Slaven-Dialekt in Susdal allein eigen iſt, indem von den übrigen Stämmen derſelbe Begriff allgemein durch Seſtra (Schweſter) bezeichnet wird.*) Noch bedeutender iſt der Name Melengi an der Ocka, einem Nebenfluſſe der Wolga, ebenfalls im Innern von Alt-Rußland. Der Leſer wird ſich erinnern, daß jenes Geſchlecht der Slaven, welches die Gegend um Lacedämon und die Schluchten des Taygetiſchen Gebirges überſchwemmte, bei den Byzantinern des zehnten Jahrhunderts

---

*) Tappe, Geſchichte Rußlands, Thl. I. pag. 67

Milingi (Μίληγγι), in der Chronik von Morea aber Melingi (Μέλιγγι) genannt wird. Ueberdieß möchte ich auch noch die beiden Wörter Glad, die Ebene, und Lev, der Löwe, in die Wagſchale legen, weil ſie beide vorzüglich dem ruſſiſchen Dialekt anzugehören ſcheinen. Das erſtere kennen die Slavendialekte Illyriens gar nicht, und ſtatt des zweiten ſprechen ſie làv, während in moraitiſchen Ortsnamen beide in ihrer ruſſiſchen Form nachgewieſen ſind. — Wie ſehr mit dem Blute der Neu-Peloponneſier auch ihre Vorſtellungsart und Weltanſicht ſlaviniſirt wurde, erſieht man neben vielen andern Proben auch zum Theil ſchon daraus, daß ſie das Volk der Germanen Niemtzi nennen, welches bekannter Maßen der eigentliche alt-ſlaviſche Ausdruck für alle weſtwärts wohnenden deutſchen Völkerſchaften iſt.

Man wird leicht begreifen, daß die Halbinſel Morea in der Eigenſchaft als Provinz des wieder auflebenden Reiches von Byzanz, vom neunten bis zurückgelegtem zwölften Jahrhunderte eben ſo wenig eine politiſche Geſchichte haben kann, als z. B. irgend eine Paſchalik des heutigen Türkenreiches, oder irgend eine andere Parzelle einer großen Deſpoten-Monarchie des Orients. Weiß man ja vom Centralpuncte des Byzantiniſchen Staatskörpers ſelbſt beinahe nichts Anderes zu melden als Schandthaten und Niederträchtigkeiten, und beim raſchen Wechſel der handelnden Perſonen, mit Ausnahme einiger kräftigen und edleren Naturen, doch immer denſelben Grad politiſcher und moraliſcher Verworfenheit im kaiſerlichen Palaſte. Wie die übrigen Themen des Reiches war auch

Morea einer Militärregierung unterworfen, deren Oberhaupt, Strategos genannt, auf der Burg zu Korinth wohnte und ganz wie die türkiſchen Paſcha unſerer Zeit Civil- und Militärgewalt in ſeiner Perſon vereinigte.

Zu Patras und in allen Küſtenſtädten, in welchen ſich Reſte alter Bevölkerung erhalten hatten, gab es neben den kaiſerlichen Beamten, Archonten und Klerikern, auch Bürger, welche Landeigenthum und perſönliche Freiheit beſaßen. In den binnenländiſchen Gegenden aber und allenthalben wo eingewanderte Slaven das Land bebauten, gab es nur Herren und Knechte, wie es etwa heute noch bei den mit den Neu-Peloponneſiern enge verbrüderten Bewohnern Rußlands und Polens häufig iſt, und vor Aufhebung der Leibeigenſchaft auch in allen Slavenländern an der Oſtſee war. Nach Art der weltlichen Edelleute beſaßen auch Kathedralkirchen, Apoſtel und andere Heilige, deßgleichen alle in dem eroberten Slavencantonen Morea's neugebauten Klöſter leibeigene Knechte, ſo daß die ackerbautreibende Bevölkerung der Halbinſel gewiß zu neun und neunzig Hunderttheilen aus hörigen Leuten beſtand.

Die Geſammtzahl der Einwohner, welche Morea in den Jahrhunderten zwiſchen der Byzantiniſchen und fränkiſchen Eroberung ernährte, wird wohl Niemand zu beſtimmen vermögen, weil von den Byzantiniſchen Steuerregiſtern jenes Zeitalters nichts zur Kenntniß der Nachwelt gekommen iſt. Die einzige Stelle, auf welche ſich vielleicht einigermaßen eine Vorſtellung über die Einwohnerzahl begründen ließe, hat ſich bei Conſtantin Porphyregenitus erhalten. *) Unter dem Deſpotat des Romanus (919—944) ſollten die Moraïten zu einem Feldzuge nach Italien Soldaten ſtellen, erbaten ſich aber durch den Strategen Johannes Befreiung von dieſer Pflicht gegen Stellung von tauſend Pferden mit Sattel und Zaum, und Erlegung eines Centners Byzantiner in Gold. Der Hof bewilligte ihr Geſuch gerne, und die Umlage wurde in der Art gemacht, daß von den beiden Metropolitan-Erzbiſchöfen zu Korinth und Patras jeder vier Pferde, jeder Biſchof zwei, jeder Protoſpathar drei, jeder Spatharocandidatus zwei, jeder Spatharius und Strator eines; jedes kaiſerliche oder Patriarchalkloſter zwei, das Kloſter eines Metropolitanbiſchofes und Erzbiſchofes ebenfalls zwei, von den ärmeren Klöſtern aber je zwei Eines zu ſtellen hatten, die kaiſerlichen Beamten, die Schiffer, die Perlenmuſchelſammler und Papiermacher (κογχυλευται και χαρτοποιοι) aber von der Pferdelieferung gänzlich befreiet ſeyn ſollten. Um den Centner Goldbyzantiner voll zu machen, zahlte von den conſcriptionspflichtigen Moraïten jeder Vermögliche für ſeine Perſon fünf Goldſtücke, von den Aermeren aber gaben je zwei dieſelbe Summe. Hat nun der Centner nach Montfaucons Angabe 7200 Numismata oder Goldſtücke, ſo wären auf Morea im zehnten Jahrhundert 1440 für das Landheer pflichtige Männer geweſen, für den Fall, daß man die Contribuenten aus lauter Vermöglichen beſtehen läßt. Wäre aber die Summe nur aus den Bei-

---

*) De Administrat. Imper. Pars. 2 cap. 52.

trägen der Aermeren zuſammengefloſſen, ſo hätte die Halbinſel 2880 Mann zu ſtellen gehabt. Dieſer umſtändlichen Angaben ungeachtet läßt ſich doch keine genauere Beſtimmung über die Volksmenge aufſtellen, weil wir die Conſcriptionsgeſetze des Byzantiniſchen Reiches auch nicht kennen. Wenn man aber bedenkt, daß dieſe Halbinſel in den letzten Zeiten des achäiſchen Bundes noch zwiſchen dreißig- und vierzigtauſend freie Männer ins Feld ſtellen konnte, dagegen im zehnten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung im Durchſchnitte etwa nur an die zweitauſend gehoben wurden: ſo ergibt ſich von ſelbſt, wie tief die freie Bevölkerung Morea's unter jener des alten Peloponneſes ſtand, auch noch vorausgeſetzt, daß die Übrigen nicht kriegspflichtig waren.

Wir wollten gerne einige Duzende Belagerungen, Schlachten und auswärtige Kriegszüge der Byzantiniſchen Feldherren der Vergeſſenheit überlaſſen, wenn wir dagegen eine genaue Kunde über die Vertheilung des Landeigenthums, über die Einrichtung und den Grad der Glückſeligkeit des bürgerlichen Lebens, und über das Loos der arbeitenden Claſſen auf Morea eintauſchen könnten. Soviel ſcheint gewiß, daß dieſes Eiland im zehnten Säculum ſorgfältiger angebaut und dichter mit Menſchen beſetzt war als in den ſechs erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung, während welcher Wohlſtand, Kunſtfleiß und Bevölkerung mit jedem Menſchenalter tiefer herabgeſunken und ſtreckenweiſe ganz verſchwunden war. Von den Geſchlechtern der Slaven iſt es ja bekannt, daß ſie ſich ungewöhnlich ſchnell vermehren, und eine zahlreiche Nachkommenſchaft höher achten als die Bequemlichkeiten und egoiſtiſchen Lebensgenüſſe verfeinerter Nationen.

Nach Zerſtörung der Slaven-Tzupanien in Elis und Achaja muß der Canton Patras beſonders blühend und kunſtreich geworden ſeyn, wie man aus den Geſchenken ſchließen muß, die eine reiche Wittwe und Landeigenthümerin der benannten Stadt dem Byzantiniſchen Kaiſer Baſilius Macedonius und ſeinem Sohn Leo dem V übergab. Dieſe Wittwe hieß Danilis (Δάνηλις) und hatte einen einzigen Sohn, mit welchem Baſilius noch vor ſeiner Thronbeſteigung, während eines längeren Aufenthaltes zu Patras in Berührung kam. Auch als Imperator beehrte er den peloponneſiſchen Jüngling mit ſeiner Freundſchaft und ließ ihn nach Conſtantinopel kommen. Die Mutter, obwohl hoch betagt, fühlte Sehnſucht, das kaiſerliche Antlitz zu ſehen und in ihrem Alter noch irgend eine Auszeichnung am Hofe zu genießen. Nach erhaltener Erlaubniß trat ſie die Reiſe in die Hauptſtadt an, nicht zu Pferde oder in einem Wagen, denn dieſe Art zu reiſen hätte ihre Weichlichkeit nicht ertragen. Durch dreißig auserleſene junge Leute ließ ſie ſich in einer Sänfte nach Conſtantinopel tragen, wo man ſie im Palaſte der auswärtigen Geſandten prachtvoll bewirthete. Das Glück dem Imperator vorgeſtellt zu werden, bezahlte ſie mit königlichen Geſchenken: fünfhundert Sclaven gab ſie dem Selbſtherrſcher, und unter dieſen hundert Verſchnittene von ſeltener Schönheit, um ſich durch den Einfluß derſelben den Zutritt in den Palaſt auch für die Zukunft offen zu erhalten. Zu dieſen fügte ſie noch hundert weibliche Sclaven, des Stickens kundig, hundert geſtickte Purpurgewänder, dreihundert Linnengewebe mit hundert andern Arbeiten des Webeſtuhles, feiner als die Fäden der Spinne, ſo daß jedes in einem Schilfrohr (ἐς καλάμου κόνδυλον) verſchloſſen werden konnte. Hiezu fügte ſie noch eine Menge goldener und ſilberner Vaſen, wogegen ſie Baſilius Mutter nannte und mit Ehren überhäufte. Geſättiget und überglücklich kehrte ſie in die Halbinſel zurück, indem ſie die aufgezählten Geſchenke noch mit einem großen Geſchenke an Ländereien im Peloponnes vermehrt hatte, die ihr eigenthümlich angehörten und nun ihrem Sohne und ſeinem erhabenen Freunde gemeinſchaftlich überlaſſen wurden. Vor ihrer Abreiſe ließ ſie noch das Innere der eben damals zu Conſtantinopel neugebauten großen Baſilica ausmeſſen, und auf Morea große Teppiche verfertigen, um den Fußboden des Tempels zu bedecken. Die Stickerei dieſer Tapeten war nach Conſtantins Angabe von bewunderungswürdiger Schönheit. Verſchiedenfarbirge koſtbare Steine, in Muſſiv eingelegt, ſtellten die ganze Pracht eines ausgebreiteten Pfauenſchweifes dar. Jedes Jahr ſchickte dieſes reiche und beglückte Weib koſtbare Geſchenke an den Hof, und trat nach Baſilius Hinſcheiden eine zweite Reiſe in oben beſchriebener Weiſe nach Conſtantinopel an, um ſeinen Sohn und Nachfolger Leo zu ſehen. Dieſen ſetzte ſie ſogar zum Univerſalerben ihres unermeßlichen Vermögens ein, zu deſſen Beſitznahme nach ihrem bald darauf erfolgten Ableben, ein kaiſerlicher Bevollmächtigter nach Patras kam. Gemünztes Gold, goldenen und ſilbernen Hausrath fand man eine ungeheure Menge;

koſtbare Gewänder, Sclaven und Laſtthiere ohne Zahl. Ein Theil der Leibeigenen (Conſtantin ſagt dreihundert) wurde mit der Freiheit beſchenkt und als Colonie an die Küſten Unter-Italiens geſchickt. Achtzig Landgüter blieben dem Kaiſer nach Abzug unzähliger und reicher Legate noch als Antheil von der Erbſchaft. *)

Iſt es nach dieſem Vorgange nicht klar, daß Grund und Boden der Halbinſel ſelbſt in jenen Gegenden, in welchen ſich Reſte der alten Bevölkerung erhalten hatten, Eigenthum weniger Familien, und die freien Bürger mehrentheils verſchwunden waren? Es ſcheint auch nicht, daß außer den Ringmauern von Patras, Korinth, Argos und den übrigen Städte an der Seeküſte irgendwo ein griechiſcher Mann mit Freiheit und Grundeigenthum geſchmückt die Erde bearbeitet habe. Dieß iſt auch ganz natürlich: die Städte und Flecken im Innern wurden vertilgt, die Bürger getödtet, oder auf die Küſte hinab und auf die benachbarten Inſeln getrieben, wo ſie ohne ihren heimathlichen Boden je wieder zu ſehen, ſich mit Fremden vermiſch[illegible] und vom Elend der ſpätern Jahrhunderte aufgezehrt wu[illegible]. Was die bürgerliche Glückſeligkeit betrifft, herrſch[illegible] man klar ſieht, noch ganz die Begriffe der alten Welt; die arbeitende Claſſe war Sclav, das Evangelium hatte ihr Loos noch nicht gemildert. —

Weitere Nachrichten über die politiſchen Schickſale dieſer Halbinſel aus den Zeiten des eilften und zwölften Jahrhunderts haben ſich nicht erhalten. Die Bändigung der

---

*) Vita Basilii Macedonis pag. 112 Edit. Venet.

Melingi- und Ezeron-Slaven um die Mitte des zehnten iſt die letzte einheimiſche Begebenheit, welche wir kennen. Was hätte man aber auch aufſchreiben ſollen? Ein Theil der Moraïten baute das Land, ein anderer ſpann und ſtickte in Linnen und Seide, ein dritter trieb Schifffahrt, ein vierter lebte von Seeraub, und ein kleines Häuflein endlich verſchlief in feiger Ruhe, oder verzehrte in entnervenden Wohllüſten ſein unnützes Daſeyn. Für ſolche Leute und Länder gibt es keine Geſchichte. Landungen mohammedaniſcher Piraten aus Africa, Sicilien, Candia und Anatolien auf peloponneſiſchen Küſten erzählen die Chroniken wohl hin und wieder. Auch einige Streifzüge der chriſtlichen Bulgaren über die Landenge von Korinth zur Zeit ihrer großen Kriege gegen den Thron von Byzanz im zehnten und eilften Jahrhundert werden angegeben.*) Allein was geht das uns an? Wir ſchreiben ja keine Chronik, ſondern die große Verwandlung der Städte und der alten Bewohner auf der Halbinſel des Pelops. Weder Bulgaren noch Mohammedaner gründeten um dieſe Zeit eine bleibende Macht auf Morea. Sie ſchreckten, plünderten und zogen ab, oder wurden durch Hülfe kaiſerlicher Kriegsſchiffe vertrieben.

Gefährlicher war der Angriff des Königs Roger von Sicilien, im Jahre 1147. Dieſer König des ſtreitluſtigen Normannen-Volkes bedrohte nicht nur Morea und Griechenland, ſondern den ganzen Orient mit den Ketten abendländiſcher Knechtſchaft. Und obwohl die vereinigte Macht des morgenländiſchen Kaiſerthums und der Republik Venedig den Ehrgeiz dieſes Eroberers in ſeine Schranken zurücktrieb, war er doch gleichſam der Vorläufer und der Verkünder des großen Sturmes, welcher kurz nachher von den Küſten des Abendlandes ausgehen und die illyriſche Landfläche und die Inſeln der griechiſchen Meere in ihren innerſten Tiefen erſchüttern ſollte. Unzufriedene auf Korphu luden Roger ein, von ihrer Stadt und Inſel Beſitz zu nehmen. Tauſend Mann legte der König in dieſe Feſtung, ſegelte mit einer großen Flotte um Morea herum und that einen Sturm auf Monembaſia, wo die Abkömmlinge alter Hellenen wohnten, Handel und Seefahrt trieben, ergeben dem Autokraten von Byzanz und dem Glaubensbekenntniß des Morgenlandes ſchon an die fünfhundert Jahre. Die Bürger wehrten ſich heldenmüthig und die hohe Felſenburg ſpottete der normanniſchen Tapferkeit. Roger entfloh mit großem Verluſte, um die Halbinſel mit beſſerem Erfolge auf der Nordſeite anzugreifen. Im Angeſicht von Akro-Korinth ſtieg das ſiciliſche Heer an das Land, plünderte Böotien, eroberte das reiche Theben, erbeutete große Vorräthe an Gold, an Silber und Seidengeſpinnſt. Aus Kenchri, Lechäum und Stadt-Korinth war Alles entflohen. Lebensmittel, Reichthum und Gold hatten die vornehmſten Bürger ſammt ihren Perſonen in die hohe Burg geflüchtet. Auf einem hohen, oberhalb tafelförmig abgeplatteten Berge gelegen, war ſie mit ſtarken Mauern umgeben und durch eine Reihe herrlicher Brunnen gegen Waſſermangel nicht weniger als ge-

---

*) Vita beati Lucae Eremitae in Actis Sanctorum. — Cedrenus historia Byzantina pag. 675.

gen Geſchoß und Sturmwuth der Feinde geſchützt. Dieſes Caſtell ergab ſich ohne Gegenwehr mit allen Schätzen und einer zahlreichen Beſatzung nach der erſten Aufforderung an den König der Normannen. Nicephorus Chaluphes war der Name des feigen Strategen. Beim Anblick der vertheidigungslos übergebenen Feſtungswerke waren die Normannen ſelbſt mit Staunen erfüllt, prieſen ihr Glück, und trieben — über die unbegreifliche Feigheit der Moraiten entrüſtet — die Beſatzung aus der Feſtung und überhäuften Chaluphes mit Vorwürfen und Schmach. Häuſer und Tempel wurden ausgeplündert; der Raub, die Vornehmſten der Bürgerſchaft, Arbeiter und Künſtler in Verfertigung der Seidenſtoffe auf die Schiffe gebracht und nach Sicilien geführt, um mit ihrem Kunſtfleiße die Inſel reich und glücklich zu machen. Normanniſche Krieger legten ſich in die Burg.

Nach ſiebenjährigem Blutvergießen wurde unter Vermittelung des römiſchen Hofes zu Ancona Friede gemacht. Alles eroberte Land mußte Roger zurück geben, die Reichthümer von Korinth und Theben aber und die gefangenen Seidenweber blieben auf Sicilien zurück. *) Erdreich, Mauern und Städte gelten dem Gewalthaber mehr als der Menſch, der ſie bewohnt.

Zwei tiefe Eindrücke jedoch hafteten auch nach dem Friedensſchluſſe noch in den Gemüthern der abendländiſchen Völker: Der Grieche iſt kunſtſinnig und reich, aber wehrlos und feige. Dieſe beiden Bilder entzündeten die

---

*) Nicetas Choniates in Joanne Comneno, lib. II., 1, 8.

Phantaſie des ganzen Occidents. Daß Conſtantinopel dem Angriffe der Normannen unter Roger nicht erlag, verdankte es nur der kaufmänniſchen Eiferſucht der Republik Venedig. Kaum hatten aber achtundvierzig Jahre nachher die Thorheiten des Byzantiniſchen Kaiſerhauſes und das Bedürfniß des vierten, in der Lombardei verſammelten Kreuzzuges ein wohlgerüſtetes Heer fränkiſcher Ritter zur Verfügung Venedigs geſtellt, als das Verderben unaufhaltſam von dem alten Beſchützer ſelbſt auf das romäiſche Reich herabſtürzte. Wer weiß denn nicht, daß im Monate April des eintauſend zweihundert und vierten Jahres unſerer Zeitrechnung zwanzig tauſend, auf venetianiſchen Schiffen nach Conſtantinopel geführte Occidentalen dieſe ſchöne und große Stadt im Sturm eroberten, ausplünderten, in Brand ſteckten, und die ganze Monarchie zertrümmerten? — Von dieſer Zeit an hat Morea wieder eine politiſche Geſchichte, und das fünfte Stadium, die fünfte allgemeine Revolution dieſes Eilandes hat begonnen.

Sechstes Capitel.

Zertrümmerung des Byzantiniſchen Reiches durch die Franken. Leo Sguros, Archont von Nauplion, ſtrebt nach der Oberherrſchaft über Griechenland. Landung eines fränkiſchen Heerhauſens auf Morea, Einnahme von Patras, Andravida, Korinth und Argos. Verſammlung und Capitulation der Archonten von Alt-Morea. — Schlacht am Gehölze bei Kondura und Einnahme von Arkadia.

Gegen Feldzüge außerhalb der Landenge hatten die Peloponneſier ſeit uralten Zeiten einen Widerwillen. Meere trennten ſie von der übrigen Welt. Stolz und inſulariſch von Charakter waren ſie von jeher unbekümmert um das Schickſal der transiſthmiſchen Volksſtämme. *) Eigenſinnig und eiferſüchtig auf ihre Macht und ihre Rechte wollten ſie ohne Dazwiſchenkunft anderer Staaten die öffentlichen Angelegenheiten ſelbſt ordnen, und ihre Zwiſte ohne Einmiſchung eines Dritten entſcheiden. Wie vor

---

*) Ἡ δὲ εἰς Θερμοπύλας ἐπὶ τὴν Γαλατῶν ϛρατείαν ἔξοδος καὶ τοῖς πᾶσιν ὁμοίως παρώφθη Πελοποννησίοις. ἅτε γὰρ πλοῖα οὐκ ἐχόντων τῶν βαρβάρων, δεινὸν ἔσεσθαί σφισιν ὑπ' αὐτῶν οὐδὲν ἤλπιζον, εἰ τῶν Κορινθίων ἰσθμὸν ἀποτειχίσειαν.

Pausan. Achaic. cap. 6.

Alters bot auch die aus der Coloniſirung und Umgeſtaltung durch die Slaven hervorgegangene Bevölkerung der Halbinſel dem Byzantiniſchen Hofe Gold und Pferde ſtatt der Mannſchaft, um die Reihen der Legionen zu füllen.*) Sie vermengten ihre Intereſſen nicht einmal mit den übrigen Stämmen von Hellas, geſchweige denn mit der Dynaſtie von Conſtantinopel und mit den fremden Völkern von Aufgang und Niedergang, die von derſelben Geſetze empfingen. Daher fand man die Bewohner dieſes Eilandes jederzeit bereitwillig zum Aufſtande gegen fremde Obrigkeiten und ausländiſche Gewalthaber, ohne zu unterſcheiden, ob die Verwaltung gerecht und milde, oder willkürlich und drückend war.

Bei der namenloſen Verwirrung des Reiches unter Alexis Angelus konnte daher Manuel Kamytzes, Protoſtrator von Hellas, der den Purpur nahm, mit ſeinen Bundesgenoſſen Morea leicht zum Aufruhr gegen Conſtantinopel bewegen, nachdem Hellas, Theſſalien und Akarnanien ſchon vorangegangen waren. Unbekümmert um Alexis ſowohl als um Manuel den Uſurpator und um das Ende der ſchmählichen Scenen von Byzanz war dieſe Zeit allgemeiner Auflöſung der bürgerlichen Geſellſchaft den moraïtiſchen Archonten willkommen, um den Schatten des kaiſerlichen Anſehens völlig aus dem Lande zu ver-

---

*) *Καὶ γὰρ τῶν πόλεων αἱ πολλαὶ ἀργύριον ἀντὶ τῶν ἀνδρῶν ἔπεμπον, ἅτε διαποντίου τῆς στρατείας οὔσης.*

Xenoph. Hellenic. 6. 2. —

— Constantin. Porphyrogen. de administrat. Imperii. Pars II, cap. 52.

treiben, und ihren Leidenſchaften der Goldgierde, der Herrſchſucht und der Fehde ein unbegränztes Feld zu eröffnen.

Das Vorſpiel begann Leo Sguros, Archont von Nauplion, ein eben ſo kluger als treuloſer und grauſamer Mann. Die Herrſchaft über die Veſte des Palamedes war ihm zu eingeſchränkt, und das Vorhaben ein mächtiges Reich zu gründen, ja ſelbſt Imperator von Hellas zu werden und die Kaiſerkrone des Orients auf ſein Haupt zu ſetzen, ſchienen die Zeiten ſelbſt zu begünſtigen. Er beſetzte Argos, plünderte Korinth, ſegelte dann mit einer Flotte in den Piräus, während ſein Heer über den Iſthmus ging, um Athen zu Waſſer und zu Lande anzugreifen. Die Akropolis hoffte er um ſo leichter zu bezwingen, da die Beſatzung ſeiner Meinung nach ſchwach und unkriegeriſch war. *)

Der damalige Erzbiſchof von Athen, Michael Choniates, vereitelte ſein Unternehmen anfangs durch Unterhandlung, dann durch Begeiſterung der Bürger zu tapferer Gegenwehr. Er ſtellte dem Archonten von Anapli vor, wie ungerecht es ſey, wenn er als Chriſt und Romäer ſeine eigenen Landsleute und Glaubensgenoſſen feindlich behandeln, und diejenigen in die Knechtſchaft ſtürzen wollte, deren Verunglimpfung ſelbſt die Barbaren der alten Zeit für gefährlich hielten. **) Welches Unrecht, welche Beleidigung er denn zu rächen habe? Anders möge es bei den Argivern, anders bei den Bürgern von Korinth geweſen ſeyn, von welchen ihm die erſtern als Nachbarn, die letztern aber wegen der Zweizüngigkeit und verrätheriſchen Umtriebe ihres Erzbiſchofes, auf deſſen Zuthun der kaiſerliche Strateg von Akro-Korinth zu Waſſer und zu Lande die Veſte des Palamedes beſtürmt habe, Urſache genug zu feindlicher Ueberziehung gegeben hätten. Athen dagegen ſey weit von Nauplion entfernt und niemals in feindliche Berührung mit ihm und ſeinen Abſichten gekommen.

---

*) Nicetas Choniates p. 388. edit. Venet.

**) Anſpielung auf Alarichs ſchonendes Verfahren nach der Capitulation von Athen.

Sguros wollte vom Frieden nichts hören, drang vielmehr auf unbedingte Unterwerfung und wies ihm ſein Heer, mächtig genug, um Stadt und Akropolis mit Gewalt zu bezwingen. Uebrigens, fügte er noch bei, ſey jetzt keine Zeit von Frieden und ruhiger Nachbarſchaft zu reden; Michael ſoll nur ſelbſt die Zeitumſtände und die Lage des griechiſchen Reiches betrachten und dann ſagen, ob nicht jetzt beim allgemeinen Umſturz der Dinge, da die Zinnen der romäiſchen Hauptſtadt gefallen und das Reich von Barbaren überſchwemmt, die Zeit gekommen ſey, daß Jeder aus dem Schiffbruch des gemeinſamen Vaterlandes ſo viele Trümmer als ſeine Kraft geſtattet, an ſich reißen müſſe.

Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und unmittelbar darauf ein heftiger Angriff auf die Akropolis gemacht. Michael nicht weniger herzhaft als beredt, übernahm den Oberbefehl, richtete mit eigener Hand die Wurfmaſchinen, ordnete die Krieger, flößte ihnen Muth mit Selbſtvertrauen ein, und trieb die Moraïten mit Verluſt von der Burg zurück. Sguros in der Hoffnung ſchneller Uebergabe getäuſcht, rächte ſich durch Einäſcherung der Landhäuſer an der athenäiſchen Tapferkeit, und hob nach mehreren fruchtloſen Stürmen die Belagerung wieder auf.

Von Attica wendete er ſich gegen Nordgriechenland, um dem Andrang des Markgrafen Bonifacius zu wehren, der mit Macedonien, ſeinem Antheile aus der Beute des zertrümmerten Kaiſerthums, nicht zufrieden, auch Griechenland zu verſchlingen drohte. Theben nahm Sguros im Vorbeigehen weg, und zog ungehindert durch die Thermopylen nach Lariſſa in Theſſalien, wo er dem ſchon im vorigen Jahre aus Conſtantinopel entwichenen Kaiſer Alexis Angelus begegnete, und ſeine ſchon zweimal verehelichte Tochter Eudocia zur Gemahlin erhielt. Die Nachricht vom Anzuge des abendländiſchen Heeres unter Bonifacius machte dem Hochzeitſchmauſe zu Lariſſa ein ſchnelles Ende, und der kaiſerliche Eidam beſetzte mit ſeinen aus Morea heraufgeführten Streitkräften eben dieſelben Engpäſſe und waldichten Höhenzüge von Thermopylä, die einſt Leonidas mit den Alt-Peloponneſiern gegen die Schaaren des größten Reiches der alten Welt mit Heldenmuth beſchirmt hatte. Aber ungeachtet der vortheilhaften Stellung der Vertheidiger, und der geringen Anzahl der Angreifenden wurden dieſe Thore Griechenlands im Augenblicke geſprengt. So zaghaft waren die Peloponneſier des dreizehnten Jahrhunderts, daß ſie ſchon beim Anblicke der abendländiſchen Ritter des Muthes vergaßen und ohne Kampf in wilder Unordnung aus den Engpäſſen flohen, und unaufhaltſam bis hinter den Iſthmus von Korinth zurückeilten. Mit reißender Schnelle beſetzten und plünderten die Feinde Theben, Euböa, Stadt und Burg von Athen, und ſtanden ſiegreich vor dem auf der Landenge wohlverſchanzten Lager der Moraïten.

Mit gleicher Feigheit, wie vorher in den Thermopylen, ergriffen ſie auch hier beim erſten Anlaufe der Abendländer die Flucht. Sguros warf ſich mit den Trümmern des Heeres in die Burg von Korinth, der größere Theil ſeiner Streiter aber lief in die Heimath zurück, und Bonifacius der Markgraf machte zu gleicher Zeit mit getheilten Streitkräften ſtürmende Angriffe auf Akro-Korinth und auf die ſtark befeſtigten Schlöſſer von Nauplion. Mit mehr Muth und Glück als die Engpäſſe und den Iſthmus vertheidigten die Moraïten dieſe beiden Bollwerke der vaterländiſchen Freiheit. An der Stärke und Höhe der Mauern prallte die Wuth der geharniſchten Ritter erfolglos zurück, und Bonifacius mußte die Belagerung in eine Einſchließung verwandeln, bis der Hunger die Einwohner zur Unterwerfung zwänge. Auf der Südſeite, wo die Burg von Korinth am zugänglichſten iſt, baute er ein Caſtell, um den Vertheidigern alle Hoffnung des Entſatzes und der Zufuhr abzuſchneiden.

Der allgemeine Aufſtand der griechiſchen Städte in Thracien und Macedonien, welcher ſich gleich im darauf folgenden Frühling (1205) erhob, nöthigte den Markgrafen zur Beſchirmung ſeines Erbkönigreiches Macedonien zurückzueilen. Allein beinahe in demſelben Augenblicke, in welchem Bonifacius den Boden der Halbinſel auf der

Oſtſeite verließ, ſtiegen im Weſten derſelben neue Schaaren eroberungs- und beutelüſterner Fremdlinge ans Land.

Auf die Nachricht, daß die Ritter des Abendlandes unter Anführung des Grafen von Flandern Conſtantinopel eingenommen und im Lande Romania Reichthümer und Herrſchaften erworben hatten, ſammelte Wilhelm von Champlitte, aus einer Nebenlinie der Gafen von Champagne entſproſſen, mit Beihülfe ſeines — auf dem ererbten Stammgute zurückbleibenden Bruders Ludwig einen Haufen Abenteurer aus Burgund und andern Gegenden des innern Frankreichs, um durch Eroberungen auf Morea auch für ſich ein ausgedehnteres und mächtigeres Familienerbtheil zu erwerben.

Im Monat März 1205 ſegelten ſie von Venedig ab, und ſtiegen am erſten Mai deſſelben Jahres einige Stunden weſtlich von Patras auf das feſte Land von Morea. *) Am Landungsplatze bauten ſie ungeſäumt eine kleine Feſtung aus Backſteinen in Form eines verſchanzten Lagers, und ſtark genug, um gegen einen plötzlichen Ueberfall der Feinde geſichert zu ſeyn. Am dritten Tage griffen ſie Patras zu Waſſer und zu Lande an. Die untere Stadt ergab ſich nach kurzer Gegenwehr, und bald nachher auch das feſte Schloß gegen die Verſicherung, daß Niemand im Beſitze ſeines Eigenthums und ſeiner Rechte geſtört und beeinträchtigt werden ſolle. Die Feſtungswerke der Burg wurden ausgebeſſert und mit einer hinlänglichen Beſatzung verſehen, die Maſſe des Frankenheeres ſelbſt aber wandte

---

*) Chronique de la Morée p. 109.

ſich auf Anrathen der Archonten von Patras gegen die ſtarkbevölkerte und reiche, aber ganz offene Stadt Andravida, auf den Ebenen von Elis. Wie bei der Einnahme Conſtantinopels gingen auch die Bewohner von Andravida insgeſammt mit Kreuzen und Heiligenbildern in Proceſſion den Fremdlingen entgegen und ergaben ſich ohne Gegenwehr, mit der Bitte, man möge ihnen Eigenthum und Gerechtſame ungeſchmälert laſſen, und durch neue Gnaden vermehren. Champlitte bewilligte Alles, und zog mit ſeiner Land- und Seemacht über Voſtitza längs dem korinthiſchen Meerbuſen zur Belagerung von Korinth. Denn, ſagten die Archonten in ſeinem Heere, wenn du Korinth einnimmſt, werden ſich dir die Thore aller feſten Plätze Morea's ohne Blutvergießen öffnen.

Bei der Kunde vom Anzug der Feinde hatte Leo Sguros Weiber und Kinder mit Allem was nicht Waffen tragen konnte, auf der Burg Akrokorinth in Sicherheit gebracht; er ſelbſt mit der ſtreitbaren Mannſchaft war in der untern Stadt zur Vertheidigung zurückgeblieben. Die Franken hielten nach damaliger Sitte einen Ruhetag im Angeſicht der Feſtung, umringten dann, wie der Morgen graute, Wall und Ringmauern von Korinth, verſcheuchten durch einen Hagel von Pfeilen und Steinen aus Wurfmaſchinen die Vertheidiger von der Mauer, legten Sturmleitern an, und drangen mit unwiderſtehlicher Gewalt in die Stadt. Was ſich zur Wehr ſetzte wurde niedergeſäbelt. Die Burg, wohin ſich Sguros gezogen hatte, trotzte durch ihre hohe und feſte Lage dem feindlichen Grimm.

Wie zu Andravida und Patras ließ Wilhelm auch von

Korinth aus die umliegenden Cantone zur Unterwerfung auffordern, verſprach Ehren und Wohlthaten, wenn man ſich freiwillig ergäbe, bedrohte aber mit ſchonungsloſer Vertilgung Alle, die ſich weigerten die Waffen niederzulegen. Von Damala und vom heiligen Berge kamen die Archonten und ſchworen „als ſeine Sclaven zu ſterben.“ *)

Bonifacius, König von Theſſalonica, eilte, wie die Chronik ſagt, auf die Nachricht dieſer glänzenden Thaten mit einer Schaar edler Ritter, unter welchen auch Gottfried Ville-Harduin war, in das fränkiſche Lager vor Akrokorinth. Gaſtmähler und Ritterſpiele verherrlichten das Zuſammentreffen, und befeſtigten den Bund dieſer glücklichen Räuber.

Kranke und Verwundete ließ man unter hinlänglicher Bedeckung zu Korinth, das Heer aber wurde gegen Argos geführt. Dieſe weitläufige, uralte und offene Stadt fiel beinahe ohne alle Gegenwehr in die Gewalt der Fremdlinge, nur das Schloß auf dem Berge widerſtand. Während man ſich zur Erſtürmung deſſelben rüſtete, kam ein Eilbote mit der Nachricht aus Korinth: Leo Sguros ſey bei nächtlicher Weile mit ſeiner ganzen Macht von der Burg herabgeſtiegen, habe die Beſatzung im Schlafe überfallen, und einen guten Theil davon mit allen Kranken und Verwundeten niedergemacht. Ungeſäumt wandte ſich das Frankenheer gegen Korinth zurück; Sguros aber war bei der Ankunft deſſelben ſchon wieder in die Burg entflohen. — Sechs Tage blieb Bonifacius noch in Cham-

---

*) Chronique p. 116.

plitte's Lager, und verlieh ihm vor ſeinem Abzuge nach Macedonien die Oberlehnsherrlichkeit über Otho de la Roche, Großherrn von Athen, dann über den Markgrafen von Bodoniza in Böotien, und noch über zwei andere italieniſche Freiherren auf der Inſel Negroponte, welche vorher insgeſammt dem Königreiche Theſſalonica untergeordnet waren. Bonifacius berief ſie ins Lager vor Korinth und befahl ihnen, von nun an Wilhelm von Champlitte als ihrem Gebieter zu huldigen. Gottfried Ville-Harduin blieb beim Frankenheer auf Morea, und leiſtete ſeinem Freunde und Landsmann Wilhelm durch ſeine Einſichten in Kriegsſachen, und durch ſeine Klugheit in Behandlung der Eingebornen bei Unterjochung der Halbinſel die weſentlichſten Dienſte. Denn Gottfried Ville-Harduin, Neffe des gleichnamigen Marſchalls des Franken-Kaiſerthums zu Conſtantinopel, hatte ſich bereits über ein Jahr in jenen Ländern herumgetrieben. Denn ſchon im Herbſte des Jahres 1203 ward er auf einer Fahrt ins heilige Land durch einen Sturm in den Hafen von Modon getrieben und genöthiget, die rauhe Jahreszeit daſelbſt zu bleiben, um das Fahrzeug auszubeſſern und die nöthigen Vorräthe für die übrige Reiſe einzunehmen.

Ein vornehmer Morait von Meſſenien, welcher die kurz nachher zu Conſtantinopel erfolgten Scenen vorausgeſehen hatte, beſchloß, wie einſt der Fürſt von Salerno die normanniſchen Pilger, ſo er Gottfried von Ville-Harduin und ſeine Begleiter zur Gründung einer unabhängigen Herrſchaft in jener Gegend der Halbinſel zu benützen. Schon hatten ſie im Verlaufe des Frühlings von 1204 mehrere Städte unterjocht, als der Tod des Moraiten den Bund plötzlich auflöſte, indem der Sohn des Verblichenen die Einwohner zur Empörung gegen die Fremdlinge aufreizte und Gottfried zur Flucht in das Lager des Königs Bonifacius nöthigte, der eben damals in Morea eingedrungen war und ſich vor Nauplion gelegt hatte. Von dort zog er mit ihm in den Kampf gegen die Bulgaren und rebelliſchen Griechen von Macedonien, und begleitete den König im Frühling des folgenden Jahres 1205 auf die Landenge von Korinth, wo er zu Wilhelm von Champlitte übertrat. *)

Gleich anfangs gab er ſeinem neuen Gebieter den klugen Rath, die Streitkräfte nicht in Angriffen auf die ſtark befeſtigten Schlöſſer von Argos, Nauplion und Korinth fruchtlos zu vergeuden, weil dieſe Feſtungen wegen ihrer vortheilhaften Lage und wegen des Ueberfluſſes an Vertheidigern und Lebensmitteln vor der Hand unmöglich weder durch Hunger, noch durch ſtürmende Angriffe zu bezwingen wären. Es ſey klüger ſich vorerſt der Ebenen und der Küſtenorte auf der Abendſeite der Halbinſel zu verſichern; und wären einmal das Binnenland und die Städte zwiſchen Patras und Koron unterjocht, ſo würden ſich die benannten feſten Caſtelle auch endlich ergeben müſſen.

Zu Andravida verſammelten ſich nach dem Einzuge des fränkiſchen Heeres alle Archonten und Häuptlinge der Ebene von Alt-Elis, um die Befehle ihres neuen Gebieters

---

*) Chronique de la Morée, p. 116. — Ville-harduin, p. 128. Edit. Buchon.

zu empfangen. Gottfried Ville-Harduin erklärte ihnen ganz einfach, „es ſey Wilhelm Champlitte, der Frankenhäuptling, nach Morea gekommen, um dieſes Land zu unterjochen und eine dauernde Herrſchaft daſelbſt zu gründen. Sie ſollten ja nicht meinen, es ſey nur auf Raub und Beute abgeſehen, man wolle etwa nur Gut und Heerden rauben, und dann nach Art der Seeräuber das ausgeplünderte Land wieder verlaſſen. Blicket ihn nur an dieſen Häuptling, fuhr er fort, wie ſtattlich er iſt, wie glänzend und furchtbar die Heeresmacht, die ihn umgibt; wahrhaft ein Fürſt, ein König iſt er, der ſich ein Reich gründen will. Ihr dagegen ohne Oberhaupt, ohne Hülfe, ohne Hoffnung, wie wollet ihr ihm widerſtehen, wie die Beuteluſt ſeiner Krieger von euren Reichthümern, wie die Schärfe des Schwertes von den ſchutzloſen Bewohnern des offenen Landes abwenden, wenn ihr den Augenblick verſäumet, euer Schickſal durch gütlichen Vergleich in die Hände eines Eroberers zu legen, welcher nach Geſetzen und gegenſeitigen Verträgen ſein neues Reich zu beherrſchen verlangt?“

Sodann ſchlug der Redner in Wilhelms Namen einen Vertrag vor, durch welchen Plünderung, Sclaverei und Niedermetzelung, wie ſie in allen bisher mit Gewalt eingenommenen Orten ſtatt gefunden hatte, eingeſtellt, und allen jenen Archonten Morea's, welche die neue Dynaſtie anerkennen, Sicherheit ihres Familienerbes und ihrer adelichen Vorrechte urkundlich zugeſichert werden ſollte.

Dagegen verpflichteten ſich die Archonten von Elis, ihren Einfluß auf die Ariſtokratie und auf die bevorrechteten

Familien der noch unbezwungenen Gegenden zu Gunſten der Franken geltend zu machen, und nach Kräften mitzuwirken, daß ſich das ganze Eiland ohne fernere Verheerung und Kriegsübel unter dem abendländiſchen Scepter beugen möchte. *)

Dieſe gemäßigten Worte konnten auf die Gemüther der Häuptlinge von Elis nicht ohne Wirkung bleiben. Sie ſchickten Boten mit den vorläufigen Capitulationsvorſchlägen an alle bekannten und befreundeten Archontenfamilien im Innern des Landes mit dem Beiſatze, daß ſie durch unverzögerte Annahme derſelben nur gewinnen könnten, und daß neben Reichthümern vom neuen Oberherrn auch Ehrenſtellen und Auszeichnungen zu erlangen ſeyen für alle Moraïten, welche Talent und Geſchmeidigkeit beſäßen.

Die bevorrechteten Familien aller unbefeſtigten Ortſchaften von der Abendſeite der Halbinſel nahmen die Bedingniſſe gerne an, und ſchickten ihre Vorſteher in das Hauptquartier nach Andravida. **)

Nach Angabe der Chronik vereinigte man ſich daſelbſt über folgende Puncte:

I. Wilhelm von Champlitte iſt dem Rechte nach Oberlehnsherr alles Grundes und Bodens von Morea.

II. Die Söhne jener Archontenfamilien (Ἀρχοντόπουλα), die bisher Privilegien und Freiheiten genoſſen, bleiben im Beſitze derſelben nach Maßgabe ihres Vermögens in liegenden Gütern.

---

*) Chronique p. 123.

**) Les chefs de la Morée et de toute la Mesarée (Μεσαρέα). Ibid. p. 125.

III. Die Lehenspflichtigkeiten und Ritterprivilegien des fränkiſchen Feudalſyſtems werden ihnen nach dem nämlichen Verhältniſſe zugeſprochen.

IV. Was nach dieſer Ausmittelung der Privatrechte an Grund und Boden noch übrig bleibe, ſey von Rechtswegen den Eroberern verfallen.

V. Die Ackerbau treibende und arbeitende Claſſe der Moraiten ſoll auf dem nämlichen Fuße bleiben wie unter der Herrſchaft der griechiſchen Imperatoren.

VI. Eine Commiſſion von ſechs Griechen und einer gleichen Zahl Franken ſoll ausgeſandt werden, um das Grundeigenthum der privilegirten Familien im Sinne des abgeſchloſſenen Vertrages zu vertheilen.

Während dieſer letzte Punct der Capitulation vollzogen wurde, verließ die fränkiſche Land- und Seemacht Andravida, um vorerſt die Archonten der befeſtigten Küſtenorte Pontiko, Arkadia, Modon, Koron und Kalamata zu bezwingen, und dann die ſiegreichen Fahnen gegen die großen Städte Veligoſti und Nikli an den Quellen des Rufia, und gegen die Slavencantone am Eurotas und in den Schluchten des Pentedaktylos zu wenden, welche im Vertrauen auf ihre Macht jeden Vergleich abgelehnt hatten. Die fünf genannten Städtchen an der Seeküſte fielen nacheinander theils im Sturm, theils durch Capitulation nach ſchwacher Gegenwehr; nur die Akropolis von Arkadia, auf einem ſteilen und weit ins

Meer hinausreichenden Felſen erbaut, blieb unbezwungen hinter dem feindlichen Heere.

Oeſtlich von Kalamata und nahe bei Kapſikia, am Fuße der maïnatiſchen Gebirge war ein Olivenwald mit Namen Condura. *) Daſelbſt hatte ein Moraïtiſches Heer, beſtehend aus den Bürgern der Städte Veligoſti, Nikli und Lacedämon, aus den Dorfbewohnern des Eurotasthales und der Slavencantone von Melingo, im Ganzen viertauſend zu Fuß und zu Pferd, Stellung genommen, um die Fremdlinge zu hindern in das Innere der Halbinſel einzudringen. Auch ein kleines Geſchwader maïnatiſcher Fahrzeuge hatte ſich nahe an der Küſte dem Landherre zur Seite gelegt, um die Schiffe der Franken anzugreifen. **) Im Vertrauen auf ihre Uebermacht begannen die moraïtiſchen Feldherrn die Schlacht, wurden aber von Champlitte, der an jenem Tage nur ſiebenhundert Mann unter ſeinen Fahnen gezählt haben ſoll, aufs Haupt geſchlagen, und verloren den größten Theil ihres Heeres. Dem Stoße der geharniſchten Ritter des Abendlandes konnte der unkriegeriſche und unbeſchirmte Moraït nicht widerſtehen. —

Dieß war zugleich das einzige Treffen, welches die Neu-Peloponneſier zur Beſchirmung ihrer Unabhängigkeit

---

*) 'ς τὸν *Κονδοῦρον ἐλαιῶνα.*

) Leurs bâtimens arrivèrent de Melingos. Les habitans des villages de *Λύκος* y vinrent aussi. Chronique p. 129. — Nach Ville-Harduin S. 130, Edit. Buchon, hieß der Anführer der geſammten Streitmacht zu Lande **Michalis. —

gegen den Frankenhäuptling Champlitte in offenem Felde wagten. Auf Anrathen der Archonten, die ſeinem Heere gefolgt waren, wollte der Sieger nach dieſem entſcheidenden Schlage ſich ungeſäumt gegen Veligoſti, Nikli und Lacedämon wenden, ließ ſich aber von dem klugen und methodiſchen Ville-Harduin bereden, von Kalamata aus quer durch Meſſenien gegen die noch unbezwungene Felſenburg von Arkadia zu ziehen und zu gleicher Zeit eine Abtheilung der aus den Fahrzeugen ausgeſchifften Mannſchaft zur Beſetzung der Engſchluchten von Skorta und des Bergſchloſſes Arakloven abzuſenden, und in dieſer Weiſe die Unterwerfung der weſtlichen Hälfte des Eilandes zu vollenden. *) „Dann," fügte Ville-Harduin bei, „möge er an einen Kriegszug gegen die Städte des Binnenlandes denken." — Beim erſten Sturm ſchrie die Beſatzung von Arkadia um Gnade, und übergab das Schloß. **)

Champlitte war ſchon im Begriff gegen Veligoſti aufzubrechen, als Geſandte aus dem Heimathlande mit der Nachricht zu Arkadia landeten, Ludwig, der ältere Bruder, ſey ohne Leibeserben zu hinterlaſſen Todes verblichen, und die Großen des Landes ſo wie ſein Oberlehnsherr, der König von Frankreich, wünſchten, Wilhelm

---

*) Auf der Burg Arakloron lag ein tapferer Krieger aus der gräciſirten Barbarenfamilie Buzara (ἀπὸ τοὺ Βουτζαράδες).

Chronique p. 131.

**) Spätherbſt des Jahres 1205.

helm möge ſo ſchnell als möglich Morea verlaſſen, um die Regierung ſeines Erblandes zu übernehmen.

Thränen, ſagt die Chronik, habe der Eroberer von Morea bei Anhörung dieſer unwillkommenen Botſchaft vergoſſen. So ſehr ſchmerzte es ihn mitten im Laufe ſeiner Siege ſtill zu halten und ein Land zu verlaſſen, deſſen Bewohner eben im Begriffe waren, ſich vor der Macht ſeines Schwertes zu beugen.

Man rieth ihm vor Allem eine Commiſſion unter dem Vorſitze des klugen Gottfried von Ville-Harduin mit Beifügung zweier Prälaten, zweier Bannerherren und fünf anderer Häuptlinge des Heeres zu ernennen, damit man noch vor ſeiner Abreiſe zur Vertheilung der Halbinſel ſchreiten, und jedem der eingewanderten Capitäne nach Maßgabe ſeines Koſtenaufwandes und ſeiner mitgebrachten Truppenzahl ein Erbtheil anweiſen könnte.

Gottfried fertigte mit Hülfe ſeiner Aſſiſtenten zwei Rollen. Auf der einen waren die Namen der Soldaten und der Häuptlinge des eingedrungenen Frankenheeres, auf der andern die Namen und Einkünfte der zu vertheilenden Grundſtücke mit der Bemerkung eingetragen, wem ſie in Zukunft als Loos heimfallen ſollten. Nur ſich ſelbſt ſprach der kluge Mann keinen Antheil an der Eroberung zu, obwohl man hauptſächlich durch ſeine Klugheit, Umſicht und Tapferkeit in der kurzen Friſt einiger Monate die größere Hälfte von Morea bezwungen hatte. In dankbarer Anerkennung ſeiner Verdienſte und ſeiner Uneigennützigkeit gab ihm Champlitte die Burgen Kalamata und

Arkadia mit allen dahin gehörigen Ortſchaften und Ländereien als Familienerbtheil auf ewige Zeiten. Zugleich wurden Gottfried und die übrigen Ritter, Sergeanten und Soldaten durch die Ceremonie des goldenen Ringes in Lehenspflicht genommen und im neuen Beſitzthume inveſtirt.

Ueber die Wahl eines Stellvertreters, der in ſeiner Abweſenheit die Souveränetätsrechte über das eroberte Eiland ausübe, konnte Champlitte nicht lange in Zweifel ſeyn; er ernannte zu dieſer Würde ebenfalls den klugen Ville-Harduin, jedoch mit dem Beiſatze, daß, wenn nach Umfluß eines Jahres, vom Tage der Uebergabe an gerechnet, ein neuer Statthalter aus der Anverwandtſchaft Champlitte's nach Morea komme, Gottfried ihm ohne Verzug die Uebung der höchſten Gewalt zu überlaſſen habe. Erſcheine aber nach Ablauf der geſetzten Friſt Niemand, ſo ſey und bleibe Ville-Harduin Oberherr des Eilandes Morea mit dem Rechte, die Souveränetät erblich an ſeine eigene Nachkommenſchaft zu überlaſſen.

Gottfried ſchwor im Angeſichte des ganzen Heeres, Wilhelm, Titulargrafen von Champagne, Herrn von Champlitte, und Vicegrafen von Dijon in Burgund, als ſeinen Herrn und Gebieter anzuerkennen und ihm in allen Pflichten treu und ergeben zu ſeyn. Beide Contrahenten beſchworen die über dieſen Act ausgeſtellte Urkunde, und bekräftigten ſie mit Beiſetzung ihrer Familienſiegel ſowohl als der aller

Bannerherren, Prälaten und Häuptlinge des Heeres auf Morea. *) Wilhelm verließ hierauf das Land und ſegelte in Begleitung von zwölf Rittern und eben ſo vielen Sergeanten nach Frankreich zurück.

---

*) Ende Februar oder Anfangs März 1206.

Siebentes Capitel.

Verzeichniß der moraïtiſchen Baronien und Lehengüter. Organiſirung der Militär-Regierung und des Heerbannes. Eroberung von Lacedämon, Akro-Korinth und Hohen-Argos. Gottfried Ville-Harduin bemächtigte ſich trügeriſcher Weiſe der Souveränetät und ſtirbt zu Andravida.

In einer allgemeinen Verſammlung zu Andravida, wohin Gottfried das ganze Heer einberufen hatte, wurden die Rollen vorgelegt, auf welchen namentlich verzeichnet war, was jedem Häuptling an Gütern und Rechten für ſich und ſein Gefolge durch den Vertheilungs-Ausſchuß zugeſprochen und durch Wilhelm Champlitte beſtätiget worden war. Der Name Walters de Rougieri ſtand oben an. Das meſſeniſche Slavenſtädtchen Acova mit vierundzwanzig umliegenden Ritterlehen war ihm zuerkannt.

In den Engſchluchten von Skorta erhielt Hugo von Brienne zweiundzwanzig Ritterlehen mit dem Hauptſitz Karitene im Thalgrund des Ruſiaſtroms. — Als drittes Loos war Patras mit ſeinem Gebiete an Wilhelm Alaman gefallen. — Die Burg Veligoſti mit einem vierfachen Ritterlehen gab man als Baronie an Mai-Remond mit Titel und Pflicht eines Bannerherrn. — Nikli mit ſechs

Lehen fiel an Meſſir Wilhelm; Hieraki in Tzakonien aber ſammt ſechs Lehen an Guido von Nêle. — Zwölf Ritterlehen mit dem Hauptorte Kalavryta waren dem Herrn Raoul von Tournay zugeſprochen; Voſtitza aber mit acht Lehen dem Hugo de l'Isle, welcher den Namen Charbonnier annahm. *) — Dem Meſſir Lukas gab man vier Lehengüter mit Thal und Zubehör von Gritzena. — Meſſir Jean de Neuilly erhielt das Loos Paſſava mit vier Lehen, zugleich das Recht eines Bannerherrn und den Titel eines Marſchalls von Morea für ſich und ſeine rechtmäßigen Nachkommen. — Das Städtchen Chalatritza mit vier Ritterlehen fiel an Robert de la Trémouille, der ſeinen Familiennamen ungeſäumt nach ſeinem neuen Edelſitz umänderte. Ueberdieß wurden aus den drei Militär-Orden der Johanniter, Tempelherren und deutſchen Ritter einem jeden vier Lehen zugeſprochen. **) Der Metropolitan-Erzbiſchof von Patras erhielt für ſeinen und ſeiner Domherren Unterhalt acht Ritterlehen; der Biſchof von Olenos (d. i. Andravida) vier, und von den beiden Biſchöfen zu Modon und Koron jeder zwei für ſich, und zwei andere für das Capitel. *) Von den Biſchöfen zu Veligoſti, Nikli und Lacedämon erhielt jeder vier Ritterlehen in der Nachbarſchaft ihres Sitzes.

---

*) Τζέρμπουνς.

**) Die Beſitzungen der deutſchen Ritter lagen in der Gegend von Kalamata. — Von den Lehengütern der Templer findet man in den Verhandlungen des römiſchen Hofes aus den Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts einige namentlich aufgeführt, z. B. Paſſalon, ein Geſchenk des Ritters Wilhelm v. Reſi; dann Pallopoli, Geſchenk Ritters Hugo v. Beſançon; Laſſuſtan (corrupt) durch Wilhelm Champlitte ſelbſt dem Orden zuerkannt.

Die Namen aller jener Ritter und Sergeanten, denen nur ein einziges Lehen als Antheil an der gemeinſamen Eroberung zugeſprochen wurde, übergeht die Chronik leider mit Stillſchweigen.

Nach geſchehener Vertheilung des Grund und Bodens beriethen ſie ſich über die Maßregeln, durch welche der Beſitz des Landes geſichert, und im Falle eines Angriffs gegen in- und ausländiſche Feinde vertheidiget werden könnte. „Denn in dem nämlichen Augenblicke,“ bemerkten ſie, „würde ihnen Herrſchaft und Beſitz auf Morea entſchlüpfen, in welchem ſie, Schwert und Bogen ablegend, ſich dem ruhigen Genuſſe überließen.“ Einſtimmig fiel ihr Beſchluß dahin, daß ſie ununterbrochen auf dem Kriegsfuße bleiben, und gleichſam militäriſche Cantonnirungsquartiere auf der Oberfläche Morea's aufſchlagen müßten. Und da nach den Feudalgeſetzen der Kriegsdienſt auf Grund und Boden haftet, wurde in der nämlichen Verſammlung angeordnet, daß jeder Beſitzer von vier Ritterlehen ein Fähnlein ſtellen und Bannerherrndienſte leiſten, das Fähnlein aber aus einem (gepanzerten) Ritter und zwölf Sergeanten beſtehen

---

*) Die corrumpirten Namen der Flecken und Dörfer, welche dem Biſchofſitze von Modon gehörten, ſind folgende: Baletoque, Corſeval, Miquelis, Murmura, Zagora, Alderſe, Nicilnes, Levondiſt, Escaminges, Voucham und Leſtarena.

müſſe. Wer mehr als vier Lehen hatte, mußte für jedes zwei Sergeanten zu Pferd, oder einen Ritter (mit gehöriger Begleitung und Rüſtung) beſtändig ſchlagfertig halten. Die Beſitzer eines Lehengutes waren zu perſönlichem Kriegsdienſte verpflichtet, und vorzugsweiſe „Sergeanten der Eroberung" genannt. *)

Um jeden Augenblick eine verfügbare Streitmacht zu haben, mit der man eine Empörung der Eingebornen, oder einen Angriff auswärtiger Feinde ungeſäumt erſticken und zurücktreiben könnte, mußte jeder Grundeigenthümer von den zwölf Monaten des Jahres ablöſungsweiſe vier Monate auf dem Allarm- oder allgemeinen Waffenplatze, den der oberſte Militärchef und Souverän des Landes Morea jedes Jahr nach Belieben und Umſtänden bezeichnete, ſchlagfertig und auf eigene Koſten präſent ſeyn. Vier andere Monate mußte jeder Lehensmann ſeinem beſondern Feudalherrn und Lehensverleiher Kriegsdienſte leiſten, wo es ihm dieſer beföhle. Die vier übrigen Monate des Jahres konnte jeder hinbringen, wo und wie er es immer für gut fand. Da aber überdieß der oberſte Lehensherr und General en Chef in Forderung militäriſcher Dienſte jeder Zeit vor ſeinen Vaſallen den Vorzug hatte, und jene Ritter, die ihm am beſten geeignet ſchienen, durch alle zwölf Monate zu kriegeriſchen Unternehmungen verwenden durfte, ſo kann man mit Recht ſagen, daß der moraïtiſche Lehensmann das ganze Jahr hindurch auf dem Kriegsfuße und in Dienſtthätigkeit war.

---

*) *Σεργένταις τῆς κουγγέστας.* Chronique.

Biſchöfe, Kirchen und Ritterorden waren der Verpflichtung des allgemeinen Garniſonsdienſtes ledig, mußten aber bei Feldzügen, bei kleineren Expeditionen und kriegeriſchen Unternehmungen jeder Art zum Beſten des Landes dem Oberfeldherrn zu Gebote ſtehen, wie die übrigen Lehensträger weltlichen Standes.

Eben ſo hatten die geiſtlichen Vorſteher Sitz und Stimme in allen Verhandlungen, welche die Civiladminiſtration des Landes und die in ihrem Bezirke zu erlaſſenden Urtheilsſprüche betrafen. Nur bei Blutgerichten oder Verhandlungen über Todſchlag konnten dem Herkommen gemäß die Biſchöfe nicht Richter ſeyn. *)

Der Leſer wird ſich erinnern, daß die Franken nach der Schlacht beim Olivenwalde von Kondura, die ſie gegen das vereinigte Heer der ezeritiſchen und melingiotiſchen Slaven ſowohl als der Bewohner von Veligoſti, Nikli und Lacedämon im Innern Morea's noch unter Champlitte's Anführung gewonnen hatten, ihren Sieg damals auf Anrathen Ville-Harduins nicht verfolgten, ſondern durch Bezwingung der Seefeſtung Arkadia und der Bergſchluchten von Skorta die Unterjochung des weſtlichen Theiles der Halbinſel zu vollenden vom Schlachtfelde ausgezogen waren.

Von den Rittergütern und großen moraitiſchen Reichslehen waren aber mehrere an dem obern Theile des Rufiaſtromes, im Thalgebiete des Eurotas und in den Gebirgsgegenden in der Richtung gegen Monembaſia hin

---

*) Chronique pag. 143.

gelegen, wo die fränkiſchen Waffen noch keinen Eindruck gemacht hatten. Von freiwilliger Uebernahme des fremden Joches wollte man in jenem Theile der Halbinſel nichts hören, weil große Städte mit hohen Mauern, unzugängliche Bergſchluchten und Bollwerke, von der Natur ſelbſt zum Schutze des Landes aufgebauet, die Freiheit der Bewohner gegen die Gewalt der Fremden hinlänglich zu ſchirmen ſchienen.

Die Schluchten von Melingi und Monembaſia ſind gleichſam die Citadellen des moraïtiſchen Eilandes, und es iſt in unſern Tagen ein hiſtoriſches Axiom geworden, daß Morea, — wenn auch von Feinden überſchwemmt, — der Hauptſache nach für unbezwungen gelten kann, ſo lange die Sonne der Freiheit noch die Gipfel der alten Gebirgskämme des Pentedaktylos und Menelaion vergoldet.

Zur Bezwingung aller dieſer benannten Ortſchaften und Landſtrecken ſammelte Ville-Harduin unmittelbar nach er Militärverſammlung zu Andravida das ganze Frankenheer. An dieſes mußten ſich vertragsmäßig mit dem geſetzlichen Contingent eingeborner Lehenmiliz alle jene Archonten anreihen, welche durch freiwillige Unterwerfung und Abtretung eines Theiles ihrer früheren Beſitzungen mit dem Ueberreſte belehnt und gleichſam in den Militärbund der Fremdlinge aufgenommen worden ſind.

Von Andravida ausziehend, gelangte das vereinigte Heer an den Alpheus (Ruſia) und kam ſtromaufwärts rückend zuerſt nach Veligoſti. Stadt und Schloß wichen ſchnell der Gewalt, und die Sieger rückten ungeſäumt vor Nikli. Nikli war eine große Stadt auf der Ebene, hatte ein feſtes Schloß und hohe Mauern aus Stein und Kalk gebaut. Widerſtand in offenem Felde wagten die Einheimiſchen ſeit der Niederlage bei Kondura nirgends mehr; wohl aber verſuchten die Bürger von Nikli und Lacedämon hinter den Mauern für die Erhaltung der politiſchen Freiheit zu kämpfen. Bei der Nachricht vom Anzuge des feindlichen Heeres hatten die Häuptlinge dieſer beiden Städte durch Verſtärkung der wehrhaften Bürgerſchaft, durch Aufhäufung von Waffen, Lebensmitteln und Kriegsbedarf, alle Mittel zum Widerſtande vorbereitet. Die Franken in ihrem Ungeſtüm beſtürmten ohne nähere Vorkehrung die Mauern der großen Stadt drei Tage hintereinander vergeblich. Am vierten Tage befahl dann Gottfried Material herbei zu ſchaffen, um Sturmdächer und Mauerbrecher zu zimmern, und ſchwor zugleich, nicht eher von der Stelle zu weichen, als bis Nikli mit Gewalt erobert und die Bewohner insgeſammt durch die Schärfe des Schwertes vertilgt wären. Die Archonten in ſeinem Heere, welche dieſe Drohungen hörten, gaben den Oberhäuptern der belagerten Stadt, unter denen ſie einige Verwandte hatten, ungeſäumt Nachricht mit dem Beiſatze, daß, wenn ſie ſich nicht eher ergeben, als bis die Stadt im Sturm überginge, kein lebendiges Weſen Schonung zu erwarten hätte. Auf dieſe Warnung capitulirten die Niklioten unter der Bedingniß, daß ihr Eigenthum unangetaſtet bleibe. Gottfried bewilligte Alles, verſah den Platz mit Kriegsbedarf, legte Beſatzung ein, und erſchien mit dem Reſt des Heeres ſammt allem Belagerungszeuge vor Lacedämon, wo der Archont Leo Kamaretos den Oberbefehl hatte.

Dieſe Stadt übertraf Nikli noch weit an Größe und Umfang, ſo wie an Stärke der Mauern und Streitthürme, die ebenfalls aus Kalk und Stein errichtet waren. Niemand zweifelte, daß Lacedämon alle Angriffe der fränkiſchen Ritter ſiegreich zurücktreiben werde. Fünf Tage lang, ſagt die Chronik, ſtritten die Lacedämonier Tag und Nacht gegen die wüthenden Stürme der Fremdlinge aus Abendland mit Ausdauer und Glück. Und nicht eher als bis nach einem großen Blutvergießen die Thürme unter den Stößen der Kriegsmaſchinen geſunken waren, baten die Ueberwundenen um Schonung, und ergaben ſich unter den nämlichen Bedingungen wie die Bürger von Nikli.

Gottfried mit dem Hauptquartier blieb in der eroberten Stadt, während einzelne Abtheilungen des Heeres plündernd und verwüſtend das Eurotasthal bis an die Mündung des Stromes, und die öſtlichen Gebirge bis gegen Vatica und Monembaſia durchzogen. Und nur den Bitten und Vorſtellungen der in jenen Gegenden begüterten Archonten von Nikli und Lacedämon, die im Namen der unterthänigen Ortſchaften Anerkennung und Gehorſam für den neuen Landesherrn verbürgten, nachgebend befahl er den ausgeſandten Schaaren mit Plündern inne zu halten und nach Lacedämon zurückzukehren. Zugleich gab er ſeinen Räthen den Auftrag, die auf dem Convent zu Andravida zugeſprochenen Lehen im neu eroberten Lande den betreffenden Rittern zu übergeben und alle ſeit Champlitte's Abreiſe gemachten Eroberungen in das Lehenregiſter einzutragen.

Auf die Frage, welche feſte Plätze er noch bezwingen müſſe, um das ganze Eiland zu beſitzen, antworteten ihm die Archonten, daß deren noch vier übrig wären, Akrokorinth, Argos, Nauplion und Monembaſia. „Dieſes ſeyen aber vier ungemein ſtarke und auf hohen Felſen erbaute Caſtelle mit zahlreichen Beſatzungen und mit Lebensmitteln auf lange Zeit hinaus verſehen. Mit Waffengewalt könne man ſie nicht bezwingen, ſelbſt das Alles niederwerfende Ungeſtüm der geharniſchten Ritter pralle wirkungslos zurücke von den lebendigen und ſteilen Felſen dieſer Bollwerke der Halbinſel. Nur Hunger vermöge ihren Widerſtand zu brechen. Dieſer Weg zum Ziele ſey aber ſo lange ungangbar als die Beſatzungen der Caſtelle von der See aus mit Zufuhr verſehen, wie Nauplion und Monembaſia, oder von den Bewohnern des Eilandes ſelbſt mit Lebensbedarf unterſtützt würden, wie Argos und Korinth. Mit Einem Worte, ohne die gute Neigung und Anhänglichkeit der Eingebornen werde es ihm kaum jemals gelingen, die benannten feſten Puncte zu überwältigen. Die Liebe der Eingebornen aber, fügten ſie bei, könne er ſich nur dadurch erwerben, daß er einen feierlichen Eid ſchwöre und eine urkundliche Verſicherung ausſtelle, die Landesreligion nicht anzutaſten und keinem Bewohner Morea's das latiniſche Glaubensbekenntniß aufzudringen.“

Gottfried trug kein Bedenken, ihr Begehren zu erfüllen und die verlangte Urkunde, mit allen geſetzlichen Eigenſchaften verſehen, auszuſtellen. Und da er überdieß als ein kluger und viel verſuchter Mann ſeine neuen Unterthanen mit Wohlwollen behandelte, und ſie durch unparteiiſche Gerechtigkeitspflege vor dem Uebermuthe der rohen und fanatiſchen Kriegsleute des Abendlandes, ſo gut er konnte, zu ſchützen ſuchte, gewann er ſich ſchnell die Herzen Aller. „Gut und weiſe,“ ſagten die Archonten, „iſt unſer Gebieter. Wer weiß, ob Champlitte uns nicht irgend einen jungen, unverſtändigen und ſchonungsloſen Menſchen aus Frankenland ſchicken wird, um ohne Kunde des Landes und ſeiner Bewohner, durch ungeſchicktes und planloſes Eingreifen in das Getriebe der öffentlichen Angelegenheiten das Land um den Frieden zu bringen und den Segen der weiſen Verwaltung Ville-Harduins zu vernichten.“ Zugleich ſannen ſie auf Mittel, die Souveränetät auf Gottfried zu übertragen. Dieſer letztere wies zwar, wie die Chronik ſagt, den erſten Antrag der Archonten als eine große Ungerechtigkeit von ſich und weigerte ſich durchaus, irgend etwas dieſer Art anzuhören. Allein nach langem Zureden und Nöthigen habe er ſich endlich das Verſprechen gleichſam abnöthigen laſſen, die Oberherrſchaft auf Morea auch gegen den Willen ſeines Freundes und Wohlthäters Wilhelm Champlitte erblich an ſein eigenes Haus zu bringen.*)

Vor allen Dingen war Gottfried bedacht, den Ritter, welchen man zur Uebernahme der Herrſchaft aus Frankenland erwartete, zu hindern vor Ablauf des feſtgeſetzten Termins von Einem Jahre und Einem Tage auf Morea ans Land zu ſteigen. Einer ſeiner Vertrauteſten mußte eilfertig nach Venedig abreiſen und dem Dogen Peter Ziani, mit dem Gottfried ſchon früher freundſchaftliche Verbindung eingeleitet hatte, reiche Geſchenke mit der Bitte überbringen, er möge Champlitte's Abgeordneten, wenn er nach Venedig komme, ja durch alle erſinnlichen Täuſchungen zurückzuhalten und an der Weiterreiſe zu hindern ſuchen. Einen andern Ritter ſchickte Gottfried in gleicher Abſicht zu ſeinen Freunden und Verwandten nach Frankenland.

---

*) Chronique de la Morée pag. 147.

Champlitte, der an der Treue ſeines Freundes niemals zweifelte, ließ acht Monate verrinnen, ohne an den Vertrag über die Oberherrlichkeit der Halbinſel Morea zu denken. Er hatte einen Verwandten mit Namen Robert, einen jungen Menſchen voll der trefflichſten Eigenſchaften. Auf dieſen übertrug er ſeine Rechte und ſandte ihn mit Urkunden, Vollmachten und Gelde verſehen als Souverän nach Griechenland. Mit vier Rittern und zweiundzwanzig Sergeanten verließ Robert Anfangs November 1206 die Heimath, wurde aber wegen der ungewöhnlichen Menge und Tiefe des Schnees auf den Gebirgen zwiſchen Frankreich und Italien länger als einen Monat am Fuße der ſavoy'ſchen Alpen zurückgehalten. Erſt gegen Ende Jänner des folgenden Jahres traf er in Venedig ein, in der ſichern Hoffnung, daſelbſt ein Fahrzeug zu finden, um in der kürzeſten Friſt nach Morea zu gelangen. Auf Ziani's geheimen Befehl verweigerte aber der venetianiſche Admiral jedem Schiffe die Erlaubniß, an die peloponneſiſchen Küſten unter Segel zu gehen, und der Doge ſelbſt wußte durch Schmeicheleien, Luſtbarkeiten und Zerſtreuungen der mannichfaltigſten Art den jungen Menſchen ſo zu bethören, daß er zwei Monate in Venedig vergeudete. Ende März verließ er endlich den Hafen auf einer Galeere, die nach Candia ausgerüſtet war. In Korfu angekommen, bat ihn der Capitän unter dem Vorwande, das Schiff habe während der Ueberfahrt am Kiele einen Leck erhalten, ſeine Habſeligkeiten ans Land zu ſchaffen, um die Reparatur zu erleichtern. Robert ließ Alles was er hatte in die Stadt bringen und bezog daſelbſt eine Wohnung, bis die Fahrt wieder weiter ging. Der Capitän aber, der geheimen Befehl hatte, den Ritter auf Corfu auszuſetzen, ſegelte vor Anbruch des Morgens heimlich davon. Jetzt erkannte Robert erſt die Schlinge, die man ihm gelegt hatte. Zugleich war er in großer Angſt, den Termin zu verſäumen und die Herrſchaft zu verlieren, zu deren Uebernahme er aus der Heimath gezogen war. So eilfertig als möglich ſuchte er eine Barke zu miethen und fand ſie auch. Allein der venetianiſche Statthalter von Corfu, der ebenfalls durch Ville-Harduin beſtochen war, verbot dem Eigenthümer des Fahrzeugs bei Todesſtrafe Robert an Bord zu nehmen.

Der hinterliſtige Galeeren-Capitän hatte unterdeſſen bei Sanct Zacharias unweit Glarenza einen Eilboten ans Land geſetzt mit einem Schreiben an Gottfried Ville-Harduin, worin er meldete, wie Robert nach Venedig gekommen, zwei Monate daſelbſt zurückgehalten und endlich auf Corfu ausgeſetzt worden ſey von einer Galeere, die den Weg nach Candia genommen habe. Dem Ueberbringer dieſer Kunde machte Gottfried reiche Geſchenke, berief augenblicklich den Militärbefehlshaber von Andravida, wo er damals Hof hielt, gab ihm umſtändliche Verhaltungsbefehle über Alles was er bei Roberts Ankunft zu thun habe, und reiste nach Vliziri ab, um daſelbſt das Nähere über Roberts Landung abzuwarten.

Um eben dieſe Zeit hatte Robert eine neapolitaniſche Barke, die zufälliger Weiſe nach Corfu gekommen war, gemiethet und wurde von ihr bald zu Sanct Zacharias ans Land geſetzt. Seine erſte Sorge war, den Aufenthalt des Statthalters von Morea zu erforſchen; und als man ihm ſagte, er ſey in dem nahe gelegenen Andravida, ſchickte er einen Sergeanten zu Fuß, um Pferde zu holen, auf welchen er ſich in die benannte Stadt verfügen könnte. Gottfried war aber ſchon abgereist. Der Sergeant ging deßwegen zum Militärbefehlshaber und meldete ihm, Robert, Champlitte's Vetter und künftiger Oberherr des Landes habe zu Sanct Zacharias gelandet und verlange Pferde, um nach Andravida zu kommen.

Auf dieſe Nachricht führte der Befehlshaber alle Einwohner der Stadt, Archonten und Bürger (*Βουργησίους*) mit ſich nach Sanct Zacharias hinab. Alle zeigten ſich bei Roberts Anblick höchlich erfreut, und ſuchten ihm durch einen guten Empfang und durch eine freund-

freundliche Außenſeite zu zeigen, wie ſehr ſie entzückt wären ihren Gebieter an ihm zu erblicken und künftig unter ſeiner Verwaltung zu leben. Unter großen und ununterbrochenen Freudensbezeugungen führten ſie ihn dann mit ſich nach Andravida in eine ſchon vorher eingerichtete Wohnung. Robert gab ſeinerſeits durch eine heitere Miene die ganze Fülle ſeines Wohlwollens gegen die neuen Unterthanen zu erkennen, nahm Jedermann freundlich auf, ſagte Allen etwas Schmeichelhaftes in der ungetrübten Ueberzeugung, ſie werden ihn als ihren Herrn und Gebieter; er aber ſie als Diener und Unterthanen haben.

Im Taumel ſeiner Freude, erinnerte ihn Jemand an die Bedingniſſe des zwiſchen Champlitte und Ville-Harduin abgeſchloſſenen Vertrages, und machte ihm bemerklich, daß Mühe und Herrſchaft verloren ſey, wenn er nicht noch vor Ablauf des geſetzlichen Termins bei Gottfried dem Statthalter von Morea eintreffe. Robert verlangte vom Militärbefehlshaber Pferde und Boten, um ihn dorthin zu führen, wo man ſagte, daß Gottfried zu finden ſey. Ehevor aber Robert mit dem Capitän von Andravida, der ihn Ehren halber begleitete, nach Vliziri kam, hatte Gottfried ſchon den Weg nach Kalamata eingeſchlagen, und auf die Nachricht, daß ihn Robert überallhin verfolge, ſich wieder landeinwärts nach Veligoſti gewendet. Von Kalamata trat die militäriſche Begleitung, die von Andravida her gefolgt war, den Rückweg an, und Robert ward ganz allein im Flecken zurückgelaſſen. Der Befehlshaber des Ortes verſchaffte ihm Pferde und Führer nach Veligoſti, wo er aber den Statthalter wieder nicht fand.

weil er der Sage nach den Weg nach Nikli eingeſchlagen hatte. Die Bewohner von Veligoſti ſchenkten ihm keine Aufmerkſamkeit; ja nicht einmal Pferde wollte man ihm geben, die Reiſe fortzuſetzen; und er ward genöthiget von dem nicht weit entfernten Nikli ſich deren kommen zu laſſen. Bei ſeiner Ankunft in der genannten Stadt ſchickte man Boten nach Lacedämon, wohin ſich Wille-Harduin begeben hatte, mit der Nachricht, es ſey einer aus Champlitte's Verwandten, Robert mit Namen, ſo eben in Nikli eingetroffen. Gottfried, der von allen Schritten des fremden Ritters ſeit dem Augenblicke ſeiner Landung bei Sct. Zacharias bis zu ſeiner Ankunft in Nikli genau unterrichtet war, hatte unterdeſſen hinlänglich Zeit ſich auf die Rolle vorzubereiten, die er nun ſpielen mußte. Mit einem großen Gefolge von Rittern, Archonten und Einwohnern von Lacedämon zog er Robert auf der Straße nach Nikli entgegen, empfing ihn mit allen Zeichen tiefer Ehrfurcht und Ergebenheit, freute ſich ausnehmend über ſeine endliche Ankunft, begleitete ihn mit großem Pomp in den Regierungspalaſt nach Lacedämon, und behandelte ihn wie einen Mann der gekommen iſt, um die höchſte Gewalt im Lande zu übernehmen.

Am andern Morgen bat Robert den Statthalter, er möge doch ungeſäumt die Capitäne und die vornehmſten Ritter ſeines Gefolges im Regierungsgebäude verſammeln, um Champlitte's Befehle, deren Ueberbringer er ſey, zu vernehmen. Gottfried berief ſie ungeſäumt, befahl dem Canzler ſich vom Sitze zu erheben, trat mit ihm mitten in den Kreis der Ritter, und ließ Roberts Documente vorleſen, in welchen geſchrieben ſtand, daß Champlitte die Oberherrlichkeit über den ganzen Peloponnes auf Robert, ſeinen Vetter, übertrage. Dann ließ er gleichfalls die Briefe ableſen, die an alle Häuptlinge des Eroberungsheeres mit dem Bedeuten gerichtet waren, daß ſie von nun an Robert als ihren Herrn und Gebieter anzuſehen hätten.

Gottfried erhob ſich von ſeinem Sitz, neigte ſich tief, um ſeine Unterthänigkeit gegen Champlitte's Befehle zu bethätigen, ließ aber zugleich die Urkunde über den Vertrag herbeibringen, den er einſt mit Wilhelm Champlitte dahin gemacht hatte, daß Gottfried die Oberherrſchaft über Morea als Champlittes Statthalter und Lehensmann zu beſitzen, dieſelbe aber ihm ſelbſt oder einem ſeiner Anverwandten, wenn er ſich innerhalb eines Jahres und eines Tages zu deren Uebernahme auf der Halbinſel einfinde, zurückzuſtellen habe. Sollte aber vor Ablauf der beſagten Friſt keine Nachfolger mit gehörigen Creditiven bei ihm erſcheinen, ſey Land und Herrlichkeit ohne Wiederkehr an Gottfried den Statthalter heimgefallen.

Nachdem der Canzler auch dieſe Acte vorgeleſen hatte, erhob ſich Gottfried abermal von ſeinem Sitze, bat und beſchwor die Prälaten und Bannerherren der Verſammlung, ſie möchten nun nach Anhörung der Befehle ſeines Herrn und Souveräns Wilhelm Champlitte als Freunde der Wahrheit und als Chriſten, welche Gott fürchten, den Ausſpruch thun und erklären, auf welcher Seite im gegenwärtigen Augenblicke das Recht liege. „Thut aber euren

Spruch mit Gerechtigkeit,“ fügte er hinzu, „ſo wie es eure Pflicht iſt; und keinerlei Rückſicht auf meine Perſon lenke euch ab vom Pfade der ſtrengſten Unparteilichkeit; die Furcht Gottes allein dictire euren Urtheilsſpruch.“

Hierauf erhob ſich der edle Robert und bemerkte, daß er mit dem Vortrage Gottfrieds ganz einverſtanden ſey; er ermunterte die Richter ſeinerſeits, ſich in ihrem Spruche nur von der Wahrheit und Gottesfurcht leiten zu laſſen. Zugleich verſprach er, ſich ihrer Entſcheidung unbedingt zu unterwerfen.

Die Prälaten und Bannerherren laſen und prüften mit der gewiſſenhafteſten Aufmerkſamkeit die ſchriftlichen Verträge, berechneten den Zeitraum, welcher ſeit dem Tage ihrer Ausfertigung verſtrichen war, und fanden, daß vierzehn Tage über die geſetzliche Friſt verfloſſen ſeyen, vor deren Ablauf Robert ſeine Vollmachten an den Statthalter einzuhändigen verpflichtet war. Zugleich wandten ſie ſich an beide Prätendenten mit der Erklärung, Robert habe ſeine Rechte auf die Oberherrlichkeit über Morea verloren und müſſe ſie nach Inhalt und Befund ſchriftlicher Urkunden, welche auf dem ganzen Univerſum und in allen Ländern, wo Chriſten wohnen, über Geſetz und richterliche Form gehen, pflichtgemäß an Gottfried Wille-Harduin überlaſſen.

Bei Anhörung dieſes Spruches war Robert ſo betroffen, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Gottfried dagegen erhob ſich voll Freude vom Sitze, und dankte den Richtern, wie es damals Sitte war, in freundlichen und gnädigen Ausdrücken für ihre Entſcheidung. Und nachdem das Patent, welches ihn zur Uebernahme der oberſtlehensherrlichen Gewalt auf Morea berechtigte, von der Commiſſion ausgefertiget war, erwies er Roberten große Ehren und bat, er möge ſich doch nicht entrüſten über dieſen von der Gerechtigkeit ausgefloſſenen Beſcheid. Gerechtigkeit ſey ja die einzige Richtſchnur um zu beſtimmen, was Jedem gebühre, und die einzige Garantie um die Menſchen bei ihrem Eigenthum zu ſchirmen. Zugleich lud er den Jüngling ein, im Lande zu bleiben, wo er als Bruder behandelt und aus allen über die Feinde noch künftig zu machenden Eroberungen einen verhältnißmäßigen Antheil für ſich erhalten ſolle. Robert aber in ſeinem Unwillen verſchmähte Alles. — Bei einem großen Gaſtmahle, welches ihm Gottfried hierauf veranſtaltete, und zu welchem er alle Lehensträger und Archonten, groß und klein, geladen hatte, milderte ſich der Gram des getäuſchten Jüglings ein wenig. Man aß und trank tapfer und hielt Karruſel. Tanz und Muſik wollten kein Ende nehmen. Da ſagte endlich Robert: „Ich ſehe wohl, daß die Oberherrlichkeit über Morea für mich verloren iſt; ſchaffet mir Pferde und Begleiter, damit ich die Rückreiſe in meine Heimath antrete.“

Um ſich beim König und bei den Großen von Frankreich über ſeine Rückkehr zu rechtfertigen, ließ er ſich dann vom Gerichtshofe der Prälaten und Capitäne einen geſiegelten Act über den Spruch ausſtellen, den ſie gethan hatten, und zugleich eine Abſchrift des Vertrages beilegen, den Wilhelm Champlitte mit Gottfried Ville-Harduin vor ſeiner Abreiſe ins Frankenland errichtet hatte. *) Mit Geſchenken, Zeugniſſen und Höflichkeiten überladen kehrte Robert mit Gottfried Ville-Harduin von Lacedämon nach Andravida zurück, und ſchiffte ſich auf einer Galeere nach Frankreich ein. **)

Gottfried nahm nunmehr den griechiſchen Titel αὐθέντης, d. i. ſouveräner Gebieter, von Morea an, und begab ſich unmittelbar zur Blocade von Akrokorinth, die ſchon nahe an die zwei Jahre gedauert hatte. Leo Sguros war unterdeſſen geſtorben und durch Theodor ſeinen Sohn im Beſitze der Burgen von Argos und Korinth erſetzt worden. Südlich und nördlich vom Berge, auf welchem Akrokorinth gebauet iſt, ſind zwei Hügel von kleinerem Umfange, aber ſteil und mit tiefen Schluchten umgeben. Auf dem ſüdlichen in einem daſelbſt errichteten Fort lagerte ſich Gottfried. Der Megas-Kyr von Athen aber, welcher neben dem Herzog von Naxos und den drei Markgrafen von Budoniza und Negroponte dem Gebieter von Morea Lehensdienſte thaten, nahm eine verſchanzte Stellung auf dem nördlichen Hügel. In beide Lager wurden Lebensmittel und Bogenſchützen mit Schilden eingelegt, um der feindlichen Beſatzung von Hohen-Korinth alle Gelegenheit, Brennholz und Lebensmittel in das Schloß zu bringen, gänzlich abzuſchneiden.

---

*) *Εἴπερ γὰρ ἀδικεῖν χρή, τυραννίδος πέρι κάλλιστον ἀδικεῖν, τἆλλα δ' εὐσεβεῖν χρεών.*

Euripid. Phoeniss. v. 524 f.

**) Chronique de la Morée p. 149 ff.

Nach der hartnäckigſten Gegenwehr und nach Erduldung des äußerſten Mangels ergab ſich Theodor unter der Bedingniß, daß die eingeſchloſſenen Archonten ihre Güter und Privilegien gleich den übrigen Häuptlingen der Halbinſel unter fränkiſcher Schutzherrlichkeit fortgenießen, er ſelbſt aber Burg und Stadt Argos noch ferner, jedoch als fränkiſches Lehen, zu beherrſchen fortfahren ſolle. Gottfried bewilligte was man verlangte, und verwandelte Akrokorinth durch Vermehrung der Feſtungswerke, durch Aufhäufung von Lebensbedarf und Einlegung einer ſtarken Beſatzung in einen für die damaligen Zeiten unbezinglichen Waffenplatz.

Fünf Jahre ſpäter wurde Theodor Sguros aller ſeiner Lehen verluſtig erklärt und aus Argos vertrieben (i. J. 1212), unter dem Vorwande, er habe eine Verſchwörung der moraïtiſchen Griechen eingeleitet, um die Fremdlinge aus dem Lande zu vertreiben. *)

---

*) Der unbekannte Verfaſſer der Chronik von Morea iſt ohne Zweifel im Irrthum, wenn er die Eroberung von Akrokorinth um mehr als zwanzig Jahre ſpäter unter Wilhelm Ville-Harduin erfolgen läßt, von Hohen-Argos aber ſtillſchweigend anzudeuten ſcheint, daß es während der kurzen Herrſchaft Gottfried Ville-Harduins II an die Franken gekommen.

Daß aber Akrokorinth im Frühjahre von 1207, und Argos fünf Jahre ſpäter von den Griechen geräumt worden ſey, erhellet deutlich genug aus den Briefen des um 1216 verſtorbenen Papſtes Innocenz III an den Erzbiſchof von Athen und andere Hirten der Kirchen Griechenlands. Epistol, Innocent. III Tom 2, pag 411.

Deſſen ungeachtet war Gottfried doch noch nicht in ungeſtörtem Beſitze des ganzen Eilandes, und konnte aus gänzlichem Mangel einer Seemacht auch niemals zu dieſem gewünſchten Ziele gelangen. Denn Nauplion und Monembaſia, die beiden ſtärkſten Feſtungen des Landes, an der See gelegen und jeder Continentalmacht unerreichbar, konnten nur durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Schiffer aus Italien und Nicäa verſorgten dieſe beiden Plätze mit Lebensbedarf und Vertheidigungsmitteln in Ueberfluß. Nicht genug, daß die ſtreitbaren Beſatzungen dieſer unangreifbaren Puncte die fränkiſchen Ritter nöthigten ſtets gerüſtet zu ſeyn, wurden von Monembaſia aus auch noch Verbindungen mit den Capitani der Slavencantone von Maïna und Melingi, in deren Hochgebirge und Waldſchluchten noch keine fränkiſche Lanze gedrungen war, zum größten Nachtheile der in der Umgegend begüterten Lehenmänner unterhalten. Die Raubſchiffe dieſer Gebirgsbewohner umſchwärmten ganz Morea, während ihre

---

Ueber die Einnahme von Hohen-Argos wird in den angezogenen Briefen namentlich der Umſtand erwähnt, daß den Franken nach Uebergabe des Schloſſes der Schatz der Metropolitankirche von Korinth, welchen Theodor Sguros nach der Capitulation von Akrokorinth nach Argos gebracht hatte, in die Hände gefallen, von denſelben aber nicht mehr an die korinthiſche Kathedrale zurückgegeben, ſondern als gute Beute unter die Kriegsleute vertheilt worden ſey; weßwegen ſie auch durch Zuthun des latiniſchen Klerus auf Morea Innocenz III mit dem Bannſtrahl geſchlagen habe.

Schaaren in die Ebene herabſtiegen und die Bebauer des flachen Landes bis gegen Veligoſti und Monembaſia hin ausplünderten.

Dieſen zahlreichen Uebeln abzuhelfen, ward dem Authentes Gottfried nicht beſchieden. Ehevor er ſich um den Beiſtand der damals ſeeherrſchenden Republik Venedig zur Verdrängung ausländiſchen Einfluſſes auf das Eiland Morea bewerben konnte, überraſchte ihn der Tod in ſeiner Burg zu Andravida. Dorthin hatte er, ſein nahes Ende fühlend, alle Capitäne und Prälaten zuſammengerufen, um in ihrer Gegenwart und von ihren Bürgſchaften gekräftiget und geſichert ſeine letztwilligen Verfügungen zu treffen. Er hatte zwei Söhne, Gottfried und Wilhelm. Der erſtere war mit ihm aus Frankreich gekommen, der jüngere zu Kalamata auf Morea geboren und deßwegen ὁ Καλαμάτης, der Kalamatier, zugenannt. Dieſem überließ er auch die Caſtellanie des benannten Städtchens unter dem Titel einer Ville-Harduin'ſchen Stamm- und Familienherrſchaft, während er die verſammelten Capitäne, Archonten und Prälaten mit ſchmeichelhaften und freundlichen Worten bat, Gottfried, den Erſtgebornen, als Nachfolger und legitimen Oberlehensherrn der Halbinſel anzuerkennen, und ihm als ſolchem in pflichtmäßigen und geſetzlichen Dingen unterthänig zu ſeyn.

Gottfried Ville-Harduin I nahm das Bedauern aller Lehensmänner mit ſich ins Grab, weil er klug im Rathe, tapfer im Felde, und menſchlich in Handhabung der Geſetze war. Sein erſtgeborner Sohn folgte ihm ohne Widerſpruch in der Regierung über das eroberte Morea. *)

---

*) Zwiſchen den Jahren 1313 und 1316.

Achtes Capitel.

Gottfried Ville-Harduin II heirathet eine Tochter des Conſtantinopolitaniſchen Kaiſers, Peter von Courtenay, wird in den Fürſtenſtand unter Byzantiniſcher Oberhoheit erhoben, und rüſtet ſich gegen die noch unbezwungenen Seeplätze. — Erbauung der Feſtung zu Chlumutzi. — Streit mit der lateiniſchen Geiſtlichkeit; Kirchenbann und Abſolution.

Das geübteſte und furchtbarſte Fußvolk im dreizehnten Jahrhunderte hatten die chriſtlichen Könige von Arragonien. Die Banden der Könige Peter I und Jakob I waren berühmt in der ganzen Chriſtenheit. Um Beiſtand gegen die Nicäniſchen Griechen zu erlangen, hatte der Kaiſer von Conſtantinopel, Peter von Courtenay, dem Könige Jakob I von Arragonien ſeine Tochter Agnes zur Ehe verſprochen. Zwei Kriegsſchiffe ſollten die Prinzeſſin mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge von Rittern und Ehrendamen von der Kaiſerſtadt am Bosporus nach Catalonien führen. Zufälliger Weiſe war Gottfried II eben zu Bliziri, als das kaiſerliche Geſchwader zu Pontikos, einem nördlich von der Alpheusmündung gelegenen Caſtell vor Anker ging. Der Gebieter von Morea, als ein Ritter dem die Regeln der damaligen guten Lebensweiſe nicht fremd waren, verfügte ſich auf erhaltene Anzeige unverzüglich auf den Ankerplatz, begrüßte die Kaiſertochter mit allen Ehrenbezeugungen, die ihrem hohen Range gebührten, und lud ſie mit den verbindlichſten Ausdrücken ein, an das Land zu ſteigen, um ſich einige Tage auf dem feſten Lande zu beluſtigen. Am zweiten Tage nach ihrer Landung machten einige vertraute Freunde dem jungen, noch unverheiratheten Gottfried den Vorſchlag, er möchte den günſtigen Zufall, der eine Prinzeſſin von hohem Range in ſein Land geführt habe, benützen, und eine für ſeine Perſon und für ſeine Unterthanen gleich vortheilhafte Verbindung zu ſchließen ja nicht verſäumen. „Denn was nützet es,“ ſagten ſie, „die Herrſchaft über Morea zu beſitzen, wenn er keinen Sprößling hinterlaſſe, der ſeinen Namen und ſeine Macht auf die Nachwelt bringen könnte. Auf Morea ſey kein weibliches Weſen zu finden, mit welchem er ein rechtmäßiges und ebenbürtiges Eheverlöbniß eingehen könne. Und der Kaiſer, wenn er ſich auch anfangs über dieſen Schritt erzürnt ſtelle, werde ſich doch endlich verſöhnen laſſen und ſich zufrieden geben mit einer Sache, die doch nicht mehr zu ändern ſey.“

Der junge Herrſcher legte die Sache ſeinen Räthen vor, die ihm Alle zuredeten zu thun, was ihm ſeine Vertrauten geſagt hatten. Der Biſchof von Olenos (d. i. Andravida) mußte den Brautwerber machen, und dieſer Prälat wußte der Kaiſertochter durch ſo viele und ſo wichtige Gründe zu beweiſen, daß es viel beſſer ſey, den ſchönen und ritterlichen Gottfried zu heirathen, als den König Jakob von Arragonien, daß ſie endlich ihre Einwilligung gab und Gottfried Ville-Harduin II die Hand reichte.

Nach der Hochzeitfeier ſegelten die Ritter wieder nach Conſtantinopel zurück, und erſtatteten dem Kaiſer über die Vorgänge auf Morea Bericht. Peter, höchlich ergrimmt, würde den Gebieter von Morea für ſeine Frechheit, die Tochter des Kaiſers ohne Einwilligung des Vaters zu ehlichen und die politiſchen Plane deſſelben zu zerſtören, gleich anfangs empfindlich gezüchtiget haben, wenn es ihm nicht gänzlich an Macht gebrochen hätte. Zu gleicher Zeit waren aber auch Abgeordnete Gottfrieds in die Hauptſtadt gekommen, um aus einander zu ſetzen, wie und in welcher Weiſe er Schwiegerſohn des Imperators von Byzanz geworden ſey. Nicht durch Einflüſterungen eigenen Hochmuthes, oder in Abſicht die kaiſerlichen Intereſſen zu gefährden, habe er ſeine Hände nach Agnes, der Prinzeſſin, ausgeſtreckt, ſondern einzig in Betrachtung der großen politiſchen Vortheile, die aus einer ſolchen Verbindung für beide Theile ſich ergeben müßten. Entfernt von ſeiner Nation und Familie, und ohne Hoffnung auf Morea eine Braut von gleichem Range mit ihnen zu finden, habe er geglaubt, es wäre für ihn von großem Nutzen im romäiſchen Lande ſelbſt, wo er ſo gut wie der Kaiſer in ewiger Fehde mit den Griechen verflochten ſey, ſich an einen mächtigen und im Range höher ſtehenden Mann anzuſchließen, der ſeine unerfahrenen Schritte in einem Lande lenkte, welches er den Griechen mit dem Degen in der Fauſt abgenommen, und ſeiner Oberherrlichkeit unterworfen habe. Als Entſchädigung für die Verbindung mit ſeiner Tochter mache er ſich anheiſchig, Gebiet und Oberherrſchaft von Morea vom Kaiſer zu Lehen zu nehmen, ihn mit ſeiner Armee und ſeinen perſönlichen Kriegsdienſten zu unterſtützen, ſo oft es der Kaiſer befähle und für nöthig fände, denn er habe von nun an durchaus keinen andern Wunſch, als daß er und der Kaiſer Eines ſeyen und ihre beiderſeitigen Kräfte vereinigen, um die Nation der Griechen gänzlich zu verdrängen aus aller Herrſchaft und Gewalt im Morgenlande.

Der Imperator, der in einer ſo wichtigen Sache für ſich allein keinen Beſcheid erlaſſen wollte, legte Gottfrieds Brief und Vorſchläge den Frankenhäuptlingen von Byzanz und ſeinen geheimen Räthen vor, um ihr Gutachten einzunehmen. Dieſe fanden es zur Sicherſtellung der Frankenherrſchaft zu Conſtantinopel viel vortheilhafter, mit dem mächtigen Gebieter eines nahegelegenen romaniſchen Landes eine Familienverbindung abzuſchließen, als mit dem Könige von Arragonien, der ſo weit von Byzanz entfernt im äußerſten Abendlande wohne. Und weil Gottfried überdieß ſich anerbiete, alle ſeine Eroberungen vom Kaiſer als Lehen zu nehmen, ſo rathen ſie ihm den geſchehenen Schritt gut zu heißen und dem Schwiegerſohne zu befehlen, er möge ſich in die Provinz Vlachia (Theſſalien) begeben, um den Kaiſer zu ſprechen und die Allianz zu beſiegeln.

Die Zuſammenkunft fand in Lariſſa Statt, wohin ſich Gottfried mit dem Megas-Kyr von Theben und Athen, der ſein Lehensmann war, begeben hatte. Nach großen Feierlichkeiten, Gaſtmählern und Ritterſpielen, die man zur Verherrlichung der kaiſerlichen Hochzeit veranſtaltete, verglich man ſich in folgender Weiſe:

Der Kaiſer verlieh an Gottfried die Herrſchaft über die ſogenannten Zwölfinſeln (Dodekaneſus) als Byzantiniſches Lehen; erhob ihn zum Rang eines Princeps (πρίγκιψ); ernannte ihn zum Großdomeſticus des ganzen romäiſchen Kaiſerthums; verlieh ihm das Recht Krieg zu führen in ſeinem Lande, und zugleich die Befugniß Livres tournois und Denare zu prägen.

Dagegen mußte der neue Fürſt von Morea alle Pflichten eines loyalen und getreuen Lehenträgers für alle ſeine gegenwärtigen und künftigen Beſitzungen übernehmen und nach Inhalt der Feudalaſſiſen von Jeruſalem, die von nun an auch auf Morea Rechtskraft haben ſollten, zu erfüllen ſich anheiſchig machen. *)

Bei ſeiner Heimkehr aus Lariſſa empfingen den neuen Fürſten von Morea und Achaja wiederholte Freudenmähle und ritterliche Ergötzlichkeiten, nach deren Vollendung er ſich mit den Kriegshäuptern ernſtlich berieth, wie man die Griechen vollends aus dem Beſitz der feſten Plätze, die ſie noch immer auf Morea hätten, vertreiben könnte.

Ohne Seemacht und bloß durch Mitwirkung der moraïtiſchen Lehenmiliz war die Bezwingung der mehrgenannten Seeſtädte und der Gebirgsthäler von Maïna nicht denkbar. Ein Soldheer auf mehrere Jahre zu unterhalten, und eine hinreichende Anzahl von Fahrzeugen für die Einſchließung von der Seeſeite auszurüſten, vermochte Gottfried aus den Domänialeinkünften durchaus nicht. Man rieth ihm deßwegen, von dem lateiniſchen Clerus der Halbinſel Hülfe an Mannſchaft und an baarem Gelde zu verlangen; im Falle der Verweigerung aber ſich ihrer Einkünfte zu bemächtigen. „Denn die Kirchen," ſagten ſie, „beſitzen ungefähr den dritten Theil

---

*) Chronique de la Morée p. 167.

der liegenden Gründe und verzehren in träger Ruhe, was die weltlichen Ritter durch ihre Tapferkeit den ketzeriſchen Griechen abgenommen und durch täglich wiederholte Kämpfe und Kriegsleiſtungen vor ihren Angriffen beſchützen.“

Der Fürſt, dem dieſe Vorſchläge einleuchtend ſchienen, berief die Kirchenprälaten nach Andravida, und begehrte eine Kriegsſteuer an Mannſchaft und Rüſtung, theils um die Beſatzungen der Landesfeſtungen zu bilden, theils um bei einem Angriff auf Monembaſia mitzuwirken. Die Prälaten verweigerten aber Alles, mit dem Bemerken, daß ſie dem Landesfürſten nichts Anderes ſchuldig wären als Ehrfurcht und Achtung, ſo lange er ihre Freiheiten und Beſitzungen reſpectire, deren Genuß ihnen durch die Gnade ihres oberſten Lehensherren, des Papſtes von Rom, verliehen ſey.

Nach dieſer Erklärung bemächtigte ſich der Fürſt aller Lehengüter der lateiniſchen Geiſtlichkeit, und ließ vom Ertrage derſelben das feſte Schloß zu Chlumutzi bauen. Die Prälaten dagegen ſchleuderten den Bannſtrahl gegen Gottfried und alle Bewohner von Morea zu wiederholten Malen. Die Fehde dauerte drei volle Jahre: die Kirche verfluchte den Landesfürſten; dieſer behielt aber den Betrag ihrer Beneficien und baute Mauern und Thürme von Chlumutzi an der Abendſeite des Eilandes, nach deren Vollendung er Minoriten-Mönche und Ritter an den heiligen Vater mit dem Auftrag abſchickte, demſelben auseinanderzuſetzen, daß Gottfried Ville-Harduin, Fürſt von Morea, in ewiger Fehde mit den Griechen von Romania ſeine Landeskirche, Metropoliten, Prälaten, Templer und Johanniter um Kriegsſteuer gebeten, und bei hartnäckiger Verweigerung aller Beihülfe endlich ihr Eigenthum auf Morea eingezogen habe. Daß er aber mit dem Ertrage nicht etwa ſeine Privatkaſſe bereichert, ſondern eine Landesfeſtung errichtet habe, um die Bewohner jener Gegend und den Landungsplatz, auf dem ſie ſtehe, gegen alle Entwürfe der Feinde zu ſichern. Dieſer Platz, mußten ſie beifügen, ſey ſo glücklich gelegen und ſo gut befeſtiget, daß, wenn die Franken wiederholt aus Morea getrieben würden, ſie von dort aus das Verlorne immer wieder gewinnen könnten. Schließlich ließ er den heiligen Vater noch bitten, er möge ihn wieder zu Gnaden aufnehmen und ihm vollſtändige Verzeihung angedeihen laſſen, weil die Griechen, im Falle ſie ſich durch Hülfe innerer Zwietracht der moraïtiſchen Franken der Halbinſel wieder bemächtigen ſollten, die lateiniſchen Kirchen augenblicklich vernichten würden. Honorius III verzieh, und Gottfried zeigte dem Metropoliten von Patras, der ſammt ſeinen fünf Suffraganbiſchöfen und den beiden Komthuren des Tempels und des Hoſpitales vor ihm erſchien, den päpſtlichen Gnadenbrief und bemerkte zugleich, „daß ſie die Schuld ihres Ungemaches ſich ſelbſt zuzuſchreiben hätten. Ob ſie denn nicht einſahen, daß ihre Diöceſen, Kirchen und Güter augenblicklicher Untergang getroffen hätte, wenn es den feindſeligen Griechen gelungen wäre, ſich Morea's wieder zu bemächtigen. Er für ſeine Perſon ſehe wohl ein, daß es für Kirchenmänner nicht ſchicklich ſey, Beſatzungsdienſte zu thun, wie andere Feudalcapitäne, oder anderweitige militäriſche Verrichtungen zum Schirm des Landes zu verrichten. Allein wenn es ſich von der Belagerung einer vom Feinde beſetzten Feſtung oder von einem Feldzuge gegen denſelben, und überhaupt von einer Maßregel zur Sicherſtellung des eroberten Landes handle, dürften ſie ihre Hülfe nicht verſagen. Denn die Kirche ohne Schirm des weltlichen Arms ſey unbedeutend und vermöge nichts. Was die Einkünfte ihrer Pfründe betreffe, habe er durchaus nichts in ſeine Taſche geſteckt, ſondern im Intereſſe des gemeinſamen Landbeſitzes die ſtarke Feſtung Chlumutzi auf der Weſtküſte der Halbinſel als eine geſicherte Zufluchtsſtätte im Unglück, als ein unbezwingliches Waffenhaus angelegt, um das Verlorne wieder zu gewinnen. Als Väter der Kirche bitte er ſie ebenfalls um Abſolution vom Kirchenbanne, wie er ſie von Sr. Heiligkeit in Rom bereits erhalten habe.“ — Letztlich ermahnte er ſie noch zur Anhänglichkeit und redlichen Unterſtützung gegen ihren Landesherrn, wogegen er auch ſie in allen ihren Gefährlichkeiten gnädig zu ſchirmen verſprach. — Die ſtreitenden Parteien verſöhnten ſich aufrichtig. Gottfried gab dem Clerus die Güter zurück und dieſer gelobte ſeinerſeits Kriegsſteuer und Hülfe. Doch ehevor der Fürſt irgend etwas gegen die griechiſchen Feſtungen unternehmen konnte, überraſchte ihn der Tod. Als er ſein Ende nahe fühlte, ernannte er ſeinen jüngern Bruder Wilhelm von Kalamata zum Erben und Souverän über Alles was Tapferkeit und Klugheit ihres Vaters errungen hatte, mit der ernſtlichen Mahnung und Bitte, für die Ruhe ſeiner Seele eine Kirche mit einem Mönchskloſter zu bauen und dort die ſterblichen Ueberbleibſel ihres gemeinſamen Vaters und Wohlthäters niederzulegen. Auch ſeine Hülle bat er ihn daſelbſt an der Seite des Vaters zu beerdigen, und den Mönchen reichliches Einkommen zu ſichern, damit ſie in ununterbrochenem Gebete für die hingeſchiedenen Fürſten des Landes ſorgenlos verharren könnten. Er ſchloß mit der Mahnung, Wilhelm möge ja bei Zeiten zu einer ebenbürtigen Ehe ſchreiten, um Kinder zu erhalten, an die er Land und Leute vererben könnte. Er ſtarb kinderlos in der Blüthe ſeiner Jahre. Der Zeitpunct ſeines Hinſcheidens ſelbſt wird nirgends mit Beſtimmtheit angegeben. Dieß iſt aber für unſere Zwecke ziemlich gleichgültig, da wir es nur mit dem Schickſale der Ackerbau treibenden und arbeitenden Claſſen des Peloponneſes und nicht mit chronologiſchen Nachweiſungen über Geburt und Tod der Prinzen aus dem Hauſe Villeharduin hauptſächlich zu thun haben. *)

---

*) Die Chronik von Morea nennt das Jahr ſeines Todes eben ſo wenig als das ſeines Vaters. — Nach Du Cange hätte Gottfried II ſogar um 1241 noch gelebt, in welchem Jahre er mit einer ſtarken Heeresmacht nach Conſtantinopel gekommen ſey, um bei der Minderjährigkeit des Thronerben die Regentſchaft zu übernehmen, auf die er als kaiſerlicher Eidam Anſprüche machte.

Du Cange Histoire des emp. etc.
Tom. I, pag. 236, 237 et 285.

Neuntes Kapitel.

Wilhelm Ville-Harduin I übernimmt die Zügel der Herrſchaft. — Eroberung von Nauplion und Monembaſia. — Erbauung der Burgen von Miſithra, Maïna und Ghiſterna. — Unterwerfung der Maïnoten und der Slaven von Melingos. — Zuſtand im Innern der Halbinſel.

Alle Mitglieder des Hauſes Ville-Harduin, welche in Griechenland auftraten, waren Männer von großen Talenten. Ihre vortrefflichen Eigenſchaften als Feldherren, Rathgeber und Regenten ſchienen mit ihrem Glücke zu wachſen. Mit Wilhelm hatten ſie den Höhepunct ihrer Entwickelung und Größe erreicht, ganz nach Art des menſchlichen Körpers, mit deſſen Wachsthum, Blüthe und Hinwelken die menſchlichen Dinge nach der Meinung des Polybius eine ſehr große Aehnlichkeit haben. Wachsthum und Verfall der Frankenmacht auf Morea beſtätigen dieſe alte Lehre vollkommen; nicht etwa daß ihre Anwendbarkeit ſich auf das ganze menſchliche Geſchlecht beziehe, ſondern vorzüglich deßwegen, weil die Grundlage der Frankenherrſchaft über Morea auf phyſiſcher Kraft, auf Rüſtigkeit und auf jenem natürlichen Ungeſtüm beruhte, durch welchen die Vollendung des geſunden thieriſchen Körpers angedeutet wird.

Nicht geſchwächt durch die Herrſchaft des Geiſtes über die Materie, unfähig ihre Handlungen nach den Geſetzen der moraliſchen Gleichheit, der Menſchlichkeit, der Gerechtigkeit einzurichten, ſind Völker in dieſem Zuſtande allzeit fürchterlich; bleibende Herrſchaft zu gründen vermögen ſie aber niemals, weil der Verfall ihrer Macht mit dem Hinwelken ihrer Blüthe gleichen Schritt hält, und in der einen wie in der andern durch keine menſchliche Vorkehrung ein Stillſtand erwirkt werden kann.

Wilhelm Ville-Harduin war geborner Moraït, und übertraf, wie die Chronik ſagt, alle Kinder dieſes Landes an Gewandtheit, an Umſicht und Thatendrang. — Zur Zeit ſeiner Thronbeſteigung waren, wie ſchon oben geſagt, die Feſtungen Nauplion und Monembaſia noch in der Gewalt der Eingebornen, und Johann Vatazes, Kaiſer von Nicäa, bediente ſich dieſer beiden Puncte meiſterlich, um die Bewohner von Melingos und Maïna mit Waffen und Lebensbedarf zu verſorgen, und ſo den Krieg gegen die Ländereien der Fremdlinge zu verewigen. Wilhelm erklärte ſich im Rathe ſeiner Prälaten und Krieger für unwürdig Fürſt auf Morea zu ſeyn, ſo lange dieſe Caſtelle und Gebietstheile unbezwungen *in feindlichen Händen wären.* Und da ohne Seemacht an die Eroberung derſelben nicht zu denken war, Wilhelm aber nicht ein einziges Fahrzeug beſaß, ſo wurden Geſandte nach Venedig abgeſchickt, um den Beiſtand dieſer Republik anzuſprechen. Gegen Abtretung der Städte Modon und Koron mit allen Dörfern und Zubehörden, ſoweit ſie landesfürſtlich und nicht Ritterlehen waren, machte ſich die Republik verbindlich vier vollkommen ausgerüſtete und bemannte Kriegsſchiffe auf ſo lange zu ſeiner Verfügung zu ſtellen, bis Nauplion und Monembaſia gefallen wären. Ueberdieß lieferte ſie noch zwei andere bewaffnete Fahrzeuge zum Schutze der Halbinſel, beſoldete die Mannſchaft aus eigenen Mitteln, und ließ den Fürſten nur für Reparatur der Equipagen Sorge tragen. Zu gleicher Zeit wurden der Megas-Kyr von Theben und Athen, der Herzog von Naxos, die drei lehenpflichtigen Ritter von Bodonitza und Negroponte ſammt den Beherrſchern der einzelnen cykladiſchen Inſeln durch oberlehenherrliche Ausſchreiben eingeladen, ihre Streitkräfte zu verſammeln und vereint mit ihrem Gebieter gegen die gemeinſchaftlichen Feinde zu ziehen.

Sobald die venetianiſchen Galeeren an den Küſten von Morea angekommen und die Städte Koron und Modon überliefert waren, begann die Belagerung von Nauplion zu Waſſer und zu Lande. An eine Erſtürmung der furchtbaren Schlöſſer durch die gepanzerten Lehenritter war nicht zu denken; alle menſchliche Kraft vermochte nichts gegen die ſenkrechten Felſenwände; der *Hunger allein* mußte den hartnäckigen Muth ihrer Vertheidiger brechen. *Ein ganzes* Jahr und darüber hatte die Einſchließung ununterbrochen fortgedauert, ehe ſich die Beſatzung aus Mangel an Lebensmitteln durch Capitulation ergab.

Um die Dienſte ſeiner Bundesgenoſſen zu belohnen und ſie auch für die Belagerung von Monembaſia zu gewinnen, verlieh der Fürſt die Städte Nauplion und Argos mit ihren Caſtellen als erbeigenthümliches Lehen an den Megas-Kyr Otho La Roche von Athen.*) Im Frühling des folgenden Jahres ſammelte ſich das moraïtiſche Landheer mit allen Bundesgenoſſen auf der Ebene von Nikli, und zog von dort zur Einſchließung von Monembaſia, während die venetianiſchen Fahrzeuge ſich vor den Hafen legten und alle Zufuhr an Lebensmitteln und Kriegsbedarf abſchnitten.

Die Monembaſioten, von den Geſinnungen Wilhelms ſchon frühzeitig unterrichtet, hatten Zeit genug gehabt, ſich auf eine lange Belagerung vorzubereiten. Die Beſchirmung dieſer Feſtung gegen ſtürmende Angriffe eines Feindes ſchien die Natur ſelbſt auf ſich genommen zu haben. Es iſt eine Inſel nahe am Continente gelegen und durch eine lange Brücke zugänglich. Auf der Inſel ſelbſt iſt ein ſenkrechter Felſen mit einer Burg, zu welcher man nur durch einen zickzack im Geſteine ausgemeiſelten Pfad gelangen kann. Südöſtlich am Fuße deſſelben liegt die Stadt.

Vor der Verödung Morea's durch die Slaven im ſiebenten und achten Jahrhundert war dieſe Inſel unbewohnt. Die nämliche Urſache, welche die Bewohner der Provinz Venetia auf die unwirthlichen Inſelchen des adriatiſchen Meeres, die Bürger dalmatiniſcher Städte aber auf das Felſenriff von Raguſa zu fliehen nöthigte, hatte auch, wie ſchon früher nachgewieſen wurde, die

---

*) Chronique de la Morée. pag. 182.

Peloponneſier des alten Epidaurus Limera und der umliegenden Küſte auf das verlaſſene Eiland Monembaſia getrieben. Wie Venedig und Raguſa, wie Amalfi und Neapel war auch Monembaſia mehr eine ſchutzverwandte als unterthänige Stadt des Kaiſerthums Byzanz, begabt mit großen Handelsfreiheiten und Vorrechten, und durch drei einheimiſche Archontengeſchlechter im Namen des Kaiſers verwaltet. *)

Dieſe Regenten hatten für die Sicherheit der Stadt ſo vortreffliche Anordnungen getroffen, daß ſich die gewerbſamen Bürger um die feindliche Land- und Seemacht, die vor ihren Mauern lag, wenig zu bekümmern und an der Fruchtloſigkeit ihres Unternehmens nicht im geringſten zu zweifeln ſchienen. Wilhelm ſchwur aber bei ſeinem Schwerte, nicht eher von der Stelle zu weichen, als bis Monembaſia die Thore geöffnet hätte. Man errichtete Wurfmaſchinen, welche ohne Unterbrechung Tag und Nacht Steine und Geſchoſſe in die Stadt hinüber ſchleuderten, die Wohngebäude zertrümmerten und die Menſchen erſchlugen. Drei volle Jahre weheten die Wimpel der venetianiſchen Flottille vor dem Eingange des Hafens und ſtanden die Gezelte der abendländiſchen Ritter vor den Thoren von Monembaſia. Im vierten Jahre endlich ergab ſich die Stadt, an jeder Hülfe verzweifelnd, aus gänzlichem Mangel an Lebensmitteln. Die obengenannten Primaten unterhandelten im Namen der

---

*) Mamonas, Monoiannis und Sophianos waren die Namen dieſer drei bevorrechteten Primatenfamilien.

Bürgerſchaft und begehrten als Preis ihrer Unterwerfung folgende Zugeſtändniſſe:

I. Beibehaltung und Fortdauer aller Güter, Privilegien und Freiheiten, in deren Genuß Monembaſia von jeher war.

II. Das Recht, ihrem neuen Landesherrn und ſeinen Nachfolgern nur in Seekriegen Hülfe zu leiſten, und zwar gegen Soldbezug der Schiffsmannſchaft und Bewilligung einer Gratification als außerordentliche Belohnung der zu leiſtenden Dienſte.

Wilhelm in der Freude über die Einnahme dieſer für unbezwinglich gehaltenen Inſelſtadt bewilligte, beſchwor und beſiegelte Alles, was die abgeordneten Monembaſioten begehrten, beſchenkte die Primaten mit Pferden, Ehrenkleidern, Gold und Scharlach aufs reichlichſte, und verlieh ihnen noch überdieß Rittergüter in der Gegend von Batica.

Die wohlthätigen Folgen dieſer Eroberung zeigten ſich in kurzer Zeit. Viele moraïtiſche Capitäne in den Gebirgen zwiſchen Lacedämon und Monembaſia, die bisher ſtandhaft im Kampfe gegen ausländiſche Herrſchaft verharret hatte, legten nach dem Falle dieſes Bollwerkes die Waffen ab und unterwarfen ſich dem glücklichen und ſiegreichen Fremdling.

Nachdem für Verwaltung und Vertheidigung der Feſtung hinlänglich geſorgt war, entließ der Fürſt die venetianiſchen Galeeren, ertheilte den cykladiſchen und attiſchen Hülfstruppen den Abſchied, und bezog mit der moraïtiſchen Lehensmiliz Winterquartiere in der Stadt

Lacedämon. Daſelbſt erlaubte er auf Anrathen ſeiner Kriegshauptleute auch den Moraïten insgeſammt in ihre Heimath zurückzukehren, um ſich nach den Müheſeligkeiten eines Feldzuges von drei Jahren endlich einmal der langentbehrten Ruhe zu überlaſſen. Er ſelbſt mit ſeiner Hausmacht blieb in Lacedämon, beſichtigte das Eurotasthal bis Helos (Ezero) und Vatica auf der einen, und bis Paſſava auf der andern Seite des Fluſſes, gegen die Engſchluchten von Maïna.

Auf ſeinen Wanderungen fand er eine Stunde weſtwärts von Lacedämon einen kleinen Berg, ſteil, nur auf einer Seite zugänglich, oben mit einer geräumigen Plattform zur Aufnahme einer Feſtung ganz geeignet, äußerſt maleriſch am Fuße der hohen Bergſchluchten von Melingi. Das Gebirge in der Nachbarſchaft, ſo wie das Dorf und der Bach, welcher am Fuße des Kegelberges fließt, wurde von den ſlaviſchen Bewohnern des Landes Miſiſtra genannt. Und ſo nannte Wilhelm auch das ſchöne und feſte Schloß, welches er auf der beſagten Plattform erbauen ließ.

Dieſe neue Anlage vereinigte zugleich Pracht mit Feſtigkeit nach den Begriffen des damaligen Zeitalters in einem hohen Grade. Ein ſchmaler Pfad im Schlangengewinde führte zweimal ſo hoch als der Schloßberg von Athen zu dem Thore hinauf. Die Mauern ſelbſt, in Form eines Achteckes regelmäßig aus Stein und Kalk aufgeführt, waren nach Art der Ritterburgen im damaligen Weſt-Europa mit Bruſtwehren und Schießſcharten verſehen, und konnten, wenn von einer muthigen Beſatzung vertheidigt, unmöglich mit Gewalt erſtiegen werden. Befeſtigung und Verzierung der Burg Miſiſtra war die Lieblingsbeſchäftigung Wilhelms. Er wohnte oft und lange in ihren Mauern, um Auge und Gemüth durch den Anblick des geſegneten und blühenden Thales zu ergötzen, welches ſich zu beiden Seiten des Stromes bis zu ſeiner Mündung im Golf von Kolokythia hinabzog.

Fränkiſche und griechiſche Familien ſiedelten ſich am Fuße des Schloßberges an, theils um in der Nähe des Fürſtenſitzes zu ſeyn, theils auch um durch die Burgbeſatzung Sicherheit zu gewinnen vor den Räuberzügen der noch unbezwungenen Slaven von Melingi. Unvermerkt erhob ſich an der Stelle der armen und zerſtreuten Hütten auf der Ebene am Gebirge eine neue Stadt als Nebenbuhlerin des nahe gelegenen Lacedämons, zu deſſen Verarmung und bald nachher erfolgter gänzlichen Verödung Wilhelm, ohne es eigentlich ſelbſt zu wollen, durch Erbauung dieſes Schloſſes den Grund gelegt und den Anfang gemacht hatte. Wie einſt Babylon durch die Gründung von Seleucia, dieſes durch die Erbauung von Kteſiphon, dieſes ſodann durch die Anlage von Bagdad in Ruinen verſank, eben ſo verwelkte auch Neu-Lacedämon durch das Aufblühen des benachbarten Miſiſtra, wie es ſich im Verlaufe dieſer Geſchichten erweiſen ſoll.

Während man an der Befeſtigung des neuen Schloſſes arbeitete, zog der Fürſt Erkundigungen über die Bergcantone Maïna und Melingi ein. Man ſagte ihm, der Zugang zu dieſem Lande ſey durch Engſchluchten und Steilſeiten von der Natur trefflich beſchirmt; im Innern ſinde man bedeutende Städte, bewohnt von ſtolzen und unbeugſamen Menſchen.

Dieſe ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen, war von nun an Wilhelms einziges Trachten und Sinnen. Daß man hier mit Waffengewalt nichts bewirken, und hohe Bergſchluchten mit ihren natürlichen Bruſtwehren nicht durch den Stoß einer auf der Ebene ſo furchtbaren geharniſchten Reiterei bezwingen könne, ſah der Fürſt gleichwohl ein. Man ertheilte ihm den Rath, er möge jetzt, da Miſtra vollendet und wie eine undurchdringliche Wand an die Melingiſchen Schluchten hingeſtellt ſey, in gleicher Weiſe auch auf der entgegengeſetzten Richtung und an den weſtlichen Mündungen der Schluchten feſte Schlöſſer bauen und ſich zum Herrn der vorzüglichſten Gebirgspäſſe machen, durch welche die Bewohner des Hochlandes auf die Ebene und auf die Seeküſte herabzuſteigen und Lebensmittel zu beziehen pflegen. Ohne daß er einen einzigen ſeiner Krieger in das Gebirg hinaufſende, werde er in beſagter Weiſe die kriegeriſchen Bewohner deſſelben durch Mangel an Subſiſtenz zur Unterwerfung bringen.

Wilhelm brach von Miſtra auf, zog das Thal hinab zum Meere und längs der Küſte, Paſſava und Cap Matapan vorüber in das Land Maïna. *) Hier fand er nicht weit von der Ortſchaft gleiches Namens einen Felſen von furchtbarem Anſehen, auf einem Vorgebirge ſich erhebend und weit ins Meer hinausragend. Dieſe Lage ſchien vortrefflich, und ein Caſtell auf der Felſenhöhe an-

---

*) εἰς τὴν Μάνην.

gelegt beherrſchte Land und Meer, durchſchnitt eine der Hauptcommunicationsſtraßen, auf welcher die Slaven von Melingos die Früchte ihrer zur See verübten Gewaltthätigkeiten ins Innere hinaufſchleppten. Die Burg erhielt ihre Benennung von der unweit gelegenen Stadt Maïna oder Mani. *)

Die reichern und mächtigern Capitani der Melinglioten wollten auch nach Erbauung dieſer beiden Zwingburgen nichts von Unterwerfung hören. Die Mehrzahl der Einwohner aber, durch die fränkiſchen Burgen in ihrem täglichen Erwerbe gehemmt, und nicht geneigt Entbehrungen zu erdulden ihrer Vorſteher wegen, ſprachen laut, man müſſe mit den Fremdlingen unterhandeln und Unterwürfigkeit geloben, wenn der Princeps verſpreche, ihre Rechte und Freiheiten nicht anzutaſten und keinen Ritter als Feudalherrn in das Gebirge Melingos zu verpflanzen, wie es in allen auf der Ebene von Morea liegenden Städten geſchehen ſey. „Denn,“ ſagten ſie, „jetzt, da uns zwei feſte Plätze den Ausgang verſperren und uns gleichſam auf dem Boden des Heimathlandes feſtbannen, wie wollen wir Nahrung finden auf unſeren Gebirgen?“ Bei dieſer Stimmung der Volksmenge waren Archonten und Capitäne genöthiget mit Wilhelm wegen ihrer Unterwerfung in Unterhandlung zu treten. Ihre Abgeordneten verlangten vollkommene Unabhängigkeit in Einrichtung und Verwaltung der heimathlichen Angelegenheiten als Preis ihrer Anerkennung der Oberherrlichkeit des Fürſten von

---

*) *Marq.* Chronique de la Morée, pag. 187.

Morea, mit Beifügung der ausdrücklichen Bedingung, daß der Landesherr über keine Hufe Landes zu Gunſten ausländiſcher Feudalherren und Coloniſten zu verfügen habe. Dagegen verſprachen ſie im nämlichen Maße und Umfange beſoldete Kriegsdienſte zu leiſten, wie ſie dieſelben von jeher den griechiſchen Kaiſern von Conſtantinopel geleiſtet hätten. Würden dieſe Bedingungen angenommen und eine vom Fürſten eigenhändig unterzeichnete und mit ſeinem Inſiegel bekräftigte Urkunde ausgeſtellt und den Archonten überliefert, ſo wären ſie zur Unterwerfung bereit. Wilhelm that auch hier was man begehrte, und ward in dieſer Weiſe dem Namen nach Oberlehnsherr über alle Cantone der Slaven von Melingos ſowohl als der helleniſchen Trümmer am ſchmalen Küſtenſtrich zwiſchen Cap Tänarus und dem Olivenwalde von Kondura. Er beſuchte aber nicht einmal, wie es ſcheint, ſein neu erworbenes Gebiet; legte aber zu ſicherer Bezähmung ſeiner räuberiſchen Bewohner bei einer Thalmündung unweit der Slavenſtadt Ghinſterna eine dritte Felſenburg an, die er nach den Trümmern des nahe liegenden alten Leuctra Leutron nannte.

Mit Hülfe dieſer drei Burgen, die in Geſtalt eines Dreieckes die Defileen der Slaven bewachten, konnte Wilhelm die Bevölkerung eines Landes im Zaume halten, deren Unterwerfung durch offene Gewalt damals wo nicht ganz unmöglich, in jedem Falle aber nur durch Ströme von Blut zu erringen war. —

Nachdem die Griechen aus den Seefeſtungen vertrieben und die Engſchluchten von Melingos bezwungen waren, hatte der Krieg auf Morea ſein Ende erreicht, und Wilhelm war ohne Widerrede in oberlehnsherrlichem Beſitze des ganzen Eilandes. Im Vergleiche mit den Schickſalen der übrigen Bewohner des zertrümmerten Kaiſerthums Conſtantinopel hätte man das Loos der Moraiten beneidenswerth finden können, wenn in jenen rohen Zeiten der Lüge, der Treuloſigkeit und Frömmelei ein bleibender und wahrer Frieden möglich geweſen wäre unter den Männern des weſtlichen Europa. Vom Chriſtenthum hatten ſie nur die äußeren Formen angenommen,, die zu unmächtig waren, die Wuth ihrer Leidenſchaften für Blutvergießen, Raub und Unterdrückung der wehrloſen Menſchenclaſſen zu bändigen. Ein Leben ohne Waffengetümmel und Kampf ſchien eines freien Mannes unwürdig, und ſelbſt der Genuß ſinnlicher Freuden, wenn er nicht mit Blutvergießen begleitet war, ſchien ihren rohen Seelen nicht wünſchenswerth zu ſeyn. Ihr Leben war zwiſchen ſchwelgeriſchen Gelagen und den Gefahren des Schlachtfeldes getheilt. Und da ſie keinen natürlichen Feind mehr zu bekämpfen hatten, begannen Bannerherren und Ritter ſich gegenſeitig ſelbſt zu befehden. Jeder Lehensmann baute auf ſeinem Gute ein Schloß, wie es damals in Germanien und Frankenlande Sitte war. So viele Lehen, ſo viele Ritterburgen erhoben ſich damals auf der Oberfläche des moraitiſchen Eilandes. Acova, Paſſava, Hieraki, Karitene, Chalatritza, Kalavryta, Saint-Omer, Iſova, Hirondelle, Belle-vue, Katava, Araclovon, Arachova, Veligoſti, Chlumutzi, Calmenicum, Patras, Voſtitza und Rupela neben einer Unzahl anderer werden als Hauptquartiere ritterlichen Fehdegeiſtes neben den Bauten des Landesfürſten in den Nachrichten jenes Zeitalters erwähnet, und von unkundigen Geſchichtſchreibern unſerer Tage irriger Weiſe den Venetianern zugeſchrieben. Der Regel nach erhielten alle dieſe neuerbauten Felſenſchlöſſer ihre Benennung von der Ortſchaft, in deren Nähe ſie angelegt wurden, und ſelbſt die franzöſiſchen Ritter vertauſchten ihre fränkiſchen Familiennamen mit denen ihrer neuen Edelſitze. Schloß und Familie Saint-Omer neben einer kleinen Zahl beſonders in Elis errichteter Burgen, die ganz fränkiſche Namen trugen, bilden eine erweisliche Ausnahme von der obigen Behauptung. —

Und gleichwie die Bannerherren mit ihren Rittern, ſo gerieth Wilhelm, der Fürſt, mit ſeinen außermoraïtiſchen Lehensmännern in blutigen und verderblichen Hader.

Man erinnere ſich, daß der Megas-Kyr von Theben und Athen, Wilhelm von La Roche mit dem Markgrafen von Bodonitza in Böotien, und mit zwei andern italieniſchen Dynaſten auf Negroponte durch eine Verordnung des Königs Bonifacius von Salonichi der Oberlehensherrlichkeit des Gebieters von Morea untergeordnet wurden. Die ununterbrochenen Kriege, welche die fränkiſchen Ueberſiedler von jenem Zeitpuncte an mit in- und ausländiſchen Feinden unter gemeinſchaftlichen Gefahren beſtehen mußten, hatten den Fürſten von Morea bisher gehindert ſeine Rechte als Suzerän über die benannten Dynaſten geltend zu machen. Wilhelm Ville-Harduin, welchem das ganze Eiland in ruhiger Unterthänigkeit gehorchte, ließ

ließ endlich den Megas-Kyr ſowohl als die übrigen vorhin genannten Freiherren durch Herolde vorladen, um ihre Lehenshuldigung am Hoflager zu Andravida abzulegen. Alle dieſe Herren wieſen aber ein ſolches Anſinnen einſtimmig zurück und erklärten dem Princeps, daß ſie ihn nicht für ihren Oberherrn, ſondern nur für einen ihres Gleichen anſehen, ihm als ſolchem durchaus keinen Act der Huldigung ſchuldig und auch niemals einen dergleichen zu leiſten geſonnen ſeyen. Dieſe Weigerung erklärte Wilhelm für Rebellion und befahl allen dienſtpflichtigen Männern auf Morea ſich in den erſten Tagen des Maimonats bewaffnet auf der Fläche von Nikli einzufinden, um die Meineidigen mit Waffengewalt zur ſchuldigen Unterwürfigkeit zu zwingen. Biſchöfe und Tempel-Comthureien, Johanniter und geiſtliche Corporationen mußten ihren Betreff an Mannſchaft und Kriegsbedarf um ſo unfehlbarer liefern, da hier wirklich die Ehre moraïtiſcher Landesoberhoheit zu erfechten war.

Der Megas-Kyr rüſtete auch ſeinerſeits ſo gut als möglich, um den ungerechten Angriff, wie er glaubte, ſiegreich zurückzuſchlagen. Sein treueſter Anhänger unter allen Vaſallen und Verbündeten war Gottfried, Freiherr auf Karitene in Morea, welcher Iſabella die Schweſter Otho's von La Roche zur Ehe hatte, und ein naher Blutsverwandter des Fürſten Wilhelm Ville-Harduin war. Uebrigens war dieſer Gottfried von Karitene einer der tapferſten Männer ſeines Zeitalters, und gefürchtet in ganz Romanien. Der Megas-Kyr bat ihn ſchriftlich um brüderlichen Beiſtand in der äußerſten Gefahr, in welcher er ſeine einzige Hoffnung auf ihn und ſein furchtbares Schwert ſetze.

Gottfried ſchwankte lange zwiſchen Neigung und Pflicht, und entſchied ſich zuletzt doch für ſeinen Schwager, den Megas-Kyr von Athen, für deſſen Vertheidigung gegen die Ungerechtigkeit ſeines Oheims er Gut und Blut zu wagen gelobte. Von dieſem letzteren glaubte er im Falle eines widrigen Geſchickes ohne viele Mühe Verzeihung für ſeinen Meineid zu erlangen. Er machte ungeſäumt in ſeiner Baronie ungewöhnliche Rüſtungen, und der Fürſt von Morea zweifelte nicht, daß dieß alles zu ſeiner Unterſtützung durch treue Erfüllung verfaſſungsmäßiger Vaſallenpflicht geſchehe. Wie er aber hörte, daß ſich der Lehensmann von Karitene unter den Mauern von Theben mit La Roche und ſeinen Verbündeten vereiniget habe, war ſeine Entrüſtung um ſo grenzenloſer, weil ihm die Treuloſigkeit ſeines eigenen Neffen und der Abfall des furchtbarſten Soldaten Griechenlands als eine verderbliche Vorbedeutung für den Ausgang des bevorſtehenden Kampfes erſchien.

Der kluge und unerſchrockene Mann glaubte aber, das wirkſamſte Mittel gegen ein ſo gefährliches Beiſpiel ſey ein raſch ausgeführter Schlag gegen ſeinen noch nicht vollkommen gerüſteten Gegner. Schnell zog er mit dem moraïtiſchen Heere von Nikli nach Korinth, brach ſiegreich durch die vom Feinde beſetzten Engſchluchten des Iſthmus und erſchien mit Macht auf dem Berge Karydi vor den Schaaren des Megas-Kyr, zu welchen außer Gottfried von Karitene auch ſeine drei Brüder; dann Nikolaus von Saint-

Omer mit ſeinen Brüdern, lauter tapfere Männer und Bannerherren; auch Meſſir Thomas, Herr von Salona, die drei Herren vom Euripus, und der Markgraf von Bodoniza mit ihrer ganzen Mannſchaft geſtoßen waren. Deſſen ungeachtet wurde der Großherr von Athen aufs Haupt geſchlagen und mit großem Blutvergießen zur Flucht nach Theben gezwungen. Die Sieger ſchlugen ihre Gezelte vor der Feſtung auf, verheerten das platte Land und führten die Bewohner als Sklaven fort, bis endlich der Megas-Kyr von ſeinen Unterbefehlshabern und Baronen, deren Ländereien die Zerſtörung traf, gezwungen wurde um Frieden zu bitten. Die Unterhandlungen wurden durch den Metropolitan-Erzbiſchof angeknüpft und in denſelben vorläufig feſtgeſetzt, daß, wenn der Fürſt von Morea das Land verſchone, die Belagerung aufhebe und nach Korinth zurückziehe, der Megas-Kyr ſich in Perſon zu ihm nach Nikli verfügen, daſelbſt den verweigerten Huldigungs- und Leheneid ablegen, und in Betreff der zu leiſtenden Genugthuung für ſeine Rebellion ſich dem Ausſpruche eines adeligen Gerichtshofes unterwerfen wolle.

Wilhelm ging zurück und Otho von La-Roche erſchien mit einem glänzenden Gefolge von Bannerherren und Rittern auf dem Hoftage zu Nikli. Alle Häuptlinge, Archonten und Capitäne der Halbinſel hatten ſich daſelbſt verſammelt, nahmen den beſiegten Megas-Kyr von Athen in ihre Mitte, führten ihn in den Thronſaal und fielen insgeſammt vor Wilhelm auf die Kniee nieder und baten, er möge dem Ueberwundenen den Fehler verzeihen, daß er die Waffen gegen ihn getragen und ſein oberlehenherrliches Anſehen nur einen Augenblick mißkannt habe. Der Fürſt ließ ſich erweichen, verzieh vollkommen, nahm die pflichtmäßige Huldigung des Ueberwundenen an, und erklärte zugleich in Gegenwart des ganzen moraïtiſchen Adels, daß er den Ausſpruch, in welcher Weiſe Otho das Unrecht, ſeinen Oberherrn bekriegt zu haben, ſühnen müſſe, dem Könige von Frankreich zu überlaſſen geſonnen ſey. Otho ſchwor, den Befehlen des Fürſten auch in dieſem Puncte völlig Genüge zu leiſten.

Schwieriger war es, die Begnadigung des Freiherrn von Karitene auszuwirken. Sämmtliche Prälaten, weltliche Herren und Ritter und der ausgeſöhnte Megas-Kyr ſelbſt führten ihn — mit einem Stricke um den Hals — vor ſeinen Gebieter, fielen alle mit einander auf die Kniee nieder und flehten um Mitleid und Gnade. Wilhelm blieb lange unerbittlich, ſchilderte ihnen das große Unrecht Gottfrieds, der ſeinen natürlichen Herrn verlaſſen und ſeinen Feinden angehangen hatte. Nach wiederholtem Flehen verzieh er zuletzt nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Gottfried für ſeine zurückzuerhaltenden Ländereien von nun an nicht mehr von ihm als Oberlehensherrn und Fürſten von Morea, ſondern bloß von Wilhelm Ville-Hardouin, dem Beſitzer und Freiherrn auf Kalamata abhängen und deſſen Lehensmann werden ſoll.

Mahlzeiten und Ritterſpiele ſchloſſen das Verſöhnungsfeſt, nach deren Beendigung Jedermann zufrieden auf ſeine Burg zurückkehrte.

Im nächſtfolgenden Frühjahre (c. 1259) ſchiffte Otho von La-Roche nach Brunduſium und zog von dort zu Lande nach Paris, wo er um das Pfingſtfeſt am Hofe des Königs erſchien. Beiläufig um dieſelbe Zeit traf auch der Ritter daſelbſt ein, welchen der Fürſt von Morea mit einem umſtändlichen Schreiben über das frühere Benehmen des Megas-Kyr abgeſchickt hatte. Der König fühlte ſich durch die Appellation des Oberlehnsherrn von Morea beſonders geehrt und legte die Frage einer Verſammlung aller Großen des franzöſiſchen Hofes zur Entſcheidung vor. Nach ſorgfältiger Prüfung der Umſtände wurde die Antwort ſchriftlich abgefaßt und zugleich einer der Barone beauftragt ihren Inhalt in Gegenwart des Megas-Kyr dem moraïtiſchen Geſandten mündlich zu eröffnen. „Wenn der Großherr von Athen,“ heißt es, „ſeinem Herrn und Gebieter, dem Fürſten von Morea, Huldigung geleiſtet, und nachher gegen denſelben die Waffen ergriffen und auf dem Schlachtfelde Mann gegen Mann geſtritten hätte, ſo müßte er nach Recht und Geſetz für ſich und ſeine Familie enterbt und aller Güter, Beſitzungen und Rechte, die er vom Souverän erhalten hatte, verluſtig erklärt werden. Dieſer Strafe ſey er zwar enthoben, weil er nach Inhalt der mitgebrachten Schreiben vor dem Ausbruche des Krieges den Vaſalleneid niemals geleiſtet hatte. Sein Benehmen ſey aber deſſen ungeachtet geſetzwidrig, weil ihn ſein erſter Lehensherr, Bonifacius von Monferrat, der Suzeränetät des Hauſes Wille-Harduin übergeben habe. Jedoch in Betracht, daß Wilhelm die Entſcheidung dem Könige und dem oberſten Lehenshofe von Frankreich überlaſſen habe, und Otho's Bereitwilligkeit Genugthuung zu leiſten durch ſeine lange, koſtſpielige und mühevolle Reiſe nach Frankreich hinlänglich beurkundet ſey, erkläre die Verſammlung: es ſey dem Geſetze Genüge geſchehen und Otho von aller weiteren Strafe losgeſprochen."

Der Megas-Kyr dankte für dieſe gnädige Entſcheidung, indem er ſeine Kopfbedeckung abnahm und die Bitte hinzufügte, der Hof möge dieſen Act ſchriftlich abfaſſen und an den Fürſten von Morea gelangen laſſen. Zuletzt ſtellte es der König von Frankreich, gleichſam als Entſchädigung für die Müheſeligkeiten der Reiſe von Athen nach Paris, ſeiner freien Wahl anheim, von ihm eine Gnade zu erbitten.

Otho bat, der König möge Athen zu einem Herzogthum erheben und zugleich befehlen, daß man ihn ſelbſt von nun an Herzog und nicht mehr Großherr nenne. Man that, wie er begehrte, und ließ ihn zum Zeichen ſeiner herzoglichen Würde im Innern des Palaſtes einen Thronhimmel beſteigen, weil nach den Sitten jener Zeit nur Könige außerhalb des Palaſtes einer ſolchen Auszeichnung ſich bedienen durften. — Dieß war das Ende des Lehens- und Erbhuldigungſtreites zwiſchen Otho von La-Roche und Wilhelm Ville-Hardnin. —

Phyſiſche Lage und Weltſtellung der Länder haben auf das Schickſal ihrer Bewohner und auf den Gang der Cultur und der Freiheit des menſchlichen Geſchlechtes im Allgemeinen anerkannter Maßen den größten Einfluß ausgeübt. Man hat häufig die Beobachtung gemacht, daß gute bürgerliche Einrichtungen, daß Glück und Freiheit der Völker vorher hauptſächlich nur auf inſulariſchem Boden gedeihen konnten, und daß oft ein ſchmaler Meerarm, ein kleines Waſſerbecken einen gewaltigen Einfluß auf Hemmung oder Förderung politiſcher Glückſeligkeit der Nationen hatten. Es ſcheint, daß die Bosheit der Menſchen und das Verderben, wenn es auf dem Continent mit unwiderſtehlicher Gewalt fortſchreitet, oft vor einer Waſſermaſſe von geringer Ausdehnung und von unbedeutender Tiefe, wie beim Anblicke eines Meduſenhauptes, erſtarrt und in Verwirrung geräth. Und nicht ohne tiefen Sinn leſen wir in den Schriften der alten Welt von Inſeln der Glücklichen. Auf einer Inſel wohnten die beneidenswerthen Atlantiden; und ſelbſt der Aufenthalt der Seligen, ſo wie der Sitz der unſterblichen Götter ſelbſt mußten Inſeln ſeyn, gleichſam als wäre Ruhe und Zufriedenheit, Seligkeit und Freude nur unter dem mütterlichen Schutze der Gewäſſer möglich. *)

Und in der That, wenn man die ununterbrochene Kette von Umwälzungen betrachtet, welche ſich um alle Länder nördlich von der korinthiſchen Landenge bis an den Iſterfluß im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts geſchlungen hat; wenn man bedenkt, daß in Folge derſelben in Theſſalien, in Livadien, Macedonien und Thracien blühende Gegenden öde geworden, und nicht nur die Bewohner des offenen Landes, ſondern auch die Bevölkerung großer und reicher Städte vertilget worden ſind, ſo kann man das Loos der Moraïten während deſſelben Zeitraumes im

---

*) τὸ μὲν ὕδωρ ἄριστον. Pindar.

Allgemeinen noch erträglich finden. Denn jene Verwüſtungen, die im Augenblicke als Conſtantinopel gefallen und die Monarchie zertrümmert war, durch abendländiſche Seeräuber auf Morea angerichtet wurden, betrafen nur einzelne Küſtenſtriche und waren vorübergehend. Selbſt die Unterjochung des Landes durch die Heerhaufen Wilhelm Champlitte's und Gottfried Ville-Harduins koſteten wegen der geringen Gegenwehr kaum ſechstauſend Moraïten das Leben, ein Verluſt, der bei einer Maſſe von mehreren hunderttauſend Bewohnern fürwahr nicht bedeutend zu nennen iſt. Außer der Schlacht im Olivenwalde bei Kondura wurde ja nirgends im freien Felde gefochten, und bei Erſtürmung der Mauern von Patras, Korinth, Arkadien und Lacedämon war die Zahl der Erſchlagenen vermuthlich auf der Seite der Stürmenden beträchtlicher als bei den Beſiegten, indem dieſe letzteren zeitig genug ihre Zuflucht zu einer heilſamen Capitulation zu nehmen pflegten. Rechnet man zu dieſen Umſtänden auch noch die vielfachen Lobſprüche, welche die moraïtiſche Chronik der unparteiiſchen Gerechtigkeitspflege, den milden und humanen Geſinnungen der Fürſten aus dem Hauſe Ville-Harduin ertheilt, ſo fühlt man ſich verſucht, die Bewohner Morea's im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts für vollkommen glücklich zu halten. Dieſes wäre aber ein großer Irrthum, in welchen hauptſächlich diejenigen fallen, welche den Grundcharakter und die Natur der Feudalherrſchaft jenes Zeitalters nicht zu würdigen wiſſen.

Wenn hier von Gerechtigkeit und Humanität in Ausübung der Herrlichkeit die Rede iſt, hat dieſes durchaus keine Beziehung auf die Behandlung und auf die Lage des gemeinen Volkes, des ſogenannten dritten Standes, der doch in Morea ſo gut als in den übrigen Ländern der Chriſtenheit die große Mehrzahl ausmachte. Kein Lehensritter und Feudalherr, die Edelſten kaum ausgenommen, hätte es über ſich vermocht, gegen die gemeinen Leute menſchlich und gerecht zu ſeyn. Wer nicht zu den privilegirten Caſten des Prieſter- oder des Ritterthums gehörte, ward auch nicht in jene Claſſe vernünftiger Weſen gerechnet, welche man Menſchen nennt und nach den Vorſchriften des Sittengeſetzes behandeln ſoll.

Wenn es in der Chronik heißt, Wilhelm ſey wegen ſeiner Herrſcher-Tugenden bei Jedermann beliebt und geachtet geweſen, ſo iſt unter dieſem Jedermann der griechiſch oder ſlaviſch redende Moraït des offenen Landes, der Bewohner in Dörfern und Städten, wenn er nicht zu einer Archontenfamilie gehört, nicht inbegriffen. Auf das Loos dieſer Menſchenclaſſe hatten im Allgemeinen die perſönlichen Eigenſchaften des Oberherrn keinen weſentlichen Einfluß, weil ſie nicht unmittelbar ihm, ſondern zunächſt den Lehensträgern und Feudalmännern untergeordnet und gleichſam als ſächliches Eigenthum übergeben waren. Wollen wir auch ganz ohne Nachweiſung zugeſtehen, daß die Coloni auf den Erbländereien des Fürſten vielleicht hie und da eine ſchonendere Behandlung genoſſen als auf den Gütern der übrigen Ritter, ſo iſt es auch nur lediglich aus politiſchen und finanziellen Gründen, niemals aber aus Rückſichten der Menſchlichkeit geſchehen. Denn Wilhelm, ſo trefflich er übrigens auch geweſen ſeyn

ſeyn mag, hätte ſich ſo gut als andere Ritter geſchämt und ſich gleichſam zu entehren geglaubt durch das Eingeſtändniß, daß man Milde und Gerechtigkeit aus moraliſchem Antriebe auch den Knechten und Sclaven des Feldes ſchuldig ſey. Die Bebauer der moraïtiſchen Lehen- und Bannerherrengüter waren aber damals ſo gut als in unſeren Tagen, wo türkiſche Aga an die Stelle der chriſtlichen Ritter getreten ſind, gleichſam außer dem Geſetze, und waren der Willkür, dem religiöſen Fanatismus, der Raubgierde, der Wolluſt und Rohheit der vom Occident eingewanderten lateiniſchen Prieſter und Ritter als Beute überlaſſen. Gegen dieſe Uebel vermochte ſie keine Capitulation, kein abgeſchloſſener Vertrag der Archonten, ja Wilhelms Wille und Befehl ſelbſt nicht zu ſchützen, weil der Fürſt als Oberlehensherr von dem einzelnen Grundeigenthümer nichts zu fordern hatte als den geſetzlichen Lehendienſt zur Sicherſtellung der Geſammteroberung. In Polizeiverfügungen, in Recht und Urtheilsſprüchen über ſeine Grundunterthanen war der einzelne moraïtiſche Adelsmann ſo gut ſouverän als Wilhelm ſelbſt. Und wenn man bedenkt, mit welcher Verachtung und Grauſamkeit das gemeine Volk damals in allen Ländern des germaniſchen Europa, namentlich aber in Frankreich ſelbſt von den adeligen Herren behandelt wurde, und welch' empörenden Uebermuth eben dieſelben Ritter als Sieger und Eroberer von Neapel und Sicilien in der nämlichen Zeitperiode verübt haben, ſo wird man vergeblich hoffen, daß dieſe unerſchrockenen, aber brutalen und fanatiſchen Männer menſchlich und gerecht gegen die Landbewohner Morea's geweſen ſeyen. Im Gegentheil darf man als unbezweifelte Wahrheit annehmen, daß die griechiſchen Moraïten eine noch weit viehiſchere Behandlung erlitten haben, als die weſtlichen Völker, weil erſtere neben ihrer unbegreiflichen Feigheit als Anhänger der morgenländiſchen Kirche in der Meinung dieſer unwiſſenden und rohen Fremdlinge auch noch als Ketzer und unverſöhnliche Feinde Gottes erſchienen, gegen welche man ſich Alles erlauben dürfe. Denn nicht genug, daß man ſie nach Belieben brandſchatzte, plünderte, und bei den ununterbrochenen Fehden, welche von Burg gegen Burg, von Caſtell gegen Caſtell, nach Eroberung von Monembaſia und Melingos ſich erhoben, die Saaten verdarb, die Hütten verbrannte, und ſie ſelbſt häufig tödtete, um den feindlichen Ritter an Gut und Einkommen zu mindern, zwang man die Unglücklichen auch noch durch alle Arten von Mißhandlungen und gegen die ausdrücklichen Puncte der Capitulation von Andravida zur Abſchwörung der vaterländiſchen Dogmen und zum Uebertritte zu den religiöſen Meinungen ihrer grauſamen und unmenſchlichen Sieger.

Wer immer von den griechiſchen Popen und Biſchöfen die Annahme des römiſchen Glaubensbekenntniſſes verweigerte, verlor ſeine Pfründe und wurde in den Bann gethan. Nicht genug, daß unduldſame Prieſter aus Frankreich, Italien und Catalonien zu den erſten und einträglichſten Kirchenwürden des Eilandes befördert wurden, ergoſſen ſich auch noch Schaaren armer Ritter und lumpiger Kleriker, oft ohne kirchliche Ordination, als Betrüger und Abenteurer über die Oberfläche Morea's *), nahmen von dem Fürſten und den übrigen Dynaſten Kirchenpfründen, Güter und Dörfer zu Lehen, zwangen dann ihre Grundholden gegen alles Recht zur Ablöſung (ad redemptionem) der gutsherrlichen Rechte nach willkürlicher Schätzung und zu den höchſten Preiſen, und verließen nachher ohne Wiſſen ihrer Lehensherren, mit dem erpreßten Raube beladen, ihre Dörfer und Beneficien, um das Erworbene im Abendlande zu verzehren, und neuen Schaaren feudaliſtiſcher Räuber Platz zu machen. Die Landbauer, gewöhnlich ſchon durch die erſte Loskaufung zu Grunde gerichtet und nicht mehr vermögend den Heißhunger friſch angekommener Wölfe zu ſättigen, zerſtreuten ſich und ließen die Aecker öde liegen. **) Selbſt die eingebornen Archonten vermochte der fränkiſche Oberbefehlshaber in demſelben Augenblicke, wo ſie gemäß abgeſchloſſener und beſchworner Verträge ihre Schlöſſer und feſten Städte übergaben, nicht zu ſchirmen vor Hohn und ſchmählicher Behandlung von Seiten der adeligen Krieger.

---

*) Epistol. Innocent. III. Tom. 2, pag. 24. Edit. Paris. 1682.

**) Ad audientiam nostram nobili viro Gaufredo de Villa-Arduini Principe Achajae significante pervenit, quod quidam Clerici, Milites et alii ad partes Achajae accedentes, receptis in feudum terris ab ipso et aliis, homines suos ad redemptionem indebitam cogere non formidant: sicque maxima pecuniae quantitate collecta recedunt, deserentes terram penitus desolatam.

Ibidem.

Die drei Fürſten aus dem Hauſe Ville-Harduin, von welchen bisher gehandelt wurde, konnten dieſen Gräuelſcenen nicht wehren und wandten ſich wiederholt um Hülfe an den heiligen Stuhl. Innocenz der Dritte, Honorius der Dritte, und Gregor der Neunte baten, vermahnten, drohten, ſchleuderten Bannſtrahlen gegen Prälaten und Krieger, jedoch Alles umſonſt. Die Leidenſchaften und die Wuth der Menſchen waren ſtärker als das Geſetz, ſtärker als die Furcht vor dem Zorn Gottes und ewiger Höllenpein. *) Die Frevler wußten überdieß, daß man es mit ſolchen Drohungen gewöhnlich nicht ernſtlich meine, und durch ein verhältnißmäßiges Opfer an die apoſtoliſche Kammer jederzeit Verzeihung für reumüthige Straßenräuber und Mörder zu erhalten ſey.

Wilhelm ſelbſt hätte gegen ſein eigenes Intereſſe gehandelt, wenn er der ungerechten Unterdrückung der arbeitenden Volksclaſſen durch Adel und Prieſter hätte einen Damm entgegenſetzen wollen. Seine häufigen und langwierigen Seezüge, die er als Vaſall für den fränkiſchen Hof zu Conſtantinopel, und als Landsmann und Chriſt mit Sanct Ludwig und den Kreuzhelden nach Rhodus, Cypern und Aegypten unternahm, machten ihm ein freundliches Verhältniß zu ſeinen geiſtlichen und weltlichen Lehensmännern zur Pflicht. Um Hülfe an Mann-

---

*) Epist. Innocent. III. Tom. I, pag. 24. et Tom. 2. pag. 42. Edit. Paris. — Epistol. Honorii III etc.

ſchaft und Geld zu erlangen blieb ihm kein wirkſameres Mittel, als Nachſicht bei ihrer einheimiſchen Tyrannei und Ungerechtigkeit. —

Dreißig Jahre nach ſeiner Gründung war das Kaiſerthum Conſtantinopel auf die Mauern ſeiner Hauptſtadt beſchränkt; alles übrige Gebiet vom Euxinus bis an die Thermopylen hatte die Macht des Fürſten Theodor Angelus in Epirus, und nach ſeiner Verdrängung die Kriegshaufen der Beherrſcher von Nicäa und Bulgarien überſchwemmt. Schon hatten dieſe beiden Fürſten, in einem furchtbaren Bund vereinet, Conſtantinopel mit großer Macht zu Waſſer und zu Lande belagert, und waren nur durch eines jener Wunder von Tapferkeit und Heldenmuth, die man nur in den Jahrbüchern des franzöſiſchen Volkes finden kann, von Seiten der ſchwachen Beſatzung der Kaiſerſtadt mit großem Verluſte und noch größerer Schande zur Flucht genöthiget worden.

Zwar wurden nach dieſer Waffenthat Briefe und Boten in das Abendland geſchickt um Hülfe an Mannſchaft und Geld. Allein eher als dieſe erfolgen konnte, hatten die geſchlagenen Könige die Lücken in ihren Landheere ſowohl als auf ihrer Flotte wieder ausgefüllt, und Conſtantinopel zum zweiten Male von der See- und von der Landſeite zu beſtürmen angefangen. In der äußerſten Noth bat der Kaiſer den Fürſten von Morea um Beiſtand. Mit hundert Rittern, dreihundert Armbruſt- und fünfhundert Bogenſchützen ſchiffte ſich Wilhelm auf drei und zwanzig Fahrzeugen zu Nauplion ein, um die Hauptſtadt des orientaliſchen Frankenreiches von der Angſt zu befreien.

In der Umgegend dieſer berühmten Stadt haben die Frankenheere ſowohl vor als nach dem benannten Zeitpuncte ſo außerordentliche Thaten verrichtet, daß Niemand über die Nachricht erſtaunen wird, Wilhelm ſey mit ſeinen drei und zwanzig Fahrzeugen mitten durch die feindliche Flotte von drei hundert Segeln, aus welchen er fünfzehn theils verſenkte, theils unbrauchbar machte, ſiegreich in den Hafen von Conſtantinopel eingelaufen, und habe in einer bald nachher erfolgten allgemeinen Seeſchlacht im Bunde mit den venetianiſchen und genueſiſchen Geſchwadern zur Vernichtung der feindlichen See-Macht, und zur Vertreibung des bulgaro-nicäniſchen Landheeres heldenmüthig mitgewirkt.

Von dieſer Zeit an bis gegen das Jahr 1244 that Wilhelm jeden Sommer entweder in Perſon, oder durch einen Stellvertreter einen Hülfszug in die romäiſche Hauptſtadt, um die wiederholten Angriffe des Kaiſers von Nicäa und des Königs von Bulgarien abzutreiben. Ueberdieß ſandte er einen jährlichen Geldbeitrag von 22000 Stück Yperper zur Beſoldung der Beſatzung von Conſtantinopel, und hielt beſtändig hundert Lanzen zum Schirm des Kaiſers ſchlagfertig. Zur Beſtreitung dieſer außerordentlichen Koſten und zur Belebung ſeines ritterlichen Sinnes im Streite gegen die ketzeriſchen Bulgaren und Griechen trugen die Päpſte Honorius III, Gregor IX, und Innocenz IV als jeweilige Schutzherren der Frankenſtaaten im Morgenlande ihr Möglichſtes bei durch Verleihung reichlichen Ablaſſes, durch reſcriptmäßige Erlaubniß die Meſſe auch in jenen Orten zu hören, die unter Bannſtrahl und Interdict lagen, beſonders aber durch die Vollmacht, die geiſtlichen Güter auf Morea ſowohl als in den übrigen griechiſch-fränkiſchen Provinzen noch um zwanzig Jahre länger beſteuern zu dürfen, als es urſprünglich ſeinem Vater Gottfried Wille-Hardwin I bewilliget worden war.

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite 14 Zeile 3 von unten ſtatt Seminarum lies Seminarium
— 27 — 9 ſt. Maina l. Malea
— 50 — 3 von unten ſt. Cephalonn l. Cephalonien
— 80 — 16 ſt. ! Dieſer l. ; dieſer
— 83 Note ** ſt. Μαγάλης πόλεώς ἐςιν l. Μεγάλης πόλεως ἐςιν
— 93 — 7 v. u. ſt. affuallenden l. auffallenden
— 94 — 2 ſt. des l. der
— 95 — 4 ſt. (151 v. Ch.) l. (251 n. Ch.)
— 96 — 11 ſt. der Tigris l. des Tigris
— 98 — 15 ſt. Boſphorus l. Boſporus
— 107 — 3 ſt. alle l. alte
— 111 — 1 ſt. Tageate l. Tegeate
— 111 — 10 ſt. Lácedámon l. Lacedámon
— 111 — 14 ſt. Eintracht ὀρθοδοξίας l. Eintracht (ὀρθοδοξίας
— 122 — 19 ſt. draugen l. drangen
— 138 — 3 ſt. nich l. nicht
— 158 — 6 ſt. der l. den
— 164 — 1 v. u. ſt. wurde l. wurden
— 185 — 1 ſt. wurden l. wurde
— 191 — 5 ſt. er l. der
— 194 — 1 v. u. ſt. Antolien l. Anatolien
— 197 — 18 ſt. Biſchirmung l. Beſchirmung
— 235 — 9 ſt. lé nitzi l. lénitzi
— 281 — 14 ſt. ober l. oder
— 282 — 3 v. u. ſt. funſt l. fünfter
— 308 — 1 v. u. ſt. Gutenbrun l. Gutenbrunn
— 327 — 7 v. u. ſt. Caminitza l. Camenitza
— 377 — 19 ſt. er l. der
— 410 — 1 v. u. ſt. weun l. wenn
— 423 — 1 v. ob. ſt. vonher l. vonjeher.

Geſchichte

der

Halbinſel Morea

während

des Mittelalters.

Von

Jacob Phil. Fallmerayer,

k. Prof. und ordentlichem Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften
in München.

Zweiter Theil.

Morea, durch innere Kriege zwiſchen Franken und Byzantiner
verwüſtet und von albaneſiſchen Coloniſten überſchwemmt, wird
endlich von den Türken erobert. Von 1250 — 1500 nach
Chriſtus.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1 8 3 6.

> Sed nescio quomodo plerique errare malunt, eamque sententiam, quam adamaverunt, pugnacissime defendere, quam sine pertinacia, quid constantissime dicatur, exquirere.
>
> Cic.

Vorrede.

Ueber zwei Dinge iſt man heute in Europa einverſtanden, einmal, daß der Aufſtand des griechiſchen Volkes nicht ſo faſt durch ein Mißverhältniß der türkiſchen Verwaltung mit dem Bildungsgrad und den ſocialen Verhältniſſen der chriſtlichen Unterthanen Griechenlands, ſondern wie im Jahre 1770, hauptſächlich durch ein von Außen eingelegtes Feuer entzündet wurde, und folglich nicht ausſchließlich ein Werk des Volkes, ſondern zum Theil auch der Fremden iſt. Zweitens, daß ohne gewaltthätiges Einſchreiten vermittelnder Mächte der Verſuch, die Landesregierung in Griechenland zu ändern, auch dieſes Mal völlig geſcheitert und die chriſtliche Bevölkerung jener Gegenden, die man zu einem ihre Kräfte weit überſteigenden Unternehmen verleitet hatte, dem Loos überwundener Aufrührer nicht entgangen wäre. Einen dritten Punkt einzugeſtehen ſcheut man ſich noch, wird aber durch die Nothwendigkeit bald dazu gezwungen werden, daß nämlich in Hellas, wie es jetzt iſt, noch keine hinlänglich zahlreichen und hinlänglich ſtarken Elemente für ein unabhängiges Königreich zu finden ſind. Griechenland iſt nur Fragment, man ſieht nur vom Koloſſe des türkiſchen Reichs herabgeſchlagene Trümmer, die die Kunſt der Menſchen vergeblich zu einem regelmäßigen Bau zu verbinden ſtrebt: ungemeißeltes, todtes Marmorgebröckel, dem ſelbſt ein begeiſterter Pygmalion kein friſches Leben einzuhauchen vermag. Die Gewalt, welche Griechenland geſchaffen, kann allein ſein Daſeyn friſten; aber die Gewalt ermüdet endlich, und kein Reich wird beſtehen, wenn es die Elemente des Lebens nicht aus ſich ſelbſt erzeugt. Griechenland aber lebt nicht durch ſich ſelbſt, weil es weder zur Selbſtvertheidigung noch zur Selbſtbeherrſchung hinlängliche Macht beſitzt. Fremdes Gold bezahlt noch jährlich den zweideutigen Gehorſam ſeiner Großen, und ſeine Fortdauer hat keine andere Gewährleiſtung als die Launen ſeiner Beſchützer. Es iſt eine bittere und den Stolz der europäiſchen Völker nicht wenig erniedrigende Erſcheinung, daß ſich die Begeiſterung eines halben Welttheils in Schöpfung einer ſo langſam athmenden Creatur verzehren mußte.

Die Kataſtrophe iſt vor ihrer natürlichen Reife eingetreten, und kann die gehofften Früchte nicht bringen. Deßwegen fangen die Griechen ſchon an Europa zu ermüden, und ſind viele einſt warme Anhänger ihrer Sache heute lau und gleichgültig, wo nicht gar feindſelig geworden, weil von ihren dithyrambiſchen Erwartungen keine einzige in Erfüllung gegangen iſt, und — wenn man die Wahrheit hören will — in Erfüllung gehen konnte. Wie! hört man häufig klagen, den Hellenen, dieſem Volke von Künſtlern, Helden und Weiſen hat man mit Hingabe von Geld und Blut, und zum Theil gegen die Mahnungen alter Staatsklugheit zu ſelbſtſtändigem Daſeyn verholfen, und ſie gleichſam als Kern hingeſtellt, dem ſich ohne Zweifel in kürzeſter Zeit alle griechiſch redenden und glaubenden Volksſtämme des Türkenreiches anſchließen, um die Gränzen des neugeſchaffenen Staates durch den Druck natürlicher Kraft zu erweitern, um politiſch gewichtvoll und geiſtig ſtark zu werden, und endlich als Gegenlager nordiſcher Uebermacht den leeren Raum des Türkenreiches einzunehmen. Aber ſehet, die Blitze helleniſcher Geiſtesüberlegenheit wollen noch immer nicht aus der Finſterniß hervorbrechen, und die Undankbaren, weit entfernt, die glückſeligen

Gefilde am Cayſter und Mäander, die grünbelaubten Hügel am Helleſpont, das Tempethal und die Gärten am Bosporus zu verlaſſen und nach Hellas ziehen, gehen ſogar vom claſſiſchen Boden, vom Lande der Freiheit fort, um ſich wieder im Schatten des türkiſchen Thrones zu lagern und den alten Drängern von Hellas neuerdings Steuer zu entrichten. Dieß iſt die Klage unſerer Zeit, und vielfältig benützt ſie der Parteigeiſt, um redliche und einſichtsvolle Männer, welchen die Leitung des jungen Staates anvertraut wurde, zu beſchuldigen, und wohl gar in den unerwarteten Widerwärtigkeiten des Landes eine Satyre auf einen der kräftigſten und mannhafteſten Volksſtämme Deutſchlands zu erblicken, als wäre dieſer „zu phlegmatiſch, zu langſamen Geiſtes,“ und gleichſam unfähig ſeine Sendung zu begreifen und das neue Hellenenthum auf Morea zu inthroniſiren.

Die Quelle aller Täuſchungen, Widrigkeiten und Irrthümer liegt aber hier weit weniger in den Menſchen als im Urſprung des Aufſtandes und im Princip, von welchem das Eingreifen der Europäer in die griechiſche Sache ausgegangen iſt. Die öffentliche Meinung in Europa, ſofern ſie durch die Gelehrten gebildet, geleitet und ausgeſprochen wird, entſchied ſich beim Ausbruche der Unruhen augenblicklich dahin, in der Revolution Griechenlands nicht nur eine aus innerer Nothwendigkeit entſtandene und folglich nachhaltig ſchöpferiſche Gährung, ſondern in den inſurgirten Maſſen wenigſtens noch die Hellenen aus den Zeiten des Pauſanias und Plinius wieder zu erkennen, zwar von der alten Majeſtät herabgeſunken, aber dennoch „*illam veram et meram Graeciam*“ der alten Welt, ein noch immer ungemiſchtes und wie aus einem Guſſe hervorgegangenes Volk, rund umher abgegränzt und in ſeinem Typus erhaben über die andern Nationen der Erde, ein Volk, dem der Baumeiſter der Natur ſeinen Geſchmack und Sinn für das Schöne als ausſchließliches Erbtheil verliehen hat. Dieſer Kunſtſinn, meinte man, ſey mit dem Weſen der helleniſchen Race ganz innig verſchmolzen, ja ſey das Weſen ſelbſt, und könne nur zu gleicher Zeit mit dem Volke vernichtet werden. Dieſes Volk aber mit ſeinem ſchöpferiſchen Geiſt und ſeiner alten Elaſticität habe bisher nur eine fremde Gewalt niedergedrückt, und ſein urſprüngliches Gepräge werde nach Wegfegung osmaniſchen Schmutzes plötzlich mit Glanz hervorbrechen und als völkerbeglückende Münze neuerdings in der geſitteten Welt circuliren. Dieſe Anſicht ungeſchwächten Hellenenthums war im Centrum von Europa ſo feſt begründet, ſo ausſchließlich und unduldſam, daß der gelehrte Herausgeber der „Leukothea" ſogar gewiſſe bei Chandler, Caſtellan und Leake angeführte Notizen über das Daſeyn nichthelleniſcher Leute auf Hydra und andern Punkten Griechenlands unbedenklich für Hörenſagen, Traum und Selbſttäuſchung erklärte. Die Einfalt jener Tage ging ſo weit, daß Matroſen und Capitäne von Hydra ſchon wegen ihrer ſeltenen Kühnheit und Geſchicklichkeit im Seeweſen unabweisbar Hellenen ſeyn mußten, „weil ein Albanier unmöglich ſolche Eigenſchaften beſitzen könne." Die Stimmführer ſahen und verkündeten damals nichts als Mirakel, und gleichſam als wäre das gewöhnliche Maaß menſchlicher Weisheit nicht hinreichend, das vom Grabe herausſteigende Hellas zu regieren, erwartete man mit ängſtlicher Neugierde Feldherren und Staatsmänner höherer Art, die ohne Zweifel aus der Gährung dieſes „außerordentlichen Volkes" erſtehen, und vor dem erſtaunten Europa die Wunder der alten Zeit erneuern müßten. Allein die Revolution in ihrem langen, blutigen Gange führte nicht ein überwiegendes, die Nation erfaſſendes und bildend mit ſich fortreißendes Talent auf die Bühne; das griechiſche Volk zeigte ſich als geiſtig todt, als eine ungleichartige, rohe und brachliegende Maſſe, in welche noch kein Funke claſſiſchen Lebens gedrungen iſt.

Dieſes helleniſche Chaos athmet nur ein von europäiſchen Monarchen octroyirtes Leben, und gehört gänzlich Europa an, von welchem es gerettet und als ſturmzerſchelltes Wrak an das Schlepptau genommen ward. Der Nimbus des Perikleismus, des Praxitelismus und Platonismus, welchen ſchwärmeriſche Freundſchaft den Moraiten und Rumelioten geliehen hatte, zerfließt unter unſern Augen in das Nichts, und die innere Zerriſſenheit des Volkes, die beiden großen Fractionen der Slaven und Arnauten mit gänzlicher Erſtorbenheit des althelleniſchen Nationalweſens treten mit jedem Tage deutlicher hervor. Es iſt jetzt allgemein bekannt, daß Kunſt- und Schönheitsſinn — das charakteriſtiſche Merkmal alten Hellenthums — den Neugriechen gänzlich fehlt; die Natur hat ihnen, wie den Türken und Mongolen, dieſe Gabe verſagt.

Aber, wenn ihnen alles antike Gepräge fehlt, wo ſaß denn der Lebenskern, das eigentlich Nationale, durch welches ſie einer Jahrhunderte lang fortwirkenden Aetzkraft des Mohammedanismus widerſtanden, und ſich als ein von den Osmanen abgeſonderter Völkercomplex erhielten? Dieſes

Verdienſt gebührt gänzlich und ausſchließlich der griechiſchen Kirche. Nicht Blut, nicht alte Erinnerung, nicht Kunſt, nicht Tempel waren das erhaltende Element, ſondern gemeinſchaftlicher Gottesdienſt, die ſieben ökumeniſchen Concilien, die Beſiegung der Ikonoklaſten-Dynaſtie, der Gott-Kaiſer und Patriarch von Stambul mit ſeinen Mönchen und ſeiner Kirchendisciplin waren und ſind es bis auf den heutigen Tag. Wir wiederholen es, nicht kunſtſinnige Hellenen, ſondern romäiſche Chriſten, Zöglinge der anatoliſchen Kirche haben die Stürme überdauert, und ſtehen jetzt an der Pforte unſers Welttheils um ihr eigenes Leben zu leben. Dieſes liegt aber ganz im Dogma, was ſich ſo innig mit Seele und Blut dieſer Menſchen verſchmolzen hat, daß ihm gegenüber das große Unrecht der Türken nicht in ihrer drückenden Herrſchaft, ſondern in ihrem mohammedaniſchen Glaubekenntniſſe lag. Hätten die Sultane mit dem Thron auch das Credo der Comnenen und Paläologen angenommen, ſo wäre dieſes eine Wiederherſtellung im Sinne der Völkerwanderung geweſen, und ein Aufſtand in Griechenland hätte zu den Unmöglichkeiten gehört; die Türken wären in unſern Augen Hellenen geworden, wie vor ihnen die Bulgaren und Albanier; und die feindliche Kluft zwiſchen dieſem chriſtlich-helleniſchen Türkenreich und dem chriſtlich-lateiniſchen Abendlande wäre ſo tief, ſo unausfüllbar und ewig geweſen, als ſie zwiſchen der Dogmenlehre von Rom und Mekka iſt. Daher kommt es auch, daß die griechiſchen Primaten, beſonders auf den Inſeln, ſeitdem ſie ſehen, daß ſie nicht ſofort nationell, d. i. anatoliſch-kirchlich regiert werden, ſchon häufig ihren Abfall vom türkiſchen Reiche bedauern, und in ihrer Losgeriſſenheit von Stambul beinahe eine National-Calamität erblicken; denn ſie fühlen ſich durch die Gegenwart der irrgläubigen Franken in ihrem Gemüthe viel tiefer verletzt, als einſt durch den Gebetausruf des Muezzin auf dem Minaret zu Tripolitza, und durch die Zuchtruthe, welche das ihrer nicht unwürdige Regiment der Veſire über ihre Häupter ſchwang.

Das wahre Leben der Griechen beſteht aber in ihrer unaustilgbaren Abneigung und Geringſchätzung gegen die Abendländer, ihre Dogmen, ihren Charakter und ihre Gewohnheiten. Zwiſchen dieſen Leuten und den Europäern hat die Natur ſelbſt eine auf ewige Zeiten beſtehende Scheidewand hineingeſchoben, und man muß gleichſam ſich ſelbſt vernichten und in Glaube und Sitte, in Haß und Liebe ſelbſt ein Grieche werden, um mit dieſem Volke zu leben.

In unſerm duldſamen, dogmatiſcher Antipathien längſt müden, Europa wird man den Sinn einer ſolchen Rede nicht überall leicht begreifen, und man muß hierüber das Urtheil lediglich der Zeit überlaſſen, die alles auf das richtige Maaß zurückführt, und von jeher der Unklugen einzige Lehrmeiſterin geweſen iſt. Auch tadeln wir das griechiſche Volk nicht, daß es iſt, wie es iſt; im Gegentheil möchten wir jene, denen daran liegt, auf die bisher nicht hoch genug berechnete Kraft des religiöſen Durchdrungenſeyns aufmerkſam machen und zeigen, daß ein Volk, wenn es auch politiſch noch ſo zerriſſen, noch ſo barbariſch unwiſſend und moraliſch ſchlecht ſey, dennoch nicht verachtet werden darf, ſobald es von einer dogmatiſchen Idee begeiſtert gleichſam einen idealen Mittelpunkt und Lebensheerd beſitzt. Dieſer Lebensheerd des griechiſchen Volkes aber iſt in den beiden Städten Stambul und Moskwa verſinnlicht; dort athmet und denkt der Grieche, dort iſt ſein Altar und ſein Prätorium, dorthin wenden ſich die Neigungen aller anatoliſch Glaubenden von Morea, vom Nilſtrome, vom Jordan, vom Orontes, von der palmyreniſchen Wüſte, aus Sypern und Caramanien; dort laufen alle romäiſchen Pulſe zuſammen, und von dort gehen ſie aus. Alle dieſe durch Gebirge und Meere geſchiedenen, aber moraliſch compact zuſammenhängenden Landſtrecken waren zum großen Werke des Aufſtandes berufen. Allein die natürliche Weltordnung, die in allen Dingen folgerichtig und mit weiſer Oeconomie vorſchreitet, ließ nur erſt ein Bruchſtück dieſes Rieſenkörpers an das erwünſchte Ziel gelangen. Dieſes Fragment aber, in ſeiner Iſolirung unbehaglich, ſträubt ſich gegen neue Sympathien, und neigt ſich offenbar gegen die beiden Centralpunkte ſeines Lebens zurück.

– Kluge Männer haben dieſes bei Zeiten erkannt und durch Abſchneidung des geiſtlichen Zuſammenhangs zwiſchen dem neuen Reich und dem alten Patriarchalthron in Conſtantinopel dem Uebel zu begegnen geſucht. Die Maßregel war im Princip vollkommen richtig und zeitgemäß; aber laſſen ſich auch Sympathien der Herzen und der Nothwendigkeit ohne Erſatz durch ein Decret zerreiſſen? Statt Conſtantins Labarum und der Apocalypſe hat man dieſem Volke bald ein erbleichtes Phantom — Hellenenthum genannt — bald die Freiheit im Gewande der europäiſchen Bureaukratie mit ihren unzähligen, alle Faſern des byzantiniſchen Municipallebens zerreiſſenden, organiſchen Edicten als Panier hingeſtellt, um welches ſich die politiſch und moraliſch verwaisten Elemente ſammeln und zu einem gegliederten Körper verbinden ſollen. Den Erfolg dieſer beiden abwechſelnd verſuchten Heilmittel zeigt jeder Tag. Die Revolution hat nur eine Pauſe gemacht, ſie ſteckt noch in allen Gemüthern, und kann und wird nur mit Erringung einer materiell breitern und volksthümlichern Grundlage ihr natürliches Ziel erreichen. Wer wird ſagen, wie, wann und durch wen dieſes in Erfüllung geht? Soviel aber weiß man, daß heute von einem Ende Griechenlands bis zum andern der Gedanke herrſcht: „wir haben durch Geduld und Hartnäckigkeit den Eingriffen des Mohammedanismus widerſtanden, und wir werden uns zuletzt auch noch der Franken und ihres Weſens erwehren.“ War es nicht ein großer Fehler, dieſen Gedanken im Gemüthe des griechiſchen Volkes zu erzeugen und zu nähren, und ihn nicht vielmehr durch kluge, im byzantiniſchen Sinn eingerichtete Maßnahmen zu ſättigen und gleichſam zu erſticken?

Kaum war aber die Entlaſſung dieſes neuen Reichs aus dem türkiſchen Staatsverbande ausgeſprochen, als man in Europa ſchon an ein großes chiſches Budget, an Rekruten, Uniformen und Steuerregiſter dachte, und zu berechnen anfing, welche Regierungsexperimente und Beglückungstheorien man daſelbſt in Anwendung bringen, welche materiellen und geiſtigen Genüſſe man aus dieſem neuen Eldorado ziehen könnte. Man dachte ſich Hellas ganz wie ein anders europäiſches Land, mit denſelben Bedürfniſſen und Hülfsmitteln; mit denſelben Tugenden und Laſtern, beſonders aber mit derſelben Geduld, Abgeſchliffenheit und Weichheit jede politiſche Form anzunehmen — ſchmiegſame Materie für Verſuche moderner Staatskünſtler. Dazu kam noch, daß Griechen jedes Alters häufig eben ſo ſehr vom Geiſte der Intrigue als von der Sehnſucht nach Unterricht und von aufrichtiger Vaterlandsliebe beſeelt, und mitten aus der Barbarei und Verderbtheit des Orients in die abendländiſche Lichtregion verpflanzt, die Traumbilder helleniſcher Republiken, freiſinniger Verfaſſungen, conſtituirender Verſammlungen und den übrigen Flitter der neuen Weltordnung in ihre Heimath brachten, als wären ihre Landsleute bereits ſchon durch alle Phaſen ſocialer Verwandlungen gegangen, und wie die Bewohner Britanniens und Frankreichs nach Ueberſtehung aller Proben zu Genuß und Ausübung der höchſten bürgerlichen Rechte geeignet; die Volksmaſſe aber begreift dieſe Apoſtel ausländiſcher Schwindeltheorien nicht, und ſtößt ſie zurück; ſie ſind wie Seifenblaſen, die ſpurlos über die Waſſerfläche treiben.

Wie ſchnell kamen einſt die bataviſchen und nordamericaniſchen Inſurgenten zu Reichthum, Glanz und Macht! Wie elend und verkümmert dagegen iſt dieſes Griechenland nach einer langen Reihe von Friedensjahren! Seine Bevölkerung ſchwindet und ſeine Hülfsquellen mehren ſich nicht, obgleich Europa ſein Gold ſtromweiſe in dieſes hohle Danaidenfaß gegoſſen hat; — ſicherer Beweis, daß niemand daſelbſt zu Genuß und Handhabung der Freiheit vorbereitet war, und das griechiſche Volk politiſch nicht reifer iſt, als die Moskowiten von Kiew und Wladimir oder die Wlachen von Jaſſy und Bukureſt; ja daß es noch auf derſelben Stufe ſteht, wie Europa im zwölften Jahrhundert, als die Kreuzfahne allgemeines Feldzeichen, und Jeruſalem das Ziel aller Wünſche war. Der Inſtinct ſolcher Völker iſt die Monarchie ohne Beiſatz. Läuterung durch ein gerechtes und chriſtlich-ſtrenges, aber ganz nationales Regiment muß dieſes ex abrupto losgebundene Griechenland zum Eintritt in den europäiſchen Staatsverband und ſeiner Regierungsform erſt noch lange vorbereiten. Hält man es aber für unnöthig der griechiſchen Politik dieſe Richtung zu geben, und fühlt man ſich im Beſitz einer Macht, wie ſie jetzt iſt, ſchon hinlänglich beglückt, ſo verſchmähe man im eigenen Intereſſe doch auch die Mittel nicht das Errungene feſtzuhalten. „Regieret wie die Turko-Ruſſen, kleidet euch aber und glaubet wie die Griechen,“ wäre in dieſem Sinne das kurze, einzige und vollſtändige Vademecum für die, welche in Griechenland als Macht beſtehen wollen. Es iſt einmal durch die Weltſtellung ſo angeordnet, daß von Archangel bis Cap Matapan ein Glaube, ein Geſetz, eine Praxis, eine und dieſelbe bewegende Kraft gelten ſoll. Und was ſich dieſer Ordnung widerſetzt, verzehrt ſich ſelbſt oder geht im Strudel unter. Keine Wohlthat, deſſen ſey man überzeugt, wird die Griechen je mit anders glaubenden Völkern aufrichtig verſöhnen, und alles was die Europäer für ſie gethan und noch thun, betrachten dieſe Anatolier — nach ihrer Vorſtellung die einzigen wahren Chriſten, und, wie ſie von uns gehört haben, legitimen Deſcendenten der Hellenen — als Tribut, den das ketzeriſche und einfältige Abendland ſchuldiger Weiſe ſeinen Meiſtern entrichtet. Hellas iſt nach der Vorſtellung dieſer Leute gleichſam ein europäiſches Invalidenhaus, ein allgemeines Welt-Prytaneum, deſſen Bewohnern alle Völker des Erdbodens, bei denen man die Iliade lieſ't, Zehrung und Lobgeſänge zu ſchicken verpflichtet ſeyen, um ihnen ein ehrenvolles, aber müßiges und ſorgenfreies Leben zu bereiten.

Man kann ein aufrichtiger Freund der griechiſchen Sache ſeyn, wenn man auch nicht glaubt, daß die Griechen im letzten Kampfe glänzender gefochten haben als je ein Volk auf dem Erdboden. Und wenn man auch einerſeits dem Heldenmuthe der Schkypitaren von Suli und Hydra gerne Gerechtigkeit widerfahren läßt, ſo iſt doch was ſie gethan haben, bei hundert Völkern ſchon vor ihnen geſchehen; denn Tapferkeit und verzweifelte Gegenwehr in der Noth iſt ein Gemeingut des menſchlichen Geſchlechts, nicht etwa ein Privilegium der Bewohner von Albanien und Rumili, wie man es jetzt geltend machen will. Die den Griechen verbrüderten Völker von Montenegro und Serbien haben gegen die Türken zu Lande weit glänzendere Waffenthaten verrichtet, als alle Wlachi und Klephten-Capitani des Befreiungskrieges zuſammengenommen; denn nichts im ganzen griechiſchen Kampfe läßt ſich mit der Niederlage Ali Paſcha's auf Montenegro (22 Sept. 1795) und mit den glorreichen Tagen von Barbarin und Niſſa in Serbien (1810) vergleichen. Griechen von Warſova, Krakova und Glogova, blicket auf eure Blutsverwandten in der Jagobina, in Kragojevatz, an der Morava; iſt ihr Land nicht blühender und die Bevölkerung zahlreicher, unterrichteter und weit klüger als die eurige? Die Serben waren aber auf ſich ſelbſt angewieſen und vergaßen niemals, daß einem Volke, wenn es ſich zu einem beſſern Zuſtand erheben will, in letzter Inſtanz nichts übrig bleibt als ſein Arm und ſeine Tüchtigkeit. Ihr habt vor andern ſarmatiſchen Stämmen des illyriſchen Dreiecks nur den Vortheil, daß eure barbariſchen Hütten auf dem Schutte helleniſcher Städte gezimmert ſind. Denn wäre Serbenland ebenfalls althelleniſcher Boden, ſo weiß ich nicht, ob man euch oder Miloſch's Unterthanen den Preis politiſcher Brauchbarkeit zuerkennen würde. Sollte aber Europa den ſchirmenden Blick von euch wegwenden, und den Türken Erlaubniß geben, ihre Schiffe und Regimenter zur Wiedereroberung des verlornen Gutes auszuſenden, werdet ihr dann, geprieſene Helden, auf euch ſelbſt beſchränkt und von Europa verlaſſen, die Unabhängigkeit eurer Heimath wohl lange zu erhalten vermögen? Denn jedermann weiß, daß jener glühende Volkshaß, wodurch kleine Kräfte der größten Uebermacht widerſtehen, heute unter euch erloſchen iſt, oder ſich vielmehr von den Türken weg und gegen das Abendland hinwendet, welches euch gerettet hat.

Dieſer Umſchwung in der öffentlichen Meinung iſt ein ungünſtiges Wahrzeichen nicht nur für die Griechen ſelbſt, ſondern eben ſo gut für ihre Lobredner im Abendlande, deren überſchwengliche Huldigung ſie bethört und nicht wenig zu ihrer Unfügſamkeit beitgetragen hat. Wie kann man aber auch glauben, daß ſich ein verwildertes Volk gutwilligerweiſe durch Fremdlinge regieren laſſe, über welche es nach der Verſicherung ſeiner Schmeichler durch urſprünglichen Adel, durch Genie, Geiſt und Ruhm unendlich hervorrage? „Wir wiſſen jetzt ſchon, daß wir Hellenen ſind,“ hört man in Griechenland oft genug Leute der untern Volksclaſſen ſich brüſten, und auf die Frage: Was ein Hellene eigentlich ſey, zur Antwort geben: „Die Hellenen wären ein Volk, welches einen König niemals länger als drei bis fünf Jahre hatte, und ihn dann jederzeit entweder tödtete oder vertrieb.“

Die Quelle dieſer ſchädlichen Vorurtheile liegt offenbar in der Anſicht, welche man bisher im Abendland über die Schickſale Griechenlands während der letzten fünfzehnhundert Jahre hatte. Um über dieſe Periode einiges Licht zu verbreiten und die öffentliche Meinung, inſoweit es ein Einzelner vermag, nach und nach auf die rechte Bahn hinzuleiten, hat man vor Jahren den erſten Band einer „Geſchichte der Halbinſel Morea während des Mittelalters“ bekannt gemacht und darzuthun verſucht, daß zwiſchen dem ſechsten und zwölften Jahrhundert (590—1200) eine materielle Revolution in der Bevölkerung dieſes Eilandes ſtattgefunden habe, in deren Folge die alte Race mit ihren Städten und Künſten, mit ihrer ganzen Geſittung und ihren alten Ideen in der Hauptſache völlig erloſchen und abgeſtorben ſey. Die Vorrede hatte ſchon damals noch auf eine zweite, das ganze Feſtland des heutigen Königreichs umfaſſende Begebenheit dieſer Art hingedeutet, deren nähere Begründung für dieſen vorliegenden Theil des Werkes verſprochen ward. Jedoch hat der Verfaſſer vor Bekanntmachung deſſelben in einer dreijährigen Reiſe nicht nur die griechiſchen Länder zu beiden Seiten des ägäiſchen Meeres, ſondern einen guten Theil des Orients beſucht, um ſeine nicht von jedermann gebilligte Meinung durch weitere Erfahrungen zu kräftigen und zu begründen.

Bruchſtücke alter, durch die Sorgfalt eines Privatmanns im verwüſteten Athen erhaltener Chroniken, neben vorurtheilsloſer Prüfung des gegenwärtigen Zuſtandes der Länder und ihrer Bewohner innerhalb und außerhalb Morea, beſtätigen nicht nur vollſtändig, was der erſte Band dieſes Werkes nach byzantiniſchen Quellen über Umkehrung des Peloponneſes und ſeiner Vorländer durch ſarmatiſche Völkerſchaften aufſtellt, ſondern rücken die Gränzen der Verwüſtung noch darüber hinaus und verwickeln Städte und Landſtrecken in den gemeinſchaftlichen Ruin, die man ſelbſt für gerettet hielt.

Die geſammelten Argumente, inſofern ſie als Berichtigung und Vertheidigung des erſten Bandes gegen die Angriffe der Kritik dienen, wurden letzthin in Form einer akademiſchen Abhandlung bekannt gemacht. *) Allein je eindringlicher dieſe poſitiven Zeugniſſe, dieſe Documente, eigene Erfahrung und die täglichen Ereigniſſe in Griechenland ſelbſt wider die entgegengeſetzte Lehre predigen, deſto eifriger ſucht ſich dieſe in der öffentlichen Meinung feſtzuſtellen, und den Glauben an ununterbrochenes Fortbeſtehen einer claſſiſchen Hellenenwelt aufrecht zu halten. Man weiß recht gut, wie wenig Au-

---

*) Welchen Einfluß hatte die Beſetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schickſal der Stadt Athen und der Landſchaft Attika? Oder, nähere Begründung der im erſten Bande der „Geſchichte von Morea während des Mittelalters" aufgeſtellten Lehre über Entſtehung der heutigen Griechen. Stuttgart bei Cotta 1835.

ziehendes eine Unterſuchung haben muß, welche die Gefühle der Völker für die Sache Griechenlands gleichſam zergliedert und zur Rechenſchaft zieht. Es iſt aber zu bedenken, daß die Nachwelt unſere Handlungen nicht mit derſelben leidenſchaftlichen Gluth beurtheilen, daß ſie mit einem andern Maßſtabe die Begebenheiten des Jahrhunderts meſſen, und mit ruhiger Seele richten wird; wo wir, von uncontrollirtem Gefühle hingeriſſen, aller Ueberlegung und Einſicht die That vorangeſchickt haben. Die Gunſt des Zeitalters kann daher ein ſolches Buch billiger Weiſe nicht anſprechen, oder ſie doch nur in ſehr beſchränktem Maß erwarten. Denn die Liebe zu ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit iſt wohl ſelbſt in Deutſchland kaum ſo ſtark, daß ſie einer die Idee des Tages und die Selbſtliebe ſo vieler peinlich verletzenden Schrift ſollte Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Da aber dieſe Frage in letzter Inſtanz nicht auf dem Wege der Speculation, ſondern lediglich auf dem der Empirik zur Entſcheidung gebracht werden kann, nnd überhaupt für Hiſtoriographie im Allgemeinen, und für die endliche Conſtituirung Griechenlands insbeſondere nicht ohne höhere Bedeutung iſt, ſo haben die Gegner ihr letztes Wort gewiß nicht ohne reife Ueberlegung ausgeſprochen und auf alle möglichen Einwendungen, die aus der Aufdeckung griechiſcher Zuſtände der Vergangenheit ſowohl als der Gegenwart hervorgehen könnten, gleichſam voraus ſchon eine genügende Antwort bereitet. Erweiſ't ſich nun aber ihr Satz ſowohl in der Theorie als in ſeiner Anwendung auf den heutigen Zuſtand Griechenlands im Weſentlichen oder gar in allen ſeinen Theilen als irrthümlich, ſo werden ſeine Vertheidiger dem Vorwurfe des Leichtſinns, der Unwiſſenſchaftlichkeit und des unpraktiſchen Sinnes nicht ohne Mühe entkommen.

Daß man das berühmte Volk der alten Athenäer, d. i. jene helleniſch redenden Jonier der claſſiſchen Vorzeit, in ihren Burgflecken und in ihrer Hauptſtadt heute vergeblich ſuche, haben wir in der oben genannten Abhandlung umſtändlich dargethan. Allein nicht etwa geſchwächt, oder durch Beimiſchung fremdartiger Elemente zerſetzt, wie man es jetzt hin und wieder gerne zugibt, ſondern von der Wurzel herausgeriſſen und wie ſeine alten Götter im Laufe der Jahrhunderte von der Oberfläche des Erdbodens weggeſchwemmt und zertrümmert wurden die Bewohner von Attika. Albanier, oder Schkypitaren, deren Mutterſprache nicht das Griechiſche, ſondern das barbariſche Schkypi iſt, haben die verlaſſenen Sitze eingenommen. Selbſt in der

Stadt Athen, wo ſich ſeit der Revolution eine von allen Gegenden der Türkey und des Abendlandes zuſammengewürfelte Bevölkerung bildet, iſt der Kern ſo ſehr albaneſiſch, daß ein beſonderes Tribunal nöthig iſt, um auf Schkypitariſch Recht zu ſprechen. Dieſe albaneſiſchen Attiker verſtehen zwar häufig auch das Romäiſche, und ſprechen es im Verkehr mit Ausländern, unter ſich aber reden die Familien in der Hauptſtadt und beſonders auf dem offenen Lande nur das Schkypi. Nenne man, wenn man will, die Schkypitaren von Marathon, von Eleuſis, von der Akademie Platons immerfort Hellenen, da ſie den Herzpunkt des alten Hellas inne haben; nur die witzigen Zeitgenoſſen eines Ariſtophanes und Menander ſuche man unter ihnen nicht mehr.

Allein zugeſtanden, wie man nicht vermeiden kann, daß Alt-Attika heute ein ſchkypitariſches Land iſt, ſo wird das Verhältniß vielleicht in den attiſchen Nachbarländern, z. B. in Böotien, günſtiger ſeyn. Wenn man auf dem Wege von Eleuſis durch öden Steingrund und traurige Nadelholzwaldungen fortwandernd den Höhenkamm des Cythäron erreicht, hat man in weitem Ueberblicke die Ebenen des alten Böotien vor ſich: links am Fuße des Berges neben dem Dorfe Kokala das alte Gemäuer von Platää; weiter vorwärts die Schutthaufen, wo einſt Leuktra und Theſpiä am Vorfuße des Helikon ſtanden; Oncheſtos, Haliartus, Koronda trifft man auf dem Wege von Theben nach Livadia, und weiterhin gegen die phokiſche Gränze Plutarchs Vaterſtadt Chäronea.

Helleniſche Leute bewohnen alſo doch noch dieſe Städte, Nymphen die Dirce-Quelle und die Muſen den Helikon? Vergebliche Hoffnung! Nicht etwa halbzerſtört, wie die Bauwerke von Suan und Karnak in Egypten, oder Hems und Baalbek in Syrien, ſondern vom Erdboden weggefegt ſammt ihren Bewohnern ſind ebenfalls alle helleniſchen Städte Böotiens ohne alle Ausnahme, um hie und da einem ſarmatiſchen Dörflein Dobrena, Granitza, Diſtra, Topolia, Kaprena, den Platz zu überlaſſen; ja der Helikon ſelbſt trägt ſeit mehr als tauſend Jahren den bulgariſchen Namen Zagora. Horcht man aber auf die Rede der Leute von Dobrena, Diſtra, Kokala und Granitza, ſo iſt ſie auch nicht einmal mehr ſarmatiſch wie ihre Dorfnamen, ſondern ebenfalls ſchkypitariſch, wie in Attika.

Wendet man ſich dagegen von Böotien ſüdlich durch Megaris gegen die Landenge von Korinth, ſo weiß man nicht, ob man im alten Griechenland oder mitten in Albanien iſt; denn die Schkypitaren haben ſich auch in dieſen Gegenden ſo ausſchließlich feſtgeſetzt, daß ſie hier noch nicht einmal das Neugriechiſche in ſoweit erlernt haben, um ſich Fremdlingen verſtändlich zu machen, wie wir ſelbſt an Ort und Stelle, z. B. in Perachora und Kuludſchik erfuhren. Wenn alſo jemand alles Land von Cap Sunium bis zur Schneide des Helikon, und von der Landenge bei Korinth bis Oropo und zur heutigen Eparchie Talanti hinauf „Neualbanien“ nennt, ſo wird er die Sache mit dem rechten Namen bezeichnen. Denn dieſe benannten Provinzen des griechiſchen Königreichs haben mit dem Hellenismus keine nähere Verwandſchaft als Hochſchottland und die afganiſchen Diſtricte Kandahar und Kabul.

Ein entſchiedener Vertheidiger der alten Hellenen wird ſich deſſen ungeachtet noch nicht für beſiegt erklären, er wird vielmehr mit Gemiſtus Plethon ſeine letzte Hoffnung auf den „Urſitz der griechiſchen Race,“ auf den doriſchen Peloponnes und ſeine nahe liegenden Inſelchen ſetzen, und in den Moraiten unſerer Zeit die alten Hellenenſtämme dieſes Eilandes deutlich erkennen, wird von Achäern, Tzakonen, Lakonen, Meſſeniern und Argivern reden, und — die alten Bukoliker in der Hand — mit beſonderer Vorliebe bei Arkadien und den arkadiſchen Hirten verweilen, zuletzt aber noch mit gerechtem Stolz auf die Seehelden von Hydra hinweiſen. Allein gleich auf der Schwelle des Peloponneſes begegnet einem ſchon wieder das energiſche und kräftige Bauernvolk der Schkypitaren. In Ueberzahl findet man es in den beiden Dorfſtädten Korinth und Argos; in den Gegenden aber, wo einſt Epidaurus, Trözene, Hermione und Mycenä ſtanden, d. i. in der ganzen alten Landſchaft Argolis, ſind Schkypitaren die einzigen Bewohner. Nauplia, vor dem Aufſtande nur von Osmanli bewohnt, hat jetzt eine von Albaniern, Neugriechen und Fremdlingen verſchiedenen Urſprungs gemiſchte Bürgerſchaft ohne beſtimmten Charakter.

Zieht man aber von Korinth weſtlich in das Gebirge hinauf, wo einſt Phlius war, und durch das achäo-arkadiſche Bergrevier über die Ortſchaften Krakau und Warſchau bis Kamenz in Achaja, und von dort ſüdlich über Landſoi und Glogau nach Züllichau, und Alt-Wolgaſt vorüber bis hinab zur Seeſtadt Arkadia oberhalb Navarin, ſo kann man auf dieſer langen Wanderſchaft täglich zweimal in ſchkypitariſchen Dörfern einkehren, obwohl die peloponneſiſchen Albanier ſeit Phrantzes Zeiten in vielen Gegenden ihr heimathliches Schkypi bereits mit der Sprache der ſarmatiſchen Neugriechen vertauſcht haben. Jene Diſtricte der beiden alten Landſchaften Arkadien und Elis dagegen, die zwiſchen dem linken Ufer des Alpheus, dem Meere und den Marken der meſſeniſchen Krywitſchen liegen, beſonders die Hirtenquartiere um die Ruinen des Apollotempels bei Skleros und der Seeſtadt Arkadia, ſind mit ihren Dörfern, Städtchen und Alpen jetzt noch reines Schkypitarengebiet, und ſelbſt aus dem benachbarten moskowitiſchen Taygetus hat man nur die mohammedaniſchen Albanier ausgetrieben.

Ganz frei von dieſen Fremdlingen iſt auf Morea nur der ſchmale, gleichfalls ſarmatiſirte Küſtenſtrich von Tzakonia, über welchen man in der obengenannten Abhandlung das Nöthige angemerkt findet.

Es ſind nur noch die zu Morea gehörigen Inſeln Spetza, Hydra und Poros übrig. In dieſen fließt aber das reinſte albaniſche Blut, ohne allen Beiſatz und ohne alle fremde Zuthat; hier iſt das Hauptquartier der Schkypitaren, hier der Mittelpunkt aller Macht, Intelligenz und Reichthümer dieſer auf helleniſchem Boden eingebürgerten Fremdlinge. Vom Looſe dieſer Eilande, beſonders Hydra's, hing Leben und Tod des letzten Aufſtandes ab; auf Hydra war die Seele und die bewegende Kraft des großen Drama. Die Revolution iſt demnach eine rein ſchkypitariſche, nicht eine helleniſche, weil alle wahrhaft glänzenden und nachhaltig wirkſamen Thaten des Kampfes durch Krieger des Schkypitarengeſchlechts verrichtet wurden. Heutzutage weiß jedermann, daß die heldenmüthige Kataſtrophe Miſolungi's und die Standhaftigkeit der hydräiſchen Schiffer die beiden Lichtpunkte des Aufſtandes und zugleich die Rettungsanker des griechiſchen Volkes waren. Der Ruf dieſer beiden Thaten hat Europa erſchüttert und endlich die Könige zur Barmherzigkeit bewogen; beide gehören ſie aber ganz ausſchließlich und allein den Schkypitaren von Suli und Hydra an. Was hat dagegen die angeblich helleniſche Race, z. B. die von Tſchakonia gethan? „Ἐφύγαμεν ὡσὰν τὰ πρόβατα“ iſt das rechte Wort, mit welchem uns ſelbſt ein Eingeborner aus ***, an der tſchakoniſchen Mark, die Heldenthaten ſeiner Landsleute ſchilderte. Wir wollen hiedurch niemanden das verdiente Lob entziehen, und räumen gerne ein, daß viel Rühmliches hie und da auch durch Nichtalbaneſen, namentlich durch die griechiſch-redenden Bürger von Arachova am Parnaſſus und Rumeliens überhaupt geſchehen ſey. Allein wenn wir beifügen, daß im

Angeſichte des Feindes zweimal das Feuerrohr zu laden unter allen Griechen nur der Schkypitar von Suli und Hydra vermochte, ſo fürchten wir ſelbſt in Griechenland nicht viel Widerſpruch zu erfahren.

Wollte man ſich die Mühe geben, ſämmtliche Bewohner Morea's und Rumili's, von Thermopylä bis Cap Matapan, mit Einſchluß der anliegenden Inſeln Spetza, Hydra, Poros, Salamis und zum Theil auch Euböa, Andros und Aegina familienweiſe zu muſtern, ſo würde man finden, daß *noch zu dieſer Stunde mehr als die Hälfte* derſelben nicht mehr der ſarmatiſch-griechiſchen, noch viel weniger der helleniſchen, ſondern der tapfern Schkypitarenrace angehöret und ihre eigene Mutterſprache redet. Nimmt man von dem Reſte noch die gräciſirten Arnauten Morea's weg, dann die zeltbewohnenden Wlachen des nördlichen Lokriens, die ackerbauenden Wlachen aller Provinzen, die ſeßhaften Zigeuner Aetoliens und die organiſirten Bettlerhorden des Crevari; dann die Nachkommen der Bulgaren, der Krywitſchen und der taygetiſchen Slaven, der Karantanen und Sarmaten aller Geſchlechter, der Italiener, Spanier, Provençalen, Wallonen und ägyptiſchen Araber, deren Niederlaſſung und Miſchung in Griechenland hiſtoriſch erwieſen, und ſelbſt in byzantiniſchen Schriften des 15ten Jahrhunderts zugeſtanden iſt; ſo fragen wir, die wievielte Familie des Königreichs jemand für althelleniſch zu erkennen den Muth hätte?

Die in Griechenland vielleicht mit Unrecht angefeindeten Phanarioten ſind dem helleniſchen Blut ungleich näher verwandt, als die Bewohner Morea's und Rumili's. Denn die Hypſilanti, die Moruſi, die Callimachi mit Tauſenden ihrer Landsleute ſind urkundlich aus den althelleniſchen Colonien um Trapezunt am ſchwarzen Meere nach Stambul gekommen. Wer aber ächt helleniſchen Ausdruck in der Geſichtsbildung ſehen will, gehe nach Mitylene, nach Moſchoniſia, an den wenig beſuchten Strand von Aſſos und Atramyttion, wo ihm nicht ſelten die Originalien zu den alten lesbiſchen und äoliſchen Silbermünzen begegnen, was im freien Griechenlande noch niemand gefunden hat, noch je finden wird, weil daſelbſt eine andere Race eingewandert iſt.

Dieſer Calcul iſt die Frucht ſorgfältiger, im Lande ſelbſt vorgenommener Unterſuchungen. Was wird man nun etwa dagegen einwenden? Ebenbürtig ſind natürlich nur die Stimmen ſolcher Gegner, die auf demſelben Wege, den der Verfaſſer gegangen, d. i. durch eigene Einſicht nachweiſen können, daß in Attika, in Böotien, in Megaris, in Argolis, in Arkadien und überhaupt in zwei Drittheilen von Morea und auf den anliegenden Inſeln die Einwohner nicht Schkypitaren ſind, und daß ſie nicht das Schkypi, ſondern das Griechiſche zur Mutterſprache haben, wie etwa die Inſulaner von Cythnos und Ni-Syra. Die Commentarien ſolcher Männer dagegen, welche die ſchwebende Frage, wie bisher geſchehen, ohne hiſtoriſche und örtliche Kunde nur nach dem Gefühle, nach alten Schulreminiscenzen oder gar nach factiöſer Berechnung zu Hauſe unter ihren Büchern entſcheiden wollen, haben in dieſem Punkte, mögen ſie ſonſt auch noch ſo ausgezeichnet ſeyn, keine höhere hiſtoriſche Bedeutung als etwa Walter Scott's Romane oder Rabelais Büchlein von Gargantua und Pentagruel.

Möchten die, welche alle und jede mittelalterliche Revolution Griechenlands geradezu abläugnen, unſerm Beiſpiele folgen und nun auch ihrerſeits ins Einzelne gehen, und jene Diſtricte Morea's und Rumili's, deren Bewohner ihrer Meinung nach ungemiſchte Hellenen ſind, namentlich bezeichnen. Nur rathen wir ihnen, ſich ja nicht mehr auf das letzthin ſo vielfach beſprochene

Tzakonien zu berufen; denn einmal hat man ſchon in der mehrfach berührten Abhandlung gewiſſe, aus der Ortskunde geſchöpfte Bedenklichkeiten gegen dieſe tzakoniſchen, oder cynuriſchen Hellenen vorgebracht, und nun zeigt es ſich noch in einer Stelle von St. Willibalds Reiſebericht von Jeruſalem um das Jahr 723 unſerer Zeitrechnung, daß die tzakoniſche Küſte ſchon vor mehr als tauſend Jahren als ein Theil von „Slavinien" betrachtet wurde.

Hierin liegt eine neue und ſchwere Anklage gegen Hrn. Dr. Zinkeiſen und ſeine Nachtreter, die mit mehr Eifer als Sachkenntniß über unſern Satz, daß der Peloponnes im 8ten Jahrhunderte ſchon den Namen Slavinien trug, das Verwerfungsurtheil geſprochen haben. Ueberhaupt ſind nicht wenige der geographiſchen und hiſtoriſchen Arbeiten, die in der letzten Zeit über Neugriechenland erſchienen ſind, mehrfach in das Gebiet der Romanen-Literatur zu verweiſen, und ſelbſt Hr. Dr. Zinkeiſen verdankt es nur dem Entgegentreten unſerer Schrift über Morea, daß ſeine „Geſchichte Griechenlands" in den letzten Abſchnitten ſich allmählich aus den Regionen der Phantaſie entfernt und mehr dem hiſtoriſchen Boden nähert. Dagegen iſt ihm der Troſt, auch uns

Irrthümer in Nebenſachen nachgewieſen zu haben, freundlichſt vergönnt.

Wer nur Reſultate ſucht, findet ſie in dieſer Vorrede abſichtlich zuſammengeſtellt. Will aber jemand die hiſtoriſche Entwicklung ſelbſt, und gleichſam die Geneſis und Aufeinanderfolge der Begebenheiten erfahren, durch welche die Schkypitariſirung der größern Hälfte Griechenlands herbeigeführt wurde, ſo bietet ſie ihm dieſer zweite und letzte Band der „Geſchichte von Morea" in ihren Hauptumriſſen dar. Umſtändlich erfaßt derſelbe nur den Zeitraum von 1250 — 1500 n. Chr., weil nach jener Epoche die Bevölkerung Griechenlands keiner neuen Umwälzung unterlegen und bis auf den heutigen Tag in ihren Elementen unverändert dieſelbe geblieben iſt. Kurze Andeutungen jedoch ſpinnen den Faden der Begebenheiten bis auf unſere Tage herab.

Hiemit haben wir denn auch die anfangs vorgeſetzte Aufgabe glücklich und nicht ohne Mühe in zwei Bänden und einer dazwiſchen hineinfallenden, und mit beiden innerlich zuſammenhängenden, Abhandlung zu Ende gebracht. Das Werk iſt keine müßige Speculation, wie es manchem ſcheinen könnte; es hat ſeinen unzweideutigen praktiſchen Sinn. Denn jede Regierung, wenn ſie nicht einer auf der Spitze ruhenden Pyramide gleichen ſoll, muß eine hiſtoriſche, d. i. eine auf den Grundcharakter, auf Sitten, Religion, Gewohnheiten und geſchichtliche Vorgänge des Volks geſtützte Grundlage haben. Eine außerhalb dieſer Bahn ſich bewegende Verwaltung kann ſich nur auf dem Wege des Zwanges, und ſelbſt durch dieſen nur eine gewiſſe Zeit erhalten. Die vis inertiae allein iſt ſchon hinlänglich, ihre Springfedern nach und nach abzuſtumpfen und endlich zu zerbrechen. Wo iſt nun dieſe hiſtoriſch-nationale, auf der Vergangenheit ruhende Grundlage, auf welcher ſich die Geſetzgebung des griechiſchen Reiches ſtützen, wo der Faden, an welchen man das friſche Gewebe anknüpfen ſoll? Dieſe Frage ſucht unſer Werk zu beantworten.

Zwei in ihrem Weſen entgegengeſetzte Verwaltungsſyſteme trachteten ſich gleich anfangs in Griechenland geltend zu machen; beide gingen von Europa aus, und wurden ohne Rückſicht auf den moraliſchen Zuſtand des Landes und ſeine religiöſen Verhältniſſe in Anregung gebracht. Hört man die Anhänger des erſtern, ſo wäre die Grundlage der neuen Ordnung unmittelbar aus Thucydides, Polybius oder Plutarch zu entnehmen, gleichſam als hätten Minerva und Zevs Olympius ihre Häupter wieder aus dem Moder vergangener Weltalter erhoben, und wäre das Abendland in die alte Barbarei zurückgeſunken. Dieſes Syſtem iſt monſtrös, da es offenbar todte Leiber auf den griechiſchen Thron ſetzen, und die Verweſung an friſches Leben ketten, überhaupt den Zeiger an der Weltuhr um einige Jahrtauſende zurückſchieben will; denn heute ſind in Hellas nicht mehr dieſelben Menſchen und dieſelben Ideen, wie vor dreißig Jahrhunderten. Bei den Völkern gibt es keine Auferſtehung von Todten.

Dagegen betrachten die Bureaukraten das griechiſche Königreich als einen zufällig aufgefundenen Erdwinkel, wonicht gar als ein erobertes Land, welches ſich lediglich der Polypragmoſyne des nivellirten Europa zu unterwerfen habe.

Wenn das erſte dieſer Syſteme unter keinerlei Umſtänden anwendbar und lediglich in die Kategorie gemüthserquickender Träume zu verſetzen iſt, ſo könnte auch das zweite nur einen Gewaltszuſtand verewigen, der dem Intereſſe des Volkes eben ſo nachtheilig wäre, als der Macht ſelbſt. Griechenland iſt ja noch nicht ſäculariſirt wie Europa, und im Gegentheile ſchlägt von ſeinen moraliſchen Lebenspulſen vielleicht der des kirchlichen Glaubens allein noch. Was iſt alſo zu thun? Vor allen nehmet es nicht buchſtäblich, wenn euch die Griechen von ihrer brüderlichen Anhänglichkeit und Neigung zu den Königen und Völkern des lateiniſchen Europa erzählen; ihre Worte haben denſelben Sinn, wie wenn der Satrap von Aegypten und ſein Sohn Ibrahim marktſchreieriſch ihre Achtung für das chriſtliche Abendland verkünden. Beide Theile lieben nur unſere Künſte, inſofern ſie der Herrſchaft und der Befriedigung fiscaliſcher Bedürfniſſe förderlich ſind; uns ſelbſt haſſen und verabſcheuen ſie in ihrem Herzen aufrichtig. Die Griechen wollen von den Fremden nichts als Geld, um es in ihre Taſche zu ſtecken, und einen König, um ihren gegenſeitigen Neid und ihre unverſöhnliche Zwietracht niederzuhalten. Den König aber wollen ſie ganz allein, ohne alle Begleitung; ſelbſt ſeine Gewohnheiten, ſeinen Glauben, ſeine politiſchen Sympathien und ſogar ſein Kleid ſoll er in Europa zurücklaſſen und ganz einer aus ihnen werden. Die Griechen, ſeit Jahrhunderten durch die Gegenwart der Ausländer in ihrem Lande geärgert, mißhandelt und geplündert, wollen einmal unter ſich ſelbſt ſeyn und das ſüße Gefühl einer ganz ihnen allein gehörenden Heimath genießen.

Wenn ihr dieſem unglücklichen Volke aufrichtig wohl wollet, ſo fordert keinen Dank für die in der Noth geleiſtete Hülfe, und laſſet endlich ab von dem nutzloſen Verſuch es nach unſerer Art zu civiliſiren, d. i. in Europäer umzuſchaffen; denn Glaube und Sitte der Griechen ſtellen ſolcher Umwandlung eben ſo unbeſiegbare Hinderniſſe entgegen als das Geſetzbuch und die Nationalgewohnheiten der Moslimen des Orients. Die ganze Art ihr Leben und ihren Staat einzurichten beruht auf den

Dogmen der anatoliſchen Kirche, und bevor dieſe nicht gebrochen und aus den Grundfeſten herausgeriſſen ſind, wird ſich die Fluth der neu-europäiſchen Staatsideen nicht über Hellas ergießen. Wer würde aber dieſen Verſuch wagen, nachdem ſelbſt die Allmacht des römiſchen Stuhles im Bunde mit den gepanzerten Rittern des ganzen Abendlandes, der Deſpotismus des Hauſes der Paläologen und die Bedrängniſſe vierhundertjähriger türkiſcher Knechtſchaft in dieſem Punkte den Sinn des griechiſchen Volkes nicht zu erſchüttern vermochten? Bedenkt euch alſo nicht lange, und werfet die Brücke, auf welcher ihr aus Germanien nach Hellas gekommen ſeyd, unverdroſſen hinter euch ab, und machet zugleich mit den übrigen Chriſten des illyriſchen Dreiecks und den hinter euch ſtehenden Moscowiten Front gegen das lateiniſche Europa. Freilich iſt dieſer Rath leichter zu geben als auszuführen, auch wird er vielleicht der Maſſe des griechiſchen Volkes willkommner ſeyn, als ihren Freunden im Abendlande.

Weder die Strenge des Urtheils, noch ſelbſt die Härte des Ausdrucks, die man hie und da im Verfolge dieſer Blätter findet, wird den ſinnvollen Leſer abhalten, im Verfaſſer einen redlichen und wohlmeinenden Freund des griechiſchen Volkes zu erkennen. Derſelbe iſt ſogar überzeugt, durch unverhüllte Darſtellung der Schickſale, der Handlungen und des Charakters der byzantiniſchen Moraiten in der letzten Vergangenheit zur Förderung der griechiſchen Sache mehr beizutragen, als durch Hymnen und ſinnreiche Schmeicheleien, die die Gegenwart nicht rechtfertigt und die Vergangenheit Lügen ſtraft. Der Verfaſſer will hiedurch niemand tadeln, wohl aber ſich ſelbſt vor falſchen Deutungen nicht genug unterrichteter Enthuſiaſten ſchirmen. Zugleich hat derſelbe in dieſer Sache hiemit ſein letztes Wort geſagt. Die Zeit, das allmählich ſich erweiternde Studium des byzantiniſchen Mittelalters, beſonders aber die Griechen ſelbſt in ihrer nähern und längern Berührung mit den Europäern, werden von jetzt an die Vertheidigung ſeiner Anſichten übernehmen und die Richtigkeit derſelben in ein helleres Licht ſetzen, als es auch durch noch ſo ſchlagende Argumente von dem Verfaſſer ſelbſt geſchehen könnte. Jedoch will er dieſes Vorwort nicht ſchließen, ohne noch dankbar der Nachhülfe zu gedenken, die ihm beſonders für den erſten Band der berühmte Herausgeber des Leo Diaconus und größte Kenner byzantiniſcher Literatur, Hr. Ritter Karl B. Haſe ꝛc. in Paris, und in den ſpätern Arbeiten ſein gelehrter Freund, Hr. Prof. und Akademiker Fr. Tafel in Tübingen, durch manche nützliche Fingerzeige freundlich geleiſtet haben.

München, im Februar 1836.

D. V.

Inhalt.

Seite

Erſtes Capitel.

Wilhelm Villehardouin verbündet ſich mit dem Fürſten von Arta gegen den Nicäniſchen Kaiſer Michael Paläologus. Niederlage des moraitiſchen Heeres unweit Perlepe in Macedonien. Friede von Conſtantinopel. Vom J. 1258 — 1263. 1

Zweites Capitel.

Wiederausbruch der Feindſeligkeiten, und Landung eines conſtantinopolitaniſchen Heeres zu Monembaſia. — Abfall der Kantone Melingi, Tzakonia und Skorta. Niederlage und Flucht der kaiſerlichen Feldherren bei Prinitza, Serviana und Makry-Plagi. Vom J. 1263 — 1264. . 42

Drittes Capitel.

Der Fürſt von Morea begibt ſich unter den Schutz des Königs Karl von Neapel; Fortgang des Kriegs gegen die Byzantiner. Vom J. 1264 — 1270. 85

Viertes Capitel.

Lehenſtreit um Akova. — Wilhelms Tod. Vom J. 1270 — 1271. 106

Seite

Fünftes Capitel.

Die Zeiten der Verwirrung unter fremden und einheimiſchen Statthaltern. Schwankende Herrſchaft unter Prinzen der Häuſer Anjou, Valois und Burgund. Vom J. 1271 — 1315. 121

Sechstes Capitel.

Die große kataloniſche Abenteurer-Geſellſchaft erſcheint im Orient, dringt nach Griechenland vor, erobert das Herzogthum Athen, ſtreift in Morea. — Ferdinand von Majorca erobert Glarentza und wird in dem Gefecht bei Eſperon geſchlagen und getödtet. — Neue Verhandlungen und Dynaſtenwechſel. Vom J. 1315 — 1331. . . . 167

Siebentes Capitel.

Katharina von Valois mit ihrem Sohne Robert von Tarent herrſcht über Achaja. Dritter Feldzug der moraitiſchen Franken nach Arta. Landungen ſeldſchukiſcher und osmaniſcher Türken auf Morea. Unterhandlungen mit Conſtantinopel. Zerſplitterung der fürſtlichen Domänen auf Morea. Vom J. 1332 — 1364. 207

Achtes Capitel.

Anarchie in dem byzantiniſchen Theile der Halbinſel. Manuel Kantacuzenos ſtellt Ruhe her. Friede zwiſchen den Franken und Griechen. Die erſten albaneſiſchen Colonien in Morea. Vom J. 1349 — 1380 233

Neuntes Capitel.

Tod des Manuel Kantacuzenos, Theodor der Paläologe folgt ihm. Wiederausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen den Griechen von Miſtra und den Franken von Achaja. Heredia, der Großmeiſter von Rhodus; Amadeus, Herzog von Piemont, und Zacharias Centerione von Chalandritza

Seite
ringen um den Beſitz des Fürſtenthums Achaja. Vom J. 1380 — 1396. 264

Zehntes Capitel.

Erſter Einfall eines großen türkiſchen Heeres in Morea durch die Landenge von Korinth. Zerſtörung von Argos. Vom J. 1397 — 1407. 284

Eilftes Capitel.

Kaiſer Manuel beſucht den Peloponnes, befeſtigt die Landenge von Korinth, und ſorgt für eine neue Ordnung in der Verwaltung. — Wie ein byzantiniſcher Schulgelehrter über die frühern Schickſale des Peloponneſes denkt, und durch welche politiſche Einrichtungen er dieſes Land reſtauriren will. — Zweiter Einfall der Türken und erſte Niederlage der albaneſiſchen Bevölkerung auf Morea. Ende der Frankenherrſchaft. Vom J. 1407 — 1443. . 295

Zwölftes Capitel.

Conſtantin befeſtigt die Landenge, erhebt ſich wider den Sultan, und wird bei Korinth geſchlagen. Türkiſche Verwüſtungen. Bruderzwiſt und Vermittlung. Vom J. 1444 — 1449. 334

Dreizehntes Capitel.

Neue Verheerungen durch die Türken. Aufſtand der albaneſiſchen Colonien, und Sultan Muhammed II Feldzug in Morea. Friede von Korinth. Vom J. 1449 — 1458. 350

Vierzehntes Capitel.

Thomas bricht den Frieden mit den Türken und mit ſeinem Bruder zu gleicher Zeit. Ein türkiſches Heer fällt in Morea ein. Schlacht bei Londari. Mohammed II erobert ganz Morea. Vom J. 1459 — 1461. . . . 375

Seite

Fünfzehntes Capitel.

Letzte Schickſale der Paläologiſchen Prinzen Demetrius und Thomas. 409

Sechszehntes Capitel.

Befeſtigung der türkiſchen Herrſchaft über Morea durch Beſiegung der Venetianer und Bändigung eines Aufſtandes im größten Theile der Halbinſel. J. 1463 — 1479.
Schluß. 410

Erſtes Capitel.

Wilhelm Villehardouin verbündet ſich mit dem Fürſten von Arta gegen den Nicäniſchen Kaiſer Michael Paläologus. Niederlage des Moraitiſchen Heeres unweit Perlepe in Macedonien. Friede von Conſtantinopel. Vom Jahre 1258 — 1263.

Durch eine in deſpotiſchen Reichen gewöhnliche Palaſtrevolution hatte ſich im Jahre 1258 Michael Paläologus, ein vornehmer Grieche am kaiſerlichen Hofe zu Nicäa, der Vormundſchaft über den ſechsjährigen Johann Lascaris, Sohn und Nachfolger des in eben demſelben Jahre verſtorbenen Imperators Theodor II, bemächtigt, und mit ungewohnter Kraft die Reichsangelegenheiten zu verwalten begonnen. Einige Zeit nachher ließ er ſich durch den Patriarchen Arſenius das Diadem umbinden, den unmündigen Monarchen aber des Augenlichts und der Freiheit berauben. Weit entfernt, das Gehäſſige ſeines uſurpatoriſchen Beginnens durch jenes friedeathmende und zaghafte Benehmen gegen umliegende Fürſten zu mildern, wie man es häufig bei andern Thronräubern zu bemerken pflegt, faßte dieſer außerordentliche, zum Herrſchen geborne Mann vielmehr den Entſchluß, durch Vertreibung der abendländiſchen Völker aus dem europäiſchen Griechenlande, die

Trümmer des romäiſchen Kaiſerthums wieder zu einer Maſſe zu verbinden, durch Erringung der Nationalunabhängigkeit das erſterbene Selbſtgefühl der griechiſch-redenden Völker neu zu beleben, und ſeine Verbrechen durch Wohlthaten in dem Andenken der Zeitgenoſſen auszulöſchen. Und fürwahr, Zeit und Umſtände begünſtigten ſeine Unternehmungen in einem beſondern Grade.

Balduin II, Kaiſer von Conſtantinopel, beſaß außer den Ringmauern ſeiner Reſidenzſtadt auch nicht eine Hufe Landes, und Conſtantinopel ſelbſt, im Innern halb verfallen und unbewohnt, hing nur noch durch einen ſchwachen Faden mit ſeinem ausländiſchen Beherrſcher zuſammen. Aus dem weſtlichen Europa hatte dieſer keine Hülfe weiter zu erwarten, und Wilhelm von Morea war auch nicht vermögend, das heranziehende Verderben in ſeinem Gange aufzuhalten. Die Kriegsheere des Deſpoten von Arta, welche früherhin alles Land bis an den Hämus und an die Küſten des Pontus überſchwemmt hatten, waren ſchon durch die Tapferkeit der beiden Vorfahren Michaels im Bunde mit den Bulgaren aus Macedonien, aus Thracien, und ſelbſt aus einem Theile Theſſaliens hinter die Bergkette des Pindus zurückgetrieben, und die Bulgaren ſelbſt auf den Landſtrich zwiſchen dem Hämus und der Donau eingeſchränkt.

Eine politiſche Verbindung zwiſchen Arta, Morea und Conſtantinopel war unter dieſen Umſtänden die natürlichſte Erſcheinung von der Welt. Alle drei waren ſie ja durch den kriegeriſchen Sinn des Uſurpators bedroht. Für Wilhelm war vor der Hand am wenigſten zu beſorgen; ihn konnte die Reihe des feindlichen Angriffs erſt zuletzt treffen. Am heftigſten wurde neben Balduin II der Deſpot Michael Angelus von Arta gedrängt. Als ein naher Anverwandter der von den Lateinern um 1204 aus Conſtantinopel vertriebenen Dynaſtie der Angeli glaubte er auf die Kaiſerkrone der Romäer gegründetere Anſprüche zu haben, als der Paläologe Michael, welchen er öffentlich einen Tyrannen und Räuber nannte. Zugleich traf er Vorkehrungen, neuerdings über den Pindus zu gehen, und alle im letzten Frieden mit Nicäa abgetretenen Länder und Feſtungen ſeiner Macht zu unterwerfen.

Türken und Franken waren in jenem Zeitalter die beſten Soldaten auf der Erde, und bereit, gegen Sold jedermann zu dienen. Der Fürſt von Arta warb Schaaren fränkiſcher Ritter und Kriegsknechte, ſchloß Schutzbündniſſe mit dem hohenſtaufiſchen Könige Manfred von Neapel, mit dem Herzog von Athen und Theben, mit den fränkiſchen Grafen und Freiherrn zu Budonitza und Negroponte, und endlich mit Wilhelm, Fürſten von Morea, dem er auf Anrathen ſeiner Kriegsoberſten und Freunde ſeine Tochter Anna als Gemahlin anbot, nachdem Helena Angela bereits Manfreden von Hohenſtaufen ihre Hand gegeben hatte. Denn, ſagten ihm ſeine Räthe, ſobald er neben Manfred auch noch Wilhelm mit der ganzen Moraitiſchen Lehenmiliz als Verwandten und Bundesgenoſſen habe, könne er an einem glücklichen Ausgange des Kampfes nicht zweifeln.

Die epirotiſchen Unterhändler waren kluge Männer und machten ihre Anträge am fürſtlich Moraitiſchen Hofe mit ſo viel Umſicht und Gewandtheit, daß ſich Wilhelm geehrt fühlte, mit dem Sproſſen eines alten Kaiſerhauſes in ſo nahe Verbindung zu treten, und überdieß auch noch für die Sicherheit ſeines Fürſtenthums ein ſtarkes Bollwerk zu errichten glaubte. Außer dem Brautſchmuck und einer glänzenden Ausfertigung der fürſtlichen Braut wurde bei dieſer Unterhandlung auch noch feſtgeſetzt, daß ſie 60,000 Hyperpyr als Morgengabe erhalten müſſe. *) Zu

---

*) Nach Vincent. Belvacenſis aus dem XIII Jahrhunderte war der Hyperpyr eine Silbermünze von beiläufig einem halben öſterreichiſchen Zwanziger, oder nicht ganz drei Groſchen ſächſiſch im Werthe, da dieſer Autor die Einkünfte des Sultans von Iconium auf täglich 400,000 Hyperpyr, oder 5700 Mark Silber ſchätzt (lib. 30, cap. 143); ſo daß ungefähr ſechs Hyperpyr auf einen Kaiſergulden kommen, von denen bekanntlich $10^{1}/_{3}$ und etwas darüber eine Mark Silber kölniſch betragen. Vergl. Leunclav. Pandect. Hist. Turcic. artic. 18; — und Georg. Henischius, de Asse et Partibus ejus. August. Vindelic. 1606. — Es gab aber auch Gold-Hyperper, von welchen hier ſowohl als in den Schriften jenes Zeitalters gewöhnlich die Rede iſt, und deren eigentlichen Werth der berühmte Du-Cange in ſeiner Abhandlung über die Münzen der mittleren Zeiten bei aller Gelehrſamkeit zuletzt doch unentſchieden läßt. Einen Kerte, oder ſieben Pariſer Denare, oder zehn Soldi Barcelloneſer Währung habe ein Hyperper gegolten. Aber wieviel iſt dieſes nach unſerm heutigen Gelde? Wenn man bedenkt, daß im Orient, wohin das byzantiniſch-griechiſche Reich ſeiner Idee und Einrichtung nach ganz gehörte, Maaß und Gewicht, wohin wir auch natürlich das Geld rechnen, ſeit den urälteſten Zeiten bis heute außer der Benennung

Alt-Patras wurde Hochzeit gehalten, und zugleich Rückſprache genommen über die Vertheidigungsmittel der gemeinſchaftlich bedrohten Länder.

Der Verfaſſer der Chronik von Morea, wie es ſcheint ein barbariſcher und in auswärtigen Staatsverhältniſſen höchſt unwiſſender, gräciſirter Franke, bringt in die Erzählungen dieſer und der folgenden Ereigniſſe eine ſolche Verwirrung der Zeiten und Perſonen, daß wir ſeine Autorität in einigen weſentlichen Punkten zurückweiſen und den Berichten des gleichzeitigen Nicäniſchen Feldherrn und Staatsmannes Georg Akropolita folgen müſſen. Nach ſeinen und anderer Byzantiner Angaben buhlte Michael Angelus, Deſpot von Neu-Epirus, Theſſalien, Aetolien, Akarnanien und des größern Theils der ſieben Inſeln, mit dem Paläologen um Reich und Krone, rüſtete ein großes Heer, und machte im Bunde mit fränkiſchen Kriegshaufen aus Neapel

---

keine Aenderung erlitten habe, ſo darf man füglich annehmen, daß der Goldhyperper mit dem gleichzeitigen Byzantiner genau denſelben innern Werth hatte, welch letzterer ſeinerſeits vollkommen den „Mahmudieh und Chairieh" genannten Goldmünzen der heutigen Beherrſcher von Byzanz entſpricht. Die Mahmudieh iſt aber ungefähr unſerm Goldducaten gleich, von welchem die Chairieh beiläufig das Drittel beträgt. Dieſe wird auch noch zu halben Stücken ausgeprägt, welche heut zu Tage genau einen halben Kronthaler Reichswährung gelten. Dieſelbe Bewandniß hatte es nun mit dem alten Goldhyperper und ſeinen Unterabtheilungen, deren Cours in verſchiedenen Zeiten nach Maßgabe des innern Gehalts ebenfalls verſchieden war.

und Morea den für Wilhelm Villehardouin ſo verhängnißvollen Zug nach Pelagonien, nach deſſen unglücklichem Ausgang er den Kampf gegen ſeinen Reichsnebenbuhler bald offen, bald durch Liſt, Verrath und Heuchelei noch volle ſechs Jahre, d. i. bis 1265, fortſetzte. *) Dagegen läßt ihn die Moraitiſche Chronik noch vor dem Feldzuge ſterben, nachdem er ſeine Länder ſchon früher unter fünf Söhne in der Art vertheilt hatte, daß Nicephorus Angelus, der Erſtgeborne, Aetolien, Akarnanien, Arta und Joannina mit ganz Süd-Albanien und den Inſeln Corfu, Cephalonien und Ithaka; der jüngſte aber, Johannes Ducas mit Namen, die Bergcantone öſtlich am Pindus mit dem größern Theile Theſſaliens, welche Gegenden damals den gemeinſamen Namen „Groß-Wlachia" (Μεγάλο-Βλαχία) trugen, als Erbtheil erhielt. Der talentvolle, aber unruhige und herrſchſüchtige Baſtard, mit ſeinem Antheile nicht zufrieden, habe in ſeiner Reſidenz Neu-Patras **) Kaſtell und Ringmauern gebaut und ſeinen Bruder bekriegt, aber bei geringem Erfolge den Paläologen von Nicäa zu Hülfe gerufen, der endlich nach

---

*) Du-Cange Familiae Augustae Byzantinae. — G. Acropolita, pag. 72 ff. e. ven. — G. Pachymeres lib. 1. cap. 31. — Niceph. Gregoras lib. 3, cap. 5.

**) Die bekannte Gränzſtadt des heutigen Königreichs Griechenland im Thal oberhalb Zeituni, zum Unterſchiede von Alt-Patras ([illegible] auf Morea), Neu-Patras, [illegible], auch Klein-Patras, [illegible], oder Patradſchik nach der türkiſchen Verkleinerungsſilbe dſchik, [illegible] genannt.

Wiedereinnahme Conſtantinopels ein ſtarkes Heer ausgeſendet habe, um nicht nur die Länder des Hauſes Angeli, ſondern auch Morea und alle von fränkiſchen Edelleuten beſetzten Parzellen Griechenlands wieder an das Reich zu bringen. *) In dieſer Noth habe dann Nicephorus das ſchon länger beſtehende Bündniß mit dem Hauſe Villehardouin durch Vermählung ſeiner Schweſter Anna erneut und gekräftigt, um den Kampf gegen den rebelliſchen Bruder und das kaiſerliche Heer zu beſtehen. Alles dieſes wird mit ſolcher Umſtändlichkeit erzählt, daß man Mühe hat den Angaben der Chronik ſeinen Glauben zu verſagen. Fünf Söhne, worunter zwei Baſtarden, gibt ſie dem Michael Angelus, wogegen Gregoras nur von vieren ſpricht: Nicephorus, Johannes, Michael, und Johannes Baſtard. **) Von den drei legitimen Söhnen waren nach andern Berichten Johannes und Michael ſchon bei Lebzeiten des Vaters nach Nicäa geflohen, von beiden Baſtarden aber Theodor in einem Gefechte gegen eine Abtheilung des kaiſerlichen Heeres geblieben, ſo daß Nicephorus und Johannes allein noch beim Vater blieben. Hieraus mögen die Verwirrungen und Namensverwechslungen in der Chronik gefloſſen ſey. Die Hauptſchwierigkeit in Ausgleichung der widerſprechenden Erzählungen der Nicäner und Moraiten beſteht indeſſen darin, daß letztere beim Ausbruch des Krieges die Provinz Groß-Wlachia mit den Feſtungen Zeituni und Neu-Patras durch die Verbündeten feindlich behandeln laſſen, während nach erſteren der Kampf auf der entgegengeſetzten Seite bei Albaneſiſch Belgrad, Ochrida, Preſpa und Perlepe in Ober-Macedonien begann und die beiden Brüder anfangs an der Seite ihres Vaters in guter Einigkeit gegen die drei kaiſerlichen Heerführer nach Pelagonien zogen, indem der Baſtard erſt im Laufe des Feldzugs zum Verräther wurde. *) In der Unmöglichkeit, den eigentlichen Hergang in allen Theilen der Wahrheit gemäß darzuſtellen, halten wir es für ſchicklich, Vorbereitung und Heereszug der Verbündeten bis zum Tage der Schlacht nach Moraitiſchen Berichten zu erzählen, über das Treffen ſelbſt aber und die Urſache des unglücklichen Ausgangs als vorzüglichere Quelle die Byzantiner, beſonders Akropolita, zu hören.

---

*) Chronik von Morea pag. 191.

**) Gregoras, lib. 5, cap. 11.

Um die Maßregeln des Feldzugs näher zu beſtimmen, lud Michael Angelus den Fürſten von Morea und wie Gregoras ſchreibt, auch den König Manfred von Neapel zu einer perſönlichen Zuſammenkunft nach Alt-Patras ein. **) Wilhelm erſchien mit einem glänzenden Gefolge von Rittern und Bannerherren am Orte der Verſammlung, während der Deſpot von Lepanto aus die Meerenge durchſchnitt und zu Drepanon die Küſte von Morea betrat. ***) Spiele und Mahlzeiten erfüllten die erſten

---

*) Vergl. Acropolita a. a. O. u. Pachymeres lib. I. cap. 31.

**) Gregoras lib. 3, cap. 5.

***) Manfred iſt, wie es ſcheint, nicht in Perſon erſchienen, hat aber 400 auserleſene Ritterlanzen nach Akarnanien zum Bundesheere geſandt. Andere reden von 3000 deutſchen Reitern, welche Manfred in Perſon nach Romanien geführt habe. Sieh Leonis Allatii Annot. in Histor. Acropol., pag. 37.

Tage der Fürſtenverſammlung, dann ſprach man im gemeinſamen Kriegsrathe, bei welchem alle Capitäne und erfahrne Kriegsmänner Sitz und Stimme hatten, über die zuträglichſte Art, den Kampf gegen Michael und den Herzog von Klein-Patras ſchnell und ſiegreich zu vollenden. Der Deſpot entwickelte vor der Verſammlung die Beweggründe, welche ihn nöthigten, die Ungerechtigkeiten und Beleidigungen des Baſtarden nicht länger zu dulden, und ihn ſelbſt und ſeinen Beſchützer, den Kaiſermörder und Uſurpator Michael Paläologus, endlich zur verdienten Strafe zu ziehen.

Das endliche Ergebniß dieſes Kriegsraths war der verderbliche Plan: beide Fürſten, mit Zuziehung ihrer ganzen Haus- und Vaſallenmacht ſollten in Wlachia einbrechen, nach Verheerung des Landes dem conſtantinopolitaniſchen Heer ins Innere von Romanien entgegenziehen, und eine Hauptſchlacht liefern, an deren glücklichem Erfolge gar nicht zu zweifeln wäre.

Der Deſpot kehrte nach Arta, und Wilhelm nach Andravida zurück. An alle große und kleine Lehensmänner, an Fußgeher und Reiter wurden Befehle erlaſſen, ſich zum Feldzuge zu rüſten mit Waffen, Kriegszeug und Lebensmitteln. Andravida ward als Sammelplatz und das Ende der Oſterfeyer *) als Zeitpunkt anberaumt, an welchem die einzelnen Heertheile daſelbſt einzutreffen hätten. Außer der heerpflichtigen Lehenmiliz warben Nicephorus und Wilhelm ſo viele freiwillige Krieger als möglich gegen Soldbezahlung; man wollte Macedonien, Thracien, ganz

---

*) 1259.

Romanien, ja Conſtantinopel ſelbſt erobern, und Michael mit ſeinen Aſiaten wieder über den Bosporus treiben.

Der Baſtard dagegen verſah ſeine Feſtungen mit Mundvorrath und Kriegsleuten aufs vorſichtigſte, und ließ die wehrhaften Bewohner des platten Landes zur Verſtärkung der Beſatzungen in die einzelnen Plätze vertheilen. Die übrigen mußten ſich mit ſämmtlichen Heerden auf die Gebirge zurückziehen, ſo daß der Feind bei ſeinem Durchzuge weder Menſchen noch Lebensmittel fände.

Im Märzmonate des kommenden Jahres ſandte Wilhelm Boten nach Negroponte und auf die cykladiſchen Inſeln, um die Krieger zu ſammeln, die ſich jenſeits der Thermopylen auf den Ebenen Theſſaliens mit ihm vereinigen ſollten. Er ſelbſt mit dem Moraitiſchen Heere ſetzte über die Meerenge von Patras, zog durch Aetolien und Akarnanien, und ſtieß bei Arta zur Armee des Nicephorus. Einen Tag hielten ſie Raſt, brachen dann auf der Straße über Jeannina in Wlachien ein, und rückten bis auf die Ebene von Thalaſſina vor, auf welche man ſchon von weitem die Streitmaſſen des Herzogs von Theben und Athen, des Herrn von Salona, der Markgrafen von Büdonitza und Negropont, und der einzelnen Gebieter der cykladiſchen Inſeln in langen Zeilen von den Engpäſſen herabſteigen ſah.

Die Blüthe Albaniens und der Eroberer Griechenlands war auf einem Punkte verſammelt. Beim Anblicke dieſer Macht ſchwoll den beiden Fürſten und ihren Kriegsoberſten der Muth, und an Michaels und des Baſtarden nahem Untergange zweifelte Niemand. Der Vorſchlag, den einige im Kriegsrathe machten, vor allem Neu-Patras, Zeituni und die übrigen feſten Plätze Wlachiens zu belagern, fand bei der Mehrzahl keinen Eingang, weil man die kurze Dienſtzeit des Heeres nicht zum Nachtheile des Feldzugs durch Belagerungen vergeuden müſſe. Es ſey weit beſſer, ſagten ſie, in das Innere Romaniens vorzudringen, um zu plündern, und die Länder des Kaiſers zu verheeren, als müßig vor den Mauern der Wlachiſchen Feſtungen zu ſitzen: denn, fuhren ſie fort, ſtoſſen wir auf Michael ſelbſt, wollen wir herzhaft angreifen, und können nach erfochtenem Siege Salonik einnehmen und die Winterquartiere hier in Wlachia beziehen, weil der Ruf unſers Sieges über das große kaiſerliche Heer uns die Thore aller feſten Plätze dieſes Landes öffnen wird.

Dieſem Plane zufolge wurde eine Schaar von 3000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern in drei Abtheilungen vorausgeſchickt, um das Land zu verwüſten, und dem nachrückenden Hauptheere als Schutz und Vorhut zu dienen. Sie hatten zugleich die Weiſung, ſo lange es Tag ſey, abgeſondert durch das platte Land zu ſchwärmen, beim Einbruche der Dunkelheit aber zuſammen zu ſtoßen, und auf der Heerſtraße, jedesmal eine volle Tagreiſe vorwärts dem großen Heer ein gemeinſames Lager zu beziehen. Nach Verwüſtung Wlachiens rückten ſie bei Katekalon*) über

---

*) *Κατεκάλον* ſchreibt der Herausgeber der Chronik ſtatt *κατάκολον*, wie man heute in Romanien ſpricht. Dieſer Ort liegt auf der Gränzſcheide zwiſchen Theſſalien und Macedonien am Berge Volantza oder Volatza, wenn man von Turnovo nach Serbia oder Servitza geht.

die kaiſerliche Gränze, und drangen bis Servitza in Macedonien, wo ſie einige Bewohner dieſes Platzes auf der Flucht einholten und Erkundigung über den Marſch des conſtantinopolitaniſchen Heeres einzogen. Auf den Ebenen von Adrianopel, antwortete man ihnen, erwarte ſie der feindliche Feldherr; in dieſer Richtung müßten ſie ihren Zug fortſetzen: und „wir glauben ſogar,“ fügten ſie hinzu, „er ſey ſchon Salonik vorbeigezogen, und nicht mehr weit von euch entfernt.“ Voll Freude über dieſe Nachricht beſchloß man dem Feind ohne Verzug entgegen zu rücken und eine Schlacht zu liefern, nach deren glücklichem Erfolge man ſich als Herr von ganz Romanien betrachten könne. Jedoch war man dem Feinde noch nicht ſo nahe, wie die Bewohner von Servitza glaubten, noch zog derſelbe über Salonik den vereinigten Fürſten entgegen. Offenbar hatten die feindlichen Feldherren ihre Streitmacht auf der großen Heerſtraße über Petrovitſch, Strumitza und Radovitſch in das ſchöne Vardar-Thal und von dort über Perlepe in der Richtung gegen Bitolia oder Monaſtir geführt, wodurch die Verbündeten genöthigt wurden, von Servitza ſich links zu wenden und über Grebeno die Straße von Joannina nach den Wlachiſchen Päſſen und nach Monaſtir zu gewinnen. *) Beim

---

) Vardar, der vorzüglichſte Fluß Macedoniens, hieß bei den alten Griechen Ἀξεῖος.) ein Wort, welches lebhaft an die in Aſien übliche Benennung des ſyriſchen Orontes er-

---

*) *Τηλόθεν ἐξ Ἀμυδῶνος, ἀπ' Ἀξίου εὐρυρέοντος.* Iliad. B, 849.

Walde von Borilas *) trafen die beiden Heere zuerſt auf- einander, und wie es ſcheint, wichen die Nicäner vor dem erſten ungeſtümen Andrang der geharniſchten Ritter zu-

---

innert. Dieſer letztere Name iſt nämlich den Morgenländern gänzlich unbekannt, und jener aus dem Thale von Balbek hervorquellende, und nach wunderlichen Krümmungen unterhalb Antiochia ſich in das Mittelmeer ergießende Kalkwaſſerſtrom wird von den Aſiaten عصى, Asÿi, d. i. der **Unbändige**, der **Widerſtrebende** genannt. Ἄξειος und عصى, Asÿi, ſind offenbar ein und daſſelbe Wort, weil die Hellenen die morgenländiſchen Laute ص, ز und س durch ξ bezeichneten, wie es unter andern aus den gemeinen Nennwörtern سيف, seif, das **Schwert**, und اوزن, usen, der Fluß, zu erſehen iſt, welche im Griechiſchen Ξίφος und Ὦξος lauten. Eben ſo mußte das helleniſche χ die Stelle des perſiſchen چ und des gewöhnlichen ſemitiſchen ج, d. i. tſch und dſch, vertreten. Denn das perſiſche Wort عجم, Adſchem, drückt Herodot bekannterweiſe durch Ἀχαιμ in Ἀχαιμενίδης aus; und ſonderbar genug hat der Buchſtabe X auch in griechiſchen Wörtern auf der joniſchen Küſte, auf Cypern und den Sporaden heute noch denſelben Laut, und das griechiſche Wort *Μαχαίρι*, das **Meſſer**, wird nicht **Machári**, ſondern **Matſcheri** geſprochen. *) Deßwegen wird auch die

*) *Δός μου τὸ μαχαίρι*, dosmu to matscheri, gib mir das Meſſer. — Uebrigens hört man auch das K auf beiden Continenten häufig wie im Italieniſchen c vor e und i ſprechen, und Chalcocondylas, ein Athenienſer aus dem 15ten Jahrhunderte, ſchreibt das ſlaviſche Wort **Tſchech** auf Griechiſch „*Κέχιος*“, wenn es etwa nicht unter die unzähligen Druckfehler der venetianiſchen Edition gehört.

---

*) Acropolita, pag. 73. ed. ven.

rück. Der kaiſerliche Feldherr, geleitet von dem Baſtarden Johann Ducas, theilte ſein Heer in mehrere Haufen, ſetzte über jeden derſelben einen vertrauten Anführer mit

---

Leſeart Ἄξειος, oder wenigſtens Ἄξιος weit vorzüglicher ſeyn als Ἀξειός und Ἀξιός, welch letztere beſonders die Caſauboniſche Ausgabe des Strabo hat. — Das Vardarthal in ſeiner ganzen Ausdehnung vom Fuße des Schneeberges (Tſchar-Dagh) bis zum Meerbuſen von Salonichi, ſo wie Macedonien und Theſſalien überhaupt bieten dem Liebhaber byzantiniſcher Geſchichte ein beſonders reiches Feld für Beobachtungen über die Verwandlung dieſer Erdſtriche durch die nordiſchen Völker dar. Das Verzeichniß fremder Volkshaufen, die ſich theils in Maſſe (συμφάμιλοι), theils in Trümmern bald auf gewaltſamen, bald auf friedlichen Wegen in Macedonien und Theſſalien, vom vierten bis zum zwölften Jahrhunderte, niedergelaſſen und dieſe beiden Länder in ein zweites Scythien verwandelt haben, findet man zerſtreut in den Byzantinern, und ſie wird durch die Topographie jener Gegenden jetzt noch aufs Vollſtändigſte erwieſen. *) Daß dieſe Barbariſirung ſchon frühzeitig, ja um die Mitte des achten Jahrhunderts in der Hauptſache ſchon lange vollendet war, zeigt am ſicherſten das Daſeyn der barbariſchen Stadt Zeitunt, die bereits unter Conſtantin Kopronymus unweit der Ruinen des alten Lamia ſtand, und Sitz eines Biſchofs war. Denn in einer großen Kirchenverſammlung jener Zeiten ſaß und unterzeichnete ein ὁ Ζητουνίου. **) Indeſſen konnten die erſten Erbauer von Zeituni nicht einer ſlaviſchen Race angehö-

---

*) Vergl. Zinkeiſen, Geſch. Griechenlands rc. pag. 628, 647, 650, 709.

**) Manſi, Sammlung der Concilien

genauen Verhaltungsbefehlen für das bevorſtehende allgemeine Treffen. Voraus zogen 2000 Kumanen, flüchtige Reiter mit Bogen und Pfeil, um die feindliche Stellung zu umſchwärmen. Dieſen zunächſt ſtanden die deutſchen

---

ren, weil unſers Wiſſens das Wort „Zeitun“, (زيتون), nicht zum ſlaviſchen Sprachſchatze gehört. Uebrigens hat es nicht nur mit allen, pag. 189 der Geſchichte von Morea, aufgezählten und durch Hrn. Zinkeiſen (pag. 823 Note) zum Theil angefochtenen Volksſtämmen, die das ehemalige Macedonien beſetzten, ſeine volle Richtigkeit, ſondern es iſt den bereits erwähnten auch noch ein perſiſcher Soldhaufen beizurechnen, welcher durch Kaiſer Theophilus im IX Jahrhunderte am Vardar in Macedonien Sitze erhielt, und über dreihundert Jahre lang unter dem Namen „Vardarioten“ eine Abtheilung der kaiſerl. Palaſtgarde bildete, wie wir aus Zonaras und Codinus erfahren. *) Dieſer mitten unter ſlaviſchgenannten Bächen jener Provinz ganz perſiſch lautende Name Vardar entſtand ohne Zweifel, wie auch Du-Cange meint, bei dieſer Veranlaſſung, indem die Anſiedler aus Iran dem Fluſſe, und dieſer hinwieder ſeinen Anwohnern die Benennung gab. Andere Ausleger erklären dieſe Einwanderer für Ungarn, welche um jene Zeit in Europa erſchienen.

---

*) *Τούτους πάλαι Πέρσας κατὰ γένος ὄντας ὁ Βασιλεὺς* (Theophilus bei Zonaras) *μετοικίσας ἐκεῖθεν εἰς τὸ Βαρδάριον ἐκάθισε ποταμόν, ἀφ' οὗ καὶ Βαρδαριῶται καλοῦνται.* Codin. pag. 58. ed. venet. —

Theophilo regnante magna vis Persarum concedente imperatore ad Axium flumen in Macedonia consedit, hinc Bardarium dixerunt, ipsi Bardariotae inter stipatores regios. Du Cange ad voc. *Βαρδαριῶται.*

Söldner, und hinter ihnen eine Abtheilung Ungarn, auf welche die Heerhauſen der Servier und Bulgaren folgten. Dann kam der Feldherr ſelbſt an der Spitze auserleſener Schaaren von Griechen und anatoliſchen Türken. Die Reiterei war zahlreich, ſie allein bildete 27 Abtheilungen des Heeres. Unter anhaltenden Gefechten, und von leichten feindlichen Reiterhauſen Tag und Nacht umſchwärmt, war das verbündete Heer mit Mühe über Stanos, Soskos und Molyscos gegen Perlepe (Πρίλαπος der Griechen) vorgedrungen,*) wo die Feinde in einem von Vorgebirgen umſchloſſenen Thal ihr Lager hatten.

Wie vorhin in der Provinz Wlachia, mußten ſich auch in Pelagonia alle Bewohner der naheliegenden Städte und Dörfer verſammeln, und ihre Rinder, Eſel und Pferde auf die Gipfel der Berge hinauftreiben, ſo daß es von weitem den Anſchein hatte, die Anhöhen ſeyen mit zahlreichen Reiterſchaaren beſetzt. Jeder aus ihnen hatte den Auftrag, bei Nachtzeit eine Fackel anzuzünden, und das ganze Gebirge mit Wachtfeuer zu beſetzen. Ueberdieß mußten alle, groß und klein, im Heere ſowohl, als oben im Gebirge, in Zwiſchenräumen, zuſammen ein gewaltiges Geſchrei erheben, das wie nächtliches Donnergebrüll in den Thalſchluchten wiederhallte und die Gemüther der abergläubiſchen Moraiten mit Zaghaftigkeit erfüllte. Um die Täuſchung zu vollenden, und den Muth des verbündeten Heeres völlig zu brechen, ſchickte er mehrere vertraute und gewandte Späher, die unter dem Anſchein, als deſertirten ſie mit Waffen und Bagage, im feindlichen Lager erſchienen, und die abgeſchmackteſten Gerüchte über Größe und Furchtbarkeit der conſtantinopolitaniſchen Streitmacht unter den gemeinen Kriegern des Wilhelm und Michael zu verbreiten beauftragt waren. Um das Zehnfache ſchilderten ſie das kaiſerliche Heer zahlreicher, als es wirklich war. Die Wirkung dieſer Maßregel war vollkommen, und in kurzer Zeit die Muthloſigkeit unter den Verbündeten allgemein.

---

*) Acropolita a. a. O.

Gleichſam als wäre dieß alles noch nicht hinreichend, um die feindliche Macht zu lähmen, ſandte der Baſtard noch überdieß einen ſeiner vertrauteſten Räthe, dem er große Reichthümer verſprach, wenn er in Geſtalt eines Ueberläufers dem Deſpoten ein Geheimſchreiben überbringen, und ihm zugleich mündlich alles das nämliche ſagen und beſtätigen würde, was der verſiegelte Brief enthielt. Dieſen ſchlauen und in der Verſtellungskunſt ausgelernten Griechen läßt die Chronik unter häufigem Thränenvergießen ungefähr auf folgende Weiſe ſich ſeiner Aufträge entledigen.

„Herr, fing er an, „euer Bruder ſendet mich, um „euch ein Geheimniß mitzutheilen. Es iſt wahr, und er „ſelbſt geſteht es, daß ihr aus gegenſeitiger Schelſucht „und Gebrechlichkeit, welche von der Natur des menſchlichen Geſchlechts unzertrennlich iſt, in Zwiſt gerathen „ſeyd. Ihr wolltet ihm Wlachia, ſein Erbtheil, er aber „euch das Deſpotat entreißen. Von dieſem Augenblick „an habe der Haß Wurzel geſchlagen im Herzen von euch „beiden, die ihr doch Brüder ſeyd, und führte das ärger-

„liche Spektakel eines brudermörderiſchen Kriegs herbei.
„Dadurch kam es, daß euer Bruder, mein Gebieter, beim
„Anblick eurer gewaltigen Rüſtungen gegen Wlachia ſich
„in ſeiner Hülfloſigkeit an euren Feind, den Kaiſer von
„Nicäa wendete, der kurz zuvor gehört hatte, daß ihr eure
„ganze Macht vereinigt, einen Bruderbund mit dem Fürſten
„von Morea geſchloſſen, und das ganze Heer deſſelben
„zur Unterſtützung herbeigerufen habt. In dieſem
„Punkt, o Gebieter, habt ihr einen verderblichen Rath
„befolgt. Wer bei Gott! war denn vermögend, euch in
„einem ſolchen Grade zu bethören, daß ihr der Ruhe entſagtet,
„und euer Land verließet, um auszuziehen, und
„dem Kaiſer in dem entlegenen Romanien eine Schlacht
„zu liefern? Wer ſeyd ihr denn, o Deſpot, um es zu
„wagen, euren Schild gegen einen Imperator zu erheben,
„deſſen Macht und Herrſchaft gewaltig iſt? Würdiget euch
„mich anzuhören, und meinen Worten Glauben beizumeſſen.
„In dem Heere, welches gegen euch im Auzug iſt,
„ſind 500 auserleſene Germanier, beiläufig 3000 Ungarn,
„alle mit Wurfſpießen bewaffnet, 4000 Bulgaren und
„Servier. Ueberdieß alle Griechen des romäiſchen Reichs,
„und anatoliſche Türken ohne Zahl. Obwohl der Fürſt
„von Morea mit allen ſeinen Streitkräften zu eurem Heere
„geſtoßen iſt, könnet ihr der kaiſerlichen Armee doch nur
„Einen Mann gegen zweihundert am Tage der Schlacht
„entgegenſtellen.“

„Obwohl euch, o Herr, ein verderblicher Zwiſt zu
„gegenſeitigem Verderben gewaffnet hat, verſichert euer
„Bruder doch, daß ihm auf der ganzen Welt niemand

,,theurer iſt, als ihr. Dieſe aufrichtige, ungeheuchelte Zärtlichkeit bewirkt, daß ihn euer unglückliches Loos rührt. Ihr wiſſet ja, wie verhaßt ihr dem Kaiſer Michael ſeyd. Und vielleicht findet ihr in der Schlacht, die ihr zu liefern geſonnen ſcheint, unglücklicherweiſe den Untergang; oder wenn ihr auch lebendig den Feinden in die Hände fallet, ſo werdet ihr doch das Deſpotat und eure Hauptſtadt Arta nie mehr ſehen. In Erwägung dieſer mißlichen Lage ertheilt euch euer Bruder, mein Gebieter, den Rath, mit allen jungen Rittern und Vaſallen des Deſpotats das Heer zu verlaſſen, und in das Vaterland zurückzukehren, um die feſten Plätze zu vertheidigen. Und ſolltet ihr auch auf dem Rückzug einen Theil des Heeres verlieren, ſo könnet ihr den Verluſt ſchnell und ohne Mühe erſetzen, wenn ihr Herr in eurem Lande bleibt.“

Nachdem der Treuloſe dieſes alles, und noch vieles andere unter häufigen Thränen vorgetragen, und zugleich wahrgenommen hatte, daß heimliche Furcht ſich des Deſpoten zu bemächtigen anfange, begehrte er Erlaubniß ſich zu entfernen. Michael hielt ihn aber ſo lange zurück, bis er mit dem Fürſten von Morea, welchen er ungeſäumt in ſein Gezelt zu kommen bitten ließ, Rückſprache genommen hätte. In Gegenwart beider wiederholte der ſchlaue Grieche ſeinen Bericht mit aller Umſtändlichkeit über die Größe des kaiſerlichen Heeres, und über die unvermeidliche Gefahr der verbündeten Häupter, wenn ſie ſich nicht ungeſäumt zur Flucht wendeten. Hierauf wurde er entlaſſen, und legte bei ſeiner Zurückkunft ins kaiſerliche Lager Rechenſchaft ab über die Wirkung ſeiner Sendung. Er erzählte dem Feldherrn und dem Baſtarden, wie der Deſpot, in Schrecken geſetzt und eingeſchüchtert, heimlich bei nächtlicher Weile zu entfliehen verſprochen habe.

Wilhelm und Michael unterdeſſen in der heftigſten Gemüthsunruhe beriethen ſich, was zu thun ſey. Beide riefen alle Häupter und Führer des vereinten Heeres zu einem allgemeinen Kriegsrath, und ließen ſie ſchwören, nichts von allem dem im Lager auszuſagen, was man ihnen jetzt mittheilen wollte. Nicephorus nahm dann das Wort und erzählte, was er von dem Ueberläufer gehört hatte. Die Meinungen waren getheilt: die einen glaubten, es verhalte ſich alles in der Wirklichkeit ſo, wie es der Abgeordnete hinterbracht hatte, die andern dagegen meinten, der Bericht ſey ein Gewebe von Lügen und Täuſchung von Anfang bis zu Ende.

Alle dieſe Erzählungen, meinte der unerſchrockene Freiherr von Karitena, ſeyen nur eitle Prahlereien der Griechen, die von jeher gewohnt wären, übertriebene Meinungen über ihre Macht zu verbreiten, und ihre Gegner zu verkleinern. „Wir wollen ſie erwarten hier auf der „Ebene,“ fügte er bei, „und den Kampf mit ihnen nicht „ſcheuen. Ihre große Anzahl ſtößt mir keinen Schrecken „ein. Ein Kriegsheer ohne Disciplin, beſtehend aus mehreren Nationen, die nicht die nämliche Sprache reden, „kann niemals gemeinſchaftlich zuſammenwirken. Sind „wir auch an Zahl ſchwächer, reden wir doch eine Sprache, „und ſind alle wie Brüder zu gegenſeitigem Wohlwollen

„verbunden. Dieſer Augenblick ſoll entſcheiden, ob wir „auch wackere Krieger ſeyen.“

Jedoch die Mehrzahl der Häuptlinge hatte ſchon der Furcht Raum gegeben, und der wackere Freiherr von Karitena konnte mit ſeiner Meinung nicht durchdringen, und durch Stimmenmehrheit wurde beſchloſſen, dieſe Nacht noch, ſobald ſich der Mond durch die Wolken blicken ließe, und das Kriegsvolk durch den Schlaf gefeſſelt ſey, ſollen ſich die Anführer unbemerkt aus dem Lager ſchleichen, und mit Hülfe des Mondlichts die Flucht in die Heimath antreten.

Es gibt vielleicht in der ganzen Geſchichte kein ähnliches Beiſpiel von ſchändlicher und treuloſer Hinopferung der gemeinen Krieger durch ihre Feldherrn. Auch war dem mannhaften Gottfried von Karitena der Gedanke, ſchändlich zu fliehen und die Soldaten im Stiche zu laſſen, unerträglich. Er überlegte bei ſich, wie er den Beſchluß des Kriegsraths vereiteln und die Schmach wenigſtens von den Moraitiſchen Rittern abwenden könnte. In ſeiner heftigen Gemüthsbewegung blieb er bei ſeinem Gezelte ſtehen, und ſchlug mit dem Stocke, den er in der Hand trug, nachdruckſamſt auf eine der Zeltſäulen, indem er mit aller Anſtrengung ſchrie: „Säule! ſteh' feſt, ſtütze mein Ge„zelt, und ſage ihm, es ſoll glauben, was ich ihm erzähle. „Ich liebe es zu ſehr, um es ſchutzlos der Gefahr Preis „zu geben. Der Fürſt von Morea und der Deſpot von „Arta haben den Beſchluß gefaßt, daß wir, die Häupter „des Heeres, beim Anbruche der Nacht heimlich abreiſen, „und das gemeine Volk ſeinem Schickſale überlaſſen wer-

„den. Glaube nicht, ich ſage es dir, o mein theures Gezelt, daß ſich die Sache anders verhalte. Denke auf deine Rettung, und ſinne auf Mittel, der Gefahr zu entrinnen.“

Schrecken verbreitete ſich bei dieſen Worten durch das ganze Heer, und auf die Vorwürfe des Fürſten, den Eid gebrochen, und das Geheimniß der Flucht verrathen zu haben, antwortete der Herr von Karitena, daß er die erſten Urheber des ſchändlichen Raths, das Heer in der Gefahr zu verlaſſen, für feige, erbärmliche und des Ritternamens unwürdige Memmen achte, und ſeine Meinung auch gegen jedermann, ihn, ſeinen Lehensherrn ausgenommen, mit Waffen vertheidigen wolle. Wilhelm fühlte das Gewicht dieſer Worte, und voll Beſchämung bereute er, den Maßregeln der Schande beigeſtimmt zu haben. Er befahl ſeinem Marſchall, in den Reihen des Heeres bekannt zu machen, ſie hätten nichts zu fürchten, das Gerücht von heimlicher Flucht der Anführer ſey völlig grundlos, und man werde vielmehr am folgenden Tage, ſo Gott will, dem Feind ein allgemeines Treffen liefern.

Dieſe Bekanntmachung beruhigte das Moraitiſche Heer vollkommen; es ſehnte ſich nach der Schlacht. Die Truppen des Deſpoten dagegen wurden traurig, und die Häupter derſelben fragten ihn, ob er denn wolle, daß ſie alle hier mit ihm ſich erſchlagen laſſen? Er möge ja nicht auf die Worte dieſer unſeligen Franken von Morea hören, wenn dieſelben behaupten, der Muth ihrer Soldaten ſey nicht gebrochen, und es entflamme ſie eine heftige Kampfbegierde. Der Deſpot ebenfalls von Furcht erfüllt, verſprach, es ſolle beim erſten Entſchluſſe verbleiben; die Moraiten mögen ſeinetwegen reden und handeln, wie ſie es für gut fänden; er werde ſeinerſeits mit den Truppen des Deſpotats in aller Stille aufbrechen, und den Rückzug in die Heimath antreten, ſobald ſich der Mond am Firmamente ſehen laſſe. Wenn aber übrigens einige aus ihnen nach Kampf und Blutvergießen verlangten, ſo möchten ſie ſich nur bis auf den folgenden Tag gedulden, und ſie würden dann finden, was ſie wünſchen.

Und in der That mit Anbruch der Nacht zogen die Griechen ab, und überließen Wilhelm mit der Blüthe des Franco-Moraitiſchen Adels im Angeſicht eines zahlreichen feindlichen Heeres ſeinem Schickſale. Dieſe Treuloſigkeit des Fürſten von Arta gegen einen Bundesgenoſſen, welcher die Segnungen eines freien und glücklichen Landes verlaſſen, und ihm zu Gefallen in den Kampf gezogen war, iſt bei aller Schlechtigkeit des griechiſchen Volkes doch zu ſchändlich, um nicht bei manchem Verdacht zu erregen, es ſeyen vielleicht Zerwürfniſſe anderer Art dazwiſchen getreten. Von den byzantiniſchen Scribenten reden nur die drei obengenannten von dieſer Begebenheit: Akropolita als Zeitgenoſſe, Pachymeres und Nicephorus Gregoras, der eine um fünfzig, der andere beiläufig hundert Jahre ſpäter. Dieſer letztere macht auch in der That die Bemerkung, der Abgeordnete des Nicäniſchen Feldherrn oder des Baſtarden habe dem Deſpoten von Arta Briefe Wilhelms und Manfreds, ſeiner Bundesgenoſſen, an Michael Paläologus gezeigt, in welchem ihm dieſe den Vorſchlag thaten, die Länder des Deſpotats zu theilen, und ſe ihren Zwiſt auf Koſten eines dritten auszugleichen. *) Pachymeres dagegen, welcher am Hof Andronikus I lebte, weicht in der Erzählung dieſer Begebenheiten von der Chronik ſowohl, als von Akropolita und Gregoras in mehrern weſentlichen Stücken völlig ab. Ihm zufolge war der Baſtard in dieſem Feldzuge gegen Michael Paläologus in Vereinigung mit Wilhelm von Morea, und mit ſeinem eigenen noch lebenden Vater im Angeſichte des kaiſerlichen Heeres erſchienen und ſogleich zu demſelben übergegangen. Die fränkiſchen Ritter, erzählt Pachymeres weiter, hatten dem ſchönen Weibe des Baſtarden emſiger zu gefallen geſtrebt, als es ihrem eiferſüchtigen Gemahl angenehm war. **) Ueberhaupt ſollen ſich dieſe franzöſiſchen Edelleute gegen die verbündeten Epiroten ſo frech und rückſichtslos betragen haben, daß es zwiſchen beiden Parteien im Lager ſelbſt zu blutigen Streitigkeiten kam. Wilhelm wehrte zwar ab, und rief die ſeinigen zurück, hatte aber nicht ſoviel Gerechtigkeitsſinn, um den Rittern ihr offenbares Unrecht zu verweiſen und dadurch die erbitterten Epiroten zu beruhigen. Auf des jungen Prinzen deßhalb vorgebrachte doppelte Beſchwerde ſoll Wilhelm nicht nur alle Genugthuung verweigert, ſondern ſich auch noch über des Beleidigten Eiferſucht luſtig gemacht, und ihn ſelbſt einen Baſtarden geſcholten haben. ***) Dieſer habe nun aus Rachſucht dem feindlichen Feldherrn ſeine und ſeines Heeres Dienſte gegen die Moraiten durch einen heimlichen Abgeordneten angeboten, und dagegen das Verſprechen erhalten, daß beim zu erfolgenden Kampfe die Truppen ſeines Vaters und ſeines Bruders unangefochten bleiben ſollten. Dieſe letzteren, mit des Baſtarden Verrath unbekannt, hätten ſich im Augenblicke der Gefahr durch die Flucht gerettet, und die Moraiten ihrem Schickſal überlaſſen.

---

*) Niceph. Greg. a. a. O.

**) *Τοὺς περὶ τὸν Πρίγκιπα μεγιστᾶνας, οὓς ἐκεῖνοι καβαλλαρίους λέγουσι, τούτων τινὰς ἐποφθαλμιάζειν κατ᾽ ἔρωτας τῇ τοῦ Δούκα Ἰωάννου συζύγῳ.*

Pachym. lib. I, cap. 31.

Akropolita, der Zeitgenoſſe und Höfling des Paläologen, ſchreibt den Triumph des kaiſerlichen Heeres ausſchließlich den Feldherrntalenten des Groß-Domeſtikus und der Tapferkeit der Nicäniſchen Soldaten zu. Ihm zufolge wäre außer dem Gefechte beim Vorilas-Walde eigentlich gar kein größeres Treffen vorgefallen, und die verbündeten Feldherren hätten aus bloßer Verzweiflung über ihre Lage heimlich die Flucht ergriffen, worauf ſich denn auch das gemeine Volk nach allen Richtungen zerſtreut, der Baſtard aber mit vielen vornehmen Epiroten ſich ergeben habe. Es iſt ſchwer, bei dieſen widerſprechenden Ueberlieferungen die Wahrheit zu entdecken. Der Leſer wird aber ſelbſt bemerken, daß unter dieſen vier benannten Autoren in der Chronik die Verwicklung der Begebenheiten offenbar am klarſten dargeſtellt, und die Natur der Ereigniſſe ſowohl als der handelnden Perſonen am richtigſten gezeichnet zu

---

*) Σὺ δε σκότιος, μὴ οὐχ ὅπως ἐλεύθερος ἀλλὰ καὶ δοῦλος.
Pachym. a. a. O.

ſeyn ſchiene, wenn nur nicht völliger Mangel chronologiſcher Nachweiſungen, und häufige Irrthümer in Eigennamen gegen die ganze Darſtellung Verdacht erregten.*) Die Erzählungen über die ſchändlichen Umtriebe Wilhelm Ville-Hardouins und Manfreds von Hohenſtaufen gegen ihren Schwager, den Deſpoten vou Arta, ſind für jenes Zeitalter gar nicht auffallend, da man ähnliche Beiſpiele des Verraths in den Annalen der Politik allenthalben, und vielleicht auch in der neuern Zeit hie und da noch erblicken kann. Und wenn wir auch nicht zu entſcheiden vermögen, auf welcher Seite mehr Schlechtigkeit, Treuloſigkeit und Verrath geherrſcht habe, ſo iſt doch ſoviel außer Zweifel geſetzt, daß das Moraitiſche Heer am Tage der Schlacht von ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen war und von dem Nicäiſchen Feldherrn aufs Haupt geſchlagen wurde.

Denn kaum hatte dieſer durch ſeine Späher die Kunde vom Abzuge der deſpotiſchen Heeresabtheilung vernommen, als er an der Spitze ſeiner ganzen Macht im Angeſichte der verlaſſenen Moraiten erſchien.

Wilhelm ſchilderte den Soldaten mit wenig Worten den Schmerz über die verrätheriſche Flucht ſeines Schwagers, zu deſſen Erhaltung er doch vorzüglich den Schild gegen den Kaiſer erhoben und Morea verlaſſen habe. „Wie „Judas den Herrn Jeſus Chriſtus den Juden, ſo habe „der Deſpot ihn und ſeine Soldaten dem Baſtarden überliefert.“ An eine Flucht ſey jetzt nicht mehr zu denken; es ſey zu ſpät und unmöglich, und überhaupt ſey es rühmlicher, mit den Waffen in der Hand nach Art tapferer Männer zu fallen, als durch Schande das Leben zu retten. Mit fünfzehn Feinden, meinte er, könne es jeder von ihnen aufnehmen, und überhaupt wäre die ganze kaiſerliche Armee für nichts zu achten, ausgenommen die Schaar der dreihundert Deutſchen mit dem Herzoge von Kärnthen an der Spitze. *) Dem ungeſtümmen Andrange dieſer tapfern Krieger im feindlichen Vordertreffen müßten ſie ihre ganze Kraft entgegenſetzen. Seyen dieſe einmal niedergeworfen, ſo wäre der Reſt der Feinde für ſie nicht mehr, als was ein Trupp Krähen für die Falken ſind.

---

*) Widerſprüche dieſer Art unter Zeitgenoſſen ſelbſt in gleichgültigen Dingen erſchüttern den hiſtoriſchen Glauben im Allgemeinen, und nöthigen zuletzt zur Ueberzeugung, daß man wohl über die Hauptreſultate, ſelten aber über die Motive, und beinahe niemals über die Einzelheiten merkwürdiger Weltbegebenheiten die Wahrheit erfahren kann. Communis error!

Deßwegen, meinte er, ſoll man die tapferſten Ritter mit dem heldenmüthigen Herrn von Karitena der Furie des deutſchen Schlachthaufens entgegenſtellen, und der Sieg könne dann nicht zweifelhaft ſeyn.

Die erſten Scenen der Schlacht ſchienen Wilhelms Vorkehrungen zu rechtfertigen. Der tapfere Gottfried, begleitet von ſeinen Gefährten, ſtürzte mit geſenkter Lanze auf das deutſche Regiment, hob den Herzog von Kärnthen und zwei ſeiner Verwandten durch drei gewaltige Stöße aus dem Sattel; ſie ſelbſt und ihre Pferde wurden niedergeſtreckt, aber zugleich ward Gottfrieds Lanze zer-

---

*) *Δοῦκαν τὸν λέγουν τ᾽ὄνομα τὸ ἐπίκλην Καρυτένου.*

Chronic. p. 221.

ſplittert. Er zog das Schwert, und mit jedem Streiche ſank ein Reiter, und der Reſt wandte ſich zur Flucht, als der kaiſerliche Feldherr die ungariſchen Pfeilſchützen eilend ins Treffen führte. „Sendet euer Geſchoß in den dichten Haufen der Kämpfenden“, rief er ihnen zu, „gleichviel, ob ihr die Deutſchen oder die Franken treffet. Schon ſehe ich, daß ſie jener Drache von Karitena faſt insgeſammt zu Boden geſchlagen hat. Zielet auf die Pferde, damit die Reiter mit ihnen niederſinken, und wir ſie erſchlagen können, ehvor ſie uns gänzlich vernichten. Was liegt uns an den Deutſchen? Es iſt beſſer, daß ſie allein zu Grunde gehen, als daß ein ganzes Heer das Verderben treffe.“

Zugleich rückten die Kumanen vor, und dichte Wolken von Pfeilen ſenkten ſich auf die kämpfenden Moraiten und Allemannen nieder. Alle Pferde ſinken. Der unerſchrockene Gottfried ſelbſt fiel zu Boden, und mußte ſich gefangen geben, ehe noch Wilhelm, welcher mit der ganzen Heermaſſe herbeigeflogen war, zu ſeiner Rettung wirken konnte. Dieſer hatte aber mit ſeinen geharniſchten Männern die feindlichen Schaaren noch nicht erreicht, als der größte Theil der Pferde getödtet, und die in Erz gehüllten Ritter auf der Erde lagen. Umringt von allen Seiten und unfähig den Kampf fortzuſetzen, mußte ſich der ganze Moraitiſche Adel zugleich mit Wilhelm gefangen geben. Das gemeine Volk entrann großentheils, und floh unverfolgt in die Heimath zurück, indem es die Sieger für nutzlos hielten, nach einem ſo großen Schlage ſich um die wehrloſen Trümmer des überwundenen Heeres zu bekümmern. Nach Akropolita dagegen wurde der Fürſt nicht auf dem Schlachtfelde, ſondern auf der Flucht unweit Kaſtoria unter einem Strohhaufen verſteckt gefunden, und an ſeinen langen Vorderzähnen erkannt; *) ſeine vornehmſten Ritter aber, Aſel de Touſi, Gottfried, Baron von Karitena u. ſ. w. ſammt der ganzen ſiciliſchen Hülfsmacht fielen nach dieſem Autor zu Platamona am Meerbuſen von Salonichi dem kaiſerlichen Heer in die Hände. Pachymeres hinwieder läßt Wilhelm in einem Gebüſche (θάμνος) finden und „unrühmlich“ gefangen nehmen. Nach Angabe der Moraitiſchen Chronik **) ließ der ſiegreiche Ueberläufer, Johann Dukas, der hier als kaiſerlicher Oberfeldherr gilt, nach dem Gefecht ein von vier Säulen getragenes Zelt aufrichten und ſich den Fürſten Wilhelm und den Freiherrn Gottfried von Karitena mit den übrigen gefangenen Rittern vorführen. Er nahm den Fürſten achtungsvoll bei der Hand, grüßte ihn freundlich, ließ ihn neben ſich Platz nehmen und ſagte: „Seyd willkommen, Bruder und Schwager. Seit langer Zeit war ich ungemein begierig Euch zu ſehen; endlich iſt dieſes Verlangen erfüllt.“ Karitena ließ er zu ſeiner Linken Platz nehmen, und das Zelt füllte ſich mit Nicäniſchen und Moraitiſchen Häuptlingen und Edelleuten, worauf der Oberfeldherr dem

---

*) Ὁ Πρίγκιψ κατὰ τὴν Καστορίαν ἑάλω ὑπὸ ἀχυρμιᾷ τινι κρυβεὶς, κἀκ τῶν ὀδόντων τῶν τινι στρατιωτῶν γνωρισθείς. Εἶχε γὰρ τοὺς ἐμπροσθίους εὐμεγέθεις, καὶ προβεβλημένους τῶν φατνωμάτων.

Acropolit. pag. 73. ed. ven.

Vergl. Pachymer. lib. I, cap. 31.

**) Pag. 285. ed. Buchon.

Fürſten insbeſondere bemerkte: er und ſeine Ritter hätten Gott und ſeinen Heiligen danken ſollen für Erwerbung der Moraitiſchen Halbinſel, in welcher ſie ruhig und rühmlich hätten leben können, ohne ihre Hände nach fremdem Gut auszuſtrecken. Ihr Angriff auf Wlachia, deſſen Beſitzer mit ihnen verwandt, ſey eine Ungerechtigkeit, ihr Einfall aber in das Gebiet der geheiligten kaiſerlichen Majeſtät, und ihr Streben, ſeinen neuen Gebieter, den Kaiſer Michael, vom Throne zu ſtoßen, eine unverzeihliche Thorheit. Der Ausgang der Schlacht, fügte er bei, beweiſe deutlich, um wie viel Michael eine größere Macht beſitze, und ein beſſerer Chriſt ſey. Denn Gott lenke die menſchlichen Dinge nach den Regeln der ſtrengſten Gerechtigkeit, und da ſie geſchlagen und gefangen ſeyen, müſſe man dieſes als einen unzweideutigen Beweis annehmen, daß ihre Handlungen gottlos und ungerecht waren, und daß ſie der Kaiſer nächſtens aus ganz Morea vertreiben werde.

Wilhelm ſagte ihm dagegen auf Griechiſch mit einiger Bitterkeit, daß er in ſeiner Art zu handeln nichts Tadelnswerthes finde. Verwandte und Blutsfreunde mit Krieg zu überziehen und zu berauben, finde er ſchändlich. Doch ihn müſſe man loben, daß er als ein ſchlichter Krieger und Fürſt es gewagt habe mit einem der größten und tapferſten Fürſten der Chriſtenheit, mit dem Kaiſer von Romania, in die Schranken zu treten, um ſeinen eigenen Ruhm und ſeine Macht zu vermehren; der Tadel könne nur auf ihn (den Baſtarden) zurückfallen, der mit ſeinem Erbtheil in Wlachien nicht zufrieden, ſeinen Bruder und Herrn, den Deſpoten, aus dem Lande treiben wollte, und da er ſeine böſe That mit eigenen Kräften nicht zu vollenden vermochte, an ſeinem Vaterland und an ſich ſelbſt zum Verräther wurde, indem er ſich ſeinem ehemaligen Feinde, dem Paläologen Michael, einzig in der Abſicht, um ſeine Rache zu ſättigen, hingegeben habe. Die größte Ungereimtheit und Schande aber ſey es, im Uebermuth über die erfochtenen Vortheile den Gefangenen ungerechte und beleidigende Vorwürfe zu machen, und ſeine eigenen Fehler ihm (dem Fürſten) zur Laſt zu legen."

Dieſe für einen Ueberwundenen unklug geſprochenen Worte reizten den Zorn des Siegers, und die Umſtehenden hatten große Mühe, durch ſanfte und entſchuldigende Ausdrücke den erbitterten Baſtarden zu beſchwichtigen.

Nachdem man zwei Tage auf dem Schlachtfeld ausgeruht, die Todten begraben, und die Verwundeten verſorgt hatte, rückten die kaiſerlichen Feldherren in Wlachien ein, gingen mit einem Theile des Heeres über den Pindus, während der andere durch die unvertheidigten Thermopylen zog, um die Länder des Herzogs von Athen zu verheeren. Arta, Joannina und Theben wurden zu gleicher Zeit berennt. *)

Hier war aber auch das Ende der kaiſerlichen Triumphe. Bei dem ſtaatsklugen Baſtard, welcher ſeine Gegner nun hinlänglich gedemüthigt glaubte, erwachte wieder die

---

*) Die Chronik übergeht die zunächſt auf das Treffen von Perlepe erfolgten Begebenheiten mit Stillſchweigen, nach ihrer Gewohnheit, in allem was nicht Morea unmittelbar betrifft, kurz und unrichtig zu ſeyn.

alte Eiferſucht und Feindſchaft gegen den Beherrſcher von Nicäa, deſſen Heere nun in ganz Griechenland und Epirus den Meiſter ſpielten. Feſtſetzen durfte ſich der Paläologe nicht in den ſüdlich von Macedonien gelegenen Ländern, oder um die Selbſtſtändigkeit Wlachiens und der Angeli war es für immer geſchehen. Der Fall von Arta und Joannina hätte den Autokraten von Theſſalien zu einem Sclaven des Hofes von Nicäa herabgewürdigt. Im Lager vor Theben verließ er heimlich den Großdomeſticus, ſammelte die Trümmer des Akarnaniſchen Heeres, überfiel die Nicäner vor Arta, ſchlug ſie aus ganz Epirus hinaus, und nahm ihnen den größten Theil der früherhin verlorenen Plätze in Theſſalien und Nordalbanien wieder ab.

Dieſe neue Treuloſigkeit des Baſtarden, und die Zwiſtigkeiten, welche ſich unter den Anführern des vielfach zuſammengeſetzten Heeres offenbarten, nöthigten den Großdomeſticus, die Belagerung von Theben aufzuheben, und mit ſeinen vornehmen Gefangenen an das Hoflager nach Nicäa zurückzukehren. *)

Der Kaiſer ſaß auf dem Thron, umgeben von einem glänzenden Hofſtaat, als Wilhelm und ſeine Gefährten

---

*) Ueber den Zeitpunkt dieſer Begebenheiten belehrt uns Niceph. Gregoras ganz genau. Um die Sommer-Sonnenwende des Jahres 1259 ging das Nicäniſche Heer über den Helleſpont, und um die Herbſt-Tag- und Nachtgleiche war es in der Umgegend von Achrida, Deabolis und Perlepe, d. i. im alten Pelagonien erſchienen, wo dann das verbündete Heer die eben erwähnte Kataſtrophe erlitt.

Niceph. Gregoras lib. 3, cap. 5.

eingeführt wurden. Nach morgenländiſcher Sitte fiel der Fürſt auf die Knie nieder, um anzubeten. Michael hob ihn auf, und hieß ihn mit allen Gefährten willkommen in Nicäa. Man ließ ihn einige Minuten Platz nehmen, und führte ihn dann mit Karitena und den übrigen Bannerherren mit Ehren in gemeinſchaftlichen Verwahrſam. Nachdem ſie eine Woche im Gefängniſſe zugebracht hatten, wurden ſie neuerdings in den kaiſerlichen Palaſt geführt, um Unterhandlungen über ihre Freilaſſung anzuknüpfen. Michael machte den Fürſten aufmerkſam, daß er ihn ganz in ſeiner Gewalt habe, und nach Kriegsgebrauch ſogar tödten könne. Daran denke er zwar nicht, aber Wilhelm müſſe doch ſelbſt fühlen, daß er einem Angriffe der kaiſerlichen Land- und Seemacht auf Morea durchaus nicht widerſtehen könnte, wenn ihn auch das große Unglück in Pelagonien nicht getroffen hätte. Morea, das ſehe er ja wohl ſelbſt, könnte er in keinem Falle mehr behaupten. Wer würde ſich einer Landung der kaiſerlichen Flotte, und dem Einzug eines Nicäniſchen Feldherrn durch den Iſthmus widerſetzen, im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Blüthe der fränkiſchen Miliz entweder in der Schlacht gefallen, oder in den Gefängniſſen von Anatolien feſtgehalten ſey? Ein ſolches Verfahren ſey aber von Michaels Hochherzigkeit weit entfernt, und in Betracht, daß Wilhelms und der übrigen Bannerherrn Väter und Vorfahren auf die Eroberung Moreas nahmhafte Summen verwendet hätten, verlange er nicht ihren gänzlichen Ruin, ſondern biete ihnen eine angemeſſene Entſchädigung an Geld, wenn ſie ihm als Preis der Freiheit Morea abtreten, und dieſes Eiland mit allen ihres Geſchlechts verlaſſen wollten. Mit dem zu empfangenden Gelde könnten ſie ſich andere Herrſchaften im Frankenlande erwerben, und daſelbſt ruhig leben; denn ſo lange ſie im Beſitze von Morea wären, ſey an einen Frieden zwiſchen ihnen und Michael nicht mehr zu denken.*)

Der Prinz dachte einige Augenblicke nach, was er dem Kaiſer auf dieſen ſonderbaren Befreiungsantrag antworten ſollte. Dann bat er die geheiligte Majeſtät Michaels voraus um Vergebung für die Antwort, welche er als ein Fremdling und in der Redekunſt unwiſſender Mann ertheilen werde. Den Vorſchlag für Morea Geld zu nehmen, um ſich im Frankenlande wieder anzukaufen, müſſe er ein für allemal ablehnen. Und wenn er für ſeine Perſon auch geneigt wäre, ihn anzunehmen, ſo wäre es ihm nach den Geſetzen durchaus nicht möglich, einen ſolchen Vertrag abzuſchließen; denn Morea gehörte weder ſeinem Vater, noch ſeinem Großvater, noch ſey es ein mit ſeiner Perſon verknüpftes Eigenthum, über welches er rückſichtslos und nach Gutdünken verfügen dürfte. Es ſey dieſes Land durch das Schwert jener adeligen Männer erobert worden, welche mit ſeinem Vater Gottfried wie Freunde und Gefährten aus Frankreich gekommen ſeyen. Dieſe hätten dann die eroberten Ländereien mit der Wage in der Hand getheilt, und jeder hätte ein ſeiner Macht angemeſſenes Loos erhalten.

Nach geſchehener Vertheilung hätten ſie zwar durch freie Wahl ſeinen Vater als den verſtändigſten unter ihnen zum Oberhaupt über ſie alle beſtellt; *) aber zur nämlichen Zeit eine Conſtitution, eine Charte ſchriftlich verfaßt, in welcher man die gegenſeitigen Befugniſſe genau bezeichnet, und die Gränzen der Staatsgewalt deutlich feſtgeſetzt habe. Und nach dem wörtlichen Laute dieſes Geſellſchaftsvertrags ſey es ihm durchaus unterſagt, irgend eine Verfügung, welche das gemeine Weſen belange, ohne Rath und Zuſtimmung ſeiner Kriegsgefährten zu treffen. **) Nach altem Kriegs- und Ritterbrauch biete er ihm daher Gold- und Silbermünzen ***) für ſich und ſeine Mitgefangenen nach Maßgabe des Vermögens, welches ein jeder beſitze. Wolle er aber dieſes nicht annehmen, ſo möge er ſie in Gefangenſchaft behalten, ſo lange es ihm gefällig ſey.

---

*) Nach Buchon heißt es im Original „νὰ φάγει τὸ ψωμί σας", daß ihr friedlich „euer Brod eſſet."

Chronic. pag. 251.

Michael fand dieſe einfache und klare Antwort übermüthig im Mund eines Gefangenen, und er erwiederte dem Fürſten voll Zorn und Unwillen: er beweiſe durch ſeine Rede nur zu deutlich, daß er ein Franke ſey, d. i. ein hochmüthiger und aufgeblaſener Menſch. Der dumme Stolz, welcher dieſem Geſchlechte eigen ſey, habe allenthalben ſein Verderben herbeigeführt, und auch ihn und ſeine Ritter in die Hände des Kaiſers von Nicäa geliefert. Zugleich ſchwor er ihm bei ſeiner kaiſerlichen Krone, keinem der gefangenen Moraiten für Geld †) jemals die Freiheit zu ſchenken.

---

*) Ὡς ἀρχηγὸν εἰς ὅλους. Chronic. a. a. O.

**) Νὰ μένῃ μοναξός του, ib.

***) „Perpéres (Πέρπερα) et de l'argent“ ſagt die

†) Διὰ δηνάρια. Chronic. 236.

Drei volle Jahre dauerten die Unterhandlungen, und eben ſo lange die Gefangenſchaft, mit gleicher Hartnäckigkeit von beiden Seiten. Nachdem aber unterdeſſen durch die Einnahme von Conſtantinopel Michaels Macht ſtatt zu ſinken, nur noch höher geſtiegen, und alle Hoffnung, für Geld die Freiheit zu erlangen, verſchwunden war, zeigten ſich Wilhelm und ſeine Barone etwas nachgiebiger. Gegen Abtretung der drei ſtärkſten Bollwerke von Morea bot ihnen Michael endlich die Freiheit, und ſie nahmen ſie an. Monembaſia verlangte er, und die beiden neugebauten Feſtungen Miſtra und Maina an den Thalmündungen der Slavenkantone von Melingi. Alle drei gehörten zum Hausgute des Fürſten Wilhelm Ville-Hardouin. Pachymeres ſetzt auch noch, wiewohl irrig, Schloß und Städchen Hieraki, auf der Straße zwiſchen Monembaſia und Lacedämon auf das Verzeichniß der abgetretenen Plätze. Und von Küſterna, Anapli und Argos ſagt er, habe man den Beſitz ſoweit unentſchieden gelaſſen, daß ſie keinem von beiden Contrahenten angehörend gleichſam von unabhängigen Häuptlingen beherrſcht werden ſollen.*)

Nach Angabe eben dieſes Autors vertrat Wilhelm vor ſeiner Abreiſe aus Conſtantinopel Pathenſtelle bei der Taufe

---

Ueberſetzung, woraus zu vermuthen, daß hier von Goldhyperpern die Rede iſt, von welchen das Stück nach Ramon Muntaner zehn Soldi Barcelloner-Währung u. ſ. w. galt. Siehe oben Seite 4, Anmerk.

*) Τὸν Πρίγκιπα Ῥωμαίοις δοῦναι: Μονεμβασίαν, Μαΐνην, Ἱεράκιον, Μυζηθρᾶν· Κινστέρναν δὲ καὶ Ἄργος, ἐν ἀμφιβόλοις ἐᾶσαι, καὶ ἅμα τὰ ἐν τῷ περὶ τὴν

eines kaiſerlichen Prinzen, leiſtete dem Paläologen den Vaſalleneid für ſeine übrigen Beſitzungen, und erhielt den Titel eines Großdomeſticus von Romanien.

Unter furchtbaren Verwünſchungen gelobten beide Theile die Vertragspunkte gewiſſenhaft zu erfüllen, und gegenſeitig in ewigem Frieden zu leben, und doch führten beide Theile Betrug im Sinne. Michael glaubte, von den abgetretenen Feſtungen aus ſey es ein Leichtes, zuerſt Melingi und Tzakonien zu inſurgiren, und dann die Fremdlinge völlig von dem Moraitiſchen Boden zu vertreiben.

Wilhelm dagegen war, wie die Chronik ſagt, während des Eidſchwurs feſt entſchloſſen, den Vertrag zu brechen, und die kaiſerlichen Beſatzungen aus den Feſtungen zu jagen, ſobald er Morea wieder betreten, und ein neues Heer

---

Κινστέρναν θέμα πολύ γε ὂν τὸ μῆκος καὶ πολλοῖς βρύον τοῖς ἀγαθοῖς,

Pachym. lib. I, pag. 48, c. v.

Anapli und Argos waren bekanntlich in den erſten Jahren der fränkiſchen Eroberung Morea's für geleiſtete Hülfe dem Großherrn und ſpäter Herzog La-Roche von Athen für ewige Zeiten als Lehen überlaſſen und gleichſam außer Bereich des Fürſten Wilhelm geſtellt. Kinſterna aber iſt und war ein kleines Felſenſchloß auf dem langgeſtreckten Bergrücken des Cap Matapan, und bildete mit den Burgen Miſtra und Mani ein Dreieck, innerhalb welches die wilden und räuberiſchen Bewohner der Maina gleichſam eingepfercht waren. Wie aber Pachymeres dieſes wilde und raube Steingeklüfte am Cap Matapan eine von irdiſcher Glückſeligkeit reichlich überfließende Landſtrecke nennen kann, iſt nur aus ſeiner Unkunde örtlicher Verhältniſſe zu erklären.

geſammelt hätte. Und dieſes glaubte er nach der Moral jenes Zeitalters*) um ſo leichter thun zu können, da er kein anderes Mittel hatte, ſich und die Seinigen aus der Gefangenſchaft zu erlöſen, und die Verletzung eines erzwungenen Eidſchwurs erlaubt und zuweilen ſogar verdienſtlich wäre.

Michael bewirthete den Prinzen und die Barone im Palaſte, während Gottfried von Karitena in Geſellſchaft kaiſerlicher Commiſſäre für die Uebernahme der benannten Feſtungen nach Morea abging.

Zu Theben, wohin ſie zu Lande über Wlachien gekommen waren, fanden ſie den ehemaligen Großherrn Otto La Roche von Athen, welcher von dem König in Frankreich, wie früher geſagt, den Titel Herzog erhalten hatte, und mit Ehren überhäuft von Paris nach Theben zurückgekommen war.

Acht Tage lang bewirthete er ſie auf der Burg, und ließ ſich von ſeinem vertrauteſten Freund und Schwager Karitena alle Umſtände der Friedensunterhandlung auseinanderſetzen.

Der kluge Mann mißbilligte laut die Ueberlieferung von Monembaſia, Miſtra und Maina, weil der Kaiſer durch den Beſitz dieſer drei Plätze in kurzer Zeit auf Morea ein großes politiſches Uebergewicht erlangen, und die Franken völlig aus dem Lande treiben werde.

Um dieſen verderblichen Schritt wo möglich noch zu

---

*) Ὡσὰν τὸ ὁρίζει ἡ ἐκκλησία.
Chron. pag. 238.

hintertreiben, begleitete der Herzog ſeinen Schwager über Korinth nach Nikli in Morea, wo ſie die Fürſtin mit allen Damen der gefangenen Moraiten verſammelt fanden. *) Unter dem Beiſtande des Kanzlers Linart und des Ritters Meſſir de Thou, des klügſten Mannes im Fürſtenthume, waren ſie zuſammengetreten, um die Nachricht von der Abtretung der drei Feſtungen an den Kaiſer Michael in Berathung zu ziehen. Karitena mit dem Herzoge trat in den Sitzungsſaal der Damen, erklärte ihnen die Natur der abgeſchloſſenen Friedensbedingniſſe und die Nothwendigkeit, in welcher ſie geweſen ſeyen, ihre Freiheit um einen ſo koſtbaren Preis von dem Sieger zu erkaufen.

Der Herzog widerrieth aus allen Kräften die Auslieferung der Plätze, weil er die Ueberzeugung habe, Michael werde nach Beſitznahme derſelben ungeſäumt den Schwur brechen, und eine bedeutende Armee nach Monembaſia ſchicken, um auch den Reſt der Halbinſel zu bezwingen, und die Familien der Franken aller ihrer Länder zu berauben. Und damit man etwa nicht glaube, er wünſche wegen alter Zerwürfniſſe eine verlängerte Gefangenſchaft des Fürſten Ville Hardouin, erklärte er ſich bereit, an ſeiner Stelle als Geiſel nach Conſtantinopel zu wandern, oder auch ſein ganzes Herzogthum zu verpfänden, wenn um Geld die Freiheit ſeines Gebieters und Oberlehenherrns zu erzielen ſey. **)

---

*) Περιγκίτευσαν, ταῖς κυράδαις, ἐγγυάντησαν ἐκεῖνοις ἡ γυναῖκες. Chron.

**) Τοῦ αὐθέντου μου τοῦ λίζιου. Chron.

Dagegen bemerkte Gottfried von Karitena: Man habe alle Folgen dieſes Schrittes ſchon vor ſeiner Abreiſe aus Conſtantinopel reiflich erwogen. Und in Betracht, daß der Prinz die Feſtung Monembaſia mit ſeiner Hausmacht eingenommen, Miſtra und Maina aber aus dem Grund aufgebaut hatte, ſchien es allen unbillig, daß der Eroberer und Erbauer lieber im Gefängniſſe verſchmachten, als das Eroberte und Erbaute abtreten ſollte. Mit dem Beiſtande Gottes, meinte er, könne man ſich des Verlornen ſeiner Zeit wieder bemeiſtern. An eine längere Dauer der Gefangenſchaft ſey durchaus nicht zu denken; er habe einmal die Vollziehung der erhaltenen Aufträge beſchworen, und werde ungeſäumt abgehen, und durch Ueberlieferung der Schlöſſer und Städte an die kaiſerlichen Commiſſäre ſeinen Gebieter von allem weitern Ungemach erretten. *)

Der Herzog von Athen gab das Spiel noch nicht verloren, und bemerkte, daß dem gefangenen Fürſten von Seite des Kaiſers durchaus keine Gefahr drohe, **) wenn auch die Plätze nicht ausgeliefert würden, und daß Michael ſich doch noch mit einer tüchtigen Summe Geldes begnügen werde. Und ſollte Wilhelm auch als Gefangener ſterben müſſen, ſo wäre es doch hundertmal beſſer, daß er allein umkomme, als daß alle Franken Moreas das durch den Schweiß ihrer Väter erworbene Erbtheil verlören.

---

*) *Ἐκ τὸν πειρασμὸν νὰ ἔβγῃ.* Chron.

**) Wörtlich nach der Chronik p. 211, „er werde den Fürſten nicht mit Salz auffreſſen“, *τὸν πρόγκησει με ἅλας νὰ τὸν φάγῃ.*

Beſſer wäre es, es ſterbe einer, als daß Tauſende ſeinetwegen in das Verderben kommen. Was ihn ſelbſt betreffe, habe er hiemit nur ſeine Pflicht erfüllt, und die Wahrheit geſagt; Gottfried und die ganze Verſammlung können nun thun, was ihnen beliebe.

Nach vielem Hin- und Wiederreden wurde von der Verſammlung endlich der Beſchluß gefaßt, es habe bei den einmal feſtgeſetzten Bedingungen zu verbleiben, und Gottfried von Karitena, verſehen mit der Geheimſchrift des Fürſten an die Caſtellane, ging mit dem kaiſerlichen Commiſſär von Nikli ab. Zuerſt übergab er Miſtra, dann Monembaſia, und zuletzt Maina. Die fränkiſchen Beſatzungen zogen ab, und die Einwohner wurden für Michael Paläologus, Kaiſer von Conſtantinopel, in Eid und Pflicht genommen. Als Geiſeln künftigen Friedens wurden dem Imperator die Tochter des Marſchalls Johann Neuilly von Paſſava,*) und die Schweſter des Großconnetable Jabre von Morea nach Conſtantinopel abgeführt. Nach ihrer Ankunft daſelbſt erhielt Wilhelm die Erlaubniß mit allen ſeinen mitgefangenen Bannerherren und Rittern nach Morea heimzukehren.

---

*) [illegible], ein ſlaviſcher Burgflecken mit einem von den Rittern erbauten Schloſſe bei Skutari in der Maina.

Zweites Capitel.

Wiederausbruch der Feindſeligkeiten, und Landung eines conſtantinopolitaniſchen Heeres zu Monembaſia. — Abfall der Kantone Melingi, Tzakonia und Skorta. Niederlage und Flucht der kaiſerlichen Feldherren bei Prinitza, Serviana und Makry-Plagi. Vom Jahre 1263 — 1264.

Im Frühling des eintauſend zweihundert drei und ſechzigſten Jahres kam Wilhelm auf dieſelbe Halbinſel Morea, aus welcher er vierthalb Jahre vorher an der Spitze eines glänzenden Heeres ausgezogen war, um den romäiſchen Kaiſerthron zu beſteigen, in der Stille, ohne Heer, als ein Ueberwundener, als Vaſall und Gevattermann ſeines Nebenbuhlers Michael Paläologus zurück. Der fränkiſche Theil der Bevölkerung feierte ſeine Wiederkehr mit Freudenmahlen und andern Beweiſen unverminderter Ehrfurcht und Ergebenheit. Wilhelm ſelbſt, begierig nach ſo langer Abweſenheit den Zuſtand ſeines Landes, die Stärke ſeiner noch übrigen Feſtungen, ſo wie die Geſinnungen der einheimiſchen Bevölkerung kennen zu lernen, machte von Nikli aus eine Rundreiſe durch das ganze Eiland mit einem ſtattlichen Gefolge von Rittern. Aus Städtchen und Dörfern, durch welche der Zug ging, ſtrömten die Bewohner herbei, theils mit, theils ohne Waffen, und ſchloſſen ſich an die Begleitung ihres geliebten Fürſten an, ſo daß es von ferne den Anſchein hatte, der Fürſt ziehe mit einer nicht unbedeutenden Kriegsmacht heran. Wie man es erwarten konnte, beſchloß Wilhelm zuerſt das Eurotasthal und Lacedämon zu beſuchen, und die Bewohner jener einſt durch die Byzantiner reſtaurirten Stadt zur Treue und Pflicht gegen die Fremdlinge aus Frankenland zu ermahnen, und Sorge zu tragen, daß die kleinen byzantiniſchen Beſatzungen im benachbarten Miſtra, Monembaſia und Maina nicht etwa Keime der Unzufriedenheit verbreiten, und durch trügeriſche Lockungen zur Freiheit allgemeinen Aufruhr in den Kantonen der Slaven von Melingi, in Vatika und Tzakonien erregen könnten. *) Als die conſtantinopolitaniſchen Griechen zu Miſtra von der Höhe ihrer Burg den Prinzen mit einer heerähnlichen Begleitung das Thal herabſteigen, und in dem nahen Lacedämon verweilen ſahen, geriethen ſie in Unruhe, und fingen an zu fürchten, Wilhelm hege feindſelige Abſichten gegen den Kaiſer, und wolle ſich gegen den beſchwornen Friedensvertrag der abgetretenen Burg von Miſtra neuerdings bemächtigen, und die Byzantiner zum zweitenmal aus Morea vertreiben. Sie unterhandelten mit den Häuptern von Melingi, um ſie zum Abfalle von Wilhelm zu vermögen, und für den Kaiſer zu gewinnen. Dieſe verſprachen, den Aufſtand zu beginnen, ſobald eine hinlängliche Anzahl kaiſerlicher Völker ins Land gekommen wäre, um dem Prin-

---

*) Vergl. über dieſe Kantone die akademiſche Abhandlung über den „Einfluß der Beſetzung Griechenlands durch die Slaven" ꝛc... Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, 1835.

zen und ſeinen Franken mit einigem Erfolge Widerſtand zu leiſten, und ihn von jedem Angriff auf die Kantone ihres Gebirges abzuhalten.

Die Häuptlinge von Miſtra ſchickten einen Boten nach Monembaſia an den Feſtungscommandanten mit der Anzeige, der Prinz an der Spitze ſeiner ganzen Macht habe die Feindſeligkeiten angefangen, *) und wolle ſich Miſtra's mit Gewalt bemächtigen.

Ein Fahrzeug brachte die Meldung nach Conſtantinopel: der Friede ſey gebrochen, und die Feindſeligkeiten hätten in der Gegend von Lacedämon begonnen; Wilhelm habe auf kaiſerlichem Grund und Boden geſtreift, und ſtelle den Feſtungen nach.

Voll Erſtaunen und Unwillen über dieſen ſo ſchnellen und, wie die Chronik ſagt, unvermutheten Friedens- und Treuebruch, warb Michael eilends 1500 auserleſene türkiſche Reiter in Anatolien, zog einen Trupp von 2000 Griechen aus den aſiatiſchen Beſatzungen, und ſchickte dieſe 3500 Mann, an deren Spitze er ſeinen Vetter Makrynos ſtellte, wider ſeinen Gevatter Wilhelm Ville Hardouin nach Morea. Mit einer großen Anzahl von Transportſchiffen landete Makrynos zu Monembaſia. Zugleich hatte er eine große Geldſumme bei ſich, ſammt einer Anzahl vom Kaiſer unterzeichneter, aber unbeſchriebener Patente, um Privilegien, Rechte, Güter und Vortheile allen jenen einheimiſchen Häuptlingen auf Morea zuzuſichern, welche ſich dem Kaiſer unterwerfen, und Partei gegen die Franken er-

---

*) Ἄρχισε νὰ κουρσεύῃ.

greifen würden. Auch ward ihm eine goldene Bulle beigegeben, durch welche Michael ſämmtliche Bewohner der Bergſchluchten von Melingi, *) ſo wie die von Tzakonien zur Rebellion gegen Wilhelm einlud.

Nach ſeiner Landung erkundigte er ſich um die Namen der Capitäne, welche auf Melingi und in Tzakonien den Befehl hatten, und machte dann einen jeden insbeſondere ſchriftlich mit den Geſinnungen des Kaiſers bekannt. Vatica und Tzakonien, d. i. der Küſtenſtrich zwiſchen Anapli und der Südſpitze von Morea oder Cap St. Angelo, huldigten dem Kaiſer, und die Slaven von Melingi **) revoltirten gegen Wilhelm Ville Hardouin, ihren Gebieter und Landesfürſten. Plötzlich und zu gleicher Zeit erhob ſich alles gegen die Franken. Lacedämon, Hieraki, Paſſava und alle von den Fremdlingen beſetzten feſten Punkte und Schlöſſer zu beiden Seiten des Eurotas wurden berennt und eingeſchloſſen, hie und da geplündert und zerſtört.

Als die Nachricht dieſer Ereigniſſe nach Andravida kam, wo der Prinz um jene Zeit Hof hielt, ſandte er ungeſäumt um Hülfe an ſeine auswärtigen Vaſallen, den Herzog von Athen, die drei Herren auf Negroponte, den Markgrafen von Budonitza, und an ſämmtliche Beherrſcher der cykladiſchen Inſeln. Alle verweigerten ihre Unterſtützung, vermuthlich weil ſie dem Friedensvertrage von Conſtantinopel treu bleiben, und an Wilhelms Treubruch

---

*) *Τοῦ Δρόγγου καὶ τοῦ Μελίγγου.* Chron. p. 215.

**) *Τῶν Σκλαβῶν ὁ δρόγγος.*

keinen Antheil nehmen wollten. Der Prinz, voll Unwillen und Kampfluſt, erhob ſich mit ſeiner Hausmacht, und beſtimmte Nikli als Sammelplatz für die Contingente der moraitiſchen Vaſallen. Seinem Plane, von Nikli aus mit Macht gegen die aufrühreriſchen Diſtricte zu ziehen, widerſetzten ſich die übrigen Häupter, weil mit dem nun ſehr geſchwächten Heere der Ritter gegen die zahlreiche Bevölkerung der Aufrührer und ihre natürlichen Feſtungen nichts auszurichten ſey. Man rieth ihm dagegen, die feſten Plätze rundum mit Lebensbedarf, Waffen und Vertheidigern wohl auszurüſten, und für ſeine Perſon ſich nach Korinth zu verfügen, um noch einmal mit den außeriſthmiſchen Vaſallen zu unterhandeln, und dann, wenn es ihm gelingen ſollte, ihre Hülfe zu erhalten, mit dem vereinigten Heere gegen den kaiſerlichen Feldherrn Makrynos vor Lacedämon zu ziehen. Dieſer letztere berichtete gleichfalls nach Conſtantinopel, daß der Aufruhr, Dank der Gnade Gottes und der Benediction des Kaiſers glückliche Fortſchritte mache, und der größte Theil Morea's ohne Schwertſtreich gewonnen ſey. Und wenn ihm Michael eine neue Verſtärkung von Truppen ſende, habe er die beſte Hoffnung, mit Hülfe von Jeſus Chriſtus und der geheiligten kaiſerlichen Benediction auch den Ueberreſt zu bezwingen.

Michael ſandte ſeinen Bruder, den Großdomeſticus, mit einem neuen, zahlreichen und auserleſenen Heere, welches aus der Blüthe von Romania gehoben ward.*) Fünf-

---

*) Ἐξώγευσε τὸ ἄνθος τῆς Ῥωμανίας.
Chronic ed. Buchon. pag. 250 Note 2.

zehn Tage nach ſeiner Abfahrt von Conſtantinopel landete er zu Monembaſia, und ſtieß zum Heerhaufen des Makrynos, welcher von Miſtra aus Lacedämon blokirte. Das vereinigte Heer zählte 6000 Reiter, aus welchen man achtzehn Regimenter, d. i. drei Regimenter aus je tauſend Pferden machte. *) Das Fußvolk war unzählig; denn angeſchloſſen hatte ſich an die Hülfsarmee von Conſtantinopel die ganze ſtreitbare Mannſchaft von Dragalibos und Tzakonia, von Maina und Melingi; **) ja ſogar der an die Engſchluchten dieſer letztern ſtoßende Gebirgstheil von Skorta hatte die Fahne des Aufruhrs erhoben, und die Waffen ergriffen.

In einem allgemeinen Kriegsrathe wurde hierauf beſchloſſen, mit dem ganzen Heer aufzubrechen, und in das Innere der Halbinſel längs den Thalufern des Ruſia vorzudringen.***) Man hoffte dieſe Gegenden vertheidigungslos zu überraſchen, und vielleicht Andravida ſelbſt durch Ueberfall zu nehmen. Wilhelm war ja, wie ſie glaubten, mit ſeiner geringen Macht zu Korinth, um mit ſeinen Vaſallen wegen Hülfe im Kriege gegen die eingedrungenen Conſtantinopolitaner zu unterhandeln.

Auf der alten Straße, welche einſt von Sparta nach Alt-Megalopolis führte, drangen Makrynos und der Großdomeſticus durch die Schluchten des Ebelmos hervor,

---

*) *Ἀλλάγια ποιήσουν δεκοκτώ, πρὸς τρία ἡ χιλιάδα.*

Chron. p. 251.

**) *Τοῦ Δραγαλιβοῦ. Τοῦ δρόγγου καὶ τοῦ Μελιγοῦ* (!) *καὶ τῆς μεγάλης Μάνης.*

***) Ruſia, d. i. Alpheus.

und lagerten bei **Veligoſti**.*) Die Stadt wurde angezündet, das Schloß aber von der fränkiſchen Beſatzung vertheidigt. Am folgenden Tage lagerten ſie auf der Ebene von **Karitena**. Von dort kamen ſie nach **Lidoria**, und lagerten, Ruſia abwärts ziehend, bei **Iſova**, wo die türkiſchen Reiter zu ihnen ſtießen.**) Das lateiniſche Kloſter in Iſova wurde angezündet, und mit dem großen Heere bis **Prinitza** vorgerückt, wo man das Lager bezog.***) In allen Kantonen, welche ſie auf ihrem Zuge berührten, griff die einheimiſche Bevölkerung zu den Waffen, und folgte ihren Befreiern als Mitſtreiter und als Wegweiſer durch das arkadiſche Gebirgsland.

Wilhelm ſtand noch bei Korinth und unterhandelte. Die Sicherheit des Landes, und die Leitung der Vertheidigungsmaßregeln Inner-Morea's hatte er während ſeiner Entfernung einem eben ſo klugen als kriegskundigen Ritter, Johann von **Katava**, anvertraut.†) Dieſer Mann war wegen ſeiner Unerſchrockenheit und Waffenkunde im ganzen

---

*) *Ἐγκόνευσαν ἐκ τοῦ Χελμοῦ τὰ μέρη.* **Chelm**, **Chlum** und **Malevo** nannten die ſlaviſchen Moraiten bekanntlich alle bedeutenderen Berge der Halbinſel.

**) *'Σ τὴν Ὑσίβαν ἐσμίξασιν ἀλλάγι ἐκ τοὺς Τούρκους.* Chron. p. 252. Das ſlaviſche *Ἴσοβα*, hier irrig *Ὑσίβα* genannt, beſteht heute nicht mehr.

***) *Πρινίτζα* gleichfalls ein ſlaviſcher Ort, welchen Buchon in ſeiner Ueberſetzung pag. 252, Note 4 mit dem ſlaviſchen Flußnamen *Πιρνάτζα*, **Pirnatſcha**, in Meſſenien irriger Weiſe für ſynonym hält.

†) *Ὁ Μισὶρ Τζὰν ντὲ Καταβᾶς.*

Lande berühmt, litt aber damals ſo heftig an der Gicht, daß er weder Degen noch Lanze handhaben konnte. Deſſen ungeachtet ſammelte er auf die Nachricht vom Anzuge des Großdomeſticus, was er immer an wehrbarer Mannſchaft in jenen Gegenden des Landes zuſammenbringen konnte. Nicht mehr als 312 geharniſchte Ritter zählte er unter ſeiner Fahne, und zog mit dieſem kleinen aber tapfern Häuflein Ruſia aufwärts dem Großdomeſticus entgegen. Um ſich dem feindlichen Lager bequemer zu nahen, zog er ſich unvermerkt in den Rücken deſſelben, und brach durch eine enge Bergſchlucht, Agredi Kunupitza genannt, *) auf die hinter den feindlichen Gezelten liegende Ebene hervor. Es war in der Morgendämmerung, als dieſe geharniſchten Männer plötzlich das große conſtantinopolitaniſche Heer erblickten.

Meſſir Johann de Katava erſchrack bei dieſem Anblicke nicht. Sein Antlitz erheiterte ſich vielmehr, wie bei jenem ernſthaften und finſtern Feldherrn im Heere der Zehntauſend, von welchem Xenophon erzählt. Er ſprach ſeinen Gefährten Muth ein, und bemerkte mit vieler Klugheit, daß ihre unvermuthete Erſcheinung hinter dem feindlichen Heere große Verwirrung bei demſelben verurſachen werde. Ein raſcher Angriff werde ihnen den Sieg ver-

---

*) *Καὶ ὅταν ἦλθε καὶ ἔσωσε σε (?) μίαν στενὴν κλεισούραν ὅπερ τὸ ὀνομάζουσι το Ἀγρέδι κουνουπίτζας.* Chron. p. 253. Kunobiza heißt auch ein Berg in Bulgarenland, am letzten Abhange des Hämus. v. Hammer. Geſch. des o. Reichs, Thl. I, p. 454.

ſchaffen über die zahlreichen Gegner, deren Pferde unabgerichtet ſeyen, und deren Rüſtung den Stoß der langen Lanze und des gewaltigen Schlachtſchwertes der Franken nicht aushalten könne. Ihr Ruhm, wenn ſie durch einen herzhaften Angriff den Sieg erringen, werde bei der entfernteſten Nachwelt fortleben, und ſo lange dauern, als die Arche Noa's auf dem Gebirg Ararat. Er ſelbſt könne zwar leider, wie ſie ſähen, weder Schwert noch Lanze führen, doch bitte er, man möge ihm das Banner Wilhelms anvertrauen. Dieſes zwiſchen ſeinen Armen feſthaltend, wolle er geradezu auf das Gezelt des Großdomeſticus an ihrer Spitze losſtürmen, und wenn ihn einer von ihnen zurückweichen ſehe, und nicht niederſtoße, ſo ſchwöre er jetzt, denſelben für einen Feind von Jeſus Chriſtus zu halten.

Auf der Plattform einer Anhöhe, nahe bei der Ortſchaft Prinitza, ſtand das Gezelt des Großdomeſticus. Als dieſer den kleinen fränkiſchen Reitertrupp aus einem engen Thal auf die Ebene hervorbrechen, und wie zum Streite gegen das Lager vorrücken ſah, rief er mit aller Zuverſicht eines Feldherrn, der des Sieges voraus ſchon gewiß iſt: „Sehet da ein kleines Frühſtück, welches man uns aufträgt.“ *)

Drei Regimenter, d. i. tauſend Mann Berittene, ſchickte er dem Reitertrupp entgegen. Die Franken empfingen ſie feſten Fußes und mit eingelegter Lanze. Beim erſten Stoße lag das Drittheil der kleinen Schaar auf dem

---

*) *Προγευματίζει γὰρ μικρὸν εὐβλέπω, ὅτι μᾶς ἦλθεν.*
Chron. p. 255, Note 1.

Sande, doch zufälligerweiſe alle ohne Wunde. Sie ſchwingen ſich wieder auf ihre Pferde, ziehen das Schwert, ſtürzen auf die Griechen, und werfen die drei Regimenter nach einem wüthenden Kampfe zu Boden. Drei volle Stunden hatte der Streit gedauert.*) Der Großdomeſticus heftete ſeine Augen unausgeſetzt, im Gezelte ſitzend, auf das Kampfgewühl, und als er in der Glut des Streites nur Griechen und keine Franken mehr erblickte, meinte er, dieſe letztern ſeyen völlig vernichtet, und dankte ſchon dem Himmel für den glorreichen Sieg. Aber im nämlichen Augenblicke ſieht er, wie die fränkiſchen Banner gleichſam mitten aus einer allgemeinen Flucht und Zerſtörung plötzlich auftauchen, und ſich ſeinem Gezelte nahen. Voll Entſetzen rief er laut ſeiner Leibwache:**) „Augenblicklich

---

*) Von 9 Uhr bis Mittag.

Chron. p. 257.

**) Ἐκεῖνων τῶν παλληκαρίων, ὁποῦ 'σαν μετ' ἐκεῖνον.

Chron. p. 257, Note 4.

In dieſer Stelle treffen wir auf das Wort παλλικάρς oder παλικάρη, welches bekanntlich einen in die Jahre der Mannbarkeit eingetretenen, aber noch ledigen jungen Mann bedeutet. „Mein Sohn war eben Palikar, ja Palikaraki, παλικαράκη, (d. i. in den erſten Jahren der Pubertät), als er dieſes Unglück hatte, als ſich ſeine Geſundheit durch dieſes oder jenes Uebel verſchlimmerte," ſpricht das gemeine ſlaviſche und albaneſiſche Bauernvolk in Griechenland. Man hat oft gefragt, woher dieſes Wort παληκάρη in die griechiſche Sprache gekommen ſey? Das arabiſche Subſtantiv Balygh, بالغ, hat denſelben Stammlaut wie παληκ-άρη, und auch dieſelbe Bedeutung, indem es im meinen Schnellläufer, meinen Turkman herbei! Seht ihr nicht die fränkiſchen Banner, wie ſie heranziehen, wie nahe ſie ſind?

---

alltäglichen Sinne bei Türken, Perſern und Arabern einen erwachſenen, zeugungsfähigen, jungen Menſchen bedeutet. Oghlum balygh oldu, اوغلم بالغ اولدى, oder Balygh haddine irischmisch, بالغ حدنه ايرشمش, d. i. „Mein Sohn iſt in die Pubertät gekommen,“ ſagt der Osmanlo. Unterdeſſen weiß man, daß dieſes Wort im Grunde zum alten Stammgut der helleniſchen Sprache gehört, wenigſtens iſt dieß die Meinung des berühmten Du-Cange, der es mit Recht vom althelleniſchen πάλληξ, oder πάλλαξ, ακος, ein Jüngling, auch ein mannbares Mädchen, ableitet. Der Begriff eines amasius, puer concubinus, liegt aber nebenher im Begriffe, beſonders im Diminutiv παλλικάριον, welches im byzantiniſchen Sprachgebrauche hauptſächlich die Troßbuben, Schildträger und ايچ اوغلان, itſchoglan der Officiere und Soldaten bedeutet, und nicht zuerſt in der Frankenchronik von Morea, wie Hr. Buchon meint, ſondern bereits im Chronicon Alexandriaum und in der Taktik Kaiſers Leo, d. i. bereits ein halbes Jahrtauſend früher gefunden wird, wie derſelbe Du-Cange in ſeinem Gloſſarium weitläufig nachweiſ't. Entſcheidend für die oben angegebene Erklärung iſt die Stelle in Leo's Taktik, Cap. 10, §. 4: πλῆθος τῶν λεγομένων παλλικαρίων, ἤγουν τῶν δουλευόντων τοῖς ἄρχουσι, καὶ τοῖς στρατιώταις. Man weiß, daß Verhältniſſe dieſer Art nicht nur in den Kriegsheeren, ſondern eben ſo gut im bürgerlichen Leben der morgenländiſchen Völker von Japan, bis an die Save heute noch wie vor Jahrtauſenden beſtehen, und daß das turko-

Kaum hatten dieſe Menſchen die blitzenden, vom Griechenblute gerötheten Schwerter der Ritter erblickt, als ſie ihren Feldherrn verließen, und in wilder Flucht auseinanderſtoben. Ein Eingeborner des Landes, welcher die Umgebung von Prinitza kannte, leitete die Flucht des kaiſerlichen Feldherrn über Levitza nach Kapelos, und dann durch Einöden und Waldungen in die Defileen von Melingi nach Miſtra. Das übrige zahlloſe Heer lief beim Anblicke des fränkiſchen Schlachthaufens mit Hinterlaſſung des ganzen Lagers auseinander, und kehrte in ſeine Heimath zurück. Ein dichter und großer Wald am Abhange der Gebirge bei Prinitza nahm die Fliehenden auf, und hemmte die Schritte ihrer vom langen Streit ermüdeten Verfolger.

In dieſer Weiſe hatten dreihundert und zwölf fränkiſche Ritter über das, wenigſtens 30,000 Mann ſtarke Heer der Griechen einen vollſtändigen Sieg erfochten. Tauſend Stück Pferde hatten ſie in dieſem Gefechte gewonnen, den Raub des erbeuteten Lagers aber zum Theil den Bewohnern der umliegenden Dorfſchaften überlaſſen.

Am folgenden Tage rückten die beutebeladenen Sieger bis in das nahe gelegene Servia, und Tags darauf bis zu dem Städtchen Bliſiri, *) von wo aus Meſſir

---

egyptiſche Mamluk, das byzantiniſch griechiſche παλικάρι neben dem modernen ψυχικός, und das perſiſche پشت, puscht, ſinnverwandte Wörter ſind; πάλικα-ς und بالغ, balygh, aber grammatikaliſch ſich wie ξίφος und صيف, sseif, nahe ſtehen.

*) Wie der Leſer ſelbſt beobachtet, kommen hier lauter ſlavi-

Johann von Katava einen umſtändlichen Bericht über das Gefecht bei Prinitza an den Fürſten nach Korinth abgehen ließ. Wilhelm, ſagt die Chronik, erhob nach Durchleſung deſſelben die Augen zum Himmel, dankte Gott und der unbefleckten heiligen Jungfrau, und bedauerte nur, am Feſte der Schlacht keinen Antheil gehabt zu haben.

Die geſchlagenen Moraiten dagegen ſuchten die Schmach ihrer Niederlage durch ein Mirakel zu mildern, welches der Himmel zu Gunſten der Franken habe geſchehen laſſen: einen Ritter ſitzend auf einem weißen Pferd, und ſchwingend ein blitzendes Schwert wollten ſie in der Luft geſehen haben. Einige behaupteten und ſchwuren, St. Georg ſelbſt ſey es geweſen, andere dagegen hielten die ſchreckenerregende Erſcheinung für die heilige unbefleckte Jungfrau, Patronin des Kloſters von Iſova, welches der griechiſche Heerhaufen verbrannt hatte. Wieder andere ſchrieben die Gegenwart irgend eines Heiligen bei dem fränkiſchen Heere dem Meineide Michaels zu, welcher den Prinzen auf die falſchen Berichte des Caſtellans von Monembaſia, als habe Wilhelm Miſtra angegriffen, mit Krieg überzog, und aus Morea vertreiben wollte. Auch iſt der Chronikſchreiber der vollen Ueberzeugung, durch den Ausgang der Schlacht bei Prinitza habe die Gottheit Wilhelms Sache für die gerechte erklärt, und Michael der Kaiſer trage allein die Schuld des treulos geſtörten Friedens.

ſche Ortsnamen zum Vorſchein, und zwar im Herzen von Morea, d. i. in Arkadien und Lakonien.

Der Großdomeſticus dagegen fand es weniger leicht, als der Krieger, ſich über die erlittene Niederlage zu tröſten. Er grämte ſich beinahe zu Tode, kein Mittel ſehend, eine ſo große Schande von ſich und ſeinem Gebieter abzuwenden. Ein Franke im Dienſte Michaels war eben damals im Hauptquartier zu Miſtra eingetroffen, und ſuchte den Ueberwundenen über ſein Unglück zu tröſten. Liſt, meinte er, und Klugheit können häufig den Sieg erfechten über Ungeſtüm und phyſiſche Kraft. Als Beiſpiel wolle er ihn nur auf die Schlacht in Pelagonien, welche der Sebaſtokrator mit ſo entſcheidendem Erfolge gegen das große Moraitiſche Heer gewonnen habe. Dieſer habe ſich nicht blindlings auf die Menge ſeiner Streitkräfte verlaſſen, ſondern ſeine Zuflucht zur Hinterliſt genommen. Auf der ganzen Erde ſey es ja bekannt, daß in Handhabung der Lanze und des Schwertes die Franken Meiſter ſind. Deßwegen habe ihnen damals der kluge Sebaſtokrator, der ſie kannte, zuerſt die Deutſchen entgegengeſchickt, um ihre Wuth zu hemmen, und den erſten Sturmdrang ihrer Lanzen aufzufangen. Auf die Deutſchen habe er dann die Ungarn, die Türken und Kumanen folgen laſſen, welche ihre Pfeile ohne Unterſchied in das Dickicht der Kämpfenden ſchleuderten, Deutſche und Franken zugleich erſchoſſen, die Pferde erlegten, und in dieſer Weiſe den Sieg entſchieden. Ohne die Pfeilſchützen wäre damals die Schlacht eben ſo ſicher, als neulich bei Prinitza verloren geweſen. Sein zu großes Vertrauen auf das zahlreiche Heer habe ihm Geringſchätzung gegen das kleine Häuflein der fränkiſchen Reiter eingeflößt, was ein kluger und umſichtiger

Feldherr niemals zu thun pflege. Es ſey ja eine alte Wahrheit, daß der Liſtige häufig über den Muthvollen den Sieg erringe. Ein Franke wiege im offenen Kampf immer zwanzig Griechen auf, wie man es bei Prinitza deutlich geſehen habe. Ihr erſter Anlauf ſey allezeit gegen den Mittelpunkt der feindlichen Macht gerichtet, und gleiche der Wuth raſender Wölfe, welche in eine Hürde eindringen, und die Schafe zerſtreuen. Er rathe ihm deßwegen, ſein zerſtreutes Heer wieder zu ſammeln, und ungeſäumt auf Andravida loszugehen, wohin ſich dem Gerüchte nach der Fürſt von Korinth aus zurückgezogen, nachdem er ſeine Vaſallen gleichfalls in ihre Heimath entlaſſen hatte. Im Falle nun, daß Wilhelm die Thorheit begehe, ihm entgegen zu rücken, ſoll ſich der Großdomeſticus ja hüten, mit Ungeſtüm anzugreifen. Nicht mit den Lanzenreitern ſoll er fechten, ſondern den türkiſchen Bogenſchützen den Befehl geben, die Pferde der Franken zu erlegen, und ſie ſelbſt auf den Boden zu bringen. Und ſollte gar Wilhelm, der Prinz, in ſeine Hände gerathen, ſo könne man ohnehin ganz Morea für erobert halten.

Der Großdomeſticus, dem jede Gelegenheit, die erlittene Schmach wegzuſpülen, willkommen war, fand in den Worten dieſes Fremdlings viel Wahres, rief ſeine Kapitani zuſammen, und befahl ihnen, ſich zum Aufbruche nach Andravida zu rüſten. Kantakuzenos und Makrynos aber, die beiden vornehmſten Unterfeldherren, machten ihn aufmerkſam, daß der Sommer vorbei, der Winter begonnen, und ſomit die ſchlechte Jahrszeit eingetreten ſey, in welcher man die Soldaten nicht in das Feld führen, ſondern zu Hauſe laſſen müſſe. Und überdieß wiſſe man auch noch nicht, wie hoch ſich der Verluſt bei Prinitza belauſe, und über wie viel Soldaten und Pferde man überhaupt noch verfügen könne. Deßwegen wären ſie der Meinung, man ſolle die ſchöne Jahrszeit abwarten, und den Zwiſchenraum zur Wiederausrüſtung des Heeres mit Klugheit benützen, und dann im künftigen Märzmonate mit erneuter Kraft gegen Andravida ziehen.

Nur ungern gab der Großdomeſticus ihren Einreden Gehör; denn „Gott weiß es,“ ſagte er ihnen, „wie unerträglich mich der Gedanke quält, von einem gemeinen „Ritter überwunden zu ſeyn. Hätte uns nur wenigſtens „der Fürſt in eigener Perſon angegriffen und beſiegt, „würde ich mich doch noch leichter tröſten können, weil er „den Ruhm eines großen Mannes und berühmten Kriegers „beſitzt. Aber unerträglich iſt es, ſich ſelbſt einzugeſtehen, „daß der Bruder des Kaiſers von einem armen gichtgequälten Ritter überwunden, und Tauſende von Griechen von „dreihundert Franken in die Flucht geſchlagen worden „ſeyen.“

Mit den beiden Unterfeldherren Makrynos und Kantakuzenos blieb der Großdomeſticus den Winter über ruhig zu Miſtra mit Vorkehrungen beſchäftigt, um den künftigen Feldzug rühmlicher und erfolgreicher zu endigen, als den letzten.

Mit Frühlingsanfang des Jahres eintauſend zweihundert vier und ſechzig ſammelte ſich das griechiſche Heer neuerdings auf den gras- und quellenreichen Ebenen von Sapiko. *) Die Milizen aus Tzakonien, aus Melingi und aus allen Ortſchaften von den Bergſchluchten Skorta's bis Vatika und Monembaſia hin waren in das Lager gekommen. In Abtheilungen zogen ſie von dort auf die Fläche bei Karitena, und gelangten ſtromabwärt gehend nach Prinitza, wo ſie Johann von Katava im vorigen Jahre ſo ſchimpflich überwunden hatte. Hier verließen ſie die gerade Straße nach Andravida, wo ſie der Prinz mit ſeiner ganzen Macht erwartete, und nahmen ihre Richtung links gegen Serviana, weil ihnen die Eingebornen ſagten, die Wege zur fränkiſchen Hauptſtadt gehen durch Schluchten, und bieten viele Stellungen, in welchen die feindlichen Armbruſtſchützen dem kaiſerlichen Heere Schaden thun könnten.

Oeſtlich von Serviana auf einer Anhöhe ſtand ein von wenigen Hütten umgebenes, und dem heiligen Niklas geweihtes Kirchlein, bei den Einwohnern Meſiſcli genannt. **) Hier errichtete man das Gezelt des Domeſticus, während ſeine Kriegsſchaaren den Abhang der Hügelreihe und die am Fuße derſelben ausgebreitete Ebene überſchwemmten.

Tags darauf, mit Sonnenaufgang erſchien der Fürſt mit ſeinen fränkiſchen Streitkräften zu Fuß und zu Pferd. Schlagfertig, in drei Haufen abgetheilt, rückte er auf Serviana vor, wo die Moraiten in Schlachtordnung ſtanden. Das erſte Treffen der Feinde befehligte Kantakuzenos, der tapferſte Mann im kaiſerlichen Heere. Einen Köcher auf dem Rücken und eine eiſerne Keule in der Hand ritt er auf ſeinem flüchtigen Renner weit vor der Linie ſeiner Krieger den Franken entgegen, entfaltete im Angeſichte beider Heere ſeine Reitkünſte in raſchen Wendungen und zierlichen Courbetten. Und nachdem er den Zwiſchenraum zwei bis dreimal durchflogen war, beſtieg er ein anderes Pferd, und ritt mit ſtolzer Unerſchrockenheit dicht an die fränkiſche Schlachtordnung, indem er mit großer Schnelligkeit von einer Fronte zur andern ſchwenkte, um zu zeigen, wie ſehr er die geringe Zahl der Franken verachte, und den Sieg der Griechen ihrer zahlreichen Streitkräfte wegen für unbezweifelt halte. Plötzlich ward das Pferd ſcheu, biß in die Zügel, und rannte ganz nahe an den Prinzen von Morea hin; dort verwickelte es ſich mit dem Fuß in einen wilden Roſenſtrauch, und ſtürzte ſammt dem Reiter zu Boden. Einige Franken eilten hinzu, erſchlugen Kantakuzenos und führten den Renner fort. Der Großdomeſticus und Makrynos, indem ſie ſahen, wie der beſte Krieger, und gleichſam die Seele des kaiſerlichen Heeres unter ihren Augen zu Grunde gegangen, glaubten ſich im nämlichen Augenblicke ſelbſt mit tödtlichen Wunden geſchlagen,*) und hielten ſich ſchon voraus für überwunden. Sie entriſſen zwar den Körper des erſchlagenen Kantakuzenos den feindlichen Händen, ließen aber darauf unmittelbar das Zeichen zum Rückzuge blaſen, und entflohen gänzlich vom Schlachtfelde.

---

*) 'Σ τοῦ Σαπικοῦ τοὺς κάμπους, p. 264, Note 1, d. i. am nördlichen Fuße des Berges Chelmos, nahe an den Quellen des Rufia und Eurotas.

**) Μεσίσκλι, p. 266, Note 2 der Chronik.

---

*) Ἐφάνησάν τους ὡσπερεὶ ἀπόθανον ἐκεῖνοι. Chronic. p. 267.

Der Prinz wollte ſie verfolgen, und in die Provinz Miſtra eindringen. Seine Gefährten hielten ihn aber durch die Vorſtellung zurück, daß die Griechen bei ihrer überwiegenden Anzahl die fränkiſche Reiterei einwickeln und unter einem dichten Regen von Pfeilen ohne Mühe vernichten könnten. Er ſelbſt könnte ſeinen Untergang finden, und mit ihm wären zugleich Heer und Reich verloren. Wilhelm kehrte in ſeine Reſidenz Andravida zurück, während ſich der Großdomeſticus auf die Ebenen an den Quellen des Rufia zog, und die feſte Stadt Nikli bedrohte.

Ein Theil des Heeres hatte ſich auf der ſchimpflichen Flucht verlaufen, und den Kern deſſelben, aus tauſend türkiſchen Bogenſchützen zu Pferd beſtehend, verlor der Großdomeſticus durch einen unerwarteten Vorgang während der Einſchließung von Nikli. Seit ſechs Monaten war er dieſer tapferen Truppe den Sold ſchuldig. Und als ſie die Ausbezahlung deſſelben verlangten, gab ihnen der Großdomeſticus, ohnehin ſchon erbittert durch den Gedanken, daß er, weit entfernt, Morea zu erobern, wie er ſich geſchmeichelt hatte, vielmehr mit Schande und Verluſt zurückgeſchlagen ſey, eine ſtolze und beleidigende Antwort: „Ob ſie ſich nicht ſchämten einen Sold zu begehren, nachdem ſie ſich auf kaiſerlichem Gebiete durch die den Franken abgenommene Beute, und andere vom Kaiſer bewilligte „Vortheile bereichert? Bei ihrer Landung auf Morea ſeyen „ſie arm, zerlumpt, beinahe nackt geweſen; jetzt ſeyen ſie „ſämmtlich reich und prächtig ausgerüſtet, ohne daß ſie

„dem Kaiſer auch nur den geringſten Nutzen gebracht hätten. „Oder ſie ſollen irgend einen Gewinn namhaft machen, „welchen der Monarch aus ihrer Beihülfe gezogen habe, „und er wäre bereit zu zahlen. Im Gegentheil aber würden „ſie auch von ihm nicht das Geringſte erhalten.“ *)

Die Türken bemerkten dagegen, daß die Schuld des ſchlechten Erfolges der beiden Feldzüge nicht ihrem Mangel an Bereitwilligkeit und Muth, ſondern ſeiner eigenen Ungeſchicklichkeit und der Feigheit ſeiner griechiſchen Soldaten beizumeſſen ſey. Sie ſeyen ja mit ihm nach Prinitza gezogen, er habe ſie aber in der Schlacht nicht verwenden wollen, weil er durch Hülfe ſeiner griechiſchen Lanzenreiter den Sieg zu erringen glaubte, gleichſam, als wenn er je gehört hätte, daß man fränkiſche Ritter mit Lanze und Schwerdt angreifen könne, ohne jedesmal geſchlagen zu werden. Auch wiſſe Jedermann den ſchmählichen Erfolg ſeiner Anordnungen, und die ſchimpfliche Flucht, auf welcher das übrige Heer auch ſie fortgeriſſen habe. Eben ſo ſeyen ſie neuerlich auf dem Zuge nach Andravida den Franken kaum ſo weit entgegengerückt, um ſie mit ihren Pfeilen zu erreichen, als er angetrieben durch eine unbegreifliche Feigheit, das Zeichen zum Rückzuge gegeben, weil ein einziger Mann als Opfer ſeiner eigenen Thorheit gefallen war. Und weil er in ungerechter Weiſe ihnen den Sold vorenthalte, ſo verlangen ſie hiemit zugleich ihren Abſchied, indem ſie geſonnen wären, irgend anderswo ihre Dienſte anzubieten.

---

*) Chronic. p. 368.

Nach kurzer Berathung erhob ſich der ganze Trupp, und ſchlug den Weg nach Andravida ein. Am erſten Abend kamen ſie auf die Ebene von Karitena, wo ſie das Lager ſchlugen. Als der Großdomeſticus ſah, daß die Türken bei dem Prinzen von Morea in Kriegsdienſte zu treten geſonnen ſeyen, war er mit Recht betroffen, und wollte den Entflohenen in Perſon nacheilen, um ſie wieder zu ſeinen Fahnen zurückzuführen. Man widerrieth ihm dieſen Schritt, weil es ſowohl unſchicklich als gefährlich ſey, daß der Bruder des Kaiſers von Konſtantinopel türkiſchen Miethſoldaten nachlaufe! Sie könnten ſich ja ſeiner Perſon bemächtigen, ſeine Begleitung niederhauen; und welche Schmach wäre dieſes! Griechiſche Kapitäne möge er ihnen nachſenden, um ſie zu beruhigen, und durch reichliche Verſprechungen zur Rückkehr zu bereden. Nicht nur ihren vollen Sold, auch weitere Geſchenke und Gunſtbezeugungen ſolle er ihnen zuſagen, und durch alle mögliche Mittel verhindern, daß ſich eine ſo tapfere Truppe ja nicht mit ihrem Feinde, dem Frankenfürſten Wilhelm, verbinde.

Zwei konſtantinopolitaniſche Offiziere mit einigen Guiden kamen an demſelben Abend noch in die Quartiere der Türken nach Karitena, und entledigten ſich im Gezelte Meliks, welcher den ganzen Trupp befehligte, ihrer Aufträge. *) Melik berieth ſich mit den übrigen

---

*) ملك, Melik, d. i. Häuptling, Fürſt als Gattungs- und Eigenname gebraucht.

Häuptlingen, und antwortete dann im Namen aller, daß man den Verſprechungen des meineidigen und treuloſen Großdomeſticus durchaus kein Vertrauen ſchenken könne, und daß ſie ſich jetzt zu den Franken verfügen wollen, von welchen jedermann erzähle, daß ſie gegebenes Verſprechen gewiſſenhaft erfüllen.

Vergeblich harrten die Unterhändler die ganze Nacht im türkiſchen Lager auf eine günſtigere Wendung der Dinge. Mit Tagesanbruch nahmen die Türken ihre Gezelte ab, und zogen ſtromabwärts über Perigardi und Bliſiri nach Servia, in deſſen Nähe man das letzte Gefecht geliefert hatte. Von hier aus ſendete Melik zwei der romäiſchen Sprache kundige Türken mit zwölf Begleitern an den Prinzen Wilhelm nach Andravida, um den Beweggrund ihrer Ankunft auf ſeinem Gebiete darzulegen. Auf den allgemeinen Ruf ſeiner Rechtlichkeit und ſeiner Handlungsweiſe in der doppelten Eigenſchaft als Fürſt und Feldherr, ſagten ſie ihm, habe der ganze Trupp ihrer Landsleute die griechiſchen Fahnen verlaſſen. Und wenn er nun ihrer Dienſte bedürfe, ſo wären ſie alle bereit, ihm auf ein halbes Jahr als Bogenſchützen im Kampfe gegen die Griechen Beiſtand zu leiſten, und zwar um ſo bereitwilliger, als ſie wüßten, daß der Kaiſer dieſen Krieg ohne rechtlichen Grund auf die treuloſeſte Weiſe begonnen habe. Sollte er aber ihrer Dienſte nicht benöthigt ſeyn, ſo möge er doch als Fürſt und Landesgebieter befehlen, daß man ſie unangefochten den Iſthmus paſſiren laſſe, um nach ihrer Heimath in Aſien zurückzukehren.

Wilhelm war über dieſe Rede höchlich erfreut, und ſandte Meſſir Anceau de Toucy, einen der türkiſchen Sprache kundigen Ritter, mit 300 Mann nach Bliſiri, um die Schaar des Melik an das Hoflager nach Andravida zu begleiten. Am Ufer des Iliakos, einige Stunden vorwärts Andravida, kam ihnen Wilhelm ſelbſt mit einem glänzenden Gefolge von Rittern und Knappen entgegen. Bei ſeinem Anblicke ſtiegen alle Türken, bis auf Melik und Salik, ihre Anführer, vom Pferde und ſalutirten den Beherrſcher nach vaterländiſcher Sitte. Wilhelm grüßte ſie freundlich und gab ihnen die Hand. „Der Großdomeſticus,“ ſagten ſie ihm auf dem Wege neben ihm herreitend, „hat unſern Sold zurückbehalten, „ohne daß wir uns irgend eines Fehlers oder reſpectwidrigen Betragens gegen den Kaiſer ſchuldig gemacht „haben. Wir erklärten dann als ehrliche Kriegsmänner, „daß wir von den griechiſchen Fahnen unſern Abſchied „nehmen, und verließen unter aller Augen und am hellen Tage ihr Lager. Heute kommen wir nun hieher, „o Gebieter, um die Deinigen zu ſeyn, und dir zu dienen mit Treue als wahre Soldaten, und wenn wir „dir gedient haben in der Weiſe, wie du es für gut „findeſt, verlangen wir keine andere Belohnung, als die „Erlaubniß, in unſre Heimath zurück zu kehren. Wir ſind „fürwahr nicht in dieſes Land gekommen, um auszuruhen, und die Zeit zu vergeuden. Rüſte heute noch „deine Kriegsmacht, und mit nächſtem Morgen wollen „wir gegen die Griechen und ihren treuloſen Feldherrn „ziehen. Niemals haben wir die Wahrheit in ihm

,,gefunden. Mit leeren Worten hat er uns immer getröſtet,
,,und zuletzt damit geendet, daß er unſern vertragsmäßigen
,,Sold in der Taſche behielt. Wir verlangen
,,von dir nichts anderes, als daß du mit uns vor ſein
,,Lager zieheſt. Dort kannſt du mit deiner Macht ruhig
,,bleiben, wir allein wollen das griechiſche Heer überwinden.''

Da unterdeſſen Nachricht eingelaufen war, der konſtantinopolitaniſche Feldherr ſey bei den Engpäſſen von Skorta angekommen, brach Wilhelm mit allen ſeinen alten und neuen Streitkräften von Andravida auf. Die Türken bildeten die Vorhut, und kamen mit Hülfe einheimiſcher Wegweiſer am fünften Tage nach Kopринitra, unweit Arkadia an der Meeresküſte. In der Ortſchaft Muntra bei einer ſchönen Quelle ſchlugen ſie ihr Lager, und verkündeten laut, am folgenden Tage, der ein Sonnabend war, wollten ſie in den öſtlich von ihnen gelegenen Bergen den Kampf beginnen. Die beiden Häuptlinge mit fünfzehn Reitern ließen ſich ſelbſt zum Fürſten führen, der in einiger Entfernung kantonnirte, und meldeten ihren Entſchluß.

Wilhelm rufte den Kriegsrath zuſammen, um die Meinungen der Kapitäne über die Anordnung der bevorſtehenden Schlacht zu vernehmen. Anceau de Toucy redete zuerſt und ſagte: er habe von einem ſeiner Kundſchafter vernommen, daß der Großdomeſticus mit ſeiner ganzen Macht nach Veligoſti gekommen ſey und auf erhaltene Anzeige unſeres Anzuges alle Durchgänge und

Schluchten von Makry-Plagi beſetzt habe *). Er meine daher, man ſolle den Türken, die bisher die Vorhut gebildet haben, im Centrum der fränkiſchen Truppen ihre Stellung anweiſen, um ſicher zu ſeyn, daß ſie im Augenblicke des Angriffs nicht die Flucht ergreifen, und das Heil der ganzen Streitmacht auf das Spiel ſetzen. Er ſelbſt wolle ſich an die Spitze der erſten Heerſäule ſtellen, und die Vorhut im Treffen bilden. Hinter ihm ſollen die Türken im zweiten Treffen, und im dritten der Prinz ſelbſt mit dem Kern ſeiner Krieger ſtehen. Der barmherzige Chriſtus, meinte er, werde ihm ein Benehmen einflößen, welches Gott wohlgefällig und dem Fürſten angenehm ſeyn ſoll. Wilhelm gab ſeine Einwilligung zu dieſer Anordnung der Schlacht, und die Türken hielten ſich geehrt, den Mittelpunkt des Heeres einzunehmen.

Meſſir Anceau rückte zuerſt über die Ebene von Kalami, die ſich am Fuße der Hügelreihe von Makry-Plagi hinzieht, und ritt an der Halde hinauf bis Phaneromeni, wo die erſte Abtheilung Griechen aus ihrem Hinterhalte hervorbrach, und das Gefecht begann. Ihrer großen Zahl und der Wuth des erſten Angriffs konnte Anceau's Haufe nicht widerſtehen, er fing an zu weichen, verfolgt von den Griechen mit großer Macht. Anceau brachte die Seinigen zum Stehen, und trieb die Feinde mit dem Schwerte in der Hand wieder bis Phanero-

---

*) Μακρὴ πλάγη, die lange Halde, oder „Am langen Eck“ im Slaviſchen Sinne gedacht, wie bei Megiſer, Kärntneriſche Chronik, B. I, pag. 40.

meni hinauf. Der Großdomeſticus ſchickte den Weichenden die zweite Abtheilung zur Unterſtützung, und die Franken wurden zum zweiten Male über die Halde hinabgetrieben. Sie trennten ihre Glieder und flohen ordnungslos, „wie Krähen vor den Falken.“ Doch gelang es dem heldenmüthigen Anceau, die zerſtreuten Glieder wieder zu ſammeln, und die Griechen mit dem Säbel in der Fauſt die Anhöhe hinaufzudrängen. Und da zu gleicher Zeit die Türken herbeieilten, und einen Pfeilregen auf die Häupter der griechiſchen Soldaten herabgoſſen, entſtand allgemeine Flucht und Verwirrung auch in jenen Abtheilungen des kaiſerlichen Heeres, welche noch nicht gefochten hatten. Alles floh in der größten Unordnung unaufhaltſam; der Großdomeſticus ſelbſt verbarg ſich nahe bei Gardiki in einer Berghöhle, wurde aber von Peter Kumain, einem der nachſetzenden Reiter, entdeckt, und von Anceau gefangen in das Hauptquartier des Fürſten abgeführt.

Wilhelm erhob ſich bei ſeinem Eintritte, und ließ den Gefangenen ehrenvoll neben ſich Platz nehmen. Die Franken, ſagte er ihm, haben mit dem Kaiſer einen aufrichtigen Frieden beſchworen, und beide Theile hätten auf ewige Zeiten friedlich und verträglich neben einander auf Morea leben ſollen; allein der Kaiſer habe mit Verletzung aller Eide die Feindſeligkeiten begonnen, habe auf fränkiſchem Gebiete geraubt und verwüſtet, und zahlreiche Heere auswärtiger Barbaren zum Ruin des Landes auf Morea's Küſten ausgeſchifft; dieß ſey ein ſehr großer Fehler von ſeiner Seite geweſen; allein Gott, der Rächer aller Ungerechtigkeit, habe ſich bei dem Anblicke der Brand- und Mordſcenen gegen den Urheber derſelben höchlich erzürnt, in deſſen Folge nun das kaiſerliche Heer geſchlagen und er ſelbſt (der Großdomeſticus) in Gefangenſchaft gerathen ſey. Seine zahlloſen Schwärme von Reitern uno Fußgehern, welche er nach Prinitza geführt, und aller Glanz der Majeſtät, mit welchem ihn der Kaiſer bekleidet, haben ihm nichts genützt, indem er, von nicht mehr als 300 Franken auf's Haupt geſchlagen, einen großen Theil des Heeres verloren hätte. Und wie es ihm heute bei Makry-Plagi, ungeachtet ſeiner großen Macht, ergangen ſey, ſehe er ja ſelbſt. Er, (Wilhelm) ſey zwar entfernt, ſich ſeiner Siege zu rühmen, aber Gott müſſe er doch Dank ſagen für die Gerechtigkeit, mit welcher er den Streit entſchieden habe.

Dagegen machte auch der Großdomeſticus ſeine Bemerkungen, in ſo weit es ihm ſeine Lage als Kriegsgefangener geſtatten wollte. „Sich ſeiner Vortheile rühmen, und aufgeblaſene Reden führen; wenn man vom Glück begünſtiget ſey, meinte er, ſtehe einem Edelmanne niemals gut an; denn das Kriegsglück ſey wandelbar, wie er (Wilhelm) ja ſelbſt ſchon erfahren habe. Was aber den gegenwärtigen Kampf betreffe, ſo ſey das Unrecht ganz auf Seite der Franken. Denn es wiſſe ja jedermann, daß das Eiland Morea nicht ihnen, ſondern dem Kaiſer von Rechtswegen zugehöre. An Wilhelm ſey es nur durch Erbſchaft gekommen, deren Quelle aus Ungerechtigkeit und barbariſcher Waffengewalt gefloſſen ſey. Ein jeweiliger Kaiſer der Romäer beſitze auch Morea als unveräußerliches und legitimes Erbe der griechiſchen Nation, welche ihre Rechte durch die tyranniſche Uſurpation der erſten fränkiſchen Eroberer aus dem Hauſe Ville-Hardouin nicht verloren habe. Er ſelbſt (Wilhelm) werde wohl wiſſen, wie ihn das wandelbare Glück in die Gefängniſſe nach Konſtantinopel geführt, und den Kaiſer zum Herrn über ſein Leben gemacht habe. Michael aber, allezeit menſchlich, gerecht und von chriſtlicher Milde in ſeinen Handlungen geleitet *), habe ihn ehrenvoll entlaſſen, und nach Morea zurückgeſchickt. Kaum daſelbſt angekommen, habe er den Krieg begonnen, und von eitler Ruhmſucht verblendet, alle göttlichen und menſchlichen Geſetze beleidigt, und Meineid auf Meineid gehäuft mit gänzlicher Vergeſſenheit der Schickſals-Schläge, welche er einſt an den Ufern des Vardar erlitten habe.“

Dieſer heftigen Rede ſetzte der Fürſt Ruhe entgegen und ſagte, er wiſſe wohl, daß man dem Schmerz ſeines Unglücks und ſeiner Gefangenſchaft die harten und beleidigenden Worte zu Gute halten müſſe, die er von einem der Freiheit genießenden Manne nicht gleichgültig ertragen dürfte. Jedoch wiſſe die ganze Welt, auf welcher Seite das Unrecht ſey. Der Kaiſer habe den falſchen Berichten der treuloſen Griechen von Monembaſia ein zu geneigtes Ohr verliehen, und von ihnen getäuſcht, voreilig und ohne nähere Prüfung der Begebenheiten den

---

*) Hat ſeinem legitimen Herrn und Kaiſer die Augen ausgeſtochen und die Krone geraubt.

Anmerk. des Verf.

Frieden gebrochen. Gott möge ihm dieſen Fehler verzeihen.

Beide ſchwiegen dann, und wälzten die ganze Schuld dieſes verderblichen Krieges von ſich auf die Bewohner von Monembaſia. Der Großdomeſticus mit den vornehmſten konſtantinopolitaniſchen Offizieren wurde in das feſte Seeſchloß Chlumutzi abgeführt. Die übrigen Kriegsgefangenen aber in die verſchiedenen Caſtelle des fränkiſchen Gebiets vertheilt.

Ueber die weiter vorzunehmenden Kriegszüge waren die Stimmen im Rathe getheilt. Die einen glaubten; man ſolle das Heer entlaſſen, und im Schoße der Familien endlich einmal von den langwierigen und erwüſdenden Feindſeligkeiten ausruhen. Die Klügern aber, eben ſo müde der ununterbrochenen Feldzüge, gaben den Rath, nach Lacedämon vorzurücken, weil man daſelbſt Kriegs- und Mundvorrath für das Heer im Ueberfluſſe antreffen, und zugleich die Belagerung von Miſtra beginnen könne. Und ſollte das gute Glück Mittel an die Hand geben, ſich dieſer Feſtung zu bemächtigen, ſo wäre die Wiedereroberung des ganzen Landes und das endliche Aufhören dieſes eben ſo ermüdenden als zerſtörenden Kampfes eine nothwendige Folge.

Meſſir Anceau, der Archi-Kapitain*), und Johann Katava, der Marſchall, erhielten den Auftrag, die nöthigen Anſtalten zu treffen, um mit Heeresmacht das abgefallene Lacedämon wieder zu beſetzen. Ueber Beligoſti und Gardilibon drang die Vorhut der Franken in das Eurotas-Thal hinab[*]), erhielt aber vor dem Eintreffen unter den Mauern Lacedämons die Nachricht, daß dieſe Stadt, von ihren Bewohnern gänzlich verlaſſen, das Bild der Zerſtörung darbiete. Zugleich ſtanden auch die umliegenden Dörfer insgeſammt leer, indem ſich die griechiſche Bevölkerung von Lacedämon und der Umgegend mit all' ihrem beweglichen Gute in die neu aufblühende Stadt Miſtra geflüchtet hatte. Die neue Feſtung gewährte Sicherheit, während das vernachläſſigte und halbverfallene Lacedämon mit ſeinem ſchwachen Schloſſe die Bürger nicht zu ſchützen vermochte. Wilhelm ließ neue Coloniſten fränkiſcher Abkunft aus ſeinem Gebiete ausheben, und gab ihnen die leerſtehenden Häuſer, und die verlaſſenen Grundſtücke der ausgewanderten Moraiten. Zugleich ließ er Lebensbedarf herbeiſchaffen, führte die nöthigen Bauten, beſſerte und mehrte die eingeſtürzten Feſtungswerke, errichtete neue, und legte eine ſtarke Beſatzung hinein. Mit den übrigen Truppen durchſtreifte er das ganze Land vom Eurotas bis Monembaſia, plünderte Helos[**])

---

*) Πρῶτος ἀρχηγὸς εἰς ὅλη τὰ φουσάτα.

---

[*]) Hier erſcheint ein anders Γαρδίλιβον, verſchieden von einem damals noch anſehnlichen Slavenorte dieſes Namens in Tzakonien.

[**]) Man hat ſchon Band 1. dieſes Werkes bemerkt, daß die Byzantiner nach Beſiegung der moraitiſchen Slaven, die ſlaviſchen Ortsnamen, deren Bedeutung ſie kannten, wieder gräciſirten. Helos, Ἕλος, liefert einen deutlichen Beweis.

und Vatika, zündete die inſurgirten Dörfer an *), und zerſtörte alles. Die Diſtrikte von Dragaligos und Tzakonia wurden in Einöden verwandelt, ſelbſt Bäume und Weingärten nicht verſchont. Die Armee machte groſſe Beute.

Den Winter wollte der Prinz in Lacedämon zubringen, und die nöthigen Vorkehrungen treffen, um mit Wiederanfang der ſchönen Jahreszeit die Belagerung von Miſtra zu beginnen. Kaum war aber ein Monat verfloſſen, als ihn die Nachricht von einem wiederholten Aufſtande der Bewohner von Skorta zu ſchnellem Rückzuge nöthigte. Schon waren Araklobon und Karitena, die beiden feſteſten Caſtelle Skorta's von den Rebellen eingeſchloſſen, und das Feuer der Empörung drohte ſelbſt die Umgebungen von Patras und Andravida zu ergreifen **). Voll Grimm erhob ſich der Prinz von dem wohlbefeſtigten und ausgerüſteten Lacedämon, und traf mit dem Heere zu Veligoſti, am Fuße der Steilſeiten und Bergſchluchten von Skorta ein ***). Melik er-

---

Dieſer Ort heißt in der Reichsſtatiſtik des Prophyrogenitus noch Ἔζερο, was die ſlaviſche Ueberſetzung von Ἕλος iſt.

*) Ὅσ' ἦσαν ῥοβελεμένοι, d. i. welche rebellirt waren. Chron. pag. 288.

**) Ueber die Lage des Slavengaues Skorta vergl. die akademiſche Abhandlung vom 25. Auguſt 1835, S. 68 ff., und Geſch. v. Morea, B. I. S. . .

***) Veligoſti unweit des heutigen Lundari, ein Slavenort, der an das brandenburg'ſche und pommer'ſche Wolgaſt mahnt, und von gelehrten Slaviſten mit Groſſenhayn überſetzt wird.

hielt den Auftrag, mit ſeinen Türken in das Bergland einzubrechen, zu brennen und zu verwüſten, was er an lebenden Weſen fände niederzumetzeln, Niemand von dem treuloſen Geſchlechte dieſer Gebirgsleute zu verſchonen: die ganze Beute gehöre ihm und ſeinen Leuten.

In drei abgeſonderten Haufen, durch Meſſir Anceau mit einheimiſchen Führern verſehen, drangen die Türken auf drei verſchiedenen Punkten in die Hochthäler von Skorta, und verwandelten, ſo weit ſie kamen, alles Land in eine weite Brand- und Todtenſtätte. Die Häuptlinge von Skorta, zur Verzweiflung gebracht, flohen mit den Trümmern der Bevölkerung auf die Gipfel der Gebirge, und unterhandelten mit Wilhelm wegen Verzeihung und Unterwerfung, indem ſie die ganze Schuld der Rebellion auf ihren Gebieter, den Freiherrn Gottfried von Karitena warfen, der durch eine lange Abweſenheit aus ſeiner Baronie die Umtriebe und Aufwiegelungsverſuche der Griechen von Miſtra begünſtigte *).

---

*) In den erſten Zeiten des Moraitiſchen Kriegs hatte Gottfried die Gemahlin des gichtgeplagten Ritters Johann de Cataba, des Siegers von Prinitza, verführt, und war mit ihr heimlich aus Morea entwichen. Als Pilger verkleidet trieben ſie ſich an die zwei Jahre auf Sicilien und in Süd-Italien herum, bis endlich das Geheimniß an Manfred von Hohenſtaufen, damaligen König beider Sicilien, verrathen wurde. Manfred beſchied den Abenteurer zu ſich, verwies ihm ſein ſchimpfliches Betragen und ſeine Treuloſigkeit gegen den Fürſten von Morea, den er gegen Eid und Ritterpflicht im Kampfe gegen Michael Paläologus verlaſſen habe,

Wilhelm wollte von Verzeihung lange nichts wiſſen, und gewährte endlich nur auf wiederholte Fürſprache ſeiner Bannerherren und Kriegshäupter den Bittenden ſeine Gnade.

Melik und ſeine Türken erhielten Befehl mit der Verheerung inne zu halten, und wieder zum Hauptquartier zu ſtoßen.

Hierauf entließ der Prinz das ganze Vaſallenheer in die Heimath, und er ſelbſt zog ſich in ſeine Reſidenz Andravida zurück. Daſelbſt forderten die Türken, weil ihre ſechsmonatliche Capitulationszeit abgelaufen, den vertragsmäßigen Abſchied. Wilhelm entließ ſie ungerne, zahlte ihren Sold mit Pünktlichkeit, gab ihrem Führer überdieß noch reichliche Geſchenke mit beigefügtem Wunſche, die Capitulation auf weitere ſechs Monate zu erneuen, nach deren Ablaufe ihm frei ſtünde, ſich dahin zu verfügen, wo es ihm gefiele. Melik dankte für das Zutrauen, welches der Fürſt auf ihre Dienſte ſetze, entſchuldigte ſich aber mit ſeiner langen Abweſenheit von Heimath und Verwandten, die ihm nicht mehr

---

um mit dem Weibe eines ſeiner Waffenbrüder durch fremde Länder zu ſtreichen. Vierzehn Tage Friſt ſey ihm gegeben, um das Königreich zu verlaſſen. Und finde er ihn nach deren Ablauf noch innerhalb ſeines Gebietes, wolle er ihm ohne weitere Unterſuchung den Kopf abſchlagen laſſen.

Im Winter, welcher auf die Unterdrückung des Aufſtandes von Skorta folgte, landete Gottfried zu Glarentza, und ging nach Andravida zu Ville-Hardouin, der ihm großmüthig verzieh.

erlaube, an Erneuung der Dienſtzeit zu denken. Wilhelm entließ ſie hierauf alle reichlich beſchenkt und gab ihnen Wegweiſer über den Iſthmus bis nach Wlachia jenſeits der Thermopylen. Einige jedoch waren zurückgeblieben, um ſich auf immer in Morea anzuſiedeln. Der Prinz ließ ſie unterrichten und taufen. Zwei aus ihnen ſchlug er zu Rittern und gab ihnen Lehen und Töchter edler Franken als Gemahlinen. Auf den Burgen zu Burnabos und Renta ſaßen ihre Nachkommen noch zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

Mit dieſen Begebenheiten war der Sommer vorübergegangen, und zugleich das zweite Jahr des Krieges abgelaufen, welchen Wilhelm Ville-Hardouin und Michael Paläologus um den ausſchließlichen Beſitz von Morea führten.

In der Wendung, welche der Kampf auf Morea bisher genommen, hatten Michael und Wilhelm ſich beide getäuſcht.

Erſterer glaubte, ſo wie einmal ſeine Heere Wurzel gefaßt, müſſe die Unterjochung des ganzen Eilandes in der kürzeſten Zeit erfolgen. Wilhelm dagegen zweifelte keinen Augenblick an der Wiedereroberung der verlorenen Plätze, und an der völligen Vertreibung der Konſtantinopolitaner aus ſeinem väterlichen Erbe, wenn er nur einmal aus den Gefängniſſen von Konſtantinopel befreit wäre. Von dieſen beiden Hoffnungen war bisher noch keine in Erfüllung gegangen.

Zwei volle Jahre hatte der Krieg im Innern Moreas mit allen Gräueln jenes Zeitalters gewüthet, und am

Ende war man wieder auf denſelben Punkt zurückgekommen, von welchem man ausgegangen war. Auf dem Schlachtfelde behaupteten die Franken zwar den alten Ruhm ihrer Tapferkeit: zweimal hatten ſie das kaiſerliche Heer ſchimpflich in die Flucht geſchlagen, und ſelbſt einen verheerenden Einfall in die inſurgirten Provinzen gethan. Allein ihre Siege blieben ohne Frucht, weil das Geheimniß ihrer Stärke verrathen, und der Zauber ihrer Unüberwindlichkeit ſeit der Schlacht in Pelagonien verſchwunden war. Nach vielen Niederlagen hatten die Romäer endlich gelernt, daß man der Furie fränkiſcher Adelsmänner nicht Lanzen und Degenklingen, ſondern fliegende Reiterſchaaren und ferntreffendes Geſchoß am wirkſamſten entgegenſetze. Den Kampf im offenen Feld verweigern, war entſcheidender Sieg, weil die Franken, ein von Natur ungeduldiges und jähzorniges Geſchlecht, den Krieg methodiſch und mit kühler Berechnung zu führen, damals noch ganz unfähig waren. Der Nachfolger des bei Makry-Plagi beſiegten und gefangenen Großdomeſticus trieb die Franken aus dem halböden Lacedämon, und legte daſelbſt, ſo wie in die übrigen Feſtungen ſtarke Beſatzungen von Kumanen, Türken und Bulgaren, deren er eine große Menge aus Konſtantinopel nach Monembaſia gebracht hatte.

Weit entfernt von der Thorheit ſeiner Vorgänger, führte er auf des Kaiſers ausdrücklichen Befehl den für die geharniſchte Lehensmiliz allezeit verderblichen kleinen Krieg mit ſo günſtigem Erfolge, daß Wilhelm mit ſeiner geſchwächten Macht ſich auf keinem Punkte der inſurgirten

Länder feſtſetzen, geſchweige denn an eine Belagerung der abgetretenen Feſtungen Miſtra oder Monembaſia denken konnte.

Wenn man betrachtet, daß Wilhelm den größten Theil ſeiner Domänen theils beim Friedensſchluſſe zu Conſtantinopel abgetreten, theils durch den Aufſtand verloren hatte, die kriegsfähige Mannſchaft ſeiner Vaſallen aber durch Privatfehden damals auf eine kleine Zahl herabgeſunken, ſich aus der geringen fränkiſchen Bevölkerung nicht ergänzen konnte, ſo möchte es beinahe romanhaft ſcheinen, wie der Fürſt den Kampf gegen den mächtigen Kaiſer Michael Paläologus ſo lange fortzuführen vermochte.

Auf Morea ſelbſt retteten ihn hauptſächlich die große Anzahl ſchwer zugänglicher Ritterburgen, und die unbegreifliche Feigheit der griechiſchen Soldaten und die Ungeſchicklichkeit ihrer Feldherren. Deſſen ungeachtet wäre der Untergang der Frankenherrſchaft unvermeidlich geweſen, wenn ſich Michael durch ſeine unverdeckte Abſicht, das ehemalige Gebiet der byzantiniſchen Kaiſer in Europa wieder zu erobern, nicht zu gleicher Zeit mit dem Deſpoten von Arta, und mit den übrigen alten Bundesgenoſſen Wilhelms zu Neu-Patras, Athen, Euripus und im Archipelagus in einen Krieg verwickelt hätte. Im Hintergrunde ſtand noch der Papſt und die Republik Venedig. Dieſe letztere war gegen Michael beſonders erbittert, weil er nach Eroberung von Conſtantinopel nicht nur alle Handelsprivilegien der venetianiſchen Kaufleute in ganz Romanien aufgehoben, und ſeinen Bundesgenoſſen, den Genueſern, dieſen Erbfeinden Venedigs zugewendet hatte, ſondern auch noch die venetianiſchen Handlungscolonien an den Küſten Kleinaſiens, auf Eubba und Candia wegzunehmen Anſtalten traf. Alle Fürſten dieſer bedrohten Continente und Inſeln wurden daher von der Republik in ihren kriegeriſchen Geſinnungen gegen Michael beſtärkt, mit Geld und Abenteurern unterſtützt. Urban IV, welchem zu gleicher Zeit die Wiedereroberung des byzantiniſchen Kaiſerthums am Herzen lag, hatte ſeinerſeits ſchon gleich beim Ausbruche des Krieges den Prinzen von Morea von ſeinem zu Conſtantinopel geleiſteten Eide losgeſprochen, „weil er ihn gezwungen und während der Gefangenſchaft geleiſtet habe, und man überhaupt einem Ketzer keine Treue ſchuldig ſey.“ *) Selbſt der lateiniſche Klerus von Morea, Athen, Theben und Negropont wurde von Rom aus beauftragt, das löbliche und fromme Unternehmen Wilhelms durch reichliche Beiträge aus den Kirchengütern nach Kräften zu fördern und zu unterſtützen.

Allein dieſer allſeitigen Hülfe ungeachtet hatten Wilhelms Waffen, wie wir ſahen, in der Hauptſache auch nicht den geringſten Erfolg. Weit entfernt, dem unerſchrockenen Conſtantin Miſtra und Monembaſia zu entreißen, konnte er ſein eigenes, noch übriges Gebiet nur mit Mühe gegen die Anfälle der Conſtantinopolitaner und gegen die Empörungsverſuche der Eingebornen vertheidigen. Schon in den erſten Monaten des Kampfes fühlten die Barone, daß der Boden Morea's gleichſam brennend geworden ſey, und das Gebäude ihrer Feudalherrſchaft zu-

---

*) Vergl. Chronik von Morea, pag. 338. Briefe Urban IV, lib. II. — Pachymeres lib. I, Cap. 38.

ſammenſtürzen müſſe, wenn man den Zündſtoff der Empörung nicht durch außergewöhnliche Maßregeln auszutilgen vermöchte. Auf Anſuchen der Achäiſchen Bannerherren ließ daher Urban IV durch die Biſchöfe von Utrecht, Coron und Argos, wie einſt gegen Selah-eddin und Zenghi, jetzt gegen den „verfluchten Ketzer und Wütherich Conſtantin auf Moreä“ in der ganzen Chriſtenheit einen Kreuzzug verkünden. Zugleich wurden die Genueſer durch den Bannſtrahl genöthigt, dem Bunde mit Michael gegen die Venetianer im Orient zu entſagen, und Wilhelm von Achaja zu unterſtützen. Ueberdieß rüſteten ſich im nördlichen Griechenlande die alten Bundesgenoſſen Wilhelms, der Deſpot Michael Angelus von Arta, und der Herzog von Naxos oder Archipelagus, mit erneuter Kraft; erſterer durch Manfred von Hohenſtaufen, letzterer durch die Republik Venedig mit Geld und Kriegsleuten unterſtützt. Gegen dieſe ſandte der Kaiſer ſeinen Feldherrn Alexis Strategopulos, berühmt durch die Wiedereroberung Conſtantinopels aus den Händen der Franken. Durch eine jener launenhaften Wendungen des Kriegsglücks erlag er aber dieſes Mal ſeinen Gegnern gänzlich, und gerieth ſelbſt in Gefangenſchaft, worauf Michael Angelus, der Deſpot, zwar einen Separatfrieden mit Conſtantinopel einging, und bald nachher zu Arta ſtarb,*) Johannes der Baſtard aber den Krieg zu Gunſten des früher von ihm ſo ſchändlich verrathenen Prinzen von Morea mit aller

---

*) Im Jahre 1265. In dieſem Datum liegt einer der oben berührten Widerſprüche der Chronik mit den gleichzeitigen Quellen von Nicäa.

Hartnäckigkeit fortzuführen beſchloß. Seine Brüder dagegen, in ewiger Feindſchaft mit ihm, hatten ſich ebenfalls mit dem Kaiſer verglichen. *)

Das neue Heer, welches der Kaiſer nach der Niederlage des Strategopulos zu Waſſer und zu Land von Conſtantinopel gegen den Baſtarden und gegen alle Fürſten von Neufrankenland (ſo nannte man damals die Länder des griechiſchen Reiches in Europa) ausſchickte, war nach Angabe des Pachymeres über 40,000 Mann und drei und ſiebenzig Segel ſtark. Die Heerführer hatten die Weiſung, nach Vernichtung des Fürſten von Wlachia, den Herzog von Athen zum Gehorſam zu bringen, und dann mit dem Landheer über den Iſthmus zu gehen, und die von Conſtantin begonnene Unterjochung der Halbinſel zu vollenden, während die Flotte ihrerſeits die Bewegungen unterſtützen und die cykladiſchen Inſeln erobern ſollte.

Dieſer bedeutenden Macht hatten die Fürſten nur geringe Streitkräfte entgegen zu ſetzen. Der Baſtard war von ſeinen Brüdern verlaſſen, Wilhelm in Morea geängſtigt, und der Herzog von Athen, von Gicht und Podagra gequält, ſchien die Rettung ſeines Landes unbedingt von dem Heldenmuth und von der erfindungsreichen Schlauheit des Herzogs von Wlachia zu erwarten.

Auch die Flotte, bei welcher neben der Moraitiſchen ſich alles verſammelt hatte, was der Herzog von Naxos, und die venetianiſchen Lehensmänner und Coloniſten auf Candia und Negropont an Fahrzeugen aufbringen konnten,

---

*) Ueber Michaels Söhne vergl. Pachymeres lib. III, cap. 27.

ſtund in allen Dingen, wenn man den Muth ihrer Streiter ausnimmt, der feindlichen weit nach.

Wie man es erwarten konnte, wurde der Baſtard durch die feindliche Uebermacht in kurzer Zeit aus allen Stellungen vertrieben, und in ſeiner Reſidenz Neu-Patras eingeſchloſſen. Sein Untergang ſchien unvermeidlich. Was aber geringen Streitkräften über große Heere ſchon oft den Sieg verliehen hat, verlieh ihn auch damals: Liſt und Tapferkeit auf der einen, Unbehülflichkeit und Mangel an Sorgfalt auf der andern Seite. Neu-Patras, zwar feſt, aber klein und ſchlecht mit Lebensmitteln verſehen, war in kurzer Zeit aufs äußerſte gebracht, und ſchon geneigt zur Uebergabe. Die Feinde, des Sieges gewiß, überließen ſich mit Vernachläſſigung aller Vorſichtsmaßregeln und militäriſchen Zucht den Zerſtreuungen des Lagerlebens in einem ſolchen Grade, daß Johann Angelus bei Nachtzeit unbemerkt mit einem einzigen Begleiter, verkleidet aus der Feſtung entweichen, und mitten durch das feindliche Lager die Straße nach Theben gewinnen konnte. Mit 300 fränkiſchen Reitern, die ihm der Herzog von Athen überließ, eilte er nach Neu-Patras zurück, überfiel bei Nachtzeit das feindliche Lager, und erfocht, zugleich unterſtützt durch einen Ausfall aus der Stadt, einen vollkommenen Sieg über ein mehr als 30,000 Mann ſtarkes Heer. Die Verwirrung der Conſtantinopolitaner war, wie Pachymeres ſagt, unbeſchreiblich. Sie glaubten, Johannes ſey in der Stadt, und es müſſe Wilhelm von Morea mit großer Macht unvermuthet erſchienen ſeyn. Die Finſterniß vermehrte die Schreckniſſe, und verbarg die geringe Zahl der Angreifenden. Das kaiſerliche Heer ward gänzlich zerſtreut, und das Lager mit allen ſeinen Reichthümern eine Beute der Sieger. *)

Ein ähnliches Schickſal, wie das Landheer vor Neu-Patras, bedrohte die an den Küſten Theſſaliens ankernde Flotte. Schon hatte ſich im Meerbuſen von Volo das Gefecht entſponnen, ſchon war eine große Zahl kaiſerlicher Triremen verſenkt oder genommen, als Johannes Paläologus mit den fliehenden Trümmern des Belagerungsheeres an der Küſte erſchien, das Fußvolk einſchiffte, die Fliehenden wieder in den Streit führte, den Zagenden Muth zuſprach, und in dieſer Weiſe wider alle Erwartung die gänzliche Vernichtung aller Fahrzeuge verhinderte. **)

Ein ſolches Ende nahm der Angriff zu Waſſer und zu Land, welchen Michael der Kaiſer auf das von den Franken beſetzte Alt-Griechenland unternahm. Auch war dieſes der letzte Verſuch der Paläologen zur Wiedereroberung des vielgeplagten und größtentheils von gräciſirten Scythen bewohnten Bodens von Hellas. Es blieben daſelbſt die abendländiſchen Feudalritter in Macht, bis endlich auch ihr Stern vor dem wachſenden Halbmonde Mohammeds erbleichte.

---

*) Siehe den umſtändlichen Bericht über dieſe Ereigniſſe bei Pachymeres lib. IV, cap. 31.

**) Nach byzantiniſchen Berichten ſoll durch die unvermuthete Erſcheinung dieſer Hülfe den kaiſerlichen Schiffſoldaten der Muth ſo ſehr gewachſen ſeyn, daß ſich von der Flotte der Franken nur drei Fahrzeuge retten konnten.

Pachymeres lib. IV, cap. 52.

Drittes Capitel.

Der Fürſt von Morea begibt ſich unter den Schutz des Königs Karl von Neapel; Fortgang des Krieges gegen die Byzantiner. Vom Jahre 1261 — 1270.

Durch die großen Niederlagen in Wlachien und Morea wurde zwar das ungeſtüme Andrängen der conſtantinopolitaniſchen Heere gegen Neu-Frankenland gehemmt; aber Ruhe entſtand deßwegen auf der Halbinſel doch nicht. Die kleinen Neckereien, und das kriegeriſche Geplänkel auf den Ebenen von Nikli, am Fuße des Chelmos und der übrigen Naturfeſtungen der Strategie von Miſtra litten keine Unterbrechung. Es wäre eben ſo langweilig, als zwecklos, umſtändlich zu erzählen, in welcher Weiſe Wilhelm heute einen Vortheil erkämpft, morgen wieder auf einer andern Seite Verluſt erlitten habe. Hauptſchlachten wie bei Prinitza und Makry-Plagi wurden nicht mehr geliefert, und keine der kriegführenden Parteien vermochte irgend einen entſcheidenden Schlag auszuführen. *) Die Kraft der Menſchen war ſchon ſchwächer als der Wider-

---

*) Ἐβιάσθην καὶ ἀνθολόγησα καὶ ἔγραψα τοιαύταις ταῖς πράξαις καὶ ὑποθέσαις ὁποῦ καρπὸν βαστάσουν.

Chron. pag. 316. Not.

ſtand, welcher aus der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens hervorging. Beide Theile hatten die Hoffnung aufgegeben, ohne Beiſtand einer fremden Macht, den Gegner zu überwinden.

Um eben dieſe Zeit kam die Kunde nach Morea über den Untergang Manfreds von Hohenſtaufen, Königs von Neapel und Sicilien. Von der Kirche verflucht, von ſeinen Baronen verrathen, von St. Ludwigs Bruder, Karl von Anjou, mit einem großen Heer angegriffen, habe jener tapfere Mann in einem Tage Sieg, Königreich und Leben verloren. *) Kaum war Karl in ſeiner neuen Herrſchaft befeſtigt, als Balduin II und Wilhelm Ville-Hardouin die Nachbarſchaft einer ſo großen Frankenmacht zu ihrem Vortheile zu benutzen den Entſchluß faßten. Balduin II, welcher durch Michael Paläologus im Jahr 1261 aus Conſtantinopel vertrieben ward, hatte ſich nach Italien zurückgezogen, um mit Hülfe des heiligen Stuhles und der abendländiſchen Fürſten die verlorne Kaiſerkrone des Orients wieder zu erlangen. Und weil ſeine Unterhandlungen bis dahin fruchtlos geblieben waren, ſchloß er mit dem Sieger von Benevent unter Genehmigung des römiſchen Hofes einen Vertrag, durch welchen ſich Karl verbindlich machte, 2000 Gensdarmen innerhalb ſechs Jahren zur Wiedereroberung Conſtantinopels auszurüſten, und ein volles Jahr auf griechiſchem Boden zum Dienſte Balduins, des Kaiſers, zu unterhalten. Dagegen trat Balduin die Oberlehensherrlichkeit über Morea an Carl von Anjou ab, ſo

---

*) Am 12 Februar 1266 unweit Benevent.

daß Wilhelm Ville-Hardouin und ſeine Nachfolger in Zukunft nicht mehr dem fränkiſchen Titularkaiſer von Conſtantinopel, ſondern den Königen von Neapel aus dem Hauſe Anjou als ihren Oberherren huldigen ſollten. Auch ein Theil von Epirus, alle Inſeln außerhalb der Dardanellen, ausgenommen Lesbos, Chios, Samos und Rhodus, mit dem dritten Theil aller Eroberungen in Romanien, Conſtantinopel ausgenommen, ſollten an Neapel fallen. Ja ſelbſt die Kaiſerkrone müſſe auf das Haus Anjou übergehen, wenn Balduins Mannesſtamm erlöſchen ſollte.

Zu näherer Bekräftigung dieſes Vertrags wurde Carl alſogleich von Balduin durch den goldenen Ring mit der Oberlehensherrlichkeit Morea's bekleidet, und zugleich Philipp, Balduins Erbe, mit Karls Tochter Beatrix verlobt.

Ich weiß nicht, ob man bei dieſem abenteuerlichen Vertrage mehr Balduins Unverſtand und Schwäche, oder die Natur des menſchlichen Herzens im allgemeinen beklagen ſoll, für welche, wie es ſcheint, nichts ſüßer und reizender iſt, als Herrſchaft über Menſchen auszuüben, ſollte die Zahl derſelben auch noch ſo gering ſeyn. *) Wenn Balduin mit Hülfe ſeiner Landsleute Griechenland auch wieder unterjocht hätte, was wäre ihm als unmittelbares Gebiet, nach Befriedigung ſeiner Bundesgenoſſen, noch übrig geblieben außer einigen benachbarten Strecken Landes? Michaels ſchlaue Politik vereitelte aber, wie bekannt, das ganze Unternehmen, indem er einerſeits den heiligen Stuhl durch ſeinen Uebertritt zur abendländiſchen Kirche

---

*) Contemni turpe est, legem donare superbum. Petron.

gewann, anderſeits aber durch ſeine Umtriebe den berüchtigten Aufruhr der Inſel Sicilien gegen König Karl zur Reife brachte, wodurch alle Ideen jenes romanhaften Zuges in die Morgenländer aus dem Gemüthe des Königs verdrängt wurden.

Die Verhandlungen wurden ohne Vorwiſſen und Beiziehung Wilhelms von Morea zu Viterbo gepflogen, und hätten auf das Schickſal des Landes und auf den Gang des Krieges auch nicht den geringſten Einfluß gehabt; wenn der Prinz nicht um dieſelbe Zeit, oder eigentlich im vorhergehenden Jahre ſchon mit dem Gedanken umgegangen wäre, die Hülfe Karls von Anjou gegen den Kaiſer Michael durch Hingabe Morea's als Lehen an Neapel zu erkaufen. *) Von dem alten, durch Wilhelms Bruder und Vorfahrer mit dem Frankenhofe von Byzanz geſchloſſenen Lehenverbande konnte damals keine Rede mehr ſeyn; Wilhelm hatte den Huldigungseid niemals geleiſtet, der ohnmächtige Hof ihn nie gefordert, und Balduins Flucht aus Conſtantinopel hatte ihn völlig in Vergeſſenheit gebracht. Das lateiniſche Kaiſerthum beſtand nicht mehr, und der letzte Gebieter lebte vom Almoſen des heiligen Stuhles zu Viterbo, während Wilhelm, der Vaſall, den Kampf allein und auf eigene Rechnung fortbeſtand. Wilhelm war beim Friedensſchluß im Jahre 1263 ja ſelbſt bei Michael, dem neuen Kaiſer von Romanien, zu Lehen gegangen, und durch dieſe Handlung außer Verbindung mit den Fürſtengeſchlechtern des Abendlandes getreten. Um ſich von die-

---

*) Chronik, pag. 316 ff.

ſem ſelbſt übernommenen Joche zu befreien, und den Vollbeſitz Morea's wieder zu gewinnen, hatte er in demſelben Jahre noch ſeinen Schild erhoben, und ſtand zur Zeit des Vertrags von Viterbo, obgleich, im feudaliſtiſchen Sinne zu ſprechen, der Felonie gegen zwei Souzeraine ſchuldig, als Autokrat der größern Hälfte von Morea auf der Schaubühne der Begebenheiten.

Nicht Balduins Verhandlungen, ſondern Wilhelms Kriegsnoth einerſeits, und ſein Mangel männlicher Nachkommenſchaft andrerſeits, knüpften die enge Verbindung der Häuſer Anjou und Ville-Hardouin. Wilhelm hatte von ſeiner Gemahlin Anna, der Tochter des Deſpoten Michael Angelus von Joannina mehrere Töchter, aber keinen Sohn erzielt. Das weibliche Geſchlecht war aber nach den Geſetzen der Franken von aller Nachfolge auf Thron und Herrſchaftsrechte ausgeſchloſſen, und die Regierung Morea's mußte nach Wilhelms Ausgang von ſeinem Haus in fremde Hände übergehen. Deßwegen beſchloß er das Land als Lehen unter den Schutz von Neapel zu ſtellen, und Iſabella, ſeine Erſtgeborne, als Schwiegertochter für einen der königlichen Prinzen von Neapel hinzugeben, um durch dieſe Doppelverbindung der beiden Familien von dem mächtigen Karl diſciplinirte Truppen zur Vertreibung des Kaiſers aus Morea zu erhalten, um doch wenigſtens in weiblicher Linie den Beſitz der Herrſchaft dem Hauſe Ville-Hardouin zu ſichern. Eigenmächtig durfte er dieſe Verfügungen über das künftige Schickſal der Halbinſel nicht in Vollzug ſetzen; die Feudalcharte verbot es ihm. Deßwegen berief er eine Verſammlung aller geiſtlichen und weltlichen Oberhäupter der fränkiſchen Militärregierung nach Andravida, und legte ihnen ſeine Entwürfe zur Beſtätigung oder Verwerfung vor. Dieſe, in Betracht der großen Macht Karls von Anjou, und der geringen Hülfsmittel Wilhelms, erklärten gleich anfangs die vorgeſchlagenen Verbindungen beider Fürſten als heilſam für Aufrechthaltung und Mehrung der Frankenherrſchaft auf Morea, und beriethen ſich dann über die ſchicklichſte Weiſe, in welcher die Unterhandlungen mit dem Hofe von Neapel anzuknüpfen ſeyen. Unter den verſammelten Baronen ſaß auch Meſſir Nicolas von St. Omer, Gebieter auf der Burg zu Theben. An Klugheit und Kunde in Behandlung politiſcher Geſchäfte übertraf er Alle, und wurde deßwegen als Sprecher an die Spitze der Verſammlung geſtellt, um dem Fürſten das Ergebniß ihrer Berathung vorzutragen.

„Prinz,“ ſagte er, „wenn ihr bei euern Geſinnungen
„verharret, nehme ich es auf mich, eure Verbindung mit
„König Karl abzuſchließen, in der Vorausſetzung jedoch,
„daß ihr meinem Rath eure Zuſtimmung nicht verſaget.
„Jedermann weiß, daß euer Vater im Bunde mit unſern
„Vätern das heute ſogenannte Fürſtenthum Morea erobert
„hat. Mit dem Schwert allein haben wir das Land eingenommen,
„welches wir jetzt beherrſchen. Euer Vater
„hat es von Niemanden erhalten, und trug es auch von
„keinem fremden Souverän zu Lehen. Als euer Vater
„das Zeitliche ſegnete, und Meſſir Gottfried euer Bruder
„in der Regierung folgte, wiſſet ihr ja, wie er die Tochter
„des Kaiſers von Conſtantinopel auf ihrer Fahrt nach
„Arragonien auf Morea zurückgehalten und ſich mit ihr

„vermählt habe, und in Folge dieſer unüberlegten Handlung des beleidigten Kaiſers Lehensmann für Morea geworden ſey. Durch dieſe Hingabe ſeiner Souveränität „hatte er zugleich alles Recht auf neu zu machende Eroberungen verloren, und er ſelbſt ward für ſeine Perſon „des Kaiſers Unterthan. Ich rathe euch, dem Beiſpiel „euers Bruders zu folgen, und eure Bewerbungen bei König Karl in dieſem Sinn einzuleiten, um gleichfalls an „das Ziel eurer Wünſche zu kommen, und für euch und „unſere gemeinſame Herrſchaft einigen Gewinn zu ziehen. „Wenn ihr euch anheiſchig machet, dieſes Verſprechen, „welches ich in eurem Namen zu Neapel machen werde, „zu beſtätigen, ſo nehme ich es auf mich, Karls Zuſtimmung zu dieſer Verbindung auszuwirken.“ *)

Wilhelm und die vereinten Barone billigten alles, und Peter de Thou und der Biſchof von Andravida **) als beſonders kluge und vertraute Männer, wurden mit ſchriftlichen und mündlichen Aufträgen an das Hoflager nach Neapel abgeſandt. In einer Verſammlung der vornehmſten Barone und Kriegshäupter legte Karl die Anträge Wilhelms zur Berathung vor. Es wurde beſchloſſen, die Moraitiſchen Geſandten vorerſt um nähere Aufſchlüſſe über die Umſtände zu befragen, welche dem Fürſten Veranlaſſung gäben, eine ſo nahe Verbindung mit dem Königshauſe von Neapel zu beabſichtigen. Vier Fragen wurden den Abgeordneten vorgelegt: Unter welchem Titel Fürſt Wilhelm Morea beſitze; wer ſein Oberlehensherr wäre; was für ein Land dieſes Morea ſey; und welcher Hülfe er bedürftig ſeyn könnte.

---

*) Chronik pag. 317.

**) Heißt eigentlich „Biſchof von Olenos-Andravida,“ von der längſt zerſtörten Stadt Olenos in Achaja, auf deren Grund heute der Han von Kato-Achaja ſteht.

Meſſir Peter, welcher die geſchichtlichen Verhältniſſe des Landes genau kannte, beantwortete dieſe vier Fragen, indem er alles umſtändlich erzählte, was ſich ſeit der Eroberung der Halbinſel bis auf jenen Tag daſelbſt zugetragen hatte. Karl und ſeine Räthe fanden die angebotene Verbindung der beiden Regentenhäuſer auch für Neapel wohlthätig, und ein Biſchof, zwei Bannerherren und zwei andere Ritter erhielten den Befehl, nach Morea abzugehen, und den Familienvertrag vollends abzuſchließen. Zu Glarentza ſtiegen ſie an das Land, und brachten dem Fürſten im nahe gelegenen Andravida die Antwort, daß der König in eine Familienverbindung unter den vorgeſchlagenen Bedingungen herzlich gern einwillige, und daß er den Prinzen bitte, diejenige von ſeinen Töchtern, welche die Erbin ſey und Iſabelle heiße, nach Neapel zu führen, damit ſein Sohn ſie eheliche, und er ſelbſt den Lehenseid für ſein Fürſtenthum leiſte, um es von Karls Hand wieder zurückzuerhalten.

Wilhelm hatte nur ein einziges Fahrzeug, ein zweites nahm er bei den Venetianern auf Euböa zu leihen, und ſchiffte ſich mit vielen Bannerherren, Rittern und Edelknechten im Hafen von Glarentza ein. Die Chronik erzählt umſtändlich, wie er zu Brindiſi gelandet, und mit allen ſeinen Leuten auf Miethpferden nach Neapel geritten ſey; wie ihm Karl zu Pferd entgegengekommen, die Hand gegeben, an ſeiner Seite geritten, und überhaupt erſtaunliche Ehren erwieſen habe durch Veranſtaltung glänzender Bankette und Hoftage und Beluſtigungen aller Art. *) In einer allgemeinen Verſammlung der Militäroberhäupter, bei welcher beide Souveräne in Perſon erſchienen, wurden die Verhandlungen noch einmal vorgenommen und die Abgeordneten vorgeladen, über ihre Sendung nach Morea Bericht zu erſtatten. Dieſe erzählten ihre Reiſe mit aller Umſtändlichkeit, und bezeichneten klar den Punkt, bis auf welchen ſie den Gegenſtand ihrer Sendung entwickelt und ins Reine gebracht haben, und ſchloſſen mit der Bemerkung, man müſſe von nun an, nachdem es dem Könige der Glorie gefallen habe, den Fürſten Wilhelm ſelbſt nach Neapel zu führen, den beiden Souveränen perſönlich die endliche Erledigung einer Sache anheimſtellen, bei welcher es ſich um ihre eigene Ehre und um die Ruhe ihrer Völker handle. Hierauf wiederholten die Fürſten noch einmal mündlich, worüber man ſich bereits früher durch wechſelſeitige Geſandtſchaften verſtändigt hatte, gaben noch einmal ihre gegenſeitige Einwilligung, ließen die Artikel ſchriftlich abfaſſen, und dann unmittelbar die beiden jungen Leute, Philipp und Iſabelle, zur Trauung vor die Verſammlung führen. Der Metropolitan-Erzbiſchof verrichtete die Einſegnung, und Wilhelm leiſtete den vorgeſchriebenen Huldigungseid knieend vor dem König Karl. Er legte, ſagt die Chronik, ſeine Souveränität in die Hände des Kö-

---

*) Chronik pag. 328 f.

nigs, der ſie ſeinem Sohne Philipp übergab, welcher ſeinerſeits Wilhelm, ſeinen Schwiegervater, mit derſelben bekleidete, um auf Lebenszeit in ihrem Genuſſe zu verbleiben.

In dieſer Weiſe hatte das eine Mal Thorheit, und das andere Mal Noth die Fürſten von Morea um ihre politiſche Freiheit gebracht.

Während der glänzenden Feſte, mit welchen man vierzehn Tage lang die Verlobung und die Huldigung zu Neapel feierte, erhielt Wilhelm die Nachricht von einer friſchen Landung kaiſerlicher Truppen auf Morea: Michaels Neffe ſey mit zahlreichen Haufen Kumanen, Türken und anatoliſcher Griechen bei Monembaſia ans Land geſtiegen, und habe den Angriffskrieg mit neuer Thätigkeit begonnen. Um die feſten Plätze in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und die übrigen Maßregeln zu einem neuen Feldzuge zu treffen, bat Wilhelm beim König um Erlaubniß, in ſein Fürſtenthum zurückzukehren. In zehn Tagen landete er zu Glarentza, und ging von dort in ſeine Reſidenz Andravida. Nach kurzem Aufenthalt machte er, begleitet von allen Militäroberhäuptern, eine Rundreiſe, um ſich perſönlich von den Vorkehrungen zu überzeugen, welche die Befehlshaber in den Gränzfeſtungen und Engpäſſen getroffen hatten, durch welche der Feind in das Innere des Landes eindringen könnte. Die Gegner auf ihrem eigenen Gebiet anzugreifen, konnte er bei der Schwäche ſeiner Streitkräfte nun gar nicht denken. Galeran de Brienne, einer der verſuchteſten Ritter aus Karls Armee, erhielt deßwegen bald nach Wilhelms Abreiſe aus Neapel den Auftrag, mit 100 beſoldeten Soldaten zu Pferde, 200 Fußgehern, 100 Bogenſchützen, und einer verhältnißmäßigen Anzahl Schildträgern — alles Kerntruppen — unverzüglich zur Unterſtützung des Fürſten nach Morea abzugehen. Zugleich wurde der ganzen Schaar ein ſechsmonatlicher Sold vorausbezahlt, und Galeran ſelbſt mit dem Rang eines Generalcapitäns für Morea bekleidet. *) In drei Tagen ſchiffte er von Brindiſi nach Glarentza hinüber, und ließ dem Fürſten, welcher bei Vliſiri im Ruſiathale ſtand, durch einen Trupp Reiter ſeine Ankunft melden. Wilhelm wendete ſich mit ſeinen Rittern augenblicklich gegen den Landungsplatz zurück, um die glänzende Schaar der neapolitaniſchen Ritter und Fußgeher mit Ehren zu empfangen. Bei Kriſáva am Fluß Eliakos**) begegneten ſie ſich, und gingen vereint nach Glarentza zurück.

Hier ließ er den franzöſiſchen Fußgehern einheimiſche Packpferde zutheilen zur leichtern Fortſchaffung des Gepäcks und der Rüſtung. Dann wurde in einem Kriegsrath entſchieden, welche Gränzpunkte man ihrer eigenen Vertheidigung überlaſſen, und welche man mit friſchen Streitkräften beſetzen, und gegen die Angriffe der Byzantiner ſchirmen müſſe. Wie gewöhnlich beſchloß man mit dem Heere Ruſia aufwärts zu ziehen, und das Städtchen Iſova als Sammelplatz für die Kontingente der Vaſallenhäuptlinge (*κιβιτάνοι*) auszuſchreiben. Da-

---

*) *Μπαήλος* (!) *καὶ Καπιτάνιος*, Chron. p. 326.

**) *'Σ τὸν ποταμὸν τὸν Ἐλιάκον. 'Σ τὴν κρησαίβην τὸ λέγουν.* Chron. p. 327.

ſelbſt ſtießen bei ihrer Ankunft alle Bannerherren und Kapitäne mit der größtmöglichen Zahl ihrer Lehenmiliz zum Hauptheere. Jeder Streiter war mit Lebensmitteln auf zwei Monate verſehen. Abtheilungsweiſe zogen ſie von Iſova zu dem ſchönen Städtchen Karitena hinab, wo der Herr deſſelben, der tapfere Degen Gottfried, und Meſſir Walther, Herr auf Akova, mit allen ihren Streitkräften in's Lager rückten. Bei einer Muſterung der einzelnen Haufen, welche man auf der Ebene von Karitena hielt, fand es ſich, daß die beiden Bannerherren von Karitena und Akova 150 Mann zu Pferde, alles auserleſene und erfahrne Krieger unter ihrem Fähnlein zählten. Mit Hülfe der göttlichen Vorſehung und dieſes ſchönen Heeres, meinte Wilhelm, werde er nun zweifelsohne die Byzantiner gänzlich aus der Halbinſel vertreiben.

Die Bannerherren von Karitena und Akova, welche den Befehlshaber des kaiſerlichen Heeres als einen hochfahrenden und tolldreiſt auf die Menge ſeiner Krieger pochenden Mann kannten, zweifelten nicht im geringſten, er werde den Kampf mit der fränkiſchen Streitmacht allenthalben annehmen, ſei es auf der Ebene, oder im Gebirge. Sie riethen daher, mit dem Lager in die Ebenen von Nikli hinabzuziehen, wo man die zahlreiche Gensdarmerie in einer allgemeinen Schlacht am vortheilhafteſten verwenden könne.

Michaels Neffe hielt ſich aber ganz ruhig inner den Mauern des wiederbeſetzten Lacedämon. Er hatte vom Kaiſer den ausdrücklichen Befehl, die Gebirge zu beſetzen, mit den Franken kein Treffen auf der Ebene zu wagen, und ſich nur dann in ein Gefecht einzulaſſen, wenn ihm Liſt, Lage und Stellung gleichſam voraus den Sieg verbürgten. Von der Ferne mit Pfeilen müſſe er ſeine gepanzerten Gegner bekämpfen. Um ihn zu reizen, brachen die Verbündeten beim Paſſe von Gardilibon in Tzakonien ein, verwüſteten das Land fünf Tage lang, und kehrten mit Beute beladen in das Lager nach Nikli zurück, ohne den byzantiniſchen Feldherrn aus ſeiner feſten Stellung locken zu können. Die Stimmen über die weiter zu ergreifenden Maaßregeln waren getheilt. Viele meinten, man müſſe den Anführer des feindlichen Heeres aufſuchen, und zur Schlacht zwingen, um den Streit mit einem Schlage abzuthun. Andere dagegen, welche klüger ſchienen, verwarfen dieſen Plan als tollkühn und gefährlich. Das Land zwiſchen Nikli und Lacedämon, ſagten ſie, ſey waldig und mit Gebirgen bedeckt, und von Engſchluchten durchſchnitten, welche den feindlichen Pfeilſchützen große Vortheile gewähren; ungeſtraft können dieſe von der Höhe herab Menſchen und Pferde erlegen, das ganze ſchöne Heer zu Grunde richten, ohne auf ihrer Seite den geringſten Nachtheil zu erleiden. Nach vielem Hin- und Wiederreden wurde endlich der Vorſchlag gemacht, bei Nikli ſtehen zu bleiben, und zu gleicher Zeit die Engpäſſe, welche aus Tzakonien auf die Ebene herausführen, zu beſetzen, um die Griechen gleichſam in der Strategie von Miſtra feſt zu bannen und von allen Streifzügen in das Innere gegen Argos, Skorta und Meſarea abzuhalten. Aber auch dieſer Plan konnte nicht in ſeinem ganzen Umfange ausgeführt werden, weil Meſſir Galeran und ſeine Söldner in dieſen verwüſteten Gegenden nirgends weder Lebensmittel für ſich, noch Futter für ihre Pferde zu kaufen vorfanden.

Wilhelm befahl daher, Nikli mit allem Nöthigen zu verſehen, ernannte Meſſir Jean de Neuilly zum Befehlshaber mit Zugabe von 100 Pferden, 100 Armbruſtſchützen, 100 Schildträgern und 300 Bogenſchützen, zugleich mit dem Befehle, von Nikli bis Veligoſti hin, und in der Umgegend des Chelmos unabläſſig zu ſtreifen, und die Raubzüge der Miſtraiten allenthalben zurückzuweiſen. *)

Nach dieſen Verfügungen verabſchiedete der Prinz den Reſt des Heeres, und zog in Begleitung des Herrn von Karitena und des General-Kapitäns Meſſir Galeran nach Glarentza zurück **). Um den König von Neapel zu ehren, und Meſſir Galeran für die geleiſteten Dienſte zu belohnen befahl Wilhelm ſeinem Kanzler Linart ***) ein Diplom auszufertigen, durch welches auf Galeran Rechte und Titel eines General-Statthalters von Morea übertragen wurden, um es im Namen des Königs Karl von Anjou und dann des Fürſten Wilhelm von Ville-Hardouin zu verwalten. Mit Ueberreichung des Handſchuhes wurde er in ſein neues Amt eingeſetzt, und bekleidete es mit Umſicht und Kraft bis zu Wilhelms Tod.

Im folgenden Jahre †) hatte der Prinz Veranlaſſung, ſeine Dankbarkeit für die geleiſtete Hülfe thatſächlich zu vergelten. Konradin, der letzte Sprößling der Hohenſtaufen, war mit einem großen Heere Ritter und Söldner aus Deutſchland in die Lombardei herabgeſtiegen, und drohte im Bunde mit den herbeiſtrömenden Ghibellinen, den alten Anhängern ſeines Hauſes, den Thron Karls von Anjou zu erſchüttern. Von Verona zog er nach Pavia, und brach im Monat Auguſt in Neapel ein. Für Karl ſtritt die heilige Kirche mit Ablaß und Bannfluch, den furchtbaren Waffen jenes Zeitalters. Aus allen Königreichen der Chriſtenheit wurden Streiter aufgerufen, um die Sache Gottes gegen die verruchten Widerſacher zu vertheidigen. Es war die letzte Hauptſchlacht zwiſchen dem irdiſchen Reiche der Prieſter und der Cäſarn, der bildenden und erhaltenden Kraft gegen die Herrſchaft des Adels und der rohen Krieger; Alles ſtand auf dem Spiele. Karl ſchrieb auch an Wilhelm von Morea, er möge ihm mit ganzer Macht über das Meer herüber zu Hülfe ziehen. Der Schrecken vor Konradins Heer war bis nach Andravida gedrungen und der Fürſt h[illegible] den Kampf mit einem ſolchen Gegner für zu langwierig und gefährlich, als daß er zu ſeiner Bekämpfung nicht außergewöhnliche Vorkehrungen treffen ſollte. Er unterhandelte und ſchloß mit dem byzantiniſchen Strategen von Miſtra einen Waffenſtillſtand auf ein Jahr, um während ſeines italieniſchen Feldzuges das Erbland ſicher zu ſtellen*). Alles, was in der Vaſallen-Miliz berühmt und ausgezeichnet war, mußte ſich nach Italien einſchiffen. Es waren unter andern der

---

*) J. 1267.

**) Von dieſer Zeit an war die Reſidenz Wilhelms abwechſelnd zu Glarentza und Andravida.

***) Léonard de Verules. Chronic. p. 353. Note 1.

†) Sommer von 1268.

---

*) (*Μία*) τρέβα. Chron. pag. 337.

Freiherr auf Akova, der Groß-Konnetable Jadre, Meſſir Jean de Tournay mit 400 auserleſenen Rittern. Bei ſeiner Ankunft im königlichen Lager zu Benevent, war Konradin's Heer nicht mehr fern. Wilhelm, mit aller Kriegsliſt der Türken und Griechen aus langer Erfahrung vertraut, beobachtete von einem Hügel herab das deutſche Heer, wie es mit ſeinem Lanzenwalde und den winkenden Helmbüſchen die Ebene bedeckte. „Kommet,“ ſagte er zu ſeinen Begleitern, „und ſehet tapfere Männer zahlreich und fürchterlich *). Das Heer unſerer Feinde ſcheint mir doppelt ſo ſtark, als das Heer unſeres Königs.“ Das nämliche hinterbrachte er Karln ſelbſt, und rieth ihm gleich anfangs, in dem bevorſtehenden Entſcheidungskampf von der unter den Franken üblichen Art zu kämpfen abzuweichen, und durch eine Kriegsliſt im Sinne der Griechen und Türken von Romania die ihm fehlende Soldatenzahl zu erſetzen; denn die Deutſchen ſeyen in ſolcher Weiſe am leichteſten zu bethören. Er wiſſe es ja wohl ſelbſt, dieſes Volk erkenne kein allgemeines Oberhaupt **), führe Krieg ohne Plan, und gehe in die Schlacht, unbekümmert um Ordnung und Kriegszucht. Die kleine von Hügeln umgebene Ebene, auf welcher das königliche Lager ſtehe, ſey für eine Kriegsliſt dieſer Art beſonders günſtig. Er gab ihm daher den Rath, aus dem ganzen Heere leichtberittene, ſchlaue, zum Verfolgen eben ſo als zu eiliger Flucht geeignete Soldaten auszuleſen, ſie dann in drei oder vier Schaaren zu theilen und den Deutſchen entgegen zu ſchicken. Dieſe letzteren, voll Ungeduld das Gefecht zu eröffnen, werden ſich zweifelsohne mit großer Furie gegen die drei leichten Schaaren wenden. Ohne ſich von den Andringenden erreichen zu laſſen, ſollen ſich dann die leichten Reiter zur Flucht wenden, und die Deutſchen in der Richtung des Lagers nach ſich ziehen. Vor den Gezelten angekommen, ſollen ſie eilig ſeitwärts, aber immer in geſchloſſenen Gliedern die Flucht ergreifen. Die Deutſchen, die Lombarden, die Toskaner, dieß wiſſe er voraus, werden beim Anblick unſerer mit Gewändern, Schmuck und prächtigen Waffen angefüllten Zelte von Verfolgung der fliehenden Reiter abſtehen, ihre Reihen trennen, und ſich zur Plünderung des Lagers zerſtreuen. Dieſes, ſetzte er hinzu, wäre dann der Zeitpunkt, mit dem ganzen in zwei Haufen getheilten Heer aus dem Hinterhalte hervorzubrechen. Er ſelbſt auf der einen Seite der Hügelreihe verlange nur ſeine eigenen aus Morea mitgeführten Soldaten, auf welche er ſich vollkommen verlaſſen könne. Hochwachen, auf den waldigen Anhöhen zur Beobachtung aufgeſtellt, würden das Zeichen geben, worauf man plötzlich im Sturmmarſch von zwei entgegengeſetzten Seiten in's Lager einbrechen, und in Verbindung mit den ſich beim Trompetenklang gleichfalls zum Streite wendenden leichten Schaaren die Feinde umwickeln und ohne große Gefahr gänzlich vernichten könne. —

---

*) Venez près de moi, compagnons, venez voir des troupes braves, nombreuses et formidables. Chron. pag. 338.

**) *Ἕνας λαὸς ἀκέφαλος, ὅλοι θελεματάροι. Οὕτως ἔρχονται εἰς πόλεμον ὥσαν παραπτερμένοι.* Chronic. pag. 339.

Dieſem, ſo ganz auf die Eigenthümlichkeit des Feindes berechneten Plane konnte der König ſeinen Beifall nicht verſagen. Man las vier Diviſionen leichter Reiter aus, gab den Befehlshabern derſelben insbeſondere die geeigneten Verhaltungsbefehle, und theilte den Reſt des Heeres in zwei Schlachthaufen, mit welchen ſich Karl und Wilhelm jenſeits der Hügel in Hinterhalt legten.

Plötzlich erſchienen die vier leichten Reiterſchaaren im Angeſichte des Conradiniſchen Heeres. Die Deutſchen ſtutzten anfangs über den unvermutheten Angriff und ſtürzten ſich, in der Meinung, der König mit ganzer Macht rücke heran, mit ungeſtümer Wuth in den Kampf, ohne vorher das Schlachtfeld unterſucht, ohne die feindliche Macht und Stellung ausgeforſcht zu haben, gleich wilden Thieren, ganz ſo, wie es Ville-Hardouin vorhergeſehen hatte. Kaum waren ſie ſo nahe gekommen, um von ihren Lanzen Gebrauch zu machen, als ſich die vier Abtheilungen umwendeten, und gegen das Lager zurückflohen. Die Deutſchen ſtürzten ihnen nach, wüthend das ganze königliche Heer auseinander zu ſ[illegible]ben, ſahen plötzlich das unbeſchützte Lager vor ſich, die leichten Reiter ſeitwärts herumſchwenkend auf die Hügel hinter den Gezelten hinaufeilend, ſonſt nirgends einen Feind. Die Unbeſonnenen meinten, alles ſey abgethan, löſten ihre Reihen, überließen ſich ordnungslos der Plünderung des reichen Lagers, ſchlugen die mit Geld gefüllten Koffer auf, und geriethen, entflammt von Raubſucht, über die Theilung der Beute ſelbſt miteinander in Streit.

Die Schildwachen auf den waldichten Höhen ſahen die Verwirrung, ſtießen in die Trompete, und wie ein

Sturmwind brachen die in Hinterhalt geſtellten Schaaren auf die plündernden Deutſchen hervor. Zur nämlichen Zeit hatten ſich auch die vier flüchtigen Reiterdiviſionen umgewendet, und drangen von der Rückſeite in das mit Verwirrung erfüllte Lager. Die franzöſiſchen Fußgeher mit der Armbruſt erwürgten die Deutſchen wie wilde Eber auf ihrem Raube, während die Reiter alles niederhieben, was dem Gemetzel unter den Gezelten entfliehen wollte. Deutſche retteten ſich wenige, Toscaner und Lombarden entkamen in größerer Anzahl mit Hülfe der Eingebornen jenes Landes. Conradins Schickſal iſt bekannt. Gefangen nach Neapel geführt, wurde er zum Tode verdammt, und wie ein gemeiner Straßenräuber auf öffentlichem Markte hingerichtet *). Der Sieg König Karls und der heiligen Kirche war vollſtändig. Wilhelm Ville-Hardouin und Ritter Alard de St. Valéri, der alte Saracenenfeind, theilten ſich, nach den italieniſchen Chroniken, in den Ruhm dieſes großen Sieges. Bei allen galt aber vorzüglich und zunächſt Wilhelm als Held des Tages **).

Bei der Theilung der reichen Beute im feindlichen Lager erhielt er das Zelt des jungen Herzogs von Oeſterreich, ſeine Waffen und ſein Geld, mit verhältnißmäßigem Antheil am übrigen Raube. Vom Schlachtfelde zog er mit dem Könige nach Neapel, um die Königin zu beſuchen, um ſeine Tochter Iſabella zu ſehen, und um weitere Ehren und Auszeichnungen für ſeine glänzenden Verdienſte einzuernten.

---

*) Den 29. October 1268.

**) Dante, inferno, Cant. 28. — G. Villani, lib. 7, c. 26.

Dreiundzwanzig Tage waren im Rauſche von Ritter- und Hoffeſten verfloſſen, als die Nachricht vom Wiederausbruche der Feindſeligkeiten auf Morea eintraf; die Griechen hieß es, haben den Waffenſtillſtand gebrochen und den Krieg begonnen. Reichlich beſchenkt mit Gold und Silber, mit Waffen und Pferden, und begleitet von einer vom Könige auf ſechs Monate voraus beſoldeten Hülfsmannſchaft von 100 auserleſenen Reitern und 200 Schützen mit Armbruſt, beſtieg der Sieger von Tagliacozzo zu Brindiſi die Schiffe und erreichte wohlbehalten die Küſten von Morea. Nur drei Mann hatte er im ganzen italieniſchen Feldzuge verloren.

Ein falſches Gerücht, Wilhelm ſey in Italien umgekommen, war vor ſeiner Landung über ganz Morea verbreitet und dieß, ſagte man ihm, habe die Griechen von Miſtra bewogen, den eingegangenen Waffenſtillſtand zu brechen, und einen verheerenden Einfall in das Ruſia-Thal zu machen. Der Herr von Karitena erhielt den Auftrag, mit der neapolitaniſchen Hülfsmannſchaft zum Schutze der Gränzen abzugehen, und Streifereien auf feindlichem Gebiete zu machen. Bis Miſtra und Lacedämon vorzudringen konnten die Franken nicht mehr wagen. Den Reſt ihres Beſitzthumes gegen Angriffe aus Miſtra vertheidigen, war alles, was ſie thun konnten. Gottfried vertheilte in dieſer Abſicht ſeine Streitkräfte auf mehrere Punkte, er ſelbſt aber mit dem größern Theile nahm das Hauptquartier in Groß-Arachova, einem Flecken im Gebirg auf der äußerſten Marktſcheide zwiſchen Skorta und Miſtra *).

Unter gegenſeitigen Neckereien und nichts entſcheidenden Gefechten war ungefähr ein Monat verfloſſen, als unter den zu Arachova kantonnirenden Franzoſen eine heftige Ruhr ausbrach und eine große Menge derſelben hinraffte. Dem Trinken aus den eiskalten Gebirgsquellen ward ihre Entſtehung zugeſchrieben. Um das Unglück voll zu machen, erkrankte bald nachher der tapfere Gottfried von Karitena ſelbſt und ſtarb, erſchöpft durch die Beſchwerlichkeiten des Krieges, zum größten Leidweſen des Fürſten und aller Franken auf Morea. Sein Verluſt war unerſetzlich. Die eine Hälfte ſeiner Schlöſſer und Beſitzungen fiel an Wilhelm als ſeinen Oberlehensherrn, die andre aber an die hinterlaſſene Wittwe Margerit von La Roche, eine Schweſter des Herzogs von Athen, weil kein männlicher Erbe vorhanden war **).

---

*) *Εἰς τὸ χωρίον τὸ λέγουν Ἀραχώβαν μεγάλην.* Chron. pag. 550.

Dieſes ſlaviſche Arachova iſt heute ein armſeliges Dorf, welches der von St. Peter in Tzakonien über die Alpe herabſteigende Wanderer im innerſten Winkel eines langen und platanenreichen Thales trifft.

**) Das kinderloſe Hinſcheiden Gottfrieds von Karitena gab dem Verfaſſer der Chronik zu einer Epiſode Veranlaſſung, welche nicht weniger durch die Einfachheit des Styles, als durch das Idyllenhafte des Inhaltes den Leſer anſpricht, zugleich aber auch ein treues Gemälde der Sitten jenes Zeitalters und des fränkiſchen Kriegsweſens auf Morea liefert.

Nach dieſen Begebenheiten erloſch der Krieg zwiſchen den Franken und Miſtraiten allmählich, die Ohnmacht hatte beiden Ruhe geboten, jedoch ohne einen förmlichen Friedensſchluß der kriegführenden Theile herbeizuführen. Schluchten, künſtliche Einöden, Felſenſchlöſſer und Wachtthürme mit ſtehenden Beſatzungen ſchirmten die Gränzmarken. Von Zeit zu Zeit machte zwar die byzantiniſche Flotte einen Zug nach den Küſten von Morea, verſah Monembaſia, und die übrigen feſten Plätze mit Lebensmitteln, wechſelte, ergänzte, verſtärkte die Beſatzungen, und ſegelte wieder in die Dardanellen zurück. Zu Lande machte das kaiſerliche Heer nach jener berühmten Niederlage bei Neu-Patras keinen weitern Verſuch durch die Thermopylen an die Landenge von Korinth vorzudringen. Die drohenden Fortſchritte der Türken in Anatolien, und die furchtbaren Rüſtungen Karls von Anjou gegen Konſtantinopel ſelbſt, ſo wie die aufrühreriſchen Bewegungen, welche bei Michaels Umgeſtaltung der griechiſchen Kirche im ganzen Reiche ausbrachen, zogen ſeine Aufmerkſamkeit von der gänzlichen Vertreibung der Franken aus der moraitiſchen Halbinſel auf lange Zeit ab. Und kaum hatte er durch Aufopferung unermeßlicher Summen, durch Betrug, Hinterliſt, Tyrannei und Grauſamkeit ſeine innern und äußeren Feinde beſchwichtiget, und durch eine glückliche Wendung der Umſtände feſten Fuß im Deſpotat von Arta gefaßt, als der Tod allen ehrgeizigen Entwürfen und Eroberungsplanen

---

Wir werden ſie weiter unten in worttreuer Ueberſetzung folgen laſſen.

dieſes vielgeplagten Mannes ein Ende machte. Unter ſeinem friedlichen Nachfolger Andronicus II. wurde endlich, wie wir in der Folge zeigen wollen, der zwanzigjährige Kampf durch einen aufrichtigen Frieden geendigt, und beide Parteien beſchloſſen verträglich neben einander zu leben, weil keine ſo viel Kraft hatte, um den ausſchließlichen Beſitz zu erringen.

Viertes Kapitel.

Lehenſtreit um Akova. — Wilhelms Tod. Vom J. 1270 — 1271.

Die Schweſter des Groß-Konnetable Jadre und die Tochter des Herrn auf Paſſava, welcher zugleich Protoſtrator oder Marſchall von Morea war, mußten bei Wilhelms Befreiung aus den Gefängniſſen von Conſtantinopel als Bürgſchaft für treue Erfüllung der abgeſchloſſenen Verträge überliefert werden. Während des Aufenthalts dieſer Damen zu Konſtantinopel begab es ſich, daß Meſſir Walther de Roziere, Herr auf Akova, ohne Leibeserben zu hinterlaſſen, Todes verblich. Die Tochter ſeiner Schweſter und des Marſchalls Johann de Paſſava war von ſeiner Verwandtſchaft allein noch am Leben, und folglich von Rechts wegen Erbin ſeiner Güter *). Sie befand ſich aber, wie oben geſagt, zur Zeit der Erledigung der Baronie von Akova im Dienſte Wilhelms am grie-

---

*) *Οὐκ εἶχεν κληρονόμον του ἀπὸ τοῦ ἑαυτοῦ του. Μόνον τοῦ πρωτοράτοςρος τὴν θυγατέρα ἐκείνην Τοῦ μισὲρ Τζὰν ντὲ Πασαβᾶ ποῦ εἶχεν τὴν ἀδελφήν του ὁμόζυγον γυναῖκαν του, και ἐπῖκεν θυγατέραν τὴν ὠνόμαζαν καὶ ἔλεγαν μαντάμα Μαργαρίτ.* Chron. pag. 155.

chiſchen Kaiſerhofe und konnte ſich innerhalb des geſetzlichen Termins nicht perſönlich zur Lehen-Inveſtitur in Morea ſtellen. Wilhelm erklärte die Baronie heimgefallen, und zog ſie ein. Nach Auslöſung der Geißeln forderte Margerit die Erbſchaft und wurde vom Fürſten mit dem Beſcheide abgewieſen, ſie habe nach dem Landesherkommen ihre Rechte auf Akova verloren, weil bereits ein Jahr und ein Tag ſeit dem Hinſcheiden Walthers von Rozière verfloſſen ſey, ohne daß ſie ihre Anſprüche beim oberſten Lehenhofe zu Andravida angemeldet hätte. Margerit war über dieſe Antwort um ſo mehr betroffen, da ſie eine Verfügung dieſer Art durchaus nicht erwartet hatte; ſie ſey ja als Geißel an der Stelle Wilhelms, und zwar nicht freiwillig, ſondern auf ſeinen Befehl nach Conſtantinopel gewandert, und folglich an Verſitzung des Termins nicht ſelbſt ſchuld: wäre ſie auf Morea geblieben, würde ſie die Lehengeſetze erfüllt und das Erbe übernommen haben, deſſen man ſie jetzt, gegen Recht und Billigkeit, unter dem Vorwande verletzter Formen berauben wolle.

Begleitet von einigen Freunden und Rathgebern erſchien ſie nach Verlauf eines Monats zum zweiten Male mit ihrer Bitte vor dem Fürſten, und nachher ein drittes und viertes Mal, erhielt aber jederzeit die nämliche Antwort; der Fürſt ſey ihr wegen Verſäumung des Lehentermins nichts mehr ſchuldig. In einem Familienrathe wurde auf dieſe vielfach wiederholte Verweigerung des Rechtes beſchloſſen, Margerit ſolle ſich mit einem klugen, reichen un mächtigen Ritter vermählen, welcher durch ſeine eigene Macht und mit Hülfe ſeiner Verwandten ſie in ihr Erbtheil einzuſetzen vermöchte. Der hochgeborne Meſſir Jean de Saint-Omer, Bruder des Otho und des Nicola von Saint-Omer, wurde endlich ihr Gemahl *). Meſſir Jean übernahm nach der Hochzeit das in der Familie ſeiner Gemahlin erbliche Marſchall-Amt von Morea.

Der Marſchall erneuerte bald die Anſprüche ſeiner Gemahlin auf die Baronie Akova. Begleitet von Margerit und ſeinen beiden Brüdern Niklas und Otho erſchien er vor dem Fürſten zu Glarentza. Die Dame redete zuerſt, und erklärte dem Fürſten, ſie ſey gekommen, um das ihr widerrechtlich vorenthaltene Erbtheil anzuſprechen, und bezeichnete Meſſir Jean, ihren Gemahl, herkömmlichermaßen als ihren Anwalt und Wortführer für die ganze Verhandlung der Streitſache.

„Mein Herr und Gebieter, Fürſt von Morea,“ ſagte hierauf Meſſir Jean, „ich bitte euch als den Oberlehensherrn der Erbin, alle Häupter, Bannerherren und Lehenritter Morea's zuſammenzurufen, um die Bitte anzuhören, welche ich euch vorzutragen geſonnen bin, und eine Entſcheidung über meine Rechtsſache auszuſprechen nach Grundſätzen des Rechts und der Gerechtigkeit. Es ſoll der Spruch ganz nach dem Gewohnheitsrechte von Morea erfolgen, weil ich von euch nur mein Recht, keine Gnade verlange.“

Auf Befehl des Prinzen erſchienen alle Bannerherren,

---

*) *Τζὰν ντὲ Σαντομέρ, αὐτάδελφον τοῦ εὐγενοῦς σὶρ Νικολοῦ ἐκείνου ντὲ Σαντομέρ, τὸν ἔλεγαν τῆς Θήβας τὸν αὐθέντα.* Chron. pag. 357.

Ritter und Prälaten Morea's, und verſammelten ſich in der St. Sophienkirche von Andravida. Der Herr auf Theben, Nicola von Saint-Omer, erhob ſich, nahm Margerit, die Gemahlin ſeines Bruders, bei der rechten Hand, und ſprach zum Prinzen:

„Alle Bewohner des Fürſtenthums erkennen nach Wahrheit, daß meine Schwägerin, welche hier vor dem Lehenhofe ſteht, die Nichte des Herrn auf Akova iſt. Beim Tode dieſes Herrn, welcher keine Leibeserben hinterließ, war dieſe Dame zu Conſtantinopel in der Eigenſchaft einer Geißel, ſo wie es mein Gebieter, der Prinz von Morea, recht gut weiß, für deſſen Rechnung ſie ſich daſelbſt befand. Zur Zeit des geſetzlichen Lehentermins in Folge dieſes Hinderniſſes aus dem Lande abweſend, konnte ſie ſich innerhalb der vierzig, zum Anmelden durch das Geſetz anberaumten Tage nicht vor dem Fürſten ſtellen. Dieſes iſt aber durchaus nicht ihr Fehler; denn zurückgehalten als Geißel auf Befehl des Fürſten, konnte ſie nicht eher herbeikommen, um ſich den Vorſchriften des Geſetzes zu unterwerfen, als nachdem ſie Wilhelm wieder ausgelöſ't hatte. Auch iſt ſie gleich nach ihrer Heimkehr vor euch, o Fürſt, erſchienen, um ihr Recht anzuſprechen; ihr habt ihr aber zur Antwort gegeben, ſie habe gar kein Recht auf den Nachlaß des verſtorbenen Burgherrn auf Akova. Und obgleich ſie ihre Anſprüche zu wiederholten Malen vorbrachte, habt ihr euch doch allezeit geweigert, den Lehenhof zu verſammeln, um einen Spruch zu thun über dieſe Anforderung. Ihr führtet mit ihr die Sprache eines unbeſchränkten Herr-

,,ſchers*); und ſie ihrerſeits, wie ein hülfloſes Weib**),
,,ohne männlichen Schirm, ging in ihre Heimath zurück
,,ohne alle Hoffnung und nur von der Vorſehung allein
,,noch Hülfe erwartend. Dieſe Hülfe iſt ihr endlich geworden,
,,und ſie gehört jetzt einem durchlauchtigen Eheherrn
,,und einem edeln Hauſe an, welches wohl Mittel finden
,,wird, wie es Pflicht eines jeden Edelmannes iſt, ihr zu
,,dem wohlerworbenen Rechte zu verhelfen. In dieſer Abſicht
,,ſtehen ſie nun beide vor euch, und ich mit ihnen, und biete
,,ihnen in der Eigenſchaft als Bruder meine Dienſte an, und
,,begehre von euch Gerechtigkeit. Sie bitten euch daher
,,inſtändig durch mein Organ, ihnen herauszugeben, was
,,ihnen gebührt, und ſie in den Beſitz ihres Familienerbes,
,,d. i. des Schloſſes und der Zubehör der Baronie von
,,Akova zu ſetzen***). Sie ſind bereit, ihrerſeits für euch
,,alles zu thun, was ihnen Lehendienſt und Erbhuldigung
,,auferlegen.''

Dem Meſſir Nicola von Saint-Omer erwiederte der Prinz:

,,Wir und unſer Hof haben den umſtändlichen Vortrag
,,vernommen, welchen ihr in der Sache gemacht habt,
,,die ihr als die eurige anſehet. Wir geſtehen ein, und
,,erklären, daß es wahr iſt, daß dieſe Dame unſertwegen
,,und in Folge einer Begebenheit, welche uns perſönlich
,,anging, ihre Rechte verlor und der Erbfolge in der Herr-

---

*) Ὡς αὐτεξούσιος. pag. 360. Not. 2.

**) Ἀβουλευτι, ibid. Note 3.

***) Τῆς μπαρουνίας Ἀκοβοῦ. Chronic, pag. 360. Note 7.

„ſchaft zu Akova verluſtig gegangen iſt. Jetzt fragen „wir euch, ob ihr von mir Gerechtigkeit nach dem Buchſtaben des Geſetzes fordert, oder ob ihr um eine Gunſt, „um eine Gnade von mir, als eurem Souverain, zu erbitten gekommen ſeyd, indem ihr vorzüglich den Umſtand geltend machet, daß die Dame Margerit in meinen perſönlichen Angelegenheiten außer Landes war, „und ſich im Fürſtenthume nicht einſtellen konnte, um „ihre Anſprüche innerhalb des von den Geſetzen vorgeſchriebenen Termins wahrzunehmen?“

„Gebieter und Fürſt von Morea,“ antwartete Nicola von Saint-Omer, „ich bitte euch zu glauben, daß, „wenn die Anſprüche meiner Schweſter*) auf das Schloß „und die Baronie Akova nicht gegründet wären, ich es „nicht verſchmähet hätte, den Beſitz von euch als eine „Gnade zu erbitten. Hier aber ſind ihre Rechte ſonnenklar, wie ihr es ſelbſt recht gut wiſſet. Für euch ward „meine Schweſter im Auslande feſtgehalten, und durfte „Conſtantinopel nicht verlaſſen, um ihr Erbe Akova auf „Morea anzuſprechen. Ich verlange alſo von euch keine „Gnade, ſondern nur Gerechtigkeit, ganz nach den Vorſchriften unſerer Geſetze.“ **)

Der Fürſt entgegnete ihm: da er von ihm keine Gnade nöthig habe, ſondern nur Gerechtigkeit vom Lehenhofe zu fordern geſonnen ſey, ſo wäre es von ſeiner Seite vor Gott und der Welt Sünde und Tadel, wenn er ſich weigern wollte, ſeiner Bitte Gehör zu geben. Er ſelbſt verlange nun mit ihm, daß die Streitſache in geſetzlicher Form nach dem buchſtäblichen Inhalte der Landesgebräuche berathen und entſchieden werde. Um aber allen Irrthum und Vorwurf von Seite der klageſtellenden Partei zu vermeiden, wolle er alle Bannerherren, Prälaten und Ritter des Fürſtenthums Morea zuſammenrufen und ihnen die Sache vorlegen, damit ſie ein gottesfürchtiges und mit den Satzungen des Kaiſers Robert übereinſtimmendes Urtheil fällen.

---

*) So überſetzt Herr Buchon p. 361 der Chronik.

**) Offenbar ſind dieſe Reden und Gegenreden aus den Protocollen des oberſten Lehenhofes von Morea ausgezogen, die zur Zeit der Abfaſſung dieſer Chronik natürlicher Weiſe noch unverſehrt waren.

Die Plenar-Verſammlung des Moraitiſchen Lehenhofs wurde nicht mehr zu Andravida, ſondern in der neuen Reſidenz, dem nahegelegenen Glarentza gehalten. Nicola von Saint-Omer erklärte dem Fürſten, daß er auch bei dieſer Sitzung als Anwalt für ſeine Schwägerin vor dem Hofe auftreten und von allen geſetzlichen Vortheilen zu ihren Gunſten Gebrauch zu machen geſonnen ſey. Wilhelm erklärte, ihm gegenüber in eigener Perſon als Vertheidiger der Rechte des Lehenhofs das Wort zu führen. Wilhelms Kanzler und erſter Rath war damals der obenerwähnte Leonard de Verules, aus Neapel gebürtig, ein kluger, geſetzeskundiger Mann und genauer Freund des Fürſten. Er wurde zum Präſidenten des Lehenhofes ernannt, und Wilhelm überreichte ihm eigenhändig den Commandoſtab, welchen, wie die Chronik ſagt, alle weltlichen

Fürſten und Gebieter in Handen haben *), mit den Worten: „Ich übergebe euch hiemit die Macht, welche ich beſitze, auf daß ihr in der Verſammlung den Vorſitz führet, und Gerechtigkeit ſpendet nach dem Geſetze mit Rath und Beiſtand aller Männer, welche den Hof bilden. Ich beſchwöre euch beim heiligen Chriſt und beim Heil eurer eigenen Seele, den Rechten der Dame Margerit eben ſo wenig etwas zu vergeben als den Rechten des Lehenhofes. Weder Furcht noch Freundſchaft ſoll euer Urtheil beſtechen. Laſſet euch durch nichts irre führen, ich lege es auf eure Seele; denn aus Geneigtheit für Meſſir Nicola von Saint-Omer, und um ihm Geſellſchaft zu leiſten, will ich die Rolle eines Advocaten übernehmen, und die Rechte des Hofes gegen ihn vertheidigen. **)

Meſſir Nicola erzählte dann den Hergang der Sache vom Anfang bis zum Ende, und nachdem er nach ſeiner Meinung erſchöpfend dargethan hatte, daß man Margeriten ihr Erbtheil widerrechtlich vorenthalten habe, nahm Wilhelm das Wort, ſuchte Meſſir Nicola Punkt für Punkt zu widerlegen und von allem das Gegentheil darzuthun, wie dieſes bei Verhandlungen vor Gerichtsſtühlen Sitte iſt. Nachdem beide Sachwalter alle Hülfsmittel ihrer Beredſamkeit erſchöpft hatten, ließ Wilhelm das Buch der Gebräuche bringen und erklärte alle auf vorliegenden Fall bezüglichen Geſetzesvorſchriften in ihren kleinſten Beziehun-

---

*) *Τὴν βεργὰν δὲ καὶ τὸ ῥαβδί.*

Chronic. p. 565. Note 5.

**) *Θέλω ν' ἀβουκατεύσω.* Chron. p. 564.

gen, wie namentlich im Fall, daß der Suzerain in feindliche Gewalt gerathe und gefangen ſitze, der Lehensmann an ſeine Stelle als Geißel ins Gefängniß wandern müſſe, ſobald die Aufforderung an ihn dießfalls vom Oberlehensherrn erginge; dieſer habe dagegen dann ſeinerſeits die Pflicht, dem gefangenen Lehensmann durch alle Mittel zur Wiedererlangung der Freiheit behülflich zu ſeyn. *)

Dieſer Auseinanderſetzung ungeachtet meinte der Hof anfänglich doch, Margerit ſey in Anbetracht, daß ſie im Namen und auf Befehl Wilhelms als Geißel nach Conſtantinopel gehen mußte, in ihren Anſprüchen auf die Baronie Akova und aller Zubehör begründet. Der Prinz öffnete aber das Geſetzbuch zum zweitenmal und bewies aus einem beſondern Abſchnitte, daß ſie nach dem buchſtäblichen Sinne der Aſſiſen von Rechts wegen als Geißel aus Morea zu wandern verpflichtet war, andererſeits aber auch nach dem nämlichen Buchſtaben des Geſetzes aller Anſprüche auf die Erbſchaft verluſtig gegangen ſey, weil ſie ſich innerhalb des anberaumten Termins nicht perſönlich im Lande gemeldet hatte.

Die Richter änderten hierauf ihre Meinung und erklärten, daß die Dame Margerit nach dem Buchſtaben der beiden aus den Aſſiſen von Jeruſalem angezogenen Geſetzes-Paragraphen ihre Anſprüche auf die Erbſchaft verloren habe

---

*) Le seignor est tenus par sa foi de délivrer à son loyal pooir cil ou ceans de ses homes, que il a mis en hostage pour sa délivrance. (Assises de Jérusalem) p. 365. Note 1.

von dem Tage an, an welchem der herkömmliche Termin für Lehenanmeldung abgelaufen war. Der Fürſt und Nicola wurden eingeladen, vor den Schranken zu erſcheinen und den Spruch zu vernehmen. Der Präſident (Logothet, Kanzler) Leonard nahm das Wort und eröffnete beiden, daß der fürſtliche Lehenhof Schloß und Herrſchaft von Akova gewonnen habe laut Ausſpruch des im Lande mit Geſetzeskraft bekleideten Buches der Gebräuche.

Nach Anhörung der Entſcheidung dankte der Fürſt dem Hofe, wie es gebräuchlich iſt, und beurlaubte ſich; Meſſir Jean de Saint-Omer aber, der Marſchall, verließ ſchweigend die Verſammlung. Archonten und Bannerherren verließen Glarentza nach Begrüßung des Fürſten und gingen auf ihre Burgen zurück.

In einer beſondern Unterredung mit dem Kanzler ſoll Wilhelm nachher folgende ſehr verſtändige Erinnerungen über dieſe ganze Verhandlung gemacht haben: „Ich ſchwöre euch bei dem Herrn, mein Logothet, daß mir der Spruch, welchen der Hof ſo eben gethan, und durch welchen die Dame Margerit die Erbſchaft der Burg und Baronie Akova verloren hat, um ſo mehr Leid verurſachte, als ich recht gut weiß, daß ich ſelbſt ſie in das Gefängniß nach Conſtantinopel geſchickt, und daß ſie eben dadurch verhindert worden ſey, ihre Anſprüche auf Akova vor den Fürſten zu bringen.“ Auf die Nachricht von dem Hinſcheiden des Herrn auf Akova habe er das Buch der Aſſiſen in die Hand genommen und die Stelle geleſen, welche ihm vor dem Lehenhofe den Proceß gewonnen habe. Beim Leſen dieſer Stelle habe er alſogleich geſehen, daß Margerit, weil ſie ſich an ſeiner Stelle als Geißel zu Conſtantinopel befände, ſich innerhalb des anberaumten Termins nicht bei Hofe ſtellen könne, und folglich ihrer Rechte verluſtig gehe. Unterdeſſen habe er wohl auch bei ſich gedacht, daß es ein großes Unrecht, daß es Tadel und Sünde wäre, ſie ganz der Erbſchaft zu berauben, weil ſie ſeinetwegen im Gefängniß liege. Er habe deßwegen den Vorſatz gefaßt, ihr die eine Hälfte der Baronie zu überlaſſen, die andere aber für Margerit Ville-Hardouin, ſeine jüngſte Tochter, zu behalten. Der Logothet habe aber ſelbſt geſehen, mit welchem Uebermuthe jene Saint-Omers vor ihm erſchienen ſeyen, ihr Betragen habe ihm weh gethan, habe ihn gereizt, und er habe deßwegen Meſſir Nicola ausdrücklich gefragt, ob er Gnade oder Gerechtigkeit verlange. Dieſer habe aber mit Stolz geantwortet, daß er von ihm durchaus keine Gnade nöthig habe, und nichts anderes verlange, als was der Dame Margerit von Rechts wegen gebühre. Deßwegen ſey auf ſeinen Befehl das Buch der Aſſiſen und der Gebräuche von Morea herbeigeholt und die Stelle nachgewieſen worden, deren Inhalt den Stolz des Meſſir Nicola beſchämt, die Dame Margerit aber um ihr Erbe gebracht habe.

Nach dem Verzeichniß, welches er beſitze, wiſſe er für gewiß, daß die Baronie Akova mit Zubehör aus vier Ritterlehen beſtehe.*) Dieſe ſoll er mit Beiziehung Coliners, des Marſchalls (des ganzen Fürſtenthums) und

---

*) *Τέσσαρα φίε καβαλλαρίων.*

Chronic. pag. 368. Note 2.

der Geronten von Akova in drei Theile theilen und nach Ausweis der Local-Oekonomieregiſter die einträglichſten Ländereien in einen der drei Theile zuſammenwerfen. In ein anderes Drittheil ſoll er die drei höchſtangeſetzten Lehen auswählen, und eine Urkunde ausfertigen, durch welche der Fürſt jene Lehen von Akova, zum Belaufe eines Dritttheils der ganzen Baronie auf die Dame Margerit, als ein Gnadengeſchenk für ſie und ihre Kinder, übertrage.

Der Logothet ſchrieb die Urkunde, ſiegelte und brachte ſie dem Fürſten, der ſie nach Einſicht ihres Inhalts unterzeichnete und nach der Sitte jener Zeiten unter die Bettdecke legte. Leonard in Perſon wurde dann abgeſchickt, um Margerit in den Palaſt zu führen, weil ſie der Fürſt zu ſprechen wünſchte. Der ſo oft mit ihrer Bitte abgewieſenen, beſchämten und erſt vor kurzer Zeit feierlich zum Verluſt des Erbes verurtheilten Dame betheuerte Wilhelm in der nämlichen Weiſe, wie vorher dem Logotheten, daß ihn der Ausgang der Verhandlungen unendlich ſchmerze, und daß er gleich anfangs kein anderes Verlangen gehegt habe, als ihr einen Theil der Baronie als ein Gnadengeſchenk zu überlaſſen. Meſſir Nicolas thörichter und unverzeihlicher Hochmuth aber habe leider die Erfüllung ſeines aufrichtigſten Wunſches, wie ſie ſelbſt wiſſe, unmöglich gemacht. Deſſen ungeachtet wolle er aus beſonderer Geneigtheit, und in Betracht, daß ſie ſeinetwegen den Lehenstermin verſeſſen habe, die Baronie in drei Theile zerſchlagen, und ihr ein Drittheil als neue Belehnung für ſie und ihre Kinder im Gnadenwege verleihen.

Der Logothet überreichte ihr dann das Diplom und Wilhelm inveſtirte ſie mit der Ceremonie des Handſchuhes nach altem Ritter- und Lehenbrauche.

Eine zweite Urkunde, welche der Logothet auf Wilhelms Befehl ausfertigte, übertrug die beiden andern Drittheile der oftbemeldten Herrſchaft Akova auf des Fürſten jüngſte Tochter, gleichfalls Margerit genannt, als Familienerbtheil auf ewige Zeiten. Wilhelm ſelbſt legte die geſiegelte Urkunde in die Hände ſeiner Tochter, belehnte ſie feierlich und fügte dem Geſchenke ſeinen aufrichtigen Wunſch bei, ſie und ihre Nachkommen mögen auf dem neuen Eigenthume zufrieden und glücklich ſeyn.

In dieſer Weiſe endete der Erbſtreit um Burg und Herrſchaft Akova.

Dieſe Begebenheit fällt in die letzten Lebensjahre Wilhelms; denn bald nachher zahlte er ſeinen Tribut der Natur, und trank, wie die Chronik ſagt, die Schale des Todes auf ſeiner Familienherrſchaft Kalamata. Die Sehnſucht, ſeinen Geburtsort und die Spielplätze ſeiner Kindheit vor ſeinem Hinſcheiden noch einmal zu ſehen, hatte ihn von der Hauptſtadt fortgetrieben. Tödtlich erkrankt, beſchied er alle Bannerherren, Prälaten und geſetzkundigen Männer nach Kalamata, und erbat ſich ihren Rath über die letztwilligen Verfügungen, welche er zum Heile des nun bald verwaiſ'ten Fürſtenthumes anzuordnen geſonnen ſey. Unter dem Beiſtande dieſer Männer ernannte Wilhelm den Groß-Connetable Jadre zum Bail (Statthalter) von Morea, ſchrieb an König Karl und bat, ſeine hinterlaſſenen Töchter, und dann alle Bewohner des Fürſtenthums, groß und klein, als getreue und loyale Unterthanen, mit Wohlwollen und Gerechtigkeit zu beherrſchen, die Mönche der lateiniſchen und griechiſchen Kirche zu beſchützen, die Dotationen und Privilegien jener Klöſter aufrecht zu erhalten, welche er ſelbſt gebaut und ausgeſtattet hatte, damit daſelbſt gebetet werde für das Seelenheil aller im Namen des Erlöſers durch die Taufe geheiligten Chriſten; niemandem zu geſtatten, die gottſeligen Mönche zu beunruhigen in den Beſitzthümern, welche er ihnen verliehen, in gleicher Weiſe alle Gaben an Grundſtücken, Freiheiten und Rechtſamen, mit welchen er Treue und Anhänglichkeit ſeiner Diener vergolten habe, unverkümmert zu belaſſen und zu beſchirmen.

Ferner befahl er, ſeine Gebeine ſobald als möglich abgeſondert in einen Sarg zu legen, ſie nach Andravida in die von ihm erbaute und den Tempelrittern eingeräumte Kirche Sanct Jacob zu überbringen und im Mauſoleum beizuſetzen, welches er ſeinem Vater daſelbſt errichtet, in der Art, daß ſein Bruder rechts, er ſelbſt links, der Vater in die Mitte zu liegen komme. Zum Dienſte dieſes Grabmales ſtiftete er vier Capläne mit reichlichem Einkommen, damit ſie ohne Unterlaß und auf ewige Zeiten daſelbſt beten, ſingen und Meſſe leſen für ſeine und ſeiner Familie Seelenruhe. Unter Strafe des Bannes ſollte es Niemand wagen, dieſe fromme Stiftung zu mindern, zu beunruhigen oder einzuziehen, oder die Capläne in ihrem frommen Dienſte durch Gewaltthat oder Uebermuth zu ſtören.

Kurz nach dieſer letztwilligen Verfügung ſtarb Wilhelm Ville-Hardouin, der dritte Fürſt Morea's aus dem benannten Hauſe, ohne Hinterlaſſung eines männlichen Leibeserben für die Beſitzthümer, welche er und ſeine beiden Vorfahren mit ſo viel Mühſeligkeit, Gefahr und Ungerechtigkeit erworben hatten. „Jedermann,“ ſagt die Chronik, „muß lebhaft bedauern, daß ein ſo vortrefflicher Herr nur Tochter hatte, und mit dieſen alle Früchte ſeiner Arbeiten verlor; denn ein Weib könne ja zur Ausübung der Souverainetät, ſeit dem Fluche, der gegen das Weib geſchleudert wurde, nicht mehr zugelaſſen werden. *)

---

*) Das Jahr von Wilhelms Tod läßt ſich beim Stillſchweigen der Chronik nicht genau ausmitteln; daß er im Frühling geſtorben, geht aus den Umſtänden hervor. Am wahrſcheinlichſten darf das Jahr 1271 als ſein Todesjahr angenommen werden.

Fünftes Capitel.

Die Zeiten der Verwirrung unter fremden und einheimiſchen Statthaltern. Schwankende Herrſchaft unter Prinzen der Häuſer Anjou, Valois und Burgund. Vom Jahre 1271 — 1315.

Der König von Neapel, und durch ihn ſein Sohn Philipp von Anjou als Iſabellens Gemahl, erbten das Fürſtenthum Morea zugleich mit dem Kriege gegen den byzantiniſchen Statthalter zu Miſtra. Meſſir Jadre, Großconnetable und beſtellter Bail von Morea, ſchickte nach Wilhelms Hinſcheiden Briefe und Boten an den Hof nach Neapel mit umſtändlichen Berichten über dieſe Begebenheit und über den Zuſtand des Landes. Karls Räthe waren der Meinung, man ſolle unverzüglich einen klugen und kriegskundigen Mann als Statthalter mit unbeſchränkter Vollmacht, die Verwaltung des Landes einzurichten, nach Morea ſenden, Iſabelle die Erbprinzeſſin aber und ihren Gemahl Philipp am Hofe zurückbehalten. Die Wahl des Königs fiel auf Rouſſeau de Sully, einen der ausgezeichnetſten Ritter und Krieger ſeines Heeres. Ihm zu Hülfe und Rath ſchloſſen ſich an: 50 Söldner zu Pferd, 200 Schützen mit Armbruſt, und eine aus Prälaten, Bannerherren und Rittern zuſammengeſetzte Regierungscommiſſion, insgeſammt mit Vollmachtsbriefen und geſiegelten Urkunden verſeh-

Im Monat Mai (1271?) landete der neue Statthalter zu Glarentza, und ſandte den Prälaten und Rittern von Morea die vom König ausgefertigten Briefſchaften und Befehle. Ihnen ſelbſt legte er in einer nach Glarentza ausgeſchriebenen allgemeinen Verſammlung die Urkunden vor, kraft welcher ſie ihm von nun an als Statthalter und Stellvertreter des Königs, ihres legitimen Herrn, Huldigung und Gehorſam ſchuldig ſeyen.

Benedict, Metropolitan von Patras und als Sprecher von den Moraiten auserleſen, erklärte hierauf, alle Lehensherren auf Morea, groß und klein, unterwürfen ſich den ſchriftlich vorgelegten Befehlen des Königs, nähmen den ernannten Statthalter auf, und verehrten ihn, wie das Ebenbild des Königs ſelbſt; *) allein den Huldigungseid, welchen er dem Ritter Sully zu leiſten beföhle, müßten ſie durchaus verweigern, weil ein ſolches Verfahren den von den Eroberern des Landes urſprünglich verfaßten und beſchwornen Aſſiſen und Gebräuchen von Morea geradezu entgegen wäre. In dieſen Aſſiſen und Gebräuchen ſtehe geſchrieben, daß der Fürſt oder Herr des Landes, wenn er innerhalb des geſetzlichen Termins zur Uebernahme der Souveränetät erſcheine, ſich in Perſon innerhalb der Landmarken des Fürſtenthums verfügen und vorerſt dem Volke von Morea, die Hand auf das Evangelium Chriſti gelegt, ſchwören müſſe, daſſelbe mit Gerechtigkeit und nach Landesbrauch zu regieren, und niemanden in ſeinen wohlerworbenen Rechten und Freiheiten zu beun-

---

*) Ἀντίτυπον pag. 375, Note 4 der Chronik.

ruhigen; dann erſt ſollen die Vaſallen des Fürſtenthums kommen, und ihm den Huldigungseid leiſten. Dieſe Huldigung aber beſtehe darin, daß man ſich gegenſeitig auf den Mund küſſe, weil der Fürſt dem Lehensmann eben ſo gut Treue ſchuldig, als dieſer ſie ihm ſeinerſeits zu bewähren verpflichtet iſt, und in der Natur ihrer gegenſeitigen Verbindlichkeiten durchaus kein Unterſchied beſteht, außer was die einem Souverän gebührenden Ehren und Auszeichnungen betrifft. Im Falle, daß der Fürſt entfernt in einem andern Lande lebt, und einen mit Vollmacht Verſehenen an ſeiner Stelle ſendet, um die Huldigungen ſeiner Lehensmänner anzunehmen, ſo ſey auf Morea Rechtens, daß die Vaſallen Eid und Pflicht nur ihm ſelbſt in Perſon und zwar innerhalb der Landmarkung zu leiſten haben. Laut dieſer Geſetze bäten ihn die Moraitiſchen Lehensmänner ihre vorläufige Weigerung nicht für geſetzwidrig und muthwillig zu erklären; im Gegentheil, er möchte überzeugt ſeyn, daß ſie ſich insgeſammt lieber ihrer Lehengüter berauben, ja lebendig verbrennen ließen, als nur die geringſte Entkräftung ihrer Geſetze dulden. Allein den König zu ehren und ihn zu überzeugen, daß ſie nicht aus perſönlicher Abneigung gegen ihn in dieſer Weiſe handeln, möchte er ſich in ihren Vorſchlag einlaſſen. „Wir wiſſen,“ ſagte der Metropolitan, „daß das Fürſtenthum den Herrn geändert hat, und heute in der Gewalt unſers Oberlehensherrn, des Königs von Neapel iſt; allein wenn wir auch verpflichtet wären zu thun, was ihr begehret, ſo hätten wir alle hier vor Eurer Herrlichkeit Gegenwärtige nicht einmal die Vollmacht, es ohne Beiſeyn des Herzogs von Athen, der drei Herren vom Euripus, des Herzogs auf Naros, und des Markgrafen von Budonitza zu thun; *) jedoch um langwierige Verhandlungen zu meiden, weil er nur mit der Gewalt eines Statthalters ausgerüſtet, nicht aber der geborne Souverän des Landes ſey, welcher Huldigung fordern und den eingebornen Griechen, durch Bereitwilligkeit nach Geſetzen zu regieren, Zutrauen einflößen könnte, ſo möge er ſich mit ihnen in einen gottesfürchtigen und chriſtlichen Vergleich einlaſſen, und zuerſt auf das Evangelium Jeſu Chriſti den Schwur ablegen, Morea nach einheimiſchen und bisher üblichen Geſetzen zu verwalten; dann würden die verſammelten Lehensmänner ihrerſeits ſchwören, dem König und ihm treu zu ſeyn.“ **)

Rouſſeau de Sully willigte ohne Bedenken in dieſe gegenſeitige Eidesleiſtung. Man brachte ein Evangelienbuch herbei, und der Statthalter ſchwor zuerſt, und die Vaſallen ſchworen nach ihm, treue Diener zu ſeyn, zuerſt des Königs Karl, dann ſeiner Nachfolger gemäß den Geſetzen des Landes.

Bei Einrichtung der neuen Verwaltung ſetzte der Statthalter alle Beamte von Wilhelms Ernennung ab, und neue an ihre Stelle. Er änderte den Protoveſtiarius, den Schatzmeiſter, die Befehlshaber und Caſtellane der Feſtun-

---

*) Das heute noch beſtehende Slavenſtädtchen Budonitza auf dem Gebirge hinter Thermopylä bildete damals die fränkiſche Gränzmark gegen das von epirotiſchen Fürſten beherrſchte Groß-Wlachien außerhalb der Engpäſſe. Die Chronik ſchreibt: *Βοδονίτζα*, *Βουδονίτζα* und *Μουντουνίτζα*.

**) Chronic. p. 378.

gen; die Armbruſtſchützen vertheilte er an die Gränzplätze, und gab der ganzen Einrichtung des Landes eine neue Geſtalt. So lange jedoch Philipp von Anjou, Iſabellens Gemahl, am Hofe zu Neapel lebte, galt Morea fortwährend für ein vom Königreich beider Sicilien abgeſondertes, für ſich beſtehendes Fürſtenthum. Nachdem aber der junge Prinz im Jahre 1277 unglücklicher Weiſe geſtorben war ohne Leibeserben von der Fürſtin zurückzulaſſen, fiel das Land an den alten, rauhen Soldatenkönig, Karl von Anjou, heim, und wurde als ergänzender Theil ſeinen übrigen Ländern einverleibt.

Iſabella Ville-Hardouin, Erſtgeborne des letzten Fürſten, Wittwe Philipps von Anjou und Erbfrau auf den Caſtellanien von Kalamata und Arkadia, lebte vom Ertrag ihres Witthums und ihrer Moraitiſchen Familiengüter fern vom Heimathland in Italien.

Bald nachher wurde auch Rouſſeau de Sully, der Statthalter, zurückberufen und Guy de la Roche, Herzog von Athen, mit der Würde eines Bail und königlichen Befehlshabers des Fürſtenthums bekleidet. Dieſer Guy war ein Sohn jenes Megas-Kyr, Wilhelm La-Roche, welchem der König von Frankreich bei einer hinlänglich bekannten Veranlaſſung das Prädicat eines Herzogs von Athen verliehen hatte. *) Dieſer hatte ſich bald nach ſeiner Heimkehr aus dem Abendlande mit einer Tochter des Herzogs von Wlachia vermählt, und benannten Guy als einzige Frucht dieſer ſpäten Verbindung erzielt. Guy ver-

---

*) Beiläufig im Jahre 1260.

wählte ſich mit Margerit, der jüngern Schweſter der Erbprinzeſſin Iſabella Ville-Hardouin, und dieß mag wohl die nächſte Veranlaſſung geweſen ſeyn, ihm durch ein von Neapel überſandtes Diplom das Bailat von Morea auf Lebenszeit zu übertragen. Seine ordentliche Reſidenz blieb dieſer neuen Würde ungeachtet in Athen. Von der Akropolis aus ergingen ſeine Befehle über das verwaiſ'te Fürſtenthum. Unter ſeiner Verwaltung wurde die Burg Dimatra wieder erbaut, welche die Miſtraiten in den Engſchluchten von Skorta früherhin zerſtört hatten. *)

Nach ſeinem Tode verwaltete La Trémouille, Herr auf Chalandritza, eine Zeit lang das Bailat, bis es der König von Neapel an den alten Meſſir Nicola von Saint-Omer übertrug, der einſt als heftiger Gegner des Fürſten Wilhelm im Lehenſtreit um Akova aufgetreten war. Dieſer leitete die Geſchäfte mit großer Geſchicklichkeit, und regierte das Land im Frieden, weil er über die übrigen Ritter und Herren durch ſeine Einſicht nicht weniger hervorragte, als durch ſeine hohe Geburt und durch ſeine Reichthümer. In erſter Ehe hatte er Maria, die reiche Erbtochter Bohemunds VI, Titularfürſten von Antiochia und Tripoli gehabt. Nach ihrem kinderloſen Hinſterben bewarb er ſich um die Hand der Wittwe Ville-Hardouins, der Schweſter des Deſpoten Nicephorus von Arta. Als Wittwe war ſie im Genuß anſehnlicher Domänen in der Caſtellanei von Kalamata, Erbfrau auf dem Küſtenlande nördlich der Burg Main[illegible] Platanos, Glyki**)

---

*) Chron. p. 382.

**) Heute noch γλυκόπετρον am linken Ufer des Eurotas un-

und vielen andern Burgen. Alle dieſe Herrlichkeiten und Gerechtſame kamen durch ihre Hand auf den reichen Nicola von Saint-Omer, der durch dieſe neue Verbindung zu einem der größten Grundbeſitzer Morea's herangewachſen war. Als Bail und Gemahl der fürſtlichen Wittwe verließ er ſeinen bisherigen Wohnſitz zu Theben gänzlich, und ſiedelte ſich auf Morea an. Seine Reichthümer und ſein für jenes Zeitalter ſeltener Kunſtſinn erlaubten ihm für die Sicherheit, Zierde und Wiederbelebung des lange verwüſteten Landes viele und ſchöne Bauten aufzuführen. Außer dem prachtvollen, in der Folge von den Cataloniern zerſtörten, Reſidenzſchloſſe zu Theben baute er eine kleine Feſtung auf dem Küſtenlande von Mani gegen die Landungen der Corſaren und Venetianer. *) Auch das in unſern Tagen viel beſprochene Schloß von Navarin iſt Nicola's Werk. Er hatte die Abſicht, aus demſelben und der Umgegend mit Bewilligung des Königs von Neapel eine Lehensherrſchaft zu gründen für ſeines Bruders Sohn Meſſir Nicola, den Großmarſchall, deſſen Mutter die viel beſprochene Erbin von Akova war.

Während der Statthalterſchaft dieſes alten franzöſiſchen Edelmannes trat ein in Frankreich lebender Seitenverwandter des kinderlos auf Morea verſtorbenen Freiherrn Gottfried von Karitena mit Anſprüchen auf die erledigten Be-

---

gefähr ein paar Stunden oberhalb der Ruinen von Alt-Sparta. Es beſteht aus einem halb verfallenen Burgverlies und etwas altem, ſchwärzlichem Gemäuer, wie die verlaſſenen Ritterburgen am Rhein und in Tyrol.

**) Chronik p. 387.

ſitzungen deſſelben hervor, was dem Chronikſchreiber den Stoff und zu der oben angedeuteten und am Ende der Chronik angefügten, merkwürdigen Epiſode die Veranlaſſung gab. Wir weben ſie hier mit den eigenen Worten des Verfaſſers unſerer Erzählung ein. „Zur Zeit der Verwaltung des alten Meſſir Nicola von St. Omer, Herrn auf Theben und Statthalters von Morea, hatte ein gewiſſer franzöſiſcher Edelmann aus der Champagne, mit Namen Meſſir Gottfried von Brienne und Brudersſohn des Freiherrn von Karitena, den Einfall nach Morea zu reiſen, um die Herrſchaft Karitena anzuſprechen, nachdem er das kinderloſe Hinſcheiden des letzten Beſitzers vernommen hatte. Er verpfändete ſeine Güter, nahm Geld auf, um acht Sergenten zu unterhalten, erhielt Zeugniſſe von Prälaten und Herren, die mit ihrem Inſiegel beurkundeten, daß er rechtmäßiger Vetter und Blutsverwandter Gottfrieds, Freiherrn von Karitena ſey, machte Vorkehrungen, die ſeiner Geburt würdig waren, und zog an der Spitze ſeiner acht Sergenten aus der Champagne in der Richtung gegen Neapel, wo et den König ſah. Er legte ihm ſeine Papiere mit der Erklärung vor, daß er, gemäß der bei den Franken üblichen Gewohnheiten, in ſeiner Eigenſchaft als Verwandter und Familienoberhaupt gekommen ſey, um ſein Erbtheil in Beſitz zu nehmen und ihm die geſetzliche Huldigung zu leiſten. Nachdem der König ſeine Rede gehört und die Certificate eingeſehen hatte, erließ er an den Statthalter von Morea, den alten Herrn Nicola von St. Omer, ein Schreiben mit dem Auftrag, alle Edelleute Morea's einzuberufen und eine allgemeine Verſammlung zu bilden, um die aus Frankreich mitgebrachten Papiere des Herrn Gottfried zu prüfen.

Als der in Glarentza verſammelte Hof Hrn. Gottfrieds Certificate mit dem Befehle des Königs geſehen hatte, ließ er die einzelnen Stücke vorleſen, worauf eine lange Verhandlung begann, in welcher hauptſächlich das Betragen des Herrn auf Karitena zur Sprache kam, ſeine Empörung, ſein Uebergang zum Großherrn von Athen, mit welchem er dann gewaffnet und zu Pferd gekommen ſey, um den Fürſten Wilhelm, ſeinen natürlichen Gebieter und Oberlehnsherrn für Schloß und Gebiet von Karitena, zu befehden. Zur Strafe ſeines Meineides und ſeiner Rebellion gegen den Souverän ward er damals für ſich und ſeine Nachkommen enterbt. Einige Zeit ſpäter erlangten jedoch die Großen des Fürſtenthums durch inſtändiges Bitten bei Wilhelm die Wiedererſtattung ſeiner Güter mit der Bedingung, daß er ſie nur als männliches Erblehen in gerader Linie beſitzen ſollte. Nachdem man alle dieſe Thatſachen geprüft und erwogen hatte, wurde Hr. Gottfried vor die Verſammlung geladen, in welcher der Biſchof von Olenos das Wort nahm, und ihm Punkt für Punkt den Beſcheid des Hofes auseinanderſetzte, wie nämlich der Freiherr von Karitena durch ſeine Aufführung Herrſchaft und Gut für ſich und ſeine Familie verwirkt habe; denn in allen Ländern ſey es üblich, daß jeder, der die Treue bricht und gegen ſeinen Souverän die Waffen ergreift, für ſich und ſeine Familie Land und Herrlichkeit verliere. „Ihr ſeht alſo, mein Freund,“ fügte der Biſchof am Schluſſe hinzu, „daß ihr keinen Rechtstitel beſitzt, um ihn zur Begründung eurer Bitte geltend zu machen.“

Nachdem Hr. Gottfried von Brienne gegen alle Erwartung einen ſolchen Beſcheid erhalten hatte, kam er in ſeine Wohnung zurück, ſaß allein und weinte und jammerte, als hätte er das ganze Königreich Francien verloren. Nach zwei Tagen fing er an bei ſich die Lage zu erwägen, wenn er ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben wieder nach Frankreich zurückkäme. Er ſah, daß ihn jedermann auslachen und tadeln würde, außer der Vergeudung ſeines Vermögens bei dieſem Unternehmen nichts erzielt zu haben. Er ſagte zu ſich ſelbſt: „Lieber ſterben, als ohne Gewinn zurückgehen.“

Von einem Moraiten, deſſen Bekanntſchaft er gemacht hatte, zog er genaue Kunde über die feſten Plätze des Gaues Scorta ein, beſonders aber über die Schlöſſer Araklovon und Karitena, über ihre Lage, über die Beſchaffenheit ihrer Feſtungswerke, über die Stärke jedes einzelnen derſelben, und über die Streitmacht, welche ſie bewachte. Dieſer Mann kannte dieſe beiden Plätze genau, und gab ihm umſtändliche Nachweiſung über alle ſeine Fragen. Hr. Gottfried gründete darauf ſeinen Plan. Er zog in das Innere des Landes und kam nach Xenochori,*) wo er ſich gefährlich krank ſtellte und das Gerücht ausſtreute, er ſey von der Ruhr ergriffen. Er erkundigte ſich nach Ciſternenwaſſer, welches zuſammenziehend iſt und den Gang des Uebels hemmt. Ein Eingeborner ſagte ihm, in der Feſtung Araklovon ſeyen vortreffliche Ciſternen, dorthin müſſe er ſchicken, um Waſſer zu holen. Er wandte ſich hierauf an denjenigen ſeiner Sergenten, dem er das meiſte Wohlwollen und Vertrauen ſchenkte, und ſagte ihm: „Nimm eine Flaſche und geh' in das Schloß Araklovon. Bitte den Caſtellan in meinem Namen um Waſſer aus ſeiner Ciſterne als Medicin. Ein Arzt hat es mir als ſehr heilſam verordnet. Vergiß aber dabei nicht, dich im Platze wohl umzuſehen, beſonders über die Beſchaffenheit der Ausgänge, ſo wie über die Stärke der Beſatzung ſorgfältige Nachrichten einzuziehen, um auch mich darüber in Kenntniß zu ſetzen. Nimm dich aber in Acht, daß niemand erfahre, welche Aufträge ich dir gegeben habe."

---

*) 'Σ τὸ Ξενοχώρι, Fremdendorf.

Der Sergent kam in das Schloß, wo er den Caſtellan fand. Er brachte ihm von Seite ſeines Herrn einen höflichen Gruß und bat ihn um Waſſer von ſeiner Ciſterne, was ihm der Caſtellan augenblicklich zu geben befahl. Der Sergent drang in das Innere der Burg und beſah alles mit Genauigkeit. Bei ſeiner Rückkehr erzählte er Hrn. Gottfried alles, was er geſehen hatte. Es verfloſſen zehn Tage, und Hr. Gottfried ſagte immerfort, daß er krank ſey, und ſein Sergent ging alle Tage in das Schloß, um friſches Waſſer zu holen. Endlich ließ er den Caſtellan inſtändig bitten herauszukommen und mit ihm zu ſprechen. Der Caſtellan verfügte ſich ungeſäumt zum Ritter, der ihn mit vielen Dankbezeugungen empfing, ihm ſeine Krankheit erklärte und mit der Bitte ſchloß, ihn mit einem ſeiner Diener in die Burg aufzunehmen, und ihm ein Zimmer einzuräumen, wo er ausruhen und das Ciſternenwaſſer friſch erhalten könnte. Der Reſt ſeines Gefolges ſollte außerhalb der Feſtung bleiben.

Der Caſtellan, der keine Hinterliſt vermuthete, ſagte ihm ungeſäumt die Aufnahme in das Schloß zu, und Tags darauf zog Hr. Gottfried mit einem Theile ſeines Gepäckes ein. Man ſchlug ein Bett auf, und er legte ſich in der Kammer nieder, indem er nur einen einzigen Sergenten bei ſich hatte. Die übrigen waren in jenem Theile der Stadt untergebracht, der zunächſt außerhalb der Feſtung lag. Später ließ ſich der Ritter den Reſt ſeiner Habſeligkeiten hereinbringen, worunter auch ſeine Waffen verborgen waren, blieb aber beſtändig im Bette. Von Zeit zu Zeit lud er den Caſtellan zum Eſſen ein, und erwies ihm alle erſinnliche Achtung und Freundſchaft, um ihn in blinde Sicherheit einzuwiegen und nachher um ſo leichter zu betrügen. So wie er nun glaubte, daß der Caſtellan hinlänglich beruhigt und der günſtige Augenblick gekommen ſey, lud er alle ſeine Sergenten zu ſich unter dem Vorgeben ſein Teſtament zu machen aus Furcht, gegenwärtige Krankheit möchte mit dem Tod enden. Er ließ ſie in ſeinem Zimmer ſchwören, das Geheimniß, welches er ihnen nun mittheilen wolle, zu bewahren und ihm in Vollführung ſeines Vorhabens beizuſtehen. Nachdem ſie geſchworen hatten, hielt er ihnen folgende Rede: „Meine Cameraden, meine Freunde und meine Brüder, ihr habt mich nach Romanien begleitet, und ihr wiſſet, wie ich genöthigt war meine Güter zu verpfänden, um mit Würde in ein Land zu ziehen, wo ich ſicher hoffte in Beſitz der Burg Karitena und ihrer Zubehör zu gelangen, denn dieſer Platz ward durch meine Verwandten erbaut. Ihr wiſſet aber auch, wie dieſe ſaubern Moraiten mich enterbt und all meines Eigenthums beraubt haben. Tiefer Kummer bemächtigte ſich meiner; ich ſchämte mich vor mir ſelbſt, und mein Herz ſchloß ſich vor Bitterkeit. Ich zählte auf euch und beſchloß ein kühnes Wagſtück auszuführen, welches ich euch jetzt erklären will, und welches ſicher gelingen wird, wenn ihr mich unterſtützen wollet. Dieſe Burg, wie ihr ſeht, iſt ſehr feſt. Eine kleine Zahl Krieger kann ſie hüten, weil ſie gut gebaut und ausgerüſtet iſt. Ueberdieß liegt ſie im Innern des Gaues Scorta, den ſie ganz beherrſcht. Bemächtigen wir uns dieſes Schloſſes und drohen wir, es an den Heerführer des byzantiniſchen Kaiſers zu verkaufen. Ich bin überzeugt, der Statthalter von Morea wird ſich nach Erhaltung dieſer Neuigkeit glücklich ſchätzen, mit uns zu unterhandeln und uns die Burg Karitena gegen dieſe Engpäſſe von Scorta einzuräumen, und wird mich lieber im Beſitze von Karitena ſehen, als Araklovon an die Griechen verkaufen laſſen. Denn wenn die Griechen dieſen Platz in ihre Gewalt bringen, werden ſie alle feſten Stellungen von Scorta und des ganzen Fürſtenthums bezwingen.“

Auf dieſen Vorſchlag beriethen ſich die Sergenten über die Mittel am ſicherſten zum Zwecke zu gelangen. Hr. Gottfried traf die letzten Vorkehrungen und ſagte ſeinen Sergenten, er habe gehört, außer der Burg ſey eine Schenke, wo man Wein verkaufe, und wohin der Caſtellan manchmal komme, und öfters ſogar dort bleibe, um mit den andern zu trinken. „Seht nun,“ ſprach er,

„was mir unter dieſen Umſtänden thunlich ſcheint. In der Burg haben wir große Vorräthe an Brod und Zwieback, Waſſer und Waffen fehlen auch nicht. Geht und luſtwandelt bei der Schenke, die zwei oder drei gewandteſten unter euch, und ladet den Caſtellan mit dem Conſtabel und den Vertrauteſten der Burgſergenten. Ihr habt hinlänglich Geld in der Taſche, kauft beim Schenkinhaber eine große Menge Wein und zecht mit ihnen, bis ſie alle wohl berauſcht ſind. Ihr ſelbſt aber hütet euch, zu viel zu trinken, weil ſonſt alle unſere Plane ſcheitern müßten. Sobald ihr merket, daß ſie betrunken ſind, ſoll der nächſte Beſte von euch zu mir hieher kommen. Ein zweiter folge, bis ihr alle hier ſeyd. Nehmet dann den Thürmer und werft ihn zum Thor hinaus. Nehmet die Schlüſſel, ſchließet die Pforte und verfüget euch ungeſäumt auf die Mauern des Thores, um es zu hüten, und deſſen Anbrennung durch Feuer zu hindern, damit man nicht eindringe und uns gefangen mache.“

Die Sergenten thaten genau ſo, wie ihnen Herr Gottfried befohlen hatte. Die Franzoſen revoltirten, wie geſagt, und bemächtigten ſich des Schloſſes. Hr. Gottfried befahl dann die Wächter hinauszuführen, die ohnehin nur zwölf Mann ſtark und von den einheimiſchen Griechen waren. Einem derſelben wurde ein Brief an den kaiſerlichen Statthalter in Miſtra aufgegeben mit der Einladung ſich ungeſäumt dem Schloß Araklovon zu nähern, welches Gottfried eingenommen und ihm zu verkaufen und zu überliefern gedenke.

Der kaiſerliche Feldherr ward über dieſe Kunde ſehr erfreut, zog ungeſäumt ſeine Streitmacht zuſammen und rückte eilfertig gegen Araklovon. In der Stellung von Aplos beſetzte er die Alpheus-Furth, ſchlug ſeine Zelte auf, und lagerte mit ſeinen Truppen.

Der Caſtellan, mit Namen Philocalos, ſandte auf die Nachricht der Einnahme des Schloſſes alſogleich zwei Boten an Meſſir Simon von Vidoine, Befehlshaber der Stadt, mit Bericht über die Rebellion Hrn. Gottfrieds von Brienne zu Araklovon und über ſein Vorhaben, das Schloß dem Feldherrn des griechiſchen Kaiſers zu verkaufen.

Meſſir Simon ſtieg mit ſeiner Streitmacht alsbald zu Pferd und ſchickte Befehle aus, daß man ihm von allen Seiten zu Hülfe ziehe. So ſchloß er den Platz Araklovon ein, um zu hindern, daß von Seite der Griechen irgend etwas in die Feſtung komme. Dann fertigte er Boten an den Statthalter von Morea, Meſſir Nicola von St. Omer, der damals zu Glarentza Hof hielt, mit der Meldung, daß ſich Meſſir Gottfried von Brienne der Burg Araklovon bemeiſtert, dem kaiſerlichen Feldherrn geſchrieben und ſie ihm gegen baar Geld zum Kauf angeboten habe. Meſſir Nicola ſollte zu Hülfe eilen, um den Verluſt des Platzes zu verhindern. Der Statthalter rückte ohne Verzug mit allem, was er an Streitkräften um ſich hatte, ins Feld, und ſchickte an entferntere Abtheilungen Befehle ihm in der nämlichen Richtung zu folgen. Als er vor Araklovon eintraf, fand er das Schloß durch Meſſir Simon eingeſchloſſen und alle Zugänge in den Gebirgen dem kaiſerlichen Heere verlegt, worüber er ſeine volle Zufriedenheit zu erkennen gab.

Die fränkiſchen Streitkräfte unterdeſſen zogen von allen Seiten herbei und legten ſich in die Engwege von Scorta um ſie zu bewachen.

Auf die zuverläſſige Nachricht, daß die kaiſerlichen Griechen bei Aplos an den Alpheus-Ufern eine feſte Stellung genommen haben, befahl der Statthalter dem Meſſir Simon, Militärhäuptling von Scorta, ſeine ganze Macht, d. i., die Milizen des Engpaſſes Scorta, die von Calamaza, Perigardi, Chalandritza und Voſtitza zu nehmen und an ihrer Spitze gegen Iſöva hinabzuziehen, die Alpheus-Furth bei Pteres zu beſetzen und die Griechen vom Eindringen ins Innere des Scorta-Gaues abzuhalten.

Meſſir Simon befolgte die Aufträge des Statthalters, beſetzte an der Spitze ſeiner Milizen die benannte Stellung und lagerte im Angeſichte des kaiſerlichen Heeres. Der Statthalter ſelbſt als ein kluger Mann und mit ſeinem Rathe einverſtanden, befahl zwei Rittern nach Araklovon zu gehen und Herrn Gottfried zu ſagen, man werde ihm ſein Betragen verzeihen, wenn er den Platz ſo zurückgebe, wie er ihn gefunden habe; er ſolle ja nicht denken ihn für ſich zu behalten oder einem andern zu verkaufen. „Sagt ihm nur,“ fügte er bei, „daß trotz ſeiner Anſtrengungen ſich kräftig in demſelben zu halten, ich und wir alle lieber ſterben, als mit unſern Truppen eher abziehen wollen, als bis wir die Mauern der Burg gebrochen, und ihn ſelbſt unter dem Schutte begraben haben.“

Die beiden Ritter näherten ſich der Burg, begehrten Waffenſtillſtand, machten von ferne ein Zeichen, damit man kein

Geſchoß gegen ſie ſchleudere, und erklärten, daß ſie vom Statthalter geſandt ſeyen, um ſich mit Herrn Gottfried über einen Vergleich zu beſprechen, der ſeine Ruhe und ſeine Ehre betreffe. Herr Gottfried freute ſich über dieſe Nachricht, zeigte ſich auf der Mauer und fragte die Ritter, was ſie ihm zu ſagen hätten. „Der Statthalter von Morea,“ antworteten ſie, „grüßt euch freundlich, und kann nicht ohne Erſtaunen euer Betragen in dieſen Vorgängen ſehen, wie ihr nach einer ehrenvollen Behandlung in der Burg, euch derſelben bemächtigt habt, ſie behaltet, und dem Anführer des griechiſchen Kaiſers verkaufen wollt. Er bittet euch, und wir bitten mit ihm, laſſet euch nicht durch ein trügeriſches Bild und durch die eitle Glorie der Welt fortreißen. Alle ſind über eure Handlung höchlich erſtaunt. Aufruhr ſteht einem Edelmann eures Ranges nicht gut, und ihr hättet euch einen ſolchen Gedanken niemals ſollen in den Sinn kommen laſſen. Wir Franzoſen dieſes Landes insgeſammt ſchämten und betrübten uns über das Vorgefallene. Wir wiſſen wohl, ihr habt euch durch den Verdruß, die Baronie Karitena in den Scorta-Schlünden nicht erhalten zu haben, auf die ihr rechnetet, ſo wie durch die Demüthigung euch in euren Hoffnungen getäuſcht zu ſehen, hinreißen laſſen; aber eben ſo gut wiſſen wir auch, daß ihr eure Handlung bereuet. Wir rathen daher aufrichtig und dringend die Burg zu übergeben, ehevor man euch auf eine weniger rühmliche Weiſe dazu nöthigt, und ihr werdet dagegen Verzeihung, Ehren und Vortheile erhalten. Laſſet alle geheimen Anſchläge fahren und bedenket, daß ihr unſerer Macht nicht widerſtehen könnt. Bereits hat der

Statthalter Minengräber und Kriegsbaumeiſter aus Venedig berufen, um Maſchinen zu bauen, die eure Mauern brechen und euch unter dem Schutte begraben ſollen.“

Herr Gottfried antwortete ihnen: „Ungerechterweiſe und mit leeren Vorwänden und erbärmlichen Chicanen habt ihr, moraitiſche Herren, mich der Erbſchaft beraubt. Verdruß und Gram über euer Urtheil haben mich zu dem Schritte genöthigt, den ich gethan habe. Ich weiß recht gut, und geſtehe es auch gerne ein, daß er mir nicht zur Ehre gereicht; weil ihr mir aber ſo dringend Rath ertheilt, ſo will ich euch den Platz mit der Bedingniß übergeben, daß euer Beſcheid in meiner Erbſache auf dem Wege der Berufung an den Hof des Königs von Neapel gebracht werde; dem Urtheile deſſelben werde ich mich ohne Weigerung unterwerfen. Ich bin in keiner andern Abſicht nach Morea gekommen als mit euch zu leben. Gebt mir alſo ein Eigenthum, welches mich nähret, weil ich mich ſchämen würde wieder nach Frankreich zurückzugehen. Meine Verwandten, Freunde und Nachbarn würden mir vorwerfen, in meiner Morea-Reiſe nur wie ein Kind gehandelt zu haben.“

Was hierauf die Ritter zu Herrn Gottfried, und dieſer jenen ſagte, iſt zu weitläufig um hier vorgebracht zu werden, und es wäre zu langweilig alles dieſes niederzuſchreiben. Das Ende war, daß zuletzt ein Vergleich zu Stande kam. Gottfried übergab den Platz und erhielt als Erblehen die Herrſchaft Morena. Man vermählte ihn mit der Dame Margerit, Verwandten des Herrn auf Akova, welche ihrerſeits das Lehen Liſarea beſaß.

Sie erzielten durch Gottes Gnade in ihrer Ehe eine Tochter mit Namen Helena, welche in der Folge den Freiherrn von Arkadia, Meſſire Vilain von Aulnoy heirathete, und ihm einen Sohn, Namens Erkard, und eine Tochter, Agnes genannt, zur Welt gebar.

Agnes ehelichte im Laufe der Zeit Meſſire Stephan Le-Noir, und ſie hatten Söhne und Töchter, von denen nur ein einziger Sohn, Erhard, Herr auf Arkadia, als Erbe die Eltern überlebte. Unter ſeiner Verwaltung ging es den Waiſen wohl, die Wittwen verbeſſerten ihre Lage, Elende und Arme wurden der Dürftigkeit entriſſen. Gedenket ſeiner in eurem Gebete und bittet Gott für ihn, denn er war ein guter „Fürſt.“ —

Erinnert der Inhalt ſowohl als der milde und liebliche Ton dieſer Erzählung nicht an gewiſſe Stellen in der Odyſſee, oder lieber im Buche der Richter, z. B. an den Zug des Stammes Dan gegen Lais und ähnliche Begebenheiten aus einer Zeit, wo „kein König im Lande war, und jeder that was ihm gut dünkte?“ Zugleich zeigt dieſer Vorgang deutlich genug, wie unwiſſend dieſe franzöſiſchen Rittersmänner in aller höhern Kriegskunſt, in Belagerung feſter Plätze und im Maſchinenbau waren; außer Schwert, Lanze und Sturmlaufen verſtanden ſie nichts, und um eine mit weniger als zwölf Mann beſetzte Felſenburg bezwingen zu können, mußten ſie Artilleriſten und Kriegsbaumeiſter aus Venedig verſchreiben. Italien, obwohl zerriſſen und unterjocht, war dennoch das einzige Land, welches die rohe phyſiſche Kraft künſtlich zu bändigen verſtand. Der Schauplatz dieſer

Epiſode iſt übrigens in Arkadien in der Umgegend der Burg Karitena, welche heutzutage bekanntlich dem berüchtigten Kolokotroni gehört. Und wenn der Leſer die in der Erzählung vorkommenden Ortsnamen Karitena, Araklovon, Iſova, Perigardi, ſo wie die weiter unterhalb im Alpheus-Thale gelegenen, und bei andern Veranlaſſungen genannten Levitza, Bliſiri, Servia und Lidoria mit dem entlegenern Chalandritza, Voſtitza und Volgaſt betrachtet, ſo wird er ſie alle als Slaviſch erkennen. Die beiden alten Provinzen Arkadien und Elis ſind ja das eigentliche peloponneſiſche Slavonien, wie wir bereits im erſten Theile dieſes Werkes nachgewieſen haben. Jedoch ſind außer Karitena, Chalandritza und Voſtitza alle hier angezogenen Ortſchaften während der Umwälzungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit unzähligen andern ſlaviſchen Urſprungs von dem moraitiſchen Boden verſchwunden.

Zwei moraitiſche Ritter, Johann Jadre, der Großconnetable, und Sir Gottfried von Tournay kamen häufig an den Hof des alten Königs von Neapel, der ſie ihrer ritterlichen Eigenſchaften wegen beſonders ſchätzte. Am nämlichen Hofe lebte damals auch ein Bruder des Grafen von Hennegau mit Namen Meſſir Florentius, Herr auf Braine und Hall in Hennegau und nebenbei ein vertrauter Freund der beiden Ritter aus Morea. Den großen Einfluß, welchen dieſe beim Könige genoſſen, wollte Florentius zu ſeinem Vortheile benützen. „Ich weiß," ſagte er zu ihnen, „daß der König euch liebt und in Angelegenheiten Morea's euren Rath vor allen andern hört. Und wenn ihr nun wirklich die Freundſchaft für mich heget, welche ich mir ſchmeichle euch eingeflößt zu haben, ſo machet, daß ich eure Souverainin, die Dame Iſabella, die Wittwe ſeines Bruders *), zur Gemahlin erhalte. Saget ihm, wie ihr es auch mit Wahrheit könnet, daß Morea in einem bleibenden Kriegsſtande iſt, und daß er Gefahr laufe, das Ganze zu verlieren, wenn er es noch länger durch Statthalter regieren läßt, weil dieſe Leute das Land ausſaugen, und nur ihren eigenen Vortheil zu verfolgen gewohnt ſind. Der König vergeudet ſeine Schätze, um die Landesvertheidigung im Stande zu halten, und Andere haben den Gewinn. Warum will er denn die natürliche Erbin des Fürſtenthums zu jedermanns Verwunderung wie im Gewahrſam zu Neapel zurückbehalten? Für ihn wäre es eben ſo ehrenvoll als vortheilhaft, Iſabelle mit einem edeln und ebenbürtigen Ritter zu vermählen, welcher Morea liebte und es zu ſchützen wüßte, ehevor es gänzlich entkräftet den Händen der Franken entrinnt.“

Im Falle des Gelingens verſprach er, ſich mit Rang und Titel eines Fürſten zu begnügen, die Ausübung der Macht aber gänzlich ihnen zu überlaſſen **). Die Ritter verſprachen ihr Möglichſtes zu thun, auch machten ſie im günſtigen Augenblicke dem Könige die triftigſten Vorſtellungen und bewieſen ihm, daß Morea unter der gegenwärtigen Verwaltung mit Rieſenſchritten dem Untergang entgegeneile, und nur dadurch gerettet werden könne, daß ein Fürſt in Perſon für das Glück des Landes wache.

---

*) Soll heißen ſeines Sohnes.

**) Wer denkt hier nicht an Sixtus V. Papſtwahl?

Einen Militärbefehlshaber und Miethſoldaten, ſagten ſie, ſchicke man aus Italien hinüber; allein dieſe tyranniſiren die Armen und berauben ungerechterweiſe die Reichen, und bringen Alles ins Verderben. Nur ein Mann, welcher das zerrüttete Eiland als Eigenthum beſitzt, die Verwaltung eigenmächtig geſtalten darf, und an der Blüthe des Landes ſeinen Vortheil findet, könne in der gegenwärtigen Noth Hülfe bringen. Und dieſer Mann wäre nach ihrer Meinung Florentius von Hennegau, ein ausgezeichneter edler Krieger. Dieſem möge er mit der Hand der fürſtlichen Wittwe zugleich das verwaiſte Fürſtenthum zu wohltätiger und gedeihlicher Pflege übergeben.

Der König fand ihre Gründe überwiegend und that wie ſie vorſchlugen: Florentius wurde Iſabellens Gemahl und Fürſt von Achaja *) unter Lehensoberhoheit von Neapel. Es wurde ein Inſtrument aufgeſetzt, und das Verhältniß des neuen Fürſten zu ſeinem Oberherrn in allen gegenſeitigen Beziehungen genau auseinandergeſetzt und feſtgeſtellt. Unter anderm ward durch einen Artikel die neue Anordnung getroffen, daß gegen die bisherige Gewohnheit zwar auch ein Weib erblich über Morea herrſchen, wenn keine männliche Nachkommenſchaft vorhanden ſey, jedoch ohne Einwilligung eines jeweiligen Königs von Neapel ſich nicht vermählen dürfe, ohne der Souverainetät von Morea und des ganzen Fürſtenthums verluſtig zu ſeyn.

---

*) So nannten ſich von nun an die Machthaber von fränkiſch Morea gewöhnlich.

Nachdem die Hochzeitfeſte geendet und Florentius als Fürſt auf dem Throne ſitzend mit dem Titel eines Princeps von Achaja bekleidet war, wurde mit Pomp der Zug ins neue Erbland angetreten*). Eine Schaar Söldner, mehr als hundert Ritter und adelige Herren zu Pferd, nebſt dreihundert Schützen mit Armbruſt zogen mit ihm und ergoſſen ſich mit erneutem Hunger über das geplagte Land**). Zu Glarentza, wo Florentius landete, wurde er von dem alten Statthalter Meſſir Nicola von Saint-Omer, der von Andravida herbeigeeilt war, feierlich empfangen und als Fürſt von Morea begrüßt. Bei einer allgemeinen Verſammlung in der Kloſterkirche der Franziskaner legte Florentius dem Statthalter und den Militärhäuptlingen, groß und klein, die königlichen Befehle vor, kraft welcher er befugt ſey, die feſten Plätze der Halbinſel, und die übrigen Attribute der Landeshoheit zu übernehmen. Dann zeigte er ihnen den offenen Brief, durch welchen der König allen moraitiſchen Vaſallen und Rittern befahl, Meſſir Florentius als ſouverainen Fürſten anzuerkennen, und ihm den ſchuldigen Lehenseid für ihre Grundſtücke zu leiſten, jedoch mit Vorbehalt aller Vorrechte des Königs von Neapel.

---

*) Der Titel Princeps ging in ſeiner lateiniſchen Geſtalt ins Griechiſche über, wo er häufig und bei verſchiedenen Autoren als *Πρίγκηψ* erſcheint, ſo oft vom fränkiſchen Oberhaupt in Morea die Rede iſt.

**) 1280.

Nach Landesſitte ſchwor zuerſt Florentius auf das Evangelienbuch mit Gerechtigkeit zu regieren, und Niemand bei Ehre und Eigenthum zu kränken; dann erſt folgten die Erbhuldigungen der auf ihre Rechte und Gebräuche eiferſüchtigen Lehensleute von Morea. Caſtellane und Burgſergenten wurden durch neue aus Italien angekommene erſetzt, und die Aemter eines Protoveſtiarius, Schatzmeiſters, Oberrichters ꝛc. andern Perſonen anvertraut. Meſſir Nicola von Saint-Omer, Meſſir Jadre, der Großconnetable, und Meſſir Gottfried von Tournay genoſſen das ausſchließende Vertrauen des neuen Fürſten, und die ganze Verwaltung der Halbinſel wurde nach den Rathſchlägen dieſer Männer umgewandelt und geſtaltet. Um das von Söldnern und italieniſchen Beamten ausgeſogene Land wieder neu zu beleben, ſagten ſie ihm, gebe es kein anderes Mittel, als den ſchon ins zwanzigſte Jahr dauernden Krieg mit den Griechen von Miſtra durch einen aufrichtigen Frieden endlich einmal zu endigen; dann erſt könne man das Grundübel der allgemeinen Wohlfahrt, die Söldnerſchaaren, aus Morea entfernen, das verödete Gränzland wieder anbauen, die verbrannten Dörfer wieder aufbauen, und die verſchwundene Bevölkerung gleichſam aus dem Schoße der mütterlichen Erde wieder hervorrufen.

Die Mitglieder des Raths, welchem der Fürſt dieſe Anſicht zur Erwägung vorlegte, nahmen ſie einſtimmig an, und Florentius ſchickte zwei Unterhändler zum byzantiniſchen Statthalter von Miſtra, um ihn ſeiner friedlichen Geſinnungen zu verſichern, in der Vorausſetzung, daß auch er von ähnlichem Geiſte des Friedens und der Verſöhnlichkeit geleitet werde.

Der kaiſerliche Strateg ſchien dieſe Gelegenheit, die zwanzigjährigen Gräuelſcenen auf Morea durch einen Friedensſchluß endlich einmal zu beendigen, mit aufrichtigem Gemüthe zu ergreifen. Er lobte die Weisheit des Fürſten und antwortete ihm als ein edler und gutdenkender Mann, daß der Kaiſer Michael die Gewohnheit habe, den Strategen ſeiner Moraitiſchen Statthalterſchaft jedes Jahr zu wechſeln, und daß dieſer Gewohnheit zufolge er für ſeine Perſon in nicht gar langer Zeit einen Nachfolger erhalten werde. Er wollte aber aus Freundſchaft für den Fürſten, welcher einen dauerhaften und aufrichtigen Frieden beabſichtige, und aus Eifer für die endliche Beruhigung der Halbinſel die Sache dem Kaiſer ans Herz legen, und er zweifle gar nicht an der Bereitwilligkeit des Monarchen, den fränkiſchen Friedensvorſchlägen ein geneigtes Ohr zu ſchenken. Und in der That liefen unverzüglich Boten nach Conſtantinopel ab, um dem Kaiſer ſchriftlich und mündlich zu melden, daß der Prinz Florentius, der vor kurzem auf Morea erſchienen ſey, einen dauerhaften Frieden zu ſchließen verlange, um den fränkiſchen Bewohnern des Landes die lang entbehrte Ruhe wieder zu geben.

Michael ſchien nicht abgeneigt, den langwierigen Streit durch Vergleich zu ſchlichten. Allein die Umtriebe der Unionsfeinde mit Rom verſcheuchten neuerdings von beiden Seiten Hoffnung und Möglichkeit der langerſehnten Beruhigung. Dieſer Monarch regierte damals im zweiundzwanzigſten Jahre, und eben ſo lang hatte er geſtritten mit allen Waffen, mit Lüge und Gold, mit Hinterliſt und religiöſer Apoſtaſie, mit Liebe, Zwang und tyranniſcher Grauſamkeit, um das durch die Franken in Trümmer zerſchlagene Kaiſerthum der Romäer wieder in ein Ganzes zu vereinigen, und die Franken aus Morea, aus den Inſeln, aus Hellas zu vertreiben und das Deſpotat von Arta zu zertrümmern. Wir haben bereits nachgewieſen, in welcher Art die frühern Verſuche nach der für Michael ſo glorreichen Schlacht in Pelagonien durch den Heldenmuth der Ritter von Morea und Athen, durch die Gewandtheit des Baſtarden von Wlachien, und durch die drohenden Rüſtungen Karls von Anjou insgeſammt ſcheitern mußten. Zur Zeit als Florentius ſeine Friedensanträge nach Conſtantinopel gelangen ließ, hatte endlich Michael mit Hülfe des apoſtoliſchen Stuhles den Grimm des Königs von Neapel entwaffnet, und durch Unterſtützung der ſicilianiſchen Verſchwörung einen ernſtlichen Angriff auf Conſtantinopel, wie er glaubte, zur Unmöglichkeit gemacht.

Allein während Michael den Sturm im Abendlande beſchwor, öffnete ſich der Abgrund in ſeinem eigenen Reiche. Volk und Klerus in Romanien wollten nichts wiſſen von einer Unterwerfung der byzantiniſchen Kirche unter die Autorität des römiſchen Stuhles. Zwar hatte Joſeph, der patriotiſch geſinnte Patriarch von Conſtantinopel, ſeinen Stuhl gezwungen an Beccus überlaſſen, und der größte Theil der Prälaten die Landesverweiſung der Abtrünnigkeit von der väterlichen Religion vorgezogen, aber deſſen ungeachtet war der Kaiſer noch weit entfernt, die ganze Nation überwunden zu haben. Ungeachtet der Bannſtrahlen, welche die römiſchen Nuntien zuletzt gegen alle hartnäckigen Widerſacher der Union geſchleudert hatten, bildete ſich doch eine förmliche Gegenpartei im Staate, welche ihre Verzweigungen durch alle Provinzen und ſelbſt an den Hof und in die nächſten Umgebungen des Kaiſers ausdehnte, und als deren Haupt und Beſchützer ſich laut erklärten Nicephorus Angelus, Deſpot von Arta, und ſeine Söhne Nicephorus und Johannes, Herzoge von Neu-Patras. In einer Synode von Biſchöfen und Prälaten dieſer Partei wurden Papſt Nicolaus III und Kaiſer Michael Paläologus als Ketzer excommunicirt und für Feinde der Religion und des ganzen menſchlichen Geſchlechtes erklärt.

Um dieſe Bewegungen zu unterdrücken, rüſtete Michael mit großer Macht gegen Arta, um nach Zertrümmerung der deſpotiſchen Heere in Griechenland und Achaja einzudringen.

Die politiſche Lage des Akarnaniſchen Deſpoten, dem Kaiſer Michael gegenüber, war jetzt wieder genau dieſelbe, welche ſie zur Zeit ſeines Vaters im Jahre 1259 war. Man verfolgte auch dieſes Mal die gleichen Vertheidigungsmaßregeln durch Abſchließung eines Trutzbündniſſes mit den Franken auf Morea, auf Negropont, Theben und den Inſeln. Geſandte mit Beglaubigungsſchreiben und Vollmachten von Nicephorus Angelus erſchienen vor dem Prinzen Florentius, dem Gemahl der Prinzeſſin Iſabella, der Schweſtertochter des Deſpoten. Ein Vertrag kam zu Stande, in welchem Nicephorus ſich verpflichtete, ſeinen eigenen Sohn Thomas als Geiſel nach Morea zu liefern, wo er ſo lange bleiben ſollte, bis der Fürſt mit ſeinem Heere wieder aus dem Feldzuge nach Hauſe gekommen. Ferner übernahm der Deſpot Sold und Verpflegung aller Truppen, welche der Fürſt zum verbündeten Heere liefern werde. Florentius dagegen machte ſich anheiſchig, mit 500 Mann fränkiſcher Kerntruppen ſeinem Oheim gegen Michael Paläologus, den gemeinſchaftlichen Feind beider, Hülfe zu leiſten. Der Erbprinz von Arta, welchen die Geſandten nach der von beiden Höfen geſchehenen Unterzeichnung des Bündniſſes nach Andravida brachten, wurde in das feſte Schloß Chlumutzi geſchickt.*) Zugleich wurde von den nämlichen Abgeordneten dem Fürſten ein dreimonatlicher Sold für das Truppencontingent vorausbezahlt — vom Tage an gerechnet, an welchem der Kaiſer den Feldzug gegen Arta eröffnen würde.

Um ſeine Hülfsquellen zu vermehren, zog der Deſpot auch den Grafen Richard, Herrn der Inſel Cephalonien, in ſeinen Bund, und erhielt gegen Hingabe ſeiner älteſten Tochter als Geißel, Unterſtützung von 100 geharniſchten Reitern, an deren Spitze Richard ſelbſt in

---

*) Dieſer Slavenort wird in italieniſchen Chroniken Castel-Tornese genannt und liegt auf einem Vorgebirge — Zante gegenüber.

Arta einzog. Zur nämlichen Zeit war auch Florentius von Glarentza abgeſegelt und auf den akarnaniſchen Küſten mit ſeinen glänzenden Ritterſchaaren ans Land geſtiegen. Beim Anblick dieſer tapfern Männer konnte Nicephorus Angelus ſeine Freude nicht mäßigen, und zweifelte nicht länger an der Eroberung des ganzen byzantiniſchen Reiches. So furchtbar und unwiderſtehlich ſchien fränkiſche Kriegskunſt und Tapferkeit damals noch in den Morgenländern. Einen beſondern Ruf genoſſen die moraitiſchen Franken, weil ſie in langwierigen Kämpfen mit Griechen und Mohammedanern zu ihrer natürlichen Tapferkeit auch noch Liſt und andere ſtrategiſche Künſte hinzuzufügen gelernt hatten.

Florentius erhielt in Arta den fürſtlichen Reſidenzpalaſt zu ſeinem Abſteigequartier, und eben ſo wurden alle Häuptlinge und Ritter mit ausgezeichneten, ihrem Range gebührenden Ehren aufgenommen und verpflegt.

In dem Kriegsrathe, welcher hierauf im Palaſte gehalten wurde, dankte Nicephorus dem Prinzen und den übrigen Befehlshabern als ſeinen lieben Freunden und Brüdern für die ungeſäumte und glänzende Hülfe in dem Kriege, welchen ihm der Kaiſer von Conſtantinopel erklärt habe. „Und verleihe ihm Gott den Sieg, woran er bei der Unterſtützung ſolcher Männer nicht einen Augenblick zweifeln könne, ſo werde er den Ruhm niemals ſich ſelbſt, ſondern ſeinen tapfern Freunden, den Rittern aus Morea zuſchreiben; ihnen ſoll das Lob, ihnen die Ehre gebühren.“ Nach ihm nahm Florentius das Wort und dankte ſeinem Gebieter und Oheim, dem Deſpoten Nicephorus Angelus für die gute Meinung, welche er über die Moraitiſchen Ritter ausgeſprochen habe, und bat ihn, ja nicht zu glauben, er und ſeine edlen Gefährten wären des ſchnöden Soldes wegen aus Morea ihm zu Hülfe gezogen; denn nicht einmal die nöthigen Pferde und Waffen hätten ſie mit dem überſchickten Gelde bezahlen können, um mit Ehren im Felde zu erſcheinen. Bloß aus perſönlicher Zuneigung für Nicephorus, ſeinen Verwandten und Nachbar ſey er zum Kampfe herbeigeeilt. Einigen Antheil an dem Entſchluſſe, fügte er bei, möge wohl auch der unvertilgbare Hang der Franken gehabt haben, zu den Waffen zu greifen, ſo oft ſie von einem Kriege reden hören, in welchem ſie nützliche Dienſte leiſten könnten; denn ſie ſeyen uneigennützige, tapfere Krieger, denen Ehre und Lob weit lieber ſeyen, als Raub, Silber und Sold.

Da unterdeſſen die Nachricht einlief, die feindlichen Truppen ſeyen auf der Straße über Metzovo und die Pindus-Schluchten ſchon bis Joannina vorgerückt, beſchloß man, am folgenden Morgen mit dem ganzen Heere von Arta aufzubrechen und den Feinden entgegenzuziehen. Durch Waffenherolde ließ Nicephorus in allen Quartieren in ſeinem, des Prinzen und des Protoſtrators Namen verkünden, daß alle fränkiſchen Heerhaufen ſich in Bereitſchaft halten ſollen, unter den Fahnen des Großmarſchalls von Morea zu marſchiren und allenthalben ſeinen Befehlen unterthan zu ſeyn. Unter Gebeten und frommen Wünſchen, Gott möge im Herzen des byzantiniſchen Feldherrn die Luſt nach einer allgemeinen

Schlacht erregen, zogen die gepanzerten Reiter durch die Thore von Arta fort auf der Straße gegen Joannina.

Der Großdomeſticus, welcher mit unumſchränkten Vollmachten verſehen an der Spitze der kaiſerlichen Streitmacht ſtand, fragte auf die Nachricht vom Eintreffen des Moraitiſchen Heeres in Arta ſeine Unterbefehlshaber, was zu thun ſey, wenn das franco-acarnaniſche Heer zum Entſatze von Joannina heranzöge.

Es wurde entſchieden, daß man, ohne ſich mit Schmach zu bedecken, die Belagerung nicht aufheben dürfe, ſondern daß man ſo lange ausharren müſſe, bis man durch den Augenſchein von der Stärke und Beſchaffenheit des heranrückenden Kriegsheeres die nöthige Einſicht genommen hätte. Kaum war aber die Kunde erſchollen, ein Wald ſchimmernder Lanzen bewege ſich auf der Straße von Arta gegen Joannina, als der Großdomeſticus und alle ſeine Soldaten in wilder Unordnung, ohne die Fahnen auszubreiten, ohne einen Pfeil abzudrücken, beſinnungslos zum Lager hinausſtürzten, und auf der Straße, durch welche ſie gekommen waren, in der Richtung nach Wlachia die Flucht ergriffen. Aus dem Innern der Feſtung ſah man dieſe Unordnung und gab ungeſäumt dem anrückenden Fürſten Kunde. Nicephorus bat die Ritter, ihren Zug zu beſchleunigen, um die fliehenden Feinde noch einzuholen. Abends trafen ſie vor Joannina ein und lagerten ſich in den verlaſſenen Gezelten der Byzantiner.*) Mit Tagesanbruch zogen ſie auf der

---

*) Chronik p. 402.

Straße fort, die von Joannina nach Wlachia führt, voll Kampfbegier und Siegeshoffnung. Aus Beſorgniß, das Feſt einer allgemeinen Schlacht ſchon verſäumt zu haben, bat Florentius den Deſpoten, er möge doch eilfertig einige ſeiner Leute dem kaiſerlichen Feldherrn nachſenden, um von Seite des franco-acarnaniſchen Heeres zu ſagen: man erwarte ihn auf dem Schlachtfelde, man wolle ſich meſſen mit ihm, und es ſchicke ſich nicht auf einen ſo wackern Krieger, wie den Großdomeſticus, zuerſt den Kampf gleichſam aufzuſuchen, dann aber in dem Augenblicke die Flucht zu ergreifen, in welchem er ihn gefunden habe. Er möge daher in einer ihm beliebigen und vortheilhaften Stellung diejenigen erwarten, welche er geſucht hätte, und ſich mit ihnen meſſen. Schande von Seite aller tapfern Männer, Vorwürfe und Ungnade aber von Seite ſeines Herrn und Gebieters, des Kaiſers von Conſtantinopel, werde ihn treffen, wenn er noch länger den Einflüſterungen ſeiner unwürdigen und ſchändlichen Rathgeber Gehör gebe.

Der Großdomeſticus antwortete: er wünſche dem Fürſten von Morea und dem Deſpoten von Arta als ſeinen Freunden und Brüdern viel Heil, und er würde nicht ermangelt haben, ſich ihrer Einladung zu fügen, wenn alle ſeine Truppen geneigt wären, den Befehlen zu gehorchen; er habe aber türkiſche und kumaniſche Söldner unter ſeinen Fahnen, deren Häuptlinge ihm den Gehorſam verſagten.

Auf dem Rückwege fanden die Abgeordneten die Straße mit Nachzüglern, abgetriebenen Pferden, mit Waffen und Geräthſchaften, welche das fliehende kaiſerliche Heer weggeworfen hatte, gleichſam beſäet. Einholen konnte man den fliehenden Großdomeſticus nicht mehr, aber ausgeplündert und verwüſtet wurde das kaiſerliche Gebiet in einer Ausdehnung von zwei Tagreiſen vollſtändig. Man machte große Beute und verurſachte um ſo größern Schaden im Lande, als ſich die Einwohner unter dem Schutze des großen, Joannina belagernden Heeres in vollkommener Sicherheit glaubten und keine Anſtalten getroffen hatten, ihr Eigenthum vor feindlichem Ueberfalle zu ſchützen.

Zu großem Leidweſen des ſiegreichen Deſpoten lief nach einigen Tagen die Nachricht ein, die kaiſerliche Flotte, beſtehend aus 60 in Genua gemietheten Fahrzeugen, habe bei Preveſa gelandet, verheere die Umgegend und bedrohe Arta, die Hauptſtadt des Reiches. Auf Nicephorus Bitten befahl Florentius dem Großmarſchall, die plündernden Krieger zu ſammeln und zur Vertheidigung von Arta abzuziehen. *)

Unterdeſſen war es nach dem Tode Nicolaus III dem Könige von Neapel gelungen, einen ihm gleichgeſinnten Papſt in der Perſon Martins IV auf den heiligen Stuhl zu erheben. Der neue Pontifex brach des Königs Wünſchen zufolge alle fernern Verhandlungen mit Conſtantinopel ab, und ſchleuderte von Orvieto aus gegen Michael Paläologus als einen Abtrünnigen, ſo wie gegen alle ſeine Freunde und Vertheidiger den Bannſtrahl, verbot allen chriſtlichen Fürſten den Verkehr mit Romania, befahl den byzantiniſchen Geſandten, Leo und Theophanes,

---

*) Den Ausgang des Feldzuges meldet die Chronik nicht mehr, ſie endet mit dem Jahre 1281.

Biſchöfen von Heraklea und Nicäa, Italien zu verlaſſen, vereinigte in ein gemeinſchaftliches Bündniß die Republik Venedig, den König Karl von Neapel und Philipp von Tarent, lateiniſchen Titularkaiſer von Conſtantinopel und Oberlehensherrn von Achaja, zur Bekämpfung Michaels, des falſchen, des hinterliſtigen, des Heuchlers und Betrügers. Doge, König und Kaiſer, insgeſammt in Perſon, ſollten dem Feldzuge beiwohnen, die Bewegungen der Streitmaſſen lenken; Venedig ſollte 40 Galeeren, Neapel 8000 Reiter mit einer verhältnißmäßigen Anzahl Fußvolk rüſten, und dieſes furchtbare Heer im April des Jahres 1282 im Hafen von Brindiſi ſegelfertig verſammelt ſeyn, um von dort gleich einem Sturmwinde auf das griechiſche Reich loszuſtürzen, zu ſtreiten, zu ſtürmen, zu belagern, zu ſiegen und zu zerſtören, bis endlich jene unverbeſſerliche, hartnäckige und ruchloſe Brut der Ketzer und Schismatiker vernichtet ſey. Damit aber die Feinde keine Zeit gewännen, ſich ernſtlich zu rüſten, ſollen am erſten Maitage deſſelben Jahres noch 30 Galeeren der Verbündeten mit 300 Pferden und 300 Gendarmen ſich auf Corfu ſammeln, und vorläufig den Kampf auf den Küſten von Nord-Epirus, Theſſalien und in den Gewäſſern des Archipelagus gemeinſchaftlich mit dem Fürſten von Morea und ſeinen Vaſallen zu Athen, Theben, Negroponte und Naros beginnen.

Karl unterdeſſen begann ſogleich die Rüſtung; ſie war furchtbar, unerhört bisher in jenen Weltgegenden; nicht Romania allein, den ganzen Orient drohte er zu verſchlingen: 100 Galeeren nebſt 20 großen Kriegsſchiffen und 200 Fahrzeugen zum Transport der Pferde, mehr als 10,000 Reiter, und Fußvolk ohne Zahl, befehligt von 40 Grafen, ſtanden im nächſten Jahre nach dem Bunde von Orvieto auf den neapolitaniſchen Küſten bereit, Karls Grimm an Michael und dem ganzen Morgenlande zu vollziehen. Rom, Venedig, Italien, Achaja, Athen, Arta und die Inſeln ſteuerten, warben und ſtritten für den alles lenkenden, alles belebenden, unerſättlichen und grauſamen Karl von Anjou.

Nach allen Berechnungen menſchlicher Weisheit ſchien Michaels Verderben unabwendbar. Gebannt von der Kirche zu Rom, verflucht von der Nationalſynode ſeines eigenen Reiches, geängſtigt durch einheimiſche Empörungen, hatte er dem drohenden Sturm des Abendlandes nichts entgegenzuſetzen, als eine mäßige Hülfe der Republik Genua, die Verſchwornen von Sicilien, ſein Genie und ſein Glück.

Schon war ein Heerhaufen von 3000 Franzoſen bei Durazzo ans Land geſtiegen, um ſich vorläufig der Engpäſſe nach Macedonien zu bemächtigen, und dem großen Heere das Eindringen in das Innere von Romanien zu erleichtern. Michael, der niemals Verzagende, ſtärkte die erſchrockenen Conſtantinopolitaner durch Gebet und religiöſe Ceremonien. Papyrusſetzen von dem Patriarchen eigenhändig in geweihtes Oel getaucht und als Talisman jedem einzelnen Krieger ausgetheilt oder nachgeſendet, erweckten eine ſolche Begeiſterung, daß die bei Durazzo gelandete und bis Canina vorgedrungene Avantgarde Karls geſchlagen und ihr Anführer, der rieſenmäßige Provençale

Solyman Roſſi *) ſelbſt verwundet und gefangen nach Conſtantinopel geliefert wurde. Noch furchtbarere Schläge trafen den abendländiſchen Deſpoten im Frühling des folgenden Jahres 1282 durch den plötzlichen Ausbruch der Verſchwörung auf dem unmenſchlich behandelten Eilande Sicilien, bei welcher die Franzoſen niedergemetzelt, die Zügel der Herrſchaft aber dem Könige von Arragonien überliefert wurden. In dem erbitterten Kampfe, welcher über dieſe Begebenheiten unter beiden Königen entbrannte, ward Flotte, Mannſchaft, Gold, Grimm und Bannfluch — vorher zur Unterjochung des Orients geſammelt — fruchtlos aufgezehrt, und der Gedanke, Conſtantinopel einzunehmen, wie ein leeres Traumbild auf immer verſchwunden.

Im December des nämlichen Jahres ſtieg aber auch Michael nach einem mühevollen Lebenslaufe mit Ruhm und Verbrechen beladen in das Grab, und vererbte ſeine Krone, ſeine Feindſchaft und ſeine Kriege gegen Neufrankreich und Neapel an ſeinen Sohn, den ſchwachen und unkriegeriſchen Andronikus II, zugenannt der ältere.

Unverſöhnt mit dem Fürſten von Morea und ſeinen akarnaniſchen Bundesgenoſſen war Michael mitten unter ſeinen Soldaten auf dem Zuge gegen Nicephorus und den Fürſten Florentius von Morea, deren Bezwingung nun weniger zweifelhaft ſchien, aus der Welt gegangen. Mit ihm war zugleich der letzte Flimmer der byzantiniſch-griechiſchen Nationalkraft erloſchen. Der ſchwache Andronikus war zu ſehr mit dogmatiſchen Unterſuchungen beſchäf-

---

*) Oder Rousseau de Sully

tigt, um an Vertreibung der Fremdlinge von dem byzantiniſchen Boden zu denken. Das Heer wurde nach Conſtantinopel zurückgeführt und aufgelöſt; die Flotte verfaulte im Arſenal bis auf wenige Fahrzeuge, welche jährlich einmal in die See ſtachen, um die Beſatzungen von Monembaſia, Miſtra und den übrigen Schlöſſern Morea's zu verſtärken oder abzulöſen. Ein förmlicher Friede jedoch wurde nicht abgeſchloſſen, weil keine der feindlich gegenüberſtehenden Parteien von ihren Anſprüchen etwas aufgeben wollte: die Franken von Achaja und Florentius an ihrer Spitze ſtrebten nach dem Alleinbeſitz der ganzen Halbinſel; die Familie Anjou in Neapel behauptete, ihr gehöre von Rechtswegen Conſtantinopel mit der Kaiſerkrone, und Andronikus ſey ein Uſurpator; der römiſche Hof aber erklärte die ganze griechiſche Nation mit allen ihren Fürſten und Patriarchen für Unterthanen des heiligen Stuhls und arbeitete an ihrer Unterwerfung und Bekehrung. Dagegen erließ Andronikus goldene Bullen, in welchen er ſich einen von Gott gekrönten, rechtgläubigen und legitimen Kaiſer von Romania nennt, die Unabhängigkeit ſeiner Nation und ſeiner Kirche von aller Herrſchaft fremder Könige und Prieſter ausſpricht und den Willen zu erkennen gibt, alle Bruchſtücke des im Sturm von 1204 zerſchellten Reiches wieder in ein Ganzes zu verſchmelzen. Das Verlangen Böſes zu thun, war in dieſer Weiſe auf beiden Seiten noch ungeſchwächt, nur die Kraft fehlte. Mitten im Streite mit Sicilien ereilte den racheſchnaubenden, beſiegten und gedemüthigten Karl von Anjou der Tod, und mit ihm war der unverſöhnlichſte Feind des Paläologiſchen Hauſes untergegangen. *) Der Titel eines lateiniſchen Kaiſerthums von Conſtantinopel erbte noch über ein Jahrhundert in der Secundogenitur des Hauſes Anjou fort, war der Gegenſtand vieler Unterhandlungen, Intriguen, Hochzeiten und Spöttereien, weil die Menſchen den Hoffnungen zuletzt entſagen, und ſelbſt die Launen des Schickſals durch Geduld und ſtupides Feſtklammern an dem entfliehenden Gute noch zu ermüden hoffen. Der unglückliche Balduin II und ſein Sohn Philipp, Karls des II Tochtermann, waren im Jahre 1294 beide todt, und Katharina ihre Tochter, die einzige Erbin des Titularkaiſerthums von Conſtantinopel und der Oberlehensherrlichkeit des Fürſtenthums von Achaja. Charles de France, Graf von Valois, warb um ihre Hand und ihre Anſprüche; Karl II von Neapel wollte ſie für einen Prinzen ſeines Hauſes gewinnen, und begnügte ſich, da erſterer den Vorzug erhielt, mit Beſtätigung der unmittelbaren Oberherrſchaft über Achaja, wie ſie einſt durch Wilhelm Ville-Hardonin an Karl I überlaſſen worden war. **) Dieſe Oberherrlichkeit übertrug Karl II durch eine zu Aquila am 13 Auguſt 1294 ausgefertigte Urkunde auf ſeinen jüngern Sohn Philipp von Tarent, für ihn und ſeine Erben beiderlei Geſchlechts." Alle Länder, Hoheiten, Ehren, Würden, Gerichtsbarkeiten, Dienſte, Huldigungen und andere Rechtſame, welche ihm auf Morea, im Herzogthum Athen, im

---

*) Im Jahre 1285.

**) Es ſcheint, daß in den Zeiten der Feudalherrſchaft die Gültigkeit der Verträge mit dem Tod eines der contrahirenden Theile jedesmal erloſchen ſey.

Reich Albanien, in der Provinz Wlachia und in andern Gegenden des Kaiſerthums, feſtes Land ſowohl als Inſeln, zugehören könnten, wollte er ihm auf ewige Zeiten gegen einen jährlich zu erlegenden Lehenzins von drei buntſcheckigen Seidentüchern, Samit genannt, als ein Lehen der Könige von Neapel überlaſſen. *) Außerdem war Philipp Eigenthümer der Städte Durazzo und Kanina in Epirus, und der Inſel Korfu, und einiger anderer Diſtricte des Deſpotats, welches alles Karl I an ſein Haus gebracht hatte. In der Folge erbte er noch einen großen Theil von Aetolien und Acarnanien durch ſeine Vermählung mit Thamar, Tochter des oftbenannten Deſpoten Nicephorus Angelus von Arta. **)

Auf das Schickſal von Morea ſelbſt hatten dieſe Verhandlungen keinen Einfluß, und von dem ganzen Zeitraum, welcher von dem oben erzählten Feldzuge des Florentius nach Arta bis zu ſeinem nach dem Jahre 1300 erfolgten Tode verfloſſen, läßt ſich nichts Anderes bemerken, als daß das feindliche Verhältniß zwiſchen dem kleinen Hofe von Glarenza und den Strategen von Miſtra ununterbrochen fortdauerte. Es war nicht Friede und nicht Krieg. Es war der Zuſtand zweier wilden Thiere, welche — erſchöpft und verblutet durch langen Kampf — auf dem Sand' ausgeſtreckt liegen, und nur noch durch grimmige Blicke den Streit fortſetzen. In Folge dieſer unſeligen Lage waren die Gränzkantone völlig öde, und auch in dem übrigen

---

*) Du-Cange, Constantinople sous les Français, Tom. 2.

**) Starb im Jahre 1288.

Morea war ein guter Theil der ſlaviſch-griechiſchen Bevölkerung wegen Unſicherheit des Eigenthums und despotiſchen Druckes der Feudalbarone nach und nach verſchwunden.

Vermöge der bei ihrer Verlobung mit Florentius geſchloſſenen Verträge war Iſabella Ville-Hardouin nach ſeinem Hinſcheiden ſelbſtſtändige Gebieterin und Herrin über Achaja bis an ihr Lebensende, konnte Wittwe bleiben oder zu einer dritten Ehe ſchreiten, wie es ihr immer nützlich und vortheilhaft ſchiene.

Dieſe Zeitumſtände benützten die Griechen von Miſtra zu feindlichen Ueberfällen, nahmen einige Schlöſſer weg, und bedrängten die hülfloſe, von ihren Vaſallen ſchlecht unterſtützte Wittwe durch wiederholte Angriffe in der Art, daß ſie zuletzt ſich gegen ihren Willen genöthigt ſah, zu einer dritten Verlobung zu ſchreiten, und ſich ſelbſt einen Herrn, ihrem Lande aber einen kraftvollern Beſchützer zu geben.

Weil der römiſche Hof damals nicht nur Zufluchtsort aller bedrängten Fürſten, ſondern auch Mittelpunkt aller Staatsweisheit und politiſchen Verhandlungen war, nahm auch Iſabella, die Wittwe, dahin ihre Zuflucht. In Perſon erſchien ſie vor Bonifaz VIII, um ſeinen Rath zu vernehmen, welcher fürſtlichen Perſon ſie ihre Hand und ihr bedrängtes Fürſtenthum anvertrauen ſollte. Philipp von Savoyen, Prinz von Piemont und älteſter Sohn Thomas III, Fürſten von Piemont, aus dem Hauſe Burgund, wurde ihr von Sr. Heiligkeit vorgeſchlagen. Dieſer Philipp war damals Wittwer von Katharina von Habsburg, einer Tochter Albrechts und Enkelin des Kaiſers Rudolph von Habsburg. Iſabella gab ihre Einwilligung zu dieſer Verbindung, und ſchenkte ihrem künftigen Gemahle, welcher die koſtſpielige Verpflichtung übernahm, abendländiſche Kriegsknechte für Morea's Schutz zu werben, als Schadenerſatz und Hochzeitgabe die Caſtellanie von Korinth mit aller Zubehör für ſich und ſeine Erben als Eigenthum, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die Schenkung nichtig ſey, wenn aus der neuen Verbindung Leibeserben entſtünden.

Dieſe Verhandlung geſchah zu Rom am 7 Februar 1301 in Gegenwart der Cardinäle Lucas von Fiesco und Leonard, Biſchofs von Alba. In Folge deſſen wurde im nämlichen Monate noch die Hochzeit gefeiert, und Philipp von Savoyen, nunmehr Fürſt von Achaja, huldigte dem eben damals zu Rom anweſenden König Karl II von Neapel, welcher ihm auch im Namen Philipps von Tarent, ſeines Sohnes und unmittelbaren Lehensherrn Achajas, die Inveſtitur ertheilte. Als einzige Frucht dieſer Verbindung entſproß Margareth, ſpäterhin Gemahlin des Grafen Renaud von Foreſt. Laut einer zu Patras 1304 ausgeſtellten Urkunde ſchenkten ihr Philipp und Iſabella das Schloß von Karitena. *) Von Philipps Thaten gegen die Miſtraiten hat die Geſchichte nichts aufbewahrt. Viel ſcheint er in keinem Falle zur Wiederaufnahme des Landes bewirkt zu haben, und auch mit den Moraitiſchen Vaſallen nicht gut gefahren zu ſeyn, weil er nach einer fünfjährigen Verwal-

---

*) Du-Cange, l'empire de Constantinople sous les Français. Tom. 2, p. 48.

tung des Fürſtenthums ſchon wieder überdrüßig war, und es mit Zuſtimmung ſeiner Gemahlin um einige Ländereien in Italien zu vertauſchen ſuchte. Als Beherrſcher von Piemont hatte er häufige Zerwürfniſſe und Fehden mit Karl II als Grafen von Provence, und konnte unter ſolchen Umſtänden den Moraitiſchen Angelegenheiten nicht alle jene Aufmerkſamkeit ſchenken, welche der ſchwankende und verworrene Zuſtand dieſes Landes erheiſchte. Andere dagegen ſind der Meinung, Philipp ſey in Folge eines Friedensartikels nach dem Kriege von Piemont genöthigt worden, Achaja an Karl II zu verkaufen, und habe es ihm dann mit allen dazugehörigen Inſeln gegen die nachher zu einem Fürſtenthum erhobene Grafſchaft Alba in Abruzzo förmlich abgetreten. *) Auch Margareth, ſeiner Tochter, wurde in Italien Entſchädigung verſprochen. Sey es aber, daß Philipp wider ſeinen Willen aus Achaja verdrängt, oder daß die vertragsmäßige Entſchädigung nicht ganz geleiſtet wurde (beides wird behauptet), ſo iſt es doch gewiß, daß der Prinz von Piemont ſich auch ſpäterhin noch Fürſt von Achaja nannte, und ſeine Anſprüche den Nachkommen erblich hinterlaſſen habe. Das neuerworbene Beſitzthum überließ Karl II ganz ſeinem Sohne Philipp von

---

*) Der Vertrag wurde am 11 Mai 1307 auf dem Schloſſe Conon abgeſchloſſen, und durch den Ritter Robert von Enzerne als Specialbevollmächtigten der Fürſtin Iſabelle einerſeits, anderſeits aber durch Raymon von Lectour, Seneſchall von Provence, Peter Meſoaga und Johann de Cabaſſol, Richter von Forcalquier, unterzeichnet.

Du Cange a. a. O., pag. 134.

Tarent, *) welcher ſich nun in ſeinen Unterſchriften Königsſohn von Sicilien, Fürſt von Achaja und Tarent, Deſpot von Romania, Herr der Stadt Durazzo und des Königreichs Albanien nannte, und dagegen alle ſeine Rechte und Titel auf die Grafſchaften Provence und Forcalquier zu Gunſten ſeines ältern Bruders Robert abtrat. Ungefähr ſieben Jahre behielt er die Herrſchaft über Morea, ſah es aber ſelten, weil er den größten Theil dieſer Periode im Innern Frankreichs zubrachte und auf das eifrigſte bemüht war, um die Hand der Titularkaiſerin von Conſtantinopel, Katharina von Valois, zu werben. Als Beſitzer eines ausgedehnten Territoriums in Italien und Griechenland zweifelte er damals noch nicht im geringſten an der endlichen Eroberung Conſtantinopels, und die allgemeine Stimme der Zeitgenoſſen bezeichnete ihn aus allen franzöſiſchen Prinzen als den einzigen Mann, welcher hinlängliche Kraft und Fähigkeit beſitze, den Thron der verhaßten Paläologen zu erſchüttern. Die Unterhandlungen dauerten mehrere Jahre, weil Hugo, Herzog von Burgund, ſeinen Rechten auf die Hand der jungen Erbin nicht entſagen wollte. **) Und nicht eher, als bis man ihn

---

*) Mai 1308.

**) Zur Verſtändigung dieſer verwickelten Verhandlungen diene Folgendes: Balduin II, durch Michael im Jahre 1261 aus Conſtantinopel vertrieben, hinterließ bei ſeinem Tod einen einzigen Sohn, Philipp von Courtenay als Erben ſeines Unglücks und ſeiner Titel. Philipp hatte eine Tochter Karls I, Königs von Neapel, zur Gemahlin, und von ihr ein einziges Kind, Katharina von Courtenay. Dieſe vervon der Unmöglichkeit überzeugt hatte, mit ſeiner geringen Hausmacht, und ohne Beiſtand der Angiwiniſchen Linie von Neapel und Tarent das griechiſche Reich zu erobern, trat er ſie an Philipp von Tarent ab. Jedoch ward vorher durch einen feierlichen Vertrag ausbedungen, daß Philipp das Fürſtenthum Achaja an die Prinzeſſin Mathilde von Hennegau abtreten, dieſe aber Ludwig von Burgund, Hugos Bruder, als Gemahl erhalten ſoll, damit in dieſer Weiſe das Haus Burgund für den Verluſt des eingebildeten Kaiſerthums doch einigermaßen entſchädigt würde. Dieſe Mathilde von Hennegau war die einzige Frucht der ehelichen Verbindung des Florentius von Hennegau mit der Prinzeſſin Iſabella Ville-Hardouin, und lebte auf ihren Familienerbgütern in Frankreich. *) Durch einen Schen-

---

mählte ſich, wie oben erzählt, mit Karl von Valois, Bruder Philipps des Schönen, Königs von Frankreich, und ſtarb im Jahre 1308 ohne eine andere Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen als zwei Töchter, Katharina und Johanna von Valois, von welchen die erſtere demzufolge mit ihrer Hand zugleich die Rechte auf den conſtantinopolitaniſchen Kaiſerthron zu vergeben hatte. Als zweijähriges Kind ward Katharina von ihrem Vater an den Erbherzog Hugo von Burgund verſprochen.

*) Es iſt ein bemerkenswerthes Spiel der Natur, daß die Familien Ville-Hardouin und Valois durchaus keine männlichen Erben zur Verfolgung ihrer Herrſcherrechte über das romäiſche Reich erlangen konnten. Gottfried Ville-Hardouin II hatte gar keine Nachkommenſchaft; ſein Bruder Wilhelm hatte nur Töchter, von welchen die älteſte, die oft benannte Iſabella dreimal verheirathet war, aus der

kungsact unter Lebenden überließ ſie das Fürſtenthum mit allen Rechten und Erträgniſſen ihrem Gemahle Ludwig, und der Prinz von Tarent mußte ſich durch ein zur nämlichen Zeit ausgefertigtes Inſtrument anheiſchig machen, ihm das Fürſtenthum Achaja auch nach der Beſitzergreifung noch ein volles Jahr lang gegen den König von Neapel zu gewährleiſten bei Strafe von 40,000 Livres. Nachdem endlich alles geordnet und die Hochzeitsfeier ſelbſt auf dem Schloſſe zu Fontainebleau (31 Julius 1313) vollzogen war, baute Ludwig dem heiligen Mauritius zu Ehren eine Kapelle, und trat im nächſtfolgenden Jahre die Reiſe nach Morea an. Vor ſeiner Einſchiffung in Venedig ſchrieb er noch ſein Teſtament, gleichſam als fühlte er ſchon voraus, daß ihn der glühende Boden Achajas in kurzem verſchlingen werde. Für den Fall kinderloſen Hinſcheidens ſollte derjenige ſeiner Brüder, welcher Herzog in Burgund wäre, zugleich Erbe von Morea ſeyn.

Seine Ahnungen hatten ihn auch nicht getäuſcht. Bei ſeiner Landung auf den Achäiſchen Küſten fand er das fränkiſche Fürſtenthum in namenloſer Verwirrung, fremde und einheimiſche Feinde zerriſſen das Land mit gleicher Wuth. Glarentza, die Hauptſtadt, war von einem Prinzen aus dem Haus Aragon beſetzt, und ein neuer bisher unbekann-

---

erſten Ehe gar kein Kind, von den beiden übrigen aber jedesmal nur eine Tochter (Mathilde von Hennegau und Margareth von Savoyen) zur Welt gebar.

Ebenſo hatte die vertriebene Kaiſerfamilie Courtenay in zwei Generationen gleichfalls nur Töchter zu Erben erhalten.

ter Feind, die kataloniſche Geſellſchaft, von Athen aus über die Landenge gedrungen, während die Griechen von Miſtra auch ihrerſeits zu den Waffen griffen, und bei der allgemeinen Verwirrung ſich in den Gegenden um Kalamata feſtzuſetzen ſuchten. Um den ganzen Umfang des Uebels darzuſtellen, welchem damals Morea erlag, ſind wir genöthigt, einen kurzen Umriß über Urſprung, Fortgang und Einrichtung der beſagten kataloniſchen oder Großen-Geſellſchaft hier folgen zu laſſen.

Sechstes Capitel.

Die große katalonische Abenteurer-Geſellſchaft erſcheint im Orient, dringt nach Griechenland vor, erobert das Herzogthum Athen, ſtreift in Morea. — Ferdinand von Majorca erobert Glarentza und wird in dem Gefechte bei Esperon geſchlagen und getödtet. — Neue Verhandlungen und Dynaſten-Wechſel. Vom Jahre 1315 — 1331.

Gleichwie man Philopömen den letzten Griechen aus den Zeiten der alten Freiſtaaten nannte, eben ſo kann Michael Paläologus für den letzten aus den Zeiten der byzantiniſchen Monarchie gelten. Wie mit Philopömen der letzte Freiheitsfunke in Griechenland erloſch, eben ſo erſtarb auch nach Michaels Tod aller Kraft- und Mannheitsſinn im Palaſte zu Conſtantinopel. Die Wiedereroberung der Hauptſtadt ſchien Geiſt und Körperkraft des alternden Rieſen unwiederbringlich verſchlungen und aufgezehrt zu haben. Eine Aërgie, eine Zaghaftigkeit, eine ſtumme Verzichtleiſtung auf alle Lebensthätigkeit, wie wir ſie nach dieſem letzten Aufflimmern erlöſchenden Thatendranges bei den Griechen des Andronikus und ſeiner Nachfolger erblicken, laſſen es zweifelhaft, ob man nicht wünſchen ſoll, dieſes ganze Volk wäre in den Jahrhunderten der Bedrängniß, wie in ſeinem Urſitze, ſo auch in ſeiner Hauptſtadt am Propontis und auf den Küſten Kleinaſiens unter den Angriffen der Slaven und Germanen erlegen und völlig von der Erde verſchwunden. Weltdrang und die unergründlichen Rathſchlüſſe Gottes hätten die Schmach ſeines Untergangs weggenommen und ſeine Gräber ſelbſt unter einer ſchauererregenden Hülle verſchloſſen. Allein die Wiederbezwingung ſeines von Fremden bewohnten Urlandes, und die Vertreibung der Germanen aus Byzanz legen alles Unglück der folgenden Zeiten ohne alle Entſchuldigung ihm allein zur Laſt. Volk und Regierung des neugriechiſchen Reiches bis ins fünfzehnte Jahrhundert ſtehen für alle Zeiten als Sinnbild der Unfähigkeit, der Feigheit, und der tiefſten ſittlichen Verſunkenheit in den Jahrbüchern der chriſtlichen Völker da.

In einer Periode, wo ein barbariſches, kräftiges, zur Welteroberung beſtimmtes Volk wie eine im Lauf erſtarkende Lavine ſich vom Morgenlande heranwälzte; wo von Mitternacht und Abend her Schiffe und Kriegsheere das Reich bedrohten, tackelte man im Hafen zu Conſtantinopel die Flotten ab, entließ die bewaffneten Schaaren, ſprach den Bannfluch über Waffendienſt, wenn auch zur Rettung des Vaterlandes, und hoffte durch abergläubiſche Uebung kirchlicher Ceremonien, und durch theologiſche Streitreden im kaiſerlichen Palaſte die Feinde des Reiches zurückzutreiben. *) Wie aber deſſen ungeachtet die Gefahr täglich wuchs, und die Noth dringend wurde, rufte man andere

---

*) Dieſes ſind nicht etwa bloße Redensarten; ſondern Thatſachen, die in einem der folgenden Capitel ihre weitere Begründung erhalten werden.

barbariſche Söldner und Seeräuber aus dem Abendlande zur Beſchirmung des Vaterlandes herbei.

Bei dem Friedensſchluſſe zwiſchen dem ſicilianiſchen Könige Friedrich von Arragon und Karl II von Neapel wollten Friedrichs Söldner die Waffen nicht niederlegen, und boten dem von Türken und Bulgaren hart gedrängten Kaiſer Andronicus ihre Dienſte an. *) Roger de Flor, ehemals Tempelritter, dann Corſar und zuletzt Viceadmiral von Sicilien, ein Mann von vornehmer Geburt und großer Kriegserfahrung, mit drei andern berühmten Kriegsmännern aus Catalonien ſtand an ihrer Spitze. Die Führer ſelbſt aber, ſo wie ihre Schaaren, aus Cataloniern, Almugavaren, genueſiſchen Freibeutern, aus Abenteurern und Räubern aller abendländiſchen Völker zuſammengeſetzt, waren verwilderte und abgehärtete Weſen, in Krieg und Raub aufgewachſen, Freunden und Feinden gleich fürchterlich, ohne Treu und Glauben, „Gottes und der Menſchen Feinde.“ Mit mehr als 60 Fahrzeugen und einem Kern von 8000 Mann erſchien Roger im Jahre 1304 zu Conſtantinopel, erhielt eine kaiſerliche Prinzeſſin zur Ehe und den Rang eines Großadmirals von Romania, ſetzte dann nach Anatolien über, und erſchlug in zwei Hauptſchlachten mehr als 30,000 Mohammedaner. **)

---

*) Im Jahre 1302.

**) Als Hauptquellen dieſer Materie ſind nachzuſehen: Ramon Muntaner, ein geborner Catalonier und Augenzeuge; dann der Spanier Moncada in ſeiner „Expedicion de los Catelanes etc.; eben ſo der Byzantiner Pachy-

Beim Anblick des unkriegeriſchen Sinnes der griechiſchen Bevölkerung wurde das Herz dieſer tapferen Männer mit Verachtung erfüllt, während der Reichthum jener Länder ihre Habſucht erregte. Aufgeblaſen durch ihre Siege begannen ſie in ihren Quartieren zu Cyzicus am Propontis und allenthalben in den befreiten Gegenden Anatoliens, wenigſtens nach den Berichten griechiſcher Scribenten, zu plündern und die kaiſerlichen Unterthanen eben ſo wild und unmenſchlich zu behandeln, wie vorher die Türken. *) Wie einſt jene Gallier, meinten auch ſie, tapferen Männern gebühren alle Güter der Erde und der Wehrloſe ſey des Stärkern Knecht. Andronicus wurde mit Klagen gegen die Fremdlinge beſtürmt. Die Catalonier dagegen beſchwerten ſich über rückſtändigen Sold, über die ſchlechten Lebensmittel und die falſche Münze, mit welcher der Kaiſer bezahle. Um das gegenſeitige Einverſtändniß völlig zu zerſtören, kamen auch noch die Einflüſterungen der Genueſer, welche aus Feindſchaft gegen Roger das Gerücht verbreiteten, die Catalonier wollten die

---

meres in der Geſchichte des Kaiſers Andronicus, Buch V, VI und VII; endlich die handſchriftlichen Fragmente, die der Verfaſſer in Athen gefunden und in ſeiner akadem. Abhandlung vom 25 Auguſt 1835 weitläufiger gewürdigt hat.

*) Ἀλμογάβαροί τε καὶ Κατελάνοι καθάπερ τι πλῆθος χαλάζης τετρυγὸς ὀλέθριος εἰςπεσόντες, πᾶσαν ἐκάκουν ἣν ἐπέσχον καὶ ἧς ἐπελάβοντο, οὐδενὸς φειδόμενοι τῶν ὅσα δείκνυσι τὸν εἰργασμένον κακοῦργον καὶ βίαιον.

Pachymer. in Andron. lib. 6, cap. 15.

den Türken abgenommenen Länder für ſich ſelbſt behalten, zögen große Verſtärkungen aus dem Abendland an ſich, und rüſteten zu Meſſina unter den Auſpicien Friedrichs und Ferdinands von Majorca neue Flotten und neue Schaaren, um ſelbſt Conſtantinopel anzugreifen, und die Scenen von 1204 zu erneuen. Einige Zufälligkeiten beſtärkten im Gemüthe des Kaiſers dieſen gleichwohl ungegründeten Verdacht, und lehrten ihn auf Mittel ſinnen, die drohende Gefahr zu beſchwören. Mitten im Laufe ſeiner Siege erhielt Roger den Befehl, mit einem Theile ſeiner Streitkräfte Anatolien zu verlaſſen, bei Kallipolis am Helleſpont ein Lager zu beziehen, um ſich dem Zuge eines andern kaiſerlichen Heeres gegen die Bulgaren, anzuſchließen. Durch Trennung der geſchloſſenen Maſſe meinte der Hof, werde er die Kraft dieſes ihm ſelbſt nun fürchterlichen Sold-Heeres ſchwächen, und alsdann um ſo leichter zu zügeln vermögen. Roger ließ hinlängliche Beſatzungen in den Städten Anatoliens zurück, und verſchanzte ſich mit der ganzen übrigen Macht in dem feſten Kallipolis am Hellespont. Von hier aus wurde unterhandelt über Bezahlung des rückſtändigen Soldes, über Roger's Beförderung zur Cäſar-Würde*), über allgemeine Belohnung des Heeres für geleiſtete Dienſte, und über die Maßregeln für den bulgariſchen Krieg.

---

*) Der vierte Rang im Hofkalender:

Βασιλεύς,
Despotes,
Sebastocrator,
Caesar.

Codinus, de Officiis palatii Constantinopol.

Jedoch wollte Roger der Einladung, in Perſon nach Hof zu kommen, und die Inſignien der neuen Würde aus den Händen des Imperators zu empfangen, nicht eher folgen, als bis Andronicus ſelbſt bei dem von St. Lucas gemalten Bilde der Gottesmutter geſchworen hatte, es ſoll ihm kein Leid geſchehen. Er wurde glänzend empfangen, aber wenige Tage nachher zu Adrianopel, wohin er ſich begeben hatte, um Michael, dem älteſten Sohne des Kaiſers, ſeine Ehrfurcht zu bezeugen, gegen das gegebene Wort mit ſeinem ganzen Gefolge erſchlagen. Er fiel in der Blüthe der Jahre. Zu gleicher Zeit wurden alle Catalonier zu Conſtantinopel und in den Küſtenſtädten Thraciens überfallen und niedergemacht. Bevor die Nachricht dieſer Metzelei das Hauptquartier in Kallipolis erreichte, ſtand Michael mit ſeinen Turkopolen und Alanen vor den Mauern der Feſtung, erbeutete alle Pferde, welche in den umliegenden Dörfern untergebracht waren, und erſchlug noch überdieß bei 1000 Mann, ſo daß den Cataloniern nicht mehr als 300 Pferde und 3307 waffenfähige Männer übrig blieben. Kallipolis war ſtark, ihr Muth unerſchütterlich; und während man ſich zur herzhafteſten Gegenwehr rüſtete, wurden auf Entença's Befehl einige Officiere und Soldaten als Geſandte nach Conſtantinopel geſchickt, um nach der Sitte jenes Zeitalters dem Kaiſer ſein verrätheriſches Benehmen vorzuhalten, und die früher eingegangenen Verträge für aufgehoben, und den regelmäßigen Krieg zwiſchen Conſtantinopel und Kallipolis für eröffnet zu erklären. Gegen das gegebene Wort, und gegen alles Völkerrecht wurden dieſe Abgeordneten, in allem ſiebenundzwanzig Perſonen, auf ihrer Rückkehr zu Rodoſto von der kaiſerlichen Schutzwache ſelbſt ermordet. Nach einigen Berichten mußten die griechiſchen Bewohner von Kallipolis für dieſe unmenſchliche und grauſame Handlung des kaiſerlichen Hofes büßen: die Catalonier in ihrem Grimme ſollen den größern Theil derſelben mit Weibern und Kindern niedergemetzelt, den Reſt aber als Geißeln für die Sicherheit ihrer Waffenbrüder aufbewahrt haben.

Michael unterdeſſen, des Kaiſers Sohn, legte ſich mit 13,000 Reitern und 30,000 Mann Fußvolk, Alanen, Türken und Griechen vor Kallipolis. Berenger d'Entença, Rogers Nachfolger im Oberbefehl, müde des eintönigen Mauerkampfes machte gegen den Rath der Kriegsmänner mit dem größten Theile der Mannſchaft einen Seezug gegen Conſtantinopel, nahm Heraklea, verheerte das Küſtenland bis Panion und Rodoſto, tödtete alle lebenden Weſen und zündete die Wohnungen an, ſtieß aber auf ſeiner Heimkehr unvermuthet auf eine Flotte von 18 genueſiſchen Kriegsſchiffen, deren Befehlshaber, Eduard Doria, den cataloniſchen Capitän mit ſeiner ganzen Mannſchaft unter der Larve der Freundſchaft gefangen nach Pera führte.

In Kallipolis war auf die Nachricht dieſes neuen Verluſtes die Beſtürzung um ſo größer, da nicht mehr als 1200 zu Fuß und 206 Reiter zur Vertheidigung der Mauern übrig waren.

Im erſten Schrecken wollten ſie den Ort verlaſſen und zu Schiffe nach Mitylene ziehen; ſie ermannten ſich aber bald, zerſtörten ihre Fahrzeuge mit eigenen Händen und erwarteten einzig von ihrem Muthe Rettung. Sie ſchwuren nicht eher die Küſten des morgenländiſchen Reiches zu verlaſſen, als bis ſie den Tod ihrer Waffenbrüder an den treuloſen Griechen gerächt hätten. Rocafort erhielt den Oberbefehl; ihm zur Seite ſtand ein Kriegsrath von zwölf erfahrnen Männern, und das Ganze nannten ſie „Armee der Franken, welche in Thracia und Macedonia herrſchen.“ *)

Dieſe Benennung ließen ſie mit dem Bilde des Ritters St. Georg auf ein Siegel ſtechen, um nach Art eines förmlich konſtituirten Gemeinweſens ihren Erlaſſen geſetzliche Kraft zu geben.

Michael, welcher nach Entenças Niederlage den geringen Ueberreſt der Fremdlinge ohne lange Mühe zu vertilgen hoffte, ängſtigte mit ſeiner überlegenen Macht Kallipolis. Am dritten Tage Juni 1306 verſammelten ſich die Trümmer der Catalonier beim vornehmſten Thurm der Feſtung, beteten, ruften St. Peter an, und ſangen, wie Muntaner der Augenzeuge ſchreibt, — mit großer Inbrunſt das Salve-Regina, einen Lobgeſang auf die Himmelskönigin, welche auf der Stelle durch eine

---

*) Hueste de los francos que reynan en Thracia y Macedonia. Moncada, pag. 187. ed. Madrid 1805.

Art von Mirakel dieſe fromme Räubercompagnie ihres Schutzes verſichert haben ſoll *). Dann ſtellten ſie ſich in Schlachtordnung, die Mannſchaft zu Fuß und zu Pferd in einer Linie ohne Vor- und Nachhut, und fielen einen Haufen von 8000 feindlichen Reitern, welcher nahe an dem Thore ſtand, mit ſolcher Wuth an, daß ſie mit den Fliehenden zugleich in das Lager auf der Anhöhe eindrangen, und das ganze Heer nach einem wüthenden Kampfe auseinandertrieben. Michael entfloh mit ſchwachen Ueberreſten. Sechstauſend Reiter und 20,000 Fußgeher wollen die Catalonier in jenem Treffen erſchlagen, ſelbſt aber nur drei Mann verloren haben. Pachymeres dagegen behauptet, von der kaiſerlichen Armee ſeyen nicht mehr als 200 Mann gefallen, alle drei Feldherrn aber verwundet worden**). Aus der gro-

---

*) Muntaner, edit Buchon, und mit ihm übereinſtimmend Moncada a. a. O. pag. 189: „Al tiempo que empezaron la Salve con devotas aunque confusas voces, estando el cielo sereno les cubrio una nube, y movió sobre ellos, hasta que acabaron, y luego de improviso se desvaneció.“

**) Ἦδε πύξις ἐπὶ διακοσίοις ἴσω τὸν φόνον. lib. 6, cap. 30. Ramon de Muntaner ed. Buchon. — „Cosa maravillosa, ſetzt Mariana hinzu, y que à penas se pudiera creér, si Ramon Montaner, que se halló en estos hechos, no lo affirmara en su historia, como testigo de vista. Lib. 15, Cap. 14. —

Nach Moncada, pag. 192, verloren die Griechen allerdings bei 26,000 Mann; aber der größte Theil davon iſt in ſten Beute waren ihnen 3000 Pferde das Willkommenſte. Auf die Nachricht dieſes großen Sieges ſtrömten neue Abenteurer aus allen Gegenden nach Kallipolis, ſo daß ſich die Compagnie kräftig genug fühlte, dem mit friſchen Söldnerhaufen heranziehenden Feldherrn des Kaiſers entgegenzurücken. Unweit dem Schloſſe Apros zum zweiten, und in der Nähe von Kypſelos, auf der Straße gegen Adrianopel, zum drittenmale mit großem Verluſt in die Flucht geſchlagen, verſchwand Michael auf immer aus jener Gegend *).

Schon vor der letzten Schlacht war ein Haufe von 1000 Turkopelen zu den Cataloniern übergegangen, und nachher kam eine Geſandtſchaft türkiſcher Emire aus Anatolien mit Bundesanträgen in das Hauptquartier nach Kallipolis. Alle Griechenfeinde waren hier willkommene Bundesgenoſſen, und 2000 mohammedaniſche Waffenbrüder ſchifften der getroffenen Abrede zu Folge von den joniſchen Küſten nach Europa herüber, um an dem Raube Thraciens Theil zu nehmen. Zwiſchen dem Berge Rhodope und dem Pontus Euxinus wurde der breite Küſtenſtrich verheert, ſelbſt das kaiſerliche Seearſenal zu Stagnara mit mehr als 150 Schiffen in Aſche gelegt. Mit unermeßlicher Beute beladen ſegelten die

---

einem Fluſſe ertrunken, in welchem ſie auf der Flucht hineingeſprengt wurden.

*) Nach Angabe griechiſcher Berichte wurde der kaiſerliche Feldherr von ſeinen türkiſchen und alaniſchen Söldnern in dieſem Treffen verrathen. Nicephorus Gregoras, lib. 7, pag. 4.

glücklichen Räuber auf erbeuteten Fahrzeugen aus dem ſchwarzen Meere unter den Augen des erſtaunten Kaiſers bei Conſtantinopel vorüber nach Kallipolis. Mit dem Wiedereintreffen Berengar's d'Entença und anderer Anführer trat Zwietracht ein, welche durch die längſt verkündete Ankunft des Prinzen Ferdinand von Majorca als Oberbefehlshabers von Seite Königs Friedrich noch vermehrt wurde.

Nach blutigen Streitigkeiten blieb von allen Feldherrn Rocafort allein übrig, indem die andern theils umkamen, theils mit ihren Leuten nach Sicilien zurückkehrten *). Durch Zuſammenſtrömen von Räubern und Abenteurern aller Nationen und aller Religionen war die Compagnie am Ende doch noch 8000 Mann ſtark. Weil aber Kallipolis und Umgegend, welche auf fünf Tagreiſen in der Runde ſeit vier Jahren menſchenleer und unbebaut war **), die Schaar nicht mehr nähren konnte, zerſtörten ſie im Spätjahr von 1307 die Feſtung von Grund aus, ſo wie die Städte Macri, Madytos und Aenos, ſchifften Weiber, Greiſe und Kinder mit allen geraubten Koſtbarkeiten des Morgenlandes auf 36 Fahrzeugen ein ***), während die ſtreitbare Mannſchaft an der Küſte fortzog, und ließen ſich nach vielen Abenteuern auf der Halbinſel Kaſſandra in Macedonien nieder. Den Uebermuth ihres Feldherrn Berengar Rocafort nicht mehr duldend, entfernten ſie auch ihn und regierten ſich durch einen Senat von zwölf Männern und zwei Präſidenten; welche in der Stadt Kaſſandra ihren Sitz hatten.

---

*) Pachymer. a. a. O. lib. 7, cap. ultim.

**) Muntaner ſagt 10 Tagreiſen. Cap. 231, edit. Buchon.

***) 26 Fahrzeugen nach andern Angaben.

Nach einem zweijährigen Aufenthalte war alles Land weit umher zur menſchenleeren Wüſte geworden, und Mangel an Unterhalt nöthigte neuerdings zur Wanderung. Den Rückweg in das geſegnete Thracien verlegten ihnen kaiſerliche Kriegsheere und Mauern, welche man unterdeſſen in den Engpäſſen zwiſchen Thracien und Macedonien errichtet hatte. Ein Angriff auf das feſte und reiche Salonik wurde abgeſchlagen, und es ſchien kein Ausweg übrig zu ſeyn, als in das ſüdliche Griechenland einzubrechen, und von dort aus nach Sicilien überzuſchiffen.

Während dieſer Bedrängniß kamen Unterhändler des Athenäiſchen Herzogs Walther von Brienne nach Kaſſandra mit der Anfrage, ob die Geſellſchaft ſich bei demſelben auf einen ſechsmonatlichen Kriegsdienſt verpflichten wolle, um ſeine Fehde mit den Fürſten des Deſpotats von Arta auszufechten. Ohne Verzug wurde der Vertrag im Hauptquartier unterzeichnet, und feſtgeſetzt, daß der Sold für einen cataloniſchen Reiter monatlich eilf Unzen Goldes, zwei Unzen für Pferd und Fütterung; für einen Fußgeher aber monatlich eine Unze betragen ſoll. Im Frühling des nächſtfolgenden Jahres brachen ſie auf, nachdem ſich der bis 3000 Mann ſtarke Trupp anatoliſcher Türken mit ſeinem Antheile an Beute und Gefangenen friedlich getrennt und die Rückkehr nach Aſien angetreten hatte.

Langſam ging der Zug durch Macedonien, durch die Schluchten des Olympus auf die fetten Triften bei Lariſſa, und durch das Gebiet des Herzogs von Neu-Patras, welcher ſich ihrem Andrange nicht zu widerſetzen wagte, zu den unvertheidigten Thermopylen. Wie ein Heuſchreckenheer ließ ſich dieſe wandernde Horde an den Ufern des Cephiſſus in Böotien nieder, und errichtete ein verſchanztes Lager zur Aufnahme ihrer Weiber, Kinder, Greiſe und Schätze. Hieher kam der Herzog von Athen, ließ ihnen einen zweimonatlichen Sold vorausbezahlen und begann die Feindſeligkeiten gegen die verwandten und verbündeten Fürſten von Arta und Neu-Patras. Dreißig Caſtelle nahm er ihnen wieder ab, und nöthigte ſie in kurzer Zeit zu einem für ihn vortheilhaften Frieden. Anſtatt aber der Geſellſchaft, deren Dienſte nun überflüſſig waren, die vier übrigen Monate ausbedungenen Soldes zu bezahlen, wählte er 500 der vornehmſten Catalonier, zweihundert Reiter und dreihundert Fußgeher — gab jedem derſelben Erbländereien als Lehen und befahl den übrigen, ohne irgend eine weitere Vergütung ſeine Staaten zu verlaſſen.

Auf die Weigerung der Fremdlinge, ohne Ausbezahlung des vertragsmäßigen Soldes fortzuziehen, warb der Herzog aus ſeinen athenäiſchen und thebaniſchen Lehensleuten, denen er auch noch Türken und andre Söldlinge beifügte, ein Heer von 8000 Mann zu Fuß und 6400 zu Pferd, um die Abenteurer mit Waffengewalt von ſeinem Boden zu vertreiben. Auch die franzöſiſchen Ritter in Morea und Neapel lud Walther ein, durch zahlreichen Zuzug Antheil zu nehmen an der Vertilgung des Schreckens der Morgenländer. Nach Muntaner zogen auch wirklich an die 800 moraitiſche und neapolitaniſche Ritter in's Heerlager des Herzogs nach Athen, deſſen Fußvolk nicht acht, ſondern vierundzwanzigtauſend Mann nach den Angaben des benannten Berichterſtatters betragen haben ſoll *). Die Abenteurer dagegen, nicht mehr als 4000 Mann Fußvolk und 3500 Reiter ſtark, verſchanzten ſich am Ufer des Cephiſſus, indem ſie auf dem Felde, wo ſie glaubten, daß der Angriff geſchehen müßte, eine Menge Gräben zogen, und ſo die ganze Ebene in einen weiten für Reiterei ungangbaren Moorgrund verwandelten. Die 500 von Walther begüterten Cataloniſchen Lehensmänner erklärten dem Herzoge unverhohlen, gegen ihre Freunde und Waffenbrüder nicht kämpfen zu können, ſondern gemeinſchaftliche Sache mit ihnen zu machen, wenn er ſeine ungerechte und feindſelige Geſinnung gegen ſie nicht änderte. Sie könnten thun, was ſie wollten, antwortete ihnen Walther, und er werde ſie eben ſo behandeln, wie jene Räuber am Cephiſſus.

Mitte Frühling erſchien der Herzog ſchlagfertig im Angeſichte des Lagers und er ſelbſt an der Spitze von 200 franzöſiſchen Rittern mit goldenen Sporen begann, wie es die Catalonier erwartet hatten, das Gefecht auf jenem ſchönen, jetzt mit Gras bewachſenen Felde; gerieth aber, fortgeriſſen von dem Ungeſtüm

---

*) Die handſchriftliche Chronik von Athen gibt den Cataloniern 3500 Reiter und 4000 Fußgeher; den verbündeten Athenäern aber 6500 Reiter und ebenfalls 4000 Fußgeher. Tetrad. 2. pag. 13. MSC.

ſeines Muthes, ſchnell auf die von Gräben durchſchnittene und durch das ausgetretene Waſſer morſch gewordene Fläche, wo er durch das cataloniſche Fußvolk von allen Seiten angegriffen und mit allen ſeinen goldbeſpornten Rittern erſchlagen wurde. Als die Türken, welche ſich gleich anfangs gegen die Catalonier vorzurücken geweigert hatten, aus Furcht, nach erfochtenem Siege möchte der treuloſe Walther ſich auch ihrer durch das Schwert entledigen, das Gemetzel und die Verwirrung im Bundesheere ſahen, giengen ſie zu den Siegern über, und halfen ihnen nach gänzlicher Vernichtung der Reiterei das unbeſchützte Fußvolk der Athenäer niederhauen. Von 700 Rittern waren nur zwei entronnen und lebendig in Gefangenſchaft gerathen, Bonifacius von Verona, einer der beiden Beherrſcher von Negropont, und Roger Deslau aus Rouſſillon *).

Auf dieſen großen Schlag erfolgte die Uebergabe der Burgen von Athen, Theben und des ganzen Herzogthums **). Die Abenteurer, nun Herren eines ſchönen und großen Fürſtenthums, vergaßen ihre Heimkehr nach Sicilien, heiratheten die Wittwen und Töchter der am Cephiſſus erſchlagenen Ritter und Soldaten, und bildeten von dieſer Zeit an unter dem Namen „der Großen Geſellſchaft“ eine Räuberrepublik in Attika und Böotien*).

---

*) Fue la batalla muy terrible y sangrienta, y durò mas el alcance y el matar, que el vencimiento.

Moncada, a. a. O. pag. 352.

**) Aus Mariana erfahren wir, daß die Einnahme der Stadt Athen nicht auf friedlichem Weg erfolgt, ſondern durch Sturm, auf welchen allgemeine Plünderung erfolgte: con la misma furia se apoderaron de la ciudad, y la pusièron à saco. Lib. 15. cap. 14.

Die von Nicola de Saint-Omer prachtvoll gebaute und nach ihm genannte Burg von Theben blieb Reſidenz des zum Oberfeldherrn ernannten Roger Deslau und des Regierungs-Senates von zwölf Mitgliedern. **) Als Nachfolger der alten Landesherzoge übte die Geſellſchaft alle mit dem Ducal-Throne Athens verbundenen Rechtſame aus; verlieh Adelspatente und Lehen; forderte Huldigung, Unterwürfigkeit und Tribut von allen außerhalb des alten Herzogthums gelegenen Ländern und Inſeln; brach und ſchloß Bündniſſe und Staatsverträge mit umliegenden Gewalthabern, beſonders aber mit dem byzantiniſchen Strategen von Miſtra gegen die Franken von Achaja, gegen die Angioniſchen Fürſten von Tarent und Neapel, den Todfeinden dieſer illegitimen und, wie ſie ſagten, unerhörten und ſchändlichen Regierung.

---

*) Con esto quedaron nuestros Catelanos y Arragoneses señores de aquel Estado y provincia; y con esto dieron fin a toda su peregrinacion, y asentaron su morada, gozando de las haciendas y mugeres de los vencidos.

Moncada, pag. 353.

) Aus Mangel eines tauglichen Mannes boten die Catalonier ihrem Kriegsgefangenen, Roger Deslau, den Oberbefehl an welcher ihn auch übernahm. — Von der Verwüſtung des eroberten Landes an Gebäuden und Bäumen ſchweigen die Geſchichtſchreiber der Großen Geſellſchaft gänzlich; wir wiſſen aber aus der „Chronik von Morea,“ daß ſie das prächtige Schloß von Theben zerſtörten; und die handſchriftlichen Fragmente von Athen fügen bei, daß die Katalanen den uralten Nymphenhain bei Kolonos, der alle Stürme bis dahin überlebt hatte, mit Feuer verbrannten.)

*) Τὸ ἐν Κολωνῷ τῶν Νυμφῶν σωζόμενον τότε δάσος.

Tetrad. B. p. 14.

Von allen Ländern des Brienne'ſchen Herzogthums war der Wittwe und dem unmündigen Sohne des am Cephiſſus erſchlagenen Walther nichts geblieben als die moraitiſchen Lehen Nauplion und Argos, welche, wie wir früher nachgewieſen haben, noch durch die Fürſten des Hauſes Ville-Hardouin für geleiſtete Kriegshülfe dem Herzoge von Athen auf ewige Zeiten überlaſſen wurden. Die Geſellſchaft verlangte Uebergabe und Huldigung des den Brienne'ſchen Erben treu gebliebenen Statthalters Walther Foucherolles von Argos, und brach bei Verweigerung derſelben mit Heeresmacht in Morea ein, während die verbündeten Miſtraiten zu gleicher Zeit von den Höhen des Pentedaktylos herabſtiegen und ſich in der Richtung von Kalamata und Skorta verheerend über das Land ergoßen. Der von Tarent aus ohne Unterſtützung gelaſſene Statthalter von Glarentza konnte mit der einheimiſchen, durch die Schlacht am Cephiſſus verdünnten, Lebensmiliz dem gewaltigen von zwei Seiten hereindringenden Strome nicht widerſtehen. Die vorzüglichſte Stärke der Großen Geſellſchaft zeigte ſich in offenen Feldſchlachten, in welchen ihre abgehärteten und im Lager gleichſam aufgewachſenen Banden die Gegner mit unwiderſtehlicher Gewalt zu Boden ſchlugen. Die Schlöſſer von Argos und Nauplion, ſo wie die zahlreichen Ritterburgen des gebirgigen Morea's angreifen, war ihre Sache nicht. Das platte Land dagegen, von Korinth bis Clarentza und Navarin ward ihren Verwüſtungen preisgegeben. Wehe der Stadt, wehe dem Dorfe, welches der Fuß dieſer Räuber betrat. Vor ihnen wandelte das Schrecken, und in ihrem Gefolge zog die Verödung. Gleichzeitige Schriftſteller können kaum Worte genug finden, um die Gräuelſcenen auf der unglücklichen Halbinſel würdig darzuſtellen. Es war Geſetzloſigkeit im Lande, ein Krieg aller gegen alle. Morea war ein großes Schlachtfeld, auf welchem ſich die Banden der Compagnie, die einheimiſchen Lehensritter, die Söldner des Fürſten von Tarent, der Strateg von Miſtra mit ſeinen barvariſchen Garniſonen und Slaven von Melingi, auf dem Schutte zerſtörter Dörfer, verbrannter Städte und zertretener Saaten bekämften. Die Verheerung. mit welcher in frühern Fehden hauptſächlich nur die an Miſtra gränzenden Kantone heimgeſucht wurden, traf in dieſem langwierigen Kriege die ganze Oberfläche des Eilandes, und die Catalonier, allen Gefühlen fremd, plünderten Privat- und öffentliches Eigenthum, ſowie die Reichthümer der Tempel mit gleicher Schonungsloſigkeit. In wenig zahlreichen Haufen durchſtreiften ſie die innerſten Winkel, und niemand vermochte Hülfe zu bringen. Philipp von Tarent, oberſter Schutzherr Achaja's, verhandelte das Land während dieſer Bedrängniſſe an Burgund, und die einheimiſchen Dynaſten ſchrieben jammervolle Briefe an König Robert von Neapel, an Papſt Clemens V, um von dem Urquelle aller weltlichen Macht und dem Haupte des chriſtlichen Erdkreiſes Schutz zu erlangen gegen die

Wuth der Tempelräuber.*) Die Mißhandlungen, ſchrieben ſie an letztern, welche ihre Unterthanen durch die Catalonier erlitten, ſeyen um ſo unerträglicher, da ſie durch eine Handvoll Räuber und heimathloſen Geſindels verübt würden.**) Eben dahin hatte auch Johanna von Chatillon, Wittwe des erſchlagenen Walther, ihre Zuflucht genommen. Die Paläſte der fränkiſchen Könige und des heiligen Vaters erfüllte ſie mit Klaggeſchrei, ſammelte Soldaten und Bannſtrahlen, um Argos zu vertheidigen und das verlorne Athen wieder zu erobern. Die Catalonier aber gewohnt, göttliche und menſchliche Geſetze zu verhöhnen, achteten auf die Mahnungen ihres Gewiſſens eben ſo wenig als auf das Wehklagen der Moraiten und auf die Donnerkeile des Vatikans.

---

*) Clemens V ſchrieb an den König von Aragonien, er möchte die Catalonier zurückrufen; auch an Karl von Valois wendete er ſich um Beiſtand, wie man bei Mariana lieſ't: Este movio al Papa Clemente, para que el mismo anno que fallecio escriviesse al Rey de Aragon muy apretadamente, forçasse a los Catalanos por sus edictos a salir de Grecia. Hizo instancia sobre esto à ruego de Carlos de Valoes, que posseya en la Morea algunas ciudades in dote con su muger; de mas de las lagrimas y quexas ordinarias que le venian de los naturales de aquella tierra, que se quexavan y plañian ser maltratados con todo genere de molestias, ellos y sus haziendas, hijos y mugeres. Lib. 15. cap. 14.

**) Por un pequeño numero de ladrones, gente mala y desmandada. Marianna, ibid.

Gleichſam als hätten die obengenannten Feinde noch nicht hingereicht, um das Maß des öffentlichen Elends voll zu machen, landete auch noch der Infant Ferdinand von Majorca, der ſich früher von der Compagnie getrennt hatte, mit einem friſchen Haufen Almugavaren auf der Abendküſte Morea's und eroberte unter großem Blutvergießen Glarentza, die Hauptſtadt Achaja's. In Kraft des Teſtaments ſeiner Gemahlin Margaretha Ville-Hardouin nannte er ſich Fürſt von Achaja und ſprach den Beſitz der ganzen Halbinſel in eben dem Augenblick an, in welchem der Herzog von Burgund mit ſeiner Gemahlin Mathilde von Hennegau zur Uebernahme derſelben von Venedig heranſegelte.

Wilhelm Ville-Hardouin hinterließ bei ſeinem Tode, wie ſchon oben bemerkt, nur zwei Töchter, Iſabella und Margareth. Iſabella als die ältere war Erbin des Fürſtenthums und heirathete nach einander die Prinzen Philipp von Anjou, Florentius von Hennegau, und Philipp von Savoyen, ohne von einem derſelben einen männlichen Erben zu erhalten. Margareth, die jüngere, erhielt die aus Akova und mehrern andern Ritterlehen neugeſchaffene Grafſchaft Matagriſon auf Morea zu ihrem Antheil und den Sohn des Grafen von Andria als Gemahl.*) Zugleich ward im väterlichen Teſtamente verordnet, daß Margareth in der Hoheit über Achaja folgen ſoll, wenn Iſabella

---

*) Matagriſon, ein cataloniſches Wort, welches „Griechentod, Truzgriechen" bedeutet, und vom ſpaniſchen *Matare*, tödten, und *Grifon*, im almugavariſchen Kauderwelſch jener Zeiten ein Grieche, zuſammengeſetzt iſt.

ohne männliche Leibeserben Todes verblichen wäre. Margareth wurde frühzeitig Wittwe und hatte eine einzige Tochter, gleichfalls Iſabella mit Namen, als Erbin der Grafſchaft Matagriſon und der Anwartſchaft auf das Fürſtenthum Achaja. Nach dem Tode ihrer ältern Schweſter, welche zwiſchen den Jahren 1310 und 1313 in Italien geſtorben war, verlangte ſie der letztwilligen Verfügung ihres Vaters zufolge als Nachfolgerin im Fürſtenthum anerkannt zu werden. Zu Glarentza, zu Tarent, zu Neapel, zu Fontainebleau, überall wurde ſie mit ihren Anſprüchen abgewieſen; Achaja war ja ſchon an Burgund verhandelt! Man rieth der Wittwe für ihre vierzehnjährige Tochter Iſabella einen angeſehenen Fürſten als Gemahl zu wählen, welcher hinlängliche Macht beſäße, um ihre Rechte mit Waffengewalt geltend zu machen. Der Infant Ferdinand von Majorca, meinte man, wäre beſonders geeignet. Jüngerer Sohn des Königs von Majorca, ledig und ohne Land, würde er dieſe Verbindung gerne eingehen und mit Freuden die Veranlaſſung ergreifen, ſeinen Heldenmuth zu zeigen und ſeine geſetzlichen Rechte auf Achaja zu verfechten. Ungeſäumt wurde der Vertrag abgeſchloſſen, und Margareth in Perſon führte ihre Tochter mit einem glänzenden Gefolge von zwanzig Fräulein, zwanzig Damen, zwanzig Rittern und zwanzig Edelknechten und vielen andern Perſonen zur Hochzeit nach Meſſina, wo ſich Ferdinand damals aufhielt.*) Im April des folgenden Jahres gebar Iſabella einen Prinzen, Jacob genannt, ſtarb aber wenige

---

*) Julius 1314.

Wochen nachher mit Hinterlaſſung eines Teſtamentes, in welchem ihr neugeborner Sohn, und im Falle ſeines unbeerbten Hinſcheidens, der Infant ihr Gemahl, als Erben der Baronie Matagriſon und ihrer Rechte auf Achaja genannt waren, indem ihre Mutter, die Prinzeſſin Margareth, ſchon zwei Monate vorher auf Morea das Zeitliche geſegnet hatte.

Dieſe Begebenheiten legten dem Infanten als Vormünder und Beſchützer ſeines Sohnes die Verpflichtung auf, das Erbe der Prinzeſſin den Händen derjenigen zu entreißen, welche ſich deſſelben nach ihrem Tode widerrechtlich bemächtigt hatten. Den moraitiſchen Baronen nämlich war die Verbindung der Erbin von Matagriſon mit dem Infanten keine gleichgültige Sache, weil ſie mit Recht beſorgten, die Partei der großen Compagnie, mit welcher der Krieg noch immer fortdauerte, könnte dadurch einen Zuwachs an Macht erlangen. Sie machten deßwegen der Prinzeſſin Margareth nach ihrer Heimkehr von Meſſina die heftigſten Vorwürfe, weil ſie gegen Vaſallenpflicht ihre Tochter an einen cataloniſchen Prinzen vermählt habe, ohne vorher die Einwilligung ihrer neuen Gebieterin, der Prinzeſſin Mathilde nachgeſucht und erhalten zu haben. Sie zogen demzufolge alle ihre Güter auf Morea ein und erklärten dieſelben, nach Lehensbrauch, der Landesfürſtin heimgefallen. Auch ihr bewegliches Eigenthum wurde weggenommen und ihre Perſon ſelbſt in Verwahrung gebracht, in welcher ſie bald nachher geſtorben iſt. Die vornehmſten Urheber dieſer Gewaltthätigkeiten waren der moraitiſche Lehengraf Johann von Cephalonia, der Biſchof von Andravida, und Nicola Maure, Baron von Arkadia. Und weil der Infant auf friedlichem Wege die Herausgabe der Erbſchaft ſeines Mündels nicht erlangen konnte, rüſtete er mit Hülfe des Königs Friedrich von Sicilien eine Kriegsmacht von 300 Reitern und 4000 cataloniſchen[*] Fußgehern, um mit Waffengewalt ſeine Rechte auf Matagrifon ſowohl als ganz Achaja geltend zu machen. Zwei Stunden von Glarentza ſtieg er ans Land, nachdem er einen Reiterhaufen von 200 Mann, der ſich ſeiner Landung widerſetzte, durch ſeine Almugavaren zerſtreut und dadurch Zeit gewonnen hatte, ein fünfzig Pferde ſtarkes Fähnlein auszuſchiffen, welches vereint mit den Almugavaren die feindliche Reiterei vollends ſchlug und in die Feſtung zurücktrieb. Zugleich mit den Fliehenden drangen der Infant und ſeine Leute durch die Thore, tödteten in der erſten Wuth alles, was ſie auf den Straßen fanden, und machten dem Gemetzel nicht eher ein Ende, als bis das Volk laut ſchrie: „Gnade, o Herr, Gnade, o Herr!“

Hierauf rückte der Reſt der cataloniſchen Armee ohne Widerſtand in die Stadt und die Einwohner leiſteten dem Infanten als ihrem geſetzmäßigen Herrn den Huldigungseid und ſchworen Gehorſam und Treue. Um den Schrecken, welche ſeine Ankunft unter den Feinden verbreitet hatte, zu benützen, zog der Infant ohne Zeitverluſt vor das unweit Glarentza gelegene feſte Schloß Belvedere, erſchütterte die Mauern durch Maſchinen und nöthigte die Beſatzung ſchnell zur Uebergabe. Die Kantone in der Nähe der Hauptſtadt unterwarfen ſich um ſo lieber, da ſie von der Gerechtigkeit der Anſprüche des Infanten völlig überzeugt waren. Denn Ferdinand hatte gleich nach der Einnahme von Glarentza öffentlich das Teſtament des Fürſten Wilhelm Ville-Hardouin verleſen laſſen, kraft deſſen das Fürſtenthum Morea der Schwiegermutter des Infanten ſubſtituirt war, und ihr auch wirklich angehörte, weil ſie ihre Schweſter Iſabella um mehrere Jahre überlebt hatte. Ferner wies er nach, wie die Gräfin von Matagriſon daſſelbe noch bei Lebzeiten und nachher durch eine letztwillige Verfügung ihrer Tochter, der Infantin, geſchenkt, welche es dann ihrem Sohne Jacob vermachte, deſſen natürlicher Beſchützer und Vormünder er wäre. Durch ganz Achaja flog das Gerücht, Ferdinand ſey der geſetzliche Erbe des Fürſtenthums, und viele Diſtricte unterwarfen ſich freiwillig ſeiner Macht.

---

[*] Im Julius 1315.

So ſtanden die Sachen auf Morea, als die Prinzeſſin Mathilde, ihrem Manne vorauseilend, mit zwei venetianiſchen Galeeren in den Hafen von Modon einlief, und ſich einer ihrer feſten Familienburgen, gleichfalls Belvedere genannt — als Zufluchtsort bis zur Ankunft ihres Gemahls mit den burgundiſchen Truppen bediente. Der Infant erſchien ungeſäumt und belagerte ſie. Die griechiſche Beſatzung vertheidigte ſich aber ſo tapfer, machte Ausfälle, verwundete den Prinzen, tödtete einen Theil ſeiner Truppen und zwang ihn endlich zur Flucht. In Folge dieſes Sieges ſchrieb Mathilde ihrem Gemahl, die Reiſe zu beſchleunigen, und Ludwig verließ, nachdem er, wie früher bemerkt, ſein Teſtament gefertigt hatte, mit ſeiner auserleſenen Schaar Burgunder die Lagunen von Venedig.*)

Alle Vaſallen der Weſtküſte, von Arkadia bis Patras hinauf, waren genöthigt dem Infanten zu huldigen, und ſelbſt der übermüthige Feudalbiſchof von Andravida, ſo wie der verrätheriſche Pfalzgraf von Cephalonien hatten ſich vor Ferdinand gedemüthigt und Verzeihung erhalten. Die Barone im Innern aber, welche auf den Burgen zu Nikli, Veligoſti, Karitena, Perigardi, Skorta, Chalandritza, Akova, Matagrifon, zu Baſilicata und Voſtitza am korinthiſchen Meerbuſen ſaßen, bewahrten ihre Treue, wie ſie ſagten, dem legitimen Landesherrn, Ludwig von Burgund, dem Feinde des Infanten und der Catalonier. Diejenigen, welche ſich unterworfen hatten, gaben deutlich zu erkennen, daß ſie nur die Ankunft der burgundiſchen Streitkräfte erwarteten, um die Partei des Infanten zu verlaſſen. Dieſem blieben ihre Geſinnungen kein Geheimniß, und auf erhaltene Anzeige, daß der Biſchof von Andravida neuen Verrath gegen ihn einleite, ließ er ihn ins Gefängniß werfen, aus welchem er nur gegen Erlegung von 40,000 Goldſtücken entlaſſen wurde. Kaum hatten aber Ludwig und Mathilde das feſte Land von Morea betreten, als der Aufſtand der Barone allgemein wurde, und dem Infanten im ganzen Fürſtenthum nur Glarentza und einige mit Beſatzung verſehene Caſtelle übrig blieben. Ludwig, durch das Zuſtrömen der moraitiſchen Contingente anſehnlich verſtärkt, rückte mit einer großen Macht gegen den Infanten, welcher zu ſeinem Empfange bereit in Glarentza ſtand. Den Rath ſeiner Freunde, ſich nicht ins Freie hinauszuwagen, erklärte er für Kleinmuth, und zog mit einer kleinen Schaar Almugavaren und Moraiten dem großen burgundiſchen Heere entgegen. Bei einem Gehölze, vorwärts der Ortſchaft Esperon, kam es kurz vor Sonnenuntergang zu einem leichten Verpoſtengefechte, und am folgenden Morgen brachten ihm Wilhem des Fontaines und Wilhelm Den, zwei (moraitiſche) Edelleute ſeines Gefolges die Nachricht, Ludwig ſchlage mit ſeinem Heere den Weg nach Glarentza ein, und ihre Meinung wäre, man ſoll ihm eine Schlacht liefern. Der Infant, welcher Muth beſaß, ließ ſich leicht bereden, obwohl es ihm die Klugheit zu verbieten ſchien, mit einem ſo kleinen Häuflein Soldaten, zum Theil von zweifelhafter Geſinnung und in Furcht geſetzt durch die große Zahl ihrer Gegner, den Entſcheidungskampf zu wagen. Adhemar de Moſſet, Wilhelm des Fontaines und Wilhelm Den mit einigen andern moraitiſchen Großen nahmen ihre Stellung an der Seite des Infanten, welcher ſeine Krieger mit wenigen Worten zur Tapferkeit ermunterte und ſein Pferd gegen die feindliche Linie ſpornte. In ihrer Nähe angekommen fand er ſie viel zahlreicher als er geglaubt hatte, und rief voll Erſtaunen: Wie! es ſind ihrer ſo viele! Wilhelm Den aber bemerkte ihm, das Loos ſey geworfen, und man wäre ſchon zu weit vorgerückt, um an die Rückkehr zu denken. Beim erſten Stoß der beiden Linien ſank die Fahne des Infanten, ergriff ein paniſcher Schrecken die Catalonier, entſtand allgemeine Flucht, und Ferdinand von ſieben Reitern umgeben focht allein gegen die Macht der Feinde. Von ſeinem Muthe fortgeriſſen und unbekümmert, ob ihm ſeine Leute folgten, ſtand er zuletzt mit nicht mehr als vier Gefährten: Adhemar von Moſſet, Wilhelm des Fontaines, einem Schildknappen ſeines Palaſtmarſchalls, und einem Pagen Wilhelm Den's auf einem arabiſchen Renner, mitten im feindlichen Heere. Hier erſt bemerkte er die Flucht der Almugavaren und ſeine eigene Gefahr. Ungerne ließ er ſich von ſeinen Begleitern bewegen, den Augenblick zur Flucht zu benützen und die Straße gegen Clairmont einzuſchlagen. Es war ſchon zu ſpät. Ludwigs Reiter umwickelten ihn, verſcheuchten ſeine Bedeckung, tödteten ihn, und ſchnitten der Leiche den Kopf ab. De Moſſet, des Fontaines und einige andere hatten ſich in das Caſtell Belvedere gerettet; Berenger, Male und Wilhelm de Son wurden auf dem Schlachtfelde gefangen; getödtet wurden nur wenige tapfere und getreue Männer. *)

---

*) Am 30 November 1315.

Am Tage nach der Schlacht erſchien Ludwig vor den Thoren von Glarentza und forderte die almugavariſche Beſatzung zur Uebergabe auf, indem er ihnen zugleich Niederlage und Tod des Infanten melden und zum Beweiſe der Wahrheit den Kopf deſſelben zeigen ließ. Andreas Guittier, welcher den Oberbefehl hatte, kam

---

*) Ueber alle dieſe Verhandlungen und Ereigniſſe iſt der zweite Theil von Du-Cange „Histoire de Constantinople sous l'empire franc.“ pag. 174 ff. nachzuſehen.

in das burgundiſche Lager heraus und ſchloß vorläufig einen Waffenſtillſtand, bis er ſich mit den cataloniſchen Häuptlingen, die ſich vom Schlachtfelde nach den Burgen Belvedere und Eſtemire geflüchtet hatten, über die von Ludwig gemachten Bedingniſſe der Räumung Morea's verſtändigen könnte. Allein während von beiden Seiten Friedensunterhändler ſich in die benannten Burgen verfügten, erklärte ſich Andreas Guittier zum General-Capitän der Truppen des erſchlagenen Infanten, nahm von den Almugavaren die Huldigung ein, und ließ alle öffentlichen Rufe und Verhandlungen in ſeinem Namen ergehen. Die Abgeordneten und zugleich Wilhem Den, welcher mit ihnen aus der Burg Eſtemire nach Glarentza gekommen war, widerſetzten ſich nach ihrer Rückkehr dieſer neuen Würde Guittiers aus allen Kräften; die Almugavaren aber, durch Geldvertheilungen gewonnen, erhielten ſie ihm unter der Bedingung, daß er im Namen Jacobs, des Sohnes des Infanten, Befehle geben ſolle.

Die Unterhandlungen mit dem Prinzen von Burgund wurden wieder angeknüpft und im Minoriten-Kloſter von Glarentza mehrere Conferenzen gehalten. Ludwig forderte die Uebergabe der Hauptſtadt und aller von den Almugavaren beſetzten Caſtelle; die Almugavaren dagegen mit einigen ihrer Capitäne wollten von der Räumung Morea's nichts hören, und meinten, mit Hülfe der Könige von Majorca und Sicilien könne man ſich gegen den Prinzen Ludwig und ſeine Burgunder leicht behaupten. Die Mehrzahl derſelben aber, und mit ihnen der verrätheriſche Guittier ſelbſt hielten es für unmöglich, weil Mangel an Lebensmitteln zu befürchten, und den wankelmüthigen Geſinnungen der almugavariſchen Soldateska nicht zu trauen ſey. Dieſe Furcht war aber ganz ungegründet, da alle Plätze hinlänglich verſorgt und die Almugavaren zur Vertheidigung derſelben bereit waren, wenn man fortfahre, den gewöhnlichen Sold zu bezahlen. Allein Guittier, welcher den Frieden wollte, verbarg die Lebensmittel, und verweigerte den Sold unter dem Vorwande, daß er kein Geld habe.

Die endliche Ausgleichung dieſer Verwirrungen erlebte aber Prinz Ludwig nicht mehr, denn wenige Tage nach dem Sieg über Ferdinand ſtarb auch er im Lager vor Glarentza an Gift, welches ihm jener ſchändliche Palatin Johann von Cephalonien beigebracht haben ſoll. In ſolcher Weiſe hatten Burgunder ſowohl als Almugavaren durch einheimiſchen Verrath beinahe zu gleicher Zeit ihre Häupter verloren. Denn auch der Infant war durch ſeine Capitäne verrätheriſcherweiſe in das Gefecht mit dem vielfach überlegenen Feinde verwickelt und in der Gefahr verlaſſen worden.

Die Parteien waren noch im Unterhandeln begriffen, als Berenger des Ulmes, welchen die Königin von Majorca, des Infanten Mutter, mit einem Trupp Catalonier ihrem Sohne zu Hülfe geſchickt hatte, vor dem Hafen von Glarentza erſchien. Guittier verweigerte ihm das Einlaufen und ſogar die Lebensmittel. De Moſſet und des Fontaines, die Verräther, ſchifften ihm entgegen, um ihn von der Landung durch Worte abzuhalten, indem es nach allbereits geſchloſſenem Frieden für ihn weit vortheilhafter wäre, nach Majorca zurückzukehren. Beleſtar aber, einer der getreuen Capitäne, ſchalt die andern Verräther, und redete der Schiffsmannſchaft zu, an's Land zu ſteigen, um den Tod des Infanten zu rächen. Wider Guittiers Willen öffneten die Almugavaren die Hafenthore, und führten mit großem Tumult ihre Landsleute und Waffenbrüder in die Stadt. Alles ſchrie, man müſſe die eroberten Caſtelle des Infanten vertheidigen, und alſogleich gegen die Feinde ziehen. Auch trieben ſie bei einem unvermutheten Ausfalle das Belagerungsheer der Burgunder zurück, und verbrannten ihre Maſchinen. Guittier wohl einſehend, daß er ſeine Entwürfe nicht durchführen könne, ohne den kriegeriſchen Ungeſtüm der Almugavaren zu zügeln, gab dem Grafen von Cephalonien von dem Geſchehenen Kunde, und bat ihn, mit ſeiner ganzen Macht herbeizueilen und die Widerſpenſtigen zur Vernunft zu bringen. Der Graf hemmte die Zufuhr der Lebensmittel, während Guittier die Vorräthe in der Feſtung verbarg, und ſo die Beſatzung gleichſam nöthigte, ihre Zuſtimmung zu einem Friedensvertrag im Sinne Guittiers und der Burgunder zu geben. Die größten Dienſte zur Beſchwichtigung der meuteriſchen Truppen leiſtete den Verräthern der Erzbiſchof von Lepanto, welcher die einfältigen Almugavaren bei ſeiner pontificaliſchen Ehre und Treue verſicherte, der König von Majorca, der König von Arragonien, und der König Friedrich von Sicilien wären alle plötzlich geſtorben, und könnten ihnen keine Hülfe mehr ſchicken.

Vierzehn Tage nach Eröffnung der Unterhandlungen wurde endlich der Vertrag unterzeichnet, durch welchen ſich der Almugavariſche Oberbefehlshaber anheiſchig machte, Clairmont, Belvedere, Eſtemire und die übrigen Caſtelle auf der Stelle, Glarentza aber einige Tage ſpäter den Burgundo-Moraiten zu überliefern und die Halbinſel gänzlich zu räumen. Die Capitäne ſchifften ein, oder verkauften während der gegebenen Friſt, alles bewegliche Eigenthum des Infanten; ja ſelbſt die Ortſchaft Potamia, welche der verſtorbenen Gemahlin deſſelben gehörte, veräußerten ſie gegen eine Summe Geldes. Den Leichnam brachten ſie zur Beſtattung nach Perpignan, welches damals dem König von Majorca gehörte. Die Unterſuchung über das verrätheriſche Betragen der Capitäne, welche man laut anklagte den Infanten dem Tod überliefert, und die eroberten Caſtelle nachher ſchmählich den Feinden verkauft zu haben, blieb ohne Erfolg, weil ſich alle Räthe des Königs von den Angeklagten beſtechen ließen.

Eigenthumsrecht und Nutznießung des Fürſtenthums Achaja war nach Ludwigs Tode von Rechts wegen auf ſeinen Bruder Herzog Odo von Burgund übergegangen. Aber auch Mathilde, des Verblichenen Wittwe, hatte ihre Rechte, und war durch den Vertrag von Glarentza in unbeſtrittenem Beſitze der Herrſchaft und des Einkommens. Auch ſchien die Herrſchaft eines ſchwachen Weibes den ſelbſtſüchtigen und verrätheriſchen Vaſallen Achaja's viel zuträglicher zu ſeyn, als die Gegenwart eines Fürſten von hinlänglicher Macht und perſönlicher Feſtigkeit, um den ungerechten Eingriffen und Anmaßungen der Feudalbarone Schranken zu ſetzen. Der Beſitz Achaja's ſcheint in den Augen Odo's durch die klägliche Kataſtrophe ſeines Bruders viel von ſeinem Reize verloren zu haben, und da er keine Möglichkeit ſah, mit ſeiner geringen Hausmacht die Moraitiſchen Anarchiſten zu bändigen, verkaufte er ſeine Rechte vier Jahre nachher an den Grafen Ludwig von Clermont-Bourbon, und weil ſich der Handel wieder zerſchlug, ein Jahr ſpäter um 40,000 Livres tournois an den Prinzen Philipp von Tarent, welcher in ſolcher Weiſe zum zweiten Male Beſitzer eines Landes wurde, deſſen Einkünfte bedeutend, und deſſen Lage in Beziehung auf ſeine übrigen Staaten vortheilhaft war.

Mathildens Rechte und factiſcher Beſitz mußten aber doch auch berückſichtigt werden. Johann von Sicilien, Graf von Gravina und jüngerer Bruder König Roberts von Neapel ward daher im Familienrathe des Hauſes Anjou als Gemahl der reichen Wittwe auserſehen. Dieſe weigerte ſich aber und wurde deßwegen durch König Robert, Oberlehensherrn aller Beſitzungen der angioniſchen Familie, vor den Richterſtuhl Papſt Johanns XXII nach Avignon geladen, wo ſie offen eingeſtand, daß ſie bereits mit dem Ritter Meſſir Hugo de la Paliſſe vermählt ſey. Auf dieſe Antwort wurde ſie durch Robert ihrer Rechte auf Achaja verluſtig erklärt, weil ſie nach dem Buchſtaben des zwiſchen Philipp von Savoyen und dem Prinzen von Tarent abgeſchloſſenen Vertrags nicht befugt geweſen ſey, ohne Einwilligung des neapolitaniſchen und tarentiniſchen Hofes Jemanden ihre Hand zu reichen.

Sie führten Mathilden nach Neapel zurück, ſperrten ſie in das Caſtell Ovo, wo ſie ohne Erben und ohne letztwillige Verfügung über ihre Staaten geſtorben iſt.

Nach dieſem gewaltthätigen Verfahren nahm Johann von Sicilien den Titel eines Fürſten von Achaja und Morea, und ſchiffte ſich mit 25 Galeeren und vielen andern Fahrzeugen im Hafen von Brindiſi ein, um Mathildens Erbtheil zu erobern, und wo möglich die große Compagnie aus Morea und Athen zu vertreiben. *) Rom und Venedig, Feinde der Catalonier, beförderten das Unternehmen durch Geld, Mannſchaft, Ablaß und Kirchenbann. Allein nachdem er die Inſeln Cephalonien und Zante erobert und nach ſeinem feierlichen Einzug in Glarentza die Huldigung der Bewohner eingenommen hatte, kehrte er wieder nach Italien zurück, ohne es zu wagen, den namenloſen Verwirrungen im Innern des Eilandes zu ſteuern, und Catalonier ſowohl als Miſtraiten und die türkiſchen Streifcorps, welche das Land verheerten, über die Gränze zu treiben, wie man es von ſeiner bedeutenden Macht und ſeinen kräftigen Bündniſſen mit mächtigen Höfen erwartet hatte.

Wenn die Gottheit unmittelbar in die Leitung der menſchlichen Dinge eingreift, und nach ihren unerforſchlichen Rathſchlüſſen Heil oder Verderben, als Belohnung, Strafe oder Prüfung über die Völker verbreitet, ſo müſſen wir in der That bekennen, daß die Hand der Verſehung wohl auf wenigen Ländern ſchwerer geruht

---

*) Januar 1324.

habe, als auf der Halbinſel Morea ſeit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts. Denn zum Uebermaße des Elends, welches Franken, Byzantiner, Catalonier und einheimiſche Häuptlinge von allen Seiten und zu gleicher Zeit, durch Fehde, Raub, politiſchen und religiöſen Fanatismus jeder Art über die Oberfläche des Landes ausgoſſen, kamen um dieſe Zeit auch noch die Landungen der osmaniſchen und ſeldſchukiſchen Türken, welche jedes Jahr von den Küſten Anatoliens herüberſchifften, und die aus frühern Solddienſten ihnen hinlänglich bekannte Halbinſel nach allen Richtungen durchſtreiften, Wohnungen zerſtörten, Bäume und Saaten verdarben und die hülfloſen Einwohner niedermetzelten oder in die Knechtſchaft ſchleppten.

Wenn aber dagegen, wie manche irriger Weiſe wollen, das menſchliche Geſchlecht gleichſam ſich ſelbſt überlaſſen iſt, und nach den ewig unwandelbaren Geſetzen der Nothwendigkeit regiert wird; oder wenn der glückliche oder unglückliche Zuſtand eines Volkes jedesmal als nothwendige Wirkung ſeiner politiſchen, phyſiſchen oder moraliſchen Eigenſchaften zu betrachten iſt, ſo wird man das Schickſal des moraitiſchen Eilandes in jenem Zeitalter, nach bloß menſchlichen Begriffen zu urtheilen, auch in dieſer Weiſe ohne Mühe erklären können.

Denn es war damals noch das Heldenalter des Chriſtenthums, Europa mit Aſien im Kampf um zu entſcheiden, ob das Evangelium oder der Koran die Welt beherrſchen ſoll. Die Küſten Griechenlands waren das Schlachtfeld, das Mittelmeer der Pfad, auf welchem die feindlichen Heere zur Schlacht heranzogen.

Morea aber, eine große, volkreiche und glückliche Inſel, lag wie ein von der Natur mitten auf der Völkerſtraße zwiſchen den ſtreitenden Parteien aufgethürmtes, meerbeherrſchendes Bollwerk, und ſchien demjenigen Theile den Sieg zu ſichern, welchem es früher gelingen würde, ſich deſſelben zu bemächtigen. Daher das Drängen aus Abend- und Morgenland gegen die peloponneſiſchen Küſten.

Allein die Bewohner derſelben, bei dieſen welthiſtoriſchen Verwicklungen ohne gemeinſamen Mittelpunkt, ohne Muth und Kraft, ohne Kriegskunſt und Vaterlandsſinn, in Selbſtſucht und barbariſche Unwiſſenheit verſunken, verſtanden weder, ſich an eine der ſtreitenden Parteien anzuſchließen, noch viel weniger beide von ihren Küſten zurückzutreiben, und wurden ſo von den Wellen der aus entgegengeſetzten Weltgegenden zuſammenbrauſenden Stürme ohne Mitleid und Schonung verſchlungen.

Wie aber die Menſchen überhaupt die Quelle ihres Unglücks ſelten in ſich ſelbſt finden wollen, ſo ſahen auch die Moraiten damals nicht ihre eigene Feigheit und Nichtigkeit, ſondern die Gegenwart der ketzeriſchen Franken als die Urſache aller Leiden ihres Vaterlandes an. Und die fränkiſchen Häuptlinge hatten neben den Feinden, welche aus Athen, Miſtra und Anatolien in ihre Länder eindrangen, auch noch den unverſöhnlichen Orthodoxenhaß der griechiſchen-Eingebornen zu bekämpfen.

Johann von Sicilien und Philipp von Tarent ließen ſich zwar ihre Fürſtenwürde jährlich durch große Abgaben und drückende Leiſtungen bezahlen, waren aber zu ſehr in den Irrgängen der occidentaliſchen Politik verwickelt, um Aecker und Hütten der ſteuerpflichtigen Moraiten vor Türken und Cataloniern zu beſchützen. Nur der allgemeine Vater der Chriſtenheit mahnte, belehrte, beſtrafte die abendländiſchen Fürſten über ihre unbegreifliche Thorheit, Zankſucht und Verblendung, und brachte es endlich dahin, daß ſich die Republik Venedig, König Robert von Neapel, Philipp von Tarent und Johann von Sicilien, Fürſt von Achaja, in einen Bund zur Vertheidigung Moreas und der vorliegenden Inſeln gegen die Angriffe der Ungläubigen vereinigten. Isnard, Erzbiſchof von Theben, befehligte die vereinte Kriegsmacht, zu welcher auch Frankreich und Conſtantinopel Geldbeiträge machten.

Die Streitkräfte der großen Compagnie unterdeſſen waren noch immer im Wachſen. In kurzen Zwiſchenräumen hatte ſie das ganze nördliche Griechenland bis über die Engpäſſe hinaus, und ſelbſt einen großen Theil von Wlachia mit der Hauptſtadt Neu-Patras in ihre Gewalt gebracht, ſodann ihre Eroberungen über den Parnaſſus nach Aetolien und Akarnanien bis an's joniſche Meer ausgedehnt und das Deſpotat in enge Gränzen zuſammengedrückt. Nur die Albaneſen unweit Joannina auf der einen, und die Venetianer, welche das Eiland Negropont beſchützten, auf der andern Seite vermochten der Wuth Roger Deslau's und ſeiner Banden Gränzen zu ſetzen. Aus Arnautenland zurückgetrieben ergoſſen ſie ſich mit erneutem Hunger über das vielgetheilte, geplünderte und verheerte Achaja, ängſtigten Argos, bedrohten Korinth und Patras.

Wie vorher gegen die Mohammedaner, ſo rufte man jetzt den Schirm des heiligen Stuhles gegen die noch viel ruchloſeren Catalonier an. Walther von Brienne, des am Cephiſſus erſchlagenen Sohn und Erbe, hatte ſeine Anſprüche auf Athen nicht aufgegeben, und traf um eben dieſe Zeit Anſtalten, die unrechtmäßigen Beſitzer des Herzogthums, „die Feinde der öffentlichen Wohlfahrt Griechenlands, dieſe Bundesgenoſſen der Ungläubigen, dieſe Gotteslaͤſterer und Tempelräuber“ mit Waffengewalt von dem Boden ſeiner Väter zu vertreiben. Johann XXII unterſtützte dieſes gottgefällige Unternehmen durch eine Bulle, welche er im Junius 1330 zu Avignon an den Titularpatriarchen von Conſtantinopel und an die Erzbiſchöfe von Patras und Otranto mit dem Auftrag erließ, die Catalonier zu excommuniciren, wenn ſie ihre Länder nicht innerhalb ſechs Monaten dem rechtmäßigen Beſitzer heimſtellten. Zugleich erhielten die Erzbiſchöfe von Korinth, Patras und Otranto die Weiſung, in ihren Diöceſen einen Kreuzzug mit reichlichem Ablaß gegen die „Große Geſellſchaft“ zu verkünden, und die frommen Streiter unter Walthers Fahnen zu rufen.

In Folge der päpſtlichen Befehle ſchleuderte Wilhelm, Erzbiſchof von Patras, nach fruchtloſem Ablauf der anberaumten Friſt, und nach vorhergegangener letzter Ermahnung den Bannſtrahl gegen die „hartnäckigen Ketzer und Räuber von Athen.“ *) Er that dieſes mit großer

---

*) (1331, 28 Februar.)

Feierlichkeit in der Minoritenkirche St. Nicola zu Patras in Gegenwart des geſammten Domcapitels der Erzdiöceſe, des Erbherrn Johann de Pragnol, des Großconnetable von Achaja, Bartholomäus Ghiſi, der Ritter Thomas de Bonagi, Abraham de Brus, Gui de Bourbon, Berth de Flandre, Maſſar de Stines, *) Thomas Budes; des Biſchofs Nicolaus von Skarpanto, und ſämmtlicher Minoritenbrüder von Patras.

Ende Auguſt deſſelben Jahres ging Walther mit 800 franzöſiſchen Rittern, 500 Fußgehern aus Toscana, und einem Trupp Abenteurer aus Neapel im Hafen von Brindiſi zu Schiffe, landete aber nicht auf den attiſchen Küſten, oder auf Morea, wie man es glauben konnte, ſondern unweit Arta an den nordweſtlichen Gränzen des feindlichen Gebiets. Die Capitäne der Catalonier, welche wohl wußten, daß man dem erſten Anlaufe der franzöſiſchen Kriegsleute nicht widerſtehen könne, wagten kein allgemeines Treffen, hielten ihre Mannſchaft in den feſten Plätzen, ſchnitten ihren Gegnern die Lebensmittel ab, ermüdeten ſie durch Neckereien, und führten mit Einem Worte den kleinen Krieg gegen die unbehülfliche, ungeduldige, und deßwegen nach einer Schlacht im offenen Felde begierige Schaar der eiſernen Ritter. Ein großer Theil derſelben fand ſein Grab in Akarnanien, den Reſt führte Walther nach Italien zurück, ohne irgend einen Vortheil von einer Unternehmung zu ziehen, welche eine große Geldſumme verſchlungen hatte.

---

*) Stines ſo viel als εἰς Ἀθήνας.

Zwar excommunicirte der nämliche Erzbiſchof von Patras auf Walthers Bitte *) beim heiligen Stuhle die große Compagnie vier Jahre ſpäter unter großen Feierlichkeiten zum zweiten Mal mit allen ihren Helfershelfern, und bezeichnete zur nähern Bekräftigung ſogar namentlich die 29 vornehmſten cataloniſchen Offiziere und Generalcapitäne, auf welchen der ſtärkſte Fluch der Kirche ruhe. **)

Der Erfolg blieb aber immer derſelbe. Durch neue Verheerungen und neue Angriffe auf Negropont und Morea begegnete die Compagnie den Verwünſchungen des Erzbiſchofs von Patras und den Rüſtungen des ohnmächtigen Walther von Brienne.

Dieſer nun ſelbſt alle Hoffnung der Wiedereroberung Athens aufgebend, trat als Großconnetable in die Dienſte des Königs von Frankreich, und wurde als ſolcher in der berühmten Schlacht bei Poitiers (1356) von den Engländern erſchlagen, ***) ohne einen geſetzlichen Leibeserben ſeiner Beſitzungen Argos und Nauplia auf Morea zu hinterlaſſen.

---

*) Walther ſelbſt hatte keine Religion, ja glaubte nicht einmal an einen Gott.

**) Du Cange II, pag. 205.

***) Gaulthier étoit de petite taille, et d'une figure rebutante; son esprit étoit cauteleux et faux, son cœur perfide, ses mœurs corrompues; aucune morale, aucune religion ne mettait des bornes à son ambition; l'avarice seule l'emportait sur elle: enfin de toutes les vertus, qui avaient illustré ses ancêtres, il n'avait hérité que la valeur. So ſchildert dieſen Walther von Brienne Simonde de Sismondi. Tom. 5, cap. 35, pag. 336.

Auch Philipp, Prinz von Tarent, ſtarb ein Jahr nach Walthers Zug gegen die große Compagnie, ohne für Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit auf Morea wirkſamere Maßregeln getroffen zu haben.

Siebentes Capitel.

Katharina von Valois mit ihrem Sohne Robert von Tarent herrſchet über Achaja. Dritter Feldzug der Moraitiſchen Franken nach Arta. Landungen ſeldſchukiſcher und osmaniſcher Türken auf Morea. Unterhandlungen mit Conſtantinopel. Zerſplitterung der fürſtlichen Domänen auf Morea. Vom Jahre 1332 — 1364.

Das Titularkaiſerthum von Conſtantinopel ſowohl als die Oberherrſchaft Morea's fielen nach Philipps Tode auf ſeine Wittwe Katharina von Valois und ihren älteſten Sohn Robert, Fürſten von Tarent; denn zu gleicher Zeit vertauſchte auch Johann von Sicilien das Fürſtenthum Morea und Achaja mit dem Herzogthum Durazzo in Albanien, welches ebenfalls einen Beſtandtheil der Secundogenitur von Anjou-Tarent bildete. Ob er dieſen Tauſch freiwillig oder wegen Verweigerung der Erbhuldigung an Robert abgeſchloſſen habe, mag uns, die wir vorzüglich das Schickſal der einheimiſchen Bevölkerung Morea's im Auge haben, ganz gleichgültig ſeyn. Wir würden von dieſem ephemeren Kommen und Verſchwinden zum Theil dunkler Titularfürſten, als von der gleichgültigſten Sache in der Welt gar keine Meldung thun, wenn ihre Namen nicht zuweilen als Abſchnittspunkte zur Erleichterung der Ueberſicht nützliche Dienſte leiſten könnten. Robert iſt gerade derjenige Fürſt, durch deſſen Sorgloſigkeit das Anſehen des Hauſes Anjou durch allmählig erwachſene Unabhängigkeit der alten Bannerherren und geiſtlichen Körperſchaften auf Morea völlig erloſchen iſt. Denn obgleich er ſich anfangs mit ſeiner Mutter, der Titularkaiſerin und Oberlehensfrau, in das neuererbte Gebiet begab, blieb doch immer Bertrand de Beaux als Statthalter und Generalcapitain an der Spitze der moraitiſchen Militärregierung. Und wenn die Bedrängniſſe von Seite der großen Compagnie und des Strategen von Miſtra in dieſen Zeiten weniger heftig waren, ſo muß man dieſe Erleichterung nicht etwa weiſen und energiſchen Maaßregeln Roberts zuſchreiben, ſondern einheimiſchen Zerrüttungen, welche damals die Kraft der Gewalthaber von Athen und Miſtra lähmten.

Unterdeſſen fand Katharina gleich im erſten Jahre ihrer Regierung Gelegenheit, in ihrer Eigenſchaft als Kaiſerin des Orients aufzutreten. Anna Paläologina hatte ihren Gemahl Johann (Ducas Angelus), den früher angeführten und übelberüchtigten Palatin von Cephalonia und erblichen Beſitzer der Ueberreſte des Deſpotats von Arta, durch Gift aus dem Wege geräumt, und die Zügel der Regierung im Namen ihres älteſten Sohnes Nicephorus eine Zeit lang fortgeführt. Wohl einſehend, daß die Handhabung derſelben in jenen Zeiten der Zwietracht und Umwälzungen einen ſtärkern Arm, als den eines ſchwachen Weibes erfordere, überließ ſie ihr ganzes Gebiet an den conſtantinopolitaniſchen Kaiſer Andronicus den Jüngern unter der Bedingniß, daß Nicephorus, ihr Sohn, nach erreichten Jahren der Mannbarkeit die Tochter des Großdomeſticus Johann Kantacuzenus, des kaiſerlichen Günſtlings, zur Ehe erhalten ſoll. Anna zog mit ihren Kindern in das Hauptquartier des Kaiſers nach Theſſalonika, und byzantiniſche Beſatzungen, mit einem Statthalter an der Spitze, beſetzten Arta mit allen noch dazu gehörigen Diſtricten auf dem Feſtlande Griechenlands und Albaniens. Einige Archonten, mit der neuen Ordnung unzufrieden, bemächtigten ſich durch Liſt des jungen Erbprinzen Nicephorus, und führten ihn nach Patras, wo die Fürſtin von Achaja, Katharina von Valois, damals Hof hielt. Im nächſtfolgenden Jahre (1334) erregten ſie im Deſpotat einen Aufſtand gegen den byzantiniſchen Statthalter Theodor Synadenus, trieben die kaiſerlichen Beſatzungen aus dem Lande und ſchickten Abgeordnete mit der Bitte nach Patras, Katharina möchte ihren rechtmäßigen Gebieter mit hinlänglichen Streitkräften verſehen nach Arta ſenden, um von ſeinem väterlichen Erbe Beſitz zu ergreifen.

Katharina, noch immer von der Hoffnung belebt, ſie werde einſt Conſtantinopel und den ganzen Orient erobern, wollte dieſe Gelegenheit benützen, vorläufig das Deſpotat von Arta an ihr imaginäres Kaiſerthum zu feſſeln, von welchem ſie jetzt nichts beſaß, als einen Theil der Halbinſel Morea. Und um den jungen Nicephorus deſto inniger mit ihrem Hauſe zu verbinden, verlobte ſie ihn mit einer ihrer Töchter, und ſchickte ihn mit hinlänglicher Macht nach Akarnanien.

Andronikus der Jüngere und Kantakuzenus zogen unterdeſſen mit dem Heere über Metzovo, und belagerten Arta, die Hauptſtadt, und Thomokaſtron, eine Feſtung an der See, wo der junge Prinz mit ſeinen Moraitiſchen Bundesgenoſſen eingeſchloſſen war, zu gleicher Zeit. Nicephorus wehrte ſich lange und herzhaft gegen Kantacuzenus, ließ ſich aber endlich doch ungeachtet der Ankunft von zehn Galeeren, welche Katharina, um Thomokaſtron zu entſetzen, abgeſendet hatte, durch die glatten Worte des kaiſerlichen Günſtlings gewinnen, und huldigte neuerdings dem Hofe von Conſtantinopel. Eine Statthalterſchaft in Thracien mit der Hand einer kantacuzeniſchen Prinzeſſin ſollte ihn für den Verluſt ſeines Heimathlandes entſchädigen.

Das bittere Gefühl getäuſchter Hoffnung, und die unangenehme Ueberzeugung, daß ein Monarch de facto mehr vermöge als einer de jure, war der ganze Gewinn, welchen die Fürſtin von Morea aus einer Unternehmung zog, welche groſſen Aufwand an Mannſchaft und Geld gekoſtet hatte.

An die Eroberung von Conſtantinopel war nun vorläufig nicht mehr zu denken, und ſelbſt der Aufenthalt zu Patras fing an gefährlich zu werden, weil nach den groſſen Siegen Sultan Urchan's in Anatolien der Sturm türkiſcher Kriegswuth über Meer und Inſeln an die Küſten von Europa herüber brauste. In Macedonien, in Attika, auf Negropont und Morea landeten zahlreiche Schaaren muhammedaniſcher Freibeuter jedes Jahr, verbrannten die Vorſtädte von Athen (1333), bedrohten Patras und Korinth. Katharina floh nach Italien zurück, und ließ Bertrand de

Beaux, ihren Statthalter zu Glarenza, für die Sicherheit des Fürſtenthums ſorgen.

Patras, das große und einträgliche Lehen, gehörte damals nicht mehr den Nachkommen Wilhelm Alamann's, des Bannerherrn, welchem es Wilhelm Champlitte bei der Eroberung zugetheilt hatte. Sein Geſchlecht war längſt erloſchen. Es gehörte aber auch nicht mehr dem Oberlehensherrn, welchem es heimgefallen war, ſondern dem römiſchen Hofe, der es durch einen jeweiligen Erzbiſchof verwalten und durch eine Bande italieniſcher Söldner vertheidigen ließ. Der Ort war den Anfechtungen der Türken beſonders ausgeſetzt, weil das umliegende Gebiet fruchtbar und die Bewohner durch den Handelsverkehr mit Italien wohlhabend waren. Dieſen wichtigen Poſten, meinte Bertrand, könne man ohne Gefahr für das ganze Fürſtenthum nicht länger unter dem Oberbefehle eines Prieſters und einiger zuchtloſen Kriegsknechte aus Italien laſſen. Schon war er (1338) mit einem kleinen Heere Moraiten unter den Mauern von Patras erſchienen, und hatte die Belagerung begonnen, als er durch Abmahnungen Benedicts XII., und durch den Bannfluch, welchen auf ſeinen Befehl die Biſchöfe von Koron und Aulon gegen ihn ſchleuderten, zum Rückzuge genöthigt wurde.

Zwar hatte der heilige Stuhl auf Bitten der Venezianer die Könige von Frankreich, Neapel und Cypern, den Kaiſer von Conſtantinopel, den Großmeiſter von Rhodos, und einige andere chriſtliche Fürſten dahin gebracht, ihre Seemacht mit der venezianiſchen zu vereinigen und die Küſten von Europa gegen Landungen der Anatolier zu beſchützen. Die Verbündeten gewannen auch eine große Seeſchlacht, verbrannten 250 türkiſche Schiffe, tödteten 5000 Barbaren, und kehrten wieder nach Hauſe zurück *). Die Türken bauten andere Schiffe, und landeten beſonders auf Morea mit noch zahlreicheren Haufen als vorhin. Ihre Fortſchritte waren dieſes Mal ſo reißend, und der Widerſtand Bertrands ſo gering, daß die Fremdlinge nicht mehr wie früher mit beutebeladenen Schiffen in die Heimath zurückſegelten, ſondern eine bleibende Niederlaſſung auf dem ſchönen Eilande zu errichten anfingen, und Morbaſſan ihr Häuptling, ſogar den Titel **eines Herrn auf Morea** موره صاحبى annahm **).

Gegen dieſes Verderben konnten ſich die fränkiſchen Edelleute und Lehensmänner nicht mehr vertheidigen. Von der rechtmäßigen Landesfürſtin ohne Schutz gelaſſen, wendeten ſie ihre Blicke zuerſt nach Conſtantinopel an Kaiſer Andronikus III. ***), den Beſieger Arta's, und nach ſeinem noch in demſelben Jahre erfolgten Tode an Johannes Kantacuzenus, den Großdomeſticus des Reiches. Dieſer war eben zu Didymotichus, als der Biſchof von Koron und Johann Sidere im Namen der moraitiſchen Häuptlinge vor ihm erſchienen, und die Unterwerfung Achaja's unter byzantiniſche Oberhoheit anboten, wenn ihnen der neue Landesherr den alten Beſitz mit allen über die Eingebernen bisher ausgeübten Rechten und Privilegien erhalten wollte, wogegen ſie dem Kaiſer eben ſo viele Abgaben, als bisher den Fürſten von Achaja zu entrichten, und dem von Byzanz ernannten Statthalter Gehorſam zu leiſten bereit wären.

---

*) Wie in ſpäteren Zeiten Don Juan d'Auſtria nach dem Treffen bei Lepanto.

) Morbaſſan iſt eine verderbte Ausſprache des türkiſchen **Umurbeg.

***) J. Jahr 1341.

In einem an die Perſon des Großdomeſticus gerichteten Briefe eröffneten ſie ihm insgeheim: ihr Plan zu dem Abfalle von dem Hauſe Tarent habe durch den Tod des Kaiſers Andronikus einen Aufſchub erlitten; da ſie aber nachher von ihrem Freunde Pagano de Piſtoja (παγάνος ντε πιστόγια) gehört hätten, die Zügel der neuen Regierung wären ganz in ſeinen (des Kantacuzenus) Händen, haben ſie neuerdings Muth gefaßt, und das alte Vorhaben auszuführen beſchloſſen. Verleitet habe ſie hiezu vorzüglich ſein gediegener und vortrefflicher Charakter, dann ſeine große Macht, welche ihnen Schutz gegen auswärtige Feinde gewähren könne, und letztlich auch die entſchiedene Neigung aller moraitiſchen Franken, ihm unterthan zu ſeyn. Obwohl ſie ihn ſelbſt perſönlich nicht kennen, wären ſie ihm doch alle ſeit der Belagerung von Thomokaſtron herzlich zugethan; denn die moraitiſchen Edelleute, welche ihm daſelbſt als Feinde gegenüber geſtanden, habe ſein leutſeliges Weſen ſo eingenommen, daß ſein Andenken ſeit jener Zeit allen Bewohnern Achaja's unvergeßlich ſey. Nur wünſchten ſie, ſobald der Hof ihre Unterwerfung genehmigt, ihn ſelbſt als Abgeordneten des Kaiſers und künftigen Statthalter in ihrer Mitte zu ſehen *).

---

*) Cantacuzenus, historia Byzant. lib. III. cap. 3. edit. venet.

Kantacuzenus, nicht unempfindlich gegen einen Triumph, welchen ihm ausſchließlich ſeine Tugenden gebaren, überhäufte die Geſandten mit Ehren, und ſchickte ſie mit der Verſicherung nach Morea zurück, im nächſten Frühjahre ſelbſt mit einem Heere dahin nachzufolgen.

Dieſe Sorgloſigkeit, eine bedeutende Provinz an das Reich zu bringen, wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß Kantacuzenus damals ſchon mit dem Vorhaben umging, während der Minderjährigkeit des Thronerben die Kaiſerkrone auf ſein Haupt zu ſetzen, und wie ein zweiter Michael Paläologus eine neue Dynaſtie zu begründen, wozu es ihm zwar nicht an Ehrgeiz, wohl aber an kühner und muthiger Laſterhaftigkeit gebrach.

Unterdeſſen ſchickte er mit den Abgeordneten einen ſeiner vertrauteſten Freunde in die Halbinſel, um die Häuptlinge in ihren Geſinnungen zu befeſtigen, und jedes feindliche Element, welches vielleicht noch hie und da vorhanden ſeyn könnte, während des Winters in den Gemüthern zu erſticken.

Allein die Hoffnung der moraitiſchen Lehensleute, durch Verrath an ihrer Landesherrſchaft, Hülfe von dieſer Seite her zu erhalten, verſchwand auf immer, da gleich im folgenden Frühjahre Stephanus, Fürſt der ſerbiſchen Slaven, mit einem großen Heere die Eroberung des byzantiniſchen Reiches begann, und im Herbſte deſſelben Jahres noch ein vierfacher Bürgerkrieg zu Conſtantinopel ſelbſt ausbrach, in welchem ſich Kantacuzenus, der Großdomeſticus; Apocauchus, der Palaſtpräfect; Anna von Savoyen, die Kaiſerin Mutter, und Johannes Paläologus, der geſetzmäßige Thronfolger, um die dahinwelkende Schattenmacht des romäiſchen Kaiſerthums mit Erbitterung bekämpfte. Kantacuzenus von den Gegnern hart bedrängt, rufte anfangs den ſeldſchukiſchen Häuptling Umur aus Anatolien, und nach ſeinem Tode den Sultan der osmaniſchen Türken, Urchan I., aus Bithynien herbei, während ſeine Feinde in blinder Wuth Slaven und Bulgaren, Arnauten und Cataloniern die Vertheidigung ihrer Rechte übertrugen *).

Unter ſolchen Umſtänden konnte an den verſprochenen Seezug nach Morea nicht gedacht werden, und die Verwirrung, welche darüber die Halbinſel ergriff, wurde bald allgemein und unglaublich; die Türken, welchen Kantacuzenus nun vertragsmäßig die Thore Europa's geöffnet hatte, ſetzten ihre verheerenden Streifereien fort; die Franken, obwohl ſelbſt bedrängt, fielen doch die miſtraitiſchen Diſtricte an, in welchen ſich die Archonten ihrerſeits noch unter einander ſelbſt befehdeten, unerbittlich und unverſöhnlich. Die ſchutzloſen Dörfer wurden von den ausländiſchen Feinden, die Städte von den eigenen Bürgern verwüſtet, ſo daß nach Kantacuzenus eigener Bemerkung die peloponneſiſche Halbinſel damals mit gänzlicher Verödung bedroht war **).

---

*) Anna, die Kaiſerin Mutter, hatte zuerſt von Urchan Hülfe begehrt. Der Emir (denn ſo heißen eigentlich die türkiſchen Heerführer vor der Einnahme Conſtantinopels) fand es aber ſeinen Vortheilen angemeſſener, den Uſurpator Kantacuzenus zu unterſtützen.

Cantacus. hist. byzant. p. 305. — Michael Ducas. cap. 8. —

**) *Ἡ Σχεδὸν ἐρημοτέρα Πελοπόννησος.*

Cantacus. ed. venet. p. 601.

Die äußerſte Noth zwang die Vaſallen einen andern Weg des Heiles einzuſchlagen, und König Jakob von Majorka, den Sohn des in der Schlacht bei Eöperon von ihnen ſelbſt ſchändlich verrathenen Infanten Ferdinand, um Hülfe zu bitten. Eine Geſandtſchaft, verſehen mit einer von allen Großen des Fürſtenthums unterzeichneten und geſiegelten Urkunde, ging an den König ab, und bewies ihm, daß er als Ferdinands und Iſabellens (der Tochter von Margareth Ville-Hardouin) Sohn geſetzlicher Erbe von Achaja wäre, und gelobten feierlichſt, König Jakob als ihren Herrn anzuerkennen, ihm zu huldigen, zu dienen und zu gehorchen als treue Vaſallen, ſobald er den Boden Morea's beträte. Ein anderes Document, welches ſie ihm gleichfalls vorlegten, ſetzte ſeine Erbanſprüche weitläufig auseinander, erörterte auch die Rechte des Herzogs von Durazzo, und des Fürſten Robert von Tarent, welchem als Seigneur dominant das Land verfallen ſey, ſobald die Erben fehlen. Am Ende war auch noch ein Verzeichniß aller in- und ausländiſchen Lehensträger des Fürſtenthums beigefügt, damit der Fürſt ja ſo vollſtändig als möglich über Umfang, Einrichtung und Lage ſeines neuen Reiches verſtändiget würde *).

Jakob ſchmückte ſich zwar mit dem neuen Fürſtentitel, wie aus einer im Jahre 1345 an Erhard Mauro, den mächtigen Feudalherrn von Arkadia, ausgefertigten Schenkungsurkunde zu erſehen iſt **); daß er aber in

---

*) Du Cange II. pag. 224.

**) Du Cange II. pag. 226.

Perſon den Moraiten zu Hülfe gezogen ſey, wird nirgends gemeldet. Jakob war zu klug, um Geld und Mannſchaft im Streite für verrätheriſche und undankbare Magnaten eines entfernten Landes nutzlos zu vergeuden. Er überließ ſie ihrem Schickſale.

Mit Gleichgültigkeit mögen die Moraiten unter dieſen Umſtänden den im folgenden Jahre (1346) zu Neapel erfolgten Tod der Titularkaiſerin Katharina von Valois, ihrer Fürſtin, ſo wie die Vermählung ihres Sohnes Robert von Tarent mit Maria von Bourbon, Tochter Ludwig I., Herzogs von Bourbon vernommen haben. Es brachten ihnen ja beide keine Hülfe in ihrer Noth, und thaten ihre Herrſchergewalt auf keine andere Weiſe kund, als daß ſie die letzte Habe, welche Türken und Räuber den Bewohnern ließen, als Steuer nach Neapel zogen, um ſie in den Paläſten von Capua und Tarent unter glänzenden Luſtbarkeiten zu verſchwelgen.

Auch Jakob von Savoyen, Sohn des einſt mit Achaja belehnten Philipp von Piemont, ſuchte nach Katharina's Tod ſeine ſchwankenden Anſprüche auf das Fürſtenthum am Hofe des Königs von Ungarn geltend zu machen, und bot ſie nachher, weil er ſich nicht verſtändigen konnte, öffentlich zum Verkauf aus *). Innocenz IV., welcher damals auf dem päpſtlichen Stuhle ſaß und eine neue Ligue gegen die Ungläubigen zu beleben ſuchte, er-

---

*) Ludwig, König von Ungarn, rüſtete ſich zu einem Feldzug gegen die neapolitaniſche Königin Johanna von Anjou, um den Tod ſeines Bruders Andreas zu rächen, im Jahre 1347.

mahnte Roger de Pins, Großmeiſter der Johanniter auf Rhodus, Jakobs Rechte auf die Halbinſel zu erwerben, deren Beſitznahme bei der herrſchenden Geſetzloſigkeit und Schwäche für den mächtigen Orden nicht gar zu ſchwierig ſeyn könnte. Jakob ſtarb aber vor Abſchließung irgend eines Vertrages, und mit ihm erloſch auch jede Hoffnung, Morea durch Dazwiſchenkunft eines kraftvollen Fürſten des Abendlandes den Schreckniſſen der Anarchie zu entreißen.

Durch Katharina's Tod erbte Robert den Alleinbeſitz des Fürſtenthums Achaja, und genoß die Einkünfte während achtzehn ganzer Jahre. In dieſer langen Zeit ſah er das Land niemals, ließ den Statthalter und die Vaſallen nach eigenem Gutdünken walten, und für ihre Vertheidigung ſelbſt ſorgen. Durch die lange Abweſenheit der rechtmäßigen Gebieter und ihren raſchen Wechſel ſeit dem Tode Wilhelms Ville-Hardouin wurde das Band der Vaſallen gegen die Oberlehensherrſchaft allmählich locker, und brach endlich der That nach völlig, ſo daß Achaja nach Roberts Tode aus eben ſo viel kleinen, von einander unabhängigen Staaten beſtand, als es Barone und Dynaſten zählte. Nach dem Tode der beiden Töchter Ville-Hardouins, Iſabella und Margaretha, kann man füglich ſagen, duldeten die Barone die Gegenwart eines Oberherrn auf moraitiſchem Grund und Boden nicht mehr. Den Infanten von Majorca haben ſie verrathen und den Feinden ausgeliefert, den Prinzen Ludwig von Burgund aber durch Gift aus dem Wege geräumt, ſo daß es ſchien, mit dem Ausſterben der Linie Wille-Hardouin ſey zugleich auch die Feudal-Conſtitution (die bei der Vertheilung des eroberten Landes gegebene Charte) erloſchen, und jeder Grundeigenthümer ſey de facto ſouverän geworden. Zur Belebung dieſer Praxis trug freilich auch Roberts leichtfertige und ehrgeizloſe Gemüthsart ſelbſt Vieles bei. Der Beſitz des reichen Fürſtenthums Tarent und der übrigen großen Familiengüter im Königreiche Neapel ſamt Titel und Rang eines Kaiſers von Conſtantinopel gaben ihm hinlänglich Einkommen und Anſehen, um ſeine Tage in Würde und Bequemlichkeit theils am Hofe ſeines Bruders in Neapel, theils auf ſeinem Schloſſe zu Tarent zu verleben. Durch ein um 1357 in dieſer Stadt ausgefertigtes Document ſchenkte er ſeiner Gemahlin Maria von Bourbon noch bei Lebzeiten den Kanton von Calamata mit allen dahin gehörigen Schlöſſern, Dörfern und Flecken ſo wie die hohe Gerichtsbarkeit, jedoch unter der Bedingung, daß ein jeweiliger Beſitzer dieſer Baronie ihm und ſeinen Nachfolgern als Oberlehensherrn den Huldigungseid zu leiſten habe. Zwei Jahre ſpäter fügte er durch eine zu Neapel ausgeſtellte Urkunde zu dem vorigen Geſchenke noch das zu jener Zeit menſchenleere Dorf Poscarinion und den Berg Mudritza unweit Korinth hinzu, um das Gebiet der feſten Burg Fanarion zu vergrößern, welches Maria von Bourbon ſchon früher von Guillemette de Charny, ehemaligen Beſitzerin von Voſtitza, käuflich an ſich gebracht hatte. Nach damaliger Sitte ertheilte ihr Robert die Inveſtitur durch die Ceremonie des goldenen Ringes und nahm dadurch ſeine eigene Gemahlin mit allen üblichen Feierlichkeiten des Lehenſyſtems in die Zahl ſeiner Vaſallen auf. Auch die Baronien von Voſtitza, Cumiſſo, Peru(?), Brolia und ſogar die Hauptſtadt Glarentza ſchenkte er ihr noch, ſo daß von den alten Erb- oder Kronländereien des Hauſes Ville-Hardouin bei Roberts Tode das Meiſte in fremde Hände übergegangen war; denn Maria von Bourbon verkaufte, verſchenkte, verhandelte auch ihrerſeits wieder nach Gutdünken die von ihrem Gemahl erhaltenen Grundſtücke und Rechtſame.

Da wir jetzt bei dem Zeitpunkte gänzlicher Zerſplitterung der Achäiſchen Fürſtenmacht angekommen ſind, mag es dem Leſer zur Erleichterung der Ueberſicht nicht unangenehm ſeyn, hier in Kürze die Gebietstheile Morea's zu bezeichnen, welche urſprünglich als Kronländereien dem regierenden Hauſe zugefallen waren, und wie ſie nach und nach in fremde Hände gerathen ſind.

Bis zum Frieden von Conſtantinopel (im Jahre 1263) gehörten urkundlich die Städte und Caſtelle Kalamata, Arkadia, Andravida, Glarentza, Chlumutzi, Korinth, Argos, Nauplion, Miſtra, Lacedämon, Maina, Ghiſterna und Monembaſia mit allen dazu gehörigen Dörfern, Flecken, Schlöſſern, Flüſſen, Teichen, Gebirgen, Einöden und Ländereien zu den Domänen Ville-Hardouins. Auch Modon und Koron mit dem ganzen Gebiete gehörten in dieſe Claſſe, wurden aber noch vor der gänzlichen Bezwingung der moraitiſchen Oſtküſte den Venetianern abgetreten, ſo wie Argos und Nauplion für geleiſtete Kriegshülfe ſchon frühzeitig an den Megas-Kyr La Roche von Athen gegen Erbhuldigung überlaſſen wurde. Der Friede von Conſtantinopel raubte Miſtra, Maïna und Monembaſia. Die Bergkantone von Melingi, das Küſtenland Vatica, das eigentliche Tzaconia mit Praſto, Kaſtanitza und Sitina, ſo wie Alt-Lacedämon und faſt das ganze Eurotas-Thal gingen im Kriege verloren, welcher nach Wilhelms Ankunft auf Morea ausbrach. Dieſer große Verluſt wurde freilich zum Theil durch heimgefallene Lehen erſetzt, deren Träger auf dem Schlachtfelde gegen äußere Feinde, oder im Gewühle der Fehdewuth, oder durch wüſtes Leben ausgeſtorben waren, wie z. B. Caritena, Acova, Patras, Voſtitza, das Palatinat von Cephalonien und Zante und viele andere Beſitzungen. Noth, Gutmüthigkeit, und zu Zeiten auch Thorheit der Achäiſchen Fürſten aus den Häuſern Anjou, Valois und Hennegau gaben wieder als veräußerliches Lehen hin, was der Zufall gebracht hatte, wie z. B. die Baronie Patras an den heiligen Stuhl, Arkadia anfangs an Sir Anceau de Toucy, einen der mit Balduin II aus Conſtantinopel vertriebenen Barone, und ſpäter an die Erben eines jungen Abenteurers aus dem Geſchlechte Brienne.*) Deſſen ungeachtet waren die fürſtlichen Domänen bis zum Tode Katharina's von Valois und dem Regierungsantritte

---

*) Dieß iſt derſelbe Meſſir Gottfried von Brienne, der ſich liſtiger Weiſe der Burg Araklovon bemächtigt hatte. S. oben Cap. 5.

Roberts im Jahre 1346 immer noch anſehnlich, und erſtreckten ſich über die fetteſten Gegenden des Eilandes. Ihre Zerſplitterung in großen Partien begann, wie ſchon geſagt, mit Robert, welcher aus allzu großer Zärtlichkeit für ſeine Gemahlin ihr nach und nach alle dieſe herrlichen Beſitzungen ſchenkungsweiſe überließ, mit der Befugniß, ſie wieder theilweiſe und nach Gutbefinden an ihre Kreaturen zu verſchenken und zu verkaufen, nachdem er ſchon vorher das Palatinat von Cephalonia mit allen dazu gehörigen Inſeln ſeinem Freunde Leonard, Grafen von Tocco, in Neapel abgetreten hatte. Dieſer Freiheit bediente ſich auch Maria von Bourbon in reichlichem Maße. Die Baronien Voſtitza und Nivelet verkaufte ſie noch bei Roberts Lebzeiten an ihren Kammerherrn, den florentiniſchen Ritter Rainerio oder Nerio Acciajoli, mit der Bedingniß, ſie noch vorher pfandweiſe an Meſſir Alexander Brancas, Marſchall von Achaja und Staatsrath der verſtorbenen Kaiſerin, einzuräumen. Roger de la Motte, Capitän und Caſtellan von Voſtitza und Fanarion, übergab dieſe Burgen auf Maria's Befehl am 17 März 1364 an den neuen Beſitzer. *)

Was die Beſitzungen der Vaſallen und Lehenträger betrifft, kann nur ſo viel bemerkt werden, daß von jenen Geſchlechtern der Bannerherren und Ritter, welche ſich zur Zeit der Eroberung auf der Halbinſel niedergelaſſen hatten, zu Roberts Zeiten kaum eines mehr zu finden war; ſo zerſtörend hatten Sitten und Feudalregierung auf

---

*) Du Cange tom. 2, pag. 267.

Familiengeſchick und Beſitzthum eingewirkt. In der früher angezogenen Urkunde, welche die moraitiſchen Großen im Jahre 1344 an König Jakob von Minorca ſandten, ſind Namen unterſchrieben, von welchen in der Vaſallenrolle des Jahrs 1206 keine Spur zu finden iſt.*) Siegel und Namensunterſchrift des Erzbiſchofs Roger von Patras ſtand oben an. Die Ritter Philipp de Jonville, Herr auf Voſtitza und Nivelle, Erhard de Mauro, Herr der Schlöſſer Arkadia und Sanct Salvator, Alibert de Luc, Herr auf Baſilicata, Nigo von Miſico, Nicola Conſtata, Aſea von Civini, Johann Sinisgare, Marcus von Caſtell; Nikola von Perigourde, d. i. Perigardi im Ruſia-Thale, Wilhelm von Bindone, Faſana von Nouvelle, Georg von Panore, Georg Alemano (Komthur des Deutſchordens) und Nikolas von Autin unterzeichneten nach ihm. Die Unterſchriften der Knappen: Nikola von Biachan, Marin Luc, Wilhelm von Curtin, Nikola von Villiers, Nikola Alamanons, Simon von Lini, Gauchier de Vas und Franguli von Suſſi nehmen die letzte Stelle ein.**)

Aus allen in dieſer Urkunde benannten Edelſitzen kennt man nur die Lage von Patras, Voſtitza und Baſilicata am korinthiſchen Meerbuſen, von Arkadia nordwärts Navarin; und von Perigardi unweit des Ruphea-Stromes. Die übrigen Namen bezeichnen theils neugebaute Burgen, theils ältere Ortſchaften, deren Benennungen im Munde der abendländiſchen Ritter unkenntlich ſind.

---

*) Vergleiche Band I, S. 373.

**) Du Cange Tom. 2, pag. 326.

Die großen Dynaſten von Kalavryta, Karitena und Chalandritza (oder Chalatritza), welchen das ganze Gebiet des alten arkadiſchen Hochlandes, im Mittelpunkte der Halbinſel gehörte, nahmen an der Herbeirufung Jakobs von Majorca keinen Theil, weil ſie ſich ſchon damals als völlig unabhängige erbliche Fürſten auf ihrem Gebiete betrachteten, und ſchwächere Ritter der Nachbarſchaft zu unterjochen begannen. Aber nicht mehr Raoul von Tournay, nicht mehr Robert von La-Tremouille, ſondern Bartolo von Rendinelli und Zacharias Centerione herrſchten zur Zeit Roberts und Marias, ſeiner Gemahlin, in jenen Gegenden, wie aus einem Berichte Nicola's von Boyano erhellt, welcher bei Wahrnehmung der fürſtlichen Prärogative und Rechtſame vorzüglich gegen den letztgenannten Centerione und gegen Rinaldo von Zarni (am Fuße der Bergſchluchten von Melingi) als offenbare Widerſacher und Rebellen gegen Maria von Bourbon, die Erbfürſtin, Beſchwerde führte. *)

Der Idee nach ſtanden auch Argos und Nauplion, in deren Beſitze ſich die Erben Walthers von Brienne damals noch behaupteten, ſo wie die beiden, der Republik Venedig überlaſſenen Feſtungen Modon und Koron unter Oberhoheit des Fürſten; leiſteten aber eben ſo wenig Huldigung

---

*) Du Cange p. 265, a. a. O.

und Lebenzins als die große Compagnie zu Athen, un alle jene Inſeln, welche urſprünglich bei dem Beherrſche Morea's zu Lehen gegangen, und noch niemals von den Verbande freigeſprochen waren.

Sonderbar genug bemerken die Barone in dem oft genannten Inſtrumente vom Jahre 1344, daß ein Fürſ von Achaja nach Abzug der Koſten für Verwaltung un Landesvertheidigung noch jährlich 100,000 Floren reine Einkommen bezöge, wenn alle einheimiſchen Dynaſten un Lehensleute die conſtitutionsmäßigen Auflagen bezahle würden. *)

So ungefähr ſtanden die Sachen in dem von de Franken beherrſchten Antheile Morea's im Jahre eintauſen dreihundert vierundſechzig, in welchem Robert von Tarent der letzte wirkliche Fürſt und Beſitzer Achaja's in ſeinen Palaſte zu Neapel geſtorben iſt.

Es wird dem Leſer nicht entgehen, daß der damalige Zuſtand der Halbinſel, ſo weit er nämlich die Staatenzah betrifft, einige Aehnlichkeit mit dem Zuſtand in der alte Zeit griechiſcher Größe hatte, wo der Peloponnes, unte die Völker von Sparta, Argos, Korinth, Arkadia, Achaj und Elis vertheilt, der ganzen Macht des Orients trotzte

---

*) Item dico, quod deductis expensis pro custodia ca trorum superesset principi integre possidenti, anno quo libet centum millia florenorum.

Extrait d'un Mémoire en papier de la Chambre de Comptes de Paris, touchant les droits du Roi de Ma jorque sur la principauté de la Morée.

Apud Du Cange. Tom. 2, p. 375.

das reiche Athen beſiegte, den Macedoniern widerſtand, und über vierhundert Jahre lang ſowohl gegen Griechenland als gegen die Fremden die Freiheit bewahrte.

Wie unbedeutend, wie unmächtig, wie nichtig erſcheint er uns dagegen in der eben bezeichneten Epoche? Ein Spielball, ein willenloſes Werkzeug wird er abwechſelnd kühnen Seeräubern von Anatolien und Abendland zur Beute. Unbekannte Fürſten in Neapel, in Burgund, in Hennegau weben unter Beobachtung barbariſcher und abergläubiſcher Ceremonien die Looſe von Lacedämon und Korinth!

Aber warum wundert man ſich? War es denn damals noch jener Peloponnes, in welchem Lacedämon den Lykurgiſchen Geſetzen gehorchte, Korinth am Welthandel Theil nahm, Männer, wie Leonidas, Ageſilaos und Philopömen an der Spitze einheimiſcher Heere ſtanden; olympiſche Wettkämpfe gefeiert und Colonien zur Civiliſirung fremder Länder ausgeführt wurden? Gewiß nicht! Geſetze, Tempel, Wohnhäuſer, Götter und Menſchen jener Vorzeit waren ja damals gleichmäßig verſchwunden, ſelbſt der Name des Landes vergeſſen; ein neues Geſchlecht von Slaven, Illyriern und Kelten hatte ſich mit ſchwachen Ueberbleibſeln helleniſcher Einwohner verſchmolzen, und auf den Gräbern der alten Städte ſeine ärmlichen Hütten erbaut.

Müßige Speculationen und eitles Gezänk über gleichgültige oder unbegreifliche Gegenſtände der Theologie beſchäftigte die eine Hälfte des Volkes, während Unwiſſenheit, ſittliche Verwilderung und religiöſer Fanatismus mit ſtupider Ohnmacht gepaart, das Loos der andern war.

Während die alten Griechen ihre religiöſen und bürgerlichen Einrichtungen auf das politiſche Wohl der Bürger berechneten, ward bei den Peloponneſiern der damaligen Zeit als profan, eitel, irdiſch und ſündhaft betrachtet, was ſich nicht im Kreiſe dogmatiſcher Erörterungen bewegte, oder mit Feſtſetzung irgend eines ſtreitigen Punktes der Kirchendiſciplin beſchäftigte.

Zu dieſer innern Verſunkenheit kam noch der Umſtand hinzu, daß die Häupter der meiſten Staaten Morea's Fremdlinge waren, und in der Vorſtellungsweiſe der Eingebornen für Barbaren, Ketzer und Räuber galten, denen es nicht darum zu thun wäre, Blüthe, Reichthum und Glück des Landes durch weiſe Geſetze zu fördern, ſondern in kurzer Zeit große Reichthümer aufzuhäufen, und ſie nachher auf den Burgen des Abendlandes in barbariſcher Pracht zu verſchwenden. Morea ward einer ununterbrochenen, Jahrhunderte dauernden, Plünderung preisgegeben; die Habſucht roher Sieger befriedigen ſein einziges Geſetz; der Krieg zwiſchen Oberhaupt und Unterthan bleibend. Wie hätte unter ſolchen Umſtänden die Verbeſſerung der bürgerlichen Einrichtungen, die Veredlung der Sitten, das Glück des Landes gemehrt und gefördert werden können?

Achtes Capitel.

Anarchie in dem byzantiniſchen Theile der Halbinſel. Manuel Kantacuzenus ſtellt Ruhe her. Friede zwiſchen den Franken und Griechen. Die erſten albaneſiſchen Colonien in Morea. Jahr 1349—1380.

Im Jahre 1347, in welchem Johann Kantacuzenus durch türkiſche Hülfstruppen endlich über ſeine Gegner das Uebergewicht errungen hatte, war der günſtige Moment, Achaja wieder an das Reich zu bringen, längſt vorübergegangen. In Miſtra ſelbſt war nach dem Tode des beiläufig um 1320 hingerafften Statthalters Kantacuzenus, Vaters des eben benannten Johann Kantacuzenus, das Anſehen des Hofes von Conſtantinopel völlig erloſchen, und konnte bei den langwierigen Kronſtreitigkeiten zwiſchen dem alten Andronicus und ſeinem Neffen auch nicht wiederhergeſtellt werden, was wir mit vollem Recht aus dem Stillſchweigen ſchließen, womit bei der Gebietsvertheilung zwiſchen den beiden Imperatoren die Städte auf Morea übergangen wurden.

In der Zwiſchenzeit hatte Geſetzloſigkeit und Fehdewuth der Archonten eine ſolche Höhe erreicht, daß ſelbſt der ehrgeizige, ränkevolle und mit allen Schrecken der Bürgerkriege innig vertraute Kaiſer Kantacuzenus nur mit Entſetzen über die Gräuelſcenen der Halbinſel ſpricht, und nicht begreifen kann, wie doch die Menſchen in ihrer Wuth ſo weit gehen mögen, lieber Heimath, Freunde und Vaterland zu verderben, als friedlich neben einander zu leben. *)

Um dieſen Zerrüttungen Gränzen zu ſetzen, konnte Kantacuzenus bei eigener Schwäche und Armuth vor der Hand nur ſeinen jüngern Sohn, Manuel, mit einigen Fahrzeugen und etwas Mannſchaft von Conſtantinopel abſenden. Mit dem Titel eines Deſpoten gab er ihm zugleich unbedingte Vollmacht, den politiſchen Zuſtand der Strategie nach Gutbefinden anzuordnen und alle Maßregeln zu treffen, welche geeignet wären, in dieſem wichtigen Theile des Reiches den innern Frieden herzuſtellen, und das verfallene kaiſerliche Anſehen wieder ins Leben zu rufen.

Die erſten Verſuche des neuen Statthalters waren auch nicht unglücklich. Er verſöhnte die von langen Fehden erſchöpften Archonten und Häuptlinge des Landes, und ſchloß endlich einen aufrichtigen Frieden und ſogar ein wechſelſeitiges Bündniß mit dem Statthalter von Glarentza und den übrigen Frankendynaſten von Achaja zu gemeinſamer Wehr gegen die Türken, deren Banden er durch

---

*) Ἐπεὶ δὲ καὶ ἡ Πελοπόνησος διέφθαρτο παντάπασιν οὐ μόνον ὑπὸ τῶν Περσῶν (die Klein-Aſiatiſchen Türken) στόλοις μεγάλοις ἐπιόντων, καὶ ὑπὸ Λατίνων . . . ὑπηκόων ὄντων Πρίγκιπι, ἀλλὰ καὶ μᾶλλον ὑπὸ σφῶν αὐτῶν διηνεκῶς ἀλλήλοις ἀντικαθισταμένων, καὶ διαρπαζόντων τὰ ἀλλήλων καὶ ἀποκτενόντων, καὶ κῶμαι μὲν ἀτείχιστοι ὑπὸ τῶν ἔξωθεν ἀνάλωνται πολεμίων· αἱ δὲ πόλεις ὑπὸ τῶν ἐνοικούντων, κ. τ. λ.

Cantacuz. a. a. O. pag. 601.

mehrere glückliche Gefechte aus Morea vertrieb, und den in tiefe Verachtung geſunkenen Namen der eingebornen Moraiten neuerdings zu Ehren brachte.*) Mit gleicher Bereitwilligkeit unterſtützte er die Baronen Achaja's gegen ihre Todfeinde (inimicos capitales einer alten Urkunde bei Ducange), die Catalonier von Athen, und that nach Verjagung ihrer Banden aus Morea gemeinſchaftlich mit den Franken einen Streifzug gegen Theben, der Hauptſtadt der großen Compagnie.**)

Bald fing man wieder an, unter dem Schutze der neuen Ordnung das Feld zu bauen, Wohnhäuſer zu errichten, und die verödeten Dörfer, deren Bewohner entweder durch den Krieg oder durch die weltverheerende Peſt von 1347 verſchwunden waren, durch fremde Coloniſten wieder zu bevölkern.***) Manuel bemühte ſich, das Volk durch Gerechtigkeit, die Primaten aber durch Wohlthaten an ſich zu feſſeln, um dem verödeten Lande die Segnungen des Friedens ja recht lange zu ſichern. Doch alles war vergeblich. Die Moraiten waren verwildert, die Ruhe ihnen läſtig, die Herrſchaft der Geſetze unerträglich. Alles, ſagt Kantacuzenus, konnten die peloponneſi-

---

*) *Καὶ πρὸς τοὺς βαρβάρους ἀντικαθιστάμενος, καὶ μάχαις πολλαῖς νικήσας, ἔπεισε μὴ πάνυ Πελοποννησίων καταφρονεῖν.* Cantacuz. a. a. O. pag. 601.

**) Cantacuz. a. a. O. pag. 603.

***) Um dieſe Zeit erlitt die einheimiſche Slavenbevölkerung zum zweitenmale eine ſtarke Miſchung neu-griechiſcher und anderer Coloniſten.

ſchen Archonten eher ablegen, als ihre unverſöhnliche gegenſeitige Fehdewuth. *)

Die Gegenwart des Deſpoten und ſein auf Gerechtigkeit und Liebe begründeter Einfluß auf die Bewohner des Landes ward ihnen bald ein Gegenſtand des Widerwillens und lehrte ſie auf Mittel ſinnen, das Netz, welches ihre Wuth gefangen hielt, mit Gewalt zu zerreißen. Ein allgemeiner, zu gleicher Zeit ſich erhebender Aufruhr gegen Manuel ſchien ihnen der kürzeſte und ſicherſte Weg zum Ziel.

Als Werkzeug zu dieſer Unternehmung diente ihnen der Archont Lampudius, ein Mann, welcher in den Künſten der Intrigue und Schändlichkeit nach dem Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen alle Böſewichter auf Morea übertraf. Früher ſelbſt das Haupt einer Partei und reich begütert, ward er von den Gegnern überwunden und des ganzen Vermögens beraubt. Seiner Armuth kam nur die Schlechtigkeit ſeines Charakters gleich. Durch Schmeicheleien, verſtellte Reue und Angelobung treuer Ergebenheit wußte er den Statthalter ſo für ſich einzunehmen, daß er nicht nur ſeine Güter zurück erhielt, ſondern noch Zuwachs an Reichthum und Macht durch Manuels blinde Gutmüthigkeit erwarb. Der Gebrauch, welchen Lampudius von dieſem unverhofften Glückswechſel machte, war ſeines Charakters würdig. Unverſöhnliche Fehde begann er gegen jene moraitiſchen Primaten, welche vorhin zu ſeiner Erniedrigung und Beraubung mitgewirkt hatten; „denn,“

---

*) Ἡ τὸ μὴ στασιάζειν. Cantacuz. a. a. O. p. 601.

bemerkt Kantacuzenus, „weder Glück noch Unglück, noch auch die Zeit, welche doch Alles ändert, vermag je den gegenſeitigen Groll der Archonten von Morea zu tilgen: ihre Feindſeligkeiten dauern mit ungeſchwächter Wuth durch das ganze Leben, und gehen nach dem Tode als Erbtheil auf die Kinder über. Die Lykurgiſchen Geſetze, fährt er fort, ſeyen unter ihnen völlig in Vergeſſenheit gekommen, und von Solon'ſchen nur eines noch in Gültigkeit, jenes nämlich, welches alle bei einheimiſchen Streitigkeiten parteilos bleibenden Bürger für ehrlos erklärt.“ *)

Um den wieder erneuten verheerenden Landungen der Muhamedaner aus Anatolien einen Damm entgegenzuſtellen, ſuchte Manuel eine Flotte auszurüſten, die Koſten der Bemannung aber durch eine allgemeine Beſteurung der Einwohner zu decken. Die Erhebung des Geldes bat ſich Lampudius aus, unter dem Vorwande, er verſtehe ſich am beſten auf Behandlung ſolcher Dinge, und habe überhaupt von der Lage und von den Verhältniſſen der Miſtraiten die genaueſte Kenntniß, und übertreffe überdieß noch an Anhänglichkeit und Treue gegen den Statthalter alle Bewohner der Strategie.

Mit Vollmachten verſehen bereiſ'te er das ganze Gebiet, beſuchte jede Stadt, jedes Dorf, und reizte die Bewohner allenthalben zur Empörung gegen Manuel auf; warf ihnen Feigheit und Knechtſinn vor, mit welchem ſie

---

*) Ὄυτε γὰρ κακοπραγία, ὄυτ' εὐημερία, ὄυτε χρόνος ὁ πάντα λύων διαλύειν δύναται αὐτοῖς τὴν πρὸς ἀλλήλους ἔχθραν κ. τ. λ. Cantacuz. a. a. O. p. 602. ed. venet.

die von ihren Vorältern geerbte Freiheit an einen byzantiniſchen Statthalter hingegeben, und Sklaven ähnlich die ſchmählichſte Behandlung von einem ausländiſchen Satrapen bisher geduldet hätten. Erheben ſollen ſie ſich gegen ihren Unterdrücker, alle zugleich und an einem Tage. Nichts werde er gegen die Waffen des ganzen Volks vermögen, und froh, ſein Leben zu retten, ſchimpflich aus der Burg von Miſtra entfliehen, oder wenn er ſich erkühnt, Widerſtand zu leiſten, augenblickliche Vertilgung finden.

Dieſe Einflüſterungen fanden überall geneigtes Gehör. An einem und demſelben Tage erhoben ſich die Bewohner der ganzen Statthalterſchaft, ergriffen in Städten und Flecken die kaiſerliche Obrigkeit, und ſtrömten von allen Seiten in Haufen zu Fuß und zu Pferd, geführt von Lampudios gegen Miſtra, um den Statthalter aus dem Lande zu treiben.

Manuel, von aller Hülfe abgeſchnitten, waffnete die Beſatzung der Burg, beſtehend aus 300 Mann Kerntruppen aus Conſtantinopel und einer kleinen Schaar Albaneſer, welche er im Deſpotat geworben hatte, und ging den Aufrührern entgegen. Nicht einmal den erſten Stoß des auserleſenen Häufleins hielten dieſe aus und flohen mit unbegreiflicher Feigheit zerſtreut in ihre Heimath zurück.*) Einige Diſtricte unterwarfen ſich nach dieſem erſten Verſuche ungeſäumt dem Statthalter und erhielten Vergebung. Nur die kühnſten und unruhigſten unter den Archonten wollten von keiner Unterwerfung hören und ſetzten den Kampf fort, in der Hoffnung, dem Statthalter in kleine Abtheilungen zerſtreut, leichter zu widerſtehen. Nach vielen Niederlagen und Verheerungen baten endlich auch ſie um Vergebung, und gelobten neuerdings Treue und Gehorſam. Manuel beſtrafte keinen, bedauerte vielmehr die Thorheit, mit welcher ſie ein ihre Kräfte weit überſteigendes Unternehmen gewagt, um nach dem Verluſte ihrer Mannſchaft und nach Verwüſtung ihrer Felder einen Frieden zu erhalten, welchen ſie vorher ohne Gefahr in Ruhe hätten genießen können.

---

*) Die Albaneſen werden in dieſer Stelle „Ἠπειρῶτες“ genannt, weil die Familie Angeli den Titel „Deſpot von Epirus und Akarnanien“ führte. Aus demſelben Grunde heißt Arta in Epirus bei Cantacuz. p. 704

Aber auch dießmal war die Reue der Archonten nicht aufrichtig; ſie waren nur der Waffengewalt und dem Glücke Manuels gewichen. Denn als zu Conſtantinopel der Bürgerkrieg zwiſchen Johann Kantacuzenus und Johann Paläologus von Neuem begann *), machten ſie einen zweiten Verſuch, den Statthalter aus dem Lande zu treiben. Beſtärkt wurden ſie in ihrem Unternehmen durch einige vornehme Byzantiner, welche der junge Paläologus auf die Halbinſel geſchickt hatte, um der Kantacuzeniſchen Partei entgegenzuarbeiten und wo möglich ſich der ganzen Statt-

---

[illegible] τῆς Λακωνίας πόλις. Eben ſo heißen die Servier bei dieſem Autor Triballier, und die Bulgaren Myſier, Päonier. Vgl. meine akadem. Abhandlung vom 25 August 1835, pag. 77, 100 ꝛc.

*) Jahr 1353. Cantacus. a. a. O. pag. 603. ed. ven.

halterſchaft zu bemächtigen. Monembaſia ausgenommen, welches durch die Beſatzung ſeiner unbezwingbaren Burg in Pflicht erhalten wurde, griff das ganze Land zu den Waffen. Die Feigheit dieſer Leute aber war ſo groß, und ſo unmächtig waren alle ihre kriegeriſchen Verſuche, daß ſie von Manuels kleinem Albaneſen-Häuflein zum zweitenmale völlig geſchlagen und auseinander getrieben wurden. —

Von dieſer Zeit an entſagten ſie jedem Verſuche, durch Vertreibung des Statthalters dasjenige zu erringen, was ſie Freiheit nannten. Von der Unmöglichkeit, die Albaneſen zu überwinden, völlig überzeugt, ergaben ſie ſich aufrichtig der wohlthätigen und milden Verwaltung Manuels, begannen wieder Feldbau und Viehzucht, Beſchäftigungen, welche bei Manuels Ankunft in der Halbinſel in einem ſolchen Grade verſchwunden waren, daß nirgends auf dem platten Lande ein zahmes Thier zu finden war, und die Aecker außerhalb des Weichbildes der befeſtigten Orte in der ganzen Strategie öde lagen.*)

Der früher mit den Franken von Achaja geſchloſſene, aber durch ihre Theilnahme an den verrätheriſchen Umtrieben des Lampudius wieder gebrochene Waffenſtillſtand wurde jetzt endlich nach hergeſtellter Ruhe im Innern, in einen aufrichtigen und dauerhaften Frieden umgewandelt, und auf ſolche Weiſe dem ſeit Wilhelm Ville-Hardouins Friedensbruch im Jahre 1263, in die neunzig Jahre dauernden Kriege zwiſchen Franken und Griechen ein Ende gemacht.

---

*) … καὶ βοσκημάτων ἐπιμέλειαν, καὶ κτήσεις ἐκτήσαντο ἐν τοῖς ἀγροῖς πολλὰς, πρότερον καθ' ὃν δεσπότης ἀφίκετο χρόνον οὐδενὸς ὄντος πλὴν τῶν πόλεων.

Catacus. a. a. O. pag. 602.

Fünfzehn volle Jahre hatten die beiden Familien Kantacuzenus und Paläologus um die Krone von Conſtantinopel geſtritten. *) Was das alternde Reich bis dorthin an Reichthum und Kraft aus den Stürmen der Vergangenheit gerettet hatte, ward in dieſem Streite vollends aufgezehrt, indem beide Parteien, wie ſchon oben bemerkt worden, den Kampf nicht mit griechiſchen Nationaltruppen, ſondern durch türkiſche und ſlaviſche Völker ausfochten, welchen ſie abwechſelnd an Soldes Statt die Schätze und Länder der Gegner zur Plünderung überließen.

Im Jahre 1357 endlich trat Johann Kantacuzenus von allen Seiten gedrängt, mit ſeinem gleichfalls zum Kaiſer erhobenen Sohne Matthäus, vom Schauplatze, und überließ dem geſetzmäßigen Thronerben Johann Paläologus den Alleinbeſitz der Kaiſerkrone, wogegen die Strategie Miſtra bis zu Manuels Tode dem Kantacuzeniſchen Hauſe verbleiben ſollte. Das Elend jener Zeiten war ſo groß, und die Bevölkerung der Städte Thraciens nach dem verheerenden Kriege ſo zuſammengeſchmolzen, daß die Abgaben kaum hinreichend waren, die kaiſerliche Familie vor Mangel zu ſchützen. Daß Conſtantinopel unter ſolchen Umſtänden alles Gewicht in der politiſchen Wagſchale der umliegenden Reiche verlor, iſt ohne Erinnerung klar. Es hatte ja ſein Beherrſcher weder Geld noch Soldaten, und

---

*) Von 1342 — 1357.

von aller ſeiner frühern Herrlichkeit nichts mehr behalten, als Titel und Anſprüche eines Kaiſers der bewohnten Erde.

Alle Macht jener Länder war damals auf die drei — dem griechiſch redenden Geſchlechte gleich feindſeligen — Völkerſtämme der Slaven, der Türken und der Arnauten oder Albaneſen übergegangen. Dieſe ſehen wir von nun an über ein volles Jahrhundert auf den Ruinen Griechenlands um die Herrſchaft kämpfen. Ganz Macedonien, mit Ausnahme von Salonichi, den größten Theil Theſſaliens, und alle zu beiden Seiten des Pindus gelegenen Länder Inner-Griechenlands bis an den Meerbuſen von Korinth, hatte Stephan der Große, König von Serbien, während der letzten Verwirrungen an ſich geriſſen, und ſogar den Titel, Kaiſer von Romanien, angenommen.

In der Bergſtadt Skopi in Obermacedonien, an den Quellen des Vardar, ſchlug er ſeinen Thron auf, und bedrohte von dort aus Adrianopel, Salonichi, Albanien und Athen zu gleicher Zeit. In zuſammenhängender Reihe von der Donau bis Korinth gehorchten die Länder dieſem gewaltigen Slavengebieter. Salona in Phocis, und Joannina gingen über; die Städte von Aetolien und Akarnanien fielen nach einander; bis an den Maritzaſtrom und die Thore von Adrianopel ſtreiften ſeine Schaaren unterjochend und plündernd. Ganz Thracien, und Conſtantinopel ſelbſt ſchien rettungsloſe Beute dieſes Eroberers zu werden. Denn das beklagenswerthe Griechenvolk, von unkriegeriſchen und weichlichen Männern beherrſcht, hob die Hand zur Vertheidigung nicht auf, und wartete zagend auf den Fremdling, welcher ihm die Sklavenkette bringen wollte. *)

Mitten im Laufe ſeiner Siege wurde Stephan durch den Tod vom Schauplatze gerufen, und ſein großes Reich von den Söhnen und Verwandten in mehrere von einander unabhängige Fürſtenthümer zertrümmert. **) Die Burgen von Salona, von Ochrida, von Trikka und von Caſtoria wurden Reſidenzen ſelbſtſtändiger Slavenfürſten. Auf dem ſerbiſchen Flachlande am Iſter ſetzte ſich Lazar Brancowitz, Ungleſes zu Seres in Macedonien, Thwarko am Wardar feſt.

Stephans Plan, das griechiſche Volk zu unterjochen, ſuchten die in allen übrigen Dingen getheilten Fürſten durch gemeinſchaftliches Zuſammenwirken zu vollenden, und brachen mit einer großen Macht in Thracien ein. An den Ufern des Maritzaſtromes (ehemals Hebrus genannt) begegneten ſie den osmaniſchen Türken, welche zu gleicher Zeit vom Helleſpont heranzogen, um ihre Herrſchaft in Europa zu befeſtigen. Urchan, der Sultan, hatte die conſtantinopolitaniſche Herrſchaft auf den Küſten Anatoliens gänzlich vernichtet, und durch Kantacuzenus verderbliche Politik in Europa einzudringen Gelegenheit gefunden. Wie einſt Roger de Flor, der Abenteurer, ſo wählte auch der Sultan Urchan Kallipolis am Helleſpont zu ſeinem Waffenplatz, und weigerte ſich dann nach Beilegung des Bürgerkriegs dieſe Thore des Abendlandes wieder an die Paläologen zurückzuſtellen. Von hier aus wurden die im letzten Krieg verödeten, und durch Erdbeben zum Theil eingeſtürzten Städte Thraciens durch türkiſche Coloniſten beſetzt und um 1361 ſelbſt das ſtarke Adrianopel eingenommen.

---

*) Ἐς μάχην μὲν οὖν τὸ Ἑλληνικὸν γένος ἐπελθεῖν καὶ διαπειρᾶσθαι, γνώμην οὐκ ἐποιεῖτο.

Chalcocondyl. p. 11 ed. venet.

**) Im Jahre 1356.

Wie von einer mitten im feindlichen Lande befeſtigten Burg zog Urchan's Sohn, Murad I, aus den Mauern dieſer großen Stadt mit Heeresmacht gegen Servien und Bulgarien, gegen Conſtantinopel und Albanien. Zahlreiche Türkencolonien verpflanzte er aus Anatolien nach Thracien herüber, um ſich auf den Rieſenkampf vorzubereiten, welchen er bald mit den abendländiſchen Völkern, deren Heere dem ſinkenden Conſtantinopel zu Hülfe kamen, beſtehen mußte. Ohnmächtige Verträge und Bitten waren die einzigen Waffen, welche ihm Johann Paläologus entgegenſetzte, deſſen Reich ſich nun nicht weiter als auf einen ſchmalen Küſtenſtrich am ſchwarzen Meere bis nach Selymbria, auf Salonichi in Macedonien, und auf einige Inſeln im Archipelagus erſtreckte. Die Entſcheidung ſeines Loſes gehörte nicht mehr ihm an; ſie war den Fremdlingen überlaſſen, welche zu gleicher Zeit auf ſeinem Boden erſchienen, und im Vertilgungskampfe die Frage zu löſen begannen, wen in Zukunft das gebeugte Geſchlecht der Griechen als Gebieter zu erkennen habe.

Der Kampf an der Maritza unterdeſſen war nicht lange zweifelhaft. Schon im zweiten Treffen wurde das Slavenheer völlig geſchlagen, zwei ihrer Fürſten ſelbſt getödtet, und Thracien bis in die Nähe von Conſtantinopel der Preis des Siegers. *)

Den ſinkenden Kampf der Slaven nahmen die Albanier auf. Die Bewegungen dieſes bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Europa ſo viel als unbekannten Volkes begannen erſt während des kantacuzeniſchen Bürgerkriegs, gewannen an Bedeutung und Umfang in den nächſtfolgenden Decennien, in welchen Osmanen und Slaven um den Beſitz der Süd-Donauländer ſtritten, und erregten endlich die ernſthafteſten Beſorgniſſe, als bei der Ohnmacht der Fürſten in Attika, Theſſalien, Akarnanien und Morea, alle dieſe Länder albaneſiſche Coloniſten überſchwemmten, und die einheimiſche gräciſirte Sarmaten-Bevölkerung allmählig verdrängten.

Wir halten es nicht für überflüſſig, hier über die frühern Verhältniſſe dieſes überhaupt merkwürdigen, und in der Geſchichte Morea's beſonders bedeutungsvollen Volksſtammes einige Erinnerungen einzuſchalten.

Die Albanier, Albaneſen, Arnauten oder Schkypetaren, Nomaden von Beſchäftigung, ſaßen urſprünglich in den Gebirgszügen zwiſchen Macedonien und Theſſalien auf der einen, Epirus und der Seeküſte von Dyrrhachium auf der andern Seite, ſo daß ſie die Bergthäler ſowohl als die nach Macedonien und Illyrien ſich abdachenden Vorgebirge mit ihren Heerden und Hütten bedeckten. **) Unberühmt und ungenannt in den Jahrbüchern der Geſchichte theilten ſie mit den übrigen Stämmen jener Gegenden das Schickſal, zuerſt den Königen von Illyrien, und nach deren Beſiegung durch Philipp und Alexander, den Macedoniern Tribut zu bezahlen. Durch Aemilius Paulus den Römern unterthan, blieben ſie in ihren Waldthälern unbekannte Viehhirten, während Rom die Welt eroberte und wieder verlor. Die Theilung des Reiches in ein Morgen- und Abendländiſches änderte in ihren Verhältniſſen nichts, und ſo lange Conſtantinopel nur einen Schatten von Macht beſaß in jener langen Reihe der Jahrhunderte zwiſchen Theodoſius und Andronicus II, wußte man von dieſem Volke nichts zu erzählen, als daß ſeine Heerden aus den Bergquellen des Pindus trinken, und die hochgebauten und kräftigen Männer, von altherkömmlicher Rohheit gefeſſelt, ohne ſich um die Weltbegebenheiten viel zu kümmern auf den heimatlichen Gebirgen herumirren. *)

---

*) J. 1363 nach Hammer. G. d. T. R. B. I, pag. 170.

**) Vgl. Cantacuzenus, historia Byzant. ed. ven., pag. 158, 230, 231.

Aus den Beſchreibungen des Ptolemäus, Strabo, Plinius u. ſ. w. kennt jedermann die Landſchaft Albania und das Volk der Albanier am Südabhange des Kaukaſus zwiſchen dem kaſpiſchen Meer und dem Kurſtrome. Sonderbar genug haben die Albanier in Illyrien mit jenen

---

*) Ἀλβανοὶ νομάδες. — Ἀλβανοὶ ἀβασίλευτοι... πόλιν οἰκοῦντες οὐδεμίαν, ἀλλ' ὄρεσιν ἐνδιατρίβοντες, καὶ χωρίοις δυςπροσόδοις... Cantacuz. a. a. O., pag. 138 u. 231. — Daß in den byzantiniſchen Thronrevolutionen albaneſiſche Soldhaufen namentlich aufgeführt werden, kann noch als kein bedeutendes Auftreten auf der Schaubühne der Weltbegebenheiten bezeichnet werden.

Bewohnern des Morgenlandes eine auffallende Aehnlichkeit in Sitteneinfalt, Körperbau und Namen. Von beiden gelten im Allgemeinen Strabo's Worte: *Κάλλει καὶ μεγέθει διαφέροντες.* *) Die Albanier im Oriente bewohnten Gebirge, und nahe am Gebirge liegende Ebenen, verſchmähten den Feldbau, lebten lieber von Viehzucht, von Jagd und Beute, hatten nur wenige und kleine Städte, liebten das Leben in zerſtreuten Dörfern und Flecken, und waren im Krieg als Fußgeher gefürchteter und gewandter als zu Pferde.

Findet man dieſe Merkmale nicht großentheils auch bei den Albaniern des byzantiniſchen Reiches? Ja, deutet nicht der Name ſelbſt, welchen ihnen die auswärtigen Völker geben, klar genug an, daß ſie ein Gebirgsvolk ſind? *Alban* iſt ein uraltes Wort der Völker aus Iran, und heißt *Bergland*, und Albanier ſind in der Sprache des alten Morgenlandes nichts anders als *Gebirgsvölker*, und in zweiter Bedeutung *von Natur ſtarke und rüſtige Menſchen.* **) Eben daher kommen auch die Benennungen *Alben*, *Alpen*, *Alpes*, welche verſchiedene Gebirgsgegenden Europa's in alten und neuen Zeiten getragen haben, und noch tragen. Daher begreift der Ausdruck *Alben* in den helvetiſchen und noriſchen Gebirgen, deren Bewohner ſich vorzüglich mit der Viehzucht beſchäf-

---

*) Beſonders hoch und ſchön gebaut (jedoch der Stamm der *Liapides* ausgenommen).

**) Daher heißt man in Iran und Turkiſtan durch Leibesſtärke und Heldenmuth ausgezeichnete Männer الب ارسلان *Alb-Arslan.* Siehe Ferhenk Schuuri.

tigen, die Triften und Sommerweiden auf dem Hochgebirge.

Der klarſte Beweis, daß Albanien urſprünglich Bergland bedeute, liegt in dem Umſtande, daß die arabiſchen und europäiſchen Geographen daſſelbe Land am Kaukaſus, welches früher Albania hieß, nach dem Untergange der Pehlvi-Sprache und Nationalfreiheit in Iran häufig unter dem Namen Dagheſtan (داغستان) d. i. Gebirgsland in ihren Büchern aufführen.

Aus dieſen Gründen mag es auch weniger befremden, daß wir außer dem kaukaſiſchen und macedoniſchen Albanien auch Gegenden, Städte und Flüſſe dieſes Namens in den Carniſchen Alpen, in den Apeninnen Mittel-Italiens, zu beiden Seiten der Pyrenäen, und ſogar in den Hochgebirgen Schottlands finden, welcher ganze Strich in der Vorzeit den Namen Albania trug. *) Eben deßwegen können wir auch der Meinung des berühmten Herrn von Saint Martin, welcher den Namen Albanier von dem Worte Aghuang, der armeniſchen Benennung dieſes Volkes, herleitet und mit Sanftheit der Sitten erklärt, **) nicht beiſtimmen, indem Sanftheit keineswegs ein ſo vorherrſchender Charakterzug der Albanier iſt, als wie ihr Wohnſitz und Aufenthalt im Gebirge.

Ob die zur Zeit der großen Völkerwanderung und dann ſpäter im dreizehnten Jahrhunderte durch die Ta-

---

*) D. i. Galik-Albanach.

**) Journal des Savans 1818, pag. 487.

Anmerk. Die Armenier ſprechen ſtatt l gewöhnlich g. Aghuank ſtatt Albankh.

taren vom Kaukaſus nach Europa getriebenen Alanen ein und daſſelbe Volk mit den alten Albaniern ſeyen, wie Zonaras behauptet,*) wollen wir als gleichgültig für unſere Zwecke dahingeſtellt ſeyn laſſen, obgleich Klaproth nachweiſ't, daß dieſe Alanen gleichfalls in den Gebirgen des alten Albaniens ihren Sitz hatten.**)

Daß ſich die Albanier dieſen Namen urſprünglich nicht ſelbſt gegeben, ſondern von den umliegenden Völkern erhalten haben, ſcheint allerdings richtig zu ſeyn. In Griechenland nennen ſie ſich Schkypitar, und ihre Sprache Schkypi. Ob es aber auch eine Stadt Skypiche in Albanien am Kaukaſus gegeben habe, wie einige Geographen behaupten, ſcheint nicht erwieſen zu ſeyn.***) Jedoch ſoll durch alle dieſe Anſpielungen zwiſchen den Albaniern in Illyrien und denen am Kaukaſus durchaus keine Folge auf Abſtammung der erſtern von den letztern hier geltend gemacht werden. Wer kennt nicht das Unſichere ſolcher Ableitungen aus einigen oder mehreren, manchmal ganz zufälligen Aehnlichkeiten in Körperform, in Sprache und Gebräuchen zweier verſchiedenen Völker, beſonders wenn die Auswanderung oder Siedelung eines Bruchſtückes derſelben aller hiſtoriſchen Kunde und Sagenzeit vorausgegangen iſt. Denn der erſte geſchichtliche Lichtſtrahl, der auf das unwirth-

---

*) *Εἶτα ἐστάλτο πρὸς τοὺς Ἀλανοὺς ἢ Ἀλβανούς, οὕτω γὰρ τοῖς παλαιοῖς ὀνομάζονται.*

Zonaras, lib. 10, pag. 78. ed. Venet.

**) Asia polyglotta pag. 82 ff.

***) S. Baudrand, Martinière.

bare Heimathland der europäiſchen Albaneſen fällt, zeigt uns dieſes Volk in denſelben Sitzen, die es heute noch inne hat. Es iſt nichts anders als ein Fragment jenes großen illyriſchen Stammes, welcher den ganzen gegen Mitternacht und Abend von Hellas gelegenen Erdſtrich mit Einſchluß von Macedonien und eines Theiles von Theſſalien erfüllte, aber in der Folge allenthalben der griechiſchen Sitte und den großen Weltſtürmen während und nach der Herrſchaft Roms bis auf dieſe ſchwachen Ueberreſte im Hochgebirge erlegen iſt. Ihre Sprache, die Spuren aller in jener Weltgegend herrſchenden oder eingedrungenen Völker an ſich tragend, hat in ihrem Grundweſen weder mit der griechiſchen, noch mit der lateiniſchen auch nur die entfernteſte Aehnlichkeit*). Die Krieger des Pyrrhus, der Teuta und des Gentius redeten einſt dieſe Sprache, ſo wie ſie Miaulis und Konturiotis mit den Bewohnern von Böotien, Hydra, Attika und einem großen Theile Morea's heute noch ſprechen. Mehr nähert ſie ſich der Mundart jenes Volkes, das man heute vorzugsweiſe Blachen nennt, welche ihrerſeits auch nichts anderes als die Trümmer eines andern Urvolkes ſind, welches vor Ausbreitung der griechiſchen und italiſchen Weltzerſtörer und der verderbenbringenden Ueberzüge der ſcythiſchen und keltiſchen Wanderungen, die Flächen von Thracien und den innern Gebirgsſtock des illyriſchen Dreieckes bewohnte *). Wildheit und Härte ſcheint allzeit an Gemüthsart und Sitte dieſer beiden Völker gehaftet zu haben, ſo wie völliger Mangel an Kunſt- und Schönheitsſinn. Ob dieſer Mangel im Weſen des albaneſiſchen Volkes liege, und folglich unverbeſſerlich ſey, muß ſich jetzt nach wenigen Decennien zeigen, da ein Theil deſſelben nicht nur eine chriſtliche, ſondern auch hochgebildete und kunſtſinnige Regierung beſitzt, und darüber noch vorzüglich jenen Theil des griechiſchen Bodens bewohnt, der einſt die herrlichſten Blüthen des geiſtigen Lebens und der Kunſt getrieben hat.

---

*) Sermo gentis neque Illyricis (Slavis), neque Graecis notus. Aeneas Sylv. Descriptio Europae cap. 15. — Leake, „Researches in Greece," pag. 237 ff. — Thunmann, Unterſuchungen über die öſtlichen europäiſchen Völker, Lpzg. 1774. — Xylander, „Die Sprache der Albaneſen oder Schkipitaren." Frankfurt a. M. 1835. —

Hauptort des Volkes und Sitz des Statthalters im griechiſchen Albanien heißt bei den Byzantinern **Albanopolis**, d. i. **Albaneſer-Stadt**. Wie er aber im Munde der albaneſiſchen Viehhirten geheißen habe, iſt nicht mehr bekannt **).

Bei der Zertrümmerung des griechiſchen Reiches im Jahre 1204 kam der Bergkanton Albanien unter die Herrſchaft der Deſpoten Michael und Theodor Angelus von Joànnina, Epirus oder Akarnanien, denn alle dieſe Benen-

---

*) Alles, was bisher über **Geſchichte** und **Sprache** der Albaneſen bekannt gemacht wurde, findet man bei **Xylander** a. a. O. Seite 275 ff. zuſammengeſtellt.

) Heut zu Tage heißt er bei In- und Ausländern **Elbaſſan.

nungen führten ſie *). Unter Michael, ihrem Nachfolger, fielen die Albaneſen von Kaſtoria, unter ihrem Häuptling Gulamos, zu Joannes Vatatzes, Kaiſer von Nicäa, ab. Auch das Bergſchloß Croja und die übrigen Wohnplätze dieſes Volkes im Weſten der Gebirge mußten an Nicäa überlaſſen werden **). Kaum war aber Joannes Vatatzes geſtorben, (1255) als ſie von ſeinem Nachfolger Theodor wieder zum Despoten Michael Angelus übergingen und den nicäniſchen Statthalter aus dem Lande trieben. Unter dem Kaiſer Michael Paläologus aber und ſeinem Sohne Andronicus, gegen welche die Fürſten von Joánnina nur mit Mühe ihre Freiheit vertheidigen konnten, traten die Albaneſen neuerdings in die Reihe kaiſerlicher Unterthanen. Wie aber die langwierigen Unruhen zwiſchen Andronicus und ſeinem Neffen die Ohnmacht des byzantiniſchen Reiches hinlänglich offenbarten, verſchmähten die albaneſiſchen Nomaden länger einem Volke zu dienen, welches weder ſich, noch andere zu beſchützen vermöge.

Zwar hatten die Albaneſen in den frühern Zeiten hin und wieder Plünderungszüge gegen benachbarte Städte und Ortſchaften im Blachlande ausgeführt, und ſogar eine Heeresabtheilung der großen Compagnie unweit Joánnina mit Verluſt aus dem Felde geſchlagen: ſie zogen ſich aber nach erlangten Vortheilen jedesmal in ihre Gebirge zurück.

---

*) *Τὴν Θεσσαλίαν ὑφ' ἑαυτὸν ἐποιήσατο ὁ Θεόδωρος, Ἀχρίδα τε καὶ Πρίλλαπον Ἀλβανόν τε καὶ αὐτὸ τὸ Δυῤῥάχιον.*
Acropolita. cap. 10.

**) *Τὸ ἐν τῷ Ἀλβανῷ φρούριον τῆς Κρόας.* idem.

Allein vom Jahre 1333 an bemerkt man bei dieſem Volksſtamme von untreuer und neuerungsſüchtiger Gemüthsart *) ein Streben, ſich zu einer ſelbſtſtändigen Nation zu erheben, und ſich in Gegenden bleibend niederzulaſſen, welche ſie bisher nur auf Raubzügen flüchtig durchſtrichen hatten. Plötzlich erhoben ſie ſich aus ihren Gebirgen, und überfielen die auf ihrem Gebiete gelegenen Schlöſſer und Städte der Griechen. Beligrad **), Canina, Serepàri, Cliſſùra und Timòri waren theils ſchon in ihrer Gewalt, theils heftig gedrängt, als Andronicus der Jüngere, Kaiſer von Conſtantinopel, mit einem Heere erſchien, deſſen Fußvolk aus leichtgerüſteten türkiſchen Bogenſchützen beſtand, um die Aufrührer bis in die Schlupfwinkel ihrer Alpengebirge zu verfolgen, in welche ſie ſich beim Anzuge geordneter Heere zurückzuziehen gewohnt waren.

Dieſe in der Folge ſo gefürchteten Krieger wurden damals eine leichte Beute der türkiſchen Pfeilſchützen. Theils aus Mangel an Waffen, theils auch aus Mangel an kriegeriſcher Uebung konnten ſie ſich ſelbſt auf ihren heimiſchen Gebirgen gegen die Angriffe dieſer unerſchrockenen Veliten Anatoliens nicht vertheidigen. Eine große Anzahl Albaneſen wurde getödtet, eine noch größere mit Weibern und

---

*) *Εὐχερεῖς ὄντες πρὸς μεταβολὰς καὶ φύσει νεωτεροποιοί.* Cantacuzen. a. a. O. pag. 241.

**) Belgrad, d. i. Weiſſenburg, iſt die ſlaviſche Benennung vieler Orte im illyriſchen Dreieck. Belgrad in Servien, Belgrad in Albanien, und Belgrad bei Conſtantinopel aber ſind die bekannteſten unter denſelben, und ihre Bewohner gräciſirte Slaven.

Kindern von den Türken als Sclaven fortgeführt. Pferde ſollen 5000; Rinder 300,000; Schafe aber mehr als 12,000,000 (?) erbeutet und theils im Gebirge zerſtreut, theils an die Bewohner der geplünderten Städte, oder auch an die Ueberwundenen ſelbſt, welchen der milde Andronicus ſchon verziehen hatte, um einen geringen Preis verkauft worden ſeyn *).

Eben ſo fand Joannes Kantacuzenus noch Mittel, einen zweiten Aufſtand dieſes Volks in den theſſaliſchen Gebirgen nach dem Tode des Kaiſers Andronicus zu beſchwichtigen **).

Obwohl zweimal überwunden, ſetzten ſie ihre Streifzüge in die Ebenen von Theſſalien und in die weidereichen Thäler Akarnaniens mit gleichem Nachdrucke fort, und bildeten — mit Raub nicht mehr zufrieden — unter dem Scheine friedlicher Unterthanen allenthalben neue Niederlaſſungen. Sie fühlten es gleichſam, daß nun ihre Zeit gekommen ſey von den Gebirgen herabzuſteigen, um die verdünnte und zaghafte Bevölkerung von Neu-Griechenland zu ergänzen und zu kräftigen. Dieſem allgemeinen, durch die Lage der Dinge ſelbſt aufgeregten, Drange zu widerſtehen, war nach dem Ausbruche des ſchon oft erwähnten Bürgerkriegs zwiſchen den Häuſern Kantacuzenus und Paläologus zu Conſtantinopel kein Mittel mehr vorhanden. Sie empörten ſich zum dritten Mal allgemein, plötzlich, überall, zu gleicher Zeit.

---

*) Cantacuzenus. pag. 342. (lib. 2, cap. 32.) ed. Venet.

**) J. Jahre 1341.

Nicephorus Angelus, der letzte Sproße der Deſpoten von Arta oder Joànnina, hatte ſich während der allgemeinen Verwirrung zu Conſtantinopel aus ſeinem Wohnſitze in Thracien geflüchtet, und ſein väterliches Erbtheil in Epirus wieder an ſich gebracht. Beiläufig im Jahre 1347 machte dieſer Fürſt einen Verſuch, die ſchon bis an den Aſpropotamus (Achelous) in Acarnanien vorgedrungenen Nomaden Albaniens zu unterjochen, wurde aber ungeachtet ſeiner türkiſchen Hülfsſchaaren beim Dorfe Achelous auf's Haupt geſchlagen, und mit ſeinem ganzen Heere vertilgt*).

Von dieſem Tage an bildeten die Albaneſen ein ſelbſtſtändiges Volk in Griechenland. Und der ganze Strich zwiſchen dem Fluſſe Drin und dem Gebirge Chimaera erhielt von nun an den Namen Albania im engern Sinne, während in der Folgezeit ſelbſt Epirus, Aetolien und ein Theil von Theſſalien und Macedonien unter der Benennung Albania oder Arnautenland im weitern Sinne begriffen ſind. Denn Gulni de Spata, einer ihrer berühmteſten Anführer aus jener Zeit, eroberte die ganze Provinz Alt-Epirus, oder das Deſpotat mit ſeinen beiden Hauptſtädten Arta und Joannina, und drang im Bunde mit dem Slavenfürſten von Salona bis Angelokaſtro in Aetolien vor**), wäh-

---

*) *Ἐπῆλθεν Ἀλβανοῖς, καὶ γενομένης συμβολῆς περί τι χωρίον Ἀχελῷον προσαγορευόμενον, αὐτός τε πίπτει μαχόμενος, ... καὶ ἡ ἐκείνου πᾶσα διέφθαρτο ἡττηθεῖσα στρατιά.*
Cantacuzen. a. a. O. pag. 704. (lib. 4, cap. 43) e. ven.

**) Wo immer in Griechenland eine Ortſchaft Angelokaſtron rend zu gleicher Zeit Bälza, ein andrer Feldherr auf der Nordſeite Durazzo, Canina, Beligrad und Kaſtoria in Ober-Macedonien beſetzte.

Wenn ſie auch ihre Herrſchaft in den Städten und Ebenen außerhalb ihrer alten Gebirgsheimath über das Ende des vierzehnten Jahrhunderts hinaus nicht behaupten konnten, ſo blieben ſie doch in großer Zahl, als Nomaden oder Ackerbauercolonien in allen benannten Ländern zurück. Im Norden unterjochte der große Serbenkönig Stephan mehrere ihrer Cantone und gab ſie als Morgengabe ſeiner Tochter an den griechiſchen Kaiſer Kantacuzenus *).

Nach ſeinem Tode eroberten ſie unter Balza über ſeine vielen und ſchwachen Nachfolger nicht nur alles Verlorne wieder, ſondern unterjochten auch noch die ausgedehnte Landſtrecke zwiſchen dem Drinfluſſe und den Mündungen des Kattaro, mit den wichtigen Städten Skutari, Dulcigno, Antivari und Trebigne. Sie waren das Schrecken der Serben, Bosnier und Bulgaren bis zum Jahr 1383, in welchem ihnen Sultan Murad I. bei Beligrad, in ihrem eigenen Lande, eine große Niederlage beibrachte, die tapferſten ihrer Häuptlinge erſchlug, und Karl Tocco, der neue Palatin von Zante und Cephalonien, ihnen die Herrſchaft über Akarnanien und Alt-Epirus wieder abnahm.

---

gefunden wird, iſt es ein untrügliches Zeichen albaneſiſcher Niederlaſſung.

*) Il Rè de Servia diede a Cantacusino per conto della dote l'Albania tutta, della quale egli era Signore. Theodor Spandugino, pag. 193.

Deſſen ungeachtet blieb Albanien von jenen Zeiten an das allgemeine Rüſthaus, aus welchem Griechenlands Fürſten nicht nur ihre Kriegsmacht, ſondern auch Einwohner und Bebauer aller durch Krieg und Elend verödeten Dörfer und Ländereien zogen*).

Um ein großes Volk zu werden, und als Eroberer aufzutreten, wie einſt die Macedonier, ihre Nachbarn, ſchien den Albaneſen nichts zu fehlen, als ein Mann aus ihrer Mitte, welcher die zerſtreuten Kräfte ſeiner Landsleute auf einen Punkt zu ſammeln, und die Herrſchaft der Stammhäupter dem Willen eines Einzigen unterzuordnen verſtanden hätte. Wenn die großen und kräftigen Feldherrn, welche ſich um eben dieſe Zeit unter den osmaniſchen Türken nach einander erhoben, den Albaneſen zu Theil geworden wären, müßte der Beſitz der Dinge in jenen Ländern gleichfalls dieſen letztern zugefallen ſeyn. So aber ſchien der Geiſt, welcher die Welt regieret, die Albaneſen als dauerhafte Werkzeuge in die Hände der Osmanen gelegt zu haben, um mit ihrer Hülfe den rieſenhaften und ſelbſt in ſeinen Ruinen noch erſtaunungswürdigen Bau der griechiſchen Bildung völlig aus ſeinen Grundfeſten zu reißen.

Bis zu ihrer gänzlichen Unterjochung durch die Türken nach Skanderbegs Tode (1467) und ihrer allmähligen Bekehrung zum Islam, ſind noch an die hundert Jahre und darüber verfloſſen. In dieſer langen Zeit hatten ſie ſich über alle Provinzen des innern Griechenlands ergoſſen, und als die einzige Widerſtand leiſtende Bevölkerung eben ſo lange eine Schutzmauer gegen den Strom türkiſcher Knechtſchaft und Barbarei gebildet *).

---

*) Vom ſechsten bis ins zehnte Jahrhundert füllte man die verödeten Länder des byzantiniſchen Reiches zu beiden Seiten des ägäiſchen Meeres durch unzählige Slaven-Niederlaſſungen; im vierzehnten und fünfzehnten aber durch Albaneſen.

Der erſte Griechenfürſt, von welchem wir nachweiſen können, daß er albaneſiſche Söldner und Coloniſten unter entfernte Himmelsſtriche verpflanzt habe, iſt Manuel Kantacuzenus, Deſpot von Miſtra. Haben wir nicht im vorigen Capitel bemerkt, daß er mit Hülfe einer Schaar Albaneſen ſeine aufrühreriſchen Archonten bändigte; daß Albaneſen ſeine Leibwache bildeten, und die Hut der Burgen von Monembaſia und Miſtra gleichfalls Kriegern dieſer Nation anvertraut war?

Manuels Vater bemerkt auch, daß dieſes Volk ſeinem Hauſe beſonders anhing, und ſich lange bemühte, die Unbilden zu rächen, die er von ſeinen Gegnern erlitten haben wollte. Aus den damaligen Umſtänden iſt dieſe Anhänglichkeit indeſſen auch ganz natürlich zu erklären, indem die Partei Kantacuzenus als die unterliegende den Schutz der kriegeriſchen Nomaden durch reichlichere Bewilligungen an Ländereien, Geſchenken und Rechtſamen zu er-

---

*) *Ἀλβανοὶ δὲ ὡρμημένοι ἀπὸ Ἐπιδάμνου, καὶ τὸ πρὸς ἕω βαδίζοντες, Θεσσαλίαν τε ὑπηγάγοντο σφίσι, καὶ τῆς μεσογαίου Μακεδονίας τὰ πλέω ...... καὶ ἐς Ἀκαρνανίαν ἀφικόμενοι.*

Chalcocond. lib. IV, pag. 87. ed. Venet.

kaufen genöthigt war, als der legitime Beſitzer des Thrones zu verleihen jemals geneigt ſeyn konnte.

In der Gegend von Veligoſti und im Rufia-Thale, von Nikli ſtromabwärts gegen Karitena und den Canton von Skorta hin, wies Manuel den Albaneſen ihre Ländereien an, in der doppelten Abſicht, die öde liegenden Aecker wieder zu bebauen, und als Gränzmiliz gegen die Franken von Achaja zu dienen. Im Jahr 1391 finden wir dieſe Colonien um Londari und Tabia im Kanton Skorta ſchon ſo mächtig, daß ſie ein bedeutendes Heer in's Feld ſtellen konnten. Die Frage, wie und wann Albaneſen in jenen Mittelpunkt der moraitiſchen Halbinſel gekommen ſeyen, iſt nun von ſelbſt entſchieden. Vor dem kantacuzeniſchen Bürgerkriege konnten ſie nicht dahin kommen, weil ihre Wanderungen aus dem Pindus und von den Quellen des Drinfluſſes nicht vor dem angedeuteten Zeitpunkte begannen und beginnen konnten, da ihnen die Deſpoten von Arta und die große Compagnie den Weg nach Morea verlegt hatten.

Nachdem ſie aber um 1330 die Catalonier bei Gardichi unweit Joánnina, und um 1347 den Deſpoten von Arta ſelbſt am Aſpropotamos überwunden und getödtet hatten, waren ſie mit ihren Heerden und Gezelten bis an die Schwelle der moraitiſchen Länder vorgedrungen, und begleiteten dann im Jahre 1349 den jungen Manuel Kantacuzenus nach Miſtra. Die gefährliche Lage des neuen Statthalters mitten unter treuloſen Archonten, feigen und verrätheriſchen Unterthanen nöthigte ihn bald, die Fremdlinge in größern Maſſen hereinzuziehen zum Schutze ſeiner

Perſon und des Landes. Daß dieſe Annahme nicht willkürlich ſey, beweiſet eine Stelle bei Theodor Spandugino ohne Widerrede. Um den häufigen Empörungen die Quelle abzuſchneiden, erzählt der angezogene Autor, habe Manuels Vater, der Kaiſer Johann Kantacuzenus, aus jenem Theil Albaniens, welchen ihm der Serben-König Stephan überlaſſen hatte, den einflußreichſten und unruhigſten Theil der Bevölkerung nach Morea verpflanzt *). Und daß dieſe Ueberſiedelung nicht etwa nur einige vornehme Perſonen, oder eine kleine Anzahl Familien getroffen habe, wird aus dem Beiſatze des nämlichen Spandugino klar, wenn er die Schwäche Nordalbaniens und ſeinen endlichen Ruin jener gewaltſamen Friedensmaßregel des Kantacuzenus beimißt **). Die Ortſchaften Tabia und Londari werden bei dieſer Gelegenheit das erſte Mal genannt; letzteres iſt in der Nähe des zerſtörten Veligoſti, erſteres aber hinter den Bergen von Tripolitza, am obern Laufe des Barbutzena von den eingewanderten Albaneſen neu angelegt worden.

Wenn die zahlreichen in Griechenland eingewanderten Kolonien Albaniens gleich den Slaven, ihren Vorgehern, die angeborne Sprache mit der neugriechiſchen jetzt ſchon vertauſcht hätten, wie es wahrſcheinlich im Laufe der Jahrhunderte noch geſchehen könnte, ſo würden die Gegner meiner ganzen über Neu-Griechenland aufgeſtellten Lehre einer albaneſiſchen Einwanderung auf griechiſchen Boden um ſo leichter ihren Glauben verſagen, da dieſe neuen Eindringlinge, als Religions- und Regierungs-Genoſſen der griechiſch Redenden, auf die Benennung geographiſcher Gegenſtände nicht denſelben alles zerſtörenden Einfluß wie früher die Slaven ausgeübt haben. Auch wenn Phrantzes ſagt: die eine Hälfte des peloponeſiſchen Bodens ſey zu ſeiner Zeit wirklich von den Albaniern beſetzt geweſen, und die andere Hälfte hätten ſie theils mit Waffengewalt, theils durch Unterhandlungen mit Sultan Muhammed II an ſich zu reißen geſucht, ſo würden die nämlichen Gelehrten von den eben angezogenen Stellen aus Chalkokondylas, Spandugino und Phrantzes eben dieſelbe Erläuterung geben, wie bei den Nachrichten des Evagrius, Conſtantin Porphyrogeneta, des Scholiaſten zu Strabo und des Patriarchen Nikolaus über die Beſitznahme des Peloponneſes durch die Slaven, nämlich: „es ſeyen dieſes nur allgemeine Behauptungen, die man in der Anwendung beſchränken müſſe, Behauptungen, die gemeiniglich mehr für die mangelhafte Kenntniß oder Nachläſſigkeit der Schriftſteller, als für Wahrheit und Genauigkeit ihrer Ausſagen zeugen.“ Unglücklicher Weiſe aber für dieſe manchmal mehr liebenswürdigen und gutmüthigen als ſcharfſinnigen Freunde der alten Griechenſache haben die Bewohner der Platoniſchen Akademie und des geſammten Attika, die von Böotien, von Megaris, Korinth, Argolis, Hydra, Spezzia, Phlius und Inner-Morea Sitte, Sprache und Kleidung ihres Heimathlandes bis auf die gegenwärtige Stunde bewahrt. Jedoch, um den Blick nur auf den Peloponnes zu beſchränken, glaube ja Niemand, der Zudrang der Albanier nach der Halbinſel habe mit Kantacuzenus Abtreten vom Schauplatze wieder aufgehört, habe nur etwa aus kleinen Abtheilungen, oder gar nur aus wenig zahlreichen Soldhaufen mit Belaſſung der Familien im Heimathlande beſtanden. Eine merkwürdige Nachricht, wie andauernd und in welchen Maſſen dieſe albaneſiſche Fluth über den Iſthmus gedrungen ſey, hat ſich in der Leichenrede des Paläologen Theodor, Kantacuzen's Nachfolgers, in der Statthalterſchaft von Miſtra (1380—1407) erhalten. Bei zehntauſend Illyrier, d. i. Albanier, heißt es daſelbſt, haben durch Theodor Paläologus Wohnſitze im Peloponnes erhalten, und dieſe zehntauſend haben auch ihre Weiber und Kinder, ihren Hausrath und ihr Vieh ins Land gebracht *).

---

*) Il Cantacusino per fermar bene le cose sue et per poter signoreggiare gli Albanesi a suo modo, tolse via tutti quelli, chi quivi erano tenuti persone di gran affare, e gli confino nella Morea, la quale egli s'haveva acquistata. Theodor Spandugino, p. 193.

**) Et questo confinare ch' egli fece i primi dell' Albania fù poi la cagione, perchè tutta l'Albania si perdette et la Christianità sen andò in rovina. ibidem.

Wenn man bedenkt, daß alle Albaneſer-Familien, die unter der Verwaltung des Manuel Kantacuzenus und

---

*) Sed et Illyriorum dena circiter millia mutato solo, adductis filiis et uxoribus substantiisque ac pecore Isthmum petierunt.

Piissimi et Xsti amantis Imperatoris Domini Manuelis Palaeologi funebris oratio in proprium ejus fratrem Despotam porphyrogenitum Dominum Theodorum Pa-

Theodor Paläologus nach Morea kamen, in der Statthalterſchaft Miſtra, d. i. im Eurotas-Thale, im ſüdöſtlichen Arkadien, in Tzakonien und gegen Argos hin untergebracht werden mußten, ſo kann man mit gutem Grund auf einen bedeutenden Grad von Verödung dieſer aus Slaven, und auf der Oſtſeite vorgeblich von einigen Ueberbleibſeln alter Hellenen bewohnten Diſtricte ſchließen. Wenn man dazu noch bedenkt, daß vor und nach dieſen Begebenheiten eine Zeit geweſen ſey, in welcher auf der ganzen Halbinſel Peloponnes kaum 150,000 Individuen gezählt wurden *), ſo ſieht man leicht, wie es mit den Kenntniſſen des Philoſophen Plethon im fünfzehnten Jahrhundert, und ſeiner Nachtreter in unſern Tagen, wenigſtens in dieſem Theile der Weltgeſchichte, beſchaffen iſt, wenn ſie durchaus keine bedeutende und weſentliche Verwandlung der Bewohner des Peloponneſes zugeſtehen wollen.

Die Gemüthsart der Eingewanderten verläugnete ſich übrigens auch im neuen Vaterlande nicht. Unterwürfig, ſo lange ſie noch ſchwach waren, erhoben ſie kühn ihr Haupt nach dem Tod ihres Wohlthäters Manuel, durch deſſen milde Pflege ſich mit der Zahl zugleich die Stärke der Coloniſten gemehrt hatte, wie wir in der Folge weitläufiger zeigen werden, und zum Theil eben angedeutet haben.

---

laeologum, dicta cum Imperator esset in Peloponneso. Bibliotheca patrum. Tom. 26, fol. 491. Lugd. 1677. Combef. interprete.

*) Leopold Ranke.

Unter den fränkiſchen Häuptlingen auf Morea ahmte Rainerio Acciajoli zuerſt dem Beiſpiele des Manuel Kantacuzenus nach.

Nerio (denn ſo ward der Name Kürze halber geſprochen und geſchrieben) hatte, wie oben geſagt, Burg und Gebiet von Boſtitza von der Fürſtin Maria Bourbon käuflich an ſich gebracht. Wenige Jahre ſpäter wurde ihm durch Peter von San-Superano, Mariens Statthalter und Viceregent zu Glarentza, auch noch die Caſtellanie von Korinth erblich und mit dem Vorrechte verliehen, ſie zu verſchenken, zu verkaufen, und auf jede beliebige Art theilweiſe oder im Ganzen zu veräußern, jedoch unter dem Vorbehalte der Huldigung für den Fürſten von Achaja. Ein großer Theil von Alt-Achaja, die Gebiete der alten Republiken Pallene und Phlius, alles Land am Iſthmus, und das ehemalige Gebiet von Argos bis in die Gegend von Epidaurus und Trözene, der Inſel Hydra gegenüber, gehorchten dem neuen Caſtellan von Korinth. Wenige Gegenden Morea's waren aber auch ſo vollſtändig verheeret, wie die eben benannten. Sie waren vorzugsweiſe der Tummelplatz der gelandeten Türkenhaufen und der Catalonier von Athen. Dörfer ohne einen einzigen Bewohner, wie z. B. Poscarinion, und Ländereien ohne Anbau konnte man auf dieſer ausgedehnten Erdſtrecke häufig finden. Außer den feſten Plätzen und der nächſten Umgegend war keine Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums. Kein Jahr verging, ohne daß türkiſche oder fränkiſche Abenteurer im korinthiſchen Meerbuſen landeten, und irgend eine Gegend des vielgetheilten und folglich unbeſchützten Eilandes verwüſteten.

Graf Ludwig von Beaumont, ein Sohn Königs Philipp IV von Navarra, hatte ſich mit der Erbherzogin Johanna von Durazzo vermählt, und vorläufig einen Trupp von 600 in Gascogne geworbenen Soldaten aus Italien nach Durazzo geſchickt, denen er bald mit größeren Streitkräften zu folgen, und dann ſeine Eroberungen über die umliegenden Länder der Albanier und Slaven auszudehnen gedachte. Wie er aber noch vor dem Beginnen ſeiner weitläufigen Entwürfe in Apulien Todes verblich, i. J. 1373, griffen die Gascogner von Durazzo auf eigene Rechnung die Häuptlinge in Nordalbanien an, und machten ſich in kurzer Zeit furchtbar. Der Arnauten-Häuptling Balza (Balſch), welcher ſie in Durazzo belagerte, wurde geſchlagen, und konnte ſie nur durch Ausbezahlung von 6000 Gold-Ducaten zur Räumung jenes Platzes bewegen. Sie ſchifften ſich ein und ſegelten auf neue Abenteuer gegen das ſüdliche Griechenland. Zu Voſtitza auf Morea ſtiegen ſie ans Land, eroberten das Schloß und ſtreiften über Korinth bis in das Gebiet der großen Geſellſchaft. In einem ſo ſchwankenden Zuſtande waren die Dinge allenthalben, daß dieſer Hauſe von 600 entſchloſſenen Räubern beinahe eine allgemeine Umwandlung des Beſitzes und der Herrſchaft in jenen Gegenden Griechenlands zu bewirken vermochte. Will man dem Athenäer Chalcocondylas glauben *), eroberten ſie ſogar die Städte Athen und Levadia über

---

*) Chalcocondyl. lib. 4.

die Catalonier, und konnten von dem Statthalter Vicomte de Roquebertin nicht eher als im Jahre 1382 mit Hülfe albaneſiſcher und ſiciliſcher Streitkräfte aus dem Herzogthum vertrieben werden *).

Von dieſem vorübergehenden Ungewitter würde hier keine Meldung geſchehen ſeyn, wenn nicht Nerio von Korinth und die große Geſellſchaft von Athen durch daſſelbe veranlaßt worden wären, albaneſiſche Militärcolonien nach Attika, nach Argolis, in die Caſtellanie von Korinth und in die Gebirgsthäler längs dem korinthiſchen Meerbuſen zu verpflanzen. Daß die Albaneſen in jenem Kriege dem Caſtellan von Korinth und dem Statthalter von Athen zu Hülfe gezogen ſeyen, iſt urkundlich erwieſen **), nicht aber, daß ihre Niederlaſſungen in den beſagten Gegenden gerade in den Zwiſchenjahren von 1373 bis 1382 gegründet wurden. Die Sache ſelbſt hat aber deſſen ungeachtet ihre Richtigkeit, wenn ſie auch in den Monumenten jenes Zeitalters nicht mit der nämlichen Klarheit angegeben wird, wie kurz vorher die Einwanderung derſelben Fremdlinge in den byzantiniſchen Antheil von Morea. Denn wenige Jahrzehnte ſpäter finden wir jene Gegenden von Colonien des beſagten Volkes gleichſam überſchwemmt, und im Kampfe gegen die erſten Einfälle türkiſcher Heere unter Bajaſid und Murad I auch durch albaneſiſche Waffen allein beſchirmt und vertheidigt.

---

*) Im Jahre 1326 hatte ſich die große Geſellſchaft unter den Schutz der Könige von Sicilien aus dem Hauſe Arragon begeben, und wurde durch königliche Statthalter regiert.

**) Du Cange hist. de Constant. tom. II, p. 284. — Zurita ad annum 1382.

Nerio hatte menſchenleere Dörfer, brachliegende Felder, viele Feinde und keine Soldaten. Die Albaneſen in vollem Triebe ſuchten Land, Krieg und Beute. Jedermann, welcher über die moraitiſchen Angelegenheiten, über die Mannichfaltigkeit ſeiner Bevölkerung, Sitten, Gebräuche, Sprache und Wohnhäuſer hinlänglich unterrichtet iſt, weiß, daß die Bewohner der alten Staaten von Korinth, Argos, Epidaurus, Hermione, Sicyon und des ganzen Gebirgszuges von Phlius bis gegen Patras in der Hauptſache auch heute noch Arnauten ſind, welche ihre Mutterſprache in wenigen Gegenden mit dem Neugriechiſchen vertauſcht, und nur in den nun wiederholt zerſtörten Städten Korinth und Argos, mit griechiſch redenden Leuten ſich vermiſcht haben.

Wenige Jahre nachher brachte der unternehmende Caſtellan von Korinth den größten Theil der durch innere Kriege verwirrten und von Sicilien nicht ferner unterſtützten Länder der großen Geſellſchaft an ſich *), und dehnte das albaneſiſche Coloniſationsſyſtem auch über Attika und Böotien aus, wo ſich dieſes Volk bis auf den heutigen Tag rein und unvermiſcht erhalten hat, etliche Dörfer in Böotien und die beiden Städte Theben und Athen ausgenommen, deren Bevölkerung beim Ausbruche des letzten Aufſtandes ein Gemiſch aus allen vier Himmelsgegenden war,

---

*) ὁ ἑλόμενος – ὁ Ῥαινέριος – τῶν Ἀθηνῶν πόλιν etc.
Chalcocondyl. p. 39. Venet.

in welchem jedoch das albaneſiſche Blut als weſentlicher und in den untern Claſſen überwiegender Beſtandtheil hervorragte. Im gegenwärtigen Augenblick iſt Athen, die Hauptſtadt des neuen Königreiches, noch viel albaneſiſcher als vor dem Aufſtande, weil die albaneſiſche Bevölkerung nach Austreibung der verhaßten und gefürchteten Osmanli jetzt in großen Haufen vom Land in die Stadt eingedrungen iſt, ſo daß man daſelbſt ein abgeſondertes Tribunal errichten mußte, um dieſen nicht griechiſch redenden Bürgern von Athen auf Albaneſiſch Recht zu ſprechen.

Neuntes Capitel.

Tod des Manuel Kantacuzenus, Theodor der Paläologe folgt ihm. Wiederausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen den Griechen von Miſtra und den Franken von Achaja. Heredia, der Großmeiſter von Rhodus; Amadeus, Herzog von Piemont, und Zacharias Centerione von Chalandritza ringen um den Beſitz des Fürſtenthums Achaja. Vom Jahre 1380–1396.

Im Frühling von 1380 ſtarb Manuel Kantacuzenus, Deſpot zu Miſtra *), nachdem er dieſes Land mehr als dreißig Jahre unter den ſchwierigſten Umſtänden mit Milde und Gerechtigkeit verwaltet hatte. Zerriſſen durch innere und äußere Feinde, entvölkert und beinahe öde liegend, wie er es bei ſeiner Ankunft gefunden hatte, hinterließ er es nach damaligen Zeitumſtänden blühend, reich und wohlgeordnet dem alten Gegner ſeines Hauſes, dem Kaiſer Johannes Paläologus zu Conſtantinopel, weil er ſelbſt keine Leibeserben hatte.

Theodor, des Kaiſers dritter Sohn, wurde als Statthalter nach Morea geſandt **). Noch vor ſeiner Ankunft im neuen Fürſtenthum hatte die von Manuel erdrückte Hyder der Zwietracht ſchon wieder das Haupt erhoben, und der Friede mit den Franken von Achaja, welchen Manuel bis an ſein Lebensende aufrichtig gehalten, durch Angriffe miſtraitiſcher Archonten auf die Kantone von Kalamata und Skorta das Ende erreicht. Unter dem alten Aushängeſchild, die Freiheit Morea's gegen die Anmaßungen ausländiſcher Gebieter zu vertheidigen, und die verlorne Selbſtſtändigkeit des Vaterlandes wieder zu erringen *), waren die Archonten auf dem Punkte, alle jene Gräuelſcenen wieder zu erneuern, welche einſt das Fürſtenthum an den Rand des Verderbens gebracht hatten, als ſie durch Theodors Ankunft in die Schranken des Gehorſams zurückgebracht wurden. Namentlich hatte ſich Paul Mammonas, das Oberhaupt einer Familie dieſes Namens, welche zu den drei älteſten Archontengeſchlechtern von Monembaſia gehörte, und damals die Vaterſtädt beherrſchte, bereits gegen die kaiſerliche Landesregierung zu Miſtra erklärt. Theodor beſiegte und vertrieb ihn aus Monembaſia.

---

*) *Τῷ σιωπῇ γέγονε κύριον πάσχα, ἀπέθανε καὶ ὁ Δεσπότης ὁ Καντακουζηνός*, Chron. Ducas, p. 158. – Vergl. Chron. Veneto-Byzant. apud Du Cange, p. 134.

**) Chalcocondyl. p. 31, edit. Venet.

Der Archont Leo aus der uralten Familie der Meliſſeni, die ſich nach dem Friedensſchluſſe zwiſchen Wilhelm Ville-Hardouin und Michael Paläologus im Jahre 1263 in Morea niedergelaſſen, und auf der Burg Caſtri ihren Sitz hatte, fiel die unvertheidigten Kantone Kalamata und Skorta mit Heeresmacht an. Alles, was an Krongut in

---

*) „*Τὰ δικαιώματά μας*“ nennen es die moraitiſchen Archonten unſrer Tage.

jenen Gegenden noch übrig war, alles, was Roberts Wittwe, Maria von Bourbon, daſelbſt noch beſaß, oder ſchon verſchenkt und verkauft hatte, ging an die Meliſſeni verloren, namentlich die Städte und Burgen von Andruſſa, Kalamata, Niſi, Spitali, Grimpe, Pidema, Mani, Janitza, Mantinea, Aitos, Neokaſtron, Meſſene, Archangelus, San-Laurus, Janina und Ligudiſta, welche von nun an unter dem Namen „Eparchat von Meſſenien" ein vom Deſpoten zu Miſtra unabhängiges Fürſtenthum der Familie Meliſſenus bildeten *).

Von den Prinzen des geſchwächten und zerrütteten Hauſes Anjou war keine Hülfe mehr zu erwarten, obwohl ſie ſich noch immer als oberſte Lehens- und Schutzherren betrachteten, und neben dem leeren Titel eines conſtantinopolitaniſchen Kaiſers auch den Fürſtentitel von Achaja und Morea führten.

Philipp III, Roberts Bruder und Nachfolger zu Tarent, ſtarb bald nachher, gleichfalls kinderlos, und vererbte ſeine großen Beſitzungen in Italien mit allen Titeln

---

*) Alle dieſe Städtchen beſtehen zum Theil heute noch und liegen in dem einſt ſo genannten Meſſenien und auf der Weſtſeite des mainatiſchen Gebirges. Neokaſtron iſt bekanntlich, was wir Avarin oder Navarin nennen. Mantinea, am Fuße des beſagten Gebirges, heißt gewöhnlich Mantiniás; Meſſene aber nennt der byzantiniſche Scribent hier das Slavenſtädtchen Tſcherna-gora oder Mavro-Buno, auf den Ruinen von Alt-Meſſene; dieß beſteht heutzutage nicht mehr.

und Anſprüchen auf Conſtantinopel, Albanien und Morea auf ſeinen Neffen Jacob de Beaux (von den Italienern Balza geſprochen), Herzog von Andria im Königreich Neapel. Und wie auch dieſer in der Blüthe ſeines Alters und ohne Leibeserben zu hinterlaſſen auf ſeiner Burg zu Tarent im Jahre 1383 Todes verblichen, und mit ihm zugleich das Haus Anjou-Tarent erloſchen war, fiel die Oberherrſchaft über die meuteriſchen Barone von Achaja nach den unter Karl I und II geſchloſſenen Verträgen auf die zu Neapel regierende ältere Linie zurück; denn von Roberts Wittwe, der vielbeſprochenen Maria von Bourbon, welche erſt vier Jahre ſpäter in hohem Alter zu Neapel ſtarb, kann hier keine Rede ſeyn. Sie führte zwar als Wittwe den Titel einer Prinzeſſin von Morea, war aber nicht mehr regierende Fürſtin, ſondern als große Lehenbeſitzerin ſelbſt durch die Feudalbande anfangs an Philipp III, und letztlich an den Herzog von Andria gefeſſelt, mit deſſen Tode auch der letzte Schatten allgemeiner Oberherrſchaft aus dem fränkiſchen Antheile von Morea verſchwunden war. Herzog Ludwig von Burgund, den ſie durch ihre letztwillige Verfügung zum Erben aller noch nicht verkauften Beſitzungen in jener Halbinſel einſetzte, war klug genug, bei ſeiner geringen Hausmacht und der großen Entfernung vom Schauplatze die Hand nicht auszuſtrecken nach einer ſo gefährlichen, unſichern, und von Feinden zum Theil ſchon überſchwemmten Verlaſſenſchaft.

Noch weniger als alle dieſe konnte der zu Neapel regierende Zweig des Hauſes Anjou ſeine Anſprüche auf die Herrſchaft über Achaja geltend machen, weil er beinahe zu gleicher Zeit mit Johanna der Erſten erloſchen war, und ein dreizehnjähriger Erbfolgekrieg zwiſchen Karl von Durazzo und Ludwig von Anjou, jüngerm Bruder Königs Karl V von Frankreich, und ihrer gegenſeitigen Nachkommenſchaft die innere Kraft des Königreichs Neapel verzehrte*).

Das Jahr 1383 alſo, und der Tod des letzten lateiniſchen Schattenkaiſers von Conſtantinopel, Jacob de Balza, iſt als der Zeitpunkt anzuſehen, mit welchem jedes unmittelbare Eingreifen abendländiſcher Könige in das Triebwerk der moraitiſchen Staatsmaſchine ſein Ende erreicht hatte.

In der Staatstheorie jener Zeiten galt freilich zunächſt der König-Prätendent von Neapel, Ludwig von Anjou, und in letzter Inſtanz der heilige Stuhl zu Rom, als Ober-, Schutz- und Lehensherrſchaft des Fürſtenthums; der That nach aber war Anarchie, und ſtritten die großen Feudalbarone **Nerio** von **Korinth**, **Centerione** von **Chalandritza** und **San Superano**, Regent von Glarentza, um den Beſitz der herrenloſen Macht. Die übrigen Barone und kleinern Lehensmänner ſchloſſen ſich, unter dem Namen der **Conföderirten**, an einen dieſer drei Koryphäen der adeligen Anarchiſten von Achaja.

---

*) Johanna I, König Roberts Enkelin und Erbin, wurde durch Karl von Durazzo, dem einzigen damals noch übrigen männlichen Sproſſen des neapolitaniſchen Königshauſes, im Jahre 1382 im Schloſſe zu Muro erſtickt. Obwohl viermal vermählt, ſtarb ſie doch ohne Nachkommenſchaft.

Giannone Geſchichte von Neapel. Tom. III. pag. 313. Edit. Le Bret. Leipzig 1768.

Johann Ferdinand Heredia, Großmeiſter der Johanniter auf Rhodos, glaubte aus der Ordnungsloſigkeit des Eilandes Morea Nutzen für die Erweiterung ſeiner Ordensmacht ziehen zu können, und ſuchte von Maria de Bretagne, Wittwe des benannten Königs-Prätendenten Ludwig und Vormünderin des jungen Königs Ludwig, ihres Sohnes, die Rechte, welche ſie und ihr Sohn auf die Oberherrſchaft über Morea hatten, käuflich an ſich zu bringen. Maria ging dieſen Verkauf um ſo lieber ein, da ſie einerſeits Geld zur Fortſetzung des Krieges gegen Karl von Durazzo und ſeinen Sohn Ladislaus nöthig hatte, andererſeits aber nur eingebildete Titel und leere Anſprüche hingab.

Jedoch wollte ſie den Handel nicht zu Ende bringen, ohne vorher die Zuſtimmung Papſt Clemens VII erholt zu haben. Zwei Cardinäle prüften das Angebot des Großmeiſters, und Clemens genehmigte den Verkauf *). Für die Mittel ſeiner Vollziehung ließ man Don Juan Ferrand de Heredia ſelbſt ſorgen. —

Es wüthete damals ein heftiger Krieg zwiſchen den Republiken Genua und Venedig, in welchem der päpſtliche Hof die letztgenannte Republik gegen die alte Türkenfreundin Genua vorzüglich begünſtigte, weil ſchon im Jahre 1373 eine vom heiligen Stuhle veranſtaltete allgemeine Verbündung der chriſtlichen Mächte gegen Sultan Murad I hauptſächlich durch die Ränke der Genueſer zu Gunſten der Türken geſcheitert war. Nun aber hatte in eben jener Zeit Centerione von Chalandritza, ein geborner Genueſer und

---

*) Zwiſchen 1384—1387.

der heftigſte Widerſacher der drei letzten Fürſten Achaja's aus dem Hauſe Tarent, mit Hülfe albaneſiſcher und türkiſcher Soldhaufen die päpſtlichen Truppen aus Patras vertrieben, und den vortheilhaften Handel mit Seide und Korinthen, welchen bis dahin unter Begünſtigung des heiligen Stuhls ausſchließend die Venezianer betrieben, ihren Todfeinden, den Genueſern zugewendet. Ein Bündniß zwiſchen Venedig und Heredia war unter dieſen Umſtänden eine ſehr natürliche Erſcheinung, und die Republik verſprach, dem Großmeiſter mit ihrer ganzen Macht zur Erlangung der wirklichen Oberherrſchaft über Achaja verhülflich zu ſeyn, wenn nur erſt Patras dem Turco-Genueſen Centerione entriſſen wäre. Bei dem gemeinſchaftlich unternommenen Angriff auf dieſe Feſtung ergab ſich die untere Stadt ohne Gegenwehr, das Caſtell wurde im Sturm erſtiegen und der Befehlshaber durch Heredia's eigene Hand getödtet. Von hier aus wollten die Verbündeten Korinth angreifen, welches ebenfalls durch albaneſiſche und türkiſche Kriegsleute in Nerio's Solde vertheidigt wurde. Heredia fiel aber bei Recognoscirung der Feſtung in einen Hinterhalt und wurde nach Vernichtung ſeiner Begleiter gefangen in die Burg Korinth, ſpäter aber in ein Bergſchloß von Albanien geführt, aus welchem er erſt nach einer dreijährigen harten Gefangenſchaft und gegen Erlegung eines großen Löſegeldes die Freiheit erhielt *).

---

*) Dieſe Begebenheiten mußten ſich innerhalb 1384 und 1387 zugetragen haben, und nicht im Jahr 1381, wie Boſio, oder gar um 1378, wie Vertot in ſeinen Jahrbüchern des Jo-

Gegen den Verkauf der Oberherrſchaft Achaja's an den Großmeiſter von Rhodos hatte gleich anfangs Prinz Amadeus von Piemont am Hofe Clemens VII zu Avignon Verwahr eingelegt, weil nach Abgang des Hauſes Tarent er der legitime Erbe des Fürſtenthums ſey, und als ſolcher in die geſchehene Veräußerung deſſelben nicht einſtimmen könne. Ribaud de Rivalta, ſein Unterhändler, bewirkte

---

hanniterordens ſchreibt (ſ. Histoire des Chevaliers de Saint-Jean-de-Jérusalem par Vertot. Amsterdam 1728. 4. Tom. 2. pag. 95), weil Maria de Bretagne nicht vor dem Jahre 1384 Wittwe ward. Daß aber Patras um 1387 wieder dem römiſchen Stuhle gehorchte, erhellet aus einem Schreiben Urbans VI vom beſagten Jahre, wodurch er Paulus, Erzbiſchof von Patras, zum Statthalter über das ganze, von Rechts wegen, wie er ſagte, dem heiligen Stuhle angehörige Fürſtenthum Achaja und Morea mit dem Beiſatz ernannte, daß er ſich Mühe geben ſoll, den Regenten Pietro de San Superano in Glarentza zu gewinnen. — Vertot ſcheint die Natur der damaligen Verhältniſſe auf Morea nicht genau zu bezeichnen, da er von Centerione und Nerio keine Meldung thut, und Patras mit Korinth auf eigene Rechnung durch die Türken beſetzen läßt, da man doch weiß, daß Nerio Acciajoli daſelbſt ſeinen Sitz hatte, und dieſſeits und jenſeits der Landenge mächtig war. Auch wurde Patras nicht für die Venezianer, wie Vertot andeutet, ſondern für den heiligen Stuhl erobert, welcher bis zum Jahr 1429 in ununterbrochenem Beſitze blieb. Und endlich mag jenes Bergſchloß in Albanien, in welches Heredia abgeführt wurde, im Grund eines jener Caſtelle geweſen ſeyn, welche die von Nerio nach Morea verpflanzten Albaneſer-Colonien auf den Felſenriſſen des Cyllenius oberhalb Korinth beſetzt hatten.

ſo viel, daß Clemens durch eine zweite Bulle erklärte*), er ſey durch ſeine Einwilligung zu dem vorhin abgeſchloſſenen Verkaufe nicht gemeint geweſen, den Prinzen Amadeus von Savoyen in ſeinen Rechten zu verkürzen, und in ſo weit es noth thue, ſoll alles Geſchehene null und nichtig ſeyn. Amadeus hatte einen ritterlichen Sinn und hoffte bei Wiedereroberung Morea's die Welt von ſeiner Tapferkeit und Heldengröße reden zu machen. Vorerſt ſuchte er ſich durch Hülfe des griechiſchen Archonten Lascaris Einverſtändniſſe auf Morea zu eröffnen, und den längſt vergeſſenen Namen des Hauſes Piemont bei den verſchiedenen Rittern und Dynaſten des Eilandes wieder zurückzurufen. Um dieſen Archonten Lascaris um ſo aufrichtiger an ſein Intereſſe zu knüpfen, belehnte er ihn im Julius deſſelben Jahres vorläufig mit den Inſeln Zante und Cephalonia, mit den Schlöſſern und Baronien Voſtitza, Covelitza, Stimicho, Morlend(?) und Navarino.

Zugleich knüpfte er auch mit dem Regenten San Superano Verbindungen an. Bei der Verhandlung über ihre gegenſeitigen Rechte bemerkten San Superano's Geſandte, daß ihr Gebieter durch eine Specialvollmacht des letztverſtorbenen Fürſten und Kaiſers Jacob de Balza mit der Regentſchaft Morea's ſo lange beauftragt bleibe, bis der natürliche Erbe ausgemittelt ſey. Dieſem habe er dann die Zügel der Regierung einzuhändigen, jedoch erſt nach vorhergegangener Entſchädigung für alle Koſten, welche ihm und ſeiner Conföderation in Vertheidigung des Landes unterdeſſen erwachſen wären. Endlich erklärte ſich San Superano's Partei, den Prinzen Amadeus unter folgenden Bedingungen als Oberlehensherrn anzuerkennen:*)

---

*) Jahr 1387, 11 April.

1) Alle Ländereien, in deren Beſitz der Regent und ſeine Conföderirten ſeyen, ſollen ihnen als Erblehen auf ewige Zeiten überlaſſen bleiben, mit der Befugniß, ſie nach Belieben zu veräußern und zu theilen, nur ſey der jedesmalige Beſitzer verpflichtet, dem Fürſten Erbhuldigung zu leiſten. Auch den Minoriten und Dominicanern zu Glarentza ſollten ſie Grundſtücke zu ſchenken berechtigt ſeyn, ausgenommen Caſtelle und Domänen.

2) Dem Regenten und den Conföderirten müſſe der Prinz 20,000 venetianiſche Goldducaten ausbezahlen, und zwar 5000 auf der Stelle, den Reſt nach geſchehener Beſitzergreifung.

3) Für alle Verbrechen und Felonien der Ritter ſoll Vergeſſenheit bewilligt werden, ausgenommen Manuel Alamen, welcher mit bewaffneter Hülfe des Deſpoten von Miſtra den Capitän Barvaſſe und andere ihres Bundes ermordet hatte.

4) Auch aller Raub an landesfürſtlichem Geld und Gut ſoll erlaſſen, vergeſſen und vergeben ſeyn.

5) Nerio Acciaioli ſoll in der Caſtellanie von Korinth, welche ihm San Superano mit Vorbehalt der Lehenshuldigung gegeben hatte, beſtätigt ſeyn.

---

*) Jahr 1391, 5 Junius. Siehe Du-Cange a. a. O. Tom. II. ad ann. 1391.

6) Künftigen Monat März ſoll Amadeus entweder in Perſon nach Achaja kommen, oder im Verhinderungsfall einen Stellvertreter ſchicken, der nach alter Weiſe die Beobachtung der Rechte und Freiheiten der moraitiſchen Prälaten und Edelleute zu beſchwören habe. Sie würden ihm dann auch ihrerſeits Treue und Gehorſam ſchwören vorbehaltlich der Rechte des Königs von Neapel.

7) Im Monat Auguſt ſoll Amadeus 150 Lanzen mit 400 Soldaten zu Fuß nach Achaja ſchicken, für deren Unterhalt und Quartier der Regent zu ſorgen habe.

8) Amadeus ſoll die nämlichen Privilegien genießen, wie ſeine Vorfahren im Fürſtenthume.

9) Endlich müſſe er verſprechen, alle Eroberungen, die er allenfalls in Romania machen könnte, den moraitiſchen Vaſallen als Lehen zu überlaſſen.

Von Seite der Moraiten ſchloſſen dieſen Vertrag die Ritter Bombin und Roſtain, deren am 11 December zu Dreux in Achaja *) ausgeſtellten Vollmachten durch Peter, Biſchof von Koron, Peter von San Superano, Regenten und Statthalter, Azen Zacharia, Ritter und Baron von Chalandritza, Herrn auf Arkadia und Groß-Connetable, Frater Jacob von Argeli, Deutſchordensritter und Schatzmeiſter, Frater Rulio Setob, Comthur des beſagten Ordens, Roger von Nivelles, Kanzler von Achaja, und die Ritter Jacob de Viviſtie, Nicola Le-fort, Le Moine de Polay, und Jeannetin de Spolette unterzeichnet waren.

---

*) Eine von den eingewanderten franzöſiſchen Edelleuten neu erbaute Ritterburg, deren Lage man nicht mehr kennt.

Einen dritten Vertrag machte Amadeus mit den Venetianern zur Wiedereroberung von Argeli (Archangeli?), deſſen ſich der Deſpot Theodor Paläologus von Miſtra bemächtigt hatte. Auch Nerio Acciaioli, und der Herr auf Cosciato in der Baronie Arkadia verſprachen ihm Beiſtand zur Erlangung des Fürſtenthums.

Leztlich ſchickte er auch noch drei Abgeordnete mit dem Auftrage nach Morea, ein Verzeichniß der Domänen, der Lehen und der Häuſer des Fürſtenthums an Ort und Stelle aufzunehmen und einzuſenden. Sonderbar genug waren am Ende dieſes Documents unter den hohen Baronen, die beim Fürſten von Achaja zu Lehen gingen, auch noch der cataloniſche Herzog von Athen, der Herzog vom Archipelagus (Naxos), der Palatin von Cephalonien, der Markgraf von Bodonitza, die Gräfin von Soula (Salona) und die Beherrſcher von Negroponto aufgeführt, obgleich ſeit mehr als hundert Jahren keiner aus ihnen die Huldigung geleiſtet, die meiſten aber erbitterte Kriege gegen den Fürſten von Achaja geführt hatten. Unter den Einheimiſchen waren die Baronien Arkadia, Chalandritza, Patras, die Bisthümer Modon, Koron, Olenos (d. i. Andravida) und die Comthuren des deutſchen- und des Johanniterordens neben einer großen Menge von Rittern und Edelknechten verzeichnet. *)

Nach dieſen jahrelangen Unterhandlungen und Rüſtungen erſchien endlich der ritterliche Amadeus mit ſeinen Savoyarden auf venetianiſchen Fahrzeugen im Golf von

---

*) Vielleicht in den Archiven von Turin noch zu finden.

Meſſenien, *) um Morea, um Attika, um Griechenland, um den Orient zu erobern, um zu vollenden, was der kriegsgewandte Wilhelm Ville-Hardouin, und der furchtbare Karl von Anjou über ihre Kräfte gefunden hatten. Die Belagerung von Argeli oder Archangeli, einer am Fuße der mainatiſchen Berge gelegenen und von Theodor Paläologus beſetzten Stadt, war der Anfang und auch ſchon das Ende dieſes abenteuerlichen Zuges in die Morgenländer. Ungeachtet der Zuneigung einiger griechiſchen und fränkiſchen Archonten ſetzten ſich ſchon ſeinen erſten Schritten auf Morea viele und unbeſiegbare Hemmniſſe entgegen, und ſprachen ſich die wahren Geſinnungen der Machthaber unzweideutig dahin aus, daß Gegenwart und Beſtand eines kräftigen Landesoberhaupts unter allen Wünſchen der Anarchiſten Achaja's der letzte ſey. Amadeus, getäuſcht in allen ſeinen Eroberungsträumen, zog wieder nach Hauſe zurück, nachdem er Geld, Mannſchaft und Lebenskraft fruchtlos verſchwendet hatte, um Undankbaren Hülfe, und Anarchiſten politiſche Glückſeligkeit zu bringen, ſich ſelbſt aber Ruhm und Königreiche zu erobern. So ſpurlos endete eine mit umfaſſenden Maßregeln eingeleitete Unternehmung, daß nicht einmal die Geſchichten ſeines eigenen Hauſes, die Schmeichler und Genealogen, die doch keinem Fürſten fehlen, etwas davon zu erzählen wiſſen.

Nachdem Manuel Kantacuzenus und Jacob de Baiza geſtorben, Heredia, der Großmeiſter von Rhodos geſchla-

---

*) Jahr 1391 ff.

gen und gefangen, Amadeus von Savoyen aber ruhmlos aus Morea entwichen, und ſomit die auswärtigen Nebenbuhler um die Fürſtenwürde von Achaja innerhalb ſieben Jahren alle vom Schauplatze getreten waren, faßte Centerione, Herr auf Chalandritza, und ſeit Roberts Tod ſchon der eiferſüchtigſte Gegner neapolitaniſcher Oberhoheit, kühnere Entwürfe, und drohte mit ſeiner Conföderation, wie ein zweiter Ville-Hardouin, ganz Morea ſeinem Scepter zu unterwerfen, um durch eine endliche Verſchmelzung aller Theile der Halbinſel die ſeit mehr als hundert Jahren daraus verſchwundene Ruhe und Glückſeligkeit wieder zurückzuführen.

Leider aber beſaß er ſelbſt nicht hinlängliche Streitkräfte, um die vorzüglichſten Gegner, San Superano's Conföderation und den Deſpoten Theodor von Miſtra, zur Anerkennung ſeiner Rechte und Titel eines Fürſten von Achaja zu nöthigen, und das ſo zu ſagen eingealterte Uebel der Zwietracht und Trennung auszurotten. Was ihm ſelbſt an Kraft entging, wollte er durch Gewinnung eines berühmten türkiſchen Abenteurer-Capitäns jener Zeiten, Ewrenos genannt, erſetzen. *) Dieſer trieb ſich mit ſeiner Bande damals ſchon im dritten Jahr auf Morea herum, wohin er unter Begünſtigung des Deſpoten Theodor **) zu Schiffe gekommen war, ſey es, daß Theodor ſeine friedlichen Geſinnungen gegen Murad beurkunden, oder daß er ſich dieſer türkiſchen Schaar gegen ſeine Feinde im Innern der Halbinſel bedienen wollte; beſonders da er mit Recht Wankelmuth und Treuloſigkeit von Seite der Albaneſer-Colonien zu befürchten hatte. Dem Hauſe Kantacuzenus zugethan, waren die Arnauten bis dahin die beſte Schutzmauer gegen die Angriffe der Franken von Achaja, und der Anarchiſten der Deſpotie von Miſtra. Ewrenos ſuchte aber bei der allgemeinen Schwäche der einheimiſchen Dynaſten für ſich ſelbſt zu erobern, und ſtreifte plündernd durch das ganze Land. *)

---

*) Im Jahre 1391.

**) Θελήματι τοῦ Δεσπότου. Chronicon breve.

Im Vorgefühle der bald über Morea hereinbrechenden Bedrängniſſe verkaufte Maria von Enghien, Herzogin von Argos und Nauplion, um eine Jahresrente von 700 venetianiſchen Ducaten und das Recht über ein Capital von 2000 Ducaten zu teſtiren, ihre Beſitzungen an die Republik Venedig.

In Ermangelung männlicher Deſcendenz waren dieſe ſchönen Beſitzungen um 1356 auf Iſabella von Brienne, die Gemahlin Walthers III, Herrns von Enghien, gefallen, deſſen jüngſter Sohn Guido (Gui) eine einzige Tochter, die obenbenannte Maria von Enghien, als Erbin hinterließ. Mit Peter Cornaro, einem edlen Venetianer vermählt, **) war ſie ſchon bei Lebzeiten ihres Mannes durch die Albaneſer des Deſpoten Theodor gedrängt, und wurde nach dem Tode deſſelben, wie es ſcheint, aus der Stadt Argos in das feſte Nauplion zurückgetrieben. Ohne Erben, ohne Hülfe, und von allen Seiten bedroht, ſah ſie die

---

*) *Ἐγύρισε τὸν Μωραίαν.* Chron. breve.

**) Im Jahre 1377, 17 Mai.

Möglichkeit nicht ein, wie ſie das kleine Herzogthum vor den Angriffen Theodors von Miſtra, Nerio's von Korinth, Centerione's, des Fürſten, und des Muhammedaners Ewrenos vertheidigen konnte. Ihr ſchien es beſſer, eine ſchwankende und hoffnungsloſe Herrſchaft mit der Gemächlichkeit und Ruhe des Privatlebens noch eher zu vertauſchen, als der Drang der Verhältniſſe ihr das Verdienſt freiwilliger Entſagung mit der Herrſchaft ſelbſt entriß. Jedoch konnten die Venetianer, welche die Seefeſtung Nauplion ſogleich übernahmen, erſt ſieben Jahre ſpäter zum Beſitze von Argos gelangen. *) Theodor übergab es ihnen nicht eher, als bis er ſelbſt bei herannahender Türkengefahr venetianiſchen Schutzes bedurfte. Den Thurm Mylopotami mit einem andern an der Gränze der Deſpotie gelegenen Städtchen überließ ihm die Republik als Schadenerſatz.

So lange Murad I lebte, und die Freundſchaft zwiſchen den Türken und den Griechen von Byzanz beſtand, verſchonte Ewrenos Miſtra. Kaum war aber dieſer Sultan in der großen Serbenſchlacht auf dem Amſelfelde geblieben, **) und Bajeſid auf den Thron erhoben, als er Centerione's Partei ergriff, und ſich bei Londari mit dem Heere des Fürſten vereinigte. Im Frühlinge von 1391 eroberten ſie mit vereinter Macht Akova, eine dem Deſpoten Theodor gehörige Stadt an der Gränzmark von Argos. *) Zwar gelang es bald nachher dem Befehlshaber Demetrius Raoul von Londari mit einem aus Albaneſen und Bürgern der benannten Stadt geſammelten Heere, dem Fürſten Centerione eine Niederlage beizubringen; allein im nämlichen Jahre noch gingen alle erfochtenen Vortheile durch die Treuloſigkeit der albaneſiſchen Soldtruppen und Coloniſten wieder verloren.

---

*) Im Jahre 1591. — Das Schloß Palamidi war damals noch nicht mit ſo ausgedehnten und ſtarken Feſtungswerken verſehen wie heutzutage; es war nur eine der gewöhnlichen fränkiſchen Ritterburgen, mit welchen Morea bedeckt war.

**) Im Jahre 1389.

Weitere Nachrichten über dieſen Kampf des Fürſten Centerione gegen den Paläologen Theodor und San Superano's Conföderation zu Glarentza haben wir nicht finden können. Wir wiſſen aber nicht, ob man ſich über die Dunkelheit, welche jene Begebenheiten verhüllt, beklagen oder freuen ſoll. Die blinden Lobredner menſchlicher Glückſeligkeit, und einer anthropomorphitiſchen Weltregierung dürfen ſich allerdings darüber Glück wünſchen, ſo wie im Gegentheil jene falſchen Philoſophen, welchen die menſchlichen Thorheiten und Verirrungen als eben ſo viele Belege der Verlaſſenheit unſers Geſchlechts gelten, die Sorgloſigkeit jenes Zeitalters bedauern müſſen, in welchem es Niemand der Mühe werth hielt, die Leiden der Bewohner Morea's aufzuzeichnen, auf deren Boden nicht weniger als ſechs Kriegsheere um die Herrſchaft ſtritten. Centerione, Ewrenos, Theodor, San-Superano, Amadeus von Savoyen und Nerio von Korinth wollten ſich in einem und demſelben Jahre mit Gewalt die Halbinſel unterthan machen. Dazu rechne man auch noch

---

*) Ἐνικήθη μετὰ τοῦ πρίγκιπος, καὶ ἀπήγαγε καὶ ἐπειρῶν (!) τῶν Ἀλουβάν. Chron. M. Ducas.

die treuloſen Albaneſen, welche alle Parteien betrogen, und den Exarchen Nicephorus Meliſſenus, welcher die Unabhängigkeit der Städte Meſſeniens gegen Franken, Türken und Byzantiner zu beſchützen hatte. Murad's Tod in der Serbenſchlacht, Bajeſid der Wetterſtrahl, der Weltverheerer Timur-Chan und die naheſcheinende Erſtürmung der Stadt Conſtantinopel durch die Türken erfüllten beinahe zu gleicher Zeit das damalige Menſchengeſchlecht mit Bangigkeit, und ließen weder Mitleiden noch Hülfe, ja nicht einmal irgend eine Beachtung der Trauerſcenen in den Thälern Morea's übrig. Zermalmt in der Gegenwart hatten die Moraiten nicht einmal den Troſt, von den künftigen Generationen beweint zu werden, weil ſie ſelbſt, ihre Leiden und ihre Peiniger, in die gleiche Vergeſſenheit hinabgeſunken ſind.

Daß San-Superano's Partei in dieſem Erbſtreit unterlegen, und die Hauptſtadt Glarentza ſelbſt an den neuen Fürſten übergegangen ſey, kann man auch aus den dürftigen und unzuſammenhängenden Nachrichten des Chalcocondylas entnehmen. „Als Glarentza,“ ſchreibt er, „dem Fürſten (Centerione) von Achaja gehörte, überfiel es ein gewiſſer Oliverius aus Italien, plünderte es, raubte die Tochter des Fürſten, und verkaufte die leere Stadt an Karl, Fürſten von Akarnanien.“ *) Dieſer Karl war aus dem Hauſe der neapolitaniſchen Grafen Tocco, wurde durch Robert von Tarent zum Palatin von Zante, durch Kaiſer Manuel aber zur Würde eines Deſpoten erhoben,

---

*) Chalcocondyl. lib. 5, p. 101. Venet.

nachdem er den Albaneſen Alt-Epirus und Akarnanien abgenommen hatte. Oliverius aber, von welchem in der angezogenen Stelle geredet wird, war nach Du Cange's Meinung Olivier von Bretagne, Graf von Penthièvre, der wegen ſeiner Verwandtſchaft mit dem Hauſe Anjou Rechte auf das alte Fürſtenthum Achaja zu haben glaubte. *)

Soviel wenigſtens iſt zuverläſſig, daß San Superano nach dieſem Kriege völlig verſchwindet, und jedes Band zwiſchen Morea und den Abendländern mit dem Schluſſe des 14ten Jahrhunderts zerriſſen war. Mit Ewrenos, welchen wir kurz nach ſeinem Feldzuge gegen Miſtra in Anatolien, Bulgarenland und Albanien glänzen ſehen, war das vorzüglichſte Werkzeug einheimiſcher Fehdewuth verſchwunden, und das gute Einverſtändniß zwiſchen Theodor und dem neuen Fürſten von Achaja, zum Theil aus politiſchen Gründen, wiederhergeſtellt. Nerio von Korinth hatte, wie ſchon früher bemerkt, um die nämliche Zeit **) die von Sicilien aus nicht mehr kräftig genug unterſtützten Länder der Großen-Compagnie in ſeine Gewalt gebracht, und ſich unmittelbar darauf mit einem bedeutenden Heere gegen Inner-Morea gewendet. Er war der letzte Frankenhäuptling, der die Eroberung des Deſpotats Miſtra verſuchte. Wie der letzte Ville-Hardouin, wie Florentius von Hennegau, wie Azen Centerione, ſcheiterte auch Nerio, wenigſtens nach Angabe griechiſcher Autoren, in ſeinen

---

*) Du-Cange a. a. O. Tom. II.

**) Zwiſchen 1389 und 1396.

Entwürfen gegen dieſe Nationalburg der moraitiſchen Griechen.

Durch Thätigkeit und Umſicht, ſchreibt Chalcocondylas, beugte (ἐπετρόπευεν) Theodor größerem Unglücke vor, und entwaffnete endlich Nerio's Ehrgeiz dadurch, daß er um die Hand einer ſeiner beiden Töchter warb. Der abendländiſche Emporkömmling *), höchlich erfreut, in eine ſo nahe Verbindung mit dem kaiſerlichen Geſchlechte der Paläologen zu treten, gewährte nicht nur Theodors Begehren, ſondern enthielt ſich auch von aller weitern Beunruhigung der Halbinſel, und trat ſogar für den Fall ſeines bald nachher erfolgten Hinſcheidens, in Ermangſlung legitimer Söhne, die Feſtung Korinth mit allen dazu gehörigen Landestheilen in Morea als Morgengabe ſeiner Tochter an Miſtra ab. Durch dieſen Vortrag war die ganze Oſthälfte des Peloponneſus, nur Argos mit ſeinem kleinen Gebiete ausgenommen, in die Gewalt des Griechenfürſten Theodor Paläologus gekommen.

---

*) Er ſtammte aus einer plebeiſchen, durch Johanna von Neapel geadelten Familie aus Florenz.

Zehntes Capitel.

Erſter Einfall eines großen türkiſchen Heeres in Morea durch die Landenge von Korinth. Zerſtörung von Argos. — Vom J. 1397 — 1407.

Der große Sieg der Osmanen auf dem Amſelfelde (J. 1389. 15 Juni) hatte die Kraft der Slaven auf immer gebrochen, und die Rolle, der anwogenden Türkenmacht einen Damm entgegen zu ſetzen, ward von jenem Tage an den Ungarn und den rückwärts wohnenden germaniſchen Völkern überlaſſen.

Murads Stellung in Europa hatte noch einige Schonung gegen die griechiſchen Fürſten erheiſcht. Bajeſid der Wetterſtral hielt jede fernere Berückſichtigung für überflüſſig, und kündigte ſich ſchon durch ſeine erſten Handlungen als unverſöhnlichen Feind des griechiſchen Namens an. Conſtantinopel, wo unterdeſſen der ſtaatskluge Manuel die Stelle des ſchwachen Johannes Paläologus eingenommen hatte, die zerſtreuten Beſitzungen der Griechen am Propontis, die ſchwachen Trümmer an den macedoniſchen Küſten und die ganze Ländermaſſe des innern Griechenlandes waren zu gleicher Zeit von dieſem kriegeriſchen und furchtbaren Sultan bedroht. Kaum vermochte die tiefſte Erniedrigung der Paläologen und andrer chriſtlichen Fürſten jener Länder den Lauf des heranziehenden Verderbens zu hemmen, welches neben innerer Schwäche leider auch noch Zwietracht und Thronſtreitigkeiten zu beſchleunigen drohten. Andronicus konnte ſeinem jüngern Bruder Manuel den Vorzug nicht verzeihen, welchen ihm der ſterbende Vater gegeben hatte. Und der Archont Mamonas wollte nicht verſchmerzen, daß ihn Theodor, Deſpot von Miſtra, aus Monembaſia vertrieben, und von der Würde eines unabhängigen Fürſten zum Rang eines kaiſerlichen Unterthans herabgedrückt hatte *). Alle erſchienen ſie bei der Pforte Bajeſids zu Seres in Macedonien, um ihre Zwiſte ſchlichten zu laſſen, und des Sultans Befehle zu empfangen. Der harte und gebieteriſche Ton, mit welchem Bajeſid hier die griechiſche Fürſten behandelte, erregte im Gemüthe derſelben zum erſtenmale das bittere Gefühl, in ihrer eigenen Heimath Sklaven eines grauſamen Siegers zu ſeyn **). Hier war es, wie Phrantzes andeutet, wo die erſte geheime Verſchwörung der alten Landesfürſten angeſponnen wurde, um die Türken wieder aus Europa zu vertreiben.

---

*) *Ἀφικνεῖται ἀπὸ Πελοποννήσου ὁ τῆς Ἐπιδαύρου τὸ παλαιὸν γενόμενος Ἄρχων, τούνομα Μαμωνᾶς.* Chalcocond. e. v. pag. 33.

**) Bajeſid wollte den Kaiſer Manuel, oder wie eine andere Verſion ſagt, ſeinen Bruder Theodor von Miſtra während der Unterhandlung, vor Wuth ſchäumend, eigenhändig niederſtoßen.

Kaiſer Manuel hatte an der Pforte Bajeſid's ſelbſt dieſen Gedanken ins Leben gerufen, welcher ſeit jenem Tage im Herzen des neugriechiſchen Volkes, wie ein Kleinod gepflegt, durch kein Mißgeſchick, durch keine Niederlage, durch keine Täuſchung gänzlich erſtickt werden konnte; einen Gedanken, welcher immer wieder aufkeimte, und durch Jahrhunderte namenloſer Schmach und Erniedrigung, wie ein National-Erbtheil ſich bis auf unſere Zeiten in gleicher Kraft erhalten hat. Mitten unter den verruchteſten Handlungen der Feigheit und des Verraths, mitten in der allgemeinen Verfinſterung und Verwilderung des Volkes im Laufe der Jahrhunderte war doch in ganz Griechenland der Gedanke lebendig: „man müſſe die Türken aus Europa vertreiben.“ Es ſchien gerade, als ſey durch das Vordringen der Osmanen über den Helleſpont irgend ein Geſetz gegen die Natur des menſchlichen Geſchlechtes verletzt worden, welche da wollte, daß das ſtupide Volk der Türken innerhalb der Grenzen des Orients feſtgebannt, ſeinen Fuß niemals auf den geheiligten Boden Europa's ſetze. Seit dem Sturze der Götter von Olympia durch Theodoſius, Alarich und Juſtinian blieb das verwandelte Griechenland antheillos an den Weltbegebenheiten, keine politiſche Idee bewegte den Sinn ſeiner Bewohner. Gleichgültig bei den furchtbarſten Weltſtürmen, gefühllos bei allen Verheerungen, welche bald mitternächtliche, bald morgen-, bald abendländiſche Barbaren, wie ein reißender Strom über Macedonien und Theſſalien, über Attika und Morea ergoßen, fanden ſie im Dogma ihres neuen Glaubens eine unermeßliche Fundgrube innerer Thätigkeit, eine unverſiegbare Quelle von Linderungen in politiſchen Bedrängniſſen, und vollen Erſatz für den Verluſt des Vaterlandes, der Freiheit und des Friedens. Bajeſid zog ihr Gemüth aus dem Felde des Dogma wieder ab, und legte in daſſelbe die Keime politiſchen Haſſes und des Strebens, an weltlicher Macht Theil zu nehmen, und den längſt verſchwundenen Waffenruhm der alten Bewohner des Landes zurückzuführen. Doch welche Zeit ſollte noch verrinnen, welcher Jammer über Griechenland hereinbrechen, bis Manuels Idee der politiſchen Wiedergeburt ſich nur einigermaßen zu verwirklichen, und in dem entnervten Körper des Volkes lebendig zu werden begann? So wahr iſt es, daß Spannkraft und Geiſt der Völker ſchneller ausgelöſcht als in's Leben gerufen werden.

Im Gefühle ſeiner Ohnmacht hatte Manuel mit Zuſtimmung der übrigen Griechenfürſten Briefe und Boten an Kaiſer Sigiſmundus geſchickt, und Hülfe begehret gegen die drohenden Fortſchritte des Bajeſid Ildirim in Unterjochung der Vormauern der Chriſtenheit. Während die Fürſten der abendländiſchen Kirche ein großes Heer rüſteten, bezwang der Sultan den größern Theil von Albanien, eroberte Joannina, ſtreifte tief in Illyrien bis an die Küſten des joniſchen Meeres, brach hierauf in Theſſalien ein, wo ihm Neu-Patras und Zeitun ohne Schwertſtreich die Thore öffneten, und ſelbſt die Herzogin von Salona am korinthiſchen Meerbuſen ſich und ihr Land dem Sieger überlieferte. Keiner aus den zahlreichen Häuptlingen der Albaneſen und Franken, welche zwiſchen dem Tempethal und dem Meerbuſen von Korinth herrſchten, wagte Widerſtand, und ſelbſt die große Compagnie unter Nerio hielt durch Demuth und reiche Geſchenke die türkiſchen Waffen von dem Reſte ihrer Länder ab. So groß war die Furcht der Menſchen vor Sultan Bajeſid. Nach Chalcocondylas ſoll der griechiſche Erzbiſchof von Salona ſelbſt den Sultan durch Vorſtellung der Reichthümer Theſſaliens an Wild und Wieſengrund für Jagd und Reitergefechte zu dieſem Kriegszuge eingeladen haben *). Theodor, von der Gefahr ſo nahe bedroht, befeſtigte Miſtra, verſorgte die Beſatzung von Korinth und der übrigen feſten Plätze des Landes mit Lebensbedarf, und rüſtete ſich eilfertig, um den Türken den Eingang über die Landenge hinter Mauern und Gräben ſtreitig zu machen.

Bajeſid, dem die Verſchwörung der griechiſchen Fürſten kein Geheimniß war, wollte nach Eroberung Salona's in Morea ſelbſt eindringen, während ſeine Feldherrn bis in die Vorſtädte von Conſtantinopel ſtreiften. Schon waren die Ebenen Böotiens von türkiſchen Heerſcharen überſchwemmt, und die muhammedaniſchen Streitkräfte wogten in langen Zeilen gegen die Verſchanzungen vor Korinth, als die Nachricht eintraf, Sigismundus, der Kaiſer, ſey mit einem großen Heere über den Iſter gegangen und an den Thoren der muhammedaniſchen Reiche angekommen. Eilfertig wandten ſich die Roßſchweiſe unter des Sultans perſönlicher Führung gegen die Thermopylen zurück, und Morea blieb für dieſesmal noch ununterjocht.

---

*) *Ἡγεῖσθαι δὲ αὐτῷ ἐπὶ τάδε τῶν Σαλονῶν Ἀρχιερέα.*
Chalcocond. e. ven. pag. 28.

Bei Nikopolis in Bulgarien geſchah die Schlacht*), die Chriſten wurden auf's Haupt geſchlagen, ihr Heer niedergeſäbelt oder in die Donau geworfen; nur mit Mühe entrann Sigismundus nach Conſtantinopel, und von dort über Rhodos in das Abendland zurück.

Bajeſid, der Treuloſigkeit der griechiſchen Prinzen müde, beſchloß ihrem Reiche ein Ende zu machen. Während er ſelbſt mit der Hauptmacht Conſtantinopel ängſtigte, ließ er einen Heerestheil von beiläufig 60,000 Mann unter Jacub Paſcha und Ewrenos in Morea einbrechen**). die Schlacht von Nikopolis hatte Theodors Muth und Hoffnung, einem türkiſchen Heere zu widerſtehen, gänzlich vernichtet. Die Landenge blieb unvertheidigt, und zagend erwartete der Deſpot auf der Burg zu Miſtra den Ausgang der Dinge. Mit einer Abtheilung der Streitkräfte zog Ewrenos verheerend und plündernd durch die Halbinſel bis gegen Koron und Modon hinab, mit der andern belagerte Jacub-Paſcha das von den Venetianern wohl befeſtigte und mit einer zahlreichen Beſatzung verſehene Argos. Auf zwei Seiten zugleich wurde der Sturm angelegt und die Mauer erſtiegen, nachdem ein Theil der Beſatzung, von paniſchem Schrecken fortgeriſſen, die Flucht ergriffen hatte. Argos wurde geplündert, und was von den Bewohnern dem erſten Gemetzel entgangen — Chalcocondylas ſpricht von 30,000 Menſchen — nach Aſien abgeführt, die Stadt öde gelaſſen *). Londari ergab ſich dem ſiegreichen Paſcha ohne Gegenwehr. Theodor wagte niemals in offenem Felde für ſein Land zu ſtreiten, und hielt beim Anblicke der verzweifelten Lage des griechiſchen Volkes, da Conſtantinopel belagert, Verrath und Feigheit allenthalben war, längeren Widerſtand gegen ein ſo zahlreiches Heer von Feinden unter Anführung verſuchter Feldherrn für thöricht und unmöglich. Zwar hatte der in Conſtantinopel eingeſchloſſene Fürſt unterdeſſen bei Timur-Chan, dem Eroberer des Morgenlandes, um Hülfe

---

*) J. Jahre 1396, 28. Sept.

**) Juni 1397. *Μυριάδας πέντε*, ſchreibt Chalcocondylas, und nennt den andern Paſcha nicht Ewrenos ſondern *Ὑπερίζης*. pag. 40. ed. venet.

---

*) Chalcocondylas, pag. 40. Dieſer gelehrte Athenäer, der etwa 50 Jahre nach dieſen Begebenheiten ſchrieb, konnte nach ſeiner eigenen Angabe niemals erfahren, in welcher Gegend des türkiſchen Aſiens die gefangenen Argiver angeſiedelt oder zerſtreut wurden. Er meint ſogar, das albaneſiſch-neugriechiſche Argos jener Zeit ſey noch immer das πελασγικὸν Ἄργος des Alterthums, und Bajeſid ſey der erſte Verderber dieſer alten Stadt. Eben ſo wenig, als der Philoſoph Gemiſtus hat er die leiſeſte Ahnung der Vergangenheit. Er hatte und kannte, wie es ſcheint, keine andere hiſtoriſche Quelle für ſeine Geſchichten, als die mündlichen Nachrichten, die zu ſeiner Zeit im Lande cirkulirten. Die drei Myriaden bei Argos erbeuteter Sklaven waren natürlicher Weiſe nicht alle Bürger und Bewohner von Argos, ſondern ein Zuſammenfluß aller in den umliegenden Orten ſeßhaften alten und neuen Coloniſten von Argos, die ſich mit Hab und Gut bei heranziehendem Ungewitter türkiſchen Krieges in die wohlverwahrte Stadt geflüchtet, und hier das gemeinſchaftliche Verderben gefunden hatten.

gegen Bajeſid nachgeſucht; allein Theodor, in der Ueberzeugung, daß Schwache den Schutz der Mächtigen nur durch Dienſtbarkeit erlangen können, hoffte von Aſien her keine Rettung, und ſchiffte ſich mit ſeinen Schätzen nach Rhodos ein, wo er Miſtra und das ganze Deſpotat Morea's um geringen Preis dem Johanniter-Orden verkaufte, um bei dem allgemeinen Schiffbruche der Dinge doch noch einigen Gewinn zu ziehen. Der Kaufpreis ward theils in Gold, theils in Edelſteinen erlegt *).

Mit Freuden wurden die tapfern Ritter zu Korinth aufgenommen. Allein die Bewohner von Miſtra, entrüſtet, ſich ohne ihre Zuſtimmung vom Landesfürſten an die verabſcheuten Lateiner verkauft zu ſehen, widerſetzten ſich unter Anführung des Erzbiſchofes und des übrigen Klerus der Vollziehung des Vertrages auf's Aeußerſte, trieben die Abgeordneten der Ritter mit Steinwürfen aus dem Lande, und blieben taub gegen alle Ermahnungen des auf Rhodos verbliebenen Deſpoten Theodor. Lieber ſchienen ſie ſich noch den Türken unterwerfen zu wollen, als den „verfluchten Ketzern des Abendlandes, dieſen unverſöhnlichen Feinden ihres Glaubens und ihrer Kirche.“

Wie aber Bajeſid das türkiſche Heer aus Morea zog, um Anatolien gegen Timur zu vertheidigen **), bereute Theodor den abgeſchloſſenen Handel, und wollte die Herrſchaft über Miſtra wieder übernehmen. Allein die Bürger die unterdeſſen den Erzbiſchof an die Spitze der Regierung geſtellt hatten, zeigten wenig Geneigtheit, zum alten Gehorſam gegen das Haus der Paläologen zurückzukehren, und überließen nur nach eifrigem Zureden des uneigennützigen und edlen Oberprieſters dem zaghaften Theodor neuerdings die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, ohne Mitwiſſen der Unterthanen, niemals in Zukunft ähnliche Unterhandlungen mit Ausländern anzuknüpfen *). Ueber Zurückgabe von Stadt und Gebieth von Korinth konnte man ſich erſt nach mehrjährigen Unterhandlungen unter der Bedingniß verſtändigen, daß Theodor eine Grafſchaft und eine Baronie des korinthiſchen Gebietes den Ordensrittern überlaſſen, und den Kaufpreis von 460,000 Goldſtücken, von welchen er früher ſchon 22,000 zurückgegeben hatte, vollends erſtatten ſoll **). Im Juni des Jahrs 1404 zogen miſtraitiſche Krieger wieder in die Burg Akro-Korinth ***).

---

*) Vertot a. a. O. pag. 129 ff. Chalcocond. a. a. O. pag. 40. e. ven.

**) J. Jahre 1400.

Außer der Zerſtörung von Argos, und der Verwüſtung und Plünderung des platten Landes hatte dieſer erſte Einbruch eines osmaniſchen Heeres über die Landenge von Korinth für die Freiheit Morea's keine nachtheiligen Folgen hinterlaſſen. Die Türken behielten keinen feſten Punkt, keine Stadt, kein Schloß, unter deſſen Begünſtigung ſie den Kampf gegen die einheimiſchen Fürſten hätten fortſetzen, und die gänzliche Unterjochung der Halbinſel bereiten können *). Morea war von dem Mittelpunkte ihrer Eroberungen noch zu weit entfernt, und der Entſcheidungskampf gegen Timur-Chan nöthigte den Sultan alle Kräfte des osmaniſchen Reiches auf einen Punkt hinzuwenden. Daß Bajeſid in der großen Schlacht bei Angora in Anatolien überwunden und gefangen, ſein Reich aber durch einen zehnjährigen Bürgerkrieg ſeiner hinterlaſſenen Söhne zerriſſen wurde, bis endlich Mohammed I, nach dem Untergange aller ſeiner Brüder, zum ruhigen Beſitze

---

*) Ὅρκια ποιησάμενος μηκέτι τοῦ λοιποῦ ἐπὶ νοῦν βαλέσθαι τοιοῦτον. Chalcocondyl. lib. II. pag. 40. ed. venet.

**) Vertot a. a. O.

***) Τῷ ϛ, ιβ' παρέλαβεν ὁ δεσπότης πορφυρογέννητος τὴν Κόρινθον καὶ τὴν καστελλανίαν αὐτῆς ἀπὸ τοὺς φρέριους Ῥόδου μηνὸς Ἰουνίου ιδ'. Chronicon breve.

---

*) Bei der Stadt Feridſche, ſchreibt der türkiſche Chroniſt Seadeddin, mitten auf der Halbinſel habe ſich das osmaniſche Heer gelagert, und von dort aus nach allen vier Weltgegenden Morea geplündert, und unermeßliche Beute gemacht.

Eine Stadt Feridſche im Mittelpunkt Morea's gelegen kommt außer dieſer türkiſchen Stelle nirgends vor. Daß der Name verdorben iſt, unterliegt keinem Zweifel. Welche Ortſchaft aber damit bezeichnet werde, läßt ſich nicht ausmitteln. Daß es die alte Neſtor-Stadt Gerene im Gebiete von Pylos ſey, wird dem gelehrten Leunclavius wohl niemand glauben, welcher die Umwälzungen kennt, welche die Gegenden am Alpheus-Strome von Neſtor bis Bajeſid erlitten haben. Ueberdieß lag Gerene nicht im Mittelpunkt der Halbinſel. Wenn man bedenkt, daß im Türkiſchen der Serbiſche Name Oſtroviza als Sifridſche erſcheint, ſo wird man nicht weit irren, wenn man dieſes Feridſche des türkiſchen Chroniſten für Goritza, Vervitza, Strumitza, oder einen ſlaviſchen Ortsnamen dieſer Art mitten auf der Halbinſel erklärt.

des väterlichen Reiches gelangte, und bis zu ſeinem Tode (1422) mit den Griechen von Conſtantinopel und Morea in Frieden lebte, muß hier als bekannt vorausgeſetzt werden. Durch kluge und zeitgemäße Einmiſchung in den Bruderzwiſt hatte Manuel ſogar das Glück, die Städte Salonichi und Zeitun wieder an das Reich zu bringen. Theodor aber, der Deſpot zu Miſtra, konnte dieſes unverhoffte Glück eines allgemeinen Friedens nicht lange genießen, indem er drei Jahre nach Wiedererwerbung von Korinth auf ſeiner Burg zu Miſtra ſtarb, ohne von ſeiner Gemahlin, der Tochter Nerio's, einen Leibeserben zu hinterlaſſen. Kaiſer Manuel ſetzte daher ſeinen zweitgebornen Sohn, gleichfalls Theodor genannt, an die Stelle des Verblichenen *).

---

*) J. Jahre 1407.

Eilftes Kapitel.

Kaiſer Manuel beſucht den Peloponnes, befeſtigt die Landenge von Korinth, und ſorget für eine neue Ordnung in der Verwaltung. — Wie ein byzantiniſcher Schulgelehrter über die frühern Schickſale des Peloponneſes denkt, und durch welche politiſche Einrichtungen er dieſes Land reſtauriren will. — Zweiter Einfall der Türken und erſte Niederlage der albaneſiſchen Bevölkerung auf Morea. Ende der Frankenherrſchaft. Jahr 1407 — 1443. —

Wenn auch die Reibungen der einheimiſchen Fürſten mit den Franken von Achaja ſelten ganz aufhörten, ſo war der Peloponnes in den 22 erſten Jahren des 15. Jahrhunderts doch von Außen keinem feindlichen Angriffe bloßgeſtellt. Allein das Gefühl öffentlicher Sicherheit und Wohlfahrt kehrte deßwegen doch nicht in die Gemüther der Moraiten ein, weil ſie wußten, daß die Quellen des allgemeinen Unglückes nicht auf immer verſchüttet ſeyen, ſondern nur eine zeitige Hemmung den Strom ihrer Leiden gedämmt habe. Daher war auch ihrer Ruhe der Charakter der Melancholie und Trauer aufgedrückt. Von Europa verlaſſen, von ihren angeſtammten Fürſten mißhandelt, ausgeplündert, ohne Schutz gelaſſen, ja gleich einer willenloſen Heerde für Gold an die Feinde verkauft und den verabſcheuten Lateinern überliefert, trat der Bewohner Morea's verſchloſſen in ſich ſelbſt zurück, und ſuchte in ſeinem Gemüthe eine Hülfe, eine Freiheit, welche ihm die Lenker ſeiner politiſchen Angelegenheiten nicht gewähren konnten. Er fühlte, daß ihm der wachſende Stamm türkiſcher Herrſchaft den Nahrungsſaft entziehe und üppige Ranken treibe, während die Zweige der alternden Cypreſſe Griechenlands hinwelkten und ſchon die Lebenswurzeln abzuſterben begannen. Die Axt war geſchwungen zum tödtlichen Streiche. Die Nation erwartete ihn ſchweigend und mit Hingebung, nicht aber die Fürſten, welche den beklagenswerthen Vorzug beſaßen, ihre Zeit am letzten zu begreifen.

Politiſche Nachrichten über die acht erſten Jahre dieſer letzten Friedensperiode Morea's haben ſich unmittelbar keine erhalten. So viel unterdeſſen hat der Leſer bereits aus dem Schluſſe des vorigen Capitels entnommen, daß durch Nerio's Bündniß und letzte Willensverfügung zu Gunſten Theodors von Miſtra die moraitiſchen Griechen zwei Drittheile der ganzen Halbinſel in ihre Gewalt gebracht und dadurch das Uebergewicht über die eingewanderten Frankendynaſten errungen haben. Durch Heimfall der Herrſchaft Korinth war mit Ausnahme von Argos und Nauplion der ganze nordöſtliche Theil des Eilandes von Damala bis in die Nähe von Patras dem Hauſe der Paläologen zugefallen, und die Herrſchaft der Fremdlinge auf die alten Provinzen Elis, Weſt-Achaja und Nord-Arkadien zurückgedrängt. Und dieſer kleine Bezirk, weit entfernt, Einem Herrn zu gehorchen, war drei verſchiedenen Mächten unterthan. Ueber die innern Gegenden und die Küſten-Warpuie Arkadia herrſchte das neue Fürſtenhaus Centerione; die Ebenen nördlich vom Ruſiaſtrom waren in der Gewalt des Cephaloniſchen Palatins und Deſpoten Karl Tocco; Patras aber ein Eigenthum des heiligen Stuhles. Glarenza, Patras und Chalandritza erſcheinen um dieſe Zeit als die drei Reſidenzen der dreigetheilten Frankenmacht.

Wären die Angelegenheiten des Hauſes Anjou in Italien damals minder verzweifelt, und die Verwirrungen der abendländiſchen Kirche weniger verderblich und lähmend geweſen, ſo hätten ſich dieſe feudaliſtiſchen Colonien mit Hülfe ihrer Brüder im Abendlande dennoch gegen die Angriffe der Griechen vertheidigen können. Sie waren aber auf ſich ſelbſt beſchränkt, verlaſſen von aller ausländiſchen Unterſtützung, und verabſcheut von den Eingebornen, welche in ihnen nur ſchonungsloſe Bedränger und Feinde ihres Landes und ihres Glaubens erblicken konnten.

Mittelbaren Nachrichten zu Folge, deren Gewicht ſich gleich unten zeigen ſoll, wußte Theodor, der neue Statthalter, unterſtützt von ſeinen jüngern Brüdern den günſtigen Zeitpunkt zu benützen, und die Frankenhäuptlinge mit Waffengewalt der Oberlehensherrlichkeit der Paläologen zu unterwerfen. Kaiſer Manuel, dem Sultan Mohammed des Erſten Friedensliebe und Gerechtigkeit eine Reihe kummerloſer Jahre vergönnte, verließ Conſtantinopel und ſchiffte (1415) nach Morea, um dieſen gleichſam neu eroberten Urſitz des helleniſchen Volkes zu ſchirmen, und durch Kräftigung deſſelben bei herannahendem Untergange des Reiches noch eine letzte Zufluchtſtätte für die Trümmer ſeiner Macht zu bereiten. Am Grabe ſeines Bruders Theodor, letzten Statthalters von Miſtra, hielt er eine Leichenrede, lobte ſeine Sorgfalt und Geſchicklichkeit für Mehrung und Stärkung der Herrſchaft durch gute Pflege der Gerechtigkeit, durch Wiederbevölkerung des öden Landes mittels zahlreicher Coloniſten aus Albanien, durch milde Behandlung der Unterthanen, und durch Uebung aller chriſtlichen, beſonders einem Regenten nöthigen, Tugenden und Pflichten. Er bereiſ'te das ganze unmittelbar ſeinem Hauſe unterworfene Land, ordnete das Steuerſyſtem, die Gerechtigkeitspflege und die Maßregeln der Sicherheit gegen auswärtige Feinde durch Schöpfung einer ſtehenden Kriegsmacht und Anlegung neuer Feſtungswerke an der Landesgränze.

Von uralten Zeiten her hatten aber die Gewalthaber jener Erdſtriche die Meinung, für die Sicherheit des Peloponneſes ſey hinlänglich geſorgt, wenn die Landenge von Korinth entweder durchſtochen, oder doch wenigſtens durch Gräben und Streitthürme geſchloſſen wäre. Die Städte im Innern blieben ohne Mauern, ohne Beſatzung, ohne Wehr, provinciae inermes, wie ſie Tacitus nennt und der Peloponnes auch zur Zeit Juſtinians im ſechsten Jahrhundert war. Manuel folgte dieſer alten Sitte. Die Entfernung von einem Meere zum andern beträgt, wie bekannt, ſechs italieniſche Miglien, welche nach griechiſchem Maße 3800 Klafter ausmachen. Man nannte deßwegen auch damals, wie heute, die Landenge ſelbſt das

Hexamilon, die ſechs meilige. Die Arbeit wurde unter die Archonten vertheilt, welche bis achten April des nämlichen Jahres (1415) mit ihren Unterthanen bei Korinth ſich einzufinden und das Werk zu beginnen hatten. Hundert drei und fünfzig Thürme ſchirmten das rohe, unter Manuels perſönlicher Aufſicht errichtete Gemäuer quer über die Landenge *). Nachdem der Kaiſer einen zur Unterhaltung der Feſtung und ihrer Vertheidiger jährlich zu entrichtenden Tribut auf ſämmtliche Archonten der Strategie umgelegt hatte, wurden die Arbeiter in ihre Heimath entlaſſen, von den Archonten aber die unruhigſten nach Conſtantinopel abgeführt, um durch ihre Entfernung vom Schauplatz ihrer Umtriebe das Anſehen des neuen kaiſerlichen Statthalters deſto feſter zu begründen **).

Die Art Selbſtſtändigkeit, in welcher ſich Miſtra bis dahin ſogar dem byzantiniſchen Hofe gegenüber behauptet hatte, wurde in dieſer Weiſe durch Manuel vernichtet. Die Strategie Miſtra war nun kaiſerliche Provinz, zahlte Tribut, that Milizendienſte, und bürgte durch Hingabe ſeiner vornehmſten Häuptlinge für Treue und Gehorſam.

---

*) Phrantzes, p. 41. — Chalcocond. e. v. p. 77.

**) Eben ſo wurden, wie wir ſchon im erſten Theile dieſes Werkes angedeutet haben, nach dem erſten ſiegreichen Feldzuge der byzantiniſchen Heere gegen das ſlaviſche Morea, eine große Anzahl Schupanen, d. i. Häuptlinge der ſcythiſchen Bevölkerung, nach Conſtantinopel abgeführt. Wie die Imperatoren im neunten Jahrhundert, eben ſo behandelte Manuel Paläologus im fünfzehnten den Peloponnes als eroberte Provinz, *συλλαμβάνει τοὺς Πελοποννησίων ἄρχοντας, οἳ πολὺν κατέχοντες χρόνον τὴν χώραν, οὐδέν τι πάνυ πείθεσθαι τοῖς Ἑλλήνων ἡγεμόσι βούλοιντο, ὅ τι μὴ σφίσιν αὐτοῖς δοκοῦν ἔστι τι ὠφελεῖν αὐτούς. Τότε μὲν δὴ συλλαβὼν τούτους ἐκομίζετο ἐπὶ Βυζάντιον.*

Chalcocond. e. ven. p. 77.

In den Chroniken der Zeit findet man nirgend, daß die vom Kaiſer ſelbſt geleitete neue Verwaltungseinrichtung und Sorge für die Sicherheit der ganzen Provinz bei den italieniſchen und franzöſiſchen Häuptlingen der Halbinſel Eiferſucht erregt habe. Die Franken konnten nicht verweigern, für ihren Antheil zur Befeſtigung und Schirmung der Schanzen am Heramilon beizutragen, und demnach im Licht untergeordneter Verhältniſſe zu erſcheinen. Auch konnte es von Seite der kaiſerlichen Prinzen, beſonders des tyranniſchen, übermüthigen und in ſeiner Würde als Kaiſerſohn von Byzanz ſich ſelbſt vergötternden Thomas, welchen Manuel nach ſeiner Ankunft in Conſtantinopel in den Peloponnes geſandt hatte *), nirgends an Anreizungen, Beleidigungen und Herausforderungen zum Kampfe fehlen.

Hier treten die Staatsreden des Weltweiſen Gemiſtus Plethon ins Mittel, und geben uns Winke, die man anderswo vergebens ſucht. Gleich im Eingange zur erſten Rede über die Angelegenheiten des Peloponneſes deutet er an, daß des Kaiſers Söhne einen Krieg gegen die italieniſchen Häuptlinge der Halbinſel ruhmvoll geendet, indem ſie

---

*) Phrantzes, lib. I, cap. 58.

die meiſten und am günſtigſten gelegenen, und ſo lange entfremdeten Theile des von Ausländern beherrſchten Gebietes wieder an das Reich gebracht, und auch den Reſt ganz in das Netz der byzantiniſchen Politik gezogen hätten, ſo daß die ganze Halbinſel in ihren Beziehungen nach Außen von nun an eine ungetheilte und gleichmäßige Richtung befolge *). Plethon iſt für unſere Zwecke eine merkwürdige Perſon, nicht ſo faſt, weil er ein Weltweiſer, Staatsbeamter und kaiſerlicher Rath geweſen, und über Zoroaſter, Ariſtoteles und Plato, über Zeitrechnung, Fatum, alte Geſchichte und über den Ausgang des heiligen Geiſtes geſchrieben, ſondern weil er zu jenen Männern gehörte, die ihrer ſchwer erworbenen Büchergelehrſamkeit auch eine practiſche Anwendung zu Nutzen und Frommen ihrer Mitbürger zu geben ſuchen. Zu ſeiner Zeit hatten feudaliſtiſche Wuth, Rohheit und Ausſchweifung die Geſchlechter der fränkiſchen Eroberer der peloponneſiſchen Halbinſel alle ins Grab gebracht, ihre Macht gebrochen und die

---

*) *Ὁ μὲν πρὸς Ἰταλῶν τοὺς ἐν Πελοποννήσῳ δυναστεύοντας τοῖς πάντα κρατίστοις υἱέσι πολεμηθεὶς πόλεμος, καλῶς καὶ μετὰ πολλοῦ μάλιστα τοῦ περιόντος κατατίθεται. Τῶν πλείστων τε καὶ ἐπικαιροτάτων τῶν ἐκείνων ἐπικρατείας, διὰ μακροῦ τοῦ χρόνου τὰ ἡμέτερα ἐπανασεσωσμένων, αὐτῶν τε ἐκείνων καὶ ὑπὲρ τῶν λοιπῶν παντάπασιν ἡμῖν εἰξάντων καὶ ἐς ἅπαντα ἕψεσθαι ὁμολογησάντων.*

Gemisti Plethonis *de Rebus Peloponnesiacis Orationes duae.* Gulielmo Cantero interprete, ad calcem Stobaei. Antwerp. 1575. — Folio.

Wagſchale der Gewalt wieder zu Gunſten der Paläologen niedergeſenkt. Wie man im neunten Jahrhundert den von barbariſchen Slavenhäuptlingen beherrſchten und bewohnten Peloponnes wieder an das alte Reich kettete, eben ſo beugte ſich im fünfzehnten das nämliche, von Franken und Arnauten größtentheils beſetzte, Eiland nach langer Entfremdung neuerdings unter das Scepter des ſterbenden Reichs der Romäer. Beidesmal wurden die Angelegenheiten neu geordnet, neue Theorien öffentlicher Glückſeligkeit zu Tage gefördert, und neue Verſuche gemacht, den größtmöglichen Gewinn für die Gewalt aus dem neu erworbenen Lande zu ziehen, jedoch mit dem Unterſchiede, daß von der Reſtauration des wieder eroberten Slaven-Peloponneſes in der Theorie nichts, von der Anwendung aber armſelige Bruchſtücke auf uns gekommen ſind, während wir von der zweiten Wiedervereinigung des Landes und ſeiner neuen Einrichtung im griechiſchen Sinne gute Nachrichten beſitzen.

Wie aus den beiden oben angedeuteten Staatsreden hervorgeht, traute ſich Gemiſtus höhere Einſichten in die öffentlichen Angelegenheiten zu, und fühlte ſich berufen, ſeinem Herrn, dem Kaiſer Manuel, ſo wie ſeinem unmittelbaren Gebieter, dem Statthalter Theodor Paläologus von Miſtra, eine allgemeine und durchgreifende Verbeſſerung im Verwaltungs-, Militär-, Finanz- und Juſtizweſen des Peloponneſes vorzuſchlagen, die auf nichts weniger als auf eine völlige Umwälzung alles bisher Beſtandenen hinzielte, und in das innerſte Weſen der bürgerlichen Geſellſchaft ſo tief einſchnitt, daß man ähnliche Zumuthungen von jeher nur bei allgemeiner Verzweiflung und Auflöſung aller Fugen des Staatsgebäudes als letztes Heilmittel geduldet, und ihre Durchführung nur von Männern eines eiſernen Willens, wie Moſes und Lykurgus, zu erwarten war.

Zuerſt machte er den Kaiſer aufmerkſam, daß die Menſchen, über welche er und ſein Haus herrſche, der Sprache und Bildung nach, ächte Hellenen, und der Peloponnes mit den zunächſt liegenden Inſeln der eigentliche und wahre Urſitz (οἰκειότερα χώρα) dieſes Volkes wäre. Und ſo viel er wiſſe, hätte dieſen Peloponnes von den urälteſten Zeiten bis auf die Gegenwart herab allzeit ein und daſſelbe Geſchlecht der Hellenen bewohnt, ohne daß ſich je ein fremdes Element mit ihnen vermengt, oder neben denſelben Platz gegriffen hätte. Weder friedlich, noch auf dem Wege der Gewalt ſeyen jemals Auswärtige in dieſes Eiland gedrungen, um die uralten Bewohner aus ihren Sitzen zu vertreiben. Die älteſten und edelſten Hellenengeſchlechter ſeyen im Peloponnes geweſen, und hätten von dort ausziehend die Großthaten der helleniſchen Vorwelt verrichtet, und das doriſche Byzanz gegründet; und ſelbſt die aus Alt-Rom nach Conſtantinopel geführte Bevölkerung ſey im Grunde blutsverwandt mit den Peloponneſiern, da Alt-Rom zu gleichen Theilen und Rechten urſprünglich mit Sabinern beſetzt worden, dieſe letztern aber auch dem Peloponnes und namentlich aus Lacedämon nach Italien gekommen ſeyn ſollen. Dann redet er viel über naturfeſte Lage der Halbinſel, die alle auswärtigen Angriffe von jeher zurückgeſchlagen, und überhaupt ihrer Gebirge wegen unbeſiegbar ſey *).

Von Betrachtung des Landes, ſeiner alten Geſchichte und phyſiſchen Geſtaltung geht er auf die Einwohner ſelbſt, auf ihren Haushalt und ihre Staatsleiſtungen über, und deutet an, die vorzüglichſte Beſchäftigung der Peloponneſier ſey Ackerbau und Viehzucht, wovon ſie ihren Hausſtand nähren, die Steuern bezahlen und auch noch den Milizendienſt verſehen. Die Steuern ſeyen zwar jedesmal klein, man erhebe aber deren vielerlei, und jedesmal durch andere Einnehmer, und zwar großentheils in Gemünztem, und nicht in Naturerzeugniſſen. Müſſe man ins Feld rücken, ſo zögen nur Wenige von Vielen aus, und von dieſen noch der größere Theil unbewaffnet, die dann von Schlachtfeld und Standlager davon laufen, um ihrer Wirthſchaft nachzugehen, von der ſie zu Hauſe und im Kriege leben, und auch noch zu den Bedürfniſſen des Staates beitragen müſſen. Soldaten aber, welche davon laufen, oder keine Waffen haben, ſeyen von geringem Nutzen, wie es ſich im letzten Kriege (gegen Sultan Bajeſid) gezeigt hätte. Streiten und Gewerbe treiben könne niemand zu gleicher Zeit; deßwegen ſey auch die Mauer am Iſthmus nutzlos, und beim nächſten Kampfe alles zu befürchten. Auf jedes Haus eine Kriegsſteuer umlegen, wie man bisher dem Kaiſer gerathen, um für Beſchirmung der Schanzen an der Landenge Söldner

---

*) Iſt dieſes nicht die Sprache der gelehrten Herren Zinkeiſen, Iken, Kind, Mullach, Sutzo und ſeiner Landsleute in unſern Tagen?

zu miethen, ſey eine Thorheit, obwohl die Projectenmacher bei Berechnung der großen, in dieſer Weiſe erhobenen, Summe etwas Ausgezeichnetes erſonnen zu haben meinten. Die eingeborne Bevölkerung zu Grunde richten, um dann von fremden Miethlingen das Heil zu erwarten, ſey doch der Gipfel des Unſinnes. Dieſe Abgaben hätten ſchon eine Menge Eigenthümer gänzlich zu Grunde gerichtet, alle aber erſchöpft. Wie, wenn man nun noch neue Auflagen heben müſſe, was ſicher geſchehen werde, da die Söldner allein nicht zahlreich genug ſeyen, die Landenge zu vertheidigen, und man daher doch auch die Eingebornen noch zu Hülfe rufen müſſe! Dieſe, verarmt und unbewaffnet, was für eine Hülfe werden ſie bringen? Deßwegen mache er den Vorſchlag, die arbeitende Bevölkerung der Halbinſel in zwei Claſſen zu theilen, von welchen die eine Kriegsdienſte leiſten, die andere aber das Feld bauen und Steuern erlegen ſoll; jeder Peloponneſier aber ſey in jene Claſſe zu verſetzen, für die er vermög ſeiner Anlagen tauglich ſey. Dann ſoll man aber auch das Abgaben-Syſtem ändern, nicht viele mäßige Beiträge durch vielerlei Einnehmer erheben, auch nicht Gemünztes fordern, ſondern jährlich eine einzige Steuer, und zwar in Naturerzeugniſſen, nehmen, und nur Einer ſoll ſie von jedem erheben (ἑνός τέ τινος εἰςπράττοντος παῤ ἑκάστου), hinreichend für's gemeine Weſen und billig für den Zahlenden.

Ueber die Verwendung dieſer öffentlichen Erträgniſſe hat Gemiſtus ſeine eigenen Anſichten. Drei Claſſen von Menſchen hätten nach ſeiner Meinung Anſpruch auf die

Erzeugniſſe der gewerbthätigen Bevölkerung: die Producenten ſelbſt, dann die Darleiher der Betriebscapitalien, und endlich diejenigen, welche für Sicherheit des Ganzen, für allgemeine Wohlfahrt und gute Ordnung Sorge tragen. Zu den *Producenten* rechnet er die Ackerbauer, die Arbeiter in Weinbergen und die Viehhirten. *Betriebscapitalien* aber beſtehen in Zugvieh, Weinbergen, Heerden u. dgl. Soldaten, Vorſtände und Obrigkeiten aller Ordnungen, groß und klein, beſonders aber der Regent, der alles leitende, lenkende, beherrſchende, gehören in die dritte Claſſe. Denn *Arbeiter*, *Capitaliſt* und *Krieger* ſeyen die natürlichen und unerläßlichen Beſtandtheile jeder wohleingerichteten Geſellſchaft.

Demzufolge müſſen die Landeserzeugniſſe, ſey es Oel, Wein, Getreide, Baumwolle, Junges von der Heerde, Milch, Schafwolle u. ſ. w. in drei Theile zerfallen, und nach Abzug des Samenkorns und der Mutterthiere ein Theil dem Producenten, dem Capitalvorſtrecker der andere, der dritte aber dem öffentlichen Schatz überlaſſen werden; ſo daß derjenige unter den Producenten, der mit eigenen Capitalien Wirthſchaft treibe, zwei Drittheile anzuſprechen habe. Betreibe aber einer ſein Gewerbe mit Vorſchüſſen vom Staatsſchatze, ſo müſſe er ſich gleichfalls mit dem dritten Theile begnügen. Die *Hälfte* der Erzeugniſſe aber gebühre demjenigen, welcher ſein Gut zu gemeinſchaftlichen Koſten (κοινοῖς τοῖς τέλεσι) bearbeitet. Die ganze Claſſe der Arbeiter zuſammengenommen könnte man *Heloten* nennen, weil ſie nur arbeiten und bezahlen, ohne Kriegsdienſte zu leiſten; deßwegen dürfe man ſie aber nicht ungerecht oder mit Verachtung behandeln, oder nach beliebiger Weiſe unterdrücken. Von dem ſtehenden Heere — denn dieſes will er ja durch ſeine Neuerungen ins Leben rufen — will er nun jedem Krieger zu Fuß eine Helotenfamilie zutheilen, zwei aber zur Nahrung und Pflege dem Reiter, ſo daß der Soldat, unbekümmert um Haushalt und Vermögen, nicht nur zur Zeit der Gefahr dem Vaterlande dienen, ſondern auch in Standlagern und Feſtungen beſtändig unter Waffen bleiben könne. Wie viele Helotenfamilien weltlichen Obrigkeiten und Officieren des Heeres zuzutheilen ſeyen, möge der Kaiſer beſtimmen; doch meine er, je drei wären hinreichend, von denen ein Individuum als Pferdeknecht und Cavalleriſt zu gleicher Zeit dienen, und als ſolcher eine noch näher zu beſtimmende Vergütung beziehen müſſe. Eben ſo wäre eine Anzahl derſelben für den fürſtlichen Hof auszuſcheiden. Die Mitglieder des hohen und des Curat-Klerus, weil auch ſie als öffentliche Diener zu betrachten, wären mit den Oberofficieren in eine und dieſelbe Kategorie zu ſetzen; ſollten aber in irgend einer Gemeinde des Peloponneſes alle Männer zum Felddienſte tauglich ſeyn, ſo möge man ſie in Cameradſchaften abtheilen, und dann abwechſelnd nach der Reihe nöthigen, jetzt auf gemeinſchaftliche Koſten das Feld zu bauen, dann im Kriege zu dienen und unter Waffen zu ſtehen.

Jene Leute aber, die, entfernt von allen öffentlichen Dienſten, ſich in der Stille moraliſchen Betrachtungen überlaſſen *), ein beſchauliches Leben führen, und mit Ver-

---

*) Dieſen Sinn hat das Wort φιλοσοφεῖν in den Schriften

nachläſſigung zeitlicher und irdiſcher Sorgen privatim auf ihr Seelenheil bedacht ſeyen, und unter dieſem Vorwand Antheil am öffentlichen Einkommen verlangen, will Gemiſtus von allem Genuſſe deſſelben gänzlich ausſchließen; man ſoll ihnen nichts geben, aber dagegen ſie in ihrem Vermögen, wenn ſie dergleichen beſitzen, unverkümmert laſſen. Solche Privat-Tugendritter und Weltüberwinder zu beſolden, ſey eine Ungerechtigkeit, da man deßwegen häufig denjenigen, die ihn verdienten, den Lohn entziehe, was er natürlich nicht nur für öffentliche Wohlfahrt verderblich, ſondern auch für gottlos und abergläubiſch halte. Selbſt nach den Grundſätzen der erſten Gründer ſolch beſchaulichen Lebens ſollte man — jeder ſo gut er es vermöge — von der Hände Arbeit und nicht von frommen Erpreſſungen leben *)."

Gemiſtus' ſcheint kein Lobredner vom Staate zu bezahlender frommer Müßiggänger zu ſeyn; er nennt ſie die Peſt des gemeinen Weſens, den Ruin der Staaten, ja Drohnen, die ohne Schamgefühl ein träges und nutzloſes Leben auf Koſten redlicher und mühevoller Menſchen friſten. In dieſem Falle ſeyen die Geber eben ſo große Feinde allgemeiner Wohlfahrt als jene, die es nehmen, weil beide

---

jenes Zeitalters, wie aus griechiſchen Legenden, Martyrologien und Kanzelreden hinlänglich bekannt iſt. Siehe unter andern *Damasceni hypodiaconi*, *Studitae*, griechiſche Volkspredigten, in barbariſch griechiſcher Sprache ohne Ueberſetzung, ed. Antonius Pinellus. Venet. 1628 und 1617.

*) Ἐργαζομένους ἐδέδοκτο, ὡς ἑκάστῳ δύναμις, οὕτως ὅπως ἂν δύναιτο ἀποζῆν, μήτοιγε δὴ ἀγχύροις χρωμένους.

p. 215 a. a. D.

das Staatseinkommen vergeuden, und ganz nach Sinn und Wunſch der Ausländer und Feinde des griechiſchen Namens handeln. Die Einwendung, daß ihre eigenen Verdienſte, oder die ihrer Vorfahren, ihnen rechtliche Anſprüche auf ruhiges und nutzloſes Daſeyn geben, ſey durchaus zurückzuweiſen, ſey auch eine Thorheit, weil, wenn das Ganze zu Grunde geht, auch ſie ſelbſt verloren ſeyen. Könne man den Mönchen auch ihr wirkliches Eigenthum rechtlich nicht entziehen, ſo ſollten ſie doch ehrenhalber und unentgeltlich öffentliche Aemter verſehen; denn das Staatsvermögen reiche ja ohnehin kaum zu den unentbehrlichſten Bedürfniſſen des offentlichen Dienſtes hin. Wie könne man alſo auch noch dieſes Heer von Drohnen füttern, die da ſagen, ſie ergeben ſich frommen Betrachtungen, oder ſolche, die ſich in anderer Weiſe dem Müßiggang überlaſſen*)? Dieſe und viele andere Mißbräuche, ſagt er ſchließlich, müßte der Imperator gründlich verbeſſern, wenn das Land erſtarken und von dem herannahenden Untergange gerettet werden ſoll.

Eine natürliche Folge dieſer Neuerungen wäre dann freilich, daß alles Privateigenthum vernichtet, Grund und Boden des Peloponneſes Gemeingut würde, und Niemand ſein Feld einzäunen, ſondern bauen, ackern und ſäen könnte, wie, wo und wie viel er wolle, ſo daß einem der Acker nur ſo lange eigenthümlich angehöre, als man ihn wirklich beſitze und bearbeite; und daß man niemanden etwas bezahle,

---

*) *Τῶν μὲν φασκόντων φιλοσοφεῖν τῶν δ' ἄλλως ἀργούντων.*
p. 216. a. a. O.

und von niemand beunruhigt werden könne, außer von demjenigen, der uns im Beſitzergreifen zuvorkomme. Der Helot erlege den dritten Theil der Felderzeugniſſe, der Kriegsmann thue ſeinen Dienſt. Und ſollte etwa dieſe Reform irgend einem der kaiſerlichen Räthe abgeſchmackt erſcheinen, ſo beweiſe er, daß ſie ſchädlich ſey, und er wolle ſeine Neuerungsplane gerne wieder fahren laſſen. Beraubung an Beſitz und Eigenthum ſeyen hier nur ſcheinbar, da dem emſigen und gewerbthätigen Manne der ganze Peloponnes offen ſey, und in dieſer Weiſe jeder Fleck Landes angebaut, und fruchtbringend, und das ganze Eiland blühend werden müßte. Eben ſo werde man auf dieſem Wege Soldaten im Ueberfluſſe haben, um die Wachen an der Landenge zu beziehen, um die Caſtelle im Innern zu hüten, ſogar um Feldzüge außerhalb des Peloponneſes zu unternehmen. Auch für den Haushalt des Fürſten werde man ſo am leichteſten das Nöthige aufbringen.“

Weniger umwälzend und leichter durchzuführen als die bisher angedeuteten Neuerungen waren die Vorſchläge, die er zur Verbeſſerung der peinlichen Gerichtsbarkeit macht. „Im Peloponnes, ſo wie überall, wimmle es von Verbrechern, und täglich begehe man Handlungen, die nach den beſtehenden Geſetzen mit dem Tode beſtraft werden ſollten. Hinrichtungen ſeyen aber völlig außer Uebung gekommen; man begnüge ſich, den Verbrechern die Extremitäten abzuhauen, oder entlaſſe ſie mehrentheils ganz ohne alle Strafe. Das eine ſey barbariſch, das andere aber thöricht und der größte Nachtheil für gemeine Sicherheit. Solche verſtümmelte Menſchen ſeyen der bürgerlichen Geſellſchaft zum Ekel und zur Laſt, da man von ihrer Beſtrafung weder Lehre noch Nutzen ziehe. Wäre es denn nicht beſſer, dieſe, der Gerechtigkeit Heimgefallenen, gefeſſelt zu öffentlichen Zwangsarbeiten zu verwenden, etwa zur Ausbeſſerung der Feſtungswerke am Iſthmus, um die Soldaten zu ſchonen und die Beiträge der Steuerbaren zu mindern?

Den Gebrauch des geprägten Geldes dagegen will Gemiſtus der Hauptſache nach ganz aus dem Peloponnes verbannen, weil das Land mit ausländiſcher und ſchlechter Münze überſchwemmt ſey, wodurch nur einige Wenige großen Vortheil zögen, der große Haufe aber ſchimpflich betrogen würde. Wenn Abgaben und Beſoldungen in Naturerzeugniſſen bezahlt würden, hätte man wenig gemünztes Geld vonnöthen. Zum täglichen Gebrauch ſey leicht eine Münze gut, im Peloponnes aber auch dieſe entbehrlich, weil das Land, außer Eiſen und Waffen, keine Einfuhr aus der Fremde erfordere, und dieſen Bedarf leicht mit Baumwolle bezahlen könne. Denn an dieſem Artikel ſowohl als an gemeiner Schafwolle, an Linnen und Byſſus (feiner oſtindiſcher Baumwolle) ſey Ueberfluß, und man habe nicht nöthig, um ſich zu kleiden, Wolle und Zeuche vom atlantiſchen Meere her zu beziehen. Jedoch wolle er nicht allen Verkehr des Eilandes mit den Fremden abſchneiden. Nützliche Artikel ſoll Bürger und Fremdling zollfrei einbringen dürfen; dagegen ſey auf die Ausfuhr ſolcher Artikel, die mit mehr Vortheil im Lande ſelbſt verzehrt werden, eine ſchwere Abgabe zu ſetzen, um den Bedarf im Innern zu ſichern, und zugleich auch die öffentlichen Kaſſen zu füllen, mit welchem Gelde man Geſandtſchaften und andere außerordentliche Auslagen beſtreiten könnte. Dieß alles ſey aber nur Nebenſache; auf Abgabenerhebung, Milizendienſt und Gerechtigkeitspflege in oben angedeutetem Sinne ſey immer das vorzüglichſte Augenmerk zu richten, und von dorther allein Heil und Rettung für den Staat zu erwarten. Gemiſtus behauptet ſogar, es ſey weit leichter, dieſe Neuerungen in der ganzen oben bezeichneten Ausdehnung im Peloponnes durchzuführen, als ohne gänzlichen Ruin des Staates noch länger auf dem alten Pfade fortzuwandeln. Ueberdieß ſey die Umgeſtaltung des Landes gerade für den Imperator doppelt leicht, weil er als unbeſchränkter Gebieter ſich um niemand zu kümmern, nichts zu ſchonen habe, und öffentlich und privatim alles ſeiner Willkür überlaſſen wäre. Endlich ſey zur Ausführung dieſes großen Heilmittels er ſelbſt, der Philoſoph Gemiſtus, das geeignetſte Werkzeug; der Imperator möge ihn nur zum allgemeinen Staatsverbeſſerer ernennen, und er werde die Aufgabe löſen, dem Peloponnes die oben beſchriebene Einrichtung geben, was außer ihm zu unternehmen gewiß keiner den Muth und die Geſchicklichkeit beſitze. Nur möge der Kaiſer dieſes Geſchäft nicht ſolchen Männern anvertrauen, die ihn aus eigennützigen Abſichten täglich mit Bittſchriften darum beſtürmen.

In einem zweiten Vortrage, welchen der Philoſoph vor dem Statthalter Theodor von Miſtra ſelbſt hielt, kommt er noch einmal auf ſein Thema zurück, und verſucht, den Fürſten durch Gleichniſſe im Geſchmacke ſeiner Zeit für die neuen Ideen zu begeiſtern, und die Reform mit Kraft und Muth durchzuführen. Beſonders heftig dringt er auf ſtrenge Scheidung des Volkes in Claſſen und auf Reinigung des Heeres. Officiere könnten nicht zugleich Krämer ſeyn, die mit falſchem Gewichte arme Bauern betrögen, und durch die ſchändlichſten Kunſtgriffe den Leuten das Geld aus der Taſche lockten. Entweder müßten ſie die Handelſchaft oder ihre Stelle aufgeben. Landſturm wäre ganz unfähig das Land zu retten. Wären die Abgaben gerecht vertheilt, würden die Bauern nicht mehr von Haus und Hof entfliehen. Von den Heloten endlich möge zuerſt der Fürſt wählen, was ihm gefalle; dann die Officiere, dann die übrigen Obrigkeiten und Befehlshaber, jeder nach ſeinem Range." —

Dieß iſt der Hauptinhalt der beiden merkwürdigen Staatsreden des Philoſophen Gemiſtus Plethon aus Conſtantinopel. Wenn ſeine Rettungstheorien aber nicht beſſer berechnet und in ihrer Anlage begründeter waren als ſeine hiſtoriſchen Kenntniſſe der nächſten Vergangenheit des Landes, welches er umgeſtalten will, ſo dürften ſich große Zweifel ſowohl über den Beruf dieſes Gelehrten zum Weltverbeſſerer, als auch über Zweckmäßigkeit und Erfolg ſeiner angeordneten Heilmittel erheben. Und wenn ſeinem Plan auch noch, wie es ſcheint, die Vorſtellung zu Grunde liegt, der Peloponnes des 15ten Jahrhunderts ſey noch immer wie im Alterthum, der unangetaſtete, reinbewahrte und unbewältigte Urſitz der doriſchen Hellenen, und es ſey nur eine Reſtauration im Sinne Lykurgs vonnöthen, um ihr verfallenes Geſchlecht wieder kräftig und ſiegreich zu machen, ſo war er freilich in einer ſeltſamen Täuſchung befangen, welche ich vorzugsweiſe die claſſiſche nennen will. Bei den Gelehrten dieſer Ordnung ſind Geiſt und Gemüth ſo ganz in Plato's Staatsideen und in den Kategorien des Ariſtoteles verſunken, daß ſie die tauſendjährige Periode des byzantiniſchen Kaiſerthums nie eines Blickes gewürdiget haben. Sie haben niemals aufgehört, dem olympiſchen Zeus Weihrauch auf den Altar zu legen, und den lieblichen Gottheiten Alt-Griechenlands Kränze zu flechten. Ihr auszeichnendes Merkmal iſt die vollendetſte Nichtkenntniß der Verwandlungen, welche Chriſtenthum, Slaven und Albanier über Griechenland gebracht haben. Deßwegen dürfen wir uns nicht wundern, ungefähr um dieſelbe Zeit die nämliche byzantiniſch-chriſtliche Unwiſſenheit bei Chalcocondylas wieder zu finden, der ebenfalls Staatsmann, wie Gemiſtus, und überdieß noch Geſchichtſchreiber und Eingeborner von Athen war. „Niemals,“ ſchreibt dieſer letztere, „habe er erfahren können, und kein alter Schriftſteller gebe Aufſchluß, ob die ſlaviſch redenden Völker, die einen großen Theil der romäiſchen Provinzen bewohnen, und eine und dieſelbe Sprache mit den Polen und Sarmaten reden, von jenſeits der Donau nach Illyrien gekommen, oder ob ſie von Illyrien, als uraltem Vaterlande ausziehend, Polen und Sarmatien bevölkert haben“*). Hätten ſich nicht zufälliger Weiſe die Werke des in Purpur gebornen Kaiſers Conſtantin erhalten, ſo würden ohne Zweifel, auch nur des Widerſpruchs wegen, heute noch gelehrte Europäer die Bulgaren, die Serbier und die übrigen ſlaviſchen Völker Romaniens für Hellenen und Autochthonen der illyriſchen ſchen Länder erklären, um in ihren claſſiſchen Träumen nicht geſtört zu werden*).

---

*) Ὁπότεροι μὲν τούτων παλαιότεροι, καὶ τὴν ἑτέρων ὁπότεροι τούτων χώραν ἐπινέμονται, ἢ Ἰλλυριοί, ἐπέκεινα τῆς Εὐρώπης διαβάντες, Πολανίαν τε καὶ Σαρματίαν ᾤκησαν, ἢ Σαρμάται δὴ ἐπὶ τάδε τοῦ Ἴστρου γενόμενοι, τήν τε Μυσίαν καὶ Τριβαλῶν χώραν, καὶ δὴ καὶ Ἰλλυριῶν τῶν πρὸς Ἰόνιον ἄχρι δὴ Ἑνετῶν ᾤκησαν, οὔτε ἄλλου τινὸς

Ganz verſchieden von dieſer unkritiſchen und ſchwärmeriſchen Anſicht des Philoſophen Plethon urtheilt um eben dieſelbe Zeit ein anderer Gelehrter aus Byzanz über Sitten und Volksſtämme von Morea**). Im

---

ἐπυθόμην τῶν παλαιοτέρων διεξιόντος, οὔτε ἂν ἔχοιμι πάντῃ ὡς ἀληθῆ διασημήνασθαι.

Chacocond. lib. III. pag. 56. ed. venet.

*) Gegen das ausdrückliche Zeugniß der kaiſerlich-byzantiniſchen Reichsſtatiſtik ſchreibt der berühmte Sismondi doch: *Originairement la race slave avoit occupé toute la presqu'île Illyrique, à la reserve de la Grèce. Des bords du Danube et de la mer Noire, elle s'étoit étendue jusqu'à la mer Glacial.* Histoire de la Chute de l'Empire Romain. I. 94. — Wenn man bei Männern, wie Sismondi, ſolche Ueberſehen entdeckt, was ſoll man von Geſchichtſchreibern niederern Ranges in dieſem Punkte erwarten? Nicht um den Verfaſſer zu tadeln, führen wir dieſe Stelle an, ſondern um die Leſer aufmerkſam zu machen, welche Unwiſſenheit über das innere Staatsleben des byzantiniſchen Reiches in Europa noch bis auf dieſe Stunde herrſcht.

**) Boissonade, Anecdota Graeca, Tom. 3, pag. 112—186: Ἐπιδημία (sc. ἐν Ἅδου), von einem bisher unbekannten byzantiniſchen Gelehrten, Namens Mazari, der ungefähr um das Jahr 1416 ſchrieb.

Peloponnes, ſchreibt er, wohnen vielerlei Völkerſchaften durcheinander gemiſcht, die ſich nicht mehr mit Genauigkeit ausſcheiden und begränzen laſſen. Die vornehmſten derſelben ſeyen aber Zakonen oder Lakedämonier, Italiener, Peloponneſier, Slavinen, Illyrier, Aegyptier und Juden, und von dieſen letztern nicht wenige unächte.

Dieſe Nationen verſchiedener Abkunft haben ſich, wie er ſagt, in Sitte, Blut und Charakter unter einander dermaßen gekreuzt und gemiſcht, daß ſie eine an Schlechtigkeit ganz gleichartige Maſſe bilden, deren Häuptlinge „an Streit, Aufruhr und Blutvergießen ihre Freude hätten, voll Betrug, Liſt und Lüge; barbariſch an Sitte, dummſtolz, meuteriſch, meineidig und treulos gegen Kaiſer und Deſpoten*).“

**) Boissonade a. a. O. pag. 174: „*Ἐν Πελοποννήσῳ ... οἰκεῖ ἀναμὶξ γένη πολιτευόμενα πάμπολλα, ὧν τὸν χωρισμὸν εὑρεῖν νῦν οὔτε ῥᾴδιον, οὔτε κατεπεῖγον· ἃ δὲ ταῖς ἀκοαῖς περιηχεῖται, ὡς πᾶσι δῆλα καὶ κορυφαῖα, τυγχάνει ταῦτα· Λακεδαίμονες, Ἰταλοί, Πελοποννήσιοι, Σθλαβῖνοι Ἰλλυριοί, Αἰγύπτιοι καὶ Ἰουδαῖοι (οὐκ ὀλίγοι δὲ μέσον τούτων καὶ ὑποβολιμαῖοι).*“ — „*Ἐπειδὴ δὲ φύρδην συγχύνουσιν ἅπαντες καὶ εἰσὶν ἀναμὶξ, πᾶσα ἀνάγκη ἵν’ ἕκαστος τάτε ἤθη ἐκείνου, τοὺς νόμους, τὴν φύσιν, τὴν πολιτείαν, καὶ τὴν ἄλλην πᾶσαν κακίαν, ἣν τὸ γένος πλεονεκτεῖ, ἐκμιμήσηται.*“ — ibid. pag. 178 . . . „*οἱ μάχαις μὲν ἀεὶ χαίροντες καὶ ταραχαῖς, φόνειον δ’ ἐς ἀεὶ πνέοντες τοπάρχαι, οἱ ἀπάτης καὶ δόλου καὶ ψεύδους μεστοί, οἱ βαρβαρωμένοι, καὶ τετυφωμένοι, καὶ ἄστατοι καὶ ἐπίορκοι καὶ ἄπιστοι πρὸς βασιλέα τε καὶ Δεσπότας ἀεί.*“ —

Merkwürdig genug werden hier die Lakonen oder Tzakonen als ein von den Peloponneſiern verſchiedenes Volk bezeichnet. Wie dieſes zu erklären, und was überhaupt unter *Ιταλοί*, *Ιλλυριοί* und *Αἰγύπτιοι* zu verſtehen ſey, wird am Schluſſe des Werkes umſtändlicher beſprochen werden.

Plethon iſt ein gelehrter Schwärmer, der ſeine Zeit eben ſo wenig als die Menſchen überhaupt begriff; Mazari dagegen ſchildert uns die Moraiten jener Zeit wie ſie waren, und wie ſie uns ſchon vor ihm Kantacuzenus geſchildert hatte.

Will man übrigens Plethons Reſtaurationslehre im Geiſte ſeines eigenen Jahrhunderts, und nach der innerſten Grund- und Lebensidee des byzantiniſchen Staates prüfen, ſo wird das antibyzantiniſche und ſohin antichriſtliche derſelben deutlich hervorleuchten. Im tauſendjährigen byzantiniſchen Reiche, dieſem neuen Rom und Jeruſalem, hat ſich der Gottes-Staat, deſſen Geſchichtſchreiber und Geſetzgeber St. Auguſtin war, zum erſtenmal in der Welt verwirklicht, und zugleich vollen Beweis gemacht, daß ein allgemeines Weltreich Chriſti nach dem theologiſchen Sinne nur dogmatiſch und in den Formen ausführbar, ein Gottes-Reich lebendiger Tugend und allgemein befruchtender Gerechtigkeit aber hienieden eben ſo unerreichbar iſt, als im weltlich-claſſiſchen Sinne die Republik. In der byzantiniſchen Staatsidee waren Chriſtus und der Imperator in Eins verſchmolzen, das ſichtbare Haupt eines Weltreiches, eines himmliſchen, eines goldnen Reiches der Mitte, deſſen Feldherren nicht mit irdiſchen Waffen und Söldnern fochten, ſondern mit Hülfe des kaiſerlichen Segens, kaiſerlicher Mirakel und Glaubensdefinitionen, gegen die in ſcythiſchen und ſaraceniſchen Leibern heranziehenden Geiſter der Hölle zu Felde zogen. Die Springfedern dieſes Reiches, ſo wie die Heilmittel zur Wiederherſtellung und Befeſtigung der Theile deſſelben, lagen in der gegenſeitigen Liebe und dogmatiſchen Uebereinſtimmung zwiſchen Chriſtus und dem theologiſchen Imperator auf dem Throne zu Byzanz. Dieſer Begriff war ſo lebendig ausgeprägt, daß unter Conſtantin Pogonatus im 7ten Jahrhundert die byzantiniſche Armee einen Kaiſer in drei Perſonen foderte, um der himmliſchen Dreieinigkeit gleichſam eine irdiſche, von einem Willen beſeelte Dreikaiſer-Trinität entgegenzuſetzen. Gemiſtus aber will dieſes geiſtliche Reich ſäcularisiren, und iſt unter allen byzantiniſchen Gelehrten der erſte und der einzige Abtrünnige, der zweite Julian der himmliſchen Staatstheorie; er iſt Antichriſt durch den neuen Grundſatz, welchen er ſeiner politiſchen Heilmittellehre unterlegt, daß nämlich Wohl und Weh der Staaten nur von der Geſetzgebung, d. i. von der richtigen Einſicht und dem kräftigen Willen der Menſchen abhänge*).

Von den Folgen, welche dieſe neue Verfaſſung des Peloponneſes hervorgebracht hätte, wollen wir nichts bemerken, da das Verderbliche, das Bodenloſe, das Unausführbare und Unpaſſende dieſes neuen Helotismus klar am

---

*) Οὐ γὰρ ἄλλη αἰτία τοῦ πόλεως εὖ ἢ κακῶς πράττειν ἢ πολιτεία σπουδαία ἢ φαύλη ᾽εγκαθεστηκυῖα.

Siehe zweite Staatsrede an Theodor Paläologus a. a. O.

Tage liegt. Der feſte Grundbeſitz, das geſetzlich verbürgte und geſetzlich zu vermehrende Mein und Dein bildet die unwandelbare und unantaſtbare Grundlage jeder geordneten bürgerlichen Geſellſchaft. Auf dieſer Seite duldet der Menſch keine Schranke. Doch hat Gemiſtus, trotz ſeiner Schwindeltheorie, den richtigen Sinn, einzuſehen, daß eine Staatsverbeſſerung nicht auf gewaltſamen Wegen zu vollbringen ſey, ſondern vom Regenten ſelbſt ausgehen und aufrichtig verfolgt werden müſſe, wenn ſie Wurzel faſſen und für das gemeine Weſen heilbringend werden ſoll. Und wenn er auch ein Inſtitut untergraben will, welches mit dem Daſeyn des Gottesſtaats von Byzanz ſo innig verflochten war, ſo erſcheint er im Vergleiche mit der umwälzenden und alles vernichtenden Wuth, mit welcher in neuern Zeiten in Europa gegen dieſe Miliz des byzantiniſchen Himmelreichs verfahren wurde, doch noch im Lichte eines ſehr gemäßigten Mannes. Verwundern muß man ſich indeſſen immer, wie dieſer Mann — der einzige in tauſend Jahren — auf den Gedanken verfallen konnte, die Quelle des öffentlichen Unglücks im Mönchsweſen, d. i. im Blut und Leben des Staates ſelbſt zu finden! Er mußte den Staat zuerſt tödten, um ihn dann mit Hilfe ſeiner neuen Formeln in ein neues und kräftigeres Daſeyn zu rufen. Die Frage iſt nur, ob ein einzelner Menſch, wenn er auch noch ſo weiſe iſt, den brauſenden Strom des Jahrhunderts bevor er abgelaufen, in ein anderes und zwar entgegengeſetztes Rinnſal treiben kann, und namentlich, ob Gemiſtus mit dem neuen agrariſchen Geſetze im Peloponnes nicht jenen Zuſtand herbeigeführt hätte, wo die

Menſchen *fusi per agros ac dispersi vagarentur, tantumque haberent, quantum manu ac viribus per caedem ac vulnera, aut eripere aut retinere potuissent* *). Der altersſchwache Manuel und ſeine auf Purpurgewand und goldgeſtickte Schuhe eitelſtolzen Prinzen des Paläologiſchen Hauſes waren unter allen Menſchen jenes Zeitalters gewiß die letzten, Möglichkeit und Nutzen einer ſolchen Umkehrung alles Beſtehenden einzuſehen. Manuel ſuchte überall Hülfe, nur in ſeinem eigenen Volke nicht, und beſchloß ohne irgend eine von Gemiſtus vorgeſchlagene Verbeſſerung auf der Halbinſel auszuführen, von der Magie des romäiſchen Kaiſernamens und von ſeinem Staatscollegen Chriſtus allein Rettung zu erwarten, und ſein und ſeines Reiches Loos zu erfüllen.

Es dauerte nicht lange, bis die Unzulänglichkeit der vom Kaiſer verordneten Vertheidigungsmittel der Halbinſel, und zugleich die Richtigkeit der Vorausbefürchtungen des weiſen Gemiſtus an den Tag kamen. Nach dem Ausgang des gerechten Sultan Mohammed I machte ein vom byzantiſchen Hofe unterſtützter falſcher Muſtafa dem Sultan Murad vem Zweiten die Nachfolge ſtreitig.

Nach ſchneller Vertilgung des Thronanmaßers belagerte und beſtürmte Murad Conſtantinopel, während Manuel tödtlich darnieder lag. *) Ein zweiter Thronanmaßer, den die Griechen in der Perſon von Murad's jüngerm Bruder, gleichfalls Muſtafa genannt, aufſtellten, nöthigte den Sultan zum Abzuge. Und während er ſelbſt bei Nicäa ſchnell ſiegte, und ſeine Waffen glorreich gegen die Fürſten Anatoliens kehrte, war Ewrenos's Sohn mit dem Paſcha Turachan von Theſſalien beauftragt, in Morea einzufallen. Von einem Widerſtande Theodor des II an der Landenge wird nichts geleſen. Die Türken ſtreiften bis Londari am nördlichen Abhange der Maina-Gebirge, drangen durch das Rufia-Thal hinab bis Gardiki und tief in das Innerſte des Scorta-Kantons, ohne ein moraitiſches Heer im freien Felde zu treffen. *) Theodor und ſeine Archonten hatten ſich in ihre Feſtungen verkrochen, und Abgeordnete um Hülfe zu erbitten nach Venedig geſchickt. **) Im Frühling des

---

*) Cicero pro Sextio.

*) J. 1422, von Junius bis Auguſt.

---

*) Im Sommer des Jahrs 1423.

) Anno 1421 vennero due Ambasciatori del Despota di Morea a Venezia u. ſ. w. ſchreibt Marino Sanuto bei Muratori Tom. XXII, pag. 960 — 970, fügt aber hinzu, daß ſich die Venetianer ihren Beiſtand mit Abtretung der moraitiſchen Orte „Caſtel di ferro, Zunchio, Belvedere, Cataligo, Buſſiello, Serravalle, Lucerni, Calopotami, Gnffo, Latorre, Mantievere, Zerbi und Zancana bezahlen ließen. Bekanntlich ſind die Italiener unter allen europäiſchen Völkern in der Rechtſchreibung fremder Namen am unglücklichſten. Die dreizehn eben angeführten Namen moraitiſcher Caſtelle ſind bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit entſtellt. Liegen mußten ſie insgeſammt unweit des Küſtenlandes von Argolis, Tſchakonien, Maina und Meſſenien, weil ſie nur durch Hülfe der venetianiſchen Seemacht behauptet werden konnten. Caſtel di ferro, d. i. Σιδηρόκαστρον, gab und gibt es folgenden Jahrs gewährte Murad dem Kaiſer Johannes, Nachfolger des unterdeſſen verblichenen Manuel*), unter der Bedingniß den Frieden, daß die Feſtungswerke von Conſtantinopel durch keine neue Anlage vermehrt, die Schanzen am Iſthmus aber mit Turachan's Hülfe zerſtört werden ſollen. **) Nachdem der Paſcha dieſen Theil des Friedensſchluſſes vollzogen hatte, machte er noch einen Streifzug in das venetianiſche Gebiet von Morea, und führte die Bewohner aller offenen Orte, die er einnahm, als Sklaven fort. *)

Erbittert über die Zaghaftigkeit der griechiſchen Fürſten, welche durch den letzten Frieden Morea gleichſam vertragsmäßig den feindlichen Verheerungen überliefert,

---

auf Morea mehrere, namentlich im Gebirg oberhalb Patras und in den Schluchten Ober-Meſſeniens. Zunchio war eine alte Burg am Hafen, nahe der heutigen Feſtung Navarin. Mantievere ſoll das griechiſche *Μανδινιαῖς* am Fuße der Maina ſeyn. Burgen mit Namen Belvedere hatten die fränkiſchen Edelleute mehrere im Land erbaut, z. B. bei den Ruinen von Elis. Belvedere überſetzten die Griechen nach Austreibung der Abendländer in *Καλοσκόπῃ*. Ein Serravalle lag unweit Patras, ein anders im Gebirge von Meſſenien. Ueber die Lage der übrigen läßt ſich nichts mit Beſtimmtheit ſagen.

*) Nach Phranzes lib. I, cap. ult. iſt Manuel im Julius 1425 geſtorben.

**) *Ἐφ' ᾧ τόν τε Ἰσθμὸν καθελεῖν.* Chalcocond. ed. ven. pag. 99.

***) *Καὶ πολίσματα ἄττα ἑλὼν τῶν Οὐενετῶν ἠνδραποδίσατο.* Chalc. a. a. O.

hielten die Albaneſen Morea's zu Tabia, ihrer vornehmſten Colonie,*) eine Volksverſammlung, und beſchloſſen gegen den beſtehenden Frieden zwiſchen Griechen und Türken, zu deſſen Beobachtung auch ſie als Theodors Unterthanen verpflichtet waren, feindlich in ihrem eigenen Namen gegen Turachan aufzutreten. Obgleich vortheilhaft auf der türkiſchen Rückzugslinie in Engpäſſen aufgeſtellt, wurden ſie doch mit großem Gemetzel in die Flucht getrieben. Die Gefangenen, 800 an der Zahl, ließ Turachan niederſäbeln, und zum Andenken ſeines Sieges aus den Köpfen der Erſchlagenen Thürmchen bauen, worauf er ungehindert das Eiland verließ, und in ſein Paſchalik nach Theſſalien zurückkehrte.**)

Ein und zwanzig volle Jahre nach dieſem Friedensſchluſſe blieb Morea und Conſtantinopel von den Türken unangefochten. Karamanier, Wallachen, Serbier, Ungarn und Albanier nöthigten ſie, die Verſchlingung der griechiſchen Beute auf gelegenere Zeiten zu verſchieben. Theodor, Strateg von Miſtra, eines melancholiſchen Temperaments, und müde ſeiner Sorgen, ſeines Weibes und ſeines Unglücks, wollte alles verlaſſen, und Mönch werden. Johannes, der Kaiſer, ſegelte auf Bitten deſſelben mit einer kleinen Macht und ſeinem jüngern Bruder Conſtantin nach Morea, um dieſem die Verwaltung des Landes zu übergeben.***) Allein beim Anblicke ſeines Nach-

---

*) Tabia liegt an der obern Barbutzena hinter Tripolitza in Arkadien.

**) Im J. 1424. Chalc. a. a. O. pag. 100.

***) Im December 1427. Chron. breve. — Vgl. Phrantzes, folgers fand es der trübſinnige Deſpot doch beſſer, die Regentſchaft ſelbſt fortzuführen.

Weil nun aber doch Conſtantin nicht ohne Herrſchaft bleiben ſollte, mußte ſie ihm der Kaiſer auf Koſten der fränkiſchen Feudalbarone und des Fürſten Centerione von Achaja verſchaffen. Das Unternehmen hatte anfangs ſchlechten Fortgang. Auf der alten ſpartaniſchen Kriegsſtraße brach Johannes bei Londari hervor, zog ſtromabwärts und erſchien mit einem kleinen Heere vor Glarentza. Dieſes ſo oft belagerte, ſo oft eroberte und mit Kriegsbedarf ſchlecht verſehene, und von niemand unterſtützte Städtchen widerſtand dem griechiſchen Kaiſer ſo lange, bis beide Parteien, des Kampfes müde, ſich dahin verglichen, daß Karl Tocco, Palatin von Cephalonien und Deſpot von Akarnanien, die Tochter ſeines Bruders Leonard dem jungen Conſtantin zur Ehe, und die Stadt Glarentza mit allen dahin gehörigen Landestheilen Morea's als Morgengabe überlaſſen ſollte. *) Phrantzes wurde zur Uebernahme der Feſtung Glarentza abgeſchickt, andere Verordnete übernahmen andere Caſtelle und Städtchen; die Vermählung ſelbſt wurde zwei Monate nachher im Lager vor Patras gefeiert, zu deſſen Unterjochung der Kaiſer mit den beiden Brüdern Theodor und Conſtantin ausgezogen war. Weil man aber keine Hoffnung hatte, die Stadt ohne langwierige Belagerung ein-

---

histor. Byzant., von nun an neben Chalcocond. Hauptquelle der moraitiſchen Begebenheiten.

*) Im Jahre 1428 im Monat Mai. Phrantzes a. a. O.

zunehmen, und überdieß unter den beiden Brüdern keine vollkommene Eintracht herrſchte, ging Conſtantin mit ſeiner Gemahlin in das Caſtell von Chlumutzi, Theodor aber mit dem Kaiſer nach Miſtra zurück, von wo letzterer bald nach Conſtantinopel ſegelte. *) Um aber Conſtantins Antheil mit den Beſitzungen Theodors auszugleichen, hatte ihm dieſer gleich damals ſchon die Baronie Voſtitza und das Erarchat Meſſenien überlaſſen, welches der Deſpot ſeinem Mündel Nicolaus Meliſſenus widerrechtlich entzogen. Außer den früher benannten Städten des Erarchats wurden die auf der weſtlichen Abdachung des Taygetus gelegenen Ortſchaften bis zum Hafen Vitylos, in der Nähe des Caſtells Mani, zu Conſtantin's Herrſchaft geſchlagen. **) Nach Voſtitza wurde Andronicus Lascaris, nach Andruſſa aber Alexis Lascaris als Vorſteher abgeſandt. Die Einnahme von Patras aber lag dem neuen Fürſten von Glarentza beſonders am Herzen. Zuerſt wollte man es mit Verrath verſuchen. Phrantzes, Conſtantins Freund und vornehmſter Rathgeber, hatte ſchon früher Einverſtändniſſe mit griechiſchen Primaten und Mönchen der Feſtung angeknüpft, und ſeinen Gebieter zu einer nächtlichen Unterredung nach Dreikirchen, einer nahe an Patras gelegenen Ortſchaft, begleitet. Conſtantins Streitkräfte (ſo wurde hier feſtgeſetzt) ſollten ſich zu gleicher Zeit, aber auf verſchiedenen Wegen, unter der Hülle der Finſterniß, der Feſtung nähern und das Judenthor durch Ueberrumpelung zu nehmen ſuchen. Dieſer Plan gelang aber nicht. Die Franken, noch zur rechten Zeit gewarnt, ſchlugen die Angreifenden zurück, und zerſtäubten bei einem Ausfalle, den ſie während des Lagergottesdienſtes machten, das griechiſche Heer. Conſtantin ſelbſt wäre den Feinden in die Hände gefallen, wenn ſich nicht Phrantzes edelmüthig für ſeinen Herrn geopfert hätte. Gefangen in die Feſtung geführt, mußte dieſer bis zur erfolgten Loskaufung allen Uebermuth der rohen italieniſchen Kriegsknechte erdulden. *)

---

*) October 1428.

**) Phrantzes, a. a. O. pag. 49 der lateiniſchen Ueberſetzung des J. Pontanus.

Conſtantin rückte mit dem geſammelten Heere zum zweiten Male vor die Stadt, zog es aber nach ſiebenwöchentlicher enger Einſchließung bis Sklabitza und Terioli zurück, mit dem Verſprechen, bis Ende Mai's keine Feindſeligkeiten gegen die Stadt zu verüben, weil ſich die Bewohner nach Ablauf dieſer Friſt friedlich zu ergeben verſprachen, wenn unterdeſſen keine Hülfe aus Italien käme. Zur Sicherheit wurde das Caſtell Sarabole **) vorläufig an Conſtantin überliefert.

Kaum war Conſtantin in ſeine Reſidenz Glarentza zurückgekommen, als ein vornehmer Türke im Namen Sultan Murad's gegen die Beſitznahme von Patras proteſtirte, und mit einer Kriegserklärung drohte, wenn der Fürſt dieſer Mahnung ungeachtet, ſeine Macht durch Einverleibung der Baronie Patras vermehren wollte. Nicht für ſich ſelbſt, ſagte Conſtantin zum Geſandten, habe er Patras einnehmen, ſondern nur die Catalonier von der Beſitznahme deſſelben abhalten wollen, weil er meinte, es ſey ſeinem Bruder, dem Sultan, ebenſoviel als ihm ſelbſt daran gelegen, dieſe gemeinſamen Feinde der Osmanen und Griechen von der Einnahme einer zwiſchen beiden Völkern gelegenen Feſtung abzuhalten. Deßwegen ſey er anfangs gegen Patras gezogen, und jetzt wieder heimgekehrt, wie er ſelbſt ſehe, weil die Gefahr vorüber wäre. Uebrigens werde er nächſtens zu ſeinem Bruder, dem Großſultan, einen (er zeigte auf Phrantzes) ſeiner vornehmſten Palaſtbeamten abſenden, um ſich mit ihm über Patras ſowohl, als über andere wichtige Dinge zu verſtändigen. — Zufrieden mit dieſer Antwort, welche der Fürſt mit reichen Geſchenken begleitete, reiste der Türke wieder zurück, und Conſtantin brach nach Ablauf der feſtgeſetzten Friſt nichts deſto weniger zur Beſitznahme von Patras auf, begleitet von Theodor, dem Deſpoten, und von Phrantzes, ſeinem Freund und Rathgeber. Unterwegs ergab ſich ihnen Camenitza, ein dem Fürſten Centerione von Achaja gehöriges Städtchen, in welchem Johannicius Valotas den Oberbefehl hatte. Am 4 Junius trafen die Fürſten unter den Mauern von Patras ein, und hielten am folgenden Tage, welcher ein Sonntag war, ihren feyerlichen Einzug in die untere Stadt, weil bis dahin weder Pandolfo Malateſta, der Erzbiſchof und Oberbefehlshaber, noch irgend eine andere Hülfe aus dem Abendland erſchienen war.

---

*) Phranzes, a. a. O. lib. II.

**) d. i. Serravalle.

Die ganze Bevölkerung der Stadt, groß und klein, ſtrömte mit dem früheſten Morgen zum Thore heraus, um die griechiſchen Fürſten zu begrüßen. Alles war feſtlich geſchmückt, die Hauptſtraße mit Blumen beſtreut, mit Wohlgerüchen durchduftet; links und rechts wurden die unten Vorüberziehenden von den Fenſtern herab mit Roſenwaſſer beſprengt, mit Roſenblättern und aromatiſchen Kräutern überſchüttet, während ſich die italieniſche Beſatzung des Schloſſes vergeblich bemühte, den Schwung der allgemeinen Begeiſterung durch Geſchoſſe zu hemmen. So kam Alt-Patras wieder unter die Herrſchaft griechiſcher Fürſten, nachdem es, ſeit dem Einzuge Wilhelms von Champlitte und ſeiner Burgunder, zweihundert vier und zwanzig Jahre und dreißig Tage unter dem Joche lateiniſcher Ritter und Prieſter geſchmachtet hatte. *)

Das Schloß hielt ſich noch ein volles Jahr. Drei Tage nach dem Uebergange der Stadt landete der Erzbiſchof Pandolfo auf einer cataloniſchen Trireme zu Naupaktus, gegenüber auf der ätoliſchen Küſte, wo zu gleicher Zeit zwei türkiſche Geſandte mit den vorigen Aufträgen erſchienen. Am nämlichen Tage traf daſelbſt auch Phrantzes ein, welcher mit der Nachricht über die Einnahme von Patras zum Kaiſer Johannes nach Conſtantinopel reiſte. Durch Geſchenke und freundliche Worte wurden die Geſandten abermals beſchwichtigt. Phrantzes begleitete ſie zum Paſcha Turachan von Theſſalien, und ging dann von Conſtantinopel aus ſelbſt an das türkiſche Hoflager, um die Sache wo möglich in Güte beizulegen.

---

*) d. h. im Sinne der Einheimiſchen geſprochen.

Murad befahl zwar, Patras dem vorigen Herrn zurückzuſtellen, ließ ſich aber doch durch Phrantzes Schmiegſamkeit längere Zeit hinhalten, und endlich völlig beruhigen.

Im Frühling des nächſtfolgenden Jahres endlich hatte der apoſtoliſche Stuhl zehn cataloniſche Galeeren gerüſtet, um Patras wieder zu nehmen, und die Feſtung zu entſetzen. Statt dieſen Auftrag in geradem Wege zu vollziehen, ging der Befehlshaber des Geſchwaders auf Beute aus, überrumpelte und plünderte zur nämlichen Zeit Glarentza, in welcher ſich das Schloß von Patras nach zwölfmonatlicher Einſchließung an Conſtantin ergeben mußte, weil die Lebensmittel aufgezehrt und der größte Theil der Vertheidiger von der Peſt weggerafft waren.

Das ausgeplünderte Glarentza verkauften die Catalonier wieder um 12,000 Ducaten an Conſtantin, und ſegelten unverrichteter Dinge nach Italien zurück.

Hartnäckiger als Glarentza und die Stadt Patras vertheidigte ſich der Genueſe Azen Zacharias Centerione, Fürſt von Achaja, deſſen Reſidenz Chalandritza Conſtantins jüngerer Bruder Thomas ſchon während der Einſchließung von Patras belagerte. Gegen die vereinten Streitkräfte der drei paläologiſchen Brüder, Thomas, Conſtantin und Theodor konnte ſich der Fürſt allein nicht vertheidigen, und mußte einen Vertrag eingehen, in welchem er ſich verbindlich machte, dem Thomas Paläologus ſeine Tochter Katharina zur Gemahlin, und ſein ganzes Gebiet nach ſeinem Tod als Brautſchatz zu überlaſſen. Auf der

Burg zu Miſtra wurde die Hochzeit gefeiert, und die Stadt Kalabryta als Reſidenz dem bald nachher vom Kaiſer zur Würde eines Deſpoten beförderten Prinzen eingeräumt.

Auf ſolche Weiſe war zweihundert fünf und zwanzig Jahre nach der Landung Champlittes auf den achäiſchen Küſten, und hundert und ſiebenundſechzig Jahre nach dem für das Haus Ville-Hardouin ſo verderblichen Frieden von Conſtantinopel die Herrſchaft der Franken im Peloponnes, in Folge eines zweijährigen Kampfes, ſchmählich vergangen, unbetrauert von den Eingebornen, unbemerkt von ihren Brüdern im Abendlande. Und den griechiſchen Moraiten ward, nachdem ſie mehrere Menſchenalter hindurch alles erduldet hatten, was die Herrſchaft hochmüthiger Barbaren Bitteres, und der Druck unduldſamer Prieſter Verderbliches hat, noch der traurige Vorzug zu Theil, unter Fürſten ihres Glaubens und ihres Geſchlechts in den Schlund türkiſcher Eroberungen hinabzuſinken. Denn außer den vier, durch die Venetianer beſetzten, Feſtungen Anapli, Argos, Koron, Modon mit einigen dahin gehörigen Dörfern und Kaſtellen, gehorchte im Jahre 1432 ganz Morea den paläologiſchen Brüdern Theodor, Conſtantin und Thomas.

Was dem mächtigen Stifter dieſer Dynaſtie, dem Kaiſer Michael; was den beiden ſtreitbaren Prinzen Ferdinand von Majorca und Ludwig von Burgund; was einem Großmeiſter von Rhodos, und dem Herzog Amadeus von Savoyen, und ſo vielen andern Fürſten der abendländiſchen Reiche nicht gelingen wollte — die Unterjochung der Feudalbarone von Achaja — dieſes vollführten drei unmächtige, unkriegeriſche und in ſich ſelbſt zerfallene Fürſten mit den verwelkten Kräften des Reiches von Byzanz.

Wenn auch die Neuheit der Eroberung, und die Furcht vor Sultan Murad und Paſcha Turachan Frieden und gutes Einverſtändniß unter den drei Herrſchern, wenigſtens auf einige Zeit, befeſtigt hätte, ſo wäre dieſes doch ganz gegen alle Wünſche und Neigungen der Archonten Morea's, dieſer Peſt ihres Vaterlandes, geweſen. Ihr Charakter war damals noch immer derſelbe, wie ihn Kaiſer Kantacuzenus beinahe hundert Jahre früher gezeichnet hatte. Keine vier Jahre waren ſeit der Uebergabe des Fürſten zu Chalandritza verfloſſen, als der Same der Zwietracht, des Neides, der Raubſucht, welchen Archonten und Hofſchranzen mit emſiger Hand in die Herzen der Brüder geſtreut hatten, zu keimen begann. Theodor, den präſumtiven Thronfolger (Kaiſer Johannes war kinderlos), wollten ſeine jüngern Brüder, beſonders aber der boshafte und tyranniſche Thomas, aus der Halbinſel verdrängen, um ſeine Länder zu theilen. Conſtantin eilte ſelbſt in die Hauptſtadt, um den Kaiſer für ihre Abſichten zu gewinnen. *) Theodorus ſegelte im Frühjahre (1436) nachher gleichfalls nach Conſtantinopel, und erklärte ſich zur Räumung Miſtra's bereit, wenn ihm die Städte am Pontus Euxinus überlaſſen würden. Johannes wollte aber dieſe Vormauern der Hauptſtadt aus Abneigung gegen Theodor ſammt der Thronfolge lieber dem Conſtantin zuwenden, und den Deſpoten mit den beiden übrigen Brüdern, Tho-

---

*) Im Auguſt 1435.

mas und Demetrius, auf Morea entfernt halten. Wie Conſtantin die Geſinnungen des Kaiſers erkannte, eilte er auf einem Schnellſegler heimlich nach Glarentza, rief ſeine Vaſallen unter die Fahnen, ließ durch Phrantzes bei Murad um Hülfe bitten, und fiel im Bunde mit Thomas die Strategie Miſtra an, zu deren Vertheidigung Theodorus gleichfalls mit den kaiſerlichen Triremen erſchien. Phrantzes, welcher von der Pforte weggehend, zu Land in den Peloponnes gekommen war, *) fand die Kriegsflamme ſchon hell lodernd, die drei Brüder wutherfüllt, das Land in Aufruhr von einem Meere zum andern. Prieſter, Biſchöfe, Mönche und Weiſe, welche der Kaiſer als Vermittler ſandte, vermochten es endlich noch, im Vereine mit dem friedeliebenden Phrantzes, die Kriegsfurie dadurch zu bannen, daß ſie Conſtantin beredeten, ſeinen Ländertheil an Thomas zu überlaſſen, ſeinen Wohnſitz in Conſtantinopel zu nehmen, und ſich mit den Einkünften der Stadt Selymbria zu begnügen. Conſtantin räumte zwar die Halbinſel unverzüglich, jedoch dauerten die Unterhandlungen der feindſeligen Brüder noch vier volle Jahre, bis endlich jeder mit dem vertragsmäßig zugetheilten Looſe zufrieden war. **)

Wenige Monate nach geſchehener Ausgleichung wurde aber alles wieder umgeſtoßen, und Theodor endlich, wie es die beiden Nebenbuhler gleich anfangs wollten, aus Morea abgerufen, und mit den Einkünften Selymbria's im kaiſerlichen Palaſte zu wohnen beauftragt. Dieſer trübſinnige Fürſt, ſo vieler Unruhen endlich ſatt, verließ bald darauf Herrſchaft, Welt und Luxus, nahm die Mönchskutte, und ſtarb als Bruder Matthäus im Jahre 1448 zu Selymbria an der Peſt. Conſtantin dagegen übernahm an Theodors Stelle die Strategie von Miſtra, ſo daß Morea nur mehr in zwei von einander ganz unabhängige Reiche zerfiel. Die Präfecturen Patras, Korinth und Lacedämon mit einem Theile des Exarchats von Meſſenien gehorchten dem ältern Bruder Conſtantin, die kleinere Weſthälfte des Landes aber mit der Reſidenz Glarentza dem jüngern, Thomas Paläologus. *)

---

*) 1437.

**) Im März 1443. Phrantzes lib. II, cap. ult.

---

*) Dec. 1443.

Zwölftes Capitel.

Conſtantin befeſtigt die Landenge, erhebt ſich wider den Sultan, und wird bei Korinth geſchlagen. Türkiſche Verwüſtungen. Bruderzwiſt und Vermittlung. Vom Jahre 1444 — 1449.

Conſtantin ſcheint unter den Söhnen Manuels noch den edelſten und entſchloſſenſten Charakter gehabt zu haben. Eben ſo weit von der Zaghaftigkeit ſeiner ältern Brüder Johannes und Theodorus, als von der Bosheit und tückiſchen Eigenliebe der beiden jüngern, Demetrius und Thomas, entfernt, nährte er wahrhaft fürſtliche Geſinnungen voll Hoheit und Vaterlandsliebe. Wenn die andern in Ueppigkeit verſunken, nur nach ſinnlichen Genüſſen haſchten, und von Herrſchſucht getrieben, ſich gegenſeitig nach Eigenthum und Leben trachteten, fühlte Conſtantin allein die Schmach des von Barbaren zertretenen, von Einheimiſchen verrathenen, von ſeinen eigenen Fürſten zerriſſenen Vaterlandes; er allein, von der blinden Wuth der Brüder frei, ſah mit Wehmuth auf die untergehende Sonne eines uralten und berühmten Reiches. Als Erbe eines mehr als anderthalbtauſendjährigen Glanzes, deſſen letztes Aufflimmern er noch ſehen ſollte, hatte er Seelengröße genug, die letzten Augenblicke ſeiner Nation ſo vorzubereiten, daß wenn auch die mitlebenden Völker den Untergang nicht abwehren wollten, doch die nachkommenden Geſchlechter nicht mit Geringſchätzung über die Gräber der letzten romäiſchen Soldaten wandern ſollten.

Noch war die türkiſche Macht in Europa nicht vollkommen befeſtigt, und ein Sturm aus Morgen- und Abendland, welcher ſich zu gleicher Zeit erhob, drohte den Baum osmaniſcher Größe noch vor ſeinem Erſtarken mit der Wurzel auszurotten. Die nördlichen und weſtlichen Donauländer bis tief in Europa hinein waren in Bewegung, ermahnt durch den heiligen Stuhl, erſchreckt durch die Wogen der türkiſchen Gewaltherrſchaft, zum Mitleiden gerührt durch den Anblick des wankenden Thrones der Conſtantine. Der heldenmüthige Hunyad und König Wladislaus von Ungarn, begleitet von Cardinälen, Biſchöfen, Prieſtern und den Schreckbildern gebrochener Eide, waren mit den abendländiſchen Streitkräften zu Fuß und zu Pferd bei Varna am ſchwarzen Meer erſchienen, während der Sultan von Karamanien die übrigen Fürſten des Morgenlandes zum Streite gegen die Osmanli aufrief, und eine große Zahl italieniſcher Fahrzeuge den Helleſpont beſetzte. Wenn Johannes der Paläologe, in der Mitte des Sturms, den er doch ſelbſt mit aufgeregt hatte, zagte und unſchlüſſig war, ob er auf die ſchmeichelhaften Anbietungen horchen ſollte, die ihm Murad in ſeiner Bedrängniß machte; ſo erkannte doch Conſtantin, daß jetzt der Augenblick gekommen ſey, welcher über Seyn und Nichtſeyn des romäiſchen Volkes unwiederbringlich entſcheiden ſollte.

Auf der Landenge von Korinth, wie in den alten Zeiten Griechenlands, verſammelte er die ganze waffentragende Bevölkerung der beiden Fürſtenthümer, baute die von den

Türken zerſtörten Mauern und Thürme zum fünften Male von einem Meere zum andern wieder auf, vermehrte die Feſtung mit neuen Werken, zog tiefe Gräben, hielt Waffenübungen, brach mit auserleſener Macht in die Länder der großen Geſellſchaft, nöthigte den Fürſten Nerio (Rainer Acciaioli) von Athen, Tribut zu erlegen, und Kriegsvolk gegen die Türken zu ſtellen, beſetzte Theben und ganz Böotien, regte die ſtreitbare Bevölkerung der Wallachen und Arnauten des Pindus auf, brachte die kriegeriſchen Stämme fremder Ueberzügler in Lokris und im phokiſchen Gebirge in einen bewaffneten Bund mit den Griechen Morea's, um Turachan's Satrapie, Theſſalien, anzufallen, ſobald das abendländiſche Heer unter Hunyad über den Iſter gegangen wäre. *)

Nach erhaltener Kunde, daß die Chriſten gegen Varna heranziehen, drangen moraitiſche Abtheilungen in Theſſalien ein, raubten, verwüſteten, wiegelten zum Aufſtand auf, was Chriſt war; reizten die Wuth der Mohammedaner und verſchwanden wieder, als Turachan's Sohn Omar mit einer Abtheilung des türkiſchen Südheeres herbeieilte und ſelbſt durch die Thermopylen in Griechenland einfiel. Zu-

---

*) Ueber dieſe Begebenheiten iſt der Athenienſer Chalcocondylas, welcher damals, wie vorhin ſein Vater, häufig in diplomatiſchen Sendungen gebraucht wurde, als Zeitgenoſſe und Augenzeuge vorzüglich zu berückſichtigen, beſonders Buch VII oder pag. 141 ff. ed. ven. Man findet dieſen merkwürdigen Geſchichtſchreiber der letzten Griechenzeit häufig unter dem Namen Laonicus citirt, was nur Anagramm ſeines Vornamens Nicolaus iſt.

gleich verließ Nerio die gemeinſame Sache, und handelte bei der Pforte Murad's um einen beſondern Frieden, den er auch gegen einen Tribut von jährlich 30,000 Goldſtücken erhielt. Conſtantin belagerte Athen zum zweiten Mal, und zwang es eher zur Uebergabe und Erneuerung des Bundes, als Turachan auf Nerio's Bitten mit Hülfe erſcheinen konnte.

Johannes unterdeſſen und Theodorus, weit entfernt, die Anſtrengungen ihres Bruders zu theilen, fanden es nicht zur Unzeit, wegen Privatſtreitigkeiten einen Bürgerkrieg anzufangen, während Hunyades von Weſten her für die europäiſche Bildung, für das Evangelium, für Religion und Vaterland, wie man ſagte, in den Streit zog, und Conſtantin von der Südſeite her für die Freiheit Griechenlands die osmaniſchen Streitkräfte bekämpfte.

Gewiß beklagenswerth muß ein Volk ſeyn, deſſen Fürſten nicht einmal in dem Augenblick allgemeiner Bedrängniſſe, und ſelbſt des völligen Untergangs, die Leidenſchaft der Herrſchſucht dem öffentlichen Wohl unterzuordnen vermögen!

Alle Hoffnung zur Freiheit wurde durch die Vertilgung des großen Chriſtenheeres durch Murad zugleich vernichtet, und am 10 November des eintauſend vierhundert und vierundvierzigſten Jahrs bei Varna am ſchwarzen Meer entſchieden, daß die Türken in Europa herrſchen, und Griechenland Sklave ſeyn ſoll.

Mit dem Beherrſcher von Conſtantinopel ward auf demüthiges Bitten der alte Friede und der alte Tribut erneuert, nicht aber mit den beiden in Morea unabhängig regierenden Brüdern Conſtantin und Thomas. Der Beglerbeg von Theſſalien, der Herzog Nerio von Athen und der Paläologen trotziger Sinn ſelbſt forderten den Sultan zu ſtrengerer Züchtigung auf. Und überdieß wußte Tura-chan Conſtantins kriegeriſche Haltung an der Pforte als ſo drohend zu ſchildern, daß Murad mit einem Heere von 60,000 Mann noch im Spätherbſte des eintauſend vierhundert fünfundvierzigſten Jahres in Perſon gegen Morea aufbrechen wollte.

Um den Sturm noch vor ſeinem Ausbruche zu beſchwören, ſchickte Conſtantin den athenienſiſchen Geſchichtſchreiber Chalcocondylas mit Friedensvorſchlägen an die Pforte. „Die Feſtungswerke am Iſthmus ſollten aufrecht „bleiben, und Conſtantin alle Provinzen Griechenlands bis „an die Thermopylen in vollſtändiger Unabhängigkeit von der „Pforte, als ſelbſtſtändiger Monarch, behalten. Dagegen „wolle er die Beſitzungen Murads in Zukunft nicht mehr „mit Krieg überziehen.“ — Eine ſolche Sprache ſchien mit der Macht und den Thaten der griechiſchen Fürſten ſo wenig zu übereinſtimmen, daß Murad, von Unwillen entbrannt, den Geſandten in Feſſeln legte und, obgleich der Winter im Anzuge war, das Zeichen zum Aufbruch um ſo unbedenklicher gab, da Tura-Chan ſchwor, die Griechen würden es nicht wagen, ſeine Ankunft hinter den Schanzen der Landenge zu erwarten, der Anblick ſeines Heeres wäre ſchon hinreichend, dieſe zaghaften Menſchen in die Flucht zu treiben.

Auch flohen beim herannahenden Türkenheere die zerſtreuten Heeresabtheilungen der Moraiten wirklich ohne

Gegenwehr aus den Engpäſſen über Böotien und Attika bis an den Iſthmus zurück. Bei Theben vereinigte ſich der Herzog von Athen, mehr den Türken als den Griechen hold, mit Murad. Den Angriff des verbündeten Heeres erwarteten Conſtantin und Thomas an der Spitze aller ſtreitbaren Männer von Morea hinter den Wällen der Landenge. Die Türken lagerten bei Mingiä und erfüllten die ganze Landbreite von einem Meere zum andern *). Ein Kundſchafter, welchen Conſtantin ausſandte, um die feindliche Macht auszuſpähen, brachte die niederſchlagendſten Berichte in das Lager. „O Herr!“ ſagte er zu Conſtantin, „was für ein Unglück haſt du über Morea verhängt, das Panier gegen einen Monarchen erhebend, welcher mit den Streitkräften ganz Aſia's und Europa's erſchienen iſt und auf unſerer Erde nicht einmal Raum genug findet, ſeine Macht zu entfalten? Widerſtand iſt unmöglich, und wäre der Iſthmus mit einer doppelten Mauer verſchloſſen. Ich beſchwöre dich, ohne Zögern Geſandte zu ſchicken, und Frieden zu vermitteln, damit wir nicht alle vertilgt werden.“

Entrüſtet über den Kleinmuth des Mannes ließ ihn Conſtantin in Gewahrſam bringen, um das Heer nicht mit Verzweiflung noch vor dem Kampfe zu erfüllen. Murad beſichtigte unter dem Schutze von ſechstauſend auserleſenen Kriegern in Perſon die Mauer, Stellung und Vertheidigungsmittel des Feindes. Beim Anblicke der unüberſehbaren Schanzenreihe und des — der Zahl nach wirklich furchtbaren Griechenheeres ſtaunte der Sultan und machte dem

---

*) Am 27 November 1445.

Beglerbeg von Theſſalien ſeinerſeits die heftigſten Vorwürfe wegen ſeiner irrigen und prahlhaften Berichte über die Unmacht Conſtantins und die Feigheit der moraitiſchen Milizen, welche beim Anblicke der osmaniſchen Roßſchweife vor Schrecken zerſtieben würden, wodurch irregeführt er mitten im Winter einen Feldzug begonnen, den er mit mehr Klugheit auf das kommende Frühjahr habe verſchieben wollen.

Wie einſt Xerxes vor Thermopylä, wartete damals Murad mehrere Tage ruhig vor den Wällen der Feſtung. hoffend, die Griechen würden doch noch ohne Kampf ihre Stellung verlaſſen und in die Heimath auseinandr fliehen.

Als die Feinde aber weder fliehen noch die Waffen niederlegen wollten. begannen endlich Feuerſchlünde von ungeheurer Größe ihr Spiel gegen die Mauer. Am zweiten Tage brachte man den Sturmzeug näher und ließ durch leichte Angriffe verſuchen, wie viel Muth und Geſchicklichkeit der Feind in der Vertheidigungskunſt beſitze. Abends am dritten Tage brannte vor jedem der 10,000 Zelte des türkiſchen Heeres ein großes Wachtfeuer. Allahgeſchrei und lautes Gebet der Krieger erfüllte die Luft, zum Zeichen, daß mit dem Morgenroth der Sturm gegen die Feſtung beginnen ſoll. Und um den Erfolg deſto ſicherer zu machen, beunruhigten Haufen leichten Fußvolkes während der langen Winternacht durch wiederholte Angriffe Conſtantins Soldaten, damit ſie erſchöpft durch eine ſchlafloſe Nacht, mit geſchwächtem Muth und geminderter Kraft gegen die wohlgenährten und verſuchten Janitſcharen ſtreiten müßten.

Kaum graute der Morgen (am 10 December 1445) als Hörner und Trompetenklang die Muſelmanen zum Kampfe riefen. Mitten auf dem Iſthmus nahm Murad Stellung, um ihn herum der Kern ſeines Heeres. Ein furchtbares Feuer aus ſchwerem Geſchütze längs der ganzen Linie verſcheuchte die Griechen von der Mauer und die Janitſcharen legten ihre Leitern an, während andre die Grundlage untergruben und eine lange Strecke niederſtürzten. Ein ſerbiſcher Janitſchar hatte unter Murad's Augen zuerſt die Mauer erſtiegen. Wie ein brauſender Strom ſtürzte der Feind durch die ungeheure Lücke, durch die aufgeſprengten Thore und von den Zinnen herab auf die Moraiten Conſtantins. Im Mittelpunkt begann die Flucht, Schrecken ergriff die ganze Linie, auch wo die Mauer noch nicht erſtiegen war. Vergeblich ermunterten die Führer zur Tapferkeit, zum Widerſtande. Ihre Stimme verhallte ungehört im Tumulte, und ſie ſelbſt riß der Strom der Fliehenden fort.

Von den Türken plünderte ein Theil das erbeutete Lager, der andere verfolgte unter großem Gemetzel die Flüchtlinge, deren Trümmer ſich nicht eher vom Schrecken erholten, als bis ſie das Innere von Arkadien und Lakonien erreicht hatten. Das nahe gelegene Schloß Akro-Korinth konnte den Beſiegten keine Zuflucht gewähren, weil man es unbegreiflicher Weiſe ohne Beſatzung, ohne Munition und ohne Lebensmittel gelaſſen hatte.

Dreihundert Griechen hatten ſich auf eine Bergſpitze unweit Korinth geflüchtet. Murad zwang ſie durch Mangel an Nahrung und Waſſer zur Uebergabe, ließ ſie aber bis auf den letzten Mann niederhauen. Sechshundert andere Gefangene kaufte er von den Janitſcharen und ſchlachtete ſie, wie Chalcocondylas ſagt, den Manen ſeines Vaters Mohammed *). Schrecken lähmte ganz Morea.

Conſtantin und Thomas, in den äußerſten Winkeln Lakoniens verborgen, wollten mit den Vornehmſten und ihrer beweglichen Habe das Eiland verlaſſen und jenſeits der Meere Sicherheit ſuchen.

Bei Korinth theilte der Sultan ſein Heer. Die kleinere Hälfte übergab er dem Beglerbeg von Theſſalien, um gegen Miſtra und das Rufia-Thal vorzudringen; mit der größern Abtheilung erſchien er ſelbſt am nämlichen Tage noch vor Baſilikata, drei Stunden weſtlich am Meerbuſen von Korinth. Die Stadt fand er leer, weil die Bürger in Maſſe zum Kampfe nach der Landenge ausgezogen, aber nicht mehr heimgekommen waren. Die Häuſer wurden geplündert, und das Schloß, auf welches man Weiber und Kinder mit einer kleinen Beſatzung unter Anführung eines Prieſters in Sicherheit gebracht hatte, ohne Gegenwehr eingenommen. Die Bewohner von Patras, wohin Murad nach Zerſtörung Baſilikata's gedrungen war, hatten bis auf 4000 die Flucht ergriffen. Von dieſen hatten die meiſten auf der Citadelle, einige aber auch im erzbiſchöflichen Palaſte Stellung genommen. Während die letztern ihre Thorheit mit Uebergabe und Sclaverei bezahlten, wollten die Männer auf dem Bergſchloſſe nichts von Unterwerfung hören und ſchlugen mehrere Angriffe der

---

*) Murad war ſonſt — ſelbſt nach Angabe griechiſcher Scribenten — ein ſanfter und gerechter Mann.

Feinde tapfer zurück. Und als auf einer Seite die Mauer untergraben, eine weite Sturmlücke geöffnet, und der Feind ſchon innerhalb war, goßen die Griechen brennendes Harz auf die gedrängten Haufen und trieben ſie wieder aus der ſchon halb eroberten Feſtung in die untere Stadt zurück. Der Mauerbruch wurde eilig ausgebeſſert, mit neuen Werken verwahrt, und Burg und Beſatzung gerettet. Denn Murad, von Albanien und von Ungarn her mit neuen Gefahren bedroht, konnte nicht länger in dem ſchon hinlänglich gedemüthigten Morea verweilen, zog den beutebeladenen Tura-Chan bei Patras an ſich, und gewährte den griechiſchen Fürſten gegen Erlegung jährlichen Tributes Frieden. Nicht weniger als 60,000 Moraiten wurden, nach Ducas, von dem abziehenden Türkenheere als Sclaven über den Iſthmus getrieben*)

Auf dieſe Art ward am Schluſſe des Jahres 1445 der peloponneſiſche Bund geſprengt, Attika, Theben, Lokris und die Stämme am Pindus neuerdings den Türken ſteuerbar; waren die Thore Morea's mit Korinth, Baſilikata und vielen kleinern Ortſchaften in Schutthaufen verwandelt, die Bewohner mehrer Gegenden im nördlichen Theile der Halbinſel ausgerottet, und der Reſt einer jährlichen Kopfſteuer unterworfen.

Dieſes große Unglück und den ſichtbaren Verfall des griechiſchen Volkes wollte Conſtantin, wenigſtens in ſeinem Fürſtenthum, durch moraliſche Hülfsmittel mildern und hemmen. Er dachte an des Weltweiſen Gemiſtus Staatsreform und wollte von derſelben nach ſeiner Art und Ueberzeugung zur Verbeſſerung der öffentlichen Angelegenheiten Gebrauch machen. Er meinte, wenn er den Statthaltern, den Archonten und Bürgern Ordnung und Handhabung der Geſetze, Tugend und Gerechtigkeit empfehle und befehle, ſo ſey es hinlänglich, Menſchen und Zeiten umzuſchaffen. Allein außer ihm ſelbſt und einigen gleichgeſinnten Freunden mochte unter den höhern Claſſen der griechiſchen Bevölkerung niemand zu dieſen Heilmitteln ſeine Zuflucht nehmen, weil Befehl und Wille ſelbſt des unbeſchränkteſten Gebieters an und für ſich den Grundcharakter eines Zeitalters nicht ändern können.

---

*) Michael Ducas, historia byzant.

Und wie in vielen andern Epochen, wurde auch damals klar, daß gegen die dem Guten ſowohl als dem Böſen inwohnende eigenthümliche Wirkungskraft alles Streben und Ringen der Menſchen unmächtig und erfolglos ſey. Wohl kann man dem Strome einen Damm entgegenſetzen; er wird aber die Wehre niederwerfen durch den Druck gehäufter Wogen, oder an beiden Seiten ausbrechen und den gelegten Hinderniſſen zum Trotz ſeinen Lauf vollenden. Die Natur läßt nichts halb vollendet, und wie die Schwingungen des Pendels die phyſiſchen Geſetze der Theſis und Arſis anſchaulich machen, eben ſo klar beweiſen die wechſelnden Schickſale des menſchlichen Geſchlechts, daß man die Lebensfülle einer Nation, wenn ſie einmal entflohen, durch kein irdiſches Geſetz wieder zurückbringen und die Keime des Verderbens nicht eher ertödten kann, als bis ſie zur vollendeten Reife gekommen, und nach Entfaltung ihrer ganzen Bitterkeit gleichſam von ſelbſt verwelken.

Conſtantin gibt uns ja ſelbſt den klarſten Beweis von der Nichtswürdigkeit der höhern Volksclaſſen des damaligen Griechenlands, indem er eingeſteht, unter allen Archonten ſeiner Länder nur vier oder fünf zu haben, denen er bei Durchführung ſeiner wohlthätigen Abſichten höhere Verwaltungsſtellen übertragen könne. Johannes Kantacuzenus, Alexius Lascaris, Sophianos, Eudämon und ſein erprobter Freund Georg Phrantzes waren dieſe Auserwählten. Unter ihnen war dem erſten die Statthalterſchaft Patras, dem zweiten die von Korinth, und dem letzten die von Lacedämon zugetheilt aus beſonderer Neigung für ihn, wie der Fürſt ſich ausdrückte, und um ſeine treuen Dienſte durch Uebertragung einer ſo ausgezeichneten Würde zu belohnen. Phrantzes kann bei dieſer Gelegenheit ſeine Eitelkeit nicht unterdrücken und rühmt ſich laut: er glaube nicht, daß je ein Menſch mit einer ſo weit ausgedehnten Präfectur beehrt worden ſey, indem die Städte Lacedämon, das Schloß Miſtra, das Judenquartier, die Städtchen Tripes, Tzeramion, Pancotoron, Sclabochorion und alle in ihrem Weichbilde gelegenen Ortſchaften ſeinen Befehlen gehorchen und ihre Abgaben an ihn entrichten müßten*). Aus dem Umſtande, daß Phrantzes die Verwaltung einer

---

*) Dieſe große (!) Statthalterſchaft hatte etwas über drei Stunden in der Länge und etwa dritthalb in der Breite. Das Judenquartier, welches hier als ein für ſich beſtehender Ort bezeichnet wird, bildete in der Folge einen Theil der neuern oder untern Stadt Miſtra am Fuße des Schloßberges, auf deſſen Halden man heute noch das faſt gänzlich

Statthalterſchaft von ſo geringer Ausdehnung für eine große Auszeichnung hält, kann man unmittelbar den Schluß ziehen, daß man den Archonten im Allgemeinen noch viel kleinere Diſtricte, ja ſogar nur einzelne Städtchen und Ortſchaften anvertrauen durfte, um ihre Bedrückungen, ihre Ungerechtigkeiten, ihre Unterſchleiſe und Diebereien bei Einſammlung der öffentlichen Auſlagen deſto leichter zu verhüten und zu entdecken. Um den neuen Archonten Lacedämons vor dieſen Fehlern zu bewahren, gab ihm der Fürſt vor ſeiner Inſpectionsreiſe durch das Deſpotat noch beſondere politiſche Vorſchriften: „Verwalte das anvertraute Land gut,“ ſagte er ihm, „thue niemand Unrecht, laß dir nicht die Zügel der Herrſchaft durch Intriganten aus den Händen winden; du allein ſollſt regieren in meinem Namen, und außer dir kein anderer. Und wenn du keinen der Unterthanen gegen Recht und Fug verletzeſt, deine Pflichten ohne perſönliche Rückſicht übeſt, und von geſetzlicher Bahn keinen Fingerbreit abweicheſt, wird es dir Gott lohnen, und ich werde dir dankbar ſeyn. Laß dich nicht durch Geſchenke beſtechen, weil von ſolchen Leuten Chryſoſtomus ſpricht: „Feuer wird die Häuſer derjenigen verzehren, welche Geſchenke nehmen: ſo ſehr verkehrt und blendet Geſchenknahme die Gerechtigkeit, daß ſie ſogar Unſchuldige verurtheilt.“ „Ueberdieß,“ fügte er bei, „müſſe ein Richter über Gottes

---

verlaſſene alte ſlaviſche Miſtra mit ſeinen eingefallenen Paläſten, Kirchen und Archonten-Häuſern des 14ten und 15ten Jahrhunderts ſieht.

Volk und Mitgenoſſen des Chriſtenthums noch mit drei andern Tugenden geſchmückt ſeyn, die da wären: Treue gegen Gott, und gegen denjenigen, von welchem er das Amt erhalten; Wahrheit im Worte, und Beherrſchung der ſinnlichen Lüſte. Phrantzes, das wiſſe er, beſitze dieſe Tugenden ſchon von Jugend auf, und werde auch nicht vergeſſen haben, daß in den apoſtoliſchen Vorſchriften geſchrieben ſtehe, parteiloſe Gerechtigkeit gegen Reiche und Arme ſey erſte Pflicht des Richters.“ *)

Während Conſtantin durch wohlthätige Reformen Morea wieder zu ſtärken, zu bevölkern und zu ordnen fortfuhr, ſtarben ſeine beiden ältern Brüder, Johannes der Kaiſer und Theodorus der Thronerbe kurz hintereinander; der erſte in ſeinem Palaſte zu Conſtantinopel aus Gram, und der andere zu Selymbria an der Peſt, beide aber kinderlos**). Die drei noch übrigen paläologiſchen Brüder ſchritten unter den Auſpizien Sultan Murads, ihres Oberlehensherrn, zu einer abermaligen und zwar letzten Theilung des byzantiſchen Kaiſerthums in der Art, daß Conſtantin, als älteſter, die drei Städte Conſtantinopel, Selymbria und Meſembria mit der Kaiſerkrone, Demetrius und Thomas aber gemeinſchaftlich den Peloponnes beſitzen ſollen. Und namentlich müſſe ſich Demetrius mit den beiden Präfecturen Lacedämon und Korinth begnügen, Patras aber an Thomas überlaſſen. Beide Fürſten, ſo beſtimmten Kaiſer und Sultan, ſeyen von einander vollkommen unabhängig, und beide führen den Titel Deſpotes. — Thomas verlegte ſeine Reſidenz von Glarentza in das große und ſchöne Patras; Demetrius blieb zu Miſtra. Das Gebiet des erſtern war kleiner, begriff aber die fruchtbaren und reichen Ebenen von Achaja, Elis und Weſt-Meſſenien, bis herab nach Navarin und Kalamata. Demetrius' Antheil war ausgedehnter an Flächenraum, aber ärmer und durch die letzten Türkenkriege theilweiſe wieder verödet. Voſtitza, Skorta und Melingi bildeten die Gränzcantone gegen Weſt-Morea und den Fürſten von Patras.

---

*) Phrantzes a. a. O. lib. III.

**) Im Jahre 1448.

In Gegenwart Conſtantins und aller Archonten von Conſtantinopel ſchworen beide Brüder unter furchtbaren Verwünſchungen den Eid, dieſen Theilungsvertrag heilig und unverletzt zu halten, ſich nicht zu bekriegen, nicht zu berauben, ſondern friedlich und brüderlich neben einander zu leben, und nur das Beſte ihrer Unterthanen im Auge zu haben. Kaum war aber Thomas in ſeine Provinz gekommen, als er die Archonten ſeiner Partei unter Waffen rief und mehrere Städte ſeines Bruders Demetrius gegen das gegebene Wort mit Gewalt unterjochte. Demetrius flehte bei der Pforte um Hülfe gegen den treuloſen Bruder, und Tura-Chan, der Beglerbeg von Theſſalien, ward beauftragt, den armen flehenden Vaſallen Demetrius in ſeine Rechte einzuſetzen. Zugleich erhielt der Satrap aber auch den geheimen Auftrag, bei dieſer Veranlaſſung zugleich alles, was etwa von den Feſtungswerken an der Landenge noch aufrecht ſtünde, oder wiederhergeſtellt wäre, gänzlich zu zerſtören, damit die von unverſöhnlichem Bruderzwiſte zerriſſene Halbinſel einem künftigen Einfalle der osmaniſchen Heere ohne Widerſtand offen liege.

Tura-Chan trieb den Deſpoten Thomas aus den eroberten Städten hinaus, und nöthigte ihn, den Theilungsvertrag neuerdings zu beſchwören, und für ſeine künftige Treue Bürgen zu ſtellen. Von allen Eroberungen durfte er nur den für ſeine Beſitzungen günſtig gelegenen Canton Skorta behalten, mußte aber dagegen den Canton von Kalamata an Demetrius überlaſſen *).

---

*) Im Jahre 1449.

Dreizehntes Capitel.

Neue Verheerungen durch die Türken. Aufſtand der albaneſiſchen Colonien, und Sultan Muhammed des II Feldzug in Morea. Friede von Korinth. J. 1449 — 1458.

Zwei Jahre nach dieſem Vermittelungskriege erſchien Tura-Chan zum fünften Male mit einem großen Heere und ſeinen beiden Söhnen Achmed und Omar an den Thoren von Morea, nicht gerufen von einem der feindſeligen Brüder, auch nicht um Friede zu ſtiften, und aufgeregte Leidenſchaften zu dämmen; er kam in feindlicher Abſicht gegen beide Brüder zugleich auf Befehl Mohammed des Zweiten, der unterdeſſen ſeinem Vater Murad in der Regierung nachgefolgt war und die Exiſtenz eines griechiſchen Häuptlings am Bosporus nicht länger dulden wollte. Um Conſtantin des Beiſtandes ſeiner Brüder aus Morea zu berauben, hatte Tura-Chan Befehl, dieſes Land feindlich zu überziehen, und ſo lange zu ängſtigen, bis die griechiſche Hauptſtadt gefallen wäre. Am erſten October des Jahres 1452, folglich ſechs Monate vor dem Anfange der Belagerung Conſtantinopels, lieferte der Satrap von Theſſalien den beiden Deſpoten Demetrius und Thomas auf den ſo oft mit Griechenblut getränkten Steinfelde des Iſthmus ein großes Treffen, welches für die Moraiten eben ſo unglücklich ausfiel, als ſieben Jahre vorher der Kampf Conſtantin's gegen Murad. Korinth, kaum aus den Ruinen hervorgegangen, wurde zum zweiten Male geplündert und verbrannt, die Halbinſel bis Navarin und Kalamata am Fuß der Maina-Gebirge durchſchwärmt, verwüſtet, die verlaſſenen Orte der Brandfackel überliefert; was von Einwohnern nicht geflohen, wurde getödtet, oder als Sklave fortgeführt *). Nur die Schluchten von Melingi und Maina wagte Tura-Chan nicht anzugreifen, auch in das Eurotas-Thal drang er nicht ein, weil es nicht in ſeiner Abſicht lag, Morea für immer zu erobern; die Verheerung des platten Landes, unvertheidigter oder leicht bezwinglicher Orte ſchien hinlänglich zur Erreichung der Abſicht, in welcher ihn Mohammed ausgeſandt hatte. Und nicht eher wagten es die allzeit überwundenen Griechen wieder im offenen Felde zu erſcheinen, als bis im Frühling des folgenden Jahres eine Abtheilung des türkiſchen Heeres unter Achmed beutebeladen durch die Engſchluchten zwiſchen Argos und Korinth zog. Dort hatten die Deſpoten ihren Feldherrn, den Archonten **Mathäus Aſanes**, mit den Ueberbleibſeln ihres Heers in den Hinterhalt gelegt. Die Türken verloren bei dem unvermutheten Angriffe eine Menge Todte und Gefangene, und unter den letztern auch Achmed, den Sohn des Beglerbegs ſelbſt, welcher nach Miſtra geführt, und am Hofe des Demetrius mit aller Auszeichnung behandelt wurde *).

---

*) Phrantzes lib. III. cap. 7.

Dieſer kleine Vortheil belebte den geſunkenen Muth der Moraiten von neuem, und die Rüſtungen wurden verdoppelt, als die Nachricht von dem Falle der griechiſchen Hauptſtadt und dem Tode des Kaiſers die Halbinſel erſchütterte, und den zur Vertheidigung aufgehobenen Arm wieder lähmte. An Krieg und Muth dachte niemand, Alles wollte fliehen, und Demetrius und Thomas waren ſchon auf dem Punkte ſich mit den vornehmſten Archonten nach Italien einzuſchiffen, als Geſandte von Seite des Großherrn mit Friedensanträgen erſchienen. Aus einer Stelle bei Ducas muß man ſchließen, daß dieſe unglücklichen Fürſten, in der Freude dieſes Mal noch nicht von Land und Leuten getrieben zu werden, dem Sultan jährlich zehntauſend Goldſtücke als Tribut zu entrichten freiwillig angelobten, und der

---

*) Chalcocondylas lib. 8. pag. 157. ed. venet.

Nach Phrantzes lib. 3. cap. 7. wurde die türkiſche Heerabtheilung nicht zwiſchen Argos und Korinth, ſondern in den Schluchten zwiſchen Kalamata und Londari überfallen. Dieſe Stelle iſt aber undeutlich und verworren, während bei Chalcocondylas ganz klar geſagt wird, der Ueberfall ſei in den Hohlwegen bei Mycenä gemacht worden: *ἐνεδρευσάντος ταύτῃ περὶ Μυκήνης χώρας, ᾗ ἔμελλεν ἐλαύνων διὰ τῆς ὁδοῦ διεξιέναι.*

Uebrigens weiß jedermann, der jene Gegend kennt, daß während des großen Aufſtandes in unſern Tagen eine Abtheilung von Dramm-Ali's Heere in den nämlichen Schluchten ihren Untergang fand.

Sultan mit ihrer demüthigen Unterwürfigkeit zufrieden ſie einſtweilen in Ruhe zu laſſen beſchloß, da von ihrer Thorheit und Unmacht, von ihrer Entfernung vom Mittelpunkte der neuen Eroberung und ihrem unverſöhnlichen gegenſeitigen Haß nichts zu fürchten war. Aus derſelben Stelle erſieht man aber auch, daß dieſe eben ſo einfältigen als gewiſſenloſen Paläologen die eingegangene Verbindlichkeit ſchon im zweiten Jahr unerfüllt ließen, weil ſie meinten, Mohammed ſey zu ſehr in andre Händel verwickelt, um ſeine Blicke gegen den Peloponnes zu wenden. Jedoch war eine drohende Botſchaft im Jahre 1457 hinreichend, die Zaghaften wieder zur Pflicht zu bringen, und alle Rückſtände zu tilgen. „Zahlet, was ihr von drei Jahren her ſchuldig ſeyd, oder packt euch aus dem Lande," ließ er ihnen ſagen, und das Geſchäft war abgethan *). Wenn aber die beim erſten Schrecken des türkiſchen Sturms von den Inſeln des Archipelagus und aus Morea in Maſſe entflohenen Bewohner wieder heimkehrten, und die wankenden Kronen auf den Häuptern der beiden Deſpoten noch bleiben durften, ſo hatten ſich doch die Fugen, welche die verſchiedenartigen Elemente des moraitiſchen Staates zuſammenhielten durch die gewaltige Erſchütterung aufgelöſt, und die unſichtbare Macht, welche das Ungleichartige bisher verbunden hatte, war ver-

---

*) Ἐκ τῶν δύο ἑλέσθε τὸ κρεῖττον, ἢ τὰ χρεωστημένα πληρώσατε, ἢ ταχέως ἐξέλθετε ἀφέντες τὸν τόπον ἐν τῇ ἐμῇ δεσποτείᾳ. Ducas Mich. cap. 45.

ſchwunden. Wer unglücklich und nichtswürdig zu gleicher Zeit iſt, dachten die Archonten Morea's, hat kein Recht über ſie zu herrſchen. Und während die beiden Despoten ihr hinfälliges Anſehen unter dem Schutze des Islam zu befeſtigen ſtrebten, entzündete ſich beim Erlöſchen der Imperatoren von Byzanz die Flamme des Aufruhrs in Morea neuerdings und heftiger als vorhin. Als Nachfolger der Ville-Hardouin, der Anjou, der Fürſten aus Burgund und Savoyen beſaßen die beiden Paläologen Demetrius und Thomas eigentlich nur jene Städte und Schlöſſer, die einſt zu den Krondomainen der Fürſten von Glarentza gehörten, und ſelbſt von dieſen mußte ein großer Theil nach Beſiegung der Ausländer jenen Archonten-Familien wieder eingeräumt werden, die ſeit mehrern Jahrhunderten daſelbſt als Erbfürſten unter kaiſerlicher Hoheit geherrſcht hatten. Namentlich gilt dieſe Bemerkung von Monembaſia, von den Bergkaſtellen der Maina und der Cantone von Melingi, Dragaligos und Vatica, welche theils von den alten Stammhäuptlingen wieder beſetzt, theils auch von neu entſtandenen oder eingewanderten Archontengeſchlechtern in Abhängigkeit gebracht wurden. Im Jahre 1263 übernahm das Haus der Paläologen den größten Theil des alten Gebietes von Sparta als Krondomäne aus den Händen Ville-Hardouins. Demetrius dagegen konnte von dieſen weitläuftigen Beſitzungen nur noch die Städte Lacedämon, Miſtra und Slabochorion mit den dazu gehörigen Dörfern und Grundſtücken als Eigenthum und Familienherrſchaft anſehen. Alles übrige war in fremde

Hände übergegangen. Monembaſia war trotz der Gewalthat Theodors des I. doch wieder unter die Aegide ſeiner drei alten Stammfürſten Mamonas, Mononianes und Sophianos zurückgekehrt, und der Mainoten= oder Melingi=Diſtrikt vom Vorgebirge Matapan bis zu ſeiner nördlichen Abdachung in die Macht der eingewanderten Familie Kantacuzenus gekommen *).

Bei jedem Einfalle einer ausländiſchen Macht in den Peloponnes vermehrten ſich die Noth der Deſpoten und die Apoſtaſien der Archonten, ſo daß der einheimiſche Kampf zwiſchen Landesfürſten und Standesherren auch in Friedenszeiten bleibend war, und öffentliches Elend im Sinne der Magnaten für Segen galt. Und namentlich benützte die letzte achäiſche Fürſtenfamilie Centerione den großen Sieg Murads II im Jahre 1445 bei Korinth und die unmittelbar darauf folgende Verheerung des Landes, um den läſtigen Vertrag von Chalandritza zu brechen und die verlorne Unmittelbarkeit wieder zu erringen. Der alte Fürſt war damals ſchon todt, und der junge, Schwager des Deſpoten Thomas, mit Beibehaltung des Fürſtentitels ein Unterthan des Gemahles ſeiner Schweſter. Nach Murads Abzug wurde er aber von Thomas überwunden und als Staats=

---

*) Egli era anco un altro gentilhuomo et Signore Emanuele Cantacusino, figliuol di Giorgio il Sacchetai, il quale signoreggiava tutto il braccio di Maina, a cui per grandezza di fama et per gentillezza di sangue pocchi erano nella nazion greca pari.

Spandugino, pag. 200.

gefangener mit andern Häuptlingen in das Schloß Chlumutzi abgeführt.

Demetrius, einfältig, und zum Guten, wie zum Böſen zu faul und Spielball ſeiner Archonten, ſetzte den einheimiſchen Feinden eine regungsloſe Apathie entgegen, und ſank mit jedem Jahre, während Thomas, zwar kurzſichtig, aber boshaft und grauſam nach Art gemeiner Tyrannen, ſein Gut in dem gleichen Verhältniſſe mehrte, als die Macht ſeines Bruders hinſchwand. Die Herrſchſucht, dieſe königlichſte und edelſte aller menſchlichen Leidenſchaften, wird nur großen Geiſtern verziehen, erregt aber Ekel, wenn ihre Reize Leute von der Gemüthsart eines Thomas Paläologus entflammen. Kriechend vor den Satrapen Mohammeds, war er gebieteriſch und grauſam gegen Vornehme, und übermüthig gegen gemeine Unterthanen ſeines Fürſtenthums, und ſchien ſich des Sultans ſchrankenloſe Machtvollkommenheit als das einzig würdige Ziel eines Regenten erwählt zu haben. Von den zahlreichen Feudalbaronen und Dynaſten, ſowohl griechiſchen als fränkiſchen Geſchlechtes in ſeinem Lande ließ er einige blenden und von ihren Schlöſſern jagen, andere verſtümmeln und in den Kerker werfen, wieder andere garadezu ermorden, um ſich ihrer Güter zu bemächtigen. Beſonders verhaßt war ihm ſein Gebietsnachbar, der obengenannte Manuel Kantacuzenus, Dynaſt von Maina. Unter dem Vorwande, ſeines Bruders Demetrius Rechte zu wahren, ſtellte er dieſem mächtigen Archonten anfangs heimlich, und wie er ihn durch Hinterliſt nicht in ſein Netz bringen konnte, zuletzt mit offener Gewalt nach. Manuel widerſetzte ſich dem Wütherich mit Hülfe einiger Albaneſer-Colonien, die ihre Anhänglichkeit für die Familie Kantacuzenus noch nicht verloren hatten.

Seit der erſten Anſiedlung dieſer Fremdlinge auf Morea waren damals eben hundert Jahre verfloſſen, und ſchon erfüllten ſie mit ihren Zelten, Heerden und Hütten die Alpenhöhen und Triften des bergreichen Peloponneſus. Denn der Hauptſache nach waren ſie ihrem urſprünglichen Zuſtande des Nomadenlebens auch im fremden Lande noch treu geblieben, und nur wenige trieben Ackerbau, noch wenigere aber wohnten in Städten mit Griechen vermiſcht. Die Städte Tabia und Borbotia im Gebirge galten als die beiden Centralpunkte dieſes Volkes, wo ihre Geſchlechtsoberſten wohnten, und ihre Glücksgüter verwahrt wurden. Wie früher die moraitiſchen Bauern von den abendländiſchen Rittern, ſo wurden damals die albaneſiſchen Schafhirten von den griechiſchen Archonten behandelt, auf deren Grund und Boden ſie für ihre Heerden Weide ſuchten. Man mißhandelte und beraubte ſie, ſagt Spandugino, obwohl ſie für das Weiderecht Tribut bezahlten, und man fügte zur Ungerechtigkeit auch die Verachtung hinzu, weil man glaubte, ſie ſeyen zu ſchwach, um ſich ſelbſt Gerechtigkeit zu verſchaffen.

Der Fall von Conſtantinopel, die Erbärmlichkeit der paläologiſchen Fürſten, und der Heldenmuth ihres Landsmannes Skanderbeg, welcher um dieſelbe Zeit im albaneſiſchen Heimathlande die Ketten mohammedaniſcher

Dienſtbarkeit zerbrochen hatte, entflammte auch die Herzen der Albaneſen Morea's mit dem Wunſche nach Unabhängigkeit. Herrſchen wollten ſie in dem Lande, in dem ſie bisher Knechte waren. Peter der Hinkende, ein vornehmer Arnaute, gewiſſenlos, gewandt und liſtig die Gemüther der Menſchen zu lenken, war die Seele der neuen Volksbewegung. Er redete zu den Schafhirten: „die Zeit wäre nun gekommen, ſich der Triften, der Thalgründe, der Brunnen zu bemächtigen, deren Benützung ſie bisher von grauſamen und feigen Archonten nur gegen Erlegung drückenden und ungerechten Tributes erlangt hätten. Jetzt, da dieſe Griechen ihr eigenes Heil verloren geben, und von ihren Häuptern gleichſam verlaſſen ſeyen, bleibe für die Sicherheit der albaneſiſchen Bevölkerung nichts übrig, als einen Anführer und Beſchützer aus ihrer eigenen Mitte zu wählen*).“ Schnell verbreitete ſich der Aufſtand über die ganze Oberfläche der Halbinſel. Planlos zwar, aber mit gleicher Wuth und zu gleicher Zeit wurden offene Orte überfallen, feſte eingeſchloſſen, das platte Land verwüſtet, die Heerden weggetrieben, und die griechiſchen Bewohner zu Sklaven gemacht. Um in die Bewegungen mehr Einheit zu bringen, wählten ſie aus der Menge griechiſcher Archonten, welche um die Anführerſtelle buhlten, Thomas's Todfeind, den obengenannten Manuel Kantacuzenus, zu ihrem Feldherrn und oberſten Beſchützer, und nannten ihn, zum Zeichen, daß er nun ganz Albaneſe ſey, ſtatt Manuel „Ghin" Kantacuzenus, und ſeine Gemahlin ſtatt Maria „Cuchia," Namen, die nur dieſem Volke eigen ſind. Die Menge der Streiter, welche von den Gebirgen herabſtiegen, von den Thälern herausſtrömten, war ſo groß, daß beide Deſpoten zu gleicher Zeit in ihren Reſidenzen zu Patras und Miſtra belagert wurden *). Vor letztere Stadt legte ſich Ghin Kantacuzenus mit der albaneſiſchen Hauptmacht ſelbſt, während der auf dem Schloſſe Chlumutzi vorhin gefangene Erbprinz von Chalandritza mit dem Archonten Lucanes den Deſpoten Thomas in ſeinem Palaſte zu Patras ängſtigte. Der Befehlshaber von Chlumutzi, von den Inſurgenten gewonnen, hatte ihnen die Feſtung ſammt allen daſelbſt aufbewahrten Staatsgefangenen überliefert. Der benannte Lucanes war ein durchtriebe-

---

*) . . . καὶ σφίσιν ἡγεμόνα ἑλέσθαι, ὃν αὐτοὶ ἕλωνται. Chalcocondyl. pag. 168. e. v. Vgl. Phranzes a. a. O. —

---

*) Onde risapendo (Emanuele Cantacusino) s' accordò con molti Albanesi, i quali erano sottomessi a diversi gentilhuomini Greci et Signori, i quali mal li trattavano. Questi adunque desiderosi di liberarsi da così gran servitù, elessero il detto Emanuele, e gli mutarono il nome et lo chiamarono Ghin Cantacusino. Parimente la moglie sua, laquale prima si chiamava Maria, vollero che si chiamasse poi Cuchia, i quali sono nomi Albanesi. Laonde fù tanta la moltitudine di costoro, che assediarono l' uno et l' altro Despoto, cioè Tomaso in Patras et Demetrio in Mistrà. Ma perchè Emanuele era Signore della campagna, nessuno poteva uscire fuori della città o castello, ove egli non fosse fatto prigione.

Spandugino pag. 200 verso.

ner Böſewicht. Schon von dem Deſpoten Theodorus II mit Wohlthaten überhäuſt, hatte er ſich des Zutrauens dieſes ſchwachen Fürſten bedient, um Thomas bei ſeinen Unterthanen verhaßt zu machen, und endlich, unter dem Scheine für Theodorus Größe zu arbeiten, zugleich mit dem Erbprinzen Azen Centerione das Panier des Aufruhrs aufgeſteckt. Er wollte ſich im Parteigewühle der Halbinſel ſelbſt einen Thron bauen. Bochali, Archont von Londari, hatte ihm Geſellſchaft geleiſtet, und war zugleich mit Azen und Lucanes nach dem Friedensſchluſſe mit Murad II von Thomas überwunden und eingekerkert. Die lange Gefangenſchaft hatte ihren Grimm verdoppelt, und mit Wuth hausten ſie nach ihrer Befreiung auf den Gütern des Despoten.

Hätte man beide Parteien ſich ſelbſt überlaſſen, wäre die ganze neugriechiſch redende Bevölkerung, wie einſt die helleniſche durch die Slaven, ſo damals die ſlaviſch griechiſche durch die Arnauten ohne Zweifel gänzlich von der Oberfläche Morea's verſchwunden, und der Peloponnes würde heute Arnaud-ili, Albanerland, und ſeine Bebauer nicht mehr Romäer, ſondern Schkypitar heißen. Anarchiſch, feig und unwiſſend, wie die Moraiten waren, wie hätten ſie ſich denn vertheidigen können vor der kriegeriſchen Wuth und Kraft der Söhne Skanderbeg's? Beide Theile wandten ſich aber an die Pforte Mohammeds, die Albaneſen mit dem Verſprechen, dem Sultan jährlich einen großen Tribut zu bezahlen, und ihm mit ihrer ganzen Macht in ſeinen Kriegen beizuſtehen, wenn er Morea ihrer Gewalt überlaſſen wollte. Dagegen erſchien Aſanes *), Schwager des Despoten Demetrius, mit der Bitte um Hülfe für die Zinsfürſten der hohen Pforte gegen empörte Räuber und Sklaven. Und ungeſäumt erhielt Tura-Chan Befehl zum ſechsten Male im Peloponnes einzurücken und die Rebellen zu bändigen **). Mohammed wollte das fruchtbare Eiland lieber in den Händen der wehrloſen und entarteten Griechen ſehen, als das unverdorbene und kräftige Geſchlecht der albaneſiſchen Nomaden einen ſolchen Zuwachs an Macht und Reichthum gewinnen laſſen.

Der alte, mit den moraitiſchen Angelegenheiten durchaus vertraute Satrap ſoll nach Laonicus in einem Kriegsrathe, in welchem man ſich über die Art und Weiſe berieth, durch welche der Empörung am leichteſten geſteuert werden könnte, den beiden Fürſten Erinnerungen gemacht haben, die von der Politik dieſes Barbaren eine ſehr günſtige Meinung erregen. „Vor allem, ſagte er, iſt's nöthig, daß einer der beiden Deſpoten dem feigen Palaſtleben für einige Zeit entſage, und dem Feldzuge gegen die Aufrührer in Perſon beiwohne, weil ſich dieſe beim Anblick ihrer angebornen Fürſten ſchneller und furchtloſer unterwerfen, als wenn ſie von mir und meinen Soldaten, die wir geborne Feinde des griechiſchen und albaneſiſchen Namens ſind, zur Ablegung der Waffen aufgefordert würden.“ Auch rieth er den Brüdern, ihre Unterthanen nicht mehr ſo zu behandeln, wie ſie bisher gethan hätten; rechtliche Leute möchten ſie von nun an ſchützen, Böſewichter aber und Störer des öffentlichen Friedens raſtlos verfolgen, und ohne Nachſicht beſtrafen, indem das Zuſammenwirken der Guten hinlängliche Kraft verleihen werde, um die Klaſſe der Böſen im Zaume zu halten. Wohin die verkehrten Maßregeln ſie und ihre friedlichen Unterthanen gebracht, ſähen ſie ja ſelbſt ein. Unfehlbar hätten ſie dießmal von Land und Leuten entfliehen müſſen, wenn nicht ſein Gebieter, der Sultan, aus Mitleid gegen ihre hülfloſe Lage ein Heer Osmanen geſandt hätte, um das bereits verlorne Land in ihrem Intereſſe wieder zu unterjochen. Beſonders aber rieth er, der unthätigen, ſchläfrigen Lebensweiſe zu entſagen, und ſich ernſtlich den Regierungsangelegenheiten zu widmen; ſelbſt zu handeln und nicht ſchändliche Creaturen mit unverdientem Zutrauen zu beehren, und als Unterboten ſouverainer Fürſtengewalt über die ſchutzloſen Unterthanen walten zu laſſen. Die leiſeſten Bewegungen turbulenter Köpfe müſſe man ungeſäumt im Keime noch, und zwar in Perſon, zu erſticken eilen. Solchen Maximen, fügte er bei, habe die türkiſche Nation Glück und Wachsthum größtentheils zu verdanken. Böſewichtern müſſe man nur dann verzeihen, wenn man ſie nicht züchtigen könne, ſobald aber die Gefahr beſchwichtiget, und nichts mehr zu fürchten, ſoll man ſie zur Strafe ziehen. Dieſes ſeyen Staatsmaximen, von welchen ſich kein Herrſcher ungeſtraft entfernen dürfe *).“

---

*) Oder Haſan, wie ein berühmter Mann leſen will.

**) Im Oktober 1454.

Phranzes lib. III. cap. 24.

---

*) Chalcocondylas a. a. O. pag. 171 ed. venet. od. Buch VIII. — Phranzes a. a. O. lib. III. cap. 20 u. 21. —

Zuerſt vereinigte Demetrius ſeine Kriegsſchaaren mit dem türkiſchen Feldherrn, und beide rückten dann vor die Bergfeſte Vorbotia, den vorzüglichſten Brennpunkt des Aufſtandes der Albaneſen im Deſpotat von Miſtra, und wohin ſie zugleich ihre Weiber und Kinder geflüchtet hatten. Die erſten, von Türken und Griechen gemeinſchaftlich unternommenen Angriffe wurden abgeſchlagen, und wie man ſie am folgenden Tage erneuerte, war die Beſatzung durch eine mit dem Berge in Verbindung ſtehende Schlucht entflohen. Die zurückgebliebenen albaneſiſchen Männer, Weiber und Kinder, zehntauſend an der Zahl, wurden zu Sklaven gemacht.

In den Kantonen Skorta und Calamata, wohin ſich die Verbündeten nach der Dämpfung des Aufruhrs im Fürſtenthum Miſtra zogen, leiſteten die Rebellen eben ſo geringen Widerſtand. Eine Stadt, Aetos genannt, und in Ober-Meſſenien gelegen, ergab ſich nach kurzer Gegenwehr und erhielt gegen Ablieferung von Waffen, Pferden und tauſend Sklaven Vergeſſenheit des Vergangenen. Demetrius, um ſeinem Bruder in Bändigung der empörten Unterthanen ja nicht beizuſtehen, hatte bei Thomas's Ankunft beim Türkenheere von Turachan Abſchied genommen und den Rückzug in ſein Land angetreten.

Nach dem Falle der beiden Feſtungen Vorbotia und Aetos bot die ganze albaneſiſche Bevölkerung ihre Unterwerfung an, wenn ſie alle, von moraitiſchen Griechen geraubten Waffen, Pferde und Sklaven, ſo wie alle eroberten Dörfer, Flecken und Städtchen behalten und mit ihren Leuten coloniſiren durften *). Auf Turachans Anrathen nahmen die beiden Deſpoten dieſe ſonderbaren Friedensbedingungen an, deren Nachtheil ja nicht ſie ſelbſt, ſondern nur ihre griechiſchen, treugebliebenen Unterthanen traf. Der Satrap gewann den doppelten Vortheil, einerſeits die Halbinſel zu beruhigen und den Flug der Albaneſen-Macht zu hemmen, andererſeits aber dieſes kriegeriſche und abgehärtete Nomadenvolk durch Zugeſtehung vortheilhafter Bedingniſſe dem türkiſchen Intereſſe geneigt zu machen. Vor ſeinem Abzug aus der Halbinſel ermahnte er noch die beiden Brüder zur Eintracht unter ſich ſelbſt, zur Milde gegen ihre Unterthanen, und zur Wachſamkeit gegen die Feinde gemeinſamer Ruhe und Wohlfahrt **).

Allein ſo groß und ſo kläglich war die Schwäche dieſer beiden Fürſten, daß ſie nach Tura-Chans Heimkehr das Ohr nach wie vor böſen Rathgebern liehen, und ihre Handlungen nicht im Sinne der kurz vorher erhaltenen Weiſung, ſondern nach den Einflüſterungen der meuteriſchen Archonten einrichteten. Durch Sykophantenkünſte, die man nur an Höfen kennt, gelang es dieſen ewigen Widerſachern allgemeinen Friedens nur zu ſchnell, die Glut alter Eiferſucht zwiſchen Demetrius und Thomas wieder anzu-

---

*) *Προσεχώρησαν μὲν οὖν αὐτίκα καὶ οἱ λοιποὶ τῶν Ἀλβανῶν τοῖς ἡγεμόσι, διαπρεσβευόμενοι, ἐφ' ᾧ ἔχειν αὐτούς, ἅττα δὴ ὑπηγάγοντο, καὶ ἵππους καὶ ὑποζύγια, ὅσα ἐληΐσαντο, μὴ ἀποδιδόναι.* Chalcacond. p. 171.

**) Chalcocondyl. p. 172. e. ven.

ſachen. Nur in einem Punkte befolgte Thomas die Lehren Tura=Chans, indem er ſeinen Schwager und vorzüglichſten Gegner Azen Centerione, Baron von Chalandritza und Titularfürſten von Achaja, unter der Maske der Freundſchaft nach Patras lockte, und ungeachtet der eidlich gelobten Sicherheit für Gut, Freiheit und Leben ins Gefängniß warf und daſelbſt mit ſeinen Kindern verhungern ließ. Ein gleiches Schickſal hatte auch der mit Thomas ebenfalls verſchwägerte Archont von Glarentza. Es wurden ihm Hände, Naſe und Ohren abgeſchnitten und die Augen ausgeriſſen. Theodor Bochali, einer der vornehmſten Grundbeſitzer der Halbinſel, wurde geblendet und ausgetrieben.

Während dieſer Auftritte ſuchte Lucanes mit Hülfe der Albaneſen, einiger von Conſtantinopel entronnenen Griechen, und aller in Morea ſelbſt unzufriedenen und aufrühreriſchen Magnaten eine dritte, von beiden Fürſten unabhängige Herrſchaft im Lande zu bilden. Er ſchilderte ſeinen Bundesgenoſſen die Schwäche, Nichtigkeit und unverſöhnliche Zwietracht ihrer Fürſten, durch welche das Land gänzlich in Verfall gerathen ſey, und zuletzt unfehlbar eine Beute der Türken werden müſſe *). Sogar Aſanes, des Deſpoten Demetrius eigenen Schwager und Statthalter von Korinth, ſuchten ſie durch dieſe Vorſpiegelungen über die dem Vaterlande drohenden Gefahren zu bereden, an der Verſchwörung Theil zu nehmen. Um bei dieſem Unternehmen von Seite der Türken kein Hinderniß,

---

*) Chalcocondyl. p. 173. e. ven. (Buch VIII).

ſondern vielmehr Unterſtützung zu finden, ſollte Aſanes den jährlichen Tribut von 12,000 Goldſtücken einſammeln und ungeſäumt an die Pforte überbringen. Dieſer lehnte aber ihre Zumuthungen ab, und wollte ſeinen Gebieter nicht verrathen. Dagegen verweigerten die Albaneſen jede Bezahlung, wenn man ſie nicht vorher vertragsmäßig von der Herrſchaft der Paläologen befreite und die Ländereien Morea's zu gleichen Theilen zwiſchen Griechen und Arnauten vertheile *). Unterdeſſen mußte ſich die Partei doch durch einen Aga Haſanbeg an die Pforte gewandt haben, um daſelbſt eine Stütze in ihrem Aufruhr gegen die paläologiſchen Deſpoten der Halbinſel zu erhalten. Denn der Sultan verſichert in einer Zuſchrift an zwölf Archontenfamilien Morea's, in welcher Kyr Sphantzes, Kyr Sophianos, Kyr Manuel Raul, und Laskaris Kyr Demetrius mit allen den Ihrigen neben den Geſchlechtern der Diplobatatzier, Kalakäer, Pagomenäer, Phrankopuläer, Sguromaläer, Mauriko-papas, Philanthropenäer und Perobuicker namentlich aufgeführt ſind, alle dieſe Herren, ſo wie alle jene, die ſich anſchließen wollen **), gleichſam ſeiner Gnade, mit dem Beiſatze, daß ihm ihre Anträge durch den Aga Haſanbeg vorgelegt worden ſeyen. Er ſchwört ihnen bei Mohammed, bei den 124000 Propheten der Moslimen, bei ſeinem Schwerte, bei der Seele ſeines Vaters und bei den ſieben heiligen Büchern, daß er von allen ihren Dingen, von ihren Kindern, von ihren Köpfen, von ihrem Eigenthum nichts anrühren, ſondern daß er ſie von ihren Unruhen befreien, und in eine beſſere Lage bringen wolle als ſie vorher waren *).

---

*) Chalcocondyl. lib. 8. p. 137. e. ven.

**) (θελήσουν ν' ἀρθοῦν).

Der gefahrvolle Kampf mit Hunyad und die unglückliche Belagerung von Belgrad erlaubten dem Sultan nicht, die Thorheit der Moraiten auf der Stelle zu züchtigen. Wie aber die Ungarn geſchlagen und Hunyades geſtorben, ließ Mohammed ein Beobachtungsheer an der Donau und rückte in Perſon mit der großen türkiſchen Armee gegen Morea ins Feld **). Die aſiatiſchen Truppen ließ er als Blocade vor Akrokorinth liegen, mit den übrigen drang er in das Innere der Halbinſel ein. Die Burg von Korinth, wo ein Stellvertreter des Aſanes befehligte, war in Folge der unbegreiflichſten Nachläſſigkeit im Augenblicke der Einſchließung durch die Türken von allen Lebensmitteln entblößt, die Feſtungswerke an vielen Stellen eingefallen, und die Beſatzung ſelbſt ſchwach und ungeübt. Jetzt erſt dachte Aſanes, wie allen dieſen Mängeln abzuhelfen ſey. Und nur mit Mühe gelang es ihm, vom Seehafen Kenchrä aus bei Nachtzeit, und mitten durch die Belagerer, etwas Getreide und eine Verſtärkung an Mannſchaft in das Schloß zu werfen.

---

*) Dieſe merkwürdige Urkunde hat der berühmte Orientaliſt, Dichter und Geſchichtſchreiber, Herr von Hammer, im zweiten Bande ſeiner Geſchichte des osmaniſchen Reichs, S. 513, zuerſt bekannt gemacht und ins Deutſche überſetzt. Unter allen genannten Archonten iſt der Name Kyr Sophianos, aus einem der drei vornehmſten und uralten Geſchlechter von Monembaſia, in den Jahrbüchern Morea's berühmt, und als Gegner der Paläologen ſchon aus frühern Begebenheiten bekannt.

**) Mai 1458.

Um von Korinth in die innern Provinzen zu gelangen, führt die Straße über Argos. Dieſen Weg wollte aber Mohammed nicht einſchlagen, weil Argos den Venetianern gehörte, und der Sultan mit dieſer Republik damals in Frieden lebte. Er wandte ſich rechts in das Gebirgsrevier hinauf, deſſen höchſter Gipfel vor Alters Cyllene hieß, und die alten Republiken Phlius, Orneä, Kaphia, Stymphalus und Pheneus in ſeinen nach allen Weltgegenden hin ſich öffnenden Thalgründen blühen und verwelken ſah. Seit den Tagen Nerio's war in jenem Alpenſtocke der Hauptſitz der Albanier von Nord-Morea. Die fränkiſchen Ritter hatten während ihrer Herrſchaft daſelbſt eine große Menge Bergſchlöſſer angelegt, deren Namen die Griechen nachgehends in ihre Sprache umſetzten, eine Sitte, welche die Osmanen auch ihrerſeits nachahmten, ſo daß ein und daſſelbe Caſtell häufig unter drei verſchiedenen Benennungen in hiſtoriſchen Nachrichten aufgeführt wird. Eine ſolche Bergveſte, von griechiſchen Autoren Tarſos genannt, ergab ſich dem Sultan nach kurzer Gegenwehr und erkaufte gegen Auslieferung von dreihundert Knaben Sicherheit. Eine andere ſehr feſte, von einer zahlreichen albaneſiſchen Beſatzung, mit welcher ſich auch ein Haufen ſtreitbarer Griechen vereinigt hatte, vertheidigte Bergſtadt mußte ſich aus Mangel des von den Türken abgeſchnittenen Quellwaſſers in Unterhandlungen einlaſſen, nachdem die

Bewohner längere Zeit mit dem Blute der Laſtthiere ihren Brodteig geknetet hatten. Allein während man ſich über die Bedingniſſe der Uebergabe verſtändigte, erſahen die Janitſcharen den Vortheil, erſtiegen die Mauern und führten die ganze Bevölkerung als Sklaven fort. Gleiches Schickſal hatte Acribe oder Aeoba, welches die Janitſcharen trotz der verzweifeltſten Gegenwehr der Bürger im Sturm eroberten *). Die Einwohner von Rupela ſchlugen zwei Stürme heldenmüthig zurück, und Mohammed war ſchon zum Abzuge bereit, als ſie freiwillig die Thore öffneten und ohne weitere Mißhandlung mit Weib und Kind als Coloniſten in das entvölkerte Conſtantinopel wandern mußten. Nur zwanzig Arnauten, welche früher zu Tarſus capitulirt und hier neuerdings gefochten hatten, ließ er mit großen Schmiedehämmern Arme und Schenkel zerſchmettern **).

Von Rupela zog er tiefer gegen Süden hinab und belagerte Pacenica im ehemaligen Gebiete von Mantinea. Die albaneſiſchen Bewohner hatten die Stadt verlaſſen und ſich in das hohe Bergſchloß geworfen, wo ſie von Kantacuzen, der die albaneſiſche Partei wieder verlaſſen und ſich den Türken angeſchloſſen hatte, auf des Sultans Befehl zur Uebergabe aufgefordert wurden. Auf ihre Weigerung fiel neuer Verdacht auf Kantacuzen, er wurde aus dem Lager gejagt, und die Feſtung mehrere Tage lang vergeblich beſtürmt. Mohammed zog ab und wandte ſich aus den Gebirgen auf die Hochebene heraus, auf welcher im Alterthum das helleniſche Tegea, während der ſlaviſch-byzantiniſchen Zeitperiode aber auf der Fläche Nikli, und auf einem rauhen, ſchwer zugänglichen Vorberge des Parthenius öſtlich von Tripolitza das wohlverwahrte und von Demetrius Aſanes vertheidigte Muchli ſtand. Der Sultan lagerte auf der Ebene, und hielt Kriegsrath, ob man Miſtra angreifen und die Eroberung der ſtarken Feſtungen Monembaſia, wohin Demetrius, und Maina, wohin Thomas geflohen, unternehmen, oder vor der Hand mit den errungenen Vortheilen ſich begnügen, und die Unterjochung des mittäglichen Theiles der Halbinſel auf eine andere Zeit verſchieben ſoll. Auf erhaltene Kunde, daß ein rauhes und ſchwer zu durchwanderndes Land den Zugang zu jenen Feſtungen beſchütze, wandte er ſich mit der ganzen Macht gegen Muchli, welches der befehlhabende Archont noch vor Anlegung der Sturmleitern aus Waſſermangel zu übergeben genöthigt war *). Das große türkiſche Heer ver-

---

*) Phranzes nennt unter den im Gebirge eroberten Städten vorzüglich Aeoba, Aetos und Pentachiria.

Phrantzes, lib. III, cap. 22.

**) Aus dieſem Grunde heißt Rupela in türkiſchen Büchern das Hammerſchloß oder Keulenſchloß, طوقمق حصاری; denn طوقمق, Tokmak, wird im Türkiſchen der Holzſchlägel, die Keule, genannt.

---

*) Chalcocondylas, lib. IX, p. 155, ed. venet.

Man ſehe aber den griechiſchen Text dieſer Stelle und nicht die nebenſtehende lateiniſche Ueberſetzung des Conradus Clauſerus von Zürich, welcher den freilich etwas verdorbenen einigte ſich hierauf mit der aſiatiſchen Abtheilung im Lager bei Korinth, wo man in der Zwiſchenzeit Feuerſchlünde vom größten Kaliber gegoſſen und aus den Marmorblöcken der verwüſteten Stadt Alt-Korinth ungeheure Kugeln verfertigt hatte, um die Bruſtwehren der hohen Burg zu zerſchmettern. Auch hatte das Blokadeheer unterdeſſen einige fruchtloſe Stürme gewagt, und die Belagerten durch Zerſtörung der Waſſerleitung auf die Brunnen der Citadelle beſchränkt. Die Befehlshaber Matthäus Aſanes und Nicephorus Lucanes ließ der Sultan durch Herolde auffordern, die Feſtung freiwillig zu übergeben. Sie ſollen die Macht der osmaniſchen Heere, ihren unbezwinglichen Muth, und das Schickſal jener Städte zu Gemüthe führen, welche Widerſtand verſuchten. Sie ſollen mit ihren Mitbürgern friedlich den Platz räumen, und andere Wohnſitze aus Mohammeds Händen erhalten. Wo nicht, ſey ihr Untergang unvermeidlich.

Aſanes als Oberbefehlshaber antwortete dem Herold mit Mäßigung: er kenne die erhabenen und edeln Geſinnungen des Sultans und ſeine große Macht. Die Burg Acrokorinth aber übertreffe durch ihre Lage, durch ihre künſtlichen und natürlichen Vertheidigungsmittel alle Feſtungen, welche Mohammed je bezwungen habe. Selbſt

---

Urtext nicht richtig verſtanden und ſelbſt einen berühmten Geſchichtſchreiber in Irrthum gebracht hat, indem dieſer letztere die Vorfallenheiten der Eroberung von Korinth auf die Uebergabe von Muchli überträgt.

in des Sultans Augen müſſe ein Befehlshaber verächtlich ſeyn, welcher eine Felſenburg, zu welcher ein einziger, mit dreifachen Mauern und Thoren verwahrter Pfad hinaufführe, ohne Gegenwehr zu überliefern die Feigheit hätte. Er ſey entſchloſſen, mit der Beſatzung und den Bürgern von Korinth den Angriffen zu widerſtehen, und ſich auf Leben und Tod zu vertheidigen.

Durch die ungeheuern Feuerſchlünde ward die erſte Mauer, auf welcher Aſanes ſeine Stellung hatte, in wenigen Tagen zertrümmert, und dieſer zog ſich nach einem hitzigen Ausfalle hinter die zweite zurück. Kugeln von dritthalb Centnern richteten in kurzer Zeit auch hier die furchtbarſten Zerſtörungen an, zerſchmetterten die Backöfen der Feſtung, und flogen, nach Laonicus, ſogar über die Burg hinüber auf die vierzehn Stadien (mehr als eine halbe Stunde) entfernte Schiffswerfte von Lechäum.

Bald mangelten die Lebensmittel, und die weichlichen Bürger fingen ſchon an, ſich mit dem Erzbiſchof über die Uebergabe zu beſprechen. Aſanes forderte ſie zur Ausdauer und zur Herzhaftigkeit nicht ohne Erfolg auf, als der Erzbiſchof heimlich einen ſeiner Vertrauten mit der Anzeige über den traurigen Zuſtand der Feſtung, über den Mangel an Lebensmitteln und das Mißvergnügen der Belagerten mit dem Beiſatze zum Sultan ins Lager ſchickte, daß man ſich nach wenigen Tagen aus Hunger ergeben müſſe. Mohammed forderte die Befehlshaber noch einmal zur Uebergabe auf. Durch gute Freunde, die er in der Feſtung habe, ſey ihm der beklagenswerthe Zuſtand der Beſatzung und der Einwohner angezeigt worden, es wäre Unſinn, länger Widerſtand zu leiſten.

Umgeben von heimlichen Verräthern und muthloſen Soldaten verzweifelten auch die Archonten am Heile, ſtiegen ins türkiſche Lager hinab und übergaben die Burg *).

Mohammed wollte nicht länger in Morea verweilen, da wichtige Reichsangelegenheiten ſeine Gegenwart in Conſtantinopel nöthig machten. Er wollte Friede und ſchickte den Archonten Matthäus Aſanes mit folgendem Antrage an die beiden Deſpoten: Das Land und die Städte Morea's, welche das türkiſche Heer im gegenwärtigen Feldzuge durchzogen, und darüber hin noch die Baronien Voſtitza, Patras und Calabryta ſollten an den Sultan abgetreten werden und künftig als Theile der Satrapie von Theſſalien einverleibt werden. Für den Reſt des Landes ſollten Thomas und Demetrius jährlich fünfhundert Stateren **) in Gold entrichten, und Demetrius noch überdieß ſeine Tochter in einer noch zu beſtimmenden Zeit dem Sultan als Gemahlin überlaſſen.

Die wehrloſen Fürſten bewilligten alles, beſchworen die vorgelegten Friedenspunkte und ſchickten Bevollmächtigte in das Lager von Korinth, um mit Mohammed jeden einzelnen Punkt ins Reine zu bringen. Sie mußten ſich noch über die Mäßigung des Sultans Glück wünſchen, welcher ihre Vernichtung noch auf einige Zeit zu verſchieben für gut fand, um ſein Augenmerk gegen Trapezunt und Armenien zu richten. In allen eroberten Städten, beſonders aber in Korinth, Patras, Kalavryta und Muchli, legte der Sultan Janitſcharen als Beſatzung ein, und zog über das eben bezwungene Athen nach Theſſalien und Conſtantinopel zurück.

---

*) Am 6 Auguſt 1458. Chalcocond. p. 186, ed. ven., Buch IX. — Phrantzes a. a. O.

**) Πεντακοσίους στατῆρας erklären einige für 500 Pf. Gold.

Vierzehntes Capitel.

Thomas bricht den Frieden mit den Türken und mit ſeinem Bruder zu gleicher Zeit. Ein türkiſches Heer fällt in Morea ein. Schlacht bei Londari. Mohammed II erobert ganz Morea. J. 1459 — 1461.

Während gegen den Sultan in Servien, in Armenien und in Trapezunt zu gleicher Zeit die Kriegsflamme aufzulodern drohte, hielt es Thomas an der Zeit, den vor ſechs Monaten geſchloſſenen Frieden zu brechen und die türkiſchen Beſatzungen aus den eroberten Provinzen zu vertreiben. Um den Treubruch in den Augen ſeiner Unterthanen zu beſchönigen, ſchickte er einen Abgeordneten mit dem Begehren an die Pforte, der Sultan möge ihm alle im Frieden von Korinth von ſeinem Deſpotate abgeriſſenen Provinzen und Städte, beſonders aber Patras, ſeine Reſidenz, wieder abtreten. Zugleich verſuchte er das Schloß Patras durch Verrath einzunehmen, während Lucanes durch geheime Einverſtändniſſe ſich der Burg von Korinth bemächtigen wollte. Beides ſchlug fehl, und Thomas reizte dann vorzüglich auf Zureden ſeines Bundesgenoſſen ganz Morea zum Kampfe gegen die Türken, ermahnte Albaneſen und Griechen ſich gegen völligen Untergang zu wahren, und das Joch der Dienſtbarkeit von dem Nacken zu werfen, bevor die ganze Halbinſel vom Strome osmaniſcher Barbarei verſchlungen werde.

Um das Maß des Unſinnes und der Verkehrtheit voll zu machen, ließ ſich Thomas von demſelben Lucanes bereden, zu gleicher Zeit auch ſeinen Bruder Demetrius anzugreifen, um ihn als des Sultans Schwiegervater und Bundesgenoſſen der Ungläubigen aus dem Lande zu treiben. Freiheitsſinn, ſagte der gedachte Archont, begeiſtere alle Moraiten zu Heldenthaten, und Thomas, ſelbſt ein Held, werde über in- und ausländiſche Feinde zugleich triumphiren, und nach Vertreibung des Demetrius und der Janitſcharen die gefallene Krone des romäiſchen Kaiſerthums auf ſein Haupt ſetzen. Thomas, der die Zeiten nicht begriff, der von nichts als glänzenden Eroberungen, und ſogar von der Wiedereinnahme Conſtantinopels träumte, voll von Ideen ſeines göttlichen Rechts und ſeiner Allmacht als Erbe der Cäſaren und Conſtantine, brach Anfangs Februar 1459 aus ſeiner Reſidenz Londari hervor, und überfiel die Türken zu Calavryta.

Demetrius, ſey es Zaghaftigkeit, Trägheit, Abneigung gegen den Bruder, oder Treue gegen den Sultan, verweigerte die Theilnahme an dem tollkühnen Unternehmen, und ſchickte ſeinen Schwager Aſanes an die Pforte, um die Treue ſeines Herrn zu verſichern und eiligſt Hülfe zu erbitten. Dadurch ward Thomas, in deſſen Landen der Aufſtand allgemein war, zur Theilung ſeiner Streitkräfte genöthigt. Mit der einen Hälfte belagerte er Patras und die übrigen türkiſchen Beſitzungen in Achaja, während die andere in das Gebiet von Miſtra einfiel, um Demetrius zur Theilnahme an der Rebellion zu nöthigen. Die Archonten von Karitena, von Sanct

Georg, von Bordonia, von Kaſtritza und einigen andern Orten empörten ſich auch wirklich gegen Demetrius, aber nicht, um ihre Streitkräfte zum Vortheile des Deſpoten Thomas, ſondern für ihre eigene Vergrößerung in Bewegung zu ſetzen. *) Die andern Archonten theilten ihre Neigung, ſo wie ihre Krieger und ihr Geld zwiſchen den ſtreitenden Brüdern. Und während Thomas ſich der nach Miſtra gehörigen Städte Calamata, Zarnata, Ghinſterna und Maina mit Hülfe der Archonten Nicolaus Francopulos, Johann Leo Eudämon und Tzamplaco zu bemächtigen ſuchte, belagerte Demetrius durch ſeine Feldherren, Georg Paläologus und Manuel Buchali, Londari, die Reſidenz ſeines feindſeligen Bruders, beſtürmte Acova, und nahm andere kleine Orte der Gränzkantone weg. Thomas eilte zum Schutze ſeiner Hauptſtadt herbei, und nöthigte die feindlichen Feldherren zur Flucht, worauf Demetrius auf ſein Schloß Miſtra zurück ging.

Während ſich die Brüder gegenſeitig zerfleiſchten, und alle geſetzliche Ordnung im Land aufgehört hatte, verübten die „ruchloſen, räuberiſchen und ſchändlichen“ Arnauten ungeſtraft alle erſinnlichen Gräuel, indem ſie, immer treulos, bald die Partei des einen,

---

*) Die hier benannten Archontenſitze Karitena, St. Georg, Bordonia und Kaſtritza findet man heute noch auf Morea. Karitena, Eigenthum des berüchtigten Kolokotroni, kennt jedermann. St. Georg, Bordonia und Kaſtritza ſind große, weitläufig gebaute Stadtflecken an der Berghalde des Taygetus im Eurotasthale.

bald die des andern kriegführenden Theiles ergriffen, und wie Phrantzes ſagt, in einer Woche dreimal ihren Gebieter wechſelten. *) Von allen Parteien ließen ſie ſich ihren Beiſtand durch Verleihung von Schlöſſern, Städten, Flecken und Befehlshaberſtellen bezahlen, betrogen beide Theile, und verheerten die Ländereien von Freund und Feind mit gleicher Wuth, ſo daß Phrantzes nicht Worte genug findet, um den entſetzlichen Zuſtand Morea's in jener Zeit zu ſchildern. Was Deſpoten, Archonten und Albaneſer nicht zu zerſtören und zu verderben vermochten, wurde von dem türkiſchen Hülfsheere des Deme-

---

*) Albanitae autem, genus hominum nequissimum perditissimumque, inventa occasione cogitationi suae et rapaci atque injustae naturae accommodata, quid non fecerunt? aut quid non designarunt mali? Infidi enim, ter in sabbato ab uno domino ad alium transibant et pro eo ut vicos aut oppida nominarent, castra secundum linguam suam barbare mixtam nominabant, et ad capitaneatum seu ditionem illa petebant. Atque ita aliquando ad alterum despotarum se adjungebant: aliquando alii eorum ad alium. Inter hos igitur omne genus miseriarum reperiebatur, inter Romanos, inquam, inter Albanitas, cognatosque et domesticos ipsorum, quorum bona omnia saepe numero diripiebantur conterebanturque penitus. Denique talia ac tanta committebantur, ut ea pro dignitate deplorare nemo satis queat...

Hisce malis tota Peloponneso misere deformata, manus extera Turcarum omnia incursavit: ut quas clades incolae, domini et nobiles non voluntate sed resistentium virtute omiserant, ipsi darent.

Phrantzes, lib. III, cap. 23, vers. Pontan.

trius vollends vernichtet. Auch die Janitſcharen und mohammedaniſchen Coloniſten von Patras, Korinth und Muchli fielen die nächſten Kantone an, metzelten in vielen Ortſchaften die Einwohner nieder, verbrannten die Wohnungen, trieben die Heerden weg. *)

Mohammed ſtand auf den Gränzen Serbiens, als die Nachricht kam, Thomas ſey abgefallen, Morea mit Gräuel und Aufruhr erfüllt, Patras und Voſtitza ſeyen eingeſchloſſen, die Janitſcharen von den Aufrührern bedrängt. Er ſelbſt, von den Ungarn angegriffen, konnte nicht gegen die Empörung ziehen, ſuchte daher mit Thomas irgend ein friedliches Uebereinkommen zu treffen, und ließ endlich, nachdem ſich die Unterhandlungen zerſchlagen hatten, den Paſcha von Theſſalien und den von Aetolien unverzüglich auf zwei Seiten in Morea einbrechen, erſteren zu Land über den Iſthmus, den andern über die Dardanellen von Patras, um den geängſtigten Schlöſſern Hülfe zu bringen. Zugleich ward der bisherige Oberbefehlshaber der Türken auf Morea, dem einige die ganze Veranlaſſung des Aufſtandes beimeſſen, ſeiner Stelle entſetzt. Die Griechen erwarteten die Ankunft der Feinde nicht, hoben die Belagerung von Patras und Voſtitza eilfertig auf, und flohen in der Richtung gegen Londari zurück. Hier unter den Mauern ſeiner Hauptſtadt ſammelte Thomas alles was er an griechiſchen und albaneſiſchen Streitkräften zuſammenbringen konnte, um den türkiſchen Befehlshabern im offenen Feld eine

---

*) Phrantzes a. a. O.

Schlacht zu liefern. Das Heer war zahlreich und dehnte ſich weit über die Höhenzüge vor der Stadt aus. Die Türken verfolgten die Fliehenden nicht durch das gebirgige Arkadien, ſondern zogen auf der Ebene von Elis an der Seeküſte gegen Meſſenien und brachen, die Steilſeite von Makri-Plagi heraufziehend, gegen Londari hervor. Beim Anblicke der großen feindlichen Macht waren ſie unſchlüſſig, ob ſie ſich lagern und zu einem Treffen rüſten, oder ohne Kampf nach Muchli weiter ziehen, und unter dem Schutze dieſes feſten Platzes Verſtärkung abwarten ſollten. Nachdem aber Junisbeg, der Befehlshaber der türkiſchen Renner *), die tiefe Schlachtordnung der Feinde ausgekundſchaftet hatte, rief er voll freudigen Muthes: „O liebe Osmanli! die Griechen ſind ſchon überwunden; denn ſo wie ſie aufgeſtellt ſind, können ſie unmöglich kämpfen, und ſobald die Aeußerſten geworfen ſind, wird augenblicklich ihr ganzes Heer die Flucht ergreifen, weil ihre Schlachthaufen nicht in Fingerform ſo untereinander gegliedert ſind, daß ſie ſich gegenſeitig unterſtützen könnten; ſie ſtehen nach der Tiefe, und wollen ſo den Kampf verſuchen. **) Zugleich machte er mit ſeinen Rennern einen heftigen Angriff auf die äußerſten Glieder der moraitiſchen Heerſäule, die den erſten Stoß zwar aushielt, bald aber dem Andrange der ganzen Maſſe des Junisbeg wich, ſich auf ihre eigenen Leute warf, und alles in Verwirrung brachte, ſo daß nach wenigen Augenblicken allgemeine Flucht entſtand. In wilder Unordnung ſtürzten die Geſchlagenen in die Thore von Londari, wo ſie **Hamſa** (ſo hieß der neue Beglerbeg von Theſſalien) ungeſäumt einſchloß und durch Hunger zur Uebergabe zwingen wollte. Nach Berichten des Chalcocondylas ſoll der griechiſche Verluſt nicht über 200 Mann an Todten betragen haben, eine Angabe, welche die ſchnelle Flucht und die Nähe der ſchützenden Mauern auch nicht unwahrſcheinlich machen. *)

---

*) Ἱπποδρόμων bei Chalcocondylas, was dem türkiſchen آقنجی, akindschi, entſpricht.

**) Chalcocondyl. (lib. IX) pag. 189, ed. ven.

---

*) *Διέφθειρον ἐς διακοσίους.* Chalcocond. a. a. O. pag. 190, ed. ven. — Major erat labor invenire, quam vincere. Florus II, 3. —

Wir können uns nicht erinnern, in irgend einem Autor der byzantiniſchen Sammlung ähnliche Angaben über Stellung und Manövre eines griechiſchen Heeres damaliger Zeiten geleſen zu haben. Woher der Verfaſſer **Junisbegs** Bemerkung über das Fehlerhafte in der Stellung der Moraiten im Treffen von **Londari** erfahren habe, können wir freilich nicht wiſſen. Wahrſcheinlich hat er ſie in Athen aus dem Munde türkiſcher Officiere ſelbſt gehört. In jedem Fall entwickelt Junisbeg hier eine den griechiſchen Feldherren weit überlegene Kenntniß der Regeln, wie ein Heer in einem gegebenen Fall am vortheilhafteſten aufgeſtellt und die Bewegungen nach der natürlichen Beſchaffenheit des Schlachtfeldes und des angreifenden Theiles geleitet werden müſſen. Uebrigens hat der griechiſche Text dieſer Stelle bei Chalcocondylas ſeine eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche **Conrad Clauſerus** vielmehr umgangen, als erläutert hat. Der Sachverſtändigen wegen wollen wir Text und Ueberſetzung hier folgen laſſen, wie ſie in der Venetianer Ausgabe Seite 189 zu leſen ſind:

Mangel an Lebensmitteln in dem verheerten Lande, und Seuchen, welche die aus Achaja fortgeſchleppten Kriegsgefangenen oder Sklaven dem türkiſchen Heere mitgetheilt

---

ὦ φίλοι Τοῦρκοι, ἥττηνται οἱ Ἕλληνες. οὐ γάρ, οἷοί τε, ὡς συνετάξαντο μαχέσασθαι αὐτούς, ἀλλὰ δώσειν αὐτίκα ἅμα πάντες, τῶν ὑστάτων ἐς φυγὴν τρεπομένων. οὐ γὰρ κατὰ τοὺς δακτύλους ἀλλήλοις ἐπιβοηθοῦντας παρετάξαντο, ἀλλ' ἐς βάθος τὰς τάξεις ποιησάμενοι παρεσκευάζοντο (ſoll heißen παρεσκευάζοντο) ἀμύνεσθαι. Ταῦτα δὲ ἀνεβόησεν ὁ Ἰονούζης, καὶ λαβὼν τοὺς ἱπποδρόμους, ᾔει ἐπὶ τοὺς Ἕλληνας. Οἱ δὲ ὕστατοι ἐδέξαντο μὲν τοὺς πρώτους. μετὰ δὲ ὡς ἐπιγινομένων τῶν Τούρκων αἰεὶ πλειόνων, ἐς φυγὴν ὥρμηντο. Οἱ τελευταῖοι δὲ Ἑλλήνων φεύγοντες, ἐς τοὺς σφετέρους ἀνέπιπτον, καὶ τούτους ἅμα ἐς φυγὴν κατέστησαν· καὶ οὕτως αἱ τάξεις μιᾷ ῥοπῇ καιροῦ ἐτράποντο ἐς φυγήν, τῆς τελευταίας βιαζομένης. Ἀναγκὴ γὰρ ἦν ἡττημένης αὐτίκα μάλα καὶ τὰς ἄλλας τοῦτο πείσεσθαι τάξεις, ἀλλήλαις συμπιπτούσας, d. i. „O chari Turci! Graeci victi sunt. Haud enim possibile est pugnare eos posse, cum in hunc modum acies in ordinem explicata sit. Nam omnes illico cedent, ubi postremi in fugam versi fuerint. Non enim in acie dispositi erant, ut se mutuo adjuvare possent. Verum acie quam maxime extenuata dimicare cum hoste parabant. Jonuses exclamans, quemadmodum dixi, cum turma equitum irruebat in hostem, postremi excipiebant primos: et cum plures usque supervenirent Turci, in fugam effundebantur. Postremi Graecorum fugientes incidebant in suos: quos deinde fugae socios trahebant. In hunc modum acies universa Graecorum in fugam abibat, postremis loco pulsis.“ — Dieſer Ueberſetzung zufolge dachte ſich der gelehrte Clauſerus die griechiſche Schlachtordnung in horizontaler Richtung hatten, nöthigten den Beglerbeg, mit dem größern Heertheile nach Muchli und dann gänzlich aus Morea zu entweichen, indem er nur eine ganz kleine Abtheilung unter

---

übermäßig ausgedehnt und verlängert, ſo daß ſie auf keinem Punkte die gehörige Tieſe darbot, um den Stoß der türkiſchen Reiter auszuhalten; dieſe letzteren hätten mit einer Schwenkung die griechiſche Linie auf dem äußerſten rechten oder linken Flügel angegriffen, und, wie man ſich in der neuern Sprache ausdrückt, gleichſam aufgerollt, und in die Stadt zurückgeworfen.

Dieſe Erklärung ſcheint aber weder der Text noch die Lage des Schlachtfeldes zu geſtatten; denn in dieſer Form hätte Junisbeg als ein kluger Feldherr den Angriff auf die Mitte gerichtet, nach deren Durchbrechung die Flucht in die Stadt erſchwert, und das Gemetzel viel bedeutender geweſen wäre.

Londari liegt bekanntlich auf einer der Anhöhen, die ſich nördlich vom Taygetus auf die Ebene von Megalopolis niederſenken. Von drei Seiten muß man bergan ſteigen, um in das Städtchen zu kommen. Auf dieſen Anhöhen vor der Stadt (ἐπὶ τοῖς λόφοις τῆς πόλεως) waren die Albaneſen und Griechen des Deſpoten aufgeſtellt, und zwar in mehreren Abtheilungen (τάξεις), die in Zwiſchenräumen, nach Art unſerer großen Heerſäulen, hintereinander in großer Tieſe aufgeſtellt waren. In dieſer Ordnung konnte nur der äußerſte Hauſe am Gefechte Theil nehmen, und wie dieſer in Unordnung gebracht und geſchlagen war, warf er ſich auf die nächſt rückwärts ſtehende Schaar, welche, wie es in ſolchen Umſtänden zu gehen pflegt, Flucht und Verwirrung vermehrte, und mittelbar dem ganzen Heere mittheilte. Die ganze Schwierigkeit bei dieſer Erklärungsweiſe liegt in „τῶν ὑστάτων ἐς φυγὴν τρεπομένων, οἱ δὲ ὕσταdem Befehle des Anführers der Reiterei neben dem miſtraitiſchen Hülfscorps unter Aſanes zur Fortſetzung der Belagerung zurückließ. Dieſe wurden durch Thomas ſchnell überwältigt und auseinander getrieben, worauf die Einſchließung von Patras und Voſtitza, ſo wie der Kampf gegen Demetrius von neuem begann. Friſche Haufen Albaneſen liefen bei dieſem vorübergehenden Glückswechſel zu den Fahnen des Thomas, und ſogar aus Italien herüber ſchifften beutelüſterne Söldner, um für das Chriſtenthum zu ſtreiten. Deſſen ungeachtet vermochten ſie nicht einmal das ſchwache Voſtitza, geſchweige denn Patras zur Uebergabe zu nöthigen. Die Griechen waren ja ohne alle Kriegskunſt, indem ſie die alte Taktik der Legionen vergeſſen, von der neuen aber nichts gelernt hatten. Zwar hatten ſie ſchweres Geſchütz, aber niemand wußte es zweckmäßig zu bedienen, und beim Wiedererſcheinen eines türkiſchen Heeres unter Zaganos ſtob alles in wilder Unordnung auseinander, mit Zurücklaſſung von Feuerſchlündern,

---

τοι ἐδέξαντο, οἱ τελευταῖοι φεύγοντες, τῆς τελευταίας βιαζομένης," wenn unter dieſen ὕστατοι und τελευταῖοι nicht die äußerſten und zunächſt den Türken gegenüber geſtellten Schaaren zu verſtehen ſind, wie wir es uns vorſtellen, ſondern die hinterſten und der Stadt am nächſten ſtehenden, wie es ſich Clauſerus denkt. Junisbeg hätte in der Stelle des griechiſchen Feldherrn ſeine Colonnen „κατὰ δακτύλους" aufgeſtellt. Nun iſt die Frage, welche Schlachtordnung in dem byzantiniſch-türkiſchen Zeitalter κατὰ δακτύλους genannt wurde? Kaiſer Leo's Taktik gibt hierüber keine Aufklärung und eine andere Quelle, bei welcher man ſich Raths erholen könnte, iſt uns bis jetzt nicht bekannt.

Gewehren, Zelten und Vorräthen. Auch die Angriffe auf die meſſeniſchen und mainotiſchen Städtchen des Demetrius mißlangen alle.

So viele fehlgeſchlagene Verſuche brachten endlich Thomas zur Erkenntniß ſeiner Ohnmacht, und dadurch zu dem Wunſche, unter den vorigen Bedingungen von der Pforte Frieden zu erhalten. Der Sultan, im Begriffe, nach Anatolien aufzubrechen, war auch nicht abgeneigt, den verlangten Frieden zu bewilligen, wenn Thomas die Belagerung der von Janitſcharen beſetzten Schlöſſer alſogleich aufheben, die eroberten Städte und Flecken räumen, auf der Stelle 3000 Goldſtateren erlegen, und innerhalb zwanzig Tagen ſich vor einem Abgeordneten der hohen Pforte in Korinth ſtellen wollte. Thomas ſchwor dieſe Bedingniſſe zu erfüllen.

Auch mit Demetrius wollte er auf Zureden des Metropoliten von Lacedämon den Bund der Eintracht erneuen, um die Halbinſel endlich von der unerträglichen Laſt der Uebel zu befreien. Zu *Karitza* wurde auf den vorigen Beſitz zwiſchen den Höfen von Londari und Lacedämon der Friede unterzeichnet, und vor allem Volke in der Kirche, während der Erzbiſchof im Sackkleide die Meſſe las, beſchworen. Beim Abendmahle des Herrn, welches ſie gemeinſchaftlich aus den Händen des Prälaten nahmen, ſchworen ſie unter fürchterlichen Verwünſchungen des Treubruchs ewige Vergeſſenheit ihrer Fehden.

Allein wenige Wochen nachher war die Feierlichkeit des Eidſchwurs, das Jammergeſchrei der Unterthanen und das Schrecken vor der fälſchlich zum Zeugen gerufenen

Gottheit im Herzen beider Brüder ſchon wieder vergeſſen, und die alte Zwietrachtshyder erhob ihr Haupt grimmiger als je vorher. Der gegenſeitige Groll der Brüder, ſagt Spandugino, war ſo unverſöhnlich, daß einer dem andern das Herz aus dem Leibe geriſſen und es gefreſſen hätte (che l' uno havrebbe mangiato il cuore dell' altro) *).

Demetrius meinte, er müſſe die erlittenen Kränkungen rächen, und pochte auf den Schutz Mohammeds; Thomas glaubte, der ſchmähliche Treubruch des Demetrius müſſe gezüchtigt und gegen die ruchloſen Türken und ihren Verbündeten ein Kampf auf Leben und Tod geführt werden. Noch mitten im Winter des Jahres 1460 griff Thomas zu den Waffen, beſetzte Kalamata, fiel den Kanton Maina an; dachte nicht weiter an die Bezahlung der 3000 Stateren in Gold, vergaß Korinth, Congreß, Verſprechen, Friede und Mohammed: dachte nur, überſtrömend von Rachgefühl, wie er den Bruder vertilgen könnte. „O König Chriſtus!“ ruft Phrantzes aus, „welche Geduld, welche Langmuth von deiner Seite gegen dieſe Fürſten und ihre Rathgeber!“ **)

Das Maß der Thorheit und der Verbrechen war endlich voll. Mohammed verſchob den Zug gegen das Morgenland und führte das große türkiſche Heer nach Korinth. In der Meinung, es gelte auch dieſesmal nur dem treuloſen und meuteriſchen Thomas, ſandte Demetrius ſeinen Feldherrn Aſanes mit einem erleſenen Haufen dem Sultan bis an die Landenge entgegen, um den Pfortendienſt zu verrichten. Wie aber Mohammed an der Gränze des Deſpotats von Lacedämon war, wurde Aſanes in Feſſeln gelegt, ſeine Mannſchaft entwaffnet und die türkiſche Reiterei mit dem europäiſchen Heerestheile in Eilmärſchen gegen Lacedämon geſchickt. Es war nun klar, daß die Herrſchaft griechiſcher Fürſten auf Morea enden ſollte. Demetrius warf ſich in die Citadelle von Miſtra und wollte anfangs Widerſtand leiſten. Wie er aber hörte, Aſanes ſey gefangen und ſeine Schaar entwaffnet, dachte er nur durch ſchnelle Unterwerfung den Zorn des Siegers zu ſtillen und ſo milde Bedingniſſe als möglich zu erhalten. Mit ſeinem ganzen Hofe ſtieg er von der Burg in das türkiſche Lager herab und küßte vor dem Sultan die Erde. „Hm Deſpot!“ ſoll ihn Mohammed angeredet haben, „weil die Sachen mit dir ſo weit gekommen ſind, kannſt du in dieſem Lande als Regent nicht mehr beſtehen. Und weil ich deine Tochter als meine Gemahlin und dich als Schwiegervater anzunehmen geſonnen bin, ſo räume mir deine Feſtungen ein und komm mit mir, ich will für dich und die Deinigen ſorgen“ *). Demetrius willigte in Alles, übergab die Burg unverzüglich, ſandte Höflinge in Begleitung türkiſcher Uebernahmscommiſſarien an Manuel Paläologus, den Befelshaber von Monembaſia, mit dem Auftrage, Tochter und Gemahlin ſeines ehemaligen Gebieters in das Lager von Lacedämon zu ſenden, die Feſtung aber

---

*) Spandugino, p. 189.

**) Phrantzes, lib. III, cap. 26.

---

*) Phrantzes, lib. III, cap. 21.

den Türken zu übergeben. Das erſtere geſchah augenblicklich, das letztere zu thun weigerte er ſich. Monembaſia, ohne Seemacht und lange Belagerung unbezwinglich, wußte das koſtbare Gut der Freiheit ſorgfältiger zu bewahren, als der zaghafte Deſpot Demetrius. Die Bewohner dieſer Felſeninſel waren damals, nach Phranzes Berichten, tapfer und kriegskundig zu Waſſer und zu Lande, hatten viele Schiffe, waren reich, geſittet und von jeher berühmt wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an das griechiſche National-Intereſſe. Es wurde ja dieſe Stadt durch alt-peloponneſiſche Männer erbaut, bis dahin niemals zerſtört, wie die andern Ortſchaften der gegenüberliegenden Halbinſel. Avaren, Bulgaren und Slaven verſchiedener Stämme, welche den alten Peloponnes neu coloniſirten, hatten ihr Scythenblut noch nicht mit dem Blute der Bürger von Monembaſia vermiſcht, und aus allen Bewohnern des damaligen Morea gebührte dieſen letztern allein der Ruhm, ächte Kinder und Nachkommen einer Municipalſtadt Alt-Lacedämons zu ſeyn *). „Und weil nun ihr natürlicher Herr und Gebieter, der Deſpot Demetrius, die Zügel der Herrſchaft niedergelegt, ſo wollen ſie von nun an ſeinem jüngern Bruder, dem Deſpoten Thomas, unterthänig ſeyn."

Den armen Demetrius führte Mohammed als Gefangenen in ganz Morea mit ſich herum, und entließ

---

*) Dieſes altgriechiſche Inſelvölklein von Monembaſia ging während der türkiſchen Herrſchaft gänzlich zu Grunde. Vgl. meine akademiſche Abhandlung vom 25 Auguſt 1835, S. 60.

ihn nicht eher auf ſeine neuen Beſitzungen in Thracien, als bis das moraitiſche Binnenland gänzlich bezwungen war. Voh Miſtra, welches ſich ohne Gegenwehr ergab, zog der Sultan vor eine vier Stunden davon entfernte, von Albaneſen bewohnte Bergveſte, mit der allgemeinen Benennung Caſtri: die Einwohner im Vertrauen auf die Feſtigkeit ihrer Lage, leiſteten Widerſtand. Schnell ward von den Janitſcharen die Stadtmauer erſtiegen und die Bevölkerung theils abgeſchlachtet, theils zu Sklaven gemacht. Die Burg lag auf einem vier Stadien (ungefähr eine Viertelſtunde) hohen Berge und hatte nur einen einzigen Zugang, ſteil und wohlverwahrt. Deſſen ungeachtet wurden die Vorwerke von den Janitſcharen im Sturm erſtiegen und die albaneſiſche Beſatzung, 300 Mann ſtark, zur Uebergabe genöthigt. Mohammed gelobte ihr Sicherheit des Lebens, ließ ſie aber nach Oeffnung der Thore auf eine abgelegene Stelle führen und gegen das gegebene Wort bis auf den letzten Mann erwürgen, den Befehlshaber mit einer Säge in zwei Theile zerſchneiden, und ſo den Tod einer großen Anzahl ſeiner tapferſten Krieger rächen, welche bei Erſtürmung des Engpfades gefallen waren.

Londari, die Reſidenz des Deſpoten Thomas, fand der Sultan ganz leer, die Bewohner hatten ſich mit allen Habſeligkeiten in die Feſtung Gardiki geflüchtet, welche weiter ſtromabwärts gelegen die Defileen des Skortakantons bewacht. Gardiki wurde im erſten Anlaufe erſtiegen und die Bürger von Londari mit den urſprünglichen Bewohnern in Maſſe niedergemetzelt. Kein lebendes

Weſen wurde verſchont, ſogar die Thiere mußten auf Mohammeds ausdrücklichen Befehl getödtet werden *). Die Burg ergab ſich freiwillig. Die Erbitterung des kaiſerlichen Wütherichs war aber ſo groß, daß er im türkiſchen Lager verkünden ließ, wenn irgend ein Muſulman einen Bewohner von Londari oder Gardiki als Sklaven habe, ſoll es dem Sklaven erlaubt ſeyn, ſeinen Herrn zu tödten, worauf er dann ſelbſt ſterben müſſe. In einem Augenblicke waren alle Gefangene, 1200 an der Zahl, vor des Sultans Gezelt gebracht und niedergemetzelt, ſo daß von Londari und Gardiki weder ein Mann, noch ein Weib, noch ein Thier übrig blieb **). Augenzeugen zählten an die 6000 Leichen erſchlagener Menſchen mit einer noch größern Anzahl erſchlagener Thiere ***).

Dieſes Strafgericht brachte in ganz Morea die beabſichtigte Wirkung hervor. Die entfernteſten Städte unterwarfen ſich freiwillig und unaufgefordert durch Abgeſandte, ohne den Anzug der feindlichen Macht vor ihre Mauern zu erwarten. Darunter waren die beiden Seefeſtungen Salvarion (St. Sauveur der fränkiſchen Chroniken) und Arkadia mit 10,000 Einwohnern,

---

*) *Ἐφόνευον ἀφειδέστατα, αὐτοῦ παραγγείλαντος, καὶ ἄνδρας, καὶ γυναῖκας, καὶ ὑποζύγια, καὶ κτήνη, οὐδενὸς φειδόμενοι.* Chalcocond. p. 196, e. ven. Buch IX.

**) *Ὥστε μηδένα τῶν τῆς πόλεως Λεονταρίου προσέντων* (?) *λειφθῆναι, μήτε ἄνδρα, μήτε γυναῖκα.* Chalcocond. a. a. O.

***) *Γενέσθαι τὰ σώματα ἀμφὶ τὰ ἑξακισχίλια, ὑποζύγια δὲ πολλαπλάσια.* Chalcocond. a. a. O.

welche am Ende ſämtlich als Coloniſten in die Vorſtädte von Conſtantinopel abgeführt wurden.

Von Gardiki weg ſandte Mohammed die Familie des Despoten Demetrius, und bald nachher ihn ſelbſt, nach Theben, wo er ſein ferneres Schickſal erwarten ſollte.

Thomas war bei der Annäherung des Sturms von Calamata, welches er belagerte, nach der venetianiſchen Seeſtadt Avarino entflohen. Das Schiff zur Abfahrt nach Italien lag ſchon ſegelfertig, er wollte nur noch die Wendung abwarten, welche die Dinge auf der Halbinſel nähmen. Allein der Befehlshaber der venetianiſchen Schiffsſtation ließ ihm andeuten, ſich ungeſäumt aus dem Hafen zu entfernen, weil die Republik jede Veranlaſſung das gute Vernehmen mit dem Sultan zu trüben, vermeiden wollte. Thomas entwich nach einer weiter nordwärts gelegenen, von griechiſchen Autoren Marachis genannten Seeſtadt, wo er ſeine Gemahlin und mehrere aus ſeinem Despotat entflohene Archonten fand. Das türkiſche Heer zog von Gardiki über Andruſſa gegen die venetianiſchen Städte Koron und Modon herab, und wandte ſich gegen Avarino, wo der Sultan am nämlichen Tage eintraf, an welchem Thomas die Küſten Morea's auf immer verlaſſend nach Corfu entflohen war *).

Im Lager von Avarino erneuten venetianiſche Geſandte den Friedensvertrag mit Mohammed, welcher ihnen vorläufig den ruhigen Beſitz der Städte Modon

---

*) Am 11 Juli 1460.

Koron, Navarino, Nauplien und Argos zugeſtand, nichts deſtoweniger aber das umliegende Gebiet durch ſeine Renner grauſam verheeren und beſonders viele Albaneſen, welche auch dieſen Theil des Landes bewohnten, tödten ließ *).

Während dieſes im Süden der Halbinſel verging, unterjochte Saganos-Paſcha die nördlichen Gegenden des Deſpotats. Calabryta übergab ihm der albaneſiſche Häuptling Dora ohne Gegenwehr, wurde aber deſſen ungeachtet auf Mohammeds beſonderen Auftrag wegen ſeiner Treuloſigkeit gegen Türken und Griechen auf eine grauſame Weiſe hingerichtet, und von allen Arnauten männlichen Geſchlechts keiner am Leben gelaſſen. Grebenos, ein feſtes Bergſchloß, trieb alle Angriffe des Paſcha's zurück, welcher dagegen Saint-Omer, Stadt und Burg, wohin ſich alle wohlhabenden Griechen und Arnauten der Umgegend mit ihren Schätzen geflüchtet hatten, durch freiwillige Uebergabe einnahm, aber gegen das gegebene Wort dem Heere zur Plünderung überließ, bei welcher ein großer Theil der Bewohner Leben oder Freiheit verlor. Dieſe Wortbrüchigkeit ſchreckte die übrigen feſten Plätze des Landes vor freiwilliger Uebergabe wieder zurück, da wehrloſe Unterwerfung und gewaltſame Erſtürmung der Mauern gleiches Verderben brachte. Die Verzweiflung lieh den Schwachen Kräfte, und Saganos's Fortſchritte wurden täglich

---

*) Heute noch iſt die Umgegend der Seeſtadt Arkadia ausſchließlich von Albaneſen bewohnt.

ſchwächer, bis Mohammed ſelbſt von Avarino heraufkam, des Paſcha's Verfahren laut tadelte, Hamſabeg wieder an ſeine Stelle ſetzte, die wenigen noch nicht nach Anatolien und in den Sitz des Saganos-Paſcha gebrachten Saintomerioten frei zu laſſen befahl, und neuerdings allen Sicherheit gelobte, welche ſich freiwillig ergeben würden. Alle Städte von Glarentza bis Patras hinauf öffneten die Thore; auch Grebenos ergab ſich, mußte aber den dritten Theil ſeiner Bewohner als Sklaven fortführen ſehen. Der wiederholt verſprochenen Amneſtie ungeachtet geriethen doch die Einwohner kleiner Ortſchaften faſt insgeſammt, von den größern aber die wohlgeſtaltetſten Menſchen beider Geſchlechter in die Knechtſchaft, und das türkiſche Heer wüthete, nach dem Ausdrucke eines gleichzeitigen Geſchichtſchreibers, unter den Bewohnern der eroberten Provinz, wie raſende Wölfe unter einer Schafheerde, deren Beſchützer entflohen ſind *). —

Von Patras zog Mohammed längs dem korinthiſchen Meerbuſen fort, um die Unterwerfung aller rechts im Gebirge liegenden Städte und Ritterburgen zu bewirken. Caſtrimenum und Vernitza **) ergaben ſich ohne Wehr; Salmenica aber, auf einer Bergſpitze, mit einem hohen Felſenſchloſſe, verweigerte die Unterwerfung, weil doch keine Gnade zu hoffen wäre. Nach zehntägigem Mauerkampf öffnete die Stadt aus Waſſermangel die Thore, und die Einwohner, 6000 an der Zahl, wurden dem Heere als Sclaven zugetheilt, 900 Knaben aber in die Liſten der Janitſcharen eingetragen. Der Befehlshaber des Bergſchloſſes (Spanduginos nennt es M u c h i) verſprach ebenfalls den Platz zu räumen, wenn ſich Mohammed einen Tagmarſch mit ſeinem Heere entfernen würde. Der Sultan zog nach V o ſ t i t z a, und ließ eine kleine Abtheilung in der Nähe, um die verlaſſene Burg zu übernehmen. Der Archont wollte ſich mit der Beſatzung und allem tragbaren Gute über den korinthiſchen Meerbuſen in das venetianiſche Gebiet um Lepanto ziehen, hatte aber die Klugheit, vorerſt ein kleines mit Geräthſchaften beladenes Häuflein aus der Burg gegen das Meer hin zu entſenden, um ſich zu überzeugen, daß der Abzug vor aller türkiſchen Treuloſigkeit geſichert ſey. Das Häuflein wurde aber überfallen und zu Sklaven gemacht, worauf der Paläologe G r a i t ſ a s (denn ſo hieß der Befehlshaber), dem Sultan ſchriftlich erklärte, die Feſtung aufs äuſſerſte zu vertheidigen, weil kein Glaube, keine Treue bei ſeinen Feldherren zu finden ſey. Hamſabeg verlor über dieſen Treuebruch die kaum erhaltene Befehlshaberſtelle wieder an Saganos-Paſcha, der ſich mit ſeinem Heerestheile vor die Burg legte; Mohammed ſelbſt aber unterjochte alle feſten Punkte der Gebirgskette bis an die öſtlichen Abhänge des Cyllene-Gebirges in der alten Landſchaft Phliaſia. In dem Bergkanton P h e n ä u m ließ er allgemeine Verzeihung ausrufen, und die Bewohner einladen, das türkiſche Lager gegen baare Bezahlung mit Lebensmitteln zu verſehen. Kaum aber war der Markt mit friedlichen Arnauten und Griechen angefüllt, als er ſie durch einen Reiterhaufen niedermetzeln ließ. Alle haltbaren Punkte, Ritterburgen, Burgſtädte, ummauerte Flecken jener Gegend befahl er von Grund aus zu zerſtören, und keinem gefangenen Arnauten das Leben zu ſchenken. Von dort wandte er ſich gegen die Ortſchaften der Landſchaft Phliaſia, deren ganz albaneſiſche Bevölkerung gegen Türken und Griechen gleiche Feindſeligkeit nährte, und im Bunde mit ihren Brüdern in den niedern Gegenden Aufruhr und Plünderung nach allen Seiten hin verbreitete.

---

*) Chalcocondyl. (lib. IX.) pag. 198. e. v.

**) Nicht Voſtiza, wie in der griechiſchen Edition des Chalcocondylas ſteht. Voſtiza war ſchon ſeit dem erſten Frieden von Korinth von den Türken beſetzt, ſo wie alle am Meere gelegenen Ortſchaften.

Nachdem Mohammed in dieſer Weiſe den Kreislauf durch Morea vollendet, im Lande durch eine zuſammenhängende Reihe von Treuloſigkeiten und barbariſchen Handlungen zerſtört und gemordet hatte, gieng er mit dem beutebeladenen Heer, eine Menge Sklaven vor ſich her treibend, wieder über den Iſthmus hinaus. Saganos blieb als Seraſker mit hinreichender Macht zurück, um die Unterwerfung der Halbinſel zu vollenden, und den etwa hie und da wieder aufflammenden Geiſt der Empörung mit Waffengewalt niederzudrücken. Salmenica hielt ſich noch ein volles Jahr, nach deſſen Ablauf die tapfere Beſatzung ungeſtört mit ihrem beweglichen Eigenthume die Burg verließ und außerhalb Morea eine Zufluchtsſtätte fand*).

---

*) Morea iſt ein groſes Land, ſagte bei dieſer Veranlaſſung

Dieß iſt das Ende der Freiheit des chriſtlichen Volkes der Neu-Griechen auf Morea oder im Peloponnes, welches ſeit ſeiner neuen Geſtaltung auf den Gräbern der Hellenen zwar niemals mit dem Ruhm ſeiner Tapferkeit, oder mit der Weisheit ſeiner Geſetze und bürgerlichen Einrichtungen nach Art ſeiner heidniſchen Vorgänger die Welt erfüllte, auch ſich weder durch Kunſtſinn, Gottesfürchtigkeit, Treue und Ordnungsliebe auszeichnete, noch ſonſt irgend einen bemerkenswerthen Vorzug des Geiſtes beſaß; eines Volkes, reichlich ausgeſtattet mit phyſiſcher Kraftfülle, und der ſeligmachenden Religion nur deßwegen zugethan, weil ſich der Chriſtengott im Bulgarenkampfe ſtärker bewieſen, als Rodigaſt; unkriegeriſch, ſinnlich, regiert und verführt von Archonten, die ſelbſt vom byzantiniſchen Hof- und Stadtleben angeſteckt das ganze Gewebe der ruchloſeſten Schändlichkeiten aus der Hauptſtadt in das barbariſche Morea gebracht hatten, um es feig den rohen Eindringlingen des Abendlandes

---

der Seraſker, ich habe aber daſelbſt eine ungeheure Menge Sklaven und nur Einen Mann gefunden. Chalcocond. pag. 200. e. ven.

Damals hatten die Griechen, wie es ſcheint, mit den Aſiaten die Rolle gewechſelt. Denn zur Zeit des Epaminondas ſagte ein Peloponneſier, welcher als Geſandter nach Perſien das Morgenland durchzog: ὅτι ὁ Βασιλεὺς ἀρτοκόπους, καὶ ὀψοποιοὺς, καὶ οἰνοχόους, καὶ θυρωροὺς, παμπλήθεις ἔχοι, ἄνδρας δὲ, οἳ μάχοιντ' ἂν τοῖς Ἕλλησι, πάνυ ζητῶν, οὐκ ἂν ἔφη δύνασθαι ἰδεῖν.

Xenoph. Hellenic. lib. VII. cap. 1, 38.

zu überlaſſen; eines Volkes, dem noch niemals eine chriſtlich-billige und wohlthätige, ja nicht einmal eine menſchliche Regierung zu Theil ward, und welches von den unverſöhnlichen Feinden des chriſtlichen Namens eher erdrückt und in die tiefſte Erniedrigung zurückgeſtoßen wurde, als man erkennen konnte, was es eigentlich werth ſey, und was unter günſtigen Umſtänden aus ihm werden dürfte. Deßwegen war auch ſein Fall ruhmlos, bemitleidenswerth und ekelhaft zu gleicher Zeit, je nachdem man das traurige Loos der Völker unter elenden und nichtswürdigen Regenten betrachtet, oder auf die Schändlichkeit, den Eigennutz, den Neid und die unvertilgbare Zwietracht der Vornehmen neben der knechtiſchen Zaghaftigkeit und Feigheit des gemeinen Volkes als den hervorſtechendſten Theil dieſes Gemäldes ſeine Aufmerkſamkeit richtet.

Wenn wir den Menſchenverluſt der Halbinſel bei dieſer erſten türkiſchen Unterjochung auf 100,000 Individuen berechnen, ſagen wir vielleicht nicht zu viel. Iſt denn nicht die Bevölkerung mehrerer Städte und einer großen Anzahl Dörfer und Flecken gänzlich niedergemezelt worden? Hat man nicht die Bewohner großer Ortſchaften als Sklaven über den Iſthmus getrieben, oder als Coloniſten nach Conſtantinopel abgeführt. Noch weit verderblicher als Mohammeds wilder Sturm war die Verwaltung des als Statthalter zurückgelaſſenen Paſcha Saganos, der mit ſeiner Mannſchaft der Reihe nach jeden Canton beſuchte, um türkiſche Obrigkeiten einzuſetzen, und das Kopfgeld der übrig gebliebenen Bebauer zu ordnen. Die Archonten allzeit ruchlos und habſüchtig, ſchmeichelten dieſem ſcythiſchen Satrapen mit gleicher Niederträchtigkeit, wie früher den Ville-Hardouins und Paläologen, erkauften durch reiche Geſchenke die Erlaubniß, ihre Mitbürger zu unterdrücken, und gegen Ablieferung eines Antheils am Raube ihr eigenes Vaterland zu plündern. Ja ſo weit gieng der Geiz und die Verworfenheit dieſer Menſchen, daß ſie im Bunde und Einverſtändniß mit Saganos eine ungezählte Menge Moraiten, unter dem Vorwande übler Geſinnungen gegen die neue Regierung, als Sklaven auf den großen Markt nach Theſſalien lieferten und aus dieſem Verkaufe ihrer Landsleute und Mitbürger ungeheure Reichthümer erwarben *).

Ob die Primaten vor den byzantiniſchen Paläologen, oder vor dem Fürſten der Ungläubigen die Erde küßten, galt ihnen einerlei; ja ſie empfanden weniger Neid, einen Fremdling und Feind ihrer Nation auf dem Throne Conſtantins zu erblicken, als einen aus ihrer Mitte, ſo lange ſie ihre Vorrechte behielten, und die Mittelſtelle zwiſchen Herrſcher und Unterthan einnehmen konnten. Verhaßt war dieſen Männern jederzeit nur jene Regierung, welche das unterdrückte Volk beſchützte, und das Wohl der Geſammt-Nation gegen die Eingriffe untergeordneter Tyrannei der Primatial-Geſchlechter im Auge hatte.

Nach der Flucht ihrer angebornen Fürſten hatten daher die Archonten Morea's auch nichts Angelegeneres zu thun,

---

*) Chalcocondyl. (lib. IX.) pag. 200. edit. venet.

als bei dem neuen Gebieter die nämliche Stellung und den nämlichen Einfluß zu erringen, mit deſſen Verluſt die neue Ordnung der Dinge drohte. Wie jene Tyrannen der joniſchen Städte im Heere des Groß-Königs an der Donaubrücke ſahen auch ſie ein, daß es ihr Vortheil erheiſche, die Herrſchaft des Sultans aufrecht zu erhalten, und mit den Unterdrückern des Vaterlandes gegen ihre eigenen Brüder ein feſtes Bündniß zu ſchließen. Der griechiſche Adel wurde, ohne ſein Glaubensbekenntniß zu ändern, türkiſch; griechiſch blieb nur das Volk. Dafür wurde es aber auch allein geplündert, allein mißhandelt, verkauft und niedergemetzelt.

Quid quid delirant reges, plectuntur Achivi.

Fünfzehntes Capitel.

Letzte Schickſale der Paläologiſchen Prinzen Demetrius und Thomas.

Im Schickſale der ausgetriebenen Paläologen ſpiegelte ſich deutlich ihre verſchiedene Gemüthsart. Demetrius, melancholiſchen, nachgiebigen, ja gleichgültigen Charakters, hätte den Gedanken, Mohammed II, dem Städtezerbrecher, dem von Gott ſelbſt auserleſenen Beſieger der griechiſchen Völker, Widerſtand zu leiſten, niemals gefaßt; er fühlte das Gewicht überlegener Talente und Herrſcherkraft des Sultans, und hielt es gleichſam für ſeine Pflicht, ſich ihm unterzuordnen, ohne die Hand zum Streite aufzuheben. Er gehörte zu denjenigen, die zum Gehorchen geboren ſind, und die Herrſchaft nur ſo lange erhalten können, bis ſie in Frage geſtellt wird und vertheidigt werden ſoll. Der Sultan, ſo ſtreng gegen gefallene Fürſten, konnte über Demetrius nicht zürnen; ſeine Demuth, ſein beſchränkter Sinn entwaffnete den Zorn des Siegers. Demetrius, lebend oder todt, war der neuen Ordnung der Dinge in Romanien gleich unſchädlich, ſeine Nichtigkeit erkannte Freund und Feind. Dem türkiſchen Heere durch ganz Morea folgend, ſah er die Gräuel, welche über ſeine ehemaligen Unterthanen hereinbrachen, ruhig an, und erhielt am Schluſſe des Feldzuges Befehl, dem türkiſchen Heere vorausziehend ſich nach Theben zu verfügen, und daſelbſt ſein weiteres Schickſal abzuwarten. Gemahlin und Tochter, letztere unter Begleitung eines Verſchnittenen, waren dem Prinzen ſchon vorangegangen. Der Sultan folgte in kurzen Tagmärſchen und kehrte nach vollendeter Unterwerfung Athens über Theben in ſeine Hauptſtadt zurück. Von Aufnahme der Tochter des Demetrius in das kaiſerliche Harem ward nicht mehr die Rede, und ihm ſelbſt wies man als Wohnſitz die Stadt Aenos am Ausfluſſe der Maritza in Thracien an, zum Unterhalte aber die Salzgefälle daſelbſt mit einem Zuſchuſſe an Baarem von der hohen Pforte bis zum Betrage von 60 Myriaden in Silber, d. i. 600,000 Aspern.*) Sein Leben und ſein Tod ward gleich wenig beachtet.

Thomas dagegen, unverſöhnlicher Natur, ſtolz auf ſein kaiſerliches Blut und ſein göttliches Recht, verſchmähte des Sultans Koſtgeld und Gnade, ſo wie den Aufenthalt in einem Lande, wo er nicht mehr befehlen konnte. Er verlor Alles. Nur Katharina Centerione, ſeine Gemahlin, und drei Kinder, ſein racheſüchtiges Gemüth, ſein Stolz

---

*) *Ἑξήκοντα μυριάδας ἀργυρίου* bei Chalcocondylas pag. 200 ed. venet. Herr v. Hammer überſetzt es mit 60,000 Aspern, was etwas über 666 Reichsthaler Courant beträgt. 600,000 Aspern dagegen machen nach der Währung des 15ten Jahrhunderts ungefähr 10,000 Ducaten oder 150,000 Drachmen, wenn man vier Aspern auf eine Drachme, und ſechzig Aſpern auf einen venetianiſchen Ducaten oder einen, mit diediesem gleichen, Gold-Sultanin rechnet. Leunclav. Pandect. Histor. Turcic. ad num. 18.

und St. Andreas Hirnſchale waren ihm von ſeiner ehmaligen Herrlichkeit noch geblieben. Er eilte ins Abendland, voll Hoffnung und Rachſucht, um durch ſeine kaiſerliche Gegenwart Europa gegen den Sultan aufzuregen; er konnte nicht glauben, daß Thomas Paläologus ohne Land und Herrſchaft leben könne, oder daß Chriſtus ſein Volk ganz verlaſſen und vor dem falſchen Propheten von Mekka gleichſam die Flucht ergriffen hätte. In Santa Maura beſuchte der unglückliche Fürſt ſeinen Schwager, den Deſpoten von Arta, und eilte ſofort nach Korfu, von wo er aus Ungeduld nach Befehl und Fürſtengewalt einen letzten Verſuch bei dem Beſieger Griechenlands machte, gegen die Abtretung der Feſtung Monembaſia den Küſtenſtrich des ſüdlichen Peloponneſes als unabhängige Herrſchaft einzutauſchen. Am Fluſſe Vardar in Macedonien kam Rales, der Unterhändler, in das Hauptquartier des Sultans und wurde nach Ausrichtung der Botſchaft ſammt ſeinem Gefolge in den Kerker geworfen, bald nachher aber mit dem Beſcheide entlaſſen, daß der Deſpot oder ſein Sohn, wenn ſie in Perſon an der Pforte erſchienen, anſtändigen Lebensunterhalt finden würden, von Herrſchaft und Regiment aber keine Rede ſey. Thomas ließ Weib und Kind auf der Inſel und ſegelte nach Ancona, wo ihn Abgeordnete des heiligen Stuhles nach Rom einluden. Der berühmte Aeneas Piccolomini, als Pius II römiſcher Papſt und Präſident der chriſtlichen Welt, empfing den vertriebenen Fürſten mit jener Achtung, die ſein hoher Rang, ſein Unglück und das menſchliche Gefühl im Herzen des allgemeinen Vaters der Chriſtenheit hervorriefen. Dreihundert

Goldſtücke monatlich wurden ihm aus der apoſtoliſchen Schatzkammer bezahlt, wozu die Cardinäle noch zweihundert fügten. Kaum fünf Jahre genoß Thomas dieſe Unterſtützung; Gram, Begierde, getäuſchte Hoffnung verzehrten ſein Lebensmark, er ſtarb 66 Jahr alt im Monate Mai 1465 zu Rom, verlaſſen von Allen, ferne von ſeinen Kindern und ſeiner Gemahlin, die ſchon vor ihm aus dem kummervollen Leben entwichen war. Thomas gehört zu den unglücklichſten Fürſten, von denen die Geſchichte Meldung thut. Sein Volk, ſein Reich, ſein Haus ſah er fallen, und was noch viel drückender ſeyn mußte, auch alle ſeine Hoffnungen auf Wiederherſtellung durch Hülfe der Abendländer ſah er verſchwinden, obwohl er Religion, Kirche und Glauben ſeiner Väter geopfert hatte. Nach den Geſchichten ſeiner Zeit war er ein Thor, ein Wüthrich gegen ſeine Unterthanen, und ein grauſamer und unverſöhnlicher Feind ſeines leiblichen Bruders. Die Quelle aller dieſer Uebel war die Herrſchſucht, welche ihrerſeits aus maßloſem Stolze auf göttliches Recht und uferloſe Fülle der Macht entſprang. Genealogen, Lobredner, Schmeichler findet ein Fürſt ſo leicht, nur Thomas fand ſie nicht, vermuthlich, weil er ſie nicht bezahlen konnte. Und doch hatte er vielleicht manche gute Eigenſchaft an ſich: vielleicht war er ein zärtlicher Gatte, ein liebevoller Vater gegen ſeine Kinder, vielleicht war er gegen geringe und nothleidende Menſchen hülfreich. Aufgezeichnet iſt hierüber nichts. Vier Kinder hinterließ er als Erben ſeines Unglücks und ſeiner Anſprüche: Helena, Zoe, Andreas und Manuel waren ihre Namen. Von den Söhnen war der eine bei dem Tode des Vaters zwölf, und der andere zehn Jahre alt. Helena ward ſchon fünf Jahre vor der Kataſtrophe des Peloponneſes nach Servien verheirathet, Zoe mit ihren Brüdern aber nach dem Hinſcheiden der Mutter nach Ancona gebracht, wo ſie unter Aufſicht eines griechiſchen Pädagogen mit einer Unzahl ausgewanderter Archonten und Flüchtlinge jedes Alters nach dem Tode des Deſpoten eingetroffen waren, und in der Folge auf päpſtlichen Befehl durch den berühmten Cardinal Beſſarion nach Rom beſchieden wurden.

Beſſarions Schreiben an den Pädagogen der Prinzen hat ſich in der Sammlung der Byzantiner erhalten, und iſt in ſeiner Art ein ſehr merkwürdiges Document, deſſen Hauptinhalt wir hier anführen wollen, da es äuſſerſt fehlerhaft abgedruckt und noch in keine fremde Sprache überſetzt iſt *) Es enthält öconomiſche, moraliſche und politiſche Vorſchriften für die jungen Fürſten, worin der Unterſchied zwiſchen den ganz morgenländiſchen Sitten und Gebräuchen der Neugriechen und denen der Abendländer ſehr deutlich hervorſpringt. Es iſt vom 9 Auguſt 1465 datirt und beginnt mit der Zuſicherung, daß der heilige Vater den Monatgehalt von 300 Goldſtücken von dem Vater auf die Kinder übertrage. Von dieſer Summe räth Beſſarion 200 Ducaten zu gleichen Theilen für Unterhalt der Kinder und ſechs oder ſieben Diener (ἀνθρώπων ὑποχειρίων μικρῶν) für jedes derſelben zu verwenden; auch An-

---

*) Man findet es gewöhnlich ad calcem der lateiniſchen Ueberſetzung der Chronik des Protoveſtiarius Georg Phranzes.

kauf und Fütterung von wenigſtens vier Pferden, ſo wie Beſoldung der beſagten Dienerſchaft (εἰς ῥόγαν τῶν αὐτῶν ὑποχειρίων) und Kleidung der Prinzen müſſen von dieſem Gelde beſtritten werden, und zwar ſollen die Kleider anſtändig ſeyn, νὰ εἶναι καλὰ ἐνδύματα. Bleibe nach Abzug aller dieſer Ausgaben noch etwas übrig, ſo lege man es bei Seite für Krankheit und andere unvorhergeſehene Bedürfniſſe. Bei jenen Vorſchriften habe es auf immer ſein Verbleiben. Die übrigen 100 Ducaten ſeyen für einige Archonten und Perſonen von guter Herkunft beſtimmt zu Kammerherrndienſt, Hut, Begleitung und Geſellſchaft der kaiſerlichen Kinder. Von dieſen ſeyen aber in Ancona und Rom eine ungeheure Menge zum Erſtaunen des Papſtes, der nicht begreifen könne, wie Thomas ſo viele Edelleute, jeden zu ſechs Ducaten monatlich, in Hoffnung fremder Unterſtützung noch auf der Flucht ins Abendland in ſeinem Gefolge haben mochte. Um ſo mehr tadle Seine Heiligkeit, daß die vater- und mutterloſen jungen Fürſtenkinder auch jetzt noch in Ancona eine viel zu groſe Anzahl derſelben bei ſich haben, Leute ohne Namen, ohne Rang und Ruf. Der Papſt wolle, daß man für ſolche nicht einen Pfenning, μηδ' ἕνα τορνέζιν, weiter bezahle*). Ein helleniſcher Lehrer, ein lateiniſcher Lehrer, ein Dollmetſcher, ein oder zwei lateiniſche Prieſter zum Pſalliren und Meſſeleſen ſeyen allein nöthig. Denn die Prinzen müßten jetzt, nach dem Willen ihres ſeligen Vaters, nach Art der Lateiner leben, εἶναι γὰρ χρεία νὰ ζῶσι τὰ παιδία λατινικῶς. Auch die Archonten in ihrem Gefolge müßten ſich nach der neuen Sitte richten, ſollen nicht aus der Kirche laufen, ſobald im öffentlichen Gebete des Papſtes Erwähnung geſchieht, wie ſie es auf der Straße durch Italien überall gethan hätten. Wollen ſie aus der Kirche fliehen, ſo müßten ſie auch aus dem Lande der Franki entweichen; nur wer ſich dieſer Ordnung unterwirft, dürfe bleiben, die andern können gehen. Jedoch ſey zu wünſchen, daß der Begleitung, Bedienung und der Ehre wegen viele Archonten bleiben, allein mit kleinem Monatgelde. Auf Unterricht und Sitten der Kinder müſſe man beſondere Sorgfalt verwenden, wenn ſie Ehre und Anſehen im Abendlande erlangen wollen. Denn Verachtung fränkiſcher Religion und Gebräuche hätte den ſeligen Deſpoten ins Verderben gebracht. Darum habe Thomas verordnet, daß die Kinder in Kleidung, Benehmen, Religion und Lebensweiſe ſich völlig nach den Franken richten ſollen; ſie ſollen lernen, vor Papſt, Cardinälen und Fürſten die Knie beugen, die Kopfbedeckung abnehmen, Verbindlichkeiten ſagen und grüßen, wenn ſie fortgehen. Auch ſollen ſie bei Cardinälen und weltlichen Fürſten Beſuche machen, aber nicht gleich niederſitzen, ſondern zuerſt die Knie beugen, und nicht eher ſich aufrichten, als bis es ihnen die hohe Perſon andeutet.*) Auch habe der ſelige Deſpot oft geſagt, man ſolle ihnen wiederholt einſchärfen, ſich nicht immer niederzuſetzen. Eben ſo müſſe der Lehrer darauf ſehen, daß ihr Gang ernſt und Achtung einflößend, der Ton ihrer Stimme gemeſſen und ruhig, ihr Blick nicht unſtät umherſchweifend, ſondern immer auf Einen Punkt gerichtet ſey. Gegen Jedermann ſollen ſie freundlich und herablaſſend ſeyn, und ihre eigenen Leute ſowohl als fremde Perſonen, ſo oft ſie mit ihnen zuſammen kämen, mit gehöriger Achtung behandeln, auch nicht großſprecheriſch, ſondern demüthig und gelaſſen ſeyn. Ihren kaiſerlichen Urſprung müßten ſie jetzt ganz vergeſſen, und immerfort bedenken, daß ſie ausgetriebene, heimathloſe und ganz arme Waiſenkinder wären, die von fremden Gaben leben, und nur durch Tugend und Klugheit im fremden Lande ſich vor Noth und Verachtung ſchützen können. Sie ſollen lernen, und nicht denken, daß ſie von hoher Geburt ſeyen: denn edles Blut ohne Tugend ſey auch bei großen und mächtigen Gebietern ohne Werth, um ſo mehr bei ihnen, die alles verloren hätten*). Beſonders aber ſoll ihr Erzieher darauf ſehen, daß jedes der Kinder eine kurze Anrede an den Papſt auswendig lerne, um ſie bei ihrer Ankunft in Rom vor dem heiligen Vater auf den Knien und mit unbedecktem Haupte herzuſagen. Wenn auf der Straße von Ancona nach der Hauptſtadt die Leute vor ihnen den Hut abnehmen und ihre Ehrfurcht bezeugen, ſollen auch die Prin-

---

*) Wörtlich: nicht einen livre tournois.

---

*) Νὰ μάθουν νὰ γονατίζουν τοὺς ὑπερέχοντας καὶ Πάπα, καὶ καρδιναλέας, καὶ τοὺς ἄλλους αὐθέντας. νὰ ἀποσκεπάζωνται τὸ κεφάλιν τους, νὰ τιμῶσι τοὺς χαιρετῶντας αὐτοὺς

ὅταν ὑπάγουν, νὰ ἴδουν καρδινάλιν, ἢ ἄλλον ὅμοιον αὐθέντην, ἀμὴ νὰ γονατίζουν. καὶ ἀπέχη ὅταν τοὺς εἰπῇ ἐκεῖνος νὰ συκωθοῦσιν.

*) Εὐγένεια χωρὶς ἀρετῆς οὐδὲν εἶναι τίποτες.

zen ihre Mütze (τὸ καπάσιν των) entweder ganz abnehmen oder zum Theil, bald mehr, bald weniger, nach dem Range der Begrüßenden. Eben ſo, wenn ſie als Gäſte in das Haus angeſehener Leute kommen, ſollen ſie dieſelben anſehen, auf ihre Rede horchen, und ebenfalls die Kopfbedeckung abnehmen, dabei nur weniges annehmen, aber alles mit Dank und Achtung; auch ſollen ſie nicht laut lachen oder unter ſich reden*); ihr Benehmen ſey geſetzt, ernſt, verſtändig. Beſonders legte der Cardinal dem Erzieher ans Herz, daß die Prinzen mit Anmuth das Knie beugen lernen, und ſich dabei nicht ſchämen, da Könige und Kaiſer daſſelbe thun; ſollen auch häufig in die Meſſe gehen, beten, in der Kirche nicht lachen oder ſchwätzen, und alle Verbeugungen der Franken nachmachen. Denn nur um dieſen Preis werde man ihnen helfen. —

Manuel Paläologus, ſeinem ältern Bruder an Geiſtesgaben weit überlegen, fand das Daſeyn unter ſolchen Bedingniſſen im Abendlande viel unerträglicher als die Herrſchaft der Türken; er entfloh heimlich aus Rom und warf ſich Sultan Mohammed in die Arme, wurde mit Ehren und reichlichem Einkommen bedacht, und ſtarb zu Conſtantinopel unter der Regierung Sultan Bajeſid II. Andreas Paläologus blieb in Rom, heirathete eine gemeine Gaſſendirne und ſtarb ohne Nachkommenſchaft im Jahre 1502, jedoch mit Hinterlaſſung einer letztwilligen Verfügung, durch welche er Ferdinand und Iſabella von Caſtilien als Erben des Peloponneſes und des ganzen byzantiniſchen Reiches einſetzte. Zoe Paläologina, die jüngere Schweſter der beiden Prinzen, wurde mit Johann Baſiliowitſch, Großfürſten von Moskau, vermählt, deſſen Tochter Helena in der Folge Alexander I König von Polen zur Ehe nahm [*]) Demnach hätten nach dem alten Feudalſtaatsrecht in Europa die Häuſer Oeſtreich-Habsburg und Romanov-Oldenburg die nächſten Anſprüche auf das alte byzantiniſche Kaiſerthum.

---

*) διακέωνται des Originals wird wohl für διαλέγωνται ſtehen.

---

*) Du-Cange, Familiae Augustae Byzantinae.

Sechszehntes Capitel.

Befeſtigung der türkiſchen Herrſchaft über Morea durch Beſiegung der Venetianer und Bändigung eines Aufſtandes im größten Theile der Halbinſel. Jahr 1463—1479. Schluß.

Ganz war der Peloponnes noch nicht in türkiſcher Gewalt; mehrere der vornehmſten Bollwerke waren unbezwungen oder vertragsmäßig in fremden Händen. Avarino, Modon, Koron, Anapli und Argos mit verhältnißmäßigen Gebietstheilen gehörten der Republik Venedig; Monembaſia wurde im Namen des entflohenen Deſpoten Thomas durch einen griechiſchen Statthalter regiert. Die Bergkantone Maina und Melingi aber lebten in unangefochtener Freiheit unter eingebornen Archonten.

Nachdem Servien und Bosnien völlig unterjocht und in türkiſche Paſchaliks umgewandelt waren, traf die Reihe, Mohammeds ſtarken Arm zu fühlen, nun auch die Venetianer, welchen außer den eben bezeichneten Feſtungen auf Morea auch noch Negroponte, Candia, Lepanto, Meſolungi, ganz Akarnanien mit Arta am Meerbuſen gleiches Namens, die meiſten Cykladen und die Sieben-Inſeln angehörten. Aus allen dieſen Beſitzungen wollte ſie der Sultan zu gleicher Zeit vertreiben, um an den Thron von Conſtantinopel wieder alle jene Länder zu feſſeln, welche in der verhängnißvollen

vollen Periode des Jahres 1204 durch die abendländiſchen Seenationen abgeriſſen wurden.

Der Friede, welchen die Republik nach dem Verluſte von Salonichi im Jahre 1430 mit Murad II geſchloſſen hatte, ward nach der Einnahme Conſtantinopels mit Mohammed erneuert, und dauerte nun ſchon in das drei und dreißigſte Jahr ununterbrochen fort. In der Eigenſchaft als Schutzmauer Griechenlands wußte ſich die Republik auch im Frieden immerfort zu bereichern und ein Land um das andere ſich ſelbſt zuzutheilen, um es vor den Türken zu bewahren. Der Sultan verſchlang auf der einen Seite als Eroberer, während die Republik auf der andern als Beſchützerin das Nämliche that. So lange ein griechiſches Reich exiſtirte, und folglich etwas zum Theilen und zum Verzehren vorhanden war, raubten beide Parteien untereinander friedlich fort. Wie aber das Mahl vollendet und die Beute verſchlungen war, begegneten ſich die Blicke der beiden Räuber, des Sultans Mohammed und der durchlauchtigſten Republik, ungeſättigt und wuthentbrannt.

Es iſt unnütze, Unterſuchungen über die Urſachen dieſer feindſeligen Begegnung zweier nebenbuhleriſchen Mächte anzuſtellen, oder das Gewicht verſchiedener von verſchiedenen Chroniken angeführten Begebenheiten, welche unmittelbar den Ausbruch der Flamme herbeigeführt haben ſollen, umſtändlich abzuwägen. Möge Marino immerhin ſagen, ein von Athen mit 100,000 Aſpern nach Modon entflohener Türkenſklave, deſſen Auslieferung der venetianiſche Capitän verweigerte, habe den Krieg entzündet *). Möge Chalcocondylas, möge die neugriechiſche Chronik immerhin die Treuloſigkeit der Osmanli anklagen und dagegen die Friedenstreue der Chriſten rühmen, ſo iſt doch gewiß, daß bei den ſiegreichen Fortſchritten der türkiſchen Waffen in Illyrien, und nach dem Einſinken der letzten Scheidewand zwiſchen dem Gebiete Mohammeds und der Republik beide Parteien die Nothwendigkeit des Kampfes von ſelbſt und zu gleicher Zeit erkannten.

Während man ſich in den Lagunen täglich mit dem Gedanken eines Türkenkriegs vertrauter machte und bereits Rüſtungen begann, traf zu gleicher Zeit die Nachricht ein: Argos ſey durch Verrath eines griechiſchen Popen an die Türken übergegangen **), ein anderer Haufe ſey in das Gebiet Koro-Modon eingefallen, und Akarnanien werde durch Tura-Chans Sohn, Omar, mit Feuer und Schwert verheert, und die Feſtung Lepanto belagert.

Die Venetianer unterdeſſen verhehlten ſich die Schwierigkeiten eines Kampfes mit dem größten Eroberer des Jahrhunderts keineswegs, und begriffen vollkommen, daß ihre Macht allein nicht kräftig genug ſey, den osmaniſchen Koloß zu erſchüttern, oder ſeine Rieſenſchritte zu hemmen. Mehrere Senatoren, durch Furcht entmuthigt, riethen zur Nachgiebigkeit, zum Frieden, ja ſelbſt zu einigen Opfern.

---

*) Muratori, Tom. XXII, p. 1172.

**) Den Leſern wird es nicht entgangen ſeyn, daß griechiſche Prieſter hohen und niedern Ranges ihr von Lateinern beherrſchtes Vaterland häufig an die Türken verriethen.

Victor Capello aber, ein edler Venetianer, enthüllte in einem beredten Vortrage die Kurzſichtigkeit der Friedensmänner *), zeigte in einem erſchütternden Gemälde die Nähe allgemeinen Verderbens für die Abendländer, wenn man jetzt nach dem Falle von Conſtantinopel, von Trapezunt, von Morea, von Bosnien und von Illyrien noch nicht eile, die letzten Dämme zu befeſtigen, durch welche die Barbarenfluth einzig noch von den Gränzen der Chriſtenheit abgehalten werde.

Zugleich deutete er auf die verwundbarſte Seite des türkiſchen Reiches, auf Morea hin, deſſen Bewohner das ungewohnte Joch türkiſcher Knechtſchaft noch mit Widerwillen trügen, und wenn Hülfe von Außen käme, gewiß zu einem Aufſtande gegen ihre Unterdrücker bereit wären. Auf jene Halbinſel ſollte ſich die Hauptmacht der Republik werfen, und nach Vertreibung der Türken das Paſchalik von Hellas und Theſſalien anfallen, während man die Ungarn zur Erneuerung ihrer Angriffe auf die Nordländer des osmaniſchen Reiches durch Anbietung großer Hülfsgelder bereden ſollte.

Capello's Meinung wurde angenommen, Ungarn durch Gold gewonnen, und im Sommer des Jahres 1463, zehn Jahre nach dem Falle Conſtantinopels und Ein Jahr nach Zerſtörung des trapezuntiſchen Reiches, Krieg gegen den Großtürken Sultan Muhammed II beſchloſſen. Der

---

*) *Βίκτωρ τῶν καπέλλων οἰκίας, ἀνὴρ πλούτῳ τε καὶ ἀξιώματι προέχων, καὶ ἄγειν δοκῶν τὴν πόλιν κράτιστος.* Chalcoc. p. 226. ed. ven. gibt die ganze Rede.

römiſche Hof, welchen die Republik zu gleicher Zeit in das Bündniß ziehen wollte, verweigerte ſeine Hülfe, weil er vorher den Kleintürken Malateſta von Rimini bekämpfen müſſe *).

Eine Flotte von etlichen vierzig Segeln brachte eine neue Verſtärkung von 2000 bewaffneten Reitern aus den Lagunen nach Anapli, wohin ſchon früher Ludwig Loredano mit neunzehn Kriegsſchiffen geſegelt war. Zu gleicher Zeit erließ die Republik einen Aufruf an alle nach Candia geflüchteten Verbrecher und Exulanten, gegen Zuſicherung vollkommener Strafloſigkeit, wider den Erbfeind des chriſtlichen Namens Kriegsdienſte zu thun. Viertauſend von dieſen Leuten, welche die bürgerliche Geſellſchaft ausgeſtoßen hatte, landeten auf den Küſten der Halbinſel, um Griechenland zu befreien, und für den chriſtlichen Glauben zu ſtreiten. Die Seemacht befehligte mit unumſchränkter Vollmacht Jacob Loredano, das Landheer Bertoldo von Eſte, Oberhaupt einer Abenteurergeſellſchaft im Dienſte der Republik. Außer dieſen wurden noch mehrere Condottieri jener Zeiten mit kleinen Kriegshaufen in Sold genommen, und zur Stärkung des Heeres nach Morea geſandt, ſo daß ſich die Summe der venetianiſchen Streitkräfte im Lager vor Anapli auf 7000 Mann aller Waffengattungen belief. Vertraute Unterhändler durchſtreiften die Halbinſel ſchon lange vor dem Ausbruche des Krieges, um die Einwohner zum Auf-

---

*) Ὡς ἀναγκαῖον πρῶτον αὐτὸν τὸν μικρὸν βάρβαρον ἐκ μέσου ποιεῖσθαι. Chalcocond. p. 239. ed. ven.

ſtande zu ermuntern. Um Lacedämon, Maina, Melingi und Monembaſia eilte bei der erſten Aufforderung der Fremdlinge Alles zu den Waffen. Auch in Arkadien und im Norden der Halbinſel, hauptſächlich in den Arnautenkantonen am Berge Chelm (Cyllenius), zeigten ſich bewaffnete Banden. Die übrigen Gegenden, theils durch Mohammeds Grauſamkeit erſchöpft und eingeſchüchtert, theils durch türkiſche Beſatzungen gezügelt, blieben dieſem erſten — von Ausländern angeregten — Freiheitsverſuche fremd. In den inſurgirten Diſtricten flohen die Muſulmanen in die feſten Plätze, wo man ſie einſchloß, während die venetianiſche Hauptmacht gegen Argos hervorbrach, die Stadt beſetzte und — plünderte. In der Burg lagen fünfzig Janitſcharen, mit welchen ſich bald darauf ein Haufen von 500 ihrer Brüder vereinte, und mehrere Stürme zurück ſchlug. Hunger nöthigte ſie bald zur Uebergabe.

Von Argos zog das Chriſtenheer gegen Korinth, um die wohlbefeſtigte, mit Mannſchaft und Lebensmitteln reichlich verſorgte Burg einzunehmen. Zwei wüthende Stürme wurden abgeſchlagen, und die Hoffnung der Venetianer, durch den Fall des Hauptbollwerks der Türkenmacht in Morea auch in den ruhigen Kantonen die Kriegsflamme zu entzünden, gänzlich zerſtört. Während dieſer Vorgänge hatte der Arnaut Iſa, türkiſcher Statthalter zu Londari, Boten an den Sultan mit der Kunde geſchickt, ein venetianiſches Heer habe gelandet, mehrere Provinzen zum Aufſtande verleitet, und das feſte Schloß Batica eingenommen; er habe Hülfe nöthig, oder die

Halbinſel ſey verloren. Dagegen wurde auf Anrathen moraitiſcher Archonten *) in einem Kriegsrathe der Verbündeten beſchloſſen, die zerſtörten Feſtungswerke der Landenge wieder aufzurichten, und ſo dem großen türkiſchen Heere, welches nach dem allgemeinen Gerüchte zum Entſatze von Korinth heranzog, den Eingang in den Peloponnes zu verwehren. Von der Vollendung dieſer Maßregel hofften die Feldherren hauptſächlich zwei Vortheile zu erlangen: einmal, daß den zagenden Moraiten der Muth wachſe, und der Aufſtand allgemein werde; und dann, daß die in den Feſtungen des Innern eingeſchloſſenen Türken — aller Hoffnung des Entſatzes beraubt — ſich deſto ſchneller ergäben.

Am erſten September 1463 ſtand die ganze chriſtliche Land- und Seemacht vor den Ruinen des Hexamilon, und begann die Gräben zu reinigen, Mauern und Thürme aufzuführen. Um den Muth der Menge anzufeuern, welche ſich mit Einrechnung der zuſammengetriebenen Arbeiter auf 30,000 Mann belief, legten die beiden Feldherren Eſte und Loredano perſönlich Hand an's Werk, und innerhalb fünfzehn Tagen war das Rieſenwerk vollendet, eine Mauer, ſechs italieniſche Meilen lang, zwölf Fuß hoch, mit einem tiefen Graben und 136 Thürmen von einem Meere zum andern. Weder bei Tag, noch bei Nacht wurde den Soldaten Ruhe gegönnt. Das Gerücht, Mahmud Paſcha, Beglerbeg von Rumili, ziehe mit einem Heere von 80,000

---

*) Beſonders der beiden Arnautenhäuptlinge Rhaſeus und Peters des Hinkenden. Chalcocond. p. 233. ed. ven.

Mann heran, geſtattete keinen Aufenthalt; ſelbſt Kalk zu bereiten, wurde nicht Zeit gegeben, das Mauerwerk trocken aufgeführt. Im Mittelpunkte der Verſchanzung ſtand ein Altar zum Gottesdienſte für die chriſtlichen Streiter, und Sanct Marcus's Banner wehte von den Zinnen herab.

Ein Theil des Inſurrectionsheeres blieb zur Hut der neuen Feſtung zurück, der andere ſtieß zum Blokade-Corps von Korinth und begann die Beſtürmung des Schloſſes mit erneuter Wuth. Der Widerſtand der Beſatzung war aber ſo herzhaft, und der Verluſt der Belagerer ſo groß, daß ſelbſt der Oberfeldherr Bertoldo von Eſte beim dritten allgemeinen Sturm unter einem Haufen von Todten begraben wurde *). Beim Einbruche der ungünſtigen Jahreszeit, welche in jenem Jahr ungemein ſtrenge und frühzeitig begann, war noch nicht die geringſte Ausſicht, die Burg noch vor Ankunft des großen türkiſchen Heeres zu bezwingen. Ungeachtet aller Aufreizungen blieben Achaja und Elis ruhig, während Omar-Beg mit 2000 Reitern die Belagerer neckte, und beim ſchlechten Fortgange der erſten und wichtigſten Verſuche der Enthuſiasmus der Inſurgenten ſchon wieder zu erkalten anfing. Alles dieſes zuſammengenommen, neben den Schreckniſſen einer auf Morea unerhörten Herbſtkälte, bewog die Feldherren zu dem Entſchluſſe, die Schanzen der Landenge zu verlaſſen, und die Belagerung von Korinth noch vor dem Eintreffen der türkiſchen Streit-

---

*) Er wurde durch einen Steinwurf am Kopfe verwundet, und gab vierzehn Tage nachher auf dem Feſtungswalle des Hexamilon den Geiſt auf.

kräfte aufzuheben. In den erſten Tagen Novembers zogen die Italiener nach Anapli, die Moraiten aber in ihre Städte zurück, um ſie im Fall eines Angriffs der Türken einzeln zu vertheidigen.

Der Sultan unterdeſſen, wie er die Kunde von den großen Bewegungen auf Morea und der Befeſtigung des Heramilon vernommen hatte, befahl dem Beglerbeg von Rumili, gegen die Rebellen zu ziehen, durch die Mauer zu brechen, und Korinth zu entſetzen. Er ſelbſt wolle, wenn die Gefahr größer ſeyn ſollte, mit dem Kern des osmaniſchen Reiches nachrücken. Lariſſa war der Sammelplatz. Omar-Beg hielt den Veſir von weiterm Vorrücken ab, und bat ihn, den Sultan ſelbſt mit den Janitſcharen abzuwarten, weil das Unternehmen die Kräfte eines Unterfeldherrn überſteige. Er ſelbſt (Omar-Beg) habe ſich kurz vorher mit ſeinem Heerhaufen der langen Mauer genähert, mehr als zweitauſend Feuerſchlünde (!), vierhundert Kanoniere (!), Bogenſchützen und Schildträger geſehen, welche jeden Verſuch mit Gewalt durchzudringen, zurückweiſen würden.*) Mahmud Paſcha, durch dieſe Kunde ſelbſt entmuthigt, berichtete an den Sultan, er dürfe es mit ſeinen Streitkräften nicht wagen, gegen die Feinde zu ziehen, die Umſtände erfordern des Großherrn perſönliche

---

*) *Τηλεβόλους τε ἑωρακέναι πλείους ἢ δισχιλίους, καὶ τηλεβολιστὰς τετρακοσίους.* Chalcocond. pag. 233. ed. ven.

Offenbar verdorbener Text! wenigſtens in Angabe der Kanonenzahl. *Τηλεβόλος* heißt bei den letzten Byzantinern die Kanone; *τηλεβόλισκος* die Flinte, und *τηλεβολιστής* der Feuerwerker.

Gegenwart mit der Geſammtmacht des Reiches. Nicht lange hernach erſchien aber ein Arnaut, der bei Nachtzeit aus der Burg von Korinth an's Meer hinab, und in einem Kahne glücklich auf die andere Seite gekommen war, mit der Nachricht im Lager von Lariſſa, das feindliche Heer am Iſthmus ſey ſchwach, und werde beim Anzuge des Beglerbeg unfehlbar die Flucht ergreifen. *) In Böotien, wohin der Serasker alſogleich aufgebrochen war, erhielt er eine zweite Kunde: Landenge und Korinth ſeyen von den Feinden verlaſſen, ihr Heer aufgelöst. Unverweilt ſammelte er ſeine Macht bei Platäa am Fuße des Cythäron, drang bei Nacht über das Gebirge und erſchien mit Tagesanbruch vor den Feſtungswerken der Landenge. Die Feinde waren entflohen, ihre letzten Schiffe lichteten eben die Anker. Ohne Widerſtand drang er in Morea ein, nahm das Schloß von Argos, und erſchien vor Napoli, wo er das italieniſche Heer unter den Batterien der Flotte und des Schloſſes Palamidi in Schlachtordnung erblickte. Fünftauſend Janitſcharen vor den Reihen der Chriſten niedergeſchmettert, nahmen dem Beglerbeg den Muth und die Hoffnung, die feindliche Stellung mit Waffengewalt zu bezwingen. Ungehindert zog er auf der großen Heerſtraße nach Londari, wo er Lager ſchlug, und von dieſem Mittelpunkte der Halbinſel die Anſtalten zu ihrer Beruhigung und gänzlichen Unterwerfung leitete. Statt des Arnauten Iſa wurde Saganos-Paſcha als Unterſtatthalter eingeſetzt, und Sorge getragen, Patras und andere feſte

---

*) Chalcocondyl. pag. 233. ed. venet.

Punkte mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu verſehen. Omar brach mit 20,000 Mann gegen Koro-Modon hervor, um den Venetianern mehrere, im Laufe des Feldzuges eroberte Ortſchaften wieder zu entreißen. Die Türken verfuhren mit gewohnter Grauſamkeit. Fünfhundert Einwohner eines wieder unterjochten Städtchens wurden gefeſſelt nach Conſtantinopel geführt, und nach Angabe griechiſcher Autoren auf Mohammeds Befehl auseinander geſägt. *) Die türkiſche Hauptmacht unter dem Groß-Veſir, welche von der bosniſchen Gränze ſich ſchon gegen Morea in Bewegung geſetzt hatte, kehrte nach dieſen Ereigniſſen wieder zurück.

Der Aufruhr war gedämpft, und die Venetianer, in ihre Feſtungen zurückgetrieben, wagten im freien Felde nirgends Widerſtand. Nur das Land Melingi und Maina waren noch unter den Waffen. Einen Zug in das ſchwer zugängliche Gebirg wollte der ſiegreiche Beglerbeg zur Winterszeit nicht mehr unternehmen, und ſandte Omar mit dem Archonten Aſanes, um die Aufrührer durch billige Bedingniſſe zur Niederlegung der Waffen zu bereden. Die Bewohner der Umgegend von Miſtra nahmen den Vergleich an, und kehrten in ihre Hütten zurück, weil ſie nach der Flucht des italieniſchen Heeres auf der Landenge die Hoffnung zur Freiheit verloren hatten. Das innere Gebirg aber, und der Kanton Monembaſia wollten mit wenigen Ausnahmen nichts von Unterwerfung hören; obwohl ihnen Aſanes das Verkehrte ihrer Maßregeln, die Hoff-

---

*) Chalcocondyl. pag. 234. ed. venet.

nungsloſigkeit ihrer Lage und die Schwäche der venetianiſchen Waffen, durch welche ſie die Vertreibung der Türken aus Morea erwarteten, mit den lebhafteſten Farben ſchilderte. Habe nicht das bloße Gerücht vom Anzug eines türkiſchen Heertheiles unter einem Sklaven des Sultans die Hauptmacht ihrer lateiniſchen Bundesgenoſſen und Befreier in ſchmähliche Flucht getrieben? was würde wohl der Erfolg ſeyn, wenn Mohammed in Perſon mit ſeinen Janitſcharen über den Iſthmus käme? wer würde wohl da zu widerſtehen vermögen? *)

Die Venetianer unterdeſſen gaben ſich alle Mühe, die Täuſchung in den Gemüthern der Gebirgsleute zu nähren, und den ſinkenden Muth dadurch zu beleben, daß ſie Gerüchte ausſtreuten über den Anzug eines großen ungariſchen Heeres gegen die Donau, und einer zahlreichen Flotte lateiniſcher Chriſten gegen den Helleſpont, um das Herz des osmaniſchen Reiches anzugreifen. Ja ſelbſt das Oberhaupt der abendländiſchen Kirche, und der Doge von Venedig mit andern großen Fürſten des Occidents, fügten ſie bei, werde zum Streite gegen den Halbmond und zur Befreiung Griechenlands mit unzähligen Schaaren herbeieilen.

Die bedrängten Gebirgsbewohner ſchickten Leute aus ihrer Mitte, um Erkundigung einzuziehen, welche Streitkräfte die Ungarn aufgeboten, und wie viel von einem Angriffe derſelben auf das türkiſche Nordland zu erwarten

---

*) *Τί ἂν γένοιτο, εἰ Βασιλεὺς σὺν ταῖς θύραις αὐτοῦ, ἐσβάλλοι ἐς Πελοπόννησον?* Chalc. pag. 234. ed. ven.

ſey. Dreitauſend Reiter und eine gleiche Anzahl Fußvolk, welche noch vor Ende deſſelben Jahrs unter dem herzhaften Juſtiniani, dem Nachfolger Loredano's, aus Italien nach Morea ſchifften, richteten zwar den geſunkenen Muth der Inſurgenten in ſo weit auf, daß alle Anträge türkiſcher Amneſtie zurückgewieſen wurden. Jedoch konnte man vernünftigerweiſe nicht erwarten, daß die Osmanli mit ſo geringen Streitkräften nur aus Morea, geſchweige denn aus Europa, wie man vorgab, vertrieben werden könnten.

Unter dieſen Hoffnungen und Rüſtungen war der Winter vorüber gegangen, *) und der Krieg ſollte von neuem beginnen, ohne daß von den prahlhaften Verſprechungen der venetianiſchen Unterhändler auch nur Eine in Erfüllung gegangen wäre. Die große Expedition der lateiniſchen Fürſten erſchien nicht in den Gewäſſern von Morea, weil Pius II noch in demſelben Jahre geſtorben war, und die Herzoge von Venedig und Burgund mit ihrem Feldzuge gegen die Ungläubigen es nicht ernſtlich gemeint hatten. Auch die Thaten der oft beſiegten Ungarn beſchränkten ſich auf einige Streifzüge durch Bosnien, und, wie im vorigen, mußten die Venetianer die ganze Laſt des Krieges auch in dieſem Feldzuge wieder ganz allein tragen. Zwar nahm ihre Flotte Lemnos weg, beſtürmte aber Metellino vergeblich, während Sigismundus Malateſta, der neue Feldherr, durch Mainotten verſtärkt, Miſtra zum zweitenmal belagerte, und Dandolo in der Gegend von Koron-Modon dem Andrange der Osmanen mit abwechſelndem Glücke wider-

---

*) J. 1464.

ſtand. Kaum war aber die türkiſche Flotte, 150 Segel ſtark, aus den Dardanellen ausgelaufen, als ſich die venetianiſchen Fahrzeuge nach Modon zurückzogen und den Reſt des Jahres unthätig im Hafen liegen blieben. Ueberdieß waren die chriſtlichen Feldherren zu Lande untereinander ſelbſt uneinig, und lähmten ſich gegenſeitig abſichtlich in ihren Unternehmungen. Die Belagerung von Miſtra hatte daher nicht nur ſchlechten Fortgang, ſondern mußte im Herbſte deſſelben Jahrs ſchimpflich aufgehoben werden. Die äußere Stadt und das Judenviertel, deren ſich Sigismundus bemächtigt hatte, wurden beim Abzug in Brand geſteckt, nachdem man ſie vorher rein ausgeplündert hatte. *)

---

*) „Sigismundo prese le due prime cinte della città di Mistrà, nella terza è una forte rocca, et era ben munita si di Turchi come d'ogni altra cosa necessaria alla sua difesa.“ Lettera d'un Segretario. pag. 276 bei Sansovino.

Um dieſe Zeit ward die mittelalterliche Stadt Lacedämon gänzlich verlaſſen und nach und nach abgebrochen, bis ſeine Stätte endlich zu Weide und Ackerfeld herabſank, wie wir ſie in unſern Tagen gefunden haben. Zur Slavenzeit, wie Athen, verwüſtet, wurde Lacedämon nach Eroberung Griechenlands durch die Byzantiner wieder hergeſtellt; im Jahre 1263 beim Ausbruche des Krieges zwiſchen Wilhelm Villehardouin und dem kaiſerlichen Statthalter von Miſtra von den Einwohnern verlaſſen und durch fränkiſch-moraitiſche Coloniſten von Neuem bevölkert, wiederholt genommen und verloren, geplündert und verheert; diente nach dem Frieden zwiſchen Franken und Eingebornen den auf der Halde

Wie wenig es aber auch den Venetianern um die Freiheit Moreas zu thun war, konnten die Bewohner hinlänglich erſehen, da die Feſtung Monembaſia, welche bis dahin im Namen des flüchtigen Deſpoten Thomas regiert und vertheidigt wurde, in eben dieſem Jahre venetianiſche Beſatzung einzunehmen, und der Republik den Eid der Treue zu ſchwören genöthigt wurde.

Am Schluſſe des zweiten Feldzuges war der Kampf zwiſchen Venedig und Conſtantinopel, obgleich er noch ſechzehn Jahre dauerte, der Hauptſache nach doch ſchon entſchieden. Die Wagſchale Mohammeds hatte erſichtlich das Uebergewicht; nirgends konnte man bleibende Vortheile über ſeine Kriegsheere erringen, und die Republik, ohne Hoffnung entſcheidender Mitwirkung von Seite der griechiſch redenden Bewohner des Türkenreiches und der übrigen Höfe des Abendlandes, wünſchte ſchon, das gewagte Spiel nicht begonnen zu haben. Auf der ungeheuren Schlachtlinie zwiſchen der Südſpitze Morea's und den Ufern des Save-Stroms wüthete der Kampf, und nicht nur um Miſtra und Modon, ſondern eben ſo in Akarnanien, in Albanien, in Jllyrien und Dalmatien, überall ſiegte der Halbmond, flohen die Chriſten, wälzte ſich die Fluth der

---

des Miſtra-Schloßberges angeſiedelten alten Einwohnern gleichſam als Hüttenſtadt und Mayerhof zur Aufbewahrung der Feldfrüchte, zuletzt aber als Steinbruch und Fundgrube zur Anlegung von Neu-Miſtra, welches Sigismundus Malateſta mit Feuer verwüſtet, La-Guilletière beſucht und beſchrieben, Chateaubriand geſehen und Jbrahim Paſcha dem Erdboden gleich gemacht hat.

türkiſchen Heere bis an die Pforten und an die Bollwerke Italiens.

Die Begebenheiten zu Waſſer und zu Lande, welche im Laufe dieſes Krieges außerhalb Morea vorgefallen ſind, müſſen hier mit Stillſchweigen übergangen werden, weil wir nicht eine Geſchichte der Türkenkriege, ſondern die Schickſale der Neu-Peloponneſier zu beſchreiben uns vorgenommen haben.

Das Jahr 1465 ging für dieſen Theil des Kriegstheaters ohne Merkwürdigkeit vorüber. Um ſo erfolgreicher ſollte dagegen das nächſtfolgende 1466ſte Jahr für die Halbinſel werden. Victor Capello, gewiſſermaßen der Haupturheber des Krieges, hatte für dieſes Jahr den Oberbefehl der venetianiſchen Streitkräfte in Griechenland erhalten. Die Fehler ſeiner Vorgänger ſollte er gut machen, und zu Stande bringen, was jenen mißlungen war. Die türkiſchen Roßſchweife ſollte er von den Zinnen Akro-Korinths und der Akropolis reißen, und Omar-Beg's Janitſcharen durch die thermopyläiſchen Thore treiben, mit Einem Worte, durch Thaten ſollte er nun beweiſen, was er einſt im Rathe mit ſchimmernder Beredſamkeit gegen die Meinung ſo vieler klugen Männer über die Befreiung Morea's und über den endlichen Erfolg des großen Kampfes behauptet hatte.

Mit der Blüthe der Republik ſegelte Capello aus den Lagunen, eroberte Imbros, eroberte Athen,*) und landete endlich im Monat Auguſt zu Patras. Das Heer war zahlreich, vielleicht das beſte, welches im Laufe jenes Krieges in Griechenland auftrat; auch wurden die Türken, die ſich der Landung widerſetzten, geſchlagen, und die Reihen der Sieger durch das Zuſtrömen vieler ſtreitbaren Griechen jener Gegenden vergrößert. Um die Rebellen zu züchtigen und die Gelandeten wieder in das Meer zu werfen, rückte Omar-Beg von Londari herab. Auf der flachen Küſte, unter den Kanonen der auf den Sand gezogenen Schiffe wurde geſtritten, Omars Heer zerſchmettert und in das Gebirg zurückgeworfen. Auf die kluge Mahnung der Archonten, die Geſchlagenen nicht weiter zu verfolgen, als der Boden günſtig, antwortete der venetianiſche Anführer der Landtruppen (Michael Raul, ein Grieche von Geburt) nur mit Verachtung, ſchalt ſie Weiberſeelen und Verräther, und drang mit Ungeſtüm den Fliehenden durch die Engſchluchten bis Sidero-Caſtron nach. Omar ſtellte zu beiden Seiten Truppen in den Hinterhalt, fuhr fort zu fliehen, bis die Chriſten bei jenem Punkte vorüber waren; wandte ſich dann plötzlich, und griff die plan- und ordnungslos nachſetzenden Feinde auf allen Seiten zugleich an. Alle Oberofficiere fielen, Michael Raul ſelbſt ſtürzte auf der Flucht, wurde gefangen, und augenblicklich geſpießt; von ſeinem Heerhaufen kamen nur wenige an's Ufer zurück. Die Türken ſelbſt brachen mit ſolcher Wuth aus dem Gebirge hervor, daß der größte Theil der an's Land gezogenen Galeeren mit der ganzen Bemannung in ihre Hände fiel. Alle Gefangenen wurden umgebracht, und der griechiſche Erzbiſchof von Patras, als Begünſtiger des Aufſtandes, auf einen Pfahl geſteckt. Die Trümmer des Heeres führte Capello nach Negropont zurück, wo er bald darauf aus Gram über ſein Unglück den Geiſt aufgab. *)

---

*) J. 1466.

Nach dieſer Niederlage wagten es die Venetianer nicht mehr, angriffsweiſe in Morea aufzutreten, noch viel weniger konnten ſie, bei ihrer anerkannten Unmacht, von Seite der Eingebornen auf irgend eine kräftige Mitwirkung zählen. Die Griechen hatten ſelbſt die Hoffnung zur Freiheit abgelegt und das Sklavenjoch wieder auf den Nacken geladen. Vier Jahre ſpäter, nachdem auch das feſte Negroponte, der venetianiſche Hauptwaffenplatz im Archipelagus, und die Rüſtkammer aller Kriege gegen das feſte Land von Hellas, durch die Türken erſtiegen ward, ſandte der Sultan 25,000 Mann friſcher Truppen über den Iſthmus, um die Lateiner aus allen noch beſetzten Küſtenſtädten zu vertreiben. Voſtitza, im Laufe der Inſurrection von dem venetianiſchen Statthalter zu Lepanto eingenommen, ging im Sturm über, und wurde vom Grund aus zerſtört. Längs der Weſtküſte zog der Beglerbeg zerſtörend nach Meſſenien hinab. Die Beſatzung von Kalamata verließ vor Schrecken und ohne Kampf das Schloß, um nach Koron zu fliehen. Alle inſurgirten Dörfer, Städtchen und Caſtelle wurden der Erde gleichgemacht, die Be-

---

*) Nach dem Tagebuch eines Geheimſchreibers des Sigismundus Malateſta, verloren die Venetianer in jener Schlacht zehntauſend Mann. — Wir ſelbſt haben das beſagte Tagebuch nicht geſehen, und kennen es nur aus den Citaten des berühmten Herrn von Hammer. Bd. II. pag. 80, Note a der „Geſchichte des osmaniſchen Reichs.“

völkerung abgeſchlachtet. Andravida, die alte Hauptſtadt der Ville-Hardouin's, verſank in Schutt, Pontico wurde geſchleift, das von den Feudalrittern erbaute Saint-Omer, Belveder und Schwalbenburg demolirt, ganz Achaja und Elis mit Ruinen bedeckt.

„Nach dieſem großen Unglücke folgte eine augenblickliche Aenderung im Schickſale derjenigen Griechen in Morea, welche noch unter venetianiſcher Herrſchaft ſtanden. Bis dahin waren ſie von ihren chriſtlichen Herren mit eben derſelben Strenge und Verachtung behandelt worden, als es nur immer von den Türken geſchehen konnte. Ausgeſchloſſen von allen Rechten, geplündert von den italieniſchen Banden, überhäuft mit ungemeſſenen Frohnen und Laſten konnten ſie zwiſchen den beiden Völkern, welche ſich um ihr Gebiet ſtritten, kaum einen Unterſchied machen. Nach der Eroberung von Negroponte ſuchte das geſchreckte Venedig ſie mehr für ſeine Sache zu gewinnen, und ihnen für die Vertheidigung ihres eigenen Landes, welches die Republik beherrſchte, Begeiſterung einzuflößen. Nicolaus Moncenigo, ein ausgezeichneter Feldherr, den der Rath von Venedig gewählt hatte, um die erlittenen Niederlagen wieder gut zu machen, bildete in Morea griechiſche Milizen, verlieh ihnen denſelben Rang, den die Truppen der Republik hatten, und nahm aus ihrer Mitte Garniſonen für Napoli, Monembaſia und Modon.“ *)

---

*) Die Stelle iſt entlehnt aus „Villemain's Laſcaris“ Abtheilung 2. Straßburg, 1825.

Dieſes Heilmittel kam aber zu ſpät, der Beglerbeg warf alles nieder. Einige Streifzüge abgerechnet, die man jedes Jahr aus den Ringmauern der Seefeſtungen und von den lakoniſchen Gebirgen herab in die türkiſchen Diſtricte des Plattlandes, und von dieſen umgekehrt in das venetianiſche Küſtengebiet machte, geſchah bis zum endlichen Friedensſchluſſe keine bedeutende Waffenthat auf Morea.

Im Januar des Jahrs 1479 endlich, nachdem Croja, die letzte Vormauer des Chriſtenthums in Albanien gefallen, und die Flamme der feindlichen Kriegswuth ſchon die Ufer des Tagliamento ergriffen hatte, endete der Friede zu Conſtantinopel den langen blutigen Krieg. Außer Anapli, Monembaſia, Koro-Modon und Avarino mit kleinen Umgebungen wurde alles, was die Republik in Morea früher beſaß, oder im Laufe des Krieges erobert hatte, den Türken überlaſſen. Selbſt die Bergſtädtchen in Melingi, Stadt und Caſtell Maina, Batica und Rampano mußten die venetianiſchen Truppen räumen.

Werfen wir einen Blick auf dieſes letzte Aufflimmern des moraitiſchen Zorns gegen die türkiſche Knechtſchaft: es war der letzte Verſuch, und gleichſam ein feierlicher Einſpruch, welchen die Mehrzahl der Bewohner des Peloponneſes, zwar unter Anführung der Ausländer, aber doch noch als chriſtliche Nation gegen die ungläubigen Eindringlinge mit gewaffneter Hand erhob. Warum iſt er mißlungen, und hat nur dazu gedient, das Joch der Dienſtbarkeit noch mehr zu befeſtigen und die Nichtigkeit der damaligen chriſtlichen Geſetze und Einrichtungen im

Gegenſatze der mohammedaniſchen in's hellſte Licht zu ſtellen?

Wie in allen Türkenkriegen jenes Zeitalters, ſo finden wir auch beſonders in dieſem, daß die Osmanen in der Kriegskunſt die chriſtlichen Völker weit übertrafen. Letztere insgeſamt hatten in Veredlung dieſes nothwendigſten aller Kunſtmittel zur Beſchützung der bürgerlichen Geſellſchaft ſeit mehreren Jahrhunderten nur unbedeutende, die Griechen insbeſondere gar keine Fortſchritte gemacht. Stehende Infanterie hatten nur die Osmanen, einen Platz regelmäßig zu belagern und zu vertheidigen verſtand außer ihnen Niemand. Soldatiſchen Geiſt, Disciplin, kriegeriſche Begeiſterung und Feldherrntalente fand man nur in den Orta's der Janitſcharen. Ihre Heimath war das Lager, der Sieg ihr Erbtheil, ihr einziges Geſchäft der Krieg. Selbſt das numeriſche Verhältniß ihrer Heere überwog gewöhnlich die feindliche Macht. Was einſt die römiſchen Legionen erſtlich zur Unterjochung Italiens und dann der alten Welt nöthigte, nämlich das Bewußtſeyn, von allen umwohnenden Völkern gehaßt und keinen Augenblick vor ihrer Rache geſichert zu ſeyn, zwang auch die Osmanen ſich zum Rang der erſten Soldaten der damaligen Welt zu erheben.

Die Chriſtenheere dagegen, größtentheils aus Landſtreichern und Raubgeſindel zuſammengeſetzt, ohne Gemeingeiſt, ohne Vaterland, ohne Disciplin, ohne Uebung, auf Kriegsdauer um ſchnöden Sold gemiethet, welche Anſprüche konnten ſie haben, Triumphe über Feinde zu erfechten, die außer dem Waffengebrauche keine Beſchäftigung kannten, und die ſtolze Erinnerung der Tage von Nikopolis, Coſſowa und Varna in ihrer Bruſt trugen? Und nun vollends die Griechen, durch religiöſe Vorurtheile, durch Aberglauben und freventliches Vertrauen auf himmliſche Mirakel von Handhabung der Waffen zurückgehalten, auf Geldgewinn und trägen Lebensgenuß bedacht, und ſtets in Sorgen, durch unwillkürliches Verfallen in eine der acht Dutzend Ketzereien der kaiſerlichen Dogmatik das ewige Heil zu verſcherzen, wie hätten ſie gegen die jugendlich friſchen, ſich ſtets verjüngenden, gut bezahlten, von auserleſenen Führern befehligten und außer der Kriegszucht göttliche und menſchliche Geſetze verlachenden, hölliſchen Rotten des türkiſchen Fußvolkes ſtreiten ſollen? Gemiſtus der Philoſoph hat nicht Unrecht, wenn er meint, Landwehr oder Aufgebot der gewerbtreibenden Bevölkerung vermöge niemals das Vaterland gegen ein eroberndes Volk zu vertheidigen. Nicht phyſiſche Stärke oder perſönlicher Muth im Einzelnen fehlte dem griechiſchen Volke. Scythen und Albanier hatten friſches Blut und abgehärtete, ſtrenge Körper auf den Boden Alt-Griechenlands gebracht: allein der Mittelpunkt gemeinſamer Thätigkeit, die lebendige Idee, der alles lenkende Geiſt fehlte in dieſer phyſiſch kräftigen Maſſe. Ihre Art zu kämpfen war auf die Einfalt der erſten Zeiten der Kunſt zurückgeſunken; es war nur Guerilla in Griechenland, und die Wiſſenſchaft, große Schaaren in Reih' und Glied in offener Feldſchlacht künſtlich zu bewegen, bei den Griechen damals wie in unſern Tagen völlig vergeſſen. Die kaiſerliche Regierung in Conſtantinopel hatte es nach Wiederunterjochung des ſlaviſchen Griechenlands niemals gewagt; die Bewohner daſelbſt im Gebrauche der Waffen zu unterrichten; man behandelte das Land wie eine eroberte Provinz und hielt es durch Garniſonen von Bulgaren, Kumanen, Alanen, Mardaiten und chriſtlichen Türkenabkömmlingen in Gehorſam und Unterwürfigkeit, bis ſie ihren Nacken unter das Joch des neuen Glaubens und der neuen Herrſchaft zu beugen gelernt hätten. Aus demſelben Grund und noch mehr wegen gänzlicher Erſtorbenheit aller moraliſchen Kraft im regierenden Kaiſerhauſe hat man das große politiſche Heilmittel des weiſen Gemiſtus von der Hand gewieſen. Leute, welche ſich die Erſcheinungen der politiſchen Welt zu erklären wiſſen, lachen vielleicht über meine Bemühung, die Gründe aufzufinden, warum die Chriſten und Griechen den Angriffen der Osmanli überall erliegen mußten. Allein ich ſchreibe nicht für dieſe Einſichtsvollen und Weltklugen, ſondern für die Ununterrichteten, die bei dem nun allenthalben ſich regenden Geiſt, die mittelalterlichen Begebenheiten des griechiſchen Volkes aufzuhellen, vielleicht verſucht werden, die Rathſchlüſſe der göttlichen Vorſehung zu tadeln, und gleichſam eine ſichtbare Hinneigung derſelben zu den Fahnen der Ungläubigen anzuklagen. Dieſen nun möchte ich gerne begreiflich machen, daß die Gottheit in Vertheilung von Glück und Mißgeſchick keinen Unterſchied mache zwiſchen mohammedaniſchen Türken und orthodoxen Griechen, wenn ihre Werke böſe und ihre Anſtalten thöricht ſind. Wenn ich aber an gewiſſe Sinngedichte des Marullus Tarchaniotes denke, ſo ſcheint es mir, daß man auch hin und wieder einem gelehrten und ſich weiſedünkenden Manne Erinnerungen dieſer Art zu Gemüth führen darf. Denn der Untergang des byzantiniſchen Reiches und die hoffnungsloſe Lage der Griechen unter dem türkiſchen Joche hatte dieſen Dichter mit ſolchem Schmerz erfüllt, daß er ſich berechtigt glaubte, an einer göttlichen Vorſehung überhaupt zu zweifeln, und nach Art vieler andern Thoren das Weltregiment einem blinden Ungefähr zu überlaſſen, da er ſchreibt:

Sed neque fas, neque jura deos mortalia tangunt,
Et rapit arbitrio sors fera cuncta suo.
Nam quid prisca fides juvit, pietasque Pelasgos?
Namque jacent nullo damna levante deo.
Aspice Byzanti quondam gratissima divis
Moenia, Romanae nobile gentis opus.
Haec quoque jam pridem hostili data praeda furori est,
Solaque de tanta gloria gente manet *).

* * *

Mit dieſer Bemerkung wollen wir die Geſchichte der Halbinſel Morea während des Mittelalters ſchließen, und mit dem eben beſchriebenen und gänzlich mißlungenen Verſuche, wenn auch nicht die Unabhängigkeit von Außen, doch eine chriſtliche Regierung im Innern zu erringen, ſind die Einwohner dieſer Halbinſel aus der Liſte der Nationen ausgeſtrichen, und im Strudel der türkiſchen Herrſchaft untergegangen. Die wenigen Begebenheiten, die ſich von dieſem Zeitpunkte an bis zur gänzlichen Vertreibung der Venetianer aus den Küſtenſtädten Napoli, Monembaſia, Koron, Modon, Navarino, Aſtros und etlichen andern Caſtellen am Meere ereigneten, liegen außerhalb unſeres Planes, weil nicht mehr die Eingebornen, ſondern Fremdlinge, Italiener und Türken in dieſem Drama als handelnde Perſonen auftreten. Unterdeſſen diene hier doch in Kürze zur Nachricht, daß Mohammed des Zweiten Sohn und Nachfolger, Bajeſid II, Koron, Modon und Navarino am Schluſſe des nämlichen Jahrhunderts (1499) noch eroberte*), nachdem er die Venetianer ſchon vorher aus der Feſtung Lepanto und allen Beſitzungen in Akarnanien vertrieben hatte. Napoli und Monembaſia zwang ſie Soliman im Frieden von 1540 nach langer Belagerung zu übergeben **). Dieſer Wechſel hatte freilich wieder den nachtheiligſten Einfluß auf Volkszahl und Volksbildung der Moraiten, weil nach türkiſchem Syſtem in den Feſtungen kein Grieche, überhaupt kein Chriſt wohnen durfte, und demnach die chriſtliche aus Italienern und Griechen zuſammengeſetzte Bevölkerung dieſer Plätze Mohammedanern und Juden ihre Häuſer überlaſſen mußte. Die Italiener zogen ſich auf die noch nicht von den Türken eroberten Inſeln, wo ſich auch jene

---

*) Marullus Tarchaniotes, Epigrammata. lib. I. pag. 16, 17.

---

*) Nach Hrn. v. Hammer a. a. O. Bd. II. pag. 324, im Monat Auguſt 1500. — Nach Marino Sanuto mußte jede Ortſchaft Morea's fünf Familien zur Wiederbevölkerung des verödeten Modon liefern, ſo daß die Neu-Modoneſen des 16. Jahrhunderts ein Gemengſel aus ſlaviſchen Griechen, Albaneſen, Franken, Tſchakonen und allen auf Morea eingeſiedelten, mannichfaltigen Volkshaufen waren. Wie kann hier noch von reinen Hellenen die Rede ſeyn?

**) Paruta. Historia Venetiana pag. 516.

Griechen niederließen, die ſich der Herrſchaft der Ungläubigen nicht unterwerfen wollten. Wenn die venetianiſche Regierung auf die ſittliche Ausbildung ihrer Unterthanen, auf Weckung und Nährung des Sinnes für Gerechtigkeit und öffentliche Tugend auch nicht vortheilhaft einwirkte, ſo war ſie doch auf Morea durch den Beſitz einiger Punkte gleichſam der Canal, auf welchem manche nützliche Idee in Beziehung auf Staatsöconomie, theoretiſchen Unterricht in den Religionspflichten, Volks-Schulbildung, Baukunſt und andre techniſche Fertigkeiten bis in das Innere der Halbinſel den Weg fand. Mit ihrer Austreibung durch Bajeſid und Soliman war das letzte und einzige Band zerriſſen, durch welches der Peloponnes mit dem chriſtlichen Abendlande zuſammenhing. Von nun an macht der innere Verfall dieſes Eilandes, die Verödung der Städte, die Entvölkerung des offenen Landes, die Verwilderung ſeiner Bewohner raſche Fortſchritte. Der Türke baut und verbeſſert nichts, er gibt keinen Unterricht, will auch nicht, daß die Menſchenzahl wachſe, weil dieſes den Beſitz gefährdet und die Laſt der Regierung mehrt; der Türke, d. i. ſeine Regierung, gibt niemals, ſie nimmt ſo lange ſie findet, und quälet den chriſtlichen Unterthan, bis er ſich entweder zum Islam bekehrt, entflieht oder verkümmert. Nur auf Ruinen ſchläft der türkiſche Gewalthaber ruhig. Londari, Sitz der Regierung unter den letzten Paläologen und während der Türkenzeit nahe an hundert Jahre, wurde bald ein halbverlaſſener Ort, weil nach Austreibung der Venetianer Nauplia zum Standpunkt des erſten Sandſchak erhoben wurde. Tripolitza erſcheint erſt nach dem Frieden von Paſſarewitz als neue Stadt und Reſidenz des zum Range eines Veſirs oder Paſcha von drei Roßſchweifen erhobenen Statthalters von ganz Morea.

Nach den großen Unfällen der Osmanli bei Wien und Mohacz (1683 ff.) erhob das alternde Venedig noch einmal ſeinen Arm zum Streit, und ſandte Moroſini mit wälſchen und deutſchen Söldnern unter Königsmark aus den Lagunen, um die Mohammedaner aus Morea, und wo möglich ganz Griechenland zu vertreiben. In vier aufeinanderfolgenden Feldzügen (1684 — 1687) fielen Preveſa, Santa-Maura, Navarin, Nauplia, Patras, Lepanto, und zuletzt noch das von den fliehenden Türken in einen Schutthaufen verwandelte Korinth mit der ganzen Halbinſel in die Gewalt der Abendländer *).

Obgleich die venetianiſche Republik nur für ihre eigene Herrſchaft focht, und von ſchwärmeriſchen Gefühlen für Wiederauferſtehung der Hellenen ſich damals in Europa überhaupt, beſonders aber in Venedig, nicht die leiſeſte Spur zeigte; eilten doch Krieger aus allen Gegenden Griechenlands unter die Fahnen Moroſini's, weil dem Unzufriedenen jede Veränderung ſeiner Lage willkommen iſt. Bekanntlich wurde damals (1687, Sptbr.) auf der Akropolis von Athen das noch unverſehrte Parthenon durch

---

*) Der Engländer J. Emerſon in ſeiner „History of modern Greece, London 1830," hat die vorzüglicheren gedruckten Quellenſchriften für dieſe Ereigniſſe zuſammengeſtellt, Vol. I, pag. 214 ff.

Moroſini's Bomben in die Luft geſprengt, nachdem laut Angaben handſchriftlicher Fragmente das mit Pulver gefüllte Pandroſion daſelbſt bereits im Jahre 1500 aufgeflogen war.

Der Kampf mit den Türken endete ſiegreich und Morea bis an die Landenge von Korinth verblieb im Frieden von Carlowitz der Republik *). Von einem unabhängigen Griechenlande träumte damals noch Niemand, und ſelbſt die Griechen hatten nicht die Kühnheit einen ſolchen Gedanken zu faſſen, weil ihnen damals eine chriſtliche und eine freie Regierung noch eines und daſſelbe ſchien. Indeſſen hatte der Kampf, obgleich er auf der Halbinſel nur drei Jahre dauerte, doch ſo verderblich eingewirkt, daß von den 250,000 chriſtlichen Moraiten, die man beim Ausbruche des Krieges zählte, am Schluſſe deſſelben nur 86,468 Seelen, mit Ausnahme der Diſtricte von Maina und Korinth, übrig waren, und von den 2115 Ortſchaften und Gehöften des Landes 656 ebenfalls im Kriege zu Grunde gingen. Die Hoffnung unter venetianiſcher Herrſchaft ein glückliches Loos zu erhalten war aber unter den Griechen ſo lebendig, daß von allen Theilen des türkiſchen Gebietes Coloniſten nach Morea wanderten. Aus Athen, aus Candia, aus Chios, Rumili, Albanien und den joniſchen Inſeln zog man in das neueroberte Land, ſo daß 1692 ſchon wieder 116,000, und um 1701 wieder mehr als 200,000 Chriſten auf Morea wohnten. Aus Athen, welches vier Jahre öde ſtand,

---

*) J. 1699.

waren 662 Familien eingewandert, arbeitſame Candioten aber 2000 herbeigekommen; die Rumilioten ſiedelten ſich um Voſtitza, Kalavryta und Patras an. Alle dieſe alten und neuen Moraiten aber hatten, nach Angabe der venetianiſchen Behörden, einen ſchlechten Charakter und waren nur auf Gewinn bedacht *). „Sie leben armſelig," heißt es, „weil ſie ſich einbilden, der Erwerb hänge mehr davon ab, daß man ſich ſchlecht nähre, als daß man arbeitſam und thätig ſey **)."

Die Venetianer fühlten ſelbſt am beſten, daß ſie ihr unerwartetes Kriegsglück den perſönlichen Eigenſchaften Moroſini's und einer augenblicklichen Bedrängniß der Pforte mehr als der innern und nachhaltigen Kraft ihrer Republik verdankten. Aengſtlich, ihre Beute auf lange Zeit zu ſichern, erneuten ſie die oft zerſtörten Mauern an der Landenge, und ſetzten die übrigen Feſtungen der Halbinſel in den beſten Stand. Sogar um die Liebe und Anhänglichkeit ihrer neuen griechiſchen Unterthanen buhlte die Republik, eine Maxime, die ſie bei allen frühern Vorkommenheiten dieſer Art immer für unnöthig gehalten hatte. Und zwar ſuchte man die Moraiten durch den edelſten und einer Regierung allein würdigen Kunſtgriff, durch eine ſchonende und gerechte Verwaltung an die italieniſchen Gebieter zu feſſeln. Es war aber doch umſonſt; keine Wohlthat konnte den anatoliſch glaubenden Moraiten mit einer römiſchkatholiſchen Obrigkeit verſöhnen. Die Venetianer mit ihrem Streben nach Gerechtigkeit und Milde waren in kurzer Zeit verhaßter als die gewaltthätigen Osmanli, denen man ſich jetzt griechiſcher Seits in aller Weiſe wieder zu nähern ſuchte. Entweder eigener Herr, oder türkiſcher Unterthan, war von jeher Nationalwunſch der Neugriechen. Mit Gleichgültigkeit, wo nicht gar mit geheimer Freude vernahmen daher die Moraiten die Kunde, Ali Cumurdſchi, (der Kohlbrenner), Groß-Veſir des türkiſchen Reiches, ſey mit 100,000 Mann vor Korinth erſchienen, um die Abendländer wieder auszutreiben *). Drei Mal ſchneller als die Venetianer Morea gewonnen hatten, verloren ſie es wieder. Schwach, zaghaft, und mit griechiſchem Verrath umſponnen, wich die italieniſche Soldatesca überall dem erſten feindlichen Anfall, und wenige Monate des J. 1714 waren genügend jede Spur chriſtlicher Herrſchaft auf der Halbinſel auszutilgen. Zu gleicher Zeit ergaben ſich die ebenfalls unter Venedig ſtehenden Inſeln Tinos und Aegina ſammt den drei letzten Caſtellen auf Candia mit unbegreiflicher Feigheit und beinahe ohne alle Gegenwehr den Osmanli. Malta, Rom und Toscana waren hülfreich, die übrige Chriſtenheit aber theilnahmlos, bis endlich eigener Vortheil das Haus Oeſterreich in den Kampf gegen die Türken führte. Eugens Siege wehrten zwar den gänzlich Ruin von Venedig ab, Morea aber und die Inſeln wurden im gemeinſamen Frieden von Paſſarowitz (1718) auf immer den Türken überlaſſen, weil

---

*) Ἀργυρόπιστοι heißen ſie heutzutage durch ganz Griechenland.

**) Siehe hiſtoriſche Zeitſchrift von Leopold Ranke. Jahrgang 1834.

---

*) J. 1714.

dieſelben Mächte, die im J. 1699 Morea den Venetianern gewährleiſteten, es im Jahr 1718 wieder den Türken hinzugeben für dienlich erachteten.

Von dieſer Zeit an rechneten die Moraiten nicht mehr auf die Hülfe des lateiniſchen Abendlandes, weil ſie ſich nach Jahrhunderte langer Erfahrung endlich überzeugt hatten, daß fremde Retter allzeit Herrſchaft, niemals Freiheit bringen. Das griechiſche Volk war jetzt ohne Hoffnung, und der Schlüſſel ihre Sklavenkette abzulöſen ſchien auf ewig verſunken. Offenbar iſt die Periode vom Erlöſchen der venetianiſchen Herrſchaft bis zum Aufflimmern einer neuen Morgenröthe aus dem Lande Moscovien die traurigſte in den Jahrbüchern griechiſcher Sklaverei. Zu den Hülfsmitteln, welche die Natur in uns ſelbſt gelegt hat, greift der Menſch immer zuletzt und nur in der äußerſten Noth. Daß aber ein unwiſſendes, barbariſches und armes Volk die Bande ſeiner Knechtſchaft unter den gegebenen Umſtänden unmöglich brechen könne, ſchienen die Griechen erſt nach Ali Cumurdſchi's und Mehmet Baltadſchi's Siegen auf Morea und am Pruth zu begreifen. Allein wie viele Zeit ſollte verrinnen, bis auf dieſem Wege Rettung zu hoffen war! Und doch muß das Streben des griechiſchen Volkes nach Verbeſſerung ſeines innern Zuſtandes durch Unterricht, Handel und Wechſelverkehr mit Europa von dieſem Zuſtande äußerſter Bedrängniß und gänzlicher Verlaſſenheit hergeleitet werden. Und wie nun vollends die Kunde von der wachſenden Größe einer bluts- und religionsverwandten Macht im Norden bis in die entlegenſten Winkel des illyriſchen Dreieckes vorgedrungen war, wuchs dem griechiſchen Volke wieder Hoffnung und Muth, der ſie trotz der grauſamſten Täuſchungen bis zur Stunde ihrer Befreiung nicht mehr verlaſſen hat. Die griechiſch glaubenden Ruſſen allein ſollten ihren Brüdern in Rumili und Morea das türkiſche Joch brechen helfen. General Münnich war der erſte Europäer, der zur Zeit des Krieges der Kaiſerin Anna mit Sultan Mahmud I (von 1736 — 1739) den Gedanken faßte, durch ſyſtematiſche Aufregung aller griechiſch glaubenden Unterthanen die Pforte in's Verderben zu ſtürzen*). Von nun war das Streben des griechiſchen Volkes gleichſam ein ſelbſtſtändiges, weil es kirchlich-national, und nur auf Mitwirkung verbrüderter Glaubensgenoſſen berechnet war. Vor jedem Türkenkriege durchſtreiften ruſſiſche Emiſſäre Morea und Rumili, um Verſchwörungen anzuzetteln und Aufruhr zu predigen, angeblich zur Wiederherſtellung der Freiheit und des griechiſchen Kaiſerthums**).

Wie unglücklich der erſte Verſuch dieſer Art im Jahre 1770 für die Moraiten ausfiel, iſt allgemein bekannt; es liegt aber nicht in der Oekonomie dieſes Werkes, Begebenheiten umſtändlich zu ſchildern, die dem zweiten unter unſern Augen mit Erfolg gekrönten Unternehmen, die Türken aus Morea zu treiben, nur um zwei Menſchenalter vorausgegangen ſind *). Wohl aber müſſen wir noch einen Blick auf die Elemente werfen, aus welchen die Bevölkerung der Halbinſel zur Zeit ihrer tiefſten Erniedrigung beſtand.

---

*) J. Emerſon, a. a. O. Vol. II, p. 301.

**) Zu Kaſtri (Delphi) ſah der Vrf. einen jener geheimen Talismane mit cabbaliſtiſch-barbariſchen Schriftzeichen und Gebilden, wie ſie dieſe Freiheitsapoſtel vor dem großen Aufſtande 1821 in Griechenland verbreitet hatten.

Mazari, der Byzantiner, erleichtert uns das Geſchäft, ſo daß wir zu den ſieben von ihm aufgezählten Elementen nur noch das achte, d. i. die osmaniſchen Türken beizufügen haben, welche durch Sultan Mohammed II Siege in großer Anzahl nach Morea geführt wurden. Ihre Einwanderung um die Mitte des 15ten Jahrhunderts ſchloß endlich die tauſendjährige Strömung, die ſich ſeit den Tagen eines Tiberius II, Mauritius und Phocas in wiederholten Fluthen über dieſes Eiland ergoſſen hatte.

Nach griechiſchen Angaben wohnten alſo vorzüglich Lakonen, Italiener, Peloponneſier, Slawinen, Illyrier, Aegyptier, Türken und Juden zu gleicher Zeit und miteinander gemiſcht im doriſchen Peloponnes, als ſich nach Austreibung der Fürſten des Hauſes Paläologus der Sultan und die Republik Venedig in ſeinen Beſitz theilten. **)

Welche unter dieſen acht Nationen ſind nun die Hellenen? Offenbar können nur die *Λακεδαίμονες* oder die *Πελοποννήσιοι* auf dieſen Ehrentitel Anſpruch machen. Mazari ſtellt Lakonen und Peloponneſier als zwei verſchiedene Elemente nebeneinander. Iſt dieß nicht ein klares Zeichen, daß er die eine der beiden Fractionen als Fremdlinge, als Eindringlinge betrachtet wiſſen will? Näheres gibt er nicht an, jedoch wird von den Lakonen bemerkt, daß ſie in verderbter Weiſe *Tzakonen* heißen, daß ſie rohe, barbariſche Leute ſeyen; und zugleich gibt er mehrere Phraſen ihrer Mundart als Belege ſeiner Behauptung.*) Es iſt allgemein bekannt, daß dieſe Tzakonen oder *Tſchakonen*, wie man auf Morea ſpricht, heute aus weniger als 1500 Familien beſtehen und nur noch etliche Ortſchaften im ſogenannten Gau Tzakonien an der Seeküſte bewohnen.**). Deſſen ungeachtet heften ſich an die Nationalität dieſes kleinen Völkleins große Hoffnungen der im Kampfe liegenden Parteien.***) Uebrigens iſt es außer Zweifel, daß die tzakoniſche Küſte im Mittelalter von einem *ſarmatiſch* redenden Volke bewohnt war und allgemein als ein *ſlaviſcher* Landſtrich angeſehen wurde. Hätte unſere *Abhandlung* hierüber noch irgend ein Bedenken zurückgelaſſen, ſo wird die Sache aus dem Eingangs genannten hieroſolymitaniſchen Reiſebericht des Biſchofs St. Willibald von Eichſtädt, aus der Nation der Angelſachſen, bis zur Evidenz erwieſen. St. Willibald verrichtete ſeine Wallfahrt bekanntlich im Jahre 723 unſerer Zeitrechnung. Er ſegelte von Neapel über Reggio nach Catanea in Sicilien, und von dort unmittelbar nach Monobaſia, von dem er ſagt, es liege „*in Slavinica terra.*“ *) Was will man mehr? Jedoch folgt hier-

---

*) J. Emerſon, a. a. O. behandelt auch die Ereigniſſe von 1769 — 1770 ausführlich. Vol. II, pag. 311 — 352.

**) Vergl. oben Cap. 5, p. 316.

---

*) Boissonade, Anecdota graeca, Vol. 3, pag. 164.

**) Vergl. Bd. I, p. 261 d. Werkes; dann die Abhandlung über den „Einfluß der Slawiniſirung Griechenlands auf das Schickſal von Athen und Attika," p. 62; beſonders aber den Aufſatz: Ueber die Sprache der Zakonen, in den Abhandlungen der k. b. Akademie der Wiſſenſchaften, philolog. Band. München 1835, von Hrn. Hfr. Thierſch.

***) Der Streit über das tzakoniſche Verbum verdient noch eine nähere Prüfung, *da man auch für die bei Leake im Gegenſatze von Hrn. Thierſch aufgeführte ſlaviſche Form eine im Lande ſelbſt geſammelte Autorität beſitzt.* Vor allem wird wohl Dankowsky's neu angekündigte griechiſche Grammatik zu erwarten ſeyn.

---

*) „Et inde (e Sicilia) navigantes, venerunt ultra mare Adrium ad urbem *Manaſasiam* in *Slavinica terra.*“ V. Acta Sanctorum, Bolland. ad 8 Jul. pag. 504. In dieſer merkwürdigen Stelle iſt Manaſaſia offenbar das *Μονοβασιά* der Griechen, welches im 8ten Jahrhunderte dem heutigen Inſelſtädtchen gegenüber noch auf dem tzakoniſchen Continente lag, und jetzt Alt-Embaſia heißt. Altes Gemäuer aus ungeheuern Steinen mit Ruinen viereckichter Thürme, durch Anſchwemmungen von der See getrennt, zeugen noch vom Daseyn dieſes mittelalterlichen Monobaſia St. Willibalds. — Manaſaſia für Monobaſia iſt eine unbedeutende Abweichung von der richtigen Ausſprache im Vergleiche mit *Nebulam* ſtatt *Neapolim*, und *Regia* ſtatt *Reggio*, welche in demſelben Capitel zu leſen ſind. Auch ſoll „*mare Adrium*“ niemand verführen, um die Stadt Manaſaſia etwa jenſeits unſeres adriatiſchen Meeres im ſlaviſchen Dalmatien zu ſuchen, da der Reiſebeſchreiber beifügt, St. Willibald habe von Manaſaſia ausſegelnd Korinth links gelaſſen, um nach der Inſel Kos zu gelangen, „et inde navigantes in Insulam nomine Choo, *dimittebant Corinthios in sinistra parte.*“ Indem bemerkt ſchon Mabillon: „St. Hieronymus in vita

aus nur ſoviel, daß zu Anfang des 8ten Jahrhunderts, alſo lange vor der Eroberung des ſlawiniſchen Peloponneſes durch die byzantiniſchen Griechen, die tzakoniſche Küſte ein von Slawen bewohntes Land war. Ob es nach der Unterjochung Morea's durch die kaiſerlichen Heere noch ſo geblieben ſey, ob bei den Einwanderungen griechiſch redender Leute aus verſchiedenen Provinzen des Reiches nach Morea nicht etwa die Nachkommen alter peloponneſiſcher Flüchtlinge wieder in das Land gekommen ſeyen, und die Slawen von der Seeküſte in's Innere zurückgedrängt haben, iſt bis jetzt noch nicht auszumitteln geweſen. Nur ſoviel iſt entſchieden, daß an ein von allen Stürmen unerreicht gebliebenes „Kynurien“ nicht zu denken ſey; der tzakoniſche Landſtrich hieß ja A.C. 723 „*terra Slāvinica*. Auch iſt das Wort Tzako ſelbſt ohne alle Widerrede ſlawiſcher Abkunſt *), und wird bei

---

S. Hilarionis, cap. 30, *Adriam* nuncupat mare illud, quo e Palaestina in Siciliam trajicitur.“ Eben ſo nennt auch St. Willibald das mittelländiſche Meer bei Tyrus und Sidon das adriatiſche: „Et ibi orans pergebat, et venit ad mare adriaticum, longe ab Hierusalem, ad urbem Tyrum et Sidonem (pag. 508 a. a. O.).

*) In einem ſo eben (München bei G. Jaquet 1836) erſchienenen hiſtoriſchen Werke: „Die deutſchen, insbeſondere die bayeriſchen und öſterreichiſchen Salzwerke ꝛc. von Hrn. von Koch-Sternfeld, iſt Thl. II, p. 159, 167 und 203 aus Urkunden nachgewieſen, daß ſich im Mittelalter auf dem Wege der von Reichenhall auf der Donau in's Slavinien gegangenen Salzfrachten, und der Rückfrachten von polniſchem Honig, dort zu Reichenhall, mehrere ſlaviſche Familien,

dem groſſen Eifer, mit dem man jetzt die neugriechiſchen und ſlawiniſchen Dialekte erforſcht, bald in ſeiner wahren Bedeutung erkannt werden. Nur hüte man ſich, die Acten in dieſer Frage ſchon für geſchloſſen zu halten.

Dagegen bieten Mazari's zweites Element der moraitiſchen Bevölkerung, die *Πελοποννήσιοι*, weniger Schwierigkeiten dar. Hieher gehört alles, was ſich von der alten byzantiniſchen Bevölkerung zu Patras, in den meſſeniſchen Seeſtädten Arkadia, Koron und Modon, in der Maina und auf Akro-Korinth während der Slavenſtürme erhalten hat; eben ſo muß man alle griechiſch redenden Familien, die nach Eroberung der Halbinſel durch die Byzantiner im 9ten Jahrhunderte, dann nach dem Frieden von Conſtantinopel um 1263, und endlich nach Unterjochung der fränkiſchen Feudalbarone durch die Paläologen aus der Hauptſtadt und andere Gegenden des Reiches nach Morea kamen, in die Kategorie der Peloponneſier des Mazari ſetzen.

---

worunter namentlich Zachones und Zyzucá genannt ſind, anſäßig machten, und auch das Nutzeigenthum von Salzpfannen erwarben. Zehn Jahre früher hat derſelbe hiſtoriſche Schriftſteller (im II. Bde. ſeiner Beiträge zur deutſchen Länder- und Völkerkunde ꝛc. München, 1826) bei Gelegenheit, wo er zuerſt auf die ſlaviſche Bevölkerung in Bayern hinweiſt, unter vielen andern urkundlichen Belegen die Dorfſchaft Zakonisheim, vulgo Zakelheim und Zarnheim, rechts am Inn, im Landgerichte Mühldorf, angedeutet. — Ueberdieß vergl. Du Cange, glossarium mediae et infimae graecitatis, ad voc. τζάκωνες.

Das dritte Element bildeten die Ἰταλοί, wozu man erſtens das ganze burgundiſche Kriegsheer rechnen muß, welches ſich unter Champlitte und Ville-Hardouin im Lande niederließ und nicht mehr zurückkehrte; und dann alle Ueberſiedler, die während der Feudalherrſchaft aus der Lombardei, aus Toscana, aus Genua, Neapel und Sicilien, aus dem Lande der Wallonen, aus den balearischen Inſeln, aus Piemont, Languedoc und Catalonien nach Morea kamen und vorzüglich in den Städten und auf den neuangelegten Ritterburgen ſiedelten, und nach und nach in das moraitiſche Blut übergingen.

Auf dem platten Lande dagegen, in Dörfern und Flecken, auf Gebirgen ſowohl als auf Ebenen, ſaßen vorzugsweiſe als viertes Element die Σθλαβῖνοι, d. i. die Nachkommen und Ueberbleibſel jener moskowitiſchen und ſusdaliſchen Slawen, welche theils vor, theils zu gleicher Zeit mit Errichtung des großen bulgariſchen Reiches in die Halbinſel eingedrungen waren, und nach dem Zeugniſſe des Athenäers Chalcocondylas von Sparta bis Cap Tänarus noch um das Jahr 1470 n. Chr. in Sitte und Sprache den moskowitiſchen Sarmaten vollkommen ähnlich waren.*) Die im Laufe des 14ten und 15ten Jahrhunderts friſch eingeführten Coloniſten aus dem illyriſchen Albanien, welche in den meiſten Provinzen Griechenlands ihre Sprache bis auf den heutigen Tag behielten und für ſich allein ſo zahlreich waren, daß ſie ſchon zur Zeit der letzten Paläologen Slawen, Griechen, Tzakonen und Italiener zuſammengenommen überwogen, und dieſe auch gänzlich zu überwältigen im Begriffe waren, hätte ihnen nicht Sultan Mohammed II Schranken geſetzt, bildeten und bilden heute noch das fünfte und kräftigſte Element der mittelalterigen Moraiten. Zugleich drangen dieſe Albanier in alle Städte des Landes und beſetzten, wie bekannt, mehrere Inſeln in der Nachbarſchaft zwiſchen Attika und dem Peloponnes. Ihre Zahl wuchs immer theils aus ihrer Mitte, theils durch neue Einwanderung chriſtlicher und bald auch mohammedaniſcher Brüder aus dem Mutterlande.

---

*) Chalcocondyl. pag. 13 u. 56. ed. venet.

Allein wer ſind die Aegyptier, die nach Mazari einen weſentlichen Beſtandtheil der moraitiſchen Bevölkerung ſeines Zeitalters ausmachten? Kein anderer Autor der byzantiniſchen Literatur weiß von Aegyptiern auf Morea. Ihre Zahl muß bedeutend geweſen ſeyn. Aber wie und wann ſind ſie vom Nilſtrome gekommen, und wo haben ſie auf der Halbinſel gewohnt? Waren es chriſtliche Kopten, oder moslemiſche Araber? Auf die meiſten und weſentlichſten dieſer Fragen können wir antworten, weil wir uns im Lande ſelbſt um ſolche Dinge ſorgfältig erkundiget haben. Es waren ägyptiſche Araber, die hauptſächlich durch den Handelsverkehr zwiſchen Griechenland und Groß-Miſiri ihren Weg in die Halbinſel fanden, und vorzüglich in den Städten und Handelsplätzen Morea's ihren Sitz hatten. Zu Gaſt-uni in Elis allein hatten dieſe Araber noch zur Zeit des letzten Aufſtandes dreihundert Haushaltungen, wie uns ein ſehr achtbarer Mann im benannten Orte ſelbſt erzählte*). In dem niedlichen Pyrgos, beſonders aber in der reichen Dorfſtadt Derouiſch Tſchelebi, überhaupt auf den fetten und holzreichen Triften zwiſchen Patras und Modon, wohnten ihrer eine große Menge. Daher iſt auch der Ausdruck „Groß-Miſiri,“ *Μεγάλο-Μιζύρι*, für Aegypten in die Redeweiſe der moraitiſchen Griechen, beſonders der weſtlichen, gekommen**). Daß aber zwiſchen Aegypten und Morea, insbeſondere aber zwiſchen Monembaſia und Alexandria, Handelsverkehr beſtand, wird durch eine Stelle des oft angezogenen Mazari nicht undeutlich erwieſen. „Kennſt du den Mann nicht,“ ſchreibt er, „der damals auf der Chryſe aus Babylon kam, und mit dem peloponneſiſchen Japetos, jenem einfältigen Sophianos, über die ärarialiſchen, nach Alexandria geſchickten, Holzladungen in Streit gerieth?“***)

---

*) Begreiflich wurden dieſe 300 arabiſchen Wohnhäuſer zur Zeit des Aufruhrs mit allen moslimiſchen Gebäuden von den Griechen zerſtört, wie auch umgekehrt.

**) Daß Aegypten mit ſeiner Hauptſtadt Kahira bei den Mohammedanern aller Raçen مصر, Miſr, heißt, iſt allgemein bekannt. Die griechiſchen Pedanten zu Conſtantinopel aber nannten Land und Hauptſtadt nach einer eigenthümlichen Vorſtellung jenes Zeitalters noch immer „Babylon.“

***) *Οὐκ οἶσθα τὸν ἐκ Βαβυλῶνος ἐλθόντα τότε ἐν τῇ Χρυσῇ καὶ κρινόμενον μετὰ τοῦ Ἰαπετοῦ πελοποννησίου ἐκείνου ἀσόφου Σοφιανοῦ περὶ τῶν ἐς Ἀλεξάνδρειαν πεμφθέντων βασιλικῶν ξύλων;* Boissonade a. a. O. p. 155.

Die Sophianos gehörten bekanntlich mit den Mamonas und Monokanis zu den drei vornehmsten Archontengeschlechtern in Monembasia*). Uebrigens beſtand der Handel mit Schiffbauholz zwiſchen Morea und Aegypten bis auf unſere Tage herab, und wurde beſonders auf dem waldreichen Küſtenlande von Elis durch den Hafen Katakolo am lebhafteſten betrieben, wie man uns zu Pyrgos ſelbſt erzählte.

Am leichteſten iſt das Daſeyn einer zahlreichen Judenſchaft auf Morea zu begreifen; jedoch werden ſie die Vertheidiger rein helleniſchen Blutes bekannter Vorurtheile wegen nicht gerne und ohne Widerrede als weſentliches Element der peloponneſiſchen Bevölkerung anerkennen. Sie ſcheint ſich aber vielſeitig verzweigt, und — ſicherlich auf ungeſetzlichen Wegen — ihre Verwandtſchaft damals nicht auf das eigene Geſchlecht allein beſchränkt zu haben. Oder wer ſind denn die zahlreichen jüdiſchen Baſtarden auf Morea (ὑποβολιμαῖοι), von welchen Mazari ſpricht? **)

Der achte und letzte Hauptbeſtandtheil endlich waren die Osmanli, welche als Militär-Coloniſten vorzugsweiſe in den Städten, Feſtungen und größern Flecken wohnten, und als Gutsherren, ſtatt der alten Archonten und der abendländiſchen Feudalbarone, in neugebauten Thürmen (πύργοις) iſolirt auf der ganzen Oberfläche der Halbinſel, auf den ſchönen Ebenen von Elis aber ſich maſſenweiſe auch in Dörfern niederließen, und von der Ergiebigkeit des Bodens angelockt, wie auf Cypern und in Macedonien, Feldbau trieben.

---

*) Siehe Theil I., Seite 408.

**) ..καὶ Ἰουδαῖοι (οὐκ ὀλίγοι δὲ μέσον τούτων καὶ ὑποβολιμαῖοι). Boissonade a. a. O. p. 174.

Geſprochen wurde demnach im 15ten Jahrhundert auf Morea das Tzakoniſche, das Italieniſch-Franzöſiſch-Spaniſche (d. i. die lingua franca), das Sarmatiſche oder Slawiſche, das Albaneſiſche, das Arabiſche, das Türkiſche, und als allgemeine Vermittlungsſprache das Romäiſche oder Neugriechiſche.

Gewalt, Liſt und phyſiſche Nothwendigkeit hatten im Laufe der Zeit dieſe verſchiedenartigen Völkerſchaften Morea's untereinander gemiſcht, und phyſiſch und moraliſch in eine blutsverwandte Maſſe verwandelt, aus der man, wie Mazari ſagt, die einzelnen Elemente nicht mehr ausſcheiden kann*) Nur die Verſchiedenheit in der Gottesverehrung bildete noch eine Gränzlinie. In unſern Tagen hat die Revolution die Bekenner des Pentateuch und des Jslam, d. i. Juden, Türken und Araber ausgetrieben, und die Zeit wird ihr zurückgebliebenes Blut nach und nach verdünnen, bis es ganz erliſcht. Albaneſer und Griechen aber waren ſchon zu Moroſini's Zeiten mit den italieniſchen Elementen ſo ſehr in einander gefloſſen, daß ſie nach Delfino's Bericht nur verſchiedene Stände, d. i. verſchiedene Glieder eines und deſſelben Körpers zu ſeyn ſchienen**). Bei der Volkszählung, welche die Venetianer während ihrer letzten Herrſchaft auf Morea vornahmen, fanden ſie das offene Land ganz von Albaneſen beſetzt, Griechen aber nur neben Juden und Türken in den Städten*). Die Griechen waren ja auch ihrerſeits, wie nachher Franken und Türken, als Eroberer eingedrungen, und hatten ſich vorzugsweiſe in den Städten niedergelaſſen. Das Slawiſche dagegen, was man vor Ergießung der Schkypitaren-Fluth über Morea zu Bereſova, Varſova und Glogova ohne Zweifel noch redete, war damals ſchon auf die Gebirgsthäler des Pentadaktylus, wo es vermuthlich heute noch verſtanden wird, als ſeinen letzten Zufluchtsort zurückgedrängt. Wenn man aber beim Ausbruch des letzten Aufruhrs irgendwo auf dem flachen Lande Morea's Bauernvolk gefunden hat, welches nur das Romäiſche verſtand, ſo waren es die Nachkommen jener griechiſch redenden Coloniſten, welche Moroſini's Siege aus Candia, Chios, Athen und den joniſchen Inſeln in das öde Land gebracht hatten. Zu wünſchen wäre es, die venetianiſchen Statiſtiker hätten uns die Gegenden der Halbinſel, in welchen ſich die Flüchtlinge von Athen und Candia niederließen, eben ſo ſorgfältig als ihren Charakter bezeichnet.

---

*) ... φύρδην τυγχάνουσιν ἅπαντες καὶ εἰσὶν ἀναμὶξ..., ὧν τὸν χωρισμὸν εὑρεῖν νῦν οὔτε ῥᾴδιον, οὔτε κατεπεῖγον.

Boissonade, a. a. O. p. 174.

**) L. Ranke; a. a. O. aus den Archiven in Venedig gezogen.

Zum Schluſſe ſtellen wir nur noch die Frage: ob nach Durchleſung dieſer Blätter dennoch jemand den Satz vertheidigen möchte, daß der griechiſche Volkscharakter, wie er ſich in der neueſten Zeit überall, beſonders aber auf Morea kundgegeben, während der türkiſchen Verwaltung des

---

*) L. Ranke, a. a. O.

Landes ſo tief geſunken ſey. Gibt es irgend eine Schlechtigkeit im Menſchen, ſey es Treubruch, Lüge, Verrath, Mitleidsloſigkeit, Betrug, Trägheit, Hochmuth, Widerſtreben gegen alle menſchliche Ordnung, Undankbarkeit, Habſucht, Hinterliſt, Feigheit und Tücke jeglicher Art, worin man nicht die Moraiten und Byzantiner des Mittelalters, beſonders in den ſogenannten höhern Claſſen, als abſchreckendes Beiſpiel für andere Völker hinſtellen könnte? Hat es je irgendwo eine ſchlechtere Verwaltung, diebiſchere Obrigkeiten, nichtswürdigere Archonten, verkäuflichere Juſtiz, und weniger Sinn für öffentliche Moral gegeben als bei den Griechen jener Zeit? Um wie viel konnte denn eine türkiſche Regierung ſchlechter ſeyn? Das Volk der Osmanli hat einfache und ſtrenge Sitten, iſt beſſer als ſeine Regierung, haßt Lüge, Betrug und Diebſtahl, iſt redlich in Handel und Wandel, und kennt Erbarmen und Mitgefühl, — Eigenſchaften, die bei den Griechen im Allgemeinen nicht gefunden werden. Was hätte nun die türkiſche Herrſchaft an einem ſolchen Volkscharakter noch verderben ſollen? Gebeſſert und veredelt hat ſie ihn freilich auch nicht. Der Türke will aber auch nichts verbeſſern; er läßt die Sachen wie er ſie gefunden hat. Die Türkenherrſchaft über Griechenland gleicht dem Aſchenregen des Veſuv's, welcher Herkulanum und Pompeji begrub. Man hat jetzt den Schutt von Morea und Hellas abgeräumt, und ob die wieder ans Tageslicht gebrachten Einwohner jener Theile des alten byzantiniſchen Reiches, nach ihrem vierhundertjährigen Schlummer, beſſer oder ſchlechter geworden, oder dieſelben geblieben ſeyen wie ſie vorher waren, müſſen uns jene Männer ſagen, die ſich ſeit einer Reihe von Jahren mit der Reſtauration dieſes neuen Herkulanum beſchäftigen. Gott ſey davor, daß wir die Neugriechen in Maſſe verurtheilen, und die Abweſenheit aller Tugend, alles Gerechtigkeitſinnes, aller Moral von ihnen behaupten; ein ſolches Volk wäre eine Anomalie in der Schöpfung; es gab nie dergleichen. In mancher griechiſchen Hütte, in mancher albaneſiſchen, ſlaviſchen, cataloniſchen, peloponneſiſchen Familie mögen alle Tugenden des bürgerlichen Lebens unbekannt geblüht und die ſchönſten Früchte ſtiller häuslicher Glückſeligkeit getrieben haben. Allein dieſe beſſern Regungen, dieſe edlern Keime waren zu tief, zu ſelten und zu ſchwach, um ihre Zweige bis auf die Schaubühne heraufzutreiben, auf welcher das griechiſche Volk ſeine Rolle ſpielte. Mit- und Nachwelt aber haben keinen andern Maßſtab, um über eine Nation zu richten, als den Geſammteindruck, den ihr Weltſpiel auf die Gemüther der Zeitgenoſſen hervorgebracht. Der Einwurf über Einſeitigkeit eines ſolchen Richterſpruches, da er ſich nur auf den activen Theil, auf die, moraliſcher Fäulniß überall früher verfallenen, Koryphäen und Großen des Volkes beziehen könne, darf nicht gehört werden, weil dieſe Großen, dieſe Optimaten und Archonten aus der Mitte des Volkes ſelbſt hervorgehen, ſich aus dem Blut und Leben deſſelben ergänzen und folglich die wahren Repräſentanten ſeines moraliſchen Werthes ſind. Wer aber kann ſich beim Anblicke der gräuelhaften Scenen der mittlern Griechenzeit des Unwillens enthalten, und wer bewundert nicht die Wege der Providenz, die aus altaiſchen und tatariſchen Elementen eine Zuchtruthe zuſammenband, um wenn auch nicht ein unverbeſſerliches Geſchlecht auf die Bahn öffentlicher Tugend hineinzulenken, doch wenigſtens das Ungethüm auf einige Jahrhunderte zu feſſeln und in den Brunnen der Vergeſſenheit hinabzuwerfen!

Einem aufmerkſamen Leſer iſt es nicht entgangen, daß wir dieſe Sittenzüge nicht ſelbſt ausgedacht, ſondern aus gleichzeitigen Autoren griechiſchen Blutes, beſonders aus Mazari, Phrantzes und Kantacuzenus gezogen haben. Die beiden letztern ſind vielgeprüfte und in die vorzüglichſten Begebenheiten zweier Jahrhunderte verflochtene Männer, von welchen der eine als Vertrauter mehrerer Monarchen in allen wichtigen Staatsgeſchäften verwendet, der andere aber durch die Gunſt der Umſtände ſelbſt auf den kaiſerlichen Thron erhoben wurde; und folglich konnten beide beſſer als ein beſchränkter Privatmann über den Stand öffentlicher Moral und den wahren innern Werth ihrer Landsleute urtheilen. Ob die Erwägung ſolcher Vorgänge ohne allen Nutzen für die Gegenwart ſey, laſſen wir unentſchieden. Wir begnügen uns, dieſe Bilder ſtillſchweigend neben die helleniſchen Apotheoſen hinzuſtellen, woran unſere [illegible] fruchtbar iſt.

Zuſatz und Druckfehler.

Nach genauerer Prüfung der S. 316 angezogenen, und S. 442 bis 449 erklärten Stelle des Byzantiners Mazari zeigt es ſich, daß durch das Wort: Αἰγύπτιοι nicht ägyptiſche Araber, ſondern Zigeuner zu verſtehen ſind, indem dieſes Wandervolk ſich ſelbſt Aegyptier nennt, und heute, wie im Mittelalter, auch in Griechenland dieſen Namen trägt. Die mohammedaniſchen Aegyptier dagegen heißen bei den griechiſchen Scribenten durchweg „Ἀράπηδες,“ und ſind erſt nach Beſiegung der Mamlukendynaſtie als türkiſche Unterthanen in größern Maſſen nach Morea gekommen. Statt acht Hauptvolksbeſtandtheile, aus welchen Sitten- und Geſichtszüge der Moraiten erwuchſen, ſind demnach neun zu ſetzen, und iſt die ſechste Stelle unter ihnen den Zigeunern anzuweiſen.

Seite VI Zeile 4 nach: Hellas ſchalte ein: zu
— 28 — 18 ſtatt ſich lies ſich
— 55 — 10 nach: Pelagonien ſetze hinzu: aufmerkſam machen.
— 65 — 20 ſtatt Entfernung lies Entfernung.
— 72 — 3 der Note ** ſtatt S… lies S. 319
— 135 — 6 ſtatt vie lies die
— 146 — letzte ſtatt einen lies ſeinen
— 254 — 9 ſtatt Fahr lies Jahr
— 266 — 9 ſtatt Eparchat lies Exarchat
— 285 — 16 ſtatt griechiſche lies griechiſchen
— 369 — 1 der Note * ſtatt Anoba l. Acoba
— 390 — 9 ſtatt Gefangene l. Gefangenen.
— 411 — 1 tilge vollen.

Augsburg,
gedruckt in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Welchen Einfluß
hatte die Beſetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schickſal der Stadt Athen und der Landſchaft Attika?

Oder

nähere Begründung der im ersten Bande
der
„Geſchichte von Morea während des Mittelalters“
# aufgeſtellten Lehre
über
# die Entstehung
der
# heutigen Griechen.

Geleſen
in der öffentlichen Sitzung der k. bayerſchen Akademie der
Wiſſenſchaften

von

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Jacob Philipp Fallmerayer,
königl. Profeſſor und Akademiker.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1835.

His ego gratiora dictu alia esse scio: sed me vera pro gratis loqui, etsi meum ingenium non moneret, necessitas cogit. Liv.

Nur auf eine kurze Zeit konnten die Erſchütterungen des weſtlichen Europa die Blicke der Welt von der folgenreichſten Begebenheit des Jahrhunderts, der Wiederherſtellung Griechenlands, weglenken. Ein allgemein verbreitetes Gefühl verkündet den Europäern, daß Griechenlands Wiedererſtehen nur Anfangspunkt einer neuen Ordnung in den öſtlichen Himmelsſtrichen, daß es das Steinchen an der goldenen Bildſäule iſt, welches großen und unvorgeſehenen Weltereigniſſen die Bahn öffnet. Länger als dreihundert Jahre hatte vorzugsweiſe die neue Welt Gemüth und Sinn der Europäer gefeſſelt. Heute iſt man ihrer müde: wir finden ja nur uns ſelbſt, unſere Leidenſchaften und Verirrungen in getreuer Abbildung jenſeits des atlantiſchen Weltmeeres. Eine neue Bühne, ein friſches Feld für unſere Glückſeligkeitslehre, neue Triumphe und neue Genüſſe bietet uns heute das Morgenland, deſſen lange verſchloſſene Thore hundertjährige Siege der moskowitiſchen Tſare geöffnet haben. In der Vorhalle dieſes neuen Welttheaters wohnt das griechiſche Volk: beiden Continenten angehörend bildet es die Brücke zwiſchen Europa und Aſien, welches Gott nun in unſere Hände geben wird. Denn die Vorſehung hat ſich gewürdiget Europa zum

Mittelpunkte der chriſtlichen Weltbildung zu erheben. In unſerer Mitte iſt jener Brunn der Glückſeligkeit, aus welchem — wie die vier Ströme aus dem Paradieſe — das geiſtige Leben in wundervollen Canälen zu allen Nationen befruchtend hinausfließt. Aus dieſer himmliſchen Saat ſoll nach den ewigen Decreten der Vorſehung im Laufe der Zeiten ein menſchlich-billiges und chriſtlich-gerechtes Weltregiment für das Menſchengeſchlecht erblühen. Wie dieſes chriſtliche Staatsleben vorbereitet wird, durch welche Mittel und mit welchen Umſtänden es endlich in den einzelnen Nationen erwacht und in Wirkſamkeit tritt, dieſes nachzuweiſen iſt die Aufgabe der Geſchichte. Ihre Grundlage iſt eine rein chriſtliche, und ihre Entwickelung iſt ein Zauberſpiegel, in welchem wir das Gähren und Treiben jenes beſeligenden Fruchtkeimes, ſo wie den Gegenſtreit der feinſeligen Elemente erblicken. Vor dem Hauche dieſes chriſtlichen Lebenselements iſt die eherne Hülle zerſchmolzen, welche eine antichriſtliche Gewalt über den Boden Griechenlands ausgebreitet hatte.

Es iſt ganz zeitgemäß, auch dieſem Ort und dieſem Tage ganz angemeſſen einige Bemerkungen über jene Epoche Griechenlands zu machen, die unmittelbar ſeiner Wiederbelebung vorangegangen iſt, indem durch eine höhere Fügung gerade ein Zweig unſeres durchlauchtigſten Fürſtenhauſes erkoren wurde, um die Beſchlüſſe der göttlichen Vorſehung in Griechenland zu vollziehen und ein lange getrenntes Glied der chriſtlichen Staatenfamilie zum Wiedereintritt in ſein verlornes Erbtheil vorzubereiten. Der gegenwärtige Augenblick trägt die ganze Zukunft dieſes neuen Volkes in ſeinem Schoße, und es iſt nicht gleichgültig, ob man die Elemente, aus welchen es zuſammengeſetzt, ob man das Maß der in ſeiner Nationalität begründeten Anlagen und Empfänglichkeit für die chriſtlich-europäiſche Bildung, ob man ſein Geſchick für die neue Weltordnung kenne oder nicht. Freilich muß eine Unterſuchung dieſer Art peinliche Gefühle erregen, und wäre zur Zeit des Kampfes auf befangene Gemüther vielleicht nicht ganz ohne Einfluß geblieben. Jetzt aber, da eine unausfüllbare Kluft das griechiſche Volk von ſeinen ehemaligen Unterdrückern ſcheidet und das ganze Morgenland einer nahen Umgeſtaltung entgegenſieht, kann man mit Ruhe eine Frage erörtern, zu deren Entſcheidung nicht Begeiſterung, ſondern kühne Ueberlegung und ſorgfältige Forſchung erfordert wird.

Der friſchen Morgenröthe des neuen Hellas geht eine zweitauſendjährige Nacht voran, fürwahr ein langer Zwiſchenraum für ein Volk, welches ein nur wenig ausgedehntes Land beſitzt und einſt ſeinen glänzenden Namen in den Jahrbüchern des menſchlichen Geſchlechtes weniger durch Nachhaltigkeit politiſcher Kraft als durch ſeine Geiſtesvorzüge erwarb. Hat dieſes Volk die dunkle Periode zwiſchen ſeinem Verſchwinden aus der Reihe ſelbſtſtändiger Nationen und ſeinem Wiederauftreten auf der Schaubühne der Welt glücklich überlebt, ſeinen heimiſchen Boden, ſein geiſtiges Erbtheil unverkümmert bis auf dieſen Tag bewahrt; oder mit andern Worten, wohnen in den Gegenden, welche im Munde der Eingebornen einſt Peloponneſus und Hellas genannt wurden, noch immer die Kinder jener helleniſchen Volksſtämme, deren Thaten in Krieg und Frieden nach einem in Europa üblichen Erziehungsſyſtem uns in der Jugend als

Muſter des Heldenmuthes, der Vaterlandsliebe, der Weisheit und des guten Geſchmackes in Kunſt und Gelehrſamkeit zur Nachahmung vorgeſtellt werden?

Vor mehreren Jahren iſt eine Schrift erſchienen, welche auf die vorangeſtellte Frage in Beziehung auf den Peloponnes und mittelbar auch in Beziehung auf die übrigen Theile des feſten Landes von Hellas geradezu eine verneinende Antwort gab, und die Lehre aufſtellte, daß während jener angemerkten Zeitperiode große und ſchmerzliche Ereigniſſe Griechenland betroffen hätten, in deren Folge die alten Bewohner unter Elend verſchiedener Art nach und nach verkümmert und bis auf wenige Ueberbleibſel verſchwunden ſeyen: und daß in den benannten Gegenden heutzutage die Nachkommen zweier von den alten Hellenen ganz verſchiedener Volksſtämme wohnen, die in einer gewiſſen Zeit aus fremden Himmelsſtrichen theils mit Gewalt, theils auf friedlichem Weg eingewandert ſeyen, und eine Sprache geredet haben, und zum Theil jetzt noch reden, die mit der alten griechiſchen nichts gemein habe; und es ſeyen demnach alle jene Europäer in Irrthum befangen, die da meinten, nach Weghebung des Gewichtes, welches mohammedaniſche Barbarei auf Griechenland fallen ließ, habe ſich der unverwandelte immer grüne und jugendlich friſche Stamm der Hellenen aus langer Niederhaltung wieder in die Höhe geſchwungen.

Die Urtheile über die beſagte Schrift waren ſehr verſchieden, wenigſtens der Beifall nicht allgemein; es fehlte nicht an Einreden und ſtarkem Widerſpruche. Jedoch war aus Inhalt und Methode der Widerlegungen, die gleich in den erſten Jahren erſchienen, deutlich genug zu erſehen, daß niemand in gehöriger Verfaſſung war, die neue Doctrin zu bekämpfen. Denn die Summe der Kenntniſſe, die man in Europa über Boden und Bewohner des heutigen Griechenlands und über ſeine Schickſale in den Jahrhunderten vor ſeiner Wiedergeburt hatte, war äußerſt gering und oberflächlich, oder beruhte vielmehr auf Vorausſetzung, daß ſich der Hauptſache nach während einer zweitauſendjährigen Periode in Griechenland nichts geändert habe. Schwärmerei, Leidenſchaft und die Wechſelfälle eines verzweifelten Kampfes erlaubten nicht während des Aufſtandes Forſchungen über vergangene Zeiten anzuſtellen und die Einſichten über Weſen und Haushalt eines Volkes zu vermehren und zu berichtigen, welches noch zweifelhaft zwiſchen Rettung und Vernichtung ſchwebte und ohne Hülfe der abendländiſchen Chriſtenheit ſeinem Verhängniſſe nicht entronnen wäre. Jetzt, nachdem ungefähr fünf Jahre ſeit der erſten Bekanntmachung jener Meinung verfloſſen ſind, iſt man geneigter, einer ruhigen Prüfung des Gegenſtandes ſein Ohr zu leihen. Auch wird niemand läugnen, daß heute andere Ideen im Umlaufe ſind und die öffentliche Meinung in dieſem Punkte ſich bedeutend — nicht zum Nachtheile jenes Buches geändert habe. Selbſt erklärte Widerſacher, weil ſie das Gewicht der zu Begründung der Lehre beigebrachten Argumente unmöglich beſeitigen konnten, geſtehen endlich doch ein, daß vieles Unheil über die Heimath der alten Hellenen gegangen ſey und ihr reines Blut zerſetzt habe; allein die Mehrzahl, das Uebergewicht im Gegenſatze der Eindringlinge ſey doch auf Seiten der urſprünglichen Bevölkerung geblieben, etwa wie in Italien, Hiſpanien oder Gallien, innerhalb der benannten Periode überlebt, und eine doriſche und joniſche Redeweiſe, eine doriſche und joniſche Muſik, eine doriſche und joniſche Säulenordnung findet man in den fünf erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung, wie man ſie während des peloponneſiſchen Krieges, d. i. tauſend Jahre vorher gefunden hatte. Bei Philoſtratus wird in der Lebensbeſchreibung des Herodes Atticus, der aus Marathon gebürtig war und im Jahre 175 n. Chr. noch lebte, ausdrücklich bemerkt, daß man in den *Flecken und Dörfern der Landſchaft Attika damals noch den reinſten attiſchen Dialekt geſprochen habe*, weil ſich die Gegend durchaus von aller Miſchung mit Ausländern unberührt erhalten hatte, während die Bewohner der Stadt Athen ſelbſt durch Zufluß junger Söldner aus Thracien, Pontus und andern fremden Ländern an der uralten Reinheit ihrer Mundart Schaden gelitten hätten*). Bei den Peloponneſiern des zweiten Jahrhunderts unſerer Zeit findet man nach Strabo's und Pauſanias Verſicherung dieſelbe

---

*) „Ἡ μεσόγεια, ἔφη, τῆς Ἀττικῆς ἀγαθὸν διδασκαλεῖον ἀνδρὶ βουλομένῳ διαλέγεσθαι. οἱ μὲν γὰρ ἐν τῷ ἄστει Ἀθηναῖοι, μισθοῦ δεχόμενοι Θρᾴκια καὶ Ποντικὰ μειράκια καὶ ἄλλων ἐθνῶν βαρβάρων ξυνεῤῥυηκότα, παραφθείρονται παρ' αὐτῶν τὴν φωνὴν μᾶλλον, ἢ ξυμβάλλονταί τι αὐτοῖς ἐς εὐγλωττίαν. ἡ μεσόγειος δὲ, ἄμικτος βαρβάροις, ὑγιαίνει αὐτοῖς ἡ φωνὴ καὶ ἡ γλῶσσα τὴν ἄκραν Ἀτθίδα ὑποψάλλει. Philostrat. De Vita Sophist. lib. II. §. 7. fol. 553. edit. Thomas Fritsch. Lips. 1709. — Dieſe Stelle ſoll den Beurtheiler von A. Genzo's Gedichten in den Jahrb. f. w. Kritik, Dec. 1834, Nr. 103. pag. 870, Note, eines Beſſern belehren.

Erſcheinung. Jede Stadt, ja ſogar jede bedeutendere Ortſchaft redete noch immer in der beſondern uralten Weiſe. Tauſendjährige Staatsumwälzungen hatten die doriſchen Elemente nirgends erſtickt, und wo die alten Menſchengeſchlechter, dort war auch die alte Rede geblieben, namentlich bei den Meſſeniern, die trotz ihrer Mißgeſchicke und ihres mehrhundertjährigen Herumirrens unter fremden Himmelsſtrichen ihre alte Sprache zu Epaminondas Zeiten ungemiſcht in die Heimath zurückgebracht und bis auf das Zeitalter der Antonine urkundlich in derſelben Aechtheit erhalten hatten. *)

Wir wiſſen alle, daß jetzt weder in Attika noch im Peloponnes irgend etwas dieſer Art zu finden ſey und ſchon vor tauſend Jahren nicht mehr gefunden wurde. **) Im Gegentheile begegnet uns allenthalben im neugriechiſchen Reiche dieſelbe eintönige Barbarei in der Sprache, in Benennung der Orte, in den Gewohnheiten und im Geſchmacke, ſo wie in der Bauart der Kirchen und Wohnhäuſer. Beobachtungen dieſer Art haben zuerſt den Gedanken erzeugt, es habe das griechiſche Feſtland während der erſten Jahrhunderte des ſogenannten Mittelalters in allen ſeinen Theilen eine völlige Verwandlung erlitten; es ſey die Pflugſchar über den claſſiſchen Continent gegangen und habe alle ſeine Herrlichkeiten bis auf die letzte vernichtet. Alle Freunde der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, die an dieſer Frage Antheil genommen, kennen die Art meiner Beweisführung. Dieſe ſtützte ſich einerſeits auf gewiſſe Stellen in den byzantiniſchen Geſchichtſchreibern, andrerſeits auf die Topographie des Landes, auf die Redeweiſe und Natur ſeiner heutigen Bewohner. Man wollte ſich aber keine Mühe geben, das Gewicht meiner Argumente ernſtlich zu erwägen, und am Lande ſelbſt ihre Feſtigkeit und ihren Gehalt zu erproben. Man fand es viel kürzer über Verdrehung und falſche Auslegung der hiſtoriſchen Quellen und über feindſelige Geſinnungen des Verfaſſers gegen die Hellenen zu declamiren.*)

---

*) Pausanias Messeniaca. — Strabo, pag. 360. ed. Casaubon.

**) In den Schriften der Anna Comnena, ſo wie in den Legenden und in den canoniſchen Satzungen und Erlaſſen des zehnten und eilften Jahrhunderts begegnen uns ſchon barbariſche Menſchen- und Ortsnamen auf altgriechiſchem Boden in großer Menge; z. B. *Smokovo*, *Valtitza*, *Bonitza* (Borditza), *Katzura*, *Nisista*, *Prinista*, *Dobrolista*, *Planicobista*, ſämmtlich in der Diöceſe Lepanto. Der Berg Mudritza im Peloponnes u. ſ. w.

---

*) Der berühmte Paſſov ſpricht in ſeiner Beurtheilung von Otto v. Stackelbergs „Trachten und Gebräuche der Neugriechen“ mit einem Seitenblicke auf die „Geſchichte von Morea, von ſchnöden Slaven, von Herunterwürdigen der Hellenen.“ Siehe Berliner Jahrb. f. w. Kritik, J. 1832, Nr. 9 u. 10. — Wiener Jahrb. d. Lit. Jahrg. 1831, Julius-Heft, pag. 111. — Dr. Zinkeiſen Geſchichte Griechenlands ꝛc. Leipzig 1832. — Sonderbar genug hat man dem Verfaſſer während der ſtärkſten Angriffe auf ſein Syſtem zugleich das Verdienſt der Neuheit ſeiner Anſichten über das heutige Griechenland abgeſprochen. Ein Engländer habe ſchon vor mir Fingerzeige gegeben, und der Correſpondent einer franzöſiſchen Zeitſchrift, wiewohl weniger umſtändlich als ich, daſſelbe Reſultat gefunden. „Uebrigens, heißt es irgendwo, iſt Hr. F. nicht einmal der erſte, der die Entſtehung der Neugriechen ſo auf die Spitze geſtellt hat; außer dem Engländer Leake, der ſie nur angedeutet, iſt es

Von der Vorſtellung ausgehend, daß man in europäiſchen Berichten und Landkarten noch immer die Namen Athen,

---

vorzüglich der Briefſteller im Globe 1829. Nr. 70—72; der freilich weniger umſtändlich als Hr. F., jedoch mit großem Beifalle der Florentiner Anthologie (December 1829) das nämliche Reſultat herausgebracht hat." Siehe Wiener Jahrb. a. a. O. In andern Stellen derſelben Zeitſchrift ſpricht man von „Hrn. F. und ſeinen Vorgängern." — Wenn jemand glauben ſollte, es ſey von Werken die Rede, die ſchon vor Jahren denſelben Gegenſtand mit denſelben Reſultaten behandelt, und der Verfaſſer der Geſchichte der Halbinſel Morea ſey nur in ihre Fußtapfen getreten, ſo wäre dieſes eine ganz falſche Vorausſetzung. Die Schrift des berühmten Leake „*Researches in Greece,*" London 1811 kann hier gar nicht in Betrachtung kommen, da ſie ein philologiſches Werk, eine hiſtoriſche Grammatik iſt und ein ganz verſchiedenes Ziel verfolgt. — Die „Briefe über Griechenland" im Globe ſind aber erſt in einer Zeit erſchienen, wo mein Werk nicht nur ſchon vollendet, ſondern großentheils auch ſchon gedruckt war, ſo daß ich von den lichtvollen Ideen jener Correſpondenz keinen Nutzen ziehen konnte. Das Ganze beſteht aus vier Sendſchreiben, deren erſtes von Dingen ſpricht, die mit dem fraglichen Gegenſtande nichts gemein haben. Das zweite handelt von Türken und Mohammed Ali, von ſeinem Monopol und ſeiner falſchen Civiliſation. Im dritten Briefe wird die Verheerung Morea's und der Einzug Kapodiſtrias in Pyrgos beſchrieben, ſo wie der friedliche und ordnungsliebende Charakter des griechiſchen Volks hervorgehoben. Im vierten und letzten endlich, Globe 1829, Nr. 77. Fol. 607, finden wir neben Kapodiſtrias erſtem Auftreten in Griechenland und ſeinem Hofe auf Aegina eine allgemeine, aber ſinnvolle und tiefblickende Betrachtung über die Bewohner des neuen griechiſchen Staates. Ich konnte in dieſem kurzen, aber

Delphi, Korinth, Argos, ja ſogar Sparta prangen ſehe, von Megalopolis und Olympia in Compendien leſe, konnte man einem Buche keinen Glauben ſchenken, welches gänzliche Umkehrung nicht nur dieſer Orte, ſondern des ganzen Landes und ihrer Bewohner verkündete. Man wollte Documente, trockene ſchriftliche Angaben, welche ausdrücklich Satz für Satz den Sinn jenes Buches in allen ſeinen Theilen bewähren ſollten. Die Stellen aus Priscus, Menander, Procopius, Evagrius, Porphyrogenitus, dem kanoniſchen Rechte und den Legenden der byzantiniſchen Kirche erklärte man für unzalänglich, für zu allgemein und vag, um den Nachrichten über eine ſo

---

merkwürdigen Artikel nur einen Mann gleicher Studien und gleicher Erkenntnißquellen mit mir erblicken. Man findet in demſelben mehr Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt als in allem, was man gegen mich bekannt gemacht hat, zuſammengenommen. Wie ſollte man ſich aber auch verwundern, daß der Fremde, wenn er in einem großen Theile Griechenlands Albaneſiſch reden hört und allenthalben Ortſchaften findet, die ihn an die nördlichen Slavenländer erinnern, endlich auf den Gedanken verfällt, es müſſen in dieſen Weltgegenden Ereigniſſe vorgegangen ſeyn, die bis jetzt noch nicht gehörig erkannt ſind. Zu Aufhellung dieſer Geheimniſſe legt die vergleichende Geographie ein Gewicht in die Wagſchale, welches man ohne Thorheit nicht mißkennen darf. Wenn man in der Geſchichte der Veränderungen der Erdoberfläche nur ſolche Beweiſe gelten ließe, die ſich auf hiſtoriſch aufgezeichnete Nachrichten, auf ſchriftliche Documente gründen, ſo würde dieſe Wiſſenſchaft niemals über die Schwelle der Kindheit gekommen ſeyn, und die Literatur eine ihrer erſten Zierden, die Werke des berühmten Cuvier, nicht beſitzen.

große Kataſtrophe, von der man bis jetzt noch nichts gewußt habe, Eingang und unbedingten Glauben zu verſchaffen. Und ſonderbar genug beſtritt man dieſe Stellen und beſchränkte ihre Bedeutſamkeit gerade aus dem Grunde, weil ſie mit dürren Worten das Erlöſchen der alten Race in Griechenland verkünden. *) Und wenn man letzthin nicht mehr verneinen konnte, daß ſich im Innern der Halbinſel Peloponnes „nach gänzlichem Erlöſchen des helleniſchen Lebens“ Slaven angeſiedelt haben, ſo wollte man doch vom eigentlichen Hellas, d. i. vom Lande zwiſchen den Thermopylen und dem korinthiſchen Meerbuſen, eine ſolche Verwandlung durchaus nicht gelten laſſen, und hob mit Nachdruck hervor, daß namentlich „Athen unter allen griechiſchen Städten die zerſtörende Gewalt der Barbarenkriege noch am wenigſten empfunden habe.“ **)

Hätte der ſtrafende Arm der Gottheit die Stadt und das geſammte Volk der Athenienſer, ſo wie es unſere Gegner meinen, wirklich verſchont und erhalten, ſo könnte man den Untergang der übrigen griechiſchen Stämme leichter vergeſſen. Denn in Athen iſt für Ausbildung des menſchlichen Geiſtes, für die beſtmögliche Einrichtung der Staaten, über Weltweisheit, Tugend, Gerechtigkeit, Kunſt, Geſelligkeit, über geiſtiges und materielles Wohlergehen des menſchlichen Geſchlechtes mehr gedacht, geſchrieben, gearbeitet und verſucht worden, als im ganzen übrigen Griechenland zuſammengefaßt. Die Zerrbilder der griechiſchen Komiker hindern uns nicht gegen dieſes leichtfertige, wandelbare, oft unbillige Volk ſeiner übrigen großen Eigenſchaften wegen gerecht zu ſeyn. Die Denkmäler ſeiner Künſtler und ſeiner Weiſen, ſein Heldenmuth und ſeine unglaubliche Hingebung in Augenblicken öffentlicher Gefahr, ihr unverkennbares, Jahrhunderte lang fortgeſetztes Streben, den Staat ſo einzurichten, daß jeder Bürger in ſeiner Art die größtmögliche Summe von Glückſeligkeit genießen ſollte, haben dieſem Volke neben der Bewunderung auch die Liebe aller kommenden Zeiten geſichert. Jene Kunſt, die man allzeit für die ſchwerſte gehalten, und an welcher unſer Zeitalter ganz verzweifeln lehrt, nämlich eine rein demokratiſche Staatsverfaſſung mit Glanz und Erfolg lange zu erhalten, hatte dieſes Volk nach der Meinung des Pauſanias allein verſtanden, weil es von Natur klüger und den Geſetzen gehorſamer war, als die übrigen Griechen. *) —

---

*) „Gerade die Beſtimmtheit, mit welcher der conſtantinopolitaniſche Patriarch Nicolaus ſich über die gänzliche Verödung des Peloponneſes und ſeine Beſetzung durch Slaven und Awaren ausſpricht, die man zur Zeit, als ſie geſchehen, gänzlich unbeachtet gelaſſen haben ſollte, macht die Sache etwas bedenklich.“ Dr. Zinkeiſen a. a. O. pag. 704. — „Und überhaupt zeugen alle vom Vf. angebrachten Beweisſtellen gemeiniglich mehr für die mangelhafte Kenntniß oder Nachläſſigkeit der Schriftſteller, als für Wahrheit und Genauigkeit ihrer Ausſagen.“ Derſelbe a. a. O. pag. 743.

**) Dr. Zinkeiſen a. a. O. pag. 713.

Die

---

*) *Οὐ γάρ πω δημοκρατίαν ἴσμεν ἄλλους ἢ Ἀθηναίους αὐξήσαντας. „Ἀθηναῖοι γὰρ προήχθησαν ἐπὶ μέγα ἀπ᾽ αὐτῆς. συνέσει γὰρ οἰκείᾳ τὸ ἑλληνικὸν ὑπερεβάλλοντο, καὶ νόμοις τοῖς καθεστηκόσι ἐλάχιστα ἠπείθοντο.“* Pausan. Messen. cap. 35.

Die Hauptſtadt dieſes Volkes hat wirklich Daſeyn und Namen bis auf den heutigen Tag gerettet, und ihre Denkmäler, obgleich halb zerſtört, ſind heute noch Gegenſtand der Neugierde und Bewunderung kunſtverſtändiger Menſchen. Sind aber auch die heutigen Bewohner der Stadt und des Landſtriches Attika die unmittelbaren Nachkommen jener berühmten Athenienſer des Alterthums, oder ſind auch dieſe letztern mit den übrigen Bewohnern des griechiſchen Bodens dem gemeinſamen Verderben erlegen? Durch Beantwortung dieſer Frage muß ſich ausweiſen, ob der Verfaſſer oder ſeine Gegner in Beurtheilung der mittelalterlichen Schickſale Griechenlands mehr Scharfſinn an den Tag gelegt, und der Wahrheit näher gekommen ſind. Wenn auch ein römiſcher Patricier zu Tacitus Zeiten in einer Anwandlung ariſtokratiſchen Zorns jene alten bürgerlichen Heldengeſchlechter von Athen längſt ausgerottet, und aus dem Abſchaume der Nationen ergänzt ſeyn läßt, *) ſo iſt dieſes noch kein Beweis für meine Anſicht, weil der Kern eines Volkes nicht gerade in der Hauptſtadt, ſondern auf dem Lande, in Dörfern und Flecken gefunden wird, wo altväterliche Sitteneinfalt und Reinheit des Blutes bei Ackerbau und bürgerlichem Gewerbe ſich am leichteſten er-

---

cap. 35. Bei Thucyd. ſind die Athenienſer „*ἐπινοῆσαι ὀξεῖς καὶ ἐπιτελέσαι ἔργῳ, ὃ ἂν γνῶσι*. ibid. — *Αἱ φύσεις* (der Athenienſer) *τ' ἄλλως κράτισται*. Ariſtoph. Fröſche, V. 1051. —

*) Non Athenienses tot cladibus extinctos, sed colluviem nationum . . .

Tacit. Annal. lib. 2, cap. 55.

hält. Auf die früher angezogene Stelle bei Philoſtratus geſtützt, räumen wir gern ein, daß zur Zeit, als St. Paulus vor dem Areopag die neue Lehre verkündete; daß unter den Antoninen, ja unter Conſtantin I und ſeinen Nachfolgern im vierten und fünften Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung der Hauptſache nach derſelbe Volksſtamm mit denſelben Ideen und denſelben Eigenſchaften begabt Athen und Attika bewohnte. Glanz, Reichthum und Volkszahl hatte ſich freilich vermindert, mehr noch durch das Elend der Zeiten und die ſchlechte Regierung, als durch den großen Verheerungszug der Gothen unter Alarich. *) Obgleich, nach dem Ausdrucke des Syneſius, der Haut eines verbrannten Opferthieres ähnlich, war Athen doch noch im Beginne des fünften Säculums Sitz und Mittelpunkt der alten Athenienſer mit aller damaligen Gelehrſamkeit und Weltweisheit. Selbſt die größere Hälfte des ſechsten Jahrhunderts der chriſtlichen Aera erreichten die zwar verkümmerten, aber doch wahren Nachkommen dieſes Volkes noch. Das Verderben begann während der Regierungszeit des erſten Juſtinian, als die große Völkerſäule zwiſchen der Donau und dem baltiſchen Meere durch große Weltbegebenheiten erſchüttert wurde, und von einem wilden Sturme fortgetrieben gleich einer gewitterſchwangeren Wolke über den Boden Griechenlands herabzog, um nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Beobachters im ganzen byzantiniſchen Reiche keinen Landſtrich, keinen Berg und keine Felſenſchlucht unverwüſtet zu laſſen. **) Ich habe anderswo ſatt-

---

*) Vergl. Geſch. von Morea, pag. 119 ff.

**) Διὸ δὴ χώρας μὲν τις ἢ ὄρος, ἢ σπήλαιον, ἢ ἄλλο τι τῆς ſam nachgewieſen, daß dieſe drangvolle Periode etwa nicht mit der ſieben und dreißigjährigen Herrſchaft Juſtinians endete, ſondern in ihrem erſten Act über drei volle Jahrhunderte auf Griechenland laſtete, bis endlich alle Städte, alle Dörfer verwüſtet und entvölkert, und alle Herrlichkeit des alten Hellas vernichtet war, bis eine neue Menſchenrace ſich eingeſiedelt hatte, zu der ſich hie und da noch kleine Ueberbleibſel der alten Herren des Landes wie Fremdlinge eingeſchlichen, bis endlich das wiederauflebende byzantiniſche Reich, durch Zuthat barbariſcher Kraft geſtärkt, das ſlaviſch gewordene Griechenlaud wieder unter das Joch gebracht und durch Einimpfung chriſtlicher Glaubenslehre und neugriechiſcher Sprache ein in allen Beziehungen neues Griechenland geſchaffen hatte.

Wenn man dieſe Lehre in Beziehung auf jenen Theil Griechenlands, der zwiſchen dem Golf von Arta und Meſſenien liegt, nur bei freiwilliger Verblendung und völliger Unkunde des Landes und der Ereigniſſe beſtreiten kann, ſo bietet dagegen die Oſtküſte und namentlich Attika den Gegnern freilich leichteres Spiel. Die Spuren nordiſcher Anſiedlungen ſind im Vaterlande Solons nicht im gleichen Maße wie in Böotien oder Arkadien, oder ſie ſind mit Ausnahme der böotiſchen Gränze vielmehr gar nicht zu finden, wohl aber ſieht der Fremde heute noch Orte, welche Kephiſia, Marathon, Levſina, Thorikos heißen, wie in der alten Zeit: nur hin und wieder begegnet uns ein

---

Ῥωμαίων γῆς ὑπὸ τὸν Χρόνον τοῦτον ἀδῄωτον οὐδαμῆ ἔμεινεν.
Procop. Histor. arcan. cap. XI.

albaneſiſcher oder auch ein türkiſcher Name Was Anderes ſoll man alſo ſchließen, als daß Athen und Attika, die Perle des alten Hellas, den Tag der Wiedererſtehung wenigſtens in ſeinen unverfälſchten Ueberbleibſeln der Vorzeit geſehen hat? Wie alſo, iſt die Stadt des Perikles während der unheilvollen Zeitperiode der nordiſchen Einfälle und der mittelalterlichen Slavenkriege wirklich niemals in feindliche Gewalt gerathen, niemals leer geſtanden, zerſtört und dem Erdboden gleich gemacht worden?

Einige Fragmente alter und bisher ungekannter handſchriftlicher Chroniken, die ich in Athen ſelbſt gefunden habe, beantworten die vorangehende Frage eben ſo unerwartet als vollſtändig.*) Wie in allen Gegenden der chriſtlichen Welt glimmten auch im chriſtlichen Griechenlande die letzten Funken des Wiſſens in den Wohnungen der Mönche. Ein im zehnten Säculum zu Athen neu geſtiftetes Kloſter der heiligen Anargyri verſchloß in ſeinen Mauern alles, was an Büchern und philoſophiſcher Gelehrſamkeit dem allgemeinen Schiffbruche der helleniſchen Volksſtämme entkommen war. Die alte Akademie, die Stoa und das Lyceum hatten ſich in die Zellen der anargyriſchen Mönche geflüchtet. Hier hatte man zugleich eine Sammlung kurzer Notizen über das Schickſal Attika's und ſeiner Hauptſtadt angelegt, und, wie man aus den zerſtreuten Trümmern derſelben urtheilen kann, durch mehrere Menſchenalter fortgeführt. Denn in einem der gefundenen Bruchſtücke werden die Mönche **Samuel**, **Methodius**, **Nicephorus**, **Joſeph** und der Prieſtermönch **Kallinicus** als Philoſophen und Chroniſten namentlich aufgeführt. *) Aus den hiſtoriſchen Druckſchriften des heutigen Europa erfahren wir vor den bulgariſchen Streifzügen des zehnten Jahrhunderts hauptſächlich nur zwei Einbrüche der nordiſchen Völker in Attika, wovon der erſte um die Mitte des dritten Jahrhunderts unſerer Zeit gleich einem vorüber rauſchenden Wetterſturme hereinbrach, aber durch den Heldenmuth des Bürgers und Geſchichtſchreibers Dexippus eben ſo ſchnell wieder verſcheucht wurde als er gekommen war. **) Der zweite geſchah am Schluſſe des vierten Säculums durch den Gothenkönig Alarich, den großen Zerſtörer des griechiſchen Alterthums. Ueber das erſtere dieſer beiden Ereigniſſe hat ſich eine Nachricht in den Fragmenten erhalten; der Held des Tages wird aber nicht **Dexippus**, ſondern **Kleodemus** genannt, und die Bemerkung beigefügt, daß die Scythen damals in Attika

---

*) Herr Cyriacus Pitaki, ein gelehrter Athenienſer, deſſen ſchon im 1ſten Bande von Böckhs Corpus Inscriptionum rühmlichſt Erwähnung geſchieht, hat mir dieſe Ueberreſte alter Chroniken mitgetheilt.

---

*) *Τὸ μοναστήριον τοῦτο κατεσκεύασεν κοινόβιον, εἰς ὃ διέτριψαν ἄνδρες σοφοί, ὅτε φιλόσοφος Σαμουὴλ, καὶ ὁ τὰ τοῦ Πλάτωνος ὑπομνηματίσας Μεθόδιος· τούτων εἷς λέγω ὁ ἡμέτερος προηγούμενος Νικηφόρος . . .*

Μετὰ τὴν εἰς τοὺς κόλπους τοῦ Ἀβραὰμ ἀποκατάστασιν τοῦ Μακαρίτου προηγουμένου ἡμῶν Κυρίου Ἰωσὴφ ἀναδέχομαι τὴν ἱστορίαν Καλλίνικος ἱερομόναχος.

Msc. Bogen B. pag. 9 — 11.

**) S. Zosimus, Histor. — Ab Atheniensibus duce Dexippo, scriptore horum temporum, victi sunt.

Trebellius Pollio, Gallieni duo cap. 13.

die Bäume verbrannt, die Häuſer der Götter niedergeriſſen, und namentlich vom Tempel des olympiſchen Zeus ſechs Säulen umgeſtürzt hätten.*)

„Im Jahrhundert des Juſtinianus aber,“ lautet ein anderes Bruchſtück, „war Hellas die Zielſcheibe feindlicher „Einfälle, und Attika blieb beinahe vierhundert „Jahre lang eine menſchenleere Wüſte; die Athe„nienſer hatten ihre Familien auf Salamis hinübergebracht, „wo ſich die meiſten derſelben in der Ortſchaft Ambelakia „Häuſer und auch Kirchen bauten, welche bei den Ein„gebornen heute noch Kirchen der Athenienſer heißen. „Von den Bewohnern Attika's waren nur wenige in der „Akropolis und etliche andere in mehreren Thürmen der „Stadt zurückgeblieben. Jeden Augenblick kamen Räuber, „welche man Phuſtá (ſoll heißen *Vroustae* **) nannte, grif„fen die wenigen Zurückgebliebenen an, raubten, was ſie „konnten, und zogen ſich auf die Gebirge zurück. Die „Gebäude der Stadt fielen großentheils zuſammen, auf „den Straßen wuchſen Bäume, und die ganze Stadt „wurde zuletzt ein Wald, ein Dickicht von Oel-

---

*) „Ἐπὶ δὲ Γαλλιηνοῦ οἱ Σκύθαι ὁρμίσαντες πανστρατιᾶ κατὰ τῆς Ἑλλάδος ἐλεηλάτουν πᾶν τὸ παρατυχὸν φθάσαντες καὶ εἰς τὰς Ἀθήνας ἐπιλεηλάτησαν τῆς γαίας αὐτῆς καίοντες τὰ δένδρα της καὶ κρημνίζοντες τοὺς ναούς της, ὅτε καὶ ἓξ στήλας τοῦ ναοῦ τοῦ Ὀλυμπίου Διὸς ἔῤῥιψαν. ἀλλὰ μετ᾽ ὀλίγον Κλεοδημός τις Ἀθηναῖος τῷ γένει συναθροίσας στράτευμα ἐδίωξεν αὐτοὺς πόῤῥω τῆς Ἀττικῆς.“

Msc. Bogen B. pag. 6. —

**) *Vroustae* ein Slaven-Gau in Morea.

„bäumen, in welches die Räuber Feuer einlegten. Dieſer Brand verzehrte die Bäume mit den Alterthümern. „Damals wurde das Gymnaſium des Ptolemäus von Rauch „geſchwärzt und ſtürzte ein Theil deſſelben zuſammen; auch „der Tempel des panhelleniſchen Zeus wurde damals vom „Qualm des brennenden Waldes geſchwärzt, und viele andere Herrlichkeiten verſanken in Schutt. — Die Athenienſer, unvermögend, die Entfernung aus ihrem Heimathlande länger zu ertragen, ſandten nach Conſtantinopel, „um Maßregeln zu ſicherer Heimkehr und ungefährdetem „Verbleiben daſelbſt zu veranlaſſen. Ihr Wunſch wurde „erfüllt, ſie kehrten heim, machten ſich alle ans Werk den „Schutt aufzuräumen und die Wohnhäuſer wieder aufzurichten. Damals machte der Prieſter Calocynes zuerſt „eine Reiſe nach Conſtantinopel zum Patriarchen Joannicius, und erhielt oberhirtliche Erlaubniß, in Athen das „Kloſter der heiligen Anargyri zu erbauen, welches er zugleich mit reichlichem Vermögen ausſtattete, wie im „Patriarchal-Erlaß angedeutet iſt.“ *)

---

*) „Κατ᾽ αὐτὴν τὴν ἰδίαν ἑκατονταετηρίδα ἡ ἑλλὰς ἐκατήντησεν ὁ τόπος τῶν καταδρομῶν, ἡ Ἀττικὴ ἐκατήντησεν ἔρημος διὰ τετρακοσίους σχεδὸν χρόνους, οἱ Ἀθηναῖοι μετέφερον τὰς φαμιλίας των εἰς τὴν Σαλαμῖνα· ἐκεῖ ᾠκοδόμησαν τοὺς οἴκους των οἱ περισσότεροι καὶ ἐκκλησίας εἰς τὸ χωρίον Ἀμβηλάκια καλούμενον, τὰς ὁποίας ἄχρι τοῦδε καλοῦν οἱ ἐγχώριοι τῶν Ἀθηναίων. Ἀπὸ τοὺς κατοίκους τῆς Ἀττικῆς ὀλίγοι εἶχον μείνει εἰς τὴν Ἀκρόπολιν καὶ ἄλλοι τινὲς εἰς μερικοὺς πύργους τῆς πόλεως, καθὲ στιγμὴν ἤρχοντο κλέφται, τοὺς ὁποίους οἱ κάτοικοι ἐκάλουν Φούστας, ἐκτυποῦντο μὲ τοὺς ὀλίγους ἐγκατοίκους, ἅρπαζον

In dieſer kurzen Notiz über Athen und Attika liegt die Geſchichte des ganzen griechiſchen Feſtlandes zwiſchen dem ſechsten und zehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Das Land ward abgeſchäumt, die nordiſche Fluth hatte alles weggeſchwemmt; was nicht auf die Inſeln entflohen, ward erſchlagen, die Städte verbrannt und mit Wald bewachſen, Attika eine von ſcythiſchen Horden durchſtreifte Wildniß, weil der ſteinichte und wenig fruchtbare Boden damals wie in der Urzeit nicht dieſelben Reize hatte, bleibende Niederlaſſungen zu errichten, wie die fetten Triften in Böotien und Lakonien. Wer das Schickſal von Theben, Nieder-

---

ὅσα καὶ ἂν ἐδύναντο, καὶ ἔφυγον εἰς τὰ ὄρη. Αἱ οἰκίαι αἱ περισσότεραι ἔπεσον, οἱ δρόμοι ἐγέμισαν ἀπὸ δένδρα, καὶ ἡ πόλις κατήντησεν ὅλη ἕνα δάσος ἐλεεινὸν, οἱ λῃσταὶ ἔβαζον φωτιὰν εἰς τὰ δένδρα, καὶ αὐτὰ καιόμενα κατέκαιον καὶ τὰς ἀρχαιότητας, τότε ἔλαβεν τὴν μαυρὴν μορφὴν τὸ γυμνάσιον τοῦ Πτολεμαίου, τοῦ ὁποίου μέρος καὶ ἐχρήμνισαν, τότε ἐμαύρισε ἀπὸ τοὺς καπνοὺς ὁ Ναὸς τοῦ πανελληνίου Διὸς καὶ τόσα ἄλλα ἐχρημνήσθησαν. Οἱ Ἀθηναῖοι μὴν ὑποφέροντες τὴν ὑστέρησιν τῆς πατρίδος των ἀπεφάσισαν καὶ ἔστειλαν εἰς Κωνσταντινούπολιν ζητοῦντες ἀσφάλειαν νὰ ἐπανακάμψουν εἰς τὴν πατρίδα τους καὶ να κατοικοῦν ἀσφαλῶς, καὶ ἐπιτυχόντες τοῦτο ἐπανῆλθον καὶ συναχθέντες ἄρχισαν νὰ καθαρίζωσι τὴν πόλιν, καὶ νὰ οἰκοδομοῦν τοὺς οἴκους των. Τότε πρῶτος καὶ ὁ ἱερεὺς Δημήτριος Καλοκύνης Ἀθηναῖος πορευθεὶς εἰς τὴν Κωνσταντινούπολιν πρὸς τὸν πατριάρχην Ἰωαννίκιον ἔλαβεν πατριαρχικὴν ἄδειαν νὰ κατεσκευάσῃ εἰς τὰς Ἀθήνας Μοναστήριον τῶν ἁγίων Ἀναργύρων· τὸ ὁποῖον ἐπροίκισε μὲ πολλὰ κτήματα ὡς ἐκ τοῦ πατριαρχικοῦ γράμματος φανεροῦται.

Msc. Bogen B. pag. 9 — 11.

korinth, Delphi, Argos und Sparta zu jener Zeit wiſſen will, findet in der vorangehenden Erzählung die Antwort. Außer der Akropolis von Athen traf alle Orte im Innern Griechenlands ohne Ausnahme die Vernichtung, weil nach dem Zeugniſſe des Procopius zur Zeit der großen Einfälle der nordiſchen Barbaren alle Städte im Peloponnes ohne Mauern waren. *) Namentlich iſt im Peloponnes außer der von Juſtinian wieder befeſtigten Burg Hohenkorinth, und, ſoviel man noch weiß, der von italieniſchen Coloniſten beſetzten Seeſtadt Patras kein einziger Ort von Bedeutung der Verödung entgangen. **) Selbſt die befeſtigten Thürme der untern Stadt Athen wurden durch den großen Waldbrand und die feindliche Wuth in Schutt verwandelt (*ναῶν ὀρόφους καὶ πύργων ἀντιπάλου πυρὸς ἀνάλωμα γεγονότας.* Epistola Atheniens. ad Patriarch.). Das alte Hellas wurde während dieſer vier Jahrhunderte von Grund aus umgekehrt und mit einem friſchen Kerne von Einwohnern beſetzt, die nicht etwa nur die Ebenen, ſondern vorzüglich die Gebirgsſtöcke einnahmen, die den Neulingen und künſtlicher Befeſtigung unkundigen Ueberzüglern als natürliche Burgen, gleichſam als awariſche Ringe dienten, von wo aus ſie das Flachland beherrſchen, und wohin ſie die Beute in Sicherheit und in der Gefahr ſich

---

*) . . . *ἐπεὶ τὰς ἐν Πελοποννήσῳ πόλεις ἁπάσας ἀτειχίστους ἐμάνθανεν εἶναι, λογισάμενος ὅτι δή οἱ πολὺς τετρίψεται χρόνος, εἰ κατὰ μιᾶς ἐπιμελοῖτο, τὸν ἰσθμὸν ὅλον ἐν τῷ ἀσφαλεῖ ἐτειχίσατο* etc. Procop. de aedific. lib. IV, cap. 2.

**) Dieß hinderte die Slaven nicht, ſich auf friedlichem Wege mit den Patrenſern zu vermiſchen.

ſelbſt retten konnten. Die Abhänge und Schluchten des doriſchen Alpenſtockes, des Parnaſſus, des Helikon, des Cyllenius, des Parnon und des Taygetus waren damals die groſſen Hauptquartiere und gleichſam die Kernpunkte, von welchen ſich das neugriechiſche Leben über den alten brach liegenden Boden ergoſſen hat. Von dieſen Heerden ſind die Feuerbrände ausgegangen, die alle Städtchen an der Seeküſte verzehrten und lange fort die Wiederanſiedelung entflohener Hellenentrümmer und neuer Ankömmlinge hinderten. Daher begegnen uns auch die in ein ſlaviſches Zagora, Chelm und Malevo verwandelten alten Namen dieſer Gebirge gleichſam im Vordergrunde des mittelalterlichen Gemäldes von Griechenland, zu deſſen klarem Verſtändniß die Beachtung eines zweiten hiſtoriſchen Moments, d. i. die endliche Wiedereroberung und neue Conſtituirung des ſlaviſchen Hellas durch die byzantiniſche Regierung nöthig iſt. Dieſe letzte im vorangehenden Fragmente deutlich ausgeſprochene Wendung in dem Schickſale des Landes, in welcher die Löſung ſo vieler ſtreitiger Punkte, ſo vieler unſern Gegnern unauflösbarer Fragen liegt, wollte die Kritik bisher nicht bemerken, obgleich man ſie in der „Geſchichte von Morea“ bereits als Markſtein ausgeſteckt und ihre Bedeutſamkeit richtig gewürdiget hat. *) Ueberhaupt je weiter man in der Analyſe des neugriechiſchen Lebens und Staatskörpers vorſchreitet, deſto lebhafter wird das hiſtoriſch Begründete der von mir aufgeſtellten Lehre hervorſpringen. Die Hauptſtützen der Gegner

---

*) pag. 214 ff.

beruhen auf der Finſterniß, welche bisher das griechiſche Mittelalter einhüllte. Durch jeden Lichtſtrahl, der in dieſe Nacht hineinfällt, ſinkt ein feindliches Bollwerk zuſammen, zerfließt irgend ein Argument in ein gehaltloſes Trugbild. Ehevor wir jedoch in dieſem Punkte zu den Einzelnheiten übergehen, und das Loos der heimgekehrten Trümmer der Athenienſer in ihrer aus dem Schutt aufgerichteten Hauptſtadt verfolgen, müſſen wir noch einen Blick auf ihr vierhundertjähriges Exil auf Salamis werfen. Man hat ſchon irgendwo bemerkt, daß die ungewohnte Kraft, welche die cycladiſchen Inſeln im achten Jahrhundert plötzlich gegen den byzantiniſchen Hof und ſeine ikonoklaſtiſchen Ordonnanzen entwickelten, nur aus der Flucht der Continentalgriechen vor dem Andrange der Barbaren zu erklären ſey. *) Jetzt wiſſen wir, woher die Flotte, woher Cosmas, der Gegenkaiſer, woher Stephanos und Agellianos, die Turmarchen von Hellas, gekommen ſind. Die athenienſiſchen Ausgewanderten auf Salamis und die peloponneſiſchen auf Monembaſia haben ſie geliefert. Was von dem hiſtoriſchen Tacte derjenigen zu urtheilen ſey, welche in dieſem plötzlichen Auftauchen einer helleniſchen Seemacht einen blühenden Zuſtand des innern Griechenlands erſahen, mag nun der Leſer ſich ſelbſt beantworten. **)

---

*) Geſchichte v. Morea, pag. 205 ff.

**) Nach den Anſichten gewiſſer Kritiker „waren Hellas, Peloponnes und die benachbarten Inſeln von den Stürmen, welche während des ſechsten Jahrhunderts in den nördlichen Provinzen ohne Unterlaß gewüthet hatten, entweder gar nicht, oder nur leicht berührt worden;

Heer und Flotte der verbündeten Flüchtlinge, die letzte Kraft Griechenlands, ging bekanntlich unter den Mauern von Conſtantinopel zu Grunde: die Fluthen, das griechiſche Feuer, der kaiſerliche Zorn hatte alles vernichtet. *) Auf dieſen erſten Schlag, der die Auswanderer von Attica traf, folgte bald ein zweiter und ein dritter, viel empfindlicher und zerſtörender als der erſte, weil er wie ein Blitz die Niederlaſſung auf Salamis ſelbſt zerſchmetterte. Die Aufrührer in ihren eigenen Sitzen aufzuſuchen und mit Gewalt zur Annahme der Bilderreform zu zwingen, erlaubten dem ſiegreichen Monarchen die Verwirrungen des Reiches nicht, es ſchleuderte dafür der kaiſerlich geſinnte Patriarch nach dem Seegefechte vor Conſtantinopel den Bannfluch der Kirche auf die überwundenen Athenienſer nach Ambelakia. Dieſe trotzten aber der geiſtlichen wie der weltlichen Macht mit derſelben Hartnäckigkeit, bis endlich der Himmel ſelbſt die Beſtrafung übernahm, und die vierfache Schale ſeines Zorns über die Häupter der frevelnden Inſulaner ausgoß. Das Feuer ſlaviſcher Brandfackeln, die Weltſeuche unter

---

die Reſte des alten Hellenenvolkes, durch die Barbareneinfälle der früheren Jahrhunderte nach dem Süden gedrängt, waren im friedlichen Verkehre mit neuen Anſiedlern zu friſcher Kraft und Macht gelangt, und ſuchten dieſe jetzt zum Schutz ihres religiöſen und geiſtigen Lebens, deſſen unter dem mächtigen Einfluſſe des Chriſtenthums völlig veränderte Weiſe innere Feſtigkeit und beſtimmte Geſtalt gewonnen hatte, mit ſeltener Entſchloſſenheit geltend zu machen.“ Dr. Zinkeiſen a. a. O. pag. 738. — Dieſes ſind Fabeln in declamatoriſcher Form! —

*) Niceph. Patriarch. pag. 37. — Cedrenus, I, pag. 454. —

Copronymus, Unfruchtbarkeit mit Hunger, und das Schwert barbariſcher Seeräuber wütheten nach einander in der atheniensiſchen Colonie auf Salamis, wie man aus einem in der ehmaligen Büchersammlung des Hauſes Nerio Acciajuoli in Athen gefundenem Sendſchreiben der kleinen und gedemüthigten Ueberreſte derſelben an den conſtantinopolitaniſchen Patriarchen um Losſprechung vom Bannfluch erfährt. *)

Die unbewohnte Waldſtadt Athen mit Burg, Ringmauer und Thürmen ſtand damals noch aufrecht, jeden Tag konnten die ausgewanderten Bürger von Salamis her die von der Morgen- und Abendſonne vergoldeten Zinnen ihrer Tempel erblicken und von der Akropolis, den untern Thürmen und der nahen Inſel geſchützt jedes Jahr die Ernte des Olivenwaldes am Cephiſſus, ſo wie die Trauben aus den Weingärten um den Piräus ſammeln. **) Schon die früher angezogenen Bruchſtücke der anargyriſchen Chronik bemerken, daß die Barbaren in der waldüberwachſenen Stadt Feuer eingelegt, geben aber den Zeitpunkt dieſes Ereigniſſes nicht deutlicher an. Aus dem „Sendſchreiben" aber geht hervor, daß es um die Zeit der großen Peſtſeuche geſchehen iſt, welche, wie wir aus Theophanes und Patriarch Nicephorus wiſſen, um das Jahr 746, dem

---

*) *Ἐπιστολὴ Ἀθηναίων πρὸς τὸν Πατριάρχην.* Msc. Aus der ehemaligen Bibliothek des Hauſes Nerio Acciajuoli in Athen. Gleichfalls durch Hrn. Cyriacus Pitaki mitgetheilt.

**) *Τοὺς περὶ τὸν ἡμέτερον Πειραιᾶ κλίνοντας ἀμπελῶνας.* Brief der Athenäer. Msc.

ſechsten des Kaiſers Conſtantin Copronymus, Hellas und den Peloponnes mit den Inſeln entvölkerte. Die Schrecken jener Zeit hat man ſchon anderswo geſchildert,*) und aus einer unantaſtbaren, von niemand angefochtenen Quelle dargethan, daß ſich eben damals die nordiſchen Slawen in gedrängten Fluthen über Hellas und den Peloponnes ergoſſen. Die brennende Waldſtadt und die in Schutt verſinkenden Tempel verkündeten zu Ambelakia die Ankunft der neuen Bewohner Griechenlands.

„Wer ſollte nicht den Untergang einer ſolchen Stadt „bejammern, heißt es im beſagten Sendſchreiben, wenn „ſelbſt die Bilder in den Tempeln Thränen vergießen! „Unſere Heimath iſt eine Oede, und in unſern Hütten ſind „keine Bewohner mehr. Hinausgeworfen ſind wir, o des „Jammers! aus dem ſüßen Heimathlande, von Haus und „Reichthum vertrieben, ſind wir plötzlich Fremdlinge ge„worden, und beweinen ferne vom heimiſchen Dach und „dem ruhmvollen attiſchen Lande hier auf Salamis, dieſem „Zufluchtsort und Zeugen unſeres Unglücks, die Verheerung „des väterlichen Bodens, den zerſtörten Herd unſerer Ge„ſchlechter, die Zinnen der Tempel und der Thürme, „welche die Flamme verzehrt und die Wuth der Feinde „vernichtet hat. Durch den Untergang unſerer Stadt ward „aber die zürnende Gottheit noch nicht verſöhnt, ihr ſtrafender „Arm erreichte bald auch Salamis, eine Seuche verpeſtete „die Luft über unſern Häuptern, die Flüchtlinge ſanken „entſeelt darnieder, das Feld war mit Leichen bedeckt, und

---

*) Geſchichte von Morea pag. 207 ff.

„wo jeder fiel, dort war auch ſein Grab, unbeweint, unbeerdigt; die Wuth des Uebels hatte die Kraft aller menſchlichen Ordnung erſtickt. Auf die Seuche folgte der Hunger und vernichtete, was erſtere noch verſchont hatte. Die Saaten verdorrten im Keime, der Himmel war von Stahl, es fiel kein Regen, und Feuergluth, nicht Thau, tröpfelten die Wolken auf die Erde herab. Der Thränenquell des Mitleidens war vertrocknet, wie der Born des Himmels. Und doch konnte ſo viel Jammer die göttliche Rache nicht ſättigen. Sie waffnete auch noch die Elemente gegen uns, und das Meer ſpie barbariſche Raubſchiffe auf unſere Küſte und mit ihnen neuen Jammer, neues Verderben. Wehklagen und Geſtöhne unter dem Schwerte ſterbender Mütter, an den Felſen zerſchmetterter Säuglinge und tyranniſcher Zuchtloſigkeit hingeopferter Jungfrauen erfüllten das Geſtade von Salamis. Sklaverei in entlegenen Himmelsſtrichen war allgemeines Loos der männlichen Bevölkerung, und mit ihr entführten die feindlichen Schiffe Reichthum und Gut von Athen. Prieſter, an die Ruderbänke geſchmiedet, waren ſelbſt den Räubern ein erſchütternder Anblick: beinahe die ganze erwachſene männliche Bevölkerung ward eine Beute dieſer habſüchtigen Räuber. Den Schluß dieſer Jammerſcene machte ein Erdbrand, der die Weinberge am Piräus, den großen Olivenwald und alles Gehölze zwiſchen dem Hymettus und dem Meere vernichtete; nur die Wellen konnten der Wuth des Feuers Gränzen ſetzen.“*)

---

*) „. . . . Πῶς οὐκ ἂν δακρύσαι μὲν τηλικαύτης ὀλέθρῳ πόλεως

Die Verwüſtung von Pſara und Chios in unſern Tagen ſind allein vermögend, ein Bild der Zerſtörung Athens und der athenienſiſchen Colonie auf Salamis im achten Jahrhundert

---

τὰς τῶν ναῶν εἰκόνας καταῤῥύτους ὁρῶν τις τοῖς δάκρυσιν; ἐγεννήθη ἡ ἔπαυλις ἡμῶν ἠρημωμένη προφητικῶς εἰπεῖν, καὶ ἐν τοῖς σκηνώμασιν οὐκ ἔστιν ὁ κατοικῶν· ἐκβεβλήμεθα φεῦ τῆς φίλης πατρίδος, παναγιώτατε πάτερ, καὶ οἱ πολυετῆ κομπάζοντες οἴκων τε καὶ κτημάτων ῥαστώνην ἐν βραχεῖ μετανάσται καὶ πάροικοι καὶ κρείττους εὐπραγίας καθέστημεν, καὶ δὴ τῶν γλυκείων ὀρόφων πόῤῥω τε τῆς Ἀττικῆς ἀγλαΐας ἐξαντικρὺ ἐφεζόμενοι, καὶ τὰς θρηνώδεις ὀλολυγὰς Ἱερεμίου τοῦ θείου ἐρανισάμενοι ἐρημωθεῖσαν θρηνοῦμεν πατρῴαν γῆν, κατασκαφείσας τὰς τοῦ γένους ἑστίας, ναῶν ὀρόφους καὶ πύργων ἀντιπάλου πυρὸς ἀγάλωμα γεγονότας, καὶ πολεμίας χειρὸς οἰκτρὸν πάρεργον, Σαλαμῖνα τὴν πρῴην εὑράμενοι τῶν ἡμετέρων συμφορῶν καταγώγιον ἅμα καὶ μαρτυρίαν. ἐν ἀκμῇ γὰρ οὔσης ἐνταῦθα τῆς θείας ὀργῆς λοιμὸς μὲν πρῶτον τὸν ὑπὲρ κεφαλῆς μιάνας ἀέρα τὰ τῶν αὐτόθι διαιτωμένων σώματα τοῖς πεδίοις σποράδην καὶ πονήρως διακείμενα στρώννυσι, καὶ τάφος ἑκάστῳ ἡ οἰκεία χαμεύνη, ἀκλαύστων, ἀτάφων τῶν πλειόνων μενόντων, τοῦ κακοῦ τῆς ῥώμης πᾶν ἔθιμον συλησάσης. ἐξογκοῦται δὲ μᾶλλον ἡ συμφορὰ ἐκμεμηνυῖα, καὶ λοιμὸν λιμὸς διαδέχεται, καὶ σπάνις τυραννὶς σιτίων τὰ μόλις ἐκφυγόντα τὸν τοῦ λοιμοῦ θάνατον σώματα, καὶ τήκεται ἄρτι τῆς γῆς ἐκφυέντα πάντῃ τὰ σπόριμα, χαλκοῦ γεγονότος πρὸς ὑετὸν οὐρανοῦ, καὶ νεφῶν πυρὸς ἀτμίδα οὐ δρόσον τῇ γῇ εὐσταζόντων. τέρας ἐδόκει τὰ καθ' ἡμᾶς ἑκασταχόσε, ἀκορέστου καθάπερ ἐριννύος τινὸς τοῖς ἡμετέροις κακοῖς ἐκβακχευσάσης, καὶ περιεμένομεν συλλυπούμενον, καὶ οὐχ ὑπῆρξε, καὶ ὡσπερεὶ δακρύων λιβάσι τοῖς τοῦ ὄμβρου σταγόσι συμπαθῶς τεγγόμενον, καὶ οὐχ εὕρομεν, καὶ στοιχείων αὐτῶν καθ' ἡμῶν εὐστόχως ὁπλιζομένων. καὶ θάλαττα γὰρ λῃστριhundert zu geben. Was dem Feuer, der Peſt, dem Hunger und dem feindlichen Schwert aus Ambelakia entkommen war, fand auf Aegina oder auf der Küſte des Peloponnes Zuflucht und Rettung.*) Von dort ging das Sendſchreiben an den Patriarchen mit der Bitte, die erzürnte Gottheit zu verſöhnen, damit ſie die armſeligen Ueberbleibſel der Athenienſer nicht gänzlich vertilge, ſondern dieſelben nach einem ſo fürchterlichen Strafgerichte wieder in die Heimath zurückführe, indem alle Frevler und Verächter in Einöden, auf Meeresklippen, durch Seuche, Hunger und Schwert

---

πὰς ἐπάγει βαρβάρων τριήρεις δεινὴν αἰχμαλωσίαν καὶ καινῶν σπέρματα δακρύων ἐπωαζούσας. Καὶ ἦν αἰγιαλὸς Σαλαμῖνος θορύβῳ τότε θρηνώδει κατάδουπος. μητέρες κύουσαι δύστηνοι ἀμφὶ τὰς ὠδῖνας ὑπέμενον τῆς γονῆς, καὶ νήπια μητέρων ἐπικουρίαν ψελλιζούσαις φωναῖς ἐπικαλοῦντα κατεδαφίσθησαν πέτραις, καὶ τυραννικῆς ἀκολασίας νεάνιδες ἀκμάζουσαι γεγόνασι θῦμα δεινόν. καὶ οἱ λαμπρῶς γεγηρακότες βούλιον ἔσχον τῆς ζωῆς τὸν ἐπίλογον. Διέσπαρται πλειόνων τὰ ἔγκονα ἀλλοδαπῆς ἐν ἄκρᾳ χθονὸς, καὶ τοῦ γένους τὰ φίλτατα ὠμύτητος βαρβάρων σκῦλον καθέστη, καὶ θλίβει πρώρας ἀπίστων πρὸς ὕδωρ πλοῦτος Ἀθηναίων δορύκτητος. πρεσβυτέρων δὲ χεῖρες ἱερουργμοὶ πιεζόμεναι καὶ περὶ ζυγὸν ἐλαυνόμεναι καὶ λῃσταῖσιν αὐτοῖς ἐλεεινὸν ἔδοξε θέαμα. καὶ πᾶσαν σχεδὸν ἡλικίαν ἐπολιόρκει ὁ λῃστρικὸς οἶστρος πλεονεξίας. Τελευταῖον ἦν τῶν κακῶν ἐπεισόδιον δαιμονία τις φλὸξ αὐτομάτως ἀναδοθεῖσα, τούς τε περὶ τὸν ἡμέτερον Πειραιᾶ κλίνοντας ἀμπελῶνας ἐμπρήσασα, καὶ τὸν ἱερὸν τῆς Ἀθηνᾶς ἐλαιῶνα τυφλώσασα καὶ ὄρεος ἄχρι καὶ θαλάσσης αὐτῆς ἐκβακχεύσασα ἕως αὐτῆς τὴν ὁρμὴν ὁ τῶν κυμάτων ἐπέσχεν ἀντιῤῥους. — — Msc.

*) Αἰγίνης νῆσος καὶ πέλοπος ἄκρα χθονὸς τανυν ἐπιδέχονται.
Msc.

vernichtet wären. *) Der Styl, deſſen ſich die Ausgewanderten in ihrem Bußſchreiben an den geiſtlichen Oberhirten bedienten, iſt der beſte Beweis ihres gebrochenen Uebermuthes. „Das Angeſicht bis zum Erdboden neigend und die heiligſten Sohlen deiner Füße mit Schluchzen küſſend, bringen wir die gebührende Huldigung und zerknirſchende Reue.“ **) So beginnen die demüthigen Bürger von Athen ihren Unterwerfungsact und ihre Bitte um Aufhebung des Kirchenbannes. Allein wenn auch der Himmel und der kaiſerliche Hof den Flehenden ihren Aufruhr verziehen, ſo war doch noch an keine Heimkehr in das verlaſſene Athen zu denken. Das Exil dauerte noch an die zweihundert Jahre, und eben ſo lange war Athen eine verlaſſene Brandſtätte, eine Wildniß, in deren Mitte ſich die Burg noch immer, wie man annehmen darf und will, nicht ohne Hülfe kaiſerlicher Beſatzung, gegen alle Verſuche der Fremdlinge behauptete. Nun wird man aber auch leicht begreifen, wie dieſes Schloß als Verbannungsort für vornehme, mit der Ungnade des Hofes belaſtete Conſtantinopolitaner dienen konnte. ***) Nicht nur war dort nichts mehr von jener alten atheniensiſchen Ueppigkeit zu finden mitten unter

---

*) . . . „Ὧν δὴ οἱ πλείονες ὑπωρείαις ἐρήμοις καὶ πέτραις παραλίοις λιμοῦ βίᾳ καὶ ξίφους πεσόντες . . .“ Msc.

**) „Ἐδάφους ἄχρι γῆς ἐπὶ πρόσωπον κύψαντες, καὶ τὰς ἱεράς σου τῶν πόδων βάσεις μετ' ὀλολυγμῶν ἀσπαζόμενοι, τὴν ὀφειλομένην προσκύνησιν καὶ θερμὴν μετάνοιαν ἀπονέμομεν. Msc.

***) Zonar. XIV. vol. II. pag. 120. — Cedren. II, p. 595. 596.

Schutt und Verweſung; die armen Exulanten konnten ſich auch wegen beſtändiger Furcht vor ſtreifenden Slavenhorden ohne Bedeckung kaum aus der Feſtung wagen. Ob übrigens die Colonie der Ausgewanderten von ſlaviſchen oder mohammedaniſchen Raubſchiffen zerſtört worden, darüber gibt unſer Document keinen Beſcheid. Jedoch deutet der Ausdruck ἀπιστών eher auf mohammedaniſche als nordiſche Räuber, da letztere damals noch Götzendiener waren. Das war eben das völlige Verderben der alten Bewohner Griechenlands, daß alle jene, die ſich vor dem nordiſchen Feinde vom Continent auf die Inſeln geflüchtet hatten, daſelbſt den von Mittag heraufdringenden Mohammedanern der afrikaniſchen, aſiatiſchen und andaluſiſchen Küſten begegneten, welche eingeſtandenermaßen nach und nach alle Inſeln des Archipelagus verwüſteten und ganz oder zum Theil entvölkerten. Und was allenfalls dieſen vielfachen Uebeln entkam, ward häufig als Coloniſt in die Hauptſtadt des griechiſchen Reichs geſchleppt, wo anſteckende Krankheiten, Hungersnoth und Aufruhr religiöſer oder politiſcher Parteien die Ankömmlinge myriadenweiſe wieder verzehrten, ſo daß das endliche Erlöſchen der wahren althelleniſchen Race auf dem Boden von Hellas nur von jenen Gelehrten noch geläugnet werden darf, welche mehr die Vorurtheile unſerer Jugendzeit, als den Gang der Weltbegebenheiten zu Rathe ziehen. Ich für meinen Theil bin nach und nach auf die Meinung verfallen, und nehme auch kein Bedenken, es einzugeſtehen, daß Gott das griechiſche Volk zum beſondern Gegenſtande ſeines Zorns auserſehen hat, um alle ſeine Strafgerichte an demſelben zu vollziehen und dem Menſchengeſchlechte zu zeigen, daß vor ihm Hohes und Niedriges gleich nichtig ſey.

Aus der langen Verödung Attika's erſieht man, wie gering die Macht der byzantiniſchen Monarchen zwiſchen dem ſechsten und zehnten Jahrhundert in Beziehung auf Hellas war, und daß ſelbſt jene Heerzüge, die man in den Tagen der Kaiſerin Irene und ihrer Nachfolger Nicephorus, Theophilus, Theodora und Michael theils zu Lande, theils zur See bis in den Peloponnes unternahm, das kaiſerliche Anſehen noch nicht ſo weit befeſtigten, um eine chriſtliche Recoloniſirung Griechenlands ernſtlich zu beginnen und Athen wieder aufzubauen. Die phyſiſche und moraliſche Kraft, mit welcher das große binnenländiſche Bulgarenreich auf das griechiſche Küſtenland wirkte, geſtattete weder dem Drucke der kaiſerlichen Heere von Norden her, noch der Springfluth griechiſcher oder gräciſirter Einwanderer aus Anatolien und den Inſeln bleibenden Erfolg. Erſt nachdem das Chriſtenthum und das Kriegsglück einiger byzantiniſchen Fürſten die Wildheit der Bulgaren gebändigt hatte, konnten die zerſtreuten Reſte der Athenienſer die Heimkehr nach Attika und die Wiederaufrichtung der eingefallenen Vaterſtadt unter dem Schutze kaiſerlicher Macht bewirken. Das Jahr dieſer Begebenheit kann man noch nicht mit Beſtimmtheit bezeichnen, weil unſere Quellen nur das Jahrhundert, nämlich das vierte nach dem erſten Juſtinian, als Anhaltspunkt geben, und die Liſte der conſtantinopolitaniſchen Patriarchen, ſo wie man ſie in unſern Büchern findet, mit den Notizen der handſchriftlichen Chronik nicht zuſammenſtimmt. Johannicius habe der

Patriarch geheiſſen, bei welchem der athenienſiſche Mönch Calocynes um Erlaubniß nachſuchte, das Kloſter Anargyri in Neu-Athen zu errichten. In dem Verzeichniſſe bei Le-Quien aber findet man keinen byzantiniſchen Oberhirten des zehnten Jahrhunderts unter dem Namen Johannicius, wohl aber eine vierjährige Erledigung des heiligen Stuhles, oder vielmehr eine Lücke, während welcher vielleicht ein Johannicius ſaß; ſey es, daß er intrusus oder nicht allgemein anerkannt war; oder daß in der Chronik ein Name ſtatt eines andern ſteht. *) Unterdeſſen könnte man aus einer mit unſern Fragmenten nicht im Widerſpruche ſtehenden Angabe bei Symeon Magiſter den Schluß ziehen, daß Athen und Umgegend im erſten Drittheile des zehnten Jahrhunderts wieder Einwohner und Tempel hatte. Denn nach Angabe des genannten Autors hatte ein gewiſſer Chaſe, Sohn des Jubas, durch Zügelloſigkeit und Habſucht eine ſolche Erbitterung unter den Bürgern von Athen und Hellas erregt, daß ſie ihn bei einem allgemeinen Aufruhr in der Hauptkirche zu Athen mit Steinen erſchlugen. **)

Wie gering übrigens das Häuflein der Heimgekehrten geweſen ſey, läßt ſich nach ſolchen Metzeleien und den

---

*) Le-Quien Orbis Christianus. Tom. I.

**) „*Οἱ δὴ τῆς Ἑλλάδος καὶ τῶν Ἀθηνῶν οἰκήτορες, συνεχῶς ἐπηρεαζόμενοι παρὰ Χασὲ υἱοῦ τοῦ Ἰούβη, τὴν αὐτοῦ ἀσωτίαν καὶ ἀπληστίαν μὴ ἐνεγκόντες ἔνδον τοῦ ἐν Ἀθήναις ναοῦ λίθοις βαλόντες ἀνεῖλον.*

Symeon Magister et Logoth. Annales in Constant. Porphyrogen. CIX, script. post Theophan. edit. Paris. pag. 475.

Drangſalen einer mehrhundertjährigen Zerſtreuung leicht ermeſſen. Die Stadt konnte nicht mehr in ihrer vorigen Ausdehnung hergeſtellt werden; ungefähr zwei Drittheile des alten Mauerumfangs blieben öde, und die neue Bevölkerung ſetzte ſich auf der Nordſeite der Akropolis feſt, wodurch die Stadt ſchon damals Umfang und Form erhielt, wie man ſie in unſern Tagen gefunden hat. Denn jedermann weiß, daß ſich heutzutage die Stadt Athen nicht mehr von allen Seiten um die Akropolis herumzieht, wie ehemals, ſondern daß dieſe letztere jetzt auf der Mittagſeite an das leere Feld gränzt, und mit einem großen Theil ihres Umfangs gleichſam außerhalb der Stadt gelegen iſt; daß aber Neu-Athen im dritten Säculum nach ſeiner Wiederherſtellung ſchon keine größere Ausdehnung mehr und wenigſtens auf dieſer Seite dieſelbe Form hatte, geht aus dem Angriffe hervor, welchen Leo Sgurus, Archont von Nauplion, im Jahre 1203 auf die Akropolis machte. Denn nach der Meinung des berühmten Leake über die hieher bezügliche Stelle des Nicetas von Chonä beſtürmten die Moraiten den vom Erzbiſchofe Michael vertheidigten Schloßberg, ohne die Stadt ſelbſt zu berühren, ſo daß der einzige Aufgang zur Feſtung damals ſchon wie heute nicht mehr durch Gebäude und eine äußere Ringmauer geſchloſſen war. *)

---

*) This circonstance may serve to show that Athens was already reduced to its present dimension; it appears that Leo's attack was upon the citadel, and that it was made without passing through the town. The citadel, therefore, was no longer surrounded as anciently on

Beſſer noch als aus dieſer Kriegsbegebenheit kann man aus einem Synodalbeſchluſſe, der unter Patriarch Lúcas und Kaiſer Manuel Comnenus nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts (1166) erlaſſen wurde, erkennen, daß nicht nur die Bevölkerung von Athen damals geringe, ſondern daß ſich alles, was von den Bewohnern des offenen Landes und der Hauptſtadt das Exil überlebt hatte, in Athen zuſammengedrängt hatte, und daſelbſt eingebürgert war. Denn in ſeinem Kummer um das Seelenheil der ihm anvertrauten Heerde bedient ſich Nicolaus, Metropolit von Athen, in der eben angedeuteten Synodalſitzung zu Conſtantinopel des Ausdruckes: „Um die in der glückſeligen „Landſchaft Attika noch übriggebliebenen und in „der Hauptſtadt lebenden Bewohner nicht nur „vor Gott rein zu bewahren, ſondern u. ſ. w.“*) — Von jenen Coloniſten aber, die nach Wiederherſtellung des kaiſerlichen Anſehens in Griechenland das offene Land von Attika, die hundert und zwanzig Demen des alten atheniensiſchen Kernvolkes eingenommen hatten, iſt von dieſer Zeit

---

every side, which we can not doubt, was the south, as at present.

Leake, Topography of Athens, introduct. p. lxxiii.

*) Ὁ ἱερώτατος μητροπολίτης Ἀθηνῶν Νικόλαος ὁ ἁγιοθεοδωρίτης τοῦ ὑπ' αὐτοῦ ποιμνίου κηδόμενος καὶ φροντιστικῶς ἔχων καὶ ἐμμέριμνος, μὴ μόνον τοὺς ἔτι περιόντας τῇ πανευδαίμονι χώρᾳ τῆς Ἀττικῆς καὶ τρεφομένους Ἀθήναζε, ἅγνους περιστῆσαι θεῷ κ. τ. λ. —

Sentent. Synod. I. apud Leunclav. Jus graeco-Roman. p. 217.

an weder in den Fragmenten der handſchriftlichen Chronik, noch ſonſt irgendwo die Rede. Es konnte einwandern aus den Provinzen des romäiſchen Reiches wer wollte, um Dörfer zu bauen und die Frucht des Bodens mit den Wanderhorden zu theilen, die ihn mit ihren Heerden durchſtreiften.

Dieſe Zeit der Wiedercoloniſirung Griechenlands durch die Byzantiner bildet eigentlich die Epoche, in welcher das ſogenannte neugriechiſche Leben und Volk mit der neugriechiſchen Sprache daſelbſt entſtand. Denn man vergeſſe nicht, daß bis zur großen Slavenkataſtrophe in ganz Hellas die alten Dialekte und Sprachformen in Städten und Flecken, daß mit Einem Worte das altgriechiſche Volk mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten noch immer die uralte Heimath beſaß. Von jetzt an wird aber alles neu: neue Menſchen zimmern neue Hütten und reden einen neuen Dialekt und zwar alle einen und denſelben, weil alle durch eine und dieſelbe Schule des byzantiniſchen Reiches gegangen ſind. Die neugriechiſche Sprache iſt nicht in Hellas, ſondern am Bosporus, in Thracien, in Kleinaſien entſtanden und um dieſe Zeit durch die neuen Coloniſten nach Alt-Hellas gebracht worden. Von Durazzo in Albanien, bis in die Hochgebirge von Iran, ja bis nach Samarkand und an den Hydaspes, und vom Kaukaſus bis in die Sandwüſten Afrika's hatten die Siege Alexanders und ſeiner Nachfolger griechiſcher Sprache und Sitte den Weg geöffnet. Das Helleniſche kam wie ein Gährungsſtoff in die Nationen nach allen vier Weltgegenden, zerſetzte ihre Sprachen und ſchmolz ihre Sitten um. *) Zur Zeit des Apollonius von Tyana war das Griechiſche am parthiſchen Hofe, am Indus und ſogar im Pendſchab noch nicht erloſchen. **) Die chriſtliche Religion und das auf derſelben gegründete und ganz aus ihr hervorgegangene Reich von Byzanz vollendete in ſeiner langen Dauer die Verwandlung, und drückte den hundert Völkern zwiſchen dem adriatiſchen Meere und dem Euphratſtrome das Gepräge vollkommener Gleichförmigkeit in Sitte, Sprache, Religionsübung und Aberglauben ein. Alle unterſcheidenden Züge wurden verwiſcht, gemeinſame Schickſale, Lehre und Noth hatte ihr Blut und ihre Rede, ſo wie ihre Laſter und Tugenden zu einer völlig einförmigen Maſſe ohne unterſcheidende Züge zuſammengedrückt. Es wurde in jenen weiten Himmelsſtrichen Eine große Familie, Ein Herrſcher, Ein Glaube. Von Conſtantinopel, wie vom gemeinſamen Centrum des Lebens, ging die Bewegung aus, welche alle in die Atmoſphäre des byzantiniſchen Staates hineingezogenen fremden Elemente ergriff, und in derſelben Richtung mit ſich fortriß. Nur religiöſe Spaltungen retteten hin und wieder noch eine volksthümliche Eigenheit. Alle Sprachformen Kleinaſiens zwiſchen der Meerenge bei Conſtantinopel und dem Halys und den ſyriſchen Engpäſſen erloſchen; man redete nur das byzantiniſche oder chriſtliche Griechiſch, gleichwie man jetzt im Innern der-

---

*) . . . *Ἕλλησί τε ἐπιμίξειν Ἕλλην ὑπ' αὐτοῦ γενόμενος.* — Philostrat. Vita Apollon. lib. III, cap. 43.

**) Philostrat. a. a. O. lib. I, cap. 31; — lib. II, cap. 27; — lib. III, cap. 12 u. ſ. w.

ſelben großen Landſtrecke ausſchließlich das Türkiſche ſpricht, nachdem Seldſchuken und Osmanli, die Schüler Mohammeds, Stelle und Rolle der chriſtlichen Monarchen von Byzanz übernommen haben.*) Im byzantiniſchen Europa konnte ſich nur das Albaneſiſche und Wlachiſche oder Latiniſch-Thraciſche in ſchwer zugänglichen Gebirgsgegenden als barbariſche und verachtete Formen neben der neugriechiſchen oder chriſtlichen Reichsſprache behaupten. Von dieſem Einfluß eines von der Religion ausgegangenen unwiderſtehlichen Aſſimilationstriebes vermochten die von Scythien her in das Reich gekommenen Slaven eben ſo wenig ſich frei zu erhalten, als es früher die Volksſtämme Anatoliens vermocht hatten.

Von dieſem Gepräge nun waren die Menſchen, welche das leere Attika beſetzten, Dörfer bauten und einige alte Namen, wo die Erinnerung an das Alterthum nicht gänzlich erloſchen, wieder in Gang brachten, meiſtens aber ihren Neubauten auch neue Benennungen gaben. Slaviſches bemerkt man nur im Gebirg an der böotiſchen Gränze. Und glaubt wohl jemand, daß die noch übrig gebliebenen Athenienſer in der Auflöſung und völligen Vernichtung ihres Gemeindeweſens während des Exils auf verſchiedenen Punkten des Archipelagus und des Feſtlandes Blut und Sprache rein erhalten haben? Wenn ſchon bei Tacitus von einer *conluvies nationum* geſprochen wurde, was ſoll man von jenen Auftritten ſagen, welche zwiſchen Untergang und Wiedererbauung des mittelalterlichen Athens hineinfallen? Wer es im weiten Reiche ſeinem Vortheil angemeſſen fand, wurde Bürger der byzantiniſchen Provinzialſtadt Neu-Athen. Auch war dieſe Colonie weit entfernt, in den erſten hundert Jahren nach ihrer Entſtehung ein friedliches und glückliches Loos zu genießen. Denn während der letzten großen Kämpfe der Bulgaren-Khane des neunten, zehnten und eilften Jahrhunderts gegen das neuaufblühende griechiſche Reich ſchienen ſich einige Mal die Auftritte früherer Zeiten nicht nur in Attika, ſondern in ganz Griechenland zu erneuern. Die Bulgaren, obgleich Chriſten, hatten noch nicht aufgehört, Barbaren zu ſeyn, und brachten unſäglichen Jammer über die kaum aus der Aſche hervorgegangenen Städte der Provinzen Theſſalien, Böotien, Attika und Peloponnes. Nach ihrer alten Gewohnheit brachen ſie alle feſten Plätze, ſchleppten die Städtebewohner in Maſſe aus dem Lande, verbrannten und plünderten alles,*) bis end-

---

*) Am Hofe des Patriarchen von Antiochia lernte der Verf. mehrere Griechen aus Tokat, Amaſia und Angora kennen, die einſtimmig verſicherten, daß das Griechiſche im Innern Anatoliens völlig erloſchen und das Türkiſche auch Mutterſprache der Chriſten ſey. „Οἱ Τοῦρκοι μᾶς ἔκοψαν τὴν γλῶσσαν“ pflegten ſie zu ſagen.

Aus demſelben Grunde ſind auch ihre Gebete und Kirchenbücher alle in türkiſcher Sprache geſchrieben.*)

*) Seraphim, Metropolitan Bishop of Angora published several religious tracts in the Turkish language for the use of the Christians of Asia. Leake Researches in Greece, pag. 67. —

---

*) Turcae, quos Leo Sapiens quondam contra Bulgares evocaverat, usque in *Atticam provinciam* vastitatem tulerunt.

Vita S. Luc. jun. Bolland. Februar. tom. 2. pag. 95. — Vergl. Cedren. pag. 703. —

lich Kaiſer Baſilius, der Bulgarentod, ihren Verheerungen, ihren Triumphen und ihrem Reiche ſelbſt im Jahre 1019 auf immer ein Ende bereitete. In dieſen Begebenheiten finden die früher angezogenen Worte des Metropoliten Nikolaos von Athen ihre Erklärung. Cedrenus bemerkt nur, daß Attika während jener Zeit zweimal von den Feinden heimgeſucht wurde, ſetzt aber nicht hinzu, ob Stadt und Land damals das Schickſal von Lariſſa und ſo vieler andern Orte erlitten habe; beinahe ſollte man es vermuthen, da Nikolaos von Ueberbleibſeln der Athenienſer in einer Weiſe redet, als wäre vor nicht langer Zeit ein großes Unglück über ihr Land gezogen. Baſilius, der Bulgarentod, der Sieger von Ochrida, der Bezwinger der ſlaviſchen Reiche, hat endlich die chriſtlich-kaiſerliche Herrſchaft in ganz Hellas wieder hergeſtellt, und war nach einem Zwiſchenraume von beinahe ſechshundert Jahren der erſte byzantiniſche Monarch, welcher Griechenland in Perſon durchzog, um dieſe nach ſo langer Entfremdung endlich wieder dauerhaft ans Reich gekettete Provinz zu ſehen, und die neue Verwaltung derſelben einzurichten. Im Tempel der Gottesgebärerin zu Athen wurde das Siegesfeſt gefeiert und das Gotteshaus mit prächtigen Weihgeſchenken geſchmückt. *) Neben einem Ungewitter, welches kurze Zeit nachher bei einem Aufſtande der Bulgaren über Griechenland hereinbrach, und bei Theben großes Blutvergießen verurſachte,

---

*) . . *ἐν Ἀθήναις γενόμενος καὶ τὰ τῆς νίκης εὐχαριστήρια τῇ Θεοτόκῳ δοὺς καὶ ἀναθήμασι πολλοῖς λαμπροῖς καὶ πολυτελέσι κοσμήσας τὸν ναόν* . . . Cedren. pag. 717. —

hatte Attika im Laufe des eilften Jahrhunderts noch den letzten Beſuch nordiſcher Gäſte zu ertragen. Die Uzen, eine wilde ſcythiſche Völkerſchaft, ſetzte im ſechsten Jahre des Conſtantin Ducas (i. J. 1065) mit 600,000 ſtreitbaren Männern, wie Augenzeugen wiſſen wollen, über die Donau, und verbreiteten ſich in wilder Fluth über Thracien und Macedonien. Eine ſtarke Abtheilung derſelben brach in Hellas ein, zerſtörte, vernichtete, plünderte, raubte Menſchen und Vieh nach altem Barbarenbrauche.*) Unter dieſen wechſelvollen Schickſalen kam das Jahr 1204 und die Zertrümmerung des byzantiniſchen Reiches durch die Abendländer heran. Attika mit Böotien fiel einem burgundiſchen Edelmanne, Otto von La-Roche, als Beute zu. Dritthalbhundert Jahre blieb es in der Gewalt dieſer Fremdlinge, und eben ſo lange war Athen der Sitz der aus franzöſiſchem, ſpaniſchem oder italieniſchem Blut entſproſſenen Fürſten. Von jener Zeit angefangen, bis zum Einzuge des Königs Otto I aus dem Hauſe Wittelsbach ſah Athen den Tag der Freiheit nie mehr; denn aus den Händen der Abendländer fiel es, wie jedermann weiß, in die Botmäßigkeit der Osmanli unter dem zweiten Mohammed, dem Eroberer von Conſtantinopel und Trapzunt.

Als Reſidenz burgundiſcher und florentiniſcher Fürſten hatte Athen glänzende Momente: die Stadt wurde groß,

---

**) . . . μοίρα δέ τις αὐτῶν οὐκ ἐλαχίστη τούτων ἀποτμηθεῖσα ἄχρι Θεσσαλονίκης καὶ αὐτῆς Ἑλλάδος εἰσήρισε, καὶ πᾶν τὸ προστυχὸν κατελυμήνατο καὶ ἐκεράϊσε, καὶ λείαν ἤλασεν οὐκ ἀριθμητήν. Scylitzes pag. 815.

reich, üppig, mit ſchönen Gebäuden geſchmückt und ſtark bevölkert. Auf dem Land erhoben ſich Ritterburgen, und die Feudalherrſchaft mit dem ganzen Erfolg ihrer guten und böſen Eigenſchaften zog in Attika ein.

Obgleich im Laufe dieſer Feudalepoche in Beziehung auf die Bevölkerung der Hauptſtadt ſowohl als der Flecken und Dörfer des offenen Landes die größte und durchgreifendſte Umgeſtaltung eingetreten iſt, ſo liegt es doch außerhalb des Umfanges dieſer Abhandlung in das Einzelne der Begebenheiten einzugehen, und gleichſam eine fortlaufende Geſchichte des Landes aufzuſtellen, da alles dieſes mit der „Geſchichte der Halbinſel Morea während des Mittelalters,“ von welcher der zweite und letzte Band vollendet iſt, im engſten Zuſammenhange ſteht. Genug, wenn wir als Endergebniß hier anmerken, daß mit dem Wechſel des herrſchenden Fürſtenhauſes eine große Anzahl franzöſiſcher Familien aus den Provinzen Burgund, Champagne und Provence; dann in noch größere Menge ſpaniſche aus Catalonien und den balcariſchen Inſeln; italieniſche aus Genua, Florenz, Neapel und Sicilien einwanderten und ſich vorzüglich in der Hauptſtadt niederließen. Zwar rafften die kriegeriſchen Auftritte im Innern einen großen Theil der Eingewanderten weg, und namentlich wurde in dem berühmten Gefecht am Cephiſſus in Böotien die ſtreitbare franzöſiſche Ritterſchaft ſammt ihrem Fürſten Walther von Brienne und dem größten Theile des mehr als zehntauſend Mann ſtarken Heeres der Neu-Athenienſer an einem einzigen

Tage vernichtet. *) Dagegen hatte ſich das ganze, eben ſo zahlreiche aus fahrenden Rittern, Abenteurern, Räubern und beuteläſternen Rotten aus allen Ländern und Inſeln des Mittelmeeres zuſammengeſetzte Heer der Sieger im Lande niedergelaſſen, und ſich mit den Familien der am Cephiſſus erſchlagenen fränkiſchen und griechiſchen Athenienſer verſchmolzen. Dieſes Ereigniß und noch mehr die Einwanderung der Italiener während der Dynaſtie Acciajuoli zerſetzte die Bevölkerung der Hauptſtadt in einem ſolchen Grade, daß die Wirkung bis in die zweite Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts und zum Theil bis auf den heutigen Tag ſichtbar bleibt. Denn nach Angabe einer andern handſchriftlichen, von einem Eingebornen erſt im verwichenen Jahrhundert zuſammengetragenen Geſchichte von Athen, waren um das Jahr 1675 folgende Familien die vornehmſten und älteſten in Athen: Chalcocondylas, Paläologus, Benizeti, Peruli, Liboni, Caballari, Capitanaci, Neri, Taronità, Cudrici, Gaſpari, Benaldi, Latini, Gereni und Macoli. **) Wo iſt in dieſen Namen eine Spur der alten Athenienſer zu entdecken? Aus derſelben Quelle erfahren wir, daß nach der Kataſtrophe unter Moroſini im Jahre 1686, wo venetianiſche Bomben das Parthenon zerſprengten, Athen drei Jahre lang öde ſtand, weil die Bürger beim Abzuge der Venetianer zugleich die Flucht ergriffen und ſich auf Morea und den venetianiſchen Inſeln zerſtreuten.*) Nach und nach kamen wieder etwa ſiebenzig Haushaltungen Griechen und einige Türken in die verlaſſene Stadt, zu welchen ſich nach Jahren, durch die milde Regierung der Pforte herbeigelockt, aus verſchiedenen Gegenden her theils Entflohene, theils neue Ankömmlinge geſellten, und eine Bevölkerung bildeten, die der Hauptſache nach bis zum Aufſtande im Jahre 1821 Athen bewohnte.**)

---

*) Anargyriſche Fragmente Msc. p. 14. — Muntaner Geſchichte der Großen-Compagnie ꝛc.

**) Ἱστορία τῆς Ἀθήνας, pag. 106. Msc. — Der Verfaſſer dieſer magern und ganz oberflächlich aus allgemein bekannten Quellen ohne Kunſt und Talent zuſammengetragenen Geſchichte Athens von den Zeiten des Cecrops bis zum Jahr 1800 unſerer Zeitrechnung, nennt ſich Anthymus. Jedoch iſt dieſer Name in der vom Verf. eingeſehenen Handſchrift palimpſeſt, und hat ſichtbar einen andern verdrängt. Ein trockenes Verzeichniß der türkiſchen Woiwoden Athens vom Jahre 1754 bis 1800 iſt im ganzen Werke noch das beſte. —

Eine noch viel größere Veränderung als in der Hauptſtadt, ja ein vollkommener Wechſel war im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Säculum in der Bevölkerung der eigentlichen Landſchaft Attika, d. i. im ganzen ehemals zur Stadt Athen gehörigen Landſtriche vom Vorgebirge Sunium bis zur Gränze Böotiens eingetreten. Alle Städtchen, Flecken und Dörfer wurden von einem aus Illyrien eingewanderten Volke beſetzt, welches eine Sprache redet, die in ihrer Wurzel weder mit den ſlaviſchen noch mit den helleniſchen Dialekten die entfernteſte Aehnlichkeit hat. Aus den Wäldern von Epirus, von den Schluchten der akrokerauniſchen

---

*) Der berühmte L. Ranke fand in den Archiven zu Venedig, daß ſich damals 663 athenienſiſche Familien nach Morea gezogen haben.

**) *ἱστορία τῆς Ἀθήνας.* Msc.

ſchen und chimariotiſchen Gebirge ſind die Albanier herabgeſtiegen, um ſich in dichten Schwärmen nicht etwa nur über Attika allein, ſondern über den größern Theil des griechiſchen Continents und ſpäter über die Inſeln Hydra, Spezzia, Poros und Salamis zu ergießen. Selbſt auf Andros ſind noch tauſend Haushaltungen der Albaneſen. Ueber Zeitpunkt, Urſprung und Fortgang dieſer Wanderungen, welche Griechenland eine neue Geſtalt gaben, die verkümmerten Reſte früherer Volksſtämme weggedrückt und allen zu gleicher Zeit albaneſiſche Körperbildung, Geſichtszüge und moraliſche Energie eingeprägt, darf hier nicht geſprochen werden, weil dieſer Punkt eigentlich den Kern des zweiten Bandes der Geſchichte der Halbinſel Morea während des Mittelalters bildet. Nur ſo viel muß hier ſchon geſagt werden, daß von der Schneide des ſlaviſchen Zagora (Helikon) bis an die Spitze Attika's, und vom Iſthmus bis auf die Nordſeite des bötiſchen Sees Topolja (Kopais) nicht etwa nur die altgriechiſche, ſondern auch die ſlaviſch-neugriechiſche Bevölkerung des Mittelalters bis auf die letzte Spur verſchwunden iſt. Jedermann, der Attika und Bötien bereiſ't hat, wird es, wie der Verfaſſer ſelbſt, ſo gefunden haben. Phyſiognomie, Sitte und Mutterſprache iſt bei den ackerbau- und gewerbtreibenden Menſchen jenes Himmelſtriches heute überall albaneſiſch, obgleich dieſelben als tauſendjährige Unterthanen des byzantiniſchen Reiches mit der chriſtlichen Religion auch die Sprache der byzantiniſchen Griechen, wenigſtens was die männliche Bevölkerung betrifft, ſchon in ihrer Heimath reden gelernt, wie ſie nach ihnen die Bulgaren mit den übrigen nordiſchen

Einwanderern erlernt hatten.*) Eleuſis, Kephiſia, Marathon ſind ganz albaneſiſche Ortſchaften und ſelbſt die von allen Weltgegenden zuſammengewürfelten Bürger von Neu-Athen gehören zum Theil dieſem kräftigen und unverwüſteten Volksſtamme. Denn man findet zu dieſer Stunde noch in Athen nicht wenig albaneſiſche Leute, die das Griechiſche kaum nothdürftig ſprechen, ja auf dem Platze, wo einſt Platons Akademie, bauen jetzt ein Paar Familien das Feld, die den Fremdling erſuchen Albaneſiſch zu reden, wenn er ſich verſtändlich machen wolle, weil ſie ſelbſt das Griechiſche noch nicht gelernt hätten.**) Wir haben jetzt ein albaneſiſches Athen, wie man in der Urzeit, ehvor ſich noch das helleniſche Volk ſelbſt aus hundert Elementen gebildet hatte, ein pelasgiſches kannte.***)

---

*) Von den vier uralten Stämmen der Albanier: Liapides, Tſchomides, Toſkides und Gegides machen nur dieſe letztgenannten als die nördlichſten und der geographiſchen Lage nach am weiteſten von Griechenland entfernten eine Ausnahme, indem ſie nach den Angaben, die wir in Albanien ſelbſt geſammelt, außer ihrer barbariſchen Mutterſprache keine andere verſtehen ſollen. Es iſt vielleicht auch nicht allgemein bekannt, daß die Weiber der rein albaneſiſchen Inſel Hydra erſt ſeit den Zeiten des großen Aufſtandes ernſtlich Griechiſch zu lernen anfangen. Dieſe Unwiſſenheit fremder Sprachen, nicht Eiferſucht der Männer hat nach Verſicherung eines Bürgers dieſer Inſel den Weibern einen ungewöhnlichen Grad von Zurückgezogenheit vor allen Fremden auferlegt.

**) Wenigſtens am Schluſſe des Jahres 1835 war es ſo.

***) The peasants of Attica are those, who preserve the strongest marks of their (albanian) origin, and who

In der großen Frage, welche durch meine Lehre zuerſt in Anregung gebracht wurde, iſt demnach über die heutigen Bewohner von Athen und Attika unwiderruflich entſchieden. Als Nicht-Griechen liegen ſie ſchon jenſeits der Gränzen aller weitern Prüfung, Zweifel und Erörterung. Und überhaupt hat etwa nicht allein Attika, ſondern der ganze große Landſtrich, welcher, um mit der Sprache unſerer Zeit zu reden, zwiſchen dem Hexamilon, Kap Colonnás, Berg Zagora, See Topolja und dem Euripus eingeſchloſſen iſt, mit der althelleniſchen Welt nichts mehr gemein. Alles dieſes, einſt Herz und Mittelpunkt der Hellenen, iſt heute Neu-Albanien.*) Athen wurde wieder barbariſch, die Fackel der Wiſſenſchaften, durch die italieniſche Herrſchaft gepflegt, erloſch durch die albaneſiſchen Coloniſten völlig. Das Parthenon wurde nach der Deutung dieſer Epiroten bald ein Pantheon, bald ein dem unbekannten Gotte des St. Paulus geweihter Tempel. Die Propyläen waren Lykurgs Waffenhaus und das choragiſche Denkmal des Lyſikrates eine Laterne des Diogenes.**) Jene ingenii celeritas, animique incredibilis motus, die ſich unter

---

make the most extensive use of their vernacular tongue.

Leake, Researches, pag. [illegible] —

Nach Kallimachos ward die große Mauer auf der Burg Athen durch die ebenfalls aus Epirus eingewanderten Pelasgi erbaut.

Antologia Fiorentin. Novembre 1829. pag. 42.

*) Troß aller „Nein, Es iſt nicht ſo, Es kann nicht ſeyn, Es iſt doch kaum ſo“ der gelehrten HH. Dr. Zinkeiſen und K... der Wiener Jahrbücher.

**) Martinus Crusius Turco-Graecia.

dem zwar höchſt deſpotiſchen und unmoraliſchen Regiment der Florentiner durch die Gunſt des leichten und reinen Himmels von Attika wieder zu regen begann, wich aus den Köpfen der neuen Bürger, oder ging, wenn anders ein unter den Griechen bis auf die neueſten Zeiten umlaufender Sinnſpruch eine Bedeutung hat, in die entgegengeſetzte Kategorie hinüber. *) Selbſt die Kleidung änderte ſich: die albaneſiſche Fuſtanella und Plattmütze verdrängten den kleinen Seidenhut, und die rothgeſtreifte Tunica der athenienſiſchen Bürger des fünfzehnten Jahrhunderts. **)

Nach dieſen Vorgängen mag jedermann ſich ſelbſt ſeine Meinung über das heutige Volk von Attika machen. Hier iſt nur ſo viel nachgewieſen, daß es nicht die Kinder jener Athenienſer ſind, deren reines und ungemiſchtes Weſen Philoſoſtratus in der oben angezogenen Stelle rühmte, und welche das Land von der Vorzeit des trojaniſchen Krieges bis herab in die Tage des Erſten Juſtinianus in ununterbrochener Reihenfolge von Geſchlecht zu Geſchlecht beſaßen. Auch nicht „gemiſcht und gekreuzt“ ſind ſie durch Beilegung altverwandter und gleichſam homogener Elemente, ſondern eine Race iſt an die Stelle der andern getreten. Denn der Umſtand, daß Hellenen, Slaven, Albanier, ſo wie Latiner und Germanen, in letzter Inſtanz insgeſammt zu einer und derſelben großen indo-germaniſchen Menſchenfamilie gehören, wie man es irgendwo gegen mich geltend machen will,*) beweiſt nichts, da dieſe Urverwandtſchaft die charakteriſtiſchen Merkmale der einzelnen Zweige dieſer großen Menſchenclaſſe nicht aufhebt und ich auch mit niemand darüber rechten will, ob das helleniſche Geſchlecht oder das ſlaviſch-albaniſche, welches an ſeiner Stelle das Land eingenommen, höhere Bildungsfähigkeit und glänzendere Geiſtesgaben beſitze. Dieſe Frage wäre ganz nutzlos, weil die Welt in ſolchen Dingen nur aus den Früchten, die der Baum hervorbringt, von dem Grade ſeiner innern Güte urtheilen wird. Die große Race der Slaven und an ihrer Seite die kleinere, aber energiſche der Albanier betritt jetzt erſt das Welttheater, und die Jahrhunderte, welche nach uns kommen, werden erſt zur Erkenntniß gelangen, welche Rolle, welchen Grad des Einfluſſes in die Schickſale des Menſchengeſchlechtes ihnen die Vorſehung übertragen hat. Denn daß ſich der Schwerpunkt von Europa gegen jene Seite hinneigt, ſucht man ſich umſonſt zu verhehlen. Darum muß ich auch den Vorwurf zurückweiſen, als hätte man dieſes Volk der Slaven als eine Art moraliſcher Ungeheuer, an welchen „nichts Menſchliches zu finden ſey“ in der Geſchichte von Morea dargeſtellt. Niemand wird eine Nation für die Handlungen verantwortlich machen, die ſie im Zuſtande der Barbarei begangen hat. Es wäre aber ebenfalls meines Amtes unwürdig, dieſe Scenen volksthümlicher Wildheit durch ein factiöſes Colorit in ein milderes Licht zu bringen, als man ſie in gleichzeitigen Quellen dargeſtellt findet. Man will uns von einer gewiſſen Seite her bereden, der Einbruch der nordiſchen Völker in Romanien, ihre mehrhundertjährigen Kämpfe gegen die alten Beſitzer des Bodens und ihre endliche Niederlaſſung und Einſiedelung im neuen Vaterlande ſey vom Anfange bis zum Ende ganz oder doch großentheils auf friedlichem Wege zu Stande gekommen. *) Die gleichzeitigen hiſtoriſchen Quellen, deren Anſehen die Gegner mit ihrem „Nein“ und „Es iſt nicht ſo“ nicht entkräften, reden durchaus in meinem Sinne. „Die Kriege mit den Barbaren am Iſter, ſagt Procopius, ſind unabſehlich: dieſe unverſöhnlichen Feinde dulden kein friedliches Annähern. Sie halten ſich an keinen Kriegsgebrauch, an kein Völkerrecht, fallen uns an, ohne beleidigt zu ſeyn, und ohne vorläufige Erklärung, wollen weder von gütlicher Ausgleichung noch von Waffenſtillſtand hören. Barbariſcher Uebermuth beginnt den Streit, und das Schwert allein endet ihn.“ **) Obwohl es ekelhaft iſt die Metzeleien und erboſten Grauſamkeiten dieſer Feinde des byzantiniſchen Reiches umſtändlich auszumalen, ſo müſſen wir den Leſern doch eine Stelle aus demſelben Geſchichtſchreiber Procopius in ihrer Ausdehnung vorlegen, damit ſie ſelbſt urtheilen können, wie gewiſſe Kunſtrichter der Wahrheit zu trotz die Slaven als friedliche Coloniſten in die Provinzen Romaniens einziehen laſſen, und nicht Worte genug finden, ihren Sinn für Gerechtigkeit und ihre Achtung für fremdes Eigenthum, ja ihre Harmloſigkeit und Menſchenliebe anzupreiſen. Während des Gothenkrieges eroberte ein ſlaviſcher Kriegshaufen die große und reiche Seeſtadt Toperos mit Liſt und metzelte fünfzehntauſend Einwohner männlichen Geſchlechtes nieder, verſchonte aber damals Weiber und Kinder gegen alle frühere Gewohnheit; denn, ſagt der Erzähler, bei den häufigen Einfällen in die chriſtlichen Länder erſchlugen dieſe Barbaren alle lebenden Weſen, die ihnen begegneten, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, ſo daß Illyrien und Thracien voll meiſtens unbegrabener Leichen lag. Sie tödteten aber die Menſchen nicht mit Schwert oder Lanze, noch in irgend einer andern üblichen Weiſe, ſondern ſteckten ſie ſo lange mit Gewalt und Nachdruck auf ſpitzige Pfähle bis ſie den Geiſt aufgaben. Oder ſie banden die Unglücklichen mit Händen und Füßen an vier in gewiſſen Entfernungen von

---

*) Ὦ Ἀθήνα πρώτη χώρα, τί γαϊδάρους τρέφεις τώρα! — Die Antwort auf die bekannte Frage „ἀπὸ ποῦ, καὶ ποῦ, καὶ πῶς καὶ πόσα“ eines europäiſchen Reiſenden gehört nicht einem dieſer Neu-Athenienſer, ſondern einem Hirten der walachiſchen Wanderhorden, deren der Verf. ſelbſt im Jahre 1833 noch in der Gegend von Alt-Anaphlyſtos und den lauriſchen Bergwerken geſehen hat.

**) Τὰ φορέματα τῶν Ἀθηναίων ἦσαν εἰς μὲν τὴν κεφαλὴν ἕνα μεταξωτὸν σκιάδιον, εἰς τὸν κορμὸν καὶ λοιπὰ μέλη τοῦ σώματος ἕνα ὑποκάμισον μὲ γραμμὰς ἐρυθράς....., εἰς δὲ τοὺς πόδας ἐφόρουν μικρὰ ὑποδήματα, ὁποῖα συνεθίζουν σήμερον οἱ κάτοικοι τῶν Χωρίων τῆς Ἀττικῆς.

Fragment. Msc. Pag. B. pag. 30. —

---

*) Wiener Jahrbücher a. a. O. S. 113.

---

*) Wiener Jahrb. a. a. O. — Dr. Zinkeiſen a. a. O. S. 715.

**) . . οἷς δὴ ἀνάγκαιον πολεμησείουσιν . . . . πολεμίοις ἀνεπικηρυκεύτοις τε καὶ ἀνεπιμίκτοις. . . . οἷς δὴ τοῖς πολεμίοις τὸν πόλεμον οὐκ ἐξ αἰτίας ἐγειρομένοις ποιεῖσθαι νόμος.

οὐδὲ μετὰ προςβολὴν ἐπενεγκεῖν, οὐδὲ μὴν οὐδὲ ξυνθήματι διαλύσαι τοῖν, ἢ κατὰ χρόνον ἀναπαχθεῖσαι· ἀλλ' ἐγχειρίσαι μὲν ἀπροφασίστως, ἀπαλλάσσει δὲ σιδήρῳ μόνον.

Procop. de aedific. lib. 4, cap. 1.

einander im Boden befeſtigte Pflöcke und ſchlugen ihnen dann mit Keulen die Schläfe ein, wie man Hunde, Schlangen oder anderes Ungethüm abſchlägt. Wieder andere verſchloſſen ſie zugleich mit Rindern und Schafen und allem, was ſie nicht fortſchleppen konnten, in Hütten, und verbrannten ſie ohne Barmherzigkeit. In ſolcher Weiſe tödteten die Slaven allzeit alle jene, die ſie fanden.“*)

Stellen dieſer Art, in welchen das grauſame und unbarmherzige Niedermetzeln wehrloſer Romäer durch ſlaviſche Ueberzügler ausdrücklich gemeldet wird, ſind bei Procopius nicht ſelten, obwohl nach der eben angezogenen Beſchreibung kein weiterer Beweis nöthig iſt.[*]) Man kann auch nicht ſagen, dieſe Barbareien ſeyen nur Einmal geſchehen und zwar nur in den nördlichen Provinzen des Reichs, da der Berichterſtatter beifügt, die Slaven pflegen dieſes immer ſo zu machen, es ſey ihre Gewohnheit, und in Hellas ſey es eben ſo geweſen; man habe daſelbſt alles niedergemetzelt und verbrannt. Oder bedient ſich der ſpätere Evagrius in Beziehung auf ganz Hellas in der bekannten Stelle nicht ganz derſelben Ausdrücke, wenn er ſchreibt: *ἐξεπολιόρκησαν καὶ ἀνδραποδίσαντο, ἀπόλλυντες ἅπαντα καὶ πυρπολοῦντες.*[**]) Eben ſo erzählt Conſtantin Porphyrogenitus umſtändlich, wie die Bürger von Salona und überhaupt ſämmtliche Einwohner Dalmatiens durch die Avaren und Slaven gänzlich ausgerottet worden ſeyen.[***]) Daß es ſelbſt Jahrhunderte lang noch in dieſem Style fortging, und ſlaviſche Völker ſelbſt nach ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum ihren alten Charakter von Wildheit nicht gleich ablegten, erſieht man aus dem ſpätern Cedrenus bei Gelegenheit eines Angriffes der Ruſſen auf die Umgegend von Conſtantinopel. „Was dieſe Ruſſen vor ihrer Niederlage für Grauſamkeiten verübten, ſchreibt beſagter Cedrenus, übertrifft noch alles, was man dieſer Art gehört hat, *πᾶσαν ὑπερεκπίπτει τραγῳδίαν*. „Von den Gefangenen kreuzigten ſie einen Theil, andere nagelten ſie mit Pflöcken auf dem Boden an, nach andern ſchoſſen ſie, wie nach einer Zielſcheibe, mit Pfeilen, Prieſtern aber trieben ſie ſpitzige Quernägel durch die Köpfe.“*) — Dieſes iſt die harmloſe Milde, mit welcher ſich die Slaven, nach der Lehre meiner Gegner, brüderlich und friedlich an der Seite der Griechen niederließen. Gerne glaube ich, und es iſt auch ganz natürlich, daß mit der Beſitznahme des Landes dieſe Schändlichkeiten nach und nach ein Ende hatten, und die Kriege mit den kaiſerlichen Heeren zuletzt menſchlicher geführt und überhaupt an den Slaven Romaniens auch die ſchönere Seite ihres Naturells hervorzutreten begann. So lange ſie aber um Beute, um eine neue Heimath, um Grund und Boden rangen, änderte der Kampf den Charakter niemals, den ihm alle gleichzeitigen Geſchichtſchreiber leihen, und die Natur der Sache ſelbſt begreiflich macht. Nur ein übelverſtandener Patriotismus konnte hierin Veranlaſſung zu Empfindlichkeit und Invectiven erblicken.

---

*) . . . . „καί τοι τὰ πρότερα οὐδεμιᾶς ἡλικίας ἐφείσαντο, ἀλλ' ἐξ οὗ δὴ τῇ Ῥωμαίων ἐπέσκηψαν χώρᾳ, τοὺς παραπίπτοντας ἅπαντας σχεδὸν ἔκτειναν, ὥστε γῆν ἅπασαν ἥπερ Ἰλλυριῶν τε καὶ Θρᾳκῶν ἐστι, νεκρῶν ἔμπλεων ἐπιπλεῖστον ἀτάφων γενέσθαι. ἔκτειναν δὲ τοὺς περιπίπτοντας οὔτε ξίφει, οὔτε δόρατι, οὔτε τῷ ἄλλῳ εἰωθότι τρόπῳ· ἀλλὰ σκόλοπας ἐπὶ τῆς γῆς πηξάμενοι ἰσχυρότατα, ὀξεῖς τε αὐτοὺς ἐς τὰ μάλιστα ποιησάμενοι, ἐπὶ τούτων ξὺν βίᾳ πολλῇ τοὺς δειλαίους ἐκάθιζον· τὴν σκολόπων ἀκμὴν γλουτῶν κατὰ τὸ μέσον ἐνείραντες ὠθοῦντές τε ἄχρι ἐς τῶν ἀνθρώπων τὰ ἔγκατα, οὕτω δὴ αὐτοὺς διαχρήσασθαι ἠξίουν. καὶ ξύλα δὲ παχέα τέτταρα ἐπιπλεῖστον ἐς γῆν κατορύξαντες οἱ βάρβαροι οὗτοι, ἐπ' αὐτῶν τε χεῖρας καὶ πόδας τῶν ἡλωκότων δεσμεύοντες, εἶτα ῥοπάλοις αὐτοὺς κατὰ κόῤῥης ἐνδελεχέστατα παίοντες, ὡς δὲ κύνας ἢ ὄφεις ἢ ἄλλο τι θηρίον διέφθειρον. ἄλλους τε ξύν τε βουσὶ καὶ προβάτοις, ὅσα δὴ ἐπάγεσθαι ἐς τὰ πάτρια ἤδη ὡς ἥκιστα εἶχον, ἐν τοῖς δωματίοις κατείρξαντες, οὐδεμιᾷ φειδοῖ ἐνεπίμπρασαν. οὕτω μὲν Σκλαβηνοὶ τοὺς ἐντυχόντας ἀεὶ ἀνῄρουν. Procop. de Bello Gothico, lib. 3, cap. 38.

---

[*]) *οὕτω δὲ σχεδὸν ἅπαντας Ἕλληνας, πλὴν Πελοποννησίων, διεργασάμενοι ἀπεχώρησαν.*
Procop. de bell. Persic. lib. 2, cap. 4. — item Histor. arcan. cap. 21. —

[**]) Evagrii Scolastic. Histor. ecclesiast. lib. VI, cap. 10. — Vgl. Geſchichte von Morea. Cap. 3.

[***]) Constant. Porphyr. de administr. imper. Vol. I, pag. 93.

Was Procopius im eilften Capitel ſeiner geheimen

---

*) „*Ἃ δὲ οἱ Ῥῶς ἔδρασαν κακὰ πρὸ τοῦ καταπολεμηθῆναι πᾶσαν ὑπερεκπίπτει τραγῳδίαν. τοὺς μὲν γὰρ τῶν ἁλισκομένων ἀνεσταύρουν, τοὺς δὲ τῇ γῇ προσεπαττάλευον, τοὺς δὲ ὥςπερ σκόπους ἱστῶντες βέλεσι κατετόξευον. ὅσοι δὲ τῶν ἁλόντων ἱεροσύνης ἠξίωντο, τούτων ἥλοις ὀξέσι διεπερόνουν τὰς κεφαλάς.*“ Cedren. pag. 491. ed. venet. — pag. 630. ed. paris. —

Denkwürdigkeiten geſchrieben hat, daß nämlich im ganzen europäiſchen Theile der Monarchie ſchon zu ſeiner Zeit alle Ortſchaften und Gegenden, Berge und Schluchten die Wuth feindlicher Verheerung empfunden, manche Städte aber öfter als fünfmal eingenommen, geplündert und verwüſtet worden ſeyen, iſt endlich durch eine mehr als dreihundertjährige Dauer dieſer Drangſale eine Wahrheit geworden, von der ſich nur diejenigen eine klare Vorſtellung machen können, die das Land entweder ſelbſt in verſchiedenen Richtungen durchzogen oder aus vollgültigen Quellen ſich mit dem Zuſtande deſſelben vertraut zu machen Mittel fanden. Demnach beſteht der größte Fehler, den man dem Erſten Bande der „Geſchichte der Halbinſel Morea" vorwerfen kann, ohne Zweifel in der Unentſchiedenheit, mit welcher der Verfaſſer das Schickſal der öſtlichen Hälfte Morea's von Korinth bis zum Vorgebirge Malea mit Einſchluß der Stadt und Ebene von Argos und des ſogenannten Tzakonenlandes während der oft benannten Zeitperiode geſchildert hat.*) Eben weil er ſelbſt noch nicht genug unterrichtet war, hatte er zweifelhaft gelaſſen, ob auch Argos mit den Dörfern der Umgegend, ob das mauerloſe Lacedämon damals ſchon unter der nordiſchen Brandfackel verſunken ſey. Heute kann er in dieſer Sache ein beſſeres Urtheil fällen, und nach eigener Einſicht und nach gründlichern Studien ſprechen, daß in der Zeitperiode, welche die beiden Bände ſeiner Geſchichte umfaſſen, nicht eine einzige Ortſchaft des Peloponneſes unzerſtört geblieben iſt, und zwar in der Art, daß mit Ausnahme einiger berühmten Namen ſelbſt die Lage derſelben bei Wiederaufrichtung der chriſtlich-byzantiniſchen Herrſchaft und dem Einzuge der neuen chriſtlichen Coloniſten aus der Erinnerung der Menſchen verſchwunden war. Was Pouqueville über das Planitzabächlein bei Argos bemerkt, daß es nämlich nur im Gebirge den ſlaviſchen Namen Planitza führe, in der Ebene aber den claſſiſchen „Inachus“ behalten habe, iſt wie vieles Andere dieſer Art bloße Fabel. Ich habe in Argos ſorgfältige Erkundigung eingezogen und von jedermann gehört, daß der benannte Gießbach von ſeiner Quelle bis zur Mündung Planitza heiße. Wer immer von den Bewohnern Griechenlands die alte Nomenclatur nicht aus Büchern oder aus Belehrung reiſender Europäer erfährt, kennt ſie nicht, weil alles dieſer Art vergeſſen iſt. Selbſt was der Verf. Seite 233 der „Geſch. v. Morea“ über das Eiland Monembaſia ſchrieb, hat keinen Sinn, und gilt höchſtens bis zur Beſitznahme dieſer Feſtung durch die Venetianer im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Monembaſioten, denen Andronicus der Jüngere das bekannte Diplom verliehen hat, *) findet man heute nicht mehr auf ihrer Felſeninſel. Die Geſchlechter der Monojani, der Mamonas, der Sophianos ſind ſammt ihren Mitbürgern, ihrem Reichthum und ihrem Freiheitsſinne lange ſchon vergeſſen.

---

*) Vgl. S. 187, 190, Anmerkung; 258, 260, 305, Geſch. von Morea.

Wo ſind denn alſo „die von der Landſeiſe meiſtens gut

---

*) ad calcem Phrantzae Histor. Byzant.

befeſtigten Seeſtädte?“ Wo „die wenigen althelleniſchen Binnenſtädte“, welche man während der allgemeinen Umkehrung des Peloponneſes durch die Scythen unverſehrt in den Händen der alten Einwohner läßt?“ *) Neu-Arkadia an den meſſeniſchen Küſten, Neu-Modon, Neu-Koron können nicht gemeint ſeyn, da dieſe Orte erſt nach der Wiedereinnahme des Landes durch die Byzantiner und zwar auf einer ganz andern Stelle erbaut und mit jener Miſchlingsrace beſetzt wurden, die wir oben Neugriechen nannten. Auch Nauplia kann nicht gemeint ſeyn, da es ſchon zu Pauſanias Zeiten öde lag. **) Patras war allerdings im neunten Säculum eine wohlbevölkerte, reiche und feſte Seeſtadt im Beſitze kaiſerlicher Macht. Aber einmal weiß man, daß dieſe Stadt unter Auguſtus durch Italiener coloniſirt wurde, und folglich für keine altgriechiſche gelten kann. Dann kennen wir ihre Schickſale während der Stürme des ſechsten, ſiebenten und achten Jahrhunderts noch nicht urkundlich. ***) Daß ihre Bevölkerung aus Miſchlingen, ſelbſt ſlaviſcher Abkunft, beſtand, iſt nicht zu bezweifeln. †)

---

*) Dr. Zinkeiſen. S. 748.

**) *Ναυπλία τὰ μὲν ἐφ' ἡμῶν ἔρημος.*

Pausan. Corinth. cap. 38. —

***) Nach Procopius, De bello gothico lib. 4. cap. 25, wurde Patras im J. 551 n. Chr. durch ein Erdbeben zerſtört, wobei 4000 Bürger unter dem Schutte begraben wurden. Die Stadt war klein und ohne Mauern, und die Barbarenfluth hatte ſchon den griechiſchen Boden erreicht.

†) Man vergleiche das vortreffliche Programm des gelehrten

Wenn überhaupt von alt-peloponneſiſchen Ueberbleibſeln unter der heutigen Bevölkerung Morea's noch die Rede ſeyn kann, ſo kommt nach meinem frühern Dafürhalten (S. S. 261 der Geſch. v. Morea) und nach neueſten Forſchungen nur jenes Küſtenvölklein hier in Betrachtung, welches heutzutage unter dem Namen der Tſchakonen bekannt iſt, und eine von den übrigen Neugriechen nicht verſtandene Sprache redet. Dieſer letztere Umſtand allein berechtigt zur Annahme, daß zwiſchen den Tſchakonen und den übrigen Moraiten ein weſentlicher Unterſchied obwalte. Sie ſelbſt wiſſen von ihrer Vergangenheit nichts, und es iſt auch noch zweifelhaft, ob ſie auch ſchon vor der großen Umwälzung der Halbinſel durch die Slaven denſelben Landſtrich inne hatten, wo man ſie heute findet. Die Chronik der Frankenkriege auf Morea und der Byzantiner Pachymeris erwähnen ihrer zuerſt im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts, jedoch ohne irgend einen erläuternden Beiſatz über ihre früheren Schickſale anzufügen. Nur ihre Anhänglichkeit an die kaiſerliche Regierung, ihr rüſtiges und zum Flottendienſte geeignetes Weſen erfahren wir bei dieſer Veranlaſſung, weßwegen auch der Hof eine anſehnliche Colonie derſelben mit Weib und Kind aus Morea in die Hauptſtadt verpflanzte. Pachymeris nennt ſie *Λάκωνες* mit der Bemerkung, daß ſie in der verderbten Mundart *Τζάκωνες* heißen.*) Die

---

Hrn. Prof. Heilmaier „Ueber die Entſtehung der Romaiſchen Sprache“ u. ſ. w. S. 26, beſonders Note 2. —

*) … *ἐκ τῶν Λακώνων, οὓς καὶ Τζάκωνας παραφθείροντες ἔλεγον, οὓς ἔκ τε Μορέου καὶ τῶν δυτικῶν μερῶν ἅμα μὲν*

moraitiſche Chronik dagegen bedient ſich ohne Ausnahme der Schreibart *Τζακωνία*, Tſchakonien, was auch heute noch die auf Morea gewöhnliche Ausſprache iſt. Daß ſie vor ſechshundert Jahren in derſelben Gegend auf der Morgenſeite des Peloponneſes ſaßen, wo ſie heute noch ſind, wird durch die benannten Autoren deutlich genug angezeigt. „Denn, heißt es in der Chronik, nachdem ſich die für unbezwinglich gehaltene Feſtung Monembaſia nach dreijähriger Belagerung an Wilhelm Villehardouin ergeben hatte, machten auch alle bis dorthin rebelliſchen Griechen Tſchakoniens ihre Unterwerfung.“ — Nachdem aber Monembaſia wieder in die Gewalt des griechiſchen Kaiſers gefallen, waren die Gauen Tzakonien und Vatica wieder die erſten, ſich gegen die Herrſchaft der Franken aufzulehnen. *) Noch klarer ſpricht eine Stelle, in welcher Phrantzes die Städtchen Aſtros, St. Peter, St. Johann, Platanos, Meligu, Proaſtion (Praſto), Leonides, Cypariſſia, Rheontas und Sitanas als Beſtandtheile der Provinz Tzakonien aufzählt, wodurch denn auch alle Bedenklichkeit über die Lage ihrer Wohnſitze beſeitigt iſt. Nur ſind dieſe heute in engere Gränzen zuſammengezogen, da ſie neben ihren Winterhütten in den Niederungen nur drei oder vier Ortſchaften im Gebirge noch bewohnen, und auf etwa

---

πολλοὺς ἅμα δὲ μαχίμους ἅμα γυναιξὶ καὶ τέκνοις εἰς Κωνσταντινούπολιν μετῴκισεν ὁ Κρατῶν.

Pachym. lib. 4, pag. 209, ed. Rom. — pag. 173, B. ed. venet.

*) Chronic de la Morée pag. 185 u. 248. —

1500 Haushaltungen (J. 1814) geſchmolzen ſind.*) Was ihre Sprache betrifft, die man einiger Anklänge wegen bald für ſlaviſch, bald für einen mit altgriechiſch reichlich geſpickten barbariſch-neugriechiſchen Volksdialekt erklären wollte, verweiſen wir auf die gründliche Abhandlung des berühmten Verfaſſers des Werkes „Sur l'état actuel de la Grèce etc.", der im Lande ſelbſt alles geſammelt hat, was über örtliche Lage und Redeweiſe dieſes Volksſtammes erforſcht werden konnte.**)

Wenn demzufolge nun über ihre altpeloponneſche Verwandtſchaft auch kein Bedenken übrig bleiben ſollte, ſo iſt doch noch die Frage zu entſcheiden, ob dieſe Tzakonen auch wirklich die Urbewohner des kynuriſchen Gebirgſtockes zwiſchen Alt-Argos und Sparta ſeyen, und ob ſie ihre Heimath wirklich gegen das Vordringen der ſlaviſchen Eroberer zu allen Zeiten behauptet haben? Auf den letzten Theil dieſer Frage antworte ich ohne Bedenken mit Nein, weil im Lande Tzakonien ſelbſt gar alle und jede Spur des alten Peloponneſes vollkommen erloſchen iſt. Nicht nur die Landſchaft im Ganzen, ſondern auch die Orte und Gebirge im Einzelnen tragen rein ſlaviſches Gepräge, was unmöglich hätte geſchehen können, wenn nicht nach Austreibung der alten helleniſchen Bewohner die ſlaviſchen Eroberer des Peloponneſes auch in dieſe Gebirge eingedrungen

---

*) Leake, Researches in Greece. pag. 196.

**) Ueber die Sprache der Zaconen, von Dr. Friedrich Thiersch, in den Abh. der k. b. Akademie der Wiſſenſchaften.

gen und ihre Wohnſitze daſelbſt aufgeſchlagen hätten. Es iſt auch nicht ein einziger Name der alten Zeit übrig geblieben. Die großen Gebirgsſtöcke Parnon und Chronion, deren Hochthäler das heutige Tzakonien einſchließen, tragen beide den ächt ſlaviſchen Namen Malevo; ein Nebengebirge derſelben heißt Malevri, ein anderes zwiſchen Aſtros und Achlado-kampos aber Zavitza, und die Höhenzüge und Abdachungen gegen die Seeküſte herab tragen insgeſammt die gewiß nicht helleniſchen Benennungen Sguria, Zinka, Savetla und Madara.*) Von den Ortſchaften ſelbſt ſind Praſto, Kaſtanitza, Sitina, Vaskina, Meligou und Lenidi in Stamm und Form ſlaviſch: die übrigen aber bei Phranzes und Andern genannten ſind Schöpfungen aus dem Heiligen-Kalender und der neugriechiſch-chriſtlichen Zeit nach Wiedereroberung und Coloniſirung der Halbinſel durch die Byzantiner. Leake hat Unrecht, in Praſto eine verderbte Ausſprache von Alt-Braſiá zu erkennen. In dieſem Falle hätte es der gelehrte Höfling Phranzes nicht mit *Προαστειόν*, ſondern mit dem alten Namen *Βρασιαὶ* bezeichnet. Das ſlaviſche Peraſto am Meerbuſen von Kattaro, und Praſtion unterhalb Saïdova im mainatiſchen Gebirge, Kanton Zarnata, ſind Seitenſtücke zu Praſto in Tzakonien. Aus Lenidi (Slaviſch-Levidi in Arkadien) macht der griechiſche Sprachgenius Leonidi, und Sitanas iſt das tſchechiſche Sitna bei Mies in Böhmen. Den Namen Tzakonia, mag er nun Lakonien oder was immer bedeuten, erklärt Pachymeres ſelbſt für ein moraitiſches Sprachverderbniß, welches nicht aus griechiſchem Munde gekommen iſt.

---

*) La-Pie, Carte topographique de la Morée. — Die mündlichen Ausſagen der Eingebornen ſtimmen ganz mit den Einzelnheiten der La-Pie'ſchen Karte überein, deren Verfaſſer gleichfalls im Lande ſelbſt aus erſter Quelle geſchöpft hat und folglich als Autorität zu betrachten iſt.

Unter zwei Fällen muß hier nothwendig einer als hiſtoriſche Wahrheit gelten: entweder ſind die Tzakonen griechiſcher Abkunft und haben ſich, wie die entflohenen Athenienſer, nach Wiederherſtellung des kaiſerlichen Anſehens im ſlaviſchen Peloponneſe als Einwanderer und neue Coloniſten im heutigen Tzakonia niedergelaſſen; oder ſie ſind Abkömmlinge eines vereinzelten ſlaviſchen Stammes, der ſich vor der völligen Ueberſchwemmung der Halbinſel durch die ſcythiſchen Völker im Peloponnes niedergelaſſen, mit den helleniſchen Einwohnern vermiſcht hatte und durch eine der nachfolgenden Slavenfluthen zur Zeit des Conſtantin Copronymus auf das gebirgige Küſtenland zurückgedrängt wurde. Die erſtere dieſer beiden Annahmen hat größere Wahrſcheinlichkeit für ſich, obgleich es beim gegenwärtigen Stande der Forſchung über den mittelalterlichen Peloponnes noch immer ſchwierig iſt, in dieſer Sache ein gründliches Urtheil zu fällen.

Der ſo gar nicht griechiſch klingende Name Tſchakonia veranlaßt mich, hier einige Bemerkungen über die peloponneſiſche Gau-Eintheilung während der byzantiniſchen Zeit anzufügen. Nicht jedermann in Europa weiß, daß die unter uns noch immer übliche, aus Strabo und Pauſanias entlehnte Eintheilung des griechiſchen Gebietes in Griechenland ſelbſt ein dem Volke gänzlich unbekanntes Ding iſt.

Ῥούμελη und Μορεᾶς ſind im Munde des Volkes die allgemeinen Benennungen für die ganze Ländermaſſe zwiſchen den Ufern der Donau und Cap Matapan im Peloponnes. Ῥούμελη, Rumili, Romelien iſt das türkiſche روم أيلي, Rum ili, d. i. Römerland, Romanien, Land der Romäer, Ῥωμανία, und bezeichnet alles Land von der Donau bis zum korinthiſchen Meerbuſen. Die jenſeits liegende Halbinſel, die wir noch immer den Peloponnes nennen, heißt bei den Einwohnern ſelbſt ὁ Μορεᾶς. Das alte claſſiſche Hellas mit ſeinen Unterabtheilungen Attika, Böotien, Megaris, Phokis, Lokris, Doris, Aetolien und Akarnanien; Theſſalien und Macedonien ſind alle im Namen Ῥούμελη, Romelien, untergegangen und nur in Europa noch bekannt. Die Albaneſen von Eleuſis und Kókala (Platäa), ſo wie die Zigeuner im Krevari wiſſen nicht, was Attika, was Böotien, was Aetolien ſey. Die chriſtliche Verwaltung dieſer Gegenden ſucht heute die alten Namen zu reſtauriren und mit den Vorſtellungen der europäiſchen Schule in Einklang zu bringen, wie man anderswo bei einer ganz ungleichen Veranlaſſung die Samnites, die Hirpini, die Marſi und die Peligni wieder aus dem Grabe hervorrufen wollte. In gleicher Weiſe iſt die altclaſſiſche Unterabtheilung des Peloponneſes in die Landſchaften Arkadia, Achaja, Elis, Meſſenia, Lakonia, Argolis, Korinthia und Phliaſia den Moraiten unſerer Tage eben ſo fremd als die Namen Aegypten, Thebais, Arſinoë und Heliopolis den Bewohnern des Nilthales. Dagegen hatte oder erhielt der Peloponnes um die Zeit der wiederauflebenden Griechenherrſchaft jene von der alten Zeit ſo unendlich verſchieden klingende Gau-Abtheilung, die nach ſo vielen Revolutionen zum Theil heute noch im Munde des Volkes fortlebt, zum Theil aber in der alten Chronik von Morea gefunden wird. Ich habe auf dieſem Weg einige und dreißig dieſer ſlaviſch-byzantiniſchen Gau- oder Kantonsnamen geſammelt, und will ſie hier der Beurtheilung des Leſers unterlegen. Auf der Oſtküſte des Landes zwiſchen dem Vorgebirge Malea oder St. Angelo und der Ebene von Argos findet man in aufſteigender Ordnung folgende: Vatica, Topalti, Kunopo-choria, Olymbo-choria, Tzaconia und Dragalibo (ὁ Δραγαλιβός). Weſtlich von dieſen um den Eurotas und im taygetiſchen Gebirge gleichfalls in der Richtung von Süd gegen Nord ſind Kakovunia, Mani, Phokas, Zygos, Malevri, Trigonas, Ezero (Helos an der Eurotasmündung), Vardunochoria, Zarnata, Stavropighi, Melingi, Opſinochoria, Sclabochoria in der Ebene, wo einſt Amyklä und Sparta, und Vrouſtochoria um den Slavenberg Chelm und die Quellen des Eurotas. An dieſe ſchließen ſich weſtlich die Gaue Imblachica, Kondovunia und Kambos in Meſſenien; nördlich aber Meſarea und der große arkadiſche Gau Korta (Skorta, τοῦ Σκόρτου τὰ μέρη) in den Gebirgen von Karitene und Araklovon; dann Lidora, Nezero, Acovaes, Setzeva, Gonvaes, Kapeliaes, Vundukla, Vartholomion, Lapataes, Kaſi, Katzanaes und Klukinaes im alten Arkadien, Elis und Achaja. Die Gaue Dragalibos, Melingi, Skorta und Meſarea kennt man jetzt in Morea nicht mehr, ſie ſpielen aber in den kriegeriſchen Ereigniſſen des dreizehnten Jahrhunderts eine bedeutende Rolle und werden häufig genannt. *) Dragalibos war im eigentlichen Kynurien mit dem Gebirge Zavitza, den Ortſchaften Grebenò, Bréſova und Tritzena und mit dem tzaconiſchen Gränzpaſſe Gardilibon, wo die franzöſiſchen Ritter Villehardouins einbrachen, um das aufrühreriſche Tzaconien zu verheeren. **)

Nicht ohne Wahrſcheinlichkeit darf man annehmen, daß dieſer politiſchen Eintheilung Morea's die alten ſlaviſchen Zupanien zu Grunde liegen, wie man ſie bei der Eroberung der Halbinſel gefunden hat. Es wird unnöthig ſeyn zu bemerken, daß von dem Peloponnes des Pauſanias oder des Strabo hier keine Spur mehr zu finden iſt, ſondern alles einen fremdartigen, ſlaviſch-neugriechiſchen Zuſchnitt hat. Der taygetiſche Gau Opſino-choria, d. i. Dorfſchaften des Diſtrictes Opſina, zieht ſich um die Gegend von Sitzova und Tzernitza oberhalb Miſtra im Hochgebirg, und erinnert unwillkürlich an den krainiſchen Diſtrict Opſchina auf den Bergen oberhalb Trieſt. Aus Lakonia hätte ein Grieche niemals Tſchaçonia ge-

---

*) Leur infanterie était innombrable, car ils avaient réuni toutes les troupes de *Dragalibos* et de la *Tzaconie*, celles du défilé de *Melinges* et du grand *Magne*. Les *Scortains* étaient aussi révoltés et joints à eux.

Chronic de la Morée, pag. 251.

**) Ils entrèrent à *Gardilibon* et ravagèrent la Tzaconie.

Chronic, pag. 330.

macht; das Wort kommt aus dem Munde der peloponneſiſchen Slaven, hindert aber deßwegen nicht, daß die Bewohner des Gaues Griechen ſeyen, gleichwie der griechiſch klingende Diſtrictsname Bartholomion in Elis die Slavenorte Chlumutzi und Brana umſchließt, und die taygetiſchen Gaue Phokas, Zygo und Stavropighi vorzugsweiſe aus ſlaviſchen Dörfern beſtehen. Das meſſeniſche *kambos*, Feldebene im Gegenſatze der nahen Höhenzüge, *κονδοβούνια*, iſt neugriechiſch; aber ein Theil derſelben Ebene trägt in den letzten Zeiten noch den ſlaviſchen Namen *Jalova*, Tannenfeld, und die Orte Walta, Podagora, Panitza und Achotza mit Ligudiſta ſind deſſelben Urſprungs. Die Hohlebene zwiſchen den Slavengauen Brouſto-choria und Katzanás, auf welcher einſt Tegea und Mantinea, jetzt aber Tripolitza, heißt unter der byzantiniſchen Verwaltung *Μεσαρέα*, von dem ruſſiſchen *Misa*, die Vertiefung, *) ob es ſich gleich aus dem griechiſchen *μέσος*, die Mitte, eben ſo gut, wo nicht beſſer erklären läßt. **) Daß aber der Gau Meſarea in jener Gegend war, geht aus einer Stelle der moraitiſchen Chronik deutlich genug hervor. Denn während der innern Kriege hatten einſt die fränkiſchen Barone ihr Hauptquartier zu Nikli, unweit der Ruinen von Tegea, aufgeſchlagen, und alle Eingänge in die lakoniſchen Schluchten beſetzt, um die Griechen im Lande Miſtra einzuſchließen, damit ſie weder in das Innere um Skorta, noch gegen Argos, noch in das Meſarea hervorbrechen könnten.*) Auch in den rauhen und von jeher kümmerlich bewohnten Gebirgsgauen Olymbochoria und Kunupochoria, zwiſchen Monembaſia und Tzakonien, fehlt es neben Kennzeichen neuern Griechenthums nicht an Spuren ähnlicher Verwandlung des alten Peloponneſes in ein ſlaviſches Morea.**) Ich könnte dieſes ſlaviſch-byzantiniſche Gauweſen eben ſo gut auf der Nordſeite des korinthiſchen Golfes über Aetolien, Phokis und Doris, wie man dieſe Gegenden einſt nannte, bis in das ganz ſlaviſche Theſſalien und Macedonien, ja bis in das eigentliche Serbien und Bulgarien verfolgen, wenn es mich nicht zu weit aus den Schranken dieſer Abhandlung führte. Melden aber muß ich indeſſen doch den Gau Blacho-choria, weil er alle Dörfer hinter Delphi am Parnaſſus und in den Schluchten der alten Landſchaft Doris in ſich ſchließt, wie der Verfaſſer im Lande ſelbſt aus dem Mund eines Bewohners von Kaſtri, dem alten Delphi der Europäer, gehört hat.

---

*) Dr. Zinkeiſen a. a. O. pag. 856.

**) Vielleicht ſteht im griechiſchen Manuſcript der Chronik nicht *Μεσαρέα*, wie Herr Buchon las, ſondern *Μεσορέα*, eine zwiſchen Gebirgen eingeſchloſſene Landſtrecke. Im Innern der Inſel Cypern hörte der Verf. ein zwiſchen zwei Gebirgsreihen ſich hinziehendes Längenthal *Μεσορέα* nennen.

Unterdeſſen ſind es nach der allgemeinen Vorſtellung eben die hohen Gebirge Griechenlands, beſonders aber der Taygetus, oder die mainatiſche Bergkette zwiſchen Meſſenien und Lakonien, wo ſich die Reſte der alten helleniſchen

---

*) Chronic, pag. 331.

**) La-Pie Carte topographique de la Morée.

Bevölkerung in der größten Anzahl und Reinheit des Blutes erhalten haben ſollen. Was namentlich den Taygetus betrifft, geht man von der Vorſtellung aus, er ſey auch im Alterthum eben ſo ſtark auch in ſeinen obern Gegenden bewohnt geweſen, wie heutzutage, und die fremden Ueberzügler aus Norden ſeyen nur bis an den Fuß dieſes Gebirges vorgedrungen, hätten aber das Innere niemals erreicht. *) Wenn man aber die Nachrichten der alten Erdbeſchreiber, beſonders den Reiſebericht des Pauſanias geleſen hat, wird man das Irrthümliche eines Theiles dieſer Vorſtellung leicht erkennen, wenn man auch keine Gelegenheit hat, nähere Prüfung dieſes Gebirges vorzunehmen. Im Peloponnes waren von jeher wohl fruchtbarere und geſegnetere Gegenden unbebaut, als die über alle Vorſtellung öden Schluchten und Hochthäler dieſes mainatiſchen oder maniatiſchen Bergreviers. Die altgriechiſchen Ortſchaften waren alle am Strande oder nur in geringer Entfernung von demſelben erbaut, während man jetzt die maniatiſchen Dörfer in dem unzugänglichſten Geklüft und ſelbſt in Gegenden findet, wo alles Leben der Natur erſtorben iſt. Während unſers Aufenthalts zu Miſtra, am Fuße dieſer Gebirge, hat man nicht verſäumt, Verzeichniſſe von Ortsnamen ſowohl im Gebirge ſelbſt als zu beiden Seiten deſſelben aus dem Munde der Eingebornen zu ſammeln. Das Fehlende wurde nachgehends aus der großen topographiſchen Charte ergänzt, in welcher der Generalſtab des franzöſiſchen

---

*) Sieh den Aufſatz über die Mainoten im Novemberheft der Zeitſchrift Minerva 1834. —

Occupationsheeres das vollkommenſte Bild der Halbinſel Morea zu ſeinem eigenen Ruhm und zur Belehrung aller Freunde gründlicher Forſchungen entworfen.*) Nach dem zu urtheilen, was ich auf dieſem Wege gefunden habe, kann man den Taygetus in ſeiner ganzen Ausdehnung von Cap Matapan bis zu ſeiner nördlichen Abdachung auf die Ebene bei Lundari und Sinano, dem alten Megalopolis, mit größerem Rechte für eines der Hauptquartiere ſlaviſcher Eindringlinge als einen Sitz althelleniſcher Ueberreſte betrachten. Aus den hier anfolgenden Benennungen maniatiſcher Dörfer mag der Leſer ſelbſt auf ihren Urſprung und ihre Bewohner ſchließen. Die Reihe beginnt an der ſüdlichſten Spitze der Gebirge beim Cap Matapan, und läuft in aufſteigender Linie bis zur Ebene bei Sinano fort: Tſchimova, Skutari, Tſchekona, Skaltoſtianika, Lukadika, Pakianika, Mondanisteka, Damariſtika, Tſchikalia, Vardia, Alika, Mazora, Wipovo, Kipula, Kalava, Wardonitza, Tſchapaka, Kotſchifa, Kukura, Wambakia, Keratza, Wako, Leitza, Chelefa, Lutzena (Lützen), Selitza, Platza, Nomitza, Suina, Sowaliana,

---

*) Die Benützung dieſer wichtigen Karte, ſo wie vieler andern, beſonders über das Innere Rußlands in ruſſiſcher Sprache, verdankt der Verf. dem meiſterhaft eingerichteten und mit den herrlichſten literariſchen Schätzen ausgeſchmückten k. bayer. topographiſchen Bureau in München, deſſen würdige und ausgezeichnete Herren Vorſtände und Inſpectoren ihn mit der größten Leutſeligkeit in ſeinen Forſchungen unterſtützten.

Polyana, Arachova, Kaſtanitza, Politzaravo, Vardunnia, Stratza, Palova, Limbirdon, Pilala, Kutaka, Paſſava, Seka, Malevri, Kubenova, Panitza, Skamnitza, Malthina, Deſphina, Chlumitza, Koſova, Levetzova, Kurtaki, Tarapſa, Kurtzunia, Pritza, Selina, Kutzandika, Andruviſta, Gurnitza, Saidova, Lieſinova, Gaitza, Brinda, Orova, Malevrianika, Malta, Sandava, Baruſta, Scherenitza, Selitza, Selitzianika, Trikotzova, Janitza, Kutzava, Janitzianika, Tzérnitza, Sitzova, Anaſtaſova, Malevo, Miſtra, Pylovitza, Doritza, Potiana, Kumuſta, Varſova, Vardunia, Kuſtania, Kotitza, Tritzela, Riviotiſa, Takozi, Katzaru, Polovitza, Liandina, Lukovuno, Sklabochori und Godena. Unter dieſen ſind Malevri, Malevo und Kubenova Benennungen für Berge und Gebirgsdiſtricte; Sandova aber iſt der Name eines Bächleins. Alle dieſe findet man im Taygetus ſelbſt, und an ſeiner öſtlichen Abdachung gegen das rechte Ufer des Eurotas herab. Varſova, d. i. Warſchau, iſt ein kleines Dorf nahe bei Miſtra und den Ruinen von Alt-Sparta, Sklabochori aber bekanntlich die neugriechiſche Benennung für den vornehmſten Slavenort im Thale beim ehemaligen Amyklä im Gau von Sklabochoria. Auf der linken Seite des Eurotas findet man noch Kvnititza, Vuſara, Breſtena, Vorbitza, Arachova, die Berge Malevo, Mazaraki und Berkia, Tzintzina, Karitza, Sacona, Eniotzali, Varlia, Servianika, Bach, Cheleſina, Perzeni, Goritza, Kravata, Zupena, Pavleika, Granitza, Vlachioti, Birnika, Phloka, Kukuri und Zagano, d. i. Sagan. Weſtlich vom Taygetus in Meſſenien liegen Walcuka, Kaplani, Zaitzi, Saratza, Krývitza, Agalzikli, Ripena, Metarena, Dara, Dranga, Militza, Miska, Vlachopoulo, Kaſteni, Madena, Tzitzori, Teznika, Draina, Buga, Walta, Phloka, Planitza, Gardiki, Katzikovo, mit den Bächen Pirnatſcha, Buzi, Kalka und Zumena und dem ſüdvaliſchen Myntra. Urtheile man nun ſelbſt, was von der Bevölkerung eines Landes zu urtheilen ſey, die ihre Dörfer Warſova, Miſtra, Sitzova, Goritza, Krypitza und Zagan nennt. Ein zweites Warſova findet ſich im Gebirge zwiſchen Arkadien und Achaja, in welchem auch Krakova oder Krokova (Krakau) heute noch bewohnt wird. *) Im Innern Arkadiens, um die Quellen des ehemaligen Ladon und dann gegen Elis und Achaja, begegnen uns die Ortſchaften Glogova, d. i. Glogau, Tzelechova, d. i. Züllichau, Englianova, und mit Sandrot und Kamiritza dreimal noch Vrachova, ſo daß ſich der Wandernde nach Rußland, Polen oder an die Slavenländer an der Oder verſetzt glaubt. Man vergeſſe auch nicht, daß die meſſeniſchen Bäche Buzi,

---

*) In der Gegend von *Καβουρολίμνη* zwiſchen Lepanto und den Ufern des Fidari in Aetolien wird ein Berg mit einer zerſtörten Ortſchaft gleichfalls Warſova genannt, wie ich an Ort und Stelle ſelbſt von einem Eingebornen aus Kaburolimni hörte.

Kalka und Zumena ihre Namensverwandten in Podolien und Südrußland haben.

Daß alle oben angezogenen Ortsnamen der maniatiſchen oder taygetiſchen Gebirge mit der griechiſchen Sprache nichts gemein haben, bedarf nach den umſtändlichen Unterſuchungen, die durch den erſten Band meiner Geſchichte von Morea veranlaßt wurden, keines weitern Beweiſes: nur wundern möchte man ſich, wie die europäiſchen Gelehrten zu der Vorſtellung gekommen ſeyen, der Schoos dieſes Gebirges beherberge in ſeinen wilden Bewohnern die wahren Nachkommen der ſchon zu Apollonius Zeiten ſo gänzlich ſybaritiſch weichlichen Nachkommen der alten Lacedämonier.*) Die byzantiniſchen Schriftſteller vom erſten bis zum letzten berechtigten niemals zu dieſer Annahme. Sagt denn der oft angezogene Conſtantin Porphyrogeneta nicht ausdrücklich, daß nach Beruhigung der ganzen ſlaviſchen Halbinſel nur die Slavenſtämme der Ezeritä und Melingi bei Helos und Lacedämon durch die kaiſerlichen Feldherren nicht bezwungen werden konnten, weil der rauhe und hohe Berg Pentadactylos, zu deſſen beiden Seiten ſie ſich angeſiedelt hatten, die Aufrührer ſchützte.**) Daß aber dieſe Gebirgsleute noch nur die

---

*) *Συβάριδος μεστοί.* Philostrat. Vita Apollon. lib. IV, cap. 27. Vergl. Apollon. Tyan. Epistol. N. LXIII. pag. 404. ed. Gottfr. Olearius. Lips. 1709.

**) *Διὰ δὲ εἶναι τὸν τόπον δύσκολον, κατῴκησαν εἰς τὰς πλευρὰς τοῦ αὐτοῦ ὄρους, ἐν μὲν τῷ ἑνὶ μέρει οἱ Μιληγγοί, ἐν δὲ τῷ ἑτέρῳ οἱ Ἐζερῖται.* Const. Porphyr. de administr. imp. cap. 50. ed. Banduri, I. pag. 151.

Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die ſlaviſche Sprache redeten, geht aus den Nachrichten des Athenienſers Chalcokondylas nicht undeutlich hervor. Denn bei Gelegenheit des erſten türkiſchen Heerzuges Sultan Murads gegen die Krale der ſlaviſchen Serben und Bulgaren, welche Völker hier im Munde des Athenienſers die alten Namen der Myſier und Triballier führen, bemerkt Chalkokondylas: „die Triballier ſeyen das älteſte und größte aller „Völker der bewohnten Erde. Ob ſie nun aus Illyrien „nach Triballien und Myſien gekommen; oder ob ſie von „jenſeits des Iſters und vom äußerſten Rande Europa's, „von Croatien und Preußen, welches am nördlichen Ocean „liege, und aus Sarmatien, welches jetzt Rußland heiße, „und von der vor Kälte unbewohnbaren Weltgegend aufgebrochen, über den Iſter geſetzt und bis zum joniſchen Meere „gekommen ſeyen, wo ſie alles Land bis gegen Venedig hin „ihrer Herrſchaft unterworfen und bevölkert haben: oder „ob ſie von den Gegenden am joniſchen Meer, als ihrem „wahren Stammlande, ausgegangen, und in die nördlichen „Länder nach Sarmatien und Rußland gezogen ſeyen, darüber wolle er nicht ſtreiten, das könne er nicht entſcheiden. So viel aber wiſſe er, daß dieſe Völker, ungeachtet „aller Verſchiedenheit in den Benennungen, doch in Sitte „und Sprache jetzt noch ſich ganz gleich, ganz „eines und daſſelbe ſeyen. Ihre Wohnſitze ſeyen „über Europa zerſtreut, und erſtrecken ſich unter „andern ſogar bis auf den Berg Taygetus und „Tänarus der Landſchaft Lakonien im Pelo-

„ponnes.“*) Aus dieſem Grund iſt es nun auch ganz klar, warum in der griechiſchen Chronik von Morea dieſes taygetiſche Gebirge vorzugsweiſe τὰ Σκλαβικά genannt wird.**) Nach Leſung aller dieſer Stellen wird auch niemand mehr erſtaunen, die Ortſchaften Platza, Stratza, Lutzena, Chlumitza, Levetzova, Sitzova, Warſova und Polonitza am mainatiſchen Gebirge zu finden.

Wie ſich aber unter dieſen Umſtänden in den Städtchen an der Seeküſte deſſelben Berglandes helleniſche Bewohner in ihrer Reinheit haben bewahren können, iſt nicht abzuſehen, da ſie vom Meere her die Angriffe der moslimiſchen Corſaren, vom Gebirge her aber die Anfälle der Scythen auszuhalten hatten. Zerſtört wurden die helleniſchen Küſtenorte unter dieſen Umſtänden ſelbſt im Gau Mani alle ohne Ausnahme; unterdeſſen hat ſich alt- und neugriechiſche Nomenclatur daſelbſt wenigſtens am Strande zahlreicher erhalten, als in den benachbarten Diſtricten Zygos, Zarnata und Stauropighi.

Den Streit um Bewohner und Namen des Gaues

---

*) *Τοσόνδε μέν τοι ἐπίσταμαι ὡς τοῖς ὀνόμασι, ταῦτα δὴ τὰ γένη διεστηκότα ἀλλήλων, ἤθεσι μὲν οὐκέτι, γλώττῃ δὲ καὶ φωνῇ τῇ αὐτῇ χρώμενοι, κατάδηλοι εἰσὶ ἔτι καὶ νῦν. Ὡς μέν τοι διέσπαρται ἀνὰ τὴν Εὐρώπην πολλαχῇ ᾤκησαν, ἄλλῃ τε δὴ καὶ ἔν τινι τῆς Πελοποννήσου χώρας τε τῆς Λακωνικῆς ἐς τὸ Ταΰγετον ὄρος, καὶ ἐς τὸ Ταίναρον ᾠκημένον.*
Chalcocondyl. Histor. lib. I, pag. 15. ed. venet. — pag. 17. ed. paris. — Vergl. denſ. Aut. pag. 56. ed. venet. et pag. 71. ed. paris.

**) Vergl. Geſch. v. Morea, S. 210.

Mani oder Maina will ich nicht wieder aufregen. So viel iſt indeſſen entſchieden, daß die Maniaten noch im zehnten Jahrhundert ein abgeſchloſſenes und für ſich beſtehendes Gemeinweſen in einem rauhen und unfruchtbaren Winkel der oft benannten Bergkette bildeten, nicht aus dem Blute der taygetiſchen Slaven und im neunten Säculo nach Chr. noch Götzendiener waren, weßwegen ſie von ihren zu Chriſto bekehrten Nachbarn Hellenen genannt wurden. Eben ſo entſchieden iſt, daß dieſe maniatiſchen Hellenen nicht im Innern des Gebirges, in Dörfern und offenen Orten, ſondern in einem Caſtrum, d. i. einem ummauerten Flecken, am Strande wohnten und dem kaiſerlichen Hofe Tribut zahlten; übrigens aber ihre innere Verwaltung ſelbſt beſorgten. Mani als Gau betrachtet iſt aber ein ziemlich ausgedehnter Gebirgsſtrich mit vielen Dorfſchaften ſlaviſchen Urſprungs. Dagegen weiß man eben ſo gewiß, daß heutzutage jede Verſchiedenheit in Religion, Verfaſſung und Sitte in jenem Gebirge verſchwunden und alles daſelbſt in gemeinſame und gleiche Wildheit und Unbändigkeit zuſammengefloſſen iſt. An ein rein griechiſches Mani glaubt heute weder in Europa noch in Griechenland ſelbſt jemand. Chriſtenthum und gemeinſames Schickſal und neue Flüchtlinge, beſonders nach dem Einbruche der Türken in Europa, haben alle Unterſcheidungslinien dieſer Gebirgsleute verwiſcht. Was aber in den dunkeln Zeiten der Verwandlung des griechiſchen Continents in den Felſenklüften von Mani vorgefallen, darüber ſind die Meinungen, eben weil niemand etwas Beſtimmtes weiß, zu ſcharf einander entgegengeſtellt, als daß ſobald an einen friedlichen Vergleich zu denken wäre. Alte Localchroniken über den Gau hat man noch nicht gefunden, auch keine Ueberlieferungen aus dem Munde der Eingebornen ſelbſt geſammelt, überhaupt das Land noch nicht genug durchforſcht. Hätte uns Porphyrogenitus auch geſagt, welche Sprache man im Caſtrum Mania rede, wäre der Streit leichter zu ſchlichten. Ob etwa *Μάνιοι* des Scylax von Caryanda die Küſten Illyriens verlaſſen und in den Taygetus gezogen, oder die Mardaiten des Libanon den Namen Mani veranlaßt, wie es der Verfaſſer in ſeinem größern Werke weitläufig zu beweiſen verſucht; ob das Wort griechiſch, ſlaviſch oder morgenländiſch ſey, wer wird dieſes bei der Wuth und Eitelkeit der Mitſprechenden zu entſcheiden vermögen? Mardaiten ſind in den Peloponnes gekommen, aber auch nach Macedonien und Theſſalien, wo ebenfalls ein Gebirg Maina; aber auch nach dem Meerbuſen von Actium, d. i. Nikopolis beim heutigen Arta, und auf Cephalonien hat man Abtheilungen dieſer kriegeriſchen Morgenländer gebracht. *) Von dem Flecken Maina, bei Budua an der dalmatiniſchen Küſte, war der Verfaſſer immer der Meinung, daß er erſt nach dem Untergange der venetianiſchen Herrſchaft in Morea durch Maniaten gegründet wurde, da eine Menge derſelben bekannter Weiſe ihre Heimath verließen und in die Abendländer zogen. Ueber die Bedeutung des Namens der Mardaiten

---

*) . . *Ἀπὸ τῶν Μαρδαϊτῶν τῶν τῆς δύσεως θεμάτων Νικοπόλεως, Πελοποννήσου, Κεφαληνίας* . . .
Constant. Porphyr. de ceremoniis Aulae Byzantin. lib. 2, cap. 45 etc.

daiten iſt auch kein Zweifel. *) Man wird alſo wohl genöthigt ſeyn, vor der Hand auch meiner Meinung eine Stelle neben den Anſichten und Erklärungsweiſen anderer Gelehrten zu gönnen, bis irgend ein Zufall Licht in dieſe Finſterniß bringt, und vielleicht uns alle beſchämt. In keinem Fall aber irret derjenige, der in den Bewohnern der geſammten mainotiſchen Gebirgskette im weitern Sinne Fünfſechstel Slaven und andere Fremdlinge, Einſechstel aber altgriechiſche Beimiſchung erkennt. Ich habe in Athen vom Daſeyn eines andern Fragments einer alten Chronik gehört, in welchem zu leſen ſey, daß ſich beim allgemeinen Untergange der helleniſchen Peloponneſier zur Zeit der ſcy-

---

**) Marda, مرد, wird mit *rebellis*, *ferox*, *indomitus* überſetzt, S. Assemanni biblioth. Oriental. tom. I. pag. 502. Es entſpricht dem Türkiſchen دلي, *deli*, *strenuus*, *expeditus manu*, *audax*, *prodigus animae*, und wer weiß, ob eine Waldgegend in Bulgarien bei Kantemir nicht aus demſelben Grunde دلي أورمان, deli ormān, Wald der Raſenden heißt, weßwegen eine Gebirgsgegend im Taygetus bei den Griechen Μάνη genannt wurde? Bezieht ſich das Wort auf die Menſchen oder auf die natürliche Beſchaffenheit des Gaues, oder geht er urſprünglich nur den Hauptort der Gegend an, wie im Diſtrict Kunupochori auf der Oſtſeite Morea's? Es iſt noch unmöglich, eine entſcheidende Antwort zu geben, inextricabilis error! Die Bedeutung der umliegenden vier neugriechiſchen und zwei ſlaviſchen Gaunamen Kakobuni, Zygos, Trigonas, Stavropighi, Malvri und Vardonia kann man unſchwer errathen; nur über Mani läßt ſich nichts allgemein Ueberzeugendes ausſprechen. —

thiſchen Eroberung ein Haufe tapferer Männer lange fort in den obern Gegenden des cylleniſchen Gebirges gegen den Andrang der Slaven vertheidigt, aber endlich nach Erſchöpfung aller Hülfsmittel dem Kampf entſagt und vom Gebirge herabgeſtiegen ſey, mit den Fremdlingen einen Unterwerfungsvertrag geſchloſſen und in der Folge ſich völlig mit ihnen vermiſcht habe. Dieſe Nachricht iſt beſonders merkwürdig und gilt als ein neuer Beweis, wie richtig der Verfaſſer ſchon vor ſeiner Reiſe durch Griechenland und vor Erwerbung der bedeutenden Hülfsmittel, denen gegenwärtige Abhandlung ihr Daſeyn verdankt, in dieſen Dingen gedacht und geurtheilt habe. *) In dem kleinen Griechenlande konnten die Gebirge niemand retten, man mußte ſich den Fremdlingen unterwerfen und mit ihnen vermiſchen oder zu Grunde gehen. Erfolgreicher war der Widerſtand auf den breiten und hohen Gebirgsrücken im Norden des illyriſchen Dreiecks, in den Schluchten des Hämus und Pindus, in denen ſich bedeutende Reſte der Albaner und Latino-Thracier, die man nachher Wlachen nannte, gegen die Wuth der Slaven vertheidigten, und ihren barbariſchen Jargon bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Sie flohen auf die Gebirge, ſagt Presbyter Diocleas, und wurden Nomaden; bauten Caſtelle und Wachtpoſten, ſo gut ſie konnten, um den Händen der Slaven zu entrinnen, bis ſie Gott heimſuchen und befreien würde. **)

---

*) Man vergleiche S. 326 der Geſchichte von Morea.

**) Christiani videntes se in magna tribulatione et persecutione positos, congregantes se coeperunt super cacu-

Wenn nun die alten Peloponneſier nicht einmal die für uneinnehmbar gehaltenen Schluchten des taygetiſchen Gebirges gegen das Eindringen der nordiſchen Völker vertheidigen konnten, und auch auf dem hohen Cyllenius keinen Schutz fanden, ſo wird dieſes um ſo weniger auf dem unbewahrten Flachlande haben geſchehen können; ſo daß der bekannten Stelle aus Porphyrogenitus über die gänzliche Barbariſirung der Halbinſel mit Grund nichts mehr entgegenzuſetzen iſt. Eine andere Frage aber wäre es, die Reihenfolge der ſlaviniſchen Völkerwogen zu beſtimmen, wie ſie im Lauf eines mehr als zweihundertjährigen Sturms über die Oberfläche des Landes hinrollten. Hat die zweite die erſte verſchlungen, und die dritte alle beide überwältigt? Die Barbarei hat aber keine Geſchichte, und die Byzantiner haben nur den Anfang und das Ende des Trauerſpiels mit wenigen Worten in ihren flüchtigen Chroniken angemerkt. Auch ſind dieſe Fragen für die gegenwärtige Unterſuchung nur ſecundärer Natur, oder vielmehr weitern Erörterungen überlaſſen. Jedoch wurde ſchon früher nebenhin angedeutet, daß die letzte, und wie es ſcheint, zahlreichſte Einwanderung nordiſcher Gäſte im Peloponnes, welche gegen die Mitte des achten Jahrhunderts, namentlich Lakonien, mit dem Taygetus ſo wie Meſſenien anfüllten, aus den ſusdaliſchen Landſchaften um die Wolga im Innern des

---

mina montium ac fortia loca, castella et aedificia prout poterant construere, ut vel sic evaderent manus eorum (slavorum), donec Deus visitaret eos et liberaret.

Presbyter Diocleas pag. 288.

heutigen Rußlands gekommen ſey. *) Unter allen Irrthümern, deren man mich überhaupt anklagte, wurde dieſer Behauptung der erſte Rang angewieſen: ja unbegreiflich und das unerhörteſte Ding in der kritiſchen Forſchung des neunzehnten Jahrhunderts nannte man ſie. **) Als Beweis des Lehrſatzes hatte ich damals freilich nur die ſüdmoraitiſchen Namen Miſtra, Mintra und Melengi, wozu noch die meſſeniſchen Bachbenennungen Buzi, Kalka und Zumena beizuſetzen waren, angebracht, weil die Aehnlichkeit derſelben mit eben ſo viel gleichlautenden in Südrußland und in den Wolgagegenden nicht zu verkennen waren. Dagegen aber hat man eingewendet, daß ſich im ſusdaliſchen Fürſtenthum eine Ortſchaft Miſtra gar nicht vorfinde, daß der Ort an der ruſſiſchen Oka nicht Melengi, ſondern Melenki (!) geſchrieben werde, und endlich daß Myntra „doch ein ziemlich ſchwacher und unſicherer Beweis ſey." ***) Der Verfaſſer hat aber in den alten Homanniſchen Charten an einem Nebenflüßchen der Wolga, auf der Gränzſcheide der beiden Herzogthümer Roſtow und Moskwa, den Namen Miſtra gefunden. †) Sollte aber hierin ein topographiſcher Irrthum verborgen ſeyn, ſo zeigen uns die beſten, in ruſſiſcher Sprache verfaßten Charten des ruſſiſchen Reichs in derſelben Gegend zwei Flüßchen mit Namen Seſtra, von welchen das eine Klin vorbei in die Wolga geht. Ein anderes Flüßchen, Iſtra (ИСТРА) mit Namen, fällt unweit davon in die Moskwa; ein viertes Dſchisdra, eigentlich ЖИЗДРА genannt in der Statthalterſchaft Kaluga, rinnt die Stadt Dſchisdra vorbei in die Oka. Zwei Ortſchaften Oſtra, ОСТРА liegen am Südende der Statthalterſchaft Smolensko.*) Hierin iſt reichlicher Erſatz für das noch nicht gefundene ſusdaliſche Miſtra. Die beiden andern Einwendungen ſind nicht weſentlich, und ſcheinen auch nicht ernſtlich gemeint. Durch ſorgfältiges Vergleichen habe ich in denſelben Wolgagegenden auch noch die Orte Maguli, Sákona oder Sukona, Kaszirá, Zubowa, Veſiki, Arechova, Koſova, Perki und häufiger noch Poljana gefunden, welche eben ſo vielen Ortſchaften auf Gebirgen und Ebenen des ſüdlichen Morea's zum Theil vollkommen, zum Theil mit geringen Abweichungen in den Vocalen entſprechen. Namentlich machen wir auf Magula aufmerkſam, welches mit Miſtra und Varſova dicht vor den Ruinen von Alt-Sparta liegt. Von beſonderm Gewicht erſcheint aber die Ortſchaft Krywitſcha, *Κρυβιτζα*, im Gebirge zwiſchen Koron und

---

*) Geſch. von Morea, S. 340.

**) Dr. Zinkeiſen a. a. O. S. 859.

***) Dr. Zinkeiſen a. a. O. S. 858.

†) Atlas Novus Homanni. Norimb. 1744. Charte von *Scandinavia* etc., item von *Polonia* et *Lithuania*.

---

*) Große topographiſche Charte des ruſſiſchen Reichs in ruſſiſcher Sprache.

Im k. b. Hauptconſervatorium der Armee eingeſehen.

Moden in Meſſenien. *) Oder iſt dieſes nicht eine mehr als deutliche Anſpielung auf die Krywitſchen, nordöſtlichſten Slavenſtamm an der Moskwa? Wie die Völker in ihren Wanderungen auf die Hütten, Gegenden und Flüſſe des neuen Vaterlandes ſo gerne die Namen der verlaſſenen Heimath übertragen, wenn ſie übrigens mit den Eigenſchaften der neuen Oertlichkeiten auch in keiner Beziehung ſtehen, iſt eine bekannte Sache. Ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer Gewohnheit findet man an Bereſova, einem Dorf auf der Nordſeite der tzakoniſchen Gebirge. *Bereza* iſt der ruſſiſche Name für Birke und *Berezowa* iſt Birkenfeld, ein mit Birken bewachſener Ort. Jedermann weiß aber, daß die Birke nur in nördlichen Ländern wächſt, in Griechenland aber, ſo wie überhaupt in warmen Himmelsſtrichen, nicht gedeiht und niemals einheimiſch war. Griechenland hat niemals eine Birke geſehen, und doch hat es ein Birkenfeld. — Selbſt den Namen Susdal haben die nordiſchen Wanderer in das byzantiniſche Reich gebracht. Denn wir bedenken uns gar nicht im mindeſten, dieſes Wort in den ſubdelitiſchen Slaven des Conſtantin Porphyrogenitus zu erkennen. In ſeinem Buch über die Ceremonien des byzantiniſchen Hofes wird eine Audienz beſchrieben, welche Michael der Stammler den Slaven gab, die ſich im Gau Subdela empört, dann auf die Berge geflüchtet und zuletzt zu der hohen kaiſerlichen Majeſtät ihre Zuflucht genommen hatten. *) Aus den hiſtoriſchen Nachrichten dieſes nämlichen Autors wiſſen wir, daß unter Michael dem Stammler (J. 842 bis 867) die peloponneſiſchen Slaven das kaiſerliche Joch abgeſchüttelt und einen unabhängigen Staat errichtet hatten, in Folge deſſen ſie ungehindert im ganzen Lande plünderten und verheerten. Zu gleicher Zeit hatte ſich der Aufſtand aber auch über die Slaven der Archontie Theſſalonica verbreitet, deren Unterwürfigkeitserklärung zur nämlichen Zeit mit den Subdeliſchen in die Hauptſtadt gelangte. Zwar kann man jetzt die Lage des Slavengaues Subdela nicht mehr beſtimmen, weil dieſer Name mit vielen andern dieſer Art erloſchen iſt. Man kann ihn daher mit gleichem Recht im Peloponnes, in Theſſalien oder in Macedonien ſuchen.*) Uebrigens erſieht man aus dieſer Stelle, daß die Slaven in ihrem neuen Vaterlande nicht nur den Ortſchaften, ſondern auch kleinern und größern Landestheilen Benennungen aus ihrer Sprache ſchöpften, die wir dann eine Zeitlang mit griechiſchem Zuſchnitte bald mehr, bald weniger verkehrt in den byzantiniſchen Chroniken und Heiligenlegenden finden. Bei Theophanes erſcheint in dieſer Weiſe eine Slavenlandſchaft Belzetia oder Berzitia mit einem Slaven-

---

*) La-Pie, Carte topographique de la Morée.

*) „Χρὴ εἰδέναι, ὅπως ἐδέξατο Μιχαὴλ ὁ Βασιλεὺς Σκλάβους

τοὺς ἀποστατήσαντας ἐν Χώρᾳ τῇ Σουβδελιτίᾳ καὶ ἀνελθόντας εἰς τὰ ὄρη καὶ πάλιν καταφυγόντας τῇ αὐτοκρατορικῇ βασιλείᾳ ...“

Constant. Porphyrogen. de ceremon. aulae byzant. pag. 634. Bonner Ausgabe.

*) S. Reiske Anmerkung zur angeführten Stelle S. 744. Bonner Ausgabe.

fürſten Akamir nördlich von Athen.*) Wie viele von den oben (S. 41) aufgezählten ſieben und dreißig moraitiſchen Gauen ſind offenbar ſlaviſchen Gepräges! Ueberdieß findet man in der Chronik der Frankenkriege auf Morea viele ſlaviſche Ortsnamen, deren Spur heute erloſchen iſt, z. B. Jſova, Veligoſti u. ſ. w. Jm Verzeichniſſe der Suffraganbiſchöfe des Patriarchalſtuhles Conſtantinopel nennt Theodor Balſamon aus dem zwölften Jahrhundert einen Biſchofſitz Subdalia, welcher der Beſchreibung nach am nördlichen Abhange des Balkangebirges war, und zur Zeit Michael des Stammlers nicht zum byzantiniſchen Reich gehörte.**) Nun iſt aber allgemein bekannt, daß die Bulgaren bei ihrem Einbruch in jene Landſchaft mehrere dort ſeßhafte Slavenſtämme austrieben und weiter ſüdwärts gegen Griechenland drängten. Der Name Susdal (denn daß dieſes und nicht Subdal und Subdel die wahre Leſeart ſey, wird niemand läugnen, der einige Kunde griechiſcher Manuſcripte beſitzt, und die Entſtellung fremder Namen in denſelben geſehen hat) wanderte mit in das mittägliche Land, und warum ſoll die Horde Subdala oder Susdala nicht auch unter den Slavengauen des Peloponneſes geweſen ſeyn, welche der kaiſerliche Feldherr Theoktiſtos zum Gehorſam brachte?***) Solche und ſo zahlreiche Aehnlichkeiten können unmöglich ein Spiel des Zufalls ſeyn, und müſſen demnach als erläuternde Commentarien des byzantiniſchen πᾶσα ἡ χώρα ἐσθλαβώθη καὶ ἐγένετο βάρβαρος auf der einen, und meines Lehrſatzes S. 340 der „Geſch. von Morea“ auf der andern Seite, trotz alles Entſetzens meiner Gegner über „ſolche unerhörte Dinge,“ in ihrer vollen Bedeutung zugelaſſen werden.

---

*) Theophan. pag. 318, ed. venet.

**) S. Reiske's Anmerk. zum a. O.

***) Jn einer griechiſchen Handſchrift der canoniſchen Satzungen des Theodor Balſamon in der Laurentiana zu Florenz fand ich die Varianten *Subdala* und *Sugdala*.

Ich habe im größern Werk eine Unzahl ſlaviſcher Namen auf Morea zu erklären geſucht, um den Sinn des Buches dem Leſer begreiflicher zu machen. Manches davon hat man bald mit mehr, bald mit weniger Recht getadelt und verbeſſert. Alle jene Bemerkungen, wo ſich die Kritik begnügte, das ſlaviſche Element in einem Namen anzuerkennen und nur eine andere, ſachgemäßere Erklärung deſſelben anzugeben, nehme ich gerne und mit Dank als eine weſentliche Zugabe und Verbeſſerung meiner Arbeit an, und will nicht mehr darauf zurückkommen. Ganz geirrt habe ich nur in der Erklärung der beiden Ortsnamen Aglakampos und Agrapulokampos, weil ſie in den Reiſeberichten, damals meine einzige Quelle, fehlerhaft geſchrieben waren. *) Die wahre Ausſprache habe ich an Ort und Stelle ſelbſt gehört: Achladókampos und Agrapidókampos, Ἀχλαδόκαμπος und Ἀγραπιδόκαμπος ſpricht man auf Morea, d. i. Holzapfelfeld, Holzbirnfeld. **) Wenn aber Herr K* in den Wiener Jahr-

---

*) Vergl. Geſch. v. Morea S. 285.

**) Von letzterem dieſer Orte ſieht man auf dem Wege von büchern beweiſen will, daß im Gau Sklabochoria liegende und von den ſlaviſchen Ortſchaften Varſova, Trizela, Magula, Sizova und Poloviza umgebene Miſtra ſey ein altgriechiſches Wort und von Μίσος herzuleiten, ſo begeht er einen viel größern Irrthum als ich, der ich nur eine ſchwankende und unſichere Erklärung gegeben, das Weſen des Wortes aber nicht verfehlt habe. *) Denn auf der Inſchrift, welche Leake zu Miſtra gefunden hat, ſtand nicht Μίσα, wie der flüchtige Verbeſſerer behauptet, ſondern Μίσσιος, welches nach Stephanus Byzantius einen Bürger der Stadt Meſſa in der heutigen Landſchaft Maina bedeutet. **) Und überdieß, wenn Leake den Votivſtein zu Miſtra geſehen hat, ſcheint Herr K * nicht zu wiſſen, daß derſelbe mit andern Baumaterialien, Holz, behauenen Steinen und Säulen von Alt-Sparta dahin gebracht wurde zur Zeit, als das ſlavi-

---

Miſtra nach Lundari noch einige Spuren auf einem traurigen Steinfelde. Uebrigens wußte Hr. K * ſelbſt auch nicht, wie Agrapulocampus zu erklären ſey.

*) Die Leſeart Miſithra, von welcher ſich der Verfaſſer im Werke über Morea nicht loswinden konnte, iſt durchaus unſtatthaft, und nur aus der natürlichen Schwierigkeit entſtanden, welche die byzantiniſchen Griechen und die italieniſchen und franzöſiſchen Chroniſten in der Ausſprache des ſlaviſchen Miſtrà (lautet beinahe wie Mſtrà) gefunden haben.

**) I found an inscription at Mistrà, containing the name of a man with the adjunct Μίσσιος, which we learn from Stephanus to have been the gentil adjective of Messa, and show that the man was a citizen of this place.

Leake Travel in the Morea, tom. I. pag. 286.

ſche Miſtra an der Halde des Schloßberges als Hauptſtadt der Gegend, als Sitz der Regierung und der vornehmen Geſchlechter gleichſam neu erbaut und eingerichtet, Alt-Sparta aber verlaſſen und abgebrochen wurde. Dann will Herr K * auch nicht geſtatten, daß ſlaviſche Wörter auf —ſtra endigen, um gegen mich zu beweiſen, daß Miſtra ein helleniſcher und kein ſlaviſcher Name ſey. Die ruſſiſchen Appellativ- und Eigennamen Seſtra, die Schweſter, auch geographiſche Benennung verſchiedener Flüßchen Zisdra, Biſtra, Oſtra, Iſtra, und überhaupt die ſlaviſchen Biſtra und Oſtra, die böhmiſchen Orte Miſtrav, Muſtra, Miſtrav und Kiſtra (bei Laun im Saatzerkreiſe) beweiſen hinlänglich, daß Herr K * auch in dieſem Punkte ganz Unrecht hat. Denn Herr K *, der ſo große Gelehrſamkeit in den ſlaviſchen Sprachen zeigt, wird wiſſen, wo man folgende Verſe lieſ't:

Od adrie *bistra* morra
Do ledena morro ockolo…

Wer Miſtra ſelbſt geſehen hat, wird augenblicklich erkennen, daß unter allen Auslegern dieſes Wortes Hr. Dr. Zinkeiſen allein das Wahre getroffen hat. Slaviſch iſt es, und zwar ruſſiſch, mag man es von Mys oder von Miſa ableiten, wovon das erſtere einen ins Meer oder in das flache Land hervorragenden Berg, das andere aber im Allgemeinen eine Vertiefung bedeutet. *) Miſtra liegt auf einem Vorgebirg des Taygetus, am Eingang einer großen Schlucht.

---

*) Dr. Zinkeiſen a. a. O. S. 855.

Wer ſich die Mühe geben will, auf der großen topographiſchen Charte Morea's alle unbezweifelt ſlaviſcheen Berg-, Fluß- und Ortsnamen zu ſammeln, wird finden, daß gerade die von den großen Gebirgsſtöcken ausgehenden Thalſchluchten und Halden vorzüglich von denſelben bedeckt ſind. Von den chelmiſchen Gebirgen ausgehend wandert man durch Rachau, Krakau, Warſchau, Kamenz und Landſoi nach Glogau, durch Kozau und Englenau nach Züllichau; beſucht Pernitz, Glanitz, Velitz, Hraditſch (Γραδίτζα), Strezau, Libitz, Strobitz, Werbitz, Sinitz, Buchau, Strutz und Winitz, und nähert ſich endlich über Glatz, Gratz, Agolinitz, Bukowina, Mudritz und Görz dem ruſſiſchen Gebirgsrevier am Taygetus, um dort abermals die Berge Chelm und Malevo, und die Ortſchaften Warſchau, Sagan, Krybitſch, Polowitz, Lukau, Chlumitz, Sitzau, Lützen, Platz, Stratz, Palau, Laitz, Nomitz und Kozau zu ſehen. Die Vorſtellung alſo, daß ſich eben in dieſen gebirgigen Theilen des Peloponneſes bedeutende Ueberreſte alter Einwohner erhalten haben, erſcheint demnach als durchaus unkritiſch und kann nur in der Einbildung ihren Grund haben. Wo findet man heute auf Morea noch altgriechiſche Ortsnamen, um ſie den vorangehenden entgegenzuſtellen? Ueberhaupt wer immer in dieſem Gegenſtand eine gründliche Einſicht zu erlangen und ein ſachgemäßes Urtheil zu fällen gedenkt, kann nur durch ein ſorgfältiges Studium des Bodens dahin gelangen.

Wir werfen hier noch einmal die Frage auf: welcher

Sprache der Landesname Morea angehöre? Daß er nicht griechiſch ſey, hat man zugegeben; ſlaviſch aber, ſagt Herr K. in den Wiener Jahrbüchern, ſey er auch kaum, weder in der Form Morea, noch in der von mir angenommenen und aus dem ſlaviſchen More abgeleiteten Form Moreas. Was die Bildung dieſes Wortes betrifft, kann nur die im Volke ſelbſt übliche, d. i. *ὁ Μορεᾶς, τοῦ Μορεᾶ* in Unterſuchung kommen, denn im Lande hört man weder Morea, noch irgend eine andere in europäiſchen Druckſchriften aufgeführte Variante dieſes Namens. Ich habe in meiner erſten Behandlung dieſes Gegenſtandes den Stamm des Wortes von ſeiner Endung ſorgfältig unterſchieden und getrennt, wie ich es bei derſelben Gelegenheit an den Landnamen Po-mor-ania beobachtet habe. Nur den Stamm, den Kern des Wortes hat man für ſlaviſch erklärt, nicht die Endungsſylbe, mit welcher man nichts zu thun hatte. Die Kritik dagegen hat ſich auf die Schlußſylbe — *ᾶς* geworfen und mit Gelehrſamkeit zu beweiſen geſucht, daß bei der angegebenen Erklärung des Wortes More-as dieſe Endſylbe gegen die Geſetze der ſlaviſchen Grammatik ſey, da es in dieſem Sinne *pomorje*, *primorje*, *wzmorje*, *pomorska*, *primorska* heißen müßte. Dieſes wird niemand läugnen, und konnte auch niemand unbekannt ſeyn, der ſich mit ſolchen Dingen beſchäftigt.*) Man hat nicht geſagt, daß dieſer Name im Munde der moraitiſchen Slaven des ſechsten und ſiebenten Jahrhunderts Moreas gelautet habe. Dieſes kann Herr K. ſo wenig als irgend ein anderer wiſſen, da man kein ſchriftliches Slavendenkmal aus jenem Zeitalter weder gefunden hat, noch jemals finden wird. Das Wort iſt durch griechiſch Redends und Schreibende zu uns gekommen. Die Bemerkung meines Gegners in dieſem Punkt iſt eben ſo viel, als wenn jemand die ſlaviſche Abkunft der Namen Lodomerien, Galizien, Leipzig und Warſchau läugnen wollte, weil ſie auf Slaviſch Wlodimir, Halitſch (Ruſſiſch Galitſch), Lipsk und Varſova lauten müßten. Wer kann wiſſen, wie man vor mehr als tauſend Jahren das Wort Moreas geſprochen, ob ſich indeſſen nicht ein Buchſtabe, eine Sylbe im Volksmund abgeſchliffen, ob ſich nicht ein Vor- oder Nachſatz verloren habe? Liegt denn in Po-Morje, Wz-Morje, Po-Morska, nach der Ausſprache der heutigen Peleponneſier, nicht deutlich Morià, Moreà, Moreàs verborgen? Keine Wortendung im Slaviſchen iſt häufiger, als die auf —olje und —orje. Im Munde der Einheimiſchen wird das ε in *Μορεᾶς* heute noch beinahe ganz verſchlungen, und der Ton ganz auf die letzte Sylbe gelegt, ſo daß man nie deutlich unterſcheidet, ob ſie *Μοριᾶς* oder *Μορεᾶς* ſprechen. Der griechiſche Volksdialekt ſchleift ab und verſchlingt, z. B. *Παρίσσος* ſtatt *Κυπάρισσος*; der deutſche dagegen dehnt aus und macht aus einfachen Vocalen Doppellaute, z. B. Leipzig ſtatt Lipsk, Meiſſen ſtatt Miſa. Sind etwa die unbeſtritten norddeutſchen Slavenkantone Morim, Plonim,

---

*) Der kleinſte Leitfaden der ruſſiſchen Sprachlehre, z. B. des Hrn. Erdmann Schmidt, gibt in ſolchen Dingen hinlängliche Auskunft, um von Stulli's illyriſchem Wörterbuche, welches ganz geleſen wurde, nichts zu erwähnen.

Parchim und Moracia (Morraſſon, Morezini im Chronicon Gottvicense) den ſlaviſchen Sprachformen näher als das griechiſche Slavenwort Μορεᾶς, beſonders wenn man von Moracia die lateiniſche Endungsſylbe wegläßt, wo dann das reine Morás, d. i. Moreás übrig bleibt? Meine Gegner haben dieſes alles klüglich mit Stillſchweigen übergangen, weil die deutſchen Slavengaue Morim und Moreás ein zu lautes und zu unverwerfliches Zeugniß für meine Lehre ablegen. *) Was nun dieſes ſlaviſche Moreás in Norddeutſchland bedeutet, denſelben Sinn hat auch das Moreás in Griechenland. Ich will es glauben, daß vielleicht — denn meine Gegner wiſſen hierin gar nicht mehr als ich — der Begriff See, Seeland, Ebene (campique liquentes) nicht darin liegt; folgt aber deßwegen, daß es ganz und gar nicht ſlaviſch ſey? Weiß man etwa ſchon, was die Hermionen, Ingävonen, Iſtävonen in Tacitus Germania bedeuten, und wie die Namen der fünf uralten Heldengeſchlechter der Bajuwarier mit dem Worte Bayer ſelbſt zu erklären ſeyen? Und doch liegt in allen dieſen Wörtern ein Sinn verborgen, weil ſie nur Appellative ſind. Ja ſelbſt über den Sinn des Wortes Slave wird noch geſtritten, und doch wird niemand läugnen, daß es ſlaviſch ſey. In jedem Lande vermögen ſelbſt die Eingebornen nur in wenigen Fällen den Sinn ihrer Stadt-, Berg-, Fluß- und Landesnamen gehörig zu erklären. Ich habe einen Verſuch dieſer Art mit dem peloponneſiſchen Μορεᾶς

---

*) Vergl. Geſch. von Morea S. 245.

gemacht, welchen Herr K. nicht will gelten laſſen. Nun ſage uns Herr K., was denn *Μορεᾶς* eigentlich zu bedeuten habe? Er antwortet uns, daß es kaum ſlaviſch ſey; mehr weiß er nicht zu ſagen. Griechiſch iſt es nicht, darüber iſt man einverſtanden; türkiſch iſt es auch nicht; Albaneſiſch eben ſo wenig; an germaniſch und lateiniſch iſt nicht zu denken. Einen Sinn muß es aber doch haben. Es bleiben nur noch die Slaven übrig, von denen es ſattſam erwieſen iſt, daß ſie das ganze Eiland überſchwemmt und ſich — gleichviel ob friedlich oder mit Gewalt — in allen Theilen deſſelben, Binnen- und Küſtenland, Berg und Ebene als Bebauer niedergelaſſen haben. Sie wohnten nicht allein im Innern, wie Dr. Zinkeiſen zugibt; ihre Sitze reichten auf allen vier Seiten der Halbinſel bis dicht an den Strand, d. i. von Ezero an der Eurotasmündung bis Voſtizza am korinthiſchen Meerbuſen, und von Praſto in Tzaconien bis nach Chlumutzi am Weſtende von Elis. Die Leute, welche die helleniſchen Gebirge Parnon, Chronius und Cyllene in ihrer Sprache Chelm und Malevo; die Flüſſe Pamiſus, Pirus und Heliſſon aber Pirnatſcha, Kamenitza und Barbutzena; gewiſſe Gegenden in Hellas Subdala, Melingi und Opſchina nannten und Varſova und Glogova bauten, haben auch den Namen Morje oder Moreàs einem gewiſſen Theile Griechenlands gegeben, mag er nun bedeuten, was er will.

Demzufolge halte ich die Bemerkung des Herrn K. am angeführten Orte der Wiener Jahrbücher nicht nur für ganz unwiſſenſchaftlich und unkritiſch, ſondern auch für beſonders leichtfertig und eines redlichen und einſichtsvollen

Ge-

Gelehrten nicht beſonders würdig, weil er ſie nur in Folge eines ganz oberflächlichen Dahinfahrens über den Gegenſtand machen konnte. Mit Recht hat man ſich daher verwundert, daß ſo gelehrte Männer, wie Hr. Dr. Zinkeiſen (S. 840), und Hr. Prof. Heilmaier in ſeinem vortrefflichen Programm (S. 21) in der eben angezogenen Kritik des Hrn. K. überhaupt etwas Gründliches und ſorgfältig Gedachtes erkennen mochten. Auch ein berühmter Gelehrter in den Heidelberger Jahrbüchern (1831) glaubte die gute und richtige Meinung, die er über dieſen Theil meiner Schrift zu haben ſchien, aus demſelben Grunde durch eine Note wieder beſchränken zu müſſen. Ich zweifle, ob Hr. K. in dieſem einzelnen Punkte ſelbſt wirklich glaubte, was er ſchrieb. Ueberhaupt herrſcht in der oft genannten Beurtheilung meines Werkes durch Herrn K. ein ganz eigener Ideengang, der ſich etwa unter folgenden Syllogismus bringen ließe: F. in Landshut meint, die peloponneſiſchen Griechen ſeyen in Folge politiſcher Ereigniſſe großentheils zu Grunde gegangen und durch ſlaviſche Einwanderer erſetzt worden, und führt unter andern Beweiſen ſeiner Behauptung an dritthalbhundert ſlaviſche Ortsnamen Morea's an: von dieſen hat er aber (angeblich) zwölf — in der That aber nur ein Paar — unrichtig verſtanden, *ergo* hat er alle falſch ausgelegt, iſt ſeine Idee ſchief und er hat unrecht. *Atqui* F. hat recht, denn die Slaven haben ſich wirklich ſoweit in Morea verbreitet, ja eher noch weiter, als er ſagt, da auch die Tzakonen und Maniaten Slaven ſind. *Ergo* haben ſie ſich nicht ſo weit verbreitet, und F. hat ganz unrecht, denn er kann das Bulgariſche vom Ruſſiſchen nicht gelehrt unterſcheiden und hat geſagt, die Slaven ſeyen teufliſche Unholde, und haben ſich in Griechenland ſchlechter betragen, als die Deutſchen in Italien.

Der ſcharfſinnige Dr. Zinkeiſen, der das Seichte in Hrn. K * s Einwurfe zu fühlen ſcheint, verſchanzt ſich immer hinter den Umſtand, daß die Byzantiner von einer Verwandlung des Peloponneſes in ein Moreas vor dem dreizehnten Jahrhunderte nichts melden, und dann nur in einer oder zwei Stellen ſich dieſes neuen Ausdruckes bedienen, um wieder auf ihr Πελοπόννησος zurückzufallen. Ich ſehe aber gerade in dieſem Umſtande den beſten Beweis, daß dieſe Umänderung des Landnamens keine griechiſche Schöpfung iſt, weil ſonſt die griechiſchen Autoren den Gebrauch deſſelben nicht verſchmäht hätten. Und dann erzählen dieſelben Gelehrten auch nicht, daß Athen viele Menſchenalter ein Olivenwald geweſen, Sparta verlaſſen und abgebrochen und die Landſchaften Attika und Böotien gänzlich in den Beſitz der Albaneſen gekommen ſeyen. Und doch iſt dieſes alles geſchehen. Nicetas von Chonä ſagt irgendwo, er verſchmähe es, die Geſchichte ſeiner Zeit nach Eroberung Conſtantinopels durch die Franken fortzuſetzen, um ſein Vaterland an den Barbaren zu rächen, und zwar, daß niemals einer ihrer Namen zu Kunde der Nachwelt gelange. Dieſe Stelle hätte Hrn. Zinkeiſen aufmerkſam machen ſollen. Uebelwollen der einen, Purismus oder Unwiſſenheit der andern erklären in dieſem Punkte alles. Ein merkwürdiges Beiſpiel, wie unkundig ſelbſt Griechen der höchſten und gebildetſten Claſſe in den Geſchichten ihres Vaterlandes und wie kindiſch ſie manchmal in ihrem Urtheile waren, liefert unter andern auch Phranzes, Miniſter und Geſchichtſchreiber der letzten Zeiten des byzantiniſchen Reiches. Als man Mauern und Streitthürme an der Landenge von Korinth gegen die Einfälle der Osmanli wieder herſtellte, wurde eine Inſchrift aus dem Zeitalter Juſtinians I gefunden, der bekanntlich ebenfalls die Landenge mit einer langen Mauer verſchloſſen hatte, um den Peloponnes gegen die Slaven zu ſchirmen. Phranzes bemerkt hiezu: Instauraverat primus Justinianus (Hexamilon) *non quidem necessitate aliqua, cum ei pareret orbis paene universus; sed quod id laudabile videretur.* *) Welche Folgerungen könnte man aus dieſer Phraſe ziehen, und zwar ganz im Sinne meiner Gegner! Es iſt nicht genug, die Byzantiner zu leſen, es ſind auch gewiſſe Kenntniſſe nöthig, um ihre Nachrichten zu beurtheilen.

Das barbariſche Wort Moreas erſcheint erſt in dem Augenblicke, wo der Peloponnes in die Gewalt europäiſcher Krieger fällt, und in der Perſon eines franzöſiſchen Edelmanns einen unabhängigen Gebieter empfängt, der als ſouveräner Herr mit Kaiſer Michael von Nicäa Krieg führt. Vor jenem Zeitpunkte wußte man im barbariſchen Europa nichts von der Lage und von den Bewohnern dieſer Halbinſel. Wie hätte man den Namen derſelben wiſſen ſollen? Die franzöſiſchen Ritter hörten das Land bei ihrer Landung von den Eingebornen Moreas nennen, und bedienten ſich dieſes Ausdrucks ſofort in ihren Berichten, weil ſie als ungelehrte Männer von dem Alterthum und einem Peloponnes nichts wußten. Hätten die Franken das Eiland früher eingenommen, wäre ſein ſlaviſcher oder einheimiſcher Name auch früher zu unſerer Kunde gekommen. Die kaiſerliche Regierung in Conſtantinopel mochte es in ihren amtlichen Erlaſſen immer Peloponneſos nennen, und die Gelehrten der Hauptſtadt beim claſſiſchen Ausdrucke bleiben, wie ſie ſtatt Bulgarien und Serbien immer Triballia und Myſia ſchreiben; ſo nannten doch die Eingebornen ihr Vaterland immer Moreás bis auf den heutigen Tag, und kein Geſetz, keine Ordonnanz irgend einer Regierung wird Kraft genug haben, dieſen Namen abzuſchaffen. Es wäre eine Revolution in der Bevölkerung nöthig, um ihn zu beſeitigen, wie eine nöthig war, um ihn einzuführen. Der Hypodiakon Damaſcenus vom Kloſter Studium bedient ſich in ſeiner 53ſten Homelie freilich des Ausdruckes τοῦ Μωρέως und τὸν Μωρέα, weil ſeine Vorträge auf die gemeinen Leute im romäiſchen Lande berechnet waren.*)

---

*) PHRANZES. Hist. lib. 1. cap. 34 et 38, latein. Ueberſ.

---

*) τότε ἀπεστάλθησαν οἱ ἀρχιερεῖς εἰς πᾶσαν τόπον νὰ στερεώσουν τὰ δόγματα τῶν πατέρων (die Verurtheilung des Arius und ſeiner Lehre auf dem erſten Concilium zu Nicäa) . . ὁ δὲ Ἀλέξανδρος, ὁ ἐπίτροπος τῆς Κωνσταντ . . . εἰς τῆς κεφάλης τὰ μέρη καὶ ἐς ὅλα τὰ κάστρη τοῦ μωρέως, ἀλλὰ καὶ εἰς τὴν Θεσσαλονίκην καὶ ἐς τὴν Λάρισσαν, καὶ ἐς τὴν αὐλῶνα καὶ ἐς τὰ ἐπίλοιπα τὰ κάστρη, ὅσα εἶναι ἀπὸ τῆς Θεσσαλονίκης τὰ μέρη ἕως τὸν μωρέα. — Die Blätter ſind nicht numerirt. Der falſche Accent Μωρέως fällt nicht dem Hypodiakon, ſondern ſeinen Herausgebern zur Laſt, welche nicht wußten, wie das Volk dieſen Namen ausſpricht. — Der vollſtändige Titel dieſes Buches heißt:

Allein die Literatoren wiſſen das Zeitalter nicht auszumitteln, wann dieſes Volksbuch eigentlich geſchrieben wurde. Die angezogene Stelle beweiſ't demnach auch nichts weiter, als daß der Peloponnes im Munde der Eingebornen, ſo wie des ganzen gemeinen Volkes in Romania damals Moreàs genannt wurde, während ſich alle jene, die gut Griechiſch ſchreiben wollten, zu jeder Zeit des alten Ausdrucks bedienten. Uebrigens iſt es eine der allgemeinſten Erſcheinungen, daß ein und daſſelbe Land und Volk bei den Eingebornen einen ganz andern Namen führt als bei den Fremden. Was z. B. dem Deutſchen Böhme heißt, wird beim ſlaviſchen Inländer Tſchech genannt. In gleicher Weiſe wird in den Büchern byzantiniſcher Gelehrten eine Provinz *Πελοπόννησος* genannt, während ſie bei den Einwohnern den ſlaviſchen Namen Moreàs trägt.

Daß man heutzutage auf Morea, ſo wie in den übrigen Gegenden des nördlichen Hellas nicht überall Albaneſiſch,

---

Βιβλίον ὀνομαζόμενον

Θήσαυρος

ὅπερ συνεγράψατο ὁ ἐν Μοναχοῖς Δαμασκηνὸς ὁ ὑποδιάκονος καὶ στουδίτης ὁ Θεσσαλονικεύς. — Τὸ παρὸν τετύπωται Ἐνετίῃσιν παρὰ Ἀντωνίῳ τῷ Πινέλῳ etc.

Ἔτι ἀπὸ τῆς ἐνσάρκου οἰκονομίας τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰυ χῦ ᾳχγ΄· (Venedig 1603).

In italieniſchen Literargeſchichten findet man auch den Titel: Damasceni hypodiaconi Thessalonic. Studitae Conciones in festa anni idiomate graeco-vulgari, ed. Antonius Pinellus. Venet. 1628 und 1647. — Uebrigens hat Damascenus ſeinen im Volksdialekt geſchriebenen Predigten eine kurze Vorrede an den Leſer in helleniſcher Sprache vorangeſchickt.

wie auf Hydra, wie in Attika und Böotien, Slaviſch aber ſo viel man weiß, daſelbſt nirgends mehr ſpricht, darf niemand befremden, wenn er die Zeit von mehr als tauſend Jahren, die ſeit Einwanderung der nordiſchen Völker verfloſſen iſt, und dann die lange Herrſchaft der byzantiniſchen Griechen in Rechnung bringt, während welcher die Religion geändert, Verwaltungsform und Nationalſitte auf gewaltſamen Wegen unterdrückt, gräciſirte Klein-Aſiaten eingeführt, Griechiſch redende Weiber in ſlaviſche Familien, wie ſpäter in die albaneſiſchen verpflanzt, und der wechſelſeitige Handelsverkehr mit allen Neugriechiſch redenden Provinzen des Reichs eröffnet wurde. Ich frage entgegen: Wie iſt die ſlaviſche Sprache in den anerkannt ſlaviſchen Ländern Mecklenburg, Pommern, ganz Brandenburg, Schleſien, Sachſen und Inner-Oeſtreich ſo gänzlich erloſchen und die deutſche an ihre Stelle getreten, ungeachtet dieſe genannten ſlaviſchen Landſchaften Deutſchlands dem Flächeninhalte nach wenigſtens acht Mal größer ſind als der ganze Continent des neuen griechiſchen Königreichs? Man weiß aber, daß es z. B. brandenburgiſche Fürſten aus dem Hauſe Hohenzollern gegeben hat, die das ſlaviſche Idiom in ihren Staaten bei Todesſtrafe verboten. Gewalt und nicht Ueberzahl deutſcher Sieger, wie es jemand geltend machen will, hat die ſlaviſche Sprache aus Norddeutſchland verdrängt. Oder hat man etwa ſchon vergeſſen, was Joſeph II in dieſem Sinne gegen den Dialekt der Tſchechen unternommen hat? Auf demſelben Wege der Gewalt, wie die brandenburgiſchen Fürſten, erreichten die Chaliphen Walid I und der wahnſinnige Hakem ihr Ziel, die Ausrottung der griechiſchen, koptiſchen und nabatäiſchen Sprachen in Aegypten, Syrien und Babylonien. Die neuen griechiſchen Gutsherren, denen man nach Ueberwältigung der moraitiſchen Zupane das ſlaviſche Landvolk überließ, werden zu denſelben Mitteln gegriffen haben, wie die deutſchen Barone, wie die arabiſchen Emire und wie die Osmanli im Innern Klein-Aſiens, um ihren Glauben und ihre Redeweiſe den Beſiegten aufzuladen. Denn man darf niemals vergeſſen, daß das ſlaviſche Eiland Morea auf dem Wege der Eroberung zum griechiſchen Reiche gekommen iſt, und alles zu erdulden hatte, was vom einem Sieger, der eine andere Religion bekennt und eine andere Sprache redet, über Beſiegte verhängt werden kann. Mit den Gutsherren waren auch Mönche in Schaaren, wie einſt nach Bulgarien, ſo auch nach Morea gekommen, um das heidniſche Landvolk zu unterrichten und zu taufen: man baute Klöſter, Kirchen, legte neue Ortſchaften mit Namen von Kirchenheiligen an, errichtete Schulen,*) ſchickte Obrigkeiten und Steuereinnehmer bis in die entlegenſten Winkel des Gebirges, ſpannte mit Einem Worte das ganze Netz der byzantiniſchen Staats- und Verwaltungseinrichtung über die neue Provinz. Obwohl die byzantiniſchen Schriftſteller es nicht namentlich bemerken, ſo weiß man doch, daß es bleibende Staatsmarime der Regierung war, ſo wie ſie ſich einer ſlaviſchen Provinz Griechenlands bemächtigte, einen Theil der barbariſchen Bevölkerung, beſonders aber die höhere Claſſe nach Anatolien zu verſetzen und dagegen Aſiaten in ihre Stelle nach Europa zu verpflanzen, um endlich ein ganz gleichartiges Gemiſch an Sprache, Religion und Lebensweiſe zu erzielen. Die Slaven Griechenlands wurden, nach zerſtreuten Angaben bei Theophanes, Cedrenus, Zonaras und Porphyrogenitus in Lydien, Myſien, Paphlagonien und Bithynien angeſiedelt, in welchen Ländern jetzt noch viele ſlaviſche Ortsnamen zu finden ſind, die aus jener Zeit herſtammen.*) Dagegen führte man Myſier, Paphlagonier, Bithynier und Lydier nach Hellas und Peloponnes. Dieſe Verſchmelzungen geſchahen großentheils durch gewaltſame Mittel, worin ſich beſonders Kaiſer Nicephorus, jener Soldatenfeind und Verächter aller Religion und Volksſitte, im Beginn des neunten Säculums, das iſt nach der Eroberung eines großen Theiles des ſlaviſchen Peloponneſes durch den Sieg bei Patras, hervorthat. Im achten Jahre ſeiner Regierung, d. i. um 809 n. Chr., ließ er in allen Thematen des Reichs gleichſam ein Treibjagen

---

*) Als unter Romanus Reichsverwaltung (912—914) die Bulgaren Hellas bis an die Landenge bei Korinth verheerten, floh St. Lucas vom Berge Joannitzes in den Peloponnes und beſuchte die Schule zu Korinth, um leſen zu lernen, fand aber die Schüler zu laſterhaft und blieb weg.

Acta Sanctorum Bolland, Vita S. Lucae jun.

---

*) Das ſlaviſche Zagora fehlt auch in Aſien nicht, es liegt an einer der Mündungen des Halys, jetzt Kiſil Irmak. Itinéraire de Tiflis à Constantinople par le Colonel Bottiers, pag. 274. —
Vergl. *Historia Thessalonicae* (S. 65), eine durch Gründlichkeit und Neuheit gleich merkwürdige Abhandlung des Hrn. Prof. Tafel in Tübingen. Der berühmte Verfaſſer geht ſeinen eigenen Weg, hat aber deſſen ungeachtet meinen Anſichten über Neugriechenland ein großes Gewicht beigefügt.

halten und die Chriſten als Landesverwieſene in die ſlaviniſchen Länder wegführen, ihre Güter aber zum Vortheile des Fiscus verkaufen.[*] Dieſes geſchah gerade im zweiten Jahre nach der Patraſſer Schlacht, welche den Byzantinern das ſlaviſche Morea öffnete, *τῆς δὲ χώρας ἁπάσης — τῆς Πελοποννήσου — τοῖς Ῥωμαϊκοῖς σκήπτροις ἐπανελθούσης*. Die Verheerungen Anatoliens und der Inſeln durch die Saracenen brachten überdieß noch manche Flüchtlinge, Griechen und Miſchlinge des Orients unter die Slaven Morea's, und ſo erwuchſen endlich aus den verſchiedenſten Elementen unter Tumult, Aufruhr und Elend aller Art jene neugriechiſchen Moraiten der mittlern Zeit, zu denen ſich dann ſpäter noch in mehr als zweihundertjähriger Herrſchaft der Franken neue Zuſätze aus den Abendländern und zuletzt auch die alles zerſtörende Fluth der albaneſiſchen Coloniſten geſellte.

---

[*] Anno octavo imperii sui Nicephorus post multas impias animadversiones, militiam prorsus humiliare tractans, Christianos exules ex omni themate in Sclabinias ferri jussit, horum autem substantias venumdari.

Bibliotheca maxima Patrum, tom. 13, pag. 314. edit. Lugdun. —

In dieſer Stelle liegt auch die beſte Antwort auf das Geſchrei, welches Hr. Dr. Zinkeiſen (a. a. O. S. 733) gegen den Satz unnöthiger Weiſe erhoben hat, daß Griechenland ſelbſt in griechiſchen Schriften des achten und neunten Jahrhunderts häufig *Σκλαβινία* genannt wird. (S. Geſch. von Morea S. 202). Wo waren die Sclabinià, in welche Nicephorus die Aſiaten ſchleppen ließ? Es waren die Ebenen von Macedonien, Theſſalien und der neubezwungene Peloponnes. Alles übrige Land in Europa außer Thracien, gehörte den Bulgaren, welche zwei Jahre nach dieſem Ereigniß Nicephorus mit ſeiner ganzen Armee erſchlugen. Die Herren K. und Z. würden beſſer thun, in Beurtheilung fremder Studien etwas vorſichtiger zu ſeyn.

Uebrigens iſt in der Sprache des gemeinen Volkes auf Morea eine viel größere Zahl ſlaviſcher Wörter im Schwunge, als man ſich in Europa gewöhnlich einbildet. Γλήνα, Glina, nannte uns ein Mann aus Pyrgos die Töpfererde, was das rein ruſſiſche **ГЛИНА** iſt. Selbſt ein bejahrter Morait von vorzüglichen Kenntniſſen und in Europa gebildet, überſetzte die italieniſche Phraſe un gran sasso mit *ἕνα μεγάλο γρεβενό*, welches letztere Wort ebenfalls der ſlaviſchen Sprache angehört. Dieſer Umſtand paßt aber ganz auf ein Land, in welchem es Dörfer gibt, die Landſoi heißen.*)

Jeder Leſer der Byzantiner, ſo wie jeder, der in der Türkei ſelbſt zu reiſen Gelegenheit hatte, weiß, daß nicht nur die Albanier, ſondern auch die Bulgaren und Wallachen des Pindus neben der Mutterſprache auch das Neugriechiſche reden und bereits vor Alters ſchon geredet haben. Aus Cedrenus erſieht man, daß die bulgariſchen Soldaten unter ihrem Chan Symeon im zehnten Jahrhundert bei einer Zuſammenkunft mit dem byzantiniſchen Hofe des Griechiſchen vollkommen kundig waren, was auch der ſpätere Chalkokondylas beſtätigt.**) Wollte man alles ſammeln, was ſich in der Rede gemeiner Moraiten rein Slaviſches oder Slaviſch-Gedachtes jetzt noch vorfindet, könnte die Ernte viel ergiebiger ausfallen, als Manche glauben. *) Ueberhaupt iſt der Einwurf, den man meiner Lehre aus der Sprache eines Theiles der Bewohner Griechenlands entgegenſtellt, unter allen der ſchwächſte und zeigt deutlicher, als jeder andere, daß diejenigen, welche ihn machen, in dieſem Theile der hiſtoriſchen Studien noch Neulinge ſind. Derſelben Bedeutungsloſigkeit fallen die Bemerkungen anheim, die man aus den religiöſen Vorſtellungen, aus gewiſſen Gebräuchen und Formen, aus Neid, Zankſucht und Unbändigkeit der Neugriechen aufnimmt, um die Kinder der alten Zeit in ihnen zu erkennen. Heutzutage weiß jedermann, daß im Laufe des fünften und ſechsten Jahrhunderts das helleniſche Heidenthum mit unverändertem religiöſem Volksglauben und ungetrübtem Farbenſpiele zur Veredlung in die chriſtliche Kirche übergegangen, und daß die Legende mutato nomine an die Stelle der Mythe getreten iſt. Deßwegen findet man unter den albaneſiſchen Landleuten Böotiens zu dieſer Stunde noch in veränderter Benennung die Minerva ταυροφόνος, und in der Stadt Athen, wo nach der allgemeinen Sage dreihundert chriſtliche Capellen an die Stelle der dreihundert Tempel des Heidenthums gekommen, bringt man auch jetzt noch kranke Kinder in die Kirche St. Johannes des Täufers, opfert dem Heiligen, wechſelt das

---

*) An einem der nördlichen Seitenflüßchen des Alpheus im Kanton Gouvás der alten Landſchaft Elis.

La-Pie, Carte topographique de la Morée.

**) Cedren. histor. comp. pag. 459, ed. venet. — pag. 621.

---

ed. paris. — CHALCOCONDYL. pag. 14. edit. venet.; pag. 17. ed. paris.

*) Vergl. Prof. Heilmaiers Programm, S. 20 ff. — Kopitar in den Wiener. Jahrb. 1822.

Kleid und erwartet ſichere Heilung, wie man ſie einſt im alten Marstempel unter ähnlichen Umſtänden und Gebräuchen erwartet hatte.*) Beibehaltung uralter Vorurtheile und religiöſer Praktiken war gleichſam der Preis, um welchen ſich die alte Welt der neuen Glaubenslehre unterworfen hat. Den Albaniern hatten die griechiſchen Mönche und Prieſter ſchon vor ihrer Wanderung, den Slaven aber nach ihrer Niederlaſſung auf griechiſcher Erde Kirchenglaube und Kirchenfeſte gebracht, wie ſie ſelbſt dieſelben ererbt und verſtanden hatten. Die Albanier, uralte Nachbarn Griechenlands, bilden heute die Mehrzahl der Bewohner des neuen Königreichs, und eben dieſe energiſchen Albaneſen ſind es, welche im Freiheitskriege die größten Thaten zu Waſſer und zu Lande verrichtet haben. Kleiderſchnitt, Sitteneinfalt und republicaniſcher Trotz iſt mit dieſem harten Volke aus Epirus nach Griechenland gekommen. Auch haben, nach Stackelbergs Beobachtung, Albaneſen und Wlachi das Meiſte von der alten Tracht.**) Denjenigen, welche im gegenſeitigen Neide, in der Fehdewuth und politiſchen Unbändigkeit einiger neugriechiſchen Bandenführer die alten Hellenen erkennen wollen, muß bemerkt werden, daß man ſolche Erſcheinungen unter gewiſſen Umſtänden bei vielen Völkern findet. Die Staaten des alten Galliens, die lombardiſchen Republiken des Mittelalters und die deutſchen Volksſtämme aller Zeiten, ſo wie die Auftritte zwiſchen den

---

*) So hat der Verf. in Athen ſelbſt gehört.

**) Franz Paſſow's Recenſion über Otto v. Stackelbergs „Trachten und Gebräuche der Neugriechen.“ Berliner Jahrb. f. w. Krit. 1832. Nr. 9 u. 10. —

Häuptlingen Alt-Albaniens ſelbſt, beweiſen es hinlänglich. Was würde man ſagen, wenn jemand die Indier des Pendſchab für Athenienſer erklärte, weil der König von Taxila dem Philoſophen Apollonius von Tyana linnene Kleider ſchenkte, die ganz den Schnitt des attiſchen Ueberwurfs hatten?*) Eben ſo könnte man umgekehrt von der Unerfahrenheit, Trägheit und von gewiſſen Vorurtheilen der ackerbautreibenden Claſſe Griechenlands auf ihre Blutsverwandtſchaft mit einem gewiſſen ſlaviſchen Volksſtamme Dalmatiens ſchließen, von welchem ein neuer und ſcharfſinniger Beobachter eine höchſt nachtheilige Schilderung entwirft.**) Zufällige Aehnlichkeiten dieſer Art machen nirgends einen vollen Beweis. Uebrigens iſt das Gefühl fremden Urſprungs in Griechenland ſelbſt ſo lebendig und unaustilgbar, daß die Bewohner des offenen Landes, ſohin die große Maſſe und der Kern des Volkes ſelbſt mit Einſchluß der albaneſiſchen Bauern, welches alles zuſammen unſere Gelehrten — Hellenen nennen, durch die griechiſchen Stadtbewohner nur mit den ſcythiſchen Namen Wlachi und Bogomili bezeichnet werden.***) Die Albaneſen wälzen zwar die Benennung von ſich ab, rechnen aber, um zu zeigen, was man unter Wlachen verſtehe, die ruſſiſche

---

*) . . . . „τρίβωνι τῶν ἀρχαίων καὶ πάνυ Ἀττικῶν.

PHILOSTRAT. Vit. Apollon. lib. 2, cap. 40.

**) Reiſe durch Dalmatien und Albanien im Jahre 1818. Thl. 2. S. 11. Meiſſen 1822.

***) . . εἴη δ' ἂν Βογόμιλος κατὰ τὴν τῶν Μυσῶν γλῶτταν ὁ τοῦ θεοῦ τὸν ἔλεον ἐπισπώμενος.

HARMENOPOULOS de Sectis ad voc. *Bogomili.*

Sprache zur wlachiſchen. Aus demſelben Grunde nennt man auch von den beiden zwiſchen den Bergen Tſchoka und Rouſa gegen die tzakoniſchen Gebirge hin liegenden moraitiſchen Dörfern Keraſi, das eine Βλαχοκεράσι und das andere Ἀρβανιτοκεράσι, d. i. Slaviſch- und Albaniſch-Keraſi, wie Deutſch- und Windiſch-Matrey in den noriſchen Gebirgen. Sobald ſich aber dieſe Wlachi mit den Stadtbürgern vermiſchen, wie es allenthalben geſchieht, ermangeln ſie nicht, ſich gleich für edler zu halten, und auf ihre Brüder, die Wlachi und Bogomili in den Bauerndörfern mit Geringſchätzung herabzuſehen. Zwar lebt, wie es ſchon lange vor dem Aufſtande Hr. v. Stackelberg bemerkt, unter dieſen Albaneſiſch und Griechiſch redenden Wlachi der Ruf der Hellenen, mit welchem Namen ſie alles Helden- und Rieſenmäßige bezeichnen; aber weit entfernt, ſich ſelbſt als Erben des Ruhmes früherer Bewohner einzuſetzen, worin ſich hingegen nach demſelben Beobachter das Selbſtgefühl der andern Griechen (Ῥωμαῖοι) auch jetzt nicht verläugne, hält der einfache Sinn dieſer Hirten (Arkadiens) die Hellenen für Vorfahren der Franken, für kunſtfertige Fremde, die einſt im Beſitz ihres Landes waren, und erklärt ſich hieraus die häufigen Beſuche der reiſenden Europäer und den Werth, den dieſe auf alle von jenen herrührenden Ueberbleibſel legen.*)

Alle dieſe Gründe zuſammengefaßt, beſeitigen ſelbſt nach den Forderungen einer ſtrengen Kritik jedes weitere Bedenken über die Richtigkeit meines aufgeſtellten Lehrſyſtems.

---

*) v. Stackelberg, Tempelruinen von Phigalia.

Das helleniſche Volk, welches von der Vorzeit des trojaniſchen Krieges bis ins ſechste Jahrhundert nach Chriſti Geburt den Peloponnes und das nordwärts gelegene feſte Land von Hellas bewohnte, iſt heute nicht mehr zu finden; es iſt durch unglückliche Begebenheiten aller Art zu Grunde gegangen oder bis auf völlig unbedeutende Reſte geſchmolzen und mit Fremdlingen ſo vermiſcht, daß ſein urſprünglicher Charakter gänzlich ausgelöſcht und, nach dem Ausdrucke eines meiner eifrigſten und talentvollſten Gegner, ſelbſt die letzten Spuren des althelleniſchen Lebens in der allgemeinen Umgeſtaltung weggetilgt wurden.*) Dieſe Lehre, anfangs nur ein hiſtoriſcher Verſuch, tritt von jetzt an in die Reihe unbeſtrittener hiſtoriſcher Wahrheiten; ſie iſt eine Thatſache geworden, die man ohne freiwillige Verblendung nicht abläugnen kann. Mit der Politik hat dieſe Frage nichts zu thun, ſie iſt ganz wiſſenſchaftlicher Natur und nur für diejenigen geſchrieben, denen an einer richtigen Erkenntniß der Vergangenheit und Gegenwart gelegen iſt. Ihr Ziel iſt weit jenſeits des Wunſches auf Handlungen, Anordnungen und Redeweiſe der gegenwärtigen Zeit in Beziehung auf Griechenland irgend einen doctrinären Einfluß auszuüben. Nenne man Griechenland immerhin Hellas und ſeine Bewohner Hellenen. Sie ſind Hellenen in der That, jedoch neuerer Formation, ſie athmen helleniſche Lüfte und die Sonne des Perikles glänzt noch über ihren Häuptern. Ich habe nur das Intereſſe der Wiſſenſchaft verfochten, zunächſt keine praktiſche Anwendung im Sinne geführt. Es iſt eine Gymnaſtik des Geiſtes im europäiſchen Sinne. Denn Uebungen dieſer Art, die nur ein Europäer unternehmen kann, und welche an und für ſich vielleicht nur gering ſind, haben den Geiſt der Bewohner dieſes Welttheils ſo geſchärft und zu ſolchen Entdeckungen im Gebiete der Natur, der Kunſt und der Wiſſenſchaft geführt, daß ſie durch die Klugheit ihrer Staatseinrichtungen und durch die Geſchicklichkeit im Gebrauche der phyſiſchen Gewalt zur Herrſchaft über das ganze menſchliche Geſchlecht gekommen ſind.

---

*) Dr. Zinkeiſen a. a. O. Seite 708. —

Die Wohlthaten dieſer europäiſchen Geiſtes-Ueberlegenheit dem neuen, zwar rohen und unwiſſenden, aber energiſchen Geſchlechte der Hellenen zu überbringen, welches den Platz der alten phyſiſch und moraliſch verkümmerten und abgenutzten Kinder Deukalions eingenommen, hat die Vorſehung Otto I auserſehen. Wie ein zweiter Cecrops iſt Er aus einem fremden Lande nach Athen gekommen, um die zerſtreuten und alles innern Zuſammenhangs ermangelnden Elemente jener Volksſtämme durch eine neue Geſetzgebung zu verſchmelzen und den Geiſtern insgeſammt das gemeinſchaftliche Gepräge des neuen, von Europa ausgehenden Hellenenthums, d. i. Herrſchaft der Geſetze und Achtung des königlichen Namens einzudrücken. Die zweite große Lebens- und Weltepoche dieſes Landes hat ſomit begonnen, ſie ſteht in keinem Verbande mit der alten Heldenzeit. Die Nacht iſt vergangen und ein jugendlich neuer Tag angebrochen; ein neues unentfaltetes Volk erblicken wir auf der Bühne an der Hand eines königlichen Jünglings, um ſeine Lebensrolle zu beginnen. Und wo wäre ein Fürſt, der das Vortreffliche, was Natur und Erziehung dem Menſchen in phyſiſcher und geiſtiger Hinſicht geben kann, in höherem Maße beſäße und geeigneter wäre, die erhabene Rolle eines Wiederherſtellers und Dynaſtiegründers zu übernehmen als Otto der Erſte? Wir ſind vielmehr überzeugt, daß Gott dieſen Fürſten beſonders erkoren habe, um die Welt mit dem Königthume wieder auszuſöhnen, und den Glanz der Kronen, welchen unglückliche Ereigniſſe in Europa verdunkelt hatten, in ſeiner alten Herrlichkeit wieder herzuſtellen. Er iſt *Rex Helladis*, ein neuer Weltring, an welchem die Menſchengeſchlechter, die tauſend und abermal tauſend Jahre nach uns Europa bewohnen, den Geſchichtsfaden der ottoniſchen Hellenen anknüpfen werden. Beneidenswerthes Loos jenes königlichen Herrſcher-Paares, welches einen ſolchen Fürſten ſeinen Sohn nennen kann! —

Gedruckt: Augsburg, in der J. G. Cotta'ſchen
Verlags-Buchdruckerei.

Fragmente aus dem Orient.

Erſter Band.

Fragmente

aus dem

Orient.

Von

Dr. Jakob Ph. Fallmerayer.

Erſter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

H.Turc 109: 1.2

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1845.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Vorrede VII

I. Waſſerfahrt von Regensburg nach Trapezunt. Im Auguſt 1840 1

II. Landung und erſte Eindrücke in Trapezunt 39

III. Stadt und Weichbild von Trapezunt 48

IV. Der immergrüne Buſchwald von Kolchis und das Höhlenkloſter Sumelas 131

V. Küſtenfahrt nach Keraſunt 193

VI. Sitten, Gebräuche, Lebensweiſe, Verwaltung und öffentliche Zuſtände des Landes Trapezunt 248

VII. Vorwort über Konſtantinopel 297

VIII. Ueber die weltgeſchichtliche Bedeutung der byzantiniſchen Monarchie im Allgemeinen und der Stadt Konſtantinopel insbeſondere 302

Vorrede.

Was der Fragmentiſt über die gegenwärtigen Zuſtände Deutſchlands, beſonders über die Revolution, über die Andächtigen und über die Ruſſen denkt.

Vergeblich ſucht man es noch länger zu verdecken und zu vertuſchen, es bricht überall durch die Rinde hervor und drängt ſich in alle Gemüther ein: Wir Deutſchen ſind in der öffentlichen Meinung Europas auf Null herabgeſunken, ſind außerhalb der heimiſchen Gränzen als Nationaleinheit für nichts geachtet und im großen Wechſelſpiel der Weltgeſchäfte von niemand mehr in Rechnung gebracht. Wir ſind nur noch gemeinſames Objekt und gleichſam Materie des großen Völkermarktes, wo der Fremde auf das „fleiſch- und knochenreiche Thier ohne Kopf“ ſpekulirt und ſeine Fonds auf die Deutſchen legt als Guano für Befruchtung des Ackerbodens in Texas, am Pruth, am Kur und Amazonenſtrom. Politiſch, wir wiſſen es wohl, hat uns der dreißigjährige Krieg getödtet. Daß aber in Folge wiederholter Niederlagen auf dem Gebiete praktiſcher Wiſſenſchaft, der letzten philoſophiſchen Reſtauration zum Trotz, auch das geiſtige Falliment in Ausſicht ſtehe, wo nicht gar — wenigſtens im Sinne der Fremden — ſchon ausgebro[illegible] und öffentlich angeſchlagen ſey, zeigt ſich erſt jetzt allmälig im Hintergrund. Unſere Zeit will die That, nicht die unfruchtbare Idee und das leere Wort wie es von jeher in Deutſchland üblich war. Das größte Kleinod ſelbſtſtändiger Nationen — den äußern Kredit und das öffentliche Zutrauen auf nachhaltige innere Kraft und expanſive Wirkſamkeit — haben wir verſcherzt. Nicht daß es uns in der Meinung der Nachbarn an phyſiſchen Hülfsmitteln, an materiellen Kräften und nervigem Arm gebräche, um eine der erſten Rollen im europäiſchen Drama auszufüllen, nein, das geiſtige Geſchick und die Fähigkeit, die natürliche Kraft nach Sinn und Takt fruchtbar anzuwenden und zu rechter Zeit und in ſchicklicher Weiſe thätig zu ſeyn, ſprechen ſie uns völlig ab; ja ſie berechnen ſchon voraus den Termin, wann das Wort „Deutſchland" auf der Mappe des Welttheils nicht mehr zu ſehen iſt. Und während man bei uns faſt ſtündlich mit Sorge dem Erlöſchen des osmaniſchen Sultanats entgegenſieht und ſich vorläufig über die, ohne unſere Mitrede zu vollziehende Beutevertheilung unmaßgebliche Conjekturen macht, erwägen die freundlichen Nachbarvölker für ſich in der Stille, welche Trümmer des zerfallenden germaniſchen Staatskörpers dem Intereſſe eines jeden der Adſpiranten am beſten ſtünden. Denn daß wir in der zerbröckelten Ordnung zwiſchen zwei rührſamen Koloſſen eingeengt in die Länge unzermalmt beſtehen können, glaubt außer den Deutſchen ſelbſt in Europa niemand mehr.

O das glückliche und beneidenswerthe Frankreich! Es hat die Erinnerungen ſeiner glorreichen Leiden und ſeiner Revolution; es hat Napoleon und die Bewunderung aller Zeiten und aller Nationen; es hat was Deutſchland fehlt, es hat die Männer der That und der Intelligenz; es hat was wir nicht haben und niemals haben können, eine lebendige Geſchichte unſterblicher Thaten und unvergänglichen Ruhmes, das großartige, erhabene, kunſtreiche Drama unſerer Zeit, dem wir nichts als Eggena-Wangenberg-Cattiſche Jordans-Juſtiz, Arnim's Polizei-Genie und die „Wallfahrt nach Trier“ entgegenzuſtellen haben. Das ſind freilich auch große Thaten, und beſonders ſind es klare

Gedanken in anmuthigem leichten Styl! Aber dennoch gewinnt Reichthum und elegante Einfachheit im Periodenbau des „kleinen Provençalen“ dem Sieben-Eiſen-Solen-Satz des deutſchen Kirchen-Rolands gegenüber auch hier das Spiel! Man erwartet vom billigen deutſchen Leſer, er werde dieſem Ausruf der Bewunderung fremder Größe und fremden Glückes, eigener Bedrängniß gegenüber, keine unpatriotiſche und falſche Deutung unterlegen. »*Contemni turpe est, legem dare superbum*« lieſt man ja ſchon im Petronius!

Am weiteſten in der Schätzungslinie haben uns unter allen politiſchen Rechenmeiſtern die Ruſſen zurückgeſtellt, vermuthlich weil man die profunden Studien deutſcher Metaphyſiker über die „Conſtruktion der Weltentwickelung“ zu Nowgorod noch viel weniger als an der Seine und Themſe zu würdigen verſteht. Ruſſiſchen Anſichten nach gehören die deutſchen Stämme mit Moldo-Wlachen und Bulgaro-Gräken ungefähr in eine und dieſelbe Kategorie und genießen ungefähr denſelben Grad politiſcher Achtung und Ehrenhaftigkeit, den man genannten Miſchlingsvölkern an der Newa zu gewähren pflegt. Und beſteht ein Unterſchied, ſo iſt es nicht moraliſche Würde, nicht höhere Befähigung zur Herrſchaft, es iſt unſere Sklavencapacität, es iſt Knochenhaftigkeit und ſchmiegſamer Sinn, was uns im Moscowiter Tarif etwa noch über Moldo-Wlachen und Bulgaro-Gräken ſtellt.

Mit der ruhigſten Unverſchämtheit in Wort und Miene, ja ohne auch nur zu ahnen daß ſie uns kränken können, behaupten die Ruſſen, wir Deutſchen tragen den Stempel der Knechtſchaft, der politiſchen Imbecillität und Verkommenheit, nach Art gewiſſer hoffnungsloſer Stämme, offen und leſerlich an der Stirne geſchrieben, und es frage ſich nicht ob, ſondern wann, wie und wem wir Zins und Robot zu leiſten haben. Die Türken außer Beſitz zu ſtellen und die äſthetiſch-empfindſamen Niemetzſtämme in die Schlinge zu ziehen, iſt Seele und Leben des Ruſſenthums. Die Hälfte der Arbeit, ſagen ſie, iſt bereits gethan, da wir die Zertrümmerung des weiland galliſchen Joches bei eigener Unmacht anerkanntermaßen ruſſiſchem Heldenmuthe allein zu verdanken haben und dem „Befreier“ nach allem Rechte in ewiger Schuld verpfändet ſeyen. Auch ſehen die Ruſſen jedesmal einander bedeutſam an und lächeln ſpöttiſch, wenn in Büchern und Reden deutſche Freiheit als einheimiſches Produkt deutſcher Erde geprieſen wird. Helleniſche Rodomontaden über eigenkräftiges Seyn, und deutſche Siegerhymnen haben in Rußland gleichen Werth. Beide, Griechen und Deutſche, ſind als unentfliehbare Beute bereits in Einnahme geſtellt und für künftige Disciplin in ruſſiſchen Liſten vorgemerkt. An der Zeit iſt nichts gelegen, der Moskowiter rechnet auf die Ewigkeit ſeines Staates, und eben weil er niemals Eile hat, gelangt er am ſicherſten zum Ziel.

Wende man nicht ein, daß uns Staatsverträge, fremde Garantien und diplomatiſche Aktenſtücke in beſter Form vor ſolcher Gefährlichkeit ausdrücklich ſicherſtellen und der Fragmentiſt in libyſcher Melancholie vielleicht Dinge ſieht, die gar nicht ſind. Wer wüßte denn aber nicht, daß geſchriebenen Texten meiſtens ein ungeſchriebener als authentiſcher Interpret und Commentar zur Seite geht und daß Brief, Urkunde und des Diplomaten Unterſchrift nur zu Verhüllung des wahren Gedankens und der ſtillen Praxis erfunden ſind?

Wir ſind das einzige große Volk, deſſen Selbſtſchätzung mit der Meinung des Auslandes in geradem Widerſpruche ſteht. Während wir uns theoretiſch an der eigenen Größe laben und von der Majeſtät germaniſchen Namens berauſcht an ideale Eroberungen in fremder Zone denken, verhandelt man in der Nachbarſchaft wer uns das Penſum vorzulegen und uns für Koſt und Lohn in Dienſt zu nehmen habe. Lange merkten wir nicht wie ſchlimm es auswärts ſtehe, und nun es von allen Seiten ruchbar wird, fragen ſie verlegen herum, wie Deutſchland in der öffentlichen Schätzung ſo tief geſunken und bei den Fremden in ſo übeln Ruf gekommen ſey? Liegt der Fehler an uns, oder trägt fremde Ungunſt allein die Schuld? Unſere natürlichen Feinde, unſere giftigſten Widerſacher und Verläumder ſind jedenfalls die Ruſſen. Bei den Ruſſen ſind Religion und Wiſſenſchaft nach der im Lande geltenden Ordnung nicht viel mehr als zwei gefällige Dirnen, die nebenher auch das Kupplergeſchäft für die weltliche Autorität des Kaiſer-Pontifex zu beſorgen haben. Der Deutſche dagegen baut der Religion einen Thron im Herzen wie ſeiner Königin und huldiget der Wiſſenſchaft wie einer großen weltgebietenden Macht. Zwiſchen ſolchen Völkern iſt der Haß inſtinktartig und jedes Verſtändniß eine Unmöglichkeit, beſonders wenn ſie als Nachbarn in täglicher Berührung ſind. Der gottesfürchtige, ritterliche Sinn, die Achtung vor dem Weibe und vor dem Menſchen als Individuum, ſind ſie nicht aus den deutſchen Wäldern ausgegangen und bilden ſie nicht bleibenden Gegenſatz, zugleich Schreckbild und Ironie des Ruſſenthums? Aber bei aller Andacht, Freiheitsliebe und Gelehrſamkeit ſind wir Deutſchen — das wiſſen die Ruſſen — doch insgeſammt geborne Knechte unſerer Fürſten, und auf dieſen Zug im deutſchen Nationalcharakter bauen die Ruſſen ihren Eroberungsplan. Haben ſie erſt die Fürſten in ihr Netz gebracht, ſo haben ſie in ihrer Meinung auch uns ſelbſt, das deutſche Volk, die Philoſophen und geſchwätzigen Kathederhelden wie eine willenloſe Heerde gefeſſelt und eingethan, um ſofort alles weitere Gerede über „Conſtruktion der Weltentwickelung“, über dialektiſche Selbſtbewegung, über Menſchenwürde, über Phänomenologie des (Hegelſchen) Geiſtes, und beſonders über Staatsverbeſſerung, über Beſchränkung der Gewalt, über Budget und über die heilige Tunika durch Dekorationen und Ruthenhiebe ſtumm zu machen. Ein Theil das Projektes iſt leider zu gut gelungen, und wenn das Fatum für die Wiederlagen deutſcher Freiheit nicht fortwährend beſſer ſorgt als die Weisheit unſerer Gewaltigen, ſo wird der Keim des Uebels mitten unter uns bald genug zum Vorſchein kommen. Der Anfang iſt ſchon gemacht, die Klage wird täglich lauter, dringlicher, einſchneidender und alte Sympathien fangen zu erkalten an. Der Gedanke „man müſſe ſich bei der notoriſchen Schwäche und Rathloſigkeit der Führer ſelber helfen und die träge Gewalt im gemeinſamen Intereſſe vorwärts treiben“ iſt für jede beſtehende Ordnung der erſte Schritt zum Untergang. Die Gewaltträger haben nur die Wahl, entweder den allgemeinen Unwillen des deutſchen Volkes gegen das umſichgreifende Ruſſenthum in der ganzen Herbe und Bitterkeit patriotiſcher Leidenſchaft zu theilen und mitzuempfinden, oder auf Schwierigkeiten im eigenen Lande bereit zu ſeyn. Das letzte wäre überall ein großes Unglück, da die innern und weſentlichen Bedingungen nationaler Exiſtenz ohne zerſtörenden und ſelbſtmörderiſchen Kampf auch in Deutſchland nirgend zu unterdrücken und auszutilgen ſind. Alle Uebel der Gegenwart, die Bedürfniſſe im Innern wie der Mißkredit nach Außen, werden unbedingt, und vermuthlich auch großentheils mit Recht, den verabſcheuten Apoſteln der Newa-Tyrannei, den Ruſſen und ihren bethörenden Mahnungen und Zuflüſterungen aufgebürdet, weil die Deutſchen allerdings an Schwäche und Fahrläſſigkeit, unmöglich aber an ſelbſtwillige und bleibende Verblendung ihrer natürlichen Lenker glauben können. Gewiß iſt nur, daß man uns in den theuerſten Gütern bedroht, die Wächter aber befangen ſind, oder die Gefährlichkeit nicht ſehen wollen. Wenn man indeſſen ohne offene Ungerechtigkeit auch nicht ſagen darf, daß die germaniſche Triantarchie unter ruſſiſcher Anleitung geradezu gegen alle billige Ordnung und zeitgemäße Verbeſſerung ihrer Landesverwaltung conſpirire und aus böswilliger Abſicht das Uebel verlängern wolle, ſo weiß man doch, wie nach jeweiligem Stand der Dinge in Rußland die Zügel der Gewalt auch in vielen andern Landen laxer gehalten oder ſtraffer angezogen worden ſind. Ganz irrig wäre am Ende der Verdacht alſo dennoch nicht, ob er gleich im natürlichen Triebe der Gewalt für Selbſterhaltung ſeine genügende und verzeihliche Erklärung fände.

Wer aber hat die Schuld, wenn der magiſche Schimmer, wenn der Heiligenſchein, der früher die weltliche Gewalt und ihre Träger umſchwebte, in den drei letzten Decennien unſeres Jahrhunderts zerfloſſen iſt? wenn, was früher als hehr, als unantaſtbar und über gemeine Aermlichkeit erhaben galt, ſich jetzt unter die Kategorie gewöhnlichen Mäkels ſtellt und den Augen der enttäuſchten und nüchternen Menge als eine Gattung höhern Gewerbes, als mehr oder weniger Gewinn tragende Spekulation erſcheint? Wir fürchten, die Encyclopädiſten des vorigen und die Volksgunſtjäger des laufenden Jahrhunderts ſeyen hier weniger betheiligt als die Praxis der Dynaſten ſelbſt. Nur zu häufig hat man im chriſtlichen Europa auf etwas verzichtet, was die Osmanli unter dem Bilde der Abweſenheit gemeinen Haſchens nach Beſitz und Gut von jeher als nothwendiges Attribut öffentlicher Gewalt erkannten und mit dem Ausdruck „Saltanat" als angebornes Erbtheil ihres Regentenhauſes bis auf den heutigen Tag betrachtet und geprieſen haben.

Die weltliche Macht — zu großem Leidweſen ſey es geſagt — hat faſt überall ihre moraliſche Unterlage, hat in Europa die hauptſächlichſten Bedingungen wirkſamer Exiſtenz beinahe ganz verloren, ja hat ſich in den meiſten Staaten ſelbſt getödtet und man hält die Plätze für vakant, das heißt, man ſucht neue Titel, neue Beglaubigung um wiederherzuſtellen, was eigene Thorheit vernichtet hat. Denn die Nothwendigkeit einer alles belebenden und befruchtenden, alle Kräfte in ſich aufnehmenden und bewältigenden weltlichen Centralgewalt hat man in den Ländern

Europas niemals lebendiger gefühlt als in dieſem Augenblick allſeitiger Bedrängniſſe und Beſtrebungen der bedenklichſten Natur. Aber man will, daß dieſe weltliche Centralgewalt der Staaten nicht nur ſtark, man will, daß ſie auch intelligent und ehrlich ſey, und das nennen ſie die „Revolution.“ Stark, intelligent und ehrlich zu gleicher Zeit! wahrhaft das iſt für menſchliche Gebrechlichkeit zu viel verlangt! Welchen Reiz hätte es noch unter ſolchen Umſtänden Cazique, Imperator und Rex zu ſeyn! Fragen, warum und wie es den Europäern nur eingefallen ſey, die öffentliche Machtübung an ſo freudenloſe Bedingniſſe zu knüpfen, wäre eben ſo viel als nicht verſtehen, warum der Mann im dritten Decennium des Lebens andere Bedürfniſſe empfinde und andere Reden führe, als der Knabe von dreizehn Jahren. Oder ſind die großen Volkseinheiten nicht denſelben Geſetzen moraliſchen Wachsthumes unterthan wie das Individuum? Deutſchland mit dem ganzen Occident iſt in dieſem Sinne, nach unvermeidlichen Geſetzen und gleichſam legitim, der Revolution verfallen, und es verwahrt ſich laut gegen verlängerte Minderjährigkeit und ihre kindiſche Disciplin. Kann man ſich denn gar ſo hart entſchließen, redlich im Geſchäft zu ſeyn und ſtatt launenhaft über corrupte und willenloſe Knechte, lieber vernunftgerecht über freie Männer die Gewalt zu führen? Einerſeits unwilliges Sträuben der alten Praxis wider jede Selbſtreform, und andrerſeits unabtreibbares Andringen neuer Bedürfniſſe und neuer Ideen rütteln an den Grundlagen aller Staaten, und das Wogen der ringenden Kräfte ſtellt in Europa ein Schauſpiel dar, das ſelbſt die höheren Mächte mit ernſtem Blick verfolgen.

Bei dem anerkannten Nothſtand der weltlichen Erben der alten Hierarchie ſind im latino-germaniſchen Europa nur noch die Revolution und die Kirche als die beiden lebendig wuchernden, und die gelähmte Hülle im widerſtrebenden Sinne neu beſeelenden und befruchtenden Kräfte übrig geblieben. Beide ſind zur Hand und bieten ungeladen und nicht ohne Zudringlichkeit ihren „uneigennützigen und wohlgemeinten“ Beiſtand an, um, wie ſie ſagen, dem aus Selbſtverſchuldung Gefallenen freundlichſt aufzuhelfen und nebenher durch untrügliche Geheimmittel alle Noth der Zeit zu bannen.

Um ſich ausſchließlich geltend zu machen, feinden ſich die nebenbuhleriſchen Kräfte natürlich unter einander ſelbſt aufs heftigſte an, beſchuldigen ſich gegenſeitig der ſchwärzeſten Abſichten und ſparen ſogar den Vorwurf des Verrathes nicht, als wollte im Grunde jede der beiden helfenden Gewalten die Gantmaſſe für ſich ſelbſt confiſciren und nach ſeligem Hintritt des Patienten den leeren Platz beſetzen.

Daß Vibius Egnatius Tartuffius in Europa auch wieder einmal ſouveräne Launen haben, herrſchen, Steuern erheben und plündern möchte, iſt ſeines beharrlichen Läugnens ungeachtet eine ausgemachte Sache. Vibius Egnatius hält die Zeit für günſtig, hat aber durch ungebührliche, langfingerige, nur alten Bankerottirern eigenthümliche Haſt nach dem verlornen Gut zu greifen, den geheimen Sinn und die verdeckte Unterlage ſeiner geiſtlichen Proceduren ſelbſt verrathen. Man hat ſogar bemerkt, daß Vibius bei jeder Staatskrankentröſtung mit Andacht im Gemach herumzublicken und ſich von der künftigen Erbſchaft gleichſam voraus ein Kleinod auszubitten pflegt, nebenher aber doch immer volle Rechnungen und unbezahlte Forderungen anzumelden hat. Vibius Egnatius Tartuffius wird und kann nicht ruhen bis er entweder ſelbſt zermalmt iſt oder bis er Alles gewonnen hat.

Soll das eine Kriegserklärung, ein Akt der Feindſeligkeit gegen Vibius Egnatius und ein Tadel ſeiner geiſtlichen Praxis ſeyn? Mit nichten! Wir ſtellen die aus der Natur großer Kräfte nothwendig hervorkeimenden äußern Erſcheinungen, wie der Naturforſcher ſeine Reſultate, ruhig und zornlos dem Leſer zur Betrachtung hin. Vibius handelt, muß gleichſam und hat folglich ein Recht zu handeln wie es ihm ſein eigenſtes inneres Weſen gebeut. Wir erkennen und behandeln, gleich den nordamerikaniſchen Demokratien alle de facto beſtehenden Kräfte als legitim.

Vibius, wie man aus Büchern weiß, iſt ſchon einmal Herr in Europa geweſen und hat das Geſchäft im Großen und mit rieſenhaftem Erfolg betrieben, ſo lange er ſtärker und intelligenter war als die ihn bekämpfende Gegenkraft. Aber die Kunſt das Glück zu ertragen und ſeine Herrſchaft durch Weisheit und Mäßigung, durch Fortſchritt und zeitgemäße Verbeſſerung dauerhaft zu machen und bleibend zu begründen, hat Vibius Egnatius Tartuffius ebenſowenig verſtanden, als der nun ſeinerſeits tief verkommene Nachfolger im Regiment für ſein eigenes Heil aus fremdem Unglück Vortheil zu ſchöpfen gelernt hat.

Tadeln kann und wird dieſe Redewendung, dieſe allegoriſche Bezeichnung eines an und für ſich ehrwürdigen und in ſeiner urſprünglichen reinen Geſtalt für die menſchliche Geſellſchaft ſegensvollen Inſtitutes, der Leſer ſicherlich nicht. Er muß dieſe Umſtellung vielmehr loben und ſich im Herzen darüber freuen, weil er ſieht, daß wir das Unantaſtbare vom Verweslichen unterſcheiden, daß wir das Heilige in Demuth ehren und nirgend die Kirche als göttliche Heilsanſtalt, als Vertreterin überirdiſcher Intereſſen und als letzten und einzigen Troſt bedrängter Seelen leichtſinnig und frevelhaft berühren, ſondern nur das Leviten-Element in ſeiner irdiſchen Erſcheinung, in ſeinem Mißbrauch, in ſeiner Ausartung, in ſeiner Ironie und Verweltlichung der Analyſis unterwerfen. Wir ſagen dieſes ausdrücklich zur Beruhigung jener einfachen, ungeſchminkten und wahrhaft gottesfürchtigen Gemüther, denen es nicht an geſundem Sinn und an Wahrheitsliebe, wohl aber an Standhaftigkeit, an Kraft und Muth gebricht, ſich zu deutlicher Erkenntniß und zu ſelbſtſtändigem Urtheil über das kunſt- und trugvolle Labyrinth andächtiger Heuchelei zu erheben.

In der Hand des Menſchen kann ſich nicht einmal das Göttliche incorrupt erhalten und für ſchwache Geiſter muß Bethörung und Irrſal unvermeidlich ſeyn, wenn ſie hohe ſittliche Vollendung, wenn ſie das in Liebe ſich ganz hingebende chriſtliche Erbarmen dicht neben geiſtlichem Hochmuth und wildem Spuck raſender Zeloten, wenn ſie engelreine Sitte und wahrhaft evangeliſche Gemüthseinfalt neben Gleißnerei, Hinterliſt und Tücken durchtriebener und abgefeimter Intriguanten gemeinſchaftlich an demſelben Bau beſchäftiget ſehen. Darin beſteht eben die Stärke des Vibius Egnatius, daß er das Gute wie das Schlechte, das Gemeine wie das Erhabene, die Kraft wie die Schwäche, die Tugend wie das Laſter in gleicher Weiſe ſeinem Zwecke dienſtbar machen kann.

Vibius hat wie einſt Romulus ein Aſyl gebaut, wo alle Grade der Tugend wie der Verdorbenheit für gemeinſamen Betrieb Nummer und Zelle haben. Denn Vibius Egnatius hat nur den Einen Gedanken; ſich um jeden Preis wieder auf die verlorne Höhe weltlicher Macht hinaufzuſchwingen und mittel- oder unmittelbar die oberſte Leitung der öffentlichen Dinge in Europa, ja wo möglich in der ganzen Welt in ſeine Hand zu bringen. Das ſüßeſte aller Gefühle, der berauſchendſte aller Genüſſe iſt Befehlen und Gehorſamfinden im großen Styl. Tartuffius fühlt zwar das ganze Gewicht und den vollen Reiz dieſes alten Axioms. Tartuffius geſteht es aber nicht offen ein, weil Tartuffius weiß, daß man die meiſten Menſchen durch Schein und leere Phraſen täuſcht und fromme Gaukelei der ſicherſte Weg zur Herrſchaft über die Menge iſt. Mit ſalbungsvoller Miene und in den erbaulichſten Worten verſichert Tartuffius, während ſeine Hand in unſern Taſchen wühlt, er verachte die Welt, ihre Reichthümer, ihre Lüſte und ihre Macht und ſey einzig für das ewige Heil, für die Rettung meiner und ſeiner Seele aus hölliſchem Element beſorgt. Und obgleich er dieſes edle uneigennützige Beſtreben, für das er ſich zwar hienieden reichlich bezahlen läßt, in Zeitſchriften wie in dicken Büchern, in Sendſchreiben und Pamphleten wie mündlich vom Katheder und gleichſam von den Dächern herab ununterbrochen rühmen und verkünden läßt, glaubt man ihm doch nicht mehr ſo unbedingt wie früher, ja man lacht ſogar ein wenig über das phariſäiſchandächtige Geberdenſpiel, weil man Tartuffius jetzt beſſer kennt, weil man hinter dem Heiligenſchein den verkappten Spekulanten ſieht, und weil man dieſem Tartuffius aus der Vergangenheit und aus der That, nicht mehr aus den Syllogismen hypokritiſcher Adepten und imbeciller Eiferer den Leumund ſtellt.

Tartuffius weiß es, daß ihm die Intelligenz des Jahrhunderts entgegen iſt, und daß er bei den Freiſinnigen und Nüchternverſtändigen in ganz Europa nur für einen andächtigen Komödianten und verſchmitzten Taſchenſpieler gilt, vor deſſen Praktiken ſich jedes wohlgeordnete chriſtliche Gemeinweſen in Acht zu nehmen ſucht. Dieſes Bewußtſeyn iſt die Hölle des Vibius Egnatius Tartuffius. Keine Demuth der Einfältigen, keine Huldigung der Blindgläubigen, und ſelbſt die Obedienzen verzagter Könige vermögen es nicht, ihm für dieſe Qual Erſatz zu leiſten. Ja, Tartuffius ſieht die leicht errungene Beute heimlich ſelbſt mit Verachtung an. Ihn gelüſtet nur nach Uebermannung des ſtarken, des freigeſinnten, des ſelbſtſtändigen, durch falſche Andacht und ſchlechte Künſte nicht zu bethörenden Gegenparts auf Wegen der Gewalt. Denn im Grunde iſt es um Tartuffius und ſeine Andächtigen ein hochmüthiges, herrſchſüchtiges, rachgieriges, grauſames und unverſöhnliches Geſchlecht und wären, wie einſt bei den Götzenpfaffen des Huitzilopoſchtli und bei den Schülern St. Dominiks, Schrecken und phyſiſcher Zwang überall ſein liebſtes Argument. Gewalt ohne Inſolenz, Macht ohne Rache und zu beſtrafende Widerſetzlichkeit langweilen am Ende ſelbſt die gleißneriſche Sanftmuth eines Tartuffius.

Tartuffius als Obergewaltsherr könnte nur Fürſten wie Simon Montfort auf chriſtlichem Throne dulden. Inzwiſchen ſucht Vibius durch Verſtellung, durch erheuchelte Sorgfalt und durch kluge Reden dem erſehnten Ziele näher zu kommen. „Seht nur," jammert er den Gewaltigen unabläſſig vor, „ſeht nur, dieſer Geiſterſchwindel, dieſer Unglaube allein hat die Uebel der Zeit — die Finanznoth, den Pauperismus, die Staatsſchulden, Mißwachs, Theurung und verminderte Civilliſten verſchuldet und die Throne umgeworfen." Dieſer Unglaube (an uneigennützige Heiligkeit und Weltverachtung des Vibius Egnatius!), fügt der liſtige Mahner hinzu, ſey die natürliche Frucht der fortſchreitenden Wiſſenſchaft, der freien Erkenntniß, des ungefeſſelten Gedankens, der zügelloſen Vernunft, die den Menſchen aller Autorität gegenüber ſtolz, unlenkſam, rechthaberiſch und begehrlich mache. Und auf die Frage, wie dem Verderben am kräftigſten zu begegnen und die rebelliſchen Gemüther am leichteſten unter das Joch zu beugen ſeyen, hat der weiſe Vibius überall nur eine und dieſelbe Antwort, die er aber nur im Stillen und, wie der Tyrann von Gabii, allzeit lieber praktiſch als theoretiſch gibt. Vibius Egnatius hält Feſſelung der Vernunft durch Gewaltmittel, Hemmung der Erkenntniß, Monopol der Wiſſenſchaft, Verzwergung der Geiſter und Verdummung des großen Haufens durch Unwiſſenheit, Aberglauben, fromme Mährchen und einſchläfernden Legendentrug für den kräftigſten, ja einzig wirkſamen Talisman, um der alle Ordnung zernagenden Gedankenpeſt zu wehren. Appell an die Fauſt der rohen, geiſtiger Klarheit allzeit abgeneigten Menge wider das kleinere Häuflein der Verſtändigen, Ehrenhaften, Vorwärtsſtrebenden und folglich Unzufriedenen iſt anerkanntermaßen *ultima ratio* und Programm dieſer mächtigen und wegen ihrer Disciplin und Klugheit mit Recht gefürchteten Partei des ſtreitenden Kirchenthums.

Ob ſich der Calcul des Vibius Egnatius als falſch oder richtig erweiſe, iſt eine andere Frage und zwar ganz gleichlautend mit dem Problem: „Ob der auf die geiſtige und edlere Seite der menſchlichen Natur Bauende, oder der auf ihre ſchlechteren und niedrigeren Triebe Spekulirende ein beſſerer Rechenmeiſter ſey.“ Unwiſſend, roh und abergläubiſch zu ſeyn iſt jedenfalls bequemer und mühloſer als das Gegentheil. Den meiſten Menſchen — das ſoll man nicht vergeſſen

— iſt der Verſtand zu ſchwer, vielen die geiſtige Freiheit ein gefährliches Geſchenk und Emancipation des großen Hauſens aus den Banden intellectueller Hörigkeit anerkannt die langwierigſte, bedenklichſte und verwickeltſte aller ſozialen Schwierigkeiten.

Wer nur das Mögliche bedenkt, dem ſcheint der Verſuch Alles zur Philoſophie zu erheben nicht weniger hoffnungslos als das Unternehmen der andern Seite, Alles zum Niveau der blinden frommgläubigen Menge herabzudrücken, unnatürlich, unausführbar, beleidigend für die menſchliche Natur und für das ſittliche Gefühl empörend iſt. Warum will man nicht Licht und Schatten, Wiſſen und Glauben, Klarheit und thörichten Schwindel friedlich neben einander dulden? Iſt denn gar keine Hoffnung des ſüßen Friedens, des vollſtändigen und bleibenden Sieges! Iſt denn wirklich für beide Elemente unausgleichbarer Streit, ewiger Frohnkampf das unentfliehbare Loos!

Seit dem früheſten Lebensalter iſt der Fragmentiſt mit Vibius Egnatius umgegangen, iſt auch von jeher ein großer Bewunderer ſeines Taktes, ſeiner Menſchenkenntniß, ſeines Gemeingeiſtes und beſonders der unverdroſſenen Zuverſicht geweſen, die ihn zu keiner Zeit, ſelbſt in den verzweifeltſten Momenten nie verlaſſen hat. Vibius Egnatius hat immer Hoffnung und wird in der Arbeit niemals müde wie die Ruſſen, mit deren Praktiken in Betreff ſtandhafter Gier, gewiſſenloſer Zweckmittel und letzten Zieles die ſeinigen allein zu vergleichen ſind.

Denke man ſich die geiſtigen Zuſtände Deutſchlands, wenn es der einen oder der andern dieſer dämoniſchen Gewalten gelänge, unter dem Titel warmen Bruderbundes ſich des gefährdeten, durch Vernunftforderungen von allen Seiten gedrängten Königthums zu bemächtigen, und auf den Schultern ihres Schützlings ſich zu uncontrolirter Herrſchaft in Europa aufzuſchwingen! Es iſt ſeit einiger Zeit Sitte geworden, in allen Werken deutſcher Geſchichte über die Kirchenſpaltung des ſechzehnten Jahrhunderts, über die Gräuel und die verderblichen Wirkungen des dreißigjährigen Krieges, beſonders über die unpatriotiſche Herbeiziehung des Schwedenkönigs zu jammern und zu deklamiren. In der That, wer könnte dieſem vaterländiſchen Schmerzensruf ſein Mitgefühl verſagen? Wer das Loos des zerſtückelten, verwaisten, in ſich zerfallenen, religiös wie politiſch unverſöhnlich entzweiten Vaterlandes nicht beklagen? Und doch — wir geſtehen es ohne Rückhalt — iſt die geiſtige Freiheit, wenn ſie andern und wohlfeilern

Kaufes in Europa nicht zu erlangen war, auch um dieſen furchtbaren Preis nicht zu theuer bezahlt. Seht ihr denn nicht, wie die Dinge auf der iberiſchen Halbinſel, wie ſie in Merico und Ravenna ſind?

In ſo weit wären wir mit den wärmſten Anhängern des Lichts und der freien geiſtigen Bewegung auf gleicher Höhe und dem Prinzip nach völlig einverſtanden. Nur in der Anſicht wie dieſe koſtbaren Güter, ohne welche das irdiſche Daſeyn und das Beiſammenleben der Sterblichen allen Reiz verliert, wider die täglich wachſenden Gefahren und Angriffe des Erbfeindes zu ſchirmen ſeyen, herrſcht einige Verſchiedenheit. Viele meinen das aufſteigende Ungewitter — wenigſtens auf der kirchlichen Seite — durch Citate aus dem Neuen Teſtament zu bannen und glauben feſt, wenn ſie durch wohl interpretirte Stellen und durch bündige Schlüſſe öffentlich bewieſen haben, daß Vibius Tartuffius eigentlich gar kein Recht beſitze, die Gewiſſen der Deutſchen zu beunruhigen, kein Recht mit dem Deſpotismus hinterliſtig Allianz zu ſchließen und plündernd in den irdiſchen Kapitalſtock der Völker herüberzugreifen, ſo ſey alles weitere Bedenken auch ſchon gehoben und werde Vibius Tartuffius ſofort ſeinen geiſtlichen Umtrieben entſagend liebevoll innerhalb der legitimen Schranken bleiben. Nicht viel klüger ſind andrerſeits jene Schirmvögte öffentlicher Freiheiten, die nirgend lärmen wollen, überall Geduld und Stille predigen und es immer noch für möglich halten, die oberſte Gewalt werde ohne alles Mahnen und Drängen von Außen ſich ſelbſt reformiren, ſich durch eigene Weisheit Maß und Grenzen ſetzen und belehrt durch die Vergangenheit ſich weder dem Leviten-Regiment noch dem Moskowiter-Czar in die Arme werfen. Mit eben ſo gründlichen Hoffnungen wartet ja auch der Ruſticus des Dichters am brückenloſen perennen Strom bis das Waſſer abgelaufen ſey!

Viele Staats- und Sittenlehrer ſind freilich zur Einſicht gelangt, daß die öffentliche Gewalt nur vom animaliſchen Inſtinkt der Selbſterhaltung getrieben werde und folglich außer „möglichſt breiten Grundlagen“ und ſchrankenloſer Wirkſamkeit kein höheres Bedürfniß fühle, und daß ſie von Natur uferlos und unerſättlich nur durch Gewalt zu dämmen ſey. Hier liegt die große, die entſcheidende Schwierigkeit. „Verwandle du zuerſt deine Natur, ſey enthaltſam, gerecht, unermüdet, tugendhaft, zähme deine Lüſte, ſteure der allgemeinen Noth und mach uns alle glücklich; wir aber wollen bleiben wie wir früher waren, eitel, habſüchtig, feil, gleisneriſch, Gold, Gewalt und Luſt über alles ſchätzend und den Privatvortheil überall dem allgemeinen Nutzen vorziehend wie es unter uns von jeher üblich war.“ So ruft die „Revolution“ ſeit fünfzig Jahren der öffentlichen Macht in Europa zu, und meint unfehlbar durch dieſes Feldgeſchrei das verlorne Paradies der Gerechtigkeit, des Friedens und des Ueberfluſſes zu erkämpfen und zurückzubringen. Wiederholter und grauſamer Täuſchungen bedurfte es, um die europäiſchen Völker über das Grundirrthümliche dieſer Hoffnung zu belehren. Keine Veränderung der Regierungsform — jetzt ſieht man es freilich hin und wieder ein — hat Beſtand und bringt die gewünſchte Frucht, wenn die Umwälzung nicht von unten und gleichſam mit dem Individuum ſelbſt beginnt, wenn ſie nicht langſam, aber drohend und beengend wie die Waſſer der großen Fluth um den Sitz des Uebels kreist. So lange die öffentliche Macht überall corrupte und für jede Schlechtigkeit bereitwillige Inſtrumente findet, und ſo lange alles unter und neben ihr käuflich-unterthänig ſeine Dienſte bietet, wird und kann ſie ihrer Natur Böſes zu thun und über die Schranken zu greifen, menſchlicher Weiſe unmöglich entſagen. Faſt jedesmal iſt die Staatsgewalt nicht Muſter und Vorbild, wie man ſagt, ſondern im Gegentheil nur moraliſcher Abglanz und Spiegel der öffentlichen Sittlichkeit. Habt den Muth ſelbſt gerecht zu ſeyn und ihr werdet auch gerechte Fürſten haben.

Die allmählige Ueberzeugung, daß öffentliche Glückſeligkeit ohne öffentliche Tugend, ohne Entſagung, ohne große und peinliche Selbſtopfer und ohne beſtändiges Verläugnen unſerer Natur unmöglich zu erzielen ſey, hat die Wärme vieler Neuerer und wohlfeil revolutionirender Schwärmer bedeutend abgekühlt und ihre Entrüſtung über die verderbte Welt auf ruhigere Temperatur, ja auf ganz andere Wege und Gedanken zurückgeführt. Andere wenden ſich traurig von der Scene weg, wie der reiche Jüngling im Evangelium mit Entrüſtung aus der harten Sittenpredigt entwichen iſt. Jedenfalls iſt die Zahl der wahren Umwälzer, der ſtandhaften und gefährlichen Gegner der Ungerechtigkeit, der Willkürmacht und der kirchlichen Tyrannei auf dem Continent noch lange nicht ſo zahlreich als man glaubt und als für das gemeine Gut zu wünſchen wäre. Folglich iſt auch innerer Verkommniß ungeachtet vor der Hand weder für die Gewalthaber ſelbſt viel zu fürchten, noch braucht jene traurige Menſchenklaſſe, welche die Atmoſphäre der Ehrlichkeit nicht erträgt und nur im Pfuhl der Schlechtigkeit athmen kann, für ihre Ernte ſchon jetzt beſorgt zu ſeyn. Sünde, Langweile und überwiegende Gewalt des Königthums haben noch gute Friſt und unverkürztes Spiel.

Sagen will man nur, daß Umgeſtaltung der Regierungsform mit Schranken aus Papier ohne individuelle Gerechtigkeit nur geringen Nutzen wider ungerechte Herrſchaft biete, und daß an den Uebeln, die uns drücken, vielleicht die größere Hälfte der Schuld auf Rechnung der Klagenden ſelbſt zu ſtellen ſey. Auch fänden wir es ganz natürlich, wenn das europäiſche Königthum, nicht beachtend wie es **Raimund VI.** ging, doch größere Neigung für die alterprobten Künſte der römiſchen Prieſterſchaft als für die unverſuchten Programme aus Gülhane blicken ließe; oder wenn es am Ende gar noch den Beiſtand des die menſchliche Natur ſelbſt ſchändenden Moskowiterthums für wünſchenswerther hielte als eine Reſtauration durch Vernunft, Tugend und Sittlichkeit. Es gewähren ja Kirche und Czar nachſichtsvoll nicht nur die fürſtlichem Weſen ſo dringlich theure

„*licentiam peccandi*“ in vollem Maße, ſie ſchaffen auch noch Mittel und die Inſtrumente zur Sünde ſelbſt herbei, während auf der andern Seite Vernunft und Sittlichkeit nur Kampf, nur Entbehrung, Einſicht und Selbſtverläugnung in Ausſicht ſtellen und ſchwere Pflichten aller Gattung auferlegen, die den Königen eben ſo unbequem und widerlich als ihren Unterthanen verhaßt und läſtig ſind.

Wir ſind — der Leſer ſieht es ja — weder Feind noch Schmeichler der Gewaltigen, können uns aber auch anderſeits für die hohlen Träume unpraktiſcher Schwärmer und Glückſeligkeitsdemiurgen nicht mehr leicht erwärmen. Oder iſt denn nicht alles Extreme ſeiner Natur nach hoffnungslos, und iſt Sichſelbſtmaßgeben nicht das große Geſetz, die unerläßliche Bedingung für jeglichen Beſtand? Fürwahr, allem Geſchrei zum Trotz

Est inter Tanain quiddam socerumque Viselli!

Dagegen wird aber auch gar nicht verhehlt, daß wir unter allen möglichen Herrſchaften und Staatsgewalten für die der Andächtigen noch am wenigſten Bewunderung empfinden, ja daß uns hypokritiſches, gold- und herrſchgieriges Kirchenregiment, wie es ſich jetzt im Occident neuerdings geſtalten will, in voller

Ausbildung und letzter Conſequenz nicht weniger degradirend, nicht weniger zerſtörend, unmoraliſch und unerträglich als byzantiniſch-ruſſiſche Uebermacht erſcheint. Beide verfolgen ja daſſelbe Ziel, durch Unterdrückung jeglicher freien Geiſtesregſamkeit die Gewalt ſchrankenlos und bequem zu machen, als wenn der europäiſche Menſch der bitterſüßen Frucht der Erkenntniß und Wiſſenſchaft je noch entſagen könnte, oder durch verrückte Pönitenzen noch einmal zur fabelreichen Unſchuld des Wonnealters der erſten Welt zurückzuführen wäre!

Wie die Ruſſen ihre Hebel an die Paläſte der Könige und Tetrarchen ſetzen, eben ſo dienen die Hütten der Proletarier, die ſchlimmen Leidenſchaften der Bedrängten, der Beſitzloſen, der allem Können und Wiſſen abgeneigten ſtupiden Menge, den Kirchlichen als Hypomochlium im Streit wider die „unverſchämten Forderungen der neuen Zeit und des freien europäiſchen Gedankens.“ Der unaustilgbare Trieb zum Beſſern, ja Geſetz und Natur ſelbſt drängen, reizen, zwingen gegen ſolche Mächte zum Widerſtand und der Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen perſönlicher Freiheit und ſchmachvollem Ruſſenthum, zwiſchen pfäffiſch-demüthiger Niederträchtigkeit und freier ſittlicher Würde hat noch nie geruht und kann nicht ruhen, ſo lange die Keime des Edlern, der Tugend und Ehrenhaftigkeit nicht völlig erſtickt und ausgerottet ſind. Nur frage man nicht vorwitzig nach dem Ende des wechſelvollen Streites! Das Ende des Widerſtreites zwiſchen dem Schlechtern und dem Beſſern wird zugleich das Ende unſeres Erdenlebens ſeyn. Die Verzagten verlangt es freilich nach ſchneller Ruhe, und die Kurzſichtigen träumen bleibenden Sieg aus ephemerem Apparat. Feſtere Gemüther haben der Hoffnung auf beides entſagt, ſind aber dennoch heitern Sinnes und zur That bereit, weil entſchiedener Wille, weil klares Erkennen der Zuſtände und des nicht zu ändernden, aus unſerer corrupten Natur ſelbſt entſproſſenen Looſes Ergebung und Gleichmuth ſchafft.

I.

Waſſerfahrt von Regensburg nach Trapezunt. Im Auguſt 1840.

Das Problem iſt glücklich gelöst. Am 8. Juli 5 Uhr früh bin ich von Regensburg abgereist und am 10. Auguſt um dieſelbe Stunde fielen die Anker auf der Rhede vor Trapezunt. Die Entfernung dieſer beiden Orte, mit dem Umweg über Konſtantinopel, iſt nahe an 600 geographiſche Meilen, was in der Sprache der Seeleute 2400 Miglien macht. Und dieſe lange Strecke aus dem Herzen Deutſchlands bis ins Land der Kolchier im innerſten Winkel des Pontus Euxinus kann jetzt der Menſch in verhältnißmäßig kurzer Friſt, ohne ſich zu ermüden, ja gleichſam ohne Fußtritt auf feſtem Land, in glänzenden Prunkſälen unter Mahlzeiten, Spiel und Büchern mit mäßigem Aufwande durcheilen. Iſt das nicht eine Revolution neuer und eigener Art, die man im Grund ausſchließlich der hochherzigen ungariſchen Nation verdankt? Mit dem Füllhorn und der Friedenspalme in der Hand, geht das neue Europa auf Eroberungen aus, und mit dieſen Waffen hat das große Imperium an der Donau ſich die ſchönere Hälfte des Abendlandes tributär gemacht. Von den 33 Tagen der Reiſe bin ich drei Tage unwohl in Linz, neun Geſchäfte halber in Wien, einen zu Orſova, drei zu Galacz und vier in Konſtantinopel, um das Dampfboot des ſchwarzen Meeres zu erwarten und die nöthigen Beſuche in Bujukdere zu machen, ſtille gelegen, ſo daß für die eigentliche Fahrzeit von der Station in Regensburg bis auf die Rhede von Trapezunt nur eilf volle Tage bleiben. Zwar habe ich vom erſten bis zum letzten Tage gewiſſenhaft Journal gehalten, finde aber den Inhalt ſo reizlos, leer und unbedeutend, daß ich durchaus nicht den Muth habe, über dieſe Eilfahrt auf der Donau und dem euxiniſchen Pontus umſtändlichen Bericht zu thun. Das deutſche Publikum, durch ſprudelnden Witz aus Elephantine und Dongola verwöhnt, liebt es nicht mehr, daß man ihm von hochmüthigen Magyaren, von Erlenwäldern bei Mohacz, von Syrmiern und Walachen, oder gar von dem fürchterlichen Volke rede, welches hinter dem Pruth haust und den Schlüſſel der Zukunft Aſiens und Europas in Händen hat. Das Thema des Tages iſt der Nil, der große Menſchenbeglücker Mohammed Ali, ſeine Krokodille und eine Büffelkühe, mit denen man weiland das neue Hellas zu bevölkern dachte.

Während ich die Donau herabglitt, im goldenen

Horn herumgondelte, die fluthende Strömung des Bosporus durchſchnitt, mühvoll den Hügel von Pera hinaufkeuchte und endlich reißenden Fluges in ſeiner ganzen Länge über den Euxinus ſchiffte, ſann ich immer auf Inhalt, Form und Wendung eines anatoliſchen Wanderartikels, konnte aber — weniger behende und glücklich als andere — nicht einmal über die erſte Phraſe mit mir ſelbſt einig werden, und „der Stambul“, der mich nach Trapezunt gebracht, hat außer wenigen Zeilen zur Beruhigung ſorglicher Gemüther, keine Kunde über den neuen Argonautenzug nach Europa zurückgetragen. Geſchenkt bleibt indeſſen nichts; und wenn mir Gott Leben und Geſundheit friſtet und die Heimkehr gönnt, denke ich das liebe Publikum ſeiner Zeit doch mit dem Abdruck wenigſtens einiger Bruchſtücke des Tagebuchs heimzuſuchen. Da hat man Zeit, die Sache reiflich zu erwägen, ſich in fremden Schriften Raths zu erholen, zu malen und zu pinſeln, zu verdecken und herauszuheben, ſo daß zuletzt ſelbſt Alltägliches und an ſich Unbedeutendes durch Kunſt Leben und Farbe gewinnt. Bis dahin begnüge ich mich hie und da ſchmucklos, kurz und flüchtig, wie die Welle am Leanderthurm, kleine Notizen an freundliche Seelen in Deutſchland zu ſenden. Die Gelegenheit fehlt nicht, da in dieſer Jahreszeit jede Woche wenigſtens zwei, gewöhnlich ſogar drei Dampfboote auf der Rhede von Trapezunt erſcheinen.

Von den 2400 Miglien Wegs kommen, alle Krümmungen und Wendungen eingerechnet, 1440 auf die Donau von Regensburg bis zur Mündung bei Suline; 360 von da bis Konſtantinopel und 600 von der Station im goldenen Horn bis Trapezunt. Müßte man nicht ſiebenmal das Fahrzeug wechſeln und gäbe es keine Mauth- und Paßviſiten, beſonders keine Katarakten und Stromſchnellen an der untern Donau, ſo gliche die Fahrt in der That einem Feenmährchen aus Tauſend und Einer Nacht.[1]

Wegen dreiſtündigen außerordentlichen Aufenthalts kamen wir am erſten Reiſetag kaum in 16 Stunden von Regensburg nach Linz, dagegen von dort nach Wien in 10 Stunden. Von Wien nach Peſth ging es in 18 und nach vierſtündigem Ausruhen in 13 Stunden nach Mohacz, wo vor Anker übernachtet wurde. Von dort nach Semlin ſchifften wir am folgenden Tag in 18 Stunden Zeit und, erquickt durch Schlaf und reichliche Mahlzeit, in 10 andern, Belgrad und die lieblichen Höhenzüge Serbiens vorüber, nach Drenkova, wo Glückſeligkeit und ſchwelgeriſches Leben vor der Hand ein Ende hatten. Drenkova iſt nur ein iſolirtes Haus etwa fünf Stunden unterhalb Moldova am linken Donauufer mit Canzellei und Magazin, in grüner Einöde von der

---

[1] Man wechſelt das Fahrzeug in Linz, in Wien, in Peſth, in Drenkova, in Orſova, zu Skela Kladova und in Galacz.

Adminiſtration der Dampfſchiffe erbaut. Am 24. Juli um 1 Uhr Nachmittags ward gelandet und ſämmtliche Wanderer mit Aufhebung alles ariſtokratiſchen Unterſchiedes der bisher ſtreng geſonderten Plätze wurden zugleich mit der ganzen Laſt des Gepäckes auf ein ſchmales, von acht Matroſen getriebenes Ruderſchiff geworfen und in der Gluthhitze des Tages über die Stromſchnellen und verdeckten Felſenriffe in reißender Strömung auf die Station nach Orſova gebracht. Die Qual dauerte fünf volle Stunden und war um ſo unerträglicher, je ſchöner die Landſchaft iſt, durch die ſich der Fluß in ruhiger Majeſtät zwiſchen hohen, bis an den Gipfel mit Laubwald bedeckten Felſenufern zum eiſernen Thor hinunterwälzt. Hier iſt gleichſam der Boſporus der Donau, eine ſchweigſame, nur vom dumpfen Ton des über Felſen brandenden Stromes belebte Wildniß der lieblichſten Natur. Dichtes Eſchengebüſch, Wallnußbäume, Linden, Pappeln, dunkler Eichenwald in milden Schwellungen, rieſiges Geſtein, thurmhoch im warmen Grünlaub aufgeſchichtet, voll Geklüfte und abenteuerlicher Steingebilde, die neue Kunſtſtraße mit römiſcher Kühnheit am linken Ufer ausgemeißelt, der Glanz der Sonne, die beim Vollſtrom nur kurz rauſchenden Katarakten, endlich die Kühle aus der Felſenſchlucht, wo die Ufer am engſten und höchſten — die langen Baumſchatten und die Abendſtille ließen einen ſchwer zu beſchreibenden Eindruck in der Seele des vorübereilenden Wanderers zurück.

In Orſova blieben wir die Nacht und den anderen Tag (25. Juli) bis 5 Uhr Abends, um die Päſſe zu ordnen und alles zum Uebertritt aus den kaiſerlichen Staaten in das verpeſtete Türkenland gehörig vorzubereiten. Das nächſte Dampfſchiff lag aber noch zwei Stunden unterhalb bei Tſchernez, gegenüber der ſerbiſchen Ortſchaft Skela Cladova am walachiſchen Ufer, und wir mußten noch einmal auf eine Ruderbarke; aber diesmal war ſie breit, bequem, luftig, in der Abendkühle und vom Kapitän ſelbſt geleitet, der von der Skela heraufgekommen, um Ladung und Fremde aus den Händen der öſterreichiſchen Quarantaine-Beamten zu übernehmen.

Die türkiſche Feſtung Neu-Orſova, auf einer Inſel mitten im Strom und in Ruinen, wie der Islam ſelbſt, mahnt an das Eiland Philä in Nubien und ſein zerfallenes Heiligthum. Beide Inſeln ſind ungefähr von gleicher Größe, Nil wie Donau zwiſchen hohen Ufern zuſammengedrängt; nur ſieht man in Europa ringsumher Wald und Schatten, in Libyen Granit und verbranntes Geſtein.

Eine Stunde unter Philä rauſcht der Nil durch die Katarakten, eine Stunde unter Neu-Orſova braust der Iſter durch die Schreckenspforte binnenländiſcher Abenteurer, durch das „eiſerne Donauthor“. Ein Felſen-Plateau, etwas mehr als eine Viertelſtunde breit, mit zahnförmig über den Waſſerſpiegel hervorſtechenden Spitzen, ſtreicht ſchief über den Strom und bildet bei niedrigem Waſſerſtand eine ſchauerliche Katarakte mit Toſen, Wirbeln und furchtbarer, weithin hörbarer Brandung. In der Mitte und zu beiden Seiten des grauſenvollen Zincken-Kammes hat Natur oder Kunſt gleichſam drei Thore oder Ausgänge aus dem zackigen Steingewirr für kühne Schiffer aufgethan. Hier hat es vielleicht einiges Bedenken, und nicht ohne Bangigkeit ſahen wir die ärmliche Barke mit reißender Schnelligkeit durch die Krümmungen der gähnenden Kantenlücke am walachiſchen Ufer in das ſtille Fahrwaſſer hinuntergleiten. Nach überſtandener Gefahr verſicherte dann freilich einer den andern, daß er durchaus nichts von Furcht empfunden habe. Wie am Nil, kann man auch hier zur Zeit des Hochwaſſers mit Hülfe von 50—60 Paar Ochſen kleinere Schiffe ſogar ſtromaufwärts bringen. Zugleich endet aber auch bald unterhalb des Thores der romantiſche Charakter des Donaufluſſes und ſeiner Ufer. Von nun an wird das Land auf der walachiſchen Seite flach, traurig und troſtlos, wenigſtens für Leute, die aus Germanien kommen, wo man Wald und Berge liebt. Das ſerbiſche Ufer jedoch bleibt dem Charakter hügeliger und buſchreicher Lieblichkeit bis an die Landesgränze im Timok-Delta ohne Unterbrechung treu. Tſchernez ſelbſt hat auch nur erſt ein einziges europäiſches Haus, worin der Arzt der Donaugeſellſchaft wohnt; das übrige ſind aus Stroh, Schilf und Schlamm zuſammengepappte Zigeunerhütten.

Morgens früh (26. Juli) ging es auf der „Pannonia“ über die im Waſſer begrabenen Pfeilerreſte der Trajansbrücke und an der bulgariſchen Grenzfeſtung Widdin vorbei, in 16 Stunden nach Rahova, wo wir vor Anker übernachteten; dann in 12 Stunden bis Giurgewo und von dort in 19 nach Ibrail (Braila), wo man das drittemal vor Anker ſchlief. Von Ibrail nach Galacz iſt nur eine Stunde Fahrzeit, und am 29. Juli Morgens wurde daſelbſt ans Land geſtiegen, um die Ankunft des von Konſtantinopel heraufſchiffenden „Ferdinando Primo“ abzuwarten. Galacz iſt ſchon eine ſehr große Stadt, aber ganz aus Brettern und Koth zuſammengeleimt, voll Grind, Staub und handeltreibenden Juden, bei 35° Wärme und einem einzigen, ärmlichen Einkehrhaus nach Art des Morgenlandes. Jedoch fängt man an Steinhäuſer zu bauen und die Straßen mit Hochpflaſter zu verſehen. Auch Gaſthöfe ſind im Antrag und vielleicht noch in dieſem Jahre zu beſſerer Bewirthung der Fremden bereit. Die Raſt in dieſem geſegneten Orte dauerte dritthalb lange Tage, deren Laſt ich aber nach zufälliger Bekanntſchaft und gaſtlicher Aufnahme im Hauſe des k. k. öſterreichiſchen Conſuls, Hrn. v. Huber, eines kenntnißreichen und feingeſitteten Mannes, nur kurze Zeit zu ertragen hatte. Phyſiſch und geiſtig gelabt und mit neuen Empfehlungen verſehen, kam ich am 31. Juli Abends von der Hochſtadt auf den Strand herab und bezog mit nur noch zwei andern Fremden den geräumigen Saal des „Ferdinando“. Die große Maſſe der Reiſenden begnügte ſich mit einem Platz auf dem Verdeck. Die Nacht blieb man noch vor Anker und am 1. Auguſt ſchwamm das Boot nach eilfſtündiger Fahrt um 3 Uhr Nachmittags durch die Donaumündung bei Suline in das ſchwarze Meer hinaus. Der Strom ging voll und tief, und zu beiden Seiten des Ausfluſſes ſieht man neugebaute Häuſer der Ruſſen, ein Kirchlein mit kuppelförmigem, hölzernem Glockenthurm und einen Felderhain. An der Kapitänstafel aßen wir Birnen aus Trebizonde, erreichten nach einer ſtürmiſchen Nacht am 2. Auguſt Nachmittags 3 Uhr die Rhede von Varna, und Tags darauf um 10 Uhr Morgens den Eingang des thraciſchen Bosporus und noch vor 12 Uhr Mittags rollte der Anker auf den Grund des 150 Fuß tiefen goldenen Horns zu Konſtantinopel nieder. Die Summe der wirklichen Fahrzeit von Regensburg bis zum Landungsplatz, im Angeſicht des großherrlichen Serai, betrug nur 196 Stunden Zeit, d. i. 8 $^1/_6$ Tag. Abweſelnd mit der „Pannonia“ geht die „Argo“ alle 14 Tage einmal am türkiſchen Ufer bis Czernavoda, von wo man Paſſagiere und Gut in acht Stunden Zeit, auf Wagen nach Koſtendſchi an das Pontusufer bringt, ſo daß ſchon öfters Reiſende aus Wien am neunten Reiſetag in Konſtantinopel waren.

Die eleganten Herren und Hofgelehrten im Hauptquartier Mark Aurels klagten zu ihrer Zeit bitterlich über die unäſthetiſchen, langen, bretternen, gräßlichen Geſichter der Donauanwohner von Lorch bis Vindobona. Was würden dieſe Verzärtelten heute ſagen? Oberöſterreich iſt wie ein herrlich angebauter engliſcher Park und gerade das gemeine Volk im Allgemeinen von ausgezeichneter Wohlgeſtalt. Der ſchlanke Wuchs, die feinen Züge und das friſche Blut der Jugend beider Geſchlechter unter dem Bürger- und Bauernvolke jener Gegend muß jeden Fremdling aufs freundlichſte überraſchen, während es in Europa Länder gibt, wo die beſſer genährten und ſogenannten höheren Klaſſen der Bevölkerung nicht viel feiner ausſehen als Zigeuner und Bärentreiber. Dazu rechne man noch den milden Sinn und die Rechtlichkeit, wovon ich ſchon früher, beſonders aber dießmal in dreitägigem Aufenthalt wiederholte und auffallende Proben erfuhr, und man wird begreifen, daß ich den Unfall wenig bedauerte, der mich in dieſem ſchönen Theile des eben ſo klug als glücklich regierten Oeſterreichs einige Tage zurückgehalten hat. Daß ich einen der 32 Maximilianiſchen Feſtungsthürme, dann die „frommen Jeſuiten-Väter“ in ihrer romantiſchen Einöde auf dem Freien-Berge, ebenſo den lieblichen Waldhügel ober dem Calvarienberge auf dem rechten, und das wundervolle Pöſtlin am linken Ufer der Donau beſuchte, um das Panorama einer unvergleichlich ſchönen Landſchaft zu betrachten, verſteht ſich ohnehin. Man hat ſeit Napoleons Fall und ſeit der Herrſchaft der liberalen Ideen in Europa das ariſtokratiſche Oeſterreich in ſehr abweichendem Sinn beurtheilt, aber die Kritik beginnt allmählig zu verſtummen, ja faſt in das Gegentheil umzuſchlagen, weil im Grund genommen der Erfolg die letzte und inappellable Inſtanz alles menſchlichen Sinnens bildet. Heute, wo man ſich in Europa zählt und ein Volk das andere mißt und nebenher genau berechnet, wie weit Kraft und Wille reicht, darf ſich Oeſterreich rühmen, ſeiner Schweigſamkeit ungeachtet in allen Künſten des Friedens wie des Krieges mit den geweckteſten und verfeinertſten Nationen des Occidents auf gleicher Höhe zu ſeyn.

An Peſth, das wir erſt um Mitternacht erreichten und um 4 Uhr Morgens wieder verließen, wollen wir ohne Erinnerung vorüber ziehen, nicht etwa aus Mangel an Redeſtoff — wir könnten ja ebenfalls Hammer plündern und hundertmal Geſagtes als Variante wiedergeben; — wir haben uns aber nun einmal vorgenommen, dem Leſer ohne Sykophantenkunſt nur Selbſtgeſehenes und Selbſtempfundenes in möglichſt treuem Bilde vorzumalen.

Deſto reichern Stoff zu Betrachtungen höchſt ernſter Natur böte auch bei nur mäßiger Redſeligkeit das alte Bulgarenland, nicht ſofaſt weil unſer Fahrzeug in vier Stationen der ganzen Länge nach von

Widdin bis zur Donaumündung am nördlichen Rande dieſes weiland berühmten Slavenreichs vorüberſtrich, oder daß irgend ein kirchlicher Gährungsprozeß das geplagte Chriſtenvolk zwiſchen Balkan und Donauſtrom in Furcht und Hoffnungen bewegte wie das deutſche Land. Nein, das wäre noch kein Grund, die fliehende Skizze feſtzuhalten und noch innerhalb des Suline-Thores im Laufe ſtillzuſtehen. Man weiß ja, daß wir den Volksglauben aller Orten duldſam ſchonen und beſonders geiſtlichem Gewerbe überall mit Reſpekt aus dem Wege gehen. Und hätte man auch im Gegenſatz zur baumloſen, öden, traurigen Humusfläche des Wlachen-Ufers das ſchwellende Hügelland des Bulgarenſitzes, die reichen Laubholzwälder und hellgrünen Triften in der Nachbarſchaft des lieblichen Nicopolis beim Vorüberſchiffen wahrgenommen, ſo wäre auch dieſer Landſchaftsunterſchied der beiden Uferſtaaten mit wenigen Worten anzudeuten ohne längern Aufenthalt. Wahrheitsliebe zwänge ſogar, beſchränkend beizufügen, daß auch dieſer Zug bulgariſcher Lieblichkeit mit Baumſchatten und quellenreicher Fülle ſchon um Raſſova, wo ſich der Strom in raſcher Wendung nördlich beugt, allmählig ganz erſtirbt und die melancholiſche Färbung des braunrothen, völlig nackten, ausgetrockneten, troſtloſen Erdreichs der ſogenannten Dobrudſcha, weit eher die Nachbarſchaft des todten Meeres als des „gaſtlichen“ Pontus vermuthen ließe. Auf die Frage: welcher Ort unſerer

Wanderzüge in der Seele den meiſten Trübſinn, die meiſte Niedergeſchlagenheit und Melancholie zurückgelaſſen, müßte man unbedingt bulgariſch Hirſova an der untern Donau nennen. Die nubiſche Wüſte mit all ihren Schreckniſſen ſchien uns weniger kläglich, ja Dank den phantaſtiſchen Schwingungen ihrer Terraingebilde, ſogar noch romantiſch ausgeſchmückt, wenn neben das Bild des zwiſchen zwei koniſchen, von Froſt und Sonnengluth röthlich verſengten Hügeln eingekeilten Hirſova hingeſtellt. Caſtell und Städtchen haben die Ruſſen im letzten Kriege, wie alle befeſtigten Uebergangsorte des rechten Stromufers, in vorſichtiger Berechnung abgebrochen, die Türken aber aus Indolenz nicht wieder aufgebaut. So weit das Auge reicht, nicht ein einziger Baum, nicht einmal ein verkrüppelter Strauch, nirgend Schatten, kein Labſal, und wir begriffen nicht, wie der Menſch in ſolcher Trübſal ſeine Hütte bauen mag. Selbſt der Strom, als wäre er alt und müde vom langen Lauf, ſinkt ſchlapp auseinander und wälzt ſchweigend zwiſchen gedehnten, kaum über den trüben Waſſerſpiegel ſteigenden, ſchilfverwachſenen Schlamm-Eilanden ohne Ungeſtüm und ohne Kraft die matte Fluth vorüber. Doppelt grauenvoll mußten in ſolcher Oede die wilden Reitervölker, die Hunnen, Avaren, Petſchenegen und Mongolen für die verzagten Byzantiner ſeyn, wenn ſich ihre blut- und beutelüſternen Schwärme wolkenähnlich am Strome niederließen und den Bosporus bedrohten. Hier vom Schickſal ereilt zu werden, wäre ein doppelt jammervolles Loos. Tomi, an dem man zwiſchen Suline und Varna vorüberſchifft, iſt nicht reizender, ja wo möglich noch trauriger als die Landſchaft um Hirſova, weil in Ovids Verbannungsort ſogar die matte Felberweide und das düſtere Grün des Donau-Schilfes fehlt,

Adspiceres nudos sine fronde, sine arbore campos.

Nur Schulgelehrte, denen die eigene Schattenlaube Maaß für alle Zonen iſt, können dem Sänger der »Tristia« Verweichlichung und unmannhaften Sinn zum Vorwurf machen, wenn er das Leben in der weltherrſchenden Roma des Cäſar Auguſtus entzückender und wünſchenswerther als die Seligkeiten der Donaumündung und des Pontusſtrandes fand.

Daß uns aber die dreitägige Raſt im ſommerheißen Galacz ebenfalls das Recht verliehe, irgend ein Compendium aufzuſchlagen und den Leſer überſichtlich mit der Geſchichte der beiderſeitigen Uferſtaaten Moldowlachia und Bulgarei, vom Anbeginn der hiſtoriſchen Kenntniß bis zu dieſer Stunde heimzuſuchen, und insbeſondere die Donau-Uebergänge von Darius bis Diebitſch-Zabalkansky umſtändlich aufzuzählen, ſoll nach dem Exempel vielgeprieſener Wanderbücher hoffentlich von niemand beſtritten werden. Gewiß könnten wir mit nur etwas Unbarmherzigkeit zum wenigſten die Uebergänge der-

Slavenvölker (vom 6.—9. Jahrhundert) und ihre Einſiedelung auf byzantiniſchem Boden zuſammenregiſtriren und den Hartgläubigen unſerer Zeit wie im Kaleidoſkop vorüberführen. Jedoch auf alle dieſe Rechte wollen wir verzichten, wollen alle dieſe Erinnerungen für uns ſelbſt behalten und nur im Vorübereilen ein Wort über die Bulgarenfeſtung Siliſtria und die Ruſſen ſagen. Wir ſind zwar in Siliſtria (Doryſtolon und Driſtra der Byzantiner) nicht ſelbſt an's Land geſtiegen, haben aber ſeine Lage auf dem waldigen, von tiefen Erdriſſen umfurchten, reben- und gartenreichen Hügel am Einfluß des Driſtrabaches in die Donau deutlich genug geſehen. Auch der Nichtſtratege muß in Siliſtria ein von der Natur ſelbſt erbautes und gleichſam ſich ſelbſt ſchirmendes Bollwerk der Donauländer erkennen und es den Ruſſen gar nicht übel nehmen, wenn ſie ſich bei Zeiten und wiederholt um dieſen Punkt bemühten. Wären ſie nicht früher als unter Katharina II., wie man ſichs gewöhnlich denkt, vor der Feſtung erſchienen und hätten ſie dieſe berühmte Vormauer des Türken-Sultanats nach unſäglichen Anſtrengungen wirklich in unſern Tagen (1829) zum Erſtenmale in ihre Gewalt gebracht, ſo hätten wir nichts zu erinnern gehabt und wären ohne Rückblick auf vergangene Zeiten gegen Wind und Wellen an den traurigen Schilfeilanden des Donau-Delta vorüber in den Pontus hinaus geſchifft. Die Ruſſen haben aber ſchon um 967 unſerer Zeitrechnung, d. i. mehr als neunthalbhundert Jahre vor Diebitſch-Zabalkansky Siliſtria und das ganze Bulgarenland bis an die Hämuspäſſe in ihrer Gewalt gehabt. In Swätoslaw, dem noch heidniſchen Großfürſten und erſten Eroberer Bulgariens, ſpiegelt ſich Natur und Schickſal des ruſſiſchen Staats urvorbildlich für alle Zeiten ſchon im Laufe des zehnten Jahrhunderts ab. Kaum gegründet durch die Scandinavierfamilie Rurik (862) erkannte dieſes große Slavenreich ſeine Weltbeſtimmung und ſein Geſchick, und wälzte wie von wildem Inſtinct getrieben mit hartnäckiger Beharrlichkeit die Wellen ſeiner Kraft nach Byzanz herab. Von Groß-Nowgorod ward der Herrſcherſitz nach Kiew am Dnieper verlegt, um dem Brennpunkt aller Slavenſehnſucht, der Kaiſerſtadt (Tſarigrad) im günſtigen Augenblick näher zu ſeyn. Dieſe frühzeitige Standhaftigkeit der Ruſſen-Politik iſt um ſo mehr zu bewundern, da die ganze Nordküſte des ſchwarzen Meeres mit den Landſchaften, die man heute Ukraine, Beſſarabien und Moldowlachia nennt, damals in der Gewalt des nomadiſchen Reitervolks der Petſchenegen ſtanden, die den abenteurenden Ruſſen den Weg verlegten und allen unmittelbaren Verkehr zwiſchen Konſtantinopel und Kiew unmöglich machten. Man weiß, daß die Ruſſen dieſer Hemmniß ungeachtet durch kühne Benutzung der Fluß- und Küſtenfahrt ſchon unter Swätoslaw's unmittelbaren Vorfahren (879—944) dreimal in großer Macht vor Byzanz erſchienen und ſich das vierte Mal nur durch Bitten, Gold und Tribut des verzagten Imperators beſänftigen und an der Donaumündung zu Frieden und Freundſchaft bewegen ließen. Aber ein Ruſſenfürſt, der leben will, kann und konnte niemals ruhig bleiben. Swätoslaw fühlte das Beengende ſeiner Stellung und drang mit gleicher Heftigkeit gegen Don, Kaukaſus und Pontus Euxinus vor, bis ihn die Thorheit des griechiſchen Hofes durch Ueberſendung von fünfzehn Centnern Goldes zu einem Angriffskrieg wider das verhaßte Bulgarenreich verlockte und ſomit das ruſſiſche Ungewitter herwärts auf die Gipfel des Hämus rief. Der Großfürſt erſchien mit 60,000 Mann Fußvolk an der Donaumündung, ſchiffte in unabſehbarem Zug den Strom herauf, ſchlug die Bulgaren am Landungsplatz und nahm mit der Feſtung Driſtra (Siliſtria), wohin ſich die Ueberwundenen geflüchtet hatten, zugleich das ganze Reich in Beſitz (967 n. Chr.). Das Schrecken über die raſchen Erfolge der Ruſſen war ſo betäubend, daß man zu Konſtantinopel eilig die Feſtungswerke ausbeſſerte und ſogar die Wurfmaſchinen auf die Mauer ſtellte, als wäre Swätoslaw mit ſeinen „thieriſch-ungeſtümen“ Siegerſchaaren ſchon vor dem goldenen Thore aufgeſtellt. Ein Angriff der Petſchenegen auf Kiew nöthigte zwar den Großfürſten mit einem Theil des Heeres heimzueilen, er geſtand aber nach Vertreibung des Feindes in der Bojaren-Verſammlung ohne Scheu, „er wolle und könne nicht mehr in Kiew bleiben, weil ihm der Aufenthalt in ſeiner neuen Bulgarenreſidenz Preßlava (Präſthlava der Byzantiner und Breslau der Deutſchen) weit erfreulicher als in Kiew ſey. Aller Reichthum der Kunſt und Natur fließe in der bulgariſchen Hauptſtadt als im Mittelpunkt des Landes zuſammen. Griechenland ſende Gold, Seidenſtoffe, Wein und edle Früchte; aus Böhmen und Ungarn bringe man Silber und Pferde, und die Ruſſen kämen mit Pelzwerk, Honig, Wachs und Sklaven." Ueberhaupt meinte der barbariſche, aber wie es ſcheint, nicht kurzſichtige Rurikfürſt, nicht blos Bulgarien, ſondern das ganze griechiſche Reich in Europa müſſe ſammt Böhmen und Ungarn das Geſetz von den Ruſſen empfangen. Swätoslaw begnügte ſich nicht mit Reden, er handelte auch nachdruckvoll, ſtieg mit Macht über den unvertheidigten Hämus nach Thracien hinab und beſtrafte den Widerſtand der halb griechiſchen, halb bulgariſchen Bürgerſchaft in Philippopel nach Eroberung der Stadt in ſlaviſch-wilder Grauſamkeit durch Pfählung von 20,000 Männern, gleichſam als wären es meineidige Rebellen wider geſetzliche Obrigkeit. Zum Unglück für die Ruſſen hatten ſie es mit einem Gegner zu thun, der zwar durch Kaiſermord auf den Thron gelangte, aber ſonſt ein ungemein gottesfürchtiger Herr, ein höchſt andächtiger Chriſt und nebenher kluger Staatsmann und trefflicher Stratege war. Johannes Tzimisces wollte ſich anfangs die Ruſſen auf dem Wege der Unterhandlung vom Halſe ſchaffen und ließ durch einen Geſandten dem Großfürſten zu wiſſen thun, er möge nun, da er die vertragsmäßige Entſchädigung (15 Cent. Goldes) für ſeinen bulgariſchen Heereszug erhalten habe, das Land räumen und wieder in ſein angeſtammtes Reich nach Kiew zurückkehren, indem Bulgarien nicht den Ruſſen, ſondern von Alters her dem römiſchen Imperator von Byzanz gehöre. Aus der Antwort des Großfürſten merkte Tzimisces freilich ſchnell, daß auf diplomatiſchem Wege mit den Ruſſen nichts auszurichten ſey und daß man dieſem Volke mit andern Mitteln kommen müſſe. Nur gegen Erlegung einer „ſehr großen Summe Goldes“ und gegen baare Ablöſung der Kriegsgefangenen ſammt allen eroberten Städten, antwortete Swätoslaw, werde er das ihm ſo reizend ſcheinende Land verlaſſen; können oder wollen aber die „Römer“ die verlangte Summe nicht zuſammenbringen, ſo mögen ſie ſelbſt ungeſäumt die europäiſchen Provinzen räumen, auf die ſie ohnehin kein Recht hätten, und ſich nach Aſien zurückziehen; das ſey die einzige und letzte Bedingung, von den Ruſſen Frieden zu erhalten. Swätoslaw ſandte nur eine Abtheilung des Heeres über den Hämus, hielt mit einer zweiten die Bulgaren-Reſidenz Präßlava in Zaum und lagerte mit dem Hauptcorps in dritter

Linie bei Siliſtria (Driſtra), wo zugleich die einzige Hoffnung im Unglück — die Fahrzeuge ſtanden, die ihn und ſeine Kriegsgefährten aus der Heimath nach Bulgarien getragen hatten. Erſt im fünften Jahre ruſſiſcher Herrſchaft im Lande, nachdem man mit abwechſelndem Glücke dieſſeits der Gebirge geſtritten hatte, zog endlich der Kaiſer ſelbſt zu Waſſer und zu Lande wider Swätoslaw. Tzimisces drang unvermuthet durch die Päſſe, ſtand wider alles Erwarten der ſorgloſen Ruſſen vor Präßlava, nahm in Folge eines ſcharfen Gefechtes Stadt und Burg und rückte mit der ganzen Macht vor Siliſtria, wo die byzantiniſche Branderflotte zum Schrecken der Ruſſen zugleich erſchienen war. Nach ſechs mörderiſchen Schlachten, die Swätoslaw ſeinem kaiſerlichen Gegner im offenen Felde außerhalb der Feſtung lieferte, war das ruſſiſche Heer auf 22,000 Mann geſchmolzen und die Hoffnung des Sieges aufgegeben. Schon nach dem fünften Gefecht beriethen ſich die Ruſſen, ob man fliehen oder kämpfend ſterben ſoll? „Siegen oder rühmlich untergehen“ (ἢ νικῶντας ζῆν ἢ εὐκλεῶς τελευτᾷν) war der einmüthige Beſchluß und man ging ungebrochenen Muthes zum letzten Gefecht hinaus, in welchem, wie in allen früheren, ein Seitenangriff von 13,000 geharniſchten Lanzenreitern den lange zweifelhaften Sieg endlich, am Abend noch, zum Vortheil des kaiſerlichen Heers entſchied. Bedenkt man, daß die Ruſſen ohne Reiterei, wie ohne Verbindung mit der Heimath waren und einem großen Kapitän gegenüber ſtanden, ſo brauchen ſie ſich der Capitulation von Siliſtria eben ſo wenig zu ſchämen, als ihre ſpäten Urenkel über die Bedingniſſe von Auſterlitz zu erröthen haben. Swätoslaw verlangte Waffenſtillſtand und verſprach Bulgarien zu räumen und die Gefangenen ohne Löſegeld frei zu geben, wenn der Kaiſer ſeinerſeits gelobe, die Ruſſen weder beim Aufbruch noch auf der Waſſerfahrt durch ſeine Branderflotte zu beunruhigen, die nöthigen Lebensmittel für das beſiegte Heer zu liefern und den Ruſſen noch ferner den alten Handelsverkehr in Konſtantinopel zu geſtatten. Der Kaiſer, der des Friedens bedurfte, willigte mit Freuden in Alles, und nach förmlichem Abſchluß des Vertrags ſahen ſich beide Gegner außerhalb der Feſtung am Donauſtrom. Der Kaiſer hielt mit ſeiner geharniſchten Reitergarde am Ufer, der Großfürſt blieb auf der Ruderbank des Kahnes ſitzen, in welchem er herausgekommen war; er ſagte nur einige Worte über den Frieden und kehrte wieder in die Stadt zurück. Ein Augenzeuge, der byzantiniſche Hofdiacon Leo, hat die Scene beſchrieben und der Nachwelt zugleich das Conterfei des Ruſſenfürſten aufbewahrt. Swätoslaw war mittlerer Größe und von zierlichem Ebenmaaß der Körpertheile: ſtruppige Brauen, Eulenaugen, ſtumpfe Naſe, Kinn ganz und Kopf bis auf je eine an den Schläfen herabhängende Locke glatt geſchoren, die Oberlippe von dichten weitherabreichenden Barthaaren beſchattet, kräftiger Nacken, breite Bruſt, Goldſchmuck mit Carbunkel zwiſchen zwei Perlen in dem einen Ohr, und endlich ein finſterer melancholiſch-wilder Blick ſind die übrigen Züge im Bild des Rurikſohnes vor Siliſtria. Der Fürſt trug bei der Unterredung ein weißes Gewand, nicht ſchöner, aber reinlicher als die Gefährten, und ſchwang beim Kommen und Gehen das Ruder wie der gemeine Mann. Dieſes Ruſſen-Epos vor Siliſtria iſt vielleicht das lehrreichſte Ueberbleibſel der byzantiniſchen Geſchichte. Der ſtandhafte Muth und die Todesverachtung, mit welcher das ruſſiſche Fußvolk ſechs Mal hintereinander in das Treffen ging, erfüllte ſelbſt die ſiegenden Byzantiner mit Entſetzen. „Die Ruſſen fliehen nicht,“ ſagt Leo Diaconus.[1] Die gigantiſchen Geſtalten und der wilde zornvolle Blick der Soldaten Swätoslaws haben in der Bevölkerung Konſtantinopels einen erblichen, unaustilgbaren, heute noch lebenden Eindruck zurückgelaſſen. „Das falbhaarige Geſchlecht der Nordiſchen wird die Stadt erobern,“ iſt der bekannte und in der Hauptſtadt des Orients ſeit neunthalbhundert Jahren geglaubte Orakelſpruch. Bei den meiſten Menſchen verliert eine Drohung von ſo altem Datum nur zu leicht ihr Gewicht; in keinem Falle aber hätte man über zu große Eile der Verhängniſſe zu klagen, wenn

---

[1] οἱ Ῥῶς διεμάχοντο, μὴ δόντες νῶτα τοῖς ἐχθροῖς. VIII, 7.

Swätoslaws inſolenter Spruch durch den Einzug der „falben Krieger“ in Stambol am Ende doch noch eine Wahrheit würde. Die Zeit, Vorſorge zu treffen, hat uns wahrhaft eben ſo wenig als der ſtumme Fingerzeig gefehlt, wie noch längerer Aufſchub, wo nicht gänzliche Abwendung des byzantiſchen Gerichts zu erzielen ſey! Wer von den wiederholten Byzanzbedrängungen durch die Rurikfürſten des 9. und 10. Jahrhunderts auch nur die Scenen von Siliſtria kennt, hat auch ſchon errathen, warum ſie ohne Erfolg geblieben und warum die verzagten Byzantiner nicht ſchon damals nordiſcher Kraft und ſcythiſchem Uebermuth erlegen ſind. So lange ſich von Don und Wolga her nach der Reihe lebendige Völkerkeile zwiſchen Nowgorod, oder wenn man will, zwiſchen Kiew und Konſtantinopel hineinſchoben und gleichſam den Weg verlegten, mußten ſelbſt die heldenmüthigſten Anſtrengungen der nordiſchen Ungethüme, auf byzantiniſchem Boden feſte Sitze zu gewinnen, vergeblich ſeyn. Zwiſchen den beiden Friedensſchlüſſen von Siliſtria (971) und Adrianopel (1829) ſind 858 Jahre verfloſſen — langes und furchtbares Noviziat des ruſſiſchen Volkes zum Eintritt in den traurigen Orden des byzantiniſchen Ritterthums. Dank dem Slavengenius, die Ruſſen haben alle Proben überſtanden, haben alle Vorbedingungen erfüllt und ſtehen heute als Gebieter und wohlbeſtallte Hausherren an derſelben Donaumündung, durch welche

Swätoslaw mit den Trümmern ſeiner Macht gleichſam bittweiſe und verſtohlen hinausgezogen iſt. Es ſind zum Theil noch immer die Ruſſen des Leo Diaconus, dieſelbe Todesverachtung, dieſelbe thieriſch-wilde Unerſchrockenheit im Gefecht, aber auch derſelbe Geſchmack für Beute, Raub und Gold, dieſelbe unerträglich-übermüthige Tyrannenlaune (ἀκάθεκτος ὕβρις) und dieſelbe ſtupide Grauſamkeit in Herrſchaft und Gewalt, wie einſt im Bulgarenland.[1] Nur in einem Punkte ſind es nicht mehr die Ruſſen des Leo Diaconus, jene freiheitſtolzen, ritterlich-ſoldatiſchen Männer, die wohl einen Führer in Krieg und Frieden, aber keinen Herrn und keine körperlichen Strafen duldeten. Nicht etwa blos der Edelmann war frei wie bei uns im Occident, bei den Ruſſen gab es damals (10. sec.) ſchon einen freien Bürgerſtand in den Städten und ſogar freie Ackersleute, während im Weſten Alles Knecht und hörig war. Leben, Freiheit oder Gold ſühnten die Miſſethat, aber ſchlagen durfte Niemand einen freien ruſſiſchen Mann. Nicht blos in perſönlicher Würde, auch in Kunſt, Sitte und Gewerbſamkeit ſtanden die Bewohner von Kiew und Nowgorod höher als das germaniſche Abendland. Mit Vernunftgründen, nicht mit Peitſchenhieben regierte man die Ruſſen des zehnten Seculums. Die

---

[1] Blos auf den Verdacht geheimer Abneigung ließ der Großfürſt von den vornehmen Bulgaren 300 hinrichten, die übrigen aber ins Gefängniß werfen.

Großfürſten redeten öffentlich vor dem Volke über das Gemeine-Weſen; aus freiem Antriebe, mit Einſicht und Selbſtkenntniß ſollte das Volk die Befehle des Herrſchers vollziehen. Freilich war man unter ſolchen Umſtänden damals weniger bequem und leicht Großfürſt von Kiew, als man heute Autokrat an der Newa iſt.

Swätoslaw ſelbſt iſt, wie bekannt, auch nicht mehr ganz derſelbe geblieben, wie einſt auf der Ruderbank vor Siliſtria. Swätoslaw hat inzwiſchen das Credo geändert und den Knebelbart etwas abgeſtutzt, er hat auch ſonſt die Toilette verſchiedentlich verbeſſert und redet insbeſondere nicht mehr ſo derbe und unverſchämt, wie in der Bulgarenburg zu Präßlava. Swätoslaw hat zwar noch ganz dieſelben Appetite für Byzantiniſches, aber er geſteht es nicht mehr ſo offen ein, er läugnet es ſogar und verſichert ſeine Nachbaren hoch und theuer, Sebaſtopol und Suline ſeyen von jeher das Aeußerſte und Letzte geweſen, das er gewünſcht und angeſtrebt; ein Mehres wäre ihm ſogar läſtig, und er möchte es nicht einmal, ſelbſt wenn er es haben könnte. Die Nachbaren glauben ihm dieſes natürlich auf ſein Wort, ſintemal Swätoslaws Handlungen überall im ſchönſten Einklang mit dem Worte ſind. Swätoslaw iſt ja inzwiſchen, wie wir alle wiſſen, beim Groß-Chan zur Schule gegangen, hat ſchwere Zeiten erlebt, nebenher aber mancherlei profitirt, was ihm jetzt gut zu ſtatten kommt. Ja ſo weit geht Swätoslaw in Uneigennützigkeit, in Nächſtenliebe und Sorge für öffentliches Wohl, für allgemeine Stille und Glückſeligkeit in Europa und Aſien, daß er mißtrauiſche Nachbarsleute im Occident eigenhändig auf Mittel und Wege führte, wie ſie ihm bei etwaiger — verſteht ſich unwillkürlicher Regung der alten ſlaviſchen Erbſünde mit Erfolg Widerpart halten und ruſſiſchen Uebergriffen undurchbrechliche Dämme ſetzen könnten. „Ihr habt blos dem byzantiniſchen Türken-Imperator die Schiffe zu verbrennen und auf dem äußerſten Punkte ſeines Reiches — aber ja recht weit von mir — ein kleines gräkoſlaviſches Fürſtenthum mit unterbundenen Pulſen einzurichten, als kräftige Wehr gegen das Slaventhum, und ihr habt mich gelähmt für jetzt und immer. Nur von den Donauländern müßt ihr euch ferne halten und abſonderlich den Gedanken „durch Colonien oder Vorkehrungen noch ernſthafterer Natur von Weſten her einen lebendigen Völkerdamm zwiſchen Ruſſen und Byzantinern aufzubauen" als corrupte, eitle, unpraktiſche Chimäre deutſcher Köpfe unterdrücken." — Dieſer letzten Katecheſe hätte es nach dem Dafürhalten der meiſten Kenner nicht einmal bedurft. Denn wer in Deutſchland dächte in ſo milden Zeiten an „Vorkehrungen ernſthafterer Natur" in den Unter-Donauländern? wer an „lebendige Keile" oder auch nur an deutſche Colonien in bulgariſch Nicopoli, wo einſt Bajeſid die

Europäer ſchmählich überwunden hat? Oder ſichern nicht etwa Swätoslaws gottesfürchtige Geſinnungen und im ſchlimmſten Falle Klüber's Handbuch der neueſten Staatsverträge im Orient wie überall auf ewige Zeiten und ohne weitere Mühe Frieden und Sicherheit? Und verſandet auch am Ende die Sulinemündung, ſo ficht uns auch der Sand nicht an, wir bewahren unſer Phlegma, graben den Kanal von Czernavoda und kommen nur um ſo ſchneller in den Bosporus.

Stambul hat ſich ſeit unſerer letzten Anweſenheit im Jahr 1833 nicht unbedeutend verſchönert, man ſieht gegen die Sitte früherer Zeit viele große, ſolide Gebäude und ſogar gepflaſterte Straßen, und in Pera ſchlägt das chriſtliche Weſen mit Steinhäuſern, Glockengeläute ohnehin jedes Jahr tiefere Wurzeln. Nur Galata unten am Berge hat ſeine ſchmutzige, bretterne Geſtalt noch großentheils bewahrt. Indeſſen hat dieſes vielfach berüchtigte Stadtviertel dennoch ein für den Ort billiges und ſicheres Unterkommen (aquila negra) nahe am Landungsplatz. Das Eigenthum iſt in Galata und Pera bekanntlich ſo flüchtiger Natur und geht ſo leicht mit einſeitiger Zuſtimmung von einem Beſitzer zum andern über, daß der vorſichtige Fremdling ſeine Baarſchaft am ſicherſten am Leibe trägt und in Privathäuſern ſich vor einer Wohnung zu ebener Erde hütet. In der Locanda zum ſchwarzen Adler ſind die Augen des Gaſtwirths und ſeiner Untergebenen, einer ehrbaren Familie aus Trieſt, beſtändig offen, und der Reiſende kann ruhig ſeiner Wege gehen. Auffallend durch kräftigen, derben Körperbau ſind ſeit Sultan Mahmuds Reformen in Stambul nur noch die Gondoliere und die Derwiſche. Der Derwiſch iſt wohlgenährt, geht aufrecht, blickt entſchieden und trotzig, weil er ſich vor aller Neuerung ſicher weiß und ſeine Macht über die große Maſſe kennt. Nichts gleicht aber auch der kühnen Ruhe, mit welcher beſonders die Dreh-Derwiſche nach ihrem begeiſterten Wochentanz durch die Gaſſen ſchreiten. Zu verwundern iſt es nur, daß von den vielen europäiſchen Rathgebern der hohen Pforte noch keiner auf das Projekt verfiel, die Derwiſchklöſter mit Einem Schlage in Kaſernen zu verwandeln und ihren rüſtigen Bewohnern die Flinte in die Hand zu geben, wie es einſt mit den Waffen ſeines Zeitalters, in derſelben Stadt und in demſelben Lande Sultan Medſchids Vorgänger, der chriſtliche Imperator Konſtantin Copronymus, bei allgemeiner Umwandlung der Inſtitutionen des byzantiniſchen Reichs nicht ohne großen Erfolg unternommen hat. Dieß wäre der ſicherſte und ſchnellſte Weg dem Padiſchah ein kräftiges, gutgebildetes, ſchlagfertiges Heer zu ſchaffen. Nur will der türkiſche Derwiſch allzeit gut genährt, gut gekleidet, und vor allem gut und pünktlich beſoldet ſeyn, und in dieſem Punkte fehlt es eben zu Konſtantinopel in einem Grade, daß man letzthin einem Häuflein von 1600 Mann albaneſiſcher Söldner, die man eines Lokaltumultes wegen mit Dampfbooten über Samſun nach Amaſiah ſchickte, weder Kleid, noch Brod, noch Löhnung zu geben hatte. Die Widerſpenſtigen wichen nur der eidlichen Zuſicherung eines Weſirs, daß man ihnen ungeſäumt das Schuldige nachſenden, bei längerer Widerſetzlichkeit aber ſie ſammt dem Schiffe im Hafen von Konſtantinopel verbrennen werde.

Wer trübſinnige Eindrücke im erhabenſten Style liebt, der betrachte nur im Schein der Abendſonne die konſtantinopolitaniſchen Stadtmauern vom goldenen Horn bis zum Marmorameer. Der rieſige über Thal und Höhen majeſtätiſch ziehende Bau, das ſchwärzliche Geſtein, die Oede, das dunkelgrüne Epheugeranke um halbeingeſtürzte Zinnen und Thürme, der Drang der Zeit, Noth und Verlaſſenheit der Gegenwart und die Erinnerung an alles, was ſeit fünfzehn Jahrhunderten im Schooße dieſes älteſten Bollwerks der chriſtlichen Welt geſchehen, erfüllt das Gemüth des Wanderers mit Ernſt und Melancholie. Erde und Thiere um Stambul, ſagt man, ſeyen von bewunderungswürdiger Güte und Sanftheit; man finde kein giftiges Thier, das Pferd ſchone den mitten auf dem Wege ſchlafenden Hund, und ſogar der Falke niſte friedlich mit der Turteltaube auf demſelben Baum und ſuche ſeinen Raub anderswo (?), nur der Menſch ſey in Stambul böſe — ein hartes, aber vielleicht nicht ganz ungerechtes Wort das die Begebenheiten der Stadt von Konſtantin dem Großen bis Sultan Abdul-Medſchid Chan eher zu bekräftigen als zu widerlegen ſcheinen. Und vielleicht iſt auch die Zeit nicht fern, die Lokalſage aufs neue durch die That bewährt zu ſehen. Was die Byzantiner unter Anaſtaſius und Andronicus I. waren, ſind ſie heute noch; das Glaubensbekenntniß macht keinen Unterſchied.

Das eintönige, freudeloſe Leben der türkiſchen Städte, das mühevolle Ringen ihrer Bewohner von früh bis ſpät um ihr kärgliches Brod, das armſelige Leben unter Schmutz, Lumpen und Ungeziefer, erregt bei Leuten des Occidents ein ſchwer zu beſchreibendes, langweiliges, peinliches Gefühl; man wird traurig und glaubt zuſehends und ſchnell ſelbſt zu verwildern und zurückzuſinken. Da iſt kein Buch, kein Studium, keine Rede, kein geiſtiger Genuß, keine politiſche Neugierde; Niemand ſchreibt, druckt und liest; dem Thiere gleich trachtet der Menſch nur wie er den Hunger ſtille und ſich und ſeine Brut vor den Griffen der überall lauernden Gewalt ſicher ſtelle. Wie erhaben und durchlauchtig erſcheint uns da Germanien in der Ferne mit ſeiner Literatur, ſeinem Wiſſen, ſeinem Dürſten und Ringen nach geiſtigen Gütern, nach Kenntniß, Wahrheit und Entdeckung. Deutſchland iſt wahrhaft eine Schule der Weisheit, der Sitz des Lebens und des einzigen, vernünftiger Geſchöpfe würdigen Ruhmes!

Sie ſehen, Türken und Langweile unter barbariſchen Menſchen ſtellen die Vorzüge unſerer Heimath und vaterländiſchen Sitte in ein glänzenderes Licht und entzünden die Liebe nach den wahren Reichthümern des deutſchen Lebens heißer und ſchneller als die ſtereotypen Hymnen Ihrer patriotiſchen Schmeichelredner. Oder ſoll wahre Vaterlandsliebe keinen Tadel, kein Epigramm ertragen, und allezeit nur Dithyramben heiſchen? Ein Freund der immer bewundert und Alles lobt, erregt am Ende Verdacht und Ueberdruß.

Ueber die ſchöne Lage von Stambul und die unübertrefflichen Reize des Bosporus hat man in Europa ſchon lange alles geſagt und geſchrieben, was ſich in Proſa und Verſen nur immer in der menſchlichen Rede verkünden läßt. Veni et vide! kann man allein noch hinzuſetzen. Ebenſo darf man ſich in Acht-nehmen, den alten Streit, ob Konſtantinopel oder Neapel den Vorzug verdiene, wieder anzuregen, ſeitdem ihn ein deutſcher Baron eben ſo geiſtreich als unwiderleglich entſchieden hat: »*Madame l'Ambassadrice, si Naples avait le Bospore, Naples l'emporterait sur Constantinople, et si Constantinople avait le Vésuve, Constantinople l'emporterait sur Naples.*«

Freitag 7. Auguſt um 1 Uhr Nachmittags war die Abfahrt des prachtvollen „Stambul“ nach Trapezunt beſtimmt. Und nachdem ich Morgens in Bujukdere auf der k. k. Internuntiatur Päſſe und Empfehlungen abgeholt und im Vorübergehen den neuhelleniſchen Styl „Περουκερης τῆς νέας Μόδας“ in Pera bewundert hatte, ging ich mit meinen Habſeligkeiten gegen 11 Uhr an Bord, um den letzten und, wie ich beſorgte, unruhigſten Theil meiner Wanderung anzutreten. Der Euxiniſche Pontus ſteht ja bei den Abendländern in ſo übelm Ruf, daß man ſich ſelbſt in der ſchönen Jahreszeit nicht ohne heimliches Grauen ſeinen Fluthen anvertraut. Der „Stambul“ aber iſt das größte und ſchönſte Schiff der Compagnie, es hat nahe an 200 Fuß in der Länge, iſt verhältnißmäßig ſehr breit, kräftig und doch mit einem Luxus ausgerüſtet, der einem aus dem Binnenland kommenden Fremdling auch nach der Donaufahrt noch überraſchend ſcheint. Auf dem erſten Platze waren nur zwei Paſſagiere eingeſchrieben, auf dem zweiten Einer, und 250 auf dem dritten oder dem Verdeckplatze, wo bisweilen mehr als 600 Individuen mit ihrem Gepäcke unterzubringen ſind. Im Winkel links am Steuer ſaß auf ausgebreiteten Teppichen das Harem eines vornehmen Türken mit ſchwarzen Eunuchen und Sklavinnen weißer und ſchwarzer Farbe. Barrièren und hölzerne Gitter trennen den Promenadeplatz der Europäer des erſten Platzes, wo die Aſiaten, auch wenn ſie bezahlen wollten, niemals zugelaſſen werden. Mekkapilger, mit dem Dampfſchiff von Alexandrien her, türkiſche Offiziere über Samſun nach Diarbekr in

Meſopotamien beſtimmt, Beamte, Negocianten, Perſer, Armenier, anatoliſche Griechen, zerlumpte Geſtalten neben parfümirten Muscabins aus Stambul, harrten friedlich jeder auf ſeinem Platz bis die Stunde kam. Schon ſeit Tuldſcha im Donau-Delta, wo die erſte große Türkenmaſſe eingeſtiegen iſt, hörte man auf dem Schiffe nur die Osmanli-Sprache, die hier Jedermann bis auf die europäiſchen Matroſen herab weniger oder mehr verſteht und ſpricht. Von den in Aſien wohnenden Muſulmanen verrichteten mehrere mit großer Inbrunſt auf dem Verdeck ihr fünfmaliges Gebet; von den in Europa wohnenden bemerkte man die fromme Praxis nicht an einem einzigen. Beten dieſe etwa im Herzen oder im ſtillen Kämmerlein, wie die Chriſten, oder tödtet unſere Nähe und die Berührung mit dem civiliſirten Occident, vielleicht auch bei den Türken das religiöſe Gefühl? Der Anker war endlich aus der Tiefe geholt, die Lärmkanone gelöst, die Stiege aufgezogen, und wie ein Ungethüm der Tiefe, eine lange, dunkelgraue Rauchwolke nach ſich ziehend, ſchwamm der Prachtpalaſt aus dem Maſtenwalde des goldenen Hornes in die Strömung des Bosporus hinaus. Die Rieſenſtadt mit ihren verwitterten Thürmen, ihren bleigedeckten Tempelkuppeln, vergoldeten Minarets und ihren Cypreſſenhainen, hochwellig über drei Bergufer ausgegoſſen — goldene Brücke zwiſchen zwei Welttheilen — zog in langem Panorama an unſerm Blick vorüber. Ueber dem Seraï der Osmanlifürſten, ſeinen dunkeln Gärten und dem Kaiſerthor lag tiefes Schweigen, und am Himmel hing, wie ein funkelnder Diamant, die Sonne in ihrer Mittagsgluth.

Unter breitem Schattendach auf dem Verdeck vor dem ſengenden Strahl geſchirmt und angefächelt von der thauigen, mit der Fluth muſikaliſch vom Pontus in die Windungen des Bosporus hereinſauſenden Moscowiterluſt, ſahen wir ruhig auf das mühevolle Treiben der Konſtantinopolitaner am Strande hin, wie ſie keuchten, hämmerten, zimmerten und Zelte aufſchlugen unterhalb des Pinienwaldes zur Hochzeitsfeier für die Tochter ihres verblichenen Fürſten am Abend osmaniſcher Herrlichkeit. Die Sorge für das Reich haben freundliche Nachbarn übernommen, und nicht ohne Ungeduld wartet Gog und Magog ſeit Jahren ſchon auf der andern Seite des Euxinus, ob man ſeine Hülfe nicht bald nöthig habe, um die verfallende Wirthſchaft aufzurichten und die Rechnungen der bankerotten Osmanli auszugleichen. „Ach wie tapfer,“ meint Hadſchi Baba, „wollten wir gegen dieſe garſtigen Moskof kämpfen, wenn man nur nicht dabei umkäme!“ Warum geht aber auch mehr als neun Monate im Jahre Luftſtrom und Welle vom moskowitiſchen Strand nach Konſtantinopel herab, wie eine Tromba marina das Wort des Czars zu verkünden? Wir aber ſtritten gegen dieſe naturgemäße Bewegung der Elemente mit der Kunſt unſerer Maſchine und drangen ſiegreich Therapia, Bujukdere, das Ruſſenlager, Amykus' alten Thron, Batterien, Schlöſſer, Felſenriffe und die langen Platanenwälder vorüber durch die Brandung des weiten Thores in die offene Fläche des Meeres hinaus. Nun ging es, fünf bis ſechs Miglien von der ſchattigen Küſte Anatoliens, im raſchen Laufe wider Wind und Welle gegen den Orient. Das Mittagsmahl um 4 Uhr nahm man noch ohne widerliche Empfindung im Saale ein, der Thee um 8 Uhr Abends wurde von Manchem ſchon auf dem Verdeck getrunken. Denn im breiten Trichter zwiſchen den Donaumündungen und Cap Karambe in Anatolien brandet und wogt es beſtändig, und der ſeeungeübte Fremdling wird häufig gehindert, die Waldpracht der Küſten Kleinaſiens mit ungetrübtem Sinn zu bewundern. Glücklicherweiſe beginnen Hochgebirg und Dunkelwald erſt bei Heraklea, wo wir in Mondhelle vorüberſchifften. Am 8. Auguſt um 9 Uhr Morgens hatten wir die Höhe von Amaſſero (Amasra), dann an Laubhalden, Bächlein, romantiſchen Schluchten und Bergeinſchnitten mit Dörfern und Anbau vorüber, im Hintergrund die große paphlagoniſche Waldwand, kamen wir gegen 3 Uhr, um das Vorgebirg Karambe ſchiffend, wo es im Walde brannte, endlich in ruhigeren Waſſerſpiegel. Wiederkehrende Eßluſt, Mondhelle und linde Abendlüfte entſchädigten für die überſtandene Mühe des erſten Tages unſerer Pontusfahrt. Sonntag am 9. Auguſt um 1 Uhr nach Mitternacht liefen wir in den Hafen von Sinope ein. Die Neugierde trieb mich vom Lager auf das Verdeck hinauf, um auch bei nur zweifelhaftem Sternenlicht nachzuſehen, ob Hügel und Landenge dieſer Stadt wirklich das enthuſiaſtiſche Lob verdienen, welches ihnen Ahmed Ibn-Arabſchah in ſeiner Geſchichte Timurs zollt? Die Hügel von Sinub, ſagt er, ſeyen lieblicher als die Nates der Huri im Paradies, und die Landenge ſchlanker als die ſchlankeſte Hüfte eines Jünglings. Europäer im Dienſte der Pforte, oder der Dampfſchiffsgeſellſchaft, und einige muſulmaniſche Notabilitäten kamen an Bord, um die große Neuigkeit zu vernehmen, daß ſich das Unwetter endlich gegen den rebelliſchen Satrapen von Aegypten zuſammenziehe und zum Ausbruch rüſte. Nach einer halben Stunde ging es wieder fort, an der Halys-Mündung vorbei nach Samſun (Amiſus), wo man eine volle Stunde (10—11 Uhr) hielt, Paſſagiere auszuſchiffen und andere einzunehmen. Die italieniſchen Aerzte der Stadt kamen und erzählten, daß man zwei Tage vorher Dr. Baldi mit noch einer türkiſchen Magiſtratsperſon in einem Volkstumult zu Amaſia erſchlagen, andere ausgetrieben habe, und daß man überhaupt im Innern Anatoliens weder von Quarantäne noch andern Neuerungen des Padiſchah etwas wiſſen wollte.

Hinter der Stadt (Amiſus) erhebt ſich das

Erdreich ſanft zu einer lieblichen Halde, voll großer Dörfer unter Bäumen, Weingärten und Ackerfeld. Häuſer von Stein mit rothem Ziegeldach, weißem Kamin und andern Zeichen der Wohlhäbigkeit täuſchen den Wanderer; er glaubt einen jener geſegneten Himmelsſtriche Europa's vor ſich zu haben, wo der Menſch unter dem Schirm gerechter Gewalten kummerlos dem flüchtigen Traum des irdiſchen Daſeyns folgt und nicht weiß was Bedrängniß iſt. Die Landſchaft, ſo weit das Auge reicht, iſt in der That entzückend ſchön; ſtufenförmig, üppig, weich, erhebt ſich die Hügelkette zu einem Prachttheater voll Grün, Feld und Wald. Die hohe, halbzirkelförmige, thaldurchſchnittene anatoliſche Wand, dunkelbelaubt bis auf die Spitze, ſchließt den Horizont; im Vordergrund der endloſe, grüne Pontus-Spiegel, aus dem die Sonnenſcheibe wiederblitzt. Cirkaſſien ſandte uns in der Mittagsgluth ſeine erfriſchend kühlen Lüfte und das Gemüth war heiter und wolkenlos wie das Firmament.

Die große waldichte Amazonen-Niederung vorüberſtreichend, waren wir um 6 Uhr Abends nur noch dreißig Miglien von Keraſunt. Mattſchimmernd ſahen wir noch das Abendgold auf der Schloßruine, den Dunkelwald oberhalb, und am Scheitel des finſtern Hochgebirgs die graue Nebelhülle. Weit im Hintergrunde lag ſchon Bergnacht und Waldeinſamkeit über dem langen Alpenzug des Tzanenlandes.

Vollmondſchein, Sternenglanz, wundervolles Licht- und Farbenſpiel auf der ſpiegelhellen Waſſerfläche, der milde Hauch der Lüfte, der ſanfte und dennoch reißende Flug des Schiffes, das nahe Ziel und die melancholiſch-ſüße Erinnerung an die Berge in Tirol goſſen eine Ruhe, einen Frieden in die Seele, wie ihn im Drange der täglichen Mühen, der Begierden, des Ehrgeizes, der unduldſamen Andacht und der raſenden Concepte europäiſcher Weltverbeſſerer unſer Loos ſo ſelten gönnt. Spät und ungern wich ich der Macht des Schlummers und beim Erwachen lag vor uns, im Morgengrau verhüllt, weit über Felſenriffe, Schluchten, Berg und Thal hingebreitet, halb in Epheu-, Baum- und Weinlaubwald verſteckt, das ſchöne Trapezunt.

II.

Landung und erſte Eindrücke in Trapezunt.

„Trabiſonda!“ rief es im Morgengrau des zehnten Auguſts vom Verdeck des prachtvollen Stambol. Ich entſprang dem Lager, eilte hinauf und ſah ſie endlich vor mir die langerſehnte Comnenenſtadt mit ihrem Namen voll Schmelz und Melodie. Der Flug des Kieles, das ungewiſſe Tageslicht, das anſcheinend verworren und planlos über Klippen und Schluchten ausgegoſſene Häuſermeer mit ſeinen, aus Baumdickicht hie und da herausblickenden grauen Zinnen gaben noch kein klares Bild; es lag vielmehr beim erſten Anblick etwas Geiſterhaftes und melancholiſch Unheimliches über dem halb im Morgenſchlaf begrabenen, ſchweigſamen Trapezunt. Wir bogen um einen hohen felſigen Ufervorſprung, der uns die Stadt, ihre Bäume und ihre Gärten neuerdings verbarg, und ließen auf dem alten, zur Zeit des Kaiſerthums und des genueſiſchen Handels Daphnus genannten, aber den Namen eines Hafens nicht verdienenden Landungsplatz um vier Uhr Morgens die Anker.[1] Weil es noch früh war und ich es für beſſer hielt erſt dann auf das Land zu gehen, wenn der ganze Troß kolchiſcher, armeniſcher und perſiſcher Wanderer das Fahrzeug verlaſſen hätte, blieb ich mir ſelbſt überlaſſen und in der heftigſten Gemüthsunruhe bis acht Uhr auf dem Verdeck. War ich denn nicht ohne Begleiter, ja ſelbſt ohne Diener ganz allein mit meinem Reiſeapparat, meinen Sorgen und meinen Erinnerungen 600 deutſche Meilen von der Heimath an der Küſte des waldigen, unbekannten und von ungaſtlichen Laſen und Turkmanen bewohnten Kolchis, im Angeſichte einer Stadt, wo Niemand meine Sprache redet und die Leute nicht einmal den Namen des Landes kennen, aus dem ich gekommen bin? Während der Fahrzeit genießt man freilich die nicht wohlfeilen Ehren und Zuvorkommenheiten eines Kajütenpaſſagiers. Allein kaum ſind die Anker geſunken und die Rechnungen abgethan, ſo iſt auch das Band ſchon zerriſſen und man wird ſich plötzlich wieder fremd, bevor man neue Verbindungen angeknüpft und das Loos auf unbekanntem Boden geſichert hat. Die qualvollen Gefühle einer ſolchen Zwiſchenperiode kennt man auf Reiſen im glücklichen Europa nicht, wo Sitte und Diſciplin bei mäßigem Reichthum alle Wege ebnen und den Uebergang in die fremdartigſten Lagen ſo fließend und zwanglos machen. Der Anblick der ärmlichen Hütten des von der Stadt durch ſteile Ufer und einen ſteinigen Höhenzug geſonderten Hafenviertels vermehrten noch die Niedergeſchlagenheit. Die Schloßruine auf der rechten und die hohe plateauförmige Bergkuppe auf der linken Seite der Rhede, mit einer aus dem Gebüſche hervorſchauenden byzantiniſchen Kirchenkuppel im kleinſten Maßſtabe konnten mich auch nicht tröſten, obgleich ſich ſtellenweiſe die üppigſte Vegetation mit dichtbelaubten und ganz von Weinranken umſchlungenen Bäumen zeigte. Ein Anſtrich von Wildheit und Ruin ſchien über dieſes abgeſchloſſene Segment des Kolchisſtrandes ausgegoſſen und ich ſagte unwillkürlich zu mir ſelbſt: Das wären alſo die von Clavigo, von Eugenicus, von Beſſarion ſo maleriſch geprieſenen Herrlichkeiten von Trapezunt! In der Beklommenheit fiel mir kaum ein, daß es auf der Höhe und hinter dem Strandfelſen vielleicht prachtvolleren und großartigeren Anſchein gewähre; das Vorgefühl, als wären getäuſchte Hoffnungen und leere Tabletten am Ende die ganze Frucht des langen Weges und des nicht unbedeutenden Aufwandes, preßten die Bruſt zuſammen. Wer wird mir in der turkomaniſchen und fanatiſch unduldſamen Muhammedanerſtadt Traboſan Nachrichten aus der chriſtlichen

---

[1] *Δαφνοῦς, δαφνοῦντος*, wie *Ὀφιοῦς, — οῦντος, Τραπεζοῦς, — οῦντος*. Aus dem neugriechiſchen Nominativ *Δαφνοῦντα* machen die halbbarbariſchen Sprachforſcher in Trapezunt *Διαφοῦνδα* und leiten es mit bedeutender Selbſtzufriedenheit über grammatiſchen Scharfſinn aus dem italieniſchen *dar fondo* her.

Comnenenzeit zu geben wiſſen? Unter dieſen peinlichen Betrachtungen waren die Empfehlungsſchreiben aus Wien und Konſtantinopel an den öſterreichiſchen Viceconſul, Herrn Cavaliere Gherſi, noch die einzige Beruhigung. Ohne dieſe Vorſicht, an ein europäiſches Conſulat wo möglich amtlich empfohlen zu ſeyn, gehe ja kein Abendländer nach Trapezunt; er fände weder Unterkunft noch Schutz in der halbbarbariſchen und civiliſirtem Verkehr ſeit faſt 400 Jahren entfremdeten Stadt, wo vor einem Europäer in den erſten Zeiten der Dampfſchiffahrt ſelbſt der chriſtliche Einwohner noch die Flucht ergriff. Heute iſt man freilich zahmer, aber eine erträgliche Einkehr, wie in andern Stapelplätzen der Levante, beſteht hier dennoch nicht.[8] Die Beſorgniſſe, wie mich etwa Herr Gherſi aufnehmen werde, waren überflüſſig, ja thöricht; und doch ging ich nicht ohne Bewegung endlich um 9 Uhr ans Land und trug unter Vortritt eines Führers die Briefe in das Conſulat. Vielleicht — dachte ich in der Morgenſchwüle den krummen Uferpfad hinanſteigend — iſt der Conſul abweſend, vielleicht krank, vielleicht übel gelaunet und unfreundlich, vielleicht ein Feind der Deutſchen und — Verächter der Literaten. Von alle dem fand ſich an Herrn Gherſi gerade das Gegentheil. Hr. Gherſi iſt ein edler Genueſer, ein Mann voll Humanität, Intelligenz und Herzensgüte, redet neben ſeiner italieniſchen Mutterſprache geläufig franzöſiſch, ruſſiſch und türkiſch und iſt des Geſchäftsdranges ungeachtet auch in der Literatur nicht fremd. Solche Eigenſchaften haben in Trapezunt einen doppelten Werth, und Hr. Gherſi begriff viel leichter als ein Anderer, was ich eigentlich in Kolchis ſuchte und welcherlei Dienſte und Nachhülfe ſeinerſeits meine Sache dem ſtupiden Fanatismus der türkiſchen Einwohnerſchaft gegenüber am meiſten bedürfe. Zu Galacz hatte ich zuerſt gemerkt, welcher Grad von Innigkeit und Fraternität überall zwiſchen den türkiſchen Obrigkeiten und den öſterreichiſchen Conſularbehörden herrſche. Wer in einer ſtocktürkiſchen Stadt wie Trapezunt auf der Straße ſtille ſteht, ein Haus, eine Inſchrift oder eine Mauer betrachtet, beleidigt ſchon das öffentliche Gefühl und iſt verdächtig. Wenn nun gar ein Chriſt in ſeiner Nationaltracht, das Fernrohr in der Hand, Monate lang allein in dieſer fanatiſchen Osmanli-Herberge herumgeht, die abgelegenſten Winkel beſucht, überall copirt, pinſelt und Notizen ſammelt, ohne je inſultirt zu werden, und ſogar Zutritt in die allen Giaur bisher verſchloſſenen Moſcheen erhält, darf er ſich glücklich preiſen, darf aber auch den mächtigen Schirm nicht verkennen, den ein kaiſerl. öſterr. Conſul zu gewähren vermag.

Die Wohnung ward in der Nachbarſchaft beim katholiſch-armeniſchen Kaufmann Marim-Oglu eingerichtet, der, gegen das Naturell ſeiner Race und ohne eine abendländiſche Sprache zu verſtehen, doch ein warmer Freund der Europäer und ihrer Sitten iſt. Mit einem armeniſchen Diener, den man mir ebenfalls beſorgte, ging ich nach Beſitznahme des Zimmers ſogleich zum Hafen hinab, ſchaffte die Effecten ans Land und war noch lange vor der Mittagsſtunde ſammt Büchern, Landkarten, Papier und Apparat aller Art luſtig und bequem im geräumigen Saal einquartiert. Der Mittagstiſch war nach Sonnenuntergang im Conſulat. So hatte nun alle Noth vor der Hand ein Ende.

Hr. Gherſi hat meine Sache zu der ſeinigen gemacht, und wenn Stadt und Umgegend noch irgend etwas, ſey es Inſchrift, ſey es Dokument, Münze, Werk des Pinſels oder des Meißels aus dem Zeitalter der Groß-Comnenen hat, ſo wird es ans Licht gezogen und ohne Rückhalt dem Fremdling überliefert. Moſcheen, Citadelle, Feſtungsthürme und die verborgenſten Winkel der Gartenſtadt ſind auf des Weſirs Befehl meinem Beſuche offen. Unter den gegenwärtigen Umſtänden iſt überhaupt im Orient kein Schutz kräftiger und nachdruckſamer als der öſterreichiſche, weil der Kaiſer, wie es ſcheint, ſeine auswärtigen Stellvertreter und Bedienſteten mit Sorgfalt und entſchiedenem Glücke wählt, und dann weil die Türkei in ihrer Noth die Oeſterreicher allein für eben ſo ſtarke als gerechte und uneigennützige Freunde hält. Von Seite der andern Rathgeber fürchtet man hinterher etwas weitläufige Rechnungen. „Moskof Seraji," ſagte halblaut und mit ſcheuem Blick der türkiſche

Gondolier in Bujukdere, indem er auf das Hotel des Hrn. von Butenieff deutete.

Ohne Zweifel möchten Sie nun auch erfahren, wie viel die ganze Reiſe, von Regensburg bis hieher, eigentlich gekoſtet hat. Ich wüßte es bei Pfennig und Heller, mag es Ihnen aber ſo ganz ungeſchmückt doch nicht eingeſtehen, aus Furcht, Sie möchten die Auslage für meinen Stand und meine Glücksgüter vielleicht für zu unverhältnißmäßig halten und mich am Ende gar der Verſchwendung und der Weichlichkeit beſchuldigen wider Natur und Ruhm der deutſchen Myrmidonen,

... parcumque genus, patiensque laborum.

Beſitzt einer die Selbſtverläugnung und die aſcetiſchen Tugenden des Pater Geramb, oder hinlängliche Vertrautheit mit republikaniſchem Schmutz und Grind, ſo begnügt er ſich überall mit dem letzten Platz, gibt wenig oder gar kein Bachſchiſch, ſetzt ſich nirgend mit Ariſtipp zu Tiſch, und geht nach ſeiner Art bequem, wenigſtens in der ſchönen Jahreszeit, wo man Tag und Nacht, ohne die Geſundheit einzuſetzen, auf dem Verdecke bleiben kann, mit Einhundert Sechzig Gulden rhein. (d. i. im 24 fl. Fuß) von Regensburg nach Trapezunt. Die Paſſagierfracht des letzten Platzes auf beſagter Strecke macht genau 112 fl. 18 kr. rhein., der Reſt wäre auf Zehrung und Trinkgeld umzuſchlagen. Natürlich wird vorausgeſetzt, daß man nicht wochenlang in Wien, Peſth, Orſova oder Konſtantinopel ſitzen bleibe. Hat aber einer das Bedürfniß unter wohlgekleideten Menſchen zu ſitzen, reichlich und gut zu eſſen, niedlich zu wohnen und reinlich zu ſchlafen, ſobald nicht mehr gelandet wird, ſo nimmt er wenigſtens von Regensburg bis Orſova unfehlbar den erſten Platz, was mit Ausſchluß von Zehrung und Trinkgeld 73 fl. rhein. macht. Hier ändert ſich die Scene, die Türkei beginnt, europäiſche Reiſende ſind ſelten und allzeit in geringer Zahl, die Einheimiſchen, d. i. Serbier, Walachen, Moldauer und andere Nachbarn des Morgenlandes, wollen nicht viel bezahlen und bleiben ſtets in freier Luft. Von jetzt an gibt es auch einen dritten oder Verdecksplatz, wo man wahrhaft nur eine Kleinigkeit erlegt und für ſeine Nahrung ſelber ſorgt. Der unintereſſanteſte, matteſte Theil der Donaureiſe iſt die Strecke von Orſova bis Galacz. Von dieſem Ort aus ſteigt Größe und Pracht des Fahrzeugs, Ueppigkeit der Verpflegung, und Höhe des Preiſes für beides in einem fort bis Trapezunt. Achtet aber einer das Geld geringe, und will er vom Leben überall das Beſte genießen, ſo nimmt er auch hier noch den erſten Platz und bezahlt von Orſova bis Galacz 48 fl., von Galacz bis Konſtantinopel 66 fl., und von Konſtantinopel bis Trapezunt gar 77 fl. rhein. ohne Zehrung und andern Betrag. Summa der vollen Fracht des erſten Platzes von Regensburg bis Trapezunt 264 fl. rhein. Berechnet man Zehrung und unerläßliches Trinkgeld nur zu 65 fl. rhein., ſo wäre der ganze Aufwand eines mit ariſtokratiſcher Eleganz die Fahrt auf Donau und ſchwarzem Meer, vom Punkt des Beginns der Dampfbootfahrt bis zum Ende durchlaufenden Wanderers 329 fl. rhein., ohne Phantaſie und Nebenausgabe. Von der Hausthür in München jedoch bis zum Eintritt in das Zimmer zu Trapezunt rechne der kluge und bequeme Mann immer auf eine Auslage von 400 fl. rhein.

Hier endet die erſte flüchtige Notiz über Trapezunt. Ich habe ſie unter Zerſtreutheit und Sorgen aller Art, gequält von unerträglicher Hitze, bald im Saale, bald am Brunnen im Hof, bald im Hausgarten unter Lorbeer-, Oel- und Weinlaubgebüſchen noch ohne Schwung und Gährung nur aus Sehnſucht mit der Heimath zu verkehren hingeſchrieben. Eben jetzt da ich ſchließe (24. Auguſt 2 Uhr Nachmittags), braust und ſtürmt es gewaltig auf dem Pontus (ich höre das Toſen der Gewäſſer), in den Gärten der Stadt, in Wald und Gebirg; Regen rauſcht in Strömen über die rothen Ziegeldächer; Menſch, Thier und Pflanze athmet neues Leben. Schon ſeit zwei Tagen verkündete flüchtiges Donnergerölle die Nähe der Wetterſcheide, oder wie es in Trapezunt heißt, der ſchönen milden Jahreszeit, die erſt im Januar einem barſchen aber kurzen Winter die Herrſchaft überläßt.

III.

Stadt und Weichbild von Trapezunt.

Wenn man vom Strande, wo die Barke landet, den ſteilen Höhenzug erſtiegen hat, tritt man auf einen weiten, länglich viereckigen, grasbewachſenen und rings mit niedrigen, halbverfallenen Wohnhäuſern und Schoppen, mit Han, Bethaus, Brunn- und Gartengemäuer umgebenen Platz, der ſchon zur Comnenenzeit den perſiſchen Namen Meydan ميدان trug und heute noch zur Niederlage aller nach Iran beſtimmten europäiſchen Kaufmannsgüter, als Sammelplatz ſämmtlicher Maulthiertreiber des Orients und als Aufenthaltsort des von Schahin-Schah Mohammed neu ernannten perſiſchen Conſuls dient. Von hier aus laufen, wie von einem gemeinſchaftlichen Centrum, enge rohgepflaſterte Steinwege nach allen Richtungen durch die gartenreiche Vorſtadt, links bergan zu einer zweiten Platzterraſſe mit Häuſern, Kornfeldern und Gärten, rechts hinab über die Steilſeite des Griechenviertels bis zum Meere, geradeaus an Gartenmauern, Felſenpartien, Bazaren und gebrängten Häuſermaſſen vorüber gegen die Citadellenſtadt oder das eigentliche Trapezus. In dieſer letzteren Richtung, wenige hundert Schritte vom Meydan, war Marim-Oglu's Haus, durch die eintönig fortlaufende Straßenmauer, wie es in Trabiſonda üblich iſt, vor dem Anblick der Vorübergehenden geſichert. Denn hier wird die Gaſſe, die Bazare ausgenommen, nicht wie in europäiſchen Städten unmittelbar durch die Häuſerfronte gebildet, ſondern durch leeres, corridorförmiges, ſechs bis zehn Fuß hohes Gemäuer, hinter welchem die rund abgeſchloſſenen Wohnungen iſolirt, mit ihrem graſigen oder gepflaſterten Hofraum, mit Ziehbrunnen und Baumgarten verborgen ſind. Eine einzige Thüre durch die Kloſtermauer öffnet und ſchließt das Familienheiligthum. So war nach Dicäarchos das alte Athen gebaut; nur hatte es wahrſcheinlich die Gartenparadieſe von Trabiſonda nicht. In der Regel ſind die Gaſſen zu Trapezunt nicht breiter als ſechs bis acht Fuß, manchmal auch noch enger, aber bei aller Vernachläſſigung durchweg mit vortrefflichem Material gepflaſtert und wenn nicht auf beiden, doch wenigſtens auf einer Seite mit ſchmalem Trottoir (Hochpfad) verſehen; der tieferliegende, rinnenförmige Mittelweg iſt für die Laſtträger, für die Saumthiere, für das ablaufende Regenwaſſer oder für die lebendigen Bäche beſtimmt, die nicht ſelten unverſiegt über die Kieſel rauſchen. Obgleich das Erdreich um Trapezunt ſteinig iſt, quirlt doch überall theils ſalziges, theils ſüßes Waſſer aus dem Boden hervor. In Kolchis ſtreben ſie nicht nach Symmetrie und architektoniſcher Eleganz der Außenſeite wie bei uns. Je melancholiſcher der Eindruck auf die Vorübergehenden, deſto beſſer für den Beſitzer. Man will allein ſeyn in Ruhe und Genuß. Zur Zeit der Comnenen und des großen abendländiſchen Handelsverkehrs herrſchte bei den Trapezuntiern zwar derſelbe Styl und wurde ſeitdem weder in der Richtung noch in dem Maße der Gaſſen etwas geändert, aber die Häuſer erhoben ſich damals luftig und mit Pracht zwei und drei Stockwerke über das Erdgeſchoß.[1] Heute ſieht man weder in der Citadelle noch in der baumreichen Außenſtadt Bauten von mehr als einem Stockwerke; häufig ſind es gar nur Erdgeſchoſſe, ſo daß in mancher Straße nichts als braune Ziegeldächer und rauchloſe Schornſteine aus Schieferplatten — denn im Griechen- und Armenierviertel kochen ſie wenig — hie und da auch ein ſtumpfes, weitmündiges Byzantinerthürmchen ohne Glocken, überall aber Baumwipfel, wiegende Cypreſſen, Feigenlaub, Epheu und Weinranken über das Gemäuer ragen. Aber die Lage der Stadt ſelbſt und das Wechſelvolle ihrer Steilabhänge, ihrer felſigen Vorſprünge, ihrer Thalriſſe und terraſſig anſteigenden Ebenen, ihre Schatten und die erquickend vom Pontus heraufwehenden Lüfte laſſen den Gedanken an die melancholiſche Einförmigkeit der trapezuntiſchen Architektur nicht lebendig werden.

---

[1] Bessarion, *Ἐγκώμιον Τραπεζοῦντος.*
MSC. S. Marc. Venet.

Marim-Oglu's Haus war neu; er hatte es erſt vor eilf Jahren und zwar ganz im Geſchmacke des Landes erbaut. Vielleicht wäre auch mancher Leſer neugierig zu erfahren, welche Form ein wohlhabender Mann im kolchiſchen Lande ſeiner Wohnung gibt, und wie es denn beim gewerbſamen Marim-Oglu im Hofe innerhalb der Straßenmauer eigentlich ausgeſehen habe. Man denke ſich den eingefriedigten Raum als ein regelmäßiges, ebenes Viereck, von dem ſich die Südſeite mit dem ſchmalen Thor in der Mitte gegen die Straßenmauer kehrt, die Nordſeite ſich gegen das ſchwarze Meer hinwendet, die linke und rechte aber ebenfalls mauerhaft vom anſtoßenden Nachbar abgeſchloſſen ſind. Die nördliche gegen das Meer gekehrte Hälfte des Vierecks iſt Garten, die ſüdliche der Art mit Bauwerk beſetzt, daß an der Wand links vom Eingang das neue Wohnhaus mit einem obern Stock, an der Wand rechts ein bloßes Erdgeſchoß, im gepflaſterten offenen Raum zwiſchen beiden aber ein marmoreingefaßter Ziehbrunn mit zwei Feigenbäumen und einem Granatbaum ſteht. Ein hölzernes Gitter mit zwei Eingängen ſchloß den Hofraum vom Baumgarten ab. Das leerſtehende Erdgeſchoß rechts ward mir als Wohnung überlaſſen; zwei kleine Zimmer mit zerlöcherten Papierfenſtern und ohne Einrichtung, aber gegen die kühlenden Seelüfte und die

Gartenſchattenſeite hingewendet, daneben ein für Trapezunt bequem eingerichteter räumlicher Saal, der vier große Fenſter mit Glasſcheiben und mit weißen und rothen Vorhängen, dann einen italieniſchen Kamin, einen 18—20 Fuß langen rothen Divan, neue Strohſeſſel, einen großen mit grünem Tuch behängten Tiſch und einen Boden von rothen Ziegeln nach italieniſcher Sitte hatte. Der lange Divan, auf den man Abends noch eine abgenähte Decke mit Leintuch und Kopfkiſſen legte, diente nach Landesbrauch zu nächtlicher Ruhe. Von den Fenſtern gingen zwei gegen die Südſeite und die hohe Straßenmauer, von der ſie ein drei Schritte breiter und mit zwölf Fuß hohen Maisſtengeln bepflanzter Zwiſchenraum ſonderte; die beiden andern mit der Thüre öffneten ſich gegen den Hof und das Hauptgebäude hin. Eine Hausfronte in gerader Linie wird man in Trapezunt nicht leicht finden; gewöhnlich ſpringt das Drittel der Fronte zugleich mit der ganzen Dachlinie rechtwinklig weit über die Linie hervor, wodurch eine breite, meiſtens eſtrich-gepflaſterte und durch den auf dünnen Holzſäulen ruhenden Dachvorſprung ſonnengeſchützte luftige Halle vor den Zimmerfenſtern entſteht. Hat das Gebäude auch noch ein oberes Gelaß, wie Marim-Oglu's Wohnhaus, ſo wiederholt ſich dieſe Lauben-, Halden- und Säulen-Oekonomie in unverbrüchlichem Ebenmaß auf einer oder auf mehreren Seiten, und wo möglich rund um den ganzen Bau, was des Helldunkels und der Kühle wegen den mit bunten Teppichen belegten Zimmern des obern Stockes einen beſondern Reiz gewährt. Die Auguſtſonne glüht abendlich von dem dunkelwaldigen Cap Joros herüber, die Bäume im Garten werfen lange Schatten und im breiten Feigenlaub vor dem Fenſter fächeln die Pontuslüfte. Daß aber in Trapezunt weniger der Geſchmack und die Kunſt als die Natur Gärtner ſey, denkt ſich der Leſer ohnehin. Die Zierblume, der Strauch, die Schlingpflanze, der hochſtämmige Baum wohnen hier neben dem Maisſtengel, der Gurke und dem vier Fuß langen eßbaren Kürbis ohne Neid in nachbarlicher Eintracht beiſammen. Doch bemerkte ich in Marim-Oglu's kleinem Garten unter den Bäumen vorzugsweiſe die Feige, die Quitte, den Pfirſich, die Kirſche, die Orange, die Granate, die Limonie, die Maulbeere, die Pflaume, die Olive und die Ulme, die in Kolchis beſonders häufig und prachtvoll wächst und bei den Eingebornen auf türkiſch Kara-agatsch, auf griechiſch aber Mavrodendron, d. i. Schwarzbaum in beiden Sprachen, heißt. An des Dichters Vers,

Fraxinus in silvis pulcherrima, *pinus* in hortis,

hält man ſich, wie Sie ſehen, in Trapezunt nicht ganz genau. Dagegen fehlt die Myrte, der Lorbeer, die Hagebutte, der Roſenſtrauch, beſonders aber die Haſelſtaude, die Weinranke und der Epheu mit einer in Europa unbekannten Fülle und Ueppigkeit auf

Bäumen und Gemäuer natürlich nicht. Doch iſt die Traube erſt Anfangs September ſüß, während man ſie von Cypern ſchon Anfangs Juli zwei bis drei Pfund im Gewicht nach Aegypten bringt. Menſch und Traube iſt in Kolchis ſtraffer und herber als am Strande des verweichlichten Paphos.

Um mit der Familie Marim-Oglu gleich Anfangs in gutes Verſtändniß zu kommen und die Laſt der Einquartierung weniger fühlbar zu machen, trug die Gleichheit der Religion wenigſtens bei der Frau und den Kindern des Hauſes am meiſten bei. Erſtere war eine vorzüglich warme Katholikin, und obgleich wir uns in den erſten Tagen theils wegen meiner geringen Uebung, theils wegen der merklichen Härte des kolchiſchen Türkendialekts nur wenig und langſam verſtanden, nahm mich die eifrige Armenierin doch gewiſſermaßen ins Examen, um zu erfahren, in welchem Credite der Papſt in meinem Geburtslande und folglich auch bei dem neuen Hausgenoſſen ſtehe. „Die Kirche,“ ſagte ſie, „iſt ein Körper, der Körper könne aber nur ein Haupt haben und dieſes Haupt ſey der Papſt von Rom, und folglich der Irrthum der Urum (Griechen) und der Hajk (ſchismatiſchen Armenier) um ſo unverzeihlicher, daß ſie eine ſo einfache Wahrheit nicht erkennen wollen.“ Sie denken wohl, daß ich in allen Punkten gleicher Meinung mit der guten Frau Marim-Oglu geweſen bin und, ſo gut ich es vermochte, auch ihren Syllogismus geprieſen und bewundert habe. Doch ließ ſie durch die Söhne ſorgfältig aufpaſſen, ob ich auch Sonn- und Feiertage rechtzeitig in die katholiſche Meſſe gehe, was ich des Aergerniſſes wegen beinahe drei Monate lang nicht unterlaſſen durfte. Mit meiner Andacht zufrieden, gab mir aber auch die ſonſt als außerordentlich ſparſam geltende Signora nach dem erſten Sonntagskirchgang in der Haushalle ein Gläschen Gebranntes mit Backwerk und hielt wiederholt in manchem türkiſchen Harem der Citadellenſtadt Nachfrage über etwa noch im Innern der alten Gebäude erhaltene Inſchriften aus der Comnenenzeit.

Römiſch-katholiſch ſind gegenwärtig in Trapezunt nicht mehr als 90 Armenierfamilien, an welche ſich 8 abendländiſche Conſular- und Handelshäuſer anſchließen und ſo mit Domeſtiken und anderem Zubehör eine katholiſche Gemeinde von etwas über 600 Seelen bilden, die ihr ewiges Heil und ihre geiſtliche Sittenpolizei durch drei Prieſter ihrer Nation beſorgen läßt. Das neugebaute Gotteshaus, die Elementarſchule und beſonders die ungewöhnlich ſcharfe Zucht der Jugend erwecken ein günſtiges Vorurtheil einerſeits für den lebendigen Glauben der armeniſchen Commune und andererſeits für die Energie ihres geiſtlichen Oberhirten. Dieſer letztere, ſelbſt noch jung und der einzige Sohn eines reichen Handelsmannes der Stadt, hat keine andere Leidenſchaft als die des geiſtlichen Regiments: er gehört in die Klaſſe jener

Menſchen, die um zu leben für jeden Preis befehlen wollen, aber auch wiſſen, daß Macht ohne geiſtiges Uebergewicht überall auf unſicherm Grunde ruht. Umſtände erlaubten ihm nicht weiter als in die Krim und nach Konſtantinopel zu kommen, wo er die Weihen erhielt, Mechitariſten-Werke kaufte und etwas italieniſch lernte. Die Bekanntſchaft mit dieſem Manne war von großem Nutzen: Don Owanes (Herr Johannes) beſuchte mich täglich zur beſtimmten Zeit, wo wir dann vertragsmäßig die erſte halbe Stunde italieniſch und die andere türkiſch redeten, damit für beide Contrahenten gleicher Gewinn erwachſe. Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit eine Menge Einzelheiten über die Kolchisſtämme, über Laſen, Tzanen, Chaldier, Urum und Haik (Armenier), über Familienleben und enges Geiſtermaß in Trabiſonda, über die Frühlingsblüthenpracht und die unabſehbaren, über Hügel und Vorberge hingegoſſenen Obſt-, Ahorn- und Ulmenwälder der Nachbarſchaft. Don Owanes weiß ganz gewiß, daß Adam und Noah armeniſch geredet haben, daß das Paradies in Armenien war und die Armenier das erſte und älteſte Volk der Erde ſeyen. Nach dem wechſelſeitigen Unterricht ging Don Owanes häufig zu Marim-Oglus hinüber, um auch dort etwas Lehre mit geiſtlichem Troſt zu ſpenden und hin und wieder auch eine Taſſe Kaffee mit Süßigkeiten anzunehmen. Jedesmal, wenn ſich die alte Frau mit ihren Kindern in Demuth näherte, um dem geiſtlichen Hirten die Hand zu küſſen, warf ſich Don Owanes — ich ſah es von meinem Fenſter aus — plötzlich in die Bruſt, zog den Kopf zurück, ſchloß den Mund, blickte ſtrenge, und nahm mit unnachahmlicher Gravität die ihm gebührende Huldigung ein. In dieſem Augenblick fühlte Don Owanes ſeine ganze Macht und war auch vollſtändig belohnt für die vorausgegangene Entbehrung und ſein aufgewendetes Geld. Am Ende ging er langſam — denn Leute von Gewicht haben im Orient niemals Eile — im weiten Ueberwurf und in ſchwarzer viereckiger Uhlanenmütze, die eine über Kopf und Schultern fließende Kreppmantille bedeckte, gravitätiſch und in gemeſſenem Schritt über den Hofraum zum Thor hinaus. Man hatte öfter Gelegenheit zu bemerken, daß chriſtliche Obrigkeiten in der Levante, mit dem Gefühl des Machtbeſitzes nicht zufrieden, es für nöthig halten, ihrer Praxis auch bei unterwürfigſtem Entgegenkommen noch einen Beiſatz von Uebermuth und ſtolzer Bitterkeit zu geben, den die byzantiniſchen Scribenten *ϑηριογνωμία*, die Europäer aber in vielleicht zu wörtlicher Uebertragung „Brutalität“ zu nennen pflegen.[1] Der Vorwurf dieſer *ϑηριογνωμία* traf nicht nur die Agenten der Gewalthaber von Byzanz und Trapezunt, er traf die meiſten Imperatoren ſelbſt, namentlich den trapezuntiſchen Groß-Comnen Alexius III., der doch ſonſt Profeſſion von chriſtlicher Frömmigkeit und Milde machte. Das volle Gewicht der Autorität ohne Gefahr für ſich ſelbſt auf Wehrloſe niederfallen zu laſſen, ſcheint für levantiniſche Chriſtennaturen einen unwiderſtehlichen Reiz zu haben. Iſt es ein Wunder, wenn die Gewaltigen daſelbſt nur höchſt ungerne Disciplin und Schranken dulden? Uebrigens iſt es bei den trapezuntiſchen Katholiken wie allenthalben, die Leute möchten gerne zu jeder Zeit gut eſſen, und die beiden Geſchlechter haben daſelbſt einen weſentlichen Hang, ſich gegenſeitig zu gefallen. Aber gerade hierin erblickt Don Owanes das größte Hinderniß zur Seligkeit und zugleich das eingreifendſte Mittel, ſeine Herrſchaft geltend zu machen. Wie zu Czar Peters Zeiten der aller Reform widerſtrebende Ruſſenclerus laut von der Kanzel rief: Gott ſey höchlich erbost und aufgebracht, weil Tabakdampf über Moskau liege, ebenſo eiferte auch Don Owanes neuerlichſt mit großer Energie gegen die nach ſeiner Anſicht entſchieden ſündhafte und Gott beleidigende Sitte der katholiſchen Mädchen und Weiber von Trapezunt, außer dem Kopfhaar auch noch die Nägel an Händen und Füßen und ſogar die Fingerſpitzen von Innen mit Chna (nubiſch Goldroth) zu färben. Einem ſolchen Anſinnen des geiſtlichen Hirten widerſetzte man ſich Anfangs mit Entſchiedenheit und von allen Seiten, und die in ihren theuerſten

---

[1] Das franzöſiſche »Morgue« drückt den Begriff richtiger aus.

Intereſſen bedrohten Katholikinnen fragten ſogar, warum man ſie denn eigentlich hindern wolle, intereſſant zu ſeyn und ihre natürlichen Gaben durch landesübliche Toilette fromm und gottgefällig zu vermehren und auszulegen? Don Owanes mußte zwar, um das Ganze zu retten, zuletzt einige Zugeſtändniſſe machen und gleichſam capituliren, hatte aber zur Zeit meiner Ankunft das harte Verbot in der Hauptſache doch durchgeſetzt. „Katholiſche Frauenzimmer, ſobald ſie das zehnte Lebensjahr zurückgelegt, dürfen ſich in Trapezunt wohl noch das Kopfhaar, aber nicht mehr die Nägel an Händen und Füßen mit Chna bemalen. Kindern unter dieſem Termin ſoll noch beides geſtattet ſeyn.“ Das jüngſte, ungemein wohlgebildete, aber noch nicht achtjährige Töchterchen des Hauſes machte von der geiſtlichen Conceſſion reichlichen Gebrauch und zeigte ſich regelmäßig einmal des Tages beim fremden Gaſt in vollem Schmuck zur Bewunderung, während doch die ältere und ſchon verheirathete Schweſter mit der Mutter des nubiſchen Schmuckes ganz entbehrte. Auf die Frage, warum ſie nicht auch wie das Kind die Nägel bemalen, antwortete die andächtige Frau halb naiv, halb verdrießlich: *Keschisch koivermes*, „der Pfaffe erlaubt es nicht.“ Ganz im Gegenſatze mit dem Islam, der die Künſte des Putztiſches mit Allem, was die Sinne erwärmen und die Sympathie der Geſchlechter ſteigern kann, nachſichtsvoll behandelt oder vielmehr zoologiſch kultivirt und gleichſam geſtütmäßig zu fördern erlaubt, verfolgt Chriſtenthum im Allgemeinen und der Katholicismus insbeſondere das „Schöne" (τὸ καλὸν), die Eleganz der Form und das irdiſch Schwunghafte an Geiſt und Körper überall mit unduldſamer Wuth.[1] Ertödtung der Sinne, Demuth, Maß und Selbſtbekämpfung liegen aber nicht in unſerer Natur. Wir ſeufzen unter dem Druck eines harten Sittengeſetzes und erdulden gewiſſe Uebel für weitausſehenden ungewiſſen Lohn. Könnte man aber auch dem mit ſich ſelbſt verſöhnten ſittenkampfloſen Islam dieſelben Anſprüche auf Erhabenheit des Zieles, dieſelben Ausſichten auf Ewigkeit des Beſtandes zuerkennen, wie dem unerbittlichen, die menſchliche Natur individuell und raſtlos bekriegenden Evangelium? Die Antwort auf beide Fragen liegt in Orosmanes Spruch:

> Je sais que notre loi, favorable aux plaisirs,
> Ouvre un champ sans limites à nos vastes désirs.[2]

Eben weil wir uns gegen das Joch der ſittlichen Herrſchaft beſtändig auflehnen, es aber doch nicht zu zertrümmern vermögen, bleibt die Kraft ewig friſch, aber auch Friede und Vollendung von chriſtlichem Gemüthe auf immer entrückt. St. Gregorius Magnus vertilgt die Copien des Livius, St. Chryſoſtomus aber beſchützt die Komödien des Ariſtophanes. Don Owanes, nicht zufrieden, die trapezuntiſche Frauentoilette überwunden zu haben, zwingt ſogar die Jungen ſeiner Heerde zu einer Disciplin, die mit der Leichtigkeit unbärtiger Epheben anderer Chriſtenſekten in merklichem Contraſte ſteht. Das Hyperſittſame, Mißtrauiſche, Mürriſche und Gezwungene im Benehmen eines trapezuntiſchen Owanesſchülers ſcheint dem Europäer beim erſten Anblick wenn nicht unſchicklich, doch nutzlos und beinahe unäſthetiſch, mag aber in einer weſentlich türkiſchen Stadt, wie Traboſan, am Ende doch hinlänglich zu rechtfertigen ſeyn. Bis zum Sturze des alten Syſtems und der Ausrottung der Janitſcharen durch Sultan Mahmud gaben die Osmanli von Trapezunt ihrem Siegerrechte eine ſolche Ausdehnung, daß ſich kein unbärtiger ſchmucker Rajaſohn ohne Gefahr auf der Straße ſehen laſſen durfte. Tugendhafter iſt der Türke heute nicht, aber an die Stelle brutaler Gewalt iſt jetzt die Liſt der Verführung getreten und das Uebel ſcheint jetzt ſchlimmer als früherhin. Den Vorzug moroſer Sittenpolizei und mönchiſch-ſtrenger Zucht kann der armeniſchen Katholikengemeinde von Trapezunt Niemand ſtreitig machen und ihrem geiſtlichen Hirten gebührt allein der Ruhm. Nebenher darf man aber auch nicht vergeſſen, daß Don Owanes Heerde die kleinſte und folglich am leichteſten zu zügeln iſt. In der Politik wie in der Moral ſind Minoritäten immer tugendhaft.

---

[1] In Tirol eifert der Clerus nicht blos gegen Kirmestanz und rauſchende Luſtbarkeit, er verfolgt und verbietet auch das harmloſe Lied, das Saitenſpiel und die angeborne Munterkeit. Die Tiroler Buben ſollen weder tenzen, noch ſingen, noch Schwegelpfeife blaſen, noch Spillhahnfedern auf die Hüte ſtecken, noch lachen, noch luſtig ſeyn. Wir ſollen aus Andacht unſerer Alpennatur entſagen und aller Freude gram in pfäffiſcher Zucht beſtändig an die vier letzten Dinge denken.

[2] Zaïre, Acte I, Scène 2.

Ohne Zweifel möchte der Leſer vor aller weitern Beſchreibung und Erörterung auch über das numeriſche Verhältniß der chriſtlichen Bekenntniſſe unter einander, ſo wie dem muhammedaniſchen Theile der Bevölkerung gegenüber, eine beſtimmte Vorſtellung erhalten. Genau bekannt iſt hier, wie im Orient überhaupt, nur die Zahl der Haushaltungen und folglich der Häuſer ſelbſt, weil in der Regel jede Familie abgeſondert unter eigenem Dache wohnt. Nach den bewährteſten, hauptſächlich aus den Regiſtern der Communen gezogenen und vom gegenwärtigen Erzbiſchof Conſtantios beſtätigten Ueberſchlägen zählt Trapezunt (1840) beiläufig 5800 Wohnhäuſer jeden Ranges und jeder Größe mit eben ſo vielen Familien, was im Ganzen eine ſtehende Bevölkerung von höchſtens 30- bis 33,000 Seelen gibt. Von dieſen 5800 Familien treffen, mit Einſchluß der Franken, auf die katholiſchen Armenier, wie ſchon oben bemerkt, nicht mehr als 98, auf die von Rom und Byzanz getrennten Nationalarmenier beiläufig 300, auf die byzantiniſchen Griechen etwas über 400, auf die Türken aber gegen 5000, ſo daß ſich in Trapezunt Chriſten und Muhammedaner wie 8 : 50 gegenüberſtehen. Durch Einwanderungen aus den in Folge des Adrianopler Friedens an Rußland überlaſſenen Gebietstheilen um Kars und Achalziche erhielt die Türkenbevölkerung in Traboſan anfangs bedeutenden Zuwachs, verlor ihn aber bald wieder, weil die Emigranten den Neid der einſäſſigen Glaubensgenoſſen, die Steuern und Conſcriptionen des Sultans und die nun auch in Traboſan geforderte Zähmung alttürkiſchen Uebermuthes noch weit unerträglicher fanden als die Herrſchaft der zwar ungläubigen, aber klugen und gegen menſchliche Gebrechlichkeiten nachſichtsvollen Moskowiter. Gleiche Abneigung, nicht nur von Seite der Türken, ſondern auch der chriſtlichen Griechen und Armenier, traf in den erſten Zeiten der pontiſchen Dampfſchifffahrt auch die Franken: „ſie nehmen uns das Brod vom Munde weg,“ ſchrie Alles in Trapezunt. Zeit und mehrjähriger Verkehr haben die Gemüther freilich näher gebracht, aber eine regelmäßige Einſiedelung europäiſcher Coloniſten, wie es z. B. in der gegenüberliegenden Krim fortwährend geſchieht und eine öffentliche Stimme wiederholt dem übervölkerten Deutſchland angerathen hat, wäre in Kolchis auf friedlichem Wege niemals durchzuführen. Obwohl die Waldungen über alle Vorſtellung prachtvoll, der Boden fett, die Gebirge metallreich und die Bevölkerung überall geringe iſt, entzündet in dieſen unfreundlichen Kolchis-Leuten ſchon der bloße Gedanke, die ungenützten Segnungen einer überſchwenglichen Natur mit kunſtreichen Fremdlingen zu theilen, eine Art von Wuth. „In wenig Jahren," heißt es, „würden dieſe Giaur mit Hülfe ihrer Arbeitſamkeit und größern Einſicht die Eingebornen an Reichthum und folglich auch an Macht und Anſehen übertreffen, was man nicht dulden kann." Schon Prometheus warnt die aus Europa flüchtige Jo vor den metallſchmiedenden Kolchiern: „ſie ſeyen unholde, an Fremde ſich nicht anſchmiegende Menſchen, vor denen man ſich hüten müſſe",

οὓς φυλάξασθαί σε χρή·
ἀνήμεροι γὰρ οὐδὲ πρόσπλαστοι ξένοις·
Aeschyl. Prometh. v. 714.

Die Jamben des Tragikers haben in gewiſſer Beziehung auch noch heute ihre Geltung bewahrt. Der kolchiſche Menſch hat ein ſchattiges Geſicht und eine tiefklingende lautvolle Stimme; er gleicht gewiſſermaßen dem Heimathlande voll Schwellungen und langgedehnter Laubholzwälder, voll hallender Schluchten, voll dunkelgrün berankter Felſenvorſprünge und wundervoller Uferkrümmungen die das Echo wiedergeben. Vielleicht wird dem Leſer ſelbſt ſchon bange ums Gemüth, und fragt er bedenklich, ob etwa wohl bei ſolchen Menſchen über die Wiſſenſchaft der Vergangenheit und über die längſt vergeſſene Zeit der Großcomnenen ſo bedeutendes zu erfahren ſey, um Mühe und Aufwand einer weiten Fahrt zu lohnen? Daß beim türkiſchen Theil der Bevölkerung nichts und bei den Armeniern ungefähr ebenſoviel zu erwarten ſey, war gleich anfangs klar. Alle Hoffnung ward auf die „Römer von Trapezunt," d. i. auf die 400 Familien byzantiniſcher Griechen geſtellt, bei welchen man doch traditionell fortgepflanzte Erinnerungen an die Herrſchaft ihres Volkes und ihres Glaubens, vielleicht Stadt- und Mönchschroniken, Ueberbleibſel der kaiſerlichen Bücherſammlung, Denkmäler und Fresken vermuthen durfte. Am Ende — dachte ich in ausſchweifender Phantaſie — ſtehen gar noch Reſte des kaiſerlichen Palaſtes, deſſen Lage, Bau und Einrichtung Cardinal Beſſarion ſo reizend beſchrieben hat. Es waren aber nur Traumbilder, die ſchon nach dem erſten Beſuch in der erzbiſchöflichen Wohnung verſchwunden ſind. Natürlich iſt Conſtantios der Erzbiſchof kein Gelehrter; er iſt im Gegentheile, wie man mir ſchon vorher geſagt hatte, wo möglich noch beſchränkter und unſelbſtändiger als es die griechiſchen Geiſtlichen überhaupt, und die von Trapezunt beſonders ſind. Deſſen ungeachtet, oder vielmehr gerade aus dieſem Grunde habe ihn die Gemeinde auf den Stuhl erhoben, „weil er ſich etwas ſagen laſſe und es nicht übel nehme, wenn ihn die weltlichen Municipalvorſteher auf Fehler in Verrichtung herkömmlicher Kirchenceremonien aufmerkſam machen." Freiherr von Droſte-Viſchering hätte als Erzbiſchof von Trabiſonda mit ſeinen eigenen Schäflein die größte Noth; Conſtantios aber läßt ſich in alle Formen drücken, hat in keiner Sache hartnäckige Meinungen und gibt im Gemeinderath den Archonten allzeit Recht. Dafür ſind ihm dieſe ihrerſeits verhülflich, die verfallene und im Laufe früherer Unordnungen erloſchene Autorität ſeines Sitzes über die rebelliſchen Kirchen im Gebirge, in Surmenà, in Of, in Laſiſtan, hinauf bis gegen Iſpir wieder herzuſtellen und ſie in Perſon zu viſitiren, d. i. zum Vortheil der Metropole daſelbſt Gebühren und milde Gaben einzuheben. Dafür ſitzt aber auch Se. Heiligkeit den ganzen Tag faſt bewegungslos wie eine indiſche Pagode auf dem Divan der Haushalle, und athmet die kühlende Seeluft ein. Den Blick wirft Se. Heiligkeit bald auf die unmittelbar am Fuße des Strandfelſens unter ihren Augen im Meere herumplätſchernde Jugend, bald in die aufgeſchlagne Apokalypſe, ſchlürft dann zu gehöriger Zeit eine Taſſe ſchwarzen Kaffee's, oder nippt ein Gläschen Gebranntes, das iſt Pfaffenmilch (*γάλα τῶν Παπάδων*) wie es die griechiſchen Mönche in Jeruſalem nennen. Bei jedem Beſuch fand ich die Apokalypſe aufgeſchlagen, und zwar — wenn ich recht geſehen habe — jedes Mal dieſelbe Seite, offenbarer Beweis, daß Se. Heiligkeit den geheimen verſchlungenen Sinn reiflich überdenkt und alle Oberflächlichkeit der Meditation, alles Flüchtige der Leſung, wie ſie es bei uns zuweilen in den Zeitungsartikeln empfehlen, mit Sorgfalt zu vermeiden ſucht. Schon früher hatte ich öfter Gelegenheit, an griechiſchen Prälaten eine ungewöhnlich genaue Kunde der Civilverhältniſſe ſämmtlicher Familien ihres unmittelbaren Sprengels zu bewundern. Woher, wie ſtark, wie reich, wie erwerbſähig und wie warm für die Kirche jede „römiſche“ Haushaltung der Metropole ſey, wußte der Erzbiſchof auch in Trapezunt mit Sicherheit anzugeben. Von den vortürkiſchen Bewohnern des chriſtlichen Trabiſonda's, ſagt er, wäre nicht eine einzige Familie mehr übrig und die 400 der Gegenwart ſämmtlich von den benachbarten Ortſchaften Platana, Surmenä, Of, Rhiſe, Tripoli, Keraſunt, beſonders aber aus der großentheils chriſtlich gebliebenen Alpenlandſchaft Chaldia nach und nach in die Stadt gezogen. Auch habe ſich das Andenken an die erſte Heimath, ſowie an die Epoche der Einwanderung bei dieſen Familien überall durch Ueberlieferung von Vater auf Sohn erhalten; jede Familie wiſſe, woher ſie ſey, allein keine reiche über 200 Jahre Aufenthalts in Trabiſonda hinauf. Das erzbiſchöfliche Regiſter und der Cathedralcodex gehe gar nur bis auf das Jahr 1698 zurück, wo der damalige Erzbiſchof Nectarius von der türkiſchen Regierung für ſich und ſeine Nachfolger die Erlaubniß auswirkte, den Sitz vom elenden, ſelbſt von den Gartenvorſtädten durch Anhöhen getrennten Marineflecken St. Philipp, wohin ihn der Eroberer des trapezuntiſchen Reiches, Sultan Mohammed II. verbannt hatte, auf ſeine gegenwärtige Stelle zu verlegen. Erſt von dieſer Zeit an gebe der Codex das Verzeichniß der Oberhirten, das Jahr ihrer Wahl und ihres Todes, aber ohne allen Beiſatz über die Zeitereigniſſe. „Man war in beſtändiger Angſt vor dem türkiſchen Yatagan und Niemand hat etwas aufgeſchrieben.“ Ein kurzer Beſuch in der Bücherkammer, wohin mich ein Diacon führte, belehrte hinlänglich, daß der Prälat in Allem die Wahrheit ſagte und für meine Zwecke hier nichts zu finden ſey. Die Entdeckung war freilich keine tröſtliche, ich dachte einen Augenblick an die 600 deutſchen Meilen zwiſchen Trapezunt und München und verließ ziemlich kleinlaut die Metropole, ſtieg wieder hinauf zum Meydan-Plateau und überließ mich, im Garten wandelnd, ernſthaften Betrachtungen über den Ausgang des Unternehmens. Mit dem Abzuge des letzten Groß-Comnen und Kaiſers David I. aus der Burg ſeiner Väter (1462), hat auch die Geſchichte jenes Reiches ihr Ende erreicht. Allerdings war mir nicht unbekannt, daß Mohammed II. nach Uebergabe der Stadt die trapezuntiſche Bevölkerung in drei Theile ſchied, deren erſter mit allen Vornehmen und Vermöglichen als Coloniſten nach Konſtantinopel wandern mußte, der zweite dem abziehenden Eroberungsheere als Sklaven anheimfiel und über ganz Anatolien zerſtreut wurde, der dritte und ärmſte aber im abgetrennten Marineflecken wohnen durfte, nachdem vorher aus allen drei Abtheilungen 800 der ſchönſten und rüſtigſten jungen Leute für die Janitſcharen ausgehoben und zum Islam genöthigt waren. Daß aber auch dieſe kümmerlichen Reſte verſchwunden und von allen Begebenheiten vor und nach der Kataſtrophe in dieſer großen Stadt ſelbſt das Gedächtniß erloſchen, daß Alles barbariſch, Alles neu und gleichſam erſt von geſtern ſey, hätte man doch nicht erwarten ſollen. Wahrhaft, in der Kunſt zu erobern und das Erworbene in ihrem Sinn bleibend einzurichten, haben es die alten Türkenſultane zur Meiſterſchaft gebracht.

Bei manchem Leſer könnte es vielleicht ein Lächeln hervorrufen, wollte ich die Gemüthsbeengung eingeſtehen, die ich in Folge der erzbiſchöflichen Mittheilungen über den Stand der Dinge im weiland griechiſchen Trapezunt empfand. Der Uebergang von den ausſchweifendſten Hoffnungen zur Verzagtheit iſt ſeiner Natur nach ein kurzer, und ich mache gar kein Geheimniß, alle Hoffnung irgend einer namhaften Ausbeute ſchien mir im Augenblick verloren, ich merkte ſogar Anwandlungen von Heimweh und dachte, — kleinmüthig genug — nach Beſichtigung der Stadt, der Burg und der nächſten Umgebung wieder nach Stambul zurückzuſchiffen und im Uebermaß der Beklommenheit vielleicht ſogar den Beſuch auf Hagion-Oros aufzugeben. Um das Peinliche der Lage ganz zu fühlen, müßte einer auch wie ich das Unglück haben, an die Aufhellung der politiſchen Momente eines unbekannten romanhaften Schattenreiches gleichſam als an ſeine Lebensaufgabe gefeſſelt zu ſeyn und in anſcheinend vergeblichen Mühen auch noch die ſauer erworbenen Früchte frühern Fleißes zu verzehren. Selbſt den Dänen, deren Thema ich als Quelle aller gegenwärtigen Noth erkannte, war ich von Herzen gram, verwünſchte aber vor Allem die pedantiſche und hartnäckige Gewiſſenhaftigkeit, die einer Schulfrage wegen nur einen deutſchen Papier-Jaſon aus dem innern Keltenlande bis nach Kolchis treiben kann. Zu dieſen Vorſtellungen kamen mit dem Morgens eingetroffenen Dampfboote auch noch politiſche Bedenken ernſthafter Art. Es zog ſich ja das Unwetter von allen Seiten über dem Haupte Mohammed-Ali's zuſammen, Herr Thiers bedrohte den Occident, und in Deutſchland feierten ſie wieder einmal die Saturnalien eines allergnädigſt conceſſionirten und polizeilich überwachten Volksfreiheits-Kanzlei-Rheinlieds-Schwindels in amtlich vorgeſchriebener Form. Welche Möglichkeiten knüpften ſich an dieſe Kunde! War es unter ſolchen Umſtänden nicht gerathener, vor dem ſengenden Strahl der kolchiſchen Auguſtſonne zu fliehen und auf kürzeſtem Wege heimzueilen, um dort nach Kräften Herrn Thiers zu widerſtehen? Aber die ſchöne Prinzeſſin von Trebizonde, der kaiſerliche Palaſt, der Marmorſaal mit ſeiner vergoldeten Decke, die Ruinen verfallener Herrlichkeit, die Waldpracht mit den verödeten Felſenburgen im Innern, die breitblätterigen

Haſelſtauden und die „langen“ Trauben von Keraſunt, das Alles ſollte ich ungeſehen verlaſſen und verzagt wieder in den Occident entfliehen! Welche Qual! Von Theodor Lazaropulos, einem jungen Chaldier, der Handel trieb, aber als Hrn. Gherſi's Schützling bei der Tafel den Dienſt im Conſulat verſehen half und das Recht mitzureden hatte, erfuhr ich zufällig gerade an dieſem Abend das Daſeyn verſchiedener Inſchriften und Frescomalereien, Figuren und Verzierungen auf den Feſtungsmauern, an Tempelwänden, beſonders in der obern Burg, und ſogar mehrerer Diplome aus der Comnenenzeit im Kloſter Sumelas im Waldgebirge, zwölf Stunden von Trapezunt. Auch Töpfe mit Silbermünzen finde man häufig im Aufräumen des alten Häuſerſchuttes, und Dr. Rutzeris habe deren eine Menge zuſammengebracht, mit dem Bilde des Kaiſers auf der einen und St. Eugenius auf der andern Seite.

Wie ſchwankend und im Grunde wenig verſprechend auch dieſe Sagen eines Einheimiſchen ſeyn mochten, ſtärkten ſie für den Augenblick doch den ſinkenden Muth und liehen dem Vollmondſchein einer trapezuntiſchen Sommernacht und der hohen Felſenterraſſe des Conſulats neuen, aber melancholiſchen Reiz. Die Wohnungen ſämmtlicher europäiſcher Agenten liegen nahe beiſammen im Griechenviertel, und wenn auch Miſter Heinrich Suter, der engliſche, und Monſieur Outré, der franzöſiſche Conſul, über umfaſſendere Räumlichkeiten und Gartenanlagen verfügen als Herr Gherſi, übertrifft doch die kunſtreiche, auf einem Steilfelſen vor den Zimmerfenſtern aufgemauerte und mit Bruſtlehne verwahrte Plattform des auſtro-ruſſiſchen Conſulats, ihrer prachtvollen Ausſicht wegen, alle Herrlichkeiten der perſiſchen Senſitiv-Mimoſen ſammt dem Akaziengeranke aus Ghilan in den Gärten der Rivalen.[1] Vom Strande geht es hier ohne Uebergang raſch, felſicht und zerriſſen den Berg hinan; die Uferklippen, bald dammartig in die Brandung hinauslangend, bald buchtenförmig eingeſchnitten, geben dem Fahrzeug überall Zuflucht zum Landen und gewundene Pfade, wie zu Amalfi und Jafa, führen nach allen Richtungen zu den zerſtreuten Wohnungen der Trapezuntier hinauf. Aber das Ufergeſtein iſt nicht ſchmucklos und ausgebrannt, wie bei Tzimova und Monembaſia in Griechenland. Hier ſtrotzt überall die Myrte, prangt die Nelke und der Granatenbuſch, rankt das Immergrün und die Weinrebe, duftet wilder Thymian, drängt ſich der Feigenbaum hervor aus allen Ritzen und gedeiht ungepflegt der Oleander und der Lorbeerſtrauch. Wie viele Stunden, beſonders während der Abweſenheit Herrn Gherſi's in Erſerum, habe ich etwa auf dieſer Plattform zugebracht und gedankenvoll in den Pontus hinabgeblickt, wie ſich die Welle kräuſelte und an der Klippe brach, wie die Barke vorüberſtrich, wie der Iſtambol, das Prachtſchiff, hinter dem waldigen Vorgebirge Joros (Hieron Oros) hervorbrechend, die Rauchſäule gegen Trabiſonda trieb! Von beſonderer Wirkung war der Anblick des Nachts, wenn der Mond über den Waldſchatten des Laſengebirges hangend ſein melancholiſches Licht auf den Pontus-Waſſerſpiegel goß und vom Strande herauf jenes dumpfmatte, nur Seeanwohnern zu erklärende Gemurmel der ſelbſt in heiterſter Stille vom Hauche der Abendlüfte in langen Schwingungen an das Land getriebenen und regelmäßig wiederkehrenden Welle zum Ohre drang. Dieſe trapezuntiſchen Mondnachtsſcenen hatten etwas Sorgenſtillendes für das Gemüth, und ich meinte zuletzt, wenn ich auch mit leeren Mappen Kolchis verlaſſen müßte, im Grunde doch gewonnen zu haben. So leicht ſind die Deutſchen über den Verluſt ihrer Glücksgüter und über getäuſchte Hoffnungen zu tröſten! Gebt ihnen etwas Mondſchein mit Wellengebrumm, und ihr mögt ihnen ruhig die Taſchen leeren und Feſſeln an die Arme legen. Leiſe Anklänge dieſer unſtillbaren, vielleicht erſt durch das Chriſtenthum in den germaniſchen Herzen geweckten Sehnſucht und Schwärmerei findet man unter den Schriften des Alterthums eigentlich nur in den Gedichten des Virgilius. Nur dieſer Sänger chriſtlicher Sehnſucht hört das Rauſchen des Laubes unter Corydons Fuß, ſieht Corydons Bild im glatten Meeresſpiegel, »cum placidum ventis staret mare« und verſteht die Seelenſprache der »amica silentia lunae.« Das Wildromantiſche der anatoliſchen Küſtenländer am Pontus Euxinus wird ſeines Eindruckes auf deutſche Wanderer nie verfehlen. Wir lieben Waldeinſamkeit, Laubgehölze, dichtverwachſenes Gebüſch, Berge, Bäche, Thalſchluchten und Felſen-Gewinde neben wallendem Kornfeld — romantiſche Bilder wie ſie die Natur in wundervollen Miſchungen nirgend ſo prachtvoll als in Kolchis gezeichnet hat.

---

[1] „Gül-aſchrim,“ ſagt man mir, ſey das perſiſche Wort für Senſitiv-Mimoſe, die ich mit der Ghilan-Akazie in Trapezunt das erſtemal geſehen habe.

Anatolien iſt ein hohes, von wilden Gebirgsketten und traurigen, verbrannten, baumloſen Flächen durchſtrichenes Tafelland, das ſüdlich meiſtens ſteil und hart gegen das Mittelmeer abfällt, im Norden aber ſich ſtufenweiſe in einem lang hingezogenen, vom Phaſis bis Bithynien herausreichenden, häufig von Querthalungen und tief eingeſchnittenen Waſſerrinnen durchbrochenen Waldgürtel von wechſelnder Breite und voll der ſeltſamſten Terrainbildungen und Verzackungen, die auf Bau und Anlage der Wohnplätze der Menſchen einen weſentlichen Einfluß haben, zum Pontus Euxinus herabſenkt. An den Mündungen größerer Ströme, z. B. des Halys, des Iris, wie des kleinen Pyrites bei Trapezunt gibt es zwar Niederungen, ſogenannte Flußdelta, die aber, wenn wir nicht irren, zwiſchen dem Bosporus bei Konſtantinopel und dem imiretiſchen Phaſis, ſowohl klein als groß, gegen die Gewohnheit der übrigen Länder mit wenigen Ausnahmen unbewohnt und verlaſſen ſind. Ueberall hat man zur Anlage der Ortſchaften ſteil oder ſanft anſteigende Berghalden, ſchroffe Vorſprünge, die Hüften ſchlank ins Meer heraus laufender Erdzungen oder gewiſſe Stein- und Erdparallelogramme gewählt, die man nur auf der Pontusküſte von Aſia Minor findet.

Wir bitten den Leſer über den Ausdruck „Stein- und Erdparallelogramm“ nicht zu erſchrecken, und wenn ihm der geometriſche Begriff weniger geläufig iſt, dafür den Ausdruck „länglich tafelförmiges Felſenplateau“ zu ſetzen. Denn nur durch klare Verſinnlichung dieſer ſonderbaren Erdgebilde kann man ſich, ohne Trabeſunda ſelbſt zu beſuchen, die romantiſche und für byzantiniſche Zeiten faſt unbezwingliche Lage der Stadt durch Worte verſtändlich machen. Eben weil in den Nachrichten, die uns der Caſtilier Clavigo (1401), der byzantiniſche Nomophylar Eugenicus (1418) und Cardinal Beſſarion der geborne Trapezuntier (1440), ſämmtlich aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts hinterlaſſen haben, dieſes tafelförmige Plateau der alten Citadellenſtadt Trapezus nicht in deutlichen Umriſſen und in ſeinem wahren innern Zuſammenhang mit dem großartig, halbbogenförmig und ſcharf aufſteigenden Küſtenlande hingezeichnet iſt, bleiben ihre Beſchreibungen aller Eleganz ungeachtet doch immer unverſtändlich. Tournefort (1701), ob er gleich ſeinem Texte mit einem trefflichen Kupferſtich zu Hülfe kam, war im Ganzen doch nicht glücklicher als ſeine Vorgänger, weil der ungünſtige Standpunkt des bildlichen Entwurfs den entſcheidenden Zug — die ſcharfgemeißelten Kanten des Felſenparallelogramms — verbarg. Wohl reden ſie alle von einer trapezuntiſchen „Doppelburg“ und von tiefen Thaleinſchnitten zu beiden Seiten der Feſtung. Ob aber dieſe Thaleinſchnitte an den beiden Lang- oder an den beiden Schmalſeiten des natürlichen Parallelogramms gezogen ſind, und wie dieſes ſelbſt aus dem Boden herauswachſe; ob es ſich frei en relief und auf allen vier Seiten unabhängig wie ein Cubus auf ebenem Terrain erhebe, oder ob es der Länge nach gleichſam unfern dem Strande aus den Flanken des hohen kolchiſchen Bergrandes fließe und mit einer Seite noch am Gebirge wie am Mutterſtocke feſt hange und angewachſen ſey, das Gebirge aber im Halbkreiſe hoch über Gartenvorſtädte, Thalriſſe, Parallelogramm und Doppelburg anſteigend, luftig und frei wie ein weites Amphitheater hereinrage, hat keiner angegeben. Und doch bilden vorzugsweiſe die beiden letzten Punkte das charakteriſtiſche Merkmal der Lage von Trapezunt. Der Schluß, daß beim Verwachſenſeyn der ſüdlichen Schmalſeite mit dem Gebirge die nördliche nothwendig dem kaum 1000 Schritte entfernten Meere zugekehrt ſeyn müſſe und die Natur im Grunde nur drei Seiten des trapezuntiſchen Tafelparallelogramms befeſtigt und die vierte der Kunſt überlaſſen habe, geht von ſelbſt hervor. Deſſen ungeachtet iſt dieſes Plateau eine wundervolle Schöpfung wie Alamut die Felſenburg der Aſſaſſinen in Maſanderan, oder wie jener Aornos der Macedonier in Sogdh mit ihren Fruchtgärten, Quellſtrömen und Waldſchatten, zu Luſt und Sicherheit der Menſchen wider feindliche Gewalt. Die Fläche des Citadellen-Parallelogramms von Trapezunt iſt aber nicht horizontal und durchaus tafeleben verlaufend, wie man vielleicht denken möchte; ſie iſt vielmehr nach der Natur des umliegenden Terrains ebenfalls gegen das Meer abſtürzend und gleichſam in zwei Quartiere, ein höheres und ein tieferes, von ungleicher Größe und ungleicher Höhe geſchieden. Das höhere, unmittelbar aus dem Berge herauswachſend, iſt kleiner aber bauchiger, ſteiler, höckeriger und ragt über das tiefere, ſchmaler geſtreckte aber längere, ſo weit empor, daß die von einem Rande zum andern gezogene und beide Hälften von einander innerlich abſchließende Quermauer an ihrer Wurzel noch über die höchſten Gebäude der tiefern oder untern Citadelle hinausragt, der kaiſerliche Palaſt aber, der den Höhepunkt dieſes obern Quartieres einnahm, ſeinerſeits eben ſo hoch über die Zinnen der Quermauer und über die untere Feſtung erhaben in das Meer hinunterblickte. Der Leſer ſieht wohl ſelbſt, daß dieſe obere, ſpitz zulaufende, höher gelegene Hälfte des Naturparallelogramms die eigentliche Hochburg, die Akropolis von Trabiſonda bildet — links und rechts durch tiefe Abgründe geſichert und nur im Zuſammenhange mit dem Gebirge ſchwach. Das iſt die alte Doppelburg von Trapezunt des Xenophon und des Juſtinian. Zum Glück iſt dieſer Zuſammenhang mit dem Berge ſo ſchmal, daß der Iſthmus zwiſchen dem Abgrunde zur linken und dem Abgrunde zur rechten kaum zwanzig Schritte beträgt. Aber der Boden hebt ſich beinahe dicht vor der Bergmauer, haldig und breit ausgreifend, über die Akropolis und bildet den natürlichen Angriffspunkt für feindliche Gewalt. Die Schloßmauer auf dieſer Schmalſeite iſt freilich um ſo höher und feſter, da ſie den unmittelbar dahinter liegenden Palaſt der Groß-Comnenen ſchirmen mußte. Hier haben die Gothen, die Königin von Tiflis, der Seldſchuke Alaeddin Keikobad von Iconium, die Turkomanen-Emire und Sultan Mohammed II. im Kriege gegen Trapezunt zuerſt den Sturm angelegt, aber auch Johannes, der vorletzte Imperator, dicht an der innern Mauerſeite einen freiſtehenden, breit gedrückten, groteſk und hoch über die hohe Mauer hinaufragenden Thurm zum Widerſtande gegen das Geſchick aufgerichtet. Für den Schirm der beiden Langſeiten des Geſammtparallelogramms hat die Natur allerdings beſſer geſorgt, da ſich die tiefen Schluchten links und rechts als hohle, ſteile und ſchattige Thäler zum Meer hinabziehen und die Doppelburg vom Continent der gegenüberliegenden Gartenvorſtädte mit ihren Hügeln, Erdriſſen, Gärten und dichtbelaubten Gruppen trennen. Dieſe furchtbaren, von der Natur ſelbſt aufgethürmten Feſtungsgräben ſind voll Dunkelgrün, voll Quellen, voll hochwüchſiger, zum Theil immergrüner Bäume, hoch über deren Wipfel in kühnem Bogen die ſchmale Brücke hinüberſpringt, ein romantiſcher Anblick, wenn der Epheu blüht, das Waſſer im Gebüſche rauſcht und die reiſe Traube überall unter dem Laube hervorblickt. Beſonders prachtvoll iſt die Schlucht auf der Abendſeite, unmittelbar am rund aufgethürmten, baum- und quellenreichen Thalſchluſſe und am Fuße des buſchbewachſenen Burgfelſens, von deſſen oberſter Spitze, wenigſtens 300 Fuß ſenkrechter Höhe über dem Schattendunkel des Abgrundes, der Comnenenpalaſt und die neun großen, heute leeren Bogenfenſter des Kaiſerſaales in Doppelreihen niederſchauen. Hier iſt die Schloßmauer zugleich Feſtungsmauer, die in abenteuerlichen Zügen, alterbraun, verwittert und ſtellenweiſe ganz von Epheu zugedeckt, den Krümmungen, Senkungen, Hebungen und felſigen Ausſprüngen des Tafelrandes folgend, das alte Trapezus umſchließt. Den ſchönſten Anblick jedoch gewährt es, wenn man dieſe grün berankte, ſteil von der obern Burg zur untern herabſteigende Randmauer mit den ſchwarzen Thürmen im Abendſchein von der Brücke aus betrachtet, die auf der Weſtſeite der Feſtung über den romantiſchen Abgrund führt. Nur die Eingebornen, beſonders die Osmanli, können nicht begreifen, was da zu bewundern ſey. „Was ſtehſt du denn ſtille? Was erblickſt du denn da oben?“ fragte voll Verwunderung der feiſte knochige Subaſchi von Traboſan, wenn er den Fremdling wie in ſich ſelbſt verſunken unbeweglich an der Brückenzinne fand.[1] Gerne möchte ich wiſſen, ob der nordiſche, ob der civiliſirte Menſch allein für Naturſchönheiten empfänglich iſt oder ob der Beſitz etwa überall Gleichgültigkeit erzeugt und wir täuſchungsvoll ewig nur das verlangen und bewundern, was uns ferne iſt und was uns gebricht.

Schief zwiſchen hochwipfligen, durch Weinreben mit einander verſchlungenen Bäumen führt ein Weg aus der Gartenvorſtadt in die Schlucht hinab, wo der Bach, über granitene Schnellen ſprudelnd, unter der kurzen aber hochgeſprengten und geländerloſen Brücke in die romantiſch gewundene Felſenvertiefung hinabrauſcht und die aus immergrünem Buſchwerk und Baumſchlag ſtürzig herabgleitenden Waſſerfäden ſelbſt in der Mittagsgluth Schatten und Kühlung unterhalten. Die Schönheit des Steilpfades aber, der ſich aus dem Hintergrunde der Schlucht durch üppiges Grün, durch mächtigen Pflanzenwuchs felſicht und waſſerreich zur kleinen Plattform am Iſthmus hinter der Burg hinaufwindet, konnte Beſſarion ſelbſt im ſpäteſten Alter und mitten unter den Herrlichkeiten des römiſchen Purpurs nicht vergeſſen. Von der Höhe, aus dem Geſtein, von den Thalwänden, überall ſprudeln Quellen heraus und rauſchen durch Hochſchatten, Myrten- und Lorbeergebüſch zum Bach in die Thalſchlucht nieder. Hoch vom grünberankten Felſen ſchaut die Kaiſerburg herab.

---

[1] Subaschí, „Waſſervorſtand“ iſt im Türkiſchen der amtliche Ausdruck für „Unterpolizeichef.“

Innerhalb der Randmauer iſt das Citadellen-Parallelogramm wegen des beſchränkten Raumes zwar großentheils mit Bauwerken und Wohnungen überdeckt, doch fehlen auch grüne Partien nicht, weil auch hier aus dem Boden reichlich Waſſer quillt, überall Brunnen plätſchern, offene Kanäle mitten durch die gepflaſterten Straßen laufen und ein dichter Strahl ſilberheller Flüſſigkeit zum großen Thor gegen die Meerſeite hinausſtürzt.[1] In dieſe naturfeſte Doppelburg flüchtete ſich im Falle feindlichen Angriffs ſämmtliche Einwohnerſchaft der über die Gartenregion zu beiden Seiten der Thalſchluchten ausgebreiteten Vorſtädte. Die Häuſer hatten zur Comnenenzeit freilich wie oben bemerkt drei Stockwerke und konnten einer größern Volkszahl Unterkunft verſchaffen als heute, wo die armſelige Türkenarchitektur und Haremſitte Alles verwandelt hat. Aber um ſo furchtbarer waren die Feuersbrünſte in den engen Gaſſen mit hohen Fachwerkhäuſern und einer übereinander gehäuſten Bevölkerung, wenn der Feind vor den Thoren ſtand und die Flucht unmöglich war. Auch zählt vielleicht keine Stadt des Orients verhältnißmäßig ſo viele und ſo verheerende Brände, als Trapezunt während der unruhvollen Comnenenzeit. Um einem Theil dieſer Uebelſtände zu begegnen, erweiterte Alexius II. (1297—1330 n. Chr.) bei den wachſenden und wiederholten Bedrängniſſen des Reiches durch ein koloſſales Unternehmen die Citadellenſtadt und mit ihr die Sicherheit ſeines Volkes. Den leeren Raum zwiſchen dem alten Tafelfelſen (Parallelogramm) und dem Meeresufer füllte der benannte Groß-Comnen mit einer dritten Citadelle aus, die ein für ſich geſchloſſenes Ganzes bildete und doch mit dem alten Bau zuſammenhing. Schroffheiten des Terrains waren abzutragen, Vertiefungen auszufüllen und die Thalſchlucht ſelbſt zu erweitern, um genügenden Grund zu gewinnen. Der Neubau knüpfte ſich der Art an die dem Meere zugekehrte Schmalſeite des alten Parallelogramms, daß der Haupteingang, das ſogenannte Waſſerthor, mit ſeiner Hochlage, ſeinem Quellſtrom und ſeiner ſtrengen Quermauer, ſtatt am Ende, nun gleichſam mitten in der Feſtung ſtand. Da aber die neue Anlage einer möglichſt großen Volksmenge Schirm gewähren ſollte, war es nicht genug, die Mauern an beiden Langſeiten in gleicher

---

[1] *Ὑδάτων ῥύακας καὶ κρουνοῦς ἐκχεομένους ἐκ τῆς μεγάλης αὐλῆς τοῦ αἰγιαλοῦ.*

Cod. MSC. Mont. Atho.

Enge wie das alte Parallelogramm bis zum Meere hinabzuführen. Der kaiſerliche Bauherr zog die weſtliche, breit auseinandergehende und in der Sohle geebnete Thalſchlucht bis zur halben Länge des alten Parallelogramms herauf in den neuen Plan hinein. Nur auf der öſtlichen Langſeite, wo der Boden am Meere hin von Natur flacher iſt und zu allen Zeiten die großen Bazare ſtanden, iſt die neue Mauer eine geradlinige Fortſetzung der alten, mit Thürmen und niedrigem Vorwerk im byzantiniſchen Styl. Am Strande aber läuft ſie dann rechtwinklicht weit über die alte Schmalſeite hinaus bis zum hohen Außenrand der weſtlichen Schlucht, folgt ihrem Kamm mitten unter hohen Baumgruppen, und zieht ſich im rechten Winkel an den Rand der hier wieder engen Thalſchlucht, zur Brücke über den Abgrund herüber, wo zugleich ſtarke Außenwerke mit Streitthürmen und Doppelthoren den Eingang hüten. Baumgärten mit luftigen Türkenwohnungen und mächtig drängendem Gebüſch füllen auf dieſer Seite die Flachgräben der neuen Feſtung, und eine halbzerſtörte Inſchrift über einem zugemauerten Pförtchen nennt das Jahr 1324 als die Epoche des vollendeten Baues. Alexis II. nahm den Feſtungsplan von Konſtantinopel zum Muſter: drei Mauern hinter einander, eine immer höher als die andere, mit Zinnen und Thürmen von wechſelnder Form umſchließen das neue Werk. Nur hat ſich um den

Comnenenbau in Trapezunt ein Dickicht von Feigen-, Cornelkirſchen- und Steinobſtbäumen, von Eſchen, Ulmen, Mais, Haſelſtauden, Maßholder, Gartengebüſche aller Art und von Wallnußſtämmen ungeheuern Umfangs mit Schatten, Kühle und Sommerſtille romantiſch herumgezogen, mit dem ſich Epheu und Schattenfülle von Byzanz nicht meſſen kann. Drei abgeſonderte Burgen, eine immer höher als die andere und doch in einander verſchlungen, bilden das wundervolle Panorama von Trapezunt.

Beinahe einen vollen Monat verſchob ich es, die oberſte Abtheilung des Tafelfelſens, die eigentliche Akropolis von Trapezus und die Ueberbleibſel der alten Kaiſerburg zu beſuchen. Ich wollte die Täuſchung, als wären für mich dort noch unverhoffte, ſelbſt meinem unmittelbaren Vorgänger verborgen gebliebene Schätze, Gebilde, Inſchriften, Bauwerke für Aufklärung mittelalterlicher Romane und der comneniſchen Geſchichten aufzufinden, ſo lang als möglich lebendig erhalten. Zwar hatte mich Hr. Zachariä wenige Monate früher in Heidelberg verſichert, der Palaſt ſey zerſtört und, ſoviel er bemerkt habe, von hiſtoriſchen Ueberbleibſeln überall keine Spur. Ich nahm die Rede aber nicht ſo völlig buchſtäblich, als wäre Alles ganz und gar verſchwunden; ich meinte vielmehr in verzeihlicher Eitelkeit, wo ein flüchtig vorübereilendes Juriſtenauge nichts geſehen habe, vermöge Jemand nach vorausgegangenen ſpeziellen

Studien über den Gegenſtand und bei dem lebendigen Intereſſe für die Sache immer noch Einiges zu entdecken, was über Zweifelhaftes Licht verbreiten und Schwankendes befeſtigen könnte. Ich wußte ja den Geſchmack der comneniſchen Fürſten für die bildende Kunſt, für Architektur und Malerei; beſonders aber hatte ich es auf den von Gold und Marmor ſtrotzenden Kaiſerſaal und ſeine Wandfresken abgeſehen, die nach Beſſarion, der ſie oft betrachtet hat, eine vollſtändige Geſchlechts-, Familien- und Geſchichtsgallerie des regierenden Hauſes vom Beginn des trapezuntiſchen Reiches, bis in die letzten Zeiten darſtellte. Hat ſie türkiſche Bilderſcheu auch mit Kalk übertüncht, wie die Kirchenfresken von St. Sophia in Stambul oder von St. Sophia und St. Chryſocephalos in Trapezunt, ſo iſt das Verborgene doch leicht hervorzukratzen, und weiß Gott welch neuer Aufſchluß für das myſtiſche Dunkel des kolchiſchen Romanenſtaates ans Licht zu bringen. Bogenfenſter hatte ich ja von der Schlucht herauf geſehen, von Außen zwar nur altes ſchwärzliches Geſtein, und durch die leeren Räume ſchienen die Wolken durch; aber vielleicht iſt es von Innen beſſer beſtellt, glänzender, farbiger, wie in den Königshallen des hunderttthorigen Thebens.

Wie dort Rameſes, Amenophis und Scheſchonk, ſo prangen vielleicht hier noch wohlerhalten in kriegeriſchem Schmuck, Seldſchuken und Turkomanen vor ſich hertreibend, Andronicos Gidon, der Beſieger Sultan Alaeddin Keikobads von Iconium, Manuel I., der große Kapitän und Alexius III., der Wiederherſteller des verfallenen Reichs, der Kirchenheld, der Legenden-Imperator. Freilich iſt die Luft zu Medinet Habu und zu Karnak weniger ätzend und haben die Pharaonen ihre Bauten aus unvergänglicherem Materiale aufgeführt, als die kunſtſinnigen Comnenen von Trapezunt, die Fürſten des waldigen Kolchis, des „Moſynökenlandes“; aber die Zeit iſt im Verhältniß wie fünf zu dreißig, und hatte ich nicht in Kirchen und Kapellen der Gartenvorſtädte mancherlei Fresken und geiſtliche Malerei aus der Kaiſerperiode, und auf der Außenwand der Hauptmoſchee ſogar die wohlerhaltenen Reſte eines Muſivgemäldes der griechiſchen Panagia geſehen? Hätte mir Jemand durch Erzählung der Wahrheit dieſe Träume verſcheucht, wahrhaft ich hätte ihm wenig Dank gewußt. Mit Beſſarions Comnenenlob (MSC. Venet.) in der Hand, ſaß ich lange auf der Plattform des hoch und ſteil über die griechiſche Gartenvorſtadt hinaufragenden Bos-Depe (Grauhügels), wo man die ſchönſte Ausſicht auf Trapezunt genießt und zum Theil ſelbſt das Innere der obern Akropolis auf halbſtündige Entfernung überſchauen kann. Bald las ich die Schilderung des Prachtbaues, wie er ſich um die Mitte des 15. Jahrhunderts mit ſeiner hohen Treppe, ſeinen

Seitenflügeln und Lufthallen, ſeinen Marmorböden und vergoldeten Zimmerdecken und ſeinem Vierſäulenpavillon, hoch auf dem Terraſſendach über die Giebel und Zinnen des ſchief abſteigenden Parallelogramms erhob; bald blickte ich auf die Burg hinüber, konnte aber leider nichts als armſeliges Hütten- und Bretterwerk türkiſcher Architektur erſpähen. Da ſank mir zuerſt der Muth und ich ſtieg traurig wieder in die Stadt hinab. Erinnerungen an Peyſſonnels Nachrichten über Zerſtörung der alten Comnenenburg in Folge einheimiſcher Kriege der Türken von Trapezunt während des 17. Jahrhunderts vermehrten die Unruhe, aber dem gewiſſenhaften, nüchternen Zachariä ganz Recht zu geben, ſträubte ſich eitle Hoffnung noch immer, bis ich endlich am 4. September den lange aufgeſparten Gang in die obere Citadelle that und den Gräuel der Verheerung in ſeiner ganzen Ausdehnung überſah. Hr. Gherſi ließ mich durch den Chaldier Theodoraki und Hrn. Mirkowitſch, den Kanzler, zum Oberſten der Kanoniere führen, wo man zuerſt um die Erlaubniß bitten mußte, in die obere Burg hinaufzugehen und die eigentliche Feſtung anzuſehen. Der Colonel war abweſend, hatte aber, den Fall vorausſehend, ſeinem vorzüglich begünſtigten Diener den Auftrag ertheilt, uns überall hinzubegleiten, uns ſelbſt in die Moſcheen von St. Chryſocephalos und St. Eugenius einzuführen und etwaige Bedenken der Gläubigen gehörig zu beſchwichtigen. Es war ein derber Türkenjunge im neuen Styl, d. i. er trug eine Jacke mit engen zerriſſenen Pantalons, trank Wein und nahm gerne Präſente, wie die Türken überhaupt und viele andere Leute insbeſondere. Wie einſt in Babel, Ecbatana und Jeruſalem und unlängſt noch in Stambul, war auch in Trapezunt nach uraltem Brauch des Morgenlandes der Sitz der Gewalt von den Unterthanen feſtungsgerecht abgeſchieden, weil die Gewalt im Orient ihren erſten Feind überall im eigenen Volke ſah. Man hat früher deutlich genug erinnert, daß eine hohe, von Schlucht zu Schlucht der ganzen Breite nach über das Parallelogramm laufende Quermauer den von Natur ſcharf abhängenden obern Burghügel gegen den untern abſchließe. Eine Doppelpforte, eine innere und eine äußere, mit gekrümmtem Thorweg und eiſenbeſchlagenen Flügeln öffnet den Aufgang zu dem amphitheatraliſch anſteigenden Palaſtrevier. Wir hatten nicht nöthig auf dem alten Wege zur Burg weit vorzuſchreiten, um die letzte Täuſchung zu verſcheuchen und mit ihr alle Hoffnung irgend eines hiſtoriſchen Fundes von Gewicht zu zerſtören. Denke man ſich den Schmerz, Alles iſt zerſtört! Statt der einſtigen Kaiſerpracht, ihrer Leibwächter und Archonten hatte ſich, wie es ſcheint, gerade der ärmſte Theil unter den einſäßigen Türkenkanonieren in der Akropolis niedergelaſſen und am unterſten Theile dicht an der Quermauer von Geſtrüppe und

Schlingpflanzen ruinenartig umſchlungene Wohnungen aus den Trümmern alter Herrlichkeit errichtet. Wer in Famagoſta auf Cypern oder auf Hohenkorinth herumgewandert iſt, hat auch die Palaſtruine der Großcomnenen von Trapezunt geſehen. Wie wäre da noch an die breite Treppe, an den Freskenſaal, an die „alte, gold- und edelſteingefüllte“ Schatzkammer,[1] an das abgeſonderte Bücherhaus, an die Speiſehalle, an den hohen Tetraſtyl des kaiſerlichen Geſchäfts- und Audienzpavillons, oder gar an das Brautgemach der unvergleichlichen Prinzeſſin Katharina von Trapezunt zu denken, die durch den Ruhm ihrer Schönheit den Orient in Flammen ſetzte, und als Deſpina Katun mit Uſun Haſſan den Thron von Perſien beſtieg? In Fetzen gehüllte Weiber osmaniſcher Kanoniere ſahen hohläugig hinter vergitterten, nur noch an einem Angel hangenden Fenſterläden halbverfallener Steinbaracken auf den neugierig herumſpähenden Giaur herab. Nur gegen Abend, gerade ober der Tiefſchlucht, iſt noch ein Stück Schloßmauer und ein viereckiger Thurm, letzterer etwa 50 Fuß hoch und mit einem Bogenfenſter auf jeder Seite, unzerſtört geblieben; ſelbſt der gelblichte Anwurf hält noch am Gemäuer und am bemalten Thurmdachgeſims iſt blau, orangegelb und roth an vielen Stellen noch deutlich zu erkennen. Ich ſah durch das Fenſter in den leeren Raum hinein, da ein natürlicher Felſendamm, zu dem man auf gemeißelten Treppen hinaufſteigt, mit einem bizarr in Stein ausgehauenen Durchgangsbogen wie ein Corridor durch dieſen Theil der Burg zum Thurm zieht. An dem Schloßwandreſt ſteht ebenfalls noch eine Linie von drei Doppelbogenfenſtern mit je einer Säule in der Mitte, ſo daß von den beiden, in Würfeln ausgezahnten Halbbogen des Fenſters je das eine Ende auf dem ſchön verzierten Knauf der Mittelſäule ruht, das Ganze aber von einem oben niedlich ausgeſchweiften Segment architektoniſch umſchlungen wird. Das Gemäuer unterhalb der Fenſterböſchung zeigt würfelig hervorſpringende und ſchachbrettförmig ſich berührende rohe Steinquadrate, wie gewiſſe Bauten in Florenz aus der Ghibellinenzeit. Des ſchmalen Zwingers zwiſchen dieſem Schloßfragment und der am Rande des Abgrundes hinlaufenden Zinnenmauer hat ſich die üppigſte Vegetation bemächtigt: der Feigenbaum, die Rebe, der Epheu, die Granate, die Eſche und die Ulme mit Schlingpflanzen und lieblichem Koichisgeſträuche aller Art wuchern in der Oede ungeſtört, bewohnen das Gemäuer und ſchauen durch Bogen und Corridore der verlaſſenen Burg hinein. Der Wind blies herbſtlich über die Ruine und der Aſt einer hellgrünen Eſche neigte ſich wiederholt und melancholiſch in dieſelbe Fenſteröffnung, durch welche einſt der Großcomnene ſtolz und ſorgenvoll auf die Frühlingspracht ſeines Kaiſerſitzes niederſah. Unwillkürlich ſtellt das ängſtliche Gemüth Vergleiche an: Theben mit hundert Thoren, Jeruſalem, Balbek, Karthago, der palatiniſche Hügel und das neue deutſche Athen mit ſeiner Säulenpracht und Herrlichkeit demſelben Loos der Vergänglichkeit verfallen wie die Kaiſerburg in Trapezunt!

---

[1] خزنه دیرینه *chazineh derineh* bei *Sead-eldin.*

Ἔσσεται ἦμαρ ὅτ' ἄν ποτ' ὀλώλῃ Ἴλιος ἱρή,
καὶ Πρίαμος, καὶ λαὸς ἐϋμμελίω Πριάμοιο!

Der Blick zwiſchen den Zinnen der Stadtmauer und der ausſpringenden Halbthürme in die Tiefe hinab, wo der Bach rauſcht, in das Meer hinaus, oder auf die Schluchtenwand gegenüber, wo Pfade, Steilabhänge, Geſtein mit üppigem Grün und luxuriantem Pflanzenwuchs, Gehöfte, kleine Dörfer, Cypreſſenwald, lebendige Gartenzäune, iſolirte Wohnungen unter Baumgärten voll Leben und Saft bis zur langgezogenen Waldhöhe aufſteigend, in wundervollem Wechſel ſtehen, iſt von zauberhafter Wirkung auf das für Natureindrücke empfängliche Gemüth. Aber die koloſſalen Saalfenſter unmittelbar über dem Abgrund, ſind auch von Innen nur ſchwärzliches Geſtein ohne Schmuck, ohne Bild, ohne Schrift!

Auf der Hochterraſſe des ungeformten, breitſchulterigen, ganz mit Epheu bedeckten Wartthurms an der ſüdlichen Mauerſeite, wo ſie mit dem Planum inclinatum des Berges zuſammenhängt, lag eine

Feldſchlange und eine größere Kanone hatte ſich weiter ſeitwärts, beide ohne Lafette und von Roſt zerfreſſen, halb im Schutt der Böſchung eingeſenkt. Das war die ganze Artillerie der Hauptreichsfeſtung Traboſan. Nebenan ſtand als Schildwache der unbärtige, milchweiße Sohn eines erblichen Feuerwerkers, in bürgerlichem Gewande, ohne alle Bewaffnung oder irgend ein kriegeriſches Abzeichen ſeines Standes, den Blick ſtarr in das Gebirge gegen Gümiſch-Chane und Baiburd hinaufgerichtet, wo zur Zeit des letzten Krieges Paskewitſch mit den Ruſſen ſtand und Trapezunt bedrohte. *Ne japarsyn, Toptschi? Ne bakarsyn?* (Was machſt du, Kanonier? Was ſchauſt du da?) *Ne japaïm, daghlara bakarym!* (Was werde ich machen; ich ſchaue eben gegen die Berge!) *Ne var orada?* (Was gibts denn dort?) *Orada Moskof sinori getscher!* (Dort läuft die ruſſiſche Gränze!) *Amma schimdi Moskof gelmes.* (Aber jetzt kommt der Ruſſe nicht.) *Ne bileïm? gelir gelmes, ben bakarym, sarar jok.* (Was weiß ich? kommen, nicht kommen, ich ſchaue, ſchad't ja nicht.) Von Unterricht und täglicher Uebung, wie man es in Europa und ſeit dem Eintritt der preußiſchen Exerzirmeiſter auch in Stambul treibt, iſt hier keine Rede. Ohne unſere Plage haben ſie in Trabiſonda doch ſeit bald 400 Jahren den Nutzen und den Beſitz. So oft ich in der Folge heraufkam und in Gedanken an die Vergangenheit auf der großcomnen'ſchen

Palaſtruine herumwandelte, fand ich zwar immer die waffenloſe Schildwache in Civilkleidern am Thurme ſtehend, aber auch immer dieſelbe Verödung und daſſelbe Schweigen, wo einſt des Feſtgepränges, der Freudenmahle und des Hochzeitgeſanges kein Ende war. Ueber dieſen wechſelvollen Unbeſtand menſchlicher Dinge empfindet der Osmanli keinen Gram und antwortet auf die Frage, was ſie gethan hätten, wenn der Moskof-General damals vor Traboſan erſchienen wäre, ganz ruhig: *jardümüs Allahdan gelur.* (Unſere Hülfe kommt von Gott.) Die Schwäche der Türken iſt nur für ſie ſelbſt ein Geheimniß, und im Allgemeinen glauben ſie ſogar mit ihren kriegeriſchen Einrichtungen noch jetzt allen übrigen Nationen voraus zu ſeyn; — glücklicher Irrthum, wenn wir noch Glaubenseifer und ritterlichen Sinn des eilften Jahrhunderts hätten! Bis zur derben Lektion, die ihnen Paskewitſch gab, verläugnete ſich auch das thörichte Selbſtgefühl der Osmanli von Trapezunt mitten unter ihrer Armſeligkeit keinen Augenblick. „Müſſen ſchon wir ſelbſt mit unſern Flinten gegen dieſe Giaur marſchiren und Ordnung ſchaffen," ſagten ſie rühmend, als ſich der Feind nach der Beſitznahme Erſerums den trapezuntiſchen Gränzen nahte. Aber zwiſchen Baiburd und Gümiſch-Chane durch den tapfern Bürtzow eines Beſſern belehrt, kamen ſie bald mit Verluſt und Unordnung wieder in die Stadt zurück und wurden ſogar von ihren eigenen

Weibern ausgelacht. Die Moskowiten waren eben nicht wie die Griechen der byzantiniſchen Zeit, die ſelbſt ihr gnädigſter Landesfürſt, Kalo-Johannes, der vorletzte Großcomnene, „Feiglinge, Verräther und Weiberſeelen“ nannte. Seit jenem unglücklichen Gefechte von Baiburd kehrt die trapezuntiſche Schloßſchildwache den Blick unverwandt nach jener Richtung hin.

Theater, Rennbahn und Beluſtigungsplätze der vortürkiſchen Epoche, wie ſie der Nomophylax Eugenicus (Saec. XV.) ſchildert, ſind vom Thurm herab auf der anſteigenden Berghalde außerhalb des Schloſſes noch deutlich zu unterſcheiden, obgleich von Mauerumfang, Portalen und Sitzreihen das Meiſte ſchon als Baumaterial verwendet iſt und der Reſt demſelben Schickſal folgen muß, wenn der aller Kunſt und Geſelligkeit widerſtrebende Genius des Islam noch länger über dem ſchönen Trapezus ſchwebt. Voll melancholiſcher Gedanken, aber ohne alle antiquariſche Ausbeute ſtiegen wir aus den Burgruinen herab und gingen durch die Doppelthore der Quermauer in die mittlere Citadelle zur großen Moſchee — der ehemaligen Domkirche Chryſocephalos — herab. Der Tempel ſteht gerade im Mittelpunkt, wo die vom Waſſerthor durch die ganze Länge des Parallelogrammes in die obere Burg führende Hauptſtraße die kürzere Querſtraße zwiſchen den beiden Schluchten- oder Langſeitenthoren durchſchneidet. In der äußeren

Oekonomie iſt durch Verwandlung in ein mohammedaniſches Bethaus keine Umgeſtaltung eingetreten, ausgenommen daß hier, wie in allen dem Islam verfallenen Chriſtentempeln, der ſtumpfe Glockenthurm des byzantiniſchen Bauſtyles dem ſchlanken Minaret von Mekka weichen mußte. Selbſt die türkiſchen Wohnhäuſer ziehen ſich gegenwärtig noch auf drei Seiten gleichſam altkloſterförmig um den Tempelhof, deſſen vierte Seite unmittelbar vor dem Portal ein größerer, ſchön gepflaſterter Raum mit laufendem Brunn und einer rieſigen Platane ſchmückt, wie zur Comnenenzeit. Wenn türkiſche Bilder-Unduldſamkeit auch das obengenannte Muſivgemälde der Außenwand dicht am Dache aus Unkunde des Gegenſtandes oder aus Indolenz verſchonte, ſo hat doch weiße Kalktünche ſämmtliche Fresken im Innern überdeckt und die dürre Koransniſche Ikonoſtaſie und Hochaltar des byzantiniſchen Chriſtenthums verdrängt. Die Architektur iſt höchſt einfach, korrekt und im Ganzen eine treue Kopie von St. Sophia in verjüngtem Maßſtabe, d. i. ein griechiſches Kreuz mit vier gleichlangen Balkenenden und einer Kuppel in der Mitte. Durch dünne Marmorſäulen getragene Emporkirchen auf den drei Seiten des Tempels fehlen hier eben ſo wenig als die myſtiſche Beleuchtung und der Fußboden von polirtem Geſtein; nur Kunſt und Marmorpracht des Baumeiſters aus Tralles ſieht man in Chryſocephalos nicht. Weil fränkiſche Toilette das Ausziehen der Stiefel nicht geſtattete, wurden Sacktücher um die Sohlen gebunden und ſo ohne bedeutendes Aergerniß der Gläubigen das Heiligthum betreten, aber nach kurzem Umblick durch die entgegengeſetzte Thüre wieder verlaſſen. Anderswo, z. B. auf der ſyriſchen Küſte, in Saloniki, in Stambul ſind die Muſulmanen nicht mehr von ſo feuriger Andacht beſeelt wie in Traboſan, wo Viele mit dem freitäglichen Wochengebet nicht zufrieden, auch in der Zwiſchenzeit das Bedürfniß geiſtigen Verkehrs mit Allah empfinden. Sie beteten an der Koransniſche mit ſolcher Inbrunſt und blickten, wie aus einem Verzückungsrauſch erwachend, mit ſo hochmüthiger Frömmigkeit auf die Ungläubigen und ihren Führer, daß uns längere Störung und viel neugieriges Herumſehen unanſtändig ſchien. Die Stimmung des türkiſchen Volkes war damals ſo herabgedrückt und zahm, daß dieſer zu jeder andern Zeit in Traboſan für einen Europäer gefahrvolle Akt des Moſcheebeſuches ohne allen Nachtheil, ja ſelbſt ohne die bei ſolchen Gelegenheiten läſtige Neugierde des muſulmaniſchen Publikums friedlich von Statten ging. Der Metropolit St. Athanaſius, Teufelsbanner und Legendenhiſtorikus von Trapezunt (1600), läßt Kirche und Kloſter zur Panagia Chryſocephalos ſchon in den erſten Jahren des ſiegreichen Chriſtenthums durch Annibalianos, „Kaiſer von Cappadocien und Schwager des großen Konſtantinus“ (!)

erbauen. Wie in Iran alles groß- und alterthümliche Bauwerk dem Helden **Rustem**, bei den Arabern dem jüdiſchen König Suleiman, bei den Türken aber den Geiſtern (Dſchin) zugeſchrieben wird, ſo führt man bei den Byzantinern Alles auf Konſtantinus und ſeine Familie zurück. Bei den türkiſchen Trapezuntiern heißt dieſer uralte Tempel freilich nicht mehr **Chryſocephalos**, ſondern ſchlechtweg بيوك جامع *bojük dschami*, „das große Bethaus“, im Gegenſatze der jämmerlichen Holz- und Kothbaracken mit Spitzthürmchen, die ſich der Islam nach Einnahme von Traboſan auf verſchiedenen Punkten der drei Citadellen ſowohl als der weitläufigen Vorſtädte in kunſt- und ſchmuckloſer Andacht gezimmert hat. Die Tempel der überwundenen „Römer“ durch Prachtbauten zu übertreffen, wie zu **Pruſa**, **Adrianopel** und **Stambul**, dachten die Türken zu Trapezunt während faſt 400 jährigen Beſitzes niemals. Jetzo wo das Verderben in der Nähe und die Fäulniß überall ſichtbar iſt, erglühen ſie auf einmal in Frömmigkeit und bauen in der Gartenvorſtadt öſtlich, wo die großen Bazare ſind und weiland die mit Alleen geſchückte Doppelreihe der genueſiſchen und venetianiſchen Waarenmagazine ſtand, eine Moſchee aus behauenem Geſtein, ganz in ſtambuliſchem Geſchmack mit hohen Fenſtern und Säulen, an Eleganz des Bauſtyles und an Größe, ſo viel man (1840) urtheilen konnte, noch über den Byzantinerbau von St. **Chryſoce-**

phalos. Seitdem man Paskewitſch in Baiburd geſehen hat, thun ſie in Traboſan gewaltig fromm. Denn zu gleicher Zeit erheben ſich auch auf anderen Punkten der Vorſtädte, melancholiſch zwiſchen Cypreſſen, geringere Bethäuſer mit Thürmchen, um den Glaubenseifer zu bethätigen und Allah's Zorn von den Häuptern der Muſulmanen abzulenken. „Je mehr Waſſer über den Körper abgegoſſen wird, deſto mehr Sünden von der Seele weggewaſchen werden, und je mehr Gotteshäuſer man errichtet, deſto ſtärker und feſter wird die Stadt.“ Dies iſt ein Glaubensartikel der mohammedaniſchen Völker, über den wir uns alles Commentars enthalten. Bequem wäre es freilich, wenn man das Verhängniß ohne eigene Kraftanſtrengung durch ein Exvoto verſöhnen und die moskowitiſchen Feuerſchlünde blos durch Andachten zum Schweigen bringen könnte. — Der Leſer iſt wohl von ſelbſt überzeugt, daß wir von der obrigkeitlichen Erlaubniß die Moſcheen zu beſuchen keine zu ausgebreitete Anwendung machten und folglich die Geduld der trapezuntiſchen Zeloten auf keine zu harte Probe ſtellten. Denn außer Chryſocephalos ſahen wir nur noch die unter dem Namen „Neu-Freitag“ (يكى جمعه *jeni dschumâ*) bekannte alttrapezuntiſche Hof- und Kloſterkirche St. Eugenius an. Dieſe liegt in keiner der drei Citadellen, ſondern jenſeits der öſtlichen Feſtungsſchlucht auf dem höchſten Punkt der Vorſtadt, der Comnenenburg gerade gegenüber, gleichſam wie ein natürliches Bollwerk, von drei Seiten durch Steilabhänge, Felſenwände und Tiefriſſe voll romantiſcher Scenen, kleiner Waſſerfälle, Baumgruppen und immergrünen Gerankes verwahrt und nur auf der Südſeite mittelſt der breitanſteigenden Schiefebene ſich an das Gebirge hängend. Das Gebäude iſt zwar gleichfalls im obligaten Byzantinerſtyl, Kreuzform, myſtiſches Licht und Kuppel in der Mitte, aber es iſt viel kleiner und von Innen noch weit nackter und ſchmuckloſer als Chryſocephalos, weil es lange Zeit öde ſtand und erſt vor kurzem inwendig getüncht und zum Freitagsgebet eingerichtet wurde. Auch fehlt das Minaret ſtatt des weggebrochenen Glockenthurms, und das Hauptportal iſt zugemauert. Ein gewaltiger Feigenbaum mit breitem Blatte und einer Fülle der ſüßeſten Früchte lehnt ſich, unter üppig grünendem Buſchwerk hervorbrechend, an die einſt mit Fresken reich gezierte Fronte, gleichſam zum Schirm der halbzerſtörten Ueberbleibſel großcomneniſcher Frömmigkeit und Kunſt. Das Freskenfeld war giebelförmig angelegt, Legende und Dogmatik oberhalb, und darunter links und rechts vom Thore, ſo viel aus den noch nicht herabgekratzten Fragmenten zu erkennen iſt, die Bilder des regierenden Kaiſerhauſes, mit Inſignien und Inſchrift, von Alexius I., dem Gründer des Reiches, bis Alexius III., dem allgemeinen Reſtaurator verfallenen Kirchenthums und beſondern Schutzherrn des Gotteshauſes zum heil.

Eugenius. Die Haſelſtaude, der Nußſtrauch, die Feige, der Lorbeer, immergrünes Geſtrüppe und die ſchön blühende *Azalea pontica* haben das öde Viereck vor dem Portal mit der gleichfalls leeren, dem aufſteigenden Felde zugekehrten Tempelſeite als herrenloſes Eigenthum beſetzt und geben dem alterlichen Gemäuer des Tempels einen eignen melancholiſchen Reiz, beſonders wenn man von der Höhe herabſieht und die Sonne abendlich in die gedrückten Halbbogenfenſter der byzantiniſchen Kuppel ſcheint. Statt des reichen klöſterlichen Rundgebäudes aus der Chriſtenzeit heftet ſich nur noch ein türkiſches Häuſerſegment mit hohen Holzhofthören am Rande des Abhanges an die öſtliche Schmalſeite des Heiligthums. Die einſame Lage des Ortes, das Panorama der jenſeits der Bachſchlucht ſich aufthürmenden Mauer der oberen Burg, die Kaiſerfresken an der buſchbewachſenen Pforte lockten mich oft und wiederholt nach St. Eugenius hinauf; ich ſchob das Gebüſch weg, ſtieg auf den Feigenbaum, erwartete ſtundenlang das an der Wand vorrückende und in gehörigem Winkel einfallende Sonnenlicht, um einzelne Reſte der jeder Freske angefügten Inſchrift und die Wappendekorationen am Purpurkleid der Groß-Comnenen zu erſpähen. Wenn man von ſo großer Entfernung gekommen iſt, achtet man auch kleinen Gewinn,

> In tenui labor, at tenuis non gloria . . .

Mehrere Beſuche blieben — wie ich glaubte — unbemerkt; endlich das vierte oder fünfte Mal ſtieg plötzlich ein ſtattlich ausſehender, noch ganz junger Mann in elegantem Turban über die Trockenmauer des Vierecks und fragte in etwas fremdklingendem Türkiſch, aber gar nicht unfreundlich: was ich hier ſuche und warum ich ſo oft hieher komme? Ich war ganz allein und antwortete reſolut: *Mesdschidün düwarinda olan suretleri görmek itschün*, „um die Bilder auf der Tempelwand anzuſehen“, ſey ich einige Mal heraufgekommen. Wie ich ihm aber auf die zweite Frage: ob ich ein Moskowiter ſey, über meine Nationalität Beſcheid gegeben und mich als einen Njemetz ankündete, der aus Neugierde in der Welt herumlaufe und Bücher ſchreibe, ward er noch viel freundlicher und ſagte, er ſelbſt wäre ein Tſcherkeſſe und habe ſeinen im Kampfe mit den Ruſſen gefährlich verwundeten Bruder zu beſſerer Pflege nach Traboſan begleitet, werde aber, wenn die Kur vollendet, wieder in das Heimathland zurückgehen, um wie alle ſeine Landsleute für die Freiheit zu ſtreiten. Mit weitläufiger Redſeligkeit ward dann erzählt, wie ſie letzthin die ruſſiſchen Kaſtelle erſtürmten und die Beſatzungen niedermetzelten, wie ſie des ruſſiſchen Blokadegeſchwaders ungeachtet mittelſt kleiner Fahrzeuge und türkiſcher Volksſympathie — den Befehlen des Padiſchahs und ſeines Weſirs in Traboſan zum Trotz — mit dieſer Stadt und andern Küſtenpunkten Anatoliens immer noch zeitweiſe verkehren und von daher Vorſchub erhalten. Es ſey ja nicht weit herüber;

vom Bos-Depe (Mithroshügel oder St. Eugenius) könne man bei heiterem Wetter die tſcherkeſſiſchen Berge in langen blauen Streifen mit freiem Auge am Horizont entdecken. „Hätte Tſcherkeſſien — fuhr er in der Rede fort — einen König und die Alleinherrſchaft eines einzigen Häuptlings, wie andere Nationen, wären wir längſt Knechte der Ruſſen, weil ein Einziger viel leichter zu beſtechen und zu gewinnen ſey. Um alle tſcherkeſſiſchen Stämme zu erkaufen, ſey aber ſelbſt der Czar von Moskovien nicht reich genug, und will ſich auch ein Stamm, des Krieges und der Verwüſtungen müde, für ſich allein auf billige Bedingungen den Ruſſen ergeben, ſo dulden es die andern nicht, und das Recht jedes freien Mannes, bei den öffentlichen Angelegenheiten mitzuſprechen, hindere Ermattung und Friedensliebe einzelner Häuptlinge und entzünde den Kampf jedes Jahr mit neuer Gluth. Gar angenehm ſey unter ſolchen Umſtänden das Leben in Tſcherkeſſien freilich nicht, weil man im Innern die Eiferſucht der eigenen Landsleute, an der Gränze aber zu Waſſer und zu Lande die Hinterliſt der Ruſſen zu bewachen habe.“ So viel verſtand ich aus der Rede des Mannes, daß ein Hauptmoment des Tſcherkeſſen-Widerſtandes, ihrem eigenen Urtheile nach, auf ihrer Regierungsform beruhe. Gleichen aber in Verabſcheuung des von andern Völkern mit ſo viel Eleganz getragenen Moskowitenjoches alle Tſcherkeſſen dem Exemplar von

St. Eugenius in Traboſan, ſo hätte die Löſung der Aufgabe ſogar für Slavengeduld ihre Bedenklichkeit. Nur wird es manchem Leſer befremdend ſcheinen, wie etwa ein Kaukaſier ohne alles gelehrte Studium die Vortheile der republikaniſchen Landesverfaſſung über eine monarchiſche in Beziehung auf die öffentlichen Angelegenheiten mit ſo viel Richtigkeit und Takt bezeichnen könne? Entweder — ſo ſagt wahrſcheinlich hie und da ein ehrenhafter Literat des deutſchen Volkes zu ſich ſelbſt — entweder iſt das Erzählte geradezu erdichtet, oder der St. Eugenius-Tſcherkeſſe hat durch eine ſonderbare Verkettung unbekannter Umſtände wenn auch nicht in Berlin Philoſophie gehört, doch ſicher beim großen Doctor Pircatezin in Memphis Philologie ſtudirt. Denn wie könnte er ſonſt von Politik und weltlichem Regiment etwas wiſſen? Als Deutſcher war ich anfangs derſelben Meinung und wollte dem Zwiſchenredner ſchon die Frage vorlegen, ob und warum er etwa auch in den „Perſern“ des Aeſchylus, V. 466, die gewöhnlich angenommene Lesart εὐαγῆ der Conjektur εὐαυγῆ vorzuziehen gedenke? Ich ging aber doch von meiner Idee wieder ab, weil es mir ſchon öfter begegnet iſt, daß Leute ohne Memphis geſehen und Pircatezin gehört zu haben, doch über die menſchlichen Dinge im Allgemeinen weit ſchärfer und verſtändiger urtheilen, als Staatsgelehrte von Profeſſion. Dies war aber auch die einzige, im Grunde doch ungenügende Kunde, die ich in ſolcher Nähe des Schauplatzes über den Stand des Tſcherkeſſenkrieges ſammeln konnte. Der Czar hat befohlen, daß bei den Türken über den Heldenmuth der Tſcherkeſſen und über die Niederlage ſeiner Feldherrn im Kaukaſus Niemand öffentlich reden ſoll, und der Ukas wird in Traboſan bei ſchwerer Ahndung in Kraft erhalten! Nur einmal noch fragte mich ein zerlumpter Islam-Patriot in einem abgelegenen Winkel der unterſten Citadelle, nachdem er vorher behutſam herumgeblickt, ob es mit der Erſtürmung der neun Ruſſenkaſtelle durch die „Tſcherkeß" wirklich ſeine Richtigkeit habe? Was ich vor der Abreiſe aus Europa mit Angabe aller Nebenumſtände ſchon in den öffentlichen Blättern geleſen hatte, lief in Trapezunt, beinahe im Angeſicht der blutgedüngten Kaſtelle ſelbſt, noch erſt als unbeſtimmtes Gerücht herum. Am Ende wollte der Eugenius-Tſcherkeſſe auch noch die Geſinnungen der Njemetz gegen die Moskof erfahren und fragte geradezu, ob man bei uns die Ruſſen liebe oder haſſe. Sie können ſich wohl vorſtellen, welche Antwort ich gab und daß ich durch Hervorhebung angebornen deutſchen Widerwillens gegen alles Moskowiterthum, ſo wie durch Beſchreibung des allgemeinen Enthuſiasmus über die Erfolge ſeiner Landsleute Deutſchland bedeutend in Kredit geſetzt. „Zur Zeit „Bunabarde's", erzählte ich ihm weiter, hätten im Lande der Njemetz freilich ganz andere Gefühle geherrſcht; damals habe man den Czar vergöttert, in Liedern beſungen und gleichſam angebetet, weil man ſeiner Hülfe bedürftig war; jetzo aber „ſpucken wir ihm in den Bart“,[1] weil wir ihn hoffentlich nicht mehr nöthig haben.“ Auf die Frage, welchen Lohn der Czar für die geleiſteten Dienſte von uns erhielt, ſagte ich, daß er eigentlich gar nichts empfangen habe; im Gegentheil ſey er nach Abwendung der Gefahr gebeten worden, mit ſeinen Leuten ſo ſchnell als möglich heimzugehen und ſich nicht weiter um unſere Sache zu bemühen. — *Aferim! Aferim!* (Bravo! Bravo!) erwiederte der Tſcherkeſſe. Panſlaven und Andere, denen Waffengeklirre ſo nahe am Saume Europas ſchon unruhige Nächte macht, ſehen und urtheilen im kaukaſiſchen Drama freilich nach ihrer beſonderen Weiſe und wünſchen, der Tumult möge ſchon des böſen Exempels und des lieben Friedens wegen zu beiderſeitiger, beſonders aber des Czar's Zufriedenheit, je eher je lieber beſchwichtiget werden: »*idque etiam adversus Britanniam profuturum, si Romana ubique arma, et velut e conspectu libertas tolleretur.*«

So geringe meine Fertigkeiten im Türkiſchen auch ſeyn mögen, thaten ſie mir doch im erzählten Falle große Dienſte. Denn während ich mit dem Tſcherkeſſen die erſten Erklärungen wechſelte, war ein türkiſches Frauenzimmer unbemerkt hinter der Tempelmauer hervorgehuſcht und auf den Feigenbaum geſtiegen, in deſſen naheſtehendem Gebüſche wir die Beſprechung hielten. Der Tſcherkeſſe bemerkte es zuerſt und ermahnte mich, nicht hinaufzuſehen. Zugleich entfernten wir uns auf eine gewiſſe Strecke und ich nahm — aus Achtung für die Landesſitte — eine ſolche Stellung, daß ich den Feigenbaum nicht ſehen konnte, bis der Tſcherkeſſe die Beruhigung gab, das Weib ſey vom Baume geſtiegen und wieder hinter der Tempelmauer verſchwunden. In Trapezunt, ſagten die jungen Griechen, iſt das mohammedaniſche Frauenzimmer ungewöhnlich neugierig und zu Zeiten ſogar noch etwas mehr. Hätte man uns allein überraſcht, oder hätte ich mich nicht vertheidigen können und Rechenſchaft über mein Geſchäft zu geben vermocht, was hätte da entſtehen können?! Billig zu urtheilen hatte ich jedenfalls Unrecht, denn ich war über eine Mauer geſtiegen und in geſchloſſene Räume eingedrungen.

---

[1] Eigenthümliche Redensart der Morgenländer.

St. Eugenius mit Kirche und Kloſter dieſes Namens ſpielt in der Geſchichte von Trapezunt keine unwichtige Rolle. Ja, die Geſchicke des romanhaften Imperiums knüpfen ſich dem größern Theile nach an das Heiligthum dieſes, wenn wir recht urtheilen, in Europa noch nicht gekannten kolchiſchen Kalenderheros. Unabhängiges, freies Gemeindeweſen und ein aus der Gemeinde ſelbſt hervorgegangener Lokalheiliger von möglichſt großem Kredit zeigen ſich im byzantiniſchen Orient in allen Spiel- und

Unterarten als das allein Bleibende und überall ſich Wiederholende. Die Religion macht hierin keinen Unterſchied. Tantah, das große mohammedaniſche Municipium im ägyptiſchen Delta, feiert Allahs Eiferſucht und Mohammed-Ali's Tyrannei zum Trotz jährlich die Kirmes ſeines endemiſchen Bauernheiligen „Sayd", des wunderthätigen Schirmers armer Fellah gegen die Ungerechtigkeiten der Gewalt, mit demſelben Feſtgepränge, mit Jahrmarkt, „Phantaſie" und Pilgeraufzügen wie Theſſalonika die drei Demetrius-Tage und Trapezunt das Doppelfeſt ſeines Stadthelden Eugenius. Kirchenfeſte und ihre Feier waren aber in der byzantiniſchen Epoche, wo die Kirche den Staat vorſtellte, die wichtigſten Obliegenheiten und Verrichtungen der öffentlichen Gewalt. Die höchſten geiſtlichen und weltlichen Beamten, ja die Imperatoren ſelbſt, mußten bei ſolchen Veranlaſſungen Schaugepränge voll langen und ermüdenden Ceremoniels veranſtalten, beſonders aber Reden halten, worin man nicht ſelten ein vollſtändiges Magazin der Zeitgeſchichte und zugleich Kunde über die wichtigſten Ereigniſſe und Anordnungen in Rückſicht auf äußere Wohlfahrt und innere Verwaltung findet. Einen Cyclus ſolcher Staats- und Feſtreden aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts habe ich — wie ſpäter zu erzählen iſt — auf dem Hagion-Oros aufgefunden. Ziel und Bewegungspunkt aller großcomnen'ſchen Staatsdiatriben iſt unabänderlich St. Eugenius, ein geborner Trapezuntier von gutem Hauſe, zur Zeit des Imperators Diocletianus (281) und der allgemeinen Reaktion des alten Heidenkultus gegen die neue Lehre des Evangeliums. Eugenius war heimlich Chriſt und that mit zwei andern jungen Leuten aus benachbarten Bauerndörfern den erſten Schritt gegen die beſtehende Staatsreligion, indem ſie die Bildſäule des Mithras auf dem vorzüglichſten Luſtorte der Stadtbewohner, auf dem lieblichen Hügel Mithrios (heute Bos-Tepe), bei nächtlicher Weile vom Sitz herabſtürzten und ihren frommen Glaubenseifer — wie ſich von ſelbſt verſteht — mit dem Leben bezahlten. Zwar blieb ſein Andenken nach dem Siege des Chriſtenthums bei den Mitbürgern hoch in Ehren, aber St. Eugenius war doch Jahrhunderte lang nur gemeiner Stadtheiliger ohne auswärtigen Kredit. Erſt mit Errichtung unabhängiger Herrſchaft und kaiſerlichen Regiments in Trapezunt durch die aus Konſtantinopel vertriebenen Comnenen rückte St. Eugenius in Glanz und Rang zum Schirmherrn und himmliſchen Vogt des neuen Imperiums vor, erhielt durch Alexius I. einen prachtvollen Tempel mit reich dotirtem Kloſter, Jahrtag und Kirmesſchmaus und glänzenden Weihgeſchenken, beſonders wenn Gefahr von Ikonium her den Staat bedrohte, oder die Turkomanenhäuptlinge die Gränzen der Trapezuntier ängſtigten. Die Andacht ging ſo weit, daß ſich in Trapezunt faſt die ganze männliche

Bevölkerung „Eugenius“ nannte und während der Kaiſerperiode keine Münze ohne ſein Bild geprägt wurde. Auf den größeren Münzen erſcheint er als Pontifex, auf den kleineren zu Pferd als Ritter mit Kreuz und Heiligenſchein. In allen Privat- und öffentlichen Nöthen war St. Eugenius Univerſalpatron, und ſelbſt die Literatur während der Kaiſerzeit dreht ſich legendenmäßig um dieſen Mittelpunkt. Man ſammelte, forſchte, trug ſchriftliche und mündliche Ueberlieferungen aus den rückwärts liegenden Jahrhunderten zuſammen und hatte am Ende eine wohlbeſtellte, ſelbſt die alltäglichſten Scenen des bürgerlichen und mönchiſchen Lebens berührende Eugeniusliteratur, aus welcher hie und da die ſonderbarſten Notizen über Geographie des Landes, über Handel und Handelsſtraßen, über Kleidung, über Witterung im Hochgebirge, über Waldſtatiſtik, einheimiſche Dynaſten und über die Brutalitäten ſcythiſcher Garniſonen aus der Periode zu erholen ſind, wo dieſe Eindringlinge Thron und Heer von Byzanz erfüllten. Die Hagion-Oros-Sammlung iſt um ſo ſchätzbarer, da bei den wiederholten Einäſcherungen der Stadt Trapezus, beſonders des Kloſters Eugenius, das Meiſte dieſer Gattung dem Gedächtniß der Menſchen entſchwunden iſt. Die eigentliche Glanzperiode dieſes kolchiſchen Heiligen und ſeines Tempels ſchreibt ſich indeſſen erſt aus der Periode Alexius' III. (1350—1390) her, der unter verzweifelten Umſtänden in Beziehung auf innere und äußere Verhältniſſe die Regierung übernahm und in Wiedererweckung religiöſen Eifers durch glanzvollen Gottesdienſt und vermehrte Kirchenfeier noch den letzten Hoffnungsanker der fallenden Herrſchaft erblickte. Man kann wohl denken, daß bei dieſer Reſtauration und Reichsſühne der Stadt- und Landespatron Eugenius um ſo mehr eine der erſten Rollen in der kaiſerlichen Frömmigkeit und Munificenz ſpielen mußte, da Kirche und Kloſter mit allen Herrlichkeiten während des vorausgegangenen Bürgerkrieges durch Feuer verwüſtet wurden. Alexius ſtellte Beides auf Koſten des Schatzes prachtvoll her und machte, um die Gunſt des großen Schirmers um ſo unfehlbarer zu gewinnen, ſeinen Tempel zur zweiten Hofkirche, wo er zuerſt feierlich die kaiſerliche Krone und ſpäter die Hand ſeiner Gemahlin Theodora, einer Prinzeſſin aus dem zu Konſtantinopel regierenden Hauſe Cantacuzenus, empfing. Aber die Möglichkeit, die verlornen Städte und Kaſtelle wieder zu gewinnen und den turkomaniſchen Bedrängniſſen ſiegreich entgegenzutreten, war nach der frommen Vorſtellung des Imperators nur durch engere Allianz mit beſagtem Heiligen bedingt, da er ſchon früher das große ikoniſche Kriegsheer unter Alaeddin durch ſeine Wetter vernichtet hatte. Zu dieſem Zwecke ſchien außer dem Namenstage im Februar die Einführung eines neuen Feſtes zur Geburtsfeier des heil. Eugenius von beſonderer Wirkſamkeit. Man wählte den Sonnenwendtag, die lieblichſte Zeit unter dem heitern Sonnenhimmel von Trapezunt. Der Hof, die Cleriſei und die Archonten mit allen Vornehmen und Andächtigen des Volkes verſammelten ſich auf dem von romantiſchen Scenen umgebenen Hügel Eugenius. Das Feſt dauerte die ganze Nacht, man ſang Hymnen, ſchmauste bei Fackelſchein zwiſchen ſilbernen und goldenen Leuchtern aus goldenem Geſchirre, der Wein perlte in Bechern aus Kryſtall, die Edelſteine blitzten, die ganze Pracht der kaiſerlichen Schatzkammer ward ausgelegt zum Ruhme des kolchiſchen Patrones. Der Kaiſer beſtritt alle Koſten und gab zum Schluſſe den Archonten, den Prieſtern und beſonders dem Heiligen reiche Geſchenke. Denke man ſich die lauen Lüfte einer Kolchisnacht, die von Wein und Andacht erwärmten Gemüther, das nächtliche Luſtwandeln durch Myrtenduft, unter rieſigen Baumſchatten, in die tiefen Schluchten und lorbeerbepflanzten Einöden in der Nähe des Heiligthums, das Rauſchen der kleinen Waſſerſtürze, das Flackern der heiligen Lampen im Nachtdunkel, den Geiſterſchein der Burgzinnen jenſeits des Thales und das von den Höhlungen wiedertönende Echo der geiſtlichen Geſänge, und ſage man, ob es nicht — Frömmigkeit abgerechnet — das Gaſtmahl jenes Königs von Babel ſey, der die goldenen Prunkgeſchirre aus ſeinem Schatze holen ließ. Hat denn kein Leſer in milder Juninacht, wenn die Mondſcheibe über Vallombroſa hing und Lichtwürmchen in ungezählter Menge den nordiſchen Gaſt umſchwärmten, in die friedlichen Wellen des Arno geblickt? „Für alle geiſtigen und leiblichen Genüſſe," ſagt der kirchliche Berichterſtatter, „war bei dieſer Nachtfeſtlichkeit vollauf geſorgt, kaiſerlich und prachtvoll."[1] Man muß die Oertlichkeit von St. Eugenius ſelbſt geſehen haben, beſonders den felſengewundenen Pfad zur innerſten Thalſperre der Cascadenſchlucht gewandelt ſeyn, um den Reiz dieſer geiſtlichen Sommernacht-Saturnalien ganz zu empfinden. Die Bäume ſind wohl noch da, auch der Lorbeerſtrauch und die glitzernden Waſſerfäden im Gebüſch, aber heute iſt es ſtumm auf St. Eugeniushügel und die nacht-leuchtende Kantharide kommt allein zum Feſt. Im Grunde blieben die Künſte des frommen Fürſten doch ohne Frucht. Den Trapezuntiern waren ſie zwar Epoche der Sommerfreuden, aber das Reich vermochten ſie nicht zu retten. Das Heilmittel gegen eingetretene Staatenfäulniß iſt noch heute unentdeckt.

Hinter St. Eugenius hebt ſich Terrain und Weg, anfangs ſanft geneigt und verloren, bald aber ſchroff anſteigend, mit treppenartig aufgemauertem und ausgemeißeltem Heerpfade, auf das Plateau der Graukuppe (Bos-Depe), des luſtigſten und ſchönſten Punktes mit entzückender Fernſicht in unmittelbarer

---

[1] Ἑστίασιν πνευματικήν τε καὶ σωματικὴν πανδαισίαν.
MSC. Mont. Atho.

Nähe der Stadt. Das iſt der berühmte Mithrashügel (*Μίϑριος*)[1] der trapezuntiſchen Staatslegenden und Chroniken, der aber heute bei den Eingebornen, ob Chriſt oder Mohammedaner, ohne Unterſchied mit dem türkiſchen Namen „Bos-Depe“ بوز دپه, das iſt „Grauhügel“, bezeichnet wird. Der Mithrashügel trennt das halbringförmige Becken, worin die Stadt liegt mit ihrem Parallelogramm und ihren Gärten, vom Flußthale des Pyrites oder Dejirmenderesi der Türken. Wenn er auf den beiden Seiten, von der Stadt und von dem Thale herauf, nur mit Mühe zu erklimmen iſt, ſtürzt er dagegen auf der dritten als lebendiges Geſtein, wie die Martinswand bei Innsbruck, ſenkrecht gegen das Meer und die am Fuße vorüberziehende Straße ab. Mithros iſt aber deßwegen kein iſolirter Kegel, da er gleich dem Citadellen-Parallelogramm auf ſeiner vierten Seite mit dem Gebirge verwachſen iſt und die obere Straße über die Höhe und dem Felſenkamm entlang zur Thalſohle des Fluſſes hinabführt. Die Höhe ſelbſt iſt eine blumige Aue und in ihrer Mitte ſind die Ruinen einer von den Türken zerſtörten Kirche des Prodromus, um welche ſich jetzo wie in der Comnenenzeit die Handelskaravanen von und nach Iran lagern. Hier athmet der Menſch geſunde Lüfte, und das Auge überſchauet mit einem Blick die unten liegende Stadt und die unermeßliche Waſſerfläche bis in den innerſten Winkel des Pontus, wo kaum kennbar am Horizont die blaue Linie des Kaukaſus ſtreift. Die *Azalea pontica*, die Steinnelke, die Myrte, der Lorbeerſtrauch, wilder Rosmarin und Thymian bedecken allenthalben die Seitenabhänge, und auf halber Berghöhe unmittelbar ober der Gartenvorſtadt erhebt ſich das Frauenkloſter zur „Gottverhüllten Panagia" (*Παναγία ϑεοσκέπαστος*), ärmliches Fach- und Hüttenwerk, Felſenkämmerchen, verwilderte Gemüſegärten, Cypreſſen und eine kleine troglodytenartig in lebendigem Geſtein ausgehauene Kirche mit zerſtörter Fürſtengruft und weggebrochenem Glockenthurm, amphitheatraliſch hingelehnt an den Felſengrund, auch im Verfall noch ſchön. Die Kloſterzellen ſtehen nicht wie bei uns, in der Reihe mit Corridor und Viereck, ſondern dorfartig über den Bergabhang, über Höhlen, Stein und Geklüfte hingebannt, mit Gäßchen, Durchgängen und leeren Räumen. Im Garten ſah ich nur drei Cypreſſen, aber viele Feigenbäume und reichliches Epheugebüſche, Kohl, Haſelſtauden und Quitten ohne Symmetrie und Ordnung mitten im Steingeklüfte. Den ganzen Complex hat man durch eine hohe Mauer geſichert und eingefriedigt. Die Tempelgrotte ſelbſt iſt hier wie zu St. Sabas in der Nähe des todten Meeres oder zu Derr in Nubien, aber nur in größerem Style, der Art ausgemeißelt, daß der

---

[1] Der alte Name Mithros oder Mithrios kam erſt durch meinen Beſuch in Trapezunt wieder in das Gedächtniß der chriſtlichen Bewohner zurück.

Felſen als natürliches Dach weit über die Fronte hervorſpringt und ein ſäulengeſtütztes Steinveſtibulum mit Ruhebänken, mit einer Kapelle an der Seite und einer Cypreſſe im Vordergrunde bildet. Im Innerſten der Grotte, dicht am Altar, ſintert Waſſer aus dem Geſtein und wird als Heiligthum in marmorbekleideter Vertiefung aufgeſammelt. Das Licht fällt durch zwei Thüren und drei in der Vorderſeite und in ungleicher Höhe angebrachte Fenſteröffnungen herein, und beleuchtet matt die byzantiniſchen Bilder des Iconoſtaſiums und die halberloſchenen Mauerfresken, die Alles überdecken. Das regierende Haus der Comnenen, wie aus den noch nicht vollſtändig verwiſchten, den Figuren angefügten Aufſchriften jetzt noch zu erkennen iſt, hat ſich in mehreren Generationen, mit Inbegriff ſämmtlicher Sproſſen beiderlei Geſchlechts, auf den Grottenwänden von Theoskepaſtos verewigt. Noch wichtiger aber iſt die Außenſeite der Fronte, wo die Familie des Reſtaurators Alexius III. mit ſeiner Gemahlin Theodora, ſeiner Mutter Irene und der Prinzeſſin Eudocia, lebensgroß und kaiſerlich geſchmückt, in Geſellſchaft von Chriſtus und der Panagia links und rechts am Eingange aufgetragen ſind. Türkiſcher Muthwille hat dieſe Kaiſerfresken zwar mehrere Male verunſtaltet, rohe ärmliche Kunſt ſie aber jederzeit, im Vergleich der höheren und unverletzt erhaltenen, ärmlich und roh wieder hergeſtellt. Dies ſind die Bilder und ihre Inſchriften, von denen Tournefort (1701) zuerſt geredet hat. Dem Veſtibulum gegenüber und auf der Seite gegen die Stadt hinab ſteht jetzo noch auf hohen Subſtructionen und Gewölben die Ruine eines Prachtbaues, ein ausgebrannter Saal mit granitgefaßten Fenſterbogen und der reizendſten Ausſicht über den größern Theil der Stadt und des Citadellen-Parallelogramms, über das weſtliche Meerſegment und die Waldpartie gegen das Vorgebirge Joros. Hier wehen in der Sommerſonnengluth kühle Lüfte von der See herauf. Eine Niſche, blau und roth bemalt, in der Seitenwand, gilt in der Kloſtertradition als Schah-Niſchin (Kaiſerſitz) der Groß-Comnenen, für deren Luſt- und Sommerſitz man das Gebäude hält. Wie das Kloſter St. Eugenius, hat man auch St. Theoskepaſtos, beſonders in den einheimiſchen Fehden der Mohammedaner, häufig als Citadelle benützt, bei welcher Veranlaſſung erſt im Laufe des vorigen Jahrhunderts alle Pergamente, Goldbullen und ſchriftlichen Denkmäler des Kloſters von der ſiegenden Türkenpartei ins Feuer geworfen wurden.

Nonnenklöſter ſind in der anatoliſchen Kirche wenigſtens heutzutage nicht eigentlich Pflanzſchulen der Heiligkeit und der freiwilligen Weltentſagung wie bei uns, ſondern Zufluchtſtätten für jene weiblichen Weſen, die in der Welt keine Verſorgung finden. Unverheirathete Frauenzimmer eines gewiſſen Alters duldet man bei den levantiniſchen Chriſten nicht gerne in der Familie. Sie haben nur die Wahl zwiſchen Hochzeitkranz und Kloſterzelle. Man kann wohl denken, daß ſich da Niemand übereilt. Wenn die aus Keraſunt gebürtige Schaffnerin die Wahrheit ſagte, ſo hat Theoskepaſtos außer den eingefriedigten Baum- und Gemüſegärten keinerlei Grundbeſitz und lebt ganz von dem eingebrachten Gut der Tugendheldinnen, von freiwilligen Geſchenken der Gläubigen, vom Credit der Panagia und von der Händearbeit, da die Nonnen auch für die Häuſer der reichen Türkenbege Flachs ſpinnen und wollene Socken ſtricken. Gegenwärtig zählt die heil. Gemeinde nur dreißig Individuen, die doch ein Gaſtzimmer im Stande halten und für ihr Seelenheil einen Beichtiger ernähren, der verehelicht iſt und außerhalb des heiligen Bezirkes wohnt. Ich machte zufällig die Bekanntſchaft des Mannes, deſſen Aeußeres vollſtändig dem byzantiniſchen Kirchenſtyl entſpricht: lang, mager, ausgedorrt, erdgelb, zottig, ſchmutzig, ſtruppig, eine Art Vogelſcheuche, welche Kirchengebete lieſt und die Nonnen von Sünden abſolvirt. Während der letzten Stürme war Schatir-Oglu, ein reich begüterter Beg von Traboſan, vornehmſter Wohlthäter und Schirmvogt der armen Geſchöpfe gegen Noth und Fanatismus. Im Nonnenkloſter auf der Mithroshalde zu Trapezunt bedauerte ich das erſte Mal während der letzten Levantetour die Geſchmeidigkeit meiner Mittel. Einige Säcke Mais, einige hundert

Gruſch hätten große Erleichterung und viele Freude gebracht. Sieben bis acht Mal kam ich der Inſchriften und Freſken wegen hinauf, blieb ſtundenlang, copirte in der heiligen Grotte und im Veſtibulum, bewunderte die Ausſicht, athmete die reine Höhenluft und übergab der Vorſteherin nach jedem Beſuch eine Kleinigkeit, überſah aber das erſte Mal die „heilige Pförtnerin“. In der Folge gab dieſe ſorgfältiger Acht und hielt, als ich wieder hinaus wollte, mit beiden Händen und bedeutendem Blick die Thüre zu. Das war nun verſtändlich, ich ſah in die Steinzelle hinein, wo ein Waſſerkrug aus Thon und ein mottenzerfreſſener Schlafteppich die ganze Einrichtung darſtellte, und zwei Gruſch türkiſch (15 kr. rh.) war von nun an jedes Mal die Beſcherung der jammervollen Troglodytin. Ein ſchöner Quittenapfel, noch am Zweige hängend, erſchien am Ende als Gegengeſchenk. Erzbiſchof Conſtantios, dem ſein Rang keine andere Erholung geſtattet, kommt oft in dieſes Aſyl „romaniſcher“ Tugend herauf, um ſich mit den Nonnen gottſelig zu unterreden, wo neben viel geiſtlichem Troſt auch die irdiſche Gabe nicht fehlt. Von dieſem Höhenkloſter, und zwar durch eines der Granitfenſter des ausgebrannten Saales, hat einſt Tournefort (1701) ſeine »Vue de Trébizonde« gezeichnet, ein vollkommen ähnliches Bild, auf dem aber wegen der Natur des Standpunktes weder das Citadellen-Parallelogramm, noch die dreifache Burg, noch die romantiſchen Thalſchluchten an beiden Seiten, noch die Erdriſſe, Steintiefen und Abhänge der Gartenvorſtädte deutlich zu unterſcheiden ſind. Nur eine Reliefkarte, wie ſie unſere Zeit ausgedacht, vermöchte das wahre Conterfei von Trabiſonda darzuſtellen. In welcher Weiſe ließe ſich ſonſt das Tiefausgehöhlte, das Schattige, das Romantiſch-Wilde und Erhabene der beiden Schluchten wiedergeben? Die Reize der weſtlichen, die ſich wie der Hintergrund einer Schaubühne nahe an der obern Burg ſchließt, haben wir hinlänglich geprieſen. Die öſtliche, weniger ſchattenreiche, zieht ſich wohl eine halbe Stunde von der Stadt verengend in den Buſen des Berges hinein. Am Fuße des Mithros, bald auf gebahntem, bald auf ausgehauenem Pfade, drang ich von St. Eugenius in die liebliche Einöde ohne Baum, aber grün, voll Mais- und Kürbisfelder an der Halde. Ueberall Quellen im Geſtein, kleine Waſſerſtürze vom Berg herab, wundervolles Spielwerk der Felſenbildung! Der Mittagshimmel hing wolkenlos über der Enge, und außer dem Plätſchern des Waſſers und dem Gezirpe der Cicaden im Gebüſch war Alles ſtill.

Ich möchte nur wiſſen und fragte mich ſelbſt, während ich auf der andern Seite des Bächleins wieder heraus- und gegen die Schiefebene oberhalb der Kaiſerburg zu den Ruinen des Theaters hinaufbog, ob an dieſer Stelle John Bull, ob Jacques Bonhomme, ob ein Osmanli und Moskowiter dieſelbe Gemüthsaufregung und ſchwärmeriſche Melancholie empfinden könnte, wie ein Deutſcher, beſonders der Alpenſohn? Leider vollenden Andere, während wir, irdiſcher Noth vergeſſend, mit Einſamkeit und milden Tinten kolchiſcher Sommerlüfte buhlen, ihre politiſchen Rechenerempel und legen der überraſchten Welt ihr Facit hin. Vom äußern Mauerumfang der Rennbahn und des Theaters ſtehen noch zugleich mit einem Theile des Bogenthores ſechs bis acht Fuß hohe Reſte in langen und zuſammenhängenden Strecken. Im Innern ſah ich blos Mais- und Kürbisfeld mit fetten Oelbäumen und einem türkiſchen, aus den Trümmern alter Gebäude aufgeführten Bauernhof in der Mitte. „Lange," ſagte der Eigenthümer des Gehöftes, „diente das alte Theatrum der Giaur als Magazin, wo Jedermann nach Belieben Steine und Baumaterial für die Stadtgebäude holte. Erſt letzthin habe man noch das abgebrannte „Mehkeme" (Gerichtshaus) von Traboſan ganz aus dieſer Ruine hergeſtellt." Was glückliche Wahl des Ortes und maleriſche Fernſicht betrifft, gehören die öffentlichen Beluſtigungsplätze der Trapezunter gewiß zu den reizendſten der griechiſchen Welt. Bildet, vom Meer aus gerechnet, die unterſte Citadelle — der Bau des Groß-Comnen Alerius III. — die erſte Stufe, die Chryſocephalos-Citadelle die zweite, die obere oder die Kaiſerburg aber die dritte Stufe des trapezuntiſchen Prachtparallelogramms, ſo kann Theater und

Rennbahn, als über alle drei hinausragend, füglich als die vierte und ſchönſte gelten. Wo der Schloßhügel in ſchmaler Verkettung mit dem Berg verwachſen iſt, ſieht man heute noch das von den Türken zugemauerte Hofthor, durch welches einſt die Palaſtbewohner zu der luftigen, kaum eine Viertelſtunde entfernten Rennbahn hinaufzogen und von ihren Marmorſitzen abwechſelnd vor ſich in gerader Senkung auf die obern Stockwerke der Burg, links in die romantiſche, tief ausgehöhlte Thalſchlucht voll Schatten und Quellen hinabſchauen, über hohe Baumwipfel, Rebſchlingen, rieſige Nuß- und Oelbäume aber auf das buſchige Gewirre des jenſeitigen Thalrandes hinüberblicken oder die blaue Fläche des Pontus mit dem Auge meſſen konnten. Tief unten zieht der Comnenenbau mit Thürmen, Zinnen, Epheu und Weinranken, vom Thale her im rechten Winkel über die Höhe ſtreichend, zwiſchen Bäumen zum Strand hinab. Leider werden aber nur wenige Leſer dieſes kolchiſche Landſchaftsgemälde mit jener inneren Wärme und Theilnahme betrachten, die allein das Mühſal der Wanderung verſüßen kann. Denn wer in Europa kümmert ſich heute noch um Trapezunt, um die verblichene Herrlichkeit der Comnenen und ihre Theaterpracht? In der eingeſtandenen Abſicht, die alte Großcomnenenſtadt mit ihrer Umgegend zu beſchreiben, iſt noch kein Europäer nach Kolchis gekommen, und wer bürgt dafür, daß ſich der erſte Verſuch dieſer

Art nicht als eine mißlungene Spekulation auf Beifall und Geſchmack des in byzantiniſchen Dingen überhaupt nur wenig neugierigen deutſchen Publikums erweiſe? Verlangen daß der Name „Trabiſonda“ für Jedermann melodiſch klinge und poſthumer Enthuſiasmus für die bezaubernde Prinzeſſin Katharina Comnena nach vierhundert Jahren noch das kühle Europa erwärme, wäre doch gar zu thöricht. Nur der Preis, den die ſchöne Form des menſchlichen Körpers, das Kunſtgebilde und das Gold bei dem europäiſchen Menſchen aller Zeiten, ſelbſt in der Erinnerung nicht verlieren, ſichert dem Citadellen-Parallelogramm von Trapezunt auch im Ruin noch ſeinen Werth. Und wird es Jemand tadeln, wenn ich Monate lang dem romantiſchen Zuge nachhing und z. B. der kleinen noch von keinem Europäer entzifferten Inſchrift auf der Bergſeite des Kalo-Johannesthurms zu Liebe, in der Qual des Durſtes und der Tagesgluth wiederholt und viele Stunden, das Fernrohr in der Hand, am Felſen ſaß, bis endlich der Lichtſtrahl, im geeigneten Winkel einfallend, das Verſtändniß brachte? Ich muthe Niemanden zu, die Freude über meinen, die großen Intereſſen der Welt freilich nicht unmittelbar berührenden Fund eines alten Mauerthurms zu theilen, an welchen ſich übrigens das Andenken an eine jener Palaſtrevolutions- und dynaſtiſcher Mordſcenen knüpft, die abendländiſchem Gefühle ſo widerlich ſind, in byzantiniſch frommen Ländern aber, wie es ſcheint, von jeher als ſtehende Praxis galten. Ungeduldig über das lange Leben und die übeln Launen ſeines kaiſerlichen Vorgängers (Alexius IV.) ſtieg Kalo-Johannes als Rebell und Vatermörder auf den Thron, hat aber nachher die Werkzeuge ſeines Willens mit Abhauen der rechten Hand beſtraft, „weil er ihnen nur den Vater gefangen zu nehmen, nicht aber zu tödten befohlen habe.“ Ueber ſo viel Tugend waren die Trapezunter des fünfzehnten Jahrhunderts (1446) höchlich erbaut, und nannten ihren neuen Imperator den „Guten“, den „Wackern“ Johannes. Zu Trapezunt hat ſich der von ihm erbaute Thurm, in den Büchern der Europäer aber die Erinnerung ſeiner That erhalten.

Vielleicht noch öfter als zur Theaterruine und zum Bau des Kalo-Johannes ging ich nach St. Sophia, dem vielbeſuchten und reizenden Beluſtigungsort der Trapezuntier zur Comnenenzeit, auf dem baum- und gartenreichen Hochufer, eine gute halbe Stunde von der weſtlichen Vorſtadt entlegen. Der Weg ſelbſt, an Cypreſſen und gewaltigen Nußbäumen, an Oelgärten, Brunnen und Kapellentrümmern längs der Strandhalde fortziehend, ladet durch natürliche Reize in der Morgenfriſche und in der Abendkühle zum Luſtwandeln ein. Was ich ſchon früher im Vergleich der beiden Feſtungsſchluchten bemerkte, fand ich hier vollkommen beſtätigt: das ganze

Füllhorn ihrer Schöpfungsmacht hat die Natur über die Abendſeite von Trapezunt ausgeſchüttet. Fürwahr, ohne Gefühl müßte ſeyn, wer die ſanft anſteigende Uferlandſchaft, die ſchwellenden Hügel, das Wieſengrün, die milden Schwingungen der langen, Baum an Baum gedrängten, über Thal und Höhe ziehenden Laubgehölze ohne Entzücken betrachten und ohne Linderung des inneren Sturms die milden Lüfte athmen kann! Heiligthum und Mönche fehlten an keinem byzantiniſchen Vergnügungsorte, aber das Kloſter von St. Sophia iſt abgebrochen; Grundgemäuer mit Bruchſtücken eines Portales, Fries und Meißelwerk bezeugen heute noch Umfang, Styl und Pracht. Die Kirche wird zwar vom türkiſchen Bauernvolk der Umgegend als Bethaus benützt, hat aber in ihrer urſprünglichen Geſtalt durch mohammedaniſchen Fanatismus weniger gelitten, als die Kirchen in der Stadt. So weit die Hand des Menſchen mit Pinſel und Spitzhammer reicht, ſind die Freskomalereien freilich überall mit Kalk bedeckt oder weggekratzt, in den höheren Theilen aber, beſonders in den Kuppeln und Rundbogen, ſind ſie überall noch friſch und unverletzt. An der Fronte iſt ein Veſtibulum angebracht, mit einem Säulenbogen auf jeder der drei freien Seiten, doch ſind die Säulenpaare dünn und allzeit von ungleicher Ordnung. Hier ſind die Wandmalereien faſt ganz verſchwunden, die Mauern durch Wachfeuer angeſchwärzt, die Platten des Fußbodens weggebrochen, der Frontbogen aber ward durch eine Kaffee- und Wachſtube verbaut für die Dorfkanoniere während der Ruſſenkriege. Einige Schritte von der Kirche entfernt, wie das Baptiſterium der Dome in Italien, ſteht daſſelbe Gebäude im verjüngten Maßſtabe, d. i. eine Kuppel über dem Durchſchnittspunkt zweier gleichlangen Kreuzbalken mit offenem Bogeneingang auf drei Seiten und mit der Apſis auf der vierten. Das Ganze dieſer niedlichen Halle iſt *ein* Freskenfeld, eine wahre *Pöcile*, mit einer Friſche, Feſtigkeit und Eleganz in Farbe und Richtigkeit der Zeichnung, dergleichen man ſich, Weniges auf Hagion-Oros ausgenommen, nicht erinnert irgendwo in byzantiniſchen Ländern geſehen zu haben. Die Kirchen der anatoliſchen Chriſten waren eigentlich Bildergallerien für göttliche, und in Trapezunt, wie es ſcheint, auch für *dynaſtiſche* Dinge. Ich möchte wiſſen, ob das kaiſerliche Haus der Comnenen auch vor ſeiner Vertreibung aus Byzanz ſchon dieſem Geſchmacke huldigte, oder ob es ſich erſt nach ſeiner Reſtauration in Anatolien mit ſolch eiferſüchtiger Angſt ihren Unterthanen nicht nur in Prachtſälen und weltlichen Gebäuden, ſondern ſelbſt im myſtiſchen Heiligthum der Religion als unmittelbarer Client, und gleichſam als Tiſchgaſt und Altargenoſſe der himmliſchen Schaaren entgegenſtellte. Gott und der Imperator ſollten in Gebet und Vorſtellung des gläubigen Volkes allzeit vereint und verbündet erſcheinen, und ſo wenig ſich der Menſch in ſeinem Frevel an die Gottheit wagt, eben ſo unantaſtbar ſoll ihm der Thron der Comnenen ſeyn! Erſt in St. Sophia kam ich zu vollem Verſtändniß dieſer byzantiniſchen Reichspraxis. Aber eben weil dieſe kaiſerlichen Tempelfresken überall die untere Stelle einnahmen und ſich gleichſam den Blicken der Betenden aufdrängten, traf ſie die Hand des Fanatismus auch überall zuerſt und am kräftigſten.

Die Verzierungen des Giebelfeldes und des um die ganze Außenſeite herumlaufenden Tempelfrieſes, Weinlaub und Trauben, apokalyptiſche Thiere, bibliſche Figuren, Arabesken, Schnörkelwerk, beſonders Taubenpaare, mit Symmetrie und Sorgfalt in Hautrelief ausgeführt, könnten ſelbſt kundige Architekten lange und nützlich beſichtigen. Der ſtumpfe, weitmündige, etwa 120 Fuß hohe Glockenthurm ſteht zwölf Schritte von der Kirche entfernt, ganz iſolirt am Rande des Uferabhanges. Die Form iſt viereckig, die Steintreppe aber, die zu dem 20 Fuß über der Grundfläche angebrachten Eingange hinaufführte, halb weggebrochen. Mit Hülfe einer von türkiſchen Dorfjungen hergebrachten Baumleiter der roheſten Art, konnte ich die Thüre erreichen und kam unmittelbar in eine Freskenkammer, die auf drei Seiten hell erleuchtet war, auf der vierten aber einen apſisähnlichen Ausſprung mit drei kleinen Lichtöffnungen hatte und gleichſam ein Tempelchen in verjüngtem Maße vorſtellte. Die

Bilder ſelbſt ſind hier nur kirchlicher Gattung, insbeſondere aber die Figuren verſtorbener Kloſtergeiſtlichen zahlreich und, wie eine am Fenſterbogen angemalte Jahrzahl beſagt, um 6941 der byzantiniſchen Zeitrechnung (1433 n. Chr.) aufgetragen. Dagegen erkennt man auf dem hoch umrandeten, aber halb zerſtörten und verwitterten Freskenfeld der Außenſeite des Thurms unterhalb des Apſisausſprunges noch deutlich drei Figuren in Diadem und kaiſerlichen Gewändern mit erklärenden Inſchriften zur Seite, von denen aber nur einzelne Worte, aber kein einziger Perſonenname dem Wetter und dem Spitzhammer entronnen ſind.[1] Auf einem behauenen Sandſtein wenige Fuß über der Grundfläche ſieht man deutlich und tief eingegraben die byzantiniſche Jahrzahl ςϡλέ, 6935, d. i. 1427 unſerer Zeitrechnung, und vielleicht gründet der berühmte franzöſiſche Aſiaminor-Forſcher **Texier** gerade auf dieſen Umſtand ſeine Meinung, daß der ſteinerne Glockenthurm von St. Sophia jünger als die nebenanſtehende Kirche ſey. Eine kindiſche Lokalſage mißt, durch die Gleichheit der Benennung verleitet, die Erbauung von St. Sophia zu Byzanz und St. Sophia zu Trapezunt demſelben Meiſter bei, während letzteres offenbar eine Schöpfung der Großcomnenen und zwar aus den erſten Zeiten des Imperiums iſt. Das in der Form des einfachen

---

[1] *Μέγας, Αὐτοκράτωρ, Κομνηνὸς, Ἀνατολῆς, Κύρ* u. ſ. w. verrathen hinlänglich, was da urſprünglich zu ſehen war.

Adlers am Giebelfeld und auf der Außenſeite der Apſis in großem Maßſtabe und nicht ohne Eleganz eingehauene Reichswappen von Trapezunt liefert den ſicherſten Beweis. Im Schilde des byzantiniſchen Reiches, wie bekannt, war der Doppeladler (Oſt-Rom und Weſt-Rom); die Großcomnenen von Trapezunt, als Imperatoren von „ganz Anatolien", wählten den aufrechtſtehenden einfachen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, als Sinnbild ihrer Anſprüche und ihrer Macht. An verſchiedenen Stellen der neuen, von Alexius II. erbauten Citadellenmauer iſt auf polirten Steintafeln eingemeißelt der einfache Adler, bald allein, bald von ruhenden Löwen begleitet, als Wächter und Hort von Trapezunt zu ſehen. Dieſelben Zeichen in Gold geſtickt ſind, wie die Thiergeſtalten auf Oreſtes Kleid,[1] im Purpurgewande und in den rothen Halbſtiefeln der Kaiſerfresken eingewebt. Nur wenn ſich ein Großcomnen als orthodoxer Imperator von Byzanz gerirte, wie Johannes Comnenus II. (1279—1297), erſcheint am Gewande auch der Doppeladler als Zeichen der Herrſchaft über beide Continente. Eine feingeſtochene, unterhalb des von den Türken muthwillig verunſtalteten Wappenſchildes der Tempelmauer angebrachte Grabſchrift trägt die Jahrzahl 6801 byzantiniſcher

---

[1] *ἰδοῦ δ' ὕφασμα τοῦτο, σῆς ἔργον χερὸς*
σπάθης τε πληγὰς, εἰς δὲ θηρίων γραφήν.
Aeschyl. Choeph. v. 211

Aera, d. i. 1293 n. Chr., als Todesjahr des Weihmönches Geraſimus.[1] Demnach ward Kirche und Kloſter zu St. Sophia bei Trapezunt nicht früher als 1204, aber auch nicht ſpäter als 1293 chriſtlicher Zeitrechnung erbaut. Die türkiſchen Bauern des Dorfes und der umliegenden Gehöfte ſind ſeit den Zeiten der Eroberung in den Rollen der Küſtenkanoniere eingeſchrieben und in dieſer Eigenſchaft auch vom Aerar bezahlt. Für den gemeinen Mann beträgt der Sold freilich nur zehn Gruſch türkiſch, d. i. einen Konventionsgulden des Monats oder ſechs Thereſienthaler des Jahres, wie ich von einem erwachſenen Jungen des Orts hörte. Aber auch für dieſe Kleinigkeit ſind die armen Leute beſorgt, wenn das von Sultan Mahmud neubegründete Soldaten- und Conſcriptionsweſen erſtarken ſollte. Kanoniere aus Stambul, meinte er, kommen zuletzt auch in die Provinzen und verdrängen die alten landſäßigen Milizen überall aus Dienſt und Brod. Der Türk will nicht nur keine Abgaben zahlen, er verlangt von der Regierung noch Jahrgehalt als Preis des Gehorſams und der Hut ihres errungenen Guts. Die nämlichen Staatsbegriffe und großartigen Anmaßungen haben ſich auch der Unterthanen des Königs Otto bemächtiget, und die Regierung des griechiſchen Reiches in Schwierigkeiten verwickelt, die man in Europa nicht kannte und nicht zu berechnen verſtand. Pfaffe, Palikar, Kapitän und Archont betrachtet ſich als ſelbſtmächtigen Eroberer des Landes, das gemeine Volk aber als ſeine Raya und die Kaſſen der pedantiſchen Lateiner als zinspflichtiges Eigenthum. Wenn aber eine angehende Regierung Jedermann und das Intereſſe Aller gegen ſich hat und ihre Werkzeuge doch nur aus der Schaar dieſer Gegner und Mißvergnügten wählen muß, ſo iſt ihre Stellung ſicherlich wenig beneidenswerth und ihr Wille auch ſelten gut vollzogen.

---

[1] *Κατὰ τὸν πρῶτον μάϊον ..... ἐκοιμήθη ὁ δοῦλος τοῦ θεοῦ 'Ιεράσιμος ἱερομόναχος ὁ Βραν .... ςῶά.*

IV.

Der immergrüne Buſchwald von Kolchis und das Höhlenkloſter Sumelas.

Gegen meine frühere Gewohnheit mit dem erſten Satz ſogleich in medias res hineinzuſpringen, ſchicke ich dieſes Mal ein kleines Präambulum dem Fragment voran. Wie ſollte man auch ſeine Rolle verläugnen und ohne Entſchuldigung mit einer gemeinen Agogiaten-Scene vor dem geehrten Publikum erſcheinen, das zu Anfang allzeit nur Gewichtiges ſehen will? »On ne flatte que le pouvoir.« ſagen die politiſchen Roués, und ich als ächter Poblicola und Leſer-Courtiſan (in Deutſchland von jeher ein ungemein ergiebiges und einträgliches Gewerbe) buhle aus demſelben Grunde nur um Beifall und Gunſt der Vielen, d. i. der Geiſt- und Geſchmackvollen, deren Zahl und Bedeutung — was man auch immer am Wolchow und am Iliſſus gegen uns ſagen mag — im deutſchen Volke jetzt ſchon überwiegend iſt und ſichtlich mit jedem Jahre wächst. Denn bei uns wie in Japan liest auch ſchon der Mittelsmann und findet, ſonderbar genug, daß ein mit Sorgfalt, Freimuth und Ebenmaß gebauter Satz, ſobald er auch Gedanken hat, viel ſchöner klinge als die erbauliche, aber ungebürſtete und vertraulich-leere Rhapſodie. Um den Ruhm eleganter Form und reicher Compoſition zu ſpenden, iſt aber ſelbſt der gewaltigſte Potentat nicht ſtark genug. Das vermag allein das Publikum. Wer dieſem Idole opfert und nach dem Lob der Bedachtſamkeit, der guten Wahl und des kräftigen Gedankens ſtrebt, wird doch nicht zu tadeln ſeyn? Daher aber auch dieſes Mal die viele Sorge und die große Aengſtlichkeit des Wanderhelden. Denn abgeſehen von der unſcheinbaren Eingangsſcene iſt vielleicht die Erzählung überhaupt nicht werth, vor die Elite der deutſchen Leſewelt zu treten. Welcher Verſtändige z. B. möchte wohl Aug' und Sinn von ſaftſtrotzenden, nicht breitgetretenen, ſondern energiſch-gedrängten und friſchgefärbten Privatartikeln aus Berlin über Pommer'ſche Provinzialverhandlung, Code pénal und Nachdruck weglenken und auf eintägigen Pilgerritt von Trapezunt zu dem Heiligthum der kolchiſchen Melasgrotte — ſey es auch der Amarantenwald — hinüberwenden! Ein Opus in Octav ertrüge neben der beſſern auch die ſchwächere Partie, aber das Journal greift überall nur nach dem, was neu, ſchwungvoll, belehrend und angenehm zugleich. Neu iſt es vielleicht, was ich ſage, aber ein Hagion-Oros iſt es nicht. Doch hat Europa an byzantiniſchen Landſchafts- und Sittenbildern überhaupt noch keinen Ueberfluß, und namentlich wird eine genügende, aus Lokalanſichten hervorgehende Schilderung des Höhlenkloſters Sumelas erſt hier zum erſtenmal gegeben. Von den beiden Europäern, die es bis jetzt beſuchten, war Herr Dr. Zachariä von Lingenthal (1838) der erſte. Hr. Zachariä blieb aber nur wenige Stunden in der Grotte und gedenkt ihrer auch nur ſo flüchtig im Reiſebuche, daß der Treue ungeachtet ſein Schattenriß im Sinn der Zeitgenoſſen doch nicht haſten kann. Hr. Zachariä reiſte für oſtrömiſche Juſtiz, weniger um ſein Auge an Rhododendron und Azalea Pontica zu weiden, als um Varianten aufzuſuchen für die Baſiliken und für den Armenopulos.[1] Ich aber ſtreifte als Abenteurer frei und ſorglos durch die Länder von Byzanz; mich entzückt der Wald, die ſanfte Schwellung des Höhenzugs, der immergrüne Buſch, ſelbſt Noth und Entbehrung ſind für mich Genuß. Wo Andere eilen, bleibe ich liegen, horche auf den dumpf und regelmäßig wiederkehrenden Wellenſchlag der Pontus-Sunde und betrachte noch weit lieber als alte Pergamente die Menſchen und ihre Sitten.

---

[1] Mit dieſer Bemerkung will man dem anderweitig trefflichen und lehrreichen Inhalte des benannten Reiſewerkes in keiner Weiſe zu nahe treten. Wenn ſich der Verfaſſer in ſeiner Darſtellung überall der Kürze und Nüchternheit befleißt, aber die Wahrheit ſtets zur Seite hat, ſo iſt es für den Leſer nur Gewinn. Uebrigens begreift man, daß ſich Herr von Zachariä in unmittelbarer Nachbarſchaft des geſchwornen Feindes aller „Rhetorik, Sophiſtik und Phraſenmalerei“ ſchon des lieben Friedens wegen Gedankenwärme und Redeſchwung verſagen mußte.

„Nein, mit ſolchen Thieren reiſe ich nicht, man muß andere beſtellen, und überdieß ſehe ich nur drei; wo iſt das vierte für den Sohn des Hauſes, der uns ebenfalls zur Panagia ins Gebirge folgen wird?“ Mit dieſem Gruß empfing ich die beiden Begleiter Theodor und Baſili, als ſie am 8. September Morgens drei ſchmächtige, abgetriebene und von langem Faſten entkräftete Laſtpferdchen zur Pilgerfahrt nach dem Melasberge in den Hof hereinbrachten und die armen Thiere ſogleich mit Heißhunger über das zwiſchen den Steinen hervorſproſſende Gras herfielen. „Die Pferde,“ meinte Theodor, „ſeyen gar nicht ſchlecht, ja die billigſten und beſten, die er zu dieſer Zeit mit allem Fleiße und aller Sorgfalt für meinen Dienſt in Trabiſonda finden konnte; an ein viertes für den armeniſchen Jungen wäre jetzt gar nicht zu denken, und man dürfe ſich nur Glück wünſchen, ſo weit gekommen zu ſeyn.“ An all dem Gerede war natürlich kein wahres Wort, wie ich es wohl ſelbſt fühlte und zugleich auf den betrübten Geſichtern des nebenan ſtehenden und der Verhandlung ſtumm zuſehenden Marim-Oghlu und ſeiner andächtigen Mutter las. Miethpferde der derbſten und kräftigſten Gattung, zu zehn Gruſch (2½ Francs) per Tag, gab es beſonders unter den Moslim und chriſtlichen Armeniern der Stadt und Umgegend in Ueberfluß. Trabiſonda lebt ja vom Verkehr und jeder Bauer, der Feuerung oder Lebensmittel zu Markte bringt, tritt ohne viel Unterhandeln und Zeitverluſt mit etwas Brod in der Taſche die auf drei Tage berechnete Sumela-Wanderung an. Theodor, verſchmitzt wie alle ſeines Glaubens und ſeines Geſchlechtes, wollte beim Handel etwas verdienen. Nicht alle Tage, mochte er denken, kommt ein Nemtzios nach Traboſan und reitet ins Gebirg hinauf, um alte Pergamente anzuſehen. Wahrſcheinlich hat er die elenden Roſſe um halben Miethpreis gedungen, mir aber wie billig das Ganze angerechnet und den Profit mit ſeinem Freunde Baſili, dem Unterlehrer und nebenher Küchendiener im Conſulat, brüderlich getheilt. Damals konnte ich mir noch nicht helfen, lernte aber ſpäter zu Lariſſa in Theſſalien bei ähnlicher Veranlaſſung griechiſche Agogiaten-Praxis, leider zu ſpät beſſer kennen. Der Türke und der Armenier behandelt ſeine Laſtthiere ungefähr wie der Deutſche, füttert reichlich und nimmt aber auch gewöhnlich höhern Lohn als der Grieche, der, um die Nebenbuhler aus Verdienſt und Concurrenz zu drängen, nicht nur ſelbſt nichts ißt, ſondern auch ſein Pferd bei ſtrenger Arbeit zum Faſten zwingt. Was ſollte ich aber thun? Es waren des Conſuls Leute; Hr. Gherſi hatte eleganten Reitzeug, der Erzbiſchof eine geiſtliche Ermahnung an den Kloſtervorſtand und der erſte Archont der griechiſchen Commune noch ein beſonderes warmes Empfehlungsſchreiben an die für tückiſch geltenden Mönche des Wallfahrttempels mitgegeben. Die Zeit verrann, ein Strahl der Morgenſonne blitzte ſchon im Epheuthau der Mauerwand, der Tag zur Reiſe war ja feſtgeſetzt und das Gemüth in einer Stimmung und Wanderluſt, die ſich ohne gefährliche Störung des innern Friedens nicht bekämpfen ließ. Nur der junge Marim-Oghlu grämte mich; es war gleichſam ſein erſter Flug aus dem väterlichen Hauſe; o die Freude! Der lange Ritt und zwar mit einem Franken zum großen Heiligthum; die ſchönen Wälder, die heiligen Mönche, das wundervolle Bild! Das Alles ſoll verloren ſeyn! Es war dem Jungen nur um den Ablaß und die geiſtlichen Gnaden, die er fromm geſinnt für ſich und ſeine Mutter gratis gewinnen ſollte. Ich tröſtete ſo gut als möglich, er ſollte auf meine Rechnung ſelbſt um ein Laſtthier ſehen und nacheilen, ich bezahle Alles. Und ſo ritten wir gleichwohl, von drei Agogiaten zu Fuß begleitet, auf den hungerigen Thieren zum Thor hinaus gegen den Meydan (Platz), auf dem breiten Stiegenweg der Kloſterhalde zur Hochebene des Bos-Depé hinauf, wenig mehr als eine gute halbe Stunde von der Stadt. An der Ruine des Johanniskirchleins hielten wir kurze Raſt und genoſſen der wundervollen Fernſicht. Tief unten am Fuße der Kuppe lag die Stadt; Trabiſonda ſchien noch ausgeſtorben; nur einzelne Gruppen verhüllter Türkenweiber wallten, vom Brunnen kommend mit antiken Waſſerkrügen auf dem Kopf, langſam ihren Hütten zu. Vor uns lag der Pontus ſpiegelglatt, und im Wipfel der langen Kloſtercypreſſe ſpielte noch — wir ſahen es deutlich — der kühle Morgenhauch, der ſchon im nächſten Augenblick dem hinter Iſpir herausſteigenden Gluthgeſtirn des Tages wich. Schon im Begriffe fortzuziehen blickten wir noch einmal nach der Prachtſcene um und ſahen, wie zuerſt eine graulicht-düſtere Rauchſäule und bald nachher der Iſtambol ſelbſt hinter dem Waldvorgebirge Joros (Hieron Oros) hervorbrach und in ruhiger Majeſtät entſchieden und kraftvoll, wie der charakterfeſte Mann durch das Leben geht, das lange Segment der Trabeſunda-Bucht durchſtrich. Ach, es kommt vom Occident, vielleicht mit freudiger, vielleicht mit unheilvoller Kunde aus dem theuren Heimathlande! Der europäiſche Leſer in ſeiner Ueberſättigung und Salonsbequemlichkeit wird ſich nur mit Mühe erklären, welche Freude, welche Ruhe ich beim Anblick des wundervollen Automaten aus Byzanz empfand. War es nicht die Brücke, der ſtarke ſichere Damm, durch welchen hochherziger Magyarenſinn das entlegene Kolchis dem innerſten Winkel Germaniens nahe bringt? Wer den ſchwimmenden Dampfpalaſt gegen den Molo von Trieſt, Livorno oder Neapel ſteuern ſieht, den ergreift es nicht ſo mächtig, als wenn er daſſelbe Schauſpiel von der Höhe des

Tafelberges von Trapezunt erblickt. Ich fühlte mich der Heimath näher, ich wich nicht von der Stelle, warf dem freundlichen Argo-Boten Grüße zu, die er einladend durch Blick und Zeichen gleichſam zu erwidern ſchien: „Was eileſt du? Du fliehſt vor deinem Glück! Ach Hüon, Hüon komm zurück!“ Doch wir gehorchten dem Rufe nicht. Mußte ich nicht in das Waldrevier der Kolchier, zur Panagia des Melasberges hinauf, um den Preis der Wanderſchaft, das Vließ meines Argonautenzuges abzuholen? Das Schiff verſchwand hinter dem Caſtell und wir kehrten ſchwereren Herzens das Antlitz dem Gebirge zu. Die luftige Höhe Bos-Depe und ihren Zuſammenhang mit der Thalſeite des Pyxites haben wir — der freundliche Leſer erinnert ſich vielleicht — im vorausgehenden Fragment geſchildert. Nach einer Stunde Rittes ungefähr kamen wir zu einem muldenförmig eingeſenkten Fettgrund, den man hier wie dergleichen überall in byzantiniſchen Ländern, Meſarea nennt. Im Tiefpunkte der Mulde ſieht man deutlich die Spuren einer ausgetrockneten Süßwaſſerſammlung, zur Comnenenzeit wie jetzt noch unter dem Namen Skylolimni (Hundsſee) bekannt. Das Gefilde ſtrotzt in üppiger Fülle, Maisſtengel über zwölf Fuß hoch, Kräuterwieſen mit Iris von ſeltener Pracht: am Hügel, am Wege, am Muldenrande, am Felsgehänge der Boden überall von dichtgedrängtem, breitblätterigem, hellgrünem Strauchwerk umſponnen und auf der Höhe rechts ein türkiſches Herrenhaus, ein Landedelſitz, heiter und einſam zwiſchen Bäumen an die Halde hingelehnt. Die Weinrebe, unten bei der Stadt noch kärglich gezähmt und mit dem Meſſer in Schranken gehalten, iſt hier aller Zucht entwachſen; hier ſah ich ſie zum erſtenmal wild; mit kleinbeerigen Trauben behangen kriecht ſie über Felſen, ſteigt auf die Bäume hinauf, ſchwingt ſich, wie die Lianen auf Hagion-Oros, in kunſtloſen Guirlanden über den Erdſpalt und wuchert ungebändigten Triebes noch mitten im Dornbuſch. Aber ſie buhlt umſonſt, Niemand ſtreckt bei der Fülle ſüßer Trauben die Hand nach ihren Früchten aus. Das Herbe, das Zuchtloſe verſchmäht der Menſch überall, in der Rede, wie im Genuß. Kommt aber der Wanderer aus der Einſenkung von Skylolimni auf die Steinhöhe des entgegenſtehenden Muldenrandes, thut ſich auf einmal eine unvermuthete Scene auf: das tiefausgeſchnittene, die Gebirgslinie im rechten Winkel durchbrechende, ſechs Stunden lange Pyritesthal mit ſeiner hellgrünen Flachſohle und dem zwiſchen dunkelbelaubten, kräftig geſchwungenen Seitenwänden perſpectiviſch leuchtenden Silberband des Waldſtromes in der Mitte, erſcheint wie durch Zauberſchlag plötzlich vor dem Blick. Die Thalwand iſt ſteil, man ſieht wie ſich links weit unten die Waſſer durch Baumreihen und Gebüſche wälzen, hört aber wegen der Höhe des Standpunktes das Rauſchen ihrer Strömung nicht. Die immergrüne, ſelbſt von gefühlloſen

Osmanli geprieſene Waldzone der Kolchier lag vor uns, und was ſich die Phantaſie in jugendlicher Schwärmerei ſo oft vorgezaubert hatte, zog ſich nun in weit ſchönerer Wirklichkeit zu beiden Seiten des Querthales dunkel und ſchweigend in unbekannte Ferne auseinander. Vom Strande, wo der waſſerreiche Thalbach in den Pontus mündet, waren wir in gerader Linie kaum erſt eine Stunde Weges entfernt und ſollten denſelben Tag noch bis nahe an ſeine Quellen in der geheimnißvollen Oede des Melasberges wohl zehn gute Stunden von Trapezunt hinaufbringen. Vom Standpunkt der ſchönen Ausſicht führt der Weg über einen Felſenkamm bald in treppenartig eingehauenen Stufen, bald an furchtbaren Abgründen am Drachenbrunn vorüber zur Thalſohle hinab.[1]

Wir litten empfindlich von der Hitze und lagerten etwa nach dreiſtündigem Ritte ſeitwärts vom Wege auf einer grasreichen buſchbewachſenen Aue nahe am Bach unmittelbar am Eingang in die Waldzone, wo es lieblich kühle vom Thal herausfächelte und die Schatten dichtbelaubter Bäume die Gluth der Sonne mäßigten. Die Thiere, von der Laſt befreit, ſuchten ſich die Nahrung ſelbſt, für die Geſellſchaft aber bereitete der Chaldier Theodor aus den mitgenommenen Vorräthen mitten im Gebüſch den Morgentrunk. Der Ort ſchien beſonders reizend: von beiden Thalwänden rauſchte es ſilberrein über Felſen aus Laubwald und dunkeln Schluchten mit Gemurmel in den Pyrites herab; der Nußbaum, die Eiche, die Eſche, die Eller,[1] die Platane, der Tamariskenſtrauch und beſonders Ulmen voll zahmer Weinreben bedeckten beide Ufer und im Hintergrunde ſtand eine bewohnte Burg mit Wartthurm, hölzernen Luſthallen und Mauerwerk, mitten unter bebauten Gründen, auf hohem Waldhügel zur Hut des Thales. Rieſenhaft über die ganze Scene ragten die ſchatten- und waſſerreichen Laubholzwälder der immergrünen Zone herab. Eine Waldkuppe von wundervoller Schwellung hatte von ferne ſchon das Auge entzückt: ein dunkles Vließ von Ahorn- und Ulmenlaub wallte dicht und ohne Lücke über die breite Wölbung von der Thalmatte hinauf bis zum ſchöngezogenen Gipfel. Bergkuppen ſolcher Formen begegnen uns in Europa nicht. Das ſind „die langen Wälder und die lieblich geſchwellten Höhenzüge“ des Byzantiners Eugenicus.[2]

---

[1] Nach der einheimiſchen Sage ſoll der Gründer des trapezuntiſchen Reiches, wie der Johanniter auf Rhodus, ein grauſenhaftes Ungethüm mit Hülfe der Panagia an dieſem Brunnen überwunden haben. Daher der Name Drachenbrunn (Δρακοντοπηγάδη) bis auf dieſen Tag geblieben iſt.

[1] *Κλῆθρη* nach joniſcher Form, was aber in Trapezunt gegen die Regel neugriechiſcher Rede Klethri, nicht Klithri geſprochen wird.

[2] *Δρυμῶνες μακροὶ καὶ βουνῶν ἡμερωτάτων ὄγκοι.* *Chosh-oghlan* (Schön=Junge) iſt die türkiſche Benennung dieſer ſchönſten Laubkuppe des immergrünen Waldes.

Wie Andere die Schöpfungen der Kunſt und der menſchlichen Eitelkeit mit Worten rühmen, ſo preiſe ich die unvergängliche Pracht und die ewigſchönen Meiſterwerke der Natur. Vor gefühlvollen Leſern werde ich nicht zu erröthen haben, wenn ich ſtatt fortzueilen länger als es europäiſche Ungeduld erträgt bei dieſer ſchön geſchwungenen Kuppe der Amaranten verweile und ihren in Europa unbekannten Ruhm verkünde. Sollten geringe Zeilen wie dieſe bis auf die Nachwelt kommen und ſollte das Schickſal je einen Wanderer deutſchen Blutes an den Pyrites bringen, ſo möge er daſelbſt meiner Rede gedenken, wie ich jetzt den Zeitgenoſſen die längſt vergeſſenen Namen Clavigo und Eugenicus ins Gedächtniß rufe. Auch ſoll er die Mühe eines kleinen Umweges zum Flußübergang nicht verſchmähen und tiefer in das ſchweigſame Dunkel des unentheiligten Waldes dringen. Welcher Flor! Welcher Pflanzentrieb! Welche Lianenpracht! Wie reich und kryſtallhelle es überall aus dem Boden quillt!

Hic gelidi fontes: hic mollia prata, Lycori!
Hic nemus: hic ipso tecum consumerer aevo.

Die gelbe Azalea Pontica und das Purpur-Rhododendron erfüllten obwohl verblüht die Luft mit Wohlgeruch und bildeten mitten unter den ſchlanken, glattrindigen, hochſtämmigen Rieſen des Waldes zugleich ein mächtig wucherndes und undurchdringliches Unterholz voll Lieblichkeit, voll Duft und Farbenſchmelz. Hier iſt der Gartenſchmuck der Natur noch unverwüſtet. Der Buchs, bei uns ein verzwergter Zierbuſch, ſchmückt als immergrüner Baum den Wald. Einſtündiges Verweilen in der Einſamkeit und Stille des kolchiſchen Waldes hebt die Seele höher und ſpricht beredter zum Herzen als hundert fromme, aber langweilige Katecheſen im Occident. Waſſer und Waldſchatten des „Choſch-Oghlan“ werden ſelbſt von den Osmanli in Traboſan geprieſen und die chriſtlichen Bewohner der Stadt und Umgegend — wie die Begleiter erzählten — freuen ſich jedes Jahr auf das Feſt Mariä Himmelfahrt (15. Auguſt), an welchem Andacht und Luſtbarkeit der Kirmes und Volksverſammlung bei der „Panagia des Thales (*ἡ Παναγία τῆς κοιλάδος*)“ hinter der Waldkette wenigſtens auf einige Stunden die Knechtſchaft ihres Glaubens und die Schmach verlorner Herrſchaft vergeſſen lehren.

Erquickt und neugeſtärkt wollten wir die liebliche Stelle verlaſſen, als der junge Marim-Oghlu zu ſichtlichem Verdruß meiner griechiſchen Begleiter auf einem flinken Pferd und in Begleitung des armeniſchen Agogiaten die Straße herabkam und, beſſer beritten als wir Uebrigen, die aus ſechs Individuen beſtehende Sumelas-Karavane noch um zwei vermehrte.[1]

---

[1] Das rechtwinklig — wie oben bemerkt — den kolchiſchen Berggürtel durchbrechende Pyritesthal bildet die Haupt-

Bis zum Dorfe Dſchevisluk, wo wir nach der Mittagsſtunde eintrafen, rechnet man ſechs gute Wegſtunden oder zwei türkiſche Poſtſtationen (Menſil) von der Küſte, und doch findet man auf der langen Strecke nur ein ärmliches Dorf von Schmiede- und Bäckerhütten zum Gebrauch der Waarenführer. Ein heller von der ſchönen Choſch-Oghlanſchlucht herabrauſchender Bach fällt hier in den Pyrites und eine ſchmale holzgedeckte Brücke führt über den Strom gegen die Schlucht hinauf. Wir ſelbſt ritten noch am linken Ufer fort bis ungefähr eine Stunde vor Dſchevisluk, wo den Wanderer eine Steinbrücke auf die andere Seite des tiefen, im verengten Thale von röthlichen Uferfelſen zuſammengedrängten Waſſers bringt. Trachyt und Baſaltgeſtein in Säulenform brachen überall zwiſchen Buſchwerk und Baumſchlag zu Tage, und nicht ohne Verwunderung über die ſonderbaren Gebilde ſahen wir auf dem anderen (linken) Ufer kurz vor Karydia eine über vierhundert Fuß hohe ſteile Felſenwand ganz von regelmäßig und im ſchönſten Ebenmaße übereinander geſchichteten Lagen dünngeſchnittener Baſaltſäulen

karavanenſtraße zwiſchen Trebiſond und dem Euphratſtrom bei Erſerum und Erſendſchan. Obwohl ſtellenweiſe ſchmal und roh gepflaſtert, duldet der Weg doch kein Fuhrwerk, und die Waaren von und nach Hocharmenien werden auf Laſtthieren geſchleppt, deren lange Züge und mancherlei Bedürfniſſe die vorzüglichſte Nahrungsquelle der dünngeſäeten Bevölkerung des Gebirges ſind.

aufgethürmt. Dicht am Fuße dieſes kolchiſchen Säulenſpieles ſtrömt der Bach vorüber. Die Spaltung des Thales läuft von Nord nach Süd und die Mittagsſonne brannte in der Enge mit verdoppelter Gluth, bis uns endlich das romantiſch gelegene Karydia (Dſchevisluk) inmitten ſeiner Waſſer, ſeiner Schatten und ſeiner ſommerlichen Lüfte Labſal und Erquickung ſchuf.[1]

Karydia iſt das Koblenz von Kolchis, ein Centralpunkt und Trivium im großartigſten Maßſtabe, in welchem gewiſſermaßen drei ſtreng geſchiedene und ſcharfausgeprägte Thalungen mit ihren vier- bis fünftauſend Fuß hohen waldbekränzten Wänden und zwei kryſtallhellen Waſſerſtrömen zuſammenlaufen. Denn eigentlich endet das Pyritesthal, durch welches wir von Trapezunt hereingekommen ſind, in Karydia oder geht vielmehr ſich ſpaltend in zwei Nebenthäler auseinander, die mit der Wurzellinie ſtumpfe Winkel bilden. Linker Hand öffnet ſich breitmündig und flachſohlig das eigentliche Nußbaumthal mit ſeinem waſſerreichen Bach, rechts dagegen engſchluchtig und dicht verwachſen das Thal von Matſchuka.[1]

---

[1] Den Leſer ſoll es nicht beirren, wenn man die oben mit Dſchevisluk bezeichnete Ortſchaft auf einmal Karydia nennt. Erſteres iſt nur die türkiſche Ueberſetzung des letzteren, da Καρύδιον und جوز *dschevis* dieſelbe Bedeutung haben, لق *luk* aber dem iraniſchen *stan* und dem deutſchen Suffixum lig, lich, heim entſpricht. Den griechiſchen Namen kennt nur der Chriſt des Landes, den türkiſchen aber Jedermann. Auf deutſch würde man den Ort „Nußheim,“ auf italieniſch Noceria und Nucetum auf lateiniſch nennen.

In ſo ferne Schatten und Fülle ſtrömenden Waſſers zu den vorzüglichſten Reizen einer Landſchaft gehören, hat die romantiſch-liebliche Landſchaft um Karydia einen merklichen Vortheil ſelbſt über Trebizond, von welchem der ſanftfließende Pyrites durch den vorſpringenden Strandfelſen der Mithraskuppe über eine halbe Wegſtunde entfernt iſt. Beſonders maleriſch liegt dem Dorf Dſchevisluk gegenüber, hoch ober der waldigen Eingangsſchlucht ins Matſchukathal, auf der Spitze eines von der Berghalde herausſpringenden laubbekränzten Promontoriums ein türkiſches Herrenhaus, weitläufiges Gehöfte und antiker Sitz eines weiland unabhängigen Landedelmannes oder Dere-Beg, wie man vor Sultan Mahmuds Reformen dieſe reichen und die untern Volksklaſſen auf eigene Rechnung plündernden Feudalherrn Kleinaſiens nannte. Die Ausſicht von dieſer luftigen Höhe über die Thäler iſt weit und entzückend. Söller, von dünnen Holzſäulen getragene weite Lufthallen und zahnig ausgezackte Thurmzinnen ſchauten zwiſchen Gruppen hochſtämmiger Ulmen auf die unten vorüberreitenden Fremdlinge herab. Dieſe kolchiſchen Dere-Bege waren nicht etwa Edelleute, die während der ſchlimmen Jahreszeit in Städten wohnten und nur den Sommer über auf ihren Landgütern ſaßen. Sie waren Territorialherrn mit Souveränitätsrechten über ihre Erbdiſtrikte und bildeten von Geburt aus die Oppoſition gegen Einfluß, Uebergriffe und Erſtarkung irgend einer, ſey es zu Ikonium, zu Traboſan oder zu Stambul wirkenden Centralgewalt Anatoliens. Sie hatten nach Zerſtörung des trapezuntiſchen Reiches mit den Gütern und Burgen auch die Rechte und die politiſchen Grundſätze jener turbulenten Archonten übernommen, deren verrätheriſcher und meuteriſcher Sinn eine ſo traurige Rolle in der Chronik von Trabiſonda ſpielt. Nicht alle wohnten ſo lieblich wie der „Thalfürſt" oder Dſchevisluk. In den unzugänglichſten Stellen des Gebirges auf Felſenſpitzen, am Rande hoher Steilwände und gähnender Riſſe hatten ſie ſich Kaſtelle aus Stein erbaut mit gewölbten Thorgängen und eiſenbeſchlagenen Pforten, zu denen ein ſchmaler, im Felſen ausgehauener Schlangenpfad oder häufig eine dünne über den Abgrund geſpannte Brücke aus Weinreben führte. Viele dieſer kolchiſchen Archontenſitze hat die Hand der Osmanli bei der Einnahme des Landes gebrochen, andere hat die veränderte Sitte der Zeit verödet und ihre dachloſen Verlieſe und das gelblicht verwitterte Gemäuer der wuchernden Brut immergrüner Lianen zur Wohnung überlaſſen. Am untern Pyrites, zwiſchen Traboſan und Dſchevisluk, ſahen wir keine Ruine dieſer Art; erſt wie wir von letztgenanntem Orte links ausbeugend in das „Nußbaumthal" hineinritten, begegneten uns zu nicht geringer Ueberraſchung dieſe melancholiſchen Zeugen kolchiſcher Vergangenheit. Iſolirte Rundthürme und Burgtrümmer mitten im Gehölze der waldigen Steilhalde, bald auf buſchichten Vorſprüngen, bald auf abgeglätteten und nur gleichſam mit Flügeln zu erklimmenden, oben ſpitz zuſammenlaufenden Felſennadeln mit unbegreiflicher Kühnheit hingezaubert, machen im ſchweigſamen, lieblich-öden Thale voll wilder Oelbäume und Weinranken mit Epheu, voll Azaleen, Feigenſtauden und koloſſalen Nußbäumen auf europäiſche Gemüther einen ſüß-ſchwärmeriſchen, heimathlichen, Leuten ohne Gefühl nicht zu erklärenden Eindruck. Man glaubt ſich plötzlich unter die gebräunten Kaſtellruinen eines rhätiſchen Alpenthales verſetzt, und wer ſeit Ulyſſes' Irrfahrten hätte ohne Melancholie der fernen Heimath und ihrer waldgeſchmückten Berge gedacht! Das Thal ſelbſt, in der Sohle eng und flach, in den Seitenwänden aber kühn aufſteigend, iſt voll romantiſcher Scenen; Laubwald mit immergrünem Geſtrüppe überdeckt bis zur Region des Nadelholzes und der kahlen Alpenweiden hinauf den Waldrand, an welchem die Ruinen ſind und der Weg vorüberführt, während auf der Seite gegenüber Baſaltriffe mit wundervollem, von der Natur ſelbſt im Geſchmacke eines gothiſchen Tempels ausgemeißeltem Gethürme, mit Schnörkelei und Höhlenwerk mitten unter Buſchgrün zu Tage ſtehen. In einer niedrigen Felſenwand, an deren Fuß der Bach vorüberrauſcht, hat man etwa achtzehn Fuß ober der Waſſerfläche eine ſenkrecht eingemuldete Vertiefung von unten bis oben durch künſtliches Mauerwerk geſchloſſen und als Klauſe für einen Weltüberwinder eingerichtet. Der innere Raum ſoll bei einer Länge und Höhe von zehn Fuß nicht mehr als drei Fuß Breite haben. Drei ſchmale Fenſteröffnungen in der Mauer laſſen das Tageslicht hinein und ſtatt des Zugangs ſind leiterartige Einſchnitte im ſenkrechten Geſtein angebracht, die nur mit Hülfe eines oben befeſtigten Strickes zu erklimmen waren. Die unterſte Leiterſtaffel beſpült der Pyritesbach und ſchloß den büßenden Troglodyten von der Welt und ihren Verderbniſſen aus. Sehen konnte der Klausner durch die ſchmalen Fenſterritzen, wie die Weltleute jenſeits des Baches vorüberwallten zum Gnadenbild der Panagia von Sumelas, aber reden konnte er mit ihnen nicht, weil das Waſſer dazwiſchen rauſchte. Gegenwärtig hält ſich Niemand in Kolchis für einen ſo großen Sünder, um ſolcher Buße bedürftig zu ſeyn. Die Klauſe des Nußbaumthales ſteht ſchon lange leer.

---

[1] Der Name Pyrites iſt heute vergeſſen und das ſchöne Thal hat nur die türkiſche Benennung Dejirmendereſi, das iſt Mühlthal, Mühlbach, von *dejirmen* دكرمن die Mühle und *dere* دره Thal oder Bach. Zur Zeit des chriſtlichen Imperiums und zwar im vierzehnten Jahrhundert beſtand noch der alte griechiſche Name, wie unter andern aus einer Stelle im Reiſebericht des oft gerühmten Gonçales Clavigo (1404) erhellt: *e este dia fueron dormir acerca de un rio que ha nombre Pechix, en una iglesia yerma que onde estaba.* Clavigo ging von Karydia rechts in die Matſchukaſchlucht zum Kaſtell Zigana, welches laut zuverläſſiger im Lande ſelbſt erhobener Berichte eines Augenzeugen heute noch unter dem alten Namen beſteht. Die verworrenen und höchſt unkritiſchen Ausgaben der Periplen des Pontus Euxinus verſetzen den Pyrites weit öſtlich nach Laſiſtan in die Nähe des von den Alten Bathys genannten Tſchorak-Su in Guriel. Wollte man „Pyritesthal“ wie Karydia ebenfalls ins Türkiſche überſetzen, ſo wäre es Tſchimſchirdereſi چمشردرەسی oder vulgär ausgeſprochen Schimſchirdereſi.

Ermattet vom langen Ritt kehrten wir, um die Mittagsruhe zu halten und das frugale Mahl zu nehmen, dieſer Tugendwohnung gegenüber in einer Hütte am Wege ein. Der Wirth war ein Landsmann unſerer Agogiaten, hatte ganz die ſchattige Miene der Kolchier und redete neben dem landüblichen Türkiſch auch noch das Matſchuka-Griechiſch des Gebirges. Auf die Frage, was es zu eſſen gebe, kam die troſtreiche Antwort: *ἔχομεν ἀπ’ ὅλα*, „bei ihm finde man Alles.“ „Habt ihr Eier?“ Nein! „Habt ihr Wein?“ Nein. „Habt ihr friſches Fleiſch?“ Nein. „Habt ihr vielleicht Geräuchertes?“ Nein. „Was habt ihr denn in eurer Hütte?“ Wir haben Zwiebel, Brod, Salz und Branntwein! Das Brod aus Mais und Sorghum-Mehl war veilchenblau; wir aßen es aber doch und verſchmähten in der Noth ſogar den kolchiſchen Raki nicht. Am Ende entdeckten wir noch in einem verwilderten Gartenbeet einige

Gurken, die uns im Hunger große Dienſte thaten. Wir füllten zweimal eine tüchtige Schale mit Gurkenſalat, aßen das blaue Brod dazu und bereiteten zum Schluſſe den Kaffee. In der Zwiſchenzeit ſuchten die Pferde, eben ſo klug als die Menſchen, wie zur Morgenraſt ihre Koſt auf gemeinem Weideplatz am Weg und tranken ohne Sorge ihrer Führer aus dem Brunnentrog. Man kann es nicht oft genug wiederholen, der byzantiniſche Grieche iſt in Allem das Gegentheil von uns, er iſt hart gegen ſich und gefühllos gegen den Nebenmenſchen wie gegen das Thier. Erwerben und beſitzen ohne zu genießen, iſt ſeine größte Luſt.

Nach einſtündigem Ritt von der Hütte, im Ganzen zwei Wegſtunden von Dſchevisluk, ſchloß wieder ein hohes, querüber laufendes ſteiles Waldgebirge das Nußbaumthal, oder ſpaltete es vielmehr auch hier in zwei, wieder in ſtumpfen Winkeln links und rechts auseinander laufende Seitenſchluchten von ganz entgegengeſetztem Charakter. Obgleich das Nußbaumthal ſchon enger, tiefer eingerandet und romantiſch einſamer ſchien als der große Bergſpalt von der Pyritesmündung bis Dſchevisluk, ſo war doch, wenige Unebenheiten ausgenommen, die Sohle beider in der Hauptſache eben verlaufend und drang aus der heitern und in die Ferne ſchimmernden Waſſerſtrömung überall jenes gleichförmige und melancholiſch-liebliche Rauſchen hervor, welches der Lyrik ſo viele Bilder, dem ſchwärmeriſchen Gemüthe der Deutſchen aber ſo wehmüthige Empfindungen leiht. Aus den Seitenſchluchten, vor deren waldverſchloſſener Mündung wir bald nach vier Uhr Nachmittags erſchienen, toste es, beſonders links von uns, über Katarakten und Rollgeſtein des tiefeingeſchnittenen Bettes herabſprudelnd, wild und geheimnißvoll in das Nußthal heraus. Eine Steinbrücke ohne Geländer ſchwingt ſich an der Wegſcheide hoch in weitem Spitzbogen über das Flußbett, und von der Halde des jenſeitigen Thalrandes ſieht ein Dorf mit niedrigen, flachbedachten und halb im Boden vergrabenen Steinhütten, wie ſie Xenophon im kolchiſchen Gebirge beſchreibt, in das Thal herab. Wir gingen aber nicht über die Brücke, blickten aber auch nicht ohne geheimes Grauen in die langgeſtreckte, engſpaltige Waldſchlucht zur linken Hand, deren dunkelbekleidete Wände weit über die Baumregion, im Ganzen vielleicht über fünftauſend Fuß in die Lüfte ragten. Im innerſten Winkel dieſer romantiſchen Waldöde, unfern der Doppelquelle des Burbaches, drei bis vier Wegſtunden vom Eingange wo wir ſtanden, iſt das Höhlenkloſter der Panagia von Sumelas. Die Luft hatte ſchon abendliche Tinten. Das Thal iſt wenigſtens über die Hälfte hinein gleichſam ohne Sohle und der Weg führt zuerſt in kühnem Schwung durch die üppig wuchernde Laubvegetation der Seitenhalde bis zur Gränze des Nadelholzes hinauf, dann an Kapellen und furchtbaren Abgründen endlich haldeabwärts bis in den Tiefgrund der innern Schlucht, wo eine gedeckte Holzbrücke über den zwiſchen Granitblöcken herabſchäumenden Bach zu einem ſchmalen Reitwege hinüberführt, auf dem man in ſteilen Windungen und wiederholten Bachübergängen zum Fuß der Kloſterfelſenwand gelangt. Dieſer Weg über die Steilhalde und beſonders durch die Tiefſchlucht iſt ſorgfältiger Zeichnung werth; die Partie gehört vielleicht zu den reizendſten und vorzugsweiſe romantiſchen der Waldzone von Kolchis. Die Engſchlucht überhaupt ſchien uns noch weit ſchattiger und waſſerreicher als die Außenregion, und einen kolchiſchen Obſt- und Laubwald in primitiver Pracht haben wir eigentlich hier das erſtemal geſehen. Wir ſind durch ein Paradies gewandelt und abendliche Sommerluft fächelte aus dichtverwachſenem Geſchlinge die Wohlgerüche der Azalea Pontica entgegen. Wie auf Hagion-Oros zieht ſich der Weg über Geſtein und Sturzabhänge in wucherndem Gebüſch, oft in Felſen ausgehauen, oft unter dem Laubdach überhängender Bäume und immergrüner Schlingpflanzen in langen Windungen durch das Laubmeer der Thalwand hinauf. Welche Pracht, wenn ſich die Blüthendecke zur Frühlingszeit über die Bäume legt, wenn fragranter Azalea- und Rhododendronduft die Lüfte ſchwängert, die Bienen ſummen, die Bäche rauſchen und tief aus dem rankenumſchlungenen Felſenbett das Toſen des Pyrites muſikaliſch durch die blüthenbeſchneiten Wälder bringt!

Welche Ernte, welcher Genuß für einen Grieſebach! Denn hier wie auf Hagion Oros und überall im Wald der mildern Zone macht das Unterholz, der Buſch, die Schlingpflanze, die Schattenblume den größten Reiz. Die Myrte und den Lorbeer ſah ich wohl, auch Hypericum mit der „brennend gelben Blume" erkannte ich im Vorüberreiten, erinnere mich aber nicht den ſchönſten Schmuck der Athosöde, *Arbutus Unedo* und *Andrachne*, begegnet zu ſeyn. An ihrer Stelle hat die Natur die zwei oft genannten, die Sinne entzückenden, mit unglaublicher Dichtigkeit und Fülle aus dem Boden ſtrotzenden, alles nebenbuhleriſche Gebüſch überwuchernden und mit einer in Europa nicht geahnten Blüthenfülle geſchmückten Stauden der Azalea und des Rhododendron eingepflanzt. Die Haſelſtaude und die Weinranke ſcheinen hier daheim zu ſeyn; Feigen-, Nuß-, Birn- und Apfelbäume mit Maßholder, Cranion (ſo nennt man in Trapezunt das altgriechiſche *Κράνον*, der Hartriegel), Miſpeln, Eſchen, Grüneichen, Ulmen, Buchen, baumhoher Bux und rieſig dicke Platanen leben hier ohne Neid und dicht gedrängt im vollſten Trieb. Weder fehlt hier je in der Mittagsgluth für die Glockenblume der Schatten, noch der Brunn am Weg für müde Wanderer, noch für die Kräuterwieſe der perenne Bach. Wo ſich der aufſteigende Pfad von ſeinem höchſten Punkt wieder ſchief gegen den innern Thalgrund hinunterneigt, iſt eine längliche, dünn eingeſchnittene Steilſchlucht, zu deren Schmückung die Natur ihre ganze Kraft aufgeboten hat; nirgend iſt die Belaubung dunkler, das Gehölze dichtverwachſener, der Fruchtwald mannigfaltiger, die Buſchvegetation ſtrotzender, nirgend ſchleicht die Weinranke üppiger und hartnäckiger über Miſpeln, Feigen-, Birn- und Waldäpfelbäume, nirgend murmelt Brunn und Bächlein lieblicher als in dieſer ſchönen Schlucht. Wir ſtreiften an die Region des Nadelholzes, und die ſchöne hellgrüne Tanne erſchien jenſeits des Baches mitten im Dickicht des üppigſten Buchen-, Haſel- und Ulmenwaldes. Senkrecht ober uns war ein kolchiſcher Einödhof aus Holz gezimmert mitten im Wieſengrund; auf felſichtem Waldausſprung tief unter uns lag ein zweiter mit glattem Schindelbach und einem Kürbisfeld vor der Thüre. Schnitter, Männer und Weiber, mit der Sichel in der Hand und dem Heubündel auf dem Rücken — eine Bergſcene aus Schalders in Tirol — begegneten uns von den Wieſen kommend mitten im Gehölz. Statt des Rockes hatten die Weiber von vorne und von rückwärts wohlgefaltete türkiſch-rothe Schürzen umgebunden und zwiſchen beiden Schenkelſeiten guckte das weiße Pantalon hervor. Iſt das alte Kolchistoilette aus der Zeit wo Xenophon mit den Zehntauſend durch dieſe Gebirge zog? Sie grüßten auf griechiſch, waren Chriſten und dienten der Patronin ihres Thales, der Panagia von Sumelas. In byzantiniſchen Ländern, beſonders wo ſie vor den Europäern ſicher ſind, plagt man die Leute nicht viel mit Tabellen, mit A B C und langen Katecheſen. Faſten und die Lateiner haſſen iſt für den großen Haufen die ganze Religion. Und doch meinten wir, die halbverfallene, von einem über den Abgrund hinausragenden Felſen links am Wege aus Ulmendickicht und hellgrünem Gebüſch herabſchauende Rundkapelle ſey in dieſer Einöde eine Bürgſchaft allgemeiner Chriſtenliebe, ſanfter Menſchlichkeit, und die »*Mater amabilis*« im Ulmendickicht müſſe allen Vorübergehenden mildern Sinn verleihen.

Im Laube ſäuſelte es ſchon abendlich, die Bäume warfen lange Schatten, und noch zog es ſich endlos zwiſchen den beiden Waldwänden in das Thal hinein. Doch kamen wir noch bei gutem Lichte die große Tiefſchlucht zum Pyrites hinab um daſelbſt einen Pflanzentrieb zu bewundern, wie ihn gewiß kein Menſch in Europa je geſehen hat und mit dem ſich von den uns bekannten Strichen nur der Hagion-Oros meſſen kann. Es wird den Leſer ermüden, wenn wir nach wiederholten Lobreden auf die Kolchisvegetation noch einmal vom Rieſenwuchs der Nuß- und Kaſtanienbäume, von der ungewohnten Buchen-, Ulmen- und Platanenpracht, noch einmal und zwar in geſteigertem Accent von der luxurianten Fülle des oftgeprieſenen Pontusſchmuckes der Azalea und des Rhododendron, von der ſaftigen Ueppigkeiit des fettgrünen Lorbeerſtrauches, der Myrte mit dickem Schaft, des wucheriſchen Laubwerks aller Art in dieſer zaubervollen Wildniß reden. Und doch drängt ſich das Wort aus der Bruſt. Der Pyrites brauste dumpf über Katarakten, Schnellen und niedere Sturzfälle, zwiſchen Granitblöcken, dichtem Laubgewirre und geilem ſelbſt das Rinnſal überwuchernden und beengendem Geſchlinge mühevoll ſich hinauswindend, die lange Schlucht hinab. Von den beiden Seitenwänden plätſcherten die Alpenbäche durch Buſch und Gehölze in langen Streifen und in kurzen, beinahe regelmäßigen Zwiſchenräumen in den Pyrites hinab. In dieſer romantiſchen Oede überfiel uns die Nacht, und plötzlich — wir beugten um einen dunkelbewaldeten Felſenſprung — ſchaute die Vollmondſcheibe vom nahen Alpeneinſchnitt des innerſten Thalwinkels zwiſchen hohen Ulmen und Rieſenkaſtanien durchſcheinend in die Tiefe herab. Wir erſchracken beinahe wie vor einer geheimnißvollen Lichtgeſtalt einer andern Welt. So rieſig dünkte uns das Antlitz, ſo bedeutungsvoll der Luna Blick! Aber bald ward das Thal ſo enge, der Wald ſo düſterbelaubt, das Gebirge beiderſeits ſo hoch, daß die Lichtſcheibe eben ſo plötzlich als ſie uns erſchienen war, wieder verſchwand und wir uns nur mühevoll im Nachtdunkel über gedeckte Brücken, Seitenbäche, Felſenvorſprünge und Krümmungen des Pfades großentheils zu Fuße durchwanden, bis wir aus der Thalnacht hoch über uns in der gewaltigen Höhle einer ſenkrechten Felſenwand, vom Monde hell erleuchtet, das unerſteiglich ſcheinende Kloſter der Panagia erblickten. Man denke ſich die Scene, das Abgeſchiedene im innerſten Winkel der grünen Schlucht, die ſteilen mit geringer Spaltung raſch anſteigenden, wenigſtens ſechsthalb tauſend Fuß hohen Waldwände, eine rieſige Vegetation, voll Laub, voll Bäche, die Silberfäden der Alpenkatarakten im Mondlicht aus dem Laube glitzernd, unten der rauſchende Bach, ſtille Waldeinſamkeit, ein milder Septemberabend, ſtundenweit keine menſchliche Wohnung, oben auf der Gränzſcheide zwiſchen Laubholz und Nadelwald, mitten in der grünen Bergſeite, in Form eines aufrechtſtehenden Parallelogramms, eine ſenkrecht abgeglättete, aus dem Waldgrün herausſpringende Felſenwand mit einer halbkreisförmigen Höhle in der Mitte; oberhalb der Wand, ſo wie unterhalb und zu beiden Seiten, rechts und links Alles mit Wald und Grün bedeckt. Wir ſtanden voll Verwunderung ſtill und ſchwiegen. Aber erſchöpft von Hunger und Ermüdung, und zugleich übermannt vom Gefühle glaubten wir dieſen Abend nicht mehr die Felſenhöhe zu erklimmen. Das fabelhafte Mondlicht täuſchte über die wahre Entfernung. Gerne wären wir in der Schlucht geblieben. Es rauſchte wohl der Bach und der falbe Schein des Mondes ſtieg geiſterhaft den Wald herab; aber nirgend eine Hütte! nirgend eine Labung! Voll Sehnſucht noch einmal zum gaſtlichen Bauwerk der Grotte hinaufblickend, ſetzten wir uns nach kurzer Raſt zur letzten Mühe in Bewegung. Der Pfad aus den Nachtſchatten der Tiefe führt durch dichtes Gehölze von Ulmen und Haſelſtauden in ſpitzwinklichten Mäandern wohl dreiviertel Stunden (mit erſchöpften Pferden) bis zu gleicher Höhe mit dem Höhlengrund auf eine kleine Ebene, wo eine Kapelle und auch gemauerte Stallung für die Laſtthiere und ihre Treiber ſind. Auf halber Höhe kam uns das Mondlicht entgegen und wir ſahen zugleich die helle Scheibe in ruhiger Majeſtät über dem Walde hängen. Sey es Täuſchung, ſey es Wirklichkeit, der Anblick der Lichtkugel wirkte elektriſch auf die Nerven und mehrte die Kraft zur Beſiegung der letzten Hinderniſſe! Nach acht Uhr Abends waren wir am Ziel des Tages und erwarteten vor den Stallungen der Kapelle auf einem Steine ſitzend die Antwort aus der Kloſterfeſtung. Wir hatten ſchon am Fuße des Berges einen Agogiaten mit den Empfehlungsſchreiben vorausgeſchickt, um den Vätern der Grotte unſere Ankunft zu melden. Der Bote aber, wie wir jetzt erſt merkten, hatte ſich gefürchtet allein den Buſchwald hinaufzugehen und war nur wenige Minuten früher als wir bei der Pforte angekommen. Endlich erſchien er mit der nicht gar freundlich klingenden Nachricht, „wir können hinaufkommen, wir werden noch eingelaſſen." Obwohl der Mond das Thal hell beſchien und wir dicht an der Grotte waren, konnten wir ſie doch nicht ſehen, weil ſie der vorſpringende Felſenrand verbarg. Eine tragbare Stiege aus zwei breiten und langen Baumſtämmen mit Querſtufen und Holzgeländer führt über einen tiefen Riß von der kleinen Stallfläche zu dem nur vier Fuß hohen, engen und mit Eiſen beſchlagenen Pförtchen am Rande des Felſenparallelogramms hinauf, und von dort erſt geht es wieder auf einer Steintreppe von mehr als dreißig Stufen auf die Grundfläche der Grotte und zu den Wohnungen der Mönche hinab. Der Mond hatte uns, wie es ſcheint, durch ſein Licht bedeutend geſtärkt, denn aus der ſchnellen Bewegung der Schatten unſerer Körper auf der Baſaltwand merkte ich, daß wir noch rüſtig zum Thore des Labſales hinanſtiegen. Die Eiſenpforte öffnete ſich aber kaum eine Spanne breit und der Thürhüter rief halblaut und ſchüchtern heraus, wir möchten ihm zuerſt die Waffen übergeben. — „Wir ſeyen friedliche Pilger zur Panagia und trügen keine Waffen.“ Dann ließ er uns ein und ſchob dicht hinter uns wieder den Eiſenriegel vor.

Innerhalb des niedrigen Pfortenbogens war eine Plattform von etwa drei Schritten ins Gevierte ausgehauen und mit einer gemauerten Bruſtlehne gegen den Abgrund verwahrt. Da ſchwebten wir nun gleichſam in der Luft; hinter uns die verriegelte Eiſenthüre mit der beweglichen Holztreppe außerhalb, vor uns die ebenfalls im lebendigen Geſtein ausgemeißelte Grottenſtiege, rechts die bodenloſe Tiefe und links die ſteile Felſenwand des Parallelogramms mit zwei ebenfalls künſtlich eingehöhlten Kammern für den Thürhüter, der ſeine Station weder bei Tag noch bei Nacht verlaſſen durfte. Er gab uns ein dünnes Kerzenlicht in die Hand und wies uns ſchweigend die hohe Steintreppe hinab auf den Grottengrund. Unten kam uns Niemand entgegen, das Wachslicht erloſch und der Mond warf nur einen matten Schein in die Höhle, weil die Gebäude am Rand die Strahlen aufhielten. Wir ſahen ein weißgeſpültes Waſſerbecken und hörten den von der Höhe fallenden reichen Brunnenquell niederplätſchern, gingen an der Kirche vorüber, einen freiſtehenden natürlichen Thorbogen hindurch und eine gedeckte Holztreppe hinauf, um etwa in die Abtei zu gelangen und Quartier zu begehren. Denn offenbar hatte man unſere Empfehlungsbriefe den Vorſtänden entweder nicht überantwortet, oder ſie waren von den ſchlaftrunkenen Vätern in ihrer mönchiſchen Indolenz nicht geleſen worden. Man hielt uns für eine gewöhnliche Karavane pilgernder Orthodoxen aus Trapezunda und folglich keiner beſondern Aufmerkſamkeit werth. Meine Begleiter, obgleich nicht das erſtemal in Sumelas, wußten keinen Beſcheid und wir ſtolperten, da wir weder Abt, noch Licht, noch Aufnahme fanden, wieder im Dunkeln die Holzſtiege in den Hofraum hinab, wo uns endlich ein Mönch entgegenkam. „Iſt denn gar Niemand hier, der uns ein Zimmer wieſe?“ Auf dieſe Rede eines der Begleiter ſagte der Mönch ziemlich unfreundlich: „Wenn man ſo ſpät noch die Leute beläſtiget, hat man kein Recht zu pochen.“ — „Nein, nein, wir pochen nicht, wir bitten nur höflich um ein Nachtquartier.“ — „Das iſt was Anderes; wenn ihr ſo redet, wird man euch gleich eine Unterkunft verſchaffen.“ Das Wort „Franke“ hätte die Sache ſchneller zu Ende gebracht, weil man in griechiſchen Klöſtern mit dieſem Wort gewöhnlich noch den Begriff billiger Erkenntlichkeit für den verurſachten Aufwand verbindet. Die Gefährten waren zu einfältig es vorzubringen, und ich ſagte keine Sylbe, weil ich die Art und Weiſe kennen wollte, wie ſich dieſes byzantiniſche Volk unter ſich ſelbſt behandelt. Das länglicht viereckige geräumige Zimmer, in welches man uns ſogleich führte, hatte eine gewölbte Decke, einen mit Röhricht und bunten Teppichen belegten Eſtrichboden, einen italieniſchen Kamin, Ruhekiſſen an den Seitenwänden des erhöhten Raumes und zwei Rundfenſter mit Eiſengittern und Läden von demſelben Metall. Vor den Fenſtern und unmittelbar über der grauſigen Tiefe hing ein Söller von Holz, halb in Schatten gehüllt, halb vom Mond erhellt. Bald knitterte die Flamme im Kamin, von dürrem Birnbaum genährt, und aus dem Wandſchrank holte der dienende Laienbruder Matrazen hervor und legte zierlich abgenähte Decken darauf. In die Mitte hatte er einen großen Leuchter geſtellt und zugleich die Oellampe in der Niſche angezündet, nachdem er vorher die eiſernen Läden geſchloſſen hatte. Zum Nachteſſen brachte er was man in Eile haben konnte: ein warmes Bohnengericht, Vegetabilien, weichen Ziegenkäſe mit Honig und friſche aromatiſche Alpenbutter von vorzüglichem Geſchmacke, Brod und Wein erſter Qualität. Wir fühlten uns ganz behaglich, vom Kamin ſtrömte eine milde Wärme aus, und erquickt durch Speiſe und Trank dachten wir nach den Mühſalen des Tages nur an die Seligkeiten des Schlafes auf der wohlgefüllten Unterlage.

Wir hatten zum Theil ſchon unſere Ruheſtellen eingenommen als die Zimmerthüre aufging und ein Mönch eintrat, der ſich als Dolmetſch des Kloſters ankündete und die Fremden begrüßen wollte. Wie wir gleich merkten, hatte der dienende Bruder aus Anzug, Accent und Redeweiſe bald erkannt, daß von den vier Fremden wenigſtens einer kein „Romäos" ſey. Der Dolmetſch oder Conventmagiſter ſollte der Sache auf den Grund kommen, was ihm auch, ohne daß er eine direkte Frage that, in kurzer Zeit auf das Beſte gelungen iſt. Man ſagte ihm ja bald genug, woher man komme und was man eigentlich in Sumelas ſuche. Er ſelbſt war ein „Kosmogyrismenos",[1] hatte Rußland beſucht und im

---

[1] Dies iſt einer der ſich in der Welt herumgetrieben.

Gefolge eines moskowitiſchen Knäs einen großen Theil von Europa geſehen. Doch ſchien er außer dem Türkiſchen keine fremde Sprache zu verſtehen. Obwohl der Mann freundlich war und die Rede mit Leuten von einiger Weltkenntniß und Lebenserfahrung allzeit angenehm und nützlich iſt, nahmen wir es doch nicht übel, daß er ſich nach einer Weile empfahl und höflich grüßend das Zimmer verließ. Hiemit, glaubten wir, ſollten die Prüfungen des Tages endlich geſchloſſen ſeyn; aber die Hoffnung war eitel, noch waren wir nicht zu Ende, denn die Thüre that ſich wieder auf und zu unſerer nicht geringen Verlegenheit traten drei Väter herein, von denen ſich der eine als Abt (Igumenos) des Kloſters ankündete, der andere aber, von impoſanterem Wuchs und herriſchem Anſehen, dem Abt mit der Bemerkung in die Rede fiel, „ſie hätten gehört, es ſeyen „Franken in Mütze (φράγκοι μὲ τὸ φέσι) in die Grotte gekommen und ſie wollten ſich höflich über die Mangelhaftigkeit des erſten Empfanges entſchuldigen," es habe da ein Irrthum obgewaltet, man habe Befehle ertheilt, daß es uns an nichts gebrechen ſoll, was ihre geringe Gelegenheit und ihre arme Behauſung zu bieten vermöge, und ſie kämen jetzt Willkomm zu ſagen und den Abend in Geſellſchaft und Geſprächen mit uns zuzubringen." Voll Schrecken über dieſes mönchiſche Programm ſtanden wir vom Lager auf, erwiederten den Gruß und verſicherten die heiligen Väter, daß es uns an nichts gebreche, man habe uns ja wohnlich untergebracht und kräftig bewirthet, und ihre Heiligkeiten möchten nur die unvollkommene Toilette entſchuldigen, in welcher wir ſo vornehmen Beſuch empfingen; wir hätten es uns aus Mattigkeit und gänzlicher Erſchöpfung bei Zeiten bequem gemacht. Die von der geiſt- und ideenloſen Langweile ihres Einödelebens gepeinigten Erzprieſter wollten aber auf das (vermeintliche) Vergnügen ſich mit einem weit herkommenden Fremdling zu unterhalten nicht ſo leichten Kaufes verzichten, ließen ſich an den Wandkiſſen in der Reihe nieder und eröffneten ohne alle Barmherzigkeit den Dialog. Aus der morgenländiſchen Adoration, mit welcher die Begleiter aus Trapezunt die Paſchafigur begrüßten, merkte ich wohl, daß es ein Mann von bedeutendem Range ſey. Es war — um den Leſer nicht lange in Ungewißheit zu laſſen — der griechiſche Biſchof von Samokóvo in Bulgarien, der als Exulant ſeit mehreren Jahren in der Grotte lebte und eben damals die beſte Ausſicht hatte, entweder durch Reſtitution ſeines vorigen Sitzes oder Verleihung eines andern von gleichem Ertrage endlich die Frucht langer Unterhandlungen und bedeutender Koſten einzuernten. Wahrſcheinlich ſehen andächtige Leſer im exilirten Biſchof einen Märtyrer ſeines Glaubens, einen Heros unerſchrockenen Bekenntniſſes und hartnäckigen Feſthaltens an den geiſtlichen Immunitäten ſeines Standes und ſeiner Kirche, ein

Opfer türkiſcher Brutalität und muhammedaniſchen Chriſtenhaſſes. Ach nein! Der Biſchof hatte das Faſtenmandat gebrochen, hatte zum Entſetzen ſeiner frommen Schäflein an Mittwochen und Freitagen Fleiſch gegeſſen, ward von ſeinen eigenen Leuten verrathen, vor das Patriarchat nach Stambul citirt und hauptſächlich auf Betrieb ſeines perſönlichen Feindes, des weltlichen Oberlogotheten der „großen Kirche", ſeines geiſtlichen Paſchaliks entſetzt und nach Sumelas in Kolchis verbannt, um daſelbſt für ſeine „gottloſen Frevel" Buße zu thun. Das Alles hat er freilich nicht ſelbſt erzählt, obgleich er zu verſtehen gab, daß er den ungerechten und gehäſſigen Manipulationen des Oberlogotheten ſeinen unfreiwilligen Aufenthalt in der Grotte verdanke. Ungläubiges Nichtachten der ſtrengen Kirchenzucht ſcheint bei der hohen Prieſterſchaft des byzantiniſchen Bekenntniſſes nicht ſelten zu ſeyn. Auf Hagion-Oros, hörten wir, mangle es an Pönitenten dieſer Art ſo zu ſagen niemals. Die Mitra mit ihren weltlichen Erträgniſſen und Genüſſen iſt im Byzantiniſchen die gefährlichſte Klippe des Glaubens und der Kirchenzucht. Einige behaupten ſogar — was ich aber nicht ſo leicht annehmen möchte — in der byzantiniſchen Hierarchie im Allgemeinen dränge ſich nach Erklimmung des oberſten Gipfels prieſterlichen Ehrgeizes häufig das Gefühl des Ungenügenden, des Leeren, des Nichtigen ihrer geiſtlichen Beſtrebung und ihrer dogmatiſchen

Architektur mit ſolcher Gewalt hervor, daß ſeiner Senſualismus und grobkörniger Unglaube der Schule Epikurs als Normalgeiſtesſtand des anatoliſchen Episkopates gelten ſoll. Daß man aber um jeden Preis dem Eindringen dieſer epikuräiſchen Peſt in die untern Volksklaſſen wehren müſſe, lehrt ſie der Inſtinkt ihres geiſtlichen Gewerbes, das im Orient weit mehr noch als im Abendland ſeine Wurzel in der Meinung des großen Haufens hat. Denn wie der große Hauſe nicht mehr glaubt, daß ſtrenges Faſten während ſiebenthalb Monaten des Jahres der einzige Weg zur Seligkeit iſt, geht alle byzantiniſche Herrlichkeit in Trümmer. Sultan und Patriarch haben gleiches Intereſſe die alte Praxis von Byzanz aufrecht zu erhalten und dauerhaft zu befeſtigen. Wirklich iſt hier die Kirche in ihrer äußerlichen Erſcheinung nichts anderes als die Gehülfin der weltlichen Macht, d. i. des türkiſchen Gouvernements, um das chriſtliche Volk einzuſchläfern und in Compagnie zu verhältnißmäßigem Antheile auszubeuten. Der aller menſchlichen Natur inwohnende Neid der Kleinen gegen die Großen und der Bedrängten gegen die Beglückten iſt in dieſer polizeilichen Ueberwachung des Episkopats der eifrigſte Bundesgenoſſe des ökumeniſchen Patriarchen. Denn das gemeine Volk bildet überall die beſte Controle ſeiner geiſtlichen Oberhirten, denen es nur um den Preis gemeinſamer Leiden und Entſagung ihre Geldſucht, ihre Macht und ihr inſolentes Glück verzeiht. Daher das wohlbegründete und nicht zu erſchütternde Anſehen der Hagion-Oros-Mönche durch die ganze anatoliſche Welt, weil die guten Väter bei allem Reichthum der Gemeinde einzeln doch nur von Noth, Arbeit und Entſagung leben. Nach Körper-Conſtitution und Ideengang zu urtheilen, mochte man im hochwürdigſten Grotten-Exulanten freilich weit leichter einen ſtürmiſchen Bimbaſchi des Sultans von Stambul, als einen demüthigen Streiter der Kirche Chriſti erkennen. Er iſt ein Inſelgrieche aus Leros und — wie er uns erzählte — noch jung auf den Episkopalthron von Samokóvo gekommen, obwohl er von beiden Landesſprachen ſeiner Diöceſe, der bulgariſchen und türkiſchen, nicht die geringſte Kenntniß hatte. Dieſer Mangel ward durch vortheilhaften Wuchs mehr als aufgewogen und die Summen hatte er auch zuſammengebracht, um den Pachtſchilling der bulgariſchen Biſchofstiara zu erlegen. Er geſtand uns aufrichtig die Verlegenheiten, die er in ſeiner doppelten Eigenſchaft als oberſter Seelenhirt und erſte Magiſtratsperſon einer Bevölkerung, deren Rede er nicht verſtand, in der erſten Zeit ſeiner Amtsführung täglich empfinden mußte. Als Civilrichter und Polizeichef mußte er mit Türken im Divan und mit bulgariſchen Archonten im Munizipalausſchuß ſitzen, ohne von den Verhandlungen und Geſchäften ein Wort zu verſtehen. Ehrgeiz und Herrſchſucht waren aber gute Lehrmeiſter, und in Kurzem redete er beide Sprachen — verſteht ſich in vulgärem Styl und ohne ſie zu leſen und zu ſchreiben — mit hinlänglicher Fertigkeit, hat aber, wie es ſchien, dabei ſeine eigene großentheils vergeſſen. Beinahe in jedem Satz war ein türkiſcher Terminus mit griechiſcher Declination eingeflochten. Samokóvo, ſagte er, liege an der Steilſeite eines tiefen Bergkeſſels ſeitwärts von der großen Heerſtraße zwiſchen Philippopolis und Sophia; die Stadt ſey gepflaſtert, waſſerreich und mehrere Bäche laufen vom Gebirge herab durch die einzelnen »*Μαχάλλια καὶ πας ρεύουν τὰ σωκάκια*,« d. i. durch einzelne Stadtviertel und reinigen die Gaſſen.[1] Auch die Eiſenſchmelzen, den Metallreichthum, die Betriebſamkeit und beſonders den religiöſen Sinn ſeiner bulgariſchen Samokóvo-Schäflein rühmte und pries er an, aber nicht ohne Beklommenheit über den Verluſt der „reichen Geſchenke und Gaben“, durch welche ſie bei Gelegenheit der Feſte und geiſtlichen Viſiten des Oberhirten ihre Frömmigkeit und Gottesfurcht bewährten. Die Langweile des trägen engen Grottenlebens drückte den Mann mit doppeltem Gewicht, da er zu weltlicher Rührſamkeit, zu That und Herrſchaft wie geboren ſchien. „Auch habe er bereits über zweitauſend Gruſch (über 200 Gulden Münze) an Briefgeld und Botenlohn nach Trabeſunda und Konſtantinopel ausgelegt, um ſeine Feinde zu verſöhnen, um ſeinen türkiſchen Patron in Bewegung zu ſetzen und endlich Freiheit und geiſtliches Regiment wieder zu erhalten." Man kann wohl denken, daß es auch an Fragen über unſere Zuſtände, über religiöſe Verhältniſſe, und beſonders über den Geſchäfts- und Wirkungskreis unſerer Hohenprieſter nicht gebrach. Die Gelegenheit war gar zu ſchön, auf Koſten griechiſcher Episkopal-Ignoranz und weltlicher Geſchäftigkeit die Tugenden unſerer lateiniſchen Kirchenfürſten anzupreiſen, ihr profundes Wiſſen, ihren heiligen Wandel, ihre Verachtung irdiſchen Pompes, ihr verſöhnliches Weſen und beſonders ihren Abſcheu gegen jegliches Einmengen und Uebergreifen in weltliche und mit dem Seelenheil nicht unmittelbar zuſammenhängende Dinge ins glänzendſte Licht zu ſtellen. Der Mann ſah mich ganz verwundert, ja etwas ungläubig an und fragte am Ende, ob bei den Franken die Biſchöfe wirklich am weltlichen Regimente, z. B. an Handhabung der Straßenpolizei, an Schlichtung von Prozeſſen, an Einregiſtrirung von Kauf und Verkauf, beſonders aber bei Umlegung, Einhebung, Verrechnung und Ablieferung der Steuern an die öffentlichen Kaſſen keinen Antheil nehmen und nicht mit den Großen des Landes Divan halten? Auf die Verneinung aller dieſer Fragen meinte er, um das Leben eines lateiniſchen Episkopus müſſe es etwas Trübſeliges und höchſt Langweiliges ſeyn, da er nicht wüßte wie man an ihrer Stelle den langen

---

[1] Mahalle heißt im Türkiſchen das Viertel und Sokak die Gaſſe.

Tag herumzubringen vermöge. — „Gebet, Kaſteiung und geiſtliche Sorgen für Aufrechthaltung der von beſtändigen Gefahren bedrohten Orthodoxie ſammt Abwendung himmliſcher Strafgerichte vom ſündhaften Frankiſtan ſeyen bei reichlichem und geſichertem Einkommen für die Enthebung von weltlichen Geſchäften voller Erſatz.“ Nur konnte der Biſchof von Samokóvo ſo wenig als irgend ein anderer byzantiniſcher Chriſt dieſe Scheidung der Kirche vom weltlichen Polizeiſtaat begreifen. „Wie man denn eigentlich praktiſch in zwei Gewalten trennen könne, was dem großen Haufen gegenüber doch ein und daſſelbe Intereſſe zu verfechten habe, und ob denn nicht die Macht eine ungetheilte ſeyn müſſe?“ Uebrigens habe er ſchon zu Samokóvo von Leuten ſeiner Diöceſe, die des Handels wegen in Deutſchland waren, öfter gehört, daß es im Frankenland von Philoſophen wimmle, einem „peſtilenzialiſchen Geſchlechte,“ das durch ſeine Hirngeſpinnſte die Menſchen bethöre und zuletzt die Dinge noch ſo weit treibe, daß Niemand mehr etwas glaube und Niemand mehr etwas an die Kirche bezahlen wolle. Denken und Ruhe, meinte er, können neben einander nicht beſtehen. In den Ländern der Orthodoxen des Orients ſey in dieſem Punkte lange ſchon Alles geordnet und keine weitere Discuſſion geduldet. Daß man aber uns Franken dieſen Denk- und Syllogismusteufel noch nicht ausgetrieben habe, ſey offenbar die Folge der beiden getrennten und

Separat-Intereſſen verfolgenden Gewalten.“ Etwas aufgeregt durch dieſe Wendung des Geſpräches, verſuchte ich in Kürze den Bildungsgang des Occidents politiſch und kirchlich im Gegenſatze mit der Geſchichte des byzantiniſchen Reiches auseinanderzuſetzen, glaube aber nicht, daß der Stockbyzantiner viel davon begriffen habe. Mit unſerem Schul- und Kunſtgalimatias wäre bei Leuten ohne geiſtige Paläſtra, ohne Studium, Lectüre und Wiſſenſchaft ohnehin nichts auszurichten. Doch kamen dieſen Abend und den folgenden eine Menge neuer Ideen über den Occident in die Grotte von Sumelas. Der Kloſterabt ſagte ſo wenig als des Biſchofs Diakon ein Wort, beide hörten dem Colloquium ſchweigend zu. Erſt um Mitternacht merkte der gute Prälat, daß ſeinen Interlocutor der Schlaf übermanne und endlich die armen Fremdlinge vielleicht der Ruhe bedürfen. Sie entſchuldigten ihren langen Beſuch und gingen mit freundlichem Gruße zur Thüre hinaus und in ihre Zellen zurück.

Nach vier Stunden des ſüßeſten Schlummers kam der unbarmherzige Laienbruder ſchon wieder und weckte uns in den Gottesdienſt: „wir möchten nur ſchnell aufſtehen, die Liturgie beginne ſchon.“ Meine Begleiter, die eifrigen Chriſten, erhoben ſich augenblicklich, ich zögerte aber bis zur dritten Mahnung und kam endlich auch in die Kapelle, wo man ſchon ſeit länger als einer Stunde pſalmodirte. Andacht, ich geſtehe es aufrichtig, trieb mich damals nicht vom Lager; ich ging hauptſächlich aus Furcht, die Grottenleute möchten mich für einen „Philoſophen“, d. i. freidenkeriſchen Verächter ihrer wunderbaren Panagia halten und mir dann in mönchiſcher Tücke den Zutritt zu den literariſchen Schätzen verweigern. Um es nur frei zu geſtehen, wir Franken gelten in der Levante, bei Muhammedanern nicht weniger, wie bei den griechiſchen Chriſten, für Leute ohne allen religiöſen Glauben und beſonders von höchſt unreinen ſchmutzigen Sitten. Um dieſe falſche Anſicht möglichſt zu widerlegen, hielt ich gläubig bis zum Ende aus und ſteckte ſogar nach griechiſchem Brauch ein Paar Dünnlichter an, wofür aber ſtatt zwei Para deren hundertzwanzig (drei Gruſch oder ſechs Silbergroſchen) in blanker Münze auf den Teller fielen und den geldgierigen Mönchen bedeutende Gluthen innerer Andacht verriethen. Handel und Gottesdienſt gehen im Byzantiniſchen, wie man weiß, immer Hand in Hand. Es war heller Tag, wie wir aus dem dumpfen von unzähligen Lichtern erhellten Grottentempel traten, deſſen Form und Bau wir jetzt nur im Vorbeigehen mit einem Blick überſehen konnten. Wir mußten vorerſt dem Abt und dem Biſchof unſern Beſuch abſtatten und das geſtern Abend nur oberflächlich berührte Petitum in beſter Form vor dem Ausſchuß der heiligen Gemeinde ſtellen. Man präſentirte Raki, Kaffee und Süßigkeiten, entſchuldigte ſich aber voraus über den Mangel an Büchern, Handſchriften und Goldbullen; „es möge früher an dergleichen Dingen größerer Ueberfluß geweſen ſeyn, aber in zweimaliger Einäſcherung des Kloſters ſey bis auf unbedeutende Reſte Alles zu Grunde gegangen und namentlich von den Goldbullen nur eine, allerdings die wichtigſte mit dem Rechtstitel ihrer Beſitzungen und Privilegien erhalten worden. Die Bücher und Handſchriften ſeyen in einer Felſenkammer ober dem Tempelbach aufbewahrt, und es ſtehe ihrer Durchſicht kein Hinderniß entgegen; die Goldbulle aber ſey im Innern der Kapelle ſelbſt hinterlegt und dürfe ohne Zuſtimmung des Gemeinderathes weder hervorgeholt noch Jemanden gewieſen werden. Er ſehe zwar nicht ein, was mir die Anſicht des beſagten Dokuments nützen könne und wie man überhaupt ſolcher Dinge wegen ſo weite Reiſen unternehmen möge. Indeſſen wolle er unſer Begehren der eben einberufenen Verſammlung vorlegen, wir möchten nur in der Zwiſchenzeit das Kloſter und die Kirche näher beſehen und man werde uns das Concluſum ſpäter zu wiſſen thun.“ Wie man ſieht, haben zweiſtündige Morgenandacht und die hundertzwanzig Para des Opfertellers unſerer Sache keinen beſondern Vorſchub geleiſtet. Obgleich im Schreiben des erſten Archonten ausdrücklich ſtand: μὴν ὑποπτεύεσϑε, „habet keinen Verdacht“, ſchien das Verlangen ihren Hauptbeſitztitel einzuſehen doch eben ſo indiscret als gefährlich.

Kolchiſchen Ignoranten den wiſſenſchaftlichen Gebrauch einer alten Urkunde begreiflich zu machen, war vergebliches Bemühen. „Von ſolchen Dingen nicht reden“, meinten ſie, „wäre immer am ſicherſten.“

Der Biſchof empfing uns mit denſelben Ehren wie der Abt und wollte uns in Perſon als Führer dienen, um die Merkwürdigkeiten des Grottentempels zu erklären. Die Wohnung des heiligen Deſpoten hatte etwas Idyllenhaftes. Man gab ihm das obere Stockwerk des Hauptgebäudes unmittelbar über den Zimmern des Abts, eine holzgetäfelte Wohnſtube mit zwei Alkoven für ſich und ein kleineres Zimmer mit eigenem Eingang für den Diakon. Die Fronte mit den Fenſtern ſah in die Tiefe hinab und ein Holzſöller lief auf drei Seiten an Thür und Fenſterbogen vorüber um den Bau herum, wie unterhalb vor der Wohnung des Igumenos. Ein Oratorium am Seitenende fehlte natürlich nicht, Alles von leichtem Fachwerk und mit Nußbaumholz bekleidet. Ueber die Söller ſpringt das Dach hervor, auf dünne Säulen geſtützt zum Schirm wider Regen und Sonnenſtrahl. Hier iſt Schatten und Kühlung den ganzen Tag. Wie die abendlichen Lüfte fächeln! Wie tief unten der Pyrites weiß ſchäumend über die buſchigen Klippen fällt und die Cascadenbäche gegenüber im Sonnengold von der laubbewaldeten Bergwand niederrauſchen! Wer empfindſam iſt und die Einſamkeit ertragen kann, müßte hier zufrieden und glücklich ſeyn. Wie gerne hätte aber der Biſchof von Samokovo dieſe wundervollen Scenen einer ewig friſchen Natur, dieſe Sturzbäche und Rhododendronblüthen um das Gezänke einer gräco-türkiſchen Munizipalberathung hingegeben!

Wenn der Leſer unter dem Ausdruck „Grotte, Höhle“ eine in Krümmungen und Wendungen tief in die Felſenwand hineindringende Vertiefung verſteht, wäre die Vorſtellung des Sumelaskloſters eine irrige. Es iſt vielmehr eine Niſche oder Felſenblende in koloſſalem Maße von vierzig bis fünfzig Fuß Höhe, etwa hundertzwanzig Fuß Länge, mit wandartig gemeißeltem Hintergrund und nirgends über ſechsunddreißig Fuß Tiefe. Auch das ſtolze und kraftvolle Mauerwerk der Hagion-Orosklöſter iſt hier nicht zu ſehen: auf Steinterraſſen und gewölbten Grundzimmern hat man ohne Plan und Ordnung hölzerne Bauernſtuben mit Schindeldach und Söllern über der Tiefe aufgerichtet, nach Ungleichheit der Grottenkante, die einen hoch, die anderen tief und durch Holzſtiegen oder Steintreppen und einen im Felſen gehauenen Thorweg mit einander verbunden. Von der lebendigen Höhlendecke ſickert Quellwaſſer langſam, aber perenn in ein Marmorbecken herab, zur Noth für den Gebrauch der heiligen Gemeinde hinlänglich und außer Bereich feindlicher Gewalt. In der neueſten Zeit hat aber die Wohlthätigkeit eines Bürgers von Trapezunt eine reiche Alpenquelle künſtlich in die Grotte hineingeleitet und durch das abfließende Waſſer eine neue Katarakte in langem Silberfaden über den Abgrund gebildet. Wie bei den nubiſchen Felſentempeln bildet eine in die Wand des Hintergrundes hineingemeißelte viereckige Höhlung das Schiff der Kloſterkirche, an der man nur die Apſis (das Halbrund des Presbyteriums) mit einem kleinen Kuppelthürmchen künſtlich angebaut, ſo daß die Andächtigen das Antlitz nicht dem Innern der Niſche, wie zu Ybſambol, ſondern der Mündung und der gegenüberliegenden Bergwand zuwenden und die Sonne durch das matte Glas der byzantiniſchen Fenſter bricht. Das Innere des Schiffes iſt auch bei hellem Tage ohne künſtliche Beleuchtung dunkel, und die alten Fresken auf der rauchigen ſtaubkruſtigen Tempelwand, im zierlichen Styl des vierzehnten Jahrhunderts (1360 n. Chr.) ausgeführt, waren den frommen Vätern ſelbſt eine Neuigkeit; wir haben ſie bei dieſer Gelegenheit zuerſt entdeckt. Alexius III., ſein Sohn Manuel III. und der im Frauenkloſter Theoskepaſtos begrabene Baſtard Andronicus ſind als Wohlthäter und Reſtauratoren zierlich und mit Inſchriften zur Seite, in Lebensgröße und mit lebendigen Farben dargeſtellt.[1] Wenn die Abbildung des Höhlenkloſters neben dem Bilde

---

[1] Die groteske Dankbarkeit damaliger Mönche ließ den frühverſtorbenen Baſtard gegen den Wortlaut der Chronik als Imperator im kaiſerlichen Diademe glänzen.

Manuels ſeinem damaligen Zuſtande wirklich gleicht, war es freilich prachtvoller als gegenwärtig. Der Biſchof verlor über das lange Verweilen bei den trapezuntiſchen Fresken die Geduld und meinte, wenn ich ſolche Dinge liebe, könne er mir Beſſeres zeigen: das vom Evangeliſten Sanct Lukas eigenhändig gemalte Conterfei der Panagia und den Cyclus neuteſtamentariſcher Darſtellungen auf der Außenſeite des Halbrundes. Letztere waren ein ekelhaftes rohes Gepinſel dürrer Byzantiner Heiligen und des ſtruppigen abgemagerten Salvators in cappadociſchem Kirchenſtyl, widerlich und peinlich anzuſehen. Der Anblick dieſer Fratzen und die langen Auslegungen des Biſchofs waren gleich unerträglich, und ich bat, er möge uns doch endlich zum wunderwirkenden Conterfei der Panagia bringen. Man brannte zwei neue Lichter an und holte das Bild aus dem Adyton hervor. Ich erſchrack nicht wenig über Sanct Lukas' Künſtlertalent. Ein byzantiniſches Farbengekleckſe auf Holz, im gewöhnlichen Mönchsſtyl, ungefähr eine Spanne hoch und durch die unzähligen Huldigungen der Andächtigen, faſt bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, würde, mit Verlaub zu ſagen, bei unſern Kunſtrichtern nicht ohne große Mühe, als Produkt der ſchönen Zeit griechiſchen Geſchmackes gelten. „Hierin", meinten die Mönche, „liege aber der ſtärkſte Beweis für die Aechtheit des Werkes und ſein hohes Alterthum." Eine ſilberne Einfaſſung in getriebener Arbeit, von einem trapezuntiſchen Meiſter des ſiebzehnten Jahrhunderts verfertigt, ſchmückt das Palladium von Sumela. Man kann wohl denken, daß wir uns in Gegenwart der Mönche weder laute Zweifel, noch ſonſt eine unſchickliche Bemerkung über das Bild erlaubten. Die Grotte lebt ja vom Kredit dieſes Gemäldes, eigentlich der „Heuſchrecken-Madonna“ zum Schutz der umliegenden Landſchaften Anatoliens wider das gefährliche Inſekt, aber auch der Helferin wider Fieber, Unfruchtbarkeit und Noth und Bedrängniſſe aller Art für Chriſten und Muhammedaner ohne Unterſchied. Aus ganz Kolchis, aus Paphlagonien, Cappadocien und Armenien kommen Pilger, oft in Karavanen, zur Mirjem-ana (Mutter Maria) im Gebirge, beten an und bringen Opfer dar. Wir ſelbſt ſahen am zweiten Morgen, wie drei türkiſche Weiber aus dem zwölf Stunden entlegenen Baiburd, von ihren Anverwandten begleitet, tief verhüllt beim Frühgottesdienſt vor dem Ikonoſtaſium der Kloſterkirche auf dem Boden ſaßen, um in ihrem Anliegen unter Beiſtand der pſallirenden Mönche die Fürſprache der Mirjem-ana beim Herrn des Weltalls zu erlangen. Während der geheimnißvollen Verwandlung der Subſtanzen und während der Prozeſſion des Sakramentes, wurden die „Ungläubigen“ jedesmal durch einen Mönch hinausgeführt, das Evangelium aber ward noch beſonders, und zwar im feierlichſten Accent, zwiſchen zwei brennenden Wachskerzen über den Häuptern der ſitzenden Muhammedanerinnen abgeleſen. Der Biſchof glaubte aber zu bemerken, daß die türkiſchen Weiber, ihrer Verhüllung und ihrer Nöthen ungeachtet, gar zu aufmerkſam nach den derben Kloſterbrüdern ſchielten, und rief ihnen mitten unter der feierlichen Handlung mit ſtrafenden Worten laut vom Sitze herüber: „Schlaget die Augen nieder! Schauet nicht die Männer an!“

Von den ſechzig durch Sanct Lukas gemalten Bildern der ſeligſten Jungfrau ſind nach dem frommen Glauben der morgenländiſchen Kirche nur drei Originale bis auf unſere Zeit gekommen, aber natürlicher Weiſe alle drei auf dem Gebiete der griechiſchen Orthodoren aufbewahrt. Das erſte und berühmteſte wird im großen Höhlenkloſter (*Μέγα Σπήλαιον*) auf Morea gezeigt, Kloſter Kykkos auf Cypern hat das zweite, das dritte aber und zwar die Lieblingsarbeit, die der heilige Maler auf ſeinem irdiſchen Wandel beſtändig mit ſich herumtrug, iſt eben die wundervolle „Heuſchrecken-Madonna“ von Sumelas, der luſtigen und ſchönen Einöde des kolchiſchen Amarantenwaldes. Die Legende erzählt ausführlich, wie dieſes koſtbare Ueberbleibſel aus der erſten Zeit des Chriſtenthums durch beſondere Fügung Gottes allen Zufällen glücklich entrann, wie es nach St. Lukas Hinſcheiden zu Theben in Böotien von ſeinen Erben nach Athen gebracht und daſelbſt bis zum vollſtändigen Siege des Chriſtenthums unter Theodoſius nicht ohne viele und bedeutende Mirakel in einem beſonderen Gotteshauſe hinterlegt und von der gläubigen Gemeinde der Theſeusſtadt als der kräftigſte Talisman gelobt und geprieſen wurde. Aber um die Zeit des benannten Imperators verließ das Bild ohne menſchliches Zuthun ſeine Tempelwohnung an der Akropolis und wanderte, von Engeln getragen, durch die Wolkenhöhe morgenwärts bis in die liebliche Waldeinſamkeit ober Trapezunt, hatte aber vorher zwei fromme Jünglinge, Sophronios und Barnabas von Athen zu gleicher Wanderſchaft nach Kolchis eingeladen. Myſtiſchem Zuge folgend entdeckten die beiden Athenäer an den Quellen des Pyrites, mitten unter Laubwald und Waſſerfällen, ferne von aller menſchlichen Wohnung, die hohe Felſengrotte und auf einem Steine ruhend das entflohene Bild. Die Grotte ward erweitert, eine Kapelle hineingebaut und Hütten errichtet für die beiden Einſiedler aus Athen. Das war, ſagt die Legende, der Anfang des Höhlenkloſters der Panagia von Sumelas, das bald an Größe, Reichthum und Mirakeln wuchs. Keine Gegend in der Welt eignet ſich aber auch beſſer zu einer Wallfahrtsſtätte und zu gläubiger Stimmung des Gemüthes, als dieſe ewiggrüne und zaubervolle Wildniß am kolchiſchen Melasberge.[1]

---

[1] *Τὸ ὄρος τοῦ Μελᾶ.* Sonderbar genug heißt das innerſte Gebirge im Sellrainthale in Tirol ebenfalls Melas. Die beiden ohne Unterſchied gebrauchten Formen Melas und Sumelas entſprechen dem Doppelnamen Meru und Sumeru des indiſchen Götterberges.

Indeſſen ſind, wie der verſtändige Leſer wohl ſelbſt merkt, dieſe Nachrichten über erſte Begründung und frühere Schickſale des Höhlenkloſters nur unbeglaubigte Sagen und fabelhafter Legendenkram. Zuverläſſiges beginnt erſt um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Vorher war es der feſten Lage ungeachtet öfter feindlicher Gewalt erlegen, verbrannt, Generationen lang verlaſſen, bald durch Privatwohlthäter, bald auf gemeine Koſten des byzantiniſchen Lokalregiments in Trapezus wieder hergeſtellt, bis es endlich durch den frommen Großcomnen Alexius III. (1360) gleichſam von neuem aufgebaut, finanziell gemehrt und in Rechten und Beſitz legal und bleibend geordnet wurde. Das Wunderbild hatte unter dieſen Umſtänden freilich auch ſeine Schickſale. Im zwölften Jahrhundert brachen die Turkmanen ein, verbrannten Gotteshaus und Kloſter und wollten vor Allem St. Lukas Pinſelwerk vernichten. Sie warfen es ins Feuer, aber wie es in ſolchen Fällen allzeit geſchehen iſt, das Feuer brannte nicht; ſie zerhackten es, konnten es aber nicht zerſtören; nur zeigte mir der Biſchof noch die Wunde von der turkmaniſchen Streitart im Geſichte des Bildes; zuletzt warfen ſie es ins Waſſer (natürlich in den Pyrites), aber das Waſſer trug es nicht fort und am Ende haben es fromme Leute wieder herausgezogen und von neuem in die Grotte gebracht, wo es alle Stürme Anatoliens überlebend jetzt noch in Nöthen der benachbarten Völkerſtämme hülfreich wirkt und durch ungeſchwächten Kredit neben der Fülle geiſtlicher Gnaden den Mönchen gutes Gewerbe und reichliche Nahrung ſchafft. Allein die Grottenleute in ihrem frommen und verſtändigen Sinn begnügen ſich nicht mit ſegenvoller Beglückung von Kolchis und ihrer nächſten Umgebung, ſie möchten auch den entfernteſten Völkern anatoliſchen Bekenntniſſes ohne Koſten und Mühe langer Pilgerſchaft zum vollen Genuſſe der myſtiſchen Schätze verhelfen. Kloſterbrüder, mit rohen Kopien des Mirakelbildes verſehen, betteln und ſtreifen durch ganz Kleinaſien, durch Rußland und die Donaufürſtenthümer, um geiſtliche Sumelasgnaden gegen klingende Münze einzutauſchen. Ein ſolcher Geldmönch ward einige Jahre vor meiner Ankunft zu Cäſarea in Cappadocien ermordet und ausgeplündert: der Mann hatte 40,000 türkiſche Gruſch (10,000 Franks) zuſammengebracht und wollte nun die reiche Ernte durch Anatolien bettelnd in die gottgeſegnete Höhle bringen. Den größeren Theil des geraubten Gutes erhielt man nach langen Unterhandlungen, während meines Aufenthaltes in Trapezunt zurück.

Ungleich weniger Profit als St. Lukas Malerei, gewährt ein Stück Holz vom Kreuze Chriſti. Dieſes koſtbare Ueberbleibſel hat der Großcomnen Manuel III. (1390—1420) aus der kaiſerlichen Schatzkammer nach Sumela geſchenkt, wie auf dem Silberſchrein der Einfaſſung in ſechs jambiſchen Trimetern geſchrieben ſteht. Jeden erſten Monatstag wird mit dieſem geſegneten Holze Waſſer geweiht und gegen mäßige Vergütung an die Gläubigen überlaſſen, vertheilt oder ausgeſprengt.

Nach dieſer Muſterung der geiſtlichen Schätze und der Lage des Kloſters im Allgemeinen, gingen wir mit dem Biſchofe in ſeine Wohnung hinauf, in welcher bald nachher der Abt in Geſellſchaft zweier Mönche mit der Goldbulle Alexius III. erſchien. „Da ſey nun der ſchwarz, roth und blau überſchriebene Fetzen, dem zu Liebe ich ſo weit hergekommen ſey und ſo viel Geld verſplittert habe!" Es war das erſte Dokument dieſer Art, welches mir je zu Geſicht gekommen, und die Väter konnten die Haſt nicht begreifen, mit der ich es aufrollte, die ſechs Zoll hohen Porträte des Imperators und ſeiner Gemahlin Theodora, in ſchönſter Farbenpracht, mit Diadem und Purpurkleid, betrachtete und den in kalligraphiſchen Schnörkeleien wunderbar verſchlungenen Text zu leſen verſuchte. Die Rolle beſtand aus Seidenpapier und hatte etwas über einen Fuß in der Breite, aber achtzehn bis zwanzig Fuß in der Länge. Die beweglichen Goldſiegel unterhalb der fürſtlichen Bilder waren, man weiß nicht ſeit wann, verſchwunden, zwiſchen den Zeilen weite Räume und die Accente beſonders lang und deutlich ausgedrückt. Und doch hatte die Leſung ſolche Schwierigkeiten, daß zum Entziffern und Kopiren der Satzbildungen oder Zeilen der Bulle, wohl fünf bis ſechs Tage nöthig ſchienen. Zum Glück lag aber eine von den vier Patriarchen des Orients und anderen Kirchenfürſten eigenhändig beglaubigte Doppelkopie in gewöhnlicher Curſivſchrift bei; aber die Mönche gönnten kaum die Zeit, den Inhalt nur flüchtig durchzuſehen, und wie ich erſt noch Miene machte, die vidimirte Kopie mit dem Original zu vergleichen, verloren ſie beinahe die Geduld und wurden am Ende noch anzüglich über die „ſonderbaren Launen der Franken", die auf ſolche alte Papiere unverhältnißmäßigen Werth legen. Ich gab dem Abt die Bulle zurück und ſagte ganz ruhig, aber auf türkiſch: ***Kara basch ne söjlersin senün aklün dairesinden tschikti firenk semtlerinde bu schei hem ekmek hem ikram verir,***[1] d. i. „Mönch, was redeſt du? Du biſt nicht recht bei Troſt! In den Frankenländern verſchaffen uns ſolche Dinge Brod und Ehren." Eine leichte Röthe flog dem Abt über das Geſicht und die Sitzung hatte für diesmal ein Ende. „Nachmittag wolle er mich in die Bücherkammer führen." Die erſte Neugierde war befriedigt, aber weiter noch nichts gewonnen und vorausſichtlich bedurfte es neuer Inſtanzen und verlängerten Aufenthalts in der Grotte, bis die tückiſchen, rohen und von allerlei Verdachtsgründen bethörten Mönche eine

---

[1] Wörtlich überſetzt würde der erſte Satz folgender Weiſe lauten: „Schwarzkopf, was redeſt du? dein Verſtand iſt aus ſeinem Ringe hinausgeſprungen."

Abſchrift ihrer Goldbulle zu nehmen erlaubten. Wir beriethen uns gemeinſchaftlich über die Mittel, die faulen und böswilligen Schwarzköpfe zu unſeren Gunſten zu ſtimmen, hatten aber nur geringe Hoffnung. Eine Verhandlung über den wichtigſten Gegenſtand der Staatspolitik mit dem Pfortenminiſterium zu Stambol erfordert kaum größeren Aufwand von Geduld und Kunſt als unſere jämmerliche Angelegenheit in Sumelas, weil die morgenländiſche Procedur im Kleinen wie im Großen auf derſelben Maxime beruht: Abſolute Unthätigkeit und unbedingtes Verneinen jedes Petitums. Dieſe Kunſt verſteht hier Jedermann, und der Europäer mit ſeiner Haſt, ſeinem enthuſiaſtiſchen Erfaſſen eines Gedankens, ſeiner civiliſirten Eitelkeit und ſeinem Gemüthe iſt unter dieſen Leuten allenthalben im Nachtheil. Indeſſen meldeten wir uns nach der Mönchsſieſta in der Abtei, fanden aber den Vorhang vor der Thür herabgelaſſen, zum Zeichen, daß der Igumenos noch ſchlafe. Erſt das drittemal war das Velum aufgerollt und ließ uns der Kammerdiener ein, aber es dauerte lange bis wir den gähnenden Abt in Bewegung brachten. In der Steinwand neben der Kapelle, etwa zwölf Fuß über der Grundfläche, iſt eine geräumige Kammer künſtlich ausgehöhlt, fenſterlos und nur mit einer eiſenbeſchlagenen Thüre verſchloſſen, zu der man auf einer tragbaren Leiter hinaufſteigt. Hier war die Kloſterbibliothek. Erſt oben auf der

Leiter bemerkte der Abt, daß er in der Schlaftrunkenheit den Schlüſſel vergeſſen hatte; er wendete ſich um und warf uns einen Blick zu, der vernehmlich ſagte: Seht nur, welche Laſt ich euretwegen habe. Zugleich befahl er in ſtummer Geberde einem vorübergehenden Kloſterbruder den Schlüſſel zu bringen, ſagte aber in der Zwiſchenzeit ſelbſt auf unſere höflichſte Entſchuldigung kein Wort. Wir wollten aber nun einmal fein und diplomatiſch ſeyn und ertrugen das rohe Benehmen des kolchiſchen Mönches mit Reſignation. Wie die Thüre offen war, ſetzte er ſich verdrießlich auf die hölzerne Truhe mitten in der Kammer und ſah ſchweigend zu, wie wir von den zerſtreut auf dem Boden herumliegenden Handſchriften eine nach der andern aufhoben und wieder auf die Seite legten. Im Ganzen zählten wir nahe an zweihundert Bände, größtentheils Druckſchriften aus Europa, für uns ohne Werth; aber auch die wenigen Manuſcripte waren nicht von Belang, und von hiſtoriſchen Compoſitionen aus der Kaiſerzeit, um die es uns hauptſächlich zu thun war, überall keine Spur. Unwillen, Verdruß und Reue über vergebliche Arbeit und verlorne Mühe, hätten beinahe das Gleichgewicht deutſchen Phlegmas geſtört. „Lebt ihr denn ganz und gar nur wie die vierfüßigen Thiere in Maſtung und Gebrüll, ohne alle Neugierde, ohne alle Forſchung was früher war und welche Schickſale eure Grotte und das weiland chriſtliche Land der Trapezuntier hatte?" Der Abt nahm dieſe Frage gar nicht übel, öffnete die Truhe, hob eine ungebundene Druckſchrift in Quarto heraus und gab ſie mir als Xenium mit der Bemerkung, hier ſey Alles beiſammen, was man von alten Zeiten her und aus jetzt nicht mehr vorfindigen Codices über das trapezuntiſche Reich und das heilige Kloſter wiſſe. Voll Neugierde was etwa der Inhalt ſey, machten wir der fruchtloſen Bücherſchau ein Ende und begleiteten den Abt in ſeine Wohnung, um dann allein und ungeſtört die Kunſt ſumeliotiſcher Hiſtoriographie zu unterſuchen. Die Analyſe dieſes vor etwa ſiebzig Jahren, zum Gebrauch der Brüder verfaßten Kirchen- und Wallfahrtsbuches, gehört nicht hieher. Nur war es eine höchſt angenehme Ueberraſchung darin den correkten und von einem Athosmönch mit großer Sorgfalt veranſtalteten Abdruck der langen Goldbulle zu finden, von deren Original uns der Unverſtand der Grottenleute kaum eine flüchtige Durchſicht geſtatten wollte. In der Hauptſache war es ſo viel, als wenn wir die Urſchrift ſelbſt abgeſchrieben hätten — eine weſentliche Förderung unſerer Zwecke — ohne der zerſtreuten Notizen, Citate und Sittenzüge der mönchiſchen Compilation zu gedenken. Längerer Aufenthalt ſchien jetzt nutzlos und wir beſchloſſen am andern Morgen nach dem Gottesdienſt die Grotte zu verlaſſen und mit unſerer Beute und unſeren Erinnerungen wieder nach Trapezunt zurück zu reiten. Schon um Mittag waren feuchte Nebeldünſte vom ſchwarzen Meere her in die Berge gezogen und hatten ſich regenträufelnd über die Schlucht gelegt. Mit dem Lichte war zugleich ein großer Theil des Waldzaubers verſchwunden, und was uns am Morgen noch ſo reizend ſchien, flößte uns Abends die tiefſte Schwermuth ein. Die kalte Atmoſphäre, die Bergenge und ſelbſt der fahle naßgrüne Tagesſchimmer gaben jetzt der Kloſterniſche etwas Unheimliches und Gemüthbedrückendes. Ja das Loos eines europäiſch geſitteten Menſchen, in dieſe Oede und beſonders unter dieſe Menſchen verbannt zu ſeyn, ſchien uns — o des wankelmüthigen Sinnes — nur mit den Qualen des gefeſſelten Prometheus zu vergleichen! Wir glaubten uns wirklich an das Ende der Welt, in das unwirthliche Felſengeklüfte des ſcythiſchen Kaukaſus verbannt.

Χθονὸς μὲν εἰς τηλουρὸν ἥκομεν πέδον
Σκύθην ἐς οἶμον, ἄβατον εἰς ἐρημίαν.

Aber mehr noch als die Oede und die froſtigen Lüſte flößten uns die Bewohner der Höhle und ihr unhoſpitaler Sinn peinliche Empfindungen ein. Die Mönche von Sumela ſtehen eben ſo weit in der Großartigkeit der äußern Erſcheinung als in der Menſchenfreundlichkeit, im feinen Ton und beſonders in der ſtrengen Zucht und im ſittlichen Anſtande hinter den Hagion-Oros-Vätern zurück. Sumelas iſt ein freies Kloſter mit jährlicher Vorſtandswahl und — wie es ſcheint — mit wenig geordneter und laxer Disciplin.

Ein Wort des exilirten Biſchofs, das man im Orient ohne Arges zu denken in beſter Geſellſchaft ſpricht, bei uns aber mit Schicklichkeit nicht überſetzen darf, beſchrieb deutlich genug, wie dieſe kolchiſchen Waldbrüder und Küſter der engelreinen Panagia das Einſiedlerleben am Pyrites verſtehen.

„Es iſt wahr,“ ſagte der derbe Deſpotis, „dieſe Mönche eſſen keine gekochten Fleiſchſpeiſen, ἀμμὰ τρῶνε κρέας ἄβραστον.“ — Das iſt ächt anatoliſch orthodoxer Tempelwitz!

Zu meiner Zeit waren gegen dreißig Brüder eingeſchrieben, großentheils aus den Provinzen Chaldia, Cheriane und den umliegenden Hochthälern der alten Makronen gebürtig, Leute mit viereckigem Mund, viereckigem Kinn und knochigem grazienloſem Körperbau ohne alle Amönität des Geiſtes; ungehobeltes Volk einer großen Bauernwirthſchaft, das ſich nicht einmal in der Kleidung vom gemeinen Haufen unterſchied. Die Wenigſten trugen ihre obligate ſchwarze Mörſermütze und den faltigen Ueberwurf; das rothe Fes, die weiße Filzkappe der Turkmanen mit ſchwarzem Turban, weite Pantalons aus farbigem Zeug und eine Art Paletotſack aus blauem Tuch nach Geſchmack und Vermögen, aber unſauber und grindig, ſahen wir ſelbſt beim Gottesdienſt. Eine ſogenannte Trapeza oder gemeinſchaftlicher Speiſeſaal wenigſtens für feierliche Gelegenheiten, beſteht auf Sumelas nicht, jeder lebt für ſich, ißt auf ſeiner Stube, oft zwei, drei in gemeinſchaftlicher Oekonomie, ſehen ſich nur im Rathszimmer und am Pſalmenchor. Aber wie? denkt hier etwa ein frommer Leſer, gibt es denn an dieſen Dienern Gottes und der Panagia von Sumelas gar nichts Gutes anzurühmen? Sollen wir immer nur von ihrer Ungeſchliffenheit, Ungaſtlichkeit und Unwiſſenheit, von ihren Tücken, ihrer Unempfindlichkeit für die Naturſchönheiten der Waldöde, ihrem Mangel an Einheit, Disciplin und Sitten hören? — Ach nein! Wir ſind nicht parteiiſch, wir ſehen auch das Gute und bekennen gerne, daß die Sumelaväter — ſey es Frucht der Uebung oder der Alpenlüfte — insgeſammt vortreffliche Lungen haben. Ein Mönch, noch jung, lang, hager und mit einem täuſchenden Fuchsgeſicht, wiederholte beim Frühgottesdienſt — wir zählten genau — zwanzigmal ohne Athem zu ſchöpfen oder abzuſetzen ſein Kyrie eleyſon. Wo hätten lateiniſche Mönchslungen des Occidents auch bei aller Nachhaltigkeit und Anfeuchtung ſolche Energie?

Die zweite Nacht war erquickender und ungeſtörter als die erſte, weil der Reiz der Neuheit beiderſeits geſättigt und wir insbeſondere mit den Früchten der Pilgerſchaft nicht ganz unzufrieden waren. Am dritten Tage früh nach dem Offizium begrüßten wir den Abt und den Biſchof, vertheilten für die ſehr mäßige Bewirthung auch ſehr mäßige Geſchenke und verließen noch vor ſieben Uhr die Grotte mit etwas veränderten Geſinnungen als wir gekommen waren. Noch ein Tag länger hätte den Krieg gebracht; beide Parteien waren geſpannt, und der Franke mit dem Byzantiner kann ohne Selbſtverläugnung nur kurze Zeit in Frieden leben. Die eiſerne Pforte ſchloß ſich hinter uns und wir eilten fröhlichen Muthes über die Baumſtiege zur St. Barbara-Kapelle und den Stallungen herab, wo wir die Agogiaten mit den noch immer erſchöpften Pferden fanden. In zwanzig Minuten raſchen Ganges auf ſchön gebahntem Pfade durchs Haſelgebüſch waren wir wieder an der Brücke des Pyrites, wo uns ein andächtiger Client noch einmal das Bild der Panagia Hodegetria gegen kleinen Lohn zum Abſchied entgegenhielt. Die Sonne rang mit den wäſſerigen Pontusnebeln, wir aber blickten aus der Tiefe noch einmal hinauf zur romantiſchen Klauſe in der Felſenwand und ritten voll Gedanken über den uns Europäern überall feindſeligen Genius von Byzanz auf dem vorigen Wege nach Trapezunt zurück.

V.

Küſtenfahrt nach Keraſunt.

Das melancholiſche *Colchicum autumnale* — die Herbſtzeitloſe mit der Safranblüthe — und der Spätflor der gelben Amaryllis am Strandriff bei Calanoma mahnten nicht weniger dringend als die ausgedorrten Maisſtengel und die herbſtlichfahlen Blätter der Gartenbäume an den flüchtigen Sommer, an das Herannahen der Pontusſtürme und an die Nothwendigkeit der Heimkehr in das Winterlager am Bosporus. Zwei volle Monate waren ſeit meiner Ankunft in Kolchis vergangen; ich hatte die Hauptſtadt und ihre nächſte Umgebung mit einer Sorgfalt und Ausdauer unterſucht wie kein anderer vor mir; ich war eine ſtarke Tagreiſe weit in das Innere gedrungen und wiederholt und mit erneuter Luſt über die „ſanften Schwellungen“, durch das immergrüne Geſtrüpp der waldigen Höhenzüge innerhalb der maleriſchen Curve von Trapezunt geſtreift; ich hatte die Mappe mit Umriſſen gefüllt, die Phantaſie mit neuen Eindrücken geſchwängert und dem Gemüthe zugleich eine Fülle vorhin nicht gekannter Genüſſe bereitet. Aber ich hatte von den geſchichtlich berühmten Städten des groß-comnen'ſchen Reiches Trabiſonda allein geſehen. Tripolis und beſonders das kirſchenreiche Keraſunt lagen freilich im Sinne, aber bis zu letzterem, ſagte man mir, betrage die Entfernung von Trapezunt zu Lande ſechsunddreißig gutgezählte Stunden, was einen bedeutendern Aufwand von Zeit und Geld zu fordern ſchien, als jetzt noch zu leiſten räthlich war. Die kurzen Tage, die Herbſtregen, die angeſchwollenen Waldſtröme und die wilden ungaſtlichen Sitten der von Fremden nur ſelten beſuchten Kolchier dieſes Strandes waren verſtärkte Gründe des Unternehmens nicht weiter zu gedenken. Der Seeweg hätte allerdings die meiſten dieſer Unbequemlichkeiten entfernt, aber das Dampfſchiff legt zwiſchen Trabiſonda und Konſtantinopel nur bei Samſun und Sinope an, und ein eigenes Fahrzeug zu miethen, an der Küſte hinzuſtreichen und zu landen wo und wann es gefiele, wie einſt Clavigo (1403), Tournefort (1701) und unlängſt (1836) Hamilton, die unter mächtigem Schirm und mit großen Zuthaten ausgerüſtet nach Kolchis kamen, wäre für Unterſuchungen meiner Art allerdings der bequemſte und geeignetſte Weg, fiel aber leider zu weit über die Gränzen eines Reiſenden hinaus, der nur ſeinen geringen Privatſparpfennig in der Taſche fand. Ich hatte nämlich, ohne nur Jemand zu fragen, Alles nach den Preiſen der Schiffe am Nil, an der phöniciſchen Küſte und im ägäiſchen Meere berechnet und in Folge dieſes Calcüls dem Wunſche nach Keraſunt zu gehen ſchon längſt entſagt. Die Papiere mit einem Theil der Effekten waren bereits gepackt, auch Abſchiedsbeſuche waren ſchon gemacht und drei Tage ſpäter wollte ich die Rhede von Trapezunt verlaſſen, als die zufällige Bemerkung des früher beregten Don Ovanes, „es gehen jede Woche öfters Barken nach Keraſunt und von dort nach Traboſan zurück und die Perſon zahle nicht über zehn Gruſch (1 Gulden C. M.) an Fracht", der Sache eine andere Wendung gab. Ich machte mir ſelbſt die größten Vorwürfe über die verſäumte Gelegenheit Pontiſch-Tripoli, die maleriſchen Küſtenorte, die zweite Hauptſtadt des Reiches und ihr feſtes Schloß und die prachtvolle Waldregion des Strandes um geringes Geld und mit leichter Mühe zu ſehen. Welche Sorgloſigkeit! Voll Unruhe, Reue und Verlangen das Verſäumte nachzuholen und die romantiſche „Kirſchenſtadt" zu betreten, aber auch verführt durch den wolkenloſen Himmel und die geſunden Morgenlüfte —

O matutini rores auraeque salubres!

gab ich plötzlich, wie Cüſtine an der Newa, den Gedanken an die Heimkehr auf und beſchloß zuvor noch das Wageſtück nach Keraſunt zu unternehmen, und zwar auf eigener Barke zu größerer Ehre und Bequemlichkeit. Denn für einen Franken, meinte das ſpekulirende Publikum von Trapezunt, ſchicke es ſich nicht, unter dem Haufen gemeiner Geſchäftsleute und für wenige Gruſch nach Keraſunt zu fahren, auch ſey gerade jetzo nichts von den gewöhnlichen Küſtenfahrzeugen zu vernehmen. Ich verſtand wohl was man wollte, und fragte wie viel etwa ein türkiſcher Fährmann für die Mühe verlangen könnte? Unter 300 Gruſch (30 Gulden C. M.), hieß es, würde wohl nichts zu erlangen ſeyn, da dieſen Preis Jedermann bezahle. Don Ovanes indeſſen verſicherte insgeheim, die Taxe für einen Einheimiſchen überſteige auch in ſolchen Fällen nicht 60 Gruſch. Don Ovanes war nicht nur ein eifriger Seelenhirt, Don Ovanes kannte auch die Preiſe irdiſcher Dinge mit derſelben Genauigkeit und mit demſelben praktiſchen Blick und chriſtlichen Sinn, mit dem er das Himmliſche bemaß. Mit Unterhandeln, neuen Bedenken und Zweifeln waren zwei ſchöne Tage verloren, am dritten trübte ſich das glänzende Himmelblau, und mit ihm der entſchloſſene Muth. Eine offene Barke! Das unheimliche ſchwarze Meer! Die ſpäte Zeit! Wäre es nicht räthlicher, das Vorhaben dennoch aufzuſchieben? Vielleicht treiben mich Unruhe und Verlangen nach friſchen Eindrücken noch einmal ins kolchiſche Land, vielleicht komme ich dann beſſer ausgerüſtet, vielleicht gar zur Maiblüthe- oder Kirſchenzeit und ſtreiche dann mit Gemächlichkeit und Eleganz an der romantiſch bewaldeten und lieblich geſchwungenen Küſte noch über Keraſunt hinaus, bis gegen Unieh und den waldreichen Erz-Diſtrikt Chalybia? Herr v. Gherſi war klüger und rieth nicht zu verſchieben, was jetzt ſo leicht zu vollbringen ſey; es wäre überhaupt verſtändiger, ein paar Wochen länger im Pontus zu bleiben als auf nochmalige Wiederkehr aus ſo großer Entfernung ſeinen Plan zu ſtellen. Zugleich ward eilig für einen türkiſchen Reiſeſchein, für einen gräco-türkiſch redenden Diener und für eine Barke geſorgt, die ich nur mit 170 Gruſch (17 fl. C. M.) für die ganze Tour zu bezahlen hatte. Am andern Mittag (8. Oktober) war Alles in Ordnung, aber im Augenblick der Abreiſe ſchlug das Wetter um, der Wind war entgegen, der Himmel düſter, das Meer ſtürmiſch, es regnete die ganze Nacht und auch noch am Morgen in Strömen und ohne Pauſe: Was ſoll aus der Reiſe werden? Doch war das Meer ſchon in der Frühe des andern Tages minder bewegt, und bis wieder Mittag kam, blies der Wind vom Phaſis her, flohen die Wolken und hing die Herbſtſonne wieder klar und warm über dem Waſſerſpiegel. Wir eilten mit unſerem kleinen Vorrath an Brod, Wein, Oliven und kalter Küche vom Conſulat den Felſenpfad hinab zum Riff, wo die Felucke hielt, und ſtrichen, von leiſem Hauch aus Oſt getrieben, nach ein Uhr wohlgemuth an der Citadelle von Traboſan vorüber gegen Keraſus. Die Eile, mit der wir zu Schiffe gingen, erſparte uns die

Koſten eines türkiſchen Kawaſſes, den uns der Paſcha zu größerer Sicherheit als Begleiter zugedacht. Die Felucke hatte zwar einen beweglichen kurzen Maſt mit einem Segel, aber kein Verdeck, es war gleichſam ein offenes Fiſcherboot mit vier Türken, die zuſammen ſechs Ruder führten, zugleich aber auch ſo beſchränkt, daß ich mit dem einzigen Diener kaum genügend unterkam. An Bewegung war da nicht zu denken; wir mußten ruhig auf einem Punkte liegen oder ſitzen bis ans Ziel, was im Vergleiche mit den weiten Sälen und luſtigen Promenaden der Dampfverdecke doppelt läſtig ſchien. Zu beiden Seiten war das Bodenloſe nahe am Geſicht und jedesmal ergriff mich heimliches Grauen, wenn ich über den ſchmalen Rand in den Schaum des dunkelgrünen Waſſers blickte. Wir waren der Macht des Zufalls heimgegeben, und in Sachen des Zufalls darf man doch mißtrauiſch und ſkeptiſch ſeyn? Drohendes Gewölke hing zwar jetzt ſchon unbeweglich über dem Waldgebirg am Rande des Horizonts, aber ſo lange die Sonne ſchien und der Wind, wenn auch ſchwach, doch günſtig aus Oſten blies, konnte ſelbſt der Binnenländer und unvertraute Gaſt des Pontus noch ruhig ſeyn. Wie wir aber der Golfſehne folgend gegen ſechs Uhr Abends an das andere Ende der trapezuntiſchen Curve und in die Nähe des ſchroffen, buſchbewachſenen, wilden Vorgebirges Hieron-Oros kamen, die Sonne ſank und die Schatten fielen und die Wolken oder dem Walde ſich in Bewegung ſetzten und langſam gegen die See herunterſtiegen, ergriffen allmählig bangere Gefühle das Gemüth. Wir ſahen vorüberſteuernd die Steilwände, die ſchwarzen Hohlſchluchten, die Gießbäche und die Wälder des langgezogenen Strandgebirges in zweifelhaftem Licht. Das einbrechende Dunkel lieh den Bergen rieſenhaftes Maß und trüb umflort hing hinter uns am Firmament der Mond. Um Mitternacht war das Gewölke bis zum Waſſerſpiegel herabgeſunken, die Atmoſphäre eingehüllt, der Wind ermattet, bald entgegen und aus Weſten blaſend, unter der Waſſerfläche hallte es dumpf und langdröhnend im Berggeklüfte und die widerliche aus frühern Zeiten wohl verſtandene Bewegung der Waſſerfläche verrieth Südluft und nahen Aufruhr der Elemente.

Tum sonus auditur gravior, ...
Frigidus ut quondam sylvis immurmurat Auster,
Ut mare sollicitum stridet refluentibus undis.

Keiner ſagte ein Wort. Die Schreckniſſe des ungaſtlichen Meeres, die Nacht, ſelbſt das unbekannte Ziel, das Bodenloſe unterhalb, die gigantiſchen Schatten auf der Landſeite, die ungewiſſe, troſtloſe Leere auf der Waſſerfläche, und vom Tanais her die Fluth ſchwarzen Gewölkes mit graulichtem Rande eingefaßt, der gebrechliche Kahn, der verdoppelte weit ausgeholte Ruderſchlag und auf einmal der taktmäßig und dumpf tönende Gebetsruf der ſonſt allzeit ſtummen

Osmanli: *Alláh kuwwét versin! Alláh kuwwét versin!* (Gott verleihe Stärke) ſteigerten die Angſt und gaben zweifelhafte Gedanken: „Bricht der Sturm los, ſo muß uns die erſte Welle verſchlingen oder ſie ſchleudert den Kahn gegen das Felſenriff! Wäre ich doch in Trapezunt geblieben oder hätte ich nur ein größeres Fahrzeug gemiethet! Ach die unzeitige Sparſamkeit! Und was findeſt du am Ende zu Keraſus? Etwa eine verwitterte Inſchrift, leere Mönchereien, vielleicht auch gar nichts, und um ſo ärmlichen Preis haſt du Alles auf das Spiel geſetzt!“ Zwei volle Stunden dauerte die Ungewißheit und die Qual. Um zwei Uhr Morgens fiel Regen, die Luft wurde eiſig kalt, wir hatten weder Dach noch Licht, noch konnten wir uns von der Stelle rühren und der Wind blies uns neben dem Pontusgiſcht auch noch den Regen ins Geſicht. Die Lage war unbequem und in keinem Falle beneidenswerth. Ich hörte die Brandung am nahen Riff, das *Alláh kuwwét versin* tönte immer fort, bis aller Beängſtigung ungeachtet, endlich Mattigkeit und Schlaf ihr Recht geltend machten. Der Abgrund hat ſich nicht aufgethan, und wie der Morgen graute, waren wir im Hafen von Tripoli. Das Bild jener nächtlichen Pontusfahrt blieb dem Gedächtniß wohl eingeprägt. Durchnäßt und halb erſtarrt vor Kälte, ſchlaftrunken und etwas aufgeregt durch die Scene, gingen wir ins nächſte Kaffeehaus am Strande um auszuruhen, denn auch die Fährmänner, obwohl von erprobter Kraft, bedurften nach zwölfſtündigem anhaltendem Ruderſchlag der Raſt. Nur mit großer Mühe hatten ſie den Kahn gegen Wind und Welle um das „ſchwarze Vorgebirge“ herumgebracht. — Das Alles — ich weiß es wohl — läßt den Leſer kalt. Höchſtens ruft man aus: „Was iſt da zu klagen und wichtig zu thun? Er iſt dabei ja doch nicht umgekommen, nicht einmal die Barke ward zerſchellt! Und überhaupt: „*Que diable est-il allé faire dans la mer noire?*“ Wie kann er aber auch von München weglaufen, um in Oktobernächten auf einem Fiſcherkahn im ſchwarzen Meere herumzuſtreifen? Warum nimmt er nicht wenigſtens einen Dreimaſter zu größerer Sicherheit?“ Dieſe Vorſichtigen bedenken nicht, daß man um wöchentlich 6 Dukaten im ſchwarzen Meere noch keinen Dreimaſter miethen kann. Auch glaube ich gerne, daß es für den *homme blasé* allerdings abenteuerlicher und wirkungsvoller klänge, wenn ich erſt nach Zertrümmerung des Fahrzeuges im nächtlichen Sturm auf einer Planke neun Tage lang wie Ulyſſes von Wind und Strömung fortgetrieben nach Keraſunt gekommen wäre. Mir ſelbſt aber genügte das Maß der überſtandenen Noth, ſo wie die Sorge und der Gewinn. Viele werden nach ſolchen Widerwärtigkeiten kleinmüthig, andere aufrühreriſch und trotzig, wie die Kainiten Byron's in der Waſſerfluth. Uns blieb das Gleichgewicht im Grunde auch hier ungeſtört.

Zum Glück für die erſchöpften Ankömmlinge war das Kaffeehaus bei unſerem Eintritte ſchon in voller Thätigkeit, ein alter finſterblickender Osmanli verrichtete eben mit Inbrunſt ſein Morgengebet, während ein anderer am Kohlenfeuer den Labetrunk bereitete und den allmählig eintretenden Gäſten reichte. Die Morgenländer ſind ein frühaufſtehendes Geſchlecht, und als langſchlafender Occidentale hatte ich nicht ohne Verwunderung geſehen, wie ſich der kaum ſechzehnjährige Sohn des Agha von Tripoli um dieſe Stunde ſchon weit unterhalb des Herrenhauſes am Landungsplatze zu ſchaffen machte. Ein paar Taſſen vom heißen Getränke und die Wärme am Kohlenfeuer, hatten nach weniger als einſtündigem Ausruhen am Divan, das Gleichgewicht der Kräfte wieder hergeſtellt und der Diener war mit dem Vorweis ins Schloß gegangen wegen der Weiterreiſe. Nur der alte Türke blickte mich ſeitwärts und wildſcheu an, als wäre irgend ein Ungethüm in ſein Haus gekommen. „Es iſt ein Giaur aus Firingiſtan,“ ſagte er dann zum Nachbar, in der Meinung ich verſtehe es nicht, „kommt von Traboſan und iſt dieſe Nacht aus großer Gefahr entronnen, und doch betet er nicht. *Hakk giaur dür Allahi bilmez*, fürwahr ein Ungläubiger iſt er, kennt Allah nicht!“ Noch hatte ich nichts geredet, aber auf dieſes Wort rief ich dem alten Eiferer hinüber: „Mach deine Zunge nicht gar zu lange, ich reiſe mit des Weſirs Erlaubniß und verſtehe Alles was du ſagſt.“ „Sarar yok, ſchadet nicht,“ erwiederte er etwas weniger ungeſchlacht und ſah den Redenden genauer an, weil inzwiſchen etwas mehr Tageslicht durch das zerriſſene Fenſterpapier in die Stube drang, „aber iſt es nicht ſo, hat dich nicht Allah aus Gefahren gerettet und du beteſt nicht?“ — „Du biſt im Irrthum, ich bete ſo gut wie du, aber heimlich und im Herzen, wie es unſer „Buch“ das Evangelium (el-indschil) befiehlt.“ Zum Glück unterbrach ein mit dem Diener eintretender Kawaß des Begs von Tripoli den türkiſchen Dialog. „Der Beg ſey zwar abweſend in den Kupfergruben, aber der Stellvertreter wünſche den ihm empfohlenen Fremden aus Firingiſtan zu ſehen.“ Der Morgengruß war freundlich, aber kurz; dieſe Leute ſind überhaupt zu ideenlos und nach einer ſolchen Nacht iſt man auch nicht ſonderlich geſprächig und aufgelegt. Doch gab es im neugebauten Konak ſogar zwei Strohſeſſel zum Gebrauch für Franken, auch ein Frühſtück ward theilnehmend angeboten, die theuere Ehre aber unter Vorwand von Seekrankheit und Eile höflichſt abgelehnt. Doch ein Teller aromatiſch duftender Birnen ward nicht zurückgewieſen und wurde mit einem mäßigen Geſchenk an die Diener honorirt. Die Erlaubniß im Orte herumzugehen und die Gegend anzuſehen fand keine Schwierigkeit, und der Kawaß ging als Beſchützer mit. In dieſem Winkel von Kolchis iſt der Europäer noch eine große

Seltenheit, und einen Deutſchen hatte in Pontiſch-Tripoli bei Menſchengedenken noch Niemand geſehen. Zum Glück war die läſtige Neugierde im kleinen Städtchen bald erſchöpft, denn zu ſehen iſt in Tripoli nichts als die romantiſche Umrahmung, die natürlich ſchöne Lage, die wir auf der Rückkehr von Keraſunt bei günſtigerer Beleuchtung und freierem Sinn noch weit entzückender als auf der Hinreiſe gefunden haben. Mit welchem Gefühl der Ruhe und der Selbſtgefälligkeit wir von den dichtbebuſchten Waldhöhen auf den Waſſerſpiegel niederblickten! Mit welchem Auge wir die Vorgebirge im Oſten maßen, wo die Elemente verwichene Nacht rieſig, finſter umhüllt und drohend wie die Eumeniden an uns vorüberzogen! Jetzt gefiel ſelbſt dem Himmel unſere Fröhlichkeit, die Wolken theilten ſich, das tiefſte Azurblau erſchien am Firmament ober der Waldpyramide und ein friſcher Hauch vom Phaſis her trieb die Barke ſchon um acht Uhr Morgens wieder aus dem Hafen von Tripoli. In gerader Linie hatten wir nicht mehr als zehn Stunden nach Keraſus und hofften bei mäßiger Gunſt der Elemente noch vor der Abendzeit ans Ziel zu kommen. Doch gegen Mittag, am Cap Zephyrium, erſtarb die Macht des Windes, die Segel ſanken ein und die Armſehnen der Osmanli waren ohne Schwung. Allah hatte noch keine Kraft verliehen. Indeſſen ſahen wir im Nebelgrau der Ferne die Burgruine und bald auch die von der ſtumpfen Kegelſpitze ſteil zum Strand herabziehende Schloßmauer von Keraſus. Aber ein Dämon hielt die Barke feſt, bis ein Nordoſt vom Tanais her um die zweite Stunde von neuem, aber mit wilder Kraft in die Segel blies und das Fahrzeug in raſchem Flug dem erſehnten Ziele entgegentrieb. Mitten im Laufe, nur drei Miglien von Keraſunt, erhebt ſich ein kleines Eiland über den Waſſerſpiegel, ſchwarzes vulkaniſches Geſtein mit ſteilem Riff, öde, von mannshohem Buſchwerk, Brombeergeſträuche und Lorbeer dicht verwachſen. Wie Säulengänge und Tempelgemäuer die ganze Inſel Philä, ſo füllen Ueberreſte eines byzantiniſchen Kloſters den ganzen Raum der Inſel „Aretias“. Wie dort die mächtigen Pylonen, ſo ragt hier ein breiter hoher Steinthurm ohne Dach, mit leeren Fenſteröffnungen und Vertheidigungslücken, aber dicht von Immergrün umſponnen, aus dem Geſtrüpp hervor. Der Anblick war lockend! Wie ſollte ein Deutſcher vor den träumeriſchen Bildern „Einſamkeit, Eiland und Ruine“ gleichgültig vorübereilen. Der Wind blies heftig und ſchwarzes Gewölke legte ſich regendrohend über Keraſunt, doch trieb ein leiſer Zug am Steuer die Barke an den Inſelſtrand, vielleicht an derſelben Stelle, wo einſt die Argonauten landeten. Wie das Eiland heute verlaſſen iſt, fand es auch ſchon Jaſon unbewohnt, und wie damals ein Stein-Sacellum des Kriegsgottes, ſchmückt es heute mitten im grünen Buſch der byzantiniſche Kloſterthurm.[1]

Bleibende Wohnſtätte fand hier der Menſch nur in der Zeit des Chriſtenthums, „wo ſich Mönche unter dem Schirm der erbarmenden Liebe“ in dieſer luſtigen Einſamkeit niederließen, bis nach dem Fall des Großcomnenen-Staates die Oede wiederkehrte. Keine Inſchrift, kein Zeichen verrieth die Vergangenheit; wir ſtreiften durch das verſchlungene Gebüſch, ſahen zum blühenden Immergrün der leeren Fenſterbogen hinauf und eilten wieder zum Strande hinab. Der ſchroffe, mittelſt einer breiten Niederung mit dem

---

[1] Der Name Aretias gehört dem Alterthume und findet ſich zum letztenmale im Periplus des Arrian. Im Lande ſelbſt, wie ich von einem keraſuntiſchen Didascalos vernahm, wird das Eiland jetzt Araniti s genannt, was der byzantiniſchen Epoche angehört und durch eine bisher nicht gekannte Stelle der Chronik des Panaretos vollkommen beſtätigt wird. Das Inſelkloſter war „der Erbarmerin“, τῇ ἐλεούσῃ, geweiht und ſchon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von türkiſchen Freibeuterbarken hart bedrängt: *Μηνὶ Νοεμβρίῳ ιβ΄, Ἰνδικτ΄ ς΄ ἔτους ςωος΄, ἐξῆλθεν ὁ Μητροπολίτης, κῦρ Ἰωσήφ, ἐκ τοῦ θρόνου τῆς Τραπεζοῦντος, καὶ ἀπῆλθεν ἐν τῇ μονῇ τῆς Ἐλεούσης. Καὶ περὶ τὰς ιθ τοῦ Ἰουλίου μηνὸς, τοῦ αὐτοῦ ςωος ἔτους, ἀπῆλθεν εἰς τὴν Κωνσταντινούπολιν διὰ τὸ κοῦρσον ὃ ἐποίησαν τὰ ἀζάπικα Παρασκάλμια τοὺς Ἀρανιώτας.* Panaret. Mss. ad an. 1367.

Die ganze Summe der hiſtoriſch-philologiſchen Gelehrſamkeit des Occidents wäre ohne die in Kolchis ſelbſt erholte mündliche Ueberlieferung unvermögend den wahren Sinn dieſer abgeriſſenen Sätze herzuſtellen.

Continent verbundene Kegelberg von Keraſus mit dem Burggemäuer auf der Spitze ſtand nahe vor uns und der Sammler ſchwarzer Gewitterwolken, der Wind vom Tanais, trieb uns raſchen Laufes um die ausſpringende Rundung des Vorgebirges auf den weſtlichen Landungsplatz zum willkommnen Ziel der Kolchisfahrt. Vor 26 Stunden hatten wir Trapezunt verlaſſen, hatten zu Tripoli dreiſtündige Raſt gepflogen und ſtiegen nun nach faſt 24ſtündigen Schifferſorgen Sonnabend den 10. Oktober noch vor vier Uhr Nachmittags bei trüber abendlicher Luft in der flacheingekrümmten Hafenbucht der „Kirſchenſtadt“ aufs Land. Der erſte Laut menſchlicher Stimme, welche ich in Keraſunt vernahm, war Klageruf über türkiſche Härte und Unerbittlichkeit im Steuerſammeln. „*Μᾶς σκοτώνουν, μᾶς κάμνουν τυραννίας*, ſie tyranniſiren, ſie erwürgen uns,“ ſagte ſchwatzhaft nach kurzem Gruß im geräumigen Einkehrhaus am Landungsplatze etwas halblaut ein keraſuntiſcher Chriſt und erzählte in langem Dialog, während der Diener den Reiſeſchein zum Agha in die untere Citadelle trug, was und wie viel der chriſtliche Raja von der türkiſchen Verwaltung, trotz der neuen Ordnung und gegen alles Geſetz, in dieſer Gegend noch erdulden müſſe. Es war eben Steuerziel und ſchon in Tripoli war der Jammer los. Bei den Türken nimmt man es in ſolchen Gelegenheiten freilich etwas genau, aber auch der Grieche — man weiß es ja —

nennt jede öffentliche Schatzung, jede Gabe, jede Leiſtung an die Staatsgewalt in Kolchis wie in Morea „Tyrannei". Der Mann verſchwendete ſeine Beredſamkeit zu ungeeigneter Zeit, das Verlangen nach Ruhe und Labſal mit wohnlicher Unterkunft geſtattete im Augenblick nur höchſt unvollkommnen Antheil an den Finanzbedrängniſſen der keraſuntiſchen Steuerpflichtigen zu nehmen. Der Agha ließ uns im Hauſe ſeines Wechslers, des angeſehenſten Griechen des Ortes, Quartier anweiſen und der freundliche Mann kam ſelbſt an den Strand herab, um die Fremdlinge unter ſein gaſtliches Dach zu führen. Herr Georg Konſtantides Katzanoghlu beſorgte die Geldgeſchäfte des Statthalters von „Keraſun", verrechnete die Steuern und redete auch in den Angelegenheiten ſeiner eigenen Glaubensgenoſſen das erſte Wort. Früher hatte er Seehandel getrieben und kannte alle Produkte der Pontusländer und alle Häfen des ſchwarzen Meeres, beſonders aber Odeſſa und Taganrog, auf das vollkommenſte. Für einen Kolchier hat Herr Konſtantides bedeutende Weltkenntniß geſammelt, deßwegen aber doch ſeine anatoliſchen Sitten nicht abgelegt. Die weiblichen Bewohner des Hauſes blieben während des mehrtägigen Aufenthalts des fränkiſchen Gaſtes unſichtbar; nur die beiden Knaben, wovon der eine Elevtheros hieß, erſchienen um bei der fröhlichen und reichlich beſetzten Mahlzeit in ſtrenger Ehrfurcht und Disciplin wie die armeniſchen Jungen des Xenophon Schenkendienſt zu thun. Die Unterhaltung, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, war encyclopädiſcher Natur und erging ſich über Scenen der Natur mit gleicher Wißbegierde wie über die Wetter der Politik, deren neueſte Blitze gegen den Paſcha von „Megalo-Miſiri" wir zuerſt in Keraſunt verkündeten. Man lebt hier von aller Welt abgeſchieden in idylliſcher Unwiſſenheit der Menſchen und der Dinge; ja Sie werden es kaum glauben, nicht einmal die Berliner Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Kunſt leſen ſie zu Keraſus. Das wäre zwar noch zu verzeihen, wenn ſie nur wenigſtens die A . . . ger Poſtzeitung hielten, um durch die warmen und gründlichen Gedanken politiſcher Exorciſten den in Kolchis ſtark graſſirenden Dämon der Slavomanie auszutreiben! Der unbedeutendſte Fremdling, wenn er einige Kunde der Zeiten beſitzt und ſeinen Vorrath freundlich und vernehmlich mitzutheilen vermag, iſt in der ſtillſtehenden Gedankenwelt von Keraſus ein epochemachendes Ereigniß, gleichſam ein Meteor, das auch nach ſeinem Verſchwinden noch lange die Zunge und die Phantaſie der Menſchen bewegt. Während der drei Tage unſeres Aufenthaltes war es in Katzanoghlu's Hauſe niemals leer, und man hielt es für eine große Gunſt an Geſpräch und Mahlzeit Theil zu nehmen, was natürlich nur den nächſten Anverwandten und dem jungen Didaskalos als künftigen Schwiegerſohn vorbehalten war. „Glaube nicht", ſagte Herr Konſtantides, „Keraſun ſey allzeit ſo klein und ſo ärmlich bevölkert geweſen wie gegenwärtig, wo man kaum 700 Häuſer und darunter nur etwa 200 griechiſche zählt, während die Türken bei der Uebergabe der Stadt (1462) 17,000 Wohnhäuſer und 33,000 männliche, Kopfſteuer zahlende Einwohner von eilf Jahren und darüber fanden und in ihre Regiſter eintrugen.“ Auf die Frage, wie er all das wiſſen könne, erzählte Herr Konſtantides, daß er vor einigen Jahren als Abgeordneter mit andern ſeiner chriſtlichen Mitbürger nach Konſtantinopel gekommen ſey, um daſelbſt unter Bezugnahme auf die von Sultan Mohammed II. bewilligten Capitulationspunkte beim Divan gegen Bedrückung und vertragswidrige Erhöhung des Kopfgeldes Bittſchriften einzureichen. Der Divan habe dann im Kütük oder Defter-Chane nachſuchen laſſen, wo man das Original der Capitulation mit obiger Angabe der Häuſer und der Bevölkerung noch gefunden und dem Bittſteller gegen Erlegung von Gebühren die bezügliche Stelle im Auszug mitgetheilt habe. Sey es, daß ſich obige Angaben nicht auf den Mauerumfang von Keraſus, ſondern auf den ganzen Diſtrikt beziehen, oder ſich die Zahlen im Munde des Berichterſtatters vergrößert und in der dreijährigen Zwiſchenzeit unvermerkt und gleichſam von ſelbſt zur ausſchweifenden Höhe morgenländiſcher Begriffe geſteigert haben, ſo iſt doch die Kunde, daß ſolche

Notizen im türkiſchen Reichsarchiv verborgen ſeyen, eine Entdeckung von einiger Wichtigkeit. Man kann wohl denken, daß auch über andere Städte und Provinzen der zertrümmerten Monarchie von Byzanz im Kütük oder Steuerregiſter von Stambul ſtatiſtiſche Angaben von ſolchem Belang zu finden und nur auf dieſem, noch von Niemand betretenen Wege für die Geſchichte des öſtlichen Imperiums und für den wahren Charakter anatoliſch-griechiſcher Reichsverwaltung neue und gründliche Aufſchlüſſe zu erheben wären. Ich hatte ſpäter während eines längern Aufenthalts in Konſtantinopel eine Reihe Fragen in beſagtem Sinne aufgeſtellt, um ſie dem Defter-Efendi vorzulegen, als der Sturz Reſchid-Paſcha's und der wiedererwachte Fanatismus alle Schritte dieſer Art unmöglich machten. Aus mündlichen Ueberlieferungen und beſonders aus der im letzten Janitſcharentumult verbrannten Hauschronik einer von den Keraſuntiern des fünfzehnten Jahrhunderts herſtammenden Didaskalos-Familie erzählte Herr Konſtantides, wie die Türken auf dem Wege der Gewalt und gegen den geſchloſſenen Vertrag Häuſer und Grundſtücke der chriſtlichen Bürger an ſich geriſſen, wie ſich die Bege in einheimiſchen Fehden untereinander zerfleiſcht und das große ſchöne Keraſunt verwüſtet haben, wobei die alte Bevölkerung theils verkommen, großentheils aber ſich auf die Nordſeite des ſchwarzen Meeres ins Land der Moskowiter und des Tatarenchans der Krim geflüchtet habe. „Es waren Zeiten, wo kein Chriſt in Keraſun wohnte.“ Die Regierung in Stambul konnte oder wollte ſie nicht ſchützen, weil die Türken im Allgemeinen wohl wiſſen, daß große Maſſen chriſtlicher Unterthanen auf einem Punkte dem Anſehen des Islam allzeit Gefahr bringen und zwiſchen Siegern und Beſiegten bei feindlichem Dogma kein Verſtändniß und inneres Verſchmelzen möglich ſey. Um ihrer Herrſchaft Beſtand zu geben, mußten ſich die Türken nothgedrungen an eine Praxis halten, welche heute die Ruſſen aus demſelben Grunde und wahrſcheinlich auch mit derſelben Wirkung in der Krim, in Polen und am baltiſchen Meere geltend machen. Mit der ſogenannten Gefühls- oder Romanpolitik getrauten ſich Sultane und Czare keine Herrſchaft zu gründen; dieſe Kunſt, ſcheint es, haben ſie vorzugsweiſe dem Occident anheimgeſtellt. Wollt ihr nicht unerbittlich ſeyn, ſo ſeyd wenigſtens intelligent und gerecht. Und eben weil man „auf dem grünen Eiland Erin“ weder das eine, noch das andere in vollem Maße geweſen iſt, hat man ſich ſelbſt Verlegenheiten bereitet, während das Sultanat nach halbtauſendjährigem Beſtand trotz ſeiner Ohnmacht über die chriſtlichen Raja noch immer Recht behalten hat.

In Keraſunt drängte ſich aber die zähe Natur der Griechen nach jeder Kataſtrophe immer wieder von neuem ein, die alten Herren des Bodens kamen als Hinterſaſſen, als Schiffer, Krämer, Schreiber, Spekulanten und Mäckler in die Stadt zurück, ſchafften den turbulenten Agha Geld und liehen Wüſtlingen auf Pfänder. Sogar das bei der Uebergabe zugeſtandene Recht auch innerhalb der Citadelle zu wohnen, wird bis auf den heutigen Tag geübt. Nur die heimathliche Erde, die Oel- und die Kirſchbaumwälder und die rebenumſchlungenen Ulmen ihrer lieblichen Küſtenhügel den Eindringlingen zu entreißen vermochte bis jetzt weder Liſt noch Geduld. Dieſes letzte und wichtigſte Ziel — das fühlen die keraſuntiſchen Griechen wohl — ſey nur mit Hülfe glaubensverwandter und mächtiger Freunde von außen zu erringen. Um 1829, als Paskewitſch im trapezuntiſchen Gebirge ſtand, ſchien die Hoffnung nahe, und Herr Konſtantides erzählte nicht ohne etwas Selbſtgefälligkeit, wie ſich die früher ſo brutalen Bege und Agha der Osmanli, bei nicht mehr bezweifelter Ankunft der Ruſſen, der Patrocinanz griechiſcher Keraſuntprimaten dringlich empfohlen haben. Der Friede von Adrianopel mahnte aber neuerdings und auf unbeſtimmte Zeit zur Geduld und gab den Türken ihren vorigen Uebermuth. Als Geſchäftsmann des Statthalters redete Herr Konſtantides mit großer Mäßigung, und beſchränkte ſeine Rede klug auf Erzählung des Vorgegangenen, ohne ſich nach Art unerfahrener und vom Gefühl bemeiſterter Menſchen thörichten Berechnungen hinzugeben. Es fiel überhaupt den ganzen Abend und ungeachtet nicht verſäumter Libationen mit dem hellrothen, leichten und angenehm ſäuerlichen Gewächs der keraſuntiſchen Rebe doch kein Wort, welches ein loyaler Diener des Padiſchah nicht hätte verantworten können. Wie in allen Dingen richtiges Maß zu loben iſt, ſo ſcheint es beſonders in der Rede ſchön, und man muß nur beklagen, daß ein ſo großes Gut meiſtens nur durch bittere und wiederholte Täuſchungen und durch harte Erfahrungen zu erlangen iſt. Doch ohne Kampf und Entbehrung iſt auch kein Genuß. Jenen Abend vereinte ſich aber auch Vieles, um uns in beſonders heitere Laune zu verſetzen: ein ſchwarzes Wetter zog nächtlich über Keraſunt, der Regen fiel in Strömen, wir hörten das Meer tief unten am Felſen rauſchen und vom hohen Küſtenwald herüber leuchteten die Blitze matt durch das ölgetränkte Fenſterpapier. Wir verglichen unſer gegenwärtiges Loos mit dem jüngſtvergangenen, die freundliche mit Holz und Schnitzwerk ausgetäfelte Stube, die Teppiche, die Ruhekiſſen, den reichlich beſetzten Tiſch, beſonders aber das Gefühl der Sicherheit und des glücklich erreichten äußerſten Zieles der Kolchisfahrt mit der Noth und den Bedenklichkeiten der vorigen Nacht am ſchwarzen Vorgebirge. Deßwegen glaube der Leſer aber nicht, wir hätten vor Ueberſchwänglichkeit der Gefühle nur etwa an La-Bruyère's meiſterhafte Charakterſchilderungen der Freude, der Beſorgniß, der Hoffnung oder gar nur an die pſychologiſchen Schemen des Weltweiſen *** gedacht. Ach nein! Wir empfanden lebhafter als je, daß „das Nichtſeyende nicht das Seyende, aber das Seyende ſeyn könnende, und darum das Seynkönnende und eben daher doch erſt A + B + C das Exiſtirende ſey.“ — Niemals empfanden wir ſo lebhaft, wie ſalbungsvoll und von antediluvianiſchem Geiſt und Witz überſprühend die Leſungen des weiſen Ueſt-Köj und ſeiner gleichgeſtimmten andächtigen Mitgeſellen auf der Großdorfſchule zu Derwiſchabad ſind. Ach, dieſes Labſal allein mangelte dem keraſuntiſchen Abendglück!

Wir ſind auf unſern Wanderungen wiederholt nach Derwiſchabad gekommen, verſteht ſich jedesmal aus Sehnſucht nach den weiſen Sprüchen der frommpolternden Ulema, für die wir von jeher ſo parteiiſche Vorliebe und ſo warme Sympathie empfunden haben. Auch kränkt es uns herzinniglich, daß ſo viel andächtiges Wiſſen und dogmatiſches Heiligthum nicht beſſere Früchte bringt, und in der Welt nicht gläubiger anerkannt und lauter geprieſen wird. Denn leider kennt man dieſe Derwiſchabad-Tugend- und Weisheitſchule (der klugen und verſtändigen Scheiche unbeſchadet ſey es geſagt) in ihrer wiſſen- und ſittenreſtaurirenden Wirkſamkeit ſchon am nahen Thor nicht mehr. Könnte unter dieſen Umſtänden die naturgeſchichtliche Bemerkung, „daß zu Keraſunt in Kolchis wie zu Tentyra in Aegypten das Hausgeflügel viel größer und weit geſchmackvoller als im übrigen Lande ſey", dem Uebel nicht einigermaßen ſteuern und der Derwiſchabad-Wahrheit mit demſelben Rechte und in demſelben innern Zuſammenhange Vorſchub leiſten, wie neulich die lange Zeile frommer Opferſtöcke in der Stadt des Eingetorix? Wir ſind, Gottlob, nicht umſonſt in fremde Zonen hinausgewandert, und denken auch im Freudentaumel an Mehrung der Wiſſenſchaft und an Erhöhung des Levitenglanzes, der uns ſchon ſo viel Gewinn gebracht. Es dröhnte und wetterte draußen noch immer, als wir endlich allein waren, und auf baumwollegefülltem Lager, mit Seide zugedeckt, uns den lange entbehrten Süßigkeiten des Schlummers überließen.

Am andern Morgen benützten wir nach dem Frühgottesdienſt eine ſonnenwarme Pauſe des Wetterſturmes, um von der Spitze des Citadellenhügels das Panorama von Keraſunt zu betrachten. Die Erlaubniß ward vom Statthalter gerne bewilligt; „es ſey uns unverwehrt zu gehen wohin wir wollen und anzuſehen was und wie viel uns beliebt." Kirche und Schulzimmer zeigte uns Herr Konſtantides in eigener Perſon und empfahl die weitere Führung der Gäſte, während er ſelbſt zum Steuergeſchäfte ging, ſeinem Schwager und dem jungen Didaskalos, welcher das bei den Türken für „Hohlziegel, Dachziegel" gebrauchte Kiremid ohne Verlegenheit für ein dem türkiſchen Sprachſtamme urſprünglich angehöriges Wort erklärte, während es doch nur das altgriechiſche κεραμῖτις, die „Töpfererde“, oder das byzantiniſche Diminutiv κεραμίδι, der „Dachziegel“ iſt. Auf meine Bemerkung hierüber antwortete der Didaskalos: „Was wollt ihr? Wir ſind im Herzen verwundet (εἴμεν πληγομένοι εἰς τὴν καρδίαν), wie ſollen wir türkiſch und helleniſch unterſcheiden können?“ Hier — das ſieht der Leſer wohl ſelbſt — war nicht viel Hoffnung über die geſchichtliche Vergangenheit des Landes irgend etwas Gründliches zu erfahren. Doch fragte ich noch, ob ſich in gemeiner Volksrede die Ausdrücke οἶνος und ἄρτος fänden? „Im Orte nicht, aber im Gebirge ſeyen ſie noch üblich,“ erwiederte der Didaskalos ebenſo eitel und unkundig wie auf die erſte Frage. „Im Gebirge“ (ς' τὰ βουνὰ, *daghlarda*) iſt die bei muhammedaniſchen Morgenländern gleichmäßig und ſtereotyp lautende Antwort auf alle ihren Wiſſenskreis überſpringende Fragen der Europäer. Eigene Erinnerung und eigenes Auge mußten in der „Kirſchenſtadt“ mehr als irgendwo unſere beſten Führer ſeyn. Ein Rundblick von der Höhe des abgeſtumpften Kegelberges malte uns ſchneller und vollkommner als hundert ungelenke Worte das Bild von Keraſunt. Daß die kolchiſche Küſte nicht flach iſt oder kahl, wie der Deltaſtrand, ſondern raſch aus dem Waſſer ſteigt und dunkle Wälder trägt, iſt dem Leſer ſchon aus frühern

Bemerkungen nicht mehr unbekannt. Der Verlauf der Küſte iſt aber auch kein linearer, wie das Land am phöniciſchen Libanon; ſie bildet vielmehr eine zuſammenhängende Kette und ein ungleiches Gemiſche bald weitmündiger und flacher, bald enggeſchloſſener und tiefeingeſchnittener Hohlbuſen, auf deren vorſpringenden Sehnenenden häufig Kaſtelle, ummauerte Orte oder Ruinen mit ſteil abſtürzenden Vorgebirgen dem Steuermanne der Küſtenbarken als Richtungspunkte dienen. Dieſe in ungleichen Abſtänden auf einander folgenden, bald ſcharf zugeſpitzten, bald langgedehnten, bald lieblich gerundeten, allzeit aber reich mit Laub und Grüngeſtrüpp bedeckten Vorſprünge verleihen der Pontusküſte ihren eigenthümlichen und durch den Wechſel ſelbſt ſtets erneuten Reiz. Auf einem dieſer waldigen und hornförmig zwiſchen zwei Hohlbuſen weiter als gewöhnlich hinausſpringenden Strandzacken — dem ſechsten von Trabiſonda her — hat man das liebliche Keraſunt gebaut; doch mit dem eigenthümlichen Unterſchiede, daß die Stadt nicht auf dem Promontorium ſelbſt wie etwa Tripoli und Coralla, ſondern auf einem von der Wurzel des Vorgebirges ins Meer hinausſtreichenden, kaum zwanzig Minuten langen und auf beiden Seiten eingebauchten Iſthmus ſteht, an deſſen Ende ſich rund, kühn und voll wie auf Hagion-Oros eine kegelförmige, oben abgeplattete Steinkuppe aus dem Waſſer in die Lüfte ſchwingt. Eine Lage Fruchterde mit Baumwuchs und

Gebüſch deckt den Felſenkern des Hügels bis zur Plattform und der verlaſſenen Kaſtellruine der Byzantiner hinauf. Nur auf der Seite gegen die Stadt und den Iſthmus tritt das Geſtein ſparſam begrünt und faſt in ſteiler Senkung hervor. An vielen Orten quillt Waſſer aus dem Seitengeklüfte, doch in der Schloßruine ſelbſt waren die Ciſternen ſämmtlich ausgetrocknet. Antik iſt in und um Keraſus nichts als der Mauerwall, der den gangbaren Theil der koniſchen Steinkuppe von Stadt und Iſthmus trennt und gleichſam in eine weite Akropolis mit zerſtreuten Häuſergruppen, grünen Steilſeiten und Baumgärten verwandelt. Er beginnt am Strandfelſen in der Nähe des weſtlichen Landungsplatzes, zieht in gerader Linie über den Bergkegel zum Kaſtell der Plattform hinauf, ſteigt auf der Oſtſeite in gleicher Structur, aber ſtellenweiſe demolirt, wieder bis zum entgegengeſetzten Hafen hinab und gewährt beſonders auf der Weſtſeite durch das Gigantiſche ſeiner Grundlagen, durch das Gleichmaß ſeiner ungeheuern Quaderſtücke und durch die in regelmäßigen Diſtanzen eingeſchobenen, jetzt halbzerſtörten ſtumpfen Viereckthürme einen der großartigſten Anblicke der Euxinusküſte. Nach Hamilton, der kurze Zeit vor mir Keraſunt beſuchte, ſind die Mauerblöcke eine dunkelgrüne vulkaniſche Breccia, die am Orte ſelbſt dicht an der Waſſerfläche zum Bau des alten Werkes gebrochen wurde. An den beiden Endpunkten des Walles ſind als die einzigen Zugänge in das Caſtrum Thorwege angebracht, und beſonders auf dem hochliegenden weſtlichen die Mauern jetzt noch mit großer Sorgfalt beſtellt; unterhalb, wo ein kleiner Hafen, iſt die Walllinie ſogar doppelt und der Felſen ſtellenweiſe ſenkrecht abgemeißelt, um feindlichen Schiffen das Landen zu verwehren. Hoch über dieſer kleinen Barkenlände ſteht eine Gruppe Chriſtenwohnungen und mitten darunter Konſtantides' Haus, von dem man, ohne den langen Umſchweif durch den Thorweg, in die unterhalb liegende Stadt auf einer im Geſtein künſtlich eingehauenen Treppe zum Strand hinunterſteigen kann. Wir folgten dem Wall in ſeiner ganzen Ausdehnung von der Tiefe hinauf zum verlaſſenenen Kaſtell auf der Plattform, und auf der Oſtſeite wieder zum Meer hinab, wo das hohe Riff und die Steilſenkung des Hügels künſtliche Schutzwehr entbehrlicher macht. Ein Bogenthor und ein hoher mit Epheu dicht umſponnener Thurm hüten den ſchmalen Eingang, an dem wir wie auf der Weſtſeite des Kegels einen kleinen Barkenhafen mit romantiſch über Geſtein und Buſchwerk zerſtreuten Wohnungen der Keraſuntier fanden. Ein Pfäfflein hatte eben Holz gekauft und trug es mit Hülfe ſeiner Tochter eigenhändig aus dem Fahrzeug in die beſcheidene Hütte hinauf. Aus dem Geſagten kann ſich vielleicht der Leſer ſelbſt ein hinlänglich klares Bild, und zu deutlicher Verſinnlichung der Worte gleichſam einen Schattenriß des koniſchen

Schloßhügels und ſeines über den Kamm ſtreichenden Mauerwalles entwerfen. Der Iſthmus ſelbſt, an deſſen öſtlicher Bucht wir jetzo ſtanden, iſt nur zehn Minuten breit, und doch konnten wir die weſtliche Bucht und ihre Häuſergruppe von unſerem Standpunkte nicht mehr ſehen, weil ſich der Boden des Iſthmus von beiden Buchten in ſanfter Schwellung gegen die Mitte hebt und eine fortlaufende Sattelhöhe voll Grün, voll rankenden Gebüſches, eingefriedigter Gärten mit Sommerthürmchen, ſprudelnder Waſſerquellen und Fruchtbäumen bildet, gewiß ein zaubervoller Anblick zur Blüthezeit, wenn milde Frühlingslüfte in lauer Strömung wie durch ein breites Thor zwiſchen dem hohen Küſtenlande und dem Feſtungshügel vorüberſtreichen. Beſonders maleriſch iſt die Scene, wenn man ſeine Stellung etwas ſeitwärts von Keraſunt in der Richtung gegen St. Baſili und das alte Kotyoros auf einem Küſtenhügel nimmt; man überſieht hier beide Meere, die getrennten Häuſergruppen beider Hafenviertel, den dunkeln über die Höhe ſtreichenden Mauerwall, den ſanft geſchwellten Iſthmus und die mit Haſelſtaudenpflanzungen, Maulbeer- und wilden Kirſchbaumwaldungen dicht verwachſenen Uferhöhen mit einem Blicke. Das Bild erinnert an Sinope, deſſen ebenfalls doppelt eingebauchter Iſthmus zwar ſchmaler und niedriger als der von Keraſus, aber viermal länger iſt und am äußerſten Punkte nicht einen raſch anſtrebenden Steinkegel, ſondern zwei gleichgroße, über die ſchlanke Iſthmushüfte beiderſeits üppig hinauswuchernde, gartenreiche, lieblich geſchwellte Hemiſphären hat. Keraſus iſt gedrängt und wildromantiſch, Sinope zierlich geſtreckt, weich und ſchön. Doch ſteht das niedrige und vielleicht weniger reich bewaldete Küſtenland bei Sinope an natürlichem Reize hinter dem terraſſig aufgeſchwungenen, maleriſch gebrochenen und mit dichtem Pflanzenwuchs überſchatteten quellenreichen Strand von Keraſus zurück. Auf den ſanften Abhängen dieſer Waldkuppen gegenüber von Keraſunt ſahen wir zuerſt regelmäßig eingefriedigte Gärten von Haſelſtauden, die ihren türkiſchen Eigenthümern in guten Jahren bis an 20,000 Centner Nüſſe geben, von denen man drei Sorten unterſcheidet und die beſte damals im Handel mit 30 Gruſch, d. i. etwa drei Gulden Conventionsmünze, bezahlen mußte. Die Preiſe wechſeln, ſteigen und fallen wie bei der Frucht des Halms, und Stambol mit Odeſſa iſt nach Hrn. Konſtantides' Verſicherung für die geſuchte keraſuntiſche Haſelnuß der beſte Markt. Auch Wein wird nach ruſſiſchen Häfen ausgeführt, denn im Walde ſind alle hohen Bäume von Reben umſchlungen und Monate lang mit reifen Trauben überhangen, die von den Chriſten des Ortes im Herbſte gekauft, gekeltert und verhandelt werden. Jedoch wird die wilde Kraft der Natur weder am Fruchtbaum noch an der Weinrebe durch die Kunſt gezähmt.

Unter den neuern Geographen und Geſchichtsauslegern wird noch immer geſtritten, ob die von den Eingebornen heute Kireſun (Keraſunda) genannte Ortſchaft wirklich des Keraſus des Xenophon oder nicht vielmehr das nach dem Großvater des Mithridates benannte Pharnacia des Strabo und ſeiner Nachgänger ſey. Die zwölf oder dreizehn Angaben der Alten über Namen, Lage und gegenſeitige Entfernung der pontiſchen Ortſchaften ſind durch Widerſprüche, Lücken und offenbare Irrthümer unausgleichbar entſtellt und für uns ohne alle Belehrung, weil ſchon im Alterthum einer den andern ausſchrieb und die Wenigſten ſelbſt in das Land gekommen und dieſe noch in ihren Aufſchreibungen verworren und unverläſſig ſind. Daß ſehr viele Städte Kleinaſiens im Zeitraum zwiſchen Alexander von Macedonien und dem Imperator Juſtinian in Folge von Sieg, Reſtauration und Schmeichelei zwei und ſogar drei verſchiedene Namen nach einander oder neben einander führten, iſt bekannt genug. Man vergeſſe aber nicht, daß neben den neuen amtlichen im Verkehr der Einwohner unter einander der urſprünglich alte Namen immer fortbeſtand und die erſtere gewöhnlich oder wenigſtens ſo lange überlebte, als ſich Reſte der urſprünglichen Bevölkerung erhielten. Keraſus konnte in amtlichem Style lange Pharnacia heißen, aber das alte Wort kehrte am Ende immer wieder und iſt bis auf den heutigen Tag geblieben.

Dieſe einfache Wahrheit wurde in unſerer Zeit von den beiden Engländern Dr. Cramer und Hamilton auf den Grund hin beſtritten, daß Xenophon mit ſeinen zehntauſend Griechen unmöglich in drei Tagen (*τριταῖοι*) die 36 Küſtenwegſtunden voll ungangbarer Stellen von Trapezus nach Keraſus zurücklegen konnte. Ergo ſey Xenophons *Κερασοῦς* näher bei erſterer Stadt und zwar an dem heute noch von den türkiſch redenden Einwohnern Keraſun-Dereſi genannten Bach zwiſchen den Vorgebirgen Hieron-Oros (Joros) und Kereli, etwa zehn Stunden von Trapezunt zu ſuchen. In der That nennt auch der Periplus des Anonymus in beſagter Gegend Bach und Stadt Keraſus. Daraus folgt aber nicht, daß im Lande des Kirſchbaumes dieſer Ortsname nur einmal vorkommen und eine zweite Stadt am Iſthmus der romantiſchen Kirſchwaldhügel nicht auch noch Keraſus heißen dürfte. Nach Xenophon war die Stadt von Bedeutung und lag hart am Meere.[1] Um die Mündung des Keraſun-Dereſi iſt aber nicht die geringſte Spur alter Bauwerke zu entdecken, ja der flache und den Ueberſchwemmungen der Gebirgswaſſer ausgeſetzte Boden hätte ſich nach kolchiſcher Praxis zu einer Anlage nie geeignet. Das ſtärkſte Argument für ihre Meinung entnehmen aber die Kritiker aus der angeblichen Unmöglichkeit, ein

---

[1] . . *εἰς Κερασοῦντα τριταῖοι, πόλιν Ἑλληνίδα, καὶ τῇ θαλάσσῃ*. Anab. V, 3.

Bibl. Univers. Lips.

Heer von 10,000 Mann mit dem langen Geſchleppe des Troſſes durch Engpäſſe und Steilwege, wo ſtellenweiſe nur Mann hinter Mann ziehen konnte, in ſo kurzer Zeit ſo weit zu führen. Dagegen iſt aber einzuwenden, daß ſich bei der Muſterung zu Keraſus im griechiſchen Heere nicht mehr 10,000, ſondern nur 8600 Mann unter Waffen fanden. Auch hat nicht der ganze Haufen den Weg zu Lande gemacht, da man vor dem Abzug aus Trapezunt alle Männer über vierzig Jahre zugleich mit den Kranken, den Weibern, den Kindern und allem entbehrlichen Geräthe auf Schiffe brachte und zur See nach Keraſus ſchickte, während die rüſtige junge Mannſchaft nebenher bequem und leicht am Strande zog. Xenophon bemerkt ausdrücklich, daß die Eingebornen, um der Gäſte ſo ſchnell als möglich loszuwerden, die Wege ausgebeſſert und geglättet haben.[1] Wir fechten die Auffindung und glückliche Anwendung des Periplus auf das heutige Keraſun-Dereſi nicht im geringſten an, zollen vielmehr den beiden tüchtigen Kolchiswanderern das gehörige Lob. Auch legen wir auf das Nichtdaſeyn keraſuntiſcher Ruinen am Heerweg und an der Flußmündung kein übergroßes Gewicht, da der Ort Bächlein aufwärts im Kirſchenhaine oder ſeitwärts auf einer Uferhöhe liegen konnte; nur für Beſtand und Namen eines größern und berühmtern

[1] Ἡ δὲ ὁδὸς ὁδοποιουμένη ἦν. Anabas. V, 3.

Keraſus auf demſelben Küſtenſtrich erkenne ich hierin kein Hinderniß. Eine antike Inſchrift hätte die Sache leicht und ſchnell entſchieden. Wir durchſtrichen aber vergeblich die verborgenſten Winkel der Ruine; weder das Wallthor, noch die Hafenmauer, noch die ſtumpfen Quaderthürme zeigten die geringſte Spur. Die Frage, wer den Wall gebaut und das hohe Thor aufgerichtet hat, muß für immer ohne Antwort bleiben. Die alten Keraſuntier, ſcheint es, kümmerten ſich nicht ſonderlich um Schrift und Nachwelt; ſie kelterten Wein, trieben die Ziegenheerde in den Wald und hatten nicht umſonſt einen Satyr mit Fackel und Schäferkelle als Sinnbild auf der Münze. Wenn der Caſtilier Clavigo die amphitheatraliſche Lage, den Umfang, die Gärten und die Bäume von „Guiriſonda" pries, ſo wußte der bayeriſche Ritterknappe Schiltberger, der um dieſelbe Zeit (1403), d. i. vierhundertſiebenunddreißig Jahre vor dem zweiten Süddeutſchen, mit Timurs Heer nach „Keraſun" gekommen war, auch nichts beſſeres anzurühmen als daß es „ein von Griechen bewohntes und an Weinwachs fruchtbares Land" ſey.[1] Wenn wir auch das europäiſche Wiſſen über Keraſunt durch keine unbekannte Notiz zu bereichern vermögen, ſo haben wir doch vielleicht den Charakter der Landſchaft und die Lage des Ortes mit größerer Sorgfalt als die wenigen

---

[1] Schiltbergers Reiſen. Edit. Penzel. München 1813.

Vorgänger aus der mittlern und neuern Zeit gezeichnet, ſo daß ſich der Leſer mit dem Griffel in der Hand die Umriſſe der ſchönen Oertlichkeit ohne Mühe ſelbſt entwerfen kann.

In der Frühe des vierten Tages aßen wir noch mit Herrn Konſtantides das Morgenbrod, grüßten den gaſtlichen Mann, beſchenkten die beiden Knaben mit ihrem Gehülfen und ſtiegen in Begleitung der ganzen männlichen Hausgenoſſenſchaft, überfließend von gegenſeitiger Achtung und Zufriedenheit, die Steintreppe zur kleinen Felſenbucht unterhalb der Wohnung hinab, wo das Fahrzeug mit aufgeſtelltem Maſt und luſtigem Wimpel ſchon lange unſerer harrte. Gewitter hatten die Luft gekühlt und um acht Uhr Morgens trieb uns eine friſche Strömung reißend um den Citadellenkegel dicht am Lorbeer-Eiland vorüber in der Richtung gegen Tripoli. Die Landſchaft bot eine eigenthümliche Scene und das Jahr hatte indeſſen ſichtbar einen Schritt gegen den Spätherbſt gethan. Hinter den amphitheatraliſch vom Meer aufſteigenden Waldgürteln ragten die langgezogenen Hochalpen der Tzanen mit friſch gefallenem Schnee herüber; unterhalb der weißen Decke ſah man das melancholiſche, kahle, baumloſe Schmutziggelb der tzaniſchen Gebirge; unter dieſem das kalte düſtere Grün der Nadelwaldungen; noch tiefer das heitere Laubholz in hellen dichten Wölbungen; dann die immergrüne Buſch-Zone, und in unterſter Linie des

Landſchaftgemäldes die bläuliche Pontus-Fluth, ein anziehendes Farbenſpiel, in welches die Sonne herbſtlich blitzte. Der Kahn ſtrich luſtig über die Bogenſehne des Golfes zum Kap Zephyrium, wo die Osmanli wegen eingetretenen Gegenwindes zum Ruder griffen, bis wir endlich um drei Uhr Nachmittags nicht ohne Mühe die Bucht von Tripoli erreichten. Um in den kleinen Hafen einzulaufen, ſchifft man, von Keraſunt kommend, um ein ſcharf in das Meer hinausgeſtrecktes Promontorium, vor deſſen äußerſter Spitze zwei hohe Felſenklippen inſulariſch aus der Tiefe ſteigen, aber bei glattem Waſſerſpiegel für kleine Fahrzeuge noch hinlänglich weite Durchfahrt offen laſſen. Das Meer war rund umher ſoviel als unbewegt; nur an den Klippen — wir ſahen es von weitem — warf es hohe Wellen in die Enge hinein. Und doch waren die der langen Arbeit müden Schiffer und wir ſelbſt zu träge den Kahn in ſicherem Bogen außerhalb der Brandung herumzuführen. Wir wählten mechaniſch den kürzern Weg, weil es die Welle in regelmäßigem Takte hob und niederſchellte und wir dem Schlag durch Geſchwindigkeit zu entrinnen hofften. Ganz gelang es indeſſen nicht. Die Wendung hatten wir zwar gemacht, aber die Welle lief uns nach, ich blickte um und ſah wie ſich der haushohe ſchmutziggelbe Giſcht eilend gegen die Barke wälzte; die Türken ſchrieen, die Leute am Ufer ſtanden ſtill und ſahen wie verſteinert dem Schauſpiel zu;

der Kahn verſchwand, aber tauchte wieder auf, weil ihn nur der Saum der Welle und nicht die volle Wucht getroffen hatte. „Allah," ſagte der Oberfährmann halb zürnend, halb erſchrocken, „ich habe Auftrag dieſen Mann geſund nach Traboſan zurückzubringen, warum ſind wir nicht außerhalb herumgerudert!" Doch kamen wir mit dem Schrecken davon und ſtiegen wohl durchnäßt und von der unerwarteten Gefahr etwas überraſcht wenige Minuten ſpäter unverſehrt ans Land, gingen aber nicht mehr, wie auf der Hinfahrt, in die zerlumpte Kaffehütte des fanatiſch blickenden Osmanli; ein viel ſchöneres, höher am Steilabhang neu erbautes Einkehrhaus mit hohen luftigen Räumen und zum Theil mit Fenſterſcheiben ſchien eine beſſere Wahl. Man gab uns ein apartes Zimmer mit Getäfel, hölzernem Fußboden und Ruhebetten, und was für uns von beſonderm Werth, die Wirthſchaft wurde auf Rechnung eines eingebornen Chriſten geführt, der zugleich die Stelle eines Haus- und Hofmeiſters beim Agha von Tripoli verſah. Es war noch früh am Nachmittag, der Himmel wolkenlos, aber der Oſtwind — diesmal nicht unerwünſcht — der Fahrt nach Trapezunt entgegen. Wir fanden uns vortrefflich einquartiert und blieben gerne in Tripoli, um mit Bequemlichkeit und Ruhe die Pracht der Umgebung anzuſehen. Wenn die empfindſamen Bewohner des traurigen Spree-Revieres, ſobald ſie auf der Akropolis von Athen das verwitterte Burggeſtein zu ihren Füßen, und in der Ferne den kahlen Hymettus, die ausgebrannte Steinfläche von Attika, die abgeſchälte geſchmolzene Felſenklippe Salamis, die Staubwolken der Theſeusſtadt, den dürren, baumloſen, kalkigen Piräusſtrand und die verkrüppelten Oelbäume am Cephiſſus ſehen, ſchon über die Schönheit dieſer Landſchaft in dithyrambiſcher Begeiſterung erglühen und durch ihre warmen Bilder das kunſtſinnige Publikum der großen Stadt entzücken; welche Worte müßten dieſe ſchwärmeriſchen Seelen ihrem Gefühle leihen, hätten ſie mit uns die wundervollen Scenen des ſchattigen Tripolis umwandelt? Große Erinnerungen ziehen freilich auf der Akropolis im Geiſte vorüber, aber ſchöne Bilder vor dem Auge nicht. Die langen, waldbedeckten, von Tiefthälern und reißenden Waſſerſtrömen ſenkrecht durchbrochenen Berggürtel, einer immer höher als der andere und parallel mit der Küſte den weiten Raum zwiſchen dem Pontusſtreif und dem Tafelland Armeniens füllend, erſcheinen nirgend ſo klar wie um Tripoli. An die Stirnſeite des erſten Gürtels hat die Natur eine deutlich vorſpringende breitgedrückte Laubwaldpyramide mit ſtumpfer Spitze hingedrückt, und in einer entzückend grünen, quellreichen, dreigetheilten Blende dieſer Laubpyramide, mitten unter Gebüſch ober dem Waſſerſpiegel hängt Tripoli. Zu beiden Seiten der Stadt weicht das Land in weitem Bogen und in gleichem Maß zurück, oſtwärts aber, weniger als eine

Stunde von dem Ort, zieht ein romantiſch wildes Thal mit vollem Strom aus dem Hochgebirg herab. Das iſt in der heutigen Redeweiſe der „Bach von Tripoli," der von „Silberhaus" (Gümüsch-Chane) nahe an der armeniſchen Gränze kommt und weiland auch an ſeiner Mündung jetzt verlaſſene Silbergruben beſpülte. Auf dem Steinpfade über Riſſe und Hügel wanderten wir voll Entzücken durch dicht verſchlungenes, mächtig wucherndes Laubgehölze und langes Gebüſch von Haſelſtauden zum Bach hinein. Wie es da mächtig, tief und voll aus dunkelbewaldetem Thale zwiſchen Geſchlinge und grün umſponnenem Felſengewirre niederrauſchte! Etwa zwei bis drei Stunden ſtromaufwärts, auf einem Steilfelſen mitten im Wald und gleichſam ſenkrecht ober dem Waſſer ſchwebend, ſah man deutlich ein verlaſſenes und, wie die Begleiter ſagten, in lebendigem Geſtein ausgehauenes Kaſtell, das ſie Petra nannten. Hier iſt ohne Zweifel das aus der Chronik des Panaretos und aus dem Feldzuge der Trapezuntier gegen die Tzanen (1380 n. Chr.) wohlbekannte Petroma, welches einer Abtheilung von 600 Mann als Stützpunkt diente.[1] Dadurch iſt auch die Lage des Baches Philobonites, deſſen Lauf bei derſelben Veranlaſſung eine zweite Abtheilung des großcomnenſchen Heeres folgte, in der Nähe des ſchwarzen Vorgebirges und im

---

[1] *Ἐποίησεν τὸ φοσσᾶτον μερίδας β', τοὺς μὲν πεζοὺς ὡσεὶ χ' ἔστειλεν ἀπὸ τὸ Πέτρωμα.* Panaret. ad ann. 1380 p. Chr.

Bereiche derſelben, mit Schatten, Waſſerſtrömen, Thaleinſchnitten und buſchbewachſenen Promontorien ſo romantiſch geſchmückten Ufercurve ausgemittelt.

Zu Clavigo's Zeiten (1400) war Tripolis noch eine große Stadt,[1] heute zählt es kaum 500 unter Baumgruppen und Buſchwerk zerſtreute, an Klippen hingehängte, in Einſenkungen verſteckte und nur in der ärmlichen Marktgaſſe zuſammenhängende Wohnhäuſer, worunter etwa 100 chriſtliche ſind. Der Boden hebt ſich gleich am Rande des Waſſers und außer dem kaum vollendeten weitläufigen Konak des Agha und den beiden Kaſtellfelſen in der Hafenbucht verkündet nichts mehr das Andenken einer alten großen Stadt. Das größere dieſer Kaſtelle, auf der Höhe eines iſolirten, mit dem Strande mittelſt eines ſchmalen, nicht allzeit waſſerfreien Naturdammes zuſammenhängenden, buſchbewachſenen Steinkegels erbaut und ſchon beim ältern Plinius genannt,[2] lud unſere Neugierde zu näherer Betrachtung ein. Wir ſtiegen den gewundenen Pfad hinan, aber melancholiſche Oede begegnete uns überall, grünes Geſtrüppe wucherte in das Thor hinein und in der verlaſſenen Schloßkapelle hatte eine Ziege ihren Wohnplatz aufgeſchlagen. Die Frage, wann und durch wen etwa das Kaſtell zuerſt erbaut wurde, fällt nur einem Europäer ein, der Morgenländer denkt an ſolche Dinge gar nicht; ja er verlangt es nicht einmal zu wiſſen, weil Zukunft und Vergangenheit gleichmäßig außerhalb des Kreiſes ſeiner Vorſtellungen liegen und für ihn die Gegenwart Alles iſt. Freilich erſpart er ſich zum Erſatz verlorner Erkenntnißluſt auch den Schmerz und die Demüthigung unbefriedigter Wißbegierde, die uns andere im Lande der „Kimbilir“ und „ποῖος τὸ ξεύρει“ ſo häufig treffen.[1] Umſonſt ſah ich um irgend ein erklärendes Zeichen, ſey es auch nur eine Jahrzahl, ein Name, ein Sinnbild, im öden Bauwerk um. Voll warmer Eindrücke, aber ohne grammatiſche Belehrung ſtiegen wir die Windungen wieder hinab und gingen nach mehr als dreiſtündiger Wanderung durch Klippen und Buſchwald wieder in die Wohnung zurück. Die Abendlüfte ſäuſelten im Laub und trieben weite Halbbogen in gleichen Abſtänden über den glatten Waſſerſpiegel der Hafenbucht. Das vom Konak des Agha herabgeſchickte, reichlich und geſchmackvoll bereitete Abendeſſen ward in Geſellſchaft des Haushofmeiſters nicht ohne merkliches Behagen verzehrt. Zwar machte der noch junge und ſtattliche Wechsler die Honneurs des Tiſches mit Anſtand und Grazie, aber ſeiner Rede fehlte die Erfahrung, der

---

[1] E a hora de medio dia fueron en par de una gran villa que era eso mismo poblada al mar, que ha nombre Tripil, y esta tierra es del Emperador de Trapisonda. Itinerar. pag. 82.

[2] Tripolis castellum et fluvius. Hist. nat. VI. 4.

---

[1] Der türkiſche und griechiſche Ausdruck: „Wer weiß das?“

Umfang, die Praxis und die Weltkunde in umfaſſenderem Styl, wie wir ſie am Saraf von Keraſunt gefunden haben. Doch kannte er den Landweg von Tripoli nach Trapezunt, die Vorgebirge, die Ortſchaften, an denen man vorüber muß, wenigſtens ſo weit das Steuergebiet ſeines Agha reichte, ganz genau. Der Byzantiner Chalkokondylas erzählt von einer ſchimpflichen Niederlage, welche die Trapezuntier unter dem Großcomnen Kalo-Johannes durch den Scheich von Ardebil in einem „Meliares“ genannten Engpaß vorwärts von Korbyla gegen Tripoli erlitten haben. Dieſe iſolirte, von Niemand erklärte Stelle des Byzantiners durch einen ächten Commentar zu erläutern und den Schauplatz jenes folgenreichen Ereigniſſes durch eigene Anſicht auszumitteln, war mein beſonderes Augenmerk. „Ob er nicht ein Derbend (*ἕνα δερβένι, bir derbend*) mit Namen Meliares kenne?“ „Hart ober dem Vorgebirge Kereli, etwa acht Stunden von Tripoli, ſagte er, führe der Weg durch ein ſehr langes und zugleich ſo ſchmales Derbend,[1] daß kaum für einen Menſchen Raum genug zum Durchkommen übrig ſey.“ Wir zogen auch noch den Oberfährmann nebſt mehreren Eingebornen zu Rathe, und Alle beſtätigten das Daſeyn eines Engpfades in beſagter Gegend; nur die trapezuntiſchen Orte Meliares und Korbyla kannte Niemand mehr.

---

[1] Thorband, Thorpaß.

Der Entſchluß ward raſch gefaßt; am Kap Kereli, dem Koralla der Trapezuntier, ſollte gelandet, das romantiſche Wald- und Felſenrevier der Küſte näher geprüft und wo möglich durch die große Klauſe 'zu Fuß nach Buyuk-liman (Großhafen) hinabgewandelt werden, wo uns die Barke zu erwarten habe. Müde vom langen Tagewerk und bereit mit dem erſten günſtigen Lufthauch die Segel aufzuſpannen, überließen wir uns einem kurzen, aber erquickenden Schlummer, und bald nach ein Uhr Morgens ſtrichen wir ſchon eilenden Kieles über den Golf von Tripoli. Die Nacht war entzückend, die Schöpfung in tiefer Ruhe, nur das Mondlicht perlte, hüpfte, ſpielte zaubervoll auf der glatten Spiegelfläche und in das Segel blies mit friſchem Hauch vom Waldgebirg herab die Morgenluft. „*Schimdi tschibuk doldurün,* jetzt ſtopfet die Pfeifen“, ſagte der Oberfährmann zu ſeinen Osmanli. Die Atmoſphäre war ſo durchſichtig und die Mondſcheibe hing ſo günſtig über dem Waldſaum, daß die Fährmänner ſogar weit oben im Gehölze das Felſenſchloß Petra-Kaleh im Vorüberfahren erblicken wollten. Die Scene war von großer Wirkung. Nach zwei Stunden kräftiger Fahrt ſteuerten wir

.... tacitae per amica silentia lunae

um das ſchwarze Vorgebirge, und die Morgenröthe fand uns in der kleinen Bucht des weit herausſpringenden Strandfelſens von Kereli. Kloſter und Kaſtell iſt Ruine, Alles fanden wir verlaſſen und unbewohnt. Ein ſtumpfer Quadratthurm ohne Dach, wie auf der Burg von Trabiſonda, gehört mit dem anſtoßenden Schloßgemäuer ohne Zweifel noch dem Koralla der Großcomnenen an. Grünes Geſtrüppe mit einer üppigen Brut von Schlingpflanzen war in die leeren Räume eingezogen und die Morgenſonne blickte melancholiſch auf das verwitterte Geſtein. Ein Lichtbild, in dieſem Augenblick erfaßt, wenn es auch die Spielarten der einfallenden Helle darzuſtellen vermöchte, ließe einen tiefen Eindruck in der Seele zurück. In ſolchen Scenen erkennt und fühlt der Menſch ſein Loos. Bin ich ſo weit über Continente und Meere hergekommen, um auf kolchiſchen Ruinen der Kürze des eigenen Daſeyns und der unerbittlichen Gewalt der Zeit zu gedenken!

Der Reitweg zur Klauſe des Meliares zog faſt ſenkrecht ober unſerem Standpunkt durch Felſen und Gebüſch vorüber. Der Verſuch in kürzeſter Richtung hinaufzuklettern wollte nicht gelingen, und wir mußten uns zu einem beträchtlichen Umſchweif landeinwärts gegen den Bach Aïjeneſin[1] entſchließen, bis wir endlich mit vieler Anſtrengung durch eine liebliche

---

[1] *Aï-jenesin deresi*, d. i. „Thalbach des heil. Eugenius“ in der heutigen Osmanli-Landesſprache. Es iſt das Ἅγιος Εὐγένιος der Griechen und San-Uigenj der Seekarten des Mittelalters.

Felſenſchlucht voll Azaleen, voll ſtrotzenden Buſchwerkes, voll Baumſchatten und Kühle auf die erſehnte Höhe kamen. Vorſichtshalber hatten wir einen der türkiſchen Fährmänner gegen Zuſicherung aparten Lohnes als Begleiter mit uns genommen. Von einer entzückenden Waldſcene umgeben, fanden wir die Mühe reichlich belohnt. Wir konnten das Auge nicht ſättigen weder an der ſtrotzenden Fülle des Buſchwerkes, noch am ſchlanken Wuchs der hochſtämmigen Laub- und Fruchtbäume, die unbewältigt von der verwüſtenden Menſchenhand in langen Wäldern die Hügel überdeckten, die Wände der tiefeingeriſſenen Grünſchluchten bekleideten und auf fettem, wohlgenährtem, mit Regen und Quellen reich getränktem Boden überall mit dem Rhododendron, der Weinrebe, dem Lorbeer und der unvergleichlichen Arbutus Andrachne um die Herrſchaft rangen. Wir raſteten lange an einer Quelle auf weichem ſchattigem Graſe im Gehölze und blickten voll Seligkeit zwiſchen dichtbelaubten Baumſchlag in die ſpiegelglatte blaue See hinab,

Muscosi fontes et somno mollior herba,
Et quae vos viridis tegit arbutus umbra . . .

Obwohl die Landſchaft mit jeder Wendung des Pfades neue Reize bot, zogen wir doch, aus Furcht ſelbſt das grüne Bilderſpiel der Natur könnte ſich am Ende noch erſchöpfen, ungerne und langſam gegen die Höhe ober Kereli heraus, wo ſich der Weg in weitem Bogen um das Promontorium krümmt. Hier war die Enge, von der uns der Saraf in Tripoli geredet hat. Links ſtürzte es faſt ſenkrecht in das Meer hinab und zwei Menſchen konnten nicht neben einander gehen. Doch ward durch überhangendes, ſelbſt das Geſtein überwucherndes und den Abgrund verhüllendes Gebüſch das Grauen der Tiefe gemildert. Unmittelbar nach dem gefährlichen Durchgang ſenkt ſich der Reitweg in eine bis zum nächſten Vorgebirg fortlaufende und beiderſeits von romantiſch wildem und maleriſch grünem Steinwall geſchirmte Langſchlucht hinein, deren Ausgang am genannten Kap durch ein Querthor und ein verlaſſenes alttrapezuntiſches Kaſtell (Kaledſchik) geſchloſſen iſt. Das iſt die Klauſe des Chalkokondylas, der ſogenannte Engpaß Meliares, deſſen ſich einſt der Scheich von Ardebil zum Nachtheil des Herzogs von Chaldia und des trapezuntiſchen Heers bemächtigt hat.[1]

Den Platz des chriſtlichen Schloßherrn von Meliares hat ein türkiſcher Dere-Beg aus der Familie Uſun-Oghlu eingenommen, zwiſchen deſſen Konak und einer mit lichten traubenbehangenen Erlbäumen geſchmückten Hügelreihe der Reitweg in ſanftem Abhang zur hölzernen Dachbrücke des Akſadereſi und eine kurze Strecke weiter zum Landungsplatze Boyükliman hinunter führt, wo die auf den Strand gezogene Barke ſchon lange unſerer Ankunft harrte. — Obwohl die Entfernung von hier zum Kap Kereli, wo wir Morgens das Fahrzeug verließen, weniger als zwei Wegſtunden beträgt, hatten wir doch mehr als vier gebraucht, theils wegen des Umweges und der Mühſal den Reitweg zu erklimmen, theils wegen freiwilliger ſchwärmeriſcher Zögerung im ſchönen Luſtreviere. Die Quellen im hellgrünen Gebüſch, der Blick ins Meer hinab, die romantiſch wilde Klauſe und der Schattenwald legten dem Schritte zauberiſche Feſſeln an; auch hatten Uſun-Oghlu's Leute die Ermatteten mit Trauben vom Erlbaum gelabt. Boyük-liman iſt nur ein einzeln ſtehendes Haus mit einer Reihe Marktbuden, wo wir Kaffe tranken und Früchte, Trauben, Nüſſe und Birnen in die Barke nahmen. Die Ortſchaft ſelbſt, wo die Eigenthümer der Gegend wohnen, liegt eine halbe Stunde weiter öſtlich und trägt den weder zum griechiſchen, noch zum türkiſchen Sprachſtamm gehörigen Namen Fol. Wir erkannten in dieſem Fol das Wiopoli der abendländiſchen Euxinus-Fahrer des Mittelalters. Clavigo kam (1402) von Tripoli in wenig Stunden zum Kaſtell Corila, und Nachmittags mit günſtigem Winde zu einem andern ummauerten Ort, genannt

---

[1] *Ὁ γὰρ Ζίχης Ἀρταβίλης κατέσχε τὴν τοῦ Μελιάρη λεγομένην τοποθεσίαν, προλαβόμενος τὴν κλεισούραν ταύτην τοῦ Μελιάρη τὸ Καπάνιον λεγόμενον.* (Das byzantiniſche *τὸ Καπάνιον* fehlt im Gloſſar Dü-Cange's und iſt ohne Zweifel auf das türkiſche Kapanmak, geſchloſſen ſeyn, zurückzuführen.) *Ἐλθόντες τοίνυν οἱ τοῦ Πανσεβάστου καὶ αὐτοὶ εὗρον τὸν Ζίχην προκατέχοντα τὴν κλεισούραν τοῦ Καπανίου.*

Viopoli, wo man die Nacht vor Anker blieb.[1] Der volle Name hieß im Alterthume Liviopolis und wird unſeres Wiſſens nur im Plinius, und zwar mit dem richtigen Beiſatze gefunden, daß es an keinem Fluſſe liege (sine fluvio Liviopolis). In der That ſind die nächſten Bäche Kerasun und Akſa beiderſeits ungefähr eine Stunde vom alten Viopoli (Fol) entlegen. Wir ſtrichen mit ſchwachem Winde dicht an der Küſte fort und genoſſen mühelos des Anblickes der immergrünen Buſchhügel am Bach Kerasun. Gegen zwölf Uhr hatten wir Kap Hieron-Oros erreicht und legten mit andern Gefühlen als wir vor ſechs Tagen bei nächtlicher Vorüberfahrt auf eben dieſer Stelle empfanden, am Delta einer maleriſch ſchönen Felſenbucht, Indſchir-liman (Feigenhafen) genannt, das Fahrzeug zur Mittagsruhe ans Land. Es war kein Tiefwaſſer, es war flacher Strand. Die kolchiſchen Osmanli nahmen das Segel ab, hoben den Maſtbaum aus und zogen, wie die Gefährten des Ulyſſes, den Kahn auf das ſandige Ufer, auf dem ſie im Schatten der überhängenden Waldgebirge ihre Schifferkoſt verzehrten und ſich dem Schlummer überließen. Das Delta war aber zwiſchen zwei hohen, ſchroffen, felſig zerriſſenen, mit hellgrünem Wald und Buſchwerk dicht verwachſenen und an der Hypotenuſe nicht über 300 Schritte von einander entfernten Steilſeiten ſo lieblich eingekeilt, daß an dieſem auserwählten Orte ſelbſt um Mittag noch Schatten und Kühlung herrſchte. Seitwärts an der Buſchwand war ein Brunnen des hellſten Waſſers, und neben dem Brunnen ſtand ein Oelbaum mit fettem langgezüngeltem Blatt, im Hintergrunde aber in dichtem Waldſchatten ein iſolirtes Haus. Doch war das Dreieck am Spitzwinkel nicht geſchloſſen; ein Bergſpalt, dunkel, ſchmal und tief eingeſchnitten, drängt ſich zwiſchen den beiden in Geſtalt runder, abgeplatteter Waldkegel hochaufgethürmten Seitenwänden in das Gebirg hinein, zugleich Rinnſal eines perennen Bachs und Sitz einer ſelbſt in Kolchis koloſſalen Vegetation. Nach dem fröhlichen Mahle am Brunnen ging ich während der langen Raſt der Schiffer in den hohen Schattenſpalt und ſah gegen das Meer heraus. Das ſchmale Segment der blauen Fluth glitzerte wie ein ferneſtehender Zauberſpiegel in wundervollem Schein. Nachher ſtieg ich beiderſeits auf die waldigen Vorgebirge hinauf und wanderte zuerſt gegen das nur eine halbe Stunde rückwärts entfernte Kap Hieron-Oros; dann vorwärts in der Richtung gegen Ak-Kalah durch das wildſchöne Buſchrevier, über belaubte Riffe, durch dichte Obſtwälder aus Maulbeer-, Kaſtanien-,

---

[1] E en poca de hora fueron en un castillo que es junto con el mar, que ha nombre Corila, e non quisieron tomar puerto en estos lugares, par quanto avia buen tiempo: e a hora de visperas fueron en un castillo que ha nombre *Viopoli*, e tomaron alli puerto, e estovieron esta noche. Itinerar. p. 82.

Aepfel-, Birn-, Kirſch- und Feigenbäumen, mit Ulmen, Eichen, Ahorn und rieſenhaftem Rebgeſchlinge, mit undurchdringlichem Kurzholz vom ſchöngerindeten Arbutus Andrachne, von Lorbeer, Corylus, immergrünem Ciſtus, und dem ſo oft geprieſenen und allzeit ſchönen Azalea- und Rhododendronbuſch wundervoll geſchmückt. Dazu noch der blaue Sonnenhimmel, die ſpiegelnde Waſſerfläche und lianenumſchlungene Ruinen im Gehölz! Wir fragen den Leſer, ob das nicht entzückend iſt und wie ſich etwa die dünngebürſteten Boschetti Italiens oder gar das abgeſchälte kalkige Griechenland mit der Pracht ſolcher Wälder meſſen könne? In Kolchis regiert noch der Pflanzenwuchs, nicht der Menſch, und die zerſtörenden Bedürfniſſe der Kultur ſind noch nicht bis an dieſen beglückten Himmelsſtrich gedrungen. Wandert durch den immergrünen Buſchwald um Indſchir-liman und Rouſſeau's Philoſophie hört auf bizarr zu ſeyn. Ob man ſich bei dieſer Scene viel nach Deutſchland ſehnt, und nach ſeiner weiſen Praxis, ſeiner Dänen-, Elbe-, Mauth-, Sundflotten-Energie, ſeiner andächtigen Langweile und ſeinem melancholiſchen Fichtenwald Verlangen trägt?! Selbſt die kolchiſche Pflanzenwelt klagt uns des Kleinmuths, der Weichlichkeit und des verzagten Sinnes an! Der Ruf des Fährmanns ſcholl durch das hohle Bergklüfte und rief den Wanderer aus Schwärmerei und Wald an den Strand zurück. Sie zogen die Unterlage weg, ſchoben das Fahrzeug in die Fluth hinab, ſetzten den Maſtbaum ein, hingen das Segel auf und ſetzten die Ruder an, weil nur laue Winde in die Wimpel wehten. Vorgebirg an Vorgebirg, felſicht, reich bebuſcht, ſcharf in die See abſtürzend und durch kleine bebaute Flächen mit Einzelhöfen und tief eingeſchnittenen Waldungen wildromantiſch abgeſchieden, ſtrich am Kahn vorüber bis endlich Ak-Kalah (Weißenburg), weiland Kloſter und Kaſtell Korbyle, durch ſeine wildſchöne Lage auf ſchattigem Felſenvorſprung den Lauf des Fahrzeugs hemmte und zum Genuß der Waldkühle und der ſchönen Ausſicht lud. Wir ſtiegen zwiſchen einer Fülle von Lentiscusgeſtrüpp und zahmen Oelbäumen das Vorgebirg hinauf, verweilten aber nur kurze Zeit auf der Höhe, denn die „Weißenburg" iſt menſchenleer und bei den lafettenloſen Kanonen nicht einmal eine Wache aufgeſtellt. Die Sorge dieſen uralten Landungsplatz der Curve von Trapezus zu ſchirmen, liegt, wie zu St. Sophia, den mohammedaniſchen Bewohnern der umliegenden Holzhütten ob. Ein Meierhof dieſes lieblichen Strandes ſah einſt die Kataſtrophe Alexius IV. durch ſeinen herrſchſüchtigen Sohn Kalo-Johannes den Groß-Comnen und vorletzten Imperator von Trapezunt.[1]

---

[1] Nach trapezuntiſcher Sitte war Kalo-Johannes als Erſtgeborner zwar Mitregent und ſaß bei feierlichen Handlungen in gleichem Schmuck neben dem kaiſerlichen Vater auf dem Thron. Das war aber dem „Schönen-Johann"

Vom Uferfelſen vor dem Schloſſe trägt der Blick quer über den Golf nach Trapezunt hinüber, und die

---

zu wenig. Der ehrgeizige Erbe fühlte Kraft und Herrſchergabe genug das Reichsgeſchäft allein zu beſorgen und der Verdacht geheimen Liebesverſtändniſſes ſeiner leiblichen Mutter, einer cantacuzeniſchen Prinzeſſin aus Byzanz, mit dem Schatzmeiſter des Reichs ſollte dem jungen Böſewicht als Werkzeug zur Stillung ſeiner Herrſchbegierde dienen. Kalo-Johannes eiferte mit ſolcher Wärme für häusliche Tugend und ſtrenge Sittlichkeit, daß er, nicht zufrieden den Schatzmeiſter eigenhändig zu tödten, der Familienehre wegen auch Mutter und Vater im Palaſt erdroſſelt hätte, wären nicht die Archonten noch zu rechter Zeit ins Mittel getreten. Für eine ſolche That gibt es keine Sühne und Kalo-Johannes entging dem väterlichen Zorn durch die Flucht an den Hof des Königs von Tiflis, der dem flüchtigen Vatermörder in Hoffnung beſſerer Zeiten die Tochter zur Ehe gab. Aber Kalo-Johannes hatte was man in Italien die *rabbia papale* nennt, er konnte Privatſtand und Verbannung nicht ertragen und wollte um jeden Preis als Herrſcher auf der romantiſch ſchönen Burg von Trabiſunda wohnen. Zu Caffa in der Krim, wohin er von Tiflis gezogen war, bemannte er zwei Kriegsſchiffe mit genueſiſchen Abenteurern und beſetzte das feſte Kloſter Kordyle (Ak-Kale der Türken) in Angeſicht von Trapezunt. Für Einverſtändniſſe unter den Hofarchonten und ſelbſt unter den Leibwachen des Großcomnen ward ſchon früher geſorgt, und wie der alte Großcomnen ſeinem rebelliſchen Sohne gegenüber am Meierhof lagerte, öffneten die beſtochenen Wächter den ausgeſandten Meuchelmördern Nachts den Eingang und der unglückliche Gebieter ward inmitten ſeines Heeres im Schlaf ermordet. Kalo-Johannes wollte zwar nur die Gefangennehmung, nicht den Tod des Vaters befohlen haben, und beſtrafte den einen Sendling durch Handabhauen, den andern durch Blendung für ihre Frevelthat. Allein wer

Bäume neben uns warfen ihre Schatten lang und abendlich in die Fluth hinab. Wir aber ſteuerten an den myrtenreichen, ſanftanlaufenden und mit ländlichem Gehöfte idylliſch geſchmückten Küſtenhügeln bis in den Mittelpunkt der Golfkrümmung, zum ſchön gelegenen Städtchen Platana hinein und zogen vor fünf Uhr Abends das Fahrzeug noch einmal ans Land. Dieſer Ort, der im Munde des Volkes wahrſcheinlich ſeit Urzeiten dieſen Namen trägt, iſt von Trapezunt nur etwas über vier Stunden entfernt, und ward im claſſiſchen Alterthum auch Hermonaſſa genannt, wie aus Strabo und dem Periplus des Arrian zu erſehen, oder vielmehr aus den Entfernungen von beſtimmten Küſtenpunkten zu berechnen iſt. Die Platane wächſt in der Umgegend, beſonders am Bach von Kalanoma auf der Seite gegen Trabosan, mit unvergleichlicher Pracht und die milden Hügel des Weichbildes ſind ein zuſammenhängender Wald fettſtämmiger Oelbäume, zu denen ſich in gleicher Ueppigkeit die Feige und die Weinrebe geſellt. Lebendige Zäune und Einfriedigungen aus Maulbeerbäumen und Ulmen, um die ſich in dieſer Jahreszeit das traubenvolle Geranke der Reben ſchlingt, ſahen

wüßte nicht aus näher liegenden Ereigniſſen ähnlicher Art wie man ſolche Befehle von jeher gemeint und verſtanden hat? Kalo-Johannes baute dem erſchlagenen Vater ein prachtvolles Grabmal in der Domkirche der Panagia Chryſocephalos und beſtieg ohne Gewiſſensangſt als Vatermörder den blutbeſleckten Thron.

wir nirgend mit ſo viel Geſchmack und Ordnung angepflanzt wie um Platana. Von ſeinen vierthalbhundert, dorfartig über Thal und Hügel zerſtreuten Wohnungen ſollen nur etwa 140 chriſtliche ſeyn, die ſich mit Pacht, Kleinhandel, Wucher und beſonders mit Geſchäften in Wein und Oel zu behelfen ſuchen. Die Luft iſt hier milder als ſelbſt im nahen Trapezus, weil Kap Hieron-Oros den Golf vor rauhem Nordweſt bewahrt; an Wein, Oel, Tabak und Mais herrſcht Ueberfluß, ſo daß der Menſch, wenn er nur phyſiſche und keine edleren Bedürfniſſe hätte, in Platana vollkommen glücklich wäre. Etwa eine Stunde verweilten wir in dieſer reizenden Uferlandſchaft, deren milde Tinten im abendlichen Licht um ſo inniger zur Seele drangen als die Dunkelſchatten der Thalriſſe und Hochwaldberge im Hintergrund mit jeder Minute dichter wurden. Um den Leſer vor der irrthümlichen Meinung zu bewahren, als könnte etwa der Menſch, aller irdiſchen Noth entrückt, in Kolchis bloß von Waldentzücken und Bewunderung des Rhododendrons leben, wird hier auch vorübergehend eingeſtanden, daß wir nicht ohne erquickende Abendkoſt aus Platana gewichen ſind. Außer der kalten Küche am Brunnen von Indſchir-liman waren wir ſeit Tripoli ohne Nahrung geblieben, was Wunder alſo, wenn wir den warmen Eierſpeiſen, dem leichten Wein und den pflaumengroßen Oliven eines orthodoxen Magazins die gehörigen Ehren erwieſen haben? In der Freude der glücklichen Fahrt und des nahen Zieles ward auch der Fährmänner gedacht und bei ſinkendem Tage rauſchte die Barke mit Kraft an den Platanen von Kalanoma vorüber gegen Trapezunt. Der Strand war bald in Nachtdunkel gehüllt und nur zwiſchen den oberſten Bäumen des Bergwaldkammes ſchien noch der lichte, heitere Abend durch; denn hinter dem Bergwaldkamm ſtieg langſam der Mond herauf und ſchüttete endlich die volle Garbe ſeines Zauberlichtes auf den Waſſerſpiegel des Golfs herab. Zugleich wehte es friſch vom Lande her, das Meer glitzerte und im Uferbuſch ſah man die Schatten hüpfen. Gerne wäre ich jene Nacht bis an den Phaſis fortgeſchifft, und viel zu früh für das ſchwärmende Gefühl legte ſich der Kahn ſchon um neun Uhr Abends dicht unter der Conſularterraſſe in der Gartenvorſtadt von Trapezunt ans Felſenriff.

VI.

Sitten, Gebräuche, Lebensweiſe, Verwaltung und öffentliche Zuſtände des Landes Trapezunt.

Daß die Landſchaft Traboſan ein ſchönes Wald- und Buſchrevier, voll Schatten, voll friſcher Bäche und maleriſch grünen Geſteines ſey und beim erſten Anblick den Fremdling entzücken könne, glaubt der Leſer nach Anſicht der zwar matten und das Gefühlte nur höchſt unvollkommen darſtellenden, aber doch allenthalben aus unmittelbarer Anſchauung gefloſſenen Wanderſcenen ohne Mühe. Schwärmeriſche Gefühlsregungen ſind aber flüchtiger Natur und mit den Bedürfniſſen des Menſchen drängen ſich andere Fragen auf. Gar zu gerne möchte vielleicht der intelligente Europäer wiſſen, wie eigentlich der Menſch im idyllenhaften Kolchis lebe; wie man in Trapezus verwalte, Steuer nehme und Gerechtigkeit pflege; wer den Boden beſitze; welche Nahrungsmittel die Erde freiwillig gebe und welche ihr Arbeit und Induſtrie entlocken; ob der Menſch im ſchönen Trapezunt überhaupt glücklicher als unter andern Himmelsſtrichen ſey, oder ob er die gleiche Summe von Qual und

Sorge und täglicher Bedrängniſſe zu erdulden habe wie ſein Schickſalsgenoſſe im Occident; insbeſondere ob man dort auch wider die Landplage des Pauperismus, der proletariſchen Uebervölkerung, des zum Atom parcellirten Eigenthums, der ſpekulirenden Andacht und der langweiligen Broſchüren des Abbé Combalot zu kämpfen habe? In Trabosan — vielen Europäern eine tröſtliche Kunde — ſchreibt, druckt und liest man nichts. Hier wird geſchwiegen oder gehandelt. Daher der ſchnelle Verdacht und die nie ſchlummernde Sorge der Gewalt. Daß es bei den alten Beſitzern des trapezuntiſchen Bodens nicht zum Handeln komme, war und iſt jetzt noch die hauptſächlichſte Aufgabe des türkiſchen Regiments. In Anatolien — dieſe Gerechtigkeit gebührt den Osmanli — haben ſie ihre Aufgabe muſterhaft und bleibend, folglich unendlich vollſtändiger und wirkſamer als die „Sachſen" in Irland gelöst. Armuth, Unwiſſenheit und geſetzliche Schmach der Ueberwundenen ſind die vorzüglichſten Inſtrumente türkiſchen Uebergewichts. In Kolchis und im Innern Kleinaſiens iſt es wahrhaft eine Infamie Chriſt zu ſeyn, und die erſte Tugend unſeres Glaubens, die Demuth und Selbſtverläugnung zu üben, findet der hochmüthige Europäer in dieſen Landſchaften die beſte Gelegenheit. Das Chriſtenthum iſt hier ſo vollſtändig beſiegt und geknickt, daß an ein Wiederaufleben von Innen heraus unter keinerlei Umſtänden zu denken iſt. Es iſt die Religion der Vorſtädte und ſchmutzigen ſchlechten Winkel, während alles Volk in der Citadelle, in den höher und zierlich gelegenen Stadttheilen und in den Landſitzen türkiſch redet und den Islam bekennt. Zu dieſen Privilegien der Ehrenhaftigkeit, des Reichthums und der Macht geſellt ſich in Anatolien auch noch das numeriſche Uebergewicht der Mohammedaner über die Anhänger Chriſti in einem ſolchen Grade, daß letzteren ſelbſt die Hoffnung zur Freiheit entſchwunden und die Rache allein im Herzen geblieben iſt. Wer die Rache am Geſchlechte Osmans vollzieht, iſt der legitime von Gott ſelbſt auserwählte Herr dieſes Himmelsſtrichs. Einer Zeit wie der unſrigen muß die Staatsklugheit, mit welcher das aller Verbeſſerung feindſelige Türkenvolk ſeiner Herrſchaft eine ſo dauerhafte Grundlage zu geben vermochte, als ein höchlich zu beachtendes und beſonders reſpektables Phänomen erſcheinen. Als ſich Trapezunt an die Türken ergab, hatte das Land eine zahlreiche Chriſtenbevölkerung, eine Reihe wohlbefeſtigter Städte und Citadellen längs der Küſte, einen reichen, mächtigen, auf unzugänglichen Burgen einſäſſigen Feudaladel und einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen den Islam. Hätte man damals Freiheit und Eigenthum der Ueberwundenen geachtet, wie ſtünde es etwa heute um türkiſche Herrſchaft in Kolchis? Das Verfahren des Sultans war einfach, energiſch, ſicher, aber chriſtlicher und überhaupt menſchlicher Sitte widerſtrebend. Die drei

Citadellen von Trabosan ſammt den weitläufigen Bazaren und Gartenvorſtädten wurden von der chriſtlichen Bevölkerung völlig geſäubert. Das regierende Haus ward nach Thracien verſetzt und ſpäter in den männlichen Individuen ausgerottet. Von den chriſtlichen Bewohnern der Hauptſtadt aber hob man, wie zum Theil ſchon früher angemerkt, zuerſt die ſchönſten und rüſtigſten jungen Leute zum Kammerdienſt des Sultans aus, ſchrieb dann achthundert Knaben als künftige Janitſcharen ein und theilte die Uebrigen in drei Klaſſen. Die erſte, aus den Vornehmſten und Reichſten beſtehend, wanderte als Kern der neuen Bevölkerung in den Fanar nach Konſtantinopel;[1] die zweite wurde als Sklave unter das Heer vertheilt; der dritten aber, d. i. den beſitzloſen Proletariern und der Hefe des Volkes ward die abgeſonderte Vorſtadt der Marine als Wohnſitz angewieſen. Dagegen wurden in der oberſten Citadelle, wo die Kaiſerburg mit den Häuſern der vornehmſten Archonten ſtand, eine Compagnie Artilleriſten, in den beiden untern aber 12,000 Aſaben, d. i. ledige auf Kriegesdauer von den türkiſchen Gemeinden geſtellte Milizen angeſiedelt, als deren Nachkommen die heutige

---

[1] Die Callimachi, die Muruſi ꝛc. kamen um jene Zeit aus Kolchis an den Bosporus. Die in Stambul einſäßigen Archonten wurden als unverbeſſerliche Intriguanten vom Sieger in Maſſe niedergemetzelt, oder flohen in entlegene Himmelsſtriche.

Türkenbevölkerung von Traboſan zu betrachten iſt.[1] In gleichem Sinne ward in den übrigen Städten und Feſtungen des Reichs verfahren, beſonders aber nach Austreibung ſämmtlicher Geſchlechter der Archonten und Feudalherrn überall im verlaſſenen Gute ein Türke eingeſetzt.

Der Sultan blieb faſt ein Jahr in Trabofan und ging nicht eher an den Bosporus zurück, als bis alle ſeine Anordnungen im eroberten Lande vollzogen waren. Nur drei Mönchsklöſter und einige chriſtlich gebliebene Dörfer im Innern fanden Mittel ihren Grundbeſitz zu retten; an der Küſte aber und in den fruchtbarſten Gegenden überhaupt ging alles Landeigenthum in türkiſche Hände über. Solche Handlungen tyranniſcher Uebertretung der Verträge würde die öffentliche Meinung heutzutage wo nicht ganz unmöglich machen, doch wenigſtens durch allgemeine Verwerfung brandmarken und als Grundlage künftiger Reaktion benützen. Damals (1462) gab es aber den Türken gegenüber in Europa noch keine öffentliche Meinung, oder ſie beſtand vielmehr in Zittern und äußerte ſich durch Litaneien, die einem unter Thränen und Verzweiflung aus dem väterlichen Boden weggeriſſenen Chriſtenvolke freilich wenig nützten. Aus dem romanhaften Imperium Trabeſunda ward in ſolcher Weiſe ein türkiſches Paſchalik Trabofan, das mit Ausnahme der Weſtgränze auch nach ſeiner Verwandlung den Umfang behielt, den es zur Zeit des letzten Großcomnenen hatte. Das Vorgebirge Jaſonium ward Gränzpunkt gegen Amaſia, ſo daß Unieh (Oinäum oder Oenoë der Griechen) nicht mehr dem Begler-Beg von Traboſan gehorchte. Wie dieſer Burg und Machtanſprüche der Großcomnenen, ſo hatten türkiſche Dere-Bege (Thalfürſten) mit den Schlöſſern und Edelſitzen auch die Unbotmäßigkeit der chriſtlichen Feudalarchonten übernommen. Das Inſtitut der Dere-Bege, ein altes Erbtheil der Selbſchuken von Ikonium, hat in Kleinaſien ſeine vollſtändigſte Ausbildung erhalten und vielleicht mehr als irgend eine Staatseinrichtung zur Verbreitung und Befeſtigung türkiſcher Nationalität beigetragen. Die Osmanli haben weſentliche Vorurtheile gegen die Allesregiererei und gegen mathematiſches Centraliſiren der Gewalt. Wenn in einer großen Monarchie, ſagen die Osmanli — natürlich mit Unrecht — Einer allein Alles thun will, ſo ſey das eben ſo viel als wenn der Führer eines großen Heeres alle untergeordneten Stellen ſelbſt verſehen wollte. Die Lehenspflicht in Kriegszeiten leiſteten dieſe anatoliſchen Erbfürſten mit großer Pünktlichkeit, auch in Abtragung des feſtgeſetzten, freilich ſehr mäßigen Tributes an den Padiſchah blieben ſie nicht leicht zurück, gerirten ſich aber, was die innere Verwaltung der Territorien betrifft, als unabhängige Gebieter, denen

---

[1] Die kaiſerliche Burg war drei Generationen hindurch Sitz des türkiſchen Thronfolgers.

Niemand etwas einzureden hat. Da es ihren eigenen Vortheil galt und der Gewinn in ihre Taſchen fiel, bewirthſchafteten ſie die Ländereien mit der größten Sorgfalt, und viele dieſer Dere-Bege, z. B. Tſchappan-Oghlu von Jüs-katt, ſammelten unerhörte Reichthümer mit wohlbegründeter Macht, bis endlich in unſern Tagen Sultan Mahmud den fetten Segen der Thalfürſten in ſeine Koffer zu leiten beſchloß und alle erbliche Gewalt außer der ſeinigen im Reiche Osmans für erloſchen erklärte. Die Idee war eine chriſtliche und folglich bei den Türken nicht beliebt. Auch könnte man fragen, ob die Monarchie durch dieſe neue Verfügung an Stärke nach Außen und im Innern an Glückſeligkeit und Reichthum merklich gewonnen habe? Statt des patriarchaliſchen Regiments im Lande geborner und aufgewachſener Stammhäuptlinge kamen räuberiſche Satrapen aus Stambul, um den Kaufſchilling ihres Amtes in kürzeſter Friſt mit Wucher einzutreiben. Mahmud hetzte mit türkiſcher Argliſt einen Dere-Beg wider den andern und machte begreiflicherweiſe bei den größten und reichſten, als den ſchuldvollſten und gefährlichſten Gegnern kaiſerlicher Allgewalt, den Anfang ſeines Rachezugs. In der Hoffnung, die eigene Exiſtenz zu retten, ließ ſich Suleiman, Dere-Beg von Dſchanik, gegen den gewaltigen Tſchappan-Oghlu brauchen und löſte die Aufgabe zu voller Zufriedenheit des Padiſchah. Und was noch mehr, der Sultan hielt ſein Wort; denn

Suleiman blieb unter billigen Leiſtungen im Beſitz des reichen Guts der Vorfahren und vererbte es ſogar unverkümmert an ſeinen Sohn Osman-Paſcha, dem man im Drange der Umſtände auch noch das anſtoßende große Paſchalik Traboſan zu verwalten überließ. So geſchah es durch ein ſonderbares Spiel der Umſtände, daß ſich mit Ausnahme der früh verlornen Fürſtenthümer Heraklea und Sinope die Monarchie der Großcomnenen in der ganzen Ausdehnung zwiſchen Amiſus (Samſun) und dem Bathysfluſſe (Tſchorak-Su) 360 Jahre nach ihrer Zerſplitterung in der Familie eines turkomaniſchen Stammhäuptlings und Nachfolgers der Feudalarchonten wieder vereinigt fand. Immanente Verhältniſſe haben unter gewiſſen Himmelsſtrichen in letzter Inſtanz noch jedesmal über die Kraft des Menſchen triumphirt. Das Anſehen des neuen Großcomnenen ſcheint bereits ſo feſt begründet, daß nach dem unlängſt erfolgten Tode Osman-Paſcha's nicht nur das Erbgut, ſondern auch das Paſchalik auf ein Mitglied der Familie überging. Sogar den Wechſel der Reſidenz hatte der neue Fürſt von Traboſan mit ſeinen chriſtlichen Vorgängern gemein. Denn gleichwie die Großcomnenen bald auf der Akropolis zu Trapezunt, bald auf der Burg zu Limnia oder Keraſunt Hof hielten, wohnte auch Osman-Paſcha abwechſelnd in ſeinen Stammſchlöſſern zu Tſcharſchambeh am Iris und im neugebauten Konak zu

Traboſan, wo ich den alten Dere-Beg (Herbſt 1840) öfter geſehen habe. Weil aber in Literatur und Politik dieſes Landſtriches ſelten Erwähnung geſchieht, dürfte vielleicht mancher Leſer fragen, wo und was für ein Land Dſchanik ſey? Dſchanik iſt der fetterdige, hügelreiche Küſtenſtrich zwiſchen Kap Jaſonium (Vona) und der Stadt Amiſus (Samſun), im Süden von einer halbzirkelförmig eingebogenen, von Strand zu Strand laufenden, wald- und metallreichen Bergkette abgeſchloſſen und in der Mitte vom fiſchreichen tiefen Iris (Jeſchil-Irmak, d. i. Grünbach) durchſtrömt. Dſchanik iſt das Land der fabelhaften Amazonen, deren Andenken ſich beim Volke im Bergnamen Maſun-Dagh, Amazonenberg, Ἀμαζόνια ὄρη, bis zu dieſer Stunde erhalten hat. Auch Ortſchaft und Flüßchen Therme ſind keine leere Anſpielung auf Thermodon und Themiskyra des Alterthums. Ein Park von Frucht- und Laubwald mit Buſchwerk und langen Windungen wilder Reben, zieht ſich unüberſehbar von der Küſte ins Gebirge hinein. Pflanze und Thier ſtrotzt in Dſchanik noch üppiger und vollkommener als in Traboſan. Schon im zwölf Stunden rückwärts liegenden Keraſunt hat man dieſe ſteigende Fülle am zahmen Geflügel bemerkt. Hanf, Flachs, Mais, Tabak und Seide erzeugt das ſchöne Land in Ueberfluß und in der größten Vollkommenheit. Aber Alles, Boden, Wald, Wild, Heerde und Frucht in Dſchanik gehört dem Dere-Beg. Die Zahl ſeiner Landgüter überſteigt dreihundert, und jedes ſoll ihm jährlich zwiſchen 25,000 und 30,000 Gruſch (2500—3000 Gulden C. M.) an Pachtgeld tragen. Das Monopol der Tabakpflanze allein, von welcher ſehr viel im Trapezuntiſchen, die größte Menge aber im flachern Erblande und beſonders um die Halysmündung wächst, gibt dem Paſcha nach Angabe der Hausbeamten jedes Jahr vierthalb Millionen Gruſch (350,000 fl. C. M.) Gewinn, von dem nur die halbe Million als Pachtſchilling nach Stambul geht, der Reſt aber in ſeine Koffer fällt. Leuten von einiger Vorliebe für Geld und Gewalt müßte die Stelle eines kaiſerlichen Statthalters von Dſchanik und Traboſan als ein höchlich wünſchenswerthes Gut erſcheinen. Beide Provinzen ſind beim Fiscus auf eine beſtimmte und wohl zu erſchwingende Summe in Geld und Naturalien angelegt, die der Statthalter jährlich an das Hoflager zu ſenden hat, während Einhebung des Geſetzlichen, ſo wie Beſteuerung der Einwohner überhaupt im weiteſten Sinne der eigenen Anſicht und Geſchicklichkeit des Paſcha überlaſſen bleibt. Welch ein Feld für Thätigkeit und Profit! Osman-Paſcha ernennt und bezahlt ſämmtliche Verwaltungsbehörden der Provinz, gibt und nimmt wem und wie viel er will, und erhebt nach übereinſtimmenden Schätzungen im Lande beiläufig viermal ſo viel als er an den Fiscus ſchickt. Daher aber auch das Wehklagen der Chriſten von Tripolis und Keraſunt über „tyranniſche“

Bedrückung, daher die Bittgeſuche und Berufungen auf alte Verträge ſeitens der kolchiſchen Griechen beim Divan zu Stambul, daher das Murren und Grollen der weiland ſteuerfreien Osmanli in Traboſan und der offene Trotz der Tzanen im Waldgebirge. Im Kolchiſchen machen die Leute hie und da noch Schwierigkeiten, wenn man ihnen die Taſche leert. Der alte Turkomanen-Dere-Beg lebt unter dieſen Umſtänden mit königlichem Aufwand und legt dennoch jedes Jahr bei drei Millionen Gruſch (300,000 fl. C. M.) als reines Erſparniß in ſeinen Schatz zurück.

Dieſe Nachweiſe über Haushalt und ſpekulative Verwaltungspraxis des Erbfürſten von Dſchanik ſind ganz gleichlautend mit Hamiltons Angaben über denſelben Gegenſtand.[1] Der Leſer ſoll ſich über dieſe Gleichförmigkeit nicht verwundern und in dem einen nicht eine leere Copie des andern erblicken. Hr. Hamilton und ich haben beide aus derſelben Quelle, aus den mündlichen Mittheilungen des Dr. Giovanni Rutzeri, des klugen Leibarztes beim alten Dere-Beg, geſchöpft. Hr. Rutzeri kannte die Verhältniſſe ſeines Gebieters, bei dem er länger als zwanzig Jahre in Dienſten ſtand, ganz genau und ſtarb während meiner Anweſenheit in Trapezunt mit Hinterlaſſung eines bedeutenden Vermögens, einer numiſsmatiſchen Bibliothek (Mionnet) und einer ſchönen Münzenſammlung, die er ſich zu Anapa in Tſcherkeſſien gebildet hatte. Denn zur Zeit als Paskewitſch vom Kaukaſus her das türkiſche Reich erſchütterte, war Osman-Dſchaniklü Paſcha von Anapa. Hr. Hamilton traf dieſen unterrichteten Mann auf dem Schloſſe zu Tſcharſchambeh am Iris (Jeſchil Irmak), ich aber vier Jahre ſpäter (1840) in ſeinem eigenen Hauſe zu Traboſan. Ein anderer in Dienſten von Osmans Bruder Abdallah-Beg ſtehender deutſcher Arzt, der gut türkiſch gelernt und bedeutende Reiſen in Aſia-Minor gemacht hatte, beſtätigte Hrn. Hamilton zu Amiſus die Reden und Angaben Giovanni's über die unermeßlichen Reichthümer des Dere-Beg in allen Theilen, und machte auch noch andere kluge Bemerkungen über den Charakter der Türken im Allgemeinen und Osman-Paſcha's insbeſondere. Zudem hörte ich von einem trapezuntiſchen Türken, der ſich aus Andacht zum Orden der Derwiſche zählte, aber nebenher große Reichthümer beſaß und wöchentlich zwei- bis dreimal zum Abendbeſuch in das Conſulat des Hrn. v. Gherſi kam und heimlich Wein trank, ungefähr dieſelben Bemerkungen über den Muſchir von Traboſan, aber häufig mit dem ſpöttiſchen Beiſatze: *Dschaniklü dür, Turkmen dür,* „er iſt ein Tzane, er iſt ein Turkman." Turkman und Tzane gelten ſogar bei den Osmanli für grobe, unverſtändige, thieriſche und ungeſittete Leute. Auch geſtand Dr. Giovanni aufrichtig, wie viel er von der Rohheit und den brutal-deſpotiſchen Launen des Dere-Beg in Anapa zu leiden hatte. Osman-Paſcha war klein von Statur, dick, vertrakten Wuchſes, alt und in der neuen halb europäiſchen Affentracht doppelt häßlich. Aber der Mann war vielleicht witzig, heiter, am Ende gar noch ein Schöngeiſt und gab als turkomaniſcher Mäcenas den Lokalpoeten von Traboſan reiche Geſchenke oder doch einträgliche Stellen und gute Abendeſſen zur Vermehrung der Wiſſenſchaft? Niemand in Trapezunt wußte irgend etwas von dergleichen Mäcenatenſtreichen oder hatte je von irgend einem Witzworte Sr. Hoheit des Begler-Begs gehört. Was macht denn aber Osman-Paſcha mit den vollen Truhen? Spekulirt er etwa auf Lufteiſenbahnen, oder beſchützt er am Ende gar noch die kolchiſchen Philoſophen, was bei dem aufs Praktiſche gerichteten Sinne der Turkomanen und bei der anerkannten Nützlichkeit ſpekulativer Syſteme in Förderung materieller Völker-Wohlfahrt leicht denkbar ſchien! Ich kam öfter in den Konak und ſah fleißig am Divan um, ob nicht irgend etwas von einem phrenologiſchen Journal aus Paris, oder doch wenigſtens von den „Ideen und Bildern“ des berühmten Greverus zu entdecken ſey. Denn ſind „Ideen“ wirklich, wie es in Platons Dialogen ſteht, aller Weltweisheit Unterlage, ſo iſt Hr. Greverus von Oldenburg offenbar der größte jetzt lebende Philoſoph im deutſchen Lande. Denn während Andere über Ideen nur brüten oder höchſtens in Ideen träumen und nachtwandeln, macht Hr. Greverus große Reiſen zu Waſſer und zu Lande und trinkt ſogar griechiſche Abendluft in „Ideen und Bildern," deren Ruhm gewiß nach Traboſan gedrungen wäre, wenn in dieſem romantiſchen Lande Philoſophie überhaupt einen Anklang fände. Mit Osman-Paſcha war aber in ſolchen Dingen — das ſah ich ſchnell — eben ſo wenig zu reden als mit ſeinem legitimen Sohn und Erben, der vollends mit Blödſinn geſchlagen iſt. So oft ich die üppige Wohnung und das inſolente Glück des alten häßlichen Turkomanen ſah, fiel mir jedesmal das Epitaphium in Petronius ein:

---

[1] Vgl. Hamilton, Researches in Asia Minor, Pontus and Armenia. Vol. I. p. 242, 282, 292. London 1842.

Sestertium Reliquit Trecenties
Nec Unquam Philosophum Audivit.[1]

Entweder iſt Reichthum, Macht und Glück, oder iſt das was der Menſch „Weisheit" nennt, eine bloße Ironie.

Etwas geſprächiger als der Paſcha war der zufällig anweſende Polizeivorſtand, jener knochige, feiſte Türke, von welchem ſchon früher die Rede ging. Dieſer that allerlei Fragen über die Nachtordnung unſerer Städte, unter andern ob es wahr ſey, daß man bei den „Feringi" die ganze Nacht mit Tumult und Geſchrei in den Schenken zeche, und mit Verübung gröblichen Unſinnes vermummt durch die Straßen lauſe und gleichſam *canum more* mit einander Bekanntſchaft mache? Fragen ſolcher Natur und noch weit ſchlimmere, die ich in der Türkei öfter hören mußte, zeigen deutlich genug, in welchem Lichte wir Chriſten den ſtrenge disciplinirten Osmanli erſcheinen. Zum Unglück finden Apologien und mildernde Erklärungen abendländiſcher Sitte bei den ſtöckiſchen Türken überall nur geringen, häufig ſogar keinen Glauben. Um mich gewiſſermaßen zu rächen, fragte ich den Subaſchi hinterliſtig, an was man in Traboſan zuerſt denke, wenn irgendwo Feuer ausbreche? „*Soyündürmek,*“ „ans Löſchen“ war die ſchnelle Antwort des Subaſchi. „*Janlisch, Efendim, tschok janlisch!*“ „Gefehlt, mein Herr, weit gefehlt!“ In den von andächtigen Softas[1] aufgeſchriebenen Ueberlieferungen und Kathederſprüchen des großen Scheichs Ueſtköji von Derwiſchabad heißt es im Kapitel über Feuersbrünſte (yanghin) ausdrücklich: „Wenn es brennt, ſoll man nicht zuerſt ans Löſchen denken, ſondern vor Allem fragen, wo es brenne?“ Hiemit war der feiſte Subaſchi geſchlagen und fand in der erſten Ueberraſchung kein Wort der Erwiederung. Der alte Dere-Beg mit den Korallen ſpielend, rief voll Erſtaunen über Ueſtköji's transoraniſchen Scharfſinn ſein langgedehntes „*Maasch Allah.*“ Nur der Kadi, welcher ſich ebenfalls eingefunden, unterbrach die Stille mit der Bemerkung: „Er habe zwar immer gehört, die Usbeken-Scheiche ſeyen von Profeſſion erſtaunlich fromme und orthodoxe Sunniten; daß ſich aber jene Gläubigen auch in Weisheit, Begriff und Witz auf ſolche Höhe geſchwungen hätten wie der geprieſene Scheich Ueſtköji von Derwiſchabad, ſey ihm ſelbſt eine Neuigkeit.

---

[1] Er hat dreißig Millionen hinterlaſſen und niemals bei . . . Philoſophie gehört.

---

[1] Softa, eigentlich „Sochte“ d. i. der Gebrannte, bedeutet ſoviel als „Schüler, Student.“

Wenn der neue Dynaſt von Traboſan weder die Dichter noch die Philoſophen durch ſeine Reichthümer erwärmt und unterſtützt, was macht er denn mit den erſparten Summen? Legt er ſie vielleicht im Handel oder in Förderung gewinnreicher Unternehmungen an, oder leiht er auf Zinſen wie Huſein-Paſcha von Widdin? Oder verſchleudert er ſeine übrigen Millionen in ſtaatswirthſchaftlichen Experimenten wie Mehemed-Ali von Aegypten? Nichts von alle dem; Osman iſt ächter Türke oder Tzane und frei von aller Spekulation. Das Geld ruht unbenützt in Kiſten, deren Zahl mit jedem Jahre wächst, die aber für das Allgemeine wie für ihn ſelbſt verloren ſind. Einen weitläufigen Konak (Palaſt) hat er ſich zu Tſcharſchambeh im väterlichen Erblande gebaut, den ich aber nicht geſehen habe. Der Konak zu Traboſan iſt zwar ebenfalls neu, aber nicht mehr in der Akropolis wie der Comnenenpalaſt, ſondern dicht am Thore der zweiten Citadelle, wo die Juſtinianäiſche Inſchrift, mit der Fronte gegen das Meer und die kühlenden Lüfte ganz im Charakter der kolchiſchen Architektur gebaut. Das Terrain iſt Planum inclinatum. und das Gebäude ſelbſt ein auf der vierten Seite nur durch eine Gartenmauer geſchloſſenes Parallelogramm mit hölzernen Söllern und Stiegen auf den drei Innerſeiten und mit weitläufigem leeren Raum in der Mitte. Obwohl einſtöckig, iſt es doch ſo hoch, daß die Reihe der Wohnzimmer über die rechterſeits als Grundlage dienende Feſtungsmauer und über die Baumſchlucht unter ihr romantiſch ſchön und luſtig hinausragen. Weder Schildwache, noch Schranzen, noch äußerer Pomp verkünden, daß in dieſem Hauſe ein mächtiger Gebieter und einer der reichſten Beſitzer Anatoliens wohnt. Die ultima ratio ſeiner exekutiven Gewalt beruht auf einer Schaar mit Janitſcharenflinten ohne Bajonnet bewaffneter und bürgerlich gekleideter Söldner, die der Paſcha ebenfalls auf eigene Rechnung wirbt und unterhält. Von dieſen ſah ich ein einziges Mal etwa ein Dutzend ohne allen militäriſchen Apparat, ohne Trommel, ohne Disciplin wie ein Haufe bewaffneter Bauern, durch eine Seitenpforte des Palaſtes gegen das Gebirge hinaufziehen, wo ein türkiſches Dorf die Bezahlung der Abgaben verweigerte. Ein Artillerie-Oberſt, der als frommer Muſulman Waſſer trinkt und ſeine fünf Gebetzeiten pünktlich hält, aber weder Kanonen noch Kanoniere hat, iſt im Reiche der Comnenen der einzige uniformirte Repräſentant der neuen Kriegsordnung von Stambul. In der öffentlichen Meinung zu Traboſan gilt noch das islamitiſche Volk als bewaffnete Macht und Hüter der Salus publica, der Padiſchah dagegen noch immer nur als Feldherr und Commiliton der Gläubigen gegen das Giaurthum. Kann man es dieſen Leuten übel nehmen, wenn ſie ſich nur langſam zur Höhe der kosmopolitiſchen Ideen Reſchid-Paſcha's erſchwingen und die Emancipation der chriſtlichen Parias ſammt allen fränkiſchen Neuerungen Sultan Mahmuds laut verdammen? Wie ſauer wird es nicht den Chriſten in Europa und Amerika der Negerbevölkerung, den Juden und den Irländern volle Rechtsgleichheit zuzugeſtehen? Die Idee, daß der „abgeſchmackte" Cult chriſtlicher Raja mit der reinen Praxis des Islam, daß „Götzendiener" und Einheitsbekenner beim Padiſchah von nun an gleiche Vorzüge und Ehre genießen, gleichſam ein Volk und einen Körper bilden ſollen, hat in Trabosan noch etwas Unbegreifliches, Monſtröſes und Unerträgliches. Solche Güter ohne Nothwendigkeit, gleichſam gratis an Schwache verſchenken, iſt nach der Meinung des Kadi die größte aller Thorheiten. „Um glücklich zu ſeyn, muß ich Andere leiden ſehen," ſagte der türkiſche Philoſoph, das ſey das uralte Geſetz des Egoismus (benlik), das vermuthlich auch in Feringiſtan einige Geltung habe." Wenn in Folge der neuen Ordnung die chriſtlichen Raja zu Konſtantinopel die Symbole ihres Glaubens bei Leichenbegängniſſen unbehindert, ſogar in den belebteſten und von Moslimen wimmelnden Quartieren entwickeln und zur Schau tragen dürfen, ſo konnte man von der fanatiſchen Eiferſucht der Türken zu Trabosan dieſen Beweis nachgiebiger Duldſamkeit noch nicht erhalten. Ich ſah mehrere Begräbniſſe armeniſcher und griechiſcher Chriſten, es fehlte nicht an Sang und Pomp, man führte den Zug durch die Bazare zur Zeit des gedrängteſten Verkehrs; aber das dem Aufzuge vorgetragene hohe Kreuz aus Silber war jedesmal mit einem dichten golddurchwirkten Flor bedeckt, weil die Ungläubigen den Anblick des Zeichens der politiſchen Schmach und der myſtiſchen Welterlöſung, ohne in blinde Wuth zu fallen, nicht ertragen könnten.

Im Punkte religiöſer Uebung und Disciplin iſt die türkiſche Bevölkerung Kleinaſiens, ſo weit ich ſie zu beobachten Gelegenheit hatte, überall zum Ungehorſam, ja zu offenem Widerſtand gegen die Regierung bereit. Der Padiſchah müßte, wie ein zweiter Kopronymus, mit einem Heere von Provinz zu Provinz ziehen und das Henkerbeil in der Hand ſeinen chriſtlichen Unterthanen die religiöſe Emancipation erzwingen. Aber auch das würde ohne bleibende Wirkung ſeyn. Nichts hat hier feſte lebendige Wurzeln als die Religion; ſie iſt Politik, Leben und tägliche Gewohnheit. Und daß der Eifer bei den Moslimen lebendig bleibe oder im Verkehr mit Giauren nicht etwa lauer werde, wird durch fanatiſche Derwiſche reichlich geſorgt und vorgebaut. Beſonders emſig beſuchen ſie — ich ſah es oft genug — die zahlreichen Wachtſtuben von Stambul, um die ohnehin fanatiſchen Soldaten noch mehr im Glauben zu ſtärken, ſo daß der Sultan im Falle antinationaler, d. i. antireligiöſer Beſtrebungen vielleicht nicht einmal auf die eigenen Truppen zählen könnte. Von einem gewiſſen Punkte angefangen, iſt das Volk in der Türkei ſouverän, weil ſich die Regierung vor ſeinem Willen fürchten und beugen muß. In Traboſan hat es noch keine Noth und brauchen die Derwiſche ſich nicht viel zu bemühen. Doch iſt man bei aller Härte noch ſo billig den eigenen Drang auch am chriſtlichen Raja gewiſſermaßen zu ehren. An beſtimmten Tagen der Sommerzeit dürfen ſich die Chriſten bei abgelegenen Gotteshäuſern, oft auch nur in Ruinen, ferne von moslimiſchen Wohnungen verſammeln, eine Nacht und einen Tag erlaubt das Geſetz; dürfen dort Gottesdienſt halten, pſalliren, trinken, Handel treiben, ihr Loos bejammern und tanzen ſo viel ſie wollen, kein Muſulman darf ſich beim Feſte blicken laſſen. Im romantiſchen Buſchwalde von Kolchis haben dieſe Volksfeſte doppelten Reiz. Die Keraſuntier feiern es um Georgi und wählen die dritthalb Stunden von der Stadt mitten im Laubgehölze einſam auf ſchattiger brunnreicher Höhe gelegene Kapelle dieſes Heiligen als Tummelplatz ihrer Andacht und ihrer Freude.

Am Vorabend zieht man aus, campirt in der Nacht, errichtet Hütten, rüſtet auf den folgenden Tag und wandert Abends heim mit grünen Zweigen und freudeſtrahlendem Geſicht. Für den Trapezuntier ſind der 29. Mai und der 15. Auguſt in den beiden Ortſchaften St. Konſtantin und „Panagia des Thales" zur Sommerluſt beſtimmt. Auf denſelben Tag Mariä Himmelfahrt fällt auch das große mehrtägige Waldfeſt im Kloſter Sumelas, dem gemeinſamen Heiligthum aller orthodoxen Chriſten der Pontusländer. Der Spruch im Hohenliede: „Veni dilecte mi, egrediamur in agrum, commoremur in villis" iſt zu Trapezunt gewiſſermaßen das Unterſcheidungszeichen zwiſchen Chriſtenthum und Islam. Der ſchwerfällige ernſthafte Osmanli arbeitet ohne Feiertag die ganze Woche und kennt keine Erholung als ruhiges Sitzen bei den Seinigen in der Hütte. Der Grieche iſt voll Bewegung und voll Begier nach rauſchender Luſtbarkeit; Landpartien in das Pyritesthal, nach Chotz-Limaſia, nach St. Dimitri und auf die luſtigen Höhen hinter dem Bos-Depe ſind bei den vielen Kirchenfeſten und Ruhetagen ſtereotyper Gedanke, beſonders des jüngern Theiles der Bevölkerung. Daß es aber bei dieſer Vergnügungs- und Wanderluſt immer nur auf ſündhafte Berechnungen abgeſehen ſey, wie die Türken meinen, iſt eines der vielen Vorurtheile der Ungläubigen gegen ihre chriſtlichen Unterthanen. Wenn es bei den Türken *intra muros* auch ſo ehrenfeſt und ſtrenge gehalten würde wie außerhalb, könnten ſie freilich auf die leichtfertigen und ausſchweifenden Völker der Chriſtenheit mit Recht das Gewicht ihrer Verachtung niederfallen laſſen. Wer bei ſinkender Sonne durch türkiſche Quartiere wandert, glaubt ſich in einem Karthäuſerkloſter; kein Geſang, kein Laut, kein Flötenton; Niemand lacht oder redet laut, ja ſelbſt der Tritt iſt leiſe, um ja nicht die überall auf Strafe und Schaden lauernde Gewalt zu wecken und heraus zu fordern. Auch iſt in der That nichts melancholiſcher als eine Türkenſtadt, und beſonders Trabosan mit ſeinen ſchattigen Thalriſſen und ſeinem leeren Gartengemäuer. Eine Ausnahme von dieſer Trübſal in Permanenz macht nur das Hochzeitfeſt, das zu Trabosan durch Länge, Pracht und Aufwand für die Langweile des ganzen Lebens entſchädigen und rächen muß.

Ein reicher Agha, deſſen prächtiger Konak unterhalb unſerer Wohnung auf niedrigem ins Meer hinausſpringendem Felſen ſtand, feierte während meines Aufenthaltes in Trabosan die Vermählung ſeines älteſten Sohnes. Die Braut war ebenfalls reich und wohnte in Tripoli. Aber einen vollen Mondlauf vor ihrem Erſcheinen verkündeten Raketen, Feuerwerk und Mahlzeit nach jedem Sonnenuntergang das häusliche Feſt und das kommende Glück. Am letzten Nachmittag kam ſie ſelbſt auf einem Maulthier reitend, im Geleite zahlreicher Verwandtſchaft und mit einem langen Train Kupfergeſchirre und anderes Gut tragender Laſtthiere den Berg herab.[1] Die ganze Stadt war in Bewegung, die Weiber ſahen von Söllern und Gartenmauern herab, die Männer füllten die Straßen, zogen mit Flinten der Beglückten entgegen und feuerten in die Luft, ſelbſt dem dürftigen Giaur ward Labung gereicht und das Feuerwerk mit verdoppelter Dichtigkeit und funkenreicherem Gekniſter abgebrannt. Am folgenden Abend war aber im Konak des Agha wieder Alles ſtumm. Eine ſo nachhaltige Zurſchauſtellung des häuslichen Glückes erlaubt dem Chriſten von Traboſan, auch wenn er das Vermögen hätte, ſchon ſeine politiſche Stellung nicht. Dagegen war es bis auf die letzten Jahre Sitte für den Hochzeitſchmaus acht volle Tage aufzuwenden. Die Neuvermählten ſowohl als die zahlreich geladenen

---

[1] Kupfergeſchirre der mannigfaltigſten Art darf in Trapezunt bei keiner Ausſteuer fehlen. Selbſt arme Familien geben es mit. Kupfer iſt der vorzüglichſte Erzreichthum des botaniſch ſo ſchön geſchmückten Landes Traboſan. Kupfer in Barren gegoſſen und zu Geräthſchaften verarbeitet, wird in unglaublicher Menge ausgeführt und die Bazare der Kupferſchmiede ſind in allen kolchiſchen Küſtenorten am meiſten belebt. Wie Altai und Ural, ſcheint auch das kolchiſche Gebirge ſelbſt bis zur See herab mit reichen Metalladern geſchwängert zu ſeyn. Kunſt und Golddurſt der Europäer fände hier noch immer reiche Nahrung, obgleich die einheimiſchen Grubenherren die Gold- und Silberadern wenigſtens im Hauptbergwerks-Diſtrikt Gümüſch-chane beinahe für erſchöpft erklären. Kupfer dagegen findet man noch überall in unerſchöpflicher Fülle.

Gäſte erſchöpften in thörichter Eiferſucht nicht ſelten die ohnehin nur geringen Mittel auf mehrere Jahre voraus, um an Aufwand, Fülle und Verſchwendung hinter Andern nicht zurückzubleiben. Man ſchmauste Tag und Nacht, der Wein iſt in Kolchis leicht zu haben und die Gäſte lieferten in die Wette; man aß und trank wie die Schlemmer bei Quartilla's Mahl, bis der Schlaf die Zechenden übermannte; man ſchlummerte neben dem Tiſche, auf der Flur, auf dem Söller, und mit dem Morgen begann das alte Spiel, bis die übliche Friſt in Saus und Braus vorüber war. Natürlich blieb es nicht beim Schmaus allein, man hatte auch Muſik und Tanz und weltliche Gedanken, und zwar wie Don Ovanes meinte, zum größten Nachtheil des Seelenheils und der — Finanzen. Don Ovanes ſieht überall auf das Verſtändige und meint, drei Tage mit Eſſen und Trinken hingebracht, könnten auch ſchon genügen um ſich der Gabe Gottes und der geiſtlichen Gnaden des neuen Standes zu erfreuen. Wie früher die Abſchaffung des Rubiſchgoldroths focht Don Ovanes auch die Beſchränkung der Hochzeitfeier auf drei Tage zuerſt bei ſeiner eigenen Gemeinde und dann auf dem Wege der Unterhandlung auch bei den Nationalarmeniern (die nur an Eine Natur in Chriſto glauben) und bei den orthodoxen Griechen ſiegreich durch. Die Weiber waren zwar auch diesmal in der Oppoſition, konnten aber gegen Don Ovanes hier eben ſo wenig beſtehen als einſt im Streite über das Zehen- und Fingerbemalen. Ich fragte junge Weiber, wie ſie einem ſo heilſamen Antrag des Don Ovanes ſo hartnäckig widerſtreben konnten? Sie ſagten mir: „Zwiſchen den Sorgen und Entbehrungen der Kindheit und den noch größeren Sorgen und Entbehrungen des ehelichen Lebens ſey die achttägige Hochzeitfeier die einzige Periode der Heiterkeit, des Ueberfluſſes und der Fülle, die vorher nie war und ſpäter nicht mehr ſeyn wird; und nun hat uns Don Ovanes, das Pfäfflein, auch dieſe ohnehin kurze Freude noch mehr verkürzt.“ Von Raketen und Feuerwerk wird ohnehin nicht geredet, denn die laute Freude iſt hier ein Privilegium der Gewalt.

Wenn Sparſamkeit nach dem Ausſpruche der Moraliſten, die Mutter aller Tugenden und des wahren häuslichen Glückes iſt, ſo könnten die Chriſten von Trabosan, beſonders die armeniſche Abtheilung, uns Abendländern unbedenklich als Muſter und unerreichbare Ideale gelten. Denn was man bei uns Eſſen und Leben heißt und in der Regel als das weſentlichſte Geſchäft des Tags betrachtet, iſt dort nur Nebenſache. Ich war lange genug unter dieſen Leuten und gab auf ihr Thun fleißig Acht. Man iſt in Trabosan nur auf Erwerb, nicht auf Genuß bedacht und beſonders die Weiber ringen wetteifernd um den Ruhm der Aufwandloſigkeit und des größern Beſitzes. Wie oft ſagte mir die alte Frau Marim-

Oghlu auf meine Frage, wann ſie etwa einmal ihren Kindern etwas Warmes koche: „Wir eſſen nicht, wir trinken nicht, wir verſchwenden unſer Erworbenes nicht wie die Nachbarin N. N., wo man immer Hunger hat; aber alle Käſten habe ich voll, *bin bin schei dolab itschinde var,* tauſend und tauſend Sachen liegen bei mir im Schrank.“ In den wenigſten Häuſern wird Feuer angezündet und von einer regelmäßigen Eſſenszeit wie in Europa iſt hier nichts bekannt. Paradiesäpfel in Oel geſchmort oder Weinlaub mit Reis gefüllt iſt zu Traboſan ſchon eine bedeutende Mahlzeit, Hammelfleiſch oder Fiſch aber ein unverzeihlicher Luxus, deſſen man ſich im wohlhabenden Hauſe Marim-Oghlus in drei Monaten nicht fünfmal ſchuldig machte. Dafür ſind aber auch die ekelhaften Scenen europäiſcher Völlerei hier gänzlich unbekannt. Die Früchte der Jahreszeit: Kirſchen, Gurken, Melonen, Birnen, Pflaumen, Trauben, Oliven ꝛc. mit Brod ſättigen dieſe genügſamen Leute und beſonders die Weiber, die im Byzantiniſchen den Männern „nichts koſten.“ Reiche Handelsleute ſitzen den ganzen Tag im Bazar und laſſen ſich vom nächſten türkiſchen Küchenſchoppen um fünf Pfennige Schaſchlik (kleine Stückchen gebratenen Hammelfleiſches) oder um einen Silbergroſchen Gösleme (in Fett gebackene Kuchen mit Honig und Käſe) als Nahrung bringen. Und doch iſt der menſchliche Körper zu Traboſan im Allgemeinen ſtattlich und von dauerhafter Geſundheit. Die Türken als Herren des Landes, und beſonders die reichen Aghas mit weitläufigem Grundbeſitz halten dagegen jeden Tag nach Untergang der Sonne ihr feſtgeſetztes Mahl, bei welchem die vier Hauptelemente türkiſcher Kochkunſt: das Hammelfleiſch, der Fiſch, der Reis und das Grünzeug jederzeit die erſte Rolle ſpielen. Wegen des Reichthums an Honig ſind ſüße Speiſen beſonders im Schwunge. Frau Marim-Oghlu, die viel in türkiſche Häuſer geht, nannte und beſchrieb mir eine Menge, von der ich aber nur Halwah und Chadaïf wegen ihres vorzüglichen Wohlgeſchmacks in ihren Beſtandtheilen kennen lernte. Beide ſind Lieblingsgerichte der Osmanli und erſcheinen bei feierlichen Veranlaſſungen in der Familie und öffentlich im Bazar.

So oft ſich nämlich der Hausſtand des Padiſchah vermehrt, was beim wohlbeſetzten Harem beſonders im erſten Jahr der Herrſchaft Abdül-Medſchids wiederholt und in kurzen Friſten geſchah, werden in den Feſtungen des ganzen Reiches Kanonen gelöst und Beleuchtungen angeſagt. Während meines Aufenthaltes in Traboſan fand die Scene dreimal in einem Monat ſtatt. Doch hält man es dabei nicht wie im Abendlande. Die Fenſter der Privatwohnungen beleuchten, wäre gegen alle Sitte und ſogar eine Beleidigung des Anſtandes; auch würde es ſchon wegen der Architektur, wegen des Schutz- und Gartengemäuers und der von der Außenſeite abgekehrten

Fenſter nur bei wenigen Gebäuden der Citadellen möglich ſeyn. Nur die Buden zu beiden Seiten der Bazarſtraßen ſind illuminirt, die übrigen Straßen bleiben dunkel. Große, ölgefüllte, traubenförmige Glaslampen hängen in Reihen oder Figuren in den offenen und wohlgefüllten Magazinen, und mitten im leuchtenden Flitter und Halbdunkel jeder Bude ſitzen großnaſige Osmanli in fließenden Gewändern und weißen Muſſelinturbanen ſtumm wie Götzenbilder und eſſen Chadaïf, Halwah, Pilav und gebratene Schöpſenkeulen unbekümmert um das vorüberſtrömende Gedränge neugieriger Gaffer, demüthiger Raja und ſchäbig gekleideter Firengis. Die Türken ſind ſich immer ihrer Würde bewußt und vergeſſen auch keinen Augenblick, daß ſie die Herren ſind. Der erſte Schritt die Herrſchaft zu untergraben wäre nach ihrer Meinung geſelliges Vermiſchen und freundlicher Verkehr des Obern mit dem Unterthan.

Dieſes äußerlich ſo ſittſame und phariſäiſch gerechte, innerlich aber ſo corrupte Volk iſt überzeugt, daß es weder politiſches Uebergewicht noch Reinheit ſeiner Glaubensdisciplin ſo lange erhalten hätte, wenn der Verkehr zwiſchen Giaur und Moslim freigegeben und die Schranken weggehoben wären. Chriſtliche Sitte und Liederlichkeit hat in ihren Augen etwas ſo Auflöſendes, etwas ſo Verführeriſches und Bethörendes, daß ſich aller Ernſt des Islam in freier Berührung mit dieſem Gift nicht zu behaupten vermöchte, und in kurzer Zeit aus der Vermiſchung der beiden Faktoren und durch Vermittlung der Weiber ein neues Glaubens- und Staatselement erwachſen müßte. In wie ferne die türkiſchen Philoſophen — denn auch in der Türkei findet man Leute, die denken und räſonniren — hierin richtig oder unrichtig ſpekuliren, werden ihre deutſchen Amts- und Weisheitsgenoſſen, noch beſſer aber die Eiferer zu beurtheilen wiſſen, die jetzo in Deutſchland mit ſolcher Wuth gegen die gemiſchten Ehen zu Felde ziehen. Jedoch iſt hiebei nicht zu überſehen, daß man ſich durch dieſelben excluſiven Praktiken bei uns die Gunſt des Himmels und das ewige Seelenheil, in der Türkei aber eingeſtandenermaßen nur die weltliche Herrſchaft und den irdiſchen Genuß ſichern will. Man denkt durch dieſe Bemerkung Niemand zu kränken und nichts zu tadeln; man deutet nur auf das ſonderbare Phänomen, wie zwei in Dogma und Disciplin ſo feindſelige Kirchen, römiſches Chriſtenthum und Islam, doch inſtinktmäßig auf demſelben Wege daſſelbe Ziel verfolgen. Beide erkennen in der Bewältigung des Weibes den Schlußſtein ihres Syſtems. Der Unterſchied liegt nur in der Form, da der Islam materiell durch Bevormundung und blinde Gewalt, der Katholicismus aber geiſtig durch Emancipation und freie Ueberredung wirkt. Die unerbittliche Entſchiedenheit, mit der man beiderſeits verfährt, kann nur lauwarme Geiſter beirren, die den Zweck ohne die Mittel wollen.

„Man kann uns niedermetzeln, unterjochen, ausrotten, das Weib geben wir aber niemals frei: das iſt der Islam und unſere Nationalität.“ Dieſe Phraſe eines Türken, mit dem ich mich ohne Prahlerei einer wahren „entente cordiale“ rühmen kann, iſt von größerem Gewicht als mancher leichtfertige und oberflächliche Staatsadept vielleicht vermuthen kann.

Unter ſolchen Umſtänden wird auch der chriſtliche Leſer die Vorſichtsmaßregeln begreifen, durch die ſich der Osmanli des Weibes zu verſichern ſtrebt. In Kolchis insbeſondere herrſcht in dieſem Punkt noch die alte Zucht und wird es in Allem noch viel ſtraffer und finſterer gehalten als in Stambul, in Saloniki oder gar in Smyrna. Und doch — o des Schickſals! — und doch wird der ernſte Moslim auch in Trapeſan vom Weibe betrogen und zwar — wenn ſich die chriſtlichen Giaurjungen nicht fälſchlich und verrätheriſch rühmen — ſtark, ſehr ſtark betrogen. Denn die türkiſchen Weiber dieſer Stadt ſind weſentlich kosmopolitiſcher Geſinnung und durchaus warme Anhängerinnen von Sultan Mahmuds Reform, insbeſondere aber der Conſtitution von Gül-Hane, die allen Bewohnern der Monarchie gleiche politiſche Rechte zuerkennt und folglich Verkehr und Wahl der Geſchlechter von Rechtswegen frei und offen gibt wie in der Chriſtenheit. „*L'amour égale tout*“ iſt vorläufig der erſte Satz aus der Giaur-Literatur, dem die Türkinnen von Trabosan ihre Anerkennung und Beſtätigung gewährt haben. Zwar üben die Türken ihrerſeits ein empfindliches Wiedervergeltungsrecht, das ſich jedoch nicht näher bezeichnen läßt. Seitdem Paskewitsch die trapezuntiſchen Männer zu Baiburd ſchmählich überwunden und in die Flucht getrieben, ſollen die Weiber für die ruſſiſchen Glaubensgenoſſen ihrer Stadt wo möglich noch wärmere Gefühle nähren als früherhin. Das Weib, ſcheint es, achtet in Trabosan wie allenthalben nur das Heldenmüthige und das Mannhafte oder folgt, wie Petronius meint, allzeit dem Stärkern, „*sequitur fortiorem.*“ Doch tritt die Unordnung zu Trabosan nirgend auf die Oberfläche wie in der Chriſtenheit, und wer die moraliſchen Zuſtände von Trabosan nur nach der äußern Erſcheinung beurtheilt, würde nicht lange bedenken, wem der Preis der Sittſamkeit und guten Zucht gebühre. Mylord C... z. B. müßte in Trabosan erſt noch ſeine Schule machen. Weſentliche Vorbedingung des Gefallens iſt aber in Trapezunt goldfarbiges Haar, und meine Verwunderung über das ſonderbare Spiel der Natur war nicht geringe, denn das ganze gefallſüchtige Geſchlecht zu Trabosan, alt, jung, chriſtlich oder Moslim trägt das Haupt mit dieſem röthlich ſchimmernden Schmuck geziert. Am Ende hörte ich freilich, daß die Kunſt ins Mittel tritt und dieſelbe Pflanze aus Nubien, die im Prozeß des Zehen- und Fingerfärbens eine ſo bedeutende

Rolle ſpielte, in der trapezuntiſchen Toilette auch dieſes Wunder wirkt. Das Chna (von den Europäern gewöhnlich Kenna geſprochen) iſt nicht der unbedeutendſte Einfuhrartikel und auch der bedeutenden Nachfrage ungeachtet der Preis zum größten Glück der kolchiſchen Medeen niedrig genug geſtellt. So verkehrt und ſinnlos der türkiſche Fiscus im Allgemeinen wirkt, verſchont er doch Gegenſtände, die zum Bedarf und Schmuck osmaniſchen Lebens gehören, mit Plackerei und Eingangstaxen. So bezahlt z. B. das türkiſcher Lebensweiſe beſonders congeniale ruſſiſche Pelzwerk zu Stambul (1841) keine Gebühr und koſtet kaum die Hälfte von dem was man in Deutſchland bezahlt. „Da ſeht ihr,“ werden die europäiſchen Lobredner türkiſcher Finanzwege und David Urquhart Eſq. an ihrer Spitze ausrufen. „Da ſeht ihr, wie klug und weiſe die Osmanli in ihrer öffentlichen Wirthſchaft ſind!“ Befördern aber die weiſen Osmanli durch ihre fiscaliſchen Verordnungen auch das allgemeine Wohl, oder hat nur engherziger Vortheil privilegirter Klaſſen, hat Eigennutz und Monopol ihren Tarif diktirt? Wie behandelt man den Bodenreichthum von Kolchis, das Rohprodukt und ſeine Verwerthung? Das edelſte Erzeugniß des trapezuntiſchen Landes iſt die Seide. Der Maulbeerbaum bildet ja Wälder, und die drei Hauptſtapelorte des Seidenhandels Tripoli, Kerasunt und Unieh geben Zeugniß von der Menge und Feinheit des

Produkts.[1] Dieſe Waare allein könnte Kolchis bereichern und den Einwohnern die Mittel verſchaffen alle Bedürfniſſe der Bequemlichkeit und des verſtändigen Luxus zu befriedigen, wenn die Verwaltung die Kultur der Seide, anſtatt ſie gleichſam mit einer Strafe zu belegen, durch weiſe Geſetze ſchirmen und fördern wollte. Die Oke (2¼ Pfund) Seide ward zu meiner Zeit (1840) den Producenten nur mit 105—110 Gruſch bezahlt, und von dieſer Summe fielen nach dem Kurs je 22 Gruſch, d. i. zwei Gulden Conventionsmünze dem Fiskus zu. Der Verkauf ſelbſt iſt Monopol des Dere-Beg, wie der Handel mit Tabak, der ebenfalls in großer Menge und vorzüglicher Güte im ganzen Küſtenſtrich gewonnen wird. Wie der Leſer ſieht, haben wir nicht bloß auf alte Inſchriften und ſchöne Waldſcenen Jagd gemacht, wir haben auch umgeſehen und nachgefragt was das Land Nützliches hervorbringe und wie die Kolchier die wohlthätigen Gaben der Natur zu benützen wiſſen.

Eine nicht weniger reiche Quelle trapezuntiſcher Glückſeligkeit wären unter beſſeren Umſtänden Hanf und Flachs, welche in den feuchten Niederungen und waſſerreichen Thalungen von Kolchis zu einer in Deutſchland ungekannten Höhe und Ueppigkeit emporſchießen. Nach altem Brauche müſſen aber von erſtgenannter Pflanze jährlich an die 40,000 Centner in natura an die kaiſerlichen Arſenale gegen willkürlich feſtgeſetzte Preiſe geliefert werden. Bis ein ſolches Quantum aufgebracht und nebenher ſubalterne Habſucht überall geſtillt und befriedigt iſt, was bleibt dem Grundbeſitzer noch zum eigenen Vortheil übrig? „*Trabosan besi*, Leinwand von Traboſan“ dagegen iſt ein Ausdruck, den jeder aufmerkſame Europäer in allen Bazaren und Beſeſtanen des Morgenlandes, nicht etwa bloß zu Stambul, Saloniki, Pruſa und Smyrna, ſondern auch zu Haleb, Kahira und Bagdad hören kann. Wer hätte nicht die eleganten Flachshemden mit weiten kurzen Aermeln an den Gondolieren des Bosporus geſehen und zugleich die Scala vom ſeidengleichen Leinwandvließ der kaiſerlichen Triremenführer bis zum groben Geflechte des gemeinen Sackträgers durchgezählt? Das iſt Alles „Trabosan besi, Leinwand von Trapezunt.“[1] Selbſt auf den entlegenen Küſten der Berberei habe man bis zum Fall von Algier Hemden aus Traboſan getragen. In allen Küſtenorten wird gewoben; aber wie zu Hadſchi Chalfa's Zeiten ſind die meiſten Stühle auch heute noch im ſchönen, milden, pomeranzenreichen Riſeh und auf den im Haſelſtaudengebüſch zerſtreuten Dörfern der Umgegend öſtlich von Trapezunt.[1] Aus Leinſamen wird Oel gepreßt, um die türkiſchen Häuſer anzuſtreichen. Stambul mit ſeiner unermeßlichen Holzarchitektur und ſeinen Feuersbrünſten iſt für dieſen Bedarf allein ſchon den Kolchiern zinspflichtig. Wachs, Wein und Honig ſind zwar uralte Reichthümer des immergrünen Buſchwaldes,[2] aber wie der Frucht der Rebe fehlt auch der ſüßen Ernte des kolchiſchen Bienenkorbes Sorge und Zucht der Kunſt. Beide folgen unbekümmert um Osman-Paſchas Macht ihrem wilden Freiheitstriebe; die Biene ſummt und ſchwärmt im blüthenvollen Gehölze, die Rebe ſteigt über den Gipfel der hochſtämmigen Ulme, des dunkelgrünen Ahorn, des rieſenhaften Nußbaumes hinauf und breitet ſich in langen ſchattenvollen Schwingen über das Laubdach aus.[3] Die Gurken- und Kürbisſtaude ſchleicht der Rebe nach und im Herbſte ſtrotzen ihre wunderlichen ellenlangen Gebilde mit der Fülle reifer Trauben unter demſelben Laub hervor. Pflanzen, die in Europa demüthig auf der Erde kriechen, klimmen in Kolchis hochmüthig auf die Bäume hinan. Bis hundert Oken (200—250 Pfund) Trauben gibt in guten Jahren zu Keraſunt der Rebſtock eines einzigen Baumes; aber nur ſelten und nicht regelmäßig, einige ſagen alle fünf bis ſechs Jahre, zähmt das Winzermeſſer den geilen Trieb. Auch fällt es in Kolchis Niemanden ein zur rechten Zeit das Weinlaub von der Traube wegzubrechen (pampinare), um die Schatten zu mindern und dem Sonnenſtrahl zu Mehrung des Umfanges und der Süßigkeit der Traube den Zugang aufzuthun. Geringe Mühe brächte reichen Lohn, aber Niemand wagt oder denkt an eine Neuerung im alten Schlendrian. „Es iſt Landesbrauch, es war allzeit ſo, was nützt es? die Trauben wachſen doch,“ antwortete man auf meine Fragen und Mahnungen im Winzerweſen. Soviel ich merkte, würde ein unerklärlicher Fanatismus der Eingebornen irgend eine Abweichung vom alten Styl in größerem Maßſtab nicht einmal am Landsmann und Nachbar dulden. Niemand ſoll ſich privatim durch höhern Schwung über die Linie des gemeinſamen Glückes und Genuſſes erheben! Und doch machten gutmüthige Staatsphiloſophen des Occidents ernſtliche Anträge, deutſche Pflanzvölker in das menſchenleere Kolchis zu ſenden, um durch deutſche Rührſamkeit und Intelligenz bei den trägen Eingebornen Geſchmack an Thätigkeit und Reichthum zu wecken! „Ob wir gleich mehr Boden beſitzen als wir anzubauen vermögen, würden wir die rührigen und klugen Franken doch nicht friedlich neben uns dulden, weil ſie uns in kurzer Zeit an Reichthum und Macht übertreffen würden,“ ſagte, wie ſchon früher bemerkt, ein Eingeborner, mit dem ich die Sache wiederholt beredet habe.[1] Sicherlich aber brächte deutſche Betriebſamkeit die kolchiſche Traube um einen Monat früher zur Reife, da man jetzt erſt gegen die Mitte Septembers das erquickende Labſal in Traboſan genießt. Die Hauptweinleſe aber, ſagte man mir, beginne vollends erſt um Weihnachten und dauere tief in den Januar hinein; ſogar bis zum Beginne des Frühlings ſehe man noch Trauben an den Bäumen hängen. An der phöniciſchen Küſte hatte man uns ebenfalls um Neujahr noch friſche Trauben vom Rebſtock des Libanon gebracht, und wenn ſie in Kolchis bis zu Ende März

---

[1] Zu Tripoli werden verhältnißmäßig die wenigſten Geſchäfte gemacht, mehr oder eigentlich ſehr viel wird in Keraſunt producirt und umgeſetzt, am meiſten aber und am gewinnreichſten auf dem Bazar von Unieh verkehrt.

---

[1] بز *bes*, „Leinwand,“ daher بزستان *besestan*, eigentlich der Ort wo Leinwand in großen Maſſen verkäuflich iſt; Leinwandmarkt wird aber von gemeinen Leuten häufig *bedesten* geſprochen. بزاز *bessas* heißt wer mit ſolchen Stoffen handelt und بزازستان *bessasistan*, vulgo *besesten* der Ort wo ſolche Verkäufer ſitzen, und dann überhaupt der große Marktplatz in jeder wichtigen Stadt.

---

[1] ریزه بزی مشهور در *Riseh besi meschhur dür,* „die Leinwand von Riſeh iſt berühmt.“ MSC. Vindobon.

[2] *Μελιττῶν φιλεργία δὲ εὐνομίαν πολλαχῇ τὸ χωρίον συμπήγνυσι.* Eugenic. MSC.

[3] Das iſt die ἄμπελος ἀνῃωρημένη des Eugenicus.

---

[1] Leute, die Ueberfluß an Ackerland beſitzen, vermögen natürlich den Preis der Kartoffelpflanze noch nicht zu erkennen; auch iſt dieſe wohlthätige Frucht in Kolchis nur dem Namen nach bekannt und als Produkt der Chriſtenheit mit Verachtung angeſehen. Unter den Cerealien ernten ſie Mais, gewöhnliches Brodkorn, beſonders aber Gerſte in großer Menge. An Reis aber, wie ich hörte, wird noch nicht einmal die Hälfte des einheimiſchen Bedarfs gewonnen, obwohl häufige Delta-Niederungen und Ueberfluß an Feuchtigkeit zur Kultur dieſes erſt durch die Türken nach Kolchis verpflanzten indiſchen Gewächſes einladen.

noch zu finden ſind, das Eiland Cypern aber Ende Juni, wie wir es ſelbſt geſehen, ſchon wieder neue bringt, ſo könnte ein wandernder Liebhaber dieſer geſündeſten aller Früchte ſie faſt das ganze Jahr friſch vom Stocke pflücken. Die Stufenlage des Bodens iſt es nicht allein, die den langen Genuß verſchafft; es gibt im Orient eine Gattung Reben, an welchen die Frucht nach Art des Citronenbaumes in allen Stufen des Wachsthums von der Blüthe bis zur vollen Reife zu gleicher Zeit zu ſehen iſt. Dieſe Wunderrebe kennt man im Morgenland allgemein unter dem türkiſchen Namen *jedireren*, d. i. Siebengebend. Der Weinſtock von Tripoli, die Kirſche von Keraſus, der Birn- und Maulbeerbaum von Dſchanik, der Haſelſtrauch von Keſchab,[1] der Nußbaum von Karydia, die Pomeranze von Riſeh, der Granatapfel[2] von Unieh, die Feige von Traboſan und die

---

[1] Keſchab iſt ein Dorf unweit Riſeh inmitten eines unabſehbaren Strauchwaldes von Haſelnuß, die an Süßigkeit und Größe ſelbſt die belobte Frucht dieſer Staude um Keraſunt übertreffen ſoll und in großen Ladungen nach Stambul und Odeſſa geht. Wer correct griechiſch redet, nennt die Frucht des Corylus *Λεφτοκάρυον*, aber vulgo gibt man ihr in Kolchis den türkiſchen Namen »Fonduk,« فندق z. B. كشاب فندقى »keschab fonduki,« Haſelnuß von Keſchab.

[2] Der Granatapfel (نار *nar*) mit ſeiner lieblichen mildrothen Blüthe wächſt bei allen Ortſchaften der Küſte und noch eine Strecke in den Buſchwald hinauf, gleichſam als gemeiner Feld- und Gartenbaum ohne Pflege. Doch

Olive von Platana ſind ſelbſt im Munde der Kolchier geprieſen, nicht etwa als wären dieſe Früchte kein Gemeingut des ganzen Buſch- und Küſtenwaldes, ſondern weil ſie durch beſonders glückliche Miſchung der Luft- und Bodentheile in benannten Orten in der größten Vollkommenheit zu Tage kommen. Kirſchen von verſchiedener Farbe und Größe, wilde und veredelte, zählt man allein gegen fünfzehn Gattungen und der Anblick ſolcher Kirſchwälder im bunten Schmuck der Blüthezeit ſoll entzückend ſeyn. Der Pomeranzenbaum jedoch erträgt jetzt eigentlich nur noch die milden Lüfte der Riſeh-Niederung und begehrt wie die Citrone zu Traboſan während des

---

findet man ihn wegen des Nutzens häufig in Gruppen angepflanzt und eingefriedigt. Die Frucht wird gekeltert und der Saft (ناردنك nardenk) in Tonnen und Krügen zu ungeheuern Quantitäten ausgeführt. Granatenſaft iſt Hauptbeſtandtheil des unter der arabiſchen Benennung: „Scherbet" auch im Occident bekannten kühlenden Getränkes, welches in islamitiſchen Ländern die Stelle des Weines vertritt. Obwohl jeder Leſer das Wort „Scherbet" im Sinne hat, und nicht wenige das Labſal vielleicht in Kahira, im Schatten der rauſchenden Gartenbäche von Damaskus, oder in den reizenden Sommerlauben des Bosporus ſelbſt getrunken haben, käme doch mancher durch die Frage in Verlegenheit, was eigentlich Scherbet für ein Getränke ſey? Scherbet iſt eine Limonade aus Fruchtſaft (gewöhnlich Granaten), Citronenſäure und Zucker. شرب ſchürb heißt im Arabiſchen „trinken," daher شربت ſcherbet das „Getränke," auch „Medicin, Purgativ."

Winters ſchon beſondere Pflege. Zur Comnenenzeit, wie aus dem Byzantiner Eugenicus zu entnehmen, wuchs dieſer edle Baum mit der weißen duftenden Blüthe und dem warmgrünen Laube noch im kalten Boden außerhalb der Stadt, beſonders am lieblichen Strand gegen Sanct-Sophia und Kalanoma hinaus.[1] Heute iſt es Luxuspflanze wie am Bosporus. In der Nähe türkiſcher Städte verliert ſelbſt die Luft ihre Milde und der Boden ſeine Fruchtbarkeit. Jedoch hat ſich das Andenken an „zauberiſche Gärten“ mit goldenen Früchten, voll Schatten und Brunnen auf den ſanften Hügelſchwellungen weſtlich von der Stadt unter der türkiſchen Stadtbevölkerung durch die Sage fortgepflanzt und bis auf den heutigen Tag erhalten.[2] Indeſſen bringen rauhe Winterſtürme nicht ſelten den Schnee ſogar in die ſteingepflaſterten Straßen von Trapezunt herab, aber ſein Daſeyn iſt kurz, weil ſich am Kolchisſtrande nur das Grün der Myrte, des Lorbers, des Ciſtus, der Cornelkirſche, des Roſenbaums und der langwipfligen Cypreſſe mit dem ſchattenreichen Laubwerk der Citadellenſchluchten unvergänglichen Lebens erfreut. Wie prachtvoll iſt doch der Anblick dieſer Küſten, wenn man die unabſehbaren, ſogar ſtarre Byzantiner und für Naturſchönheiten nicht allzeit empfindliche Osmanli hinreißenden Schwellungen immergrüner Laubwaldungen, wenn man die Waſſerfälle, den Blumenſchmuck, das helle Grün der Triften und das kühle Fächeln kolchiſcher Sommerlüfte mit den baumloſen Kreidefelſen der Provence und dem kalkgeſchwängerten Gluthhauch des abgeholzten und ausgedorrten Hellas vergleicht! Nur ein Gedanke trübt die Luſt, wie wenn ſich endlich der Wirbelwinde „fortſchreitender Kultur,“ wenn ſich europäiſche Mechanik mit Zimmerart und Feuereſſen auf die noch unbewältigten Paradeiſe der Kolchier legt! Wahrhaft, es wäre eine neue Minderung der ohnehin ſchon zu beſchränkten Summe irdiſchen Troſtes, irdiſcher Seligkeit!

---

[1] *Αἱ κιτρίαι δὲ καὶ δι' ἔτους ὀργῶσαι τῷ τῆς ἄνθης εὐώδει καὶ λευκῷ, καὶ τῷ τῶν φύλλων καὶ πτόρθων χλοερῷ τὸ τοῦ καρποῦ κιῤῥὸν ξυμμερίζουσαι, καὶ ξένην θέαν καὶ τέρψιν καὶ κάλλος ἄφατον ἀπεργαζόμεναι.* Eugen. MSC.

[2] Ohne Zweifel iſt auch folgende Stelle im Roman Calloandro fedele (Bassano 1782) auf die Pracht der trapezuntiſchen Kaiſerparke zwiſchen Sanct-Sophia und Kalanoma zu beziehen: Tutto ciò, che di vago e dilettevole l'arte e la natura accopiate insieme sappian produrre, ritrovasi in un luogo poche miglie lontano da Trabisonda, chiamato il Paradiso terrestre, deve quegli Imperadori sogliono sovente andare a diporto. Part. I. lib. 1. p. 62.

Heu cadit in quemquam tantum scelus! heu tua nobis
Pene simul tecum solatia rapta, Menalca!

Vielleicht fragt nach Aeonen ein neugieriger Leſer, wo die *δρυμῶνες μακροί*, wo die „*bipayán Ormanleri*“ (die endloſen Wälder) der Trapezuntier ſeyen?[1]

---

[1] بی.پایان اورمانلری bi payán Ormanleri, das iſt „Wälder ohne Ende,“ ein Ausdruck Hadſchi-Chalfa's, wie

Vielleicht weiß es mir die Nachwelt Dank, wenn ich das reizende Gemälde noch in der vollen Herrlichkeit zu erfaſſen und durch die leider nur ſchwache und unvollkommene Kunſt des Wortes in bleibende Formen zu gießen beſliſſen bin. Berühmt und geprieſen war der „unverwelkliche Buſchwald“ von Kolchis bei den Griechen ſeit der Entdeckungsfahrt der Argonauten;[1] vor allen aber ſcheint **Kteſias** die

---

das oftbelobte *δρυμῶνες μακροὶ* „lange Eichenwälder“, Waldungen überhaupt, dem Nomophylax Eugenicus angehört. Auffallend bleibt es immer, wenn chriſtliche Mönche und mekkapilgernde Türken über die Schönheit einer Landſchaft in Bewegung kommen. Und Hadſchi-Chalfa's Phraſe: طرابزون بو ولايت غايت كوزل و ميوه‌كانى يرلر در جوز و فندق و الما و اكده و طاغ يمشلرينك انواعى ايله مالا مالدر *Trabesun bu vilajet ghajet güsel wa meiwekiani jerler dür dschewis wa fonduk wa elma wa igdeh wa dagh jemischlerinün enwâi ileh mala maldür*, „die Provinz Trabeſun iſt ein ſehr ſchönes und fruchtreiches Land; mit Nüſſen, Haſelnüſſen, Aepfeln, Steinobſt und wildwachſenden Früchten verſchiedener Gattung iſt es über und über angefüllt,“ ſcheint für ein türkiſches Buch immer beachtungswerth.

[1] Vid. Apollon. Rhod. Argonaut. II. 399, cum schol. graec. edit. Brunck: *Οἱ δὲ Ἀμαραντοὶ . . . ὄρη Κολχίδος, ἀφ᾽ ὧν καταφέρεται ὁ Φᾶσις. Ὅπερ ἀγνοήσας Ἡγησίστρατος ὁ Ἐφέσιος Ἀμαραντίους ἀπέδωκε λιμένας* (ſoll gewiß *λειμῶνας* heißen). *Φάσιδος, διὰ τὸ εὐθαλεῖς εἶναι καὶ ἀμαράντους. Ὅτι δὲ τὰ Ἀμάραντα ὄρη Κολχίδος εἰσί, καὶ Κτησίας ἐν β΄ ἱστορεῖ. Κατὰ δὲ τὸν Ἐρατοσθένην ὁ Φᾶσις ἀπὸ τῶν Ἀρμενίων ὀρῶν καταφέρεται καὶ εἰς τὴν Κολχίδα ἐκδίδωσι θάλασσαν.* Die Griechen kannten den obern Phaſis und ſeine wahre

unvergleichliche Pracht des kolchiſchen Immergrüns empfunden zu haben. Ob aber Kteſias die Eindrücke des lieblichen Bildes in den verlornen Büchern weiter verfolgt und lebendiger dargeſtellt habe als ſein Zeitgenoſſe Xenophon, weiß man nicht; jedenfalls wäre es im bejahenden Sinne eine Abweichung vom Geſchmack des Alterthums, das ſolche Landſchafts- und Sittenſchilderungen ſo viel als gar nicht kannte. Oft fragte ich mich ſelbſt, mit der Anabaſis in der Hand durch die kolchiſchen Wälder ſchweifend, wie doch der ſanfte, philoſophiſche, tapfere und andächtige Xenophon durch die hinreißenden Scenen zwiſchen Trapezus und Keraſus wandeln konnte, ohne in ſeinem Bericht auch nur mit einem Worte der unvergleichlichen Schönheit des Küſtenlandes zu gedenken? Er kam von den verſengten Flächen Meſopotamiens, von dem traurigen baumloſen Tafellande Armeniens herab und mußte ja — wenn er anders für ſolche Eindrücke empfänglich war — die Sommerſchatten des immergrünen Buſchwaldes der Kolchier doppelt reizend finden. Es malt auch keine Sprache ſo ſchön wie die helleniſche und hat auch Niemand im Alterthum das laubige Kolchis in ſolchem Umfange und auf dem Landwege in ſolcher Länge durchwandert wie der Heerführer der Zehntauſend! Freilich

---

Quelle nicht und verwechſelten ihn mit dem von den Aſiaten „Tſchorak“ genannten Bathys, der aus der Südſeite des grünen Waldgebirges fließt.

haben Feldherrn und Staatsmänner andere Sorgen und andere Gedanken als unpraktiſche Schwärmer und abenteuernde Müßiggänger aus den Nadelholzwäldern in Tirol! Daß es aber nicht allen Griechiſchredenden jederzeit an Gefühl und Wärme für ſolche Dinge gebrach, beweist am ſchönſten Eugenicus, der Nomophylax von Byzanz, deſſen ungedruckte Lobrede auf das liebliche Trapezus erſt in unſern Tagen durch Wiederbelebung Euxiniſcher Studien zum Vorſchein kam. Unſeres Wiſſens hat die griechiſche Literatur in ungebundener Rede kein Seitenſtück zu dieſer kolchiſchen Scenerie hinzuſtellen. Wohl ſieht man daß der Landſchaftsmaler die Bibel liest, wundert ſich aber nur um ſo mehr, wie ein griechiſcher Prieſter, ein Würdenträger von Sanct-Sophia, wie ein ſtarrer Mönch der anatoliſchen Kirche ſeine Seele ſolchen Empfindungen öffnen, wie er zum Preis irdiſcher Prachtnatur ſeinen Farben ſolchen Schmelz und ſeinen Worten ſolche Sehnſucht leihen konnte.

Zu den vier Paradieſen des Orients, den geprieſenen Waſſer- und Baum-Oaſen von Damaskus, Bewan, Kaſchmir und Samarkand kann Trabiſonda und der unverwelkliche Buſchwald unbedingt als fünftes, an Größe, Herrlichkeit und Schattenfülle die meiſten weit übertreffendes Paradies gerechnet werden. Den Reiz der einen erhöht meiſtens — Kaſchmir ausgenommen — der beſchränkte Raum, die todte Wüſte rund umher und die prachtvolle Stadt im Mittelpunkt. Aber es ſind von Sanddünen oder kahlen Kreidefelſen eingerahmte Flachgründe ohne Schwellung, ohne Terraſſenwald, ohne Schlucht, ohne Echo, ohne Waſſerſturz.[1] Aber wie erträgt der kolchiſche Menſch ſein beneidenswerthes Loos? Fühlt er auch, daß er glücklich iſt und ein zaubervolles Land bewohnt? Kluge Leſer wiſſen, daß jedem Erdgebornen ſein eigenes Heimathland der ſchönſte Punkt der Erde däucht. Ulyſſes weinte in den Schattenhainen der Kalypſo und ſehnte ſich mit heißem Verlangen nach dem ſteinigen, waſſerarmen Ithaka zurück. Iſt es ein Wunder, wenn man in Trapezunt dem Fremdling zuruft: „Sieh doch, wie ſchön unſere Zone iſt! Ach, wärſt du nur im Frühling hier, wenn Alles in buntfarbiger Blüthe prangt!“ Ganz unempfindlich und kalt zu bleiben würde bei einer Wanderung durch die Buſchſcenen dieſes beglückten Landes nur wenigen Gemüthern möglich ſeyn; aber das Gefühlte feſtzuhalten und das Entzücken in klare Begriffe auszuprägen iſt nicht Jedermann gegönnt. Noch ſchwerer iſt es im Ausdruck das rechte Maß zu halten und nicht Ausſchweifungen regelloſer Phantaſie als wohlgetroffene Züge kolchiſcher Landſchaftsbilder hinzuſtellen. Zwar hat in Sachen des Gefühls und der Empfindung jeder ſeine eigene Scala der Erregſamkeit, und wem die Tinten dieſes Waldgemäldes zu warm und das Wort zu leidenſchaftlich ſcheint, der mildere beides durch die eigene Kälte, mache aber ſeinen Froſt nicht auch für empfindſamere Seelen zum Geſetz. Mir ſelbſt ſcheint der Ausdruck noch überall hinter der Natur zurückzuſtehen. Denn für mich ſind die „immer grünen Berge von Kolchis“ (*Ἀμάραντα ὄρη τῆς Κολχίδος*) das verlorne Paradies, das Land der ungeſtillten Sehnſucht, die beglückte Inſel, das fabelhafte Panchaia mit den fetten Triften,

---

[1] Die liebliche Oaſe Sogdh mit dem ſchönen Samarkand liegt auch faſt unter gleichem Himmelsſtrich mit Trapezunt und dem Amarantenwald.

...... Panchaia pinguis arenis,

die Heimath der Stille und des Friedens, deren Ahnung überall in der bedrängten Bruſt des Menſchen wohnt. Trabiſonda und das immergrüne Kolchis iſt das Land der wachenden Träume aus der erſten Knabenzeit, ich mußte ſeine Lüfte athmen, es war mir auferlegt, „denn auch der Traum iſt von Gott,“

Καὶ γάρ τ᾽ ὄναρ ἐκ Διός ἐστιν.

Fraget nicht, ob ich das Glück am rauſchenden Pyrites wirklich gefunden; ob vielleicht im Corylusgebüſch zu Keſchab, ob vielleicht im Schattendunkel der Melasſchlucht der erſehnte Friede wohnt, oder ob er am Hieron-Oros zu finden iſt und in ſeiner romantiſchen Scenerie? Der Menſch kann die aller Täuſchung entkleidete Wirklichkeit nicht ertragen: raubt ihm nicht ſeine Region phantaſtiſch erträumter Seligkeit und Vollendung, ſeine Zufluchtsſtätte wider die Bitterkeiten der Gegenwart, wider die Leerheit alles Strebens, wider das Unſättigende ſelbſt der Wiſſenſchaft, raubt ſie ihm nicht, damit er ſich ein wenig labe und ſeiner und Anderer Thorheiten hinvergeſſen kann! Nicht das goldene Vließ, nicht blos alte Pergamente und die melancholiſchen Ruinen der Comnenenburg zu Trapezus haben mich nach Kolchis geführt; ich folgte geheimnißvollerem Zuge, wich einer unerklärten Sympathie der Erdgebornen für heitere Lüfte und quellenreiche Einſamkeit immergrüner Waldpartie. Was Jeruſalem für den myſtiſchen Schwung der büßenden Seele, iſt Kolchis für den Götzendienſt irdiſch bezauberter Phantaſie! Ich fühlte, daß hier die Heimath und daß der aufgerollte Anker des modernen Argoſchiffes gleichſam das Loſungswort zur Verbannung iſt. Gerne wäre ich bis zur Frühlingsblüthe — ich wankte ſchon — in Trabosan geblieben; gerne hätte ich mit den Kolchiern Trauben gekeltert und die Winterfreuden getheilt in glücklicher Vergeſſenheit. Der Lorbeerbuſch, die ſchöne Andrachne, der ſalbeiblättrige Ciſtus und das Grün des „semper frondentis acanthi“ hätten wohl Erſatz geleiſtet für das matte Peraleben und die welken Blumen der * * ſchen Politik. Aber die Zeit war abgelaufen und der Pontus gab die letzte Friſt; die Wetterwolke hing noch über dem Occident, Byzanz und Hagion-Oros mahnten zugleich an die lange Schuld, und ſelbſt gemeine Sorge vergällte mir das Glück. Ich ſtieg nochmals zur Akropolis hinauf und ſchaute durch die leeren Fenſterbogen der buſchbewachſenen Kaiſerburg auf das ſchöne Land hinaus. Lebt wohl ihr ſanften Hügelſchwellungen, lebt wohl grüne Eichenwälder, gebt mir euren Frieden, gebt mir eure Stille mit als Xenium in den Occident! Der Wipfel der hellgrünen Eſche, als hätte ſie Gefühl, ſah melancholiſch entgegen zum Fenſter herein. Es preßte mir die Bruſt zuſammen und beinahe ward das Auge naß. Die Sonne ging durch den kolchiſchen Meridian und derſelbe reichgeſchmückte „Iſtambol“, der ihn vom Bosporus hergeführt, trug den Wanderer vielleicht auf immer aus dem Hafen von Trapezunt. So lange es Licht war und die Sonne ſchien, blickte ich unverwandt auf die ſchöne Küſte hin, grüßte die vorübereilenden Vorgebirge, die langen Schatten, die Kaſtellruinen von Keraſunt, die dunkelwelligen Burhaine des Cytorus,

Et juvat undantem buxo spectare Cytorum,

verträumte die kurze Raſt zu Amiſus und wäre im Gram über das verlorne Glück ſelbſt am lieblichen Sinopeſtrand vorübergeſchifft, hätte uns nicht auf der Hinfahrt das Dunkel einer mondloſen Nacht den ſchönen Cherſonnes verdeckt. Erſt das Drängen im wimpelreichen „Goldhorn“ und das Wogen in den menſchenvollen Straßen von Byzanz rüttelte den Träumer auf. Das laute wilde Toben beleidigte den an kolchiſche Waldeinſamkeit gewöhnten Sinn. Es ſchien als wären wir aus der fabelhaften Zone milder Harmonie wieder in die Welt der Zerriſſenheit, der Mühſale und der Leidenſchaft zurückgeſchleudert.

VII.

Vorwort über Konſtantinopel.

Gegen Ende Oktober 1840 bin ich von Trapezunt wieder nach Konſtantinopel zurückgekommen und in dieſem Mittelpunkt der oſtrömiſchen Welt ohne Unterbrechung bis wieder Oktober des folgenden Jahres geblieben. Selbſt während dreimonatlicher Sommerluſt zu Kadi-Köji (Chalcedon) auf der gegenüberliegenden Küſte Anatoliens kam ich faſt täglich in die Stadt herüber, und die flüchtigen Abweſenheiten im nur vier Wegſtunden entlegenen Bujukdere unterbrachen die Strömung des byzantiniſchen Lebens eben ſo wenig, da alles dieſes nach türkiſchen Begriffen noch zur Reſidenz des Padiſchah gehört.

Stambul, die Metropolis des Erdbodens, iſt nicht etwa blos der mit Mauern und Thürmen eingeſchloſſene, drei Stunden Umfang haltende und auf zwei Seiten vom Meere beſpülte ungeheure Triangel zwiſchen dem Thor von Adrianopel und der Kanonen-Spitze des großherrlichen Palaſtes. Die Vorſtädte zu beiden Seiten des Goldhorns, die Häuſerfluth um Scutari, und den langen, grünen, ſchlangengewundenen, tiefeingeſchnittenen Doppelſtreif der Bosporus-Enge vom Thurm des Leander bis hinab zu den fluthenden Cyaneen der Fabelwelt — ein unüberſehbares Gewimmel von Hohlziegeldächern und Holzgezimmer, von Gärten, Cypreſſenwäldern, Kegelbergen und Luſtthälern, von bleigedeckten goldblitzenden Spitzthürmen und Tempelkuppeln, im Ganzen über ſechs Stunden lang und über zwei Stunden breit — ſchließt der Name Stambul ein. Es iſt eine Welt für ſich, eine Atlantis der Glückſeligkeit, ein Vorrathshaus irdiſcher Wonne, Sitz der Widerſprüche, bewegungsvoll und einſam, Land und Waſſer, das große Welt-Amphibium voll Blumenduft, Licht und Schatten und langer Karavanenzüge, voll muſikaliſch-ſauſenden Wogenſpiels, voll Gondelndrang und vorüberſchiffender Delphine. Es iſt die ungeheure Burg des alten Kontinents, nach Oſt und Weſt durch weite Land-Oeden, nach Süd und Nord durch toſende Sunde von fremder Zone losgetrennt. Wer hier mit Kraft regiert, dem gehorcht die Welt. Eine Stadt, die ſolche Ideen weckt, näher und länger anzuſehen war gewiß nicht verlorne Mühe. Geſchäfte im gewöhnlichen Sinne hatte ich freilich nicht; ich bin ja weder Handelsmann, noch Dichter, noch Philoſoph in Galakleid, noch Faſtenprediger, noch Weltverbeſſerer, noch Chevalier d'industrie. noch Diplomat. Auch die Leckerbiſſen des Bosporus einzuſchlürfen wie jener Archeſtratos, der die entlegenſten Strande beſuchte, „τῆς γαστρὸς ἕνεκα καὶ τῶν ὑπὸ τὴν γαστέρα,“ wie Athenäus ſagt,[1] war nicht mein Beruf. Noch weniger ſann ich auf Mittel und Wege das deutſche Publikum mit einer neuen, maleriſch gefärbten oder topographiſch genauen und ſtatiſtiſch langweiligen Beſchreibung der ſo oft und ſo gut geſchilderten Konſtantinopolis heimzuſuchen. Wer außer der Gräfin Ida Hahn-Hahn vermöchte in dieſer Sache heute noch weſentlich Neues aufzubringen? Hat nicht jedermann Stambul geſehen? Kennt nicht jedermann den klar ausgeprägten, entſchiedenen, raſchgeſpaltenen, übergangsloſen, aller Verſchwemmung und Mattigkeit feindſeligen Charakter der Landſchaft am Bosporus und wüßte nebenher von Leere, Schmutz, Langweile und kurzem Verſtande der Peroten, von gemeinniedriger Armenier-Brutalität, ſo wie von gerechtem Stolz ſtupid fanatiſcher Osmanli und der melancholiſchen Rolle der Chriſten in Byzanz zu erzählen? Wem es Vergnügen macht über die Menſchen geringe zu denken und in den Erſcheinungen des Lebens überall nur die wahre, das iſt meiſtens die ſchlechte Seite hervorzuheben, wer die Abgeſchmacktheit unpraktiſcher Schwärmer und abgefeimter Sophiſten ganz empfinden und zugleich die Quelle kennen will, aus der die einzig wahre Lebensweisheit des „Koheleth“ gefloſſen iſt, der ſchlage ſeine Hütte in Stambul auf. Hier iſt die hohe Schule aller Schlechtigkeit, aber auch der Schwerpunkt aller Politik. Die Looſe für Europa's Zukunft werden zu Konſtantinopel geſchrieben und eingelegt, und vor dem Zug ihren Inhalt zu ergründen und für eigenen Vortheil günſtig auszulegen iſt Geſammtaufgabe chriſtlicher Diplomatenkunſt. Es iſt ein politiſches Börſenſpiel, eine Tragi-Komödie in großartigem Style und mit Vermummung in groteskeſter Natur vor aller Welt Augen durchgeſpielt.

---

[1] „Des Bauches wegen und der Dinge unterhalb.“

Dieſem Spiele habe ich unter dem großen Haufen des gemeinen Publikums ein ganzes Jahr lang nach Kräften zugeſehen und in einem berühmten Organ deutſcher Oeffentlichkeit über die wechſelnden Scenen eine Reihe von Berichten erſtattet, mit denen es freilich nicht jederzeit und nicht bei jedermann getroffen war.[1] Die Scene war damals beſonders lebhaft und die abenteuerlichſten Karikaturen zogen über die Bühne. Natürlich machte man ſich über die Hauptrollenträger, ſo wie über die vermuthliche Kataſtrophe privatim auch ſeine Gedanken, ſuchte aber nach guter deutſcher Art überall das Vage, das Zufällige zu feſtem Begriff zu erheben oder, wie man ſagt, die objektive Seite der byzantiniſchen Frage herauszuſchälen und einen Maßſtab zu ſchaffen — ein allgemeines Geſetz zu ergründen, um die Irrthümer der Schule und die Schwärmerei der Völker, um Klugheit und Schwäche, Liſt und träge Ehrlichkeit, Erfolg und Niederlage, Gier und falſche Rechenexempel der Staatskünſtler zu gleicher Zeit mit dem ſtarren Dogma der anatoliſchen Kirche und den Hoffnungen Griechenlands zu richten. Vielen mag ſolches Bemühen nutzlos und nach Maßgabe des Vertrauens auf menſchliche Willenskraft ſogar anmaßend und inſolent erſcheinen. Ich aber appellire an die That und an das Fatum von Byzanz. Meine Rede — ich fühle es leider ſelbſt — kann nicht willkommen ſeyn, ſie bringt ja einen neuen Kandidaten der Weltherrſchaft auf die Bühne und ſtellt Anſprüche, die das humangeſittete Abendland bisher theils gar nicht kannte, theils verachtete und an die es ſogar jetzo noch nicht glauben will, zum Aergerniß Vieler als im Prinzip der Schlechtigkeit gegründet, folglich als ſtark, als gefahrdrohend und aus Tücke wider uns vom Schickſal ſelbſt begünſtigt den unwilligen Deutſchen hin. Man muß von einer Wahrheit tief durchdrungen und von gemeinem Eigennutz ſehr weit entfernt ſeyn, um ſich mit allen Gefühlen ſeiner Zeit und ihrer Koryphäen in Widerſpruch zu ſetzen. Wie traurig, wenn der Einzelne gegen die Vielen Recht behalten ſollte und wenn die Bilder, wie ſie im nachſtehenden Fragment erſcheinen, nicht gleich Konſtantins Labarum blos Phantome byzantiniſcher Lüſte, ſondern Weſen mit Körper und Seele ſind!

---

[1] Dieſe Berichte, von welchen die meiſten ihr Ziel erreichten, erſchienen mehr oder weniger verſtümmelt ſämmtlich in der A. Allg. Zeitung von Ende Dezember 1840 bis Ende September 1841.

VIII.

Ueber die weltgeſchichtliche Bedeutung der byzantiniſchen Monarchie im Allgemeinen und der Stadt Konſtantinopel insbeſondere.

„Schlummert nur, und leget ſie ab eure Sorgenlaſt, die olympiſchen Götter ſteigen ja aus den Gräbern herauf und ſchirmen hinfüro mit Majeſtät ihre alten Sitze am Eurotas und im Eichenhain zu Dodona. Höret ihr nicht den Klang des Silberbogens? Geheimnißvoll und rieſig ſteigt es über die Halden des Pindus herab und entſendet drohende Blicke gegen das wilde, hinter dem Iſter gelagerte Scythenvolk.“ So rief es begeiſtert und triumphvoll durch ganz Europa beim Ausbruch eines großen Ereigniſſes, das man nicht zu nennen braucht. Heute wiſſen wir freilich, der mit Pomp angeſchlagene Päan beſang nur ein Traumbild, eine Phantasmagorie der Schule, man ſah die langen abendlichen Schatten der Parnaſſus-Tannen für antike Heroen an und, wie es nach ſchmerzlichen Täuſchungen immer geſchieht, das Gefühl des Uebels drückt mit Doppelgewicht die enttäuſchten Gemüther nieder. Oder läugnet vielleicht

Jemand, daß der große illyriſche Kontinent, das alte Imperium von Byzanz, die Zukunft der Weltgeſchicke im Schooße trägt? Iſt etwa nicht ſeit 1000 Jahren jeder Verſuch den byzantiniſchen Himmelsſtrich in die Strömung occidentaliſchen Lebens hereinzuziehen unfruchtbar geblieben und zum Theil ruhmlos geſcheitert? Worte, Staatsklugheit, Doctrin und Majeſtät der römiſchen Kirche vermochten ebenſo wenig als Kriegsheere und Hinterliſt weltlicher Potentaten den Sinn der Menſchen am Bosporus zu beugen; ſelbſt Wohlthat und Hülfe in verzweifelter Noth blieben um dieſen Preis verſchmäht. Es liegt etwas Unheimliches in dieſem Phänomen und von der Wiſſenſchaft erwartet unſere Zeit das Verſtändniß einer That, die man gerne läugnen möchte, weil man ſie in ihrem letzten Grunde nicht erklären konnte.

> „Mach es heiter und geſtatte den Augen herumzuſchauen, flehte Ajar, und im Lichte laß uns umkommen, wenn es dir alſo gefällt.“

Drei verhängnißvolle Städte gibt es auf der Erde, drei Weltringe, an die ſich die Schickſalsfäden des menſchlichen Geſchlechtes hängen: Jeruſalem, Rom und Konſtantinopolis: das eine die Wiege, das andere der Satz, das dritte der Gegenſatz des univerſellen, weltbeſeligenden Chriſtenthums. So lange unſer Geſchlecht die Erde bewohnt, iſt und bleibt es unauflösbar dem magiſchen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan. Biographie der Erde iſt das Chriſtenthum: oder haben wir eine andere Aufgabe als Lebendigmachung, Incarnirung des himmliſchen Geſchenkes in Leidenſchaft und Wechſelſpiel irdiſcher Verhältniſſe? Alle Geſchichte iſt ſeit bald achtzehn Aeonen nur Reſultat des Kampfes der beiden Grundelemente, in welche dieſe Eine göttliche Urkraft von Anbeginn auseinanderging: beweglicher Lebensprozeß auf der einen Seite und formlos unausgegohrenes Inſichverharren auf der andern. Sinnbild des erſten iſt die ewige Roma mit dem ganzen dahinterliegenden Occident, Sinnbild des andern Konſtantinopel mit dem erſtarrten Morgenland. Alle Kraft, alles Leben, im Reiche der Geiſter wie der Natur, hat von Anbeginn, wie die Weltweiſen ſagen, einen erblichen, durch nichts auszugleichenden Widerpart. Und folglich iſt es ein Geſetz ewiger und höherer Nothwendigkeit, was die beiden Hauptquartiere des ringenden Menſchengeſchlechts in Auffaſſung der chriſtlichen Idee nicht weniger als der politiſchen und philoſophiſchen Doctrinen auseinanderhält. Auf beiden Seiten gehen die kleinern Kreiſe allmählig im großen Ringe unter, und alle Zerwürfniſſe, alles Mühſal in Europa erſcheint als Corollar dieſer urelementariſchen Entzweiung der Einen Kraft. Wir erkennen — um es gleich vornweg zu ſagen — gegen die gemeine Anſicht der Europäer — einen ureinſäßigen, jetzt noch lebendigen, mit der Urbs aeterna gleich unſterblichen, unaustilgbaren Reichsgenius von Byzanz als zweites Element der chriſtlichen Welt. Konſtantinopel ward, nach einer Stelle im Geſetzbuche des Theodoſius, auf ausdrücklichen Befehl Gottes erbaut.[1] Wie? denkt ſich mancher, das verknöcherte Kirchenthum der Anatolier, das in Dienſtbarkeit der Islambekenner ſchmachtende Byzanz ſtellt man auf Eine Linie mit der ſieggekrönten, lebenſproſſenden, weltumfaſſenden Tiberſtadt? Hier betrachtet man die Dinge aus einem höhern Geſichtspunkte, und ſchwinget ſich über die Linie enger Parteirede und taglöhnernder Politik in eine freiere Region hinaus: das Bleibende, das Ewige, die Idee möchten wir gerne erfaſſen. Modalität iſt ja nicht Weſen und nur der Unkundige kann das Zufällige mit dem Unvergänglichen verwechſeln. Der Schatten iſt ſo alt wie das Licht.

Schon früher hat man irgendwo bemerkt, daß etwa nicht blos einige Praktiken der türkiſchen Staatsverwaltung byzantiniſches Gepräge tragen: das ganze Gezimmer der osmaniſchen Monarchie, die Eintheilung der Provinzen, die Hierarchie des öffentlichen Dienſtes, die oberſten Juſtiztribunale in Oſt und Weſt vom Helleſpont, „in Europa und Anatolien",

---

[1] . . . Urbis, quam aeterno nomine jubente Deo donavimus. Cod. Theodos. tom. V, lib. 13, tit. V, lex 7 de Naviculariis. — Constantinus M. ad Byzantium aedificandum animum adduxisse ex *ἐπιφανείας τοῦ θεοῦ*, et *πεισθέντα τοῦ θεοῦ λόγοις*. Sozomen. lib. II, cap. 2.

Namen der Aemter, Form der Polizei- und Munizipalverwaltung, Lug, Trug und öffentlicher Diebſtahl der Obrigkeiten, Erbarmungsloſigkeit und permanente Verſchwörung des kaiſerlichen Fiskus gegen Gut und Eigenthum der Unterthanen ſind bis auf dieſe Stunde — nur mit türkiſcher Benennung — byzantiniſch geblieben. Die hohe Pforte von Ikonium und die Kaiſerhöfe der chriſtlichen Sultane von Byzantium und Trapezus haben ſich in Blut und Leben gegenſeitig durchdrungen, und es iſt heute nicht mehr geſtattet türkiſches und byzantiniſches Nationalleben als zwei widerſprechende ſich feindlich gegenüberſtehende Elemente auszuſcheiden. Wenn man auch den oberſten Lenker dieſer compakt in einander verwachſenen Land- und Völkermaſſe des Orients ſeit Jahrhunderten nicht mehr *Βασιλεὺς* oder *Αὐτοκράτωρ τῶν Ῥωμαίων* nennt, iſt das Reich von Byzanz deßwegen nicht untergegangen, ſein Geſtirn nicht erbleicht, ſeine Staatsidee nicht erloſchen. Der Einzug der Sultane von Pruſa in die Paläſte Blachernä und Bukoleon war nur ein Wechſel der Perſonen, nicht der Dinge; es war eine materielle Reſtauration und Wiederbelebung verfallender Weltökonomie, ſchirmendes Proviſorium, Inſtrument der Vorſehung, um die Fugen eines Bauwerkes aneinander zu klammern, bis die Zeiten voll, und die natürlichen Erben zur Reife der Jahre und zur Fülle der Kraft gekommen wären. Der Kluge weiß, welcher Sinn in dieſen Worten liegt; er wird jedoch über eine allerdings harte und die National-Eitelkeit vielfach verletzende Theſis kein Aergerniß nehmen, noch ſie ungeprüft verdammen, weil ihm Verblendung der Vielen noch kein Argument gegen beſſere Erkenntniß iſt. Das cohärente Fortleben einer großen, im Abendlande nicht allgemein begriffenen oder doch nicht ſattſam gewürdigten; Europas Zukunft bedrohenden byzantiniſchen Staatsidee anſchaulich zu machen, das iſt die Aufgabe des Augenblickes. Die Zeiten der Vollendung, wo nach der Verheißung nur Ein Hirt, nur Eine Heerde, und nur Licht ohne Schatten, fallen über das Gebiet menſchlicher Forſchung und Mühen hinaus. Den ſchwungvollen Glanz der occidentaliſchen Reiche läugnet freilich Niemand; aber Größe und Glückſeligkeit des Abendlandes erblühte aus ſelbſtſtändigem Ausbilden beider Hauptpotenzen der menſchlichen Geſellſchaft — des politiſchen und des kirchlichen Elementes. Der Secularſtaat konnte bei uns die Kirche nicht verſchlingen, und die Kirche das weltliche Inſtitut nicht aufzehren, und beiden ward — Dank der Wärme germaniſchen Blutes — verſagt auf ihren Lorbeern zu verſinken. Liebe zur Freiheit und dennoch Ordnung, menſchlich, mitleidvoll, und doch Feuer und Energie, furor teutonicus gegen fremden Zwang. So iſt das lateiniſche Europa. Bei uns iſt die Tugend ins Privatleben herabgeſtiegen, und ſelbſt die öffentliche Gewalt fügte ſich — obwohl gegen ihre Natur — dem ſüßen Joche ſittlicher Milde und Gerechtigkeit. Barmherzigen Sinn und warmes Gefühl für fremde Noth kennt man nur im Abendlande. Inſtitute, Orden, öffentliche Anſtalten um die Thränen der Mitmenſchen zu trocknen und die Summe der von unſerer Natur unzertrennlichen Leiden zu mindern; Menſchen, die hingebungsvoll das Elend in ſeinem Verſtecke freiwillig aufſuchen, Linderung und chriſtlichen Troſt bis in die niedrigſte Hütte bringen, und fremde Drangſal um Chriſti Willen zur eigenen machen, kennt man nur bei uns: ſie ſind der ſchönſte Triumph, die weithinleuchtende Strahlenkrone der abendländiſchen Chriſtenheit. Zu Byzanz iſt die menſchliche Bruſt den ſüßen Regungen des Mitleidens verſchloſſen, und an die Stelle unſerer liebevollen That ſetzt man dort das leere, troſtloſe, unfruchtbare Formular des Glaubens, wie es menſchliche Klugheit für beſtimmt und deutlich erkannte Zwecke nach langem Hader feſtgeſetzt und zugeſchnitten hat. Mit Privattugenden, ſagen ſie, mag es jeder halten, wie er will; es gibt nur „byzantiniſche“ Pflichten für das Ganze, d. i. gemeinſames Zuſammenwirken aller Individuen anatoliſchen Namens für Gründung materieller Gewalt und Herrſchaft über die Erde, deren Beſitz Jeſus Chriſtus der morgenländiſchen Kirche teſtamentariſch als Vermächtniß hinterlaſſen habe.

Von der Allgemeinheit und Stärke dieſer anatoliſchen Staatsidee hat man im Occident vielleicht keine oder doch keine hinlänglich klare Vorſtellung. Hier liegt die Gefahr. Konſtantinopel war die erſte urſprünglich und vollſtändig chriſtliche Stadt des Erdbodens. Dort gab es keine weltliche Macht, von der man erſt Duldung zu erbetteln oder Rechte zu erhandeln hatte; die Dogmatik legte den erſten Grundſtein, ſtieg gleich im Beginn auf den kaiſerlichen Thron und grub der oſtrömiſchen Welt ihr Gepräge ein, tief, unaustilgbar und ungeſchwächt bis auf dieſen Tag. Nur eine Kraft blieb thätig, alle übrigen gingen in dieſer einzigen unter. Die Aktion der Staatsgewalt nach außen war Nebenſache, das Schwert wendete ſich nach Innen gegen die Energie der Geiſter, bis das Ungleiche überall geebnet, bis jeder Wille gebrochen, bis alle Spontaneität, alle ſelbſtbewußte Schwingung romäiſcher Nerven getödtet und im ungeheuren Ländercomplex nur ein Gedanke übrig war. Man ſagt dieſes nicht um zu tadeln; man möchte nur auf dieſem Wege zu beſſerem Verſtändniß der Gegenwart gelangen und auch für die nächſte Zukunft Einiges mit Sicherheit vorausbeſtimmen. Körper gab es im byzantiniſchen Staatsverbande freilich viele, Seele aber nur Eine, Gedanken auch nur Einen, und auch nur Eine Stadt, die Auserwählte, das apokalyptiſche Jeruſalem am Bosporus.

Für germaniſche Gemüther hat dieſer Nivellirungsprozeß des menſchlichen Geiſtes etwas Zurückſchreckendes. Ohne daß das Staatsoberhaupt die myſtiſche

Weihe des Prieſterordens nahm, mußte der byzantiniſche Imperator doch Theologe ſeyn, in geſetzlich beſtimmten Tagen am Hofe geiſtliche Vorträge, Exegeſen und Homilien halten, weil eigentlich das Evangelium Reichscodex, weil Chriſtus Imperator und der oſtrömiſche Baſileus nur ſeine irdiſche Hülle war. Nicht blos für zeitliche Wohlfahrt und weltliche Ordnung hatte der „Gottgekrönte" zu ſorgen. Auch das ewige Heil der Unterthanen, was ſie glauben und verdammen ſollten, ward in letzter Inſtanz dem Imperator anheimgeſtellt.[1] Als Scepter trug die kaiſerliche Hand das Kreuz und, wie man auf alten Tempelfresken und Münzen jener Länder häufig jetzt noch ſieht, ſchmückte das Zeichen der Erlöſung alle Gewänder, Fahnen und Inſignien des theologiſchen Herrſchers, der den kaiſerlichen Segen ertheilte und nach feſtem Glauben ſeiner Unterthanen ſogar die Kraft der Mirakel beſaß. Seine Handlungen erklärte das Geſetz für Akte der Providenz und ſtellte ſie folglich außer Bereich menſchlicher Kritik. Daher das Geſetz, welches Tadel eines vom Fürſten beſtellten Dieners, ja ſogar den Zweifel an ſeiner Fähigkeit als Hochverrath und Beleidigung göttlicher Majeſtät beſtrafte.[1] Daher das Ungegohrene, das melancholiſch Stille der byzantiniſchen Monarchie; daher die Palaſtwache der Silentiarier und der erklärte Widerwille griechiſcher Ohren gegen Glockenton.[2] Das regſame Weſen, die laute Rede und der feſte Tritt des Abendländers hat für die Byzantiner etwas Widerliches, gleichſam etwas Zuchtloſes und empörend Freches, das man mit der Geißel niederſchlagen ſoll. Ein Buch aber wie neulich David Strauß geſchrieben, iſt ihm vollends ein unerhörter und unerklärbarer Gräuel, der für ſich allein den Riß zwiſchen Orient und Occident unheilbar machen könnte. Denn zu Konſtantinopel ſind alle Controverſen ſchon längſt entſchieden, alle ſocialen und geiſtigen Probleme aufgelöst, der Zweifel ſelbſt verſtummt, was bei der Verwirrung der Begriffe in Europa Vielen als ein Segen erſcheinen könnte. Und fürwahr, man verzeiht es, wenn ruheliebende verzagte Seelen gegenüber dem Hochmuth und der Unbändigkeit des wiſſenſchaftlichen Gedankens im ſtupiden Selbſtverläugnen der byzantiniſchen Kirchen-Philoſophie einen heilſamen Damm gegen den ſtolzen und umwälzenden Sinn der abendlichen Welt erblicken.

---

[1] „Weißt du nicht, daß der Kaiſer Conſtans zugleich Herr des Reichs und oberſter Prieſter iſt, und ſeine Gebote für Kirche und Staat (ſeine Entſcheidungen in geiſtlichen und weltlichen Dingen) gleich bindend ſind?" Gfrörer, Allg. Kirchengeſch. IV. 73.

---

[1] Disputare de Principali Iudicio non oportere: Sacrilegii enim instar esse, dubitare an is dignus sit, quem elegerit Imperator. Cod. Theodos. lib. V, tit: 13, lex 9. lib. II tit. 4, lex 4. Commentar.

[2] Schon vor der Türkenzeit, wie aus dem Reiſebericht des caſtilianiſchen Geſandten Ruy Gonzales Clavigo zu erſehen: Quando los Griegos offician la Missa non tienen libro nin campañas en las Iglesias (salvo en S. Sophia de Constantinopla) que con unas tablas tañen à Missa. Auf dem heiligen Berge Athos haben die Mönche ſchöne Glockenthürme und prachtvolles, heimathlich über Thal und Kaſtanienwald tönendes Geläute; allein Sonnabend zur Vesper und Sonntag zum Hochamt ausgenommen, ſchweigt das heilige Erz, um die Ruhe der frommen Väter nicht zu ſtören.

Der erſte Lebensakt des griechiſchen Kirchenſtaates, wir wiſſen es Alle, ſpann ſich in buntem Gewühle über tauſend Jahre fort, und der Uebergang zum zweiten, wo ein Padiſchah den Reigen führte, war ſo ſchnell, ſo natürlich und geordnet, Kraft und Kunſt der neuen Tragöden ſo eindringlich, nachhaltend und feurig, daß nach kurzem Gram über die Veränderung ſelbſt bei den Beſiegten die Threnodie verſtummte. In drei Tagen war die Verwandlung ausgeführt und Byzanz, nicht dem Blute, wohl aber der Seele und der Geſinnung nach, vollkommen türkiſch. Das allgemeine Gefühl dem lateiniſchen Abendland gegenüber wieder ſtark zu ſeyn, hatte Alles ausgeſöhnt und das Joch des neuen Autokraten ſelbſt leicht gemacht. Man vergeſſe es ja nie, Eiferſucht, Widerwille und Geringſchätzung gegen die lateiniſch glaubenden Völker iſt Nationalcharakter und unaustilgbare Natur der Byzantiner. Auch hat nach Eintritt der türkiſchen Dynaſtie das lateiniſche Abendland bald und lange genug empfunden, daß man in Konſtantinopel wieder Kraft und Nerven habe: es erſchien wieder eine lange, kriegeriſch geſchaarte Fronte am Oſtrande von Europa und dem Naturgeſetze war genug gethan.

Am Siechenlager der Paläologen hatte das transdanubiſche und das altaiſche Element um die Ehre der Nachfolge und der Reichsreform geſtritten. Obgleich das eine aus Turkeſtan, das andere aus Sarmatien mit Gewalt hereingebrochen, waren ſie doch beide auf byzantiniſchem Boden eingebürgert und in Sinn und Blut mit Oſt-Rom enge verſchwägert. Damals war die Zeit der Sarmaten noch nicht gekommen, und wie allzeit, neigten ſich Sieg und Herrſchaft auf die Seite, wo mehr Kraft, wo mehr Geiſt und Herrſchergröße. Jedoch war die byzantiniſche Reſtauration des 15. Jahrhunderts ihrem Weſen nach eine innere, eine aus den Eingeweiden der Monarchie ſelbſt eigenmächtig und ohne Zuthun von Außen entſprungene, daher vollſtändig, dauerhaft und durchgreifend. Das Credo allein hatte ſich am kaiſerlichen Hofe geändert, aber nicht mehr als die byzantiniſchen Autokraten ſchon verſchiedene Male früher, namentlich unter Konſtantius im vierten und während der Ikonoklaſten-Herrſchaft im achten und neunten Jahrhundert unternommen hatten, aber nicht durchzuführen vermögend waren.

Offenbar waren, um die menſchlichen Dinge im

Gleichgewicht zu erhalten, in der Hand der Vorſehung die talentvollen und energiſchen Fürſten aus dem Hauſe Osmans tauglichere Werkzeuge als die chriſtlichen Vorgänger mit ihren Hof-Homilien und ihren kaiſerlichen Faſtenpredigten im Kreiſe weibiſcher Magnaten von Byzanz.

Aber heute, wie man gemeiniglich glaubt, iſt auch die Rolle der Padiſchahe ausgeſpielt und wird, eigentlich das erſtemal ſeit fünfzehn hundert Jahren, vielleicht in kurzer Zeit die große Erbſchaft der Byzantinerwelt ohne Teſtament und ohne Codicill vakant. Zwar noch iſt der Beſitzer nicht verblichen und im Veilchenduſt bithyniſcher Lüſte ſind die Agonien lang. Aber iſt das Leben aus den extremen Theilen des Rieſenkörpers nicht ſchon entflohen, und ſieht man denn nicht, wie es im Herzpunkt allein noch krampfhaft in Fieberhitze und galvaniſchen Prozeſſen gegen die Verweſung kämpft?

Man hat in neuerer Zeit wiederholt und mit großem Eifer — freilich nur aus fremden Büchern — die Unmöglichkeit einer Wiederherſtellung des Orients mit Hülfe des in ſich zerfallenen Islam nachzuweiſen ſich bemüht. Wie nahe oder ferne das Uebel auch immer ſey, die verzweiflungsvollen Medicinen, die man in gerechter Beſorgniß nachbarlich anzurathen und ſelbſt eigenhändig zu kredenzen nicht ermüdet, beweiſen hinlänglich, daß man den Zuſtand wenigſtens für bedenklich hält. Aber wo liegt die

Krankheit? Wo iſt der Sitz des türkiſchen Verderbens? Iſt dieſes Volk heute phyſiſch ſchwächer, feiger, nervenloſer als zur Zeit ſeiner Siege und ſeiner Herrlichkeit? Einzeln genommen iſt die türkiſche Kriegsmaterie heute was ſie zur Zeit der großen Padiſchahe war, fanatiſch, abgehärtet, genügſam, ſtahlſehnig und der größten Anſtrengungen fähig. Und ſieht man das türkiſche Bauernvolk in den Provinzen und ſelbſt die ſtolz und wild blickenden Geſichter des großen Haufens in der Sultansſtadt, ſollte man das Ende der lange gefürchteten Monarchie wahrlich nicht ſo nahe glauben. Denn über Seyn und Nichtſeyn der Reiche entſcheidet in letzter Inſtanz doch immer Seelenſtärke und phyſiſche Kraft auf dem Kampfplatze. Selbſt die Summe des Luxus und des ſittlichen Verderbens unter den Großen kann jetzt nicht größer ſeyn als früher. Allein, wie bei den chriſtlichen Byzantinern, iſt auch bei den osmaniſchen das herrſchende Haus, die regierende Dynaſtie verfault. Hier liegt das Uebel. Eine ſolche Reihe genialer Staatsmänner und energiſcher Kriegsfürſten hat kein anderes Herrſcherhaus je hervorgebracht wie das türkiſche. Nicht Tugenden, nicht beſondere Vorzüge und Eigenſchaften des Volkes haben das furchtbare Gebäude osmaniſcher Größe aufgeführt; es iſt ausſchließlich das Werk ſeiner, Menſchen und Dinge in wildem Sturm fortreißenden Dynaſtie. Und wenn unſere Zeit noch einmal einen Bayeſid I. einen Murad II. einen Mohammed Ghaſi und Suleiman I zu ſchaffen vermöchte, würde er nicht mit gewaltiger Fauſt die Geſchicke ſeines Volkes erfaſſen und dem Verhängniß zum Trotz auch jetzt noch friſches Leben in die Gefäße des welkenden Türkenſtammes gießen? Der Geiſt regiert die Welt, und nicht ohne tiefen Sinn erklärt ein berühmter Mann des Alterthums Glanz und lange Dauer der Herrſchaft Roms für das Werk einiger ausgezeichneten Bürger der ewigen Stadt.[1] Große Kräfte, einmal ins Weltſpiel gebracht, wirken durch ihr natürliches Gewicht noch fort, wenn auch ſchon lange die erſte Triebfeder gebrochen iſt.[2] Erſcheint aber erſt der Schaden auf der Oberfläche, ſo iſt auch das Ende ſchon nicht mehr ferne und menſchliche Hülfe ohne tiefgreifende und lebengebende Wirkſamkeit.

Chronologiſch auszurechnen, in welchem Jahre die flackernde Türkenlampe in Stambul völlig erlöſchen müſſe, iſt eben ſo unmöglich als die Hoffnung vergeblich, durch politiſche Rechenexempel den Einen ſtrahlenden Weltkörper osmaniſcher Monarchie in ein Planetenſyſtem getrennter Staaten ohne Sonne auseinanderzuſchlagen. Alle eure Künſte macht die

---

[1] Ac mihi multa agitanti constabat, paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse, eoque factum uti divitias paupertas, multitudinem paucitas superaret. Sallust. Catilin. cap. 53.

[2] Sed postquam luxu atque desidia Civitas corrupta est, rursus respublica magnitudine sua imperatorum atque magistratuum vitia sustentabat. Idem.

Stadt Konſtantinopolis mit ihrem eingebornen Genius zu Schanden. Um der centrifugal über den Erdglobus ſprühenden Furie der abendländiſchen Völker das Gegengewicht zu halten, um die ätzende Wirkung ihrer Geiſtesbeweglichkeit zu ſänftigen und die Wüthenden in Schranken einzudämmen, hat die Natur das byzantiniſche Reich, wie ein Bleigewicht, an die Sohlen Europas gehängt und durch unabänderlichen Beſchluß mit der Ewigkeit anatoliſcher Doctrin zugleich die Unauflösbarkeit der Monarchie decretirt, deren Herz und Mittelpunkt Konſtantinopel iſt. Sagen will man hier geradezu, daß unſerer Vorſtellung nach keine Politik, keine menſchliche Weisheit die compakte, durch Glauben, Blut und Thränen unausſcheidbar in einander verwachſene Maſſe des illyriſchen Continents zu zerbrechen, in ihre Beſtandtheile zu zerlegen und bleibend aus einander zu halten vermögend ſey. Schneide man immer entlegene Theile vom Ganzen weg und erwärme ſie wie der begeiſterte Pygmalion ſein Steingebilde, ſie verdorren dennoch aus Sehnſucht nach heimathlicher Lebensluſt, oder rinnen von ſelbſt unaufhaltſam wieder in den Schooß des Mutterſtaates zurück. So groß iſt der Zauber dieſer geheimnißvollen, noch unbegriffenen Stadt!

Ein Mittel jedoch gäbe es den byzantiniſchen Bann zu löſen und den illyriſchen Trümmern eigene Seelen einzuhauchen: Zerſtöret durch gemeinſchaftlichen Beſchluß des europäiſchen Areopagus die Stadt

Konſtantinopolis und füllet mit dem Schutte ihrer Hütten, ihrer Paläſte, ihrer Mauern und Thürme das goldene Horn aus, und verbietet zugleich unter Völkerbann die Wiederherſtellung von Stadt und Hafenbucht auf der alten, den Mächten des Abgrundes geweihten Stätte. Nicht genug! ſchaufelt im Grimme auch ihre ſieben Hügel nieder, zermalmet wie einſt die Legionen zu Korinth ſogar die Steine, und mit der Wurzel reißet die gigantiſchen Platanen aus, und vom Rieſenberge des Amycus brechet in der Wuth wie ein anderer Polyphem die waldichte Spitze herab und ſchleudert Alles, Erde, Felſen, Bäume und Menſchen in die Strömung des Bosporus, damit ſein muſikaliſches Sauſen am Felſenthor der Symplegaden verſtumme, damit der ſehnſuchterregende, die Völker des Orients bethörende Syrenengeſang des fluthenden Sundes erſterbe und der ſtolze, Länder verbindende Pontus ſelbſt wie das traurige Caſpimeer zur Oede eines verlaſſenen Binnenſees herunterſinke. Dann erſt rinnet der Lebensſaft wieder zurück nach Ternova, nach Athen und nach Ikonium. Die Ordonnanz wäre unfehlbar, aber ſie iſt ſo ungewöhnlich energiſcher Natur, im Concept ſo ſchrecklich und ſo entſchieden und grauſenvoll in der Anwendung, daß man ſich niemals, am wenigſten wenn verzagte Hände das Steuer der Welt regieren, zu ihrer Vollziehung entſchließen wird. Man hat ſie hier nur angedeutet um zu zeigen, wie zähe byzantiniſches Leben, wie groß die Gefahr und wie unheilbar das Uebel ſey.

Wären Titanen auf der Welt, hätte man ohne Bedenken zu dieſem Mittel gegriffen. Aber die Menſchen unſerer Tage ſind nach kürzerem Maße ausgeprägt: ſie möchten das Unheil ohne Aufſehen und beſonders ohne Störung im Alltagsleben ihrer Ameiſenſtadt gleichſam im Stillen zur Ruhe bringen. Wozu der Tumult und die ſchweren Reden? rufen ſie aus. Noch iſt es mit den Türken nicht zu Ende, und ſo lange die Leute athmen, kann man immer hoffen und verſuchen.[1] In dieſem Falle ſeyd entweder gerecht, oder doch wenigſtens uneinig; haſſet, necket und hindert euch gegenſeitig in euren Praktiken und Kniffen, und ihr werdet noch lange der gefahrvollen Kur enthoben ſeyn. Könnte man in Europa überall der Ländergier, dem Heißhunger nach fremdem Gute entſagen und den Leidenſchaften der menſchlichen Natur ſelbſt Stillſtand gebieten, ſo ſchleppte ſich das Türkenreich ohne Mühe noch Jahrhunderte fort. Im Innern iſt ja kein überwiegendes Element der Auflöſung, der chriſtliche Raya überall muthlos, waffenſcheu, uneins und Rettung aus der Dienſtbarkeit nirgend aus ſich ſelbſt, nur von Außen, aus fremder Zone, hoffend. Die Osmanli dagegen leben vom Kapitale großer Feldherrn und Staatsmänner vergangener Zeiten, und

[1] Ἐλπίδες ἐν ζωοῖσιν, ἀνέλπιστοι δὲ θανόντες.

bis der ganze Vorrath aufgezehrt, iſt für Störung europäiſchen Schlummers nichts zu beſorgen. Jedoch überlaſſe man ſich keiner Täuſchung: unſere Zeit iſt nicht das Saturnusreich, Aſträa iſt noch nicht unter die Menſchen zurückgekehrt,

Atque iterum ad Trojam magnus mittetur Achilles.

Aber auch in dieſem Falle verzaget nicht. Wenn die Türken ſchon alle Tugenden ihrer Vorfahren vergeſſen haben, ſo wird ihnen im allgemeinen Bankerutt erſt noch die Verachtung feiger Niederträchtigkeit chriſtlicher Sitte und Politik neue Kräfte leihen und die Friſt ihrer Herrſchaft noch einmal verlängern. In der Türkei ſagen ſie es laut und ich bitte um Vergebung für das harte Wort: „Wären die Chriſten nicht eine hündiſche, weinberauſchte Rotte erbärmlicher Wichte, hätten ſie uns ſchon lange aus Europa hinausgepeitſcht: wir fliehen zwar auf dem Schlachtfelde vor ihren Feuerſchlünden, verhöhnen ſie aber dennoch in ihrem Glauben, zertreten ihre unterjochten Brüder und lachen über die Geberden ihrer Unterhändler, wenn ſie ſich neidiſchen Blickes, wie unreine Hunde um ein Stück Brod, vor dem goldenen Thron des Padiſchah um das Almoſen kaiſerlicher Huld zerfleiſchen.“ Dieſe türkiſchen Syllogismen ſind ohne Zweifel falſch und ihre Bilder ungeſchickt, auch hätten ſich Abd-ul-Medſchids Staatsphiloſophen ſorgfältiger um die Tugenden der Chriſtenheit und um unſere Moralcompendien erkundigen ſollen. Hier wird aber nur Bericht erſtattet, nichts getadelt, nichts widerlegt, aber auch nichts gelobt; und vielleicht iſt es nebenher doch auch nützlich zu erfahren, wie man anderswo von den Chriſten denkt.

Daß man unter ſolchen Umſtänden die Reſtaurationsrecepte des Occidents zu Konſtantinopel nur mit Widerwillen und Geringſchätzung empfing, iſt freilich zu begreifen. Auch hat die europäiſche Curatel zeitig genug das Vergebliche ihrer Mühen erkannt. Die Türken, heißt es jetzt, ſind ja keine Europäer und man hätte ſie von einer andern Seite faſſen ſollen: Warum hat der Sultan nicht den Geiſt des Islam wieder heraufbeſchworen, den alten Glaubenseifer aufgeweckt, alte Gluthen wieder angefacht? Dieſe Männer ſind überzeugt, man könne todte Ideen, erloſchene Gluthen, entflohene Geiſter der Nationen durch eine Ordonnanz der Staatsſchreiber wieder lebendig machen. Was Suleiman gethan, meinen ſie, könne ja auch Abd-ul-Medſchid thun, man könne ihm ja rathen genial zu ſeyn. Aber Abd-ul-Medſchid, wie es ſcheint, iſt nicht geneigt der wohlgemeinten Zumuthung ſeiner Schirmherrn nachzukommen und mit dem Feuergeiſt ſeiner großen Ahnen die kaiſerliche Bruſt zu ſchwellen. Im Gegentheil, er hat ja öffentlich erklärt und ſein Volk es bekräftiget: die Monarchie, wenn ſie mit dem gegenwärtigen Fonds islamitiſcher Praxis nicht mehr beſtehen kann, wolle lieber untergehen als durch geſetzwidrige, ihrer Natur verhaßte Mittel das Daſeyn friſten. Die Weisheit Europas, erwiedert man, hat auch dieſen Fall ſchon lange vorher berechnet und mit Applaus des Jahrhunderts ein Staatspräparat in eventum aufgeſtellt. Aber nicht Kunſt, nicht mit erotiſchem Saft getränkte Pflanzen, nein, ein aus der Bodentiefe urkräftig herausbrechender Rieſenſtamm iſt nöthig, um die byzantiniſchen Räume auszufüllen. Mit der Politik im herkömmlichen Sinne, d. i. mit dem täglichen Kram und Marktverkehr des ehrwürdigen Diplomatencorpus hat man hier nichts zu thun; praktiſch miſchen wir uns in nichts, wollen weder jemand belehren noch irgend etwas beſſer machen; das harmloſe Wort iſt unſer Tummelplatz. Nur verſchmäht es unſer „harmloſes Wort" ohne alle Beziehung auf die Wirklichkeit, und gleichſam ungebräunt vom warmen Lebenshauch der Gegenwart, ätheriſch bleich, wie man es gerne ſieht, im Nebel der Vergangenheit zu wandeln. Die Zeit iſt eiferſüchtig. Von dem was jetzt die Herzen bewegt, von Furcht und Gefahren des Jahrhunderts will ſie hören; ſelbſt Leidenſchaft und Irrthum vergibt ſie gerne, wenn ſie nur redlich und ohne Berechnung ſind. In dieſem Sinne erlauben wir uns eine Frage: „Kann die altbyzantiniſche Bevölkerung, von der man durch europäiſche Dazwiſchenkunſt eine kleine Parzelle dem Scepter des Padiſchah entzogen und mit dem alten Namen „Hellenen" angethan, für ſich allein und durch eigene innere Kraft als zweites nothwendiges Element der chriſtlichen Welt figuriren?“ „Kann ſie — Zeiten und Menſchen zum Trotz — andere Nebenbuhler um die goldenen Aepfel der Heſperiden aus der Bahn hinausdrücken und nach urkräftigem Zertreten aller Schranken nervig, ſehnig, ſchöpferiſch die große Oede, die verlaſſenen Paläſte am Propontis füllen?“ „Kann ſie das chaotiſche Stammgewirre des illyriſchen Continents ordnen, die widerſtrebenden Geiſter bändigen, die bahnlos tobenden Kräfte zügeln und volluferig in das gemeinſame Rinnſal politiſcher Disciplin zuſammendrängen?“ Alle Freunde der byzantiniſchen Griechen und mit ihnen das ganze Abendland haben im Schwung der Begeiſterung auf die Frage beifällig geantwortet und euch Neuhellenen noch einmal, wie weiland eure Vorfahren im Lande, als ſorgenſtillende, gefahrverhütende Schirmgötter der Welt begrüßt. Seht nur, wie groß man von euch denkt und wie ſchwer die Rolle iſt, die euch die Phantaſie des Occidents übergeben hat. Cherusker, Sueven und Gothen werfen ſorgenvolle Blicke bald auf euer Königreich, bald auf ſcythiſches Wolkengedränge und Wetterleuchten an der Iſtermündung, ob ihr den Feuerſtrahl in der Hand des hyperboräiſchen Donnerers durch Größe und nervigen Muth zu bannen ſtark und kräftig ſeyd. Vielleicht iſt euch das zuviel und habt ihr ſelbſt beſcheidenere Vorſtellungen von eurer Zukunft und eurer Macht, denn bei euch wie bei uns iſt der Rauſch vorüber, ſind die aufgeregten Geiſter wieder froſtig und nüchtern wie vor eurem Hochzeittag. Klug und kühle wie ihr alle ſeyd, rechnet ihr die Möglichkeiten aus und wäget Sympathien ab, während eine kühle Proſa in Europa eure Titel, eure Papiere, eure Vergangenheit, eure Thaten und euch ſelbſt chemiſcher Analyſe unterworfen und das Facit der öffentlichen Meinung hingehalten hat. Doch was geht das euch an? Vorwärts müßt ihr blicken! Was kümmert euch edle oder zweifelhafte Geburt, glänzende oder ärmliche Wiege, was germaniſches Schulgezänk? Eines nur habt ihr nöthig, und dieſes Eine iſt der Talisman, der alle Herzen bezaubert, der das ſtaatskluge Europa, wenn man es auf der lorbeerbekränzten Stirne des griechiſchen Volks erblickt, mit Applaus begrüßen wird: Seyd mächtig — man wird euch doch ermuntern dürfen — habt Flotten, Heere, Feuerſtröme, Induſtrie und Gold; aber machet ſchnell, die Könige ſind ein ungeduldiges Geſchlecht und die Völker nur durch nachdruckvolle That zu feſſeln. Wachſen wollen ſie euch ſehen und inwendig heraus wollen ſie, wie der Moskowiter in der jungen Frühlingsbirke, es im helleniſchen Staatskörper gähren und kochen und gleichſam die Lebenslymphe auf und niederſteigen hören, um augenblicklich — denn es dränget — euer Gewicht in die Wagſchale der Zeit zu legen. Sprechet einmal im Saale der Gewaltigen ein keckes Wort wie die helvetiſchen Bauern auf dem Leichenhügel der erſchlagenen Edelleute; ſey das Wort auch grob und ungeſchlacht, begleitet es nur mit einer Fauſt von Granit und einer langen Zeile taktiſch geſchulter Krieger und jener fürchterlichen Schlünde, die zu Navarino und Ptolemais eure alten Dränger fraßen, und ſehet dann, wie freundlich die goldgeſtickten, ſternblitzenden Männer euren Gruß erwiedern und wie ſchnell in Europa die ſchlummernde Sympathie erwacht. Aber eben weil ihr noch bei allen Thüren die leeren Hände hereinſtrecket, und weil Jedermann ſieht, daß ihr im Ganzen weder nützen noch ſchaden könnet und zur Löſung der großen Frage, zur Wiederherſtellung des Orients und zur Sicherung des Weltfriedens aus eigenen Mitteln nichts zu leiſten vermöget, daß euer Land gleichſam als Armeninſtitut noch immer von milden Beiträgen und abendländiſchem Wochengeld — ohne eigene Mühe — leben will, habt ihr zwar nicht Mitleiden und chriſtliche Liebe, die euch ewig geſichert ſind, aber ihr habt die Bewunderung der abendländiſchen Welt verloren. Das Endloſe, das Unausfüllbare eurer Noth hat Europa ermüdet und erſchreckt.

Die Schuld indeſſen iſt nicht euere; es iſt Geſchick; ihr ſeyd geworden was ihr werden konntet, und wenn da Jemand anzuklagen, ſo iſt es Europa ſelbſt, wo man für ſchwache Nerven und leere Taſchen von jeher wenig Enthuſiasmus hatte. Unſer Jahrhundert iſt politiſchen Zwerggeſtalten abhold, es will nur lebensfriſche Körper und koloſſales Maß. Sehet nur einmal hin auf dieſes Europa, wie ſtolz und prachtvoll die Königreiche ſind; ſehet wie es in den Städten wimmelt, wie es blinkt, wie es leuchtet, Paläſte, Waffen, Gold und ſchöne Gewänder, wie es raſtlos ſinnet auf Ruhm, auf Gewinn, auf Herrſchaft, auf Zerſtörung, auf Schöpfung und Genuß, ein bewegliches, ein ſtolzes, ein unwiderſtehliches Geſchlecht, mit dem in die Länge nicht zu ſpielen iſt.

Mit was denkt ihr euch nun dieſen Leuten gegenüber in Achtung zu ſetzen? Euer Land iſt öde, Soldaten wollt ihr auch nicht ſeyn, „hölzerne Mauern“ habt ihr wieder nicht, und die Truhen, heißt es, ſeyen in Hellas allzeit leer. Und doch ſtellt man euch in die Competentenreihe zur künftigen Vakatur des Orients! Statt zu handeln und mit zorniger Gewalt das verlorne Gut zurückzureißen, reichet man in eurem Namen Suppliken ein, Bettelbriefe um das Regiment der halben Welt! Aber die Herrſchaft iſt kein Ding, das die Abendländer freiwillig an die Lahmen an der Heerſtraße und hinter den Zäunen für Almoſen verſchenken. Gewalt üben und mächtig ſeyn, iſt das einzig würdige Ziel menſchlicher Beſtrebungen, und die gewöhnlichen Titel ſich aus der Niedrigkeit aufzuſchwingen, waren von jeher Kraft, Genie und Heldenmuth im eigenen Hauſe. Zwar haben ſich Völker durch ihre Fürſten zur Herrſchaft hinaufgefreit und ihr Glück durch Tüchtigkeit und klugen Sinn geſtärkt; zu Macht und Weltherrſchaft hinaufgebettelt aber hat ſich unſers Wiſſens noch keine Nation. Und ſo viel man die Europäer kennt, iſt auf dieſem Wege für Griechenland nicht viel zu hoffen. Oder hätte man aus Mangel richtiger Diagnoſe der menſchlichen Dinge ſchwache Trümmer des chriſtlichen Byzantiums wirklich zu thörichten Begehrlichkeiten verleitet und im Abendland durch politiſche Maskeraden und ſcholaſtiſche Schattenbilder gleichſam eine neue Theorie des Völkerprozeſſes aufgeſtellt? Gutmüthig, aber unerfahren haben wir die kindiſchen Proceduren der Studentenbank auf das ernſthafte Spiel des Weltdramas übertragen und an die Stelle der korrekten Leidenſchaft, der unerbittlichen Staatsraiſon, eine Art idylliſcher Gerechtigkeit, gleichſam Gefühlspolitik und diplomatiſchen Myſticismus hingeträumt. Leider wird die Welt nicht in dieſem Sinn regiert! Chriſtliches Wohlwollen, freundliches Entgegenkommen, perſönliche Gerechtigkeit, gute Wünſche für Privatglückſeligkeit und Familienſegen, Munizipal-Autonomie und freie Bewegung innerhalb der Schranken gibt und wird Europa den Griechen geben, ſo viel ſie begehren und brauchen können. Denn ungeachtet der dickohrigen Dogmatik von Byzanz iſt dieſem warmblütigen reichbegabten Südvolke Niemand gram. Aber von Almoſen und Mitleiden bis zur Herrſchaft über das Morgenland iſt ein unermeßlicher Sprung, den ihr, freundliche Hellenen, ohne jene Vorbedingung nicht machen könnet. Kraft, Muth, Energie, Geſchick und beſonders guter Wille ſind euch nicht abgeſprochen; allein die Luftſtrömung iſt nicht für euch. Wird die byzantiniſche Tiara wirklich einmal ledig, ſo iſt der Nachfolger vom Schickſal ſelbſt ſchon beſiegelt und ernannt. Ihr ſeyd wohl auch im Spiel, aber nicht allein; man braucht auch Schutt und zerhacktes Geſtein im Cyclopenbau des Orients. Laſſet euch das Wort nicht verdrießen. Habe ich Unrecht und ſeyd ihr wirklich ſo innerlich ſtark und lebenquellend wie man uns verſichert, dann werdet ihr meiner Rede zu Trotz eine der Spannkraft eurer Nerven entſprechende Höhe in der Welt erringen. Nur erwartet vom Kollektiv-Enthuſiasmus der Europäer nichts mehr, und rechnet für die Zukunft nur auf euch ſelbſt. Die Könige geben nur einmal, und was ihr nicht im Sturmdrang der Dinge raſch und kräftig herüberreißet, wird nie euer Eigenthum. Alle Hoffnung hat man euch ja nicht genommen. Gelänge es den Fürſten des Occidents, durch Weisheit und kräftiges Entgegentreten das Verhängniß zu feſſeln und die Lavine gleichſam mitten im Laufe einzudämmen, ſo könnte euch ſogar das volle Spiel noch gewonnen ſeyn.

Wie — denkt ſich Mancher — iſt hier nicht ein Widerſpruch? Zuerſt demonſtrirt man uns die Unzerſtörbarkeit des byzantiniſchen Staatselementes und des vom Schickſal ſelbſt mit ehernem Griffel auf den Mauerzinnen von Konſtantinopel eingegrabenen Titels ſeiner Herrlichkeit. Dann behauptet man, das islamitiſche Chalifat in dieſer Metropolis ſey nur ein Proviſorium, die ehrwürdigen Fragmente in Hellas aber mit ihrem klugen und tugendhaften Fürſten, mit ihren weiſen Geſetzen, mit ihren mächtigen Schirmvögten im Occident dennoch nicht unbedingt als byzantiniſcher Wiederherſtellungsapparat auserkohren. Wohin führt man uns? Wer iſt denn eigentlich der Auserwählte, wer der Glückliche, dem das Schickſal die Vollziehung der größten Kataſtrophe des Jahrhunderts aufgetragen? Die Antwort auf ſolche Fragen hört man nicht überall gerne, weil große Ereigniſſe große Entſchlüſſe wollen, große Entſchlüſſe aber für kleine Seelen peinlich ſind. Von jeher wurde geglaubt und namentlich Tiberius war überzeugt, wenn man von Dingen nicht öffentlich redet, geſchehen ſie auch nicht, und in großen Uebeln ſey Stummheit der beſte Talisman. Oder iſt es nicht genug, daß wir das klaſſiſche Hellenenthum endlich aufgegeben und an den Tod der neun Muſen glauben? Will man uns auch noch das letzte Spielzeug unſerer Phantaſie — Hoffnung und Glauben auf lebenſprühende Funken der „Präfektur Illyrikum“ — zerbrechen? Es liegt in den Weltereigniſſen und ihrem Verſtändniß etwas Unerbittliches. Was heute in Hellas lebt, iſt nicht in Hellas zu Hauſe. Hier wäre der Ort, von den großen Maßregeln und dem bewaffneten Dazwiſchentreten zu handeln, womit einſt das mitleidvolle Abendland viermal in Einem Jahrhundert das entfliehende Leben im altbyzantiniſchen Staatskörper zu erwärmen und feſtzuhalten ſuchte.[1] Wir meinen die großen Tage von Nicopolis, Ancyra, Varna und den europäiſchen Pontifikalcongreß in Florenz — Materiale für ein langes Buch und für den troſtloſen Epilog, daß Byzantium von Innen heraus chriſtlich nicht mehr zu regeneriren ſey, aber doch nicht ſterben darf. Melancholiſchen Gemüthern und Peſſimiſten wären dieſe Studien zu empfehlen, für Phantaſten und Schwindler gibt es keine Lection.

Warum will man unter den chriſtlichen Byzantinern heute Elaſticität, Energie und politiſche Tugenden vorausſetzen, die ſie ſchon im fünfzehnten Jahrhundert nicht mehr hatten? Oder konnte der weltbetäubende Päan von Nicopolis und Varna, wo die Heere geſammter Chriſtenheit für das Heil des theologiſchen Imperators ſtritten, den lethargiſchen Schlummer von Byzanz erſchüttern? Damals beſaßen die Griechen noch ihre Hauptſtadt und ſtand ihnen thatendürſtendes Mitgefühl des Abendlandes zur Seite und ſogar Timur der Weltbezwinger auf Bitten und Mahnen der Chriſtenheit als Hort und Retter im

---

[1] Zwiſchen 1339 und 1444 n. Chr.

Herzen von Anatolien.[1] In Einem Tage ward die Macht der Osmanli bei Angora vernichtet, der Padiſchah ſelbſt gefangen, Anarchie, Bruderkrieg, Auflöſung, Verzweiflung überall im Türkenreich; aber der Sturm hatte umſonſt getobt. Volk und Archonten der morgenländiſchen Kirche blieben auch in ſolchem Verwirrungsgräuel bewegungsloſe Zuſchauer, bis die zerriſſenen Gliedmaßen des feindlichen Staatskörpers wieder aneinander wuchſen und den nervenloſen Byzantiner-Chriſten in friſcher Majeſtät gegenüberſtanden. Iſt es wahr, daß die unheilbare Peſt des griechiſchen Volkes ihren Keim in den Geſchlechtern der Archonten hat? Sind dieſe Leute wirklich die Klippe, an der alle Wiederbelebungsverſuche der Comnenen, der Cantacuzenen und ihrer Nachfolger geſcheitert ſind, und die auch gegenwärtig das öffentliche Heil gefährdet? Entſchloſſene Fürſten, wie Andronicus I. wollten ſich durch allgemeines Niedermetzeln des Ungethüms entledigen; zaghaftere und menſchliche erkannten die Unmöglichkeit aller Reform und verhüllten ihren Gram über die Unabwendbarkeit des Verhängniſſes unter dem Mönchsgewande.[2] Die Herrſchaft öffentlicher Tugenden, uneigennütziger Vaterlandsliebe und politiſcher Gerechtigkeit einzuführen und in Flor zu bringen, verſuche nach ſolchen Proben unter dieſem Volke Niemand mehr! Ob aber Staatsgebäude ohne dieſen Cement zuſammenhalten und dem Wellenſchlag politiſcher Stürme widerſtehen können, mag Jeder ſelbſt berechnen.[1]

---

[1] Geſandtſchaften aus Caſtilien, Rom und Konſtantinopel nach Samarkand. Sieh Ruy Gonzales Clavigo, Sanuto, Muratori ꝛc.

[2] Andronicus I. verſuchte im J. 1185 den erſtern Weg; Johann Cantacuzenus 1355 den letztern.

Schmeichle ſich ja Niemand, daß dieſe Menſchenklaſſe auf andern Punkten des Reiches weniger zaghaft, weniger intriguant und hemmend, daß ſie vaterlandsliebender, tugendhafter und beſſer als in Stambul ſey. Ich habe nicht den Muth hier die Frage zu berühren, ob das machtvolle Dazwiſchentreten Europas zu Navarino in ſeinen Folgen bisher eben ſo fruchtbringend und dem Ziele entſprechend, als es hochherzig-chriſtlich im Prinzip und energiſch in der Anwendung geweſen iſt. Das islamitiſche Proviſorium, ſagten damals die Eingeweihten, iſt in voller Auflöſung, und laſſet uns das alte, im Ruin der Zeiten verſchüttete Element des chriſtlichen

---

[1] Die Pinſelſtriche Benjamins von Tudela geben noch heute das treffende Contrefei der chriſtlichen Konſtantinopoliten: ... Atque ex omnibus gentium nationibus, quas Barbaras vocant, milites conducunt qui cum Sultano, rege Togarmanorum, quos Turcas dicunt, proelia ineant, quia nullo animi ardore ad proeliandum imbuti, mulieribus habentur similes, quum viribus ad retundendum hostem destituantur. Benjamin Tudelitan. apud *Tafel* »Thessalonica« p. 505.

Byzantiums aus der Verweſung in das Leben rufen, damit es jugendlich gähre und ſeine üppig wuchernde, ſaftgeſchwollene Wurzel unter den morſchen Herrſcherſtuhl der Osmanli treibe. Es wäre peinlich den Zeitgenoſſen zu ſagen: Ihr habt euch betrogen, ihr alle ſeyd Ignoranten, und ich allein weiß beſſer was unter jenem Himmelsſtrich verborgen iſt. Solche Reden wären zu keiner Zeit in gutem Geſchmack. Und doch, welchen Namen ſoll man der verfehlten Rechnung geben?[1] Nur Eine Theſis geſtehe man zu: Staatskunſt vermöge niemals in todte Körper neue Lebenskeime hineinzulegen, wohl aber ſchlummernde zu wecken und politiſch groß zu bilden. Um dieſe Keime zu befruchten und in Gährung zu bringen, iſt nach unabänderlichen Geſetzen der Natur homogene Zuthat nöthig. Eine lange Reihe Mittelſätze darf ich hier überſpringen und die Rede bedarf keines langen Commentars. Aber was hält uns zurück, die Dinge ohne Umſchweif mit ihrem Namen zu bezeichnen? Im byzantiniſch-griechiſchen Staatsmateriale lebt nur das Dogma, das Kirchenelement, der letzte Puls, der nie erliſcht; die übrigen Klänge ſind mit dem „ἄσβεστος γέλως" der tafelnden Götter Griechenlands längſt verſtummt. Moder und verwittertes Geſtein hören die Poſaune eures Weltgerichts nicht mehr. Tödtet die morgenländiſche Kirche und demoliret ihre goldenen Dome zu Konſtantinopel, zu Kiew und im Kremlin; berechnet aber vorher und wäget ſie wohl ab eure Kraft, ob ſie auch mit der Größe des Unternehmens im richtigen Maße ſtehe. Dieſe Kirche des Orients hat alle Proben innerer Zerriſſenheit und äußerer Schmach überſtanden; keine Noth konnte ihre Standhaftigkeit erſchüttern, keine Verachtung ihr Selbſtgefühl erſticken, keine Niederlage das Vertrauen auf endlichen Triumph ihrer Sache wankend machen. Und wie die Natur in allen Dingen auf die äußerſte Gränze rückt, erſchien der Hoffnungsſtern am nördlichen Horizont, wie die byzantiniſche Nacht am dunkelſten war und Alles verloren ſchien. Kaum war die Schale am Helleſpont gänzlich geſunken, da begann ſie an den Quellen der Wolga langſam zu ſteigen, und wie die Wage heute ſtehe, iſt für Niemand ein Geheimniß. Nur ſcheint nicht Jedermann zu wiſſen, wie weit das Gebiet der byzantiniſchen Hellenen reiche. Nördlich geht es bis an die Geſtade des Eismeeres, und der Herzpunkt, aus dem das Leben ſtrömt, iſt nicht mehr innerhalb der Thermopylen; er liegt jetzt jenſeits der Waſſerfälle des Boryſthenes. Geduld — warum vergeßt ihr es? — Geduld iſt nicht Verzeihung, und Rache überlebt alle Gefühle! Wären Epigramme und Feuerſchlünde wider Kirchenzorn nicht ſtumpfe

---

[1] Wir gratuliren jedem der im gegenwärtigen Zuſtande Griechenlands (1845) hinlängliche und bleibende Widerlegung dieſes im Sommer 1842 geſchriebenen Satzes finde.
A. d. V.

Waffen, ſo hätte es freilich keine Noth. Das Streben dieſer theokratiſch-byzantiniſchen Staatsidee, alle auf ihrem Gebiete fremdartigen Elemente zu vernichten oder verwandelt in ſeinem Schooße aufzunehmen und in einem großen Weltreiche verkörpert ihrer Nationalfeindin im Occident entgegenzuſtellen, wird allgemein erkannt, ſo wie im Gegenſatze das Ringen der latino-germaniſchen Kirche auf ihrem Boden ſich auszudehnen, ſich innerlich zu befeſtigen und zu kräftiger Einheit aufzuſchwingen, für Niemand ein Geheimniß iſt.

Zwei heilige Stühle ſtehen ſich in Europa feindlich gegenüber und der Kampf zwiſchen den nebenbuhleriſchen Gewalten wird nicht lange zu verhindern ſeyn. Von dieſem politiſch-kirchlichen Dualismus kann ſich der alte Continent nicht mehr loswinden, und die Stellung der Parteien wird erſt dann klar, wenn Neu-Rom ſein Schickſal erfüllet und die Kinder der anatoliſchen Kirche mit ihrem neuen Konſtantin zu thatſächlichem Bewußtſeyn ihrer Weltbeſtimmung gekommen ſind. Denke man ſich das unermeßliche Chaos von Kräften, die unter jenem Himmelsſtrich noch gebunden, aber Eines Willens, eines Impulſes gewärtig ſind, um einen einzigen Gedanken lebendig in die Weltgeſchichte einzuweben. Im weiten Halbringe ſchlingt es ſich um Europa und bereitet den letzten Schöpfungsakt im politiſchen Bau der abendlichen Welt,

circumfluus humor
Ultima possedit, solidumque coërcuit orbem.

Die Reſtauration von Byzanz — das iſt Axiom — kann nur eine „ſlavo-gräkiſche,“ keine byzantiniſche, am wenigſten aber eine helleniſche ſeyn.[1]

Glaube man ja nicht, der große Hauſe der griechiſch Glaubenden und griechiſch Redenden beklage eine ſolche Wendung der Dinge. Dort verhehlet man ſich nicht mehr das Unmögliche, das Unpraktiſche abendländiſcher Staats-Chimären. Bedrängte haben nur Ein Gefühl: Rache und Wiedervergeltung vergangenen Unglimpfes. Als Theile eines großen Ganzen könnten die Griechen Europa quälen und — was ihrer Natur angemeſſen — mit ſcythiſchen Geißelhieben unſere thörichte Liebe zurückbezahlen. Die Frage iſt nun: Vermag Europa mit ſeiner traditionellen Praxis und ſeinen verwitterten Künſten dieſe große Peripetie abzulenken? Oder ſoll man durch neue, bisher unverſuchte Mittel die Geiſter in Bewegung ſetzen, um der kirchlich-politiſchen Einheit der Angreifer eine politiſch-kirchliche Einheit der

---

[1] Wir wiſſen, daß dieſer Satz in Deutſchland ſchon viel Aergerniß gegeben und entſchiedenen Widerſpruch gefunden hat. Es iſt indeſſen eine politiſche Meinung, die man gleich einer andern dulden muß. Lobe oder tadle man, verwerfe man ſie theilweiſe oder auch ganz, die Zeit allein kann Richter ſeyn! Nur der Vorwurf, zu dem hie und da unverſtändige Widerſacher ihre Zuflucht nehmen: „man habe beſondere Gründe dieſe Theſis aufzuſtellen,“ wird redlichſt abgelehnt.

Vertheidiger entgegenzuſtellen, weil nur Gleiches mit Gleichem zu ringen vermag? Deutlicher wird es mit jedem Tage, daß in großen Conjuncturen wie die bevorſtehende der Sekularſtaat für ſich allein nicht genüge, und nur wer in der tiefſten Tiefe die Geiſter aufzuregen die Kraft beſitzt, in letzter Inſtanz König und Imperator ſey. Der Menſch gehorcht ja nur dem Zwang und es könnte ſich leicht ergeben, daß die ſtolzen Autonomien des Occidents im Drange großer Uebel, wenn auch nicht wie man hie und da will, zu bloßen Präfekturen eines in Prinzip und Wirkſamkeit höhern Imperiums herabſinken, doch den Bruderbund zu ſchließen und im Style völliger Ebenbürtigkeit zu verhandeln genöthiget werden mit einer Macht, deren Beiſteuer zur Oekonomie menſchlicher Dinge unentbehrlich ſcheint. Aber was rede ich da von Zukunft und von Möglichkeit? Erbettelt man ſich nicht ſchon heute in Demuth als Almoſen, was man im Hochmuth des vorigen Jahrhunderts verachtungsvoll von ſich geſtoßen hat? Das iſt nicht der kleinſte Triumph einer Sache, die um jeden Preis und durch jedes Mittel die verlorne Herrſchaft in Europa wieder gewinnen will.

Eine Reſtauration im größten Style iſt eingeleitet, und der Augenblick zur That iſt wahrlich gut gewählt, da eben jetzo der allgemeine Gantprozeß gegen alles weltliche Regiment des Abendlandes hereinzubrechen droht. Nicht böſer Wille, nicht Schlechtigkeit und corrupter Sinn — man iſt heute um vieles beſſer als man früher war, — nein, Unfähigkeit iſt es und Unzulänglichkeit der waltenden Kräfte was zur Auflöſung der weltlichen Ordnung treibt. „Ihr könnet die Geſchäfte nicht mehr fortführen,“ iſt der einſtimmige laute Gedanke des Continents. Nach innerem Troſt, nach Seelenfrieden ringen die Geiſter. Wer füllet die verzweiflungsvolle Leere der menſchlichen Bruſt? Dürre Theorien und abgenützte langweilige Recepte eurer Staats-Adepten können dieſen Troſt nicht mehr gewähren, können den Abgrund der Gemüther nicht verſchütten. Eure Zeit iſt für immer dahin. Nicht Anarchie und Zuchtloſigkeit iſt das große Uebel, über das man klagen ſoll, es iſt der Tod alles Glaubens und Vertrauens auf eure alte Kunſt, was unſer Unglück macht und zugleich den Competenten — es ſind mehrere — ihren Titel gibt.

Fragen, wie die jetzt verhandelten, kommen in Zeiten der Intelligenz und Stärke niemals auf die Oberfläche, und die ungeſtüme Mahnung iſt der gründlichſte Beweis eurer Schuld. Predige man uns nicht länger von politiſchem Epicuräismus, von blindem Vertrauen auf ſchale Medicin und von der Nutzloſigkeit ſorgenvoller Blicke in die Zukunft! Wehen denn nicht Lüfte vom Orient? Sehet ihr nicht die Zeichen am öſtlichen Himmel? Erwärmet durch das phaëthoniſche Viergeſpann, regt ſich am Nordpol die große

Schlange.[1] Schweigend und langſam ſammelt es ſich wie eine dunkle Wetterwolke, und Blitze fahren nieder zum Zeichen des nahen Sturms. Schleudert nun, wenn ihr ſo gewaltig ſeyd, wie einſt Jupiter im Weltbrande euren Donnerkeil in die Wolke und zerſtreuet die Finſterniß, die über Europa liegt. Der Vorabend eines Confliktes der höchſten Prinzipien der menſchlichen Geſellſchaft zieht für den Occident heran. Denn alles irdiſchen Schmutzes und ſtupiden Mongolismus ungeachtet erſcheint, wenn man die politiſchen Ereigniſſe zur Idee erhebt, als Haupttriebkraft der ſlavo-byzantiniſchen Bewegung dennoch eine religiöſe Idee, „der ewige Frohnkampf demüthigen Chriſtenglaubens gegen die ſtolze Tyrannei der Vernunft.“ Ob Kraft mit trotzigem Ungeſtüm, oder Geduld und ſtandhaftes Leiden weiter führe und die Staaten dauernder begründe, muß in einer thränenvollen Zukunft auf deutſchem Boden entſchieden ſeyn.

„Nur zwei Dinge, ſagen die byzantiniſchen Kirchenfürſten heute noch, nur zwei Dinge hat Gott ſchlecht gemacht, den Pabſt und den Mahomet. Dieſe beiden Uebel zu verbeſſern und die Welt in Vollkommenheit herzuſtellen, habe er dem rechtgläubigen Imperator von Moskovien überlaſſen.“

Nach dieſem Thema lebt und handelt die ganze byzantiniſche Welt, und eine Idee, für welche Normannenfeuer mit Geduld und Mannszucht der Slaven ficht, iſt überall ein bedeutungsvoller Gegner. Alle Mittel das Anſchwellen dieſer anatoliſchen Staats- und Kircheneinheit zu hemmen ſind ohne Wirkung geblieben. Umſonſt ſchleuderte man europäiſche Skepſis, Feuerbrände, geſellſchaftauflöſende Doctrinen in den byzantiniſchen Gährungsprozeß; umſonſt ſuchten Andere in kluger Berechnung Theile vom Ganzen geiſtig abzulöſen und durch Einimpfung germaniſcher Kirchen- und Staatsideen die Quelle weitgreifender Apoſtaſien aufzuthun. Das diamantene Rüſtwerk, das eherne Gewand des anatoliſchen Kirchenkoloſſes vermochte kein Geſchoß zu brechen. Oder wo ſind eure Triumphe? wo die Siegeszeichen? Und wenn das abendländiſche Glaubensbekenntniß auch noch auf dem weiten Blachfelde nördlich der Karpathen dem beharrlichen Drängen des Gegners erliegen muß, und auf einer andern Seite germaniſches Weſen nicht ſiegreicher denn bisher einzudringen vermag, dann entſaget aller Hoffnung des Friedens, ſtreuet Aſche in die Luſt und rüſtet euch zum Kampf. Auf das Aeußerſte ſind wir allerdings noch nicht gebracht, und leider iſt Aufrechthaltung des mohammedaniſchen Sultanats in Konſtantinopel als Steindamm gegen das Zuſammenrinnen der beiden homogenen, ſich ſehnſuchtsvoll am breiten Strome entgegenblickenden Hemiſphären vielleicht noch die preiswürdigſte Politik. Schlimm genug, daß die lateiniſche Chriſtenheit um ſolchen Preis, wo nicht Sicherheit auf immer, doch Aufſchub der Gefahr und Zeit zur Selbſterkenntniß kaufen muß.

---

[1] Quaeque polo posita est glaciali proxima serpens
Frigore pigra prius nec formidabilis ulli,
Incaluit, sumpsitque novas fervoribus iras.

Wie einſt gegen die Allgewalt der Legionen, ſo iſt ohne Zweifel das heldenmüthige, geiſtiger Entwürdigung von Natur abholde Volk der Germanen auch wider das erniedrigende Joch byzantiniſchen Scythenthums als Schirmvogt und Vorfechter aufgeſtellt. Setzet ihr aber der Idee nicht eine Idee entgegen, und hoffet ihr noch länger, es könne das germaniſche Viele mit dem byzantiniſchen Einen, mit dem Verbundenen das Aufgelöſte in gleicher Hoffnung des Sieges die Arena betreten, ſo habt ihr euch ſelbſt gerichtet. In Deutſchland, ich weiß es wohl, iſt man mit ſolchen Reden läſtig, und bis in die neueſte Zeit haben ſie das Daſeyn eines Feuerfunkens in der byzantiniſchen Kirche aus Liebe zur Bequemlichkeit geradezu abgeläugnet: dort ſey ja alles Leben erſtarret, von Bekehrungseifer und expanſiver Kraft des lateiniſchen Dogmas keine Spur. Oder wird etwa die Welt nicht nach den Regeln der Grammatik regiert? Und wenn auch ein Bollwerk nach dem andern am Oſtrande zuſammenfällt, ſchirmen uns nicht die Fragmente alter Pedanten von Lampſakus? Den ſüßen Gewohnheiten des Tages entſagen und den Strom des öffentlichen Lebens in ein neues Rinnſal lenken, iſt unter allen Heilmitteln dasjenige, zu dem ſich der Menſch am ſpäteſten, und erſt nach fruchtloſem Erſchöpfen jeglicher Ausflucht unter Zwang und Noth entſchließt. Aber wo iſt die Univerſalidee? Wo der Genius, der Deutſchland wie einen Mann bewegt? Noch iſt man nicht überall vom Zaubertrunk des 18. Jahrhunderts ausgenüchtert, Niemand will verzichten auf Kraftzerſplitterung, auf Einzelbeſtrebung und auf Privatkönigthum; ſeinem in Blut und Lymphe demokratiſchen Charakter hat das lateiniſche Europa nicht entſagt. Ein providentieller Damm, eine Kirchengeißel in der Ferne ſoll uns zur Beſinnung bringen. Wo Viele rhythmiſch nach Einem Ziele ſich bewegen, iſt nicht ſelten auch Erfolg. Unter ſolchen Umſtänden in Europa die Geiſter gleichſam zu byzantiniſiren und überall die Energie der Seelen abzuſtumpfen, wäre ſchlechte Politik. Wie könntet ihr ohne lebendige Kraft und ohne Beiſtand eines vom Volksherzen herausflammenden Zorns der Prüfung widerſtehen? wie der feindlichen Hinterliſt, dem langſam aber ohne Raſt den Boden unter eurer Sohle wegnagenden Element nicht endlich erliegen? Oder meint man vielleicht, wie einſt im chriſtlichen Byzanz, die öffentliche Gewalt könne Kraft und Nervengeiſt der Völker nach Belieben erſticken und im Augenblick der Noth durch ein Zauberwort wieder ins Leben rufen? Kann man ſich dem beruhigenden Gefühle überlaſſen, daß die Gewaltigen der Zeit überall in der harten Schule der Widerwärtigkeit zur Erkenntniß dieſes verderblichſten aller Irrthümer gekommen ſind? Iſt in Europa der große Wendepunkt eingetreten, das ſeelendurchdringende Verlangen der Wiederherſtellung, des geiſtigen Aufbaues einer im Orkan demolirten Welt?

Einheit der Gewalt und religiöſer Glaube ſind die Baumeiſter aller menſchlichen Ordnung. Der Verſuch ohne Beiſtand der religiöſen Idee Herrſchaft auszuüben und ein blos irdiſches Regiment über die Völker aufzuſtellen, ohne alle Schonung für Seelen- und Gewiſſensruhe, ohne Rückſicht für das Höhere und Ewige im Menſchen Taſchen und Kunſtfleiß der Nationen mechaniſch auszubeuten, hat überall ein gleich klägliches Ende gefunden. Sicherer Beweis, daß wir alle etwas in der innerſten Tiefe der Bruſt tragen, was ſich euch widerſetzt und was ihr mit Feuerſchlünden und Sophismen nicht zu bändigen vermöget. Mit Embargos und Mauthſyſtemen allein kann man den Dämon nicht mehr bändigen: ihr müſſet den innern Widerſpruch der europäiſchen Geiſter verſöhnen oder das eigene Spiel verloren geben. Orbis ruit,[1] die Fugen des Weltgebäudes gehen auseinander, wehret der Fluth, von allen Seiten bringt die Doppelbrandung ein, die Kirchengeißel, der hungernde Demos und der byzantiniſche Koloß. Jeden Tag wird es in Europa ſchwerer König und Dynaſt zu ſeyn. Viele und edle

---

[1] Epistol. S. Hieronym.

Gemüther verzagen gänzlich, ſehen ſchon die Anfänge des Antichriſts und erwarten in naher Erfüllung der Zeiten das apokalyptiſche Ende des irdiſchen Wohnplatzes. Gewalthaber! An euch iſt es jetzt die Pfade des öffentlichen Heiles aufzuthun und den Feuerglauben an die letzte Medicin im Occident wieder anzuzünden.

Fragmente aus dem Orient.

Zweiter Band.

Fragmente

aus dem

Orient.

Von

Dr. Jakob Ph. Fallmerayer.

Zweiter Band.

Hist. Turc. 109: 1.2.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1845.

No R 757

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

IX. Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos. 1. 1

X. Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos. 2. 51

XI. Fünf Wochen in Theſſalonika 141

XII. Reiſe von Theſſalonika nach Lariſſa. Zweimonatlicher Aufenthalt in Theſſalien 198

XIII. Reiſe von Lariſſa an die Gränze des Königreichs Griechenland. Quarantäne von Zitun. Schluß 324

XIV. Das ſlaviſche Element in Griechenland 367

XV. Wie der Fragmentiſt wegen ſeiner Anſichten über das griechiſche Mittelalter in Athen anfangs als öffentlicher Feind behandelt wird, am Ende es aber doch zu leidlichem Verſtändniß mit einem Theil der helleniſchen Literaten bringt und auch ſeinen Gegnern in Deutſchland keine Antwort ſchuldig bleibt 459

XVI. Wie der Fragmentiſt zwei deutſche Reiſewerke über Griechenland mit einander vergleicht und nebenher den frieſiſchen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwiedert . 479

IX.

Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos.

1.

„Verlaß die Welt und komm zu uns,“ ſagten die Mönche, „bei uns findeſt du dein Glück. Sieh nur dort die ſchön gemauerte Klauſe, die Einſiedelei am Berg, eben blitzt die Sonne abendlich in die Fenſterſcheiben! Wie lieblich das Kirchlein unter Weinranken, Lorbeergehäge, Baldrian und Myrten aus dem Hellgrün des laubigen Kaſtanienwaldes blickt! Wie ſilberhell es unter dem Geſtein hervorſprudelt, wie es murmelt im Oleanderbuſch! Hier haſt du milde Lüfte und die größten aller Güter — die Freiheit und den Frieden mit dir ſelbſt. Denn frei iſt nur wer die Welt überwunden und ſeinen Sitz in der Werkſtätte aller Tugenden (ἐργαστήριον πασῶν ἀρετῶν) auf dem Berg Athos hat.“ Es war voller Ernſt, die frommen Väter erkannten ihren Mann, die Melancholie, die Sehnſucht, den Preis der Einſamkeit und den Zauber, den Waldöde und friſche Scenen der Natur über weltmüde Seelen üben.

Nicht als Mönch, dazu gehöre eigener Beruf; ſondern als unabhängiger Bundesgenoſſe ſollte ich meine Hütte im Revier ihrer heiligen Gemeinſchaft aufſchlagen und frei von allem Zwang gleichſam als Koſtgänger irdiſcher Glückſeligkeit in Gebet, in Sammlung des Geiſtes, in Leſeübung, in Gartenarbeit, in Geſellſchaft oder allein durch die buſchichten Wälder ſtreifend, allzeit aber im Frieden ausharren, bis der Lebensfaden abgelaufen und die Morgenröthe der ſchönern Welt erſcheint. Für jetzt ſoll ich noch in die Heimath gehen, verkaufen was ich habe, ſollte die tauſend Wurzeln, die mich ans abendländiſche Leben feſſeln, muthig aus dem Herzen reißen und ohne Zagen auf die Inſel der Glückſeligkeit und des Friedens zurückeilen. Für eine mäßige Summe,[1] ein für allemal dem Kloſter St. Dionys bezahlt, ſey ich lebenslänglich Herr der romantiſchen Klauſe, nachdem man contraktmäßig feſtgeſetzt, wie viel ich wöchentlich an Brod, Wein, Mehl, Hülſenfrucht, getrockneten Fiſchen, Oliven, Licht, Feuerung und anderer Nothdurft für mich und meinen Begleiter aus dem Kloſtervorrathshaus zu beziehen habe. Das Angebot — ich geſtehe es — war verführeriſch. Alle Qualen des Occidents, das junge Heidenthum, die Bücherfluth, L . . . s zwölf dicke Bände über deutſche Urgeſchichte, von der man ſo wenig Kunde hat, ach!

---

[1] 1200 fl. rhein.

zwölf Bände voll Redefluß, voll Kunſt und voll unfruchtbarer Gelehrſamkeit; Feuerbachs gigantiſche, troſtloſe Philoſophie, die Compendienſchreiber fielen mir ein und die ſchlechten Künſte, die Eitelkeit, die Ignoranz, der Hochmuth, der Schmutz und die Langweile, die ſich überall vorandrängen, dazu noch der Leipziger Meßkatalog, das Titaniſche im Wiſſensdrang und der ungeſtillte Durſt nach Erkenntniß und Genuß; Wankelmuth, Partheiſucht, Demagogenehrgeiz und Experimentalregiment, Abd-el-Kader, die Pariſer Advokaten, germaniſche Verblendung, Mohilew und das verlorne Glück beſtürmten zu gleicher Zeit den Sinn. Ich wankte ſchon und wollte von ſo vielen und ſo großen Uebeln Sicherheit erkaufen als Klausner auf der grünen Berghalde St. Dionys. Nach einer Nacht voll innerer Bewegung ſtieg ich in aller Frühe den Kloſterfelſen hinab zum Orangenbach, und auf der gegenüberliegenden Seite der Engſchlucht zur Klauſe hinauf, um mein künftiges „Ohne-Sorgen“ in der Nähe anzuſehen. Indeſſen ſenkte ſich über Steilwände und Felſengewirre im feiertäglichen Schimmer das Sonnengold vom einſamen Athos-Gipfel langſam zum Tannenwald herab, legte ſich nacheinander auf das helle Kaſtanienlaub, auf das Platanendickicht, auf die Klauſe und ihre Gärten mit Herbſtflor und Rebgelände, und erreichte endlich die Nußbäume, die Limonien und das dichtverſchlungene, laubichte Geranke der waldichten Schlucht, fiel auf das Burgverließ, auf den bleigedeckten Dom und die byzantiniſchen Kuppeln, auf die Mauerzinnen und Söller von St. Dionys: unten lag ſpiegelglatt der weite Golf und von innen tönte Glockenklang, ſüße, heimathlich melancholiſche Seelenmuſik des Chriſtenthums. Ach wäre der Menſch bleibender Glückſeligkeit hienieden ſchon fähig, wo empfände er ihren himmliſchen Reiz, wenn nicht in der grünen Waldſtille dieſes beglückten Cherſoneſes! Man begreift, wie einſt Sertorius, müde ſeiner Zeit und ergriffen von unendlicher Sehnſucht nach Frieden, mitten im Tumult des Bürgerkrieges auf den Gedanken kam, vor ſich ſelbſt zu entfliehen und fern von dem tobenden Sturm der Römerwelt den Reſt ſeiner Tage hinter Celtiberien auf den „Glücklichen Inſeln" zu verleben. Sertorius ging aber nicht auf die glücklichen Inſeln, wollte Seelenfrieden erringen ohne den Lockungen der Ehrſucht zu entſagen, hatte die Liebe zu Herrſchaft und Sinnenrauſch noch nicht erſtickt, die Welt noch nicht überwunden wie die anatoliſchen Tugendhelden, die freiwilligen Selbſtpeiniger und Kampfzeugen in den Kaſtanienwäldern und lorbeergeſchmückten Thalſchluchten des Athosberges, dieſes koloſſalen, von der Natur ſelbſt aufgethürmten und mit unverwelklichem Feſtgewande umzogenen Münſters von Byzanz. Das Bild iſt nicht phantaſtiſch, es iſt naturgetreu, Athos iſt Wald-Dom der anatoliſchen Chriſtenheit. Ein mehr als zwölf Stunden langes, zwei bis drei Stunden breites und durch eine ſchmale niedere Landzunge an den Continent gebundenes Bergeiland erhebt ſich in iſolirter Majeſtät über die tiefe Fluth des Strymoniſchen Golfes.[1] Das iſt der Berg Athos. Langgeſtreckt iſt die Halbinſel, nicht flach, auch nicht wellenförmig hingegoſſen, noch als ſchiefe Ebene nur auf Einer Seite aufſteigend, auch nicht ein mit Hügel- und Felſengewirre unregelmäßig ausgefülltes Conglomerat: haldig und ſanft ſteigt es von beiden Strandſeiten gegen die Mitte empor und läuft ſattelförmig mit wachſender Höhe und Steile in langen Windungen fort wie ein Tempeldach, und am Ende ſtrotzt leibig und wohlgenährt, von drei Seiten rund aus dem Waſſerſpiegel herausſteigend und auf der vierten bis zur halben Höhe mit dem Waldgebirge verwachſen, einſam und frei die rieſige Athos-Kuppel in die Lüfte, auf der Plattform ein weithin ſichtbares Kirchlein, das höchſte und luftigſte Gotteshaus der morgenländiſchen Chriſten, zugleich Sitz der Sommerluſt, der Andacht und der Windsbraut für die Athoniten. Man denke ſich eine Auguſtnacht in Purpurflor und mit allen Reizen des Südhimmels angethan, den glatten Spiegel über bodenloſer Tiefe, mildhauchende Seelüfte über die Gärten und Söller fächelnd, Nachtigallen im Roſenbuſch, das lange Waldbunkel und die Wachtfeuer auf der Bergſpitze; oder wie das Morgenroth und der erſte Sonnenſtrahl goldfunkelnd auf die Felſenkrone fällt und weit unten auf dem Kaſtanienwalde noch ſchweigſame Nacht oder kaum das erſte zweifelhafte Dämmerlicht über den Kloſterzinnen am Strande liegt!

---

[1] Im gewöhnlichen Karavanenſchritt rechnet man von der Eingangsſtation des Hagion-Oros bis zum äußerſten Punkt bei Kloſter Laura wenigſtens achtzehn Stunden Zeit.

Athos iſt Hochwarte des ägäiſchen Meeres und Leuchtthurm aller Orthodoxen in Byzanz.[1] Vom Feſtlande in das Meer hinausſpringende Cherſoneſe ſind vorzugsweiſe eine Eigenthümlichkeit der griechiſchen Welt. Zu Keraſunt in Kolchis, bei Sinope in Paphlagonien und in der Nähe des Athos ſelbſt hat die Natur ähnliche Gebilde bald nur begonnen, bald ausgeführt, nirgend aber ein ſo ſchlankes Maß angelegt, die Wände ſo romantiſch ausgeführt und den Wuchs in ſo liebliche Formen gegoſſen wie hier. Ein felſichtes ſchroff und mühevoll zu erklimmendes Nadelholzgebirge, quer über den Iſthmus ſtreichend, hütet wie ein Säulengang das Thor zur immergrünen Baumregion des Athos, und wenn der Fremdling nach Ueberſchreitung dieſer Querwand über tiefe Schluchten und Hügel aus wildem Rosmarin den Hochpfad erklommen hat, thut ſich eine Scene auf, deren Schönheit man wohl empfinden, aber nicht beſchreiben kann.

---

[1] Die Höhe des Bergkegels beträgt nach Griſebach 6400 Fuß über der Meeresfläche, und um die Zeit der Sommerſonnenwende fällt der Abendſchatten, wie die Alten verſichern und die Berechnungen der Neueren beſtätigen, bisweilen auf den Marktplatz der Stadt Myrina der nahen Inſel Lemnos.

Wie ein langer Silberfaden läuft über Sattelkamm und Bergſchneide durch hellgrünes Gebüſch und dichtverwachſenes epheuumranktes Baumgewühl der Hochpfad mitten durch die Halbinſel bis zum hohen Athoskegel. Bald ſchroff und ohne vermittelnden Uebergang, bald ſanft und in verlorenen Halden ſenkt es ſich zu beiden Seiten des Weges in romantiſchen Vorſprüngen und verſchlungenen Thalwindungen oder in weiten, amphitheatraliſch ausgebogenen Prachtfächern über Waldöde, über lieblich bebautes Einſiedlergehöfte, in dunkelem Waldſchatten, hier zum ſingitiſchen, dort zum ſtrymoniſchen Golf hinab; die Sonne blitzt auf den Waſſerſpiegel und lockt, durch die laubigen Bäume fallend, eine Thräne wehmuthsvoller Erinnerung aus dem Auge des fremden Wanderers.[1] Tief unten am Strande, in weiter Entfernung von einander abgeſondert, durch Wald und Vorgebirge getrennt, auf grüner Matte ausgebreitet oder auf meerumbrandetes Geſtein mittelalterlich hingezaubert, oder in waldüberhangenen Schluchten, an rauſchenden Silberbächen, zwiſchen Limoniengärten und langwipflichten Cypreſſen heimathlich verborgen, erſcheinen die Mönchskaſtelle mit hohen Mauern, mit gewölbten Thorgängen, mit Glockenhaus, mit Wart- und zinnenbekränzten Feſtungsthürmen und eiſenbeſchlagenen Doppelflügeln zur Hut der byzantiniſchen Heiligthümer wider feindliche Gewalt. Das von der Natur zu beiden Seiten des Pfades in der Senkung der Bergflügel eingehaltene Ebenmaß, der bei aller Mannigfaltigkeit der Schwellung, bei allem Wechſel der Schatten, des Lichts, der üppigen Scenerie doch überall gleiche Abſtand vom Bergkamm gibt dem Auge die volle Herrſchaft über die wunderbare Doppelpracht.[1] Der ſchlankſtämmigen Pinie und der Weißtanne mit hellgrünen langen Nadeln begegnet man nur am Felſenportal des Eingangs und auf der obern Region des Steinkegels. Der langgeſtreckte Raum zwiſchen beiden iſt ein zuſammenhängender Laubwald von Platanen, Buchen, Grüneichen, Oel-, Feigen-, Nuß- und Kaſtanienbäumen, von Cypreſſen, Weinreben, Lorbeer- und Haſelſtauden, von Maſtixſtrauch, von immergrünen „Arbutuskirſchen“,[2] Maulbeer- und Obſtſtämmen aller Art — hellgrünes, luftdurchfächeltes Berggewand, wo die Myrte, die Roſenhecke, der Weißdorn, der Smilar, die Coronilla, die ſchattige Globularia und das ſaftige Grün der Epheuranke auf dem Boden, über der Steinwand und am lebendigen Kaſtanienzaun alle Räume füllt; wo Duft, Farbenpracht und Schmelz der Blumen überall den Sinn berauſcht, wo es überall quirlt und rieſelt und in langen Fäden von der waldigen Hügelterraſſe fällt und fortrauſcht mit Gemurmel im Erlbuſch! Reitet man von der Hafenbucht herauf, die prächtige Abtei Xeropotamo vorüber, durch romantiſches Waldgeſchlinge zum Höhenkamm, trifft man mitten im Dunkelſchatten des Laubwaldes, rechts am Pfade, eine grüne Alpenwieſe mit Zaunwerk künſtlich eingefriedigt, Sennhütte und Hürde neben Brünnlein und Bächen; es iſt Mittagsgluth, die ſchweigenden Lüſte, das Bienengeſumme, der Wanderer ſitzt am Born, Kaſtanienlaub und Alpenflor ſchwanken im Waſſerſpiegel,

---

[1] „Weibiſche Empfindſamkeit!“ „geräucherter Schmerz der Deutſchen!“ würde ein Moskowit bei dieſer Stelle ausrufen. A. d. Verf.

---

[1] Zwei bis drei Stunden mag das Aufſteigen vom Strande zu beiden Seiten bis zum Longitudinalwege auf dem Bergſcheitel betragen.

[2] Arbutus, Erdbeerbaum, Κόμαρος, in alten Büchern auch Hagapfelbaum genannt, anderswo nur Geſtrüpp, hier 10 bis 12 Fuß hoher Baum.

Quae simul aspexit liquefacta rursus in unda,
Non tulit ulterius,

„wie der Morgenthau in der Sonne, ſo ſchmilzt ihm die Seele in der Bruſt.“

Wie jener Emir in Alhambra können wir Alle, ſelbſt der Größte und Glücklichſte, die Tage wahrer Seligkeit und innigen Entzückens aus unſerem Leben ohne Mühe zuſammenzählen. Ich werde einen Septemberabend in den Engthälern des kolchiſchen

Amarantengebirges und die Mittagsraſt am Wieſenplan oder Xeropotamo nie vergeſſen. Wie unbegreiflich, wie preislos und verächtlich doch in ſolchen Momenten all unſer Mühen und Streben erſcheint! Der Menſch iſt aber nicht zu ſtillem Genuß, er iſt zum Kampf geboren; ſchweigend eilt er am offenen Thor der Seligkeit vorüber und ſucht ſich neuen Gram.

Der Berg Athos mit dem gegenüberliegenden Küſtenſtrich des macedoniſchen Erzgebirges (Chalcidice), möchte man glauben, ſey eigentlich die Urheimath des Kaſtanienbaumes: nirgend, ſelbſt in Kolchis, treibt er mit ſolcher Fülle und Ueppigkeit aus der Erde hervor; nirgend iſt ſein Blatt ſo hell und warmgrün, ſeine Frucht ſo ſüß, ſein Wuchs ſo rieſenhaft, die Fortpflanzung ſo raſch und wucheriſch wie hier. Man denke ja nicht an die Magerkeit der Baumwälder in Südeuropa, oder gar an die langweilige Symmetrie und feingebürſtete Ordnung unſerer Hof- und Kunſtgehäge. Auf Hagion-Oros iſt freie Wildniß und kunſtloſes, von der Wurzel an heiter und breit belaubtes liebliches Dickicht in verſchlungenen Pfaden, durch die Meiſterhand der Natur für die Luſt menſchlichen Sinnes gepflanzt und aufgezogen. Wie es nur überall rankt und ſproßt und in geiler Ueppigkeit aus dem Boden dringt, ein kühnes unſterbliches Pflanzengeſchlecht mit urweltlicher Kraft vom zarten, geſtern gebornen Zweiglein bis zum ſtrotzenden Strauch und durch alle Zeit- und Lebensſcalen hinauf zum Mannesalter, zum Secularbaum, zum antediluvianiſchen Koloß!

Daß erhitzte Phantaſie und ideale Ausſchmückung am Gemälde keinen Antheil haben, vielmehr jeder Pinſelſtrich aus Wahrheit und unmittelbarer Anſchauung genommen iſt, mag der Fremdling an ſich ſelbſt erproben. Er wandle nur bei ſchöner Zeit, wenn auch nicht über den ganzen Längen-Hochpfad vom Kloſter Chilantari bis zum Rieſenkegel, doch wenigſtens über die reizende Partie oberhalb des Burgfleckens Karyäs bis zur Wegſcheide, wo man vom Waldkamm in Schlangenwindungen ſüdwärts zur Pomeranzenſchlucht von St. Dionys niederſteigt. Ich zweifle, ob ein Europäer, ausgenommen Griſebach, je in dieſe Gegend des Berges gekommen iſt, weil man in der Regel dem kürzern und bequemern Weg zur See von der Bucht unter Xeropotamo dem romantiſchen Abenteuer zu Lande den Vorzug gibt. Freilich hat man wegen Empfindſamkeit und romantiſchen Schwärmens für prachtvolle Naturſcenen und Waldeinſamkeit die Deutſchen von jeher ausgelacht. Aber was ſoll man ſagen, wenn der Bergabhang von Karyäs mit ſeinen luſtigen Pinien, ſeinen Gärten, Cypreſſen und Rebenguirlanden bis zum Kloſter Iwiron hinab ſogar froſtigen Seelen aus den britiſchen Inſeln als ein zweites Eden erſcheint, das Baumelyſium von Keraſia aber mit ſeinen Sturzbächen zur Zeit der Frühlingsblüthe, wenn die Waſſer rauſchen und die Nachtigall im Buſche ſchlägt, ſelbſt von abgeſtumpften Klausnern und Weltüberwindern des Athos wie ein irdiſches Paradies geprieſen wird? Nur iſt alles Reden und Malen umſonſt, weil die Sprache zu arm und mit einem Schlage das Panorama in ſeiner Farbenpracht der Seele vorzuzaubern unvermögend iſt.

Daß in dieſer beglückten, von der Welt abgelegenen und von der Natur ſelbſt zum Sitze ſtiller Schwärmerei eingeweihten Wildniß nur Mönche wohnen und das Grundeigenthum ſeit Jahrhunderten als feſter, wohlverbriefter, unantaſtbarer Beſitz der einundzwanzig annoch beſtehenden Klöſter kataſtermäßig eingeregiſtrirt und keine Handbreit Land ſchwebend und ohne Eigenthümer iſt; ferner, daß die Grenzſcheide der einzelnen Kloſtergebiete ſchon lange und überall im Gehölze, am Bach, am Felsabhang, unter Hader, Prozeß und Plünderung türkiſcher Austrägalgerichte feſtgeſetzt und das ganze Gebiet für ſich ein zuſammenhängendes Gemeinweſen, eine feſte Körperſchaft mit aller im Sekularverbande herkömmlichen Ungleichheit in Vermögen, Macht, Anſehen, Erwerbsfähigkeit, Lebenspraxis, Leidenſchaft und Trieb, aber mit Municipalfreiheit und Selbſtverwaltung bilde, iſt zum Theil auch in Europa nicht mehr unbekannt. Nur möchte man auch von den frühern Schickſalen des grünen Cherſoneſes, von den Anfängen der Mönchskolonien, ihrer Einrichtung, ihrer Denkweiſe und

Sitte, ihrem Wirken und Schaffen, von Büchern, Architektur, Kunſt, Gelehrſamkeit und Tugendſpiegel der frommen Athosväter Einiges erfahren. Die Neugierde iſt nicht unzeitig. Der heilige Berg mit ſeinem Urwald, mit ſeiner feſtverwachſenen und verſteinerten Kirchenkonſtitution iſt Central- und Lebenspunkt des oſtrömiſchen Glaubens, gleichſam der Vatikan des Orients, Zielpunkt aller Sehnſuchten, Sammelplatz des Reichthums wie der kirchlichen Ueberlieferung, Freihafen und letzter Zufluchtsort aller Weltſatten von Byzanz, ja das einzige von Barbarentritt nie entweihte Fragment der orthodoxen Monarchie.

Fragt man aber die Mönche um eine dokumentariſch beglaubigte Geſchichte des heiligen Berges und ſeiner Inſtitute, erhält man überall dieſelbe Antwort: es gebe keine. Aber warum macht ihr euch nicht ans Werk? habt ihr nicht Goldbullen, Papiere, Zeit und Ruhe genug? „Wozu wäre das gut?“ fragen die Väter entgegen, „wir ſind hier nur vorübergehend, ſind nur Gäſte, die auf ihrer Wanderſchaft zur Ewigkeit heute einkehren und morgen den Platz Andern überlaſſen: unſer Geſchäft iſt Gebet und Kirchendienſt, alles andere überflüſſig“

Eine politiſche Rolle, wie die beiden benachbarten, von einem Kranz prachtvoller Pflanzſtädte ehemals umſchlungenen, aber weniger romantiſch geformten Cherſoneſe von Kaſſandra und Siggia, hat die Halbinſel Akte mit ihrem Rieſenkegel im griechiſchen Colonialſyſtem nie geſpielt.[1] Die Gegend duldete keine große Stadt, weil des pflugbaren Bodens nur wenig und wegen des tiefen und ſturmvollen Meeres im Alterthum wie heute ſelbſt der Fiſchfang nur von geringem Belange war. Während in der Nachbarſchaft das gewaltige Potidäa und das reiche Olynth ihr Gewicht in die Wagſchale der griechiſchen Geſchicke legten, nennt die älteſte Notiz bei Herodot hier nur fünf unſcheinbare, nicht einmal von Hellenen beſetzte Orte: Dion, Holophyros, Akrathooi, Thyſſos und Kleonä, von denen man nicht einmal die Lage angeben kann, weil ſelbſt die Ruinen verſchwunden oder vielmehr im Bau der Mönchskaſtelle aufgegangen ſind. Nur die Stelle von Akrathooi verräth der Name; es mußte an der Spitze der Halbinſel am Fuße des Bergkegels liegen, wo heute die große Abtei Laura mit ihren Steinthürmen und Feſtungsmauern glänzt. Ohne Zweifel decken auch die reichen Klöſter Vatopedi und Xeropotamo mit ihren Buchten und Gartenhalden die Gräber zweier Athosſtädtchen. Aber nirgend eine Inſchrift, kein Grab, keine Urne, keine Spur. Sicherer Beweis, daß die Athoniten wie die benachbarten Volksſtämme in Thracien und Illyricum Barbaren ohne Kunſt und ohne Alphabet geweſen ſind, im Beſitze ihrer ärmlichen Heimath aber von den Hellenen nicht angefochten wurden.

---

[1] Athos ward im Alterthum bekanntlich auch Akte genannt, wie das heutige Kaſſandra und Siggia ehemals Pallene und Sithonia hießen.

Thucydides in einer merkwürdigen Stelle ſeiner Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges nennt die Bewohner der fünf obengenannten Städtchen auf Athos ein barbariſches Miſchlingsvolk, das zwei Sprachen rede; zwar enthalte es einige Zuthat aus Chalcidice, Hauptbeſtandtheil aber ſeyen durchaus Pelasger und jene Tyrrhener, die einſt auf Lemnos und in Athen hausten, dann Kreſtonier, Biſaltier und Hedonen.[1] Dieſe Stelle iſt für die ſpätere Geſchichte des Athos nicht ohne Wichtigkeit. Thucydides kannte jene Gegend vollkommen, verſtand die barbariſche Landesſprache und wohnte zwanzig Jahre lang in der Nachbarſchaft auf ſeinem Beſitzthum zu Skapte-Hyle in Thracien.

Ohne Zweifel war das romantiſche Halbeiland Athos in vorchriſtlicher Zeit eben ſo wie heute ein Wallfahrtsort der umliegenden Völker, ein Nationalheiligthum und gleichſam thraciſches Loretto, deſſen Bewohner, wie jetzt die Mönche, zum Theil von Zehrung und milden Gaben heidniſcher Pilger lebten. Stand nicht ein koloſſales Bild des thraciſchen Jupiter auf der Spitze des Bergkegels, wo jetzt das Kirchlein Maria Himmelfahrt? und feierte man nicht in einem Tempel am Strande, wo jetzt die Abtei des

---

[1] Thucyd. lib. IV. cap. 109.

Philotheos, jährlich ein großes Heidenfeſt ſämmtlicher Athoniten, von dem die Lokaltradition bis auf dieſe Zeit geblieben iſt? Noch heute, ſagten die Mönche dem jungen Zachariä, liegt ein Bruchſtück des vom ſiegenden Chriſtenthum zertrümmerten Götzen in einer Schlucht unterhalb des Gipfels. Natürlich redete dieſes Tempelvolk der thraciſchen Athoniten als gemeinſames Verſtändigungs- und Bindemittel neben dem einheimiſchen Barbarendialekt auch das Griechiſche, und war in vollem Sinne δίγλωσσος, d. i. doppelſprachig, wie es heute die Tzakonen ſind.

In iſolirten Gegenden, beſonders wenn man vom frommen Glauben der Mitwelt lebt, hat der Volkscharakter meiſtens eine Zähigkeit und traditionelle Cohäſion, einen Erwerbs- und Erhaltungstrieb, wie er bei andern Leuten in der Regel nicht zu finden iſt. In einer handſchriftlichen Geſchichte des Kloſters Philotheos liest man die ſonderbare Notiz: Zur Zeit als man den heiligen Berg Athos den Mönchen überließ und die Klöſter gründete, habe der orthodoxe Imperator Conſtantin ſämmtliche Bewohner der Halbinſel in den Peloponnes verſetzt und in derſelben Gegend angeſiedelt, wo jetzt die Tzakonen ſind.

Athoniten und Tzakoniten, meint der philologiſche Kloſterbruder, ſeyen offenbar Synonyma, man dürfe ja nur θ in κ verwandeln und von vorne τζ anfügen und man habe aus Ἀθωνίταις in beſter Form Τζακωνίταις gemacht. Der Verfaſſer einer neuern gelehrten Abhandlung über das Volk und die Sprache der Tzakonier erkennt, nach Anleitung des Byzantiners Gregoras, im räthſelhaften Tzakonenvolk einfach die Lakonen des Alterthums oder lieber noch das peloponneſiſche Urvolk der Kynurier, was natürlich auch viel wahrſcheinlicher iſt, da man im erſten Falle blos Lak in Tſchak, im zweiten aber gar nur Kyn in Tza und ur in kon umzuſetzen braucht, um für die Kynurier Tzakonier zu erhalten. Nach weiſem Dafürhalten einiger Doktoren auf dem Philologenkongreß zu Olympiokonaritheſſalotſcheritſchanioloſono kommen Verwandlungen dieſer Art an griechiſchen Eigennamen häufig vor.

Entnommen iſt dieſe hiſtoriſche Sage einer Ueberſiedlung der Athoniten nach Morea aus einem uralten auf Bockshaut geſchriebenen Dokument, das auf dem heiligen Berge unter dem Namen „ὁ τράγος, der Bock" bekannt iſt und die älteſten Nachrichten über den Anfang der Mönchskolonie enthält. Die Thatſache ſelbſt iſt außer Zweifel, nur die Nebenumſtände ſind fabelhaft. Wie Ruſtem in Iran und der Geiſterbanner Suleïman im ſemitiſchen Aſien, iſt im byzantiniſchen Reich Konſtantin I. jener mythiſche Heros, jenes welterfaſſende apokalyptiſche Rieſengenie, dem alles Große und im Urſprung Dunkle der chriſtlichen Heldenperiode und Staatsbegründung von der unwiſſenden Menge gläubig zugeſchrieben wird.

Zu Konſtantins I. Zeiten gab es in jener Gegend noch keine Mönche, wurden auf Athos keine Klöſter gebaut, folglich Niemand überſiedelt. Die Ueberſiedelung konnte erſt nach Wiederbezwingung des ſlaviniſirten Peloponneſes ſtattfinden, weil es vor dieſer Zeit keinen Diſtrikt Tzakonia gab. Eine noch weit kindiſchere Legende ſchiebt die Anfänge der Möncherei auf Athos gar auf die erſten Jahre nach Chriſti Tod zurück. Auf einer Seefahrt nach Cypern, um St. Lazarus zu beſuchen, habe der Sturm die heilige Jungfrau in Geſellſchaft des Apoſtels Johannes nach Athos verſchlagen und auf derſelben Stelle, wo jetzt das Kloſter Iwiron ſteht, zu einer Zeit an das Land getrieben, wo man eben im nahen Tempel ein großes Götterfeſt ſämmtlicher Bergbewohner feierte. Bei ihrer Landung haben die Götzenbilder laut gerufen: „Seht! ſeht! Die Mutter Gottes kommt, eilet und fallet vor ihr nieder!“ Und wie ſie den Ruf gethan, ſeyen ſie zugleich mit dem großen Jupiter-Idol am Gipfel zertrümmert von ihrem Sitz herabgeſtürzt. Die Athoniten ſeyen dann vor Maria niedergefallen, hätten ſich ungeſäumt zum Chriſtenthum gewendet, ihr Götzenhaus gereinigt und der Gottesgebärerin zum Tempel eingeweiht. In der Folge habe St. Freitag auch noch den römiſchen Kaiſer Caracalla bekehrt und der kaiſerliche Neophyt zu Ehren St. Peter und Paul das heutige Cönobium Caracallas (τοῦ Καρακάλλου) geſtiftet. Andere

Klöſter des heiligen Berges rühmen ſich anderer Stifter: die Imperatoren Konſtantin, Konſtans und Theodoſius I., Arkadius, die kaiſerliche Prinzeſſin Pulcheria und ſogar Mariens Seegefährte St. Klemens hätten auf dieſem gottgeweihten Boden klöſterliche Denkmäler ihres religiöſen Eifers, ihrer Gottesfurcht und Pracht aufgerichtet.

Keine dieſer Legenden beſteht vor dem Richterſtuhl der Kritik, wie es der geſchichtſchreibende Mönch von Philotheos wohl ſelbſt eingeſteht. Man beginnt ja nicht mit prachtvollen Abteien, mit Kirchenſchmuck und kaiſerlichem Arſenal. Alles menſchliche Inſtitut geht von unſcheinbaren und ärmlichen Verſuchen aus. Melancholiſche Sehnſucht nach Einſamkeit iſt unſerem Gemüth eingeboren. Das Chriſtenthum ſchlug zuerſt dieſe Saite an und ſchuf die Menſchen der Seelentrauer und des unſtillbaren Verlangens. Nur wenn er ganz allein und auch noch vor ſich ſelbſt geflohen iſt, gewinnt der Menſch die Ruhe. Geduld gibt noch keine Freiheit, und deſpotiſchem Druck weltlicher Verhältniſſe kann man nur durch Flucht entrinnen. Deßwegen wuchs „die neue Philoſophie der chriſtlichen Stoa“, wie ſie die byzantiniſchen Kirchenſcribenten nennen, gleichſam als Talisman und Amulet gegen die Tyrannei des Secularſtaates im Gewand der Eremiten und Heſychaſten (ἡσυχία, „die Stille“) aus dem Boden der oſtrömiſchen Welt hervor. Für Stilllebende, weil Reibung und Wechſelſpiel menſchlicher Leidenſchaften fehlt, gibt es keine Annalen, und Niemand hat aufgeſchrieben wann, wie viel und wie oft ſehnſuchtbedrängte, weltflüchtige Byzantiner im Schatten athonitiſcher Kaſtanienwälder zuerſt ihren Frieden fanden.

Während des fünfthalbhundertjährigen Nordſturms vom Zeitalter des Arcadius bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts (400—841 nach Chriſtus), wo der kaiſerliche Spötter und Trunkenbold Michael, Theophil's Sohn, auf dem byzantiniſchen Throne ſaß, geſchieht des Berges Athos, ſeiner Bewohner und ſeiner fünf Städtchen in keinem Autor ausdrückliche Erwähnung. Was iſt aus dem thraciſchen Miſchlingsvolk, aus den doppelſprachigen Tempelleuten von Akrathooi und Holophyros während der Bedrängniſſe und Verwandlungen der Slavennoth geworden? Alles Fragen iſt vergeblich. Wenn es aber beim großen Einbruch der Gothen unter Alarich in Griechenland (396 nach Chriſtus) in den Waldungen des Oſſa und der Thermopylen ſchon von chriſtlichen Anachoreten wimmelte, wie man aus Eunapius von Sardes ſchließen will, ſo mußte freilich auch die liebliche Waldöde auf Athos damals ſchon der Sammelplatz weltſcheuer Büßer ſeyn. Procopius in ſeinen Geſchichten redet von den Slavengräueln der nahen Cherſoneſe Caſſandra und Helleſpont; nur vom Athosberg weiß er nichts zu ſagen. Am meiſten aber iſt zu beklagen, daß über Schickſal und Zuſtand des Hagion-Oros während der 47jährigen Herrſchaft des Imperators Konſtantin Copronymus bei den armſeligen Chroniſten des achten Jahrhunderts gar nichts verzeichnet iſt. Man kennt jene Periode unter dem matten Namen des Bilderſtreites. Es war aber ein vom Thron ausgehender, gegen den Geiſt des Volks mit Waffengewalt deſpotiſch durchzuführender politiſch-theologiſcher Umwälzungsverſuch der oſtrömiſchen Monarchie, ein Kampf des Fortſchrittes, der Neubelebung, des abendländiſchen Elements wider den Stillſtandsgenius und die Verknöcherung von Byzanz. Copronymus wollte die Mönche bändigen, wie nach ihm Sultan Mahmud die Janitſcharen ſchlug. Beide Reformatoren griffen zu denſelben Mitteln, rangen gegen dieſelben Hinderniſſe und ſcheiterten an derſelben Unmöglichkeit. Nur gebührt, wenn von eiſerner Conſequenz und Energie die Rede iſt, die Palme nicht dem islamitiſchen, ſondern dem chriſtlichen Autokraten.

Zu beiden Seiten des Hellesponts, von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz zog Konſtantin ſelbſt mit ſeinem Reformheere, zerſtörte mit wahrhaft türkiſcher Wuth Gemeißeltes und Geſchnitztes, hob die Klöſter auf, ließ widerſpänſtige Mönche öffentlich geißeln, zwang ſie mit Nonnen zu tanzen und Hochzeit zu halten, ſteckte ſie truppenweiſe unter die Legionen, oder verbrannte ſie zugleich mit ihren Büchern, ihren Bildern und ihren Gotteshäuſern im flammenden Wirbel ihrer Zellen. Brandfackel, Geißel, Henkerbeil, Aufruhr des Volkes und Wuth des Imperators erfüllten das ganze Reich. Und doch war Alles umſonſt! Nach mehr als hundertjährigem Reſtaurationsgräuel zog die Regierung am Ende doch den Kürzern und die Mönche behielten Recht. Erſt nach vollſtändigem Sieg des byzantiniſchen Reichsgenius über die Staatsverbeſſerungs- und Seculariſationsideen des kaiſerlichen Hofes unter benanntem Michael III. erſcheinen urkundlich die erſten Waldeinſiedler auf Athos, geiſtliche Nomaden und Hüttenbewohner, zwar ohne Pracht und mauerfeſte Convente, aber doch nicht mehr, gleich wilden Thieren, ohne geſellſchaftliche Gliederung und innern Verband.

Der Einſiedler am Centralkirchlein zu Karyäs war Vorſtand und Wortführer ſämmtlicher Anachoreten in ihren Anſprüchen auf ausſchließlichen Grundbeſitz des Berges, Vorpoſten der neuen aus den chriſtianiſirten Slaven-Schupanien in Macedonien, Theſſalien und Hellas herangewachſenen Bevölkerung der Byzantinerwelt. Rund um den heiligen Berg auf den Inſeln (Lemnos, Imbros, Samothrace und Thaſos) ſowohl als auf dem Continent war Theſſalonica noch der einzige nordiſcher Barbarei entronnene Punkt.[1] Nachdem das kaiſerliche Heer die eingedrungenen

---

[1] Sieh Tafels vortreffliches Werk: De Thessalonica ejusque agro etc. Berlin 1839.

Slaven im Felde beſiegt, rückten die Mönchsgarniſonen nach, um das Werk der Waffen durch geiſtige Unterjochung und Bekehrung zu vollenden. Unter Michaels Nachfolger Baſilius Macedo (867 — 889 n. Chr.) baute der konſtantinopolitaniſche Mönch Johannes Kolobos das erſte Steinkloſter auf dem über die Slaven eroberten Terrain unweit des Caſtrums Hieriſſos (Ruine von Akanthos), nicht auf dem Berge Athos ſelbſt, ſondern noch außerhalb auf der ſchmalen fruchtbaren Erdzunge, welche den Cherſones mit dem Continent verbindet.

Der neue Abt begehrte die „Bergöde des Athos“, wie er ſie nannte, als Kloſtergut für die neue Stiftung, und der Kaiſer bewilligte die Bitte in einer goldgeſiegelten Urkunde, die man im Archiv zu Karyäs noch heute zeigt. Dies iſt zugleich der erſte geiſtliche Beſitztitel des heiligen Berges, deſſen ſtilllebenden Einſiedler hiemit in rechtskräftigen Schutzverband des kolobitiſchen Kloſters am Iſthmus traten. Und weil die armſeligen Heſychaſten troß ihren Erbanſprüchen noch immer von den Umwohnern geneckt, geſtört und durch Benützung der Weideplätze in ihrem beſchaulichen Leben gehindert wurden, hörte Baſilius ihre Klagen an und verordnete auf deſſelben Abtes Fürbitte durch eine zweite Goldbulle, daß in Zukunft kein weltlicher Menſch wegen Erwerbes, kein Hirt, keine Heerde die gottgeweihte Stätte betrete und die geiſtlichen Uebungen der frommen Väter ſtöre. Kolobos'

Nachfolger in der Abtei kehrten ſich aber nicht an den kaiſerlichen Befehl und geſtatteten neuerdings gegen Jahreszins Viehheerden und Leuten aus der Nachbarſchaft den Zutritt in die heilige Wildniß, „weil ſie verbrieftes Eigenthum des Kloſters ſey.“

Kaiſer Leo Philoſophus (889 — 912 n. Chr.) ſchaffte Recht und ſchränkte die Anſprüche der Koloбiten ein. Sein Nachfolger hob durch förmliche Emancipation und Unabhängigkeitserklärung der Anachoreten die Verbindung mit der Abtei in Hieriſſos völlig auf, und man ließ die Weltüberwinder wenigſtens von dieſer Seite in Frieden. Allein die Niederlaſſung der Araber auf der Inſel Kreta (827 — 961 n. Chr.) war eine neue und langdauernde Quelle der Bedrängniſſe für den Athos, beſonders während der Regierungszeit des Konſtantin Porphyrogenitus (912 bis 959 n. Chr.). Saraceniſche Korſaren beunruhigten alle Meere, verwüſteten die Küſtenſtriche und verſcheuchten die griechiſchen Schiffe aus dem Archipelagus und die frommen Büßer aus ihren einſamen Zellen im Kaſtanienwalde. Namentlich ward die Mönchsanlage Batopädi, unter Angabe fabelhafter Umſtände, um das Jahr 862 n. Chr. von den Räubern verwüſtet und verbrannt, und das grüne Eiland, wie es ſcheint, neuerdings zur Wüſte. Wenigſtens redet um dieſelbe Zeit St. Euthymius von Theſſalonica im Leben der heiligen Väter, Symeon, Joſeph und Baſilius bald von zwei, bald gar nur von einem

Eremiten auf Athos, die am Ende auch noch bei wiederholten Landungen der Piraten die Flucht ergriffen und die Werkſtätte frommer Beſchaulichkeit, wenigſtens längere Zeit, ohne Bewohner ließen.

Entſchieden iſt bei aller Dunkelheit der Zeiten doch ſo viel, daß um das Jahr 960 n. Chr. von den in der Folge ſo berühmten und prachtvollen Klöſtern des heiligen Berges noch keines ſtand, ja nicht einmal ein ſteinernes Wohnhaus nach den Regeln byzantiniſcher Architektur errichtet war. Die Einſiedlerhütte am Bach, in der Nußbaumſchlucht, am Lorbeerbuſch, am Waſſerfall rang noch um Daſeyn und Boden heute wider kretiſche Seeräuber, morgen wider Habſucht und geiſtlichen Hochmuth des Kolobitenabtes, ein drittesmal wider Zudringlichkeiten wandernder Viehhirten, Slaven und Walachen vom Continent. Aber die verlaſſenen Hütten füllten ſich immer wieder, weil das geplagte Volk in Byzanz die freien Lüfte und den rauſchenden Platanenbach am Hagion-Oros nicht vergeſſen wollte. Es fehlte nur ein lebendiger Mittelpunkt, ein Geſetzgeber, ein Mann höherer Weihe, um die zerſtreuten Kräfte zu verbinden und friſches Lebensſpiel im erdrückten Körper aufzuregen. Das Viele in demokratiſch vereinzelter Wirkſamkeit mag nirgend etwas Gedeihliches zu ſchaffen. Dieſer Mann höherer Weihe iſt endlich in der Perſon des Mönchs Athanaſius, des eigentlichen Begründers der heute noch blühenden

Kloſtergemeinde, auf Athos erſcheinen. Er kam mit einer Kolonie Mönche aus der griechiſchen Hauptſtadt und pranget mit Recht als geiſtlicher Städteerbauer und Heros im Kalender der anatoliſchen Kirche.[1]

Das Abendland kennt den Namen dieſes Heiligen eben ſo wenig als es bisher Urſprung und Lebenskraft des von ihm geſchaffenen Inſtitutes kannte. Sein erſtes Auftreten unter den Eremiten des heiligen Berges fällt in die Regierungsperiode der beiden Autokraten, Flavius Romanus des Jüngern und Nicephorus Phocas des Saracenenbeſiegers (von 959—969 nach Chriſtus), als durch Ausrottung arabiſchen Blutes und Glaubens auf Kreta das griechiſche Meer wieder offen und das Hüttenleben auf Athos neuerdings im Schwunge war. Jedoch fand der neue Legislator nur erſt wenige Einſiedler, und zwar in Noth und Armuth aller Dinge, ohne Arbeit und ohne Genuß; „denn die Eremiten pflügten nicht, zogen keine Furche, hatten weder Ackerochſen noch Zugvieh, noch irgend ein anderes Laſtthier; ja ſebſt die Hunde fehlten. Sie ſelbſt, in Hütten aus Knüppeln zuſammengerichtet und mit ärmlicher Bedachung aus Futterkraut verſehen, ertrugen Winter und Sommer, in Hitze und Kälte die entgegengeſetzteſten Wirkungen der Jahreszeiten. Und galt es etwas herbeizuſchleppen, vertraten die Einſiedler ſelbſt die Stelle der Packthiere, legten eine Vorrichtung wie Mauleſelſättel auf ihren Rücken und ſchleppten — als wahre Zugochſen des Herrn Jeſu Chriſt (*ὑποζύγια τοῦ Χριστοῦ*) — keuchend und ſchweißtriefend die Laſten fort.[1] Ihre Nahrung beſtand in Früchten wildwachſender Bäume, wenn nicht mitleidige Schiffer hie und da etwas Getreide oder Hirſe gegen frommes Gebet zum Tauſche boten." Dies klingt freilich anders als die fabelreichen Beſchreibungen des ſchon um 862 n. Chr. mit Goldplatten gedeckten Tempeldaches in Batopädi oder die vorgebliche Verleihung von Meierhöfen und Dörfern in Macedonien durch Theodoſius I. nach Beſiegung des Uſurpators Eugenius an daſſelbe Stift.

---

[1] Iſt nicht mit St. Athanaſius, dem berühmten Erzbiſchof von Alexandria, Helden des chriſtlichen Dogmas im 4. Jahrhundert, zu verwechſeln.

Bei aller perſönlichen Freiheitsliebe und aller Rohheit des Privatlebens hatten die Anachoreten doch, wie oben angedeutet, eine Art geſellſchaftlicher Einrichtung, ein locker zuſammenhängendes Gemeindeband, Bundescentrum und Kapellenregiment um das Ganze zu ſtützen, ohne die Bewegungen des Einzelnen zu beengen. Unter den Nußbäumen, wo heute der ſchöne Burgflecken Karyäs, ſtand damals ſchon ein kleines Kirchlein, um das ſich dreimal des Jahres, zu Weihnachten, um Oſtern und am 15. Auguſt, ſämmtliche Bergeinſiedler in gemeinſamer Berathung ihrer Angelegenheiten zuſammenfanden. Drei Volksverſammlungen einer demokratiſchen Eremitenrepublik, Rouſſeau's Bild des ſozialen Glückes! Frei, müßig und dennoch ſicher ſeyn, wäre aller Menſchen ſtiller Wunſch. Wie wird es dem ſtädtiſchen Sittenverbeſſerer und ſeinen neuen Ideen unter dieſen thieriſch lebenden Waldmönchen ergehen? Die Politur, das feingeſchliffene Weſen der kaiſerlichen Reſidenz ſollte mit der ſtumpfen Derbheit eremitiſcher Athleten, monarchiſche Zucht mit der rohen Ungebundenheit harthöriger Demokraten den Kampf beſtehen.

---

[1] *Οὐ γὰρ γῆν ἤρουν, οὐκ αὔλακα ἔτεμνον, οὐ βοῦν εἶχον, οὐχ ὑποζύγιον, οὐκ ἄλλο τι τῶν ἀχθοφόρων ζώων, οὐ κυνάριον, οὐ κύνα· ἀλλὰ καλύβας ἐκ μικρῶν πηξάμενοι ξύλων καὶ ὀροφὴν αὐταῖς ἐκ χόρτου συμφορηθεῖσαι ἐπισχεδιάσαντες, οὕτως ἐν θέρει, οὕτως ἐν χειμῶνι διεκαρτέρουν τῶν ἐναντίων τοῦ ἀέρος ἀνεχόμενοι προςβολῶν. Εἰ δέποτε καὶ γένοιτό τις χρεία μετακομίσαι τι τῶν παρ᾽ αὐτοῖς, αὐτοὶ δι᾽ ἑαυτῶν, τὴν τῶν νωτοφόρων ζώων χρείαν ἐπλήρουν· ἐπιςρώματα γάρ τινα οἷα τὰ τῶν ἡμιόνων τοῖς ἑαυτῶν ἐπιτιθέντες νώτοις, ταῦτα δὴ τὰ τοῦ χῦ ὑποζύγια, οὕτως ἐν αὐτοῖς τὰ ἄχθη μετέφερον.* MSC. Atho.

St. Athanaſius ſchritt langſam vor und wollte weniger auf dem Wege der Rhetorik als des Exempels zum Ziele kommen. Zuerſt gründete er am Fuße des Athoskegels in einer ſchatten- und waſſerreichen Lage mit Hülfe ärarialiſchen Goldes das Vorbild und Muſterconvent St. Laura mit gewölbtem Thore, gemauerten Zellen in der Runde und ſteinernem Gotteshaus in der Mitte. Byzantiniſche Mönchspraxis mit Handarbeit und Gebet, mit gemeinſchaftlicher Mahlzeit und Unterwerfung Aller unter den Willen eines Einzigen war das auf Athos noch nie geſehene Schauſpiel der jungen Kolonie. Man pflügte, pflanzte, ſäete, kelterte und kochte warme Speiſen, webte Gewänder, führte Zugvieh ein, und lebte menſchlich unter wohnlichem Dache zu großem Erſtaunen der armen, heiligen und wilden aber freien Troglodyten. Gewiß, denkt der Leſer, haben die frommen Väter mit ihrem Mauleſelſattel auf dem Rücken die Einführung des Laſtviehes mit freudigem Gefühl begrüßt und den Mann geſegnet und wetteifernd die Hand nach den bisher unbekannten Vortheilen und Genüſſen ausgeſtreckt. Von allem geſchah das Gegentheil.

St. Athanaſius mit ſeinem Laura-Inſtitut, ſeinem Weizenbrode, ſeiner Kloſterökonomie und ſeiner Weinkelter fand überall Widerſpruch; man tadelte, man ſchrie und pochte laut über gefährliche Neuerung, über ungeiſtliches Treiben, über Umkehrung altherkömmlicher Ordnung und verwünſchte laut Arbeit, Ziegelbach und Kaſernenzucht des fremden Reformators. So widerlich iſt dem Menſchen jeder Angriff auf ſeine alten Gewohnheiten, ſelbſt wenn die Neuerung Vortheil bringt, und ſo unduldſam iſt unſere Natur, daß wir aus fremder Hand ſogar das Gute nicht ohne Zwang und Widerſetzlichkeit nehmen wollen, wie es berufene und unberufene Weltverbeſſerer von jeher empfunden haben.

St. Athanaſius hatte auch in der That den Frieden geſtört und den Berg in zwei feindliche Parteien getrennt: die Laurioten mit ihrer neuen Ordnung und ihnen gegenüber die ſtarren Anhänger der alten Waldfreiheit und des alten Schmutzes. In den Augen der letztern war die Einführung des Stadtmönchthums auf dem Hagion-Oros ein Rückſchritt in der Heiligkeit, weil nach der urſprünglichen Idee der anatoliſchen Kirche der Anachoret auf einer höhern Stufe moraliſcher Vollkommenheit ſteht als der in gemauerter Zelle eingeſchloſſene Aſcet. Und weil ſie im Aufblühen des neuen Kloſters einen förmlichen Angriff auf ihre Mönchsfreiheit und zugleich ein ſchweres Hinderniß auf dem Pfade des Seelenheiles erblickten, brach endlich zur Vergeltung ſeiner Sorgen und Mühen wider Abt Athanaſius den Neuerer, den Umwälzer, der die alte Ordnung aufgehoben, tyranniſche Herrſchaft eingeführt und wider alles Herkommen Zellen, Mauern und Gärten angelegt, Laſtvieh auf den Athos gebracht und ſogar Weinreben gepflanzt, ein förmlicher Aufſtand ſämmtlicher Eremiten aus.

Sie ſchickten Abgeordnete zu Phoca's Nachfolger Johannes Tzimiſces (von 969 bis 975) und ſchrien im Palaſt: „Nieder mit Athanaſius! Nieder mit Kloſter, mit Reben, Gärten, Mauern und Gebäude! Es ſey Einöde wie zuvor!“ Aber Athanaſius gewann den Prozeß, und der Kaiſer baute den großen

Steinthurm und St. Stephansſchanze als Akropolis und Schirmburg der Laura-Kolonie wieder die meuteriſchen Eremiten. Erſt nach dieſer Niederlage gaben die Vertheidiger der alten Praxis nach, verließen ihre Grasdachhütten und bauten auch feſte Wohnungen wie Athanaſius. Zugleich verlieh der Imperator mit Beiziehung des Abtes in Laura und anderer Kloſtervorſtände in der Hauptſtadt die erſte Conſtitution, eine Art Charte oder vielmehr organiſchen Edikts, worin Beſitztitel und gegenſeitige Rechte der neugeſchaffenen Berggemeinde, mit Hausregiment, Subordination, Arbeit, Gottesdienſt und Lebensweiſe der Brüderſchaften feſtgeſetzt und verzeichnet waren.

Dieſe Nachrichten über die Origenes des heiligen Berges ſind zwar kaum nothdürftig, aber ſie ſind urkundlich und aus zum Theil noch aufbewahrten kaiſerlichen Goldbullen gezogen, ſo daß die unbeglaubigten Legenden und thörichten Faſeleien gutmüthiger, aber ungelehrter Mönche, beſonders im großen und reichen Vatopädi, in Zukunft Niemanden mehr bethören ſollen. Vier Punkte ſtehen feſt: 1) die Uranfänge des Einſiedlerinſtituts auf dem Berge Athos verlieren ſich im fabelhaften Dunkel der vorſlaviſchen Byzantiner Periode des 5. und 6. Jahrhunderts; 2) das geſetzlich eingerichtete, reformirte Mönchthum mit Steinbau und verbrieftem Eigenthum begann erſt in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts (circa 970 nach Chriſtus); 3) Mutterſtift, nach welchem ſich die übrigen Neubauten richteten, iſt das heute noch blühende große Kloſter Laura am äußerſten Rande der Halbinſel; 4) weil die europäiſchen Provinzen des byzantiniſchen Kaiſerthums mit Griechiſchreden damals noch nicht fort konnten, waren die Bewohner der neugebauten Convente großentheils ſlaviſcher Herkunft, weßwegen man jetzt noch, ſelbſt in den älteſten Stiftungen wo das Slaviſche längſt erloſchen, im Slavendialekt geſchriebene Liturgien und Kirchenbücher findet. Ob man die alte, halb ſerbiſch, halb griechiſch verfaßte Handſchrift über die erſten Kloſteranlagen auf Hagion-Oros, wie der Hiſtoriograph von Philotheos meldet, zu St. Laura noch ſehen könne, ward diesmal leider nicht unterſucht.

Nach Dämpfung des erſten Widerſtandes ging der Aufſchwung, wie es ſcheint, raſch aber nicht friedlich voran. Während in der erſten Conſtitution unter Kaiſer Tzimiſces nur achtundfünfzig Anſiedlungen verzeichnet waren, erſcheinen unter Konſtantin Monomachus (1042 bis 1054 nach Chriſtus) neben Laura ſchon andere Klöſter im großen Styl, namentlich das ſchöne Xeropotamos und das große Vatopädi, neben einer Menge ſteingemauerter Klauſen mit Kirche, Garten, Ackerfeld, Obſtwald und eingefriedigtem Beſitz, im Ganzen über hundertundachtzig ſelbſtſtändige Anlagen mit 700 Mönchen, die ſich aber zur Zeit des benannten Herrſchers „voll teufliſcher

Zwietracht in Prozeſſen und Schlägen unter einander zerriſſen.“

Hader über Mein und Dein, Gierde nach Erweiterung der Marken, kirchlicher Hochmuth und Kaſtengeiſt, Neid der armen Kloſterbrüder gegen die reichen, laxer Sinn im Gegenſatz blinder Zeloten und ſtrenger Klauſur hatten Eintracht und Frieden vom heiligen Berge verbannt und alle Gemüther erbittert. Anarchie und Raſerei der Streitenden ſtieg auf einen Grad, daß man auf dem Punkte war ſämmtliche Anlagen wieder aufzugeben und den Berg zu verlaſſen, wenn nicht Konſtantin Monomachus gleichſam durch einen zweiten Schöpfungsakt ins Mittel getreten wäre. Die Schuld dieſer Skandale wird im großen Papierdiplom des Imperators dem Feinde alles Guten (τῷ μισοκάλῳ), dem Teufel zugeſchrieben, der den Mönchen die Köpfe verrückt und mit weltlichen Leidenſchaften vergiftet habe. Für den oſtrömiſchen Kirchenſtaat war ein Mönchskrieg im Nationalheiligthum ein Gegenſtand von Gewicht und eine öffentliche Angelegenheit, die man mit größter Sorgfalt zu behandeln und zu ſchlichten hatte. Mit Beiziehung des Patriarchen und der einſichtsvollſten Kloſtervorſteher der kaiſerlichen Reſidenz ward eine neue organiſche Einrichtung für den heiligen Berg entworfen und Abt Kosmas vom Kloſter Tzintziluk in Konſtantinopel beauftragt, dieſe „Friedenskonſtitution“, wie ſie der Berichterſtatter nennt, unter den tumultuirenden Mönchen einzuführen.

Nach Herſtellung einer vollſtändigen Liſte der altbeſtehenden und ſeit der erſten Verfaſſung neu gegründeten Inſtitute berief der Friedensverkünder eine allgemeine Verſammlung nach der Centralkirche in Karyäs und hörte die Klagen an: „es war aber alles voll Geſchrei, voll endloſen und unvernünftigen Haders (ἔρις ἀλόγιστος)." Am meiſten ſchrie man gegen die Aufnahme von Sklaven und Unfreien in den Mönchsverband; dann wider den wucheriſchen Großhandel der reichen Mönche, die auf eigenen Schiffen des größten Tonnengehaltes Wein und Getreide nach Konſtantinopel lieferten; endlich gegen die Milchkühe und die Zugthiere der neuen Convente; gegen den Verkehr mit Bauholz, Brettern, Kien und Tannenharz, den geringere Mönche in Perſon zu merklicher Verſäumniß kirchlicher Verrichtung gewinnſüchtig nach allen umliegenden Provinzen trieben.

Unter Griechen den Handel ganz verbieten ſchien allen unmöglich. Man ſuchte einen Mittelweg und geſtattete den Großmönchen hinfüro zwar Verſchiffung ihrer Waaren, aber nur auf kleinen Fahrzeugen (πλοιάρια) zu 200—300 Metzen, auch nicht mehr bis Konſtantinopel, ſondern nur bis Enos in Thracien auf der einen, und bis Saloniki in Macedonien auf der andern Seite. Kühe und Ochſen mußten ebenfalls das Feld räumen, und der Kleinhandel mit Holz und Pech wurde gänzlich und auf immer abgeſchafft — ein höchſt wohlthätiges Geſetz, dem der heilige Berg vorzugsweiſe den blühenden Zuſtand ſeiner Wälder und den üppigen Reichthum ſeiner Vegetation zu verdanken hat.

Zwiſchen der erſten und zweiten Conſtituirung der Athos-Klöſter ſind nicht mehr als 70 Jahre verfloſſen, und doch welche Verwandlung in Praxis und Lebensanſicht der Mönche findet man nicht am Schluß der kurzen Periode! Von der ſtrengen Asceſe und cyniſchen Armuth der Holzhüttenbewohner war man in zwei Menſchenaltern zum Feſtungspalaſt, zum ſpekulativen Betrieb der Feldökonomie und des Großhandels, und ohne Zweifel auch zu Luxus und Verdérbtheit der kaiſerlichen Reſidenz in ſchneller Progreſſion fortgeſchritten. Man war im Zuge den kirchlichen Charakter des alten Berginſtitutes gänzlich abzuſtreifen und aus Liebe materieller Intereſſen ſich gleichſam ſelbſt zu ſäculariſiren. Doch hat die am Hagion-Oros ureinſäſſige und im Boden ſelbſt radicirte Idee der Einſiedelei und Pönitenz im großen Conflikt zuletzt dennoch den Sieg errungen.

Von Kijew und den Quellen der Wolga, vom Dunkelwald im innerſten Kolchis, vom freien Hellas, aus den Thälern des Hämus, von Illyrien und Czerna-Gora blicken aller Augen mit ſehnſüchtigem Verlangen nach dieſer großen Glaubens- und Bußanſtalt des byzantiniſchen Kirchenthums. Wenn auch in der Zwiſchenzeit durch die Frömmigkeit von Fürſten und Privaten der Reichthum der Klöſter an

Meierhöfen, Weinbergen, Oeltriften, Geld und Gut, auf den Inſeln des Archipelagus, auf der anatoliſchen Küſte, in Thracien, Theſſalien, Macedonien, in der Stadt Rom und dem zum Orient gehörigen Theil Süditaliens, und in der Folge ſogar im kaukaſiſchen Iberien, im norddanubiſchen Dacien und Moscovien in koloſſalem Maß anſchwoll, und die Klostergebäude ſelbſt aus wiederholten Unfällen durch Elemente und feindliche Gewalt mit erhöhtem Glanze hervorgingen, und Marmorſäulen die goldreichen Tempel ſchmückten, ſo brach ſich doch die Welle irdiſcher Sorge und Pracht ſeit Konſtantin Monomachus jederzeit am Felſenthor des grünen Cherſoneſes. Das Weib, das begehrliche Auge, das Hochzeitfeſt, üppige Künſte, Kirmesfeier und ſinneaufſtürmender Tumult blieben mit aller Zucht des Hausthieres aus dem Bereich der heiligen Gemeinde auf immer verbannt. „Da iſt kein Jahrmarkt, ſagt Gregoras, keine Spekulation, kein Wucher, kein Tribunal und kein Richterſtolz; auf dem Athos weiß man nichts von Herr und Knecht, und dort allein iſt wahre Freiheit und das richtige Maß menſchlicher Dinge.“ — Kein lebendes Weſen wird auf dem heiligen Berg geboren. Man ſtirbt nur, aber ohne Thräne, ohne Monument.

Sonderbar genug hat ſich die Doppelanſicht der auf dem zweiten Congreß zu Karyäs ſich bekämpfenden Parteien in den Klostereinrichtungen bis auf den heutigen Tag fortgeerbt. Zwar Packſättel tragen die

Mönche nirgend mehr, und ſeit Jahrhunderten hat das Maulthier allenthalben, ſelbſt in den Klöſtern ſtrengſter Obſervanz, das Laſtgeſchäft übernommen; aber das Regiment im Innern iſt jetzt noch ein doppeltes, da ein Theil der Klöſter im monarchiſchen, der andere im demokratiſchen Sinne verwaltet wird. Die erſten heißen Cönobien und die Mönche ſtehen mit völliger Ertödtung eigenen Willens unter einem auf Lebzeiten ernannten und mit abſoluter Gewalt bekleideten Abte. In dieſen hat Niemand ein Eigenthum; eingebrachtes Vermögen und Frucht der täglichen Arbeit ſo wie der Mönch ſelbſt mit Leib und Seele gehören dem Kloſter an, welches dafür die Angehörigen kleidet, nährt, in der Krankheit pflegt und nach dem Tode begräbt und vergißt.

Die Mahlzeit der Cönobien iſt gemeinſchaftlich, das Kleid uniform, das Gebäude reinlich, das Individuum ſchweigſam und höflich, das Ganze voll Takt und Ebenmaß. Dies alles iſt bei den republikaniſch regierten verſchieden, man nennt ſie auch nicht Cönobien, ſondern Idiorrhythma Monaſtiria, d. i. ſolche Klöſter, wo der Einzelne nach eigenem Urtheil und Gutdünken lebt. Hier wählt man die Vorſtände durch Stimmenmehrheit, aber jedesmal nur auf ein Jahr, und zwar mehrere zugleich, damit das Regiment nicht zu drückend werde und der Eine den andern in Maß und Schranken halte. Ueber Wohl und Wehe des Ganzen wird entweder von dieſen

Obrigkeiten beſonders, oder von allen ſtimmfähigen Mönchen zugleich im Gemeindeſaal entſchieden und der Beſchluß von dem feſt beſtallten Geheimſchreiber augenblicklich zu Papier gebracht und ausgefertigt. Jeder Conventual erhält aus dem Kloſtermagazin ſein Beſtimmtes an Naturalien, hat auf gemeinſamem Corridor abgeſchloſſene Wohnung, eigene Küche und ſelbſtgewählte Bedienung, und kleidet ſich nach Belieben, ausgenommen die mörſerartige ſchwarze Kopfbedeckung, die bei allen die gleiche iſt. Eben ſo verwaltet, vermehrt oder vermindert, verſpekulirt und vermacht jeder Mönch ſein Privatvermögen wie es ihm gefällt, und hat mit ſeinen Hausgenoſſen überhaupt nichts gemeinſchaftlich als den Gottesdienſt in der Kirche und das Grab auf dem Leichenacker. Man iſt hier freier Gottſeligkeitsbürger und kümmert ſich gerade nicht allzeit ſonderlich viel um Hauspolizei, um Sauberkeit, reinlichen Anzug und feſte Ordnung.

Offenbar hat ſich in Sitte und Einrichtung der freien Klöſter die Tradition des alten, durch monarchiſches Cönobitenthum St. Athanaſii beſchränkten und verkürzten Anachoreten-Republikanismus des heiligen Berges erhalten.

Obwohl Prozeſſe und Eiferſüchteleien der Convente unter ſich bis auf den heutigen Tag nicht ſelten ſind, haben doch beide Disciplinen ein Beſtreben von jeher mit einander gemein: keinen allgemeinen Kloſterimperator in der Nähe zu dulden und wenigſtens im eigenen Hauſe vollkommen freie Hand zu haben. Wenn man auf alle Freuden und Genüſſe der Welt verzichtet, ſoll man einem zwiſchen die ſelbſtgewählte Obrigkeit und das Himmelreich nicht noch eine dritte Potenz zum Plündern und Brandſchatzen, wie ſie ſagen, dazwiſchenſchieben. Von den Feſſeln der Kirche in Hieriſſos hatte ſie ſchon Konſtantinus Porphyrogenitus emancipirt; aber von den Oberaufſichtsanſprüchen des Abts von Karyäs konnten ſie ſich erſt nach dem Erlöſchen des griechiſchen Reiches, in Folge großer Unfälle und gleichſam einer dritten faſt allgemeinen von den Fürſten der Slaven ausgegangenen Reſtauration der Klöſter im Beginn des ſiebzehnten Jahrhunderts (1600) gänzlich ledig machen. Denn aus der Grasdachhütte und dem kleinen Centralkirchlein war im Sinne der athanaſiſchen Reform nach und nach ein prachtvoller Tempel mit vergoldeter Felderdecke, mit Porphyrſäulen und magiſchem, zur Andacht einladendem Helldunkel, nebſt Kloſter mit breitem Glockenthurm, und nebenan die fortlaufende Marktgaſſe mit niedrigen Kaufläden und Arbeitsſchoppen, mit gepflaſterten Nebengaſſen, Häuſern, Kapellen, Gärten, Wohnthürmen unter Cypreſſen, die kleine Hauptſtadt des heiligen Berges herangewachſen. Daher der Name Protaton für das Kloſter und Protatos oder Protos für den Abt von Karyäs, der ſich im Laufe der Zeit gleichſam als Mönchspatriarch und geiſtliches Bergoberhaupt biſchöfliche Rechte und Kirchenkleidung, vorzüglich auf Vorſprache Kaiſers Andronicus Paläologus I. (1283 bis 1322 n. Chr.) vom Patriarchenſtuhl in Konſtantinopel zu erwerben wußte.

Indeſſen nennen ſich die Biſchöfe zu Hieriſſos noch immer „*ἐπίσκοπος τοῦ ἁγίου ὄρους Ἄθωνος;*“ aber die Mönche erkennen die Anſprüche nicht, laſſen ihn nicht über die Gränze und geben ihm des Jahres nicht einen Pfennig zum geiſtlichen Unterhalt. Nur das Schattenbild eines Bergpatriarchen und Centralabts von Karyäs mit dem Recht das Polyſtaurion und Hypogonation zu tragen, Subdiaconen und Lectoren zu ordiniren, erbt ſich ohne wirkliche Macht und ohne Gewinn in der Perſon eines armen, aber ehrgeizigen Mönchs des Hagion-Oros fort. Und doch fehlen auch für dieſe Würde die Bewerber nicht.

Es müßte die Leſer nur langweilen, wollte man Urſprung und Schickſale der übrigen zwanzig Großabteien des Berges nach Angabe der zum Theil ſelbſt mit legendenartigen Exordien ausgeſchmückten Goldbullen der Imperatoren chronologiſch auseinanderſetzen. Genug, daß die Erbauung der einundzwanzig Mönchsburgen, die man gegenwärtig auf Hagion-Oros findet, zwiſchen die Jahre 970 bis 1385 n. Chr. hineinfällt und St. Dionys, wo ich am längſten verweilte, unter den großen Anlagen die jüngſte und letzte iſt.

Daß im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten

Jahrhunderts eine verheerende Fluth, wie eine zweite Saracenenkataſtrophe, über den heiligen Berg gekommen ſey, ein Theil der Klöſter verlaſſen, ausgeplündert und verbrannt im Schutte lag, andere halb verfällen ihr ärmliches Daſeyn fortſchleppten, darüber lauten die Nachrichten in allen Conventen gleich. Nur die Urſache des Ruins, wie ſie die Mönche angeben, iſt offenbar mythologiſcher Natur und alles hiſtoriſchen Grundes ermangelnd. Erbittert über die Hartnäckigkeit der Mönche in Verſchmähung des lateiniſchen Dogma's, ſey der Papſt von Alt-Rom in eigener Perſon mit einer gewaltigen Flotte an den Athos gekommen, um dieſes Hauptquartier anatoliſcher Widerſetzlichkeit mit Gewalt zu erobern und zu züchtigen. Die Groß-Klöſter, namentlich Vatopädi und Laura, hätten aus Bequemlichkeit und Furcht für ihr weltliches Gut die Adoration wirklich geleiſtet; die meiſten aber fromm und unbeugſam allen Zumuthungen des lateiniſchen Oberprieſters widerſtanden, und in Folge dieſer heldenmüthigen Ausdauer im orthodoxen Glauben hätte der Pontifex in ſeiner Wuth die prächtigen Abteien Xeropotamos, Kutlumuſi, Zographu und Dochiarion geplündert und angezündet. Allein ſelbſt über den Zeitpunkt des Verderbens ſind die unwiſſenden Mönche und ihre Chroniſten nicht einig, meiſtens aber gilt der letzte in Verzweiflung aller Dinge unternommene Unionsverſuch der morgenländiſchen und abendländiſchen Kirche auf dem Concilium zu Florenz (1439 n. Chr.) als Epoche des päpſtlichen Feldzugs und ſeiner vandaliſchen Execution. In den byzantiniſchen Ländern iſt das Gedächtniß der Menſchen kurz, und von der Schärfe europäiſcher Kritik iſt ſeit Prokopius (560 n. Chr.) im Orient ſelbſt der Begriff erloſchen.

Betrachtet man das unüberſehbare Elend, das ſich in den dritthalbhundert Jahren zwiſchen der Herrſchaft der Lateiner im Orient und dem Einzug Sultan Mohammeds II. durch das Kanonenthor in Konſtantinopel über alle Provinzen des illyriſchen Dreiecks legte, ſo erklärt ſich der Ruin der Athosklöſter ohne Schwierigkeit. Zwar hören wir Occidentalen es nicht gerne, wenn man von fanatiſcher Unduldſamkeit, von barbariſcher Unkunde der Menſchen und Dinge und endlich von einfältiger Wirthſchaft unſerer Vorfahren und Landsleute im Orient redet. Fänden ſich aber in ſpaniſchen oder ſiciliſchen Archiven noch die vollſtändigen Tagebücher der großen cataloniſchen Abenteurer-Compagnie, die als wohlbeſtalltes Räuberregiment mit Siegel und Ausſchuß anfangs am Helleſpont, ſpäter auf der Halbinſel Kaſſandra ganz in der Nähe des heiligen Berges Jahre lang (1305 bis 1309 n. Chr.) ihr Weſen trieb, ſo könnte man wahrſcheinlich bis auf Datum und Namen erzählen, wer Xeropotamo verbrannt und das romantiſche Mönchsrevier um Kutlumuſi ausgeplündert und verwüſtet hat. Auf zehn Tagreiſen in der Runde, ſagt Muntaner der Augenzeuge, ſey während dieſer Friſt alles Land menſchenleer und unbebaut geblieben.

Es ſtand aber damals, wie man weiß, das lateiniſche Abendland unter der Oberlehnsherrlichkeit des römiſchen Stuhles, und alles von den Byzantinern erduldete Ungemach fiel in ihrem beſchränkten Sinne auf den Summus Pontifex an der Tiber zurück. Und wenn man hier wiederholt erklärt, daß die türkiſche Herrſchaft bei den Griechen als eine Art Reſtauration und Sicherſtellung wider lateiniſche Verfolgung galt und vorzüglich von der Geiſtlichkeit allenthalben begünſtigt wurde, ſo kann es nur noch Unkunde und thörichtes Selbſtgefallen einiger Abendländer verdrießen, wenn man byzantiniſche Abneigung gegen das Lateinerthum für wohlbegründet und permanent erklärt.

In Saloniki weiß man heute noch mit allen Umſtänden zu erzählen, wie die Mönche des Schloßbergkloſters die von den lateiniſchen Chriſten beherrſchte Stadt im Jahre 1430 an Murad II. verriethen und zum Dank dieſer That ihre Exiſtenz, ihre Rechte und Beſitzungen bis zu dieſer Stunde ungeſchmälert erhalten haben. Und wer will es den von den Franken verhöhnten und geplünderten, von der eigenen Regierung aber nicht geſchirmten Athosmönchen übeldeuten, wenn ſie ſchon lange vor der Kataſtrophe des Kaiſerthums Abgeordnete an das türkiſche Hoflager nach Pruſa und nach Adrianopel ſandten um voraus Schutz und Wohlwollen der künftigen Herren des Orients zu erflehen? Nur einmal, und zwar erſt hundert Jahre nach Eroberung Konſtantinopels, wurden die Türken undankbar und griffen in einer Anwandlung gläubiger Raſerei nach dem lange verſchonten Kirchengut ihrer chriſtlichen Unterthanen. Damals verlor der heilige Berg ſeine Meierhöfe auf Lemnos und in Kleinaſien, und türkiſche Haufen plünderten und verbrannten ſogar auf Hagion-Oros ſelbſt mehrere im langen Frieden wieder reich gewordene Klöſter und metzelten Mönche nieder. Dieſes im Einzelnen zwar auch nur wenig bekannte, aber im Ganzen als Faktum hiſtoriſch beglaubigte Ungewitter war die letzte größere Drangſal der lieblichen Kloſterzellen im Kaſtanienwalde. Das Verderben war aber kein allgemeines, durchdachtes und anhaltendes wie die Verfolgungen und brutalen Neckereien der Abendländer; es war nur ein zorniges Aufflammen ſchnell verrauchender Türkenwuth und ſoll auf das Jahr 1534, das vierzehnte Sultan Suleïmans I., fallen.

Einzelne Schläge trafen hie und da ein Athoskloſter wohl auch ſpäter noch, beſonders in Geldverlegenheiten der Pforte; aber es fanden ſich immer reiche und gläubige Seelen, die das confiſcirte Kloſtergut käuflich erſtanden und den ausgeplünderten Vätern aus Andacht wieder ſchenkten. So kaufte die Tochter des walachiſchen Fürſten Peter die weggenommenen Ländereien von St. Dionys um das Jahr 1580 und überließ ſie gratis dem rechtmäßigen Beſitzer. Die Spuren ſolcher Uebel waren bald verwiſcht, wie aus Peter Belon, einem franzöſiſchen Naturforſcher aus eben jener Zeit, zu entnehmen iſt. Belon der Arzt und Botaniker hatte unter allen Europäern, ſo viel man weiß, in wiſſenſchaftlichem Intereſſe den heiligen Berg am früheſten beſucht und eigentlich die erſte Kunde von der paradieſiſchen Schönheit des unbekannten Cherſoneſes und ſeiner mönchiſchen Gemeinde in das Abendland gebracht. Seine dreijährige Reiſe im Orient fiel zwiſchen die Jahre 1546 bis 1549 unſerer Zeitrechnung und war eine Frucht des kunſtſinnigen franzöſiſchen Hofes unter Franz I. und dem Cardinal von Tournon. Der Bericht über den Hagion-Oros iſt zwar kurz und vorzüglich auf Pflanzenkunde berechnet, er entwirft aber die Grundzüge des Gemäldes mit ſo viel Schärfe und geſundem Sinn, daß ſie heute noch eben ſo wahr und friſch wie vor 300 Jahren ſind.

Während dreier Aeonen hat ſich bei den Mönchen auf Athos nichts verändert, iſt keine neue Idee eingedrungen, iſt keine neue Pflanze aus dem Boden herausgewachſen, und wenn ſich der oſtrömiſche Genius auch in Zukunft des germaniſchen Elementes zu erwehren vermag, ſo müſſen Belons Schilderungen und Sittenzüge auch nach tauſend Jahren noch treffend ſeyn. Wen aber Ideengang und Wirbelwind des Occidents erſchreckt, der ſehe um Troſt und Gegengift auf den Athosberg, auf das verſteinerte Gedankenkapital, auf den zoologiſchen Typus in Architektur, in Wortſyntax, in Genuflexion, Gaſtlichkeit und ſeliger Ignoranz der Mönche. Und weil ſich die byzantiniſche Kirchen- und Staatsidee als konſtitutiver Beſtandtheil des menſchlichen Geſchlechts mit einer auch dem Verblendetſten fühlbaren Gewalt in Europa geltend macht, ſo wäre ein Blick auf die Athosklöſter nicht mehr überflüſſig. Oder iſt nicht dort der Antivatikan und das geiſtige Waffenhaus, mit dem man den illyriſchen Continent erſchüttert?

Ein Namensverzeichniß der Convente in ihrer natürlichen Reihenfolge finden wir gleichfalls zuerſt in Belons Buch. Zwar ſind mehrere Namen aus Unkunde des Griechiſchen fehlerhaft geſchrieben, dagegen aber die geographiſche Lage der Klöſter, ob auf der Süd- oder Nordſeite des grünen Waldgebirges, ob am Strande oder weiter oberhalb im Dickicht, richtig angegeben. Belon fand ſie, wenigſtens von außen, alle gut gebaut, mit hohen Mauern eingeſchloſſen und wider Angriffe der Piraten genugſam verwahrt. Und die Epitheta „ſehr ſchön, lieblich, reich, groß, noch größer und noch reicher," die er dreien aus ihnen zugeſteht, laſſen mit Sicherheit auf eine damals glückliche Epoche des heiligen Berges ſchließen. Freilich hat der walachiſche Grieche

Johannes Comnenus aus Bukureſt, der 160 Jahre nach Belon (i. J. 1701) längere Zeit auf Hagion-Oros lebte und mit umſtändlicher Behandlung der einzelnen Klöſter einen Pilger-Guide im Bulgar-dialekte ſchrieb, über Pracht und Herrlichkeit der Gebäude, über Goldreichthum der Tempel, über Architektur, Freskomalerei und Porphyrtiſche ihrer Speiſeſäle ein weit glänzenderes Bild als ſein Vorgänger aufgeſtellt, aber nebenher auch gewiſſenhaft die Quellen der großen und allgemeinen Verwandlung des heiligen Inſtitutes angedeutet. Die Sorge für den heiligen Berg ging nach gänzlichem Verkommen der beiden orthodoxen Imperien von Byzanz und Trapezunt auf die gottesfürchtigen Fürſten der Slaven und Moldo-Walachen über. Athos ward das neue Jeruſalem der Scythen, und alles was der heilige Kloſterbund noch heute beſitzt, Daſeyn, Glanz, Schirm, Nahrungsſaft und Hoffnung iſt fromme Gabe der Sarmaten, iſt aus den danubiſchen Slavenländern und aus Moscovien herbeigefloſſen.

Von den einundzwanzig Großabteien ſind folgende ſechs: Chilantari, Zografu, Simopetra, St. Paul, Xenophu und Ruſſico von Grund aus ſerbo-bulgariſche Stiftungen; acht andere aber: St. Gregoriu, Karakalu, Dochiarion, Kutlumuſi, Xeropotamos, Pantocratoros, das trapezuntiſche St. Dionys und ſelbſt das kaiſerliche prachtvolle Laura, weil im Laufe des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts durch daciſche Woiwoden und Bojaren, theils aus gänzlichem Ruin wieder neu aufgebaut, theils aus Verarmung und Verfall hergeſtellt, erweitert, verſchönert und mit Grundſtücken ausgeſtattet, als Schöpfungen der Fürſten von Yaſſy und Bukureſt anzuſehen.[1] Keinen Antheil weder der Gründung noch der Wiedererneuerung haben die Slavo-Walachen nur an den folgenden ſechs: Iwiron, Protaton, Esphigmenu, Philotheu, Kaſtamonitu und Stauronikita. Darunter iſt Iwiron eine reiche, auf der verbrannten byzantiſchen Mönchskapelle St. Clemens durch iberiſche Frömmigkeit aus dem Grund erbaute, mit Gütern um Tiflis ausgeſtattete und ſpäter glanzvoll erweiterte, Philotheu aber eine kleine, von den gruſiniſchen Fürſten Leon und Alexander um das Jahr 1492 n. Chr. nur reſtaurirte Abtei, zu der nach ſchwankenden Legenden ein St. Philotheus mit zwei heiligen Geſellen einſt den Grund gelegt. Stavronikita dagegen wurde erſt nach Belons Beſuch auf Hagion-Oros in den letzten Jahren Sultan Suleïmans

---

[1] Die Woiwoden Neagulos Beſſarabas, dann Peter mit ſeiner gottſeligen Tochter, Alexander und Brancovan mit den Bojaren Barbul, Gabriel, Radul, Myrtza und Vintila aus der Walachei; dann die Fürſten Stephan, Alexander, Peter und Bogdan aus der Moldau werden als Wiederaufbauer und Reſtauratoren in den Kloſterurkunden am öfteſten geprieſen und genannt.

(1520—1570 n. Chr.) aus langer Verödung durch den Patriarchen Jeremias senior von Konſtantinopel wieder aufgebaut und mit griechiſch redenden Mönchen beſetzt. Für die übrigen vier kennt man nur griechiſche Urſprünge und Patronanzen, ausgenommen in der allerneueſten Zeit, wo die erbliche Gottesfurcht der ruſſiſchen Czare den Thau ihres Goldes über alle Convente des heiligen Berges mit gleicher Liebe und Milde niederträufeln läßt, insbeſondere aber das große und ſtolze Vatopädi mit kaiſerlichen Gnaden tränkt. Doch theilten auch ſchon in früherer Zeit die beiden heiligen Serbenfürſten Sabbas und Symeon mit den byzantiniſchen Imperatoren Manuel Comnenus und Andronicus Paläologus I. als Hauptpatronen die Ehre der Reſtauration und Bereicherung dieſes prachtvollen, durch Glanz und gute Ordnung heute alle Athosklöſter überſtrahlenden Inſtituts.

Woher, wie und warum ich in dieſe liebliche Oede gekommen bin, wie mich die Väter aufgenommen und behandelt haben; dann über Lebensweiſe, Ideenkreis, Beſchäftigung und Politur der heiligen Gemeinde erzähle ich kurz und ohne Schminke in einem folgenden Fragment. Aber aus allen Klöſtern, das ſage ich vorher ſchon, hätte meine Sympathie St. Dionys, das liebliche Cönobium, die abgeſchloſſene Welt am rauſchenden Aëropotamus, wo Nettigkeit, Ordnung, Milde und doch ſtrenge Zucht die Welt am leichteſten vergeſſen lehrt. Mit kolchiſchem Golde durch den Groß-Comnen Alexius III. gegründet und mit Jahresrenten aus der kaiſerlichen Schatzkammer in Trapezunt ausgeſtattet, ſpielt es als letzter Akt comneniſchen Glaubenseifers und gleichſam als Codicill der letzten Griechendynaſtie eine melancholiſche Rolle in den Annalen von Byzanz.

Dreimal des Tages ertönen ſeit fünfthalbhundert Jahren für das Heil ihres Wohlthäters und ſeines kaiſerlichen Hauſes die Hymnen betender Mönche himmelwärts. Aber wo iſt Trapezunt und ſeine Pracht? Wo ſind die goldgefüllten Kammern, wo das ſchöne Comnenenblut und die ſtolze Kaiſerburg zwiſchen tiefausgehöhlten Schluchten voll Schatten, voll weinlaubumſchlungener Bäume, voll rauſchender Bäche hoch auf den Felſen hingezaubert? Ach! ſeht nur hin auf die Palaſtruine, auf den einſamen Thurm mit farbigem Geſimſe und herbſtlich gelbem Quaderſtein! Schauet hinauf aus dem Thaldickicht, wenn es Abend iſt, wie die kolchiſche Mondſichel ſchweigend durch die leeren Bogenfenſter des gebrochenen Saales blickt; ſehet und lernet was den Völkern nerven- und thatenloſe Pſalmodie im Kampfe gegen das Schickſal nützt!

X.

Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos.

2.

Die Anker ſind gelichtet und mit Rieſenkraft wälzt ſich das Feuerſchiff — die ſchwarze Rauchſäule hinter ihm — durch den Maſtenwald des goldenen Horns, in leichter Kurbe um das Gartenkap des großherrlichen Palaſtes beugend in die Propontis hinaus. Ach welche Gefühle beim Abzug aus dem Weltprätorium! Welche Wehen für Europa birgſt du in deinem Schooß! Schweigend und nicht trocknen Auges — ich habe ja lange dort gewohnt — ſandte ich noch den letzten Gruß an den Reichsgenius von Byzanz:

nam me discedere flevit
Et longum .... vale, vale, inquit, Jöla!

Die Sonne hing ſchon abendlich hinter Selymbria und ſcheidend ſpiegelte ſich der letzte Strahl auf den Halbmonden der Tempel und in der dreifachen Fenſterreihe der Uferkaſerne in Scutari. Aber das Schiff rollte fort, und das prachtvolle Stambul mit ſeinen Tugenden und Gebrechen, mit ſeiner morgenländiſchen Schweigſamkeit, ſeinen Intriguen und ſeinen Diplomaten ſank in das Dunkel hinab. Die Morgenröthe (11. Oktober) fand uns bei Gallipoli, und im Feuerglanz der aufſteigenden Sonne, von heiterem Nord getrieben, ſtrichen wir Lampſakos und Aegospotamoi vorüber, raſch durch den „fluthenden“ Helleſpont, und nach einſtündigem Aufenthalt in der Enge bei Abydos mit erneuter Kraft hinaus gegen Tenedos. Das Meer ging hoch, die Welle uns entgegen ſchäumte über Bord; doch Wind und Wellen zum Trotz rauſchten wir, das bergige Imbros und Samothrake rechts laſſend, bis dicht an das baumloſe Eiland Lemnos, wo in einer Entfernung von wenigſtens zwölf deutſchen Meilen der Athoskegel dunkel aus den Fluthen ſtieg. Abends erſchreckte uns der Rieſe; er ſchien ſo nahe vor uns, hatte eine Nebelkappe auf dem Scheitel und hinter ihm zog graulicheѕ Gewölk mit der veilchenrothen Sonnenſcheibe in den Lücken. Ueber der bodenloſen Tiefe an ſeinem Fuße ſchwammen wir in der Finſterniß, und wie der Morgen graute, war das Phantom verſchwunden, der Himmel trübe und das Fahrzeug auch ſchon Kap Caſſandra vorüber, tief in den Golf von Saloniki eingedrungen, und eher als Mittag fielen dicht an der amphitheatraliſch den Strandhügel hinanſteigenden Stadt die Anker.

In vierzig Stunden Zeit waren die Propontis, die Dardanellen, das ägäiſche Meer ſeiner ganzen Breite nach und der lange Golf von Thermä gegen Wind und Wellen, in einem ſchwimmenden Saale, unter reichlichen Mahlzeiten und in beſter Geſellſchaft durchſchifft. Der eben ernannte Erzbiſchof von Theſſalonika mit ſeinem Diakon, ein perotiſcher Wechſelherr und der Berichterſtatter waren die einzigen Kammerpaſſagiere und die Reden um ſo lehrreicher, weil der Prälat nicht blos ein feiner Weltmann, ſondern als Zögling des berühmten Eugenius Bulgari auch des Helleniſchen kundig war. Auf die zufällig hingeworfene Frage, was für Leute auf Imbros wohnen, ſagte er ganz ruhig: Es ſind Leute, die zwar „römiſch" reden, aber von Bulgaren abſtammen.[1] Auch das große Waldgebirge im Mittelpunkte der Inſel Thaſos, fügte er hinzu, nenne man gewöhnlich nach einem Ort gleiches Namens Bulgaro.

Der Kapitän hatte zwar den Auftrag, wenn es Zeit und Meer geſtatte, von der geraden Linie abzulenken und mich im Vorbeifahren an der Hafenbucht des Hagion-Oros ans Land zu ſetzen.[2] Allein es war mondloſe Mitternacht, wogendes Meer, bedeckter Himmel und Strichregen wie das Fahrzeug am Fuße des Rieſenkegels vorüberzog. Und in der Zeit des ſüßeſten Schlummers im matterhellten Prunkſaal vom Lager aufſtehen und ohne Begleitung, ohne Dienerſchaft mit dem ganzen Geſchleppe des Reiſeapparates auf unbekannter Küſte in der Dunkelheit zu landen ſchien noch weit unbequemer als direkt nach Saloniki zu ſteuern, und von dort zu Lande, gleichſam wieder zurück, auf den heiligen Berg zu reiten. Ein zweiter Grund nach Saloniki zu eilen war die Sehnſucht im Hauſe des Herrn v. Mihanowitſch die neueſten Produkte der deutſchen Wiſſenſchaft zu muſtern und das im langen Aufenthalt bei den ungelehrten Byzantinern Verſäumte nach Kräften nachzuholen.[1]

---

[1] Die meiſten Leſer wiſſen doch ohne Zweifel, daß die Neugriechen, Walachen, Bulgaren ꝛc. ſich ſelbſt „Römer" und ihre Sprache das „Römiſche" nennen, die Bulgaren aber zum großen Stamm der Slaven gehören.

[2] Hagion-Oros, heiliger Berg, Monte Santo, Athos bezeichnet in der gewöhnlichen Umgangsſprache ein und

Sie werden es kaum glauben, auf dem Comptoir eines levantiniſchen, in Stambul gebornen und des Deutſchen gänzlich unkundigen Wechslers wurde um Schellings philoſophiſche Doctrin und ihren Unterſchied von Hegels Lehre gefragt. Weiß Gott, ob ich den Leuten die Sache auch nur halb verſtändlich machte; jedenfalls mußte die Kunde, daß ich im

---

denſelben Gegenſtand. Die Türken ſchreiben Aineros dschesiresi, die Halbinſel Aineros; d. i. Ajion-Oros-Inſel.

[1] Herr Anton v. Mihanowitſch, ein großer Freund und Kenner der Literatur, croatiſcher Edelmann und k. k. Conſul für Macedonien und Theſſalien, war früher in derſelben Eigenſchaft bei der ſerbiſchen Regierung in Belgrad beglaubigt.

Hauptſtapelplatz Macedoniens eine vollſtändige Sammlung der vorzüglichſten deutſchen Werke benannter Disciplin finden werde, unter dieſen Umſtänden doppelt willkommen ſeyn. Nach B....ff und M....t wurde natürlich zuerſt gegriffen. Nach der langweiligen Plackerei mit der türkiſchen Syntax und dem Kanzleiſtyl von Stambul war es ein eigenes, höchſt wohlthuendes Gefühl in M....ts Philoſophie der ſubjektiven Natur zu leſen: „Die Negation iſt Negation des Außeinander der Natur.“ — „Der Geiſt als dieſe Negation aller Unterſchiede der Natur, die er zugleich erhalten hat, iſt das Erkennen.“ — „So hat der Geiſt, als denkend, die Natur im Rücken und entwindet ſich derſelben. Das iſt aber nur eine einſeitige und ſchiefe Stellung des Geiſtes zur Natur.“ — Obgleich dieſe Definitionen an ſich vollkommen klar und verſtändlich ſind, gelang es mir doch um keinen Preis ſie einem türkiſchen Kadi aus Jannina begreiflich zu machen, der ſich mit Metaphyſik beſchäftigte und wiſſen wollte, ob man im Lande der Nemtſche auch Ilmĭ Mantek (Logik) und überhaupt Ilmĭ Hikmet (Philoſophie) treibe. Wir waren zuſammen aus Konſtantinopel gekommen und ich beſuchte ihn während ſeines Aufenthaltes in Saloniki, um Hegel'ſche Definitionen ins Türkiſche zu überſetzen. Einen Theil des Zwiegeſprächs, in Fragen und Antworten, türkiſch und deutſch, finde ich im Tagebuch mit der Bemerkung aufgezeichnet, daß insbeſondere der Satz: „*Insanün ruhhĭ fikr ederiken tabijeti ardĭna brakar hem ondan aïrilir*“ (der menſchliche Geiſt, als denkend, hat die Natur im Rücken und entwindet ſich derſelben) die Verwunderung des osmaniſchen Philoſophen erregte.

In Stambul, deſſen kann ich Sie redlich verſichern, meinte ich oft, es könne mit der türkiſchen Monarchie doch noch eine Zeit lang fortgehen, und zwar nicht ſo faſt wegen des armſeligen Flickens und Nachhelfens durch menſchliche Weisheit, als weil Zufall, Gewohnheit, Trägheit, Ungeſchicklichkeit und Langmuth im Bunde mit der natürlichen Schwerkraft alles Beſtehenden auch die Osmanli ſtützen müſſe. Allein ſeit dem philoſophiſchen Examen mit dem Kadi in Selanjk habe ich am Heile des Türkenſtaates vollends verzweifelt. Oder ſaget ſelbſt, ob ein Reich beſtehen könne, wo man nicht einmal weiß, daß der Geiſt als denkend die Natur im Rücken habe?

Als Leitfaden für antiquariſche Forſchungen hatte ich Tafels Werk über Theſſalonica und ſein Gebiet mitgenommen und meinte zugleich occidentaliſch gelehrten Bewohnern der großen und vielbeſuchten Hauptſtadt Illyricums ein neues und angenehmes Geſchenk zu bringen. Allein das Buch war ſchon vor meinem Eintreffen daſelbſt bekannt, und durch einen des Lateiniſchen kundigen Prälaten ein Exemplar ſogar nach Jannina in Epirus gekommen. Dieſe Arbeit eines deutſchen Gelehrten — und das iſt ihre beſte Kritik —

gilt am Orte ſelbſt, den ſie behandelt, für ganz vorzüglich, und darf allen Reiſenden, die künftig Macedonien beſuchen und noch andere Sorgen als Liebe für Gewinn in fremde Länder tragen, als nützliche Begleitſchaft empfohlen werden. Man hat in Deutſchland ſeit zwanzig Jahren vielerlei über den illyriſchen Landtriangel und ſeine politiſchen Zuckungen geſchrieben, aber nicht Jedermann hat Tafels Scharfſinn und hiſtoriſchen Takt gezeigt.

Im Ganzen blieb ich ungefähr ſechs Wochen in Saloniki, eine Woche vor und fünf nach der Athosreiſe, bemerke aber, um die Leſer nicht zu zerſtreuen und vor allem die Hauptpartie des Unternehmens kurz und bündig auszumalen, vielleicht erſt ſpäter noch einiges über die Stadt und die umliegenden Provinzen. Obgleich voll Unruhe und Verlangen in St. Dionys einzuziehen, ſtieg ich doch wiederholt auf den Feſtungsberg der Stadt und ſpähte nach der Gegend von Pella hinüber, wo die Wiege des größten aller Helden ſtand.[1] Dem Zauber des Ruhmes kann Niemand widerſtehen, und man möchte beinahe die Schwäche der menſchlichen Natur auch dann entſchuldigen, wenn ſie Alexanders Größe und Herrſchertalent über die ſtille Glorie friedlicher, aber unſcheinbarer Kaziken und Volksbeglücker erhebt. Welchen Preis hätte ſonſt der Menſch für ſeine Qual!

---

[1] Schlözer und Gatterer waren freilich anderer Meinung.

Der Weg von Saloniki nach Karyäs, Hauptort und Mittelpunkt des Hagion-Oros, beträgt zwar nicht mehr als 36 Stunden, ſtellt aber Muth und Geduld ſelbſt ſolcher Leute auf die Probe, die im Orient keine Fremdlinge ſind. Gewohnheit und faſt täglicher Verkehr zwiſchen der Hauptſtadt Macedoniens und dem Mönchsgebiet haben Etapen feſtgeſetzt, deren erſte — das hochgelegene Bergdorf Chortiat — nur drei gute Wegſtunden von Saloniki entfernt iſt und wegen der kühlen Nachttemperatur auf die meiſten Fremdlinge einen entmuthigenden Eindruck macht. Die Bewohner dieſer Ortſchaft beſitzen gleichſam das Privilegium Reiſende und Waaren auf ihren Maulthieren nach Karyäs zu ſchaffen; dabei verpflegen ſie ſich und ihr Angehöriges ſelbſt und nehmen der langen Strecke ungeachtet doch nicht mehr als zehn bis zwölf Franken für jedes Thier.[1] Die zweite Etape iſt das Doppelte der erſten, und man übernachtet — nach einem ermüdenden Ritt über Stock und Stein, zuerſt von Chortiat ins breite Thal hinab zum See Langaſa, dann auf der Ebene fort und durch eine ſchattenreiche Platanenſchlucht mit hellem Bach, den man zehnmal durchwatet — im ſchönen Dorf Zagliberi am Nordabhange des waldigen Chlumgebirges, der Gränzſcheide zwiſchen Chalkidike und dem fruchtbaren Thalgrunde, den die Alten Anthemontis nannten.

---

[1] Der Agogiat hatte ſich in Geſchäften des Marktes verzögert und brachte mich mit Dardaghani, dem Handwerkerſohn von Saloniki, den ich um zwei Franken per Tag für die ganze Dauer der Athosreiſe als Diener aufgenommen hatte, erſt lange nach Anbruch der Nacht in ſeine Hütte. Das Gros der Effekten war im Conſulat zurückgelaſſen, und außer den nöthigen Kleidungsſtücken nur etwas Lebensbedarf mit andern auf Reiſen in der Levante unentbehrlichen Kleinigkeiten mitgenommen.

Die Leute des Dorfs hatten noch Weinleſe (21. Oktober), und Körbe mit blauen Trauben gefüllt ſtanden im lehmummauerten Hofe des Einkehrhauſes. Es war nur ein Erdgeſchoß, aber reinlich, und auf einem Schemel vor der Thüre ſaß das dreizehnjährige Töchterchen der Wittwe, feſtlich geſchmückt, goldene Münzen im Haare, ſchweigend und unbeweglich, zum Zeichen daß man werben dürfe. Hennen, Reis, Eier, Brod, Butter, Wein und Trauben gab es hier in Fülle, und gelabt durch ſchmackhaft bereitete Koſt ſchliefen wir nach der Gluth des Tages und wegen der milden Nacht an der Außenwand des Hauſes unter einem Vordach auf unſern Teppichen erquickend ſüßen Schlummer. Ein Handelsmann aus Saloniki mit ſeinem Waarentransport für Hagion-Oros, und ein Archimandrit aus dem Kloſter Vatopädi mit ſeinen beiden Knechten aßen und lagerten ſich in patriarchaliſcher Einfalt neben mir und meinem Diener in der Halle. Der Mann war Albaneſe von Geburt und durch mehr als zwanzig Jahre Seelenhirt der griechiſchen Gemeinde zu Bitolia (Monaſtir) im Pindus. Außer dem Schkypi redete er noch walachiſch, bulgariſch, neugriechiſch und türkiſch zum Theil mit vieler Fertigkeit, hatte in ſchwierigen Zeiten viel erfahren, und kehrte müde des Tagwerkes mit den Früchten ſeiner Frömmigkeit und ſeiner Sorgen in die Stille von Vatopädi zurück.

Larégovi, wo man nach achtſtündigem Ritt am dritten Tage ſchläft, iſt noch größer, noch ſchöner, noch reicher und noch romantiſcher gelegen als Zagliberi. Das langgeſtreckte Chlumgebirge öffnet hier einen breiten Durchbruch, eine rieſige Bergſpalte in die amphitheatraliſch niederſteigende Waldregion des chalcidiſchen Küſtenlandes. Daher der ſlaviſche, von der Unwiſſenheit ſpäterer Zeiten in Larégovi corrumpirte Name Jaruga, d. i. Bergeinſchnitt, Tiefſchlucht, eine Erklärung, die ihr ſchönſtes Argument aus der Naturbeſchaffenheit des Ortes zieht.[1] Larégovi, aus dem Ruin des Aufſtandes wiederhergeſtellt, zählt wohl vierhundert Wohnhäuſer mit einer zwar noch unvollendeten, aber für Macedonien vortrefflichen Fremdenherberge, wo zu gleicher Zeit mit uns von der entgegengeſetzten Seite her ein Diakon des Biſchofs von Hieriſſos einzog und für ſeinen Gebieter Nachtquartier beſtellte. Außer der luſtigen Halle waren erſt zwei Wohnzimmer hergerichtet. Das eine hatte Matten und Fußteppiche mit breiten Divanen und Ruhekiſſen, gemalte Wandkaſten und einen um die vier Seiten laufenden Sims, Glasſcheiben, gutſchließende Holzläden und Blumenkörbe vor dem Fenſter. Auch die Thüre, was in byzantiniſchen Ländern ſelten, war von hartem Holze, füllte die Pfoſten und trug ein künſtliches, ſchöngeſchmücktes Schloß. Im zierlich geformten Kamin knitterte die Flamme aus trockenem Birnbaum, einladend nach der Mühe des Tages und wohnlich für einen Oktoberabend auf der Berghalde von Chalkidike.

---

[1] Aus dem ſlaviſchen Appellativ Chlum macht die griechiſche Kehle Cholom, Cholomon, und der Türke gar Solomon.

Dieſe Herrlichkeiten waren aber natürlich nur dem Kirchenfürſten zugedacht; uns andern gab man das zweite Zimmer, zwar auch mit Kamin, Glasfenſter und Läden, aber ohne Divan, ohne Fußteppich, ohne Polſter, ohne Sims, auch waren die Wände nur von Lehm und noch ohne Tünche, eine Binſenmatte mit Kopfkiſſen die ganze Bequemlichkeit. Unten in geräumiger warmer Stallung waren die Maulthiere mit ihren Treibern, oben der Biſchof mit ſeinem Diakon, und wir mit Begleitung und Anhang, alles im Hauſe voll Andacht über die Nähe des Heiligen von Hieriſſos.[1] Der Archimandrit unſerer Karavane wartete dem Prälaten auf, mein Diener rüſtete das Abendeſſen und ich ſah aus der mondbeleuchteten Halle durch die halboffene Zimmerthüre hinein, wie Se. Heiligkeit, die ſchwarze Mörſermütze auf dem Kopf und mit untergeſchlagenen Beinen hinter der runden Tafelſcheibe auf farbigem Teppich ſitzend, eben das Nachtmahl verzehrte und ſich gütlich that. Emſig und vornehm zierlich wanderten die Finger in den Schüſſeln herum, und dem Eſſenden gegenüber ſtand, des Winkes gewärtig, mit Krug und Trinkſchale in der Hand der junge Diakonus, ein unbärtiges Apollobild aus Polyhiero unweit der Ruinen von Olynth. Schon früher hatte ich vom geſchwätzig freundlichen Jungen erfahren, daß ſein Patron nach Saloniki reiſe, um dem neuernannten Metropolitan-Erzbiſchof ſeine Ehrfurcht zu bezeugen und zu gleicher Zeit die in ſolchen Fällen übliche Contribution als Suffragan zu bringen. Der byzantiniſche Clerus, wie man weiß, hat weder Sold noch Stiftung und iſt auf zufälligen Gewinn und auf Erpreſſung in ſeiner eigenen Heerde angewieſen. Der Metropolit beſteuert außer ſeinem eigenen Sprengel noch die Suffraganbiſchöfe, die dann ihrerſeits den geiſtlichen Bedarf auf die Dörfer und die Gemeinden ihrer Diöceſe legen. Der von Hieriſſos hat leider nur zwölf, durch die Inſurrection von 1821 zu Grunde gerichtete Ortſchaften des Erzdiſtriktes oder die ſogenannten Mademochoria (vom türkiſchen Maden, „das Bergwerk"), als Feld zur Betriebſamkeit, daher geringes Einkommen und üble

---

[1] Griechiſcher Sprachgebrauch für „Biſchof von Hieriſſos“. Man nennt den Biſchof ſtatt den „Heiligen“ auch den „Engel“ ſeiner Diöceſe, z. B. Ἄγγελος oder Ἅγιος Ἀντιοχείας, der Patriarchal-Biſchof von Antiochia.

Laune, aber, wie der Mundſchenk meinte, deſto größere Hoffnung auf eine beſſere Eparchie.

Von Larégovi nach Hieriſſo, der vierten Abendſtation, reitet man ungefähr in neun Stunden, man mag links über die Erzgruben von Nisvoro oder rechts, wie wir, über das liebliche Walddorf Ravanikia gehen. Beide Wege ſind voll romantiſcher Scenen und prachtvoller Fernſichten, beſonders wenn der Wanderer aus dem Laubtheater von Longomat über Steilſeiten und Arbutusgebüſch die letzte Höhe erklimmt und wie durch einen Zauberſchlag vor ſich den Athos, links und rechts das Meer, die blauen Golfe von Siggia und Stellaria, die Inſel Thaſos und den Gebirgscherſones von Longos mitten in der Fluth, und tief unten zu ſeinen Füßen auf der ſchmalen Erdzunge des zwiſchen dem Hochland Chalkidike und dem Hagion-Oros weit aufgeriſſenen Spaltes das Städtchen Hieriſſos, das alte Akanthos, die zerſtörte Akropolis und den einſamen Steinthurm im Felde mit einem Blicke überſchaut. Ich frage die beiden Herren Urquhart und Zachariä, ob ſie nicht heute noch mit Entzücken an den großen Kaſtanienwald von Ravanikia und ſeine koloſſalen Stämme, an die Brunnen und die rauſchenden Waſſerbäche, an die Platanen, Haſelſtauden, Eichenbüſche und Waldſchatten dieſes lieblichen Revieres denken? Welche unſichtbare Hand ſchirmt etwa dieſes Laubparadies vor der Zerſtörungshand der Induſtrie?

Kann denn Natur überall nur als Einöde in voller Majeſtät ihre Kraft entfalten? Vielleicht dieſelbe Waldpracht hat einſt die Höhenzüge um Saloniki, den kahlen Bergkranz um die weite Binnenebene Theſſaliens, beſonders aber den jetzo melancholiſch-öde über Athen hereinblickenden Hymettus, und zum Theil den ausgedorrten Boden Attika's ſelbſt bedeckt! Zündet auf Athos die Wälder an und fället die Urwald-Rieſen von Ravanikia, bald wird mit der grünen Herrlichkeit auch der Bach verſiegen, wird der Maſtixbuſch verdorren, und ihr habt die Künſte unſerer Zeit über ein unentweihtes Labyrinth gebracht, habt den Sitz des ſeligſten Entzückens mit Axt und Feuerbrand ſäculariſirt. Verwitterte, abgenutzte Seelen des Occidents, nach Kolchis, nach Athos eilet, den Duft ewig grüner Laubholzwälder athmet ein, wenn ihr noch der Erhebung fähig ſeyd! Hier nahm Medea den Zaubertrank, der Jolkos und Korinth zu friſcher Energie erweckte. Ohne Wald iſt für Menſchen keine Luſt, und ſelbſt die Götter ſchlugen ihren liebſten Sitz in dunkeln Wäldern auf,

..... habitarunt Di quoque silvas.

Ach wem iſt die Kraft des Wortes verliehen, um die weinlaubbekränzten Ahornwälder in Kolchis und die Kaſtanienpracht am Thore des Hagion-Oros vor Hunger und mörderiſchem Stahl abendländiſcher Verfeinerung zu ſchirmen! Ich weiß es, ein Baumtribun und Waldbeſchirmer prediget Widerſtand gegen die Mechanik des Jahrhunderts und gegen das Glückſeligkeitsapoſtolat unſerer Zeit. Aber Waldeinſamkeit macht ſtolze Seelen und gibt kühne Gedanken, dem verzagten Säkulum zum Trotz. Mitten in der Laubſtille — die Scene iſt nicht vergeſſen — ſaßen wir unter hellgrünem Gebüſch dicht am Bach beim frugalen Mahle. Thier und Wanderer genoſſen der Mittagsruhe und im Gefühl der Waldunabhängigkeit lachte ich beinahe laut beim Gedanken, wie oft der Menſch im Occident aus Unkunde wahren Glückes nach Phantomen haſcht und wie oft er feige um kindiſchen Flitter, um thörichten Lohn, Ehre, Gut und Zufriedenheit verkauft. Die Sonne war ſchon unter dem Horizont, und zufrieden mit dem Tagwerk und den Gedanken traten wir ins Einkehrhaus von Hieriſſo.

Der Ort, zu Belons Zeiten (1547) von größerm Belang und mit Feſtungswerken gegen die Angriffe der Piraten verwahrt, hat jetzt kaum vierzig bewohnte Steinhäuſer am Abhang des Uferhügels. Der Reſt ſammt der Akropolis iſt Ruine. Doch vergeht kein Tag ohne fremde Gäſte, weil Alles was nach Athos zieht oder von dannen kehrt in Hieriſſo die Nacht verbringt. Wir fanden hier Getreide-Silo wie in Nubien, große Armuth, aber noch größere Geduld. Viele Familien, unvermögend eine Wohnung mit Mauerwerk, Fenſterladen, Thürpfoſten und Bedachung aufzurichten, flechten außerhalb des Fleckens neben ihrer Spanne Ackerland Hürden aus Weidenbuſch.

Die dem Süden zugekehrte Seite iſt mit aufgeſchichteten Strohbündeln zum Aus- und Eingang halb verdeckt, ärmlicher als die Nigritier und ſchutzloſer gegen den Winterſturm als einſt die Einſiedler auf Hagion-Oros vor der Reform des Athanaſius. Was denken etwa dieſe Hürdenleute, wenn ſie feiſte Mönche und wohlgekleidete Franken hochmüthig an ihrem Weidendach vorüberreiten ſehen? Und doch ſprechen ſie Niemanden um Almoſen an und hört man nichts von gewaltthätigen Handlungen in der Nachbarſchaft. Für ſolche Noth muß jedoch die Zeit von einer Ernte zur andern eine doppelt lange ſeyn!

Reis, Butter, Fiſche, Eier, Limonien, Oel und Brod und neuen Wein gab uns der Wirth; aber eine Henne war nicht ohne Mühe im Orte aufzubringen. Wir waren ja am Thore des großen Büßerinſtitutes von Byzanz und wollten uns noch einmal kräftiges Labſal bereiten vor der nahen Pönitentenkoſt. Bis Chilantari, dem erſten Kloſter, waren es freilich nur ſechs Stunden, aber zwölf bis Karyäs, was in dieſer Jahreszeit (23. Oktober) und auf ſolchen Wegen in einem Tage nicht zurückzulegen iſt. Kaum graute der Morgen, ſo ritten wir ſchon zum letzten Tagwerk den Hügel von Hieriſſo hinauf und erblickten wieder die hohe, waldige, rauhe Bergwand, das Athosportal in ſtarrer Majeſtät vor uns. Niemand könnte die Herrlichkeiten errathen, die hinter dieſer finſtern Hülle verborgen ſind.

Daß die Erdzunge zwiſchen den Ausläufern des macedoniſchen Küſtengebirges und dem Hagion-Oros kaum eine halbe Stunde breit und in gerader Richtung nicht länger als fünf Viertelſtunden im Schritte iſt, hat man oft genug erzählt. Ebenſo bekannt iſt Herodots Erzählung von einem Durchſtich oder Kanal, den Xerxes vor ſeinem Zuge wider Griechenland von Golf zu Golf auf der niedrigſten Einſenkung des Iſthmus graben ließ, breit und tief, daß zwei Triremen neben einander ſchiffen konnten. In Europa ſind aber die Gelehrten noch im Streit, ob uns Herodot eine Thatſache oder eine Fabel erzählt. Als Hauptargument wider die Thatſache gilt die Schwierigkeit des Unternehmens und ein Vers aus Juvenal:

creditur olim
Velificatus Athos et quidquid Graecia mendax
Audet in historia ....

Juvenal ſchrieb Satyren, und im Orient, wenn es nur Geißelhiebe und Menſchen koſtet, gibt es keine Schwierigkeiten. Es arbeiteten ja 12,000 Mann ſammt den Athosbewohnern nationenweiſe und in regelmäßigem Wechſel drei volle Jahre unter der Peitſche perſiſcher Aufſeher im Geſchwindſchritt, wie jetzt die Nil-Fellah unter Mohammed-Ali's mildem Regiment jährlich die verſchlammten Kanäle räumen oder neue graben zu Mehrung der eigenen Noth. Das Bild beim joniſchen Erzähler iſt wunderſchön: man ſieht wie ſie ſchaufeln und keuchen und in Reihen über einander geſtellt ſich die Erde entgegenwerfen, bis ſie aus der Tiefe an den Rand gelangt.[1] Für Alles war bei der Arbeit geſorgt, für Markt, für Nahrung und für Geißelhiebe. Das Lager mit der Erſatzmannſchaft ſtand am Eingange des Helleſponts, und zahlreiche Schiffe unterhielten beſtändige Verbindung mit der arbeitenden Abtheilung am Iſthmus. Auch geologiſch, ſo viel iſt durch competente Richter nachgewieſen, läßt ſich gegen die Sache nichts einwenden, und Thucydides, der faſt ein ganzes Menſchenalter in der Nähe wohnte, redet vom Athosdurchſtich wie von einem Ding, deſſen Beſtand Jedermann kenne. „Ach dieſer Thucydides!“ „Was weiß etwa dieſer Thucydides?“ ſagten ſie neulich in Athen, und wie es ſcheint ſagen Viele auch in Deutſchland ſo.

Der grüne, ſtellenweiſe mit Schilf bewachſene Streif, der ſich auf der niedrigſten Stelle des mattgelben Iſthmusgrundes quer von einem Ufer zum andern zieht, heißt bei den Umwohnern heute noch Problaka. Problaka iſt aber kein griechiſches Wort und deutet ohne Zweifel auf das Verbum Probiati, das im Slavendialekt Illyricums „durchſtechen“ bedeutet. Wahrſcheinlich ſah man zur Zeit der Coloniſirung Macedoniens durch ſlaviſche Völker noch deutlichere Spuren des perſiſchen Grabens als zu unſerer Friſt. Bei uns — das ſehe ich voraus —

---

[1] Herodot. VII, cap. 21—24.

wird man das ſlaviſche Problaka nicht überall gelten laſſen, und ich ſelbſt — wäre es mir darum zu thun — würde in einem ſcharfen Syllogismus zu Jedermanns Erbauung etwa wie folgt das Gegentheil beweiſen: „Wo ein Kanal gegraben wird, da ſieht man auch einen Kanal. Ἄρα γε, hätte Xerxes auf der Athoszunge wirklich einen Kanal gegraben, ſo würde man auf der Athoszunge auch wirklich einen Kanal erblicken. Nun aber erblickt man auf der Athoszunge keinen Kanal, Ergo hat Xerxes auf der Athoszunge keinen Kanal gegraben, Ergo ſind keine Slaven über die Donau gekommen, Ergo iſt Problaka griechiſch, Ergo kann man in Griechenland aus Papierkanonen feuern und aus leeren Taſchen Sold bezahlen, Ergo ſind in Kukuruz Giganten, Ergo gebt mir eine Decoration, Ergo, Ergo ....“ Geſtehen Sie doch, daß dieſe Concluſionen bündig ſind![1]

Bei unſerm Ritt über den Iſthmus aber waren Tag und Gemüth nicht ſonderlich für gelehrte Forſchung und ſcharfes Argument geeignet: am Himmel trieb Gewölke graulich kühl, vom Helleſpont blies es herbſtlich auf die Problaka herüber und wir zogen ſchweigend den ſteilgewundenen Pfad der erſten Bergwand hinauf, durch Waldöde, an ausgebrannten Schluchten, verſiegten Brunnen und furchtbaren Steilgründen vorbei, über Hügel, wilden Rosmarin und ſteiniges Geklüfte zum Platanenbach hinab, wo für den müden Pilger auf einſamem Raſengrund, von Buſchwerk und dichtbewachſenem Steingewinde umſchloſſen, mitten im Gehölze und ferne von aller menſchlichen Hülfe, Tränke und Raſt bereitet ſind. Die Gegend heißt Callitza, das Waſſer ſelbſt aber Protoneró.

---

[1] Kukuruz iſt ein Dorf in Arkadien.

Obgleich von Unſicherheit des Waldes nichts verlautete, peinigte uns doch die Erinnerung an die Vergangenheit; und wenn auch nicht ſonderlich furchtſam, ſchielten wir mit dem Brod in der Hand zu Zeiten doch etwas ſeitwärts, ob nicht Flintenläufe und ſchwarze Palikarenaugen irgendwo aus dem laubichten Buſche blitzen. Denn eben auf dieſer Stelle beſtand zehn Jahre früher der Engländer Urquhart ſein bedenkliches Abenteuer mit den Hagion-Oros-Klephten. Die Räuber ſtanden im Dickicht neben dem Brunnen und hatten ſchon ihre Gewehre angeſchlagen, wie er eben aus derſelben Quelle trank, an der wir unſer Hieriſſomahl verzehrten. Bei dieſem Waſſer beginnt das eigentliche Mönchsrevier und der dem Weib verpönte, durch eine zweite, dicht und parallel hinter der erſten laufende Gebirgswand von der Welt und ihren Sorgen getrennte Grund, „Megali-Vigla“ oder die Große-Warte genannt. Wie eine plattgedrückte, ſtumpfwinklichte Pyramide ſtreicht die Große-Warte und ihr dunkler Pinienwald von einem Strand zum andern der ganzen Breite nach über den Cherſones und endet auf der Seite des nordöſtlichen Paſſes als ſchmaler, weit über die Grundfläche des heiligen Waldes in die Brandung hinausgreifender Felſendamm im Promontorium Platy.

Kaum iſt man durch unwegſames Steingewirre hinter den dunkeln Pinienvorhang gedrungen, ändert ſich plötzlich die Scene: man tritt unvermuthet mitten in die immergrüne Buſchregion der heiligen Oaſe; die Lüfte fächeln milder, und ein breit ausgekerbtes Flachthal, von beſonders prachtvollen Platanen beſchattet, ladet unwillkürlich zur Niederlaſſung ein. Rechts aus einer Vertiefung, weniger als eine Stunde vom Strand, blickt mitten aus Wald und langwipflichten Cypreſſen das Mauerwerk und der Glockenthurm der großen Slavenabtei Chilantari hervor. Es war noch früher Nachmittag und wir zogen durch die üppig bewachſene Hügellandſchaft in der Richtung gegen Vatopädi fort, erreichten aber erſt nach Sonnenuntergang und bei ſchon einbrechendem Dunkel den gewölbten Thorweg und die gaſtlichen Hallen dieſes ſchön gemauerten und großartigen Mönchskaſtelles. Hölzerne Kreuze, hie und da auf Felſenvorſprüngen und Scheidewegen mitten im Walde aufgeſtellt, verkündeten uns deutlich, hier ſey einmal wieder chriſtliches Land, ein noch unentheiligtes Ueberbleibſel des alten Byzantium. Vielleicht lächelt man mitleidig über die gläubige Empfindſamkeit; aber ich geſtehe ungeſcheut die Schwäche, das Auge belebte ſich beim Anblick dieſer Wahrzeichen des Heiles und das Blut ging raſcher, ich dachte an die Heimath, an die romantiſchen Waldſcenen am Eiſak in Tirol, an die Rebgelände und Kaſtaniengruppen ſeiner entzückenden Mittelberge; an euch dachte ich, Schaldersthal, rauſchender Forellenbach, tiefe Waldöde, ſommerliche Lüfte und ziehendes Gewölke — Symbol der Jugend und der Vergänglichkeit; an dich, hölzernes Wetterkreuz im Birkenlaub, an dem der Knabe ſcheu und andächtig ſo oft vorüberging. Sitz der Wonne und der Luſt, wie könnte ich deiner je vergeſſen! Nach einem Lebenscyklus voll Gram und wechſelvoller Geſchicke begegne ich dir unerwartet wieder in unbeſuchter Stille byzantiniſcher Wälder und grüße dich mit leidenſchaftlicher Gluth, Sinnbild der Selbſtüberwindung, Labarum, das die Cäſaren vom goldenen Sitz geſtoßen und den ſtolzen Dünkel der Philoſophen erniedrigt hat! In dieſem Augenblick begriff und pries ich das zornige Gemüth, mit dem man ſich einſt in der Heimath — das Feuerrohr in der Hand — wider die frevelhaften Schänder des Heiligthums erhob. Eben weil ich ſo lange und ſo vielfach Zeuge war, wie der Islam in ſeiner Unmacht noch ſtolz die Kreuzesfahne verhöhnt und ihre Bekenner verachtet, ergriff es mich beim Anblick der verwitterten Balken im grünen Buſchwald des Hagion-Oros weit lebendiger als mitten im chriſtlichen Lande, wo der Beſitz nachläſſig, und unbeſtrittener Sieg vergeßlich macht. Für den Fremdling iſt der Orient eine reiche Quelle von Gemüthserſchütterungen, die freilich einem Diplomaten nicht geſtattet ſind. Vielen Menſchen aber gewährt zorniges Aufwallen und leidenſchaftliches Empfinden mehr innere Zufriedenheit und ſüßeren Genuß als das froſtige Geſicht und die imperturbable Ruhe des Scythen B...ff.

Wir gingen dieſen Abend nicht auf dem Hochweg des Bergkammes, von dem ich im erſten Bericht erzählte, ſondern tiefer unten, am ſchönen, in einem Küſteneinſchnitt kaum drei Viertelſtunden von Chilantari lieblich gelegenen Kloſter Esfigmenu vorbei, über die Quergerippe, Parallelthäler und Schluchten der Seitenhalde, und erblickten von einem hohen dichtbebuſchten Strandvorſprunge, der die halbcirkelförmige Waldbucht nördlich ſchloß, weit und tief unter uns, ſanft auf einer Neigung des rieſigen Laubwaldtheaters gebaut, in ſeiner Außengeſtalt der „Mauerkrone der Göttin Cybele" vergleichbar, das Kloſter Vatopädi, als eben die Sonne hinter die Bergſcheide ſank und der letzte Strahl auf die Zinnen des obern Thurmes fiel. Nach neunſtündigem Ritt über unwegſames Gebirge, und auf die leidenſchaftlichen Aufregungen und Eindrücke des Tages war Ruhe das erſte Bedürfniß. Und wir ſchliefen nach einem mäßigen, in Geſellſchaft des Reiſe-Archimandriten und des Fremdenempfängers verzehrten Abendeſſen aus geſalzenen Fiſchen, Reis und Vegetabilien, beſtens verſorgt und mit Gemächlichkeit auf den Divanen des Fremdenſaales hingeſtreckt den geſunden Schlaf.

Hagion-Oros-Koſt gibt leichtes Blut und hellen Sinn. Mit dem anbrechenden Morgen begann aber auch ſchon Sorge und Gemüthsunruhe über möglichſt zweckmäßige und möglichſt wohlfeile Einrichtung des Geſammtkloſterbeſuchs am heiligen Berg. Noch hatte ich keinen Begriff, was eine Athosbibliothek eigentlich ſey und zu welchen Erwartungen Anordnung und innerer Gehalt dieſer im Occident vielbeſprochenen Inſtitute berechtigen könne. Zwar hatte ich Zachariä's neueſten, mit Sorgfalt und Talent geſchriebenen Bericht zur Hand; allein der Späterkommende meint immer klüger als der Vorgänger zu ſeyn, und durch Schärfe oder Glück begünſtigt, vielleicht zu entdecken, was dem andern verborgen blieb. Auf die Phantaſie verlorne Klaſſiker aufzufinden, hatte ich freilich voraus verzichtet, und dafür mein Ziel auf beſſere Kunde des byzantiniſchen Zeitalters geſtellt. Von den Strandklöſtern war es daher vorzugsweiſe auf Vatopädi, Iwiron, Laura und beſonders auf Sankt-Dionys; von den Waldconventen aber nur auf Karyäs und Chilantari abgeſehen. Zugleich erſchien es ökonomiſch merklich vortheilhafter, die Operationen auf der Stelle in Vatopädi ſelbſt zu beginnen, um mit der Mühe eines zweiten Beſuches auch der Laſt eines zweiten Ehrengeſchenkes an die frommen Väter zu entkommen. Ungeſäumt wurden die bis Karyäs gedungenen Maulthiertreiber bezahlt und abgedankt und die Vorſtände des Kloſters nach eingenommenem Morgenimbiß um Audienz erſucht. Man weiß bereits was ein „Monaſtirion idiorrhythmon“, ein freies, republikaniſch verwaltetes Athoskloſter iſt, und Vatopädi gehört in dieſe Klaſſe.

Im Sommerdivan gegen die See gekehrt, ſaßen die vier Großbeamten der heiligen Gemeinde zum Empfang des Fremden aus Occident. Nach Austauſch und Leiſtung der gewöhnlichen Artigkeiten morgenländiſcher Beſuche ging ich gleich zur Sache, und erklärte den Vorſtänden ohne langes Präambulum: ich hätte ein Buch über das orthodoxe Imperium von Trapezunt geſchrieben, und ſey jetzt auf einer Reiſe im Orient begriffen um durch Auffindung neuer Thatſachen und unbekannter Schriften das Buch in ſeiner Ausführung zu verſchönern und zu Ehr’ und Preis ſeinen Werth im Urtheile der Landsleute noch höher zu ſtellen. Ich vergaß nicht beizufügen, daß ich ſogar wie ein zweiter Jaſon in das entlegene Kolchis und in die wohlverwahrte Stadt Trabeſonda gezogen, ein Jahr zu Konſtantinopel geblieben und zum Schluß in der doppelten Abſicht, um in den Handſchriften ſeiner geprieſenen Heiligthümer neue Argumente für das benannte Thema zu ſuchen, in den Tugenden der frommen Väter aber Erbauung und kräftiges Exempel für eigene Vollkommenheit zu ſchöpfen, auf den Hagion-Oros gekommen ſey, und für beides in Batopädi den Anfang zu machen gedenke. Zugleich überreichte ich die Empfehlungsſchreiben aus Stambul und Saloniki, damit ſie Inhalt und Zweck meiner Bitte amtlich erfahren und das Nöthige verfügen möchten.

Was die Tugenden betreffe, erwiederte der Vorſteher, ſey ich allerdings auf den rechten Platz gekommen; denn nirgend werde das Faſtengebot mit ſolcher Strenge gehalten, Gottesdienſt und Gebet ſo andauernd und eifrig gepflogen, weltliche Zerſtreuung mit ſolcher Schärfe und Gewiſſenhaftigkeit vermieden und das Leben überhaupt mit ſolcher Hingebung und Selbſtverläugnung nach den Vorſchriften der orthodoxen Concilien eingerichtet wie in den Geſammtklöſtern auf Hagion-Oros. Das ſey aber auch ihr Ruhm und die unerſchütterliche Grundlage ihres Kredites, von dem ſie wohl wüßten, daß er ſich nicht blos auf die Länder ihres Glaubens beſchränke, ſondern auch in das Abendland gedrungen ſey. Wenn ich aber glaube in Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit bei ihnen etwas zu gewinnen, ſey ich zu ihrem großen Herzeleid irrthümlich berichtet: ſie alle ſeyen Ignoranten, und Unwiſſenheit (ἀμαϑία) ſey allgemeine Sitte des heiligen Berges, weil Gott am letzten Gerichtstage den Menſchen nicht frage was er gelernt, ſondern wie er gehandelt habe. Von einem Imperium Trapezunt hätten ſie niemals gehört und wüßten auch nicht ob in ihrer Bücherkammer etwas derart zu finden ſey; jedenfalls wäre mein Suchen vergeblich (μάτην πονεῖς), wenn ich nicht beſtimmt und mit Namen das Buch bezeichnen könnte, wo von Trapezunt gehandelt werde. Uebrigens ſey ich herzlich willkommen, Alles ſtehe mir offen, und ich möge bei ihnen nur bleiben, ſo lange es mir gefalle. Nur ſey es üblich, daß ſich Fremde vor allen weitern Schritten beim Regierungsausſchuß in Karyäs melden und dann erſt, mit dem Circulare in der Hand, ihre ſpeziellen Zwecke von Convent zu Convent verfolgen.

Eine Stunde nach dieſer Unterredung ritten wir durch das hohe Portal von Vatopädi hinaus. Karyäs iſt kaum drei Stunden entfernt und liegt in einem Hochthal unterhalb des Bergkammes, 2000 Fuß über dem Meere.[1] Schon wenige hundert Schritte vom Kloſter erhebt ſich der Pfad ſteil über den Strand und zieht in maleriſchen Wendungen durch dichtverwachſene immergrüne Buſchregion zum Hochwald hinauf. Reichthum, Lebenskraft und Fülle des Pflanzenwuchſes, wie man ſie hier erblickt, müſſen auch den weniger Unterrichteten mit Bewunderung erfüllen. Das Geſträuch, bis fünfzehn Fuß hoch, wäre undurchdringlich, hätte man nicht die Pfade künſtlich ausgeſchnitten. Myrten und Schattenblumen füllen alle Räume, und die Lianen ranken in ſo üppigem Triebe, daß ſie an vielen Orten, beſonders bei den Waſſerfällen der erſten Einſenkung, gleichſam ein Laubdach über den Kopf des Wanderers bilden, der voll Erſtaunen an den Einſiedeleien und zaubervollen Scenen dieſer unbekannten Zone vorüberzieht, bis der von üppigen Kräutern und Farngebüſche düſter durchwachſene Hochwald mit rieſigen Wallnuß- und Kaſtanienbäumen, Steineichen und Cypreſſen in der Umgegend von Karyäs die Seele mit neuem Entzücken erfüllt.

---

[1] Griſebach Reiſe durch Rumelien, 1841.

Um die Waldluſt dieſes unvergänglichen Paradieſes ganz zu ſchlürfen, ſollte man warmes Blut, Gemüth und Wiſſenſchaft wie Griſebach beſitzen. Das Städtchen ſelbſt mit ſeinen hundert Steinhäuſern, ſeinen zwanzig Kapellen und ſeiner Kloſterkirche und ihrem ſtumpfen Glockenthurm — ein immer friſches Garten- und Guirlandengehege — lehnt ſich an die quellenreiche Steilſeite des Laubwaldes, und hat ſeinen Namen ohne Zweifel von den jetzt ſeltenen Wallnußbäumen oder von den Haſelnußſtauden erhalten, die heute noch überall in den Gärten, zwiſchen den iſolirten Wohnhäuſern, insbeſondere jenſeits des kleinen Sturzbaches üppig aus dem Boden wuchern.[1] Man führte uns zu einem der vorſitzenden Prälaten, der zufällig aus Vatopädi war und ein ſchönes Gartenhaus mit allerlei außergewöhnlichen Bequemlichkeiten bewohnte. Se. Heiligkeit ſaß am Divan neben der Kaſſe und ſtrickte wollene Socken. Wie vor dem Gemeinderath in Vatopädi erklärte ich auch hier mein Anliegen, und wir verſtändigten uns ſchnell; denn polirt und gewandt ſind die Athosmönche alle, wenn ſie auch nur Strümpfe ſtricken, Litaneien ſingen und Ignoranten ſind. Ein Verwandter des Prälaten, ein Empiricus aus Cumerdſchina in Thracien, nahm Antheil am Geſpräch und erzählte vom jungen Zachariä aus Heidelberg, vom Bodenreichthum des thraciſchen Landes, von Mohammed-Ali und von der Medicin, mit der in Cumerdſchina nicht viel, aber bei den Mönchen auf Hagion-Oros gar nichts zu verdienen ſey.

---

[1] Auf dem Hagion-Oros hört man *Καραῖς* und *Καρυαῖς* ſprechen; erſteres gewiß nur träge Verkürzung des zweiten, der Accent aber in beiden barbariſch, da man im Helleniſchen *Κάρα* und *Καρύα* lieſt. Von den Köpfen (*κάρα*) der im 13. Jahrhundert durch Michael Paläologus angeblich

Fremde werden beim Mangel einer Einkehr gewöhnlich im Sitzungsgebäude ſelbſt, und zwar neben der Wachtſtube der Hagion-Oros-Miliz untergebracht; zu meinen Gunſten aber machte der freundliche Epitrop eine Ausnahme und verſchaffte mir im Hauſe des Deputirten vom Kloſter Philotheos ſelbſt eine Unterkunft. Während man das Zimmer zurecht machte, begleiteten ſie mich beide zum türkiſchen Polizeivorſtand, einem bejahrten Boſtandſchi aus Konſtantinopel,

---

getödteten Mönche kann der Name nicht gekommen ſeyn, weil er ſchon in den Goldbullen des 10. Jahrhunderts zu leſen iſt.

der natürlich weder leſen noch ſchreiben konnte und die Geſchäfte durch einen unbärtigen Kurdenſklaven aus Schereſor in Aſſyrien beſorgen ließ. Nach türkiſchem Brauch ward der Ferman laut abgeleſen und der Inhalt zugleich als Material des Geſprächs ausgebeutet. Wir machten es kurz, weil der alte Aga nicht ſonderlich ideenreich war und überdies eben der Faſtenramaſan begonnen hatte, wo ein frommer Muſulman erſt nach Untergang der Sonne heiter und geſprächig wird.

„Was es in Stambul Neues gebe, ob es im Lande der Nemtſché theuer oder wohlfeil zu leben ſey, und ob der Kral des Landes viele Soldaten und Kanonen habe," war der ganze Commentar zum vorgeleſenen Aktenſtück. Sie begreifen wohl, daß ich hier nichts von Gelehrſamkeit und alten Pergamenten erzählte; die prätentiöſe und doch nichtsſagende Phraſe „Dunjái gesérim Saltanát istchün." „ich bereiſe die Welt aus Liebe zur Pracht," war dem Boſtandſchi polizeilich hinreichender Grund meiner Erſcheinung auf Hagion-Oros. Vater Beſſarion, der Hausherr, konnte zwar leſen und ſchreiben, war aber ein Feind der Orthographie wie aller gefährlichen Neuerung. Statt *τὴν ἰδιοποιῶ* ſchreibt der gute Philotheït *τὶν εἰδιόπιο*, was ihn aber nicht hindert gaſtlich gegen Fremde und eifrig im Gebet zu ſeyn. Dagegen beſuchte mich, während der Diener das Eſſen bereitete, der Geheimſchreiber der Regierungsjunta, ein junger und wohlgeſchulter Chilantarimönch aus Skopelo in Hellas gebürtig. Als Kaïri's Discipel war er voll neuer Ideen und hatte auch die verbeſſerten Lehranſtalten in Athen beſucht. Maurocordatos war ihm zwar *Ὄργανον πάσης κακίας τῇ Ἑλλάδι*, „Werkzeug alles Unheils für Griechenland“; allein ſtatt St. Baſilius und St. Pachomius liest der Geheimſchreiber die Werke des Iſokrates und Demoſthenes und ſchreibt das Helleniſche mit Leichtigkeit und Eleganz.

Ob das Alte und das Neue nicht etwa auch auf dem heil. Cherſones früher oder ſpäter mit einander in Conflikt geräth? Oder mit andern Worten: wird der abendländiſche Trieb nach Wiſſenſchaft, Fortſchritt und Erkenntniß nicht auch einmal verwüſtend und auflöſend in die ſtille Zone des Hagion-Oros bringen? Wird die anatoliſche Kirche auch ihre Encyklopädiſten und ihre Hegel'ſche Philoſophie zu überſtehen haben? Die Antwort hängt vom Gang der Dinge in Hellas und von noch etwas ab, das man wohl mit einem Chilantarimönch im Gartenhaus zu Karyäs, aber nicht ſo leicht mitten in Deutſchland vor dem großen Publikum beſprechen kann. Einiges Unkraut meinte ich hie und da in der überreichen Vegetation zwiſchen dem markigen Blatt des Lorbeerbaums und der „brennend gelben Blume des Hypericumſtrauchs“ ſchon jetzt bemerkt zu haben; doch hat es noch lange hin bis ſich die Auſtritte des zehnten und eilften Jahrhunderts im neueren Sinn wiedergebären könnten.

Inzwiſchen war die Sonne untergegangen und die Zeit zur Abendkoſt gekommen. Man trug eine geſottene Henne auf, die der freundliche Sockenprälat als Xenium geſchickt; Reis, Butter, Wein, Brod, Eier, Kaviar, Fiſche und getrocknete Früchte hatte der Bazar geliefert, und ſo endete voll Zufriedenheit und guter Laune der erſte Tag in der Hauptſtadt des heiligen Municipiums.

Von der übermäßigen und nutzloſen Strenge der Mönchsregel in Sachen der Diät wird am Regierungsſitz zum Troſt menſchlicher Schwäche etwas weniges nachgelaſſen. Selbſt Vater Beſſarion, der Rigoriſt, hatte an Nichtfaſttagen ein Ragout aus Ziegenfleiſch, und mein Beſchützer, der ſockenſtrickende Prälat, unterhielt — wohlverſtanden nur für ungewöhnliche und vom Arzt vermerkte Fälle — eine Hennenkolonie mit Zubehör im verborgenſten Winkel des Hofs und mit Auferlegung ſtrenger Klauſur, um die Bewohnerſchaft des heiligen Städtchens ja nicht in der Andacht zu ſtören und durch ſinnliche Eindrücke vom Weg des Heiles abzulenken. Der Boſtandſchi mit ſeinem Haushalt ißt gar Hammelfleiſch, ſo wie auch die Municipalmilizen, obgleich Chriſten, was Diät betrifft, auch nicht immer nach gleichem Grad der Vollkommenheit ſtreben wie die weitüberwindenden Kalógeri.[1] Wenn man regieren ſoll, meinen die Väter in Karyäs, iſt es an der Ehre allein nicht immer ſchon genug; man will und muß zu Zeiten auch kräftiger eſſen und in Chriſto fröhlich ſeyn.

---

[1] Kalógeros (καλόγηρος; und καλόγερος, ſpr. Kalójeros d. i. der gute Alte) iſt gemeines Appellativ für Mönch in allen Gegenden des byzantiniſchen Reiches.

Des andern Morgens führte mich Vater Beſſarion in den Sitzungsſaal, um die Papiere zu überreichen und das übliche Examen auszuhalten. Ich meinte nur vor dem engern Ausſchuß, den vier Direktoren der Junta, zu erſcheinen, fand aber das ganze Kollegium in feierlichem Senat verſammelt. Auf drei Seiten eines länglichten Vierecks ſaßen in morgenländiſcher Weiſe auf breitem Divan 25 ehrwürdige Geſtalten mit wallenden Bärten und weiten dunkeln Gewändern, ſchweigend und unbeweglich, wie der Senat des Cyneas. Der Anblick hatte etwas Feierliches und Ehrfurchterregendes. Auf der offenen Seite des Vierecks, aber eine Stufe tiefer, ſaß am Tiſche der Geheimſchreiber aus Chilantari, mit dem ich Abends vorher die lange Unterredung hatte. Mein Platz war auf der Schmalſeite neben den Vorſtänden, und nicht ohne Verlegenheit blickte ich auf die lange Doppelzeile ſchwarzer Mönche, und die großen Augen und die aſiatiſche Melancholie der ausdrucksvollen, ſcharfgezeichneten, ſonnengebräunten Südgeſichter machten mich im erſten Andrang über den Erfolg meines zu ſtellenden Antrages ſelbſt beſorgt.

Ich fühlte Beklemmung und ſo etwas von disciplinirter Verzagtheit ungeübter Schattenſitzer. Allein Kaffee und Süßigkeiten, die im Orient bei keiner

Gelegenheit fehlen, gaben Zeit und Gemüthsruhe, und einige Incidenzfragen meines nebenan ſitzenden Beſchützers brachten mich vollends in Gang. Ich erklärte der heiligen Verſammlung ungefähr in denſelben Worten, aber etwas umſtändlicher als in Vatopädi den Zweck meiner Athostour, legte die Empfehlungsſchreiben des ökumeniſchen Patriarchen, des Weſiers von Saloniki und ihrer eigenen Reſidenten aus Konſtantinopel vor, vergaß auch nicht anzurühmen, daß ich das Glück hatte in Folge langer Pilgerfahrten zum heiligen Grabe, nach Cypern und nach Kolchis, die drei von Sanct Lukas eigenhändig gemalten und in der anatoliſchen Kirche allein erhaltenen Originalbilder der Panagia von Megaſpiläon in Morea, vom Kloſter Kykky auf Cypern und vom Melasberge bei Trapezunt zu ſehen. Ich erzählte ihnen wie einſt Alexius der Großcomnen und Imperator, laut der noch aufbewahrten Goldbulle, eines der ſchönſten und geſegnetſten Convente des vielberühmten Athos mit kaiſerlicher Municenz gegründet habe, und ich vor Begierde brenne dieſes Denkmal fürſtlicher Frömmigkeit zu Nutzen und Ehren der heiligen Gemeinde näher zu betrachten und Alles zu erforſchen, was ſich etwa an Nachrichten über jenen letzten Staat orthodoxer Autokraten in den zahlreichen Sammlungen des Hagion-Oros finden ſollte. In der (grundloſen) Beſorgniß die Mönche möchten wie auf Sumelas ihre üblichen Tücken auch hier gegen mich wenden und die Exiſtenz der Goldbulle gar abläugnen oder das Vorzeigen unter dem Prätext verweigern, daß von den beiden Archivſchlüſſeln der eine im Patriarchat zu Konſtantinopel liege, bat ich zum Schluß um eine ſpezielle Empfehlung an ihre heiligen Brüder in Sanct Dionys, wo ich für meine Zwecke am längſten zu verweilen hätte.

Der Vorſitzende des Tages antwortete in wohlwollenden Ausdrücken, las die Empfehlungsſchreiben des Patriarchen und der Athos-Epitropen laut in der Verſammlung vor und verſicherte, ſie hätten die Abſicht meiner Ankunft in ihrer Gemeinde vollkommen begriffen; es kämen ja ungefähr in gleichem Sinne öfter Fremde aus dem Abendland, und ſpezieller Empfehlung bedürfe es bei dem liebevollen Geiſt ihrer Brüder in Sanct Dionys durchaus nicht; ein Cirkular in herkömmlicher Form von ihrer Seite ausgeſtellt ſey alles was ich nöthig habe, und dieſes werde auch der Grammatikos ungeſäumt und unter ihren Augen ſelbſt in Ordnung bringen. Wo immer auf dem Hagion-Oros ich mit dieſem Papier erſcheine, werde ich brüderlich auf- und angenommen ſeyn.

Dann erſt wurde die Unterhaltung allgemeiner; jeder fragte was ihm beſonders im Sinne lag: der eine über Bayern, ſeine Größe, ſeine Macht und ſeine Bedeutung; der andere über Deutſchland und ſeine Bewohner überhaupt; der dritte gar über China, wo eben der Opiumkrieg begonnen hatte. Jeruſalem, **Athen**, das **Bild** von **Megaſpiläon**, **Miſiri** (Aegypten), Hr. **Mynas**, ein gelehrter Gräciſt aus Paris (zu derſelben Zeit in Auftrag ſeiner Regierung auf Hagion-Oros) und St. **Anonymus**, der neu aufgefundene Heilige von Vatopädi, kamen nach der Reihe ins Spiel. Manche ehrwürdige Mönchsgeſtalt that kindiſche Fragen und mancher Augenglanz erloſch bei geöffnetem Munde; aber auch Allianzen der Sympathie und Intelligenz mit zwei Deputirten (Senatoren), die ich ſpäter oft beſuchte, wurden in dieſem allgemeinen Wettkampf mönchiſcher Neugierde und Redeſucht geſchloſſen.

Etwas Welt- und Länderkunde iſt bei ſolchen Gelegenheiten das fruchtbarſte und befriedigendſte Thema und der wirkſamſte Talisman angenehm zu ſeyn. Inzwiſchen war auch das Umlaufſchreiben in beſter Form ausgefertigt und mit dem Sigill der heiligen Junta verſehen in meine Hand gelegt, worauf ich unter freundlichen Blicken und den beſten Wünſchen der Väter aus der Verſammlung ging. Der Vortheil ſich ohne Mittelsperſon verſtändlich zu machen und ſeine Intereſſen ſelbſt zu vertheidigen, iſt wenigſtens in meinen Umſtänden von größerem Belang als man gemeiniglich glaubt. „Seht, ſeht, hieß es, dieſer Deutſche hat zwar eine etwas ſchwere Zunge, aber er redet helleniſch und **römiſch**, daß man ihn verſteht, und er ſcheint auch zu wiſſen, was in der Welt paſſirt.“ Vater Beſſarion erzählte mir nachher alles was ſeine Kollegen zu Ehre und Vortheil des abtretenden Fremdlings ſagten. Denn aller Heiligkeit und Abtödtung zum Trotz hat das Bedürfniß der Kritik ſelbſt die Athosmönche nicht verlaſſen.

Während die Väter in ungewöhnlich langer Sitzung die Geſchäfte des Tages erledigten, beſah ich Karyäs und ſeine wahrhaft reizende Umgebung ungeſtört. Kern des Orts iſt die am Bergabhang ſich krumm hinziehende Kaufſtraße (τὸ *Βαζάρι*) und ihre drei oder vier kurzen Seitengäßchen, alles mit großen Kieſeln roh gepflaſtert und ohne Zuthun der Bewohner durch die vom Berge herabſprudelnden Bäche reingehalten. In dieſem Theil allein ſind die Häuſer ſtädtiſch aneinandergerückt und mit einer Doppelreihe niedriger Schoppen verſehen, in welchen Krämer und Handwerker der gewöhnlichſten Ordnung, unbeweibte Weltleute oder Kalogeri ihr Geſchäft betreiben. Da ſieht man neben den Stoff- und Eßwaarenhändlern bärtige Mönche, die Schuhe machen, Kleider nähen, Eiſen ſchmieden, Magazine mit heiligem Schnitzwerk aus Horn und Bux, Kirchenzierrathen, gemalten Bildern, Korallen, Farben und hölzernen Löffeln halten, und zur Erleichterung des Verkehrs auch kleinen Wechſel treiben. Einſiedler voll Kaſteiung und Schmutz ſchleppen in weiten Haarſäcken ihr rohes Fabrikat zu Markt; Regierungsmitglieder ſitzen an den Auslagen ihrer arbeitenden Brüder und heimgarten über den Gang der Berathungen, über ſchwebende

Prozeſſe; aber alles ohne Geräuſch, ohne Zank, ohne Leidenſchaft; in Karyäs iſt Niemand zornig, redet Niemand laut, es iſt wie im Mohn-Palaſt des Schlafes, man ſieht, daß ſie Hände und Lippen bewegen, hört aber ihre Stimme nicht, gebannte Geiſter, Schattenbilder ohne Nerv und Blut.

In Karyäs fehlt das Weib und mit ihm die Familie, die häusliche Sorge, die Eleganz der Sitte und des Putzes, die Elektricität der Lebensgeiſter, die Begierde und aller nachhaltige Trieb menſchlicher Beſtrebung. Außerhalb dieſes feſten Mittelpunktes ſieht man in Gärten, unter Weinlaubguirlanden, Haſelnuß- und Maulbeerpflanzungen, an Bächen und plätſchernden Brunnen überall hin zerſtreute Steingebäude mit Söller, Kapelle und Glocken bald in Gruppen, bald einzeln ſtehend, und jenſeits dieſer zweiten Region auf der anſteigenden Halde dicht hinter dem Bazar und der Kloſterkirche eine dritte: aus Cypreſſen und Pinien hervorblickende Einſiedeleien, Wohnthürme mit helldunkeln Zimmern und gothiſchen Fenſterbogen, Heiligthümer auf beranktem Felſen, Waldhütten und luſtige Sommerſitze; unterhalb des Städtchens aber, in einer Niederung kaum eine Viertelſtunde entfernt, zwiſchen Gartenflor, Raſen, Waſſerſprudel und Laubſchatten das kleine neugebaute Kloſter Kutlumuſi mit Bogengängen und weittönenden Glocken; das Ganze ein ineinanderrinnendes entzückendes Naturgemälde mit Kaſtaniengrün, Buſchwerk, Schluchten und Hochwald in weitem Rahmen eingefaßt. — Bild der Glückſeligkeit und der ſüßen Schwärmerei! Warum bin ich wieder nach Europa zurückgegangen! Warum habe ich noch einmal die Seelenqual und die Winternebel Germaniens um deinen Frieden und deinen ewigen Frühling eingetauſcht!

Bis Sonnenuntergang ſchwärmte ich allein im Luſtrevier, und erſt des andern Tags ſpät ritten wir, Karyäs verlaſſend, quer durch das Dickicht des Waldabhanges zum Hochkamm hinauf und über die Schneide fort, ſanft anſteigend, wohl drei Stunden lang durch Baumdunkel bis nahe an den Ort, wo ſich die furchtbare Felswand der Athospyramide ſenkrecht aus der düſtern Schattenregion in die Lüfte ſchwingt. An vielen Stellen iſt die Bergſcheide nicht breiter als der Reitweg, und links und rechts fallen die waldigen Seitenflügel ohne Vorberg und Uebergang, wie der Athoskegel ſelbſt, unmittelbar vom höchſten Kamm zum Strand hinab.[1]

---

[1] Dr. Griſebach berechnet die Kammhöhe in dieſer Gegend auf 2500 Fuß über dem Meere und ſtimmt im Urtheil der Schönheit des „Durchblicks von der Höhe, wo das Litoralkloſter Philotheos den Hintergrund bildet", vollkommen mit dem Berichtgeber überein, wie er ſchon vorher die romantiſche Waldcaſcade im Baumdunkel ober Xeropotamo mit gleichem Entzücken ſchildert. Gefühle und Anſichten von einem ſo correkten und talentvollen Gelehrten getheilt und mit empfunden zu ſehen, rechne ich für eine große Ehre. Dr. Griſebach war im Junius 1839 auf dem

Vergeſſen Sie ja nicht, was ich früher von der Rieſenfülle und Lebenskraft des Pflanzenwuchſes dieſer Gegend ſchrieb. Denken Sie noch den ſonnigwarmen Mittag, die herbſtlichen Tinten der Luft und das ſchwärzlichblaue Waſſerpanorama mit Olymp und Halbinſel Sithonia auf der einen, mit Thaſos, Samothrake und dem thraciſchen Pangäus auf der andern Seite, und Sie werden begreifen, was man auf dreiſtündigem Ritt über eine ſolche Scene empfunden hat. Die Sonne war ſchon durch den Meridian gegangen und wandte den Lauf abendwärts als wir von dem Höhenpfade rechts ausbogen und in die grüne Steilſchlucht von St. Dionys niederſtiegen — melancholiſches Sinnbild des eigenen Lebens am Wendepunkt! Die Linie iſt ſchon überſchritten und

---

Hagion-Oros, und was er in ſeinem Reiſewerk botaniſch und geognoſtiſch von dem Berge ſagt, übertrifft an Schärfe der Beobachtung wie an Eleganz und Wärme der Darſtellung bei weitem alles, was man bisher in Europa über dieſen Gegenſtand geſchrieben hat. Der junge Zacharia, andere Zwecke verfolgend, gibt (zwar correkt) nur Skizzen und flüchtigen Umriß, wo Griſebach meiſterhafte Scenen malt. Leider erhielt ich das während meiner Abweſenheit ausgegebene Buch erſt nach dem Abdruck des erſten Artikels (24 bis 27 Oktober v. J.), ſonſt hätte ich nicht den Ruhm angeſprochen, als der erſte Europäer durch dieſen Theil der wundervollen Waldpartie gezogen zu ſeyn. Dr. Griſebach hat ſchon zwei Jahre früher in umgekehrtem Sinne auf ſeiner Wanderung von Sanct Paul nach Karpäs denſelben Weg verfolgt und dieſelben Eindrücke empfunden und dargeſtellt.

die „anni recedentes“ werfen ihre Schatten morgenwärts. Von der Tanne am Kamm ſtiegen wir durch alle Regionen des Laubwaldes fünf Viertelſtunden lang ohne Milderung bis zur Pomeranze des Strandes herab.

Das Archontalik (Herrenwohnung) von Sankt Dionys hat etwas ungewöhnlich Heimathliches; das größere oder das Winterzimmer, mit Matten und farbigen Teppichen, mit laufendem Divan, einer Wandſchlafſtätte und mit italieniſchem Kamin geſchmückt, erhält das Licht hauptſächlich von der Decke und nur zum Theil durch zwei innere Fenſter vom anſtoßenden kleinern Sommerzimmer. Letzteres, auf drei Seiten frei und durch doppelte Fenſterreihen erhellt, ſpringt nach byzantiniſcher Architektur über die Hauptmauer des untern Stockes vor und ſchwebt gleichſam frei über dem Abgrund von wenigſtens 30 Menſchenlängen ſenkrechter Tiefe. Das Auge überblickt den Golf, das Tafelland Chalkidike, den theſſaliſchen Olymp und das gebirgige Langeiland Sithonia auf der einen, die grüne Waldſchlucht bis zum Kamm auf der andern und den kleinen Athoskegel auf der dritten Seite.

Höflich und gaſtlich ſind, wie man ſagt, die Athosmönche überall, gefühlvoll und herzlich ſchienen ſie mir aber vorzugsweiſe im wohlregierten Sanct Dionys. Iſt die abgeſchloſſene, dem Fremdenzug ungleich weniger ausgeſetzte Lage des Kloſters etwa ſchon genügend, um die harmloſere Natur ſeiner Bewohner zu erklären, oder fällt der Ruhm zum Theil auf die altererbte Strenge dionyſiſcher Disciplin und auf die vortreffliche Leitung des gegenwärtigen Abtes zurück? Vater Geraſimus, vor zwei Jahren noch, er ſagte mir es ſelber, Weltmenſch und Sünder in Konſtantinopolis, jetzt aber ſtrenger Büßer in Sanct Dionys, führte uns in die Wohnung ein und leiſtete Geſellſchaft, während ein bulgariſcher Laienbruder Küchen- und Zimmerdienſt beſorgte. Etwa eine Stunde redeten wir über die corrupte Natur des Menſchen, über das Sittenverderbniß der Welt im Allgemeinen und der Stadt Konſtantinopel insbeſondere, und kamen am Schluſſe zur gemeinſchaftlichen Ueberzeugung, daß in weltlichem Verband die Leidenſchaft auch beim redlichſten Willen nicht zu bändigen, und ſiegreicher Kampf nur mit Hülfe ſtrenger Klauſur, wie in Sanct Dionys zu beſtehen ſey. Vater Geraſimus und ich verſtanden uns vollkommen, unterhielten uns ſehr gut, und ſchieden voll gegenſeitiger Erbauung ſchon nach dem erſten Dialog als die beſten Freunde von einander. Für Leute in permanenter Klausnerexaltation hat der Drang ihr Lebensinſtitut zu rechtfertigen etwas Unwiderſtehliches. Uebrigens waren mir die byzantiniſchen Studien und das gute Gedächtniß dieſen Abend beſonders nützlich; denn ſicherlich hat ein melancholiſch frommes Citat aus Johannes Damascenus in Sanct Dionys mein Glück gemacht und hauptſächlich den Sinn des Vorſtandes zur Willfährigkeit gegen mein Petitum gelenkt. „Wie eine Blume verwelkt und wie ein Traum vergeht und zerfließt der Menſch.“ [1]

Vater Geraſimus fand den Spruch eben ſo ſchön als treffend, und die freundliche Miene des Abtes, vor dem ich des andern Morgens erſchien, ſagte deutlich genug, daß er in mir weniger den irrgläubigen Abendländer als den Freund und Lobredner ſeines weltüberwindenden Inſtitutes ſah. Die Würdenträger ſaßen dem Igumenos zur Seite und hörten nicht ohne ſichtbares Vergnügen eine kurze Schilderung des Reiches Trapezunt, der Comneniſchen Geſchicke, meiner Arbeiten und meiner Wünſche. Mit Ueberreichung des Bücherverzeichniſſes gab man volle Freiheit in der Bibliothek umzuſehen, zu copiren und zu thun was mir beliebe. Nur wie ich auch die Goldbulle ihres kaiſerlichen Stifters, dieſen verborgenen, unbekannten und mit Eiferſucht bewahrten Kloſterſchatz zu ſehen und abzuſchreiben begehrte, erſchracken die frommen Väter ein wenig und ſahen einander verlegen und fragend an. Woher ich denn wiſſe, daß ſie dergleichen beſitzen, da dieſes Kleinod, ſo viel ihnen bekannt, ein Ausländer noch nie verlangt und geſehen habe? Freundliche Worte beſiegten am Ende ihre behutſame Scheu und eine Commiſſion brachte feierlich den heiligen Schrein mit der koſtbaren Reliquie des Imperators von Trapezunt. Es iſt eine anderthalb Fuß breite und fünfzehn Fuß lange Papierrolle mit farbigen Randarabesken und wundervoll verſchlungenen Zügen ausgeſchmückt. Die Doxologie (das Bism illah der Mohammedaner) am Eingang iſt in zwei Zoll hohen halb goldenen, halb laſurblauen Buchſtaben mit beſonderer Pracht geſchrieben und nach byzantiniſchem Kanzleibrauch das Wort „Majeſtät" ſammt Unterſchrift des Herrſchers überall in Purpurdinte ausgedrückt. Die größte Zierde des Dokumentes aber ſind die beiden Standbilder des Autokraten Alexius und ſeiner Gemahlin Theodora durch die Hand trapezuntiſcher Meiſter oberhalb des Textes, ſechzehn Zoll hoch mit Farben und im vollen Kaiſerornat kunſtreich und wunderſchön aufgetragen, damit in ſolcher Weiſe nicht nur das Andenken kaiſerlicher Frömmigkeit und Huld, ſondern auch die Geſichtslinien, das Kleid, die Gold- und Perlenſtickerei und der reiche Schmuck an Edelſteinen des kolchiſchen Selbſtherrſchers auf die Nachwelt übergehen.

---

[1] Ὡς ἄνθος μαραίνεται, καὶ ὡς ὄναρ παρέρχεται καὶ διαλύεται πᾶς ἄνθρωποσ. Joh. Damasc.

Alexius hält in der rechten Hand das Scepter in Kreuzesform, mit der linken das eine Ende der zuſammengerollten und goldgeſiegelten Bulle; Theodora aber in der linken den goldenen Reichsapfel und mit der rechten das andere Ende der Rolle. Ueber beide ſchwebt ſegnend der Salvator Mundi im

Bruſtbild und mit einer Glorie von Gold um das ſtreng byzantiniſche Antlitz. Die Edelſteine an Krone und Kleid der Herrſcher ſind in ihrer natürlichen Farbe dargeſtellt, und die buſchigen Ohrgehänge fallen an beiden Figuren als doldenartiges Diamantengeflecht bis auf die Schulter herab. Die Krone des Imperators iſt rund geſchloſſen und mit dem Kreuz auf der Spitze, Theodora's Diadem aber oben mörſerartig ausgerandet; beide aber, wie an Weſen höherer Art, von einer Purpurglorie umfloſſen. Das Ganze iſt ein prachtvoller Anblick und auch für ein Künſtlerauge vielleicht nicht ohne Werth. Unterhalb der Titulaturen des Kaiſers und ſeiner Gemahlin iſt beiderſeits das große aus einer thalergleichen maſſiven Goldplatte beſtehende Inſiegel mit Standbild und Namen des Herrſcherpaares durch Goldhäkchen am Diplom befeſtigt. Dann beginnt erſt der Text des Dokumentes ſelbſt mit allem Aufwande kalligraphiſcher Kunſt und Zierlichkeit. Neben dem Original lag eine Copie, die man vorſichtshalber vor etwa hundert Jahren in gewöhnlicher Curſivſchrift mit möglichſt treuer Nachbildung der Figuren für den Fall entworfen hat, daß erſteres verloren gehe oder gar im Laufe der Zeit für die ungelehrten Mönche der Abtei unverſtändlich werde. Das Original konnte ich nur im Beiſeyn der Vorſtände durchſehen und mit der Copie vergleichen, letztere aber gab man mir nach Beſeitigung erneuter Bedenklichkeiten gutwillig auf das Zimmer zum beliebigen Abſchreiben des Textes und Abzeichnen der Figuren.

Nicht zufrieden allen literariſchen Zudringlichkeiten des Fremdlings nachgiebig zu begegnen, ließ mir der Abt durch Vater Geraſimus Baulichkeit und Einrichtung des Kloſters zeigen, und der bulgariſche Küchenmeiſter ſollte das Mahl ſo ſchmackhaft und reichlich rüſten als es ohne Fleiſch nur immer thunlich ſey. Aus Dankbarkeit für ſo viele Rückſicht ging ich aber auch mit den Mönchen in die Vesper (*εἰς τὸ ἑσπερινόν*) und erbaute die guten Väter — ich denke es wenigſtens — durch Andacht und Geduld. In Klöſtern, wie Sie wiſſen, ſind Kirche und Speiſeſaal allezeit die erſten Glanzpartien, und beide in Sanct Dionys wie aller Orten auf Hagion-Oros mit einem fortlaufenden Cyclus geiſtlicher Fresken ausgemalt, zu denen das Neue Teſtament, das Heroenalter des Mönchthums, beſonders aber die Apokalypſe des Apoſtels Johannes unabänderlich das Thema liefern. Die erſte Rolle nicht etwa nur in den Säulengängen von Sanct Dionys, ſondern in der ganzen anatoliſch glaubenden Welt, in Malerei, Literatur, Politik und Lebenspraxis ſpielt die Apokalypſe. Sie iſt das geleſenſte Buch, gleichſam Nibelungenlied, Pandektenheft und Nationalcodex von Byzanz, auf welche der berechnende Theil des Volkes ſeine Ideen, ſeine Weltanſicht, ſeine politiſchen Combinationen und ſeine Hoffnungen ſtützt. Sie iſt der Maßſtab, mit welchem das Morgenland Bonaparte, die Janitſcharenvesper, die Schlacht von Navarino, den Frieden von Adrianopel und die Zukunft von Hellas mißt.

Hätte ein Athosmönch auf einer Schule in Europa die Univerſalgeſchichte zu lehren, ſo würde er als Leitfaden gewiß nicht das Compendium von Dr. Daniel Beck in Leipzig, ſondern die myſtiſchen Viſionen des Exulanten auf Patmos nehmen. Es iſt Nationalglaube der Griechen, Gott habe das Weltregimentsprogramm vom Beginn des Chriſtenthums bis zum Ende der Zeiten in dieſem Buche niedergelegt. Wenn die faſt widerſtandloſe Beſitznahme der byzantiniſchen Provinzen durch die türkiſchen Sultane und beſonders die Gleichgültigkeit der Nation beim Falle der Hauptſtadt ſelbſt den Chaldäern und Weiſen des Abendlandes heute noch ein Räthſel iſt, ſo war dagegen den Griechen in dieſem Punkte von jeher Alles klar. Sie erkannten in Murad I., in Bajeſid Wetterſtrahl (yildirim) und in Mohammed Ghaſi augenblicklich das „Thier" der Apokalypſe (XIII, v. 1) und legten, weil doch aller Streit vergeblich, die Waffen ab.[1] Welche Stelle dieſes Buches aber glauben Sie wohl daß man in Griechenland citirte, als Europa ſeine neun Chöre Schreiber in den Orient ſchickte, um mit Hülfe einiger Tonnen Beſoldungskoſtenaufwandberechnungsüberſchlagstabellen in proviſoriſch abgekürzter Form das byzantiniſche Reich zu reconſtruiren? Virgil hat den Landwirthen den Rath gegeben, zuerſt das Erdreich zu unterſuchen und dann erſt den Pflug einzuſenken.

---

[1] Sieh *Χριστοφόρου Ἀγγέλου περὶ τῆς καταστάσεως τῶν σήμερον εὑρισκομένων Ἑλλήνων Ἐγχγχειρίδιον.* pag 14.

Die Lage des Kloſters mit ſeinen Terraſſengärten und ſeinem hohen, gothiſch ausgezackten Zinnenthurm auf der meerbeſpülten Seitenböſchung der einſamen faſt ſenkrecht aufſteigenden Schlucht macht einen tiefmelancholiſchen Eindruck, dem ſich das Gemüth nur zu gerne überläßt. Das Orangendelta an der Mündung des Sturzbaches iſt nicht breiter als einen Flintenſchuß, die Tiefe nicht über zehn Minuten, und auf beiden Thalſeiten unerſteiglicher grünbewachſener Schieferrand. Denken Sie ſich noch fünf Stockwerke mit Holzſöllern übereinander gegen die See hinaus, in der Mitte den alterbraunen, großen Steinthurm über das kräftige Mauerwerk und den Kloſterdom hoch in die Lüfte ragend, und Sie haben das Bild von St. Dionys. Die erſte Gründung ſämmtlicher Kloſtergebäude mit Inbegriff der Waſſerleitung verſchlang die bedeutende Summe von zehn Millionen Silberpfennigen oder Handelsaſpern, die als fromme Gabe in Friſt von drei Jahren aus dem Schatze des Kaiſers Alexius floß.[1] Man mußte aber auch, um den nöthigen Raum zu gewinnen, zuerſt den Felſen abplatten und einen cyklopiſchen Unterbau aus der Tiefe heraufführen. Der Feſtungsthurm iſt ſo mächtig, daß er in Zeiten der Gefahr ſämmtliche Kloſtereinwohnerſchaft aufnehmen und beſchirmen konnte. Den Eingang aber hat man wie bei den Pyramiden wenigſtens ſechzig Fuß über der Grundfläche auf einer Blumeneſtrade angebracht, wo ich verführt durch die milden Lüfte Nachts allein lange ſaß. Der Vollmond hing über dem Verließ, Licht und Schatten wechſelten in geiſterhaftem Spiel, kein Blatt rauſchte, das Meer glitzerte, die Mönche ſchliefen. Welche Gedanken! Welche Ruhe über der Burg! Welches Schweigen in der grünen Schlucht!

---

[1] Ein Aſper galt wenigſtens 2 1/4 Kreuzer.

Denkt ſich der Europäer unter Kloſterbibliothek auch nicht immer Prachtſäle mit Stukkatur und Gold wie zu Melk, San Marco und Kremsmünſter, ſo ſtellt er ſich doch wenigſtens eine Reihe luftiger Zimmer vor, von oben bis unten mit Büchern angefüllt, alles nach Fächern und Format ſymmetriſch geordnet, katalogiſch eingetragen, wenigſtens 5000 bis 6000 Nummern, ſammt Vorſtand, Schreiber und Fonds zu fortgehendem Ankauf neuer oder noch fehlender Werke. Auf byzantiniſche Klöſter überhaupt und auf den Berg Athos insbeſondere die occidentaliſchen Begriffe von Literatur und geiſtigem Leben anzuwenden wäre großer Irrthum. Liturgiſchen Bedarf ausgenommen hat man auf dem Hagion-Oros, ſo lange die Klöſter beſtehen, noch niemals ein Buch gekauft, und vom Kloſtervermögen nur einen Pfennig für ſolche Zwecke hinzugeben, würde in allen zwanzig Abteien Niemand in den Sinn kommen. „Für was ſeyen Bücher gut?“ fragen die Mönche. „Was der Menſch zur Seligkeit nöthig habe, ſey ſchon lange feſtgeſetzt; weltliches Wiſſen und Grübeln führe vom Wege des Heiles ab und das Verderben ſey durch die Gelehrten in die Welt gekommen; ſtudirte Leute bringen Alles in Unordnung (*οἱ γραμματικοὶ ταράττουν τὰ πράγματα*), Glaube und chriſtliche Demuth könne mit Philoſophie und gelehrtem Dünkel in einer und derſelben Seele nicht beiſammen wohnen, das eine oder das andere müſſe nothwendig weichen; und eben hierin beſtehe der Vorzug des Athos-Inſtituts, daß ſie den Wiſſensteufel aus dem Herzen geworfen und ſich ganz, mit Leib und Seele, dem Dienſte des Herrn ergeben haben. Uebrigens wüßten ſie wohl, daß die ganze Welt nicht leben könne wie ſie; aber dafür heiße es auch im Evangelium, Viele ſeyen berufen, aber Wenige auserwählt. Hagion-Oros ſey nun einmal Sitz der Auserwählten, Exempel und Muſterwirthſchaft irdiſchen Tugendwandels, damit ſich die Wege des Heiles nicht ganz verfinſtern und alles Fleiſch wie in den Tagen Noahs ſich vom Göttlichen entferne. Dogma und Kirchenpraxis in primitiver Geſtalt und Reinheit zu bewahren ſey die Aufgabe ihrer heiligen Gemeinde, und Unabhängigkeit von materiellen Bedürfniſſen und bürgerlichem

Verbande das einzige Mittel das vorgeſteckte Ziel zu gewinnen.“

Die Phyſis auf das Minimum zu reduciren und dieſes Minimum mit dem Karſt in der Hand ſich ſelbſt aus dem Boden herauszugraben iſt leitender Gedanke des mönchiſchen Inſtituts, wie es, um der Römerzinszahl und dem Regiment der Pandekten zu entrinnen, die anatoliſche Kirche begriffen hat. Glauben Sie wohl, daß man ſich unter dieſen Umſtänden auf dem Hagion-Oros viel kümmere, was Hr. Prellerus in Dorpat über die Fragmente des alten Grammatikers Praxiphanes disputire, oder daß man gar Dr. Wall aus Oxford leſe, von deſſen großem Werke über die Erfindung des ABC eben erſt ein Theil der Einleitung in drei Oktavbänden zu nicht mehr als 1500 Seiten erſchienen iſt? Die Sammlungen der Athosklöſter haben ſich ohne Zuthun der Gemeinde aus der Verlaſſenſchaft verſtorbener Biſchöfe oder büßender Laien zufällig und ohne Plan gebildet. Weltmüde Intriguanten, Feldherrn, bankerotte Hofleute und ausgetriebene Fürſten aus Byzanz brachten mit ihrer Langweile und ihrem Lebensüberdruß zugleich ihre Politur und ihre Bücher mit, die nach ihrem Tode dem Kloſter blieben, die aber Niemand las und die ſpätere Zeit nach Europa verhandelte oder aus Unwiſſenheit und Mißgeſchick in Maſſen verfaulen ließ.

Der Orient hat ein Problem gelöst, an welchem die Europäer mit all ihrer Weisheit und Kunſt geſcheitert ſind. Bei uns hat die Zeit das Mönchthum theils beſiegt, theils umgebildet; in der morgenländiſchen Kirche aber iſt es heute noch auf demſelben Standpunkt, wo es die Altväter Sanct Paphnutius und Sanct Schnudius (die Kopten in Siut ſprechen Sche-nuti) im erſten Jahrhundert der Gründung gelaſſen haben. Wir wüßten kein menſchliches Inſtitut zu nennen, deſſen Geiſt, Form und urſprüngliche Energie fünfzehn Jahrhunderte nicht zu erſchüttern vermochten. Vermag denn nur der Orient allein Ewiges zu ſchaffen? oder iſt im Gegenſatz mit unſerer Beweglichkeit überall das Inſichverharren ſein Geſetz?

Wir überlaſſen es Andern vom ſtereotypen, todten Buchſtaben der Athosconſtitution zu reden, und mitunter zu berechnen wie viel eine Geſellſchaft an Kraft und Werth verliere, ſobald ſie ſich außer Bereich des Fortſchrittes, der ſtetigen Verbeſſerung und des abendländiſchen Wandelprinzips geſtellt. Mir genügt es, noch diesſeits des Helleſponts einen Ort zu wiſſen, wo man der Tyrannei des Genuſſes, den Künſten der Herrſchaft und den Syllogismen der Hof-Sophiſten zugleich widerſtehen kann. Leute die den Kampf mit der Materie wagen, ſind noch keine Thoren und wenn Freiheit und innerer Friede um geringern Preis als um Hingabe der Wiſſenſchaft, der Kunſt und der Lebenseleganz nicht zu erringen iſt, ſo darf ſelbſt der Philoſoph den Kauf nicht tadeln. Frei iſt nur wer entbehren kann. Auf dem Athos allein hat der Mönch mit

Luxus und Welt niemals capitulirt wie in Europa, wo ſie in früherer Zeit hin und wieder meinten, man könne fette Koſt verzehren, weiche Gewänder umthun, den Grazien huldigen und nebenher doch Weſen und Kredit der Heiligkeit bewahren. Und eben der Umſtand, daß es bei den Bewohnern des heiligen Berges in anderthalbtauſend Jahren Niemand wagte in der äußeren Diſciplin eine Aenderung vorzuſchlagen, hat ihrem Inſtitut mit Anſehen, Rang und Ewigkeit auch das Gepräge des höchſten Adels aufgedrückt. Unangefochten von Zeit und Menſchen blieben von jeher nur Mäßigung, Geduld und Gram.

Für die Meiſten von uns hat ſchon der Gedanke an die Athoskoſt etwas Abſchreckendes. Oder würden Oliven, grünes, im Waſſer gekochtes Gemüſe ohne Zuthat, rohe Gurken, Knoblauchſtengel, ſüße Zwiebeln, Salzfiſche, weicher Käſe, Bohnenbrei, Obſt, Honig, Brod und Wein ohne alle Abwechslung das ganze Jahr und das ganze Leben in Europa nicht auch dem ſtrengſten Büßer ungenügend ſeyn? Fleiſch iſt innerhalb der Klöſter auf ewig verſagt; an Faſttagen, das iſt nahe acht Monate des Jahres, ſogar das Ei, der Fiſch und das Oel verbannt, alles unabänderlich und ohne Widerrede; denn auf dem Hagion-Oros — ein für europäiſchen Stolz unerträglicher Gedanke — gibt es keine Oppoſition, die Form hat den Geiſt vollſtändig übermannt, und erſt wenn ihr dieſe eherne Hülle zerbrochen habt, greift abendländiſche Aktion byzantiniſche Gemüther an. Wie einſt Sanct Hieronymus hält auch Vater Geraſimus, der noch junge, aber doch erfahrungsreiche Mönch in Sanct Dionys, ohne ſtrenge Diät die Herrſchaft über die Sinne für eine Unmöglichkeit. In Konſtantinopel habe ihm der Teufel heftig zugeſetzt und wiederholte Niederlagen bereitet; jetzo gehe es beſſer; es hat ja Niemand ein Bett, man duldet auch das Sopha nicht, man ſchläft auf grobem Teppich und die Hemden ſind aus Schafwolle; in keinem Athoskloſter wird Leinwand geſtattet und jeder hat ſeine ärmliche Wäſche ſelbſt zu beſorgen und im Stand zu halten; Glätte und Bügeleiſen ſind zugleich mit Haarſcheere und Raſirmeſſer gänzlich unbekannt; ein Kamm, der einzige Toiletteartikel der Hagion-Oros-Helden. Zu langes Haar wird in Büſchel gebunden oder leicht geflochten unter der ſchwarzen Mörſermütze aufgewickelt.

Der Vorſtand genießt keinerlei äußere Auszeichnung, weder in Kleid, noch in Eſſen, noch in der Bequemlichkeit; er hat nur die Sorge für das Ganze, den unbedingten Gehorſam aller Einzelnen, und von den Laienbrüdern, ſo oft ſie vor ihm erſcheinen, die morgenländiſche Adoration auf allen Vieren. Goldenes Pektorale, Hoſtiſch und Prälatenſtolz ſind gänzlich unbekannt. Von den acht für Beten und Pſalmiren in der Kirche täglich feſtgeſetzten Stunden fällt der größere Theil, wenigſtens im Winter, auf die Nacht. Und mit dieſer Aſceſe noch nicht zufrieden gehen die Väter in St. Dionys alle Sonnabende des Jahres wie am Vorabende gewiſſer Heiligenfeſte ſchon mit Untergang der Sonne wieder in die Kirche, ſingen, beten, meditiren, räuchern und liturgiren die ganze Nacht ohne Unterbrechung bis die Morgenröthe erſcheint; dann erſt beginnt der feierliche Gottesdienſt, mit dem ſie nicht vor zwei Stunden nach Sonnenaufgang zu Ende kommen. Der Abt darf in der Kirche niemals fehlen. In Winternächten dauert die Qual oft nicht weniger als fünfzehn Stunden; aber die Strengen, mit dieſer Uebung in ihrer Andachtsgluth noch nicht geſättigt, ſetzen Beten und Wachen unmittelbar nach dem allgemeinen Gottesdienſte privatim noch in ihrer Zelle fort und bringen es nach und nach bis auf zweiundzwanzig Stunden ununterbrochener Andacht und Peinigung. Dafür ſchweben ſie aber auch, wie man häufig geſehen haben will, zuweilen gleich körperloſen entſinnlichten Weſen in myſtiſchem Schwung durch die Kaſtanienwälder. Von dieſen Nachtwachen iſt in der lateiniſchen Kirche nur der Name (Vigil) geblieben, in der griechiſchen aber hat ſich neben der Benennung (ἀγρυπνία) auch die That erhalten, an die ich, ohne ſelbſt auf den Hagion-Oros zu kommen, niemals hätte glauben können.

Die Mönche in St. Dionys und Simopetra ſind Märtyrer bei lebendigem Leibe und könnten ſogar einen Spötter zur Achtung zwingen. Gewiß muß eine Kirche, die ihre Gläubigen zu ſolcher Strenge mit ſich ſelbſt und zu ſolchem Heroismus begeiſtert, über größere Hülfsmittel und Kräfte gebieten als man der anatoliſchen gewöhnlich zugeſteht. In den ſogenannten freien oder demokratiſch regierten Klöſtern ſind ſie zwar nicht im Prinzip, aber doch in der Praxis etwas milder, und legen ſich die Tortur einer Agrypnia nur an gewiſſen Tagen im Jahr oder bei ungewöhnlichen Veranlaſſungen auf. Was ſagen etwa die Sybariten des Occidents zu dieſer Praxis? Ueber uns übt der Gaumenkitzel eine ſo allgemeine Herrſchaft, daß es ſelbſt frommen und gottesfürchtigen Leuten ihre ascetiſchen Tugendſiege zuweilen durch ein Lieblingsgericht aus ihrer Küche zu belohnen räthlich ſcheint. Gleichwie es, nach Tacitus, bei unſern heidniſchen Vorfahren keine Schande war zu fliehen, wenn man nur ſpäter wieder Stand hielt und den Feind bekämpfte, eben ſo überlaſſen die chriſtlichen Deutſchen dem Laſter ſcheinbar und auf Momente den Sieg, um es nachher mit erneuter Kraft zu bekämpfen.

Auf Hagion-Oros gönnt man keine Raſt, und hat ſich einmal die Kloſterpforte hinter dem Weltüberwinder zugeſchloſſen, iſt der Bund mit der Sinnlichkeit auf immer zerriſſen. Und doch fehlt es nicht an Aſpiranten. Sieben Neophyten aus der arbeitenden Klaſſe, alle unter dreißig Jahren, riſſen ſich letzthin auf einmal aus dem Verderbensſchlamm in Galata und im Fanar und gingen nach Sanct Dionys. Im Orient gibt es Leute, denen ſelbſt die Sünde Langeweile macht und denen Krieg wider ſich ſelbſt Bedürfniß iſt. Finden Sie es nicht gut, daß es für ſolche Gemüther Zufluchtsſtätten gibt? Während meines Dortſeyns meldete ſich ein Kleinaſiate von kaum zwanzig Jahren und vortheilhaftem Aeußern, ward aber zurückgewieſen, obgleich er mit ſeinem Erbtheil in Baarem gekommen war. Jugend und Schönheit ſind in St. Dionys keine Empfehlung; man fürchtet den Teufel, weil er der Mönchstugend in allen Geſtalten Fallſtricke legt. Man will reifere Jahre, gebrochene und hart bedrängte Seelen und kühles Blut. Ob ſie die hebräiſchen Vokalzeichen Schurek und Kibbuz unterſcheiden und Hiphil und Hophal conjugiren können, wird nicht gefragt. „Heute ſind die Patres im Wald um Kaſtanien aufzuleſen, morgen ziehen ſie die Kloſtergoëlette ins Arſenal, Pater Joſeph macht Schuhe, Pater Michael ſchlägt Wolle, und Leonidas mit Konſtantin nehmen Brod und Käſe in ihren Umhängeſack und rudern Pater Galaktion, der ein Schreiben zur Regierung nach Karyäs bringt, in der kleinen Barke nach Xeropotamo, während Pater Chryſanth mit Knecht und Maulthieren nach Kloſter Paulu zieht und die vom Abt eingehandelten Bohnen bringt.“

Man hat Gartenbau, Reben, Oelbäume und in einigen Klöſtern ſogar etwas Ackerland. Jedoch hält man für Pflug und Stall und häufig auch für Mühle und Grobſchmiede um Lohn gedungene Knechte, die nach Umſtänden auch in die Bruderſchaft treten und, was bei uns Ausſteuer und Bildung heißt, durch Kraft, Fleiß und Demuth ergänzen. In Nahrung, Kleidung und Anſehen iſt kein Unterſchied zwiſchen Unterrichteten und Unwiſſenden. Wer ſich auf Gelehrſamkeit etwas einbildet und gerne den Präceptor ſpielt, gehe ja nicht unter dieſe Mönche oder meide wenigſtens jene Klöſter, die wir im vorigen Artikel Cönobien oder monarchiſch regierte nannten. In den freien wäre für ariſtokratiſche Unterſchiede, feudale Bequemlichkeit und Uebergewicht noch eher ein Spielraum, weil hier der Mönch Herr ſeines Vermögens bleibt, Reichthum aber ſelbſt im Mauerpräcinct der Demuth und Kaſteiung den Zauber nicht verloren hat. Dieſe freien Hagion-Oros-Klöſter ſind ein wahres Bild des deutſchen Staatenbundes, ein glattgemeißeltes Ganzes nach Außen, aber mit Autonomie, ſogenannter Stubenunabhängigkeit für das innere Leben. In dieſen Klöſtern kann der Mönch nach Maßgabe ſeiner Geldmittel eine aus mehreren Zimmern beſtehende und ſtreng abgeſchloſſene Wohnung nehmen und ſie auch auf ſeine Koſten ſo bequem einrichten als es ihm beliebt.

Vater ** im Prachtkloſter Iwiron hat ſich weit vom Prätorium nahe am Citadellenthurm einquartiert, ein Veſtibulum und ein kleines Muſeum mit Büchern und Karten für geiſtige Praxis angelegt, das Ganze durch eine Thür auf den Corridor des neugebauten Parallelogramms von ſeinen Brüdern abgeſchloſſen. Vor den Fenſtern des Muſeums und der Winterreſidenz hat Vater * * einen Balkon gebaut und Blumen aufgeſtellt, den Boden unterhalb aber mit Pomeranzen angepflanzt, damit die milden Zephyrlüfte den Blüthenduft durch die Fenſter wehen. Links ſchließt ein Segment des Meeres, in der Fronte ein Bergvorſprung des immergrünen Buſchwaldes, rechts die laubbeſchattete Bergſeite den Horizont, im Pomeranzenbuſche aber rinnt über weiße Kieſelſteine ein Arm des hellen Kloſterbachs und niſtet — ſicher vor Knabenmuthwille und Jägerliſt — ein Heer von Nachtigallen. Im Frühling wenn die Pomeranze duftet, die Myrte blüht, die lauen Lüfte wehen und aus dem Buſch das himmliſche Concert der Philomele in das offene Fenſter bringt, möchten Sie da nicht der Mönch von Zwiron ſeyn? Auf einer Terraſſe am Thurm hat Vater * * Feigenbäume gepflanzt und einen Laubgang aus Reben angelegt, die man im Orient Jediverenia nennt, weil auf ihren Ranken wie auf dem Citronenbaum Knospen, Blüthe und Frucht in jedem Grade des Wachsthums und der Reife zu gleicher Zeit zu ſehen ſind.[1]

Zum Zimmerdienſt hat Vater * * zwei Aufwärter, den ältern im Mönchskleid für die ſchwere, den jüngern, einen zufällig noch unbärtigen, ſchlanken, vortheilhaft und ſchön gebildeten Jungen voll Demuth und guter Zucht, für die leichtere Arbeit. Dieſe Jungen, man heißt ſie im Orient Seelenkinder, flüchten ſich häufig aus der ſündhaften Welt in den Schirm eines frommen Kalogeros, ehren ihn wie den Vater und lernen von ihm Gehorſam, Kochkunſt, Gebet und Kirchenpraxis mit allem was ihr Patron an Wiſſenſchaft beſitzt. Gewöhnlich erben ſie das Gut des ſterbenden Beſchützers oder treten, wenn die Jahre ſind, ſelbſt in den Verband. Etwas zu bilden und zu ſchaffen will ſelbſt der fromme Klausner auf Hagion-Oros haben. In den ſtrengen Cönobien dagegen iſt dieſe Art Rekrutirung nicht üblich und wegen des gemeinſamen Zuſammenlebens auch nicht zuläſſig. Vater ** iſt auch ein Mann von bedeutender Converſation und für einen Athosmönch nicht ohne Beleſenheit. Aber ſtatt Bücher durchzuſehen, über die er als Mitvorſtand die Aufſicht führte, wollte er im Bibliothekthurm lieber von der Wüſte Sahara, von den Nilkatarakten, vom Krokodil und vom Hippopotamos hören und erfahren wie es in der heißen Zone ſey. Zwei Tage blieb ich bei dieſem gaſtlichen Weltüberwinder von Iwiron, und er ſandte mir Jedivenenitrauben als Xenium. Von den Türken, meinte ich, müßte ein Chriſt, beſonders unter griechiſchen Mönchen, beſtändig Böſes reden; aber Vater ** nahm ſie in Schutz und maß ihnen drei Tugenden zu, die man bei den orthodoxen Völkern gar nicht ſinde. *Τὸ φιλάνθρωπον, τὸ εὔσπλαγχνον καὶ τὸ μεγαλοπρεπές*, d. i. Menſchlichkeit, Mitleiden und Prachtliebe ohne Beiſatz gemeiner Geſinnung (Geldgierde) ſey Nationalcharakterzug der Osmanlü. Statt von Saltanat [1] und Politik reden ſie zu St. Dionys von Buße und Weltende, das der Kloſterdidaskalos aus Philippopopoli ſchon nach dreiundzwanzig Jahren erwartet. In Iwiron, wie es ſcheint, rechnen ſie noch auf längern Termin, weil ſich mein freundlicher Zwiſchenredner noch 2000 türkiſche Gruſch (200 fl. Münze) wünſchte, um die Wohnung noch ſchöner und noch bequemer einzurichten.

---

[1] Im Türkiſchen heißt jediveren, ſiebengebend.

Will einer die Erinnerung an das Vergangene nicht völlig abſtreifen und keinen beſondern Grad der Vollkommenheit erklimmen, thut er beſſer ſeinen Ruheſitz in einem der freien Klöſter aufzuſchlagen, wie Vater ***, der Schiffskapitän aus Lemnos, der ſeine alten Tage und die Früchte weltlicher Betriebſamkeit im großen Batopädi verzehrt. In der Jugend plagte er ſich hart, kam oft nach Taganrog und litt Verfolgung durch Oeſterreicher, Britten und Türken; die Zeiten waren ſchlimm, Erwerb verkümmert, ehrliche Leute überall gefährdet, beſonders im Freiheitskriege, und man konnte Freund und Feind im Nebel des Archipelagus nicht immer genau unterſcheiden. Vater ***

---

[1] Saltanat, d. i. weltliche Pracht.

hat ſich zwar in der Hauptſache ebenſowenig vorzuwerfen als der kaum 40jährige Vater Cäſarius der Zwangbote, der zwanzig Jahre im Patriarchat zu Konſtantinopel Häſchersdienſte verſehen, manchen Erzbiſchof und unzählige Vagabunden, liederliche Mönche, ſchlechte Zahler und Geſetzübertreter im Weichbild von Stambul eingefangen und vor das Tribunal des ökumeniſchen Patriarchen geliefert hat. Der Mann war unerſchöpflich an Anekdoten aus der Polizeichronik, kannte jedes Haus und alle Familiengeheimniſſe zwiſchen den Sieben Thürmen und Bujukdere und würde — was ſehr viel iſt, ſelbſt Herrn Frédéric Soulié in ſeinem Genre noch etwas Neues ſagen. Vater Cäſarius empfängt die Fremden, ſorgt für ihre Bewirthung und Unterkunft mit Beihülfe eines andern ihm untergeordneten Mönchs aus Xanthi in Thracien, den man wegen allerhand Peccadillen in der Gemeinde nicht mehr dulden konnte und zur Beſſerung auf Hagion-Oros verbannte.

In den byzantiniſchen Ländern ruinirt man die Leute nicht auf der Stelle, man iſt billig im Erkenntniß und gönnet Zeit zur Buße. Die Flagge — wohin es die Seemächte in Europa noch immer nicht gebracht — deckt dort überall die Waare. Nachts wenn das muſikaliſche Holz in die Kirche ruft, werfen der Schiffskapitän aus Lemnos, der Gensdarme aus Stambul und der Diener aus Xanthi mit gleicher Andacht das dunkle Kapuzenkleid um und wandeln — das dünne

Wachslicht in der Hand — durch die düſtern Gänge zum Pſalmenſtuhl. Untertags aber, wenn ſie nicht eben beten oder Sünden bereuen, verkehrt und zecht Vater Cäſarius mit den Fremden, berechnet der Diener wie viel es etwa Trinkgeld gebe, und ſteigt der alte Schiffer zum Strand hinab Conchylien zu ſuchen und Fiſche zu angeln, wie weiland in der Welt. Der Umgang mit abgekühlten Weltleuten und disciplinirten Sündern hat einen eigenthümlichen Reiz.

Außer dem politiſchen und religiöſen Begriff iſt im Orient auch die Umgangsform, die Geſellſchaftsphraſe und das Gedankenkapital ſeit mehr als tauſend Jahren ſtereotyp. In gleichen Umſtänden bedient ſich dort Jedermann derſelben Ausdrucksform und derſelben Sprüche mit derſelben Sicherheit, weil Jedermann bei demſelben Lehrmeiſter, das iſt beim alten Herkommen und bei der uralten mündlichen Ueberlieferung zur Schule ging und folglich Sackträger, Mönch und Weſir auf derſelben Stufe geſellſchaftlicher Ausbildung und ſozialer Dialektik ſtehen. Keiner fürchtet den andern, Niemand iſt verlegen, Niemand linkiſch, und der geringe Mann, der Bauer vom Pfluge weg redet und verkehrt im Bewußtſeyn grammatikaliſcher Ebenbürtigkeit mit Perſonen vom höchſten kirchlichen und politiſchen Range nach üblicher Begrüßung eben ſo leicht und gewandt wie mit ſeines Gleichen.

Wie verſchieden iſt alles das bei uns! Wir haben die Tyrannei der Bildung, des Progreſſes, der Doctrin, des feinen Tones und ſind vor Allem genöthigt „Esprit“ zu haben und die neueſte Wandelſcala akademiſcher Geſchmacksſentenzen und Salondekrete über Wortconſtruction, Bedeutung und Syntax zu kennen, um zu jeder Stunde „auf der Höhe des Moments“ zu ſeyn. Ach, welche Pein! Opponent hat die „jüngſten Feigenblätter“ geleſen und ſpricht mit Begeiſterung von „ſpargelheuchelhaftem Diſtelſinn“ oder hat gar, wie K ** in ſeiner Vorrede zum Trauerſpiele Maria von Medici „die Urgewalten, die, in dem ſtaatsideellen Sühneſpiel Fundament und Begränzung bildend, mit der Zeit ſelbſt wieder in Frage kommen, vom Hintergrunde gleichſam losgelöst und in den Vorplan hereinbeſchieden“, was natürlich einer Revolution gleichkäme und unmittelbar die Einheit Deutſchlands zur Folge hätte. Der Sorgen, der Studien, des Lernens iſt bei uns kein Ende! Wie glücklich iſt dagegen der Orient! Dort gibt es keine Akademie, keine Autoren, keine fortſchreitende Bildung und Niemand liest ein Buch. Käme jetzt St. Athanaſius, der Hagion-Oros-Reformer, wieder aus dem Grabe in ſeine Laurakolonie zurück, er fände ſeine Mönche noch auf derſelben Stelle geiſtiger Gymnaſtik, wo er ſie vor 900 Jahren verlaſſen hat. Selbſt die halbvollendete Phraſe, bei der ihn der Tod überraſchte, könnte er zu Jedermanns Verſtändniß im Style ſeiner Zeit ergänzen. Auch die beiden Cypreſſen im Kloſterhofe ſtehen noch, die der Heilige vor faſt neun Aeonen als Schößlinge dem Boden anvertraute.[1] Aeußere ich ängſtliche Gefühle bei einer vorzunehmenden Reiſe, beruhigt und tröſtet man mich im ganzen Umfang des byzantiniſchen Reichs, in allen Ständen wie in allen Geſellſchaften und in allen Nationen mit derſelben Phraſe, die Jedermann kennt und Jedermann zu Hülfe nimmt: Korkanün Ana'ſi aghlamas, „die Mutter eines Furchtſamen weint nicht,“ das heißt, ſey unbeſorgt, es geſchieht dir nichts. Glauben Sie, daß man ſich in einem Zirkel europäiſcher Gelehrten mit ſo gemeinem Troſte begnügen könnte? Hier müßte einer vorerſt ſagen was „Furcht“ im Sanskrit heiße, dann wie man es auf Chineſiſch und Tübetaniſch, im Pali, im Zend, im Pehlvi, auf Türkiſch, Griechiſch, Amhariſch, Kurdiſch und Baskiſch ausdrücke. Dann kämen verſchiedene dem Weſen nach ſich widerſprechende objektive und ſubjektive Definitionen des Wortbegriffs, dann erſt die Troſtgründe in logiſcher Ordnung ſammt Corollarien und Zuſätzen in laufender Nummer, reichlich geſtützt durch Citate aus der Philoſophie des Lao-tſe, aus Zoroaſter, aus Pherecydes, aus Quintus Calaber, aus den Tuſculaniſchen Quäſtionen, aus Seneca und Boëthius de consolatione philosophiae, aus Ulphilas und Snorre Sturleſon, ſogar aus Wachuſchts kaukaſiſcher Chronik und dem neueſten Troſtdialog des franzöſiſchen Admirals mit dem König Potété, alles im Original mit Angabe von Band, Seite, Ausgabe, Format und Varianten.

---

[1] Dr. Griſebach.

Wundern Sie ſich noch, wenn die Literatur vielen Leuten im Occident als eine Geißel des menſchlichen Geſchlechts erſcheint? Geht doch nach Byzanz, da braucht ihr nichts zu wiſſen! Aber der Bettler und der Taglöhner ſetzen ſich im Einkehrhauſe ohne Scheu vor eurer Gelehrſamkeit und Bildung auf eure Bank, und der Diener, o des Gräuels! ſogar mit euch zu Tiſche. Der Einſatz iſt ja für alle gleich und morgen — das weiß der Diener — kann er an Reichthum und Macht über euch ſtehen, was im hierarchiſch gegliederten Zuſtande der abendländiſchen Geſellſchaft unmöglich iſt. Oder ſind nicht Kara Georg und Obrenowitſch von der Schweinhürde weggelaufen, um ſich unmittelbar auf den Fürſtenſtuhl zu ſetzen, was ſie ſelbſt nicht verlegen und ihre Untergebenen im Gehorchen nicht bedenklich macht! In gleicher Weiſe habe ich ein ehrwürdiges und beredtes Mitglied der Junta von Karyäs nach der Sitzung mitten unter ſeinen Dienern — das Meſſer in der einen und den rieſigen Kohl in der andern Hand, in der Küche angetroffen. Welche Scene hätte dieſes in Europa gegeben! Der Mönch aber legte ohne Betroffenheit Inſtrument und Material ſeiner Abendkoſt auf den Herd, führte den Fremden in das Beſuchzimmer und redete mit Ruhe und Fluß, als hätte er eben den Commentar zu einer Homilie von Sanct Chryſoſtomus vollendet. Krautſchneiden und Regieren, ſcheint es, kann man auf Hagion-Oros zu gleicher Zeit.

Aus dieſen einzelnen Zügen kann ſich der Leſer ein vollſtändiges Bild des Hagion-Oros, ſeiner Mönche und ihrer Lebensweiſe zuſammenſetzen. Bei aller Einheit und Ungetrenntheit des Inſtituts iſt die Obſervanz, wie Sie gewiß bemerkt haben, doch eine doppelte. Das Kleid, das Geſetz, die Hoffnung und das Ziel iſt überall daſſelbe; nur in Berechnung des zum Weltüberwinden erforderlichen Kraftquantums weichen die einzelnen Klöſter unter einander ab, ohne daß die Rigoriſten von Simópetra und Sanct Dionys deßwegen heiliger und gerechter zu ſeyn behaupten, als ihre milderen Brüder und Nachbarn in Xeropotamo und Iwiron. In Europa ward das Mönchthum ein vieles, in Disciplin, Kleidung, Anſprüchen, Intereſſen und Bildungsgrad ſich nicht ſelten entgegenſtehendes, bald heimlich, bald offen ſich befehdendes zum Aergerniß der Chriſtenheit. War etwa Sanct Baſilius der Cappadocier ein größerer Philoſoph und Geſetzgeber als St. Benediktus von Nurſia? Oder ſind Alt- und Neu-Rom auch in dieſem Punkt zwei weſentlich verſchiedene und unverſöhnlich von einander getrennte Elemente?

Auf den Spruch Pauli: „Wer nicht arbeitet, ſoll nicht eſſen“, hat die griechiſche Kirche das Inſtitut der Bettelmönche aus ihrem Bereich verbannt, nur Einen Orden geduldet und dieſem das Rebmeſſer, den Schäferſtab, den Karſt und den Pflug als Grundbau unterlegt. So lange dieſe Kirche freie Ackerbeſitzer und Bauern hat, wird ſie auch Klöſter und Mönche haben. Warum ſollte man aber Leute beunruhigen, die ſich neben der täglichen Arbeit freiwillig noch Plagen und Entbehrungen auflegen, ihren Theil an den öffentlichen Laſten tragen, und zu keiner Zeit in ſchwelgeriſchen Gelagen und üppiger Lebensfülle der öffentlichen Noth Hohn ſprechen und den communiſtiſchen Zorn bedrängter Volksklaſſen entzünden? Es iſt bemerkenswerth, wie im Gegenſatz mit Europa Reichthum und blühende Finanzen in der ärmlichen Lebensweiſe, in Koſt, Kleidung und täglicher Gewöhnung der griechiſchen Mönche niemals eine Steigerung zu bewirken vermochten. Ohne Zweifel hat dieſes ſtreng conſequente Feſthalten an der urſprünglichen Einfachheit des Inſtituts als Talisman für ſeine Erhaltung geſorgt. Nur wenn ich ſelbſt leide und entbehre, kann ich mit Erfolg dem hungernden Haufen Katechismus predigen und proletariſche Geduld.

Der baſilianiſche Calcül ſtützt ſich auf ein tiefgefühltes unabweisbares Bedürfniß der menſchlichen Natur, auf die Liebe zur Einſamkeit und zum Stillſchweigen. Und es legt für den pſychologiſchen Rechenmeiſter allerdings ein vortheilhaftes Zeugniß ab, daß er das Eine Grundelement ſeines Gedankens in drei ſich ergänzende und durchdringende Kategorien ſchied, oder mit andern Worten, daß er drei Grade mönchiſcher Einſamkeit und Stille einſetzte. Kloſterbewohner, Anachoret und Ascet oder Klausner ſind die drei ſtrenggeſchiedenen techniſchen Ausdrücke des dreigetheilten Mönchsgrades von Byzanz. Wer nur der Welt entfliehen, aber doch Freud' und Leid einer größern Geſellſchaft gleichgeſinnter und zu gleicher Uebung verpflichteter Brüder theilen will, ſucht Aufnahme in einer der eben beſchriebenen Gemeinden des Hagion-Oros. Iſt aber Jemand mit der Geſellſchaft ſo weit zerfallen, daß er nicht mehr als ein oder zwei Individuen neben ſich ertragen kann, ſo läßt er ſich gegen Erlegung einer beſtimmten Summe mit ſeinen Geſellen in einer wohnlichen, zum Kloſter gehörigen, eine bis drei Miglien entlegenen Separatbehauſung nieder und heißt dann Anachoret. Zu einer ſolchen Anachoretenwohnung gehören nach griechiſchem Canon ein am Hauſe an- oder nahehingebautes Gotteshaus mit Glocken, Gemüſegarten, Weinberg, Oeltrift, Wallnuß-, Mandel- und Kirſchbäume, hinlänglich für Beſchäftigung und Lebensnothdurft des gottſeligen Pächters. Dieſe Anachoreten dürfen die ſelbſtgezogenen Trauben keltern, friſches Brod backen und überhaupt alle in der Mutterabtei erlaubte Koſt genießen, was den Klausnern oder Mönchen des dritten Grades nicht mehr geſtattet iſt.

Der Name ſelbſt ſagt es ſchon, daß Klausner oder Weltüberwinder des letzten Grades jene Kampfhelden ſind, denen Tugendmuth, Melancholie oder Freiheitsliebe alle menſchliche Geſellſchaft unter demſelben Dach überflüſſig und läſtig macht. Auf lieblich romantiſchen Stellen des immergrünen Buſchrevieres, an Waſſerfällen, mitten im Dickicht luſtiger Bergvorſprünge, in milden Einſenkungen des laubigen Hochwaldes ſtehen die Zellen und epheu-umrankten Troglodytenwohnungen dieſer vollendeten Exercirmeiſter (ἀσκητής) auf der Wallſtatt der Gerechtigkeit. Dieſe leben und kleiden ſich nur von der Arbeit ihrer Hände, aber ohne Ackerland, ohne Weinberg, ohne Kelter und Oelpreſſe, einſam lebend wie die Cyklopen der Odyſſee. Schlingreben in Bogen oder an der Hüttenwand angepflanzt, ein kleines Bohnenfeld, Feigen, Kirſchen, Birnen und Kaſtanien mit Zwieback ſind für den Bedarf genügend. Dieſe Baumfrüchte mit den Trauben, zur Zeit der Reife geſammelt, in Stücken geſchnitten und in der Sonnenhitze gedörrt, einmal des Tages mit trockenem Brod und Waſſer genoſſen, dienen als Nahrung für den Winter. In gebetfreien Momenten flechten dieſe Einſiedler Stricke und Kleiderfranzen aus Wolle, Matten und Sonnenſchirme aus Binſen wie Robinſon Cruſoë, ſchnitzen Löffel und Handhaben aus Holz, Kreuze, Roſenkränze und Bilderwerk aus Horn, bereiten Roſenöl und andere Eſſenzen aus Athoskräutern (Betonica) für weltliche

Toilette und Medicin, weben, ſtricken, nähen, binden Bücher ein, copiren Liturgien oder malen Heiligenbilder und tauſchen dieſe Waaren im Kloſter, wohin die Zelle gehört, oder auf dem Bazar in Karyäs gegen Zwieback, Kleidungsſtücke und andere Nothdurſt ein.

An Sonn- und Feſttagen ſteigen ſie durch Buſch und Wald beim Klang der Glocken zur Kloſterkirche herab, oder wandern in Andacht zur nahen Anachoreienkapelle, oder bleiben im eigenen Gotteshaus, wo ein Weihmönch aus dem Litoralconvent Meſſe hält und Abſolution ertheilt. Denn es gibt Punkte auf dem Athos, und es ſind die reizendſten der heiligen Region, wo dieſe unter ſich ſtrenggeſchiedenen Zellen doch gleichſam eine geſchloſſene Waldgemeinde bilden und eine Kirche in ihrer Mitte haben. Ein ſolches Einöde- oder Eremitendorf nennt man Skiti oder Askitirion (von Σκέω oder Ἀσκέω), die einzelne Hütte aber heißt Kellion oder Kelläon und der Bewohner, der Tugendmeiſter ſelbſt — ein Kelliot. Die berühmteſten dieſer Askitirien ſind Keraſiæ, Kapſokalyvia (die Warmen-Hütten) und Hagia Anna, ſämmtlich auf der Steilhalde des Athoskegels angelegt und zum Kloſter Laura als Eigenthum gehörig.

Vor allen großartig iſt die Lage von Keraſia — zehn Waldzellen im Laubdunkel, (nach Griſebach) 2000 Fuß ſenkrechter Höhe über dem Waſſerſpiegel, eine zauberhafte Scene! Oberhalb dieſes Eremiten-Paradieſes der einſam über den Wald hinausragende Marmorkegel des Athos; unterhalb der Hütten die hellgrüne Steilſchlucht, und über die Wipfel rieſiger Kaſtanien der Blick in die ſchwarzblaue Fluth hinab. Die reine Höhenluft, das purpurne Abendlicht, die langen Schatten, das herbſtlich bleiche Novemberlaub neben Immergrün, die fliehende Zeit, die Erinnerung an vergangene Lebensſtürme und der Friede der waldeinſamen Zellen machen „einen tiefen und nachhaltigen Eindruck“ auf das melancholiſche Gemüth.

Hagia Anna, nur anderthalb Stunden von St. Dionys über Felſen und Kunſtterraſſen des grünen Strauchwaldes ausgebreitet, zählt an die ſechzig Zellen arbeitſamer Eremiten; in Stürzen von Terraſſe zu Terraſſe rauſcht der Bach, und vor der Thüre des Einſiedlers von Nea-Skiti (Neukampſheim) ſteht ein Baum, eine einzige Rebe umſchlingt ihn, und aus dem Laube ſtrotzt eine Traubenfülle, wie ſie nur der Küſtenwald von Keraſunt erzeugt. Der Garten hängt am Felſenriff, im Häuschen ſelbſt ſind beide Zimmer mit der Halle reinlich und mit geflochtenen Matten belegt, an der Außenwand Geranke, in der Runde überall ſaftiges Grün, Ruhe und Seligkeit und laue Lüfte. Wer aus dem Drang des Lebens hier die Einkehr nimmt, ſetzt ſich, wie jener Corycius beim Dichter, an Reichthum und Pracht Königen zur Seite und verzehrt zufriedener als ſie das auf eigenem Boden erzeugte Mahl.[1]

Außer den zwanzig Großabteien und dem Städtchen Karyäs ſollen nahe an 300 ſolcher Zellen und Anachoretenhäuſer auf dem heiligen Berge ſeyn. Und wenn die Klöſter mit ihrer Disciplin, ihrer Menſchenzahl, ihren Landgütern, ihren ausländiſchen Kolonien, ihrem Reichthum, ihrer gemeinſchaftlichen Arbeit und Kirchenpracht ein Bild der Städte ſind, ſo muß das Anachoreten- und Zellenleben aller Grade die Ruralgemeinde, das Bauerndorf und den Einödehof weltlich eingerichteter Länder bedeuten. Grundtypus bleibt überall derſelbe; nur hat man in Europa kranken Gemüthern die Medicin genommen und mit verhaßter Tücke verzagten Seelen die Flucht aus der rauhen Berührung mit der Welt abgeſchnitten. Platons Staat iſt Ideal geblieben, aber die Republik des Cappadociſchen Baſilius hat die vier Weltmonarchien der Apokalypſe überdauert und durch die That bewieſen, daß ſie ihren Lebensſaft aus geheimnißvoller Tiefe unſeres Herzens ſaugt. Ihr Prinzip iſt Negation, die in menſchlichen Dingen weiter und ſicherer führt als titaniſches Selbſtbeſtimmen und Vorwärtsſtreben.

Der Wunſch eine Art Statiſtik, beſonders das numeriſche Verhältniß dieſer baſilianiſchen Heiligen-

---

[1] Regum aequabat opes animis, seraque revertens
Nocte domum, dapibus mensas onerabat inemptis.
Virg. Georgic. IV, 132.

Republik zu kennen, iſt ganz natürlich, aber um ſo weniger leicht zu befriedigen, weil unter jenem Himmelsſtrich im Großen wie im Kleinen über Beſitz, Menſchenzahl und Summe der Einnahme und der Ausgaben überhaupt nur wenige Mitglieder der Geſellſchaft genaue Kenntniß beſitzen und ſolche Dinge von dieſen Eingeweihten als Regierungsgeheimniſſe ſorgfältig verſchwiegen werden. Schon die Fragen nach der Köpfezahl eines Kloſters, nach ſeinen Meierhöfen, ſeinen Dörfern und ihrem Ertrag erzeugen Froſt, Zurückhaltung, Schweigen, ausweichende Reden, oder finden höchſtens oberflächliche, allgemeine, von der Wahrheit gewiß entfernte Erwiederung mit Klagen über ſchlechte Zeiten, verfallene Finanzen und zuſehende Verarmung des Gemeinweſens. Ueberhaupt ſind Fragen um phyſiſches Alter wie um Vermögen im Orient überall anſtößig und wider alle gute Sitte. Ich habe mich eben ſo fleißig erkundigt, aber die Wahrheit ſicherlich eben ſo wenig erfahren als meine unmittelbaren Vorgänger Smith, Zachariä und Griſebach. Alles was zum heiligen Berg gehört, die in den Klöſtern einregiſtrirten Profeßmönche, dann die kleinern Anachoretengeſellſchaften, die Dorfkellioten und Waldeinſamen mit den weltlichen Knechten und Handwerkern zuſammengerechnet, ſoll die Zahl von 6000 Individuen nicht überſteigen, in ruhigen Zeiten aber auch niemals unter 4000 herabſinken. Gegenwärtig (1841) ſollen in den zwanzig

Abteien etwas über 2000 Weltüberwinder eingetragen ſeyn, von welchen mehr als die Hälfte auf die vier Großklöſter Laura, Vatopädi, Iwiron und Xeropotamo fällt; auch Chilantari, St. Dionys und Ruſſico ſind ſtark beſetzt.

Aber zu keiner Zeit des Jahres iſt die ganze Zahl präſent und viele Kloſterbrüder ſehen ſich das ganze Leben niemals, weil die Mönche ihre Grundſtücke und auswärtigen Beſitzungen nicht verpachten, ſondern unter beſtändiger Aufſicht und Leitung ausgeſandter Gemeindeglieder auf eigene Rechnung bewirthſchaften. Drängt einen frommen Büßer das Verlangen wieder einmal die verderbte Welt in der Nähe zu ſehen und ſich der eigenen Vollkommenheit im Gegenſatze der außerhalb des Hagion-Oros graſſirenden Unſitte zu freuen, ſo bewirbt er ſich bei ſeiner Gemeinde oder ſeinem Vorſtand um eine Oekonomenſtelle auf den Höfen in Macedonien, auf Thaſos, auf dem Cherſones von Kaſſandra oder Sithonia, beſonders zur Erntezeit und wenn man Trauben keltert. Da gibt es ſüßen Moſt, Kaſtanien, Abendtänze, Schwänke und chriſtlichen Zeitvertreib, an welchem die guten und vielgeplagten Kalógeri, beſonders wenn ſie noch jung und derbe ſind, nur ſo viel Antheil nehmen als der Ernſt ihrer Angewöhnung und die unantaſtbare Heiligkeit ihres Gewandes erlaubt. Züge rüſtiger Bulgaren und Walachen beider Geſchlechter ſteigen dann vom Gebirg herab und helfen um

Taglohn den Segen des beglückten Flachlandes einheimſen. Auf der Korntenne im Freien, am Brunnen, unter dem Schattendach grünbelaubter Bäume erklingt nach der Arbeit die ſlaviſche Gusla. Die Luft iſt weich, der Moſt erquickend und der Reigen voll weltlicher Anmuth: wäre es ein Wunder, wenn auch der ſtrenge Ascet auf Augenblicke La Bruyère's evangeliſche Traurigkeit („tristesse évangélique“) ablegt und ſich im Herrn einige Erleichterung gönnt, um nachher mit deſto heißerer Inbrunſt wieder die Wege der Pönitenz zu wandeln.

Vom Centrum mönchiſcher Zucht noch weiter entlegen ſind die Beſitzungen in den Donauländern, die Filialklöſter und Seelſorgerplätze zu Monaſtir (Bitolia), in Buchareſt, zu Moskau und zu Tiflis, wo das Kloſter Iwiron reich begütert iſt, aber wegen der Entfernung vom Mutterſitz die Epitropen nur alle fünfzehn Jahre wechſelt. Von Moskau kommen ſie nach vier Jahren und von Buchareſt nach zweien wieder in den Convent zurück mit den Früchten ihrer Frömmigkeit und Oekonomie. Dieſe Beſitzungen außerhalb der Athoslinie, ſey es Kloſterhaus mit Kapelle in der Stadt oder Meierhof mit Grundſtücken auf dem Lande, nennt man nicht etwa nur bei der heiligen Republik, ſondern bei allen Klöſtern der Byzantinerwelt Metóchion (Anhängſel, Pertinenz). Wie häufig begegnet man in den Wäldern der Chalkidike, auf dem Iſthmus, auf der großen Warte, Athosmaulthieren mit Wein, Oliven, Kaviar, Käſe und getrockneten Früchten im Geleite eines Mönchs, während die Hagion-Oros-Goëletten mit Getreide-Ladungen aus den benachbarten Halbinſeln über den Golf von Sithonia ſtreichen!

Iſt aber ein Mönch im Leſen und Schreiben bewandert und für Geſchäfte tauglich, ſo kann er als diplomatiſcher Agent der heiligen Berggemeinde zu Saloniki, zu Athen oder gar im Fanar zu Stambul reſidiren, wo ſie geräumige Wohnungen (wenigſtens zu Saloniki und Konſtantinopel) unterhält und myſtiſch dunkle Hauskapellen mit farbigen Fenſterſcheiben und mit dem Bild des neuen Sanct Georg, eines Schkypetaren aus Jannina, in weißer Fuſtanella, rothem Fes, goldenem Heiligenſchein und grünem Palmzweig zum Zeichen des Märtyrthums, weil er in beſagter Stadt (1834) durch türkiſche Hinterliſt für ſeine Schönheit und ſeinen Glauben öffentlich den Tod gelitten hat.

Jedoch hat das geiſtliche Gemeinweſen der ſtrengen Ordnung und des Landbeſitzes ungeachtet doch ein jährliches Deficit in den Finanzen, das man durch künſtliche Mittel decken muß. Beredte und muthige Brüder mit Copien mirakulöſer Bilder oder mit Reliquien verſehen, durchſtreifen zeitweiſe die Eilande und die nahe liegenden Provinzen Rumeliens und Anatoliens, um Kredit und geiſtlichen Ruhm des Hagion-Oros durch Reden und Exempel auch in der

Ferne zu erhalten und zu beleben. Für eine beliebige Gabe an Geld oder Naturalien berühren und küſſen gläubige Chriſten, beſonders die kindlich frommen Bulgaren, den heiligen Schrein und ziehen oft in Schaaren unter Leitung eines hochzeitladenden Mönches in den heiligen Wald, beſuchen die Klöſter ihres Vertrauens und laſſen gegen Erlegung beſtimmter Summen ihre Namen zu frommem Gedächtniß in die Regiſter ſchreiben, wie uns Zachariä in ſeinem Werk ausführlich erzählt. Aber Kaïri von Andros und die deutſchen Philoſophen in Athen hätten das Athos-Municipium — wäre man nicht bei Zeiten eingeſchritten — um dieſen nicht unwichtigen Zweig des öffentlichen Einkommens gebracht. Nur ſind dieſe ausgeſandten Finanzmönche ihrerſeits häufig im Verdacht vom Erlös der geiſtlichen Gnaden manchmal nur den kleinern Theil an die Commune abzuliefern, das Mehrere aber für ſich zu behalten und für Privatzwecke auf ihren Wanderungen auszugeben. Doch gewährt bei ſo großen Mängeln die Frömmigkeit der transdanubiſchen Slaven noch häufig Troſt.

Was die innere Verwaltung betrifft, genießt dieſer kleine dem Sultan tributäre Mönchsſtaat denſelben Grad von Unabhängigkeit, wie die Fürſtenthümer Serbien und Moldo-Wlachia. Athos iſt eigentlich das älteſte freie Gemeinweſen im türkiſchen Reich; kein Muſulman, ja nicht einmal ein weltlicher Chriſt darf ſich im heiligen Bezirke niederlaſſen, und ſelbſt der Boſtandſchi in Karyäs hängt gewiſſermaßen von den Mönchen ab. Man findet hier wie in einem europäiſchen Staate eine durch freie Wahl jährlich zu erneuernde Regierungsjunta, ein jährlich zu votirendes Budget, Steuerumlage, Deficit, Polizei und Schulden. Dieſe letztern hauptſächlich in Folge des Aufſtandes und der ſchweren Contributionen, die man nach der Unterdrückung deſſelben erlegen mußte. „Mönch gib Geld (Keschisch para ver)!“ riefen die unerſättlichen Albaneſen den ganzen Tag. Zuerſt gab man die Baarſchaft hin, verkaufte dann ſilberne und goldene Kirchengefäße, Perlenſchmuck und Edelſteine, und nahm zuletzt noch Kapitalien zu wucheriſchen Zinſen auf, woran man, beſonders in Laura, heute noch zu zahlen hat. Wie es jetzt ſteht, ſoll der öffentliche Dienſt jährlich eine Million Silbergroſchen oder 500,000 türkiſche Piaſter erheiſchen. Die Hälfte dieſer Summe geht als Tribut nach Stambul. Mit der andern beſtreitet man die kleinen Gratifikationen an die Regierungsmitglieder, bezahlt die üblichen Geſchenke an den ökumeniſchen Patriarchen, an die heilige Synode, an den Weſir in Saloniki, an den Boſtandſchi und ſeinen Schreiber in Karyäs, beſoldet die chriſtliche Municipalmiliz und die auswärtigen Agenten, und gibt wo immer zum Vortheile der Republik durch Klingendes nachzuhelfen iſt.

Dieſen jährlichen Bedarf nach Köpfen auf die einzelnen Klöſter, auf die Anachoreten und Zellenleute umzulegen, meint Vater Beſſarion, ſey kein leichtes Geſchäft und führe oft zu ſonderbaren Auftritten in der heiligen Verſammlung, weil jeder Deputirte, wie weiland im heiligen römiſchen Reich, die Intereſſen ſeiner Committenten mit Wärme und Standhaftigkeit zu verfechten hat. Unter ſolchen Umſtänden ſind den Athosvätern, wie Sie wohl ſelbſt ſehen, von der Welt zwar nicht die Genüſſe, aber doch die Sorgen und die Bedrängniſſe geblieben. Mitten in der Andachtsgluth ſtört fromme Klausner der Gedanke, wie bei gehemmtem Abſatz der heiligen Fabrikate ihre in Karyäs zu erlegende Steuerquote zu erſchwingen ſey. Deßwegen können die heiligen Büßer, auch wenn ſie wollten, Geprägtes noch immer nicht mit gehöriger Verachtung behandeln, und dürfen auch im Examen zellenpachtender Weltüberwinder nicht gar zu kritiſch ſeyn.

Sie erinnern ſich noch aus dem vorigen Fragment des Ausdrucks „Heſychaſten“, wie man die Waldeinſiedler des Hagion-Oros vor der Athanaſiſchen Reform nannte. Das Wort bezeichnet jenen unausſprechlichen, europäiſchen Weltleuten nicht leicht zu erklärenden Zuſtand völligen Verſunkenſeyns des geiſtigen Vermögens in Gott, jenen moraliſchen Opiumrauſch des Orients mit ſeinem Gefolge unnennbaren Seelenentzückens, die Frucht indiſcher Sonnen und der ſchauerlichen Gräberwüſte hinter dem ägyptiſchen Theben. Die Einſiedeleien des Hagion-Oros ſind der weſtlichſte Punkt, bis wohin die myſtiſche Praxis der heißen Zone gedrungen iſt. Um dieſer geſteigerten Viſion und Asceſe des oberſten Grades zu genießen, ſetzt ſich, nach Angabe eines in der chriſtlichen Myſtik bekannten Tugendmeiſters aus dem eilften Jahrhundert, der Eingeweihte in einen Winkel der verſchloſſenen Zelle, ſenkt das Haupt auf die Bruſt und blickt, alles Irdiſche vergeſſend, unverwandten Auges, Anfangs verworren und troſtlos, bald aber mit ineffabler Seligkeit ſo lange auf die Bruſthöhle und die Nabelgegend, bis er den Platz des Herzens und den Sitz der Seele entdeckt. Und wie dieſes gelungen, umfließt den Geiſt ein geheimnißvolles ätheriſches Licht, welches die Heſychaſten auf Hagion-Oros in ſchwärmeriſcher Ueberſchwänglichkeit für das reine und vollkommene Weſen der Gottheit hielten und mit faſt buhleriſcher Zärtlichkeit verehrten. Mosheim in ſeiner Kirchengeſchichte philoſophirt über dieſe Scene, Gibbon lacht und denkt an Bedlam; ich ſage nichts, weil die fürchterliche Einſamkeit der libyſchen Wüſte in meiner Seele einen Klang angeſchlagen hat, den gute Laune und Witzſpiel europäiſcher Gelehrten weder erzeugen, noch erſticken können. Nur meine ich, der „Mönch von Iwiron“ ſchwinge ſich vielleicht ſelten und nicht ohne Gewalt aus ſeinem Pomeranzenduft zu dieſer Höhe geiſtiger Seligkeit empor.

Der Keim lebt heute noch in den Zellen des Kaſtanienwaldes und in den ſelbſtpeinigenden Enthuſiaſten in Simópetra und Sanct Dionys; aber wie man dieſes Kapitel berührt, werden die Mönche ſtumm, weil ſie entweder ſelbſt nichts wiſſen oder weil ſie nichts ſagen wollen. Ohne Zweifel gibt es, wie in den Myſterien von Eleuſis, ascetiſche Grade für die himmliſche Lichtviſion, von der mit Nichteingeweihten zu reden geſetzlich verboten iſt. Doch einer der gewandteſten Metaphyſiker und Diſputirgeiſter ſeiner Zeit, der lateiniſche Mönch Barlaam, wußte bei ſeinem Erſcheinen auf dem Hagion-Oros um die Mitte des 14. Jahrhunderts durch Verſtellung und Beredſamkeit einem Asceten des oberſten Grades die Geheimlehre des Lichtgottſchauens abzulocken. Statt die Sache mit gaſtlicher Schonung als ein Curioſum hinzunehmen, machte ſich der Italiener über die Athosmönche luſtig und erklärte die Behauptung, man könne mit materiellem Auge das körperloſe Weſen der Gottheit ſchauen, oder die göttliche Eſſenz ſey eine materielle Lichtſubſtanz, für heidniſche Thorheit und läſterliche Häreſie. Der Streit machte damals großes Aufſehen und erfüllte zuerſt den heiligen Berg und am Ende Konſtantinopel ſelbſt, den kaiſerlichen Hof und den Reſt des von den Osmanen noch nicht verſchlungenen Reiches mit Aufruhr und Tumult.

Hier iſt nicht der Ort über ſolche Dinge zu ſprechen; aber um dieſelbe Zeit verglichen die Hofjuriſten Karls IV. die ſieben Kurfürſten in der goldenen Bulle mit den ſieben Hauptſünden, proklamirte Cola

Rienzi die römiſche Republik, erklärte eine Kirchenverſammlung in Konſtantinopel die Identität des ekſtatiſchen Athoslichtes mit dem unerſchaffenen Licht des Berges Tabor, drangen die Türken in Europa ein und mähte der „ſchwarze Tod" verderbenbringend durch die ganze Welt. Byzanz ging zwar unter, aber die Athosväter hatten gegen den lateiniſchen Gegner den Prozeß gewonnen und glaubten ungeſtört an die Ewigkeit ihres Nabel-Lichtes. Dem Occident gegenüber ſind ſie heute noch was ſie damals waren. Vater Geraſimus, in allen Dingen polirt und nachgiebig, wollte nur im Dogma von keinem Vergleiche hören, und beinahe hätte ich durch eine einzige Rede ſeine gute Meinung verſcherzt. Glücklicherweiſe aber fehlten mir mit Barlaams Gelahrtheit auch ſeine fanatiſche Impertinenz und ſeine Schonungsloſigkeit.

Von Außen — das darf man ſich in Europa merken — ſind alle Angriffe auf griechiſche Nationalität, die gleichbedeutend mit anatoliſchem Dogma iſt, vergebliches Bemühen. Die Gefahr kann nur eine innere ſeyn, wie ſie einſt dieſelben Athosmönche einer ſpätern Epoche in der berühmten Akademie von Vatopädi erkannten. Körperſchaften, die von der öffentlichen Meinung leben, unterſcheiden mit wunderbarem Takt ſchon entfernt, was ihrem Intereſſe förderlich oder ſchädlich ſey. Von einer romantiſch bewaldeten, gegen das Meer ſteil abfallenden Höhe ſchaut eine moderne Ruine, weißliches Gemäuer mit zwei langen Fenſterreihen, maſſivem Unterbau und einer Waſſerleitung in hochgeſprengten Bogen, aber ohne Dach und vom wuchernden Geſtrüpp des immergrünen Buſchwaldes überwältigt, melancholiſch auf Vatopädi herab. Der Bau iſt etwas über hundert Jahre alt und ward für Unterweiſung der Hagion-Oros-Kandidaten im Kirchengriechiſch auf gemeinſame Koſten der heiligen Republik aufgeführt.

Hier trat der berühmte Corfiot Eugenius Bulgari in den erſten Jahren der Kaiſerin Katharina II. als Vorſtand ein, und fand in den weiten Räumen nur ſieben Schüler.[1] Der Mann war vollendeter Meiſter im Helleniſchen und hatte philoſophiſche und hiſtoriſche Studien im europäiſchen Sinne betrieben. Die Anſtalt hob ſich ſchnell, der Ruhm des Lehrers, der Geiſt des Jahrhunderts, die reizende Lage der Schule zog junge Leute aus allen benachbarten Ländern der Türkei, aus Rußland und Italien in die Akademie nach Vatopädi. Bis an 200 Zöglinge hatte Eugenius im Moment der Blüthe in 170 Zellen untergebracht. Die weite Fernſicht über das Meer, die geſunde Höhenluft, die entzückende Scene des grünen Laubwaldes und die Abgeſchiedenheit von weltlicher Aergerniß und Zerſtreuung mußte die Empfänglichkeit junger Gemüther für beſſeres Wiſſen wundervoll erhöhen.

---

[1] Eugenius Bulgari lebte von 1716—1806.

Was ſind die ſchönſten Muſenſitze Europas im Vergleich mit der bezaubernden Waldakademie des heiligen Berges? Aber wie unlängſt in Kaïri und ſeiner Androsſchule, glaubte man auch bald in Eugenius Bulgari und ſeinem Inſtitut die Keime gefährlicher Neuerung, anarchiſcher Gährung und einer das griechiſche Morgenland kirchlich umwälzenden Geiſteremancipation zu erkennen. So hatten es aber die Mönche bei ihrem Stiftungsakte nicht gemeint. Philoſophie und freie Gymnaſtik des Geiſtes — das fühlten ſie wohl — könne neben der alten Mönchspraxis des Hagion-Oros nicht beſtehen. Sie fürchteten für den Glauben an das unerſchaffene Taborlicht, für die Pilgerkaravanen, für den geiſtlichen Kredit und die jährlichen Opfergaben nicht weniger als für die Bande ihrer eigenen Disciplin.

Bulgari und ſeine Schule waren dem Untergang geweiht. Anfangs neckte man den gelehrten Meiſter, untergrub das Anſehen, verdächtigte endlich die Moral des Lehrers und der Schüler, berichtete nachtheilig an das geiſtliche Oberhaupt der griechiſchen Nation in Konſtantinopel, und ruhte nicht eher bis der Mann aus Ekel ſeinen Poſten ſelbſt verließ, um nach kurzem Aufenthalt im Fanar einem glänzenden Loos in Rußland zu begegnen, wo er als freireſignirter Erzbiſchof von Cherſon mehr als neunzigjährig zu St. Petersburg (1806) verſchied. Mit dem Vorſtande war auch der Geiſt entwichen; die Zöglinge verloren ſich, das Inſtitut verkümmerte und wurde endlich als „gefährlich für Religion und Sittlichkeit“ durch ein Reſcript des ökumeniſchen Patriarchen völlig aufgehoben. Voll Freude über den Sieg trugen die Mönche das Hausdach ab, brachen die Sparren weg und hoben die Thüren aus, um dem flüchtigen Feind auch die Hoffnung für die Zukunft abzuſchneiden. Durch das offene Portal dringt heute in üppiggedrängtem Pflanzentrieb der Wald, und ſtatt blühender Jugendgeſichter ſchaut immergrünes Geſtrüpp und Lianengeranke zu den leeren Fenſtern heraus.

Die griechiſche Kirche duldet keinen Unterricht und ſchlägt beſonders Weltweisheit und Dichtkunſt mit unauflöslichem Bann. Aber ſie bekennt ihr Syſtem unverhohlen, und wo immer ein Magiſter über den Geſichtskreis von Sanct Chryſoſtomus und Sanct Paphnutius in das freie Gebiet des Denkens und geiſtigen Schwelgens hinüberſchweift, legt ſie laut ihr Veto ein und ſchließt die Schule zu. Ueber das „europäiſch-heidniſche Treiben“ in Griechenland hört man auf dem Hagion-Oros mancherlei Beſorgniſſe, und von den Folgen der neuen Ideen für das Athosinſtitut reden die alten Väter und der jüngere Nachwuchs ſchon in ganz verſchiedenem Sinn. Dieſe Frommen haben zwar Unrecht, aber ſie glauben nicht an Fortdauer und Beſtand anti-anatoliſcher Staats- und Kirchenordnung des neuen Königreichs, und ihnen ſchien türkiſches Regiment für das Seelenheil weit gefahrloſer als die (damalige) Halbfrankenwirthſchaft eines Maurokordatos in Athen. Es iſt nicht gleichgültig was man über ſolche Dinge auf Hagion-Oros denkt. Hagion-Oros iſt eine Macht, deren gute Geneigtheit nicht Jedermann geringe achtet und überſieht. „Wir haben Fremde aus Rußland im Kloſter," ſagte man irgendwo, „aber ſie laſſen ſich nicht viel ſehen und gehen nur Nachts zu Zeiten aus den Zellen." Schöbe man zufällig die Nordgränze des helleniſchen Staates bis an den Strymon vor, möchte ich ſehen wie ſich die Ordonnanz einer durch Franken geſchaffenen Monarchie mit der uralten, volkverwachſenen, mächtigen Körperſchaft des heiligen Berges ſetzen würde.

Wer nur Claſſiſches ſucht, gehe ja nicht auf Hagion-Oros, von deſſen ärmlichen Sammlungen das Werthvolle ſchon längſt verſchwunden und nach Europa gewandert iſt.[1] Hier iſt nur für Byzantiniſches Gewinn zu hoffen. Aber wie z. B. ein der Botanik gänzlich Unkundiger die ſchöne im Herbſt blühende Amaryllis am Felſenriff von Xeropotamo nicht bemerkt, eben ſo werden auch in byzantiniſchen Studien und Hiſtorien Unbewanderte nur grämlich und mit Verachtung an den Mirakelbüchern und Kirchen-

---

[1] Die Kloſterbibliothek zu St. Dionys, dem Range nach etwa die vierte des Berges Athos, zählt nur 388 Nummern, unter dieſen nicht mehr als 139 Handſchriften, das übrige ſind in Europa gedruckte Bücher ohne Werth.

Legenden der Athosbibliotheken vorübergehen. Was hätte wohl ein ehrenwerther Variantenſammler zu den 48 Folioſeiten griechiſcher Feſt- und Staatsreden auf die Mirakel des Stadt- und Landespatrons Sanct Eugenius von Trapezunt geſagt? Das Opus iſt im Katalog nicht einmal genannt und, wie es häufig geſchieht, mit einem andern von ganz verſchiedenem Inhalt zuſammengebunden. Nur zufällig erblickte ich die Worte Ikonium, Melik Sultan, Alatines, Baſilevs Trapezuntos, Andronikos Gidos, Sinope, und fand am Ende ein hiſtoriſches, in Europa nicht gekanntes Fragment von Wichtigkeit für die politiſche Geſchichte des Sultanats Ikonium und des Imperiums Trapezunt.

Die Sache iſt freilich nur für die hiſtoriſche Literatur von Werth, und kann hier nicht umſtändlich verhandelt werden. Genug, daß man jetzt die eine der beiden großen Lücken der trapezuntiſchen Geſchichte vollſtändig auszufüllen und nebenher manche neue Notiz über die Küſtenländer des Pontus Eurinus, über die griechiſchen Pflanzſtädte in der Krim, über Topographie von Trapezus und der nächſten Umgebung aus den Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts in Umlauf ſetzen kann. Ein hiſtoriſches Dokument von ſolcher Bedeutung in einem Bande griechiſcher Kirchenfeſtreden zu finden, wird nur dann befremden, wenn man nicht bedenkt, daß im byzantiniſchen Imperium die Kirche der Staat war und das politiſche

Faktum ganz im Kultus aufgegangen iſt. Sacriſtei und Handelscomptoir ſind hier die einzigen Archive der Weltgeſchichte. Dieſer Gedanke hat mich auf den Hagion-Oros geführt und durch die gewonnenen Reſultate Eigenliebe und wiſſenſchaftliches Beſtreben zu gleicher Zeit befriedigt.[1]

Sie wollten nur „De Situ et Moribus" des heiligen Berges hören, und ich bin Ihrem Wunſch nach Kräften begegnet, habe Eindrücke, Bilder und Scenen gezeichnet, habe Gegenden, Menſchen und Leidenſchaften geſchildert und halte es für nutzlos die flüchtige Bücherſchau, das ſpäte Bemühen den Bergkegel zu erklimmen, die kurzen Kloſterbeſuche und die wiederholten Tändeleien in Karyäs und Chilantari mit allen Kreuz- und Querzügen nach der Abreiſe vom gaſtlichen St. Dionys chronologiſch aufzuführen, weil das vorangeſchickte Sittengemälde ſelbſt nur Ergebniß dieſer Wanderung und ihrer Einzelheiten iſt. Die Pointe der Reiſe liegt im trapezuntiſchen Originalfragment und im Conterfei des Athosmönches und ſeiner Hütten. Bei Griſebach iſt es die Beſteigung der Athospyramide und die Scala ihrer Vegetation. Wie dieſe Pointe überſchritten, iſt in beiden das Epos der Handlung auf dem Höhepunkt, das Blut wird kälter, die Erzählung matter, der Leſer ſchläfriger, das Ende erwünſchter und der kürzeſte Epilog der beſte. Ob ſich die Mönche ihres Gaſtes heute noch erinnern, iſt freilich ungewiß; in meiner Seele aber hat die Melancholie der Weltüberwinder und das zaubervolle Bild des immergrünen Paradieſes einen tiefen und bleibenden Eindruck zurückgelaſſen. Doch

---

[1] Sieh Abhandlungen der hiſt. Cl. der K. B. Akad. d. W. III. B. 3te Abthl. ſſ. 1843.

Nicht allein der Glauben iſt es, der die Welt beſiegen lehrt,
Wißt daß auch die Kunſt in Flammen das Vergängliche verzehrt.

XI.

Fünf Wochen in Theſſalonika.

„Viele Kreuze auf der Stirne und viele Teufel in der Bruſt",[1] ſagte halblaut der griechiſche Begleiter im Einkehrſtalle zu Langavich, wo wir auf dem Rückwege vom Hagion-Oros nach Teſſalonika das letztemal die Nacht blieben und von unſerm Platze aus dem Abendeſſen ſeiner ſich unabläſſig bekreuzigenden Glaubensgenoſſen zuſahen. Drei rüſtige Palikaren mit einem halbgewachſenen Jungen ſaßen um die runde Scheibe auf dem Lehmboden und verzehrten ihre Freitagskoſt aus Poriſtengeln, Oliven, Käſe und Honig. Sie tranken der Reihe nach aus der hölzernen Flaſche, die rhythmiſch in die Runde ging. Aber kein Zecher ſetzte den Kürbiß an den Mund oder gab ihn nach dem Zuge ſeinem Nachbar hin, bis er nicht jedesmal ſowohl vorher als nachher drei Kreuze geſchlagen und mit einem raſchen Blick nach Oben ſich geiſtig geſammelt hatte. Sieh einmal, könnte einer denken, das ſind fromme Wirthsleute; da wird man gewiß billige Rechnung machen. Ich hatte noch weit andächtigeren Tafelſcenen orthodoxer Griechen beigewohnt und allzeit gefunden, daß frommes Eſſen nicht jedesmal fromme That bedingt. Vater A . . . s, der Grammatikos der Heiliggrab-Epitropie in Jeruſalem, verſchlang große Brocken Geſottenes und Gebratenes, legte nach jeder tüchtigen Einfuhr die Inſtrumente nieder, kreuzte andächtig die Arme über die Bruſt, ſeufzte tief und drehte zu merklicher Erbauung der heiligen Erzbiſchöfe und der fremden Gäſte aus Occident die großen Augen himmelwärts. Aber nach dem Tiſchgebet war der junge wohlbeleibte Vater A...s wieder vollendeter Weltmann und erſter politiſcher Intriguant, giftiger und gefährlichſter Gegner der lateiniſchen Sache in Jeruſalem. Wir kennen ja alle Fontenelle's Spruch: ***Boileau dévot et méchant, Racine plus dévot et plus méchant.*** Dieſer Spruch gilt natürlich nur von den Griechen, die in Jeruſalem unſere Feinde ſind.

---

[1] *Πολλοὶ σταυροὶ 'ς τὸ μέτωπον καὶ πολλοὶ διάβολοι 'ς τὸ στῆθος.*

Wir hatten nach der erprobten und jedem Fremden in jener Gegend zu empfehlenden Gewohnheit eine Henne zum Sieden aufgebracht und aus der Brühe eine dichte nahrhafte Reisſuppe mit Citronenſaft angemacht, Grünzeug, getrocknete Früchte, Salzoliven, Eier und Honig im Wirthsladen gekauft und wegen der friſchen Novembernacht beſtändig Feuer aus dürren Baumäſten neben dem Lager unterhalten.[1] Geflügel am Freitag verrieth ſchon den Ausländer; Feuer neben dem Nachtlager und ein Diener, der nicht mit dem Herrn ißt, ließen (irrig) auf Rang und Wohlſtand ſchließen. „Vielleicht iſt es gar ein Milordos", d. i. ein Franke, der alte Steine anſieht und das Geld nicht achtet. Im Grunde darf man ſich alſo auch nicht verwundern, wenn des andern Morgens, hauptſächlich des Brennholzes wegen, eine für das ärmliche Lokal ganz unverhältnißmäßige und erſt nach einiger Unterhandlung bis zum Niveau der Billigkeit ermäßigte Rechnung zum Vorſchein kam. Die Maulthiertreiber, um uns über die gewöhnliche, zu früh erreichte Station Zagliberi und ihre bequeme Einkehr weiter gegen Saloniki fortzubewegen, hatten die Raſt in Langavich als ebenfalls ſehr reizend und elegant geſchildert. Es war aber zum größten Verdruß nur ein gewöhnlicher Dorf-Han für vierfüßige Gäſte, d. i. vier dünne durchlöcherte Wände aus Röhricht und Lehm mit einem Hohlziegeldach ohne Decke; der Boden aus feſtgeſtampfter Erde, mit zwei Feuerſtellen, einem Backofen und einer Auslage für griechiſchen Küchenbedarf. Das Bett, wie Sie wohl wiſſen, iſt in ſolchen Fällen auch nur eine Binſenmatte neben der kniſternden Flamme, und folglich nach zehnſtündigem Ritt durch unwegſames zerriſſenes Bergland Grund genug zu murren und betrübt zu ſeyn. Ich dachte an die ſchönen Säle, an die weichen Divane und die freundlichen Mönche von St. Dionys, von Vatopädi und Chilantari, und verglich die gegenwärtige Noth und herabgekommene Lage mit den Vorzügen des Hochfleckens Laregovi, wo wir die Nacht vorher geblieben waren, und deſſen Lieblichkeiten ich Ihnen ſchon bei Gelegenheit der Hinreiſe und des mit uns einkehrenden Biſchofs und ſeines Mundſchenken aus Polyhiero, im vorausgehenden Bruchſtück geſchildert habe.

---

[1] Wir bitten den Leſer die wiederholte Beſchreibung unſeres Reiſeküchenzettels nicht für überflüſſig zu halten. In dieſer klugen und romaniſchen Lüften angemeſſenen, gleichmäßigen Diät liegt das Geheimniß, unter allerlei Umſtänden einer zweijährigen Wanderſchaft keine Minute lang krank zu ſeyn und geſünder heimzukommen als man ausgezogen iſt.

Das Alles — ich weiß es wohl — ſind Kleinigkeiten, an deren Kunde dem Leſer wenig liegen kann. Aber was ſoll ich Ihnen von Langavich erzählen? Ich bin ja nicht Botaniker und Geolog wie Dr. Griſebach, wie Copeland, Weiſe, Smith und Friedrichsthal, nicht Statiſtiker wie Ami-Boué, nicht Prophet wie Blanqui. Oder meinen Sie gar, ich ſey in den Maulthierſtall nach Langavich gekommen um den Einwohnern Geſetze zu ſchreiben, ihre Prozeſſe zu ſchlichten oder gar die Armeen der 32 alten Städte von Chalkidike zu kommandiren, von denen man bei Ariſtoteles liest? Und wenn ich das Alles wäre und verſtände, wie jener berühmte Archäolog, käme ich doch zu ſpät. Die Partien ſind ja alle ſchon beſetzt und die Rollen ausgetheilt. Warum ich in das Byzantiniſche gekommen bin und was ich dort ſuche, brauche ich nicht mehr zu wiederholen. Der Menſch, die Sitte, das Bauerndorf, die gemeine Rede, der Streit, der Widerſpruch und die Vergangenheit ſind meine Theſen und haben mich wiederholt unter dieſen Himmelsſtrich geführt. Empfinden will ich, Gefühle wechſeln, entbehren, ſchwelgen, fürchten, hoffen, was man bei der Glätte und gleichförmigen Geſchwindbewegung des öffentlichen Lebens in Europa bald nicht mehr kann.

Nähmen Sie es den Leuten übel, wenn ihnen zuweilen ſelbſt die Herrlichkeit, die Philoſophen, die Lügen, die falſche Gerechtigkeit und das ſcheinheilige Thun des Occidents zuwider wären und Langeweile machten? Im Sittengemälde hat aber auch der kleine Strich ſein Verdienſt. Warum gibt man uns im luftigen, waſſer- und pflanzenreichen Laregovi keinen Kohl? „Kohl wird hier nicht gepflanzt, weil hier *Κλεψία* (Dieberei), nicht *Νόμος* und *Τάξις* (Geſetz und Ordnung) regieren und jeder ſtiehlt was der Nachbar ſäet“. Die vielen Kreuze und die ſtarke Rechnung in Langavich und die „Klepſia“ von Laregovi ſind aber das einfachſte und kennbarſte Bild der öffentlichen Zuſtände im Orient: Jeder ſtiehlt was der Andere ſäet; die Regierungen aber nehmen hier Allen Alles weg, und den Frieden hat nur wer Bettler iſt.

Während meine Vorgänger ſorgfältig die Gränzſcheide der immergrünen Gebüſchvegetation bei Nisvoro erſpähen, die Wieſenkräuter im Muldenthale vor Laregovi zählen und vom Gipfel einer Waldkuppe des Cholom Strich und Höhe der Gebirgsketten Macedoniens überſchauen und ergründen, fragte ich mich ſelbſt auf meiner Binſenmatte: warum etwa in dieſem Theile Chalkidike's die Orte, die Seen und die Berge ſo ſonderbare und ganz ungriechiſche Namen, z. B. Cholom, Nisvoro, Zagliberi, Laregovi, (Jaruga), Rawa, Ravanikia, Chortiat, Galatista, Langaſa und Langanichia trügen? Die Beantwortung ſolcher Fragen iſt zwar weniger lohnend und auch weniger unterhaltend als ein botaniſches Bild der Kräuterwieſen von Hieriſſo, als der Buchenhain von Nisvoro und die Ueppigkeit der Grasnarbe unterhalb Laregovi. Das Schlimmſte ſcheint noch, daß man in dieſem einzigen Punkte bei uns ganz und gar nicht neugierig iſt, ja Grund und Erklärung dieſer ethniſchen Anomalie gar nicht einmal hören mag. Man wendet ſich verdrießlich weg, blickt nach der Stelle wo Stagira ſtand und fragt: wo ſind die Ruinen von Olynth?

Das bittere Gefühl des zu erduldenden Ungemaches; Hunger, Ermattung, Unheimlichkeit des Ortes, endlich der Gedanke an unbelohnte Arbeit und an die vielleicht fruchtlos verſplitterte Errungenſchaft beſchlichen die Seele und trübten auf kurze Zeit den Sinn.

Aber die unerwartet kräftige Koſt und die warme Luft der Hütte verſöhnten bald den Widerſpruch. Die Fremden, die Führer, die Wirthsleute und die Maulthiere aßen zu gleicher Zeit, alle, wie es ſchien, vergnügt und zufrieden mit dem Geſchicke. Wir ſchliefen kräftig, verließen des andern Morgens eine Stunde vor Sonnenaufgang den Stall, ritten im Herbſtnebel zum Bergſattel von Chortiat hinauf, raſteten um Mittag am Brunnen und erreichten ſonnenverſengt noch vor zwei Uhr Nachmittags das obere Feſtungsthor von Saloniki, durch welches wir vier Wochen vorher ausgezogen waren. Gegen ein Geſchenk von vier Silbergroſchen blieben Gepäck und Päſſe ungeöffnet und eine halbe Stunde ſpäter hatte ich wieder das vorige Zimmer bei der Doktorswittwe Georgi mit jener Empfindung innerer Zufriedenheit bezogen, wie ſie nur der Gedanke an den glücklichen Ausgang einer zweifelhaften und waglichen Unternehmung unſerem Herzen entlocken kann. Mit Pilgerſtaub bedeckt (denn man gönnte keine Zeit für nöthige Toilette), mußte ich mit Hrn. v. Mihanowitſch im nahen öſterreichiſchen Conſulat zu Tiſche gehen.

Dreißig Tage Pönitentenkoſt auf Hagion-Oros hatten die Nervengeiſter gewaltig herabgeſtimmt und der Sehnſucht wieder in den europäiſchen Lebenscyklus einzutreten einigen Drang verliehen. Wenn dem Sittengeſetze nur um ſolchen Preis zu genügen wäre, ſtünde ich, aufrichtig bekannt, bei aller

Geringachtung raffinirter Genüſſe noch auf ſehr niedriger Stufe zur Gerechtigkeit. Im Gegenſatze mit den griechiſchen Katholiken und ihrem thieriſchen Mandat wagen wir lateiniſche Chriſten kräftig zu eſſen und dennoch tugendhaft zu ſeyn. Wenn ſich auch beide Kirchen am Ende über Ambition der Prieſter, über ſtreitige Rechte der Anciennität und über die natürlichen und ewig unausgleichbaren Antipathien zwiſchen Morgen- und Abendland möglicher Weiſe je verſtändigen könnten, ſo würde das Faſtengebot allein Hoffnung und Möglichkeit des Vergleichs zertrümmern. Sicher liegt der Wandelſcala unſerer Kirchendisciplin ein philoſophiſcherer Gedanke unter, als dem ſtarren Tugendſyſtem und dem unerbittlichen Faſtenrigorismus der Anatolier, „cui jam pares non sumus.“[1]

Die Klausner-Atmoſphäre des heiligen Berges und der enggezogene Ideenkreis der Selbſtpeiniger mit ihrem kindiſchen Gerede täglicher Mirakel und himmliſcher Erſcheinungen hatten in kurzer Friſt ſo vertrocknend und lähmend auf Geiſt- und Redefluß gewirkt, als wäre ich nicht Wochen, ſondern Jahre lang dem Verkehr europäiſch civiliſirter Menſchen entrückt geweſen. Freilich wird die Wirkung in ſolchen Fällen von der Wärme des Blutes, vom Grade der Hingebung und der Empfänglichkeit für äußere Eindrücke und von dem Umſtande abhängen, ob einer unmittelbar oder mittelſt eines Dritten mit den vespernden Legendenmönchen verkehrt. Aber drei Jahre auf Hagion-Oros könnten wohl ein neues Kapitel zu Ovids Metamorphoſen liefern.

---

[1] Wenn wir von lateiniſchen Chriſten reden, ſo ſind alle Europäer gemeint, die nicht dem griechiſchen Bekenntniß angehören.

Der geographiſchen Nähe ungeachtet iſt die Kluft zwiſchen uns und der Griechenwelt viel weiter und viel tiefer als man glaubt. Jedoch ſoll eigene Unwiſſenheit die Hagion-Oros-Mönche hoffentlich nicht hindern, koſtbare Ueberbleibſel alter Literatur in ihren ſtaubigen Bücherkammern zu beſitzen? Mit beſonderem Intereſſe ſucht Hr. v. Mihanowitſch, der gelehrte und patriotiſche Slave, die Kunde der alten Zuſtände der illyriſchen Halbinſel zu erweitern, und hatte mir beſonders aufgetragen im Kloſter Vatopädi ein von Zachariä bezeichnetes Prachtmanuſcript Strabo's durchzuſehen, ob ſich in demſelben vielleicht das in unſern Ausgaben fehlende, die Beſchreibung von Corcyra, Süd-Epirus und Macedonien mit Chalkidike, Athos und den übrigen Cherſoneſen bis an den Helleſpont enthaltende Ende des ſiebenten Buchs finde. Bei den Mönchen in Chilantari aber ſollte ich über die angebliche Exiſtenz einer in glagolitiſchen Schriftzeichen verfaßten Biographie des großen Bulgaren- und Morawenapoſtels Cyrillus aus Theſſalonika Erkundigungen anſtellen, zu Nutzen und Ruhm der neu erwachten und energiſch betriebenen Studien des alten Slaventhums. Leider war das Ergebniß für beide Fälle ein verneinendes, da die Athoshandſchrift des Strabo mit derſelben Phraſe: *Κινέας ἔτι μυϑοδέστερον* . . ., wie unſere europäiſchen Drucke ſchließt, die Chilantari-Mönche aber ſelbſt nicht einmal zu ſagen wußten, ob ſie das Verlangte haben oder nicht. Die guten Väter geſtanden aufrichtig, daß bei ihnen außer den Akoluthien und Gebeten in der Kirche das ganze Jahr Niemand ein Buch anſehe oder je einer aus ihrer Mitte das Wort „Glagolitenſchrift“ auch nur gehört habe. Es wäre ihnen wohl bekannt, daß St. Cyrillus ihrem Volke das Evangelium zuerſt gepredigt habe, aber weiter wüßten ſie von der Sache nichts. Man ließ mich ſpäter nach Belieben in der kleinen Sammlung ſelbſt herumſuchen, die ich in dem Wachsmagazin mit dem Eingang durch Küche und Speiſekammer fand.

Die Gierde, mit welcher ich in den erſten Zeiten nach der Athosreiſe den politiſchen Inhalt der Journale aus Augsburg, Paris, Malta und Smyrna verſchlang, die wiſſenſchaftlichen Revüen durchlief und in der ausgewählten Bibliothek des gaſtfreundlichen Conſuls herumgriff, zeigte klar, wie leer und genußlos das Leben außerhalb des europäiſchen Ideenkreiſes wäre. Mit welcher Empfindung glauben Sie wohl, daß ich in der Allgemeinen Zeitung die Berichte über den eben zu Bonn verſammelten Philologencongreß und Prof. Kreyſers kluge Rede „von völligem Erlöſchen alles griechiſchen Weſens“ ſammt der Entgegnung eines bekannten Eiferers für ungeſchwächtes, heute in Idee, Kunſt und Sprache nicht weniger lebendig als vor Troja gährendes Hellenenthum, mitten unter „ſlaviſch" redenden Macedoniern las?

Die Größe der Stadt, ihre Lage an der See, der milde Himmel, die ſchnelle und ſichere Verbindung mit dem Occident, der lebhafte Verkehr, der Zuſammenfluß von Fremden, der duldſame Sinn der Bewohner aller Sekten, die Leichtigkeit des Erwerbes und des Lebens verleihen dem Aufenthalt in Theſſalonika einen Reiz, wie ihn ſicherlich keine Stadt der europäiſchen Türkei beſitzt. Die Luft ſelbſt hat an dieſer Küſte etwas Weiches, Joniſches und zum frohen Genuß des Daſeyns Einladendes, was man weder in Trapezunt noch viel weniger in Athen oder Konſtantinopel gefunden hat. Viel glücklicher als andere Reiſende, die immer Eile haben und gleich anfangs ſchon mit der halben Seele bei Katheder, Ambition, gelehrter Coterie, Handwerkszeug und Gewerbe in Europa zurückgeblieben ſind, gehörte ich ganz mir ſelbſt an, überließ mich, aller Bande ledig, zwang- und ſorglos dem Freudenſtrom und blieb noch einen vollen Monat in der Stadt des üppigen leichten Sinnes. Viel fehlte nicht und ich wäre den ganzen Winter geblieben. Von 8 Uhr bis Mitternacht und noch länger ſaß ich jeden Abend im Conſulat; wir laſen Altes und Neues und von Allem das Beſte, redeten, recenſirten, trieben Slavica, Kritik und Philoſophie.

Ich lernte viel; denn Hr. v. Mihanowitſch gehört ſicher in die Klaſſe jener Männer, in welchen die größte Summe theoretiſcher Kenntniſſe und praktiſcher Erfahrungen über politiſches Leben, Geiſt und Phyſis des illyriſchen Continents verborgen liegt. Zu Hauſe las und excerpirte ich wieder, ordnete die Kolchis-Papiere, die Athos-Notizen, bemaß die Beute, berechnete die Koſten und analyſirte noch einmal das ganze Hagion-Orosleben, Chalkidike und meine Tour. Dieſe hatte — was man vielleicht nicht ungerne hören wird — mit Inbegriff der Maulthiere und Dardaganis Sold bei einer Dauer von 31 Tagen ungefähr 1166 türkiſche Piaſter oder Gruſch, d. i. 291 Franken oder 116 Gulden C.-M. gekoſtet.

Schon in Europa hatte ich mich bei einem griechiſchen Geiſtlichen, der lange auf Athos lebte und mit den Gebräuchen des Inſtituts, ſowie mit der Arithmetik der Weltüberwinder vollkommen vertraut war, ſorgfältig erkundigt, wie viel ein gewöhnlicher occidentaliſcher Gentleman, der nur mit *einem* Bedienten den Hagion-Oros beſucht, für Bewirthung und Pflege billiger Weiſe geben ſoll. *Vier Franken* täglich, meinte der Kalógeros, würden den Erwartungen der Väter ganz entſprechen und dem Geber ein rühmliches Andenken am heiligen Berge ſichern. Sie begreifen wohl, daß dieſe Taxe nur von ſolchen Athosreiſenden zu verſtehen iſt, die ihre Mittel zu Rathe halten müſſen wie ich, und ſich nicht auf Milordis beziehe, die „alte Steine ſuchen und das Geld nicht achten.“ Ich ſchlug eine Mittelſtraße ein und würde allen Hagion-Oros-Beſuchern deſſelben beſcheidenen Ranges rathen eben ſo zu thun.

Bei längerem Verweilen in einem Kloſter, wie z. B. in St. Dionys, wo ich zwölf Tage blieb, legte ich obigen Calcül zu Grunde und übergab dem heiligen Abte bei der Abſchiedsviſite 200 türkiſche Gruſch (ungefähr 48 Franken) für ſein „Gotteshaus“, drückte aber dem bulgariſchen Laienbruder, der uns als beſtellter Koch ſo gut verpflegte, noch aparte 25 Gruſch als eigenes wohlverdientes Honorar in die Hand, vergaß auch ſeinen Gehülfen Leonidas mit der Kleinigkeit von 5 Piaſtern nicht und erfreute zuletzt am Thore noch den „heiligen Pförtner“ mit einem mäßigen Tribut von vier γρώσσια (1 Frank).

Als Regel gelte: die Spenden, wenn ſie auch mäßig ſind wie die meinigen, unter Viele und zwar eigenhändig zu vertheilen, beſonders aber den „heiligen Pförtner“ nirgend zu vergeſſen. Will oder muß aber ein Fremder ſeine Reden und Ausgaben durch einen Dolmetſch beſorgen laſſen, muß er auch geſpicktere Kaſſen führen und über größere Mittel gebieten als der mäßig begüterte Touriſt. Koſtſpieliger dagegen iſt es, wenn der Aufenthalt nur 1—2 Tage dauert und das Kloſter ein republikaniſch regiertes iſt. Theils um die Neugierde des Leſers zu befriedigen, theils auch um ein beiläufiges Maß für ſolche Fälle aufzuſtellen, will ich den eintägigen Aufenthalt im Kloſter Chilantari an der Ausgangsſtation des Hagion-Oros finanziell genauer auseinanderſetzen.

Vom heiligen Regierungsſitz in Karyäs kommend ritten wir Abends in den Kloſterhof und wurden von einem dienenden Bruder ohne viele Umſtände in die neu und elegant gebaute Fremdenwohnung eingewieſen, mit Waſſer verſehen und eine Zeit lang allein gelaſſen. Man hielt uns wahrſcheinlich für Orthodoxe, d. i. für Leute die große Anſprüche machen, ſeitens der Mönche Alles für Schuldigkeit halten und am Ende Nichts bezahlen. Schon war ich im Begriff über den ungaſtlichen Sinn dieſer Chilantari-Slaven verdrüßlich zu reden, als auf ergangene Meldung der Grammatikos des Kloſters in das Zimmer trat, um den Fremden zu bewillkommnen, und nebenher mit der den Orientalen eigenthümlichen Feinheit nach Bedeutung und Herkunft des Gaſtes zu forſchen. Der Grammatikos — wie er ſelbſt erzählte — war in Chilantari fremd wie wir und erſt ein Jahr im Dienſt dieſer Mönchsgemeinde. Als geborner Moraït habe er zu Ikonium in Kleinaſien, wo er zur Zeit des Aufſtandes ſeiner Heimath lebte, unter den fanatiſchen Türken Lebensgefahr auszuſtehen gehabt und ſey endlich nach vielen Abenteuern und langem Herumirren auf den heiligen Berg gekommen, um gegen fixen Lohn auf Ruf und Widerruf den Chilantari-Mönchen als Geheimſchreiber und Interpret zu dienen.

Durch Zufall oder als Klephte im Kampfe hatte er die eine Hand verloren, verſtand aber neben dem Bulgaren auch das Hochgriechiſche, ſprach geläufig türkiſch und citirte Verſe aus Heſiodus. Ich citirte ſo viel mir einfiel entgegen, ſtrebte nach beſonders guter Diktion, ſagte woher des Landes und was ich in Chilantari ſuche, und rückte auch meinerſeits möglichſt breit mit dem in Stambul erlernten Türkiſch heraus. Nach einer Stunde etwa empfahl ſich der Grammatikos, um den Vorſtänden zu hinterbringen, daß der Gaſt ein Franke ſey, die Landesſprachen rede und (mit Verlaub) allerhand wiſſe.[1] Auf dieſes hin kam einer der Vorſtände ſelbſt — ein Bulgar aus Siſchtow, der ſchon die höchſten Würden in Chilantari bekleidet hatte und jetzt als Mit-Igumenos im Ausſchuſſe ſaß — um den Gaſt von neuem und noch wärmer zu bewillkommnen und als Geſellſchafter die Honneurs zu machen. Nach byzantiniſcher und überhaupt morgenländiſcher Etikette darf man achtbare Fremde ſo wenig als möglich ſich ſelbſt überlaſſen. Der Mann aus Siſchtow war vielleicht andächtiger und heiliger, aber ſicherlich viel weniger gewandt und unterhaltend als der vielgewanderte Grammatikos mit Einer Hand.

Wer gerne Martials Epigramme liest, findet bei aller Geduld und Höflichkeit die endloſen im Bauerngriechiſch vorgetragenen Erzählungen der Kloſterlegenden und ihrer täglichen Mirakel und Heiligenerſcheinungen am Ende doch etwas langweilig und einſchläfernd. Beſonders während der türkiſchen Occupation des Hagion-Oros habe ſich die Panagia beinahe jeden Abend zum Schrecken der Albaneſen im Kloſterhofe wandelnd und ſchwebend ſehen laſſen. In Zwiron hatte man mir ſchon daſſelbe erzählt. Wie aber nach dem Frieden von Adrianopel die islamitiſchen Beſatzungen den Berg verließen und die Noth vorüber war, endete auch der abendliche Spuck in Hof und Corridor und die Beſuche der Panagia — ſagte der Mönch — haben jetzo gänzlich aufgehört. Das Kloſter kultivirt mit Kunſt und Erfolg beſonders den Gartenkohl, der alles Ackerland rings um die heiligen Mauern bedeckt. Auch beſtand das Abendeſſen, wobei Igumenos und Grammatikos Geſellſchaft leiſteten, nur aus einer Kohlſuppe und einer Platte Reis und noch vier andern Platten, ſämmtlich aus Kohl, aber alle kalt: kalte Kohlblätter in Oel geſchmort, Salat aus Kohl, zum Nachtiſch wieder Kohl. Die Mönche in Chilantari leben ſparſamer und armſeliger, dachte ich, als die Fröſche bei Homer,

---

[1] Παλλαιά τε πολλά τε εἰδώς.

Οὐ τρώγω ῥαφάνας, οὐ κράμβας, οὐ κολοκύντας·
Οὐδὲ πράσοις χλωροῖς ἐπιβόσκομαι, οὐδὲ σελίνοις. [1]

---

[1] Ich eſſe nicht Rettiche, nicht Gartenkohl, nicht Kürbiß; verzehre weder grünen Lauch noch Eppich.

Vom Glagolit des heiligen Cyrillus wußte natürlich keiner von beiden Tiſchgenoſſen Auskunft zu geben. Der Grammatikos verſtand ja nicht ſlaviſch und der Igumenos las gar kein Buch; man vertröſtete mich auf die Conferenz mit dem Gemeinderath, dem ich des andern Morgens nach dem Gottesdienſt mein Anliegen perſönlich vorzutragen hätte. Von Büchern reden macht griechiſchen Mönchen allzeit Langeweile, und die frommen Proëſtotes ſprachen in der Sitzung lieber von allerhand politiſchen Dingen, vom Czar, von Abdul-Medſchid, vom Papſt und von Griechenland, laſen auch das Circulare der Karyäs-Junta der Reihe nach, bis es der letzte, ein hochgewachſener kraftvoller Serbe, der unter Miloſch gefochten hatte, mit Gleichgültigkeit, wo nicht gar mit einiger Geringſchätzung dem Inhaber zurückgab und alles Suchen nach dem fraglichen Objekt voraus für unnöthig erklärte. Auf dieſe Bemerkung nahm ich das Circulare, ſtand auf, dankte für die gaſtliche Aufnahme und fragte: ποῖος εἶναι ὁ ἅγιος δικαῖος; (Welcher iſt der heilige Rentmeiſter?) Ἐγώ, antwortete der hochgewachſene kaſtanienhaarige Serbe, dem ich im Beiſeyn des Rathes ſogleich 20 Piaſter türkiſch (5 Franken) διὰ τὴν ἐκκλησίαν (für die Kirche) übergab. Plötzlich — ach wären Sie doch im Saale geweſen! — plötzlich erglänzten alle Geſichter von Heiterkeit, man begleitete mich feierlich durch die Corridore in die Fremdenwohnung zurück, ernannte eine Commiſſion um die Herrlichkeiten des Kloſters, die Fresken und die Bibliothek hinter dem Kochzimmer zu zeigen und bereitete in der Zwiſchenzeit ein treffliches Mahl, für welches durch beſondere Fügung der Panagia die Fiſcher verwichene Nacht einen ungewöhnlich reichen Fang im Meere thaten. Wahrſcheinlich hatten die armen Väter vom ärmlich gekleideten Fremdling wohl glatte Worte, viel höflichen Dank, aber kein Geld erwartet, während ſie ſelbſt bei aller Wohlhabenheit des Ganzen perſönlich doch nur von Entbehrungen leben und allzeit und überall und jedermann geben ſollen.

Wir aßen mit Heiterkeit und großem Appetit. Zugleich ward die Freigebigkeit gegen das Gotteshaus freimüthig belobt, und auf die vertrauliche Frage, wen ich ſchicklicher Weiſe noch bedenken ſollte, deutete der Grammatikos auf den nebenan ſitzenden heiligen Igumenos (Alt-Prälaten) aus Siſchtow, der uns geſtern und heute mit ſeiner Geſellſchaft bewirthet habe; jedoch ſey auf die reichliche Kirchengabe auch hier nichts weiter nöthig und nur für die Küche u. ſ. w. eine Kleinigkeit noch beizufügen. Er ſelbſt nahm nichts. Bei der Abreiſe begegnete uns außerhalb der Zimmerthüre zuerſt der Oberkoch, dann bei der erſten Stiege das Unterküchenperſonale, unten im Hofe ſtanden die beiden bedienenden Mönche und am Thore der „heilige Pförtner" mit ſeinem Subſtituten. Unter dieſe vertheilte ich auch noch zuſammen 25

Gruſch, im Ganzen alſo 45 Gruſch türkiſch oder 4 Gulden Conventionsmünze für zweimal Eſſen und eine Nacht. Ich ſage dieſes nur, damit Athoswanderer künftig wiſſen, was in dieſem Punkte ſchicklich iſt, beſonders aber daß ſie nicht etwa aus falſcher Scham den Geſellſchaft leiſtenden Prälaten (in den freien Klöſtern) zu beſchenken unterlaſſen, wie es mir ſelbſt in Iwiron erging, wo ich das verhältnißmäßig beträchtliche Honorar dem Oberzimmerwärter übergab, der es wahrſcheinlich ganz oder theilweiſe zu beſtellen vergeſſen hat. Die beiden Tiſchgenoſſen begleiteten uns ſogar noch eine Strecke außerhalb des Mauerumfanges auf dem Weg zum Platanenwald und dem Iſthmus von Chalkidike. Wir begrüßten uns mit Wärme, ich verſprach das Wiederkommen und einen Thermometer für den Grammatikos als Gaſtgeſchenk.

Der Name „Chalkidike" bedeutet, wie Jedermann weiß, auf deutſch Erzdiſtrikt, Minengegend, iſt aber heute im Lande ſelbſt nicht mehr üblich und durch den halbtürkiſchen, halbgriechiſchen Terminus „Mademochoria", d. i. die Bergwerksdörfer verdrängt.[1] Der Naturreichthum an edlen Metallen, beſonders an Gold, hat ſchon in den älteſten Zeiten die Hellenen in das Land geführt, Reichthum durch Handelsbetrieb gegründet und in

---

[1] معدن Maden heißt im Türkiſchen die Mine, das Metall, und *χωρία* auf griechiſch die Dörfer. Streng grammatikaliſch ſollte man Madenochoria ſchreiben.

Folge deſſelben civiliſirten Luxus und politiſche Freiheit zum Bedürfniß gemacht. Ohne die drei Cherſoneſe Kaſſandria, Sithonia und Athos, die man niemals zu Chalkidike rechnete, beträgt nach Griſebach die Länge des Minendiſtrikts von Weſt nach Oſt nicht mehr als etwa 10, die Breite aber durchſchnittlich gar nur 6 geographiſche Meilen. Und doch blühten auf dieſem kleinen Raum nach Ariſtoteles 32 freie Städte, der ſogenannte Staatenbund von Chalkidike, von denen wir aber nur Chalcis, Olynthos, Akanthos, Apollonia, Stagira, Mekyberna, Torone, Angäus und Singus mit Namen hiſtoriſch kennen. Das ſchöne und reiche Olynth galt als Hauptſtadt und Sitz des Bundes.

Bis zur Eroberung durch Philipp den Macedonier gehörten die chalcidiſchen Städte zu Thracien,[1] und obgleich von den 32 Bundesnamen ſich nicht ein einziger aus den Stürmen des byzantiniſchen Mittelalters retten konnte, iſt dem Ländchen doch bis auf den heutigen Tag, nach allen Wechſeln, ein höherer Grad bürgerlicher Freiheit als eine gleichſam dem Boden und der Luſt inhärente Modalität geblieben. Es theilt ſich in die zwei großen, dem Sultan zwar Tribut zahlenden, aber ſich ſelbſt ariſtokratiſch freiregierenden Municipalitäten Siderókapſa auf der Oſt- und Chaſſiá auf der Weſtſeite. Beide zählen miteinander noch 27 Gemeinden und eben ſo viele Großdörfer, deren zwei wohl den Rang, aber nicht die Schönheit und den Glanz von Städten haben. Hauptort des Oſtdiſtriktes, des eigentlichen Minenlandes, iſt Nisvoro mit 12, wie es Polyhiero oberhalb der Ruinen von Olynth mit 15 freien Burgflecken im Weſtdiſtrikte iſt. Meinen Vorgängern Couſinéry, Leake, Urquhart und Griſebach iſt der vortheilhafte, die in Thracien und Macedonien üblichen Phyſiognomien an Schönheit auffallend überragende Typus der Griechen von Chalkidike, beſonders im Diſtrikt Chaſſiá nicht entgangen, und man iſt deßwegen allgemein geneigt — und glaubt ſich aus beſondern Gründen ſogar berechtigt — hier ein „faſt noch reines und unvermiſchtes" Fragment der alten griechiſchen Bevölkerung zu erkennen. Am eifrigſten nimmt ſich Couſinéry (Ende des vorigen Jahrhunderts) des chalcidenſiſchen Hellenismus an.[1] Die Provinz ſey zwar den Calamitäten der Slavenſtürme nicht entgangen, habe aber Dank der dichten Waldregion, die als Aſyl diente, immerfort eine Art Unabhängigkeit behauptet und zugleich die Reinheit des alten Blutes bewahrt. Bei den Männern von Laregovi fand Herr Couſinéry „sentimens visibles de leur antique noblesse", und bei den Weibern „traces des anciennes habitudes domestiques," elegante

---

[1] Τοῖς ἐπὶ Θρᾴκης χαλκιδεῦσι καὶ Βοττιαίοις. Thucyd. I. 57.

---

[1] Cousinéry, Voyage en Macédoine, II. 134.

Kleidung und regelmäßige Züge. Aber viel wärmer als das reinliche weiße Gewand mit der blendend weißen Fuſtanella und rothen Plattmütze der Albanier ſpricht die verſtändigere Bodenkultur, das Profil, der kluge Sinn und beſonders das klare Urſprungsbewußtſeyn dieſer Waldleute für das Alterthum ihrer Race. Weder Türke, noch Bulgar, noch Albanit, noch Jude, ſagten ſie Hrn. Couſinéry, habe ſich unter ihnen häuslich niedergelaſſen und „wir alle in dieſen Bergen bilden uns etwas ein auf unſern Griechentitel, auf unſere Tempel, auf unſere Biſchöfe, auf unſere Prieſter und auf unſere Schulen.“[1] Das Alles iſt ſehr erbaulich zu hören, und wie die Sachen ſeit dem Erlöſchen des Minenbetriebes daſelbſt ſtehen, zum Theil auch ganz richtig; nur iſt hier von der alt-chalkidiſchen Bevölkerung keine Rede, ſondern von einer byzantiniſchen Coloniſation nach der Wiedereroberung der Provinz durch die Imperatoren der Heraklius-Dynaſtie und ihrer Nachfolger im 7ten und 8ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung.

Auch ſo viel iſt einzugeſtehen, daß nach den hiſtoriſch begründeten Metzeleien und Verheerungen auf Kaſſandria und in ganz Chalkidike während des 6ten und 7ten Jahrhunderts n. Chr., im beſagten Cherſoneſe ſowie am ganzen Küſtenſtriche, hinauf bis Saloniki einerſeits und bis Polyhiero im immergrünen Walde anderſeits, ſich keine ſlaviſche Niederlaſſungen gebildet haben und ſomit der weſtliche Diſtrikt mit dem größern Theil der 15 Freidörfer und der Halbinſel Kaſſandra dem byzantiniſchen Griechenblute zu vindiciren ſey. Der Oſtdiſtrikt dagegen, das eigentliche Erzgebirge mit den Gold- und Silbergruben, ward vollſtändig ſlaviniſirt. Der Stamm der Runchi-Slaven hatte das Gebiet vom Xerres-Kanal bis zur Bolbe-Mündung, wo ehmals Stagira, bis zum See von Langaſa überſchwemmt und darin alles neu gemacht; nicht eine einzige Ortſchaft, nicht ein einziger Name aus griechiſcher Zeit iſt geblieben. Führt der Kanal am Iſthmus des Hagion-Oros nicht heute noch den ſlaviſchen Namen Probjati (Durchſtich)? Beſonders auffallend und die Natur der Oertlichkeit bezeichnend iſt aber das von griechiſcher Kehle noch nicht bis zur Unkenntlichkeit entſtellte Nizvoro, der Hauptflecken der eigentlichen Mademochoria, mitten unter (erloſchenen) Schmelzöſen und verwitterten Schlackenhauſen am ſteilen Oſtrande des hohen Tafellandes. Izvárak nennt der illyriſche Slave heute noch die „Schlacke.“[1]

---

[1] Ibid. pag. 153.

Laregovi (Jaruga) und Cholomón (Cholm) haben wir im vorigen Fragmente ſchon erklärt. Ravana und ſein Diminutivum Ravanichia, vom ſlaviſchen ravna, ravnina, ravnitza (wir zogen durch beide Dörfer) bedeutet „Ebene“; in Langaza aber und Langavichi iſt das (polniſche) Lengi, die „Wieſe“ nicht zu verkennen, in Zagliberi und Longomat aber wird ſelbſt der fanatiſche Eiferer keinen helleniſchen Laut entdecken. Gegen dieſes Argument iſt nichts einzuwenden, und man muß ſich im Grund Glück wünſchen, daß die Herren Couſinéry, Leake und Griſebach in botaniſchen, geologiſchen und politiſch-geographiſchen Forſchungen verſenkt, Dinge dieſer Art nicht berechnen mochten. Was wäre ſonſt über Chalkidike noch zu ſagen übrig geweſen? Die Slavenniederlaſſungen reichen tief in den Buſchwald bis dicht an Polyhiero und herab bis zur Seeküſte des weſtlichen Athosgolfes. Aber warum reden ſie heute in Laregovi, in Nizvoro, in Longomat, in Libiada griechiſch und nicht mehr illyriſch? Wir fragen entgegen, warum man zu Stargard in Pommern und zu Bergen (Gora) auf der Inſel Rügen heute deutſch und nicht mehr ſlaviſch rede?

---

[1] An die fremden Wörter ſetzt der Grieche häufig einen Vorſchlag, z. B. Nezero (See) für Ezero. So hier Nizvoro für Izvoro (z wie ein weiches s geſprochen).

Man hat die Beobachtung gemacht, daß die byzantiniſchen Imperatoren nach Bewältigung der ſlaviſchen Eindringlinge auf der großen Heerſtraße von Konſtantinopel nach Theſſalonika (via Egnatia) die Barbaren überall in Maſſe nach Anatolien deportirten und dagegen kleinaſiatiſche Colonien an ihre Stelle ſetzten, beſonders aber die Seeküſte und die

Hafenorte von Barbaren entweder gänzlich ſäuberten, oder doch dem griechiſchen Element daſelbſt das Uebergewicht zu verſchaffen ſuchten. Man kann wohl denken, daß bei dieſen Heilmaßregeln der reiche, vorzugsweiſe von den Slaven beſetzte und ausgebeutete Minendiſtrikt von Chalkidike nicht überſehen wurde.

Die alten Ortsnamen blieben; nur für den Hauptſitz des Erzbetriebes ſchuf das wiedereindringende Byzantinerthum den neugriechiſchen Terminus „Siderókapſa“ d. i. Eiſenſchmelze.[1] Aber das Slaviſche erhielt ſich viele Jahrhunderte neben dem Griechiſchen was jetzt allein noch übrig iſt. Wenigſtens fand Belon (1549) unter den Bewohnern der Bergwerksdörfer noch nicht das reingriechiſche Element der Laregovioten des Hrn. Couſinéry. Es wohnte damals in den Dörfern ein Gemiſch von Slaviſch, Bulgariſch, Griechiſch, Türkiſch und Albaniſch redenden Menſchen,[2] ja das Slaviſche war noch das verbreitetſte und die Arbeiter ſelbſt waren der Mehrzahl nach Bulgaren; die Dorfleute in der Runde aber Serben, denen zugleich das Griechiſche geläufig war.[3]

---

[1] Eigentlich *Σιδεροκαύσια. Σιδεροκαύσια, ὁποῦ μεταλλα χρυσοῦ καὶ ἀργύρου* ſchreibt Zygomalas bei Dû-Cange.

[2] »Ceux qui habitent aux minères de Siderocapsa sont gens ramassez, et usent de langage different, comme Esclavon, Bulgare, Grec, Turc, Albanois,« Belon, Observat. chap. 49.

[3] Les ouvriers metallaires qui y besognent maintenant, sont pour la *plus part de nation Bulgare*. Les

Belon erſcheint als ſehr kluger und ſcharfer Beobachter, weil er in Uebereinſtimmung mit den Byzantinern überall eine der zweiten, der ſogenannten Bulgarenſchicht vorausgehende und von ihr verſchiedene, gleichſam erſte und primitive Slavenſchicht auf griechiſchem Boden anerkennt. Dieſe primitiven Slaven des ſechsten Jahrhunderts ſind die wahren Väter, Schwäger und Blutsverwandten des heutigen griechiſchen Bauernvolkes in Macedonien, Theſſalien, Hellas und Peloponnes. Länger als 900 Jahre redete das Volk in den benannten Landſchaften griechiſch und ſlaviſch zu gleicher Zeit, wie die heutigen Böotier, Attiker, Korinthier und Argiver neben dem angelernten Neugriechiſch noch immer ihr heimathliches Albaniſch bewahren. Das Slaviſche iſt erſt während der letzten vierhundert Jahre, mit Ausnahme der Nordſpitze von Akarnanien, auf alt griechiſchem Boden als Volksſprache erloſchen und ausgeſtorben. Daß es aber auf den beiden entgegengeſetzten Endpunkten Griechenlands, nördlich in der Chalkidike und ſüdlich im Taygetos im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert noch in vollem Gange war, iſt durch zwei unverwerfliche Zeugen, Chalkokondylas und Belon, erwieſen. Um die Spuren dieſer Slaven-Antiquitäten aufzufinden, muß

Paysans des villages circonvoisins qui viennent au marché, sont Chrestiens et parlent la lanque *Servienne* et *Grecque*. ibid. chap. 50.

man nicht die Vorträge auf der Hochſchule zu Athen, wohl aber die Phraſeologie des Landvolkes, beſonders der Weiber als Subſtrat unterlegen. Den Markaſſit (Subſtanz aus der Verbindung des Schwefels mit was immer für einem Metall), ſagt Belon, nenne man in den Minendörfern von Siderokapſa allgemein Ruda; die Gold- und Silberglätte aber Leskena. Beides iſt ſlaviſch; nur wird ſtatt Ruda „Truda“ zu ſchreiben ſeyn, wie man es im Illyriſchen heute noch findet. Damals (1549) waren noch 5—600 Schmelzöſen mit 6000 Arbeitern in Thätigkeit, und der Reinertrag der Münzſtätte Siderokapſi belief ſich ohne Rückſicht auf den Privatgewinn der Arbeiter (Verſchleuderung, Veruntreuung und Dieberei im Großen und Kleinen) für Rechnung des Großherrn allein monatlich auf 18- bis 30,000 Golddukaten und auch noch darüber.[1] Urtheile man wie hoch der Ertrag der Chalkidike-Minen im Alterthum, in den erſten Jahren der Bearbeitung geweſen ſey, und ob man ſich über Philipps Drang die Goldquelle in ſeinen Schatz zu leiten verwundern ſoll.

---

[1] Car ce que le Grand Turc resçoit chasque mois de sa part, sans en ce comprendre le gaing des ouvriers, monte à la somme de dix huit mille ducats par moys, quelquefois trente mille, quelque fois plus, quelque fois moins. Belon, chap. 50. Doch ſcheint der nächſte Satz den Sinn dieſer Stelle wieder zweifelhaft zu machen: Les rentiers m'ont dict n'avoir Souvenance qu'elles ayent moins rapporté depuis quinze ans, que de neuf à dix mille ducatz par mois, pour le droict du dict Grand Seigneur.

Was Ural und Altai den Ruſſen heute ſind, waren die Erzgruben von Chalkidike und Philippi den macedoniſchen Fürſten im Alterthum, ein unerſchöpfliches Potoſi, wo die Schlüſſel zu allen Akropolen und der Preis für alle griechiſchen Gewiſſen zu Tage gefördert wurden. Ohne Gold iſt ſelbſt das Genie gelähmt. Die Adern der edlen Metalle, behauptet man, ſeyen ſchon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erſchöpft geweſen, und ſeit der Inſurrektion von 1821, zu der ſich Chalkidike in ſeinem unglücklichen Stern fortreißen ließ, iſt auch die Bearbeitung der Eiſengruben auf Befehl der türkiſchen Regierung eingeſtellt. So viel ich in Laregovi hörte, wurden von den zur Strafe der Felonie ſämmtlich niedergebrannten Flecken und Dörfern nicht alle wieder hergeſtellt. Namentlich iſt Siderokapſi ſo gänzlich verkommen, daß die Mademochoria-Municipalität ihren Sitz gegenwärtig zu Nizvoro aufgeſchlagen hat.[1]

Die zwölf verbrannten Burgflecken mit ihren Dependentien bilden die biſchöfliche Diöceſe Hieriſſo, deren jeweiliger Ordinarius aber nicht mehr im Titularflecken dieſes Namens, ſondern gleichfalls zu Nizvoro auf der luſtigen, baum- und quellenreichen Halde, mit der Ausſicht auf den blauen Golf von Stellaria und auf die über den heiligen Wald hinausragende Steinpyramide des Hagion-Oros-Kegels reſidirt.

---

[1] Dr. Griſebach möchte Nizvoro und Siderokapſi urſprünglich für einen und denſelben Ort halten. Aber den ſicherſten Nachrichten zufolge iſt Siderokapſi ein für ſich beſtehender Flecken und liegt in einem Seitenthale, aus dem ein Bach in das Aeſtuarium des Beſchik-Sees hinausrinnt, in gerader Richtung nördlich von Nizvoro und Laregovi.

Der Leſer erinnert ſich noch aus dem vorausgehenden Fragment, wie uns auf der Hinreiſe der „Engel von Hieriſſo“ im Einkehrhauſe zu Laregovi begegnet iſt und wir Sr. Heiligkeit geiſtliches Quartier und Abendeſſen beſchrieben haben. Vom Athos kommend ſahen wir bei unſerm warmen Mittagsritt durch Nizvoro nun auch Dom und Reſidenz des byzantiniſchen Deſpotis, wenn man das gemauerte Heumagazin außerhalb des Ortes, ohne Thurm und Glocke, einen Dom, und das beſcheidene mit hölzernem Söller verſehene, den übrigen Dorfbauten vollkommen gleiche Wohnhaus des Prälaten eine Reſidenz nennen will. Leider hat die republikaniſche Verfaſſung der morgenländiſchen Kirche der allen Südvölkern, insbeſondere aber den geiſtlichen Funktionären und Dienern Gottes eingebornen Liebe zur Oſtentation und äußeren Pracht nur innerhalb der vier Tempelwände vollen Spielraum gelaſſen. Ein byzantiniſches Patriarchal- oder auch nur Episcopalhochamt, ſchien mir immer, müſſe dieſem Volke wie ein Feentraum die Sinne berauſchen und es wenigſtens auf

Augenblicke das bürgerliche Elend und die verlorne Herrſchaft vergeſſen laſſen.

Wenn der demüthige Diener Gottes in vollem Ornate der alten Kaiſer des Orients, in goldgeſtickten Purpurhalbſtiefeln, in goldener Tunika, mit golddurchwirktem kaiſerlichen Mantel, mit Scepter und blitzendem Diadem hoch über der erſtaunten Menge und der glanzvollen Levitenſchaar halb in Weihrauchwolken verhüllt auf dem Throne ſitzt, wie könnte er noch an die Schmach ſeiner Kirche, an den Stolz des Islam oder auch nur an die ſchweren Summen denken, um die er ſeine berauſchende Herrlichkeit erſtanden hat? Mit dem Rang einer herrſchenden (Staats-) Religion hatte die griechiſche Kirche auch ihren weltlichen Beſitz verloren und ward auf Almoſen und Stola der Gläubigen angewieſen. Hat der griechiſche Geiſtliche wie immer eine „Eparchie“ an ſich gebracht, ſo hält er nach dem erſten Gottesdienſte unfehlbar ſeine Antrittsrede oder biſchöfliche Homilie an die Gemeinde, wobei im ganzen byzantiniſchen Reiche ein und daſſelbe Thema zu Grunde liegt: „Greifet der heiligen Kirche unter die Arme, tröſtet die weinende verfolgte Braut Chriſti durch reichliches gottgefälliges Almoſen!“ Natürlich geht kein Gläubiger zur erſten Episcopalfunktion des neuen Despoten mit leeren Taſchen in die Kirche; denn unmittelbar nach der Anrede — ſo erzählte mir ein Gläubiger von Laregovi — ſetzte ſich Monſignore von Rizvoro in vollem Ornat unter die Kirchthüre; ihm zur Seite ſtand ein Diacon mit weitem ſilbernen Teller, auf welchem der Reihe nach langſam und kenntlich die erſten Wirkungen apoſtoliſcher Beredſamkeit niederklangen. Nachher war große Sitzung des Municipalrathes des Minendiſtriktes, um die Summe zu berathen, mit der ſie die „weinende Braut Chriſti" tröſten wollten. Der Beſchluß hat Geſetzeskraft und darf, im Weigerungsfalle einzelner Dörfer oder Familienväter ihre Quote zu erlegen, ſelbſt auf dem Wege der Exekution vollzogen werden. Da iſt keine Rente, keine Stiftung, kein Stipendium und auch keine geiſtliche Funktion, ausgenommen auf Beſtellung. Kein byzantiniſcher Prieſter, kein Biſchof, celebrirt, und ſelbſt am Sonntag iſt kein Gottesdienſt, wenn ihn nicht Jemand aus der Gemeinde vorausbeſtellt und nachher bezahlt.

Welche Unordnung, um nicht zu ſagen gänzliche Auflöſung bei einem ſolchen Zuſtande durch die freidenkeriſchen Lehren des Prieſters Kaïris über die griechiſche Kirche hereinbrechen müßte, kann man ſich leicht vorſtellen, und man muß es dem anatoliſchen Clerus als ſolchem verzeihen, wenn er im Intereſſe der Selbſterhaltung den gefährlichen Neuerer und ſeine Saat zu vernichten ſtrebt. Die beſtändige Furcht durch das Eindringen occidentaliſchen Geiſtes Ehren, Einkommen und Macht zu verlieren, erſtickt im byzantiniſchen Clerus alle Sympathie für Deutſchland, ſeine Weisheit und ſeine Regierungskunſt. Denn geſchloſſene Corporationen halten jenen Zuſtand des Vaterlandes jedesmal für den glücklichſten und patriotiſch beſten, der ihnen in Gegenwart und Zukunft die größte Summe an Autorität und Genuß verbirgt. Von uns Deutſchen will man im Oſtrömiſchen in keinem Falle etwas wiſſen. Jedoch haben ſeit dem grauſamen Zerfahren des letzten Freiheitstraumes die byzantiniſchen Chriſten nicht etwa nur in der Chalkidike, ſondern überall in der Türkei auch die Zuverſicht auf die eigene Kraft verloren und ſomit alle Hoffnung, ſich je zu wahrer Unabhängigkeit aufzuſchwingen, gänzlich abgelegt. „Selber können wir uns nicht mehr helfen, und da es auch mit dem „neuromäiſchen Reiche“ nicht vorwärts will, ſo bleibt uns nichts übrig als in Demuth und Geduld zu warten, bis die Ruſſen kommen und der türkiſchen Oekonomie in Stambul ein Ende machen.“

Wenn man ſelbſt in der quasi unabhängigen Chalkidike ſolche Reden führt, was werden ſie erſt in Theſſalien ſagen, wo ſich die Parteien ſtündlich gegenüberſtehen und wo das Joch unmittelbar auf dem Nacken liegt? Pflanzen und Gebirgszüge haben Andere mit kundiger Ueberſicht und mit umfaſſender Kenntniß geſchildert; weniger hat man auf die religiöſen und politiſchen Vorſtellungen der Romanien (Rumelien) bewohnenden Völkerſchaften, auf die Reden des gemeinen Volkes und auf die mittelalterlichen Geſchicke jener

Länder geachtet. Großentheils um hierin einigen Nutzen zu ſchaffen und die nicht überall correkten Begriffe unter den deutſchen Landsleuten hie und da wenigſtens theilweiſe zu berichtigen, bin ich durch Romanien gezogen und ſo viel als fünf Wochen in Theſſalonika geblieben. Aber aufrichtig geſtanden, es lagen auch andere Motive mit im Spiel. Iſt denn nicht, wie Prokeſch ſagt, das Reiſen ſelbſt ein Genuß? Während Andere meiner Ordnung in Deutſchland bleiben und täglich mit der Cenſur, mit tückiſchen Recenſenten und mit ihrer eigenen Eitelkeit in bitterm Kampfe liegen, athme ich friedlich und frei die macedoniſchen Lüfte und höre zu, wie der bulgariſche Prieſter das acht Tage anhaltende St. Nikolausfeſt mit der ſeinem Volke eigenen Gemüthlichkeit beſchreibt.

„Sollte Gott je ſterben,“ ſagen die nahe an fünf Millionen zählenden Bulgaren, „ſo wählen wir St. Nikolaus an ſeiner Stelle als unſern Gott.“ Wie weit iſt es doch von dieſen, den St. Nikolaus zum Weltregiment erhebenden Bulgaren bis zu Feuerbach und den Philoſophengöttern in Frack und Pantalon zu Berlin![1] Gebt dieſen Leuten plötzlich Dr. David Strauß und die deutſchen Jahrbücher in die Hand und ſehet ſelbſt, ob ſie dann zufriedener und glücklicher ſind, als in ihrer Slaveneinfalt und mit ihrem Nikolaus? Solche Fragen und Vergleiche — ich weiß es wohl — ſoll man lieber gar nicht thun; aber in Theſſalonika fällt einem mancherlei ein, woran man in Deutſchland gewiß nicht denkt. Und zuletzt hält man es für ein großes Glück, wenn man nichts zu befehlen und nichts zu verantworten hat.

---

[1] Φρίσσω δέ σε δερκομένη
μυρίοις μόχθοις διακναιόμενον . . .
Ζῆνα γὰρ οὐ τρομέων
ἐν ἰδίᾳ γνώμῃ σέβει
θνατοὺς ἄγαν, Προμηθεῦ.

Aeschyl.

Während die Bulgaren von ihrem St. Nicola ſo Großes denken und ihre Popen nur von Rußland kommende Ausgaben des Neuen Teſtamentes und der Liturgie für philologiſch correkt und dogmatiſch orthodox erklären, ſchleudert Monſignore Hillereau, päpſtlicher Generalvikar des Orients, den Bannfluch vom Perahügel herab und bezeichnet durch amtlich ausgefertigten, von allen Kanzeln feierlich verkündeten und durch die Journale des Orients verbreiteten Erlaß „Mildthätigkeits- und Menſchlichkeitsakte außerhalb katholiſcher und franzöſiſcher Autorität geübt für Abfall vom Glauben und Rebellion gegen den apoſtoliſchen Stuhl zu Rom.“

Offenbar iſt die Stellung der lateiniſch-katholiſchen Kirche auf dem Boden des byzantiniſchen Reiches eine höchſt ungünſtige, und — was man anderswo nicht bemerkt — ihre äußere Erſcheinung hat dort beinahe etwas Peinliches, etwas Unerquickliches, ja faſt etwas Niedriges und Unehrenhaftes, das ſich überall an die Sohlen beſiegter Minoritäten hängt, nicht etwa weil es ihren Agenten an Geſchicklichkeit, an perſönlicher Tugend, an Standhaftigkeit und jener indefiniſſabeln, nur vollendeten Diplomaten inwohnenden Geiſteselaſticität und caſuiſtiſchen Geſchmeidigkeit gebräche, die in Europa ſo große Erfolge gibt. Es liegt vielmehr in der byzantiniſchen Atmoſphäre ſelbſt gleichſam ein deleteriſcher Stoff, der unſere Sache nicht Wurzel ſchlagen läßt oder doch die Saat vor der Reife ſchon erſtickt. Die allgemeine römiſche Kirche macht im Byzantiniſchen nicht nur keine Fortſchritte; ſie verliert offenbar Terrain, was man dagegen immer ſagen, ſchreiben und berichten möge. In Jeruſalem, in Tiflis, in Kolchis, am Bosporus, in Athen, im Balkan, am Dnieper, an der Weichſel, überall ſind wir geſchlagen und zurückgedrängt; aber der Ruin hat erſt begonnen. Immer hatte ich das Unglück, in Sachen des öſtlichen Europa's eigene und zu Zeiten etwas abweichende, aber deßwegen nicht allezeit irrige Meinungen aufzuſtellen, und würde auch dieſes Mal die Theſis gerne weiter verfolgen, wenn es ohne Gram und Kränkung andächtiger Deutſchen geſchehen könnte.

So lange Oſtrom dem Weſen nach griechiſch war, begegneten ſich der Katholik von Byzanz und der Katholik von Rom, wenn auch etwas froſtig, doch immer noch als Brüder und ὁμόπιστοι.[1] Das Band ward erſt zerriſſen und der Bruch unheilbar gemacht, nach der Ueberſchwemmung Romaniens durch die Slaven. Erſt mit dieſem uns überall entgegenſtehenden Volke kam ein Element unausgleichbaren Widerſpruchs in den Schooß der anatoliſchen Chriſtenheit. Um das Gedeihen lateiniſcher Sache ja deſto ſicherer zu hindern, iſt das kleine Häuflein der Katholiken am Bosporus, zum größten Aergerniß der Ungläubigen, auch noch unter ſich ſelbſt im Krieg. Die auf der linken Seite des goldenen Horns wohnenden Handels- und Gewerbsleute aus den öſterreichiſchen Staaten, aus Italien, Frankreich und Spanien wollten ein ſteingebautes Verſorgungshaus für verunglückte und erwerbsunfähige Familien ihrer Genoſſenſchaft errichten. Sultan Mahmud gab das Terrain, das Waſſer und 1000 fl. Conventionsmünze als milde Beiſteuer. Die Genoſſen ſelbſt leiſteten pro rata monatliche Beiträge; eine Wohlthätigkeitsjunta, Monſignore Hillereau an der Spitze, übernahm die Leitung; Pater Nicola wanderte in das Abendland und erpredigte Summen von Belang; das Gebäude war vollendet und ſollte während meines Aufenthalts in Stambul (1841) ſeinem Zwecke geöffnet werden.

---

[1] Die Leute Eines Glaubens.

Schon rauchte es aus den Schornſteinen und Bedrängte hatten ein Aſyl, als über die Frage, wer das Inſtitut dirigiren und welcher chriſtliche Geſandte es beſchützen ſoll, Streit entſtand. Der Generalvicar des Orients meint, der katholiſchen Kirche, d. i. ihm ſelbſt ſtehe allein die oberſte Leitung zu und

Protektor könne Niemand als der Geſandte des Allerchriſtlichſten Königs ſeyn. Dagegen erhob ſich zahlreicher Widerſpruch: „man wolle die Früchte eines durch gemeinſchaftliche Anſtrengung erzielten Gutes den Franzoſen allein zum Genuß vindiciren; das Inſtitut ſey chriſtliches Gemeingut und jeder Geſandte lateiniſchen Bekenntniſſes müſſe Coprotektor ſeyn, die Verwaltung aber in den Händen des von ſämmtlichen Beiſteuernden zu ernennenden Ausſchuſſes bleiben, damit die Wohlthaten gleichmäßig vertheilt und parteiiſche Begünſtigungen verhindert würden.“ Das katholiſche Pera ging in zwei Parteien auseinander. Beide hielten Sitzungen in getrennten Lokalen, die Geſandten thaten Sprüche und berichteten nach Europa; man gab Erklärungen, es fielen Reden, es erſchienen Artikel, es kam ſelbſt zu Auftritten und die „Liberalen“, ihrem Führer folgend, waren ſchon mit Knitteln bewaffnet, um gegen Monſignore Hillereau und ſeine Anhänger Gewalt zu brauchen. Monſignore excommunicirte ſeine Gegner, die Griechen ſpöttelten und ſelbſt die phlegmatiſchen Türken verzogen höhniſch die Geſichter: „Seht nun einmal dieſe dummen Giaur, wie ſie ſich über nichts vertragen können!“ „Wann hat aber auch ein Giaur je einen vernünftigen Gedanken gehabt?“ Keine Partei wich, die monatlichen Beiträge hörten auf, die armen Refugiés verloren ihr Aſyl und ein türkiſches Piket von 10 Mann beſetzte das Gebäude, damit ſich die katholiſchen Chriſten nicht auf der Schwelle ihres eigenen Wohlthätigkeitstempels ſelbſt unter einander erwürgten.

Um den Eindruck dieſer ärgerlichen Scenen zu verwiſchen, ging ich Sonntags (12. December 1841) in die Kirche und hörte Meſſe und Homilie des frommen Vaters *Va-con-Dio*, apoſtoliſchen Miſſionärs von Theſſalonika. Vater Va-con-Dio iſt ein katholiſcher Grieche aus Santorin, hat in Rom gelernt, zu Rodoſto und zu Pruſa für Mehrung des katholiſchen Glaubens bedeutend gewirkt und namentlich durch ſalbungsreiches Vorbeten des Vaterunſers in der Umgegend benannter Stadt ein griechiſches Mägdlein bekehrt, ja den Türken ſelbſt Reſpect eingeflößt, was er mir Alles zur Ehre Gottes und ſeiner Kirche in Demuth ſelbſt erzählte. Vater Va-con-Dio predigte italieniſch, warm und zum Herzen dringend; auch verſtanden wir den Sinn ſeiner geiſtlichen Ermahnungen faſt durchweg und fanden nur den Satz: Noi abbiamo obligo di crocifissare Gesù Christo sotto il titulo di San Giovanni etwas dunkel. Wir beſprachen noch im Conſulate alle zuſammen in gemeinſchaftlicher Abendberathung den Vortrag, konnten jedoch über den Sinn beſagter Phraſe nicht in's Klare kommen. Beredt an Pater *Va-con-Dio* iſt eigentlich nur ſein Beiſpiel, ſeine Milde, ſeine Menſchenliebe, ſein Wohlthätigkeitsſinn, ſeine Geduld und ſein untadelhafter Wandel. Sünder zur Reue mag er durch ſein Exempel bewegen, aber griechiſche Mägdlein wird er in Theſſalonika keine in den Schooß der lateiniſchen Kirche führen. Indeſſen nimmt ſich Don Leonardo mit vorzüglichem Eifer der Kinderſchule an und entwickelt überhaupt einen weit höhern Grad apoſtoliſcher Thätigkeit als ſeine geiſtlichen Amtsbrüder in der armeniſch-katholiſchen Gemeinde von Stambul. Dieſe Gemeinde zählt weniger als 8000 Seelen und ernährt zur Wahrung des Heiles außer dem Patriarchen-Erzbiſchof noch 80 geiſtliche Seelenhirten, von denen aber keiner je eine Predigt hält oder eine Schule beſucht. Auf Befragen gottesfürchtiger Männer, warum in dieſen wichtigen Dingen ſo wenig geſchehe, machte der Erzbiſchof in der Synode eine ſo pathetiſche Beſchreibung der Amtsmühſeligkeiten ſeiner Collaboranten, daß es wirklich ſchien, es bleibe den armen Geplagten für Predigt und Schule keine Zeit mehr übrig.

Näher beſehen aber gehen dieſe armeniſchen Vertabet (Doktoren der Theologie) in ihrer hohen, breiten, viereckigen ſchwarzen Kopfbedeckung den ganzen Tag von einem Hauſe ins andere, machen Beſuche, erzählen und hören Familienneuigkeiten, intriguiren, eſſen Süßes, trinken Kaffe und ſorgen ſo für geiſtliches Wohl der anvertrauten Herde. Daß aber dieſe Beſuche in der Regel nur auf die Häuſer der Reichen fallen, hat ohne Zweifel auch ſeinen Grund, da die Seelen der Reichen allenthalben größere Gefahren zu beſtehen haben als die der Armen, und folglich die geiſtliche Ernte bei den erſtern weit ergiebiger als bei den letztern iſt. Ueberhaupt kann man nichts Kläglicheres und Erfolgloſeres denken als dieſe apoſtoliſchen Miſſionen im griechiſchen Orient, wenn ſich hier um mehr als Erhaltung des Beſitzes, wenn ſich um Eroberung und Fortſchritt handeln ſoll.

Oft habe ich mich ſelbſt gefragt, ob man in Rom noch immer an die Möglichkeit einer Verſtändigung zwiſchen der morgen- und der abendländiſchen Kirche, d. i. an die Unterwerfung der erſtern unter die Herrſchaft der letztern ernſtlich glaube? Die Frage iſt keine müßige, ſie gewinnt täglich an Bedeutung und an Dringlichkeit. Müßte ſich ein beſchränktes Individuum nicht ſcheuen der erprobten Klugheit, Menſchenkenntniß und Standhaftigkeit unſerer oberſten Kirchenbehörden ſeine Privatmeinung entgegenzuſtellen, ſo möchte ich den Vätern der Propaganda nur auf dieſem einzigen Felde zurufen: »Lasciate ogni speranza!« Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß man dieſe Bemerkung nicht in feindſeligem Sinne macht, ſondern daß man nur über den Stand einer Sache berichten will, gegen welche in Europa Niemand gleichgültig ſeyn kann.

Uebrigens iſt Theſſalonika im Grunde ebenſowenig als Konſtantinopel ſelbſt eine griechiſche Stadt, weil die griechiſch redende Bevölkerung auch mit Einrechnung der gräko-ſlaviſchen Haushaltungen in beiden die Minderzahl bildet und gleichſam nur als Kolonie und Fremdenanſiedlung zu betrachten iſt. Der Volksmaſſe und dem allgemeinen Charakter nach wäre Theſſalonika eigentlich eine Stadt Iſraels und ſollte mit Recht Samaria heißen, weil von den im äußerſten Falle die Zahl von etwa 70,000 Seelen nicht überſchreitenden Inſaſſen 30- bis 36,000 Juden (in 6200 und einigen Familien) ſind.

Der Verkehr im Allgemeinen, die Börſe, der Cours, die Senſarie (Wechſelſenſale), der Detailhandel und beſonders die Domeſtikenſtellen zu Platz und Haus in der ganzen Stadt ſind in jüdiſchen Händen. Auch ein großer Theil der Hafengondoliere und faſt alle Laſtträger ſind Juden. Es gibt zwar ein eigenes Judenviertel, aber die Abrahamiten durchbrechen überall die Schranken. Die ehemals viel gerühmte hohe Schule der Rabbiner mit 200 Lehrern, wie man in Büchern lieſt, hat ſchon lange aufgehört und kein Theſſalonika-Jude wollte je von einer ſolchen Anſtalt etwas vernommen haben. Sie fabriciren auch keine Teppiche mehr wie zu Chalfa's Zeiten im ſiebenzehnten Jahrhundert. Hochzeit halten und Nachwuchs ſchaffen, möchte man ſagen, iſt ihr einziges Geſchäft.

Kein Menſch in dieſem Volke, ſey er reich oder arm, darf ledig bleiben. Kaum iſt der Junge in die Jahre der Mannbarkeit getreten, wird er vor die Gemeinde citirt und bedeutet ein Weib zu nehmen; die Sorge für den Unterhalt des neuen Familienſtandes bleibt ſeiner eigenen Betriebſamkeit anheimgeſtellt. Stirbt die Frau und iſt der Wittwer noch nicht über die Schwelle des Alters getreten, ſo muß er von Obrigkeitswegen in möglichſt kurzer Friſt zu einer neuen Verbindung ſchreiten. Nur Kindheit, Tod oder Altersſchwäche befreien von der Laſt. Wie es aber auch in Saloniki von Judenkindern wimmelt mit ſchwarzen Augen und ausdruckvollen morgenländiſchen Geſichtern! Aermere Familien ernähren die Knaben nur bis zur Vollendung des zehnten Lebensjahres, von welchem an ſie ſelbſt für ihre Nahrung ſorgen müſſen. So viel man zu Turnovo in Theſſalien und anderswo bemerken konnte, gilt dieſe Praxis auch bei den untern Klaſſen der chriſtlichen Bevölkerung wenigſtens in den Städten und ſtadtähnlichen Flecken allgemein. Das ſchärft nun freilich die Sinne, es führt aber auch zu Unordnungen und Leichtfertigkeiten, die — ſelbſt mit Inbegriff von Stambul — nirgend bedenklicher als in Saloniki ſind. Denn was äußere Sittenpolizei betrifft, iſt Trapezunt eine Trappiſtenklauſe und Stambul ſelbſt beinahe ein Nonnenkloſter im Vergleich mit Salonik! Dagegen iſt das brüderliche Zuſammenſtehen der Iſraeliten gegen die Mitbewohner der Stadt in vielen Dingen muſterhaft. Entläßt ein Chriſt oder Muhammedaner ſeinen jüdiſchen Domeſtiken ohne Grund, ſo mag er ſich ſelbſt bedienen; um keinen Preis findet er einen andern, bis er ſich mit dem vorigen verglichen hat. Kann ſich einer im Reden ſelbſt vertheidigen und will er ſorglos und wohlfeil lebend umfaſſende moraliſche Studien machen, ſo bleibe er ein Jahr in dieſer Stadt, vorausgeſetzt, daß er Erfahrung und Phlegma genug beſitzt, ſich nicht am Ende ſelbſt der lauen Strömung hinzugeben.

Numeriſch nicht viel ſchwächer als die Juden ſind die Osmanli, deren nicht weniger, vermuthlich aber mehr als 25,000 die Stadt bewohnen und an Reichthum, Anſehen, Phlegma, Stolz und Macht natürlich den erſten Rang behaupten. Die Beſitzer ausgedehnter, gewöhnlich an chriſtliche Kolonen verpachteter Ländereien im Vardargrunde, unter andern die Abkömmlinge jener Bege und Feldherrn, die zur Zeit der erſten Eroberung unter Murad I. und Bayeſid I. in das Land gekommen ſind und große Lehen erhielten, haben ſich ſämmtlich als Bewohner prächtiger Seraï in Saloniki eingebürgert und hauptſächlich die luſtigen, das flache Franken-, Juden- und Griechenviertel überragenden Stadttheile eingenommen. Vor den Metzeleien und Verfolgungen zur Zeit des Aufſtandes ſollen 8 bis 10,000 Gräken in der Stadt geweſen ſeyn; heute findet man deren kaum 3000, und dieſe noch großentheils von fremden Gegenden der Türkei eingewandert. Den vierten Rang in der Bevölkerung nehmen die Franken und den letzten die Zigeuner ein.

Alle dieſe Nationalitäten haben ihre eigenthümliche Sprache, deren man um ſeine Geſchäfte in

Saloniki mit Vortheil zu betreiben, wenigſtens fünf: das corrupte Judenſpaniſch, italieniſch, bulgariſch, griechiſch und türkiſch verſtehen ſoll. Mit Ausnahme der Türken gibt es auch ſelten einen gewerbſamen Saloniker, der vom Bulgariſchen nicht wenigſtens die nothwendigſte Markt- und Handelsterminologie verſtände, da das Landvolk der im Südweſten der Stadt ſich bis an den Olympus hinziehenden Fruchtebene, die die Hauptſtadt mit Lebensmitteln verſorgt, vorzugsweiſe ſlaviſch iſt. Türkiſch redet ohnehin jedermann.

Man könnte fragen, wie es um die Bevölkerung von Theſſalonika ſtünde, im Falle ſich durch fremden Arm die Revolution auch hier befeſtiget hätte und in Folge der Schlacht von Navarino Macedonien an Griechenland gekommen wäre? Juden und Türken, über 60,000 Menſchen, wären mit einem Zuge aus dem Mauerumfang verſchwunden und hätten eine unter den gegenwärtigen Verhältniſſen unausfüllbare Lücke gelaſſen. In Romanien wäre ja Niemand, um eine ſo große Erbſchaft zu übernehmen. Hat man denn nicht Chalcis, die große Feſtung und ihre Wälle ohne Kanonen, ihre Courtinen ohne Vertheidiger, ihre Arſenale ohne Waffen, ihre Magazine ohne Vorräthe, ihre Thore ohne Angel und ihre Häuſer ohne Menſchen geſehen? Ob es mit Akrokorinth, Vonitza, Zitun, Monembaſia und Modon beſſer ſtehe? Der Bankerott der Sache, nicht der Menſchen, iſt in Hellas überall und zwar in Permanenz.

Wenn ich nur auch ſo glücklich wäre wie Andere! und könnte ich, wenn auch nicht die phantaſtiſchen Luftgebilde politiſcher Viſionäre, doch wenigſtens die Möglichkeit ſelbſtſtändiger Kraftentwicklung auf romaniſchem Boden entdecken! Wie oft ſaß ich in ſonnigen Decembertagen einſam bei der magern Baumgruppe auf der halbcirkelförmigen, ausgebrannten, die obern Feſtungsmauern Saloniki's überragenden Hügelreihe und blickte über die Stadt in den blauen Golf hinab, auf den ſchneereichen Olympus, auf den waldigen Oſſa und auf die dunkle Tempeſpalte hinüber, oder auf die alten Städtchen und Weiler der Dorogobuten, der Sagudaten und anderer Slavenſtämme in der nächſten Umgebung der Stadt! Ich durchlief ihre Geſchicke von Ottfried Müllers Makednern bis zu den „Solun“ zu Waſſer und zu Lande beſtürmenden Darogobuten, Runchinen und Sagudaten der Byzantiner, ging aber jedesmal mit des Dichters Vers in die Stadt zurück:

Καὶ δὴ δοῦρα σέσηπε νεῶν καὶ σπάρτα λέλυνται[1]

Das Gefühl, ihre Sache ſey aus ſich ſelbſt nicht mehr zu reproduciren, iſt bei den byzantiniſchen Griechen allgemein verbreitet. Freilich ſieht man dieſes nicht im Vorbeigehen oder im Wechſel herkömmlicher Redensarten mit Leuten ohne alle Kenntniß der Vergangenheit. Jedoch reicht Erinnerung und hiſtoriſches Wiſſen ſelbſt bei den „Philoſophen“ des Landes nirgend über die letzten Zeiten des byzantiniſchen Reiches hinauf. Für uns aber iſt es ein Gegenſtand ernſter Betrachtung, wenn ſich heute die große Maſſe des macedoniſchen Bauernvolkes mit ihren Popen und Staroſten gleichſam ohne Dolmetſch mit ihren Glaubensgenoſſen, den Moskowiten von Kijow, Dorogobuſch und Nowgorod unterreden kann.

---

[1] Und das Holz der Schiffe iſt verfault und das Tauwerk fällt auseinander. Hom.

Wie das geſchehen konnte und wozu es führe, iſt eine Frage, der man bei uns noch immer ausweicht, die ſich aber wie ein Geſpenſt überall unſerm Blick entgegengeſtellt. Orthodoxes Slaventhum iſt mit Blut und Leben der Süd-Donauländer ſo innig verwachſen, daß man ſich ein Romanien ohne Slaven-Element gar nicht mehr denken kann. Ein „Weiſer“ in Turnovo zweifelt gar nicht, daß Alexanders Feldherrn ſlaviſch geredet haben. Im Occident iſt man allerdings — was dieſen Punkt betrifft — beſſer unterrichtet und weiß, daß ſich einſt Alt-Macedonier und Hellenen ohne Vermittler eben ſo wenig unter einander verſtanden als ſich heute Tzakonen und Neugriechen verſtehen können. Wie weit ſich aber das Alt-Macedoniſche vom eigentlichen Helleniſchen entfernt habe, vermochte bisher keine Gelehrſamkeit und Schärfe abendländiſcher Archäologen zu ermitteln. Daß es aber ein verwandter, wo nicht gar ein und derſelbe mit dem in der Chalkidike, auf dem Athos-Cherſoneſe und den benachbarten Strymonländern geſprochener Dialekt geweſen ſeyn müſſe, hat auch Niemand bezweifelt. Nur hat uns — ſo viel ich weiß — die ganze klaſſiſche Erbſchaft des Alterthums keinen vollſtändigen Satz dieſer macedoniſch-thrakiſchen Mundart aufbewahrt. Daß ſie aber mit griechiſchen Lettern geſchrieben wurde und auch nicht radikal, wie z. B. das Albaniſche, von der gemeinen Sprechweiſe des übrigen Griechenlandes verſchieden war, iſt ebenfalls angenommen. Wenn der „Stein“ im Attiſchen φέλλα, im Macedoniſchen aber πέλλα hieß, ſo deutet dies auf nahe Beziehungen und engen Zuſammenhang beider Sprachen. Iſt aber das heute im Peloponnes hauſende und von Niemand verſtandene Völkchen der Tzakonier wirklich aus der Athos-Halbinſel dahin überſiedelt worden, wie es die Kloſterurkunden oder vielmehr Ueberlieferungen des Hagion-Oros beſagen, ſo hätten wir ein noch lebendiges Fragment der thrako-macedoniſchen Sprachen aufgefunden.

Wie in der Urheimath zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges, ſind dieſe Tzakonier auch jetzt noch ein Miſchlingsvolk, welches zwei Sprachen redet, das gewöhnliche Griechiſch und den Urdialekt, d. i. das Pelasgiſch-Tyrrheniſche mit thraciſchen (chalcidiſchen, kreſtoniſchen, biſaltiſchen, hedoniſchen)

Elementen gemiſcht. Die Sache verdient wohl ernſte Erwägung, und es wäre keine gering zu achtende Frucht einer Hagion-Oros-Fahrt, wenn in der verwickelten und vielſeitig gedeuteten Tzakonenſache einmal ein feſter Ausgangspunkt gefunden wäre.

Wer es aber unter dieſen Umſtänden noch für einen Gewinn hält, daß ſich nach dem Untergang alles macedoniſchen Gepräges doch wenigſtens das byzantiniſche Griechenthum am Küſtenrande gegen ſlaviſches Uebergewicht erhalten habe, mag es den Schutzgeiſtern der Feſtung Theſſalonika danken. Ich betrachtete ſie oft und lange dieſe prächtigen, weißen, hohen Mauern von Solun,[1] wie ſie ſich amphitheatraliſch über die Hügelkämme und am Hochrande tiefer Erdeinſchnitte mit byzantiniſchen Streitthürmen und Zinnen hinziehen, eine den Slaven des Mittelalters unbezwingbare Schutzwehr. Sechsmal erſchienen ſie innerhalb 130 Jahren (580 — 710 n. Chr.) mit Heeresmacht, öfter mit barbariſchem Belagerungszeug zu Waſſer und zu Lande vor der Stadt, wie es Tafel in ſeiner merkwürdigen Schrift aus unverwerflichen Quellen zum erſten Mal hiſtoriſch nachgewieſen hat. Mit beſonderem Intereſſe verweilte ich aber bei der jetzigen Derwiſch-Einſiedelei, ehemals Kirche und Kaſtell der heiligen Blutzeugin Matrona außerhalb der nordweſtlichen Ausbeugung der Feſtungsmauer, wo die Slaven im erſten und zweiten Kriege den Sturm anlegten und durch ein Legendenmirakel des Stadt-Heroen Demetrius bei einem nächtlichen Ueberfalle verblendet wurden.[1] Der hartnäckige und am Ende ſiegreiche Widerſtand der Seehauptſtadt Illyricums gegen das ſlaviſche Element iſt eine eben ſo merkwürdige als in den Folgen wichtige Begebenheit. Von Solun drang ja die chriſtliche Lehre mit Alphabet und milderer Sitte hauptſächlich in die ſlaviſchen Landſchaften des Innern der großen Halbinſel bis an die Save und an den Iſter vor. Wären aber zur Zeit des Slavenheldenthums auch Theſſalonika und Konſtantinopel gefallen, hätte die byzaniniſche Kultur wahrſcheinlich ſchon damals einen ganz verſchiedenen Entwicklungsgang gefunden und müßte nicht erſt in unſern Tagen zu gemeinſamer Unruhe des Occidents nach ihrer Vollendung ringen. Die Nationen haben ihr Horoſcop und die Weltereigniſſe ihr nothwendiges Geſetz. Beide Begriffe auf das byzantiniſche Reich, auf ſeine Vergangenheit und ſeine Zukunft angewendet, ſollen allen politiſchen Urtheilen und Handlungen in Beziehung auf jene Länder zu Grunde liegen, wenn man nicht aus einem Irrthum in den andern fallen und die erſte Thorheit durch eine zweite noch größere verbeſſern will.

---

[1] Dies iſt der ſlaviſche Name für Theſſalonika.

---

[1] Tafel, de Thessalonica ejusque agro, pag. LXII. Prolegom.

Man iſt dieſer helleniſchen Mummereien als eines unfruchtbaren und nutzloſen Kinderſpieles in Europa herzlich ſatt. Wir möchten einmal im Gegenſatze mit den landesüblichen Schul- und Phantaſiegemälden nach der Natur gezeichnete Bilder der jetzo in Romanien lebenden Menſchen ſehen; möchten das Maaß ihres Geiſtes, die Syntax ihrer gemeinen Rede, den Grad ihres Selbſtvertrauens, ihre Vergangenheit, ihre Hoffnungen und ihre Sehnſucht kennen, um mit Hülfe dieſer Prämiſſen künftige Möglichkeiten auszurechnen. Nicht was werden ſoll, ſondern was werden kann und folglich wird und muß, iſt uns nützlich zu erfahren. Unſere Zeit iſt nun einmal voll politiſcher Kümmerniſſe und die Wiſſenſchaft ſelbſt nur um dieſen Preis geehrt.

Smyrna iſt auch eine große Stadt, in welcher Tugend und Sittenſtrenge eben nicht die vornehmſte Rolle ſpielen; aber der Gedanke was etwa in der nächſten Zukunft das Loos von Smyrna ſeyn werde, fällt einem dort gar nicht ein, während man ſich in Theſſalonika dieſes Gedankens nie erwehren kann und ſelbſt bei der eingebornen Bevölkerung ein dunkles Vorgefühl, eine vorüberſtreifende Gemüthsunruhe bemerkt, als ſtünde ihre Stadt auf wankendem Boden und hätte die gegenwärtige Ordnung der Dinge keine lange Dauer zu erwarten. Aber was wird geſchehen? Macht es die Lage des Emporiums auf dem Durchſchnittspunkt des großen Heerweges (via Egnatia) von

Rom über Dyrrhachium nach Konſtantinopolis, und von Nowgorod über Belgrad nach Alexandria und Indien, daß es die Ereigniſſe früher und empfindlicher berühren als andere Orte deſſelben Himmelſtrichs? Wenn ſchon zur Zeit des Apoſtels unter der chriſtlichen Gemeinde von Theſſalonika dieſelben Beſorgniſſe herrſchten und gleichſam das Tagesgeſpräch bildeten, ſo möchte man das politiſche Unruhegefühl dieſer Stadt beinahe für endemiſch halten. Das Uebel, d. i. die Furcht vor dem Antichriſt und dem Sturz des Cäſarenthrones erreichte damals eine ſolche Höhe, daß St. Paulus mit einem Troſtſchreiben helfen mußte. Den Antichriſt erwarten ſie zwar heute nicht, aber an die Kraft Abdul-Medſchids glauben in Saloniki ſelbſt die Osmanli nicht mehr und im Griechenviertel rechnen ſie den Zeitpunkt aus, wann St. Konſtantin mit Kanonen und Grenadieren über die Donau geht. Wenn ihnen aber St. Paulus ſchrieb, ſie ſollten „allzeit luſtig ſeyn und beſtändig beten, ſich aber der Lüderlichkeit und des Betrügens in Handel und Wandel“ enthalten,[1] ſo befolgen ſie von dieſen Moralien heute noch die erſte vollkommen, die zweite zum Theil, die dritte und vierte aber — wenn es nicht zu hart geurtheilt iſt — gar nicht mehr. Von ſalonikiſcher Ueppigkeit zu reden erlaubt die gute Sitte nicht, obgleich dieſe Seite des Lebens allen Katecheten und Faſtenpredigern zum Trotz für den Beobachter fremder Tugendſcala wenigſtens hier noch immer die ergiebigſte Ernte liefert. Weit ſchlimmer iſt der abſolute Mangel des Rechtsbegriffes, der zwar im ganzen byzantiniſchen Reiche nirgend in vorzüglichen Ehren ſteht, unter den Chriſten von Theſſalonika aber, wie es ſcheint, nicht einmal als Antiquität zu finden iſt. Wie ein Richter in Prozeßſachen das Urtheil nicht nach Parteirückſichten und eigenem Profit, ſondern nach Sachlage und ſtrenger Gerechtigkeit fällen, dabei noch in allen Handlungen Gewiſſenhaftigkeit und praktiſche Redlichkeit empfehlen könne, will hier Niemanden einleuchten.

---

[1] *Πάντοτε χαίρετε. Ἀδιαλείπτως προσεύχεσθε.* Epist. I. cap. 4, v. 16. 17. . . . . *ἀπέχεσθαι ὑμᾶς ἀπὸ τῆς πορνείας* . . . . . . *μὴ ὑπερβαίνειν καὶ πλεονεκτεῖν ἐν τῷ πράγματι.* Epist. ad Thessal. I, cap. 4 v. 3. 6.

Es hat das größte Aufſehen erregt und allgemein als unerhörte, der menſchlichen Natur widerſprechende und folglich utopiſche Neuerung gegolten, als Hr. v. Mihanowitſch ſeinem Tribunal dieſe Haltung gab und auf dem k. k. Conſulate mit ſtoiſcher Unbeugſamkeit das Vexill der Gerechtigkeit wehen ließ. „So war es in Saloniki nie;“ ſo iſt es in Saloniki nicht der Brauch! „Es iſt ja ganz gegen das alte Gewohnheitsrecht unſeres Platzes, und unmöglich können wir uns an ein Verfahren dieſer Art gewöhnen.“ „Seht nur einmal den Richter, der keine Geſchenke nimmt und dem „Vermöglichen und Stärkern“ gegen unangeſehene Leute nicht allzeit und unbedingt Recht zuerkennt!“ Man begreift auch gar nicht wie es ſolche Leute nur geben könne. Hr. v. Mihanowitſch und ſein Kanzler, Hr. Dubrowitſch aus Raguſa, werden von den Eingebornen als Menſchen höherer Art allgemein angeſtaunt und bewundert, von Niemanden aber nachgeahmt. Daß es um die Tugend, um ſtrenges Recht, um uneigennützigen Sinn etwas Schönes ſey, geſtehen die Salonikier gerne zu, halten es aber zugleich für mährchenhaft und für unmöglich ſolche Praktiken auf *ihrem* Platze durchzuführen. Das Recht *üben*, nicht beſtechlich ſeyn und den Beamten das Stehlen verbieten, gilt hier beinahe für engherzigen Pedantismus des Occidents und für lateiniſche Ketzerei, vor der ſich ein Orthodoxer ſorgfältig zu verwahren ſucht. *Ruſſiſche* Juſtizpflege und *ruſſiſcher* Verwaltungsſtyl als congenial und allein dem „alten Brauche Romaniens“ angemeſſen, wird dagegen von Jedermann, beſonders von den Vermöglichen geprieſen.

Wir mit unſerm ſittlichen Gefühle, mit unſeren communiſtiſchen Mitleidstheorien und in Sonderheit mit unſerer ärarialiſchen Gerechtigkeit ſind den Byzantinern allenthalben ein Anſtoß und ein Aergerniß. Ueberhaupt ſcheint gleiche Berechtigung Armer und Reicher im Staatshaushalt und vor dem Geſetz den byzantiniſchen Chriſten eben ſo unzuläſſig und monſtrös, als den Muhammedanern die Gleichſtellung der Giaur mit den „Gläubigen“ durch den kaiſerlichen

Erlaß von Gülhane als unausführbare und verdammliche Neuerung galt.

Beide Verſuche werden in dieſer Weltgegend ewig unausführbar ſeyn und die Exiſtenz jeder Regierung untergraben, die ſich ſolchen Träumen überläßt. Sultan Mahmud hat ſich getäuſcht, wenn er den Islam für verſöhnlich hielt; die Deutſchen aber haben ebenſo falſch gerechnet, wenn ſie die ariſtokratiſche Pleonexie von Byzanz durch Reſcripte und politiſche Katecheſen zu übermannen hofften. Wohl ſtärkere Kräfte als man neuerlich in den Kampf gebracht, ſind dieſer diamantenen Hyder erlegen. Romaniſches Terrain könnte nur eine Sündfluth für unſern Sittencodex empfänglich machen. Unkundige Schwärmer und Metaphyſiker glauben freilich nicht was ich ſage. Denn gleichwie der Deutſche, nach der witzigen Bemerkung eines Pariſer Correſpondenten, ein Kamel nicht nach der Natur, ſondern aus der Tiefe ſeines ſittlichen Gefühles conſtruirt, ſo ſchuf er auch in ſeiner Phantaſie für Oſt-Rom politiſch-moraliſche Zuſtände, die mit der Wirklichkeit im grellſten und oft lächerlichſten Widerſpruche ſtehen und bei den fremden Nationen allerlei Bedenken gegen deutſche Weltanſchauung und praktiſches Geſchick des großen Philoſophenvolks erregen. Abendländiſches Regiment und Weſen — das iſt ein Axiom — kann ſich im Byzantiniſchen nur mit Hülfe der bewaffneten Macht, der Polizei und des unabläſſigen Zwanges behaupten, wie die Gewalt der

Türken. Fruchtbare Herrſchaft dagegen, innere Ruhe und nationales Gedeihen iſt in dieſen Ländern nur durch die ſinn- und glaubensverwandten Ruſſen möglich. Hier wird nicht capitulirt, nicht der Streit durch halbe Conceſſionen ausgeglichen wie bei uns, wo die Gemüther weich, die Sitten ſchmiegſam und die Charaktere flüſſig ſind.

In Byzanz ſind die Formen ſtarr, und geometriſch congruente Dreiecke die einzige Möglichkeit. Ich weiß es, wie ungerne man ſolche Reden hört. Nie kann ſich unſer Volk mit Slavenglorie und Slavenübergewicht verſöhnen; aber wenn die Gewalt der Dinge das Gemüth ergreift, wenn Wahrheit und That lauter reden als edle Leidenſchaft und ſelbſt Nationalgefühl, kann das ein Gegenſtand der Beſchuldigung ſeyn? Politiſche Bedeutung und Kraft des uns anwidernden Slaven-Elementes erkennen und in ſeiner Wirkſamkeit nachweiſen, iſt nicht Verrath an der eigenen Sache; es iſt Intelligenz, es iſt die natürliche Frucht der Erfahrung, es iſt ein Dienſt, den man nicht etwa Diplomaten und Regierungsagenten, die unſere Weisheit nicht nöthig haben, ſondern allen in ihren Meinungen unabhängigen und nach deutlicher Erkenntniß ringenden Menſchen geleiſtet hat. Man gebe wohl Acht, es wird nicht geſagt, daß Ueberwältigung des byzantiniſchen Imperiums durch die ruſſiſchen Slaven ein für Deutſchland nützliches und wünſchenswerthes Ereigniß ſey und gefördert werden müſſe. Im Gegentheile, es wäre viel heilſamer und deutſcher Antipathie angemeſſener, wenn man es verhindern, wenn man die Scythen hinter ihrem Riphäiſchen Gebirge feſtbannen und auf dem ganzen Continent der Gräko-Slaven die lateiniſche Bildung einpflanzen und zur Blüthe bringen könnte.

Wenn aber das großartige Unternehmen in der Art wie es der Occident durchzuführen unternahm, auch bei innerer Möglichkeit des Gelingens dennoch ſcheitern mußte, was wird erſt geſchehen, wenn die Natur der Dinge ſelbſt wider uns im Bunde ſteht? Laſſe man es ſich nicht verdrießen, unſere Rivalen haben im Byzantiniſchen überall den Vorzug und wir Deutſchen ſind dort noch etwas weit ſchlimmeres als blos verhaßt, wir ſind — verſteht ſich mit Unrecht — geringe geachtet und ausgelacht.

Die Ereigniſſe ſind in der Zwiſchenzeit weit genug vorgerückt um dieſem bis jetzt unerträglichen Bekenntniſſe ſelbſt mitten in Deutſchland wenn auch nicht Lob doch Duldung zu erzwingen — freilich kein ſonderlich geeignetes Mittel ſich bei den Leuten zu empfehlen und beliebt zu machen! Ob aber vielleicht nur Macedonien mit ſeinem Hagion-Oros, ſeiner Chalkidike und ſeinem Dorogobuten dem Fremdling ſo düſtere Bilder vormale, und ob vielleicht unſere Sache in Theſſalien und bei den eigentlichen Hellenen zu Mali-Sina und Kolo-Petinitza jenſeits der Thermopylen beſſer ſtehe, und ob wir daſelbſt mehr Kredit genießen und glänzendere Fortſchritte machen, ſoll der freundliche Leſer aus dem nächſten Fragment erfahren.

XII.

Reiſe von Theſſalonika nach Lariſſa. Zweimonatlicher Aufenthalt in Theſſalien.

Der Leſer fühlt ſo gut wie ich ſelbſt, daß der romantiſche Theil der Reiſe eigentlich in Saloniki geſchloſſen iſt. Wir nähern uns der Sorge und dem Kampf. Europäiſche Lüfte wehen aus *Hellas* über den Olymp herüber und die melancholiſch ſüßen Klänge, welche die Kolchisſcenen und der Hagion-Oros in der Seele zurückgelaſſen, vertönen allmählig auf den einförmigen baumloſen Ebenen Theſſaliens und verſtummen völlig wie ſie der Dunſtkreis europäiſcher Leidenſchaft in Zitun berührt. Hellas war nur ſchön ſo lange man es nicht kannte, und ſelbſt das geprieſene Tempe ſinkt im Preis, wenn man früher den unſterblichen Schmuck immergrüner Paradieſe geſehen hat. Kann denn für die Sterblichen allzeit nur das Entlegene, das Unbekannte, das geheimnißvoll Verborgene ſeinen Reiz bewahren, und verwiſchen europäiſche Analyſen überall die Seligkeit?

Ich gebe kein Diarium, kümmere mich auch nicht viel um Längenmaß und Zahl zu mechaniſcher Verbeſſerung der Erdbeſchreibung. Andere haben es vor mir und mit größerm Geſchick gethan als ich es je vermöchte. Nicht um die Natur hochmüthig zu beherrſchen und zu überwältigen, bin ich aus der Heimath fortgezogen; ein unwiderſtehlicher Hang nach dem Sonnenland trieb mich hin; ich überließ mich duldend ſeiner Macht, ob ihr vielleicht ein erklärendes Wort über unſere Zukunft, ein Wahrzeichen künftiger Geſchicke zu entlocken ſey. Denn hier iſt der Faden der Ariadne zum Labyrinth abendländiſcher Verwirrung und Politik. Unglückſeliger Gedanke! Beklagenswerthes Loos die Menſchen in einer großen Sache gegen ihr eigenes Intereſſe, gegen die natürliche Strömung der Selbſtliebe, der Eitelkeit, der Schwärmerei und der geiſtigen Verblendung des Irrthums zu überführen! Ich hatte öffentlich und vor ganz Europa die Macht des germaniſchen Genius über Griechenland geläugnet und den Lebensquell für das wieder erſtandene Hellas anderswo als im Occident erkannt.

Mußte ich nicht mit Beſorgniß auf die theſſaliſchen Berge hinüberblicken, hinter denen — weniger als 60 Wegſtunden von Saloniki entfernt — die Marken des neuen Staates laufen? Vielleicht harren meiner daſelbſt Demüthigungen und Beſchämungen mancher Art, und zeigen mir die Deutſchen im Triumph die Schöpfungen ihrer Verwaltungskunſt; nicht etwa bloß ihre Landſtraßen, ihre Tribunale, ihre hellblauen wohlgeſchulten Bataillone, ihr Schreibercorps, ihre Tabellen, Regiſtraturen und haushohen Aktenſtöße, ſondern den Volksgeiſt, den ſie angefacht, das Gähren und Rauſchen jugendlicher Lebenskraft, das ihr Genie hervorgerufen, das Ineinanderfließen und Zuſammenwachſen zweier Nationalitäten zu einem neuen Volke voll Kraft, Munterkeit und Disciplin, wie man es nach ſolchen Opfern an Weisheit und Gold bei den erfindungsreichen Deutſchen allgemein erwarten wollte!

Nur mittelmäßig beunruhigt durch Gedanken dieſer Art verließen wir am 21. December (1841) um Sonnenuntergang den Ankerplatz von Saloniki. Zufällig hatte ich im deutſchen Conſulat die Bekanntſchaft eines Herrn *** gemacht, der eines Proceſſes wegen von Turnovo in Theſſalien nach Saloniki gekommen war. Der Mann ward als Knabe zu einem reichen Oheim nach Temesvar gebracht, von wo er nach mehr als dreißigjährigem Aufenthalt, und nachdem er durch Unfälle (1837) ein bedeutendes Vermögen verloren hatte, als Wittwer mit zwei Töchtern wieder auf das Erbtheil ſeiner Familie in Turnovo zurückgegangen war. Neben dem Griechiſchen und Illyriſchen war Herr *** des Deutſchen vollkommen mächtig, und nicht ohne große Freude nahm ich den Vorſchlag an mit ihm nach Turnovo zu ziehen und einen Theil des beginnenden Winters daſelbſt in ſeinem Hauſe zu verleben. Die Stadt ſey nur drei Stunden von Lariſſa, der Reſidenz des Weſſirs

Ramik-Paſcha entfernt, an den ich durch das kaiſerliche Conſulat beſtens empfohlen war. Um Studien über Theſſalien zu machen, ſey kein Ort im Lande mehr geeignet als Turnovo, da es als Sitz weiland zahlreicher Türkiſch-Garnfabriken jetzt noch eine ſtarke zum Theil wohlhabende Chriſtenbevölkerung und nur etwa vierzig mohammedaniſche Familien habe. Um der Mühſeligkeit und Langweile des achtzehnſtündigen Landweges über die angelaufenen Ströme und ſumpfigen Niederungen des Golfes zu entrinnen, hatten wir den Abgang eines Segelſchiffes erwartet, das eine Ladung Holz von Claritza herübergebracht und Waaren und Reiſende als Rückfracht eingenommen hatte. Claritza (wird auch Karitza geſchrieben und geſprochen) iſt ein chriſtlicher Küſtenort am Fuß des wald- und quellenreichen Oſſa, Saloniki gerade gegenüber und nur zwei Stunden ſeitwärts von der Tempeſchlucht, durch welche der Weg aus Macedonien nach Theſſalien führt.

Zu größerer Bequemlichkeit nahmen wir die Kajüte für uns allein und Herr * * * hatte, ohne zu ſagen wer ſein Begleiter ſey, für je 20 Gruſch Fahrgeld ausgehandelt. Wie aber kurz vor dem Aufbruch der Kapitän am Bord erſchien und aus Anzug und Accent erkannte daß ein Franke in der Geſellſchaft ſey, erhob er allerlei Bedenklichkeiten über den eingegangenen Kontrakt: man habe ihn hintergangen; man hätte ihm vorher ſagen ſollen, wer die Kajüte miethe; die

Zeiten ſeyen ohnehin nur gar zu ſchlecht, der Mühe viel, des Gewinnes wenig und folglich müſſe er je zehn Gruſch weiter auf die ausbedungene Summe legen. Wir machten wohl einige Gegenbemerkungen; aber alles ohne Rohheit, ohne Geſchrei und mit der größten Höflichkeit. „*Ἡ ἐφενδειά σας*, Eure Herrlichkeit behandelt uns gar zu hart; in ſolcher Weiſe iſt noch kein Schiffspatron mit mir verfahren,“ ſagte Herr *** zum Kapitän, der aber aller Erwiederungen ungeachtet auf ſeiner Forderung blieb, die ich im Grunde doch nicht übertrieben fand und gerne für mich allein übernahm. Zu Klaritza iſt es eben wie in Trapezunt, „der Franke muß vermeintlicher Schätze halber überall mehr bezahlen als der Eingeborne.“

Der Kapitän mit ſeinem Handel zufrieden aß und trank mit uns, während ein leiſer Zephyr das Schiff über die ruhige Fläche trieb. Die Morgenröthe fand uns auf der Höhe von Platamona dicht am Fuße des ſchneebedeckten Olympus, deſſen Ausläufer ſich hier dem Strande nähern und die natürliche Gränze Macedoniens gegen Theſſalien bilden. Hinter uns war das Schlachtfeld von Pydna, vor uns der lieblich runde, noch immer ſchneeloſe, bis auf den Gipfel waldbekleidete Oſſa im Glanz der aufgehenden Sonne; rechts der hohe Olymp, das halbverfallene Kaſtell auf dem iſolirten Platamonakegel, der Tempeſpalt, und zwiſchen Bäumen und Gebüſch einer fetterdigen Deltaniederung, die gelblich ſchlammige Fluth des

Peneios, an deſſen Mündung das Schiff erſt gegen Mittag unter mattem Hauch vorüberzog. Welche Erinnerungen in welch engen Raum zuſammengedrängt! Um zwei Uhr Nachmittag waren wir am Ziel, hatten aber ſchon in weiter Ferne vom Meere aus geſehen, wie ſich oberhalb des Dorfes auf der Halde mitten im Wald des Oſſa die Rauchſäule eines romantiſch gelegenen Mönchskloſters in die Lüfte ſchwang. Das gewerbliche Karitza hat weder Hafen noch Landungsplatz. Die Schiffer trugen uns über die ſeichte Uferſtelle auf ihren Schultern an den buſchreichen Strand und mehr als zwei Stunden angeſtrengter Arbeit bedurfte es, um mit Beiſtand ſämmtlicher Genoſſenſchaft und roher Maſchinen das ſchwere hochkielige Fahrzeug aufs Trockene herauszubringen, da ſich die Schiffſahrt mit dieſem Tage bis zum Frühling ſchloß.

Ein kleines Geſchenk an die albaneſiſche Zollſtätte befreite von aller Unterſuchungslaſt und die freundlichen Schkypetaren, die ſämmtlich griechiſch verſtanden, fanden den türkiſchen Reiſeſchein vollkommen in Ordnung, obwohl ſie ihn verkehrt in die Hände nahmen und thaten als wenn ſie ihn leſen könnten. Sogar für möglichſt gutes Unterkommen — es ward ja Abend — ſorgte der Vorſtand der Zöllner in einem leeren Hauſe. Trocken Holz in Fülle, Nachtlampe und etwas Küchengeſchirr ward herbeigebracht und ein epirotiſcher Junge, der in Geſchäften nach Lariſſa ging, rüſtete nicht ohne Geſchick das gemeinſame Abendeſſen.

Ein friſcher Indian aus Saloniki, eine gebratene Schöpſenkeule, Reis, Wein und Früchte in Fülle gaben ein fröhliches Mahl am Fuße des einſt von den Rieſen aufgethürmten buſchreichen Oſſakegels. Das Glück begünſtigte uns diesmal in Allem. Wir bedurften dreier Pferde und fanden ſie um den geringen Preis von je zwölf Gruſch (drei Franken) für den eilfſtündigen Weg von Karitza nach Turnovo, aus deſſen Umgegend die Eigenthümer der Thiere gebürtig waren. Hätte mich irgend eine magiſche Gewalt mit Aelians Beſchreibung des Tempethales in der Hand unmittelbar von der Schulbank in die Hütten am buſchigen Oſſa verſetzt, um bei anbrechendem Morgenroth durch das romantiſche Felſenthor in Theſſalien einzudringen, hätten vielleicht unruhvollere Träume den Schlummer zu Karitza geſtört. Wir ſchliefen ja am Thore der irdiſchen Glückſeligkeit. Oder iſt „Tempe" nicht im literariſchen Occident Inbegriff und Sinnbild einer vollendet ſchönen Landſchaft, eines irdiſchen Paradieſes, über das die Natur ihren ganzen Reichthum an Pflanzenfriſche, Waldſchatten, vollufrigem Wellenſpiel, Blumenflor und immergrünem Schmuck in idyllenhaftem Frieden ausgegoſſen hat?

Schwärmereien dieſer Art ſind der Levante fremd. Man kennt wohl die Paßenge, den Schlund, „τὸ Boghaſi," τὸ στενὸν, τὸ δερβένι, auf der Heerſtraße von Platamona nach Lariſſa; aber ungewöhnlich ſchöne Naturſcenen bemerken hier die ſtumpfen

Gebieter des byzantiniſchen Reiches eben ſo wenig als ihre gebeugten Unterthanen. Was iſt Tempe? Iſt es ein breites oder ſchmales, oder hoch eingerandetes, am Ende geſchloſſenes Wald- und Wieſenthal mit vollem Strom in der Mitte wie Kaſchmir? oder iſt es eine waſſerreiche Baumoaſe wie Damaskus? oder eine vor dem Blicke des Wanderers verborgene Waldöde voll Quellen, voll Stille, voll Lieblichkeit und hochwipfeliger Cypreſſen wie Gargaphie? Nichts von alle dem iſt Tempe. Tempe iſt ein Heerweg, iſt ein tief eingeſchnittenes Rinnſaal, iſt ein langes, hohes, buſch- und ſchattenreiches Felſenthor ohne Decke; die Wolken ſchauen hinein und die Sonne, wenn ſie durch die Mittagslinie von Theſſalien geht. Doch muß das Bild dem Leſer noch immer dunkel bleiben, wenn nicht zugleich ein anſchaulicher Begriff des großen innerhalb dieſer hohen Pforte liegenden Ringbeckens das Verſtändniß der romantiſchen Scenerie erleichtert. Schon das Wort „Ringbecken“ erklärt die Natur des Landes, der ebenen, fetterdigen, in der Runde von Bergen eingeſchloſſenen Gartenmulde, die der Europäer Theſſalien nennt. Nur denke man ſich dieſen theſſaliſchen Bergring nicht glatt und ſenkrecht wie eine Wand. Es dacht ſich nach Innen langſam ab, bildet Halden, ſtreicht ſtellenweiſe in Form niedriger Hügel und ſteiler Vorſprünge regellos in die Ebenen hinaus; auch an Höhe und Maſſenhaftigkeit ſind ſich die einzelnen Beſtandtheile des Ringes, Olympus, Pindus, Oſſa, Pelion und Othrys nicht einander gleich; nur die Waſſer rinnen rund von allen Seiten mit ihrer reichen Gabe an Schlamm in den Mittelpunkt herab. Ein rieſenhaftes Amphitheater, ein Coloſſeum im größten Styl hat die Natur aufgebaut und inmitten der Arena ſteht Lariſſa die Metropole am tiefen wellenreichen Peneios.

Der Peneios ſelbſt ſtürzt vom weſtlichen Rand herab und wälzt ſich in weiten Bogenkrümmungen der größten Länge nach durch die Ebene, aus welcher links und rechts alle Flüſſigkeit des Ringes in dieſe gemeinſame Pulsader zuſammenſtrömt. Das Becken müßte ſich mit Waſſer füllen und Theſſalien wäre heute noch wie in der Mythenzeit ein großer Binnen-See, hätte nicht ein geheimnißvoller Werkmeiſter vergeſſener Jahrhunderte den rieſig tiefen Spalt im feſtgekitteten Bergring durchbrochen und der ſüßen Binnenfluth die Bahn geöffnet. Dieſer rieſig tiefe Spalt, dieſe Bahn der ſüßen Binnenfluth iſt das „Tempethal", die Naturnothwendigkeit, der fluthende Bosporus Theſſaliens. Nach dem Geſetze der natürlichen Oekonomie muß der Bruch im Punkte der tiefſten Senkung des Terrains und zugleich der dünnſten Scheidewand, des kürzeſten Abſtandes vom Meere ſeyn. Dieſe Bedingungen erfüllen ſich im nordöſtlichen Theile des Bergringes auf der niedrigen Verbindungslinie des angeblich über 9000 Fuß hohen am Kamm tafelförmig gezogenen Olympus und der ſanften waldreichen Oſſa-Pyramide, wo nach dem übereinſtimmenden Maße der Alten die Dicke der Ringwand nur 5000 römiſchen Paſſus, d. h. 22,769 Pariſer Fuß beträgt, die wir in etwas weniger als zwei Stunden in gleichmäßigem Karavanenſchritt durchritten ſind. Wenn wir nun auch noch bemerken, daß die beiden Rieſenpylonen an der äußern Tempepforte, Oſſa und Olympus zwar den Strand erfüllen, aber nicht ſenkrecht ins Meer niederſtürzen, ſondern wie die Mündung eines Trichters ſich links und rechts in lieblichen weitausgreifenden Curven auseinanderbeugen, ſo läßt der kluge Leſer auch ohne unſere Erinnerung durch den ſchlammreichen Peneios außerhalb des Felſenthores und zwiſchen den beiden Curven ein Delta von üppig ſtrotzendem Pflanzentriebe bilden.

Von Saloniki kommend, waren wir an der Hypotenuſe dieſes Deltas vorübergeſchifft, und am Morgen nach der Karitza Nacht zogen wir dem rundgeſchweiſten Fuß des Oſſa folgend durch wucheriſches Geſtrüpp einer romantiſch ſchönen Wildniß in zwei Glockenſtunden zum Thor der Schlucht an der Deltaſpitze hin. Das Delta iſt ein dichter Buſch- und Laubholzwald, von Bächen und Kanälen durchſchnitten, und inmitten des Geſchlinges und der rieſenhaften Platanen-Decke überraſchte uns der Peneios. Nichts verkündete die Nähe der großen, breit, voll und ruhig ſtrömenden Waſſermaſſe. Wie der Nil, wie Cäſars

Arar ſchleicht ſie ohne Geräuſch, ohne Fall und Ungeſtüm melancholiſch durchs Gebüſch. Das unter Bäumen verſteckte, von Griechen bewohnte Laspochorion (Schlammdorf) iſt die einzige Ortſchaft dieſer beglückten Oede. Aber in umgekehrtem Verhältniß mit dem Reichthum des Bodens iſt die Armuth der Laspochoriaten ſo groß, daß ihre Häuſer nicht einmal aus Holz gezimmert, ſondern in Geſtalt langgezogener Bienenkörbe aus Weiden geflochten und von innen mit Schlamm verkittet ſind. Nur der Pyrgos des türkiſchen Agha ragt aus Stein gebaut über die Rohrhütten ſeiner Knechte empor. Dagegen ſchauen hoch von der Rundhalde des Olympus die drei großen, ebenfalls griechiſch redenden, wohl gebauten und freier athmenden Flecken Crania, Pyrgetos und Rhapſana in maleriſcher Lage auf dem herbſtlich bleichen Delta-Wald und das ärmliche Röhricht von Laspochorion herab.

Herrſchender Baum an Menge, Pracht und ungeheurer Größe ſowohl außerhalb der Schlucht als in ihrem Innern iſt die morgenländiſche Platane. Sie zieht durch den ganzen Tempe-Spalt, füllt alle leeren Räume, engt die Strömung ein und ſteigt, nicht zufrieden mit trockenem Continent, in üppiger Fülle ſelbſt aus dem vollen Waſſerſpiegel. Wetteifernd mit dieſem ſchönen Baum drängen ſich die Terebinthe, die Granate, der gelbe Jasmin, die Eſche, die Steinlinde, Iler die immergrüne Eiche, der Kermes, der wilde Oelbaum, Arbutus Andrachne mit der röthlich feinen Rinde, Arbutus Unedo, Agnus Caſtus, beſonders Lorbeer in ungewöhnlicher Fülle, Höhe und Pracht, ein unverwelklich grüner Blätterſchmuck in die Uferdekoration und bilden beiderſeits ein dem Sonnenſtrahl unburchbringliches, von Weinreben und lianenförmiger Clematis (Waldrebe) maleriſch umſchlungenes Schattendach, unter dem der breite volle Strom, an vielen Stellen durch die Ueppigkeit des Pflanzentriebes verdeckt, die ſanfte Fluth vorüberwälzt.

Die Platanen hatten zwar (22. December) ihren Blätterſchmuck abgelegt; aber das Uebermaß der immergrünen Bäume und Geſträuche, duftendes Gebüſch, Geniſte, Cytiſus und hoher Rosmarin (nur die Myrte ſah ich nicht), bewahrten den Eindruck ewigen Frühlings in der Tempeſchlucht. Fluß und Straße füllen häufig die ganze Sole zwiſchen dem Oſſa und Olymp; und doch behauptet der ungebändigte Pflanzentrieb auch hier ſeine Macht. Der Weg iſt breit und ſicher, ſtellenweiſe aufgemauert oder gar lebendig ausgemeißelt und mit Marmor bekleidet aus dem nahen Bruch. Doch matt und eben wie die 20 bis 30 Fuß unterhalb ſtreichende Waſſerfläche verläuft er nicht; er ſteigt und fällt je nach den Vorſprüngen des Oſſa-Fußes wild romantiſch, und auf dem höchſten dieſer Felſenſchwellungen, etwa fünfzehn Minuten innerhalb des Eingangs von Kariza her, blickten wir zurück und ſahen durch das bogenloſe

Felſenthor das Segment am wolkenfreien Himmel und über die gedrängten Wipfel des Delta-Waldes, die blaue See im Golf von Saloniki. Mehr noch vielleicht als Pflanzentrieb und Immergrün überraſcht der Bach- und Quellenreichthum in der Schlucht. Aber nicht von der Höhe ſtürzt es herab, plätſchernd über Wald und Felſenriff wie im kolchiſchen Melas-Thal; hier bricht es raſch und voll neben der Sole des Wanderers unter dem Geſtein der Seitenwände, unter den Wurzeln der Platanen hervor und eilet breitſtrömend, diamanthell und kühle wie ich es nirgend ſah, dem Peneios zu. Welcher Reichthum, welche Friſche da vergeſſen und unbenützt verrinnt! Wo die Silberwelle über die Straße rinnt, blickt der Marmorgrund blendend weiß zwiſchen grün bemoostem Rand aus dem Spiegel der Flüſſigkeit hervor. Die Oſſaſeite, an der die Straße zieht, iſt waldſchluchtig eingebrochen und bietet wiederholt deltaförmige Ruheplätze mit hellgrünem Raſen, Blumenflor, Quellen und Gebüſche.

Dagegen fällt der Olympus faſt in der ganzen Tempelänge ſteil und wie durch Künſtlerhände durchgeſägt in den Fluß herab; doch fehlt auch hier nicht auf allen Punkten der immergrüne Pflanzenſchmuck. Mäßig am Eingang wächst die Olympuswand nach dem Stadium an Höhe. Wundervolle Formen, runde Thürme, Baſtionen, lange Curtinen, Feſtungswälle in koloſſalem Styl ziehen vorüber bis zum Mittelpunkt, wo die Schlucht am engſten, die Wand beiderſeits am höchſten (man meint über 800 Fuß) und der Charakter der Landſchaft am wildeſten iſt. Hier ſtrichen kalte Lüfte, das Nadelholz erſchien oberhalb der Steilwand, graues Gewölke zog eilend über die Gipfel und hoch über den dunkeln Spalt ſchwebten langflügelichte, fahle Aare des Olympus. In der furchtbarſten Oede der Schlucht ragt von der Spitze eines über 600 Fuß ſenkrecht hohen Oſſafelſens ein zerſtörtes Kaſtell als Thalſperre dicht über die Straße herein. Nur zwei bis drei Stunden, ſagte man uns, dringe der Winterſonnenſtrahl in dieſen Theil der Felſenkluft. Deſto lieblicher ſind im Sommer das dunkle Pflanzengrün, die Einſamkeit und die Schattenkühle. Wie ſich der Spalt von der macedoniſchen Mündung bis in die Mitte hinein trichterförmig verengt, dehnt er ſich von dort gegen die theſſaliſche Mündung im gleichen Maße wieder aus, ſo daß zwei lange an der Spitze ſich berührende Hörner das treueſte Bild von Tempe geben. Nur ſcheint die Tempenatur auf der theſſaliſchen Seite noch reizender als auf der andern zu ſeyn. Milde, ſonnenbeleuchtete Hügel ſchimmern am Olympusfuß zwiſchen hohen Bäumen herüber; entzückendes Wieſengrün, Platanenhaine, kühler Quellenſprudel und dicht bewaldete Eilande im Peneios ſelbſt bilden die Sommerluſt der Leute von Baba, dem erſten Dorfe lieblich zwiſchen Laubholz, Pinien und Cypreſſen unmittelbar am

Thor der Schlucht gelegen. Selbſt der Fluß verzichtet hier auf ſeinen ſchweigſam leiſen Gang und wälzt die volle Fluth nicht ohne Gemurmel über das drei Fuß hohe, von Ufer zu Ufer den Strom ſchief ſchwellende Wehr hinab. Künſtliche Höhlen und grünumranktes Geklüfte zu beiden Seiten des Thales deuten auf geheimnißvolles vergeſſenes Spiel des Alterthums.

Vor einer dieſer Höhlen an der Olympuswand ſteht nach Erzählung der chriſtlichen Begleiter jetzt noch eine Kapelle der Panagia und an jeder Seite des Eingangs ein hoher Lorbeerbaum. Daphne, ſagt die Fabel, vor dem theſſaliſchen Apollo fliehend, ward im Tempe in einen Lorbeerbaum verwandelt. Mit einem Kranz aus den Blättern dieſes Baumes auf dem Haupte und mit einem Zweige deſſelben in der Hand, habe dann Apollo das Orakel zu Delphi übernommen. Zum Andenken kam alle neun Jahre eine delphiſche Geſandtſchaft und opferte feierlich auf dem Altare am benannten Baum. Das war theſſaliſche „Kirmeß" und Sommerfeier des lorbeerreichen Tempethales, vielleicht an derſelben Stelle, wo jetzo die Kapelle mit dem ewiggrünen, breitbelaubten Doppelbuſche ſteht! Im Vorübergehen pflückte auch ich einen Zweig und bewahre ihn heute noch neben fahlen Blättern des Thales Joſaphat zur Erinnerung an den Temperitt.

Nicht mehr als dreißig Häuſer und zwiſchen Baumdickicht eine Moſchee zählten wir in Baba, hielten Mittagsruhe und ſahen die ſchöne Landſchaft am Tempethor und die maleriſche Lage ihrer Dörfer an.

Die Abhänge der zu beiden Seiten des Thores hügelicht auseinanderfahrenden Berg-Curven ſind auch hier mit bewohnten Orten und mit Ruinen aus dem Alterthum geſchmückt. Hier erblickten wir zuerſt das berühmte und durch ſeine Türkiſch-Garnfärbereien weiland auch in Europa wohl bekannte Ampelakia links ober uns auf der Oſſa-Halde mit der Ausſicht über die große theſſaliſche Ebene einſam an Felſenwände hingelehnt.

Ampelakia ſieht nicht in das Innere der romantiſchen immergrünen Schlucht herab, und in Baba ſelbſt, obgleich ſchon innerhalb des Ringbeckens, iſt der Blick noch eingeengt. Erſt wie man die kleine, baumreiche, etwas über eine halbe Stunde lange und von niedrig ſtreichenden Hügeln eingerundete Ebene von Makro-Chorion (Langendorf) überſchritten hat, öffnet ſich der weite Horizont und erſcheint auf einmal in monotoner Majeſtät die ungeheure, länglichtrunde, ſpiegelglatte Binnenfläche Theſſaliens, und wie Nebelſchatten ſchwamm in dunkler Ferne das Minaregewirre von Lariſſa. Sieben gute Stunden hatten wir noch bis Turnovo. Wie die Sonne hinter Agraſa unterging, kamen wir unweit dem türkiſchen Dorfe Kaſiklar zur Peneios-Fähre und erreichten, im Zwielicht des halb verhüllten

Mondes über die Fläche ſtreichend, erſt nach acht Uhr Abends unſer Ziel.

Nach dem neueſten Stande der byzantiniſchen Studien weiß auch der nur mäßig unterrichtete Leſer ohne Mühe, daß Turnovo (*Τύρνοβος*) kein griechiſcher, ſondern ein rein ſlaviſcher Name ſey und auf Deutſch mit „Dornheim“ zu überſetzen wäre. Zum Unterſchiede von der alten bulgariſchen Hauptſtadt gleiches Namens zwiſchen Balkan und Donau wird das nordiſche „Groß-Turnovo“, das ſüdliche theſſaliſche aber „Klein-Turnovo“ genannt. Zum Troſte vieler ſey es aber gleich voraus bemerkt, daß im Laufe der Zeiten und der Verwandlungen die griechiſche Rede in Klein-Turnovo zwar der Hauptſache nach die Oberhand gewonnen, aber nicht wenige Slavismen in die Familien- und Umgangsſprache aufgenommen habe. Hinter der nördlichen Abdachung des Olympus reden die „Römer“, d. i. die Griechen noch diſtriktweiſe ſlaviſch; auf der ſüdlichen dagegen iſt nur noch ein ſchwacher Beiſatz geblieben, der in der Richtung gegen das freie Griechenland immer dünner wird; aber ſelbſt im Peloponnes und beſonders im Taygetos noch jetzt nicht gänzlich erloſchen iſt. Gleich in der erſten Nacht ſchwärmten junge Turnobiten ſingend durch die Straße an unſerm Haus vorüber:

Καθε χωριὸ καὶ ζακόνη,
καθὲ μαχαλᾶς καὶ τάξι.

Jedes Dorf hat ſein Geſetz,
Jeder Flecken ſeinen Brauch.[1]

Die Stadt ſelbſt — denn ihre Geſtalt und Lage zu erforſchen war im Laufe des folgenden Tages das erſte Geſchäft — iſt auf dem der Tempeſchlucht entgegengeſetzten nordweſtlichen Saume der großen Ebene, auf ſpiegelflachem Terrain nur etwa 500 Schritte von dem nackten Steinhügel-Rand erbaut, der als Ausläufer vom Olymp herüberſtreicht und das erſte amphitheatraliſch über die Central-Ebene gegen den Pindus aufſteigende Stufenland vermittelt. Längs dem Nordrand der Ebene, ungefähr drei Wegſtunden von Turnovo, beginnen die mit Oleaſter und Grüneichen bewaldeten Halden und Vorberge des Olympus, deſſen kühner, lang gezogener, breiter Tafelkamm ſich rieſig über alle Berge des Ringbeckens hebt und im Winter den Glanz ſeiner Schneelager, im Sommer die erquickende Kühle ſeiner Alpenlüfte über die weite Ebene verſendet. Neben dieſem gewaltigen Bau ſpielt ſelbſt der waldige Oſſa-Kegel mit allen übrigen Rand-Kanten eine mehr als beſcheidene Figur.

Turnovo hat eine mehr dem europäiſchen Style nahende Bauart, wie man ſie unſeres Wiſſens in keiner Stadt des türkiſchen Reiches wieder findet. Die Straßen ſind meiſtens breit, gerade und durchſchneiden ſich mit Zierlichkeit in rechten Winkeln; ſie ſind oder waren vielmehr mit großen Kieſelſteinen kunſtreich gepflaſtert, ſelbſt Hochpfade fehlen nicht und häufig laufen ſogar offene Kanäle in der Mitte. Im Ganzen iſt es etwa die Figur eines länglichten Vierecks, das mit ſeinem Oſtende an das breite, hier aber meiſtens waſſerloſe Bett eines wilden Stromes reicht, den die Einwohner Xeraï, die Gelehrten Saranta-Poros (40 Furten) und die europäiſchen Commentatoren des Alterthums Titareſios nennen. Er kommt aus den Schluchten des Olympus über die Hochebene Alaſona und hinter dem Steinhügelrand ſüdlich von Turnovo auf die Ebene heraus, macht eine raſche Krümmung nach Norden zum Fuß des Olympus zurück und fällt durch neue Zuflüſſe getränkt und perennirend weniger als eine Wegſtunde außerhalb der Tempe-Schlucht in den Peneios.

---

[1] Ζακόνη iſt ſlaviſch und Μαχαλλᾶς türkiſch.

Wann der Schnee im Gebirge ſchmilzt oder Wetter niederrauſchen, wälzt er eine furchtbare Waſſerfluth mit donnerndem Gebrumm an Turnovo vorüber. Zur Nachtzeit hörten wir den dumpfen Ton der rollenden Wogen bis in den entlegenſten Theil der Stadt herein. Unter allen Umſtänden aber ſichert eine Steinbrücke von ſechzehn eleganten Bogen die Verbindung mit dem entgegengeſetzten Ufer und mit der Straße nach Lariſſa. Der Eindruck der Stadt Turnovo auf das Gemüth des Fremden iſt durchgehend luſtig, heiter, leicht und offen, weil die Häuſer der Inſel-Vierecke meiſtens niedrig aber geräumig und durch Gemüſegärten, weite Höfe und lehmummauerte offene Plätze mit großen Holzthoren von Nachbar und Straße geſchieden ſind. Ein erhöhtes Gelaß oder ein Stockwerk auf dem Erdgeſchoß iſt Regel der Turnobiten-Architektur. Romantiſch iſt das freilich nicht, denn auch an Schatten und Grün iſt in Turnovo kein Ueberfluß. Hie und da eine Gruppe weißer Maulbeerbäume, eine Rebe auf der Gartenmauer, ein Aprikoſenbuſch, eine Platane am Brunnen iſt der ganze Schmuck. Aber auch nichts beengt in Turnovo den Sinn, und der breite Olympus ſieht überall in die Straßen herein.

Um vor der Brücken-Mauth unbeläſtigt zu bleiben waren wir vorigen Abend im Mondlicht durch das trockene Strombett geritten und durch einen weiten Mauerbruch über öde Plätze in unſere Wohnung gekommen. Ein Drittheil der Häuſer, die im erſten Decennium dieſes Jahrhunderts noch von wohlhabenden und gewerbfleißigen Griechen bewohnt waren, iſt ſeitdem verſchwunden und ganze Quadrate an der zum größern Theil geebneten Umwallung haben ſich in Kürbisfeld und leeren Weideplatz verwandelt. Doch klage der Leſer über dieſen Verfall nicht die Türken an! Turnovo, von der Natur zum ſtillen Glück des Landbaues angewieſen, ward durch die Umſtände ein Manufaktur-Ort und folglich war auch ſein Glanz nur ein erborgter, ſein Loos ein erkünſteltes und ſein Reichthum vom Wechſel der Zeit, der Mode und der Induſtrie bedingt. Die engliſchen

Spinnereien und der Fortſchritt der Chemie und ihre ſchwunghafte Anwendung auf die Künſte des Lebens im Occident haben die Blüthe von Turnovo, Ampelakia und Tſcharnitſchena in Theſſalien zerſtört. Jedermann kennt ja Ampelakia und das roth gefärbte türkiſche Baumwollengarn, mit welchem noch während des Continentalſyſtems dieſer zur höchſten Blüthezeit nur etwa 4000 Seelen zählende Flecken auf der Oſſa-Halde ausſchließlich nicht blos die benachbarten Provinzen der Türkei, ſondern auch die weſtlichen Chriſtenländer, beſonders aber Deutſchland verſorgte. Peſth, Wien und Leipzig waren die Hauptniederlagen und Mittelpunkte des „türkiſchen" Garnhandels und unglaubliche Summen floſſen aus den weſtlichen Landen nach Theſſalien.

Beaujour in ſeinem *Tableau du Commerce de la Grèce* und aus ihm Urquhart haben Art, Epoche, Blüthe und Verfall dieſer Ampelakia-Induſtrie weitläufiger beſprochen, beide aber den Antheil vergeſſen, welchen Turnovo und Tſcharnitſchena, jedes unabhängig und für ſich, am reichen Ertrag der Färbereien hatte. Der Vater des Hrn. ***, in deſſen Hauſe ich einen Theil des Winters verlebte, hatte auf dieſem Wege ein großes Vermögen erworben und die ſchöne Wohnung aufgerichtet, die unter Familienſtreit, Prozeß, Unglück und Zwietracht ſeiner Kinder, wie alles in Turnovo, ſchon wieder zu Grunde geht. Der Boden von Theſſalien hat ſich nicht geändert, er gibt heute noch wie damals jährlich an 3000 Ballen Baumwolle. Auch die Liebe zu Arbeit und Gewinn iſt in Nord-Theſſalien mit der Hand-Manipulation in Weben, Spinnen und Färben dieſelbe geblieben wie ſie vor fünfzig Jahren war; aber „die Deutſchen kaufen unſer Garn nicht mehr, ſie färben es jetzt ſelbſt," ſagte ein Empiricus von Turnovo, der lange in Ampelakia gelebt und jetzt, verſteht ſich ohne Studien, die Heilkunſt übt.

In Tſcharnitſchena, wohin ich ſpäter kam, iſt dieſelbe Klage: „Die Deutſchen kaufen unſer Garn nicht mehr, ſie färben es ſelbſt, wir müſſen zu Grunde gehen, weil wir mit den Maſchinen und Zauberkünſten des Occidents nicht zu concurriren vermögen." In Theſſalien hat die Maſchine noch nicht den Menſchen vom Brod verdrängt wie in Europa; aber leider geht die Liebesgluth der Deutſchen, ob ſie gleich warme Philhellenen ſind, doch nicht ſo weit, um die theure Handarbeit der Theſſalier dem wohlfeilen Maſchinen-Produkt der Britten vorzuziehen. Nicht blos Deutſchland iſt dem türkiſchen Geſpinnſt verſchloſſen, brittiſche Induſtrie hat es ſogar in der Türkei ſelbſt vom Markt verdrängt. Maſchinengeſponnene Seide verkauft man in Lariſſa zu unglaublich niedrigen Preiſen, und doch weben ſie zu Ampelakia (ὑφαίνουν, ὑφαίνουν ἀκόμη) noch immer fort, färben in Turnovo und haſpeln Seide ab in Tſcharnitſchena, um den Triumph des ausländiſchen Nebenbuhlers wenigſtens auf eigenem

Boden noch ſtreitig zu machen. Kann man es dieſen Leuten übel nehmen, wenn ſie ſtreng conſervativen Prinzipien huldigen und ſich leidenſchaftlich gegen das maßloſe Fortſchreiten und ewige Verbeſſern der Künſte erklären? Nach den Vorſtellungen der Weiſen von Ampelakia hätten die öffentlichen Zuſtände den möglichſten Grad der Vollkommenheit erreicht, ſobald die Theſſalier allein das türkiſche Garn färben und die Deutſchen es zu ſehr hohen Preiſen bezahlen. In Turnovo ertragen ſie den Umſchwung mit Reſignation, weil die Verletzten bereits verkommen oder weggezogen und ihre Häuſer eingefallen ſind. Aber in den beiden andern Orten ſchmollen ſie auf den Trümmern ihres Glückes mit dem ganzen Occident in thörichter Empfindſamkeit; und namentlich werden zu Ampelakia fremde Europäer, kommen ſie nicht des Handels wegen, häufig geſchmäht und ausgetrieben. In Tſcharnitſchena jagt man ſie zwar nicht fort, beſonders wenn ſie in guter einheimiſcher Begleitung kommen, begegnet ihnen aber allenthalben mit ſo viel Zurückſtoßung und beleidigender Kälte, daß ſie ſelbſt gerne ſo ſchnell als möglich weiter ziehen, wie es mir in einigen der beſten Chriſtenhäuſer des Orts begegnet iſt. Ein häßlicheres Amphibium als der europäiſirte Handels-Grieche auf ſeinem byzantiniſchen Boden beſteht in der Natur der Dinge nicht.

Im Grunde iſt es, wie ich mir zeigen und erklären ließ, der jetzo in Europa ſo allgemein verbreitete Krapp mit Ginſter und der Kalipflanze für Pottaſche, was lange fort das ausſchließliche Glück der benannten drei Gemeinden Theſſaliens machte.[1] Nur ſind dieſe Farbekräuter nicht ſeit undenklichen Zeiten, wie ich es dachte, ſammt der kunſtreichen Benützung auf theſſaliſchem Boden einheimiſch, ſondern erſt zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch die Türken ins Land gekommen, was man nirgend beſſer wiſſen kann als in Turnovo ſelbſt.

Die Stadt mit den weiten, geradwinklichten Straßen und der Färber-Induſtrie iſt ein Bauwerk des klugen Häuptlings Turchan-Beg, unter deſſen Anführung Theſſalien bleibend unter türkiſche Botmäßigkeit gerieth. Die Annaliſten beider Theile übergehen, wie allzeit wenn es ſich um ſtille Werke des Friedens und der bürgerlichen Wohlfahrt handelt, den Einzug der Osmanli in Lariſſa und die Koloniſirung der Centralfläche Theſſaliens durch ſeldſchukiſche Türken aus Ikonium ſammt ihrer aſiatiſchen Induſtrie mit Stillſchweigen. Aber das Andenken hat ſich unter den alten türkiſchen Familien durch mündliche Ueberlieferung und eine noch bei der Hauptmoſchee aufbewahrte Lebensbeſchreibung Turchan-Begs bis auf dieſe Stunde fortgepflanzt. Der alte, reiche, menſchenfreundliche und gerechte Türke Hadſchi-Oghlu von Turnovo erzählte oft und weitläufig wie Turchan-Beg mit ſeinen Begleitern von Lariſſa (Jeniſchehir) herausgeritten kam, wie er am Waſſerteich vom Pferde ſtieg, zuerſt ein Bethaus und dann die Stadt bauen ließ, die er von den Hechten des Teiches Turnavo,[1] d. i. „Hechtenheim" genannt habe. Der Civilgouverneur des Ortes will aus derſelben noch aufbewahrten Biographie Turchan-Begs wiſſen, daß die bleibende Beſitznahme des Landes durch die Osmanli und die Erbauung Turnovos unter Sultan Murad II. dreißig Jahre vor der Eroberung Konſtantinopels (1453) Statt gefunden habe. Daſſelbe hat man Hrn. Urquhart zehn Jahre früher mit dem Beiſatze erzählt: die Osmanli wären nur auf Bitten der chriſtlichen Bewohner Lariſſa's gekommen, um das Land von der drückenden Herrſchaft eines ſlaviſchen (ſerbiſchen) Häuptlings zu befreien. Weil aber Turchan-Beg mit ſeinen 5000 Streitern das Land gegen die feindlichen Slavenſtämme im Pindus und der nördlichen Gebirge nicht zu beſchützen vermochte, habe er fünf bis ſechs tauſend ſeldſchukiſche Familien aus der Umgegend von Ikonium in Aſia Minor zur Auswanderung nach Theſſalien bewogen und ſie als Militär-Kolonien, mit der Fronte gegen den Olympus, in einer Reihe von zwölf neuerrichteten feſten Dörfern auf der Centralfläche nördlich von Lariſſa angeſiedelt.[1]

---

[1] Nach Leake wäre es die auf den Bergen Kleinaſiens wildwachſende und von den Einheimiſchen Ἀλιζάρι genannte Wurzel, aus der man das ſchöne Roth gewinne. Dieſelbe Wurzel, wenn künſtlich angebaut, ſchade der Farbe und ſey, wie die erkünſtelte Andacht, ohne Kraft.

---

[1] طورنه *turna* heißt auf türkiſch allerdings „Hecht"; aber der Ausgang des Wortes gehört einer andern Sprache an, und die Byzantiner nennen lange vor dem Uebergang der Türken nach Europa in dieſer Gegend den Ort *Τύρναβος*.

Im Rücken dieſer permanenten kriegeriſchen Linie ward gleichſam als Hauptquartier und Sitz des Oberbefehlshabers Turnovo errichtet und auf Turchans Bitte vom Sultan Murad mit großen Freiheiten ausgeſtattet. Turchan war ein kluger, billiger und duldſamer Mann, der alle Glaubensbekenntniſſe mit gleicher Gerechtigkeit behandelte und namentlich bedrängten Chriſten eine Freiſtätte in ſeiner neuen Stadt errichtete. Zehn Jahre bezahlten fremde Anſiedler keine Abgaben, und dann waren Kopfgeld und Zehnten die einzige Leiſtung, die ſie dem Stifter und ſeinen Nachkommen auf „ewige Zeiten" zu entrichten hatten. Kein Paſcha durfte in die Stadt, keinem türkiſchen Heerhaufen war der Durchzug geſtattet, auch Frohndienſte konnten nicht gefordert werden, und zu mehr Sicherheit wurden dieſe Privilegien unter den Schirm der Religion geſtellt und der Grundbeſitz als Tempelgut, als Lehen (Vakuf) der islamitiſchen Metropolis von Mekka erklärt und ſo aller weltlichen Controle entrückt. Bis zum griechiſchen Aufſtand und zu Sultan Mahmuds Reformen blieben alle dieſe Privilegien in der Hauptſache unangetaſtet, und die Nachkommen des Stifters ſind heute noch im Beſitz der erſten lokal-obrigkeitlichen Stelle. Aber Niemand würde jetzt dem Weſir Namik-Paſcha den Eintritt verwehren, und die zuchtloſe Soldateska hatte während des griechiſchen Freiheits-Kampfes oft in Turnovo Quartier genommen.

---

[1] Zwei von dieſen ikoniſchen Koloniſtendörfern, Balamut und Dereli (Thalheim) fanden wir gleich beim Eintritt von Tempe auf die Ebene, Baba gegenüber. Durch Tatar, Kaſiklar, Tſchaier (Wieſen), Miſſalar und Karadſch-Oghlan ſind wir ebenfalls gekommen.

Turchan-Beg war aber nicht blos Soldat; er beſaß die Kunſt des Friedens, der Erhaltung, des Verwaltens und der Schöpfung bürgerlicher Glückſeligkeit in nicht geringerem Grade. Er gehörte in die Zahl jener ſeltenen und bevorzugten Weſen, deren Trefflichkeit und geniales Wirken Jahrhunderte umfaßt, weil es unverſiegbare Quellen des Segens und der Wohlfahrt auch den künftigen Geſchlechtern öffnet. Nicht blos an Tapferkeit und kriegeriſcher Disciplin waren die Türken den byzantiniſchen Chriſten überlegen; die Türken übertrafen ſie noch insbeſondere in vielen nützlichen, einträglichen und das bürgerliche Daſeyn verſchönernden Künſten, die als altes Erbtheil des Orients zu betrachten ſind. Am auffallendſten aber zeigte ſich türkiſches Uebergewicht, wenn man den genialen Blick, mit dem ihre Führer die praktiſche Seite des öffentlichen Lebens erfaßten, mit den läppiſchen Conceptdn der blödſinnig im Labyrinth dogmatiſcher Spitzfindigkeiten herumfaſelnden Staatsmänner von Byzanz vergleicht.

Mit den Farbekräutern und ihrer kunſtreichen Benutzung brachte Turchan-Beg zugleich die übrigen Fertigkeiten nach Theſſalien, die mit gewinnreicher Verarbeitung der Seide, der Baumwolle und des gemeinen Vließes verbunden ſind. Und war Turnovo auch Mittelpunkt und gleichſam Lieblingsreſidenz der neuen Pflanzenwelt und der neuen Induſtrie, umfaßte der intelligente Eroberer und Bildner in ſeiner Sorgfalt doch das ganze Land. Brücken, Einkehrſtälle, Brunnen, Kaufbuden, Bäder, ſteinerne Garnwäſchen, Mühlen, Gotteshäuſer und Schulen, wovon das Meiſte heute noch beſteht, wurden mit ſicherm Takt inmitten der bankerotten Gräko-Slaven als friſche Lebensknospen am rechten Orte angelegt. Nur weiß ich nicht ob die Turnobiten nicht gar zu ſelbſtgefällig ſind, wenn ſie den weißen Maulbeerbaum mit dem Seidenblatt auf ihren Feldern für älter halten als die Anpflanzung deſſelben in Saloniki, um Adrianopel und ſogar bei Pruſa in Bithynien. Mit größerm Rechte vielleicht mögen ſie auf die Schönheit ihres Baumes eitel ſeyn; denn ſicherlich muß das ungewöhnlich breite, glänzende, dunkelgrüne Laub des theſſaliſchen Maulbeerbaums, beſonders auf den Feldern des von Turnovo etwa vier Stunden entlegenen Tſcharnitſchena, im Vergleiche mit andern jeden Fremden überraſchen. Auch kann man die Handfertigkeit im Spinnen und gewiſſe traditionelle Kunſtgriffe in Behandlung der Seidenraupe und ihrer Pflege, wie man ſie wegen der größern Weichheit und Vollendung ihres Produktes den Theſſaliern vor allen Gegenden der Levante von jeher zuerkannte, ſogar jetzt noch nicht läugnen.

Im Gegenſatz mit europäiſchem Brauch — man hatte es vor mir ſchon Hrn. Urquhart erzählt — werden in Theſſalien nicht die Blätter am Maulbeer-Baume gepflückt, ſondern die jährlichen Sproſſen abgeſchnitten, weil in dieſer Weiſe nach der gemeinen Vorſtellung das Blatt an Saft und Fülle gewinnt und auch die Raupen lieber auf die Zweige kriechen, deren Reinhaltung erleichtert, Trieb und Schwellung aber gefördert werde. Unter ſolchen Umſtänden iſt es gar nicht zu verwundern, wenn Turnovo um die Mitte des 17. Jahrhunderts, nach dem Bericht des Engländers Brown, „eine große und luſtige Stadt mit achtzehn Kirchen und nur drei Moſcheen geweſen iſt,“ und ſogar Mohammed IV. bezaubert durch die Pracht der grünen Ebene, mit dem ganzen Gefolge ſeines aſiatiſchen Hofes wiederholt daſelbſt ſeine Reſidenz aufgeſchlagen und Turchan-Beg's alte Lieblingsſchöpfung zum Tummelplatz der Serail-Intriguen, des Hofluxus, der Kranichjagd und der an der hohen Pforte unterhandelnden und händelnden Diplomaten der Chriſtenheit verwandelt hat. Das Hoflager des

Padiſchah war zu jener Zeit noch Mittelpunkt der europäiſchen Dinge und die türkiſche Monarchie für ſich allein noch weit mächtiger als die Geſammtmaſſe der uneinigen, in gegenſeitiger Eiferſucht erbosten, geldarmen, zuchtloſen und ſchlecht regierten Staaten des chriſtlichen Occidents. Chriſtliche Ohnmacht war türkiſcher Kraft gegenüber ſo flagrant und die Rolle der ſtolzeſten Nationen des Evangeliums vor dem „Chaliphen der Gläubigen" ſo ärmlich und hülflos, zugleich aber ſo bettelhaft und zudringlich, daß ſie ein unaustilgbares heute noch fortlebendes Gefühl der Geringſchätzung und Verachtung gegen alles Chriſtenweſen im Herzen des türkiſchen Volkes zurückgelaſſen haben.

Ambassadeurs und *Ministres plénipotentiaires* des Imperators von Deutſchland, des Königs »de France et de Navarre«, und des Czars von Moskovien wurden an der hohen Pforte offiziell beohrfeigt und zur Thüre hinausgeworfen, kamen aber, nach der mündlichen Bemerkung eines Türken, wie gepeitſchte Hunde immer wieder ſchweifwedelnd gleichſam zu ihrem Gebieter und Brodherrn bei der andern Thür herein. Niemand wird vermuthen, Louis XIV. und die andern Potentaten der Chriſtenheit haben die Verübung ſolcher Unwürdigkeiten an ihren Repräſentanten aus Mangel an Selbſtgefühl verſchluckt. Es war Machtloſigkeit und die alte Gewohnheit Europas vor dem Padiſchah und dem Allah-Ruf ſeiner ſtreitgeübten

Miliz zu zittern, was ihren Arm lähmte und die verzagten Seelen der „Giaur“ zu racheloſer Geduld ſchmachvollen Schimpfes zwang. Sogar ein dunkles Vorempfinden, als wäre die türkiſche Monarchie der Schlußſtein des neuern Staatenſyſtems, und würde mit ihrer ſchon damals geträumten Auflöſung zugleich das vermittelnde Element und der heilſame Damm zerſtört, der noch die giftigen Leidenſchaften der chriſtlichen Staaten in Schranken oder gleichſam in der Schwebe hielt, wollen kluge Beobachter in der europäiſchen Politik ſchon während der Herrſchaft Sultan Mohammeds IV. (1648 bis 1687) erkennen. Gilt Abd-ul-Medſchid für ſich und ſein Haus heute auch nur noch im gutmüthigen Glauben ſeiner Unterthanen, nicht aber dem Weſen nach wie ſeine Vorfahren im 17. Jahrhundert als Lenker und Mittelpunkt der politiſchen Bewegungen, ſo hat doch das byzantiniſche Reich objektiv von ſeiner univerſellen Bedeutung nichts verloren. Und könnte man, anſtatt mit einfältigen Projekten am todten Buchſtaben des türkiſchen Geſetzes zu rütteln, das regierende Haus zur alten Energie und Genialität erwärmen, ſo wäre auf dieſer Seite mit der kleinlichen Eiferſucht der Potentaten alle Noth der Zeit beſchwichtigt. Lieber noch als das Uebergewicht Seinesgleichen duldet man tyranniſche Laune, Druck und Schmach von fremder Gewalt, wenn ſie nur alle Rivalen mit gleichem Maße demüthiget und niederdrückt.

Kein Volk kann ſich mit größerm Rechte über ſeine Fürſten beklagen als die Türken, weil alle Schuld verlorner Herrlichkeit des Reiches dem Abfall des regierenden Hauſes von der alten Sitte, Zucht und Energie beizumeſſen iſt. „Höre nicht auf die Einflüſterungen der Weiber; der Schatz ſey allzeit gefüllt, ſelbſt um den Preis der Volksbedrückung; der Sultan ſitze allzeit zu Pferd und das Heer ſey immer in Thätigkeit“, war der letzte Rath des ſterbenden Groß-Weſirs Mustafa Köprili an eben dieſen Mohammed IV. den Kranichjäger von Turnovo. Zu Pferde ſaß er freilich das ganze Jahr, aber nicht an der Spitze der Heerſchaaren, die Wien und Candia ſtürmten; *Mohammed IV. regnoit et ne gouvernait pas.*

Das Andenken an jene Zeiten des Glanzes und der Pracht hat ſich durch mündliche Ueberlieferung in der jetzt ſo geräuſchloſen öden Stadt zum Theil noch immer fortgepflanzt und man erzählt noch vom großen ſtadtähnlichen Zeltlager des Padiſchah, von den vergoldeten Kugeln, vom Drängen der Falkeniere, Jäger, Diener, Segbane (Hundewärter), Paſchen und Geſandten ſämmtlicher Staaten der Chriſtenheit, von Raguſa bis zum römiſchen Imperator, mit ihrem Gefolge und in ihrer einheimiſchen Sitte und Tracht. Nur ſind die 18 chriſtlichen Kirchen in Turnovo jetzt auf zwei herabgekommen und dagegen die Moſcheen von drei auf ſieben angewachſen, obgleich der Ort heute wie damals überwiegend chriſtlich iſt.

So lange die hohe Pforte keine ernſthafte Gefahr von Seite der chriſtlichen Völker witterte und beſonders die Politik der Czare nicht kannte, war ſie gegen die griechiſchen Unterthanen viel nachſichtiger und duldſamer als man gewöhnlich glaubt. Die Verfolgung und Verkürzung alt verbriefter Freiheiten begann erſt mit dem Erſcheinen der Moskowiter auf der Bühne, bis endlich der große Aufſtand in unſern Tagen mit den Schöpfungen des langen einheimiſchen Friedens und der Induſtrie auch alle Verträge, Berate und Privilegien der frühern Zeiten in Theſſalien wie überall in der Türkei zerſtörte und zerriß. „Die Angli und die Nemtzii ſind Griechenfeinde und hindern uns die Türken aus Theſſalien zu treiben,“ ſagte der Empiricus und ſtellte auf meine Frage um den numeriſchen Belang der beiden feindlichen Volksſtämme das Verhältniß wie Eins zu Zehn bis Fünfzehn, indem er die theſſaliſche Türken-Bevölkerung auf etwa 25,000 Familien, die chriſtliche aber aufs zehn- bis fünfzehnfache berechnete, was eine offenbare Thorheit iſt. Denn in Theſſalien haben ſich die Türken nicht blos in den namhafteren Städten, wie es allenthalben ihre Sitte iſt, zum Nachtheil der alten Einwohner maſſenhaft zuſammengedrängt; ſie haben wegen der vorzüglichen Fruchtbarkeit und Schönheit des Bodens unter Anleitung des weiſen Turchan-Beg das offene Land, d. h. die fette Central-Gartenfläche des Ringbeckens in Beſitz genommen, ſo daß den Chriſten nur die rauheren, zum Theil waſſerloſen und magern Berg- und Hügeldiſtrikte übrig blieben.

Am allerungünſtigſten ſtellt ſich das Verhältniß begreiflicher Weiſe in der Hauptſtadt Lariſſa heraus, wo man auf eine Bevölkerung von 36,000 bis 40,000 Türken-Seelen nur etwa 400 jüdiſche und beiläufig eben ſo viele griechiſche Familien zählt. Eben ſo, wo nicht noch ſchlimmer, iſt es zu Pharſalos beſtellt, das man mit gutem Gewiſſen eine rein türkiſche Stadt nennen darf. Bis zur Unterdrückung der Janitſcharen wurde von den trotzigen Moslimen dieſes nahe an 700 Haushaltungen faſſenden Ortes kein Chriſt in ihrer Mitte geduldet, jetzt haben ſich eine kleine Anzahl, wenn wir recht notirten, ſieben oder acht arme chriſtliche Familien der unterſten Volksklaſſe als Pächter, Krämer, Handwerker und Pferdevermiether am äußerſten Saum der Stadt und gleichſam in den abgelegenſten Schmutz- und Kothgaſſen eingeniſtet.

In den beiden Städtchen Thaumako am Südrande und Alaſona am Nordende Theſſaliens iſt die Bürgerſchaft nach übereinſtimmender Schätzung zur Hälfte griechiſch und zur Hälfte türkiſch; in Trikkala dagegen, der zweitgrößten Stadt des Landes, wohin ich aber nicht ſelbſt gekommen bin wie in die vorgenannten Orte, ſoll das griechiſche Element ſelbſt jetzt noch unbedeutend ſeyn. Ausſchließlich griechiſch iſt von bedeutenden Orten nur Ampelakia, dann das bulgariſche Tſcharnitſchena, beſonders aber das

Municipium der Halbinſel Trikkeri auf dem öſtlichen Abhange der Pelions-Kette, was dem alten Lande der Magneter entſpricht und jetzt die ſlaviſche Benennung Zagóri trägt, obwohl die Sprache, der dieſes Wort angehört, ſchon längſt erloſchen iſt. Selbſt im Hügelland zwiſchen Lariſſa und Pharſalus, was man im Alterthum die Hundsköpfe (Cynoscephalae) nannte, trafen wir ganz türkiſche Dörfer an. Das genaue Verhältniß beider Beſtandtheile herzuſtellen, iſt indeſſen für einen durchreiſenden Fremden nicht leicht möglich, weil die Fragen nach Maß und Zahl in ſolchen Dingen überall ſchwer zu beantworten, in der Levante aber häufig auch noch verdächtig ſind. Nur merkte ich bald genug, daß beide Parteien den Gegner verkleinern und nebenher ſich ſelbſt ſo hoch als möglich tariren. Für ſich ſelbſt kennt freilich jeder Ort die Zahl ſeiner Familien, die ganze Provinz umſchließende Angaben aber bleiben immer ſchwankend und zweifelhaft.

Wer die chriſtliche Bevölkerung Theſſaliens auf das Doppelte der türkiſchen ſtellt, hat ſie wahrſcheinlich überſchätzt. Hätte die Peſt im vorigen Jahrhundert nicht wiederholt und ausſchließlich die ikoniſchen Pflanzdörfer der Ebene heimgeſucht und das ſinnloſe Rekrutirungsgeſetz im gegenwärtigen die Reihen der theſſaliſchen Türken kläglich gelichtet, ſo würde das Verhältniß für ſie ein noch günſtigeres ſeyn. Vor hundert Jahren, ſagt die

Turnobiten-Tradition, wüthete die Seuche unter den „Koniarides“ ſo ſtark, daß es ſchien als ſollten dieſe Kolonien völlig von der Erde verſchwinden. Mehrere Dörfer ſtarben faſt gänzlich aus oder konnten ſich bis heute von ihren Verluſten nicht erholen. Das große Koniari-Dorf Mati auf dem Weg nach Alaſona, unmittelbar am Fuße des Paßüberganges aus der Central-Ebene auf das Plateau, trägt die Spuren dieſer „göttlichen Züchtigung“ in auffallenden Zeichen an der Stirne: kaum der dritte Theil iſt noch bewohnt, das Uebrige raſirt und mit Geſtrüpp unter altem Gemäuer bedeckt. Das größte Hinderniß der Volksvermehrung liegt bei den Türken in der unerbittlichen Strenge der öffentlichen Moral, die keine Baſtarden duldet und den Verkehr der Geſchlechter überhaupt nicht mit derſelben gegenſeitigen Geduld und Freiheit, und mit derſelben Rückſicht auf menſchliche Gebrechlichkeit behandelt wie die mildere Sitte der Chriſtenheit, wo nach der Lehre der Oekonomiſten Macht und Reichthum der Staaten im geraden Verhältniß mit der Volksmenge ſteht.

Ehrenhalber konnten die beſiegten Griechen hinter den Ueberwindern nicht zurückſtehen, und ſo ward türkiſche Herrſchaft, gegen die man in der Bücherwelt ſo mancherlei deklamirt, am Ende noch ein wahres Correctiv chriſtlicher Unſitte und Liederlichkeit. Nur kommt den Griechen der Umſtand zu Gute, daß ſie unter allen Umſtänden und ohne alle weitere Sorge für Pflege, Nahrung und Zukunft eine möglichſt zahlreiche legitime Nachkommenſchaft zu erzielen ſich im Gewiſſen für verpflichtet halten. Im Grunde meinen ſie, wie die europäiſchen Glückſeligkeits-Krämer, Macht und Sieg liege in der Zahl. Der türkiſchen Bevölkerung Theſſaliens dagegen brachte die Freierklärung Griechenlands einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs, da ſich die Reſte der albaneſiſchen Muhammedaner nach Uebergabe der Feſtungen mit den Trümmern ihres Vermögens in das nahe Gränzland zurückzogen. In Turnevo hatten ſich mehrere Familien aus Moraitiſch-Lala niedergelaſſen und angekauft. Es ſind lauter Albaneſen die, wie die Sulibewohner, neben ihrem Schkypi alle das Griechiſche reden, türkiſch aber erſt nach ihrer Vertreibung in der neuen theſſaliſchen Heimath gelernt haben. Ich ging mit den Leuten viel um und ſie redeten nie ohne Sehnſucht von den luftigen, kirſchen- und quellenreichen Höhen ihres Moraitiſchen Vaterlandes, welches jetzt zu ihrem größten Leidweſen „der Barbareſe" beſitze.[1]

Der Leſer, beſonders wenn er ein Gegner der neuen Theſis über die Verwandlung Griechenlands iſt, kümmert ſich vielleicht um die islamitiſchen Elemente Theſſaliens nur mittelmäßig und möchte lieber vom klaſſiſchen Alterthum hören und von unparteiiſchen

---

[1] Ὁ Βαρβαρέζος (ſtatt Μπαρμπαρέζος) τὰ ἔχει τώρα.

Augenzeugen vernehmen, was und wie viel von Theſſalien, wenn auch nicht der Iliade, doch wenigſtens des Strabo, des Plinius und des Lucian übrig geblieben iſt. Das Verhältniß des Alten zum Neuen iſt kurz und ſchnell anzugeben. Von den 75 Städten, die man zu Plinius Zeiten nur innerhalb des Ringbeckens oder Bergtheaters von Theſſalien zählte,[1] haben ſich nur die fünf Namen Lariſſa, Pharſalos, Thaumakos, Trikka und Olooſon (die letzten drei etwas verſtümmelt) erhalten, die übrigen ſiebenzig ſind alle verſchwunden.[2] Von den Bergen, deren die Alten in Theſſalien 34 kannten, hat nur der einzige Olympus, von den Flüſſen und Seen aber keiner ſeinen Namen auf unſere Zeiten gebracht. Auch über den kümmerlichen Reſt der fünf Stadtnamen, beſonders über Lariſſa und Pharſalos triumphire man nicht zu früh; denn es ſind von Türken und nicht von Griechen bewohnte Orte, die nur noch den antiken Namen tragen. Indeſſen iſt durch eine Ironie eigener Art ſelbſt der rieſige Götterberg der Profanation nicht entgangen und nennen die griechiſch redenden Theſſalier den See in einem Hochthal des Olympus noch immer Nezero, was bekanntlich das ſlaviſche Appellativum für *lacus* iſt und auch im übrigen Griechenland, beſonders in Akarnanien, wiederholt gefunden wird.

---

[1] Plin. H. N. lib. IV, cap. 15 der Pariſer Ausgabe von 1828.

[2] Selbſt das berühmte Pherä, der Sitz theſſaliſcher Intelligenz, Größe und Macht am Eingang der Pelions-Schlucht, iſt dem ſlaviſchen Veleſtina gewichen.

Nach allem was über die Sache im gelehrten Deutſchland bereits verhandelt wurde, braucht man nicht erſt lange zu erklären, welchem Sprachſtamme Mezzovo, Kiſſova und Zagora, die heutigen Namen des Pindus, Oſſa und Pelion, angehören. Von Turnovo und Tſcharnitſchena war ſchon oben die Rede; Lipochovo, Lapovo, Strunitza, Gletſcheda, Klinovo, Gardichi, Selo und Kratzova aber werden eben ſo wenig angefochten als man den Wörtern Voliana, Dukliſta, Gunitza, Lepenitza, Smokovo, Meluna und Goritza ſlaviſche Form und Bedeutung ſtreitig macht. Da man die Ueberſchwemmung des griechiſchen Bodens durch eine Fluth ſlaviſcher Kolonien nicht mehr läugnen kann, ſo ſucht man das geſchichtliche Faktum wenigſtens ſo unbedeutend und wirkungslos als möglich hinzuſtellen. Hierin verfolgen die deutſchen und die griechiſchen Widerſacher zwei ganz verſchiedene Wege, indem die erſtern wohl das offene flache Land für ungriechiſch erklären, um wenigſtens die Städte und die Gebirge der alten Bevölkerung zu ſichern; die zweiten aber, wie es bei der türkiſchen Eroberung geſchah, den Eindringlingen ihrerſeits die Städte preisgeben, um das offene Land, d. i. den Kern des Volkes für ungemiſcht und rein zu halten. Unrecht zwar haben gewiſſermaßen beide, doch ſtehen die deutſchen Hypotheſen der Wahrheit viel näher als die griechiſchen, weil ſich in der That größere oder kleinere Bürger-Complexe griechiſchen Blutes in einer namentlich zu beſtimmenden Anzahl von Städten inmitten des Sturms bis zur türkiſchen Invaſion erhalten haben. Das freiheitsliebende, landbauende Volk der Slaven zog das Leben auf Feld und Dorf überall dem Drängen und Treiben großer Städte vor. Daraus allein erklärt ſich die Unzahl ſlaviſcher Berg-, Fluß- und Dorfnamen auf der ganzen Oberfläche des griechiſchen Feſtlandes im Allgemeinen und Theſſaliens insbeſondere. Eben ſo richtig iſt es, daß Reſte der alten Bevölkerung hie und da in Gebirgsgegenden Rettung und Sicherheit gefunden haben.

Aber dieſes an ſich nicht unwichtige Argument ſtützt meine Theſis eben ſo kräftig als ſie dem Satz der Gegner dient; nur iſt nicht zu vergeſſen, daß der zuletzt Spielende den Preis gewinnt. Wie ſich beim Andrang der ſlaviſchen Horden griechiſches Volk in die Gebirge flüchtete, in derſelben Weiſe ſuchten feldbautreibende Slaven der Ebene auch ihrerſeits das Heil in den Bergen, ſobald ſich die chriſtlichen Heere von Konſtantinopel erobernd und bekehrend über das byzantiniſcher Hoheit und Sitte entfremdete Hellas ergoſſen. Aus dieſem wohlzuerwägenden und ja nicht zu überſehenden Grunde ſind die ſlaviſchen Namen ſogar jetzt noch gerade in den rauheſten und der Kultur ungünſtigſten Gebirgsgegenden Theſſaliens und Moreas am dichteſten gedrängt. Man vergleiche den Taygetus in Lakonien, den Gebirgsſtock in Nord-Arkadien, Pindus mit Oſſa und Pelion in Theſſalien. Läugnen, klügeln und deuteln helfen hier nichts, Formen und Worte ſind unerbittlich. Der Schlüſſel zu dieſem ethnographiſchen Problem liegt in den beiden Thatſachen, die erſt in unſern Tagen durch Verbeſſerung der byzantiniſchen Studien zur Kunde des gelehrten Occidents gekommen ſind: wir meinen die zum Theil friedlich, zum Theil gewaltthätige Beſetzung des griechiſchen Bodens durch ſlaviſche Volksſtämme und die allmählige Bändigung und Gräciſirung derſelben durch die chriſtlichen Autokraten von Konſtantinopel. Das ſlaviſche Theſſalien ward gleich dem ſüdlichen Griechenland durch die Byzantiner in der Periode wiedererwachter Reichskraft recoloniſirt und dadurch die byzantiniſch redende Miſchung erzielt, die unter dem Schatten türkiſcher Zucht auf unſere Zeiten herabgekommen iſt. In Theſſalien, ſcheint es, iſt die ſlaviſche Sprache bald nach der Unterwerfung und Chriſtianiſirung der eingeſiedelten fremden Stämme der byzantiniſchen Redeweiſe gewichen. Einige Andeutungen über die Conſtruktion dieſes theſſaliſchen Griechiſch, d. i. des im Munde des gemeinen Volkes lebenden Dialektes, ſo wie über die Namen und Sitze der weiland im Lande hauſenden Slavenſtämme hat man in einem beſondern Fragment ſammt einer gedrängten Ueberſicht der ganzen Lehre über das ſlaviſche Element in Griechenland zu geben verſucht.

Die Angriffe der chriſtlichen Imperatoren auf dieſen Getreideboden der benachbarten Länder und Inſeln begannen ſchon in der zweiten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts und wurden mit einer merkwürdigen Hartnäckigkeit und Ausdauer ſo lange fortgeſetzt bis man endlich die fetten Triſten der Peneus-Ufer, bis man das ſchattige Tempe und die traubenvolle Halde des Oſſa wieder gewonnen hatte. Fragt aber ein Eiferer und Widerſacher, warum das Slaviſche in Theſſalien ſo ſchnell verſchwand, da es doch im benachbarten Macedonien zu zwei Drittheilen des Landes noch jetzt als Mutterſprache gilt und im Mainatiſchen Gebirge erſt ſeit etwa 300 Jahren gänzlich ausgeſtorben iſt, ſo darf man um die Antwort nicht verlegen ſeyn. Wie nach der Beſitznahme Theſſaliens durch die Osmanli ſich in kurzer Zeit zahlreiche Türken-Kolonien bildeten, eben ſo drängten ſich nach der Reſtauration der byzantiniſchen Monarchie durch die beiden energiſchen Dynaſtien der Iſaurier und der Slaven unter Baſilius dem Makedonen, wegen der günſtigen Lage zum Handel und wegen der ausnehmenden Ertragbarkeit des Bodens ſchnell eine neue Chriſtenbevölkerung in das zwar von ſlaviſchen Barbaren beherrſchte und angebaute, aber von Griechiſchredenden ohnehin niemals ganz verlaſſene Land. Jedoch hat ein anderes Fragment der alten Bevölkerung Theſſaliens, der Volksſtamm der Wlachen ſeine Sprache und ſeine althergebrachten Sitten mit mehr Standhaftigkeit als die im hohen Grade aſſimilationsfähigen Slaven vertheidigt und bis auf unſere Zeiten bewahrt, ſo daß neben Turko-Albanen und Gräko-Slaven heutzutage noch ein drittes von den beiden genannten gleich verſchiedenes Element in Theſſalien beſteht.

Die Wlachen Theſſaliens nennen ſich wie ihre Sprach- und Stammgenoſſen in den Donau-Fürſtenthümern ebenfalls „Romanen“, ſprechen ein verderbtes Italieniſch und haben ihren Hauptſitz auf dem Kamm und den beiden Seitenabhängen des Pindus, in den Quellſchluchten des Peneios und ſeiner Nebenflüſſe, wo die byzantiniſche Geſchichte des eilften Jahrhunderts ihrer zum erſtenmal gedenkt. Ob ſie Reſte römiſcher Militär-Kolonien oder die latiniſirten Ur-Barbaren des Gebirges ſeyen, iſt für unſern Zweck gleichgültig. Auch können wir weiland ihre Verzweigungen längs der Gebirgskette durch Ober-Macedonien bis in den Balkan hinauf, ſo wie den einſtigen Zuſammenhang mit ihren Landsleuten auf dem nördlichen Donau-Ufer, hier nicht umſtändlicher berühren. Sie hüten und beherrſchen die Thore zwiſchen Theſſalien und Albanien; und Mezzovo, eine aus Stein gebaute Stadt von beiläufig tauſend Häuſern auf dem Scheidekamm zwiſchen den in entgegengeſetzter Richtung hinabſteigenden Paßengen, kann als

Hauptort der theſſaliſchen Wlachen gelten. Malacaſſi, Leſinitza, beſonders aber Kalarites, Kalaki und Klinovo mit einigen und zwanzig Dörfern in und an den Pindus-Schluchten gehören ebenfalls dieſem Volke, das ſich wegen der rauhen Lüfte ſeiner Heimath nur ſpärlich mit Ackerbau beſchäftigt, aber mit deſto größerem Erfolge Viehzucht und Alpenwirthſchaft im größten Style treibt und durch den Reichthum ſeiner Schafheerden in ganz Rumelien Bedeutung erworben hat. Zur Winterzeit, wenn Schnee die Gebirgshöhen deckt, werden die grasreichen Ebenen des milden Tieflandes ſelbſt bis in's freie Griechenland hinein nomadiſch abgeweidet, bis der wiederkehrende Frühling die ſchwarzen Zeltdörfer der wandernden Wlachi-Schäfer zurück auf die Alpen treibt.

An Nüchternheit, häuslichem Sinn und Induſtrie ſind die Wlachen den Griechiſchredenden eben ſo weit überlegen als ſie an Geſchliffenheit der Sitten, an Geiſt und Pfiffigkeit im Allgemeinen hinter den Gräko-Slaven zurückſtehen. Indeſſen haben dieſe einfachen und groben Viehhirten doch ein vorzügliches Geſchick in Metall-Arbeiten. Die mit Gold und Silber eingelegten Waffen und Rüſtungen, die wir an den Arnauten und Palikaren bewundern, gehen aus den Werkſtätten der Wlachen hervor, wie die unter den Namen Capa, Greco und Marinero in den Seeſtädten des Mittelmeeres wohlbekannten waſſerdichten

Kapuzenmäntel dem größern Theile nach als ein Erzeugniß wlachiſcher Woll-Induſtrie zu betrachten ſind. Wlachiſche Krämer und Handwerker trifft man in allen Städten der europäiſchen Türkei, und ſogar nach Ungarn und Oeſterreich führt ſie die Liebe zum Gewinn. Daß ſie aber auch das Geſchäft im Großen verſtehen, beweist der reiche Sina in Wien, der ein geborner Wlache aus Klinovo, wenn wir nicht irren, oder doch aus einem der vorgenannten Orte im Pindus iſt. Aus dieſem Wanderleben erklärt ſich auch die allgemeine Vertrautheit der wlachiſchen Männer mit der neugriechiſchen Redeweiſe, der ſie jetzt auch kirchlich angehören und die bekanntlich als gemeinſames Verſtändigungs- und Bindemittel der verſchiedenartigen Volksſtämme zu beiden Seiten des ägäiſchen Meeres dient. Die Weiber dagegen verſtehen in vielen Dörfern nur das Wlachiſche, wie ſie auf Hydra früher auch nur das Albaneſiſche verſtanden. Wie die Gebirgsbewohner überhaupt kann auch der Wlache im fernſten Lande ſeine Heimath nicht vergeſſen, und ſehr häufig kehrt er im Alter mit den Früchten der Lebensmühe in den Pindus zurück um in gleicher Erde mit ſeinen Vätern zu ruhen.

Das jetzt ſo friedliche und nur auf Arbeit und Gewinn bedachte Wlachen-Volk war indeſſen nicht jederzeit vor ſo ruhigem Geiſte beſeelt oder auf ſeine gegenwärtigen Sitze in der weſtlichen Gebirgsmark

Theſſaliens eingeengt. Die theſſaliſchen Wlachen hatten wie ſpäter ihre Nachbaren, die Albanier, auch ihre Periode des Glanzes und der politiſchen Größe, die zwar kurz und vorübergehend wie die Herrlichkeit der Thebaner, aber im byzantiniſchen Zeitalter nicht ohne Bedeutung war. Neben den heute noch beſtehenden Gemeinden *Vlacho-Libadi* und *Vlacho-Jani* in den ſüdlichen Ausläufern der cambuniſchen Berge unweit Turnovo nennt Anna Comnena (1082) einen Wlachiflecken Exebas in den Gebirgsthälern des Pelion am Oſtrande Theſſaliens, und nach Benjamin von Tudela, der im zwölften Jahrhundert durch Griechenland zog, war Zitun im Süden Gränz- und Eingangsſtadt des „Wlachi-Landes.“[1] Wie der Peloponnes hatte im Mittelalter auch Theſſalien in der gemeinen Sprache des illyriſchen Dreiecks den alten Namen verloren und ward eine Reihe von Jahrhunderten nur als *Μεγάλη-Βλαχία*, „Groß-Wlachei“ bekannt, im Gegenſatze von Akarnanien und Aetolien, die man nach einer Unterſcheidung beim Byzantiner Georg Phrantzes „Klein-Wlachien“ hieß. Georg Pachymeres, Hofhiſtoricus des erſten Paläologen Michael, ſagt es ja deutlich: Die vor Alters Hellenen genannten und von Achilles befehligten Theſſalier habe man zu ſeiner Zeit „Groß-

---

[1] והוא תחלת בלכיא i. e. Haec est Blachiae initium. Tafel l. c. p. 473.

Wlachiten" genannt.[1] Dagegen beſchränkt Nicetas von Chonä den Begriff *Μεγάλη-Βλαχία* hauptſächlich auf den Gebirgsring und das über die Ebene emporſteigende Hügelland, während er die von verzagten und unkriegeriſchen Gräko-Slaven bewohnte Centralfläche noch gerne Theſſalien nennt. Sagt aber nicht auch der benannte Rabbi Benjamin ausdrücklich, die Wlachen wohnen auf den Bergen und ſteigen in die Region der Gräken herab um zu plündern? An Gelenkigkeit vergleicht ſie derſelbe Wanderer mit den Gazellen; ihr kriegeriſcher Muth ſey unbezähmbar und kein König habe ſie noch zu bändigen vermocht.

Der Mann aus Tudela hatte die Eindrücke ſeines Zeitalters richtig aufgefaßt. Denn kurze Zeit nach der Durchreiſe des Rabbi Benjamin (1186) erhoben ſich im Bunde mit den beſiegten und mißhandelten Bulgaren ſämmtliche Wlachen längs der Pinduskette bis in die Thäler des Balkan hinauf unter ihren Führern Peter und Aſan wider die drückende, unredliche und diebiſche Herrſchaft des byzantiniſchen Hofes und errichteten das ſogenannte zweite Bulgaren-Reich mit der Hauptſtadt Groß-Turnovo am Nordabhang der

---

[1] *Τοὺς γὰρ τὸ παλαιὸν Ἕλληνας, οὓς Ἀχιλλεὺς ἦγε, Μεγαλο-Βλαχίτας καλῶν (καλουμένους) ἐπεφέρετο.* G. Pach. in Mich. Palaeol. I, 30. Citate von Tafel, pag. 491, wo auch die übrigen Stellen aus Nicetas, Acropolita, der Frankenchronik, aus Cantacuzenus und Phrantzes geſammelt ſind.

Hämuskette (Balkan). Die ſüdlichſte Landmark dieſes wlacho-bulgariſchen Reiches waren die theſſaliſchen Berge mit einem unabhängigen Häuptling, der ſich „Groß-Wlach", *Μέγα-Βλάχος* nannte und als ſolcher in den gleichzeitigen Chroniken der Franken und Byzantiner glänzt.

Allen dieſen ehrgeizigen Beſtrebungen, Gährungen und Unabhängigkeitsgelüſten der einzelnen Volksſtämme des illyriſchen Continents hat die klug und nachdruckvoll hereinbrechende Türkengewalt im 14ten und 15ten Jahrhundert endlich Stillſchweigen auferlegt. Die Kunſt, eine compakte politiſche Einheit als Kardinalpunkt des Occidents am Bosporus zu ſchaffen, wie es die chriſtlichen Imperatoren von Byzanz mit allen Hülfsmitteln des Evangeliums niemals oder doch nur vorübergehend und ſporadiſch vermochten, haben die Fürſten aus dem Hauſe Osman bleibend und nachhaltend mit Takt und Energie mehr als 400 Jahre lang allein verſtanden und durchgeführt, bis es endlich moskowitiſcher Standhaftigkeit gelungen iſt, den Hebel der Zwietracht einzuſetzen und das feſte Bauwerk im Grunde zu erſchüttern.

Die Nothwendigkeit einer großen illyriſchen Einheit und Kraft liegt, wie jedes höhere Geſetz, im Inſtinkt der abendländiſchen Staatskunſt; nur wird ſie durch Kurzſichtigkeit und Privatverblendung in der Erkenntniß gehindert, daß dieſe illyriſche Einheit und Kraft, wenn ſie nicht länger eine osmaniſche zu ſeyn vermag, nothwendig und geſetzlich eine moskowitiſch-ſlaviſche werden muß. Das Illyriſch-Eine, ſcheint es, wollte man im gegebenen Falle plan- und ordnungslos durch ein Illyriſch-Vieles erſetzen und die Ironie hat ſchon ihr Spiel begonnen, da ſie den Europäern das ſonderbare Privilegium verlieh, mit koloſſalen Mitteln im Orient kleine Wirkungen hervorzubringen und allerhand luftigen in ſich ſelbſt zerrinnenden Spuck für ſchön gegliederte, nervenſtraffe Schöpfungen anzupreiſen. Erlaubt iſt es allerdings ſich gegen das Schickſal zu ſträuben, aber der Kampf muß würdevoll und tragiſch ſeyn. Ob aber die Nachwelt über das Auftreten der Occidentalen auf byzantiniſchem Boden ein beſonders günſtiges Urtheil fällen werde, ſcheint jetzt ſogar in dem tief betheiligten Deutſchland ſchon Vielen zweifelhaft. So unwiderſtehlich drängt ſich die Erkenntniß hervor, daß man Inſtrumente in die Hand genommen, ohne deren Wirkung und Gebrauch zu kennen.

Die politiſch gänzlich verfaulten und nur im Dogma lebendigen Chriſtenſtämme von Byzanz haben keinen Central-Lebenskern, aus dem ſich, wie man mit mehr Phantaſie als wahrer Kunde im Occident wähnte, je ein organiſch ſelbſtſtändiges und den Hauch der politiſchen Atmoſphäre ertragendes Gebilde entwickeln könnte. Die griechiſchen Volksreſte ſind nur Material, nicht „*Causa finalis*“ (Zweckbegriff) der künftigen Ordnung der alten Welt. Und in ſo weit hat auch der Empirikus von Turnovo nicht Unrecht, wenn er ſich über die Hinderniſſe beklagt, welche die Angli und die Nemzi der Vertreibung der Türken aus Theſſalien entgegenſtellen. Nur konnte ich nicht recht begreifen, wie die „Nemzi“ zur Ehre kommen, irgend etwas in der Welt zu hindern; es müßte denn der theſſaliſche Politikus die Bemühungen Oeſterreichs für Aufrechthaltung türkiſcher Gewalt, oder die secundären Hemmſchuhe bezeichnen, welche auf Andeutung genannter Kabinete die deutſche Dynaſtie von Athen der eingelernten Bewegung der Gräken unterlegte. Daß übrigens Unterhandlungen im Gange ſeyen und durch zwei der griechiſchen Sache beſonders gewogene Mächte mit Eifer betrieben werden, um Theſſalien entweder auf dem Weg der Güte oder der Gewalt von der Pforte loszureißen und an das freie Griechenland zu knüpfen, ließ man ſich in Turnovo um keinen Preis ausreden. Man ſpekulirte ſchon auf das Steigen der Realitäten, der Häuſer, der Aecker, der Weinberge, und mancher Kauf ging zurück oder ward aufgehoben, weil man erſt den Regierungs-Wechſel und die neue Ordnung erwarten wollte. Selbſt Türken fingen im Vertrauen auf den Beſtand ihrer Sache zu wanken an und Nedſchib-Beg, einer der reichſten Landbeſitzer Theſſaliens, deſſen prachtvollen Palaſt ich in Lariſſa beſah, hielt das Ereigniß ſo wenig für unmöglich, daß er ſchon auf Wege ſann, wie er ſich den reichen Beſitz auch unter der neuen Herrſchaft bewahren möge. Nedſchib-Beg iſt gegen die chriſtlichen Colonen ſeiner Ländereien viel humaner und freigebiger als die übrigen Gutsherren, beſonders die chriſtlichen, die an Begehrlichkeit, Wucher und ſchonungsloſer Härte gewöhnlich noch die Türken übertreffen. Der byzantiniſche Chriſt — das darf man ihm nachſagen — weiß nichts von Mitleid und Barmherzigkeit gegen den Mitmenſchen. Der Türke empfindet und übt beides ſogar gegen die Widerſacher und Nebenbuhler ſeines Glaubens und ſeiner Politik.

„„Aber Dimitri, du ſchuldeſt mir den Pachtzins ſchon ſeit ſo vielen Jahren; es wäre doch einmal Zeit zu kommen““! „„*Pek eji, Pek eji Efendim, birasdan gelirim* (ganz gut, ganz gut, mein Gebieter! nächſtens werde ich kommen).““ So lautete das Zwiſchengeſpräch des alten freundlichen Hadſchi-Oghlu mit einem ſeiner chriſtlichen Pächter, der uns auf der Straße begegnete und mit 3000 Gruſch ſeit Jahren im Rückſtand war. „Der Mann iſt gar ſo ſaumſelig“, fuhr der Türke ſich zu mir wendend fort, „doch man muß mit den armen Leuten Nachſicht haben, die Zeiten ſind hart, die Laſten groß und wenn er kann wird er wohl bezahlen.“ Der alte reiche Hadſchi-Oghlu kennt zwar den Buchſtaben des Evangeliums nicht, lebt aber im Geiſte deſſelben und übt die milden Gebote der Nächſtenliebe, aus der man nach dem Spruch des Apoſtels hauptſächlich Chriſti Schüler erkennt, beſſer als der Chriſt. Gewiß iſt Hadſchi-Oghlu der Türke vor Gott ein Gerechter und vielleicht weit angenehmer als der orthodoxe, für ſein anatoliſches Bekenntniß glühende Archont***, der ſeine Pächter bis zum Verhungern preßt, und ſein Geld auf 180 Procente bringt.

Die griechiſche Revolution, der man im Occident ſo ſchöne Farben leiht, ſo claſſiſch erhabene und philoſophiſch tiefe Motive unterlegt, ſchrumpft in der Nähe beſehen zur gemeinen und rohen Balgerei eines nach Urtel und Recht der Weltereigniſſe von Haus und Hof getriebenen, aber durch fremde Worte und Kräfte aufgehetzten Bankerottirers um das verlorene Gut herab. Von Kunſt, Wiſſenſchaft, Alterthum und Philoſophie, wie man in Europa meint, iſt und war nie die Rede. Auch um Herſtellung einer gerechten Ordnung, um Hebung und Beſſerung der untern von Jedermann gedrückten und geplünderten Volksklaſſen handelte es ſich nicht; am allerwenigſten aber blies Wahrnahme dogmatiſcher Intereſſen die Flamme des Aufruhrs an. Oeffentliche Verwaltung, Druck und Plünderung, Verderbniß und Käuflichkeit der Juſtiz, Monopol und Privilegium ſollten bleiben wie in der Türkenzeit; nur ſollten Raub und Profit und ungerechtes Gut ihre Strömung in andere Taſchen nehmen. Die Sympathien der europäiſchen Politik gingen über den Tumult in Theile auseinander.

Das kühle und beſonnene Staats-Element war dem gegenwärtigen Beſitzer hold; Phantaſie, Schwärmerei und Edelſinn taumelte für die Inſurgenten; die Klugen und Feinen aber betrogen beide und lachten am Ende die einen und die andern aus. Alle Verſuche den gefährlichen Hader durch Vergleich zu ſchlichten haben fehlgeſchlagen, weil die einen ſtolz auf ihr Recht keinerlei Zugeſtändniſſe machen wollen und ohne Gefahr das Ganze zu verlieren auch nicht machen können, die andern aber brutal durch ſichern Hinterhalt mit weniger als mit *restitutio in integrum* nicht zu befriedigen ſind.

Wenn man die Türken hört — und hören muß man ſie doch, — fällt die ganze Schuld des glimmenden Streites und des gefährdeten Levantefriedens auf die Chriſtenheit zurück, und wären alle Bemühungen die Parteien durch billiges Nachgeben zu verſöhnen nicht durch türkiſchen, ſondern durch chriſtlichen Fanatismus fruchtlos geblieben. Wenn es ohne Aergerniß chriſtlich-andächtiger Leſer geſchehen könnte, wollte ich die Bemerkung eines ſehr hochgeſtellten Türken über dieſen Gegenſtand wortgetreu ſo hieherſetzen, wie ich ſie im Tagebuch (Konſtantinopel, 12. April 1841) verzeichnet finde. Der gegenwärtige Scheich-ul-Islam (Groß-Mufti) ſagte bei Gelegenheit der traurigen Scenen, die im Frühjahr 1841 um Leskowatz und Niſſa in Bulgarien vorgefallen, zu zwei beſuchmachenden Europäern die merkwürdigen Worte:

„Wir kennen die chriſtliche Religion recht gut, wir reſpektiren ihre Moral und wiſſen, daß ſich das ganze Gebäude derſelben gerade wie der Islam auf den Moſaismus ſtützt. Unſer Widerwillen gegen die chriſtlichen Unterthanen ſo wie die Verweigerung gleicher Rechte mit den Moslimen haben ihre Quelle nicht in religiöſem Fanatismus, wie man in Firengiſtan glaubt; der Grund iſt ganz und gar politiſcher Natur. Wir fürchten das „materielle“ Umſichgreifen der „Pfaffen“, deren blinde Werkzeuge die chriſtlichen Raja ſind. Die Fanatiker unter euch (es iſt ein Türke, ein Ungläubiger, der da redet) erklären Chriſtus für einen Gott, während ihn die Mäßigen (?) doch nur für einen Menſchen halten. Rußland und Frankreich wirkt durch dieſe Pfaffen (man verzeihe dem blinden Heiden) um Stellungen, Einfluß und Macht inmitten unſeres Reiches zu erlangen. Da wird eine Mühle, dort ein Acker, hier ein Haus, ein Weingarten moslimiſcher Beſitzer unter allerlei Vorwänden angeſprochen, bis ſie uns im Namen ihres „Gottes“ nach und nach außer Beſitz bringen. Heute noch geben wir den Raja gleiche Rechte mit den Moslimen, wenn ſie ihrem Ruſſen- und Franzoſenſchutz entſagen und ſich als loyale Unterthanen der Pforte ohne alle ungerechte Prätenſion geriren. Der Moslim-Prophet ſey ein Lügner, der ihrige aber ein Gott, folglich gehöre Land und Herrſchaft nicht den Türken, ſondern ihnen, ſagen ſie, und wie könnten wir bei ſolchen Geſinnungen dieſen Chriſten-Leuten gleiche Rechte mit uns bewilligen?"

Auf dieſe Argumentation Sr. moslimiſchen Heiligkeit war nichts zu erwiedern; und wer immer mit Sinn und Treiben der chriſtlichen Raja und ihrer Lenker in der Türkei nicht ganz unbekannt geblieben iſt, oder in blinder Partei-Leidenſchaft nicht alles Gefühl für Billigkeit verloren hat, muß die Wahrheit dieſer Beſchuldigungen vielleicht mit unbedeutender oder vielmehr mit gar keiner Beſchränkung anerkennen. Das chriſtliche Byzanz war verfault und durch die in genialer Friſche aufkeimende Türkenherrſchaft nach dem Geſetze des natürlichen Pflanzentriebes überwuchert und verdeckt. Solche Eroberungen ſind nicht wie die vorüberbrauſenden Weltſtürme eines Timur und Napoleon; es ſind Verwandlungen der Gattung, die kein Zauber löſen kann. Die Türken ſind in natürlicher Progreſſion nach demſelben Geſetze an die Stelle der Byzantiner getreten, wie die Ruſſen den Platz der gänzlich verwitterten Tataren eingenommen haben, und kein Verſtändiger wird an die Möglichkeit einer politiſchen Auferſtehung des Chans der goldenen Horde glauben. Eben ſo thöricht wäre es von einer Wiedergeburt der Comnenen und der Paläologen zu träumen.

Auch war das Gefühl der Sicherheit, der Dauer und des unzerſtörbaren Uebergewichts türkiſcher Nationalität und Macht bei der hohen Pforte ſo lebendig und feſt begründet, daß ſie die überwundenen Chriſten zwar als Weſen geringerer Art behandelte, ſie aber in voller Freiheit und Duldung gewähren ließ und kein Moslim ſich ärgerte, daß zu Turnovo, an den Thoren der Hauptſtadt Theſſaliens, achtzehn Chriſten-Kirchen und nur drei Moſcheen waren. Erſt die Entdeckung, daß die Mächte der Chriſtenheit, nicht zufrieden ihre Grenzen gegen das Anſchwellen türkiſcher Gewalt zu ſchirmen, im Innern des türkiſchen Reichs ſelbſt Einverſtändniſſe zu gründen und die erſtorbenen Reſte der Byzantiner durch Reſtaurations-Ideen einer chriſtlichen Monarchie zu erwärmen ſuchten, gab den Dingen eine andere Geſtalt und ward die fruchtbare Mutter von Auftritten, die Europa abwechſelnd zu Zorn und Mitleid reizten. „Uns hat der Boden ehmals gehört und wir wollen ihn wieder haben“, ſagen die aufgehetzten Chriſten griechiſchen Bekenntniſſes. „Uns aber gehört er jetzt, wir haben ihn erobert und wollen ihn auch in Zukunft beſitzen“, anworten die Osmanli. Sultan Mahmud, im letzten Decennium ſeiner Herrſchaft ohne Zweifel der liberalſte und billigſte Mann im Lande, hätte vollkommene Rechtsfreiheit gewährt; aber beide Parteien widerſetzten ſich ſeiner Verſöhnungstheorie, und namentlich nannten die griechiſchen Primaten das Programm von „Gülhane“ eine Maskerade, ἕνα μασκαραλύκι, über die man lachen müſſe. „Nicht friedlich nebeneinander und mit gleichen Rechten wollen wir mit den Türken leben; nein, unſere Knechte ſollen die Türken ſeyn, wie unſere Hunde wollen wir ſie halten.“[1] So lautet das Gegenprogramm der auf fremde Macht und die Apokalypſe pochenden, für ſich allein aber verzagten, ohnmächtigen und ganz hülfloſen Pfortenunterthanen anatoliſcher Glaubenslehre.

Noch weit unwürdiger aber und peinlicher, wenn man ohne Aergerniß den ganzen Gedanken ertragen kann, iſt die Rolle des römiſchen Katholicismus im Orient. Zur Zeit ſeiner höchſten Blüthe durch den Genius und den Heldenmuth des Islam bei Hittin und Ptolemaïs vollſtändig erdrückt; auf Cypern, Rhodus und Candia aber nacheinander in rieſenhaftem Streite überwunden und gänzlich aus dem Orient getrieben, ſucht er ſich durch Liſt auf dem alten Boden wieder einzuſchleichen und gleichſam auf landſtreicheriſchen Umwegen wenigſtens einen Theil des verlornen Gutes wieder zu gewinnen. An und für ſich ohnehin überall in der Minderzahl und vom ſchwachgläubigen Occident auch lange ohne allen Beiſtand gelaſſen, ſank er auf die unterſte Stufe der Ohnmacht und Verachtung herab, bis endlich glücklichere Umſtände im Heimathland der zwar eingeſchrumpften, aber doch unzerſtörbaren Lebenswurzel in unſern Tagen wieder friſchen Trieb verlieh. Nur

---

[1] Wörtliche Aeußerung eines griechiſchen Kloſtervorſtandes auf der ſyriſchen Küſte, vom Jahre 1831.

Schade, daß man die gute und heilige Sache der Religion ſelbſt durch imbecille Niederträchtigkeiten fördern zu müſſen glaubt! Einerſeits den Griechen auf ihrem eigenen Boden in Verſchmitztheit, Hartnäckigkeit, Rabuliſterei und abgefeimten Künſten den Vorſprung abzugewinnen und andererſeits die eiferſüchtigen Bedenklichkeiten der islamitiſchen Obrigkeit zu beſchwichtigen und am Ende beide zu übervortheilen iſt im Allgemeinen die weitausſehende, verzweiflungsvolle Aufgabe der römiſch-katholiſchen Levantemiliz, für deren Schirmvögte die Fürſten des Hauſes Bourbon gelten. Dieſes Spiel der religiöſen Parteien in der Nähe beſehen, verurſacht jedem friedlichen, geraden Manne Ekel und Unwillen zu gleicher Zeit, und nichts fand ich — man verzeihe den Ausdruck — natürlicher und gerechter als den mit Verachtung gepaarten Trotz, welchen türkiſches Regiment ſelbſt in ſeiner Ohnmacht noch ſämmtlicher Chriſtenheit, beſonders der abendländiſchen, entgegenhält. Eingreifend und ſyſtematiſch thätig ſind im türkiſchen Orient nur die lateiniſch-katholiſchen Franzoſen und die griechiſch-katholiſchen Ruſſen; doch letztere mit ungleich mehr Cohäſion, Geſchick, Erfahrung und Erfolg als ihre Nebenbuhler. Die übrigen Großmächte thun nichts, wollen nichts und werden auch deßwegen als Freunde nicht ernſtlich in Rechnung gebracht. Wenn man etwa glaubt, Oeſterreich genieße in den Staaten des Padiſchah und insbeſondere bei den katholiſchen

Chriſtengemeinden daſelbſt bedeutendes Anſehen und übe großen Einfluß aus, ſo hat es mit dieſem Glauben in Beziehung auf die türkiſchen Behörden ſeine volle Richtigkeit. Die Oeſterreicher handeln ja wie ſie ſprechen, und zeigen ſich unabänderlich als die redlichen, wohlmeinenden und ſtandhaften Bundesgenoſſen, Rathgeber und Nothhelfer der Türken in allen Verhältniſſen, unter allen Bedingungen und um jeden Preis. Selbſt ſchmachvolle Beleidigungen von Seite der Osmanli können ihr deutſches Phlegma nicht in Bewegung ſetzen; ſie ertragen alles, ſogar das äußerſte, natürlich blos des gemeinen Friedens und der Gerechtigkeit wegen, mit einer Uneigennützigkeit und Seelengröße, die ſelbſt den fanatiſchen Muſulman der türkiſchen Hauptſtadt in Erſtaunen ſetzt.

Um ſo froſtiger dagegen lauten die Hymnen bei der katholiſchen Prälatur, am apoſtoliſchen General-Vikariat des Orients, in den Katholiken-Gemeinden der türkiſchen Monarchie. Denn die Oeſterreicher geben nichts, ſchicken kein Geld, verſagen ſelbſt bei großen Calamitäten hülfreiche Hand, reißen auch keine türkiſchen Provinzen an ſich und wollen insbeſondere von Errichtung eines katholiſchen Kaiſerthums im Orient weder etwas wiſſen noch für dieſes phantaſtiſche Ziel das geringſte thun. Statt zum Vortheil der katholiſchen Kirche zu intriguiren, mahnt Oeſterreich überall zu guter Aufführung, zur Ruhe, zur

Unterwürfigkeit und zu chriſtlicher Geduld: „es ſoll ſchon einmal beſſer werden, wenn auch nicht hienieden, doch in der andern Welt, wo alles ausgeglichen wird.“

Von alle dem thun die Franzoſen publice und beſonders privatim das Gegentheil, weil ſie noch immer nicht vergeſſen können, daß ſie einmal Könige von Jeruſalem, Großherren von Athen und Imperatoren von Byzanz geweſen ſind. Sie haben beſtändig die Hände offen und ſind im rechten Moment auch zum Handeln bereit. Aber leider iſt ihr Kampf ein doppelter und verzehren ihre Sendlinge und geiſtlichen Milizen den beſten Theil der Kraft, um erſt Boden und Menſchenmaterial für ihre orthodoxen Projekte zu ſchaffen, was ihre chriſtlichen Nebenbuhler in ſo reichem Maße ſchon beſitzen. Daher die unglaubliche Rührigkeit, der nimmerſatte Gewerbfleiß und Heißhunger der römiſchen Stationen den armeniſchen, ſyriſchen, griechiſchen und chaldäiſchen Lehrbegriff zu befehden, ſchismatiſche Seelen individuell oder in ganzen Gemeinden zu gewinnen, überall neue Rechte, erweiterten Beſitz, Conſular-Einflüſſe und künftige Hoffnungen und Ausſichten zu erwerben und zu gründen durch Andacht, Lehre, Beſtechung, falſche Verſprechungen und — wenn es angeht — auch durch mittelbaren oder unmittelbaren Zwang. Doch wie weit iſt man noch vom Ziel, und wie viele Generationen werden noch verrinnen, bis man die

Maske wegwerfen, Aufruhr predigen und der Centralgewalt am Bosporus offen Trotz bieten kann, wie die vom nordiſchen Koloß geſchirmten Chriſten von Byzanz! Denn das iſt doch am Ende bei den apoſtoliſchen Bemühungen im Morgenland *ratio sufficiens* und Hintergrund. Verſtändige Leute müſſen lachen, wenn die römiſche Kirche über moskowitiſche Tyrannei, über ſchismatiſche Propaganda und teufliſches Umſichgreifen häretiſcher Wölfe jammert und öffentliche Gebete anſtellt, um die Donnerkeile des Himmels auf das Haupt des neuen Diocletianus an der Newa herabzulocken.

Die Ruſſen thun jetzt nur was die abendländiſche Kirche ſchon oft gethan hat, zu thun das Recht hat und auch wieder thun wird, ſobald ſie Kraft und Mittel hat. Das größte und unverzeihlichſte Verbrechen der Ruſſen beſteht darin, daß ſie ihr Handwerk beſſer verſtehen und es im Orient mit glänzenderm Erfolge betreiben als ihre geiſtlichen und weltlichen Nebenbuhler im Occident. Wollt ihr den Ruſſen das Spiel verderben und das „Handwerk“ legen, ſo macht ihnen im eigenen Lande bleibend zu ſchaffen. Vermögt ihr aber dieſes nicht, ſo laßt dem Verhängniß ſeinen Lauf und wißt vor allem, daß öſterreichiſches Dulden und Verhätſcheln ſammt den hochtoryſchen Katecheſen eines Aberdeen den Osmanli eben ſo wenig zur Humanität und Energie verhelfen als fromme Saalbaderei andächtiger Pedanten im Bunde mit germano-galliſchen Phantaſiegebilden den alten Geiſt von Byzanz in ein neues Rinnſal leiten. Und eben weil ich auf der einen Seite nur Schwäche und fehlerhaftes Beſtreben mit Schmach und Niederlage, auf der andern aber Kraft und richtigen Sinn bemerke, hat man ſich ſeine eigene von engherziger Andacht eben ſo freie als von ſpekulirendem Eigennutz entfernte Vorſtellung über die byzantiniſche Frage gebildet. Ein trauriges Geſchäft iſt es freilich in einer ſo großen Angelegenheit bei ſeinen eigenen Glaubens- und Staatsgenoſſen überall nur Thorheit und Irrthum zu ſehen; Sieg, Klugheit und wahres Verſtändniß dagegen nur auf Seiten des Nebenbuhlers zu entdecken und anzupreiſen.

Man iſt aber auch deßwegen noch kein „Slavophilos" und blinder Sektirer für eine mit Recht verhaßte Politik. Ich frage ſogar, ob die Entwicklung der byzantiniſchen Dinge, in wie ferne ſie ſich heute jedermann offen vor Augen ſtellt, die Anſichten der germaniſchen Adepten oder die herbe Kritik ihres Gegners zu beſtätigen ſcheine? Haben auch Einzelne der Gräko-Slaven den Occidentalismus (man verzeihe den Ausdruck) in ſich aufgenommen und als buhleriſches Symbol ihren Volksgenoſſen anempfohlen, ſo iſt er deßwegen noch nicht in den öffentlichen Geiſt Illyrikums eingedrungen, um lebendige Frucht zu bringen. Der Occidentalismus wird, kann und darf aber auch nicht eindringen; ein höheres Geſetz, nnere und äußere Gewalt hindern ſeinen Gang und tödten ſeine Kraft. „Die Ataktoi,“ ſagte der Empirikus von Turnovo, „ſind für uns Griechen beſſer als die Taktikoi.“ Das heißt: „mit eurer europäiſchen Ordnung in Krieg und Politik können wir uns nicht bewegen, können wir den Kampf gegen die Fremdlinge nicht durchfechten, unſere Beſtimmung nicht erfüllen; wir ſind ein anderes Volk als ihr, haben andere Geiſtes- und Seelenbedürfniſſe, andere Meinungen, Wünſche und Anſichten als ihr, ihr und eure Sache paßt nicht für uns, zwiſchen uns und euch herrſcht keine Sympathie.“ — In dieſem Turnobiten-Spruch iſt ein ganzes Syſtem, eine Zukunft, ein Schickſal vorausgeſagt. Zur Zeit der Freiſtaaten, meinte derſelbe Zwiſchenredner, habe das alte Hellas gegen das Ausland nichts Erkleckliches zu leiſten vermocht; kaum hatten aber die Griechen an Philipp und Alexander von Macedonien tüchtige Archiſtrategen und monarchiſchen Zwang, als ſie in kurzer Zeit die Herrſchaft über die Welt gewannen. Wo die Gräken unſerer Tage ihre Archiſtrategen, ihre Alexander und Philippe ſehen und von wo ſie jetzt den „monarchiſchen Zwang“ erwarten, braucht man verſtändigen Leſern nicht erſt zu ſagen. Gewiß iſt nur ſo viel, daß ſie von uns, von unſerer Protokollar-Schirmvogtei, von unſerm politiſchen Hermaphroditismus und unſerm proviſoriſchen Schatten-Königthum am Iliſſus für ihre Zukunft nichts erwarten und daß ihre Hoffnungen anders wohin gerichtet ſind.

Die Gräko-Slaven glauben heute ſelbſt nicht mehr, daß ihr Stamm durch eigene Kraft und auf eigene Rechnung je in der Welt noch etwas bedeuten könne. Geheimſter, innerſter Gedanke und gleichſam der Brennpunkt, in welchem alle Strahlen der National-Hoffnungen und Ideen zuſammenlaufen, iſt die zwar langſam aber feſt und ohne Pauſe anſchwellende große Einheit der anatoliſchen Katholiken unter Archiſtrategie der verbrüderten Moskowiten zu Schutz und Trutz gegen das verhaßte Lateinerthum. Inzwiſchen nehmen ſie unſer Geld, greifen nach dem ſtützenden Arm, entlehnen auch etwa eine nützliche, d. h. gewinntragende Einrichtung, lachen aber unter ſich weidlich über das Don-Quirotiſche Europa und ſeine unpraktiſchen Ideen, beſonders über die „einfältigen Deutſchen", die ſich einbildeten, ſie könnten durch Compendien, Collegien-Hefte und weintrinkende Präceptoren die Zeiten der helleniſchen Mythologie und des Heroenthums heraufbeſchwören und nebenher doch lateiniſchen Sauerteig an das Ikonoſtaſium der anatoliſchen Kirche legen. — Schön wäre es, freilich, wenn die humanen, chriſtlichen und verſöhnenden Ideen des Occidents auf griechiſchem Boden keimen und lebendig würden und zu politiſcher Bedeutung ſich aufzuſchwingen vermöchten, wie es unſere Staatsmänner hoffen und unſere Publiciſten als gewiß vorausſetzen, ja ſchon als bereits geſchehen annehmen, ich aber im Angeſicht aller Doxologien von Athen und allen philhelleniſchen Jubels der Occidentalen über die vollendete Conſtitution ohne alle Scheu vor brittiſch-galliſcher Staatsweisheit entſchiedener und herzhafter als je für eine praktiſche Unmöglichkeit und ſchülerhafte Täuſchung erkläre. Deßwegen ſage ich aber keineswegs, man hätte nicht thun ſollen was man that; ich lobe ſogar und preiſe die theoretiſche Weisheit der Concepte, die Reinheit der Abſicht, die Uneigennützigkeit der Ausführung, ſage aber nur, daß eure Bemühungen vergeblich und eure Rechnungen irrig ſind. Das eben iſt das Tragiſche in der Sache, daß ſich der lateiniſche Occident auch mit vollem Bewußtſeyn und klarem Erkennen in Niederlage und Irrthum ſtürzen *muß*, das gräkoſlaviſche Moskowitenthum aber dem Sieg und dem Ruhm nicht entfliehen *kann*, weil das Fatum den einen treibt und das andere hält.

Ohne Zweifel werden die deutſchen Gegner den Vorwurf phantaſtiſcher Weltanſchauung auf mein eigenes Argument zurückſchleudern und beſonders das Geſchrei über Verrath vaterländiſcher Sache und angeſtammten Glaubens nicht ſparen. Aber man gebe wohl Acht, die Conſequenz der That wie die Logik des Gedankens iſt auf meiner Seite und ich zeihe die Staatskunſt des Occidents eines Fehlers wider die Matheſis der politiſchen Scheidekunſt, da ſie wider die Natur der Dinge mittelſt dogmatiſcher Reagentien das moslimiſch Eine in ein chriſtlich Vieles zerfällen und dieſes chriſtlich Viele dem Prinzip ſeiner eigenen Geneſis feindlich gegenüberſtellen will, während doch nach allen Geſetzen der Natur das chriſtlich Viele nur aus dem chriſtlich Einen zu erzielen iſt und dieſes Eine zuerſt ſein volles Stadium durchlaufen und auf den Punkt der Reife gelangen muß. Dieſes chriſtlich Eine aber iſt der leitende Gedanke des illyriſchen Continents, den weder brittiſche Dreidecker noch kosmopolitiſch-helleniſch-germaniſche Phantasmagorien in Athen erſticken können. Unter dieſen Umſtänden ſchien mir die Frage eines turnabitiſchen Osmanli, „ob und wie viel die Niemetz (die Oeſterreicher und ſämmtliche Deutſchen) an Moskovien Tribut zu zahlen und Rekruten zu ſtellen haben", viel weniger abgeſchmackt als ſie vielleicht einem deutſchen Leſer ſcheinen wird, der ſeine Meinungen über byzantiniſche Zuſtände nicht aus unmittelbaren Anſchauungen und Erfahrungen ſchöpfen kann, ſondern aus den übrigens höchſt achtbaren Dr. Kindiſchen Kritiken der Berliner Jahrbücher entlehnen muß.

Nicht genug an Tribut und Rekruten, fragte der freundliche alte Türke auch noch „ob die Deutſchen ſehr große Furcht vor den Moskof haben." Ich erſchrack nicht wenig über die ſonderbaren Vorſtellungen, die in Theſſalien über die deutſche Nation und ihr Verhältniß zu Rußland umliefen, und ſuchte mit patriotiſchem Sinn richtigere Begriffe von deutſcher Größe und Majeſtät aufzuſtellen und ſo das Thörichte levantiniſcher Begriffe nach Möglichkeit zu beſeitigen und zu verbeſſern. Erſt nach längerem Verkehr mit den Völkern des byzantiniſchen Reichs merkte ich, daß man uns Deutſche allgemein zwar für gute und redliche, aber für wenig zahlreiche, ja für einfältige, unkriegeriſche und verzagte Leute halte, die den Betſch-Tſchaſari (dem Cäſar von Wien) als ihren Gebieter erkennen und übrigens in der Welt nicht viel zu bedeuten haben. Man wollte mir gar nicht glauben, als ich von 40 Millionen Niemetz redete mit dem Bemerken, daß unſer Land mehr Leute habe als das Padiſchahlik von Stambul, mehr als die „Inkilis Adaler!“ (brittiſchen Inſeln), ſogar mehr als das Reich des Bunabarde. Erſt wie ſie hörten daß Deutſchland nicht ſo wie Moskovien, wie Frankreich und das „Döblet Alije“ (die hohe Pforte) einem einzigen Oberhaupte gehorche, ſondern durch 38 Köpfe von verſchiedenſter Größe, vom Koloß bis zur kleinſten Dimenſion herab, geleitet werde, war ihnen alles klar. „Da kann bei euch freilich nicht viel zuſammengehen“ meinten die guten Osmanli und ſtrichen ungläubiger als je die Bärte über meine Verſicherung, daß man in Deutſchland allgemein dafür halte, in den 38 Nemtſche-Köpfen herrſche allzeit ein und derſelbe Sinn. Nur das Verhältniß dieſer vielen Köpfe zum größten und oberſten, den es ja doch geben müſſe, konnte ich den Leuten nicht verſtändlich machen. Mehemed Alis neuere Poſition und die alten Dere-Bege (Thalfürſten) Anatoliens ſchienen die Sache noch am beſten zu verſinnlichen.

Ich erzählte — verſteht ſich kurz und dem Ideenkreis der Zuhörer angemeſſen — wie es bei uns vor 1000 Jahren ſtand, welche Rolle einſt Deutſchland geſpielt und wie und durch wen wir hauptſächlich aus dem Einen ein Vieles und aus einem ſtarken Volke ein ſchwaches geworden ſind. Denn in Theſſalien hat man in ſolchen Dingen volle Freiheit zu reden und die Sachen bei ihrem rechten Namen zu nennen ohne Anſtoß, ohne Hemmniß, ohne Bedenklichkeit. Rohe Umriſſe an der Wand über Lage, Größe, Abſtand und Macht der Landſchaften in Beziehung auf Stambul als Mittelpunkt alles ſtaatlichen Lebens der alten Welt halfen den Worten nach und gaben allerlei Gedanken. Türken, die früher niemals ein Chriſtenhaus beſuchten, kamen zu uns und ſaßen ſtundenlang auf dem Divan, um von den Zeitläuften reden zu hören und Fragen zu thun. Am meiſten Freude machte ihnen die Nennung der ganzen Folgenreihe ihrer Sultane von Osman I. bis Abd-ul-Medſchid herab, welcher als Urquell aller Herrſchergewalt noch immer — wie die guten Osmanli glauben — Krone und Inveſtitur an die „ſieben Kral“ der Chriſtenheit verleihe.

Selbſt eine Berichtigung dieſes tröſtlichen Verurtheils ertrugen ſie geduldig und ein Mekka-Pilger machte am Ende den traurigen Epilog: er ſehe wohl, wie es jetzt ſtehe, *Schimdi Padischah dejildür Top schimdi tadsch verir*, d. i. „jetzt verleiht nicht mehr der Padiſchah, jetzt verleiht die Kanone das Diadem."

In dieſer Weiſe entſtand nach und nach — wenigſtens mit einigen Türken — eine gewiſſe Annäherung und Vertraulichkeit des Umgangs, wobei man ſich nicht ſelten den letzten Gedanken ſagte und beſonders über die gegenſeitigen Nationalſitten weitläufig verhandelte. Als höflicher Gaſt erkannte ich den Osmanli in nicht wenigen Dingen den Vorzug vor uns Chriſten zu und richtete einmal gleichſam als Neubekehrter die Taſchenuhr in ihrer Gegenwart nach morgenländiſcher Tagesrechnung, was den Kredit noch weit ſchneller hob als ſelbſt die politiſchen Lektionen mit Schattenriß und Nomenclatur der Padiſchahe. Dieſer „Niemetſch," hieß es mit Verlaub, iſt ein Menſch von Geiſt, er weiß das Beſſere ſchnell zu unterſcheiden und ſich anzueignen.

Herabgewürdigt und ohne Zuverſicht iſt in der Türkei nur die Regierung; das Volk hat weder von ſeiner fanatiſchen Energie noch von ſeinem Selbſtvertrauen etwas verloren und fühlt ſich dem meuteriſchen Sinn der chriſtlichen Raja ohne fremde Dazwiſchenkunft ſogar in der europäiſchen Hälfte des Reichs vollſtändig gewachſen. Bei uns denkt man ſich die chriſtliche Bevölkerung der Olympus-Halden, der Pelion-Abhänge, der Pindus-Schluchten ſo gern als ein Geſchlecht antiker Helden, voll Kraft und hoher Geſinnung, als eine Gattung gefeſſelten und gebannten Prometheus, deſſen Zauber man nur zu löſen brauche, um in Hellas eine neue Welt zu ſchaffen. Unglücklicher Weiſe rechtfertigten dieſe „Helden des Nordgebirges“ unſere ſchwärmeriſchen Hoffnungen zur Zeit des großen Aufſtandes eben ſo wenig als die unkriegeriſchen Bewohner der ſüdlichen Diſtrikte. Unregelmäßige Haufen albaneſiſcher Milizen und türkiſchen Landſturms der Ebene dämpften die Bewegung im erſten Anlauf, plünderten und verbrannten der Reihe nach die für unzugänglich gehaltenen Dörfer und Städtchen im Gebirge, das ſich bis heute noch nicht vom Ruin völlig zu erholen vermochte. Dieſer Menſch — denkt ſich vielleicht der Leſer — mit ſeiner proſaiſchen Nüchternheit zerſtört uns noch alle Träume, verwüſtet alle Poeſie! Warum nicht auch etwas helleniſch-patriotiſche Metaphyſik und ſcholaſtiſche Schwärmerei wie bei dem liebenswürdigen, talentvollen und ſcharfſinnigen Cyprian Robert und in den Parlamentsreden eines Palmerſton und Guizot zu leſen iſt? Zwei Dinge ſcheinen mir heute unmöglicher als je: einmal daß ſich im großen illyriſchen Dreieck irgend ein chriſtlich-byzantiniſcher Staat durch ſich ſelbſt zu erheben und politiſch ſelbſtſtändig zu conſtituiren, durch eigene innere Kraft ſich frei zu erhalten und fortzuleben vermöge; zweitens, daß irgend eine bleibende Schöpfung genannter Art durch den Occidentalismus in jener Gegend zu erwarten ſey. Die eine Hälfte dieſer Theſis wird durch die Wendung der Dinge in den Süd-Donauländern nach und nach auch den verblendetſten europäiſchen Gemüthern klar, die Richtigkeit der andern aber muß ſich erſt in der Folge zeigen. Das Ganze ſoll ſich ohne alle Kränkung und Verunglimpfung anderer Anſichten lediglich auf beſſere Kenntniß der Seelenzuſtände jener Völker, ſowie auf ſchärfere Wahrnehmung der Kräfte ſtützen, die ſich feindſelig und nebenbuhleriſch auf jenem Boden gegenüberſtehen.

Während meiner Anweiſenheit in Turnovo befand ſich der Gemeinderath in großer Bedrängniß und hielt wiederholte Sitzungen, weil er auf Befehl des Statthalters Namik-Paſcha plötzlich und in kürzeſter Friſt über Verwendung der Gemeindegelder und über die eingehobenen Steuern Rechnung legen ſollte, ſolche Rechnungen aber in Turnovo, wie an vielen andern Orten äußerſt ſchwer zu ſtellen ſind. Die Bürger — offenbar etwas turbulente und von St. Simoniſtiſchen Ideen angebrannte Köpfe — hatten eine Klagſchrift eingereicht, der Gemeinderath lege mehr Steuer um als die Regierung verlange; auch verwende er die Armenfonds nicht gerade jeder Zeit zum Troſt der Dürftigen und die Gemeindetaxen nicht für öffentliche Zwecke, ſondern habe beides in eine Quelle eigenen Vortheils und ſelbſtſüchtigen Privatvergnügens umgewandelt. Leider war auch der Erzbiſchof von Lariſſa in der Sache betheiligt, weil er aus natürlicher Abneigung gegen die hauptſächlich von Türken bewohnte Metropole einen großen Theil des Jahres in dem nur drei Stunden entfernten und beinahe ganz chriſtlichen Turnovo lebt, wo er eine ſchöne Kirche, eine bequeme Wohnung nebenan und reichliches Einkommen beſitzt und folglich nach der Conſtitution der morgenländiſchen Kirche zugleich das große Wort im Verwaltungsrath zu führen hat. Aus Achtung für die hohe Würde des Prälaten ließ ich mich auch vorſtellen und kam ſpäter mit Herrn ** einige Male, um Sr. Heiligkeit meine fortwährende Ehrfurcht zu bezeugen, in das Haus. Die Wohnung iſt nur ein Erdgeſchoß dicht an der Kirche und ſammt dem weiten, maulbeerbaumbepflanzten Hofraum durch ein Mauerquadrat von Straße und Blick der Ungläubigen abgeſchieden. In ſibiriſches Pelzwerk eingehüllt ſitzt der Erzbiſchof, wie ein Paſcha, mit untergeſchlagenen Beinen im Divanswinkel, das ſtrenge Antlitz gegen den Eingang gewendet, um jeder Bewegung Meiſter zu ſeyn.

Langes Reden und vieles Fragen iſt nicht im Geſchmacke des hochwürdigſten Prälaten; er hat dem Anſchein nach andere Sorgen und iſt immer aufs Ernſtere bedacht, beſonders auf Förderung des Seelenheils durch Mehrung irdiſcher Schätze und Schlichtung böſer Händel und verwickelter Intriguen, die auf dem dornvollen Pfade der Tugend in Theſſalien ſelten fehlen. Gebürtig aus Mitylene und Mönch von Profeſſion ſitzt Se. Heiligkeit jetzt auf dem dritten Thron, für welchen ohne die Gaben an Kanzleiperſonale und türkiſche Patrone nur an den Patriarchen allein die Summe von 20,000 Gruſch (2000 Gulden C. M.) zu erlegen war. Einen vierten noch einträglichern Sitz zu erſtehen erlauben die canoniſchen Geſetze nicht, und ſo muß ſich der ehrwürdige Kirchenfürſt zu nicht geringem Herzeleid für den Reſt des Lebens mit der Archiepiſkopal-Tiara von Lariſſa begnügen und durch Fleiß, Gebet und geiſtliche Induſtrie die Lücken auszufüllen ſuchen, welche das magere Vließ ſeiner Schäflein jährlich in den apoſtoliſchen Taſchen läßt.

Im Allgemeinen wiſſen ja die Leſer, daß ſich der orthodoxe Klerus in der Türkei, wie der katholiſche in Irland, nach der Confiskation des Kirchenguts und nach Verdrängung des Chriſtenthums vom Rang einer Staatsreligion nur mit den Stolgebühren, Gemeindeumlagen und freiwilligen Beiträgen der Gläubigen behelfen muß. Ohne Zweifel wäre die Lage noch weit ärmlicher, wenn die Oberprieſter nicht zugleich an der Spitze der Civilverwaltung ihrer Religionsgenoſſen ſtünden. Der Erzbiſchof von Lariſſa iſt zugleich oberſter Polizeichef, erſte richterliche Inſtanz in Rechtsſtreitigkeiten über Mein und Dein, Vorſitzer bei Steueranſätzen, bei Verwendung des

Armengeldes, bei Vertheilung außerordentlicher Spenden wohlthätiger Chriſten, ſo wie bei allen Teſtaments-Exekutionen ſeiner Heerde. Und wer wollte es den frommen vielgeplagten Hirten übel nehmen, wenn ſie ihr kümmerliches Loos zu verbeſſern ſuchen und für ihre große Mühe hie und da etwas auf die Seite legen oder vielmehr in brüderlichem Einverſtändniß mit den weltlichen Primaten etwas mehr „Wolle ſcheeren" als eigentlich nöthig wäre. Das hat freilich mitunter auch ſeine Schwierigkeiten, weil man jetzt ſogar im Lande der Osmanli rechnen lernt, die Verordnungen kennt und den Gemeindevorſtehern ſchärfer als weiland auf die Finger ſieht.

Ein ſtehender Poſten in den Communalrechnungen ſind die „geheimen Ausgaben zum Nutzen der Gemeinde", und wenn dies alles noch zu wenig iſt und den Heißhunger der Verwalter nicht zu ſtillen vermag, ſo fehlt am Tag der Steuerablieferung an die türkiſchen Kaſſen zufällig ein gewiſſes Quantum, worüber natürlich ungeſäumt die Mahnung der Oberfinanz-Behörde erſcheint. „Fünfzehntauſend Gruſch (1500 Gulden Conv.-Mz.) fehlen an der Summe der katholiſch-chriſtlichen Gemeinde[1] und Don***, der für Alles hafte, möge das Mangelnde heute lieber als morgen nachſenden, bei Vermeidung der Exekution." — Das war nun freilich eine verdrießliche Nachricht und der Kaſus wurde ungeſäumt in einer Sitzung der Gemeinde-Bevollmächtigten verhandelt. „Ich habe nichts zurückbehalten“, ſagte Don A.; „mein weltlicher Collega und Mitvorſtand muß den Griff gethan haben, er hat das Geld abgeliefert.“ Der weltliche Collega und Mitvorſtand läugnete auch nicht. Er habe aber das Fehlende zu geheimen nicht wohl näher zu bezeichnenden Zwecken für Nutzen und Frommen der Nation **ſchen Bekenntniſſes ausgegeben und man möge daher den Schaden durch Nachſchuß und Zuſatzpfennig der Steuerbaren decken. Es gab Widerſpruch, ſelbſt Scenen gewiſſer Heftigkeit fielen vor und Don A. mußte augenblicklich Zahlung leiſten. Der Mitvorſtand wurde zwar abgeſetzt unter ſtrengen Reden des geiſtlichen Collegen, aber am nämlichen Abend noch vom Strafredner zu Tiſch geladen und der gemeinſame Verdruß unter Zuwinken und geheimnißreichem Lächeln freundſchaftlich weggetrunken. Wie die Sache weiter ging und endete, gehört nicht hieher. Genug, wenn der Leſer weiß, daß Regieren und Verwalten in der Türkei mit mancherlei Schaden, Verdrießlichkeit und Aergerniß verbunden iſt; am Ende aber doch immer die Vielen für die Rechnungsfehler und falſchen Griffe der Einzelnen ſtehen müſſen.

---

[1] Nicht zu Turnovo in Theſſalien.

Um ſich im Dienſt der Gemeinde zu ſtärken und gegenſeitig zur Standhaftigkeit anzufeuern, halten die Vorſteher hin und wieder gemeinſchaftliche Mahlzeiten, wozu die Koſten aus den Erſparniſſen am

Armengeld und aus andern Erübrigungen beſtritten werden. Zu ſolchen Communaleſſen pflegt man alle bedeutenden Familienhäupter, auch wenn ſie nicht eben in der Verwaltung ſind, aus Höflichkeit und Vorſicht einzuladen. Bei dieſer Gelegenheit Jemand zu überſehen, der ſich auch unter die Leute von Bedeutung zählt, könnte zu großen Unannehmlichkeiten führen, wie es in Turnovo wirklich kurz vor meinem Aufenthalte daſelbſt geſchehen iſt. Denn wirklich hatte man Pandaſy den alten Garnfärber, einen etwas derben und barſchen Mann, beim Herbſtſchmaus vergeſſen und weggelaſſen. Das war nun groß gefehlt, nicht etwa weil die Gemeinderäthe das „Brod des Armen" aßen, ſondern weil ſie es ohne Pandaſy, den alten Garnfärber, eſſen wollten. Die Zuſammenkunft war in einem einſamen, unweit der Stadt zwiſchen Cypreſſen und Maulbeerbäumen romantiſch verſteckten Klöſterlein, und eine äußere Holzſtiege führte aus dem lehmummauerten Hof zum luſtigen Tafelzimmer hinauf, wo die Primaten mit dem Erzbiſchof an der Spitze voll guter Dinge waren.

Bei den vielen Arbeiten und Sorgen hat Se. Heiligkeit gewöhnlich ſcharfen Appetit und findet insbeſondere, daß ein guter Schluck Gebranntes ſeiner Conſtitution noch am beſten zuſage. Doch muß man aus Liebe zur Wahrheit bemerken, daß Se. Heiligkeit auch etwas ertragen kann und Vormittag allermeiſt, und als ſorglicher Wächter ſeiner Heerde häufig ſogar auch Nachmittag vollkommen bei Troſt und nüchtern iſt. Mit weggelegtem Ueberwurf und aufgeſtülpten Aermeln ſaß der ehrwürdige Prälat am Ehrenplatz und ermunterte ſeine Mitgäſte zur Frömmigkeit, gab ihnen geiſtliche Lehren und machte ſie unter Lob und Preis auf die Allmacht Gottes aufmerkſam, die in Theſſalien ſo guten Wein, ſo kräftiges Brod, ſo ſüße Kräuter und ſo fette Schöpſenkeulen wachſen laſſe. Auch fand Se. Heiligkeit, daß es bei aller menſchlichen Unzulänglichkeit und Schwäche im Grund genommen an Gottesfurcht, an frommen und chriſtlichen Gedanken zu Turnovo und Lariſſa noch nicht gebreche und daher die beſte Hoffnung vorhanden ſey, der gute Gott werde ſeiner Heerde in Zukunft vielleicht noch milder und gnädiger gedenken als bisher geſchehen. Der fromme und gottesfürchtige Prälat war beſonders heiterer Laune und man hatte vor dem geiſtlichen Gelage aus den Communal-Erübrigungen Gaſtgeſchenke in türkiſchen Goldmünzen an die Zechenden vertheilt, wobei der Antheil des hochwürdigſten Pontifex natürlich nicht der geringſte war. Aber ſieh da! inmitten der geiſtlichen Luſtbarkeit geht die Zimmerthüre auf und Pandaſy der alte Garnfärber tritt herein.

Wie ein zweiter Ulyſſes im Saal der Freier ſtand der Mann aus Turnovo mit einem mächtigen Kurbatſch unter der Thüre und hinter ihm ein handfeſter

Genoſſe als Stützpunkt in etwaiger Noth. Das aufgedunſene dunkelblaue Geſicht war noch dunkler gefärbt, die kleinen grauen Augen ſprühten Zornesfunken unter ſtruppigen Brauen hervor und ein Strom von Schmähungen ergoß ſich über die verblüfften Zecher und den hochwürdigſten Vorſitzer des Mahles. Gewiſſenloſigkeit, Schelmenſtücke, Diebeskniffe und derlei verfängliche Dinge warf er ihnen vor, und „ob ſie ſich nicht ſchämten den Armen das Brod vom Munde wegzunehmen und ſchwelgeriſche Gelage zu halten, während ſo viele chriſtliche Familien in Turnovo am Hungertuche nagen?“ Niemand antwortete in der erſten Ueberraſchung, man war ja ungerüſtet und ſah den mit einem Knotenſtock bewaffneten Helfer vor der Thüre. Der Raſende vergaß ſich völlig; wie vom Dämon fortgeriſſen ſchritt er zum Tiſch heran und ſchwunghafte Peitſchenhiebe klatſchten ſauſend auf den gottgeweihten Prälaten nieder. Aber geſtärkt durch Speiſe und Trank ſprang der beleidigte Oberprieſter auf und packte den ruchloſen Färber mit feſter Hand. Es entſtand wüthendes Gemenge, es regnete Hiebe, Püffe, man kratzte, ſpie einander ins Geſicht; Pandaſy faßte den Gegner am ehrwürdigen Mönchsbart, und am Ende kamen die Ringenden bei der Thüre hinaus und rollten ineinander verbiſſen und verſchlungen über die Holzſtiege in den Hof hinab, wo man ſie endlich nach erſchöpfter Wuth auseinander brachte.

Der alte Pankaſy und ſein Begleiter ſchwangen ſich aufs Pferd und ritten in die Stadt zurück, der Erzbiſchof aber ging wieder in den Saal hinauf. Ein Blitz, möchte man glauben, ſey aus den Wolken auf den verruchten Frevler niedergefahren, der ſeine Hand wider den Geſalbten des Herrn aufgehoben hatte. Die unerſchöpfliche Langmuth Gottes, welcher ohne Zweifel ſeinen Diener prüfen wollte, kam aber bei dieſer Gelegenheit wieder deutlich ans Licht; denn nicht nur iſt der Blitz nicht herniedergefahren, die Gemeinde konnte auch die Entfernung ihres mißhandelten Erzbiſchofs auf wiederholtes Begehren nicht erwirken. Die türkiſchen Behörden nahmen für den Garnfärber Partei; man vermittelte, ſuchte auszuſöhnen, „es ſey nur momentanes Aufwallen der Leidenſchaft, des Affektes, des gekränkten Selbſtgefühls ohne alle nachhaltige Bosheit geweſen, das man gegenſeitig vergeſſen müſſe.“ Zu nicht geringer Schmach des chriſtlichen Namens blieb der Garnfärber unbeſtraft und behielt Se. erzbiſchöfliche Heiligkeit ihre Schläge wie ihren Sitz bis auf den heutigen Tag. Ein Augenzeuge hat mir alles erzählt. Jeder aufrichtige Freund der Religion muß das Loos der byzantiniſchen Prieſterſchaft beklagen, weil ſie im Schmutz irdiſcher Intereſſen befangen, nirgend jenen achtunggebietenden Grad von Unabhängigkeit und jenen höhern reinen Glanz beſitzt, den nur Uebergewicht geiſtiger Vorzüge und ſozialer Stellung gewähren kann.

Die byzantiniſche Kirche iſt die Magd ihrer Gläubigen, die ihrerſeits Knechte eines fremden Eroberers ſind. Durch Sittenreinheit und ſtrenges Exempel die Heerde erbauen und zur Tugend führen, wäre ſchön; aber auch durch geiſtliche Cenſuren das moraliſche Uebel bekämpfen, wäre für das Allgemeine ſchon Gewinn. Das erſtere iſt in Theſſalien eben ſo ſchwer als überall, das andere aber in den politiſchen Verhältniſſen der anatoliſchen Kirche nicht praktikabel, weil es Uebertritte zur herrſchenden Staatskirche das Islam erzeugt. „Willſt du leben und deine Einnahme nicht verlieren, ſo laſſe mich gewähren“, ſagt der vornehme reiche Grieche. „Drückſt und verfolgſt du mich, ſo werde ich Türke und räche mich“, ſpricht der Arme und Geringe. An ſittliche Veredlung und Beſſerung durch Zuthun der *Ecclesia militans* iſt unter ſolchen Umſtänden nicht zu denken; ſpontane Gewiſſensregungen und innere Erleuchtung führen hier allein zur Beſſerung. Deſto leichter wird man ſich die ſpekulative Gewandtheit erklären, mit welcher der griechiſche Pope und Erzprieſter vor allen Geiſtlichen der Chriſtenheit, Geldgeſchäfte zu leiten und geiſtlichen Erwerb überhaupt zu betreiben verſteht. „*Tabu*“ nennen die Götzenpfaffen auf den Südſee-Inſeln jedes ihnen anſtändige irdiſche Gut, um es vor den Griffen der Laien ſicher zu ſtellen. Erſt in Turnovo erfuhr ich zufällig, daß der byzantiniſche Klerus ein ähnliches Erwerbsmittel ausgedacht und jährlich bedeutende Werthe als „Gut des heiligen Grabes" (τοῦ ἁγίου τάφου) in ſeinen Gewahrſam bringt.

Wie man in der lateiniſch-katholiſchen Kirche für „*propaganda fide*" ſammelt, wirkt und ſpekulirt man in der griechiſch-katholiſchen, um das heilige Grab vollends den „abgöttiſchen" Lateinern zu entwinden. Nicht etwa nur Baares wird angenommen; auch ſeidene Stoffe, Brokate, Teppiche, koſtbare Möbel, Stickereien in Gold und Silber, Perlenſchnüre und diamantengeſchmückte Heiligthümer werden bei den Kirchen hinterlegt und als „Heiliggrab-Gut" aller Reklamation, ja nicht ſelten den Anſprüchen legitimer Erben enthoben. Denn Papa-Chilio, des Erzbiſchofs Vikar zu Turnovo, verſichert die reichen Wittwen, „nichts ſey Gott gefälliger und führe ſicherer zum Himmel als Bereicherung des heiligen Grabes ſelbſt auf Koſten der eigenen Kinder." Geld, ſagt der fromme Pope, führt zu Müſſiggang und Sünde; die Jungen ſollen ſich nur ſelbſt bemühen, ſollen arbeiten, ſparen, ſammeln, die Matronen aber ſollen fleißig faſten und an gebotenen Tagen außer Teig mit Feldgras nichts genießen und ihm das Erübrigte bringen, damit er es beim heiligen Grab auf geiſtliche Zinſen lege.

Der äußerſte, letzte, allgemeinſte und immanenteſte Gedanke der byzantiniſchen Kirche iſt das heil. Grab. Byzanz iſt centripetal und nur innerhalb der Gränzen thätig; das univerſelle centrifugale Rom dagegen, ſinnt zu gleicher Zeit wie es den Buddhaiſten von

China und den Anthropophagen auf Nukahiwa und Tonga-Tabu das ſanfte Joch chriſtlicher Geſittung und geiſtlicher Herrſchaft auf den Nacken lege. Ein byzantiniſcher Taſſo würde die Befreiung Jeruſalems von den Lateinern zum Thema ſeiner Geſänge wählen. Die abenteuerlichſten Sagen über Mirakelkämpfe und Siege der orthodoxen Biſchöfe in der heiligen Stadt wider den abendländiſchen Erbfeind cirkuliren unter den gläubigen Garnfärbern von Turnovo, und der Titel eines Heiliggrab-Pilgers verleiht dem anatoliſchen Chriſten nicht geringern Ruhm als die Wallfahrt nach Mekka dem Mohammedaner gibt.

Was der abendländiſchen Kirche nie ganz gelingen wollte, oder ſchnell wieder verloren ging, hat die morgenländiſche vollſtändig durchgeſetzt: ſie iſt eine compakte Einheit in Sinn und Beſtrebung und ihre größte Stärke liegt in der Mäßigung mit der ſie erſt nur um Anerkennung gleicher Rechte ringt. Nach dem Siege wird ſie ihrerſeits zum Angriff übergehen.

Dieſe einzelnen Sittenzüge aus dem Leben der Theſſalier unſerer Tage mögen manchem Leſer vielleicht kleinlich, ja unbedeutend und ſogar langweilig ſcheinen und man fände es vielleicht unterhaltender und viel lehrreicher, wenn ich mit Uebergehung geiſtiger und materieller Zuſtände der byzantiniſchen Jetztzeit mehr das Alterthum in Angriff nähme und gewiſſe äußerſt wichtige, aber noch immer unentſchiedene Streitfragen der Archäologie zu löſen und z. B.

akademiſch-gründlich herzuſtellen ſuchte, ob Jaſon die linke oder ob er die rechte Sandale verloren, wo und aus welchem Geſchirr eigentlich Achilleus das Bärenfett gegeſſen und welchen Weg der verzauberte Eſel Lucians auf ſeiner empfindſamen Reiſe aus Theſſalien nach Macedonien genommen habe; item zu welcher Klaſſe die von Pyrrha und Deukalion nach der Fluth hinter ſich geworfenen und in Menſchen verwandelten Pindusſteine gehörten? ob es Granit, Glimmerſchiefer, Feldſpath-Porphyr, rother Sandſtein oder Dolomit geweſen ſey? An alle dieſe Fragen und noch an viele andere dachte ich oft genug in Turnovo. Ich war ja mitten auf dem Schauplatz der älteſten Mythenwelt und der Uranfänge des helleniſchen Volkes, ſah täglich den niedrigſtreichenden Pindus, das Oetagebirge, den Pelion, den Oſſa und die vielwipflige, breite, maſſige, hohe Wand des nahen Olympus mit dem fetten Wintergrün der lariſſäiſchen Ebene vor meinem Auge prangen und hielt mit den Centauren von Wlachojani, wie mit den Giganten der ſpindelreichen Ampelakia freundlichſten Verkehr. Nicht wie die Leute, welche Phthia und Schönhellas bewohnten und Myrmidonen, Hellenen und Achäer hießen,[1] vor dreißig Aeonen waren oder nach dreißig Aeonen etwa ſeyn könnten und ſollten, ſondern wie ſie heute ſind, wie ſie jetzt denken und handeln, was ſie gegenwärtig ſuchen, hoffen und fürchten, iſt dieſen Skizzen als Ziel vorgeſteckt. Mögen andere vom „Lanzenſchwinger Epiſtrophos“, von Selepias, Proteſilaos und Philoktetes reden und das „ſchöngebaute Jolkos“ und die lariſſäiſchen Tänzerinnen preiſen; ich erzähle von Seldſchuken, Wlachen und Gräko-Slaven, von Krappwurzeln, Weberſchifflein und Metropoliten, von Papa-Chilio und Garnfärber Pandaſy, vom breiten dunkelgrünen Maulbeerblatt und vom melancholiſch-lieblichen Klageruf des „Gkjon“ durch die mondſtillen, heiterfriſchen Sommernächte von Turnovo. Wem das Gemälde verzerrt und widerlich ſcheint, der klage die Menſchen an, daß ſie nicht beſſer ſind. Es iſt hier vielleicht etwas mehr als Menander; doch nicht ganz die Ungebundenheit der alten Komödien, die

---

[1] *Οἳ τ'εἶχον Φθίην, ἠδ' Ἑλλάδα καλλιγύναικα, Μυρμιδόνες δὲ καλοῦνται καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοί.*

> *Siquis erat dignus describi, quod malus aut fur*
> *Quod moechus foret aut sicarius aut alioqui*
> *Famosus, multa cum libertate notabant.*

Nach einwöchentlicher Raſt und ſattſamer Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen Theſſaliens überhaupt und Turnovo's insbeſondere ward ein Ausflug nach der Hochebene Alaſona unternommen, um das Land auch im Einzelnen kennen zu lernen. Ich wollte wiſſen warum Homer der Stadt Oloofon (heute Alaſona) den Beinamen *λευκήν*, „die weiße“ gibt.[1] Auch hatte ich ſchon zu

---

[1] .... *πόλιν τ' Ὀλοοσσόνα λευκήν.* Iliad. II, v. 739.

Theſſalonich gehört, ein Mann von Tſcharnitſchena auf derſelben Hochebene ſey im Beſitz von mehr als zwei Pfund neugefundener Münzen des Alterthums, unter denen ſich vielleicht *inedita* aus den Zeiten der theſſaliſchen Republiken finden könnten. Nach den europäiſchen Landkarten wäre Alaſona wenigſtens 12—15 Stunden von Turnovo entlegen; der wirkliche Abſtand beträgt aber nur vier Stunden im gewöhnlichen Karavanenſchritt. Außer dem Hausherrn und dem oft bemeldten Empirikus Konſtantin ſchloß ſich Ali-Beg, der Sohn eines reichen Albaneſen aus Lala, mit ſeinem Diener, der ehmals Räuber war, der Geſellſchaft an. Vermuthlich war Ali-Begs Vater als Polizeichef von Turnovo begierig zu wiſſen, was ein Franke um dieſe Zeit in Tſcharnitſchena für Geſchäfte haben könnte.

Der Leſer erinnert ſich noch, daß Turnovo nur etwa 500 Schritte vom ſanft anſteigenden Uferrand der großen Ebene liegt. Dieſer Rand, wie zum Theil auch ſchon früher bemerkt wurde, iſt eine vom Fuß des ſchieferreichen Olymp auslaufende, dürre, gerundete Hügelkette aus nackten Marmorfelſen ohne Baum, ohne Quelle, ohne Grün und nur mit einem ſtaubigen, ſalbeiähnlichen Kraut aus dem Geſchlecht der Sideritis, wenn wir nicht irren, traurig und dünne bewachſen, während der „ſmaragdgrüne Raſen und das dunkle Grün der Binſen, Geſträucher und Bäume“ auf der von Quellen und Bächen reich getränkten

Fläche das Auge ergötzt und das Gemüth erheitert. Wir ritten etwa anderthalb Wegſtunden am Fuß der dürren Hügelkette bis zum Punkt, wo ſie, unmittelbar hinter dem Koniaridorfe Mati ſtumpfwinkelig mit dem Granit der Olympuswurzel zuſammenrinnt. Ein kryſtallheller waſſerreicher Bach, wir ſahen es nicht ohne Entzücken, quillt unmittelbar unter dem ausgebrannten Geſtein hervor und hat ſich dicht am Urſprung ein tiefes (die Eingebornen ſagen bodenloſes) Becken mit hellgrünem Waſſerſpiegel und einem Kranz hohen Schilfes gegraben. Ein Platanendickicht von rieſigem Wuchs gibt dem Wanderer Schattenkühle und aus dem überſtrömenden Born zieht durch Gebüſch und Grün der lange Silberſprudel zwiſchen den Selbſchuken-Dörfern in der Richtung gegen Tempe zum Bett des Sarantaporos und mit dieſem in den welligen Peneios hinab. Im Gegenſatze mit dem periodiſch rauſchenden Wildſtrom von Turnovo möchten Neuere in dieſem ſchönen Bache den „lieblichen Titareſios“ der Iliade erkennen.[1]

Um die Sterblichen für das reiche Gut einer ſo üppigen Strömung und einer ſo erquickenden Schattenfülle gleichſam zu beſtrafen, und das große Geſetz der Contraſte aufrecht zu erhalten, liegt unmittelbar hinter dem Raume des dürren Hügelrandes, beinahe eine Wegſtunde vom Brunnen der Glückſeligkeit entfernt, ein Chriſtendorf ohne einen einzigen Baum und ohne alles Waſſer, ſo daß der tägliche Bedarf für die ganze Gemeinde, für Menſch und Vieh, in Fäſſern vom Born der Ebene heraufzuſchaffen iſt. Und doch bleibt das Dorf von Geſchlecht zu Geſchlecht auf dem undankbaren Grunde! Der Menſch, ſcheint es, lebt um jeden Preis, und Gewalt und Natur mit allem Muthwillen tyranniſcher Laune ſind noch ſchwächer als ſeine Geduld.

---

[1] Οἵ τ' ἀμφ' ἱμερτὸν Τιταρήσιον ἔργ' ἐνέμοντο,
ὅς ῥ' ἐς Πηνειὸν προΐει καλίῤῥοον ὕδωρ.

Theſſalien iſt mehr als jedes andere Land der türkiſchen Monarchie treues Sinnbild des Islam und des Evangeliums. Der Islam mit ſeiner Grundlage des Hochmuths und der Sinnlichkeit beſitzt alles Labſal der grünen fetten Trift; das Evangelium dagegen als Religion der Demuth, der Armuth, der Entbehrung und des beſtändigen innern Kampfes hat in Theſſalien überall nur die ausgebrannten, ſchatten- und waſſerloſen Schieferhalden des großen Uferrandes als Erbtheil erhalten. Die Weiber dieſer „Waſſerloſen“ hüten den Herd und weben, die Männer ſuchen als Handwerker, Taglöhner, Schnitter, Säemänner und Spekulanten Brod und Erwerb in der Ebene, in großen Städten, auf fernen Küſten, und kommen im Winter oder Zeitweiſe mit dem Erübrigten in ihre traurige, aber doch theure Heimath zurück. Dieſe Gemeinden ſind ſicher, weil niemand ihren ertragloſen Boden begehrt. Doch ſind Heldenmuth und nachhaltiger kriegeriſcher Ungeſtüm, wie ihn die

Romantik des Abendlandes den Dürr-Haldenbewohnern des großen Ringbeckens leiht, in neuern wie in ältern Zeiten nicht ſonderlich zum Vorſchein gekommen. Sind Albanier und reine Slaven, wie z. B. der Tſchernogorze (Montenegriner) herausfordernd und kriegeriſch, ſo iſt der Gräko-Slave und der Gräko-Wlach eher kleinmüthig, geduldig und verzagt.

Von dem ſlaviſch benannten, aber ikoniſch bewohnten Dorfe Mati kamen wir in einer Stunde ſanften Rittes in anſteigender Schlucht auf die Höhe des Paſſes, wo ein albaneſiſcher Soldhaufen zur Hut des Uebergangs unweit eines iſolirten Wartthurms am Bivouakfeuer lag und uns erſt nach ſcharfem Examen und gehörigem Ausweis, als wären wir Klephten, vorüberließ. Der Paß wird Meluna genannt und gewährt einen überraſchend ſchönen Rückblick auf die große „pelasgiſche" Ebene, die ſich wie ein grüner, von Silberfäden durchwirkter Teppich weit über das im Dunſtkreiſe ſchwimmende Minaret-Gewirre von Lariſſa und die deutlich zu erkennenden Salambria-Windungen in prachtvollem Panorama auseinanderzieht. Eine kürzere und weniger ſteile Schlucht führt auf der andern Seite des Bergſattels auf die kleine Hochebene von Alaſona hinab, die ein vollkommenes Ebenbild der großen Centralfläche in verjüngtem Maße iſt. Bei einem Durchmeſſer von etwa anderthalb Stunden mag ſie deren fünf im Kreiſe zählen und hat, wie man es ſchon vor mir bemerkte, ganz das Anſehen eines plötzlich zum Feſtland erſtarrten Sees mit ungleichem Küſtenrand. So ſpiegelglatt, nivellirt und feingebürſtet iſt der früchtenſchwangere humusreiche Grund.

Die Schluchten des Olympus und der Cambuniſchen Berge, die mit ihren Ausläufern die ganze Umwallung der lieblichen Fläche bilden, ſpenden ihre Waſſer theils perennirend, theils periodiſch und treiben die Pappel, den Maulbeerbaum, die Weinrebe und den Maisſtengel in ſtrotzender Fülle empor. Kaum waren wir vom Bergſattel herabgeſtiegen, als vom entgegengeſetzten Rand der Ebene Stadt und Felſenkloſter Alaſona mit den weißlichen Klippen herüber leuchteten und uns das Räthſel des Homeriſchen Epithetums erklärten. Rechts am Fuß der Olympushalde, wo aus breitem Schlunde der Wildbach hervorrauſcht, hing die „Maulbeerſtadt“[1] und neben ihr ein anderes Kloſter lieblich unter Baumgruppen und dunkelm Laubwerk verſteckt. Hier war unſer Ziel. Aber die Münzen, das hörten wir gleich nach unſerer Ankunft im Einkehrhauſe von Tſchanitſchena, hatten bereits ihren Weg nach Athen genommen und die Scheu vor dem Bölük-Baſchi-Sohn, den man in unſerer Begleitſchaft ſah, hemmte allen weitern Verkehr. Kaum ein und anderer Chriſt wagte es insgeheim ſeine ärmliche Waare anzubieten. Arm ſeyn und doch jedesmal die Steuer pünktlich zahlen, iſt die einzige Tugend, die man von türkiſch regierten Unterthanen fordert.

---

[1] Das iſt Tſcharitſchena, auch Tſcharnitſchena und Tſcheritſchani geſprochen.

Noch ehe wir uns recht niedergelaſſen und den Ort beſehen hatten, waren die Geſchäfte auch ſchon abgethan, und wir hätten leicht noch denſelben Abend nach Hauſe reiten können. Wir blieben aber doch die Nacht und einen Theil des folgenden Morgens, um einige Primaten der Maulbeerſtadt heimzuſuchen und den Rückweg über das etwa eine halbe Stunde entlegene „weiße" Alaſona zu nehmen. Tſcharitſchena, ſagt man uns, hat zwiſchen 700 und 800 Wohnhäuſer mit breiten vorſprüngenden Dächern und häufig mit einem viereckigen Zinnenthurm aus Stein wegen der Olympusklephten, in deren unmittelbarem Bereich am Eingang der tiefklaffenden, wildtoſenden, friſchathmenden Bergſchlucht, zum Theil auf ſanft anſteigender Halde die Ortſchaft liegt. Der dreiarmige Wildbach, die vielen Brücken und Stege, die laufenden Rohrbrunnen, ſelbſt die Unebenheiten des Bodens, beſonders der Reichthum an Quellen, hellgrünem ſaftreichem Graſe und Geſtrüpp innerhalb der Stadt, und das breite dunkelgrüne Laub der über die Dächer ragenden Terraſſenbäume vermehren die Lieblichkeit der Lage und zugleich die Schuld der Menſchen, daß ein ſolcher Ort nicht Sitz des Friedens, des Ueberfluſſes und des allgemeinen Glückes iſt. Noch ſtehen zwar einige Häuſer leer und mehre ſind ganz eingefallen; doch hat ſich keine Ortſchaft Theſſaliens von den wiederholten Plünderungen und Bedrückungen durch Klephten und Albaneſen während des Aufſtandes ſo ſchnell erholt als dieſe Maulbeerſtadt Tſcharitſchena, die, wie ſchon früher geſagt, zugleich mit Turnovo und Ampelakia ſo lange Zeit das gewinnbringende Seiden- und Garnmonopol mit dem Occident beſaß.

Wie in beiden genannten Plätzen iſt auch hier von der alten guten Zeit nur ein Schatten mit reichem Maße übler Launen zurückgeblieben. Europäern begegnet man in den weiland vornehmen und reichen Primaten-Häuſern von Tſcharitſchena mit zurückſchreckender Kälte, wo nicht gar mit ausgeſuchter Unhöflichkeit. Die Generation der beglückten Garn- und Seidenhändler, die einſt jahrelang in Ungarn, in Wien, in Leipzig wohnten und deutſch lernten, iſt noch nicht ausgeſtorben; von den großen Summen aber, die weiland aus dem „witzloſen Nemtzilande“ nach Theſſalien rannen, ſind leider nur die Erinnerung noch geblieben und der Verdruß über das verlorne Glück. Egoiſtiſch zurückſtoßende Kälte des Occidents gepaart mit der allen byzantiniſchen Chriſten angebornen Herzloſigkeit gibt an ſich ſchon keine beſonders liebenswürdigen Charaktere. Fügt man zu dieſer ſaubern Miſchung noch eine tüchtige Doſis des herabgekommenen und bankerotten Handelsorten überall eigenthümlichen Tones ſchmollender Bitterkeit und kleinlich boshaften Sinnes hinzu, ſo hat man fürwahr die Elemente einer neuen, bei den Phyſiologen noch nicht aufgezählten Menſchenſpecies, deren ſchönſte Exemplare in Tſcharitſchena und Ampelakia ſind. Dagegen waren wir dem Biſchof des Ortes ein willkommener Beſuch, und der freundliche Prälat dankte meinen einheimiſchen Begleitern ausdrücklich für die Ehre einen „Franken" in ſein Haus geführt zu haben.

Der Mann war ein noch junger, ſchwarzköpfiger, rüſtiger Bulgaro-Slave, der neben der Mutterſprache geläufig griechiſch und türkiſch verſtand, aber gegen die Gewohnheit ſeiner Standesgenoſſen die Kalogeros-Mütze weggelegt, und das rabenſchwarze Haar in zierlicher Toilette zuſammengerichtet hatte. Die anſtändigen Fragen des Biſchofs, ſobald er wußte woher der Fremdling komme, über bayeriſche Staatsverfaſſung, über Gemüthsart und Geiſt des Königs, ſo wie über Macht und Kraft der einzelnen Fürſten Germaniens und über kirchliche Ordnung insbeſondere verriethen ſchnell, daß wir zu einem der begabteſten, geiſtvollſten und hellſten Köpfe des byzantiniſchen Clerus gekommen waren. Der Mann hatte Ideen und könnte unter günſtigen Umſtänden bei ſeinen Glaubensgenoſſen eine bedeutende Rolle ſpielen.

Nicht ohne etwas Selbſtgefälligkeit über die geräumige, zwei Stockwerke hohe und ganz gemauerte Wohnung und den reinlichen, eleganten „Hausſtand" fragte Monſignore, ob die Biſchöfe im Frankenlande auch dergleichen Herrlichkeiten beſitzen? Um die innere Glückſeligkeit des Mannes nicht zu trüben, aber auch der Wahrheit nichts zu vergeben, ward dem Biſchofhaus von Tſcharitſchena vor allen mir bekannten geiſtlichen Reſidenzen byzantiniſcher Lande der erſte Rang zuerkannt, jedoch beigefügt, daß es beſonderer Umſtände wegen die Franki-Biſchöfe in allen dieſen Dingen noch viel weiter zu bringen wiſſen. Man beſchrieb Form und Ausſchmückung geiſtlicher Fürſtenburgen, wie ſie in Deutſchland vor der Revolution waren und zum Theil auch jetzt noch ſind und, ſo Gott will, bald wieder werden ſollten. Ich erzählte in Kürze vom Pomp biſchöflicher Aufzüge, vom geſegneten Einkommen der fränkiſchen Oberhirten, von der Größe ihrer Diöceſen, ſo wie vom andachtsvollen Luxus und vom großen Nutzen ſolcher Dinge für das Seelenheil.

Der Sprengel dieſes in ſeiner Vorſtellung ſo gewaltigen und glücklichen Slaven-Pontifex beſteht eigentlich nur in den beiden Städtchen Tſcharitſchena und Alaſona, von denen das eine nicht ganz, das andere aber auch nur zur Hälfte chriſtlich iſt. Die beiden Bauerndörfer am entgegenſtehenden Rand der Spiegelebene ſind ausſchließlich von Mohammedanern bewohnt. Und doch genießt er alle Vorrechte des byzantiniſchen Episkopats, trägt am Altar die Kaiſerkrone auf dem Kopf und wird — nach unſern

Begriffen — mit dem Titel „Königliche Hoheit“ angeredet.[1] Als König und „Deſpot“ gebührt ihm die morgenländiſche Adoration Seitens ſeiner Glaubensgenoſſen und ich ſah oft genug, und ſah namentlich auch hier wie der gläubige Empirikus von Turnovo jedesmal vor Sr. Hoheit von Tſcharitſchena auf alle viere niederfiel und mit der Stirne den Fußboden berührte. Bei den ſtarrköpfigen Franken, wie man weiß, iſt ſo viel Andacht und Demuth nicht üblich. Auch klagen die griechiſchen Biſchöfe nicht ſelten über das ſtraffe, irreligiöſe und hochmüthige Benehmen derjenigen ihrer orthodoxen Schäflein, die eine Zeitlang im Occident waren und vom wahren Glauben „abgefallen ſind“.

Im byzantiniſchen Orient, bei Gräken und Türken, — man kann es nicht oft genug wiederholen, — gelten wir Abendländer ohne Ausnahme für eine Horde zuchtloſer Libertins, die alle Bande göttlicher und menſchlicher Disciplin abgeſtreift und in der Praxis keine Grenzſcheide zwiſchen Gut und Böſe anerkennen. Nicht genug! Uns Deutſche hält man überdieß noch allgemein und insgeſammt für ſtupid und verzagt. Wenn man die erſte und allgemeine Hälfte dieſer Levante-Meinung im Selbſtgefühl ſeiner Vorzüge auch noch ertragen und nöthigenfalls ſogar erklären kann, ſo muß doch der zweite und beſondere Theil dieſer Nationalkritik in Betreff der Deutſchen einiges Befremden erregen, beſonders wenn man in Rechnung bringt, daß ſich die Byzantiner ihr Urtheil nicht etwa a priori nach Diktaten und Randgloſſen irgend eines eben ſo unweltläufigen als tiefſinnigen capadociſchen Metaphyſikers und Kathederhelden, ſondern aus eigener Erfahrung und unmittelbarem Verkehr mit den Deutſchen der neueſten Zeit gebildet haben. Von ſich ſelbſt eine gute Meinung zu haben iſt bei jedem Volke üblich, und ſelbſt das Uebermaß der Eigenliebe wird verziehen; aber erſt die Anerkennung durch die Fremden ſchafft jene innere Befriedigung und jenen vollen Ruhm, auf den die Nationen mit Recht ſo eiferſüchtig und empfindlich ſind. Und dieſe Anerkennung ſoll uns Deutſchen, die wir jährlich zehntauſend Bücher drucken laſſen, von Leuten verſagt werden, die bisher weder etwas Verſtändiges zu ſchreiben, noch etwas Kluges zu thun vermochten!

---

[1] Δεσπότης iſt nach deutlicher Beſtimmung des byzantiniſchen Staatsceremoniels der zweite Grad ſouveräner Fürſtenwürde und ward namentlich den Königen von Serbien, Bosnien und Bulgarien amtlich zugeſtanden.

Oft habe ich bei mir ſelbſt unter dieſen Umſtänden nachgedacht, warum etwa das große deutſche Volk im Byzantiniſchen ſo geringen Credit genieße und dort weniger als z. B. bei unſern chriſtlichen Nachbarn in England, Frankreich und Moskovien ob ſeiner Weisheit und Stärke geprieſen ſey? Manchmal glaubte ich freilich den Grund entdeckt zu haben, ſcheue mich aber doch mit dem Gedanken herauszurücken, den der Kluge von ſelbſt erräth, der Thörichte aber doch nicht begreifen, noch viel weniger aber loben würde. Soweit ich in den byzantiniſchen Landſchaften herumgekommen bin, habe ich überall gefunden, daß man ſich Deutſchland unter der ſlaviſchen Benennung „*Niemetz*“ (türkiſch *Nemtsche*, griechiſch *Νεμίτζιος*) als eine compacte politiſche Einheit mit einem einzigen zu Betſch (Wien) an der „Tuna“ reſidirenden allgewaltigen Oberhaupte denkt, wie etwa die Staaten von Stambul, Moskov, Frendſch und Inkilis. Wie ich aber das Irrthümliche dieſer Vorſtellung berichtigte und von den achtunddreißig an Umfang und Macht höchſt ungleichen, von einander völlig unabhängigen, durchaus eigenſinnigen, nach der gewöhnlichen Behauptung aber doch in gleichem Takt ſich bewegenden und wenn es darauf ankomme, einſinnigen Staaten der Niemetz erzählte, ſahen ſie mich mit Augen an, in denen ich deutlich las: „Jetzt begreifen wir, wie und warum ihr ſeyd, für was wir euch halten.“

Der Biſchof von Tſcharitſchena, der noch niemals einen Niemetz geſehen hatte und natürlich auch unſere politiſchen Einrichtungen nicht kannte, äußerte ſeine Verwunderung über eine Ordnung beſagter Art mit Höflichkeit und ſchien auch die ideale Harmonie der achtunddreißig Selbſtändigkeiten weniger ſchwer zu begreifen als die türkiſchen Zwiſchenredner beim

Souper des Weſires von Lariſſa, bei dem wenige Tage nach unſerer Heimkehr von Alaſona derſelbe Gegenſtand verhandelt wurde. Voll Beſchämung muß ein Deutſcher die Augen niederſchlagen, weil man wenige Schritte jenſeits der Gränzen von dem großen deutſchen Vaterlande ſchon nichts mehr weiß. Den Byzantiniſchen Völkern wenigſtens ſind wir heute noch eben ſo fremd als uns Europäern Tombuktu und die Negerſtaaten Inner-Afrika's. Ohne alle Ruhmredigkeit ſey es geſagt, ich habe gleichſam die erſten Begriffe über unſer politiſches Daſeyn in den Orient gebracht und eine Menge neuer Vorſtellungen auf der weiten Strecke zwiſchen Kolchis und den Pindusſchluchten in Umlauf geſetzt.

Das Verhältniß der Theile zum Ganzen, der ſouveränen Getrenntheit zur ungetrennten Einheit konnten die guten Osmanli nicht begreifen. Hätte ich den Leuten freimüthig geſtehen können, das Einsſeyn des deutſchen Staatencomplexes ſey nur ein im abſtrakten Denkvermögen, nicht in der Realität Beſtehendes, ſey gleichſam nur ein idealer Begriff, der in der Wirklichkeit keine Anwendung finde, ſo wäre Allen alles gleich anfangs klar geworden. Aber wie könnte man ſo etwas behaupten und im Byzantiniſchen herumerzählen? Aus Patriotismus blieb ich verworren und unverſtändlich. „Aha!“ ſagte endlich ein weiſer Osmanli, „jetzt verſtehe ich das Verhältniß der Theilfürſten zum Ganzen: es iſt daſſelbe wie weiland der Dere-Bege Anatoliens zum Padiſchah.“ Wie ſie aber hörten, daß der gewaltige Kral von Trandabul[1] auch ein Theil des deutſchen Ganzen ſey, war alles Verſtändniß wieder dahin. Am Schluſſe ſolcher Unterredungen kamen wir meiſtens ſtillſchweigend in dem Gedanken zuſammen, „eine politiſche Verfaſſung, welche die Ausländer nicht begreifen und die Einheimiſchen ſelbſt nicht allemal verſtehen, eine Deutſche oder eine „Niemetzverfaſſung“ zu nennen.“

Mit dem Weſir Namik-Paſcha, Statthalter von Theſſalien, konnte man ſich freilich leichter verſtändigen. Der Mann hat in Paris ſehr gut Franzöſiſch gelernt, London und St. Petersburg beſucht, Deutſchland durchzogen, europäiſche Kulturbegriffe aufgenommen und ſogar Abbé Millots Univerſalgeſchichte geleſen. Zur Zeit der Reform hatte man ihm mit dem Rang eines Ferik (Generallieutenant) das große und wichtige Paſchalik Makedonien anvertraut. Wie aber mit dem jungen Sultan die alttürkiſche Partei wieder ans Ruder kam und das Reaktionsſyſtem nach und nach überwog, verſetzte man den wegen ſeiner Reiſen und ſeiner Erſtrebniſſe des „Giaurthums“ verdächtigen Namik auf den geringern und weniger ergiebigen Poſten Lariſſa. Sein Nachfolger in Salonichi kann nicht einmal die eigene Sprache leſen und ſchreiben, unterhält aber ein wohlbeſetztes Harem beider Geſchlechter, verachtet Europa und ſeine Wiſſenſchaft, plündert die Provinz und ward ob ſeiner großen Verdienſte zum Rang eines Muſchir (Marſchall) erhoben. Von alle dem iſt Namik-Paſcha das Gegentheil, und ſeine Verwaltung nennen ſelbſt die chriſtlich-griechiſchen Raja Theſſaliens eine gerechte.[1] Eben deßwegen kann er es unter den gegenwärtigen Umſtänden zu nichts bringen, und der ſchon vor zwei Jahren nicht ohne Sehnſucht und Zuverſicht erwartete Muſchirtitel iſt heute noch immer nicht nach Lariſſa gekommen. In der Türkei muß man „Verdienſte" haben, um vorwärts zu kommen!

---

[1] Unter dieſem Namen verſteht man in der Umgangsſprache der Türken das preußiſche Königreich.

Hr. von Mihanowitſch, zu deſſen Conſular-Sprengel auch Theſſalien gehört, hatte mir ein Schreiben an Namik-Paſcha anvertraut und wir ritten — der Weg beträgt nur drei mäßige Stunden — eigens nach Lariſſa hinein um es dem Weſir zu übergeben. Leute, die in der Welt herumreiſen, ſtellen gerne Vergleichungen der einheimiſchen und der fremden Sitten an. Und wenn man hier bemerkt, daß der Zutritt zu einem türkiſchen Großbeamten mit viel weniger Umſtänden und Gefahren verbunden iſt als bei den Weſiren deſſelben und oft noch weit geringern Ranges in der Chriſtenheit, ſo ſoll es kein Tadel, ſondern eine leere Beobachtung ſeyn, die ſich von ſelbſt ergibt. Am Hofthor des Regierungsgebäudes, wo die oberſte Civil- und Militärgewalt der Provinz reſidirt, fanden wir keine Schildwacht. Im Erdgeſchoß, zum Theil in ärmlichen Schoppen auf zwei Seiten des innern Platzes, ſind die Kanzleien. Im erſten Stockwerk, wohin man aus dem Hof auf einer hölzernen Außenſtiege gelangt, iſt ein offenes Veſtibulum, wo ſich die Cavaſſen und unmittelbaren Diener der Gewalt aufhalten und der Privatſekretär ſeine Stube hat. Dieſem erklärt man ſeine Abſicht mit dem Weſir zu ſprechen, der unmittelbar am Veſtibulum ſeinen Divan hat. Die Stelle der Zimmerthüre, die den ganzen Tag offen bleibt, vertritt ein Vorhang aus gefärbtem Tuch, das man ohne weitere Meldung auf die Seite ſchiebt oder, wenn man von Bedeutung iſt, durch einen der Diener heben läßt.

---

[1] *δὲν τρώγει ὁ βεζῆρις, πολλὰ ὀλίγο τρώγει ὁ Πασιά* hörte ich von Leuten der gemeinen, Vorgeſetzte meiſtens hart beurtheilenden Volksklaſſen.

Das alles iſt aber ſo einfach und zugleich den engherzigen Begriffen und Satrapenlaunen des Occidents ſo widerſtreitend, daß es einem disciplinirten Deutſchen beinahe an der nöthigen Kühnheit gebricht ohne alles Zögern, Zagen, Fragen, Beſorgen und Verneigen vorwärts zu gehen. „Geh nur hinein! was zögerſt du?“ rief ein Albaneſe aus dem Veſtibulums-Trupp dem Fremdling zu. Ich hob das Velum weg und ſieh da! Namik Paſcha in ſeinem kaffeebraunen Paletotſack, das kübelförmige dichtwattirte rothe Fes auf dem Kopfe, ſaß mit untergeſchlagenen Beinen wie eine Pagode an der Divansecke. Ich hielt meinen

Sermon, ſo gut es ging, auf türkiſch und übergab zugleich das Schreiben des Hrn. von Mihanowitſch. Der Weſir erwiederte den Gruß in derſelben Sprache, that einige Fragen, lud zum Sitzen ein und las den Brief, während der Diener ſchweigend und leiſetretend den Kaffe und die Ambrapfeife brachte. Inzwiſchen traten immer mehr Leute in den Saal, denn es war um die geſchäftigſte Zeit des Tages und wir wurden im Geſpräche über den Inhalt des Briefes, über die Grenzververhältniſſe des benachbarten Griechenlands, über die Londoner Konferenz, über Perſonalien ꝛc. beſtändig unterbrochen und der Paſcha fragte, ob ich Eile habe und nicht einen Tag in Lariſſa bleiben und nach Sonnenuntergang mit ihm eſſen wollte, wir könnten dann in Ruhe weiter reden.

Obwohl ich lieber nach Turnovo zurückgeritten wäre, hatte ich doch nicht den Muth nein zu ſagen. Zugleich ſandte der Paſcha Befehl in ein angeſehenes Chriſtenhaus, man ſoll mir Quartier bereiten, und der Hausarzt, ein Grieche aus Volo, der etliche Jahre in Wien geweſen iſt, wurde beauftragt, den Gaſt zu unterhalten, in der Stadt herumzuführen, ihn auf alles Merkwürdige aufmerkſam zu machen und Abends bei gehöriger Zeit in das Seraï zurückzubringen. Natürlich erhob niemand Widerſpruch, denn des Weſirs Wille iſt hier Geſetz. Unter den Eintretenden war auch ein ganz ärmlicher in Lumpen gekleideter bejahrter Türke, der wo nicht geradezu ein Bettler, doch jedenfalls in den geringſten und niedrigſten Umſtänden war. Drei albaneſiſche Bimbaſchi in vergoldeten Bruſtſchuppen und glänzenden Gewändern, und neben dieſen ein mohammedaniſcher Landedelmann mit ſeinem elegant gekleideten, kokett geſchniegelten Sohn machten dem Paſcha zu gleicher Zeit ihre Cour. Der Mann in Lumpen trat aber ohne die geringſte Verlegenheit, vielmehr in ungebeugter ſtolzer Haltung vor den Paſcha hin, legte eine kleine Feldblume als Gabe auf das Divankiſſen, nannte ſeinen Namen und fragte, „wie es mit ſeiner Sache ſtehe? er habe auf ſeine vor mehreren Tagen eingereichte Bittſchrift noch immer keinen Beſcheid erhalten und komme nun ſelbſt zu ſehen, was der Paſcha für ihn zu thun gedenke, denn es habe Eile, er könne nicht mehr leben und es müſſe ihm geholfen werden.“ Der Weſir antwortete mit der größten Sanftmuth: „Dſchianum (mein Gemüth), ich habe deine Bittſchrift geleſen und kenne deine Lage recht gut und nur der Drang der Geſchäfte, der jetzt beſonders heftig iſt, hat mich verhindert die Sache vorzunehmen; man wird dir helfen, man wird das Mögliche thun, deine Lage zu erleichtern, nur mußt du dich noch einige Tage gedulden; beruhige dich nur und geh in Allahs Namen, deine Sache iſt nicht vergeſſen.“ Der Mann dankte, bat aber noch einmal, der Paſcha möge ihn nicht zu lange warten laſſen „denn das erſte und nothwendigſte Geſchäft der Obrigkeit ſey dem Bedrängten beizuſtehen und dem Nothleidenden Rath zu ſchaffen.“ Und ſo ging der Mann in Lumpen mit derſelben Zuverſicht, mit welcher er hereingetreten war, zum Saal hinaus.

Denke man ſich eine ſolche Scene in der Chriſtenheit und ſtelle man die Leutſeligkeit des Weſirs von Lariſſa neben die hochmüthige Härte hin, mit der man Armen und Geringen in den Paſchaliken der chriſtlichen Länder begegnet. In der Türkei gibt es keinen höhern Rang als „Moslim“ zu ſeyn, und auf dieſen Titel iſt der Bettler nicht weniger ſtolz und zuverſichtlich als der Weſir. Ich hatte dem Auftritt mit dem größten Intereſſe zugeſehen und ging dann mit dem Medicus in das angewieſene Chriſtenhaus.

Zu ſehen iſt in Lariſſa nichts. Es iſt eine Türkenſtadt ohne die geringſte Spur als hätte hier jemals das kunſtreiche Volk der alten Hellenen gewohnt. Selbſt die Feſtungswerke der byzantiniſchen Periode ſind verſchwunden ſammt Thor und Burg, in welcher noch Mohammed IV. während ſeines Aufenthalts in Theſſalien (1669) reſidirte. Lange grasbewachſene Erdlinien mit verfallenen Holzthoren und halbgefüllten Gräben über leere Felder ſtreichend, verrathen ſtreckenweiſe die Richtung der alten Mauer und die verſchwundene Größe von Lariſſa. Die Stadt iſt offen und zieht ſich, wie Pruſa am Olymp, bei einer Viertelſtunde Breite faſt eine Stunde Weges in der

Länge dicht am rechten Stromufer des Salambria fort.[1] Der Fluß ging um dieſe Jahreszeit (6. Januar) voll und ſchlammig und trat in den Niederungen des linken Ufers häufig aus. Die mit Hochpfaden verſehene, zwei Wagen breite, 320 Fuß lange, aus breiten Quadern erbaute Brücke mit neun ſaraceniſchen Spitzbogen iſt das unvergängliche Werk des erſten türkiſchen Eroberers, jenes vielgenannten Turchan-Begs aus der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts.

Wohl ſtrichen wir durch die Bazare von Jeniſchehir,[2] um zu ſehen wie viel und welcherlei einheimiſches und fremdes Gut in den Magazinen liege und zu welchen Preiſen man hier verkaufe. Auch einige Stadtviertel wurden durchzogen, der Erzbiſchof und das neue Pracht-Seraï eines reichen Begs beſucht, aber aus Zufall hörten wir nirgend ein verſtändiges Wort, nirgend einen neuen klugen Gedanken und ſaßen bis gen Abend hin im Kaffehauſe auf dem langgezogenen ſanft anſchwellenden Hügelkamm, wo weiland Citadelle und Theater von Alt-Lariſſa ſtanden. Von beiden bringt an vielen Stellen altes

---

[1] Salamvria iſt der alte einheimiſche Flußname für das ſpätere helleniſche Peneios. Die heutigen Theſſalier accentuiren durchaus *Σαλαμβριά*.

[2] *Jenischehir* heißt „Neuſtadt“ und iſt der officielle bei den Mohammedanern allein übliche Name von Lariſſa, welch letzteres Wort nur die Chriſten und die griechiſch Redenden gebrauchen.

Gemäuer zu Tag. Dieſe milde, im Verhältniß zum wagrechten Lariſſa-Grund nicht unbedeutende Schwellung des rechten Salambria-Ufers macht den ganzen Reiz der Stadt. Ein Segment der weiten bergumſchloſſenen Ebene mit den langen Bogenwindungen des reichen vollen Stromes in der Richtung gegen den Oſſa und Olymp lag im Glanz des Abendgoldes vor unſerm Blick.

Wohl einige Stunden ſaß ich auf dem freien Platz vor der Thür und ſchaute bald in die blauen ſtillen Lüfte hinaus, bald in die langſam wogende Strömung des Peneios und auf den einſamen Platanen Cherſones — Sonntagsluſt der Lariſſa-Jugend — an der nahen Uferkrümmung hinab. Am Abhang des Citadellenhügels in der Richtung gegen die Bazare ſteht ein iſolirter Thurm mit einer Glockenuhr, und weithin über das Häuſermeer tönte in abendlicher Stille der Stundenklang. Wir warteten bis die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf den Gipfeln des Olymp erloſchen und kamen bei anbrechendem Dunkel in das Seraï zurück.

Namik Paſcha ſaß noch auf derſelben Stelle und in derſelben Haltung wie wir ihn vor mehr als ſechs Stunden verlaſſen hatten. Namik Paſcha reitet ſelten aus und ſitzt, wenn er nicht in Geſchäften ſeiner weiten Provinz von der Hauptſtadt abweſend iſt, Tage, Wochen, Monate lang, von Morgen bis Abend gleichſam bewegungslos und mit allzeit gleicher

Miene in der Divansecke, um Gerechtigkeit zu ſpenden, Fragen zu löſen, Bedenken zu heben, Streite zu ſchlichten, Huldigungen einzunehmen, Befehle zu ertheilen und ſich von jedermann Gehorſam und unterwürfiges Entgegenkommen leiſten zu ſehen. Geſchäft oder kein Geſchäft, Divane menſchenvoll oder leer macht keinen Unterſchied; der Paſcha ſitzt unverrückt und wartet bis es etwas zu befehlen gibt. Erſt mit Untergang der Sonne ſteht er auf und geht langſam ernſthaft über die Stiege in den zweiten Stock hinauf, wo Harem und Familie mit dem übrigen Labſal der Tagesmühen ſeiner harrt. Gewiß liegt im Regieren ein eigenthümlicher Reiz und iſt das Geſchäft im Grunde vielleicht nicht gar ſo langweilig und qualvoll als es bisweilen Uneingeweihten ſcheinen mag. Auch hat man ja ſchon dem Diener des weiſen Ritters von der Mancha geſagt: „wer einmal die Hände am Steuerruder habe, wolle nicht mehr loslaſſen, weil Befehlen und Gehorſam zu finden gar ſo ſüße Dinge ſeyen,“ *„por ser dulcissima cosa el mandar y ser obedecido.“* Sollte es mit dieſem Ariom richtig ſeyn, ſo hatte Namik Paſcha dieſes Mal ganz gewiß einen Tag der Sättigung und des glücklichſten Uebermaßes, denn meiner Rechnung nach ſaß er wenigſtens vierzehn volle Stunden machtübend auf ſeinem Divansplatz.

Bald nach uns traten noch zwei Gäſte ein, der Mufti von Theſſalien und der Kadi von Lariſſa, nach dem Weſir die angeſehenſten Perſonen der Provinz. Klugheit verlangte die Gegenwart dieſer beiden hohen Funktionäre aus der Klaſſe der Ulema, um Zeuge zu ſeyn, daß der Weſir einem Ungläubigen gegenüber den Geſetzen muſelmaniſcher Orthodoxie und Herrſchaft in keinem Punkte etwas vergeben habe. Namik Paſcha war ja wegen ſeiner Reiſen und Studien in Europa bei der jetzo wieder mächtigen Kaſte der Eiferer des Abfalls vom Glauben verdächtig. Alle Anſtalten und das ganze Benehmen des Weſirs während der mehr als vierſtündigen Abendgeſellſchaft verriethen ſorgfältiges Beſtreben vor den beiden gefährlichen Beobachtern gerecht zu ſeyn.

Wie vorhin der Erzbiſchof beim Erübrigungs-Mahle zu Turnovo das Evangelium, ſo citirte der Paſcha einen Spruch des Propheten und hatte auch die Mahlzeit nach altmuſulmaniſchem Brauch ohne Teller und Beſtecke angeordnet. Die Stelle der einen vertraten friſche weiche Brodſcheiben, die man am Ende auch noch ißt, die Stelle der andern aber, wie männiglich bekannt, die Finger der rechten Hand. Nur für die Suppe, die in einem ſchön verzierten Topf aus Bronze im Centrum der Kupferſcheibe ſtand, hatte man anderthalb Fuß lange Löffel aus Buchsbaumholz herumgelegt. Und doch hatte der Weſir vollſtändiges Tafel-Service aus Europa in ſeinem Schrank! Vielleicht iſt der vielen Berichte ungeachtet mancher Leſer dennoch neugierig zu erfahren wie man bei einem türkiſchen Großbeamten in ſeinem orthodoxem Styl zu Abend ſpeist.

Für Geſtalt und Einrichtung des Zimmers gibt es im Orient, wie jedermann weiß, eine einzige unüberſchreitbare Norm. Ein Divans- oder Selam- (Empfang-) Zimmer kann nur ein Viereck ſeyn und iſt unfehlbar in zwei Räumlichkeiten von ungleicher Größe geſchieden. Die erſte und allzeit kleinere Abtheilung iſt ebenen Trittes gleich am Eingang, ohne Sitz und Bequemlichkeit und der Boden nur mit geringen Matten bedeckt; die zweite und größere iſt um einen Tritt höher und häufig durch hölzerne, zierlich geſchnitzte und ungerufen von geringeren Leuten nicht zu überſchreitende Schranken von der untern abgeſondert. Hier ſind farbenreiche Fußteppiche und läuft auf drei Seiten mit breiten und bequemen Kiſſen der Divan. Die Wände ſind weiß getüncht oder höchſtens mit leichten Arabesken flüchtig und matt verziert. So war unſer Geſellſchaftsſaal in Lariſſa beſchaffen. Als Mittelzimmer hatte er nur nach vorne Fenſter, aber dieſe mit ſchmalen Zwiſchenräumen und in zwei Reihen übereinander, von denen die obere und allzeit kleinere Reihe Scheiben von matt gefärbtem Glaſe hatte. Seitwärts auf dem Fußboden, nicht weit von den ſchön geſchnitzten Schranken des Presbyteriums lag eine große, ſchwach gerandete, maſſive Silberplatte und auf ihr ſtand ein vier Fuß hoher Leuchter aus demſelben Metall mit einem

Kerzenlicht. Ein zweites Licht in einem Meſſingbehälter von gewöhnlicher Größe und Form ſtand am Eckfenſter rechts und in einer Niſche des untern Raumes brannte eine zierliche Glaslampe mit Oel gefüllt. Das war Beleuchtung und Schmuck des aromatiſch duftenden Speiſeſaales. Von Tiſch, Seſſel, Commode, Schreibpult, Secretär, Conſol, Tabouret, Fußſchemel und anderm europäiſchem Firlefanz ſah man keine Spur. Auf der Fenſterſeite des Divans nahm für ſich allein der Mufti Platz, ihm links an der Seitenwand hatte ſich der Kadi geſetzt, dieſem gegenüber am Divans-Ende der rechten Wand ſaß der Weſir und ihm zur Seite auf einem Frankenſtuhl der Gaſt aus Nemtſcheland. Der griechiſche Arzt als des Paſchas beſoldeter Diener und des Sultans geborner Unterthan hatte zwar links vom Kadi einen Sitz, aber ohne Lehne, und wenn er auch vor dem Eſſen gleich den übrigen Gäſten den Kaffe erhielt, ſo ward ihm doch nach unverbrüchlicher Vorſchrift türkiſcher Sitte die Ehre der Pfeife nicht vergönnt; auch ward ihm bei der Ceremonie des Händewaſchens vor und nach dem Eſſen nicht wie den Uebrigen ein goldgeſticktes, ſondern ein einfaches Handtuch zum Abtrocknen vorgehalten. Solche Unterſchiede wären in Europa entehrend und unerträglich, hier aber fallen ſie Niemanden auf, weil ſie im religiöſen Geſetz begründet ſind, das jedermann kennt und dem ſich kein Menſch entziehen kann.

Als es Zeit zum Eſſen war, ſtellte der Diener ein mit Perlmutter eingelegtes, hohles, unterhalb mit Spitzbogen rundgeziertes Achteck im Divanswinkel zwiſchen dem Mufti und Weſir auf den Fußteppich und legte darauf die große Kupferſcheibe mit dem dampfenden Suppennapf, den Buchslöffeln, den Brodkuchen, verſchiedenen Tunken, Süßigkeiten und einer Schale friſcher Trauben (6. Januar), die während des ganzen Eſſens zum Belieben der Gäſte ſtehen blieben. Zwölf bis fünfzehn Speiſen hintereinander, Süßes mit Saurem, Geſottenes mit Geſchmortem und Gebratenem, Ragout mit ganzen Stücken in wundervollem Wechſel; nur zu trinken gab man nichts; nicht einmal Waſſer ſtand zur Verfügung. Ich hatte Vormittag auf dem Bazar außer Weintrauben eine gute Doſis mit Butter und Honig bereiteten Khadaif verzehrt und litt während des Mahles empfindlich Durſt. Zwar holt der Diener auf leiſes Verlangen das Waſſerglas; weil es aber niemand begehrte, fehlte mir auch der Muth. Der Tiſch ward ſo in den Winkel geſchoben, daß die drei Muſulmanen auf dem Divan bleiben konnten, die beiden „Ungläubigen“ aber auf ihren mit den Divanskiſſen gleich hohen Stühlen den offenen Raum beſetzten.

Das Eſſen ſelbſt dauerte etwa eine Stunde und die Unterhaltung mußte ſchon aus Reſpekt für die beiden hochwürdigen Ulema, die als orthodoxe Muſulmanen nicht Europäiſch verſtanden, in türkiſcher

Sprache gehalten werden. Nur ſelten fiel eine franzöſiſche Phraſe des Weſirs dazwiſchen und die beiden Geſetzesleute, ſobald ſie merkten, daß man ihrer Rede in etwas kundig ſey, konnten ſich das Vergnügen an den nach ihrer Vorſtellung ſo weit herkommenden Fremdling ihres Glaubens und ihrer Sitte Fragen zu thun nicht verſagen. So lange es nur Perſönliches betraf und in kurzem Dialog über Heimath, Nationalität und Reiſen durch islamitiſche Länder, über Sitte und Brauch moslimiſcher Völker, über Aufenthalt in Stambul, über Zeit und Methode türkiſcher Studien und über den allgemeinen Eindruck osmaniſchen Staatslebens auf mein Gemüth Beſcheid zu geben war, ging alles gut und ich kam in bedeutenden Kredit, hauptſächlich weil die Antworten durchgehends nach dem Sinn byzantiniſcher Höflichkeit bemeſſen waren. Wenn aber dann ihrerſeits Weſir und Ulema fanden, daß der Gaſt für ſo kurzen Aufenthalt im „glückſeligen Stambul" merklich viel gelernt und beſonders den wahren Accent ſich angeeignet habe, ſo kann hierin der Leſer mit mir ſelbſt auch nur die Gegenwirkung byzantiniſcher Geſchliffenheit erkennen. Für fremdes Lob iſt ja keine Nation empfindlicher als die türkiſche und nirgend wird das Verdienſt die Landesſprache zu reden ſo hoch geachtet wie im Reiche der Osmanli.

Nach dem Eſſen ging jeder auf ſeinen vorigen Sitz zurück und wie der Diener mit unnachahmlicher

Grazie die Ceremonie des Händewaſchens verrichtete und wie natürlich zuerſt wieder zum Mufti kam, nahm dieſer die Ehre nicht mehr an und wies den Kannenträger mit dem Worte: „*Müsafiré*,“ d. i. „zum Gaſt“, auf die andere Seite hinüber.[1] Das war eine Sache von großer Bedeutung und ich ſäumte keinen Augenblick mit der ſtambuliniſchen Erwiederung: *Chajir, Efendim, ben dschümlenin ednasi im*, „Nein, mein Gebieter, ich bin unter allen der Letzte.“[2] *Aferim* (Bravo) ſagte hierauf halblaut der hochwürdige Mufti und blickte mit ſelbſtgefälliger Miene den Kadi an. Die eigentliche Soirée oder türkiſche Akademie im höheren Styl begann erſt jetzt und dauerte noch mehr als drei volle Stunden. Beim Reichthum und bei der Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die während einer ſo langen Zeit verhandelt wurden, und zugleich bei dem ſichtbaren Streben des Mufti ſeine arabiſch-perſiſche Gelehrſamkeit ſpielen zu laſſen, kam ich wenigſtens anfangs wiederholt aufs Trockene. Allein was ich uncorrekt ausdrückte und unvollkommen verſtand, oder gar nicht ausdrücken konnte und gar nicht verſtand, dolmetſchte kundig der Weſir.

---

[1] مسافر *müsafir*, Fremdling, Reiſender, Gaſt. Vox arab.

[2] خير افندم بن جملەنك ادناسى. ايم. Ein mit türkiſcher Redeweiſe nur in etwas vertrauter Leſer wird empfinden, um wie viel das arabiſche *dschümie* und *edna* das tatariſche *hepsi* und *kütschük* an Würde und Eleganz übertrifft.

Grammatik, Länderkunde, Geſchichte und Staatsverhältniſſe lieferten unerſchöpflichen Redeſtoff. Und nachdem man die gegenwärtige Conſtitution des Nemtſchelandes zu nicht geringer Verwunderung der Geſellſchaft beſchrieben hatte, ward türkiſche Neugierde über Urſprung und Wachsthum des Hauſes Oeſterreich befriedigt und auf die ſonderbare Frage des Weſirs „Warum die deutſche Kaiſerwahl ſo lange auf Prinzen von Oeſterreich fiel“ eine Antwort gegeben, die man hier nicht wiederholen will. In einer zu Konſtantinopel wöchentlich einmal erſcheinenden türkiſchen Zeitung, die ſich zur Belehrung türkiſcher Leſer hauptſächlich mit Ueberſetzungen aus europäiſchen Werken über Oekonomie, Naturgeſchichte und Technologie beſchäftigt, ging auch vom Zuſtande des Ackerbaues im „Kralyk Baviera“ mit großem Lob die Rede und der Paſcha fragte, ob es in unſerm Lande wirklich ſo fruchtbare und ſorglich kultivirte Strecken gebe, welche durch 40 bis 60fältigen Segen die Mühe des Bebauers vergelte, wie unglaublicher Weiſe im beſagten Journal zu leſen ſey? Ich merkte wohl, daß hier der ſogenannte Donaugrund zwiſchen Regensburg und Straubing verſtanden werde und ſtellte, ohne von der Sache eigentlich ſelbſt etwas genaueres zu wiſſen, aber eingedenk des perſiſchen Spruchs, die Frage eines Großen niemals mit *„ne mi danem“*

(ich weiß es nicht) zu beantworten, den Ertrag irrthümlich genug auf höchſtens 16 bis 20 Samen, was dem Paſcha im Vergleich mit der als Getreideboden berühmten Ebene von Lariſſa zwar noch immer viel, aber am Ende doch glaublicher ſchien.

Namiks Urtheil über die neugriechiſche Wirthſchaft in Athen, ſo wie über die Grenzverhältniſſe und über das Benehmen der helleniſchen Behörden und ihrer Patrone überhaupt will ich des Friedens wegen lieber gar nicht erwähnen. Man kann ſich ja ſelbſt vorſtellen, daß ein türkiſcher Paſcha und Gränz-Woiwode „bei den alten Erinnerungen und täglich friſchen Reibungen mit empörten und hochbeſchützten Sklaven in der helleniſchen Sache“ weniger ſchwärmt und kokettirt als ein myſtiſch-trunkener Präzeptor aus Berlin. Dieſer Theil der Unterredung wurde aparte und ganz in franzöſiſcher Sprache zwiſchen dem Weſir und ſeinem Gaſt gehalten, während die beiden entferntſitzenden Ulema mit einem dritten erſt nach dem Eſſen hereintretenden Kollegen in eifrigem Geſpräche befangen waren.

Ich benützte dieſe Gelegenheit dem Weſir die neue Anſicht auseinanderzuſetzen, die ſich in Europa ſeit Jahren über die Nationalität der heutigen Griechen geſtaltet hat. Welches Gewicht in dieſer Doctrin für Aufhellung und Begründung gewiſſer Ereigniſſe liege, ward dem intelligenten Osmanli auf der Stelle klar. „Gebieter!“ ſagte er ſich an die Geſellſchaft wendend, „eine neue und wichtige Sache! Höret nur was der Gaſt von den Griechen erzählt; ſie ſind nicht nur dem Glauben ſondern meiſtens auch dem Blute nach Brüder der Bulgaren, Sirben und Ruſſen.“ Zugleich gab er einen kurzen Umriß der Begebenheiten wie er ſie eben vernommen hatte und ich ſie noch weiter zu ergänzen und zu bekräftigen ſuchte. Verſchiedene Eigenheiten der höhern türkiſchen Umgangsſprache lernte ich erſt bei dieſer Veranlaſſung kennen. So lautete z. B. meine etwas pedantiſche Phraſe: *Eski Urum kilidschdan getschirildi* (die alten Griechen ſind vernichtet worden) im Munde des Weſirs viel einfacher und eleganter *„Junani spathi oldu“* (die Jonier ſind dem Schwert verfallen).[1]

Bei der Nähe von Ferſala (Pharſalos) fiel die Rede natürlich auf das berühmte Treffen zwiſchen Cäſar und Pompejus. Namik Paſcha erzählte den drei andächtigen und ſolcher Dinge ganz unkundigen Ulema das Ereigniß mit der größten Genauigkeit;

---

[1] Wie die Europäer zwiſchen Alt- und Neugriechen, Ἕλληνες und Ῥωμαῖοι, ſo unterſcheiden auch die Türken zwiſchen Jonier und Oſtrömer (Urum), wenigſtens, wenn ſie unterrichtet und des höhern Styles kundig ſind. Nur erinnere ich mich nicht mehr ganz genau, ob der Paſcha „Junani“ oder „Jaoni“ ſagte. Letzteres wäre nicht nur dem uralten Ἰάων des Homeros, ſondern auch dem Jaunoio der altſyriſchen Chronik des Abulfaradſch, an die ich bei Anhörung des Wortes augenblicklich dachte, in der Form noch entſprechender als das erſte.

auch der Circumvallationslinien von Dyrrhachium wurde gedacht, wobei der wahre einheimiſche Name „Draſch“ (Duras, Durazzo, Dyrrhachium) zum Vorſchein kam.[1] Gewiß gibt es wenige Türken, die eine europäiſch geſchriebene Univerſalgeſchichte geleſen haben oder nur zu ertragen vermöchten. Auch fand der gute Paſcha in Abbé Millots Compoſition gar zu viele und gar zu unerträgliche „Pfaffereien“ (man verzeihe einem Türken dieſen Ausdruck) als daß er nicht eine ſeiner Vorſtellungsweiſe näher liegende Darſtellung wünſchen ſollte. Ich nannte ihm Comte Segur, hätte aber ſicherlich aus Patriotismus und zu gründlicher Belehrung des wißbegierigen Weſirs irgend ein deutſches Compendium von etwa 48 dicken Quartanten empfohlen, wenn der Weſir unſere Sprache verſtünde. Die langen Erzählungen über Vergangenheit und gegenwärtigen Beſtand der Weſtländer machten auf den Mufti — das ſah ich wohl — einen von Neugierde und Betroffenheit gemiſchten, im Ganzen aber patriotiſch-peinlichen Eindruck, weil ihm türkiſches Weſen und Uebergewicht im Gegenſatze chriſtlicher Ländergröße und Gewalt von nun an weniger majeſtätiſch und weniger ſicher ſcheinen mochte.

Wie es ſo oft geſchieht, hatte Wiſſen und Erfahren auch bei ihm in kurzer Zeit den alten Glauben zerſtört und Bedenklichkeiten an die Stelle feſter Zuverſicht geſtellt. „Ich ſehe wohl," ſagte er, „daß ihr Chriſten, während wir in ſtolzer Sorgloſigkeit und Selbſtgenügſamkeit nicht achteten was im Abendland vorging, uns über den Kopf gewachſen ſeyd." Um auch ſeinerſeits Beleſenheit und Weltkenntniß zu zeigen, lenkte er die Rede auf Kahira, auf die Schönheiten von Damascus und auf die wundervollen Scenen ſeines Schattenwaldes zurück. Nachdem er über dieſe Gegenſtände nach türkiſchen Begriffen zierlich und gelehrt, das iſt mit reichlicher Anwendung arabiſcher und perſiſcher Ausdrücke geſprochen hatte, kam er auf das Lob der „Niemetz" zurück und bemerkte, um unſere alte Größe und Weisheit zu beurkunden, daß ſchon der jüdiſche König Salomo eine deutſche Prinzeſſin zur Frau genommen hatte.

---

[1] In vielen byzantiniſchen, d. i. gräko-ſlaviſchen Eigennamen iſt die wahre Orthographie nur aus dem Türkiſchen zu erlernen.

Der ſpäter eingetretene Ulema ſchien ein Philologus zu ſeyn und ſich vielleicht etwas mit vergleichender Sprachenkunde zu beſchäftigen; denn ſeine Fragen betrafen alle nur den grammatiſchen Bau der deutſchen Rede, und er wollte unter andern wiſſen, ob wir im Singular des zweiten Perſonal-Pronomens (du) für das Femininum [1] eine eigene Form haben wie die Araber? Aus allen am wenigſten redete der magere, etwas düſter und mohammedaniſch ſorghaft blickende Kadi. Beſonders gut gelaunt, geſprächig und heiter war dagegen der Weſir, er herrſchte ja unbedingt und jedermann war bemüht ſeine eigene Weisheit der ſeinigen unterzuordnen. Dafür ließ er aus ſeinem Schatz die maſſiv goldene, auf vier Füßen ruhende und mit großen Brillanten reich verzierte Doſe herunterbringen und zeigte ſie dem Gaſt mit der Bemerkung, daß es ein Geſchenk des Kaiſers von Rußland ſey. „Jetzt ſey er zwar nur erſt Ferik (General-Lieutenant), aber der Muſchirtitel werde, *insch allah*, auch bald von Stambul kommen.“

---

[1] مؤنّث *muennes*, iſt der techniſche, aus dem Arabiſchen entlehnte Ausdruck für Femininum.

In ganz gleichen Zwiſchenräumen wurden Erfriſchungen gereicht, Scherbet, Backwerk, Süßes ꝛc. Endlich ward ein albaneſiſcher großer Apfel von vorzüglichem Aroma mit Meſſer und Handtuch jedem der Sitzenden beſonders in einen Teller auf den Schooß gelegt, zum Schluſſe aber noch einmal Kaffe herum gegeben, was in mohammedaniſchen Abendgeſellſchaften das Zeichen zum Aufbruch iſt. Etwa um die fünfte Stunde Nachts erhoben wir uns, grüßten nach der Reihe den Weſir; der Aufwärter hielt das Velum und wir gingen mit türkiſcher Ordnung und Gravität zum Divan hinaus. Der Ulema harrten im Hofe ihre Maulthiere und Diener, mich aber führte der Medicus durch die finſtern und holperichten Straßen der Stadt in das chriſtliche Quartier zurück.

Des andern Morgens hatten wir noch kleine

Geſchäfte in den Bazaren und ritten endlich mit einer Ladung friſcher Trauben vom Oſſageländе, noch ehe es an der Glockenuhr Mittag ſchlug, über die saraceniſche Bogenbrücke gegen Turnovo hinaus.

Mehr für meine eigene Belehrung als für Berichtigung angeblicher Irrthümer der Zeitgenoſſen bin ich nach dieſen Scenen noch einen vollen Monat in der freundlichen Stadt der Garnſärber geblieben. Feſtbeſuche, vorübergehende und alltägliche, folglich eingelernte, berechnete und gleichſam ſtereotype Dialoge lehren ſelten den wahren Charakter und Sinn der Menſchen kennen. Man muß ſie unvorbereitet überraſchen und ſo lange unter ihnen weilen, bis ſie des Selbſtzwanges müde werden und gleichſam vergeſſen, daß ſie ein Fremder ſieht. Ich wollte die Ultima ratio der byzantiniſchen Gemüther erſpähen und den Schlüſſel zum Verſtändniß öffentlicher Zuſtände finden, welche den Occident ſo enge und ſo peinlich berühren und einer eben ſo folgenreichen als unerwarteten Entwickelung entgegeneilen. Wenn mich das Romanund Schülerhafte meiner eigenen Begriffe endlich anekelte und ich nach beſſerer Erkenntniß ſtrebte, ſo wird das hoffentlich keine Kränkung für Andere ſeyn.

Der Satz, daß die politiſchen Zuſtände der Nationen ihren letzten Grund in den moraliſchen haben, läßt ſich bei einer Nationalität, in welcher der Individualismus ſo vollſtändig vernichtet iſt, wie in der byzantiniſchen, weniger beſtreiten als anderswo.

Jedoch gibt es Theſen, in welchen der Irrthum beinahe ſchöner als das richtige Erkennen iſt. Oder ſoll man ſich dem humanen, philoſophiſchen, für Autokratie des individuellen Geiſtes und für helleniſche Tugend ſo warm fühlenden Deutſchland gegenüber nicht ſchämen, ſeinen Glauben an die Majeſtät des Occidentalismus und beſonders an die Tugend von Byzanz ſo früh und ſo vollſtändig verloren zu haben? Das Schlimme iſt nur, daß allen occidentaliſchen Theorien zum Trotz die Byzantiner ſelbſt nicht an byzantiniſche Tugend glauben. Doch dürfen ſich wohl nicht viele Fremde rühmen, das vollgültige Geſtändniß der abſoluten und unheilbaren Bösartigkeit des griechiſch-byzantiniſchen Volkscharakters aus nationalem Munde ſelbſt vernommen zu haben.

Ein turnobitiſcher Kodſchiabaſchi (Gemeinde-Verwaltungsrath oder Oberälteſter) Namens Caloſſo rückte endlich nach vielen Analyſen und herkömmlichen Phraſen über die gegenwärtigen und künftigen Geſchicke der „römiſchen Nation" mit dem melancholiſchen Geſtändniß heraus: „„Wir ſelbſt zwingen die Türken durch unſere Schlechtigkeit zu drückenden und ungerechten Handlungen. Unſere Großen ſind wie die Bojaren in Moldo-Wlachia, ſie tyranniſiren das Volk, ſind unerſättlich und ohne menſchliches Gefühl. Daher die Unmöglichkeit der Arbeit und der Bodenbeſtellung, daher die Oede Griechenlands und das traurige Schauſpiel aus dem freien Hellas fliehender und beim Sultan Zuflucht ſuchender Familien, ja ganzer Gemeinden. Was Wohl und Wehe des gemeinen Volkes betrifft, trat man in Hellas geradezu und ohne alle Verbeſſerung in die Fußtapfen der Osmanli.“

Den erklärenden Text zu dieſem Bilde gibt die Geſchichte der Byzantiner alter, mittlerer und neueſter Zeit. Eine kraftvolle Autokraten-Natur des zwölften Jahrhunderts wollte das byzantiniſche Erbübel durch Ausrottung ſämmtlicher Primatialgeſchlechter heilen. Es wäre aber ſicherlich eine falſche Rechnung geweſen, weil die aus den untern Volksclaſſen Heraufrückenden noch jedesmal mit den Plätzen auch die Verderbtheit der Vorgänger übernommen haben. Man iſt weder kleinmüthig noch Timon; aber hier iſt das Uebel größer als alle Medicin. Und wenn unverzeihlicher Fehler ungeachtet doch nicht jedermann berechtigt iſt, die Menſchen überhaupt und die politiſchen Geſchäftsleute mit ihren Praktiken insbeſondere geringe zu achten, ſo hat ſich doch der Glaube an die Ohnmacht abendländiſcher Recepte allmälig ſogar der verblendetſten Adepten ſelbſt bemächtigt. Europäiſche Weisheit und Energie, von der man glaubt, daß ſie alles bewältige, hat auf byzantiniſchem Boden ihren Meiſter gefunden. Fehlte dieſen Völkern ein Louis XI.? oder hat ihnen die Natur jene Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüths verſagt, die den Europäer vorzugsweiſe lenkſam und politiſcher Ordnung empfänglich machen? oder liegt die Urſache noch tiefer und iſt hier gar eine andere Welt, die wir nicht verſtehen können? Ein Volk, das ſeinem eigenen Blute warmes Gefühl, Liebe und Erbarmen verſagt, das mit unerſättlicher Gier Mittel des Genuſſes ſammelt und ſich doch allen Genuß verſagt, iſt aus andern Elementen zuſammengeſetzt als wir. Vaterlandsliebe, Selbſtverläugnung und uneigennützige Aufopferung für das gemeine Beſte würde man da vergeblich ſuchen. Ein ſterbender Turnobit weigerte ſich ſtandhaft ſeinem eigenen Sohn und Erben den Ort zu nennen, wo ſein Geld vergraben liege: „ich habe es mühevoll erworben und will nicht, daß du dich des leichten Beſitzes erfreuſt; erwirb ſelbſt und mach dann was du willſt.“ Alles Suchen war vergeblich und ich ſah es ſelbſt, wie der Erbe des reichen Mannes das Haus demolirte, um den verſteckten Mammon des Vaters aufzufinden.

Gewiß iſt der griechiſche Boden an gemünztem Gelde und an vergrabenem Schmuck der reichſte in der Welt. Familienhäupter, welche in dieſer Weiſe Körbe voll ſpaniſcher Thaler beſitzen, ſchlafen auf harter Erde und glauben Verſchwender zu ſeyn, wenn ſie mit Knoblauchſtängeln, ſüßen Zwiebeln und eingemachten Oliven ihren Hunger ſtillen. Mehr als Eine warme Speiſe des Tages verzehrt in ſeiner Familie ſelbſt der reichſte und liberalſte Byzantiner nicht. Feuer wird in den wenigſten Haushaltungen angezündet. Das Haupt der Familie ſetzt ſich in den Laden des Bakkal, d. i. Früchten- und Lebensmittelhändlers und verzehrt dort ſein Byzantiner Mahl, unbekümmert um Weib und Kind, die nach Thunlichkeit ſelbſt für ſich zu ſorgen haben. Um etliche Pfennige eſſigſaure Kohlblätter, aus dem nächſten Laden geholt und roh mit trocken Brod einmal des Tags verzehrt, müſſen in ſolchen Fällen Ueppigkeit und Wohlgeſchmack deutſcher Bürgerkoſt erſetzen. Bei aller Aermlichkeit iſt aber auch der jedem Einzelnen zugemeſſene Theil ſo geringe, daß ein reichlich eſſender Abendländer nicht begreifen kann, wie ein menſchlicher Körper mit ſo wenig Nahrung beſtehen und wachſen könne. Freilich iſt aber auch Hunger im weizenreichen Theſſalien wie in Aegypten eine der vorzüglichſten Urſachen frühzeitiger Verſiechung und Sterblichkeit.

Schon früher ward bemerkt, daß in nicht wohlhabenden Chriſtenfamilien die Knaben nur bis Zurücklegung des zehnten Jahres im väterlichen Hauſe Nahrung erhalten, dann aber für ſich ſelbſt ſorgen müſſen ſo gut ſie es verſtehen. Man kann wohl denken, in welche Unordnung und Selbſtvergeſſenheit unter ſolchen Umſtänden mancher Junge verfällt. Erwachſene, ſo lange ſie ledig ſind, thun ſich häufig truppweiſe zuſammen, kaufen gemeinſchaftlich ihre Lebensmittel auf dem Markt und kochen und verzehren ſie im Bäckerladen.

Dieſe Sittenzüge ſind etwa nicht Ausnahmen, einzeln vorkommende Fälle, oder bei den Leuten in

Turnovo allein zu finden: ſie ſind Regel und allgemeines, bleibendes Ergebniß der bürgerlichen Zuſtände aller Chriſtengemeinden im byzantiniſchen Reiche. Und doch ſind dieſe Länder beim größten Elend der untern Volksklaſſen von der Laſt des gemeinen europäiſchen Bettlerweſens ſo zu ſagen völlig frei, nicht etwa in Folge weiſer Geſetze, ſondern durch Sitte und Gewohnheit, die ſtärker ſind als jedes Geſetz. Kein griechiſcher Chriſt bettelt einen Griechen an, weil er weiß, daß keiner etwas gibt. Wird aber dennoch angeſprochen, wie es in den von Europäern beſuchten und bewohnten Stapelorten geſchieht, ſo betrachtet der Grieche den Bittenden mit kalter Ruhe, philoſophirt wohl mit dem Nachbar über die Wirkungen des Hungers im Antlitz und über die Lumpen am Kleide des Elenden, die Gabe wird aber doch verſagt, was auch Niemand übel nimmt.

In der Türkei erträgt der reiche Chriſt den Druck der Gewalt, der arme aber ſeine Noth mit gleicher Reſignation; beide rechnen mechaniſch auf ein beſſeres Jenſeits und ſind hienieden ſtolz ein byzantiniſcher Chriſt zu ſeyn. Oft beneidete ich bei aller eigenen Wärme und Andacht dieſe Leute um ihren feſten Glauben und um ihre zweifelloſe Zuverſicht. Wahrhaft, die Europäer wiſſen Preis und Segen des Chriſtenthums nicht genug zu ſchätzen! Muß man denn aber auch unterdrückt, Helot, hungrig, Ignorant und Bettler ſeyn, um das volle Gewicht der göttlichen Doktrin zu fühlen? Beinahe möchte man Chriſten und Moslimen von Byzanz entſchuldigen, wenn ſie von uns nichts wiſſen wollen und wenn ſie Bücherplage, Projekte, Unglauben, Unzufriedenheit, galante Laſter, Kaſernenleben, Conſcription, Trunkenheit, tabellariſche Verzeichniſſe und Gaſſenbettel als die wahren Symbole und die unzertrennlichen Gefährten europäiſcher Kultur betrachten.

Es iſt nicht genug, daß die Nationen ihre Vorzüge und ihren Werth ſelbſt erkennen, ſie ſollen auch wiſſen in welchem Lichte ſie fremden Völkerſchaften erſcheinen. Jeder Tag brachte eine neue Idee, einen neuen Vergleich und je freier und zwangloſer man ſich gegenſeitig gehen ließ, deſto lehrreicher ward der Verkehr. Doch die Zeit ging ſchnell, und der Sommerſchein, der entzückende wonnige Hauch des Lebens, der ſo manchen ſchönen Jännertag über der theſſaliſchen Ebene lag, forderten wiederholt zur Reiſe auf. Aber immer neue Zögerung, neues Hinderniß! Bald trat ein Regentag dazwiſchen, bald blies es nordiſchkalt vom ſchneeigen Olymp herab; der alte Türke rieth vollends den Frühling zu erwarten, gab mir ſchmackhafte Melonen und reimte im Scherz über den langen, ihm ſo willkommenen Aufenthalt,

Dolaschdüm Schami, Misiri,
Oldüm Turnavo jesiri. [1]

---

[1] In Aegypten und Syrien bin ich umhergezogen,
Zu Turnavo ward ich um die Freiheit betrogen.

Unter welchen Umſtänden ich aber doch endlich Turnovo und Lariſſa in der erſten Februarwoche (1842) verließ und über Pharſalos in die griechiſche Quarantäne nach Lamia gekommen bin, dann Chalcis auf Euböa ſah und die zweijährige Levante-Wanderung im Piräus geſchloſſen habe, ſoll in Kürze noch als Nachtrag ein eigenes Fragment erzählen.

XIII.

Reiſe von Lariſſa an die Gränze des Königreichs Griechenland. Quarantäne von Zitun. Schluß.

Aber warum Zitun und nicht Lamia? warum amtlicher Namensreſtauration zum Trotz die ſlaviſche Benennung des Gränzortes in der Aufſchrift auch jetzt noch vorangeſtellt und die helleniſche nur ſo nebenher als Parentheſe eingeſchaltet? Iſt das nicht verdammlicher Starrſinn und offenbarer Beweis, daß man von den Ruſſen gedungen iſt den hellen Born des Hellenenthums durch Bulgarenſchlamm zu trüben und am Schluß der „Fragmente", wie im Anfang und in der Mitte, dem griechenliebenden Deutſchland Aergerniß zu geben, den ländergierigen Ruſſen aber die Wege künftiger Macht und Herrſchaft zu bereiten? Ich Beklagenswerther, was habe ich gethan! welch Unheil iſt durch mich in die Bücherwelt gekommen!

> Eheu! quid volui misero mihi? floribus Austrum
> Perditus et liquidis immisi fontibus apros.

Daß papierne Ordonnanzen nur ſelten die Volksſitte überwinden, ja gewöhnlich ſchwächer als verjährte Gewohnheiten ſind, weiß jedermann, und was die Kanzlei zu Athen „Lamia“ nennt, heißt beim Volke noch jetzt Zitun. Wir aber reden mit Vermeidung leeren Bombaſtes überall gerne die Sprache des Volkes. Populäre Gründe! — wird man ſagen — hinreichend für geſunde Seelen, aber ungenügend den Zorn gelehrter Hellenomanen zu entwaffnen! Der Gefahr eingedenk haben wir ſchon zu Turnovo auf Vertheidigung geſonnen und — wie wir hoffen — in der Odyſſee das Heil gefunden. Sinnreich und beſcheiden verglichen wir uns beim langen Aufenthalt am Tempethal den lotoseſſenden Gefährten des Ulyſſes und die Fettebene von Lariſſa ſelbſt dem Land der Lothophagen, wo man der ſüßen Heimath vergißt und nicht mehr weiter ziehen will. Ach wäre das Sittengeſetz nur nicht gar ſo ſtrenge und ſinnenſchmeichelnde Weichlichkeit durch die Moraliſten nicht ſo hoch verpönt! wahrhaft ich wäre bethört durch phyſiſches Wohlbehagen noch lange in Theſſalien geblieben. So ſüß ſchmeckte das Lotos — thymianduftendes Hammelfleiſch mit Weizenbrod und Trauben —, ſo milde und nervenſchwellend fächelten, obgleich zu Zeiten noch Wolken zogen und Regen fiel, unter blauem Himmel die Mittagslüfte. Wie die ſentimentale Gräfin Ida erſt auf den Ruinen von Balbek die „Fabel“ Aurora und Tithon verſtand, ſo ward auch mir das lieblichſte aller Bilder in Ovids Verwandlungen erſt in Theſſalien klar. Nur in

Theſſalien konnte Daphne in die Geſtalt des Lorbeerbaumes übergehen und lebendigfühlend mit der Erde zuſammenwachſen,

Sentit adhuc trepidare novo sub cortice pectus.

In dieſem Lande mehr als irgendwo im Orient fühlt der Menſch, daß er ein Sohn der Erde iſt und, mit Verlaub der Ueberſchwenglichen, nur vom reichſtrotzenden Buſen der Mutter Kraft und Nahrung zieht. Doch wer dürfte ohne Beleidigung ſtrenger Sitte von geſteigerter Sinnlichkeit und von heiterer Lymphe theſſaliſch genährter Körper reden? Wenn aber bei überzähliger und unzufriedener Bevölkerung irdiſches Gedeihen allein die Wahl neuer Sitze beſtimmen ſoll, ſo wäre für die Temperatur des deutſchen Bluts ohne Zweifel Theſſalien der geeignetſte Himmelsſtrich. Der Gedanke war zu verführeriſch, und obgleich die Unmöglichkeit deutſchen Sinn in dieſes Rinnſal zu lenken ebenſo klar erſchien als die Hoffnung duldendes Nebeneinander zwiſchen abend- und morgenländiſchem Kirchenthum zu erzielen mit jedem Jahre ſinkt, folgte ich dennoch dem lockenden Bild ſo oft ich in den letzten Tagen des Aufenthalts auf dem Kaſtellhügel von Lariſſa ſaß und das Auge über den prachtvollen Teppich der peneiſchen Ebene ſchweifen ließ. Die Myrte trieb in friſchem Saft und ruhig wälzte ſich in weiten Krümmungen die volle Fluth des Salambria zum Tempethor hinab. Doch umſonſt! Das Erbe iſt ſchon vergeben.

Byzantiniſch angebaute Fluren gewinnt der Abendländer heute nicht mehr auf friedlichem Wege; der Gewalt aber und dem klugen Gedanken haben die deutſchen Stämme auf immer entſagt. Die Chlodowige, die Alariche, die Theodoriche ſind in Deutſchland ausgeſtorben und nur als Knechte wandern unſere Brüder nach entlegenen Zonen. Wie der Leſer ſieht, haben wir in Theſſalien nicht blos „Lotos“ gegeſſen, wir haben auch der Leiden und der Geſchicke des deutſchen Volkes gedacht und zugleich durch herzhaftes Losreißen vom üppigen Strand der „peneiſchen Daphne“, ſo viel an uns, praktiſch die Tugend geübt. Den Lockungen der Sünde und der Könige entgeht der ſchwache Sterbliche nur durch die Flucht. Man meinte zwar, es wäre beſſer den Februar noch vollends in Turnovo zu verleben, weil erſt dann von rauhen Lüften nichts mehr zu beſorgen ſey.

Die Leute hatten Recht, Februar iſt für Theſſalien Wintermonat. Ich wollte aber fort, ſah noch einmal die Lieblingsplätze des langen Aufenthalts, die einſam ſtehende Platane vor der Stadt, den Teich, den Brunnen, das „romantiſche Klöſterlein“ in mildem Abendgold und trat nach freundlichem Abſchied von Chriſt und Muſulman am Spätmorgen des 4. Februar (1842) die Wanderung zur griechiſchen Grenze an, wo ich endlich chriſtliches Regiment und deutſche Geſellen treffen ſollte. Der Weg in gerader Richtung beträgt kaum über zwanzig Stunden und geht, ohne Lariſſa zu berühren, auf einer Fähre über den Peneios unmittelbar nach Ferſala (Pharſalus). Ich hatte einen Pindus-Wlachen von Klinovo als Diener aufgenommen, durfte ihn aber in Folge neueſter Verordnung ohne ausdrückliche Erlaubniß des Weſirs Namik-Paſcha nicht über die Gränze nehmen. Man wollte die Flucht der chriſtlichen Raja hindern, die ſich auf dieſem Wege häufig dem Charadſch und andern Plackereien der türkiſchen Verwaltung entzogen. Um die Sache ſchnell und mündlich zu ſchlichten, machten wir den kleinen Umweg über Lariſſa, fanden aber beim Weſir nicht mehr ganz das freundliche Entgegenkommen des frühern Beſuches. Man war etwas kühler und geſtattete erſt nach vielen Reden und Bedenken die Fertigung des Reiſeſcheines, für welchen außer Stellung eines Bürgen wegen der Rückkehr noch 20 Gruſch (ein Conventionsthaler) Taxe zu erlegen waren. Der Bürge wollte ſich aber auch nicht ohne große Mühe und nur gegen Vorausbezahlung des nächſtfälligen Kopfgeldes (drei Gulden Münze) bereden laſſen. Dann hatte man erſt das Paßbüreau zu ſuchen, den türkiſchen Kanzleichef anzugehen, und das Schreibervolk zu begütigen — früher unbekannte Mühen und erſt durch occidentaliſche Weltverbeſſerer in die Türkei verpflanzt! Zum Glück war das Alles im Hof des Seraï untergebracht und fand ich der vielen Mißverſtändniſſe und müſſigen Fragen ungeachtet mehr Geduld als nach europäiſchen Begriffen zu erwarten ſtund.

Während der türkiſche Schreiber die „beſondern Kennzeichen“ des Wlachen protokollirte, mußte ich laut vorgängiger Belehrung mit dem Gelde in der Taſche klingeln, was den ſchreibenden Türkenfingern ſichtlich Elaſticität verlieh. Ueber dieſe und andere Sorgen waren beinahe zwei Tage vergangen und die Straßen von Lariſſa boten damals ein beſonders lebhaftes Schauſpiel dar, weil von dem neugeworbenen Albaneſencorps beinahe die Hälfte ſchon in der Stadt verſammelt war und alle Einkehrhäuſer von ſchmutzigen Fuſtanellen wimmelten. Wir hatten die beſte Gelegenheit zu ſehen wie der Sultan ſeine Milizen wirbt. Man brauchte 6000 Mann Leichtbewaffneter zur Hut des wiedergewonnenen Syriens und zum bevorſtehenden Kampf wider die Maroniten im Libanon. Die Pforte begnügte ſich unter Geheimhaltung der wahren Beſtimmung ſechs Binbaſchi nach Theſſalien zu ſenden mit der Vollmacht, je 1000 undisciplinirte Arnauten zu werben „als ginge es gegen das benachbarte Griechenland.“

Siebenzig Gruſch (ſieben Gulden Münze) mit täglicher Brodration war der Monatſold des gemeinen Mannes; der Binbaſchi dagegen war für ſeine Perſon außer dem unerlaubten Gewinn durch falſche Muſterrollen mit monatlich 3000 Gruſch (300 Gulden Münze) bedacht. Für Kleidung, Waffen und andern Bedarf hatte die geworbene Mannſchaft ſelbſt zu ſorgen. Sogar das Glaubensbekenntniß fand bei jener Werbung keine Schwierigkeit. Chriſt und Muſulman war gleich willkommen, wenn er nur Waffen hatte und Gehorſam ſchwur. Sämmtliche Einkünfte des Paſchaliks Theſſalien wurden als Brod und Sold des undisciplinirten, meuteriſchen Haufens aufgerechnet. Mancher der beſtallten Binbaſchi hatte weniger als die Hälfte des Contingents, und doch bezog er — verſteht ſich nicht zu ſeinem Schaden — Löhnung und Ration für die volle Zahl von tauſend Mann. „Verlornes Geld!“ meinte der redliche alte Türke Hadſchi-Oghlu von Turnovo, „das *Devlet alieh* (die hohe Pforte) muß in dieſer Weiſe elend zu Grunde gehen!“

Jedermann im Lande kannte die Unterſchleiſe und den Raub am öffentlichen Gut; nur die Centralgewalt zu Stambul wußte nichts. Denn in der Türkei hat die oberſte Gewalt das Recht in der eigenen Sache blind zu ſeyn und in den meiſten Dingen den wahren Stand entweder gar nie oder doch erſt zuletzt zu erfahren, wenn nicht mehr zu helfen iſt. Einmal ſah ich dem Guerillamanöver des in meinem Han eingelegten Haufens zu, könnte aber von ihrer Kriegskunſt nicht viel mehr Rühmens machen als von ihrer Tugend und Sittſamkeit. Daß wir in fremden Ländern hie und da beſonders auf Sitte und moraliſche Zuſtände merkten, iſt freundlichen Leſern nicht unbekannt. Die Sache hat aber namentlich in dieſem Falle ihre Bedenklichkeit, weil wir in der Kunſt ohne

Nachtheil dem Texte Schlüpfrigkeiten einzuweben hinter dem berühmten „Verſtorbenen“ eben ſo weit als in Witz und ſeinem Styl zurückgeblieben ſind. Doch glauben wir ohne bedeutendes Aergerniß für ſittenſtrenge Leſer ſagen zu dürfen', daß man zu Lariſſa in Theſſalien Salep trinkt und von dieſem in Europa wenig bekannten Specificum großen Conſumo macht.

Salep iſt bekanntlich ein Strauch, der hauptſächlich in Syrien gedeiht und wie die Patate den Werth nicht in Blatt und Stengel, ſondern an der Wurzel hat. Die Salepwurzel theilt dem Blut eine erhöhte Wärme mit und ruft gewiſſermaßen die ſchlummernde Sinnlichkeit nach Maßgabe der Doſis zu regerem Leben auf. Zu Markt wird die Wurzel in gedörrtem Zuſtande gebracht, vom Salepſieder aber zu feinem Pulver zerſtoßen und mit Zuthat von etwas Ingwer zu einem graulichen Bräu verſotten, der an Conſiſtenz der Chocolade gleicht und in der Chriſtenheit zuweilen von Kranken, im Islamitiſchen aber aus Ueppigkeit nur von den Geſunden getrunken wird. Von beſonders nachhaltiger Wirkung, meint man im Orient, ſey das Getränke vor Sonnenaufgang und unmittelbar nach dem erquickenden Labſal des Morgenſchlafs. Salep! Salep! rief es durch die dunkeln Straßen von Lariſſa ſchon um 5 Uhr frühe (Februar). Die ambulanten Salepmänner haben der Uebung wegen ein feines Gehör. Der Diener klirrte am Fenſter und ſogleich trat ein rothbärtiger Osmanli herein, die Laterne in der einen, das kohlengeheizte Réchaud mit dem brodelnden Saft in der andern Hand und credenzte die volle Taſſe, für die er nicht mehr als 5 Para, d. i. etwas über drei Pfennige unſeres Geldes nahm. Der Aermſte kann ſich dieſe Erquickung verſchaffen und ich bitte die Leſer über mein lariſſäiſches Frühſtück keine Bemerkung zu machen.

Es wehte winterlich vom Oſſa herüber und die Mühen des Tages und die froſtigen Dialoge mit Namik Paſcha, mit den Schreibern und Pferdevermiethern kühlten bald wieder das mäßig erwärmte Blut. Um uns das im Sommer freilich unſchwere Tagwerk nach Pharſalus wegen der Kürze des Lichts in etwas zu erleichtern, machten wir uns nach eilig geſchloſſenem Miethvertrag noch Abends zum Thor hinaus und ſchliefen im Einkehrſtall des nächſten Dorfes etwas über zwei Wegſtunden von der Stadt. Wir rechneten auf eine ſchlechte Nacht. Froſtige Winde blieſen durch die zerlöcherten Lehmwände auf unſern Lagerplatz und bald drangen Schneeflocken vom Ziegeldach herab. Holz war nicht zu haben, wir kauften aber 15 Pfund Kohlen, ſotten Eier, ſchmorten Fiſche in Olivenöl, tranken Wein und ſchliefen in die Mäntel gehüllt wider Vermuthen vortrefflich, lange und warm am Kohlenfeuer. Die Nacht hatte förmlich den (vierzehntägigen) theſſaliſchen Winter gebracht und wie wir mit dem Morgengrau vor die

Hütte traten, war der Boden ſtreckenweiſe mit dünner Schneekruſte bedeckt. Dennoch ritten wir ohne Säumniß fort und freuten uns bei Zeiten nach Pharſalus zu kommen und einen bequemern Han zu finden als im Dorf ohne Baum und Holz. Aber bald zeigte es ſich, daß der Pferdeführer den Weg nicht wußte und auch noch niemals in Pharſalus geweſen war. Um für die Strecke von Lariſſa nach Zitun drei Dukaten zu erſparen, die ein kundiger und ehrenfeſter Türke mehr als ein Grieche begehrte, hatten wir letzterm den Vorzug gegeben und wurden nun, wie billig, für unzeitige Sparſamkeit zur Strafe gezogen.

Die meiſten Leſer kennen den Namen Cynoscephalä ſo wie die große Schlacht, in welcher die römiſche Legion zum erſtenmal die macedoniſche Phalanx überwand. Eben ſo gut weiß man auch, daß „Cynoscephalä“ auf deutſch „Hundsköpfe“ bedeutet und daß im Alterthum nicht blos eine beſtimmte Ortſchaft, ſondern wegen der Geſtaltung des Bodens eine größere Landſtrecke zwiſchen Lariſſa und Pharſalus dieſen Namen trug. In dieſer Gegend waren wir jetzt, und der Anblick des Landes erklärte am beſten das alte Wort Cynoscephalä. Kurz vor dem Dorfe, in dem wir ſchliefen, begann ſanft anſteigend ein Labyrinth niedriger, baumloſer, niedlich ineinander verſchlungener Stumpfhügel — milde, langgedehnte Schwellungen des fruchtbarſten Bodens mit rinnenden Bächen, Kräuterwieſen und kleinen grasbewachſenen Moorgründen in den muldenförmigen Vertiefungen — im Ganzen etwa ſieben Stunden lang und vier bis fünf Stunden breit. Bis zum Dorfe Pagratſch ging es noch leidlich, dann aber ſagte der Führer unumwunden, er wiſſe nicht welcher von den vielen nach allen Seiten zwiſchen den Hügeln auseinandergehenden Reitpfaden der rechte ſey und nach Pharſalus führe. Was war zu machen? Die Schuld lag auf unſerer Seite und wir ritten auf Gerathewohl. Zum Unglück war die Gegend auch noch menſchenleer und nur ein Kranich, der einſam am Waſſer ſtand, ſah uns verwundert vorüberziehen. Bauern, die wir ſpäter in einiger Entfernung trafen, wußten auch keinen beſſern Beſcheid und ſo übernahm ich denn im Vertrauen auf meine Kompaßkunde die Leitung der Karavane ſelbſt. Aber ſieh da! während ich auf einer moorigen Stelle den Eingebungen meiner vermeintlichen Weisheit folgte, that das Pferd einen falſchen Schritt, ſtürzte ſeitwärts in eine Schlammtiefe und ſank bis an den Gurt; mich ſelbſt ſchleuderte es im entgegengeſetzten Sinn, doch reichte mir die Pfütze nur bis an das Knie. Die Geduld brach ſelbſt bei dieſem Auftritt kaum; das Thier ward wieder aufs Trockne gebracht und wir ritten, obgleich die ſchneegetränkte Flüſſigkeit in die Fußbekleidung gedrungen war, unverzagt zu einem Konaridorf hinan, wo uns ein großnaſiger Osmanli in weißem Turban nach vielem Irrſal zum rechten Weg verhalf. „Auf die Derwiſch-Einſiedelei im Pinienwalde richtet euren Weg, dort werdet ihr Tſchataldſche[1] von ferne ſehen.“ So war es auch.

Nach mehr als ſechsſtündiger Plage hatten wir endlich den Südrand des Hundskopf-Labyrinths erreicht und erblickten auf einmal das ſpiegelglatte, links und rechts unabſehbare, auf der uns entgegengeſetzten Südſeite aber durch ein dammartig hereinſpringendes Vorgebirge begrenzte Feldmeer der pharſaliſchen Ebene vor uns ausgebreitet. Wir waren wirklich überraſcht und vergaßen beim Anblick der prachtvollen mit Saaten und Gras bedeckten Fläche auf einige Minuten unſere Noth. Am waſſerreichen Bach, welcher die Ebene von einem Rand zum andern der Länge nach in diagonalem Laufe durchſchneidet und ſeine perenne Fluth mittelbar in den Peneios wälzt, erkannten wir ſogleich den Enipeus des Alterthums, und ſahen deutlich die zierliche Steinbrücke und den breitgetretenen Weg, der nach Pharſalus führt. Aber noch viel Wichtigeres als Kornfeld, Bach und Steinbrücke: die Walſtatt, wo Cäſar den Pompejus ſchlug, lag offen vor dem Sinn. Zur Beſchreibung jenes verhängnißvollen Tages und Cäſars Strategie lieferte erſt der Ueberblick der pharſaliſchen Felder den wahren Commentar. Die Lagerſtelle beider Heere, die Schlachtordnung, ja der Platz, wo die einzelnen Legionen ſtanden, wo die Reiter fochten und die Reſerve der zehnten Legion den Sieg entſchied, lagen wie gezeichnet vor dem Blick.

---

[1] Türkiſche Benennung für Pharſalos.

Manche Stelle in Cäſars Schriften würden die Herausgeber viel verſtändiger und lichtvoller commentiren, wenn ſie den Schauplatz der Begebenheiten ſelbſt geſehen hätten. Dieſe Bemerkung gilt hauptſächlich dem alexandriniſchen Akademiker Appianos, der in Beziehung auf die pharſaliſche Walſtatt in bedeutendem Irrthum iſt, wie ſich weiter unten zeigen ſoll. Von Cäſars Commentarien, die ſeit der Studentenzeit auf keiner Reiſe fehlen, wurde der betreffende Abſchnitt auf den Hügeln ſelbſt geleſen, wo das Lager der pompejaniſchen Legionen ſtand. Dann ging es mit Bedacht den ſanften Abhang hinab und fort gegen den Enipeus, der an den Zelten des großen Gegners der Optimaten vorüberrann.

In ſolchen Momenten fehlen auch dem Müden die Gedanken nicht! Um in die Stadt zu kommen, die am Fuß des Bergrandes gegenüber in Nebeldunſt und leichter Schneedecke winterlich begraben war, hatten wir von unſerm Standpunkte aus noch einen anderthalbſtündigen Ritt über die fetterdige, von geſchmolzenem Schnee durchnäßte Spiegelfläche zu überſtehen. Die armen, ſchlechtgenährten und ſchwer beladenen Thiere erlagen faſt unter der Bürde und nicht ohne große Anſtrengung erreichten wir endlich gegen drei Uhr Nachmittags das Ziel. Wir bedurften

Bibl. Univers. Lips.

insgeſammt der Ruhe und Menſch und Thier hatte Labung nöthig. Wie wir uns auf die kniſternde, kleidertrocknende, hammelſchmorende Flamme aus Reiſig und dürrem Holze freuten! An Holz konnte es in Pharſalus ja nicht fehlen; oder hatten wir nicht Bäume geſehen und im nahen Gebirge Nadelwald? Aber das gemauerte Einkehrhaus dieſer Türkenſtadt war leider noch weit ärmlicher und troſtloſer als der Stall im letzten Chriſtendorf. An Brennholz war gar nicht zu denken; ſelbſt Kohlen gab es nicht. Kein Fleiſch, kein Fiſch, kein Reis, kein Ei! ſogar die Nachtlampe fehlte. Wir aber waren müde, hungrig, durchnäßt und zitterten vor Froſt auf unſerer Matte am kalten Herde ſitzend.

Das Zimmer hatte, wie natürlich, keine Decke, wir ſahen durch das loſe Ziegeldach die grauen Wolken ziehen und gegen Abend trieb es eiſige Lüfte durch den rohen Schornſtein und die ladenloſe Fenſteröffnung auf das Lager herein. Wir ſahen einer bedenklichen Nacht entgegen, vielleicht der ſchlimmſten, die ich je auf Reiſen zugebracht. Wenn in dieſer Lage das Fieber käme! Welch eine zweifelhafte Lage! Um das Maß der Verlegenheiten voll zu machen, ſagte uns auch noch der Führer ſeine Dienſte auf: er könne und wolle nicht weiter ziehen, das Land jenſeits Pharſalus ſey ihm ſo unbekannt als uns und morgen frühe reite er nach Lariſſa zurück. Es war ein junger Menſch, ein blonder Menelaus der

Olympusdörfer, voll guten Willens; aber er wußte im Lande weder Beſcheid noch hatte er friſchen Muth. Dieſen Uebeln mußte nach Thunlichkeit zugleich begegnet werden.

Nachtlampe und Kohlen lieferte ein Krämer der Nachbarſchaft; aber wie wir zwei- und dreimal holen ließen, war der Preis jedesmal um die Hälfte angewachſen und am Ende ging der Vorrath aus. Das Fenſter ohne Laden ward mit zuſammengeſuchten Matten zugemacht und mit vieler Mühe am Ende auch noch etwas Wein und Brod aufgebracht, was mit den Hammelsreſten aus Lariſſa doch nur ein kümmerliches Nachtmahl gab. Wir theilten es gutwillig mit dem Führer, nachdem uns ein Grieche des Orts ſeine Pferde auf den andern Morgen, aber nur bis zur nächſten Station Domoko vermiethet hatte. Dort, hieß es, müſſen wir türkiſche Führer nehmen, denen es allein geſtattet ſey über die Grenze ins fremde Land zu gehen.

Die Nacht in Pharſalus glich einer wahren germaniſchen Winterſcene. So traurig flockte und brauste es vom Berg herab. Gott weiß es, mit welchen Gefühlen wir uns am matten Kohlenfeuer zur Ruhe legten! Die wenigſten Leſer vermuthen aber auch nur, mit welcher Summe von Sorgen, Geduld und Noth ich beinahe jeden Satz dieſer Fragmente vorausbezahlen mußte. Gewinn iſt uns im Leſen fremdes Ungemach. Nur begreift vielleicht ein „Glückſeliger“

nicht immer ſchnell, warum man im Einkehrhaus zu Pharſalus eigentlich noch keine vergoldete Felderdecke, keine Gueridons und keine elaſtiſchen „Couchetten“ hat. Wir aber ſchliefen der Bedrängniß ungeachtet bis uns die Morgenkälte friſch und erquickt neben dem verglommenen Herde weckte. Ich glaube, der warme Saleptrunk in Lariſſa hat das Winterelement noch in Pharſalus beſiegt. Nur kam der neue Führer in aller Frühe mit Bedenklichkeiten wegen des bedrohlichen Wetterſtandes und meinte, ob wir uns nicht noch einen Tag Ruhe gönnen wollten. So gerne wir auch unter erträglichern Umſtänden einen Tag geblieben wären, lehnten wir doch in der Noth aller Dinge den Vorſchlag ab und erklärten um jeden Preis heute noch nach Domoko zu ziehen. Auf wiederholtes Einreden fragte ich nur ſo obenhin, wo der Kadi von Pharſalus wohne? Statt der Antwort ſagte der Grieche, in anderthalb Stunden werde er mit friſch gefütterten Pferden im Hofe ſtehen, ſey die Witterung wie ſie immer wolle. Die Zwiſchenzeit wurde benutzt die Gelegenheit des Ortes noch einmal anzuſehen.

Pharſalus iſt eine türkiſche Bauernſtadt von weniger als 4000 Seelen, hat aber in der Lage große Aehnlichkeit mit Antiochia am Orontes. Es iſt eine ſchmale, lange Kothſtadt, längs dem Fuße einer ſich zur Ebene verflachenden ſteilen Hügelkette hingeſtreckt und ohne alle Spur des Alterthums, ausgenommen die zerſtörte große Akropolis hoch oben auf der Bergebene, von der ſich wie zu Antiochia beiderſeits am Felſenrande lange, verwitterte Feſtungsmauern zur Stadt herabziehen. Ich gab mir nicht die Mühe und hatte auch keine Zeit die Berghöhe zu erklimmen, ſah aber um ſo eifriger auf das geſtern durchwanderte Schlachtfeld der römiſchen Bürgerkriege hinüber. Statt den Leſer mit einer umſtändlichen Aufzählung aller Einzelheiten jener Schlacht und dann noch weiter mit einer Abhandlung über die Bürgerkriege im Allgemeinen und über die ganze römiſche Geſchichte überhaupt von Aeneas bis Auguſtulus heimzuſuchen, wie es der belobten Gräfin an meiner Stelle ſicher begegnet wäre, begnügen wir uns mit der einfachen Berichtigung einer irrigen Angabe des Griechen Appian. Offenbar hat der gelehrte Akademiker die pharſaliſchen Felder nicht ſelbſt geſehen und ſein Werk nur aus fremden Büchern zuſammengetragen, ſonſt hätte er in geradem Widerſpruch mit Cäſars Text die Walſtatt nicht zwiſchen Stadt Pharſalus und den Fluß Enipeus verlegt,[1] während der Streit der Nebenbuhler um die Weltherrſchaft auf dem kornreichen Blachfeld zwiſchen dem *rechten* Enipeusufer und dem Hügelrande des Hundskopf-Labyrinths entſchieden wurde. Cäſar, der ſonderbar genug weder Stadt noch Fluß mit Namen nennt, erſchien zuerſt von Epirus her und lagerte im Kornfeld am Waſſer. Pompejus zog mehrere Tage ſpäter von Lariſſa kommend, auf demſelben Weg den wir genommen hatten, und ſchlug ohne in die Fläche hinabzuſteigen das Lager auf den Hügeln auf, an deren Fuß er ſein Heer in bequemer und ihm günſtiger Stellung vergeblich zum Kampfe bot.[1]

---

[1] *Ἐς τὸ μεταξὺ Φαρσάλου τε πόλεως καὶ Ἐνιπέως ποταμοῦ.* Appian. de Bellis Civil. lib. II, 474,

Am Entſcheidungstage ſelbſt lehnte Pompejus den rechten Flügel, Cäſar aber den linken an den Fluß, der beiden Heeren die Seite deckte und die Angriffe der Reiterei unmöglich machte. Dieſe Stelle (Cäſ. III. 88 und 89) ſetzt die Sache außer Zweifel. Wie Pompejus geſchlagen und ſelbſt das Lager am Hügel genommen war, floh Alles nördlich in der Richtung gegen Lariſſa durch das Hügelrevier, auf dem ſie vorher gekommen waren. Aus Cäſars Angaben iſt es klar, daß keines der ſtreitenden Heere in der Richtung gegen Pharſalus den Fluß überſchritten hatte. Nach Appian aber wäre der Rückzug entweder durch den Fluß „mit hinderlichen Ufern“ (impeditis ripis) oder vielmehr — was offenbarer Unſinn — ſüdlich gegen Domoko und die Thermopylen geſchehen, wohin wir uns nach dieſer kurzen Abſchweifung vom Reiſeziel unter nicht ganz günſtigen Wetterzuſtänden etwas ſpäter als neun Uhr Vormittags in Bewegung ſetzten.

---

[1] Pompejus, quia castra in colle habebat, ad infimas radices montis aciem instruebat. Caes. de bello civil. lib III, 85.

Nach einem Paar etwas lichter Morgenſtunden, die uns mit falſchen Hoffnungen kirrten, war ein dichter Nebel über Berg und Fläche herabgeſtiegen, und wie wir an's andere Ende des Städtchens kamen, wo Weiber an der Quelle wuſchen, fing es zu ſchneien an. Wir ritten ſchweigend vorüber, weil uns der Wind die Flocken ins Antlitz trieb und die düſtere Atmoſphäre bald die nächſten Gegenſtände dem Blick entzog. Nur der glatte weiche Pfad verrieth, daß wir nach einer Wegesſtunde aus der ſteinigen Durchgangsniedrigung des pharſaliſchen Vorgebirges wieder auf das Feldmeer gekommen waren. Sehen konnte man es nicht. Die Luft bot eine jener Scenen, wie ſie nur die Iliade malt, und gleich Ajax flehten auch wir zu Zeus um Licht, obwohl zur Dunkelheit auch noch die Qual des Hungers kam. Wir hatten uns ohne Imbiß auf den Weg gemacht, weil der eigene Vorrath aufgezehrt und in Pharſalus um jene Stunde nichts zu finden war. Welch ein Glück daß wenigſtens der Führer der Landſchaft kundig war! Erſt am Ende der hier drei gute Stunden breiten Fläche öffneten die aufſteigenden Nebel den Horizont und wir ſtanden am Fuße eines hohen Kegelberges, auf deſſen Spitze unſere Sehnſucht, das Städtchen Domoko wie in den Wolken hing. Des Schnees ungeachtet hätten wir mit guten Pferden vielleicht in weniger als einer Stunde das Ziel erreicht. Aber wir brauchten das Doppelte, und die Thiere waren eben ſo erſchöpft wie wir, ja ſelbſt den Führer, den hartlebenden Griechen aus Pharſalus, wandelte auf halber Berghöhe vor Hunger Ohnmacht an. Er konnte nimmer fort. Ein Labetrunk, eine Krume Brod hätten ihn zu Kraft gebracht; aber beides fehlte, Sack und Flaſche waren ſchon am Morgen leer. Nach kurzer Raſt wurde noch einmal angeſetzt und wir krochen langſam athmend jammervoll den ſteilen Pfad hinan. Doch umſonſt! die Kraft verſagte noch einmal, und wie ſich der Arme zu letzter Hülfe auf die Gruppe des koffertragenden Pferdes ſetzte, ſank auch noch das Thier unter der Doppellaſt nach kurzer Strecke zur Erde nieder. Durch vereinte Mühe ward wieder aufgeholfen, wir ſahen die Häuſer ober uns und kamen mit Aufraffung der letzten Kraft endlich todesmatt bei der gaſtlichen Thüre an. So groß war die Schwäche, daß ich die ſchroffen Treppen ins obere Stockwerk ohne helfenden Arm nicht mehr zu erklimmen vermochte.

Das Haus war ein chriſtliches und wegen der unebenen und beſchränkten Räumlichkeit von Domoko thurmähnlich an den Abhang hingelehnt. Zum Glück fanden wir eine Zelle leer mit überhängendem Bretterdach und Söller vor der Thüre, wie die Hütten in Tirol. Neben der Thüre war die kleine Fenſteröffnung, der Boden von geſtampftem Lehm und eine Feuerſtelle im Hintergrunde, wo ſofort die Flamme von trockenem Birnbaum lichterloh in die Höhe ſchlug.

Leſer, die nach ſucculentem Mahle unſere Noth angeekelt hat, werden bei der Nachricht der glücksvollen Lage in Domoko wieder ausgeſöhnt und zufrieden ſeyn. Reis, Eier, Hülſenfrüchte, Brod, Wein, Holz und Raki war im Ueberfluß; aber müde Deutſche wollen kräftigere Subſtanzen, und nicht ohne viele Mühe ward auch noch eine Henne zum Nachtmahl aufgetrieben. Man denke ſich die Luſt! Nur war im ganzen Haus kein Haſen, um das Kleinod herzurichten, kein Leuchter die Kerze aufzuſtecken und kein Kücheninſtrument das Geſchäft mit Anſtand auszuführen. Wohl eine Stunde ſuchte und fragte man im Städtchen herum bis endlich der erſehnte Topf erſchien.

Domoko, wie ſchon früher bemerkt, iſt von Türken und Griechen zugleich bewohnt; die Griechen aber kochen nicht, wenigſtens kein Federvieh, und es gab gleich anfangs einen hohen Begriff von unſerer Bedeutung und unſerer Macht, daß wir an einem gemeinen Wochentage ein ſolches Mahl bereiten ließen. In der Zelle neben uns war auch ein Fremder, der nichts als einmal des Tages Bohnen mit Oliven aß. Bei den Griechen müſſen auch die Thiere faſten, weil die Menſchen ſelbſt nur Zwiebel eſſen und das gewonnene Geld vergraben wird. Die Deutſchen lieben zwar viel und gute Koſt, haben aber ein weiches Herz für fremde Noth und erbarmen ſich beſonders des lieben guten Viehs. Unſere Pferde ſammt dem

Führer hätten zwar bei all ihrem Pharſalusblut die Schlacht bei Gaugamela nicht entſchieden, erhielten aber doch in Domoko des harten Tagwerks wegen Gerſte zum Deſert; der Agogiate ſelbſt durfte ſich mit dem Wlachidiener zu den Reſten des reichlich aufgeſtellten Mahles ſetzen und erhielt, um die Ohnmacht gründlich auszutreiben, neben dem ausbedungenen Lohn noch eine Extradoſis Raki als Labetrunk. Nachdem wir am Ende noch für friſche Pferde bis in die Quarantäne von Zitun mit einem Türken abgeſchloſſen hatten, überließen wir rund am Feuer gelagert die matten Körper der langerſehnten Ruhe. Damit aber ein für das Seelenheil beſorgter Leſer nicht etwa glauben müſſe, die Nacht in Domoko ſey für chriſtliche Wanderer gar zu weich und üppig geweſen, wollen wir nur bemerken, daß, wie in den wenigſten Fällen unſeres Erdenwandels das Gute ohne Beiſatz vom Uebel iſt, ſo auch im Einkehrhaus zu Domoko das überſüße Glück durch etwas Wermuth gedämpft und verbittert war. Daß die Zellendecke fehlte, war ein geringeres Uebel als der Mangel des Kamins. Die aus gehobelten Sparren und Brettern ſchön gezimmerte und knapp gefugte Dachung, obgleich von Rauch und Schlacken angeſchwärzt, hielt Schnee und Kälte von oben ſattſam ab; aber bei Thür und Fenſter, die des Rauches wegen offen blieben, drang es vom Söller ſchneidend kalt auf die Schlafenden herein, während zerlaſſener Schnee über der Herdflamme durch die Bretterfugen drang und als rußgefärbte ätzende Flüſſigkeit in regelmäßigen Pauſen auf die grauen Mäntel niederfiel, noch heute ſichtbar zur Erinnerung an die Winternacht in Domoko. Nicht genug, in der Zimmerecke neben meinem Lager war am Fußboden eine runde Oeffnung angebracht, die dem Gelaſſe unterhalb als Rauchfang diente. Ein widerlicher Qualm aus ranzigem Oel und naſſem Holze, der ſich von unten herauf in die Wirbel der obern Heizung ſchlug, tödtete alle Poeſie und ſtellte bald das Gleichgewicht in unſerer Lage her. Wir waren ja zur Winterszeit gleichſam mitten im rauchenden Kamin logirt!

Es ſchneite und ſtöberte die ganze Nacht und auch noch den folgenden ganzen Tag ohne Unterlaß. Wir hofften aber auf Beſſerung und wollten Morgens dennoch fort. Der Türke erklärte geradezu die Unmöglichkeit und ſagte auch, wir hätten uns vor allem zur Durchſicht des Reiſeſcheins beim Oberbefehlshaber der Gränzſchluchten, der hier reſidire, in Perſon vorzuſtellen, weil ohne deſſen Erlaubniß niemand aus dem Land gelaſſen werde. Wie wir im Serai erſchienen, hieß es: „der Aga ſchläft, kommt in einer Stunde wieder.“ Nach einer Stunde ſchlief der Aga noch und erſt gegen zehn Uhr that ſich der Divan auf. Ich war nicht ganz ohne Sorgen. Das Städtchen war mit albaneſiſchen Sölbnern angefüllt und der Aga ſelbſt gehörte dieſem Volke an. Vielleicht gibt es Hinderniſſe, vielleicht Forderungen übermäßiger Natur, da der Albaneſe beſondern Werth aufs Klingende zu legen pflegt und ich allein und ohne Schutzbrief des Weſirs von Lariſſa gekommen war. Mit dem Grammatikus hatte ich ſchon vorher geredet und in der Halle auch Bekanntſchaft mit einem Exemplar aus dem männlichen Harem gemacht, das dem Aga nach Albaneſenbrauch in Domoko nicht fehlen durfte. Der gute Junge ſagte mir, wie ich mit ſeinem Gebieter reden ſoll und er wollte ihm ſelbſt ungebeten mein Petitum beſtens anempfehlen, wofür er zwei Silbergroſchen als Geſchenk erhielt. Im Divan mußte ich natürlich meine Sache ſelbſt vertreten; aber Zuverſicht mit Zungengeläufigkeit wuchſen ſchnell, wie ich merkte, daß der Aga im Türkiſchen von nicht beſonderer Stärke war. Manche in Stambul erhaſchte Phraſe ward mit glänzendem Succes vor den unwiſſenden Schkypetaren zur Schau geſtellt. „Wie ſchön er türkiſch ſpricht!“ ſagte halblaut der Aga zum Grammatikus. Das iſt im Munde eines Albaneſen freilich kein großes Lob, beweiſt aber, welchen Vortheil auch geringe Kenntniß in der Osmanliſprache reiſenden Europäern in der Türkei gewährt. Nur wer türkiſch redet, gilt im Lande als ehrenwerther Mann, hat Religion und achtet göttliche und menſchliche Geſetze: *„Türkische bilir, allahdan korkar.“*[1] Denke man nur, bei aller Andachtsgluth und dogmatiſchen Schärfe für Glaubensreinheit und geiſtliches Uebergewicht wären D. und W. ſammt ihrem theologiſchen Anhang in M. bei den Osmanli doch nur Atheiſten, Leute ohne Treue und Glauben blos weil ſie des Türkiſchen nicht kundig ſind!

---

[1] „Er verſteht Türkiſch, (weil) er Gott fürchtet.“

An Hemmniß oder irgend eine ungerechte Zumuthung war bei ſolchen Vorlagen nicht weiter zu denken, und der Abreiſe ſtand auch nichts weiter entgegen als die finſtere Atmoſphäre mit ihrem winterlichen Schneegeſtöber. „Geht nicht! Seht nur das Wetter an! Ihr gehet zu Grunde,“ ſagte warnend der Grammatikus. Wir blieben noch den ganzen Tag, der uns nach beſſerer Anordnung bei reichlicher Zehrung und in nützlichen Dialogen mit den Zollbeamten am Feuerherde ſchnell vorüberging. Wir beſuchten auch eine Art improviſirter Schenke, wo die moslimiſchen Schkypetaren gegen Koran und Prophet tapfer zechten. Bekanntſchaft mit Kriegsleuten iſt überall ſchnell und leicht gemacht, und nicht ohne vielſeitig freundlichen Zuſpruch der rauhen Geſellen gingen wir in die Wohnung zurück.

Sorgfalt und Fleiß, womit ich während des langen Aufenthalts in Stambul etwas Nützliches zu lernen ſuchte, belohnten ſich in ſolcher Weiſe häufig ſchon während der Reiſe ſelbſt. Wir ſagen es nicht des eitlen Ruhmes wegen; wir ſagen es andern zum Troſt, damit ſie lernen was und wieviel ein Menſch, der ſelbſtſtändige Meinung und unabhängigen Sinn weit höher als Gunſt und Sold der Großen achtet, auch in mäßigen Umſtänden durch eigene Kraft zu ſchaffen vermöge. Leiden und Noth ſind vergeſſen; Erfahrung, Einſicht, Erinnerung und geiſtiger Genuß ſind geblieben und werden noch lange bleiben; ſie ſind mein wohlerworbenes freies theures Eigenthum! Zwar hat uns der Rauch in Domoko Antlitz und Hände angeſchwärzt; aber wir ſchliefen gelabt und erquickt ſo wonnig am wärmeſtrömenden Herde, wie die innerlich zerriſſenen, ſchuldbewußten Kinder des Glückes, des Ehrgeizes, der irdiſchen Größe in ihren Prunkgemächern und exquiſiten Lüſten zu ſchlummern nicht vermögen. Haltung und Thun des Menſchen gewinnt eine andere Geſtalt, ſobald ſich der Gedanke, daß kein Erfolg, kein Genuß, kein Wiſſen, kein Rang, keine irdiſche Größe, Drang und Qualen des Gemüthes ſtillen kann und wahrer Seelenfriede nur im Verſagen liegt — ſeiner gänzlich bemächtigt hat. Wer die Feſſeln des Ehrgeizes, der Gierde, der Habſucht, der Eitelkeit nicht abzuſtreifen vermag, iſt weder ein weiſer, noch ein tugendhafter, noch ein freier Mann, noch kennt er das wahre Glück, das wir alle ſuchen, das aber ſo wenige von uns wirklich finden. Hiemit iſt nicht geſagt, daß man um weiſe, frei und glücklich zu ſeyn, zur Winterszeit in theſſaliſch Domoko am rauchigen Herde liegen müſſen. Unſere Weisheit, weit entfernt von der Schule des Diogenes, duldet und liebt ſogar die Eleganz der Außenſeite.

Wir erzählen nur, was wir damals auf der Seele hatten und was uns nach vielen und harten Proben als einzig richtiger Weg zum höchſten Gut des Lebens — zu Gleichmuth und Zufriedenheit erſchienen iſt.

Ohne Zweifel haben wir für Mehrung und Kräftigung wahrer Lebensweisheit im Allgemeinen durch unſere Sittenpredigt ſchon jetzt Bedeutendes gewirkt. Wir hoffen aber, und zwar insbeſondere in Deutſchland und beim ehrwürdigen Corpus der Gelehrten und Andächtigen, durch unſern Froſt und unſere Gleichgültigkeit für falſche Ehren, zerfließende Weichlichkeit und ſchnöden Flitter der großen Kinderwelt nächſtens noch weit größere Bekehrungen zu erleben und in kurzer Zeit die Summe der Selbſttäuſchungen, der eiteln, thörichten Beſtrebungen zwiſchen Belt und Adria weſentlich gemindert zu ſehen. Am Ende ſind wir gar noch vom Schickſal auserkoren, das von erlauchten „Reiſendinnen“ neulich in Maſſa als corrupt verdammte Europäerblut moraliſch zu reinigen und durch das Laugencorroſiv unſerer Homilie wieder geſund zu machen. Welch ein Ruhm für unſere Unbedeutenheit! Die Gräfin mit dem „ſchleifenden Schritt“ deutet als Univerſal-Galen das Uebel der Zeiten an, und wir — der geradredende Plebejer — heilen es durch unſere theſſaliſche Panacee. Iſt das nicht überſchwänglicher Gewinn für zwei rauchgeſchwärzte Nächte in Domoko? Was hätten wir aber auch ſonſt über unſere Winterraſt in einem Orte berichten ſollen, an welchem das Alterthum ſelbſt in der Sommerluſt nichts als die rauhe Lage und die prachtvolle Fernſicht zu rühmen wußte?[1] Unſere Leſer erinnern ſich aus dem vorigen Fragment der Geſtalt des theſſaliſchen Ringbeckens und wiſſen, daß ſich das Randgebirge allerſeits ſchluchtig und durchbrochen, aber amphitheatraliſch und breit gegen die fette Mittelebene niederſenkt und im letzten Stadium, wenn der Wanderer aus den Hochſchluchten tritt, eine entzückende Ausſicht über das endloſe Gefilde öffnet. Auf einer ſolchen luftigen Höhe, an deren Fuß das pharſaliſche Feldmeer endet und die ſchluchtenvollen Berge beginnen, liegt Domoko.[2]

Wir waren aber vom Glücke weniger begünſtigt als die Legionen des Flaminius und mußten den Ort verlaſſen ohne das Auge am ſchönen Spiel des pharſaliſchen Panoramas zu erquicken. Eine flockenſchwangere Nebeldecke hatte ſich wie ein Leichentuch bewegungslos über die weite Niederung gelegt, und wir ritten am Morgen des dritten Tages noch vor Anbruch des Lichtes mit unſern türkiſchen Führern zum Städtchen hinaus, von dem wir nicht einmal den Umfang, noch weniger Buſch und Wald des unter dichter Schneekruſte vergrabenen Weichbildes geſehen hatten. Doch ſchien der Zorn der Elemente endlich verſöhnt; und wie wir auf ſinkenden Pfade über Schnee und Eis der Ebene Tawüklü längs dem Nezeroſee über Bäche und weiches Erdreich zu den Platanen hinabgekommen waren, wo der Engpaß beginnt, gingen die Wolken auseinander und ſah ſtellenweiſe das blaue Firmament herab.[1]

---

[1] Iliad. II, 16—17. — Livius lib. XXXII.

[2] Ubi ventum ad hanc urbem est, repente velut maris vasti, sic immensa panditur planities, ut subjectos campos terminare oculis haud facile queas. Livius lib. 32, apud Strab. edit. Casaubon.

Die Natur dieſer Thalenge, ihre verſchlungenen Windungen und felſigen Ausſprünge malt Livius mit den wenigen Worten „confragosa loca implicitasque flexibus vallium vias“ in ſeiner Art trefflich und wahr, bis die ſeit Deukalion beſtehende Form Theſſaliens unter gewaltigen Naturkräften zuſammenbricht und ein neues Gebilde entſteht. Drei Stunden von Domoko wird das Land menſchenleer und ein iſolirter Steinthurm oder ſogenanntes Serravalle aus der fränkiſchen Ritterzeit (13. Seculum) bildet mit einem Haufen albaneſiſcher Söldner auf dieſer Seite den äußerſten Vorpoſten und gleichſam die Gränzwache des türkiſchen Sultanats von Stambul gegen den „Bavareſikral“ in Athen. Bei dieſem Thurm hatten wir die letzte Plage, weil der Schkypetaren-Offizier in der Meinung einen guten Fang zu machen am „einfältigen“ Franken, der ſich nicht zu vertheidigen wiſſe, eine namhafte Summe als Durchgangszoll verlangte.

---

[1] Jedem in der neuern Philologie nicht ganz fremden Leſer wird das Ungriechiſche der beiden Worte »Tawüklü« und »Nezero« auch ohne Mahnung aufgefallen ſeyn. Erſteres iſt ein türkiſcher Terminus und mit „Hühnerfeld“ zu überſetzen. *Nezero* aber iſt ein ſlaviſches Appellativ, das in der Form *ezero*, *jezero* und *Nezero* (See) in helleniſchen Landen ſich häufig bis auf den heutigen Tag erhalten hat und beim Erlöſchen der ſlaviſchen Sprache als Eigenname für größere Waſſerſammlungen in das Neugriechiſche herübergekommen iſt.

Etwas beunruhigt, daß ich von der kleinen Karavane allein in den Thurm hinaufgeladen wurde und auf meinen höflichen Gruß vom rohen Osmanligeſellen keinen Beſcheid erhielt, fragte ich ihn auch meinerſeits erbost, wer ihm das Recht gebe von mir, der ich mit des Sultans Paß von Stambul komme, Geld zu fordern? *„Aded dür,“* „ſo iſts der Brauch“, ſagte er etwas höflicher. Ich erklärte ihm aber, alle ſeine „Aded“ gingen mich nichts an; ich ſey ein Deutſcher Begſade (Beïſade), der die Welt bereist und Niemanden etwas gibt. Zugleich hielt ich den türkiſchen Reiſeſchein zur Durchſicht hin, mußte ihn aber ſelbſt vorleſen, weil im ganzen Thurm kein Menſch das türkiſche ABC verſtand. Dieſer Akt von Gelehrſamkeit nebſt angefügten ſummariſchen Erklärungen über das Nemtſcheland, — alles (mit Verlaub) in gutem Türkiſch — that die beſte Wirkung und der Häuptling fragte am Ende ganz freundlich, ob es mir denn auf einige Para zu einer Taſſe Kaffee auch noch ankomme? Ich war nicht hart genug nein zu ſagen, gab ungefähr einen Franken und ward von einem mitreiſenden Griechen, wie wir den Thurm hinter uns hatten, als zu nachgiebig getadelt: „nichts, gar nichts hätte ich geben ſollen.“

In nicht viel mehr als einer Stunde nach dieſem letzten Conflikt mit den Türken hatten wir die Höhe erſtiegen, wo die Gränzmark des freien Hellas ſtreicht, und hier fand es mein Tadler ganz in der Ordnung, daß ich dem Wunſche der Palikaren mit einer Kleinigkeit entgegenkam. Die armen Jungen waren mit Wenigem zufrieden und gegen die geſetzliche Gebühr einer Drachme (25 kr. rh.) begleitete uns einer aus ihnen in die zwei Stunden unterhalb liegende Quarantäne von Zitun hinab. Am 9. Februar 1842 hatten wir das Ziel unſerer türkiſchen Wanderſchaft erreicht und waren wieder in der Chriſtenheit. Selbſt die landfremden Palikaren freuten ſich unſeres Heiles und empfingen uns mit der größten Freundlichkeit auf dem Boden des freien Griechenlands.

Alle Noth, ſo denkt mit Recht der Leſer, muß jetzt ein Ende haben. Denn gleichwie das Chriſtenthum im Ganzen und im Einzelnen das Gegentheil des Islam iſt, eben ſo müſſen und werden ſicherlich auch die Bekenner des einen in allen Dingen von den Bekennern des andern vortheilhaft verſchieden ſeyn. Denn ſobald ſich beiderſeits gleichviel Schlechtigkeit mit derſelben Maſſe von Noth und Elend fände, und wenn die öffentlichen Zuſtände bei den einen ebenſo troſtlos und verfallen wie bei den andern wären, wie ſollte der Uneingeweihte dann erkennen, um wie viel Tonſur und Dogmatik von ** beſſer als Derwiſchmütze und Koran von Medina ſey? Man ſieht, der Vergleich iſt billig und ganz zum Vortheil der Chriſtenheit geſtellt.

Wenn es in türkiſch Pharſalus an Holz und Kohlen und Brod gebricht und die Fenſter ohne Glas und Läden, die Albaneſen im Thurm aber, der Gerechtigkeit vergeſſend, nach fremdem Gute lüſtern ſind, ſo wird in Zitun ſchon deßwegen an phyſiſchen Gütern Ueberfluß, an ſittlichen aber Fülle herrſchen und beſonders die Gerechtigkeit daſelbſt in Ehren ſeyn, weil man in Zitun nicht blos Chriſt, ſondern überdies noch Hellene iſt. Scenenwechſel mußte es hier geben und chriſtliche Leſer würden es ſogar übel nehmen, wenn man ohne alles Merkmal von Contraſt und Farbenſpiel, wie etwa von der Lauſitz in die Brandenburger Marken, ſo von türkiſch Theſſalien ins chriſtliche Hellas herüberkäme.

Wer immer dem freien Königreich die nördliche Grenze gezogen, hat es ſicherlich mit Verſtand und im Bunde mit der Natur gethan. Eine geradlinige, beiderſeits ſich abflachende, in Riſſen und Brüchen langſam niederſteigende Bergſcheide trennt türkiſch Theſſalien von Griechenland. Die Nordſeite des Höhenzuges war noch rauh und winterlich, während die ſüdliche gleich unterhalb des Scheitelpunktes in jungem Gras und Lentiscusſtrauch ſchon mildere Lüfte und größere Macht der Frühlingsſonne verrieth. Der Leſer kann ſich das Panorama gleichſam ſelber malen. Ein Querthal, breit und ſchön und mit einem Strom in der Mitte zieht wie ein Feſtungsgraben in gleicher Richtung mit unſerem Höhenzug vom Meer ins Land hinein, und die gegenüberſtreichende Thalwand übertrifft an Höhe und Mächtigkeit wie an Steile und Waldreichthum bei weitem die Linie, von der wir niederſchauten. Der Fernblick vom Zirlberg ins Innthal unterhalb gibt mit Ausnahme der niedlichern Formen des griechiſchen Bodens beinahe ein ähnliches Bild. Eine Reihe feſter Steingebäude mit kleinen Beſatzungen, in gemeſſenen Zwiſchenräumen den Bergkamm krönend und von ferne ſichtbar, bilden gleichſam die Mauerzinnen zum langen Erdwall wider das Türkenthum. Weit unten am Fuß der Höhe, in der Einſattelung zweier Hügel gegenüber den Thermopylen, zeigte uns der Palikar die Stadt Zitun, und um Ein Uhr Nachmittags am vorbenannten Tage hatten ſich die Thore der helleniſchen Quarantäne hinter uns zugemacht.

Die Klauſur war nur auf acht Tage feſtgeſetzt und muß im Sommer, der natürlich ſchönen Lage wegen, ſogar ein geringes Uebel ſeyn. Aber zur Winterszeit gab es chriſtlichen Regimentes ungeachtet doch Einiges zu bedenken. Und um es nur kurz zu ſagen, die Ausſichten waren nicht viel günſtiger als im Einkehrhaus zu Pharſalus. Es gebrach an

Allem, ſogar an Holz und Kohlen, nur nicht an Höflichkeit der Bedienſteten und an Mahnung zur Geduld. „Wir ſind noch klein, jung und arm, vielleicht wird es bald beſſer ſeyn.“ „Aber für Geld und gute Worte aus Vorſicht trocken Holz und Kohlen herzuſchaffen, wäret ihr doch groß und alt genug.“ „Die Leute dieſes Landes, entgegnete man, kochen nicht, wollen lieber frieren als Geld für Feuerung geben. Doch hoffe man für unſern Bedarf noch etwas Zehrung beim Bakkal zu finden, ja man denke ſogar ſeit längerer Zeit zwei, drei Stuben mit Glasſcheiben und europäiſcher Bequemlichkeit für beſſere Reiſende herzurichten; aber es fehle noch immer an den nöthigen Mitteln das Beſchloſſene auszuführen. Auch ſey bis jetzt auf dieſer Seite nur armes Handwerksvolk aus den türkiſchen Provinzen nach Hellas eingewandert und ich wäre der erſte „Milordos“, der des Weges komme.“

Die kleineren Räume waren leider alle beſetzt und wir mußten uns, um allein zu ſeyn, vorerſt mit einer weiten Sommerbaracke begnügen, deren ganze Einrichtung aus drei Holzpritſchen und einem Feuerherd beſtand. Der Fußboden war Steingeröll, die Oberdecke fehlte ohnehin und durch die weiten Spalten in Dach und Fenſterläden blies bei heiterem Himmel Nachts der kalte Wind herein. Am grünen Reiſig, das man zur Feuerung eilig ſammeln ließ, konnten wir uns nicht erwärmen und der als Wächter zugetheilte Albaneſen-Palikar brach Nachts in der Noth die Reſte des Holzgitters ab, welches den verdächtigen Theil des Hofraumes vom geſunden ſchied. Das war übrigens die einzige Nacht, in der uns die Kälte gar nicht ſchlafen ließ. Wir verkürzten die Zeit mit Reden und der Wächter, der ſiebenthalb Fuß hohe, ſchlanke, unbärtige, unverdroſſene Schkypetar mit ſeinen kleinen Albaneſenaugen, dünnem Naſenknorpel und blendend weißem Teint war um ſo beredter, da er warme Koſt, in Butter geſchmorte Eier, getrocknete Feigen, rohe Poriſtängel und Oliven gegeſſen hatte und Tags darauf noch Beſſeres hoffte.

Die Stadt war nur eine halbe Stunde entfernt und hatte an Lebensmitteln Ueberfluß. „Uebrigens ſoll ich mich über die ärmlichen Zuſtände unſerer Lage nicht wundern, „„da bisher lauter Diebe in der Quarantäneverwaltung waren.““ „Jetzt müſſe natürlich bald alles ein beſſeres Herſehen gewinnen, da man heilſame Reformen vorgenommen.“ Aber bei aller Ehrenhaftigkeit der neuen Verwaltung wird es in der Zituner Quarantäne vermuthlich bis auf dieſe Stunde beim Alten geblieben ſeyn, weil die Griechen bei Neuerungsvorſchlägen und in Abſchaffung veralteter Mißbräuche mit lobenswerther Vorſicht verfahren, aus Klugheit nichts übereilen, vorher alles langſam, wiederholt und reiflich bedenken und überall mit ſchonungsvoller Behutſamkeit an den öffentlichen Schaden gehen, ja aus gegenſeitiger Nachſicht und chriſtlicher Geduld meiſtens lieber gar nicht darangehen. Sie wollen es nicht machen wie die Europäer, die wohl niederreißen, aber ſelten etwas Beſſeres auf die leere Stelle bringen. Wollte man alle Diebe aus den Aemtern treiben und überall nur Gerechte an ihre Stelle ſetzen, ſo blieben wahrſcheinlich ſämmtliche Beamtenſtuben des helleniſchen Königreichs in alle Ewigkeit vacant. Als geiſtreiche Menſchen, wie die Griechen alle ſind, wählen ſie unter zwei Uebeln natürlich das geringere und die Dinge bleiben wie ſie ſind.

Oeffentliches Gut nach Kräften als Privateigenthum zu behandeln iſt uralte Landespraxis, iſt gleichſam feſt und wohl erſeſſenes Recht der byzantiniſchen Beamtenwelt. Und ſtatt die Griechen als neuerungsſüchtig und rebelliſch zu verſchreien, wie es andere thun, finden wir ſie entſchieden conſervativ und beſonders voll Reſpekt für ihr hiſtoriſches altes Recht. Man ſollte glauben, ſie hätten insgeſammt bei weiland Dr. Hugo in Göttingen Jurisprudenz ſtudirt. Dieſes Urtheil iſt ein von perſönlichen Berührungen ganz unabhängiges und die jämmerlich kalte Pritſchennacht hat uns eben ſo wenig gegen die Hellenen eingenommen als uns die günſtigere Lage am folgenden Tage zu ihren Gunſten beſtach. Man gab uns eine bequemere Zelle mit Bretterboden, Ueberdecke und wälſchem Kamin. Für Strohmatte, Feuerzange, Topf und Leuchter ward auch geſorgt und der Krämer hatte gutes Brennmaterial mit reichlichem Nahrungsſtoff aus der Stadt gebracht. Für Fenſterſcheiben aus Papier hatte eigene Induſtrie geſorgt und wir waren in wenig Stunden ein Gegenſtand des Neides und der Bewunderung für die Poriſtängel eſſenden Mitgefangenen der Nachbarſchaft. Allein die Herrlichkeit hatte ein ſchnelles Ende.

Der freundliche Quarantänearzt hatte uns gebeten mit den Mängeln der Anſtalt Nachſicht zu haben, Griechenland ſey noch „jung, klein und arm“; hätten wir aber irgend einen Wunſch, brauchten wir nur zu befehlen, alles werde zu unſern Dienſten ſeyn. So ſpricht in Hellas jedermann, aber niemand will etwas thun. Die Gelegenheit zu „wünſchen und zu befehlen“ kam viel ſchneller als es nöthig war. Das üppige Leben in unſerer Zelle und das Glück der beiden Diener, die gegen alle griechiſche Sitte eben ſo chriſtlich gefüttert wurden wie der Gebieter ſelbſt, veranlaßten die Meinung, Milordos müſſe ein gutmüthiger, reicher, liberaler und geldverachtender Geſelle ſeyn und auf dieſe Vorſtellung hin gründete der amtlich aufgeſtellte Krämer ſeinen Plan. Statt guter Kohlen wie früher, brachte er am dritten Tag Kohlenſtaub und ſtatt des beſtellten Quantums Hammelfleiſch eine alte magere Henne, für die er 120 Lepta (30 kr.)] wollte. Bei unſerer Weigerung die Lieferung anzunehmen, weil wir Anderes und Beſſeres beſtellt, ſchwur er hoch und theuer, daß

Anderes und Beſſeres zu dieſer Friſt gar nicht zu finden ſey.

Die Verhandlung ging vor aller Augen im Hof vor ſich und jedermann erkannte das Unrecht dem trügeriſchen Krämer zu: „der Menſch ſey ein Albaneſe“, d. i. der Inbegriff aller Schlechtigkeit. „„Aber ihr ſeyd alle ſo, Lügner, Schelmen, Diebe vom erſten bis zum letzten.““ Nach warmer Sittenpredigt behielt der Mäkler ſeine Waare und wir blieben ohne Feuer und Koſt, oder mußten mit Voriſtängeln zufrieden ſeyn in gleichem Looſe mit der Nachbarſchaft. Erſt einige Stunden ſpäter hatte ein Erpreſſer die ſchönſte Heizung und das ſchönſte Hammelfleiſch gebracht, obwohl der amtliche Verſorger bei allen Heiligen der anatoliſchen Kirche geſchworen hatte, es ſey nur ſchlechtes in der Stadt, ja man finde gar keines und es werde überhaupt nicht mehr geſchlachtet in Zitun. So ging es fort bis endlich der neunte Tag dem Hader und der Klauſur zugleich ein Ende machte.

Nachdem die Rechnungen geordnet und nicht ohne neues Plänkeln jedermann geſättigt und befriedigt war, verließen wir den Sitz der Plage und ritten freudig und nicht ohne Bedacht wie unſere Erfahrungen andern Reiſenden frommen ſollen, nach Zitun hinein. Sollte das Schickſal ja irgend einen Deutſchen gleich uns zur Winterszeit dieſes Weges aus Theſſalien nach Hellas führen, ſo nehme er unſere

Widerwärtigkeiten als Mahnung zu größerer Vorſicht an, und komme ja nicht in die Quarantäne nach Zitun ohne folgende Gegenſtände vorſorglich mit ſich zu bringen: 1) Lebensmittel für wenigſtens Einen Tag; 2) eine tüchtige Saumladung trocken Holz und Kohlen; 3) eine Feuerzange, ein Kohlenbecken und Wandnägel quantum sufficit; 4) einen Tiſch; 5) eine Rohrdecke; 6) ein Brett; 7) eine ſechs Fuß lange Dachrinne; 8) Schmutzkratze und Beſen; denn bei den Hellenen wird nicht gekehrt, und ohne Rettungsbrett und Dachrinne kann man bei Thauwetter nicht wohl zur Zellenthüre heraus.

Wir blieben mehrere Tage in der Stadt, um endlich ohne Zank der Freiheit und des Lebens zu genießen, bis wir weiter zogen über Euböa nach Athen. Zugleich wollten wir doch auch ſehen, welche Fortſchritte öffentliches Leben und allgemeine Glückſeligkeit des griechiſchen Volkes während des zehnjährigen Friedens unter dem Schirmhut des Bavareſenthums in Zitun gemacht. Man darf dem Leſer wohl geſtehen, daß wir ſchon im Jahr 1833 bei Gelegenheit des Beſuchs von Thermopyle Zitun zum erſtenmal geſehen haben. Die waſſerreiche Umgegend iſt zwar kahl und baumlos geblieben wie zur Türkenzeit, aber das Städtchen ſelbſt hebt ſich der (damaligen) wenig geſchickten und noch weniger redlichen Verwaltung zum Trotz allmählig aus den Ruinen heraus. Wir ſind nicht nach Zitun gekommen, um die Machthaber anzuklagen oder ſie gar eines Beſſern zu belehren und zu thun, als hätten wir allein das Geheimniß im Gänſekiel alles öffentliche Ungemach mit einem Federſtrich zu tilgen und durch Zauberſchlag jedermann glücklich und reich zu machen. Wenn wir je etwas bekrittelten, ſo war es nur die Haſt und das thörichte Selbſtvertrauen, mit dem man ſich an's Ruder drängte, als wäre es eben ein ſo leichtes Ding auf „byzantiniſchem" Boden und mit „byzantiniſchen" Elementen eine nach abendländiſchen Begriffen blühende und innerlich geordnete Staatsgeſellſchaft einzurichten. Den Ueberſchwänglichen, den Leichtblütigen und den Unbeſonnenen haben wir von jeher unſern Zweifel, unſer Mißtrauen und unſere Verneinung entgegengeſetzt und allzeit gefunden, daß es billiger iſt (wenigſtens im Orient) die öffentliche Verwaltung nicht nach dem Guten, das ſie gethan haben will, wir aber nicht zu entdecken vermochten, ſondern nach dem Böſen zu beurtheilen, das ſie unterlaſſen hat.

Wenn man die Hände immer in den Taſchen des Volkes hat und im Moment des Dranges doch immer wieder Bettler iſt — „inter continuas rapinas perpetuo inops" [1] — wie erklärt ihr das? Glücklicher Weiſe haben wir ſolche Fragen zu beantworten weder Beruf noch Luſt. Mancher Leſer weiß auch ſchon, daß uns weniger die Politik und am wenigſten die

---

[1] Justinus de Philippo Macedon.

Eitelkeit auf neuem Schauplatz eine Rolle zu ſpielen wiederholt ins Morgenland getrieben hat. Abenteuerlicher Hang fremde Sitte zu ſehen, angeborne Schwärmerei und Liebe ſchöner Landſchaftsbilder beflügelten allein den Schritt. In ſolchen Gemüthszuſtänden iſt man weder Intriguant noch Stellenjäger, noch Diplomat, noch Weltverbeſſerer. Man ärgert ſich auch nicht zu häufig über die Thorheiten der Menſchen; man lacht weit lieber (verſteht ſich im Stillen) als man pocht und ſchilt. Dieſem Charakter milder inoffenſiver Schwärmerei ſind wir hoffentlich im ganzen Cyklus der „Fragmente" treugeblieben, und eben weil wir dieſen Charakter bis zum Ende behaupten möchten, iſt es beſſer wir ſchließen hier in der Gränzſtadt des helleniſchen Königreichs unſere Irrſale und unſern Bericht. Hellas iſt ja, wie ſie ſagen, europäiſches Land, und wo fänden wir den Muth Dinge zu beſprechen, die man ſchon vor uns ſo oft und ſo gut verhandelt hat. Rühmte ich z. B. die freundliche Aufnahme beim damaligen Obriſtlieutenant Fabrizius[1] ſo wie kriegeriſche Zucht und Haltung des unter ſeinem Befehl an der Gränze aufgeſtellten kleinen Truppencorps, ſo könnte es die Eiferſucht anderer Offiziere erregen, deren Sinn nicht weniger gaſtlich und deren Fuſtanellen-Schaaren eben ſo gut geübt, genährt und gekleidet ſind wie die Beſatzung in Zitun.

---

[1] Aus Plön im Holſteiniſchen.

Wie ſollte ich erſt ohne Aergerniß erzählen, was ich gleich auf der Gränze über die Bavareſen hörte? Man hält uns für unmännlich und weichlich, für Leute „die man anfangs fürchtete und zuletzt verachtete." Jedermann weiß aber, daß wir abgehärtete, kräftige und gerechte Menſchen ſind, daß wir in Kunſt und Wiſſenſchaft wie im Betrieb des bürgerlichen Lebens mit andern Nationen überall auf gleicher Höhe ſtehen, ja ihnen in Vielem überlegen ſind und beſonders in Andacht und Sittlichkeit als Muſter dienen. Und doch ward ich von Leuten, die geſtern noch türkiſche Knechte waren, mit der ſonderbaren Bemerkung angeredet: „Die Bavareſen haben uns beſtohlen und in der Kultur um ein Jahrhundert zurückgeſchlagen."

Solche Urtheile widerlegen ſich ſelbſt. Die Thoren! Als wenn man bei uns diebiſch wäre und in der Kultur rückwärts ginge! Wer in Deutſchland hätte je dergleichen gehört? Ja, noch weit Schlimmeres mußte ich vernehmen, verſchweige es aber lieber ganz, weil es bei aller Falſchheit doch hie und da kränken und betrüben könnte. So weit iſt es durch Ungerechtigkeit und boshafte Leidenſchaft unſerer Gegner mit uns gekommen, daß wir in der Fremde nicht ſelten aus Vorſicht ſogar das Land verläugnen müſſen, aus dem wir gekommen ſind. Ich reiſte als „Tiroleſe", um vor Beleidigung, Spott und Neckerei der freundlichen Hellenen ſicher zu ſeyn. Das half noch in Zitun, in Stylida und auch noch im ausgeſtorbenen Chalcis (Negroponte), wo ſeit Auswanderung der Osmanlibevölkerung Stille über öden Straßen, über menſchenleeren Häuſern und grasbewachſenen Plätzen liegt und das unheimliche Echo des eigenen Schrittes, wie im ausgebrannten Ilium, den Wanderer erſchreckt,

Horror ubique animos, simul ipsa silentia terrent!

In Athen dagegen nützte die Vermummung nichts mehr, und ſtatt wie Cephalus in ſchwärmeriſcher Einſamkeit durch die lieblichen Scenerien des thymianduftenden Hymettus zu ſtreifen, mußte ich — o des harten Looſes — dem griechiſchen Volke über meine Slaven-Theſis Rede ſtehen.

XIV.

Das ſlaviſche Element in Griechenland.[1]

Wie man die „Slaven" nur nennt, entſteht in Deutſchland ſchon Mißbehagen, Eiferſucht und Zorn; man fühlt ſich inſtinktmäßig aufgeregt wie gegen einen Erbfeind und Gegner, mit dem man einſt noch um die höchſten Güter des Lebens, um Glück, Ruhm und Freiheit den Kampf zu beſtehen habe. Dieſes Gefühl der Abneigung iſt ſo alt wie das deutſche Volk und ſeine Geſchichte. Um ſich zu haſſen braucht man ja nur Nachbar zu ſeyn und die gleichen Nationalbeſtrebungen und Tugenden zu beſitzen wie der Nebenbuhler. Germanen und Slaven ſind vorzugsweiſe die „Gemüthvollen" und „Ackerbautreibenden", folglich die am meiſten dehnbaren Stämme des Erdbodens. Beide ſind Japhets Kinder, denen das Erbtheil Sems und die Zelte ſeines Knechtes Cham verheißen ſind.[1] Es iſt Erbhaß unter uns und Ausgleichung doppelt ſchwer. Friedlich neben einander können wir vielleicht leben, lieben aber werden wir uns nie. Dagegen iſt der Zorn wider die Weſtlichen in Deutſchland nur erkünſtelt, gleichſam kanzleimäßig anbefohlen und amtlich unterhalten und erliſcht daher jederzeit mit der Gefahr, die uns von jenſeits der Vogeſen drohte.

---

[1] Leſer, welchen gelehrte Verhandlungen über die Schickſale Griechenlands im Mittelalter widerlich oder auch nur gleichgültig ſind, können dieſes Fragment ſowohl als die beiden folgenden ohne Nachtheil überſchlagen.

Die Slaven ſind uns aber auch im Frieden zuwider; ihre Rührigkeit, ihr Geſchick, ihre Fruchtbarkeit, ſelbſt ihre Geduld erbittert uns, und wenn im Kriege wider andere Völker der „furor teutonicus" nur den wehrhaften Gegner auf dem Schlachtfelde erſchlug und ſich im Uebrigen mit Beute, Tribut, Steuer und Mahlzeit begnügte, verfolgte er den überwundenen Slaven bis in das Heiligthum der Familie, um ſlaviſche Exiſtenz wo möglich in der Wurzel zu erſticken. „Die Franken", ſagt ein byzantiniſcher Scribent des zehnten Jahrhunderts, „verfuhren gegen die Slaven mit ſolcher Härte, daß ſie in Croatien ſogar die Säuglinge erſchlugen und ſie den Hunden zu freſſen gaben.[2]

---

[1] Dilatet Deus Japhet, et habitet in tabernaculis Sem, sitque Chanaan servus ejus. Genes. IX. 27.

[2] *Τοσοῦτον δὲ ἐσκληρύνοντο οἱ Φράγγοι πρὸς αὐτοὺς ὅτι τὰ ὑπομάσϑια τῶν Χρωβάτων φονεύοντες προσέῤῥιπτον αὐτὰ σκύλαξι.* Constant. Porphyrogen. de Administ. Imper. cap. 30 (pag. 144 Edit. Bonn).

Solche Gräuel würde die Zeit nicht mehr dulden, aber der innere Hochmuth iſt uns geblieben und den Slaven als Race wird in ungerechtem Sinn das Anerkenntniß geiſtiger Ebenbürtigkeit bis zu dieſer Stunde verſagt. Es iſt ein eigener Zug der menſchlichen Natur, dem ſchuldbewußten Unrecht noch den Haß beizufügen: „die Slaven ſeyen kein welthiſtoriſches Volk, wie Sineſen, Inder, Perſer, Griechen, Römer und Germanen;“ ſie ſeyen nur Ausfüllungspartikel und gleichſam ein großes Enklitikum des menſchlichen Geſchlechts ohne eigene innere Bedeutung. Hegel nennt ſie ein „Mittelweſen zwiſchen europäiſchem und aſiatiſchem Geiſt“ und hält ihren Einfluß auf den Stufengang der Fortbildung des Geiſtes, ihrer politiſchen Größe ungeachtet, nicht für thätig und wichtig genug, um Gegenſtand ſeiner philoſophiſchen Betrachtungen zu ſeyn.[1]

In demſelben Buche, welches den Germanen die Verwirklichung des chriſtlichen Prinzips, d. i. des Prinzips des chriſtlich freien Geiſtes als Weltpanier und die endliche Lebendigmachung des Vernunftſtaates vindicirt, erhält die „große ſlaviſche Nation“ keinen Platz. Gegen dieſes letzte Gericht deutſcher Philoſophie Proteſt einlegen und den Slaven coordinirt mit uns ein univerſalgeſchichtliches Hauptmoment als Aufgabe zuerkennen, gilt in Deutſchland als Abfall von der Philoſophie, wo nicht gar als Verrath am eigenen Blute. Hegel — man ſage dagegen was man wolle — iſt der deutſche Philoſoph κατ᾽ ἐξοχήν, weil er in unſerm Volke die Spitze des menſchlichen Geſchlechts und den „zum Bewußtſeyn gebrachten und That gewordenen Geiſt" erkannte. Daß aber die Slaven der eine der beiden Weltfaktoren, oder wenn man lieber will, der Schatten des großen Lichtbildes der europäiſchen Menſchheit ſeyen und folglich die Conſtitution des Erdbodens ohne ihr Zuthun im philoſophiſchen Sinne nicht reconſtruirt werden könne, iſt die große wiſſenſchaftliche Häreſie unſerer Zeit.

---

[1] Hegels Philoſophie der Geſchichte, S. 360.

Iſt es aber nicht ein Widerſpruch, wenn der „weltlich verſöhnte" Weſten läugnen will, daß ihm ein geiſtlich verſöhnter Oſten in gleicher Majeſtät gegenüber ſtehe und gegenüber ſtehen müſſe? Wenn ſchon dieſes Wort der Nothwendigkeit als Theſis die Deutſchen verletzt, welches Schickſal wird erſt das Corollar — gänzliches Aufſaugen und Verflüchtigen des helleniſchen Elementes — treffen? Geſtorben iſt griechiſcher Genius freilich nicht, er iſt nur ausgewandert und hat im Occident ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen.[1] „Der Menſch iſt das Maß aller Dinge," war Hauptprinzip der Sophiſten Griechenlands, und wir wiſſen alle, daß die deutſche Philoſophie unſerer

---

[1] Drei Städte Deutſchlands rühmen ſich in die Wette Neu-Athen" zu ſeyn. Alle drei ſind, wie man weiß, in ihren Anſprüchen wohl begründet.

Tage bei demſelben Facit angekommen iſt. Gleichwie aber der „Particularität“ der griechiſchen Leidenſchaft und Zerriſſenheit, welche Gutes und Böſes niederwarf, ein blindes Schickſal, eine eiſerne Gewalt gegenüberſtand, um dieſen Zuſtand „ehrlos zu machen und jammervoll zu zertrümmern“, weil Heilung, Troſt und Beſſerung unmöglich war: eben ſo ſtehen der Particularität occidentaliſcher Leidenſchaft und Zerriſſenheit — nicht als zertrümmerndes wollen wir noch hoffen, aber als warnendes, wohlthätig beſchränkendes und an nothwendige Zucht und Einheit mahnendes Fatum — die Slaven gegenüber.

Zu läugnen iſt es nicht, und ein deutſches Gemüth empfindet es tief genug, wie intereſſelos und ſeelentraurig uns dieſe gebundene, gleichſam eiſerne Fatumsherrſchaft des Slaventhums erſcheint. Auch ſoll ſich Niemand verwundern, wenn man die Nachricht, daß Neu-Athen, Neu-Lacedämon und Neu-Hellas im Allgemeinen, mit Inbegriff des großen illyriſchen Länderdreiecks, nicht nur den heitern Geiſt des helleniſchen Weſens nicht mehr darſtellen, ſondern daß ſie überhaupt gar keinen eigenthümlichen Geiſt, kein lebendiges Prinzip, keine ſelbſtändige Idee verſinnlichen; daß ſie als Fragment, als Aggregat und gleichſam als verlorner äußerſter Wandelſtern des ſarmatiſchen Solarſyſtems nur von Kijew und ſeinen vergoldeten Kuppeln als gemeinſchaftlichem Centrum slaviſcher Weltordnung Licht und Wärme empfangen, wenn man, ſage ich, dieſe Nachricht gleich anfangs in Deutſchland mit Mißtrauen, mit Unglauben und mit Widerwillen aufgenommen und den Urheber der öffentlichen Reprobation preisgegeben hat.

Daß das „Schöne“ ſterben muß, hat uns der Dichter ſchon geſagt. Daß es aber in Hellas wirklich geſtorben und das ſeelenvolle heitere Jünglingsbild, unter dem ſich unſere Schule das griechiſche Leben träumt, dem cappadociſch-baſilianiſchen Pſalmengott mit dem Weltſchmerz, „dem häßlichſten aller Menſchen“[1] überall ſo ganz und gar erlegen und gewichen ſey, daß man europäiſche Kunſt, Verwaltung und Staatsbegriffe in Neu-Hellas nicht mehr verſtehe und der Occident daſelbſt nichts Lebenskräftiges zu ſchaffen vermöge, vielmehr als Gegenſtand entſchiedener Abneigung nothwendiger Weiſe zurückgetrieben werden müſſe, konnte ohne Entrüſtung Niemand hören. Aber warum hat das verbündete Europa mit ſeinen Sympathien, ſeinen unermeßlichen Mitteln und ſeiner furchtbaren Kraft in Hellas und Byzanz unter aller Welt Augen ſchimpflich Bankerott gemacht? Wir ſind verlacht und ausgetrieben, und was wir in langer Mühe angeſäet und mit dem Schweiße des Occidents begoſſen haben, iſt gleich jener Kürbisſtaude vor Ninive in einer Nacht verdorrt. Das Faktum iſt unwiderleglich und die Nichtigkeit unſerer Beſtrebungen nicht mehr wegzuläugnen. Aber die Kunſt, die Menſchen zu überreden, daß ſie imbecill und falſche Rechner ſind, bleibt nach dem Faktum nicht weniger ſchwer, nicht weniger läſtig und gefahrbringend als vor dem Spiel. Politiſche Irrthümer hat ja noch Niemand durch Worte aufgehalten, ſie ſtrafen und corrigiren ſich immer ſelbſt. Meinerſeits bleibe ich ganz gelaſſen, wenn die Lehre über ein ſlaviſches Jeruſalem am Bosporus, über politiſche Sympathien, geiſtigen Gehalt und hiſtoriſche Vorgänge der heutigen Bewohner Griechenlands hartnäckig beſtritten und mit Unwillen zurückgewieſen wird. Die Selbſttäuſchung in dieſen Dingen geht ſo weit, daß viele „Glückſelige“ in Deutſchland heute noch der feſten Ueberzeugung ſind, ein großes helleniſches Kriegsheer, verſteht ſich lauter ſchöne junge Männer und in einem Anzuge wie der Jaſon und die Aegineten-Figuren in der Münchener Glyptothek, werde mit Sandalen am Fuß, mit Tartſchen und ſechzehn Fuß langen Sariſſen in der Hand und eine Schaar wehrhafter Philologen und deutſcher Grammatiker an der Spitze, nächſtens ſeinen Einzug in Konſtantinopel halten, um ſofort durch Gründung einer kritiſchen Zeitſchrift über *εἰ* und *ἄν*, ſowie durch Inſtallirung peripatetiſcher Philoſophen in den Gärten des Serai das todte byzantiniſche Kaiſerthum ins Leben zu rufen und das ſchwankende Gleichgewicht der europäiſchen Staaten neuerdings zu befeſtigen. Warum ſoll man harmloſe Schwärmer im Traume ſtören? „Die Vernunft iſt mir zu ſchwer", heißt es mit Recht in den Ghaſelen eines unſterblichen deutſchen Lyrikers.

---

[1] Es iſt bei den Kirchenvätern ein viel beſprochener Gegenſtand: »An pulcher fuerit Salvator, an ater an albus?« Iſaias (Cap. 53, V. 2) ſchildert den Heiland häßlich, der Pſalmiſt dagegen (Pſ. 45, V. 2, 3) ſchön. Juſtin der Martyrer, Clemens von Alexandria, Tertullian, Origines, beſonders aber Baſilius und Cyrillus, ſind auf der Seite des Iſaias. Gregor von Nyſſa dagegen, Hieronymus, Ambroſius, Auguſtin, Chryſoſtomus und Theodoretus vertheidigen die Anſicht des Pſalmiſten. Zu Rom iſt der Heiland jung, ſchön und blühend; zu Byzanz iſt er alt, mager, ſtruppicht, traurig und häßlich, weil St. Baſilius' unäſthetiſche und widerlich-melancholiſche Vorſtellung für Pinſel und Meißel nationale Geltung gewann und orthodoxer Typus wurde. Alle hieher gehörigen Stellen findet man bei Chifletius und Molanus zuſammengeſtellt.

Daß weiland die alten Germanen das weſtliche Reich zertrümmert und ſich in den Provinzen desſelben angeſiedelt haben, wiſſen wir freilich lange ſchon und leſen es noch täglich in hundert Bänden. Daß aber einſt unſere Erbfeinde, die Slaven, ein ähnliches und noch viel tiefer einſchneidendes Gericht über das öſtliche Reich verhängten; daß Slavenblut, Sitte und Sprache bis in den innerſten Sitz der Hellasſtämme vorgedrungen und ſogar der Peloponnes Jahrhunderte lang dem Namen und der Sache nach ein „ſlaviſches Barbarenland" geweſen ſey, iſt eine in der That ſo ungewöhnliche Theſis, daß man ſie ohne genügenden und ſtreng geführten Beweis ſchon ihrer Neuheit wegen nicht dulden kann. Beträfe der Streit nur leere Worte, wie es über ſo manchen Gegenſtand bei uns geſchieht, hätte ich die Sache aus Liebe zum Frieden und aus Ekel längſt preisgegeben. Allein wir haben uns lächerlich gemacht, weniger vor der Mitwelt — der indulgenten Bundesgenoſſin aller Thorheiten — als vor der Nachwelt, die ſich über das enge Maß unſerer politiſchen Einſicht mit Recht verwundern und nicht begreifen wird, wie das Vorſpiel der neuen Weltordnung bei den klugen Deutſchen ſo lange unverſtanden blieb. Denn wie ſich in Europa die Ueberzeugung feſtſetzt, daß die Landſchaften am rechten Ufer der untern Donau mit den Landſchaften am linken Ufer deſſelben Stromes homogen an Blut, an Glauben und Seele ſind; Energie, Kraft, Leben und Zukunft aber ſich nur bei den Ruſſen offenbaren, ſo wird man zwar nicht die Politik — denn wir müſſen und werden uns wehren — aber man wird den Calcül, die Hoffnungen und die Inſtrumente wechſeln und vor Allem die Natur des zu bekämpfenden Gegners beſſer ins Auge faſſen. Kenntniß des Terrains und des Widerſachers iſt ja die erſte Bürgſchaft für den Sieg.

Den alten Kriegsoberſten der ſlaviſchen Völker gegen das römiſche Oſtreich fehlt zwar einerſeits das Heroiſche, das Großartige, das Koloſſale der germaniſchen Alariche, Theodoriche, Chlodowige und Totilas; andrerſeits entzieht ihnen das Unvermögen, die wiederholt belagerten Hauptfeſtungen Konſtantinopel, Theſſalonika, Korinth und Patras einzunehmen, Siegel und Beglaubigung der Vollendung. Darüber iſt Freund und Gegner einverſtanden. Ob ſie aber in ſolchen Maſſen über die Donau gedrungen ſeyen, daß ſich ihr Blut bis in die oberſten Stufen der byzantiniſchen Geſellſchaft hob und ſich als Slaven-Dynaſtie ſogar auf dem kaiſerlichen Throne niederließ, hat noch Niemand unterſucht.

Die altbyzantiniſchen Länder, die man heute Slavonien, Croatien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Ober-Albanien und Bulgarien nennt, ſammt allen Thälern des großen dardaniſchen Gebirgsſtockes und Vierfünftel von Thracien und Macedonien, gibt man endlich verloren und erkennt ſie, der Sprache wegen, als rein ſlaviſche Gebiete an. Aber für alles was ſüdlich von dieſer Linie liegt und das eigentliche Hellas bildet, hält man unerbittlich am Alten feſt, „weil daſelbſt nicht nur heute allgemein griechiſch geredet werde, ſondern ununterbrochen, ſelbſt während der Gräuelſcenen der nordiſchen Einbrüche griechiſch geredet wurde und weil der Bevölkerungsſtock zu keiner Zeit eine weſentliche Verwandlung weder durch Miſchung des Blutes, noch durch Verkrüppelung der genialen Ideen erlitten habe.“

Alle dieſe Punkte, im Einzelnen wie im Ganzen, haben wir ſchon früher angefochten und fechten ſie auch jetzt noch an, aber viel entſchiedener und ſicherer als wir es vorher thaten. Oder hätten wir denn umſonſt der Reihe nach alle Provinzen des byzantiniſchen Reiches durchwandert und beſucht? Vom Daſeyn der vier alten Dialekte als Volksſprache iſt ohnehin keine Rede. Aber auch nicht einmal das halbbarbariſche Vulgargriechiſch iſt in Hellas gegenwärtig überall Mutterſprache. Sind nicht mehr als die Hälfte der Bewohner des freien Königreichs, und zwar in den vorzugsweiſe als claſſiſch berühmten Diſtriften, jetzt noch albaniſche Schkypetaren, deren Redeweiſe dem Helleniſchen nicht näher ſteht als das Alt-Phöniciſche von Tyrus und Sidon dem deutſchen Dialekt? Wir hatten bereits einige Schocke neueſter Reiſebeſchreibungen, Tagbücher mit topographiſchen und ſtatiſtiſchen Tabellen über Griechenland, und weiß Gott wie viele Conſtitutionsentwürfe und Organiſationsprojekte des wiedergebornen Hellas, Vorſchläge und Zeichnungen zum Bau der Akademie, des peripatetiſchen Lyceums, der Stoa und der Leſche des Sokrates, ohne daß Jemand auf den Gedanken gekommen wäre, die albaniſchen Bauern von Attika und Böotien, beſonders aber die tapfern Männer von Hydra und den umliegenden Inſeln für etwas anders als direkte und leibliche Descendenten der Marathonomachen, der Salamino- und Leuctromachen anzuſehen und zu begrüßen. Im Gegentheil, man fand dieſe wohlgenährten, knochigen, hartlebenden Schkypetaren cranologiſch und phyſiognomiſch von „frappanter Aehnlichkeit“ mit den Bildſäulen, Glyphen und aufgegrabenen

Reſten des Alterthums. Im Schwindel und Vollgenuß antiker Gefühle gab ein berühmter Architekt ſogar den Rath, man ſolle Athen nicht mehr im Sinne des perikleiſchen Zeitalters und ſeiner revolutionären Eleganz reſtauriren, vielmehr ſoll „doriſche“ Härte, Häuſerwirre und Dorfähnlichkeit wie zur Zeit des trojaniſchen Krieges im Neubau herrſchend ſeyn, damit ja das Antike der Wohnhäuſer und der krummen engen Gaſſen mit der antiken Phyſiognomie und Redeweiſe der heutigen Bewohner zuſammenſtimme.

Bei dieſer Veranlaſſung muß man wahrhaft die „*ingenii celeritas*“ der deutſchen Gelehrten bewundern. Denn um ſie zur Einſicht und zum Geſtändniß zu bewegen, daß die Schkypi-redenden Albanier in Attika und im ganzen öſtlichen Hellas wirklich Schkypi-redende Albanier und nicht joniſche Marathonomachen ſeyen, brauchte es blos 20 Jahre Bekanntſchaft und 13 Jahre Zank, Ueberlegung und Diſput, was für eine ſo verwickelte Sache in deutſcher Weiſe gewiß nicht zu lange iſt. Wie viele Jahre aber verrinnen müſſen bis ſie zugeben, die neugriechiſchen Ortſchaften Warſova, Orſova, Kamenz, Glaz, Struz und Kukuruz ſeyen nicht helleniſche, ſondern ſlaviſche Klänge und ihre Bewohner, obgleich jetzt nicht mehr ſlaviſch redend, doch keine urſprünglichen Hellenen, läßt ſich natürlich gar nicht vorausberechnen. Ich fürchte ſogar, ein Menſchenleben reicht zu dieſem Ziel nicht hin. Und ich habe ſomit geringe oder vielmehr keine Hoffnung das Ende eines Streites zu erleben, der in Deutſchland hauptſächlich des Einſatzes wegen eine gewiſſe Celebrität erworben hat und als häretiſcher Verlaſſenſchaftsartikel auf die folgende Generation übergehen wird. Kein Argument vermöchte und ſelbſt die Evidenz wäre nicht kräftig genug, den Hellenenglauben jener Deutſchen zu erſchüttern, welche die Gemüthsbewegungen der Jahre 1821—27 getheilt und empfunden haben.

„Fanatismus iſt“, wie die Philoſophen ſagen, „Begeiſterung für ein Abſtraktes, das ſich negirend zum Beſtehenden verhält.“[1] Gegen Begeiſterte mit Syllogismus und Ergo zu Felde ziehen iſt aber zu allen Zeiten verlorne Mühe geweſen. Deßwegen wollen wir dieſem achtbaren und noch immer zahlreichen Theil unſerer Zeitgenoſſen nicht weiter läſtig ſeyn, noch ihn ferner in ſeinen theuerſten Intereſſen verletzen: wir laſſen ihn vielmehr dieſes Mal ganz aus dem Spiel und richten das Wort, mit ihrer Gunſt, lieber an das jüngere Geſchlecht, welches vom ſcandalöſen Prozeß zwar gehört, aber ſich noch keine eigene Meinung gebildet hat. Dieſem zu Gefallen machen wir hier gleichſam einen Aktenauszug und ſtellen die Hauptgründe unſerer Lehre kurz und bündig noch einmal zuſammen, thun es aber mit jener heitern Ruhe und unbefangenen Laune, die in literariſchen Fehden bei uns ſo ſelten ſind.

---

[1] Hegel.

Gegenſtand des Streites — man merke es wohl — iſt nur der altgriechiſche Continent in Europa mit den nächſtgelegenen Eilanden des Archipelagus. Ein Theil der Cycladen, ſämmtliche Sporaden und die ganze anatoliſche Küſte bleiben vorläufig außer Frage. Wer ſich gegen ein angeblich behauptetes allgemeines Erlöſchen der griechiſchen Race im ganzen Umfang des byzantiniſchen Imperiums ereifert, rennt, wie man einſt dem Rouſſeau ſagte, mit dem Kopf gegen eine offene Thüre, weil er ſich niemals die Mühe genommen nachzuſehen, was man eigentlich will und behauptet hat. „Die einſt zwiſchen dem macedoniſchen Olymp und der Südſpitze des Peloponneſes einſäſſigen, doriſch, attiſch, joniſch und äoliſch redenden Hellenen wurden in nachweisbarer Zeit auf gewaltſamen Wegen dem größern Theile nach vernichtet, die Reſte aber mit eingewanderten transdanubiſchen Slaven und andern Fremdlingen in einer Weiſe vermiſcht, gekreuzt und zerſetzt, daß die gegenwärtigen Bewohner jener Diſtrikte, wenn ſie jetzt auch griechiſch reden, doch nicht mehr als ächte Nachkommenſchaft der alten Bevölkerung zu betrachten ſind.“ So lautet die allgemeine Theſis.

Vielleicht wäre es gleich Anfangs klüger geweſen, mit der unangenehmen Wahrheit behutſamer herauszurücken und ſie nur theilweiſe, und in einer für die öffentliche Meinung und für die Intereſſen der Gegenwart ſchonenderen Form ins Spiel zu bringen.

Was im Rauſch des neuen Fundes nicht geſchah, ſoll jetzt geſchehen, nachdem der lange Streit das Gemüth gereinigt und geſtählt, Fleiß und Erfahrung aber die Nothwendigkeit erwieſen haben, vorerſt durch billige Rückſicht auf menſchliche Schwächen und Vorurtheile den Weg zu Verſtändigung und Compromiß zu bahnen. Die Frage zerfällt von ſelbſt in zwei weſentlich verſchiedene und von einander unabhängige Theile: den ſchkypetariſchen (albaniſchen) und den ſlaviſchen. Die Durchführung des erſten iſt verhältnißmäßig ohne große Schwierigkeit, weil bei einigem guten Willen und einigem Unterricht ſich Jedermann an Ort und Stelle ſelbſt die lebendigen Beweiſe ſammeln kann. Schlimmer ſteht es mit dem zweiten oder dem ſlaviſchen Elemente, da bekanntermaßen heutzutage nur in einem kleinen Theile Alt-Griechenlands das Slaviſche noch als Mutterſprache geredet wird. Wie ſoll man nun Leuten, die ein Intereſſe haben, ſich nicht überzeugen zu laſſen, den Beweis liefern, daß weiland alle Landſchaften Alt-Griechenlands der Hauptſache nach ſlaviſchredende Bewohner hatten und folglich durch eine unausfüllbare Kluft von den alten Hellenen losgeriſſen waren.

Um der Gegenwart nicht alle Hoffnung abzuſchneiden, verlegen wir den Ausgang unſerer Argumentation achthundert Jahre hinter unſere Zeit, d. i. auf das Jahr Eintauſend der chriſtlichen Aera zurück, und bringen die Theſis unter folgende präciſe Formel:

„Um das Jahr Eintauſend n. Chr. war die Halbinſel Peloponnes mit dem ganzen rückwärts liegenden helleniſchen Continent, Weniges ausgenommen, von ſcythiſchen Slaven bebaut und von den Zeitgenoſſen als Slavenland anerkannt.“ Gelingt es den ſo geſtellten Satz wiſſenſchaftlich zu begründen, ſo iſt die Partie in der Hauptſache gewonnen, ohne daß man die Schirmvögte des Neuhellenenthums abſolut zur Verzweiflung bringe. Bleibt ihnen nicht der Troſt gänzlichen Auftrinkens und völliger Verwandlung der eingedrungenen Scythen-Elemente durch byzantiniſches Griechenthum? Wie dieſes geſchehen konnte, iſt ſchon viel leichter zu erklären, da man das große Exempel vollſtändiger Germaniſirung des einſt gleichfalls ſlaviſchen Oſtdeutſchlands in der Nähe hat. Verſtändige Leſer lieben es aber nicht, daß man ihnen jegliches haarklein vordemonſtrire; ſie wollen vielmehr, daß Mehreres ihrem eigenen Nachdenken zu Schluß und Combination überlaſſen ſey. Das Argument ſelbſt aber möchten wir in eine ſolche Form gießen, daß es Dilettanten durch Klarheit und Kürze gewinne, Gelehrte von Profeſſion aber durch Schärfe der Syllogismen und durch Anfügung der Beweisſtellen im Original befriedige, und am Ende durch Maß und Sorgfalt ſogar den erbittertſten Feind und Gegner, die talentvollen Brauſeköpfe von Athen, noch zu Capitulation und Duldung zwinge.

Gewinnt nur erſt das griechiſche Königreich mit geſichertem Fortbeſtand auch innere expanſive Kraft und triumphirt daſelbſt wider Vermuthen germaniſches Weſen im gefahrvollen Spiel entſcheidend über das glaubensverwandte Element der nördlichen Slaven, dann erſt wird man im Abendland an ein Hellas mit eigner Seele glauben, mögen die Antecedentien ſeyn wie ſie wollen. Dieſer Gedanke allein könnte die Griechen und ſelbſt ihre ſchwärmeriſchen, eiteln und geldgierigen Panegyriker in Europa mit meinem Argument verſöhnen. Beide Vorbedingungen ſind aber zur Stunde noch problematiſch und mehr als Einem Zweifel unterworfen. „Was haben aber die feinfühlenden, freiheitliebenden, kunſtſinnigen, klugen und ſchönen Hellenen mit den knochigen, verſchmitzten, beſtialiſchen Scythen und ihrer corrupten Verwaltung gemein?“ Das iſt die Frage, welche mir die Deutſchen noch immer entgegenſtellen; die Frage auf welche ich ſchon einigemal geantwortet habe und hier noch einmal präcis, kurz und bündig antworten will.

Zum Unglücke für die in Griechenland ſelbſt ſich erhebenden Widerſacher ſind die Hauptbeweiſe der Theſis aus ihrem eigenen Rüſthauſe, d. i. aus den Schriften, aus der Geographie und aus der Sprache ihres eigenen Landes und Volkes entlehnt. Lieſt man z. B. bei einem der vorzüglichſten einheimiſchen Geſchichtſchreiber der byzantiniſchen Periode die trockene und unumwunden hingeſtellte Phraſe: „um dieſe Zeit wurde der Peloponnes gänzlich ſlaviniſirt und ein barbariſches Land"; dann bei einem andern: „heutzutage bewohnen beinahe ganz Epirus, ganz Hellas und den Peloponnes ſammt Macedonien aus Scythien eingewanderte Slaven", ſo wird der gewiſſenhafte und verſtändige Leſer innehalten, dieſe auffallenden Stellen nicht nur noch einmal und wiederholt betrachten, er wird auch den hiſtoriſchen Vorgängen nachſpüren und gleichſam die erſten Vorbereitungen, Wahrzeichen und Erfolge einer ſo wichtigen Thatſache kritiſch herzuſtellen ſuchen. Jedermann weiß ja, daß große politiſche Verwandlungen nicht plötzlich hereinbrechen wie die Sündfluth, und daß folglich eine Periode langer Drangſale über das Imperium von Byzanz gekommen ſeyn müſſe, bis ſich Verzweigungen der nördlich vom Donauſtrome ſitzenden Slavenvölker maſſenhaft in Arkadien und auf den Steilhalden des ſpartaniſchen Gebirges niederlaſſen konnten. Ein vollſtändiger und auf gewaltſamen Wegen durch ſitten- und ſprachfremde Eindringlinge bewirkter Wechſel der ackerbautreibenden Bevölkerung führt nothwendig eine eben ſo vollſtändige Revolution in der Topographie des Landes herbei. Flächen, Höhen, Berge, Wälder, ſtehendes und ſtrömendes Gewäſſer, Hütte, Dorf, Stadt, Diſtrikt und endlich das Land ſelbſt erhalten theilweiſe oder im Ganzen neue und aus dem Genius der neuen Bevölkerung geſchöpfte, meiſtens phyſiſche Eigenſchaften, Lokaleindrücke oder

Erinnerungen an die alte Heimath wiedergebende Benennungen.

Er wird daher mit der größten Sorgfalt die Nomenclatur des Peloponneſes prüfen, und wenn er das ganze Eiland nach allen vier Weltgegenden und in allen Theilen mit rein ſlaviſchen Namen überdeckt findet, am Ende ſich ſelbſt geſtehen müſſen, der byzantiniſche Scribent habe Recht und der Peloponnes ſey in einer beſtimmten Epoche wirklich ein barbariſches Slavenland geweſen.[1] Da kommen aber nun die Gegner mit ihrem Argument: „Daß griechiſche Ortſchaften noch gegenwärtig Warſchau, Kamenz, Chyrvatez (Krabatenheim), Glogow, Bereſow, Lewetzow, Glaz, Struz, Bukowina und Kukuruz heißen, wollen ſie allerdings glauben, obwohl ihrerſeits dergleichen je weder gehört noch geleſen, noch ſelbſt im Lande bemerkt worden ſey. Ob aber Struz und Kukuruz und Glogau und Krabatenheim am Ende nicht doch noch klaſſiſche Namen ſeyen und ſchon im Homer und Pauſanias zu finden wären, müſſe man vorerſt näher prüfen. Jedenfalls aber ſprechen die Leute von peloponneſiſch Kamenz und Warſchau heute nicht ſlaviſch, ſondern neugriechiſch, ergo haben ſie auch niemals ſlaviſch, ſondern allzeit griechiſch geredet und ſind legitime klaſſiſche Descendenten des Ageſilaus, des Philopömen und des Polybius.“

---

[1] Um in dieſem Punkte die nothwendige Erkenntniß-Grundlage zu gewinnen, muß man entweder das Land ſelbſt in allen Richtungen durchziehen oder wenigſtens die beſten topographiſchen und hiſtoriſchen Hülfsmittel, z. B. die große trigonometriſche Karte des franzöſiſchen Generalſtabs, die griechiſche Reimchronik der Frankenkriege auf Morea ꝛc. zur Verfügung haben, jedenfalls aber zwiſchen ſarmatiſchen und helleniſchen Appellativen zu unterſcheiden wiſſen. In der Regel hat von den ungeſtümſten und ungelehrigſten Gegnern keiner dieſe Vorbedingungen erfüllt, und doch reden ſie ſo viel und ſo laut in einer Sache, zu der ſie nicht einmal das ABC gelernt haben!

Hauptſächlich habe ich es mit Hiſtorikern und Philologen zum Theil von bedeutendem Rufe und Kredit zu thun, die aber bei aller grammatikaliſchen Gelehrtheit doch in Erdkunde, Ethnographie und Mittelalter ſo unpraktiſch und ſo unwiſſend ſind, daß ſie mit beſtem Willen einen ruſſiſchen Eigennamen von einem altgriechiſchen nicht zu unterſcheiden wiſſen; mit Leuten, ſage ich, die keine Landkarte kennen, keinen Begriff von der ſchmalbegränzten Räumlichkeit des griechiſchen Continents beſitzen, die nicht merken, daß z. B. Pirnatſcha und Warwutzena, die gegenwärtigen Namen zweier Flüſſe in Meſſenien und Arkadien, einem andern Volke angehören als die alten Benennungen Pamiſus und Heliſſon, und die feſt glauben, ſchon König Menelaus habe Sommerpartien nach dem luſtigen Bergdorf „Opſchina“ (oberhalb Miſtra) gemacht und Agamemnon mit ſeiner Gemahlin Klytämneſtra häufig den arkadiſchen Volksmarkt in Wolgaſt und Zopoto beſucht. Mit ſolchen

Gelehrten über die mittelalterlichen Geſchicke Griechenlands argumentiren — man muß es geſtehen — iſt eine eben ſo geiſtreiche als belohnende und lehrreiche Beſchäftigung. Schafarik hat eine Sprachkarte des Panſlavismus herausgegeben, auf welcher mit Weglaſſung aller Gegenden, wo das Slaviſche zwar ehemals herrſchte, aber im Laufe der Zeiten erloſchen iſt, die Gränze wie weit es heute noch geſprochen wird, mit Farben genau und ſcharf bezeichnet ſind. In Macedonien reicht ſie bis an das weſtliche Stadtthor von Saloniki, überläßt aber die ehemaligen Slavenſtädte Niagoſto, Kotzani, Servitza, Greveno und Anaſelitza am Nordrande des Olympus aus demſelben Grunde dem griechiſchen Sprachgebiet, aus welchem er die einſt gleichfalls ſlaviſchen, heute aber deutſchen Landſchaften Pomern, Meklenburg, die brandenburgiſchen Marken und ſämmtliche Elbegegenden dem deutſchen überläßt. Hätte aber der gelehrte Schafarik die Gränzen der Slavenſprache für das Jahr tauſend unſerer Zeitrechnung anzugeben, würden zwiſchen Tempethal und Cap Matapan (Maïna) nur wenige Punkte, zum Zeichen ihres Griechenthums, ohne Farbe geblieben ſeyn. *Τί ζμπωρίζεις* (ſvoriſis) „was ſprichſt du da?“ *Εἶναι ἐπάνω εἰς τὴν πόλιτζα*, „es ſteht oben auf dem Sims.“ So reden die theſſaliſchen Helleninnen von Turnovo. Die Buchſtaben dieſer Doppelphraſe und die Endſylbe des einen der beiden begriffgebenden

Wörter ſind allerdings griechiſch, aber der Kern iſt illyriſch-ſlaviſch, wo isvori-ti „reden", Polizza aber den an der Wand hinlaufenden Sims bedeutet.

Das ſind freilich läſtige Anſpielungen, die man auch nicht leicht entkräften wird. Wie kann man ſich aber auch mit gemeinem Volke, und nun vollends mit Weibern von Turnovo in Unterhaltungen und Discurſe einlaſſen, um die ſlaviſchen Barbarismen des theſſaliſchen Familienherdes aufzufangen? Der Geſchmack iſt verſchieden. Die einen ſind nach Hellas gekommen, um Wein und „griechiſche Abendluft" zu trinken und die Wanzen zu bekriegen; die andern aber um (verſteht ſich in Gedanken) Armeen zu befehligen und als fahrende Scholaſten und Hexenmeiſter den todten Zeus nach Olympia zu bannen. Ich Armer ſitze auf der Hausterraſſe von „Dornheim" (*Τύρνοβα*), horche auf das Volksgerede und blicke melancholiſch über die trübe Fluth der Salambria[1] auf die waldige Schlucht des Oſſa hinüber. Wie ärmlich doch jenes Nevoliani dort auf der unfruchtbarſten Steilſeite des Kiſova hängt, und wie winterlich der Nebel über die theſſaliſchen Slavenſeen Nezero und Karla ſchwebt![2] Dagegen meinte ein

---

[1] Peneios der Hellenen. Salambria wird bei Strabo als thrakiſch bezeichnet.

[2] *Nevoliani*, rein ſlaviſcher Dorfname, mit „mühevoll zu erklimmen, unfreundlich gelegen", „im Elend" zu überſetzen. Kiſova iſt der ſlaviſche Name des „Oſſa" und

Philoſoph des Städtchens, wenn das Erdreich auf der Ebene „σφικτή“ (gedrängt, feſt), ſo ſey es auf der Spitze des Olympus „buchavo“ (d. i. locker,

bedeutet ſoviel man weiß „feucht, wäſſerig.“ Nezero iſt der ſlaviſche Name für „See.“ Die ſtehenden Waſſerſammlungen im thraciſchen Ringbecken heißen, wie ſchon oben bemerkt, meiſtens Nezero. Der alte See Boebeïs ſammt dem Flüßchen bei Veleſtina wird jetzt Karla genannt, was nach Schafarik (I, 495) gleichfalls eine dem Slaviſchen eigenthümliche (Fluß-) Benennung iſt.

Wir wollen den Leſer durch das lange Verzeichniß ſlaviſcher Eigennamen, die wir in Theſſalien ſelbſt geſammelt haben, nicht ermüden und nennen zu den vorigen nur noch *Meluna*, Paß zwiſchen Turnovo und Tſcharitſchena; *Gunitza*, die Peneios-Fähre oberhalb Lariſſa; *Goritza* (*Γκορίτζα*), Hügel bei den Ruinen von Demetrias; *Zagora*, Stadt und Gebirge (Pelion); *Zervochia*, Flüßchen; *Byzitza*, *Makrinitza*, *Seskio*, *Volo*, *Kukurava*, *Dhesiani*, *Zelitzani*, *Karla*, *Subli*, *Tziraghi*, *Kaprena*, *Kalitza*, *Libotania*, *Revenik*, *Demenik*, *Zerbos* und *Trinovo*, lauter ſlaviſche Ortſchaften am und im Pelion (*Zagora*) der hauptſächlich als griechiſch geprieſenen Küſtenlandſchaft Magneſia. Ebendaſelbſt iſt der Wald *Λόγγος* (*Lug* im Illyriſchen der Wald) und der Berg *Μπαρτζόγια*, Namen, die auch nicht ſonderlich helleniſch klingen. Man weiß aber auch, daß der arbeitſame, ackerbautreibende, friedliche und gewerbreiche Slavenſtamm der Velegeziten oder Welegoſtitſcher, wie ſie Schafarik nennt, ſich in theſſaliſch Theben und Demetrias niedergelaſſen und mit der Frucht des Pfluges einträglichen Handel nach Salonichi getrieben haben. Ihre Hauptſtadt Veleſtin (ehemals Pherä) ſteht noch heute, iſt aber hauptſächlich von Türken bewohnt. Ueber den Getreidehandel der theſſaliſchen Welegeziten ſieh Tafel a. a. O. S. LXXVIII. — Schafarik II, 226.

ſchwammig), und zwei Frauenzimmer aus Temeswar fügten die Bemerkung bei, wie leicht man doch das Neugriechiſche lerne, wenn man illyriſch verſteht.[1]

„Καθὲ χωριὸ καὶ ζακόνι, καθὲ μαχαλᾶς καὶ τάξει,“[2] ſingen ja die Turnobiten-Jungen auf der Gaſſe und fügen die Redenden häufig am Schluſſe ihrer Erzählungen als μῦθος δηλοῖ hinzu. Was grämt man ſich aber auch über dieſe Slavismen der Theſſalier? Im Munde der Peneſten, d. i. des gemeinen Volkes, wird man ſie wohl noch lange, vielleicht auf immer dulden müſſen; aber die Philoſophen und die Reichen in Turnovo und Veleſtin werden ſie ablegen, wie ſich das neue Königreich mit ſeinem Bildungstrieb, ſeinen Schulen und ſeinem helleniſch-etymologiſchen Reſtaurations- und Reinigungsapparat jener Gegenden bemächtiget hat. Nur den ſlaviſchen Infinitiv, ſcheint es, will ſich das helleniſche Volk ſelbſt in der Freiheit nicht nehmen laſſen, wie Deucalions ſteingeborne Menſchen zum ewigen Zeichen des Urſprungs ihre „Härte“

---

[1] Die ſlaviſche Endſylbe ova verkehren die Neugriechen häufig in αβο. Buchova iſt ein rein ſlaviſches Adjektiv, wird aber in der Griechiſchen Umgangsſprache mit vielen andern Slavismen, aus Unkunde eines entſprechenden helleniſchen Terminus, häufig noch gebraucht.

[2] „Jedes Dorf hat ſein Geſetz, jedes Viertel ſeinen Brauch.“ Ζακόνι iſt ein ſlaviſcher Terminus für Geſetz, μαχαλᾶς dagegen iſt türkiſch, wie wir ſchon in einer frühern Stelle erinnert haben.

bewahrten.[1] Durch Ordonnanzen läßt ſich in ſolchen Dingen nichts erzielen. Unterricht und Studium wirken ſchneller. Man ſieht es ja in Athen und Oſthellas, wo das ſchul- und alphabetloſe Albaneſen-Schkypi mit jedem Jahre Terrain verliert und nach einigen Menſchenaltern vielleicht von ſelbſt erliſcht, wie das Slaviſche nach einander in Arkadien, in Elis, in Meſſenien, in Akarnanien, in Aetolien, Phokis, Lokris und Böotien und zuletzt in Lakonien nach und nach erloſchen iſt.

Obwohl dieſe albaniſchen Schkypetaren ſelbſt nach der in der Revolution erfolgten Austreibung ihrer zum Islam abgefallenen Brüder aus den lakoniſchen und arkadiſchen Bergdiſtrikten Bordunia, Lala, Phonia ꝛc. noch ungefähr die Hälfte der Bevölkerung des Königreichs Hellas bilden, haben ſie doch weder der byzantiniſchen Sprache noch der Geographie des Landes bedeutende und umfaſſende, in keinem Falle aber ſo tief einſchneidende und ſo unaustilgbare Merkzeichen aufgedrückt wie ihre Vorgänger, die ſcythiſchen Slaven. Und wäre das Albaniſche noch vor Wiederanknüpfung des Jahrhunderte lang gänzlich unterbrochenen Verkehrs mit dem gebildeten Abendlande vom klaſſiſchen Boden verſchwunden, ſo könnte man heute die Coloniſirung der ſchönſten und wichtigſten Provinzen von Hellas durch dieſes harte und den Künſten abgeneigte Volk mit noch weit größerem Rechte wegläugnen als die theilweiſe um tauſend Jahre ältere und noch weit umfaſſendere Ueberſchwemmung durch die Slaven, die ſo viel Zorn und Widerſpruch bei den deutſchen Grammatikern erregt, während es doch dem alten Strabo ſeiner Zeit kein Menſch übel nahm, wenn er die Uranfänge der alten Hellenen gleichfalls aus barbariſchen Elementen zuſammenſetzte. Freilich hielt man es damals nicht für möglich, politiſche Stellung, Macht und Herrſchaft — die natürlichen Reſultate der Seelengröße, des Muthes, des Verſtandes und der Geiſtesüberlegenheit — blos durch Supplikén und Dekrete zu erlangen. Das griechiſche Volk wie eine reiche Hetäre zu loben und nachher die Rechnung einzuſenden, iſt freilich bequemer und gewinnbringender als in den griechiſchen Bauerndörfern herumzuliegen und die Rede ziegenmelkender Schkypetaren zu unterſuchen.

---

[1] Den Verluſt des helleniſchen Infinitivs und ſeine Erſetzung durch den Conjunktiv mit Bindewort in der neugriechiſchen Sprache glauben wir aus dem Slaviſchen vollſtändig zu erklären. Sieh am Ende des Fragments.

Wenn nun ſelbſt der determinirteſte Kämpfer für unvermiſchtes Hellenenthum die jetzt noch beſtehende Herrſchaft ſlaviſchen Blutes, ſlaviſcher Sprache und Sitte im weiten Länderbezirke von den Ufern der Donau bis an die Stadtthore von Saloniki und bis an den Fuß des Olympus zugeſtehen muß, und wenn man denſelben Zuſtand wenigſtens für die feſtgeſetzte Epoche, 1000 n. Chr., als im ganzen Peloponnes vorherrſchend nachzuweiſen die Mittel hat, ſo iſt die Metamorphoſe des zwiſchen beide Slaven-Ausgangspunkte hineinfallenden kleinen Territoriums von Hellas ein nothwendiger Folgeſatz. Deßwegen hat man auch früher die ganze Kraft der Argumentation hauptſächlich auf dieſen Punkt geworfen.[1] Fragen Sie aber, wie man denn überhaupt auf den Gedanken von einer mehr oder weniger vollſtändigen Slaviniſirung der peloponneſiſchen Halbinſel und des geſammten griechiſchen Continents verfallen, und dieſen häretiſchen, Enthuſiasmus abkühlenden und allgemeinen Unwillen erregenden Satz mitten unter das begeiſterte Abendland ſchleudern konnte, ſo antworte ich mit den guten Hagion-Oros-Mönchen, daß wie allzeit ſo auch dieſes Mal das Unheil und der Widerſpruch vom Bücherleſen entſtanden iſt.

Beim Ausbruch der Revolte auf Morea wußte ich ſo wenig als es die Gegner jetzt wiſſen wollen, welche Vorgänge und Schickſale Land und Leute hatten, die unter dem Titel Spartiaten, Elier, Arkadier, Argiver und Korinther als Supplikanten und Inſurgenten plötzlich auf dem Welttheater erſchienen. Man hatte in Deutſchland weder eine gute Landkarte, noch ein verſtändiges Buch, noch einen vernünftigen Begriff über die Geſtalt des neuen

---

[1] Geſchichte der Halbinſel Morea während des Mittelalters: I. Band. München, bei Cotta 1830. II. Band. ibid. 1836.

Griechenlands. Beim achäiſchen General Philopömen und höchſtens beim römiſchen Conſul Mummius (aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung) knüpften wir unſere Ideen an. Die „Byzantiner" — freilich mehr als dreißig Folianten — hat entweder Niemand geleſen oder in dieſem Punkt Niemand verſtanden. Das Wort „Morea" war mir zuerſt verdächtig. Noch auffallender waren die vollkommen wendiſch klingenden Ortsnamen, wo die erſten Gefechte vorgefallen ſind. Wie kamen denn Valtezzi, Vitin, Kamenz in das Centrum des Peloponneſes? was iſt Miſtra am Taygetus für ein Wort? warum heißen ſie den Bach an den Ruinen von Megalopolis nicht mehr Heliſſon, ſondern Varvuzena, und ein Flüßchen in Tzakonien gar Zavitza, d. i. die kleine Save? Unter dieſen Bedenklichkeiten las ich im Buche des Kaiſers Konſtantin Porphyrogenitus über die Provinzen des byzantiniſchen Reichs beim Thema „Peloponnes" folgende Stelle, die ich ohne Furcht gleich im Original ſelbſt herſetzen will, da ſich um ſolche Dinge ohnehin nur Leute von Fach bekümmern:

„*Ὕστερον δὲ πάλιν τῶν Μακεδόνων ὑπὸ Ῥωμαίων ἡττηθέντων, πᾶσα ἡ Ἑλλάς τε καὶ ἡ Πελοπόννησος ὑπὸ τὴν τῶν Ῥωμαίων σαγήνην ἐγένετο, ὥστε δούλους ἀντ᾽ ἐλευθέρων γενέσθαι· ἐσθλαβώθη δὲ πᾶσα ἡ χώρα καὶ γέγονε βάρβαρος, ὅτε ὁ λοιμικὸς θάνατος πᾶσαν ἐβόσκετο τὴν οἰκου-*

μένην, ὁπηνίκα Κωνσταντῖνος ὁ τῆς κοπρίας ἐπώνυμος τὰ σκῆπτρα τῆσ τῶν Ῥωμαίων διεῖπεν ἀρχῆς, ὥστε τινὰ τῶν ἐκ Πελοποννήσου μέγα φρονοῦντα ἐπὶ τῇ αὐτοῦ εὐγενείᾳ, ἵνα μὴ λέγω δυσγενείᾳ, Εὐφήμιον ἐκεῖνον τὸν περιβόητον γραμματικὸν ἀποσκῶψαι εἰς αὐτὸν τουτοὶ τὸ θρυλούμενον ἰαμβεῖον

„*γαρασδοειδὴς ὄψις ἐσθλαβωμένη.*“

ἦν δὲ οὗτος Νικήτας ὁ κηδεύσας ἐπὶ θυγατρὶ Σοφίᾳ Χριστοφόρον τὸν υἱὸν τοῦ καλοῦ Ῥωμανοῦ καὶ ἀγαθοῦ βασιλέως.“ D. i.

„Später aber, nachdem die Macedonier von den Römern beſiegt worden, gerieth ganz Hellas mit dem Peloponnes unter das Netz der Römer, ſo daß ſie ſtatt ſelbſtſtändig dienſtbar wurden. Als aber während der Herrſchaft des Miſt-Konſtantin über die Römer der peſtartige Tod den Erdkreis entvölkerte, wurde die ganze Provinz (Peloponnes) „ſlaviniſirt und ſo völlig barbariſch,“ daß ſich der berühmte Grammatiker Euphemius über einen Peloponneſier, der ſeine edle (um nicht zu ſagen unedle) Abkunft gar zu höchlich rühmte, durch den bekannten Spottvers luſtig machte:

„Ein verſchmitztes Slavoniergeſicht.“

„Es war aber dieſer (Peloponneſier) Niketas, der ſeine Tochter Sophia mit Chriſtophorus, Sohn des guten wackern Kaiſers Romanus vermählte.[1]

---

[1] Constantin. Porphyrogenit., Vol. III. pag. 53, Edit. Bonn. (de Thematibus lib. 2, Sextum Thema).

Dieſe Stelle lehrte mich das Ueberwiegen der ſlaviſchen Nomenclatur in der Topographie Moreas freilich begreifen, und ward ihrerſeits die fruchtbare Quelle genauerer Forſchung und eben ſo wichtiger als hiſtoriſch unbeſtreitbarer Folgeſätze für die Geſchichte des illyriſchen Continents. Das einzige Wort „ἐσθλαβώθη“ hat das Geheimniß byzantiniſcher Vergangenheit verrathen. Auch hat ſich der Zorn gegneriſcher Kritik vorzüglich über dieſes Citat ergoſſen. Leute, die noch keine Zeile aus den „Byzantinern“ geleſen hatten, ja nicht einmal ihr Daſeyn kannten, warfen mir vor, ich hätte die Stelle nicht recht verſtanden: ἐσθλαβώθη heiße nicht „ſlaviniſirt“ ſondern „unterjocht, in servitutem redacta“, und das Epigramm des Euphemius ſey nicht mit „verſchmitztes Slavoniergeſicht“, ſondern mit

> „Altes in die Knechtſchaft geführtes Geſicht“
> (Vieta facies in servitutem redacta)

zu übertragen, wie es auch in der erſten holländiſchen und ſpätern Banduriſchen Verſion zu leſen iſt und in der neueſten Bonner Edition unverändert nachgeſchrieben wurde. „Ein altes in die Knechtſchaft geführtes Geſicht“ wäre fürwahr ein ungemein witziges Epigramm! [1] In Athen gehen ſie noch weiter und erklären neben dem deutſchen Ausleger auch den Autor ſelbſt, den guten Konſtantin Porphyrogenitus für einen Ignoranten. „Wer denn dieſer Konſtantin eigentlich ſey und was denn er vom Peloponnes ſeiner Zeit wiſſen konnte?“ Konſtantinus Porphyrogenitus, der VIII. dieſes Namens, war Autokrat von Byzanz, regierte 47 lange Jahre (912—959) und ſchrieb eine Menge Bücher, von denen jedoch nur drei, die Beſchreibung der Provinzen, die Abhandlung über äußere Politik und innere Verwaltung des Reiches und das Werk über die Ceremonien des kaiſerlichen Hofes bis auf unſere Zeit gekommen ſind.

---

[1] Umſonſt nimmt Dr. Tafel, für byzantiniſche Philologie eine der erſten Zierden Deutſchlands, in ſeinen kritiſchen Anmerkungen zu Konſtantin Porphyrogenitus die alte Erklärungsweiſe »in servitutem redacta« in Schutz. Es

Von Geiſt, Humor, Malice und tragiſchem Schwung, welche die Denkwürdigkeiten von Beliſars Geheimſchreiber Procopius ſo anziehend machen, entdeckt

---

ſcheint dem trefflichen und wohlverdienten Manne zu entgehen, daß die byzantiniſchen Autoren den Begriff »in servitutem redigere« allzeit durch die Form σκλαβόνω (zum Sklaven machen), den Volksbegriff dagegen durch die Form σθλάβος, σθλαβόνω ausdrücken. Demnach wäre es im byzantiniſchen Sprachgebrauch gerade wie im deutſchen: σθλάβος iſt ohne Ausnahme die Volksbezeichnung „Slave“, σκλάβος aber (mit eingeſchaltetem κ) bald das Volk, bald der Knecht, Slave oder Sklave.

Die Bedeutung des Wortes γαρασδουδής hat wohl der berühmte Slaviſt Kopitar zuerſt ſach- und ſchulgerecht aus dem Ruſſiſchen erklärt, wo Гораздъ, *Gorazd*, „verſchmitzt, verſchlagen“ heißt. Im Böhmiſchen findet man das Wort ebenfalls als *Horazd* und *Gorazd*. Schafarik II, 475.

man in dieſen kaiſerlichen Compilationen freilich nicht ſonderlich auffallende Spuren. Auch hielt es Se. Oſtrömiſche Majeſtät für unſchicklich viel eigene Gedanken zu haben oder einen pragmatiſchen Faden zu innerer Verbindung durch die eckicht und ungeſchliffen aneinander gereihten Fragmente durchzuziehen. Aber der Imperator, einer ſlaviſchen Familie angehörend, redete neben dem Griechiſchen auch das Slaviſche, und hat uns durch ſeinen pedantiſchen Fleiß und Geſchmack Notizen hinterlaſſen, die man anderswo vergeblich ſucht. Schon ſein kaiſerlicher Vater und Vorfahr, Leo Philoſophus, war ein gelehrter Herr; der ſchlechte Jamben ſchrieb und zum größten Verdruß des Clerus von Byzanz nacheinander vier Weiber nahm. Der Großvater, Kaiſer Baſilius, war dagegen freilich nur ein ſlaviſcher Bauernjunge aus Macedonien, hatte ſich aber durch Glück und durch eigene Kraft bis zum kaiſerlichen Diadem hinaufgeſchwungen und die erſte große Slavendynaſtie des byzantiniſchen Reichs gegründet.[1]

Den byzantiniſchen Genealogen, durch welche der Porphyrogenet Leben und Thaten ſeines großen Ahnherrn beſchreiben ließ, ſchien es freilich unſchicklich, das regierende Haus von ſo geringem und niedrigem Urſprung herzuleiten. Sie erzählen daher ganz umſtändlich, verſteht ſich Alles aus zuverläſſigen, unbeſtreitbaren, aber ſonſt aller Welt unbekannten Quellen, daß Baſilius der Macedonier väterlicherſeits in gerader Linie vom königlich armeniſchen Geſchlechte der Warſchakiden, weiblicherſeits aber von Konſtantinus Magnus und im Ganzen von ſeinem Landsmanne Alexander dem Macedonier abſtamme. Obwohl ſich ſeine Familie nur mit Kornſchneiden und Pflügen beſchäftigte und er ſelbſt als Wickelkind bei der Einnahme Adrianopels durch den Bulgarenkönig Krum mit der noch übrigen Bevölkerung der Stadt nach Bulgarien ziehen mußte, habe doch zuerſt ein kokettirender Adler ſymboliſch, dann der Prophet Elias mit artikulirten Worten der Mutter während des Kornſchneidens die künftige Größe und Majeſtät des Sohnes vorherverkündet.

---

[1] Mit Ausnahme der dazwiſchen hineinfallenden zwölfjährigen Herrſchaft der Imperatoren Phocas und Johannes Tzimisces regierte dieſe Slavenfamilie vom Jahr Chriſti 866 bis 1034, im Ganzen alſo 156 Jahre ununterbrochen über den Orient, dem ſie in der Perſon Baſilius II. genannt „Bulgarentod“, den größten Krieger und glücklichſten Fürſten gab.

Zum Jüngling herangewachſen dachte Baſilius ſein Glück in der Hauptſtadt zu verſuchen und ſich bei irgend einem Großen als Knecht zu verdingen. Er war aber ſo arm, daß er die Reiſe zu Fuß machte und bei ſeiner Ankunft in Konſtantinopel die erſte Nacht außerhalb der Ringmauer auf den ſteinernen Stufen einer Kloſterkirche ſich niederlegen mußte. Der derbe Slavenjunge erregte das Mitleiden der Mönche; denn er war, nach Ephraem von Byzanz, ein kräftiger, gewandter, nervenſtarker, gutgewachſener, blühender, gefälliger junger Menſch mit dichtem Haarwuchs, unverdroſſener Seele und durchdringendem natürlichem Verſtand.[1] Mit ſolchen Eigenſchaften hat man zu Konſtantinopel von jeher Glück gemacht. Durch Zuthun der Mönche kam Baſilius gleich in das Haus eines vornehmen Mannes am kaiſerlichen Hofe, ſtieg in der Gunſt des Herrn, gab in entſcheidenden Augenblicken Proben des Muthes, der Intelligenz und der Seelenſtärke, daß ihn, nach Durchlaufung der höchſten Ehrenſtellen, der byzantiniſche Autokrat Michael der Trunkenbold als Mitkaiſer neben ſich auf den Thron erhob (866), welchen aber Baſilius ſchon im folgenden Jahre, nach gewaltthätiger Beſeitigung ſeines Herrn und Wohlthäters, allein beſaß. Hofleute und amtliche Scribenten reden zwar von Nothwehr und von einer Suprema lex der öffentlichen Wohlfahrt, die das Leben des trunkenen Autokraten zum Opfer verlangte. Allein das ſittliche Gefühl der Nachwelt läßt ſich weder durch Energie des Charakters, noch durch große Erfolge und glänzendes Verdienſt, noch durch falſche Berichte und höfiſche Toilettenkünſte beſtechen und beſchwichtigen.

---

[1] . . . . . *Βασίλειος ἐξ ὢν πάλαι*
Μακεδονίας, ἐξ ἀσήμων πατέρων·
αὐτουργίᾳ τε χρωμένων γεωργίᾳ,
ἰσχυρὸς ἀνὴρ, δέξιος, ῥωμαλέως,
εὐῆλιξ, ἡβῶν, εὐπρόσιτος, δασύθριξ,
ψυχὴν ἀγαθὸς, τὰς φρένας ἐῤῥωμένος.
Ephraemius Byzantinus. Edit. Bonn. pag. 111.

Wenn es am kaiſerlichen Hofe ſchon unter Michael dem Trunkenbold von Bulgaren und Slaven wimmelte und ſelbſt der Senat und die höchſten Palaſtämter mit Leuten dieſes Volkes beſetzt waren,[1] ſo hatten ſie nun durch ihren Landsmann Baſilius auf länger als anderthalbhundert Jahre Reich und Diadem vollends an ſich gebracht. Die kaiſerlichen Hofgelehrten ſagen es freilich nicht ſo unumwunden, weil ſie den ſlaviſchen Bauernknecht in letzter Inſtanz, wie oben geſagt, für einen Sprößling des macedoniſchen Helden erklärten. Aber die Sache war ſo allgemein bekannt, daß ſie ſelbſt zu den arabiſchen Annaliſten des Zeitalters drang und in ihre Compendien aufgenommen wurde. So liest man z. B. in der Chronik des Hamſa von Isfahan unter der Rubrik „Baſilius der Macedonier“ folgende Stelle: „Dann ward das Reich von dieſem Hauſe auf das Geſchlecht der „Slaven“ übertragen; denn Baſilius der Slave tödtete (den Michael) in den Tagen Al-Motaz im Jahre 253 (A. Ch. 867).“[2]

Baſilius der Slave war ungebildet, aber ein Mann der Energie und der That, dem jedoch die Vorſehung im Gegenſatze mit den ſieben erſten Osmanli-

---

[1] Damianos der Slave war Oberſtkammerherr und Patrizier, ὁ Παρακοιμώμενος Δαμιανὸς Πατρίκιος τῷ γένει Σκλάβος. Vita Basilii Macedon. XVI.

[2] J. Reiske, Comment. ad Constantin. Porphyrogeniti Ceremoniale Aulae Byzantin., pag. 142. Edit. Lips. 1754.

Sultanen das Glück verſagte, den Geiſt der Kraft auf die Kinder zu vererben. Denn von ſeinen Söhnen und Nachfolgern war der ſogenannte Bücher-Leo zwar gelehrt, aber ſchwach und unthätig; Alexander dagegen ein toller Wüſtling, der auf einen Slaven, Namens Baſilitzes, alle Reichthümer und Ehren häufte und ihn ſelbſt mit Umgehung der Kinder ſeines verſtorbenen Bruders zum Nachfolger in der Regierung ernennen wollte.[1]

Zum Glück für den Neffen ſtarb der eigenſinnige, harte Oheim unvermuthet nach kaum einjähriger Herrſchaft, und der ſiebenjährige Konſtantin Porphyrogenitus ward anfangs unter Vormundſchaft ſeiner Mutter Zoë und ſpäter ſeines Schwiegervaters Romanos Autokrat des Orients, konnte aber erſt im vierzigſten Lebensjahre, nach gewaltſamer Austreibung des Vormundes, zum Vollgenuß der oberſten Macht gelangen. Ein Autokrat, der ſich 33 Jahre lang am Gängelbande führen läßt und ohne Ungeduld die Gewalt in fremder Hand erblicken und ſich mit dem Schatten der Macht begnügen kann, iſt in keinem Falle ein Mann von bedeutender Leidenſchaft und von ſonderlich heißem Blute. Regte ſich aber auch zuweilen der Ehrgeiz, ward er bald im Staub der kaiſerlichen Bibliothek erſtickt. Konſtantin war Gelehrter im Diadem, der ſeinem Sohne Romanus ſtatt des Beiſpieles rühmlicher Thaten zwei ſchmale Compendien und ein dickes Werk byzantiniſch-antiquariſchen Inhalts als Vermächtniß hinterlaſſen hat.

---

[1] .... *Βασιλίτζην τὸν ἀπὸ Σκλαβισίαν* ... Vita Alexandri etc., cap. II.

Mit Konſtantin und ſeinem Vorgänger Leo hat Papierregiment und Seraïwirthſchaft am Bosporus eigentlich begonnen. Monarchen, die Proſa ſchreiben, haben alle daſſelbe Thema: Vergangene Schickſale oder künftige Wohlfahrt des Reiches und des regierenden Hauſes. Charakteriſtik und Analyſe der porphyrogenetiſchen Schriften wäre hier nicht am rechten Orte, aber läugnen wird Niemand, daß unter dem oft leeren und pedantiſchen Wuſt byzantiniſcher Staatsmaximen und Regierungskniffe Notizen der fruchtbarſten Gattung verborgen ſind. Namentlich werden die Ruſſen (*οἱ Ῥῶς*) und die ſüdlichen Slaven überhaupt in Konſtantins Compendium über den Staatshaushalt mit ihren guten und ſchlechten Eigenſchaften zum erſtenmal auf das Welttheater gebracht und pſychologiſch, kurz aber kennbar geſchildert. „Eine unerſättliche unausfüllbare Gier nach Geld ſey das allen ſcythiſchen Völkern von der Natur aufgedrückte Merkmal; ſie ſetzen Alles in Bewegung, ringen und haſchen nach Allem, und doch ſey ihrer Begehrlichkeit kein Ende und wachſe das Verlangen mit dem Beſitz. Für geringe Leiſtungen fordern ſie unverſchämten Lohn. Unter allen am bettelhafteſten und zudringlichſten aber ſeyen die Chaſaren, die Ungarn und die Ruſſen, die in einemfort nach Konſtantinopel kommen, um ſich unter nichtigem oder unerheblichem Vorwande geſtickte Gewänder, Kronen und andere Toilettenartikel aus der kaiſerlichen Garderobe oder gar das Staatsgeheimniß des griechiſchen Feuers auszubitten.[1]

Stolze ungariſche Magnaten und die Ruſſen-Czare müſſen heute freilich lachen, wenn ſie die Sittenkatecheſe und die ſcythiſcher Begehrlichkeit entgegenzuſtellende Ablehnungsformel des kaiſerlichen Pedanten leſen. Damals (950) waren aber dieſe Völker noch Barbaren und Heiden. Das ſanfte Joch des Chriſtenthums hatte ihre Wildheit noch nicht gezähmt, ſie noch nicht ſittlich verwandelt, veredelt und beſonders die Ruſſen noch nicht zu jenem Grade von Uneigennützigkeit und chriſtlicher Liebe erhoben, die ſie heute in allen Privat- und öffentlichen Verhandlungen andern zum Exempel durchſchimmern laſſen. „Kijew (*τὸ κίαβον, κιοάβα*) nennt Konſtantin Metropole und Herzpunkt der niemalsruhenden und mit fanatiſcher Zähigkeit unaufhaltſam nach Weſt und nach Süd drängenden *„Ῥῶς“*.

Die vollen Kaſſen, die Goldkronen und die geſtickten Gewänder von Byzanz hatten für dieſe Wilden einen unwiderſtehlichen Reiz, und ſchon damals wäre Oſt-Rom vielleicht ruſſiſcher Zudringlichkeit erlegen, hätten ſich nicht nach der Reihe wilde und kriegeriſche Stämme aus Turkeſtan und Kiptſchak, Petſchenegen, Uſen, Polowzen und endlich die Tataren durch Beſetzung der Dniepermündungen, der heutigen Moldau und überhaupt des Norduſers des Pontus Euxinus wie ein ſchirmender Keil zwiſchen Kijew und Byzanz hereingeſchoben und für letzteres neue Lebensfriſt ausgewirkt. Dieſe Scheidewand aufrecht zu halten, galt im zehnten Jahrhundert als Hauptmaxime byzantiniſcher Politik. Um ſie niederzureiſſen und alle Hemmniſſe des Ruſſendranges zu beſeitigen, brauchte es faſt 900 Jahre Arbeit, Leiden und Geduld. Der Menſch kann nicht über ſchnellen Gang des Fatums klagen. War mit Griechenland Friede, fiel die Ruſſenplage auf die nördlich und weſtlich von Kijew liegenden Slavenſtämme der Verbianen, der Drugobiten, der Kribitſchen, der Serben und anderer den Ruſſen ſchon damals zinsbaren Brudervölker.[1] Ruhen konnten ſie niemals. Alles Land von Kijew am Dnieper hinauf bis Nowgorod (*Νέμογαρδ*) und heraus zu den Wohnſitzen der Frangi hinter dem Elbeſtrom nennt der Porphyrogenet „Sklabinien" (*Σκλαβινίαι*) und weist ihm Drugubiten, Lenzaninen, Kribitſchen, Serben ꝛc. als Bewohner an.[2]

---

[1] Constant. Porphyrog. de Administr. Imper. cap. 13, Ed. Bonn. pag. 81 ff.

---

[1] *Εἰς τὰς Σκλαβινίας τῶν τε Βερβιάνων καὶ τῶν Δρουγουβιτῶν καὶ τῶν Σερβίων καὶ Κριβιτζῶν καὶ λοιπῶν Σκλάβων, οἵτινές εἰσι πακτιῶται τῶν Ῥῶς.* de Admistr. Imp. cap. 9 fine. Hier iſt nicht vom Donau-Serbien unſerer Zeit, ſondern vom Urlande dieſes Stammes hinter den Karpathen die Rede.

[2] Constant. Porphyrog. de Administr. Imp. cap. 9.

Dieſelbe Benennung „Slavinien“ tragen aber im Weſten der Maritza und im Süden der Donau ſämmtliche Landſchaften zwiſchen dem ägäiſchen und adriatiſchen Meere, ſelbſt mit Einſchluß von Macedonien und Theſſalien, erweislich ſchon im 7ten Jahrhundert und noch vor dem Einbruch der Bulgaren und der Gründung ihres Reiches. Wir finden die Dragubiten und Sagudaten bei Saloniki; die Belegezeiten, Bajuniten und Berziten in Theſſalien und Nachbarſchaft; die Kribitſchen in Meſſenien, die Milingi im Taygetus, die Ezeriten im Eurotasthal, die Serben im größten Theile Illyricums; Stämme mit der allgemeinen Benennung „Sklaben, Sklabinier und Sklabeſianen“, in Elis, in Arkadien, in Lakonien, in Tzakonien, in ganz Peloponnes. Aber das eben iſt es, was man nicht glauben will und ich erſt beweiſen ſoll. Uebrigens iſt die Chronologie dieſer Begebenheiten ein Umſtand, der ängſtliche und unerfahrne Leſer beinahe nicht weniger beunruhiget, als die Sache ſelbſt.

Wann ſind denn — ſo hört man häufig fragen — alle dieſe Gräuel über das ſchöne poetiſche Hellas hereingebrochen? Und hat denn außer dem Slaven-Imperator Porphyrogenitus in der bezeichneten Stelle kein gleichzeitiger Annaliſt je von ſolchen Scenen Meldung gethan? Alles ignoriren und wie nicht geſagt betrachten, was man hierüber ſchon früher gewiſſenhaft verfaßt und gründlich nachgewieſen hat, hieße doch einerſeits an Beſcheidenheit und Selbſtverläugnung, andrerſeits aber an Inſolenz und Dickohrigkeit alles Maß überſchreiten. Zu Anfang des 6ten Jahrhunderts, beſonders mit Juſtinian I. (527—565) begann das Uebel, und die Mitte deſſelben 6ten Jahrhunderts (550) iſt mit voller Sicherheit als Zeitpunkt regelmäßiger Slavenſtrömung über die Donau und theilweiſer Seßhaftmachung auf byzantiniſchem Boden anzunehmen.[1]

Decennien lang gingen Plünderungszüge und Verödung bleibender Niederlaſſung voran, wie es Procopius kurz aber eindringlich geſchildert hat.[2] Den

---

[1] Geſchichte der Halbinſel Morea. Bd. I, S. 151—213.

[2] Im Jahre 539, d. i. im 13. Regierungsjahre Juſtinians I. erſchreckte ein Komet die Welt und geſchah der große Einbruch der Hunnen, Slaven, Bulgaren, Anten und Gepiden in das öſtliche Reich: *Μέγα μὲν εὐθὺς στράτευμα οὐννικόν, διαβάντες ποταμὸν Ἴστρον, ξυμπάσῃ Εὐρώπῃ* (das iſt die illyriſche Halbinſel) *ἐπέσκηψαν· γεγονὸς μὲν πολλάκις ἤδη, τοσαῦτα δὲ τὸ πλῆθος κακὰ ἢ τοιαῦτα τὸ μέγεθος, οὐκ ἐνεγκὸν πώποτε τοῖς ταύτῃ ἀνθρώποις. ἐκ κόλπου γὰρ τοῦ Ἰωνίου οἱ βάρβαροι οὗτοι ἅπαντας ἐφεξῆς ἐληίσαντο μέχρι ἐς τὰ Βυζαντίου προάστεια. καὶ φρούρια μὲν δύο καὶ τριάκοντα ἐν Ἰλλυριοῖς εἷλον· πόλιν δὲ τὴν Κασσάνδρειαν κατεστρέψαντο βίᾳ (ἣν οἱ παλαιοὶ Ποτίδαιαν ἐκάλουν, ὅσα γε ἡμᾶς εἰδέναι) οὐ τειχομαχήσαντες πρότερον. καὶ τά τε χρήματα ἔχοντες, αἰχμαλώτων τε μυριάδας δύο καὶ δέκα ἀπαγόμενοι, ἐπ' οἴκου ἅπαντες ἀνεχώρησαν οὐδενὸς σφίσιν ἐναντιώματος ἀπαντήσαντος. χρόνῳ δὲ ὑστέρῳ πολλάκις ἐνταῦθα γενόμενοι, ἀνήκεστα ἐς Ῥωμαίους δεινὰ ἔδρασαν. οἱ δὴ καὶ ἐν χεῤῥονήσῳ τειχομαχήσαντες, βιασάμενοί τε τοὺς ἐκ τοῦ τείχους ἀμυνομένους, καὶ διὰ τοῦ τῆς θαλάσσης ῥοθίου τὸν περίβολον ὑπερβάντες, ὃς*

Peloponnes erreichte die nordiſche Fluth zwar erſt gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts,[1] aber um

πρὸς κόλπῳ τῷ Μέλανι καλουμένῳ ἐστίν· οὕτω τε ἐντὸς τῶν μακρῶν τειχῶν γεγενημένοι, καὶ τοῖς ἐν Χεῤῥονήσῳ Ῥωμαίοις ἀπροςδόκητοι ἐπιπεσόντες, ἔκτεινάν τε πολλοὺς καὶ ἠνδραπόδισαν σχεδὸν ἅπαντας. ὀλίγοι δέ τινες καὶ διαβάντες τὸν μεταξὺ Σηστοῦ τε καὶ Ἀβύδου πορθμὸν, ληϊσάμενοί τε τὰ ἐπὶ τῆς Ἀσίας χωρία, καὶ αὖθις ἐς Χεῤῥόνησον ἀναστρέψαντες ξὺν τῷ ἄλλῳ στρατῷ καὶ πάσῃ λείᾳ ἐπ' οἶκον ἀπεκομίσθησαν. Ἐν ἑτέρᾳ τε εἰςβολῇ τοὺς Ἰλλυριοὺς καὶ Θεσσαλοὺς ληϊσάμενοι, τειχομαχεῖν μὲν ἐνεχείρησαν ἐν Θερμοπύλαις, τῶν δὲ ἐν τοῖς τείχεσι φρουρῶν καρτερώτατα ἀμυνομένων· διερευνώμενοι τὰς περιόδους, παρὰ δόξαν τὴν ἀτραπὸν εὗρον ἣ φέρει εἰς τὸ ὄρος ὃ ταύτῃ ἀνέχει. οὕτω τε σχεδὸν ἅπαντας Ἕλληνας, πλὴν Πελοποννησίων, διεργασάμενοι ἀπεχώρησαν. Procopius de Bello Persico, lib. II, cap. 4. Nachrichten deſſelben Autors über die Einbrüche ſlaviſcher Völkerſchaften auf griechiſchem Boden findet man außer dieſer Hauptſtelle noch ferner lib. III, cap. 14, 29, 38, 40; lib. IV, cap. 25 de bello Gothico. Item cap. 18 Histor. Arcan. Dann bei Menander, de legat. lib. II, im 4. Jahre Tiberius II.; item lib. VIII, de legat. (pag. 164 ff. der Pariſer Edition): Κεραϊζομένης τῆς Ἑλλάδος ὑπὸ Σκλαβηνῶν ....

[1] Nach unſerer Berechnung zwiſchen 584 und 593 nach Chriſtus, während der unheilvollen Regierung des gelehrten, beredten, gottesfürchtigen, aber geizigen und höchſt unglücklichen Imperators Mauritius aus Cappadocien. Der Nationalkampf gegen die Saſſaniden verſchlang die Kraft des Reiches, und dem fürchterlichen Andrang des Avaren-Chans mit der norddanubiſchen Völkerſäule der ſeinem Impuls folgenden Slaven hatte ſchon Mauritius Vorgänger, Tiberius II., nichts entgegenzuſtellen als ohnmächtige Verträge, Bitten und Geduld. Das Unheil, ſagt Menander der byzantiniſche Diplomat, brach von allen Seiten über Hellas herein; in Thracien erſchien ein Hauſe von 100,000 Slaven,

die Mitte den 10ten hatte der Tumult noch kein Ende gefunden. Die letzte Slavenhorde, in ſo ferne

während andere Haufen auf anderen Punkten in das ſich ſelbſt überlaſſene Hellas eindrangen, und Niemand wehrte.* Das kann Alles ſeyn, ſagt die Kritik, aber wo iſt in allen dieſen Citaten vom „Peloponnes“ die Rede? Der Peloponnes iſt aber Kopf und Citadelle Griechenlands, welche Juſtinian durch Wiederherſtellung der Mauer um Iſthmus den Barbaren verſchloſſen hat. ** Daß aber die Barbaren um dieſelbe Zeit die lange Mauer am thraciſchen Cherſones erſtiegen, Caſſandra genommen und ſelbſt durch die vermauerten Thermopylen gebrochen ſeyen, ficht die Kritiker nicht an, ſie fragen im Uniſono: wo es geſchrieben ſtehe, daß ſchon im 6. Jahrhundert auch der Iſthmus von Korinth gefallen und die Slavenfluth eingedrungen ſey? Die Hartnäckigkeit — man kann es ihnen nicht übel nehmen — wird um ſo größer, je mehr man drängt und aus magern Chroniſten, aus der Correſpondenz des Pabſtes Gregorius Magnus und beſonders aus dem Kirchenhiſtoriker Evagrius von gleichzeitiger authentiſcher Nachweiſung die Rede iſt, wälzte ſich unter der Reichsverweſung des mit unſerm

---

* *Μετὰ δὲ τὸ τέταρτον ἔτος Τιβερίου Κωνσταντίνου Καίσαρος ἐν τῇ Θρᾴκῃ ξυνηνέχθη τὸ Σκλαβηνῶν ἔθνος μέχρι που χελιάδων ἑκατὸν Θρᾴκην καὶ ἄλλα πολλὰ ληΐσασθαι.* Menander de Legat. lib. II, pag. 84 Edit. Venet. *Κεραϊζομένης τῆς Ἑλλάδος ὑπὸ Σκλαβηνῶν καὶ ἁπανταχόσε ἀλλ' ἐπ' ἀλλήλων ἐπηρτημένων τῶν κινδύνων. ὁ Τιβέριος οὐδαμῶς δύναμιν ἀξιόμαχον ἔχων οὐδὲ πρὸς μίαν μοῖραν τῶν ἀντιπάλων μήτοιγε πρὸς πᾶσαν* Menander de Legat. lib. VIII, pag. 110 ed. Venet. (pag. 164 ed. Paris).

** *Τὸν ἰσθμὸν ὅλον ἐν τῷ ἀσφαλεῖ ἐτειχίσατο. φρούρια δὲ ταύτῃ ἐδείματο, καὶ φυλακτήρια κατεστήσατο. τούτῳ δὲ τῷ τρόπῳ ἄβατα τοῖς πολεμίοις ἅπαντα πεποίηκεν εἶναι τὰ ἐν Πελοποννήσῳ χωρία.* Procop. de Aedific. IV, cap. 2 fine.

Scholaſticus von Antiochia nachzuweiſen ſucht, daß gerade um 584—593 ff. nach Chriſtus unermeßliche Schwärme land- und beutelüſterner Barbaren aus Innerſlavinien über die Donau kommen und zu gleicher Zeit und mit unabtreiblicher Wuth Thracien, Macedonien, Theſſalien, Althellas, Albanien, Iſtrien und Friaul verwüſten, vor Theſſalonika erſcheinen, Adrianopel beſtürmen und mit Hülfe langobardiſcher Werkmeiſter ſogar Flotten zimmern, um in Dalmatien die Seeſtädte anzugreifen und ſelbſt Konſtantinopel auf der Waſſerſeite zu ſchrecken.* Beſonders viel haben wir uns auf das pathetiſche Citat aus vorgenanntem Scholaſtiker Evagrius eingebildet. Aber weit entfernt durch daſſelbe alle Bedenken auf einmal niederzuſchlagen und das Faktum über allen Bereich der Controverſe zu erheben, brachte es zum größten Verdruß bei den gelehrten Antagoniſten eine höchſt unbedeutende Wirkung hervor. „Unter dieſen Umſtänden", ſchreibt Evagrius, „brachen die Avaren zweimal bis an die ſogenannte lange Mauer hervor, eroberten und verheerten Singidunum, Anchialos und ganz Hellas mit andern Städten und Feſtungen, vernichteten und verbrannten Alles." ** Das ſind allgemeine und unbeſtimmt gehaltene Phraſen, hieß es, die im Grunde wenig oder nichts beſagen und vom Peloponnes wieder keine Meldung thun.

---

* Le-Beau, Hist. Byzant. ad ann. 593. – Gregor. Magn. ad Maximum Salonit. Episcop. lib. X, Epistol. 36. – Evagrius Scholasticus, Histor. Ecclesiast. lib. VI, cap. 10.

** *Τούτων ὧδε χωρούντων οἱ Ἄβαρες δὶς μέχρι τοῦ καλουμένου μακροῦ τείχους διελάσαντες, Σιγγιδόνα, Ἀγχίαλόν τε, καὶ τὴν Ἑλλάδα πᾶσαν καὶ ἑτέρας πόλεις τε καὶ φρούρια ἐξεπολιόρκησαν καὶ ἀνδραποδίσαντο, ἀπολλύντες ἅπαντα καὶ πυρπολοῦντες.* Evagr. Schol. Hist. Eccles. lib. VI, cap. 10.

Porphyrogenitus zugleich regierenden Romanus Lecapenus (von 920 bis 944) über den Iſthmus von

Man fragte ſogar etwas ſpöttiſch, ob denn „Hellas“ eine Stadt ſey, die man wie Anchialos und Singidunum mit Sturm nehmen könne? Meine Gegner gehen nämlich immer von der Vorſtellung aus, Evagrius von Antiochia habe auch ſein Zimmer voll Landkarten und ſeinen Schreibtiſch voll geo= und topographiſcher Compendien, voll Plan= und Situationszeichnungen von Hellas gehabt und täglich die Zeitung geleſen und die Bülletins des Avaren=Chans mit den Berichten des kaiſerlichen Hauptquartiers verglichen, und auf der Karte regelmäßig angemerkt, welche Orte gefallen und welche Provinzen verloren ſeyen und wo jedesmal die Feinde ſtehen oder die kaiſerlichen Heere unterlegen ſind. Wenn der geniale Italiener heute noch von der Welt nichts weiter kennt als den Ort ſeiner Geburt und die Gegend, wohin er Luſtpartien oder Geſchäftsreiſen macht, ſo kann man ſich wohl denken, wie viel ein ſyriſcher Literatus des 7. Jahrhunderts vom europäiſchen Griechenland, ſeinen Städten und Provinzen wiſſen mochte. Nur Scenen des äußerſten Ruines und des allgemeinen Verderbens konnten die Aufmerkſamkeit eines gelehrten Bewohners von Antiochia erreichen; aber klare Begriffe und genetiſch ineinandergreiſende Relationen über politiſche Ereigniſſe des illyriſchen Continents wie bei Thucydides, muß man von einem Aſiaten jener Periode überhaupt weder fordern noch erwarten. Unter „Ἑλλάδα πᾶσαν“ des Evagrius haben wir deſſen ungeachtet, und vielleicht nicht mit Unrecht, auch den Peloponnes ſubſumirt. Ein Patriarchalbericht an Alexius Comnenus vom Ende des 11. Jahrhunderts bezieht ſich auf ein Diplom des Imperators Nicephorus (802—811 nach Chriſtus), der in Folge eines ſiegreichen Befreiungskampſes der Bürger von Patras über die ihre Stadt belagernden Slavo=Avaren, die Kirche zum heiligen Andreas daſelbſt zur Metropolis erhob und durch den Zins der

Korinth. [1] Cardinalpunkt der ganzen Slaventheſis iſt die Patraſſer Schlacht, welche Nicolaus der Patriarch

beſiegten Slaven verherrlichte. Dieſe Kataſtrophe, fügt der Patriarchalbericht hinzu, ereignete ſich 218 Jahre nach der Beſitznahme des Peloponneſes durch die Avaren.* Ziehe man dieſe letztgenannte Summe von der Regierungszeit des Imperators Nicephorus ab, und die für Griechenland ſo unheilvolle Begebenheit fällt auf die Periode von 584 bis 593 unſerer Aera hinein.** Da hätten wir nun — was die Oppoſition allzeit verlangt — ein poſitives, von einem Griechen ſelbſt amtlich ausgeſtelltes und auf amtliche Documente geſtütztes Zeugniß, daß der Peloponnes durch ein barbariſches, aus Scythien eingedrungenes, nicht chriſtliches, nicht griechiſch redendes, der Regierung in Byzanz und ihrem Statthalter auf Akrokorinth nicht gehorchendes und gegen die von den Griechen beſetzten Punkte an der Küſte feindlich verfahrendes Volk 218 Jahre vor der Patraſſer Schlacht erobert und bewohnt worden ſey. Zu dieſem letzten Argument haben die Gegner nichts geſagt, und daran haben ſie unſeres Erachtens ſehr wohl gethan. Ohne Zweifel ſchöpfte der einheimiſche Verfaſſer einer kurzen, im Archiv aus dem eilften, und Konſtantin der Purpurgeborne aus dem zehnten Jahrhundert, an Zeit, Ort, Um-

---

* *Ἐν τῇ καταστροφῇ τῶν Ἀβάρων .... ἐπὶ διακοσίοις δέκα ὀκτὼ χρόνοις ὅλοις κατασχόντων τὴν Πελοπόννησον.* Leunclavius, Jus Graeco-Romanum pag. 278 (Edit. Francofurt. 1596).

** Vergleiche, Geſchichte von Morea, Bd. I, pag. 183 ff. Daß aber Avaren und Slaven bei den Byzantinern jenes Zeitalters ſynonyme Begriffe waren, iſt bei Konſtantin Porphyrogenitus ausdrücklich bemerkt: *Οἱ ἐκεῖθεν τοῦ ποταμοῦ Σκλάβοι, οἱ καὶ Ἄβαροι καλούμενοι . . . — οὕτως οὖν οἱ Σκλάβοι οἱ Ἄβαροι* etc. De Admin. Imp. cap. 29, pag. 127. edit. Bonn.

[1] *Εἰςῆλθον οἱ Σκλαβησιανοὶ ἐν τῷ θέματι Πελοποννήσου.* Constant. Porphyr. de Admin. Imp. cap. 50.

---

von Turin aufbewahrten handſchriftlichen Chronik über Erbauung von Monembaſia, ſeine Nachrichten gänzlicher Slaviniſirung des Peloponneſes aus derſelben Quelle, bei welcher wir uns Raths erholten. Nur ſtellt er das Ereigniß noch viel beſtimmter und entſchiedener hin als wir es wagen durften, da er den Einbruch der Barbaren und die Ueberſchwemmung des Eilandes geradezu auf das ſechste Jahr des Kaiſers Mauritius (588 nach Chriſti), ihre Beſiegung vor Patras aber auf das vierte Regierungsjahr des Kaiſers Nicephorus (805) ſetzte. Ueberdies bemerkt dieſe Kirchenchronik ausdrücklich, daß um jene Zeit des großen Avarenkrieges unter Mauritius die Provinzen Theſſalien, Hellas, Attika und Euböa daſſelbe Schickſal erlitten wie der Peloponnes: Was von der Bevölkerung nicht entfloh, ward niedergemetzelt und durch die Eindringlinge erſetzt, die (im Peloponnes) bis zur Patraſſer Schlacht weder dem „römiſchen Kaiſer“ noch ſonſt Jemanden unterthan waren. Nur auf unzugänglichen Steinklippen Tzakoniens der peloponneſiſchen Oſtſeite hätten ſich mehrere Gemeinden Griechiſchredender vor der „Slavenfluth“ (*τοῦ Σθλαβινοῦ ἔθνους*) gerettet: . . . *Ὁ δὲ Χαμνὸς* (chan) *λύει σπονδὰς αἰτῶν ὑπέρογκα καὶ ἐχειρώσατο Θετταλίαν, Ἑλλάδα, Ἀττικὴν καὶ Εὔβοιαν καὶ Πελοπόννησον· καὶ καταφθείραντες τὰ γένη κατῴκησαν αὐτοὶ ἐν αὐτῇ. οἱ δὲ δυνηθέντες ἐκφυγεῖν διεσπάρησαν . . . .*

Τοίνυν οἱ Ἄβαροι κατασχόντες τὴν Πελοπόννησον ἐπὶ χρόνους ʹσιη (218) *μήτε τῶν Ῥωμαίων βασιλεῖ μήτε ἑτέρῳ ὑποκείμενοι, ἤγουν ἀπὸ τοῦ, ϛϞϛ* (6096 d. i. 588 nach Chriſti) *ἔτους τῆς τοῦ κόσμου κτήσεως, ὅπερ ἦν ἕκτον ἔτος τῆς βασιλείας Μαυρικίου καὶ μέχρι τοῦ ϛ τριακοσοῦ τρεῖς καὶ δεκάτου ἔτους, ὅπερ ἦν ἔτος δ' τῆς βασιλείας Νικηφόρου τοῦ παλαιοῦ, τοῦ ἔχοντος υἱοῦ Σταυρικίου* (Sic). Codex 336, fol. 1. Bibliothec. Taurin. Vide *Pasini*, Catalog. MSC. Taurin. — Ob übrigens die in Venedig gedruckte neugriechiſche Chronik ſtänden und Erfolg übereinſtimmend erzählen.[1] Nur hatten ſich nach dem Bericht des erſtern die Avaren ſchon 218 Jahre früher, d. i. Ausgangs des ſechsten Jahrhunderts im Peloponnes feſtgeſetzt, welcher dagegen nach Angabe des letztern erſt unter Copronymus, d. i. um die Mitte des achten Jahrhunderts „ganz ſlaviniſirt und barbariſch wurde.“ Beide Angaben ſtehen in keinem innern Widerſpruch, weil das Mehr oder Weniger, das Früher oder Später der erſten Anſiedlung für uns ein gleichgültiger Umſtand iſt, ſobald nur das Factum ſelbſt über allem Zweifel ſteht. Aber nicht ohne Grund hat man wider mich geltend gemacht, daß nach der kaiſerlichen Erzählung die rebelliſchen Slaven im „Thema Peloponnes“ zuerſt die Wohnungen der „benachbarten Gräken“ überfielen und ausplünderten, dann aber ſich gegen Patras wandten, das Flachland vor den Feſtungsmauern überſchwemmten und die Stadt ſelbſt belagerten.

Es müſſen alſo — ſo argumentiren ſie — doch noch byzantiniſche Griechen im Lande, und zwar in der alten Provinz Achaja übrig geweſen ſeyn, deren Beſitzungen die Slaven noch plündern und verheeren, und die ſie ſelbſt gefangen wegſchleppen konnten.

---

des Dorotheus von Monembaſia mit dieſer Handſchrift ganz oder zum Theil gleichlautend iſt, vermögen wir aus Mangel eines Exemplars benannter Druckſchrift nicht zu entſcheiden.

[1] Constant. Porphyrog. de Admin. Imp. cap. 49.

Der Text läßt hierüber kein Bedenken.[1] Es fanden ja ſelbſt die Franken bei ihrer Landung (1205), wo doch Alles ſchon in ein gemeinſames chriſtliches Morea zuſammengefloſſen war, ſogar die alte Benennung Achaja noch am nördlichen Küſtenrande des Peloponneſes haften, während die übrigen Neunzehntel des Landes in Jedermanns Munde mit dem ſlaviſchen Appellativ „Moreas" bezeichnet wurden.[2]

Das friedliche Nebeneinanderſeyn zweierlei Blutes und zweierlei ethniſcher Elemente, und zwar eines ſchwachen und eines ſtarken, auf peloponneſiſchem Boden wäre demnach für den Zeitraum von 600—800 n. Chr. unwiderleglich dargethan. Die Einrede, daß die ſcythiſchen Eroberer niemals einen hinlänglichen Grad politiſcher Selbſtſtändigkeit und Autonomie errungen und in der Praxis allzeit als Unterthanen des byzantiniſchen Imperators gegolten hätten, iſt dagegen unbedingt zurückzuweiſen, da im oftberührten Patriarchalbericht das gegenſeitige Verhältniß unzweideutig und klar angegeben wird. „Sie (die Eindringlinge) waren von der romaniſchen Herrſchaft ſo völlig abgetrennt, daß kein romaniſcher Mann ihr Gebiet betreten durfte.“[1]

---

[1] ... *Πρῶτον μὲν τὰς τῶν γειτόνων οἰκίας τῶν Γραικῶν ἐξεπόρθουν..* — *κατεμήνυσε* (der Strategos von Korinth) *τῷ βασιλεῖ Νικηφόρῳ τήν τε ἔφοδον τῶν Σκλαβηνῶν καὶ τὴν προνομὴν καὶ αἰχμαλωσίαν καὶ ἀφανισμὸν καὶ τὴν λεηλασίαν καὶ τάλλα δεινὰ ὅσα καταδραμόντες ἐποίησαν εἰς τὰ μέρη τῆς Ἀχαΐας.* loco citato.

[2] Chronic de la Morée Edit. Buchon.

Wer immer in Konſtantinopel regiert, hat das eiferſüchtigſte Verlangen auch Herr über Griechenland und beſonders über Morea zu ſeyn. Den innern Küſtenſaum von der Hauptſtadt des Reiches an der Propontis und am ägäiſchen Meere entlang bis nach Innerhellas offen und von griechiſch redenden Leuten bewohnt zu erhalten, war eine der traditionellen und ſtandhafteſten Maximen der chriſtlich-byzantiniſchen Politik. Wenn aber Dr. Griſebach mit Pouqueville meint, griechiſches Blut und griechiſche Redeweiſe habe ſich auf den Küſtenländern Thraciens und Maceboniens durchweg auf derſelben Linie erhalten, auf der ſie ſchon im Alterthume war und heute wieder gefunden wird, ſo hat er dennoch Unrecht.[2] Von der Maritza bis zum Hagion-Oros herab war der Strand erweislich ſchon um die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts ganz ſlaviniſirt und der Landweg — die via Egnatia — von Konſtantinopel nach Theſſalonika durch ſlaviſche Eindringlinge verlegt und abgeſperrt. Namentlich ſaßen die Strymon- und die Runchi-Slaven um Philippi und Amphipolis, wo unter andern heute noch die ſlaviſchen Ortſchaften Groß-Orſova und Klein-Orſova ſind. Sie trieben

---

[1] *Καὶ τῆς ῥωμαϊκῆς ἀρχῆς ἀποτεμομένων ὡς μηδὲ πόδα βαλεῖν ὅλως δύνασθαι ἐν αὐτῇ Ῥωμαίων ἄνδρα.* Leunclav. l. c.

[2] Reiſe durch Rumelien, Bd. II, pag. 65 ff.

Küſtenfahrt und Seeraub auf ihren barbariſchen Monoxylen, plünderten auf Inſeln und am Helleſpont und leiſteten den Binnenlandbrüdern in den wiederholten Angriffen auf Theſſalonika von der Seeſeite kräftige Unterſtützung.[1]

Um die Straße zu dieſer großen und wichtigen Handelsſtadt wieder zu öffnen, ging Heraclius Enkel, Konſtans II., um das Jahr 658 perſönlich wider „Slavinien“ ins Feld und erfocht, wie der byzantiniſche Mönch Theophanes kurz, unbeſtimmt und talentlos berichtet, große Vortheile, „beſiegte und unterjochte viele“.[2]

Mit dieſem Feldzuge hatte das byzantiniſche Imperium gegen die ſlaviſche Bevölkerung der europäiſchen Reichshälfte gleichſam die Offenſive ergriffen. Jedoch war der erſte Akt, wie es ſcheint, nicht ſonderlich folgenreich und eindringend, da die Slaven um eben dieſe Zeit und noch ſpäter wiederholt das feſte Theſſalonika zu Waſſer und zu Lande ängſtigten.[1] Juſtinian II. Rhinotmetos (A. C. 685—695 und 705—711) richtete ſchon mehr aus, drang bis Theſſalonika durch, befreite das Emporium, ſchlug und unterjochte „Strymonen und Runchinen mit andern Slavenſtämmen", wie St. Nicephorus von Konſtantinopel beinahe noch troſtloſer und kürzer als ſein Landsmann Theophanes berichtet.[2]

---

[1] Runchini vero, qui illis (Drugubitis) accesserant, mari per navigia accesserunt, Vide Tafel, de Thessalonica ejusque agro, pag. LXXXVIII. — Otii vero impatientes Strymonii et Runchini nautas plurimos, qui devehendo Constantinopolin frumento vacabant, item eos, qui insulas atque Hellespontum habitabant, expoliantes, ipsam Propontidem ingressi sunt. Ubi vastata Parii et Proconnesi regione, usque ad portorium urbis regiae navigant; denique praeda onusti multisque navigiis aucti, casas suas Macedonicas repetunt. (Tafel a. a. O. pag. XCII) gibt dieſe Stelle auch im griechiſchen etwas corrumpirten Originale.

[2] *Τούτῳ τῷ ἔτει ἐπεστράτευσεν ὁ Βασιλεὺς κατὰ Σκλαβινίας, καὶ ᾐχμαλώτισε πολλοὺς καὶ ὑπέταξεν.* Theophan. Chronicon p. 229 (Edit. Venet.).

Um jedoch Gehorſam und Unterwürfigkeit des neueroberten Landes auf alle Zeiten ſicher zu ſtellen, verpflanzte Juſtinian II. einen Theil der ſlaviſchen Bevölkerung auf die aſiatiſche Seite des Helleſponts. Dieſer Theil war ſo zahlreich, daß der Imperator 30,000 kräftige junge Leute als Prätorianer ausheben und im Feldzuge wider die Araber dem kaiſerlichen Heere einverleiben konnte.[3] Aber auch die Zurückgebliebenen duldete er an der Seeküſte nicht länger, ſondern verpflanzte ſie weiter Strymon aufwärts in das Hochgebirge, wie es Porphyrogenitus

---

[1] Vgl. Tafel a. a. O. pag. LXXXIII—CIV.

[2] Nicephor. Patriarch. Histor. Byzant. pag. 19 (edit. Venet.).

[3] *Οὗτος Σθλαβικῶν βαρβάρων ἀποκρίνας ἡβῶντας ἄνδρας, ὁπλίτας ῥωμαλέους, φονικὸν ἐκπνέοντας Ἄρην ἐν μάχαις, ἐς χιλιάδας τρὶς δέκ᾽ ἀριθμουμένους, νέον συνεστήσατο σύνταγμα φίλον, λαὸν περιούσιον αὐτῷ καλέσας.* Ephraemius Byzant. pag. 69 ed. Bonn.

(lib. II. 3 de Themat.) ausdrücklich bemerkt. Die ſlaviſchen Dorfnamen am Strand und in der Chalkidike, auf dem Wege von Saloniki nach Hagion-Oros, blieben bis auf unſere Zeit; aber griechiſche Redeweiſe gewann nach und nach wieder die Oberhand. Slavenverpflanzungen in Maſſe aus Europa nach Anatolien wurden von Juſtinians II. Nachfolgern nach jedem Siege regelmäßig wiederholt und bildeten die zweite Regierungsmaxime byzantiniſcher Politik. Jedoch vermochten dieſe Maßnahmen doch nicht den wilden Freiheitsſinn der Slavenſtämme zu bändigen. Bis die Kirche mit dem Taufbecken dazwiſchentrat, begannen ſie das Spiel immer wieder von neuem, und namentlich hatte Konſtantin Copronymus (741 — 775) die größte Noth das kaiſerliche Anſehen in einem Aufſtande der von Rhinotmetus gebändigten und geſchwächten Slaven Macedoniens zu behaupten. Doch war der Feldzug des Jahres 758 n. Chr. für dieſe Gegend eben ſo entſcheidend in ſeinen Folgen, als in ſeinem Hergang einfältig erzählt vom langweiligſten und kurzſichtigſten aller Chroniſten, Theophanes von Byzanz.[1]

Armſeligkeit und Unfähigkeit dieſes Mannes ſind um ſo beklagenswerther, da er als Zeitgenoſſe den erſten großen Kriegszug des byzantiniſchen Imperiums gegen die vollſtändig ſlaviſirten Landſchaften Theſſalien, Inner-Hellas und Peloponnes unter Kaiſerin Irene (780 — 802) einzuregiſtriren hatte. Irene, aus einer atheniſchen Familie abſtammend, hatte vom Zuſtande Griechenlands vielleicht beſſere Einſicht als ihre Vorfahren, und ſandte ein großes aus den eingewanderten ſtreitbaren Stämmen Thraciens und Macedoniens rekrutirtes Eroberungs- oder Entdeckungsheer unter dem Patrizier Staurakios (783 n. Chr.) gegen die „Slavinenvölker." Wohin iſt alſo der byzantiniſche Feldherr gezogen, um dieſe „Slavinen" zu unterjochen? Theophanes antwortet trocken und kurz: „Staurakios rückte in Theſſalien und Hellas ein, unterjochte alle und machte ſie dem Kaiſerthum zinsbar, drang ſogar in den Peloponnes und brachte viele Gefangene und große Beute römiſch-kaiſerlicher Majeſtät zurück." [1]

---

[1] *Τούτῳ τῷ ἔτει Κωνσταντῖνος τὰς κατὰ Μακεδονίαν Σκλαβινίας ᾐχμαλώτισε, καὶ τοὺς λοιποὺς ὑποχειρίους ἐποίησεν.* Theophan. p. 361.

Dies iſt Alles was der Mönch, nachdem er noch darüberhin den prachtvollen Triumpheinzug des Staurakius und die gefangenen Slavenfürſten aus dem Peloponnes in Konſtantinopel geſehen hatte, über eine der wichtigſten und, nach europäiſchen Begriffen zu urtheilen, größten und folgereichſten Begebenheiten der Geſchichte von Byzanz zu ſagen weiß! Aber nennt Theophanes hier nicht das eigentliche, alte, klaſſiſche Hellas und ſogar den Peloponnes unumwunden ein von „ſlaviſchen Völkern" beſetztes Land, das byzantiniſcher Majeſtät (um 783 n. Chr.) nicht gehorchte, keinen Tribut zahlte, und gegen welches man ein großes Unterjochungsheer ausſandte, um es wieder in den Reichsverband hereinzuziehen? Wenn aber die byzantiniſche Streitmacht und der Feldherr Staurakios mit dem Auftrage von Konſtantinopel ausziehen die „Slavinenvölker" zu bändigen, und wenn ſie, um dieſen Befehl zu vollziehen, Theſſalien, Hellas und den Peloponnes feindlich überziehen, Alles unterwerfen, zum Tribut nöthigen und Beute und Gefangene in großer Menge von beſagten Ländern nach Konſtantinopel bringen, ſo iſt der Schluß, daß jene Landſchaften damals von unabhängigen Slavinen beſetzt waren, ein natürlicher und ein unabweisbarer. *Ἐσθλαβώθη πᾶσα ἡ Πελοπόννησος καὶ ἐγένετο βάρβαρος.* Wahrhaft, Porphyrogenitus — wie Sie ſehen — hat Recht, im Peloponnes war alles „ſlaviniſirt und barbariſch." Freilich möchten wir auch gerne wiſſen, wie weit Staurakios im Peloponnes eingedrungen ſey? wo man ſich ſlaviſcher Seits zum

---

[1] *Ἀποστέλλει Σταυράκιον τὸν πατρίκιον . . . μετὰ δυνάμεως πολλῆς κατὰ τῶν Σκλαβίνων ἐθνῶν. Καὶ κατελθὼν ἐπὶ Θεσσαλίαν καὶ Ἑλλάδα ὑπέταξε πάντας, καὶ ὑποφόρους ἐποίησε τῇ βασιλείᾳ, εἰςῆλθε δὲ καὶ ἐν Πελοποννήσῳ καὶ πολλὴν αἰχμαλωσίαν καὶ λάφυρα ἤγαγε τῇ τῶν Ῥωμαίων βασιλείᾳ.* Theophan. Chronograph. pag. 306 ed. Venet. (385 edit. Paris.) Daß übrigens in dieſer merkwürdigen Stelle die Lesart „*Θεσσαλονίκη*" bei Theophanes verdorben und „*Θεσσαλία*" herzuſtellen ſey, hat der gelehrte und vortreffliche Tafel a. a. O. p. CVI, Note 84, und p. XXII, Note 29, ſattſam nachgewieſen.

Gefecht eingeſtellt? welche Verträge man geſchloſſen und welche Einrichtungen und Bürgſchaften man angeordnet habe, um den Gehorſam der Provinz auch für die Zukunft zu ſichern? Aber Theophanes, in weltlichen Dingen offenbar weniger neugierig als ein deutſcher Politicus, gibt auf alle dieſe Fragen keine Antwort. Daß aber dieſer erſte byzantiniſche Heerzug des Staurakios keine bleibenden Folgen hatte, beweiſt der allgemeine Aufſtand der peloponneſiſchen Slaven und die obenerzählte Belagerung und Verzweiflung von Patras unter Irenens Nachfolger Nicephorus I. (807 n. Chr.) zur Genüge.[1]

War denn nicht nach Inhalt des oft angezogenen Patriarchalberichts der Peloponnes bis zur Wunderſchlacht vor Patras friedlichem Verkehr mit romaniſchen Leuten verſchloſſen? Wie aber der Strateg mit ſeiner ungeſchwächten Hülfsmacht den Sieg der Bürger von Patras im Allgemeinen benützt habe und wie tief er in das Innere der Slavenkantone vorgedrungen ſey, wird wieder nicht gemeldet. Nur ſo viel iſt klar, die ganze Weſtſeite von Morea, d. i. die Ebene von Elis, das Gebiet von Meſſenien mit Theilen von Arkadien und Achaja, ſo weit die Erzdiöceſe Patras reicht und wo es heute noch von ſlaviſchen Ortsnamen wimmelt, iſt unter dem „Zinsſlaven-Diſtrikte" des heiligen Andreas zu verſtehen. Oder heißt es denn im byzantiniſchen Epitomator nicht ausdrücklich, daß zu ſeiner Zeit (1000 n. Chr.) in den Gegenden des untern Alpheiosſtromes „im Lande der ehemaligen Piſaten, Kaukonen und Pylier ſogar der griechiſche Name nicht mehr beſtehe und Alles von „Scythen" bewohnt ſey?"[1]

---

[1] Geſchichte der Halbinſel Morea. Bd. I. S. 218 ff. Die Stadt wollte ſich ſchon ergeben und die Unterhandlungen über die Bedingniſſe waren bereits angeknüpft.

Dieſe Scythen ſind es, die vor Patras durch St. Andreas Intervention überwunden und Knechte ſeiner Metropole wurden. Nicephorus I. vor ſeiner Erhebung bekanntlich Oberſtfinanzbeamter des Reiches und in der Kunſt den Unterthanen das Geld aus der Taſche zu prakticiren, anerkannter und noch heute unübertroffener Meiſter, wußte die Niederlage der peloponneſiſchen Slavinen zum Vortheil des Fiskus trefflich auszubeuten. Von den Reichthümern des eroberten Lagers durften die Bürger nichts behalten, Alles ward zum Vortheil des heil. Andreas eingezogen, weil der Apoſtel, und nicht die Patrenſer den Sieg erfochten habe. Dann mußten die Beſiegten, außer dem jährlichen Geldzins an die Metropolitankirche, auch noch für die Strategen, Großbeamten und Geſandten der Völkerſchaften, denen als Sicherheitsgeißeln Patras zum Wohnort angewieſen war, Unterhalt und Beköſtigung herbeiſchaffen. Zu dieſem Behufe hatten die Slavinen eigene Proviantmeiſter, Köche und Konfektmeiſter beſtellt und den ganzen Bedarf, ohne alles Dazwiſchentreten der Metropolis, nach eigenem Gutdünken und Vermögen als Gemeindelaſt unter ſich umgelegt.[1]

---

[1] *Νῦν δὲ οὐδὲ ὄνομά ἐστι Πισατῶν καὶ Καυκόνων καὶ Πυλίων· ἅπαντα γὰρ ταῦτα Σκύθαι νέμονται.* Geograph. vet. Scriptt. Graeci minor, Vol. II, pag. 98.

Um Mißbräuchen, willkürlichen Beſchwerungen und geiſtlichen Erpreſſungen den Weg zu verlegen, ſtellte Leo der Philoſoph eine Urkunde aus, in welcher bis auf die kleinſte Einzelheit Jegliches verzeichnet war, was die patraſſiſchen Zinsſlavinen dem Metropoliten zu entrichten hatten. Könnte man den Staatsmalcontenten unſerer Zeit dieſe Urkunde des Philoſophen im Purpur vorlegen, würden ſie billig über die Einfälle und Wendungen der byzantiniſchen Finanzleute erſtaunen. Beſonders hat es Nicephorus in dieſem Punkte zu einer Virtuoſität gebracht, deren ſich gegenwärtig höchſtens Mohammed-Ali rühmen kann. Den Grundſatz, daß eigentlich die ganze Summe des öffentlichen und des Privaterwerbes mit aller Arbeitskraft des Volkes von Rechtswegen dem Fiskus verfallen ſey, hat eigentlich dieſer dogmatiſch eifrige Chriſtenimperator aufgeſtellt und in allen Conſequenzen praktiſch durchgeführt.

---

[1] Ἔτι τοτε δὲ οἱ ἀφορισθέντες Σκλαβηνοὶ ἐν τῇ μητροπόλει καὶ τοὺς στρατηγοὺς καὶ τοὺς βασιλικοὺς καὶ πάντας τοὺς ἐξ ἐθνῶν ἀποστελλομένους πρέσβεις ὡς ὁμήρους διατρέφουσιν, ἔχοντες ἰδίους καὶ τραπεζοποιοὺς καὶ μαγείρους καὶ πάντας τοὺς παρασκευάζοντας τὰ τῆς τραπέζης βρώματα, τῆς μητροπόλεως εἰς ταῦτα μηδὲν καινοτομουμένης, ἀλλ' αὐτὰ οἱ Σκλαβηνοὶ ἀπὸ διανομῆς καὶ συνδοσίας τῆς ὁμάδος αὐτῶν ἐπισυνάγουσι τὰς τοιαύτας χρείας. Constant. Porphyrog. de Administ. Imp. cap. 49 fine.

Ungefähr 20 Jahre lang ertrugen die Slaven das kaiſerliche Joch mit Geduld. Aber unter Theophilus I. brach ein allgemeiner Aufſtand aus, die Slavinen des Peloponneſes erklärten und behaupteten ſich unabhängig, plünderten, ſengten, raubten, ſchleppten Gefangene weg und ſtahlen, wie der Bericht ſagt, unbehindert, bis Theophils Nachfolger, Michael der Trunkenbold, den Protoſpatharius Theoktiſtos mit einem großen, in Thracien, Macedonien und den übrigen abendländiſchen Statthalterſchaften rekrutirten Heere ſandte und „ſämmtliche Slaven und Rebellen des Peloponneſes“ bändigte. Nur die „Ezeriten und Milengi“ in der Gegend von Lacedämon und Helos, d. i. im Eurotasthal und zu beiden Seiten des Mainagebirges, blieben noch unangefochten. Denn dort, fügt Porphyrogenitus hinzu, iſt ein großer, ſehr hoher und ſchwer zugänglicher Berg, mit Namen Pentadaktylos (Taygetus), der wie eine Kehle weit in das Meer hinausläuft und auf deſſen Steilwänden ſich einerſeits die Milengi, andrerſeits aber die Ezeriten niedergelaſſen hatten.[1] Theoktiſtos hätte dieſe Slavenſtämme des rauhen Spartanergebirges zwar auch unterjochen können, ſey aber —

---

[1] Ἔζερο, Ἰέζερο, Ὄζερο iſt die ſlaviſche Ueberſetzung des helleniſchen Ἕλος, der Sumpf, das Tiefland, das ſtehende Waſſer und bezeichnet hier die bekannte fruchtbare Strandebene und waſſerreiche Niederung am Untereurotas, beſon-

ders gegen die Mündung hin, welche die Griechen ἕλος nannten. Der Volksname Milingi, wie der Berichtgeber die Bergſlaven auf dem meſſeniſchen Abhang des Taygetus nennt, läßt ſich nicht mehr erklären. Selbſt Herr Dr. Schafarik, der in ſolchen Dingen natürlich das erſte Wort in Europa hat, vermag es eben ſo wenig als wir, verdeutſcht aber das byzantiniſche Μιληγγοί in Milenzer, Milinzer, Milzer oder Miltſchaner wie er die Ἐζερῖται durchweg mit *Jeserzer* gibt. Uebrigens nimmt dieſer berühmte Slaviſt keinen Anſtand Rußland als Heimat und Wiege der peloponneſiſchen Milenzer anzuerkennen, wie er denn geradezu eingeſteht (II, 233—234), „daß die Völker- und Ortsnamen Griechenlands unbezweifelt aus den nordöſtlichen Ländern des alten Slaventhums am Ilmenſee (Nowgorod), am Dnieper, an der Düna und Oka ihren Urſprung haben und mit der neuen Bevölkerung bis in die ſüdlichſten Gegenden der illyriſchen Halbinſel vorgedrungen ſeyen. Ja die Bewohner Griechenlands, während des Mittelalters müſſen der Mehrzahl nach Slaven geweſen ſeyn, weil Menſchen, Städte, Dörfer, Berge und Flüſſe überall ſlaviſche Namen hatten und noch haben.“ Der Herr Doktor lacht daher über den blinden Eifer der deutſchen Helleniſten, die aus „Einſeitigkeit und Unwiſſenheit“ ein unbeſtreitbares hiſtoriſches Faktum noch immer anfechten und als ein Nichtſeyendes läugnen wollen. Es ſey geradezu ſo viel als wollte Jemand das alte Slaventhum des nordöſtlichen Deutſchlands (Meklenburg, Pomern, Brandenburg, Sachſen ꝛc.) in Abrede ſtellen. Deswegen aber glaube man ja nicht, Herr Schafarik ſey dem Urheber und Verfechter dieſer bisher (wenigſtens in Deutſchland) ungekannten Thatſache in Lob und Ehren beſonders gewogen. Mit nichten! Ja er nennt ihn nicht einmal als Nebenperſon unter den Verfechtern der Theſis und wendet die was einem byzantiniſchen Strategen des Mittelalters ganz gleich ſieht — von dieſem Unterwerfungsverſuch freiwillig abgeſtanden und habe ſich begnügt, den Milengen 60, den Ezeriten aber 300 Goldmünzen jährlich als Tribut aufzulegen.[1]

Für ehrſame deutſche Präceptorenpolitik iſt das 50ſte Kapitel de Administratione Imperii ein großes

---

Ehre dieſes ſlaviſch=byzantiniſche Geſchrei in Deutſchland angefangen zu haben, den Herren Heilmair und Zinkeiſen zu, wogegen freilich unſererſeits nichts einzuwenden iſt. Doch bemerkt er am Ende, daß unter andern auch Fallmerayer ein kleines Verzeichniß ſlaviſcher Ortsnamen der Maina zuſammengetragen habe, ein Lob und eine Anerkennung die wir von Seite eines ſo ſcharfen Kritikers natürlich nur mit Beſchämung und demüthiger Dankbarkeit anzunehmen wagen. Herr Schaſarik, der ſonſt nicht viel auf Bündigkeit und Kürze hält ſo lange es irgend etwas über ſeine Landsleute zu reden gibt, wird auf einmal kurz und trocken, wie er die Geſchichte der bis nach Griechenland und Morea vorgedrungenen Slaven behandeln ſoll. Man ſieht es ihm an, er geht nur mit Widerwillen ans Werk und nimmt es beinahe übel, daß ihm deutſche Ignoranten, (ſo nennt er uns gewöhnlich) in Behandlung dieſer gewichtvollen Materie vorgekommen ſind und ſogar die Sache bei aller Unwiſſenheit doch von der rechten Seite angegriffen haben. Aus Zorn über dieſe Frechheit gibt Hr. Schaſarik ſtatt gewohnter Amplification und Beredſamkeit ein mageres, langweiliges Regiſter aus Stritter ohne viel eigene Forſchung, ohne Leben und Zuſammenhang.

[1] *Ἰστέον ὅτι τοῦ θέματος Πελοποννήσου Σκλάβοι ἐν ταῖς ἡμέραις τοῦ βασιλέως Θεοφίλου καὶ τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ Μιχαὴλ ἀποστατήσαντες γεγόνασιν ἰδιόῤῥυθμοι, ληϊλασίας καὶ ἀνδραποδισμοὺς καὶ πραίδας καὶ ἐμπρησμοὺς καὶ κλοπὰς ἐργαζόμενοι.*

Unglück und eine widerwärtige Erſcheinung. Oder ſehen Sie denn nicht, wie hier das Eurotasthal und der ſpartaniſche Taygetos — gerade der Stolz und die Hoffnung occidentaliſcher Hellenomanie — als Hauptſitze der reſoluteſten und hartnäckigſten Slavenſtämme figuriren? Zugleich werden Sie aber auch begreifen, wie gerade in der Nachbarſchaft des zerſtörten Sparta und auf beiden Berghalden und in den innerſten Schluchten des Pentadaktylos bis tief in die Maïna und zum Cap Matapan hinab, heute noch Alles mit rein ſlaviſchen Ortsnamen überſäet iſt und die Familien ſogar jetzt noch ſlaviſche Geſchlechtsnamen führen. Wer für eigene Belehrung die Mühe ſcheuet den maïnatiſchen Gebirgszug auf der franzöſiſchen Carte de la Morée in acht Blättern Namen für Namen durchzuſehen, mag das Verzeichniß von 153 unbezweifelt ſlaviſchen Benennungen zu beiden Seiten des Eurotas und des Taygetus, S. 73 ff. der akademiſchen Abhandlung „Ueber den Einfluß der Beſetzung Griechenlands durch die Slaven ꝛc.“ (München bei Cotta 1835) nachſehen. Wenn aber Jemand nicht einmal merkt oder nicht glauben will, daß z. B. die ſpartaniſchen Ortsnamen Koſova, Levitzova, Polovitza, Barſava, Sitzova, Goritza, Kryvitza, Miſtra, Sagan und Trikotzova ſlaviſch und nicht helleniſch ſeyen, ſoll ſich um dieſe Dinge lieber gar nicht kümmern und das Urtheil Andern überlaſſen.

Ueber die ſlaviſchen Familiennamen der heutigen Mainaten wird man weiter unten merkwürdige Belege bringen. Der Gegenſtand verdient um ſo größere Aufmerkſamkeit, da man nachweiſen kann, daß ſelbſt ſechs Jahrhunderte nach den oben beſchriebenen kriegeriſchen Auftritten, d. i. um die Mitte des 15ten Jahrhunderts, die mainatiſchen Bergbewohner noch ſlaviſch redeten und folglich ſarmatiſche[1] Mutterſprache und primitiver Trotz der peloponneſiſchen Slaven ſich am längſten im Spartanerlande erhalten habe. Von der ſtöckiſchen Verſchrobenheit europäiſcher Literaten in Würdigung und Auffaſſung griechiſcher Zuſtände des Mittelalters hat man keinen ſchlagendern Beweis als daß ſie ſelbſt die umſtändliche, unabweisbare und mit den Ereigniſſen gleichzeitige Erzählung des Porphyrogenitus über vollſtändige Slaviniſirung des Taygetus und Eurotasthales weder zu würdigen noch für Berichtigung ihrer mangelhaften Vorſtellungen zu benützen verſtehen.

Der kaiſerliche Berichtgeber ſaß ſchon mit ſeinem Mitkaiſer und Schwiegervater Romanus als Puppe auf dem Thron und compilirte Bücher, als die mildbeſteuerten Ezero- und Milengi-Slaven von Sparta neuerdings Tribut und Gehorſam verweigerten und ein ſelbſtſtändiges, unabhängiges Gemeinweſen auf

---

[1] Mit Verlaub des Hrn. Dr. Schafarik laſſen wir es mit dem Wort „ſarmatiſch“ beim Alten.

Morea bildeten.[1] Konſtantin ſchildert als Augenzeuge den Zorn ſeines Schwiegervaters, der ein großes Heer unter Krinites in den Peloponnes ſchickte und dem Anführer ausdrücklich befahl, mit dieſen „Slaven" einmal zu endigen und ſie auszurotten. Sie wehrten ſich aber herzhaft, und der Kampf dauerte vom Monat März bis November. Erſt nachdem Krinites die Ernten verbrannt und das ganze Thalland am Fuß des Taygetus verwüſtet hatte, verſtanden ſich die freiheitliebenden Slaven zur Unterwerfung. Zur Strafe ihrer Rebellion ſollten die Milengi in Zukunft ſtatt 60 Goldſtücke 600, die Ezeriten aber ſtatt der vorigen 300 ebenfalls 600 jährlich als Tribut erlegen. Es dauerte aber nicht lange und ein Zuſammenfluß günſtiger Umſtände verſchaffte ihnen bald wieder die vorigen Bedingniſſe und die alte Stammunabhängigkeit aus der Theoktiſtoszeit. Der Einbruch einer neuen aus den ſlaviſchen Kolonien Joniens wieder nach Europa und in den Peloponnes herüberbringenden Horde und in Folge deſſen verdächtige und rebelliſche Machinationen unter den peloponneſiſchen, ſeit kurzem erſt bekehrten und gräciſirten Archonten ſelbſt drohten mit völligem Verluſte der Provinz. Als Preis der Ruhe baten die Milengi- und Ezero-Slaven bei dieſer Gelegenheit um Enthebung der im letzten Vertrage auferlegten Laſten, und Romanus mußte aus Furcht, die beſagten Slaven möchten mit den friſcheingedrungenen „Slaveſianen“ gemeinſchaftliche Sache machen und die ganze Provinz an ſich reißen, die Bitte bewilligen und ſogar ein feierliches Inſtrument, eine ſogenannte Goldbulle ausſtellen, worin die Milengi wieder mit 60, die Ezero-Slaven aber mit 300 Goldſtücken betheiligt waren.[1]

---

[1] Ἰωάννης ὁ Πρωτεύων ἐν τῷ αὐτῷ θέματι Πελοποννήσου ἀνήγαγε πρὸς τὸν αὐτὸν κῦριν Ῥωμανὸν περί τε τῶν Μιληγγῶν καὶ τῶν Ἐζεριτῶν ὅτι ἀποστατήσαντες οὐ πείθονται οὔτε τῷ στρατηγῷ οὔτε βασιλικῇ κελεύσει ὑπείκουσιν, ἀλλ' εἰσὶν ὥσπερ αὐτόνομοι καὶ αὐτοδέσποτοι καὶ οὔτε παρὰ τοῦ στρατηγοῦ δέχονται ἄρχοντα οὔτε συνταξιδεύειν αὐτῷ ὑπείκουσιν οὔτε ἄλλην τοῦ δημοσίου δουλείαν ἐκτελεῖν πείθονται. Constant. loco cit. cap. 50.

Vollendete Slaviniſirung des lakoniſchen Gebietes — mit Ausnahme des Caſtrums Maina — iſt eine der bewährteſten, documentirteſten und folglich unanfechtbarſten Thatſachen der Byzantinerperiode. Als Zeitgenoſſe, als theoretiſch Mithandelnder und — was nicht zu vergeſſen — als Slave an Sinn und Blut wußte der Porphyrogenet in der Sache am beſten zu urtheilen. Er iſt aber auch gegen ſeine Gewohnheit gerade in dieſem Faktum beſonders kritiſch und ſogar geographiſch genau. „Die Einwohner des Caſtrums Maina, ſagt er, ſind nicht vom Geſchlechte der beſagten Slaven, ſondern der ältern „Römer“, die von den eingebornen Peloponneſiern jetzt noch „Hellenen“ genannt werden. Der Ort, in dem ſie wohnen, iſt waſſerlos und unwegſam, trägt aber Oelbäume zu ihrem Unterhalt. Das Caſtrum aber liegt auf einem Steilvorſprung des Malévri, d. i. jenſeits Ezero am Strande.“[1] Die Zahl dieſer mitten unter den Taygetus-Slaven wohnenden Maina-Hellenen gibt der Porphyrogenet nicht an. Er ſagt nur, daß ſie wegen ihrer Unterthanentreue von Alters her nur 400 Goldſtücke Schatzung bezahlten und mit den übrigen Slaven unter Baſilius Macedo, ſeinem Ahnherrn, ſich zu Chriſto bekehrten.

---

[1] *Καὶ εὐθέως γενομένης καὶ τῆς τῶν Σκλαβησιανῶν ἐπιθέσεως κατὰ τοῦ αὐτοῦ θέματος ἀπέστειλαν οἱ αὐτοὶ Σκλάβοι οἵ τε Μιληγγοὶ καὶ οἱ Ἐζερῖται, πρὸς τὸν κῦριν Ῥωμανὸν τὸν βασιλέα, ἐξαιτούμενοι καὶ παρακαλοῦντες τοῦ συμπαθηθῆναι αὐτοῖς τὰς προςθήκας τῶν πάκτων καὶ τελεῖν αὐτοὺς καθὼς καὶ πρώτερον ἐτέλουν. ἐπεὶ δὲ, καθὼς προείρηται, εἰςῆλθον οἱ Σκλαβησιανοὶ ἐν τῷ θέματι Πελοποννήσου, δεδιὼς ὁ βασιλεὺς ἵνα μὴ καὶ αὐτοὶ προςτεθέντες τοῖς Σκλάβοις παντελῆ ἐξολόθρευσιν τοῦ αὐτοῦ θέματος ἐργάσωνται, ἐποίησεν αὐτοῖς Χρυσοβούλλιον* etc. Constant. l. cit. cap. 50.

---

[1] *Οἱ τοῦ κάστρου Μαΐνης οἰκήτορες οὐκ εἰσὶν ἀπὸ τῆς γενεᾶς τῶν προῤῥηθέντων Σκλάβων, ἀλλ' ἐκ τῶν παλαιοτέρων Ῥωμαίων, οἱ καὶ μέχρι τοῦ νῦν παρὰ τῶν ἐντοπίων Ἕλληνες προςαγορεύονται.... ὁ δὲ τόπος ἐν ᾧ οἰκοῦσίν ἐστιν ἄνυδρος καὶ ἀπρόσοδος, ἐλαιοφόρος δέ· ὅθεν καὶ τὴν παραμυθίαν ἔχουσι. διάκειται δὲ ὁ τοιοῦτος τόπος εἰς ἄκραν τοῦ Μαλέα,* ἤγουν ἐκεῖθεν τοῦ Ἐζεροῦ πρὸς παραθαλασσίαν.* Constant. l. cit. cap. 50, pag. 224, edit. Bonn.

* Statt „*τοῦ Μαλέα*“ der im Occident circulirenden Ausgaben iſt ohne Zweifel „*τοῦ Μαλεύρη*“ als urſprüngliche Leſart des kaiſerlichen Manuſcripts herzuſtellen. *Τὸ Μαλεύρη* heißt der Theil des Gebirges, an deſſen äußerſtem Rande (*ἄκρα*) das Caſtrum Maina ſtand. *τὸ Μαλέα* iſt gegen den griechiſchen Sprachgebrauch, der nur *ἡ Μάλεια* oder *ἡ Μαλέα* und nach Euſtathius auch vielfach *τὰ Μάλεια* kennt. Vide Hom. Odyss. IX. 80: *περιγνάμπτοντα Μάλειαν.* Strab. Geogr. lib. VIII, *μετὰ δὲ Μαλέας.* Eustathius: *λέγεται δὲ καὶ Μάλεια ἑνικῶς καὶ Μάλεια πληθυντικῶς.*

„Maïna“ ſcheint deſſenungeachtet nicht helleniſcher Etymologie anzugehören.[1] Das Caſtrum ſelbſt iſt jetzo Ruine, aber man verſicherte in Athen, von Leuten der unterſten Volksklaſſe jenes Bergdiſtriktes „*κόμισον ὕδωρ*“ ſtatt des gewöhnlichen „*φέρε νερό*“ gehört zu haben. Ueberdies ſoll ſich ſogar der altgriechiſche Infinitiv gegen die ſlaviſche Form des neugriechiſchen daſelbſt behauptet haben. Man hat keinen Grund die Angaben des kaiſerlichen Statiſtikers, wie man es hie und da in Griechenland verſucht, zu bekritteln oder zu verdächtigen. Im Kanton Maïna haben ſich mitten unter Slaven Ueberbleibſel althelleniſcher Bevölkerung erhalten. Eben ſo vergeblich wäre es, mit Hingabe der übrigen Theile doch die Oſtſeite der peloponneſiſchen Halbinſel, das vielbeſprochene Tzakonien zwiſchen Argos und Monembaſia, für eine Ausnahme des allgemeinen Ruines zu erklären. Der Angelſachſe, St. Willibald, Heidenbekehrer und Biſchof von Eichſtädt, kam auf ſeiner Pilgerreiſe zum heil. Grabe i. J. 723 nach Monembaſia, das er unbefangen und ohne die Deutſchen kränken zu wollen, eine Stadt im „ſlaviniſchen Lande“ nennt.[1] Iſt das nicht ein Beweis, daß der Peloponnes ſchon vor der großen Slavenfluth des Copronymus (747 n. Chr.) ſogar in der gemeinen Umgangsſprache als terra slavinica, als Slavinenland gegolten habe und folglich die aus Evagrius dem Scholaſtiker und Nikolaus dem Patriarchen geſchöpfte Slavenchronologie auf geſchichtlichen Thatſachen beruhe? Zu Karl Martells Zeiten kümmerten ſich die Deutſchen wenig um die alten Hellenen. Radbot und Witekind hatten andere Sorgen. Offenbar iſt St. Willibalds Argument eines der läſtigſten und gefährlichſten für die Schirmvögte perennirenden Hellenenthums, wie es für die Sache ſelbſt als eines der bedeutungsvollſten und vielſagendſten erſcheint.

---

[1] Nach Schafarik (II, 229) wäre das zuerſt beim Bulgaren Johann Exarch (900) erwähnte Manjak ein ſlaviſches Patronymicum und die Manjazer (*Μαϊνάται*) ſelbſt ein Gemiſch aus Gräken und Slaven.

Berechne man ſelbſt, was vorausgegangen ſeyn müſſe, bis man das altlakoniſche Monobaſia eine „Stadt in Slavinien“ nennen durfte. Und wenn vollends noch unter Konſtantin Porphyrogenitus mehr als 200 Jahre nach St. Willibalds Beſuch in Slaviſch-Monobaſia eine friſche Horde „Slaveſianen“ eindringt und ſich im Peloponnes niederläßt, mag man billig fragen, welche Geſtalt die Dinge in Hellas ſelbſt, d. i. in den unmittelbaren Vorlanden des Peloponneſes hatten? Liegt in dieſen Ereigniſſen nicht der ſchönſte Kommentar zum byzantiniſchen Epitomator von Strabo's Geographie: *Καὶ νῦν δὲ πᾶσαν Ἤπειρον καὶ Ἑλλάδα σχεδὸν καὶ Πελοπόννησον καὶ Μακεδονίαν Σκύθαι Σκλάβοι νέμονται*?[1]

---

[1] *Et inde* (e Sicilia) *navigantes venerunt ultra mare Adriaticum ad urbem Manafasiam in Slavinica terra.* Itinerarium S. Willibaldi, Anglo-Saxonis, deinde Eichstadiensis Episcopi, Cap. 2, 15 (Acta Sanctorum ad VIII, Jul. pag. 504).

In Athen, wo man bei aller Leidenſchaftlichkeit doch noch billiger und verſtändiger urtheilt als bei uns, wollten ſie in Anbetracht der allmählig ſich herausſtellenden Unmöglichkeit hiſtoriſch beglaubigte Thatſachen unbedingt wegzuläugnen, in ſo weit nachgeben, daß ſie wohl eine zeitweiſe Oberherrſchaft ſlaviſcher Häuptlinge über Altgriechenland, d. i. eine Slaviniſirung der Stadtleute und, um nach unſern Begriffen zu reden, des ſogenannten Adels und der herrſchenden Kaſte etwa wie unter den Osmanli zugeſtehen, die ackerbautreibende Maſſe aber, die Dorf- und Landbewohner, d. i. den Kern der Nation, in ſtrenger Geſchiedenheit von den barbariſchen Eindringlingen dem reinhelleniſchen Blute vorbehalten.[2] Die Sache iſt aber gerade umgekehrt.

---

[1] Geograph. vet. Scriptt. Graeci Minores. Oxon. 1763. Vol. II, pag. 98.

[2] Das Argument beruht zum Theil auf (hoffentlich irriger) Vorausſetzung meiner Unkunde im Griechiſchen, zum Theil auf einer ſpitzfindigen Erklärung des Wortes „*νέμονται*.“ *Νέμονται*, ſagen ſie, heiße nicht, „werden bewohnt, angebaut,“ ſondern bezeichne nur die Oberlehns-

Nur in großen Städten und feſten Plätzen, deren ſich die Barbaren nicht bemächtigen konnten, haben ſich Reſte der byzantiniſchen Griechen, jenes unkriegeriſchen, verſchmitzten und trügeriſchen Krämervolkes erhalten, welches man im Occident ſo zärtlich liebt und „Hellenen“ nennt. Von Belgrad an der Donau ſüdwärts durch die ganze Breite des illyriſchen Länderkeiles bis nach Tſchimow und Polowitz in der Maïna iſt die ganze, Dörfer, „Flecken“ und offene Städtchen bewohnende Bauernmaſſe in den Hauptbeſtandtheilen ſlaviſchen Urſprungs.

Die Slaven liebten zu allen Zeiten und lieben jetzo noch den Pflug, den Viehſtall, den Bienenkorb, den Jahrmarkt, das Saitenſpiel, das Hochzeitmahl, die Familie, das Landleben, die Gaſtfreundſchaft und die Freiheit — geduldige, zähe, gewerbliche Leute, wie man ſie gerne als Unterthanen hat. Die Idee des Panſlavismus — das Schreckbild unſerer Tage — war damals noch nicht in das Bewußtſeyn der von einander unabhängigen Slavenſtämme gedrungen.[1] Das Geheimniß byzantiniſcher Ohnmacht ward zuerſt durch Attila's Heerzüge verrathen und die Sehnſucht

---

herrſchaft der Fremden mit der Befugniß Steuern zu erheben und die Baſtonnade zu ertheilen. — In dieſem Punkte appellire ich ohne Scheu an das Tribunal der deutſchen Philologen.

[1] *Σκλαβηνοί τε καὶ Ἄνται οὐκ ἄρχονται πρὸς ἀνδρὸς ἑνός, ἀλλ' ἐν δημοκρατίᾳ ἐκ παλαιοῦ βιοτεύουσιν.* Procop. de bello Gotthic. lib. III, cap. 14.

nach dem ſchönen Himmel Romaniens allmählig Nationalinſtinkt aller in den traurigen Nadelholzwäldern und Sumpfebenen zu beiden Seiten der Weichſel und der Karpathen ſiedelnden Slavinen. Der Drang nach einmal durchbrochenen Schranken war nicht mehr zu ſtillen, bis der illyriſche Continent in Blut und Leben ſlaviniſch verwandelt war. Romaniſche Lüfte haben raſche Wirkung auf nordiſche Körper. Frühlingslau haucht es in den laubigen Hämusthälern, am Bosporus, im lorbeergrünen Tempe, am Eurotas, und geſteigerte Phyſis iſt die erſte Empfindung auf dem neuen Boden. Daher das ſchnelle Wachsthum, der hohe Bau, die animaliſche Fülle der eingewanderten Slavenbevölkerung gleich in den erſten Generationen.

Schon Eunapius hat an den Weſtgothen bemerkt, daß nach ihrem Donau-Uebergang in glücklicher Miſchung der Atmoſphäre Knaben und Mädchen des Volkes wunderbar in die Höhe ſchoſſen und zu ſchneller Mehrung der Maſſe lange vor dem gewöhnlichen Termin die Pubertät erreichten.[1] In der Eigenſchaft ſelbſtſtändiger Volksgemeinden und nur während des avariſchen Uebergewichts als Unterthanen des Groß-Chans, allzeit aber als Ackerbauer haben ſie mit ihren Knäſen und Schupanen (Stammhäuptlingen) an der Spitze den peloponneſiſchen Boden in Beſitz genommen und mit dem Staatsleben ihrer nordiſchen Heimath auch die Dörfer-, Berg- und Flußnamen auf das neue Vaterland übertragen.[1] Aber dieſe

---

[1] *Παῖδες δὲ αὐτῶν, καὶ τὸ οἰκετικὸν, πρός τε τὴν εὐκρασίαν τῶν ἀέρων ἀνέδραμον. καὶ παρὰ τὴν ἡλικίαν ἥβησαν, καὶ πολὺ τὸ ἐπιφυόμενον ἦν πολέμιον γένος.* **Excerpta de Legat. pag. 14 Edit. Venet. (p. 20 Edit. Paris.).**

---

[1] Auf dieſen, d. i. den topographiſchen Theil des Argumentes wird mit Recht das größte Gewicht gelegt, weil er den beredteſten und zugleich den unwiderlegbarſten Beweis für die Wahrheit der ganzen Theſis liefert. Deßwegen hat er auch bei den Gegnern den meiſten Zorn und den heftigſten Widerſpruch erfahren. Einige Ortsnamen ſlaviſchen Urſprunges — das geben ſie zu — finde man heute im Peloponnes; aber ihre Zahl ſey zu unbedeutend um irgend einem Diſtrikt, geſchweige denn irgend einer Provinz der Halbinſel einen ſlaviſchen Typus aufzudrücken. Aber in der Wirklichkeit findet gerade das Entgegengeſetzte ſtatt. Selbſt heute, nachdem mehr als 1000 Jahre ſeit der Patrasſchlacht und dem Wiedereinzuge griechiſcher Heere und Coloniſten in den Peloponnes verfloſſen ſind, hat ſich trotz aller Revolutionen beſonders im Stromgebiet des Alpheus, Pamiſus und Eurotas, d. i. in den alten Provinzen Arkadien, Elis, Meſſenien und Lakonien eine die griechiſche zehnfach überbietende Menge ſlaviſcher Namen erhalten. Herz und Kern des Peloponneſes ſind topographiſch noch heute völlig ſlaviſch. Setzte ich auch die Namen der Reihe nach her, man läſe ſie doch nicht oder wüßte ſich das Etymon nicht zu deuten. Wem es ernſtlich um Erkenntniß der Wahrheit zu thun iſt, der wird die Mühe nicht ſcheuen, von den acht Blättern der großen Moreakarte — denn alle übrigen Karten des Peloponneſes ſind für nichts zu achten — wenigſtens die obenbenannten Kantone und Schupanien des Alpheusſtromes zu prüfen und mit der Beſchreibung des Pauſanias zu vergleichen. Europa würde mit Recht erſtaunen, könnte man ihm eine Topographie Moreas (jener terra Slavinica des

Anſiedelung geſchah — wenigſtens im erſten Jahrhundert der Einbrüche — nicht jederzeit auf höflichen Wegen und ſo zu ſagen auf Einladung und mit Verlaub der Regierung von Byzanz. Die Slaven waren derb und nahmen mit Gewalt.[1] Gewöhnlich erſchlugen ſie die vorigen Beſitzer, zündeten die Städte an und machten Alles neu.[2] Nur Akrokorinth, den

---

Sachſen Willibald) vom Jahre 800 nach Chriſti verlegen. Sollten z. B. die deutſchen Coloniſten an der Wolga, in der Krim, in Kleinrußland in Folge von Zeit und Umſtänden ihre Mutterſprache mit der ihres neuen Vaterlandes vertauſchen, ſo würden Dorfnamen wie Schafhauſen, Zürich, Solothurn, Heilbrunn und Friedrichsthal das verlorne Geheimniß ihres Urſprungs verrathen. Derſelbe Fall iſt in Griechenland.

[1] Sie hatten aber auch das Gefühl ihrer Macht. Als der Avaren-Chan Gehorſam und Tribut begehrte, fragten Lavrites und die übrigen Häuptlinge: Welcher Menſch unter der Sonne es denn wagen könne, ihre Macht zu brechen und ſich unterthan zu machen? Denn ſo lange es Kriege und Schwerter gebe, ſey es bei den Slaven Sitte, fremdes Land einzunehmen, nicht aber ihr eigenes unterjocht zu ſehen.*

[2] Wir wollen occidentaliſches Zartgefühl durch wiederholte Schilderung ſlaviſcher Kriegsfurie in Romanien nicht

* *Λαυρίτης δὲ καὶ οἶγε ξὺν αὐτῷ (Σκλαβηνῶν) ἡγούμενοι, καὶ τίς ἄρα, ἔφασαν, οὗτος πέφυκεν ἀνθρώπων, καὶ ταῖς τοῦ ἡλίου θέρεται ἀκτῖσιν, ὃς τὴν καθ' ἡμᾶς ὑπήκοον ποιήσεται δύναμιν; κρατεῖν γὰρ ἡμεῖς τῆς ἀλλοτρίας εἰώθαμεν, καὶ οὐχ ἕτεροι τῆς ἡμεδαπῆς. Καὶ ταῦτα ἡμῖν ἐν βεβαίῳ, μέχρι πόλεμοί τε ὦσι καὶ ξίφη.* Excerpta de legat. pag. 111, edit. Venet. (pag. 163 edit. Paris).

Sitz des byzantiniſchen Strategen, und die feſte reiche Handelsſtadt Patras mit den Schlöſſern und Dardanellen von Naupaktus ſammt der Felſenburg Monembaſia zu erobern und durch Aufſtellung eines Geſammtſlavenkrals[1] aus ihrer Mitte die Halbinſel unter Ein Oberhaupt zu bringen, wie die gleich anfangs mit einer Dynaſtie eingewanderten Bulgaren, vermochten ſie nicht und erlagen daher dem erſten kräftigen Angriff der von energiſchen Naturen geführten kaiſerlichen Heere ohne großen und nachhaltigen Widerſtand.[2] Aus dieſem Grunde hat der

---

verletzen, und verweiſen lieber auf Procopius, de bello Gothico lib. III, cap. 38. Idem de bello Persico lib. II, cap. 4. — Hist. Arcan. cap. 21. — Und Evagrius, Histor. ecclesiast. lib. VI, cap. 10. — Vergl. Geſchichte von Morea, Bd. I, cap. 3. — Akadem. Abhandlung: Welchen Einfluß ꝛc. Seite 54 ff. In neuern Zeiten wurden die Slaven in ihrem Kriegsſyſtem freilich etwas menſchlicher, wie z. B. die Ruſſen unter Suworow in Bender, Ismail ꝛc., wo ſie nach einem mörderiſchen Sturm über 30,000 Feinde in der Feſtung einfach erſchlugen, während ihr Landsmann Swätoslaw im 10. Jahrhundert, nach der Einnahme Philippopels, 20,000 Bulgaren und Griechen auf das grauſamſte pfählen ließ, und die ſpätern Ruſſenführer, wie Cedrenus ſagt, in der Gegend von Konſtantinopel Grauſamkeiten verübten, die alle Einbildung überſteigen.

[1] Kral, d. i. König.

[2] Die Chronik von Monembaſia läßt zwiſchen 588—805 nach Chriſti auch die Stadt Patras öde liegen und die Bürgerſchaft nach Reggio in Calabrien flüchten. Vermuthlich war es nur die Akropolis, welche die Barbaren niemals bezwingen konnten, und vor welcher ſie die entſcheidende

Peloponnes ſtaatsrechtlich niemals aufgehört Provinz des byzantiniſchen Reichs zu ſeyn. Auch ward ſlaviſche Autorität und Herrſchaft über die Halbinſel mit der ſlaviſchen Benennung „Morea" amtlich niemals anerkannt, wie man das Alles in Bulgarien durch geſetzliche Verträge erzwungen hatte.[1]

In der größten Bedrängniß, als der Avaro-Slavinen-Chan Konſtantinopel zu Land beſtürmte, das Perſerheer auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus in Skutari lag und Alles verloren ſchien, ward die Verbindung des Reichscentrums mit Korinth, Patras, Theſſalonika und andern Küſtenſtädten Romaniens durch Hülfe der Seemacht keinen Augenblick unterbrochen und ſomit auch in den verzweifeltſten Umſtänden die äußere Contour und das rohe Gezimmer der Monarchie gerettet. Rom unterlag den Barbaren, aber Konſtantinopel nicht. Konſtantius Chlorus' Sohn war genialer als Romulus. Der Bosporus, die Dardanellen und der Golf von Korinth haben die Reſte der byzantiniſchen Welt zuſammengehalten und die Möglichkeit einer Reſtauration geſichert.

In den magern Chroniken der Byzantiner findet man aber nur die Angriffe der ſcythiſchen Eindring-

---

Niederlage erlitten: Καὶ ἡ μὲν τῶν Πατρῶν πόλις κατῳκίσθη ἐν τῇ τῶν Καλαβρῶν χώρᾳ τοῦ Ῥηγίου.

[1] Den ſlaviſchen Urſprung des Namens „Morea" wagen ſelbſt die determinirteſten Gegner nicht mehr ſtreitig zu machen.

linge auf die drei Hauptpunkte Konſtantinopel, Theſſalonika und Patras, aber auch dieſe meiſtens nur im Kirchenſtyl und im Glauben an wundervolles Dazwiſchentreten höherer Gewalten ſchmuck- und talendlos aufgezeichnet. Oder haben ſie uns ſelbſt über das geſetzlich conſtituirte, durch Staatsverträge und Friedensſchlüſſe feierlich anerkannte, barbariſch blühende und mächtige Königreich Bulgarien, mit welchem Byzanz nicht blos um Ruhm, ſondern um Daſeyn und Leben ſtreiten mußte, mehr als zerſtreute Notizen ohne Vollſtändigkeit und innern Verband hinterlaſſen? Die Bulgaren haben zwar zerſtört wie die Türken, ſie haben aber auch gebaut und haben die prachtvolle Reſidenz Ahrida in Macedonien angelegt und in ihrem Sinne ein öffentliches Leben eingerichtet. Was hätten nun Leute von ſo geringen Erkenntnißquellen und noch geringerer Beobachtungsgabe, wie dieſe Mönche und Chroniſten Anatoliens, über die kleinen, iſolirten, unbekannten, barbariſchen Slaven-Schupanien des Peloponneſes, wo man barbariſch redete, Radegaſt anbetete, Korn ſchnitt, Brod buck und ſtarb, der Nachwelt erzählen ſollen? Die Kritiker des Occidents können ſich aber ſo wenig in die Zuſtände und Begriffe jener Zeiten, Menſchen und Länder hineindenken, daß ſie in byzantiniſchen Produkten des ſiebenten Jahrhunderts über die Kataſtrophe Griechenlands dieſelbe Detailkenntniß und akademiſche Vollendung, beſonders aber dieſelbe Gluth und dieſelbe — Morgenländern unerklärliche und unmögliche Begeiſterung für den klaſſiſchen Boden verlangen, wie man ſie von einem unter Zeitungsartikeln, Journalen, Reiſebeſchreibungen, Memoiren, ſtrategiſchen Correſpondenzen, Berichten eines „Augenzeugen", Topographien, trigonometriſchen Vermeſſungen, Landkarten, Wörterbüchern und ganzen Bibliotheken herumgraſſirenden und ſich vom Enthuſiasmus fütternden abendländiſchen Gelehrten erwarten kann. Für einen Mönch und anatoliſchen Griechen hatten die barbariſchen Auftritte in dem ohnehin kleinen, entvölkerten, vergeſſenen und verachteten Hellas nicht dieſelbe Wichtigkeit wie für uns.

Iſt aber die vollſtändige Verwandlung des alten Peloponneſes in ein ſlaviſches „Morea" für das Jahr Eintauſend chriſtlicher Zeitrechnung nach den ſtrikteſten Regeln der hiſtoriſchen Kritik erwieſen, ſo wird auch die Frage, wie die Sachen auf der Nordſeite des korinthiſchen Golfes beſtellt waren, nicht ſchwer zu beantworten ſeyn. Die Barbariſirung des offenen Landes in ſämmtlichen Provinzen des eigentlichen Hellas, ſelbſt bis in die höchſten und innerſten Schluchten des Parnaſſus und des Helikon hinauf, iſt ſchon als nothwendige Vorbedingung der Begebenheiten im Peloponnes, bis auf geringe und namentlich zu bezeichnende Reſte, keinem Zweifel unterworfen. In Akarnanien ward ſelbſt der Strand von Vonizza bis Meſolongi ſlaviſch, führen daſelbſt alle Seen heute noch den Slaven-Namen Ezero, und iſt kein einziger alter Stadtname geblieben. Auch von Cap Veternitza (Wetterfahne) im Golf vom Korinth quer durch das rauhe Gebirgsland bis nach Sitin (*Ζητοῦνι*) jenſeits der Thermopylen zieht ſich eine ununterbrochene Kette ſlaviſcher Orte.[1] Von Slaviſch-Ezero und der Eurotasmündung bis nach Danzig und Nowgorod bauten zu jener Epoche nur ſlaviſch redende Leute das Land. Unterbrochen war die Linie durch eine Million Magyaren, die ſich wie ein Keil dazwiſchen hineingeſchoben hatten, und durch einige feſte Städte und ihr Weichbild mit griechiſch redenden Bewohnern. Wie ſich dieſe während der langen Drangſal zu erhalten vermochten, iſt viel ſchwerer zu erklären als die Ausbreitung einer dicht geſäeten Slavenbauerſchaft über den Boden Griechenlands. Das eigentliche Hellas iſt ein räumlich ſo wenig ausgedehnter und ſo leicht zu verödender Landſtrich, daß nach der unglücklichen Wendung des letzten Aufſtandes und nachdem Meſolongi und Athen nach einander gefallen waren, „kein lebender Menſch und kein lebendes Hausthier daſelbſt zurückgeblieben war."[1] Wenn aber dreijähriges Streifen türkiſcher Milizen ſchon ſolche Verwüſtung erzeugte, ſo mußten die Folgen 300jährigen Drängens durch die Slaven ja noch weit verheerender ſeyn.

---

[1] Sitin oder Sidin muß die ächt ſlaviſche Orthographie des Städtchens Zituni (Lamia) ſeyn, weil die Türken Jsdin ſchreiben und ſprechen. *Syliny*, *Syla* ſind ruſſiſche Wurzelwörter und Nomina. Es iſt das deutſche Ziethen, was in den ſlaviſchen Chroniken *Silna*, *Silhen*, *Scithene*, *Cyten* lautet und mit dem Sitin (Ζητοῦν) in Theſſalien ein und derſelbe Namen iſt.

Demnach wäre für Leute ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit und freien Urtheiles die Theſis vollſtändig erwieſen, wäre der in Weſen und Erſcheinung ſlaviſche Charakter des Peloponneſes für das Jahr Eintauſend der chriſtlichen Zeitrechnung mit allen ſeinen Folgen und Heiſcheſätzen in Beziehung auf ſein geographiſches Vorland unantaſtbar und als unbeſtreitbare geſchichtliche Thatſache hergeſtellt und als wirklicher Zuwachs der Erkenntnißſumme in das Bewußtſeyn des Abendlandes eingetreten. Auf die Frage, warum ſich die ſlaviſche Sprache nur außerhalb des theſſaliſchen Ringbeckens bei dem Landvolke erhalten habe, innerhalb deſſelben, d. i. ſüdlich vom Olympus und Tempethal aber, mit Ausnahme eines Diſtriktes in Nord-Akarnanien völlig ausgeſtorben ſey, wäre ich nach Anlage und Betreff dieſes Fragmentes gar keine Antwort ſchuldig. Man muß aber in dieſem Punkte wie in vielen andern die Syllogismen der Deutſchen bewundern. „Wir haben noch niemals gehört oder geleſen", ſagen ſie, „daß man im Peloponnes je ſlaviſch geſprochen habe; ergo hat man im Peloponnes allezeit griechiſch geredet." Der Schluß iſt bündig, Sie ſehen es wohl, und aller vorausgeſchickten Argumente ungeachtet wäre ich verloren, käme mir nicht der atheniſche Grieche Chalcocondylas aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts freundlichſt (1456) zu Hülfe. Beweiſe, die uns in ſeiner eigenen Sache der Gegner liefert, ſind von jeher gewichtvoller als die anderen. Bei Gelegenheit des erſten türkiſchen Heerzuges gegen die Krale der ſlaviſchen Serben und Bulgaren, die der ſchwülſtige Byzantiner archaiſtiſch Myſier und Triballier nennt, bemerkt Chalcocondylas, daß dieſe (ſlaviſchen) „Triballier das älteſte und größte aller Völker der bewohnten Erde ſeyen.“ Ob ſie nun aus Illyrien nach Triballien und Myſien (Serbien und Bulgarien) gekommen oder ob ſie von Jenſeits des Iſters und vom äußerſten Rande Europas, von (Belo) Chrobatien und Pruſſien, welches am nördlichen Ocean liege, und aus Sarmatien, welches jetzt Rußland heiße, und von der wegen Kälte unbewohnbaren Gegend aufgebrochen, über den Iſter geſetzt und bis zum joniſchen Meere gekommen ſeyen, wo ſie alles Land bis gegen Venedig hin ihrer Herrſchaft unterworfen und bevölkert haben: oder ob ſie urſprünglich von den Gegenden am joniſchen Meer als ihrem wahren Stammland ausgegangen und in die nördlichen Länder, nach Sarmatien und Rußland gezogen ſeyen, darüber wolle er nicht ſtreiten, das könne er nicht entſcheiden. So viel aber wiſſe er, daß dieſe (ſlaviſchen) Völker, aller Verſchiedenheit ihrer Namen ungeachtet, doch in Sitte und Sprache jetzt noch unter einander ganz gleich, ganz eines und daſſelbe ſeyen. Ihre Wohnſitze ſeyen über einen großen Theil Europas zerſtreut, und erſtrecken ſich unter andern auch auf einen Theil des Peloponneſes und ſogar bis auf den Berg Taygetus und auf das (Cap) Tänarum in der Landſchaft Lakonien.[1]

---

[1] Correspondance de Capodistria, edit Bétant. Genève 1839.

Dieſes Zeugniß eines eingebornen Atheners aus verhältnißmäßig neuer Zeit hat etwas Peremptoriſches für ſich und bildet den beſten Commentar zu den Angaben des Konſtantin Porphyrogenitus.[2] Es hat ja kein Byzantiner über Natur, Macht und Ausdehnung der Slavenrace ſo geſund, ſo nüchtern und gründlich geurtheilt wie dieſer gelehrte Neugrieche von Athen. Das Problem, ob die Taygetiſchen Gebirgsbewohner wirklich in Blut ächte Ueberbleibſel der Spartiaten unſerer Schulweiſen ſeyen, iſt hiemit vollſtändig gelöst. Ohne Zweifel — denn Chalcocondylas ſagt nirgend das Gegentheil — waren die Slaven des Taygetus und des übrigen Peloponneſes im Ausgang des 15. Jahrhunderts, wenigſtens was die männliche Bevölkerung betrifft, zwar alphabetloſe, aber „doppelſprachige“ Barbaren, wie es die Albanier von Hydra, Attika und Böotien noch heute ſind. Jedenfalls aber wird es jetzt klar, warum das ſpartaniſche Gebirge in der griechiſch verfaßten Frankenchronik des 13. und 14. Jahrhunderts durchweg mit dem Ausdruck „τὰ Σκλαβικὰ“ bezeichnet wird. Auch berichtet Cedrenus ausdrücklich, daß die Bulgaren ſchon 100 Jahre nach ihrem Donauübergang, folglich lange vor ihrer Bekehrung und Verſchmelzung mit der anatoliſchen Kirche, allgemein das Griechiſche verſtanden. Der tägliche Verkehr, die Kriege, die Heirathen und die Verpflanzung ganzer Städte und Ruralgemeinden aus Romanien nach Bulgarenland und von der aſiatiſchen Küſte in das ſlaviſche Romanien und umgekehrt mußten dem Griechiſchen als gemeinſamem Verſtändigungs- und Bindemittel der verſchiedenen eingewanderten Stämme unter einander und mit den alten Bewohnern nach und nach das Uebergewicht verſchaffen. Hätten die Eingewanderten die weltliche Herrſchaft oder wenigſtens ihren heidniſchen

---

[1] *Τοσόνδε μέντοι ἐπίσταμαι ὡς τοῖς ὀνόμασι ταῦτα δὴ τὰ γένη διεστηκότα ἀλλήλων, ἤθεσι μὲν οὐκέτι, γλώττῃ δὲ καὶ φωνῇ τῇ αὐτῇ χρώμενοι, κατάδηλοί εἰσιν ἔτι καὶ νῦν. Ὡς μέντοι διέσπαρται ἀνὰ τὴν Εὐρώπην πολλαχῇ ᾤκησαν, ἄλλῃ τε δὴ καὶ ἔν τινι τῆς Πελοποννήσου χώρας τε τῆς Λακωνικῆς ἐς τὸ Ταΰγετον ὄρος, καὶ ἐς τὸ Ταίναρον ᾠκημένον.* Chalcocondyl. Hist. Byzant. lib. I, pag. 18. edit. Venet. (p. 17, ed. Paris). Vgl. denſelben Autor pag. 56 edit. Venet. und pag. 71 ed. Paris.

[2] Chalcocondylas Nikolaus, auch ſchlechtweg Laonicus genannt, beſchrieb in einer Art ſynchroniſtiſcher Univerſalgeſchichte Urſprung und Wachsthum der Türkenmacht unter den ſieben erſten Sultanen, das iſt von 1298–1462, lebte aber, nach Voſſius, bis 1490.

Bibl. Univers. Jena

Cultus bewahrt, ſo wäre der Dialekt, aller Barbarei und Unſchriftmäßigkeit zum Trotz, ſicherlich doch nicht erloſchen. Aber wie eine ſlaviſche Dynaſtie mit Baſilius I. den kaiſerlichen Thron beſtieg, ließen ſich ſeine Stammgenoſſen auch im entlegenſten Winkel des Peloponneſes taufen und wurden ein Volk mit den „Römern" von Byzanz. Weil aber die Slaven-Schupanien Griechenlands keine compakte Macht gebildet, keinen Hof und keinen Monarchen hatten, wie die Serben und Bulgaren, geſtattete ihnen die anatoliſche Kirche nicht ſlaviſchen Gottesdienſt und ſlaviſche Kirchenbücher wie den beiden erſtgenannten Völkern.

Eine griechiſchredende Kleriſei zog in die neu eroberten und neu bekehrten Provinzen ein; man baute Klöſter und Kirchen, legte Städte und feſte Plätze an, in denen ſich vorzugsweiſe Griechen niederließen. Iſt es ein Wunder, wenn der vernachläſſigte und verachtete Slavendialekt unter ſolchen Umſtänden zuerſt auf der Ebene und zuletzt auch noch im Gebirge gleichſam von ſelbſt erloſch und ausſtarb? Uebrigens hat man Gründe zu zweifeln, ob das Slaviſche im Taygetus auch wirklich ganz erloſchen ſey und nicht etwa, wie das Albaniſche anderwärts, im Innern der Familien heute noch geredet werde. Villoiſon und andere Abendländer ſind in die Maina gedrungen, um nach doriſchen Sprachformen zu forſchen. Wird nicht etwa auch bald einmal den ſlaviſchen Ueberbleibſeln Jemand dieſen Dienſt erweiſen? Man müßte aber dieſes Geſchäft nicht durch Hülfe eines Dolmetſches betreiben, noch ſein Heil vorzugsweiſe bei den Land und Mark abſtrolchenden Männern erwarten. Weiber und halberwachſene Kinder ſind eine viel reichhaltigere Quelle der Belehrung, wie ich es zur Genüge in Turnovo erfuhr. Das ſpricht freilich nicht wie Profeſſor Gennadios oder ein Zeitungsredakteur von Athen!

Außer der Nomenklatur der Orte und Naturgebilde wären die Sprachformen des gemeinen Mannes, beſonders aber Laut und Orthographie der Familiennamen in allen Volksklaſſen ſorglicher Prüfung zu unterwerfen. Zu Athen hat man in der neueſten Zeit eine Geſchichte des Kloſters Mega-Spiläon gedruckt und die Subſcribentenliſte beigeſetzt.[1] Da liest man ſonderbare Namen: Geraſimus Zalongites, Archidiakon von Meſolongi; Herr Zalongites von Bonitza;[2] Gebrüder Konitza aus dem Eliaskloſter im Parnaſſusdiſtrikt Topolia. Die HH. Zuzulas, Grumpu, Mprikos (ſprich Grubu, Brikos), Turno und Petrovik von Trikkala. HH. Mpelintzak, Mpugumaras, Mpuzunaras und Tzatzos aus Neu-Gythion im Eurotasthal.[1] Die HH. Sclabunogambros und Sclabunos Sclabunakos aus Pyrgos in der Maina, Sclabeas, Mprumeas, Patzabeleas, Sbolopeas, Mpogeas und Kabletzeas aus Ntoloi im Spartaniſchen.[2] Alle dieſe Herren gehören guten Familien an, die nur griechiſch reden, aber insgeſammt barbariſche und zwar „ſlaviſche“ Namen tragen. Oder ſind Sclabeas, Sclabunos, Sclabunakos und Sclabunogambros etwa nicht ſlaviſch? Eben ſo ſind auch in dem wegen ſeiner griechiſchen Sprachelegauz geprieſenen Janina die meiſten Bürgernamen noch heute ſlaviſch. Man nennt ſich Bogás, Glavás, Rekás u. ſ. w.[3]

---

[1] Verfaſſer iſt der ehrwürdige Oekonomos, ein ſehr gelehrter, aber auch ſehr boshafter und leidenſchaftlicher alter Prälat und ruſſiſcher Penſionär in Athen.

[2] Lengi iſt im Slaviſchen die Wieſe, die Aue, ſolglich Zalongites = Hinterwieſer, Ennewieſer, wie Zabalkanski ſo viel als „Enneberger“ heißt.

Wenn aber ſchon dieſe dichtgedrängten Slavismen der neugriechiſchen Etymologie auf ſtarke Miſchung mit ſarmatiſchen Elementen hindeuten, ſo wäre es ein noch weit ſchlimmeres Zeichen, wenn ſich ſelbſt in der Syntax, d. i. in der innern Struktur und gleichſam im Nerven- und Wirbelſyſtem der Rede ſlaviſches Geſetz nachweiſen ließe. Das Griechiſche, wie man es jetzt im byzantiniſchen Reiche ſpricht, hat bekanntlich keinen Infinitiv. Der Grieche kann nicht ſagen: „Ich will trinken“; er ſagt, „ich will daß ich trinke“, θέλω νὰ πιῶ. Die Unmöglichkeit zu arbeiten, zu kommen ꝛc., drückte man in Alt-Hellas vor der

---

[1] Mp bezeichnet in barbariſchen Wörtern B, · Nt = D.

[2] Mpog, d. i. Bog bedeutet im Slaviſchen „Gott.“

[3] Bog Gott, Glava Kopf, Reka Fluß.

Verbrüderung mit dem Scythenblute durch die Phraſe: „οὐ δύναμαι ἐργάζεσθαι, οὐ δύναμαι ἐλθεῖν“ aus. Jetzt aber heißt es „δὲν πορῶ νὰ δουλεύσω“, „ich kann nicht daß ich arbeite,“ „δὲν ποροῦμεν νὰ ἐρχώμεσθα,“ „wir können nicht daß wir kommen.“ Nur in der Maina ſoll man noch „οὐ δύναμαι ἐλθεῖν“ ſelbſt im Munde ungebildeter Leute hören. Eine Sprache ohne Infinitiv iſt aber nicht viel beſſer als ein menſchlicher Körper ohne Hand. Und dieſer einzige Umſtand beweist noch viel deutlicher als ſelbſt die Sprüche des Porphyrogenitus, daß eine große, allgemeine, Mark und Leben verwandelnde Revolution über das helleniſche Volk gekommen ſey. Noch hat dieſes Sprachphänomen keine genügende Erklärung gefunden. Hobhouſe möchte zwar die Schuld beinahe auf die türkiſche Eroberung werfen. Aber die Türken haben den Infinitiv und gebrauchen ihn ſelbſt mit einer Art Luxus in Schrift wie in gemeiner Rede. Auch die byzantiniſche Schriftſprache hat das Kleinod bis zum Untergang des Reiches ſelbſt im niedrigſten Style bewahrt.[1]

---

[1] Konſtantin Porphyrogenitus ſagt ſelbſt, daß er „κατημαξευμένῳ λόγῳ“ und „διὰ κοινῆς καὶ καθωμιλημένης ἀπαγγελίας“ ſchreibe, und doch gebraucht er nirgend die neue Form mit Conjunktiv und Bindewort. De Admin. Imp. cap. 1. Dagegen kann man bei einiger Aufmerkſamkeit auf den Vulgardialekt die Bemerkung machen, daß die Neugriechen ihren Eigennamen gerne die Vorſchlagſylbe is (iz) oder auch nur s (z) ſchlechtweg voranſetzen und auf die

Heute aber betrachtet das griechiſche Volk ſein *νὰ δουλεύσω* gleichſam als Nationalgut und widerſetzt ſich — wie ſelbſt gelehrte Athener verſichern — ſtandhaft der Wiedereinführung des natürlichen alten Modus. Der Inſtinkt redet aus dem Volke; *νὰ δουλεύσω* iſt ſein väterliches Erbe, aus dem es ſich nicht vertreiben laſſen will. Es iſt der „ſlaviſche" Infinitiv, wie ihn die Einwanderer aus der nördlichen Zone nach Illyrikum verpflanzt und in Hellas eingebürgert haben. Denn *„ne mogu da radim"*, „ich kann nicht, daß ich arbeite", ſagen ſie ebenfalls im ſlaviſch redenden Macedonien und, wie ich höre, in allen Provinzen des illyriſchen oder Süddonau-Slaventhums. Das moderne *νὰ δουλεύσω* wäre alſo gleichſam eine Nachbildung, eine Uebertragung des ſüdſlaviſchen, oder wenn man will des bulgariſchen Infinitivs in das neugriechiſche Volks- und Kirchenleben — wäre gleichſam der Preis, um welchen das Volk nach ſeiner Bekehrung den ſcythiſchen Accent gewechſelt und auf den Altären des neuen Byzantinerglaubens geopfert hat.[1]

Frage: „Wie heißt der Ort?" nicht *τὸ χώριο*, ſondern *στο-χώριο* zur Antwort geben. Nun iſt aber dieſe Vorſetzſylbe s, z oder is eine Eigenthümlichkeit der ruſſiſchen Sprache, in welcher die bekannte Slavenſtadt ***Korosten*** gewöhnlich ***Iskorost*** geſchrieben wird. Schafarik, II, 124. Eben ſo iſt „Stambol" ein Produkt des ruſſiſchen Genius.

[1] Jedoch will man die nämliche Form ſchon im neuen Teſtament ein Mal gefunden haben.

Meint der ſcharfblickende Hobhouſe, daß ſich dieſe (ſlaviſch-griechiſche) Sprachſyntax erſt nach Uebernahme der Herrſchaft durch die Türken auf beiden Küſten des Archipelagus feſtgeſetzt und, von Europa ausgehend, ſich zur allgemeinen Norm in Schrift und Rede aufgeſchwungen habe, ſo urtheilt er gewiß nicht unrichtig. Dieſe Slaviniſirung des Volksdialektes hindert aber das Daſeyn uralter Sprachreſte ſo wenig, als Türken und andere barbariſche Eindringlinge Polygone aus der Epoche Agamemnons ihren Neubauten unterzulegen Bedenken trugen.

Aus dieſen Prämiſſen die Folgen zu ziehen und ihre Wirkung auf die Gegenwart zu berechnen, überlaſſen wir billig dem Leſer ſelbſt. Wo in letzter Inſtanz nur die That entſcheiden muß, ſind ja Worte, wenn ſie ein gewiſſes Maß überſchreiten, überall nutzloſe und verlorne Mühe. So viel ſteht feſt, die unermeßliche Kluft zwiſchen den alten helleniſchen und den neuen byzantiniſchen Griechen iſt eben- ſo wenig länger vor Europa zu verbergen, als es ſie auszufüllen möglich iſt. Oder könnt ihr unter jenem Himmel Alles neu ſchaffen, eine neue politiſche Sonne, ein neues Gravitationsgeſetz, neue Altäre, neues Blut, neue Ideen, neue Sympathien? Ueberlegt wohl, ob ihr zu einem ſolchen Schöpfungsakt auch die Kraft und das Genie beſitzet und ob es überhaupt ein Menſch beſitzen könne. Ich läugne zwar keineswegs die Omnipotenz der deutſchen Demiurgen, frage aber beſcheiden: wo iſt die That? Ihr wollt unbequeme Mitgefühle erdrücken, aber eure Medizin bewirkt juſt das Gegentheil; und wie die Gefährten des Ulyſſes dem zürnenden Gott durch Unverſtand, ſo arbeitet ihr in thörichtem Calcül dem rächenden Fatum der neuen Zeit in die Hand. Ihr bauet Hütten, in denen ihr nicht wohnen ſollt; ihr pflüget und ſäet, wo Andere ernten werden,

Sic vos non vobis fertis aratra boves.

Wenn ihr es auch beim griechiſchen Landbauer erwirket, daß er den Karſt nicht mehr (ſlaviſch) τζαπῆ, ſondern δίκελλα nenne, ſo habt ihr noch keine Nationalität geſchaffen, kein griechiſches Volk auf die politiſche Schaubühne geſtellt. In Europa hat man es gleich anfangs darin überſehen, daß man ſich das Mährchen vom Daſeyn eines wirklich griechiſchen Volkes im Sinne des Alterthums aufbinden ließ. Denn „Volk“ im eigentlichen Sinne, hat ſchon Hobhouſe gemeint, könne man die Griechen gar nicht nennen, weil ſie weniger ein charakteriſtiſch ausgeprägtes, von eigenthümlichem Geiſte beſeeltes und eine Idee repräſentirendes Weltindividuum, als eine von der herrſchenden Staatskirche der Osmanli abweichend-religiöſe Sekte darſtellen, nicht einmal eine nationale Benennung führen (ſie nennen ſich ja „Römer“) und, außer dem Gefühle innerer Fäulniß und eigenkräftig unheilbarer Ohnmacht, von keinem gemeinſamen

Bewußtſeyn durchdrungen ſind.[1] Die Griechen ſind den Künſten abgeneigt, und attiſche Lebenseleganz iſt ihnen von Natur zuwider. Wer vergleicht wohl ohne Schmerz die Hellenen von heute mit jenen Alt-Attikern, wie ſie Perikles in ſeiner Leichenrede ſchildert, oder wie ſie ſelbſt noch in den „Bildern“ und „Epiſteln“ bei Philoſtratus im dritten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung erſcheinen? Merken denn die redlichen Germanen noch nicht, daß ſelbſt dieſe Gräculi, während ſie die Hand zum Empfang unſerer Gaben ausſtrecken, liſtig den Mund zu halbunterdrücktem Lächeln verziehen? Wir machen daher allen verſtändigen Männern deutſcher Nation, die ſich um ſolche Dinge kümmern, den ernſtlichen Vorſchlag:

1) Den Glauben an die Möglichkeit das alte Hellas zu reſtauriren, von jetzt an nur Kindern und wohlmeinenden, aber ſich ſelbſt täuſchenden Schulenthuſiaſten als Privatſpielzeug zu überlaſſen.

---

[1] The Greeks taken collectively cannot in fact be so properly called an individual people, as a religious sect dissenting from the established Church of the Ottoman Empire. Hobhouse, Travels in Turkey. Lett. 34. — Durch ein Dekret der Nationalverſammlung haben zwar die „Oſtrömer“ den Namen der alten Hellenen wieder angenommen, gleich den inſurgirenden Neapolitanern, die ſich um dieſelbe Zeit und mit demſelben Rechte in offiziellen Erlaſſen und Dokumenten „Samniter“ nannten. — „Τὸ κράτος τῶν Ῥωμαίων ἐσάπησεν,“ ſagte der „Philoſoph“ von Turnovo und ſchnitt mit dieſem einzigen Worte allen Reſtaurationsprojekten die Wurzel ab.

2) Auch den Plan das alte Kaiſerthum Byzanz aus den verfaulten Trümmern wieder aufzurichten als ein, menſchliche Kraft überſteigendes und die politiſche Intelligenz des Abendlandes vor der Nachwelt höchlich compromittirendes Concept auf die Seite zu legen.

3) Bei jedem Calcül über die unteren Donauländer vom Axiom auszugehen, daß die zwiſchen Jaſſy und Cap Matapan ſitzenden Chriſtenſtämme nur ein durch anatoliſche Kirchenpolizei zuſammengehaltenes Aggregat todter Elemente ſeyen, die nur ein von Außen hereinwehender Odem beleben kann.

4) Griechenland als Schaubühne anzuſehen, auf welcher das germaniſche Prinzip und der Panſlavismus vor ganz Europa ihre gegenſeitige Stärke erproben.

5) Sich zu überzeugen, daß die gute germaniſche Sache im Wettkampfe nur dann ſiegen könne, wenn man mittelſt Einpflanzung revolutionärer Dogmatik und Hegelſcher Philoſophie das byzantiniſche Presbyterium auseinanderſprengt, die Säfte im panſlaviſchen Nationalkörper ins Stocken bringt und folglich den Zeiger an der Weltuhr zurückbewegt.

6) Sämmtliche Diplomatie des Occidents auch bei redlichſtem Willen für unzureichend, ja für unfähig zu halten eine Aufgabe von ſolchem Belang und von ſolchem Gewicht vollſtändig und durchgreifend zu löſen, folglich

7) Unſer Heil in der orientaliſchen Frage nur auf dem Wege der Gewalt, d. i. einer nationalen, die Regierungen ſelbſt wider Willen fortreißenden Bewegung und Kraftäußerung zu erwarten.

8) Umfrage zu halten ob die vierzig Millionen Deutſchen noch einer zornmüthigen Aufwallung fähig ſeyen, oder ob ſie ſich noch ferner begnügen in unerſchütterlicher Geduld den Spott der Ausländer zu ertragen und bei Verweigerung jeglichen Looſes am großen Erbengut als gemeiner Dünger und ſchutzloſer, bettelhafter Knecht in fremde Zonen auszuwandern?

XV.

Wie der Fragmentiſt wegen ſeiner Anſichten über das griechiſche Mittelalter in Athen anfangs als öffentlicher Feind behandelt wird, am Ende es aber doch zu leidlichem Verſtändniß mit einem Theil der helleniſchen Literaten bringt und auch ſeinen Gegnern in Deutſchland keine Antwort ſchuldig bleibt.

Daß bald nach Errichtung des griechiſchen Königreichs über Natur und Urſprung ſeiner Bewohner neue, vom traditionellen Schlendrian der Schule weſentlich abweichende Meinungen zum Vorſchein kamen, allmählig — nicht ohne herben Kampf — anfangs in Deutſchland, ſpäter auch in weiterm Kreiſe Wurzel ſchlugen und endlich zur hiſtoriſchen Ueberzeugung erſtarkt ſind, wird als bekannt vorausgeſetzt. Ebenſo mögen ſich Manche noch erinnern, daß an Gründung dieſer geläuterten Ideen, dieſer beſſern Doktrin auch der Fragmentiſt einigen Antheil hat, ja gewiſſermaßen zur Vertretung derſelben vor dem gelehrten Publikum verpflichtet iſt. Der Streit ward anfangs, wir wiſſen es alle, ohne Theilnahme des griechiſchen Volkes nur zwiſchen Europäern in Europa ſelbſt geführt, und wie es in

Meinungsconflikten immer geſchieht, verharrte zuletzt von den kämpfenden Parthien — ſtarr und ohne alle Nachgiebigkeit — jede auf ihrem Satz, die eine mit Ruhe und unbeſiegbaren Gründen, die andere zu Zeiten mit etwas Harthörigkeit und ſtöckiſchem Sinn.

Neuerungen ſind meiſtens verhaßt, läſtig aber ſind ſie jedesmal, und wer nicht Zeit und tägliche Erfahrung als Bundesgenoſſen zur Seite hat, greife ja nie, im Kleinen wie im Großen, die Sympathien der Mitwelt an. War es Verdienſt oder war es Unrecht der Zeit voranzueilen und die Frage um einige Olympiaden zu früh auf die Bühne zu bringen? In Athen glauben ſie das letztere, und viele Eiferer ſind auch in Deutſchland derſelben Meinung geweſen. Sicher gehört dieſe Frage in jene Klaſſe, die — gleich der kolchiſchen Weinranke um Keraſunt — einmal dem Boden anvertraut, Kraft und Blüthe aus ſich ſelbſt entwickelt. Jeder Tag demolirt eine Zinne der Gegner und bricht eine Schutzwehr der Enthuſiaſten nieder. Und wenn einmal die troſt- und hoffnungsloſe Leerheit gewiſſer Dinge nicht länger zu verbergen iſt, wird man ſich wundern, wie ſcholaſtiſche Blendwerke in Europa ſo lange beſtehen konnten.[1] Wäre der Streit jetzt nicht gleichſam in eine neue und letzte Phaſe getreten, dürfte man ohne Aergerniß und ohne Langweile des leſenden Publikums die Sache nicht mehr zur Sprache bringen. Aber die Griechen haben nun auch ein Urtheil abgegeben, worüber in der Beilage zur Allg. Zeitung vom 13. April kurzer Bericht erſtattet wird. Dieſe achäiſche Plänkelei verſchafft dem Fragmentiſten das Recht, ja legt die Nothwendigkeit auf, das Publikum auch ſeinerſeits mit einer kurzen Erwiederung heimzuſuchen, deren Aufnahme man billigerweiſe nicht verſagen kann. Legte man mir nicht in einer Stelle grobe Irrthümer in der Zeitrechnung und in einer andern völlige Unkunde oder gar abſichtliche Entſtellung griechiſcher Texte zur Laſt, hätte ich lieber ſtillgeſchwiegen. Rückt aber ein Scribent Thatſachen des 17. Jahrhunderts ohne allen Grund in das 10. zurück (nicht in das 8., wie Ihr Correſpondent meinem Gegner in Athen nachgeſchrieben hat), und kann man ihm beweiſen, daß er in der Sprache des Volkes, über deſſen Schickſale während einer angeblich noch unerforſchten Periode er uns belehren will, den Sinn der gewöhnlichſten Vokabeln nicht verſtanden hat, ſo kann er nicht klagen, wenn auch die beſten Argumente im Gemüth des Leſers Vertrauen und Gewicht verlieren.

---

[1] Dies ward im Mai 1842 geſchrieben.

Vom Beginn des Krieges bis auf die letzte Zeit greifen die Gegner der Bequemlichkeit wegen und wie inſtinktmäßig alle zu derſelben Waffe: ich ſey ein Ignorant und verſtehe nichts vom Griechiſchen. Auch Ihr Berichterſtatter fühlt den Drang mich über die neugriechiſche Bedeutung von χρόνος zu belehren, eine Mühe, die er ſich wohl hätte erſparen können, oder ich lege im Verkehr mit dem gemeinen Volke in Theſſalien erlernte Ausdrücke vor, die ihm ſicherlich nicht geläufig ſind, da ſie ſogar den griechiſchen, aus der Fremde eingewanderten Schreiern in Athen ungelegen waren. Und doch iſt Theſſalien eigentliches Urland des Hellenenſtammes. „A pédant, ſagt Figaro, pédant et demi. Vous parlez latin, je parle grec, j'extermine.“

Daß meine Theſen über byzantiniſches Griechenthum mittelſt der politiſchen Blätter in Athen bis zur Kunde der untern Volksklaſſen durchgedrungen ſeyen und allgemeinen Unwillen erregten, hörte ich zuerſt von einem epirotiſchen Gutsbeſitzer im Winterquartier zu Turnovo in Theſſalien. „Laſtträger, hieß es, hätten auf der Straße angehalten und mit Entrüſtung einander zugerufen: „„du biſt kein Hellene, du biſt ein Slave!““ Und ohne Gefahr geſteinigt zu werden, hätte ich verwichenes Jahr nicht öffentlich in der griechiſchen Hauptſtadt erſcheinen dürfen. Es habe ſich zwar die erſte Aufwallung etwas gelegt, aber ich könne deſſen ungeachtet auf übeln Empfang vorbereitet ſeyn, weil ſich die griechiſche Nationaleitelkeit im Herzen verwundet fühle.“ Ich glaubte an keinerlei Gefahr und ging ruhig nach Athen, überzeugt, man werde dort, wie in Europa, die Perſon von der Sache trennen, und perſönliche Unbedeutenheit müſſe den Verfaſſer hinlänglich ſchirmen gegen den Grimm der Zeitungsſchreiber, der Sackträger und der Studenten der alten Theſeusſtadt. Ganz Unrecht hatte man jedoch in Turnovo nicht. Kaum war ich in Athen, brach das Unwetter heftig, zu gleicher Zeit und von allen Seiten gegen den armen Fremdling los. „Der wegen ſeines glühenden Griechenhaſſes bekannte F.... iſt in unſere Stadt gekommen," begann ein Journalartikel, worin der arme Fragmentiſt in beſter Form als Nationalfeind, als Verleumder und Verunglimpfer des geheiligten Namens der Hellenen in weiterer Analyſe dem öffentlichen Zorn preisgegeben und zugleich Größe und Menſchlichkeit des griechiſchen Volkes geprieſen ward, da es ſolchen Leuten ungeſtraften Eintritt ins helleniſche Heiligthum geſtattet. Andere Blätter und Blättchen griffen zum Spott; andere kamen mit Pathos angezogen und wieder andere begannen regelmäßigen Krieg, rüſteten Belagerungsmaſchinen und Sturmzeug gegen das verwünſchte Buch. Am wüthendſten waren anfangs die Muſenſöhne, junge Brauſeköpfe aus Epirus, Cephalonien, Zante und Korfu. Man berieth ſich, was zu thun, und fand endlich Pasquille, Epigramme und Knittelverſe an den Straßenecken angeſchlagen, für das wirkſamſte Mittel das Strafgericht der Nation zu verkünden und ſich am Feind zu rächen. Zu dieſem äußerſten Schritt iſt es aber nicht gekommen. Der geſunde Theil der Literaten, und dieſer iſt in Athen zahlreich und überwiegend, ſtellte den Raſenden vor, durch Verletzung des Gaſt- und Fremdenrechts würden ſie ſich nur ſelbſt entehren. Inſulte ſeyen keine Argumente, und mit gleichen Waffen den Gegner bekämpfen, wäre beſſerer Takt, wäre redlich und patriotiſch zugleich gehandelt.

In Athen beſteht ein Studentenkaſino, Brenn- und Mittelpunkt aller literariſchen Thätigkeit. Die Profeſſoren der Hochſchule mit allen Freunden und Gönnern der Wiſſenſchaft nehmen an dieſem Inſtitut lebhaften Antheil. Fremde laſſen ſich häufig einführen wegen des ſorglich beſtellten Leſeſaales und wegen der Vorträge, die an beſtimmten Wochentagen Abends bald franzöſiſch, bald griechiſch von Studenten und jungen Gelehrten, nach freier Wahl, gehalten werden. In langer, altgriechiſch geſchriebener Rede ſchilderte da ein Beſeſſener die in Deutſchland umlaufenden „höchſt abenteuerlichen und höchſt lächerlichen“ Vorſtellungen über eine materielle Zerſetzung der griechiſchen Nation, von der man in Hellas ſelbſt noch nie etwas vernommen habe. „Der Urheber dieſer verrückten Fabeln gehe jetzt wie ein Schlaftrunkener in den Straßen von Athen herum. Derſelbe habe jedoch durchaus nichts gelernt, ſey völlig ἀμαθής und verſtehe insbeſondere von keinem griechiſchen Wort die wahre Bedeutung. In einer Dachkammer zu München wohnend, habe er vor Jahren, wahrſcheinlich aus Hunger, in eine alte Landkarte von Morea hineingeſehen, daſelbſt einen ſlaviſch klingenden

Ortsnamen aufgeſtochen und in germaniſcher Dummheit augenblicklich ein Buch begonnen, in welchem die heutigen Bewohner des griechiſchen Continents als ein Gemiſch barbariſcher Coloniſten aus Sarmatien, Albanien, Moskovien u. ſ. w. figuriren und vom alten reinen Blut der Hellenen durchaus nichts mehr übrig bleibe, was unerträgliche Läſterung und offenbare Verrücktheit ſey, da ſich bekanntlich von den Zeiten des attiſchen Urkönigs Ogyges bis zum gegenwärtigen Kriegsminiſter Vlachopulo herab in Hellas, von Vater auf Sohn fortſchreitend, nichts geändert habe.“ Zum Schluſſe ließ der Redner nicht undeutlich merken, der Urheber ſolch abenteuerlicher germaniſcher Nebelbilder leide ſicherlich an temporärer Verſandung des Gehirns, wogegen er — inſofern die Fakultät nichts entgegen habe — aus Mitleid eine tüchtige Doſis Nieſewurz als nervenerſchütterndes Heilmittel in Antrag bringe.“

Die Argumentation, wie Sie ſehen, war äußerſt bündig und folglich der Applaus der Zuhörer wohlverdient. Fragte man aber hie und da einen der ſchreienden Myrmidonen etwas näher über das corpus delicti, ſo zeigte es ſich immer, daß der eine etwa eine iſolirte Phraſe, der andere eine Vorrede, der dritte einiges von der akademiſchen Abhandlung, der vierte ein paar Capitel aus dem Haupttraktat, der fünfte von allem gar nichts geleſen und nur auf der Gaſſe gehört habe, man wolle ſie wieder zu „Sklaven“

machen, was natürlich allgemeine Erbitterung hervorrufen mußte, da in Griechenland wie bei uns Slave und Sklave beim unwiſſenden Volk verwandte Begriffe ſind. Heſperiden oder Naſamonen, Gangariden, Phthirophagen und Hippomolgen ließen ſich die Hellenen vielleicht eher gefallen; nur Slave will, der fatalen Aſſonanz wegen, in Griechenland Niemand ſeyn.

Die Zeitperiode, die man bei uns medium aevum nennt, iſt in Hellas noch völlig unbekannt und man muß es den Griechen verzeihen, wenn ſie mit Schrecken und Unwillen auf die Schilderung des jammervollen Looſes blicken, das ihr Land getroffen haben ſoll. Conterfei und Urheber wird die Zeit wohl nach und nach erträglich machen, was zwar in den erſten vier Wochen des atheniſchen Aufenthalts freilich noch nicht zu bemerken war. N'est-ce pas, *κύριε* F...r, ſagte im Vorbeigehen ein Mann mit krankem Gefühl und Schadenfreude, nous sommes des Slaves! Selbſt der ſtattliche Bruder eines berühmten Bulgarenchefs, folglich an Leib und Seele wahrer Slave, fragte halb freundlich, halb unwillig: Zu was wirſt du uns noch machen? — *Σθλάβος*! *Σθλάβος*! rief man häufig aus den Gruppen Zuſammenſtehender, wenn ich Abends über die Gaſſe ging. Ein Renegat und Arianer hätte unter dem gläubigen Griechenvolke keinen ſo allgemeinen Abſcheu erregt wie der verhaßte Slavenfragmentiſt. Bei den täglichen Diſputen im Hotel fragte einer der Energumenen ganz unbefangen, ob ich denn wirklich behaupte etwas von der griechiſchen Sprache zu verſtehen, und er wollte zugleich ſeine Zweifel durch einen Satz aus der „Geſchichte von Morea“ rechtfertigen und begründen. Alles Reden und Erklären war meinerſeits vergeblich. Und obgleich, wie man neulich las, ein fleißiger Mann in vier Jahren ſogar chineſiſch lernt, wollte ich bei natürlicher Verzagtheit und angebornem Mißtrauen auf eigene Kraft wirklich glauben, ich hätte mit aller Sorgfalt in mehr als dreißig Jahren auch wirklich kein einziges Wort im Griechiſchen erlernt, als noch zu rechter Zeit eine Stelle aus Thukydides — verſteht ſich im Original — dem ſinkenden Muthe zu Hülfe kam. „Ach, dieſer Thukydides,“ ſagte der Myrmidone, „der iſt bei uns als ein ſchlecht griechiſch ſchreibender Autor ſchon lange bekannt.“ Dieſe Wendung des gelehrten Atheners gab mir die volle Zuverſicht wieder, obwohl übrigens nicht zu läugnen iſt, daß die Griechen durch eine bewunderungswürdige Leichtigkeit fremde Sprachen zu reden uns Germanen weit überlegen ſind. Dieſe glückliche Eigenſchaft, die nach dem Zeugniß der Anna Comnena den alten Hellenen gänzlich fehlte, haben die Neuhellenen nur mit den ſlaviſchen Stämmen gemein.

Ohne Zweifel geſchah es in Folge dieſes erklärten Kriegsſtandes der öffentlichen Meinung, daß zwei privatim höchſt achtbare Männer, Hr. Katakazi und ſein Schatten, Hr. v. B. D. St. S., gegen den Fragmentiſten in Athen förmlich Quarantäne errichteten und dem Feinde des griechiſchen Volkes, ich glaube in der beſten Abſicht, ſogar die gemeine Höflichkeit verſagten. Dagegen hat derſelbe im Hauſe des Hrn. Grafen de Br. und bei Hrn. Pr. v. O. widerſtrebender Anſichten ungeachtet freundliche und durchaus wohlwollende Aufnahme gefunden, weil dieſe beiden Staatsmänner unter vielen glänzenden Eigenſchaften auch die Kunſt beſitzen, der Zartheit ihrer Stellung unbeſchadet, polirt und human zu ſeyn — ein Ruhm, nach welchem Hr. Katakazi aus freiwilliger Enthaltſamkeit nicht zu ſtreben ſcheint. Hr. Katakazi hat deſſen ungeachtet ſeine Verdienſte und denkt ſogar, wie man ſich in Athen ſagt, an Stiftung einer neuen Schule der moraliſch-politiſchen Wiſſenſchaften. Denn während ſich Hr. Graf de Br. nützlichen Studien überläßt und ſelbſt im Strudel einer glanzvollen Exiſtenz den Preis wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen fühlt, Hr. Pr. v. O. aber, der brillante Militär, der feine Staatsmann, der tüchtige Gelehrte, ſein Haus in einen Muſenſitz verwandelt und mit ſeiner liebenswürdigen und geiſtreichen Gemahlin den Mittelpunkt alles höhern geiſtigen Lebens der griechiſchen Hauptſtadt bildet, zehrt Hr. Katakazi ausſchließlich vom dürren, papiernen, magern und langweiligen Schnickſchnack ſubalterner Diplomaten — ſicherer Beweis neuer Staatsphiloſophie und geiſtiger

Enkratie.[1] Hr. K. beſitzt aber auch noch andere Tugenden, die man ebenfalls gern anerkennt: wir meinen Gleichmuth und Seelenruhe, wie ſie nur eine Byzantinernatur mit Hülfe ruſſiſcher Mannszucht erringen kann....

Bequem wäre es freilich, wenn, um ein läſtiges Buch zu widerlegen, es ſchon genügte gegen den Verfaſſer in einem Winkel von Athen den Mongolencorporal zu ſpielen und nebenher in Journalen von Fabelwerk und Ignoranz zu ſprechen. Wollte man durch Entkräftung Eines Punktes nicht die ganze Doctrin verdächtig machen, könnte alles weitere Gezänk über Mehr oder Weniger, über Früher oder Später füglich auf einen andern Platz verwieſen werden. Um die abgedrungene Rechtfertigung in die engſten Schranken einzukeilen, ſtellen wir die Frage gleich auf die Spitze. Das gelehrte Europa will einmal wiſſen, was für Leute gegenwärtig auf attiſchem Boden wohnen und wer eigentlich die chriſtlichen Brüder ſeyen, für deren Befreiung wir im Beginn des Aufſtandes glühten, für die wir Schätze, Blut und Sympathien hingegeben. Man thut in Europa dieſe Frage nicht etwa aus politiſchem Mißtrauen, als hätte man irgend etwas zu bereuen und zu verbeſſern. Ach nein! unſere Gefühle für Hellas ſind noch immer nicht erkaltet und man iſt im Occident — Dank türkiſcher Unverbeſſerlichkeit — für griechiſches Heil vermuthlich zu noch weit ergiebigeren Opfern bereit, ſelbſt auf die Gefahr hin mit Undank belohnt zu werden, was natürlich durchaus nicht im Weſen des helleniſchen Volkes liegt.

---

[1] Ἐγκράτεια, Enthaltſamkeit.

Nun, wer ſind die heutigen Attiker? Die heutigen Bewohner von Attika ſind von einem Ende der Provinz zum andern eingewanderte, auf den Ruinen des Alterthums angeſiedelte chriſtliche Albanier, Albaneſen, Schkypitaren — eine Art doppelſprachiger frommer Barbaren der anatoliſchen Kirche, ein Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk mit eichenem Dickſchädel und rüſtigem ſchlankem Körper, ein durchaus geſundes und unverdorbenes Blut, arbeitſam, gewerbig, nüchtern, aber ohne Literatur, ohne Buch und ſelbſt ohne Alphabet. Es ſind Leute die lachen und zornig werden, wenn wandernde, „von griechiſcher Abendluft vollgezechte" Magiſter der temperirten Zone ſie mit „Helden und Hellenen" traktiren und über die Thaten ihrer großen Ahnen belehren wollen. Es ſind Leute, die ſich ſelbſt Römer und Chriſten nennen, am Freiheitskampf lauen oder gar keinen Antheil genommen haben, zum Theil es gar mit den Türken hielten und die Palikaren niederſchoſſen. Oder will man läugnen, daß ſich Menidi, die größte und wohlhabendſte Ruralgemeinde Attikas, gegen den Aufſtand erklärte? daß Chaſſia zur Hälfte dieſem Beiſpiele folgte und daß namentlich die albaneſiſchen

Bauern des erſtern Ortes eine größere Anzahl Inſurgenten erſchlugen als ſelbſt die attiſchen Türken? Weiß in Athen nicht Jedermann, daß man es dieſen Menidioten von Seite der untern Behörden heute noch gedenkt? daß man ſie drückt, neckt und tückt? daß folglich in Menidi der geheime Wunſch nach einer Reſtauration der Türkenherrſchaft jedes Jahr offenkundiger wird und nur die Milde und die unpartheiiſche Gerechtigkeit des Königs ernſtere Scenen verhindert hat? Unter den Bürgern der Städte Megara, Kephiſſia, Athen und Oropo dagegen iſt bei gemeinſamer Religion das byzantiniſch-griechiſche Element durch Heirath und Wechſelverkehr mit Albaniern ſo weit zerſetzt und überwältigt, daß mit geringer Ausnahme Jedermann Albaniſch, aber nicht Jedermann Griechiſch verſteht.

Die Geſammtbevölkerung der Hauptſtadt überſtieg nach den zuverläſſigſten Nachrichten beim Ausbruch der Revolution nicht die Zahl von 6000 Seelen, worunter 2000 reine Albanier, beiläufig eben ſo viele Türken und der Reſt byzantiniſche Griechen waren. Allein keine dieſer atheniſchen Griechenfamilien vermochte, wie Hobhouſe ſchon vor vierzig Jahren bemerkte, ihren Stammbaum über die Periode der türkiſchen Eroberung hinaufzurücken. Und doch redet der ehrwürdige Veteran Perrhäbos um 1821 von ächten Nachkommen der Marathonomachen des Herodot! Ach, der gute Perrhäbos! Griechenland iſt in der That zu einer zweiten Kindheit zurückgekehrt, und wer wollte es übel nehmen, wenn es ſich wehrt, wenn es ſich gegen Mahnungen ſträubt und die ſchwachen Kräfte überſchätzt? Herrſchende Sprache in Attika iſt nicht das Neugriechiſche, ſondern das barbariſch Albaniſche, das ſich ungeachtet einer ganz neuen nach dem Frieden aus Anatolien und Thracien eingewanderten Bevölkerung noch nicht einmal aus den Mauern der Reſidenz verdrängen ließ. Man hat nun freie Wahl von zwei Propoſitionen die eine anzunehmen: entweder waren die polirten und kunſtſinnigen Bewohner der 170 attiſchen Gemeinden in der glanzvollſten Periode des griechiſchen Alterthums zur Zeit der großen Helden, Redner, Dichter und Weltweiſen ebenfalls alphabetloſe albaniſche Barbaren, oder das Land hat eine völlige Verwandlung erlitten — eine Verwandlung, die der Fragmentiſt nicht etwa zuerſt aufgedeckt, ſondern die er nur zuerſt in ein Syſtem gebracht oder vielmehr in ihrer Ausdehnung, in Urſache und Wirkung erforſcht und als hiſtoriſche Thatſache wiſſenſchaftlich begründet hat. Dagegen iſt nun einmal nichts mehr einzuwenden, und ich bitte hundertmal um Vergebung, wenn ich das Zeitungsgerede über falſche Chronologie, falſche Leſeart und Unkunde meinerſeits für eitel Fabelwerk erkläre. Nicht von einer dreijährigen, ſondern von einer „beinahe vierhundertjährigen Verödung Attikas“, nicht etwa nur Athens iſt in der neugriechiſchen Chronik des

Anargyriſchen Kloſters die Rede; nicht *τρεῖς χρόνους*, ſondern *τετρακοσίους σχεδὸν χρόνους* hatte das von mir im Jahre 1833 eingeſehene Exemplar klar und deutlich im Text, deſſen nochmalige Durchſicht mir letzthin geradezu verweigert wurde. Freilich ſind in den vom gelehrten Hrn. Pitaki geſammelten Bruchſtücken wirklich auch die „drei Jahre“ Ihres Correſpondenten zu leſen, aber in einer ganz andern Compilation, die den palimpſeſten Namen Anthymos an der Spitze trägt und die Schickſale der Hauptſtadt Attika's zur Zeit der letzten Eroberung durch den Venetianer Moroſini erzählt. Damals (1687) ward nur die Stadt, nicht das von türkiſch geſinnten Albaniern bewohnte flache Land, von der Bürgerſchaft verlaſſen und lag bis 1691 öde. In drei Jahren fällt aber eine menſchenleere Stadt in Griechenland nicht ein und wächſt auch kein Oelwald auf den Trümmern, folglich muß in der angefochtenen Stelle jedenfalls von längerer und auch früherer Verwüſtung die Rede ſeyn. Die Chronik, wie ſie jetzt geordnet iſt, ſetzt aber auch jene Kataſtrophe vor Zertrümmerung des byzantiniſchen Reiches durch die Abendländer (1205), vor Beſetzung Attikas durch die große Compagnie der Catalonier (1309), vor Einſturz des Cerestempels in Eleuſis (1470), vor dem Auffliegen des Pandroſiums auf der Akropolis (Julius 1500), endlich vor dem großen Waldbrand auf dem Hymettus (1590 n. Chr.).

Indeſſen nehmen wir keinen Anſtand das Moderne, Unkritiſche, Schwankende und Unſichere dieſer ärmlichen Aufſchreibungen atheniſcher Mönche nach beſſerer Prüfung und ſchärferer Sichtung des Inhalts einzuſehen und anzuerkennen. Schon das Wort φοῦστα (Fuſtanellen) und die Supplik der attiſchen Ueberbleibſel an den byzantiniſchen Patriarchen als Oberhaupt der Nation deuten auf eine Epoche nach der Eroberung Stambuls durch die Osmanli und auf die Zeiten albaneſiſcher Wanderungen nach Griechenland, die bekanntlich erſt gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts den Anfang nahmen und Attika zuletzt erreichten. Statt Grammatik und Leſetreue des Fragmentiſten anzufechten, hätten die Gegner beſſer gethan ihn aus Form und Inhalt der Citate ſelbſt zu widerlegen. Für ein ſolches Unternehmen reichte aber Takt und Gelehrſamkeit der freundlichen Männer noch nicht hin.

Ein drittes, von den beiden vorigen ganz unabhängiges Bruchſtück der pitakiſchen Sammlung bildet das ebenfalls angeſtrittene, altgriechiſche Sendſchreiben der Ueberbleibſel atheniſcher Bürgerſchaft an den Patriarchen zu Konſtantinopel. Wie aber dieſer Patriarch geheißen habe und in welchem Jahre die Bittſchrift verfaßt worden ſey, iſt im Dokument nicht zu leſen, und es iſt bloße Annahme und willkührliche Vorausſetzung der Gegner, daß es an Johannicius II. (1641) gerichtet oder gar auf die moroſiniſche Spätzeit zu beziehen ſey. Folglich zerrinnt auch dieſes Argument der Widerſacher in ſich ſelbſt, ohne deßwegen unſere Hypotheſe, als gehöre das Dokument in das zehnte Jahrhundert, zu rechtfertigen und zu begründen. Beide waren in ihren Annahmen zu voreilig und zu unbedacht, der eine durch ſein Zufrühe, der andere durch ſein Zuſpät. Aus beider Unrecht zieht die Wahrheit allein Gewinn.

Daß aber nach Le-Quien's Oriens christianus, aus dem auch Kumas ſein Patriarchenregiſter gezogen, im zehnten Jahrhundert kein Johannicius ſaß, hat der Fragmentiſt in ſeiner Abhandlung (S. 37) ſelbſt eingeſtanden und neulich erſt durch Vergleichung der im Fanar zu Byzanz aufbewahrten Liſte gefunden, daß auch der vierjährige leere Raum durch keinen Oberhirten dieſes Namens auszufüllen ſey. Was ändert aber auch das am Stand der Dinge? Iſt Alt-Attika deßwegen weniger vollſtändig ausgeſtorben und barbariſch geworden? Nur über den Zeitpunkt kann noch geſtritten werden, und vor Allem wäre durch nähere Prüfung und Ergänzung der ſpärlich fließenden Quellen die Periode des albaniſchen Einbruchs in Oſtgriechenland feſtzuſtellen. Vielleicht war gerade für Ermittelung dieſes Punktes mein letzter Aufenthalt in Attika nicht ohne Gewinn. So viel man vorläufig urtheilen kann, iſt die dunkle Erinnerung an die Trübſale der Slavenperiode in den anargyriſchen Fragmenten mit den Gräueln der albaniſchen

Ueberzüge des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts gleichſam in einander gefloſſen und zu einem unentwirrbaren Chaos zuſammengewachſen, aus welchem der Fragmentiſt ſeine Argumente mit größerer Vorſicht hätte ſchöpfen ſollen als wirklich geſchehen iſt. Läugnen wollen daß Athen während der Slaven-Periode von großen Unfällen betroffen wurde, iſt eine offenbare Thorheit, da dieſe große und prachtvolle Stadt am Ende des 12ten Jahrhunderts (1185 bis 1204) laut Zeugniſſes des Erzbiſchofs Michael Choniates zu einer kleinen, armen und der Verödung nahen Ortſchaft herabgeſunken war, die nicht einmal das übliche Thronbeſteigungsgeſchenk an den Kaiſer Alexius zu entrichten das Vermögen beſaß.[1] Jedoch iſt aus beiden gegen den Fragmentiſten citirten neugriechiſchen Autoren auch chronologiſch nicht das geringſte zu lernen, da ſie das Faktum ſelbſt noch nicht kennen. In Griechenland ſind die hiſtoriſchen Begriffe noch ſo wenig geordnet und ſo wenig kritiſch geſichtet, daß ſelbſt die erſten literariſchen Capacitäten noch immer den ſlaviſch redenden, durch ganz Illyrien in Volksliedern heute noch geprieſenen Georg Caſtriota (Scanderbeg) nicht weniger als die bulgariſchen Inſurgenten (1842) um Niſſa zum Stammgut der Hellenen zählen. Nimmt man aber Groß-

---

[1] Ἀχρήματος γὰρ ἡ πόλις καὶ πενιχρὰ καὶ τοῦ κύκλου διαγραφῇ καὶ τῶν πόλεων (l. πολιτῶν), καὶ παράπαν ἀφανισθῆναι κινδυνεύουσα . . . Tafel, de Thessalonica etc. p. 459.

Turnovo und Präſlawa am Hämus ins helleniſche Gremium auf, was berechtiget Kiew und Smolensko auszuſchließen? Ein griechiſcher Mönch von tüchtiger Gelehrſamkeit hat ein Buch über die „ſehr nahe Verwandtſchaft des helleniſchen Dialektes mit dem ruſſiſchen" geſchrieben und eine fette Jahresrente als Lohn davongetragen. Ich habe bewieſen, daß der nordiſche Anverwandte ſeiner Zeit perſönlich nach Hellas kam, und ſich proviſoriſch auf den Erbgründen des noch lebenden Vetters niederließ. Dagegen verordnen die Studenten Nieſewurz und bekreuzen ſich die Diplomaten. Glauben Sie ja nicht, ich hätte wegen hitzigen Aneinanderfahrens eine üble Meinung von den griechiſchen Muſenſöhnen. Sie ſind nüchtern, arbeitſam, in der Regel von guter Aufführung und wißbegierig in unglaublichem Grade. Mein Lob kann nicht verdächtig ſeyn. Ich habe treffliche und würdige junge Leute in Menge kennen gelernt und in faſt täglichen Gefechten in Athen das gegenſeitige Verſtändniß weit näher gebracht, als wenn ich noch einmal drei Broſchüren mit hundert Beilagen und Citaten geſchrieben hätte. Denn warmblütige Südländer ſträuben ſich gegen harte Wahrheiten weniger lange als die verſteinerten Intelligenzen der kalten Zone. Nur wollen ſie in Athen, daß ſich der fremde Literat nicht in ihr politiſches Kartenſpiel miſche und nicht auf Beſtellung gegen eigene Ueberzeugung ſchreibe. Lange wollte kein Menſch glauben, daß ich nicht für die

Ruſſen arbeite und nicht im czariſchen Solde ſtehe. Dieſen ſchlimmen Verdacht haben aber, ſelbſt nach dem Geſtändniß eines Griechen, die Mongolenfröſte in Athen völlig weggewaſchen. Komme mir jetzt noch einer und ſage, ich ſey Hrn. K. nicht höchlich verpflichtet und Hr. K. ſey kein humaner Mann!

XVI.

Wie der Fragmentiſt zwei deutſche Reiſewerke über Griechenland [1] mit einander vergleicht und nebenher den frieſiſchen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwiedert.

1.

Herr Greverus iſt vollkommen überzeugt, daß eigentlich die deutſchen Philologen die Türken aus Griechenland vertrieben und das große Seetreffen bei Navarino gewonnen haben. Erſcheint nun ein ſolcher Gramatikus im Piräus, in Athen, in Korinth, ſo iſt es kein gewöhnlicher Fremdling, der unbekannt und unbemerkt für eigenes Vergnügen und eigene Belehrung den Schauplatz großer Ereigniſſe des Alterthums beſucht: es iſt der Befreier des Landes, der Gründer helleniſchen Lebens, der eigentlich „in suam terram“ gekommen iſt, bald, um durch weiſen Rath das Fehlende zu ergänzen, bald um nachzuſuchen, wie weit die Kolonie in materieller und geiſtiger Wohlfahrt vorgeſchritten ſey, allezeit aber um wohlverdiente Huldigung und gebührenden Reſpekt einzuernten von Leuten, die ihnen Alles ſchuldig ſind.

---

[1] 1) Reiſeluſt in Ideen und Bildern aus Griechenland, von J. P. Greverus. Bremen 1839. — 2) Beiträge zur Kenntniß des griechiſchen Landes und Volkes, von Gottfried Herold. Ansbach 1839.

An ſolchen Männern iſt nun, wenigſtens denken ſie es ſo, alles was ihre Perſönlichkeit betrifft, von einigem Belang, kein Schritt im Lande ohne Bedeutung, kein Wort ohne tiefen Sinn, kein Akt ohne Folgen, ſelbſt Eſſen und Trinken eine Handlung von großer Wichtigkeit, deren Kunde auf die ſpäteſte Nachwelt zu kommen verdient.

Bei Hrn. Greverus tritt noch der beſondere Umſtand hinzu, daß er ſeiner Zeit die Ehre hatte, die Königin von Griechenland in deutſchem ABC zu unterrichten, und folglich Namen und Rang eines Didaskalos beſitzt, deſſen Gewicht in griechiſchen Landen Jedermann kennt. Denn was einſt der Atabeg an den Höfen des Orients und der *Τάτα Λάλης* zu Byzanz geweſen, das iſt heute offenbar der Didaskalos auf der Burg zu Athen, indem ja alle Weisheit und alles Regiment urſprünglich mit dem ABC beginnen muß.

Auf dieſen Grund hin wird es Niemand befremden, wenn Hr. Greverus ſeinen Leſern unter der Hand zu verſtehen gibt, daß er zwar ſchon fünfzig Jahre alt, aber groß von Statur, handfeſt und rüſtig ſey, gut zu Pferde ſitze, engliſch und franzöſiſch verſtehe, Malvaſier und pikante Speiſen liebe, treuherzigen deutſchen Sinn (a true german heart) beſitze, bei dem Frauenzimmer in Kredit ſtehe und einen lieben Schwiegerſohn habe, dem er ſeine „Reiſeluſt in Ideen und Bildern“ dedicire mit „Wahrheit, Wärme und Klarheit.“

Ob ſich gleich das Buch des Hrn. Greverus über lauter bekannte und oft genug beſchriebene Gegenden verbreitet, ſo enthält es doch eine ſchöne Sammlung zum Theil origineller und manchmal ſogar ziemlich feiner Bemerkungen, wie aus hier anſtehenden Beiſpielen leicht zu erſehen iſt. Als viel reiſender Mann und Menſchenkenner findet Hr. Greverus z. B. daß die Italiener insgeſammt „ſpitzbübiſche und gottloſe“ Leute ſeyen, weil ſie um theures Geld ſchlechten Wein und geringe Koſt, oft aber auch gar keine Koſt verkaufen. Auch bei den Oeſterreichern ſey es nicht geheuer, und Hr. Greverus glaubt das Publikum gegen dieſes Volk ebenfalls warnen zu müſſen, da ihre Betten „ſo voll von Wanzen ſind, daß es Niemand in denſelben aushalten kann.“ Dazu ſey auch die Verpflegung ſchlecht, „das Fleiſch öfter abgeſtanden und der Wein nicht zu genießen. Dagegen zeige ſich auf den franzöſiſchen Regierungsſchiffen der Charakter der ganzen Nation, „der auf Ehrgefühl und Rechtlichkeit (*honnêteté*) baſirt ſey, concentrirt.“ Die Franzoſen ſeyen Menſchen, eine edle und gebildete Nation, wo man Vertrauen ehrt und Zuneigung erwiedert, und für Frühſtück, Mittageſſen und Kaffee ſammt Wein nur vier Franken nimmt. Ueberdies ſehe man auf ihren Dampfſchiffen regelmäßig ſechs kleinere Kanonen, ſogenannte Drehbaſſen, „die auf dem Rande des Decks auf einem drehbaren eiſernen Geſtelle ſchwebend, wie Klapperſtörche naiv auf einem Beine ſtehend, mit ihrem einen finſtern Auge neugierig auf das Meer zu lugen ſcheinen.“

Auf der Fahrt von Malta nach Syra waren zwei- unverheirathete Damen aus England in der Geſellſchaft. Doch während Hr. Gr. noch auf Mittel ſann ſich ihnen zu nähern, hatte zu ſeinem größten Leidweſen ein junger Franzoſe ſchon ſeine „Approchen“ gemacht, und ließ dem alten Profeſſor nur die wehmüthige Reflexion: „Wo der Franzos handelt, da ſinnen und überlegen die Deutſchen!“ Die Sache nahm aber zur größten Ehre Germaniens eine unerwartete Wendung. Der Franzoſe verſtand kein Engliſch und die Damen kein Franzöſiſch, Hr. Gr. aber verſtand beides und bemächtigte ſich nach Kurzem „ausſchließlich der Priſe.“ Die Unterhaltung hatte noch keine 24 Stunden gedauert, und Hr. Greverus hatte ſchon die Entdeckung gemacht, daß die beiden ledigen Damen heirathen möchten, was ohne eine ſeltene Doſis von Scharfſinn freilich ſonſt Niemand errathen hätte.

In Athen (gewiß eine außerordentliche Merkwürdigkeit) ſey es im Sommer ſtaubig und im Winter ſchmutzig. Und wenn der ſchöne Palikar vor dem Kaffeehauſe della bella Grecia an einer jungen

Landsmännin, deren dunkle Locken mit dem rothen, goldbeſetzten Fes geziert ſind, vorübergeht und ſeinen Schnauzbart zupft, indem das Auge dem Zuge folgt, ſo wolle das jedesmal ſagen: Ich möchte dich freſſen, wie einſt die Türken (S. 27). Außerhalb der Stadt in einem Garten halte der athenäiſche Hoffourier Chriſtos Kegelſpiel und baieriſches Bier, freilich zu einem zehnfach höhern Preis als in München; aber doch ſey es tröſtlich und erhebend „für eine baieriſche Seele, daß ſein vaterländiſches Getränk hier an der Gränze des Orients zu haben iſt.“

Aber des guten Biers ungeachtet haben die Bavareſi in Griechenland doch lange Weile und machen ſaure Geſichter, hauptſächlich weil das Junggeſellenleben in Athen freudenloſer ſey als an jedem Orte des deutſchen Vaterlandes; insbeſondere aber weil ſie auf jeden Umgang mit gebildeten Frauen Verzicht leiſten müſſen, eine Entbehrung, die nach Hrn. Greverus für junge Männer äußerſt empfindlich iſt! Selbſt nach einem vierwöchentlichen Gaſthausleben ſey an ein Näherkommen mit dieſen unzufriedenen, kaltverſchloſſenen Herren Bavareſi nicht zu denken geweſen. Populär in Griechenland ſey eigentlich nur der gefällige, edle Dr. Röſer; der gediegene Dr. Widmer dagegen lebe mehr den Wiſſenſchaften als der Praxis.

Mit Eſſen und Trinken ſehe es in Athen ſehr übel aus; auf feine und wohlſchmeckende Speiſen ſey durchaus kein Anſpruch zu machen und deßwegen einem europäiſchen Feinſchmecker freundlichſt zu rathen, ſich in Athen nur gleich vor Tiſche zu erhängen, dann ſpare er ſich die Verzweiflung bei demſelben (S. 37).

Der vierwöchentliche Aufenthalt eines ſo weiſen Mannes im Gaſthauſe zu Athen konnte für griechiſche Alterthumskunde natürlich nicht ohne bedeutenden Nutzen bleiben. Sind die Bemerkungen über das alte Athen auch nicht alle durchaus neu, ſo ſind ſie doch in Form und Wendung oft überraſchend ſchön und gedankenreich. Neues, wenn auch in geringem Maße, iſt ja in der Literatur allezeit willkommen, und in vielen Gegenden Deutſchlands, beſonders im Oldenburgiſchen, wird man mit Dank aus Hrn. Greverus Buch erfahren, daß die Burg von Athen Akropolis, der halbzerſtörte Säulentempel daſelbſt Parthenon, und von den beiden Bächlein links und rechts der Stadt das eine Iliſſus, das andere Cephiſſus, der große Berg oſtwärts aber der Hymettus heiße; daß der Hafen Piräus unten am Meere, die Stadt Athen aber weiter oben und landeinwärts liege und zwiſchen beiden eine Straße laufe, auf der man zu Fuß gehen oder auch im Wagen fahren könne; daß in der Nähe das Feld Marathon und die Inſel Salamis ſey, erſteres durch ein Land-, letztere durch ein Seetreffen berühmt, lauter Dinge und Neuigkeiten, die in Europa noch

Niemand gewußt und kein früherer Wanderer durch Griechenland beſprochen hat.

Als mehrwochentlicher Bewohner Attika's glaubt Hr. Greverus, er müſſe ſein Buch auch mit ſeinem attiſchen Witze ſchmücken, was ihm natürlich leichter als vielen Andern gelingen muß. Kaum hatte Meiſter Greverus gehört, daß einſt ein mohammedaniſcher Heiliger in dem Lehmhäuschen auf dem Architrab der Tempelſäulen des Zeus Olympius bei Waſſer und Brod ſein Leben geſchloſſen habe, als er mit ächt ſokratiſcher Ironie den Zuſatz macht: „Wohl hat er verdient, daß Allah ihn, um ſeine irdiſche Ausdauer zu belohnen, zur Würde eines himmliſchen Wetterhahns auf dem Giebel des Palaſtes im ſiebenten Himmel erhöhe!“ (S. 66).

Nach dieſen merkwürdigen Aufſchlüſſen über Alt-Athen trat Hr. Greverus die Reiſe nach Morea an, um auch über dieſes vermuthlich ebenfalls noch unbekannte Land durch gelehrte Anmerkungen einiges Licht zu verbreiten.

Morea, ſagt Hr. Greverus, ſey eine Halbinſel und habe einſt Peloponneſos geheißen, was man ihm ſchwerlich wegdisputiren kann. In Epidaurus habe er Eier und Fiſche gegeſſen und Pferde gemiethet; auf den Pferden ſey er nachher geritten, wobei er die Küſten und das Meer links hatte. In Argos ſey wieder die Burg auf dem Felſen und die Stadt auf der Ebene, und auf der Straße nach Sparta habe ihm ein griechiſcher Land-Gend'arme den Reſt einer Mettwurſt „gefreſſen". Dieſe Mettwurſt aber ſey eine koſtbare Reliquie Braunſchweigs geweſen, die er ſelbſt, um länger daran zu haben, beim Genuſſe ſeines Brodes nur anzuſehen pflegte und ſich dann wunderbar erquickt fühlte. Auf demſelben Wege ſey ihm auch die Wäſche naß geworden und habe er — o des ſchrecklichen Abenteuers! — das regengenetzte Kleid während der Nacht auf dem Leibe trocknen laſſen müſſen, dabei habe er gefroren und ſey auch von den Flöhen gebiſſen worden. Allerdings ein weſentlicher Beitrag zur Kunde Moreas!

Noch ſchlimmer erging es Hrn. Greverus bei einer Mahlzeit auf den Ruinen Sparta's, wo ihn, als den „König des Feſtes", „eine alte Muſikantin, die nur einen Zahn hatte, ſcharf ins Auge faßte und ihm ſingend bei der Mahlzeit ſtets den einen gräßlichen Zahn zeigte, als wollte ſie ihm dieſen Zahn zum Eſſen leihen" (S. 182). Dafür habe er ſich in herrlichem Malvaſier weidlich angezecht und ſey dann im klaſſiſchen Taumel durch den Olivenwald nach Miſtra getrabt. Im meſſeniſchen Kloſter Vulkano aber habe er bei endloſem Tiſchgebet der Mönche ſchon „ſeinen Magen Gott empfohlen", als es endlich doch zum Eſſen ging, wo er dann „mit männlicher norddeutſcher Ausdauer zur Ausleerung der Weinkrüge mitgewirkt." Nach Tiſche ging Hr. Greverus auf die Kloſterterraſſe — um „griechiſche Abendluft zu trinken.“ Hr. Greverus, ſcheint es, hat immer Durſt, begnügt ſich aber in Mangel des Weines auch mit Luft, wie die luſitaniſchen Stuten bei Ariſtoteles.

Aber Alles dieſes ſind nur Kleinigkeiten im Vergleich mit der fünfzehnjährigen bildſchönen Helenaja, die im Dorfe Georgati „mit ſchönem dunkeln Auge unter der edeln Stirn, bewegt, lebendig, feurig unter dunkeln langen Wimpern hervorblickte und ohne Scheu den ſeltenen Fremdling (d. i. den alten Profeſſor Greverus)“ fixirte. Helenaja hatte ein einfaches rothes Band im reichen Lockenhaar, und als Hülle nur ein weißes Unterkleid, das nur bis auf die Mitte des Beines reichte; dann eine von der Sonne gebräunte, gekräftigte Wade, und einen Fuß mit Zehen und Nägeln.“ Ach nicht genug, daß Helenaja's Fuß Zehen und Nägeln hatte, „ſie ſtand beim Geſchäft der Spindel auch noch ganz gerade, hielt aber die dunkeln Wimpern nach dem Boden geſenkt, und ein Friedensengel umſchwebte die Geſichtszüge.“ „„Alles Feuer war bei Helenaja im Auge concentrirt; aber dieſes Feuer habe nichts Stechendes, auch nichts Brennendes gehabt; die Gluth habe ſich von der Unſchuld, nicht etwa von der Leidenſchaft genährt. So etwas ſey ihm in ſeinem Leben nicht vorgekommen. Dagegen habe er auch dieſe Helenaja den ganzen Abend „ſtudirt“ und auch noch einen Theil des Morgens, habe ihr eine Taſſe Kaffe und eine Korallenſchnur aus Neapel gegeben, und ſich beim Abreiſen nur mit Mühe vom Anblicke ihres Liebreizes losgeriſſen. Ihr Bild habe ihn bis außerhalb des Dorfes verfolgt, wo es endlich durch die fürchterlichen Wege aus ſeiner Seele verdrängt wurde.""

Auf dem Wege nach Andritſena wurde der Hr. Profeſſor wieder „von Flöhen und von Gedanken an Klephten geplagt", und machte ſich merkwürdiger Weiſe gefaßt, an jedem Hohl- und Kreuzwege Räuber auf ſich losſpringen zu ſehen. Dafür habe er aber zu Andritſena tapfer getrunken und gleich darauf zu Olympia gefunden, daß „die Zeit als das gräßlichſte Raubthier ſelbſt Steine verſchlinge und daß die Gegenwart ſelbſt problematiſch ſey."

Weiter vorwärts ſey ihm über einen Sturz vom Pferde der Name eines freundlichen Städtchens entfallen und der Führer wegen eines kranken Pferdes zurückgeblieben. Den neuen, einen Buben von achtzehn Jahren, „ſchüttelte er zuſammen und gab ihm ein Paar Ohrfeigen," ließ ſich aber durch die ſchönen Hände und Füße einer mitreiſenden Dame, deren Liebhaber ein Soldat war, bald wieder in Ordnung bringen. Dieſe Dame hieß Maria, und „zog, wenn ſie auf der Matratze lag, ihre ſchönen Glieder, wie eine Schlange, eng in ſich zuſammen", worauf ihr Hr. Greverus eine gute Nacht wünſchte. Aber der achtzehnjährige Bube ſtach den alten Profeſſor bei der Dame aus, und am andern Morgen war Maria „kalt und höhniſch", der Führer trank Wein und ſchalt den alten Herrn einen Hahnrei und zog das Meſſer. Aber der handfeſte Oldenburger ſchlug ihn nieder, und dann noch einen zweiten Hellenen, der dem erſten zu Hülfe eilte und den Profeſſor ſchon bei der Bruſt gepackt hatte; einem dritten und vierten drohte er mit dem Stocke den Schädel einzuſchlagen, wenn ſie ihn anrührten. Der Didaskalos war „außer ſich vor Zorn", und machte — nach eigenem Geſtändniß — „ſo grimmige Geſichter", daß die vier Hellenen von allen weiteren Feindſeligkeiten abſtanden, obgleich das Gefecht in einem Walde vorfiel und Einer gegen Vier in Linie ſtand. In Patras verweigert man dem deutſchen Profeſſor alle Gerechtigkeit, gibt ihm aber dafür in Delphi „vortrefflichen Wein, wohl geeignet, nach Umſtänden, archäologiſche Unterſuchungen über das alte Delphi zu beleben und zu ſchärfen."

Von dieſem delphiſchen Orakelwein wurde auf dem korinthiſchen Golf eine ganze Nacht mit den Griechen ſo tapfer durchgetrunken, daß der Profeſſor ſeine heitere Stimmung bis zur prophetiſchen Begeiſterung trieb und mit dem Becher in der Hand dem lieben theuern Hellas, ohne Zweifel zur großen Beluſtigung der nüchternen Matroſen, die glänzendſte Zukunft weiſſagte. Bei der Landung in Lutraki aber gab es ſchon wieder Streit, und der luſtigen Nacht und des ſchmeichelhaften Horoscops ungeachtet ſtanden doch alle Zechbrüder „mit dem Schuſt von

Kapitän gegen den rechtlichen Fremden", um ihn abermal zu betrügen. Hr. Greverus lief in der Sonnengluth, ohne Effekten, zu Fuß nach Korinth und wurde daſelbſt — ſtatt Gerechtigkeit zu finden — „beinahe von den Flöhen verzehrt (S. 229)." Uebrigens fand der Hr. Profeſſor zu Korinth die Stadt wieder am Fuße der Akropolis, die Akropolis aber oben auf dem Berg, und im Karawanſerai einen deutſchen Bedienten, der für einen alten franzöſiſchen Kapitän in griechiſchen Dienſten gerade vor dem Zimmer des deutſchen Profeſſors warme Suppen kochte. Das war ein wichtiges Ereigniß und nimmt eine der weſentlichſten Stellen (S. 238) im Reiſebericht des Verfaſſers ein. Aus dieſem Grund geben wir ſie auch im Original und mit allen Vorzügen ſchöner Gedanken und correcten Styles.

„Schon ſeit drei Tagen hatte ich keine warme Speiſe, in Oel gebratene Fiſche ausgenommen, (Hr. Greverus beſitzt das Geheimniß Fiſche in Oel zu ſchmoren, ohne daß ſie warm werden) gekoſtet und meinte ſchon das Vorurtheil für dergleichen ganz und gar verloren zu haben. Unglücklicher Weiſe weckt der Duft der Kraftbrühe alte Erinnerungen und Gefühle. Mich wenigſtens an dem Dufte zu erquicken, gehe ich, wie gebannt, vor meinem Zimmer hin und wieder, als der gute Landsmann ſympathetiſch meine ſtille Neigung merkt und mich im Namen ſeines Herrn auf den Abend zu Gaſte ladet. Ich beauftragte ihn, mich anzumelden, und wurde natürlich mit franzöſiſcher Herzlichkeit empfangen.“

Beim Eſſen gerieth aber Hr. Greverus bald mit dem gaſtfreundlichen Kapitän wüthend übereinander, einmal wegen der Stärke der Bonapartiſten-Partei in Frankreich, die Hr. Greverus ſehr fein und ſinnreich mit den „letzten Zuckungen des Schwanzes einer geköpften Schlange“ vergleichen wollte; und dann auch wegen der Rheingränze, die der Kapitän für ſein Vaterland in Anſpruch nahm, der Profeſſor aber mit großer Tapferkeit gegen den galliſchen Eiſenfreſſer zu ſchirmen ſuchte. In der Bedrängniß ſchleuderte Hr. Greverus den thermopyläiſchen Spruch: „Die Franzoſen möchten kommen und ſie nehmen, — die Deutſchen würden ſie zu vertheidigen wiſſen!“ — Dieſes ſchreckliche Wort brachte den alten Kapitän zum Schweigen, und die Rheingränze iſt bis auf den heutigen Tag bei Deutſchland geblieben.

So trank, ſchlug und ſtritt ſich Hr. Greverus in bitterem Kampfe gegen Eſeltreiber, Wanzen und Kapitäne glücklich durch ganz Morea wieder nach Athen zurück.

Sind das etwa, wir fragen den Leſer, nicht ſchöne Reſultate eines wiſſenſchaftlichen Ausfluges in das geprieſene Hellenenland? Eigenthümlichen Forſchungsgeiſt, penetranten Blick, poetiſchen Schwung, beſonders aber guten Geſchmack in der Darſtellung wird hoffentlich Jedermann als weſentliche Vorzüge dieſes Buches erkennen. Schade, wenn uns ein ſo gelehrter und fein gebildeter Mann ſeine Meinung über den Prozeß vorenthielte, den das griechiſche Volk ſchon ſeit Jahren um ſeinen Adelsbrief vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung führt! Wäre Hr. Greverus nicht vorzugsweiſe der Mann, dieſes ekelhafte und feindſelige Gezänk zum Vortheil der guten Sache, wie kurz vorher den Rheingränzſtreit in Korinth, mit einem Schlag zu enden?

Glücklicher Weiſe erkennt Hr. Greverus ſeinen Beruf und widmet einen bedeutenden Theil ſeiner Schrift (S. 254—344) dem Beweiſe, daß vom trojaniſchen Krieg bis heute, und von Agamemnon bis König Otto in Griechenland nichts, aber auch gar nichts, das reine Blut und den privilegirten Sinn der alten Hellenen verdorben und verwandelt habe. Es hat ſich, ſagt Hr. Greverus (S. 254), in Deutſchland durch „Fallmerayer und Conſorten" die Meinung verbreitet, daß die heutigen Griechen ein Gemiſch von allerlei Völkern wären; daß ſie mehr oder weniger dem ſlaviſchen Volksſtamm angehörten, und nichts mit den alten Griechen gemein hätten. Dieſe Meinung ſey durchaus irrig. Und als Belege und Gegenproben werden einige und dreißig Argumente beigebracht, von denen wir, um den Leſer durch die Fülle des Guten und Trefflichen nicht zu ermüden, nur die vorzüglichſten und kräftigſten zu beſſerm Verſtändniß ihres zermalmenden Gewichtes tertwörtlich herſetzen wollen. Voran ſteht die Hauptthesis die da beſagt, daß die Neugriechen in körperlicher und geiſtiger Hinſicht die unverkennbarſte Aehnlichkeit mit den alten Hellenen haben und folglich unbezweifelt ihre Söhne ſeyen.

Dieſe Aehnlichkeit der Neugriechen mit den Althellenen ſtützt und beweiſt Hr. Greverus durch folgende Argumente:

1) Die Neugriechen, beſonders die Weiber ſehen aus und haben eine Geſichtsfarbe wie die Holländer, wie die Engländer und wie die Leute im nördlichen Deutſchland (das heißt doch im Grunde wie die Oldenburger und wie der Hr. Greverus ſelbſt, was der Theſis in den Augen des Leſers voraus eine wundervolle, beſtechende Unterlage gibt).

2) In Griechenland haben die Frauen einen „ſchlaffen, nachläſſigen, wackelnden Gang"; bei den Jungfrauen aber reitet Amor häufig auf dem kleinen Sattelſuß, der elaſtiſch iſt wie das Sprungbein in der Ferſe gewiſſer flinker Thiere (259 und 260).

3) In der Frühe wünſchen die Neugriechen guten Morgen, Abends guten Abend und vor dem Schlafengehen gute Nacht, und wenn ſie einem begegnen, fragen ſie „Wie gehts?" (277) — lauter Fragen und Wünſche, die außerhalb Griechenlandes vermuthlich nirgend zu hören ſind.

4) „Die griechiſchen Buben ſehen gerne in den Spiegel, kokettiren mit ſich ſelbſt und machen Schulden

(288)“, was natürlich bei jungen Leuten anderer Nationen durchaus nicht üblich iſt.

5) „Die Griechen haben ein gelenkes und biegſames Sprachorgan, gerade wie die Polen (274).“ Dieſes Argument des Hrn. Greverus iſt um ſo ſchlagender, da Anna Comnena, die gelehrte Kaiſertochter, dieſes „gelenke, biegſame Organ“ für ausländiſche Sprachen den alten Hellenen geradezu abſpricht. Aber was ſoll auch Anna Comnena — dieſe Ida Hahn-Hahn des byzantiniſchen Reichs — verſtehen? In Oldenburg weiß man es beſſer!

6) Alle Griechen ſind Lügner, Betrüger und Diebe (300—302).

7) Die Städtebewohner insgeſammt abgefeimte Schelme (309).

8) In Maſſe genommen, ſind die Neugriechen unbeſiegbar faul, arbeitſcheu, feige und verzagt (281).

9) Von wahrer Vaterlandsliebe entdeckt man in Griechenland keine Spur (281—282).

10) Der Fremde gebe in Hellas auf ſeine Taſchen Acht und laſſe ja kein Geld blicken, man riskirt in ſolchen Fällen das Leben, weil der Grieche lieber hungern, ſtehlen und morden als arbeiten will (304, 307).

11) Zuneigung, herzliche Theilnahme und Wohlthaten vergelten die Griechen mit Haß und Verachtung, wiſſen nichts von Dank und halten das Geben für eine verächtliche Schwäche (289—290).

12) Land und Leute ſind voll Ungeziefer (314), und die griechiſchen Kinder verkehren meiſtens im Hemdchen vor der Thüre (316), was ein untrügliches Zeichen helleniſcher Abkunft iſt.

13) Die Neugriechen haben gewiſſe üble Gewohnheiten, die man bei uns nicht einmal nennen mag.

14) Sie haben gewöhnlich nur kalte Küche. Brod, Sardellen, Oliven, Zwiebeln mit etwas Knoblauch und Käſe genüge ihnen als Nahrung wie zu Homers Zeiten, wo Brod ebenfalls das Haupteſſen war (279).

15) Jedoch gibt es unter den Neugriechen auch Schwelger und Unmäßige, z. B. in Tripolizza, wo man Leute findet, welche täglich vier und zwanzig Flaſchen Wein trinken, ohne daß es ihnen ſchade, was natürlich nur ein Hellene leiſten könne (280).

16) Die Neugriechen ſind doch noch beſſer als die Italiener (275, 304), und wenigſtens nicht ſchlechter als die alten Hellenen, „„die freilich auch nicht viel taugten (276).““

17) Die griechiſchen Mädchen haben im rothen Fes ein „allerliebſtes, unternehmendes Huſarenausſehen“ (319). Alſo ſind es ächte Griechinnen.

18) Ueberhaupt leuchten beim griechiſchen Frauenvolke „„braune, ſchöne, kluge Augen, nicht ſo beweglich und dunkelglühend wie die italieniſchen, hell aus dunkeln Wimpern hervor; nur iſt das Auge ſanfter, erwärmend aber nicht ſtechend, und ſein Strahl

eher einem Wetterleuchten zu vergleichen, verheert ſeltener, wenn er auch einſchlägt"" (258). Klar und ſchön geſagt!

19) Geht aber eine Griechin zur europäiſchen Mode über, „ſo zieht ſie der Satan an, wie ſie die Kleider, ſie wird gefallſüchtig und coquette wie ein Vögelein" (259).

20) Alle Griechen möchten wenigſtens Miniſter ſeyn (285), und am meiſten unter allen Dingen in der Welt haſſet das griechiſche Volk die Bavareſen, die es „Hebräer" ſchilt (291).

21) „Der Türke hielt und hält noch jetzt die Griechen für die ſchlechteſten aller Menſchen, und Ibrahim-Paſcha ſoll geäußert haben: er glaube nicht daß ſich ein Prinz in Europa finden würde, um ein ſo ſchlechtes Volk zu beherrſchen" (310).

Ergo ſind die Neugriechen Hellenen, was zu beweiſen war!

Das Gewicht dieſer Argumente wird Jedermann empfinden, und wir geſtehen es gerne, die meiſten ſind ohne Replique. Herr Greverus fühlt es ſelbſt und fragt (256) die Leſer voll Beſcheidenheit, „ob Fallmerayer nicht ein Erzlügner ſey?" Könnte man aber auch weniger ſagen, wenn Jemand ſo bündige Beweiſe wie die vorſtehenden ſchnöde beſeitigen, oder in den peloponneſiſchen Ortsnamen Bukovina, Warſava, Krakova, Kaliſch, Glogova und Podgorizza nicht offenbar das helleniſche

Element erkennen, oder aus der albaneſiſchen Redeweiſe, die in mehr als halb Griechenland als Mutterſprache herrſcht, auf die Einwanderung albaneſiſcher Volksſtämme ſchließen wollte? Man muß dem heldenmüthigen Hrn. Greverus noch Dank wiſſen, daß er in ſeiner Kritik ſo polirt und ſchonend iſt.

Damit ſich aber Hr. Greverus auf die Meiſterſchaft ſeiner Syllogismen doch nicht gar zu viel einbilde und ſich etwa im Genuſſe ſeines literariſchen Ruhmes überhebe, wollen wir ihm nur ſagen, daß in Frankreich ſchon vor hundert Jahren ein Hiſtorikus lebte, der in ſeinen Schlüſſen ungefähr denſelben Grad von Schärfe und Bündigkeit entwickelt, den wir ſo eben an Hrn. Greverus bewundert haben. In der Vorrede zur Geſchichte der nordamerikaniſchen Wilden ſagt P. *Lafiteau*: „nur ein Atheiſt könne behaupten, daß Gott die Uramerikaner in Amerika ſelbſt erſchaffen habe, da ſie *offenbar Abkömmlinge der alten Griechen* ſeyen, wie ſich aus folgenden vier Gründen unwiderleglich beweiſen laſſe. 1) Die Griechen hatten Fabeln, einige amerikaniſche Stämme auch. 2) Die alten Griechen ſind auf die Jagd gegangen, die amerikaniſchen Wilden gehen auch auf die Jagd. 3) Die Griechen hatten Orakel, die Amerikaner haben Zauberer. 4) Bei den griechiſchen Feſten wurde getanzt, in Amerika tanzt man auch, folglich haben beide Völker gleichen Urſprung.“ Man muß geſtehen, daß dieſe Gründe überzeugend ſind.

Hr. Greverus aber, gleichſam als wären ſeine dreißig Argumente nicht kräftig genug, thut ſich in einem langen Paragraph beſonders darauf viel zu gut, daß ſich in ganz Griechenland eine vom Helleniſchen nur wenig abweichende Sprache erhalten habe. Der gute Mann hat aber nicht gemerkt, daß die größere Hälfte des Feſtlandes und der vorliegenden Inſeln, beſonders der ſtreitbare Theil der Nation, das Schkypi redet, welches mit dem Griechiſchen ungefähr ſo viel Aehnlichkeit hat wie der Dialekt von Oldenburg und Hadeln mit dem Chineſiſchen. Georgati z. B. iſt ganz von Schkypi bewohnt und die ſchöne Helenaja mit der „gekräftigten Wade,“ die der alte Greverus ſo eifrig „ſtudirte“, war ein Schkypi-Mädchen, wie es ſchon ihr Name andeutet. Das Neugriechiſche iſt im byzantiniſchen Reich nur das Verſtändigungsmittel der eingewanderten Stämme unter einander und mit den Ausländern, da kein Fremder das Gerede der Bulgaro-Slaven, der Schkypi, der Zigeuner und Katalanen lernen wollte.

Ebenſo gehören die ſuliotiſchen und die übrigen rumeliotiſchen Kapitäne, deren ſchlanker Wuchs und martialiſche Miene Hrn. Greverus als ein Hauptbeweis ſeiner Theſis gilt, insgeſammt wie die Seehelden von Hydra, zur Schkypi-Race. Und wie oft ſoll man es denn wiederholen, daß namentlich auf dem klaſſiſchen Boden Attika's kein einziges Dorf das Griechiſche als Mutterſprache redet? Wir laſſen den profunden Kenntniſſen des Hrn. Greverus alle Gerechtigkeit widerfahren, ſo oft von Wein, Flöhen oder Strategie die Rede iſt, da ein deutſcher Grammatikus, wenn er Xenophons Anabaſis leſen kann, eo ipso auch die zehntauſend Mann zu befehligen verſteht. Ohne alle Kenntniß der ſlaviſchen, albaniſchen und türkiſchen Syntax laſſe ſich ja Niemand beigehen, über die Redeweiſe des gemeinen Stadt- und Bauernvolks in Griechenland etwas Stichhaltiges aufzuſtellen. Hr. Greverus iſt aber durchaus nicht der Mann, der hier mitzureden berechtigt wäre. Er will zwar in verſchiedenen Stellen ſeines Buches dem Leſer zu verſtehen geben, daß er des Neugriechiſchen kundig ſey. Allein aus der Art, wie er die Phraſen ſchreibt und erklärt, ſieht man klar, daß er nicht mehr davon verſteht als ein wandernder Handwerksburſch, der hie und da einen Trinkſpruch oder Marktconverſationsausdruck erhaſcht und ſtümperhaft niederſchreibt.

So z. B. leitet Hr. Greverus das im Neugriechiſchen gebräuchliche Wort τζιμπούκι (ſprich Tſchibuki), das Pfeifenrohr, vom lateiniſchen Sambucus (320) ab, da es doch das ganz unveränderte چبوق *tschibuk* der Türken iſt. Zugleich ſcheint Hr. Greverus unglücklicher Weiſe nicht einmal das neugriechiſche ABC gelernt zu haben, weil es ihm ſonſt nicht entgangen wäre, daß die Neugriechen in ausländiſchen Wörtern das b durch μπ zu bezeichnen pflegen.

„Schönen Dank“, ſagt Hr. Greverus S. 321, heiße auf Neugriechiſch εὐ χαριστό, gleichſam als wären es zwei Wörter und heiße εὐ ſchön und χαριστό der Dank. Wer weiß denn aber nicht, daß im Neugriechiſchen εὐ gar kein ſelbſtſtändiger Ausdruck iſt, und daß man εὐχαριστῶ ſchreibt, was „ich danke“ bedeutet und als Verbum und Periſpomenon zur zweiten Conjugation gehört? Statt εἰς τὸ καλό, zum Guten, ſchreibt Hr. Greverus (277) ἴστο καλό. weil er weder die Orthographie kennt, noch von der ſlaviſchen Vorſchlagſylbe ἐς (ἰς) eine Ahnung hat. Καλὴ Ψύχη heißt nicht „ſeliges Ende“, wie uns Hr. Greverus glauben machen will, ſondern „gute Seele“, und iſt ein Trinkſpruch den man betagten Frauen in ganz Griechenland zuzurufen pflegt. Nur in Athen, wo Hr. Greverus in „vierwöchentlichem Gaſthausleben“ ſeine neugriechiſchen Studien machte, verbindet eine unerklärliche Lokal-Bizarrerie mit dem καλὴ ψύχη einen kränkenden, ſchiefen Nebenbegriff, und wollen die alten Frauen nicht, daß man ſie „gute Seele“ nenne. Dieſer Umſtand mag einen ſo wenig unterrichteten Mann wie Hr. Greverus allerdings in Irrthum führen. Auch iſt es wohl verzeihlich, wenn ein frieſiſcher Magiſter weder vom Türkiſchen noch vom Neugriechiſchen etwas verſteht. Aber was ſoll man ſagen wenn es dem gelahrten Herrn auch im Altgriechiſchen nicht überall glückt und er nicht einmal die Accente richtig ſetzen kann, wie man aus einer Phraſe S. 69 ſieht? „Die Quellenaufſeher“, ſagt er, „heißen auf Altgriechiſch ἐπίσταται κρήνων, was, zwei Grammatikalfehler abgerechnet, auch ganz richtig iſt. Jedermann weiß ja daß ἐπιστάται κρηνῶν geſchrieben werden muß. Für einen Lehrer der griechiſchen Sprache ſind ſolche Schnitzer freilich nicht beſonders empfehlend. Sagen will man hiemit eigentlich nur ſo viel, daß Hr. Greverus beſſer thäte, in ſeinen Reiſebeſchreibungen die leidige Grammatik ganz bei Seite zu laſſen, um den Leſer ausſchließlich mit ſeinen ſo zart und ſo witzig erzählten Abenteuern zu erquicken. Allein nicht zufrieden als Styliſt, als humoriſtiſcher Reiſender und als gelehrter Grammatikus zu glänzen und Griechenland vor aller Verunglimpfung ſiegreich zu ſchirmen, ſtrebt Hr. Greverus in ſeinem ſtreitbaren Sinn nach höhern Triumphen und erläßt S. 354, man weiß eigentlich nicht recht warum, ein ſcharfes Manifeſt gegen den „Fanatismus der römiſchen Kurie“.

„Rom und ſeine Jeſuiten“, heißt es in dieſem merkwürdigen Aktenſtück, „wollen die Sonnenrinder der Zeit bei den Schwänzen wieder in ihre Kakushöhle ziehen! Wohin ihr Verſuch führen wird, das werden wir ſehen — gewiß nicht zur Unterwerfung der Welt unter den römiſchen Pantoffel, ſondern nur dazu, daß die Proteſtanten zur Einheit erwachen, mehr als es ſeit langer Zeit der Fall war, das

Glück der Freiheit von aller Pfaffenherrſchaft fühlen, und ihren katholiſchen Mitbrüdern, wo ſie können, die Hand reichen, ſich von dem Sklavenjoche zu befreien — was ſie bisher unbarmherziger Weiſe nicht gethan haben! — Nur heraus zum offenen Kampfe, Hierarchie! — Licht oder Finſterniß die Loſung — Vermittelung gibt es nicht und Dämmerung iſt gerade die Zeit, wo die meiſten Eulen fliegen! — Nun ja, wir Abendländer wollen ſchon mit dem Fanatism fertig werden!" —

O der fürchterliche Greverus, wie ein Centaur, wie ein Gigant rückt er heran,

Οἷος Κενταύρων στρατὸς ἔρχεται ἠδὲ γιγάντων!

Doch man verzage nicht, der Rieſe iſt zu bändigen. Er deutet das Mittel zu ſeiner Beſänftigung ſelbſt klar und unzweifelhaft an. „Vierundzwanzig- und Sechsunddreißigpfünder in Piſtolenſchußweite auf die Bruſt geſetzt," ruft er bei Gelegenheit der Schlacht bei Navarino S. 373 aus. „Mir dröhnten beim bloßen Gedanken die Ohren." Hr. Greverus, ſo viel leuchtet ein, iſt kein gewöhnlicher Gegner; es braucht grobes Geſchütz, um ihn zum Schweigen zu bringen. Da wir aber mit dergleichen nicht verſehen ſind, laſſen wir den Streit vor der Hand auf ſich beruhen und eilen zum Schluſſe.

Mit der Weſtküſte Morea's, die er auf der Heimfahrt erblickte, war Hr. Greverus beſſer zufrieden als mit der Oſtküſte. In Korfu aber fand er weniger

Wohlſtand als er erwartete. Jedoch ſollten die Korſioten wünſchen, dem griechiſchen Königreiche anzugehören. Hr. Greverus iſt aber nicht geneigt, dieſe Inſulaner jetzt ſchon in den helleniſchen Staatsverband zuzulaſſen. Ihr Wunſch, ſagt er, kann mit der Zeit einmal in Erfüllung gehen, wenn wir erſt Konſtantinopel haben, was natürlich nächſtens geſchehen wird.

2.

Hr. Herold hat vollkommen Recht, ſein kerngeſundes Büchlein über Griechenland, ob es gleich dem Hauptinhalte nach ſchon früher in einer vortrefflichen Zeitſchrift erſchien, als beſondern Abdruck und umgearbeitet dem Publikum vorzulegen. Tadeln, denn wir wollen gleich mit der Schattenſeite herausrücken, kann man an dieſer Schrift nur ihre Kürze. Wer ſo lange und in ſo günſtigen Verhältniſſen unter den Griechen lebte und der Landesſprache ſo vollkommen kundig iſt, und überdies im Schreiben ſo richtig Takt und Maß zu halten verſteht, wie der Herr Verfaſſer, beſitzt alle Titel über dieſes intereſſante und ſo verſchieden beurtheilte Land mit größerer Weitläufigkeit zu reden als es hier geſchieht.

Man hat in Deutſchland und wohl auch in

andern Ländern, an der poetiſchen Proſa, in der es bisher üblich war über neugriechiſche Zuſtände abzuhandeln, endlich von Herzen ſatt. Und eben weil in dieſer Sache nur nüchtern, gut und naturtreu Geſchriebenes noch Beachtung finden kann, glauben wir vorliegende Arbeit, ſo klein ſie iſt, dem leſenden Publikum empfehlen zu müſſen. Hr. Herold machte zu verſchiedenen Zeiten von Nauplia Ausflüge in die verſchiedenen Theile Morea's, die mit einer vollſtändigen Rundreiſe durch die Halbinſel, und am Ende noch zur See nach einem großen Theil der Cykladen ſchloſſen, ſo daß ſein Bericht unter allen Touriſten der ſechs letzten Jahre, ſeiner Kürze ungeachtet, dennoch als der umfaſſendſte gelten kann.

Es thut einem Leid, daß Griechenland ſo klein und das Ziel des Wanderers ſo ſchnell gefunden iſt. Warum füllt nicht wenigſtens (ſo denkt der Leſer bei ſich ſelbſt) den leeren Raum zwiſchen Milos und Nauplia ein Kranz fruchtbarer, romantiſcher Eilande, damit uns Hr. Herold auch von dieſen ein ſo heiteres und lebenswarmes Bild entwerfe, wie von Tinos, Naros und Santorin? Oder vielmehr, wie kann denn Jemand, der ſich mehr als zwei Jahre im Lande aufgehalten und dort ſo viel geſehen hat, ſeine Nachrichten auf 167 Seiten zuſammendrängen, während Hr. Greverus, der kaum zwei Monate in Hellas war und dieſe Zeit noch großentheils im Wirthshaus verlebte, dennoch 387 enggedruckte Seiten zum Beſten gibt? Der Inhalt beider Schriften erklärt die Ungleichheit ihres Umfanges zur Genüge. Wenn es erlaubt iſt der Sache den wahren Namen zu geben, ſo möchten wir Hrn. Greverus' Buch ſtatt „Reiſeluſt in Ideen und Bildern" lieber die „Wein- und Wanzenchronik von Morea" nennen. Denn ſtreicht man alle die endloſen und ekelhaften Tiraden über die eben genannten Gegenſtände, um die ſich das Publikum gewiß eben ſo wenig kümmert als um die burlesken Balgereien und Wirthshausſcenen des Herrn Magiſters, aus dem Buche weg, was anders bleibt denn übrig zur Belehrung des neugierigen Leſers über das Land und ſeine Bewohner, als abgedroſchenes Schulgezänk und geographiſche Notizen über das alte, längſt vergeſſene Hellas, die man uns ſeit bald zwanzig Jahren in unzähligen Broſchüren bis zum Ekel vorgetändelt hat? Hätte Hr. Greverus ſeine deutſchen Landsleute in der Kunde Neugriechenlands nur um einen Schritt weiter gebracht, nur einen neuen Gedanken in Umlauf geſetzt, nur einen Irrthum berichtigt, ſo mußte man dieſes einzigen guten Gedankens wegen alle Plattheiten ſeiner langweiligen Rhapſodie vergeben. Allein mit dem beſten Willen haben wir im ganzen Buche nichts dergleichen zu entdecken vermocht. Hr. Greverus hat in Griechenland nichts geſehen und nichts gelernt. Wir machen ihm zwar keinen Vorwurf über ſeine Unwiſſenheit, denn Jedermann hat das Recht auf eigene Gefahr ein Ignorant zu ſeyn. Hat aber ein ſolcher Mann die Unvorſichtigkeit, über eine Materie, in der es ihm erweislich ſelbſt an den Elementarkenntniſſen gebricht, als Diktator das Wort zu nehmen und beſſer Unterrichtete vor ſein Tribunal zu ziehen, ſo darf man eine ſolche Thorheit nicht ungeſtraft vorübergehen laſſen. Warum miſcht ſich der Mann in den Streit, ohne die beiderſeitigen Akten einzuſehen und mit Sorgfalt vorher zu prüfen, was und wie viel die Parteien bisher ins Spiel gebracht?

Bei Hrn. Herold dagegen hat der Schul-Enthuſiasmus, deſſen Spuren übrigens in ſeiner Schrift nicht zu verkennen ſind, den geſunden Sinn nicht erſtickt. Er hat gefunden, daß dem moraitiſchen Bauernvolk die albaniſche Sprache geläufiger als das Griechiſche iſt; daß dies Albaneſiſche meiſtens auf dem platten Lande, vorzugsweiſe jedoch unter den Weibern herrſcht, die ſehr wenig Verkehr mit den Romäern oder Gräken, d. h. Neugriechen, haben.

Unter allen deutſchen Gelehrten, die ſeit dem Ausbruche der Revolution ihre Wanderzüge durch Morea drucken ließen, iſt unſeres Wiſſens Hr. Herold der erſte, der in ſo klaren und unumwundenen Worten das Nebeneinanderwohnen zweier radical verſchiedenen Volksſtämme im Peloponnes beurkundet und eingeſteht. Und zwar „gehöre das Landvolk beinahe insgeſammt zur albaneſiſchen Raçe und werde von den Gräken (der Städte) gering geſchätzt.“

Bei einer frühern Gelegenheit hat man ſchon einmal bemerkt, daß namentlich die Weiber auf der Inſel Hydra erſt ſeit dem Aufſtande allgemein das Neugriechiſche zu lernen begonnen, indem das Albaneſiſche bei ihnen, wie allenthalben in Griechenland, die wahre Haus- und Familienſprache bildet.

Die Albaneſen ſind auf griechiſchem Boden heut zu Tage was ſie von jeher und überall waren, ein Schiffer-, Soldaten- und Bauernvolk, welches mit Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft ſeit uralter Zeit ſo wenig zu ſchaffen hatte, daß ſie noch zur Stunde nicht einmal ein Alphabet beſitzen. Ihr Idiom hat Ueberfluß an ſtummen e e und an Naſaltönen, folglich iſt das franzöſiſche ABC vorzugsweiſe geeignet, die Begriffe dieſes ungelehrten Volkes darzuſtellen. Auch die deutſchen Buchſtaben mit geringem Zuſatze könnten dieſem Zwecke dienen; am wenigſten aber die griechiſchen oder gar die türkiſchen, deren ſie ſich häufig bedienen. Was z. B. der Grieche auf Helleniſch *σελήνη* und gemein *φεγγάρι* nennt, lautet im Albaneſiſchen ungefähr wie „Hönöſe“ (die beiden erſten Sylben kurz und die letzte halbverſchlungen, das Ganze aber durch die Naſe geſprochen). Brod nennen ſie Bouque, Fleiſch Miſch und die Traube Ruſch (rrouche, doppel r am Anfang). Diéoue iſt die Sonne, Gneri der Mann, und Dyâle der Knabe, Plural Dyâlem, und mit dem Artikel, der im Albaneſiſchen nachgeſetzt und angehängt wird, Dyâlemte, die Knaben, τὰ παιδιά. Wenn der Grieche ſagt: ἔλα μέσα, „komm herein!“ lautet dieſelbe Phraſe im Schkypi: ejám brdá. Vergleiche man den neugriechiſchen Satz: σ' τὸν Μορεὰν εὑρίσκονται πολλὰ χωρία, ὁποῦ μιλοῦν 'Αρβαντικά (d. i. in Morea findet man viele Dörfer, wo man Albaneſiſch redet) mit der albaneſiſchen Ueberſetzung: Nde_more yâne ſchume katonde tſchò flaçen Arbriſcht, und man hat ein lebendiges Muſter, wie man auf Hydra, in Attika und dem größeren Theile von Griechenland redet.

Ueber das geiſtige Vermögen dieſes Albaneſen-Volkes kann man ſich kein Urtheil erlauben, da es in dieſem Felde noch nie einen Verſuch gemacht. Arbeitſam in der Heimath und tapfer im Kriege zu ſeyn, war bisher ſein ganzer Ruhm. Es gab der Welt den Skanderbeg, den Markus Botzaris, die Männer von Suli und Hydra, vollgültige Bürgen ſoldatiſcher Tüchtigkeit und ächten Heldenmuths.

In Griechenland ſind die meiſten Albaneſen Chriſten geblieben, während ſie im Stammlande großentheils den Islam angenommen und ſich über alle Provinzen des türkiſchen Reiches unter der Benennung Schkypitaren oder Arnauten als Miethſoldaten verbreitet haben. Mit dem Glauben ihrer Väter haben die chriſtlichen Albaneſen Griechenlands auch den alten Volksnamen bewahrt und nennen ſich — nach dem

Genius ihrer Sprache — Arbriſcht, woraus die Griechen 'Αρβανῦτις machen.[1] Für Grieche dagegen haben die Albaneſen durchweg die Benennung Schkläriſcht, d. i. Sklave (Σκλάβος der Byzantiner), was bei uns vielen Leuten ſonderbar ſcheinen mag. Vielleicht erkennt Hr. Greverus hierin auch eine Verſchwörung des armen albanitiſchen Bauernvolks gegen das Hellenenthum!

Unter ſolchen Umſtänden wird es Niemand überraſchen, wenn Hr. Herold ſagt, die alten Eigennamen ſeyen im Gedächtniß der Moraiten vollſtändig erloſchen, der Bach Heliſſon auf den Trümmern von Megalopolis heiße jetzt Warwuzena, und im Herzen der Halbinſel ſelbſt ſeyen Leute zu treffen, die kein Wort griechiſch verſtehen.

Auch glaubt Hr. Herold, man könne ein eifriger Verehrer des claſſiſchen Alterthums ſeyn und doch die Bemerkung machen, daß die Spuren der untergegangenen helleniſchen Welt zwar an vielen Orten ſichtbar, aber keineswegs von ſolcher Bedeutung ſeyen, als man durch Gell's Reiſebericht von Morea zu glauben veranlaßt werde. Und die Neugierde, die Alles zu ſehen treibe, müſſe ſich am Ende mit einigen alten Trümmern begnügen. Neben einer ſeltenen Correctheit in griechiſchen Eigennamen iſt es vorzüglich dieſer nüchterne, unpartheiiſche Sinn, der dem Leſer Vertrauen einflößt und Herold's Büchlein in die Reihe der vorzüglichſten Produkte dieſer Gattung ſtellt. Die wenigſten Leſer verlangen zu wiſſen, wie viel etwa ein deutſcher Philolog in Morea Wein getrunken, oder wie oft ihn die Flöhe beunruhigt haben. Hr. Herold, ſcheint es, iſt derſelben Anſicht und verſteht die Aufmerkſamkeit des Leſers würdiger und geſchmackvoller zu beſchäftigen, als ſein Herr Amtsbruder Greverus in Oldenburg, über deſſen armſelige Diatribe ſich Herold's Beiträge ſo weit erheben,

---

[1] Viele Patronymica enden im Albaneſiſchen auf —iſcht. Z. B. Türkiſcht, Frengiſcht, d. i. Türken, Franken.

Quantum lenta solent inter viburna cupressi.

Was Hr. Herold von dem ſchroffen Gegenſatz und unaustilgbaren Widerwillen zwiſchen den Griechen der morgenländiſchen Kirche und ihren Brüdern, den römiſch-katholiſchen Griechen von Alt-Syra und andern Cykladen erzählt, iſt nur zu wahr. Allein vielleicht nicht ganz richtig iſt ſeine Meinung, daß dieſe katholiſchen Griechen lauter Abkömmlinge abendländiſcher Koloniſten ſeyen. Einige Primatialgeſchlechter abgerechnet, deren Familiennamen fränkiſchen Urſprung verrathen, ſind ſie doch zum Theil noch die alten, einheimiſchen Kinder dieſer Eilande, die ſeit dem Concilium von Florenz (1436) die Union mit der abendländiſchen Kirche mit unverbrüchlicher Treue bewahren, und aus dieſem Grunde von den Anhängern der Nationalkirche als Ueberläufer, falſche Brüder und Verräther gebrandmarkt und gleich unheilbar verpeſteten Gliedern vom Körper der byzantiniſchen Nation auf ewig getrennt und weggeſchnitten ſind. Nicht wer griechiſch redet, ſondern wer griechiſch glaubt, gehört zum griechiſchen Volke, und die Nationalität im byzantiniſchen Reiche hat ſich zu den Hörnern des Altars und zum ewig unwandelbaren Dogma der Kirche geflüchtet.

Zum Schluſſe wollen wir noch eine Stelle in Betreff der dicht an Delos liegenden Inſel Rheneia wörtlich anführen, weil ſie in dem Verfaſſer eine ſeltene Mäßigung und Billigkeit in Beurtheilung kirchlicher Dinge offenbart.

„Die Inſel Rheneia", heißt es S. 121, „iſt ebenfalls öde, und ihr bisheriger einziger Bewohner, ein alter Einſiedler, durch gehäſſige Strenge unkluger Beamten, die in ihrem übertriebenen Eifer für Vermehrung des Kirchenſchatzes jede leere Kapelle, jeden Zufluchtsort des Elends einziehen und feilbieten, ohne zu berechnen, wie ſehr ſie durch ihre Rückſichtsloſigkeit dem Anſehen der Regierung ſchaden, aus ſeiner ſichern Wohnung vertrieben worden. Dieſer Gewaltſtreich hat die Gemüther um ſo mehr empört, je ſchneller die Folgen davon fühlbar wurden. Wenn früher ein Schifflein durch Sturm genöthigt war, dort zu landen, ſo hatten die Seefahrer den Troſt, bei einem lebenden Weſen Aufnahme und Brod zu finden. Als ſich nun neulich ein gleicher Fall ereignete, und die bedrängten Schiffer an dem bekannten Orte Hülfe ſuchten, ſahen ſie ſich zu ihrem Schrecken getäuſcht, und der Gefahr, zu verhungern, ausgeſetzt. Denn man muß wiſſen, daß bei dem geringen Mundvorrathe, den dieſe Leute mit ſich zu führen pflegen, leicht der größte Mangel eintritt, wenn ſie durch irgend einen Zufall an der ſchnellen Erreichung ihres Zieles verhindert werden."

Vergleicht man dieſe humane ſchonende Rede mit dem tragi-komiſchen Bombaſt des Hrn. Greverus in ſeiner Kriegserklärung gegen die römiſche Kurie, ſo iſt der Leſer nicht lange zweifelhaft, auf welcher Seite der beſſere Geſchmack und der klügere Sinn zu ſuchen ſey.

J. Ph. Fallmerayer / Schriften

Erſter Band

Jakob Philipp Fallmerayer

Schriften und Tagebücher

Fragmente
aus dem Orient. Neue
Fragmente. Politiſch-hiſtoriſche
Aufſätze – Tagebücher

In Auswahl
herausgegeben und
eingeleitet
von

Hans Feigl und Ernſt Molden

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

---

1 9 1 3

München und Leipzig bei Georg Müller

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vorwort

Der Mann, von dem einſt Hebbel ſchrieb, er ſei einer der wenigen echten dramatiſchen Perſonen der Literatur und er gehöre, ſo groß die Unterſchiede der Natur und der Richtung ſein mögen, in dieſem Hauptpunkte mit Luther, Hamann und Leſſing in dieſelbe Reihe, — Jakob Philipp Fallmerayer — iſt beim gebildeten Deutſchen Publikum ſo gut wie faſt vergeſſen. Wohlgemerkt, in den weiten gebildeten Kreiſen, nicht etwa bei den Gelehrten, wo der Name des Fragmentiſten immer noch wohlbegründeten Ruf und Klang beſitzt. Vielleicht auch nicht vergeſſen bei jenen Schichten Kultivierter, deren im beſten Sinne konſervativer Inſtinkt ſich ſtets noch mitten durch die täglich anwachſende ſo viel wertloſes Erzeugnis mit ſich führende Druckflut einen Weg zu dauerndem, wenn auch verſchollenem literariſchen Gut zu bahnen wußte. Vielen, ſonſt für unſer beſtes Schrifttum keineswegs Unempfänglichen von heute bedeutet dennoch ſchon der Name Jakob Philipp Fallmerayer etwas durchaus Neues.

Und doch leuchtete einſt ſein Name als heller Stern am Himmel des deutſchen Schrifttums, war der große Tiroler zu Lebzeiten und lange noch nach ſeinem Tode viel geehrt und geleſen. Mit dieſem bedeutenden Menſchen und Schriftſteller, deſſen ſprachgewaltige „Schreibe“ jeden ſein Bereich Betretenden entzündet und fortreißt, das heutige Geſchlecht wieder bekannt zu machen, den Glanz der Fallmerayerſchen Sprache wieder aufs neue leuchten zu laſſen, ſchien mir ein verdienſtliches Werk. Niemand anderer als Otto Julius Bierbaum, der für wirkliche Größe eine feine Witterung beſaß (und deſſen Weſen durchaus nicht mit den landläufigen Vorſtellungen von dem Dichter abgetan iſt), wollte an Fallmerayer zum Schatzgräber werden. Nach dem Tode des Dichters übertrug der

Verlag dem Unterzeichneten die ſchöne, ſchon längſt in Ausſicht genommene Aufgabe, zu der er ſich mit dem Hiſtoriker Herrn Dr. Ernſt Molden verband.

Von vorneherein leitete beide Herausgeber bei der Auswahl der Fallmerayerſchen Schriften der Gedanke, vorzüglich den bezaubernden Schriftſteller, den faſt unvergleichlichen Schilderer von Land und Leuten des Orients und auch des Okzidents zu Worte kommen zu laſſen, jenen mächtigen Beherrſcher der Sprache, von der einmal Ludwig Steub ſchrieb: „Es iſt, als ob dieſe wie am Fronleichnamstage in langem, goldbrokatenem Talar und goldgeſtickter Inful, von Weihrauchwolken umſpielt, über ſanft gebogene Hügel im feierlichen Rhythmus, begleitet von Flötengebläſe und Schalmeienklang, dahinzöge.“ Dieſer klaſſiſche Proſaiſt tritt uns nun vornehmlich in dem ſeinen Namen zuerſt über den engen Kreis der Fachgelehrten hinaustragenden, ſeinen Ruhm begründenden und ewig ſchönen (zur Zeit völlig vergriffenen und ſelten gewordenen) Meiſterwerke „Fragmente aus dem Orient“ und den von Georg Thomas ſeinerzeit geſammelten „Neuen Fragmenten“ entgegen. Die rein gelehrten Werke Fallmerayers, wie die Geſchichte des Kaiſertums Trapezunt und die Geſchichte der Halbinſel Morea während des Mittelalters, kamen daher, ganz abgeſehen von der ſchon durch ihren Umfang gebotenen Rückſicht, bei dieſer Auswahl nicht in Betracht. Auch aus den „Fragmenten“ und „Neuen Fragmenten“ hieß es, wenn auch ſchweren Herzens, manches Stück noch ausſcheiden, wollte man die auf zwei Bände berechnete Ausgabe nicht allzu ſtark anwachſen laſſen, was dem Zwecke, den großen Fragmentiſten wieder zu einem weiteren Publikum ſprechen zu laſſen, ſicherlich nicht gefrommt hätte. Auch ſollte ein und der andere alle Vorzüge des Schriftſtellers und Darſtellers vereinigende Eſſay aus den politiſch-hiſtoriſchen Aufſätzen noch Platz finden, indes wir auf die Wiedergabe einzelner, an ſich rein aktueller meiſt Buchbeſprechungen enthaltender Artikel aus der „Kritiſche Verſuche“ benannten Abteilung wohl verzichten zu dürfen glaubten. Schließlich kann eine Auswahl nicht alles und jedes bringen, und wenn der eine oder andere Schätzer und Kenner Fallmerayers manche ihm vielleicht liebgewonnene Schilderung aus den „Fragmenten“ und den

„Neuen Fragmenten" vermiſſen ſollte — das Beſte wähnen wir hier vereinigt — ſo müſſen ſich eben Bearbeiter ſolcher Auswahlausgaben damit abfinden, nicht jedem gerecht werden zu können.

Vollſtändig neu und zum erſten Male veröffentlicht ſind die dem zweiten Bande angefügten Auszüge aus den Tagebüchern Fallmerayers. Näheres über dieſe ſeit Jahrzehnten im Muſeum „Ferdinandeum" zu Innsbruck unbenutzt liegenden umfangreichen handſchriftlichen Tagebuchaufzeichnungen erfährt man aus den kurzen den Auszügen vorangeſchickten einbegleitenden Zeilen im zweiten Bande dieſer Ausgabe. Es kann an dieſer Stelle nur wiederholt werden, daß ſich auch hier ſtarke Kürzungen als notwendig erwieſen, daß insbeſonders die ausgedehnten, faſt keinerlei allgemeines Intereſſe berührenden Notizen allerperſönlichſter und allerprivateſter Natur nicht danach angetan waren, in dieſe Auswahl-Ausgabe Aufnahme zu finden. Immerhin werden die kurzen Auszüge aus den Tagebüchern wohl in manchem das Bild des Schriftſtellers und Menſchen Fallmerayer vervollſtändigen und den Fragmentiſten in noch ſchärfere Beleuchtung rücken.

Auswahl und Anordnung dieſer Ausgabe wurden in gemeinſamer Arbeit von beiden Herausgebern getroffen, die dem erſten Bande vorangeſchickte Lebensſkizze Fallmerayers iſt von Herrn Dr. Ernſt Molden beigeſteuert. Ein kleines, durch den vorgeſchrittenen Druck nicht mehr zu behebendes Verſehen ſei hier vermerkt. Infolge einer irrtümlichen Bezeichnung wurden die „Fragmente aus dem Orient" anſtatt, wie es ſich gebührte, in den erſten, in den zweiten Band eingereiht, an ſich nur ein Schönheitsfehler, dem weiter keine Bedeutung beizumeſſen iſt und den jeder Leſer wohl ſelbſt leicht verbeſſern kann. Mit eigenen Anmerkungen wurde ſparſam umgegangen. Wo auch die Grenze finden, wie ſcheiden, was der eine vielleicht als beleidigende Überflüſſigkeit empfindet, der andere wieder als notwendige Aufklärung heiſcht? Nichts leichter als das Konſervationslexikon arbeiten laſſen, was die Herausgeber aber ablehnten. Dort, wo es nötig ſein ſollte, bringt ſchon jedermann, wenigſtens innerhalb ſeiner vier Wände, den von Treitſchke einmal geforderten Mut zum Nichtwiſſen auf und wird ſich, ſoweit die Aufklärung ſich nicht ohne weiteres aus dem Zuſammenhange ergeben ſollte, aus leicht zugänglichen Wiſſenskompendien Rats erholen können.

Schließlich ſei noch eine Dankespflicht abgeſtattet. Herr Univerſitätsprofeſſor Hofrat Dr. Franz von Wieſer, der Direktor des Muſeums „Ferdinandeum“ in Innsbruck, war ſo liebenswürdig, die dort aufbewahrten Tagebücher zur Benutzung nach Wien zu überlaſſen und ein Porträt Fallmerayers zur Verfügung zu ſtellen. Herrn Hofrat von Wieſer und den Herren Beamten des k. und k. Hof- und Staatsarchivs in Wien ſei der Dank für ihr Entgegenkommen an dieſer Stelle wiederholt.

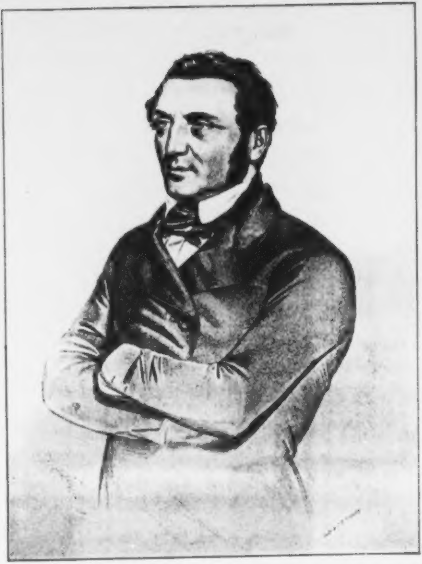
Wien, im November 1912.

Hans Feigl.

Jakob Philipp Fallmerayer

Eine Lebensſkizze.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.



Disce, puer virtutem ex me, verumque laborem,
fortunam ex aliis Virg.

J. Ph. Fallmerayer

Auf einer der Höhen oberhalb Brixen, eine viertel Stunde abſeits von der Ortſchaft Tſchötſch liegt in der Einſamkeit der Bergwieſen das kleine Baierdorf. Hier wurde im armſeligen Baumgartnerhof am 10. Dezember 1790 als eines der zwölf Kinder eines armen Taglöhners Jakob Philipp Fallmerayer geboren. In der engen dumpfen Stube ſtand ſeine Wiege und ein Bindfaden führte in die Nebenkammer zum Bett der Mutter, die nachts ihren ſchreienden Kleinen in den Schlaf geſchaukelt hat. Jakob Philipps unberühmter Bruder Johann, der neben den Brixner Lauben einen Eiſenladen erarbeitet hatte, hat das und manches andere kleine Erlebnis aus der Kinderzeit oft genug den Freunden erzählt.

Jakob Philipp Fallmerayer! Der dritten Generation, die nun ſeit ſeinen Lebenstagen heranwuchs, iſt ſein Name faſt verloren und ſind ſeine Werke verſchollen. Verloren und verſchollen vielleicht gerade, weil ſein Leben ſo reich war und weil es ſich ſo ſchwer in einen feſten Rahmen faſſen läßt. Denn Jakob Philipp Fallmerayer war weder ganz Hiſtoriker, noch ganz Politiker oder Erzähler, er war weder ganz Gelehrter noch ganz Publiziſt, ſondern von alledem etwas und dazu und vor allem ein intereſſanter Menſch mit reicher Bildung und ernſten Intereſſen, mit Augen, die zu ſehen wußten und mit einer Sprache, die das Geſehene meiſterhaft klar, bilderreich und doch einfach widerzugeben verſtand.

Es iſt auch nicht der Hiſtoriker Fallmerayer, der in ihm den Vorrang beanſpruchen darf — wiewohl er eine Theorie zur Diskuſſion ſtellte, die ſeinen Namen in jener Zeit weltbekannt machte, die durch Jahrzehnte als wiſſenſchaftliche Frage erſten Ranges erörtert und mit Eifer verfochten und mit noch mehr Eifer bekämpft und beſtritten wurde — die Theorie der ſlawiſchen Abkunft der Neohellenen; und es iſt nicht der Politiker — wiewohl ſeine Artikel über die orientaliſche Frage, als ſie in häufiger Folge in den Spalten der Augsburger

Allgemeinen Zeitung erſchienen, das größte Aufſehen erregten, wiewohl ihn die Münchner als einen der alten Wortführer der Freiheitsſache in das Frankfurter Nationalparlament wählten; der Vorrang und der Preis der Nachruhmes und ferneren Gedenkens gebührt dem Schriftſteller, deſſen Schilderungen nichts von ihrem Reiz, deſſen lebendige, ſcharfgeſehene, feingezeichnete Bilder nichts von ihrem Glanz eingebüßt haben, deſſen Sprache und Witz heute wie vor ſechzig, wie vor achtzig Jahren wirken.

Jakob Philipp Fallmerayer hat ſich ſelbſt den Fragmentiſten genannt und der Name iſt ihm geblieben, eben weil die Fragmente, die Reiſebilder aus dem Orient das Beſte und Bedeutendſte ſind, das er geſchaffen hat. Dieſe Skizzen und Gemälde orientaliſcher Landſchaften, dieſe Kulturbilder aus einer damals noch wenig bekannten Welt verdienen in der Tat einen beſondern Saal und einen Ehrenſaal in der großen Nationalgalerie deutſchen Schrifttums. Fallmerayer offenbart in ihnen nicht ſo ſehr einen Virtuoſen der Farben als einen Virtuoſen der Zeichnung, der jede ſeiner Linien ſcharf zu ſehen und intereſſant zu führen weiß. „Bewunderungswürdig und vielleicht beiſpiellos und einzig — ſagt in einem kritiſchen Artikel der Leipziger Illuſtrierten Zeitung Friedrich Hebbel von ihm*) — iſt ſein Blick für die Phyſiognomie der Erde und für das Autochthoniſche der Völker, welche ihre verſchiedenen Striche bewohnen; er ſtellt den Menſchen und die Natur, wie ſie ſich gegenſeitig bedingen, mit faſt dramatiſcher Energie hin.“

Jakob Philipp Fallmerayer beſaß dieſe dramatiſche Energie, weil er ſelbſt zu den ganz ſtarken, kernigen und knochigen Naturen gehörte, weil er ſelbſt eine feſte und kraftvolle Perſönlichkeit war: nicht nur körperlich ſtämmig und breitgebaut, aufrecht und mit durchdringenden ſcharfen Augen. Wir müſſen wieder Hebbel zitieren, den dieſe Kraftnatur gewaltig intereſſierte und anzog und der in dem ſchon erwähnten Artikel ein ganz prächtiges Urteil über Fallmerayer abgibt: „Wenn alle ſeine Gedanken verkehrt wären, alle ſeine Meinungen ſchief und alle ſeine Grillen töricht, ſo würde er dadurch ſeine Bedeutung keineswegs verlieren . . . Denn er iſt eine der wenigen echt dramatiſchen Perſonen der Literatur, er gehört, ſo groß die Unterſchiede der Naturen und der Richtungen ſein mögen, in dieſem Hauptpunkt mit Luther, Hamann und Leſſing in dieſelbe Reihe und kann darum ebenſowenig wie dieſe einem gemeinen Gelehrtenſchickſale verfallen. Das will heißen, daß Fallmerayer, wenn er ſich überhaupt regt, immer ſeinen ganzen Menſchen einſetzt und daß alſo dieſer ganze Menſch auch immer übrigbleibt, mag er nun im einzelnen Fall Recht oder Unrecht haben, viel oder wenig erbeuten und im Schnappſack nach Hauſe bringen.“

---

*) Abgedruckt in Friedrich Hebbel, ſämtliche Werke, hg. von R. M. Werner, 12. Band p. 316 ff.

Dieſe intereſſante und ſtarke Natur hat in manchem Sinn auch intereſſante und ſchwere Schickſale gehabt und ſein Leben hatte nichts von dem ruhigen Gelehrtenleben in den deutſchen Univerſitätsſtädten. Der Weg vom Brixner Hirtenbuben zum Mitglied der bayriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, zum anerkannten Gelehrten und beliebten Schriftſteller war kein leichter und ging über manchen jähen Abſturz und ging quer durch die gefährlichen Klüfte der Revolutions- und der Reaktionsjahre. Auf dem Höhepunkt ſeines Lebens und ſeiner Erfolge, als er gefördert durch die Gunſt der höchſten Perſonen im Staate die lang erſehnte Profeſſur an der Münchener Univerſität endlich erhalten hatte, riß ihn das widrige Schickſal abermals mit ſich und verſchloß dem geächteten Mitglied des Stuttgarter Rumpfparlaments von neuem die Hörſäle, ehe er auch nur einmal den Katheder beſtiegen hatte.

Iſt's zu verwundern, wenn in dem ſo ſchwer Verfolgten, der ſchließlich in Einſamkeit ſtarb, oft leidenſchaftlicher Groll aus all der Bitterkeit erwuchs und wenn er dieſem Groll manchmal nicht eben in gewählter Form Ausdruck gab? Fallmerayer hat unter ſeinen unruhigen Lebensſchickſalen ſchwer gelitten: er hat es nie ganz verwunden, daß gerade ihm alle die Stellen verſchloſſen blieben, in denen der Staat die Wiſſenſchaft unterſtützt und daß gerade er außen ſtehen mußte, wo viel Jüngere und weniger Begabte Einlaß und Aufnahme fanden. Der Schmerz, den er tief in ſeinem Innerſten getragen, iſt auf mancher Seite ſeines Tagebuchs in rührenden Worten zu leſen.

Die kleinen und geheimen Ergießungen in den täglichen Aufzeichnungen, die oft köſtlichen Randnoten, die er in ſpäteren Jahren zu dem früher Geſchriebenen machte und in denen er oft ſich ſelbſt ironiſierte, laſſen überhaupt tief in den Menſchen hineinſehen, der ſo klar und ſo gar nicht kompliziert war, und das Naive, das ganz Kindliche in Freude und Schmerz vereinigt ſich gut zu dem Bild, das wir uns von dieſem Manne machen und in dem das kraftvolle Urſprüngliche und kraftvoll Tiefe, das ganz Menſchliche, Grundton und Hintergrund geben.

Jakob Philipp Fallmerayer hatte etwas von der Natur, in der er aufgewachſen war, etwas von der Miſchung von felſig ſchroffem Nord und ſonnig weichem Süd, die ſeinem Heimattal einen beſonderen Reiz gibt. Wie hatten ſchon die Kinderaugen – Maler- und Dichteraugen ſchon damals – das Bild dieſer Heimat eingeſogen und wie groß und ſtark war die Liebe zu dem Land, in das der Hirtenbub hinausgeſchaut, allezeit in ihm geblieben! Wie treu iſt er noch im Alter in die Heimat wallfahrten gekommen, die der Neunzehnjährige heimlich und fliehend verlaſſen hatte.

Das war im wilden ſtürmiſchen blutigen Neunerjahre und ganz Tirol ſtand im Aufruhr gegen das bayriſch-napoleoniſche Regiment. Aber der junge Brixener Domſchüler, wiewohl er im beſten Rekrutenalter war, ſchloß ſich nicht den Brüdern und Freunden an, die ringsum auf den Bergen für die Befreiung von der Fremdherrſchaft kämpften. Jakob Philipp Fallmerayer drückte eine andere Fremdherrſchaft mit unerträglichen Feſſeln und er entfloh ihr. Die geiſtlichen Herren in Brixen hatten ihm gegeben, was ſie ihm geben konnten; ſeine weitere Entwicklung konnten ſie nur mehr hemmen. Wohl dankte er es ihnen und hat es ihnen ſein Leben lang nicht vergeſſen, daß ſie den Bauernbuben von ſeiner Herde weg in die Schule geholt, daß ſie ihm in ſtrenger Zucht Latein und Griechiſch beigebracht hatten. Jetzt aber handelte es ſich um die Freiheit, von der er längſt ſehnend träumte, um die Freiheit zu leſen, zu lernen, den engen Tiroler Horizont ſich erweitern zu ſehen.

So kam er nach Salzburg. In ſchwerer Lebensnot und im beſtändigen Kampf um ein ärmliches und beſcheidenes Daſein ſtudierte er ſeine Theologie – wie konnte der arme Junge vorderhand anderes auch nur hoffen. Aber ſchon führten ihn die Kollegien Pater Ragnzauns, des ſpäteren Prälaten von St. Peter, in das Studium der ſemitiſchen Sprachen und die des Profeſſor von Meus in die hiſtoriſchen Fächer ein und weckten zuerſt die Liebe zur Geſchichtswiſſenſchaft.

Bald durfte Fallmerayer dieſer ſtarken wiſſenſchaftlichen Neigung nachgeben. Eben noch war er in der Verzweiflung des Lebenskampfes bereit geweſen, als Novize in die alte Benedektinerabtei Kremsmünſter einzutreten. Der glückliche Zufall der Schwerfälligkeit oder Unfreundlichkeit der bayeriſchen Grenzbehörden hatte die Ausführung des frommen Entſchluſſes verzögert, und ein königliches Stipendium und die Wohltätigkeit eines Privatmannes boten mit einem Male die Möglichkeit, ſich ganz der Wiſſenſchaft zu widmen und eine wirkliche Univerſität zu beziehen. Fallmerayer ging nach Landshut, dem damaligen Sitz der bayeriſchen Hochſchule, und war in kurzer Zeit von ſeiner alten Sehnſucht, dem philologiſchen und hiſtoriſchen Studium, ganz gefangen. Jetzt vertiefte ſich die aus der Brixener Kloſterſchule mitgebrachte Vorliebe für die klaſſiſchen Schriftſteller und in ihrer Lektüre bildete ſich Fallmerayers eigener klarer Stil. Zugleich verſtärkte die allgemeine liberale Strömung, deren Wirkungen er in Landshut weit unmittelbarer und kräftiger zu fühlen bekam, die auch ſchon aus der Schule mitgebrachte Abneigung gegen kirchliche Kleinlichkeit und Engherzigkeit, wie er ſie in ſeiner Kindheit und Knabenzeit kennen gelernt und wie ſie der Jüngling ſelbſt als drückende Laſt empfunden hatte. Und es wuchs in der freien Luft, die er damals in den Jahren des nationalen Erwachens unſeres Volkes an der Landshuter Hochſchule atmete, jene wahre national deutſche Geſinnung, die Fallmerayer bis zu ſeinem Lebensende beſeelte und die — ſei es auch nur als nationale Trauer — aus allen ſeinen Schriften ſpricht.

Und nun, da es den letzten Entſcheidungskampf um die Freiheit ſeines Volkes gegen den Allesknechter Napoleon galt, ſtellte ſich auch Fallmerayer in die Reihen der Kämpfer. Bei Hanau — am 30. Oktober 1813 — erhielt er die Feuertaufe und wurde gleich nach dieſer erſten Schlacht öffentlich vor der Front für ſeine Tapferkeit belobt. Im Winterfeldzug des nächſten Jahres hielt er ſich nicht minder tapfer und „die mörderiſchen Gefechte im Innern Frankreichs waren — wie er ſelbſt ſchreibt — zwar für unerfahrene Jugend eine harte Probezeit, aber bei dem großartigen Umſchwung der Ideen und der Dinge zugleich die fruchtbarſte Lehrübung für ein empfängliches Gemüt.“ Er avancierte zum Leutnant und war entſchloſſen, dem Offiziersberuf treu zu bleiben. Ein ſeltſamer Leutnant, dieſer junge Philologe und Hiſtoriker, der Abends im Kriegslager der Mannſchaft oder den Kameraden aus den alten Schriftſtellern vorlas und die militäriſchen Erzählungen Cäſars im Felde praktiſch zu verwerten verſuchte. Ein ſeltſamer Leutnant, der, als ſein Regiment nach dem Friedensſchluß als ein Teil der Okkupationsarmee in der Pfalz und ſpäter bei Orleans lag, die Klaſſiker ſtudierte und mit Eifer neue Sprachen betrieb. In liebenswürdigſter und vornehmer Geſellſchaft verbrachte er einige Monate auf einem alten franzöſiſchen Adelsſchloß und hier hat, wie er ſelbſt ſpäter erzählte, der Tſchötſcher Bauernbub die Umgangsformen der großen Welt gelernt. An die im Feindesland glücklich verlebte Zeit ſchloſſen ſich dann nach der Rückkehr in die Heimat nicht minder ſchöne Jahre ruhigen Lernens in der Lindauer Garniſon.

Der Dienſt als Infanterieleutnant ließ reichliche Freiheit. „Die Liebe zu den unterbrochenen Studien erwachte mit neuer Kraft. Volle Muße nach einer ſturmbewegten Zeit, die ſchöne Landſchaft am Bodenſee und die reiche freundlich offene Bücherſammlung der alten Reichsſtadt nährten den friſchen Trieb. Mehr als zwei Jahre unausgeſetzter Anſtrengung füllten die Lücken, die der Krieg geriſſen, wieder aus und ſchufen neuen Gewinn. Zur Grammatik der alten Sprachen, mit denen der neue Arbeitszyklus begann, ward mit zähem Fleiße die neugriechiſche, die perſiſche und die türkiſche hinzugetan.“ So ſchildert Fallmerayer ſelbſt dieſe Zeit fleißiger Arbeit in der kurzen Lebensſkizze, die er ſeinem Freunde Ludwig Steub als Material zu einem künftigen Nekrolog übergeben hat*).

Um die neu erworbenen Güter beſſer verwerten und ſich den Wiſſenſchaften weiterhin ganz und gar und ungehindert widmen zu können, nahm der Leutnant im Frühjahr 1818 ſeinen Abſchied und ging als Lehrer des Lateiniſchen vorerſt nach Augsburg und von dort nach Landshut. Hier wurde er, als die bayriſche Regierung im Jahre 1826 die Univerſität in die Hauptſtadt München verlegte und zum Erſatz ein Lyzeum errichtete, als Profeſſor der Univerſalgeſchichte und Philoſophie an die neu gegründete Anſtalt berufen. Die Vorleſungen aus den kurzen Jahren dieſer Wirkſamkeit am Landshuter Lyzeum, den einzigen ſeiner akademiſchen Tätigkeit, haben Fallmerayers Ruf als akademiſcher Lehrer begründet. Seine Vorträge, nicht weniger geiſtreich als jene andern, die er ſpäter, da man ihm den Katheder verweigerte, ſchriftlich in den Spalten der Allgemeinen Zeitung hielt, zogen manchen Gaſt in den Hörſaal und allgemein war das bewundernde Urteil über die kraftvolle Begeiſterung ſeiner Sprache, die bei den Zuhörern wiederum Begeiſterung zu wecken verſtand. Es waren frohe Schaffensjahre, während derer der Landshuter Profeſſor mit zwei größeren Arbeiten vor das gelehrte Publikum zu treten vermochte: der „Geſchichte des Kaiſertums Trapezunt“ und der „Geſchichte der Halbinſel Morea während des Mittelalters“.

---

*) Allgem. Deutſche Biographie, 6. Bd. p. 558. (Leipzig 1877.)

Die Geſchichte von Trapezunt zu ſchreiben, war Fallmerayer durch eine Preisfrage der Kopenhagener Akademie der Wiſſenſchaften angeregt worden. In dieſer Arbeit konnte er ſeine umfaſſende Kenntnis der orientaliſchen Sprachen aufs glücklichſte verwerten und ein günſtiges Geſchick ließ ihn in den Archiven von Wien und Venedig reiches und intereſſantes Handſchriftenmaterial auffinden, durch das er jenes vorher völlig vernachläſſigte Gebiet mit großer Klarheit zu beleuchten wußte. Die Aufnahme, die das Werk fand, war denn auch die beſte. Karl Benedikt Haſe, der Pariſer Paläograph, der als armer deutſcher Student durch den eigentümlichſten Zufall und die Fürſprache des berühmten Mamelucken des Konſuls Buonaparte in den franzöſiſchen Bibliotheksdienſt gekommen war, die anerkannt erſte Autorität in der helleniſch-byzantiniſchen Wiſſenſchaft jener Tage, ſchrieb eine ſchmeichelhafte Kritik und nicht minder ſchmeichelhaft war das Lob Niebuhrs, der den jungen Profeſſor für ſeine Herausgabe der byzantiniſchen Geſchichtsquellen zu gewinnen ſuchte. — Fallmerayers Werk trug übrigens ſeine Bedeutung keineswegs nur in ſich, es wurde bedeutungsvoll auch durch die Anregungen, die von ihm ausgingen. Den fruchtbarſten Boden fanden dieſe Anregungen in Tübingen bei Gottlieb Lukas Friedrich Tafel, den man nicht mit Unrecht als den eigentlichen Pionier der byzantiniſchen Studien in Deutſchland bezeichnet hat.

Fallmerayer ſelbſt hatte ſich einer andern Arbeit zugewandt, die für ſeine künftige Tätigkeit bedeutſamer, ja für ſein ganzes Leben mitentſcheidend werden ſollte. Im Jahre 1830 erſchien der erſte Teil ſeiner Geſchichte der Halbinſel Morea — der zweite folgte erſt 1836 nach der großen Orientreiſe — und darin war der Satz von der ſlawiſchen Abkunft der Neugriechen aufgeſtellt und aus byzantiniſchen Quellen umſtändlich bewieſen. Die Wirkung dieſer völlig neuen Theſe mußte eine um ſo größere ſein, als eben damals der Philhellenismus durch die glückliche Beendung des griechiſchen Freiheitskampfes ſeine größten Triumphe feierte. Nun fühlte er ſich gemeinſam mit allen Bewunderern des geiſtigen Altgriechenland durch die Fallmerayerſchen Sätze geradezu perſönlich angegriffen und in ſeinen heiligſten Gefühlen beleidigt. Es entbrannte ein leidenſchaftlicher Kampf, in dem Fallmerayer faſt bis an ſein Lebensende die Waffen führen mußte und dem er einen großen Teil ſeiner Arbeiten und Studien gewidmet hat.

Die erſte Wirkung des wiſſenſchaftlichen Streites war eine gewaltige Verſtärkung der Abneigung, die an den Münchener Zentralſtellen gegen den Landshuter Profeſſor ohnehin ſchon beſtand. In ſeiner Abhandlung über die trapezuntiſche Geſchichte hatte ſich Fallmerayer ſehr frei zu ſeinen liberalen Geſinnungen bekannt und einige kräftige Hiebe gegen den ihm ſo verhaßten katholiſchen Klerus geführt. Es iſt eine ganz natürliche Erſcheinung — hatte er dort an einer Stelle erklärt — daß die weltliche Macht der Prieſter in dem Grade wächſt, in welchem die Sitten und die Kultur der Völker verwildern, und daß folglich die tiefſte Erniedrigung des menſchlichen Geſchlechtes jedes Mal der Höhepunkt geiſtlicher Allmacht iſt. Nach ſolchen Angriffen aber war es nun freilich auch wieder „eine ganz natürliche Erſcheinung“, wenn die klerikale Richtung und ihre Parteigänger, deren Macht eben um dieſe Zeit wieder auf einem jener „Höhepunkte“ angelangt war, alles daran ſetzten, an Fallmerayer Rache zu nehmen und den gefährlichen Mann wenigſtens von der

Münchener Hochſchule fernzuhalten. Ihrem Einfluß iſt es wohl zuzuſchreiben, daß er die Profeſſur nicht erhielt, um die er ſich im Jahre 1828 beworben hatte und auf welche, nach Haſes Worten, gewiß niemand gegründetere Anſprüche haben mochte als er. In dieſer Lage, in der er der heftigſten Feindſchaft der klerikalen Gruppe ſchon ſicher ſein konnte, zog ſich nun Fallmerayer auch die des Hofes und der gerade in den liberalen Kreiſen zahlreichen Philhellenen zu. War doch der bayriſche Hof in Sachen Griechenlands ſeit der Deſignierung und Beſtellung des Münchener Königsſohns Prinzen Otto zum Herrſcher des neuen griechiſchen Staates durchaus Partei — während die Fallmerayerſche Theorie, indem ſie die Sympathien der europäiſchen Philhellenen für den jungen Staat weſentlich abkühlen und mindern mußte, den griechiſchen König um eine wichtige Stütze ſeines Herrſchertums bringen konnte.

Je geringer nun die Ausſichten waren, die ſich Fallmerayer für die nächſten Jahre im Staatsdienſt eröffneten, um ſo bereitwilliger mochte er der Aufforderung Folge leiſten, den Grafen Oſtermann auf einer mehrjährigen Orientreiſe zu begleiten. Alexander Ivanowitſch Oſtermann-Tolſtoi, kaiſerlich ruſſiſcher General der Infanterie, der Kommandant der ruſſiſchen Truppen in der Schlacht von Kulm, war ein hochgebildeter, liberaler Ariſtokrat, der wie viele ſeiner Standes- und Geſinnungsgenoſſen mit dem allzu ſelbſtbewußt-autokratiſchen Abſolutismus Zar Nikolaus' I. in Konflikt geraten und deshalb aus dem Staatsdienſt geſchieden war*). Fallmerayer lernte den Grafen, der einen Begleiter für ſeine projektierte Orientfahrt ſuchte, in München kennen und im Herbſt 1831 wurde von hier aus die große Reiſe angetreten. Zuerſt ging es nach Ägypten und landeinwärts bis Nubien; im nächſten Jahre wurden Paläſtina und Syrien durchwandert, Jeruſalem, Antiochia, Damaskus beſucht. Ein längerer Aufenthalt in Konſtantinopel verſtärkte noch Fallmerayers Vorliebe für die Türken und für das Türkiſche, das er nun auch in dem feinen Stambuler Dialekt kennen und ſprechen lernte. Den Schluß der Reiſe, an die ſich ein kurzer Ausflug nach Neapel ſchloß, bildete der Beſuch des dem Orient eben erſt wieder glücklich abgerungenen Griechenland, wo zahlreiche Wanderungen den aus den alten Urkunden gewonnenen Eindruck zu verſtärken und die aufgeſtellte Theorie zu bekräftigen ſchienen*).

---

*) Fallmerayer hat ſpäter in dem Aufſatz „Die Schlacht von Kulm“ und in dem Nekrolog für den Grafen O. (Geſ. Werke II. Bd. 304 ff. u. 359 ff.) die Verdienſte des Grafen in der Schlacht von Kulm ausführlich dargelegt. Den Namen Sieger von Kulm, den er ihm wie die ruſſiſche Literatur verleiht, verdient der Graf indes ebenſowenig wie der preußiſche General von Kleiſt. Die hartnäckige Verteidigung O.s am 29. und Kleiſts am 30. Aug. 1813 und der ſchließliche entſcheidende Angriff des öſterreich. Dragonerregiments Erzhg. Johann haben gleichviel zu dem Siege beigetragen.

Im Jahre 1834 kehrte Jakob Philipp Fallmerayer in die Heimat zurück. Er brachte reiches Material für neue Arbeiten und viel neu erworbene wertvolle Kenntnis für die hiſtoriſche und politiſche Tätigkeit mit. Zu Hauſe erwarteten ihn große Überraſchungen: Man hatte die Landshuter Stelle durch einen andern beſetzt und es war nicht ſchwer zu erraten, daß man ihn überhaupt von der öffentlichen Lehrtätigkeit fernzuhalten ſuchte**). Sein Platz ſei in der Akademie — wurde ihm in München im Miniſterium geantwortet — dort könne er Abhandlungen verfaſſen und Vorträge halten, wieviel und wie oft es ihm beliebe. Tatſächlich wurde auch im Frühjahr 1835 ſeine Wahl zum ordentlichen Mitglied der hiſtoriſchen Klaſſe der Akademie der Wiſſenſchaften vom König beſtätigt, aber die Erlaubnis, öffentliche

*) Das Tagebuch F.4 über dieſe erſte Orientreiſe iſt in zwei Heften enthalten, die ſich im Beſitz des Muſeum Ferdinandeum in Innsbruck befinden. Der weſentliche Inhalt der Aufzeichnungen kehrt indes in den Fragmenten aus dem Orient wieder, zu denen ſie das Skizzenmaterial boten. Die Herausgeber haben deshalb von ihrer Aufnahme in dieſe kurzgefaßte Auswahl abgeſehen.

**) „Quant au sort, qui attend ma personne, il est facile à prévoir. Un grand personnage, muni d'un portefeuille et de la confiance illimitée de son maitre, a déclaré hautement que la Professeur Fallmerayer est un homme distingué par ses talents et son savoir, mais qu'il ne doit pas être professeur. Mon remplaçant a été déstitué il y a deux mois pour avoir parlé avec trop de liberté et dans un sens opposé au système catholique dominant en Bavière . . . Ma carrière professorale en Bavière est à jamais terminée; l'instruction publique va être organisée à l'instar de l'Autriche ou de la Russie.“ (Fallmerayer an Graf Oſtermann-Tolſtoi, d. d. 31. Auguſt 1834.)

Vorleſungen über Geſchichte anzukünden, wollte man nur unter der Bedingung erteilen, daß ihr Beſuch den Univerſitätsſtudenten verboten bliebe. Fallmerayer verzichtete daraufhin vollkommen auf dieſe Vorträge vor einem „höheren Publikum".

So gehörten die nächſten Jahre ausſchließlich dem Studium und großen Reiſen in Deutſchland, Italien und Frankreich. Er beſuchte mit dem Grafen Oſtermann das Schlachtfeld von Kulm, er arbeitete in den italieniſchen Archiven und in Paris, wo Karl Benedikt Haſe inzwiſchen Konſervator an der Handſchriftenabteilung der königlichen Bibliothek geworden war. In Tübingen ſchloß er die engſte Freundſchaft mit Gottlieb Tafel, mit dem er ſchon lange im Briefwechſel geſtanden und dem er ſchon vor Jahren eine Reihe der trapezuntiſchen Geſchichtsquellen zur Herausgabe überlaſſen hatte. Das herzliche Verhältnis zwiſchen den beiden Gelehrten hat ſich von da ab nicht mehr gelockert und die byzantiniſche Forſchung iſt ihm vielen Dank ſchuldig. „An die glänzenden Namen dieſes Freundſchaftspaares — ſagt Georg Martin Thomas, der dritte in ihrem Bunde*) — knüpft ſich neben Haſe und Niebuhr für Deutſchland die erneuerte Wiſſenſchaft von Byzanz; ſie waren die erſten der Zeit, die erſten dem Rang nach, welche auf die Wichtigkeit dieſer mittelalterlichen Studien hinwieſen. Tafel und Fallmerayer haben das Verdienſt, unwiderleglich dargetan zu haben, wie unzertrennlich im Byzantinertum und in dem, was ſich darauf ſtützt und es heute noch darſtellt, Staat und Kirche nicht bloß verknüpft, ſondern vielmehr in einen theokratiſch-politiſchen Körper verwachſen iſt; jener mehr für die gelehrte, dieſer für die politiſche Welt."

Zur ſelben Zeit — an der Wende der dreißiger und vierziger Jahre — drohten die ehrgeizigen Pläne des berühmten Mehemed Ali, Vizekönigs von Ägypten, nicht nur abermals die Ruhe des Orients zu ſtören, ſondern ſogar einen europäiſchen Krieg heraufzubeſchwören. Mit einemmal war die orientaliſche Frage wieder akut: an den europäiſchen Höfen gingen diplomatiſche Verhandlungen, der Tod des Sultans Mahmud II. beſchleunigte die Entſcheidungen in

---

*) „Zur Lebensgeſchichte Fallmerayers." Geſammelte Werke von J. Th. F., hg. von Georg Martin Thomas, Leipzig 1861. 1. Bd. p. XXIX.

Konſtantinopel und die großzügige Reformaktion des neuen Großveziers Reſchid Paſcha, in Syrien landeten engliſche und öſterreichiſche Matroſen, um die Truppen Mehemed Alis wieder über die Landenge zu treiben und nach der Zurückweiſung der Ambitionen des Vizekönigs entſtand in den Londoner Konferenzen der berühmte Dardanellenvertrag von 1841. Fallmerayer vermochte ſeine Reiſeſehnſucht nicht weiter zu bezähmen. „Angeborene Wanderluſt und Neugierde, die Wendung der türkiſchen Angelegenheiten in der Nähe zu ſehen, gönnten ihm keine Ruhe“*).

Am 6. Juli 1840 verließ er München. Von Regensburg aus fuhr er mit kurzem Aufenthalt in Linz, Wien und Budapeſt die Donau hinunter und von ihrer Mündung ging es durch das Schwarze Meer nach Trapezunt. Zwei Monate wendete Fallmerayer hier daran, ergänzendes Material zur byzantiniſch-trapezuntiſchen Geſchichte zu ſammeln – er hat es dann unter dem Titel „Originalfragmente, Chroniken uſw. zur Geſchichte des Kaiſertums Trapezunt“ herausgegeben**) – und alle die Stätten zu beſuchen und zu durchforſchen, als deren Geſchichtsſchreiber er vor fünfzehn Jahren ſeinen Ruf begründet hatte. Im Oktober 1840 kam er nach Konſtantinopel und blieb ein ganzes Jahr. „Der Aufenthalt hier“ – ſchrieb er ſpäter – „ward ausſchließlich auf beſſere Erlernung des Türkiſchen verwendet und nebenher eine Reihe Artikel über die Dinge des Orients in der ‚A. A. Z.‘ ununterbrochen fortgeführt.“ Dieſe Verbindung mit dem damals führenden deutſchen Blatt war zwei Jahre vorher angeknüpft und die viel geleſenen und ſehr geſchätzten Fallmerayerſchen Korreſpondenzen waren im Juni 1839 mit einem Artikel über Aleppo eröffnet worden. Seither hat Fallmerayer in den Spalten der Augsburger Allgemeinen Zeitung über die Eindrücke und Ergebniſſe ſeiner Reiſen genau und regelmäßig Bericht erſtattet – es entſtanden jene Fragmente aus dem Orient, die den Ruhm ihres Autors in ganz Deutſchland und über ſeine Grenzen hinaus verbreiteten. Zum guten Teil wohl als Gedächtnisbehelf und als Skizzen für dieſe Gemälde wurden von nun ab auch die täglichen Aufzeichnungen weit eingehender und umſtändlicher geführt, die von hier bis in Fallmerayers letzte Tage ein ununterbrochenes, unmittelbares Bild ſeines Lebens geben. Zugleich war an den Abenden des Konſtantinopeler Winters reichlich Muße vorhanden, auch die älteren biographiſchen Notizen durchzuſehen. „Sie werden – wie im Tagebuch angemerkt iſt – kommode und nicht ohne mancherlei Empfindung und Nachgenuß ergänzt, sunt quasi Confessiones im Sinne S. Auguſtini und J. J. Rouſſeaus, nur ohne Talent und Kunſt[*].“ – Der Beſuch der Athosklöſter im Spätherbſt 1848 und der zum größten Teil in Theſſalien verbrachte griechiſche Winter waren tiefe Eindrücke für den Reiſenden. Die etnographiſchen Forſchungen über die modernen Griechen wurden mit großem Eifer weiter betrieben, trotzdem aber gab es in Athen ſchließlich eine halbe Ausſöhnung mit der helleniſchen Gelehrtenwelt und Intelligenz, bei der der Urheber der Slawentheorie ſich begreiflicherweiſe nicht wenig verhaßt gemacht hatte.

---

*) Aus den ſchon früher zitierten ſelbſtbiographiſchen Skizzen.

**) Abhandlungen der königl. bayr. Akademie der Wiſſenſchaften, 2 Abteilungen, München 1843 u. 44.

Im Sommer 1842 traf Fallmerayer wieder in der Heimat ein. Ein kurzer Aufenthalt in Brixen ließ den für alle Huldigungen wie für das beſcheidenſte Lob gleich Empfänglichen ſich im Glanz ſeiner Berühmtheit ſonnen. „Zivilautoritäten erſten Ranges, Edelleute und Offiziere kommen, ehren, fetiren den Landsmann“, notiert hier, wo er einſt als unbeachteter Bauernbub das Vieh geweidet hatte, nun mit Stolz der berühmte Profeſſor und am Rand des Tagebuchblattes ſteht eine jener launigen Bemerkungen, wie er ſie in ſpäteren Tagen der Rückerinnerung zu machen pflegte und in denen er über die Regungen der eigenen Eitelkeit ſpottet[**]. – In München ſelbſt wurde Fallmerayer mit nicht geringerer Auszeichnung begrüßt, „me esse nunc in vigore . . . Drei halbe Bier getrunken und ſelig zu Bette gegangen,“ heißt es in den Aufzeichnungen am 20. Auguſt 1842. Es waren ſchöne und reiche Erntejahre, die jetzt begannen, Jahre der literariſchen Erfolge und der äußern Anerkennung. Das

---

[*] „Dieſes Konzept mit der ganzen biographiſchen Skizze von A. 1790—A. 1818 zu Lindau am Bodenſee verbrannt A. 1855 im September.“ (Randnote F.s zum 2. Oktober 1840.)

[**] Die Anmerkung lautet: O du Eſel! 8. September 51.

Erſcheinen der „Fragmente aus dem Orient“, zweier ſtattlicher Bände*), in denen die beſten der Reiſeartikel zuſammengefaßt waren, wurde zum literariſchen Ereignis, die Vorrede, die Fallmerayer dem erſten Band vorausſchickte, machte es auch zu einem politiſchen. „Es iſt in die große Bewegung der vierziger Jahre“ – ſagte Profeſſor Max Müller an Fallmerayers Grab – „kein gewaltigerer Zündſtoff geworfen, die Schäden unſerer Zeit und unſeres Vaterlandes ſind nirgends lebendiger, ſchwungvoller und ſchärfer charakteriſiert und ſo ihre Heilung angebahnt worden.“ Die Freunde feierten den glücklichen Autor und in der Münchener Geſellſchaft erntete er namentlich von Seite der Damen reiches beglückendes Lob. Der bayeriſche Kronprinz, Maximilian Joſef, rief den Gelehrten zu ſich und bekannte ſich als ſein begeiſterter Bewunderer. Die Univerſitäten von Freiburg und Tübingen – Tübingen hatte ihm ſchon 1842 das Ehrendoktorat verliehen – bewarben ſich um ſeine Perſon. In Berlin fand er bei Schelling und ſeinem wiſſenſchaftlichen Gegner Zinkeiſen die ehrendſte Aufnahme und noch herzlicher war der Empfang, den man ihm in Wien bereitete, als er im Jahre 1846 einer Einladung des Fürſten Franz Dietrichſtein dahin folgte.

Die Tagebücher jener Zeit geben die Geſchichte der Freundſchaft zum bayriſchen Kronprinzen. Bald ſteht Fallmerayer zu ihm in engen und innigen Beziehungen. Im Oktober 1844 wird er zum erſtenmal auf das Schloß Hohenſchwangau eingeladen und von da ab iſt er durch mehrere Jahre regelmäßiger Herbſtgaſt des Prinzenpaares. Der Kronprinz und ſeine Gemahlin, eine Prinzeſſin von Preußen, begegnen ihm mit der größten Liebenswürdigkeit, er wird der fröhliche und beliebte Gefährte ihrer ländlichen Ausflüge und beſcheidenen Geſelligkeiten. In den täglichen peripathetiſchen Konferenzen mit Maximilian Joſef knüpft ſich ein herzliches Freundſchaftsverhältnis. Der Prinz nennt ſich ſein Schüler – „ein läſtiger Schüler“ oft –, in „den vertrauteſten Ergießungen“ teilt er ihm ſeine Lebenspläne mit und ſie treiben in freier Aufrichtigkeit „Kritik“ an den „großen Häuptern“ und an den „Zeitläuften“. Fallmerayer ſchenkt dem um vieles jüngeren Freund aus dem reichen Schatz ſeines hiſtoriſchen Wiſſens und ſeiner politiſchen Erfahrung und mag damals im Denken und Fühlen des Kronprinzen manchen Keim gelegt haben, der ſich während der Regierung des Königs entfaltet hat. Er wurde ſo einer der Bildner an dieſer intereſſanten Fürſtengeſtalt.

---

*) Stuttgart, 1845. Die neue von Thomas beſorgte Auflage erſchien 1877.

Ein Stipendium Maximilian Joſefs ermöglichte Fallmerayer im Jahre 1847 ſeine dritte große Reiſe in den Orient. Sie führte ihn über Trieſt nach Griechenland, wo er ſich als Gaſt des öſterreichiſchen Geſandten von Prokeſch, nachmaligen Grafen von Prokeſch-Oſten, lange genug aufhielt, um die alten Beziehungen zu den intereſſanteſten Perſönlichkeiten der Athener Geſellſchaft zu erneuern. Auch in Konſtantinopel war er von der öſterreichiſchen Diplomatie zu Gaſt geladen und verbrachte hier den Sommer im Stadtpalais und im Landhaus der Internuntiatur und im täglichen regen Verkehr mit dem damaligen Internuntius Grafen Stürmer. Durch ihn lernte er die bebedeutendſten türkiſchen Staatsmänner perſönlich kennen. Ein feſtliches Gaſtmahl in Haider Paſcha, der kleinen Villenvorſtadt am Marmara-Meer, bot den Anlaß, auch dem Sultan Abd-ul-Medſchid vorgeſtellt zu werden, deſſen Lob er ſo oft in ſeinen Artikeln verkündet hatte und der wenige Monate ſpäter als ſichtbares Zeichen ſeines Dankes den Münchener Gelehrten durch die Verleihung eines Ordens auszeichnete*). Im Spätherbſt 1847 verließ Fallmerayer die türkiſche Hauptſtadt wieder und verbrachte den Winter zum Teil in Paläſtina, zum Teil bei Freunden in Smyrna. Hier trafen ihn, während er ſich unter den blühenden Frühlingsbäumen des ländlichen Burnabat von den Reiſeanſtrengungen erholte, in der gleichen Woche die erſten Nachrichten von der ausbrechenden Revolution in Paris und die Mitteilung des königlichen Dekretes, das ihn an Stelle Joſef von Görres' als Profeſſor der Geſchichte an die Münchener Univerſität berief. In raſcher Folge kamen die Zeitungsmeldungen vom Übergreifen der Revolution nach Deutſchland und von dem völligen politiſchen Umſturz. Sein Kronprinz war durch den Verzicht des Vaters auf den Thron berufen, in der alten Krönungsſtadt Frankfurt ſollte ein deutſches Volksparlament zuſammentreten – die Hoffnungen von Jahrzehnten ſchienen ſich mit einemmal alle erfüllen zu wollen.

*) F. erhielt im April 1848 den Niſchan Iſtihar in Diamanten verliehen.

Jakob Philipp Fallmerayer fuhr quer durch das Meer und über die Alpen mitten in dieſe neue Zeit hinein. Am 15. April kam er in München an, ſchon am nächſten Tag ſtand er vor dem jungen König und fand den herzlichſten Empfang. In langen Unterredungen offenbarte ſich die alte Freundſchaft, und Fallmerayers Tagebuch, flüchtig geführt in dieſen aufgeregten Tagen, verzeichnete den Satz: „Gott ſegne das Tun dieſes redlichen und verſtändigen Fürſten!“ Das unruhige neue Leben forderte, während der Gelehrte ſeine Antrittsbeſuche als Profeſſor machte, den Politiker. Abgeſandte der Bürgerſchaft erſchienen, um Fallmerayer das Mandat der Münchener Vororte für die Nationalverſammlung anzutragen und die Wähler erhoben ihn mit großer Mehrheit neben dem Nationalökonomen Friedrich von Hermann zu ihrem Vertreter. Nach einer letzten Audienz bei Max II. – „clam, sed ardenter“ – reiſte er nach Frankfurt ab, wo die glänzende Verſammlung, die über Deutſchlands Zukunft entſcheiden ſollte, eben zuſammentrat.

Als hätte er einen Augenblick der Vorahnung des Unglückes gehabt, das aus dieſem Schritt für ihn folgen ſollte, hatte Fallmerayer einigermaß[illegible] gezögert, das Abgeordnetenmandat anzunehmen. Erſt dem Drängen ſeines Freundes Thomas, des alten liberalen Parteimannes, gelang es, die Bedenken zu zerſtreuen, die ſo gerechtfertigt geweſen waren. Nicht nur,daß ein hartnäckiger Katarrh Fallmerayer damals am öffentlichen Sprechen hinderte und ihn ſo von vornherein davon ausſchloß, als Redner eine Rolle ſpielen zu können – ſein ungeduldiges, allen kleinlichen Dingen abgeneigtes Weſen mußte ihn zu einem ſchlechten Mitarbeiter an dem Werke machen, um das es ſich beim Ausarbeiten der Reichsverfaſſung vor allem und faſt ausſchließlich handelte. Die politiſche Kleinſtaaterei, die ſich auch hier unter den Volksvertretern breit machte, widerte ihn an und das Paragraphieren und Regiſtrieren war ganz und gar nicht ſeine Sache. War er doch – wie Thomas in ſeiner biographiſchen Skizze ſagt – „zugleich durch Erfahrung und Auffaſſung ein Mann großer und weiter Perſpektive . . . Hiſtoriker und Politiker im Stile großer Nationen und weltbeherrſchender Staaten, wie ein Venezianer des fünfzehnten, ein Brite des neunzehnten Jahrhunderts.“

Die Bitterkeit iſt wohl zu begreifen, mit der dieſer Mann, durch ein körperliches Leiden immer wieder gequält und ſchon den Bankerott ſeiner neuerblühten Hoffnungen vorausſehend, die Frankfurter Zuſtände beurteilte. Aber ſtatt aus alledem die Konſequenzen zu ziehen und ſein Mandat niederzulegen, hielt ſich Fallmerayer für verpflichtet, die einmal übernommene Aufgabe bis zum Ende zu führen. Ein ſchweres Verhängnis, das in ſeinen traurigen Folgen für ſein ganzes ferneres Leben beſtimmend wurde und ihn am Beginn des Greiſenalters noch einmal und für immer aus der Ruhe der ſo ſpät erreichten wiſſenſchaftlichen Stellung herausriß.

Fallmerayer ging mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart. Er hatte ſelbſt gegen die Verlegung der Verſammlung geſtimmt, aber da ſie beſchloſſen war, fügte er ſich der Mehrheit — einer geringen Mehrheit von 71:64 — und ſo wurde er Augenzeuge jener kläglichen Szenen, die in der württembergiſchen Hauptſtadt dem erſten deutſchen Nationalparlament ein trauriges und beſchämendes Ende bereiteten. Waffengewalt ſprengte am 18. Juni 1849 ſeine letzten Reſte auseinander und die einzelnen Deputierten wurden zur ſchleunigen Abreiſe aufgefordert. Fallmerayer fuhr nach der Schweiz. Sie blieb ihm ein Exil, als gegen ihn wie gegen die andern Teilnehmer an der Stuttgarter Tagung wegen Hochverrates Verhaftungsbefehle ergingen*). Die Profeſſur, die er nie ausgeübt hatte, war ihm wieder abgenommen worden und eine kleine Penſion war die einzige Erinnerung, die er von ihr behielt.

Erſt im Frühjahr des nächſten Jahres, nachdem die Amneſtie erlaſſen worden war, konnte Fallmerayer, der den „unbeſonnenen, von Gott verlaſſenen Schritt in Stuttgart" längſt bereut hatte, nach München zurückkehren. Er mußte ſich wieder in das ſtille Leben eines Privatgelehrten hineinfinden und ſich damit begnügen, in den Abhandlungen der Akademie und in den Zeitungsſpalten ſeine Meinung ſagen zu können. Aber er fand auch ſo Anerkennung und manche Genugtuung. In den Jahren der orientaliſchen Kriſe von 1853 – 1856, als an den Küſten des Schwarzen Meeres unter den Mauern von Sewaſtopol wichtige Entſcheidungen ausgetragen wurden, waren ſeine Artikel viel begehrt und ſein politiſches Urteil als das eines der ausgezeichnetſten Kenner der Verhältniſſe und der Staatsmänner des Orients beim Publikum wie bei den Regierungen gleich beachtet.

---

*) „Das Unerhörte, das Tragikomiſche iſt geſchehen; Fallmerayer, der Geſchichtſchreiber von Morea und Trapezunt, ein Denker und Gelehrter von jener ernſten, gediegenen und zugleich einer klaſſiſchen Feder mächtigen Gattung, welche Bayern gerade nicht in Überfluß beſitzt, wird einem Dieb und Landläufer gleich mit Steckbriefen verfolgt..." (Augsb. Allg. Zeitung vom 27. Oktober 1849.)

Auch in der großen wiſſenſchaftlichen Frage ſeines Lebens, in Angelegenheit ſeiner griechiſchen Theorie ergriff der „Fragmentiſt" noch einmal das Wort. In den Abhandlungen der Akademie erſchien an der Wende der fünfziger und ſechziger Jahre in drei Folgen eine Arbeit über „Das albaneſiſche Element in Griechenland", deren letzten Teil der Autor wenige Tage vor ſeinem Tode eben noch in der Korrektur durchſehen konnte*). Die darin enthaltenen Unterſuchungen bildeten die Fortſetzung der älteren Schriften über die ſlawiſche Koloniſation und brachten damit dieſe Forſchungen für die ganze Zeit des Mittelalters zu einem gewiſſen Abſchluß. Die Arbeit, die Fallmerayer auf dieſem Gebiete im Laufe von mehr als drei Jahrzehnten geleitet hat, ſtellt ſein großes Verdienſt um die hiſtoriſche Wiſſenſchaft dar. Denn mochte auch Haſe ſchon vor dem Erſcheinen der Fallmerayerſchen Schriften ähnliche Gedanken ausgeſprochen haben**), ſo blieb es doch Jakob Philipp Fallmerayer vorbehalten, die vorher ganz unbekannte und unbeachtete Geſchichte des mittelalterlichen Griechentums zum erſtenmal zum Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen zu machen. Und mag an ſeiner Hypotheſe vom ſlawiſchen Urſprung der Neugriechen viel oder wenig oder ſelbſt alles zu widerlegen ſein, ſo bleibt ihr doch das Verdienſt, indem ſie zum Ausgangspunkt eines leidenſchaftlichen Streites wurde, zur gründlichſten Erforſchung der mittelalterlichen griechiſchen Geſchichte angeeifert zu haben. Fallmerayer ſelbſt aber glaubte eben jenen Satz aus den alten Chroniken ableſen zu können und meinte ihn durch die große Zahl ſlawiſcher Namen, die er auf ſeinen griechiſchen Wanderungen antraf, aufs klarſte beſtätigt zu ſehen. Der Widerſpruch der Gegner ließ ihn ſeine Meinung nur um ſo ſchärfer formulieren. „Das Geſchlecht der Hellenen" — ſchrieb er — „iſt in Europa ausgerottet. Eine zweifache Erdſchicht, aus Trümmern und Moder zweier neuer und verſchiedener Menſchenraſſen aufgehäuft, deckt die Gräber dieſes alten Volkes. Und nicht ein Tropfen echten und ungemiſchten Hellenenblutes fließt in den Adern der chriſtlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands. Ein Sturm faſt ohnegleichen hat über die ganze Erdfläche zwiſchen der Donau und dem innerſten Winkel des Peloponneſos ein neues, mit dem großen Volksſtamme der Slawen verbrüdertes Geſchlecht von Bebauern ausgegoſſen. Eine zweite, vielleicht nicht weniger wichtige Revolution durch Einwanderung der Albaneſen in Griechenland hat die Szene der Vernichtung vollendet. Das Wort „Grieche" bezeichnet heute nicht mehr, wie ehemals, die zwiſchen dem Tempetal und den Strömungen des Eurotas angeſiedelten Kinder Deukalions ſondern alle jene Völkerſchaften, welche im Gegenſatz mit der Lehre Muhameds und der römiſchen Kirche Geſetz und Glauben von dem Patriarchenthrone zu Byzanz empfangen haben."

---

*) München 1857, 1860 und 1861.

**) „Konſtantinus Porphyrogenetus' einfache Äußerungen reichen, dünkt mich, hin, um zu beweiſen, daß im ſiebenten und achten Jahrhundert die helleniſche Bevölkerung des Peloponnes faſt gänzlich verſchwunden und durch ſlawiſche Anſiedler erſetzt war. . . ich freue mich, daß wir beide, jeder auf ſeinem Wege, zu denſelben Ergebniſſen gekommen ſind." (Haſe an Fallmerayer, d. d. Paris, 16. März 1829. bei Thomas, a. a. O. I. p. XXVI.)

Die von Fallmerayer, aber auch von andern Forſchern und Reiſenden feſtgeſtellte albaneſiſche Einwanderung, deren Spuren ſich übrigens in der Sprache leicht nachweiſen ließen, war im weſentlichen von niemand beſtritten worden. Um die ſlawiſche Hypotheſe aber, die Fallmerayer ſelbſt in ſeinen 1845 erſchienenen „Fragmenten aus dem Orient" ſchon viel maßvoller und ruhiger wiederholte, entbrannte ein heftiger wiſſenſchaftlicher Krieg. Während die einen ſie beleidigt und empört verwarfen und maßloſe Angriffe auf ihren Urheber richteten, nahmen andere, und darunter nicht wenige durch die politiſchen Enttäuſchungen bekehrte Philhellenen, ſie ſchließlich an. Die wiſſenſchaftliche Welt aber, ſoweit ſie ihre Objektivität bewahrt hatte, ging daran, die ganze Frage noch einmal zu durchforſchen und zu überprüfen. Da vermochten denn ſchon Bartholomäus Kopitar, der

Wiener Slawiſt, und Profeſſor Zinkeiſen in Berlin, deſſen Geſchichte Griechenlands 1832 zu erſcheinen begann, manche Fehler und Flüchtigkeiten Fallmerayers nachzuweiſen. Ein weit beſſerer Angriffspunkt aber bot ſich dieſen Kritikern und Überprüfern, ſeit Fallmerayers Abhandlung über Athen und Attika erſchienen war*). In ihr hatte er aus einer Mönchschronik des Kloſters des heiligen Anargyri, die ihm der neugriechiſche Gelehrte Kyriakos Pittakis überlaſſen hatte, ſcheinbar unwiderleglich nachgewieſen, daß Athen vom ſechſten bis zehnten Jahrhundert wüſt geſtanden wäre. Ludwig Roß und Karl Hopf aber gelang es bald, nicht nur dieſe neue Theſe ganz umzuſtoßen, ſondern jene alte Mönchschronik als eine Fälſchung zu entlarven, durch die Fallmerayer und wahrſcheinlich auch ſchon ſein Mittelsmann irre geführt worden waren**). Schließlich konnte als Reſultat aller neueren Forſchungen über den ganzen Komplex dieſer Fragen bis zu einem hohen Grad von Gewißheit erhoben werden, daß Fallmerayers Theorie nur in ſehr beſchränktem Umfang auf Richtigkeit Anſpruch machen kann***). Wenn nun auch dieſe Feſtſtellung den Wert der Fallmerayerſchen Arbeiten ſelbſt weſentlich einſchränkte, ſo ließ man doch jenes Verdienſt als das des großen Anregers der griechiſch-byzantiniſchen Geſchichtsſchreibung unberührt und unverändert beſtehen.

Fallmerayer lebte noch bis 1861. Gerne hätte er die vom Schickſal auferlegte Muße zu einer letzten Reiſe in den Orient benützt und die liebgewonnenen Stätten und die alten Freunde noch einmal beſucht. Sein körperlicher Zuſtand, die Beſchwerden eines gichtiſchen Leidens und immer wiederkehrender Katarrhe, erlaubten es nicht. So beſchränkte er denn ſeine Reiſen auf die ſommerlichen Badefahrten und auf die alljährlichen Beſuche in der Villa des Grafen Oſtermann am Genfer See, denen erſt der Tod dieſes alten Freundes und treuen Gönners ein Ende machten. Das frühere Verhältnis zu ſeinem andern Freund und Gönner, zu König Max II., war wohl nicht wieder hergeſtellt worden und dem Kreis, den der kunſtſinnige, ſchönheitsbegeiſterte Monarch um ſich ſammelte, gehörte Fallmerayer nicht mehr an; aber es kam doch zu einem letzten verſöhnenden Wiederſehen, bei dem die alte Herzlichkeit noch einmal wieder aufleuchtete. Freilich „der Empfang war wehmütig von beiden Seiten“. Wehmut war überhaupt die Grundſtimmung dieſer letzten Jahre und ein ſchwerer melancholiſcher Zug konnte ſich oft bis ins krankhafte ſteigern, machte ein anderes Mal freilich auch wieder der alten launigen kindlichen Fröhlichkeit Platz. Durch die kleinen Geld- und Wechſelgeſchäfte, in denen er ſein erworbenes Kapital mit Geſchick zu vermehren wußte, ließ er ſich gerne in Anſpruch nehmen*); im Leſen ſeiner alten römiſchen und griechiſchen Klaſſiker empfand er noch die alte Freude. Im Grund aber ſind die Aufzeichnungen aus dieſen Jahren voll kleiner und großer Klagen. Er empfand die Einſamkeit des unverheiratet Gebliebenen und fühlte ſchmerzliche Zweifel am eigenen Wert, da er durch kein großes einheitliches Lebenswerk ſich die wiſſenſchaftliche Unſterblichkeit zu ſichern vermocht hatte. Die Krankheit und die Trauer um ſo viele zerſtörte Hoffnungen machten ihn verbittert und reizbar und oft genug ungerecht im Urteil. Das führte dann zu ſchweren Konflikten und verſchloß ihm manche Türen. Aber die alten Freunde, Georg Thomas, Ludwig Steub, Graf Bothmer blieben ihm treu und auch die jüngere Generation, Friedrich von Bodenſtedt, Emanuel Geibel, Paul Heyſe, Adolf Pichler — —, ließ ſich hin und wieder bei ihm ſehen.

---

*) „Welchen Einfluß hatte die Beſetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schickſal der Stadt Athen und der Landſchaft Attika?“ Erſchienen 1835.

**) Ludwig Roß, „War Athen jemals 400 Jahre verödet“ (Kieler Allg. Monatsſchrift, 1853) u. „Die Mönchschronik von Athen“ (Deutſches Muſeum 1854); ferner Karl Hopf „Geſchichte Griechenlands im Mittelalter u. der Neuzeit“ (Erſch-Grubers Enzyklopädie, Bd. 85, 86; 1868.)

***) G. F. Hertzberg, Geſchichte Griechenlands, Gotha, 1876; 1. Bd. p. 23. — Hertzberg handelt an dieſer Stelle ausführlich über F.s Theorie. Darüber ſiehe auch K. Mendelsſohn Bartholdy, Geſchichte Griechenlands, Leipzig, 1870; 1. Bd. p. 31 ff.

---

*) „Ich denke früh und ſpät an die kleinen Geld- und Wechſelgeſchäfte, die ich in der Stadt herum mache und die mir honetten Gewinn bringen, weil ich genügſamer und billiger bin als jener Runx bei Kotzebue.“ (Aus einem Brief F.s, d. d. München, 27. April 1853. — Zeitſchrift des Ferdinandeums für Tirol u. Vorarlberg, 3. Folge, 55. Heft, Innsbruck 1911. p. 164 ff.)

Im Herbſt 1860, da er ſich nach einem Kuraufenthalt im Stahlbad Steben kräftiger als ſeit langem fühlte, ging Fallmerayer mit viel Freude und großem Eifer an die Sammlung ſeiner verſtreuten Schriften, die er in einer Auswahl herauszugeben gedachte. Er konnte dieſe Arbeit nicht mehr vollenden, aber ſie war doch in Prüfung und Ordnung ſo weit gediehen, daß ſie Georg Martin Thomas nach dem Tode des Freundes ohne große Änderungen in Druck zu geben vermochte. Früher und heftiger als ſonſt waren im Vorfrühjahr 1861 Fallmerayers alte Übel wiedergekehrt. Sie feſſeln ihn diesmal faſt völlig ans Zimmer. Um die Mitte des April mehren ſich Ohnmachten und Schwächezuſtände und das Tagebuch wird zu einer rührend traurigen Krankengeſchichte. Aber noch freut er ſich an dem jungen Frühling und notiert mit der gewohnten Genauigkeit ſeine Wetterbeobachtungen. Am 22. April, einem Montag, ſtehen als letzte Eintragung des Tagebuches die zwei armen Worte: „Fahle Sonne — — — —.“ Es iſt, als würde man bei ihrem Leſen dieſes Leben ausklingen hören und den einſamen Greis hinüberſchlummern ſehen.

Jakob Philipp Fallmerayer ſtarb in der Nacht vom 25. auf den 26. April 1861.

Dr. Ernſt Molden.

Konſtantinopel und ſeine Umgebungen

(1853)

BIBL.
VNIVERS.
TICIN.

I.

Jetzt weiß und empfindet in Europa freilich jedermann, was in der Politik der anatoliſche Katholizismus und die große Holzſtadt am Bosporus zu bedeuten haben. Was früher niemand hören und glauben wollte, wird jetzt in allen Organen der Öffentlichkeit, am eleganteſten und geiſtvollſten aber, wie allezeit, im Journal des Débats als Unterbau und Ausgangspunkt der diplomatiſchen Verhandlungen über die Dinge am Goldenen Horn anempfohlen. Um ſo peinlicher ſind die Widerſprüche, das Schwanken, die Leerheit und Petulanz oft ſelbſt der telegraphiſchen Depeſchen, die heute widerrufen, was ſie geſtern als „verläſſige Mitteilung“ aus Konſtantinopel verkündet haben, wenn ſie nicht gar an einem und demſelben Tage Hoffnung zu naher Verſtändigung und Unvermeidlichkeit des Kampfes, Nachgiebigkeit und Trotz der Osmanen, Mäßigung und Inſolenz des zariſchen Botſchafters in das ungeduldig harrende Europa melden.

Man ſieht es deutlich, die Staatskünſtler und ihre berichtgebenden Adepten operieren auf einem Felde, das ſie noch nicht kennen, und werden mit ihrem größten Leidweſen zur Löſung einer Preisfrage hingedrängt, der ſie bisher aus Mangel gehöriger Vorſtudien und unerläßlicher Terrainkunde ausgewichen ſind. „Troſtlos,“ ſagte einſt der beredteſte Staatsmann der alten Legionenſtadt, „troſtlos wäre, wenn ich voraus wüßte, daß 10000 Jahre nach mir Rom nicht mehr Hauptſtadt und Herrin der Erde ſei.“ So weit denken ſie heute nicht mehr. Man rechnet nach viel kürzeren Friſten, „und möchte die Sache nur noch ſo lange halten, als ich noch lebe,“ ſagte die Pompadour.

Anſtatt die öffentliche Neugierde mit einem Prognoſtikon über die nächſte Zukunft und Stellung von Byzanz, über die möglichen Winkelzüge und gegenſeitigen Übervorteilungen, über Spekulationen, Ränke und Labyrinthe der chriſtlichen Diplomatie am Bosporus zu unterhalten, ſoll man lieber jene Punkte hervorheben, welche in der Wandelbarkeit des byzantiniſchen Intrigenſpiels allein unbeweglich bleiben und durch keine Staatsſophiſtik zu umgehen und wegzudisputieren ſind.

Dahin gehört vor allem die eigentümliche, mit keiner andern Stadt des Erdbodens zu vergleichende Lage von Konſtantinopel und der Einfluß dieſer Lage auf Gang und Entwicklung der politiſchen Ereigniſſe. Will einer nebenher auch die heißhungrige und unſtillbare, aber naturgemäße und wohlberechtigte Begehrlichkeit der Ruſſen nach den Süßigkeiten des Bosporus, dann die Mißgunſt und die Gegenmanöver ihrer politiſchen Neider und Nebenbuhler, endlich das bei den byzantiniſchen Chriſten allein noch pulſierende unzerſtörbare Kirchenleben und die Unmöglichkeit, das iſlamitiſch-ſtarre Türkentum durch Einimpfung europäiſcher Geſittungskünſte in hergebrachter Weiſe zu erwärmen und ſelbſtverteidigungsfähig herzuſtellen, als nun gemeinſam anerkannte Wahrheiten außer Frage ſtellen, ſo wird er den Leitfaden, aus dieſem orientaliſchen Wirrſal hinauszukommen, um ſo ſchneller finden.

Das Regieren wäre allerdings viel müheloſer, wenn es jedesmal im Belieben der Gewalt läge, Natur und Charakter der Völker, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihr Denken, Wiſſen und Können nach augenblicklichem Bedarf zu verwandeln, jetzt den geiſtigen Sprudel niederzuhalten und einzudämmen, jetzt ihn vom Schlummer aufzuwecken und, wie Äolus ſeine Sturmwinde, brauſend über die Erde zu ſenden, oder wie die lauen Frühlingslüfte den Blumenteppich, ſo das geniale, ſaftige Geiſtesgrün lieblich duftend aus dem Moder herauszulocken, um es bald wieder in Sättigung und Überdruß durch den Gluthauch der Juliusſonne wegzuſengen. Sintemal aber dieſe Praxis unmöglich iſt, und Sultan Mahmuds Schonungsloſigkeit und herriſches Ungeſtüm für Wiederbelebung türkiſcher Energie ebenſowenig als die Menſchenfreundlichkeit und die flötende Stimmenmelodie Abd ul Medſchid Khans vermochte*), ſo iſt zu den ſo oft gegebenen Warnungen wieder eine neue, dieſes Mal beſonders augenfällige, nachhaltige und tiefeinſchneidende hinzugekommen, von der ſich aber vorausſehen läßt, daß ſie an der Harthörigkeit der Gewalt ebenſo unbeachtet, wie neulich Lacordaires Wort *), vorübergehen wird.

---

*) Abd ul Medſchid war der damals (ſeit 1839) regierende Sultan, Mahmud II., der Reformſultan, ſein Vorgänger. (A. d. H.)

Die Herrſchaft der Türken in Europa glich — um leiſe zu reden — einer unter den gewalttätigſten Beſtrebungen erzwungenen Miſchehe, und da beide Hälften in ihren kirchlichen Überzeugungen den Sinn nicht verſchmelzen konnten, ſo iſt es endlich nach langem Beiſammenleben und nach vielen peinlichen Szenen weniger im Verlauf der Dinge als durch fremdes Dazwiſchenreden zum Bruch gekommen, den weder Britanniens Flotte, noch die ſcheue Friedensliebe der Kontinentalpotentaten, am wenigſten aber das aufrichtige und wohlmeinende Streben der türkiſchen Regierung ſelber heilen kann. Abd ul Medſchid und ſeine Reformweſire können mit demſelben Rechte wie ſeinerzeit Kapodiſtria den byzantiniſchen Hellenen gegenüber zu den europäiſchen Diplomaten ſagen: „Nous voilà à bout de notre latin.“ Wo aber der offizielle Repräſentant einer noch nicht ausgelaugten Nationalität das Spiel verloren gibt, da tritt die Nation ſelber ein, und die Ruſſen haben gewiß nicht vergeſſen, daß im Reiche der Azteken auf den weichen Montezuma die härter ausgeprägten Naturen eines Kuitlahuaca und Quatemozin folgten.

Von friedlichem Kompromiß, von einer neu zu ſchaffenden turko-byzantiniſchen Nationalität und von gleichberechtigtem Nebeneinanderſein des Korans, der Thora und des Evangeliums, wie es die türkiſche Reformpartei lange fort um jährlich 20 000 Franken Honorar durch Dr. Barrachin ſchriftlich und ſinnbildlich verteidigen ließ, wollte und will in den byzantiniſchen Staaten niemand etwas wiſſen. „Nicht auf gleichem Fuße mit uns ſollen die Türken leben, nein, unſere Hunde ſollen ſie ſein!“ ſagt nicht etwa bloß der ſtolze Czernagorze und der phanariotiſche Intrigant **, auch gemeine, keinen Augenblick vor Kawaß und Peitſche geſicherte Pfäfflein und Igumenoi auf der ſyriſchen Küſte reden dem Gülchane-Tanſimat gegenüber in gleichem Stil. In der Religion gibt es wohl einen Stillſtand, aber keinen dogmatiſchen Rückſchritt, und nie kann der ſtolze Iſlam, deſſen hervorleuchtende Vertreter jetzt die Türken ſind, in fehdeloſer Allianz mit ſeinen geborenen Knechten und ihrem Glaubenskreiſe kapitulieren, der — nach der Anſicht der Koranſchüler — in ſeinen weſentlichen Dogmen noch mit dem Heidentum verflochten iſt. Hätten doch alle diejenigen, welche vorläufig ſchon von „einbalſamierten“ Hindu-Radſchas und von einer Großmogol-Penſion in Stambul reden, und die ſich die Bewältigung des Türkenſtaates ſo idylliſch fließend denken, die Reden türkiſcher Krieger gehört, welche zum Schirm ihres Kalifen aus dem Innern Kleinaſiens kommend, in der Minoritenkirche zu Pera ein lebensgroßes Bild der als aſiatiſches Fellahweib gekleideten Mater Doloroſa mit ſieben koloſſalen Schwertern in der Bruſt und die vor dem Gemälde im Staub liegenden inbrünſtigen Beter lange angeſehen haben, und endlich unter lauten Bemerkungen über chriſtliches Weſen hinausgegangen ſind — welche Bemerkungen über eine nahe bevorſtehende Bekehrung der osmaniſchen Volksmaſſe zu unſerer heiligen Kirche noch einige Zweifel laſſen.

---

*) Der Dominikaner Jean Bapt. Lacordaire war ein damals berühmter franzöſiſcher Prediger. (A. d. H.)

Was einem die Ulema, die Kadi und Effendi am Bosporus über ſolche Dinge ſagen, könnten zarte Chriſtenohren ohne vielſeitige Beleidigung und verdammliches Ärgernis nicht einmal hören. Wir berühren aber dieſe Seite der türkiſchen Frage nicht etwa, um zu beweiſen, daß der Padiſchah dem Andringen des in den Ruſſen inkarnierten anatoliſchen Staatskirchentums aus eigener Macht zu widerſtehen vermöge; nur das trügeriſche Sicherheitsgefühl derjenigen Staatsmänner können wir nicht teilen, welche die politiſche Rouerie, die ſittliche Erſchlaffung und den kirchlichen Indifferentismus des Okzidenz auch auf das anatoliſche Thema übertragen, und eine gewaltloſe, gleichſam im ſtillen und wie inter pocula zu erzielende Ausgleichung ſolcher Wirrniſſe für möglich halten.

Das Gebiet der byzantiniſchen Möglichkeiten hat die Preſſe bis in die unſcheinbarſten Schattierungen hinein verfolgt und ausgebeutet, und die große „politiſche Depoſſeſſion“ des oſtrömiſchen Imperators, deſſen Vorfahren Europa und Aſien zittern machten, iſt Gegenſtand des Tagesgeſprächs im ganzen weiten Okzident. Gewalttätigkeiten und Roheiten der Eroberung, Einzel- oder Kollektiv-Intervention, ſanfter

Zwang und ſchlecht verhüllte Mediatiſierung; Protektorat, Bankerott und freiwilliger Rücktritt des Hauſes Osman mit friedlicher Übergabe der Autorität in die Hand des Zars; ungeduldiges Drängen der Rajah, Aufſtände der fanatiſchen Moslimen und ſelbſt die Wirkungen des Holzwurms, welcher das türkiſche Reichsmark, wie Suleimans Stab, hohl gefreſſen und nur die morſche Hülle übrig gelaſſen habe, ſind nacheinander und vielleicht bis zum Überdruß des leſenden Publikums verhandelt worden. Man iſt der Orakelſprüche und der ewigen Probabilitätsberechnungen endlich müde, und nur Meldung von Tatſachen kann noch Befriedigung ſchaffen. Und doch iſt bei ſo viel Weisheit und ſtaatskünſtleriſcher Schärfe noch niemand auf den Gedanken gekommen, daß nach Beſeitigung der Osmanenwirtſchaft und nach Einſetzung einer ruſſiſchen Zentralgewalt am Bosporus ſofort der Widerſtand ſelbſt der chriſtlichen Volksſtämme gegen das neue moskowitiſch-rechtgläubige Herrſchertum beginnen wird. Nur das drückende Türkenjoch ſollen die orthodoxen Ruſſen ritterlich zertrümmern, nach vollbrachter Rettungstat aber uneigennützig und chriſtlich-tugendhaft wieder hinter den Pruth oder gar hinter den Boryſthenes in ihre Grasſteppen und Birkenwälder zurückziehen, die Früchte ihrer Staatsklugheit und Siege aber den geretteten Neo-Byzantinern überlaſſen. Die ſtrenge Moralität der ruſſiſchen Staatsaktionen iſt zwar im allgemeinen nicht anzufechten; daß ſie aber ſchon gegenwärtig auf eine ſo hohe Stufe der Selbſtverleugnung und der geiſtlichen Abtötung geſtiegen ſei, wie es die Chriſten im Byzantiniſchen erwarten, iſt noch mit Recht zweifelhaft, und allen Proteſten zum Trotz werden die Ruſſen den Lohn ihrer orthodoxen Tugenden ſchon hienieden genießen wollen.

Übrigens, ſcheint es, haben die Ruſſen bereits eine Vorahnung, daß etwas Ähnliches im Hintergrund der Ereigniſſe verborgen liege. Fürſt Menſchikoff*) redet gar zu viel von „revolutionärem Schwindel" der daziſchen und ſerbiſchen Völkerſchaften, und der Zar iſt offenbar von lebhafter Beſorgnis gedrängt, das revolutionäre Gift könnte weiter ſüdwärts ſchleichen und zu merklichem Nachteil der orthodoxen Kirche am Ende das ganze illyriſche Dreieck infizieren. Wer einen eigenen Willen haben und dem Zar nicht unbedingt gehorchen will, iſt in den Augen eines guten Ruſſen Demagog oder Revolutionär. Selbſt eine friedliche Beſetzung Stambuls durch die Ruſſen — ſei es temporär oder bleibend — wäre nur in der Vorausſetzung denkbar, daß eine zweite Verſtändigung à la Navarino bereits im geheimen abgeſchloſſen und allen Schritten des Augenblicks vorausgegangen iſt. Den wahren Stand der Dinge muß die allernächſte Zukunft enthüllen.

---

*) Vor dem Krimkrieg (Februar 1853) vom Zaren als außerordentlicher Botſchafter nach Konſtantinopel geſandt. (A. d. H.)

Sicher iſt heute nur, daß für die Bewohner des alten byzantiniſchen Reiches und vielleicht auch noch für andere Himmelsſtriche der Anfang großer Prüfungen erſchienen iſt.

II.

Eben weil ſie weiſe iſt und Überſättigung ſcheut, hält die Natur überall richtiges Maß, und empfindſame Gemüter müſſen es für eine beſondere Gunſt der freudeſpendenden Göttin halten, daß ſie die ſüßanheimelnde, ſinnenberauſchende Szenerie der Bosporusſtrömung auf die mäßige, kaum ſechs Stunden lange Strecke zwiſchen den erdgrünen Felſenriffen an der Pontusmündung und dem Goldenen Horn zuſammendrängt.

Glück und Genuß ermüden ſchnell, und ſelbſt die Macht verliert die Hälfte ihres Reizes, wo die Grenze nicht im Geſichtskreiſe iſt. Als Sitz der größten Summe irdiſcher Glückſeligkeit, ſchuld- und harmloſer Erdenluſt, ja der Freuden des Paradieſes ſelbſt, hat ſich die Einbildungskraft der Sterblichen von jeher das Quellengerieſel und das Schattendunkel ſmaragdgrüner Oaſen und die lauen Lüfte baum- und blumengeſchmückter, meerumwogter Eilande ausgedacht, und der Gründer des kaiſerlichen Byzantiums hat weder ſich ſelbſt getäuſcht noch ſeinen Dienern zuviel zugemutet, wenn er die Übertragung des Herrſcherthrones von der Tiber an den Bosporus als unmittelbare Eingebung der Gottheit anzuerkennen ſelbſt den Drang gefühlt, und dieſelbe Anſchauungsweiſe der ganzen Römerwelt ſogar durch ein Geſetz vorgeſchrieben hat. Die Strömung rauſcht und die Lüfte fächeln unermattet noch heute für Abd ul Medſchid wie einſt für St. Chryſoſtomus, und „Konſtantinije, die wohlverwahrte Stadt, das Tor der Glückſeligkeit“, ſchreibt mit vollſtem Recht in ſeinen Erlaſſen der Padiſchah[*]).

Den inſelreichen Archipelagus im Süden, den dunkeln Pontus Euxinus im Norden und das weite Marmorabecken, oder die Propontis, in der Mitte von beiden, kennt als allgemeinen Umriß des von der Natur vorzugsweiſe begünſtigten und mit parteiiſcher Vorliebe ausgemalten Bildes von Byzantium jedermann. Daß aber durch ein wundervolles Spiel der Natur der Archipelagus mittels der zwölf Stunden langen „flutenden" Dardanellenſtraße mit dem Marmorabecken, dieſes aber durch den buchtenvollen rauſchenden Bosporus wieder mit dem Pontus zuſammenhänge, und der große byzantiniſche Blumenſtrauß mit der beglückten Stadt des Konſtantin, mit der ſaftigen aus dem Goldhorn hervorſtrotzenden Heſperidenfrucht den Saum zweier Weltteile berühre, die Brücke zwiſchen Europa und Aſien bilde, und für Austauſch der Gedanken wie der Naturprodukte, der geiſtigen wie der materiellen Lebensgüter, allen vier Himmelsgegenden Mittelpunkt und Marktplatz ſei, wird jetzt auch niemand mehr als etwas Neues und noch Ungeſagtes dem leſenden Publikum kredenzen wollen. Selbſt dem Kurzwellenſchlag des Euxinus, ſeiner Sommerfriſche wie ſeinem unheimlich dröhnenden Boreasbrauſen und ſeinem ſzythiſchen Geflocke im Winterſturm, möchte der weiche Sinn des Okzidenz, aus Widerwillen gegen die drängenden Ruſſen, Ohr und Sinn lieber ganz verſchließen, wenn nur nicht die faſt ununterbrochen neun Monate des Jahres von der Krim und dem Tanais in reißender Strömung ſüdwärts rollende Pontusflut durch ihre Sirenenmelodie die Zarenſchiffe aus Nikolajew und Sebaſtopol lockte, und – wider die ausdrückliche Abſicht ihres hochherzigen, von aller Stambul-Gier und von allen ungerechten Übergriffen, wie man in Petersburg ſagt und wir alle glauben, weit entfernten Gebieters – nach der „Kaiſerſtadt" (Tſarigrad) am Goldhorn triebe.

---

[*]) Konstantinije mahruse dere Saadet.

Das muſikaliſche Rauſchen der vom Nordoſtwinde ſommerlich heiter durch das Bosporustor getriebenen Pontuswelle iſt aber kein leeres Wort; es iſt eine Wirklichkeit, und wir haben die zaubervolle Melancholie dieſes großartigen Harfenſpiels, im Glanze der Mittagsſonne einſam durch die buſchigen Labyrinthe der anatoliſchen Uferberge ſtreichend und träumeriſch von den Waldhöhen niederblickend, gewiß inniger und tiefer als das ſorgenvolle Gemüt manches okzidentaliſchen Diplomaten empfunden.

Die Liebe der Slawen für Muſik iſt aller Welt bekannt, und wir fragen nicht umſonſt, ob die Ruſſen in ihrer ſelbſtgeprieſenen Tugendfülle dem geheimnisvollen Zuge nach dem Aolusklange des Bosporus noch länger zu widerſtehen vermögend ſind?

Torva leaena lupum sequitur, lupus ipse capellam;
florentem cytisum sequitur lasciva capella;
te Corydon, o Alexi. Trahit sua quemque voluptas.

Die Alten aber meinten, „es ſei nicht jedermanns Sache, nach Korinth zu gehen". In den neueſten Zeiten hat man geſehen, daß ſelbſt in die verhältnismäßig ärmlichen Pfahlwerke von Braila, Varna und Siliſtria hineinzugehen, wenn Osmanli mit Feuerwaffen dahinterſtehen, auch nicht jedermanns Sache iſt.

Konſtantinopel mit ſeinen Außenwerken von den ſüdlichſten Dardanellenſchlöſſern und ihren koloſſalen Feuerſchlünden bis zu den verwüſtungſpeienden Kunſtvulkanen, die den Eingang in den Bosporus am Pontus Euxinus hüten, iſt die großartigſte und unbezwingbarſte Naturfeſtung des Erdbodens, wenn mannhafter Sinn innerhalb der Schutzwehren und eine wohlbemannte Seemacht, zu Verteidigung und Angriff gleich gerüſtet, außerhalb die Wache halten.

Zu zweifeln oder gar zu leugnen, daß die Türken, um die letzte Schanze, und ſozuſagen das Heiligtum ihrer Herrſchaft gegen den nordiſchen Erbfeind zu verteidigen, zu Waſſer und zu Land noch ausreichende Kraft beſitzen, wäre nur politiſchen Romantikern erlaubt. Den mannhaften Sinn aber und den guten Willen der Osmanli, meinen wir, haben die einzelnen, hier und da aus dem vulkaniſchen Boden hervorſprühenden Funken türkiſcher Nationalität und Liebe zum Jſlam auch dem Verblendetſten deutlich kund getan. Die gegenwärtigen Herren von Stambul ſind keine Hindu; ſie ſind aber auch nicht die Byzantiner von 1453, welche dem letzten Paläologen ihren Arm und ihr Gold wider das belagernde Türkenheer verweigerten und auf hilfreiche Jntervention des Erzengels Gabriel hofften. So gläubigfromm und gottvertrauend der Türke in der gewöhnlichen Umgangsphraſe auch immer ſei, ſo wird bei heftigerem Andrange zuletzt doch immer das ſtolze Wort: kudretlerime isnad ederim, „ich ſtütze mich auf meine eigenen Kräfte", zum Vorſchein kommen.

Waren Babel und Ninive, auch nach Verluſt ſämtlicher Provinzen und nur auf den Umfang ihrer Stadtmauern beſchränkt, noch gefürchtete Reiche, ſo kann auch Konſtantinopel mit ſeinem ſechzig deutſche Meilen langen und mit allen Bedingungen ſtattlichen Daſeins vollauf geſegneten Feſtungsrayon zwiſchen dem Ägäiſchen und dem Schwarzen Meere in der europäiſchen Politik ſeine Bedeutung nicht verlieren, wenn ſich auch die Länder am Nil, am Euphrat, am Orontes mit ganz Anatolien öſtlich vom Taurus von der Zentralgewalt am Bosporus trennen, und ſelbſt in Europa alles, was hinter dem Hämus und der Rhodope liegt, aus dem Verband der Hörigkeit treten und zu eigenem Leben erwachen ſollte. Die Sicherheitsquelle, der Stolz und die Wonne des byzantiniſchen Kalifats – das Goldhorn und das Bosporusparadies im Mittelpunkte – blieben ſelbſt bei dieſer Schmälerung der Reichsgrenze noch unberührt.

Wären die Ufer dieſes rieſigen Mäanders zwar auf beiden Seiten der Strömung grün und waldgeſchmückt, trügen ſie aber, flach und geradlinig, wie der künſtlich gegrabene Kaiſerkanal von Nanking, die Pontusflut an einem ebenfalls flach eingerandeten Goldhorn vorüber in die Propontis von Marmora herein, ſo könnten ſie der eindringenden Seemacht des Feindes zwar dieſelbe Wehrkraft entgegenſtellen und dem inwärtsliegenden Stambul den nämlichen Grad von Sicherheit wie jetzt gewähren; aber das byzantiniſche Tempe wären ſie nicht, und ſtatt des wonnigen, ewig neuen Entzückens aus wechſelvollem Bilderſpiel ſänke bei ſeinem Anblick die Melancholie des ſtill und monoton vorüberſchleichenden Nils in das Gemüt des Wanderers herab.

Der geheimnisvolle Reiz von Stambul liegt nicht in der Architektur der Stadt oder überhaupt in den künſtlichen Zutaten, durch welche der geſittete Menſch ſeinen Wohnplatz zu verſchönern ſucht. Der Reiz liegt in der wundervollen Geſtaltung der Höhenzüge, die zu beiden Seiten des Stromes der Glückſeligkeit in lieblich-harmoniſchem Wellengekreiſel anſchwellend und fächerartig auseinanderfallend, die Landſchaft zwiſchen dem Pontus Euxinus und dem Goldenen Horn füllen.

Hier hat die Natur alles allein getan, und wir halten es für doppelt ſchwer, wo nicht gar für unmöglich, zum Lob ihrer Schöpfungen in Wort und Farbenton, beſonders jenen Leſern gegenüber, welche das zauberhafte Bild nicht ſelbſt geſehen haben, das korrekte Maß zu finden.

Das große, einerſeits tief in die anatoliſche Waldzone, andererſeits weit in das thraziſche Hügelland hineingreifende Panorama im ganzen Umfang zu erfaſſen, iſt nicht das Ziel. Auch die Namen aller kleinen und großen Ortſchaften, aller Luſtſchlöſſer, Baumparadieſe und Schattenhalden im lebenvollen Rieſentempe von Byzanz einregiſtriert zu leſen, wird man nicht erwarten. Wer klug iſt und Geſchmack beſitzt, ſoll hier nur wenig, und auch das Wenige nur in kurzen Sätzen ſagen. Duft und Blumenflor der Terraſſengärten, die dunkeln Fruchtbaumgruppen und ihr Frühlingsblütenmeer, die langen Zeilen hochwipfliger Zypreſſen, das Raſengrün und die luftige Pracht der Pinien und aus hellaubigem Geſchlinge von den Höhen herabwinkenden Rieſenplatanen, die wonnige Abendkühle, das Vollmondlicht, wie es in mildem Widerſchein vom Waſſerſpiegel aufhüpfend durch die Fenſter aloeduftender Diwansſäle reicher Byzantiner fällt und dicht unterhalb in ſanft einſchlummerndem Gemurmel die Bosporusflut vorüberrauſcht, mag ſich die warme Phantaſie des Leſers ſelber malen.

Genug, wenn man ihm ſagt, am beſten aber, wenn er aus dem Pontus beim hohen Felſentor hereinſchiffend, das entzückende Naturgezimmer der Mäanderhöhen mit ſeinem Blick verfolgt, wie ſie bald rundkuppig, bald in langer Schwingung, bald lieblich eingemuldet und ſanft anſchwellend, bald ſtraff und kühn — jedoch ohne Maß und Harmonie zu ſtören in die Höhe ſtrebend und durch herbſtlich fahl aus Immergrün hervorleuchtendes Geſtein das Auge labend die launigen Windungen des ungleich breiten, aber allzeit voll und tief rauſchenden Silberſtroms bis in den Hintergrund des Horizonts begleiten, und nach einer raſchen Uferkrümmung plötzlich in der Ferne, nicht auf einmal und in der ganzen Fülle, ſondern langſam und wie aus leiſe zurückweichenden Kuliſſen hervortretend, in weichem Morgendunſt die ſtolze Kalifenſtadt erſcheint. Zuerſt hebt ſich vor dem trunkenen Blick des im Morgendunkel des anatoliſchen Waldrandes dahinſegelnden Fremdlings, gleichſam zwiſchen dem Bosporusſpiegel und dem blauen Luftmeer ſchwebend, das Serai des Großherrn mit den ſchlanken Spitztürmen der Moſcheen Hagia Sophia und Sultan

Ahmed am Hippodrom hervor; nach wenigen Minuten rückt links ein Streifen vom aſiatiſchen Skutari und rechts auf der europäiſchen Seite das über raſch auffahrende Höhen hingegoſſene und vom Gold der Morgenſonne ſchimmernd angeblitzte Pera in die Szene herein, erſteres durch einen breiten Waſſerarm, letzteres ſcheinbar durch ein Segment des hellen Luftſtromes vom Mittelbilde abgetrennt – drei Nebelbilder, deren Züge mit jeder Fadenlänge des fortrollenden Dampfers lebendiger werden und ſich in ſchönerem Ebenmaß geſtalten.

Der Wanderer erſchrickt beinahe vor Freude und Überraſchung, wenn ſich rechts zwiſchen dem ſanft anſchwellenden Seraipromontorium und den ſteilen Perahöhen plötzlich eine weite Mündung auftut, und neben der reißenden Bosporusſtrömung, von einem unermeßlichen, amphitheatraliſch aufſteigenden und hoch herabblickenden Häuſergewoge umgeben, ein dicht gedrängter Maſtenwald mit einem leicht hinfliegenden Gondelheer die tief in das Land hineindringende ſtille Waſſerfläche deckt. Das iſt das „Goldhorn“ der Alten, der Seehafen von Stambul, der Marktplatz dreier Weltteile, der Sitz des Reichtums, der Üppigkeit, des Neides und der eiferſüchtigſten Begehrlichkeit aller Völker, welchen ohne Unterſchied des Bekenntniſſes Macht und Genuß als die höchſten Güter und als letztes Ziel irdiſcher Beſtrebungen im Sinne liegen. Als Ankerplatz iſt es nach jedermanns Geſtändnis einer der ſchönſten, größten und geſichertſten der ganzen Welt, und zugleich von ſolcher Tiefe, daß ſich die ſchwerſten Kriegsſchiffe überall dicht an das Ufer legen und ihr Fallbrett gleichſam auf die Türſchwellen der Hafenhäuſer werfen können.

Eigentlich iſt das Goldene Horn kein Seehafen im gewöhnlichen Sinn des Worts, es iſt vielmehr ein ſchlanker Meerbuſen, ein Golf der niedlichſten Geſtaltung, ein ſtummes Nachbild des in ewiger Aufregung toſenden Bosporus. An ſeiner Mündung zwiſchen dem Seraihorn und dem Felſenvorſprung von Topchana iſt er 500 Klafter breit. In der Mitte wie das Urbild ſelbſt launenhaft gewunden und ungleich ausgeweitet, bis zur innerſten ſtark gekrümmten Spitze aber, wo zwei unverſiegbare Süßwaſſerbäche einſtrömen, nach gewöhnlichen Angaben über 4000 Klafter, d. i. nicht viel weniger als zwei volle Wegſtunden lang, und von der Natur ſo wohltätig eingerichtet, daß ſich kein Flußſchlamm an den Grund legt, und ſelbſt der Geſamtſchmutz aller Einwohner der Altſtadt wie der rieſigen Vorſtädte der reinigenden Strömung weichen muß, die bei der Seraiſpitze hineindringt, den Golf umkreiſt und bei Topchana wieder mit dem Bosporus zuſammenrinnt.

Das Rieſige in Anlage, Bau und Umriß von Konſtantinopel tritt erſt von dieſem Standpunkt aus in voller Majeſtät hervor. Es ſind drei weſentlich verſchiedene, voneinander abgetrennte und — wenn der Ausdruck geſtattet iſt — alle drei ihr eigenes Leben atmende Stadtperſönlichkeiten, die aber doch wieder ein notwendiges, ſich gegenſeitig ausbauendes und wie von einer einzigen, allen gemeinſchaftlichen Seele belebtes Ganze bilden, wie kein zweites in der Welt gefunden wird. Es iſt die politiſche Trinität von Byzanz, und ihr Anblick für ſich allein ſchon Lohnes genug für die weite Fahrt aus dem Abendlande.

Von keiner andern Seite angeſehen, bietet Konſtantinopel dem aus der Ferne herankommenden Wanderer einen ſolchen Reiz.

Denke man ſich in der Mitte des Bildes das eigentliche Stambul, d. i. das alte, durch die Imperatoren Konſtantin I. und Theodoſius II. bis zum gegenwärtigen Umfang vergrößerte Byzantium, wellig und wie in verſteinerten Meereswogen über einen tief und rippig eingebrochenen, vom europäiſchen Kontinent nordoſtwärts in den Bosporus hinausſpringenden und vorn ſtumpf gebogenen Rieſentriangel hingegoſſen. Von den drei Seiten dieſes Rieſentriangels ſpiegelt ſich die nordöſtliche in der wimpelvollen ſtillen Flut des bis 150 Fuß tiefen Goldenen Horns; die ſüdöſtliche wird von der nie ruhenden Brandung des hier zur Propontis ſich erweiternden Bosporus beſpült; die dritte oder Landſeite aber durch einen tiefen Graben mit dreifacher, von der Propontis über Schwellungen und Mulden wie ein rieſiges Ungetüm bis zum Goldenen Horn hinüberſtreichender Feſtungsmauer dahinter vom thraziſchen Kontinent abgeſchloſſen. Geradlinig iſt von den Dreieckſeiten keine; jede — am meiſten die Hafenſeite — iſt mehr oder weniger ſchlängelnd eingekrümmt; doch die Länge wird in nicht gar zu akkurater Rechnung für alle drei als ungefähr gleich angenommen, weil ſich jede derſelben in etwa einer Glockenſtunde zu Fuß durcheilen läßt*). Selbſt vom mittlern Land- oder dem Adrianopler Tor geht man auf einer Art gepflaſterter und mit Trottoirs verſehener Hochſtraße der vollen Länge nach mitten durch die Stadt bis zum Serai des Sultans in derſelben Friſt.

Von dieſer ebengenannten, wie ein Rückgrat mitten durch Stambul ſtreichenden Hochſtraße ſenkt ſich das Terrain ſchluchtig eingefurcht auf der einen Seite zum Goldhorn, auf der andern zur Propontis hinab. Ein wunderſames Labyrinth von Riſſen, Flachmulden, Schwellungen, Rundkuppen, Steilſeiten, Talengen und fettleibigen wohlgenährten Spitzhügeln würde innerhalb des großen Stambul-Dreiecks zum Vorſchein kommen, wenn man ſämtliche Baulichkeiten wie mit einem Wink vom Boden wegheben könnte. Von dieſen Hügeln und „Bergen" werden, wie in Alt-Rom, hauptſächlich ſieben ausgezeichnet, und die iſlamitiſchen Prachttempel mit ihren ſtolzen Domen und ſchlank aufſtrebenden Säulentürmen, die auffallendſten Höhen krönend, regen im Gemüt des vom tief unten ruhenden Waſſerſpiegel des Goldhorns hinaufblickenden Fremdlings Gefühle, die er lange nicht zu bemeiſtern vermag. Zarte Gemüter, die in Idealen ſchwelgen, Menſchen und Dinge, ſo wie ſie ſind, zu ſehen keinen Mut beſitzen und, von der rauhen Wirklichkeit überall ſcheu zurückweichend, auch ihre Byzanzidylle ungetrübt zurück in den Okzident tragen möchten, ſollen ihre Neugierde am Bosporus überhaupt nicht weiter als zum Ankerplatz im Goldenen Horn und ſeinem überwältigenden Panorama treiben. Warum ſoll einer, der nur empfinden, nicht aber lernen will, die Unvollkommenheiten und Mängel des Osmanenvolkes im Innern ihres großen Dreiecks ſehen? Warum vorwitzig zum monotonen, von dem anatoliſchen Steilufer in die hellgrüne Bosporuswelle herabſchauenden Holzhäuſergewirre auf der anatoliſchen Seite des Bosporus hinüberſchiffen? Iſt es nicht genug, wenn er aus dem

---

*) Wollte man die Längenmaße, wie Andreoſſy, mit mathematiſcher Genauigkeit beſtimmen, ſo kämen auf die weſtliche nach dem Land zu liegende Grundlinie des Triangels 3000, auf die nordöſtliche oder Hafenſeite 2400 und auf die ſüdöſtliche oder Propontisſeite 3600 Toiſen (zu ſechs Fuß), ſo daß der ganze Umfang des eigentlich alten feſtummauerten Stambuls auf 9100 Toiſen oder 54600 Fuß, d. i. $2^{1}/_{4}$ deutſche Meilen zu berechnen wäre.

Goldenen Horn über die breite Waſſerfläche zum Leanderturm blickt, und das gemeine Chryſopolis (Skutari), ſeinen rieſigen Grab-Zypreſſenwald, ſeine Weinberge, ſeine buſchigen Nachtigallentäler (Bülbüldere) und ſeine ſchönen Höhenzüge im Hintergrunde mit dem Auge mißt? Bis zur innerſten Hafenſpitze hineingondeln und — vom lauen Zephyr angefächelt — bei den Süßwaſſerbächen Lilium Convallium und duftende Hyazinthen pflücken mag er allerdings; und ſelbſt eine Tour um Alt-Stambul, die mehr als einſtündige Wanderung vom Goldenen Horn an der Landfeſtungsmauer zur Propontis hinüber, und dann der Barkenſtrich von der Ecke, wo die ſieben Türme ſtehen, an der Seemauer hin und bei den Zypreſſenſchatten des Serai vorüber wieder zum Ausgangspunkt zurück, würde, ohne den Träumenden wach zu rütteln, den Farben des Phantaſiegebildes nur noch neue Friſche geben. Oder wann hätten hohe Mauerzinnen, verlaſſene Feſtungstürme, fahle, vom Immergrün umrankte Trümmer und vor allem das einſame Gemurmel in regelmäßigen Pauſen wiederkehrender Wellenbrandung ihre Wirkung auf das romantiſche Gemüt eines Abendländers je verfehlt?

Das größte Ärgernis aber und der unverſöhnlichſte Mißklang müßte in einer harmloſen Seele entſtehen, wenn ſie auf der andern Seite des Goldenen Hornes dem großen Konſtantinopeler Dreieck gegenüber den Schmutz, die Reichtümer und die Schlüpfrigkeiten der Galatahalde, die brutalen Praktiken von Topchana und oben auf der Höhe die froſtige Glätte der chriſtlichen Peroten neben dem ruſſiſchen Palaſtkoloß und den feingewobenen Netzen der abendländiſchen Diplomaten in der Nähe ſehen ſollte.

Doch, was ſagen wir da? Wer möchte aber auch jetzt von krankhaften Empfindlichkeiten europäiſcher Wanderſchwärmer reden? Wer hätte auch nur Zeit, an Armidas Zaubergärten in Tſchiragan, an das Himmelstal (Gökdere) und ſeine Bülbültöne, an die langnadeligen Pinien von Dſchamlidſcha, wer an die milden Tinten und das in langen Wellen hinfließende Hellgrün des Belgrader Kaſtaniendickichts, an ſeine Efeuranken und an ſeine Einſamkeit zu denken, da eine dunkle Wetterwolke von Norden her ſtündlich über Byzanz hereinzubrechen droht?

Auch vom flutenden Hellespont und ſeinen Marmorbatterien, von der Seſtos- und Abydosenge, vom antiken und modernen Leander und auch von den Hellenen am Iliſſus will niemand etwas hören. Von Mittag her droht ja keine Gefahr, von Mittag her kommt ja die ſchirmende Freundeshand, und ſelbſt der „Moreakral", des hochherzigſten und friedliebendſten Sinnes voll, will durch Zorn und Begehrlichkeit die Bedrängniſſe der hohen Pforte nicht auch noch ſeinerſeits vermehren.

Aller Augen blicken nach dem Pontus hin, ob nicht mit weit ausgebauchten Wimpeln und vom ſauſenden Boreas dahergetrieben die Zarenſchiffe kommen, und die am Boryſthenes aufgehäuften Donnerkeile endlich auf das Goldene Horn niederfahren.

Nur ein Gedanke belebt jetzt aller Bruſt, nur eine Frage tritt uns überall entgegen: wenn die Ruſſen, des ewigen Minierens, Intrigierens, Unterhandelns und Tergiverſierens nach tauſendjähriger Geduld und Byzantiumsbrunſt endlich müde, den gordiſchen Knoten mit dem Schwerte zerhauen und nach altvaterländiſcher Slawo-Normannenſitte in der Glut der Leidenſchaft nach Konſtantinopel ſelber greifen, welche Hinderniſſe ſind auf ihrem Wege zu beſiegen, und welche Ausſichten haben ſie diesmal glücklicher als ihre Vorgänger Oleg, Igor und Swätoslaw zu ſein?

Daß ein Angriff auf Konſtantinopel, im Fall die Bewohner eines Sinnes ſind und ſich verteidigen wollen, keine Ausſicht auf Erfolg biete, wenn der Feind nicht zugleich mit einer gewaltigen Seemacht den Bosporus und das Goldene Horn beherrſcht, wäre ſchon aus dem oben gezeichneten Schattenriſſe klar, wenn es auch die Erfahrung aller Zeiten und beſonders das Exempel des größten Kriegsfürſten und Staatsmanns des fünfzehnten Jahrhunderts nicht unwiderleglich bewieſen hätte. Die Türken, als ſie unter Mohammed II. von der Reſidenz Adrianopel her zum letzten Kampf vor Iſtambul erſchienen, waren ſchon ſeit mehr als neunzig Jahren Gebieter aller Länder zu beiden Seiten des Bosporus wie des Hellesponts; und nicht bloß dieſe beiden Meerengen und Stambultore, auch die untern Donauländer waren ihnen untertan, und ſelbſt aus dem Schwarzen Meere begannen die ſtreitbaren Galeeren von Genua vor den friſchgezimmerten Kriegsſchiffen des Padiſchahs allmählich zu verſchwinden, während ſein Gegner, der letzte, von aller Welt verlaſſene und von ſeinen eigenen Großen verratene Paläologe Konſtantin im vollen Sinn des Worts nichts mehr als das große, von unkriegeriſchen, ſelbſt in der äußerſten Not ihre Mitwirkung verweigernden Byzantinerchriſten bewohnte Dreieck mit dem Goldenen Horn beſaß. Eine ſchwere Eiſenkette, von einem Hafenvorſprung zum andern reichend, verſchloß zwar, wie man ſagt, die Mündung, aber im Hafen ſelbſt war die gegenüberliegende Innenſeite, wo Galata und Pera, bereits der kaiſerlichen Macht entſchlüpft und der engverbündeten Republik Genua als Eigentum überlaſſen. Vor den Mauern aber lag der Sultan mit 15000 diſziplinierten Janitſcharen, mit dem großen türkiſchen Landſturm von mehr als 230000 Mann, mit einer furchtbaren Belagerungsartillerie und überdies mit einer zwar noch ungeübten, aber zahlreichen und wohlbemannten*) Flotte im Bosporus. Und doch hätte der Sultan, nach ſeinem eigenen Geſtändnis, die Beſtürmung der Stadt unterbrochen und ſogar die Belagerung ganz aufgehoben, wenn dem Paläologen ſtatt der fünf ärmlichen Genueſerſchiffe eine hinlänglich kräftige Seemacht, um das Eindringen der türkiſchen Fahrzeuge in das Goldhorn zu verwehren, aus dem Okzident zu Hilfe gekommen wäre. Nach ſolchen Vorgängen wird man es begreiflich finden, daß die Eroberungsverſuche, welche die ruſſiſchen Großfürſten des zehnten Jahrhunderts mit ihren tapfern, aber barbariſch-wilden Streitkräften auf das ſeekundige und wohlverteidigte Konſtantinopel machten, immer fruchtlos bleiben mußten, ob ſie gleich in damaliger Kriegsweiſe ebenſo ungehindert, wie früher die gewaltigen Kalifenflotten vom Hellespont her, mit ihren zweitauſend Plattſchiffen aus dem Pontus in den Bosporus einlaufen und vor dem Goldenen Horn erſcheinen konnten.

Die Verteidigungswerke des großen Triangels ſowohl auf der Land- als auf der Waſſerſeite ſind in der Hauptſache heute freilich noch, was ſie vor 400 Jahren geweſen ſind. „Während wir auf unſern Lorbeeren ſchliefen,“ ſagt der Mufti von Theſſalien (1842), „habt ihr Franken rüſtig gearbeitet, und Dinge gelernt, die wir, aus dem Schlummer endlich aufgerüttelt, nicht verſtehen können.“

---

*) Es waren im ganzen 420 Fahrzeuge, darunter 66 große Schiffe.

Kein osmaniſcher Louis Philipp hat an detachierte Forts gedacht, und doch hätte dieſe Art kriegeriſcher Vorwerke dem großen Stambul ſamt ſeinen ſechzehn europäiſchen Vorſtädten einen Charakter von Unüberwindlichkeit aufgedrückt, wie ihn gewiß keine zweite Stadt des Erdbodens je erringen kann.

Dafür iſt der einzige Weg zum Goldenen Horn, die zur Zeit der Großfürſten von Kiew offenſtehende und verteidigungsloſe Waſſerſtraße des Bosporus, heute zu beiden Seiten des Eingangs vom Schwarzen Meere her, dann auf der engſten Stelle zwiſchen Europa und Aſien und endlich auf zwei anderen ſtrategiſch geeigneten Punkten zwiſchen der Pontusmündung und Bujukdere nach den neueſten Regeln der Kriegsbaukunſt verlegt und bewahrt. Geht nur hinaus nach Anadoli- und Rumili-Kawak, ſeht die durch „Trandabulſche“ Genieoffiziere kunſtvoll angelegten Schanzen, die Stückbetten aus Granit, die lange Zeile verderbendrohender Feuerſchlünde, und urteilt ſelbſt, ob unter den ſich kreuzenden, von einem Ufer zum andern hinüberſpielenden Wurfgeſchoſſen mit Gewalt durchzubrechen nicht ſelbſt eine ſtärkere und geübtere Seemacht als die Pontusflotte des modernen Swätoslaw verzagen müßte!

Wie man weiß, gebührt in den Streitfragen der neueſten Zeit das letzte und entſcheidende Wort, allen Strafmahnungen Elihu Burritts*) zum Trotz, noch immer den Feuerſchlünden. Daß aber die Feuerwerker Abd ul Medſchids mit den erſten und beſten des Abendlandes den Vergleich nicht zu ſcheuen brauchen, iſt eine ganz neue, höchſt ungern geſehene und manchen Orts noch unlieber eingeſtandene Entdeckung.

Hinter den Strandbatterien von Granit und den Bosporusſchlöſſern ſind zum Schirm des Herrſcherſitzes erſt noch die Dreidecker der Osmanli aufgeſtellt, und ob die türkiſche Seetaktik hinter der ruſſiſchen wirklich ſo weit zurückſtehe, wie die chriſtlichen Romantiker glauben, könnte erſt ein vorausgehender Verſuch entſcheiden. Und etwas weiter zurück am Tore des Hellespont ſteht mit der brennenden Lunte in der Hand noch jemand, der ſolche Streitfragen zu löſen zwar anerkannte Geſchicklichkeit beſitzt, der aber ohne Ausſicht auf gründlichen Saldo ſich nicht gern in fremde Händel miſcht.

---

*) Bekannter amerikaniſcher Philantrop und Friedensapoſtel. Zeitgenoſſe F.s. (A. d. H.)

Iſt es aber für die Ruſſen wegen der ſeegünſtigen Lage Konſtantinopels noch nicht rätlich, viel an ihre alten Tſcheſchme-Triumphe zu denken, ſo weiß in Rußland doch jedermann, was „Sabalkanski" heißt, und wie weit die zariſchen Heerſäulen im letzten Türkenkrieg von der Donau her gegen Konſtantinopel vorgedrungen ſind.

Dieſer Umſtand macht es uns zur doppelten Pflicht, das leſende Publikum in einem dritten Artikel mit einigen weiteren Bemerkungen über Konſtantinopel und ſeine Umgebungen, beſonders über die Verteidigungsmittel heimzuſuchen, die es jederzeit einem zu Lande nahenden Feind entgegenſtellen kann. An Zuſätzen über Natur, Sitte, politiſch-kirchliche Anſichten und Eigentümlichkeiten der Bevölkerung, welche innerhalb des großen Triangels von Stambul und in den Vorſtädten außerhalb des alten Mauerumfangs wohnt, darf es natürlich auch nicht fehlen. Und wenn wir zum Schluß des Ganzen noch ein Wort über die Ländlichkeit von Bujukdere und ſeine feenhafte Nachbarſchaft beizufügen nicht vergeſſen, ſo wird hoffentlich jedermann zufrieden und geſättigt den haſtigen Schritten und Begehrlichkeiten des Fürſten Menſchikoff entgegenſehen.

III.

Wie die Sachen heute ſtehen, wäre ſelbſt eine wiederholte Verſicherung, daß unſer Schattenriß der Stadt Konſtantinopel und ſeiner Umgebung nicht etwa für jene Leſer hingeworfen ſei, die das Urbild ſelber kennen oder gar es täglich vor Augen haben, noch lange nicht überflüſſig, weil die ſchöpferiſche Kraft und die geiſtige Empfänglichkeit der vormärzlichen Periode überall in Europa, am meiſten im deutſchen Lande, einer ſolchen Ermattung, unfruchtbaren Öde und eiſigen Apathie gewichen iſt, daß bei dem allgemein und gleichmäßig verteilten Reichtum an politiſcher Einſicht und Erfahrung alle weiteren Verſuche dieſer Art, wenn ſie mit der Prätenſion hervortreten, jedermann zu belehren und jedermann zu unterhalten, wo nicht als töricht und geſchmacklos, ſo doch ſicher als ſchwätzhaft, froſtig und ungenügend erſcheinen müſſen.

Nicht bloß das Wiſſen, auch das Regieren iſt gleichſam ſäkulariſiert; und ein Gut, das alle beſitzen, hat mehr als die Hälfte des Wertes verloren.

Wer aber in dieſer Zeit der Brache, des halben Stillſchweigens und des hyperklugen Naſerümpfens doch reden will, der richte mit Vermeidung aller Beläſtigung ſein Wort an jenen Teil des Publikums, von dem er glaubt. daß er ihn noch hören mag.

Oft dachte ich an das liebliche St. Gallen, an ſein ſtilles bürgerliches Glück, an ſeine Sitteneinfachheit und ſein weiſes Regiment, geſtehe aber doch, daß es bei der vorliegenden Arbeit hauptſächlich auf meine teuern Landsleute, die biederen Bewohner des Noriſchen Alpenlandes abgeſehen war. Man weiß ja allgemein, daß die Tiroler von häuslicher Sorge niedergehalten und nebenher von der Furcht geplagt, durch zu profundes Forſchen in Politicis unvermerkt ihren frommen Abſcheu gegen Lord Palmerſton und das häretiſche Großbritannien einzubüßen, von der weltlichen Preſſe außer der Allgemeinen Zeitung ſoviel als nichts mehr leſen, bei dem ſtandhaften Drängen des Zaren nach der Herrſchaft über Konſtantinopel aber aus mehrfachen Gründen ſich der lebhafteſten Unruhe doch nicht erwehren können.

Um die Störung des politiſchen Gleichgewichts und den Heranzug einer neuen, von aller traditionellen Praxis abweichenden Staatsordnung Europas — kümmert man ſich in Tirol freilich ebenſowenig als anderwärts; aber trotz aller Geduld und Gleichgültigkeit hält doch die ruſſiſche Dogmatik und insbeſondere der Gedanke: daß der Zar nicht bloß für ſeine Perſon nicht an den Pontifex in Rom glaube, ſondern ſelber als Oberhaupt der chriſtlichen Kirche gelten wolle und das Seelenheil ſeiner orthodoxen Schäflein, ſtatt durch die Kardinalseminenzen Antonelli und Lambruschini, durch die Infanteriegenerale Protoſoff und Kobu-Blokoff beſorgen laſſe, neben der peinlichſten Gemütsbewegung ſelbſt in Tirol die politiſche Neugierde wach, und ſie fragen dort wie bei uns, ob der Zar gegen den Willen Abd ul Medſchid Khans und ſeiner Gönner Konſtantinopel dem moskowitiſchen Cäſaropapismus zu unterwerfen wirklich Schlauheit und Macht genug beſitze.

Schlau dürfen die Ruſſen allenfalls noch ſein, aber ſtark und heldenmütig hört man ſie im Niemetzlande nicht gerne nennen, wie jüngſt bei Erwähnung einer kriegeriſchen Ruſſentat aus dem europäiſchen Befreiungskriege deutlich genug zu ſehen war*). Um vor ruſſiſcher Übermacht ſicher zu ſein, glauben viele, ſei es ſchon genug, das Daſein dieſer Übermacht zu ignorieren und großartiges Moskowitertum einfach zu verſchweigen, wenn man es nicht leugen kann.

Um in dieſem Punkte allem Verdacht der Parteilichkeit zu entgehen und ſelbſt einem verderblichen Nationalvorurteil nach Kräften gerecht zu ſein, haben wir letzthin die Lage von Konſtantinopel zwar als zaubervoll und reizend, nebenher aber doch als ſo widerſtandsfähig und naturfeſt zu ſchildern begonnen, daß im Falle ehrlicher Gegenwehr ſelbſt die Preobraſchenskiſchen Leibgarden dagegen nichts auszurichten vermöchten.

*) Anſpielung auf die Kritik von F.s Artikel „Die Schlacht bei Kulm. Oder vier Tage aus dem Leben des Grafen Oſtermann-Tolſtoi.“ (A. d. H.)

Wären aber die Türken, wie die Perſer des Darius Codomanus oder wie dem Bonaparte gegenüber die kriegeriſchen Malteſermönche, ſo ſchwach und zerfallen, daß ſie die angebornen Vorzüge ihres Herrſcherſitzes gegen den eindringenden Erbfeind geltend zu machen unterließen, ſo müßte allerdings unſere Meinung über die ſoldatiſchen Tugenden der Osmanli, nicht aber die Theſis über die wonnevollen Reize des Bosporus und über natürliche Unbezwingbarkeit von Byzanz als irrtümlich zu Boden fallen. Deleri potuit exercitus, si quis ausus esset vincere, ſagt Quintus Curtius beim Tigrisübergang des mazedoniſchen Heeres.

Paradieſiſch ſchön iſt auch die Baumoaſe von Damaskus; aber ſie iſt wehrlos wie das Weib, und wenn ſie auch durch unwiderſtehlichen Zauber die Sinne überwältigt, ſo fliegt der Rauſch doch ſchnell vorüber, weil nach Xenophons Urteil die Schönheit nur im Bunde mit der Kraft dauernd feſſelt und vollen Genuß verleiht. Byzanz beſitzt die Doppelgabe wie (im Geſchmacke ſeiner Zeitgenoſſen) der geprieſene Sohn des Klinias.

Auf dem weiten Ozean, auf der unüberſehbaren Sandebene am Euphrat tritt der Sonnenball unangemeldet und plötzlich hinter dem dunkeln Erdrande herauf, blendet, betäubt und ermüdet den Wanderer durch ſein Übermaß an Licht. Im Alpenlande dagegen, am Athos, an der Eiſack, wie der Eingeborne nie vergeſſen kann, vergolden ſich am Morgen zuerſt die oberſten Spitzen und ſteigt der milde Glanz, langſam auseinanderrinnend gleich den Bildern im Kaleidoſkop, in das tauige Tal herab, bis endlich das Auge die volle Pracht erfaßt. Der Sonnenaufgang des Alpenlandes, nicht der Lichtſchwall des Ozeanmorgens ſoll einem Bosporusgemälde als Vorbild dienen.

Wer in Tirol gefallen will, der hüte ſich, zuviel oder gar alles auf einmal zu ſagen. Scharfgezeichnete Umriſſe, aber nur die unerläßlichſten, will man bei uns vor allem; einzelnes mag in Pauſen ſpäter folgen, vieles aber der Phantaſie zu eigenem Ausbau überlaſſen ſein.

Flüchtig hat man das Feſte und weſentlich Trianguläre der türkiſchen Hauptſtadt zwar ſchon oben angedeutet, es tritt aber das Charakteriſtiſche dieſer Geſtaltung noch weit ſchärfer in das Auge, wenn man weiß, daß ſich auf der einen Dreieckſeite das Goldhorn vom Punkte, wo es von der großen Landmauer rechtwinkelig berührt wird, noch eine volle Glockenſtunde tiefer in das Hügelland hineinwindet, auf der andern Seite aber die wellige Propontis bis über Siliwri hinaus mehr als zwölf Stunden, wo nicht zurückweichend, ſo doch in gleicher Richtung fortläuft und dieſen Teil des großen Triangels beſonders deutlich in die Luft hineinzeichnet.

Eigentümlich iſt übrigens das Spiel, welches Natur und Kunſt unter dieſem Himmelsſtrich mit der Triangelform trieben. Vier Dreiecke, eines über das andere in ſteigender Proportion hinausrückend und das letzte in koloſſalem Maße das ganze europäiſche Türkenland umſpannend, geben verſchiedenes zu bedenken. Ein erſtes und kleinſtes dieſer Dreiecke bildet für ſich allein die Akropolis von Alt-Byzantium, heute das vom Goldhorn zur Propontis hinüber für ſich allein, wie das Ganze, ebenfalls durch Mauer und Streittürme verwahrte und von der großen Türkenſtadt abgeſchloſſene Serai des Großherrn mit Gärten und Zubehör.

Ein zweites und größeres — der eigentliche Triangel von Konſtantinopolis — beſteht aus Serai und Türkenſtadt zuſammen mit der großen Landquermauer als Grundfläche. Ein drittes und noch größeres hat Kaiſer Anaſtaſius (512 n. Chr.) durch das ſogenannte lange Steinwehr geſchaffen, welches einſt von Siliwri an der Propontis über Hügel und Flachfeld bis nach Derkos am Schwarzen Meer hinüberlief und die Awaro-Slawinen von der Kaiſerſtadt ferne halten ſollte, ſeine Beſtimmung aber — im Vorbeigehen geſagt — ebenſo unvollkommen wie die große Mauer in China oder der Pfahlgraben des Imperators Hadrianus in Alt-Germanien erfüllen konnte. Erdſchwellungen und ſtreckenweiſe mit Gras und Buſchwerk überwachſene Trümmer zeigen noch heute deutlich die Richtung dieſes von Meer zu Meer ſechzehn Stunden langen, zwanzig Fuß breiten und verhältnismäßig hohen Feſtungswerkes, das mit ſeinen beiden je zwölf Stunden langen Waſſerſeiten ein wenigſtens für anderthalb Millionen Menſchen Raum und Sicherheit gewährendes Segment vom thraziſchen Feſtlande abſchnitt. Das vierte — zugleich ganz eine Schöpfung der Natur — iſt das große wohlbekannte „Illyriſche

Dreieck" ſelbſt, welchem das Adriatiſch-Joniſche Meer und der Archipelagus als Seiten, Donauſtrom und Balkan aber als Baſis dienen.

Wie der Keil zum Angriff, ſo iſt zur Abwehr das Dreieck die kräftigſte Form, und der große Werkmeiſter der Natur hat dieſen wundervollen Bau ohne Zweifel für die Weisheit der Sterblichen als Probierſtein hingeſtellt. Verſtehen ſie es nun nicht – wie ſie es denn auch ſelbſt heute nicht zu verſtehen ſcheinen – unter ſolchen Bedingungen die flüchtige Welle der Herrſchaft und des Glücks feſtzubannen, ſo haben ſie weniger das gemeinſame Los aller menſchlichen Einrichtungen als das Übermaß ihrer eigenen Torheit und Schwäche anzuklagen.

Den breiten und tiefen Donauſtrom, die Balkan-Alpenwand, das Wehr des Anaſtaſius und endlich die große Doppelmauer von Konſtantinopel ſelbſt mußte der Feind nacheinander durchbrechen, bis er zum innerſten Heiligtum, zum Adyton kaiſerlich byzantiniſcher Majeſtät gelangen konnte.

Von dieſen vier Barrieren beſtehen die beiden erſten als unzerſtörbare Gebilde der Natur zwar noch in ihrer alten Kraft, aber der Glaube an ihre Unüberwindlichkeit iſt wiederholt – am wenigſten unrühmlich jedoch anno 1829 – erſchüttert worden. Der griechiſche Aufſtand, wie wir noch alle wiſſen, hatte in jahrelanger Anſtrengung Streitmacht und Finanzen der Hohen Pforte erſchöpft; die iſlamitiſche Geſamtflotte ward in einem Anfall helleniſcher Schwärmerei kurz vorher durch die eigenen Bundesgenoſſen des Sultans bei Navarino vernichtet, und die alte Infanterie, welche durch ihre Kriegskunſt und ihren Heldenmut in mehrhundertjährigen Siegen das türkiſche Reich gegründet hatte, aber die neue Zeit nicht mehr verſtehen konnte, mußte der Großherr ſelbſt mit Gewalt auseinanderſprengen, und zu einem neuen Heere waren unter Haß, Widerſpruch, Abneigung und Verachtung nicht etwa bloß der Chriſtenheit, ſondern des geſamten Türkenvolkes ſelbſt, kaum die erſten Rahmen aufgeſtellt. Dieſen ſchlimmen Augenblick erlauſchte der Zar und ließ das volle Gewicht ſeiner Stärke in Europa und Aſien, vom Kaukaſus wie von der Donau her, zu gleicher Zeit auf das türkiſche Chaos niederfallen. Sultan Mahmud mit dem kleinen Häuflein ſeiner Reformfreunde ſtand mitten im Sturm allein; das Volk war noch Janitſchar; Gleichgültigkeit, Not, Mutloſigkeit und ſelbſt Verrat war überall, und „wenn der Moskoff kommt," pochten türkiſche Stambuliden laut, „hängen wir zuerſt den Sultan ſelber auf".

An der Einnahme Konſtantinopels durch die Moskowiter und an der nahen Auflöſung des Osmanenreiches zweifelte bei Eröffnung des Feldzuges (1828) in ganz Europa, beſonders im „heiligen Rußland" ſelbſt, kein Menſch. Der Zar, im Vorgefühl des ſüßen Triumphs, war mit ſeinen Prätorianern und ſeiner vollen nordiſchen Kaiſerpracht vom Polarkreis herabgekommen, um nach vermeintlich ſchnellem Siege wie ein neuer Konſtantin durch das goldene Tor in Stambul einzurücken.

Und doch welche Täuſchung!

Das große, ſtolz gerüſtete, vom Zar in Perſon geführte Ruſſenheer, ſelbſt dieſem jammervollen Zuſtande ſeiner Gegner noch nicht gewachſen, ward am Schluſſe des erſten Feldzugs (1828) mit großem Verluſte und mit noch größerer Schmach wieder über die Donau zurückgetrieben. Ob der Zar die zu Waſſer und zu Lande vor dem ſchlechtbefeſtigten ärmlichen Varna erlittene Demütigung, ſeine Niederlage und ſeine Flucht ſchon vergeſſen habe, wiſſen wir nicht. Die Ruſſenfürſten haben ja ſchon am Hofe der Goldenen Horde bei guter Zeit Verſtellung und Geduld gelernt, und die unbequeme verräteriſche Schamröte, ſagt man, habe dem Geſchlechte der Mongolen die Natur verſagt.

Daß ſich aber die ätzende, mauerbrechende Kraft des goldgelben Uralſchlamms im Feldzuge des nächſten Jahres noch weit vortrefflicher als der Feuerregen des ruſſiſchen Geſchützes erwieſen, und Sabalkanski, bei der Unmöglichkeit mit der ganzen verfügbaren Macht des Zarenreiches das verſchanzte Osmanlilager in Schumla zu überwältigen, eine verzweiflungsvolle Pointe über den Balkan nach Adrianopel gewagt und ſeine Renner bis zum öden Anaſtaſiuswehr bei Siliwri vorgeſchoben habe, weiß dagegen alle Welt*). Weniger bekannt, aber nicht weniger wahr mag es ſein, daß General Diebitſch von der großen ruſſiſchen Armee nicht mehr als 18000 invalide Krieger nach Adrianopel brachte, daß er des Scheines halber und um die ſpähenden Bewohner zu täuſchen, die Regimenter zwei- und dreimal, jedesmal mit verändertem Überwurf, in verſchiedenen Richtungen durch die Stadt defilieren ließ und von dem Angriff auf Konſtantinopel nicht durch weiſe Mäßigung und chriſtliche Friedensliebe, ſondern durch Ohnmacht und Unzulänglichkeit ſeiner halbverhungerten Heerestrümmer abgehalten wurde.

---

*) Die Übergabe der Feſtung Varna hat der Zar vom Verräter Juſuf Paſcha um Gold erkauft.

Von Adrianopel bis Konſtantinopel beträgt die Entfernung im ganzen nur noch ſechsunddreißig Wegſtunden, und zwar vierundzwanzig bis zur mehrbenannten kleinen, aber ſtarken Seefeſtung Silivri, wo die große Kaiſerſtraße des thraziſchen Binnenlandes das Meer berührt. Und hätte der ruſſiſche Heerführer dieſe Strecke ſowohl, als die noch übrigen zwölf Wegſtunden bis zum Sitz des Padiſchah, aller Terrainhinderniſſe ungeachtet auch ohne allen Verluſt und Widerſtand zurückgelegt, was wäre ihm nach Abzug der in Adrianopel und vor Silivri nötigen Beſatzungen von ſeiner kleinen Streitmacht zum Sturm auf Stambul noch übrig geblieben?

Die hinterſte und dickſte der dreifachen Landmauer des großen Stadttriangels von Byzanz wird zwar nur zu zwanzig Fuß Höhe angenommen, aber die zahlreichen Streittürme und ein fünfundzwanzig Fuß breiter, nach allen Seiten zierlich ausgemauerter, tief eingeriſſener Graben, an deſſen Rande die Mauer auf Hügelſchwellungen vorüberſtreicht, ſetzen an Höhe und Furchtbarkeit ſo viel hinzu, daß dem „Balkanüberſteiger“ mit ſeinem Häuflein von höchſtens 10000, zum Mauerkampf ohnehin wenig befähigten Ruſſen – und hätte ſie auch ein Suwaroff geführt – ſelbſt bei ſchwacher Gegenwehr keine Ausſicht auf Erfolg geblieben wäre. So viele Freunde und Verteidiger, wie der mit ſeinem Volke noch mehr entzweite letzte Paläologe, hätte in der äußerſten Not Mahmud II. doch auch gefunden!

Aber wie? Hat etwa nicht zu gleicher Zeit mit dem kühnen Balkanübergang die vielgerühmte Flotte des Schwarzen Meeres unter Admiral Greigh die Überbleibſel der „unkundig und mutlos geführten“ Osmanlifahrzeuge im erſten Anlauf durch Entern weggenommen, die Boſporusbatterien zum Schweigen gebracht und ihre eigenen Feuerſchlünde dem großherrlichen Palaſt gegenüber aufgepflanzt?

Alle Welt, und am meiſten die Türken ſelbſt, hatten ſolche nautiſche Erfolge der Ruſſen erwartet. „Wir ſegeln aus, um nicht wiederzukommen,“ rief der Kapudan-Paſcha und ſteuerte gegen Wind und Welle in den Euxinus hinein.

Grauſamer ward aber niemals eine Erwartung betrogen! Der Kapudan-Paſcha iſt nicht nur ohne Verluſt wieder zurückgekommen, er hat ſogar die ruſſiſche Fregatte „Rafael“ als Priſe heimgebracht.

Der Zar, durch ſeinen Pyrrhusſieg erſchrocken und vor ganz Europa beſchämt, bedurfte des Friedens nicht weniger als der überwundene Padiſchah. Und hätte der Sultan neben dem in Schumla aufgeſtellten aktiven Heere ſchon damals, wie heute, über eine ſchlagfertige Reſerve in Stambul ſelbſt zu verfügen gehabt, ſo wäre Sabalkanskis Heerhaufen dem Schickſal ſeines heldenmütigen Vorgängers Swätoslaw nicht entronnen.

Für die unermeßlichen Opfer an Menſchen, Geld und Kredit haben die Ruſſen verhältnismäßig nur unbedeutenden Erſatz genommen, ſind aber mit der melancholiſchen Überzeugung, daß bei nicht ganz vernachläſſigtem Widerſtande der Osmanli nur mit Aufopferung eines ganzen Heeres von der Donau bis unter die Mauern von Stambul vorzudringen ſei, wieder hinter den Pruth zurückgegangen,

„froh der beſtandnen Gefahr, doch ohne die lieben Gefährten“ *).

Die Annahme, daß die Ruſſen am Schluſſe des erſten Feldzugs (1828) ſchon mehr als 80000 Mann verloren hatten, wird nicht zu widerlegen ſein. Sind ja bei der fruchtloſen Beſtürmung des halböden Varna von den Leibgarden des Imperators allein über 3000 der auserleſenſten Krieger mit einer unverhältnismäßig großen Zahl hoher Offiziere gefallen. Das Geheimnis aber, wieviel in beiden Feldzügen der glühende Boden Romaniens vom Troß des gemeinen Fuß- und Reitervolkes verſchlungen habe, iſt wahrſcheinlich mit Diebitſch-Sabalkanski zu Grabe gegangen.

Was nützt den Ruſſen ihre Diſziplin, ihre Todesverachtung und ihre Tapferkeit? Daß im Kriege bei allen Armeen, am meiſten aber

---

*) Ἄσμενοι ἐκ θανάτοιο, φίλους ὀλέσαντες ἑταίρους.

bei den Ruſſen in ihren Feldzügen gegen die Türken, mehr als zwei Drittel des erlittenen Verluſtes auf Seuchen, auf mangelhafte Verpflegung, auf Not, Unverſtand und nutzloſe Plackereien aller Art zu ſtellen ſeien, iſt eine traurige, aber nicht zu beſtreitende Wahrheit. Nicht das Schlachtfeld, ſondern das Lazarett und der Hunger freſſen die Heere auf, und bei den Ruſſen iſt es in Führung und Verpflegung heute (1853) nicht beſſer beſtellt, als es vor fünfundzwanzig Jahren war. Fortſchritte, wo nicht in beiden, ſo doch wenigſtens in der innern Ausbildung und Lenkung ihrer Streitkräfte, haben in der Zwiſchenzeit nur die Türken gemacht, und ſelbſt die öffentliche Meinung des Okzidents beginnt die ruſſiſche Sache zu verlaſſen und zugunſten der Moslimen umzuſchlagen, weil Europa den Frieden will und das wühleriſche, herausfordernde, hinterliſtige, ſtörriſche und habgierige Weſen der moskowitiſchen Byzantiumspolitik endlich ſelbſt dem deutſchen Phlegma läſtig wird. Oder wie würde etwa der neue Paladin des Konſervatismus — der talentvolle und gelehrte Doktor Z . . l in H . . . g — ein politiſches Syſtem nennen, welches überall die Ruhe und das friedliche Gedeihen ſtört, und welches in der Abſicht, die wohlgemeinten aber bisher erfolgloſen Beglückungsanſtrebungen eines unabhängigen fremden Potentaten zu lähmen und ſeine Untertanen zu überreden, daß ſie eigentlich Urſache hätten, unzufrieden zu ſein und ſich gegen ihre geſetzliche Obrigkeit aufzulehnen, weder Geld noch Worte, noch Verführungs- und Gaukelkünſte jeglicher Gattung ſpart?

Einen Zar durch Ermahnungen oder gar à la Times durch blindes Vertrauen auf ſeine Hochherzigkeit von ſchlimmen Wegen abzulenken, wäre ein ebenſo nutzloſes Unternehmen, als wenn irgendein frommer Strumpfweber des Basler Miſſionsvereins den Dalai-Lama bekehren wollte. Daß man ſich im Okzident bisher über die Ruſſen nicht zu beklagen habe, ja ihnen ſogar viel Liebes und Treues ſchuldig ſei, will man gern eingeſtehen. Aber wer bürgt uns dafür, daß der Autokrat, wenn es mit der Türkei vollſtändig gelingen ſollte, ſeine liebenswürdige Praxis nicht auch anderswo verſuche, und vom anatoliſch-geiſtlichen Hochmute und von der leidenſchaftlichen Hartnäckigkeit eines Photius und Michael Cärularius entflammt, das abendländiſche Katholikentum befehde? — was den Leuten in Tirol allerlei zu bedenken gibt.

Groß-Kairo und die Miſſion des Iſlam

(1851)

Ebenſo leicht und ebenſo willkommen wie auf Groß-Kairo am Nil könnte ſich der flüchtige Blick auf die Waldoaſe von Damaskus, ebenſo leicht auf die vergilbten Trümmer von Balbek, oder auf die Piſtazienhaine des ſchön gepflaſterten Haleb mit der kurzrauſchenden Silberflut ſeines Kobeik niederlaſſen.

Labſal wäre es vielleicht für viele Seelen im Okzident, vom Immergrün und von der unverwüſtlichen Majeſtät der Zedernwälder des Libanon zu reden oder auf den ſtolzen Schwung des Azad-Diracht des ſyriſchen Küſtenrandes hinzudeuten*). Das melancholiſche Tyrus mit der maſſig aus der Erde heraufquellenden und nutzlos verrinnenden Waſſerfülle der Salomonsbrunnen, die Terebinthen von Sidon, das Smaragdgrün der Karmelwieſen und der buntfarbige Anemonenteppich auf Saron buhlen ebenfalls um die Gunſt eines Pinſelſtriches.

Dieſes Mal jedoch ſoll Groß-Kairo den Vorzug haben.

Das militäriſche Hauptquartier und der Imperatorenſitz der ſtreitenden Kirche des Iſlam iſt freilich am Bosporus, und die abgeſchmackte Behauptung der Turko-Byzantiner: Konſtantinopel ſei die Hauptſtadt des Erdbodens, und die jedi kral, d. i. die ſieben Könige der Chriſtenheit, gehen insgeſamt beim Padiſchah zu Lehre, kennt bei uns jedermann. Geiſtige Metropole dagegen und lebenswarmer Sitz, ja gewiſſermaßen geheimnisvolle Werkſtätte des iſlamitiſchen Gedankens iſt für die Geſamtlande am Mittelmeer und am Atlantiſchen Ozean anerkannterweiſe Groß-Kairo in Ägypten, wie es Bochara in El Soghd für das weitentlegene Turan iſt.

Mekka iſt nur das Heilig-Grab, und im Orient macht das Dogma, nicht die Sprache oder irgendeine andere Zufälligkeit, die Nationalität. Und ſolange das Dogma in einem Volke lebendig iſt, widerſteht es jeder weſentlichen Veränderung ſeiner politiſchen und geiſtigen Zuſtände mit unbeſiegbarer Hartnäckigkeit. Eine Revolution im vollen und furchtbaren Sinn des Wortes hat von jeher nur die Kirche als Hinterlage des geiſtigen Lebens der Nationen hervorzubringen die Kraft gehabt. Weil nun aber die politiſchen und ſittlichen Beſtände Groß-Kairos und ſeiner Bevölkerung für alles, was in Ägypten, in Arabien, in Paläſtina, in Syrien, in Meſopotamien und in Afrika zum Koran ſchwört, maßgebend und Muſter ſind, wird ein näheres Eingehen in dieſe Dinge nicht überflüſſig ſein. Die Europäer in ihrem klaſſiſchen Schwindel möchten den Angelpunkt der morgenländiſchen Dinge noch immer in ihrem Hellas finden. Der Iliſſus iſt aber ſchon längſt ausgetrocknet, und matt und trübe ſchleicht ein dünner Waſſerfaden durch den knorrigen Cephiſuswald in den Golf von Salamis hinab, während der Nil, die Heimat der großen Ungetüme und des religiös-philoſophiſchen Gedankens, ſeine lebenſprühende, ewig reiche Flut aus geheimnisvollem Born, durch Wüſten und Felſenriſſe brechend, in wunderbarer Majeſtät und Fülle dem brandenden Binnenmeer entgegenwälzt. Seit länger als 6000 Jahren kämpfen dort die Elemente und ringt mit wechſelndem Erfolge das Trockene mit dem Flüſſigen, das Beſtehende mit dem Wandelbaren in endloſem Streit, ein Bild der menſchlichen Dinge, wie ſie in Kampf und Mißgeſchick doch langſam vorwärts ſchreiten und dem Beſſern zum Sieg verhelfen.

---

*) „Azad-Diracht" iſt aus der perſiſchen Botanik entlehnt und bedeutet: Freiheitsbaum.

Ägypten in ſeiner Vergangenheit und in ſeiner Gegenwart iſt ein noch ungelöſtes Rätſel, und wie das Land am Nil einſt die Gigantomachie der alten Götterwelt getragen hat, ſo ſoll es auch heute, wie es ſcheint, die Walſtatt liefern, auf welcher die neuen Erdengötter den lang verſchobenen und doch unausweichlichen Kampf um Sein und Geltung auszufechten haben. So wollen es die Erinnyen und ihr Diener Palmerſton.

Ägypten, das fetteſte Marſchland des Erdbodens, am Kreuzwege dreier Weltteile gelegen und die Urwiege aller Gottesgelehrtheit, aller Künſte und aller menſchlichen Bildung, wäre allerdings ein großartigeres Entſcheidungsfeld für die morgenländiſche Frage als der Archipelagus und das trockene Griechenland.

In den rieſigen Königshallen zu Theben iſt es freilich ſchon lange öde und ſtumm, und auf der Stelle, wo einſt das große Memphis ſtand, rauſcht heute der Dattelwald. Das alte Alexandria aber, der koloſſale Gedanke des mazedoniſchen Genius, iſt unter dem Widerſchlag des altägyptiſchen Elementes völlig verſchwunden und ſteigt erſt jetzt als Unterpfand des wieder angebahnten Verkehrs mit dem Okzident aus dem Schutt empor. Das echte Mark Neu-Ägyptens dagegen, ſeine Herrlichkeit und Pracht zeigt eine Stadt, die der Eingeborne, wie das Nilland ſelbſt „Masr", der Europäer aber Alt-Kairo oder Kairo ſchlechtweg nennt*).

Groß-Kairo, eine Schöpfung der gegen Bagdad rebellierenden Fatimiten und kaum 200 Jahre älter als Neu-Athen am Iſarſtrom, iſt vielleicht das glanzvollſte Denkmal des unter ſeiner eigenen Größe erliegenden Kalifats. Die Zitadelle mit der reizenden Fernſicht wurde von Saladin beinahe zu gleicher Zeit mit Derwiſchabad (1176) angelegt. Den Vergleich der beiden Städte weiter auszuſpinnen und die traurige Fläche des Bojerlandes mit ihrem wilden Strom an die üppige Gartenfülle des Niltales hinzuſtellen, wäre ein gar zu gewagtes Spiel. Wo wären unſere Pyramiden? Wo fände der Wanderer das Roſenparadies der Schatteninſel Raudha? Wo die Hyazinthenpracht von Schubra? Wo den Balſamhauch und die ſchwellenden Lüfte einer Kaironacht? Die Stadt ſelbſt liegt etwa eine Stunde vom Strom entfernt, wo das Pflanzenleben und ſein grüner Teppich an die Öde ſtreift und der Boden ſich langſam zur kahlen Hügelreihe des rotgelben Mokattam erhebt. Oben auf der Plattform des Mokattam iſt die Burg mit Mohammed Alis, nach Art der Pharaonen, noch bei Lebzeiten begonnenem und halbvollendetem Mauſoleum, mit Kaſernen, Wohnhäuſern, Baumgruppen und Buſchwerk aller Art. Den Labetrunk für Menſchen, Tiere und Pflanzen gibt der uralte, von Juſuf Selacheddin wieder hergeſtellte, 250 Fuß tief durch den Felſen bis zum Nilniveau hinabreichende ſogenannte Joſefsbrunnen — ein rieſiges Quadrat mit ſanft abſteigenden Wendelgalerien und gewaltigem Räderwerk das Waſſer heraufzuziehen. Wer empfinden will, was Kairo und ſein Landſchaftsbild zum Gemüte ſpricht, der ſende nur zur rechten Tageszeit von der großen Burgterraſſe den Blick abendwärts gegen den libyſchen Talrand hin. Die Pyramiden mit ihrer ſteinernen Grabesruhe am Saum der noch weit hinaus ſichtbaren Wüſte ſchließen den Horizont.

---

*) Der alte arabiſche Name für Ägypten iſt „Misr". Im Hebräiſchen braucht man den Dual Misraim, „die beiden Ägypten", d. i. das Oberland und das Unterland, welche häufig abgeſonderte Staaten mit eigenen Regentenhäuſern bildeten. Das Alt-Kairo der Europäer iſt nur korrumpierte Ausſprache des Arabiſchen El-Kâhira, die Siegreiche, wie die Stadt in den erſten Zeiten nach ihrer Gründung hieß.

Im Zwiſchenraume bis zum Fuße der Rieſenmonumente wälzt ſich in breiten Rinnen die überſtrömende Wogenflut und das Auge ſchweift langſam über helles Grün, über dunkle Palmenſchatten und über das breite Silberband des Nilmäanders zum Häuſermeer der Stadt zurück. Die Trümmer von Heliopolis und der Memphiswald begrenzen links und rechts das Bild, und es wird ſich niemand wundern, wenn ſich beim Anblick dieſer zaubervollen Landſchaft das froſtigſte Gemüt bewegt, wenn der Weiſe meditiert, der Künſtler in Feuer gerät und ſelbſt der für Natureindrücke unempfindlichſte Menſch für einige Momente nachdenkend und träumeriſch wird.

Kairo gehört unter die großen Hauptſtädte der Welt und ſteht mit Einſchluß der beiden Hafenorte Bulak und Alt-Kahira dem Flächeninhalte nach nur um ein weniges hinter der großen Metropole an der Seine zurück. Und doch wohnt nach gewöhnlicher Annahme in den 26000 Häuſern dieſer ungeheueren Stadt nur eine aus den drei Weltteilen zuſammengewürfelte Bevölkerung von nicht mehr als etwa dritthalbmal hunderttauſend Menſchen aller Farben, aller Gemütsarten und aller religiöſen Bekenntniſſe.

300 bis 400 Moſcheetürme und -kuppeln, von denen viele bleigedeckt und vergoldet in der Morgenſonne funkeln, verkünden Kairos Pracht. Selbſt höher noch als die Burgterraſſe ragen die beiden gigantiſchen ſtolzen Minarette der Sultan Haſans-Moſchee in die Luft, und vom ewig wirbelnden Marktgedränge des großen Platzes unterhalb der Burg ſteigt nicht ſelten der dumpfe Schall deutlich hörbar zur Schloßterraſſe herauf. Von der architektoniſchen Regelmäßigkeit europäiſcher Städte iſt im Innern von Kairo keine Spur; es iſt ein unentwirrbares, von rötlichem Duft überlagertes

Häuſerkonglomerat mit kurzen Sackgaſſen und mit Abſchließungstoren für einzelne Stadtviertel plan- und ordnungslos ineinanderfließend, ohne Numerierung und Aufſchrift hingelegt. Selbſt die Hauptſtraßen, die von Nord nach Süd und von Weſt nach Oſt das Labyrinth durchſchneiden, vermeiden die gerade Linie und ändern ſtreckenweiſe den Namen, ſo daß, um im Innern Kairos ſich zurechtzufinden und eine beſtimmte Wohnung aufzuſuchen, lange Übung und beſonderer Takt erfordert wird. Um die Sonnenglut zu mildern und die läſtige Helle abzuhalten, ſind die Wohngebäude mit ihren flachen Dächern meiſtens, die einzelnen Gelaſſe aber allzeit hoch, weit, luftig und halbdunkel, was man um ſo leichter erzielt, als das erſte Stockwerk über das Erdgeſchoß, und das zweite über das erſte und ſo fort in die oft ſo enge Gaſſe hineinragt, daß ſich die Bewohner gegenüberſtehender Häuſer vom Balkon aus die Hände reichen können. Strohmatten von einem Dach zum andern quer über die Baſarſtraßen gelegt, vermehren noch die Dunkelheit und die Schattenkühle. Feuerbrand und Aufruhr in einer ſolchen Stadt ſind doppelt fürchterlich. Ein Kanal, breit und tief und mit vielen Brücken verbunden, führt von der Nilinſel Raudha das Waſſer mitten durch die Stadt, und Hunderte von Laſttieren und Schlauchträgern füllen die Lücken aus, welche Kanal und Brunnen im täglichen Bedarf noch offen laſſen. Überhaupt ſorgen mehr als 20000 geſattelte graue Vierfüßer für raſchen Verkehr und ſchnelle Bewegung in der Stadt. Als Richtungspunkte und gleichſam als Feldzugsplan gegen die architektoniſche Kairo-Anarchie dienen freie leere Räume inmitten des Häuſermeeres, von welchen leeren Räumen die dem Sande abgerungene, laubumſchattete und von luftigen Paläſten umgebene Esbekieh allein den Luxorplatz in Paris um mehr als das Dreifache an Ausdehnung übertrifft. Die Häuſer ſelbſt, aus ungebrannten, nur in der Sonne getrockneten Nilſchlammziegeln aufgebaut, bieten meiſtens einen gelbgrauen, melancholiſch-düſtern Anblick dar. Nur die Paläſte der Vornehmen haben ein Erdgeſchoß aus behauenem Geſtein mit buntem Farbenſpiel an jeder Schicht. Balkone und Fenſter ohne Glas, aber mit Gitterwerk und kunſtreich verſchlungenem Schnitzwerk aus Holz treten oberhalb als Dekoration hervor. Der echt ſarazeniſche Spitzbogenſtil der Palaſttore Kairos iſt in der ganzen Welt bekannt und angerühmt.

Unter den Moſcheen ſind die Tulun, El-Hakim, El-Azhar und Sultan Haſan genannten die ſchönſten; letztgenannte aber vor allen merkwürdig durch die Größe und Höhe ihrer Kuppel und der beiden Minarette. Dieſer wundervolle Bau iſt der Glanzpunkt von Kairo wegen der verſchwenderiſchen Mannigfaltigkeit der Marmorzier und des Arabeskenſchmuckes aus hartem Stein und Bronze, geſchmückt mit rieſigen Aufſchriften in Goldbuchſtaben, rot, gelb, blau und grün. Das Ganze iſt von zaubervoller Wirkung, wenn die Abendſonne von den Pyramiden herüberſcheint. Im Vorhof bietet dem müden Beter ein gewaltiges, mit vergoldeten Stäben eingeſchloſſenes Marmorbecken den Labetrunk, und im kahlen Innern fällt das Licht von der hohen Kuppel auf den grüngelb geblümten Teppich des Eſtrichs herab.

Wundere ſich niemand über die architektoniſchen Reize und über die verſchwenderiſche Pracht der großen Fatimitenſtadt. Aus Eiferſucht gegen das alte Rom hat Konſtantin ſein Byzanz verherrlicht, und ebenſo hat im Gegenſatz zur neugegründeten Kalifenreſidenz Bagdad der von der Zentralgewalt am Tigris emanzipierte Sultan von Masr die Stadt El Kahira angelegt und zu ihrem Schmucke alles aufgeboten, was der ſarazeniſche Orient in der Blütezeit der Kunſt an Reichtum und Glanz vermochte.

Kleine Baumgruppen aus Palmen und Sykomoren und größere Gartenanlagen außerhalb des Mauerumfangs fehlen, wie in keiner Stadt des Morgenlandes, ſo auch in Kairo nicht. Aber es ſind nicht unſere Gärten mit ſymmetriſchen Baumalleen, mit ſchnurgeraden Wanderpfaden und mit zierlich gekämmten Raſenbeeten nach den Vorſchriften eines Le-Nôtre oder im britiſchen Geſchmacke angelegt. Die Kairogärten ſind nach Art der Paradieſe des Orients überhaupt ſchattige Baumdickichte, wo hochwüchſige Pomeranzen- und Zitronenſtämme mit ihrer goldenen Frucht, traubenbehangene Weinranken, hellgelbe Akazien mit Sykomoren und ſchlanken Dattelpalmen, dunkle Maulbeer- und Granatbäume in purpurroter Blüte neben undurchdringlichem Buſchwerk von Myrten, Hibiskus und dem Rieſenblatte des prachtvollen Bananenſtrauches plan- und regellos Schatten und

Blumenduft ineinander gießen. Enge, krumme, durch das Laubdickicht hinſchleichende Pfade, Teiche, die der Sonnenſtrahl nicht erwärmt, rinnendes Waſſer, Feiertagsſtille und der aromatiſche Hauch balſamgeſchwängerter Lüfte vollenden das Zauberbild. Wie oft ſaß ich in dieſen irdiſchen Paradieſen auf der Nilinſel Raudha, bei Kasr El-Ain, im magiſchen Schubra während der Mittagsglut allein und in ſeliger Vergeſſenheit europäiſcher Bedrängnis und Bücherqual, den Frieden in der Seele, das Glück im Augenglanz und die Bruſt geſchwellt von ſüßer Schwärmerei und künftigem Lebensglück!

Wie man in Groß-Kairo die Stadtviertel nennt, wie man die Marktpolizei handhabt, den täglichen Lebensnöten begegnet, Steuern erhebt, die Baſtonade gibt, Handel treibt, lange Karawanenzüge aus Inner-Afrika durch die engen Straßen führt, Schlangen in Stöcke verwandelt, das Ebenbild Abweſender oder längſt Verſtorbener ſcharf und treu im Tintenklecks einer hohlen Hand ſehen läßt, wie man Pilav röſtet und die ſüße Banane ſchmort, bleibt hier füglich unberührt und wird auch leicht vermißt. Höheren Reiz böte freilich das große, ſchwarze, mandelförmige, ſanfte Auge der Kairotöchter, wenn es unter langen Wimpern dem fremden Gaſt entgegenblitzt. Schönere Augen und betörendere Blicke als in der großen Fatimitenſtadt ſieht man nirgends in der Welt. Hat aber das alles nicht ſchon längſt der Brite Lane genau und zierlich ausgelegt?

Ob aber die gütige Natur irgendeinem andern Volke klangvolleres Metall in die Männerbruſt eingeſchmolzen als bei den „Söhnen von Masr", muß jedermann bezweifeln, der längere Zeit in Kairo lebt, und außer dem in nächtlicher Stille melodiſch über das Häuſermeer hinſchallenden Ruf der Müezzin nur die Stimmen almoſenheiſchender Gaſſenjungen und das „Lebben! Lebben!" der Sauermilchverkäufer in der tauigen Morgenſtunde hört.

Bedeutungsvoller und merkwürdiger als Augenſchmelz und als Glockenklang der Stimme iſt das Gewicht, welches das große Kairo durch ſeine wiſſenſchaftlichen Inſtitute in die Wagſchale der Kulturverbreitung im Sinne des Iſlam legt. Groß-Kairo iſt das Rom der Lehre Mohammeds, Groß-Kairo nährt in ſeinem Schoße, wenn auch nicht eine ebenſo reich als glanzvoll ausgeſtattete, doch eine ebenſo ſtandhafte, eine ebenſo glaubenseifrige, eine ebenſo zähe und, was am meiſten zu bedeuten hat, eine ebenſo erfolg- und ſiegreiche Propaganda, wie in ihrer Art die Tiberſtadt. Aſien ward bekanntlich durch das Kalifenſchwert und durch den Ekel vor der kaiſerlichen Dogmatik von Byzanz dem Jſlam zugeführt. Die ungezählten Hunderttauſende ſchwarzer Moslimen im Jnnern Afrikas dagegen ſind die wohlgepflegte, unbemerkt und friedlich erzielte Frucht des Apoſtolats in Groß-Kairo. Ohne daß man es in Europa beachten wollte, iſt der Jſlam bis ſüdwärts über den Äquator, ja zum Teil bis an die Geſtade des Atlantiſchen Ozeans ins Herz von Afrika vorgedrungen. Der Weltteil Afrika ſcheint zum wahren gelobten Lande und zur Vorzugserbſchaft des Propheten von Mekka beſtimmt zu ſein. Jetzt iſt die Chriſtenheit allerdings zur Kenntnis der Triumphe ihrer Nebenbuhler gekommen und ſchickt von der einen Seite den Katholiken Knoblecher mit einer Apoſtelkolonie zur Abwehr von Khartum den weißen Nil hinauf, während von der Goldküſte und vom Kap ausgehend das Methodiſtentum der Jſlampropaganda mit gleichem Eifer, aber dem Anſchein nach mit ungleichem Erfolg entgegentritt.

Glaubenspropaganda ſetzt überall Schulen, Unterricht, gärende Kraft und einen lebendig-friſchen Kern theologiſcher Wiſſenſchaft voraus. Findet man aber ſolche Dinge in Groß-Kairo, und wer hätte je davon gehört? El-Azhar, eine der größten und ſchönſten Moſcheen in Kairo, iſt noch heute die erſte und vornehmſte Univerſität des iſlamitiſchen Orients. Die Summe aller mohammedaniſchen Gelehrſamkeit und Bildung iſt im akademiſch gegliederten Lehrkörper dieſer Hochſchule dargeſtellt, und wer immer in dieſen Ländern nach höherer Erkenntnis ſtrebt und die letzten Gründe ſeines Glaubens erforſchen möchte, eilt zu dieſem bis heute noch ungetrübten Born der Wiſſenſchaft.

Zwölf Oberälteſte (Scheiche), ausgezeichnet durch orthodoxe Strenge und gelehrte Tüchtigkeit, ſtehen an der Spitze der Anſtalt und bilden gleichſam das höchſte Tribunal und die letzte Jnſtanz in allen Fragen über Wiſſen und Glauben der Kinder Mohammeds.

Bei den blinden und beinahe unausrottbaren Vorurteilen der Chriſten gegen den Jſlam und ſein Weſen überhaupt, könnten die

Ausdrücke: Hochſchule, Akademie, Lehrkörper, Studium, Bildung, Wiſſenſchaft in manchem Gemüte Ärgernis erregen und die Frage hervorrufen: ob man in den mohammedaniſchen Ländern außer dem Koran und ſeiner Exegeſe noch irgend etwas von Kunſt, Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung kenne? Die gründlichſte Antwort auf Bedenken und Zweifel dieſer Art haben neben Hammer-Purgſtall Dr. Weil und Abt Haneberg gegeben, und über die gewöhnlichen Lehrgegenſtände der El-Azhar-Univerſität haben wir ſeinerzeit in Kairo ſelbſt das Nötige erfragt und aufgeſchrieben. Mancher deutſche Hochſchüler blickt vielleicht mit Geringſchätzung auf ſeine Kommilitonen von Kairo herab, wenn er Deklinieren und Wortfügen, d. i. Grammatik und Syntax der arabiſchen Volksſprache auf dem Verzeichnis der Univerſitätslehrgegenſtände lieſt. Rhetorik, Verſekunſt und Algebra wird er ſchon eher gelten laſſen; als vollkommen ebenbürtig und auf gleicher Höhe mit ihm ſelbſt ſtehend wird er aber nur die Scholaren der Logik, der Philoſophie, der Theologie, der Aſtronomie, der Medizin, der Koranauslegung und der Jurisprudenz im weiteſten Sinne des Wortes anerkennen. Daß auf den iſlamitiſchen Hochſchulen geiſtliche und weltliche Geſetzeskunde noch unausgeſchieden ſind und derſelbe Lehrer über Religionsphiloſophie, über Moral, über bürgerliches und peinliches Recht Vorträge halte, iſt im allgemeinen ſchon bekannt. Den neuen europäiſchen Gedanken, die Schule von der Staatskirche und das Wiſſen von der Kontrolle des Klerus zu emanzipieren, kann bei den mohammedaniſch gläubigen Völkern niemand begreifen.

Am ſchlimmſten war es im mohammedaniſchen Unterrichtsweſen ſeit dem Erlöſchen der berühmten arabiſchen Hochſchulen von Cordoba und Bagdad, wenigſtens bisher, mit den naturgeſchichtlichen und mediziniſchen Studien beſtellt. Und der Preis, um welchen in Kairo und Konſtantinopel der unbeugſame Widerwille der Mohammedaner gegen die chriſtliche Wiſſenſchaft, beſonders im Punkte der Medizin, endlich gebrochen werden konnte, iſt jedermann bekannt.

Um in Kairo als Hochſchüler einzutreten, wird nichts weiter gefordert, als daß der Kandidat leſen, zur Not ſchreiben und auch etwas Koran rezitieren könne. Das Univerſitätsgebäude ſelbſt iſt in regelmäßigem Viereck um einen großen Platz im Mittelpunkte der Stadt angelegt. Eine Seite des eingeſchloſſenen Hofraums iſt für den Gottesdienſt beſtimmt, die drei anderen aber beſtehen aus kleineren Säulengängen mit Gemächern für das landſchaftsweiſe abgeteilte und klöſterlich eingepferchte Geſamtſtudentenkorps. Das freie Univerſitätsleben des Okzidents iſt in Kairo nicht erlaubt. Jede Abteilung der Studenten hat ihre beſondere Bücherſammlung, die neben den öffentlichen Vorträgen der Lehrer den jungen Leuten auf dem Pfade der Wiſſenſchaft vorwärtshelfen ſoll. Kein Student bezahlt Kollegiengelder, der Unterricht iſt völlig frei, und ſelbſt die Lehrer beziehen vom Staate keinerlei Gehalt, wenn man nicht etwa den hölzernen Schöpflöffel voll geſottener Saubohnen, welche nach uraltem Brauch die Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften in Kairo als Präſenzgeld erhalten, in die Kategorien der Staatsbeſoldungen ſtellen will. Früher wurden durch reiches Kirchengut, durch ſtiftungsmäßige Haus- und Ackerrenten für die Lebensnotdurft der Lehrer wie der Schüler die nötigen Mittel aufgebracht. Mohammed Ali aber, welcher Ägypten ohne Beiſtand der Gelehrten und ohne Sorge für Kunſt und Wiſſenſchaft beherrſchen und glücklich machen wollte, hat Gut und Rente größtenteils eingezogen, als frommer Moslim aber zugleich Befehl erteilt, vom frühern Segen zur Stärkung der armen Gelehrten während des Buß- und Faſtenmonats noch einen Pfennig übrig zu laſſen. Bei dieſer allgemeinen Konfiskation des Eigentums ſind außer den nötigen Geldern für Baulichkeiten und für Bezahlung der vornehmſten Moſcheebeamten nur die Stiftungen für auswärtige Schüler verſchont geblieben, während die einheimiſchen Studenten ſamt ihren Lehrmeiſtern durch Privaterwerb für ſich ſelbſt zu ſorgen haben. Man gibt bezahlte Nebenſtunden bei reichen Leuten, kopiert Bücher, ſpekuliert auf vakante Stellen, betet ſalbungsvoll in Familienkreiſen oder bei Grabmonumenten alter Herrſcher vor, lehrt den Turban nach Rang und Würden gehörig umzubinden oder leitet in beſonderen Innungen orthodoxer Moslimen Privatandacht und Katecheſe kundig und geſchickt. Hin und wieder gibt es auch noch reiche und dankbare Schüler, die dem alten Lehrer Geſchenke bringen an Lebensmitteln oder Geld. Vor der Konfiskation des Schul- und Kirchenguts zählte die Azhar-Univerſität für ſich allein eine ebenſo große Zahl Schüler wie jetzt München und Berlin zuſammengenommen. Seit jenem Akt der Spoliation aber ſoll die Zahl der Hochſchüler auf etwa 1500 zurückgegangen ſein. Unter dieſen findet man jederzeit verſchiedene Schwarze aus Inner-Afrika, die einſt als Sklaven nach Ägypten kamen, nach vollendeten Studien aber als feurige Verkünder des Iſlam wieder in die Heimat entlaſſen werden.

Der Iſlam iſt weder tot noch ſterbend, noch auch unrettbarem Verfall entgegeneilend, wie man in Europa gern glauben möchte. Der Iſlam hat friſche Kraft, und Afrika iſt das Feld, auf dem ſich Blütentrieb und Glaubensmut der Einheitsbekenner erproben, ſtärken und entfalten kann. Alle Sorge und alles Streben von ſeiten der Chriſtenheit, den Iſlam abzuſchwächen und aufzuſaugen, wird und muß in der Hauptſache vergeblich ſein. Der Iſlam iſt der Repräſentant der Vernunft, deren Rechte ebenſo unverjährbar wie die Rechte des Glaubens ſind. Hätte die chriſtliche Kirche des vierten, fünften und ſechſten Jahrhunderts neben dem Spiritualismus des Athanaſius auch die rationaliſtiſche Weltanſicht des Areios ertragen, und ſein Homoiuſion als freie Kirche neben ſich dulden können, wäre der Iſlam wahrſcheinlich niemals hervorgetreten. Erſt wie das eine der beiden gleichberechtigten und gleichnotwendigen Elemente jeder religiöſen Glaubensgeſellſchaft auf der konſtituierenden Verſammlung zu Nicäa feierlich proſkribiert und nach dreihundertjährigem Kampfe zwar nicht in den Gemütern der Gläubigen, aber doch in ſtaatsrechtlich organiſiertem Beſtande endlich erdrückt war, hat ſich der Prophet von Mekka als Rächer und Verteidiger der religiöſen Freiheit erhoben.

Nicht früher als bis die Chriſtenheit das alte Unrecht wieder gutmacht und den athanaſiſchen Exkluſivismus fallen läßt, wird an eine Annäherung und an ein ausgleichendes Ineinanderfließen der beiden weltbeherrſchenden Glaubenskreiſe zu denken ſein.

Vier Wochen in Jeruſalem

(1851)

I.

„Weiß nicht, ob ich Euch nehmen kann und ob noch ein leeres Zimmer zu finden iſt“, ſagte unter dem Torwege des Franziskanerkloſters in Jeruſalem, während er zugleich den pilgernden Fragmentiſten, ſeinen Diener und ſeinen Train mit dem pfiffigen Blick eines italieniſchen Kameriere von unten nach oben muſterte, froſtig und bedenklich der kleine, ſchmächtige Minoritenmönch mit rotem Bart und dünnem Fuchsgeſicht. Es war, wie der Leſer wohl ſelber denkt, der ſogenannte Fremdenpater, der heilige Mihmandar, der über Ehre und Kredit des Konvents zu wachen und zugleich über Aufnahme oder Abweiſung der Pilger in erſter und letzter Inſtanz zu entſcheiden hatte. Das Examen war unſern Anträgen nicht beſonders günſtig, und es hieß endlich kurzweg, man bedauere, la Caſa nuova ſei bereits überfüllt und man erwarte noch täglich fremde Herrſchaften, die ſich ſchon vor langem brieflich angemeldet und Wohnungen ausbedungen hätten. Daß es nur leere Ausflüchte waren, was man uns da ſagte, und daß man anderer Gründe halber das gaſtliche Dach verſagte, merkten wir freilich ſchnell und ſuchten Verdacht und Beſorglichkeit des Mönchs durch den Beiſatz zu heben und abzutun, daß wir die frommen Väter durch das Verweilen im Kloſterhauſe weder in der Andacht ſtören noch auch ſonſt in Koſten verſetzen würden; wir ſeien in gottſeliger Abſicht nach Jeruſalem gekommen und hätten nebenher Mittel genug, ohne Beläſtigung ihres gottgeweihten Arariums, für das Nötige ſelbſt zu ſorgen und am Ende für den Schirm der heiligen Mauern noch einen mäßigen Tribut der Erkenntlichkeit darzubringen.

Auf dieſem Wege Kredit zu ſuchen, iſt allezeit mißlich; und in der Tat blieb auch die Wirkung unſerer Worte bedeutend hinter der Erwartung zurück. Wir hatten zwar drei Pferde ſamt Eſelein und leidlicher Equipage, aber der Dolmetſch fehlte, weil wir den Dienſt ſelbſt verſahen, und was das Nachteiligſte von allem war, wir hatten keinen Empfehlungsbrief aus guter, frommer Hand, der uns natürlich unverweilt und ohne viel Redens die Tore des Konvents geöffnet hätte. Wir mußten alſo, wie man in Frankreich ſagt, mit unſerer eigenen Perſon bezahlen, und das hatte dem verſchmitzten und ſäuberlich gehaltenen Italiener gegenüber gerade dieſes Mal ſeine bedeutende Schwierigkeit. Er maß uns noch einmal prüfend von oben nach unten und mußte offenbar gefunden haben, daß Miene und Außenſeite der einlaßbegehrenden Pilger mit den Beteuerungen frommer Behäbigkeit nicht ſonderlich im Einklang ſtehe, und daß folglich von ſolchen Gäſten für St. Salvator in Jeruſalem wenig Ehre und noch weniger Profit zu hoffen ſei. Die Entfernung von Beirut nach Jeruſalem — das muß man dem Leſer gleich voraus ſagen — beträgt an die fünfzig Stunden, und wir waren bei achtzehn Grad Novemberwärme und ewig heiterem Himmel, den ganzen Tag die Sonne im Antlitz, von Nord nach Süd reitend und von Toiletteſorgen nicht weſentlich geplagt, mit Raſt und Aufenthalt eine volle Woche auf dem Wege. War es dann ein Wunder, wenn der mönchiſch elegante Minoritenpater glutverſenkten, durch Riſſe in der Geſichtshaut entſtellten, ungebürſteten, ungekämmten, durch unzählige Springtierchen der letzten Araberherberge in El Bire aufs übelſte zugerichteten Fremdlingen aus dem Okzident nicht gleich auf das freundlichſte entgegenkam? „Ob denn aber auch alles, was von Europa nach Jeruſalem pilgere, bei St. Salvator logieren müſſe? Es ſeien auch Gaſthäuſer in der Stadt, wo ordentliche Leute gegen richtige Bezahlung ihr Unterkommen fänden.“ Wir verſtanden den Wink, entſchuldigten unſere läſtige Vorſprache mit dem Nichtkennen dieſer höchſt wohltätigen Neuerung in der Heiligen Stadt und wollten — froh, der peinlichen Szene zu entkommen — im Frieden weiterziehen. „Wo wollt Ihr hin?“ ſagte abwehrend der kleine Mönch, „von den beiden Privateinkehren der Stadt iſt die eine geſchloſſen und die andere dermaßen von Fremden überfüllt, daß man Euch für alles Geld keinen leeren Winkel überlaſſen kann.“ — Jetzt ſtand es freilich ſchlimm, wir hielten ſtill und mögen in der Bedrängnis vielleicht freundlicher und nachgiebiger geredet haben, als es dem liſtigen Salvatormönch gegenüber rätlich war. Aus Mitleiden mit unſerer Lage, hieß es, und aus Liebe zu Gott wolle man ſehen, ob, der Übervölle ungeachtet, noch etwas zu machen ſei, und der Pater – offenbar Sieger in der Unterhandlung – führte uns mit Blicken auffallender Geringſchätzung und unverhohlenſten Mißtrauens endlich über die Gaſſe in la Caſa nuova hinüber.

Der erſte Eindruck dieſes mönchiſchen Neubaues war nicht vorteilhaft und empfehlend genug, um jenes Gefühl innerer Behaglichkeit und hoffnungsvollen Friedens zu erwecken, welches den müden Wanderer bei dem Anblick gaſtlich-ſtiller Penaten zu beſchleichen pflegt. Das gewölbte Atrium innerhalb des eiſenbeſchlagenen Tores ſchien für Haus und Nachbarſchaft zeitweiſe auch als Latrine zu dienen, und die enge Mauerkaſematte, die man uns nach wiederholtem Zaudern, Munkeln und Bedenken endlich als Wohnung überließ, war nicht mehr als fünfthalb Schritte breit, ebenſo lang und nebenher ſo niedrig, daß die ausgeſtreckte Hand an die Decke langen konnte. Es glich eher einem Kerker als einer Wohnſtube, und nur durch eine kleine glasloſe Fenſteröffnung neben der Tür ſollte das düſter-dumpfe Gelaß von außen Luft und Licht erhalten. Selbſt die Strohmatte, die man ſonſt im Orient doch überall findet, fehlte auf dem unreinlichen Eſtrichboden, und die kahlen Seitenwände waren ohne Ekel gar nicht anzuſehen. Außer einer guten, reinlichen Lagerſtätte mit weißem Fliegengitter mangelte ſo ziemlich alles, was nach europäiſchen Begriffen zu den Notwendigkeiten eines wohnlich eingerichteten Zimmers gehört. An einen Diwan – wenn auch der ärmſten Gattung – war unter ſolchen Umſtänden natürlich gar nicht zu denken; aber ſelbſt nach Stühlen wurde in der Kaſematte vergeblich umgeſehen, und ein bewegliches Brett auf zwei rohen Holzgabeln war die einzige Bequemlichkeit und Erleichterung, welche die Salvatormönche ihrem Gaſt zu gewähren dachten. Wenn einſam, ſtill und abgelegen, mit freier Ausſicht über die Heilige Stadt, wäre die Klauſe bei allen ihren Mängeln am Ende vielleicht doch erträglich geweſen; aber zum Unglück war das Gemach auch noch tief unten und nur wenige Stufen über dem ſchmutzigen Vorhof angebracht, mit himmeloffenem Steingange vor der Tür, wo jedermann im Gehen und Kommen vorüber mußte, ſodaß der arme Klausner hinter ſeinem glas- und vorhangloſen Fenſterloche weder bei Tag noch bei Nacht vor Blick und Getrampel der Leute ſicher geweſen wäre.

So weit reichten Geduld und Entſagung nun aber dennoch nicht, und es wurde höflich angefragt, ob nicht vielleicht in la Caſa nuova für Geld und gute Worte etwas mehr Bequemlichkeit und Raum zu erhalten wäre? Zweideutige Reden und verdächtige Blicke des Mönches und jetzt auch ſeiner Dienerſchaft ſagten aber deutlich genug, daß Vagabunden und hilfloſe Abenteurer, für die man uns halte, mit allem, was man freiwillig in Almoſen biete, ſich in Demut zu begnügen hätten. So gingen die Leute fort und ließen uns in der Spelunke allein, ohne auch nur zu fragen, ob wir irgend etwas nötig hätten, ja ohne auch nur einen Krug Waſſer als Labung hinzuſtellen, die man im Orient ſelbſt dem müden Bettler nicht verſagt. Daß uns dieſe Behandlung etwas verdroſſen oder auch nur im geringſten gegen die Heiligkeit der lateiniſchen Mönche eingenommen hätte, will man nicht eigentlich ſagen. Die guten frommen Väter konnten ja nicht wiſſen, daß der ſo ungaſtlich behandelte Fremdling ſeinen Studien und ſeiner Vergangenheit nach ihrer eigenen Ordnung angehöre, und daß er im Grunde ſogar auf dem Felde der katholiſchen Dogmatik ſeine wohlbegründeten Verdienſte habe. Wochen-, ja vielleicht monatelang in einer ſolchen Stube zu bleiben — das fühlt der Leſer ſelbſt —, war unter dieſen Umſtänden bei aller Geduld und Philoſophie nicht möglich, und der aus Smyrna mitgebrachte Diener, ob er gleich noch wenig Erfahrung hatte und ſelbſt das erſtemal in Jeruſalem war, mußte augenblicklich fort, um nachzuforſchen, ob nicht trotz mönchiſcher Gegenverſicherung doch irgendwo in der Heiligen Stadt noch ein beſſeres Unterkommen zu finden wäre. In der Zwiſchenzeit ging ich — denn zu ſitzen fehlte mir der Stuhl — über den raſchen Wechſel der Szene verblüfft, nicht ohne Unruhe und Sorge allein und verlaſſen in der unheimlichen Zelle auf und nieder. Schleudert aber auch einen andern aus den feenhaften Sommerpaläſten und aus den glänzenden Salons von Bujukdere plötzlich in die Einſamkeit einer unſaubern Mönchsklauſe im halbzerſtörten Jeruſalem herab und ſeht dann, wie lange er etwa Witz, Laune, Gleichmut und heitern Sinn ungetrübt bewahrt. Nach zwei Stunden des peinlichſten Harrens kam endlich Antonakis (ſo hieß der Diener) mit der Kunde zurück, er habe nicht bloß ein Zimmer, wie ſein Auftrag laute, ſondern ein ganzes, fremden Gäſten ſehnſuchtsvoll entgegenharrendes und mit einer guten Auswahl leerſtehender, luftig und bequem, ja ſelbſt elegant eingerichteter Wohnungen verſehenes Haus gefunden, und in der Vorausſetzung meiner Genehmigung zugleich einen Gehilfen mitgebracht, um auf der Stelle die Effekten in die neue Behauſung fortzuſchaffen.

Nun erſt lagen die liebenswürdigen Künſte des kleinen St. Salvatormönchs offen zutage. Er hatte uns die in der Stadt bekannte, aber durch freie Konkurrenz das Einkommen ſeiner geiſtlichen Herberge ſchmälernde Gelegenheit zum Unterkommen abſichtlich verhehlt, um ſich an unſerer Verlegenheit zu weiden, und um ſeine ärmliche Zelle ſo hoch und ſo teuer als möglich anzubringen, — eine Verfahrungsweiſe, die man in billiger Erwägung der italieniſchen Mönchsnatur nicht einmal übelnehmen will. Daß aber der Mihmandar von St. Salvator in Jeruſalem den Künſten geheimer Spekulation auch noch Hohn beizufügen für nötig hielt, wird nicht leicht jemand loben. Der Leſer denkt wohl ſelbſt, daß man ſich nicht lange beſann und augenblicklich Anſtalten zum Überſiedeln traf.

„Wie? Ihr wollt la Caſa nuova ſchon wieder verlaſſen?“ fragte etwas überraſcht der eilig herbeigerufene Fremdenpater. „Ja!“ „Wohin wollt Ihr ziehen?“ „Zu Meſchullam, dem Anglikaner, der ein ganzes Haus leerſtehender und prachtvoll eingerichteter Wohnungen in Bereitſchaft hält.“ „Wieviel müßt Ihr zahlen?“ „400 türkiſche Piaſter (100 Franken) monatlich.“ „Wie? 400 türkiſche Piaſter monatlich für ein einziges Zimmer? Das iſt etwas viel, man überfordert Euch.“ „Für meine Umſtände iſt das nicht zu viel, ich bezahle es leicht und gern, wenn der Mietsherr nur freundlich und ſeine Wohnung elegant und niedlich iſt.“ Der Mönch wird zuſehends höflicher und rückſichtsvoller. „So, eine ſoche Summe wollt Ihr aufwenden, und wie lange denkt Ihr zu bleiben?“ „Noch unbeſtimmt; wahrſcheinlich den ganzen Winter, und das nämliche hätte ich Euch ebenfalls bezahlt, wenn ich eine geneigtere Aufnahme und ein ſchöneres

Lokal gefunden hätte.“ Jetzt endlich entſchuldigte man die frühere „Unaufmerkſamkeit“ mit dem erſten Drange und mit der Fülle der Geſchäfte. „Am Ende“, meinte der Mönch, „hätte es ſich hoffentlich doch noch beſſer gemacht; vielleicht kommen die angekündigten Fremden noch nicht ſo ſchnell; vielleicht wird durch Abzug anderer Pilger unerwartet ein ſchöneres Zimmer leer; kurz, man hätte von ſeiten des Kloſters ſicherlich das Mögliche getan, einen ſo „reſpektablen“ Gaſt zu befriedigen, wenn ich nur nicht ſo voreilig die Geduld verloren hätte.“ — Indeſſen hörte ich wenige Tage ſpäter, daß im Augenblick unſerer Ankunft mehrere gute Wohnungen in la Caſa nuova verfügbar waren und an eine Ankunft fremder Gäſte niemand dachte.

Ich dankte höflich, aber froſtig für den guten Willen, gelobte Uneigennützigkeit und menſchenfreundlichen Gaſtſinn der St. Salvatormönche ſeiner Zeit in Europa gehörig anzupreiſen und ging mit Leuten und Sachen heiter und fröhlich zum Tor der Caſa nuova hinaus.

Mit Herrn Meſchullam, dem neuen Hauspatron, einem ſchmächtigen, kleinen, feinblickenden, zur Hochkirche bekehrten großbritanniſchen Juden, der eine Dame aus Genua zur Gemahlin hatte und alle in Europa und in Weſtaſien üblichen Sprachen mit großer Geläufigkeit redete, war das Geſchäft ſchnell abgetan. Der Mann war Spekulant im weitern Sinne des Wortes und hatte, natürlich mit Verluſt, wie er ſagte, Bauholz für die neue engliſche Kathedrale auf Zion geliefert, nebenher aber in der Stadt ſelbſt zwei große muſelmaniſche Häuſer in Pacht genommen, um ſie zimmerweiſe an die Fremden zu vermieten und ſo den erlittenen Schaden nach Umſtänden und Möglichkeit wieder auszubeſſern. Die Preiſe der „reſpektablen“, für zahlungsfähige Signori beſtimmten Wohnungen waren nach Maßgabe des Luxus und der Bequemlichkeit ihrer Einrichtung verſchieden und liefen in aufſteigender Skala von 400 — 800 türk. Piaſtern (100 — 200 Franken) monatlich. Gern hätte ich in ſündhaftem Wohlgefallen an Eleganz und morgenländiſcher Wohnungspracht den höchſten Preis bezahlt, Demut und Selbſtverleugnungstrieb rieten aber am Ende doch, in das Zimmer zu monatlich hundert Franken einzuziehen. Mehr vielleicht als die billigere Schätzung hatte der hohe architektoniſche Schwung und das anheimelnde Helldunkel des Gelaſſes die Wahl beſtimmt.

II.

Für Leſer, welche Jeruſalem nicht aus eigner Anſicht kennen und nicht einmal Dr. Toblers gewiſſenhaften Plan der heiligen Stadt in Händen haben, iſt es gleichgültig, wenn ich ſage, daß Meſchullams Hotel garni gleich innerhalb des Damaskustores links auf der anſteigenden Halde des Bezethahügels lag und über die alte Tyropöonmulde und die ſalomoniſche Tempelfläche ragend, die Ausſicht gegen das Tote Meer und das Felſenrevier von Moab hatte. Lieber würde man ſchon vernehmen, wie unſerem ſtädtiſchen Bauſtile gegenüber ein muſelmaniſches Herrenhaus in Jeruſalem beſtellt und eingerichtet ſei. Bei uns denkt man ſich unter ſtädtiſchem Privathauſe allzeit ein Gebäude von einem oder von mehreren ſenkrecht übereinandergefügten Stockwerken; Gänge, Zimmer und Fenſter überall mit ſorglicher Benützung des Raumes geradlinicht und in rechtem Ebenmaß angebracht, das Ganze aber behäbig und wohlverwahrt unter einem und demſelben Dache abgeſchloſſen, ſo daß der Bewohner, hat er einmal Schwelle und Haustür hinter ſich, gegen Wind und Wetter nicht weniger als gegen die neugierigen Blicke der Menſchen geſichert iſt. So war Meſchullams Haus an der Bezethahalde architektoniſch nicht eingerichtet. Am Steilabhang des mit Bauwerken überſäeten und von Enggäßchen durchſchnittenen Bezethahügels erhebt es ſich als einſtöckiges, rautenförmig zugeſpitztes, platt-terraſſiertes, aber ungleich hohes Viereck mit ſeltenen und unregelmäßig angebrachten Fenſteröffnungen nach außen. Die auf der Höhe ſtreichende Seite, obgleich an ſich niedriger, ragt über die untere Parallele des Quadrats hoch empor. Eine vom Hügel herablaufende Quermauer teilt den offenen Innenraum in zwei, durch ein Bogentor verbundene ungleiche Hälften. Haupt- und Quermauern ſind ſo breit und hoch, daß ſie teils kaſemattenartige Gelaſſe und Korridore in ſich verſchließen, teils würfelförmig in den Hofraum hervorſpringenden, gewölbten Ziergemächern als Hauptkorps und Hinterlage dienen. Jedes dieſer aus der Innerfront hervorſpringenden Gemächer bildet ein auf drei Seiten freiſtehendes Ganzes mit flachem Kuppeldach, zu dem man außerhalb der Zimmertür auf einer offen und geländerlos an der Mauerwand hinanſteigenden Steintreppe gelangen kann. Bei Unwetter kann man nicht ohne Schirm von einem Zimmer zum andern gehen, was unſerm Bauſtil und unſeren häuslichen Angewöhnungen geradezu widerſpricht, einem europäiſchen Leſer alſo nicht ohne Mühe begreiflich zu machen iſt.

Im Orient, wie man weiß, hat die Zeit keinen Wert, und im dünn bewohnten Jeruſalem iſt auch der Raum noch kein Gegenſtand der Spekulation, wie einſt im phöniziſchen Aradus, wo die Häuſer ſechs bis ſieben Stockwerke in die Höhe gingen.

Durch die aus der Tiefe hoch und kunſtvoll aufgemauerte untere Langſeite des Meſchullamhauſes geſtaltet ſich der haldige Innenraum zu einer mit Steinwürfeln ausgelegten, durch Vorſprünge, Ecken, Kehlen und Bogen vor der ſättigenden Eintönigkeit korrekter Form bewahrten Flachterraſſe, an deren äußerſtem Rande luftig und frei das ſchönſte Gelaß über dem tief untenliegenden Häuſer- und Ruinenmeer hing. Durch das gemalte Fenſterglas ſchien die Morgenſonne. Dem Reiz der Lage entſprach das Möbelwerk. Fußteppiche aus Bagdad, ſeidene Diwane und Ruhebetten, zum Teil mit Gold und Silber ausgeſtickt, Tiſche und Stühle von Paliſſanderholz, vergoldete Alabaſterlampen und wundervoll verſchlungenes Gegitter liehen den hohen, weiten Räumen, beſonders im Vergleich mit dem Schmutz der früheren Mönchsbeſcherung, ein wahrhaft zauberiſches Prachtgewand.

Aber 800 türkiſche Piaſter (200 Franken) monatlich waren ein doch etwas bedenklicher Preis für einen „Weltüberwinder" aus Brixen in Tirol. Die Umſtände, wenn man die Sache beim rechten Namen nennen will, nötigten doch zu beſcheidener Mäßigung, und mancher hat es eben in keiner Lebensepoche über die Linie der Entſagung hinausgebracht. Bunte Teppiche aus der Abbaſidenſtadt, Paliſſandermöbel und golddurchwirkte Couchetten wären zwar ſchön und ſchwelleten in friſchem Gedankentrieb die Phantaſie; aber arbeitſam und zufrieden kann der Menſch, beſonders wenn es ſein muß, auch ohne dieſe Werkzeuge der Üppigkeit und des Luxus ſein.

Wenn wir von Dachkuppeln hieroſolymitaniſcher Privatgebäude reden, ſoll der Leſer nicht etwa an die großartige, Luft und Licht von oben ſpendende Doppelwölbung der Heilig-Grabkirche, oder am Ende gar an den kühnen Schwung und an das magiſche Helldunkel der kunſtgeprieſenen Tempelkuppeln der Omar-Moſchee und der byzantiniſchen St. Sophienkirche denken. Auf den Hausdächern in Jeruſalem ſind es gewöhnlich nur blinde, innerlich gefüllte, aus Ton und geſtampfter Kieſelerde backofenförmig gewölbte Schwellungen, die im Innern des Hauſes ſelbſt nur durch eine rundgemuldete Flachvertiefung der Zimmerdecke matt angedeutet und als uraltes, aus den Zeiten der Könige Melchiſedech, Salomon und Herodes auf die Gegenwart herab vererbtes Vermächtnis hieroſolymitaniſcher Architektur zu betrachten ſind. Auf die Frage, was dieſe Dunkelkuppeln eigentlich nützen, und warum von den vielen abgeſonderten Dachwürfelterraſſen eines und desſelben Hauſes häufig nur eine dieſen Schmuck trage, und warum jedesmal eine kleinere Schwellung neben der größeren zu ſehen ſei, lautete die Antwort unabänderlich: „Wer weiß das? So iſt es hier der Brauch. So iſt es in El Kods (Heilige Stadt) allzeit geweſen.“

Nun möchten freundliche Leſer aber auch wiſſen, was man bei Herrn Meſchullam auf dem Bezethahügel in Jeruſalem für monatlich hundert Franken an Eleganz und Zimmerluxus etwa finden konnte. Das Gemach, wohl achtzehn Fuß in der Höhe, hatte eigentlich für zwei Bewohner Raum genug. Ein erkerartig (Schach-Niſchin) nach der Weſtgaſſe vorſpringendes kleines Zimmerviereck vermehrte noch die Bequemlichkeit. Die Fenſter, verſteht ſich das kleinere, mit ſchwach gefärbtem Glaſe ausgefüllt, allzeit oberhalb des größern, wie es im Orient üblich iſt, öffneten ſich weſtlich gegen die tief unten abfallende Steilgaſſe, öſtlich gegen den ſchön gekitteten Innenhof, waren aber in ungleicher Höhe angebracht, was dem Ganzen einen phantaſtiſchen Anſtrich lieh und jenes Helldunkel erzeugte, wie es trüben Gemütern am angenehmſten iſt. Die beiden anderen Zimmerſeiten, zum Teil in das Mauerquadrat verflochten, waren fenſterlos. Das Hauptmerkmal eines orientaliſchen Herrengemaches, die Erhöhung der größeren Hälfte des Fußbodens über die kleinere mit dem kaum zwei Fuß hohen Scheidegitter, fehlte glücklicherweiſe nicht; aber ſtatt kurdiſcher Buntteppiche war der reinlich und glattgeſtampfte Eſtrichboden nur mit fein geflochtenen Binſenmatten belegt und der übrige Apparat für Sitzen, Eſſen, Toilette und Arbeit auch nur auf das unentbehrlichſte beſchränkt. Eigentlich elegant und dem beſten Geſchmacke angemeſſen war nur die Lagerſtätte mit der blendend weißen Mückenwehr.

Für viel Geld, wie der Leſer ſieht, gab auch Herr Meſchullam im Grunde doch nur wenig, und das war der erſte Fehler der neuen Wohnung auf dem Bezethahügel zu Jeruſalem. Als zweiter mochte gelten, daß der kluge Herr Meſchullam die teuere Miete für einen Monat auch noch vorausbegehrte. Für beide Übelſtände jedoch hatte Herr Meſchullam ſeine Erklärungsgründe vorzubringen. Fremde habe er nur zwei bis drei Monate des Jahres, und da müſſe er nun in der kurzen Friſt an ihnen ſoviel verdienen, um den Pachtzins an den muſelmaniſchen Eigentümer für das ganze Jahr herauszuſchlagen und überdies auch noch für den Unterhalt ſeiner eigenen Familie das Nötige zu erübrigen, von den bekannten Verluſten in der Bauholzlieferung gar nicht einmal zu reden. Der gewöhnliche Pacht für ein leeres mohammedaniſches Herrenhaus in Jeruſalem macht, wie anderswo des näheren zu erfragen war, in der Regel nur jährlich 300 Franken, und Herr Meſchullam, ſcheint es, war kein ſchlechter Rechenmeiſter. Die Miete aber jedesmal vorauszunehmen, ſagte er, nötigten ihn hauptſächlich Eiferſucht und „Brotneid" der Franziskanermönche, welche ihm ſchon öfter zahlungsfähige Gäſte durch billigeres Angebot verführt und aus ſeiner Wohnung in die ihrige überzuſiedeln verlockt haben ſollen. Einer ſolchen Strebſamkeit fähig wären die St. Salvatormönche allerdings, aber ich glaubte Herrn Meſchullam in dieſem Punkte doch nicht geradezu aufs Wort, weil es im Orient überhaupt üblich iſt, bei jedem Kontrakt dieſer Art wenigſtens den erſten Monatsbetrag gleich vorauszunehmen. So erhielt einſt Don Agoſtino, mein hochwürdiger Hauswirt in Stambul, aus geiſtlicher Vorſicht neben der Zimmermiete ſogar noch die Zehrung auf zwei Monate vorausbezahlt, ganz nach der bekannten italieniſchen Klugheitsregel

Scuótere attent,
Pagare lent,
Puo dar accident,
Che non paghi nient.

Mit der Verſicherung jedoch, dieſes Mal ſei vom Gewerbeneid der Franziskaner für ihn nichts zu beſorgen, tat ich dem Wunſche meines Bezetha-Hausherrn Genüge und nahm ſeelenvergnügt die ſäuberlich beſtellte Wohnung in Beſitz. Acht funkelnde neue Kremnitzer, blank auf Meſchullams Hand gelegt, wirkten Mirakel, ſetzten das ganze Haus in Bewegung, und ehe man ſich's verſah, war mit verdoppelter Eile in Zimmer und Veſtibulum zur Betreibung eigner Wirtſchaft alles Nötige beſchickt und aufgeſtellt. Zierliche Tiſch- und Handwäſche, zum Teil goldverblümt, diamanthelles Waſſer in kunſtreich geſchnittenen böhmiſchen Glaskaraffen mit Krügen, Becken und Bowlen aus Majolika gaben dem Zimmer plötzlich eine wohnlichere Geſtalt, und Toilettebehelfe mancher Art, Aromaſeifen, Roſenöl und Aloeholz aus Stambul mitgebracht, ſteigerten Wohlbehagen und Seligkeit. Es war ein Uhr nachmittags, die Sonne lag drückend ſchwül über dem ſchweigſamen öden Jeruſalem, und der Leſer mag ſich die Wonne denken, mit welcher ſich der allein gelaſſene Gaſt in den weiten helldunkeln Räumen auf den Schmutz, auf die Entbehrung und auf die erzwungene Selbſtvernachläſſigung eines achttägigen Paläſtina-Wanderrittes hin in aromatiſch duftender Zimmeratmoſphäre den Sorgen der Reſtauration überließ, während Antonakis, der Diener, mit zwei Korbgeflechten, um Kohlen und Lebensmittel einzukaufen, auf den nahen Baſar gegangen war. Könnte es auch jemand wundernehmen, wenn ſich nach der letzten Hungernacht in El Bire, wenn ſich nach dem nüchternen Morgenritt in die Heilige Stadt und nach der hitzigen Szene zu St. Salvator in der wohnlichen Zimmerſtille zur wiederkehrenden Gemütsruhe ein heftiges Verlangen nahrhafter Koſt geſellte, oder wenn einem das beſcheidene, aus Reis, Huhn, Butter, Eiern und trocknen Südfrüchten mit Schafkäſe und einem

Kruge ſtrohgelben pikant-leichten Paläſtina-Weines kundig und ſchnell bereitete Mittageſſen kräftiger und labevoller, als kaum zwei Monate früher mit aller ſeiner Pracht und Herrlichkeit das große Sultansmahl auf Haider-Paſcha ſchien?

Dieſer Tag, in ſeiner erſten Hälfte ſo ſtürmiſch und ſo zweifelhaft, brachte am Schluſſe die Strömung ſüßeſten Wonnegefühls in das bedrängte Gemüt zurück. So nahe aneinandergedrückt ſind die Tore des Grames und der Freude, und ſo wenig bedarf der Menſch, beſonders wenn er ein Deutſcher iſt, zu ſeiner Seligkeit und zu ſeinem Glück! Und doch ſind dieſe Augenblicke wahrer Zufriedenheit und ungetrübter Harmonie – ſei es Schickſal oder ſei es eigene Torheit – den armen Sterblichen ſo dünn und ſo flüchtig zugemeſſen, daß man beinahe glauben möchte, Selbſtgefühl und Glück, freies Denken und innerer Friede ſeien zwei unverſöhnliche Elemente, die zu gleicher Zeit und nebeneinander in unſerer Bruſt nicht bleibend wohnen können. Das Erbteil verſtandesgeſunder und ſtrebender Naturen, ſoviel iſt ſchon lange ausgemacht, war von jeher Langeweile, Traurigkeit und Gram. Und fürwahr, hätte ein gütiges Geſchick nach langen Zügen aus wermutvollem Lebensbecher nicht auch einige Tropfen Süßigkeit als Labſal hingeſtellt, wer wäre ſtark genug, die Laſt des Daſeins und des „Gedankens“ zu ertragen? Welche Plage! Welche Arbeit! Und doch die Mühe und die Qual vergeblich! Was nützt es, wenn ihr ein Buch geſchrieben habt? Was gewinnt die Welt durch eure Phraſe und wäre ſie auch noch ſo anmutsvoll und harmoniſch hingeſtellt? Die Erde rollt, es dröhnt ſchon in der Ferne, und die am Weſtende aufſteigenden Sturmwolken werfen ihre Schatten warnend bis über den Freudenſaal und die magiſchen Zinnen im Kaſtaniendickicht von Bujukdere. Die Kolchisluſt, ſie war ſchon lange weggebrauſt, und die gelben Tinten der pontiſchen Ranunkel, der lilafarbige Blütenſtrauß des immergrünen Rhododendron, einſt unſere Seligkeit, haben in der trüben Atmoſphäre des Okzidents ihren Schmelz abgeſtreift. „Selbſt Ruine“ – ich fühlte es – konnte ich nur noch einſam unter Ruinen wandelnd glücklich ſein. Aber nicht die Trümmer von No-Amun oder Baalbek, nicht die Waldeinſamkeit auf Hagion-Oros und ihr Schattenflor, nein, die Ruinen von Jeruſalem und ihre großen Erinnerungen mußten mein Labſal ſein. Jeruſalem iſt die Stadt der Trauer, die unſere Seele reinigt, die Stadt der ſüßen Qual, für die man keinen Namen hat. Und warum ſoll ich es nicht geſtehen; den letzten Zug aus dem ſprudelnden Lebensquell, aus dem Eimer der Freude, der Kraft und des Tatendrangs habe ich auf Zion eingeſchlürft, und eine lange, lange Nacht der Trübſal, der Not, der verwelkten Energie und der Hoffnungsloſigkeit iſt der lieblichen Abendſtille und dem vergoldeten Purpurſtreif des blauen Himmels von Jeruſalem gefolgt. Warum iſt denn aber auch nur in Deutſchland alles dahin, was dem Leben Reiz und Freudeſchwung dem Gemüt gewährt! O gewiß, der Tor allein hält jetzt noch Freudenmahle und fühlt den Gram des Tages nicht. Ja, ich liebe die Traurigkeit, und weil mit der Hoffnung auch der Glaube erloſchen iſt, ſoll hinfüro Einſamkeit mit Düſterſinn und Melancholie mein Zechgelage ſein. Doch, warum klage ich ſo ungebärdig und warum trage ich vor gleichgültigen Zeitgenoſſen, vor froſtigen Dilettanten meinen Schmerz zur Schau? Die Gemütstrauer hat etwas Geheiligtes, das ſich vor ungeweihtem Blick verbergen und vulgärem Urteil entziehen ſoll. Eine tägliche Aufſchreibung, eine ſchmuckloſe Chronik über alles, was ich während der letzten, dem großen europäiſchen Sturm unmittelbar vorausgehenden Wochen des Jahres 1847 in der Heiligen Stadt geſehen, bemerkt und aufgeſchrieben habe, wäre den meiſten Leſern angenehmer als trübſelige Nachtgedanken, ja tauſendmal willkommener als die ſchwungvollſte Threnodie über deutſches Mißgeſchick. Bloß um Huhn mit Reis zu eſſen, bloß um Herrn Meſchullam für mäßige Bequemlichkeiten auf der Bezethahalde monatlich viel Geld zu zahlen, bloß um vom Olbergkamm das verfallene Jeruſalem und tief unten das Tote Meer mit dem kalkgetränkten Jordanſtrom zu ſehen, denkt der Leſer, geht kein deutſcher Literat, ſei er auch noch ſo ſtark von Schwärmerei und Trübſinn heimgeſucht, von München über Bujukdere nach Jeruſalem. Sei es Neugierde, ſei es Eitelkeit, Intereſſe, Langweile oder natürliches Verlangen, in einer ſchwebenden Streitfrage mitzureden, müßig bleibt man ſo lange nicht in Jeruſalem; und monatelang in ſchwärmeriſchen Träumen hinzudämmern, kann wohl im glühenden Indien dem Brahminen gelingen, nicht aber dem langſam atmenden Germanen, der in David Strauß bewandert iſt, Gibbon aber, Auguſt Platen, Lord Byron, Eduard Röth und den feinen Spötter Lucian gar nicht aus den Händen läßt. Selbſt Wanderer, die an den Monumenten von Hellas und Alt-Ägypten nur mit fröſtelnder Bewunderung vorübergingen, haben in Jeruſalem ihre Empfindungen aufgeſchrieben und den Inhalt ihres Tagebuches gut oder ſchlecht, langweilig oder unterhaltend, nach der Heimkehr in Europa öffentlich zu Markte gebracht. Neben dieſen ungezählten Beſchreibungen, die beſonders ſeit Chateaubriands poetiſierendem Itinerar von Paris nach Jeruſalem die Neugier der Leſer zu beſchäftigen und ihre Geduld zu ermüden nicht enden wollen, wäre am Naturgemälde der Heiligen Stadt vielleicht doch noch eine Seite hervorzuheben und eine Färbung anzupreiſen, welche die wenigen Trefflichen in ihren Werken vielleicht abſichtlich nicht berührten, die vielen Schwachen aber in ihrem unſelbſtändigen und langweiligen Geklimper zu entdecken nicht das Geſchick beſaßen.

III.

Für alle ſozialen Nöten, für die politiſche wie für die kirchliche Bewegung, die jetzt über Europa flutet, bildet Jeruſalem eingeſtandenermaßen den Schluß- und Ausgangspunkt. Der ſchärfſte Pfeil und das letzte Argument wird in beiden Heerlagern, die ſich in Europa gegenüberſtehen, aus Jeruſalem geholt. Seht, ſagen die einen, hier iſt das Grab, aus welchem Er, der Beſieger der Sünde und des Todes, die Quelle aller „Ordnung und Autorität", lebendig hervorgegangen iſt. Nein, ſagen die andern, Er lehrt nicht die „Ordnung" in eurem Sinn, Er lehrt die geiſtige Entfeſſelung der Sterblichen, die Freiheit und die Revolution; auch iſt hier ſein Grabmal nicht, wie ihr ſagt, und alle Gründe, auf die ſich euer Thema ſtützt, ſind faul und wurmſtichig. Die Sache ſelbſt, das Dogma der glorreichen Urſtänd laſſen beide Parteien weislich unberührt, und der Leſer beſorge ja nicht, daß wir unſere Unwürdigkeit ſoweit vergeſſen und der politiſchen Auferſtehungsfrage des deutſchen Volkes gegenüber auch noch die furchtbare Pauliniſche Alternative (1. Korinth. 15, 14) zur Sprache bringen. Andern Leuten Mangel an Einſicht und Schärfe zum Vorwurf machen, iſt ſelten ſchön und noch ſeltener lobenswert. Wo ſich aber zum Mangel guter Kenntniſſe noch übler Wille, frömmelnde Inſolenz und geiſtliche Härte geſellt, wie bei Kaplan Williams u. Komp., da wären ſcharfe Gegenreden etwas leichter zu entſchuldigen. Was in der europäiſchen Politik die deutſche Frage und ihr unentwirrbares Labyrinth, dasſelbe ungefähr iſt in der Altertumswiſſenſchaft, wenn man Kleines und Entferntes mit Großem und Nahem vergleichen will, der hartnäckige, ſeit einem Jahrhundert leidenſchaftlich verfochtene und noch heute unentſchiedene Streit über das Heilig-Grab in Jeruſalem. Und eben weil ſich unſere Beteiligung an der deutſchen Frage nur eines höchſt mittelmäßigen Erfolgs zu erfreuen hatte, möchten wir durch beſſeres Glück und durch erprobtere Geſchicklichkeit in Ausgleichung des Heilig-Grabſtreites das Andenken an die frühere Unzulänglichkeit auszutilgen wenigſtens den Verſuch nicht ſcheuen.

Liegt es auch nicht in der Abſicht, den vorausgegangenen, meiſtens gleichlautenden und bis zur Sättigung vervielfältigten Beſchreibungen der Heiligen Stadt noch eine neue beizufügen, ſo begreift doch jedermann, daß in der Sache etwas Neues und Entſcheidendes, etwas auch für Nicht-Paläſtinawanderer Verſtändliches und Belehrendes ohne ſcharfe Zeichnung der Örtlichkeit nicht aufzubringen iſt.

Eine Landeshauptſtadt – und das iſt Jeruſalem heute noch – kann ſich ein deutſches Gemüt allzeit nur in der Nähe eines lebendigen Waſſers und beinahe auch nur auf geebnetem Boden denken. Der ſchmutzige Neſenbach von Stuttgart und der kleine, liebliche Koweik nahe an Haleb ſind das Geringſte, was in dieſem Punkt von einer großen Binnenſtadt erwartet wird. Der Stadt Jeruſalem fehlen aber beide Bedingungen, das fließende Waſſer wie das geebnete Terrain, in ganz beſonderem Grade. Jeruſalem – das iſt im allgemeinen freilich nicht unbekannt –, auf breitem Gebirgsrücken über ſchluchtig durchbrochenes Steinhügelrevier ſchweigſam und melancholiſch hingegoſſen, liegt ungefähr in der Mitte zwiſchen dem Kreideſtrand des Mittelmeeres und dem tamariskenbewachſenen Ufer des nie verſiegenden Jordanſtromes. Nach beiden Richtungen hin mögen es etwa, von der Heiligen Stadt aus gerechnet, zehn bis zwölf Wegſtunden in gemeſſenem Karawanenſchritt ſein. Dieſe dünnen und matt verſchwimmenden Umriſſe jedoch geben noch kein deutliches Bild, und der Leſer fühlt es ſelbſt, daß ohne treue Zeichnung dieſes „breiten Gebirgsrückens“ Begriff und Verſtändnis über Jeruſalem nicht zu vollenden ſind. Dieſer Gebirgsrücken, dieſes ſchluchtig durchbrochene Hochland, auf welchem Jeruſalem liegt, iſt etwa nicht, wie es ſich vielleicht in Europa mancher Leſer denkt, eine iſoliert aus der Fläche ſich aufſchwingende Terrainerhöhung von wenigen Quadratmeilen Oberfläche, nein, es iſt hier von keiner Zufälligkeit, von keiner vorübergehenden Laune der Natur die Rede; dieſer Gebirgsrücken iſt der weſentliche Beſtandteil, iſt wie das Knochengerüſte und gleichſam wie der Rückgrat des Landkörpers, den man Paläſtina nennt. Dieſer Rückgrat geht vom Fuße des Antilibanon, der Paläſtina im Norden ſchließt, bis zur oaſenreichen Wüſte hinab, die als Südgrenze des Gelobten Landes vom Roten Meere herauf bis in die Nähe von Hebron reicht. Die ganze Länge des Grats, und ſohin auch des Landes Paläſtina ſelbſt von Nord und Süd, wird auf etwa ſechsunddreißig deutſche Meilen oder zweiundſiebzig Wegſtunden angeſetzt. Die Landesbreite dagegen vom Strande des Mittelmeeres bis zum Jordanfluß durchreitet man in wenig mehr als zwanzig Stunden Zeit, und bloß auf dieſem verhältnismäßig ſo engen Raume hat bekanntlich Joſua, ohne die drei kleinen Fürſten jenſeits des Fuſſes zu rechnen, achtundzwanzig Könige beſiegt und weggeräumt. Die phöniziſchen Volksſtämme Paläſtinas — ſoviel iſt zu unſerem Troſte klar — waren politiſch in noch winzigere Parzellen zerſchlagen und in der gemeinſamen Not auswärtiger Bedrängnis, wenn auch nicht ebenſo ratlos, doch auch nicht viel einiger und viel klüger, als es heute die Deutſchen ſind. Ja, im Grunde genommen ſtehen dieſe phöniziſchen Teilſtaaten Alt-Paläſtinas ſogar noch hinter den germaniſchen der Jetztzeit zurück, da im Buche Joſua weder von einem Jebuſitiſchen Parlament, noch von Bethelkonferenzen, noch von einem Jerichuntiſchen Bundestag und ſeiner Medizin, ja nicht einmal von einem Parlamentsphiliſter *** auch nur das geringſte zu leſen iſt. Man ſieht es ja, wir benützen jede auch noch ſo unſcheinbare und auch noch ſo entfernte Veranlaſſung, die unzufriedenen Deutſchen mit ihrem Schickſal auszuſöhnen, ihre Verleumder und Ankläger aber durch Exempel aus der Heiligen Schrift zu beſchämen und ſtumm zu machen. Bei dieſem Streben laſſen wir es aber nicht bewenden, wir möchten gar zu gern mit wenigen, aber maleriſch gewählten Sätzen, wie Meiſter Rugendas ſein Mexiko*), gleichſam ein Landſchafts-Daguerreotyp von Paläſtina zeichnen**).

Füllet nun, das will jetzt der Leſer wiſſen, dieſes eingefurchte und taldurchriſſene Berghügelland, dieſer Gebirgsrücken, von dem eben die Rede war, wie die ganze Landeslänge von Nord nach Süd, vom

---

*) Der Augsburger Maler Johann Rugendas, der ſich durch die von ſeinen amerikaniſchen Reiſen mitgebrachten Bilder einen Ruf machte. (A. d. H.)

**) Daguerreotyp-Lichtbild nach der Methode des Malers Daguerre. (A. d. H.)

Libanon bis zur Sinaiwüſte, ſo auch die ganze Landesbreite vom Meeresſtrande bei Jafa bis öſtlich zur Jordansflut?

Kommt einer vom Landungsplatz in Jafa durch enge Krummgäßchen erſt auf die Höhe des amphitheatraliſch von der Stadt und ihrer Zitadelle bedeckten Stumpfkegels hinauf, ſo entfaltet ſich plötzlich und wie im Zauberſchlag eine breite, wellig hinfließende, links und rechts mit dem Himmelsbogen ineinanderrinnende, im Oſten aber durch eine geradlinig von Nord nach Süd ſtreichende Hügelkette geſchloſſene Feldebene vor dem überraſchten Blick. Soll man dem Leſer etwa erſt noch beſonders ſagen, daß dieſe öſtliche Hügelkette nichts anderes als der eben beſprochene „breite Gebirgsrücken“ von Paläſtina, die Feldebene ſelbſt aber das vielgeprieſene Saron des Hohenliedes iſt, jene Blumenaue des jüdiſchen Lyrikers, noch heute Sitz üppiger Fruchtbarkeit und Saatenluſt? Im Halbbogen um die Stadt Jafa ſchlingt ſich von Meer zu Meer ein breiter Gürtel immergrüner Pomeranzengärten, und vom ſchattenvollen Dickicht dieſer Pomeranzengärten bis zum Fuß der vorgenannten Hügelkette geht es bald flach, bald ſanftwellig am lieblichen Ramle und ſeinen Kaktuszäunen wohl fünf gute Reitſtunden auf der waſſerreichen blühenden Aue fort. Um den Leſer nicht zu ermüden und ſeinen Sinn durch gehäufte Bilder nicht zu verwirren, wollen wir ihm jetzt noch nicht ſagen, daß dieſe fettgraſige Humusebene, dieſes Lilienfeld des hebräiſchen Anakreon, in ſeiner Ausdehnung vom alten Philiſtäerlande bis zum Weißen Vorgebirge des Antilibanon nicht überall von gleicher Breite iſt und zwölf Stunden nördlich von Jafa ſogar durch den niedrigen, ſchmal und buſig herausſpringenden Karmel flüchtig unterbrochen wird. Dieſer Nebenumſtand, dieſes kleine, von Jafa aus nicht einmal recht bemerkbare Intermezzo entbebt jedoch den Leſer nicht von der Notwendigkeit, dieſe Humusebene, dieſes Feld Saron, dieſen breiten Küſtenſaum als charakteriſtiſchen Paläſtinalandſchaftspinſelſtrich der Phantaſie einzuprägen. Gelehrten Leſern, beſonders wenn es Heilig-Grabpilger ſind wie Titus Tobler*), mag unſer Ringen nach Klarheit der Darſtellung wenigſtens überflüſſig, wo nicht gar verfehlt und läſtig ſcheinen. Wir ſchreiben aber nicht für Dr. Titus Tobler, noch weniger für berühmte Wanderer und geniale Landſchaftszeichner, wie Moriz Wagner*); wir ſchreiben, aufrichtig geſtanden, zumeiſt nur für die mühevoll lebenden, wißbegierigen, armen Leute deutſcher Junge, die auch gern von Paläſtina etwas kennen möchten, aber ſelbſt in das Land der Verheißung hinzuwandern oder auch nur die hochſtudierten Reiſebücher zu verſtehn, Mittel und Wege nicht beſitzen. Natürlich merken die lebenswürdigen Tiroler von ſelbſt, daß hauptſächlich ſie und ihre „acht Seligkeiten“ der Gegenſtand unſerer deſkriptiven Sorgfalt ſind. Witzig und duldſam von Natur, verſtehen die Tiroler in weltlichen Dingen, wie etwa in Steuerſimplum und Rekrutieren, ohne viele Worte die Leute ſchon auf halbem Wege. Nur wenn von himmliſchen Freuden und vom Gelobten Lande die Rede geht, iſt man ihnen niemals deutlich und lang genug.

---

*) Ein Schweizer, Zeitgenoſſe F.s., der als Arzt im Thurgau, ſpäter in München lebte und zahlreiche Reiſen nach Paläſtina unternahm und beſchrieb. (A. d. H.)

Nur in dieſer Vorausſetzung können wir jetzt im Text weiter fahren und dem Leſer zu bedenken geben, daß der ſo oft erwähnten Strandebene und ihrem Meere im Weſten des „Gebirgsrückens“ oder der Hügelkette auf ihrer Oſtſeite die zwar ſchmale, aber dem Mittelmeer parallel laufende Talfläche des Jordanfluſſes mit den Seen Hule und Tiberias im Norden und dem Toten Meere im Süden ganz genau entſpricht. Liegt nun aber nach den neueſten Beſtimmungen der Waſſerſpiegel des Toten Meeres, in welches der friſch niederrauſchende Jordan noch ohne Katarakte ſtürzt, gegen 1300 Fuß tiefer als der Waſſerſpiegel des Mittelmeeres bei Jafa, ſo fällt notwendig auch der vielgenannte breite Hochlandrücken von Paläſtina mit ſeiner Oſtſeite nicht ſo ſanft ablaufend und blumig wie im Weſten gegen Saron, ſondern ſteil, raſch, wild und tief in das nur etwa vier Stunden breite, hoch und kahl eingerandete, glühend öde Längental hinab, in deſſen Mitte, von zwei grünen Kurzholzſtreifen eingehüllt, der Jordan vorübereilt. Der Kontraſt der beiden Randflächen iſt auffallend. Die Weſtſeite des Zentral-Bergrückens, von Jafa aus über den grünen Schmelz der Ebene hin im Abendſchein der Sonne beſehen, entzückt das Auge durch wundervolle Milde und Symmetrie; die

---

*) Später Profeſſor in München.

Oſt- oder Jordansſeite dagegen mit ihrer Verlaſſenheit und mit der langen Zeile ihrer hohen traurigen Kalkwände, ihres toten Steingerölles und ihrer zerriſſenen Stürze erfüllt das Gemüt des fremden Wanderers mit der trübſten Melancholie. – So viel mag dem Leſer zum Verſtändnis der äußeren Umriſſe des Paläſtiniſchen Hochlandsrückens genügen. Nun wäre auch noch von der Oberfläche und von der innern Geſtaltung dieſes Hochlandrückens einiges anzumerken, was ſchon bedeutenderen Schwierigkeiten unterliegt. Man kann ja nicht wiſſen, ob es ſchon ein faßliches Bild gewährt, wenn man dem Leſer ſagt: dieſe Oberfläche des Paläſtiniſchen Landrückens ſei uneben, ſei felſig, ja gebirgig und tief eingefurcht, ſei nach allen Seiten von Talungen durchſchnitten, deren Anfänge nicht etwa gleichmäßig links und rechts von dem obenbezeichneten, das Land von Nord nach Süd durchziehenden Hauptknochengrate auslaufen, ſondern die vielmehr in abenteuerlichem Gewirre ineinander verſchoben und verſchlungen ſind und weſtlich auf die weite Grünebene Saron, öſtlich in die enge, ausgebrannte und baumloſe Jordansaue münden, im Innern aber bald kleine Hochflächen, bald ſchluchtige und ſchattenvolle Tiefriſſe, bald auige Niederungen und geſchloſſene Hügelmulden der lieblichſten Form bilden. Aber vielleicht iſt das alles zum Verſtändnis noch lange nicht genug. Wir wollen deswegen ein anderes Bild verſuchen. Denkt man ſich das Brauſen eines flutenaufſchwellenden Meerſturms plötzlich in ſeinem Zorn verſtummt und das wogende Wellenlabyrinth mit ſeinen Höhen und Tiefen, ſeinen Langzügen und Rundungen wie durch Zauberſchlag in vollem Schwung verſteinert, ſo wäre es vielleicht der gelungenſte Schattenriß des jüdiſchen Hügellandes. Nur eines haben wir bisher verſchwiegen und haben in weiſer Ökonomie den Leſer auf der Meinung belaſſen, dieſes nun ſattſam gezeichnete und ſo ungleich geſchwellte Paläſtina-Hügelland ſtreiche vom Fuße des Antilibanon in ununterbrochener Strömung und gleichſam wie ein verſteinerter Wellenſund der ganzen Länge nach bis in die ſinaitiſche Wüſte hinab. Das iſt nun nicht ſo; es findet eine Unterbrechung ſtatt. Ein Querſpalt, von der Strandfläche im Weſten bis zur dürren Jordansaue im Oſten mitten durch das Bergland brechend, reißt dieſes Hügelland, dieſen Gebirgsrücken in zwei ungleiche, voneinander vollkommen getrennte, für ſich beſtehende Hälften auseinander. Die kleinere nördliche dieſer Hälften, wohin Nazareth, der Taborkegel und die weiland liederlichen Städte am See Genezareth gehören, heißt bei den Abendländern noch heute Galiläa und fällt zwiſchen benannten Querſpalt und den Antilibanon hinein. Die größere ſüdliche Hälfte aber iſt das eigentliche Judäa mit dem Gebirge Ephraim und den beiden Hauptſtädten Samaria und Jeruſalem. Denke ſich aber der Leſer unter dieſem Querſpalt etwa nicht einen wild und ſchluchtig von hohen Bergen eingeengten Tiefriß, wie z. B. das Tempeltal in Theſſalien oder wie den wilden Kuntersweg in Tirol. Der Querſpalt iſt eine flache, fette, durch Grundquellen reichlich getränkte, nur zu Anfang und zu Ende durch tiefe Paßengen geſchloſſene, in der Mitte aber wenigſtens vier Reitſtunden breite, flutig, lieblich und niedrig eingerahmte Feldebene, die an Fruchtbarkeit mit der Anemonenaue Saron buhlt, wo nicht gar an Fülle und Segen ſie noch übertrifft. Im Alten Bunde war es das vielgeprieſene Tal Jesreel, bei den Spätern iſt es „Feld Esdrelon“, war aber für Krieg und tummelnde Reiterſcharen von jeher ebenſo geeignet und erwünſcht, wie für das Sichelſpiel des Schnitters und das ſtille Glück des Idyllenlebens.

Um ſich aus dieſen Umriſſen ein leidliches Schattenbild des ganzen Heiligen Landes vorzumalen, genügt auch eine mäßig erwärmte Phantaſie. Galiläa, die kleinere Nordhälfte und gewiſſermaßen die „Krajina“ Paläſtinas, mit ihrem Taborkegel und ihren grünen Ilexbüſchen, ſparen wir auf eine ſpätere Gelegenheit und ſchweifen mit unſerem Blick über das ſüdliche, hochwelliger aufgeworfene Bergrevier endlich gegen Jeruſalem hinauf. Vom Rande der bauchig ausgeſchweiften Esdrelonebene, von welcher eben die Rede ging, bis in die Heilige Stadt reitet man über Berg und Tal in etwa zwanzig Stunden Zeit, und wer immer liebliche Hügelformen, ſchöne Halden und reizende Mulden ſehen will, der komme in dieſe Gegend des alten Judenlandes und er wird noch heute die Tränen und das ſehnſuchtsvolle Heimweh der exilierten Zitherſpieler „an den Weidenbächen Babylons“ begreifen. Und ſind auch heute die dunkeln Wälder mit ihrer Schattenkühle bis auf kümmerliche Reſte weggefegt, iſt auch der Quellenreichtum meiſtens ausgetrocknet, die Grasmatte verſengt und an vielen Stellen ſelbſt die Fruchterde mit Fett und Pflanzenkeim durch den Wetterſturm weggeſchwemmt, und tritt auch in langen Zügen das verdorrte Geſtein, das ſaft- und nervenloſe Knochenwerk des Urbodens zutage, ſo vergeſſe ich doch ſelbſt mitten im Parteigewühl des gärenden Okzidents nie mehr die ſchattigen Tiefgründe von Sindſchel, die Myrten, die Nußbäume, die Öl- und Feigengärten und das traubenvolle Geranke ihrer zauberiſch gerundeten Hügel, nie mehr die Baumwipfel der Silohöhe, wie ſie gewiegt in ſchwellender Morgenluft den unten vorüberziehenden Fremdling grüßten, nie mehr die reizende Samariakuppe und ihre mattgrünen Tinten; am wenigſten aber dich, Sanirmulde, deine Safranblüte, deine Melancholie und deinen Aſphodill. Nirgends ward es mir ſo deutlich wie hier, daß die Urſchöne einer Landſchaft ganz zu verwiſchen Neid, Torheit und Zerſtörungswut der Menſchen ſelbſt im Bunde mit den zürnenden Elementen unvermögend ſind. Was und wieviel aber dieſe finſteren Mächte in vereinter Kraft vermögen, haben ſie an Jeruſalem und ſeinem Weichbilde kundgetan. Landſchaftsreize, wie ſie vom Sänger des Hohenliedes und von den alten Propheten bis Flavius Joſephus herab geprieſen werden, die hainbekränzten Höhen, Luſtgärten mit dunkelroter Granatenblüte, von Buſchwerk eingeranktes Rebgelände, unter Laubdickicht verſteckte Maierhöfe, friſchen Quellenſprudel, oder den noch zu König Ezechias Zeiten mitten durch die Heilige Stadt rauſchenden perennen Waſſerbach ſucht natürlich heute niemand mehr in Jeruſalem. Leicht iſt es aber dennoch nicht, ein treues Sommerbild der Steindürre, der Verlaſſenheit und Öde dieſer einſt ſo wonnevollen Stadt zu malen. Sichem (Nabolus), die ſchmutzigſte — aber zweitgrößte und verhältnismäßig wohlgebauteſte Stadt Paläſtinas mit ihren hohen Steingebäuden und ſchiefergrauen Dachkuppeln, liegt in einem quellenreichen, üppig grünen, mit Gärten angefüllten Hochtale, und die luftigen Berggipfel der Nachbarſchaft ſollen eine Höhe von dritthalb Tauſend Fuß über dem Waſſerſpiegel des Mittelmeeres erreichen, nebenher aber doch das Talniveau um kaum 800 Fuß überbieten, ſo daß zwei merkwürdige Städte des Erdbodens, Sichem in Paläſtina und Derwiſchabad im Bojerlande, verwandt an Frömmigkeit und konſervativem Sinn, auch ungefähr von gleicher Bodenerhöhung über dem Mittelmeere ſind. Sagt man nun, der luftige, von der Stadt Jeruſalem durch eine raſch abfallende enge Tiefſchlucht getrennte Höhenzug, den man in Europa den Ölberg nennt, ſei gerade ebenſo hoch wie die kahlen Berggipfel von Sichem und nur um etwa 150 Fuß höher als die ſanft anlaufende, Jeruſalem tragende Hügelſchwellung Zion, ſo müßte auch ein zahlenſcheuer und mehr nach Unterhaltung als nach trockener Belehrung ſtrebender Leſer deutlich genug erkennen, daß die Heilige Stadt beinahe 2400 Fuß über dem Waſſerſpiegel des Mittelmeeres liege, und daß man folglich von allen vier Weltgegenden, wie die Schrift ſagt, nach Jeruſalem „hinaufgehen“ müſſe. Aber in einer Landſchaftsſchilderung viel von Algebra und Pariſer Fuß zu reden, wäre ohne Froſt und ohne tödliche Langweile der meiſten Leſer gerade jetzt nicht möglich, wo das deutſche Publikum in täglichen Berichten ebenſo geiſtreich als pikant über den neuen Bundestag unterhalten wird. Dieſe dürren Stellen ganz zu umgehen, wäre jedoch auch nicht rätlich; aber ſo ſchnell als möglich darüber wegzueilen, iſt unſere Pflicht, und wir fügen vorläufig nur noch die Warnung bei, ja etwa nicht zu glauben, das Hochterrain, auf welchem Jeruſalem ſteht, falle gleich außerhalb der Ringmauer ſchon nach allen vier Weltgegenden raſch und ſteil in die Tiefe hinab. Dieſe Vorſtellung wäre nur nach drei Seiten hin (öſtlich, weſtlich und ſüdlich) die richtige, denn Jeruſalem – das iſt das Hauptmerkmal – liegt wie auf einem flächig und breit von der Nordſeite herabfließenden, links und rechts durch Schluchten eingeengten, ſüdlich aber in raſcher Terrainſenkung tief abfallenden Promontorium, das aber in ſeinem Innern, wie es der Leſer gern denken möchte, doch keine zuſammenhängende und flächige Einheit bildet, ſondern gleich am nördlichen Eingange der Stadt ſelbſt wieder in zwei parallel laufende, durch die nur matt eingedrückte Talmulde „Tyropöon“ getrennte Höhenzüge auseinander geht. Der weſtlichere dieſer beiden, wie geſagt, erſt in der Stadt ſelbſt auftauchenden Höhenzüge iſt der ſchön gewölbte und breitleibig hingeſtreckte eigentliche alte Zion; der öſtlichere dagegen iſt dem Doppelhöcker eines baktriſchen Laſtkameles gleich und wird von den Europäern mit den beiden alten Benennungen Bezetha und Moria belegt. Der Moriahöcker, als der ſüdlichere, unmittelbar über der Tiefſchlucht hängend und von unten herauf beſehen, gleichſam in der Luft ſchwebend, trägt noch heute das furchtbare Quadratgemäuer der von Zypreſſen, Olbäumen und Celtis australis dünnbeſchatteten Salomoniſchen Tempelfläche mit dem Prachtbau der Omar-Moſchee und ihrer laſur- und goldſtrahlenden Herrlichkeit. Denkt ſich der Leſer nun im Geiſte oder lieber mit der Bleifeder in der Hand dieſe beiden Stadthöhenzüge, Zion und Bezetha-Moria, ſamt der Mulde dazwiſchen mit Gebäuden überdeckt, von den Außenſchluchten des Promontoriums dagegen die weſtliche — Hinnom genannt — verhältnismäßig ſanft und flach ablaufend, die öſtliche — das Tal Joſaphat — ſteil, wild und tief eingebrochen, beide aber dicht unter der hohen Südfront des Promontoriums ineinanderrinnend und dann nach kurzer Gartenluſt als grauſenvolle Waldbachſchlucht in öden Steilwindungen zum Felſenkloſter St. Saba und von dort durch noch traurigere Steintäler, im ganzen wohl neun Stunden, fort zum Toten Meer hinabſtürzend, ſo hätte er gewißermaſſen die erſten und notwendigſten Striche eines Lichtbildes vom heutigen Jeruſalem.

Terrainſchilderungen, glaubt es nur, ſind unter allen Dingen das ſchwierigſte und zugleich das undankbarſte, was man mit der Feder unternehmen kann. Wir fühlen es vielleicht eindringlicher als der Leſer ſelbſt, der an der Trockenheit ſolcher Stellen flüchtig vorübereilen kann. Iſt aber irgend jemand bei reger Wißbegier doch ſo arm an Phantaſie, daß er ſich mit Hilfe all des oben Geſagten noch keine Vorſtellung von Jeruſalem machen kann, ſo bleibt ihm nichts übrig als den Wanderſtab zu ergreifen, um an Ort und Stelle ſelbſt des Seelenheiles wegen ſein topographiſches Studium zu vollenden. Der Eindruck, wenn man vom Toten Meer und von St. Saba heraufreitend plötzlich aus der tief eingerahmten Engſchlucht hinaufblickt und hoch oben über den Steilrand von Zion und Moria einſam und fahl im hellen Morgenſchein ein Segment der Mauerzinnen von Jeruſalem vorüberſtreichen ſieht, iſt von unbeſchreiblicher Feierlichkeit und Melancholie. Manchen Leſer, beſonders aus dem gottesfürchtigen Tirol, könnte es aber leicht verdrießen, wenn jemand ſagt, das Tal Joſaphat, wo doch am Ende der Zeiten ſo Großes geſchehen und das ganze menſchliche Geſchlecht leibhaftig zuſammenkommen ſoll, ſei höchſtens eine Viertelſtunde lang, ſei eigentlich nichts als ein wilder Riß, eine Tiefſchlucht, zwiſchen dem doppelhöckerigen Langzug Bezetha-Moria und dem Ölberg ſo ſchmal eingekeilt, daß ſie länger fort kaum für ein trockenes Wildbachbett und für einen Wanderpfad Raum gewährt. Vom Stadttore herab bis zur Joſaphat-Talſohle, wo ſie das Grab der Maria zeigen, ſind es im geflügelten Schritt freilich nur etwa fünf Minuten Zeit; dagegen braucht man wohl mehr als das Dreifache, um auf der anderen Seite, an Gethſemane vorüber, langſam aufſteigend den Kamm des Ölbergs zu erreichen. Im Grunde genommen aber iſt ſelbſt dieſer vielgeprieſene Ölberg mit ſeinen drei Kammhügelſchwellungen auch nur ein mit dem ſtadttragenden Promontorium gleichzeitig und parallel von der vielbeſprochenen Nordfläche auslaufender, die Zionshöhe um weniger als 200 Fuß überragender Langzug, der ſich nach dem natürlichen Bodengeſtaltungsplan offenbar als äußerſter Grabenwall um ganz Jeruſalem kerben ſollte, aber gerade der Tempelarea gegenüber mit ſeiner wundervollen und breit angehäuften Rundkuppe raſch in eine liebliche Einſattelung niederſtürzt und den Reitweg aus dem Tale Joſaphat gen Bethania und Jericho offen legt. Der Ölberg, wenn die Eingebornen Sinn für Freude hätten, wäre noch heute die Luſtpartie von Jeruſalem, wie er es in weit höherem Maße ohne Zweifel auch ſchon im Altertum geweſen iſt. Bäume und Schatten mit dem fetten, weichen Graſe der früheren Zeit findeſt du freilich nicht mehr, und der Kidronbach unten in der Joſaphatſchlucht iſt ſchon lange ausgetrocknet; aber allen Verwüſtungen zum Trotz iſt die Oberfläche des Ölbergs beinahe überall noch mit Fruchterde überdeckt und ergötzen ſogar einzelne Gruppen von Öl- und Feigenbäumen mit ſtrauchartig wuchernden Weinreben, beſonders auf der Oſtſeite, den müden Blick. Mancher Leſer erinnert ſich noch des langen Hochpfades mit der wundervollen Ausſicht im heiligen Athoswalde. Ebenſo ſtreicht, wenn der Vergleich zuläſſig iſt, von der vielbeſagten Nordfläche ausgehend bis zum Dorf auf der großen Kuppe der ganzen Länge nach ein Reitweg über den Ölbergkamm, und auf dieſem Reitwege ſieht der Wanderer jenſeits der Joſaphatſchlucht in ihrer vollen Ausdehnung mit all ihren Kuppeln, Zinnen und Ruinen die ſich gegen den Ölberg abdachende Heilige

Stadt im ſchönſten Licht, während ihm auf der anderen Seite tief unten von ſeiner ausgebrannten, menſchenleeren Aue der Jordan mit einem Segment des Toten Meeres entgegenblitzt. Hier iſt das ſchönſte Panorama, und nur wenige Tage des Aufenthalts vergingen, ohne daß ich angefächelt von lauen Lüften über dieſe Höhe wandelte und in reichen Zügen die Herrlichkeit der wundervollen Szenerie genoß. Welche Pracht des alten Jeruſalems von dieſem Punkte aus beſehen! Hier weinte Er über die Hartnäckige und über ihr kommendes Geſchick. Und wahrhaft, noch heute möchte man Tränen vergießen, wenn man für Greuel und Ruinen noch Tränen hätte. Gerade in dieſer Gegend der Ölberghalde war, als Titus Jeruſalem belagerte, die berühmte zehnte Legion aufgeſtellt. Bedenkt man, daß dieſe erprobten Veteranen bei einem Ausfalle der nur mit Panzer und Schwert bewaffneten, aber wutentbrannt vom Tale Joſaphat heraufſtürmenden jüdiſchen Kriegerſchar trotz ihrer Disziplin und ihrer vorteilhaften Stellung im Handgemenge überwältigt, aus ihrem Lager hinausgeſchlagen und bergaufwärts in ſo wilde Flucht getrieben wurden, daß der Imperator ſelbſt mit der prätorianiſchen Kohorte herbeieilen und den Sturm hemmen mußte, ſo werden die Feinde und Verräter Iſraels vielleicht ob ihrer Ungerechtigkeit einige Beſchämung fühlen und das ſoldatiſche Geſchick, den Heldenmut und die todverachtende Kühnheit des jüdiſchen Volkes beſſer würdigen lernen. „Dieſe Leute wollen ſterben,“ riefen die Zenturionen und wichen entſetzt vor den Raſenden zurück. Eben weil ſich die Stadt oſtwärts gegen den Ölberg neigt, iſt ihr Anblick von Weſten her für den von Jafa heraufreitenden Fremdling unvorteilhaft und ohne Reiz. Man ſieht nur die am öden Hinnomsrand hinſtreichende Feſtungsmauer und weiß nicht, was hinter ihr verborgen iſt. Dagegen braucht es nach allem, was man bisher geſagt, keine lange Erklärung, um zu begreifen, daß eine Erweiterung der Stadt über den urſprünglichen Zionsplan hinaus nur gegen die vielbenannte Nordfläche hin denkbar iſt, daß aber auch der Feind jedesmal nur von dieſer Seite her Jeruſalem bedrohen kann und daß folglich auch die Verteidigungswerke ihre meiſte Stärke nach dieſer Richtung hin zu entfalten haben. Ebenſo wird, wenn man ſich Jeruſalem in ſeiner Vollpracht zur Zeit des Königs Herodes denkt, das Gedränge, der Markt, der Luxus, die Gartenluſt, überhaupt der Brennpunkt des bürgerlichen Verkehrs und des ſtädtiſchen Lebens vorzüglich auf dieſer Fläche zu ſuchen ſein. Wir ſagen dieſes nicht umſonſt, und es wird ſich in der Folge zeigen, wieviel dieſe Bemerkung eigentlich zu bedeuten hat.

IV.

Daß der Buſch, die Staude, das Strauchwerk, ſogenanntes Kurz- oder Unterholz mit ſeinem Immergrün, ſeiner Laub- und Schattenfülle im allgemeinen weſentlicher Schmuck jeder Landſchaft ſind, insbeſondere aber den Wäldern in Kolchis, auf Hagion-Oros und am Bosporus vorzüglich ihren Zauber leihen, iſt anerkannt. Maſtixſtrauch und Arbutus Andrachne mit der korallenroten Sammetrinde laſſen ſelbſt die Magerkeit eines attiſchen Bodens vergeſſen; und träufelt nicht ſchon gemeines Geſtrüpp, der Weißdorn, die Hagebutte, der Brombeerſtrauch, der Erlbuſch, die Haſelſtaude, der Maßholder, der Hartriegel, das Viburnum Lantana im Frühlingshauche lauer Zephirlüfte ſelbſt auf Derwiſchabadflächen noch einige Tauperlen der Lieblichkeit herab? Wie traurig muß es doch um Jeruſalem ſein, wenn von laubigem Gebüſche, von Strauch und Unterholz ſtundenweit beinahe die letzte Spur verſchwunden iſt!

Dieſe hieroſolymitaniſche Ode ſchien um ſo troſtloſer, da eben während unſerer letzten Morgenlandstour im Verhängnisjahre 1847 der Himmel den weiten Länderſtrich von Trapezunt bis zum Sinai mit ſeinem Zorne ſchlug und namentlich über Paläſtina durch volle acht Monate, von Ende März bis Anfang Dezember, keine Wolke hing, kein Regen fiel, während im „Sitze der irdiſchen Glückſeligkeit“, im wohlverwahrten Stambul, die Wolkenſchleußen ſchon im Auguſt ihr labendes Spiel begannen und den „zweiten Frühling“ brachten. Um dieſelbe Zeit waren Luſt und Immergrün, wir ſahen es ja im Vorübereilen, ſogar in der Komnenenſtadt dahin, und in Paläſtina ſelbſt erinnerten abgeſengte Höhen, tote Bäume, ausgetrocknete Brunnen, Brandriſſe im Fettboden von Esdrelon, bei einer dem Nordländer noch im November läſtigen Tagesglut, nur zu lebhaft an Phaethon und ſeine verderbliche Sonnenfahrt,

corripitur flammis ut quaeque altissima tellus,
fissaque agit rimas et succis aret ademptis.

„Warum denn Allah dieſes Jahr gar nicht mehr regnen laſſe“, fragten den Fremdling gleich am andern Tage nach ſeiner Niederlaſſung im Hauſe Meſchullam die bekümmerten Fellahweiber des Olbergdorfes. Wahr iſt es freilich, und ſchon der Chiote Salvator hat es irgendwo in ſeinem Buche angemerkt, daß außer der Regenzeit eine unglaubliche Fülle Lichtes auf Jeruſalem niederſtrömt. Das tiefe Prachtblau des Zionhimmels kennt ſelbſt Italien nicht. Wer nur vom traurigen Deutſchland, von ſeinen braunen Mooren und von ſeinem dichten Nebel weiß, mag es kaum glauben, daß die Luft um Jeruſalem durch ihre Dünne, ihre Durchſichtigkeit und ihre Helle in ungewöhnlichem Maße ſelbſt die Entfernungen aufzuheben ſcheint. So nahe liegen, wenn man vom Kamm des Olberges hinunter ſieht, der Jordan und das Tote Meer, daß man über Hügel, Steingeröll und Stürze kühn hinunterlangend die eine Hand in die ſalzgeſchwängerte Flut von Sodom tauchen, mit der andern aber ein Tamariskenrohr am grüngeſäumten Jordansufer brechen möchte; und doch mag die Entfernung der beiden genannten Punkte von Jeruſalem in gerader Linie wenigſtens drei deutſche Meilen oder 36000 Schritte ſein. Doch die Sättigung verfolgt den Menſchen überall, und ich fürchte, kein Genuß, kein Glück, keine Freude, von welcher Natur ſie immer ſei, vermöchte das menſchliche Gemüt vom größten Feinde aller Seligkeit, der Langweile und dem Überdruß, zu ſchirmen. „Alles iſt mir gelungen, den höchſten Gipfel irdiſcher Größe habe ich erſtiegen,“ ſagte Septimius Severus, „und doch bin ich mißvergnügt*).“ Ermüdet uns am Ende nicht ſelbſt das Schöne, und kann der Menſch anders als im Sturm und Wechſel glücklich ſein?

Der 28. November endlich ſtörte die eintönige und ſtille Klarheit der hieroſolymitaniſchen Sommerluft. Das erſtemal ſeit dem Frühlingsſchauer brauſte nach Mitternacht der Sturmwind über Jeruſalem und zog nach kurzem Sonnenmorgen als Vorbote der langerſehnten Herbſtfluten graues Gewölk vom Mittelmeer quer über Paläſtina gegen die transjordaniſche Wüſte hin. Doch der erſte Gruß war nur flüchtig, und nach unergiebigem lauen Regenſtreif brannte die Mittagsſonne noch drückender als am vorigen Tage auf die mehr aufgeregte als geſättigte Pflanzenwelt herab. Noch fünf volle Tage neckte uns Allah und reizte bald durch einige Waſſertropfen in heißer Glut, bald durch flüchtige Wolkenzüge und ſcharfe Lüfte, bald durch windiges Abendgrau und leeres Sauſen unſere Ungeduld. Reichlich, ſtark und nachhaltig regnete es erſt am 3. Dezember, und der 6. desſelben Monats war für Paläſtina nach langer ſchwerer Prüfung ein Tag des Segens, der Belohnung in der wonnevollſten Seligkeit. Trübe, ſtürmiſch und traurig brach der Morgen dieſes Tages an und nicht mehr als + 12° zeigte der Wärmemeſſer um acht Uhr früh. Regenluſt und Sonne ſtritten aber noch bis drei Uhr nachmittags, wo es auf einmal mit Windesbraut und Wolkeneile finſter vom Meer herüberzog und ohne Raſt in vollen Güſſen auf Jeruſalem niederrauſchte. Wie ſich im Hofraum vor der Zimmertür die offenen Behälter füllten! Wie es durch die Innenröhren von den glatten Dachterraſſen in die bauchige Ziſterne ſprudelt und mit Sturmeshauch weſtlich an die Fenſter raſſelt, ohne Ermüdung, ohne Pauſe bis Mitternacht! Das Wonnegefühl, wie es während dieſer himmliſchen Beſcherung durch die Adern ſtrömte, drückt ſich nicht in Worten aus, und nur wer ſelbſt unter den ſengenden Gluten des morgenländiſchen Sonnenhimmels geſchmachtet und die Laſt ſeiner Monotonie empfunden hat, kann ohne Ärgernis vom Seligkeitsrauſch ſolcher Szenen hören. Trocken, warm, gutgekleidet und wohlgenährt ſaß ich allein in der heimiſchen Stube bei Büchern, Plänen und Papier, und neben der Lampe ſtand als Labſal für die Tagesmühe der warme Grog, während es draußen praſſelnd und ſauſend in nächtlichem Dunkel über Jeruſalem vorüberging. Der Schlummer hatte in dieſem Augenblick phyſiſcher Aufregung keine Macht, und doch wußte ich zu jener Friſt noch nicht, wie die Sache in Europa ſtand, und daß inzwiſchen bereits im Uechtlande und an der Brücke von Gislikon das Licht ſiegreich gegen die Finſternis geſtritten hatte.

---

*) Omnia fui, nihil expedit.

Die Fülle des Regens in jener Nacht war ſo dicht und ſo reichlich, daß der vorgenannte, hoch- und viereckig aufgemauerte offene Behälter an der Außenwand des Zimmers am andern Morgen überrann und im geräumigen Ziehbrunnen, dem eigentlichen Flüſſigkeitsmagazin für das ganze Haus und für das ganze Jahr, zur Freude aller, die es ſahen, der wohltätige Segen auf eine bedeutende Höhe heraufgeſtiegen war. Am Himmel hing aber nach jener Regennacht noch finſteres Gewölke in dichten Lagen, und die ſpät an demſelben Tage von neuem niederrauſchende Waſſerflut ſagte klar genug, daß in der Redeweiſe des dankbaren Morgenländers die „Barmherzigkeit“ noch nicht zu Ende war. Um aber nun auch die Jordansaue, das Tote Meer, das Gebirge Moab, die Steinwüſte und das quadranguläre Jeruſalem ſelbſt im grauen Wolkenüberhang zu ſehen, ging ich während der Regenpauſe im Laufe desſelben Tages voll neugierigen Verlangens auf den Ölbergkamm hinauf. Die Szene war völlig neu und wie im bunten Kaleidoſkop hatte ſich Licht- und Farbenſpiel der Landſchaft, beſonders in der nächſten Umgebung der Stadt, vollſtändig umgewandelt. Es war wie ein plötzliches Erwachen der Natur aus langem Schlaf und überall drängte ſich der grüne Frühlingsſchmuck mit Kraft aus dem Schoße der Erde hervor. Beſonders heiter und luſtig anzuſehen in ihrem Smaragdgrün waren der friſche Raſen und die ſichtlich ſproſſende junge Saat auf den außer der Ringmauer liegenden Halden des Zionberges, auf den Höhen oberhalb der Siloambrunnen und auf den ſanft auseinanderfallenden Nordflügeln der wenige Tage früher noch ſo dürren Kidronsſchlucht. Selbſt der Reichtum an Ölbäumen war in der genannten Gegend des Tales ſcheinbar angewachſen; der Regen hatte ja die vertrocknete Rinde gelabt und vom mattgrünen Laubwerk den Sommerſtaub weggeſpült.

Und doch war es nur das erſte Aufflimmern der Natur und ihrer friſchen Zeugungskraft! Am dritten Tage nach der Segensflut war ſchon keine Wolke mehr am tiefblauen, reingefegten Firmament, und die Sonnenſcheibe hing wieder in voller Pracht über dem grüngeſchmückten Jeruſalem. Erſt der 9. Dezember — das Vorgefühl verriet es ſchon im Morgengrau — ſollte der eigentliche Tag des Glückes und der belohnenden Freude ſein. Im friſchen Hauch der Morgenluft und überſtrömend von Wonnegefühl ging ich zum nahen Damaskustor hinaus, rechts an der nördlichen Stadtmauer fort, dann links über die mit Saaten, Weinreben und fruchtbeladenen Olbäumen reichbepflanzten Abhänge zur Sohle der hier noch flachmuldigen Kidronsſchlucht hinab und auf der andern Seite den gewohnten Pfad hinauf zum Luſttheater auf dem langen Olbergkamm.

Wer nur nach Geld und Ehren dürſtet oder gemütlos, kalt und ſtumpf die Reize der Natur verachtet, wird freilich über ſolchen Schwindel lachen; wer aber, wie es jetzt häufig geſchieht, jedes freudige Entzücken als ſündhaft und jede naturfröhliche Regung des Herzens als Beleidigung Gottes erſticken will, den müßte es vollends empören, wenn man in noch leidenſchaftlicheren Ergüſſen als früher über die wiederaufgefriſchte Landſchaftspracht von Jeruſalem reden wollte. Nie war aber das Grün ſo warm, die Luft ſo durchſichtig, das Blut im Körper ſo leicht und niemals, weder vor noch nachher, habe ich ein Lichtmeer geſehen, wie es an dieſem Tage in diamantenem Wellenſpiel über dem Toten Meere, über Transjordanien und über Edom wogte. Selbſt die Steinwüſte gegen Moab hin hatte ihren Hochzeitsſchmuck angetan. Mehr wollen wir ſchon aus Furcht vor Argernis nicht ſagen, und froſtige Leſer mögen ſich mit dem Geſtändnis begnügen, daß einer noch jetzt in bedrängten Augenblicken vom Reichtum und vom ſeligen Schwindel jenes Tages zehrt. So lieblich hatten der Höhenzug und die drei Gipfelkuppeln des Olbergs mit ihren zahmen Einſattelungen noch nie geſchienen; ein Spiegelbild im größten Stil und — was ſonderbar — mit je hundert Schritten der Fortbewegung regelmäßig ein neues Zauberbild! Das ſchönſte wohl auf der mittleren Schwellung, wo unter Rebgelände, umgeben von Feigen-, Granaten- und Olbäumen, die wettergelben Trümmer der Himmelfahrtskirche liegen und wilder Safran mit der brennendgelben Blütenkrone des Leontodon Taraxacum einſam zwiſchen dem Geſteine winkt. Über vier Stunden lang ward an dieſer Freudenſtätte meditiert, gewandelt und geſchwelgt, und erſt in der Einſamkeit und Stille der Mittagsſtunde im Vollgefühl des ſeligſten Friedens und von fremder Neugier unbeläſtigt, außerhalb des Dorfes über die raſch abſtürzende dritte Hügelkuppe auf den Sattelweg von Bethania hinabgeſtiegen. Wie man dort in ſtraffer Wegkrümmung gegen die Kidronsſchlucht (Tal Joſaphat) heraustritt, überraſcht den Blick des

Wanderers auf einmal wie ein magiſches Ungetüm, hoch über der jenſeitigen Talwand hängend der Tempelberg mit dem fahlen Geſtein ſeiner rieſigen Unterlage, mit dem Laſur ſeiner bleigedeckten Kuppel und mit dem blauen Firmament im Hintergrund. Um die Magie der Szene zu vollenden, ſchweben links vom Tempelberg der Zion, rechts der Bezethahügel, beide durch Lichtſunde vom Mittelbau getrennt, wie zwei Seitennebelbilder in der Luft. Der Herodestempel mit ſeinen gigantiſchen Säulengängen und Terraſſen auf ſchwindelnder Höhe aufgetürmt, mußte, von dieſem Punkte aus beſehen, von unglaublicher Wirkung ſein. Rauſchte auch damals wenigſtens in der Regenzeit der Kidronbach ſprudelnd und luſtig die tiefe Schlucht herunter, ſo iſt doch heute alles verſchwunden, oben die ſtolzen Tempelterraſſen und die quadrangulären Säulengänge, unten der Talſchatten und der plätſchernde Regenbach.

Die Öde mit dem alten Rieſengemäuer und dem niedlichen Sarazenenbau darüber iſt allein geblieben. Und ſo unwiederbringlich, ſcheint es, ſind die Adern des Wildbachs Kidron abgeſtorben, und ſo durſtig war zugleich der Boden von der langen Sommerglut, daß ſelbſt die furchtbaren Güſſe der letzten Tage auch noch nicht die leiſeſte Spur rinnender Feuchtigkeit in der Engſchlucht zurückgelaſſen haben. Die Pflanze, die Erde, die verborgenen und offenen Ziſternen, Waſſerlager und Kanäle der Stadt und Umgegend hatten alles aufgetrunken, was der Himmel in ſeiner Milde geſpendet hatte. Während einer Reihe von Jahren, ſagte uns ein europäiſcher Bewohner der Heiligen Stadt, habe er weder zur Winterzeit, noch im Frühling, noch im Herbſt Waſſer im ausgetrockneten Kidronbett geſehen, obgleich im März 1846 mehrere Stunden lang ſogar Schnee auf dem Ölberge lag und in den von Jeruſalem entfernteren Tälern zur Zeit der Frühlingsregen und Schneeſchmelze nicht ſelten tiefe und reißende Gießbachfluten den Wanderer bedrohen und den Verkehr der Landſchaft unterbrechen. Nur der Heiligen Stadt — ſei es Zorn des Himmels oder Liſt und Bosheit der Menſchen — iſt das erquickende Labſal vorüberrauſchenden Wellenſpiels verſagt!

Aber wie iſt es etwa unter ſolchen Umſtänden mit der hieroſolymitaniſchen Pflanzenwelt beſtellt? Welche Bäume, welche Kräuter

– von Sträuchern und lieblichem Unterholz iſt ohnehin keine Rede – nährt das ſteinige, waſſerarme Land? Einheimiſch und auf freiem Felde in hinlänglicher Menge zu ſehen iſt von den größeren Bäumen um Jeruſalem eigentlich nur der Ölbaum. Die ſchönſte und zahlreichſte Gruppe dieſes melancholiſchen, aber langlebenden und höchſt wohltätigen Fruchtbaumes deckt gleich außerhalb des Damaskustores mit ſeinem düſtern Grün die ganze Fläche, wo in den letzten Zeiten des jüdiſchen Staates die Neuſtadt mit der Agrippamauer und den äußeren Feſtungswerken ſtand. In bedeutender Menge und zuweilen, wie etwa im Garten Gethſemane, ſogar Exemplare von nicht gewöhnlicher Schönheit und Fülle, findet man ihn natürlich auch noch auf beiden Ölberghalden, ſowie am muldigen Nordanfange und am ſüdlichen Ende der Kidronsſchlucht. Der Feigenbaum dagegen, der Aprikoſen-, Mandel- und Pfirſichbaum mit der Azarolmiſpel zeigen ſich, außer den Gärten, überall nur dünn geſät und meiſtens krüppelhaft, eigentlich nur auf dem Ölbergkamm bei der zweiten und dritten Hügelſchwellung, wo, wenn wir nicht irren, auch einige Granatäpfelbäume zu ſehen ſind. In den künſtlich gepflegten Gärten innerhalb der Stadt, beſonders im armeniſchen Kloſterparadies auf Zion, gedeihen dieſe Bäume freilich vollkommener und ſchöner als in den leichter zugänglichen Pferchen außerhalb, wo es nicht ſelten an der nötigen Sorge und Feuchtigkeit gebricht. Die Zypreſſe iſt nur noch innerhalb der Stadtmauer, vorzüglich bei der Omar-Moſchee und im Kloſtergarten der Armenier übriggeblieben, der Zürgelbaum aber (Celtis australis), außer den wenigen Exemplaren um beſagte Moſchee, aus Jeruſalem völlig verſchwunden. Ob die Eingebornen das ſtrauchartige Gartengewächs Rhamnus Spina Christi botaniſch richtig mit Dum bezeichnen, mögen Gelehrtere unterſuchen. Die Traube, noch heute wie in den Tagen Joſuas das geprieſenſte Labſal in der Paläſtinaglut, heißt in Jeruſalem wie überall, wo man Arabiſch ſpricht, Eneb, die Rebe ſelbſt Dalia, der ganze Weinberg Kerm (pl. Kürum), und für die gemeine Artiſchoke, ſowie für die ſogenannte Stachelartiſchoke haben die Gärtner von Siloam einen und denſelben aus dem Italieniſchen geborgten Namen Charschuf; der Mohnſtengel dagegen wird Chaschchasch, die Malve aber, wenn wir gut gehört und richtig aufgeſchrieben haben, Chubbeis genannt.

Unter den gewöhnlichen, auch in unſerm Klima bekannten Gemüſearten hat man teils in lebendigem Boden bei Siloam, teils auf dem Markt in der Stadt folgende bemerkt: Spinat (Sepanach und auch Espanadsch), Salat (Chas), Peterſilie (Baghdunis), zwei Arten Bohnen (Ful und Lubija), Rettich (Fidschl), Rübe (Lift), Zwiebel (Besel), Schwarzwurzel und Blumenkohl (Többe und Karnebit). Von den übrigen Feldkräutern finden ſich in der nächſten Umgebung von Jeruſalem, vorzugsweiſe auf dem Ölberge, im Tale Joſaphat, um Siloam, am Brunnen Rogel und auf der Grabhalde der Hinnomsſchlucht am häufigſten die Kamille (Babunedsch), der Wegerich (Lisan el-dschedi, d. i. Böckleinszunge), der Thymian (Zathar), die Minze (Naanah), der Salbei (Merjemiah), das Süßholz (Sus), der Hyſſop (Zofa), der Gamander-Ehrenpreis (Belut el-erz), die gemeine Neſſel (Huraikh), der Hundszahn (Audschil), die Steinraute, in Europa auch Capillus Veneris, in Jeruſalem aber Brunnenkoriander (Kusbarah el-Bir) genannt; das düſtere Marrubium (Frasjun), der Wermut (Schibbet el-Scheich), der Rosmarin, das ſogenannte Mauer- oder Peterskraut (Haschischet el-rihh) und endlich ein Dornſtrauch mit Buchsblättern und wohl fünf Fuß langen Ruten, welchen Strauch die Botaniker Lycium Europaeum, Buchsdorn (Pyxacantha), die Eingeborenen von Jeruſalem aber Ausadsch nennen, und den wir ſchon auf unſern frühern Wanderungen beſonders häufig in der Gegend von Myra in Lyzien geſehen haben. — Wurzeln und Zweige dieſes Buſches pflegt man in Jeruſalem zu ſtoßen und den ausgepreßten Saft als Medizin zu benutzen. Früher, wie z. B. im Mittelalter, hat der Buchsdorn von Jeruſalem eine viel bedeutendere Rolle geſpielt und weit größeren Nutzen eingebracht als jetzt. Die Dornenkrone des Heilands, meinte man, und viele ſind dieſer Meinung auch heute noch, ſei aus dieſem Buſch geflochten worden. Und wie nachher dieſer göttliche Pyracanthenkranz mit den übrigen Welterlöſungsinſtrumenten in das geheiligte Staatsärarium nach Byzanz gelangte, daſelbſt 1000 Jahre lang bedeutende Mirakel wirkte und beſonders im Kampfe gegen Heiden und Mohammedaner ſichtbaren Beiſtand lieh, iſt keinem Leſer frommer Byzantiumslegenden unbekannt. Sogar ſchwere Staatsanlehn in Gold ſind während der letzten drangvollen Zeiten des Paläologenreiches gegen Verpfändung dieſer unſchätzbaren Reliquie aus den Schatzkammern des chriſtlichen Okzidents an den Bosporus gewandert. Und wahrſcheinlich würden bei wieder auflebender Gläubigkeit im Abendlande die Sina, die Rothſchild, die Hoppe mit den übrigen frommen Geldmännern in London, Berlin und Amſterdam auf dieſes Fauſtpfand hin der apoſtoliſchen Finanznot in Wien und Rom, im Intereſſe wahrer Gottesfurcht und „Ordnung“, mit ihren Millionen noch heute zu Hilfe eilen, hätten durch unerklärliche Zulaſſung Gottes rebelliſche Philoſophie und Brutalität der Janitſcharen nicht ſchon längſt durch Zerſtörung des heiligen Depoſitums dem gläubigen Gewerbe ein Ende gemacht. Nur der griechiſche Klerus, der es bekanntlich überall pfiffiger und feiner als der lateiniſche Nebenbuhler treibt, zieht durch Kleinhandel mit Pyracanthenholz noch einigen Gewinn. Splitter von dieſem Strauche werden im griechiſchen Kloſter zu Jeruſalem als Reliquien vom echten heiligen Kreuz noch heute gläubigen Seelen anempfohlen und käuflich abgelaſſen, und ich habe es ſelbſt beim erſten Beſuch in der Heiligen Stadt (1832) geſehen, wie ein von Kopfgicht geplagter Inſelgrieche ein fromm und teuer bezahltes Stück dieſes Dornſtrauches um die Schläfe band und wirklich den Schmerz augenblicklich wie durch Magie vertrieb. Die Sache gab zu reden, die Ware ſtieg wie billig im Kredit, und nicht ohne geiſtlichen Stolz prieſen die griechiſchen Kloſterväter die augenfällige Gunſt des Himmels und ihr orthodoxes Glück. Wie aber dem echten Kreuzesſplitter zum Trotz das chroniſche Übel nach einigen Tagen mit verdoppelter Heftigkeit wiederkam und der Arme ſein verlornes Geld bereute, meinten die Väter, und zwar nicht ohne Grund, der junge Menſch habe in der Zwiſchenzeit vermutlich irgendwie geſündigt, oder er habe gleich anfangs nicht ſtandhaft genug an die Kraft des heiligen Pyracanthenholzes geglaubt. Die heiligen Spekulanten behielten, wie billig, das Geld, und der arme Strati neben der Sünde ſeinen Schmerz. Für die lateiniſchen Chriſten aber ſind Überbleibſel vom echten heiligen Kreuz, das bekanntlich in der unglücklichen Schlacht gegen Saladin (1187) verloren ging, jetzt nur noch in Rom zu finden. Dagegen iſt Beſchaffung und Handel mit geweihten Roſenkränzen, mit Perlmuſchel- und Aſphaltgebilden in

Jeruſalem allen Religionsbekennern gemeinſchaftlich, und neben einer Soda-Seifenfabrik auch der einzige induſtrielle Gedanke der Heiligen Stadt. Die Perlmuſcheln zum frommen Fabrikat kommen vom Roten, der Aſphalt oder ſchwarze Pechſtein aber vom Toten Meer in die Werkſtätten nach Jeruſalem. Das Material zu den heiligen Roſenkränzen aber liefert die oberägyptiſche Dumpalme, deren traubenartig wachſende, fauſtdicke und kieſelharte Frucht man in ganzen Kamelladungen aus Kairo nach Jeruſalem bringt, ſie dort in rot, grün, blau, ſchwarz und gelb gebeizte Korallen beliebiger Größe verarbeitet, je hundert an Schnüren aneinander reiht und das Ganze mit Grabesduft und Roſenwaſſer geſchwängert in die Chriſtenheit verſendet, wo dieſe Roſenkränze dem glücklichen Beſitzer in heftigen Gemütsbewegungen viel Troſt gewähren, von beſonders großem Nutzen aber erwieſenermaßen wider revolutionäres Gelüſte und wider Anfechtungen des Teufels ſind.

Daß unter ſolchen Umſtänden von Fortſchritt, von Handel und Induſtrie nach europäiſchem Sprachgebrauch in Jeruſalem keine Rede ſei, und daß auch letzthin vom Berge Zion ebenſowenig als von Neapel irgendein Produkt menſchlichen Kunſtfleißes in den Kriſtallpalaſt der Themſe kommen konnte, braucht man dem Leſer nicht erſt noch zu ſagen.

Doch ſoll über die geiſtliche Praxis der Heiligen Stadt und über den Kapitalſtock, von welchem die verſchiedenen Religionsparteien ihre Nahrung ziehen, kürzehalber in einem beſondern Fragment verhandelt werden.

Die heiligen Örtlichkeiten in Jeruſalem

(1852)

Bis zur Beſiegung des letzten, allgemeinen, großen und verzweiflungsvollen Aufſtandes der jüdiſchen Nation und bis zur völligen Verödung des Landes durch die Imperatoren Titus und Hadrianus bot die Umgegend von Jeruſalem einen von dem gegenwärtigen Zuſtande weſentlich verſchiedenen Anblick dar. Rinnende Bäche, Quellenreichtum, Gärten und Wälder mit ihrer Schattenkühle und ihren ſommerlichen Lüften ſchufen ein luſtiges und lebensvolles Bild ländlicher Glückſeligkeit, von welcher nach ſo vielen Verwüſtungen heute kaum eine Spur zu entdecken iſt und deren völliges Verſchwinden unter dem ehernen Fußtritt der Legionen ſchon Flavius Joſephus nicht ohne Tränen ſehen konnte. Jeruſalem war nicht bloß politiſch-religiöſer Mittelpunkt eines zahlreichen, ſtreitbaren, arbeitſamen und gottesfürchtigen Volkes*), es war zugleich große und reiche Handelsſtadt, nahrungſproſſender Sitz der bürgerlichen Gewerbtätigkeit, Heimat der Luxuskünſte und der Üppigkeit, weil ein friſch rauſchender Kanal des indiſchen Welthandels vom Roten Meere her in die prachtvolle Hauptſtadt des jüdiſchen Volkes rann. Koſtbare Gewürze, Edelſteine und Gold in Maſſe brachten arabiſche Wüſtenkarawanen in die Stadt, während die benachbarten Seehäfen Askalon, Gaza, Joppe und Akke mit dem Überfluß ihrer eigenen Erzeugniſſe zugleich die Produkte des Abendlandes ſandten. Alle dieſe Herrlichkeiten ſind wie durch Zauber weggeblaſen. Mit dem indiſchen Handelsweg, mit der Nationalunabhängigkeit und mit der jüdiſchen Bevölkerung ſelbſt iſt auch die Landſchaftspracht von Jeruſalem verſchwunden. Mehr als vier Stunden in der Runde, ſagt der Berichterſtatter und Augenzeuge

*) La nation juive de l'époque romaine étoit aussi intelligente et beaucoup plus morale qu'aucun peuple contemporain.

Salvator, Hist. de la Domination Romaine usw. I, 178.

Flavius Joſephus, hat das römiſche Belagerungsheer die Landſchaft „kahl geſchoren", das Baum- und Buſchleben überall bis auf die letzte Spur vertilgt und im letzten Akt des Trauerſpiels nicht bloß alle von Juden bewohnte Ortſchaften Paläſtinas, über tauſend an der Zahl, zerſtört, ſondern in ſeinem Rachegefühl ſogar auch noch die Quellen und die Brunnen verſchüttet, um mit der ſtrotzenden Fülle der jüdiſchen Vegetation auch den ungebändigten Trieb der jüdiſchen Freiheitsliebe, womöglich, auf immer zu brechen und auszutilgen.

In welchem Grade das Verwüſtungsprojekt gelungen und der Tod an die Stelle hieroſolymitaniſchen Pflanzenlebens getreten ſei, hat man ſchon geſagt. Jeruſalem, wie es heute iſt, in dürre Steinöden traurig hingelegt und dem Weltverkehr völlig entrückt, lebt nach Verſiegung aller Quellen der Wohlfahrt und des bürgerlichen Glückes nur noch von der Heiligkeit ſeines Terrains, vom geiſtlichen Kredit und von den Legenden der Chriſten wie der Juden und Mohammedaner. Mit welcher Ehrfurcht insbeſondere die Bekenner des Iſlam über Jeruſalem ſchreiben und ſprechen, iſt allgemein bekannt. „Die reine, die edle Heilige", „das Haus der Heiligkeit" ſind im Orient die landesüblichen Ausdrücke von den höchſten Klaſſen der Geſellſchaft bis zu den unterſten herab, ſo oft von Jeruſalem die Rede geht. Vom Neid, von der Eiferſucht und von der geiſtlichen Fehdewut der verſchiedenen, ſich gegenſeitig unverſöhnlich haſſenden, aber unglücklicherweiſe unter einem und demſelben Tempeldache eingeſchloſſenen chriſtlichen Religionsparteien der Heilig-Grabſtadt ſoll hier nicht die Rede ſein. Man kennt das alles in Europa ſchon lange und bis zum Überdruß, man bejammert das Ärgernis, ſchämt ſich der Profanation, weiß aber bis zur Stunde nicht, wie dem Übel abzuhelfen und der chriſtliche Friede unter den chriſtlichen Glaubensgenoſſen herzuſtellen ſei. Nur wenn es gelänge, den Gegenſtand des feindlichen Haders ſelbſt zu verflüchtigen und beiden Hauptgegnern gleichſam den Boden unter den Füßen wegzuziehen, würden die entzweiten Gemüter, deswegen zwar noch nicht verſöhnt, ſich freundlich nähern; es würden aber doch zur Ehre der Chriſtenheit Ärgernis und Fehdewut in ſich ſelbſt zerfallen. Dieſe Hoffnung iſt aber auch vergeblich, weil man die hiſtoriſche Tatſache, daß Chriſtus ſeiner Lehre wegen in Jeruſalem verurteilt, nach Landesgebrauch öffentlich hingerichtet und begraben wurde, durch keine Kritik beſeitigen kann. Das Dogma ſelbſt laſſen wir unberührt; aber eine Hinrichtungsſtätte und ein Chriſtusgrab muß man den frommen Männern, welche für die althergebrachte Überlieferung ſtreiten, in Jeruſalem ohne Widerrede zugeſtehen. Die Mönche aber ſind mit dieſem allgemeinen Zugeſtändnis noch lange nicht zufrieden und ſie rühmen ſich in betreff der genannten beiden Örtlichkeiten einer Einzelkunde, die ſchon im vorigen Jahrhundert hin und wieder Zweifel und Verdacht erregt, heute aber lauten und beharrlichen Widerſpruch mit ſcharfer Kritik hervorgerufen hat. Beide Anſichten haben ihre Verteidiger gefunden und, wie es in ſolchen Sachen gemeiniglich geſchieht, hat die Mehrzahl der ſtimmfähigen Literaten aller Länder auch dieſes Mal für mittelalterliche Tradition und Legende Partei genommen.

Von den Vorfechtern der Überlieferung jedoch kommen hier mit Umgehung des großen Haufens der Mitredenden vorzugsweiſe nur die beiden Chorführer Chateaubriand und Williams in Betracht. Dem dichteriſchen Genie des einen und dem gelahrten Selbſtvertrauen des andern wollen wir als ebenbürtige Paladine vor allen andern den verſtandesſcharfen Robinſon und neuerlichſt das kritiſche Talent des Schweizerſchen Arztes Titus Tobler entgegenſtellen. Was die beiden erſtern im Streite mit poetiſchem Schwung und mit ſchroffer Härte bejahen, dasſelbe wird von ihren Gegnern ebenſo ſchroff, aber mit einer der beſſeren Einſicht eigentümlichen Entſchiedenheit nicht bloß geleugnet, es wird ſogar als Torheit und als „frommer Betrug" verdammt. Eine Mittelpartei zwiſchen beiden Extremen, jedoch mehr zu den Verteidigern der alten Überlieferung hinneigend, ſuchten der Schotte George Finlay in Athen und der Schweizer Albert Schaffter in Bern zu bilden. Zu einer poſitiven, nach allen Seiten hin befriedigenden und jede weitere Verhandlung niederſchlagenden Entſcheidung ward jedoch die Sache weder durch die Befangenheit, ja Verblendung der einen, noch auch durch die kritiſche Verſtandesſchärfe und den Widerſpruchsgeiſt der andern Partei bis jetzt gebracht. Die größte Aufmerkſamkeit unter allen Literaten, welche in der neueſten Zeit dieſes Thema behandelt haben, verdient George Finlay, weil er in die ſchleppende und ausgangsloſe Kontroverſe zuerſt eine noch unverſuchte Beweismethode hineingebracht und dem Streite in dieſer Weiſe eine zwar nicht entſcheidende, aber doch eine neue Wendung gegeben hat. Wie alle Briten, hält auch Herr Finlay mit hochkirchlicher Strenge an den alten Überlieferungen feſt, verwirft aber als ungenügend und nicht ſchlußgerecht ſämtliche bisher von beiden Seiten ins Spiel gebrachten Argumente, um mit Hilfe des kaiſerlichen Zenſus an das bisher vergeblich angeſtrebte Ziel zu kommen. Die Tabellen des römiſchen Zenſus, meint er, müſſen dem Kaiſer Konſtantin die Gewißheit verliehen haben, daß der (bei Euſebius genannte) Venustempel auf der mit Schutt bedeckten Grabſtelle (bekanntlich ein Privatbeſitz des Joſeph von Arimathia) errichtet worden ſei.

Die ſtatiſtiſchen Belege für Nutzung und Beſteuerung des Bodens hat man im alten kaiſerlichen Rom, wie allgemein bekannt, auf einen Grad der Vollkommenheit und der Schärfe gebracht, wie ſie vielleicht kaum die neueſte Zeit und ihre Finanzverwaltungen aufzuweiſen haben. Dieſe teils in den Reichs-, teils in den Provinzialarchiven niedergelegten Zenſusregiſter waren ſo gründlich, daß nach Ulpian im ganzen Orbis Romanus jeder Privatbeſitz aufs umſtändlichſte überwacht und eingetragen wurde. Name und Lage des Grundſtückes, ob in der Stadt oder auf dem Lande, wie die benachbarten Beſitzer heißen, wieviel Jaucherte angeſätes Ackerland, Ölpflanzung, Graswieſen, Weiden und ſchlagbare Waldung es enthielt, ja ſelbſt die Zahl der Rebſtöcke im Weinberg, der Bäume im Ölwalde waren nach ihrem Schätzungspreiſe eingetragen.

Und weil dieſe Steuerbeſchreibung unter Auguſtus auch auf Judäa ausgedehnt wurde, glaubt Herr Finlay auf das ſicherſte annehmen zu dürfen, „daß auch die Beſitzung Joſephs von Arimathia mit dem Grabe, in welches der Leib Chriſti hineingelegt wurde, aufgezeichnet worden und in irgendeinem Archiv ihrer Erwähnung geſchehen ſei. Folglich müſſe auch die Lage dieſer Beſitzung und des Grabes dem neubekehrten Inperator Konſtantin genau bekannt geweſen ſein. Er brauchte ja nur die hieroſolymitaniſchen Steuerpläne aus dem Reichsdepot hervorſuchen und nebenher die amtlichen Regiſter der Kolonie Älia Capitolina nachſchlagen zu laſſen, um auf die Spur der echten heiligen Grabesſtätte zu kommen.“

Dieſe ganze Finlayſche Argumentation iſt mehr glänzend und neu als gründlich und beruhigend, einmal, weil ihr Vorausſetzungen zugrunde liegen, deren Richtigkeit man mit Recht bezweifeln muß, und dann, weil ſie, weit entfernt, die Hauptfrage genügend zu beantworten, ohne ſie auch nur zu berühren, dogmatiſch an ihr vorübergeht. Denn angenommen, daß ein ſolches Weltarchiv in der ewigen Stadt jemals beſtanden habe und daß alle im Laufe mehrerer Jahrhunderte erfolgten Privatbeſitzwechſel und Bodenverwandlungen des ungeheuren Reiches mit Plänen und ſtatiſtiſchen Angaben darin verzeichnet waren, wird dem gelehrten Finlay doch nicht jedermann glauben wollen, daß man nach jedem friſchen Dezennalzenſus auch die abgewürdigten Schätzungen mit der nämlichen Sorgfalt aufbehalten und gehütet habe, wie die neu hergeſtellten. Selbſt dieſes noch zugegeben, weiß man doch aus Suetonius und Tacitus, daß im großen Brande unter Nero und im womöglich noch verderblicheren unter Veſpaſianus, in und außer dem Kapitol alles vernichtet wurde, was an Staatsdokumenten und Zenſustabellen in Rom vorhanden war*).

Nebenher iſt noch zu bedenken, daß nach Beſiegung des großen Aufſtandes durch Titus Veſpaſianus Grund und Boden von ganz Judäa dem kaiſerlichen Fiskus verfiel und (ob mit völliger Ausſchließung der alten Beſitzer?) an fremde Käufer verſteigert wurde, das Terrain von Jeruſalem ſelbſt aber, weil mit dem kaiſerlichen Bannfluch geſchlagen, an die neunzig Jahre unbebaut und öde lag**).

*) Unter Veſpaſianus wurde das Verlorene und Zerſtörte nach Kräften wiederhergeſtellt. Aber von den verbrannten Archivdenkmälern hat man nur 3000 eherne Tafeln, auf welchen Friedensſchlüſſe und Staatsverträge mit fremden Nationen eingegraben waren, aus zerſtreuten Abſchriften wieder ergänzt.

An Erneuerung der verbrannten Zenſustabellen ward nicht gedacht.

Daß hingegen bei Zerſtörung Jeruſalems das Provinzialarchiv allein unverſehrt geblieben und dem allgemeinen Loſe entgangen ſei, wird doch auch niemand glauben wollen.

**) Nur die drei Türme Hippicus, Phaſaël und Mariamne mit einem Teile der weſtlichen Stadtmauer und natürlich auch mit den nötigen Baulichkeiten für die Beſatzung blieben verſchont, alles übrige ward auf Befehl des Siegers der Erde gleichgemacht.

Im Grunde genommen fällt aber die Zwietracht über die Ortlichkeiten der Kreuzigung und der Grablegung des Heilandes den drei Evangeliſten Matthäus, Marcus und Johannes, oder vielmehr den gelehrten Deutungen ihrer Ausleger und Analytiker allein zur Laſt. Nach Angabe der Evangeliſten, ſagen die Neuerer, wurde der Herr außerhalb des Tores, jedoch nahe an der Stadt gekreuzigt und in das Grab gelegt. Nun aber, fahren ſie im Syllogismus fort, liegen die beiden Ortlichkeiten, die man uns heute als Golgatha und Felſengrab bezeichnen will, in geradem Widerſpruch mit dem heiligen Text, nicht außerhalb, ſondern innerhalb des Tores und — was die Frage noch bedeutend verſchlimmert — ſogar mitten in der Stadt, deren Ausdehnung und allgemeine Geſtalt im Zeitalter Chriſti man jetzt aufs genaueſte anzugeben weiß. Darum, ſagen ſie zum Schluß, ſei die Topographie der heiligen Orte ein Irrtum, und habe man uns und die ganze chriſtliche Welt von St. Konſtantin angefangen bis auf den heutigen Tag herab mit dem angeblichen Fund von Golgatha und dem Heilig-Grab getäuſcht. Einwurf und Argument der Zweifler ſind aber nicht ſo leicht zu beſeitigen, als man im Intereſſe des Friedens und der chriſtlichen Verträglichkeit wünſchen möchte. Doch muß man die Anſtrengung und ſelbſt den warmen Eifer, mit welchem fromme und gelehrte Männer die alte Uberlieferung zu retten und die Heilige-Grablegende bei den Chriſten in ungeſchmälertem Anſehen zu erhalten ſuchen, aus Gründen, die wir nicht näher zu berühren brauchen, als vollberechtigt anerkennen. Aber wie ſollte man es anfangen? Die beiden gefährlichen und höchſt läſtigen Stellen: „außerhalb des Tores" und „nahe bei der Stadt" wären aus dem Texte des Evangeliums ſelbſt durch Dr. David Strauß nicht wegzubringen. Argumente frommer Autorität und kindlicher Gläubigkeit, wie ſie dem vierten Jahrhundert genügten, reichen für die Skepſis des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr hin. Und notgedrungen greift man am Ende freilich auch hier zur allein gültigen Waffe der Wiſſenſchaft, um Schrift und alte Uberlieferung durch die Behauptung in Einklang zu bringen, daß die im heutigen Jeruſalem allerdings von der Stadtmauer eingeſchloſſenen Ortlichkeiten des Grabes und der Hinrichtungsſtätte zu Chriſti Zeiten nach dem buchſtäblichen Sinne der angezogenen Texte wirklich außerhalb des Tores und der Feſtungsmauer gelegen haben. Man verſtehe uns wohl: wo heute die Auferſtehungskirche ſteht, ſagen ſie, da war im Zeitalter Chriſti das „ſtändige Hochgericht“, d. i. die von den menſchlichen Wohnungen überall abgelegene und vom Blick der Lebendigen ängſtlich gemiedene grauſenvolle Stätte, auf welcher die Verurteilten nach jüdiſcher Landesſitte durch die langſame und qualvolle Strafe der Kreuzigung hingerichtet wurden. Man wird leicht glauben, daß ſiegreiches Durchfechten einer ſolchen Theſis nur dann möglich wäre, wenn ſich der alte Stadtplan mit der Richtung der von Grund aus zerſtörten alten Feſtungsmauern Jeruſalems korrekt und unbezweifelt in allen Teilen wiederherſtellen ließe, und wenn es mit der Vorſtellung eines „ſtändigen Hochgerichts“ in Jeruſalem ſeine Richtigkeit hätte. Nun aber vergeſſe man nebenher ja nicht, daß Jeruſalem vom Zeitpunkte ſeiner erſten Zerſtörung unter Nebukadnezar bis zur Wiederherſtellung ſeiner heute noch beſtehenden Mauern durch Sultan Suleiman I. im ſechzehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung wenigſtens ſechsmal ganz demoliert wurde, und daß namentlich bei Dämpfung des letzten, vieljährigen, großen, verzweiflungsvollen Aufſtandes unter Hadrian in der unglücklichen Stadt ſelbſt die von Titus einſt verſchonten Prachtreſte verſchwunden ſind und eine ganz neue heidniſche Schöpfung, Älia Capitolina, an die Stelle der alten „Πόλις“ getreten ſei.

Ferner iſt zu bedenken, daß man innerhalb der Stadt ſelbſt in jahrelanger Arbeit große Hügel abgetragen, tiefe Täler aufgeebnet, durch die wiederholten Schuttlagen ſchluchtige Riſſe ausgefüllt und an vielen Orten das alte Terrain bis zur völligen Unkenntlichkeit verwandelt hat. Drittens endlich läßt uns die gleichzeitige Beſchreibung des Flavius Joſephus, ſchon im ganzen ungenügend, durch ihre Mangelhaftigkeit gerade in dieſer Hauptſtelle der alten Topographie von Jeruſalem ohne Hilfe, ſo daß alle Verſuche, ein in allen Teilen echtes Bild der dreifachen Feſtungsmauer der Heiligen Stadt herzuſtellen, notwendig vergeblich ſind. Und doch vergeht bei dem friſch erwachten Wandertrieb der Abendländer ſelten ein Jahr, ohne daß uns irgendein Jeruſalempilger nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen aus Flavius Joſephus beweiſen möchte, die zweite Feſtungsmauer, um die es ſich im Geiſte der früheren Argumentation eigentlich überall handelt, ſei öſtlich, nicht weſtlich, wie die Bekämpfer der herkömmlichen Vorſtellung ſagen, an der Stelle, wo heute die Auferſtehungskirche ſteht, vorbeigeſtrichen. Alſo an den zufälligen Umſtand, ob eine bis auf die letzte Spur vertilgte Nebenfeſtungsmauer, deren Richtung in der einzigen gleichzeitigen Geſchichtsquelle mit auffallender Nachläſſigkeit angedeutet wird, auf einem jetzt bis zur Unkenntlichkeit entſtellten, verſchütteten und verwandelten Terrain um einige hundert Schritte weiter öſtlich, oder um einige hundert Schritte weiter weſtlich gelaufen ſei, hat Ungeſchick und Parteileidenſchaft Sieg oder Niederlage, Wahrheit oder Irrtum in einer für die chriſtliche Welt nicht gleichgültigen Streitfrage angeknüpft. Denn daß die zweite Feſtungsmauer Alt-Jeruſalems nahe vor oder nahe hinter der gegenwärtigen Heilig-Grabkirche vorüberzog, wird von beiden Parteien übereinſtimmend anerkannt. Um ſo größer iſt der Irrtum beider und zugleich die Unmöglichkeit, auf dieſem Wege mit irgendeinem entſcheidenden, alles weitere Hadern durch Evidenz abſchneidenden Argumente aufzukommen.

Aus der Terrainbeſchreibung, die wir über Jeruſalem entworfen, weiß der Leſer, daß die Heilige Stadt urſprünglich auf einem ſchluchtig durchbrochenen, in Oſt, Weſt und Süd von Abgründen umgebenen, naturfeſten, auf dieſen drei Seiten durch eine einfache Mauer ſchon hinlänglich geſicherten und nur von Norden her leicht und flach zugänglichen Hügelvorgebirge lag. Indeſſen ſoll man aber nicht denken, dieſes alte, auf drei Seiten ſchluchtig umriſſene und leicht zu ſchirmende urſprüngliche Stadtterrain von Jeruſalem ſei deswegen auf der Nordſeite ohne Unterbrechung und gleichſam ſpiegelglatt in die benannte Flachebene von Golgatha hinübergefloſſen. Wie der Höhenzug Bezetha-Moria, war im Grunde auch der mit ebengenanntem parallel ſtreichende lange Zionshügel in ſeiner Anlage doppelhöckerig, und eine ſchwachmuldige Einſenkung, vom Jafator quer gegen das Tyropöontal hinabſtreichend, iſt nach ſo vielen Verwandlungen der Örtlichkeiten noch heute klar zu unterſcheiden, obgleich der Schutt in dieſer Gegend häufig bis vierzig Fuß Tiefe hat. Am Südrande dieſer früher mehr oder weniger tiefen Quereinſenkung – wir bitten, dieſen

Umſtand wohl im Gedächtnis zu behalten – war die erſte, eigentliche, an den eben vorher genannten Abgründen hinlaufende, durch die furchtbaren Herodestürme (Hippicus, Phaſaël und Mariamne) verſtärkte und verwahrte Stadtmauer Alt-Jeruſalems. Wir möchten in der Sache gern klarer, einfacher und doch ſchärfer und belehrender als die Vorgänger ſein und wiederholen darum, dieſer langgezogene, gewaltige, nach allen Seiten hin ſelbſtändige, urſprünglich durch eine ſpäter Tyropöon genannte Tiefſchlucht ſelbſt vom Tempelberg (Moriah) getrennte, durch Kunſt und Natur wunderbar befeſtigte und zu einer Niederlaſſung gleichſam einladende luftige und heitere Hügelberg ſei der wahre Zion, die alte Feſte der Jebuſiter, die Stadt Davids, die „Πόλις“, die man nach jedem Nationalunglück allzeit wieder zuerſt aufgebaut, bewohnt und befeſtigt habe*). Alles übrige, ſelbſt der Tempel Salomons, iſt Außenwerk, Zutat, Vorſtadt, ſpätere Beigabe, langſamer und zufälliger Anwuchs, den man nach Zeit und Umſtänden durch beſondere Feſtungswerke einzufriedigen und vor feindlichen Angriffen zu ſchirmen ſuchte. So entſtand bei der dreiſeitigen

---

*) Die zu Davids Zeiten von den Juden endlich eroberte Burgfeſte der Jebuſiter krönte die höchſten Punkte des Zionhügels, wo heute die Zitadelle (Hippicus), die neu erbaute engliſche Kathedrale, das große Kloſter der Armenier mit ſeinen weitläufigen Gärten und Paradieſen, dann verſchiedene Spitäler und Leichenäcker ſamt dem jüdiſchen Bethauſe und Davids Grabmal zu ſuchen ſind. Außerhalb dieſer kanaanitiſchen Burgmauer, auf den Abhängen und niedrigeren Teilen des nämlichen Zionhügels, ſtand die von Juden und Kanaanitern gemeinſchaftlich bewohnte, bald nach Joſua beſetzte, offene Stadt Jebus, d. i. Jeruſalem, welche man ſpäter im Gegenſatz zur oberhalb belegenen Jebuſitenburg nach griechiſchem Sprachgebrauch Κάτω πόλις, die Untere Stadt, hieß. Um dieſe offene Untere Stadt wurde durch König David eine neue, mit der eroberten Jebuſitenburg zuſammenhängende Ringmauer aufgeführt und die beiden früher getrennten Stadtteile zu einem gemeinſamen Ganzen vereint, welches man nachher die Stadt Davids nannte. Die Feſtſtellung des Begriffes, was in Jeruſalem Κάτω πόλις ſei, iſt im Streite um die heiligen Örtlichkeiten von der größten Wichtigkeit. Man hat dieſe Κάτω πόλις überall hinverlegt, nur auf der rechten Stelle hat ſie niemand geſucht.

Nach König Davids Neubau ward die jebuſitiſche „Κάτω πόλις“ auf den engeren Raum zwiſchen der Feſtungsmauer und dem Tempelberg beſchränkt. Hier ſtand auf einem unter den Makkabäern abgetragenen Hügel die Zwingburg (ἄκρα) der ſyro-mazedoniſchen Beherrſcher Paläſtinas.

Talumrandung natürlich immer nur auf der offenen und flachen Nordſeite der alten „Πόλις" nach und nach eine zweite und am Ende gar eine dritte, Vorſtädte und Neubauten umſchließende Mauer, ſo daß Jeruſalem zur Zeit des großen Verzweiflungskampfes wider die Legionen nach damaligen Begriffen für eine der ſtärkſten Feſtungen der bekannten Erde galt.

Am meiſten auffallend wird vielen die Bemerkung ſein, es habe der Tempelberg, d. i. der Moriah, welcher in der heiligen Geſchichte eine ſo wichtige Rolle ſpielt, urſprünglich gar nicht einmal zur „Πόλις" gehört, ſei vielmehr mit dem Tempel als eine von der Stadt Davids durch Schluchten und unbebaute Räume getrennte, unabhängige und nach allen Seiten hin freiſtehende, über Abgründen ſchwebende und nur im Sturm zu nehmende, ja ſelbſt nach dem Falle der eigentlichen „Πόλις" noch widerſtandsfähige Zitadelle anzuſehen. Erſt die makkabäiſchen Nationalfürſten kamen nach Abſchüttelung des mazedoniſchen Joches (c. 130 v. Chriſto) auf den Gedanken, den vorgenannten hohen, ſelbſt über den Tempel hinaufragenden, von den ſyriſchen Griechen ebenfalls „Akra" benannten, heute ganz verſchwundenen Nebenhöcker des Zion abzutragen, mit dem Schutt die Zwiſchenſchlucht (das Tyropöon) großenteils auszufüllen und ſo mit Belaſſung der alten Verteidigungswerke die beiden früher getrennten Feſtungen durch Verbindungsdämme, Brücken und Tore gleichſam in einen Körper zu verſchmelzen, welchem ſpäter erſt König Herodes I. in den letzten Zeiten des jüdiſchen Staates die furchtbare, den Gebietern des Erdkreiſes ſelbſt trotzende Geſtalt verlieh.

Daß ſich das günſtige Terrain, die von der Querſenkung beim heutigen Jafator und der nördlichen Zionsmauer ſanftanlaufende Schiefebene Golgatha, wo heute die Heilige Grabkirche ſteht, bei anwachſender Bevölkerung und bei vermehrtem Reichtum der „Πόλις" ſchon im Zeitalter Salomons mit Vorſtädten, Gärten, Schattenhainen, Luſtanlagen und Sommerbauten bedeckte, liegt in der Natur der Sache, und der Anwuchs wurde ſo bedeutend, daß ſchon König Hiskiah dieſen neuen Stadtteil durch eine „zweite" Mauer gegen die aſſyriſche Gefahr ſicherſtellen mußte. Dasſelbe Schauſpiel, aber in noch viel höherem Maße, erneute ſich in der verhältnismäßig glücklichen Periode der perſiſchen Herrſchaft über den Orient. Aus dem Berichte eines Staatsmannes und Zeitgenoſſen Alexanders von Mazedonien erfährt man, daß Jeruſalem zur Zeit der mazedoniſchen Eroberung ſchon wieder anderthalb Stunden im Umkreis und eine ſeßhafte Bevölkerung von 120000 Seelen hatte, und folglich ungefähr mit dem heutigen Damaskus zu vergleichen war. Daß ſich aber nach Abſchüttelung des mazedoniſch-ſyriſchen Joches und nach Wiederherſtellung der Nationalunabhängigkeit durch die makkabäiſchen Fürſten Land und Hauptſtadt zu friſcher Blüte entfalteten und die herrlichſten Früchte trieben, war eine natürliche Folge der wiedergewonnenen Freiheit, der wachſenden Arbeitskräfte und des anſchwellenden Kapitalvermögens für Hebung des Ackerbaues, für Erweiterung der Handelsverbindungen und für Steigerung der Induſtrie.

Die Herrſchaft der an Rom tributpflichtigen Könige aus dem Hauſe Herodes gilt zwar nicht als beſonders milde, aber des Druckes ungeachtet war die Bevölkerung der Hauptſtadt zur Zeit Chriſti wenigſtens auf das Doppelte vorgenannter Zahl angewachſen, und es deckte zugleich der neue Stadtteil in quadrangulärem Fortſchritt den ganzen, heute unmittelbar vor der nördlichen Stadtmauer und dem Damaskustor beginnenden Olivenwald bis in die Nähe der Königsgräber hin*). Zehn Jahre nach dem Tode des Heilands ſchuf ein Vierfürſt

*) Tacitus' Angabe, daß Jeruſalem während der letzten Belagerung 600000 Menſchen jedes Alters beherbergt habe, iſt gar nicht unwahrſcheinlich: multitudinem obsessorum omnis aetatis .... sexcenta millia fuisse accepimus. Hist. V, 13.

Fabelhaft klingt es neben dieſer mäßigen Angabe des römiſchen Geſchichtsſchreibers, wenn Flavius Joſephus unkritiſch und ganz im Stile des Orients von 2700000 bloß geſunden, reinen Individuen jüdiſchen Blutes ſpricht, die wegen des großen Nationalfeſtes gewöhnlich in der Hauptſtadt geweſen ſein ſollen.

Streng genommen ſagt Flavius Joſephus freilich nirgends ausdrücklich, daß Jeruſalem auch zur Zeit der Belagerung durch Titus die vorgenannte Zahl von 2700000 Menſchen eingeſchloſſen habe. Wenn nach gänzlicher Bezwingung der Stadt 97000 Gefangene in die Hand der Sieger fielen und 1100000 während der fünfmonatlichen Einſchließung tot geblieben ſind, gibt es im ganzen nur 1197000 Individuen jedes Alters und Geſchlechtes für den Zeitpunkt des letzten Kampfes, was wohl vielleicht übertrieben, aber doch nicht unmöglich ſcheinen kann.

Das Ausſchweifende der erſteren Angabe läßt ſich außer dem allen Orientalen

Herodes dieſen dritten Anwuchs der „Πόλις“ durch eine beiderſeits ſich an die alte erſte anſchließende dritte Mauer in rieſigem Viereck zu einer dritten Feſtung um, ſo daß ſich die zweite Mauer wie ein

---

angeborenen Hange zur Maßloſigkeit und Unkritik großenteils aus der Veranlaſſung erklären, durch welche ſie zuſtande kam. Um Cäſar Nero, welcher Judäa verachtete, über die Bedeutung des jüdiſchen Volkes aufzuklären, ließ Ceſtius, Statthalter von Syrien, durch die Hohenprieſter eine möglichſt genaue Bevölkerungsliſte der Hauptſtadt Jeruſalem während des Paſchafeſtes herſtellen. Die Berechnung wurde nach der Zahl der im Tempel geſchlachteten Opferlämmer angelegt, deren man in jenem Jahre 256500 zählte. An jedem Oſterlamme aber zehrten, wie Joſephus ſagt, wenigſtens zehn, häufig aber bis zu zwanzig Menſchen, was in runder Summe und im geringſten Anſchlage 2565000 menſchliche Individuen gäbe. Mit Einrechnung der Ausſätzigen und aller jener, welche der Levit mit „γονοῤῥοίοις“ und „γυναιξὶν ἐπεμμήνοις“ bezeichnet, ſtellen die Kommentatoren die Oſterbevölkerung der Hauptſtadt vollends auf 3000000 Seelen.

Dieſe ungemeſſenen Angaben, vorausgeſetzt, daß ſie wirklich von Flavius Joſephus ſelbſt herrühren und nicht etwa auf Rechnung ſpäterer Abſchreiber und Ausleger zu ſetzen ſind, tun der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit des jüdiſchen Leviten, wie wir mit Recht beſorgen, vielleicht auch in anderen Dingen bedeutenden Abbruch. Mehr als wahrſcheinlich hat aber der Grundtext in dieſen Zahlenverhältniſſen keine weſentliche Verunſtaltung erfahren und iſt Flavius Joſephus als echter Orientale auch von der Erbſünde des Orients – Maßloſigkeit und Unkritik – wenigſtens in dieſem Punkte nicht freizuſprechen. Man vergleiche nur, was Joſephus' Landsleute und Standesgenoſſen, die Rabbiner der unmittelbar auf die Verödung Paläſtinas folgenden Jahrhunderte, von den Greuelſzenen des letzten Kampfes unter Hadrian bei Erſtürmung der Feſtung Bither (Beit-er oder Bitter) erzählen. Ils disent que la tuerie fut si grande dans Bitter, lorsque les Romains s'en furent rendus les maitres après un siège de trois ans et demi, que les chevaux marchoient dans le sang jusqu'à la bouche. Le sang, continuent ils, rouloit avec tant de force, qu'il entrainoit des pierres de la pesanteur de quatre livres, et qu'il entroit dans la mer l'espace de quatre milles. Hadrien avoit un vignoble long de dix-huit milles et large d'autant; il y fit une haie ou une cloison des corps de ceux qui furent tués dans Bitter; car il ne voulut pas permettre qu'on les enterrât; ils ne furent enterrés que sous le regne de son successeur. Il y avait deux rivières dans la ville de Jadaim, desquelles l'une coulait d'un côté, l'autre de l'autre: les Rabins supputèrent que l'eau ne faisoit que les deux tiers de ces rivières; le sang faisait l'autre tiers. Les gentils n'eurent nul besoin pendant sept ans de fumer leurs vignes: elles étoient assez fertiles, ayant été abreuvées du sang des Juifs. Le sang entraina des pierres d'une ſchmales Bogenſegment innerhalb dieſes neuen Quadrates, von irgendeinem Punkte der nördlichen Zionsmauer auslaufend, zur weſtlichen Tempelecke hinüberbog. Den Anſchluß der dritten oder ſogenannten Agrippamauer an die erſte hat man ſich genau, wie den Anſchluß des neuen Münchener Kirchhofes an den alten, jedoch ohne die innere Viereckſeite, vorzuſtellen.

Das alles ſcheint ſo einfach und ſo deutlich, daß ſich jeder das zerriſſene Vorgebirge, auf welchem Alt-Jeruſalem gelegen iſt, beſonders aber den Schattenriß der drei Feſtungsmauern, die in der Heilig-Grabtheſis ſo viel zu reden geben und mitunter ſo abenteuerliche Kombinationen zutage fördern, aus dem bisher Geſagten beinahe ohne Mühe ſelber vorzeichnen kann. Aber warum iſt Sieg und Niederlage der hadernden Parteien an ein Problem geknüpft, das nicht mehr zu löſen iſt, und deſſen Löſung man gar nicht mehr braucht?

Der Lauf der kurzen zweiten Mauer, von welcher nach der bisher

grosseur demesurée par la distance de quarante milles jusque dans la mer. On trouva sur une seule pierre jusqu'à 300 cranes de petits enfants. Il y avoit dans cette ville de Bitter 400 Colleges et dans chaque College 400 Régens, qui avoient chacun dans sa classe 400 disciples. Aux premières attaques, les Ecoliers se servirent de leurs poinçons pour tuer les ennemis; mais après la prise de la ville, ils furent empaquetés avec leurs livres et jettés au feu. Les Juifs prétendent qu'Hadrien fit périr deux fois plus de gens de leur Nation, que Moise n'en retira du Pais d'Egypte, et ils le tiennent pour un plus grand déstructeur à leur égard, que ne le furent Nabuchodonosor et Titus. Un de leurs meilleurs Chronologues assûre que la perte que fit leur Nation du temps de Nebusaraddan, ou au temps de Titus, n'égala point celle qu'Hadrien lui fit souffrir; car le Talmud porte qu'il périt à Bitter quatre millions de Personnes, *quadringentas myriadas.* P. Bayle, art. Barcochebas.

Größeres und Erſtaunungswürdigeres als Hadrians Feldherrn vor Bither in Paläſtina haben weder Rabelais' Helden Gargantua und Pantagruel, noch der ritterliche Verteidiger der Prinzeſſin Micomicona verrichtet! Wir ſagen nicht, daß Flavius Joſephus, der Levite, mit den Rabbinern des ſechſten Jahrhunderts und mit Rabelais und Cervantes ganz und gar auf eine Linie zu ſtellen ſei; nur kann man nicht umhin zu bemerken, daß Ewlias Beſchreibung von Stambul und das Gerede türkiſcher Ciceroni von 80000 Stadtvierteln Konſtantinopels (es ſind deren nur vierundvierzig) mit dem Stile des Flavius Joſephus einige Verwandtſchaft zu haben ſcheinen.

üblichen Streitmethode alles abhängt, iſt unglücklicherweiſe nicht mehr zu ermitteln, weil die ganze heutige Stadt auf der Stelle dieſer nämlichen zweiten alten Mauer liegt und Flavius Joſephus gerade in dieſem Punkte nur unvollkommene Auskunft gibt. Was aber für die Vorgänger im Streite Hauptpunkt und gleichſam Lebensfrage iſt, das hat für uns keine Bedeutung mehr und wir ſind zugleich der läſtigen Mühe überhoben, dieſe unfruchtbaren, ſeit zehn Jahren ohne Förderung und Nutzen in immer gleicher Langweile wiederholten Tiraden über Akrahügel, Gennathtor, Tyropöonſchlucht und zweite Stadtmauer hier noch einmal vorzutragen. Wer aber deſſenungeachtet den Stand der Frage in voller Ausdehnung kennen, die ermüdende Verhandlung ſelbſt aber bei Robinſon, Williams, Schultz und Krafft doch nicht in Extenſo leſen will, dem kann der Kürze und Klarheit wegen, mit der ſie geſchrieben iſt, die obenberührte vortreffliche Arbeit des gelehrten Berner Geiſtlichen, Albert Schaffter, empfohlen werden.

Dieſer junge Literat hat ſeinen Aufenthalt in der Heiligen Stadt vortrefflich benützt und zugleich gezeigt, wie weit man es, ohne den Faden der Ariadne ſelbſt zu beſitzen, durch bloße Verſtandesſchärfe im Labyrinth der Argumente bringen kann. Doch den Grundirrtum und das Erbübel aller Streiter in dieſer Sache hat auch A. Schaffter noch nicht völlig abgeſtreift. Er glaubt, ſo ſcheint es, noch immer wie ſeine Vorgänger, die Chateaubriand, die Williams, die Schultz, die Krafft und im Grunde ſelbſt der unbefangene Robinſon*) mit dem ſcharfſinnigen Tobler und dem ganzen Heer ihrer Nachfolger, es habe in Jeruſalem, wie z. B. in Deutſchland und einſt im ganzen Okzident, ein ſtehendes Hochgericht gegeben, wo jedesmal an den verurteilten Verbrechern die Todesſtrafe vollzogen wurde. Und dieſe einſame, von den Menſchen gemiedene, grauſenvolle Stätte ſuchen ſie, wie oben bemerkt, gerade in jener Gegend von Jeruſalem, wo nach der Natur des Terrains und nach dem unaustilgbaren Zuge ſtädtiſcher Geſellſchaften der belebteſte, üppigſte und ſchönſte Teil der Vorſtädte, wo die Haine und Gartenhäuſer der reichen Stadtbewohner in unmittelbarer Nähe des königlichen Palaſtes mit den übrigen Prachtbauten vornehmer Juden zu ſuchen ſind.

---

*) Eduard Robinſon, Profeſſor der Theologie in Neuyork, war, wie die vor ihm Genannten, ein bekannter Paläſtinaforſcher. (A. d. H.)

Wer ſelbſt in Jeruſalem geweſen iſt und in ſolchen Dingen den nötigen Takt beſitzt, wird beim erſten Überblick der Heiligen Stadt die ganze Unzuläſſigkeit dieſes Gedankens fühlen und zugleich die unnatürlich verſchobene Geſtalt der hieroſolymitaniſchen Feſtungsmauer erkennen, wenn es mit dem Stadtplan der Verteidiger der kirchlichen Tradition in allen Dingen ſeine Richtigkeit haben ſollte. Herr Lizentiat Krafft in Bonn ſoll, wenn er etwa dieſe Zeilen lieſt, ja nicht beſorgen, daß wir über ſein Bemühen und über ſeine Kämpfe für Aufrechthaltung der kirchlichen Überlieferungen geringſchätzig urteilen. Im Gegenteil, wir ehren ſein Talent, ſeinen guten Willen, ſeine umfaſſende Gelehrſamkeit, bedauern aber aufrichtig, daß ihm trotz ſeines großen Wiſſens das rechte Licht in dieſer Sache doch nicht aufgegangen iſt. Allen Auslegern der Heiligen Schrift, allen Reiſenden und Pilgern nach Jeruſalem alter und neueſter Zeit, überhaupt allen, die je in dieſem Streit ihre Stimme abgegeben haben, welcher kirchlichen oder theologiſchen Richtung ſie auch folgen, legen wir zur Laſt, daß ſie in der Heilig-Grabfehde bisher gegen Luftgebilde geſtritten und in ihrer Befangenheit die Lebensſitte und das Vorurteil ihrer europäiſchen Heimat auf die Sitten und Gebräuche des Orients übertragen haben. Wir machen, um den Hauptgedanken der Diatribe unter eine greifbare Formel zu bringen, wir machen der abendländiſchen Kontroverſe über dieſe Frage zwei Dinge zum Vorwurf: einmal, daß ſie noch immer nicht beachten will, wie in Alt-Jeruſalem und im Orient überhaupt ſeit den älteſten Zeiten Todesurteile vollzogen wurden und noch heute vollzogen werden; zweitens, daß man in der Leidensgeſchichte Chriſti den evangeliſchen Ausdruck „Πόλις“ und „Golgatha“ bisher nicht richtig auszulegen verſtanden habe.

Schlagende Argumente, wie bekannt, ſind allzeit kurz, und den gelehrten Beweisgründen des verdienſtvollen Lizentiaten W. Krafft, dem Mſc. regium aus dem elften Jahrhundert, dem Kodex E, dem Jeremias-Zitat, dem γυάθ, dem Miſſetäter- und Seufzerhügel von Jeruſalem ſtellen wir eine einzige, kurze und, wie wir hoffen, durchſchlagende Bemerkung entgegen: In Jeruſalem und im ganzen Orient gab es niemals und gibt es auch heute nirgends einen „Seufzer- und Miſſetäterhügel“, nirgends ein ſogenanntes Hochgericht, einen Galgenberg, eine „Schädelſtätte“ nach den Begriffen des Abendlandes*). Wie im Orient auf jedem Punkte des Landes Gut und Leben des Menſchen der Gewalt verfallen iſt, ebenſo war und iſt im Orient auch jeder Punkt des Landes heute noch wie im Altertum zur tödlichen Rache des zornigen Machthabers ohne Unterſchied beſtimmt. Nicht belehren, nicht ſühnen will die Gewalt im Morgenlande, ſie will Schrecken verbreiten und durch Blutvergießen jedermann an ihr Daſein und an ihre Stärke mahnen. Der Platz am Tribunal, der Herrſcherpalaſt, der Luſtgarten, die Quelle, die reizenden Flußufer, die öffentlichen Vergnügungsorte, die belebteſten Kreuzſtraßen, das ſchönſte Stadtviertel, das beſuchteſte Tor, der volle Markt, ja der Tempel und das Heiligtum ſelbſt waren nach Laune, Zufall oder Kalkül im Orient von jeher die Richtſtätten und ſind es heute noch. Obſkure Verbrecher wurden und werden zur Hinrichtung dem Belieben der Kriegsknechte überlaſſen, um ſie nach Gefallen irgendwo abzutun; für bedeutendere „Miſſetäter“ aber und für auserleſene Racheopfer der Gewalt ward und wird die Hinrichtungsſtätte jedesmal mit ſorgfältiger Berechnung ausgewählt. Beiſpiele in Menge aus alter, neuer und neueſter Zeit haben wir aus Büchern geſammelt und auf den Wanderungen im Orient teils ſelbſt mit angeſehen, teils nach mündlichen Berichten aufgezeichnet. Man prüfe z. B. nur die Hinrichtungen, wie ſie vom Zeitpunkte der Einnahme Jeruſalems durch die Juden bis zum Untergang der Stadt in der Heiligen Schrift angegeben ſind, und man wird unſere Auslegung in allen ihren Einzelheiten beſtätigt finden. Wo wurden in Jeruſalem, um nur einige der bekannteſten Fälle anzudeuten, z. B. der Kronfeldherr Joab, der Kronprätendent Adonai, die Königin Athalia und der Prophet Jeſaia, der läſtige Mahner an göttliche Gerechtigkeit, nach ihrer Verurteilung hingerichtet**)? Oder

---

*) „Schädelſtätte“ iſt ein von den europäiſchen Bibelüberſetzern erfundenes Wort, welches dem Urtext geradezu widerſpricht.

**) Nach einer bei den Kirchenvätern Juſtinus Martyr, Origenes, Epiphanius und Lactantius aufbewahrten Überlieferung ward der Prophet Jeſaia durch den grauſamen König Manaſſe zur Strafe des Zerſägens zwiſchen zwei Brettern verwurden nicht etwa nur wenige Dezennien vor Chriſtus auf Befehl des makkabäiſchen Prieſterkönigs Alexander 800 Gefangene der politiſchen Gegenpartei an einem und demſelben Tage „mitten in der Stadt“ an das Kreuz geſchlagen? Wäre es alſo ein Wunder, wenn Jeſus Chriſtus, der „Judenkönig“, der „Volksaufwiegler“, wie ihn die Widerſacher nannten, der „Feind der Staatsreligion“ zur Sühnung prieſterlicher Rache auf dem belebteſten Punkte der Vor- oder Neuſtadt von Jeruſalem, ſei es nun diesſeits oder jenſeits der vielbeſtrittenen zweiten Mauer, das Schickſal der 800 politiſchen Gegner Alexanders und der vielen von Joſua beſiegten Fürſten Kanaans erlitten hätte*)?

Nach jüdiſcher Landesſitte konnte der tödliche Akt ebenſogut an irgendeinem andern Punkte der Stadt vollzogen werden. Und wenn es geſchah, wo man heute glaubt, daß es geſchehen ſei, ſo hatten die jüdiſchen Autoritäten ohne Zweifel triftige Gründe, zur Schauſtellung ihres gehäſſigen Triumphes dieſe Stätte jeder andern vorzuziehen. Die geheime Neigung des Joſeph von Arimathia an die neue Lehre war dem Synedrion wohl bekannt, und das war Grundes genug, die Exekution nahe am Beſitztum dieſes Ratsherrn anzuordnen. Ohne die Art und den Charakter unſerer Beweisführung mit der traditionellen Methode in Vergleich zu bringen, iſt das Endergebnis doch der kirchlichen Überlieferung günſtiger als ihren Gegnern, der Partei Robinſon-Tobler, die zwar bis jetzt im Heilig-Grabſtreite das meiſte Anſehen erworben und die gründlichſten Kenntniſſe mit dem ſchärfſten Talent der Diskuſſion entwickelt hat, die aber nebenher durchaus nicht dulden will, daß Kreuzigungsort und Grab dort zu ſuchen ſeien, wo ſeit Konſtantin und Helena die Auferſtehungskirche ſteht. Bei allem Talente und bei allem Erfolge, mit welchem dieſe Partei die unwiſſenſchaftlichen Argumente ihrer Gegner zermalmt hat, iſt

urteilt und der Akt der Hinrichtung ſelbſt unter den Augen des Monarchen innerhalb der königlichen Gärten bei Siloam vollzogen.

*) Golgatha, Gabbatha, Bezetha ſind nur Lokalnamen des vielgeſtaltigen Stadtterrains von Jeruſalem, wie z. B. Lehel, Einſchütt, Anger, Bohl, Hohenmarkt uſw. in europäiſchen Städten. St. Lukas ſagt deutlich genug, der Ort, wohin ſie Chriſtus zur Kreuzigung führten, habe „Schädel“ (κρανίον) geheißen.

ſie für ſich ſelbſt der Wahrheit doch nicht näher gekommen, wenn man etwa das Niederreißen ſchadhaften Gezimmers und die Wegräumung des Schuttes nicht ſchon als erſten Schritt zur Wiederherſtellung des alten und echten Baues gelten laſſen will. Für dieſen herzuſtellenden Umbau der Heilig-Grabtheſis nach ſo vielen geſcheiterten Verſuchen endlich eine feſte Unterlage zu gewinnen, haben wir uns als Ziel vorgeſetzt. Selbſt für den Fall, daß beide ſich untereinander befehdende Parteien gegenwärtigem Verſuche, die Streitfrage zu entſcheiden, mit vereinten Kräften entgegentreten, wäre für unſere Auslegung noch nichts zu fürchten, weil ſie gegen den einzig möglichen Einwurf der Gegner ſchon im voraus geſichert iſt. Dieſe nämlich werden vielleicht ſagen: im allgemeinen möge unſere Theſis über die in Jeruſalem gebräuchliche Art, Verbrecher hinzurichten, ihre beglaubigte Geltung haben, allein für den hier in Frage ſtehenden Fall ſei ſie entſchieden falſch, weil, wie oben geſagt, beim Evangeliſten in dürren Worten geſchrieben ſteht, der Heiland ſei außerhalb des Tores und nahe bei der Stadt gekreuzigt worden. In der bisher üblichen Auffaſſungsweiſe des Tatbeſtandes könnte der Einwurf allerdings bedenklich ſein, weil die Phraſe zu deutlich und zu unwiderruflich auf eine von der Stadt gänzlich ausgeſchloſſene Räumlichkeit hinzudeuten ſcheint, ſo daß man entweder mit den Anhängern der Tradition die unnatürlichen Windungen der hieroſolymitaniſchen Ringmauer anzunehmen, oder mit Robinſon geradezu die Landſtraße außerhalb des heutigen Jafatores als Totenplatz gelten zu laſſen genötigt wäre. Die Adelsvorſtadt, das „St. Germain“ von Jeruſalem, wo die Exekution ſtattfand, hatte zu Chriſti Zeiten noch keine Ringmauer und lag wirklich „außerhalb des Tores“, wie wir gleich zeigen wollen.

Wäre der Streit über dieſen Gegenſtand nicht ſchon ſeit langer Zeit im Gang, wir hätten ihn aus Ängſtlichkeit, zarte Gemüter zu beunruhigen, wahrlich nicht begonnen. Und wenn wir von der Sache nun dennoch reden, ſo hat uns lediglich das Beſtreben, eine unerquickliche und wenig erbauliche Logomachie ſchnell und gründlich zu beſeitigen, zur Einſprache ermuntert. Zu weiterer Beruhigung mag noch insbeſondere die Erinnerung dienen, daß es ſich hier nicht um das Dogma handelt und daß hier nur von topographiſchen Beſtimmungen, von

Sitte und Philologie des Orients die Rede iſt, wo der unbefangenen, redlichen Kritik und dem beſſern Einſehen überall allein das Wort gebührt.

Spitze und Löſung der Schwierigkeit liegt ausſchließlich in dem Worte „Πόλις". Und wäre im Text, wie man es bisher allgemein verſtanden, mit dieſem Worte „Πόλις" wirklich die ganze, zu Chriſti Zeiten bewohnte und noch vor Aufſchreibung der Evangelien ſchon von der dritten oder ſogenannten Agrippamauer umfriedigte Räumlichkeit gemeint, die ſich den kaiſerlichen Legionen als Stadt und Feſtung Jeruſalem entgegenſtellte, ſo hätten wir nichts zu ſagen und die Frage bliebe vorerſt noch im Zuſtande der Unentſchiedenheit, welchen ihr die ungenügenden und ausgangsloſen Argumente zweier feindlicher Parteien bereitet haben. Unter dem Worte „Πόλις" iſt aber in der bezeichneten Stelle und nach dem herrſchenden Sprachgebrauch jenes Zeitalters nicht der ganze, dem urſprünglichen Zionskern nach und nach angefügte Häuſerkomplex, ſondern bloß jener urſprüngliche Kern ſelbſt, die eigentliche „Stadt", das alte, den ganzen Zionhügel bedeckende, von Abgründen umſchloſſene und durch die furchtbaren Werke des Königs Herodes verwahrte, allen Nebenbauten, Vorſtädten, Neuſtädten und Kunſtanlagen vorausgehende, eigentliche alte Jeruſalem gemeint. Was die Athenäer an ihrer großen Stadt dem wandernden Herodot noch als Ἄστυ, d. i. als eigentliche „Stadt", als Alt-Athen bezeichneten, und was in unſeren Tagen zu Paris die Cité, City zu London heißt, in Wien aber vorzugsweiſe die „Stadt" genannt wird, das iſt die „Πόλις" von Jeruſalem. Größe, Reichtum, Volkszahl, alter Brauch, architektoniſche Pracht und endlich die furchtbare Majeſtät der Verteidigungswerke, wie ſie Flavius Joſephus beſchreibt, rechtfertigen Ausdruck und Erklärung mit gleicher Kraft*).

*) Über die Verteidigungswerke, mit welchen Herodes der Ältere das eigentliche alte Jeruſalem umgab, ſiehe Flavius Joſephus de Bello Jud. lib. V, cc. 4, 5 und 6 edit. Hav., wo von den drei Hauptmauertürmen Hippicus, Phaſaël und Mariamne, ſowie über die Tempelfeſtung und die Burg Antonia umſtändliche Beſchreibungen erhalten ſind. Man denke ſich den furchtbaren Anblick dieſer drei koloſſalen Türme auf der ihrerſeits noch 30 Ellen hohen Nordmauer des Zionberges, welcher ſelbſt wieder als Steilrand an einer tiefeingeriſſenen Schlucht vom heutigen Jaſatore (Hippicus) bis an das Tyropöon hinüberſtrich.

Die ausdrückliche Bemerkung des Flavius Joſephus, die alte Mauer, auf

Innere Wahrſcheinlichkeitsgründe, wie die beſagten, genügen indeſſen ebenſowenig als zufällige Ähnlichkeiten, um den dem Worte vindizierten Begriff feſtzuſetzen. Von den Verfaſſern des Neuen Teſta-

welcher die drei genannten Türme ſtanden, habe einen hohen Hügelkamm gekrönt, iſt die beſte Rechtfertigung der vielbeſtrittenen Annahme Robinſons, daß die flache Mulde, wie [illegible] im modernen Jeruſalem vom Jafator zum Baſar hinabzieht, weiland eine Tiefſchlucht geweſen ſei. Elle iſt das im Orient noch heute übliche Längenmaß und bezeichnet die Entfernung zwiſchen dem Ellenbogen und der Mittelfingerſpitze am menſchlichen Arm. Das Baumaterial der Türme ſelbſt beſtand aus behauenen weißen Marmorblöcken, von welchen jeder 20 Ellen in der Länge, zehn in der Breite und fünf in der Tiefe hatte, und mit ſolcher Kunſt eingefügt war, daß der ganze Turm wie aus einem Stück gemeißelt ſchien.

Zunächſt an dieſen Prachttürmen und innerhalb der großen Nordmauer genau auf der Stelle, wo man heute das weitläufige armeniſche Kloſter mit ſeinen Gärten und die neuanglikaniſche Kathedrale ſieht, ſtand ein gleichfalls von Herodes I. erbauter Reſidenzpalaſt, der für ſich ſelbſt wieder eine ſtarke Feſtung bildete und eine 30 Ellen hohe Ringmauer mit Türmen hatte. Von der innern Ausſchmückung, von dem Reichtum und von der Pracht dieſer weiten Räumlichkeiten, von ihren Marmorhallen, Luſtgärten, Säulengängen, Bächlein, Waſſerfällen, Schattengängen und Labyrinthen entwirft Joſephus ein ſo anziehendes Bild, daß man die mutwillige Vernichtung ſolcher Herrlichkeiten mit dem jüdiſchen Verfaſſer gleichſam noch heute beklagen muß. Die vornehmſte Rolle unter den Befeſtigungswerken der hieroſolymitaniſchen Πόλις ſpielen aber die Tempelzitadelle und die Burg Antonia, zu deren Bewältigung alles, was das weltherrſchende Rom an militäriſchem Genie und an offenſiver Kraft beſaß, aufgeboten werden mußte. Ob man zur Tempelmauer wirklich behauene Steinblöcke von 40 Ellen Größe herbeigeſchafft und übereinander geſchichtet habe, wie Joſephus ſchreibt, weiß man heute freilich nicht mehr. Jedenfalls aber war der vom König Herodes für Gewinnung der nötigen Tempelfläche aus der Tiefſchlucht heraufgeführte Unterbau ſo maſſenhaft und feſt, daß ihn weder die Wut der Legionen noch der zerſtörende Einfluß von 18 Jahrhunderten ganz vernichten konnte. Von Süd und Oſt durch tiefe Schluchten geſchirmt und im Weſten durch die Πόλις gedeckt, war die Tempelfeſtung nur auf der Nordſeite feindlichen Angriffen ausgeſetzt. Eine Säulenhalle in koloſſalem Maße lief am Saum des Abgrundes um die Tempelfläche, und im Nordweſtwinkel dieſes Prachtbaues ſtand auf einem 50 Ellen hohen, ſteilen Felſen die Burg Antonia, das glanzvollſte Denkmal des, wie Joſephus ſagt, genialen und hochherzigen Königs Herodes. Zuerſt ließ er den ſteilen Grundfelſen von unten bis oben mit ſchönen glattgeſchliffenen Steinplatten überziehen, um das Hinanklimmen wie das Herabſteigen unmöglich zu machen. Die Höhe des ganzen Baues betrug nur 40 Ellen ments iſt für unſern Satz keine weitere Hilfe zu erwarten und von den übrigen Schriftſtellern, welche den bezeichneten Gegenſtand des nähern berühren, iſt Flavius Joſephus, der Zeitgenoſſe und Landsmann der Evangeliſten, allein noch übrig. Sprachgebrauch und Schreibart dieſes gelehrten Leviten im allgemeinen zu würdigen und ſämtliche Stellen zu prüfen, in welchen von der hieroſolymitaniſchen „Πόλις“ die Rede geht, wird nicht nötig ſein. Man findet die einſchlägigen Stellen teils in den Büchern über die jüdiſchen Altertümer, teils in der Beſchreibung des jüdiſchen Krieges ſelbſt. Es ſei aber erlaubt, mit Umgehung der größeren Zahl uns auf die nähere Beachtung der vorzüglichſten und beweiskräftigſten zu beſchränken, den Beweis ſelbſt aber zunächſt mit Antiq. Judaic. lib. XIV, c. 4 zu beginnen. Im Kampfe gegen Pompejus, heißt es hier, warfen ſich die jüdiſchen Patrioten nach Verluſt ſämtlicher Außenwerke, der Neuſtadt und auch des ganzen von der zweiten Mauer geſchützten Stadtteils erſt in die Tempelfeſte und riſſen die Brücke ab, die vom Tempel nach der jüdiſcherſeits noch beſetzten „Πόλις“ hinüberführte. Die Beſatzung aber, fährt die Stelle fort, habe in der Folge noch vor Erſtürmung des Tempels die „Πόλις“ mit der königlichen Burg dem Pompejus übergeben. Es iſt wohl ſchon aus dieſer einzigen Stelle entſchieden, was nach Sitte und Sprachgebrauch des Evangeliſten die hieroſolymitaniſche „Πόλις“ war, vor deren Mauern und Toren der Herr gekreuzigt wurde. Daß aber unſer heutiges Golgatha, d. h. die Gegend weiland unmittelbar vor den großen Mauertürmen Hippicus, Phaſaël und Mariamne, damals nicht „Stadt“, ſondern „Vorſtadt“, nicht Πόλις, ſondern Προάστειον war, zeigt zum Überfluß eine Stelle lib. XIV, c. 13, pag. 723 desſelben Buches, wo über einen Ausfall des von den Parthern und ihren jüdiſchen Parteigenoſſen in Jeruſalem

---

und war von einer drei Ellen hohen Mauer umringt. Der Bau ſelbſt glich an Räumlichkeit, innerer Einrichtung und Geſtalt einer Kriegsburg mit Säulengängen, Bädern und großen Hallen, um Krieger einzulagern. Die Geſtalt des Turmes war ein Viereck, auf deſſen vier Winkeln vier andere Türme ſtanden, von welchen drei je 50 Ellen, der vierte im Südoſtwinkel aber deren 70 hatte, und der Beſatzung einen Überblick über den ganzen Tempel gab. Eine ganze römiſche Legion, ſagt Joſephus, hatte innerhalb dieſes Prachtturmes ihr Standquartier.

ſelbſt belagerten Königs Herodes berichtet wird. Der Ausfall geſchah vom Turme Phaſaël, „durch die Vorſtadt“, d. i. gerade in der Gegend unſerer Heilig-Grabkirche, gegen das feindliche Heer. Eben dieſer Herodes, meldet Joſephus weiter, hat bei ſeinem Angriff auf das rebelliſche Jeruſalem nach dem Fall der Vorſtädte, der „zweiten Mauer“ und ſogar des Tempels ſelbſt zuletzt erſt noch „die Stadt“ mit ſtürmender Hand genommen. Ferner bei einem der zahlreichen Vorſpiele des großen Aufſtandes, ſagt Joſephus, flohen die Rebellen, vom Prätor Cumanus aus allen Stellungen und ſogar aus der Tempelfeſtung hinausgeſchlagen, „in die Stadt“ hinüber. Endlich unter Titus, beim letzten Akt der furchtbaren Tragödie, als die dritte und zweite Mauer mit allem, was dazwiſchen lag, gefallen und zerſtört, die Felſenburg Antonia geſchleift und die Tempelfeſtung ſelbſt nach verzweifelter Gegenwehr eine rauchende Ruine war, zog ſich die Beſatzung ungebrochenen Mutes erſt „in die Stadt“ zurück, wo ſie der Geſamtmacht des Imperators, obgleich beinahe ohne Lebensmittel, noch einen vollen Monat widerſtand. Titus, von Natur menſchenfreundlich und prachtliebend, wollte nach dieſen grauenvollen Szenen doch noch die „Stadt“ verſchonen, mußte ſie aber nach Verwerfung aller ſeiner Anträge durch die betörten, auf die Stärke ihrer Πόλις-Mauern trotzenden Aufrührer endlich ihrem Verhängnis überlaſſen. Zuletzt freilich, wie unter den zermalmenden Stößen der Helepolis die rieſigen Mauern fielen und ſelbſt die unbezwinglich ſcheinenden Türme wankten, gaben die Raſenden endlich auch die „Πόλις“ verloren und ſtiegen verzagt von den letzten Verteidigungswerken herab, um in wilder Flucht nach unterirdiſchen Höhlen dem Zorn der Sieger zu entrinnen.

Hoffentlich wird auf dieſe wiſſenſchaftliche Vorlage hin der Heilig-Grabſtreit künftig von beiden Seiten mit größerer Mäßigung und Umſicht geführt werden, als es bisher üblich war. Denn fortgehen wird der Streit in jedem Fall, weil alteingewurzelte und mit dem geiſtigen Leben gleichſam zuſammengewachſene Vorſtellungsweiſen im Herzen der Zeitgenoſſen plötzlich und vollſtändig auszulöſchen niemand Kraft und Anſehen genug beſitzt. Wir haben in das Eintönige und Ermüdende der Diskuſſion bloß einen friſchen Gedanken hineingeſchleudert, von dem man noch nicht wiſſen kann, ob er ſich auch im Streit erproben und für alle Zukunft geltend machen wird. Nebenbei haben wir aber nicht die alte Heilig-Grablegende mit unſerem Argument in allen ihren Teilen geſtützt; wir haben bloß nachgewieſen, daß die Gegner der Tradition auf falſchen Wegen ſind, und daß vom Geſichtspunkt der heutigen Örtlichkeiten allein gegen das Golgatha der Tradition nicht nur nichts einzuwenden ſei, ſondern daß Sitte und Umſtände, was die Exekutionsgegend im weiteſten und allgemeinſten Sinn betrifft, dieſes Mal offenbar zugunſten der Legende ſprechen. Mit alledem iſt indeſſen bloß die Walſtatt geebnet und ſind die Kämpfer beiderſeits in die rechten Schranken und auf das rechte Maß zurückgedrängt.

Daß Flavius Joſephus in den beiden angeführten Hauptwerken den Ausdruck „Πόλις" nicht überall mit Strenge an das eigentliche Alt-Jeruſalem allein beſchränke, ſondern mit dieſen Worten verſchiedene Male den ganzen Stadtkomplex bezeichne, muß ohne Widerrede eingeſtanden werden. Üblich indeſſen iſt dieſe Redeweiſe nur, ſo oft weder eine nähere Bezeichnung hervorſpringt, noch ein innerer Gegenſatz der einzelnen Stadtteile anzudeuten iſt. Die Evangeliſten dagegen, wie jedermann begreifen muß, hatten keinen Grund, in ihren Schriften von der landesüblichen, zähen und althergebrachten Benennung abzuweichen. Die Möglichkeit alſo, um es deutlich zu ſagen, nicht die Wirklichkeit, daß hier Golgatha ſei, iſt jetzt hergeſtellt, was in einer ſolchen Sache ſchon etwas zu bedeuten hat, wenn auch die genaue Bezeichnung der Hinrichtungs- und der Begräbnisſtelle auf ewig unmöglich iſt. Die Unterſuchung über die nach Zoll und Linien ausgemeſſenen Punkte, auf welchen die drei Kreuze geſtanden haben ſollen, liegt ebenſo wie die Meldung bei Euſebius, daß die Beauftragten des neubekehrten Imperators Konſtantin 300 Jahre nach der Exekution ſogar dieſe nämlichen drei Kreuzgalgen*) im Schutte des hieroſolymitaniſchen Stadtgrabens noch unverſehrt gefunden haben, als Mythe und leeres Volksgerede völlig außerhalb dem Bereiche der Wiſſenſchaft.

Das Todesurteil wurde, wie St. Marcus ſagt, morgens früh gefällt, die Stelle der Vollziehung natürlich in demſelben Momente feſtgeſetzt und um neun Uhr vormittags, nach unſerer Art zu reden, waren die drei Verurteilten nach Landesſitte und Sprachgebrauch der Juden auch ſchon an das Kreuz geſchlagen*). Die Juſtiz im Orient war von jeher prompter als im Abendland, und in der Hauptſache wird es dort heute noch ebenſo gehalten wie im Altertum. Die improviſierten Spuren aber, worin die drei Kreuze ſtanden, weit entfernt bis 1850 offen zu bleiben, waren am vielbetretenen und belebten Orte natürlich am Tage nach der Hinrichtung ſchon verſchwunden und zugedeckt, das Holz ſelbſt aber, an welchem die „Verbrecher“ hingen, vermutlich am nämlichen Abend noch von der heidniſchen Grabhut als Brennſtoff aufgezehrt. Denn die Todeswerkzeuge zugleich mit den Leichen der Hingerichteten zu begraben, war in Jeruſalem ebenſowenig als ſonſt irgendwo im Orient jemals Sitte.

---

*) „Patibulum crucis" iſt ein ſtehender Ausdruck der älteſten Kirchenväter.

Aber — könnte hier ſtrenge Kritik entgegnen — ſagt Euſebius etwa nicht ausdrücklich, man habe auf einen Traum des hieroſolymitaniſchen Biſchofs St. Macarius hin drei Kreuze innerhalb der ſpätern Auferſtehungskirche wirklich aufgefunden und durch ein ungewöhnliches Ereignis das echte gleich erkannt? Gefunden hat man die drei Kreuzholze gewiß und der Bericht des kaiſerlichen Bevollmächtigten iſt ganz der Wahrheit angemeſſen; nur muß man nicht gar zu genau erfahren wollen, wie und wann die drei Inſtrumente an den Ort des Fundes hingekommen ſind. Die Erinnerung an Golgatha und Chriſti Grab war in der heidniſchen Stadt Älia Capitolina (Jeruſalem) ſelbſt bei den Chriſten ſo vollſtändig erloſchen, daß der kaiſerliche Befehl, die heiligen Ortlichkeiten mit Prachtgebäuden zu ſchmücken, den frommen Biſchof Macarius in große Bedrängnis verſetzte, weil bei der allgemeinen Umfrage, wie Euſebius ausdrücklich bemerkt, niemand in der Stadt über die Lage dieſer Örtlichkeiten Auskunft zu geben wußte. Gebet, Träume und ein alter armer Jude, welcher von ſeinen Voreltern her noch Kenntnis von der Sache haben wollte, führten endlich auf die gewünſchte Spur. – Nebenher vergeſſe man aber nicht, daß die alte jüdiſche Bevölkerung der Heiligen Stadt unter Titus und Hadrianus vollſtändig vertilgt worden iſt und in der neuerbauten Alia den Juden unter Todesſtrafe der Eintritt verboten war. Aber was ſollte St. Macarius tun? Die Not drängte und die Antwort: ne mi danem, „ich weiß es nicht", war einem untertänigen Höfling im Prätorium des Imperators Konſtantin ebenſowenig erlaubt, als an der Hohen Pforte des Iran-Schah. Man hat ja auch beim erſten Kreuzzuge vor der Entſcheidungsſchlacht bei Antiochia im bedenklichſten Augenblick noch die Lanzenſpitze des römiſchen Centurio Longinus aus der Erde hervorgegraben und in der Begeiſterung dieſes Fundes über die Feinde des chriſtlichen Namens einen großen Sieg erfochten.

---

*) Der techniſche Sprachgebrauch für „kreuzigen“ lautet im Urtext der Heiligen Schrift bekanntlich thalah al ha aez, d. i. „an den Pfahl (an das Holz) hängen“. Deswegen heißt der Heiland im Talmud Thalui, d. i. der „Gehängte“. Des Ausdruckes „hängen“ bedienen ſich übrigens etwa nicht bloß die Feinde des chriſtlichen Namens; er hat auch in der katholiſchen Liturgie ſeine volle Geltung, wie aus dem bekannten Kirchenhymnus der Heiligen Woche zu erſehen iſt:

Stabat Mater dolorosa
Juxta crucem lachrymosa,
Dum pendebat filius . . .

Ward dagegen nicht aber auch in unſern Tagen am Tabor und bei Heliopolis chriſtlicherſeits, ohne irgendein mittelalterliches Erregungsmittel ins Spiel zu bringen, ebenſo glänzend und ebenſo wundervoll geſiegt, wie einſt im Streite gegen Kerboga und ſeine iſlamitiſchen Reiterſcharen?

Anatoliſche Reiſebilder

I.

Bujuk-dere, 23. Juni 1847.

Es hat mich wieder aus Deutſchland fortgetrieben; aber weniger unbeſonnen als zur Zeit der theſſaliſchen Wanderſchaft (1842) horchte ich dieſes Mal mit mehr Bedacht auf Freundesrat und wollte wirklich, ohne Athen zu berühren, geraden Weges von Trieſt nach Konſtantinopel eilen. Bei der leidenſchaftlichen Aufregung, die jetzt in Griechenland überall an der Tagesordnung ſei, ſagte man mir, könne ſich ein ſo ſchwer angeklagter Mann in der Hauptſtadt der Hellenen kaum mit Sicherheit erblicken laſſen. Nicht ohne peinliche Überraſchung für das eingeſchüchterte Gemüt ging aber das Lloyd-Dampfſchiff vom 18. Mai – für welche Friſt ich nach Trieſt gekommen war – nicht direkt über Syra in den Bosporus, wie man es irrig angegeben hatte; die Beſtimmung war nach Patras und Lutraki am Iſthmus von Korinth, und dann von Kalamaki in den Hafen von Athen.

Um noch acht weitere Tage im ſchönen, aber heißen Trieſt zu bleiben und das nächſte Fahrzeug abzuwarten, wie es etwa die Klugheit riet, war die Furcht vor helleniſchem Zorn doch nicht ſtark genug. Der eitle Gedanke, das griechiſche Volk, ſeine Art, ſeine Richtung und ſeine Sitte, ſo wie die Kunſt mit ihm umzugehen gründlicher als andere zu verſtehen, iſt ja bekanntlich des Fragmentiſten noch heute nicht überall verziehene Leidenſchaft.

Beſorgt zwar, aber doch vertrauend auf Zufall und auf Glück, trug uns die „Maria Dorotea“ (18. Mai abends) vom Trieſter Molo in den weiten Golf hinaus. Auf den rauhen germaniſchen Winter hin in der ſchönſten Blütezeit des Jahres –

„in gentle breezes, smooth seas and agreeable sunshine“ –

über die ſpiegelglatte Meeresfläche ſchiffen, war eine lange nicht mehr gefühlte Luſt. Auf der Höhe von Parenzo warf die Abendſonne den letzten milden Strahl auf die ſaftig-grünen Küſtenhügel und verſchwand vom Horizont. „Ecco la città del Papa", ſagten zwei italieniſche Mönche trocken und ſchneidend, als „Maria Dorotea" am andern Morgen (19. Mai) bei Sinigaglia vorüberſtrich. Freundliche Mienen und Euphemismen reicher Mönche auf Pius IX. ſind ebenſowenig zu verlangen, als Janitſcharenlob und Derwiſchhymnen auf Sultan Abd ul Medſchid-Khan. Als weltlicher Regent hat das Haupt der Gläubigen in Alt-Rom mit dem Haupt der Gläubigen in Neu-Rom dasſelbe Spiel, dieſelben Feinde und dieſelbe Not.

In Ankona, wo man von acht Uhr früh bis vier Uhr abends (19. Mai) vor Anker lag, verließ mit andern Fremden ein Conte Maſtai Ferretti, Neffe des Pontifex, das Schiff, und rief die über die Stadt hinaufragende Zitadelle die kluge Heuchelei des Julius-Königs und Deſpans-Cubières' Waffenruhm und heutiges Mißgeſchick zurück*).

In Mondſichelglanz und abendlicher Kühle ging es von Ankona auf ungetrübtem Waſſerſpiegel an Pelagoſa und der traurig-wilden Albanierküſte vorüber in achtundvierzig Stunden Tag und Nacht ohne Aufenthalt zum öl- und pomeranzenreichen Strande von Korfu. Die zwanzigſtündige Raſt (21. Mai nachmittags bis gegen Mittag 22.) ward zu einem Beſuch in der Stadt benützt. Mehr als viele andere Orte, regt Korfu die Gedanken an. Wer aber hätte vom alten Corcyra und von den Gärten des Alkinoos, wer von Ulyſſes und der Königstochter Nauſikaa, von den Szenen des peloponneſiſchen Bürgerkrieges, und erſt neulich durch Ludwig Roß von den herrlichen Wirkungen der Freiheitsgabe unter Rom nicht etwa zur Genüge ſchon gehört? Leider iſt auch über die ſchöne Baumallee und über die langen Geſichter der Sieger von Aliwal, über den Landesheiligen Spiridon und über den argen Blick der „braunen Amyntas" der modernen Stadt nach ſo vielen Berichten nicht leicht etwas Pikantes aufzubringen. Nur das Baumparadies der Inſel und ihre Schatten lobt man nie zu viel. Das heimatliche „Ora pro nobis", mit ſüdlicher Metallſtimme und mit Orgelſpiel durch monderhellte Fenſter eines katholiſchen Tempels tönend, ſprach wundervoll zum Gemüt. Die mildklare Mondnacht und die unglaubliche Lindigkeit des Morgenhauches mit den ſtolzen Siegeshoffnungen der deutſchen Philologen waren noch im Sinn, und „Maria Dorotea“ ſchwamm, um das Vorgebirg der Feſtung beugend, ſchon auf der hellen Flut nach Paxos fort*).

---

*) Anſpielung auf die Beſetzung Ankonas durch die Franzoſen im Jahre 1832. (A. d. H.)

Links am ſteinigen Olwald der albaniſchen Küſte blickte das verkaufte Parga aus dem Grün hervor, und abends ſtrich das Fahrzeug eilend am langen Santa-Maura hin; am ſteilen Ithaka ſank die Nacht, und Pfingſtſonntag (23. Mai) morgens früh ward vor der erſten bedeutenden Ortſchaft des freien Griechenlands auf der Reede von Patras zu ſechsſtündiger Raſt der Anker ausgelegt. Die wohnliche und wohlhäbige Außenſeite der ſeit 1842 bedeutend vergrößerten Stadt, das friſche Grün und die neuen Baumpflanzungen der fruchtbaren und wohlangebauten Umgegend, die Rührigkeit und die feinen Geſichtszüge der frei gebornen Patraſſer Jugend ſtanden mit Elend, Schmutz und verzerrtem Blick der Vergangenheit im lieblichſten Kontraſt. Tugend und chriſtliche Sittſamkeit, von denen man an der Iſar wie an der Eiſak ſo gerne redet, werden in Patras ſo heimlich und unbemerkt geübt, daß in ſechsſtündigem Aufenthalt von dieſer herrlichen Frucht nicht viel zu entdecken war. Korinthen dagegen, Gärbeeicheln und Wolle aus Arkadien, hohe Diskonto, Handelsbetrug und Advokatenkniffe wären im Überfluß zu haben.

Um Mittag ſchifften wir wieder fort, und drangen, durch die kleinen Dardanellen (Rhion und Anti-Rhion) ſteuernd, in den lieblichen Golf von Korinth hinein. Bis Voſtizza, wo wir um drei Uhr nachmittags eine Stunde Anker hielten, ſchienen beide Ufer unbebaut und menſchenleer; die Schattenſeite, d. i. die raſch anlaufende Moreaküſte grün und buſchbewachſen, die Sonnſeite aber (Rumelien) ſteinig und ausgebrannt.

Erſt um Voſtizza tat ſich eine neue und überraſchende Szene auf — eine liebliche Oaſe an die dunkle Berghalde von Achaja hingelehnt.

---

*) Die deutſchen Philologen, wie Greverus meint, denken vor allem Byzanz zu nehmen, und dann erſt das ſtark befeſtigte Korfu mit Waffengewalt den Hellenen einzuräumen.

Fluren mit europäiſcher Sorgfalt angebaut, Wieſengrün, Gebüſch, Obſtgärten, Heckenzäune im Maiflor, perenne Waſſerbäche und reizende Naturterraſſen mit rieſigen Platanen; Stadt, Dorf und Einödhöfe neu und zum Teil in beſſerm Stil aufgeführt, malen dem Vorüberſchiffenden ein Bild, welches durch Neuheit und Farbenpracht ſelbſt den aus Europa Kommenden freudig überraſchen muß. Nur die Kirche mit Turm und weithinſchallendem Glockenton fehlt noch überall dem wiedergebornen Griechenland. Vermutlich ſoll auch hier das fromme und nüchterne Bauernvolk dem reichen und üppigen Städter als Vorbild und Muſter dienen. In Athen, wo ſie dreißig vom Hundert nehmen und ſich ihres orthodoxen Sinnes rühmen, wird noch mit Kuhſchellen zum Pontifikalgottesdienſt geläutet, während unſer Dampfboot eine bedeutend große Turmglocke für die ſlawiſch genannte Berggemeinde „Breſténi“ aus Trieſt nach Voſtizza brachte. Die am Strand unſerer Ankunft harrende dichtgedrängte Menſchenmaſſe in blendendweißen Sonntagsfuſtanellen und rotem Fes feſtlich angetan, gewährte einen ſchönen maleriſchen Blick.

Vom platanenreichen Voſtizza bis in den innerſten Winkel des Golfes dauerte die Fahrt noch ſechs volle Stunden; dunkle Bergſchatten ſtiegen auf die Gegend um Sicyon nieder, und erſt um zehn Uhr abends waren wir dicht vor dem Lloydhaus in Lutraki glücklich am Ziel. Der Mond ſchien ſo freundlich, die Abendlüfte fächelten ſo kühl und weich, und ſo magiſch ſpielte der Schatten von Lentiskusſtrauch und Lorbeerroſe am Strand, daß ich in ſchwärmender Vergeſſenheit erſt um ein Uhr morgens das Deck verließ und zur Ruhe kam.

Lutraki, das Baden-Baden von Hellas — fünf ärmliche am Fuß des ausgebrannten Steinberges hingeſtreute Albaneſerhütten — hat ſeinen Namen von der warmen Quelle, welche dicht über dem Waſſerſpiegel heimlich und verlaſſen aus dem Geſchiebe bricht und in der traurigen Ode unbenützt verrinnt. Blühende Lorbeerroſen, Oleander, Lentiskusſtrauch und Ginſter ſind die ſpärliche Vegetation dieſer Einſamkeit, die nur durch den neugebauten und weißgetünchten Lloydſaal mit Säulenhalle, Nebenzimmer, Schreibſtube und Magazin in eingefriedigtem Hofraum für Aufnahme der Güter und Paſſagiere einen Anſtrich menſchlichen Aufenthalts gewinnt.

Von hier nach Kalamaki am andern Rand der Erdzunge hat der Trieſtiner Lloyd eine bequeme Fahrſtraße angelegt, auf der man uns (24. Mai nach acht Uhr morgens) auf zweiſpännigen Reiſewagen in weniger als einer Stunde zum Dampfboot von Athen hinüberbrachte. Kein Haus, kein Feld, kein Menſch, kein Lebenszeichen, nicht einmal Ruinen auf dem einſt ſo dicht bevölkerten Verbindungspunkt! Wie auf dem Strand des Toten Meeres ruht der Fluch der Verödung auf dem Iſthmus von Korinth. Auch in Kalamaki ſind außer dem ſchönen Lloydſaal mit Nebengemächern und Säulenhalle Hütten und Häuſer geblieben, wie ſie vor dreizehn Jahren waren. Das Umladen der Fahrzeuge dauerte von morgens ſieben Uhr bis nach drei Uhr nachmittags, und am ſteinigen Salamis vorübereilend liefen wir nach Sonnenuntergang im Hafen von Piräus ein.

Die erſten Werbepoſten, um die Fremden aufzufangen, hatten die ſorgſamen Gaſtwirte Athens bis Lutraki vorgeſchoben. In Kalamaki waren ſie ſelbſt, um ſich in gegenſeitiger Schmähung und Verkleinerung der Gäſte zu bemächtigen. Aus Vorſicht und größern Kredits wegen entſchied ich für „Hotel d'Angleterre", das vornehmſte Einkehrhaus, wo die Zeche zwar etwas höher, aber das Unterkommen vortrefflich iſt. Verwirrung und Tumult eines mit Gut und Paſſagieren überladenen, von Barken ſchreiender Gondoliere umſchwärmten Dampfbootes im Augenblick des Ankerwerfens kennt jedermann. Dazu geſellte ſich in Griechenland, wenigſtens für den Unkundigen, die Sorge vor der helleniſchen Ufermaut, dann der Piräus-Vetturin, die fremde Sprache, die ſinkende Nacht, die Furcht vor Betrug, und das Beſtreben, in allem weiſe und klug zu ſein, als Quelle peinlicher Gefühle am Landungsplatz. Allen dieſen Übeln ward aber in Kalamaki klüglich vorgebaut. Nach getroffener Wahl des Gaſthofes nahm der Eigentümer ſämtliche Effekten der Angeworbenen gleich auf dem Fahrzeug ſchon unter ſeine Hut, beſtellte im Hafen die Landungsbarke, beſorgte Maut und Vetturin, und ohne Aufwand eines einzigen Wortes unſererſeits rollte der Wagen nach acht Uhr abends im Mondſchein auf bekannter Straße durch den Olwald nach Athen hinauf. „Piräus-Speſen" kamen dann freilich, aber doch zu beiderſeitiger Zufriedenheit, auf die Wirtshausrechnung.

Der matte Blick des Nachtgeſtirns auf die abgeſchälte Cephiſſusebene, das dürre Kalkgeſtein am Straßenrand, ſelbſt die Schatten der verkrüppelten Ölbäume, und nicht am wenigſten die Sorge, wie es weiter gehe, drückten auf dem Balkon des prachtvollen Einkehrhauſes noch ängſtlich das Gemüt. Wie traurig doch der Mond über Athen, über den Zypreſſen, über dem marmornen Palaſt und den Ruinen hing!

II.

Bujuk-dere, 1. Juli 1847.

Daß Athen eigentlich in einer ſtaubigen Kiesmulde ohne Baum und ohne fließendes Waſſer liege, und Ende Mai auf dem ſteinigen Acker am Theſeustempel bereits die Gerſtenernte eingetan und alle Graſung in der Runde braun und erſtorben ſei, ſind Dinge, die jedermann weiß und jetzt ſelbſt in Deutſchland niemand mehr hören will. Hat indeſſen Athen auch keinen Bach und iſt der Iliſſus ausgetrocknet, ſo haben doch die neuen Kekropiden in der Zwiſchenzeit, wie die Knechte des Erzvaters in der Wüſte Gerar, zur Befruchtung ihrer klaſſiſchen Steinöde Brunnen gegraben, neben den Häuſern hohe Zypreſſen gepflanzt und außer dem jungen Baumparadies mit Schattenbuſch und Waſſerbecken an der marmornen Königsburg Gartenvierecke mit ſüdlicher Farbenpracht innerhalb der Neuſtadt ſelbſt angelegt. Dunkles Sevengrün mit roter Oleanderblüte auf weißem Hintergrund iſt auch kein ſchlechtes Spiel. Den ausgebrannten Kalkfelſen der Akropolis wird freilich keine menſchliche Kunſt mit Ranken von Immergrün umſchlingen, wie die Schloßmauer von Trapezunt, und nach der Meinung Kundiger iſt auch vom Hymettus das dunkle Waldgewand auf immer abgeſtreift. Liebliche Schattenſzenen, wie ſie die Cephalusmythe bei Ovidius malt, können niedrige Myrtenſtauden und Lentiskusſträucher der Höhenzüge im Iliſſuspanorama nie mehr ſehen. Glück und Hoffnung Attikas ſind von den Bergen auf die Ebene herabgeſtiegen, und die friſchſproſſenden Wein- und Gemüſegärten zwiſchen Stadt und Olivenwald zeigen klar, wo Schätze und Waſſerſprudel von Neu-Athen vergraben ſind. Fürchten Sie ja nicht, ich möchte nach Vorgang erlauchter Levantefahrer hier noch einmal den zerſprengten Minervatempel auf der Akropolis und die vergilbten Karyatiden des Erechtheums beſchreiben, als hätte vor mir noch niemand ihre alte Pracht und ihre heutige Melancholie gefühlt. Selbſt die ſinneſchwellenden, friſchen Abendlüfte mit den im Mondſchein nickenden Zypreſſenwipfeln entlocken nach der Glut des atheniſchen Sommertages aus Scheu vor dem Wiener Publikum kein Lob. Oder ſind etwa Praterlinden und Hügels indiſcher Blumenflor*) nicht der Inbegriff irdiſcher Pracht und Seligkeit? Doch beſchleicht es wundervoll die Bruſt, wenn ſich in attiſcher Vollmondnacht die Lichtſcheibe über den Rand des Hymettus hebt, und ſchweigend, aber freundlich und mild, durch die heiteren Säulen der Parthenonsruine auf den Fremdling ſchaut. Eine Feſtjahresſitzung der griechiſchen Altertumsfreunde am Maivollmondabend, im Beiſein des Königs auf der Akropolis gehalten, wäre doch ein willkommenes Thema, um in ſtereotyper Form die Lenker Griechenlands und das „unvergleichliche Genie" der helleniſchen Menſchenraſſe zu loben. Aber auch dieſe Gelegenheit, Verdienſt zu ſammeln und mißliebige Erinnerungen einzuſchläfern, bleibt unbenützt. Nur die Zuſtände des Volkes im allgemeinen und die Richtung der Geiſter Griechenlands in der verwickelten Lage der Gegenwart zu kennen, hat in Europa noch einigen Wert. In vielen Dingen ſind die Bewohner der griechiſchen Hauptſtadt einſichtsvoller und verſtändiger als die Leute im Okzident. Einen harmloſen Fremdling zu beunruhigen, weil er über das griechiſche Volk andere Theſen verteidigte als die Enthuſiaſten im Abendland, kam früherer Aufreizungen ungeachtet hier niemandem in den Sinn. Wie vor Jahren das Geſchrei um ein „Syntagma" und jetzt der Parteieifer gegen Kolettis und den König ſelbſt, war auch das erſte Aufwallen gegen die neue hiſtoriſche Anſicht eine von fremder Erde eingepflanzte Frucht, die auf griechiſchem Boden keine Nahrung fand und bald verdorren wird.

Ein achttägiger Aufenthalt zwiſchen Patras und Syra genügte, den gänzlichen Umſchwung der öffentlichen Meinung in dieſem Punkte wie in andern und wichtigeren herzuſtellen. Bei der idealen, zuzeiten doch noch ſchulphantaſtiſchen Färbung Ihrer Korreſpondenzen aus und über Griechenland, können Nachrichten, wie ich ſie gebe, kaum willkommen ſein. Oder dürfte man Ihren Leſern trocken und unverhohlen ſagen: der Zuſtand arger Selbſttäuſchung und künſtlicher Berauſchung, in welchem übelberechnete Schmeichelei philhelleniſcher Enthuſiaſten — verſteht ſich in beſter und redlichſter Abſicht — bisher die Bewohner Griechenlands eingewiegt und feſtgehalten, beginne allmählich, einer nüchternen Stimmung Platz zu machen, und durch die Erfahrungen der letzten Zeit erſchreckt, iſt das Land zur Überzeugung gekommen, harte Wahrheit bringe am Ende mehr Gewinn als unverdientes Lob, und eigene Tüchtigkeit mit entſchloſſener Selbſthilfe durch Arbeit und freie Entwicklung der im Boden und Volk ſchlummernden Kraft verleihe höhere Würde und bilde eine feſtere Grundlage öffentlicher Glückſeligkeit, als der Enthuſiasmus der Europäer für die untergegangene klaſſiſche Welt. Wir wollen niemand anklagen, meinen aber, alle Irrwege der öffentlichen Meinung in Hellas, alle falſchen Schritte der griechiſchen Regierung, beſonders die Gefahren und Verlegenheiten der letzten Zeit ſeien die natürlichen Früchte der ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit und Verblendung des Abendlandes über Natur und Urſprung des Aufſtandes, über den Charakter des griechiſchen Volkes, über ſeine Beſtandteile, ſeine moraliſchen Zuſtände, ſeine Antezedenzien und ſeine künftigen Möglichkeiten. Wenn ſich das kleine, arme Hellas der Meinung überließ: es habe durch eigene Kraft die Befreiung aus osmaniſchem Staatsverband errungen, es könne und müſſe ſofort die Stelle des auszutreibenden Padiſchah am Bosporus übernehmen, und es vermöge durch ſein Genie und ſeine nachhaltige Stärke als Schlußſtein europäiſcher Politik Orient und Okzident im Gleichgewicht zu halten, ſo mögen es jene verantworten, die das demütige, uneinige, ſchwache Chriſtenvolk von Rumelien und Morea mit der Einbildung einer weltgebietenden Macht erfüllten. Oder könnte man wirklich das aus dem Boden der oſtrömiſchen Monarchie herausgewachſene und feſtgewurzelte Osmanli-Sultanat in Konſtantinopel ohne Vorbereitung und langſam gärenden Übergang plötzlich, wie man einen Wachtpoſten mit Überlieferung der Parole durch den andern ablöſt, und ſogleich denſelben Dienſt erhält, durch ein helleniſches Regiment erſetzen? Das iſt doch eine Sünde gegen die erſten Elemente der Politik! Das Schlimme für die Überſchwenglichen liegt in der Bemerkung, daß man in Athen zum Teil das Unpraktiſche und Unmögliche dieſes Gedankens bereits erkennt, und daß ſich infolge vermehrter Einſicht und reiferer Erfahrung gewiſſermaßen eine Reaktion gegen die „germaniſche Torheit", wie ſie es nennen, in Griechenland ſelbſt gebildet hat.

---

*) Der Garten des Baron Clemens Hügel in Hietzing bei Wien. (A. d. H.)

Sogar über den Optimismus der Franzoſen — ſo nützlich er ſcheinbar iſt — lächelt man im nüchternen Augenblick. Bequem wäre es freilich, brauchte man nur mit Protokollen und Dithyramben ausgerüſtet über die Alpen zu gehen, um Cäſar des Orients zu ſein. Sagt man den Griechen: Eroberungen haben nur dann Beſtand, wenn ſie nach natürlichem Geſetz aus der Fülle phyſiſcher und geiſtiger Überlegenheit entſpringen, und helleniſches Regiment, ſollten es fränkiſche Beſchlüſſe in Konſtantinopel unmittelbar inſtallieren, könnte ſich nicht ſechs Monate lang aus eigener Kraft erhalten, ſo erkennen und fühlen ſie jetzt etwas von der Wahrheit dieſes früher ſo verhaßten Spruches. Daß man ſich in Europa getäuſcht und die alte Monarchie der Osmanli für ſchwächer, den jungen, chriſtlichen Staat von Hellas aber für ſtärker gehalten habe, als ſie beide an ſich ſind, iſt jetzt eine ausgemachte Sache und, wie jeder große Irrtum, eine Quelle neuer Verlegenheit.

Wie die römiſche Kirche nach ihrem Kampf mit dem Geiſt der Reformation innerlich kräftiger, gereinigter und lebensfähiger daſtand, als ſie vor der Probe war, ebenſo hat auch der vom Aufſtand überraſchte und bei wiederkehrender Beſinnung nur durch das intervenierende Europa zum Frieden und Nachgeben gezwungene Türkenſtaat in der letzten Zeit zum Erſtaunen des Okzidents ein ſo zähes, ſo nachhaltiges und ſo lebenskräftiges Element herausgekehrt, daß ihm mit der Achtung der abendländiſchen Politik auch ihre Sympathie neuerdings geſichert iſt. Daß aber im Staatenverkehr nur Brauchbarkeit und Stärke, nicht idealer Preis Vertrauen und Kredit verleihen, hätte man nie vergeſſen ſollen. Der Gedanke, durch das iſlamitiſche Sultanat am Bosporus ſeien die großen Intereſſen der gegenwärtigen Weltordnung leichter und durchgreifender zu ſchirmen und ſicherzuſtellen, als durch eine Ex-Abrupto-Reſtauration der illyriſchen Chriſtenheit, hat — wenn man es nicht übel nimmt — vorläufig allen Hellenenträumen diesſeits wie jenſeits der Alpen die Hoffnung abgeſchnitten. Daß aber unter den „großen Intereſſen der gegenwärtigen Weltordnung" vorzugsweiſe Dämmung und Zügelung moskowitiſchen Übergewichts zu verſtehen ſei, weiß man ohnehin. Nicht weil ſie mit den halbjährigen Zahlungsraten im Rückſtand ſind und ihren erſten Geſchäftsführer lieber Johannes Kolettis als Alexander Mavrokordatos*) nennen, ſind die Hellenen von der erſten Weltmacht angefeindet. Ebenſowenig hat Eiferſucht über die vielen kleinen Fahrzeuge, die ſie jährlich bauen, und über das reiche Frachtgeld, das ſie monatlich verdienen, Albions Zorn auf das arme Griechenvolk herabgezogen, wie man neulich in Ihren Spalten las. Motive ſo geringer Art ſind mit der Größe und der Rechtlichkeit des engliſchen Volks im gleichen Widerſpruch. Das Hauptverbrechen der Hellenen iſt ihre politiſche Unzulänglichkeit, ihre Ohnmacht und die in England klarer als anderswo erkannte Unmöglichkeit, aus helleniſchen Elementen je einen haltbaren Damm wider den vorgreifenden Ehrgeiz der den Okzident bedrohenden Slawenvölker aufzutürmen. Wenn aber die Griechen unter ſolchen Umſtänden doch, wie jener Phaëthon der Fabelwelt, mit Hartnäckigkeit nach einer Rolle langen, der ſie nicht gewachſen ſind, ſo wundere ſich niemand über die üblen Launen Lord Palmerſtons. Wäre es nebenher noch richtig, was wir natürlich nicht behaupten, daß man in der Finanzverwaltung zu Athen Lug und Trug zur Revenue erhebe, und abſichtlich falſche Liſten führe, um läſtigen Verbindlichkeiten auszuweichen, ſo wären beim engliſchen Volk, das mit allen Germanen noch an die Wahrheitsliebe im Menſchen glaubt, Verachtung und Unwillen über dieſe welſche Handlungsweiſe eher zu entſchuldigen und zu loben, als vor ganz Europa als brutal und übermütig anzuklagen. Iſt einer aber ſchwach und unredlich zugleich, ſo wäre es doppelt Torheit, ſich mit Gegnern einzulaſſen, bei denen ſich zur Stärke auch noch die Ehrlichkeit geſellt. Rechtsſinn und unverbrüchliche Treue in Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten muß aber dem türkiſchen Volk und ſeiner Regierung ſelbſt der entſchiedenſte Gegner zugeſtehen. Die Frage, ob ohne eine vernünftige Philoſophie, d. i. ohne alle Grundlage von Wahrheit, Ehrlichkeit und Recht eine freie und gedeihliche Politik in die Länge möglich ſei, wäre in der Tat der Beachtung einer neugeſtifteten Académie des scienses morales et politiques würdig, und wird eben jetzt zur Ehre der europäiſchen Chriſtenheit in Paris aufs erbaulichſte abgehandelt.

---

*) Die führenden griechiſchen Staatsmänner jeder Zeit. Kolettis war damals Miniſterpräſident. (A. d. H.)

Der alten Gewohnheit Moral zu predigen, die Dinge überall auf das rechte Maß zu bringen, kluge Demut und Selbſterkenntnis als notwendige Bedingungen des öffentlichen Lebens aufzuſtellen, ſind wir, wie Sie ſehen, auch in Athen treu geblieben, und haben durch dieſe philoſophiſche Haltung in der Gunſt der Gewaltigen und ihrer Weſire, wie ſich von ſelbſt verſteht, bedeutende Schritte gemacht und früher Verſäumtes nachgeholt. Die Guizot, die Salamanca und die Cabral der Zeit haben uns wiederholt ihren Beifall ausgedrückt, und Monſignore T . . . in der erſten Wärme ſogar ein Memento zugeſagt.

Die Löſung der Muſurusfrage bildet jedenfalls im Leben des neugriechiſchen Staates den Wendepunkt, und wird im illyriſchen Delta überhaupt die Dinge auf den wahren Gehalt und in die rechte Stellung drängen. Ihre Haltung in der Streitſache bleibt hier unangefochten, und man will auch nicht lange unterſuchen, ob Sie die Verhandlung mit dem nötigen Maß von Unabhängigkeit führen, oder eine Anſicht verteidigen, die im Grunde nicht die eigene iſt. Daß aber durch den Spruch des europäiſchen Areopags einer heilloſen Umwälzung der Süddonauländer vorgebeugt und der allgemeine Friede neue Bürgſchaften erhalten würde, darf man nicht bezweifeln. Befeſtigung der gegenwärtigen Ordnung des Türkenſtaats iſt eine Lebensfrage für Europa, und daß ſich Reſchid Paſchas Reformverwaltung im Fall verweigerter Gerechtigkeit und bei offizieller Demütigung des Padiſchah der Reaktionspartei und dem ſtarken nationaliſlamitiſchen Element gegenüber nicht halten könnte, weiß und fühlt jedermann. Die Folge nochmaligen Rückſchritts in der Türkei wäre Unordnung und Aufruhr auf allen Seiten und im Gefolge beider fremde Intervention. Intervention in der Türkei aber führt die Ruſſen nach Konſtantinopel, was man um jeden Preis verhindern will. Von den ſtreitenden Parteien hätten durch das Wiener Austrägalgericht im Grunde beide guten Gewinn: die Türken mit ihrem Recht geſteigertes Vertrauen auf chriſtliche Billigkeit; die Griechen aber, von törichter

Verblendung geheilt, würden wiſſen, was und wieviel ſie von Europa überhaupt und vom Romantizismus ihrer Schirmvögte insbeſondere zu erwarten haben. Wer den Griechen ſagt, wie weit ihre Kräfte reichen, was ſie eigentlich vermögen und können, hat ihnen den größten Dienſt getan. Nicht völlig aufgeben und neuerdings dem Iſlam zur Beute überlaſſen, wie es verzagte Seelen ſchon beſorgten, will man das junge Königreich. Griechenland iſt durch den unzerſtörbaren Kitt von Tränen, Blut, Gold und Mitgefühl auf immer mit Europa zuſammengewachſen und wird beſtehen und leben. Nur findet man es der Natur der Sache und dem Vorteil Europas angemeſſener, daß die Griechen vorerſt mehr an ihre Korinthengärten, an ihre Maulbeerbäume und wallenden Weizenäcker, an ihre künftigen Straßen, Brunnen, Glockentürme und Pomeranzenwälder, als an die Eroberung von Konſtantinopel und St. Sofia denken. Die Griechen ſind keine Soldaten, kein eroberndes Volk; ſie ſind Bauern, Schafzüchter, Krämer und Matroſen, wollen und brauchen nichts als Frieden mit feſtem, ehrlichem, unabhängigem und wohlfeilem Regiment.

Wer ihnen von Theſſalien, Epirus und Mazedonien redet als unerläßlichen Elementen und Lebenspulſen helleniſchen Königtums, iſt ein Feind der öffentlichen Ordnung und übt ſelbſt an Griechenland Verrat. Weder Ruhe noch inneres Gedeihen, noch wahre Geſundheit, noch Kredit, noch Ehrlichkeit iſt in Hellas möglich, bis es nicht den letzten Reſt des verderblichen, dünkelhaften, aus dem enthuſiaſtiſchen Europa einfiltrierten Hellenentandes von ſich geſtoßen und ausgewieſen hat. Statt die Mächtigen zu reizen, wäre im Gefühl äußerer Sicherheit ſtill, heimlich und vergeſſen leben, arbeiten und nichts von Europa, alles von ſich ſelbſt und von der Zukunft hoffen, die einzig gute Politik für Griechenland. Iſt Hellas erſt an Bevölkerung, Reichtum, Intelligenz und Kraft von innen organiſch herausgewachſen, dann treten mit vermehrter politiſcher Tätigkeit Kredit und Bedeutung von ſelber ein. So wenig man Feige durch Worte mutvoll machen, ebenſowenig kann man Schwache vor der Zeit durch bloße Ordonnanzen zur Macht erheben. An Krieg und Gewalt gegen die Türken dachte aber bei aller Prahlerei der öffentlichen Organe ſelbſt vor dem Wiener Spruch niemand ernſtlich in Griechenland. „Diesmal", lauten die Provinzialberichte, „bringe man eine Deputiertenwahl noch mit Not zuſtande; im Wiederholungsfall hätte es vermutlich große Schwierigkeit; es kümmere ſich niemand um das Treiben der Kammern in Athen; Ordnung und Sicherheit bei täglichem Geſchäft und Erwerb ſei allein geſucht.“ Einige Müßiggänger und Intriganten ausgenommen will von Krieg und von ſpitzfindigen Reden über Metaphyſik der Staatsgewalt hier niemand etwas hören. Ja, die Gleichgültigkeit der Maſſen ſogar für die Form der Staatsverwaltung geht ſo weit, daß die Hellenen um den Preis von Frieden und innerer Ordnung, wie einſt die müden Quiriten, alle Volksrechte mit der ganzen vis tribunicia am liebſten in der Perſon des Staatsoberhauptes konzentrieren möchten. Odilon Barrot*) und ** werden mit dieſer Haltung ihrer Helden vielleicht nicht zufrieden ſein.

Der Widerſpruch in den Nachrichten der Preſſe über die öffentlichen Zuſtände Griechenlands und über die Stellung des Königs Otto zum Volke war eigentlich der Hauptbeweggrund, nach Athen zu kommen. Daß in den griechiſchen Provinzen überall Ruhe herrſche und der König beim Volk geliebt und geachtet ſei, hat man im Gegenſatz gehäſſiger Parteiſchilderungen engliſcher Organe zwar in Deutſchland ſchon wiederholt verſichert, hat aber aus natürlichem Mißtrauen, es möchten Stimmen erkaufter und eigennütziger Berichterſtatter ſein, bei den Leſern nicht allemal den nötigen Glauben gefunden. Die Sache indeſſen iſt nicht mehr zu leugnen. Trotz aller Aufreizungen zu Mord und Bürgerkrieg herrſcht im Lande die tiefſte Ruhe, und der giftigſten Läſterungen ungeachtet ſieht das Volk im König ſeinen natürlichen Beſchützer, ſeinen treueſten Ratgeber und ſeinen beſten Freund. Der geſunde und rechtliche Sinn des Königs – man muß es geſtehen – verdient dieſes Zutrauen und dieſe Liebe des griechiſchen Volkes in vollem Maße. Das Volk huldigt indeſſen Otto I. nicht etwa ſeines Namens und ſeiner erlauchten Herkunft wegen; es huldigt, ehrt und liebt, weil es in ihm dem König, d. i. den Schlußſtein der öffentlichen Ordnung und die einzige Garantie für Sicherheit der Perſon, des Eigentums und der Zukunft ſieht. Von abergläubiſcher Verehrung und nordiſch-gemütlicher Schwärmerei für die Fürſten, wodurch das Regieren anderswo ſo ungemein erleichtert wird, wiſſen die ſüdlichen Völker nichts. Nur die Stärke erzeugt hier Reſpekt, und Gehorſam wird nur gegen überwiegenden Vorteil eingetauſcht. Dieſer Beiſatz ſchien uns nötig, damit wir etwa nicht als gemeiner Schmeichler und Spekulant à la ... verdächtig werden. Die Gewaltigen loben, iſt ſo wenig in unſerer Gewohnheit, daß wir uns dieſes Mal billig entſchuldigen müſſen.

---

*) Der franzöſiſche Parlamentarier. (A. d. H.)

Dafür iſt aber doch hoffentlich Johann Kolettis, wie ihn ſeine Gegner — verſteht ſich in der uneigennützigſten Abſicht und aus reiner Liebe für beſſere Ordnung und ſorglichere Wahrung des öffentlichen Nutzens — ſchildern, ein Böſewicht, ein Mörder, ein Straßenräuber, ein byzantiniſcher Propagandiſt, ein Heuchler und ein Dieb? Einen Mann wie Kolettis, der wie ein zweiter Aolus der Fabelwelt Anarchie und Ordnung, Ruhe und Aufruhr, Segen und Fluch ſeines Landes in Händen hat, gegen ſolche Parteivorwürfe im Ernſt rechtfertigen könnte nur ein Tor: Kolettis iſt der fähigſte Mann, ja der einzige öffentliche Charakter und wahre Staatsmann, den die griechiſche Revolution auf die Bühne gebracht. An Büchergelehrſamkeit und Kanzleiaktenkunde kann ihm mancher überlegen ſein; auch iſt es noch unentſchieden, ob er im Tabellenweſen und „rubrizierten Betreffen" in und außer Griechenland nicht gefährliche Nebenbuhler hat. In Johann Kolettis aber erkennt das griechiſche Volk ſich ſelbſt und glaubt den eigenen Willen zu tun, wenn es dem Wort dieſes Mannes folgt. Warum iſt aber das griechiſche Volk bei gleicher Rechtlichkeit der Kompententen gehorſam und zahm, wenn Johann Kolettis redet, aber aufrühreriſch und ſtörrig, ſo oft Alexander Mavrokordatos in den Geſchäften iſt? Vielleicht iſt hier auch ein Geheimnis der Regierungskunſt, das man in den Wirkungen ſieht, aber nicht definieren kann! „Aber merkt ihr denn nichts," ruft ** in ** mit triumphierendem Seitenblick, „die Sache hat ihren natürlichen Grund: Kolettis iſt echter Hellene und führt ſeinen Stammbaum ohne Zweifel in gerader Linie auf einen jener Helden vor Troja zurück, die in Rat und Waffenkampf gleich gewandt und überwältigend ſind." Dieſe Erklärung iſt von bedeutendem Gewicht, und im Grunde, wie man weiß, bin ich von jeher beiläufig derſelben Meinung geweſen. Indeſſen fragte ich doch aus Vorſorge für beſſere Belehrung den ausgezeichneten Mann, von welchem der Homeriſchen Heldengeſchlechter er ſich eigentlich abzuſtammen rühme? „Ich bin ein Walach aus Metzovo im Pindus und habe zu Padua Medizin ſtudiert," ſagte mit Gelaſſenheit und feinem Blick der helleniſche Premierminiſter. Einfach und anziehend, wie Ulyſſes in der Halle des Alcinous, erzählte Herr Kolettis tief in die Nacht hinein aus ſeinem öffentlichen Leben von der Erhebung ſeiner Vaterſtadt durch alle Phaſen des Aufſtandes bis zur Gegenwart herab. Es liegt etwas Dramatiſches in dieſem Mann, in ſeiner Figur und in ſeiner Rede, und wer ihn gehört und geſehen hat, begreift die magiſche Gewalt, die ein ſolcher Mann im Lande der Palikaren üben muß. Aber wer ſind die Walachen, und welche Stellung weiſt ihnen das zweite Buch in Homers Iliade unter den helleniſchen Stämmen an? In der Iliade, wie man weiß, iſt von Walachen noch keine Rede, ſie ſind italieniſchen Urſprungs, und wurden bekanntlich erſt zur Zeit der Legionenherrſchaft als Koloniſten in die Donauländer und nach Illyricum verpflanzt. Als Mutterſprache reden ſie ein korruptes, mit Slawiſchem und Albaneſiſchem uſw. gemiſchtes Latein, gehören großenteils zur griechiſch-anatoliſchen Kirche und haben ſich auf der Nordſeite der untern Donau in bedeutenden Maſſen, in den Gebirgen zwiſchen Theſſalien und Albanien aber in kleinern Bruchſtücken nnd mit ungeſchwächter Nationalität bis auf dieſe Zeit erhalten. An Intelligenz, Freiheitsliebe, techniſchem Geſchick und Erwerb ſtehen die Walachen hinter keinem der Volksſtämme des illyriſchen Kontinents zurück, und ſie ſpielten im oſtrömiſchen Reich ſelbſt als politiſche Macht eine ſo bedeutende Rolle, daß man der Provinz Theſſalien mit Inbegriff der Länder um die Aſpropotamos in byzantiniſchen Schriften jahrhundertelang nur unter dem Namen „Groß-Walachei" gedenkt. Heute iſt General Kolettis der tüchtigſte und beſte, Freiherr von Sina*) aber in Wien der reichſte Mann dieſes Volkes.

Wollte jemand ſagen, in Griechenland ſei die Regierung ſtark und ehrlich, und nur die Adminiſtration verderbt und ſchlecht, ſo ſchien das Urteil zwar ein Widerſpruch, wäre aber dennoch wahr. Nach der Meinung der Billigſten werden in Hellas von den öffentlichen Geldern etwa vier bis fünf Millionen Drachmen, das iſt ungefähr der vierte Teil des Staatseinkommens, jährlich unterſchlagen. Ebenſo weiß in Europa jedermann, daß die Stimmenmehrheit beinahe eine kurrente Handelsware der griechiſchen Deputiertenkammer iſt; aber woher nähme einer, beſonders den Moralbeſtänden der franzöſiſchen Verwaltung gegenüber, den Mut, Dieberei, Ämter- und Stellenverkauf neben feilem Schmutz der Volksvertreter als Klageartikel gegen Griechenland aufzuſtellen und mit Kanonen zu bedrohen? Wenn aber die Verwaltungsleute in Frankreich, wo man im Namen der öffentlichen Tugend und Freiheit bereits zwei große Revolutionen machte und wo die Charte endlich eine „Wahrheit iſt“, doch die größte Mühe haben, ehrlich und gerecht zu ſein, ſo iſt öffentliche Tugend in der Staatsverwaltung entweder ein völlig unerreichbares Gut, oder man muß auch mit helleniſcher Praxis noch eine Zeitlang Nachſicht haben. Die Frage, „ob man die Tugend lernen könne“, hat ſchon Plato in einem philoſophiſchen Dialog ſeinen Zeitgenoſſen vorgelegt; die Antwort ſcheint aber heute noch ebenſo bedenklich als im Altertum. Neben dem natürlichen Gefühl für Billigkeit hat der jämmerliche und beſchämende Zuſtand der europäiſchen Staatsmoral, wie ihn die freie Preſſe zur allgemeinen Kunde bringt, unſere ſtrengen, zum Teil ſchon voraus zurechtgelegten Phraſen und Redeübungen über korrupte Handhabung des öffentlichen Pfennigs in Griechenland wieder abgekühlt und zurückgeſchreckt.

---

*) Der Bankier. (A. d. H.)

Leben und Beſtehen um jeden Preis und mit jeder Bedingung iſt der einzige Rat, den die ungewiſſe Zukunft des illyriſchen Kontinents erlaubt. Selbſt die kleine Demütigung, die euch etwa bevorſteht, ſchadet nicht; ſie wäre ſogar heilſam und brächte wahrſcheinlich für die kommende Zeit gute Frucht. Oder habt ihr etwa nicht ſchon Schlimmeres ausgehalten und es nicht zu bereuen gehabt? Die alten Zare von Moskau, die heute ſo ſtolz und empfindlich ſind, hatten für Kränkung und Schmach nicht allezeit ſo enges Maß. Leſet nur im Karamſin nach, was und wieviel ſie in ihrer ſchlimmen Zeit von der hohen Pforte zu Sarai perſönlich erduldet haben, um nur ihren

Poſten im Kremlin nicht aufzugeben. Die Zare rechneten auf die Zukunft und errieten, gleichſam vom Inſtinkt belehrt, daß Geduld und kluge Schmiegſamkeit ſicherer zum Ziele führen, als Trotz und Übermut.

III.

Bujuk-dere, 12. Juli 1847.

Sechs Tage reichten hin, das Gemüt mit der klaſſiſchen Ode von Athen zu verſöhnen, und am Schluß gar noch ſchön zu finden, was beim erſten Anblick niederſchlagend und melancholiſch ſchien. Oder wären wir etwa der erſte Deutſche, der über den falben Korydallus und über die abendlich blauen Tinten des attiſchen Horizonts geſchwärmt hat? Von den Ehren dagegen, die man uns angetan, und von der freundlichen Aufnahme, die wir an bedeutenden Orten der griechiſchen Hauptſtadt fanden, ſagen wir begreiflicherweiſe nichts, damit Sie etwa nicht glauben, man wolle in ſeiner Unbedeutenheit mit Männern wetteifern, deren Ankunft und Abreiſe, wie ſie ſelbſt erzählen, in drei Weltteilen zuerſt überall das größte Aufſehen machte, und nachher, wie man weiß, einen nicht unbeträchtlichen Raum in ihrem Reiſeberichte füllt.

Mit Empfindungen merklich verſchieden von denjenigen, die auf der Herfahrt die Bruſt beengten, kam ich am vorletzten Maitag abends wieder in den Piräus hinab. Das Bewußtſein mit Gegnern, die man achten muß, endlich den langen Streit friedlich ausgeglichen und das natürliche Verhältnis gegenſeitiger Beziehung hergeſtellt zu ſehen, gab leichtes Blut und ungewöhnlich heitern Sinn. Doch die letzte Probe war noch nicht überſtanden. Im Diamantglanz funkelte der Heſperus, und das reichgefüllte Boot („Baron Kübeck") rauſchte leichten Schwunges an der attiſchen Küſte fort gegen Sunium. Der Zufall hatte dieſes Mal eine ungewöhnliche Menge Griechiſchredender auf das Schiff gebracht. Kanaris, der ruhmgekrönte Branderführer; Genäos Kolokotronis, der ſchmächtige Sohn des alten Klephten von Karytäna; Dſchianetakis, der Maina-Häuptling; der bekannte Koliopulo (Plaputas) mit dem unheimlichen Geſicht, und verborgen in der Kajüte ſeine geſchiedene, den Rechtsweg verfolgende Gemahlin mit einem Heere beredter Sachwalter und Zeugen beider Parteien, gingen zur gerichtlichen Verhandlung zugleich nach Syra. Die Figur und die Haltung dieſer Männer mit dem Ruf zu vergleichen, der ſich an ihren Namen knüpft, wäre an unſerer Stelle auch einem andern eingefallen. Am alten Dſchianetakis, ſeiner turkomaniſchen Hammelphyſiognomie, ſeinem Paſcha-Anzug, ſeiner groben, lauten Rede und ſeinem herriſchen Benehmen war der mainotiſche Gebirgshäuptling, die Brandfackel von Gythion, nicht zu verkennen. Natürlich fiel die Rede der vornehmen Gräken auf die letzten Auftritte und Parteizerwürfniſſe mit Mavromichalis, ſeinem Nebenbuhler. „Man hat dem Mavromichalis“, ſagte ſchnarrend und hart im Kreiſe ſeiner Freunde der Archont, „Leute erſchoſſen und ihre Häuſer angezündet. Gut! Hab' ich die Leute erſchoſſen? Hab' ich die Häuſer angezündet?“ „Ὄχι! Ὄχι! Nein, nein!“ erwiderte Kolokotronis mit den übrigen Genoſſen, und ſomit war Dſchianetakis Gewiſſen beruhigt und die Schuld vergoſſenen Bürgerblutes aufs glücklichſte abgewälzt. Schweigſam und beinahe vernachläſſigt, wo nicht ganz unbemerkt, ſtand ein ältlicher, wohlgenährter Mann in fränkiſcher Kleidung und von kaum mittlerem Wuchs im helleniſchen Gedränge des Verdecks. Das graue Auge, das aſchfarbige, breite, wenig ſagende Geſicht, und das kleine, oben plattgedrückte, unten zugeſpitzte Näschen verkündeten keine ungewöhnliche Perſönlichkeit. Frack und Pantalon des Mannes, wenn auch nicht gerade fadenſcheinig, waren von Eleganz und Neuheit doch jedenfalls ebenſo weit als eine abgetragene Schirmmütze, die das kurzgeſchnittene graue Haar bedeckte. Das iſt gewiß Kanaris von Pſara, der Beſieger Kara-Alis, der Heros von Chio, das Schrecken der muſelmaniſchen Flotte! Oft gefällt ſich die Natur, ihre köſtlichſten Gaben unſcheinbaren Hüllen launig einzuweben. Kanaris, ſoviel man weiß, beſitzt als vaterländiſches Xenium nur ſeinen unſterblichen Namen und ſeinen Lorbeerkranz, was für eigene Beruhigung und, wenn man will, auch für die Zukunft genügend iſt. Wenn aber die alten Hellenen, wie der Dichter ſagt, „praeter laudem nullius avari“ waren, ſo finden dagegen die Dſchianetakis und die Kolokotronis der neueren Zeit, daß Reichtum, Geld und Gut größere Macht verleihe und die Umgebung aufmerkſamer, redſeliger und ſchmiegſamer mache, als arme Tugend und leerer Ruhm. Selbſt ein Europäer, den man mit Nennung des glorreichen Namens zu Kanaris hinführte, wußte dem berühmten Seehelden kein Wort des Lobes oder auch nur der anerkennenden Höflichkeit zu ſagen. Ein glänzender Name und noch das irdiſche Leben dazu, erſcheint uns am Nebenmenſchen häufig als ſtrafbares, impertinentes Glück, wo nicht gar als perſönliche Beleidigung, für die man ſich wenigſtens durch Kälte und Schweigen rächen muß. Nur wer Großes tut und an ſeinem Ehrentage ſtirbt, wie Markus Botzaris*), entgeht dem Neid und der Gleichgültigkeit der Zeitgenoſſen, die er verteidigt und gerettet hat.

Während wir uns in glückſeliger Unbekanntheit dieſer Bemerkung überließen, bildete ſich ein Knäul neugieriger Hellenen in der Nähe am Verdeck, und ich hörte deutlich die Worte „ὁ κύριος Φ.... εἶναι ἐδῶ!“**). „Welcher iſt es? Wo ſitzt er?“ riefen mehrere Stimmen zu gleicher Zeit. Einer der Beiſammenſtehenden bezeichnete mit ausgeſtreckter Hand die Stelle, und aller Blicke wandten ſich zu merklicher Beſchämung auf den Fragmentiſten hin. Das war der verdrießlichſte Moment der ganzen Tour. Ärgerlich zwar über das verlorne Inkognito ergab ich mich geduldig dem Geſchick, und zwar zugleich auf irgendeine Szene der peinlichſten Art vorbereitet. Wirklich kamen zwei junge Männer aus dem Kreiſe zu mir herüber, begannen aber ſtatt der Unziemlichkeiten, wie ich es erwartete, voll der teilnehmendſten Höflichkeit und im ſchönſten Deutſch eine Unterredung ohne alle Anſpielung auf eine bekannte Frage, oder, wie andere ſagen, hiſtoriſche Häreſie, die ſich in Deutſchland einiger Zelebrität erfreut und ohne nähere Bezeichnung von den meiſten Leſern verſtanden wird. Doch laſen ſie gleichſam zur Strafe meiner Theſen das Gedicht eines jungen und reichbegabten Archilochus aus Ionien vor, bis endlich die Schatten fielen und dem Dialog wie der Beſorgnis eine Ende machten. Von dieſem Tag angefangen iſt der Krieg als beendet anzuſehen, und ein für beide Teile gleich vorteilhafter Frieden hergeſtellt, den auch gleich anfangs nur ein Mißverſtändnis ſtören konnte. Am andern Morgen (31. Mai) früh waren wir auf der Reede von Syra geankert, wo der prachtvolle Lloyd-Dampfer „Fürſt Metternich“ unſerer Ankunft harrte. Wind und Strichregen hatten die Lüfte abgekühlt, und nicht mehr als „Feind des griechiſchen Volkes“, ſondern als nützlicher Freund und Bundesgenoſſe verließ ich das Piräusfahrzeug und trat in die neue Behauſung über. Weil in Europa das Geſchriebene von ſo großer Wirkung ſei, meinte zum Abſchied ein mitreiſender Hellene, ſo möchte ich vor allem auf ſein Heimatland, das heroiſche aber unglückliche Suli, durch warme Reden das Mitleiden der Könige und der Gewaltträger herabrufen, die jetzt die Welt regieren und dem blutgedüngten Boden ſo vieler tapfern Männer mit einem einzigen feſten Wort die Freiheit geben könnten. Ein ernſtes Wort wie zu Navarino, meinte der gute Mann, könnten die Europäer ja noch einmal zum Padiſchah der Osmanli ſprechen. Und fürwahr! betrachtet man den energiſch feſten Sinn und die ſtrenge Konſequenz, mit der man die neueſte turko-gräkiſche Frage gelöſt und vermittelt hat, ſo iſt eine zweite Auflage des Navarinotertes zugunſten Sulis mit nächſtem zu erwarten.

---

*) Der heldenmütige Verteidiger von Miſſolunghi. (A. d. H.)

**) Herr F....r iſt hier.

Die Kykladen ſind bekanntlich langgezogene, über den Waſſerſpiegel herausragende vielzackige Steinbergrücken, zum Teil von höchſt abenteuerlicher Geſtaltung. Meiſtens ſind ſie ohne perennen Bach, und wenn auch nicht ohne Quellen lebendigen Waſſers und ohne periodiſches Gießſtromrauſchen, doch auf der Oberfläche entweder völlig kahl oder doch nur in den Vertiefungen mit einer dünnen Erdkruſte und mit ſeltenen Bäumen ärmlich bedeckt. Häufig iſt nur die eine Halde des Bergrückens mit Grün bekleidet und die andere gänzlich ausgebrannt. Syra, der Knotenpunkt der Lloydſchen Dampfſchiffahrt, gehört jedenfalls zu den baumloſeſten und ödeſten Beſtandteilen dieſer ſteinigen Inſelwelt, und beſitzt außer dem ſchönen Hermopolis nicht einen namenswerten Ort. Am Fuße des koniſchen Strandhügels, mit dem alten Syra auf der Spitze, iſt während des Aufſtandes die neue Stadt erwachſen, und durch Frieden, Reichtum und Glück zu ſolcher Blüte gediehen, daß ſie amphitheatraliſch den ganzen Kegelberg bedeckt, und an Volkszahl wie an Größe wenigſtens den zweiten, an Steinbau, Eleganz und Handelsgeiſt aber gewiß den erſten Rang im Königreich beſitzt. Daß oben in Alt-Syra römiſch-katholiſche, unten in Hermopolis aber anatoliſch-katholiſche Bürger wohnen, die ſich beide tödlich haſſen, weiß man in Deutſchland ebenſogut, als daß beide Stadtteile ohne Monument und folglich für europäiſche Neugierde ohne Nahrung ſind. Abends ſpät verließen wir die Reede, hielten nach zehnſtündiger Fahrt des andern Tages (1. Juni) um neun Uhr früh der Stadt Chio gegenüber eine kurze Raſt und trafen mit vermehrter Ladung an ſchweigſamen Türken, geſchwätzigen Gräken und friſchen Zitronenbäumen ſechs Stunden ſpäter auf dem Ankerplatz vor Smyrna ein, wo das Fahrzeug des Verkehrs wegen die Nacht und den andern Tag bis wieder vier Uhr abends blieb.

Man denke ſich die geräumige, tief im anatoliſchen Kontinent eingeſchnittene, lieblich ausgeſchweifte Bucht; das ſcheinbar geſchloſſene ungeheure Gebirgstheater nicht ohne Wald und Frühlingsgrün; im Hintergrund an den Hügel hingelehnt die große Stadt mit der durchſichtig glatten Waſſerfläche in weiche joniſche Lüfte eingefächelt; dazu das üppige Gedankenſpiel und die angebrochene Mondſcheibe, wie ſie in abendlichem Dunkel langſam hinter dem waldigen Bergrand heraufblickt und das milde Licht in tauſendfach gebrochenem Strahl auf den hellen Spiegel wirft! Klazomenä und Milet ſind Ruinen, aber die joniſchen Sommerlüfte ſind noch heute lind und zaubervoll, wie ſie der Bathyllbetrunkene Anakreon empfand,

nec, si quid lusit Anacreon,
delevit aetas; spirat adhuc amor . . .

Was könnte man nicht auch ſchon nach vierundzwanzigſtündigem Aufenthalt über Smyrna ſagen! Der große Brand und der neue Steinbau mit geraden, im rechten Winkel ſich kreuzenden Straßen des Armenierviertels; der Handel, die Warenſkala, die Karawanenzüge, die Kamele und die anatoliſchen Seldſchukengeſichter; das Sprachen- und Völkerbabel; der treffliche Mihanovich*) und die europäiſche Konſulargewalt; die Beluſtigungsorte, die Bibelpropaganda und die Chronique scandaleuse gäben reichen Stoff und lange Reden, hätte einer Talent, Gedankenfähigkeit und ſchnelle Finger, wie der vielgeleſene beneidenswerte Kohl. Was geht es die Leſer an, ob das Geſagte auch allemal richtig ſei? Fließende Phraſen will ich, leicht hingleitendes Wörterſpiel; und wenn A. Dumas, ohne Isle de France zu verlaſſen, von Groß-Kairo an den Sinai reiſt oder in dramatiſchem Schwung das Leben am Hof Cäſar Neros ſchildert, lege ich Kochs und Eichwalds kritiſch vielleicht unbeſtreitbare, aber weniger „amüſante“ Reiſeberichte über den kaukaſiſchen Iſthmus ungeleſen weg. Beſucht einer in Smyrna etwa auch türkiſche Kunſtarithmetiker und armeniſche Handelsſtuben, ſo fragen ſie da nicht um Disraelis neueſten Roman (Tancred) oder um Thaddens parlamentariſchen Redeglanz*). Wie die Feldfrüchte in Europa ſtehen, wollen ſie wiſſen, und ob man dort volle Kaſſen habe, um in Smyrna Waren einzutauſchen, die in langen Karawanenzügen aus Anatolien kommen und unbegehrt in den Vorratskammern aufgeſpeichert ſind. Nicht Hungersnot wie im letzten Jahr, ſondern Überfluß und Ackerſegen des Okzidents macht auf der joniſchen Skala den Handel blühend und die armeniſchen Geſichter heiter und faltenlos. „Ismir chastá dir, amma ölmes“ (Smyrna iſt krank, Smyrna ſtirbt aber nicht), iſt Klage und zugleich Hoffnungsprogramm der joniſchen Handelswelt.

---

*) Öſterreichiſcher Konſul. (A. d. H.)

Die Vorboten der arktiſchen feucht-kalten Lüfte, die mit dem Mondwechſel über die Zone der nördlichen Länder zogen, waren am Abend des 2. Junius ſchon auf der joniſchen Küſte eingetroffen und mit ihnen die kaum beſchwichtigte Sorge, der Ernteſegen im Abendland möchte noch einmal zu Schaden kommen und das „kranke“ Smyrna an ſeiner Geneſung hindern, neuerdings erwacht. Auf der Herausfahrt durch den Golf warf die Abendſonne noch blickweiſe ihren Schein durch fliehendes Gewölk auf das Weinlaubgrün der Koreſſushalde. Bei Mitylene (zehn Uhr nachts) blies es ſchon kälter von Nordweſt her, und an der Küſte von Troja, wo wir nach fünf Uhr morgens (3. Juni) vorüberſtrichen, hing der Himmel doppelt melancholiſch über den Totenhügeln der Iliade. Die Temperatur war auf + 15° R. herabgeſunken und in der Enge des Hellespont fing es (neun Uhr morgens) leiſe zu regnen an. Der Hellespont, namentlich die Stelle, wo ſich Seſtos und Abydos einſt gegenüberſtanden, und wo heute die Schiffe halten, iſt wie eine Grenzmark zwiſchen der Dürre des warmen Süden und einer nördlichen Zone mit Wald und Wieſengrün. Der Ubergang iſt plötzlich, und die wonnevolle Färbung der Pflanzenwelt Seſtos aufwärts an beiden Ufern auch dem ungeübten Auge klar. Die terraſſig hingedehnten, bis oben gartenmäßig angebauten Strandhöhen des Hellespont mit ihrem nordiſchen Dunkelgrün und dem hohen Laubwaldgebirge im anatoliſchen Hintergrund haben andere ſchon geprieſen. Und die romantiſchen Taleinſchnitte zu beiden Seiten der rauſchenden Strömung mit hellem Bach und kühlen Lüften, mit Blütenſtrauch, Baumſchlag und Sommerzelten im Schatten gewähren doppeltes Entzücken, wenn man aus dem waſſerloſen Attika und den verbrannten Inſeln des Agäiſchen Meeres kommt. Um Mittag begann auf der Höhe von Lampſakus germaniſch-kalter Regen; wagrecht berührten in langer Linie die grauen Nebel den Höhenrand; unten wogte die blaue Flut, und zwiſchen beiden blitzte ſaftig und warmgrün der breite Doppelſtreifen der Dardanellenhalde auf die Schiffenden herüber — ein Landſchaftsbild, wie es am Hellespont nicht oft zu ſehen iſt. Bei den Marmorinſeln legte ſich trübe Regennacht auf die Propontis, und gegen Wind und Welle ſteuernd erwachten wir um fünf Uhr morgens (4. Juni) der alten Sultansburg gegenüber im goldenen Horn von Byzanz.

---

*) Herr v. Thadden Triglaff, bekanntes konſervatives Mitglied des preußiſchen Landtags. (A. d. H.)

IV.

Bujuk-dere, 11. Auguſt 1847.

Daß wohlhabende Leute des Sommerlabſals wegen aus den Vertiefungen der Perahalde auf das Land nach Bujuk-dere ziehen, wird man begreiflich finden, und niemand hat noch angeſtritten, daß am Tore des Pontus kühlere Lüfte wehen, als im Holzhäuſerqualm von Galata. Wenn ſich aber ein nordiſcher Gaſt, der im Orient kein Fremdling iſt und die Sonne fürchtet, in der Glutzeit des Jahres ſtatt der Wälder und Alpen ſeiner Heimat das Hauptquartier der Levantepolitik an den Krümmungen des Bosporus als Schattenſitz erwählt, ſo muß er es dulden, wenn man ſeiner Wahl Gründe eigentümlicher Art unterſchiebt und ihn ſelbſt am Ende für einen Intriganten hält. Was ſoll man aber auch ein drittes und viertes Mal in Stambul tun? Seitdem A. Böckh ſein corpus inscriptionum angelegt und Dr. L. Roß das neueſte Kontingent dazu geliefert hat, geht lehrreichen Inſchriften wegen jetzt doch niemand mehr von München nach Byzanz*). Inſchriften ſind ja viel näher bei der Hand, z. B. in Meran, wo man die lateiniſche Pflanzſchule der frommen Stadt publice „Gimnaſium" nennt, und mit dieſer geiſtlichen Orthographie Layards bibelbedrohende Entdeckungen in Aſſyrien, zum Trotz aller Reverends von Oxford, zuſchanden macht**).

Vielleicht hat auch der Fragmentiſt, um der Pforte aufzuhelfen und die Reform des türkiſchen Reiches zu beſchleunigen, dem Padiſchah ein giauriſches Buch – etwa die Geſchichte von Morea – ſubmiſſeſt überreicht und einen Brillantring davongetragen, wie es neulich dem gelehrten Horvat aus Peſt*) begegnet iſt. Oder wiſſen Sie es etwa nicht? Außer Bedrhan-Beg und Dſchuleka mit Kurden und Albaneſen, mit Niſchankompetenten und chriſtlichen Diplomaten hat Abd ul Medſchid jetzt auch noch die Literaten des Okzidents auf dem Hals. Kein Wunder, wenn es im türkiſchen Haushalt zuweilen Bedenken gibt und auch in Stambul Papier (Sehim) das Defizit decken muß. Unter allen Kalamitäten, die im Laufe der letzten fünf Dezennien die Türkei verheerten, wäre, unſerer Meinung nach, eine der verderblichſten und in ihren Wirkungen zerſtörendſten, wenn die Heuſchreckenwolke der zehntauſend bücher- und muſikalienſchreibenden Germanen nach völliger Austrocknung und Abweidung des okzidentaliſchen Mäzenatentums mit ihren Widmungen, Sendungen und gelehrten Betteleien den Flug nach Konſtantinopel nähme. Denn wie die Haifiſche zuerſt einzeln und bald in großen Haufen erſcheinen, wo es Beute gibt, ebenſo könnte auch der erſte Großmutsakt des menſchenfreundlichen Sultans gegen einen verdienten chriſtlichen Büchergelehrten leicht ein unüberſehbares Unglück zur Folge haben, und in wenigen Jahren vollends verſchlingen, was früher Diebitſch und Paskewitſch und jetzt Abd ul Medſchids allzeit offene Hand in den türkiſchen Kaſſen noch übrig ließen. Für die Türken iſt die reiche Ernte des letzten Jahres ein großes Glück; denn von Natur hochherzig und geldverachtend, wie die Prinzen des Hauſes Osman alle ſind, hätte Abd ul Medſchid, verführt durch das Exempel ſeiner Gewaltskollegen im Okzident, ohne dieſen unerſchöpflichen Segen vielleicht ſämtliche Hilfsmittel ſeines weiten Reichs auf Förderung von Erſch' und Grubers Enzyklopädie aufgezehrt. Bei den großen Vorteilen, welche der Osmanliſtaat bisher aus der Freundſchaft des chriſtlichen Abendlandes gezogen hat, iſt es billig, daß die Türken für die Aufnahme in den chriſtlichen Staatenbund vorerſt ihre Taxen zahlen. Daß aber ungariſch oder deutſch geſchriebene Bücher mit Varianten zu irgendeinem alten Grammatikus, in der iſlamitiſchen Bibliothek des Großherrn aufgeſtellt, für Hebung und Stärkung des türkiſchen Reichs das beſte Mittel wären, iſt hoffentlich jedermann begreiflich und klar.

---

*) Univerſitätsprofeſſor Böckh in Berlin, der ſeit 1828 gemeinſam mit einigen andern das corpus inscriptionum graecarum herausgab. (A. d. H.)

**) Sicherem Vernehmen nach haben die Oxforder Hochwürdigen neuerlich an Herrn Layard das Anſinnen geſtellt, er möchte die zu Nimrud in der aſſyriſchen Königsburg aufgefundenen höchſt wichtigen Geſchichtstafeln aus Rückſicht für Autorität und Chronologie des Pentateuchs nicht bekanntmachen. – Auſten Henry Layard, engl. Diplomat und Orientreiſender, durch ſeine babyloniſchen Ausgrabungen bekannt. (A. d. H.)

---

*) Der ungariſche Hiſtoriker Michael Horvat. (A. d. H.)

Aus Mitleid für Abd ul Medſchids Taſchen haben wir die eigene Medizin im Palaſt von Beglerbeg noch nicht angeboten. Indeſſen werden Beda Webers Gedichte mit Zugaben aus den „katholiſchen Blättern für Tirol“ und aus der „Münchener Landbötin“, ihres freiſinnigen und eleganten Schwunges wegen, unter Aufſicht und Leitung osmaniſcher Akademiker ſoeben ins Türkiſche überſetzt und, wie ich höre, als Chreſtomathie in den neuen Schulen zu Galata-Serai eingeführt. Man will den jungen Osmanli, um ihre Herzen für die neue Ordnung zu erwärmen, das Kräftigſte und Nervigſte aus Preſſe und Literatur des Okzidents in die Hände geben. Wer dieſe Auswahl hauptſächlich veranlaßt und in dieſer Weiſe zur Förderung der guten Sache weſentlich beigetragen habe, verbietet die Beſcheidenheit deutlicher auszuſprechen. Dagegen wird nicht ohne Selbſtgefühl und inneres Wohlbehagen eingeſtanden, daß wir für alle reformatoriſche Beſtrebungen des Sultans die „Beſonderheit der ſubjektiven Innigkeit“*) mit nachhaltiger Wärme als Talisman empfohlen haben und vermutlich als türkiſcher Akademiker (verſteht ſich ohne Sold) wieder nach Europa kommen werden. Nützliche Dienſte werden in der Türkei ebenſo glänzend und prompt belohnt wie im Okzident. In angeſtammter Liebe des wiſſenſchaftlichen Fortſchritts hat der Sultan von Stambul, wie Sie wiſſen, und ſein kaiſerlicher Nachbar an der Donau faſt zu gleicher Zeit eine Akademie eingeſtellt, und durch dieſen Akt lichtvoller Anerkennung geiſtiger Gewalt den eingeſchlummerten Ehrgeiz in unſerer Bruſt, wie man es wohl denken kann, zur hellſten Flamme angefacht. Randgloſſen mit neuen Anſichten über die turko-gräkiſche Frage wären gewiß der ſchicklichſte Gegenſtand einer Inauguralrede am Bosporus. Oxenſtiernas Monitum: „quam parva sapientia mundus regitur“ wäre freilich auch kein ſchlechtes Thema für eine Vorleſung in Byzanz. Aali Efendi meinte aber, für den Augenblick und bei noch ſchwebender Unterhandlung zwiſchen Wien, Stambul und Athen wäre letztere Theſis bei aller Wahrheit wenigſtens „inopportun“, und folglich auf ruhigere Zeiten aufzuſparen, wo Epigramme weniger ſchädlich ſeien als in der Gegenwart. Der geiſtreiche Osmanli redete offenbar im Intereſſe der Gewalt, deren Praxis und Betrieb wenigſtens in Europa ſich ohnehin mit jedem Jahre ſchwieriger und unerquicklicher geſtaltet, und durch die letzten Ereigniſſe in Paris einen neuen höchſt empfindlichen Stoß erlitt, ſo daß man am Ende, um nur der Kritik zu entfliehen, die Völker noch gratis regieren ſoll. Oder ſehen Sie nicht den Tumult, die Szenen und das Ärgernis über elende 100000 Franken, die ein honneter Regierungsmann pro studio et labore genommen hat? Parmentier, Teſte und Cubières, meinen ſie hier, habe es allerorts und zu jeder Zeit gegeben, und der Unterſchied zwiſchen heute und ehemals beſtehe überall nur in der Preſſe und in der Öffentlichkeit, welche jetzt die kleinſte Unregelmäßigkeit zutage fördert und anſehnliche Leute am Sündigen verhindert.

---

*) Hegels Äſthetik.

Für jemand, der in anatoliſchen Dingen auch ſein beſcheiden Wort mitzureden denkt, iſt perſönliche Bekanntſchaft mit den Männern an der Spitze der osmaniſchen Verwaltung nicht ohne Wichtigkeit. Außer dem Großweſir Reſchid Paſcha haben wir von türkiſchen Großbeamten bis jetzt nur Aali Efendi, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dann den Ex-Großadmiral Mehemed Aali Paſcha und den alten nach Bosnien ernannten Tahir Paſcha auf ihrem Landſitz zu Balta-Liman am Bosporus zu ſehen und zu begrüßen die Ehre gehabt. Von Bujuk-dere nach Balta-Liman, am europäiſchen Bosporusufer, gelangt man ſechsruderig in weniger als einer Stunde Zeit. „Daha tschikmadi“, „noch iſt er nicht herausgekommen“, ſagte man, als wir um neun Uhr morgens, geographiſcher Ordnung folgend, zuerſt in der reizenden Gartenvilla Aali Efendis erſchienen. Glauben Sie indeſſen ja nicht, ein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Stambul ſei ein Langſchläfer und liege um neun Uhr morgens noch im Bett. In dieſem Fall hieße es „kalkmadi“ („er iſt noch nicht aufgeſtanden“), während „tschikmadi“ nur ſagen will, er ſei noch nicht aus dem Harem in den Empfangsſaal herausgetreten. Obgleich Aali Efendi nur eine Gemahlin hat und die europäiſchen Gebräuche kennt, iſt Klauſur und Sitte in ſeinem Hauſe doch nicht weniger ſtreng und national geblieben. Die Wohnung beſteht aus zwei durch eine hohe Quermauer getrennten und zierlich angemalten Holzgebäuden, von denen das eine als eigentlicher Familienherd und Sitz heimiſcher Freude, als unverletzliches und Uneingeweihten ewig verſchloſſenes Heiligtum betrachtet wird, das ſich nur dem Gebieter öffnet*). Das andere iſt bei allzeit offenen Türen für die Geſchäfte des Tages und für den Verkehr mit der männlichen Außenwelt beſtimmt. In der Front ſind beide vom blauen Bosporus beſpült, rückwärts aber an die aufſteigenden Terraſſengärten der Uferhügel maleriſch hingelehnt. Der Strand iſt mit behauenem Geſtein bekleidet, an dem ſich die flutende Welle bricht. Drei, vier Stufen führen aus der Barke durch vergoldetes Gitterwerk zum Tor und über breite matt anſteigende Treppen in die luftigen Säle und weiten Osmanlihallen voll Blumenduft und ſtrömender Kühle zu Aali Efendi hinauf. Auf der einen Seite der Wohnung fächelt und ſauſt die Luftſtrömung des Bosporus durch die breiten Fenſterräume, und auf der andern hebt es ſich in kunſtreicher Stufenfolge grün und ſchattig wie die Gärten der Semiramis bis zum Laubdickicht auf der Höhe des ſchwelligen Randes empor.

Zur freigebigen Natur des Himmelsſtriches hat ſich in Anlage und Schmuck der Gärten überall Kunſt und guter Geſchmack geſellt. Soll ich etwa aus Gefälligkeit für fremde Leſer die Nil-Banane loben mit dem hellgrünen koloſſalen Blatt? Rankende Fülle des Immergrün umſchlingt auch anderes Gemäuer, und wenn das kaukaſiſche Kolchis ſeine Schatten und die heiße Zone ihre ganze Farbenpracht in Aali Efendis Gärten ſendet, könnte man da noch von Pinien, von Weinlaub, von Celtis australis, von Pomeranzen- und Lorbeerbaum, von ſchmucken Zypreſſen, rotblühendem Oleander und von Terebinthen reden?

In Anordnung und innerer Verzierung der Säle finden Sie europäiſche Eleganz mit bequemer Einfachheit des Morgenlandes in ſchöner Harmonie. Der breite, üppig-volle Diwan auf drei Seiten des Zimmervierecks verkündet den Orient, während fränkiſche Stühle, ſchmucke Tiſche, goldene Fenſterknäufe und niedliche Gueridons mit goldgezierten Pendeluhren den Sinn nach Europa lenken, und ſtatt der Doppelflügel ein golddurchwirkter Teppich, wie im Palaſt des Afraſiab, den Eingang ſchließt. Aali Efendi iſt etwa dreiunddreißig Jahre alt, ſchmächtig und von kaum mittlerem Wuchs. Schattiges Antlitz und dunkle Augen ſind gemeinſamer Typus des Morgenlandes; geiſtvollen Blick und bei reicher Fülle der Gedanken doch modeſte Rede mit verſchämtem Weſen gibt nur die Wiſſenſchaft. Nicht nur ſpricht und ſchreibt Aali Efendi das Franzöſiſche mit Geſchmack und Leichtigkeit, Aali Efendi weiß auch, um welche Zeit es jetzt in Europa iſt und welche Macht das Wort in unſern Tagen übt. Eine kleine aber ausgeſuchte Sammlung abendländiſcher Meiſterwerke ſchmückt den Saal, wo Aali Efendi die Beſuchenden empfängt. Nur die Neugierde Ihrer europäiſchen Leſewelt kann es entſchuldigen, wenn wir noch weiter bemerken, daß ſtatt fließender Gewänder und Saffianpantoffel jetzt weißes Pantalon mit lackierter Fußbekleidung, dunkelblauer Gehrock mit elegantem Schnitt, mit anliegendem kurzen Stehkragen und einer Reihe vergoldeter Knöpfe, Halsbinde und niederes Fes mit blauer Quaſte im offiziellen Stambul an der Tagesordnung ſind. Aali Efendis Diener ſind als Muſelmanen mit derſelben Eleganz gekleidet wie ihr Gebieter, und den Rang bezeichnet nur die Dekoration aus Edelſtein. „Livree“ und andere ſoziale Abſtufungen demütiger Natur, wie ſie im Okzident noch gelten, ſind im iſlamitiſchen Staat unbekannt. Daß aber keine Dienerſchaft der Welt die brillantbeſetzte Ambrapfeife und den unter golddurchwirkter Hülle hereingebrachten Mokkatrank mit beſſerem Anſtand zu reichen wiſſe als die türkiſche, hat man ſchon anderswo geſagt. Perſönliche Würde mit der Kunſt ſich darzuſtellen iſt den Osmanli in der niederſten wie in der höchſten Rangſtufe gleichſam angeboren; und geſellt ſich zu dieſer natürlichen Gabe noch die Politur des Okzidents, ſo gibt es ein Bild, das in ſeiner Art vollendet iſt und nicht ohne Wirkung bleibt. Welche Herrſchaft Außenſeite, Stil und Form in allen Dingen über die Menſchen üben, weiß man ja ohnehin. Nur der Unkundige kann den Sultan Mahmud tadeln, wenn er die Umgeſtaltung ſeiner Staaten mit Neuerungen im Kanzleiſtil, Kleiderſchnitt und geſelligen Verkehr begann.

---

*) Dieſen Sinn hat das Wort Harem.

Der Großweſir, zu dem wir nachher kamen, hat vermöge ſeiner hohen Stellung das Recht, im Morgenkleid Beſuche anzunehmen. Die oberſte Zivil- und Militärgewalt der türkiſchen Monarchie ruht vereint in der Perſon dieſes hohen Würdenträgers, den man mit „Hoheit" anredet und nicht mehr wie die übrigen Miniſter zu Tiſche laden kann. „Sadri-Aſám" iſt der türkiſche Ausdruck für Großweſir, und bedeutet wörtlich „der erſte Platz" oder „die größte Auszeichnung" im Diwansſaal. Die Grundlage ſtaatlichen Lebens im Orient iſt der Sitz, die Ruhe, und nicht „wo wohnt er?" wie der fragende Abendländer, ſondern „nerede oturur", d. i. „wo ſitzt er", will der Osmanli hören. Solche Bemerkungen machen wir etwa nicht für den Klugen und Gelehrten, ſondern für unſere mühevollen und doch neugierigen Landsleute an der Eiſak, wo ſie St. Leonhard zu Ehren Kühe melken und nicht wiſſen können, was in Stambul Sadri-Aſám und „nerede oturur" bedeutet.

Reſchid Paſcha iſt vielleicht zehn Jahre älter, und wenn auch nicht bedeutend höher, doch wenigſtens runder und voller als Aali Efendi, den wir früher ſahen. Hat Aali Efendi das Kinn raſiert und die Augen im Mandelſchnitt, ſo ſind Reſchid Paſchas Augen rund, beweglich und etwas hervorgedrückt, das Antlitz aber von kurzgeſchnittenem dichtem Bart beſchattet. Reſchid Paſcha weiß jetzt vielleicht beſſer als früher, was man in ſeiner Stellung dem Volke und der alten Sitte ſchuldig iſt. Man denke ſich das Heer der Diener, der Ordonnanzen, der Bittenden, der Huldigenden, den Glanz, die Pracht in der Umgebung des alter Ego kaiſerlicher Größe und Majeſtät! Reſchid Paſcha trug einen Kaftan (weiten Überwurf) von roſenroter Seide und mit weißem Hermelin verbrämt; darunter eine Jacke von leichtem blauen Stoff, und zunächſt auf der Leibwäſche einen blendend weißen, rotgefleckten Leibrock aus feinſtem Gewebe, und durch einen ſchmalen Goldfadengürtel von großer Schönheit um die Mitte feſtgehalten. Goldene Zylinderkettchen, rotes Fes, und zu weißem Beinkleid goldgeſtickte Zimmerſchuhe fehlten natürlich nicht.

Der ſtattliche Mehemed Ali Paſcha, weiland bei Sultan Mahmud hoch in Gunſt, gegenwärtig Schwager des Padiſchah und Ex-Großadmirals der türkiſchen Flotte, ſaß mit dem alten Aarif Paſcha zum Morgengruß auf der einen, der kaiſerliche Internuntius mit ſeinem

Gaſt auf der andern Seite des Großweſirs, und die Unterredung ward in der Hauptſache franzöſiſch fortgeführt, was Reſchid Paſcha bekanntlich ebenſo korrekt als elegant und fließend ſpricht, die beiden andern Würdenträger aber noch nicht ganz zu verſtehen ſcheinen. Eine kleine, nicht gar zu ſchwere Probe im Türkiſchen nahm Se. Hoheit ſelber vor, und ſtellte mit Beiſtimmung Mehemed und Arif Paſchas dem Gaſt des Herrn Grafen ein vielleicht zu günſtiges Zeugnis aus. Die Aufnahme war ungewöhnlich freundlich und ehrenvoll, wie ſie ein giauriſcher Journaliſt bei dem Sadri Aſám früherer Dezennien kaum gefunden hätte. Die landesüblichen Ehren mit Kaffee und brillantenbeſetzter Ambrapfeife verſtehen ſich ohnehin, wenn man durch Graf Stürmer eingeführt und empfohlen wird. Von der vertraulichen Stellung und vom großen Kredit des kaiſerlichen Internuntius bei den oberſten Behörden des türkiſchen Reichs als Augenzeuge öffentlich zu reden, verbietet natürlich der gute Takt. Daß aber die Öſterreicher eine Gunſt, die ſie meiſtens den perſönlichen Eigenſchaften ihres Repräſentanten an der hohen Pforte verdanken, nur ſelten und mäßig oder aus chriſtlicher Enthaltſamkeit und Selbſtverleugnung eigentlich gar nicht benützen, geſtehen ſie hoffentlich ſelber ein. Daß man dagegen an der Seine und an der Newa etwas begehrlicher, hinterhältiger und ränkevoller als an der Donau ſei, hat man deswegen noch nicht geſagt. Große Potentaten, die überdies noch Chriſten ſind, vor ganz Europa anzuſchwärzen, ſind wir nicht nach Bujuk-dere gegangen. Wann hätte aber auch ein Franzoſe in der Politik je eigennützige Gedanken gehabt, und etwa an die Rheingrenze, an Tunis, an das Nildelta, an den Escurial und an den Libanon gedacht? Daß ſie Algier mit den Oaſen der Wüſte nur aus Zwang an ſich gebracht und Port Mahon wiederholt ausgeſchlagen haben, weiß in Europa jedermann.

Um es nun aber mit niemand zu verderben, müſſen wir auch die Ruſſen loben, und beſonders ihre harmloſe Konduite am Bosporus gegen deutſche Voreingenommenheit ſicherſtellen. Wer in der Welt wird aber auch glauben, daß ein Ruſſe irgendwo intrigiere oder gar im ſtillen an byzantiniſchem Gelüſte leide? Kann man die frommen Ruſſen tadeln, wenn ſie in Griechenland ohne alle Nebenabſicht und nur aus Andacht Kirchen und Seminarien ſtiften? Daß ſie aber im ganzen Umfang des türkiſchen Reiches überall nur wegen Reinheit des Glaubens und Wahrung anatoliſchen Seelenheils ſich ihren Glaubensbrüdern nähern, ſie zum Gehorſam gegen die hohe Pforte ermuntern, und nur um des Himmels willen und um dem Padiſchah das Geſchäft zu erleichtern, im Vorübergehen hie und da ein Ex-Voto, ein Kreuz, ein Almoſen, ein Jahrgehalt, eine gute Lehre zurücklaſſen und von Eigennutz überall am weiteſten entfernt ſind, iſt eine bekannte Sache und zugleich die ſtärkſte Bürgſchaft für Erhaltung europäiſchen Gleichgewichts und langer Ruhe im Orient. Glauben Sie mir doch nur, man iſt hier entſetzlich tugendhaft und nur von diplomatiſcher Beſorgnis geängſtigt, man könne ſich am Ende doch bei aller Unſchuld irgendeines jener kleinen Profite nicht erwehren, welche bekanntlich das Schickſal politiſchen Tugenhelden oft Widerwillen und heimlich in die Hände ſpielt. Am eheſten, glaubt man, wird es den ehrlichen Oſterreichern gelingen, das Unglück vermehrten Beſitzes von ihrem Land abzuwehren. Wenn man dagegen in Albanien die ruſſiſchen Ordnungs- und Unterwürfigkeitspredigten ſchnöde verachtet und die Lage durch Aufruhr und Tumult zu verbeſſern hofft, ſo müſſen ſich die Ruſſen mit dem Gedanken tröſten, daß nicht der Erfolg, ſondern Abſicht und Wille die Moralität unſerer Handlungen bedingt. Bei den türkiſchen Großen wird begreiflicherweiſe von ſolchen Dingen nichts verhandelt, und höchſtens der Glückwunſch zum ruhmvollen Sieg des kaiſerlichen Heeres über Bedrhan-Beg und Kurdiſtan angebracht. Die Kunſt, angenehm zu reden, ohne ein Wort zu viel zu ſagen, hat einem türkiſchen Großweſir und einem römiſchen Kardinal noch nie gefehlt.

Ganz verſchieden von den beiden genannten Staatsmännern iſt der alte Tahir Paſcha, zu dem wir am Schluß unſeres Tagewerks gekommen ſind. Der Name iſt in Europa als Sinnbild gefühlloſer Strenge und beinahe alttürkiſcher Grauſamkeit wohlbekannt. Tahir Paſcha mag im Herzen ein Feind der Chriſten, im Amt hart und unerbittlich ſein; aber ſelbſt die Gegner ſagen, er ſei ein unbeſtechlicher und ein gerechter Mann. Tahir Paſcha iſt hochgebaut, knochig und mager, aber nervig, ſtraff und voll Beweglichkeit, trotz ſeiner ſiebenzig

Jahre. Sein ſoldatiſches Weſen und ſeine ganze Art zu ſein, mahnt an den berühmten Grafen Oſtermann. Das langſame und akzentloſe Wort, das lichte Geſicht, die großen, grauen Augen unter weißer Braue und der trockene Blick ſagen klar genug, daß Tahir Paſcha nicht übermäßig empfindſam iſt und die Romane der hochgeborenen Gräfin Ida Hahn-Hahn noch nicht alle geleſen hat. Zum Glück mildert die knappanſchließende neue Kleidung, zierlicher Gehrock und weißes Pantalon mit Lack am Oberleder das Unheimliche des Phänomens. Tahir Paſcha, wie er ſelbſt erzählt, ſitzt nicht viel, ſpielt täglich vier Stunden Billard, ißt wenig, trinkt Waſſer, und findet, daß Zucht und Ordnung mit pünktlichem Gehorſam bei Untergebenen aufrecht zu erhalten und auf dieſem Wege das wahre Glück der anvertrauten Provinzen zu fördern, der ſchönſte und eines Vorſtandes würdigſte Gedanke iſt. Urteile man, ob Tahir Paſcha früher als Großadmiral unter turko-gräkiſchen Matroſen, dann als Führer zuchtloſer Albaneſenhaufen in Syrien, endlich als Starthalter von Aidin, von Adrianopel uſw. Gelegenheit für praktiſche Übung ſeiner Ideen fand und jetzt bei den turbulenten Bosniaken finden wird! Tahir Paſcha iſt des Italieniſchen und Neugriechiſchen in merklichem Grade kundig, hält aber als Mann der Tat, wie es ſcheint, nicht viel auf Thorie, auf Stil, Wiſſenſchaft, Odilon-Barrot-Gerede und deutſche Metaphyſik. Am leichteſten verzeiht man einem Osmanli wie Tahir Paſcha ſeine laue Liebe und ſchmale Achtung für die Chriſtenheit. Nicht das Kredo, ſondern die niedrige Geſinnung und die unbegreifliche Konduite, beſonders der Levantechriſten, machen uns dem gravitätiſchen Muſulman gegenüber verächtlich und verhaßt. Ob aber Tahir Paſchas Abneigung gegen die Chriſtenvölker dem Haß gleichkomme, mit welchem dieſe einander ſelbſt verfolgen, wäre eine andere Frage, auf die wir ohne Ärgernis und peinlichen Anklang nichts zu ſagen wüßten. Dagegen hätte ich gar zu gern vernommen, was etwa der bosniſche Weſir über die ſchleswig-holſteiniſche Streitſache und über die krenellierten Säulen in Dr. L. Roß' griechiſcher Inſelreiſe denkt, und ob er in Angelegenheiten des Sonderbundes dem Luzerner Pater Simmen oder dem Präſidenten Ochſenbein den Vorzug gibt? Das Schickliche und Zeitgemäße ſolcher Fragen wird Ihnen nicht entgehen, und ebenſo lebhaft können Sie ſich die Teilnahme und die Wärme denken, mit welcher ſie ein Türke wie Tahir Paſcha aufgenommen hätte. Es ſchien aber doch vorteilhafter, dieſe in Europa noch zu wenig beſprochene und für türkiſchen Dialog vorzüglich geeignete Materie bis zu meiner Ankunft in Zwornik aufzuſparen, wohin mich der Weſir zum Beſuch eingeladen hat.

V.

Bujuk-dere, 26. Auguſt 1847.

Der ſchöne Lloyd-Dampfer „Jſtambul“, auf dem ich vor ſieben Jahren um die gleiche Jahreszeit das Schwarze Meer durchſchnitt und nach längerem Verweilen auf den nordanatoliſchen Küſten wieder zurück in den Bosporus kam, beſtreicht mit ungeſchwächter Kraft und nur mit vermehrter Übung und Sicherheit noch immer dieſelbe Linie. Der Gedanke, aus dem weichlichen Schlummer des Bujuk-dere-Lebens ſich mannhaft aufzuraffen und, wenn auch keinen längern Aufenthalt, doch wenigſtens einen kurzen Beſuch in Sinope, Samſun und Trapezunt zu machen, lag ſo nahe, daß Sie ſich gar nicht verwundern ſollen, wenn ich der Verſuchung unterlag und raſchen Fluges noch einmal in die Komnenenſtadt gekommen bin. Der Schritt iſt um ſo begreiflicher, wenn ſich zur verführeriſchen Jnſolenz, mit welcher „Jſtambul“ Woche für Woche an unſerem Sommeraufenthalt vorüberrauſchte, noch eine beſondere Veranlaſſung und ein freundliches Gelage im beſten Stil geſellte. Dieſer Beiſatz iſt nicht umſonſt. Denn eine bloße Luſtpartie von 300 Stunden Entfernung im Schwarzen Meer mit flüchtigem Gruß in Trapezunt wäre doch etwas ſo Abenteuerliches und Ungewöhnliches, daß nur mutwillige Geringachtung von Zeit und Mitteln, oder eine Leidenſchaft eigener Natur die Erklärung geben könnte. Des erſteren wird uns niemand beſchuldigen, und warmes Gefühl für das Schöne iſt in keiner Lage tadelnswert. Wenn der treffliche Tſchichatſcheff mit Einſatz von Reichtum und Geſundheit wiederholt, aber jedesmal in einer andern Richtung Kleinaſien durchſtreift, in Kappadozien den erloſchenen Vulkan Argäus mißt, die unbekannten Züge des Taurus und Antitaurus verfolgt, Steine und Pflanzen prüft und an vielen Stellen das Vakuum anatoliſcher Mappen füllt, ſo iſt es für die Wiſſenſchaft allerdings größerer

Gewinn, als wenn ein anderer den tückiſchen Göttern des Euxinus noch ſo reichlichen Tribut entrichtet und in ſtummer Bewunderung vorübereilend die Gegenſtände früheren Entzückens – die Burgruine Trapezus und die immergrüne Waldnacht der pontiſchen Küſte grüßt. Was uns dieſe Landſchaft einſt geweſen und wie leidenſchaftlich die Bilder waren, die uns der kolchiſche Buſchwald, die Sumelaſchlucht und die zaubervolle Szenerie zwiſchen Tripolis und Keraſunt eingeflößt, mag zum Teil noch heute im Andenken Ihrer Leſer ſein. Der Menſch aber liebt und bewundert nur einmal, und ſelbſt wenn ſich der Zauber löſt, blickt er noch lange ehrfurchtsvoll auf die geheime und unerklärliche Gewalt, die ihn einſt überwunden und gefeſſelt hat.

Da Herr von Lutteroth, einer der fünf Direktoren des Trieſtiner Lloyd, mit dem Generalſekretär des Inſtituts ſelbſt auf dem Schiffe war, nahm uns Iſtambul im Vorüberfahren zu Bujuk-dere an Bord. Bis Sinope, wo auf dem Hinwege zuerſt gelandet wird, brauchten wir vierzig Stunden ununterbrochenen Maſchinenſpieles, und während dieſer Zeit war von den geprieſenen Annehmlichkeiten einer Sommerſeereiſe eigentlich wenig zu empfinden. Das Übel begann dicht vor der Mündung des Bosporus. Und wie ſoll man guter Laune ſein und Gedanken haben, wenn Wind und Welle mit Kraft entgegen ſind? Nach Sinope war der Pontus freundlicher und erlaubte, das Verſäumte bei Tiſch und im Geſpräch reichlich nachzuholen. Dieſe beſſere Hälfte der Fahrt dauerte mit Einrechnung des zweiſtündigen Anhaltens in Samſun noch an dreißig Stunden bis zur Reede von Trapezunt, wo wir ungefähr am Ende des dritten Tages nach der Ausfahrt von Bujuk-dere die Anker warfen und den wohlbekannten Strand begrüßten. Wir hatten 1500 Kolli an Bord, und das Verdeck war mit Leuten aus verſchiedenen Provinzen der aſiatiſchen Türkei, aus Perſien und Kaukaſien überfüllt: Die Tſcherkeſſen führten neben damaskierten Klingen und ihrem Kinſchal noch Flinten eigener Art mit dünnem, ſilberreichem Schaft und weitem Rohr, die ſie in Konſtantinopel für fünfundfünfzig bis ſechzig Franken das Stück erſtanden hatten. Munition fehlte natürlich nicht, um die Moskowiter mit dem Fürſten Woronzow gehörig zu ſalutieren. Erſt um zwei Uhr, nachdem ſich unter Gedränge, Tumult und Geſchrei trapezuntiſcher Gondoliere der Strom verlaufen hatte, konnten wir mit Anſtand und Sicherheit das Land betreten. Als Hiſtorikus von Trapezunt mußte ich die Rolle des Cicerone ſpielen und die Tagesordnung mit dem Plan der Wanderung beſtimmen.

In das Innere zu dringen und im kolchiſchen Talgrün herumzuſchwärmen, wie vor ſieben Jahren, geſtattete dieſes Mal die kurze Friſt zwiſchen Ankunft und Abgang desſelben Schiffes nicht. Die nächſte Umgebung der Stadt, St. Sophia auf der einen und das immergrüne Pyritestal (Dejir menderesi) auf der andern Seite, dann die Graukuppe (Bos depe) mit der weiten Fernſicht, wo einſt die Zehntauſend des Xenophon kampierten, dann die Baſare der ausgedehnten Gartenvorſtadt, die Baumſchluchten der Zitadellengräben und die verlaſſenen Trümmer der Kaiſerburg wurden allein beſucht. Daß man jedoch in der Stadt ſelbſt am Hauſe des liebenswürdigen Gaſtfreundes Cavaliere Gherſi und des in der Zwiſchenzeit neuernannten öſterreichiſchen Konſuls v. Atanaskowitſch bei aller Eile und Kürze des Aufenthalts nicht vorüberging, verſteht ſich ohnehin. Ein Derwiſch, den ich früher viel geſehen, war auf erhaltene Kunde zu Herrn v. Gherſi geeilt, um ſich mit dem „türkenfreundlichen Nemtſche“ noch einmal gottſelig zu unterhalten und zugleich das gemeinſame Los der Sterblichen zu bejammern. Wie zu München und einſt auf der albaniſchen Villa des Horatius, wird auch in Trapezunt über den ſchnellen Flug der Zeit gewimmert. Um wie viele Jahre wir inzwiſchen älter geworden, zählte der fromme Muſulman ganz genau. Wieviel aber Se. Ehrwürden inzwiſchen Wein getrunken, ſagte ſie natürlich nicht.

Leſer der „Fragmente“ würden es beinahe übelnehmen, wenn ich über die Kürze der Zeit und über den Derwiſchjammer Marim-Oglus Haus überſehen hätte. Die alte Frau erkannte noch den Gaſt und vermochte nur mit Mühe die Tränen zurückzuhalten. Dagegen verſteckte ſich die goldhaarige kleine Lucia, die inzwiſchen vierzehnjährig wurde, geſchämig hinter der Küchentür, und es bedurfte wiederholter Mahnungen der Mutter, bis ſie, mit Goldmünzen reich behangen und im ſchönſten Schmuck der Jugendlichkeit und des Putztiſches, aus dem Verſteck hervortrat und den Fremdling nach Armenierart begrüßte. Die Nägel an Fingern und Zehen trugen nicht mehr das nubiſche Pflanzenrot wie vor ſieben Jahren – zum Zeichen, daß in der Katholikentoilette zu Trapezunt die Tyrannei des „Pfäffleins“ Don Ovanes noch ungeſchwächt beſteht. In der Szene des Wiederſehens mit der guten Frau Marim-Oglu, meinten die Begleiter, ſei etwas Rührendes geweſen (natürlich nur für Deutſche), und die ſchöne Lucia von Trapezunt fände gewiß ohne Goldbehänge an Bruſt und Mütze ihren Menelaus. In welchem Zuſtand finde ich etwa Lucia, wenn ich Herrn v. Gherſi das Verſprechen halte und Trapezunt zum drittenmal beſuche? Die beiden Granaten- und Feigenbäume am Brunnen hatten inzwiſchen an Mächtigkeit und Schattenfülle bedeutend zugenommen, aber die erwerbſame Familie Marim-Oglu ſelbſt fand ich, durch Emigration geſchmolzen, auf das früher leere Nebenhaus beſchränkt, und das Hauptgebäude ſelbſt als „Hotel de France“ verzinslich angelaſſen.

Die befruchtenden Wirkungen des neuerwachten Warenzuges aus Europa über Trapezunt nach Iran werden in der Komnenenſtadt nach langem Widerſtreben endlich fühlbar, und eine Scheidewand nach der andern fällt vor der Liebe zum Gewinn. Eine neue Baſargaſſe erwuchs vor nicht langem auf dem großen Platz (Meidan), und Spuren von Verſchönerung, Erweiterung und Wiederherſtellung vergeſſener Ruinen zeigen ſich an vielen Orten, beſonders im Konſularviertel und in der Richtung gegen Reede und Landungsplatz. Selbſt in die oberſte Zitadelle, weiland Mittelpunkt des Schmutzes und der Verſunkenheit, fiel ein Strahl von Ordnung, Säuberung und Wiederbau. Moſcheen und Häuſer des früher ſo verfallenen Quartiers ſind wenigſtens im Äußern ſauber und wohnlich hergerichtet, und ſieht der „milchweiße Kanonierjunge“ auch nicht mehr als waffenloſe Schildwache gegen die Moſkof ins Gebirge hinauf, ſo ruht doch die einzige Kanone, die früher auf der Erde lag, jetzt zierlich auf Laffetten, und wimpelt vom breiten Efeuturm des Kalo-Johannes die rote Osmanlifahne langfaltig über die grünumſchlungenen Mauerzinnen in die Luft hinaus.

Das jugendlich ſchöne Blut und die kaukaſiſche Friſche der Trapezuntier bemerkt jeder, der aus Europa und dem verwelkten Stambul kommt. Von den Übeln, die das ſchöne warme Blut in Traboſan verübt, gehen freilich allerlei Gerüchte frei und offen im Ort herum; wer aber dürfte es wagen, dem geſchämigen, frommen und ſittlich ſtrengen Europa ſolche Skandale aufzutiſchen? Öde geblieben iſt in der Gärung des neuen Trapezunter Lebens nur die Palaſtruine, der alte Sitz romantiſcher Luſt und Komnenenpracht. Völkern und Himmelsſtrichen verzeiht das Fatum zuweilen ihre Sünden und ſendet verlorene Herrlichkeit zurück. Nur für gefallene Fürſtengröße gibt es keine Sühne, und heute wie vor ſieben Jahren ſieht die junge Eſche noch ungeſtört durch die leeren Säulenfenſter der Komnenen nickend die Wolken vorüberziehen.

Schon auf der Herfahrt, als das Schiff um das Vorgebirge Joros beugte und die weite Kurve von Traboſan erſchien, hatten wir an waldloſen Steilhalden eine im feuchten Kolchis ungewöhnliche Erſcheinung, verſengtes Gras und ausgebrannte Flur bemerkt. Die Glutſonne von 1847 und völliger Regenmangel zunächſt über die Umgegend von Trapezunt hatte das ſonſt ſo üppig grüne und lachende Weichbild der Stadt faſt bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Größere Baumgruppen blieben freilich unverſehrt und zehrten von der eigenen Kraft, aber der Quellenſprudel um die Stadt, beſonders in den ſchattenvollen und romantiſchen Zitadellenſchluchten war großenteils verſiegt, und von den beiden plätſchernden Bächen der eine völlig eingetrocknet wie der Iliſſus bei Athen; der andere war zu dünnem, kaum bemerkbarem Silberfaden herabgeſunken, und verſchwand verſchämt in dürrem Gebüſch, wo er früher ſegenſpendend, friſch und luſtig vorüberrauſchte.

Beſonders traurig war der Ausblick von der Burgruine in die von der Weſtſchlucht dicht hinter der Burg aufſteigende Bergmulde, wo der ſaftig helle Grasteppich überall verſengt, das ſtrotzende Gebüſch abgedorrt und die luſtigen Quellen wie zur Zeit, als Phaethon die Welt verbrannte, im zerklüfteten Boden verſunken und aller Reiz verſchwunden war. Der Gedanke, reichlicher Herbſtregen werde mit den Quellen auch das verlorne Pflanzenleben, den Aſphodill- und Anemonenſchmuck der verwelkten St. Sophienaue wiederbringen, tröſtete allein über Dürre und Verlaſſenheit der Gegenwart. Wider die Region des Laubwaldes, die in wenig mehr als einer Stunde ſüdlich vom Strand überall beginnt, vermochte wegen des unerſchöpflichen Reichtums an Feuchtigkeit, an lieblich dichtem Unterholz und an Schattenblumen dieſe Frühlingskalamität natürlich überall nichts. Und verſchlöſſe der Himmel wie einſt über Samaria ſeine Brunnen auch über Kolchis drei volle Jahre, ich glaube, ſein Zorn würde vergeblich ſein. So rebelliſch, reich und ungebändigt iſt im Pontus die Pflanzenwelt!

Weniger glücklich als der Buſchwald ſind die byzantiniſchen Wandmalereien im Innern des Nebenkirchleins von St. Sophia geweſen, von deren Schönheit, Feſtigkeit und gutem Stande die „Fragmente“ Erwähnung tun. Vermutlich aufmerkſam gemacht und zugleich erboſt durch regelmäßig wiederholte Beſuche Ungläubiger aus Firengiſtan bei dieſem Heiligtum, verordneten fanatiſche Ulema von Trabosan inzwiſchen die gänzliche Vernichtung der „abgöttiſchen“ Kunſtgebilde. Wer die faſt unzerſtörbare Härte des Byzantiner Kalkes kennt, wird die Mühe dieſes wahrhaft vandaliſchen Zerſtörungsaktes begreifen können. Zoll für Zoll, wie man es bis zu oberſt in die Kuppel hinauf deutlich ſieht, ward der iſlamitiſche Spitzhammer eingeſetzt, und die mehr als fünfhundertjährige Kruſte herabgeſchlagen. Das Geld der Ungläubigen nehmen die Osmanli von Trapezunt, aber die Duldſamkeit unſerer Sitte verſchmähen ſie. Ein bereits legal abgeſchloſſener Konſular-Wohnungsmietkontrakt ward im Andrang der Gemeinde durch den Statthalter für nichtig erklärt und gegen Erſatz aufgehoben, „weil die Flagge des ungläubigen Repräſentanten an das Dach einer nahen Moſchee ſtreifen könnte“. Noch eine Schlappe von Gümüſch-Khane braucht es, bis die ſtupiden Trabosanlü begreifen, um welche Stunde es jetzt in Europa iſt. In Stambul ſind die Muſulmanen ſchon billiger, wie man neulich bei den Reparaturen der großen St. Sophienkirche ſah. Statt byzantiniſche Moſaiken, die plötzlich zum Vorſchein kamen, fanatiſch zu vertilgen, wie im unduldſamen Trapezunt, befahl der kluge und verſtändige Abd ul Meſchid den Fund durch friſche Tünche den Augen ſeiner Gläubigen zu entziehen, und ſo auf beſſere Zeiten zu bewahren. – So verging die Zeit, und nur in der Vorausſetzung, daß wir die Zuſage halten, und wenn auch nicht für den ganzen Winter, doch zur kolchiſchen Kirſchenblüte wiederkehren, ließ man uns die Anker lichten und weiterziehen.

Unter den bedeutenderen Küſtenſtädten des Schwarzen Meeres iſt Samſon von europäiſchen Zeitungsleſern vielleicht am wenigſten gekannt; jedenfalls wird in öffentlichen Blättern und Reiſebeſchreibungen kaum einmal des Jahres dieſer Stadt erwähnt. Obwohl einſt eine griechiſche Kolonie, bietet Samſon doch kein romantiſches Intereſſe wie Trapezunt. Auch der Sinn für alte Kunſt findet hier keine Nahrung, da heute weder Tempel noch Theater, noch Stadium, noch Antiken, ja nicht einmal Ruinen zu ſehen ſind. Man denke ſich eine gelblicht-weiße Feſtungsmauer in Form eines länglichen Vierecks, mit Türmen und buſchbewachſenen Gräben ohne Hebung und Schwung am meerbeſpülten Flachſtrande hingebreitet und im Innern mit einem unentwirrbaren Labyrinth von Schmutz, Kloaken und niedrigen Kot- und Bretterhütten ausgefüllt, und man weiß beiläufig, was Samſon im Pontus iſt. Nun rechne man zur Ergänzung des Bildes noch die dicke Sumpfluftſchicht, den unerträglichen Qualm und die mephitiſchen Dünſte der Hundstagsperiode, die bleichen Geſichter, die ſchleichenden Fiebergeſtalten und die üblen Launen der türkiſchen Faſtenzeit hinzu, um zu entſcheiden, wie reizend das Leben für einen müßigen Europäer in Samſon ſei. Außerhalb der Ringmauer hebt ſich der Boden in ſanfter Schwellung, und eine weite Vorſtadt, zwar auch meiſtens zerlumpt, brettern und verfallen wie die Häuſer der Zitadelle, aber zwiſchen Bäumen und Bächen maleriſch hingeſtreut, gewährt dem Auge ſchon höhern Reiz. Wahrhaft ſchön iſt nur die Landſchaft, ein weiter Halbkreis von mild aufſteigenden Hügelreihen, eine immer die andere überragend, und im Hintergrunde von ſchattigen Laubwaldbergen eingerahmt in lieblicher Theaterform.

Der Strand, in gerader Linie etwa eine geographiſche Meile von einem Vorgebirg zum andern laufend, bildet mit der Feſtung gleichſam das Proſzenium zu der viele Stunden tiefen Bühne, voll Schatten, Reichtum und Gartenluſt. Was ſich am Terrain in der Nähe ſchluchtig und grünmuldig getrennt und durchbrochen zeigt, fließt, vom Meere aus geſehen, in lieblich ſchwellende Konturen ineinander.

Der Boden ſelbſt iſt fette Gartenerde und wie ein natürlicher Rieſenpark mit Bäumen überſät. Öl, Mais, Weizen und Tabak gedeihen im Überfluß, Obſt und Trauben ungerechnet, die hier ohne Pflege und, wie um Trapezunt, faſt unbeachtet wuchern. Denſelben Charakter üppiger Fruchtbarkeit und reichlichen Ertrages bewahrt das Land rückwärts von Samſon in der Richtung gegen Kaiſarieh in Kappadozien, wo man nach Horatius von jeher wohlgenährte Leiber und leere Köpfe hatte. Nur eichene Dickſchädel, wie die Anatolier überhaupt, konnten zehn Jahre brauchen, um zu begreifen, daß bei einem ſolchen Naturſegen mittels Dampfſchiffahrt der Ungläubigen ein gewinnreicher Handelsverkehr mit Europa möglich ſei. Und wirklich ging die erſte große Sendung Tabak (im ganzen 40000 Ballen) eigentlich nur im verwichenen Jahre von Samſon abendwärts. Wie viele und wie reiche Ladungen Weizen und Mais zu gleicher Zeit ihren Weg nach dem hungrigen Okzident genommen, ſagen die Zollregiſter und die vollen Taſchen der Zwiſchenhändler. Doch aus der Fülle des Gewinnes einen bequemen Landungsplatz herzuſtellen, fiel in Samſon noch niemand ein. Nicht einmal kleine Barken können ſich dem Strande nähern, und den Molo erſetzen — oft nicht ohne Gefahr — die derben Schultern der Ruderknechte. Ob man indeſſen zu Samſon viel Metaphyſik treibe, bezweifelt ein deutſcher Leſer nicht ohne Grund. Auch war es bei unſerer Ankunft noch unentſchieden, ob Samſon dieſes Jahr einen Deputierten zum Philoſophenkongreß nach Gotha ſenden wolle oder nicht.

Auf einer geſunden und luſtigen Baumhöhe oberhalb der Stadt hat das große Handelsvolk mit wahrhaft britiſchem Komfort ſein Konſulat gebaut. Die Öſterreicher haben zwar auch eine Behörde aufgeſtellt, ſind aber in beſcheidener Hütte unten in der Fieberluft am Strand geblieben, und nehmen den Roaſtbeef eſſenden Briten gegenüber das ganze Jahr Chinin.

Daß aber bei Samſon (Samſun und Sampſon) etwa nicht an den bekannten Bibelhelden und an die Philiſter zu denken ſei, verſteht ſich ohnehin. Die Stadt hieß vor alters und heißt im Grunde heute „Amiſos“. Der Akkuſativ der klaſſiſch-griechiſchen Ortsnamen erſcheint in der Byzantiner Periode gewöhnlich als Nominativ mit der Vorſchlagſilbe S, Is oder Iz, was man ſchon bei einer frühern Veranlaſſung nachgewieſen hat. Wie ſie in Anatolien ſchon vor Einwanderung der Türken ſtatt Nik (Nicäa) Isnik, ſtatt Chio Schio und ſtatt Atalia Satalia ſprachen und ſchrieben, hat ſich auch das alte Amiſos in S'Amiſon und mit beliebter Verkürzung in Samſon umgewandelt.

Von dem unphiloſophiſchen Samſon geht das Dampfboot in neun Stunden nach Sinope, dem natürlichen Stapelplatz für die dahinterliegende fette und reiche Landſchaft Paphlagonien. Von der alten Handelsrepublik und Miletus-Kolonie Sinope, ihren prachtvollen Theatern, Rennbahnen und Tempeln, wie ſie noch Strabo zu Anfang der chriſtlichen Ära lobt, iſt heute eigentlich nichts mehr übrig als der Name und die vorteilhafte Lage auf einer ſchmal zuſammengepreßten Erdenge, die eine breit angeſchwollene, rötlich ausgebrannte, faſt baumloſe und etwa eine Stunde weit in das Meer hinauslaufende Halbinſel an das grüne Küſtenland von Paphlagonien hängt. Die Türkenſtadt mit hohen Mauern und einer verlaſſenen Zitadelle füllt die ſchmale, aber ſchwellige und baumreiche Landzunge von einem Meer zum andern, und da die ſonnenverbrannte Halbinſel ſelbſt gleich außerhalb der Feſtungsmauer ſich bergig erhebt und zugleich wie eine Ruderſchaufel zu beiden Seiten buchtig auseinandergeht, ſo bildet ſie eine Doppelreede, die das Reizende der Örtlichkeit noch vermehrt. Der gewöhnliche Landungsplatz jedoch mit Quarantäne, Maut, Werft und langen Baſaren iſt in der öſtlichen Hafenbucht, gegen welche ſich auch die Halde der von Griechen bewohnten Vorſtadt mit ihrem ärmlichen Häuſerwerk und ihrem Baumwald niederſenkt. Am Ende der knorrig angeſchwollenen und ſteilfelſig in die Flut abſtürzenden Halbinſel hat die Natur zwei Hügel von wundervoller Rundung hingeſtellt, die dem arabiſchen Lebensbeſchreiber Timurs ein eigentümliches und ganz im Geſchmack des Orients gehaltenes Bild entlocken. Die ſtadttragende Enge ſelbſt wird in derſelben Stelle mit dem Wuchs eines ſchlanken Jünglings verglichen. Der Zyniker Diogenes und der große Römerfeind Mithridates waren geborene Sinopiten. Aber die Philoſophie des einen wie die Energie und politiſche Größe des andern ſind mit Herrlichkeit, Flotte, Heer und rauſchendem Leben der alten Pontusreſidenz längſt vergeſſen. Von den Zeiten des Pompejus (64 vor Chriſtus) bis 1204 unſerer Zeit, d. i. 1268 Jahre lang war Sinope römiſch-byzantiniſches Munizipium, und hatte hinlängliche Friſt, von ſeinem Glanz herabzuſteigen und langſam hinzuwelken. Um 1204 beſetzte Alexis Komnenus, Stifter des Schatten-Imperiums Trapezunt, die Stadt Sinope, und baute aus den Trümmern alter Periſtyle, Gymnaſien und Theater, die Mauern der gegen das Feſtland hin den Zugang hütenden obern Burg, die heute wieder unbewohnt und halb verfallen iſt. Nur ſechs Jahre währte das Glück von Trapezus, und ſchon um 1218 verlor Alexis Herrſchaft, Stadt und Leben gegen den Sultan von Ikonium. Von dieſem Zeitpunkt angefangen blieb Sinope türkiſch bis auf dieſe Stunde. Daß Sinope nach Auflöſung des Sultanats Ikonium 300 Jahre lang Sitz eines ſeldſchukiſchen Teilfürſten war, und 1463, wie eine türkiſche Inſchrift unweit dem äußeren Feſtungstor beſagt, durch Mohammed II. zum osmaniſchen Reich geſchlagen wurde, macht in der Hauptſache keinen Unterſchied. Der Kunſt, dem Fortſchritt, der Bildung und dem Chriſtentum gegenüber iſt Türkenherrſchaft unter allen Verhältniſſen von demſelben Geiſt der Zerſtörung, der Hemmung, der Feindſchaft und der Indolenz beſeelt. Nicht bloß der Firnis verſchönerten Lebens und unruhvoller Geſittung, womit die Siege des griechiſchen Genius den Orient überzogen, iſt in Kleinaſien vollſtändig abgeſtreift; auch die geiſtige Erſchütterung und Reſtauration, die von Nazareth ausgegangen, mußte in Kleinaſien der Reaktion des alten Prinzips des Orients erliegen. Das Chriſtentum iſt in Anatolien nicht bloß in der unendlichen Minderzahl, es iſt auch Urbild der Unwiſſenheit, des Verkommniſſes und der Niederträchtigkeit, und deswegen mit Recht in die Vorſtädte und Kloaken zurückgedrängt.

Die ganze Art des Daſeins der Anatolier, ihr Häuſerbau, ihre Ackergeräte, ihre Induſtrie, ihre Weiſe, das Feld zu beſtellen, den Körper zu pflegen und das öffentliche Leben einzurichten, iſt heute wieder, oder hat vielmehr niemals aufgehört zu ſein, was es zur Zeit des Königs Midas mit den fabelhaften Ohren und des von den Göttern ſelbſt belobten Ehepaares Philemon und Baucis war. Auf der Straße neben der Zitadelle ſahen wir einen paphlagoniſchen Bauernkarren von primitiver Einfachheit. Von irgendeinem Metallbeſchlage war überall keine Spur, und ſtatt auf breiten Radfelgen von Eiſen, wie im Okzident, rollte das Möbel auf zwei blau angefärbten dünnen Holzſcheiben knarrend und holpericht auf dem Pflaſter fort. Ich zweifle, ob von König Nimrod und der griechiſchen Fabelwelt bis auf Abd ul Medſchid herab, allen Revolutionen des Orients zum Trotz, im Ruralleben der Anatolier irgendeine weſentliche Veränderung eingetreten ſei.

Auf der Hin- und Herfahrt hatten wir eine große Menge Perſer, und zwar aus den verſchiedenſten Provinzen Irans am Verdeck. Daß die Perſer eine hohe kegelförmige, oben zierlich ausgeſchweifte Mütze als Nationalkopfbedeckung tragen, iſt inſoweit nichts außerordentliches, und mag eben heute bei den Völkern öſtlich am Euphrat Sitte ſein. Wir bitten aber alle Redakteure und Leſer der Modejournale von London und Paris höflichſt um Vergebung für die monſtröſe Theſis, daß ſich an der perſiſchen Kopfbedeckung weder in Stoff noch in Form noch in Schnitt und Koketterie ſeit 4000 Jahren das mindeſte geändert habe. Die Perſer des Schehin-Schah Mohammed-Khan von Teheran, wie ſie von Stambul nach Trabiſonda reiſen, könnten für die Stein- und Farbenkünſtler nicht etwa bloß des Darius Hyſtaſpesſohn, ſondern Nimrods (2200 v. Chr.) „des gewaltigen Jägers vor dem Herrn“ und umgekehrt noch heute als Modelle dienen. Die Bilder, welche Rawlinſon*) am Felſen von Bihiſtan und Layard in der verſchütteten Königsburg zu Alt-Ninive abgezeichnet haben, ſind für das „progreſſive“, wandelbare und unbeſtändige Abendland wo nicht ein tadelndes, doch ein merkwürdiges und belehrendes Argument. Oder glauben Sie etwa, ein Berliner Gardeoffizier, wenn er feingeſchniegelt, patſchuliduſtend, in Krawatte und Glacéhandſchuhen abends unter den Linden geht, gleiche in Toilette, Miene und Benehmen noch überall einem cheruskiſchen Freiheitshelden, der mit Arminius zur Schlacht von Idiſtaviſo zieht? Meinerſeits zögere ich ſogar mit der Behauptung, Vercingetorix, des Celtillus Sohn, habe bei Cäſars Sturm auf Gergovia ganz und gar Monſieur Adolphe Thiers im Pariſer Deputiertenfrack geglichen. Deswegen wird aber nicht gemeint, man ſoll für Wiedererweckung deutſcher Größe und deutſcher Macht zu Berlin in Tierfellen und mit gähnenden Wolfsrachen auf dem Kopf, „magna parte corporis nuda“ wie die Streiter des Arminius, auf die Schloßwache ziehen. Eben weil es beweglich iſt, weil es alles prüft und das Beſte behält, iſt Europa groß geworden. Nur die Idee, daß Aſien in allen Dingen, in Denkweiſe, Ausdruck, Sitte, Übung und Tendenz der notwendige und legale Gegenſatz des Abendlandes ſei und bleibe, möchten wir bei jeder Veranlaſſung unſern Landsleuten zu verſtehen geben.

---

*) Sir Henry Creswicke Rawlinſon, der engliſche Archäologe, eine Zeitlang Konſul in Bagdad. (A. d. H.)

Während „Iſtambul“ dieſes Mal länger als gewöhnlich auf der Reede von Sinope hält, und der Harem des von Caſtamuni in Paphlagonien nach Saida am Libanon verſetzten Iskodralü Muſtafa-Paſcha mit einigen und dreißig weiblichen Weſen verſchiedener Lage und Farbe und einer verhältnismäßigen Zahl von Kindern, Sklaven, Kaplänen, Schreibern und Dienern Saal und Nobelverdeck beſetzt, der Vollmond glitzert, der Wind luſtig weht, die Kinder ſchreien und den Damen übel wird, habe ich Zeit genug, anatoliſche Sitte zu bedenken und zugleich einige Notizen über die Pontusfahrt aufs Papier zu bringen.

VI.

Das Diplomatengaſtmahl auf Haider-Paſcha.

Bujuk-dere, 5. Oktober 1847.

Haider-Paſcha iſt eine ſchöne Talebene im Hintergrunde der beiden Städte Chalzedon und Skutari, die bekanntlich dicht am welligen Strand der aſiatiſchen Bosporusſeite liegen und noch als Vorſtädte von Stambul gelten. Die gegenſeitige Entfernung der benannten Orte beträgt nur eine Stunde Weges, und zur dazwiſchenliegenden Talebene ſelbſt führt vom Ufer aus eine breitmündige Einſenkung, in welcher Bäume ſtehen und ein perenner Bach den Ausweg zur Propontis nimmt. Dicht am Landungsplatz ſteht eine gewaltige, dichtbelaubte, prachtvolle Platane mit Brunnen, Ruheplatz und zwei iſolierten Hügelſchwellungen links und rechts zur Seite. Die Ebene ſelbſt hat auf der Südſeite eine ſanft geſchweifte Langhalde, an deren Abhängen ein unüberſehbares Heer grüner Zelte ſtand, ſchön geordnet und mit der Mündung den kühlen Sommerlüften des Pontus zugekehrt. Unten auf dem grünen Plan ſteht ein Sommerhaus des Sultans und nicht weit davon das ungeheure bewegliche Tafelzelt, das der vorige Herrſcher zur Feier großer Gelegenheiten um anderthalb Millionen türkiſcher Piaſter (500000 Franken) in Paris hatte fertigen laſſen, zugleich Bundeslade und Stiftshütte der Allianz zwiſchen Iſlam und Chriſtenheit.

Wer die Freundſchaft der Chriſten ſucht, muß ihnen zum Kitt tätiger Liebe vor allem gut zu eſſen und ſehr viel zu trinken geben. Eine willkommene Gelegenheit, die Bande gegenſeitiger Beziehung auf gut okzidentaliſch zu befeſtigen und neu zu beleben, war das Tauf- oder Beſchneidungsfeſt der beiden älteſten Prinzen Sr. Kaiſerlichen Majeſtät. Uns weiht man mit Geiſt und Waſſer zur beſeligenden Lehre ein; der Prophet von Mekka aber hat für die Söhne ſeiner Gläubigen die altteſtamentliche Bluttaufe beibehalten, die nach jüdiſchem Gebrauch am achten Tage, nach iſlamitiſcher Praxis vor den Jahren der Pubertät nach Belieben, meiſtens aber im ſiebenten Jahre verrichtet, und als wichtigſter Akt des Lebens und größtes Familienfeſt überall nach Kraft und Vermögen verherrlicht wird.

Im Orient gibt es kein beneidenswerteres Glück und keinen höhern Titel der Achtung als einen Sohn zu haben und Muſelman zu ſein. Wie der Vater des großen Seſoſtris alle Knaben Ägyptens, die am gleichen Tag mit ſeinem Sohne entſtanden, als künftige Gefährten und Diener des Neugeborenen auf ſeine Koſten nähren und erziehen ließ, ſo ward die religiöſe Zeremonie an allen, während der letzten zehn Jahre gebornen und noch ungetauften Söhnen muſelmaniſcher Eltern von Stambul und der Bosporusgegend auf Rechnung der kaiſerlichen Zivilliſte vorgenommen, und zu würdevoller Begehung der Feierlichkeit die Ebene von Haider-Paſcha auserſehen. 8000 Knaben wurden eingeſchrieben, von denen täglich 900 in einem längs der ſanften Halde neuerbauten und wohlverwahrten Holztheater mit 900 Betten das iſlamitiſche Sakrament erhielten. Außer der Beſchneidungstaxe ſelbſt und dem täglichen Unterhalt waren 200 Piaſter (vier Golddukaten) und ein neues Kleid für jeden Knaben das Taufgeſchenk. Fünf Dampfboote im Dienſt des Sultans waren von früh bis Abend in Tätigkeit, und das Publikum hatte, verſteht ſich mit Entſchädigung der Gondeliere, freie Überfahrt. Mit einer Sorgfalt, von der man in Europa keine Vorſtellung hat, machten Dampfboote durch das ganze Weichbild vom Stambul, von San Stefano bis zum Schwarzen Meer die Runde, ſammelten die zu beſchneidenden Knaben und deren Eltern und Anverwandte, und brachten ſie mit den kaiſerlichen Geſchenken wieder nach Hauſe zurück. Kanonendonner rollt zum Zeichen öffentlicher Freude dreimal des Tages, und wenn die Sonne untergeht, beginnt bunter Feuerregen und farbiges Raketenſpiel mit dem Blinken unzähliger Lampen auf Haider-Paſcha längs dem lauen Bosporus bis Bujuk-dere herauf. Die ganze Regierung des türkiſchen Reiches vom Großweſir bis zum letzten Kanzleibeamten mit Dienerſchaft und Zubehör wohnt unter Zelten auf Haider-Paſcha und iſt des Sultans Gaſt für die ganze Dauer des Feſtes. Täglich zweimal iſt großherrliches Gaſtmahl unter dem Tafelzelt, wozu der Reihe nach die Autoritäten und die mit der hohen Pforte verkehrenden Notabilitäten aller Nationen und Bekenntniſſe in Konſtantinopel geladen ſind. Man rechnet, daß mit Einſchluß der kaiſerlichen Dienerſchaft, der dienſttuenden Garden und Hellebardiere an 100000 Menſchen innerhalb zwölf Tagen von Sr. Kaiſerlichen Majeſtät bewirtet werden. „Ad quid perditio haec?“ Wozu dieſe Verſchwendung an Raketen, Pulver, Reis und Mehl? denkt vielleicht irgendein Finanz-Iſchariot im Abendland. Der Ärger für uns ſchäbig und knickeriſch lebende Franken iſt um ſo ſchneidender, da hier niemand an Erſparung und Erübrigung denkt und Reichtum mit Überfluß und ungewohnter Fülle dem Zuſchauer von allen Seiten entgegenſtrömt. Dreißig Millionen Piaſter (ungefähr ſiebenundeinhalb Millionen Franken) hat Se. Kaiſerliche Majeſtät auf die Zivilliſte für die zwölftägige Feſtlichkeit angewieſen. „Wie ſchade um das Geld! Was hätte man mit den vergeudeten Summen nicht alles ſchaffen können! drei Tage Unterhaltung wären ja auch genug! Welcher Sparpfennig für unvorhergeſehene Not!“ rief heuchleriſch und habgierig beim Anblick des kaiſerlichen Luxus und der aſiatiſchen Verſchwendung hie und da ein okzidentaliſches Mammonskind.

Auf Donnerstag, den 23. September, zwei Uhr nachmittags war das erlauchte Korps der fremden Geſandten je mit ihren erſten Sekretären und Interpreten zum kaiſerlichen Mahl gebeten, und zwar — wie es die Zuſchrift ausdrücklich bemerkte — en grand uniforme. Was ſinnreiche Eitelkeit zwiſchen Liſſabon und Teheran in der Zierkunſt je erfand, der Glanz des Goldes und die funkelnde Diamantenpracht, mit welcher die Majeſtät der Könige die menſchliche Armſeligkeit ihrer Diener an der hohen Pforte ſchmückt, war hier mit einem Blick zu überſehen. Dreißig der höchſten türkiſchen Würdenträger in goldgeſticktem Kleid und in Brillanten ſtrahlend ſollten ſich in gemeinſchaftlichem Bunde den Gäſten beigeſellen.

Denken Sie ſich die Szene, das bunte Gewühl, wie es durcheinander wogt, die lauen bithyniſchen Lüfte, wenn ſie über die Ebene fächeln, und die diamantene Diplomatenherrlichkeit, wie ſie im Glanz der Sonne widerſtrahlt! Aber unvermutet erhob ſich um Mitternacht ein Gewitterſturm mit Windsbraut und Wolkenbruch vom Pontus her. Zehn volle Stunden rollte der Donner, ſauſte der Sturmwind, und fiel der Regen in Strömen mit einer ſelbſt am Bosporus unerhörten Heftigkeit. Abergläubiſche Gemüter zitterten ſchon vor dem Zorn der Gottheit und dem nahen Weltgericht. Obwohl es gegen Mittag hin freundlicher ſchien, und in der Ungewißheit die meiſten Geladenen ſchon nahten, wurde endlich doch abgeſagt, weil das Zelt überſchwemmt, der Speiſevorrat verdorben und die Haider-Paſcha-Ebene ſelbſt in einen undurchwatbaren Sumpf verwandelt war. Wir Europäer zu Tiſche geladen – das mögen ſich die Türken merken –, erſcheinen mit fürchterlicher Genauigkeit. Montag, 27. September war ſchon wieder Staub auf Haider-Paſcha, und das auf den folgenden Tag zum zweitenmal angeſagte „Diner Impérial“ ſollte zum Lohn getäuſchter Eitelkeit hoffentlich ohne Störung vorübergehen. Der Morgen war herrlich, die Atmoſphäre ungewöhnlich mild, und auf der regengetränkten Flur ſproßte herbſtlich friſches Grün; vier Dampfſchiffe, ein franzöſiſches, ein ruſſiſches, ein engliſches und ein Lloyd-öſterreichiſches, ſchwammen, mit dem Ausbund europäiſcher Staatsweisheit geladen, faſt zu gleicher Zeit aus der Bucht von Bujuk-dere den flutenden Bosporus hinab. Aus Rache für das neulich geſtörte Spiel war die Toilette mit verdoppelter Kunſt angetan, und der Ehrenkram womöglich noch vollſtändiger und umfaſſender ausgelegt als das erſtemal. Einer hoffte den andern zu überſtrahlen, und für prachtliebende Gemüter war der 28. September ein wahrhaft großer Tag! Die Eiferſucht zwiſchen Haus Bourbon und Haus Habsburg iſt bekanntlich älter als 300 Jahre, und obgleich ſie jetzt beide um die Wette friedlich ſind, ſtellt ſich der Wettkampf doch bei der geringſten Veranlaſſung wie von ſelber ein.

Das bourboniſche Boot war um die Kraft von mehr als 200 Pferden ſtärker und wenigſtens zehn Minuten früher ausgezogen. Die Sache war bedenklich. Zum Glück war der „Imperatore“, auf dem wir ſchifften, einer der beſten Lloydſegler im Mittelmeer, und der Kapitän ein erprobter Mann. Triumphierend ſtrichen wir am keuchenden Nebenbuhler vorüber, und waren bedeutend früher am

Ankerplatz. Aber hélas! was nützte uns der Sieg? Wir lagerten dicht am Strand und ſahen durch die breite Eingangsmulde das grüne Zeltlager auf der Halde, das Holzamphitheater, die Platanen und die neugierige Menge, wie ſie in breiten Wogen dem Schauſpiel europäiſchen Schimmers entgegenharrte. Kiamil Bey, der kaiſerliche Geſandteneinführer, erwartete am Ufer die Kommenden, zu deren Aufnahme und Weiterbeförderung man Wagen und Reitpferde im Überfluß bereit hatte. „Die Gottheit iſt auf das Glück der Sterblichen neidiſch" heißt es irgendwo bei Herodot. Ein trüber Flor hatte ſich zwar ſchon während der Fahrt über den Geſichtskreis ausgeſpannt und vom Balkan her wuchs von Minute zu Minute die Dunkelheit. Doch glaubte niemand an die Nähe der Gefahr. Die Landung begann nach Rang und Etikette. Es wimpelte und glänzte wundervoll, und die Internuntiaturbarke mit zehn Gondolieren in Weiß und Scharlachrot hatte ſchon die erſte Ladung ausgeſetzt und wollte uns eben ſelber nehmen, als das Unheil mit unglaublicher Schnelligkeit heulend und dröhnend von den ſieben Türmen herüberzog. Es rollte fürchterlich, neben uns fuhr der Blitz auf Chalzedon nieder, und aus den Wolken ſtrömte es wie in der Sintflut auf die goldblinkende Legatenſchar. Wie die ſchauluſtige Menge plötzlich auseinanderfuhr und die gelandeten Dekorationsträger nach bereitgehaltenen Wagen eilten! Türkiſche Frauen verloren auf der Flucht den Überwurf, und weiß und ſchwarz gefiederte Diplomatenhüte flogen im Sturmwind. Nicht genug! Reiter ſtürzten, Achſen brachen und o des Greuels! Repräſentanten gottgekrönter Majeſtät grüßten in ihrem weißen goldverbrämten Kaſimiranzug den Haider-Paſcha-Schlamm.

Mit dieſer unerbetenen Intervention der Elemente war der Hauptglanzpunkt der Feſtlichkeit erbleicht. Wenn der Regen auch Pauſen machte und eine wäſſerige Helle zuweilen Hoffnung gab, ſo zürnte der Himmel doch immer von neuem wieder, und Sie können ſich die betrübten Geſichter und die beſchmutzten Toiletten denken, als wir endlich alle im Saalzelte beiſammen waren, wo die geſamte türkiſche Grandezza in feierlicher Ruhe der geladenen Gäſte harrte. Von allen Potentaten, die in der Welt etwas zu bedeuten haben und mit der hohen Pforte in Berührung ſind, hatte nur einer ſeinen Stellvertreter nicht geſchickt.

Die Wieſenfläche, auf der das Köſchk des Sultans, das Theaterzelt und die große Tafelhalle nebeneinander ſtanden, war auf drei Seiten durch Einrandung abgeſperrt und nur gegen die Zeltſtadt auf der Halde offen. Ein Generalleutnant mit einem in Schlachtordnung aufgeſtellten Gardebataillon hielt am Eingang Wache und muſterte mit einer den Türken eigentümlichen Grazie und Höflichkeit das zu Wagen und Pferd vorüberziehende Frankenkorps. Das Saalzelt hatte eine hohe, lange Säulenvorhalle auf der Eingangsſeite und ein kleines Theater mit Orcheſter im Hintergrund. Der naſſe Fußboden war mit Schilfmatten und Teppichen belegt. Tiſche, Sofa, Stühle und Diwane ſtanden in Fülle umher, und zu beiden Seiten des Zugangs war unter vorſpringender Bedachung eine Reihe Palaſtgarden in ſcharlachrotem, reich mit Goldlitzen geziertem Waffenrock in Reihen aufgeſtellt. Der Tſchako war gleichfalls ſcharlachrot mit Goldborten und mit einem breitgefiederten, in Form eines Palmzweiges rückwärts gebogenen grünen Federbuſch geſchmückt; in der Hand hielten ſie lange vergoldete Hellebarden, das Ganze prachtvoll anzuſehen. Nicht viel weniger als eine Stunde verging in Geſprächen, vielerlei Gruppierungen, gegenſeitigen Huldigungen und ſchönen Phraſen aller Art, bis Kanonendonner die Ankunft des Sultans verkündete, der vor der Tafel ſeine Gäſte ſehen wollte. Bei Sonnenſchein hätte die Zeremonie im Zeltſaale mit v[illegible] größerer Wirkung ſtattgefunden; diesmal aber nötigte uns der regneriſche Himmel in das Köſchk hinein, und auf gegebenes Zeichen bewegte ſich der lange Zug, Türken und Europäer in bunter Unordnung, auf dem naſſen, mit Brettern belegten Wieſengrund zur Audienz beim Kaiſer des Orients.

Auf der Wieſe vor dem kleinen Hofraum war eine Kompanie Garden zu Fuß und innerhalb ein Pikett Hellebardiere aufgeſtellt, die, Paar und Paar, beim Eingang ins Köſchk und auf der Doppeltreppe bis zur Tür des Audienzſaales ſtanden, und mit ihren braunen Augen ſtumm und unbeweglich die bunte Schar vorüberziehen ſahen. Der mit leuchtenden Metallblättchen und Silberfranſen reichgezierte blauſeidene Doppelvorhang der Saaltüre iſt vor den Eintretenden aufgeſchlagen, und unten am Fuß der Treppe ſitzt mit ſeinen blauen Augen und jetzt noch jugendlich vollem Geſicht der über achtzig Jahre alte, dicke, kleine Chuschrew Paſcha*) auf einem Stuhl und wartet inmitten ſeiner Klienten, bis die Vorſtellung vorüber iſt. Chuschrew Paſcha iſt der Ehren und der Reichtümer wie der Jahre voll, und könnte — wäre nur Bart und Haar nicht grau — einem Künſtler noch heute, wie Cellinis Diego, für den Antinouskopf als Muſter ſitzen. Die Kraft, Treppen hinauf- und herabzukommen, oder lange aufrecht zu ſtehen, iſt bereits entflohen, und doch fehlt der ſüßlächelnde Chuschrew Paſcha bei keiner Staatshandlung, bei keinem öffentlichen Akt, wo Würde, Rang und Kredit zu zeigen ſind. Dafür hat unter allen Großen des Reichs Chuschrew Paſcha allein das Recht im Hauſe des Sultans und, wie einige wollen, ſogar in Gegenwart Sr. Kaiſerlichen Majeſtät zu ſitzen.

Seit der Reform unter Mahmud II. werden am türkiſchen Hofe die Audienzen ſtehend erteilt, und außer flüchtigen Wandarabesken und blauſeidenem Fenſterſchmuck war keinerlei Zier und Möbel im Saale zu ſehen. Der Sultan war aus einem Nebenkabinett herausgetreten, und bei der vorſpringenden Fenſterböſchung begann der dichtgedrängte Halbbogen der europäiſchen Gäſte, an die ſich bis zur andern Seite der Böſchung die türkiſchen Würdenträger ſchloſſen. Se. Kaiſerliche Majeſtät ſtand im Kreiſe dicht vor den Großen des Reiches, und mit dem Antlitz gegen ihn gekehrt, dolmetſchte Aali Efendi, Miniſter des Außern, mit den Zeichen tiefſter Ehrfurcht die übliche kleine Anrede, die bei ſolchen Veranlaſſungen im Namen des erlauchten diplomatiſchen Körpers der Doyen desſelben — diesmal der franzöſiſche Botſchafter — an den Imperator des Orients zu richten pflegt. Man kann wohl denken, daß der Sultan auch ſchon ſeine Antwort voraus fertig hat und auf das ſtereotype Gerede des Okzidents jederzeit beiläufig dasſelbe ſagt. Nur die zweimalige Ungunſt der Elemente veranlaßte ein paar verbindliche Phraſen mehr, als Se. Majeſtät gewöhnlich ſagt. Deſſenungeachtet waren wir begierig zu hören, was und wie der Sultan redet, und welchen Klang die Stimme des Sohnes der Murad, der Mohammed und der Suleiman hat. — Während man im perſiſchen Thronſaal ſchreit und mit dem Schah auf zehn Schritte redet, ſprechen Kaiſer und Miniſter in Stambul ſo leiſe, daß man auf zwei Schritte Abſtand wenig oder gar nichts verſteht. Dagegen hatten wir die Ehre, den Gebieter des Morgenlandes nahe und gut anzuſehen, ſo daß man zur Stillung okzidentaliſcher Neugier über Geſtalt, Wuchs, Haltung, Anzug und Geſichtsbildung Sr. Kaiſerlichen Majeſtät genaue Rechenſchaft ablegen kann.

---

*) Dieſer ſchon unter Mahmud II. angeſehene Staatsmann war der erſte Großweſir Abd ul Meſchids geweſen. (A. d. H.)

Abd ul Medſchid iſt mehr als mittlerer Größe, breitſchulterig und im ſchönſten Ebenmaß gebaut. Der frühen Herrſchaft und der vielen Arbeiten ungeachtet zeigen ſich überall die üppigen und jugendlich vollen Formen, auf denen das aſiatiſche Auge mit ſo großem Vergnügen ruht. Von der gewöhnlichen Wohlbeleibtheit türkiſcher Großen iſt Se. Kaiſerliche Majeſtät gerade im rechten Maß entfernt, und durch das elegant geſchnittene, enganliegende, an Rand und Naht reich in Gold geſtickte dunkelblaue Oberkleid mit weißem Pantalon und europäiſch glänzender Fußbekleidung treten die natürlichen Vorteile des Körperbaues in das ſchönſte Licht. Ein Antlitz mit hoher Stirn, großen Augen, ſchön gebogenen Brauen, kleinem Mund, rundem Kinn und gerader, wohlbeſtellter Naſe von antiker Form iſt männlichſchön, wenn auch Spuren von Kinderpocken zu ſehen ſind und die Hautfarbe etwas eigentümlich iſt. Der Sultan iſt nicht verlebt und harembläß, wie man in Europa zuweilen hört; niemand wird aber auch ſagen, Se. Majeſtät habe blonde Haare und ſei im Geſicht weiß und rot wie die Leute in Trapezunt und Laſiſtan. Abd ul Medſchid hat, kaukaſiſchen Mutterblutes ungeachtet, den Teint ſeiner turkomaniſchen Urahnherren, die bekanntlich Vettern und Nachbarn des olivenfarbigen Tatarenvolkes waren. Die Oberfläche des Antlitzes aber iſt glatt, leuchtend, geſpannt und vollkommen ausgefüllt, ſo daß der Geſamteindruck der kaiſerlichen Phyſiognomie ein angenehmer iſt. Am ſchönſten war Se. Majeſtät jedoch im Profil. Der Schnurrbart iſt reichlich und kurz gehalten, und auch um Kinn und Backen die braune Hülle gezügelt und wohlbeſtellt. Der Solitär am Diamanten-Niſchan hatte die Größe eines Taubeneies und war prachtvoll anzuſehen. Der Sultan Abd ul Medſchid iſt bekanntlich erſt dreiundzwanzig Jahre alt und, obgleich dem Vergnügen nicht abgeneigt, doch der angeſtrengteſten Arbeit fähig, und gewiß einer der wohlwollendſten und menſchenfreundlichſten Fürſten unſerer Zeit. Am Ende der Zeremonie ſtellten Baron Bourqueney und Graf Stürmer einige Fremde vor, die im Namen des Sultans durch den Miniſter des Äußern zur Feſtlichkeit geladen waren*). In beſondern Audienzen redet Se. Majeſtät auch mit Privatperſonen, bei öffentlichen Vorſtellungen aber erlaubt es die türkiſche Etikette nicht. Ohne ein Wort zu ſagen, wirft der Herrſcher auf das vorgeſtellte Individuum einen feſten Blick. Das iſt des Sultans Gruß und nach aſiatiſchen Begriffen ein beneidenswertes Glück. Beim Abſchied blieb der Kaiſer mit einigen Großen in ſeiner Stellung ſo lange unbeweglich ſtehen, bis die glänzende Schar der Diplomaten langſam feierlich und mit dem Zeichen tiefſter Ehrfurcht durch die Saaltür verſchwunden war.

Inmitten zwiſchen dem Sultansköſchk und dem Theaterhüttenſaal war auf freiem Wieſenplan die berühmte Zelthalle aufgeſchlagen, die uns den Reichtum des Orients und die ſeltene Pracht eines byzantiniſchen Kaiſermahles zeigen ſollte.

Wenn an den beiden Langſeiten der Tafel bequem und unbeengt achtzig Perſonen ſitzen und die gegenüberſitzenden wegen der Tiſchbreite nur durch Zeichen reden können, nebenan aber auch noch reiche Vorräte an Getränken, Porzellan und Silbertellern auf eleganten Büfetts aufgeſchichtet ſind, und der mehr als fünfzig Aufwärter, Schenken und Tafeldekurionen ungeachtet noch überall leere Räume übrig bleiben, ſo gibt es einen Begriff über Umfang, Höhe, Kunſt und Macht dieſes tragbaren Saalpalaſtes. Es iſt eine orientaliſche Behauſung mit ihren vornehmſten Teilen, Vorſaal (Selamlik), Prachtzimmer und Heiligtum (Harem) oder, wenn abendländiſche Begriffe geläufiger ſind, eine aus zwei Abteilungen zuſammengefügte Kreuzbaſilika, und im ganzen nur mit dem Wanderpalaſt des Perſerkönigs bei Iſſus oder dem Zelt des Kerboga vor Antiochia zu vergleichen. Der Vorſaal (Selamlik) iſt ein für ſich beſtehender Bau und wird der großen Zeltmündung gleichſam als Säulenhalle angefügt. Durch das offene und bei verhältnismäßiger Breite vielleicht nicht weniger als dreißig Fuß hohe Frontquadrat fällt das Licht reichlich und wohlberechnet gegen den Mittelpunkt, und in matterem Scheine bis in das innerſte Heiligtum. Zwei Reihen gewundener und reich vergoldeter Bronzeſäulen, die eine baldachinförmige Zimmerdecke tragen, teilen den Vorſaal in drei Schiffe ein und fruchtbehangene Silbergirlanden en vermeil winden ſich in wundervollen Verſchlingungen über das Säulengold. — Das Hauptzelt mit ſeinen beiden Abteilungen (Prachtzimmer und Harem) iſt noch etwas höher und breiter als der Vorſaal, und im Notfalle durch einen beweglichen Theatervorhang vom erſtern abgeſchloſſen. Aber ſtatt flacher Baldachindecke, wie im Vorſaal, ſind drei luftige Spitzkuppeln, deren jede auf einer kräftigen Zentralſäule von vergoldeter Bronze ruht, als Bedachung angebracht, und zwei Seitendome mit Ausgängen in den Hofraum vermehren noch die Räumlichkeit. Die Wand im Hintergrunde iſt nicht flach, ſondern wie eine römiſche Tempelapſis bogenförmig ausgeſchweift und mit verſchwenderiſcher Pracht geſchmückt. Drei leuchtende Goldſonnen auf den Dachkuppeln deuten ſchon von fern auf die Geſtaltung des Innenraumes, und der Vorhof ſelbſt iſt mit Ausnahme der Frontſeite durch eine ſechs Fuß hohe Zeltwand noch beſonders eingefriedigt, ſo daß die Welt nicht ſehen kann, was ſich innerhalb bewegt. — Für die Außenſeite dieſes unvergleichlichen Tafelhauſes hat man dichtes hellgrünes Zelttuch gewählt, das Innere aber vom Eingang bis zum Ende iſt in allen Teilen von ſchönem ſchweren Seidenſamt, gelb in der Säulenhalle, grün im Mittelpunkt, und wenn man recht geſehen hat, rot im Hintergrund, überall aber mit Blumen und Randgirlanden aus reinſtem Gold ſo dicht und prachtvoll belegt und ausgeſtickt, daß die Grundfarbe nicht allzeit leicht zu erkennen iſt. Wie im fabelhaften Goldpalaſt der Sonne, übertreffen Kunſt und Arbeit auch hier den Stoff.

---

*) Le Ministre des affaires étrangères, par ordre de Sa Majesté Impériale le Sultan, prie Monsieur . . . de vouloir bien assister au dîner qui aura lieu Jeudi prochain 23. Septembre, à Haider-Pacha à huit heures à la turque.

Der Näſſe wegen hatte man den Fußboden mit Bretterwerk bekleidet, darüber Matten aus Rohr gelegt und darüber bunte Teppiche ausgebreitet, damit vom goldüberſtrömenden Samtpalaſt jeder Mißton fernbleibe.

Zweiundachtzig Gäſte ſollten ganz auf Silber tafeln, was außer den großen ſilbernen Platten und Terrinen wenigſtens 300 ſilberne Beſtecke mit 400 Silbertellern fordert. Neben kleinerem Gepränge aus edlem Metall waren gegen fünfzig ſilberne Henkelziergefäße mit etwa vierzig fünfarmigen Silberleuchtern in Email vor den Eſſenden aufgeſtellt. Mitten auf dem breiten Tiſche aber prangten in gemeſſenen Zwiſchenräumen drei Paare ſchön geränderte und gegen fünf Fuß hohe vergoldete Silbervaſen mit prächtigen Blumenſträußen ausgefüllt. 800000 Franken hat Sultan Mahmud II. den Pariſer Künſtlern für den ganzen Apparat bezahlt. Beim Eſſen ſelbſt waren die Gäſte ſo geordnet, daß zwiſchen zwei Europäern je ein Türke und zwiſchen zwei Türken je ein Europäer zu ſitzen kam. Im Zentrum der rechten Langſeite ſaß der Großweſir Reſchid Paſcha und präſidierte im Namen Sr. Kaiſerlichen Majeſtät dem Feſt. Dem Großweſir zur Rechten hatte der franzöſiſche Botſchafter ſeinen Sitz, zur Linken der kaiſerliche Internuntius, letzterer vielleicht unter allen Anweſenden am glanzvollſten und reichſten dekoriert.

Auf der andern Langſeite, dem Großweſir gegenüber, ſah man zwiſchen Blumenvaſen und Silberblink den alten, immer lächelnden Chusrew Paſcha mit dem ruſſiſchen und dem ſpaniſchen Miniſter zur Seite als Zentralpunkt figurieren. So ging es vom goldblitzenden Grünſamtquartier rechts und links nach Rang und Etikette in ſtrenger und wohlbedachter Ordnung bis an die beiden Tafelenden fort. Hier galt nur der Diplomat, und was einer an Ehren, Rang und Würden bis zu jenem Tage erſtrebt und errungen hat, ward ihm in dieſem feierlichen Moment unter aller Augen pünktlichſt zugemeſſen. Weiß Gott in wie vielen Sitzungen der oberſten Reichsbehörden die Rangliſte der vom Kaiſer zu Tiſch gebetenen Europäer endlich zuſtande kam! Aber auch Weh und dreimal Weh dem kaiſerlichen Diwan, wenn die leiſeſte Kontroverſe irrig entſchieden und ein vermeintlicher Vorrang vergeſſen wäre. Empfindlicher, reizbarer und entſetzlicher als ſelbſt Dichter und Grammatici iſt der kleinſte europäiſche Diplomat an ſeinem Ehrentag.

Ich bewunderte die Türken, ihre Klugheit und ihren feinen Takt. Pfortendiener, hoch im Range, ſtanden weit zurück, und die Karte des Interpreten eines kleinen Staates der iberiſchen Halbinſel ſah man zwiſchen die Namen zweier türkiſcher Exzellenzen, Tewfik Efendi und Istefanaki Bey (Fürſt von Samos) hineingelegt. Obwohl das Eſſen ſelbſt bei ſolchen Feierlichkeiten bloß Nebenſache iſt, muß man doch bemerken, daß die Speiſen, ihrer Anzahl ungeachtet, mit einer Sorgfalt bereitet, und troß der Witterung in einem Zuſtand auf die Tafel kamen, deſſen man ſich in Europa bei ähnlichen Veranlaſſungen nicht jederzeit zu rühmen hat. Ungefähr zwei Stunden dauerte das mit aſiatiſchem Luxus ausgeſtattete, mit europäiſcher Eleganz geordnete und mit wundervoller Disziplin raſch und ruhig aufgetragene Kaiſermahl. Wie in der Politik, offenbarte ſich auch in der Tafelkunſt das enge Einverſtändnis der Chriſtenheit mit dem Morgenland. Die Küchen beider Kontinente waren in ſchönſter Harmonie, und von der Tſchorba (Suppe) bis zum Pilaw (orientaliſches Reisgericht) kam nach der europäiſchen Platte bei den warmen Speiſen jedesmal eine türkiſche und umgekehrt. Beim Nachtiſch jedoch war der Bund vollendet, und erſchienen die beiderſeitigen Kräfte vereint und zu gleicher Zeit im Felde:

> Compulerantque greges Corydon et Thyrsis in unum.

Des ewigen Rufens „Evviva Pio IX. Evviva l'Italia" iſt die vornehmere Hälfte Ihrer Leſewelt vermutlich ſchon lange ſatt, und ihr wäre ein türkiſcher Küchenzettel leicht willkommener, jedenfalls weniger verfänglich, als die langen Berichte über demokratiſche Schwierigkeiten in Palermo und Katania. Aber was würden die andern ſagen, wenn Ihre Spalten, ſtatt luccheſiſcher Civica, das türkiſche Tiſchmenü von Haider-Paſcha brächten? Tekir-Balighi (Rotfedern, Rougets, einer der beſten Fiſche des Mittelmeers, in Syrien Sultan Ibrahim genannt), Enginar (Artiſchocken) und Dolmuſch-Hind-Taughu (mit Reis gefüllter Indian) würden Sie noch ertragen, weil dieſe Namen lauter angenehme Empfindungen wecken und, was Gaumenluſt betrifft, Plebejer häufig ebenſo naſchhaft-tapfer und gierig wie die Ariſtokraten ſind. Bedenklicher wäre es ſchon, wenn man auch noch von Müdſchmer (Klöße aus gehacktem Fleiſch), Dolmuſch-Batlidſchan (mit Reis gefüllte Melanzanen, Solanum Melanzanes) und Ekmek-Kataïfi (Brot-Kataif, dünne, von Zucker ganz durchdrungene Brotſchnitten mit geſottenem Milchrahm aufgeſulzt) reden wollte. Welcher Leſer aber würde es ertragen, wenn er außer dem Beſagten noch die Namen Soganli Köfte (Klöße aus gehacktem Fleiſch in Zwiebeln aufgetragen), dann Merdſchan (Schellfiſch), Dolmuſch-Kawak (mit Fleiſch und Reis gefüllter Kürbis), Lüfer (eine vorzügliche Art Makrelen, ein dem byzantiniſchen Meer eigentümlicher Fiſch), Tawuk-Göüſſü (Sülze aus Hennenbrüſten, feingeſchnitten mit Milch und Reismehl zubereitet) und Kaimak-Blaklawaſi (Blätterteig mit geſottenem Rahm gefüllt) verdauen müßte? Und doch wäre es kaum die Hälfte der türkiſchen Gerichte, denen, wie ſchon oben geſagt, eine gleiche Anzahl fränkiſcher von ausgeſuchtem Wohlgeſchmack entſprach. Von Paſteten (Börek) zu reden und von andern aſiatiſchen Süßigkeiten, worin die Türken anerkannte Meiſter ſind, fiele uns beim Ernſt der Zeiten und bei der Verſtocktheit des Sonderbundes ohnehin nicht ein. „Noch iſt es nicht an der Zeit, warte, bis die Tour an die Trauben kommt“, ſagte freundlich belehrend einer der Sultansſchwäger zum hochbetagten Chusrew Paſcha, der nach alttürkiſcher Sitte vor dem rechten Moment nach der Traubenvaſe griff. „Pek-eji“ (ſehr gut), erwiderte der allezeit lächelnde Weſir, und zog in Geduld die ſchon ausgeſtreckte Hand zurück. Während der warmen Speiſen nach den aufgeſtellten Früchten zu langen, geſtattet bekanntlich europäiſche Sitte nicht. Beim türkiſchen Mahl vor der Reform griff man dagegen nach Luſt und Verlangen in die Nebenplatten herum, und namentlich galt die Traube mit ihrem erquickenden kühlen Saft inmitten ſtark gewürzter Koſt als labendes Mittelſpiel. Daß die Türken bei großen Feſteſſen mit den Trauben nun auch, wie die Europäer, bis an das Ende der Tafel warten, iſt ein viel ſchwereres Opfer, als man gewöhnlich glaubt. Sollte dieſes chriſtliche Europa mit ſeiner (wenigſtens für Osmanli) langweiligen Sitte voll Zwang, Katecheſe, Zügel, Zucht und unnützer Disziplin der freieren Lebensanſicht des Morgenländers nicht bisweilen läſtig ſein?

Von den beiden üblichen Toaſten brachte Baron Bourqueney den erſten auf die Geſundheit Sr. Kaiſerlichen Majeſtät des Sultans und den zweiten der Großweſir auf das Wohlergehen ſämtlicher befreundeter Mächte aus, während jedesmal einundzwanzig Kanonen donnerten und die Tafelmuſik der kaiſerlichen Garde mit verdoppeltem Enthuſiasmus dazwiſchenfiel. Zufällig durchbrach, wie es an regneriſchen Herbſt- und Sommerabenden häufig auch anderwärts geſchieht, die ſcheidende Sonne in ihrem letzten Aufflimmern den Wolkenſchleier und ſchüttete gerade im Augenblick, als der Donner zum Sultanstoaſt über die Höhen rollte, nachhaltig und bedeutungsvoll ihr abendliches Licht auf die goldſtrömenden Samtwände der Vorhalle, auf die vergoldete Säulenbronze und auf die magiſch ſchimmernde Tafelpracht, an welcher ſchweigſam und abergläubiſch aufgeregt des Sultans Gäſte ſaßen. Es war ein ſchöner und ergreifender Augenblick, in welchem mancher unter den diamantenfunkelnden Tiſchgenoſſen nicht ohne gerechten Stolz zum guten Teil die Früchte ſeiner Klugheit und Staatskunſt ſehen konnte.

Im Theaterzelt, wohin man von Labung und Ehren ſatt nach der Tafel ging, ward mit Reden, Rauchen und Kaffeetrinken der kurze Zwiſchenraum ausgefüllt, bis mit einbrechender Nacht das Orcheſter hergeſtellt und der Vorhang aufgezogen war. Singſpiel in aſiatiſcher Tonweiſe, Pantomime und Tours de force à la Rappo ergötzten der Reihe nach das ſchauluſtige und heitergeſtimmte Publikum, während die berühmteſten Arien europäiſcher Tonkünſtler ihren melodiſchen Schmelz durch die hohen Räume wälzten. Orcheſter, Sänger, Mimen und Tauſendkünſtler waren alle Türken aus der Gardemuſik und dem kaiſerlichen Unterhaltungskorps. Nach muſelmaniſcher Sitte wurden die Frauenzimmerrollen verkleideten Jungen übertragen und zu nicht geringer Erluſtigung der erlauchten Zuſchauer mit Anſtand und genügender Grazie durchgeführt. Frauenzimmer auf der Bühne und Hut und Frack im Anzuge ſind dem türkiſchen Volke drei Greueldinge, an deren Anblick es ſich niemals gewöhnen kann. Allgemeinen Beifall riefen die Tours de force hervor, und ſicher haben Donizetti und Rappo bei den Türken gelehrigere Schüler gefunden und größere Bekehrungen gemacht, als die chriſtlichen Glaubensboten aller Sekten mit ihren Katecheſen und Litaneien ſeit 200 Jahren.

Mit unvergleichlichem Takt hatte Se. Hoheit der Großweſir im

Namen ſeines kaiſerlichen Gebieters während der ganzen Feſtlichkeit die Honneurs gemacht, und für die Hinfahrt zu den Dampfbooten waren unter Kiamil Beys verſtändiger Leitung dieſelben Anſtalten, und zwar mit ebenderſelben Ordnung, Ruhe und Pünktlichkeit und mit denſelben Ehren getroffen, die uns vom Landungsplatze bis an die Zelte begleitet hatten. Geſchloſſene Wagen für die erlauchten Fremdlinge und geſattelte Reitpferde für ihre Dienerſchaft waren in Fülle und in ſchönſter Ordnung aufgeſtellt, und jedem Geſpann neben den Fackelträgern aus Fürſorge noch zwei Wächter an die Seite gegeben. Hohe Stangenroſte mit helloderndem Harzfeuer in großer Menge längs dem Fahrwege im Boden befeſtigt, vermehrten die Helle der prachtvoll erleuchteten Ebene, und die Schatten neugieriger Menſchen, buſchiger Platanen und hochwipfliger Zypreſſen liefen in abenteuerlichen Geſtalten neben dem Geſpann bis an die Skala fort. Inzwiſchen hatte ſich auch der Himmel aufgeheitert, und eine milde ſternhelle Nacht lag über den im Lichtmeer unzähliger Farblampen ſchwimmenden Höhenzügen und über dem blauen Bosporus.

Wir blieben noch lange vor Anker und ſahen mit Entzücken dem herrlichen Schauſpiel zu. Das Feuerwerk hatte ſchon mit einbrechender Nacht, als wir noch im Theater ſaßen, ſein Spiel begonnen; der Glanzpunkt aber war bis zum Aufbruch der hohen Gäſte, ihrer Einſchiffung und ihrer Fahrt auf der ſpiegelnden Flut geſpart. Die Anlage war in koloſſalſtem Stil und die Wirkung eine unbeſchreibliche. Wie ſich der Feuerſtrudel vom Skutarihügel mächtig in die Lüfte ſchwingt und in tauſend Gebilden farbig und ziſchend auseinanderfährt, ſtrahlt die Flut wie ein Zauberſpiegel das Bild zurück.

Zugleich mit dem großartigen Kunſtwerk auf dem Skutariſtrande flimmert es wundervoll vom Goldenen Horn heraus und ſprüht der Feuerregen unabläſſig aus ſechs Flußkaſtellen, die zwiſchen Stambul und Bujuk-dere mitten in der Flut vor Anker liegen. Vermutlich hat der Sultan an dieſem einzigen Abend zu Ehren ſeiner hohen Gäſte mehr Pulver verpufft, als mancher ſparſame Chriſtenſtaat für kriegeriſche Übung ſeiner bewaffneten Macht in zehn Jahren verbraucht. In Europa ſparen ſie in allen Dingen und katechiſieren dafür die Leute das ganze Jahr. Je mehr man aber predigt und ſich dabei die

Taſchen füllt, deſto höher ſteigt das Defizit, die öffentliche Not und die chriſtliche – Moralität. Die Türken jedoch in Finanz und Moral dem chriſtlichen Okzident als Muſter hinzuſtellen, gäbe Schwachen und Gottſeligen gar zu großes Ärgernis, und wir wollen des Friedens wegen die Parallele, wo nicht ganz unterdrücken, doch auf ein andermal verſchieben. Aber der Türkenſtaat – das muß man dem bankerottierenden Europa zu Gefallen ſagen, – hat noch keine Schulden, und obgleich der Sultan oft das Gold mit vollen Händen ſtreut, ſind doch die Truhen überall voll und zehrt das hungernde Europa von türkiſchem Überfluß.

Die duftende Nacht, der ruhige Waſſerſpiegel und die links und rechts im Brillantfeuer ſchimmernden Bosporuspaläſte, welches Zauberſpiel! Bei den Schlöſſern der Enge blickte auch noch der Mond hinter den dunkeln Waldhügeln Anatoliens herauf, und bis wir in die Bucht von Bujuk-dere ſelber kamen, reichte die glitzernde Garbe ſeines milden Lichtes von Hunkiar Iskeleſſi über die eingeſchlummerte breite Flut in ruhiger Majeſtät bis zu den Marmorſtufen des Palaſtes herüber, wo wir kurz vor elf Uhr nachts aus der Barke ſtiegen.

VII.

Chriſtentum und Iſlam.

Konſtantinopel, 14. Juli 1841.

Während man die Türken von allen Seiten mit den bitterſten Katecheſen begrüßt, und in Europa von nichts als Teilung, Bankerott und Ruin der Osmanli ſpricht, finden ſie nebenher doch auch noch billigere Richter, wo nicht gar Verteidiger und Bewunderer der Entſchiedenheit und Schnelle, mit der ſie auf der Bahn der neuen Ordnung vorwärtsſchreiten. „Seht nur,“ ſagen vielleicht mit Recht die Lobredner des Türkentums, „wie lebenskräftig und unzerſtörbar die Grundlagen dieſes Reiches ſind, da es bei der Größe der eigenen Fehler und dem gleichzeitig unter Widerſpruch und betäubendem Gelärm eindringenden Rat, Tadel und Wehgeſchrei politiſcher Heilkünſtler zum Trotz noch aufrecht ſteht. Das Gefüge jedes andern Staates wäre Stößen ſolcher Art ſchon längſt gewichen. Laſſe man den Türken nur Zeit, greife man nicht jeden Augenblick ins Spiel, und ſie werden die Partie ſchulgerechter und glücklicher zu Ende bringen als man erwartet. Reiche werden in einem Tage weder gegründet noch verwandelt und bei dem türkiſchen Gewirre von unverjährbaren Rechten der alten byzantiniſchen Beſitzer, von Dogma, Iſlam, Chriſtentum, oder gar von Emanzipation Jeruſalems und des heiligen Grabes reden, heiße an die Leidenſchaft appellieren und den ſchlummernden Fanatismus der Mohammedaner zu neuer Glut entflammen. In der Schule der Staatskunſt und echten Humanität ſeien Altertum, Religion und Hochaltar Möbel ohne Taxe, oder ſind etwa durch des Sultans neueſte Ordonnanzen zum Schirm chriſtlichen Weſens in Syrien und Paläſtina nicht alle Vorbedingungen geſetzlichen Daſeins und bürgerlichen Nebeneinanderſeins rivaliſierender

Sekten wenigſtens in der Theorie erfüllt? Sobald es nur in den Ländern ſtille wird, die Steuern richtig fließen und die oberſte Gewalt bei jedermann im gehörigen Reſpekt, vor allem aber reichlich mit Metall verſehen iſt, habe die Kunſt ihr Argument gelöſt und müſſe man das Geſchrei nach imaginären Gütern beſagter Art als revolutionäres Gekeife, als falſche Andacht und rhetoriſche Deklamation erboſter Magiſter betrachten. Nehmen die Türken auf dem Libanon auch hie und da einen Pfennig zu viel, und trifft in Bulgarien der Streich zuweilen den unrechten Mann, ſo ſeien es kleine Übel im Gegenſatz zum großen Gut allgemeiner Windſtille und langer Ferien der Diplomaten."

Zu einer ſolchen Höhe politiſchen Epikuräismus, das glauben Sie gewiß, kann ſich nicht jedermann erſchwingen, und wenn uns das Sittengeſetz im Privatleben die Unbild zu vergeſſen und die Stärke zu zähmen befiehlt, ſo zeigte ſich doch im Gang der Weltereigniſſe zu allen Zeiten etwas ſtreng Korrektes und gleichſam Unverſöhnliches, ein nach ſcharfen Kanten und ſolider Unterlage ringendes und die Indolenz der Staatsphiloſophen befehdendes Element, das nach Verſchiedenheit der Schule bald unerbittliche Gerechtigkeit, bald Geſchick, bald Notwendigkeit oder Nemeſis heißt, und den morgentauigen Viſionen der Bücherleute von jeher die bitterſten Täuſchungen bereitet hat.

Dieſes Etwas gönnt keine Raſt und iſt heute bei den Türken eingekehrt. Sehen wir nun, was Idylle und die Pietät der Pſeudodiplomatik im Kampf gegen eine ſolche Macht vermag. In der Welt regiert die Leidenſchaft, nicht die Poeſie, und für Staaten gibt es keine Reue, weil die Bußwerke gewöhnlich ſpätzeitig und folglich ohne Früchte ſind. Karthago, gerecht, friedlich, reformeifrig, im dritten puniſchen Krieg ſchuldlos angefallen und mit verzweiflungsvoller Kraft gegen ſein Verhängnis ringend, preßt dem Leſer Tränen aus, und niemand darf ſich wundern, daß auch für den neuen Kodomannus und ſeine gezähmten Tiger in Stambul in Europa allmählich Sympathien erwachen, wenn man ihn und ſein Reich bloß nach den Actis diurnis der türkiſchen Staatskanzlei bemißt. Dieſes zahme und ängſtlich gerechte Weſen großer, wilder Reiche im Verfall, und dieſes Betteln nach Beifall und Mitleid des Feindes, den man früher überwunden hat und innerlich auch heute noch verachtet, iſt für den Beobachter eine unheimliche und melancholiſche Erſcheinung. Das Menſchenleben ſtand zur Zeit des alten Regiments im Preiſe nicht höher als das einer Mücke; heute iſt man aber in Konſtantinopel ſo blutſcheu, daß der Sultan ſelbſt bei qualifizierten, geſetzlich verurteilten Mördern ruchloſeſter Art die Erlaubnis zur Vollziehung des Todesurteils verſagt. Zum größten Troſt der chriſtlichen Gauner und Landſtreicher aller Zonen, beſonders der Sieben-Inſel-Hellenen, iſt in der Hauptſtadt und Umgegend — denn weiter gehorcht man den Befehlen Abd ul Medſchids nicht — die Todesſtrafe, wo nicht geſetzlich abgeſchafft, doch völlig außer Übung, und wie man ſonſt über Härte und Grauſamkeit türkiſcher Juſtiz zu klagen hatte, murrt man heute über die maßloſe, an Schwäche grenzende und die Sicherheit friedlicher Leute gefährdende Milde des Padiſchahs.

Warum ſind denn etwa alle Mörder und Diebe der Türkei vorzugsweiſe Chriſten, namentlich Griechen, und warum reſpektiert der Nationaltürke auch in der äußerſten Armut und Not fremdes Leben und Eigentum? Könnte man dieſe Osmanli bewegen, ſich den Europäern vertrauensvoll zu nähern, die gerechte Verachtung gegen ihre chriſtliche Raja nicht auf die Lehre ſelbſt zu übertragen, ihre Ulema zu erſäufen und den Haß gegen die Nichtmoslimen aus der Praxis in die Kaſuiſtenbücher zu verweiſen, wäre es wahrhaft im Intereſſe der Menſchheit, dieſe Leute bei Macht und Herrſchaft zu erhalten. Eine chriſtlich-europäiſche Reaktion im weiten und ſtrengen Sinn, d. i. dogmatiſche Ausrottung El-Iſlams in den Landſchaften des byzantiniſchen Kaiſertums, wie früher in Spanien und auf Sizilien, wäre auch im entgegengeſetzten Fall nicht mehr möglich.

Die Türkei, ſo wie ſie der letzte Friedensſchluß von Adrianopel beließ, zählt nach amtlichen Angaben an die dreiundzwanzig Millionen Bewohner, von welchen etwa ſechzehn Millionen die Lehre Mohammeds bekennen und nur beiläufig ſieben Millionen Chriſten und Juden ſind. Im Zentrum von Konſtantinopel, dem alten Janitſcharenquartier, hat ſich die türkiſche Bevölkerung ſeit Auflöſung dieſer Miliz mehr als verdreifacht, und die Pfortenminiſter behaupten, daß im ganzen Reich, beſonders auf dem platten Land und in den Bauerndörfern, die Moslimen ſich bedeutend vermehrt, und laut neueſtem Zenſus nur die Chriſten an Zahl abgenommen haben. Dieſe letzteren, gewöhnlich ohne Grundbeſitz und — inſofern ſie byzantiniſche Griechen ſind — überall nur von trügeriſchem Kram und ſchlechten Künſten lebend, erliegen ihrer eigenen Schmach, während die Mohammedaner nach Einführung der neuen Ordnung viel ödes Land angebaut und den Ertrag des frühern wegen größerer Sicherheit verdoppelt haben, was ich in Beziehung auf die weiland verlaſſenen, heute aber üppigen und mit neuen Hütten überſäten Umgebungen der poetiſchen Städte Trapezunt, Keraſunt, Amiſus und Sinope als Augenzeuge beſtätigen kann. Rechnet man die Moslimen arabiſchen Blutes in Ägypten, Syrien und Babylonien, zuſammen nicht viel über vier Millionen, dann zwei Millionen mohammedaniſierter Slawen, Albaneſen und Griechen von obiger Summe weg, bleiben noch gegen zehn Millionen Türken, das iſt Seldſchuken, Osmanli und ſeit dem elften Jahrhundert zum Iſlam übergetretene Kappadozier, Paphlagonier, Phrygier, Piſidier uſw., übrig, als deren Erb- und Heimatland Anatolien gilt. Im illyriſchen Dreieck dagegen ſind die Türken nach dem Recht des Eroberers eingeſiedelt. Chriſten wohnen in ſämtlichen Türkenländern Aſiens kaum zwei Millionen, und der wilde Tahir iſt in ſeiner Art vielleicht kein ſchlechter Patriot, wenn er unlängſt, als Paſcha von Aidin, den Vorſchlag an die Pforte tat, das eigentliche „Anadoli“ von der „Nazarenerpeſt gänzlich zu ſäubern und künftig allen Chriſten bei Todesſtrafe den Aufenthalt in dieſem irdiſchen Paradies der Gläubigen zu unterſagen“.

Für manchen Deutſchen frommer und gelehrter Gattung wäre das freilich ein verzweifelter Streich. Denn bloß in Deutſchland fände man ſicherlich mehr als *ein* Projekt, wie die Sieben-Kirchen Aſiens und das Königreich Troja mit dem lanzenkundigen Priamus am ſkäiſchen Tor, wie die Herrſchaft Sarpedons in Lyzien und wohl gar noch das Regiment des phrygiſchen Midas zu reſtaurieren wären.

Auf der europäiſchen Seite hält man ſich numeriſch freilich mehr das Gleichgewicht, und doch hat es, legt kein fremder Brennus das Schwert in die Wagſchale, mit der Reparatur der alten Türkenreſidenzen Pruſa und Ikonium noch keine Eile. Überſteht die Türkei auch dieſe Kriſis und hat man zur Vervollſtändigung der Wiener Kongreßbeſchlüſſe, wie man ſich hier ſchmeichelt, die Monarchie der Osmanli, ohne Widerſpruch irgendeiner Großmacht, der Art unter den Schutz des europäiſchen Völkerrechts geſtellt, daß ein Angriff auf den gegenwärtigen Beſitzſtand derſelben als latrocinium publicum in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt und den Koerzitivmaßregeln der Garanten verfallen wäre, ſo ſind die Türken in beſter Form und rechtskräftig in Europa inſtalliert und iſt die Sache der zu emanzipierenden Nichtmoslimen auf lange hoffnungslos, wo nicht auf immer verloren. An die Möglichkeit eines aus eingebornen Elementen zu erſtehenden chriſtlichen Imperiums im Orient war unter Leuten geſunden Sinnes ohnehin nie zu denken. Das ungeſchliffene und wilde, fanatiſche Kameltreibervolk aus Turkeſtan in den feenhaft leuchtenden Saal hoher Ariſtokratie des Okzidents, unter Vortritt Abd ul Medſchids und Tahir Paſchas eingeführt — welch ein Schauſpiel!

Freilich macht man hier in aller Eile Toilette, färbt ſich das Antlitz, nimmt orthopädiſchen Unterricht, lernt die Sprüche der Ungläubigen auswendig und übt ſich in ihre Geſtus ein. Nur die Körperſchaft der ehrwürdigen Ulema bleibt unbeweglich und ſchmollend im Hintergrund. Wer reelle Gewalt beſitzt wie die Ulema, ſagt man, habe etwas Eigentümliches im Blick, und in der Tat, ſieht man dieſe Geſtalten in ausgeſucht orthodoxem Gewand, ſei es bei öffentlichen Aufzügen oder in den Gärten des Leuchtturms von Chalzedon, wie ſie mitten im bunten Gewühl der Nationen halbe Tage lang blaß, ernſt, ſchweigſam und faſt regungslos, gleich Marmorbildern, auf dem Teppich ſitzen, kann man ſich des Gedankens nicht erwehren: es müſſe in Konſtantinopel noch einmal zu einer allgemeinen, ernſten und letzten Erklärung zwiſchen zwei unverſöhnlichen Syſtemen kommen.

Politiſche und kulturhiſtoriſche Aufſätze

Zar, Byzanz und Okzident.

St. Gallen, Februar 1850.

Wie ſich in Europa die Szene ſo plötzlich verwandelt hat! Wir ſagen nicht gerade, daß ſie müßig ſind oder Unbedeutendes verrichten. Im Gegenteil, es kniſtert, praſſelt und gellt in Europa, wohin man immer ſieht. Sie „glaſeln", ſie unterzeichnen Kriegsſentenzen, erlaſſen Steckbriefe, haben „Inſpirationen" von oben und ſchreiben Zivilliſten-Multiplikations-Exempel im neuen „Sonntagskaiſer". Im allgemeinen — wir leugnen es nicht — mag das alles nützlich, geiſtreich und reſpektabel ſein, aber melancholiſch iſt es in dieſem Augenblick, und nicht jedermann achtet auf das kleine Spiel. Von dem großartigen Schauſpielerpomp der beiden letzten Jahre ſind auf der tragiſchen Bühne nur drei Akteure handelnd zurückgeblieben: der Zar, der jugendliche Kalif in Stambul, und die Königin Viktoria mit den „hölzernen Mauern" von Albion. Die übrigen, ſcheint es, haben vorerſt ihre Rollen ausgeſpielt, und ſind ohne viel Applaus heimlich und beſchämt hinter die Kuliſſen zurückgetreten. Horcht nur, das Befehlwort des Autokraten, der kriegeriſche Päan des Osmanli und die rollenden Donner Großbritanniens, ihr Europäer, das iſt für dieſes Jahr eure Karnevalsmuſik! Deutſchland ſeit Jahrhunderten an Demut und Geringſchätzung gewöhnt, findet ſich noch am leichteſten in die neue Ordnung, und erträgt, wenn auch nicht mit philoſophiſchem Gleichmut, doch mit Geduld und Reſignation ſein herbes Los. Ob aber und wie lange das kriegeriſche und bewegliche Volk an der Seine die Livree der Dienſtbarkeit und der „Ordnung", wie es Herr Thiers nennt, auf ſeinen Schultern ſehen könne, iſt noch ungewiß. Wenn es aber dem „weißen Khan an der Newa" Vergnügen macht:

„allzeit der erſte zu ſein und zu ragen über die andern", ſo preiſet ihn glücklich, er iſt am Ziel ſeiner kühnſten Wünſche angekommen. Europa liegt zu ſeinen Füßen. Was will man mehr?

Wie ein zweiter Attila hat der Zar Könige zu ſeinen Dienern, und weiland Fürſten verrichten Knechtesdienſte um den neuen Dſchingis-Khan*). Der Zar iſt aber nicht eine Perſon, daß Ruhm und Majeſtät der Ruſſenmacht mit ihm erblühe und verwelke, wie bei Alexander, bei Carolus Magnus, bei Tamerlan und Napoleon. Der Zar iſt eine Idee, wie der römiſche Pontifex, und nur wo ſich die Notwendigkeit mit dem Genie verbündet, kann Großes und Dauerhaftes gegründet werden. Julius Cäſar, der Prophet von Mekka, Gregor VII. und Peter I. wurden noch von keinem Geſetzgeber und von keinem Staatenheros je übertroffen. „L'abbiamo, fra Macedonio“, ſagte Ganganelli, als er zuerſt die Wirkung ſeiner Bulle von 1773 in den Eingeweiden empfand. Und hat Ganganellis Kataſtrophe etwa den Vatikan zerſtört? Nenne man ſich im tauriſchen Palaſt Nikolai oder Konſtantin, das Zartum dauert, wie das apoſtoliſche Vikariat in Rom, bis an das Ende der Zeit, das heißt, ſo lange die Menſchen bleiben, was ſie heute ſind: mutlos, habſüchtig, abergläubiſch, eitel, rachgierig, ſelbſtſüchtig, niedrig und aller tugendhaften Hingebung im ganzen unfähig und bar. Beide Pontifikate ſind auf die unbeſiegbarſten Leidenſchaften der menſchlichen Natur gegründet, und daher ihr Stiftungsbrief für die Ewigkeit. Nur das Evangelium mit ſeiner Lehre von Gleichgültigkeit und Verachtung irdiſcher Größe und Herrlichkeit vermöchte es ihr Fundament zu erſchüttern.

Aber mußte die heilige Doktrin im Großen nicht noch jederzeit unterliegen, und war, iſt und wird das Böſe nicht immer, wo nicht mächtiger, doch ebenſo ſtark als die Tugend ſein? Sollte aber auch — was wir indeſſen nicht glauben — im vorüberfliegenden Triumph die weltverachtende Tugend mit dem Quirinal auch den Kremlin demolieren, ſo ſtellen unſere Verdorbenheit und unſere Schwäche beide aus den Ruinen wieder her. Weltmüder Sinn, Andacht, Furcht vor dem unbekannten Jenſeits, Aberglaube, politiſche Schlechtigkeit und Heuchelei bedürfen eines feſten Anhaltspunktes, und wenn im Okzident große Reiche fielen, ſo ſind ſie untergegangen, weil es ihnen an Konſequenz im Verbrechen und an ruhig-intelligenter Laſterhaftigkeit gebrach. Die Annalen von Rom und Moskau genügen, um die Natur des im Staatsverbande lebenden Menſchen und die Kunſt alles Regiments zu kennen. Die meiſten Menſchen ſind zu ſchwach zum Guten und zu feige zum Böſen. Daher die Unordnung und die Friedensſtörungen in der Welt. Rom und Moskau ſind, nach unſerem Dafürhalten, über beide Vorwürfe erhaben, und durch die Natur der Dinge ſelbſt nicht weniger als durch ihren Genius zu Herrſchaft und Gewalt über die Menſchen auserkoren. So lange aber ein „Drittes“ auf dem Kontinent beſteht und beide bedroht, aber auch nur ſo lange, ſind die beiden Nebenbuhler – natürlich für Wahrung des allgemeinen Wohles – überall im engſten Bunde. Dieſes „Dritte“, welches Rom und Moskau bedroht, iſt etwa nicht das deutſche Interim mit Schönhals und Radowitz. Es iſt etwas, was man nicht gern nennt; ewig und unſterblich hinkt es langſam wie die Litä im Homer hinter den Mächtigen her, aber es wird nicht müde und hängt ſich wie das böſe Gewiſſen des Oreſtes an die Sohlen der Gewalt; es gönnt keine Ruhe, und wo man ſich freuen will, da klopft es an die Tür; – es iſt die Rachegöttin, ſie verfolgt den Muttermord, ſie weicht von keiner Reue, es iſt der Chor der Eumeniden, es iſt die Revolution.

---

*) Die Nachkommen der alten Vierfürſten aus Ruriks Stamm, die abgelebten Souveräne von Georgien, von Schirwan, von Mingrelien, von Imireti, von Guriel, um von andern nicht zu reden.

Fürwahr eine politiſche Dreiheit des europäiſchen Kontinents, konſubſtantial wie die dogmatiſche Schöpfung von Nizäa, in Rang und Weſen eines, aber getrennt im Wollen und im Tun! Verſöhnen könnte die Hadernden nur die Gerechtigkeit, aber niemand will die Gerechtigkeit, und an einen ewigen Frieden glaubt heute nur der Tor. Sei es Staat oder ſei es Individuum, einer der drei Fahnen zu folgen iſt für alle gleicher Zwang. Friedrich von Hohenzollern, weil er viel klüger iſt als andere, warnte neulich ſeine Zeit- und Parteigenoſſen mit dem bedeutungsvollen Wort: die totgeglaubte atme noch, ja ſie erſtarke in Deutſchland ſichtlich zu neuem Kampf. „Unſer eigener Vorteil,“ geſtanden einſt an der Iſterbrücke die Gewaltherrſcher der joniſchen Freiſtaaten, „unſer eigener Vorteil nötigt uns Rettung und

Kräftigung des Großkönigs der Perſer zu wünſchen, weil mit ſeinem Untergang auch unſer Los beſiegelt wäre.“ Sind die deutſchen Fürſten, vom größten bis zum kleinſten, nicht in gleichem Fall? Gegen unten ſind ſie wieder autonom, nach oben ſind ſie es nicht mehr. Gott hat ihnen einen Herrn geſetzt, und mit größerem Rechte als einſt der britiſche Miniſter kann der Zar ſich rühmen: er ſitze wachend und ſchirmend, mit dem Wogenbändiger in der Hand, am Tor der Felſenhöhle und zähme die Sturmwinde, damit ſie nicht hervorbrechen und in ihrer Wut Himmel und Erde aus den Wurzeln reißen:

> illi indignantes magno cum murmure montis
> circum claustra fremunt: celsa sedet Aeolus arce
> sceptra tenens mollitque animos et temperat iras.

Jetzt in Deutſchland Fürſt zu ſein, iſt kein beneidenswertes Los. Wagt ſich auch in ihrem Rate, wie es zuweilen geſchieht, das Beſſere und das Vernünftigere leiſen Trittes an das Licht, ſo flieht es beim Anblick der Newagarden ſcheu und verzagt in die Dunkelheit zurück, oder es bittet gar reuevoll und zerknirſcht um Abſolution, wenn der Tiber-Pontifex durch ſeine Legaten mit dem „großen Haufen“ droht. Nicht ihr, deutſche Fürſten, beherrſcht, wie man es bisher gemeint, das „Volk“ eurer Länder; das Volk, ſagte neulich der bayriſche Landtagsſepp, iſt ein bewegliches und willenloſes Werkzeug in der Hand der Kirche; und gewiſſe Anzeichen der letzten Zeit beſtätigen, daß man zu dieſer Rede ſeine guten und ſicheren Gründe hat. Sind die einen unſerer Fürſten demütige Klienten des ruſſiſchen Zars, ſo ſind dafür die andern eingeſchüchterte Leutnants des römiſchen Pontifex, und allen beiden bereitet die ſturmverkündende Bewegung in der geſchloſſenen Felſenhöhle neue Angſt. Das Heilmittel, zu welchem man ſich in dieſer Not entſchließt, iſt leicht vorherzuſagen, und billigerweiſe auch nicht übelzunehmen. Allein auf den Zar ſich ganz verlaſſen, meinen ſie in Europa, und den Volksdämon wo nicht für immer, doch für unberechenbare Zeit feſſeln und im Abgrund verſchließen, könne man erſt dann, wenn der Zar den Sultan überwunden und das Türkenvolk aus Byzanz vertrieben hat. Wir halten dieſe Vorſtellung für die richtige. Denn haben erſt die Ruſſen Konſtantinopel erobert und, was eine ſchnelle und unvermeidliche Folge des Sieges iſt, die Herrſchaft über das ganze „illyriſche Dreieck“ von der Donau bis an die Südſpitze von Morea an ſich gebracht, dann ſind ſie von Rechts wegen und im vollen Sinn des Wortes die Herren der alten Welt. Das große Öſterreich wird dann in die Kreiſe des neuen Weltreiches gezogen werden, und zugleich aller Regierungsſorgen über Galizien, Ungarn und Zubehör, früher als es denkt, enthoben ſein. Das eigentliche Preußen dagegen, das altpolniſche Lehen, kehrt wieder in das frühere Dienſtverhältnis zurück, und Danzig mit Graudenz und Thorn werden Grenzfeſtungen eines Reiches ſein, größer und furchtbarer als je eines nach dem Fall der Römerwelt die Sonne beſchienen hat. Natürlich müſſen dann die beiden neuen Bundesſatrapen für ihre Mitwirkung und für ihre Opfer entſchädigt werden, und wer dieſe Entſchädigung zu leiſten hat und ſie auch leiſten wird, brauchen wir nicht zu ſagen. Man mag zweifeln, zürnen, tadeln, verneinen, lachen, ſoviel man will, die Sache bleibt dennoch, wie wir ſagen, nicht etwa, weil wir es ſagen, ſondern weil eine natürliche, unwiderſtehliche Notwendigkeit, der ſich kein Sterblicher entziehen kann, die aber nicht jedermann ſieht und erkennt, im vorausgeſetzten Falle zu dieſem Ziele führt. Ob die Klagen über die erbärmliche Kurzſichtigkeit gewiſſer Eintagspolitiker gar ſo ungerecht und leidenſchaftlich ſeien, wie man täglich hören muß, wird eine nicht entfernte Zukunft lehren.

Die Zukunft von Europa aber liegt am Bosporus, und nachdem alle Fürſten des europäiſchen Kontinents die Sache des Volks nach der Reihe verlaſſen haben, und — von unſerm Standpunkt aus zu urteilen — dem Dämon ſchädlicher Politik verfallen ſind, ſo iſt Abd ul Medſchid, Fürſt der Gläubigen und Statthalter des Propheten von Mekka, man kann ſagen die letzte Zufluchtsſtätte der europäiſchen Freiheit, der letzte Anker eines geſitteten und menſchlichen Regiments. Dieſer Fürſt hat die ſeltenſte und ſchönſte aller Herrſcherkünſte gelernt: fähige und tapfere Feinde im Felde zu beſiegen, und die beſiegten durch weiſe Milde in getreue und nützliche Diener umzuwandeln. Bei aller Hochachtung, die man vor Potentaten überhaupt, und vor einem erlauchten Fürſtenhauſe des Abendlandes insbeſondere hat, geſtehen wir doch, daß Sultan Abd ul Medſchid, der Beherrſcher eines großen Reiches und abſoluter Fürſt, in richtiger Schätzung der Dinge wie an kluger Selbſtverleugnung ſeine königlichen Machtgenoſſen in der Chriſtenheit – den menſchenfreundlichen und edlen Gebieter Mittelitaliens ausgenommen – insgeſamt beſchämt und übertroffen habe. Was nützt es, an das chriſtliche Dogma zu glauben und der Kirche Opfer zu bringen, wenn ich die erſte und notwendigſte Tugend des Chriſtentums verleugne? Einem mohammedaniſchen Padiſchah war es vorbehalten, den auf ihre Frömmigkeit und Regentenweisheit ſo ſtolzen Fürſten des chriſtlichen Abendlandes in lebendigem Exempel zu zeigen, wie man den Aufruhr niederſchlagen und fruchtbar machen ſoll.

Leider iſt aber Tugend allein noch nirgends eine ſichere Bürgſchaft für Erfolg und Kraft. Kann der gerechte und menſchenfreundliche Padiſchah – das fragen alle – widerſtehen, wenn das ruſſiſche Heer über die Donau geht und die Flotte von Sebaſtopol gegen die Mündung des Bosporus ſteuert? An ſoldatiſchen Perſonalvorzügen ſind Zar und Sultan gleich: eine Wachtparade zu befehligen und kunſtgerecht auf dem Pferd zu ſitzen verſtehen ſie beide. Strategiker aber, wie Murad und Suleiman, iſt zum Glück oder zum Unglück keiner von beiden. Stehen ſich aber Ruſſe und Türke, ohne Berechnung der Nebenumſtände, als bewaffnete Streiter gegenüber, ſo iſt der Türke dem Ruſſen an phyſiſcher Kraft, an Beweglichkeit, an unverdroſſenem Sinn, an Intelligenz und an perſönlicher Tapferkeit weit überlegen. Der Türke iſt noch, was er vor 400 Jahren war. Nur die Schule der großen Feldherren und Kriegsfürſten iſt im langen Glück ausgeſtorben. Aber das Schickſal ſelbſt ſcheint den innern Mangel gerade im rechten Augenblick durch willkommene Zutat von außen erſetzen zu wollen, bis die ſchlummernde Kraft der Osmanli wieder zu neuem Triebe erwacht. Marſchall Omer Paſcha (Kroat) und Murad Paſcha (Bem) ſind erprobte Führer, und wiegen für ſich allein große Heere auf. In der Kunſt diplomatiſcher Unterhandlungen aber haben Großweſir Reſchid Paſcha und der Miniſter des Auswärtigen Ali Paſcha eben erſt den alten türkiſchen Ruhm bewährt, und ſogar die für unüberwindlich gehaltene ruſſiſche Meiſterſchaft beſiegt. Was man noch vor kurzem für unmöglich hielt, iſt jetzt doch geſchehen: die

Sympathien des Abendlandes ſind von den Ruſſen gewichen und auf die Türken übergegangen.

Der chriſtliche Okzident wünſcht dem Beherrſcher der Gläubigen, dem gerechten und menſchlichfühlenden Sultan, Sieg und Triumph über den halbbarbariſchen und unverſöhnlichen Widerſacher aller chriſtlichen Freiheit und aller bürgerlichen Ordnung im Abendland. Die Paskiewitſch, die Rüdiger, die Tſcheodajeff, die Paniutin und den Zaren ſelbſt inmitten ſeiner Preobraſchenskiſchen Garde brauchen die Osmanli für ſich allein nicht zu fürchten, und ihre Schiffe fechten beſſer als das holperichte Gezimmer der Moskowiten. Aber die Ruſſen haben zwei gefährliche Bundesgenoſſen, die man in Berechnung der Möglichkeiten weder gering achten, noch viel weniger ganz überſehen darf. Wir meinen die chriſtlich-byzantiniſchen Volksſtämme im Innern der Türkei, und dann das Uralgold. Daß der Boden, beſonders in der europäiſchen Hälfte des Reiches, durch hundertjährige Bemühung des Erbfeindes nach allen Richtungen unterminiert und gleichſam vulkaniſch geladen ſei, weiß jedermann. Aber ſo groß iſt noch jetzt das Übergewicht türkiſcher Tapferkeit, daß ohne Drang und Mißgeſchick von außen der Feind im Innern leicht niederzuhalten iſt. Denn der eingeborne byzantiniſche Chriſt gilt überall für unkriegeriſch und verzagt; er iſt Rebell und Räuber, aber kein Soldat. Weniger leicht, oder manchmal eigentlich gar nicht widerſteht eine Türke, wie man ſagt, dem Ruſſengold. Hätte der Padiſchah unter ſeinen Dienern lauter Reſchid und Ali an Unbeſtechlichkeit und Geiſteskraft, ſo dürfte er über Schickſal und Zukunft ſeines Reiches unbekümmert ſein und gleichgültig dem Sturm entgegenſehen, wie er langſam, aber drohend von den werchoturiſchen Gebirgen niederſteigt, und ſchwellend wie eine Lawine ſich gegen die Donau wälzt. Aber viele meinen ſogar: die Hälfte des Diwans ſelbſt nehme ruſſiſchen Sold, und König Philipps Spruch: „Keine Feſtung ſei unbezwinglich, wenn nur ein goldbeladenes Eſelein noch Zugang findet“, gelte noch heute im Türkenland. Plutarch, wenn wir uns recht entſinnen, ſagt irgendwo: „Bei jeder Unterredung zwiſchen Antonius und Oktavian habe ſich der Genius des erſtern vor dem Genius des letztern gekrümmt und gleichſam auf ein kleineres Maß zurückgezogen“, weil Antonius lange vor der Entſcheidung fühlen mochte, daß die Strömung der Weltereigniſſe nicht ihm gehöre, ſondern dem Nebenbuhler Oktavian günſtig ſei. Ein ähnliches Gefühl ſoll ſich im gegenwärtigen Augenblick nicht nur der Großen im türkiſchen Reiche, ſondern zum Teil auch des Volkes ſelbſt bemächtigt haben. Wäre dieſe Bemerkung richtig, ſo hätte, ohne Dazwiſchenkunft friſcher Kombinationen, das Verhängnis zwiſchen Moskau und Byzanz bereits entſchieden.

Gegen die drei großen Übel, des Aufſtandes im Innern, der Beſtechung durch ruſſiſches Gold und des verlornen Glaubens an den glücklichen Stern des Hauſes Osman, wird der enge Freundſchaftsbund mit Großbritannien als Gegengewicht in die Wagſchale zu legen ſein. Die vollſtändige und entſcheidende Wirkung dieſes Antidotums hat neulich Europa überraſcht. Sir Williams Feuerſchlünde haben noch einmal das Fatum von Byzanz gebannt. Daß ruſſiſche Heere geſchlagen wurden, hat man ſchon öfter geſehen; aber ſeit vielen Menſchenaltern, oder vielleicht niemals hat die ruſſiſche Diplomatie einen ſolchen Leck erhalten. Das einzige, man weiß es jetzt, was die Ruſſen an ihrem Gegner fürchten und nicht bezwingen können, iſt Mut und Ehrlichkeit. Beſiegt indeſſen iſt der Zar noch nicht, der Zar iſt nur beſchämt, weil er durch Erfolge in Ungarn ermutigt und von Phantaſien fortgeriſſen das Geheimnis ruſſiſcher Schwäche und Verwundbarkeit vor der Zeit verraten hat. Auch in Petersburg, ſagt man jetzt, iſt der falſche Kalkül möglich, und kann man ſich für ſtärker halten, als man wirklich iſt. Dieſer Gedanke, ſollte er ſich in Europa feſtſetzen, wäre für Zar und Stockruſſentum ſchon jetzt ein großes Mißgeſchick, würde aber in der Folge noch viel größeres Unheil bringen, als man im erſten Augenblick vermuten kann. Wenn man ſich aber auch als Ajax für unbeſchränkte Herrſchergewalt gebärdet und ſich laut vor ganz Europa ſogar himmliſcher Allianzen rühmt, ſo kann und darf man die Makel einer ſolchen Niederlage nicht gar zu lange auf ſeinem Namen haften laſſen. Hat im letzten Jahr ſchon das kleine Unglück von Hermannſtadt in Europa den Glauben an die ruſſiſche Macht erſchüttert, ſo denkt ihr wohl ſelbſt, daß man im Okzident, falls nicht in kürzeſter Friſt ein entſcheidender Umſchlag folgt, bald fragen wird: ob die Füße am nordiſchen Koloß wirklich nur von zerbrechlichem Tone ſind? Im Herzen des ruſſiſchen Lenkers iſt dieſes Gefühl noch viel ſchneidender und ſiedender als bei uns, und darum hängt die dunkle Wetterwolke drohend über dem Donauſtrand.

Ausweichen können die Ruſſen nicht mehr, ſie müſſen nicht bloß den entſcheidenden Kampf wagen, ſie müſſen auch den Preis gewinnen, oder ihr Stolz und ihre Hoffnungen ſind — wo nicht ganz zertrümmert, doch auf unbeſtimmte Zeit vertagt. Dieſe verhängnisvolle Notwendigkeit, den letzten Schritt zu tun, zu welchem ſich der Menſch überall nur mit Zagen entſchließt, heißt man in Deutſchland „Kataſtrophe von Byzanz". Nach welcher Seite hin die glücklichen Würfel fallen, mag jeder in ſich ſelbſt bedenken. Daß mit dem Siege der einen oder der andern Partei eine neue Ordnung im europäiſchen Haushalt beginnen muß, iſt jedenfalls gewiß. Daß man aber ohne nautiſches Übergewicht und ohne Herr des Meeres zu ſein, Konſtantinopel weder nehmen noch bewahren könne, iſt ebenfalls ein altes Axiom; und ſogar der größte Eroberer des fünfzehnten Jahrhunderts, Sultan Mohammed II., hätte nach eigenem Geſtändnis der Türken noch am Vorabend des Triumphes mit ſeinem großen Heere die Flucht ergriffen, wenn ſtatt fünf elender Fahrzeuge eine ergiebigere Flotte aus dem Abendland zum Entſatz im Goldenen Horn erſchienen wäre. Und doch war damals Macht und Herrlichkeit des oſtrömiſchen Kaiſertums, nach Verluſt aller Provinzen in Europa und Aſien, auf den Mauerumfang von Byzanz beſchränkt! Gelingt es den Ruſſen nicht, mit Hilfe ihrer gewöhnlichen Künſte die türkiſche Regierung vom Bunde mit Großbritannien abzuſchälen und die ſchwimmenden Ungetüme der Königin Viktoria im entlegenſten Winkel des Abendlandes feſtzubannen, ſo darf es der Zar nicht wagen, die Hand nach der Perle des Orients auszuſtrecken, und wagt er es dennoch, ſo wird das Wageſtück vorausſichtlich ebenſo erfolglos, ja noch weit verderblicher und ſchmachvoller ſein, als es unter den Großfürſten Igor und Swätoslaw geweſen iſt. Anſtatt auf ihre Koſten ein zweites Navarin zu veranſtalten, würden die Ruſſen, mit mehr Hoffnung des Erfolges, Taktik und Wege des Zyklopen Polyphem befolgen, und zuerſt die Gefährten des Königs von Ithaka, und am Ende erſt ihn ſelbſt verzehren, d. h. ſie würden durch Eroberung der Provinzen zu beiden Seiten des Hellespont die Hauptſtadt iſolieren, um ihr endlich das Schickſal von 1453 zu bereiten. Das wäre freilich der lange Weg, und wir wiſſen alle, welches Los indeſſen den Polyphem der Odyſſee ſelber getroffen hat, und den Zyklopen an der Newa natürlich ebenfalls treffen könnte. „L'abbiamo, fra Macedonio“ hat nach vielem Leugnen und nach langem Pochen auf einheimiſche Gerechtigkeit Nikolai Romanowich ſelber neulich dem erſtaunten Europa zugerufen. Der Zar hat den letzten Wurf getan . . . Bleibt aber der Zar, wie der Ozean vor den Sanddünen des flachen Niederlandes, ſturmbereit und drohend an der Donau ſtehen, wird dann etwa nicht Großbritannien ſelbſt des Geſchäftes endlich überdrüſſig ſein und gegen Zuſicherung eines beſtimmten und fetten Anteiles an der Beute den Zaren am Ende gewähren laſſen?

Die Antwort auf dieſe zukunftvolle Frage kann nur in den Zuſtänden des Nationalhaushaltes und in der Skala des Selbſtgefühls von Alt-England gefunden werden. Und da unſere Diplomaten auf dem Kontinent ſo tiefblickend, penetrant und weiſe ſind, haben ſie die Sache gewiß ſchon längſt mit Schärfe überdacht und natürlich das Problem in ihrem Sinne aufgelöſt. Denn für ſo unbeſonnen möchten wir die feſtländiſchen Staatskünſtler nicht halten, daß ſie ſich ohne feſten Hintergrund, und ohne zu wiſſen, was ſie tun, über Lord Palmerſton und ſeine „vulkaniſchen“ Noten luſtig machen könnten. Gewiß ſind die Salonwitze und die geiſtreichen Impromptüs des . . . ſchon genügend, um die Dreidecker des Sir William Parker aus den Meeren der Levante zu vertreiben. Das Problem indeſſen iſt ſo einfach, daß ſelbſt ein „beſchränkter“ Untertanenverſtand, wie man jetzt häufig ſagt, ſeine Löſung verſuchen könnte. Würden durch Aufzehrung der Türkei, oder auch nur durch Vertreibung der Osmanli aus Europa und aus Byzanz die Staatsintereſſen Großbritanniens weſentlich berührt, gefährdet und bloßgeſtellt, ſo wäre, trotz eines reichen Beuteanteiles, an hartnäckiger und nachhaltiger Dauer des britiſchen Türkenſchirmes nicht zu zweifeln. Bloß aus Gründen der Menſchlichkeit hingegen und aus Liebe zur Philoſophie und zur europäiſch-chriſtlichen Geſittung, wie die Metaphyſiker häufig wollen, ſetzt ſich John Bull noch weit ſäumiger und ſchwerfälliger in Bewegung, als irgendein anderes Volk der Welt. Was daher bei einer jedesmaligen Wendung der orientaliſchen Frage und namentlich in dieſem Augenblick die Times in der Sache urteilt, das gilt als ſicherer Maßſtab britiſcher Anſicht und Handlungsweiſe. Enthuſiaſtiſche Reden und ſelbſt gelehrte Zitate aus dem Buche Joſua und aus der Odyſſee würden da nichts helfen, und in den Volksmeetings wie in den eleganten Sälen der Downingſtreet vermutlich ohne Wirkung bleiben.

Großbritannien, am Beginn des europäiſchen Sturmes weniger ſtark und weniger geübt als heute, hat damals doch wider das alte Kontinentalſyſtem, mit einem Napoleon an der Spitze, nach unerhörten Opfern das blutige Spiel gewonnen, und ihr hofft nun dasſelbe Großbritannien, bewaffnet mit der Intelligenz des Jahrhunderts, die man im Zarenreiche vernichten will, und gehoben im Selbſtgefühl beiſpielloſer Triumphe in Europa und Aſien, werde jetzt vor dem neuen Kontinentalſyſtem und vor dem moskowitiſchen Imperator, der überall britiſchen Erwerb beſchränken und britiſches Übergewicht zerſtören will, kleinlaut und verzagt die Segel ſtreichen? Wehe euch, und dreimal wehe, wenn ſich der fürchterliche Dreizack in Bewegung ſetzt, und wenn der Zeus von Albion, erzürnt über die Frevel der Moskowiter, die Rüſtkammern öffnet und ſeine Donnerkeile über den verzagenden Kontinent herüberſchleudert! Man hat bei uns vielleicht zu früh gereizt, und im Übermut des Glückes mit „Züchtigung“ engliſcher Polypragmoſyne und engliſcher Krämerpolitik gedroht. Allein nicht bloß gegen den großen Fürſten an der Newa iſt der rächende Stab des Schickſals aufgehoben, der Schlag wird alle treffen, die mit fremder Hilfe und im Schatten falſcher Sicherheit in Europa Schlimmes taten, und nicht viel klüger als jene Unbeſonnenen im Lager des Pompejus vor der Schlacht ſchon über die Beute verfügten, die ihnen der Sieg erſt bringen ſollte. Wie man einſt Polen wirklich teilte, und wie man vielleicht bald ein anderes großes Land zu teilen hofft, ſo ward im Rat der Gewaltigen, wie es ſcheint, auch das türkiſche Reich ſeit lange als Sättigungsobjekt für kontinentalen Heißhunger ausgeſetzt. Ja, die Jagdpartie des Löwen im Verein mit den übrigen Fabeltieren war bereits angeordnet und die Rolle eines jeden Partners feſtgeſtellt. Aber ſiehe da! die lüſternen Jäger halten plötzlich inne und verſtecken in der Verwirrung ihre Waffen; der „Leviathan" hebet drohenden Blickes das Rieſenhaupt über die ſtille Waſſerfläche und — ſie wollen die Sache noch einmal beraten.

Zu großem Leidweſen aller Freunde und Anhänger der griechiſchen Sache innerhalb und außerhalb Deutſchlands trifft das herbe Los nun auch einen ſeiner trefflichen Eigenſchaften wegen allgemein geachteten Fürſten, den „Morea-Kral", wie ihn die Türken nennen. Und doch war der „Morea-Kral" durch ſein Daſein ſelbſt für Nahrungsſaft und Wachstum auf die Länder des Padiſchah angewieſen. Aber man bedenke wohl, das Leben von Hellas war gleich anfangs nur ein galvaniſiertes Scheinleben, ein Proviſorium, ein Interim, auf ruſſiſchen Betrieb hingeſtellt, bis die türkiſche Frage ihre endgültige Löſung gefunden hätte. „Hoſpodar" oder „Radſcha" war ſchon im Friedensinſtrument zu Adrianopel ſtillſchweigend das Loſungswort, und von einem ſelbſtändigen, wachſenden und lebenskräftigen König von Hellas redete man großenteils nur in den Hörſälen deutſcher Schulgelehrten und in den Koterien von Diplomaten dritter und vierter Ordnung. Die Roheit indeſſen, auf die bedrängte Lage des griechiſchen Staates, dieſes Augapfels chriſtlich-abendländiſcher Sympathien, mit Gleichgültigkeit oder gar mit böswilliger Schadenfreude hinzublicken, wollen wir nicht begehen.

Schon in der Eigenſchaft als deutſcher Exprofeſſor ſind wir verpflichtet, für Hellas zu ſchwärmen und von einem großen, chriſtlich-griechiſchen Imperium des Orients zu träumen. Beide Pflichten, des Schwärmens und des Träumens, erfüllen wir gern, und zwar ſo heiß und ſo durchſichtig, als es unſere froſtige Natur erlaubt. Alle Staatsſophiſten mit allen ſüßen Phraſenkünſtlern des Okzidents zuſammengenommen, werden uns aber niemals überreden, daß Hellas, wie es heute iſt, nicht aus der Empörung beſiegter Untertanen gegen ihren geſetzmäßigen Herrſcher hervorgegangen ſei. Wir haben die inſurgierenden Hellenen allzeit bewundert und mit den feurigſten Wünſchen auf ihrer blutgetränkten Bahn begleitet, aber euch darf man fragen, warum ihr die Rebellen am Inn (1809), an der Weichſel, am Po und an der Theiß niedergeſchlagen, den Rebellen von Griechiſch-Bukowina aber, von Griechiſch-Gratz, Glatz, Strutz und Kukuruz, mit eurem Gelde und euren Schiffen zu Hilfe gekommen ſeid? Inkonſequent war es in jedem Fall, vielleicht das eine oder das andere Mal ſogar ungerecht. Das Recht zu ſein hat jedermann, und gewiß auch die Griechen; aber das Recht, groß und mächtig zu werden und andern in den Weg zu treten, hat nur, wer es vermag und hierzu die nötige Kraft beſitzt. Gefühl und romanhafte Gerechtigkeit ſind in der Politik leider von nicht ſo großem Gewicht, als es friedliche und billige Gemüter wünſchen mögen.

Weil nun aber die Briten, mit Verlaub des Ausdrucks, auf eure unſchuldigen Schliche gekommen ſind, und mit derſelben Härte und Ungerechtigkeit am hilfloſen Hellas endlich tun, was anderswo ſchon oft geſchehen iſt und nächſtens wieder geſchehen könnte, ſo iſt allerdings Grund vorhanden über „verletztes Völkerrecht“, über „treuloſes Albion“, über „Plumpheit und Brutalität“ Lord Palmerſtonſcher Politik zu ſchreien, beſonders da man in Praga, in Krakau und neuerlich erſt in Raſtatt und Arad ſo höflich und rückſichtsvoll geweſen iſt. Wir ſind kein Lobredner der Briten, und iſoliert genommen darf man den neueſten Vorgängen im Piräus den ſchlimmſten Namen geben; denken wir aber an die ruſſiſchen Prozeduren in Moldo-Wlachien und an das Schickſal, welches über die helvetiſchen Kantone ſchwebt, ſo begreifen wir ohne Mühe, was man jetzt in Hellas tut. Daß auf der einen Seite Dacier und Kelto-Germanen, auf der andern aber Gräko-Slawen das Opfer der Zwietracht der Gewaltigen ſind, macht in der Handlung ſelbſt keinen Unterſchied, und mehr als je gilt der alte Spruch:

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Wehret euch jetzt und rettet die Griechen, wenn ihr ſo mächtig ſeid und Gott ſelbſt, wie ihr faſt lächerlich prahlet, auf eurer Seite habt. Überhaupt iſt es ſchwer, nach den Szenen des letzten Jahres noch Tränen auszupreſſen für das Unglück Griechenlands. „Stirb nur,“ ſagte Achilles zum wimmernden Königsſohn von Troja, „ſtirb nur, was ſtellſt du dich ſo ungebärdig! Iſt ja auch Patroclus gefallen, der viel beſſer war als du“ *).

*) ἀλλά, φίλος, θάνε καὶ σύ· τίη ὀλοφύρεαι αὔτως;
κάτθανε καὶ Πάτροκλος, ὅπερ σέο πολλὸν ἀμείνων. Hom.

Mehr noch und tiefer als das kleine, totgeborne Hellas bejammern wir das große, imperatoriſche Deutſchland und ſeine demütige Rolle in dieſer europäiſchen Konjunktur. Tauſendjährige Geduld und Hemmniſſe haben, wie bekannt, den ruſſiſchen Nationalinſtinkt, Tſarigrad (die Kaiſerſtadt) am Bosporus zu beſitzen und das illyriſche Dreieck zu überſchwemmen, weder getötet noch geſchwächt. Vielmehr iſt der Trieb im Marmorſchloß zu St. Petersburg heute noch ebenſo heiß und ebenſo unwiderſtehlich, als einſt zu Kiew im Holzpalaſt des heldenmütigen Swätoslaw. Durch eine eigentümliche Ökonomie der Weltordnung ſchob ſich im Süden von Rußland, am Schwarzen Meer, in den Karpathen, bald links, bald rechts, im Oſten oder im Weſten, tauſend Jahre lang ein mächtiger, den Ruſſen feindlicher und ihre Schritte eiferſüchtig bewachender Volksſtamm wie ein Keil zwiſchen Nord und Süd, und verlegte den Weg aus den ſaftig-grünen Birkenwäldern der ruſſiſchen Slawen zu den Heſperidengärten von Byzanz. Unter den zähen und nachhaltigen Schlägen moskowitiſcher Tapferkeit und Politik ſind aber dieſe Bollwerke nacheinander verſchwunden, und die Rolle, Rußland aufzuhalten, fiel endlich auf die gebornen Widerſacher und Nebenbuhler der Slawen, auf das deutſche Volk zurück. Wir haben aber alle geſehen, wie man dieſen Ehrenpoſten nicht nur verlaſſen, ſondern dem Feinde ſelbſt in der Not überliefert hat. Seit dieſer Übergabe horchen alle Fürſten von den Pyrenäen bis zum Oſtkap von Sibirien bereitwillig auf das Machtgebot des Zaren. Sicherlich legt der „Neſtor" unter den Diplomaten auf unſer Lob kein Gewicht, aber der Mann, ob er gleich als Tribut für ſein Genie das Gold des „weißen Khan" aus vollen Händen nahm, legte doch im ernſten Moment wider die moskowitiſchen Byzanzgelüſte warnend und abwehrend ſein Veto ein. Fürſt Metternich hoffte bis zum letzten Augenblick, ohne verderbliche Konzeſſionen an die Ruſſen bloß durch Beiſtand der Klerikalpartei und mit Hilfe jährlicher Anleihen in Europa die „Umſturzpartei" zu lähmen und zu erdrücken. Heute iſt alles vorbei, und niemand wehrt der Ruſſenflut. Vergeblich und zu unglücklicher Stunde hat das „deutſche Volk", der Laokoon des Kontinents, zuletzt noch den Verſuch gewagt, Ilium zu retten. Rat, Zorn, Kraft und Verzweiflung des Alten vermochten nichts mehr gegen den Zorn der Götter und gegen das rächende Verhängnis,

> post ipsum auxilio subeuntem ac tela ferentem
> corripiunt spirisque ligant ingentibus . . . .

Wahrhaft, wir ſitzen in unſerer Unbedeutenheit nicht über Potentaten zu Gericht; aber wenn das Fehlſchlagen des magyariſchen Aufſtandes auch ein großes Glück für den Prinzen von Habsburg und für die „europäiſche Ordnung" iſt, ſo hindert uns die Achtung vor dem erlauchten Kaiſerhauſe doch nicht öffentlich zu bekennen, daß ſeit dem Einbruch der Mongolen in Europa die Sache der Freiheit, des Friedens und der guten chriſtlichen Ordnung, wie wir ſie verſtehen, kein anderes mit dieſer melancholiſchen Kataſtrophe zu vergleichendes Mißgeſchick betroffen hat. Weil einſt Kaiſer Arnulf das große Slawenreich in Pannonien mit eigenen Kräften nicht überwinden konnte, rief er, von Rache und Herrſchaft getrieben, von jenſeits der Karpathen die wilden Magyaren herbei und beſiegelte durch einen mit fremder Hilfe erkauften Triumph auf länger als hundert Jahre die unheilvollſte Erniederung des deutſchen Volks.

Öſterreich hat während der drei letzten Jahrhunderte in der Welt viel Böſes getan und viel Gutes gehindert, aber ſo eingewurzelt ſind deſſenungeachtet in Deutſchland Achtung und Vertrauen auf dieſes Fürſtenhaus, daß ein einziger kühner Schritt von ſeiner Seite alle früheren Sünden im Gedächtnis des deutſchen Volkes tilgen und in dieſem Augenblick, verhaßten Strebungen ohnmächtigen Ehrgeizes gegenüber, gleichſam durch Akklamation ein neues und furchtbares Imperium Germanicum ſchaffen könnte. Beſäße das Haus Öſterreich doch den Mut, auch einmal nach oben undankbar zu ſein, und im ſtolzen Gefühle ſeiner Größe und ſeiner Macht plötzlich und ohne Übergang dem kaiſerlichen Schirmvogt an der Newa den Fehdehandſchuh hinzuwerfen! Es wäre ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel und zugleich ein Akt rettender Providenz zugunſten des hoffnungsloſen Germaniens. Doch der Wunſch iſt ein vergeblicher! Wie könnte aber auch ein vernünftiger Menſch in Deutſchland jetzt noch an die Möglichkeit eines ſolchen Schrittes denken? Nach dem ſchnellen und vollſtändigen Siege über das „Volk" ſehen die deutſchen Fürſten nicht mehr ein, was der äußere Glanz, die freie Bewegung, der ſtaatliche Rang und die politiſche Würde dieſes beſiegten Volkes für Mehrung ihrer Glückſeligkeit noch beitragen könnte. Die Sache der Fürſten iſt von der Sache des Volkes abgelöſt und man ſieht ſich überall geſondert und gemeſſen, wie Herr und Knecht, ja beinahe wie im Orient als Feind und Nebenbuhler gegenüber. Den Genuß der Macht und ihrer Vorteile auf ewig gegen alle Anfechtungen von unten durch Waffengewalt ſolidariſch zu ſichern, iſt heute der einzige Gedanke in den Paläſten des Kontinents. Oderint, dum metuant, ſagte Caracalla und ſchmeichelte den Legionen durch reiche Gaben, die er aus den Taſchen waffenloſer und verjagter Romanen nahm. Der Zweifel, ob die chriſtlich-europäiſche Soldateska ihre Unterwürfigkeit und ihren Reſpekt gegen ſchwache und unkriegeriſche Soldherren länger und ritterlicher bewahren werde, als einſt die prätorianiſchen Kohorten ihre Treue gegen Nero und Elagabalus, kann und darf ohne „nächſten Verſuch zum Hochverrat“ natürlich gar nicht in Frage kommen.

Wie alle Überwinder, glauben auch die deutſchen Fürſten an die Ewigkeit ihres Sieges, und wollen nun, nachdem ſie mit Hilfe „meines herrlichen Kriegsheeres“ das ungeſtüme Reformgeſuch und den bewaffneten Aufſtand niedergeſchlagen und zertrümmert haben, die Quelle aller gegenwärtigen und künftigen Übel, beſonders aber die leidigen Märzſchrecken und ihre demütigende Erinnerung verſchütten. Alles Übel und alle Fürſtennot, ſagen ſie, quillt aus der Wiſſenſchaft. Nur wer nicht weiß und nicht denkt, wird allezeit willig gehorchen und bezahlen. Offen und aufrichtig erklären ſie der Wiſſenſchaft, dem geiſtigen Leben und dem göttlichen Funken im Menſchen überall den Krieg. Gehorſam der Untertanen und Autorität der Fürſten, ſagte neulich der Zar, können zugleich mit Fortſchritt und Geſittung nicht beſtehen. Damit aber der Zar und ſeine Anverwandten ruhig ſchlafen können, ſoll die Leuchte umgeſtoßen, ſoll Europa wieder roh, unſittlich und barbariſch werden wie zur Zeit der Völkerwanderung. In Neapel, zu Rom und in Rußland hat die Ausführung der dynaſtiſchen Heilsmaßregeln bereits angefangen, und die andern Staaten des Kontinents werden nach Kräften und Umſtänden, mit mehr oder weniger Geſchick, bald dasſelbe tun. Kriege dauern aber heute nirgend lange, und wir ſind begierig, ob der Kampf gegen das eingeborene, ewige, unaustilgbare Geſetz der geiſtigen Veredlung ebenſo ſchnell und ſiegreich vorübergeht, wie der Kampf gegen die bewaffnete Revolution. Brutale Kriegsknechte und hohläugige Apoſtel der Finſternis gegen das ewige Licht der Ideen zu hetzen, könnte am Ende doch gefährlich ſein, und nicht wenige ſind der Meinung, man hätte das Band zwiſchen Regierern und Regierten nicht ganz zerreißen, die Brücke nicht ganz zerſtören und die Sache überhaupt nicht auf die äußerſte Spitze treiben ſollen, wo man entweder ſiegen oder auf immer zugrunde gehen muß. Noch kann niemand ſagen: iſt das, was jetzt in Europa nahe ſcheint und zum Teil bereits begonnen hat, Gigantomachie, ein Kampf der hundertarmigen Rieſen gegen die Bewohner des Olymp, oder iſt es nur eine „nubecula cito transitura“, wie St. Athanaſius den übelberatenen Verſuch des kaiſerlichen Apoſtaten nennt

Aus Berlin.

(Auguſt 1844.)

Nur unbeſorgt! Datum und Ort der Zuſchrift ſollen Sie nicht erſchrecken. Ob ich gleich zwei Tage nach dem 26. Juli ſchon wohlbeſtallt unter den Linden wohnte, bringe ich doch keine neue Betrachtung, keine poſthume Threnodie über den preußiſchen Sündenfall und das verlorne Paradies. Die Anſichten über die Begebenheit waren ja gleich anfangs in ganz Europa ungeteilt und Patriotismus mit nimmerſatter Pietät hat den Gegenſtand ſchon längſt bis zur Hefe ausgeſchöpft. Was iſt es alſo? Vielleicht Wanderſzenen jüngſter Zeit, Ergüſſe unruhvollen Gemüts, Bilder aus Berlin, Skizzen aus Walliſerland, von Chamouny, vom Lemaner See, vom Baſeler Schützenfeſt, vom Kölner Dom, aus Holländiſch Venedig, aus der launigen Zuiderſee und der flutenden Strömung des deutſchen Meeres um die Sandeilande Schelling, Norderney und Wangeroge?

Ungeheurer Bogen! Nimmerſatte Wanderluſt! Flüchtig zwar wie Oreſtes bin ich fortgeeilt, aber heitern Sinnes, weil ohne Schuld und unverfolgt von den Eumeniden, obwohl die Leute wiſſen wollen und es ſogar in den Zeitungen ſagen, ich hätte die gemeinſchaftliche Mutter Germania – ſo viel an mir iſt – mit ſlawiſchem Dolche umgebracht und auch den Lebenstrieb teutoniſcher Saat in Griechenland in unerklärlicher Verſtocktheit durch allerlei Meduſenköpfe erkältet und gelähmt. Doch von dieſen Dingen ſpäter, denn an Stoff zu mancherlei beſſerer Rede gebräche es einem wahrlich nicht, wenn der Kiel des ſchön gezimmerten Bremerſchiffes kundig durch die weite Weſermündung beugend am neugegrabenen Hafen, an den geräuſchvollen Werften in Vegeſak, an den grünbuſchigen Uferhöhen vorüberſtreicht, wenn die zierliche Hanſeſtadt mit dem alten Sachſendom und der wiedergewonnenen Freiheit, mit der eleganten Jugend und den milden Sitten – ein germaniſches Damaskus – aus heitergrünem Laubwaldgürtel dem Schiffenden entgegenwinkt. Was könnte man erſt von Hamburg ſagen und von ſeiner Phönixpracht? was vom däniſchen Altona, vom großen Alleenkranz, von der romantiſch bewaldeten Nekropolis, vom mächtigen Elbeſtrom, ſeinen Weideninſeln und ſeinem Maſtenwald? was vom duldſamen, behäbigen, weltlich abgeſchliffenen Sinn des großen deutſchen Emporiums und von der Sicherheit, mit welcher die Kraft des Feuers den Wanderer den breiten Strom hinauf in die waſſerreiche Havel führt, und am alten Slawen-Branibor vorüber zuerſt in das „Ohneſorgen“ des Preußenkönigs und vollends auf dem Schienenweg wie im Zauberflug an das langerſehnte Reiſeziel – in das große wundervolle Berlin verſetzt? Wahrhaft, Wandern gewährt in unſerer Zeit allein noch Luſt und ſchirmt das Gemüt vor dem größten aller Übel, der Langenweile und dem Überdruß! Leider haben fremde Zonen – wer leugnet es? – auch ihre Schattenſeite, und nicht umſonſt wird geklagt, durch immerwährendes Ziehen und täglich Neues ſehen verliere ſich am Ende der Reſpekt vor Althergebrachtem, lerne man in falſcher Philoſophie die Kraft des Menſchengeiſtes überſchätzen und leide ſonſt noch vielfach an Körper und Seele Schaden, z. B. wenn man im Julimonde zu Hamburg Auſtern ißt, den lutheriſchen Kandidaten M. an der Weſer predigen hört oder ſich gar ohne Segen und Amulett auf die häretiſch-üppigen Ruhebetten in Holland ſtreckt. Dieſes Mal habe ich ſorglich acht gehabt und an mir ſelbſt gefunden, daß die fromme Beſorgnis nicht ganz ungegründet iſt. Wenn ich zum Exempel des Morgens mit weltlichen Gedanken auf der Bremer Börſe oder im Alſterpavillon der großen Elbeſtadt bei aromatiſch duftenden Dekokt echt indiſcher Bohnen ſaß und das herrliche Getränke und die blendendweiße Sahne mit der lauen Zichorienbrühe der heißbetenden Iſarſtadt verglich, ſchien die Wahl zwiſchen Andacht mit Zichorien und echtem Kaffee mit etwas irdiſch-lauem Sinn nicht einen Augenblick unentſchieden. Wahrhaft, werden Sie denken, das wäre ja bald noch über Eſaus Handel um das Linſenmus!

Noch mehr! Selbſt Dr. Liſts muſterhafte Zollrhetorik verliert die Hälfte ihrer Kraft, wenn der Hanſeſtädter an ein Münchener Frühſtück denkt. Wenn ich ſonſt von der Beredſamkeit des Mannes hingeriſſen an nahen Anſchluß der freien Städte glaubte, ſo habe ich jetzt alle Hoffnung aufgegeben. „Sehen Sie einmal das lebendige Treiben, die freie Regſamkeit, wie das ſchafft und verkehrt, ein- und ausgeht, bringt und weiterführt ohne Schau, ohne Hemmnis, ohne Gebühr, alles echt und recht aus der erſten Quelle! Wie ſollten wir uns dem Zollverein und ſeinen Laſten unterziehen?“ So lautete die erſte Bemerkung auf ſouveränem Gebiet der Bremer Bürger. Anſchließen, meinen ſie, wäre Rückſchritt auf der Freiheitsbahn, die doch der Deutſchen vornehmſtes Beſtreben ſei. Warum ſich Deutſchland nicht lieber ihnen anſchließe zu gemeinſamer Abſchüttelung gegenſeitiger Plage und Feſſeln? Patriotiſch gedacht iſt das freilich nicht, auch bringt dergleichen Logik gemeiner Sache Deutſchlands wenig Gewinn, aber die Gedanken der Hanſeleute ſind nun einmal ſo. Jetzt, werden Sie denken, iſt die Erzählung auf rechten Wegen: Zoll, Dampf, Kanäle, Havelſchleuſen, Kölner Dom, Preiskurant und hinter ſaalhohem Spiegelfenſter frohe, einförmig-gleiche, teewarme holländiſche Geſichter, das wären ſchicklichere Themen für die Zeit, als lange Malereien aus Kolchis und aufreizende Zwiegeſpräche aus Theſſaliſch Turnowo. Gottesfürchtige möchten wiſſen, wie weit ſich ihr frommer Gulden zu Köln in Geſtein verwandelt habe. Die Waſſerfälle des Yſſelſtromes, die Amſterdamer Kurſe auf Hamburg und Berlin, ob man die Kredite in holländiſchem oder in franzöſiſchem Golde nützlicher verwerte, was etwa an der Kieler Eiſenbahn zu verdienen ſei und wieviel im ganzen ein anſtändiger Dampfbootplatz von Straßburg bis Bremen koſte, wäre Spekulanten, Aktienträgern und reiſeluſtigen Studenten willkommene Kunde.

Andere, und zwar ſehr viele, vernähmen lieber etwas Mediſance aus Berlin, viel Schlimmes über (angebliche) Unſitte und teure Koſt, über Mangel an Kunſt, Andacht, Glauben und Gemüt, aber Überfluß an Hegelſchem Sinn, an Flugſand und aufgeblaſenem Weſen. Wer einige Wochen im Parke wandelt, die ſchlanken Garden defilieren ſieht, durch die ſchön gepflaſterten breiten Straßen ſchlenkert, auch eine lateiniſche Komödie ſieht, Cäſars Büſte bewundert und die höflichen Ankündezettel der Dozenten lieſt, hat noch kein Recht über

Pracht, Politik, Gehalt, Tugend und Majeſtät des geiſtigen Mittelpunktes deutſcher Nation zu Gericht zu ſitzen. Wahr iſt es allerdings, Berlin mit ſeinen Baumwipfeln, ſeinem Blumen- und Gartenflor, ſeinen hohen Domen, ſeiner Kirchhofſtille und ſoldatiſch ſtrengen Zucht macht ganz den Eindruck einer Jſlamsſtadt im Morgenlande. Die Tempel ſind immer geſchloſſen, die Glocken allzeit ſtumm: noch hörte ich keinen Klang, kein Angelus, keinen Bittgeſang, keinen Morgengruß, keine Abſolution, nicht einmal die Turmuhr verkündet laut die Zeit, und die andachtsglutdurchfurchten, erbaulich zerriſſenen, teufelaustreibenden Faſtengeſichter von *** fehlen ebenfalls. Berlin iſt entweder ohne Kultus, denkt der ſüdliche Chriſt, oder es betet heimlich und verſchloſſen im ſtillen Kämmerlein. Selbſt Abd ul Medſchids Abgeſandter, wenn er nicht in die Antikenſäle geht, merkt wohl kaum, daß er nicht in Stambul iſt. Wie, fragen Sie vielleicht, gibt es hier etwa auch Antiken, Bilder, Vaſen, Gemmen, Sinn für Kunſt, ſchönen Bauſtil, Fronton, Freske und Ornament? Vielleicht mißfiele es jenſeits des Thüringer Waldes allgemein und hüben Sie in eng patriotiſchem Eifer zuerſt Steine auf, wenn ich laut geſtände, welche Wunder ich hier geſehen, was ich hier gelernt, angeſtaunt, empfunden habe, wenn ich die Kunſtreichtümer aufzählte, die man hier angehäuft, wenn ich beſchriebe, wie verſtändig und ſinnvoll man die Schätze geordnet und hingeſtellt, und wie genial und heiter einem Schinkels architektoniſche Schöpfungen erſcheinen, wenn man ſie mancher klumpfüßigen Nachahmung in Derwiſchabad gegenüberſtellt. Was würden Sie erſt zum Geſtändnis ſagen, daß die vorjährige Bemerkung des alten, langmagern, mumienhäutigen Preußenmajors mit der gerümpften Naſe und der fahlen Perücke im Grunde doch nicht ſo ganz unrichtig und ſelbſtliebig falſch ſei, wie wir im Ärger dachten. „Man muß geſtehen,“ ſagte der alte Major mit der fahlen Perücke, „Berlin gegenüber iſt München doch eine hübſche, artige, kleine Stadt.“

Weit entfernt ſo arge Verſtöße wider den guten Geſchmack unbedingt zu billigen und zum alten Ärgernis noch ein neues hinzuzufügen, tue ich ſogar für etwaiges Wanken auf dem Pfade des Rechten ungeſäumt Amende honorable und frage, wie ſich der ſtillſtehende, den

Berliner Tiergarten totumſchließende, ſchwarzfaule Schilfkozytus und ſeine luftverpeſtenden Dünſte mit der Alpenfriſche, dem Nelkenduft und der jugendlichen Lebendigkeit des muſikaliſch-rauſchenden Wogenſpiels im Münchener Schattenparke meſſen könnten? Wie die intereſſant-welken, geometriſch-kühlen, fiſchaugematten Konturen an der Spree mit dem reinen Ebenmaß, mit den weichen Schwellungen, mit dem ſüdlich warmen Blick der zaubervollen Bürgerwelt an der Iſar um die Palme ringen ſollten? An Theaterorthographie dagegen, Gewerbſamkeit und Verdienſtesfülle ſtehen wir Südlichen weit zurück; denn in Berlin iſt ungefähr jedermann — verſteht ſich wohlverdient — mit Ehrenzeichen geſchmückt; hier gibt man „Hamlet Prinzen von Dännemark“ und begehrt für einen Pfirſich nur ſieben und einen halben Silbergroſchen, was Sie gewiß äußerſt billig finden. Geſtehen Sie nur, wie klug ich ſeit einiger Zeit geworden bin. Ich will es mit niemand weiter verderben, rede nur vom Obſtmarkt und Theaterzettel, ſage nichts von preußiſch-deutſcher Politik, nichts vom Nil und der blühenden Tſchiftliksmuſterglückſeligkeit, nichts vom Zollverein, auch von Hengſtenberg und Neander nichts*), nichts über Philoſophie und über die Vorſtädte, nichts über die Gewerbeausſtellung, nichts über Flottwells und Lachmanns amtliche Beredſamkeit**), nichts, gar nichts über Krolls Zaubergarten und die Berliner Studentenwelt, obgleich allerlei Ergötzliches zu berichten wäre. Die Leute ſind eben gar zu empfindlich, und wer ſteht einem dafür, daß ſie nicht in jeglicher Bemerkung, im heiterſten Scherz abſichtliche Kränkung und böſen Spott erblicken, wie neulich im Fragment aus Turnowo? Es muß freilich eine verdrießliche Sache um dieſe „Fragmente“ ſein, da das Ungewitter auf drei Seiten faſt zu gleicher Zeit dagegen losgebrochen iſt, zuerſt in Ihrem Blatte, dann in den Kölner Miſzellaneen und am Ende auch noch in der Leipziger Allgemeinen; jedoch mit Ernſt, mit Würde und im guten Stil nur am erſtgenannten Orte und von einer Seite, die in Deutſchland etwas zu bedeuten hat und an deren endlichem Beifall man der ſchlechten Ausſichten ungeachtet noch nicht verzweifelt. Wenn man dagegen zwiſchen der Kölner Miſzellaneenſtrafpredigt und dem Fragment aus Turnowo keine nähere Beziehung, als zwiſchen der Königin Pomare und der diesjährigen Weichſelüberſchwemmung entdeckt, ſo nehme man es ja etwa nicht für geiſtige Verſchrobenheit, für Unvermögen, des Kölner Homileten fremde Gedanken richtig zu verſtehen und aufzufaſſen. Beileibe! es iſt nur Malice, liberaler Logogryph, Kölner Windmühlenwitz, um die Leute in Verlegenheit zu bringen und den Gegner aller Erwiderung zu entheben. Wie werden ſie in . . lachen, wenn die vorzüglichſten Organe des freiſinnigen Deutſchlands den Vorredner über Trapezunt in die Wette als bezahlten Apoſtel und blinden Alguazil des Moskowitertums verſchreien!

---

*) Ernſt Wilh. Hengſtenberg und Aug. Wilh. Neander, Profeſſoren der Theologie und Vertreter der evang.-orthodoxen Richtung in Berlin. (A. d. H.)

**) Eduard H. v. Flottwell, als Oberpräſident von Poſen durch ſeine Strenge gegen die Polen bekannt. — Karl Lachmann, der altdeutſche Philologe. (A. d. H.)

Offenbar hat ſich ähnlicher Verdacht auch Ihres trefflichen †.† Korreſpondenten bemächtigt. Hätte er mir nur, wie der Leipziger „Polemarch", in gewohnter Weiſe Irrtum, ſchiefes Urteil, Schwäche der Logik, Widerſpruch, ja freiwillige Verblendung und einſeitiges Auffaſſen der Tatſachen vorgeworfen, ſo wäre er vollkommen in ſeinem Rechte und ich hätte nichts weiter dagegen einzuwenden, denn ich erlaubte mir ja auch hie und da ein Wort. Was berechtigt ihn aber zur wenig verblümten Anſpielung, daß ich „für die Moskowiter ſchreibe"? Sollte meine Theſis den Ruſſen wohlgefällig oder ſollten ihnen meine Phraſen gar von einigem Nutzen ſein, deſto beſſer für ſie, denn es ſind gewiß die einzigen, die ſie nicht zu bezahlen brauchen. Iſt es nicht dem alſo und nehme ich wirklich Sold, wie es meine Feinde aller Verneinung ungeachtet wiederholt zu verſtehen geben, ſo überweiſe und beſchäme man mich öffentlich, denn wie könnte heute noch etwas verborgen ſein? Ja, die Ruſſen ſelbſt ſollen es tun, wenn ſie es vermögen! Ich denke ja von ihnen nicht beſſer, vielleicht gar noch um einige Prozente ſchlimmer, als meine Gegner und Ankläger, weil ich den Charakter ihrer Herrſchaft, weil ich ihre Tendenz und ihre Mittel ſo gut als jemand und am Ende gar noch beſſer als irgend einer meiner Sphäre kenne.

Will man noch kräftigere Bürgſchaften und noch deutlicheren Kompromiß gegen das Ruſſentum, ſo bin ich ſie zu geben bereit; nur verlange man nicht, daß ich je mit den politiſchen Börſenſpekulanten Chorus mache zu Lob und Preis einer im Keime bankerotten Entrepriſe! Man leert uns — ſeht ihr es denn noch immer nicht? — mit byzantiniſchen Kniffen die Taſchen aus und heftet uns nebenher das lange Eſelohr an den Ärmel, die guten Deutſchen aber lächeln bei der Manipulation voll Seligkeit und meinen, es ſei eine Dekoration. Was gewänne auch die gute Sache, wenn ich beim lauten Widerſpruch der Ereigniſſe, ohne Überzeugung und bloß den Gegnern zu gefallen, verhehlen wollte, welche Kräfte, welche Ausſichten auf Erfolg im allgemeinen und welches Fatum das ſlawiſche Prinzip insbeſondere auf homogenem Boden Griechenlands beſitze? Umſonſt beruft ſich der gewandte Widerpart auf die geringe Neigung der Griechen zum ruſſiſchen Deſpotismus und hebt dagegen ihre offenkundige und warme Liebe politiſcher Unabhängigkeit, ſowie das enorme Tugend- und Eintrachtskapital der Klephthenhäuptlinge und die im Lande für Einpflanzung und Sicherſtellung des edlen Guts blühenden Anſtalten mit glänzenden Farben hervor. Die Selbſtändigkeitsvelleitäten der Byzantiner hat ja niemand bezweifelt, oder welches Volk hätte je den Wunſch geäußert, freiwillig fremder Herren Knecht zu ſein? *Frei ſein* möchte jedermann, Nation wie Individuum, der ſchwarze Afrikaner zu Matanzas und San Domingo, wie der Grieche zu Lewetzow und Kamenz auf Morea, *wenn es nur auch ſo hinginge und wenn es mit dem bloßen Wollen ſchon getan wäre!*

> Ego quoque volo liber esse: *nequidquam* volo.
> Hic postulet frugi esse: *nugas* postulat —

heißt es irgendwo in der alten Komödie. Erfaſſen möchten ſie es allerdings das köſtliche Gut, aber ſie wollen es ohne den Nationaluntugenden, ohne den moraliſchen Unfähigkeiten, ohne den Sonderintereſſen und korrupten Praktiken der Byzantinerwelt im mindeſten zu entſagen, nequidquam volo, nugas postulat, „ihr Wille iſt Albernheit, iſt Träumerei!“ Ach wäre ich nur auch ſo glücklich und könnte die von Ausländern (Bavareſen, Franzoſen, Engländern) auf griechiſcher Außenſeite angeklebten Ornamente gläubig und gutmütig, wie die Gegner, für innerlich herausgewachſene lebenskräftige Gebilde halten! Leider iſt aber das alles nur Blendwerk, verdorrt, fällt das alles weg oder verwandelt ſich in freſſende Polypen, ſobald die Hand entflieht, welche ſie hingeklebt.

Den ſchwärmeriſchen, aber tröſtlichen Glauben an endlichen Sieg des Beſſern über das Schlechtere, den Glauben an ein goldenes Zeitalter der Gerechtigkeit und des allgemeinen Glaubens — Hoffnungen der Tiberius Gracchus, der Attilius und Lucilius und der Studenten — habe ich nach und nach gänzlich abgelegt, halte in Maſſe und beinahe auch im einzelnen das Schlechte immer für ſtärker als das Gute (großes Kompliment für die Ruſſen!), lobe zwar und teile den Kampf, gebe aber das Spiel voraus verloren, nicht etwa, weil aller Sieg an ſich unmöglich, ſondern weil die Maſſen allzeit imbezill, weil Heilkünſtler und Medizin, mit Verlaub zu ſagen, überall ſchwächer als das Übel ſind. Was ſoll man, fragen Sie vielleicht, am Ende tun und was bleibt dem Menſchen unter ſolchen Umſtänden noch übrig? Was ihm übrig bleibe?! Dem großen Haufen die Geduld, dem Betörten die Reue, dem Verſtändigen die Seelenruhe und das — Epigramm. Nicht jedermann iſt berechtigt — ich weiß es wohl — von den Menſchen im allgemeinen und von ihrem politiſchen Tun insbeſondere ſo troſtlos und geringe zu denken. Warum aber ich mir dieſe Freiheit nehme und warum ich um ein zweifelhaftes Gut (bona fama apud posteros) die Gunſt des Augenblicks ſo ganz verſcherze, wäre eine friſche Diſſertation, von der Sie natürlich nichts hören wollen. Auch weiß ich ebenſogut, daß Sarkasmen nichts verbeſſern und Spott die Sachen oft noch ſchlimmer macht. Aber was würde es nützen, wenn man auch mit Sanftmut ſagte, „dies und jenes müßt ihr tun“, „ſo und ſo ſtellt es an, damit es euch gelinge!“ Es geſchehe ja dennoch nicht. Darum mag ich kein Phraſenweltverbeſſerer ſein, wie die gelehrten Widerſacher, und kenne, weil ich doch nicht ſchweigen will, als Waffe gegen das Übel nur Verneinung und Ironie. Wenn aber dieſe Rede in Deutſchland läſtig wird und ſogar verderblich ſcheint, ſo greift zu derſelben Rüſtung oder, inſofern doch der Friede beſſer iſt, ſagt lieber gar nichts mehr, ignoriert mein Bemühen, wie der gelehrte Deutſchenhaſſer Schafarick in ſeinem dicken Prager Buch. Das wäre am Ende noch die beſte Medizin. Sie ſehen, daß ich die „ſlawiſchen Altertümer“ meine, das erſtaunliche Konzept, das man in Deutſchland allgemein bewundert, aber wenig lieſt. Gerade aus dieſem Grunde und weil ich Waffen gegen mich ſelbſt verbeiße, könnte eine kurze Analyſe dieſer großen Slawenapokalypſe vielleicht nicht unwillkommen ſein.

Von der Eiſack.

(Dezember 1845.)

Über die unduldſame und krankhafte Reizbarkeit, mit der man hierzulande allen in Journalen wie in Broſchüren zeitweiſe auftauchenden Beſprechungen tiroliſcher Zuſtände durch Nicht-Tiroler entgegentritt, haben Sie in Ihrer Stellung natürlich ſelbſt Erfahrungen in Menge und nicht allzeit in der wenigſt verdrießlichen Art gemacht. Jedenfalls könnte über dieſen eigentümlichen Zug unſeres Nationalcharakters der vor allen fremden Rhätiatouriſten wohlbegabte und geiſtreiche Verfaſſer der „Fernerfahrt im Otztale" gutes Zeugnis liefern. Geſchichtlich, ſittlich, geiſtig und politiſch – meinen wir – könne Tirol nur von Eingebornen richtig aufgefaßt, verſtanden und gezeichnet werden. Wie die Ruſſen ihrerſeits, haben auch wir in keinem von fremder Hand auch noch ſo täuſchend-ähnlich gepinſelten Konterfei unſer Bild erkannt. Schmollende Abgeſchloſſenheit und hartnäckiges Inſichverharren inmitten des europäiſchen Geiſterſchwindels iſt unſer Element. „No quiero caminos de hierro," ſagte neulich, wie Eſpagnol verſicherte, der Pontifex, und dieſes kluge Wort fand in unſern Tälern lauten Wiederhall.

Wenn aber die Einſamkeit, nach Plato, ſchon an und für ſich Stolz, Eigenſinn und hartnäckiges Weſen im Gefolge hat, ſo treten dieſe Eigenheiten doppelt ſcharf hervor, wenn ihnen auch noch das Selbſtbewußtſein, kirchlich frömmer und dogmatiſch gerechter als die Nachbarſchaft zu ſein, als Unterlage dient. Keine weltliche Politur, kein Schickſal ſchleifen das grobe Relief im Gepräge tiroliſcher Gemüter glatt. Und eben weil wir uns mitten im Gewirre deutſcher Wellenbewegung und zerfließender Nebelbilder allein für das Bleibende, für das Kontinentale halten, urteilen wir über die Phänomene fremder Wiſſenſchaft und Politik mit derſelben Ruhe und Unbefangenheit, wie über die Dinge des Heimatlandes. Nur die Eitelkeit, zuweilen auch von unſern Bergen zu reden und wohl gar dem unzufriedenen Murrſinn rhätiſcher Weltanſchauung breitere Geltung zu gewinnen, haben wir mit den Leuten außerhalb der noriſchen Alpenkette gemein. Leider muß man aber die Frage ſtellen, war um dieſe geſchämigen Eiſack-Lukubrationen in Ihrer Gunſt bisher ſo weit hinter dem breiten Waſſerſprudel der pommerſchen Kartoffelmuſe zurückgeblieben ſind?

Freilich die Eiſack, ob ſie gleich alpenfriſch und zürnend ihre klare Welle an Kaſtanienbäumen und Rebgeländen vorüber durch das Tiroler Tempe wälzt, ſtirbt doch viel zu früh, um dem lieblichen Koblenz der Rhätier, dem an Geld und Fröhlichkeit und an weltlichen Gedanken ſo armen, an Gottſeligkeit aber und Pſalmenklang, an exotiſchem Blumenſchmelz und romantiſchen Szenen ſo reichen Brixen im Tumult des deutſchen Lebens auch nur einmal des Jahres Gehör zu ſchaffen. Selbſt unſere rüſtige Bundesgenoſſin, die Augsburger Poſtzeitung, gedenkt tiroliſcher Frömmigkeit nur gar zu ſelten in ihrer politiſchen Pſalmodie. Oder entwickelt ſich in unſeren „katholiſchen Blättern“ etwa ein geringeres Maß von Weltpraxis, Duldſamkeit, Gedankenſchwung und Stil, als in Ihrer Doppel-Sion und im Münchener theologiſchen Archiv?

Zu dieſer geiſtigen Geringſchätzung durch die eigenen Freunde geſellt ſich noch der phyſiſche Ruin des Landes durch fremde Induſtrie. Welſche Gewinnſucht und Holznot in Algier und Athen rauben uns in die Wette den alten Wälderſchmuck, und ſchon blickt, ſtatt des ſaftvollen Birkengrüns der Jugendzeit, ausgedorrter Glimmerſchiefer in die andächtig-ſtille, menſchenleere Stadt herein. Aber wozu die Klage über verwelktes Birkenlaub und gelichtete Waldpartie, während außerhalb das Greulichſte geſchieht, der Zar wie ein anderer Maximin die Bräute Chriſti tötet und die Vorwerke des Vatikans zerbricht, Feuerbach im Bund mit Ruge aber die alte Gottheit ſelbſt demolieren will, und der betagte Görres mit ſeinen verzweifelten Adepten allein noch für den alten Glauben ficht? Was wird aus dem mühvoll lebenden Tiroler werden, wenn die neue Wiſſenſchaft mit ihrer „Dialektik“, mit ihrer „ewig fließenden Kritik“ in unſere Berge dringt? wenn mit der Religion, die ihr „die Theorie der Ignoranten“ nennt, auch noch die letzte Hoffnung des Unglücklichen, der letzte Troſt des Gedrückten, wenn mit dem Schall der Abendglocke der einzige uns gegönnte Freudenton „im Äther des reinen Denkens“ verrinnen ſoll?

Doch wohin verirrt ſich das ängſtliche Gemüt? Hier iſt nicht mehr der Ort zu Lamento und Fehdebrief wider die philoſophiſche Wiſſenſchaft, noch zu Anathemen über die „Zwei Jahre in Paris“. Beides käme ſchon zu ſpät und wäre vergebliches, machtloſes Gewimmer im Augenblick, da Sie ſelbſt den Rüſtzeug gegen die Kommuniſten angetan, und nebenher noch Diomedes D.......r, Schirmdach wankender Orthodoxen, mit friſchen Streitkräften und „mit dem Charakter der Originalität in jedem Zuge“ wider die Unholde des freien Gedankens unmittelbar vor unſerem Alpenwall in Schlachtordnung erſchienen iſt.

Während das Blut der neuen Philoſophengötter ſeine gewaltige Lanze färbt, pſallieren wir mit Inbrunſt gegen die Wut des neuen Diokletian, wandeln bei ſchönem Herbſte aus der Veſper in die ländliche Nachbarſchaft und bringen in friſch gekeltertem Traubenmoſt, Gottes Segen preiſend, ſogar dem Tſchetſchenzen Schamyl Beg, dem Schwerte Gottes, das die Ruſſen niedermetzelt, ein frommes Lebehoch. Andachtsübung und neuer Wein – vielleicht wiſſen Sie es nicht – ſind die Pole, zwiſchen denen ſich das ſtille Eiſackleben ſcheinbar friedlich hin und her bewegt. „Scheinbar friedlich“ ſage ich nicht ohne Grund, denn Gebet iſt ein zaubervoller Talisman, der ſchon im Tale Rhaphidim große Heere niederwarf, und erſt neuerlich wiederholt ſeine Kraft bewies. Reden Sie immer von Weiberränken, von politiſcher Erbärmlichkeit und von Frankengeld! Wir haben beſſere Begriffe und wiſſen gar zu gut, welcher Gewalt der Eſpartero und der Ochſenbein erlegen ſind. Das Eiſackkontingent – gönnen Sie uns den ſtillen Ruhm – hat in dieſem Kampfe nicht den letzten Preis verdient. Noch mehr! Obgleich mit den Erzeugniſſen des helleniſchen Genius ſo viel als unbekannt, haben wir doch mit den alten Republiken Griechenlands und namentlich mit Epheſus unſere Ähnlichkeit. „Iſt einer unter uns gelehrt,“ ſagten ſie zu Epheſus, „ſo ziehe er aus und ſei es anderswo.“ Eiſack-Gelehrſamkeit und Wiſſen – wir rühmen uns deſſen laut und mit Recht — war von jeher nur, was die Sinne zügelt, den eigentätigen Willen knickt, Gedankenhochmut lähmt und die „revolutionäre Kritik“ durch Levitenautorität und byzantiniſch-unbedingtes Glauben niederſchlägt. Wer dieſes heilſame Joch nicht tragen kann, wer ſich am „Fauſt“, am Childe Harold und am „Romantiſchen Ödipus“ laben will; wer nach Herwegh, nach Freiligrath, gar nach Eugene Sue Verlangen trägt und nebenher ſelbſt nach Stil und heidniſcher Redewendung ſtrebt, der hat ſich freiwillig von der Heimat losgeſchält; er greife um ſeiner und unſerer Ruhe willen zum Wanderſtab. Wir glauben nun einmal nicht, daß freies Wiſſen ſchuldlos ſei.

Daß es mit dieſer Bemerkung zum Teil auf unſern Landsmann, den „Fragmentiſten“, abgeſehen ſei, erraten Sie ohnehin. Was wäre auch ſonſt zu berichten aus der Tiroler Diospolis in die Länder des Zollvereins! Sie verbieten unſere Weine; wir belegen ihre Gedanken mit Bann und Interdikt. Die „Fragmente“ jedoch ſind ohne Gefährde ins Land gekommen wegen ihrer Strenge und ihres korrekten Sinnes; denn wer die Tugend der Maſſen predigt und mit Hintanſetzung eignen Gewinnes die Welt hauptſächlich durch Evangelium und Sittlichkeit konſtituieren und verbeſſern will, mag immerhin als gemütlicher Schwärmer gelten und als ungeſchickter Spekulant; ſchädlich aber ſind ſolche Medizinen nie, auch wenn etwas Akonit in die Miſchung fällt.

In unſerer Weiſe hätten wir freilich auch in dieſer Faſſung noch mancherlei auszuſtellen; und namentlich können wir das Meuteriſch-Kecke, das Heidniſch-Selbſtändige, Demut, Kirchenzucht und zahme Gedankendiſziplin übermütig Verſchmähende in Haltung und Anlage des Ganzen ſchon der Konſequenz wegen nicht ohne Rüge laſſen. Dieſe Mängel abgerechnet, freut man ſich hier doch heimlich über die Entſchiedenheit im Gepräge und über die klare Färbung dieſer Schrift. Am Referenten, der mit dem Fragmentiſten auf der Schulbank ſaß, aber ſtandhafter als er bei den Satzungen der Kathedrale geblieben iſt, wird etwas Parteilichkeit für den Landsmann doch verzeihlich ſein. Das freie Wort, ſelbſt wenn es herbe ſcheint, wird in Tirol nicht leicht verdammt. Sogar Malice und Ironie wird verziehn, ſolange das Urbane und das Gutmütige, wie in den Fragmenten, das Böſartige und Vulgäre überwiegt. Widerlich iſt uns im Grunde nur der laue Magiſterton mit ſeiner ſelbſtgefälligen Heiligkeit und flach-liberalen Pſalmodie. Echter Humor, wie ihn der Tiroler liebt, kehrt den Stachel am liebſten gegen ſich ſelbſt.

Wie weit unſer Landsmann dieſes Lob verdiene und was von dieſen Wanderſzenen überhaupt zu denken ſei, dürfen wir nicht ſagen, weil das im Grunde doch ſich ſelbſt loben hieße. Andere mögen es gerechter und beſſer tun; denn fürwahr, an Rezenſenten gebricht es den Deutſchen nicht. Auch hat ſich der Fragmentiſt durch ſeine nicht weniger freundlichen, als gewiſſenhaften und für Gelehrtendünkel bekanntlich überall ſo ſchonungsvollen Kritiken unter den deutſchen Literaten warme Freunde und Gönner genug verſchafft, um nun auch ſeinerſeits alles Liebe und Getreue zu erfahren, das er ihnen früher angetan. Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe liefern in ſolchen Fällen, außer dem Reiſetheater ſelbſt, den beſten Redeſtoff. Vermutlich wird es aber auch in dieſem Punkte über den Fragmentiſten nicht viel weiteren Geredes bedürfen, weil man das alles, wie Sie ſelbſt ſagen, ſchon aus der Allgemeinen Zeitung zur Genüge kennt, und ſich auch im Publikum über die Vorzüge, wie über die Mängel dieſer byzantiniſchen Landſchafts- und Sittenbilder bereits eine feſte Meinung gebildet hat. Nur aus Kertſch, dem alten Land kimmeriſcher Finſternis, hat ſich wenig Gunſt vernehmen laſſen. Den Ruſſen mißfallen iſt in Deutſchland ſchon Verdienſt, und wir ſagen es dem Fragmentiſten unverhohlen, ſein kordialer, chriſtlich-deutſcher und wohl begründeter Abſcheu gegen das Bojarentum entſchuldigt und ſühnt in ſeinem Buche vieles, was wir vom Standpunkt der Brixener Kathedrale aus unnachſichtlich verdammen müßten. Bei ſolchem Reichtum „an Haß und Liebe“ verſtändigt man ſich noch am leichteſten für gemeinſam nützliche Wirkſamkeit. Nur ſoll man von menſchlicher Gebrechlichkeit nicht übermäßig Strenges fordern.

Dahlmann ſteht klüglich noch bei Turgot ſtill und begnügt ſich mit dem „Car non?“ des Lafayette. Der Fragmentiſt greift ſchon weiter, und erklärt auch gute Geſetze und billige Markung der Gewalten für dauerhafte Sicherung öffentlicher Glückſeligkeit nicht für ſtark genug, *wenn die Tugend der Maſſen fehlt.* Heißt das aber nicht Unmögliches begehren und die Ausſicht des Beſſerwerdens auf Romane ſtellen? Unglücklicherweiſe merkt man allenthalben, daß der Fragmentiſt ſelbſt auf die Kraft des Guten, auf die Maſſen und ihre Gerechtigkeit vorerſt nur ſchwaches Vertrauen ſetzt, an die Tugenden der Gewaltigen aber gar nicht glauben will. An der Eiſack gilt der redliche Peſſimiſt für nicht weniger harmlos, als weiland Maitre Pangloß mit ſeiner beſten Welt. Doch hat man eine gewiſſe Vorliebe für ſtarke Mittelpunkte in Staat und Politik mit Vergnügen an dieſer Schrift bemerkt. Freilich redet ſie nebenher von allerlei Attributen und Eigenſchaften, mit welchen wir Verteidiger der Faenza-Szenen und der Prinzipien des „Univers" es weniger dringlich nehmen, als der Fragmentiſt.

Übrigens ſind die beiden Bände keineswegs bloß unveränderter Abdruck der Lieferungen, wie ſie die Allgemeine Zeitung teils in den Beilagen, teils in den Monatsblättern ohne Plan und ohne Zuſammenhang, und auch nicht immer ohne Lücken, vom Oktober 1842 bis Februar 1845 gegeben hat. Wir haben die vor uns liegende Ausgabe mit den zerſtreuten Artikeln genau verglichen, und dürfen mit gutem Gewiſſen ſagen, daß in ihrer wahren Phyſiognomie, in ihrer natürlichen Farbe und Ordnung die „Fragmente" erſt jetzt zum erſtenmal erſchienen ſind. Einiges, wie z. B. die Vorrede, das kurze Wort über Konſtantinopel, das „Slawiſche Element in Griechenland", iſt ganz neu und unbekannt; anders, wie man zu ſagen pflegt, weſentlich verbeſſert, erweitert und ſtellenweiſe auch mit mehr Sorgfalt ausgeſchmückt und gerundet, als im Drang eines erſten Entwurfes zu erzielen iſt. Jedoch weit entfernt dieſes Streben nach Wohllaut und Glätte des Ausdrucks, nach Muſik und Ebenmaß im Satzbau als unbedingt verdienſtlich anzupreiſen, erkennen wir gerade in dieſem buhleriſchen Schnörkelwerk eine bedenkliche Schwächung des katholiſchen Elements, ein ſündhaftes Ausbeugen vom holprichten Pfade chriſtlicher Vollkommenheit, ja gewiſſermaßen eine Apoſtaſie und Verweltlichung des religiöſen Gedankens in häretiſche Weichlichkeit. Das eben iſt die unſelige Folge zu freien Umgangs mit den Muſterſchriften antiker und moderner Heidenwelt, eine wahre Lotoskoſt, vor deren Berührung unſer eifriger ** in ** mit ebenſoviel Ernſt als Geſchmack die Tiroler Landesjugend zu warnen pflegt*). Auch der Fragmentiſt (er ſoll es nicht übelnehmen) würde für eigne und fremde Erbauung beſſer ſorgen, wollte er an die Stelle ſeines Demoſthenes endlich einmal den Lactantius Firmianus ſetzen, und ſtatt Martials Epigramme und ſtatt der giftigen Spötteleien Lucians die Kirchenhymnen des Prudentius und die Summa Theologiae des Thomas von Aquino leſen. Schlemmers Schulprogramm verdient ernſte Beachtung und hat beſonders in Tirol unbedingten Ruf.

Inzwiſchen will man an der Eiſack doch nicht glauben, daß es dem Fragmentiſten mit ſeinen Witzeleien über Hegelſche Theſen überall Ernſt ſei. Unſer Landsmann täuſcht ſich entweder ſelbſt, oder er iſt ein arger Schalk. Denn iſt „revolutionäre Kritik“ wirklich innerſter Kern des Hegelſchen Syſtems, wie die Kommentarien ſagen, und erkennt dieſe Schule zugleich in der Unfähigkeit, „den neuen Geiſt zu befreien und ſich ſeiner zu bedienen, ſtatt ihn retrograd von ſich zu ſtoßen“, die größte Gefahr aller beſtehenden Autorität, ſo fragen wir, welcher Geiſt denn eigentlich durch die „Fragmente“ wehe? Nur iſt es nicht recht klar, ob man in dieſem Buche auf das Extreme der Theorie gekommen iſt und „alles Recht durch die Sitte erſetzbar glaubt“. Um die Tugend iſt es freilich ein erhaben Ding, aber „virtus laudatur et alget“ haben die Alten geſagt, und unſererſeits wünſchen wir, der Fragmentiſt möge mit ſeiner ſtrengen politiſchen Tugendlehre, mit ſeinen Redekünſten und ſeinem Peſſimismus im geiſtig aufgeregten Deutſchland dieſelbe Nachſicht finden, wie im zahmgeſchulten, aber freundlichen Tirol.

---

*) „Leſet mir ja den Schiller und den Goethe nicht, dieſe beiden Schlamper, ſie ſchreiben nur contra fidem und über die Materie in puncto punctorum zum Ruin der Sittlichkeit.“

Klagen eines frommen Tirolers

über den häufigen Fremdenbeſuch, über L. Steubs „Drei Sommer in Tirol“ und über das neue Waldgeſetz.

(Von der Eiſack. Dezember 1846.)

Ich habe es Ihnen ſchon öfter geſchrieben und wiederhole es heute noch, unſer Val di Non, die Seiſer Alpe und das Domolitgebirge mit „König Laurins Roſengarten“ bringen Tirol, ehe man ſich's verſieht, um Kredit und Heiligenſchein. Die Fremden wollen gar nicht mehr aufhören, das ſchöne Innsbruck anzupreiſen, die romantiſche Weierburg, den zauberiſchen Fernblick dem Fluß entlang über Wieſengrün und Waldſmaragd auf die ſchön geſchwungenen Höhenzüge und das abendliche Alpenglühen, und ſelbſt in Büchern, als wären es die Gärten der Semiramis, ſchreiben ſie mit Lob und weltlicher Luſt vom Myrtenſtrauch, von Lorbeerroſen und ſogar von Pontiſchem Rhododendron lieblicher Terraſſenhalden in Südtirol und von blauen Lüften im Sarntal. Oh, könnten wir ihn nur trüben, dieſen heitern tiroler Morgenſchein! Könnten wir durch Liebigs Künſte den feinen Lebensäther, die leichte Lymphe böotiſch ſchwer und düſter niederhalten, man wäre in Pſalm und Andacht weniger geſtört, weniger geärgert durch die weltlichen Gedanken und das heidniſche Redeweſen unſerer Vorwärtsſtrebenden! Es girrt und klimpert im Lande ja überall; überall begegnet uns Proſa, Jambus, Pentameter und Lautenklang, wo ein Lorbeerbuſch, ein Kaſtanienwald, ein Birkenhain, ein rotblühender Oleanderbuſch. Wir an der Kathedrale hätten es ſchon recht im Sinn. Tirol ſollte ſein wie einſt in Amerika das unſchuldige, geiſtlich regierte Paraguay – von Fremden unbeſucht und ungekannt und, wenn möglich, nicht einmal ſeiner ſelbſt bewußt. Der Ausländer, ſo verſtehen wir das Regiment – ſoll von Tirol nichts reden, der Eingeborne aber über Tirol nicht einmal etwas denken. Was brauchen wir in Tirol Gedanken? Iſt es nicht genug, wenn ſie in Meran die Trauben keltern, am Inn die Kühe melken, am ſchäumenden Hiſarkus aber den Alpenſpeik auf die Hüte ſtecken und in ſommerlicher Andachtsluſt durch Wald und Schlucht zur Madonna pilgern auf luftiger Alpenhöhe? Was kümmert uns das Säkulum und ſeine Not? Laſſen wir dem Freiligrath ſeinen Schmerz, dem Herwegh ſein Talent und ſeinen Übermut, ſeine Polen-Noten dem Palmerſton, dem „Robert Macaire“ ſeine politiſche Redlichkeit und Geldverachtung, dem ** in München ſeine Treibhausfrömmigkeit, den Diplomaten ihre Krakaukünſte und ihre Heuchelei den Ulema. Was ſie nur mit ihrem Schleswig-Holſtein wollen, mit der ſächſiſch-bayeriſchen Eiſenbahn und mit dem Zollverein? Wir ſchließen Mauthvereine für das Himmelreich und fragen, wer der Gottloſigkeit den Pfad in unſere Berge verrannt und das fromme Tirol gerettet habe vor Lokomotiv und Schienenweg? Gebet hat es freilich viel gekoſtet und dazu noch drei Extrafaſttage, wie zur Zeit des Eſpartero, mit ſchwerer Ladung Laberdan und Forellen vom Silberbach. Doch wir haben es glücklich durchgebracht und möchten nur noch dem welſchen Vanotti das Handwerk legen. Der Mann ebnet unſere Berge und füllt die Täler aus, und auf den ſchönen, breiten und üppigen Straßen zieht das Verderben herein, der freie Gedanke, die luſtgetünchte Rede vom baltiſchen Strand, aus York und aus Kopenhagen. Wir ſagen es den Leuten wiederholt und jedes Jahr, ſie ſollten mit den Fremden nicht gar ſo freundlich tun und nicht gar ſo billig die Zeche ſtellen, es handle ſich um Landesſitte und ewige Seligkeit. Leider kommen aber der fremden Gäſte und der fremden Bücher jährlich mehr, und haben ſich zu Hartwigs zahmer Schrift erſt neuerlich die „Drei Sommer in Tirol“ hinzugeſellt — heidniſch berauſchender und ſelbſt Gerechte betörender Sinnennebel im geſchliffenſten Kriſtall. Was Sie am Buche preiſen, attiſch Salz, feine Ironie, Glätte, ſchmucke Rede, Formeleganz und idyllenhaftes Spiel, das mag für die Adepten eines griechiſchen Tempels paſſen, für die Leſer des Theokrit, für die Bewunderer des Parthenon; bei uns ſind es keine Vorzüge; es iſt ſündiges Ornament, verpönte Tändelei, ja, Abfall vom Chriſtentum. In Tirol, wie Pater Burgſtaller ſagt, ſtellt die Kritik nur eine, und zwar jedesmal dieſelbe Frage: Was hat für Mehrung, Hebung und Verherrlichung des Katholikentums in Tiroler Währung das neue Buch Kräftiges und Erſprießliches gewirkt? Denn zuerſt, wie dieſelbe ehrwürdige Autorität verſichert, ſind wir Katholiken, dann Tiroler, dann Öſterreicher, dann ich weiß nicht was, und fünftens endlich Deutſche, aber auch dieſes letzte nicht in Geiſt und Färbung der „Drei Sommer in Tirol". Oder glauben Sie, das in Ihrem Sinne mit Recht merkwürdige und bedeutende Buch habe zur Verherrlichung des katholiſchen Glaubens ebenſo reichlich beigetragen, als die neulich ausgegrabene, mit O und Ach und gläubigem Legendenkram gefüllte Lebensbeſchreibung einer frommen Roboretaner Nonne im Dreißigjährigen Krieg? Sie ſehen wohl, daß mein Standpunkt nicht die deutſche Wiſſenſchaft, nicht die Kunſt, nicht das Leben, ſondern die Kathedrale an der Eiſack iſt, wo St. Gregorius, der Liviusvertilger, höhern Kredit genießt als St. Chryſoſtomus, der Bewunderer und Erhalter des Ariſtophanes.

Wenn uns die eine Hälfte im Volkserziehungsplan, die hermetiſche Verſchließung des Landes, bei aller Strenge der Fremdenhut doch nur unvollkommen und lückenhaft gelang, ſo haben wir die andere Hälfte der Aufgabe, die Ertötung des Nationalgedankens, um ſo vollſtändiger und glänzender durchgefochten. In neun Zehnteilen der Bevölkerung lebt nur noch das katholiſche Bewußtſein; aber nicht jenes heitere und ſeelenvolle — ſagen die Gegner — wie bei Fenelon, ſondern jenes melancholiſche und düſtere, wie es geheimnisvolle Furcht, Unwiſſenheit und künſtlicher Apparat erzeugen. Alles übrige iſt im Volke tot; ſelbſt die Freude, der luſtige Mut, die angeborene Unverdroſſenheit und der Gebirgshumor iſt mit Spiel, Scherz und Schwegelpfeife ausgeſtorben. La Bruyères „Tristesse évangélique" iſt in den Tiroler Alpen endlich zur Wahrheit geworden. Wein wird zwar noch getrunken, und zwar reichlich, früh und ſpät; aber man trinkt ihn jetzt ſchweigſam, in ſich gekehrt, andächtig, mit Verbannung weltlicher Fröhlichkeit, wie bei den augendrehenden Whiskyzechern im Puritanerland. Die Leute haben es endlich begriffen, daß Gott allzeit zürne und übler Laune ſei, ſo oft die Tiroler lachen und heiter ſind. Je trüber der Blick, je ſorgloſer der Anzug und je ungraziöſer die Außenſeite — ſagen wir den Leuten —, um ſo holder und wohlgefälliger lächelt die Gottheit auf Tirol herab. Solche Theſen durchzufechten, koſtet — beſonders jungen Leuten gegenüber — freilich nicht wenig Mühe, und möchten die Fremden über die andächtige Mummerei noch immer gerne lachen. Wer dürfte es aber ernſtlich wagen, unſer Volk zu verunglimpfen, weil es in religiöſer Praxis ſeiner eigenen Wege geht und nach ſeiner Art die geiſtige Freiheit ſucht? Die Soldatenkapitäne klagen freilich: ſeit einigen Jahren ſei im Volkscharakter eine auffallende Verwandlung wahrzunehmen: der Tiroler Rekrut, früher handſam, friſch, empfänglich, unverdroſſen und wohlgemut, ſei jetzt tückiſch, trotzig, finſter, mürriſch und ungelehrig. Doch was gehen uns die Launen der Kapitäne und ihre Bedenken an, und wer will es uns verbieten, tückiſch und fromm zu ſein? Uns iſt Tirol weniger ein Glied des deutſchen Bundes als ein Triangel im „Gottesſtaat", wie St. Auguſtin die Geographie verſteht. Geſtehen Sie nicht bald ſelbſt, daß wir Mächtiges geſchaffen und die luſtigen Deutſchtiroler in frommtrübe Byzantiner verwandelt haben? Unſeren eigenen Künſten ganz allein verdanken wir dieſe Erfolge freilich nicht. Wir riefen, wie Sie als Nachbar ſchon lange wiſſen, auswärtige Kirchenmilizen in das Land, und ich geſtehe aufrichtig, daß man hauptſächlich dieſem ſtreitkundigen Heere des neuern Kirchentums für den Sieg über den heiterfrohen Tirolermut verpfändet iſt. Denn, im Vertrauen geſagt, der einheimiſche Klerus hat die Landesnatur ſelbſt nicht ſattſam ausgezogen und hat, allen Schreckniſſen geiſtlicher Übungen zum Trotz, noch zu unverwüſtliche Reſte von menſchlichem Gefühl, verſtändigem Maß und jovialem Sinn bewahrt, um die Dinge auf eine Höhe zu treiben, auf der ſie glücklicherweiſe jetzt angekommen ſind.

Tirol iſt heute, zu Gottes Ehre ſei es geſagt, wie eine eroberte Provinz, und es iſt uns ergangen gleich den alten Briten, die den Hengiſt und den Horſa zuerſt als Kampfgenoſſen wider die Freibeuter des Hochlandes zu Hilfe riefen und am Ende als Herren behalten mußten. Die fremden geiſtlichen Beſatzungen wollen natürlich Sold, Brot und Tummelplätze für ihre Tätigkeit; wir aber ſtellen, ſtatt wie früher bloß zum Kaiſerjägerregiment, jetzt jährlich unſer Kontingent auch für das Irrenhaus. Arm und wahnſinnig aus Frömmigkeit iſt doch ein hartes Los für die Leute von „Anno Neun“! Urſprünglich lag uns dieſe Wendung freilich nicht im Sinn. Bedenken Sie jedoch, man iſt niemals zu viel katholiſch und für das Himmelreich iſt kein Preis zu hoch. Denn hier läßt man es ſich nun einmal nicht nehmen, „wo man denkt und lieſt, da ſchwindet der Glaube und ſteht alles auf dem Spiel“. Selbſt populäre und gemeinnützige Schriften, die den Menſchen ſittlich heben und auch im Haushalt fördern, z. B. Anweiſungen, wie der Boden ausgiebiger zu bearbeiten, die Wirtſchaft verſtändiger einzurichten und die arbeitfreie Zeit für Minderung ſchädlicher Vorurteile und törichter Geiſtesbeſchränktheit weiſe und chriſtlich zu benutzen ſei, halten wir von Volkeshänden fern. Die Scheu vor Büchern geht bei uns ſo weit, daß einzelne Geiſtliche in ** ſelbſt das römiſche Brevier nicht mehr leſen wollen, „weil es doch zuweilen den Gedanken in Bewegung ſetze“.

Ob ſich unter ſolchen Umſtänden eine Mendikantenpredigt in Bozen und Meran an Ideenreichtum, Schwung und Redekunſt mit dem Kanzelvortrag eines Dr. Ammon in Dresden vollgültig meſſen könne, iſt allerdings noch nicht ganz gewiß. Bei Ihnen mag man über Le Verriers Scharfſinn ſtaunen und voll Ehrfurcht hinaufblicken zu Mädlers Zentralſonne und zum neuen Sphärentanz; uns läßt das kalt und gleichgültig, wie Lamennais' feuriger Ruf, wider die Krakaumächte aufzuſtehen, „während er ſelbſt ſitzen bleibt“. Nur wenn Pater B . . ſeine orthodoxe Lyrik deklamiert oder T..ſch..dorf Proſa ſchreibt und mit den Nilmatroſen arabiſch redet, wird uns warm um das Herz und horchen wir entzückt, wie die Schatten der Unterwelt, auf die Wunderklänge des Doppelorpheus aus Sachſen und Tirol.

Nach Art der Ruſſen, die eigener Sicherheit wegen ihren politiſchen Glauben und ihren Stil das Regiment zu führen allen Nachbarvölkern, beſonders den Deutſchen, aufzudrängen ſuchen, möchten auch wir die Vorwerke unſerer geiſtlichen Herrſchaft durch gleiche Praxis in Volkserziehung und Kirchentum bei den Nachbarn in der Runde feſter machen. Von Italien her iſt keine Sorge; im Weſten ſchirmt uns Chur und die Ortlesſpitze; in Kärnten denken ſie ungefähr ſo viel als wir; nur auf der Nordſeite iſt die Gefahr noch nicht ganz beſchworen. Zwar kaſteien ſie ſich jetzt auch dort reuevoll in Sack und

Aſche und tun in Schrift und Wort gewaltig fromm; aber wer bürgt dafür, daß es im Grunde doch nicht der „Klausner“ auf Kaulbachs Bilde iſt?

Leider droht die Freude über den ſchwer gewonnenen Sieg nach kurzer Dauer ſchon wieder neuen Sorgen Platz zu machen! Mit welcher Kunſt und mit welchem Aufwande wir den Waſſerſpiegel in Tirol glatt gemacht, iſt niemandem unbekannt. Und ſiehe da! er trübt und bewegt ſich neuerdings unter Impulſen, die Sie nie erraten hätten. Was Philoſophen und ſtarke Geiſter bisher mit allem Rüſtzeug der Wiſſenſchaft nicht vermochten und auch in alle Zukunft nicht vermögen werden, das iſt den Ungelehrten, den Publikanen, den Fiskusleuten und der Finanz gelungen. Tirol iſt aufgeregt, und zwar aufgeregt bis zur unterſten Schicht der Bevölkerung, bis in die entlegenſten Täler, nicht etwa, weil man Krakau eingetan und in Stambul die mit Pomp verheißene Akademie nicht zuſtande bringt; Tirol iſt aufgeregt, weil man uns auf einmal Wälder, Weiden, Alpen und Auen konfisziert und täglich klarer zeigt, daß man die Lücke im Landeshaushalt nicht durch Minderung des Aufwandes, ſondern durch endloſe Steigerung der Einnahme decken will. Nur keine Furcht vor dem Namen Haushalt, Budget, Defizit! Wir reden nicht von „Zins, Rent und Schatzung“, die man weltlicher Ordnung in Tirol niemals verweigert hat. Auch an tätige Ungeduld und Selbſthilfe denkt nicht jedermann. Aber es offenbaren ſich in unſeren niederen Regionen allmählich Gelüſte, wie in der Finanz am Nil, und nicht mehr zufrieden mit der Frucht, wollen ſie auch noch den Baum dazu.

Eine Waldordnung Kaiſer Ferdinand I. (1541) erklärt in vagen Ausdrücken ſämtliche Holzgründe und Waſſerbäche des Landes, beſonders in nächſter Umgebung der Tiroler Reſidenz, im Inn- und Wipptale, „wofern nicht Privattitel das Gegenteil beweiſen“, als Eigentum des Landesherrn, um für die fürſtliche Hofhaltung zu Innsbruck, für die Salzpfanne in Hall und für die Schmelzöfen im Unterlande den nötigen Bedarf an Bau- und Brennholz, wie an Kohlen und natürlich auch Forellen, auf alle Zukunft zu wahren und ſicher zu ſtellen. Dieſes Dokument ward erſt vor einigen Jahren aus dem Staub der Archive hervorgezogen und durch die Provinzialbuchhaltung ſogleich als Unterlage weitgreifender Spekulation benutzt. Weil man im ſechzehnten Jahrhundert — ſo ungefähr argumentiert die Zöllnerlogik — auf der Burg zu Innsbruck die herrſchaftlichen Ofen heizen und Freitags Forellen eſſen wollte, gehört Wald, Aue, Weide, Streu, Holz und Bach in ganz Tirol dem Ärarium. Dieſer Mauthyllogismus wühlt in unſre bürgerlichen Beſtände tiefer ein, als anderswo die offene Lehre des Kommunismus und der Revolution, für welche Tirol in ſeiner Zucht und Gottesfurcht ein hoffnungsloſer Boden iſt.

Was man ſeit Jahrhunderten friedlich als Eigentum beſaß und unbeſtritten von Vater auf Sohn vererbte, verkaufte, kaufte, bewirtſchaftete und betrieb, wird plötzlich in Frage geſtellt, für Uſurpation erklärt und fiskaliſch eingezogen, wo ſich nicht Brief und Siegel den Griffen der Finanz entgegenſtellt. Aber wo ſind die Briefe? In Tirol gab und nahm man weiland auf ehrlich Wort und ſchrieb nicht viel. Jetzt aber ſind Dokument, Urkunde, Bedeutung, Grammatik und Exegeſe auf einmal Loſungswort im ganzen Lande. Selbſt das Gebet wird vernachläſſigt und der geiſtliche Betrieb merklich hintangeſetzt aus Beſorgnis für Wald und Zeitlichkeit.

Denken Sie ſich den Schrecken der ohnehin geplagten Leute, beſonders in Deutſchtirol, am meiſten im Puſtertal, wo ohne Wald, Streu und Weide keine Landwirtſchaft beſtehen kann und eine allgemeine Umwälzung des Beſitzes zu erwarten iſt, wenn nicht die angeſtammte Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der oberſten Gewalt noch rechtzeitig ins Mittel tritt und die jetzt ſchon fühlbare Gärung der Gemüter milde und verſöhnlich im Keim erſtickt. Wald und Viehſtall, wie Sie wiſſen, ſind unſer Lebenselement, und wer uns Holz und Weide nimmt, ſchädigt etwa nicht bloß einzelne in Gewerb und Nahrung, er richtet das ganze ehrſame Bauernvolk zugrunde, das im Grunde doch allein dem Cäſar Steuer, dem Kapuziner Schmalz und Brot, dem Jeſuiten Meſſengeld, der Nonne Gebetlohn und dem Kaplan Stolgebühren zahlt, und „Anno Neun“ dem Lefebvre die Grenadiere erſchoſſen hat.

Glauben Sie indeſſen ja nicht, das Übel ſei von oben herabgekommen! Bei uns, wie überall, ſind die ſchlimmſten Plagen immer aus dem heimiſchen Boden ſelbſt herausgewachſen. Im menſchenfreundlichen und billigdenkenden Wien haben ſie, wie man ſagt, über das erfindungsreiche und beinahe etwas byzantiniſche Steuertalent der Tiroler Finanzleute nur höchſt zweideutige Bewunderung ausgedrückt. Für kurzen Gewinn langes Unheil einzutauſchen, mag untergeordneter Einſicht zuweilen erſprießlich ſcheinen; höhere Weisheit aber, wie ſie ſich in letzter Inſtanz noch jederzeit bewährte, wird und kann – wir wiſſen es gewiß – ſolch ungleiches Gewerbe nimmer loben. Wir vertrauen auf den Cäſar, auf ſein beſſeres Wiſſen, auf ſeine „Clementia et Benignitas". Anhänglichkeit an das uralte Herrſcherhaus iſt in Tirol Bedürfnis; es iſt beinahe ein religiöſer Kultus, und wer immer dieſen Kultus, dieſe Volksreligion mutwillig und nutzlos ſtört, gefährdet und verletzt, hat dem Cäſar ſelbſt einen ſchlechten Dienſt getan. Freilich, ein dreißigjähriger Frieden iſt nicht umſonſt zu haben; etwas Druck und Härte, wie man weiß, iſt auch überall kaum vermeidlich und läßt ſich überſtehen; aber die Leute aufs äußerſte treiben und auf der empfindlichſten Seite verkürzen, hätte zuletzt ſelbſt in Tirol ſeine Bedenklichkeit. Der Tiroler iſt ein frommer Rüſteviel und will nichts als freie Bewegung, fette Rinder und feiſte Kapuziner. Die letzteren gönnt man ihm freilich im Überfluß; nur das erſtere wird angefochten und bedroht. Fragen Sie nicht, was eigentlich ein Kleriker mit dieſen materiellen Nöten, mit Holzbezug und Viehſtall zu ſchaffen habe? Sonſt kümmern wir uns freilich nicht um das Weltliche und bekämpfen irdiſche Bedrängnis hauptſächlich durch Gebet, vorausgeſetzt, daß wir vorher alle Bezüge richtig eingenommen haben. Hier müſſen aber auch wir unſer Wort in die Wagſchale legen, und zwar aus doppeltem Grunde; einmal, weil wir in der Eigenſchaft als Seelenhirten das ſchwierige Argument übernehmen ſollen, zum Vorteil der weltlichen Behörde den Gläubigen zu beweiſen, es geſchehe zu ihrem Beſten und zur Verherrlichung des katholiſchen Glaubens, wenn ihnen die Innsbrucker Finanzkammer die Wälder nimmt und die Wirtſchaft ruiniert; zweitens, weil wir mit Recht beſorgen, die Neuerung im Weltlichen führe nach und nach zu Neuerungen im Kirchlichen und das rechtliche Prüfen und Sichten der Finanzbegehren ſtelle zuletzt auch die kirchlichen Leiſtungen in Frage.

Denn ſobald man erſt friedliche und einfältige Leute Rechtstitel zu erforſchen, zu prüfen und zu unterſcheiden zwingt und ſie merken läßt, daß man ſie überall nur als Gegenſtand ſubalterner Spekulation benützen will, kann niemand ſagen, wie weit das Forſchen vorwärts dringt und wo das Prüfen und Unterſcheiden ſtille ſteht.

Man lieſt zwar nicht, daß irgendwo heidniſche Orakel des Altertums als Staatsmedizin die „katholiſchen Blätter aus Tirol“ empfahlen, aber „ne moveas Camarinam“ (laß die Camarina unberührt) riefen ſie ungeſchickten und gefährlichen Neueren warnend zu. Und ſehen Sie nur, welche Zeit man zu dieſem gefahrvollſten und aufregendſten aller Finanzübergriffe wählt! Es ſcheint, man habe es wirklich darauf angelegt, Glauben und Vertrauen auf das Beſtehende durch ganz Europa auszutilgen. Wie ſoll man Lamennais widerlegen und ſeiner verderblichen Schrift: „Les rois recommencent la révolution“ mit hinlänglicher Kraft entgegentreten*)? Wahrhaft, ein böſer Genius präſidiert über den Okzident und treibt die Kontinentalgewalten ſichtlich und mit blindem Raptus auf Pfade, welche kluger Sinn und beſſeres Wiſſen von jeher vermieden hat. Wie ſie es in Numantia machen, bei den Luſitaniern und im Samniterland, geht uns im Grunde nichts an; wir grämen uns nur um das friedliche, ſchöne Tirol, dem man weder von außen noch von innen Ruhe gönnt. Das Unfehlbare und Providentielle, das man jenſeits unſerer Berge nicht einmal dem Pontifex überall gönnen will, trägt der fromme Tiroler ſogar auf den Cäſar über. Das iſt, wie es ſcheint, der Fehler, von dem uns unzeitiger Dienſteifer befreien will. Treibet es doch im Übermut des langen Glückes und verführt durch fremden Rat mit eurem „Rechte“ nicht gar zu weit und bedenket weislich den alten Spruch: Summum jus, summa injuria.

---

*) Hugues Félicité de L., der franzöſiſche Schriftſteller und Politiker. (A. d. H.)

Schattenriſſe aus der Paulskirche.

Frankfurt, Ende September 1848.

Die Herbſtzeitloſe, der melancholiſche Herold der Vergänglichkeit, auf dem fetten Wieſenplan des Taubergrundes, ſchon um die Mitte Auguſts erblickt, ſchien von ſchlimmer Vorbedeutung! Die Zeit geht ſchnell, und auf voreilige Blütenpracht und überraſche Sommerglut ziehen unerwartet ſchnell die Vorboten erſchöpfter Lebenskraft über die noch vor kurzem ſaftiggrüne und hoffnungſtrotzende Heimatflur. Noch iſt die Traube am Rebgelände nicht ſüß, noch hängt die Miſpel hart und ungepflückt am ſperrigen Strauch, und doch verkünden herbſtlich-fahles Apfellaub und das erblaßte Grün am Viburnum Lantana jetzt ſchon Novemberlüfte und nahen Winterfroſt. Öde Räume und leere Sitze habe ich freilich bei der Wiederkehr im Parlament gefunden, und täglich tun ſich neue Lücken kund; auch die Zuverſicht auf Beſtand des zu Schaffenden ſchien minder kühn, und ſelbſt auf der Seite, die alle Welt brüderlich umſchloß, war die Zahl der Seligen eingeſchmolzen. Jedoch der Bau am deutſchen „Einheitsdom" ging nach wie vor, gleich dem zu Köln, methodiſch, wohlbedacht und langſam-rüſtig fort, und der Beſeler*) mit ſeinem Fiſchblut im Herzen hielt noch ebenſo endloſe und ſüßeinſchläfernde Reden, wie vor unſerer Derwiſchabadtour. Man hat den Männern in der Paulskirche gleich anfangs und noch vor Gründung der Zentralgewalt angeraten, ſtatt jedes weiteren Schrittes für innern Ausbau und architektoniſches Geſchnörkel des Bundesſtaates, die erſte Wärme der Gemüter und das ungeſtüme Brauſen deutſcher Lohe zu benützen und — ſei es auf revolutionärem Wege, ſei es durch Vereinbarung mit den eingeſchüchterten Fürſten — eine bewaffnete Macht, ein ſchlagfertiges Parlamentsheer aufzuſtellen, und mit dieſem furchtbaren Argument in Europa das Recht der neuen Ordnung zu beweiſen. Cäſars „omnium opinione celerius cum exercitu adfuit“ iſt die Grundlage jeder Revolution, und zugleich die Sprache, die man an der Seine wie an der Themſe und an der Newa am ſchnellſten und gelehrigſten begriffen hätte. Allein Deutſchland hatte keinen Cäſar, und die Keime der neuen Ordnung, einen Augenblick über Germania ſchwebend, ſind im Sturm wieder fortgebrauſt. Für „Wahrung des Rechtsbodens“ und für Einhaltung pedantiſcher Schulmethodik war die deutſche Revolution Männern in die Hand gelegt, denen überall, beſonders aber in Deutſchland, breite Worte lieber als raſche Taten ſind. Was dieſe Männer im Schatten dreißigjähriger Schweigſamkeit auf der weiten Fläche zwiſchen Belt und Alpen heimlich gedacht und im ſtillen geſchmiedet und gehämmert hatten, ward jetzt in der Werkſtätte deutſcher Einigkeit bedächtig und Stück für Stück zur Schau hervorgezogen, und nicht ohne bedeutſamen Kathederblick in allen Beſtandteilen erklärt, kommentiert, mit Anmerkungen verſehen und im feierlich langſamen Takt, wie bei den ſchmiedenden Zyklopen der Äneide, als deutſcher Einheitsdom zuſammengekittet,

---

*) Der Juriſt Karl Georg B., Profeſſor in Greifswald und ſpäter dann in Berlin, ein Führer des rechten Zentrums. (A. d. H.)

olli inter sese magnâ vi brachia tollunt.

Natürlich hämmern und löten die langſamen Werkmeiſter öffentlicher Glückſeligkeit in der Vorausſetzung ruhig fort, daß die Fürſten indeſſen verzagt und tatenlos ihrem Schickſal entgegenharren, der revolutionäre Volksenthuſiasmus aber nicht ein vorübergehender und eigennütziger, ſondern permanent und voll edler Selbſtverleugnung ſei. Daß man alles, was die gelehrten Herren ſeit einem Menſchenalter in Büchern, Broſchüren, Monatsſchriften, Zeitungsartikeln, Kollegienheften und Protokollen verhandelt hatten, in der Paulskirche noch einmal hören mußte, finden Sie hoffentlich nicht ungerecht. Und wenn die Fremden das Vertrackte und Stelzenhafte des deutſchen Stiles tadeln, und nicht ſelten behaupten, man werfe in unſeren Büchern gemeinen und leeren Gedanken häufig pedantiſch-gelehrte und pomphafte Hüllen um, ſo fällt es uns nicht ſchwer, durch das lichtvolle Diktum eines (ausgetretenen) Parlamentsredners das Gegenteil zu beweiſen. „Die ozeaniſche Welt iſt nicht die ſchlechthin ozeaniſche, ſondern ſie iſt die durch die potamiſche und thalaſſiſche vermittelte, d. h. die potamiſche Welt des Orients und die thalaſſiſche der klaſſiſchen Völker ſind Momente der Ozeanität." Le Roux nennt zwar die nüchternen und hellen Pariſer Konzepte des Jahres 1830 einen „konfuſen Galimathias", wir aber ſind überzeugt, daß er im Bunde mit Thiers und Couſin die Klarheit und den innern Kern des eben belobten deutſchen Gedankens beneide, bewundere und den jungen Galliern als Muſter der Schreibart empfehle. Daß aber nebenher ſolche Frankfurter Sprüche das beſte Heilmittel gegen Oberſt Griesheim und ſein ſpezifiſches Preußentum ſeien, wird hoffentlich nicht angeſtritten.

Vom 21. Auguſt bis 26. September wurden in der Paulskirche — natürlich mit vielen und langen Unterbrechungen und Zwiſchenreden über den däniſchen Waffenſtillſtand und über die Frankfurter Barrikadenkämpfe — von den deutſchen Grundrechten die Artikel III und IV, Religion und Wiſſenſchaft betreffend, zum Beſchluß gebracht. Für unſere Zwecke heben wir aber nur die in ſieben Sitzungen, ſechsunddreißig Stunden und ſechsundſechzig Reden verhandelten fünf erſten Paragraphen über Glaubens- und Kultusfreiheit etwas umſtändlicher hervor, und ich halte es für ein beſonderes Glück, daß ich, gleich vom zweiten Tage angefangen, lebendiger Zeuge deutſcher Redeblüte und Frömmigkeit geweſen bin. So oft von Religion und Gewiſſen, von Gottesgelahrtheit, Zehent und Kleriſei die Rede geht, bleibt kein deutſches Gemüt unbewegt, beſonders im frommen Bayerlande, deſſen tugendhafte Mäßigkeit und weſentliches Geſchick für Kirchentum ſchon vor mehr als tauſend Jahren St. Bonifatius in ſeinen Briefen geprieſen hat. Wenn die Sehnſucht nach dem verklungenen Metall der eigenen Bruſt je erwachte, ſo war es in dieſer Sache. Zum Troſt für dieſen Verluſt haben uns Dr. Döllinger, Dr. Sepp und Dr. Laſaulx, die Grundpfeiler bajuwariſcher Gläubigkeit, die markige und ſiegreiche Dialektik ihrer geiſtlichen Homilien vorgetragen, wie wir in kurzer Analyſe zeigen wollen. Form und Gedankengang aller ſechsundſechzig Kirchenreden auch nur gedrängt auseinanderzulegen, wäre ein nutzloſes und verkehrtes Tun. Herr v. Gagern dient auch hier als Muſter, und wir teilen, wie der Belobte in ſeiner Frageſtellung, das fromme Redematerial nach Geiſt und Richtung in beſtimmte Gruppen ein, die alle vom aufrichtigen und offenen Atheismus bis zum ſtrengſten Ultramontanismus zwiſcheninne liegenden Stufen religiöſer Überzeugung im Spiegelbilde wiedergeben.

Am weiteſten ging Herr Vogt, der bewegliche und geniale Atheiſt von Gießen. Herr Vogt begreift nicht, wie man in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. von Gott, der nicht exiſtiere, von Religion, deren Bedürfnis in Deutſchland heute niemand fühle, und endlich von einer Kirche, die als Hemmſchuh und Feindin öffentlicher Freiheit und Glückſeligkeit deutſchen Volks auszurotten ſei, lange Reden deklamieren und ſich gegenſeitig im Streit erhitzen möge. Herr Vogt — das iſt anerkannt — redet faſt allezeit geiſtreich, klar, gedrängt und kurz, und hat, von ſeinem Standpunkt ausgehend, ſicherlich überall recht. Herr Vogt verhehlt nichts, ſagt in allen Theſen ohne Hinterhalt ſein letztes Wort, und Sie dürfen es glauben, ein guter Teil der Verſammlung hörte den vollſtändig emanzipierten Mann, den wohlgenährten ſchnarrenden Orator, mit Spannung und Vergnügen an. Viele mochten ſogar die Ohnmacht bedauern, ſich nicht in die ſublimfroſtige Leerheit des Vogtiſchen Äthers erſchwingen zu können; denn je unabhängiger und furchtloſer, deſto freier und ruhiger — ſagt man — iſt der Menſch.

Ob man z. B. im bayriſchen Rottale, im ſchleſiſchen Oberlande und in Pommern die zum Kitt der bürgerlichen Geſellſchaft unerläßliche Sittlichkeit je mit Vogt „auf freie Entwicklung des freien Menſchengeiſtes und auf das Bewußtſein der freien Menſchenwürde“ gründen könne, will ich nicht beſtreiten, geſtehe aber freiwillig, daß, wenn auch der geiſtliche Kram des hochwürdigen Haid ohne Nachteil zu entbehren iſt, wir doch nicht leben mögen ohne Gott, ohne Glauben und — ohne Epigramm. Oder kennen Sie gegen die andächtige Torheit des alten Erbſündendoktors in Derwiſchabad eine kräftigere Medizin als Ironie*)?

---

*) Einer der Freunde des „Fragmentiſten“ urteilte weniger mild über dieſen „genialen“ Atheismus. Er ſchrieb uns damals aus der Schweiz unter anderm: „Man müſſe, ſagt Vogt, auch den Atheismus frei bekennen und ein eifriger

Von den übrigen fünfundſechzig Rednern zeichnen wir nur Sylveſter Jordan aus Marburg, v. Beisler, Döllinger und Laſaulx aus München, Sepp aus Tölz, Giskra aus Mähren und Zimmermann aus Stuttgart beſonders aus. Zu dieſer Wahl hat uns weniger die Kunſt, der innere Gehalt und der oratoriſche Wert der Vorträge, als der Wunſch bewogen, die redende Maſſe in beſtimmte Klaſſen einzuteilen, und zum Troſt Ihrer Leſer nur die Fahnenträger der politiſchen Farben etwas kenntlicher hinzuſtellen. Käme Gedankenſchwung und kernhafte Subſtanz der Sätze mit Kunſt, Melodie und zaubervoller Wirkung auf das Gemüt der Hörenden allein in Betracht, ſo hätte die Paulskirche ohne Bedenken Herrn Zimmermann aus Stuttgart die Palme der Beredſamkeit gereicht.

Herr Zimmermann iſt ein Orator, und wir ſahen nicht ohne Bewunderung die ſchöne Kunſt und den glänzenden Erfolg! Herr Zimmermann mag ſich täuſchen, wenn er, nach meiſterhafter Schilderung geiſtlicher Verderbtheit und Übergriffe, ſich in poetiſcher Begeiſterung weit über Zeit und Raum hinüberſchwingend, eine von menſchlicher Zutat reine, im Geiſt und in der Wahrheit anbetende Kirche, wie ſie Chriſtus der Nazarener ſchon vor 1800 Jahren in Ausſicht ſtellte,

---

Atheiſt ſein dürfen. Trotz dieſer gewiß ungeſchminkten Worte ſchien es uns, als ob Herr Vogt noch nicht alles geſagt, was er auf dem Herzen hatte. Der Leſer mochte noch zwiſchen den Zeilen leſen und ſich ſagen: „Dieſer Illo denkt noch ſchlimmer als er ſpricht.“ Schauderhaft klar würde dem deutſchen Volk das Ziel der Demokraten von der Farbe Vogt, Ruge und Konſorten erſt dann werden, wenn letztere einſt als die „Partei der Zukunft“ die Gewalt in ihren Händen beſäßen und ihre gräßlichen Theorien praktiſch ausführen könnten. Dann dürften wir vielleicht jenen Terrorismus des Unglaubens erleben, wie ihn Hébert und der Père Duchèsne vor einem halben Jahrhundert gewollt hatten, eine Herrſchaft des frechſten, zähnefletſchenden Atheismus, der mittels der Guillotine ſeine Proſelyten unter den Gläubigen macht. Wundern darf es den Deutſchen nicht, wenn unter dem blutsverwandten Schweizervolk, in welchem noch viel religiöſer Sinn und das Bedürfnis an einen Gott und an ein Jenſeits zu glauben herrſcht, ein Gefühl des Grauſens bei Leſung ſolcher Rede auftauchte. Die Theorien eines Babeuf und Proudhon erregen in einem Land, wo das Eigentum geheiligter iſt als irgendwo, doch nicht halb ſo viel Abſcheu, als die kahle Doktrine propagandiſcher Gottesleugner, die dem Unglücklichen den letzten Troſt rauben möchten: die Hoffnung auf eine ausgleichende Zukunft.

endlich über den deutſchen Horizont herüberleuchten läßt und das hochzeitlich geſchmückte Volk der Germanen von aller Beengung kirchlicher Rührigkeit und von allem nähern Einſehen in geiſtliche Praxis abzuhalten ſucht. Die demokratiſchen Neuerungen des Jahrhunderts, meint Herr Zimmermann, werden auch der Kirche das alte Handwerk legen, und Herr Zimmermann zweifelt gar nicht, die Politik der von aller Staatsaufſicht emanzipierten Kirche werde künftig edel, rein und ſittlich ſein. In der Tat, Gewiſſenszwang, tyranniſches Staatskirchentum und inquiſitoriſche Tücken theoretiſch zu verteidigen wagte bei der ganzen Verhandlung ſelbſt kein Kirchenmann, und hätte nicht bei einigen Adepten ultramontaner Gottſeligkeit in unbewachten Augenblicken das Innere durch die leichte Tünche durchgeſehen, ſo müßte man glauben, Herr Zimmermann habe nicht bloß recht für die Zukunft, ſondern die Verwandlung prieſterlicher Natur ſei ſchon wirklich eingetreten. So geduldig, ſo freiheitatmend, ſo billig und ſalbungsreicher Unſchuld voll redete die geiſtliche Kohorte! Die Sache indeſſen hat ihre natürliche und für unbefangene Parlamentsgemüter unſchwer zu erklärende Seite; weil es der heiligen Kirche — ſo denken ſie in der Nationalverſammlung — ſeit einiger Zeit hinderlich geht und das geiſtliche Schaffen und Gewaltüben in Geſellſchaft mit dem verrotteten Polizeiſtaat in Deutſchland jährlich unergiebiger und ſeit den Märztagen dieſes Jahres beinahe ganz unmöglich werde, ſchmolle die heilige Kirche mit ihrem alten Partner, und möchte das Geſchäft in Europa unabhängig und getrennt vom Staate wieder auf eigene Rechnung treiben.

Sie begreifen wohl von ſelbſt, daß wir nur als Berichterſtatter fremde Gedanken wiedergeben, unſere eigene Wärme aber und unſere parteiiſche Vorliebe für die katholiſche Sache, wie man ſie in Tirol verſteht, des Friedens wegen auf das ſorgfältigſte verbergen und niederhalten. Indeſſen müſſen wir doch geſtehen, die Selbſtändigkeit der Kirche wird jetzt im Okzident beinahe mit verdachterregender Übereinſtimmung und zum Teil mit einer Leidenſchaft und Heftigkeit begehrt, welche Heiligen von Profeſſion wahrhaft übel ſteht. Wie auf dem Schlachtfelde das Heil des Ganzen häufig in einem Punkt liegt, und alles Streben der Kämpfenden auf den Beſitz dieſes einen Punktes geht, ebenſo dreht ſich die Wucht aller ſechsundſechzig Reden in der Kirchenſache inſtinktmäßig um dieſes eine Ziel. Daß aber von den ſechſthalb Dutzend Rednern, die in dieſer Sache ſprachen, keiner den andern wiederholte, keiner in Unkunde über den wahren Sachverhalt ſich in leeren Worten erging, im Gegenteil jeder Nachfolgende ſich durch eigentümliche und neue Wendungen vor dem Abgehenden ausgezeichnet hat, und ſelbſt bei dem mohngetränkten Phraſengeklingel eines Beſeler und Biedermann von Langweile und Ermattung während der ganzen langen Verhandlung nichts zu empfinden war, glauben Sie ohnehin.

Wenn aber von den beiden obengenannten Sprechern Vogt und Zimmermann, der eine aus atheiſtiſcher Geringſchätzung, der andere aus poetiſcher Überſchwenglichkeit, beide aber von der zwingenden Gewalt ihres abſoluten Freiheitsprinzips hingeriſſen und kummerlos um die nächſten Folgen, das Band zwiſchen Kirche und Staat raſch zerhauen, und im Einklang mit den liſtigen Frommen der Paulskirche die Heilung der aus der Freiheit erwachſenden Übel von der Freiheit ſelbſt erwarten, ſo gewinnen Sylveſter Jordan und der Mähre Giskra der Sache eine andere Farbe ab. Dieſe Männer ſind ebenſo freiſinnig wie Vogt und Zimmermann; aber ſie ſind in dieſer Sache klüger und praktiſcher als die Vorgenannten; auch kennen ſie Natur und nachhaltige Weiſe geiſtlicher Strebſamkeit überhaupt beſſer, als die aufrichtigen aber unbedachtſamen Schwärmer einer gewiſſen Seite im Parlament. Das Weſen geiſtlichen Regiments und das Maß deſſen, was in voller Ungebundenheit die Kleriker einer Staatskirche vermögen, iſt eigentlich nur jenen redlichen, aber gegen geiſtliche Zucht von Hauſe aus rebelliſchen Gemütern bekannt, die unter kirchlichem Druck aufgewachſen, aber noch vor gänzlicher Knickung angeborener Energie zur Freiheit gekommen ſind.

Herr Sylveſter Jordan fühlte in der Jugend das ganze Gewicht geiſtlicher Tyrannei, und ward im ſpätern Alter durch den Polizeiſtaat mißhandelt und verfolgt; beide Gewalten waren aber einzeln und im Bunde nicht ſtark genug, ſeine freiheitsliebende und kräftige Gebirgsnatur zu bändigen. Was nun ein ſo vielfach geprüfter Mann über Staat und Kirche, ſowie über ihr Verhältnis zueinander denkt, ſchien uns gleich anfangs von bedeutendem Gewicht. Während die Partei der Freiheitbegeiſterten ihre emanzipierte Kirche in idylliſchem Verhältnis neben dem Staate hergehen und an gemeinſamer Veredelung des menſchlichen Geſchlechtes arbeiten läßt, meint Herr Sylveſter Jordan, zwiſchen Kirche und Staat ſei ein friedliches Verhältnis gar nicht einmal möglich, weil die Waffen ungleich und beide Gewalten Nebenbuhler und geborne Feinde ſind. Die Kirche herrſche über die Gewiſſen und halte den Geiſt der Gläubigen nieder; und deswegen müſſe die Kirche nicht ſchlechthin als ſolche, wie Vogt und Konſorten meinen, ſondern nur als äußere Gewalt über das menſchliche Gewiſſen und als zwingende Kraft untergehen. Kirche ſei eigentlich der Klerus in ſeiner feſten und wohlgeordneten Gliederung, alles übrige im chriſtlichen Staate rechne man zu den „Schäflein“ – willenloſe Herde zum Vorteil der Hirten gelenkt. Und von dieſen geiſtlichen Schafhirten, meint Jordan, wären viele, beſonders heftigere Naturen, noch immer zu den härteſten Zwangsmitteln geneigt, und würden, hätten ſie die Macht in Händen, allen Parlamentsdebatten zum Trotz noch heute Scheiterhaufen als letztes Argument für Aufrechthaltung ihrer Lehre und ihrer Macht in Vorſchlag bringen. Gelüſte dieſer Art ſeien von der Natur einer Staatskirche*) unzertrennlich, und weil in wohlgeordneten Geſellſchaften nur eine zwingende Gewalt ſein dürfe und ſein könne, ſo müſſe die Kirche als Anſtalt, die da äußere Gewalt über die Gläubigen übe, dem Staatsgeſetz unterworfen werden. Trennung zwiſchen Staat und Kirche und doch Fortbeſtand der letztern in ihrer gegenwärtigen Einrichtung, wie es die Kirchenpartei jetzt in Deutſchland wolle und im Parlament durchzuſetzen trachte, ſei ein leeres Wortſpiel, und das alte Übel werde *nach* der Befreiung dasſelbe ſein, was es vorher war; denn Tod, Taufe und irdiſche Nöten überhaupt werden und müſſen dem Klerus immer die Herrſchaft über die Menge bewahren. Und Herr Sylveſter Jordan kennt, um die Menſchen endlich vor geiſtiger Tyrannei ſicher zu ſtellen, keinen andern Ausweg, als „die Kirche in Religionsgeſellſchaften auseinanderzuſchlagen und alle äußere Kirchengewalt abzuſchaffen.“

*) Man erinnere ſich an die anglikaniſche.

In der Paulskirche zu Frankfurt hat es für Herrn Sylveſter Jordan keine Gefahr. Sollten aber die demütigen und in chriſtlicher Einfalt lebenden Seelenhirten im Gebirge die Diatribe leſen, ſo könnte es für den geiſtlichen Kredit des Antragſtellers eher bedenklich werden. Wir unſererſeits halten Herrn Jordan für einen warmreligiöſen Mann; aber Religion mit innerer Heiligung liegt in ſeinem Sinn, „weil ſeiner Vorſtellung nach nur der innerlich religiöſe Mann wahrhaft frei und nur ein von ſolchen Menſchen bewohnter Staat vorm kirchlichen Feinde ſicher ſei“. Man kann es nicht oft genug wiederholen, Herr Jordan will niemand hindern in ſeiner Art fromm, zahm und gerecht zu ſein. Herr Jordan hat auch nichts dagegen, wenn der Menſch in heißer Gottſeligkeit ſich privatim kaſteit, geißelt, abergläubiſche Bußen überſteht und z. B. an beſtimmten Wochentagen Karpfen und geſchmorte Trüffeln zu eſſen, für ein wirkſames Tugendmittel im Kampfe wider Sinnlichkeit und Teufel hält. Herr Jordan iſt duldſam, und will nur, daß der Andächtige ſeine Pönitenzen und ſeine Tugendmittel für ſich behalte und nicht auch andere zu gleicher Meinung und zu gleicher Praxis zwinge.

Herr **Giskra** aus Mähren führt den Jordanſchen Gedanken weiter, und ſpricht mit Heftigkeit, ja mit Leidenſchaft und ſchwellendem Sturmdrang, was auf die Zuhörer allezeit vorteilhafte Wirkung tut, beſonders wenn das Thema vom Geiſt des Jahrhunderts angeweht und erwärmt wird. Organ, Wuchs und Jugend erhöhen bei Giskra noch den Reiz natürlicher Beredſamkeit, und wie ſich im Fluß der Begeiſterung das Blut des Redenden erhitzt, wollen viele in Blick und Haltung dieſes Mähren einen jugendlich-glühenden Häuptling aus Ziskas Heer erkennen.

Daß man die Kirche von aller Bevormundung durch den weltlichen Staat befreie und ihr die allgemeinen, heute keiner Geſellſchaft zu verweigernden Aſſoziationsrechte gewähre, findet der beredte Giskra billig, und ſtimmt inſoweit auch für Trennung der Kirche vom Staat. Jedoch unterſcheidet er, wie uns ſchien unter allen Sprechenden zuerſt, mit Sorgfalt Trennung von Unabhängigkeit, welch letztere, ohne es förmlich einzugeſtehen, die Sachwalter geiſtlicher Angelegenheiten eigentlich im Sinne haben. Dieſe Unabhängigkeit, meint Herr Giskra, widerſpreche der Natur des Staates geradezu, und verlange die Kirche dieſe Unabhängigkeit und dieſes ſelbſtändige Gebaren, ſo greife ſie den Staat in ſeinem Weſen an und wolle ihn gleichſam verzehren und in ſich aufnehmen. „Die Kirche“, ſagt Herr Giskra, „iſt im Staate, die Glieder der Kirche ſind Bürger des Staates, das Vermögen der Kirche iſt im Staate, und ſie kann ihre äußere Stellung und ihre irdiſchen Zwecke nur unter dem Schutz und mit Hilfe des Staates erreichen, und alles, was die Kirche äußerlich tut, bewegt ſich in der Sphäre des Staates. Welcher Verein im Staate kann aber begehren, daß er die Geſetzgebung, die entſcheidende und vollziehende Gewalt, unabhängig und getrennt vom Staat und in allen innern und äußern Dingen des Vereins übe?“ Dieſe Argumentation mähriſcher Rhetorik ſchien vielen Zuhörern der Paulskirche bündig und überzeugend. Auf die tauſend Mittel und Wege, durch welche der Klerus das ungelehrte und nicht ſelbſtdenkende Volk bezaubere und beherrſche, hat Herr Sylveſter Jordan nur andeutend hingewieſen, Herr Giskra aber hat ſie des weiteren und umſtändlichern, zugleich lebendig und nicht ohne Beifall der Verſammlung auseinandergeſetzt. Und der junge feurige Redner, wie man es ſich leicht denken kann, iſt zu einem noch heftigeren Schluß gelangt, als wozu der kühle und gemäßigte Jordan aus Marburg geraten hat.

Den größten Unwillen, ja man darf beinahe ſagen den größten Schrecken und die ärgſte Erbitterung im Kreiſe der Kirchlichen hat die Rede des Herrn v. Beisler hervorgebracht.

Herr v. Beisler, wie man weiß, iſt in Bayern Miniſter für Kultus und Unterricht, gleichſam Landvogt und Polizeimeiſter auf demſelben heiligen Gebiete, das man aus Andacht und Intereſſe weltlichem Einfluß ganz entziehen möchte. Man fühlte es lebendig, das irdiſche Königtum, ja der geheimſte Gedanke, der heute die weltliche Staatsgewalt in Bayern treibt und belebt, tue ſich aus der Rede des Herrn v. Beisler kund. „Trennet ſie nur,“ ſagt Herr v. Beisler, „und die Folgen bleiben nicht aus: entweder verſchlingt nach dem Scheidungsprozeß die Kirche den Staat, oder der Staat unterjocht die Kirche; Friede zu gleichen und gerechten Bedingungen iſt zwiſchen dieſen Elementen eine Unmöglichkeit.“ Herr v. Beisler glaubt nämlich weder an die Freiheitsliebe, noch an die Harmloſigkeit, noch an die Andacht der klagenden Kirchenvögte und meint: prieſterlicher Abſolutismus wolle ſich durch Losſchälung vom Staatsverbande bloß der demokratiſchen Richtung erwehren, welche jetzt in Europa mit unwiderſtehlicher Gewalt den weltlichen Staat neugeſtalten will und die Kirche ſelbſt zu erfaſſen und im Sturm fortzureißen droht. Daher, meint Herr v. Beisler, komme der Notruf der Kirche nach freier Bewegung und nach Ungebundenheit! Sie hoffe durch ihren geiſtlichen Monarchismus die weltliche Staatsdemokratie zu erdrücken, ja in das Gegenteil zu verwandeln, und ſo auf der einen Seite durchzuführen, wonach der Moskowiterzar auf der andern ſtrebt: ut libertas in Europa e conspectu tolleretur.

Herr v. Beisler, wie man ſieht, hält die Kirche für nicht ſo poetiſch unſchuldig und idylliſch unbefangen, wie Herr Zimmermann und der mit iſokratiſcher Glätte redende Chriſt von Bruchſal! Die Begierde der Geiſtlichen und ihrer Anhänger in das Parlament zu kommen und überhaupt weltliche Staatsgeſchäfte zu betreiben, erklärt der Miniſterredner gleichfalls aus dieſem reaktionären Nachgedanken der Klerikalpartei. Glauben Sie ſicher, ſehnſuchtsvolle Rückblicke auf Abels gewinnreiche Frömmigkeit und parteiiſches Gewährenlaſſen haben während der Beislerſchen Rede in den Herzen der Kirchenmänner nicht gefehlt! Aber der bayriſche Kultminiſter begnügte ſich nicht, die Kirche in ſolcher Weiſe zu ſchildern und zugleich auf die Gefahren hinzudeuten, die aller weltlichen Ordnung von dieſer Seite drohen; Herr v. Beisler nennt auch das Heilmittel, um in Deutſchland wenigſtens dieſes irdiſch-reaktionäre Gelüſte auszutreiben. Was die europäiſchen Völker ſchon im fünfzehnten Jahrhundert zu Konſtanz und Baſel begehrten, aber bis zu dieſer Stunde nur unvollkommen oder gar nicht erhielten, rät der bayriſche Kultminiſter von neuem an: reformatio in capite et in membris durch regelmäßige Synoden. Reichsſynoden und Provinzialſynoden, meint er, weiſen die Kirche in ihre natürlichen Schranken zurück, und in dieſer ſtaatsmänniſchen Anſicht wurde der Redner durch den praktiſchen und konſequenten Dekan Kuenzer ergänzt und unterſtützt.

Um den gefährlichen Eindruck der Beislerſchen Staatsrede zu ſchwächen und ihre Wirkung auf den Beſchluß des Hauſes zu lähmen und womöglich ganz zu vernichten, ſchien es der Partei rätlich, alles, was ſie an Macht und Beredſamkeit beſitze, in den Kampf zu bringen. Döllinger, Sepp und Laſaulx, drei Grundſäulen und Vorkämpfer der katholiſchen Partei in Bayern, ſind bei den ſchwankenden Phaſen des Streites nacheinander in den Vordergrund getreten, und wir geſtehen es aufrichtig, die Neugierde, den Kirchenbau zu ſehen, welchen dieſe Männer auseinanderlegten, und die Argumente zu hören, die ſie für den Sieg ihrer Sache in die Wagſchale legten, hat uns hauptſächlich ermuntert, fleißig in die Paulskirche zu gehen und über dieſe merkwürdige Verhandlung einiges aufzuſchreiben. Wenn der Spruch: virtus est et in hoste laudanda je von einem Gegner geſagt werden kann, ſo iſt es gewiß Herr Ignatius Döllinger, Exprofeſſor der Theologie und Stiftspropſt zu St. Cajetan in München. Gute Bildung und gründliche Gelehrſamkeit dieſes Mannes iſt in Deutſchland allgemein anerkannt, von ſeiner Gewandtheit im Streit aber und von ſeinem dialektiſchen Redefluß hat er im kirchlichen Vorpoſtengefecht der Paulskirche den gültigſten Beweis abgelegt. Die geſchliffene Außenſeite dieſes Geiſtlichen, ſein froſtiger Blick, ſeine Ruhe, ſein gemäßigtes und glattes Wort, ſein Witz und feiner Spott ſind Waffen, die ſelbſt den erklärteſten Widerſacher zu Achtung und Anerkenntnis zwingen. Daß aber neben dieſen Eigenſchaften ſophiſtiſch-kühle Berechnung, unbedingtes Vorwärtsſtreben und weites Gewiſſen beſtehen und gedeihen könne, wird in gleicher Weiſe zugeſtanden. Ein Mann wie Herr Döllinger fragt nicht lange, ob ſeine Argumente wahr und ehrlich, er will nur, daß ſie logiſch unbeſtreitbar, daß ſie beißend und von epigrammatiſcher Wirkung ſeien; Herr Döllinger und ſeine Partei ſollen am Ende Recht behalten und ſiegreich aus dem Kampfe gehen um jeden Preis. Aber mit welchen neuen und von anderen Rednern noch nicht geſagten Argumenten unterſtützt der gelehrte Döllinger ſeine Theſis über Staats- und Kirchentrennung, die er in der ganzen Fülle und im ausgedehnteſten Sinne zu erzielen ſtrebt?

Neue Argumente hat Herr Döllinger gar nicht gebracht, ja er hat eigentlich in der Sache gar kein Argument vorgebracht und die Hauptfrage ſozuſagen ganz aus dem Spiel gelaſſen. Herr Döllinger will nur ſeine Vorgänger dialektiſch widerlegen und in der Verſammlung nachweiſen, daß alles, was die Gegner, namentlich aber Miniſter Beisler und Dekan Bauer von der heiligen Kirche Böſes geſagt, logiſch irrtümlich und gegen die Regeln der Disputierkunſt ſei. Sämtliche Vorwürfe, die man der römiſchen Kirche vom erſten Auftauchen der Pontifikalgewalt bis auf unſere Tage herab zu machen pflegt, weiſt Herr Döllinger mit unglaublicher Ruhe und Heiterkeit als Verleumdung und logiſch falſche Konſequenz zurück. Durch Verneinung des ſyllogiſtiſchen Vorderſatzes der Gegner ſtellt er ſeine Kirche gleichſam als perpetua innocentia hin, die man nicht einmal zu verteidigen brauche. Herr Döllinger ſagt uns geradezu: die römiſche Kirche mit ihren Einrichtungen ſei „juris divini“ und gehöre eigentlich gar nicht vor das Forum einer Laienverſammlung, wie ſie jetzt in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. beiſammenſitze. Indeſſen läßt ſich Herr Döllinger doch herab, für Rechtfertigung ſeines vor dem himmliſchen Tribunal allein zu Recht ſtehenden römiſchen Kircheninſtituts einiges anzumerken, was einer Apologie gleichen ſollte.

Die Kirche, ſagt Herr Döllinger, ſei gar nie monarchiſch, viel weniger deſpotiſch-abſolut geweſen; ja ſie ſei die Demokratie ſelber und habe ſich zu keiner Zeit Übergriffe auf das weltliche Gebiet erlaubt, habe allezeit Konzilien und Synoden mit Freudigkeit befördert, und wenn ſie bis heute nicht allen Segen und alles irdiſche Glück, deſſen Inhaberin und von Gott beſtelltes Magazin ſie ſei, dem gläubigen Volke geſpendet habe, ſo falle die Schuld auch hier auf den leidigen Polizeiſtaat, der ſie im Guten und im Edlen überall gehindert, zum Böſen verführt und von Beglückung des menſchlichen Geſchlechts abgehalten habe. Sogar die konfeſſionellen Spaltungen in Bayern, in Deutſchland, ja im ganzen chriſtlichen Europa überhaupt habe von jeher, und namentlich während der letzten Dezennien wiederum der leidige Polizeiſtaat allein verſchuldet, und namentlich habe Miniſter Abel in Bayern Luther und St. Peter mit gleicher Bosheit und Wut verfolgt, bedrängt und unterdrückt. Im Grunde wollte uns Herr Döllinger ſagen, Miniſter Abel habe der proteſtantiſchen Sache in Bayern eigentlich gar keine Hinderniſſe in den Weg gelegt und nur die Katholiken in Ausübung ihres Heils tückiſch und ruchlos gehindert, woran in der Paulskirche natürlich niemand gezweifelt hat.

Viele Leſer mögen ſich noch an Napoleons koloſſalen Schlachtbefehl vor Auſterlitz erinnern: „Die Artillerie ſoll zuerſt die feindlichen Heerſäulen niederſchmettern, dann werden die erſchütterten Haufen von den Grenadieren niedergeſchoſſen und die Küraſſiere endlich ſollen die Niederlage vollenden.“ Darf man Kleines mit Großem vergleichen und in allen Dingen das umgekehrte Verhältnis denken, ſo ſollte die geiſtliche Verhandlung in der Paulskirche unſer parlamentariſches Auſterlitz ſein. Seit langem hatte man die kirchlichen Streitkräfte, beſonders am Rhein und an der andächtigen Iſar, zu einer Hauptſchlacht geſammelt, gemuſtert und eingeübt. Und wie am Entſcheidungstage die Heerſäulen des Parlaments durch Döllingers Geſchützfeuer, wie man vorausſetzte, gehörig verwüſtet waren, rückte — um bei dem Gleichnis zu bleiben — Dr. Sepp mit der ganzen Grenadiermacht der Kirche in den Streit.

David Strauß' Leben Jeſu in zwei Bänden hat bekanntlich Dr. Sepp durch ein anderes Leben Jeſu kurz und bündig in ſechs Bänden widerlegt und zur Stärkung im katholiſchen Glauben eine — Pilgerreiſe nach Jeruſalem gemacht. Iſt aber ein Redner jung, fromm, gelehrt, ein Verächter weltlicher Eleganz und zugleich ein „mächtiges Rednertalent“, wie es unlängſt die Augsburger Poſtzeitung an Herrn Sepp geprieſen hat, ſo iſt ſein Triumph in jeder Nationalverſammlung, nicht etwa bloß zu Frankfurt a. M., unvermeidlich und gleichſam voraus gewiß, beſonders wenn er ſeine parlamentariſche Jungfernrede mit leuchtendem Auge, gedächtnistreu und fließend in gutem Tölzerſtil rezitiert. Herr Sepp iſt völlig überzeugt, und natürlich ſind es auch wir mit ihm, er habe durch ſeine Kirchenrede den gottloſen Parlamentsgliedern einen tödlichen Hieb verſetzt und zum Sieg der heiligen Kirche weſentlich beigetragen. Beſonders hat Herr Sepp die drei weltlichen Vorredner Jordan, Vogt und Beisler aufs Korn genommen, und gleich der erſte Satz war von entſcheidender Wirkung: „Herr Vogt iſt mein Mann — Chriſtentum oder Heidentum — es fragt ſich nur, womit ſteht ſich der Staat beſſer?“ Bekennen Sie es nur, dieſes Exordium hat Schwung und geht gleich aufs Praktiſche ein! So wenig ihrer Zeit Nero und Diocletian Gott abzuſetzen und die Kirche aufzulöſen vermochten, ebenſowenig, meint Herr Sepp, werde dieſes Unternehmen Herrn Vogt und dem Parlament zu Frankfurt a. M. gelingen, und „ſelbſt Öſterreich, ſobald es wieder zur Beſinnung komme, werde ſo klug ſein und mit der Kirche Frieden ſchließen“.

Mit dieſer Ladung war Vogt aus Gießen getötet, und kehrte Herr Sepp Geſchoß und volle Schärfe ſeiner Logik gegen den bayriſchen Kultminiſter. Um Vogt von ſeinem ruchloſen Attentat wider die Kirche abzuſchrecken, hatte ihn der Redner gewarnt und ihm zu bedenken gegeben, daß der weltliche Staat im Kampfe mit der Kirche allezeit den kürzern gezogen habe; wider Beisler leugnet aber Herr Sepp, daß Kirche und Staat je Feindſchaft geübt und je widerſtrebende Intereſſen verfochten haben. Den gefährlichſten aller Vorwürfe: „die katholiſche Kirche gehorche einem ausländiſchen Souverän“, weiſt Herr Sepp im Einklang aller Meinungsgenoſſen mit Entrüſtung zurück. Nicht ohne Liſt und feinen Takt machte nämlich die Klerikalpartei in den Verbeſſerungsanträgen ſowohl als in den mündlichen Verhandlungen Einheit und Freiheit Deutſchlands von der im Parlament auszuſprechenden Trennung, d. i. Unabhängigkeit und völligen Freilaſſung der Kirche vom Staate abhängig. „Wie könnt ihr Katholiken von Einigung und Befreiung Deutſchlands von allen fremden Einflüſſen reden,“ ſagen die Gegner, „während ihr mit Willen, Leib und Gut einem nicht deutſchen Gebieter ergeben und verpfändet ſeid?“ Der Einwurf iſt bedenklich, und wir waren nicht wenig begierig zu hören, in welcher Weiſe Herr Sepp ſeine Glaubensgenoſſen über dieſe Klippe bringe. Herr Sepp – man muß es geſtehen – argumentierte mit großer Geſchicklichkeit, indem er die deutſche Nationalverſammlung feierlich verſicherte: „er ſei ehrlich und ſage, er ſei ein aufrichtiger Chriſt und, gebe es Gott, er ſei es nicht bloß dem Namen nach; aber dieſes Joch eines auswärtigen Souveräns habe er (der Dr. Sepp) noch nie gefühlt, noch nie ſchwer empfunden, daß ein auswärtiger Souverän, der Papſt zu Rom, exiſtiere“. Stärke und überzeugende Kraft dieſes Seppſchen Beweiſes wird niemand leugnen.

Indeſſen mochte der Redner nebenher beſorgen, derſelbe könne, ſeiner innern Stärke ungeachtet, doch nicht für alle in der Paulskirche

Sitzenden vollſtändig überwältigend und zermalmend ſein. Durch einen raſchen Gedankenſprung ward der eben geleugnete fremde Souverän ſtillſchweigend anerkannt, aber dieſe ausländiſche Herrſchaft zugleich als Urquell aller Freiheit hingeſtellt. Herr Sepp packt uns auf der empfindlichſten Seite und gibt zu verſtehen, wahre Freiheit, von welcher in der Paulskirche ſo viel geredet werde, gebe eigentlich nur das Chriſtentum, d. i. die römiſch-katholiſche Kirche, die allein den Menſchen im Elend aufrecht zu erhalten und Staaten zu gründen vermögend ſei. Ohne religiöſe Grundlage könne die deutſche Nationalverſammlung keine dauerhafte Verfaſſung zuſtande bringen. Eben im Mangel dieſer religiöſen Grundlage aber ſtecke das Übel der Zeit, und Herr Sepp hielt den ungläubigen Parlamentsherren, beſonders den Vornehmen darunter, eine ſchwunghaft-beredte und geiſtlich-ſcharfe Faſtenpredigt: „den meiſten freilich aus den höheren Ständen, vielleicht auch unter uns, den meiſten werde das Bedürfnis einer Religion ſelten klar; erſt wenn es ans Totenbett kommt, dann ‚zapple‘ ihnen das Herz etwas, da möchten ſie ſo eine Herzſtärkung; da ſoll derjenige, den man ſein Leben lang geſchmäht und verachtet hat, kommen, um wenigſtens das Dekorum nach außen zu retten und die Religion ‚wie einen Magenzucker‘ zuletzt noch ihnen einzugeben; da ſoll er dann gezwungen ſein zu tun, was eine Erniedrigung für jeden iſt“. Eine deutſche Verfaſſung mit den Ideen eines Vogt und Sylveſter Jordan, die ohne herrſchende katholiſche Staatskirche und folglich, um bei ſeinem ſchönen Bilde zu bleiben, ohne „religiöſen Magenzucker auf dem Totenbette“, meint der beredte Sepp, werde keine zehn Jahre dauern. Um dieſes Unglück zu verhüten und es in Deutſchland wieder zu einiger Vereinbarung zu bringen, ſollen wir die Kirche frei und unabhängig laſſen, quod erat demonstrandum.

Herr Sepp fühlte lebhaft, daß er jetzt am Entſcheidungspunkte ſeiner Redeſchlacht angekommen ſei und alle ſeine Reſerven ins Feuer bringen müſſe, wenn er uns bekehren und gänzlich unterjochen wolle. Und wahrhaft, Herr Sepp wird warm, gedrängt, ja tragiſch im Ausdruck, und fragt mit bedeutungsvollem Pathos, „wozu es führe, wenn die Religion geknechtet und gebunden, geknutet und geknebelt ſei?“ Leider arbeite der Staat in ſeiner Kurzſichtigkeit dafür, die Kirche zu demütigen, ſie herabzuſetzen und zu erniedrigen, um ohne ſie zu herrſchen und ſelbſt in dem ihm fremden Gebiet ſeine Omnipotenz zu begründen; „aber“, fragt wieder Herr Sepp, „ſteht er ſich bei ſolcher Unterdrückung des freien kirchlichen Lebens beſſer?“ Allein der weltliche Staat, d. i. Herr v. Beisler, wolle die Kirche vom römiſchen Stuhl losmachen und drohte mit Synoden, auf welchen auch Laien Sitz und Stimme haben — ein Verfahren, welches Herr Sepp natürlich höchſt verdammlich findet und aufs nachdrücklichſte in wahrhaft ſchwungvollem Stil zu bekämpfen ſucht: „Gewiß,“ ſagt Herr Sepp, „mit Synoden ſteht der Staat ſich beſſer, aber nicht die Kirche.“ „Kommen Synoden zuſtande — argumentiert er weiter — ſo kommen natürlich viele Synoden zuſtande, ſie greifen einander in die Haare, der Staat tritt als Vermittler ein und hat die Religion wieder beim Schopf, ſtellt Polizeibüttel an die Sakriſtei, die da regiſtrieren, kontrollieren und beſtimmen, ob Stearinkerzen brennen ſollen, wie oft der Segen geſpendet und wie lange die Glocke geläutet werden dürfe“ — Greuel und Verkehrtheiten, die Herr Sepp von ſeiten des Laienſtaates nicht länger dulden will.

Der unverkennbare Erfolg dieſer hochrhetoriſchen Argumentation erfüllte den Redner mit ſtolzer Zuverſicht, und, um die Niederlage ſeiner weltlich geſinnten Gegner zu vollenden, glaubt Herr Sepp, er müſſe auch noch eine lichtvolle und pikante Definition des „Staats“ geben. Wer denn dieſer Staat, der da alles verſtehen, regieren und bewältigen wolle, eigentlich ſei? Dieſe Frage des Herrn Sepp erregte allgemeine Neugierde, und die Spannung der Nationalverſammlung ſtieg aufs höchſte: „Der Staat, meine Herren, iſt der erſte und vorzüglichſte Jeſuit, der aber ſeinen eigenen Vorteil nicht verſteht, Getaufte wie Ungetaufte, Maurer und Schloſſer als Miniſter nimmt und folglich ohne ärgerliche Inkonſequenz nicht mehr kirchliche Präbenden verleihen und theologiſche Lehrſtühle beſetzen darf.“ In dieſem Umſtande erkennt Herr Sepp den weſentlichſten Grund, die Kirche vom Staat abzuſchälen, beſonders aber Herrn v. Beisler aus dem Kultusminiſterium zu vertreiben, ja dieſes Miniſterium ganz und gar aufzuheben. Wer dieſe Trennung der beiden Gewalten nicht wolle, der ſei gar kein Deutſcher, „er ſei Cäſaropapiſt und Ruſſe“, was natürlich in der Paulskirche keine große Empfehlung wäre. Den letzten und triftigſten Grund jedoch, die beiden Gewalten zu trennen, ſparte Herr Sepp, als kluger Dialektiker und um des Sieges gewiß zu ſein, bis zum Schluß der Rede auf: „Trennt ja doch die Kirche vom Staat,“ ſagt Herr Sepp, „weil von der Trennung nichts zu fürchten iſt, und Staat und Kirche mit der neuen Freiheit ſich beide beſſer ſtehen.“

Die Verheerung, welche Dr. Sepps oratoriſches Rollfeuer in den kirchenfeindlichen Reihen angerichtet, war höchſt bedenklich, und den meiſten von uns ſchien es zweifelhaft, ob der Anprall der ſchweren Reiter unter Laſaulx ohne völlige Niederlage noch auszuhalten ſei. Herrn v. Laſaulx, den klaſſiſch wohlbeſtellten Mann, haben wir bisher nicht richtig beurteilt, nicht genau gekannt. Wir dachten uns Herrn Laſaulx zwar feſt und entſchieden im Glauben, aber von Gemütsart ſanft und harmlos, nachſichtig gegen Irrende und großartig hinwegblickend über die Verkehrtheiten des Jahrhunderts, mit einem Wort, wir dachten uns Herrn Laſaulx mehr leidend und gemäßigt, als energiſch und übergreifend. Herr Laſaulx iſt aber in letzterer Beziehung gerade das Gegenteil; er iſt heftig, ſtarr, herausfordernd, ein leidenſchaftlich aufgeregter, ſchonungsloſer Zelot. Herr v. Laſaulx iſt in ſeiner Rauheit doch gerade, ehrlich und nicht ohne hochherzigen Sinn; aber es iſt noch unentſchieden, ob der trotzige Mut eines Märtyrers oder der heilige Grimm und der inquiſitoriſche Rachegeiſt eines Dominikaners aus dem Zeitalter der Albigenſer in dieſem Manne überwiegend iſt. Gegen die Gewohnheit der Paulskirche, ſelbſt entſchieden feindliche und widerſtrebende Geſinnung in geſchliffene und milde Form zu kleiden und den Gegner mit ſchonungsvoller Mäßigung zu behandeln, liebt Herr v. Laſaulx ſogenannte Kraftausdrücke, derbe und unverſöhnliche Worte, die keinen Ausweg übrig laſſen und alle nicht Laſaulxſchen Meinungen als Aufruhr und vermeſſenen Hohn gegen die Gottheit brandmarken, gegen die Gottheit, welche natürlich durch den Mund des Herrn v. Laſaulx zu den Irdiſchen reden wolle. Laſaulx iſt gerade das Widerſpiel von Vogt: dieſer letztere will höflich und fein die Kirche zertrümmern, der andere aber grob und barſch den Polizeiſtaat vernichten.

Der Zuſtand Europas im Zeitalter eines Innocentius III. ſcheint unſerem Kirchenhelden als Ziel gottſeliger Strebſamkeit vorzuleuchten. In zornvollem Drang redet Herr v. Laſaulx von geſtreiften Schergen des modernen Polizeiſtaates, von Schmach, Schande und Lügenhaftigkeit der deutſchen Bewegung dieſes Jahres, von nichtswürdiger Inkonſequenz der Volksvertreter, von weibiſch Geſinnten, von Feigen und Betrügern, von Mangel an Verſtand und Herz, von Vergiftung aller Lebensverhältniſſe, von Zwietracht, Haß und Rache, wenn ſein Antrag, das Band zwiſchen Kirche und Staat auseinanderzureißen, in der Paulskirche etwa verworfen werden ſollte. Herr v. Laſaulx, wie man weiß, iſt Schüler und Meinungserbe eines berühmten Toten, von dem er aber zum Glück der Gegner, wie einſt jener Osmanli-Sultan von ſeinem Feinde Skanderbeg, wohl das Schwert, nicht aber den nervigen Arm überkommen hat. Gleich Alians fliegenden Fiſchen hebt ſich Laſaulx im Beginn der Periode mit Schwungkraft in die Lüfte, ſinkt aber bald mit vertrockneten Floſſen wieder auf den Sand plattredender Frömmler zurück. Der Widerſpruch indeſſen iſt nur ſcheinbar und erklärt ſich ohne Mühe. Im Anfang iſt es der talentvolle, gedankenreiche, natürliche Laſaulx; am Schluſſe aber tritt der Kirchendiſziple im Stile Montalemberts hervor. Beſonders ſtark und den Gottloſen des Jahrhunderts überlegen, ſagt Herr v. Laſaulx, ſei er in der Logik, d. h. in der folgerichtigen Art zu denken und zu handeln. Herr v. Laſaulx ärgert ſich, und nicht mit Unrecht, „daß im ganzen Entwurf der Grundrechte des deutſchen Volkes weder der Name Gottes noch der Name der chriſtlichen Kirche vorkomme", und aus dieſem Umſtand zieht der ſtrenge Logiker den Schluß: „Alle Welt, öffentlich und privat, Kunſt und Wiſſenſchaft, ja die deutſche Nationalverſammlung ſelbſt, ſei ohne religiöſe Wärme, ſei weltlich geſinnt, und folglich ſeien wir, dank dem Bettelſtolz des vorigen Jahrhunderts, der alles zerſetzenden Kritik und des Polizeiſtaates in Deutſchland jetzt am Moment des Todes und der Grablegung Chriſti angekommen!"

Wundern Sie ſich ja doch nicht über das Eigentümliche dieſes Laſaulxſchen Gedankenganges. Um ſeine Theſis für Lostrennung und völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staat ſiegreich durchzuſetzen, vergleicht der fromme Redner die Geſchichte der letzten 1800 Jahre ſinnreich und originell mit dem Leben und Leiden Chriſti und argumentiert ungefähr wie folgt: „Weil König Herodes zu Bethlehem Kinder gemordet und das heidniſche Rom St. Polykarp und St. Pankratius getötet; weil ſodann der Teufel in Paläſtina den Heiland, in Ägypten aber die frommen Einſiedler St. Antonius und St. Paphnutius verſchiedentlich verſucht und beunruhigt hat; weil St. Peter einſt in der Verſammlung die Apoſtel angeſchnauzt, Abälard und Lanfrank dagegen über die chriſtlichen Myſterien geſtritten haben, und endlich weil Chriſtus nach ſeiner Grablegung wieder zum Leben erſtanden ſei, ſo müſſe man ſogleich die Kirche vom Staatsverbande ablöſen und ſie völlig frei und unabhängig gewähren laſſen“, d. h. man müſſe dem hochwürdigen Windiſchmann zu München die geſetzliche Befugnis erteilen, freiſinnige Leute wieder durch inquiſitoriſche Maßregeln zu ängſtigen und den aſketiſchen Broſchüren des hochwürdigen Sinzel auf dem Büchermarkt des Landes das Monopol zuſichern.

Eben weil Herr v. Laſaulx ſchneidend und entſchieden iſt, hält er nicht übermäßig lange Reden. Sollte aber auch das von ihm in der Paulskirche Geſprochene im Ellenmaß hinter ſeinen Genoſſen zurückgeblieben ſein, ſo hat er ſie doch an Härte des Ausdrucks, an geiſtlichem Zorn und doktoraler Heftigkeit alle weit hinter ſich gelaſſen. Herr v. Laſaulx kann das Auditorium erbittern, langweilt es aber nicht, wie der Geheimrat v. Balley, der Fanatiker aus preußiſch Schleſien, oder wie es dem ſüßlächelnden Hermann Müller in ſeiner Rede begegnet iſt. Soviel iſt indeſſen gewiß, Laſaulx' Rede bildete den Wendepunkt der ganzen langen Verhandlung, und wie der Mann die Bühne verließ, war in aller Herzen das der Kirche zu bewilligende Freiheitsmaß unwiderruflich feſtgeſetzt. Für einen Redner iſt es allerdings ſchmeichelhaft, wenn er Bekehrungen macht. Herr v. Laſaulx machte Bekehrungen, aber er machte ſie im entgegengeſetzten Sinn. Und wenn ſich am Ende eine nicht unbedeutende Zahl Schwankender, Halber und Gleichgültiger gegen den Antrag der Kirchlichen entſchied, und ſelbſt von der äußerſten Linken etliche die anfangs warm ergriffene Sache wieder fallen ließen, ſo ſchiebe die beſiegte Partei nur ohne

Bedenken auf Herrn v. Laſaulx einen Teil der Schuld. Denn eine mit ſolchen Gründen und in ſolchem Stil verfochtene Sache erregt zuletzt in den gleichgültigſten und in den freiſinnigſten Gemütern Unruhe und Verdacht,

aut hoc inclusi ligno occultantur Achivi,
aut haec in nostros fabricata est machina muros,
inspectura domos venturaque desuper urbi.

Wie es am Schluſſe der ganzen Frage, etwa vierzehn Tage nach dieſer Rede, endlich zur Entſcheidung kam, trat Herr v. Laſaulx zornglühenden Angeſichts noch einmal auf die Bühne und ermahnte uns im imperatoriſchen Kathederton für die Kirchenfreiheit ſo abzuſtimmen, wie er und ſeine Partei es vorgeſchlagen hätten. Deutſchlands Größe und Einheit ſei nur auf dieſem und auf keinem andern Wege zu erzielen. Verſtocktheit und religiöſe Kälte des Hauſes waren aber ſo überwiegend, daß der angedrohten Strafe ungeachtet unter 456 Stimmgebenden mit 357 gegen nur 99 entſchieden wurde: „die Kirche ſei bei aller Freiheit in ihrem Innern gleich jeder andern Verbindung dem allgemeinen Staatsgeſetze auch in Zukunft untertan“.

Aus München.

(September 1851.)

Man muß die Leute nicht gleich entmutigen und durch gar zu herbe Kritiken niederſchlagen, wenn auch der erſte Wurf nicht ganz gelingt und der Erfolg noch hier und da hinter dem guten Willen zurückgeblieben iſt. Was heute lückenhaft, matt und faulig ſcheint, kann und wird vielleicht morgen zuſammenhängend, blühend und kraftvoll ſein. Nur er, der alles vermag, durfte ſagen: „Es werde Licht“, und es ward Licht. Mit dem Sinnen und Streben der Sterblichen hat es eine andere Bewandtnis, und die Politik wie die Literatur gehorchen in ihrem Entwicklungsgange, zu nicht geringem Verdruß der Ungeduldigen, den gleichen Geſetzen der Langſamkeit, des Irrtums und des Widerſpruchs. Den letzten Riegel hat Bonitz*) zwar noch nicht zurückgeſchoben und Lord Palmerſton glaubt noch heute an die Wirkſamkeit ſeiner Noten am Bundestag. Wollt ihr aber deswegen ſchon alles gleich verloren geben?

Im Zuſtande der Zerbröckelung wie jetzt, das fühlt natürlich jedermann, kann Deutſchland nicht in die Länge bleiben, wenn ſich die beiden Granitkoloſſe links und rechts, wie bisher, in gegenſeitiger Annäherung fortbewegen. Schon der Inſtinkt der Selbſterhaltung treibt uns in dieſem Falle zur Geſtaltung einer inneren kompakten Kraft, um den Druck von außen abzuhalten oder wenigſtens die feindlichen Ungetüme im Laufe feſt zu bannen. Daß aber dieſe Geſtaltung einer inneren kompakten Kraft, dieſer politiſche Schöpfungsakt und „kategoriſche Imperativ“, wie die Wiener Dramaturgen ſagen, unter den plebejiſchen Händen der „beſten Männer“ Anno 1848 trotz der brillanten Gervinusartikel mißlungen und ſozuſagen gänzlich zerfahren iſt, wird jetzt faſt allgemein als richtig angenommen. Ob aber nun die erbberechtigten Baumeiſter neuer Staatsordnungen in Olmütz, Dresden und in Frankfurt das wieder aufgenommene Geſchäft mit glänzenderem Erfolg betreiben als vor dem großen Bankerott, iſt auch noch nicht ausgemacht. So oft das moslimiſche Kabinett von Tſchiragan großartige Staatsheilsmaßregeln, deren Lebendigmachung aber ſchon durch die Natur des byzantiniſchen Völkerkomplexes problematiſch iſt, durchzuführen unternimmt, nennen es die am Erfolge meiſtbeteiligten chriſtlichen Untertanen ſelbſt nur „Μασκαραλίκια", d. h. einen Mummenſchanz, ein Puppenſpiel, an deſſen Wahrheit niemand, am wenigſten aber die Akteure ſelber glauben. „Kinder betrügt man durch Spielſachen, Menſchen aber durch Eidſchwüre und verſtellten Schein," ſagte Lyſander, der, wie jedermann weiß, ein großer und ſtreng konſervativer Staatsmann von Sparta geweſen iſt. Obgleich die PP. der Geſellſchaft Jeſu letzthin zu Heidelberg gepredigt und, wie die Blätter ſagen, erſtaunlich viel Familienglück geſtiftet haben, wollen doch einige perverſe Gemüter deutſcher Nation die Lyſanderſche Heidenpraxis auch in die chriſtliche europäiſche Politik herüberziehen und ſogar in nicht weit entfernter Nachbarſchaft einen Abklatſch dieſer konſervativen Beſcherung finden. Gegen eine Verkehrtheit dieſer Art müßte unſereiner aus voller Kraft und mit der ſtrengſten Miene proteſtieren. Talent und redlicher Wille fehlen auf der Eſchenheimer Gaſſe nicht, und auch dem allgemein gefühlten Bedürfnis politiſcher Einigung wird man ſoweit entgegenkommen, als es ohne gar zu empfindliche Opfer der Einzelfürſten möglich iſt. Man iſt jetzt in Frankfurt nicht mehr ſo hitzig und ſchonungslos wie weiland im Parlament. Niemand in der Welt hält ſich ja für überflüſſig, und wie mancher hochwürdige Doktor iſt nicht innigſt überzeugt, wasmaßen die Univerſität zu Derwiſchabad, das bojariſche Königreich und ſogar die katholiſche Kirche ſelbſt ohne ſein künftiges Kompendium der Dogmatik nicht länger beſtehen könnten. Dieſe Selbſtliebe iſt verzeihlich; nichts hat dem Kaiſer Napoleon in Deutſchland mehr und empfindlicher geſchadet als die Kurzſichtigkeit ſeines Intendanten Darü, der da nicht einſehen wollte, daß die Jenenſer Profeſſoren zum Heil des Vaterlandes und der Wiſſenſchaft notwendig jeden Abend Beefſteak eſſen mußten*).

---

*) Der Philologe und Schulmann Hermann B. A. d. H.

*) S. Denkwürdigkeiten des Weimarſchen Geheimrates Müller.

Man iſt aber heute auch viel billiger als im verwichenen Jahr, und das Verlangen, die kleineren deutſchen Fürſten möchten ſich aus Patriotismus ſelbſt erwürgen, gilt jetzt faſt überall für töricht und abgeſchmackt. Die Zeiten, wo St. Alexius ſein Senatorengold den Proletariern ſchenkte und um „ſeine Seele zu retten" auf Bettel ging, ſind jetzt vorbei, und wären in mehreren europäiſchen Staaten, wie man neulich in Zeitungen las, ſelbſt von Polizei wegen ſtrengſtens unterſagt. Nackt dagegen und mit dem Krönlein auf dem Kopfe in die Wüſte hinauszugehen, wie der ägyptiſche Regulus St. Onuphrius, geſtattet bei aller Sucht unſerer Großen nach ſittlicher Vollendung in Deutſchland ſchon das Klima nicht. Wie es in der Politik bei uns heute iſt, ſo ſoll es bleiben; die Notwendigkeit iſt kein Übel und Magiſter Pangloß wäre noch heute der größte Philoſoph.

Eine kompakte Einheits- und Widerſtandskraft neben Vollbeſtand ſouveräner Kleinſtaaterei iſt in Deutſchland eine anerkannte Unmöglichkeit. Aber eine ebenſo große, ja vielleicht eine noch viel größere und noch viel unbeſiegbarere Unmöglichkeit wäre der Fortbeſtand des wahren, echten Deutſchlands ohne die vollſouveränen kleinen Staaten. Möchte man etwa Deutſchland ebenfalls aus der Landkarte wegſtreichen wie weiland Polen? Wie könnten wir uns aber auch Europa ohne ein Deutſchland denken und was ſtürmt man ſo raſtlos und ungeduldig gegen unſere Natur? Wie die Zyklopen des Polyphem will und wird auch bei uns ein jeder einzelne, ohne ſich weiter um den andern zu kümmern, privatim und „gemütlich" ſein Spiel verfolgen, ſo lange und ſo weit er kann. Dieſen tiefen Zug im deutſchen Nationalcharakter auszutilgen, vermöchte, bei anerkannter Ohnmacht der Vernunft und der beſſeren Einſicht in politiſchen Dingen vielleicht nur eine Mongolenflut – ein Preis, um welchen kein redlicher Mann die deutſche Einheit kaufen möchte. Im Grunde wäre man aber auch für eine ſolche Kur ſelbſt in Deutſchland noch lange nicht Moskowit genug.

In Deutſchland ſelbſt verſteht mit wenigen Ausnahmen jedermann, was wir da meinen, und ſelbſt dem glühendſten Einheitsfanatiker ſagt in lichten Augenblicken das eigene Bewußtſein, daß wir die Sache bei dem rechten Namen nennen und eine politiſche

Leidenſchaft bezeichnen, gegen die wir uns nicht mehr verteidigen können. Von Innen heraus iſt nach den Pazifikationsmaßregeln in Heſſen und in Schleswig-Holſtein freilich nichts mehr zu beſorgen, und ſelbſt das „wütende Gotha-Schaf" von Krefeld wird durch die vis inertiae des deutſchen Volkes doch auch noch in Schranken zu halten ſein. Aber von außen wälzt ſich die Gefahr mit jedem Jahre drohender gegen das Vaterland, und nicht ohne Heiterkeit muß man die Politik der Gewaltigen und ihrer Organe bewundern, die da hoffen, der fremde Gigant werde ſeine Kraft nur ſo lange ſpielen laſſen, bis für die petulanten Sprünge getrennter und ſchwacher Zwerge der Tummelplatz geſäubert iſt. Weiß man denn aber auch im ſchönen Deutſchland noch immer nicht, wie das Feſtgedrängte, das durch inneren Druck unwillkürlich und ſträubend zur Einheit Zuſammengepreßte es von jeher für eine Beleidigung gehalten hat, wenn das Loſe, das Schwache, das Leichtfertige glücklich und luſtig in freiem Mückenſpiel ſeinen ehernen Schritt umgaukelt? Wie jede lebendige Kraft, fordert auch der Deſpotismus beſtändig friſche Nahrung. Und hat er einmal den Gegner verſchlungen, ſo greift er in der Hungerwut zuletzt ſeine beſten Freunde an.

Jede politiſche Epoche hat ihre beſtimmte Aufgabe, und wie es im vorigen Jahrhundert Polen war, ſo iſt heute unſer Deutſchland die gemeinſame und ſozuſagen die einzige Unterlage des europäiſchen Gedankens. Plutarch hat ſein Buch de sera numinis vindicta nicht umſonſt geſchrieben, und ſogar die Phlegmatiſchen unter uns merken, man wolle es die Deutſchen endlich einmal ernſtlich entgelten laſſen, daß ſie vor längerer Zeit dem Quintilius Varus die Legionen erſchlugen, daß ſie ſpäter die Peſt des menſchlichen Geſchlechtes, wie es jetzt die Weiſen in Derwiſchabad nennen, die Typographie erfanden, unmittelbar darauf zu Wittenberg an der Elbe das jus canonicum verbrannten und neulich erſt gar noch die große franzöſiſche Weltbewegung durch Robert Griepenkerl zu Braunſchweig auf die dramatiſche Bühne brachten. Auf dieſes lange Regiſter deutſcher Nationalſünden, glaubet es nur, ſoll jetzt die Züchtigung folgen. Wer wird da wehren und helfen? Eine deutliche und beſtimmte Antwort auf dieſe Frage gibt es zwar heute noch nicht; daß aber Deutſchland ſelbſt in der äußerſten Not ſeine Natur nicht verleugnen kann und daß es bleiben will, ja bleiben muß, wie es iſt, das allein weiß und fühlt bei uns jedermann. Wenn man uns doch nur endlich einmal bei unſeren Andachts- und Sittlichkeitsbeſtrebungen unbehelligt, unangefochten und ungegängelt laſſen möchte! Man verſichert uns zwar von achtbarer Seite her, es habe noch keine Not; Zar, Napoleon Bonaparte und der Cavaignac ſelber wären unſere beſten Freunde, ſeien überall nur auf Mehrung und Befeſtigung unſerer politiſch-theologiſchen Staatsphantaſien bedacht und wollen von einer Übervorteilung Deutſchlands aus Achtung für fremdes Gut und Recht durchaus nichts wiſſen. Wenn man dieſen eidlichen Verſicherungen nur auch ein rechtes Vertrauen ſchenken könnte! An alles kann man aber glauben, ſogar an die logiſch-richtigen Syllogismen der * * * Polizeikommiſſare; nur an Tugend und freiwillige Enthaltſamkeit derjenigen, die da herrſchen und nehmen können, Große oder Kleine, oben oder unten, glaubet nicht!

Wie die Sachen heute ſtehen, ſind aus dem deutſchen Labyrinth nur noch zwei Auswege offen: Entweder erſticket durch geiſtliche Mittel die ſündhaften Gelüſte im Kremlin und im Elyſée, oder rüſtet eine ausreichende phyſiſche Gegenkraft. Das erſtere wäre deutſcher Gemütlichkeit und Metaphyſik freilich weit angemeſſener und kongenialer als rohes Waffengetümmel und brutale Gewalt. Zum Glück für Deutſchland hat der ehrwürdige P. Schwegerl vom Redemptoriſtenkloſter in Altötting gerade jetzt, wie die Blätter ſagen, unter dem Sündenwuſt der oberbayriſchen Schullehrer tapfer und gottſelig aufgeräumt. Warum ſchickt man nun nicht dieſen ſiegreichen Kämpen, dieſen zweiten Ruisbrök, um, wie vorher die oberbayriſchen Schullehrer, ſo jetzt den Groß-Khan und ſeine Bojaren, verſteht ſich beide ſeparatim und bei verſchloſſenen Türen, an Ort und Stelle ſelbſt zu katechiſieren? Der Zar iſt ja ein frommer Mann, wie Herr von Montalembert mit allen Andächtigen in ganz Europa ſagt, und die Furcht vor Kirchenbann und vor ewiger Höllenpein wird ihn Deutſchland gegenüber gewiß auf beſſere Gedanken bringen. Um jedoch die Sache nicht bloß halb zu tun, müßten zu gleicher Zeit die beiden beredteſten Luzerner Jeſuiten P. Simmen und P. Burgſtaller den Napoleon

Bonaparte und die „Afrikaner“ der Pariſer Deputiertenkammer in gleicher Buß- und Friedensmiſſion auf die Gefahren ihres eigenen Seelenheiles aufmerkſam machen, wenn ſie noch einmal ſelbſtſüchtig und ſchadenfroh von einer „Allemagne multiple“ reden und den ſüßgläubigen Wechsler von Krefeld hartnäckig dem Frankenreich inkorporieren wollen.

Dieſes Ziel wäre ſalbungsvoller Kirchenrhetorik vorzüglich würdig, auch für Herſtellung geiſtlichen Übergewichts in Europa weit erfolgreicher und nebenher für die öffentliche Glückſeligkeit Deutſchlands viel gedeihlicher, als ſelbſt die Transmigration einer edlen Gräfin aus Babel nach Jeruſalem. Auch ſoll Herr Hans Daniel Haſſenpflug*), am deutſchen Bundesſitz mehrere Male ſchon mit großer Hitze und mit lobenswerter Eindringlichkeit auf Vollziehung dieſer Doppelmiſſion gedrungen ſein: „habe ja auch Papſt Leo I. weiland den Hunnen-Attila mit allen verbündeten Germanenfürſten durch ähnliche Mittel aus Italien hinausgebracht“. Herrn Hans Daniel Haſſenpflug heißt es, wolle man hauptſächlich wegen dieſes Zitates im nächſten Winterſemeſter und nach Schlichtung ſeines Greifswald-Prozeſſes auf einer berühmten Hochſchule Süddeutſchlands gratis zum Doktor der Theologie kreiren, welcher Akt den ohnehin glänzenden Kredit dieſer Anſtalt in der öffentlichen Meinung nur noch höher ſtellen kann.

Wie aber, wenn die geiſtliche Medizin dieſes Mal doch ohne die gehoffte Wirkung bleibt und wenn man im Kremlin wie im Elyſée unbußfertig und ſtöckiſch auf dem alten Sündenweg verharren will, wie dann?

Dann wäre freilich nur noch der zweite Ausweg offen, und hiervon ein andermal.

---

*) Der damals viel genannte abſolutiſtiſche Miniſter Kur-Heſſens. A. d. H.

Nachruf an Joſeph Freiherrn v. Hammer-Purgſtall.

(Dezember 1856.)

Die Nachricht über den plötzlichen Hintritt des großen Orientaliſten wird die Freunde der Wiſſenſchaft in Kalkutta und in Teheran, wie in Konſtantinopel, in Kairo und in Philadelphia nicht weniger peinlich berühren, als ſie Wien ſelbſt und das ganze gelehrte Europa ergriffen hat. Durch nichts ward die Nähe der tödlichen Kataſtrophe eines Mannes angedeutet, den ſich die literariſche Welt als unzerſtörbar dachte, und deſſen phyſiſche Hülle ſich im dreiundachtzigſten Lebensjahre noch ebenſo friſch und ungebrochen wie ſeine geiſtige Energie erwieſen hat. Noch viel ſchmerzlicher aber muß der Eindruck ſein, wenn man erfährt, daß die Sanduhr des Lebens eigentlich noch nicht abgelaufen war und daß ein giftiger Hauch, ein Pfeil aus feindlichem Verſteck, wie einſt das ferntreffende Geſchoß die ſtolzen Niobiden, dieſe ruhmvolle Exiſtenz im vollſten Schwung der Kraft und der Begeiſterung erſtickt und getötet hat.

Es iſt etwas in Europa, ja in der Welt, was ſich der wachſenden Einſicht, dem Wiſſen und dem Erkennen hartnäckig und unverſöhnlich entgegenſetzt, ein Element, das ſelbſt die naturgemäße Gärung ſtört und dem Geiſt, wenn er ſich erheben will, allerorten ſein Bleigewicht an die Flügel hängt. Zu ſagen und zu entſcheiden, was dieſes feindſelige, imponderable Etwas eigentlich ſei, wo es ſeinen Sitz habe, und ob es im Heimatlande des Abgeſchiedenen heute minder mächtig und intenſiv wirke als anderswo, wäre hier nicht der Ort. Noch weniger aber dürfte man es wagen, da ſo viele und glänzende Beweiſe vom Gegenteil vorliegen, am Grabe des größten Gelehrten, der Öſterreich je geziert, mit dem Verfaſſer der histoire du Consulat et de l'Empire von einer „société plus élégante que spirituelle“ zu reden, in welcher die Wiſſenſchaft noch immer als eine exotiſche und für dieſen Himmelsſtrich nicht geſchaffene Pflanze gelte, der Literatus ſelbſt aber auf der ſozialen Rangliſte noch nicht höher ſtehe, als weiland im Sympoſium des Tiberius und bei den Senatoren im alten Rom. Indeſſen iſt doch der Gedanke, in der Wiſſenſchaft ein konſtitutives Element der Staatsgeſellſchaft anzuerkennen und den genialen Muſenſohn wie einen Imperator geehrt und geprieſen zu ſehen, vielen Menſchen noch heute unerträglicher, als die Emanzipation der Kinder Afrikas. Daß aber die Atmoſphäre für geiſtige Taten am Schluſſe der ruhmvollen Bahn des Hingeſchiedenen in Europa weniger gedeihlich, als in der Mitte und im Anfang war, darf und kann, wie die Sachen heute ſtehen, ſelbſt in Öſterreich niemand leugnen. Mit dem Freiherrn v. Hammer-Purgſtall iſt der letzte Nachklang einer glücklichen und großen Zeit verſtummt.

Hat der Beſieger Hannibals, wie Livius deutlich genug zu verſtehen gibt, für ſeinen Ruhm zu lange gelebt, ſo wird es dagegen ewig zu beklagen ſein, daß Hammer-Purgſtall das wundervolle Säulenmonument, mit welchem er den weiten Zyklus ſeiner Arbeiten ſchließen wollte, und das er mit jener ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit und ſorgenden Pflege umgab, die man nur für Letztgeborne empfinden kann, von der Hand des Schickſals feindlich berührt, ungeendet und gleichſam als Ruine verlaſſen mußte.

Es iſt traurig, daß ſelbſt Männer von der Bedeutung und ſittlichen Größe eines Hammer-Purgſtall vor den Tücken der Mißgunſt nicht ſicher ſind. Der Neid — warum ſoll man es nicht ſagen? — hat es ſo zu lenken gewußt, daß von ſeiten des k. franzöſiſchen Miniſteriums auf Wegen der Reziprozität die weitere Ausfolge arabiſcher Handſchriften plötzlich verweigert werden mußte, ohne deren Hilfe das große Werk der arabiſchen Literaturgeſchichte unmöglich fortgeſetzt und vollendet werden konnte. Die Wirkung dieſer unerwarteten Verfügung und ihrer Veranlaſſung auf das Gemüt des edlen Freiherrn war ſo erſchütternd, daß er von einem bis zur Ohnmacht geſteigerten Herzkrampf befallen ward, von dem er ſich nicht mehr erholen konnte. Das Umſtändlichere dieſer peinlichen Kataſtrophe iſt in einem Schreiben niedergelegt, welches der zu Tod getroffene Mann wenige Tage vor ſeinem Hingang zu diktieren noch Kraft und

Mut beſaß. Die hieher gehörige Stelle des Briefes verdiente wohl öffentlich bekannt und der Nachwelt überliefert zu werden, wenn auch nicht als Klageſchrift, ſo doch als Dokument, mit welchen Gefahren der Geiſt der Wiſſenſchaft in ſeinen glanzvollſten Inkarnationen ſelbſt heute noch in Europa zu kämpfen hat.

Ob irgendeine froſtige Seele auch dieſen Akt der Feindſeligkeit verteidigen, oder durch höhere Rückſichten das auf die orientaliſchen Manuſkripte in Paris und Wien gelegte Embargo zu erklären und zu entſchuldigen vermöge, weiß ich nicht. Nur rede man nicht von krankhafter Reizbarkeit, von hochmütigem Autorendünkel, von Selbſtüberſchätzung und hyperempfindlicher Ungeduld eines Literatenherzens, das ſich, ohne die allerletzte Inſtanz abzuwarten, durch den Unverſtand neidiſcher Gegner brechen ließ. Hat einer nicht ſelbſt in ähnlichen Beſtrebungen ein langes Leben eingeſetzt, nie wird er den Schmerz des Genius begreifen, wenn er getäuſcht und betrogen wenige Schritte vor dem ſehnſuchtsvoll erſtrebten Ziele erlöſchen muß. Ich glaube nicht, daß Alexander in Nebukadnezars Palaſt zu Babylon und Julius Cäſar am Fuß der Pompejusſäule in Rom mit mehr Bitterkeit aus dem Leben geſchieden ſind, als der große und ruhmgekrönte geiſtige Eroberer des Orients in ſeinem Muſenſitz zu Wien.

Von Zufälligkeiten, als da ſind Herkommen, Heimat, Lern- und Wanderjahre, Beſtallungen, Rangliſte, Eleganz und Liebenswürdigkeit der äußeren Erſcheinung, ſoziale Kämpfe, Huldigungen, Lob- und Ehrenmale, durch welche die größten Potentaten des Morgen- und Abendlandes nicht ſäumiger, als die vornehmſten Zentralpunkte der Wiſſenſchaft auf der ganzen ziviliſierten Welt dieſes früh aufglänzende und langleuchtende Meteor in die Wette feierten und dekorierten, ſoll hier als von allbekannten Dingen nicht noch einmal die Rede ſein. „Was fragſt du nach Geſchlecht und Namen?“ heißt es in der Iliade; „das wiſſen nicht bloß die Sterblichen alle, das wiſſen ſelbſt die Segler in der Luft.“ Genug, es iſt hier ein echter Sproſſe jenes germaniſchen Oſtlandes, in welchem der große bojoariſche Volksſtamm ſeine üppigſte Blüte trieb und zu einem Bollwerke herangewachſen iſt, an dem endlich die weltverſchlingende Brandung des Iſlam ihre Grenzen und die europäiſchen Geſchicke ihren Wendepunkt gefunden haben. Subſtanz der Weltgeſchichte wird für uns noch auf Äonen hinaus der Wettkampf zwiſchen Aſien und Europa bleiben. Den Druck des Zoroaſtriſchen Morgenlandes hat meiſt Althellas, den Sturm des koranbegeiſterten Anatoliens aber hat unter den Auſpizien Öſterreichs das deutſche Land von Innereuropa abgewehrt. Was Herodot mit ſeinen neun Muſen für die eine dieſer beiden Weltperioden war, das wird mit ſeinen zehn Bänden türkiſcher Reichsgeſchichten in Urteil und Schätzung der kommenden Geſchlechter Hammer-Purgſtall für die andere ſein – Schöpfer einer neuen Wiſſenſchaft, Entdecker unbekannter Regionen im Reiche der Erkenntnis, Brennpunkt und Leuchte, die einer langen Dynaſtie von Forſchern als Leitſtern dienen wird.

Neben der allgemeinen Bewunderung und dem unbedingten Vertrauen auf Wiſſen und Wahrheitsliebe hat dieſen beiden großen Geiſtern als einzige Rache, die man am Genius nehmen kann, ein reiches Maß von Mißgunſt, Eiferſucht, Verdächtigung und Zweifel von ſeiten der Zeitgenoſſen wie der Späterkommenden nicht gefehlt. Das dem Menſchen angeborne Bedürfnis, Großes zu verkleinern und alles über das gemeine Niveau Hinausragende niederzuziehen, hat ja auch einem Kolumbus zu beweiſen verſucht, daß er eigentlich nichts Neues entdeckt, nichts gewußt und nichts getan habe, was andere nicht ſchon längſt gewußt und verrichtet haben, oder doch wenigſtens hätten wiſſen und verrichten können, wenn es ihnen, von Ehrgeiz und Unruhe getrieben wie er, die Zeitgenoſſen mit neuen Dingen und Gedanken zu beläſtigen in den Sinn gekommen wäre. Man hat in Europa allerdings auch vor Herrn v. Hammer-Purgſtall ſchon einzelne Perioden der türkiſchen Geſchichte mehr oder weniger genau erforſcht und von einſeitigem Standpunkte aus wohl auch das Ganze in Kompendien gebracht; eine vollſtändige, organiſch gegliederte und aus der Urquelle ſelbſt geſchöpfte Darſtellung der großen Kataſtrophe des romaniſchen Orients hat uns aber erſt Hammers Werk gebracht. Könnte man alles vergeſſen und vertilgen, was Herr v. Hammer ſonſt geſchrieben, ſo wären die zehn Groß-Oktavbände ſeiner Geſchichte des türkiſchen Reiches allein genügend, dem Namen des Verfaſſers die Unſterblichkeit zu ſichern, weil alle Verbindungen zu einer ſolchen

Tat ſich nur ſelten, vielleicht auch nie mehr in einer Perſon vereinigt beiſammen finden.

Dem einen fehlt das umfaſſende philologiſche Wiſſen, dem andern gebricht es an Willen und Mut, dem dritten mangelt bei aller geiſtigen Fülle die phyſiſche Kraft, und einem vierten endlich, wenn er auch alles beſäße, hat das ungleiche Los, um die tauſend zerſtreut und in ſchwer zugänglicher Verborgenheit rinnenden Quellbächlein in einen volluferigen Strom zuſammenzuleiten, den nötigen Reichtum nicht vergönnt. Die Geſamtheit dieſer Güter haben die gütigen Geſchicke dem Hingeſchiedenen im ſchönſten Ebenmaße und zur rechten Zeit verliehen, und darüberhin als ſpezielles Angebinde noch jene „ingenii celeritas animique incredibilis motus“ hinzugefügt, ohne welche Gabe die herkuliſchen Arbeiten des Mannes nicht zu begreifen wären.

Hammers Arbeitskraft und geiſtige Beweglichkeit kann man nur mit denſelben Eigenſchaften eines Julius Cäſar und eines Bajeſid vergleichen; den einen haben die erſchrockenen Zeitgenoſſen „furibundus Ungetüm ([illegible])“, den andern aber haben ſie „Jildirim“, den Wetterſtrahl genannt. Der letztere dieſer Zunamen gebührt dem chriſtlichen Reichshiſtoriographen des Türkentums mit vollem Recht, ob er gleich ein Öſterreicher iſt und „kräftig, aber langſam“ von jeher der Sinnſpruch ſeines Landes war. Wenige Gelehrte in Europa wüßten vielleicht auch nur die Zahl, noch wenigere aber den Inhalt der Hammerſchen Schriften anzugeben. Fünfundzwanzig ſelbſtändige Werke, zuſammen gegen ſechzig Bände von Groß-Folio bis Klein-Oktav herab, ſind durch meine Hand gegangen, und doch möchte ich mich nicht rühmen, alles geſehen, geſchweige denn alles geleſen und am allerwenigſten alles verſtanden zu haben, was dieſer Heros der Wiſſenſchaft je geſchrieben und der Preſſe übergeben hat. Zu alle dem wären erſt noch die gelehrten Abhandlungen, Kritiken und Literaturartikel zu rechnen, deren Herr v. Hammer eine unglaubliche Anzahl und zum Teil in der Ausdehnung und feſten Gliederung mäßiger Werke verfaßt, und in den Wiener Jahrbüchern, in den Denkſchriften und Protokollen der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften und in verſchiedenen deutſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Journalen, Revuen und Monatsſchriften während der langen Periode ſeiner wiſſenſchaftlichen Tätigkeit kundgegeben hat. Wollte man alles, was ſeit den in früher Jugend gelieferten Beiträgen zur neuen Ausgabe des großen türkiſch-arabiſch-perſiſchen Lexikons von Meninsky bis zur unvollendet gelaſſenen Geſchichte der arabiſchen Literatur aus der Feder dieſes großen Gelehrten in die Preſſe gefloſſen iſt, gleichförmig zuſammenſtellen, ſo weiß ich nicht, ob es in weniger als hundert wohlgemeſſenen Oktavbänden unterzubringen wäre. Und doch war Herr v. Hammer-Purgſtall kein trockener Pedant, kein finſterblickender, menſchenſcheuer und keuchender Knecht im Muſenſolde, wie man es bei ſolcher Stoffanhäufung denken ſollte; der Hingeſchiedene war ein echtes „Wiener Kind", ein Schöngeiſt, ein Mann der feinen Geſellſchaft, ein Habitué der Salons und der Grazientempel, mäßig und klug im Genuß wie ein Bramane, und doch in der Lebenseleganz ein Ariſtipp, dem das Wort, das Epigramm, das Sonett, das Ghaſel und der improviſierende dichteriſche Redeſtrom jederzeit zu Gebote ſtand. Ohne Zweifel hat die Natur in dieſem Manne zu zeigen verſucht, was ſie ſelbſt in der Atmoſphäre der „Langſamen" an phyſiſcher Rührigkeit und geiſtiger Elaſtizität zu ſchaffen vermöge.

Gemeinſamer Mittelpunkt, in welchem alle Radien der Hammerſchen Literaturtätigkeit zuſammenlaufen, iſt das zum Sprechen ähnliche Konterfei jener furchtbaren Neophyten des Iſlam, jener Osmanli, vor deren Staatsweisheit, Diſziplin und kriegeriſchem Ungeſtüm das chriſtliche Abendland länger als zwei Jahrhunderte erzittert hat und deren Wut in letzter Inſtanz erſt am heldenmütigen Widerſtand der Wiener Bürgerſchaft ermattet iſt. Man hat im Altertum Themiſtokles und den petulanten Demos von Athen viel geprieſen. Man könnte aber eigentlich erſt noch fragen, um wieviel das Verdienſt der Wiener und ihres Stahremberg geringer wiegt, als der Lorbeerkranz von Marathon und Thermopylä.

Um die türkiſche Reichsgeſchichte nach Hammerſchem Maßſtabe zu ſchreiben, muß man die Ziviliſation, das ſoziale und geiſtige Leben aller Völker auf der ungeheuren Länderfläche zwiſchen dem Bosporus, dem Nil, dem Indus und dem Jaxartes im ganzen Umfang kennen, muß man alles wiſſen und im Original geleſen, geprüft, verglichen und geſichtet haben, was Poeſie, Beredſamkeit, Philoſophie, Grammatik, Geſetzgebung, Staatswirtſchaft, Kriegs- und Friedenspraxis und als Spiegelbild des ganzen endlich die Hiſtoriographie in Arabien, im weiten Iran, in Alt- und Neu-Turkeſtan zutage gefördert hat.

Wer, außer Herrn v. Hammer, wäre vor der Größe eines ſolchen Unternehmens nicht zurückgebebt? Gewiß hat es in Europa vor und neben ihm auch noch andere große Orientaliſten gegeben, doch werden ſich einer gleichen Fertigkeit und Umſicht in Sprache und Literatur der drei Hauptvölker des mohammedaniſchen Orients bei allen Vorzügen im einzelnen nur wenige rühmen dürfen. Was man vor Hammer-Purgſtall aus der Türkengeſchichte wußte, iſt fürwahr nicht unbedeutend, zum Teil ſelbſt ausgiebig und gediegen; es waren aber im Verhältnis zum ganzen doch nur Anfänge, vorbereitende Fragmente, lückenhaft und einſeitig bloß aus abendländiſchen Quellen zuſammengeſtellt. Selbſt was Marſigli, Muradgea d'Ohſſon und C. Pallas lieferten, konnte noch lange kein volles Verſtändnis bringen. Erſt Hammer-Purgſtalls zehn Bände haben das Kaleidoſkop der großen, bisher ſo unvollkommen aufgefaßten Revolution in allen Teilen vollendet und ausgemalt. Manche Ihrer Leſer mögen ſich noch der zum Teil mit ungläubigem Erſtaunen gepaarten Bewunderung erinnern, mit welcher beim Aufziehen des Vorhangs die europäiſche Literatenwelt das rieſige, in orientaliſcher Farbenpracht ſchimmernde Freskobild betrachtet hat. Das plötzliche Auftauchen der Mineralreichtümer Kaliforniens hat unter den Freunden des gelbfunkelnden Metalls kaum eine größere und intenſivere Bewegung hervorgebracht, als Hammers großes Werk unter den Adepten der Wiſſenſchaft. Das Geſtändnis, es ſei hier etwas ungewöhnliches und gemeines Kunſt- und Arbeitsmaß überbietendes geleiſtet worden, war im Anfang allgemein. Nachhaltig bewundert wird aber, wie ſchon Thucydides meint, von dem Menſchen nur das, was er ſelbſt verrichten zu können glaubt; alles darüber hinausgehende erregt am Ende Zweifel und Verdacht. Jedenfalls hat kein literariſches Werk der neuern Zeit dem ſonſt wenig gewiſſenhaften und noch weniger liebenswürdigen Chor der Rezenſenten ſo viel Beſcheidenheit und duldſame Reſignation eingeflößt, wie dieſer koloſſale Bau. Man fühlte die Unmöglichkeit, ohne näheres Einſehen in die zahlreichen, vom Verfaſſer zuerſt hervorgezogenen und als Unterlage benützten Dokumente ein Werk von ſolcher Bedeutung endgültiger Analyſe zu unterwerfen. Und ſo iſt denn Herr v. Hammer bis zu dieſer Stunde in ſeiner Hauptarbeit durch ſpätere Verſuche weder erreicht, noch weniger aber übertroffen worden. „Dieſen Wurf wird kein Phäake erreichen oder überbieten“,

οὔτις Φαιήκων τόνγ' ἵξεται οὐδ' ὑπερήσει.

Wie umſichtig und ſachgemäß ſich aber der Verfaſſer auf ſein großes Thema vorbereitet und gerüſtet habe, zeigt ſich am beſten durch die Chronologie der Schriften, die ihm vorausgegangen oder neben ihm aufgewachſen und unmittelbar darauf hervorgetreten ſind. Als Vorſtudien dieſer Art gelten hauptſächlich: 1. enzyklopädiſche Überſicht der Wiſſenſchaften des Orients aus ſieben arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Werken überſetzt (Leipzig 1804); 2. des osmaniſchen Reiches Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung (zwei Bände, Tübingen 1816); 3. Konſtantinopel und der Bosporus (zwei Bände, Peſth 1821); 4. Geſchichte der Aſſaſſinen (Stuttgart und Tübingen 1818); 5. Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens (Tübingen 1818); 6. Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt (vier Bände, Peſth 1836 bis 1838); 7. die im Jahre 1840 gedruckte, aber ſchon vor 1834 in zwei Bänden geſchriebene Geſchichte der goldenen Horde in Kiptſchak (der Mongolen in Rußland) – eines der gründlichſten und bewunderungswürdigſten Werke des Verfaſſers, dem aber in St. Petersburg aus Gründen, die nicht in der Arbeit ſelber liegen, die verdiente Preisanerkennung vorenthalten ward; ferner 8. Geſchichte der Ilchane (der Mongolen in Perſien, zwei Bände, Darmſtadt 1843); 9. die Mongolengeſchichte Waſſafs (zwei Bände in Quart, überſetzt vor dem Jahre 1836, gedruckt in Wien 1856); 10. die Länderverwaltung unter dem Chalifate (Preisſchrift, Berlin 1835); 11. Gemäldeſaal der Lebensbeſchreibungen großer moslimiſcher Herrſcher der erſten ſieben Jahrhunderte der Hidſchret (ſechs Bände, Leipzig. und Darmſtadt 1837 – 1839); 12. die Verdeutſchung der drei größten Lyriker des Orients, des Perſers Háfis (1813), des Arabers Motenebbi (1823) und des Türken Baki (1825); endlich 13. die berühmten

„Fundgruben des Orients“ (ſechs Bände in Folio, Wien 1810 bis 1819) als der eigentliche Prolog des langen Spiels.

Was von dieſen großartigen Präludien in das Gebiet der rein türkiſchen Literatur gehört, ward, mit Ausnahmen der deutſch-ruſſiſchen Akademiker von St. Petersburg, von den gelehrten Orientaliſten nur wenig oder gar nicht angefochten; vielmehr wird das meiſte, namentlich „Konſtantinopel und der Bosporus“, trotz dem inzwiſchen maſſenhaft angeſchwollenen Erkenntnisſtoff, als gediegen, gewiſſenhaft und auf lange Zeit hinaus belehrend noch heute benützt und anerkannt. Auch der metriſch verdeutſchte Diwan des heißblütigſten und genialſten aller lyriſchen Bettelmönche der ziviliſierten Welt – des Schems-eddin Mohammed Hâfis von Schiras, † 1389 – hat durch die Neuheit des Arguments nicht weniger, als durch die zaubervolle Melodie der Nachdichtung die Springflut der Hammerſchen Literaturglorie noch erhöht. Hâfis, bisher nur von wenigen im Manuſkript gekannt, wurde vollſtändig und in der Urſprache zu Kalkutta im Jahre 1791 zum erſtenmal gedruckt und durch die Hammerſche Überſetzung zwei Dezennien ſpäter als Gemeingut der Weltliteratur in Europa eingeführt. Hätte das deutſche Volk die Macht, die Bildſamkeit und den Reiz ſeiner eigenen Sprache und die geiſtige Verwandtſchaft der Dichteridiome eines Goethe und Hâfis früher nicht gekannt, ſo wäre ihm beides durch die denkwürdige Arbeit des großen Wiener Orientaliſten kund geworden. Die alte Kontroversfrage: ob man den fremden Dichter bloß dem Geiſte nach, oder ob man ihn wortgetreu übertragen ſoll, vermögen wir nicht zu entſcheiden. Zum Frommen gewiſſenhafter Leſer wäre vermutlich das eine wie das andere zu gleicher Zeit erwünſcht. Auf welche Seite ſich Hammer neige, iſt unſchwer zu erraten, wenn man ſeine Übertragung eines der berühmteſten Doppelverſe im Diwan des Hâfis mit dem Original vergleicht,

Egjer an Turki Schirasi be destared dili mara
Be chali hindujesch bibachschem Semerkand u Buchara.

Wohl hauptſächlich nur, um ſich mehr der abendländiſchen Sitte und Ausdrucksweiſe zu nähern, überſetzt Herr v. Hammer beſagtes Diſtichon:

„Schenkte das Mägdlein von Schiras ihr Herz mir,
„Ich gäbe Bochara und Samarkand um den Samt roſiger
Wangen dahin.“

Nach dem Wortlaut müßte es aber heißen:

„Wenn der Türke von Schiras zu Handen brächte (ſchenkte) das Herz mir,
„Für ſein dunkles Schönheitsmal Samarkand ich gäbe und Bochara.“

Von Schirasmägdlein und von roſigen Wangen iſt, wie der Leſer ſieht, im Original keine Rede. Dieſe Bemerkung ſoll aber kein Tadel des Überſetzers, ſie ſoll nur eine Erklärung ſein.

Um ſo heftigere Kämpfe hatte dagegen der Verklärte für ſeine zahlreichen Übertragungen arabiſcher Schriftdenkmäler hauptſächlich mit der deutſch-orientaliſchen Kritik zu beſtehen. Bekanntlich ſind die deutſchen Orientaliſten in der Sprache des Koran von vorzüglicher Stärke, und die erbitterten Angriffe, die man, gleichſam um ſich für die lange Zurückhaltung und Mäßigung ſchadlos zu halten, in den gelehrten Journalen gegen die Hammerſche Verdeutſchung der „goldenen Halsbänder“ des arabiſchen Spruchdichters Semachſcheri, beſonders aber des großen Lyrikers Motenebbi ſchleuderte, ſind noch unvergeſſen; namentlich aber iſt der Motenebbifehde ihre tragiſche Zelebrität bis auf den heutigen Tag geblieben zum Beweis, wie unverſöhnlich und leidenſchaftlich erboſt die Rezenſenten ſind. Nicht bloß über Wert und Genauigkeit der Übertragung des großen arabiſchen Lyrikers ward geſtritten; man iſt ſich über ſchulgerechte Ausſprache des Namens „Motenebbi“ beinahe noch wütender in die Haare geraten, als über das Weſen der Arbeit ſelbſt. Daß Urbanität im Ausdruck und weiſes Maß in der Gegenwehr überall auf Seite des Verfaſſers war, iſt bei ſeiner Charaktermilde, feinen Sitte und Verſöhnlichkeit ſelbſtverſtändlich. Aber wer iſt Motenebbi, um den auf dem Felde der Kritik noch wütender, als um die Waffen des toten Achilles vor Troja geſtritten wurde?

Beim Zerfall des Kalifats im zehnten Jahrhundert n. Chr. hatten ſich unter andern Machterben auch die Beni-Hamdan in Syrien und Meſopotamien auf den Trümmern der Zentralgewalt eine unabhängige Sonderherrſchaft eingerichtet. Weil aber der politiſche Einfluß und das materielle Gewicht dem Ehrgeiz und den Prätenſionen der neuen Dynaſtie nicht entſprechen wollte, hat ſie ſich zum Erſatz des Fehlenden hochherzig und freigebig auf Beſchirmung der Wiſſenſchaft, beſonders der Poeſie verlegt. Der Hof der Beni-Hamdan war um die Mitte des zehnten Jahrhunderts der Sammelplatz einer zahlreichen und wohlgenährten Beſcherung von Dichtern und Schöngeiſtern, unter welchen Motenebbi als der größte und glänzendſte, als Fürſt und Meiſter aller arabiſchen Dichterhelden den erſten Rang behauptete, dafür aber auch, wie hundert Jahre ſpäter der Dichter des Schahnameh, vom Neide und von den hinterliſtigen Tücken ſeiner Gunſt- und Kunſtrivalen viel zu leiden hatte. Motenebbi war aber, was bei Hofpoeten ſelten iſt, eben ſo tapfer im Kriege, als feſt im Steigbügel, ritterlich in der Geſellſchaft, glatt am Hofe und prompt und geiſtvoll im Gedichte,

Mich kennt das Roß, die Nacht, das Schlachtrevier,
Der Schlag, der Stoß, die Feder, das Papier.

Am meiſten gewonnen in dieſem erbitterten Streit der deutſchen Kritik hat für die Nachwelt Motenebbi ſelbſt und es iſt, wenn die Zeitgenoſſen ſelbſt jetzt noch für das dichteriſche Produkt eines ſolchen Mannes, wie weiland Achäer und Trojaner um die ſchöne Helena, langes Ungemach ertragen, wahrhaft keine verlorene Mühe.

Nach ſolchen Vor- und Nebenrüſtungen iſt es nicht zu verwundern, wenn Hammer-Purgſtall in ſeiner Geſchichte des türkiſchen Reiches endlich ein Werk aufſtellte, das die Mitlebenden durch die Neuheit des Bauſtils nicht weniger, als durch den ungeahnten Reichtum des Inhalts in Erſtaunen ſetzte. Einzelne Abteilungen und Stellen dieſer rieſigen Schöpfung ſind von den größten Gelehrten in Frankreich, England, Holland und Deutſchland, ohne Plan und Ordnung zwar und zuweilen auch nicht ohne hyperkritiſche Nergelei, im allgemeinen aber doch wohlmeinend und anerkennend von Zeit zu Zeit beſprochen worden. Eine einläſſige, durchweg mit ebenbürtiger Sachkenntnis geſchriebene und das Ganze mit Sicherheit umfaſſende Kritik dieſer gewaltigen Kompoſition iſt aber unſers Wiſſens noch nicht erſchienen und wird, wenn ſie je zutage kommt, noch lange warten laſſen. Die Laſt iſt zu drückend und die Mühe, dem Verfaſſer durch das weitverſchlungene Labyrinth der vorderaſiatiſchen Geſamt-Handſchriftenliteratur prüfend und berichtigend nachzugehen, ſcheint noch heute mit den Kräften und mit den Gewohnheiten der kritiſchen Tribunale Europas außer Verhältnis zu ſtehen. Einig war man jedoch gleich im Anfang und iſt es auch noch heute im Urteile, daß bei aller Wärme des Gefühls, bei aller Leidenſchaftlichkeit des Ausdrucks und trotz aller Korrektheit der Syntax doch etwas fremdartiges, etwas von der klaſſiſchen Eleganz abſtechendes, ja beinahe außereuropäiſches und den abendländiſchen Leſer anfröſtelndes an der Hammerſchen Proſa klebe, was ſich in Mark und Kolorit durchweg nicht mit der Redeweiſe Gibbons meſſen könne. Die Bemerkung iſt an ſich nicht ungegründet; ſie iſt aber doch kein Vorwurf für den Verfaſſer, weil bei der weſentlichen Verſchiedenheit der Umſtände, unter welchen ſie an die Arbeit gingen, eine Parallele zwiſchen Hammer-Purgſtall und Gibbon nicht möglich iſt. Gibbon mußte nicht erſt nach Bauſtoff ſchürfen, muten und graben; er hatte das Material vollſtändig und in großen Maſſen angehäuft, zum Teil ſogar die Steine geändert und behauen an der Hand und konnte geiſtig frei und unbeirrt, wie eben jetzt in noch erhöhterem Maße Theodor Mommſen, die volle Wucht ſeines Ingeniums auf den künſtleriſchen Ausbau und den architektoniſchen Schmuck ſeiner hiſtoriſchen Schöpfung legen. Hammer-Purgſtall dagegen hatte an Vorräten wenig oder nichts zur Verfügung und mußte, wie der Hinterwäldler in der unbetretenen Wildnis der Rocky-Mountains und des Oregon, vor allem erſt noch entdecken, forſchen, auswählen, roden, ſchleppen, meſſen, polieren und zimmern, bis er an die Hauptarbeit ſelber gehen konnte. Darf man ſich wundern, wenn dem Verfaſſer der lange Aufenthalt in der Atmoſphäre des Morgenlandes den Teint gebräunt und wenn ſich der innige Verkehr und die warme Wechſelrede bald mit den Beduinen von Arabia Peträa, bald mit den goldſchimmernden Emiren der Gläubigen am Tigris, bald mit den Großfürſten der Wiſſenſchaft in Kahira und Samarkand in Wendung, Schwung und erotiſcher Farbenpracht des eigenen Stils verrät?

Tragen die früher in Europa geſchriebenen Verſuche türkiſcher Reichsgeſchichten in ihrer lückenhaften Geſtalt überall den Stempel der Einſeitigkeit, der Halbheit und der okzidentaliſchen Verblendung an der

Stirne, ſo iſt Hammer-Purgſtalls in allen Teilen vollendete und ſymmetriſch ausgebaute Schöpfung die Frucht einer Miſchehe zwiſchen dem aſiatiſchen und dem europäiſchen Element, jedoch mit vorherrſchendem Typus und Linienſchnitt des Orients: Hammer-Purgſtall hat ſein großes Werk im Geiſt und im Stil eines kritiſch-europäiſch geſchulten und in alle Weisheit der „Ungläubigen“ des Okzidents eingeweihten Ulema von Stambul geſchrieben. Aber die Beredſamkeit der Aſiaten iſt nicht die Beredſamkeit der Europäer, und die gereimte Proſa („Affen, Pfaffen und Schlaraffen“), die das Ohr der einen ſo wundervoll entzückt, wird für die andern allezeit Ungeſchmack und Mißklang ſein. Hammers Werk, wie es iſt, iſt eine Notwendigkeit und die unerläßlichſte Vorbedingung, die eine im Geiſt des Okzidents zu ſchreibende Geſchichte des türkiſchen Reichs erſt möglich macht. Das Koloſſeum in ſeinen gigantiſchen Umriſſen war eines der Weltwunder des Altertums, heute aber iſt es die unerſchöpfliche Fundgrube für die Zierpaläſte im neuen Rom, das nicht mehr im Stil des „Peuple roi“ baut. Nur in *dieſem* Sinne würde ich, wenn das Urteil bloß in einem einzigen Satz beſtehen dürfte, von Hammer-Purgſtails orientaliſchen Proſaſtudien überhaupt, von den zehn wohlbeſtellten Oktavbänden der türkiſchen Reichsgeſchichte aber insbeſondere ſagen, was Makrobius im Vorſpruch von ſeinen Saturnalien ſchreibt: quia praesens opus non eloquentiae ostentationem, sed noscendorum congeriem pollicetur.

Dieſe „noscendorum congeries“, dieſe Sammlung aller zum (morgenländiſchen) Wiſſen notwendigen Dinge, iſt aber nicht ein planlos aufgehäuftes Materialien-Chaos; es iſt ein kunſtvoll und ſchöngeordneter Kryſtallpalaſt, — ein Weltausſtellung, ein nicäniſches Symbolum, maßgebend für alles europäiſche Wiſſen und Glauben in Dingen des Orients, es iſt ein Markſtein, den niemand umgehen kann, eine Autorität, von der ſich kein Forſcher auf dieſem Gebiet emanzipieren kann. Was ſonſt im Laufe vieler Generationen und nur mit der geiſtigen Geſamtkraft ganzer Nationen verrichtet wird, hat Hammer-Purgſtall innerhalb der engen Schranken eines Menſchenlebens für ſich allein zuſtande gebracht. Könnten ſich die Sitten je ſo weit verfeinern, daß für die Größe der Menſchen die geiſtige Tat und die ſittliche Kraft, nicht die Summe des vergoſſenen Blutes und der aufgehäuften Ruinen den Maßſtab geben, ſo würde der Hingeſchiedene in den Augen der ſpäteſten Nachwelt ein Heros, einer der größten Eroberer und Wohltäter des menſchlichen Geſchlechtes ſein. Bleiben die Dinge aber, wie ſie jetzt ſind und von jeher waren, oder ſinken wir, wie die Dichter und Moraliſten ſeit Homer und Heſiodus unabläſſig klagen, phyſiſch und geiſtig noch tiefer zurück, ſo wird den Namen „Hammer-Purgſtall“ ſchnell genug das myſtiſche Halbdunkel jener Fabelweſen umhüllen, die einer Zeit und einer Ordnung der Dinge angehören, die nicht mehr ſind und nie mehr kommen werden. Wer ſich aber ſein Leben lang mit den Werken dieſes Mannes beſchäftigt hat und ihm freudig auf allen ſeinen Pfaden nachgezogen iſt, hat das Recht, einen Geſamtſpruch zu tun, der dem unkundigen, gleichgültigen und für geiſtiges unempfänglichen Manne unverdient, überſchwenglich und maßlos ſcheinen mag.

Indeſſen wird es ſich die ſpätere Zeit ſo wenig, als das mitlebende Geſchlecht je zu erklären wiſſen, wie ein Mann nach Verrichtung ſolcher Taten auf der äußerſten Grenze des Lebens voll Ruhmbegierde und Arbeitsluſt noch ein Werk unternehmen und nahezu vollenden konnte, deſſen rieſige Verhältniſſe zu bewältigen ſelbſt Jugendſtolz und volle Manneskraft nicht ohne Zagen ſich vermeſſen dürfte. Hammer-Purgſtall war im ſechsundſiebzigſten Lebensjahre, als er, um ſeinem Nationalwerk über das osmaniſche Reich die letzte Weihe zu geben, wie ſchon eingangs bemerkt, noch die Geſchichte der Literatur der Araber nach ganz neuem Plan zu ſchreiben begann.

Von dem Gedanken ausgehend, daß die Geſchichte der Perſer und Türken nur durch ein vollkommenes Verſtändnis der ſie unendlich überragenden Ziviliſation der Araber herzuſtellen ſei, fühlte er die Notwendigkeit, vor allem die Literatur und das Geſamtſchriftentum dieſes großen Volkes enzyklopädiſch auszumalen, die größte Sorgfalt aber ſeinen Dichterwerken zuzuwenden, „da ohne genaue Kenntnis der Poeſie einer Nation ihr Charakter und ihr Genius nur mangelhaft geſchildert werden kann“. Länger lebend, weiter über das Erdenrund verbreitet und auf den Kulturgang des menſchlichen Geſchlechts tiefer eingreifend, als die arabiſche, war vielleicht keine Literatur irgendeines andern Volkes der alten und neuen Zeit. Hellas und Rom ſind tot und älter noch, als das arabiſche, iſt nur das chineſiſche Schriftentum. Zwölf volle Jahrhunderte, d. i. den Zeitraum von 500 vor Mohammeds Auswanderung (Hidſchret) bis zum Jahre 1785 der chriſtlichen Ära, ſollte die neue große Tat umfaſſen und das geiſtige Leben der Araber, wie es ſich innerhalb der beſagten Zeitſchranken geſtaltet hat, in allen ſeinen Phaſen und Ausſtrahlungen — Beginn, Blüte und Verfall — bündig und prägnant zur Anſchauung bringen. Sechs Groß-Quartbände, durchſchnittlich 900 — 1000 Seiten jeder, waren mit Angabe der vorzüglichſten Lebensmomente und gelehrten Leiſtungen von 7200 arabiſchen Dichtern und Literaten bereits im Druck erſchienen und vom ſiebenten und letzten Bande, der im koloſſalen Bau den Schluß bilden ſollte, hatte die unzerſtörbare Hammerſche Geiſtesenergie und Schöpferkraft bereits die Hälfte niedergeſchrieben, als plötzlich und im vollſten Zug die Künſtlerhand erſtarrte, deren Gewalt und Kraft in umgekehrtem Verhältnis zu anderen Sterblichen mit den Jahren zu wachſen ſchien. Niemals wäre dieſe ſtaunenswerte Arbeit in ſo kurzer Friſt entſtanden, niemals vielleicht wäre der Reichtum, die Glut, der Stolz und der kühne, morgenländiſchen Deſpoten gegenüber nur dem Dichter vergönnte Freiheitsſinn der arabiſchen Muſe bis zur Kunde des Abendlandes hervorgedrungen, hätte den Herold ſo vieler Geiſtesgröße nicht ſelber „tonreich Polyhymnia beſucht",

Ich ſehe, wie die Fürſten hochgeboren
Erhoben ſich das Mal aus Stein,
Wie ſie zum Trotz der Armen ſtolz und Toren
Bis in das Grab hinein.

Freiherr Joſeph von Hammer-Purgſtall iſt nicht auf dem Krankenlager, nicht an Geiſt und Körper ausgeſchöpft und lahm, nicht ſatt der Jahre und des Ruhmes, nicht mit dem ſüßen Gefühle vollendeten Tagewerkes langſam hinwelkend im milden Abendſchein des Lebens dem Geſchick erlegen; er iſt wie Platon, der langlebende Weiſe von Athen, am Arbeitstiſche ſitzend, wie Archimedes im Sturm auf Syrakus, inmitten ſeiner Zauberkreiſe, voll Saft und Leben mit dem Griffel in der Hand hingeſunken. Ungern, gramvoll und zürnend über das ungerechte Los, iſt die Seele dieſes großen Streiters im hellſten Sonnenſchein vaterländiſcher Macht und Größe in die Schattenwelt hinabgeſtiegen —

vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.

Olympia.

(Ein Vortrag im wiſſenſchaftlichen Vereine zu Berlin am 10. Januar gehalten von Ernſt Curtius. Berlin 1852[*]).

Um den Unterſchied zwiſchen chriſtlichem Weſen und altem Hellenentum recht anſchaulich und lebendig zu empfinden, bedarf es nur eines naturgetreuen Bildes von Hagion-Eros und Olympia. Feindſeligere Gegenſätze als zwiſchen dieſen Brennſpiegeln zweier ſich gegenſeitig ausſchließenden Kultur- und Sittenelemente ſind kaum zu denken, weil hier nicht um ein Mehr oder Weniger an Herrſchaft und Gewalt, nicht um ein vertragsmäßig und friedlich eingerichtetes Nebeneinanderſein zweier Kräfte, ſondern um ausſchließlichen Beſitz und um gänzliche Vernichtung des Gegenparts geſtritten wird. Freudenglanz, Ebenmaß, Wonnegefühl und beſeligenden Genuß bieten die Schattenhaine und die heiteren Götterbilder von Olympia. Ihnen gegenüber haben Trübſinn, Entbehrung, Kampfesnot und ſehnſuchtsvolle, ſelbſtpeinigende Melancholie und ſein Immergrün Hagion-Eros als Sitz erwählt. So ſind die beiden weltbeherrſchenden Ideen- und Glaubenskreiſe, die beiden ewigen Grundlagen menſchlicher Geſittung – merkwürdig genug – in ihrem letzten Ausdruck für die abendliche Welt gleichmäßig von Hellas ausgegangen.

Vor und nach den Hellenen, ſagt der gelehrte Verfaſſer, hat es kein Volk gegeben, welchem die freie und volle Entfaltung der menſchlichen Kräfte das Lebensziel und zugleich der Höhepunkt irdiſcher Glückſeligkeit geweſen iſt. Im Gegenſatze zu dem ausſchließlich nur auf geiſtige Anlagen ſich beſchränkenden Bildungsbegriff neuerer Völker war griechiſchem Sinnen der Gedanke durchaus fremd: daß der Menſch aus zwei ungleich berechtigten Hälften beſtehe und daß mit völliger Vernachläſſigung des Körpers der Geiſt allein zu pflegen und zu veredeln ſei. Die alten Griechen erkannten im Bau des menſchlichen Leibes und in der hohen Bildungsfähigkeit ſeiner Organe eine gleich wichtige und unabweisliche Forderung der Gottheit, beiden gleich gerecht zu ſein. Die Friſche leiblicher Geſundheit, Schönheit der Geſtalt, ein feſter und leichter Schritt, Gewandtheit und Schwungkraft der Glieder, Ausdauer im Laufe und im Kampf, ein helles mutiges Auge und jene Beſonnenheit und Geiſtesgegenwart, welche nur in täglicher Gewohnheit und Gefahr erworben wird, — dieſe Vorzüge galten bei den Hellenen nicht geringer als Geiſtesbildung, Schärfe des Urteils, Übung in den Künſten der Muſen. Das Gleichgewicht des leiblichen und geiſtigen Lebens, die harmoniſche Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Triebe war in Hellas Aufgabe der Erziehung, und darum ſtand neben der „Muſik" die Gymnaſtik, um von Geſchlecht zu Geſchlecht eine an Leib und Seele geſunde Jugend heranzubilden. Darauf beruhte das Gedeihen der Staaten, in welchen die Sorge für jene Doppelerziehung überall als wichtigſter Teil der öffentlichen Angelegenheiten galt.

---

[*] Ernſt Curtius, der Archäologe und Berliner Profeſſor, der erſte Leiter der deutſchen Ausgrabungen in Olympia. (A. d. H.)

Öffentliche Gymnaſien mit großen ſonnigen Übungsplätzen, von Hallen oder Baumreihen eingeſchloſſen, meiſtens vor den Toren in ländlicher Umgebung angelegt, waren notwendige Beigabe eines helleniſchen Gemeinweſens, weil Anſehen und Einfluß unter den Mitbürgern ſich hauptſächlich durch Reife und Tüchtigkeit jugendlicher „Gymnaſialſtudien" bedingten. Keine religiöſe Feier ohne Wettkämpfe! Gymnaſtik war im alten Griechenland Gottesdienſt. Männliche Tüchtigkeit der Staatsbürger und Jugendkraft des nachwachſenden Geſchlechts, meinte man in Hellas, ſei den Göttern eine ebenſo willkommene Gabe, als Opfer an Feldfrüchten mit Hymnen und Lautenklang. Naturgemäße Vollendung des nach dem Bilde der Gottheit geſchaffenen Menſchenleibes und harmoniſcher Ausbau des irdiſchen Daſeins überhaupt galten einſt in Griechenland als ſicherſter Weg und als unabweisbare Berechtigung zu den Freuden eines künftigen Elyſiums. Die abgehärmten Tugendmeiſter und Weltüberwinder auf Hagion Oros deuten dagegen auf andere Bahnen und haben uns ſtatt des freudenvollen Daſeins und des heiteren Selbſtgenuſſes von Olympia in ihrer verzweiflungsvollen Melancholie, Büßertum, Selbſtverleugnung, Reue, Not und Tränen eines von Gott abgefallenen Jammergeſchlechtes als Sittengeſetz und Vollendungsziel irdiſcher Strebſamkeit hingeſtellt.

Welche von dieſen beiden Lebensanſichten und Kampfmethoden für die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechtes im allgemeinen fruchtbringender, unſerer Natur angemeſſener und ihrer geſegneten Wirkungen halber am meiſten anzuſtreben und zu empfehlen ſei, braucht man „chriſtlichen“ Leſern nicht erſt des nähern auseinanderzuſetzen. Denn was beide in ausſchließlicher Herrſchaft und Geltung während langer Perioden am Ende hervorgebracht und geſchaffen haben, liegt jetzt klar und abgeſchloſſen aller Welt vor Augen; und wir glauben es auch ohne Verletzung zartfühlender, ängſtlicher Gemüter ſagen zu dürfen, daß auf dieſem Gebiete offenbar eine Wendung eingetreten iſt und daß der erloſchene Kredit von „Olympia“ mit allen ſeinen Seligkeiten und Erinnerungen wieder aufzuleben und in der öffentlichen Vorſtellungsweiſe allmählich zu erſtarken ſcheint. Oder werden Feindſchaft und Kampf gegen die Phyſis und ihre von Gott verliehenen Gerechtſame in der geſitteten Welt nicht etwa zuſehends ſchwächer, matter, hoffnungs- und willenloſer, und tritt nicht beim lebendigen Verſchönerungstrieb unſeres Jahrhunderts endlich ein lang verkanntes Element, die zweite Weſenshälfte des Menſchen, wieder in die natürlichen Rechte ein? Auf dem Pfade irdiſcher Glückſeligkeit und ſinnlichen Ebenmaßes zum Ausbau und zur höheren geiſtigen Vollendung fortzuſchreiten, iſt im Gegenſatze zur Aszeſe ſchuldbeladener Vergangenheit Loſungswort und Norm der neueren Zeit. Nur große Verbrechen und tiefer Fall fordern große Reue und lange Qual. Die phyſiſche wie die ſittliche Welt kennt ja nur ein Geſetz: Gleichgewicht und rechtes Maß. Wahre Tugend und dauerndes Erdenglück können nur aus der Erkenntnis fließen, und daß im Gegenteil das Laſter, das öffentliche Ungemach, die ſtaatswirtſchaftlichen Bedrängniſſe, daß Umſturz und Ruin im allgemeinen wie im beſonderen ihre Quelle ausſchließlich in der „Amathia“ haben, ward ſchon von den Weiſen und Geſetzgebern des Altertums erkannt. Die Feinde und Verächter der Wiſſenſchaft und der rechten Einſicht waren jedesmal auch die erklärteſten Widerſacher und Zerſtörer der öffentlichen Wohlfahrt, der guten Ordnung und der bürgerlichen Glückſeligkeit.

Die ſtrengen Büßer auf Hagion Oros ſagen allerdings das Gegenteil und meinen, von ihrem Standpunkte aus beſehen, unſere Theſis ſei eine Verirrung vom rechten Pfade, wo nicht geradezu eine Rückkehr zum überwundenen Heidentum. Wir laſſen die frommen Ringer in ihrem unbeſtrittenen Rechte, und die Frage: ob es nicht beſſer ſei, einer ebenſo törichten als ungerechten Fehde zu entſagen und wohlgeordnet in unſere Lebensbeſtrebungen aufzunehmen, was wir doch nicht unterjochen können, mag jeder bei ſich ſelbſt entſcheiden. Wir konſtatieren nur eine Tatſache, deren Daſein und fruchtbares Entfalten man ſich nicht länger verhehlen darf. Das althelleniſche Olympia, wie es war und wie es unſer Verfaſſer ſchildert, kann allerdings nicht wiederkommen; aber auch ſein Gegenſatz ringt vergeblich, die in langer Herrſchaft ausgenützte und abgelebte Wirkungskraft wieder aufzufriſchen und herzuſtellen. Der ſitlich-politiſche Gedanke, welcher im Altertum ein Olympia geſchaffen hat, lebt und gärt noch heute ungebrochen fort. Was jetzt iſt, genügt den ſittlichen Bedürfniſſen nicht mehr; es wird und muß etwas kommen, was noch niemals dageweſen iſt, eine Form ſtaatlicher Exiſtenz, die den ganzen Menſchen erfaßt und eben deswegen der Bildungsfähigkeit unſeres Geſchlechts allein genügen kann. Und wenn ſich einmal das Bedürfnis, aus den beiden ureingebornen, nur in ihrer Ausſchließlichkeit ungenügenden, ja verderblichen Richtungen des menſchlichen Geiſtes nur das Gute und das Rechte auszuwählen, der geſitteten Welt bemächtigt hat, wird und muß alles Bemühen für Aufrechterhaltung einſeitiger Beſtrebungen vergeblich ſein. Könnte tatenloſe Ruhe ohne Leidenſchaft und ohne Eigentum letzter Ausdruck irdiſcher Vollendung ſein? Aber nicht einmal in träger Behaglichkeit die Freude des Lebens zu ſuchen fiel den Hellenen ein; ſie fühlten lebendig, „daß eine freie, alle Muskeln anſpannende Bewegung des Körpers in Luft und Sonnenlicht den geſunden Menſchen freudig belebt und mit innerer Heiterkeit erfüllt". Nur hat man in Hellas zu früh vergeſſen oder im Freudentaumel vielleicht gar nicht einmal erkannt, daß heiter-froher Lebensſinn, daß Beſitz und Glück ohne tugendhafte, weiſe Mäßigung nicht dauerhaft, ja nicht einmal möglich ſind. Um dieſes Axiom zur allgemeinen Verſtändigung zu bringen und den Sinn der Menſchen in ihrer eigenen ſittlichen Ökonomie auf das rechte Maß zurückzuführen, bedurfte es einer harten und langen Diſziplin von den Olympia-Zerſtörern Theodoſius und Alarich bis auf die geiſtigen Bewegungen unſerer Zeit herab. Heute iſt der Olympiagedanke in Europa wieder ſo weit abgeklärt und in den Glaubenskreis des Jahrhunderts eingedrungen, daß er in ſeiner durchſichtigen Helle mit der trüben Atmoſphäre und dem Walddunkel von Hagion Oros in die Schranken treten kann. Das Schöne, das Menſchliche in verjüngter und veredelter Geſtalt ringt heute überall, beſonders im gefühlvollen reichbegabten Volke der Germanen, mit dem Unſchönen, mit der Unnatur und mit den fratzenhaften Gebilden falſcher Andacht und Pönitenzen um Herrſchaft und Beſtand. Und was immer das Verſtändnis des einen und des andern Elements erweitern und die Kampffriſche der ſtreitenden Nebenbuhler vermehren und erhöhen kann, iſt doppelter Beachtung wert.

An naturgetreuen Schilderungen von Hagion Oros, ſeiner geiſtlichen Einſamkeit und ſeiner Gedankenwelt hat es in den letzten Zeiten nicht gefehlt. Das peloponneſiſche Olympia aber, der verglommene Lichtpunkt einer verſchütteten Atlantis, hat, wie man glauben möchte, aller früheren Kundgebungen ungeachtet, doch erſt durch die vorliegende kleine, aber reiche und beachtenswerte Schrift den wahren Ausdruck und den vollen Glanz erhalten.

Möglich wäre es indeſſen immer, daß der geehrte Verfaſſer ſelbſt von ſeiner Leiſtung keine ſo vorteilhafte Meinung wie der Berichterſtatter hat. Hoffentlich geht er aber in ſeiner Beſcheidenheit und Mäßigung nicht ſo weit, um andere zu hindern, ſich an der markigen Eleganz ſeiner Konzepte zu laben und in allem was er ſchreibt, etwas mehr zu ſehen als eine zufällige Diatribe und gemeine Handwerksverrichtung, um in den Actis diurnis ehrſamer Berliner Doktorgilde leere Räume auszufüllen. Es gibt Schriften, gleichviel ob groß oder klein, welche die geiſtige Luftſtrömung einer Epoche vorzugsweiſe andeuten und eben deswegen von dem ſinnigeren Teile der Zeitgenoſſen am wenigſten überſehen werden. Alles was wir von den literariſchen

Erzeugniſſen des Herrn Ernſt Curtius bis jetzt geleſen haben, möchten wir gar zu gern in dieſe Klaſſe ſetzen.

Der Name „Olympus“ ſelbſt aber war im Munde der älteſten Bewohner, ſoweit griechiſche Redeweiſe, Sitte und religiöſe Vorſtellung reichten, nur ein gemeines Appellativum für die als Götterſitze vorzüglich heilig gehaltenen Berggipfel, und es hatte daher das phrygiſche Troja ſeinen Olympus ſo gut wie Mazedonien, Kreta und und das entlegene Cilicien. Im Peloponneſus namentlich trug die Nordſeite der waldigen Höhenzüge, zwiſchen welchen der Alpheios in breiten, vielgewundenen Strömungen ſeine lebendigen Fluten aus den Engſchluchten Arkadiens in das Marſchland von Elis herabwälzt, den Namen „Olympus“. Kieferwald mit langen, ſchön grünen Nadeln legte ſeine Schatten und ſeine Stille auf die Teile oberhalb; unten am Fuße der langgedehnten Schwellung und auf der Ebene bis zum Strombette herrſchte das tiefgrüne Blatt des wilden Ölbaumes mit der Weißpappel und der Platane vor. Eine Stadt – wie man es ſich etwa denken möchte – iſt das peloponneſiſche Olympia niemals geweſen; es war urſprünglich nur ein Tempelbezirk vor den Toren der uralten, ſchon in grauer Vorzeit von den Eleern zerſtörten achäiſchen Stadt Piſa, bei welcher die Eingebornen ſeit unvordenklichen Zeiten den pelasgiſchen Zeus als älteſten Inhaber des geweihten Bodens, als den Gott ſchreckender Naturmacht und als den Urheber des ſie in der fruchtbaren Landſchaft umgebenden idylliſchen Segens verehrten. Die Landſchaft war weit und breit umher nur in Dörfern bewohnt und galt im Altertum für die wohlhabendſte und gepflegteſte Gegend Griechenlands, voll von Ackerfluren, Schattenholz und Gärten zum Schmuck des Heiligtums. In weiter Entfernung vom vielbewegten Städteleben, in der ländlichen Stille und Waldeinſamkeit des Alpheiostales, unter dem ſchirmenden Blitze des pelasgiſchen Donnergottes allein war gegen die unheilvollen Zuſtände der Halbinſel, wenigſtens auf kurze Zeit, wirkſame Medizin zu finden. Sparta, als der mächtigſte und geordnetſte Staat des Peloponneſus, fühlte in ſich den Beruf, die in viele Stamm- und Stadtgebiete zerriſſene und in unaufhörlicher Befehdung ſich erſchöpfende Halbinſel zu einigen und eine dauerhafte Ordnung ihrer inneren

Verhältniſſe herzuſtellen. Dies konnte auf keine mildere und weiſere Art geſchehen als durch Einſetzung eines gemeinſamen Bundesheiligtums.

Die Könige Lykurgus für Sparta und Iphitus für Elis ſchloſſen ein heiliges Bündnis, deſſen Urkunde, auf einer Metallſcheibe kreisförmig aufgeſchrieben, noch im zweiten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung in Olympia zu ſehen war. Die beiden Mächte verbürgten ſich für die Unverletzlichkeit des Heiligtums, ſowie für die Sicherheit aller jener, die auf den neu gebahnten Straßen zu ſeinen Feſtlichkeiten wallten. Auf der ganzen Halbinſel wurde Waffenruhe angeſagt, wenn die Zeit der Spiele kam. Den Eleern wurde die Verwaltung des Friedenstempels übertragen und dafür ihrer Landſchaft ewige Unparteilichkeit verliehen; keine kriegeriſch gerüſtete Schar durfte ihre Grenzen überſchreiten; ganz Elis war ein dem olympiſchen Gott geweihtes Land. Dieſes religiöſe Staatsmittel half, ſo lange als man in Griechenland an die Macht der Götter glaubte. Mit der politiſchen Bedeutung Spartas ſtieg in gleichem Maße auch das Anſehen ſeines olympiſchen Friedensbundes; ein peloponneſiſcher Staat nach dem andern erkannte ſeine Satzungen an und beſchickte ſeine Feſte. Unde da nun der Peloponnes der vom helleniſchen Leben am vollkommenſten durchdrungene Teil der alten Welt geweſen iſt, ſo wurde aus dem peloponneſiſchen Heiligtume bald ein helleniſches, und je mehr ſich die Hellenen trotz ihrer politiſchen Zerſplitterung und ihrer weit getrennten Wohnſitze als ein durch Sprache, Sitte, Religion und Kunſt einiges Volk fühlen lernten, um ſo mehr erkannten ſie allmählich insgeſamt in Olympia ihren geiſtigen Mittelpunkt und ihre politiſche Zentralgewalt. Die Hellenen zählten nach Olympiaden, maßen nach olympiſchen Stadien, und ſchloſſen ſich alle den heiligen Gebräuchen und Satzungen Olympias an. Der ganze helleniſche Gedanke war in Olympia inkarniert.

Wenn aber das peloponneſiſche Olympia keine Stadt war und doriſches Häuſergewirre mit dem Qualm ſtändiger Bewohnerſchaft vom Begriffe auszuſchließen iſt, was war denn eigentlich dieſes Olymipa und wie hat man ſich den „geiſtigen Mittelpunkt“, den Sitz der geheimnisvollen, helleniſchen Zentralgewalt zu denken?

Wo der von Norden herabrinnende Cladeus in den weſtwärts ſtrömenden Alpheios fällt und ein ſtumpfwinklichtes, vielfach ſumpfiges Delta bildet, war das einſame, dem Zeus Olympius geweihte und ſchon durch Herakles mit einer heiligen Mauer umſchloſſene Walddickicht von wilden Ölbäumen, Platanen, Weißpappeln und Palmen, in der Landesſprache vorzugsweiſe der Wald (τὸ Ἄλσος, ἡ Ἄλτις) genannt. Innerhalb dieſes heiligen Mauerbezirkes, zu welchem ein prachtvolles Säulentor den Zugang bildete, waren alle ſittlich religiöſen und kulturgeſchichtlichen Erinnerungen und Denkmäler des helleniſchen Volkes zuſammengedrängt; der koloſſale Opferaltar mitten im Gehölz, der große Zeustempel, die Heiligtümer des Pelops, der Hippodamia, der Hera – jedes für ſich ein Tempelhof – mit Bildſäulen und Monumenten angefüllte Gaſſen, Theater, Pantheon, Prytaneum, die breit aufgemauerte Terraſſe am Fuße des ſpitzen, von Pinien beſchatteten, vom olympiſchen Gebirge in die Altis hereinragenden Kronoshügels mit den Schatzhäuſern der verſchiedenen Staaten Griechenlands, und am äußerſten Nordoſtrande endlich das Stadium und der Hippodrom für Wettlauf und Wagenrennen mit Viergeſpann.

Außer dem Haupttore des großen Waldumfanges gab es eine Pforte nordweſtlich in das Cladeutal hinaus. Hier lag außerhalb der Altismauer, einer freien Wald- und Flußlandſchaft benachbart, das Gymnaſium Olympias, mit Wohnungen für die Athleten, mit ſonnigen Ringplätzen und ſchattigen Säulengängen. Innerhalb jener Pforte war der Hauptſitz für die Verwaltung Olympias, das Prytaneion mit dem gewöhnlichen Opferherde und dem Heiligtum der Heſtia. Nahebei war das Rathaus der eliſchen Beamten, welche für Ordnung und Sicherheit des geſamten heiligen Bezirkes zu ſorgen hatten.

Vom Kronoshügel oberhalb dem Theater ſah man zu ſeinen Füßen das ganze, von den herrlichſten Bildwerken erfüllte Waldrevier, ein Labyrinth von Kunſtſchöpfungen, die ſich um einzelne hervorragende Gebäude gruppierten, und außer der Prozeſſionsſtraße hauptſächlich durch die verſchiedenen Altarplätze in überſichtliche Abteilungen gegliedert waren. Die Straßen und Plätze aber waren von den dichten Reihen der Siegerſtatuen eingefaßt, von denen nach wiederholten

Plünderungen nur als die namhafteſten noch im zweiten Jahrhundert über zweihundertunddreißig aufgezeichnet wurden. Von den anderen Weihgeſchenken aber, die man hier beiſammen ſah, und von allen jenen Denkmälern, für deren einzig würdigen Standort der Altisboden galt, weiß niemand eine Zahl. Nicht bloß Staatsverträge hatten hier gleichſam unter den Augen der Götter ihre Säulen; für alle wichtigeren Ereigniſſe im griechiſchen Volksleben gab es Monumente im Walde zu Olympia. „Denn in Hellas“, ſagt der Verfaſſer, „war auch die Errichtung öffentlicher Kunſtwerke nicht, wie bei uns, etwas Außerordentliches, was nur in glücklichen Friedenszeiten, in großen Städten, durch die Huld hochſinniger Fürſten zuſtande kommt; es war nicht etwas, was man tun und laſſen konnte, ſondern wie der Baum ſeine Blüten treibt, ſo ſchuf Griechenland ſeine Kunſtwerke; es war des Volkes organiſche Tätigkeit; die bildende Kunſt war ſeine Sprache, der Ausdruck ſeines Dankes, die Form ſeiner Andacht in Glück und Unglück. Die Altis war ein Archiv der helleniſchen Geſchichte in Erz und Marmor.“

Die dichtgedrängte Maſſe von Gebäuden, Altären, Erzgruppen, Viergeſpannen und Standbildern der Olympiaſieger, von Götterbildern, Dreifüßen und Weihgeſchenken aller Art wurde durch die geheiligten Baumpflanzungen zu einem landſchaftlichen Ganzen verbunden. Die Olbäume, die Platanen, die im feuchten Altisboden einen gedeihlichen Standort hatten, die Palmen und die Weißpappeln überdachten mit ihren Blätterkronen das Gedränge der ernſteren Kunſtformen und gaben dem von Erz und Marmor ermatteten Auge willkommene Ruhepunkte.

Glanzpunkt des heiligen Kunſtwaldes aber war der große doriſche Säulentempel mit dem koloſſalen Zeusbilde des Phidias und mit den wundervollen Giebeldekorationen der attiſchen Kunſtſchule, wie ſie uns Pauſanias beſchreibt und wie ſie die neueſte Zeit nebſt den umgeſtürzten Säulen und dem Fußboden wenigſtens in ihren Trümmern wieder aufgefunden hat. Der Tempel ſelbſt, auf mächtigem Unterbaue ruhend, hatte achtundſechzig Fuß in der Höhe, zweihundertunddreißig Fuß in der Länge und fünfundneunzig in der Breite*).

---

*) St. Sophia in Konſtantinopel iſt 252 Fuß lang und 228 breit.

Säulen doriſcher Ordnung umſchloſſen, wie den Parthenon auf der Akropolis, die vier Außenſeiten mit der weiten Vorhalle und ihren hohen, gegitterten Toren von Erz. Den Vorraum des inneren Tempelhauſes ſchmückte ein Moſaikboden, und das Tempelhaus ſelbſt war im Innern durch eine doppelte Säulenreihe in drei Schiffe abgeteilt. Am Ende des Mittelraumes, wo heute nach chriſtlichem Kirchenbrauch das Bild des Gekreuzigten ſeine Stelle hat, ſaß in göttlicher Majeſtät der wundervolle Koloß des Zeus. Die von den inneren Tempelſäulen getragene Galerie gewährte von ihrer Höhe aus den ſchönſten Überblick des herrlichen Kunſtwerkes, und eine über dieſe Galerie noch emporſteigende zweite Säulenreihe trug das Tempeldach, welches, zur Feſtzeit geöffnet, das volle Sonnenlicht auf den Zeus Olympius niederſtrömen ließ.

Dieſes Werk des Phidias, in welchem er ſein Letztes und Größtes geſchaffen hatte, beſtand aus drei Teilen. Ein mächtiges Poſtament von etwa zwölf Fuß Höhe war mit vergoldeten Geſtalten geſchmückt, welche die von Helios und Selene eingefaßte Reihe der olympiſchen Gottheiten darſtellten.

Auf dieſem Poſtamente, dem Abbilde des Olympus, ſtand der Thronſeſſel, ein von Gold und Edelgeſtein, von Elfenbein und Ebenholz ſchimmerndes, mit runden und halbrunden Figuren, mit Moſaik und Malerei bedecktes Werk. Seine Füße waren von tanzenden Siegesgöttinnen umgeben, und wo ſie dem Seſſel ſich anſchloſſen, ſah man in bildreichen Streifen ſtrenge Gottesgerichte, die unter des Zeus Weltherrſchaft verhängt waren, dargeſtellt, wie den Raub thebaniſcher Kinder durch geflügelte Sphinxen und darunter das Sterben der Niobiden. Die Querſtäbe, welche die Seſſelfüße verbanden, enthielten, in Felder abgeteilt, die Kampfarten Olympias und die Taten des Herakles. Innerhalb der Seſſelfüße war eine wandartige Verkleidung, die der Meiſter Panainos nicht verſchmäht hatte, mit ſeiner Malerei zu ſchmücken. Die Gruppen der Chariten und Horen umſchwebten die Spitzen der Rücklehne zu Häupten ihres Vaters Zeus; ſeiner Füße Schemel trugen goldene Löwen, und auf dem Vorderſaume desſelben drängte ſich das Getümmel der Amazonenſchlacht.

„So hatte die Kunſt das ganze Füllhorn erfinderiſcher Pracht über den Thron ausgeſchüttet, auf daß er würdig werde, den Fürſten der Götter zu tragen.

Wenn Phidias bei ſeinem Zeus an jene homeriſchen Worte dachte, wo er den Bitten der Thetis

„zuwinkt mit dunkelen Brauen,
Und die ambroſiſchen Locken des Königs wallten nach vorne
Von dem unſterblichen Haupt; es bebten die Höhn des Olympos“ –

ſo war die innige Verbindung von welterſchütternder Macht und väterlicher Milde des Werkes Grundgedanke. In der Linken ruhte das Zepter mit dem Adler darauf; in der ausgeſtreckten Rechten ſtand die Viktoria, aus Gold und Elfenbein, mit der Siegesbinde dem Gotte zuſchwebend, als erwarte ſie ſeinen Wink, welches Haupt ſie ſchmücken ſoll. Wie es aber durch die Hoheit der Züge, durch die gedankenvolle Klarheit der Stirne und die den Mund umſchwebende, ſegnende Milde, durch die üppige Lockenfülle, durch die breiten Formen der Bruſt, welche der auf den Schoß niederwallende, goldene Königsmantel frei ließ – dem Meiſter gelungen war, in ſeinem Zeus das höchſte Ideal zu verwirklichen, zu dem ſich die helleniſche Anſchauung von dem Lenker der Weltgeſchicke erheben konnte, das vermögen wir nur zu ahnen, indem wir die Ausdrücke einſtimmiger Bewunderung des griechiſchen und römiſchen Altertums vernehmen.“

„So überwältigend war die einfache Großheit der Verhältniſſe; man begriff kaum, wie das Tempelhaus dieſen Gott faſſen könnte.“

Die Beſchreibung der übrigen Heiligtümer und Denkmäler des olympiſchen Walddickichts kann man in einem kurzen Bericht unmöglich berühren; der Freund des griechiſchen Altertums mag ſie im Pauſanias ſelbſt nachleſen, wenn ihn die planloſe und ermüdende Weitſchweifigkeit des kleinaſiatiſchen Touriſten nicht erſchreckt. Vor dem Altistor, auf dem profanen Raume zwiſchen dem heiligen Walde und dem Alpheiosſtrom, waren neben der jahrhundertelang erhaltenen Werkſtätte des Phidias und ſeiner Schüler auch noch die nötigen Baulichkeiten für Bewirtung wohlhabender Feſtgäſte, zur Aufnahme der Kampfwagen, Roſſe und Maultiere; Wohnungen für die ſtändigen Beamten Olympias, für die Fremdenführer und andere Beigaben, die von gottgeweihten Andachtsſtätten unzertrennlich ſind.

Im Innern des heiligen Waldes ſelbſt, mitten unter Tempeln und Denkmälern, durften für Wahrnehmung der unausgeſetzten Gottesdienſte und für Unterhaltung der Flamme des Herdfeuers und für Deutung der Orakel nur die Prieſter mit ihrem zahlreichen, genau geordneten Perſonal geiſtlicher Beamten, Opferſchlächter, Flötenbläſer, Brandopfer-Holzverwalter, freier und unfreier Diener walten. Das war die Einwohnerſchaft Olympias, die immer an Ort und Stelle blieb, jedoch, wie ſchon oben bemerkt, ſich nicht zu einer ſtädtiſchen Gemeinde erweitern durfte. „Olympia blieb ein ländlich ſtiller Ort, und die Waldeinſamkeit des Alpheiostales wurde nur durch die Schritte der Wanderer unterbrochen, die des Weges zogen und am Zeusaltar ihre Gebete ſprachen.“

Waren aber die vier Ruhejahre verfloſſen und ſtand um die Sommerſonnenwende der Vollmond am wolkenloſen Himmel von Arkadien, da wogte und wimmelte es in der lieblichen Ode wunderbar. Die heiligen Geſandten, die Friedensboten des Kroniden, waren von den Pforten der Altis ausgegangen und hatten allen Hellenen die frohe Kunde gebracht: das Feſt des Zeus ſei wieder nahe, aller Streit ſoll ruhen, jeder Waffenlärm ſchweigen, frei auf allen Land- und Waſſerſtraßen mögen die Pilger zur beglückenden Tempelſchwelle ziehen! Alle Hellenen wurden geladen und nur die Schuldbelaſteten ausgeſchloſſen, oder die dem olympiſchen Gotte Ehrfurcht verſagt oder an der gemeinſamen Sache der Hellenen ſich verſündigt hatten. Die eingeladenen Städte ſchickten ihre angeſehenſten Männer als Geſandtſchaften nach Olympia, die auf ſtattlichen Wagen, in Prachtgewänder gekleidet, mit zahlreichem Gefolge zum Feſte wallfahrten und im Namen ihrer Städte herrliche Opfer darbrachten. Auf bekränzten Schiffen ſtrömte es in buntem Gewirre aus den helleniſchen Pflanzſtädten in Aſien, Afrika, Italien, Sizilien und Gallien in die breite Alpheiosmündung zur großen panhelleniſchen Volksverſammlung in Olympia.

Was im chriſtlichen Mittelalter allgemeines Konzilium, was in unſeren Tagen europäiſcher Kongreß, Nationalverſammlung und Reichsparlament, Hoch- und Kunſtſchule und Preſſe iſt, das alles war in der helleniſchen Welt das Feſt in Olympia. Nicht die Kampfſpiele allein und der grüne Olivenzweig waren ausſchließlich Ziel. Das ganze Wiſſen, Können, Sein und Leben des griechiſchen Volkes ward hier zur Schau geſtellt – Talisman der öffentlichen Glückſeligkeit und zugleich Wandelſkala für Steigen und Sinken des großen Volkes. Was in ſpäteren Zeiten Mazedonien und Rom dem Panhellenium zu gebieten hatte, ward durch Herolde in Olympia ausgerufen.

Die einfachſte und natürlichſte aller körperlichen Geſchicklichkeiten mußte in Olympia natürlich auch die älteſte Kampfart ſein, und überall in der helleniſchen Welt ging das Stadium dem Hippodrom voran. Nach dem Sieger im olympiſchen Wettlaufe, nicht nach dem glücklichſten Quadrigalenker, bezeichneten die Griechen die Jahrbücher ihrer Geſchichte. Vollgedrängt auf den Stufenſitzen des Stadiums ſitzen in unabſehbaren Reihen die Zuſchauer, und ſieh! durch den verdeckten Gang der Weſtſeite treten die in Hinſicht ihres Urſprunges, ihres Rufes, ihrer körperlichen Tüchtigkeit vorher ſtreng geprüften Kämpfergruppen herein, geführt von den Kampfrichtern, welche, durch Purpurgewänder ausgezeichnet, auf ihren Ehrenſitzen Platz nehmen. Der Herold ruft die Bewerber des grünen Ölzweiges vor die Schranken; ſie werden mit Namenaufruf zuerſt dem Volke vorgeſtellt. Wer einen derſelben ſeiner Sitten oder ſeiner Herkunft wegen für unwürdig hält, um den Kranz des Zeus zu kämpfen, der kann ſich zur Anklage erheben, die von den Hellanodiken ſofort erledigt wird. Jetzt treten die Nebenbuhler an die ſilberne, dem Zeus heilige Loſurne heran, und einer nach dem andern nimmt, nachdem er ein kurzes Gebet geſprochen, eines der Loſe hervor, welche nach gleichen Buchſtaben die Paare oder Gruppen beſtimmen. So viele der Gruppen da ſind – denn es laufen immer vier miteinander – ſo oft wird der Kampf erneuert, und da in jeder Gruppe allzeit einer Sieger bleiben muß, ſo treten jene, die in den verſchiedenen Gruppen geſiegt haben, zuletzt im entſcheidenden Preiskampf zuſammen, bis einer alle überwindet und als der behendeſte Läufer des helleniſchen Volkes ausgerufen wird.

Wenn im Laufe, ſowie in den übrigen vier untergeordneten Wettkämpfen des Stadiums die eigene Kraft und Gewandtheit des Mannes den Kranz errang, ſo gebührte im Gegenteil beim ritterlichen Spiele des Hippodroms der Sieg vorzugsweiſe der Tüchtigkeit der Roſſe. Und wenn dieſer Kampf in der öffentlichen Meinung zuletzt dennoch die anderen alle überſtrahlte und den größten Ruhm verlieh, ſo war es weniger die Kunſt des Wagenlenkers und die Behendigkeit der Tiere, als der Glanz des Reichtums und die Pracht des Aufzuges, welche das Auge blendeten, den Sinn berauſchten, Bewunderung und Verlangen auf die höchſte Stufe trieben. Nur der Sieg im Hippodrom, meinte Alkibiades, ſei für hochherzige Männer ein begehrungswürdiges Ziel. Nur die Reichſten traten hier in die Schranken, die Könige von Kyrene und Syrakus ſandten ihre Viergeſpanne.

„Zu dieſem herrlichſten der Schauſpiele füllten ſich am vierten Feſttage die langen Stufenreihen zu den Seiten der Rennbahn. Die Wagenſtände wurden verloſt; vor jedem Wagenſtande war ein Seil gezogen, hinter welchem die Renner ungeduldig den Boden ſtampften. In der Mitte des Dreiecks, welches die beiden Seiten der Wagenſtände mit der Halle des Agnaptos bildeten, ſtand ein Altar; auf dem Altar ſaß mit ausgebreiteten Schwingen ein eherner Adler, welcher, in die Luft ſteigend, dem Volke umher den erſehnten Anfang des Spiels verkündete. Gleichzeitig ſenkte ſich der Delphin, welcher an der äußern Spitze des Dreiecks auf einem Querbalken lag; ein Sinnbild des reiſigen Meergottes. Dies war das Zeichen für die Reiter und Wagenlenker; denn unmittelbar darauf wurden die Seile von den Wagenſtänden fortgezogen, aber nicht auf einmal von allen, ſondern zuerſt von den beiden, welche zur Rechten und Linken dem Delphin am fernſten lagen, und zuletzt von den beiden nächſtgelegenen. So tauchten die Geſpanne paarweiſe vom Hintergrunde vor den Augen des Volkes hervor und bildeten beim Beginn der Bahn eine prächtige, unaufhaltſam vorwärtsſtürmende Wagenreihe. Zwölfmal mußte das Viergeſpann den Hippodrom durchmeſſen. Mit Jubel und Angſt verfolgten die Zuſchauer die raſch ſich vollendenden Ereigniſſe des ergreifenden Schauſpiels, bis ſie mit lautem Beifallsſturme den Glücklichen begrüßten, den des Herolds Stimme als Sieger ausrief.“

Wie die Glut der Juliſonne geſunken und die liebliche Abendkühle gekommen war, begann die Siegesfeier. Im großen Tempel, zu den Füßen des olympiſchen Zeus, ſtanden die Seſſel der in ſeiner Vollmacht und in ſeinem Namen Siegesruhm verleihenden Hellanodiken; hier ſtand der heilige Tiſch, auf welchem die friſchgeſchnittenen Kränze des Ölbaumes lagen; Hallen und Galerien des Tempels waren mit Menſchen angefüllt, und vor den Augen des Zeus, unter feierlichen Lobgeſängen, wurde das Haupt des Quadrigaſiegers und ſeiner Siegesgenoſſen geſchmückt, wurde die Palme in ihre Hand gegeben. Nach vollbrachtem Dankopfer am Zeusaltare wurden die Gekrönten als hochbeglückte Gäſte des olympiſchen Gottes im Speiſeſaal des Prytaneums, am Herde des Heiligtums bewirtet, während die Maſſe des Volkes ſich zwiſchen wohlverſorgten Buden im Freien oder unter Zelten vor der Altis lagerte.

> „Es leuchtete der ſchönen Selene geliebtes Abendlicht herab.
> Es erſchallte die ganze Flur bei lieblichen Gelagen von Siegesgeſängen.“

„Es war die luſtige Nachfeier des heißen Tages; hier ſchloſſen ſich neue Freundſchaften, hier begegneten ſich alte Gaſtfreunde; hier erzählte jeder von den Wundern ſeines Landes und ſeiner Stadt, alle griechiſchen Mundarten tönten durcheinander; hier wurde gekauft und verkauft, es wurden Geſchäfte aller Art gemacht, es war das bunteſte Treiben eines ſüdlichen Jahrmarktes.“

Die eigentliche Siegesfeier und die bleibende Verherrlichung des beglückten Kampfhelden ward nach dem flüchtigen Vorüberrauſchen der Altisfreude erſt der Heimat vorbehalten. Triumphzüge, oft durch die weite Mündung niedergeriſſener Stadtmauern, Marmorbilder, Erzgüſſe, — die Körpergeſtalt des Helden im entſcheidenden Siegesmoment, die Handlung in ihrem wichtigſten und lebensvollſten Augenblicke erfaſſend, auf öffentlichen Plätzen, in Tempeln, in Kunſthallen aufgeſtellt — hoben den Sieger, ſeine Tugenden, ſeine Tat und ſeine Heimat bis in die Nähe der Götter empor, und konnten auch Pindars unſterbliche, Weisheit, Kunſt und Gottesfurcht atmende Hymnen die Leiber der geprieſenen Olympiaſieger nicht der Verweſung entziehen, ſo haben ſie doch ihre Namen und ihren Ruhm auf ewige Zeiten der Vergeſſenheit entriſſen.

In der ganzen Hellenenwelt waren die Olympioniken Gegenſtand des Tagesgeſprächs, der Bewunderung, des Segens, der Nacheiferung und der feurigſten Entſchlüſſe. Waren ja die alten Hellenen, wie der Dichter ſagt, praeter laudem nullius avari. Leider dauerte es gar nicht lange, bis dieſes hochbegabte Volk außer Lob und Ehrenpreis auch andere Dinge ſchätzen und nach andern Genüſſen geizen lernte. Es iſt traurig, daß die beiden Grundlagen der Olympiadenfeier – „das Gefühl des nationalen Zuſammenhanges und die jugendliche Empfänglichkeit des Volkes“ – kaum fünfzig Jahre über die große Epoche der Perſerbeſiegung hinaus unerſchüttert blieben. Fürwahr, noch hat kein Sterblicher – weder Volk noch Individuum – ungeſtraft und unbeſchädigt langes Glück ertragen und wie es ſcheint, iſt ſelbſt die Möglichkeit, gläubige Frömmigkeit im menſchlichen Gemüte dauernd feſtzuhalten, unſerer Natur verſagt. Mit entſetzlicher Schnelligkeit entwich in Hellas die Ehrfurcht vor den Satzungen der Väter, die Scheu vor dem Göttlichen, und mit der Religion auch „die Kraft der Freude“, das ſchönſte Erbteil des Hellenenvolkes. Wie überall und zu jeder Zeit fielen auch in Griechenland zuerſt die Großen, die Vornehmen, die Reichen, erlahmt und überſättigt, von der altſtrengen Sitte ab. In dieſen Regionen fühlte man zuerſt die läſtige Glut der Juliſonne und die Qualen des Aufenthaltes in der verſumpften Altisniederung. Die Vornehmen entſagten zuerſt der helleniſchen Gymnaſtik, ihren Bußübungen und ihrem Ruhm; ſie ſelbſt gingen nicht mehr nach Olympia und überließen es der Plebs, ſich unter Schweiß und Lechzen im heiligen Walde Schläge und Olivenkränze zu holen, während ſie ſelbſt in wollüſtigem Quietismus unter dem heimiſchen Schattendache lagen. Das Nationalband löſte ſich und die Magiſtrate der entlegeneren Pflanzſtädte hatten nähere Intereſſen zu wahren als koſtbare Feſtſendungen zu veranſtalten zum Haine des olympiſchen Zeus, deſſen Ohnmacht ſchon im Nationalkampfe gegen die Legionen zum Vorſchein gekommen war und durch das Auftauchen eines neuen Glaubens- und Ideenkreiſes noch täglich wuchs.

Indeſſen hatte das kaiſerliche Rom mit der helleniſchen Bildung auch helleniſche Welt- und Lebensanſchauung aufgenommen und mit Beſchämung ariſtokratiſch-griechiſcher Läſſigkeit friſchen Eifer und neuen Glanz in die Feier der Olympiaden gebracht. Was in Hellas bereits verglommene Altisglut nicht mehr erzeugen konnte, hat das Gold, die Pracht und die Eiferſucht der Cäſaren noch auf Jahrhunderte lebendig erhalten. Die olympiſchen Spiele im zweiten und dritten Jahrhundert unſerer Zeit waren eine Demonſtration der helleniſchen Nationalität und des Senatus Populusque Romanus gegen das ſiegreiche Vordringen des Chriſtentums. Der Zeus des Phidias galt noch unter Antoninus Philoſophus (180 n. Chr.) in der ganzen Römerwelt als das größte Wunderwerk des Jahrhunderts, und als ſich Peregrinus Proteus vor ganz Hellas freiwillig in den flammenden Holzſtoß warf, erſcholl aus der olympiſchen Feſtverſammlung der laute Ruf: „Erhalte dich für die Sache der Hellenen.“

Das Volksleben iſt zäh und Nationen wollen nicht ſterben. Solange es im Orbis Romanus Hellenen gab, gab es auch olympiſche Feſtverſammlungen. Beide – das Volk und die Olympiaden – ſind zu gleicher Zeit erloſchen, weil das eine ohne die andern nicht leben konnte,

nunc duo concordes anima moriemur in una.

293 Olympiaden ſind in der Altis aufgezeichnet worden, was im ganzen einen Zeitraum von 1172 Jahren gibt*). In den letzten Regierungsjahren Theodoſius' I. (J. 392—395) ward das Chriſtentum für die ganze römiſche Welt als Staatsreligion oktroyiert, der Zeuskultus abgeſchafft und durch ein Dekret vom Jahre 394 den Hellenen namentlich die Olympiadenfeier gänzlich unterſagt. Den kaiſerlichen Beſchluß hat Alarich mit ſeinem arianiſch-gläubigen Gotenheere im darauffolgenden Jahre durch Plünderung und Verwüſtung des uralten Altisheiligtums in Olympia ſelbſt vollzogen. Allein ſelbſt der mächtigſte Gebieter iſt nicht ſtark genug, um die Lebenspulſe einer Nation mit einem Wort zu erſticken. Während die abendliche Welt in Trümmer fiel und in Epheſus, in Chalzedon, in Konſtan-

---

*) Die erſte in der Altis aufgezeichnete Olympiade wird auf das Jahr 776 vor Chr., die letzte aber auf das Jahr 394 nach Chr. angeſetzt.

tinopel und am kaiſerlichen Hofe ſelbſt mit Hand und Mund über das Dogma geſtritten wurde, betete man allen orthodoxen Ordonnanzen zum Trotz in Hellas noch die Götter an und feierte die Spiele zu Olympia. Gänzlich unterdrückt – und zwar mit Gewalt – wurden ſie erſt gegen die Mitte des ſechſten Jahrhunderts durch Kaiſer Juſtinianus, welcher alle heidniſchen Kommunal- und Stiftungsgelder der halbverödeten Städte Griechenlands dem Fiskus überwies und helleniſche Praxis als Hochverrat beſtrafte. Durch Krieg und Barbareneinfälle, durch Elementarereigniſſe und fiskaliſchen Druck ſind, wie Procopius ſagt, unter der Herrſchaft dieſes Fürſten vier Fünftel der Bevölkerung des Orbis Romanus verſchwunden. Ein Erdbeben, welches alle Ortſchaften zu beiden Seiten des korinthiſchen Golfes bis tief in den Peloponnes hinein zerſtörte, hat auch den oft geplünderten Zeustempel in Olympia zerbröckelt und der Alpheiosſtrom, deſſen verheerenden Fluten im öden Lande keine Dämme wehrten, hat den Reſt der kunſtvollen Trümmer unter einer tiefen Lage Schlamm begraben. Sanftes Grün, Stecheiſen, Fichten und wilde Birnbäume ſchmücken und beſchatten heute die üppige Getreideebene, wo ehemals Olympia ſtand. Man hat in unſern Tagen den Fußboden des alten Prachtbaues mit herrlichen Bildwerken und Säulentrümmern ausgegraben, aber die Arbeit plötzlich wieder eingeſtellt und ſogar das Gewonnene nur mit Mühe gegen die Neupeloponneſier geſchützt, welche in Kunſtſachen nicht vernünftiger als die Osmanli denken. Hinter „denken" kommt ein Anmerkungsſtern. Das Weitere: Die erſten Funde u. ſ. w. kommt in die Anmerkung. Die erſten Funde an der Stätte Olympias wurden durch Franzoſen gemacht (1829). Erſt viel ſpäter (1875) erwarb die deutſche Reichsregierung durch einen Vertrag mit der griechiſchen Regierung das Recht der Grabungen, die dann unter der Leitung Curtius, Adlers und Dörpfelds zu den bekannten großartigen Aufdeckungen führten. (A. d. H.)

Die alten und die modernen Räter.

(Mit Rückſicht auf „L. Steub: die Urbewohner Rätiens.“ 1844.)

Herr Steub hat ein kühnes Wagſtück unternommen, er will die Tiroler mit völliger Hintanſetzung der im Lande altherkömmlichen Begriffe auf neuem und gleichſam revolutionärem Wege und in einer noch nicht verſuchten Methode über ihre uranfängliche Vergangenheit belehren. Dem Tiroler flößt aber die Grammatikalweisheit der deutſchen Philologen beinahe unheimliche Empfindungen ein, es iſt ihm, als würde ſelbſt in den ernſthafteſten Angelegenheiten des Menſchen längſt Entſchiedenes von neuem in Frage geſtellt und als zöge man ihm gleichſam den feſten Boden unter dem Fuße weg. In der Landeskunde wie in der Analyſis der Eigennamen und der Dialekte hat es der Verfaſſer freilich zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht. Kennt er aber auch den Geiſt, der die derb geprägten Geſichtszüge und die hartgeſchmiedeten Leiber dieſer Gebirgsleute belebt? Fremde Sitten und ausländiſches Wiſſen ſind ihnen in gleichem Maße unwillkommen und widerlich. Gegen erſtere haben ſie einſt zu den Waffen gegriffen, und durch fromm-hartnäckiges Verſchließen der Sinne ſich bis heute auch des letztern mit hinlänglichem Erfolg erwehrt. Tirol und Stambul haben faſt ein Syſtem: hier wie dort iſt „Wer viel weiß, irrt viel“ – Summe und ſtereotyper Ausdruck aller gelehrten Kritik.

Freilich plagte weiland manchen Tiroler Studenten hie und da ebenfalls der „häretiſche“ Kitzel, zu erfahren, wie es etwa in ſeinem Lande vor der Eroberung durch die Römer beſtellt ſein mochte und warum beſonders in Deutſchtirol Berge, Alpen und Orte ſo häufig Namen tragen, die der gegenwärtig üblichen Redeweiſe und Nomenklatur in Klang und Form gleich widerſtrebend ſind? Ein Germane, dachten wir, kann doch ſein Dorf hier nicht Guſidaun, Kapaun, Schluderns oder Tiliſuna nennen, während es im Nachbarlande Dingolfing, Erding und Plattling heißt. Meiſtens war aber eine dreiſtündige Katecheſe über die acht Seligkeiten und über die vier letzten Dinge die ganze Antwort, die man auf ſolche „nutzloſen und vorwitzigen", ja, „albigenſiſchen und bogomiliſchen" Bedenken erhielt. Wer immer in Tirol von der Orthodoxie der alten Zucht nicht abgefallen iſt, glaubt bis zu dieſer Stunde, die drei ſprachverſchiedenen Stämme unſerer Berge, der deutſche, der italiſche und der romaniſche (vulgo „Krautwälſche"), ſeien unmittelbar nach der Sündflut von der Ebene Schinear und dem Turmbau zu Babel gemeinſchaftlich und in regelmäßigen Etappen in ihre Quartiere nach Tirol gewandert, wo ſich der Romaniſche ſogleich in Faſſa und an der Gader, der Italer um Trient, der Deutſche aber an Eiſak und Inn niedergelaſſen habe. Ja, was Sie kaum glauben werden, die Oppoſition gegen das Unſtete, Chaotiſche und Auflöſende der modernen Wiſſenſchaft iſt im Lande ſo ſchneidend, und das Beſtreben, bleibende Grundlagen zu ſchaffen, ſo heiß, daß man ſich in den faſhionablen Tiroler Zirkeln nicht von der Vorſtellung trennen kann, es habe in der Burg zu Innsbruck von jeher einen Generalgouverneur, zu Brixen einen Fürſtbiſchof, zu Wilten einen Prälaten und zu Imſt im Oberinntal von Anbeginn der menſchlichen Dinge ein Hoſpitium ehrwürdiger Kapuziner gegeben. Imbezill iſt der Tiroler deswegen nicht, aber er handelt auch nicht wie die Ruſſen, die ſich ihrer etwaigen Schattenſeiten und Privatanſichten ſchämen und ſie vor den Fremden zu verhüllen ſuchen.

Glauben und Wiſſen erklärt man bei uns laut für unvereinbar, für exkluſiv und unverſöhnlich. „Wer weiß," ſagen ſie in Tirol, „der glaubt ſchon nicht mehr, ohne den (katholiſchen) Glauben aber verlöre ſelbſt der Boden die Fruchtbarkeit und das Volk ſein Glück." So lautet das Lokaldogma, auf welches alle Tiroler ſchwören, ein Dogma, das alles Sprudeln der Geiſter dämpft, alle Regungen niederhält und den freien Gedanken überall im Keim erſtickt. Im Lande ſelbſt durch Schrift und Rede ſich dagegen aufzulehnen, iſt anerkannte Unmöglichkeit, man iſt bei uns gezwungen, Ignorant zu ſein, und für rebelliſche Wiſſensgeiſter bleibt kein Ausweg als Schweigen oder Wanderſtab und Flucht in Länder, wo man gelehrter und duldſamer, aber auch laxer als bei den Tirolern iſt.

Wenn aber nebenher bemerkt wird, daß man ſelbſt dieſem Volke angehört, daß man echter Räter aus dem Kern des Landes iſt, aber auch zeitlich und mit aufrühreriſchem Sinn die heimiſchen Dämme durchbrochen hat, ſo geſchieht es nicht, um eine unbedeutende Perſönlichkeit ans Licht zu ſtellen, es geſchieht nur, um dem Leſer Vertrauen einzuflößen, daß er hier nicht etwa Zerrbilder, ſondern wahre und wohl getroffene Umriſſe einer „granitenen", durch Sophiſtenkünſte nicht zu demolierenden Nationalität erblickt. Die Byzantiner zum römiſchen Katholizismus und die Tiroler zum progreſſiven Nationalismus zu bekehren, wären ſicherlich die hoffnungsloſeſten Probleme unſerer Zeit. Und doch hat man ſich beides ſo leicht gedacht! Man mag das loben oder tadeln, man mag es nach Standpunkt und Geſchmack ſelbſt lächerlich finden, ich ſage nur, daß man die Tiroler eher ausrotten, als in dieſem Punkte zur Nachgiebigkeit bewegen könnte. Weit entfernt, die leiſeſte Anwandlung von Zorn und Abneigung gegen die Hüter und Lenker des unerbittlich-ſchroffen Tirolertums zu empfinden, kann man im Gegenteil dem Landesklerus, auf welchem hier natürlich alles beruht, ſeine beſondere Achtung nicht verſagen, und wer dieſer ehrwürdigen Körperſchaft an Unbeſcholtenheit und ſittlicher Vollendung einen vorzüglich hohen Rang in der katholiſchen Hierarchie zuerkennt, erweiſt ihr nur Gerechtigkeit.

Ganz und gar konnte man ſich indeſſen den Forderungen der Umſtände und der Macht der Zeiten nicht entziehen. Es geſchahen ſogar verſchiedene – freilich nur mäßig geniale Verſuche, das Fremdklingende der Tiroler Nomenklatur zu deuten; aber natürlich wagte ſich bei dieſem Geſchäft niemand über das orthodoxe Latein hinaus, und man glaubte ungemein witzig zu ſein, wenn man z. B. die Dorfnamen Kollman und Elvas aus Collis manans und Elevatio erklärte. Doch wird in der neueſten Zeit, wie verlautet, auch dieſer kurz geweſene Seitenſprung der Tiroler Sprachphiloſophie ſchon als revolutionäre Neuerung und als bedenkliches Treiben unzufriedener Gemüter betrachtet, dem man ſich mit Weisheit und feinem Takt prophylaktiſch widerſetzen müſſe. Die Theſis, daß in Tirol je ein vom gegenwärtigen

Deutſchen verſchiedenes Element einheimiſch geweſen ſei, wird nicht mehr geduldet, und Leute von gutem Ton und probater Geſinnung erklären heute alles Fremdartige unbedingt aus dem Germanentum, was z. B. in Bliſadona, Schännis, Genaun, Tſchirgant und Gargazon ungemein ſinnreich und erquickend klingt.

So ungefähr iſt das Volk beſchaffen, für welches Hr. Steub ſein neues Buch geſchrieben hat. Was ſagt nun aber Hr. Steub in ſeinem neuen Buche? Obgleich manierlich und warmer Freund des Tiroler Landes, beweiſt der Verfaſſer gleichſam bis zur Evidenz, daß einſt, id est vor dem Einzug der deutſchen Barone, ja vor der Ankunft der Legionen, von Oberwallis bis ins noriſche Gebirge um Salzburg, und vom bayriſchen Karwendel bis tief ins Potal hinab das Volk und die Sprache der Räter (oder Raſener) alles Land beherrſcht und beſeſſen habe. Dieſes Volk hat weder deutſch, noch ladin (krautwälſch), noch italieniſch, ſondern ein von dieſen dreien verſchiedenes Idiom — das „Raſeniſche“ — geſprochen, was eines und dasſelbe mit der von den Romanen etruskiſch genannten Sprache ſei. Ja die Räter ſeien mit den Etruskern, die ſich ſelbſt „Raſener“ nannten und in der italiſchen Urzeit eine ſo bedeutende Rolle ſpielten, ein und dasſelbe Volk und letztere offenbar aus dem rätiſchen Alpenlande erobernd und bildend gegen den Apenninus hinabgeſtiegen.

Auf hiſtoriſchem Wege, d. h. durch Zitate aus dem Altertum, iſt man zum Teil ſchon früher auf dieſe Meinungen verfallen und inſoweit hat Herr Steub der gelehrten Welt noch nichts abſolut Neues verkündet, nur hat man vor Herrn Steub die beſagten Theſen aus dem Materiale, das der Boden ſelbſt liefert, zu beweiſen und zu befeſtigen noch gar keine oder doch nur ſchwache und übel verſtandene Verſuche gemacht. Herr Steub hat nun die für Tirol und Graubünden und für die Geſchichte der italiſchen Vorzeit überhaupt nicht gleichgültige Frage ernſthaft und, wie uns ſcheint, von der rechten und allein erſprießlichen Seite der grammatikaliſchen Analyſis in Angriff genommen.

Herr Steub zergliedert die Überbleibſel der rätiſchen Sprache, wie ſie ſich in einigen tauſend Lokalnamen von Tirol und der ſüdöſtlichen Schweiz bis auf unſere Zeiten erhalten haben, mit der vollen Schärfe der neuern Philologie und in einer Weiſe, die nicht nur ſein Argument zu voller Klarheit erhebt, ſondern auch einen weſentlichen Zuwachs hiſtoriſch-philologiſchen Wiſſens in Ausſicht ſtellt. Beim Mangel ſchriftlicher Denkmäler der alten Räter iſt dieſe Art Beweisführung der einzige Weg, zur Erkenntnis hiſtoriſcher Wahrheit zu gelangen, weil der Satz: „Wo die Berge, Alpen, Orte, Bäche, Einödhöfe uſw. rätiſche Namen haben, dort muß auch das Volk, welches dieſe Eigennamen urſprünglich ſchöpfte, rätiſch geweſen ſein“, nicht wohl anzufechten iſt. Man hat in der neuern Zeit, um ein bei den Deutſchen noch immer nur wenig beliebtes Thema durchzufechten, ungefähr denſelben Weg eingeſchlagen und in ſeiner Art auch dieſelben Reſultate erzielt, zu welchen Herr Steub freilich mit Beſiegung größerer Hinderniſſe gekommen iſt*). Im Gegenſatze mit den faſhionablen Adepten des heutigen Tirols laſſen ſich die vorbezeichneten alträtiſchen Lokalnamen, nach Steubs Behauptung, aus dem Germaniſchen durchaus nicht, aber auch ebenſowenig aus dem Lateiniſchen oder Romaniſchen erklären, finden aber ihre vollſtändige Löſung im Etruskiſchen, ergo haben Räter und Etrusker dieſelbe Sprache — das Räto-raſeniſche — geredet und waren dasſelbe Volk und dasſelbe Blut.

Der Leſer fühlt wohl ſelbſt, daß es einer langen und ſorglich gegliederten Kette leider nur wenig amüſanter Unterſuchungen bedarf, um in einer ſolchen Sache feſte Reſultate zu gewinnen. Herr Steub unterwarf ſich mit Ausdauer und Mut der läſtigen Vorbedingung und ſtellte vorerſt mit Beiſtand der etruskiſchen Epigraphik (Grab- und Vaſeninſchriften) ein Grammatikalſchema der raſeniſchen Eigennamen auf, und ſucht dann die mit der aufgeſtellten etruskiſchen Grundnorm nach den Regeln ſtreng geometriſcher Kongruenz zuſammenfallende Struktur der bisher für unerklärbar gehaltenen rätiſchen Eigennamen klar und faßlich auseinanderzulegen. Sogar raſeniſche Namensformen primitiver und ſekundärer Geſtaltung glaubt Herr Steub erkannt und überdies noch die Priorität der alpenrätiſchen Gebilde vor den tuſciſchen entdeckt zu haben. Fürchten Sie ja nicht, daß ich mit einer ſyſtematiſchen Zergliederung der ganzen Prozedur des Verfaſſers oder auch nur mit kritiſcher Beleuchtung einzelner Teile angezogen komme. Sicherlich wäre hier nicht der Ort und wenige

---

*) Anſpielung auf F.s eigene Forſchungen in Griechenland. (A. d. H.)

Ihrer Leſer hätten auch hinlänglich Intereſſe und Geduld für Unterſuchungen und Relationen dieſer Art. Man will hier nur die Tiroler auf das Daſein eines Buches aufmerkſam machen, welches die in geiſtigem Sinne nicht unwichtigſte Angelegenheit ihres Landes berührt. Schicklichkeit und guter Geſchmack erlauben höchſtens den Ideengang des Verfaſſers im allgemeinen anzudeuten, Kontroverſe aber und Sichtung grammatiſcher Beſonderheiten, ſelbſt wenn man die nötige Wiſſenſchaft zu ihrer Prüfung hätte, bleibe den kritiſchen Journalen zu überlaſſen.

Herr Steub indeſſen — das ſage ich loco solatii gleich vorweg — gehört nicht in die Klaſſe jener unerquicklichen Silbenmeiſter, die mit algebraiſcher Trockenheit und Ruhe leere Formen hintereinander ſtellen, und die Entdeckung einer Variante, die meiſtens nichts erklärt und auch an ſich nichts bedeutet, für den Triumph menſchlichen Wiſſens halten. Herr Steub würzt ſein trockenes Thema mit dem Reichtum vielſeitiger und mehr als gewöhnlicher Beleſenheit, bringt Notizen aus vergeſſenen Zeiten und unbegriffenen Verwandlungen, für jeden Tiroler anziehend und belehrend zugleich. Sogar attiſch Salz und urbanes Spiel tritt zuweilen leiſe und fein hervor. Von Kultur, von politiſchen Einrichtungen, von Hiſtorien und Geſetzen der alten Räter meldet Herr Steub freilich nichts, weil Herr Steub klug iſt und nur von Dingen redet, die man wiſſen kann. Die Romaniſierung des Landes durch die Legionen, das ſukzeſſive Erlöſchen der einheimiſchen Redeweiſe, Zerſetzung rätiſcher Lokalnamen zuerſt durch die Lateiner und nach ihrer Vertreibung durch die vordringenden Kolonien der Deutſchen, neue Formen mit rätiſchem Kern veranlaſſen eine Fülle überraſchender Bemerkungen und entwickeln nicht ſelten ganz unerwartete Kombinationen zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit, deren Geſetz und Typus mit logiſcher Konſequenz nachgewieſen ſind. Daß ſich z. B. die Gotenkolonie, welche König Theodorich unter die Breunen ſchickte, zu Goſſenſaß am Brenner niederließ; daß man in den Schluchten dieſes tiroliſchen Pyrenäus wenigſtens bis ins neunte Jahrhundert herab und lange nach der Überſchwemmung Rätiens durch die Germanen ſogar in den Seitentälern des Innſtromes noch romaniſch geredet habe, iſt gewiß ſelbſt in Tirol nicht allgemein bekannt. Begierig bin ich nur, welche Aufnahme Steubs Behauptung, das unſern rätiſchen Urvätern mehrere Laute des lateiniſchen Alphabets, namentlich o, b, g und d gänzlich mangelten, bei den Tiroler Gelehrten findet, und was man in Brixen, in Gufidaun, in Gargiz und zu Ladurns zu ſolchen Theorien ſagen wird. Noch mehr aber muß es verzagte Gemüter verwirren, wenn ihnen Herr Steub vordemonſtriert, die heutigen Lokalnamen Tſchöfs, Tſchölis und Tſchötſch haben auf rätiſch Casúsa, Calusa, Cacusa; Gſchlis aber gar Cacalúsa geheißen und heißen müſſen; ferner daß ein und dasſelbe Calurusa nach Maßgabe rätiſcher Betonung bei den Deutſchen in Schalders oder in Gleirſch, Vuluturusa in Pfluders und Vulaturunusa in Velthurns, Vularusa in Blärs und Velders, Vulacatura bei den Romaniſchen in Blatſchadura, bei den Deutſchen in Bilgader übergingen. Und doch beruhen dieſe Metamorphoſen auf unumſtößlichen Geſetzen des menſchlichen Sprachorgans, deſſen mehr oder weniger vollſtändige Aktion auf die rätiſche Nomenklatur ſowohl durch Romanen als Germanen Herr Steub, wie uns deucht, nicht ohne Gewandtheit und Schärfe ausgemittelt hat. Bequemer wäre es freilich, Serfaus auf den gotiſchen Landpfleger Servatius und Velthurns auf das germaniſche Feldturm zurückzuführen, als das alträtiſche Saravusa und Vulaturunusa herauszufinden. Die Tiroler Zweifler ſollen aber gefälligſt bedenken, daß ſich in Dingen der Wiſſenſchaft die Erklärungsweiſe löblicher Handwerker und Küſter in mehreren und in weſentlichen Punkten von der Methode freier Forſcher unterſcheidet. Sicher wird man auch fragen — denn wer in Tirol kennt des ſcharfſinnigen Diez romaniſche Grammatik? — wie man etwa wiſſen könne, daß die rätiſche Silbe Ca im Munde der Romanen in die Ziſchlaute tſcha, tſche oder tſchö übergehe, und wie man auf die ſcharfſinnige Bemerkung verfallen ſei, daß die verſchiedene Lage des rätiſchen Akzentes im nämlichen Worte auch verſchieden lautende deutſche Wortformen, z. B. Ems und Matſch aus dem urkundlichen Amates, Vels und Fließ aus Velusa erzeugen konnte*)?

---

*) Das Proparoxytonon Ámates gibt Ems, das Paroxytonon Amátes aber Matſch, wie aus Vélusa Vels und aus Velúsa Fließ, aus Cásusa Tſchöfs, aus Casúsa Gſeiß, aus Cálusa Tſchöls, aus Calúsa Schleis entſtand.

Das eben iſt die wundervolle Frucht des beſſern Wiſſens, der in Tirol ſo gefürchteten Gedankenarena und als häretiſch verſchrieenen Disziplin. Statt die oft genialen, oft aber auch etwas abenteuerlichen und gewagten Kombinationen dieſer Unterſuchung der Steubſchen Phantaſie mutlos und erſchrocken ohne nähere Prüfung zu verurteilen und zu verwerfen, wird man bei gewiſſenhafter und bedächtiger Leſung der ohnehin kaum 185 Seiten zählenden Broſchüre den geiſtigen Gehalt und den innern Zuſammenhang der neuen Anſichten leicht entdecken, zugleich aber auch die ſtarken und gründlichen Stellen von den ſchwankenden und bloß ſyſtematiſchen unterſcheiden lernen. Bedenken muß die Sache bei den Tirolern jedenfalls erregen, das Buch wird aber, wenn man ſeinen Inhalt nach den im Lande ſtereotyp herrſchenden Vorſtellungen bemißt, wenig Glück zu erwarten haben, wie weiland Kants Definition des Denkens, der lateiniſchen Definition desſelben Begriffes bei Storchenau und Baumeiſterus gegenüber, in Tirol unterliegen mußte. Überdies ſind unſere Landsleute in Dingen des Wiſſens beinahe wie die Orientalen in der Medizin. Dort ſoll der Hekim den Klienten ohne Langweile diätetiſcher Vorſchriften plötzlich wie durch Zaubertrank von dem Übel befreien, in Tirol aber möchte man ebenſo mühelos und mit Vermeidung weitſchweifiger Mittelſtufen gleichſam durch Intuition und myſtiſche Erleuchtung mit einem Sprung auf die Höhe der Erkenntnis kommen, — ſicheres Zeichen, daß der ſäkulariſierte Wiſſensdrang die modernen Räter noch nicht ergriffen hat. Pikiert durch dieſen Spruch nimmt vielleicht doch einer aus ihnen Steubs Buch in die Hand, ärgert ſich vielleicht gleich eingangs des Buches über das Argument, daß die Urväter der Tiroler und die Etrusker deswegen eines und desſelben Stammes waren, weil ſich die erſtern Räter, die letztern aber „Raſener" nannten, als wenn dieſe beiden Namen gemeinſame Wurzel und Bedeutung hätten.

So iſt es aber in der Tat, beide gehen auf den Stamm Ra zurück und ſind davon — nach Herrn Steub — ebenſo ſprachrichtig abgeleitet wie Caieta, Ca-eta Ga-eta und Cae-sena von Ca Ga, Velete und Velsuna von Vel, Caluta und Calusuna, Caruta und Carusuna von Cal und Car. Ja ſelbſt die Form 'Ρασένα komme als Rasuna und

Rasana, als Ras, Raſen, Roſein, Roſanna, Roſenna und Raſchein unter den rätiſchen Namen jetzt noch vor.

Dieſes Zurückführen zweier Wortfamilien auf eine gemeinſchaftliche Wurzel iſt etwa nicht bloß ein mögliches und auf Hypotheſen geſtütztes, ſondern ein unbeſtreitbares und zwingendes; es muß ſo ſein, es iſt unentfliehbare Notwendigkeit und Konſequenz, demonſtriert uns das bewegliche Ingenium des Herrn Steub. Wahrhaft, die Wiſſenſchaft hat zuzeiten etwas Impertinentes, in Tirol wollen ſie aber niemandem geſtatten, impertinent zu ſein. Ungleich mehr Hoffnung auf Erfolg hätte das Buch, wenn der Verfaſſer die formell ſo ſchön ſezierten Lokalnamen der alten Räter auch in Sinn und Bedeutung zu erklären wüßte. Das liegt aber bis jetzt nicht im Umfang unſeres Wiſſens, denn es gibt keinen Anhaltspunkt, die appellative Bedeutung der raſeniſchen Wurzeln zu beſtimmen, und ſo vermag es auch Herr Steub nicht, oder doch nur in wenigen Stellen, und da nur unvollkommen. Daß z. B. Car auf rätiſch Berg, und Vul oder Vel Waſſer bedeute, hat Herr Steub herausgebracht und dadurch allerdings den Schlüſſel zu vielen, von Car und Vul abgeleiteten Namen gefunden. Nach dieſer Vorlage begreift man freilich, wie die Räter ihre Einödhöfe auf der waldigen Bergſeite oberhalb Brixen Caruta (Gareit) nennen konnten.

Wäre Herr Steub mit den Hauptreſultaten ſeiner Forſchung und ihrem nächſten Korollar nur auch zufrieden! Aber nein, in der Löſung einer Frage liegt ihm ſchon der Keim zu einer zweiten, und des Fragens und Antwortens iſt kein Ende abzuſehen. Geben wir Herrn Steub auch inſoweit nach und laſſen uns überzeugen, daß vom Adula und dem Berner Oberlande bis an die Pinzgauer Tauern und vom Karwendel bis Verona ein und dasſelbe Volk ſeßhaft war, und daß dieſes Volk mit den Etruskern am Arno die gleiche Sprache redete, ſo iſt ihm dieſe Nachgiebigkeit und dieſer Glaube noch viel zu wenig, Herr Steub will auch ſogar vermuten, daß nicht nur keltiſches Blut in Rätien niemals eingedrungen und folglich keltiſcher Schnitt und keltiſche Färbung in Rätien nirgend zu entdecken ſei, ſondern daß ſogar die ehemaligen Karner und Noriker, die Helvetier, Rauraker und

Ligurer urſprünglich „raſeniſcher Sippſchaft“ angehören, was ihm die Keltomanen auch niemals verzeihen werden.

Nachdem uns Herr Steub eine ebenſo zahlreiche als reſpektable Verwandtſchaft zuſammendemonſtriert, unterſucht der Vermeſſene am Ende des Buches auch noch die Frage, ob die „Räto-Raſener“ einen eigenen, zwiſchen Kelten und Pelasgern eingeſchobenen, von beiden unabhängigen Hauptſtamm bildeten, oder ob ſie einer dieſer beiden Raſſen beizuzählen ſeien? Die Ehre, ein Hauptvolksſtamm zu ſein, wird den Rätern zwar abgeſprochen, dagegen auf ihre Deſzendenz von den Pelasgern nicht ohne Zuverſicht hingedeutet. Die Pelasger aber, wie bekannt, waren die unmittelbaren Vorgänger, Coäven und Vettern der Hellenen zu beiden Seiten des ägäiſchen Meeres und füllten einſt die ganze illyriſche Halbinſel bis herauf zu den karniſchen Alpen mit ihren Kolonien und ihren rohen Monumenten. Auf dieſem neuen, noch undurchforſchten Boden tritt Herr Steub allerdings etwas leiſe und behutſam auf. Nur ein Problem, eine Anſicht legt er vor und erwartet erſt von der Zeit vollſtändigere Löſung, wozu er indeſſen proviſoriſch und ganz im Geiſte der etruskiſchen Argumentation (pag. 150—156) einige Präludien gibt. Schon die Neugierde, wie es Herr Steub anſtelle, um zu beweiſen, daß der tiroliſche Bach Pfluw und der griechiſche Berg Olympus auf pelasgiſch gleichmäßig Buluva, Flains oberhalb Brixen und Olynth im mazedoniſchen Erzdiſtrikt aber Buluniſa heißen, ſoll wißbegierige Leute allein ſchon bewegen, den kurzen Anhang zur Diatribe ganz und aufmerkſam durchzuleſen. Wie die Romanen und Germanen ihrerſeits die räto-pelasgiſchen, ſo zerſetzten und verwandelten andererſeits die Hellenen die thrako-pelasgiſchen Namen, und vielleicht ließe ſich aus dieſem gemeinſchaftlich geführten Verwandlungsprozeß die in der neueſten Zeit noch, wie man weiß und täglich ſieht, zwiſchen Griechen und Deutſchen ſo warm und innig hervortretende Bruderliebe erklären.

Joh. Joſ. Ign. Döllinger: Heidentum und Judentum. Vorhalle zur Geſchichte des Chriſtentums.

(1858.)

Der Verfaſſer dieſes Buches iſt nicht den Jahren, aber den Taten nach ein Veteran der Wiſſenſchaft, nebenher einer der größten Bücherkenner unſerer Zeit und als Kirchenhiſtoriker, Religionsphiloſoph und ausgelernter Meiſter der Kontroverſe nicht bloß allen Gelehrten Deutſchlands wohlbekannt; ſein Ruf iſt ein europäiſcher, weil das Gewicht und die Bedeutung des Döllingerſchen Wortes in allen Fragen des kirchlichen und religiöſen Wiſſens von ganz Europa anerkannt und nicht ſelten auch empfunden wird. Wenn dialektiſche Schärfe, wenn ein ruhiger, kühler Blick, wenn umfangreiches Wiſſen, das nie verſagende Wort und eine an Theodor Mommſen und Hammer-Purgſtall mahnende Arbeitskraft zu einer Antonomaſie berechtigen und er ſelbſt oder ſeine Standesgenoſſen nicht proteſtieren, möchte ich ihn den Gorgias der chriſtlichen Theologen nennen. Mit der Anerkennung eines ſeltenen Talentes indeſſen und eines wohlbegründeten wiſſenſchaftlichen Rufes iſt noch nicht ausgeſprochen, daß man in jeder Meinung des Geprieſenen auch die eigene Anſicht wiederfinde, und daß man überall als unbedingter Proſelyt ſeiner Argumente gelten wolle. Unſere Wege gehen in vielen Dingen weit auseinander, und irgendeine rein kirchliche Schrift des Verfaſſers kritiſch zu beſprechen, wäre mir niemals in den Sinn gekommen, weil ich von der Lieblingsbeſchäftigung meiner Jugend — den kappadoziſchen Kirchenvätern und den Bollandiſten — ſchon längſt abgeſprungen und nicht etwa zum klaſſiſchen Heidentum, wie Julian der Apoſtat, wohl aber zu den heidniſchen Klaſſikern übergetreten bin, und in ihrem heitern Verkehr gegen die Leerheit und die Langeweile des ſchnellverrinnenden Lebens die einzige und letzte Medizin gefunden habe. An kirchliche Dinge freilich kann man mit ſolchen Geſinnungen die Hand ohne Gefahr nicht legen, weil von den Gottesgelehrten an Empfindlichkeit ſelbſt die empfindlichſten aller Sterblichen: die Dichter und Grammatiker, noch übertroffen werden, und mit Gefühlen, die Millionen Menſchen den innern Frieden geben, überhaupt nicht zu ſcherzen iſt. Auch iſt es, wenn ich hier eine Ausnahme von der Regel mache, nicht etwa der katholiſche Geiſtliche, nicht der Theologe, ja nicht einmal der Chriſt, von dem ich rede, es iſt der ausgezeichnete Gelehrte, der vortreffliche Styliſt, der Doppelgänger meiner eigenen Studien, es iſt — um es mit einem Worte zu ſagen — der Philoſoph des klaſſiſchen Heidentums, auf den ich die Aufmerkſamkeit des gelehrten Publikums lenken möchte. Nimmt man drei oder vier Perioden, die, wo nicht den katholiſchen Dogmatiker, ſo doch den Chriſten vermuten laſſen, aus dem Buche weg, ſo könnte ein Seneca oder irgendein genialer Heide aus der Schule des Pythagoras ebenſogut als ein katholiſcher Presbyter aus München der Verfaſſer ſein. Hoffentlich nimmt Mr. Clément mit ſeiner neueſten Sammlung lateiniſcher Kirchenpoeſien kein Ärgernis, wenn ich von den beiden ſtreitenden Grundelementen, dem chriſtlichen Glauben und dem heidniſchen Wiſſen, letzteres allein im Auge behalte und mit aller Achtung vor dem erſtern dieſes Mal am zweiten allein meine Freude habe.

Die wiederholten Bemühungen, die neun Muſen des Heſiodus aus dem Okzident zu vertreiben, müſſen wiederholt mißlingen, weil ein geheimer Inſtinkt das demantene Band zwiſchen dem heidniſchen Gedanken und der chriſtlichen Tat in Europa nicht zerreißen läßt. Ja, bei den Kulturvölkern des Okzidents iſt die Überzeugung allgemein, daß ohne jenes geiſtige Teſtament des klaſſiſchen Altertums weder die humane Geſittung in der Welt überhaupt erhalten und fortgebildet werden könne, noch ein wahres Verſtändnis des Chriſtentums ſelbſt möglich ſei. Und die Zahl derjenigen, die das Heidentum als bloße Negation, als dämoniſchen Irrſal, als Chaos und Unnatur betrachten, und dagegen meinen, das Chriſtentum ſei ohne innern Zuſammenhang mit der Vergangenheit gleichſam als unmotivierter Akt göttlicher Willkür ex abrupto in die Welt gekommen, ſchwindet ſichtlich, um dem Glauben Platz zu machen, daß bei allem ſcheinbar

Zufälligen im Geiſte des Heidentums eine gewiſſe Geſetzmäßigkeit ein Eingehen dieſes Geiſtes in immer beſtimmtere Formen zu erkennen ſei, und daß vom dunklen Urquell aller geiſtigen und ſittlichen Erkenntnis die menſchlichen Dinge in natürlicher Strömung auf die Zeit herabgefloſſen ſeien, wo das Chriſtentum nach Aufzehrung der letzten Kraft als Notwendigkeit und als einzig möglicher Rettungsfaden aus verzweiflungsvollem Labyrinth erſcheinen und mit ſeinem Inhalt die große Leere wieder füllen mußte. In dieſem Gedanken liegt etwas eigentümlich Beruhigendes und Tröſtliches, weil klares Verſtändnis, weil Maß, Plan und Ordnung auf geiſtigem Gebiete wie in der Politik dem Menſchen von jeher ein Bedürfnis war. Dieſem Bedürfnis zu begegnen und eine in der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Kirchengeſchichte oft genug gefühlte Lücke auszufüllen hat es an Verſuchen bisher nicht gefehlt. Und iſt Herr Döllinger auf dieſen Gedanken auch nicht zuerſt verfallen, ſo hat er ihn mit Hilfe der fremden Vorarbeiten und des eigenen Ingenium doch lichtvoller, glänzender und vollendeter durchgeführt, als alle, die vor ihm an das Unternehmen gegangen ſind. Der Verfaſſer hat die zerſtreuten Lichtfunken der Vorgänger in einem Brennpunkt konzentriert und ein mit wahrer Künſtlerhand gemeißeltes Bild des Altertums hervorgebracht, welches in der Hauptanlage ſelbſt dem ſtrengſten Richter neu erſcheinen und genügen muß.

Das Buch ſelbſt hat nicht weniger als 885 Seiten Lexikonoktav; der Inhalt gruppiert ſich aber ſo lichtvoll und überſichtlich um den Zentralgedanken, daß man ſich gleich beim erſten Überblick den Plan des Werkes und den Ideengang des Verfaſſers ſelber konſtruieren kann. Dieſer Zentralgedanke tritt uns wie die Inſchrift eines koloſſalen Monuments gleich am Portal entgegen. „Der Genius des Altertums“, heißt es in der Vorrede, „verſucht, erſchöpft, verbraucht alle auf der einmal gegebenen und überlieferten Grundlage möglichen Kombinationen, die ganze ihm inwohnende plaſtiſche Kraft. Erſt nachdem er vollſtändig ſich verleiblicht, nachdem jede ſeiner Doktrinen, Formen und Inſtitutionen ihre Lebenskraft erprobt und — aufgezehrt hat, tritt mit dem Zeitalter der Antonine der große, den Zeitgenoſſen freilich nicht ſichtbare, von wenigen nur geahnte Wendepunkt ein, und wird ein Blatt in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes umgeſchlagen.“ — Jn den Sinn dieſes umgeſchlagenen Blattes einzudringen und ihn jedermann verſtändlich zu deuten, d. h. um das verborgene Keimen und das endliche Hervorbrechen der größten Erſchütterung, die das menſchliche Geſchlecht in ſeinen edelſten Beſtänden je getroffen, in ihrer geheimnisvollen Werkſtätte zu belauſchen, hat der Verfaſſer in ſeinem Werke den umfaſſendſten, bis jetzt bekannten Verſuch gemacht.

Warum fürchtet man ſich vor Worten und warum ſcheut man ſich, in der ſiegreichen Begründung des chriſtlichen Glaubens- und Jdeenkreiſes die durchgreifendſte, vollſtändigſte und lehrreichſte aller ſozialen Revolutionen zu erkennen? Hat dieſe ſoziale Revolution nicht alles, was im Orbis Romanus zu Recht beſtand, umgeworfen? Hat ſie nicht von den unſcheinbarſten Anfängen, von der verachteten Oppoſition eines kleinen Häufleins von „Handwerkern, Weibern, Bettlern und Sklaven“ in einigen Winkelgaſſen von Rom ausgehend, das bürgerliche Geſetz, die Roſtra auf dem Forum, die Götter des Kapitoliums, den öffentlichen Kultus, die kaiſerliche Adminiſtration, das Diadem, das Heer, die geſellſchaftliche Hierarchie, die Sitte und den Beſitzſtand der Romuliden langſam, aber mit furchtbarer Geduld unterwühlt, und nach dem unwiederherſtellbaren Bankerott aller ſittlichen und politiſchen Triebkräfte den Plan einer neuen Weltordnung auf die Ruine hingezeichnet? Unter Kampf und Widerſtand geht der Ausbau dieſer neuen Weltordnung ohne Pauſe fort. Und eben weil nichts in der Welt die Torheit der Weiſen belehren, nichts den ſchlaftrunkenen, matten Blick der Gewalt bedeuten kann, iſt die chriſtliche Revolution permanent.

Wir ſind nicht wenig auf das Prognoſtikon begierig, welches der Verfaſſer im Verfolge ſeines Werkes dem chriſtlichen Bewegungsgedanken ſtellen wird. Bis jetzt hat ſich die Wirkſamkeit dieſes chriſtlichen Bewegungsgedankens über die Grenzen des alten Jmperium Romanum und über die nächſten Dependentien hinaus nur langſam bewährt, im Kampfe gegen den Brahma-Buddha aber und gegen den Konfuzius ſich beſonders ſchwach gezeigt. Auch hat er bisher kaum den fünften Teil der Erdbewohner in ſeine Bahn gezogen. Sogar

Rückſchritte, Verluſte und Niederlagen ſind teilweiſe eingetreten. Und Niemand vermag vorherzuſehen, ob der weltbewegende göttliche Gedanke bloß mit den altererbten Streitmitteln der romaniſchen Zentraliſation die an den Islam verlorene Terrainhälfte wieder zu gewinnen und am Ende den ganzen Erdboden auf den im Evangelium ausgeſtreckten Grad der Vergeiſtigung zu erheben gegründete Ausſicht hat. Dem Chriſtentum in ſeiner irdiſch-kirchlichen Inkarnation kann man nicht ohne Grund denſelben Vorwurf machen wie der politiſchen Oppoſition: es zerſtört ſchnell, iſt aber langſam, wo nicht gar machtlos im Neugeſtalten, wenn ſich ihm als bindende und ziviliſierende Kraft nicht ein drittes Element beigeſellt. Die Verbreitungsſchnelligkeit des Chriſtentums als Beweis ſeines göttlichen Urſprungs gelten zu laſſen, iſt bei der geſteigerten Aktenkunde von jetzt an weder nötig noch ſchlußgerecht.

Die Überzeugung aber, daß kein Deus ex machina, ſondern überall nur die ewigen Geſetze der ſittlichen Weltordnung im Spiele waren, iſt im Gemüte des Leſers nur durch ein Rundgemälde, durch ein erſchöpfendes, Zug für Zug aus der Wirklichkeit entlehntes Konterfei des geſamten im Orbis der Cäſaren eingerahmten griechiſch-römiſchen Altertums hervorzubringen, durch ein Bild, ſage ich, zu welchem die ganze Fülle des heidniſch-klaſſiſchen Gedankenkapitals den Inhalt, die Farbe und den Umriß liefern muß. Mit einer Zeichnung dieſer Art hat in kleinerem Maßſtabe, aber mit Meiſterhand, Alexis de Tocqueville zum Verſtändnis der noch nicht ausgegorenen, noch nicht abgeklärten und verſöhnten großen franzöſiſchen Staatsumwälzung von 1789 unlängſt ſeine Zeitgenoſſen überraſcht. Zur Verrichtung ähnlicher Taten bedarf es aber mehr als Eifer, mehr als bloße Redlichkeit und guten Willen; es iſt hier ein Wiſſen, eine Sinnestiefe, eine Geiſtesfreiheit und ein phyſiſches Können nötig, wie es die Natur von jeher nur ausnahmsweiſe verliehen hat. Und wenn wir im Verfaſſer einen dieſer reichausgeſtatteten und bevorzugten Günſtlinge der Muſen erkennen, ſo darf ein ſolches Urteil nur die Frucht des ſtrengſten und gewiſſenhafteſten Examens ſeiner Leiſtung ſein. Ohne eigene Vertrautheit indeſſen und ohne langwierigen Verkehr mit der Geſamtüberlieferung des klaſſiſchen Heidentums würde das Examen ſelbſt mit Nutzen kaum anzuſtellen ſein. Der Leſer ſoll ſich nicht verwundern, wenn hier mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt und mit ungewöhnlicher Behutſamkeit vorgegangen wird. Die Gefahr, anzuſtoßen, liegt nahe, und gewiß iſt das religiöſe Element unter allen Gegenſtänden wiſſenſchaftlichen Forſchens derjenige, in welchem das Lob des einen am leichteſten und häufigſten als Tadel und Verkürzung des andern angeſehen wird. Da aber ein Werk, wie das vorliegende, wenn es halten ſoll, was es im Vorworte verſpricht, ohne die geiſtige Verlaſſenſchaft des klaſſiſchen Altertums nach Inhalt und Gedankengang vollſtändig zu überſehen, nicht möglich iſt, zur Bewältigung des koloſſalen Materials aber auch das genialſte Menſchenleben nicht mehr ausreicht, ſo iſt der erſte Eindruck beim Erſcheinen ſolcher Schriften gewöhnlich Unluſt, Zweifel und Verdacht, weil der Menſch im allgemeinen nur das für möglich hält und gelten läßt, was er ſelbſt verrichten zu können glaubt. Der Verfaſſer wird es ſelbſt am beſten fühlen und auch gern eingeſtehen, daß er ohne die zahlloſen Vorarbeiten, Überſetzungen, Kommentarien und hiſtoriſch-philoſophiſchen Einzelpräparate, die der Fleiß der Gelehrten vor und neben ihm zu überſichtlichem Verſtändnis der alten Autoren geliefert hat, mit ſeinem Thema nicht aufgekommen wäre. Aber alle dieſe Vorarbeiten, Kommentarien und Einzelpräparate der Vorgänger zu kennen, zu leſen und zu prüfen, den neueſten Stand der Forſchung überall zu erlauſchen, und die Werke des Altertums ſelbſt, wenn auch nur flüchtig, im Original zu leſen, überſteigt die gewöhnlichen Arbeitskräfte wiſſenſchaftsbefliſſener Leute in einem Maße, daß man einem ſolchen Konquiſtador auf dem Gebiete der Gelehrſamkeit überall genau auf die Finger ſehen und ihn ebenſo beharrlich, wie er ſelber iſt, im irrſalvollen Labyrinth ſeiner Konſtruktionen verfolgen muß. Man will wiſſen, ob und wo er fremdes Gut als Eigentum verkaufe, und namentlich, ob er anderer Leute Zitate, ohne zu prüfen, blind nachzitiere, wie man es in ſogenannten Original- und „Bahnbrecherwerken“ bei genauerem Nachſehen oft genug finden kann.

Ich habe Zeit und Mühe nicht geſcheut, von den 2912 Zitaten dieſes dickleibigen Buches, ſoweit die angezogenen Schriften bei der Hand waren, das meiſte und wichtigſte zu verifizieren. Und wenn ich den Verfaſſer von der Unachtſamkeit, ohne jegliches gewiſſenhaft zu prüfen, vorgängeriſche Zitate nachzuſchreiben und hie und da ſelbſt nur halbrichtig, einige Male auch ganz irrig auf klaſſiſche Stellen hinzuweiſen, nicht ganz ledig ſprechen kann, ſo muß ich doch zugeſtehen, daß bei weitem die Mehrzahl, beſonders in den Werken des Altertums, die Probe hält und den Beweis liefert, daß ſich der Verfaſſer zur Stütze ſeiner Theſen in der Hauptſache durchgehends auf Selbſtgeleſenes beruft. Um dem Verfaſſer auch in der Tat zu zeigen, daß er in dieſem Punkte wenigſtens von läßlichen Sünden nicht ganz freigeblieben, will man ihm von der geringen Zahl ganz irriger Belege nur ein einziges vorhalten, deſſen nachläſſige Stellung den Leſer vor allen übrigen unangenehm berührt. Nach Seite 481 ſoll beim Überhandnehmen griechiſchen Erziehungsweſens in Rom ſchon Ciceros Großvater die merkwürdige Erfahrung gemacht haben: „daß bei einem Römer ſeine Bösartigkeit im Verhältnis zu ſeiner Vertrautheit mit den griechiſchen Autoren wachſe.“ — Als Nachweis für dieſe auffallende, in unſeren Tagen beſonders gewichtvolle Sentenz wird vom Verfaſſer kurz und oberflächlich Cicero de Oratore 6 angeführt, was ganz irrig und unverſtändlich iſt. Dieſe dem Markus Cicero, Vater (nicht Großvater) des berühmten Staatsredners Markus Tullius, entlehnte Bemerkung findet ſich in der beſagten Schrift Lib. II, cap. LXVI und lautet im Original: nostros homines similes esse Syrorum venalium: ut quisque optime Graece sciret, ita esse nequissimum. Hier iſt nicht von Vertrautheit mit den griechiſchen Autoren, ſondern von der Fertigkeit in der griechiſchen Sprache die Rede, wie ſie junge Römer von ihren korrupten Pädagogen und Schulmeiſtern erlernten, von denen es in Rom damals wimmelte.

Mängel dieſer Art hindern inzwiſchen doch nicht anzuerkennen, daß der Verfaſſer ſein Thema mit dem möglichſt vollkommenen Apparat der klaſſiſchen Gelehrſamkeit wie der neueſten Länder- und Völkerkunde zu begründen und auszuſchmücken ſich bemüht. Man könnte ſogar zweifeln, ob von allen in Deutſchland, England und Frankreich erſchienenen, wenn auch noch ſo kleinen und nur einem Bücherkenner wie Döllinger nicht entgehenden Schriften, Broſchüren, Monographien uſw. irgend etwas Brauchbares und ſein Vorhaben weſentlich Förderndes vom Verfaſſer nicht zu Rate gezogen ſei, oder ob ſonſt irgendeine literariſche Eigenliebe ſich über Vernachläſſigung zu beklagen habe. Nur von Eduard Röth in Heidelberg hat auch Herr Döllinger nichts wiſſen wollen, ob er gleich im Abſchnitte über Altägypten im allgemeinen, Seite 822 aber insbeſondere, wo von Jehova geredet wird, aus Röths Geſchichte der abendländiſchen Philoſophie das Ende der Note 175 recht gut hätte brauchen können.

Sollte in Deutſchland wirklich noch, wie man hier und da behauptet, ich aber nicht glauben mag, das Vorurteil beſtehen: das philoſophiſche, hiſtoriſche, kritiſche, oratoriſche und ſtiliſtiſche Wiſſen habe, wie einſt die Bundeslade in Iſrael, auch in Großgermanien noch heute nur in einem beſtimmten Winkel ſeinen exkluſiven Sitz, und jenſeits dieſes gefeierten Muſengrundes ſei eitel Finſternis, geiſtiges Unvermögen und klägliches Philiſtertum, ſo hätte zur Abſchwächung dieſer ſchädlichen, nur durch ebenbürtige Tat, nicht durch Polizei und Deklamation zu beſiegenden Phantaſie Herr Döllinger namhaft beigetragen. Wer ſo viel weiß und das Deutſche ſo korrekt und elegant ſchreiben kann, wird im Urteile verſtändiger Leute diesſeits wie jenſeits des Thüringer Waldes gleichmäßig reſpektiert. Es iſt hier in der Tat weder Kontroverſe, noch eigentlich Kirchenphiloſophie, noch ſonſt irgendeine auf einſeitiger Grundlage gebaute Reflexion, es iſt eine mit ſo bewunderungswürdiger Klarheit umriſſene und ſo einfach und doch meiſterlich ausgefüllte kulturhiſtoriſche Enzyklopädie des heidniſchen Altertums, daß jedermann, weſſen Glaubens und Landes er immer ſei, aus dieſer Schrift etwas lernen kann. Sie iſt gewiſſermaßen eine Hauspoſtille und erſetzt jedenfalls eine größere Bücherſammlung für alle jene Leſer, die ſich über verſchiedene noch dunkle oder nur matt beleuchtete Stellen der alten Welt, z. B. über Einrichtung und Form des heidniſchen Gottesdienſtes, über Heroen- und Totenfeſte, über Myſterien, Seelſorge und theologiſchen Lehrbegriff, über Schul- und Bücherweſen, über ſittliche und bürgerliche Zuſtände der einzelnen Volksklaſſen; kurz, über die Möglichkeit einer fortlaufenden und zuſammenhängenden Biographie des philoſophiſchreligiöſen Gedankens des alten Heidentums gründlich und ausreichend unterrichten möchten.

Wer aber früher adoptierte Anſichten und Meinungen auf die Autorität des Verfaſſers hin nicht gleich fallen laſſen will, oder wer aus denſelben Prämiſſen andere Schlüſſe zieht, der findet im Buche doch wenigſtens die Gründe mit den Originaltexten angeführt, auf welche der Verfaſſer ſeine Theſis ſtützt. Obgleich Herr Döllinger in ſeinem Fache vielleicht mehr weiß, als mancher andere, hat er ſich doch nicht unter jene Gelehrten gerechnet, die nach ihrer Meinung alles wiſſen und die uneingedenk, daß es nur ein fortſchreitendes Erkennen gebe, den Widerſpruch durch inappellable Orakelſprüche für alle Zukunft aus der Welt verbannen möchten. Der Satz: alles Zeremoniell und der ganze äußere Kultus der Chriſten ſeien ſchon bei den Heiden üblich geweſen, kann im allgemeinen nicht mehr angeſtritten werden. Wenn aber der Verfaſſer die Waſchungen und Luſtrationen, wenn er das Weihwaſſer und die Waſſertaufe der Heiden für einen bloß mechaniſchen Akt der körperlichen Säuberung erklärt und nicht zugeben will, daß dieſe Handlungen in der Meinung des Volkes ſchon damals ein Bild innerer Reinigung, ein Symbol der Sündenvergebung geweſen, ſo kann man mit ebenſo guten, wo nicht beſſeren Gründen das Gegenteil behaupten. „Je mehr Waſſer über den Kopf herabrinnt, um ſo mehr Sünden gehen von der Seele weg", antwortete ein am Strande Lyciens andächtig niedergekauerter kleinaſiatiſcher Muſelmann auf die Frage, warum er nicht aufhöre, die Salzflut ſich eimerweiſe über den Kopf herabzuſchütten? — Es wird immer deutlicher, daß ſich von den religiöſen Vorſtellungen und gottesdienſtlichen Praktiken eine weit größere Anzahl, als man glaubt, trotz Chriſtentum und Iſlam im Volksleben der Oſthälfte des Orbis Romanus (von der weſtlichen redet man hier nicht) aus der heidniſchen Urzeit bis auf dieſen Tag herab erhalten hat, was man freilich nur im nähern Verkehre mit der niedern Geiſtlichkeit und mit den unteren Volksklaſſen bemerken, aus Büchern aber ſelten lernen kann. Chriſtentum und Iſlam haben in dieſen Ländern nur die Oberfläche aufgeregt und umgewandelt, in die Tiefe iſt weder das eine noch der andere bleibend eingedrungen, und der große Haufe der byzantiner Welt iſt im Grunde heute noch, was er zur Zeit des Königs Midas und des Philoſophen Anaximander war. Das gemeine Volk und die Weiber, ſagt Strabo mit ungalanter, wahrhaft kappadociſcher Ungeſchliffenheit, könne man nicht durch Vernunft führen; — das müſſe durch Götterfurcht geſchehen, die ihrerſeits nicht ohne Fabeldichtung und Wunderſage beſtehen könne. Beide Inſtrumente der Volksleitung — Vernunft und Fabel — lagen gleichmäßig in der Hand der Philoſophen. Die Prieſterſchaften, ohne Lehre und ohne Tradition, waren im Heidentum bloß liturgiſche Verrichter; Seelſorger, Volkslehrer, Tröſter in Gemütsbedrängnis und Mißgeſchick war im klaſſiſchen Altertum der Philoſoph. Cicero, wie alle ſeine Zeitgenoſſen, dachten nicht, daß Religion zur Sittlichkeit und Tugend führen könne; nur die Philoſophie gebe Hilfe gegen den allgemeinen Verfall und die ſteigende Entartung des menſchlichen Geſchlechts. Die Philoſophen als Depoſitäre des lebendigen Gedankens, nicht der große Haufe und die Prieſterſchaft, ſind daher gemeint, wenn beim Verfaſſer von geiſtiger Inſolvenz-Erklärung und von ſittlichem Bankerott der alten Welt geſprochen wird. Der große Haufe, wie man weiß, und die liturgiſchen Verrichter machen niemals Bankerott. Sie reichen in allen Nöten mit dem Beſtehenden aus, fürchten jede Störung im Hergebrachten und bereiten, wenn ſie Richter ſind, einem Sokrates und einem Diagoras das gleiche Los. Ganz unrecht hätte demnach der Staatsphiloſoph Adam Müller am Ende doch nicht, wenn er die ſittliche Weltordnung auf das Spiel der Gegenſätze ſtellt. Die Triebfeder der Bewegung war im Orbis Romanus zerbrochen, der Proteſt, die Oppoſition verſtummt. Das Chriſtentum hat beides aufgenommen und neu belebt. Das Chriſtentum iſt Bewegung, Proteſt, Oppoſition. Es iſt die ſtehende Miliz gegen Unnatur und Schlechtigkeit.

Den Gegenſtand weiter zu verfolgen und in den Ideengang des Verfaſſers tiefer einzudringen, wird nicht nötig ſein. Es handelt ſich ja nicht um eine vollſtändige Inhaltsanzeige, noch weniger um eine Kritik im ſtrengern Sinne. Man hat nur einige Reflexionen zuſammengeſtellt, denen kein Leſer dieſes bedeutenden Buches entrinnen kann.

J. Ph. Fallmerayer / Schriften

Zweiter Band

Jakob Philipp Fallmerayer

Schriften und Tagebücher

Fragmente
aus dem Orient. Neue
Fragmente. Politiſch-hiſtoriſche
Aufſätze – Tagebücher

In Auswahl
herausgegeben und
eingeleitet
von
Hans Feigl und Ernſt Molden

[illegible]

1 9 1 3
München und Leipzig bei Georg Müller

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Fragmente aus dem Orient

Vorrede.

Was der Fragmentiſt über die gegenwärtigen Zuſtände Deutſchlands, beſonders über die Revolution, über die Andächtigen und über die Ruſſen denkt.

Vergeblich ſucht man es noch länger zu verdecken und zu vertuſchen, es bricht überall durch die Rinde hervor und drängt ſich in alle Gemüter ein: Wir Deutſchen ſind in der öffentlichen Meinung Europas auf Null herabgeſunken, ſind außerhalb der heimiſchen Grenzen als Nationaleinheit für nichts geachtet und im großen Wechſelſpiel der Weltgeſchäfte von niemand mehr in Rechnung gebracht. Wir ſind nur noch gemeinſames Objekt und gleichſam die Materie des großen Völkermarktes, wo der Fremde auf das „fleiſch- und knochenreiche Tier ohne Kopf" ſpekuliert und ſeine Fonds auf die Deutſchen legt als Guano für Befruchtung des Ackerbodens in Texas, am Pruth, am Kur und Amazonenſtrom. Politiſch, wir wiſſen es wohl, hat uns der Dreißigjährige Krieg getötet. Daß aber infolge wiederholter Niederlagen auf dem Gebiete praktiſcher Wiſſenſchaft, der letzten philoſophiſchen Reſtauration zum Trotz, auch das geiſtige Falliment in Ausſicht ſtehe, wo nicht gar — wenigſtens im Sinne der Fremden — ſchon ausgebrochen und öffentlich angeſchlagen ſei, zeigt ſich erſt jetzt allmählich im Hintergrund. Unſere Zeit will die Tat, nicht die unfruchtbare Idee und das leere Wort, wie es von jeher in Deutſchland üblich war. Das größte Kleinod ſelbſtändiger Nationen — den äußern Kredit und das öffentliche Zutrauen auf nachhaltige innere Kraft und expanſive Wirkſamkeit — haben wir verſcherzt. Nicht daß es uns in der Meinung der Nachbarn an phyſiſchen Hilfsmitteln, an materiellen Kräften und nervigem Arm gebräche, um eine der erſten Rollen im europäiſchen Drama auszufüllen, nein, das geiſtige Geſchick und die Fähigkeit, die natürliche Kraft nach Sinn und Takt fruchtbar anzuwenden und zu rechter Zeit und in ſchicklicher Weiſe tätig zu ſein, ſprechen ſie uns völlig ab; ja ſie berechnen ſchon voraus den Termin, wann das Wort „Deutſchland" auf der Mappe des Weltteils nicht mehr zu ſehen iſt. Und während man bei uns faſt ſtündlich mit Sorge dem Erlöſchen des osmaniſchen Sultanats entgegenſieht und ſich vorläufig über die, ohne unſere Mitrede zu vollziehende Beuteverteilung unmaßgebliche Konjekturen macht, erwägen die freundlichen Nachbarvölker für ſich in der Stille, welche Trümmer des zerfallenden germaniſchen Staatskörpers dem Intereſſe eines jeden der Aſpiranten am beſten ſtünden. Denn daß wir in der zerbröckelten Ordnung zwiſchen zwei rührſamen Koloſſen eingeengt in die Länge unzermalmt beſtehen können, glaubt außer den Deutſchen ſelbſt in Europa niemand mehr.

O das glückliche und beneidenswerte Frankreich! Es hat die Erinnerungen ſeiner glorreichen Leiden und ſeiner Revolution; es hat Napoleon und die Bewunderung aller Zeiten und aller Nationen; es hat, was Deutſchland fehlt, es hat die Männer der Tat und der Intelligenz; es hat, was wir nicht haben und niemals haben können, eine lebendige Geſchichte unſterblicher Taten und unvergänglichen Ruhmes, das großartige, erhabene, kunſtreiche Drama unſerer Zeit, dem wir nichts als Eggena-Wangenberg-Cattiſche Jordans-Juſtiz, Arnims Polizeigenie und die „Wallfahrt nach Trier" entgegenzuſtellen haben. Das ſind freilich auch große Taten, und beſonders ſind es klare Gedanken in anmutigem leichten Stil! Aber dennoch gewinnt Reichtum und elegante Einfachheit im Periodenbau des „kleinen Provenzalen" dem Sieben-Eiſen-Solen-Satz des deutſchen Kirchen-Rolands gegenüber auch hier das Spiel! Man erwartet vom billigen deutſchen Leſer, er werde dieſem Ausruf der Bewunderung fremder Größe und fremden Glückes, eigener Bedrängnis gegenüber, keine unpatriotiſche und falſche Deutung unterlegen. „Contemni turpe est, legem dare superbum" lieſt man ja ſchon im Petronius!

Am weiteſten in der Schätzungslinie haben uns unter allen politiſchen Rechenmeiſtern die Ruſſen zurückgeſtellt, vermutlich weil man die profunden Studien deutſcher Metaphyſiker über die „Konſtruktion der Weltentwicklung" zu Nowgorod noch viel weniger als an der Seine und Themſe zu würdigen verſteht. Ruſſiſchen Anſichten nach gehören die deutſchen Stämme mit Moldo-Wlachen und Bulgaro-Gräken ungefähr in eine und dieſelbe Kategorie und genießen ungefähr denſelben Grad politiſcher Achtung und Ehrenhaftigkeit, den man genannten Miſchlingsvölkern an der Newa zu gewähren pflegt. Und beſteht ein Unterſchied, ſo iſt es nicht moraliſche Würde, nicht höhere Befähigung zur Herrſchaft, es iſt unſere Sklavenkapazität, es iſt Knochenhaftigkeit und ſchmiegſamer Sinn, was uns im Moskowiter Tarif etwa noch über Moldo-Wlachen und Bulgaro-Gräken ſtellt.

Mit der ruhigſten Unverſchämtheit in Wort und Miene, ja ohne auch nur zu ahnen, daß ſie uns kränken können, behaupten die Ruſſen, wir Deutſchen tragen den Stempel der Knechtſchaft, der politiſchen Imbezillität und Verkommenheit, nach Art gewiſſer hoffnungsloſer Stämme, offen und leſerlich an der Stirne geſchrieben, und es frage ſich nicht, ob, ſondern wann, wie und wem wir Zins und Robot zu leiſten haben. Die Türken außer Beſitz zu ſtellen und die äſthetiſch-empfindſamen Niemetzſtämme in die Schlinge zu ziehen, iſt Seele und Leben des Ruſſentums. Die Hälfte der Arbeit, ſagen ſie, iſt bereits getan, da wir die Zertrümmerung des weiland galliſchen Joches bei eigener Unmacht anerkanntermaßen ruſſiſchem Heldenmute allein zu verdanken haben und dem „Befreier" nach allem Rechte in ewiger Schuld verpfändet ſeien. Auch ſehen die Ruſſen jedesmal einander bedeutſam an und lächeln ſpöttiſch, wenn in Büchern und Reden deutſche Freiheit als einheimiſches Produkt deutſcher Erde geprieſen wird. Helleniſche Rodomontaden über eigenkräftiges Sein, und deutſche Siegerhymnen haben in Rußland gleichen Wert. Beide, Griechen und Deutſche, ſind als unentfliehbare Beute bereits in Einnahme geſtellt und für künftige Disziplin in ruſſiſchen Liſten vorgemerkt. An der Zeit iſt nichts gelegen, der Moskowiter rechnet auf die Ewigkeit ſeines Staates, und eben weil er niemals Eile hat, gelangt er am ſicherſten zum Ziel.

Wende man nicht ein, daß uns Staatsverträge, fremde Garantien und diplomatiſche Aktenſtücke in beſter Form vor ſolcher Gefährlichkeit ausdrücklich ſicherſtellen und der Fragmentiſt in libyſcher Melancholie vielleicht Dinge ſieht, die gar nicht ſind. Wer wüßte denn aber nicht, daß geſchriebenen Texten meiſtens ein ungeſchriebener als authentiſcher Interpret und Kommentar zur Seite geht und daß Brief, Urkunde und des Diplomaten Unterſchrift nur zu Verhüllung des wahren Gedankens und der ſtillen Praxis erfunden ſind?

Wir ſind das einzige große Volk, deſſen Selbſtſchätzung mit der Meinung des Auslandes in geradem Widerſpruche ſteht. Während wir uns theoretiſch an der eigenen Größe laben und von der Majeſtät germaniſchen Namens berauſcht an ideale Eroberungen in fremder Zone denken, verhandelt man in der Nachbarſchaft, wer uns das Penſum vorzulegen und uns für Koſt und Lohn in Dienſt zu nehmen habe. Lange merkten wir nicht, wie ſchlimm es auswärts ſtehe, und nun es von allen Seiten ruchbar wird, fragen ſie verlegen herum, wie Deutſchland in der öffentlichen Schätzung ſo tief geſunken und bei den Fremden in ſo übeln Ruf gekommen ſei? Liegt der Fehler an uns, oder trägt fremde Ungunſt allein die Schuld? Unſere natürlichen Feinde, unſere giftigſten Widerſacher und Verleumder ſind jedenfalls die Ruſſen. Bei den Ruſſen ſind Religion und Wiſſenſchaft nach der im Lande geltenden Ordnung nicht viel mehr als zwei gefällige Dirnen, die nebenher auch das Kupplergeſchäft für die weltliche Autorität des Kaiſer-Pontifex zu beſorgen haben. Der Deutſche dagegen baut der Religion einen Thron im Herzen wie ſeiner Königin und huldiget der Wiſſenſchaft wie einer großen weltgebietenden Macht. Zwiſchen ſolchen Völkern iſt der Haß inſtinktartig und jedes Verſtändnis eine Unmöglichkeit, beſonders wenn ſie als Nachbarn in täglicher Berührung ſind. Der gottesfürchtige, ritterliche Sinn, die Achtung vor dem Weibe und vor dem Menſchen als Individuum, ſind ſie nicht aus den deutſchen Wäldern ausgegangen und bilden ſie nicht bleibenden Gegenſatz, zugleich Schreckbild und Ironie des Ruſſentums? Aber bei aller Andacht, Freiheitsliebe und Gelehrſamkeit ſind wir Deutſchen — das wiſſen die Ruſſen — doch insgeſamt geborne Knechte unſerer Fürſten, und auf dieſen Zug im deutſchen Nationalcharakter bauen die Ruſſen ihren Eroberungsplan. Haben ſie erſt die Fürſten in ihr Netz gebracht, ſo haben ſie in ihrer

Meinung auch uns ſelbſt, das deutſche Volk, die Philoſophen und geſchwätzigen Kathederhelden wie eine willenloſe Herde gefeſſelt und eingetan, um ſofort alles weitere Gerede über „Konſtruktion der Weltentwicklung", über dialektiſche Selbſtbewegung, über Menſchenwürde, über Phänomenologie des (Hegelſchen) Geiſtes, und beſonders über Staatsverbeſſerung, über Beſchränkung der Gewalt, über Budget und über die heilige Tunika durch Dekorationen und Rutenhiebe ſtumm zu machen. Ein Teil des Projektes iſt leider zu gut gelungen, und wenn das Fatum für die Niederlagen deutſcher Freiheit nicht fortwährend beſſer ſorgt als die Weisheit unſerer Gewaltigen, ſo wird der Keim des Übels mitten unter uns bald genug zum Vorſchein kommen. Der Anfang iſt ſchon gemacht, die Klage wird täglich lauter, dringlicher, einſchneidender und alte Sympathien fangen zu erkalten an. Der Gedanke, „man müſſe ſich bei der notoriſchen Schwäche und Ratloſigkeit der Führer ſelber helfen und die träge Gewalt im gemeinſamen Intereſſe vorwärts treiben", iſt für jede beſtehende Ordnung der erſte Schritt zum Untergang. Die Gewaltträger haben nur die Wahl, entweder den allgemeinen Unwillen des deutſchen Volkes gegen das um ſich greifende Ruſſentum in der ganzen Herbe und Bitterkeit patriotiſcher Leidenſchaft zu teilen und mitzuempfinden, oder auf Schwierigkeiten im eigenen Lande bereit zu ſein. Das letzte wäre überall ein großes Unglück, da die innern und weſentlichen Bedingungen nationaler Exiſtenz ohne zerſtörenden und ſelbſtmörderiſchen Kampf auch in Deutſchland nirgend zu unterdrücken und auszutilgen ſind. Alle Übel der Gegenwart, die Bedürfniſſe im Innern wie der Mißkredit nach außen, werden unbedingt, und vermutlich auch großenteils mit Recht, den verabſcheuten Apoſteln der Newa-Tyrannei, den Ruſſen und ihren betörenden Mahnungen und Zuflüſterungen aufgebürdet, weil die Deutſchen allerdings an Schwäche und Fahrläſſigkeit, unmöglich aber an ſelbſtwillige und bleibende Verblendung ihrer natürlichen Lenker glauben können. Gewiß iſt nur, daß man uns in den teuerſten Gütern bedroht, die Wächter aber befangen ſind, oder die Gefährlichkeit nicht ſehen wollen. Wenn man indeſſen ohne offene Ungerechtigkeit auch nicht ſagen darf, daß die germaniſche Triantarchie unter ruſſiſcher Anleitung geradezu gegen alle billige Ordnung und zeitgemäße Verbeſſerung ihrer Landesverwaltung konſpiriere und aus böswilliger Abſicht das Übel verlängern wolle, ſo weiß man doch, wie nach jeweiligem Stand der Dinge in Rußland die Zügel der Gewalt auch in vielen andern Landen laxer gehalten oder ſtraffer angezogen worden ſind. Ganz irrig wäre am Ende der Verdacht alſo dennoch nicht, ob er gleich im natürlichen Triebe der Gewalt für Selbſterhaltung ſeine genügende und verzeihliche Erklärung fände.

Wer aber hat die Schuld, wenn der magiſche Schimmer, wenn der Heiligenſchein, der früher die weltliche Gewalt und ihre Träger umſchwebte, in den drei letzten Dezennien unſeres Jahrhunderts zerfloſſen iſt? Wenn, was früher als hehr, als unantaſtbar und über gemeine Ärmlichkeit erhaben galt, ſich jetzt unter die Kategorie gewöhnlichen Mäkels ſtellt und den Augen der enttäuſchten und nüchternen Menge als eine Gattung höhern Gewerbes, als mehr oder weniger Gewinn tragende Spekulation erſcheint? Wir fürchten, die Enzyklopädiſten des vorigen und die Volksgunſtjäger des laufenden Jahrhunderts ſeien hier weniger beteiligt als die Praxis der Dynaſten ſelbſt. Nur zu häufig hat man im chriſtlichen Europa auf etwas verzichtet, was die Osmanli unter dem Bilde der Abweſenheit gemeinen Haſchens nach Beſitz und Gut von jeher als notwendiges Attribut öffentlicher Gewalt erkannten und mit dem Ausdruck „Saltanat“ als angebornes Erbteil ihres Regentenhauſes bis auf den heutigen Tag betrachtet und geprieſen haben.

Die weltliche Macht — zu großem Leidweſen ſei es geſagt — hat faſt überall ihre moraliſche Unterlage, hat in Europa die hauptſächlichſten Bedingungen wirkſamer Exiſtenz beinahe ganz verloren, ja hat ſich in den meiſten Staaten ſelbſt getötet und man hält die Plätze für vakant, das heißt, man ſucht neue Titel, neue Beglaubigung, um wiederherzuſtellen, was eigene Torheit vernichtet hat. Denn die Notwendigkeit einer alles belebenden und befruchtenden, alle Kräfte in ſich aufnehmenden und bewältigenden weltlichen Zentralgewalt hat man in den Ländern Europas niemals lebendiger gefühlt als in dieſem Augenblick allſeitiger Bedrängniſſe und Beſtrebungen der bedenklichſten Natur. Aber man will, daß dieſe weltliche

Zentralgewalt der Staaten nicht nur ſtark, man will, daß ſie auch intelligent und ehrlich ſei, und das nennen ſie die „Revolution“. Stark, intelligent und ehrlich zu gleicher Zeit! wahrhaft, das iſt für menſchliche Gebrechlichkeit zu viel verlangt! Welchen Reiz hätte es noch unter ſolchen Umſtänden, Cazique, Imperator und Rex zu ſein! Fragen, warum und wie es den Europäern nur eingefallen ſei, die öffentliche Machtübung an ſo freudenloſe Bedingniſſe zu knüpfen, wäre ebenſoviel als nicht verſtehen, warum der Mann im dritten Dezennium des Lebens andere Bedürfniſſe empfinde und andere Reden führe, als der Knabe von dreizehn Jahren. Oder ſind die großen Volkseinheiten nicht denſelben Geſetzen moraliſchen Wachstumes untertan wie das Individuum? Deutſchland mit dem ganzen Okzident iſt in dieſem Sinne, nach unvermeidlichen Geſetzen und gleichſam legitim, der Revolution verfallen, und es verwahrt ſich laut gegen verlängerte Minderjährigkeit und ihre kindiſche Diſziplin. Kann man ſich denn gar ſo hart entſchließen, redlich im Geſchäft zu ſein und ſtatt launenhaft über korrupte und willenloſe Knechte, lieber vernunftgerecht über freie Männer die Gewalt zu führen? Einerſeits unwilliges Sträuben der alten Praxis wider jede Selbſtreform, und andrerſeits unabtreibbares Andringen neuer Bedürfniſſe und neuer Ideen rütteln an den Grundlagen aller Staaten, und das Wogen der ringenden Kräfte ſtellt in Europa ein Schauſpiel dar, das ſelbſt die höheren Mächte mit ernſtem Blick verfolgen.

Bei dem anerkannten Notſtand der weltlichen Erben der alten Hierarchie ſind im latino-germaniſchen Europa nur noch die Revolution und die Kirche als die beiden lebendig wuchernden, und die gelähmte Hülle im widerſtrebenden Sinne neu beſeelenden und befruchtenden Kräfte übrig geblieben. Beide ſind zur Hand und bieten ungeladen und nicht ohne Zudringlichkeit ihren „uneigennützigen und wohlgemeinten“ Beiſtand an, um, wie ſie ſagen, dem aus Selbſtverſchuldung Gefallenen freundlichſt aufzuhelfen und nebenher durch untrügliche Geheimmittel alle Not der Zeit zu bannen.

Um ſich ausſchließlich geltend zu machen, feinden ſich die nebenbuhleriſchen Kräfte natürlich untereinander ſelbſt aufs heftigſte an, beſchuldigen ſich gegenſeitig der ſchwärzeſten Abſichten und ſparen ſogar den Vorwurf des Verrates nicht, als wollte im Grunde jede der beiden helfenden Gewalten die Gantmaſſe für ſich ſelbſt konfiszieren und nach ſeligem Hintritt des Patienten den leeren Platz beſetzen.

Daß Vibius Egnatius Tartuffius in Europa auch wieder einmal ſouveräne Launen haben, herrſchen, Steuern erheben und plündern möchte, iſt ſeines beharrlichen Leugnens ungeachtet eine ausgemachte Sache. Vibius Egnatius hält die Zeit für günſtig, hat aber die ungebührliche, langfingerige, nur alten Bankerottierern eigentümliche Haſt, nach dem verlornen Gut zu greifen, den geheimen Sinn und die verdeckte Unterlage ſeiner geiſtlichen Prozeduren ſelbſt verraten. Man hat ſogar bemerkt, das Vibius bei jeder Staatskrankentröſtung mit Andacht im Gemach herumzublicken und ſich von der künftigen Erbſchaft gleichſam voraus ein Kleinod auszubitten pflegt, nebenher aber doch immer volle Rechnungen und unbezahlte Forderungen anzumelden hat. Vibius Egnatius Tartuffius wird und kann nicht ruhen, bis er entweder ſelbſt zermalmt iſt oder bis er alles gewonnen hat.

Soll das eine Kriegserklärung, ein Akt der Feindſeligkeit gegen Vibius Egnatius und ein Tadel ſeiner geiſtlichen Praxis ſein? Wir ſtellen die aus der Natur großer Kräfte notwendig hervorkeimenden äußern Erſcheinungen, wie der Naturforſcher ſeine Reſultate, ruhig und zornlos dem Leſer zur Betrachtung hin. Vibius handelt, muß gleichſam und hat folglich ein Recht zu handeln, wie es ihm ſein eigenſtes inneres Weſen gebeut. Wir erkennen und behandeln, gleich den nordamerikaniſchen Demokratien, alle de facto beſtehenden Kräfte als legitim.

Vibius, wie man aus Büchern weiß, iſt ſchon einmal Herr in Europa geweſen und hat das Geſchäft im Großen und mit rieſenhaftem Erfolg betrieben, ſo lange er ſtärker und intelligenter war als die ihn bekämpfende Gegenkraft. Aber die Kunſt, das Glück zu ertragen und ſeine Herrſchaft durch Weisheit und Mäßigung, durch Fortſchritt und zeitgemäße Verbeſſerung dauerhaft zu machen und bleibend zu begründen, hat Vibius Egnatius Tartuffius ebenſowenig verſtanden, als der nun ſeinerſeits tief verkommene Nachfolger im

Regiment für ſein eigenes Heil aus fremdem Unglück Vorteil zu ſchöpfen gelernt hat.

Tadeln kann und wird dieſe Redewendung, dieſe allegoriſche Bezeichnung eines an und für ſich ehrwürdigen und in ſeiner urſprünglichen reinen Geſtalt für die menſchliche Geſellſchaft ſegensvollen Inſtitutes, der Leſer ſicherlich nicht. Er muß dieſe Umſtellung vielmehr loben und ſich im Herzen darüber freuen, weil er ſieht, daß wir das Unantaſtbare vom Verweslichen unterſcheiden, daß wir das Heilige in Demut ehren und nirgend die Kirche als göttliche Heilsanſtalt, als Vertreterin überirdiſcher Intereſſen und als letzten und einzigen Troſt bedrängter Seelen leichtſinnig und frevelhaft berühren, ſondern nur das Levitenelement in ſeiner irdiſchen Erſcheinung, in ſeinem Mißbrauch, in ſeiner Ausartung, in ſeiner Ironie und Verweltlichung der Analyſis unterwerfen. Wir ſagen dieſes ausdrücklich zur Beruhigung jener einfachen, ungeſchminkten und wahrhaft gottesfürchtigen Gemüter, denen es nicht an geſundem Sinn und an Wahrheitsliebe, wohl aber an Standhaftigkeit, an Kraft und Mut gebricht, ſich zu deutlicher Erkenntnis und zu ſelbſtändigem Urteil über das kunſt- und trugvolle Labyrinth andächtiger Heuchelei zu erheben.

In der Hand des Menſchen kann ſich nicht einmal das Göttliche inkorrupt erhalten und für ſchwache Geiſter muß Betörung und Irrſal unvermeidlich ſein, wenn ſie hohe ſittliche Vollendung, wenn ſie das in Liebe ſich ganz hingebende chriſtliche Erbarmen dicht neben geiſtlichem Hochmut und wildem Spuk raſender Zeloten, wenn ſie engelreine Sitte und wahrhaft evangeliſche Gemütseinfalt neben Gleisnerei, Hinterliſt und Tücken durchtriebener und abgefeimter Intriganten gemeinſchaftlich an demſelben Bau beſchäftigt ſehen. Darin beſteht eben die Stärke des Vibius Egnatius, daß er das Gute wie das Schlechte, das Gemeine wie das Erhabene, die Kraft wie die Schwäche, die Tugend wie das Laſter in gleicher Weiſe ſeinem Zwecke dienſtbar machen kann.

Vibius hat wie einſt Romulus ein Aſyl gebaut, wo alle Grade der Tugend wie der Verdorbenheit für gemeinſamen Betrieb Nummer und Zelle haben. Denn Vibius Egnatius hat nur den einen Gedanken, ſich um jeden Preis wieder auf die verlorne Höhe weltlicher Macht hinaufzuſchwingen und mittel- oder unmittelbar die oberſte Leitung der öffentlichen Dinge in Europa, ja womöglich in der ganzen Welt, in ſeine Hand zu bringen. Das Süßeſte aller Gefühle, der Berauſchendſte aller Genüſſe iſt Befehlen und Gehorſamfinden im großen Stil. Tartuffius fühlt zwar das ganze Gewicht und den vollen Reiz dieſes alten Axioms. Tartuffius geſteht es aber nicht offen ein, weil Tartuffius weiß, daß man die meiſten Menſchen durch Schein und leere Phraſen täuſcht und fromme Gaukelei der ſicherſte Weg zur Herrſchaft über die Menge iſt. Mit ſalbungsvoller Miene und in den erbaulichſten Worten verſichert Tartuffius, während ſeine Hand in unſern Taſchen wühlt, er verachte die Welt, ihre Reichtümer, ihre Lüſte und ihre Macht und ſei einzig für das ewige Heil, für die Rettung meiner und ſeiner Seele aus hölliſchem Element beſorgt. Und obgleich er dieſes edle uneigennützige Beſtreben, für das er ſich zwar hienieden reichlich bezahlen läßt, in Zeitſchriften wie in dicken Büchern, in Sendſchreiben und Pamphleten wie mündlich vom Katheder und gleichſam von den Dächern herab ununterbrochen rühmen und verkünden läßt, glaubt man ihm doch nicht mehr ſo unbedingt wie früher, ja man lacht ſogar ein wenig über das phariſäiſch-andächtige Gebärdenſpiel, weil man Tartuffius jetzt beſſer kennt, weil man hinter dem Heiligenſchein den verkappten Spekulanten ſieht, und weil man dieſem Tartuffius aus der Vergangenheit und aus der *Tat*, nicht mehr aus den Syllogismen hypokritiſcher Adepten und imbeziller Eiferer den Leumund ſtellt.

Tartuffius weiß es, daß ihm die Intelligenz des Jahrhunderts entgegen iſt, und daß er bei den Freiſinnigen und Nüchternverſtändigen in ganz Europa nur für einen andächtigen Komödianten und verſchmitzten Taſchenſpieler gilt, vor deſſen Praktiken ſich jedes wohlgeordnete chriſtliche Gemeinweſen in acht zu nehmen ſucht. Dieſes Bewußtſein iſt die Hölle des Vibius Egnatius Tartuffius. Keine Demut der Einfältigen, keine Huldigung der Blindgläubigen, und ſelbſt die Obedienzen verzagter Könige vermögen es nicht, ihm für dieſe Qual Erſatz zu leiſten. Ja, Tartuffius ſieht die leicht errungene Beute heimlich ſelbſt mit Verachtung an. Ihn gelüſtet nur nach

Übermannung des ſtarken, des freigeſinnten, des ſelbſtändigen, durch falſche Andacht und ſchlechte Künſte nicht zu betörenden Gegenparts auf Wegen der Gewalt. Denn im Grunde iſt es um Tartuffius und ſeine Andächtigen ein hochmütiges, herrſchſüchtiges, rachgieriges, grauſames und unverſöhnliches Geſchlecht und wären, wie einſt bei den Götzenpfaffen des Huitzilopoſchtli und bei den Schülern St. Dominiks, Schrecken und phyſiſcher Zwang überall ſein liebſtes Argument. Gewalt ohne Inſolenz, Macht ohne Rache und zu beſtrafende Widerſetzlichkeit langweilen am Ende ſelbſt die gleisneriſche Sanftmut eines Tartuffius.

Tartuffius als Obergewaltsherr könnte nur Fürſten wie Simon Montfort auf chriſtlichem Throne dulden. Inzwiſchen ſucht Vibius durch Verſtellung, durch erheuchelte Sorgfalt und durch kluge Reden dem erſehnten Ziele näherzukommen. „Seht nur,“ jammert er den Gewaltigen unabläſſig vor, „ſeht nur, dieſer Geiſterſchwindel, dieſer Unglaube allein hat die Übel der Zeit — die Finanznot, den Pauperismus, die Staatsſchulden, Mißwachs, Teurung und verminderte Ziviliſten verſchuldet und die Throne umgeworfen.“ Dieſer Unglaube (an uneigennützige Heiligkeit und Weltverachtung des Vibius Egnatius!), fügt der liſtige Mahner hinzu, ſei die natürliche Frucht der fortſchreitenden Wiſſenſchaft, der freien Erkenntnis, des ungefeſſelten Gedankens, der zügelloſen Vernunft, die den Menſchen aller Autorität gegenüber ſtolz, unlenkſam, rechthaberiſch und begehrlich mache. Und auf die Frage, wie dem Verderben am kräftigſten zu begegnen und die rebelliſchen Gemüter am leichteſten unter das Joch zu beugen ſeien, hat der weiſe Vibius überall nur eine und dieſelbe Antwort, die er aber nur im ſtillen und, wie der Tyrann von Gabii, allzeit lieber praktiſch als theoretiſch gibt. Vibius Egnatius hält Feſſelung der Vernunft durch Gewaltmittel, Hemmung der Erkenntnis, Monopol der Wiſſenſchaft, Verzwergung der Geiſter und Verdummung des großen Haufens durch Unwiſſenheit, Aberglauben, fromme Märchen und einſchläfernden Legendentrug für den kräftigſten, ja einzig wirkſamen Talisman, um der alle Ordnung zernagenden Gedankenpeſt zu wehren. Appell an die Fauſt der rohen, geiſtiger Klarheit allzeit abgeneigten Menge wider das kleinere Häuflein der Verſtändigen, Ehrenhaften, Vorwärtsſtrebenden und folglich Unzufriedenen iſt anerkanntermaßen ultima ratio und Programm dieſer mächtigen und wegen ihrer Diſziplin und Klugheit mit Recht gefürchteten Partei des ſtreitenden Kirchentums.

Ob ſich der Kalkul des Vibius Egnatius als falſch oder richtig erweiſe, iſt eine andere Frage und zwar ganz gleichlautend mit dem Problem: „Ob der auf die geiſtige und edlere Seite der menſchlichen Natur Bauende, oder der auf ihre ſchlechteren und niedrigeren Triebe Spekulierende ein beſſerer Rechenmeiſter ſei.“ Unwiſſend, roh und abergläubiſch zu ſein iſt jedenfalls bequemer und mühloſer als das Gegenteil. Den meiſten Menſchen — das ſoll man nicht vergeſſen — iſt der Verſtand zu ſchwer, vielen die geiſtige Freiheit ein gefährliches Geſchenk und Emanzipation des großen Haufens aus den Banden intellektueller Hörigkeit anerkannt die langwierigſte, bedenklichſte und verwickeltſte aller ſozialen Schwierigkeiten.

Wer nur das Mögliche bedenkt, dem ſcheint der Verſuch, alles zur Philoſophie zu erheben, nicht weniger hoffnungslos als das Unternehmen der andern Seite, alles zum Niveau der blinden frommgläubigen Menge herabzudrücken, unnatürlich, unausführbar, beleidigend für die menſchliche Natur und für das ſittliche Gefühl empörend iſt. Warum will man nicht Licht und Schatten, Wiſſen und Glauben, Klarheit und törichten Schwindel friedlich nebeneinander dulden? Iſt denn gar keine Hoffnung des ſüßen Friedens, des vollſtändigen und bleibenden Sieges! Iſt denn wirklich für beide Elemente unausgleichbarer Streit, ewiger Fronkampf das unentfliehbare Los!

Seit dem früheſten Lebensalter iſt der Fragmentiſt mit Vibius Egnatius umgegangen, iſt auch von jeher ein großer Bewunderer ſeines Taktes, ſeiner Menſchenkenntnis, ſeines Gemeingeiſtes und beſonders der unverdroſſenen Zuverſicht geweſen, die ihn zu keiner Zeit, ſelbſt in den verzweifeltſten Momenten nie verlaſſen hat. Vibius Egnatius hat immer Hoffnung und wird in der Arbeit niemals müde wie die Ruſſen, mit deren Praktiken in betreff ſtandhafter Gier, gewiſſenloſer Zweckmittel und letzten Zieles die Seinigen allein zu vergleichen ſind.

Denke man ſich die geiſtigen Zuſtände Deutſchlands, wenn es der einen oder der andern dieſer dämoniſchen Gewalten gelänge, unter dem Titel warmen Bruderbundes ſich des gefährdeten, durch Vernunftforderungen von allen Seiten gedrängten Königtums zu bemächtigen, und auf den Schultern ihres Schützlings ſich zu unkontrollierter Herrſchaft in Europa aufzuſchwingen! Es iſt ſeit einiger Zeit Sitte geworden, in allen Werken deutſcher Geſchichte über die Kirchenſpaltung des ſechzehnten Jahrhunderts, über die Greuel und die verderblichen Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges, beſonders über die unpatriotiſche Herbeiziehung des Schwedenkönigs zu jammern und zu deklamieren. In der Tat, wer könnte dieſem vaterländiſchen Schmerzensruf ſein Mitgefühl verſagen? Wer das Los des zerſtückelten, verwaiſten, in ſich zerfallenen, religiös wie politiſch unverſöhnlich entzweiten Vaterlandes nicht beklagen? Und doch — wir geſtehen es ohne Rückhalt — iſt die geiſtige Freiheit, wenn ſie andern und wohlfeilern Kaufes in Europa nicht zu erlangen war, auch um dieſen furchtbaren Preis nicht zu teuer bezahlt. Seht ihr denn nicht, wie die Dinge auf der iberiſchen Halbinſel, wie ſie in Mexiko und Ravenna ſind?

Inſoweit wären wir mit den wärmſten Anhängern des Lichts und der freien geiſtigen Bewegung auf gleicher Höhe und dem Prinzip nach völlig einverſtanden. Nur in der Anſicht, wie dieſe koſtbaren Güter, ohne welche das irdiſche Daſein und das Beiſammenleben der Sterblichen allen Reiz verliert, wider die täglich wachſenden Gefahren und Angriffe des Erbfeindes zu ſchirmen ſeien, herrſcht einige Verſchiedenheit. Viele meinen das aufſteigende Ungewitter — wenigſtens auf der kirchlichen Seite — durch Zitate aus dem Neuen Teſtament zu bannen und glauben feſt, wenn ſie durch wohlinterpretierte Stellen und durch bündige Schlüſſe öffentlich bewieſen haben, daß Vibius Tartuffius eigentlich gar kein Recht beſitze, die Gewiſſen der Deutſchen zu beunruhigen, kein Recht, mit dem Deſpotismus hinterliſtig Allianz zu ſchließen und plündernd in den irdiſchen Kapitalſtock der Völker herüberzugreifen, ſo ſei alles weitere Bedenken auch ſchon gehoben und werde Vibius Tartuffius ſofort ſeinen geiſtlichen Umtrieben entſagend liebevoll innerhalb der legitimen Schranken bleiben.

Nicht viel klüger ſind andrerſeits jene Schirmvögte öffentlicher Freiheiten, die nirgend lärmen wollen, überall Geduld und Stille predigen und es immer noch für möglich halten, die oberſte Gewalt werde ohne alles Mahnen und Drängen von außen ſich ſelbſt reformieren, ſich durch eigene Weisheit Maß und Grenzen ſetzen und belehrt durch die Vergangenheit ſich weder dem Levitenregiment noch dem Moskowiter Zar in die Arme werfen. Mit eben ſo gründlichen Hoffnungen wartet ja auch der Ruſtikus des Dichters am brückenloſen perennen Strom, bis das Waſſer abgelaufen ſei!

Viele Staats- und Sittenlehrer ſind freilich zur Einſicht gelangt, daß die öffentliche Gewalt nur vom animaliſchen Inſtinkt der Selbſterhaltung getrieben werde und folglich außer „möglichſt breiten Grundlagen“ und ſchrankenloſer Wirkſamkeit kein höheres Bedürfnis fühle, und daß ſie von Natur uferlos und unerſättlich nur durch Gewalt zu dämmen ſei. Hier liegt die große, die entſcheidende Schwierigkeit. „Verwandle du zuerſt deine Natur, ſei enthaltſam, gerecht, unermüdet, tugendhaft, zähme deine Lüſte, ſteure der allgemeinen Not und mach uns alle glücklich; wir aber wollen bleiben, wie wir früher waren, eitel, habſüchtig, feil, gleisneriſch, Gold, Gewalt und Luſt über alles ſchätzend und den Privatvorteil überall dem allgemeinen Nutzen vorziehend, wie es unter uns von jeher üblich war.“ So ruft die „Revolution“ ſeit fünfzig Jahren der öffentlichen Macht in Europa zu, und meint unfehlbar durch dieſes Feldgeſchrei das verlorne Paradies der Gerechtigkeit, des Friedens und des Überfluſſes zu erkämpfen und zurückzubringen. Wiederholter und grauſamer Täuſchungen bedurfte es, um die europäiſchen Völker über das Grundirrtümliche dieſer Hoffnung zu belehren. Keine Veränderung der Regierungsform — jetzt ſieht man es freilich hin und wieder ein — hat Beſtand und bringt die gewünſchte Frucht, wenn die Umwälzung nicht von unten und gleichſam mit dem Individuum ſelbſt beginnt, wenn ſie nicht langſam, aber drohend und beengend wie die Waſſer der großen Flut um den Sitz des Übels kreiſt. So lange die öffentliche Macht überall korrupte und für jede Schlechtigkeit bereitwillige Inſtrumente findet, und ſo lange alles unter und neben ihr käuflich-untertänig ſeine Dienſte bietet, wird und kann ſie ihrer

Natur, Böſes zu tun und über die Schranken zu greifen, menſchlicherweiſe unmöglich entſagen. Faſt jedesmal iſt die Staatsgewalt nicht Muſter und Vorbild, wie man ſagt, ſondern im Gegenteil nur moraliſcher Abglanz und Spiegel der öffentlichen Sittlichkeit. Habt den Mut, ſelbſt gerecht zu ſein und ihr werdet auch gerechte Fürſten haben.

Die allmähliche Überzeugung, daß öffentliche Glückſeligkeit ohne öffentliche Tugend, ohne Entſagung, ohne große und peinliche Selbſtopfer und ohne beſtändiges Verleugnen unſerer Natur unmöglich zu erzielen ſei, hat die Wärme vieler Neuerer und wohlfeil revolutionierender Schwärmer bedeutend abgekühlt und ihre Entrüſtung über die verderbte Welt auf ruhigere Temperatur, ja auf ganz andere Wege und Gedanken zurückgeführt. Andere wenden ſich traurig von der Szene weg, wie der reiche Jüngling im Evangelium mit Entrüſtung aus der harten Sittenpredigt entwichen iſt. Jedenfalls iſt die Zahl der wahren Umwälzer, der ſtandhaften und gefährlichen Gegner der Ungerechtigkeit, der Willkürmacht und der kirchlichen Tyrannei auf dem Kontinent noch lange nicht ſo zahlreich als man glaubt und als für das gemeine Gut zu wünſchen wäre. Folglich iſt auch innerer Verkommnis ungeachtet von der Hand weder für die Gewalthaber ſelbſt viel zu fürchten, noch braucht jene traurige Menſchenklaſſe, welche die Atmoſphäre der Ehrlichkeit nicht erträgt und nur im Pfuhl der Schlechtigkeit atmen kann, für ihre Ernte ſchon jetzt beſorgt zu ſein. Sünde, Langweile und überwiegende Gewalt des Königtums haben noch gute Friſt und unverkürztes Spiel.

Sagen will man nur, daß Umgeſtaltung der Regierungsform mit Schranken aus Papier ohne individuelle Gerechtigkeit nur geringen Nutzen wider ungerechte Herrſchaft biete, und daß an den Übeln, die uns drücken, vielleicht die größere Hälfte der Schuld auf Rechnung der Klagenden ſelbſt zu ſtellen ſei. Auch fänden wir es ganz natürlich, wenn das europäiſche Königtum, nicht beachtend, wie es Raimund VI. ging, doch größere Neigung für die alterprobten Künſte der römiſchen Prieſterſchaft als für die unverſuchten Programme aus Gülhane blicken ließe; oder wenn es am Ende gar noch den Beiſtand des die menſchliche Natur ſelbſt ſchändenden Moskowitertums für wünſchenswerter hielte, als eine Reſtauration durch Vernunft, Tugend und Sittlichkeit. Es gewähren ja Kirche und Zar nachſichtsvoll nicht nur die fürſtlichem Weſen ſo dringlich teure „licentiam peccandi“ in vollem Maße, ſie ſchaffen auch noch Mittel und die Inſtrumente zur Sünde ſelbſt herbei, während auf der andern Seite Vernunft und Sittlichkeit nur Kampf, nur Entbehrung, Einſicht und Selbſtverleugnung in Ausſicht ſtellen und ſchwere Pflichten aller Gattung auferlegen, die den Königen ebenſo unbequem und widerlich als ihren Untertanen verhaßt und läſtig ſind.

Wir ſind — der Leſer ſieht es ja — weder Feind noch Schmeichler der Gewaltigen, können uns aber auch anderſeits für die hohlen Träume unpraktiſcher Schwärmer und Glückſeligkeitsdemiurgen nicht mehr leicht erwärmen. Oder iſt denn nicht alles Extreme ſeiner Natur nach hoffnungslos, und iſt Sichſelbſtmaßgeben nicht das große Geſetz, die unerläßliche Bedingung für jeglichen Beſtand? Fürwahr, allem Geſchrei zum Trotz.

Est inter Tanain quiddam socerumque Viselli!

Dagegen wird aber auch gar nicht verhehlt, daß wir unter allen möglichen Herrſchaften und Staatsgewalten für die der Andächtigen noch am wenigſten Bewunderung empfinden, ja daß uns hypokritiſches, gold- und herrſchgieriges Kirchenregiment, wie es ſich jetzt im Okzident neuerdings geſtalten will, in voller Ausbildung und letzter Konſequenz nicht weniger degradierend, nicht weniger zerſtörend, unmoraliſch und unerträglich als byzantiniſch-ruſſiſche Uebermacht erſcheint. Beide verfolgen ja dasſelbe Ziel, durch Unterdrückung jeglicher freien Geiſtesregſamkeit die Gewalt ſchrankenlos und bequem zu machen, als wenn der europäiſche Menſch der bitterſüßen Frucht der Erkenntnis und Wiſſenſchaft je noch entſagen könnte, oder durch verrückte Pönitenzen noch einmal zur fabelreichen Unſchuld des Wonnealters der erſten Welt zurückzuführen wäre!

Wie die Ruſſen ihre Hebel an die Paläſte der Könige und Tetrarchen ſetzen, ebenſo dienen die Hütten der Proletarier, die ſchlimmen Leidenſchaften der Bedrängten, der Beſitzloſen, der allem Können und Wiſſen abgeneigten ſtupiden Menge, den Kirchlichen als Hypomochlium im Streit wider die „unverſchämten Forderungen der neuen Zeit und des freien europäiſchen Gedankens.“ Der unaustilgbare Trieb zum Beſſern, ja Geſetz und Natur ſelbſt drängen, reizen, zwingen gegen ſolche Mächte zum Widerſtand und der Kampf zwiſchen Licht und Finſternis, zwiſchen perſönlicher Freiheit und ſchmachvollem Ruſſentum, zwiſchen pfäffiſch-demütiger Niederträchtigkeit und freier ſittlicher Würde hat noch nie geruht und kann nicht ruhen, ſolange die Keime des Edlern, der Tugend und Ehrenhaftigkeit nicht völlig erſtickt und ausgerottet ſind. Nur frage man nicht vorwitzig nach dem Ende des wechſelvollen Streites! Das Ende des Widerſtreites zwiſchen dem Schlechtern und dem Beſſern wird zugleich das Ende unſeres Erdenlebens ſein. Die Verzagten verlangt es freilich nach ſchneller Ruhe, und die Kurzſichtigen träumen bleibenden Sieg aus ephemerem Apparat. Feſtere Gemüter haben der Hoffnung auf beides entſagt, ſind aber dennoch heitern Sinnes und zur Tat bereit, weil entſchiedener Wille, weil klares Erkennen der Zuſtände und des nicht zu ändernden, aus unſerer korrupten Natur ſelbſt entſproſſenen Loſes Ergebung und Gleichmut ſchafft.

Vorwort über Konſtantinopel.

Gegen Ende Oktober 1840 bin ich von Trapezunt wieder nach Konſtantinopel zurückgekommen und in dieſem Mittelpunkt der oſtrömiſchen Welt ohne Unterbrechung bis wieder Oktober des folgenden Jahres geblieben. Selbſt während dreimonatlicher Sommerluſt zu Kadi-Köji (Chalcedon) auf der gegenüberliegenden Küſte Anatoliens kam ich faſt täglich in die Stadt herüber, und die flüchtigen Abweſenheiten im nur vier Wegſtunden entlegenen Bujukdere unterbrachen die Strömung des byzantiniſchen Lebens ebenſowenig, da alles dieſes nach türkiſchen Begriffen noch zur Reſidenz des Padiſchah gehört.

Stambul, die Metropolis des Erdbodens, iſt nicht etwa bloß der mit Mauern und Türmen eingeſchloſſene, drei Stunden Umfang haltende und auf zwei Seiten vom Meere beſpülte ungeheure Triangel zwiſchen dem Tor von Adrianopel und der Kanonenſpitze des großherrlichen Palaſtes. Die Vorſtädte zu beiden Seiten des Goldhorns, die Häuſerflut um Skutari, und den langen, grünen, ſchlangengewundenen, tiefeingeſchnittenen Doppelſtreif der Bosporusenge vom Turm des Leander bis hinab zu den flutenden Cyaneen der Fabelwelt – ein unüberſehbares Gewimmel von Hohlziegeldächern und Holzgezimmer, von Gärten, Zypreſſenwäldern, Kegelbergen und Luſtälern, von bleigedeckten goldblitzenden Spitztürmen und Tempelkuppeln, im ganzen über ſechs Stunden lang und über zwei Stunden breit – ſchließt der Name Stambul ein. Es iſt eine Welt für ſich, ein Atlantis der Glückſeligkeit, ein Vorratshaus irdiſcher Wonne, Sitz der Widerſprüche, bewegungsvoll und einſam, Land und Waſſer, das große Weltamphibium voll Blumenduft, Licht und Schatten, und langer Karawanenzüge, voll muſikaliſchſauſenden Wogenſpiels, voll Gondelndrang und vorüberſchiffender

Delphine. Es iſt die ungeheuere Burg des alten Kontinents, nach Oſt und Weſt durch weite Landböden, nach Süd und Nord durch toſende Sunde von fremder Zone losgetrennt. Wer hier mit Kraft regiert, dem gehorcht die Welt. Eine Stadt, die ſolche Ideen weckt, näher und länger anzuſehen, war gewiß nicht verlorne Mühe. Geſchäfte im gewöhnlichen Sinne hatte ich freilich nicht; ich bin ja weder Handelsmann, noch Dichter, noch Philoſoph in Galakleid, noch Faſtenprediger, noch Weltverbeſſerer, noch Chevalier d'industrie, noch Diplomat. Auch die Leckerbiſſen des Bosporus einzuſchlürfen wie jener Archeſtratos, der die entlegenſten Strande beſuchte, „τῆς γαστρὸς ἕνεκα καὶ τῶν ὑπὸ τὴν γαστέρα,“ wie Athenäus ſagt[1]), war nicht mein Beruf. Noch weniger ſann ich auf Mittel und Wege, das deutſche Publikum mit einer neuen, maleriſch gefärbten oder topographiſch genauen und ſtatiſtiſch langweiligen Beſchreibung der ſo oft und ſo gut geſchilderten Konſtantinopolis heimzuſuchen. Wer außer der Gräfin Ida Hahn-Hahn vermöchte in dieſer Sache heute noch weſentlich Neues aufzubringen? Hat nicht jedermann Stambul geſehen? Kennt nicht jedermann den klar ausgeprägten, entſchiedenen, raſchgeſpaltenen, übergangsloſen, aller Verſchwemmung und Mattigkeit feindſeligen Charakter der Landſchaft am Bosporus und wüßte nebenher von Leere, Schmutz, Langweile und kurzem Verſtande der Peroten, von gemeinniedriger Armenierbrutalität, ſowie von gerechtem Stolz ſtupid fanatiſcher Osmanli und der melancholiſchen Rolle der Chriſten in Byzanz zu erzählen? Wem es Vergnügen macht, über die Menſchen geringe zu denken und in den Erſcheinungen des Lebens überall nur die wahre, das iſt meiſtens die ſchlechte Seite, hervorzuheben, wer die Abgeſchmacktheit unpraktiſcher Schwärmer und abgefeimter Sophiſten ganz empfinden und zugleich die Quelle kennen will, aus der die einzig wahre Lebensweisheit des „Koheleth“ gefloſſen iſt, der ſchlage ſeine Hütte in Stambul auf. Hier iſt die hohe Schule aller Schlechtigkeit, aber auch der Schwerpunkt aller Politik. Die Loſe für Europas Zukunft werden zu Konſtantinopel geſchrieben und eingelegt, und vor dem Zug ihren Inhalt zu ergründen und für eigenen Vorteil günſtig auszulegen iſt

---

[1]) „Des Bauches wegen und der Dinge unterhalb.“

Geſamtaufgabe chriſtlicher Diplomatenkunſt. Es iſt ein politiſches Börſenſpiel, eine Tragikomödie in großartigem Stile und mit Vermummung in groteskeſter Natur vor aller Welt Augen durchgeſpielt.

Dieſem Spiele habe ich unter dem großen Haufen des gemeinen Publikums ein ganzes Jahr lang nach Kräften zugeſehen und in einem berühmten Organ deutſcher Öffentlichkeit über die wechſelnden Szenen eine Reihe von Berichten erſtattet, mit denen es freilich nicht jederzeit und nicht bei jedermann getroffen war[1]. Die Szene war damals beſonders lebhaft und die abenteuerlichſten Karikaturen zogen über die Bühne. Natürlich machte man ſich über die Hauptrollenträger, ſowie über die vermutliche Kataſtrophe privatim auch ſeine Gedanken, ſuchte aber nach guter deutſcher Art überall das Vage, das Zufällige zu feſtem Begriff zu erheben oder, wie man ſagt, die objektive Seite der byzantiniſchen Frage herauszuſchälen und einen Maßſtab zu ſchaffen — ein allgemeines Geſetz zu ergründen, um die Irrtümer der Schule und die Schwärmerei der Völker, um Klugheit und Schwäche, Liſt und träge Ehrlichkeit, Erfolg und Niederlage, Gier und falſche Rechenexempel der Staatskünſtler zu gleicher Zeit mit dem ſtarren Dogma der anatoliſchen Kirche und den Hoffnungen Griechenlands zu richten. Vielen mag ſolches Bemühen nutzlos und nach Maßgabe des Vertrauens auf menſchliche Willenskraft ſogar anmaßend und inſolent erſcheinen. Ich aber appelliere an die Tat und an das Fatum von Byzanz. Meine Rede — ich fühle es leider ſelbſt — kann nicht willkommen ſein, ſie bringt ja einen neuen Kandidaten der Weltherrſchaft auf die Bühne und ſtellt Anſprüche, die das humangeſittete Abendland bisher teils gar nicht kannte, teils verachtete und an die es ſogar jetzo noch nicht glauben will, zum Ärgernis vieler als im Prinzip der Schlechtigkeit gegründet, folglich als ſtark, als gefahrdrohend und aus Tücke wider uns vom Schickſal ſelbſt begünſtigt den unwilligen Deutſchen hin. Man muß von einer Wahrheit tief durchdrungen und von gemeinem Eigennutz ſehr weit entfernt ſein, um ſich mit allen Gefühlen ſeiner Zeit und ihrer Koryphäen in Widerſpruch zu ſetzen. Wie traurig, wenn der einzelne gegen die vielen Recht behalten ſollte und wenn die Bilder, wie ſie im nachſtehenden Fragment erſcheinen, nicht gleich Konſtantins Labarum bloß Phantome byzantiniſcher Lüſte, ſondern Weſen mit Körper und Seele ſind!

---

[1] Dieſe Berichte, von welchen die meiſten ihr Ziel erreichten, erſchienen mehr oder weniger verſtümmelt ſämtlich in der A. Allg. Zeitung von Ende Dezember 1840 bis Ende September 1841.

Über die weltgeſchichtliche Bedeutung der byzantiniſchen Monarchie im allgemeinen und der Stadt Konſtantinopel insbeſondere.

„Schlummert nur, und leget ſie ab, eure Sorgenlaſt, die olympiſchen Götter ſteigen ja aus den Gräbern herauf und ſchirmen hinfüro mit Majeſtät ihre alten Sitze am Eurotas und im Eichenhain zu Dodona. Höret ihr nicht den Klang des Silberbogens? Geheimnisvoll und rieſig ſteigt es über die Halden des Pindus herab und entſendet drohende Blicke gegen das wilde, hinter dem Iſter gelagerte Skythenvolk.“ So rief es begeiſtert und triumphvoll durch ganz Europa beim Ausbruch eines großen Ereigniſſes, das man nicht zu nennen braucht. Heute wiſſen wir freilich, der mit Pomp angeſchlagene Päan beſang nur ein Traumbild, eine Phantasmagorie der Schule, man ſah die langen abendlichen Schatten der Parnaſſustannen für antike Heroen an und, wie es nach ſchmerzlichen Täuſchungen immer geſchieht, das Gefühl des Übels drückt mit Doppelgewicht die enttäuſchten Gemüter nieder. Oder leugnet vielleicht jemand, daß der große illyriſche Kontinent, das alte Imperium von Byzanz, die Zukunft der Weltgeſchicke im Schoße trägt? Iſt etwa nicht ſeit tauſend Jahren jeder Verſuch, den byzantiniſchen Himmelsſtrich in die Stömung okzidentaliſchen Lebens hereinzuziehen, unfruchtbar geblieben und zum Teil ruhmlos geſcheitert? Worte, Staatsklugheit, Doktrin und Majeſtät der römiſchen Kirche vermochten ebenſowenig als Kriegsheere und Hinterliſt weltlicher Potentaten den Sinn der Menſchen am Bosporus zu beugen; ſelbſt Wohltat und Hilfe in verzweifelter Not blieben um dieſen Preis verſchmäht. Es liegt etwas Unheimliches in dieſem Phänomen und von der Wiſſenſchaft erwartet unſere Zeit das Verſtändnis einer Tat, die man gerne leugnen möchte, weil man ſie in ihrem letzten Grunde nicht erklären konnte.

> „Mach es heiter und geſtatte den Augen herumzuſchauen, flehte Ajar, und im Lichte laß uns umkommen, wenn es dir alſo gefällt.“

Drei verhängnisvolle Städte gibt es auf der Erde, drei Weltringe, an die ſich die Schickſalsfäden des menſchlichen Geſchlechts hängen: Jeruſalem, Rom und Konſtantinopolis: das eine die Wiege, das andere der Satz, das dritte der Gegenſatz des univerſellen, weltbeſeligenden Chriſtentums. Solange unſer Geſchlecht die Erde bewohnt, iſt und bleibt es unauflösbar dem magiſchen Schimmer der drei ewigen Städte untertan. Biographie der Erde iſt das Chriſtentum: oder haben wir eine andere Aufgabe als Lebendigmachung, Inkarnierung des himmliſchen Geſchenkes in Leidenſchaft und Wechſelſpiel irdiſcher Verhältniſſe? Alle Geſchichte iſt ſeit bald achtzehn Aonen nur Reſultat des Kampfes der beiden Grundelemente, in welche dieſe eine göttliche Urkraft von Anbeginn auseinanderging: beweglicher Lebensprozeß auf der einen Seite und formlos unausgegorenes Inſichverharren auf der andern. Sinnbild des erſten iſt die ewige Roma mit dem ganzen dahinterliegenden Okzident, Sinnbild des andern Konſtantinopel mit dem erſtarrten Morgenland. Alle Kraft, alles Leben, im Reiche der Geiſter wie der Natur, hat von Anbeginn, wie die Weltweiſen ſagen, einen erblichen, durch nichts auszugleichenden Widerpart. Und folglich iſt es ein Geſetz ewiger und höherer Notwendigkeit, was die beiden Hauptquartiere des ringenden Menſchengeſchlechts in Auffaſſung der chriſtlichen Idee nicht weniger als der politiſchen und philoſophiſchen Doktrinen auseinanderhält. Auf beiden Seiten gehen die kleinern Kreiſe allmählich im großen Ringe unter, und alle Zerwürfniſſe, alles Mühſal in Europa erſcheint als Korollar dieſer urelementariſchen Entzweiung der einen Kraft. Wir erkennen — um es gleich vornweg zu ſagen — gegen die gemeine Anſicht der Europäer — einen ureinſäſſigen, jetzt noch lebendigen, mit der Urbs aeterna gleich unſterblichen, unaustilgbaren Reichsgenius von Byzanz als zweites Element der chriſtlichen Welt. Konſtantinopel ward, nach einer Stelle im Geſetzbuche des Theodoſius, auf ausdrücklichen Befehl Gottes erbaut[1]). Wie? denkt ſich mancher, das verknöcherte Kirchentum der Anatolier, das in Dienſtbarkeit der Islambekenner ſchmachtende Byzanz ſtellt man auf eine Linie mit der ſieggekrönten, lebenſproſſenden, weltumfaſſenden Tiberſtadt? Hier betrachtet man die Dinge aus einem höhern Geſichtspunkte und ſchwinget ſich über die Linie enger Parteirede und tagelöhnernder Politik in eine freiere Region hinaus: das Bleibende, das Ewige, die Idee möchten wir gerne erfaſſen. Modalität iſt ja nicht Weſen und nur der Unkundige kann das Zufällige mit dem Unvergänglichen verwechſeln. Der Schatten iſt ſo alt wie das Licht.

---

[1]) . . . Urbis, quam aeterno nomine jubente Deo donavimus. Cod.

Schon früher hat man irgendwo bemerkt, daß etwa nicht bloß einige Praktiken der türkiſchen Staatsverwaltung byzantiniſches Gepräge tragen: das ganze Gezimmer der osmaniſchen Monarchie, die Einteilung der Provinzen, die Hierarchie des öffentlichen Dienſtes, die oberſten Juſtiztribunale in Oſt und Weſt vom Helleſpont, in „Europa und Anatolien", Namen der Ämter, Form der Polizei- und Munizipalverwaltung, Lug, Trug und öffentlicher Diebſtahl der Obrigkeiten, Erbarmungsloſigkeit und permanente Verſchwörung des kaiſerlichen Fiskus gegen Gut und Eigentum der Untertanen ſind bis auf dieſe Stunde — nur mit türkiſcher Benennung — byzantiniſch geblieben. Die hohe Pforte von Ikonium und die Kaiſerhöfe der chriſtlichen Sultane von Byzantium und Trapezus haben ſich in Blut und Leben gegenſeitig durchdrungen, und es iſt heute nicht mehr geſtattet, türkiſches und byzantiniſches Nationalleben als zwei widerſprechende ſich feindlich gegenüberſtehende Elemente auszuſcheiden. Wenn man auch den oberſten Lenker dieſer kompakt ineinander verwachſenen Land- und Völkermaſſe des Orients ſeit Jahrhunderten nicht mehr Βασιλεὺς oder Αὐτοκράτωρ τῶν Ῥωμαίων nennt, iſt das Reich von Byzanz deswegen nicht untergegangen, ſein Geſtirn nicht erbleicht, ſeine Staatsidee nicht erloſchen. Der Einzug der Sultane von Pruſa in die Paläſte Blachernä und Bukoleon war nur ein

---

Theodos. tom. V, lib. 13, tit. V, lex 7 de Naviculariis. — Constantinus M. ad Byzantium aedificandum animum adduxisse ex ἐπιφανείας τοῦ θεοῦ et παιςθέντα τοῦ θεοῦ λόγοις. Sozomen. lib. II, cap. 2.

Wechſel der Perſonen, nicht der Dinge; es war eine materielle Reſtauration und Wiederbelebung verfallender Weltökonomie, ſchirmendes Proviſorium, Inſtrument der Vorſehung, um die Fugen eines Bauwerks aneinander zu klammern, bis die Zeiten voll, und die natürlichen Erben zur Reife der Jahre und zur Fülle der Kraft gekommen wären. Der Kluge weiß, welcher Sinn in dieſen Worten liegt; er wird jedoch über eine allerdings harte und die Nationaleitelkeit vielfach verletzende Theſis kein Ärgerniß nehmen, noch ſie ungeprüft verdammen, weil ihm Verblendung der vielen noch kein Argument gegen beſſere Erkenntnis iſt. Das kohärente Fortleben einer großen, im Abendlande nicht allgemein begriffenen oder doch nicht ſattſam gewürdigten, Europas Zukunft bedrohenden byzantiniſchen Staatsidee anſchaulich zu machen, das iſt die Aufgabe des Augenblicks. Die Zeiten der Vollendung, wo nach der Verheißung nur Ein Hirt, nur Eine Herde, und nur Licht ohne Schatten, fallen über das Gebiet menſchlicher Forſchung und Mühen hinaus. Den ſchwungvollen Glanz der okzidentaliſchen Reiche leugnet freilich niemand; aber Größe und Glückſeligkeit des Abendlandes erblühte aus ſelbſtſtändigem Ausbilden beider Hauptpotenzen der menſchlichen Geſellſchaft — des politiſchen und des kirchlichen Elementes. Der Säkularſtaat konnte bei uns die Kirche nicht verſchlingen, und die Kirche das weltliche Inſtitut nicht aufzehren, und beiden ward — Dank der Wärme germaniſchen Blutes — verſagt, auf ihren Lorbeern zu verſinken. Liebe zur Freiheit und dennoch Ordnung, menſchlich, mitleidvoll, und doch Feuer und Energie, furor teutonicus gegen fremden Zwang. So iſt das lateiniſche Europa. Bei uns iſt die Tugend ins Privatleben herabgeſtiegen, und ſelbſt die öffentliche Gewalt fügte ſich — obwohl gegen ihre Natur — dem ſüßen Joche ſittlicher Milde und Gerechtigkeit. Barmherzigen Sinn und warmes Gefühl für fremde Not kennt man nur im Abendlande. Inſtitute, Orden, öffentliche Anſtalten, um die Tränen der Mitmenſchen zu trocknen und die Summe der von unſerer Natur unzertrennlichen Leiden zu mindern; Menſchen, die hingebungsvoll das Elend in ſeinem Verſtecke freiwillig aufſuchen, Linderung und chriſtlichen Troſt bis in die niedrigſte Hütte bringen, und fremde Drangſal um Chriſti willen zur eigenen machen, kennt man nur bei uns: ſie ſind der ſchönſte Triumph, die weithinleuchtende Strahlenkrone der abendländiſchen Chriſtenheit. Zu Byzanz iſt die menſchliche Bruſt den ſüßen Regungen des Mitleidens verſchloſſen, und an die Stelle unſerer liebevollen Tat ſetzt man dort das leere, troſtloſe unfruchtbare Formular des Glaubens, wie es menſchliche Klugheit für beſtimmt und deutlich erkannte Zwecke nach langem Hader feſtgeſetzt und zugeſchnitten hat. Mit Privattugenden, ſagen ſie, mag es jeder halten, wie er will; es gibt nur „byzantiniſche" Pflichten für das Ganze, d. i. gemeinſames Zuſammenwirken aller Individuen anatoliſchen Namens für Gründung materieller Gewalt und Herrſchaft über die Erde, deren Beſitz Jeſus Chriſtus der morgenländiſchen Kirche teſtamentariſch als Vermächtnis hinterlaſſen habe.

Von der Allgemeinheit und Stärke dieſer anatoliſchen Staatsidee hat man im Okzident vielleicht keine oder doch keine hinlänglich klare Vorſtellung. Hier liegt die Gefahr. Konſtantinopel war die erſte urſprünglich und vollſtändig chriſtliche Stadt des Erdbodens. Dort gab es keine weltliche Macht, von der man erſt Duldung zu erbetteln oder Rechte zu erhandeln hatte; die Dogmatik legte den erſten Grundſtein, ſtieg gleich im Beginn auf den kaiſerlichen Thron und grub der oſtrömiſchen Welt ihr Gepräge ein, tief, unaustilgbar und ungeſchwächt bis auf dieſen Tag. Nur eine Kraft blieb tätig, alle übrigen gingen in dieſer einzigen unter. Die Aktion der Staatsgewalt nach außen war Nebenſache, das Schwert wendete ſich nach innen gegen die Energie der Geiſter, bis das Ungleiche überall geebnet, bis jeder Wille gebrochen, bis alle Spontaneität, alle ſelbſtbewußte Schwingung romäiſcher Nerven getötet und im ungeheuren Länderkomplex nur ein Gedanke übrig war. Man ſagt dieſes nicht, um zu tadeln; man möchte nur auf dieſem Wege zu beſſerem Verſtändnis der Gegenwart gelangen und auch für die nächſte Zukunft einiges mit Sicherheit vorausbeſtimmen. Körper gab es im byzantiniſchen Staatsverbande freilich viele, Seele aber nur eine, Gedanken auch nur einen, und auch nur eine Stadt, die Auserwählte, das apokalyptiſche Jeruſalem am Bosporus.

Für germaniſche Gemüter hat dieſer Nivellierungsprozeß des menſchlichen Geiſtes etwas Zurückſchreckendes. Ohne daß das Staatsüberhaupt die myſtiſche Weihe des Prieſterordens nahm, mußte der byzantiniſche Imperator doch Theologe ſein, in geſetzlich beſtimmten Tagen am Hofe geiſtliche Vorträge, Exegeſen und Homilien halten, weil eigentlich das Evangelium Reichskodex, weil Chriſtus Imperator und der oſtrömiſche Baſileus nur ſeine irdiſche Hülle war. Nicht bloß für zeitliche Wohlfahrt und weltliche Ordnung hatte der „Gottgekrönte" zu ſorgen. Auch das ewige Heil der Untertanen, was ſie glauben und verdammen ſollen, ward in letzter Inſtanz dem Imperator anheimgeſtellt[1]. Als Szepter trug die kaiſerliche Hand das Kreuz und, wie man auf alten Tempelfresken und Münzen jener Länder häufig jetzt noch ſieht, ſchmückte das Zeichen der Erlöſung alle Gewänder, Fahnen und Inſignien des theologiſchen Herrſchers, der den kaiſerlichen Segen erteilte und nach feſtem Glauben ſeiner Untertanen ſogar die Kraft der Mirakel beſaß. Seine Handlungen erklärte das Geſetz für Akte der Providenz und ſtellte ſie folglich außer Bereich menſchlicher Kritik. Daher das Geſetz, welches Tadel eines vom Fürſten beſtellten Dieners, ja ſogar den Zweifel an ſeiner Fähigkeit als Hochverrat und Beleidigung göttlicher Majeſtät beſtrafte[2]. Daher das Ungegorene, das melancholiſch Stille der byzantiniſchen Monarchie; daher die Palaſtwache der Silentiarier und der erklärte Widerwille griechiſcher Ohren gegen Glockenton[3]. Das regſame

---

[1] „Weißt du nicht, daß der Kaiſer Konſtans zugleich Herr des Reichs und oberſter Prieſter iſt, und ſeine Gebote für Kirche und Staat (ſeine Entſcheidungen in geiſtlichen und weltlichen Dingen) gleich bindend ſind?" Gfrörer, Allg. Kirchengeſch. IV, 73.

[2] Disputare de Principali Iudicio non opertere: Sacrilegii enim instar esse, dubitare an is dignus sit, quem elegerit Imperator. Cod. Theodos. lib. V, tit. 13, lex 9. lieb II tit. 4, lex 4. Commentar.

[3] Schon vor der Türkenzeit, wie aus dem Reiſebericht des kaſtilianiſchen Geſandten Ruy Gonzales Clavigo zu erſehen: Quando los Griegos offician la Missa non tienen libro nin campañas en las Iglesias (salvo en S. Sophia de Constantinopla) que con unas tablas tañen à Missa. Auf dem heiligen Berge Athos haben die Mönche ſchöne Glockentürme und prachtvolles, heimatlich über Tal und Kaſtanienwald tönendes Geläute; allein Sonnabend zur Veſper und Sonntag zum Hochamt ausgenommen, ſchweigt das heilige Erz, um die Ruhe der frommen Väter nicht zu ſtören.

Weſen, die laute Rede und der feſte Tritt des Abendländers hat für die Byzantiner etwas Widerliches, gleichſam etwas Zuchtloſes und empörend Freches, das man mit der Geißel niederſchlagen ſoll. Ein Buch aber, wie neulich David Strauß geſchrieben, iſt ihm vollends ein unerhörter und unerklärbarer Greuel, der für ſich allein den Riß zwiſchen Orient und Okzident unheilbar machen könnte. Denn zu Konſtantinopel ſind alle Kontroverſen ſchon längſt entſchieden, alle ſozialen und geiſtigen Probleme aufgelöſt, der Zweifel ſelbſt verſtummt, was bei der Verwirrung der Begriffe in Europa vielen als ein Segen erſcheinen könnte. Und fürwahr, man verzeiht es, wenn ruheliebende, verzagte Seelen gegenüber dem Hochmut und der Unbändigkeit des wiſſenſchaftlichen Gedankens im ſtupiden Selbſtverleugnen der byzantiniſchen Kirchenphiloſophie einen heilſamen Damm gegen den ſtolzen und umwälzenden Sinn der abendlichen Welt erblicken.

Der erſte Lebensakt des griechiſchen Kirchenſtaates, wir wiſſen es alle, ſpann ſich in buntem Gewühle über tauſend Jahre fort, und der Übergang zum zweiten, wo ein Padiſchah den Reigen führte, war ſo ſchnell, ſo natürlich und geordnet, Kraft und Kunſt der neuen Tragödien ſo eindringlich, nachhaltend und feurig, daß nach kurzem Gram über die Veränderung ſelbſt bei den Beſiegten die Threnodie verſtummte. In drei Tagen war die Verwandlung ausgeführt und Byzanz, nicht dem Blute, wohl aber der Seele und der Geſinnung nach, vollkommen türkiſch. Das allgemeine Gefühl, dem lateiniſchen Abendland gegenüber wieder ſtark zu ſein, hatte alles ausgeſöhnt und das Joch des neuen Autokraten ſelbſt leicht gemacht. Man vergeſſe es ja nie, Eiferſucht, Widerwille und Geringſchätzung gegen die lateiniſch glaubenden Völker iſt Nationalcharakter und unaustilgbare Natur der Byzantiner. Auch hat nach Eintritt der türkiſchen Dynaſtie das lateiniſche Abendland bald und lange genug empfunden, daß man in Konſtantinopel wieder Kraft und Nerven habe: es erſchien wieder eine lange, kriegeriſch geſcharte Fronte am Oſtrande von Europa und dem Naturgeſetze war genug getan.

Am Siechenlager der Paläologen hatte das transdanubiſche und das altaiſche Element um die Ehre der Nachfolge und der Reichsreform geſtritten. Obgleich das eine aus Turkeſtan, das andere aus Sarmatien mit Gewalt hereingebrochen, waren ſie doch beide auf byzantiniſchem Boden eingebürgert und in Sinn und Blut mit Oſt-Rom enge verſchwägert. Damals war die Zeit der Sarmaten noch nicht gekommen, und wie allzeit, neigten ſich Sieg und Herrſchaft auf die Seite, wo mehr Kraft, wo mehr Geiſt und Herrſchergröße. Jedoch war die byzantiniſche Reſtauration des fünfzehnten Jahrhunderts ihrem Weſen nach eine innere, eine aus den Eingeweiden der Monarchie ſelbſt eigenmächtig und ohne Zutun von außen entſprungene, daher vollſtändig, dauerhaft und durchgreifend. Das Credo allein hatte ſich am kaiſerlichen Hofe geändert, aber nicht mehr als die byzantiniſchen Autokraten ſchon verſchiedene Male früher, namentlich unter Konſtantius im vierten und während der Ikonoklaſten-Herrſchaft im achten und neunten Jahrhundert unternommen hatten, aber nicht durchzuführen vermögend waren.

Offenbar waren, um die menſchlichen Dinge im Gleichgewicht zu erhalten, in der Hand der Vorſehung die talentvollen und energiſchen Fürſten aus dem Hauſe Osmans tauglichere Werkzeuge als die chriſtlichen Vorgänger mit ihren Hof-Homilien und ihren kaiſerlichen Faſtenpredigten im Kreiſe weibiſcher Magnaten von Byzanz.

Aber heute, wie man gemeiniglich glaubt, iſt auch die Rolle der Padiſchahe ausgeſpielt und wird, eigentlich das erſtemal ſeit fünfzehnhundert Jahren, vielleicht in kurzer Zeit die große Erbſchaft der Byzantinerwelt ohne Teſtament und ohne Kodizill vakant. Zwar noch iſt der Beſitzer nicht verblichen und im Veilchenduft bithyniſcher Lüfte ſind die Agonien lang. Aber iſt das Leben aus den extremen Teilen des Rieſenkörpers nicht ſchon entflohen, und ſieht man denn nicht, wie es im Herzpunkt allein noch krampfhaft in Fieberhitze und galvaniſchen Prozeſſen gegen die Verweſung kämpft?

Man hat in neuerer Zeit wiederholt und mit großem Eifer — freilich nur aus fremden Büchern — die Unmöglichkeit einer Wiederherſtellung des Orients mit Hilfe des in ſich zerfallenen Iſlam nachzuweiſen ſich bemüht. Wie nahe oder ferne das Übel auch immer ſei, die verzweiflungsvollen Medizinen, die man in gerechter Beſorgnis nachbarlich anzuraten und ſelbſt eigenhändig zu kredenzen nicht ermüdet, beweiſen hinlänglich, daß man den Zuſtand wenigſtens für bedenklich hält. Aber wo liegt die Krankheit? Wo iſt der Sitz des türkiſchen Verderbens? Iſt dieſes Volk heute phyſiſch ſchwächer, feiger, nervenloſer als zur Zeit ſeiner Siege und ſeiner Herrlichkeit? Einzeln genommen iſt die türkiſche Kriegsmaterie heute, was ſie zur Zeit der großen Padiſchahe war, fanatiſch, abgehärtet, genügſam, ſtahlſehnig und der größten Anſtrengungen fähig. Und ſieht man das türkiſche Bauernvolk in den Provinzen und ſelbſt die ſtolz und wild blickenden Geſichter des großen Haufens in der Sultansſtadt, ſollte man das Ende der lange gefürchteten Monarchie wahrlich nicht ſo nahe glauben. Denn über Sein und Nichtſein der Reiche entſcheidet in letzter Inſtanz doch immer Seelenſtärke und phyſiſche Kraft auf dem Kampfplatze. Selbſt die Summe des Luxus und des ſittlichen Verderbens unter den Großen kann jetzt nicht größer ſein als früher. Allein, wie bei den chriſtlichen Byzantinern, iſt auch bei den osmaniſchen das herrſchende Haus, die regierende Dynaſtie verfault. Hier liegt das Übel. Eine ſolche Reihe genialer Staatsmänner und energiſcher Kriegsfürſten hat kein anderes Herrſcherhaus je hervorgebracht wie das türkiſche. Nicht Tugenden, nicht beſondere Vorzüge und Eigenſchaften des Volkes haben das furchtbare Gebäude osmaniſcher Größe aufgeführt; es iſt ausſchließlich das Werk ſeiner, Menſchen und Dinge in wildem Sturm fortreißenden Dynaſtie. Und wenn unſere Zeit noch einmal einen Bayeſid I., einen Murad II., einen Mohammed Ghaſi und Suleiman I. zu ſchaffen vermöchte, würde er nicht mit gewaltiger Fauſt die Geſchicke ſeines Volkes erfaſſen und dem Verhängnis zum Trotz auch jetzt noch friſches Leben in die Gefäße des welkenden Türkenſtammes gießen? Der Geiſt regiert die Welt, und nicht ohne tiefen Sinn erklärt ein berühmter Mann des Altertums Glanz und lange Dauer der Herrſchaft Roms für das Werk einiger ausgezeichneten Bürger der ewigen Stadt[1]. Große Kräfte, einmal ins Weltſpiel gebracht, wirken durch ihr natürliches Gewicht noch fort, wenn auch ſchon lange die erſte Triebfeder gebrochen iſt [1]). Erſcheint aber erſt der Schaden auf der Oberfläche, ſo iſt auch das Ende ſchon nicht mehr ferne und menſchliche Hilfe ohne tiefgreifende und lebengebende Wirkſamkeit.

---

[1] Ac mihi multa agitanti constabat, paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse, eoque factum uti divitias paupertas, multitudinem paucitas superaret. Sallust. Catilin. cap. 53.

Chronologiſch auszurechnen, in welchem Jahre die flackernde Türkenlampe in Stambul völlig erlöſchen müſſe, iſt ebenſo unmöglich als die Hoffnung vergeblich, durch politiſche Rechenexempel den einen ſtrahlenden Weltkörper osmaniſcher Monarchie in ein Planetenſyſtem getrennter Staaten ohne Sonne auseinanderzuſchlagen. Alle eure Künſte macht die Stadt Konſtantinopolis mit ihrem eingebornen Genius zuſchanden. Um der zentrifugal über den Erdglobus ſprühenden Furie der abendländiſchen Völker das Gegengewicht zu halten, um die ätzende Wirkung ihrer Geiſtesbeweglichkeit zu ſänftigen und die Wütenden in Schranken einzudämmen, hat die Natur das byzantiniſche Reich, wie ein Bleigewicht, an die Sohlen Europas gehängt und durch unabänderlichen Beſchluß mit der Ewigkeit anatoliſcher Doktrin zugleich die Unauflösbarkeit der Monarchie dekretiert, deren Herz und Mittelpunkt Konſtantinopel iſt. Sagen will man hier geradezu, daß unſerer Vorſtellung nach keine Politik, keine menſchliche Weisheit die kompakte, durch Glauben, Blut und Tränen unausſcheidbar ineinander verwachſene Maſſe des illyriſchen Kontinents zu zerbrechen, in ihre Beſtandteile zu zerlegen und bleibend auseinander zu halten vermögend ſei. Schneide man immer entlegene Teile vom Ganzen weg und erwärme ſie wie der begeiſterte Pygmalion ſein Steingebilde, ſie verdorren dennoch aus Sehnſucht nach heimatlicher Lebensluft, oder rinnen von ſelbſt unaufhaltſam wieder in den Schoß des Mutterſtaates zurück. So groß iſt der Zauber dieſer geheimnisvollen, noch unbegriffenen Stadt!

Ein Mittel jedoch gäbe es, den byzantiniſchen Bann zu löſen und den illyriſchen Trümmern eigene Seelen einzuhauchen: Zerſtöret durch gemeinſchaftlichen Beſchluß des europäiſchen Areopagus die Stadt Konſtantinopels und füllet mit dem Schutte ihrer Hütten, ihrer Paläſte, ihrer Mauern und Türme das goldene Horn aus, und verbietet zugleich unter Völkerbann die Wiederherſtellung von Stadt und Hafenbucht auf der alten, den Mächten des Abgrundes geweihten Stätte. Nicht genug! ſchaufelt im Grimme auch ihre ſieben Hügel nieder, zermalmt, wie einſt die Legionen zu Korinth, ſogar die Steine, und mit der Wurzel reißet die gigantiſchen Platonen aus, und vom Rieſenberge des Amycus brechet in der Wut wie ein anderer Polyphem die waldichte Spitze herab und ſchleudert alles, Erde, Felſen, Bäume und Menſchen in die Strömung des Bosporus, damit ſein muſikaliſches Sauſen am Felſentor der Symplegaden verſtumme, damit der ſehnſuchterregende, die Völker des Orients betörende Syrenengeſang des flutenden Sundes erſterbe und der ſtolze, Länder verbindende Pontus ſelbſt wie das traurige Kaſpimeer zur Öde eines verlaſſenen Binnenſees herunterſinke. Dann erſt rinnet der Lebensſaft wieder zurück nach Ternova, nach Athen und nach Ikonium. Die Ordonnanz wäre unfehlbar, aber ſie iſt ſo ungewöhnlich energiſcher Natur, im Konzept ſo ſchrecklich und ſo entſchieden und grauſenvoll in der Anwendung, daß man ſich niemals, am wenigſten wenn verzagte Hände das Steuer der Welt regieren, zu ihrer Vollziehung entſchließen wird. Man hat ſie hier nur angedeutet, um zu zeigen, wie zähe byzantiniſches Leben, wie groß die Gefahr und wie unheilbar das Übel ſei.

---

[1]) Sed postquam luxu atque desidia Civitas corrupta est, rursus respublica magnitudine sua imperatorum atque magistratuum vitia sustentabat. Idem.

Wären Titanen auf der Welt, hätte man ohne Bedenken zu dieſem Mittel gegriffen. Aber die Menſchen unſerer Tage ſind nach kürzerem Maße ausgeprägt: ſie möchten das Unheil ohne Aufſehen und beſonders ohne Störung im Alltagsleben ihrer Ameiſenſtadt gleichſam im ſtillen zur Ruhe bringen. Wozu der Tumult und die ſchweren Reden? rufen ſie aus. Noch iſt es mit den Türken nicht zu Ende, und ſo lange die Leute atmen, kann man immer hoffen und verſuchen1). In dieſem Falle ſeid entweder gerecht, oder doch wenigſtens uneinig; haſſet, necket und hindert euch gegenſeitig in euren Praktiken und Kniffen, und ihr werdet noch lange der gefahrvollen Kur enthoben ſein. Könnte man in Europa überall der Ländergier, dem Heißhunger nach fremdem Gute entſagen und den Leidenſchaften

---

1) Ἐλπιδες ἐν ζωοῖσιν ἀνέλπιστοι δὲ θανόντες.

der menſchlichen Natur ſelbſt Stillſtand gebieten, ſo ſchleppte ſich das Türkenreich ohne Mühe noch Jahrhunderte fort. Im Innern iſt ja kein überwiegendes Element der Auflöſung, der chriſtliche Raya überall mutlos, waffenſcheu, uneins und Rettung aus der Dienſtbarkeit nirgend aus ſich ſelbſt, nur außen, aus fremder Zone hoffend. Die Osmanli dagegen leben vom Kapitale großer Feldherrn und Staatsmänner vergangener Zeiten, und bis der ganze Vorrat aufgezehrt, iſt für Störung europäiſchen Schlummers nichts zu beſorgen. Jedoch überlaſſe man ſich keiner Täuſchung: unſere Zeit iſt nicht das Saturnusreich, Aſträa iſt noch nicht unter die Menſchen zurückgekehrt,

Atque iterum ad Trojam magnus mittetur Achilles.

Aber auch in dieſem Falle verzaget nicht. Wenn die Türken ſchon alle Tugenden ihrer Vorfahren vergeſſen haben, ſo wird ihnen im allgemeinen Bankerott erſt noch die Verachtung feiger Niederträchtigkeit chriſtlicher Sitte und Politik neue Kräfte leihen und die Friſt ihrer Herrſchaft noch einmal verlängern. In der Türkei ſagen ſie es laut und ich bitte um Vergebung für das harte Wort: „Wären die Chriſten nicht eine hündiſche, weinberauſchte Rotte erbärmlicher Wichte, hätten ſie uns ſchon lange aus Europa hinausgepeitſcht: wir fliehen zwar auf dem Schlachtfelde vor ihren Feuerſchlünden, verhöhnen ſie aber dennoch in ihrem Glauben, zertreten ihre unterjochten Brüder und lachen über die Gebärden ihrer Unterhändler, wenn ſie ſich neidiſchen Blickes, wie unreine Hunde um ein Stück Brot, vor dem goldenen Thron des Padiſchah um das Almoſen kaiſerlicher Huld zerfleiſchen.“ Dieſe türkiſchen Syllogismen ſind ohne Zweifel falſch und ihre Bilder ungeſchickt, auch hätten ſich Abd-ul-Medſchids Staatsphiloſophen ſorgfältiger um die Tugenden der Chriſtenheit und um unſere Moralkompendien erkundigen ſollen. Hier wird aber nur Bericht erſtattet, nichts getadelt, nichts widerlegt, aber auch nichts gelobt; und vielleicht iſt es nebenher doch auch nützlich zu erfahren, wie man anderswo von den Chriſten denkt.

Daß man unter ſolchen Umſtänden die Reſtaurationsrezepte des Okzidents zu Konſtantinopel nur mit Widerwillen und Geringſchätzung empfing, iſt freilich zu begreifen. Auch hat die europäiſche Kuratel zeitig genug das Vergebliche ihrer Mühen erkannt. Die Türken, heißt es jetzt, ſind ja keine Europäer und man hätte ſie von einer andern Seite faſſen ſollen: Warum hat der Sultan nicht den Geiſt des Iſlam wieder heraufbeſchworen, den alten Glaubenseifer aufgeweckt, alte Gluten wieder angefacht? Dieſe Männer ſind überzeugt, man könne tote Ideen, erloſchene Gluten, entflohene Geiſter der Nationen durch eine Ordonnanz der Staatsſchreiber wieder lebendig machen. Was Suleiman getan, meinen ſie, könne ja auch Abd-ul-Medſchid tun, man könne ihm ja raten, genial zu ſein. Aber Abd-ul-Medſchid, wie es ſcheint, iſt nicht geneigt, der wohlgemeinten Zumutung ſeiner Schirmherrn nachzukommen und mit dem Feuergeiſt ſeiner großen Ahnen die kaiſerliche Bruſt zu ſchwellen. Im Gegenteil, er hat ja öffentlich erklärt und ſein Volk es bekräftiget: die Monarchie, wenn ſie mit dem gegenwärtigen Fonds iſlamitiſcher Praxis nicht mehr beſtehen kann, wolle lieber untergehen als durch geſetzwidrige, ihrer Natur verhaßte Mittel das Daſein friſten. Die Weisheit Europas, erwidert man, hat auch dieſen Fall ſchon lange vorher berechnet und mit Applaus des Jahrhunderts ein Staatspräparat in eventum aufgeſtellt. Aber nicht Kunſt, nicht mit exotiſchem Saft getränkte Pflanzen, nein, ein aus der Bodentiefe urkräftig heraufbrechender Rieſenſtamm iſt nötig, um die byzantiniſchen Räume auszufüllen. Mit der Politik im herkömmlichen Sinne, d. i. mit dem täglichen Kram- und Marktverkehr des ehrwürdigen Diplomatenkorpus hat man hier nichts zu tun; praktiſch miſchen wir uns in nichts, wollen weder jemand belehren noch irgend etwas beſſer machen; das harmloſe Wort iſt unſer Tummelplatz. Nur verſchmäht es unſer „harmloſes Wort" ohne alle Beziehung auf die Wirklichkeit, und gleichſam ungebräunt vom warmen Lebensbauch der Gegenwart, ätheriſch bleich, wie man es gerne ſieht, im Nebel der Vergangenheit zu wandeln. Die Zeit iſt eiferſüchtig. Von dem, was jetzt die Herzen bewegt, von Furcht und Gefahren des Jahrhunderts will ſie hören; ſelbſt Leidenſchaft und Irrtum vergibt ſie gerne, wenn ſie nur redlich und ohne Berechnung ſind. In dieſem Sinne erlauben wir uns eine Frage: „Kann die altbyzantiniſche Bevölkerung, von der man durch europäiſche Dazwiſchenkunft eine kleine Parzelle dem Zepter des Padiſchah entzogen und mit dem alten Namen „Hellenen“ angetan, für ſich allein und durch eigene innere Kraft als zweites notwendiges Element der chriſtlichen Welt figurieren?“ „Kann ſie – Zeiten und Menſchen zum Trotz – andere Nebenbuhler um die goldenen Apfel der Heſperiden aus der Bahn hinausdrücken und nach urkräftigem Zertreten aller Schranken nervig, ſehnig, ſchöpferiſch die große Ode, die verlaſſenen Paläſte am Propontis füllen?“ „Kann ſie das chaotiſche Stammgewirre des illyriſchen Kontinents ordnen, die widerſtrebenden Geiſter bändigen, die bahnlos tobenden Kräfte zügeln und volluferig in das gemeinſame Rinnſal politiſcher Diſziplin zuſammendrängen?“ Alle Freunde der byzantiniſchen Griechen und mit ihnen das ganze Abendland haben im Schwung der Begeiſterung auf die Frage beifällig geantwortet und euch Neuhellenen noch einmal, wie weiland eure Vorfahren im Lande, als ſorgenſtillende, gefahrverhütende Schirmgötter der Welt begrüßt. Seht nur, wie groß man von euch denkt und wie ſchwer die Rolle iſt, die euch die Phantaſie des Okzidents übergeben hat. Etrusker, Sueven und Gothen werfen ſorgenvolle Blicke bald auf euer Königreich, bald auf ſkythiſches Wolkengedränge und Wetterleuchten an der Iſtermündung, ob ihr den Feuerſtrahl in der Hand des hyperboräiſchen Donnerers durch Größe und nervigen Mut zu bannen ſtark und kräftig ſeid. Vielleicht iſt euch das zuviel und habt ihr ſelbſt beſcheidenere Vorſtellungen von eurer Zukunft und eurer Macht, denn bei euch wie bei uns iſt der Rauſch vorüber, ſind die aufgeregten Geiſter wieder froſtig und nüchtern wie vor euerm Hochzeitstag. Klug und kühle wie ihr alle ſeid, rechnet ihr die Möglichkeiten aus und wäget Sympathien ab, während eine kühle Proſa in Europa eure Titel, eure Papiere, eure Vergangenheit, eure Taten und euch ſelbſt chemiſcher Analyſe unterworfen und das Fazit der öffentlichen Meinung hingehalten hat. Doch was geht das euch an? Vorwärts müßt ihr blicken! Was kümmert euch edle oder zweifelhafte Geburt, glänzende oder ärmliche Wiege, was germaniſches Schulgezänk? Eines nur habt ihr nötig, und dieſes Eine iſt der Talisman, der alle Herzen bezaubert, der das ſtaatskluge Europa, wenn man es auf der lorbeerbekränzten Stirne des griechiſchen Volks erblickt, mit Applaus begrüßen wird: Seid mächtig – man wird euch doch ermuntern dürfen –

habt Flotten, Heere, Feuerſtröme, Induſtrie und Gold; aber machet ſchnell, die Könige ſind ein ungeduldiges Geſchlecht und die Völker nur durch nachdrucksvolle Tat zu feſſeln. Wachſen wollen ſie euch ſehen und inwendig heraus wollen ſie, wie der Moskowiter in der jungen Frühlingsbirke, es im helleniſchen Staatskörper gären und kochen und gleichſam die Lebenslymphe auf- und niederſteigen hören, um augenblicklich — denn es dränget — euer Gewicht in die Wagſchale der Zeit zu legen. Sprechet einmal im Saale der Gewaltigen ein keckes Wort wie die helvetiſchen Bauern auf dem Leichenhügel der erſchlagenen Edelleute; ſei das Wort auch grob und ungeſchlacht, begleitet es nur mit einer Fauſt von Granit und einer langen Zeile taktiſch geſchulter Krieger und jener fürchterlichen Schlünde, die zu Navarino und Ptolemais eure alten Dränger fraßen, und ſehet dann, wie freundlich die goldgeſtickten, ſternblitzenden Männer euren Gruß erwidern und wie ſchnell in Europa die ſchlummernde Sympathie erwacht. Aber eben weil ihr noch bei allen Türen die leeren Hände hineinſtrecket, und weil jedermann ſieht, daß ihr im ganzen weder nützen noch ſchaden könnet und zur Löſung der großen Frage, zur Wiederherſtellung des Orients und zur Sicherung des Weltfriedens aus eigenen Mitteln nichts zu leiſten vermöget, daß euer Land gleichſam als Armeninſtitut noch immer von milden Beiträgen und abendländiſchem Wochengeld — ohne eigene Mühe — leben will, habt ihr zwar nicht Mitleiden und chriſtliche Liebe, die euch ewig geſichert ſind, aber ihr habt die Bewunderung der abendländiſchen Welt verloren. Das Endloſe, das Unausfüllbare eurer Not hat Europa ermüdet und erſchreckt.

Die Schuld indeſſen iſt nicht eure; es iſt Geſchick; ihr ſeid geworden, was ihr werden konntet, und wenn da jemand anzuklagen, ſo iſt es Europa ſelbſt, wo man für ſchwache Nerven und leere Taſchen von jeher wenig Enthuſiasmus hatte. Unſer Jahrhundert iſt politiſchen Zwerggeſtalten abhold, es will nur lebensfriſche Körper und koloſſales Maß. Sehet nur einmal hin auf dieſes Europa, wie ſtolz und prachtvoll die Königreiche ſind; ſehet, wie es in den Städten wimmelt, wie es blinkt, wie es leuchtet, Paläſte, Waffen, Gold und ſchöne Gewänder, wie es raſtlos ſinnet auf Ruhm, auf Gewinn, auf Herrſchaft, Zerſtörung, auf Schöpfung und Genuß, ein bewegliches, ein ſtolzes, ein unwiderſtehliches Geſchlecht, mit dem in die Länge nicht zu ſpielen iſt.

Mit was denkt ihr euch nun dieſen Leuten gegenüber in Achtung zu ſetzen? Euer Land iſt öde, Soldaten wollt ihr auch nicht ſein, „hölzerne Mauern" habt ihr wieder nicht, und die Truhen, heißt es, ſeien in Hellas allzeit leer. Und doch ſtellt man euch in die Kompetentenreihe zur künftigen Vakatur des Orients! Statt zu handeln und mit zorniger Gewalt das verlorne Gut zurückzureißen, reichet man in eurem Namen Suppliken ein, Bettelbriefe um das Regiment der halben Welt! Aber die Herrſchaft iſt kein Ding, das die Abendländer freiwillig an die Lahmen an der Heerſtraße und hinter den Zäunen für Almoſen verſchenken. Gewalt üben und mächtig ſein, iſt das einzig würdige Ziel menſchlicher Beſtrebungen, und die gewöhnlichen Titel, ſich aus der Niedrigkeit aufzuſchwingen, waren von jeher Kraft, Genie und Heldenmut im eigenen Hauſe. Zwar haben ſich Völker durch ihre Fürſten zur Herrſchaft hinaufgefreit und ihr Glück durch Tüchtigkeit und klugen Sinn geſtärkt; zu Macht und Weltherrſchaft hinaufgebettelt aber hat ſich unſers Wiſſens noch keine Nation. Und ſo viel man die Europäer kennt, iſt auf dieſem Wege für Griechenland nicht viel zu hoffen. Oder hätte man aus Mangel richtiger Diagnoſe der menſchlichen Dinge ſchwache Trümmer des chriſtlichen Byzantinums wirklich zu törichten Begehrlichkeiten verleitet und im Abendland durch politiſche Maskeraden und ſcholaſtiſche Schattenbilder gleichſam eine neue Theorie des Völkerprozeſſes aufgeſtellt? Gutmütig, aber unerfahren haben wir die kindiſchen Prozeduren der Studentenbank auf das ernſthafte Spiel des Weltdramas übertragen und an die Stelle der korrekten Leidenſchaft, der unerbittlichen Staatsraiſon, eine Art idylliſcher Gerechtigkeit, gleichſam Gefühlspolitik und diplomatiſchen Myſtizismus hingeträumt. Leider wird die Welt nicht in dieſem Sinn regiert! Chriſtliches Wohlwollen, freundliches Entgegenkommen, perſönliche Gerechtigkeit, gute Wünſche für Privatglückſeligkeit und Familienſegen, Munizipal-Autonomie und freie Bewegung innerhalb der Schranken gibt und wird Europa den Griechen geben, ſoviel ſie begehren und brauchen können. Denn ungeachtet der dickobrigen Dogmatik von Byzanz iſt dieſem warmblütigen reichbegabten Südvolke niemand gram. Aber von Almoſen und Mitleiden bis zur Herrſchaft über das Morgenland iſt ein unermeßlicher Sprung, den ihr, freundliche Hellenen, ohne jene Vorbedingung nicht machen könnet. Kraft, Mut, Energie, Geſchick und beſonders guter Wille ſind euch nicht abgeſprochen; allein die Luftſtrömung iſt nicht für euch. Wird die byzantiniſche Tiara wirklich einmal ledig, ſo iſt der Nachfolger vom Schickſal ſelbſt ſchon beſiegelt und ernannt. Ihr ſeid wohl auch im Spiel, aber nicht allein; man braucht auch Schutt und zerhacktes Geſtein im Zyklopenbau des Orients. Laſſet euch das Wort nicht verdrießen. Habe ich unrecht und ſeid ihr wirklich ſo innerlich ſtark und lebenquellend, wie man uns verſichert, dann werdet ihr meiner Rede zu Trotz eine der Spannkraft eurer Nerven entſprechende Höhe in der Welt erringen. Nur erwartet vom Kollektiventhuſiasmus der Europäer nichts mehr, und rechnet für die Zukunft nur auf euch ſelbſt. Die Könige geben nur einmal, und was ihr nicht im Sturmdrang der Dinge raſch und kräftig herüberreißet, wird nie euer Eigentum. Alle Hoffnung hat man euch ja nicht genommen. Gelänge es dem Fürſten des Okzidents, durch Weisheit und kräftiges Entgegentreten das Verhängnis zu feſſeln und die Lavine gleichſam mitten im Laufe einzudämmen, ſo könnte euch ſogar das volle Spiel noch gewonnen ſein.

Wie — denkt ſich mancher — iſt hier nicht ein Widerſpruch? Zuerſt demonſtriert man uns die Unzerſtörbarkeit des byzantiniſchen Staatselementes und des vom Schickſal ſelbſt mit ehernem Griffel auf den Mauerzinnen von Konſtantinopel eingegrabenen Titels ſeiner Herrlichkeit. Dann behauptet man, das iſlamitiſche Chalifat in dieſer Metropolis ſei nur ein Proviſorium, die ehrwürdigen Fragmente in Hellas aber mit ihrem klugen und tugendhaften Fürſten, mit ihren weiſen Geſetzen, mit ihren mächtigen Schirmvögten im Okzident dennoch nicht unbedingt als byzantiniſcher Wiederherſtellungsapparat auserkoren. Wohin führt man uns? Wer iſt denn eigentlich der Auserwählte, wer der Glückliche, dem das Schickſal die Vollziehung der größten Kataſtrophe des Jahrhunderts aufgetragen? Die Antwort auf ſolche Fragen hört man nicht überall gerne, weil große Ereigniſſe große Entſchlüſſe wollen, große Entſchlüſſe aber für kleine Seelen peinlich ſind. Von jeher wurde geglaubt und namentlich Tiberius war überzeugt, wenn man von Dingen nicht öffentlich redet, geſchehen ſie auch nicht, und in großen Übeln ſei Stummheit der beſte Talisman. Oder iſt es nicht genug, daß wir das klaſſiſche Hellenentum endlich aufgegeben und an den Tod der neun Muſen glauben? Will man uns auch noch das letzte Spielzeug unſerer Phantaſie – Hoffnung und Glauben auf lebenſprühende Funken der „Präfektur Illyrikum" – zerbrechen? Es liegt in den Weltereigniſſen und ihrem Verſtändnis etwas Unerbittliches. Was heute in Hellas lebt, iſt nicht in Hellas zu Hauſe. Hier wäre der Ort, von den großen Maßregeln und dem bewaffneten Dazwiſchentreten zu handeln, womit einſt das mitleidvolle Abendland viermal in einem Jahrhundert das entfliehende Leben im altbyzantiniſchen Staatskörper zu erwärmen und feſtzuhalten ſuchte.[1]. Wir meinen die großen Tage von Nicopolis, Ancyra, Varna und den europäiſchen Pontifikalkongreß in Florenz – Materiale für ein langes Buch und für den troſtloſen Epilog, das Byzantium von Innen heraus chriſtlich nicht mehr zu regenerieren ſei, aber doch nicht ſterben darf. Melancholiſchen Gemütern und Peſſimiſten wären dieſe Studien zu empfehlen, für Phantaſten und Schwindler gibt es keine Lektion.

Warum will man unter den chriſtlichen Byzantinern heute Elaſtizität, Energie und politiſche Tugenden vorausſetzen, die ſie ſchon im fünfzehnten Jahrhundert nicht mehr hatten? Oder konnte der weltbetäubende Päan von Nikopolis und Varna, wo die Heere geſamter Chriſtenheit für das Heil des theologiſchen Imperators ſtritten, den lethargiſchen Schlummer von Byzanz erſchüttern? Damals beſaßen die Griechen noch ihre Hauptſtadt und ſtand ihnen tatendürſtendes Mitgefühl des Abendlandes zur Seite und ſogar Timur der Weltbezwinger auf Bitten und Mahnen der Chriſtenheit als Hort und Retter im Herzen von Anatolien[2]. In einem Tage ward die Macht der Osmanli bei Angora vernichtet, der Padiſchah ſelbſt gefangen, Anarchie, Bruderkrieg, Auflöſung, Verzweiflung überall im Türkenreich; aber der Sturm hatte umſonſt getobt. Volk und Archonten der morgenländiſchen Kirche blieben auch in ſolchem Verwirrungsgreuel bewegungsloſe Zuſchauer, bis die zerriſſenen Gliedmaßen des feindlichen Staatskörpers wieder aneinander wuchſen und den nervenloſen Byzantinerchriſten in friſcher Majeſtät gegenüberſtanden. Iſt es wahr, daß die unheilbare Peſt des griechiſchen Volkes ihren Keim in den Geſchlechtern der Archonten hat? Sind dieſe Leute wirklich die Klippe, an der alle Wiederbelebungsverſuche der Komnenen, Cantacuzenen und ihrer Nachfolger geſcheitert ſind, und die auch gegenwärtig das öffentliche Heil gefährdet? Entſchloſſene Fürſten, wie Andronicus I. wollten ſich durch allgemeines Niedermetzeln des Ungetüms entledigen; zaghaftere und menſchliche erkannten die Unmöglichkeit aller Reform und verhüllten ihren Gram über die Unabwendbarkeit des Verhängniſſes unter dem Mönchsgewande[1]. Die Herrſchaft öffentlicher Tugenden, uneigennütziger Vaterlandsliebe und politiſcher Gerechtigkeit einzuführen und in Flor zu bringen, verſuche nach ſolchen Proben unter dieſem Volke niemand mehr! Ob aber Staatsgebäude ohne dieſen Zement zuſammenhalten und dem Wellenſchlag politiſcher Stürme widerſtehen können, mag jeder ſelbſt berechnen[2].

---

[1] Zwiſchen 1339 und 1444 n. Chr.

[2] Geſandtſchaften aus Kaſtilien, Rom und Konſtantinopel nach Samarkand. Siehe Ruy Gonzales Clavige, Sanuto, Muratori uſw.

Schmeichle ſich ja niemand, daß dieſe Menſchenklaſſe auf andern Punkten des Reiches weniger zaghaft, weniger intrigant und hemmend, daß ſie vaterlandsliebender, tugendhafter und beſſer als in Stambul ſei. Ich habe nicht den Mut, hier die Frage zu berühren, ob das machtvolle Dazwiſchentreten Europas zu Navarino in ſeinen

---

[1] Andronicus I. verſuchte im Jahre 1185 den erſteren Weg; Johann Cantacuzenus 1355 den letzteren.

[2] Die Pinſelſtriche Benjamins von Tudela geben noch heute das treffende Konterfei der chriſtlichen Konſtantinopoliten: ... Atque ex omnibus gentium nationibus, quas Barabas vocant, milites conducunt qui cum Sultano, rege Togarmanorum, quos Turcas dicunt, proelia ineant, quia nullo animi ardore ad proeliandum imbuti, mulieribus habentur similes, quum viribus ad retundendum hostem destituantur. Benjamin Tudelitan. apud Tafel „Thessalonica“ p. 505.

Folgen bisher ebenſo fruchtbringend und dem Ziele entſprechend, als er hochherzig-chriſtlich im Prinzip und energiſch in der Anwendung geweſen iſt. Das iſlamitiſche Proviſorium, ſagten damals die Eingeweihten, iſt in voller Auflöſung, und laſſet uns das alte, im Ruin der Zeiten verſchüttete Element des chriſtlichen Byzantiums aus der Verweſung in das Leben rufen, damit es jugendlich gäre und ſeine üppig wuchernde, ſaftgeſchwollene Wurzel unter den morſchen Herrſcherſtuhl der Osmanli treibe. Es wäre peinlich, den Zeitgenoſſen zu ſagen: „Ihr habt euch betrogen, ihr alle ſeid Ignoranten, und ich allein weiß beſſer, was unter jenem Himmelsſtrich verborgen iſt. Solche Reden wären noch zu keiner Zeit in gutem Geſchmack. Und doch, welchen Namen ſoll man der verfehlten Rechnung geben [1]? Nur eine Theſis geſtehe man zu: Staatskunſt vermöge niemals in tote Körper neue Lebenskeime hineinzulegen, wohl aber ſchlummernde zu wecken und politiſch großzubilden. Um dieſe Keime zu befruchten und in Gärung zu bringen, iſt nach unabänderlichen Geſetzen der Natur homogene Zutat nötig. Eine lange Reihe Mittelſätze darf ich hier überſpringen und die Rede bedarf keines langen Kommentars. Aber was hält uns zurück, die Dinge ohne Umſchweif mit ihrem Namen zu bezeichnen? Im byzantiniſch-griechiſchen Staatsmateriale lebt nur das Dogma, das Kirchenelement, der letzte Puls, der nie erliſcht; die übrigen Klänge ſind mit dem „ἄσβεστος γέλως" der tafelnden Götter Griechenlands längſt verſtummt. Moder und verwittertes Geſtein hören die Poſaune eures Weltgerichtes nicht mehr. Tötet die morgenländiſche Kirche und demolieret ihre goldenen Dome zu Konſtantinopel, zu Kiew und im Kremlin; berechnet aber vorher und wäget ſie wohl ab, eure Kraft, ob ſie auch mit der Größe des Unternehmens im richtigen Maße ſtehe. Dieſe Kirche des Orients hat alle Proben innerer Zerriſſenheit und äußerer Schmach überſtanden; keine Not konnte ihre Standhaftigkeit erſchüttern, keine Verachtung ihr Selbſtgefühl erſticken, keine Niederlage das Vertrauen auf endlichen Triumph ihrer Sache wankend machen. Und wie die Natur in allen Dingen auf die äußerſte Grenze rückt, erſchien der Hoffnungsſtern am nördlichen Horizont, wie die byzantiniſche Nacht am dunkelſten war und alles verloren ſchien. Kaum war die Schale am Hellespont gänzlich geſunken, da begann ſie an den Quellen der Wolga langſam zu ſteigen, und wie die Wage heute ſtehe, iſt für niemand ein Geheimnis. Nur ſcheint nicht jedermann zu wiſſen, wie weit das Gebiet der *byzantiniſchen* Hellenen reiche. Nördlich geht es bis an die Geſtade des Eismeeres, und der Herzpunkt, aus dem das Leben ſtrömt, iſt nicht mehr innerhalb der Thermopylen; er liegt jetzt jenſeits der Waſſerfälle des Boryſthenes. Geduld – warum vergeßt ihr es? – Geduld iſt nicht Verzeihung, und Rache überlebt alle Gefühle! Wären Epigramme und Feuerſchlünde wider Kirchenzorn nicht ſtumpfe Waffen, ſo hätte es freilich keine Not. Das Streben dieſer theokratiſch-byzantiniſchen Staatsidee, alle auf ihrem Gebiete fremdartigen Elemente zu vernichten oder verwandelt in ſeinem Schoße aufzunehmen und in einem großen Weltreiche verkörpert ihrer Nationalfeindin im Okzident entgegenzuſtellen, wird allgemein erkannt, ſo wie im Gegenſatze das Ringen der latino-germaniſchen Kirche, auf *ihrem* Boden ſich auszudehnen, ſich innerlich zu befeſtigen und zu kräftiger Einheit aufzuſchwingen, für niemand ein Geheimnis iſt.

---

[1] Wir gratulieren jedem, der im gegenwärtigen Zuſtande Griechenlands (1845) hinlängliche und bleibende Widerlegung dieſes im Sommer 1842 geſchriebenen Satzes finde. A. d. V.

Zwei heilige Stühle ſtehen ſich in Europa feindlich gegenüber und der Kampf zwiſchen den nebenbuhleriſchen Gewalten wird nicht lange zu verhindern ſein. Von dieſem politiſch-kirchlichen Dualismus kann ſich der alte Kontinent nicht mehr loswinden, und die Stellung der Parteien wird erſt dann klar, wenn Neu-Rom ſein Schickſal erfüllet und die Kinder der anatoliſchen Kirche mit ihrem neuen Konſtantin zu tatſächlichem Bewußtſein ihrer Weltbeſtimmung gekommen ſind. Denke man ſich das unermeßliche Chaos von Kräften, die unter jenem Himmelsſtrich noch gebunden, aber eines Willens, eines Impulſes gewärtig ſind, um einen einzigen Gedanken lebendig in die Weltgeſchichte einzuweben. Im weiten Halbringe ſchlingt es ſich um Europa und bereitet den letzten Schöpfungsakt im politiſchen Bau der abendlichen Welt,

circumfluus humor
Ultima possedit. solidumque coërcuit orbem

Die Reſtauration von Byzanz — das iſt Axiom — kann nur eine „ſlawo-gräkiſche“, keine byzantiniſche, am wenigſten aber eine helleniſche ſein[1]).

Glaube man ja nicht, der große Haufe der griechiſch Glaubenden und griechiſch Redenden beklage eine ſolche Wendung der Dinge. Dort verhehlet man ſich nicht mehr das Unmögliche, das Unpraktiſche abendländiſcher Staatschimären. Bedrängte haben nur ein Gefühl: Rache und Wiedervergeltung vergangenen Unglimpfes. Als Teile eines großen Ganzen könnten die Griechen Europa quälen und — was ihrer Natur angemeſſen — mit ſkytiſchen Geißelhieben unſere törichte Liebe zurückbezahlen. Die Frage iſt nun: Vermag Europa mit ſeiner traditionellen Praxis und ſeinen verwitterten Künſten dieſe große Peripetie abzulenken? Oder ſoll man durch neue, bisher unverſuchte Mittel die Geiſter in Bewegung ſetzen, um der kirchlich-politiſchen Einheit der Angreifer eine politiſch-kirchliche Einheit der Verteidiger entgegenzuſtellen, weil nur Gleiches mit Gleichem zu ringen vermag? Deutlicher wird es mit jedem Tage, daß in großen Konjunkturen wie die bevorſtehende der Säkularſtaat für ſich allein nicht genüge, und nur wer in der tiefſten Tiefe die Geiſter aufzuregen die Kraft beſitzt, in letzter Inſtanz König und Imperator ſei. Der Menſch gehorcht ja nur dem Zwang und es könnte ſich leicht ergeben, daß die ſtolzen Autonomien des Okzidents im Drange großer Übel, wenn auch nicht, wie man hie und da will, zu bloßen Präfekturen eines in Prinzip und Wirkſamkeit höhern Imperiums herabſinken, doch den Bruderbund zu ſchließen und im Stile völliger Ebenbürtigkeit zu verhandeln genötiget werden mit einer Macht, deren Beiſteuer zur Ökonomie menſchlicher Dinge unentbehrlich ſcheint. Aber was rede ich da von Zukunft und von Möglichkeit? Erbettelt man ſich nicht ſchon heute in Demut als Almoſen, was man im Hochmut des vorigen

---

[1]) Wir wiſſen, das dieſer Satz in Deutſchland ſchon viel Ärgernis gegeben und entſchiedenen Widerſpruch gefunden hat. Es iſt indeſſen eine politiſche Meinung, die man gleich einer andern dulden muß. Lobe oder tadle man, verwerfe man ſie teilweiſe oder auch ganz, die Zeit allein kann Richter ſein! Nur der Vorwurf, zu dem hie und da unverſtändige Widerſacher ihre Zuflucht nehmen: „man habe beſondere Gründe, dieſe Theſis aufzuſtellen“, wird redlichſt abgelehnt.

Jahrhunderts verachtungsvoll von ſich geſtoßen hat? Das iſt nicht der kleinſte Triumph einer Sache, die um jeden Preis und durch jedes Mittel die verlorene Herrſchaft in Europa wieder gewinnen will.

Eine Reſtauration im größten Stile iſt eingeleitet, und der Augenblick zur Tat iſt wahrlich gut gewählt, da eben jetzo der allgemeine Gantprozeß gegen alles weltliche Regiment des Abendlandes hereinzubrechen droht. Nicht böſer Wille, nicht Schlechtigkeit und korrupter Sinn — man iſt heute um vieles beſſer als man früher war, — nein, Unfähigkeit iſt es und Unzulänglichkeit der waltenden Kräfte, was zur Auflöſung der weltlichen Ordnung treibt. „Ihr könnet die Geſchäfte nicht mehr fortführen,“ iſt der einſtimmige laute Gedanke des Kontinents. Nach innerem Troſt, nach Seelenfrieden ringen die Geiſter. Wer füllet die verzweiflungsvolle Leere der menſchlichen Bruſt? Dürre Theorien und abgenützte langweilige Rezepte eurer Staatsadepten können dieſen Troſt nicht mehr gewähren, können den Abgrund der Gemüter nicht verſchütten. Eure Zeit iſt für immer dahin. Nicht Anarchie und Zuchtloſigkeit iſt das große Übel, über das man klagen ſoll, es iſt der Tod alles Glaubens und Vertrauens auf eure alte Kunſt, was unſer Unglück macht und zugleich den Kompetenten — es ſind mehrere — ihren Titel gibt.

Fragen, wie die jetzt verhandelten, kommen in Zeiten der Intelligenz und Stärke niemals auf die Oberfläche, und die ungeſtüme Mahnung iſt der gründlichſte Beweis eurer Schuld. Predige man uns nicht länger von politiſchem Epikureismus, von blindem Vertrauen auf ſchale Medizin und von der Nutzloſigkeit ſorgenvoller Blicke in die Zukunft! Wehen denn nicht Lüfte vom Orient? Sehet ihr nicht die Zeichen am öſtlichen Himmel? Erwärmet durch das phaethoniſche Viergeſpann, regt ſich am Nordpol die große Schlange[1]). Schweigend und langſam ſammelt es ſich wie eine dunkle Wetterwolke, und Blitze fahren nieder zum Zeichen des nahen Sturms. Schleudert nun, wenn ihr ſo gewaltig ſeid, wie einſt Jupiter im

---

[1]) Quaeque polo posita est glaciali proxima serpens
Frigore pigra prius nec formidabilis ulli,
Incaluit, sumpsitque novas fervoribus iras.

Weltbrande, euren Donnerkeil in die Wolke und zerſtreuet die Finſternis, die über Europa liegt. Der Vorabend eines Konfliktes der höchſten Prinzipien der menſchlichen Geſellſchaft zieht für den Okzident heran. Denn alles irdiſchen Schmutzes und ſtupiden Mongolismus ungeachtet erſcheint, wenn man die politiſchen Ereigniſſe zur Idee erhebt, als Haupttriebkraft der ſlawo-byzantiniſchen Bewegung dennoch eine religöſe Idee, „der ewige Fronkampf demütigen Chriſtenglaubens gegen die ſtolze Tyrannei der Vernunft.“ Ob Kraft mit trotzigem Ungeſtüm, oder Geduld und ſtandhaftes Leiden weiter führe und die Staaten dauernder begründe, muß in einer tränenvollen Zukunft auf deutſchem Boden entſchieden ſein.

„Nur zwei Dinge“, ſagen die byzantiniſchen Kirchenfürſten heute noch, nur zwei Dinge hat Gott ſchlecht gemacht, den Papſt und den Mohammed. Dieſe beiden Übel zu verbeſſern und die Welt in Vollkommenheit herzuſtellen, habe er dem rechtgläubigen Imperator von Moskowien überlaſſen.“

Nach dieſem Thema lebt und handelt die ganze byzantiniſche Welt, und eine Idee, für welche Normannenfeuer mit Geduld und Mannszucht der Slawen ficht, iſt überall ein bedeutungsvoller Gegner. Alle Mittel, das Anſchwellen dieſer anatoliſchen Staats- und Kircheneinheit zu hemmen, ſind ohne Wirkung geblieben. Umſonſt ſchleuderte man europäiſche Skepſis, Feuerbrände, geſellſchaftauflöſende Doktrinen in den byzantiniſchen Gärungsprozeß; umſonſt ſuchten andere in kluger Berechnung Teile vom Ganzen geiſtig abzulöſen und durch Einimpfung germaniſcher Kirchen- und Staatsideen die Quelle weitgreifender Apoſtaſien aufzutun. Das diamantene Rüſtwerk, das eherne Gewand des anatoliſchen Kirchenkoloſſes vermochte kein Geſchoß zu brechen. Oder wo ſind eure Triumphe? wo die Siegeszeichen? Und wenn das abendländiſche Glaubensbekenntnis auch noch auf dem weiten Blachfelde nördlich der Karpathen dem beharrlichen Drängen des Gegners erliegen muß, und auf einer andern Seite germaniſches Weſen nicht ſiegreicher denn bisher einzudringen vermag, dann entſaget aller Hoffnung des Friedens, ſtreuet Aſche in die Luft und rüſtet euch zum Kampf. Auf das Außerſte ſind wir allerdings noch nicht gebracht, und leider iſt Aufrechthaltung des mohammedaniſchen Sultanats in Konſtantinopel als Steindamm gegen das Zuſammenrinnen der beiden homogenen, ſich ſehnſuchtsvoll am breiten Strome entgegenblickenden Hemiſphären vielleicht noch die preiswürdigſte Politik. Schlimm genug, daß die lateiniſche Chriſtenheit um ſolchen Preis, wo nicht Sicherheit auf immer, doch Aufſchub der Gefahr und Zeit zur Selbſterkenntnis kaufen muß.

Wie einſt gegen die Allgewalt der Legionen, ſo iſt ohne Zweifel das heldenmütige, geiſtiger Entwürdigungen von Natur abholde Volk der Germanen auch wider das erniedrigende Joch byzantiniſchen Skythentums als Schirmvogt und Vorfechter aufgeſtellt. Setzet ihr aber der Idee nicht eine Idee entgegen, und hoffet ihr noch länger, es könne das germaniſche Viele mit dem byzantiniſchen Einen, mit dem Verbundenen das Aufgelöſte in gleicher Hoffnung des Sieges die Arena betreten, ſo habt ihr euch ſelbſt gerichtet. In Deutſchland, ich weiß es wohl, iſt man mit ſolchen Reden läſtig, und bis in die neueſte Zeit haben ſie das Daſein eines Feuerfunkens in der byzantiniſchen Kirche aus Liebe zur Bequemlichkeit geradezu abgeleugnet: dort ſei ja alles Leben erſtarret, von Bekehrungseifer und expanſiver Kraft des lateiniſchen Dogmas keine Spur. Oder wird etwa die Welt nicht nach den Regeln der Grammatik regiert? Und wenn auch ein Bollwerk nach dem andern am Oſtrande zuſammenfällt, ſchirmen uns nicht die Fragmente alter Pedanten von Lampſakus? Den ſüßen Gewohnheiten des Tages entſagen und den Strom des öffentlichen Lebens in ein neues Rinnſal lenken, iſt unter allen Heilmitteln dasjenige, zu dem ſich der Menſch am ſpäteſten, und erſt nach fruchtloſem Erſchöpfen jeglicher Ausflucht unter Zwang und Not entſchließt. Aber wo iſt die Univerſalidee? Wo der Genius, der Deutſchland wie einen Mann bewegt? Noch iſt man nicht überall vom Zaubertrunk des achtzehnten Jahrhunderts ausgenüchtert, niemand will verzichten auf Kraftzerſplitterung, auf Einzelbeſtrebung und auf Privatkönigtum; ſeinem in Blut und Lymphe demokratiſchen Charakter hat das lateiniſche Europa nicht entſagt. Ein providentieller Damm, eine Kirchengeißel in der Ferne ſoll uns zur Beſinnung bringen. Wo viele rhythmiſch nach einem Ziele ſich bewegen, iſt nicht ſelten auch Erfolg. Unter ſolchen Umſtänden in Europa die Geiſter gleichſam zu byzantiniſieren und überall die Energie der Seelen abzuſtumpfen, wäre ſchlechte Politik. Wie könntet ihr ohne lebendige Kraft und ohne Beiſtand eines vom Volksherzen herausflammenden Zorns der Prüfung widerſtehen? wie der feindlichen Hinterliſt, dem langſam aber ohne Raſt den Boden unter eurer Sohle wegnagenden Element nicht endlich erliegen? Oder meint man vielleicht, wie einſt im chriſtlichen Byzanz, die öffentliche Gewalt könne Kraft und Nervengeiſt der Völker nach Belieben erſticken und im Augenblick der Not durch ein Zauberwort wieder ins Leben rufen? Kann man ſich dem beruhigenden Gefühle überlaſſen, daß die Gewaltigen der Zeit überall in der harten Schule der Widerwärtigkeit zur Erkenntnis dieſes verderblichſten aller Irrtümer gekommen ſind? Iſt in Europa der große Wendepunkt eingetreten, das ſeelendurchdringende Verlangen der Wiederherſtellung des geiſtigen Aufbaues einer im Orkan demolierten Welt?

Einheit der Gewalt und religiöſer Glaube ſind die Baumeiſter aller menſchlichen Ordnung. Der Verſuch, ohne Beiſtand der religiöſen Idee Herrſchaft auszuüben und ein bloß irdiſches Regiment über die Völker aufzuſtellen, ohne alle Schonung für Seelen- und Gewiſſensruhe, ohne Rückſicht für das Höhere und Ewige im Menſchen Taſchen und Kunſtfleiß der Nationen mechaniſch auszubeuten, hat überall ein gleich klägliches Ende gefunden. Sicherer Beweis, daß wir alle etwas in der innerſten Tiefe der Bruſt tragen, was ſich euch widerſetzt und was ihr mit Feuerſchlünden und Sophismen nicht zu bändigen vermöget. Mit Embargos und Mautſyſtemen allein kann man den Dämon nicht mehr bändigen: ihr müſſet den innern Widerſpruch der europäiſchen Geiſter verſöhnen oder das eigene Spiel verloren geben. Orbis ruit[1]), die Fugen des Weltgebäudes gehen auseinander, wehret der Flut, von allen Seiten dringt die Doppelbrandung ein, die Kirchengeißel, der hungernde Demos und der byzantiniſche Koloß. Jeden Tag wird es in Europa ſchwerer, König und Dynaſt zu ſein. Viele und edle Gemüter verzagen gänzlich, ſehen ſchon die Anfänge des Antichriſts und erwarten in naher Erfüllung der Zeiten das apokalyptiſche Ende des irdiſchen Wohnplatzes. Gewalthaber! An euch iſt es jetzt, die Pfade des öffentlichen Heiles aufzutun und den Feuerglauben an die letzte Medizin im Okzident wieder anzuzünden.

---

[1]) Epistol. S. Hieronym.

Der heilige Berg Athos.

I.

„Verlaß die Welt und komm zu uns," ſagten die Mönche, „bei uns findeſt du dein Glück. Sieh nur dort die ſchön gemauerte Klauſe, die Einſiedelei am Berg, eben blitzt die Sonne abendlich in die Fenſterſcheiben! Wie lieblich das Kirchlein unter Weinranken, Lorbeergehege, Baldrian und Myrten aus dem Hellgrün des laubigen Kaſtanienwaldes blickt! Wie ſilberhell es unter dem Geſtein hervorſprudelt, wie es murmelt im Oleanderbuſch! Hier haſt du milde Lüfte und die größten aller Güter — die Freiheit und den Frieden mit dir ſelbſt. Denn frei iſt nur, wer die Welt überwunden und ſeinen Sitz in der Werkſtätte aller Tugenden (ἐργαστήριον πασῶν ἀρετῶν) auf dem Berg Athos hat." Es war voller Ernſt, die frommen Väter erkannten ihren Mann, die Melancholie, die Sehnſucht, den Preis der Einſamkeit und den Zauber, den Waldöde und friſche Szenen der Natur über weltmüde Seelen üben. Nicht als Mönch, dazu gehöre eigener Beruf, ſondern als unabhängiger Bundesgenoſſe ſollte ich meine Hütte im Revier ihrer heiligen Gemeinſchaft aufſchlagen und frei von allem Zwang gleichſam als Koſtgänger irdiſcher Glückſeligkeit in Gebet, in Sammlung des Geiſtes, in Leſeübung, in Gartenarbeit, in Geſellſchaft oder allein durch die buſchigten Wälder ſtreifend, allzeit aber im Frieden ausharren, bis der Lebensfaden abgelaufen und die Morgenröte der ſchönern Welt erſcheint. Für jetzt ſoll ich noch in die Heimat gehen, verkaufen, was ich habe, ſollte ich tauſend Wurzeln, die mich ans abendländiſche Leben feſſeln, mutig aus dem Herzen reißen und ohne Zagen auf die Inſel der Glückſeligkeit und des Friedens zurückeilen. Für eine mäßige Summe[1]), ein für allemal dem Kloſter St. Dionys bezahlt, ſei ich lebenslänglich Herr der romantiſchen Klauſe, nachdem man kontraktmäßig feſtgeſetzt, wieviel ich wöchentlich an Brot, Wein, Mehl, Hülſenfrucht, getrockneten Fiſchen, Oliven, Licht, Feuerung und anderer Notdurft für mich und meinen Begleiter aus dem Kloſtervorratshaus zu beziehen habe. Das Angebot — ich geſtehe es — war verführeriſch. Alle Qualen des Okzidents, das junge Heidentum, die Bücherflut, L . . . s zwölf dicke Bände über deutſche Urgeſchichte, von der man ſo wenig Kunde hat, ach! zwölf Bände voll Redefluß, voll Kunſt und voll unfruchtbarer Gelehrſamkeit; Feuerbachs gigantiſche, troſtloſe Philoſophie, die Kompendienſchreiber fielen mir ein und die ſchlechten Künſte, die Eitelkeit, die Ignoranz, der Hochmut, der Schmutz und die Langweile, die ſich überall vorandrängen, dazu noch der Leipziger Meßkatalog, das Titaniſche im Wiſſensdrang und der ungeſtillte Durſt nach Erkenntnis und Genuß; Wankelmut, Parteiſucht, Demagogenehrgeiz und Experimentalregiment, Abd-el-Kader, die Pariſer Advokaten, germaniſche Verblendung, Mohilew und das verlorene Glück beſtürmten zu gleicher Zeit den Sinn. Ich wankte ſchon und wollte von ſo vielen und großen Übeln Sicherheit erkaufen als Klausner auf der grünen Berghalde St. Dionys. Nach einer Nacht voll innerer Bewegung ſtieg ich in aller Frühe den Kloſterfelſen hinab zum Orangenbach, und auf der gegenüberliegenden Seite der Engſchlucht zur Klauſe hinauf, um mein künftiges „Ohneſorgen" in der Nähe anzuſehen. Indeſſen ſenkte ſich über Steilwände und Felſengewirre im feiertäglichen Schimmer das Sonnengold vom einſamen Athosgipfel langſam zum Tannenwald herab, legte ſich nacheinander auf das helle Kaſtanienlaub, auf das Platanendickicht, auf die Klauſe und ihre Gärten mit Herbſtflor und Rebgelände, und erreichte endlich die Nußbäume, die Limonien und das dichtverſchlungene, laubige Geranke der waldigen Schlucht, fiel auf das Burgverließ, auf den bleigedeckten Dom und die byzantiniſchen Kuppeln, auf die Mauerzinnen und Söller von St. Dionys: unten lag ſpiegelglatt der weite Golf und von innen tönte Glockenklang, ſüße, heimatlich melancholiſche Seelenmuſik des Chriſtentums. Ach, wäre der Menſch bleibender Glückſeligkeit hinieden ſchon fähig, wo empfände er ihren himmliſchen Reiz, wenn nicht in der grünen Waldſtille dieſes beglückten Cherſoneſes! Man begreift, wie einſt Sertorius, müde ſeiner Zeit und ergriffen von unendlicher Sehnſucht nach Frieden, mitten im Tumult des Bürgerkrieges auf den Gedanken kam, vor ſich ſelbſt zu entfliehen und fern von dem tobenden Sturm der Römerwelt den Reſt ſeiner Tage hinter Celtiberien auf den „Glücklichen Inſeln“ zu verleben. Sertorius ging aber nicht auf die glücklichen Inſeln, wollte Seelenfrieden erringen, ohne den Lockungen der Ehrfurcht zu entſagen, hatte die Liebe zu Herrſchaft und Sinnenrauſch noch nicht erſtickt, die Welt noch nicht überwunden wie die anatoliſchen Tugendhelden, die freiwilligen Selbſtpeiniger und Kampfzeugen in den Kaſtanienwäldern und lorbeergeſchmückten Talſchluchten des Athosberges, dieſes koloſſalen, von der Natur ſelbſt aufgetürmten und mit unverwelklichem Feſtgewande umzogenen Münſters von Byzanz. Das Bild iſt nicht phantaſtiſch, es iſt naturgetreu, Athos iſt Walddom der anatoliſchen Chriſtenheit. Ein mehr als zwölf Stunden langes, zwei bis drei Stunden breites und durch eine ſchmale niedere Landzunge an den Kontinent gebundenes Bergeiland erhebt ſich in iſolierter Majeſtät über die tiefe Flut des ſtrymoniſchen Golfes[1]. Das iſt der Berg Athos. Langgeſtreckt iſt die Halbinſel, nicht flach, auch nicht wellenförmig hingegoſſen, noch als ſchiefe Ebene nur auf einer Seite aufſteigend, auch nicht ein mit Hügel- und Felſengewirre unregelmäßig ausgefülltes Konglomerat: haldig und ſanft ſteigt es von beiden Strandſeiten gegen die Mitte empor und läuft ſattelförmig mit wachſender Höhe und Steile in langen Windungen fort wie ein Tempeldach, und am Ende ſtrotzt leibig und wohlgenährt, von drei Seiten rund aus dem Waſſerſpiegel herausſteigend und auf der vierten bis zur halben Höhe mit dem Waldgebirge verwachſen, einſam und frei die rieſige Athoskuppel in die Lüfte, auf der Plattform ein weithin ſichtbares Kirchlein, das höchſte und luftigſte Gotteshaus der morgenländiſchen Chriſten, zugleich Sitz der Sommerluft, der Andacht und der Windsbraut für die

---

[1]) 1200 fl. rhein.

---

[1] Im gewöhnlichen Karawanenſchritt rechnet man von der Eingangsſtation des Hagion-Oros bis zum äußerſten Punkt bei Kloſter Laura wenigſtens achtzehn Stunden Zeit.

Athoniten. Man denke ſich eine Auguſtnacht in Purpurflor und mit allen Reizen des Südhimmels angetan, den glatten Spiegel über bodenloſer Tiefe, mildhauchende Seelüfte über die Gärten und Söller fächelnd, Nachtigallen im Roſenbuſch, das lange Walddunkel und die Wachtfeuer auf der Bergſpitze; oder wie das Morgenrot und der erſte Sonnenſtrahl goldfunkelnd auf die Felſenkrone fällt und weit unten auf dem Kaſtanienwalde noch ſchweigſame Nacht oder kaum das erſte zweifelhafte Dämmerlicht über den Kloſterzinnen am Strande liegt!

Athos iſt Hochwarte des ägäiſchen Meeres und Leuchtturm aller Orthodoxen in Byzanz1). Vom Feſtlande in das Meer hinausſpringende Cherſoneſe ſind vorzugsweiſe eine Eigentümlichkeit der griechiſchen Welt. Zu Keraſunt in Kolchis, bei Sinope in Paphlagonien und in der Nähe des Athos ſelbſt hat die Natur ähnliche Gebilde bald nur begonnen, bald ausgeführt, nirgend aber ein ſo ſchlankes Maß angelegt, die Wände ſo romantiſch ausgeführt und den Wuchs in ſo liebliche Formen gegoſſen wie hier. Ein felſiges ſchroff und mühevoll zu erklimmendes Nadelholzgebirge, quer über den Iſthmus ſtreichend, hütet wie ein Säulengang das Tor zur immergrünen Baumregion des Athos, und wenn der Fremdling nach Überſchreitung dieſer Querwand über tiefe Schluchten und Hügel aus wildem Rosmarin den Hochpfad erklommen hat, tut ſich eine Szene auf, deren Schönheit man wohl empfinden, aber nicht beſchreiben kann.

Wie ein langer Silberfaden läuft über Sattelkamm und Bergſchneide durch hellgrünes Gebüſch und dichtverwachſenes efeuumranktes Baumgewühl der Hochpfad mitten durch die Halbinſel bis zum hohen Athoskegel. Bald ſchroff und ohne vermittelnden Übergang, bald ſanft und in verlorenen Halden ſenkt es ſich zu beiden Seiten des Weges in romantiſchen Vorſprüngen und verſchlungenen Talwindungen oder in weiten, amphitheatraliſch ausgebogenen Pracht-

---

1) Die Höhe des Bergkegels beträgt nach Griſebach 6400 Fuß über der Meeresfläche, und um die Zeit der Sommerſonnenwende fällt der Abendſchatten, wie die Alten verſichern und die Berechnungen der Neueren beſtätigen, bisweilen auf den Marktplatz der Stadt Myrina der nahen Inſel Lemnos.

fächern über Waldöde, über lieblich bebautes Einſiedlergehöfte, in dunklem Waldſchatten, hier zum ſingitiſchen, dort zum ſtrymoniſchen Golf hinab; die Sonne blitzt auf den Waſſerſpiegel und lockt, durch die laubigen Bäume fallend, eine Träne wehmutsvoller Erinnerung aus dem Auge des fremden Wanderers[1]). Tief unten am Strande, in weiter Entfernung voneinander abgeſondert, durch Wald und Vorgebirge getrennt, auf grüner Matte ausgebreitet oder auf meerumbrandetes Geſtein mittelalterlich hingezaubert, oder in waldüberhangenen Schluchten, an rauſchenden Silberbächen, zwiſchen Limoniengärten und langwipfligen Zypreſſen heimatlich verborgen, erſcheinen die Mönchskaſtelle mit hohen Mauern, mit gewölbten Torgängen, mit Glockenhaus, mit Wart- und zinnenbekränzten Feſtungstürmen und eiſenbeſchlagenen Doppelflügeln zur Hut der byzantiniſchen Heiligtümer wider feindliche Gewalt. Das von der Natur zu beiden Seiten des Pfades in der Senkung der Bergflügel eingehaltene Ebenmaß, der bei aller Mannigfaltigkeit der Schwellung, bei allem Wechſel der Schatten, des Lichts, der üppigen Szenerie doch überall gleiche Abſtand vom Bergkamm gibt dem Auge die volle Herrſchaft über die wunderbare Doppelpracht[2]). Der ſchlankſtämmigen Pinie und der Weißtanne mit hellgrünen langen Nadeln begegnet man nur am Felſenportal des Eingangs und auf der oberen Region des Steinkegels. Der langgeſtreckte Raum zwiſchen beiden iſt ein zuſammenhängender Laubwald von Platanen, Buchen, Grüneichen, Öl-, Feigen-, Nuß- und Kaſtanienbäumen, von Zypreſſen, Weinreben, Lorbeer- und Haſelſtauden, von Maſtixſtrauch, von immergrünen „Arbutuskirſchen"[3]), Maulbeer- und Obſtſtämmen aller Art — hellgrünes, luftdurchfächeltes Berggewand, wo die Myrte, die Roſenhecke, der Weißdorn, der Smilax, die Koronilla, die ſchattige Globularia und das ſaftige Grün der Efeuranke auf dem Boden, über der Steinwand und am lebendigen Kaſtanienzaun alle Räume füllt; wo Duft, Farbenpracht und Schmelz der Blumen überall den Sinn berauſcht, wo es überall quirlt und rieſelt und in langen Fäden von der waldigen Hügelterraſſe fällt und fortrauſcht mit Gemurmel im Erlbuſch! Reitet man von der Hafenbucht herauf, die prächtige Abtei Xeropotamo vorüber, durch romantiſches Waldgeſchlinge zum Höhenkamm, trifft man mitten im Dunkelſchatten des Laubwaldes, rechts am Pfade, eine grüne Alpenwieſe mit Zaunwerk künſtlich eingefriedigt, Sennhütte und Hürde neben Brünnlein und Bächen; es iſt Mittagsglut, die ſchweigenden Lüfte, das Bienengeſumme, der Wanderer ſitzt am Born, Kaſtanienlaub und Alpenflor ſchwanken im Waſſerſpiegel,

---

[1]) „Weibiſche Empfindſamkeit!" „geräucherter Schmerz der Deutſchen!" würde ein Moskowit bei dieſer Stelle ausrufen. A. d. Verf.

[2]) Zwei bis drei Stunden mag das Aufſteigen vom Strande zu beiden Seiten bis zum Longitudinalwege auf dem Bergſcheitel betragen.

[3]) Arbutus, Erdbeerbaum, Κόμαρος, in alten Büchern auch Hagapfelbaum genannt, anderswo nur Geſtrüpp, hier zehn bis zwölf Fuß hoher Baum.

Quae simul aspexit liquefacta rursus in unda,
Non tulit ulterius,

„wie der Morgentau in der Sonne, ſo ſchmilzt ihm die Seele in der Bruſt.“

Wie jener Emir in Alhambra können wir alle, ſelbſt der Größte und Glücklichſte, die Tage wahrer Seligkeit und innigen Entzückens aus unſerem Leben ohne Mühe zuſammenzählen. Ich werde einen Septemberabend in den Engtälern des kolchiſchen Amarantengebirges und die Mittagsraſt am Wieſenplan oder Xeropotamo nie vergeſſen. Wie unbegreiflich, wie preislos und verächtlich doch in ſolchen Momenten all unſer Mühen und Streben erſcheint! Der Menſch iſt aber nicht zu ſtillem Genuß, er iſt zum Kampf geboren; ſchweigend eilt er am offenen Tor der Seligkeit vorüber und ſucht ſich zu neuen Pein.

Der Berg Athos mit dem gegenüberliegenden Küſtenſtrich des mazedoniſchen Erzgebirges (Chalkidike), möchte man glauben, ſei eigentlich die Urheimat des Kaſtanienbaumes: nirgend, ſelbſt in Kolchis, treibt er mit ſolcher Fülle und Üppigkeit aus der Erde hervor; nirgend iſt ſein Blatt ſo hell und warmgrün, ſeine Frucht ſo ſüß, ſein Wuchs ſo rieſenhaft, die Fortpflanzung ſo raſch und wucheriſch wie hier. Man denke ja nicht an die Magerkeit der Baumwälder in Südeuropa, oder gar an die langweilige Symmetrie und feingebürſtete Ordnung unſerer Hof- und Kunſtgehege. Auf Hagion-Oros iſt freie Wildnis und kunſtloſes, von der Wurzel an heiter und breit belaubtes liebliches Dickicht in verſchlungenen Pfaden, durch die Meiſterhand der Natur für die Luſt menſchlichen Sinnes gepflanzt und aufgezogen. Wie es nur überall rankt und ſproßt und in geiler Üppigkeit aus dem Boden dringt, ein kühnes unſterbliches Pflanzengeſchlecht mit urweltlicher Kraft vom zarten, geſtern gebornen Zweiglein bis zum ſtrotzenden Strauch und durch alle Zeit- und Lebensſkalen hinauf zum Mannesalter, zum Säkularbaum, zum antediluvianiſchen Koloß!

Daß erhitzte Phantaſie und ideale Ausſchmückung am Gemälde keinen Anteil haben, vielmehr jeder Pinſelſtrich aus Wahrheit und unmittelbarer Anſchauung genommen iſt, mag der Fremdling an ſich ſelbſt erproben. Er wandle nur bei ſchöner Zeit, wenn auch nicht über den ganzen Längenhochpfad vom Kloſter Chilantari bis zum Rieſenkegel, doch wenigſtens über die reizende Partie oberhalb des Burgfleckens Karyäs bis zur Wegſcheide, wo man vom Waldkamm in Schlangenwindungen ſüdwärts zur Pomeranzenſchlucht von St. Dionys niederſteigt. Ich zweifle, ob ein Europäer, ausgenommen Griſebach, je in dieſe Gegend des Berges gekommen iſt, weil man in der Regel dem kürzern und bequemern Weg zur See von der Bucht unter Xeropotamo dem romantiſchen Abenteuer zu Lande den Vorzug gibt. Freilich hat man wegen Empfindſamkeit und romantiſchen Schwärmens für prachtvolle Naturſzenen und Waldeinſamkeit die Deutſchen von jeher ausgelacht. Aber was ſoll man ſagen, wenn der Bergabhang von Karyäs mit ſeinen luſtigen Pinien, ſeinen Gärten, Zypreſſen und Rebengirlanden bis zum Kloſter Iwiron hinab ſogar froſtigen Seelen aus den britiſchen Inſeln als ein zweites Eden erſcheint, das Baumelyſium von Kereaſia aber mit ſeinen Sturzbächen zurzeit der Frühlingsblüte, wenn die Waſſer rauſchen und die Nachtigall im Buſche ſchlägt, ſelbſt von abgeſtumpften Klausnern und Weltüberwindern des Athos wie ein irdiſches Paradies geprieſen wird? Nur iſt alles Reden und Malen umſonſt, weil die Sprache zu arm und mit einem Schlage das Panorama in ſeiner Farbenpracht der Seele vorzuzaubern unvermögend iſt.

Daß in dieſer beglückten, von der Welt abgelegenen und von der

Natur ſelbſt zum Sitze ſtiller Schwärmerei eingeweihten Wildnis nur Mönche wohnen und das Grundeigentum ſeit Jahrhunderten als feſter, wohlverbriefter, unantaſtbarer Beſitz der einundzwanzig annoch beſtehenden Klöſter kataſtermäßig einregiſtriert und keine Handbreit Land ſchwebend und ohne Eigentümer iſt; ferner, daß die Grenzſcheide der einzelnen Kloſtergebiete ſchon lange und überall im Gehölze, am Bach, am Felsabhang, unter Hader, Prozeß und Plünderung türkiſcher Austrägalgerichte feſtgeſetzt und das ganze Gebiet für ſich ein zuſammenhängendes Gemeinweſen, eine feſte Körperſchaft mit aller im Säkularverbande herkömmlichen Ungleichheit in Vermögen, Macht, Anſehen, Erwerbsfähigkeit, Lebenspraxis, Leidenſchaft und Trieb, aber mit Munizipalfreiheit und Selbſtverwaltung bilde, iſt zum Teil auch in Europa nicht mehr unbekannt. Nur möchte man auch von den frühern Schickſalen des grünen Cherſoneſes, von den Anfängen der Mönchskolonien, ihrer Einrichtung, ihrer Denkweiſe und Sitte, ihrem Wirken und Schaffen, von Büchern, Architektur, Kunſt, Gelehrſamkeit und Tugendſpiegel der frommen Athosväter einiges erfahren. Die Neugierde iſt nicht unzeitig. Der heilige Berg mit ſeinem Urwald, mit ſeiner feſtverwachſenen und verſteinerten Kirchenkonſtitution iſt Zentral- und Lebenspunkt des oſtrömiſchen Glaubens, gleichſam der Vatikan des Orients, Zielpunkt aller Sehnſuchten, Sammelplatz des Reichtums wie der kirchlichen Überlieferung, Freihafen und letzter Zufluchtsort aller Weltſatten von Byzanz, ja das einzige von Barbarentritt nie entweihte Fragment der orthodoxen Monarchie.

Fragt man aber die Mönche um eine dokumentariſch beglaubigte Geſchichte des heiligen Berges und ſeiner Inſtitute, erhält man überall dieſelbe Antwort: es gebe keine. Aber warum macht ihr euch nicht ans Werk? Habt ihr nicht Goldbullen, Papiere, Zeit und Ruhe genug? „Wozu wäre das gut?“ fragen die Väter entgegen, „wir ſind hier nur vorübergehend, ſind nur Gäſte, die auf ihrer Wanderſchaft zur Ewigkeit heute einkehren und morgen den Platz andern überlaſſen: unſer Geſchäft iſt Gebet und Kirchendienſt, alles andere überflüſſig.“

Eine politiſche Rolle, wie die beiden benachbarten, von einem

Kranz prachtvoller Pflanzſtädte ehemals umſchlungenen, aber weniger romantiſch geformten Cherſoneſe von Kaſſandra und Siggiá, hat die Halbinſel Akte mit ihrem Rieſenkegel im griechiſchen Kolonialſyſtem nie geſpielt[1]). Die Gegend duldete keine große Stadt, weil des pflugbaren Bodens nur wenig und wegen des tiefen und ſturmvollen Meeres im Altertum wie heute ſelbſt der Fiſchfang nur von geringem Belange war. Während in der Nachbarſchaft das gewaltige Podidäa und das reiche Olynth ihr Gewicht in die Wagſchale der griechiſchen Geſchicke legten, nennt die älteſte Notiz bei Herodot hier nur fünf unſcheinbare, nicht einmal von Hellenen beſetzte Orte: Dion, Holophyros, Akrathooi, Thyſſos und Kleonä, von denen man nicht einmal die Lage angeben kann, weil ſelbſt die Ruinen verſchwunden oder vielmehr im Bau der Mönchskaſtelle aufgegangen ſind. Nur die Stelle von Akrathooi verrät der Name; es mußte an der Spitze der Halbinſel am Fuße des Bergkegels liegen, wo heute die große Abtei Laura mit ihren Steintürmen und Feſtungsmauern glänzt. Ohne Zweifel decken auch die reichen Klöſter Vatopädi und Xeropotamo mit ihren Buchten und Gartenhalden die Gräber zweier Athosſtädtchen. Aber nirgend eine Inſchrift, kein Grab, keine Urne, keine Spur. Sicherer Beweis, daß die Athoniten wie die benachbarten Volksſtämme in Thrazien und Illyricum Barbaren ohne Kunſt und ohne Alphabet geweſen ſind, im Beſitze ihrer ärmlichen Heimat aber von den Hellenen nicht angefochten wurden.

Thukydides in einer merkwürdigen Stelle ſeiner Geſchichte des peleoponneſiſchen Krieges nennt die Bewohner der fünf obengenannten Städtchen auf Athos ein barbariſches Miſchlingsvolk, das zwei Sprachen rede; zwar enthalte es einige Zutat aus Chalkidike, Hauptbeſtandteil aber ſeien durchaus Pelasger und jene Tyrrhener, die einſt auf Lemnos und in Athen hauſten, dann Kreſtonier, Biſaltier und Hedonen[2]). Dieſe Sache iſt für die ſpätere Geſchichte des Athos nicht ohne Wichtigkeit. Thukydides kannte jene Gegend vollkommen, verſtand die barbariſche Landesſprache und wohnte zwanzig Jahre lang in der Nachbarſchaft auf ſeinem Beſitztum zu Skapte-Hyle in Thrazien.

---

[1]) Athos ward im Altertum bekanntlich auch Akte genannt, wie das heutige Kaſſandra und Siggia ehemals Pallene und Sithonia hießen.

[2]) Thucyd. lib. IV. cap. 109.

Ohne Zweifel war das romantiſche Halbeiland Athos in vorchriſtlicher Zeit ebenſo wie heute ein Wallfahrtsort der umliegenden Völker, ein Nationalheiligtum und gleichſam thraziſches Loretto, deſſen Bewohner, wie jetzt die Mönche, zum Teil von Zehrung und milden Gaben heidniſcher Pilger lebten. Stand nicht ein koloſſales Bild des thraziſchen Jupiter auf der Spitze des Bergkegels, wo jetzt das Kirchlein Maria Himmelfahrt? und feierte man nicht in einem Tempel am Strande, wo jetzt die Abtei des Philotheos, jährlich ein großes Heidenfeſt ſämtlicher Athoniten, von dem die Lokaltradition bis auf dieſe Zeit geblieben iſt? Noch heute, ſagten die Mönche dem jungen Zachariä, liegt ein Bruchſtück des vom ſiegenden Chriſtentum zertrümmerten Götzen in einer Schlucht unterhalb des Gipfels. Natürlich redete dieſes Tempelvolk der thraziſchen Athoniten als gemeinſames Verſtändigungs- und Bindemittel neben dem einheimiſchen Babarendialekt auch das Griechiſche, und war in vollem Sinne δίγλωσσος, d. i. doppelſprachig, wie es heute die Tzakonen ſind.

In iſolierten Gegenden, beſonders wenn man vom frommen Glauben der Mitwelt lebt, hat der Volkscharakter meiſtens eine Zähigkeit und traditionelle Kohäſion, einen Erwerbs- und Erhaltungstrieb, wie er bei anderen Leuten in der Regel nicht zu finden iſt. In einer handſchriftlichen Geſchichte des Kloſters Philotheos lieſt man die ſonderbare Notiz: Zur Zeit als man den heiligen Berg Athos den Mönchen überließ und die Klöſter gründete, habe der orthodoxe Imperator Conſtantin ſämtliche Bewohner der Halbinſel in den Peloponnes verſetzt und in derſelben Gegend angeſiedelt, wo jetzt die Tzakonen ſind.

Athoniten und Tzakoniten, meint der philologiſche Kloſterbruder, ſeien offenbar Synonyma, man dürfe ja nur θ in κ verwandeln und von vorne τζ anfügen und man habe aus Ἀθωνίταις in beſter Form Τζακωνίταις gemacht. Der Verfaſſer einer neuern gelehrten Abhandlung über das Volk und die Sprache der Tzakonier erkennt, nach Anleitung des Byzantiners Gregoras, im rätſelhaften

Tzakonenvolk einfach die Lakonen des Altertums oder lieber noch das peloponneſiſche Urvolk Kynurier, was natürlich auch viel wahrſcheinlicher iſt, da man im erſten Falle bloß Lak in Tſchak, im zweiten aber gar nur Kyn in Tza und ur in kon umzuſetzen braucht, um für die Kynurier Tzakonier zu erhalten. Nach weiſem Dafürhalten einiger Doktoren auf dem Philologenkongreß zu Olympiokonaritheſſalotſcheritſchanioloſono kommen Verwandlungen dieſer Art an griechiſchen Eigennamen häufig vor.

Entnommen iſt dieſe hiſtoriſche Sage einer Überſiedlung der Athoniten nach Morea aus einem uralten auf Bockshaut geſchriebenen Dokument, das auf dem heiligen Berge unter dem Namen „ὁ τράγος, der Bock“ bekannt iſt und die älteſten Nachrichten über den Anfang der Mönchskolonie enthält. Die Tatſache ſelbſt iſt außer Zweifel, nur die Nebenumſtände ſind fabelhaft. Wie Ruſtem in Iran und der Geiſterbanner Suleïman im ſemitiſchen Aſien, iſt im byzantiniſchen Reich Konſtantin I. jener mythiſche Heros, jenes welterfaſſende apokalyptiſche Rieſengenie, dem alles Große und im Urſprung Dunkle der chriſtlichen Heldenperiode und Staatsbegründung von der unwiſſenden Menge gläubig zugeſchrieben wird.

Zu Konſtantins I. Zeiten gab es in jener Gegend noch keine Mönche, wurden auf Athos keine Klöſter gebaut, folglich niemand überſiedelt. Die Überſiedelung konnte erſt nach Wiederbezwingung des ſlawiniſierten Peloponneſes ſtattfinden, weil es vor dieſer Zeit keinen Diſtrikt Tzakonia gab. Eine noch weit kindiſchere Legende ſchiebt die Anfänge der Möncherei auf Athos gar auf die erſten Jahre nach Chriſti Tod zurück. Auf einer Seefahrt nach Zypern, um St. Lazarus zu beſuchen, habe der Sturm die heilige Jungfrau in Geſellſchaft des Apoſtels Johannes nach Athos verſchlagen und auf derſelben Stelle, wo jetzt das Kloſter Iwiron ſteht, zu einer Zeit an das Land getrieben, wo man eben im nahen Tempel ein großes Götterfeſt ſämtlicher Bergbewohner feierte. Bei ihrer Landung haben die Götzenbilder laut gerufen: „Seht! ſeht! Die Mutter Gottes kommt, eilet und fallet vor ihr nieder!“ Und wie ſie den Ruf getan, ſeien ſie zugleich mit dem großen Jupiteridol am Gipfel zertrümmert von ihrem Sitz herabgeſtürzt. Die Athoniten ſeien dann vor Maria niedergefallen, hätten ſich ungeſäumt zum Chriſtentum gewendet, ihr Götzenhaus gereinigt und der Gottesgebärerin zum Tempel eingeweiht. In der Folge haben St. Freitag auch noch den römiſchen Kaiſer Caracalla bekehrt und der kaiſerliche Neophyt zu Ehren St. Peter und Paul das heutige Cönobium Caracallas (τοῦ Καρακαλλοῦ) geſtiftet. Andere Klöſter des heiligen Berges rühmen ſich anderer Stifter: die Imperatoren Konſtantin, Konſtans und Theodoſius I., Arkadius, die kaiſerliche Prinzeſſin Pulcheria und ſogar Mariens Seegefährte St. Klemens hätten auf dieſem gottgeweihten Boden klöſterliche Denkmäler ihres religiöſen Eifers, ihrer Gottesfurcht und Pracht aufgerichtet.

Keine dieſer Legenden beſteht vor dem Richterſtuhl der Kritik, wie es der geſchichtſchreibende Mönch von Philotheos wohl ſelbſt eingeſteht. Man beginnt ja nicht mit prachtvollen Abteien, mit Kirchenſchmuck und kaiſerlichem Arſenal. Alles menſchliche Inſtitut geht von unſcheinbaren und ärmlichen Verſuchen aus. Melancholiſche Sehnſucht nach Einſamkeit iſt unſerm Gemüt eingeboren. Das Chriſtentum ſchlug zuerſt dieſe Saite an und ſchuf die Menſchen der Seelentrauer und des unſtillbaren Verlangens. Nur wenn er ganz allein und auch noch vor ſich ſelbſt geflohen iſt, gewinnt der Menſch die Ruhe. Geduld gibt noch keine Freiheit, und deſpotiſchem Druck weltlicher Verhältniſſe kann man nur durch Flucht entrinnen. Deswegen wuchs „die neue Philoſophie der chriſtlichen Stoa“, wie ſie die byzantiniſchen Kirchenſkribenten nennen, gleichſam als Talisman und Amulet gegen die Tyrannei des Säkularſtaates im Gewand der Eremiten und Heſychaſten (ἡσυχία, „die Stille“) aus dem Boden der oſtrömiſchen Welt hervor. Für Stillebende, weil Reibung und Wechſelſpiel menſchlicher Leidenſchaften fehlt, gibt es keine Annalen, und niemand hat aufgeſchrieben, wann, wieviel und wie oft ſehnſuchtsbedrängte, weltflüchtige Byzantiner im Schatten athonitiſcher Kaſtanienwälder zuerſt ihren Frieden fanden.

Während des fünfthalbhundertjährigen Nordſturms vom Zeitalter des Arkadius bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts (400—441 n. Chr.), wo der kaiſerliche Spötter und Trunkenbold Michael, Theophils Sohn, auf dem byzantiniſchen Throne ſaß, geſchieht des

Berges Athos, ſeiner Bewohner und ſeiner fünf Städtchen in keinem Autor ausdrückliche Erwähnung. Was iſt aus dem thraziſchen Miſchlingsvolk, aus den doppelſprachigen Tempelleuten von Akrathooi und Holophyros während der Bedrängniſſe und Verwandlungen der Slawennot geworden? Alles Fragen iſt vergeblich. Wenn es aber beim großen Einbruch der Goten unter Alarich in Griechenland (396 n. Chr.) in den Waldungen des Oſſa und der Thermopylen ſchon von chriſtlichen Anachoreten wimmelte, wie man aus Eunapius von Sardes ſchließen will, ſo mußte freilich auch die liebliche Waldöde auf Athos damals ſchon der Sammelplatz weltſcheuer Büßer ſein. Procopuis in ſeinen Geſchichten redet von den Slawengreueln der nahen Cherſoneſe Caſſandra und Hellespont; nur vom Athosberg weiß er nichts zu ſagen. Am meiſten aber iſt zu beklagen, daß über Schickſal und Zuſtand des Hagion-Oros während der ſiebenundvierzigjährigen Herrſchaft des Imperators Konſtantin Copronymus bei den armſeligen Chroniſten des achten Jahrhunderts gar nichts verzeichnet iſt. Man kennt jene Periode unter dem matten Namen des Bilderſtreites. Es war aber ein vom Thron ausgehender, gegen den Geiſt des Volks mit Waffengewalt deſpotiſch durchzuführender politiſch-theologiſcher Umwälzungsverſuch der oſtrömiſchen Monarchie, ein Kampf des Fortſchrittes, der Neubelebung, des abendländiſchen Elements wider den Stillſtandsgenius und die Verknöcherung von Byzanz. Copronymus wollte die Mönche bändigen, wie nach ihm Sultan Mahmud die Janitſcharen ſchlug. Beide Reformatoren griffen zu denſelben Mitteln, rangen gegen dieſelben Hinderniſſe und ſcheiterten an derſelben Unmöglichkeit. Nur gebührt, wenn von eiſerner Konſequenz und Energie die Rede iſt, die Palme nicht dem iſlamitiſchen, ſondern dem chriſtlichen Autokraten.

Zu beiden Seiten des Hellesponts, von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz, zog Konſtantin ſelbſt mit ſeinem Reformheere, zerſtörte mit wahrhaft türkiſcher Wut Gemeißeltes und Geſchnitztes, hob die Klöſter auf, ließ widerſpenſtige Mönche öffentlich geißeln, zwang ſie, mit Nonnen zu tanzen und Hochzeit zu halten, ſteckte ſie truppenweiſe unter die Legionen, oder verbrannte ſie zugleich mit ihren Büchern, ihren Bildern und ihren Gotteshäuſern im flammenden

Wirbel ihrer Zellen. Brandfackel, Geißel, Henkerbeil, Aufruhr des Volkes und Wut des Imperators erfüllten das ganze Reich. Und doch war alles umſonſt! Nach mehr als hundertjährigem Reſtaurationsgreuel zog die Regierung am Ende doch den Kürzern und die Mönche behielten recht. Erſt nach vollſtändigem Sieg des byzantiniſchen Reichsgenius über die Staatsverbeſſerungs- und Säkulariſationsideen des kaiſerlichen Hofes unter benanntem Michael III. erſcheinen urkundlich die erſten Waldeinſiedler auf Athos, geiſtliche Nomaden und Hüttenbewohner, zwar ohne Pracht und mauerfeſte Konvente, aber doch nicht mehr, gleich wilden Tieren, ohne geſellſchaftliche Gliederung und innern Verband.

Der Einſiedler am Zentralkirchlein zu Karyäs war Vorſtand und Wortführer ſämtlicher Anachoreten in ihren Anſprüchen auf ausſchließlichen Grundbeſitz des Berges, Vorpoſten der neuen aus den chriſtianiſierten Slawen-Schupanien in Mazedonien, Theſſalien und Hellas herangewachſenen Bevölkerung der Byzantinerwelt. Rund um den heiligen Berg auf den Inſeln (Lemnos, Imbros, Samothrace und Thaſos) ſowohl als auf dem Kontinent war Theſſalonica noch der einzige nordiſcher Barbarei entronnene Punkt[1]. Nachdem das kaiſerliche Heer die eingedrungenen Slawen im Felde beſiegt, rückten die Mönchsgarniſonen nach, um das Werk der Waffen durch geiſtige Unterjochung und Bekehrung zu vollenden. Unter Michaels Nachfolger Baſilius Macedo (867—889 n. Chr.) baute der konſtantinopolitaniſche Mönch Johannes Kolobos das erſte Steinkloſter auf dem über die Slawen eroberten Terrain unweit des Kaſtrums Hieriſſos (Ruine von Akanthos), nicht auf dem Berge Athos ſelbſt, ſondern noch außerhalb auf der ſchmalen fruchtbaren Erdzunge, welche den Cherſones mit dem Kontinent verbindet.

Der neue Abt begehrte die „Bergöde des Athos", wie er ſie nannte, als Kloſtergut für die neue Stiftung, und der Kaiſer bewilligte die Bitte in einer goldgeſiegelten Urkunde, die man im Archiv zu Karyäs noch heute zeigt. Dies iſt zugleich der erſte geiſtliche Beſitztitel des heiligen Berges, deſſen ſtillebenden Einſiedler hiemit in rechtskräftigen Schutzverband des kolobitiſchen Kloſters am Iſthmus traten. Und weil die armſeligen Heſychaſten trotz ihren Erbanſprüchen noch immer von den Umwohnern geneckt, geſtört und durch Benützung der Weideplätze in ihrem beſchaulichen Leben gehindert wurden, hörte Baſilius ihre Klagen an und verordnete auf desſelben Abtes Fürbitte durch eine zweite Goldbulle, daß in Zukunft kein weltlicher Menſch wegen Erwerbes, kein Hirt, keine Herde die gottgeweihte Stätte betrete und die geiſtlichen Übungen der frommen Väter ſtöre. Kolobos' Nachfolger in der Abtei kehrten ſich aber nicht an den kaiſerlichen Befehl und geſtatteten neuerdings gegen Jahreszins Viehherden und Leuten aus der Nachbarſchaft den Zutritt in die heilige Wildnis, „weil ſie verbrieftes Eigentum des Kloſters ſei".

---

[1] Siehe Tafels vortreffliches Werk: De Thessalonica ejusque agro etc. Berlin 1839.

Kaiſer Leo Philoſophus (889–912 n. Chr.) ſchaffte Recht und ſchränkte die Anſprüche der Kolobiten ein. Sein Nachfolger hob durch förmliche Emanzipation und Unabhängigkeitserklärung der Anachoreten die Verbindung mit der Abtei in Hieriſſos völlig auf, und man ließ die Weltüberwinder wenigſtens von dieſer Seite in Frieden. Allein die Niederlaſſung der Araber auf der Inſel Kreta (827–961 n. Chr.) war eine neue und langdauernde Quelle der Bedrängniſſe für den Athos, beſonders während der Regierungszeit des Konſtantin Porphyrogenitus (912–959 n. Chr.). Sarazeniſche Korſaren beunruhigten alle Meere, verwüſteten die Küſtenſtriche und verſcheuchten die griechiſchen Schiffe aus dem Archipelagus und die frommen Büßer aus ihren einſamen Zellen im Kaſtanienwalde. Namentlich ward die Mönchsanlage *Vatopädi*, unter Angabe fabelhafter Umſtände, um das Jahr 862 n. Chr. von den Räubern verwüſtet und verbrannt, und das grüne Eiland, wie es ſcheint, neuerdings zur Wüſte. Wenigſtens redet um dieſelbe Zeit St. Euthymius von Theſſalonica im Leben der heiligen Väter, Symeon, Joſeph und Baſilius bald von zwei, bald gar nur von *einem* Eremiten auf Athos, die am Ende auch noch bei wiederholten Landungen der Piraten die Flucht ergriffen und die Werkſtätte frommer Beſchaulichkeit, wenigſtens längere Zeit, ohne Bewohner ließen.

Entſchieden iſt bei aller Dunkelheit der Zeiten doch noch ſo viel, daß um das Jahr 960 n. Chr. von den in der Folge ſo berühmten und prachtvollen Klöſtern des heiligen Berges noch keines ſtand, ja nicht einmal ein ſteinernes Wohnhaus nach den Regeln byzantiniſcher Architektur errichtet war. Die Einſiedlerhütte am Bach, in der Nußbaumſchlucht, am Lorbeerbuſch, am Waſſerfall rang noch um Daſein und Boden heute wider kretiſche Seeräuber, morgen wider Habſucht und geiſtlichen Hochmut des Kolobitenabtes, ein drittesmal wider Zudringlichkeiten wandernder Viehhirten, Slawen und Walachen vom Kontinent. Aber die verlaſſenen Hütten füllten ſich immer wieder, weil das geplagte Volk in Byzanz die freien Lüfte und den rauſchenden Platanenbach am Hagion-Oros nicht vergeſſen wollte. Es fehlte nur ein lebendiger Mittelpunkt, ein Geſetzgeber, ein Mann höherer Weihe, um die zerſtreuten Kräfte zu verbinden und friſches Lebensſpiel im erdrückten Körper aufzuregen. Das Viele in demokratiſch vereinzelter Wirkſamkeit mag nirgend etwas Gedeihliches zu ſchaffen. Dieſer Mann höherer Weihe iſt endlich in der Perſon des Mönchs Athanaſius, des eigentlichen Begründers der heute noch blühenden Kloſtergemeinde, auf Athos erſchienen. Er kam mit einer Kolonie Mönche aus der griechiſchen Hauptſtadt und pranget mit Recht als geiſtlicher Städteerbauer und Heros im Kalender der anatoliſchen Kirche[1]).

Das Abendland kennt den Namen dieſes Heiligen ebenſowenig als es bisher Urſprung und Lebenskraft des von ihm geſchaffenen Inſtitutes kannte. Sein erſtes Auftreten unter den Eremiten des heiligen Berges fällt in die Regierungsperiode der beiden Autokraten, Flavius Romanus des Jüngern und Nicephorus Phocas des Sarazenenbeſiegers (von 959—969 n. Chr.), als durch Ausrottung arabiſchen Blutes und Glaubens auf Kreta das griechiſche Meer wieder offen und das Hüttenleben auf Athos neuerdings im Schwunge war. Jedoch fand der neue Legislator nur erſt wenige Einſiedler, und zwar in Not und Armut aller Dinge, ohne Arbeit und ohne Genuß; „denn die Eremiten pflügten nicht, zogen keine Furche, hatten weder Ackerochſen noch Zugvieh, noch irgendein anderes Laſttier; ja ſelbſt die Hunde fehlten. Sie ſelbſt, in Hütten aus Knüppeln zuſammengerichtet und mit ärmlicher Bedachung aus Futterkraut verſehen, ertrugen Winter und Sommer, in Hitze und Kälte die entgegengeſetzteſten Wirkungen der Jahreszeiten. Und galt es etwas herbeizuſchleppen, vertraten die Einſiedler ſelbſt die Stelle der Packtiere, legten eine Vorrichtung wie Mauleſelſättel auf ihren Rücken und ſchleppten — als wahre Zugochſen des Herrn Jeſu Chriſt (ὑποζύγια τοῦ Χριστοῦ) — keuchend und ſchweißtriefend die Laſten fort[1]). Ihre Nahrung beſtand in Früchten wildwachſender Bäume, wenn nicht mitleidige Schiffer hie und da etwas Getreide oder Hirſe gegen frommes Gebet zum Tauſche boten.“ Dies klingt freilich anders als die fabelreichen Beſchreibungen des ſchon um 862 n. Chr. mit Goldplatten gedeckten Tempeldaches in Vatopädi oder die vorgebliche Verleihung von Meierhöfen und Dörfern in Mazedonien durch Theodoſius I. nach Beſiegung des Uſurpaters Eugenius an dasſelbe Stift.

---

[1]) Iſt nicht mit St. Athanaſius, dem berühmten Erzbiſchof von Alexandria, Helden des chriſtlichen Dogmas im vierten Jahrhundert, zu verwechſeln.

Bei aller perſönlichen Freiheitsliebe und aller Rohheit des Privatlebens hatten die Anachoreten doch, wie oben angedeutet, eine Art geſellſchaftlicher Einrichtung, ein locker zuſammenhängendes Gemeindeband, Bundeszentrum und Kapellenregiment, um das Ganze zu ſtützen, ohne die Bewegungen des einzelnen zu beengen. Unter den Nußbäumen, wo heute der ſchöne Burgflecken Karyäs, ſtand damals ſchon ein kleines Kirchlein, um das ſich dreimal des Jahres, zu Weihnachten, um Oſtern und am 15. Auguſt, ſämtliche Bergeinſiedler in gemeinſamer Beratung ihrer Angelegenheiten zuſammenfanden. Drei Volksverſammlungen einer demokratiſchen Eremitenrepublik, Rouſſeaus Bild des ſozialen Glückes! Frei, müßig und dennoch ſicher ſein, wäre aller Menſchen ſtiller Wunſch. Wie wird es dem ſtädtiſchen Sittenverbeſſerer und ſeinen neuen Ideen unter dieſen tieriſch lebenden Waldmönchen ergehen? Die Politur, das feingeſchliffene Weſen der kaiſerlichen Reſidenz ſollte mit der ſtumpfen Derbheit eremitiſcher Athleten, monarchiſche Zucht mit der rohen Ungebundenheit harthöriger Demokraten den Kampf beſtehen.

---

[1]) Οὐ γὰρ γῆν ἤρουν, οὐκ αὔλακα ἔτεμνον. οὐ βοῦν εἶχον. οὐχ ὑποζύγιον, οὐκ ἄλλο τι τῶν ἀχθοφόρων ζώων, οὐ κυνάριον, οὐ κύνα' ἀλλὰ καλύβας ἐκ μικρῶν πηξήμενοι ξύγων καὶ ὀροφὴν αὐταῖς ἐκ χόρτου συμφορεθεῖσαι ἐπισχεδιάσαντες, οὕτως ἐν θέρει, οὕτως ἐν χειμῶνι διεκαρτέρουν τῶν ἐναντίων τοῦ ἀέρος ἀνεχόμενοι προςβολῶν. Εἰ δέποτε καὶ γένοιτό τις χρεία μετακομίσαι τι τῶν πάρ αὐτοῖς, αὐτοὶ δὲ ἑαυτῶν, τὴν τῶν νωτοφόρων ζώων χρείαν ἐπλήρουν 'ἐπισρώματα γάρ τινα οἷα τὰ τῶν ἡμιόνων τοῖσ ἑαυτῶν ἐπιτιθέντες νώτοις, ταῦτα δὴ τὰ τοῦ χῦ ὑποζύγια, οὕτως ἐν αυτοῖς τὰ ἄχθη μετέφερον. MSC. Atho.

St. Athanaſius ſchritt langſam vor und wollte weniger auf dem Wege der Rhetorik als des Exempels zum Ziele kommen. Zuerſt gründete er am Fuße des Athoskegels in einer ſchatten- und waſſerreichen Lage mit Hilfe des ärarialiſchen Goldes das Vorbild und Muſterkonvent St. Laura mit gewölbtem Tore, gemauerten Zellen in der Runde und ſteinernem Gotteshaus in der Mitte. Byzantiniſche Mönchspraxis mit Handarbeit und Gebet, mit gemeinſchaftlicher Mahlzeit und Unterwerfung aller unter den Willen eines einzigen war das auf Athos noch nie geſehene Schauſpiel der jungen Kolonie. Man pflügte, pflanzte, ſäte, kelterte und kochte warme Speiſen, webte Gewänder, führte Zugvieh ein, und lebte menſchlich unter wohnlichem Dache zu großem Erſtaunen der armen, heiligen und wilden aber freien Troglodyten. Gewiß, denkt der Leſer, haben die frommen Väter mit ihrem Mauleſelſattel auf dem Rücken die Einführung des Laſtviehes mit freudigem Gefühl begrüßt und den Mann geſegnet und wetteifernd die Hand nach den bisher unbekannten Vorteilen und Genüſſen ausgeſtreckt. Von allem geſchah das Gegenteil.

St. Athanaſius mit ſeinem Laurainſtitut, ſeinem Weizenbrote, ſeiner Kloſterökonomie und ſeiner Weinkelter fand überall Widerſpruch; man tadelte, man ſchrie und pochte laut über gefährliche Neuerung, über ungeiſtliches Treiben, über Umkehrung altherkömmlicher Ordnung und verwünſchte laut Arbeit, Ziegeldach und Kaſernenzucht des fremden Reformators. So widerlich iſt dem Menſchen jeder Angriff auf ſeine alten Gewohnheiten, ſelbſt wenn die Neuerung Vorteil bringt, und ſo unduldſam iſt unſere Natur, daß wir aus fremder Hand ſogar das Gute nicht ohne Erfolg und Widerſetzlichkeit nehmen wollen, wie es berufene und unberufene Weltverbeſſerer von jeher empfunden haben.

St. Athanaſius hatte auch in der Tat den Frieden geſtört und den Berg in zwei feindliche Parteien getrennt: die Laurioten mit ihrer neuen Ordnung und ihnen gegenüber die ſtarren Anhänger der alten Waldfreiheit und des alten Schmutzes. In den Augen der letztern war die Einführung des Stadtmönchtums auf dem Hagion-Oros ein Rückſchritt in der Heiligkeit, weil nach der urſprünglichen Idee der anatoliſchen Kirche der Anachoret auf einer höhern Stufe moraliſcher Vollkommenheit ſteht als der in gemauerter Zelle eingeſchloſſene Aſket. Und weil ſie im Aufblühen des neuen Kloſters einen förmlichen Angriff auf ihre Mönchsfreiheit und zugleich ein ſchweres Hindernis auf dem Pfade des Seelenheiles erblickten, brach endlich zur Vergeltung ſeiner Sorgen und Mühen wider Abt Athanaſius den Neuerer, den Umwälzer, der die alte Ordnung aufgehoben, tyranniſche Herrſchaft eingeführt und wider alles Herkommen Zellen, Mauern und Gärten angelegt, Laſtvieh auf den Athos gebracht und ſogar Weinreben gepflanzt, ein förmlicher Aufſtand ſämtlicher Eremiten aus.

Sie ſchickten Abgeordnete zu Phokas Nachfolger Johannes Tzimiſces (von 969–975 n. Chr.) und ſchrien im Palaſt: „Nieder mit Athanaſius! Nieder mit Kloſter, mit Reben, Gärten, Mauern und Gebäude! Es ſei Einöde wie zuvor!" Aber Athanaſius gewann den Prozeß, und der Kaiſer baute den großen Steinturm und St. Stephansſchanze als Akropolis und Schirmburg der Laurakolonie wider die meuteriſchen Eremiten. Erſt nach dieſer Niederlage gaben die Verteidiger der alten Praxis nach, verließen ihre Grasdachhütten und bauten auch feſte Wohnungen wie Athanaſius. Zugleich verlieh der Imperator mit Beiziehung des Abtes in Laura und anderer Kloſtervorſtände in der Hauptſtadt die erſte Konſtitution, eine Art Charte oder vielmehr organiſchen Edikts, worin Beſitztitel und gegenſeitige Rechte der neugeſchaffenen Berggemeinde, mit Hausregiment, Subordination, Arbeit, Gottesdienſt und Lebensweiſe der Brüderſchaften feſtgeſetzt und verzeichnet waren.

Dieſe Nachrichten über die Origenes des heiligen Berges ſind zwar kaum notdürftig, aber ſie ſind urkundlich und aus zum Teil noch aufbewahrten kaiſerlichen Goldbullen gezogen, ſo daß die unbeglaubigten Legenden und törichten Faſeleien gutmütiger, aber ungelehrter Mönche, beſonders im großen und reichen Vatopädi, in Zukunft niemand mehr betören ſollen. Vier Punkte ſtehen feſt: 1. die Uranfänge des Einſiedlerinſtituts auf dem Berge Athos verlieren ſich im fabelhaften Dunkel der vorſlawiſchen Byzantiner Periode des fünften und ſechſten Jahrhunderts; 2. das geſetzlich eingerichtete, reformierte Mönchtum mit Steinbau und verbrieftem Eigentum begann erſt in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts (zirka 970 n. Chr.); 3. Mutterſtift. nach welchem ſich die übrigen Neubauten richteten, iſt das heute noch blühende große Kloſter Laura am äußerſten Rande der Halbinſel; 4. weil die europäiſchen Provinzen des byzantiniſchen Kaiſertums mit Griechiſchreden damals noch nicht fortkonnten, waren die Bewohner der neugebauten Konvente großenteils ſlawiſcher Herkunft, weswegen man jetzt noch, ſelbſt in den älteſten Stiftungen, wo das Slawiſche längſt erloſchen, im Slawendialekt geſchriebene Liturgien und Kirchenbücher findet. Ob man die alte, halb ſerbiſch, halb griechiſch verfaßte Handſchrift über die erſten Kloſteranlagen auf Hagion-Oros, wie der Hiſtoriograph von Philotheos meldet, zu St. Laura noch ſehen könne, ward diesmal leider nicht unterſucht.

Nach Dämpfung des erſten Widerſtandes ging der Aufſchwung, wie es ſcheint, raſch aber nicht friedlich voran. Während in der erſten Konſtitution unter Kaiſer Tzimiſces nur achtundfünfzig Anſiedlungen verzeichnet waren, erſcheinen unter Konſtantin Monomachus (1042 bis 1054 n. Chr.) neben Laura ſchon andere Klöſter im großen Stil, namentlich das ſchöne Xeropotamos und das große Vatopädi, neben einer Menge ſteingemauerter Klauſen mit Kirche, Garten, Ackerfeld, Obſtwald und eingefriedigtem Beſitz, im ganzen über hundertachtzig ſelbſtſtändige Anlagen mit ſiebenhundert Mönchen, die ſich aber zur Zeit des benannten Herrſchers „voll teufliſcher Zwietracht in Prozeſſen und Schlägen untereinander zerriſſen.“

Hader über mein und dein, Gierde nach Erweiterung der Marken, kirchlicher Hochmut und Kaſtengeiſt, Neid der armen Kloſterbrüder gegen die reichen, laxer Sinn im Gegenſatz blinder Zeloten und ſtrenger Klauſur hatten Eintracht und Frieden vom heiligen

Berge verbannt und alle Gemüter erbittert. Anarchie und Raſerei der Streitenden ſtieg auf einen Grad, daß man auf dem Punkte war, ſämtliche Anlagen wieder aufzugeben und den Berg zu verlaſſen, wenn nicht Konſtantin Monomachus gleichſam durch einen zweiten Schöpfungsakt ins Mittel getreten wäre. Die Schuld dieſer Skandale wird im großen Papierdiplom des Imperators dem Feinde alles Guten (τῷ μισοκάλῳ), dem Teufel zugeſchrieben, der den Mönchen die Köpfe verrückt und mit weltlichen Leidenſchaften vergiftet habe. Für den oſtrömiſchen Kirchenſtaat war ein Mönchskrieg im Nationalheiligtum ein Gegenſtand von Gewicht und eine öffentliche Angelegenheit, die man mit größter Sorgfalt zu behandeln und zu ſchlichten hatte. Mit Beiziehung des Patriarchen und der einſichtsvollſten Kloſtervorſteher der kaiſerlichen Reſidenz ward eine neue organiſche Einrichtung für den heiligen Berg entworfen und Abt Kosmas vom Kloſter Tzintziluk in Konſtantinopel beauftragt, dieſe „Friedenskonſtitution“, wie ſie der Berichterſtatter nennt, unter den tumultuierenden Mönchen einzuführen.

Nach Herſtellung einer vollſtändigen Liſte der altbeſtehenden und ſeit der erſten Verfaſſung neu gegründeten Inſtitute berief der Friedensverkünder eine allgemeine Verſammlung nach der Zentralkirche in Karyäs und hörte die Klagen an: „Es wär aber alles voll Geſchrei, voll endloſen und unvernünftigen Haders (ἔρις ἀλόγιστος).“ Am meiſten ſchrie man gegen die Aufnahme von Sklaven und Unfreien in den Mönchsverband; dann wider den wucheriſchen Großhandel der reichen Mönche, die auf eigenen Schiffen des größten Tonnengehaltes Wein und Getreide nach Konſtantinopel lieferten; endlich gegen die Milchkühe und die Zugtiere der neuen Konvente; gegen den Verkehr mit Bauholz, Brettern, Kien und Tannenharz, den geringere Mönche in Perſon zu merklicher Verſäumnis kirchlicher Verrichtung gewinnſüchtig nach allen umliegenden Provinzen trieben.

Unter Griechen den Handel ganz verbieten, ſchien allen unmöglich. Man ſuchte einen Mittelweg und geſtattete den Großmönchen hinfüro zwar Verſchiffung ihrer Waren, aber nur auf *kleinen* Fahrzeugen (πλοιάρια) zu zwei- bis dreihundert Metzen, auch nicht mehr bis Konſtantinopel, ſondern nur bis *Enos* in Thrazien auf der einen, und bis Saloniki in Mazedonien auf der andern Seite. Kühe und Ochſen mußten ebenfalls das Feld räumen, und der Kleinhandel mit Holz und Pech wurde gänzlich und auf immer abgeſchafft — ein höchſt wohltätiges Geſetz, dem der heilige Berg vorzugsweiſe den blühenden Zuſtand ſeiner Wälder und den üppigen Reichtum ſeiner Vegetation zu verdanken hat.

Zwiſchen der erſten und zweiten Konſtituierung der Athosklöſter ſind nicht mehr als ſiebzig Jahre verfloſſen, und doch welche Verwandlung in Praxis und Lebensanſicht der Mönche findet man nicht am Schluß der kurzen Periode! Von der ſtrengen Askeſe und zyniſchen Armut der Holzhüttenbewohner war man in zwei Menſchenaltern zum Feſtungspalaſt, zum ſpekulativen Betrieb der Feldökonomie und des Großhandels, und ohne Zweifel auch zu Luxus und Verderbtheit der kaiſerlichen Reſidenz in ſchneller Progreſſion fortgeſchritten. Man war im Zuge, den kirchlichen Charakter des alten Berginſtitutes gänzlich abzuſtreifen und aus Liebe materieller Intereſſen ſich gleichſam ſelbſt zu ſäkulariſieren. Doch hat die am Hagion-Oros ureinſäſſige und im Boden ſelbſt radizierte Idee der Einſiedelei und Pönitenz im großen Konflikt zuletzt dennoch den Sieg errungen.

Von Kijew und den Quellen der Wolga, vom Dunkelwald im innerſten Kolchis, vom freien Hellas, aus den Tälern des Hämus, von Illyrien und Czerna-Gora blicken aller Augen mit ſehnſüchtigem Verlangen nach dieſer großen Glaubens- und Bußanſtalt des byzantiniſchen Kirchentums. Wenn auch in der Zwiſchenzeit durch die Frömmigkeit von Fürſten und Privaten der Reichtum der Klöſter an Meierhöfen, Weinbergen, Öltriften, Geld und Gut, auf den Inſeln des Archipelagus, auf der anatoliſchen Küſte, in Thrazien, Theſſalien, Mazedonien, in der Stadt Rom und dem zum Orient gehörigen Teil Süditaliens, und in der Folge ſogar im kaukaſiſchen Iberien, im norddanubiſchen Dazien und Moskowien in koloſſalem Maß anſchwoll, und die Kloſtergebäude ſelbſt aus wiederholten Unfällen durch Elemente und feindliche Gewalt mit erhöhtem Glanze hervorgingen, und Marmorſäulen die goldreichen Tempel ſchmückten, ſo brach ſich doch die Welle irdiſcher Sorge und Pracht ſeit Konſtantin Monomachus jederzeit am Felſentor des grünen Cherſoneſes. Das Weib, das begehrliche Auge, das Hochzeitfeſt, üppige Künſte, Kirmesfeier und ſinneaufſtürmender Tumult blieben mit aller Zucht des Haustieres aus dem Bereich der heiligen Gemeinde auf immer verbannt. „Da iſt kein Jahrmarkt,“ ſagt Gregoras, „keine Spekulation, kein Wucher, kein Tribunal und kein Richterſtolz; auf dem Athos weiß man nichts von Herr und Knecht, und dort allein iſt wahre Freiheit und das richtige Maß menſchlicher Dinge.“ — Kein lebendes Weſen wird auf dem heiligen Berg geboren. Man ſtirbt nur, aber ohne Thräne, ohne Monument.

Sonderbar genug hat ſich dieſe Doppelanſicht der auf dem zweiten Kongreß zu Karyäs ſich bekämpfenden Parteien in den Kloſtereinrichtungen bis auf den heutigen Tag fortgeerbt. Zwar Packſättel tragen die Mönche nirgend mehr, und ſeit Jahrhunderten hat das Maultier allenthalben, ſelbſt in den Klöſtern ſtrengſter Obſervanz, das Laſtgeſchäft übernommen; aber das Regiment im Innern iſt jetzt noch ein doppeltes, da ein Teil der Klöſter im monarchiſchen, der andere im demokratiſchen Sinne verwaltet wird. Die erſten heißen Cönobien und die Mönche ſtehen mit völliger Ertötung eigenen Willens unter einem auf Lebzeiten ernannten und mit abſoluter Gewalt bekleideten Abte. In dieſen hat niemand ein Eigentum; eingebrachtes Vermögen und Frucht der täglichen Arbeit ſowie der Mönch ſelbſt mit Leib und Seele gehören dem Kloſter an, welches dafür die Angehörigen kleidet, nährt, in der Krankheit pflegt und nach dem Tode begräbt und vergißt.

Die Mahlzeit der Cönobien iſt gemeinſchaftlich, das Kleid uniform, das Gebäude reinlich, das Individuum ſchweigſam und höflich, das Ganze voll Takt und Ebenmaß. Dies alles iſt bei den republikaniſch regierten verſchieden, man nennt ſie auch nicht Cönobien, ſondern Idiorrhythma Monaſtiria, d. i. ſolche Klöſter, wo der einzelne nach eigenem Urteil und Gutdünken lebt. Hier wählt man die Vorſtände durch Stimmenmehrheit, aber jedesmal nur auf ein Jahr, und zwar mehrere zugleich, damit das Regiment nicht zu drückend werde und der eine den andern in Maß und Schranken halte. Über Wohl und Wehe des Ganzen wird entweder von dieſen Obrigkeiten beſonders, oder von allen ſtimmfähigen Mönchen zugleich im Gemeindeſaal entſchieden und der Beſchluß von dem feſt beſtellten Geheimſchreiber augenblicklich zu Papier gebracht und ausgefertigt. Jeder Konventual erhält aus dem Kloſtermagazin ſein Beſtimmtes an Naturalien, hat auf gemeinſamem Korridor abgeſchloſſene Wohnung, eigene Küche und ſelbſtgewählte Bedienung, und kleidet ſich nach Belieben, ausgenommen die mörſerartige ſchwarze Kopfbedeckung, die bei allen die gleiche iſt. Ebenſo verwaltet, vermehrt oder vermindert, verſpekuliert und vermacht jeder Mönch ſein Privatvermögen, wie es ihm gefällt, und hat mit ſeinen Hausgenoſſen überhaupt nichts gemeinſchaftlich als den Gottesdienſt in der Kirche und das Grab auf dem Leichenacker. Man iſt hier freier Gottſeligkeitsbürger und kümmert ſich gerade nicht allzeit ſonderlich viel um Hauspolizei, um Sauberkeit, reinlichen Anzug und feſte Ordnung.

Offenbar hat ſich in Sitte und Einrichtung der freien Klöſter die Tradition des alten, durch monarchiſches Cönobientum St. Athanaſii beſchränkten und verkürzten Anachoretenrepublikanismus des heiligen Berges erhalten.

Obwohl Prozeſſe und Eiferſüchteleien der Konvente unter ſich bis auf den heutigen Tag nicht ſelten ſind, haben doch beide Diſziplinen ein Beſtreben von jeher miteinander gemein: keinen allgemeinen Kloſterimperator in der Nähe zu dulden und wenigſtens im eigenen Hauſe vollkommen freie Hand zu haben. Wenn man auf alle Freuden und Genüſſe der Welt verzichtet, ſoll man einem zwiſchen die ſelbſtgewählte Obrigkeit und das Himmelreich nicht noch eine dritte Potenz zum Plündern und Brandſchatzen, wie ſie ſagen, dazwiſchenſchieben. Von den Feſſeln der Kirche in Hieriſſos hatte ſich ſchon Konſtantinus Porphyrogenitus emanzipiert; aber von den Oberaufſichtsanſprüchen des Abts von Karyäs konnten ſie ſich erſt nach dem Erlöſchen des griechiſchen Reiches, infolge großer Unfälle und gleichſam einer dritten faſt allgemeinen von den Fürſten der Slawen ausgegangenen Reſtauration der Klöſter im Beginn des ſiebzehnten Jahrhunderts (1600) gänzlich ledig machen. Denn aus der Grasdachhütte und dem kleinen Zentralkirchlein war im Sinne der athanaſiſchen Reform nach und nach ein prachtvoller Tempel mit vergoldeter Felderdecke, mit Porphyrſäulen und magiſchem, zur Andacht einladendem Helldunkel, nebſt Kloſter mit breitem Glockenturm, und nebenan die fortlaufende Marktgaſſe mit niedrigen Kaufläden und Arbeitsſchuppen, mit gepflaſterten Nebengaſſen, Häuſern, Kapellen, Gärten, Wohntürmen unter Zypreſſen, die kleine Hauptſtadt des heiligen Berges herangewachſen. Daher der Name Protaton für das Kloſter und Protatos oder Protos für den Abt von Karyäs, der ſich im Laufe der Zeit gleichſam als Mönchspatriarch und geiſtliches Bergoberhaupt biſchöfliche Rechte und Kirchenkleidung, vorzüglich auf Vorſprache Kaiſers Andronicus Paläologus I. (1283 bis 1322 n. Chr.) vom Patriarchenſtuhl in Konſtantinopel zu erwerben wußte.

Indeſſen nennen ſich die Biſchöfe zu Hieriſſos noch immer „Ἐπίσκοπος τοῦ ἁγίου ὄρους Ἄθονος;“ aber die Mönche erkennen die Anſprüche nicht, laſſen ihn nicht über die Grenze und geben ihm des Jahres nicht einen Pfennig zum geiſtlichen Unterhalt. Nur das Schattenbild eines Bergpatriarchen und Zentralabts von Karyäs mit dem Recht, das Polyſtaurion und Hypogonation zu tragen, Subdiakonen und Lektoren zu ordinieren, erbt ſich ohne wirkliche Macht und ohne Gewinn in der Perſon eines armen, aber ehrgeizigen Mönchs des Hagion-Oros fort. Und doch fehlen auch für dieſe Würde die Bewerber nicht.

Es müßte die Leſer nur langweilen, wollte man Urſprung und Schickſale der übrigen zwanzig Großabteien des Berges nach Angabe der zum Teil ſelbſt mit legendenartigen Exordien ausgeſchmückten Goldbullen der Imperatoren chronologiſch auseinanderſetzen. Genug, daß die Erbauung der einundzwanzig Mönchsburgen, die man gegenwärtig auf Hagion-Oros findet, zwiſchen die Jahre 970 bis 1385 n. Chr. hineinfällt und St. Dionys, wo ich am längſten verweilte, unter den großen Anlagen die jüngſte und letzte iſt.

Daß im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts eine verheerende Flut, wie eine zweite Sarazenenkataſtrophe, über den heiligen Berg gekommen ſei, ein Teil der Klöſter verlaſſen, ausgeplündert und verbannt im Schutte lag, andere halb verfallen ihr ärmliches Daſein fortſchleppten, darüber lauten die Nachrichten in allen Konventen gleich. Nur die Urſache des Ruins, wie ſie die Mönche angeben, iſt offenbar mythologiſcher Natur und alles hiſtoriſchen Grundes ermangelnd. Erbittert über die Hartnäckigkeit der Mönche in Verſchmähung des lateiniſchen Dogmas, ſei der Papſt von Alt-Rom in eigener Perſon mit einer gewaltigen Flotte an den Athos gekommen, um dieſes Hauptquartier anatoliſcher Widerſetzlichkeit mit Gewalt zu erobern und zu züchtigen. Die Großklöſter, namentlich Vatopädi und Laura, hätten aus Bequemlichkeit und Furcht für ihr weltliches Gut die Adoration wirklich geleiſtet; die meiſten aber fromm und unbeugſam allen Zumutungen des lateiniſchen Oberprieſters widerſtanden, und infolge dieſer heldenmütigen Ausdauer im orthodoxen Glauben hätte der Pontifex in ſeiner Wut die prächtigen Abteien Xeropotamos, Kutlumuſi, Zographu und Dochiarion geplündert und angezündet. Allein ſelbſt über den Zeitpunkt des Verderbens ſind die unwiſſenden Mönche und ihre Chroniſten nicht einig, meiſtens aber gilt der letzte in Verzweiflung aller Dinge unternommene Unionsverſuch der morgenländiſchen und abendländiſchen Kirche auf dem Konzilium zu Florenz (1439 n. Chr.) als Epoche des päpſtlichen Feldzugs und ſeiner vandaliſchen Exekution. In den byzantiniſchen Ländern iſt das Gedächtnis der Menſchen kurz, und von der Schärfe europäiſcher Kritik iſt ſeit Prokopius (560 n. Chr.) im Orient ſelbſt der Begriff erloſchen.

Betrachtet man das unüberſehbare Elend, das ſich in den dritthalbhundert Jahren zwiſchen der Herrſchaft der Lateiner im Orient und dem Einzug Sultan Mohammeds II. durch das Kanonentor in Konſtantinopel über alle Provinzen des illyriſchen Dreiecks legte, ſo erklärt ſich der Ruin der Athosklöſter ohne Schwierigkeit. Zwar hören wir Okzidentalen es nicht gerne, wenn man von fanatiſcher Unduldſamkeit, von barbariſcher Unkunde der Menſchen und Dinge und endlich von einfältiger Wirtſchaft unſerer Vorfahren und Landsleute im Orient redet. Fänden ſich aber in ſpaniſchen oder ſiziliſchen Archiven noch die vollſtändigen Tagebücher der großen kataloniſchen Abenteuerkompagnie, die als wohlbeſtalltes Räuberregiment mit Siegel und Ausſchuß anfangs am Helleſpont, ſpäter auf der Halbinſel Kaſſandra ganz in der Nähe des heiligen Berges jahrelang

(1303 bis 1309 n. Chr.) ihr Weſen trieb, ſo könnte man wahrſcheinlich bis auf Datum und Namen erzählen, wer Xeropotamo verbrannt und das romantiſche Mönchsrevier um Kutlumuſi ausgeplündert und verwüſtet hat. Auf zehn Tagreiſen in der Runde, ſagt Muntaner, der Augenzeuge, ſei während dieſer Friſt alles Land menſchenleer und unbebaut geblieben.

Es ſtand aber damals, wie man weiß, das lateiniſche Abendland unter der Oberlehnsherrlichkeit des römiſchen Stuhles, und alles von den Byzantinern erduldete Ungemach fiel in ihrem beſchränkten Sinne auf den Summus Pontifex an der Tiber zurück. Und wenn man hier wiederholt erklärt, daß die türkiſche Herrſchaft bei den Griechen als eine Art Reſtauration und Sicherſtellung wider lateiniſche Verfolgung galt und vorzüglich von der Geiſtlichkeit allenthalben begünſtigt wurde, ſo kann es nur noch Unkunde und törichtes Selbſtgefallen einiger Abendländer verdrießen, wenn man byzantiniſche Abneigung gegen das Lateinertum für wohlbegründet und permanent erklärt.

In Saloniki weiß man heute noch mit allen Umſtänden zu erzählen, wie die Mönche des Schloßbergkloſters die von den lateiniſchen Chriſten beherrſchte Stadt im Jahre 1430 an Murad II. verrieten und zum Dank dieſer Tat ihre Exiſtenz, ihre Rechte und Beſitzungen bis zu dieſer Stunde ungeſchmälert erhalten haben. Und wer will es den von den Franken verhöhnten und geplünderten, von der eigenen Regierung aber nicht geſchirmten Athosmönchen übeldeuten, wenn ſie ſchon lange vor der Kataſtrophe des Kaiſertums Abgeordnete an das türkiſche Hoflager nach Pruſa und nach Adrianopel ſandten, um voraus Schutz und Wohlwollen der künftigen Herren des Orients zu erflehen? Nur einmal, und zwar erſt hundert Jahre nach Eroberung Konſtantinopels, wurden die Türken undankbar und griffen in einer Anwandlung gläubiger Raſerei nach dem lange verſchonten Kirchengut ihrer chriſtlichen Untertanen. Damals verlor der heilige Berg ſeine Meierhöfe auf Lemnos und in Kleinaſien, und türkiſche Haufen plünderten und verbrannten ſogar auf Hagion-Oros ſelbſt mehrere im langen Frieden wieder reich gewordene Klöſter und metzelten Mönche nieder. Dieſes im einzelnen zwar auch nur wenig bekannte, aber im ganzen als Faktum hiſtoriſch beglaubigte Ungewitter war die letzte größere Drangſal der lieblichen Kloſterzellen im Kaſtanienwalde. Das Verderben war aber kein allgemeines, durchdachtes und anhaltendes wie die Verfolgungen und brutalen Neckereien der Abendländer; es war nur ein zorniges Aufflammen ſchnell verrauchender Türkenwut und ſoll auf das Jahr 1534, das vierzehnte Sultan Suleïmans I., fallen.

Einzelne Schläge trafen hie und da ein Athoskloſter wohl auch ſpäter noch, beſonders in Geldverlegenheiten der Pforte; aber es fanden ſich immer reiche und gläubige Seelen, die das konfiszierte Kloſtergut käuflich erſtanden und den ausgeplünderten Vätern aus Andacht wieder ſchenkten. So kaufte die Tochter des walachiſchen Fürſten Peter die weggenommenen Ländereien von St. Dionys um das Jahr 1580 und überließ ſie gratis dem rechtmäßigen Beſitzer. Die Spuren ſolcher Übel waren bald verwiſcht, wie aus Peter Belon, einem franzöſiſchen Naturforſcher aus eben jener Zeit, zu entnehmen iſt. Belon, der Arzt und Botaniker, hatte unter allen Europäern, ſo viel man weiß, in wiſſenſchaftlichem Intereſſe den heiligen Berg am früheſten beſucht und eigentlich die erſte Kunde von der paradieſiſchen Schönheit des unbekannten Cherſoneſes und ſeiner mönchiſchen Gemeinde in das Abendland gebracht. Seine dreijährige Reiſe im Orient fiel zwiſchen die Jahre 1546–1549 unſerer Zeitrechnung und war eine Frucht des kunſtſinnigen franzöſiſchen Hofes unter Franz I. und dem Kardinal von Tournon. Der Bericht über den Hagion-Oros iſt zwar kurz und vorzüglich auf Pflanzenkunde berechnet, er entwirft aber die Grundzüge des Gemäldes mit ſo viel Schärfe und geſundem Sinn, daß ſie heute noch ebenſo wahr und friſch wie vor dreihundert Jahren ſind.

Während dreier Äonen hat ſich bei den Mönchen auf Athos nichts verändert, iſt keine neue Idee eingedrungen, iſt keine neue Pflanze aus dem Boden herausgewachſen, und wenn ſich der oſtrömiſche Genius auch in Zukunft des germaniſchen Elementes zu erwehren vermag, ſo müſſen Belons Schilderungen und Sittenzüge auch nach tauſend Jahren noch treffend ſein. Wen aber Ideengang und Wirbelwind des Okzidents erſchreckt, der ſehe um Troſt und Gegengift auf den Athosberg, auf das verſteinerte Gedankenkapital, auf den zoologiſchen Typus in Architektur, in Wortſyntax, in Genuflexion, Gaſtlichkeit und ſeliger Ignoranz der Mönche. Und weil ſich die byzantiniſche Kirchen- und Staatsidee als konſtitutiver Beſtandteil des menſchlichen Geſchlechts mit einer auch dem Verblendetſten fühlbaren Gewalt in Europa geltend macht, ſo wäre ein Blick auf die Athosklöſter nicht mehr überflüſſig. Oder iſt nicht dort der Antivatikan und das geiſtige Waffenhaus, mit dem man den illyriſchen Kontinent erſchüttert?

Ein Namensverzeichnis der Konvente in ihrer natürlichen Reihenfolge finden wir gleichfalls zuerſt in Belons Buch. Zwar ſind mehrere Namen aus Unkunde des Griechiſchen fehlerhaft geſchrieben, dagegen aber die geographiſche Lage der Klöſter, ob auf der Süd- oder Nordſeite des grünen Waldgebirges, ob am Strande oder weiter oberhalb im Dickicht, richtig angegeben. Belon fand ſie, wenigſtens von außen, alle gut gebaut, mit hohen Mauern eingeſchloſſen und wider Angriffe der Piraten genugſam verwahrt. Und die Epitheta „ſehr ſchön, lieblich, reich, groß, noch größer und noch reicher", die er dreien aus ihnen zugeſteht, laſſen mit Sicherheit auf eine damals glückliche Epoche des heiligen Berges ſchließen. Freilich hat der walachiſche Grieche Johannes Komnenus aus Bukureſt, der hundertſechzig Jahre nach Belon (im Jahre 1701) längere Zeit auf Hagion-Oros lebte und mit umſtändlicher Behandlung der einzelnen Klöſter einen Pilger-Guide im Bulgardialekte ſchrieb, über Pracht und Herrlichkeit der Gebäude, über Goldreichtum der Tempel, über Architektur, Freskomalerei und Porphyrtiſche ihrer Speiſeſäle ein weit glänzenderes Bild als ſein Vorgänger aufgeſtellt, aber nebenher auch gewiſſenhaft die Quellen der großen und allgemeinen Verwandlung des heiligen Inſtitutes angedeutet. Die Sorge für den heiligen Berg ging nach gänzlichem Verkommen der beiden orthodoxen Imperien von Byzanz und Trapezunt auf die gottesfürchtigen Fürſten der Slawen und Moldo-Walachen über. Athos ward das neue Jeruſalem der Skythen, und alles, was der heilige Kloſterbund noch heute beſitzt, Daſein, Glanz, Schirm, Nahrungsſaft und Hoffnung, iſt fromme Gabe der Sarmaten, iſt aus den danubiſchen Slawenländern und aus Moskowien herbeigefloſſen.

Von den einundzwanzig Großabteien ſind folgende ſechs: Chilantari, Zografu, Simopetra, St. Paul, Xenophu und Ruſſico von Grund aus ſerbo-bulgariſche Stiftungen; acht andere aber: St. Gregoriu, Karakalu, Dochiarion, Kutlumuſi, Xeropotamos, Pantokratoros, das trapezuntiſche St. Dionys und ſelbſt das kaiſerliche prachtvolle Laura, weil im Laufe des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts durch daziſche Woiwoden und Bojaren, teils aus gänzlichem Ruin wieder neu aufgebaut, teils aus Verarmung und Verfall hergeſtellt, erweitert, verſchönert und mit Grundſtücken ausgeſtattet, als Schöpfungen der Fürſten von Jaſſy und Bukureſt anzuſehen [1]). Keinen Anteil weder der Gründung noch der Wiedererneuerung haben die Slawo-Walachen nur an den folgenden ſechs: Iwiron, Protaton, Esphigmenu, Philotheu, Kaſtamonitu und Stauronikita. Darunter iſt Iwiron eine reiche, auf der verbrannten byzantiſchen Mönchskapelle St. Clemens durch iberiſche Frömmigkeit aus dem Grund erbaute, mit Gütern um Tiflis ausgeſtattete und ſpäter glanzvoll erweiterte, Philotheu aber eine kleine, von den gruſiniſchen Fürſten Leon und Alexander um das Jahr 1492 n. Chr. nur reſtaurierte Abtei, zu der nach ſchwankenden Legenden ein St. Philotheus mit zwei heiligen Geſellen einſt den Grund gelegt. Stavronikita dagegen wurde erſt nach Belons Beſuch auf Hagion-Oros in den letzten Jahren Sultan Suleïmans (1520 – 1570 n. Chr.) aus langer Verödung durch den Patriarchen Jeremias senior von Konſtantinopel wieder aufgebaut und mit griechiſch redenden Mönchen beſetzt. Für die übrigen vier kennt man nur griechiſche Urſprünge und Patronanzen, ausgenommen in der allerneueſten Zeit, wo die erbliche Gottesfurcht der ruſſiſchen Zare den Tau ihres Goldes über alle Konvente des heiligen Berges mit gleicher Liebe und Milde niederträufeln läßt, insbeſondere aber das große und ſtolze Vatopädi mit kaiſerlichen Gnaden tränkt. Doch teilten auch ſchon in früherer Zeit die beiden heiligen Serbenfürſten

---

[1]) Die Woiwoden Neagulos Beſſarabas, dann Peter mit ſeiner gottſeligen Tochter, Alexander und Brankoban mit den Bojaren Barbul, Gabriel, Radul, Myrtza und Vintila aus der Walachei; dann die Fürſten Stephan, Alexander, Peter und Bogdan aus der Moldau werden als Wiederaufbauer und Reſtauratoren in den Kloſterurkunden am öfteſten geprieſen und genannt.

Sabbas und Symeon mit den byzantiniſchen Imperatoren Manuel Comnenus und Andronicus Paläologus I. als Hauptpatronen die Ehre der Reſtauration und Bereicherung dieſes prachtvollen, durch Glanz und gute Ordnung heute alle Athosklöſter überſtrahlenden Inſtituts.

Woher, wie und warum ich in dieſe liebliche Öde gekommen bin, wie mich die Väter aufgenommen und behandelt haben; dann über Lebensweiſe, Ideenkreis, Beſchäftigung und Politur der heiligen Gemeinde erzähle ich kurz und ohne Schminke in einem folgenden Fragment. Aber aus allen Klöſtern, das ſage ich vorher ſchon, hätte meine Sympathie St. Dionys, das liebliche Cönobium, die abgeſchloſſene Welt am rauſchenden Aëropotamus, wo Nettigkeit, Ordnung, Milde und doch ſtrenge Zucht die Welt am leichteſten vergeſſen lehrt. Mit kolchiſchem Golde durch den Großkomnenen Alexius III. gegründet und mit Jahresrenten aus der kaiſerlichen Schatzkammer in Trapezunt ausgeſtattet, ſpielt es als letzter Akt comneniſchen Glaubenseifers und gleichſam als Kodizill der letzten Griechendynaſtie eine melancholiſche Rolle in den Annalen von Byzanz.

Dreimal des Tages ertönen ſeit fünfthalbhundert Jahren für das Heil ihres Wohltäters und ſeines kaiſerlichen Hauſes die Hymnen betender Mönche himmelwärts. Aber wo iſt Trapezunt und ſeine Pracht? Wo ſind die goldgefüllten Kammern, wo das ſchöne Comnenenblut und die ſtolze Kaiſerburg zwiſchen tiefausgehöhlten Schluchten voll Schatten, voll weinlaubumſchlungener Bäume, voll rauſchender Bäche hoch auf den Felſen hingezaubert? Ach! ſeht nur hin auf die Palaſtruine, auf den einſamen Turm mit farbigem Geſimſe und herbſtlich gelbem Quaderſtein! Schauet hinauf aus dem Taldickicht, wenn es Abend iſt, wie die kolchiſche Mondſichel ſchweigend durch die leeren Bogenfenſter des gebrochenen Saales blickt; ſehet und lernet, was den Völkern nerven- und tatenloſe Pſalmodie im Kampfe gegen das Schickſal nützt!

II

Die Anker ſind gelichtet und mit Rieſenkraft wälzt ſich das Feuerſchiff — die ſchwarze Rauchſäule hinter ihm — durch den Maſtenwald des goldenen Horns, in leichter Kurve um das Gartenkap des großherrlichen Palaſtes beugend, in die Propontis hinaus. Ach welche Gefühle beim Abzug aus dem Weltprätorium! Welche Wehen für Europa birgſt du in deinem Schoß! Schweigend und nicht trocknen Auges — ich habe ja lange dort gewohnt — ſandte ich noch den letzten Gruß an den Reichsgenius von Byzanz:

nam me discedere flevit
Et longum .... vale, vale, inquit, Jöla!

Die Sonne hing ſchon abendlich hinter Selymbria und ſcheidend ſpiegelte ſich der letzte Strahl auf den Halbmonden der Tempel und in der dreifachen Fenſterreihe der Uferkaſerne in Skutari. Aber das Schiff rollte fort, und das prachtvolle Stambul mit ſeinen Tugenden und Gebrechen, mit ſeiner morgenländiſchen Schweigſamkeit, ſeinen Intrigen und ſeinen Diplomaten ſank in das Dunkel hinab. Die Morgenröte (11. Oktober) fand uns bei Gallipoli, und im Feuerglanz der aufſteigenden Sonne, von heiterem Nord getrieben, ſtrichen wir an Lampſakos und Agospotamoi vorüber, raſch durch den „flutenden" Hellespont, und nach einſtündigem Aufenthalt in der Enge bei Abydos mit erneuter Kraft hinaus gegen Tenedos. Das Meer ging hoch, die Welle uns entgegenſchäumte über Bord; doch Wind und Wellen zum Trotz rauſchten wir, das bergige Imbros und Samothrake rechts laſſend, bis dicht an das baumloſe Eiland Lemnos, wo in einer Entfernung von wenigſtens zwölf deutſchen Meilen der Athoskegel dunkel aus den Fluten ſtieg. Abends erſchreckte uns der Rieſe; er ſchien ſo nahe vor uns, hatte eine Nebelkappe auf dem Scheitel und hinter ihm zog grauliches Gewölk mit der veilchenroten Sonnenſcheibe in den Lücken. Über der bodenloſen Tiefe an ſeinem Fuße ſchwammen wir in der Finſternis, und wie der Morgen graute, war das Phantom verſchwunden, der Himmel trübe und das Fahrzeug auch ſchon Kap Caſſandra vorüber, tief in den Golf von Saloniki eingedrungen, und eher als Mittag fielen dicht an der amphitheatraliſch den Strandhügel hinaufſteigenden Stadt die Anker.

In vierzig Stunden Zeit waren die Propontis, die Dardanellen, das ägäiſche Meer ſeiner ganzen Breite nach und der lange Golf von

Thermä gegen Wind und Wellen, in einem ſchwimmenden Saale, unter reichlichen Mahlzeiten und in beſter Geſellſchaft durchſchifft. Der eben ernannte Erzbiſchof von Theſſalonika mit ſeinem Diakon, ein perotiſcher Wechſelherr und der Berichterſtatter waren die einzigen Kammerpaſſagiere und die Reden um ſo lehrreicher, weil der Prälat nicht bloß ein feiner Weltmann, ſondern als Zögling des berühmten Eugenius Bulgari auch des Helleniſchen kundig war. Auf die zufällig hingeworfene Frage, was für Leute auf Imbros wohnen, ſagte er ganz ruhig: Es ſind Leute, die zwar „römiſch“ reden, aber von Bulgaren abſtammen[1]. Auch das große Waldgebirge im Mittelpunkte der Inſel Thaſos, fügte er hinzu, nenne man gewöhnlich nach einem Ort gleichen Namens Bulgaro.

Der Kapitän hatte zwar den Auftrag, wenn es Zeit und Meer geſtattete, von der geraden Linie abzulenken und mich im Vorbeifahren an der Hafenbucht des Hagion-Oros ans Land zu ſetzen[2]. Allein es war mondloſe Mitternacht, wogendes Meer, bedeckter Himmel und Strichregen, wie das Fahrzeug am Fuße des Rieſenkegels vorüberzog. Und in der Zeit des ſüßeſten Schlummers im matterhellten Prunkſaal vom Lager aufſtehen und ohne Begleitung, ohne Dienerſchaft mit dem ganzen Geſchleppe des Reiſeapparates auf unbekannter Küſte in der Dunkelheit zu landen, ſchien noch weit unbequemer, als direkt nach Saloniki zu ſteuern, und von dort zu Lande, gleichſam wieder zurück, auf den heiligen Berg zu reiten. Ein zweiter Grund, nach Saloniki zu eilen, war die Sehnſucht, im Hauſe des Herrn v. Mihanowitſch die neueſten Produkte der deutſchen Wiſſenſchaft zu muſtern und das im langen Aufenthalt bei den ungelehrten Byzantinern Verſäumte nach Kräften nachzuholen[3].

---

[1] Die meiſten Leſer wiſſen doch ohne Zweifel, daß die Neugriechen, Walachen, Bulgaren uſw. ſich ſelbſt „Römer“ und ihre Sprache das „Römiſche“ nennen, die Bulgaren aber zum großen Stamm der Slawen gehören.

[2] Hagion-Oros, heiliger Berg, Monte Santo, Athos bezeichnet in der gewöhnlichen Umgangsſprache ein und denſelben Gegenſtand. Die Türken ſchreiben Aineros dschesiresi, die Halbinſel Aineros; d. i. Ajion-Oros-Inſel.

[3] Herr Anton v. Mihanowitſch, ein großer Freund und Kenner der Literatur, kroatiſcher Edelmann und k. k. Konſul für Mazedonien und Theſſalien, war früher in derſelben Eigenſchaft bei der ſerbiſchen Regierung in Belgrad beglaubigt.

Sie werden es kaum glauben, auf dem Kontor eines levantiniſchen, in Stambul gebornen und des Deutſchen gänzlich unkundigen Wechſlers, wurde um Schellings philoſophiſche Doktrin und ihren Unterſchied von Hegels Lehre gefragt. Weiß Gott, ob ich den Leuten die Sache auch nur halb verſtändlich machte; jedenfalls mußte die Kunde, daß ich im Hauptſtapelplatz Mazedoniens eine vollſtändige Sammlung der vorzüglichſten deutſchen Werke benannter Diſziplin finden werde, unter dieſen Umſtänden doppelt willkommen ſein. Nach B . . . . ff und M . . . . t wurde natürlich zuerſt gegriffen. Nach der langweiligen Plackerei mit der türkiſchen Syntax und dem Kanzleiſtil von Stambul war es ein eigenes, höchſt wohltuendes Gefühl, in M . . . . ts Philoſophie der ſubjektiven Natur zu leſen! „Die Negation iſt Negation des Auseinander der Natur.“ — „Der Geiſt als dieſe Negation aller Unterſchiede der Natur, die er zugleich erhalten hat, iſt das Erkennen.“ — „So hat der Geiſt, als denkend, die Natur im Rücken und entwindet ſich derſelben. Das iſt aber nur eine einſeitige und ſchiefe Stellung des Geiſtes zur Natur.“ — Obgleich dieſe Definitionen an ſich vollkommen klar und verſtändlich ſind, gelang es mir doch um keinen Preis, ſie einem türkiſchen Kadi aus Jannina begreiflich zu machen, der ſich mit Metaphyſik beſchäftigte und wiſſen wollte, ob man im Lande der Nemtſche auch Ilmi Mantek (Logik) und überhaupt Ilmi Hikmet (Philoſophie) treibe. Wir waren zuſammen aus Konſtantinopel gekommen und ich beſuchte ihn während ſeines Aufenthaltes in Saloniki, um Hegelſche Definitionen ins Türkiſche zu überſetzen. Einen Teil des Zwiegeſprächs, in Fragen und Antworten, türkiſch und deutſch, finde ich im Tagebuch mit der Bemerkung aufgezeichnet, daß insbeſondere der Satz: „Insanün ruhbî fikr ederiken tabijeti ardîna brakar hem ondan aïrilir“ (der menſchliche Geiſt, als denkend, hat die Natur im Rücken und entwindet ſich derſelben) die Verwunderung des osmaniſchen Philoſophen erregte.

In Stambul, deſſen kann ich Sie redlich verſichern, meinte ich oft, es könne mit der türkiſchen Monarchie doch noch eine Zeitlang fortgehen, und zwar nicht ſo faſt wegen des armſeligen Flickens und Nachhelfens durch menſchliche Weisheit, als weil Zufall, Gewohnheit, Trägheit, Ungeſchicklichkeit und Langmut im Bunde mit der natürlichen Schwerkraft alles Beſtehenden auch die Osmanli ſtützen müſſe. Allein ſeit dem philoſophiſchen Examen mit dem Kadi in Selanik habe ich am Heile des Türkenſtaates vollends verzweifelt. Oder ſaget ſelbſt, ob ein Reich beſtehen könne, wo man nicht einmal weiß, daß der Geiſt als denkend die Natur im Rücken habe?

Als Leitfaden für antiquariſche Forſchungen hatte ich Tafels Werk über Theſſalonika und ſein Gebiet mitgenommen und meinte zugleich okzidentaliſch gelehrten Bewohnern der großen und vielbeſuchten Hauptſtadt Illyricums ein neues und angenehmes Geſchenk zu bringen. Allein das Buch war ſchon vor meinem Eintreffen daſelbſt bekannt, und durch einen des Lateiniſchen kundigen Prälaten ein Exemplar nach Jannina in Epirus gekommen. Dieſe Arbeit eines deutſchen Gelehrten — und das iſt ihre beſte Kritik — gilt am Orte ſelbſt, den ſie behandelt, für ganz vorzüglich, und darf allen Reiſenden, die künftig Mazedonien beſuchen und noch andere Sorgen als Liebe für Gewinn in fremde Länder tragen, als nützliche Begleitſchaft empfohlen werden. Man hat in Deutſchland ſeit zwanzig Jahren vielerlei über den illyriſchen Landtriangel und ſeine politiſchen Zuckungen geſchrieben, aber nicht jedermann hat Tafels Scharfſinn und hiſtoriſchen Takt gezeigt.

Im ganzen blieb ich ungefähr ſechs Wochen in Saloniki, eine Woche vor und fünf nach der Athosreiſe, bemerke aber, um die Leſer nicht zu zerſtreuen und vor allem die Hauptpartie des Unternehmens kurz und bündig auszumalen, vielleicht erſt ſpäter noch einiges über die Stadt und die umliegenden Provinzen. Obgleich voll Unruhe und Verlangen, in St. Dionys einzuziehen, ſtieg ich doch wiederholt auf den Feſtungsberg der Stadt und ſpähte nach der Gegend von Pella hinüber, wo die Wiege des größten aller Helden ſtand¹). Dem Zauber des Ruhmes kann niemand widerſtehen, und man möchte beinahe die Schwäche der menſchlichen Natur auch dann entſchuldigen, wenn ſie Alexanders Größe und Herrſchertalent über die ſtille Glorie friedlicher, aber unſcheinbarer Kaziken

---

¹) Schlözer und Gatterer waren freilich anderer Meinung.

und Volksbeglücker erhebt. Welchen Preis hätte ſonſt der Menſch für ſeine Qual!

Der Weg von Saloniki nach Karyäs, Hauptort und Mittelpunkt des Hagion-Oros, beträgt zwar nicht mehr als 36 Stunden, ſtellt aber Mut und Geduld ſelbſt ſolcher Leute auf die Probe, die im Orient keine Fremdlinge ſind. Gewohnheit und faſt täglicher Verkehr zwiſchen der Hauptſtadt Mazedoniens und dem Mönchsgebiet haben Etappen feſtgeſetzt, deren erſte – das hochgelegene Bergdorf Chortiat – nur drei gute Wegſtunden von Saloniki entfernt iſt und wegen der kühlen Nachttemperatur auf die meiſten Fremdlinge einen entmutigenden Eindruck macht. Die Bewohner dieſer Ortſchaft beſitzen gleichſam das Privilegium, Reiſende und Waren auf ihren Maultieren nach Karyäs zu ſchaffen; dabei verpflegen ſie ſich und ihr Angehöriges ſelbſt und nehmen der langen Strecke ungeachtet doch nicht mehr als zehn bis zwölf Franken für jedes Tier[1]). Die zweite Etappe iſt das Doppelte der erſten, und man übernachtet – nach einem ermüdenden Ritt über Stock und Stein, zuerſt von Chortiat ins breite Tal hinab zum See Langaſa, dann auf der Ebene fort und durch eine ſchattenreiche Plantanenſchlucht mit hellem Bach, den man zehnmal durchwatet – im ſchönen Dorf Zagliberi am Nordabhange des waldigen Chlumgebirges, der Grenzſcheide zwiſchen Chalkidike und dem fruchtbaren Talgrunde, den die Alten Anthemontis nannten.

Die Leute des Dorfes hatten noch Weinleſe (21. Oktober), und Körbe, mit blauen Trauben gefüllt, ſtanden im lehmummauerten Hofe des Einkehrhauſes. Es war nur ein Erdgeſchoß, aber reinlich, und auf einem Schemel vor der Türe ſaß das dreizehnjährige Töchterchen der Witwe, feſtlich geſchmückt, goldene Münzen im Haare, ſchweigend und unbeweglich, zum Zeichen, daß man werben dürfe. Hennen, Reis, Eier, Brot, Butter, Wein und Trauben gab es hier in Fülle, und gelabt durch ſchmackhaft bereitete Koſt ſchliefen wir nach der Glut des Tages und wegen der milden Nacht an der Außenwand des Hauſes unter einem Vordach auf unſeren Teppichen erquickend ſüßen Schlummer. Ein Handelsmann aus Saloniki mit ſeinem Warentransport für Hagion-Oros, und ein Archimandrit aus dem Kloſter Vatopädi mit ſeinen beiden Knechten aßen und lagerten ſich in patriarchaliſcher Einfalt neben mir und meinem Diener in der Halle. Der Mann war Albaneſe von Geburt und durch mehr als zwanzig Jahre Seelenhirt der griechiſchen Gemeinde zu Bitolia (Monaſtir) im Pindus. Außer dem Schkypi redete er noch walachiſch, bulgariſch, neugriechiſch und türkiſch zum Teil mit vieler Fertigkeit, hatte in ſchwierigen Zeiten viel erfahren, und kehrte müde des Tagwerkes mit den Früchten ſeiner Frömmigkeit und ſeiner Sorgen in die Stille von Vatopädi zurück.

---

[1]) Der Agogiat hatte ſich in Geſchäften des Marktes verzögert und brachte mich mit Darbaghani, dem Handwerkerſohn von Saloniki, den ich um zwei Franken per Tag für die ganze Dauer der Athosreiſe als Diener aufgenommen hatte, erſt lange nach Anbruch der Nacht in ſeine Hütte. Das Gros der Effekten war im Konſulat zurückgelaſſen, und außer den nötigen Kleidungsſtücken nur etwas Lebensbedarf mit andern auf Reiſen in der Levante unentbehrlichen Kleinigkeiten mitgenommen.

Larégovi, wo man nach achtſtündigem Ritt am dritten Tage ſchläft, iſt noch größer, noch ſchöner, noch reicher und noch romantiſcher gelegen als Zagliberi. Das langgeſtreckte Chlumgebirge öffnet hier einen breiten Durchbruch, eine rieſige Bergſpalte in die amphitheatraliſch niederſteigende Waldregion des chalkidiſchen Küſtenlandes. Daher der ſlawiſche, von der Unwiſſenheit ſpäterer Zeiten in Larégovi korrumpierte Name Jaruga, d. i. Bergeinſchnitt, Tiefſchlucht, eine Erklärung, die ihr ſchönſtes Argument aus der Naturbeſchaffenheit des Ortes zieht[1]). Larégovi, aus dem Ruin des Aufſtandes wiederhergeſtellt, zählt wohl vierhundert Wohnhäuſer mit einer zwar noch unvollendeten, aber für Mazedonien vortrefflichen Fremdenherberge, wo zu gleicher Zeit mit uns von der entgegengeſetzten Seite her ein Diakon des Biſchofs von Hieriſſos einzog und für ſeinen Gebieter Nachtquartier beſtellte. Außer der luftigen Halle waren erſt zwei Wohnzimmer hergerichtet. Das eine hatte Matten und Fußteppiche mit breiten Diwanen und Ruhekiſſen, gemalte Wandkaſten und einen um die vier Seiten laufenden Sims,

[1]) Aus dem ſlawiſchen Appellativ Chlum macht die griechiſche Kehle Choom, Cholomon, und der Türke gar Solomon.

Glasſcheiben, gutſchließende Holzläden und Blumenkörbe vor dem Fenſter. Auch die Türe, was in byzantiniſchen Ländern ſelten, war von hartem Holze, füllte die Pfoſten und trug ein künſtliches, ſchöngeſchmücktes Schloß. Im zierlich geformten Kamin knitterte die Flamme aus trockenem Birnbaum, einladend nach der Mühe des Tages und wohnlich für einen Oktoberabend auf der Berghalde von Chalkidike.

Dieſe Herrlichkeiten waren aber natürlich nur dem Kirchenfürſten zugedacht; uns andern gab man das zweite Zimmer, zwar auch mit Kamin, Glasfenſter und Läden, aber ohne Diwan, ohne Fußteppich, ohne Polſter, ohne Sims, auch waren die Wände nur von Lehm und noch ohne Tünche, eine Binſenmatte mit Kopfkiſſen die ganze Bequemlichkeit. Unten in geräumiger, warmer Stellung waren die Maultiere mit ihren Treibern, oben der Biſchof mit ſeinem Diakon, und wir mit Begleitung und Anhang, alles im Hauſe voll Andacht über die Nähe des Heiligen von Hieriſſos[1]. Der Archimandrit unſerer Karawane wartete dem Prälaten auf, mein Diener rüſtete das Abendeſſen und ich ſah aus der mondbeleuchteten Halle durch die halboffene Zimmertüre hinein, wie Se. Heiligkeit, die ſchwarze Mörſermütze auf dem Kopf und mit untergeſchlagenen Beinen hinter der runden Tafelſcheibe auf farbigem Teppich ſitzend, eben das Nachtmahl verzehrte und ſich gütlich tat. Emſig und vornehm zierlich wanderten die Finger in den Schüſſeln herum, und dem Eſſenden gegenüber ſtand, des Winkes gewärtig, mit Krug und Trinkſchale in der Hand, der junge Diakonus, ein unbärtiges Apollobild aus Polyhiero unweit der Ruinen von Olynth. Schon früher hatte ich vom geſchwätzig freundlichen Jungen erfahren, daß ſein Patron nach Saloniki reiſe, um dem neuernannten Metropolitan-Erzbiſchof ſeine Ehrfurcht zu bezeugen und zu gleicher Zeit die in ſolchen Fällen übliche Kontribution als Suffragan zu bringen. Der byzantiniſche Klerus, wie man weiß, hat weder Sold noch Stiftung und iſt auf zufälligen Gewinn und auf Erpreſſung in ſeiner eigenen Herde angewieſen. Der Metropolit beſteuert außer ſeinem eigenen Sprengel noch die Suffraganbiſchöfe, die dann ihrerſeits den geiſtlichen Bedarf auf die Dörfer und die Gemeinden ihrer Diözeſe legen. Der von Hieriſſos hat leider nur zwölf, durch die Inſurrektion von 1821 zugrunde gerichtete Ortſchaften des Erzdiſtriktes oder die ſogenannten Mademochoria (vom türkiſchen Maden, „das Bergwerk"), als Feld zur Betriebſamkeit, daher geringes Einkommen und üble Laune, aber, wie der Mundſchenk meinte, deſto größere Hoffnung auf eine beſſere Eparchie.

---

[1] Griechiſcher Sprachgebrauch für „Biſchof von Hieriſſos." Man nennt den „Heiligen" auch den „Engel" ſeiner Diözeſe, z. B. Ἄγγελος oder Ἅγιος Ἀντιοχείας, der Patriarchalbiſchof von Antiochia.

Von Larégovi nach Hieriſſo, der vierten Abendſtation, reitet man ungefähr in neun Stunden, man mag links über die Erzgruben von Nisvoro oder rechts, wie wir, über das liebliche Walddorf Ravanikia gehen. Beide Wege ſind voll romantiſcher Szenen und prachtvoller Fernſichten, beſonders wenn der Wanderer aus dem Laubtheater von Longomat über Steilſeiten und Arbutusgebüſch die letzte Höhe erklimmt und wie durch einen Zauberſchlag vor ſich den Athos, links und rechts das Meer, die blauen Golfe von Siggia und Stellaria, die Inſel Thaſos und den Gebirgscherſones von Longos mitten in der Flut, und tief unten zu ſeinen Füßen auf der ſchmalen Erdzunge des zwiſchen dem Hochland Chalkidike und dem Hagion-Oros weit aufgeriſſenen Spaltes das Städtchen Hieriſſos, das alte Akanthos, die zerſtörte Akropolis und den einſamen Steinturm im Felde mit einem Blicke überſchaut. Ich frage die beiden Herren Urquhart und Zachariä, ob ſie nicht heute noch mit Entzücken an den großen Kaſtanienwald von Ravanikia und ſeine koloſſalen Stämme, an die Brunnen und die rauſchenden Waſſerbäche, an die Platanen, Haſelſtauden, Eichenbüſche und Waldſchatten dieſes lieblichen Revieres denken? Welche unſichtbare Hand ſchirmt etwa dieſes Laubparadies vor der Zerſtörungshand der Induſtrie? Kann denn Natur überall nur als Einöde in voller Majeſtät ihre Kraft entfalten? Vielleicht dieſelbe Waldpracht hat einſt die Höhenzüge um Saloniki, den kahlen Bergkranz um die weite Binnenebene Theſſaliens, beſonders aber den jetzo melancholiſch-öde über Athen hereinblickenden Hymettus, und zum Teil den ausgedorrten Boden Attikas ſelbſt bedeckt! Zündet auf Athos die Wälder an und fället die Urwaldrieſen von Ravanikia, bald wird mit der grünen Herrlichkeit auch der Bach verſiegen, wird der Maſtixbuſch verdorren, und ihr habt die Künſte unſerer Zeit über ein unentweihtes Labyrinth gebracht, habt den Sitz des ſeligſten Entzückens mit Axt und Feuerbrand ſäkulariſiert. Verwitterte, abgenutzte Seelen des Okzidents, nach Kolchis, nach Athos eilet, den Duft ewiggrüner Laubholzwälder atmet ein, wenn ihr noch der Erhebung fähig ſeid! Hier nahm Medea den Zaubertrank, der Jolkos und Korinth zu friſcher Energie erweckte. Ohne Wald iſt für Menſchen keine Luſt, und ſelbſt die Götter ſchlugen ihren liebſten Sitz in dunkeln Wäldern auf,

. . . . habitarunt Di quoque silvas.

Ach, wem iſt die Kraft des Wortes verliehen, um die weinlaubbekränzten Ahornwälder in Kolchis und die Kaſtanienpracht am Tore des Hagion-Oros vor Hunger und mörderiſchem Stahl abendländiſcher Verfeinerung zu ſchirmen! Ich weiß es, ein Baumtribun und Waldbeſchirmer prediget Widerſtand gegen die Mechanik des Jahrhunderts und gegen das Glückſeligkeitsapoſtolat unſerer Zeit. Aber Waldeinſamkeit macht ſtolze Seelen und gibt kühne Gedanken, dem verzagten Säkulum zum Trotz. Mitten in der Laubſtille – die Szene iſt nicht vergeſſen – ſaßen wir unter hellgrünem Gebüſch dicht am Bach beim frugalen Mahle. Tier und Wanderer genoſſen der Mittagsruhe und im Gefühl der Waldunabhängigkeit lachte ich beinahe laut beim Gedanken, wie oft der Menſch im Okzident aus Unkunde wahren Glückes nach Phantomen haſcht und wie oft er feige um kindiſchen Flitter, um törichten Lohn, Ehre, Gut und Zufriedenheit verkauft. Die Sonne war ſchon unter dem Horizont, und zufrieden mit dem Tagwerk und den Gedanken traten wir ins Einkehrhaus von Hieriſſo.

Der Ort, zu Belons Zeiten (1547) von größerem Belang und mit Feſtungswerken gegen die Angriffe der Piraten verwahrt, hat jetzt kaum vierzig bewohnte Steinhäuſer am Abhang des Uferhügels. Der Reſt ſamt der Akropolis iſt Ruine. Doch vergeht kein Tag ohne fremde Gäſte, weil alles, was nach Athos zieht oder von dannen kehrt, in Hieriſſo die Nacht verbringt. Wir fanden hier Getreideſilo wie in Nubien, große Armut, aber noch größere Geduld. Viele Familien, unvermögend, eine Wohnung mit Mauerwerk, Fenſterladen, Türpfoſten und Bedachung aufzurichten, flechten außerhalb des Fleckens neben ihrer Spanne Ackerland Hürden aus Weidenbuſch. Die dem Süden zugekehrte Seite iſt mit aufgeſchichteten Strohbündeln zum Aus- und Eingang halb verdeckt, ärmlicher als die Nigritier und ſchutzloſer gegen den Winterſturm als einſt die Einſiedler auf Hagion-Oros vor der Reform des Athanaſius. Was denken etwa dieſe Hürdenleute, wenn ſie feiſte Mönche und wohlgekleidete Franken hochmütig an ihrem Weidenbach vorüberreiten ſehen? Und doch ſprechen ſie niemand um Almoſen an und hört man nichts von gewalttätigen Handlungen in der Nachbarſchaft. Für ſolche Not muß jedoch die Zeit von einer Ernte zur andern eine doppelt lange ſein!

Reis, Butter, Fiſche, Eier, Limonien, Öl und Brot und neuen Wein gab uns der Wirt; aber eine Henne war nicht ohne Mühe im Orte aufzubringen. Wir waren ja am Tore des großen Büßerinſtitutes von Byzanz und wollten uns noch einmal kräftiges Labſal bereiten vor der nahen Pönitentenkoſt. Bis Chilantari, dem erſten Kloſter, waren es freilich nur ſechs Stunden, aber zwölf bis Karyäs, was in dieſer Jahreszeit (23. Oktober) und auf ſolchen Wegen in einem Tage nicht zurückzulegen iſt. Kaum graute der Morgen, ſo ritten wir ſchon zum letzten Tagwerk den Hügel von Hieriſſo hinauf und erblickten wieder die hohe, waldige, rauhe Bergwand, das Athosportal in ſtarrer Majeſtät vor uns. Niemand könnte die Herrlichkeiten erraten, die hinter dieſer finſtern Hülle verborgen ſind.

Daß die Erdzunge zwiſchen den Ausläufern des mazedoniſchen Küſtengebirges und dem Hagion-Oros kaum eine halbe Stunde breit und in gerader Richtung nicht länger als fünf Viertelſtunden im Schritte iſt, hat man oft genug erzählt. Ebenſo bekannt iſt Herodots Erzählung von einem Durchſtich oder Kanal, den Xerxes vor ſeinem Zuge wider Griechenland von Golf zu Golf auf der niedrigſten Einſenkung des Iſthmus graben ließ, breit und tief, daß zwei Triremen nebeneinander ſchiffen konnten. In Europa ſind aber die Gelehrten noch im Streit, ob uns Herodot eine Tatſache oder eine Fabel erzählt. Als Hauptargument wider die Tatſache gilt die Schwierigkeit des Unternehmens und ein Vers aus Juvenal:

creditur olim
Velificatus Athos et quidquid Graecia mendax
Audet in historia . . . .

Juvenal ſchrieb Satiren, und im Orient, wenn es nur Geißelhiebe und Menſchen koſtet, gibt es keine Schwierigkeiten. Es arbeiteten ja zwölftauſend Mann ſamt den Athosbewohnern nationenweiſe und in regelmäßigem Wechſel drei volle Jahre unter der Peitſche perſiſcher Aufſeher im Geſchwindſchritt, wie jetzt die Nil-Fellah unter Mohammed-Alis mildem Regiment jährlich die verſchlammten Kanäle räumen oder neue graben zu Mehrung der eigenen Not. Das Bild beim joniſchen Erzähler iſt wunderſchön: man ſieht wie ſie ſchaufeln und keuchen und in Reihen übereinander geſtellt, ſich die Erde entgegenwerfen, bis ſie aus der Tiefe an den Rand gelangt[1]). Für alles war bei der Arbeit geſorgt, für Markt, für Nahrung und für Geißelhiebe. Das Lager mit der Erſatzmannſchaft ſtand am Eingange des Hellesponts, und zahlreiche Schiffe unterhielten beſtändige Verbindung mit der arbeitenden Abteilung am Iſthmus. Auch geologiſch, ſo viel iſt durch kompetente Richter nachgewieſen, läßt ſich gegen die Sache nichts einwenden, und Thukydides, der faſt ein ganzes Menſchenalter in der Nähe wohnte, redet vom Athosdurchſtich wie von einem Ding, deſſen Beſtand jedermann kenne. „Ach dieſer Thukydides?!“ „Was weiß etwa dieſer Thukydides!“ ſagten ſie neulich in Athen, und wie es ſcheint, ſagen viele auch in Deutſchland ſo.

Der grüne, ſtellenweiſe mit Schilf bewachſene Streif, der ſich auf der niedrigſten Stelle des mattgelben Iſthmusgrundes quer von einem Ufer zum andern zieht, heißt bei den Umwohnern heute noch Problaka. Problaka iſt aber kein griechiſches Wort und deutet ohne Zweifel auf das Verbum Probiati, das im Slawendialekt Illyricums „durchſtechen“ bedeutet. Wahrſcheinlich ſah man zur Zeit der Koloniſierung Mazedoniens durch ſlawiſche Völker noch deutlichere Spuren des perſiſchen Grabens als zu unſerer Friſt. Bei uns – das ſehe ich voraus – wird man das ſlawiſche Problaka nicht überall gelten laſſen, und ich ſelbſt – wäre es mir darum zu tun

---

[1]) Herodot. VII, cap. 21—24.

– würde in einem ſcharfen Syllogismus zu jedermanns Erbauung etwa wie folgt das Gegenteil beweiſen: „Wo ein Kanal gegraben wird, da ſieht man auch einen Kanal. Ἄρα γε, hätte Xerxes auf der Athoszunge wirklich einen Kanal gegraben, ſo würde man auf der Athoszunge auch wirklich einen Kanal erblicken. Nun aber erblickt man auf der Athoszunge keinen Kanal, ergo hat Xerxes auf der Athoszunge keinen Kanal gegraben, ergo ſind keine Slawen über die Donau gekommen, ergo iſt Problaka griechiſch, ergo kann man in Griechenland aus Papierkanonen feuern und aus leeren Taſchen Sold bezahlen, ergo ſind in Kukuruz Giganten, ergo gebt mir eine Dekoration, ergo, ergo ...“ Geſtehen Sie doch, daß dieſe Konkluſionen bündig ſind[1])!

Bei unſern Ritt über dem Iſthmus aber waren Tag und Gemüt nicht ſonderlich für gelehrte Forſchung und ſcharfes Argument geeignet: am Himmel trieb Gewölke graulich kühl, vom Hellespont blies es herbſtlich auf die Problaka herüber und wir zogen ſchweigend den ſteilgewundenen Pfad der erſten Bergwand hinauf, durch Waldöde, an ausgebrannten Schluchten, verſiegten Brunnen und furchtbaren Steilgründen vorbei, über Hügel, wilden Rosmarin und ſteiniges Geklüfte zum Platanenbach hinab, wo für den müden Pilger auf einſamem Raſenbund, von Buſchwerk und dichtbewachſenem Steingewinde umſchloſſen, mitten im Gehölze und ferne von aller menſchlichen Hilfe, Tränke und Raſt bereitet ſind. Die Gegend heißt Callitza, das Waſſer ſelbſt aber Protoneró.

Obgleich von Unſicherheit des Waldes nichts verlautete, peinigte uns doch die Erinnerung an die Vergangenheit; und wenn auch nicht ſonderlich furchtſam, ſchielten wir, mit dem Brot in der Hand, zu Zeiten doch etwas ſeitwärts, ob nicht Flintenläufe und ſchwarze Palikarenaugen irgendwo aus dem laubigen Buſche blitzen. Denn eben auf dieſer Stelle beſtand zehn Jahre früher der Engländer Urquhart ſein bedenkliches Abenteuer mit den Hagion-Oros-Klephten. Die Räuber ſtanden im Dickicht neben dem Brunnen und hatten ſchon ihre Gewehre angeſchlagen, wie er eben aus derſelben Quelle trank, an der wir unſer Hieriſſomahl verzehrten. Bei dieſem Waſſer beginnt das eigentliche Mönchsrevier und der dem Weib verpönte, durch eine zweite, dicht und parallel hinter der erſten laufende Gebirgswand von der Welt und ihren Sorgen getrennte Grund, „Megali-Vigla“ oder die Große-Warte genannt. Wie eine plattgedrückte, ſtumpfwinklige Pyramide ſtreicht die Große-Warte und ihr dunkler Pinienwald von einem Strand zum andern der ganzen Breite nach über den Cherſones und endet auf der Seite des nordöſtlichen Paſſes als ſchmaler, weit über die Grundfläche des heiligen Waldes in die Brandung hinausgreifender Felſendamm im Promontorium Platy.

---

[1]) Kukuruz iſt ein Dorf in Arkadien.

Kaum iſt man durch unwegſames Steingewirre hinter den dunkeln Pinienvorhang gedrungen, ändert ſich plötzlich die Szene: man tritt unvermutet mitten in die immergrüne Buſchregion der heiligen Oaſe; die Lüfte fächeln milder, und ein breit ausgekerbtes Flachtal, von beſonders prachtvollen Platanen beſchattet, ladet unwillkürlich zur Niederlaſſung ein. Rechts aus einer Vertiefung, weniger als eine Stunde vom Strand, blickt mitten aus Wald und langwipfligen Zypreſſen das Mauerwerk und der Glockenturm der großen Slawenabtei Chilantari hervor. Es war noch früher Nachmittag und wir zogen durch die üppig bewachſene Hügellandſchaft in der Richtung gegen Vatopädi fort, erreichten aber erſt nach Sonnenuntergang und bei ſchon einbrechendem Dunkel den gewölbten Torweg und die gaſtlichen Hallen dieſes ſchön gemauerten und großartigen Mönchskaſtelles. Hölzerne Kreuze, hie und da auf Felſenvorſprüngen und Scheidewegen mitten im Walde aufgeſtellt, verkündeten uns deutlich, hier ſei einmal wieder chriſtliches Land, ein noch unentheiligtes Überbleibſel des alten Byzantium. Vielleicht lächelt man mitleidig über die gläubige Empfindſamkeit; aber ich geſtehe ungeſcheut die Schwäche, das Auge belebte ſich beim Anblick dieſer Wahrzeichen des Heiles und das Blut ging raſcher, ich dachte an die Heimat, an die romantiſchen Waldſzenen am Eiſak in Tirol, an die Rebgelände und Kaſtaniengruppen ſeiner entzückenden Mittelberge; an euch dachte ich, Schalderstal, rauſchender Forellenbach, tiefe Waldöde, ſommerliche Lüfte und ziehendes Gewölke – Symbol der Jugend und der Vergänglichkeit; an dich, hölzernes Wetterkreuz im Birkenlaub, an dem der Knabe ſcheu und andächtig ſo oft vorüberging, Sitz der Wonne und der Luſt, wie könnte ich deiner je vergeſſen! Nach einem Lebenszyklus voll Gram und wechſelvoller Geſchicke begegne ich dir unerwartet wieder in unbeſuchter Stille byzantiniſcher Wälder und grüße dich mit leidenſchaftlicher Glut, Sinnbild der Selbſtüberwindung, Labarum, das die Cäſaren vom goldenen Sitz geſtoßen und den ſtolzen Dünkel der Philoſophen erniedrigt hat! In dieſem Augenblick begriff und pries ich das zornige Gemüt, mit dem man ſich einſt in der Heimat — das Feuerrohr in der Hand — wider die frevelhaften Schänder des Heiligtums erhob. Eben weil ich ſo lange und ſo vielfach Zeuge war, wie der Iſlam in ſeiner Unmacht noch ſtolz die Kreuzesfahne verhöhnt und ihre Bekenner verachtet, ergriff es mich beim Anblick der verwitterten Balken im grünen Buſchwald des Hagion-Oros weit lebendiger als mitten im chriſtlichen Lande, wo der Beſitz nachläſſig, und unbeſtrittener Sieg vergeßlich macht. Für den Fremdling iſt der Orient eine reiche Quelle von Gemütserſchütterungen, die freilich einem Diplomaten nicht geſtattet ſind. Vielen Menſchen aber gewährt zorniges Aufwallen und leidenſchaftliches Empfinden mehr innere Zufriedenheit und ſüßeren Genuß als das froſtige Geſicht und die imperturbable Ruhe des Skythen B . . . ff.

Wir gingen dieſen Abend nicht auf dem Hochweg des Bergkammes, von dem ich im erſten Bericht erzählte, ſondern tiefer unten, am ſchönen, in einem Küſteneinſchnitt kaum drei Viertelſtunden von Chilantari lieblich gelegenen Kloſter Esfigmenu vorbei, über die Quergerippe, Paralleltäler und Schluchten der Seitenhalde, und erblickten von einem hohen dichtbebuſchten Strandvorſprunge, der die halbzirkelförmige Waldbucht nördlich ſchloß, weit und tief unter uns, ſanft auf einer Neigung des rieſigen Laubwaldtheaters gebaut, in ſeiner Außengeſtalt der „Mauerkrone der Göttin Cybele" vergleichbar, das Kloſter Vatopädi, als eben die Sonne hinter die Bergſcheide ſank und der letzte Strahl auf die Zinnen des obern Turmes fiel. Nach neunſtündigem Ritt über unwegſames Gebirge, und auf die leidenſchaftlichen Aufregungen und Eindrücke des Tages war Ruhe das erſte Bedürfnis. Und wir ſchliefen nach einem mäßigen, in Geſellſchaft des Reiſe-Archimandriten und des Fremdenempfängers verzehrten Abendeſſen aus geſalzenen Fiſchen, Reis und Vegetabilien, beſtens verſorgt und mit Gemächlichkeit auf den Diwanen des Fremdenſaales hingeſtreckt den geſunden Schlaf.

Hagion-Oros-Koſt gibt leichtes Blut und hellen Sinn. Mit dem anbrechenden Morgen begann aber auch ſchon Sorge und Gemütsunruhe über möglichſt zweckmäßige und möglichſt wohlfeile Einrichtung des Geſamtkloſterbeſuches am heiligen Berg. Noch hatte ich keinen Begriff, was eine Athosbibliothek eigentlich ſei und zu welchen Erwartungen Anordnung und innerer Gehalt dieſer im Okzident vielbeſprochenen Inſtitute berechtigen könne. Zwar hatte ich Zachariäs neueſten, mit Sorgfalt und Talent geſchriebenen Bericht zur Hand; allein der Späterkommende meint immer klüger als der Vorgänger zu ſein, und durch Schärfe oder Glück begünſtigt, vielleicht zu entdecken, was dem andern verborgen blieb. Auf die Phantaſie verlorne Klaſſiker aufzufinden, hatte ich freilich voraus verzichtet, und dafür mein Ziel auf beſſere Kunde des byzantiniſchen Zeitalters geſtellt. Von den Strandklöſtern war es daher vorzugsweiſe auf Vatopädi, Iwiron, Laura und beſonders auf Sankt Dionys, von den Waldkonventen aber nur auf Karyäs und Chilantari abgeſehen. Zugleich erſchien es ökonomiſch merklich vorteilhafter, die Operationen auf der Stelle in Vatopädi ſelbſt zu beginnen, um mit der Mühe eines zweiten Beſuches auch der Laſt eines zweiten Ehrengeſchenkes an die frommen Väter zu entkommen. Ungeſäumt wurden die bis Karyäs gedungenen Maultiertreiber bezahlt und abgedankt und die Vorſtände des Kloſters nach eingenommenem Morgenimbiß um Audienz erſucht. Man weiß bereits, was ein „Monaſtirion idiorrhythmon“, ein freies, republikaniſch verwaltetes Athoskloſter iſt, und Vatopädi gehört in dieſe Klaſſe.

Im Sommerdiwan gegen die See gekehrt, ſaßen die vier Großbeamten der heiligen Gemeinde zum Empfang des Fremden aus Okzident. Nach Austauſch und Leiſtung der gewöhnlichen Artigkeiten morgenländiſcher Beſuche ging ich gleich zur Sache, und erklärte den Vorſtänden ohne langes Präambulum: ich hätte ein Buch über das orthodoxe Imperium von Trapezunt geſchrieben, und ſei jetzt auf einer Reiſe im Orient begriffen, um durch Auffindung neuer Tatſachen und unbekannter Schriften das Buch in ſeiner Ausführung zu verſchönern und zu Ehr' und Preis ſeinen Wert im Urteile der Landsleute noch höher zu ſtellen. Ich vergaß nicht beizufügen, daß ich ſogar wie ein zweiter Jaſon in das entlegene Kolchis und in die wohlverwahrte Stadt Trabeſonda gezogen, ein Jahr zu Konſtantinopel geblieben und zum Schluß in der doppelten Abſicht, um in den Handſchriften ſeiner geprieſenen Heiligtümer neue Argumente für das benannte Thema zu ſuchen, in den Tugenden der frommen Väter aber Erbauung und kräftiges Exempel für eigene Vollkommenheit zu ſchöpfen, auf den Hagion-Oros gekommen ſei, und für beides in Vatopädi den Anfang zu machen gedenke. Zugleich überreichte ich die Empfehlungsſchreiben aus Stambul und Saloniki, damit ſie Inhalt und Zweck meiner Bitte amtlich erfahren und das Nötige verfügen möchten.

Was die Tugenden betreffe, erwiderte der Vorſteher, ſei ich allerdings auf den rechten Platz gekommen; denn nirgend werde das Faſtengebot mit ſolcher Strenge gehalten, Gottesdienſt und Gebet ſo andauernd und eifrig gepflogen, weltliche Zerſtreuung mit ſolcher Schärfe und Gewiſſenhaftigkeit vermieden und das Leben überhaupt mit ſolcher Hingebung und Selbſtverleugnung nach den Vorſchriften der orthodoxen Konzilien eingerichtet, wie in den Geſamtklöſtern auf Hagion-Oros. Das ſei aber auch ihr Ruhm und die unerſchütterliche Grundlage ihres Kredites, von dem ſie wohl wüßten, daß er ſich nicht bloß auf die Länder ihres Glaubens beſchränke, ſondern auch in das Abendland gedrungen ſei. Wenn ich aber glaube, in Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit bei ihnen etwas zu gewinnen, ſei ich zu ihrem großen Herzeleid irrtümlich berichtet: ſie alle ſeien Ignoranten, und Unwiſſenheit (ἀμαθία) ſei allgemeine Sitte des heiligen Berges, weil Gott am letzten Gerichtstage den Menſchen nicht frage, was er gelernt, ſondern wie er gehandelt habe. Von einem Imperium Trapezunt hätten ſie niemals gehört und wüßten auch nicht, ob in ihrer Bücherkammer etwas derart zu finden ſei; jedenfalls wäre mein Suchen vergeblich (μάτην πονεῖς), wenn ich nicht beſtimmt und mit Namen das Buch bezeichnen könnte, wo von Trapezunt gehandelt werde. Übrigens ſei ich herzlich willkommen, alles ſtehe mir offen, und ich möge bei ihnen nur bleiben, ſo lange es mir gefalle. Nur ſei es üblich, daß ſich Fremde vor allen weiteren Schritten beim Regierungsausſchuß in Karyäs melden und dann erſt, mit dem Zirkulare in der Hand, ihre ſpeziellen Zwecke von Konvent zu Konvent verfolgen.

Eine Stunde nach dieſer Unterredung ritten wir durch das hohe Portal von Batopädi hinaus. Karyäs iſt kaum drei Stunden entfernt und liegt in einem Hochtal unterhalb des Bergkammes, zweitauſend Fuß über dem Meer[1]). Schon wenige hundert Schritte vom Kloſter erhebt ſich der Pfad ſteil über den Strand und zieht in maleriſchen Wendungen durch dichtverwachſene immergrüne Buſchregion zum Hochwald hinauf. Reichtum, Lebenskraft und Fülle des Pflanzenwuchſes, wie man ſie hier erblickt, müſſen auch den weniger Unterrichteten mit Bewunderung erfüllen. Das Geſträuch, bis fünfzehn Fuß hoch, wäre undurchdringlich, hätte man nicht die Pfade künſtlich ausgeſchnitten. Myrten und Schattenblumen füllen alle Räume, und die Lianen ranken in ſo üppigem Triebe, daß ſie an vielen Orten, beſonders bei den Waſſerfällen der erſten Einſenkung, gleichſam ein Laubdach über den Kopf des Wanderers bilden, der voll Erſtaunen an den Einſiedeleien und zaubervollen Szenen dieſer unbekannten Zone vorüberzieht, bis der von üppigen Kräutern und Farngebüſche düſter durchwachſene Hochwald mit rieſigen Walnuß- und Kaſtanienbäumen, Steineichen und Zypreſſen in der Umgegend von Karyäs die Seele mit neuem Entzücken erfüllt.

Um die Waldluſt dieſes unvergänglichen Paradieſes ganz zu ſchlürfen, ſollte man warmes Blut, Gemüt und Wiſſenſchaft wie Griſebach beſitzen. Das Städtchen ſelbſt mit ſeinen hundert Steinhäuſern, ſeinen zwanzig Kapellen und ſeiner Kloſterkirche und ihrem ſtumpfen Glockenturm — ein immer friſches Garten- und Girlandengehege — lehnt ſich an die quellenreiche Steilſeite des Laubwaldes, und hat ſeinen Namen ohne Zweifel von den jetzt ſeltenen Walnußbäumen oder von den Haſelnußſtauden erhalten, die heute noch überall in den Gärten, zwiſchen den iſolierten Wohnhäuſern, insbeſondere jenſeits des kleinen Sturzbaches üppig aus dem Boden wuchern[1]. Man führte uns zu einem der vorſitzenden Prälaten, der zufällig aus Batopädi war und ein ſchönes Gartenhaus mit allerlei außergewöhnlichen Bequemlichkeiten bewohnte. Se. Heiligkeit ſaß am Diwan neben der Kaſſe und ſtrickte wollene Socken. Wie vor dem Gemeinderat in Batopädi erklärte ich auch hier mein Anliegen, und wir verſtändigten uns ſchnell; denn poliert und gewandt ſind die Athosmönche alle, wenn ſie auch nur Strümpfe ſtricken, Litaneien ſingen und Ignoranten ſind. Ein Verwandter des Prälaten, ein Empirikus aus Cumerdſchina in Thrazien, nahm Anteil am Geſpräch und erzählte vom jungen Zachariä aus Heidelberg, vom Bodenreichtum des thraziſchen Landes, von Mohammed-Ali und von der Medizin, mit der in Cumerdſchina nicht viel, aber bei den Mönchen auf Hagion-Oros gar nichts zu verdienen ſei.

---

[1] Grieſebach, Reiſe durch Rumelien, 1841.

Fremde werden beim Mangel einer Einkehr gewöhnlich im Sitzungsgebäude ſelbſt, und zwar neben der Wachtſtube der Hagion-Oros-Miliz untergebracht; zu meinen Gunſten aber machte der freundliche Epitrop eine Ausnahme und verſchaffte mir im Hauſe des Deputierten vom Kloſter Philotheos ſelbſt eine Unterkunft. Während man das Zimmer zurecht machte, begleiteten ſie mich beide zum türkiſchen Polizeivorſtand, einem bejahrten Boſtandſchi aus Konſtantinopel, der natürlich weder leſen noch ſchreiben konnte und die Geſchäfte durch einen unbärtigen Kurdenſklaven aus Scheresor in Aſſyrien beſorgen ließ. Nach türkiſchem Brauch ward der Ferman laut abgeleſen und der Inhalt zugleich als Material des Geſprächs ausgebeutet. Wir machten es kurz, weil der alte Aga nicht ſonderlich ideenreich war und überdies eben der Faſtenramaſan begonnen hatte, wo ein frommer Muſelmann erſt nach Untergang der Sonne heiter und geſprächig wird.

---

[1] Auf dem Hagion-Oros hört man Καραῖς und Καρυαῖς ſprechen; erſteres gewiß nur träge Verkürzung des zweiten, der Akzent aber in beiden barbariſch, da man im Helleniſchen Κάρα und Καρύα lieſt. Von den Köpfen (κάρα), der im dreizehnten Jahrhundert durch Michael Paläologus angeblich getöteten Mönche, kann der Name nicht gekommen ſein, weil er ſchon in den Goldbullen des zehnten Jahrhunderts zu leſen iſt.

„Was es in Stambul Neues gebe, ob es im Lande der Nemtſché teuer oder wohlfeil zu leben ſei, und ob der Kral des Landes viele Soldaten und Kanonen habe,“ war der ganze Kommentar zum vorgeleſenen Aktenſtück. Sie begreifen wohl, daß ich hier nichts von Gelehrſamkeit und alten Pergamenten erzählte; die prätentiöſe und doch nichtsſagende Frage „Dunjái gesérim Saltanát istchün,“ „ich bereiſe die Welt aus Liebe zur Pracht“, war dem Boſtandſchi polizeilich hinreichender Grund meiner Erſcheinung auf Hagion-Oros. Vater Beſſarion, der Hausherr, konnte zwar leſen und ſchreiben, war aber ein Feind der Orthographie wie aller gefährlichen Neuerung. Statt τὴν ἰδιοποιῶ ſchreibt der gute Philotheit τὶν εἰδιόπιο, was ihn aber nicht hindert, gaſtlich gegen Fremde und eifrig im Gebet zu ſein. Dagegen beſuchte mich, während der Diener das Eſſen bereitete, der Geheimſchreiber der Regierungsjunta, ein junger und wohlgeſchulter Chilantarimönch, aus Skopelo in Hellas gebürtig. Als Kaïris Diszipel war er voll neuer Ideen und hatte auch die verbeſſerten Lehranſtalten in Athen beſucht. Maurokordatos war ihm zwar "Ὄργανον πάσης κακίας τῇ Ἑλλάδι, „Werkzeug alles Unheils für Griechenland“; allein ſtatt St. Baſilius und St. Pachomius lieſt der Geheimſchreiber die Werke des Iſokrates und Demoſthenes und ſchreibt das Helleniſche mit Leichtigkeit und Eleganz.

Ob das Alte und das Neue nicht etwa auch auf dem heil. Cherſones früher oder ſpäter miteinander in Konflikt gerät? Oder mit andern Worten: wird der abendländiſche Trieb nach Wiſſenſchaft, Fortſchritt und Erkenntnis nicht auch einmal verwüſtend und auflöſend in die ſtille Zone des Hagion-Oros dringen? Wird die anatoliſche Kirche auch ihre Enzyklopädiſten und ihre Hegelſche Philoſophie zu überſtehen haben? Die Antwort hängt vom Gang der Dinge in Hellas und von noch etwas ab, das man wohl mit einem Chilantarimönch im Gartenhaus zu Karyäs, aber nicht ſo leicht mitten in Deutſchland vor dem großen Publikum beſprechen kann. Einiges Unkraut meinte ich hie und da in der überreichen Vegetation zwiſchen dem markigen Blatt des Lorbeerbaumes und der „brennend gelben Blume des Hypericumsſtrauchs“ ſchon jetzt bemerkt zu haben; doch hat es noch lange hin, bis ſich die Auftritte des zehnten und elften

Jahrhunderts im neueren Sinn wiedergebären könnten. Inzwiſchen war die Sonne untergegangen und die Zeit zur Abendkoſt gekommen. Man trug eine geſottene Henne auf, die der freundliche Sockenprälat als Xenium geſchickt; Reis, Butter, Wein, Brot, Eier, Kaviar, Fiſche und getrocknete Früchte hatte der Bazar geliefert, und ſo endete voll Zufriedenheit und guter Laune der erſte Tag in der Hauptſtadt des heiligen Munizipiums.

Von der übermäßigen und nutzloſen Strenge der Mönchsregel in Sachen der Diät wird am Regierungsſitz zum Troſt menſchlicher Schwäche etwas Weniges nachgelaſſen. Selbſt Vater Beſſarion, der Rigoriſt, hatte an Nichtfaſttagen ein Ragout aus Ziegenfleiſch, und mein Beſchützer, der ſockenſtrickende Prälat, unterhielt — wohlverſtanden nur für ungewöhnliche und vom Arzt vermerkte Fälle — eine Hennenkolonie mit Zubehör im verborgenſten Winkel des Hofs und mit Auferlegung ſtrenger Klauſur, um die Bewohnerſchaft des heiligen Städtchens ja nicht in der Andacht zu ſtören und durch ſinnliche Eindrücke vom Weg des Heiles abzulenken. Der Boſtandſchi mit ſeinem Haushalt ißt gar Hammelfleiſch, ſo wie auch die Munizipalmilizen, obgleich Chriſten, was Diät betrifft, auch nicht immer nach gleichem Grad der Vollkommenheit ſtreben wie die weltüberwindenden Kalógeri[1]. Wenn man regieren ſoll, meinen die Väter in Karyäs, iſt es an der Ehre allein nicht immer ſchon genug; man will und muß zu Zeiten auch kräftiger eſſen und in Chriſto fröhlich ſein.

Des andern Morgens führte mich Vater Beſſarion in den Sitzungsſaal, um die Papiere zu überreichen und das übliche Examen auszuhalten. Ich meinte nur vor dem engern Ausſchuß, den vier Direktoren der Junta, zu erſcheinen, fand aber das ganze Kollegium in feierlichem Senat verſammelt. Auf drei Seiten eines länglichen Vierecks ſaßen in morgenländiſcher Weiſe auf breitem Diwan fünfundzwanzig ehrwürdige Geſtalten mit wallenden Bärten und weiten dunkeln Gewändern, ſchweigend und unbeweglich, wie der Senat des Cyneas. Der Anblick hatte etwas Feierliches und Ehrfurchtserregendes. Auf der offenen Seite des Vierecks, aber eine Stufe tiefer, ſaß am Tiſche der Geheimſchreiber aus Chilantari, mit dem ich abends vorher die lange Unterredung hatte. Mein Platz war auf der Schmalſeite neben den Vorſtänden, und nicht ohne Verlegenheit blickte ich auf die lange Doppelzeile ſchwarzer Mönche, und die großen Augen und die aſiatiſche Melancholie der ausdrucksvollen, ſcharfgezeichneten, ſonngebräunten Südgeſichter machten mich im erſten Andrang über den Erfolg meines zu ſtellenden Antrages ſelbſt beſorgt.

---

[1] Kalógeros (καλόγηρος und καλόγερος, ſpr. Kalójeros, d. i. der gute Alte), iſt gemeines Appellativ für Mönch in allen Gegenden des byzantiniſchen Reiches.

Ich fühlte Beklemmung und ſo etwas von diſziplinierter Verzagtheit ungeübter Schattenſitzer. Allein Kaffee und Süßigkeiten, die im Orient bei keiner Gelegenheit fehlen, gaben Zeit und Gemütsruhe, und einige Inzidenzfragen meines nebenan ſitzenden Beſchützers brachten mich vollends in Gang. Ich erklärte der heiligen Verſammlung ungefähr in denſelben Worten, aber etwas umſtändlicher als in Vatopädi den Zweck meiner Athostour, legte die Empfehlungsſchreiben des ökumeniſchen Patriarchen, des Weſiers von Saloniki und ihrer eigenen Reſidenten aus Konſtantinopel vor, vergaß auch nicht anzurühmen, daß ich das Glück hatte, infolge langer Pilgerfahrten zum Heiligen Grabe, nach Zypern und nach Kolchis, die drei von Sankt Lukas eigenhändig gemalten und in der anatoliſchen Kirche allein erhaltenen Originalbilder der Panagia von Megaſpiläon in Morea, vom Kloſter Kykky auf Zypern und vom Melasberge bei Trapezunt zu ſehen. Ich erzählte ihnen, wie einſt Alexius der Großkomnen und Imperator, laut der noch aufbewahrten Goldbulle, eines der ſchönſten und geſegnetſten Konvente des vielberühmten Athos mit kaiſerlicher Munifizenz gegründet habe, und ich vor Begierde brenne, dieſes Denkmal fürſtlicher Frömmigkeit zu Nutzen und Ehren der heiligen Gemeinde näher zu betrachten und alles zu erforſchen, was ſich etwa an Nachrichten über jenen letzten Staat orthodoxer Autokraten in den zahlreichen Sammlungen des Hagion-Oros finden ſollte. In der (grundloſen) Beſorgnis, die Mönche möchten wie auf Eumelas ihre üblichen Tücken auch hier gegen mich wenden und die Exiſtenz der Goldbulle gar ableugnen oder das Vorzeigen unter dem Prätext verweigern, daß von den beiden Archivſchlüſſeln der eine im Patriachat zu Konſtantinopel liege, bat ich zum Schluß um eine ſpezielle Empfehlung an ihre heiligen Brüder in Sankt Dionys, wo ich für meine Zwecke am längſten zu verweilen hätte.

Der Vorſitzende des Tages antwortete in wohlwollenden Ausdrücken, las die Empfehlungsſchreiben des Patriarchen und der Athosepitropen laut in der Verſammlung vor und verſicherte, ſie hätten die Abſicht meiner Ankunft in ihrer Gemeinde vollkommen begriffen; es kämen ja ungefähr in gleichem Sinne öfter Fremde aus dem Abendland, und ſpezieller Empfehlung bedürfe es bei dem liebevollen Geiſt ihrer Brüder in Sankt Dionys durchaus nicht; ein Zirkular in herkömmlicher Form von ihrer Seite ausgeſtellt, ſei alles, was ich nötig habe, und dieſes werde auch der Grammatikos ungeſäumt und unter ihren Augen ſelbſt in Ordnung bringen. Wo immer auf dem Hagion-Oros ich mit dieſem Papier erſcheine, werde ich brüderlich auf- und angenommen ſein.

Dann erſt wurde die Unterhaltung allgemeiner; jeder fragte, was ihm beſonders im Sinne lag: der eine über Bayern, ſeine Größe, ſeine Macht und ſeine Bedeutung; der andere über Deutſchland und ſeine Bewohner überhaupt; der dritte gar über China, wo eben der Opiumkrieg begonnen hatte. Jeruſalem, Athen, das Bild von Megaſpiläon, Miſiri (Ägypten), Hr. Mynas, ein gelehrter Gräkiſt aus Paris (zu derſelben Zeit in Auftrag ſeiner Regierung auf Hagion-Oros) und St. Anonymus, der neu aufgefundene Heilige von Vatopädi, kamen nach der Reihe ins Spiel. Manche ehrwürdige Mönchsgeſtalt tat kindiſche Fragen und mancher Augenglanz erloſch bei geöffnetem Munde; aber auch Allianzen der Sympathie und Intelligenz mit zwei Deputierten (Senatoren), die ich ſpäter oft beſuchte, wurden in dieſem allgemeinen Wettkampf mönchiſcher Neugierde und Redeſucht geſchloſſen.

Etwas Welt- und Länderkunde iſt bei ſolchen Gelegenheiten das fruchtbarſte und befriedigendſte Thema und der wirkſamſte Talisman, angenehm zu ſein. Inzwiſchen war auch das Umlaufſchreiben in beſter Form ausgefertigt und mit dem Sigill der heiligen Junta verſehen in meine Hand gelegt, worauf ich unter freundlichen Blicken und den beſten Wünſchen der Väter aus der Verſammlung ging. Der Vorteil, ſich ohne Mittelsperſon verſtändlich zu machen und ſeine Intereſſen ſelbſt zu verteidigen, iſt wenigſtens in meinen Umſtänden von größerem Belang, als man gemeiniglich glaubt. „Seht, ſeht, hieß es, dieſer Deutſche hat zwar eine etwas ſchwere Zunge, aber er redet helleniſch und römiſch, daß man ihn verſteht, und er ſcheint auch zu wiſſen, was in der Welt paſſiert.“ Vater Beſſarion erzählte mir nachher alles, was ſeine Kollegen zu Ehre und Vorteil des abtretenden Fremdlings ſagten. Denn aller Heiligkeit und Abtötung zum Trotz hat das Bedürfnis der Kritik ſelbſt die Athosmönche nicht verlaſſen.

Während die Väter in ungewöhnlich langer Sitzung die Geſchäfte des Tages erledigten, beſah ich Karyäs und ſeine wahrhaft reizende Umgebung ungeſtört. Kern des Ortes iſt die am Bergabhang ſich krumm hinziehende Kaufſtraße (τὸ Βαζάρι) und ihre drei oder vier kurzen Seitengäßchen, alles mit großen Kieſeln roh gepflaſtert und ohne Zutun der Bewohner durch die vom Berge herabſprudelnden Bäche reingehalten. In dieſem Teil allein ſind die Häuſer ſtädtiſch aneinandergerückt und mit einer Doppelreihe niedriger Schuppen verſehen, in welchen Krämer und Handwerker der gewöhnlichſten Ordnung, unbeweibte Weltleute oder Kalogeri ihr Geſchäft betreiben. Da ſieht man neben den Stoff- und Eßwarenhändlern bärtige Mönche, die Schuhe machen, Kleider nähen, Eiſen ſchmieden, Magazine mit heiligem Schnitzwerk aus Horn und Bux, Kirchenzieraten, gemalten Bildern, Korallen, Farben und hölzernen Löffeln halten, und zur Erleichterung des Verkehrs auch kleinen Wechſel treiben. Einſiedler voll Kaſteiung und Schmutz ſchleppen in weiten Haarſäcken ihr rohes Fabrikat zu Markt; Regierungsmitglieder ſitzen an den Auslagen ihrer arbeitenden Brüder und heimgarten über den Gang der Beratungen, über ſchwebende Prozeſſe; aber alles ohne Geräuſch, ohne Zank, ohne Leidenſchaft; in Karyäs iſt niemand zornig, redet niemand laut, es iſt wie im Mohnpalaſt des Schlafes, man ſieht, daß ſie Hände und Lippen bewegen, hört aber ihre Stimme nicht, gebannte Geiſter, Schattenbilder ohne Nerv und Blut.

In Karyäs fehlt das Weib und mit ihm die Familie, die häusliche

Sorge, die Eleganz der Sitte und des Putzes, die Elektrizität der Lebensgeiſter, die Begierde und aller nachhaltige Trieb menſchlicher Beſtrebung. Außerhalb dieſes feſten Mittelpunktes ſieht man in Gärten, unter Weinlaubgirlanden, Haſelnuß- und Maulbeerpflanzungen, an Bächen und plätſchernden Brunnen überall hin zerſtreute Steingebäude mit Söller, Kapelle und Glocken bald in Gruppen, bald einzeln ſtehend, und jenſeits dieſer zweiten Region auf der anſteigenden Halde dicht hinter dem Bazar und der Kloſterkirche eine dritte: aus Zypreſſen und Pinien hervorblickende Einſiedeleien, Wohntürme mit helldunkeln Zimmern und gotiſchen Fenſterbogen, Heiligtümer auf berankten Felſen, Waldhütten und luftige Sommerſitze; unterhalb des Städtchens aber, in einer Niederung, kaum eine Viertelſtunde entfernt, zwiſchen Gartenflor, Raſen, Waſſerſprudel und Laubſchatten das kleine neugebaute Kloſter Kutlumuſi mit Bogengängen und weittönenden Glocken; das Ganze ein ineinanderrinnendes entzückendes Naturgemälde mit Kaſtaniengrün, Buſchwerk, Schluchten und Hochwald in weitem Rahmen eingefaßt. — Bild der Glückſeligkeit und der ſüßen Schwärmerei! Warum bin ich wieder nach Europa zurückgegangen! Warum habe ich noch einmal die Seelenqual und die Winternebel Germaniens um deinen Frieden und deinen ewigen Frühling eingetauſcht.

Bis Sonnenuntergang ſchwärmte ich allein im Luſtrevier, und erſt des andern Tags ſpät ritten wir, Karyäs verlaſſend, quer durch das Dickicht des Waldabhanges zum Hochkamm hinauf und über die Schneide fort, ſanft anſteigend, wohl drei Stunden lang durch Baumdunkel bis nahe an den Ort, wo ſich die furchtbare Felswand der Athospyramide ſenkrecht aus der düſtern Schattenregion in die Lüfte ſchwingt. An vielen Stellen iſt die Bergſcheide nicht breiter als der Reitweg, und links und rechts fallen die waldigen Seitenflügel ohne Vorberg und Übergang, wie der Athoskegel ſelbſt, unmittelbar vom höchſten Kamm zum Strand hinab[1].

---

[1] Dr. Griſebach berechnet die Kammhöhe in dieſer Gegend auf zweitauſendfünfhundert Fuß über dem Meere und ſtimmt im Urteil der Schönheit des „Durchblicks von der Höhe, wo das Litoralkloſter Philotheos den Hintergrund bildet" vollkommen mit dem Berichtgeber überein, wie er ſchon vorher die romantiſche Waldkaskade im Baumdunkel oder Xeropotamo mit gleichem Entzücken ſchil-

Vergeſſen Sie ja nicht, was ich früher von der Rieſenfülle und Lebenskraft des Pflanzenwuchſes dieſer Gegend ſchrieb. Denken Sie noch den ſonnigwarmen Mittag, die herbſtlichen Tinten der Luft und das ſchwärzlichblaue Waſſerpanorama mit Olymp und Halbinſel Sithonia auf der einen, mit Thaſos, Samothrake und dem thraziſchen Pangäus auf der andern Seite, und Sie werden begreifen, was man auf dreiſtündigem Ritt über eine ſolche Szene empfunden hat. Die Sonne war ſchon durch den Meridian gegangen und wandte den Lauf abendwärts, als wir von dem Höhenpfade rechts ausbogen und in die grüne Steilſchlucht von St. Dionys niederſtiegen — melancholiſches Sinnbild des eigenen Lebens am Wendepunkt! Die Linie iſt ſchon überſchritten und die „anni recedentes“ werfen ihre Schatten morgenwärts. Von der Tanne am Kamm ſtiegen wir durch alle Regionen des Laubwaldes fünf Viertelſtunden lang ohne Milderung bis zur Pomeranze des Strandes herab.

Das Archontalik (Herrenwohnung) von St. Dionys hat etwas ungewöhnlich Heimatliches; das größere oder das Winterzimmer, mit Matten und farbigen Teppichen, mit laufendem Divan, einer Wandſchlafſtätte und mit italieniſchem Kamin geſchmückt, erhält das Licht hauptſächlich von der Decke und nur zum Teil durch zwei innere Fenſter vom anſtoßenden kleinern Sommerzimmer. Letzteres, auf drei Seiten frei und durch doppelte Fenſterreihen erhellt, ſpringt nach byzantiniſcher Architektur über die Hauptmauer des untern Stockes

---

dert. Gefühle und Anſichten von einem ſo korrekten und talentvollen Gelehrten geteilt und mit empfunden zu ſehen, rechne ich für eine große Ehre. Dr. Griſebach war im Junius 1839 auf dem Hagion-Oros, und was er in ſeinem Reiſewerk botaniſch und geognoſtiſch von dem Berge ſagt, übertrifft an Schärfe der Beobachtung wie an Eleganz und Wärme der Darſtellung bei weitem alles, was man bisher in Europa über dieſen Gegenſtand geſchrieben hat. Der junge Zachariä, andere Zwecke verfolgend, gibt (zwar korrekt) nur Skizzen und flüchtigen Umriß, wo Griſebach meiſterhafte Szenen malt. Leider erhielt ich das während meiner Abweſenheit ausgegebene Buch erſt nach dem Abdruck des erſten Artikels (24. bis 27. Oktober v. J.), ſonſt hätte ich nicht den Ruhm angeſprochen, als der erſte Europäer durch dieſen Teil der wundervollen Waldpartie gezogen zu ſein. Dr. Griſebach hat ſchon zwei Jahre früher in umgekehrtem Sinne auf ſeiner Wanderung von Sankt Paul nach Karyäs denſelben Weg verfolgt und dieſelben Eindrücke empfunden und dargeſtellt.

vor und ſchwebt gleichſam frei über dem Abgrund von wenigſtens dreißig Menſchenlängen ſenkrechter Tiefe. Das Auge überblickt den Golf, das Tafelland Chalkidike, den theſſaliſchen Olymp und das gebirgige Langeiland Sithonia auf der einen, die grüne Waldſchlucht bis zum Kamm auf der andern und den kleinen Athoskegel auf der dritten Seite.

Höflich und gaſtlich ſind, wie man ſagt, die Athosmönche überall, gefühlvoll und herzlich ſchienen ſie mir aber vorzugsweiſe im wohlregierten St. Dionys. Iſt die abgeſchloſſene, dem Fremdenzug ungleich weniger ausgeſetzte Lage des Kloſters etwa ſchon genügend, um die harmloſere Natur ſeiner Bewohner zu erklären, oder fällt der Ruhm zum Teil auf die altererbte Strenge dionyſiſcher Diſziplin und auf die vortreffliche Leitung des gegenwärtigen Abtes zurück? Vater Geraſimus, vor zwei Jahren noch, er ſagte mir es ſelber, Weltmenſch und Sünder in Konſtantinopolis, jetzt aber ſtrenger Büßer in St. Dionys, führte uns in die Wohnung ein und leiſtete Geſellſchaft, während ein bulgariſcher Laienbruder Küchen- und Zimmerdienſt beſorgte. Etwa eine Stunde redeten wir über die korrupte Natur des Menſchen, über das Sittenverderbnis der Welt im allgemeinen und der Stadt Konſtantinopel insbeſondere, und kamen am Schluſſe zur gemeinſchaftlichen Überzeugung, daß in weltlichem Verband die Leidenſchaft auch beim redlichſten Willen nicht zu bändigen, und ſiegreicher Kampf nur mit Hilfe ſtrenger Klauſur, wie in St. Dionys zu beſtehen ſei. Vater Geraſimus und ich verſtanden uns vollkommen, unterhielten uns ſehr gut, und ſchieden voll gegenſeitiger Erbauung ſchon nach dem erſten Dialog als die beſten Freunde voneinander. Für Leute in permanenter Klausnerexaltation hat der Drang, ihr Lebensinſtitut zu rechtfertigen, etwas Unwiderſtehliches. Übrigens waren mir die byzantiniſchen Studien und das gute Gedächtnis dieſen Abend beſonders nützlich; denn ſicherlich hat ein melancholiſch frommes Zitat aus Johannes Damascenus in St. Dionys mein Glück gemacht und hauptſächlich den Sinn des Vorſtandes zur Willfährigkeit gegen mein Petitum gelenkt. „Wie eine Blume verwelkt und wie ein Traum vergeht und zerfließt der Menſch“[1].

---

[1] Ὡς ἄνθος μαραίνεται, καὶ ὡς ὄναρ παρέρχεται καὶ διαλύεται πᾶς ἄνθρωπος. Joh. Damasc.

Vater Geraſimus fand den Spruch ebenſo ſchön als treffend, und die freundliche Miene des Abtes, vor dem ich des andern Morgens erſchien, ſagte deutlich genug, daß er in mir weniger den irrgläubigen Abendländer als den Freund und Lobredner ſeines weltüberwindenden Inſtitutes ſah. Die Würdenträger ſaßen dem Igumenos zur Seite und hörten nicht ohne ſichtbares Vergnügen eine kurze Schilderung des Reiches Trapezunt, der Comneniſchen Geſchicke, meiner Arbeiten und meiner Wünſche. Mit Überreichung des Bücherverzeichniſſes gab man mir volle Freiheit, mich in der Bibliothek umzuſehen, zu kopieren und zu tun, was mir beliebe. Nur wie ich auch die Goldbulle ihres kaiſerlichen Stifters, dieſen verborgenen, unbekannten und mit Eiferſucht bewahrten Kloſterſchatz zu ſehen und abzuſchreiben begehrte, erſchraken die frommen Väter ein wenig und ſahen einander verlegen und fragend an. Woher ich denn wiſſe, daß ſie dergleichen beſitzen, da dieſes Kleinod, ſo viel ihnen bekannt, ein Ausländer noch nie verlangt und geſehen habe? Freundliche Worte beſiegten am Ende ihre behutſame Scheu und eine Kommiſſion brachte feierlich den heiligen Schrein mit der koſtbaren Reliquie des Imperators von Trapezunt. Es iſt eine anderthalb Fuß breite und fünfzehn Fuß lange Papierrolle, mit farbigen Randarabesken und wundervoll verſchlungenen Zügen ausgeſchmückt. Die Doxologie (das Bi-m illah der Mohammedaner) am Eingang iſt in zwei Zoll hohen, halb goldenen, halb laſurblauen Buchſtaben mit beſonderer Pracht geſchrieben und nach byzantiniſchem Kanzleibrauch das Wort „Majeſtät“ ſamt Unterſchrift des Herrſchers überall in Purpurtinte ausgedrückt. Die größte Zierde des Dokumentes aber ſind die beiden Standbilder des Autokraten Alexius und ſeiner Gemahlin Theodora durch die Hand trapezuntiſcher Meiſter oberhalb des Textes, ſechzehn Zoll hoch, mit Farben und im vollen Kaiſerornat kunſtreich und wunderſchön aufgetragen, damit in ſolcher Weiſe nicht nur das Andenken kaiſerlicher Frömmigkeit und Huld, ſondern auch die Geſichtslinien, das Kleid, die Gold- und Perlenſtickerei und der reiche Schmuck an Edelſteinen des kolchiſchen Selbſtherrſchers auf die Nachwelt übergehen.

Alexius hält in der rechten Hand das Szepter in Kreuzesform, mit der linken das eine Ende der zuſammengerollten und goldgeſiegel ten Bulle; Theodora aber in der linken den goldenen Reichsapfel und mit der rechten das andere Ende der Rolle. Über beide ſchwebt ſegnend der Salvator Mundi im Bruſtbild und mit einer Glorie von Gold um das ſtreng byzantiniſche Antlitz. Die Edelſteine an Krone und Kleid der Herrſcher ſind in ihrer natürlichen Farbe dargeſtellt, und die buſchigen Ohrgehänge fallen an beiden Figuren als doldenartiges Diamantengeflecht bis auf die Schulter herab. Die Krone des Imperators iſt rund geſchloſſen und mit dem Kreuz auf der Spitze, Theodoras Diadem aber oben mörſerartig ausgerandet; beide aber, wie an Weſen höherer Art, von einer Purpurglorie umfloſſen. Das Ganze iſt ein prachtvoller Anblick und auch für ein Künſtlerauge vielleicht nicht ohne Wert. Unterhalb der Titulaturen des Kaiſers und ſeiner Gemahlin iſt beiderſeits das große aus einer talergleichen maſſiven Goldplatte beſtehende Inſiegel mit Standbild und Namen des Herrſcherpaares durch Goldhäkchen am Diplom befeſtigt. Dann beginnt erſt der Text des Dokumentes ſelbſt mit allem Aufwande kalligraphiſcher Kunſt und Zierlichkeit. Neben dem Original lag eine Kopie, die man vorſichtshalber vor etwa hundert Jahren in gewöhnlicher Kurſivſchrift mit möglichſt treuer Nachbildung der Figuren für den Fall entworfen hat, daß erſteres verloren gehe oder gar im Laufe der Zeit für die ungelehrten Mönche der Abtei unverſtändlich werde. Das Original konnte ich nur im Beiſein der Vorſtände durchſehen und mit der Kopie vergleichen, letztere aber gab man mir nach Beſeitigung erneuter Bedenklichkeiten gutwillig auf das Zimmer zum beliebigen Abſchreiben des Textes und Abzeichnen der Figuren.

Nicht zufrieden, allen literariſchen Zudringlichkeiten des Fremdlings nachgiebig zu begegnen, ließ mir der Abt durch Vater Geraſimus Baulichkeit und Einrichtung des Kloſters zeigen, und der bulgariſche Küchenmeiſter ſollte das Mahl ſo ſchmackhaft und reichlich rüſten, als es ohne Fleiſch nur immer tunlich ſei. Aus Dankbarkeit für ſo viele Rückſicht ging ich aber auch mit den Mönchen in die Veſper (εἰς τὸ ἑσπερινόν) und erbaute die guten Väter — ich denke es wenigſtens — durch Andacht und Geduld. In Klöſtern, wie Sie wiſſen, ſind Kirche und Speiſeſaal allezeit die erſten Glanzpartien, und beide in St. Dionys wie aller Orten auf Hagion-Oros mit einem fortlaufenden

Zyklus geiſtlicher Fresken ausgemalt, zu denen das Neue Teſtament, das Heroenalter des Mönchtums, beſonders aber die Apokalypſe des Apoſtels Johannes unabänderlich das Thema liefern. Die erſte Rolle nicht etwa nur in den Säulengängen von St. Dionys, ſondern in der ganzen anatoliſch glaubenden Welt, in Malerei, Literatur, Politik und Lebenspraxis ſpielt die Apokalypſe. Sie iſt das geleſenſte Buch, gleichſam Nibelungenlied, Pandektenheft und Nationalkodex von Byzanz, auf welche der berechnende Teil des Volkes ſeine Ideen, ſeine Weltanſicht, ſeine politiſchen Kombinationen und ſeine Hoffnungen ſtützt. Sie iſt der Maßſtab, mit welchem das Morgenland Bonaparte, die Janitſcharenveſper, die Schlacht von Navarino, den Frieden von Adrianopel und die Zukunft von Hellas mißt.

Hätte ein Athosmönch auf einer Schule in Europa die Univerſalgeſchichte zu lehren, ſo würde er als Leitfaden gewiß nicht das Kompendium von Dr. Daniel Beck in Leipzig, ſondern die myſtiſchen Viſionen des Exulanten auf Patmos nehmen. Es iſt Nationalglaube der Griechen, Gott habe das Weltregimentsprogramm vom Beginn des Chriſtentums bis zum Ende der Zeiten in dieſem Buche niedergelegt. Wenn die faſt widerſtandloſe Beſitznahme der byzantiniſchen Provinzen durch die türkiſchen Sultane und beſonders die Gleichgültigkeit der Nation beim Falle der Hauptſtadt ſelbſt den Chaldäern und Weiſen des Abendlandes heute noch ein Rätſel iſt, ſo war dagegen den Griechen in dieſem Punkte von jeher alles klar. Sie erkannten in Murad I., in Bajeſid Wetterſtrahl (yildirim) und in Mohammed Ghaſi augenblicklich das „Tier" der Apokalypſe (XIII, v. 1) und legten, weil doch aller Streit vergeblich, die Waffen ab[1]). Welche Stelle dieſes Buches aber glauben ſie wohl, daß man in Griechenland zitierte, als Europa ſeine neun Chöre Schreiber in den Orient ſchickte, um mit Hilfe einiger Tonnen Beſoldungskoſtenaufwandberechnungsüberſchlagstabellen in proviſoriſch abgekürzter Form das byzantiniſche Reich zu rekonſtruieren? Virgil hat den Landwirten den Rat gegeben, zuerſt das Erdreich zu unterſuchen und dann erſt den Pflug einzuſenken.

---

[1]) Siehe Χριστοφόρου Ἀγγέλου περὶ τῆς καταστάσεως τῶν σήμερον εὑρισκομένων Ἑλλήνων Ἐγχχειρίδιον. pag 14.

Die Lage des Kloſters mit ſeinen Terraſſengärten und ſeinem hohen, gotiſch ausgezackten Zinnenturm auf der meerbeſpülten Seitenböſchung der einſamen faſt ſenkrecht aufſteigenden Schlucht macht einen tiefmelancholiſchen Eindruck, dem ſich das Gemüt nur zu gerne überläßt. Das Orangendelta an der Mündung des Sturzbaches iſt nicht breiter als ein Flintenſchuß, die Tiefe nicht über zehn Minuten, und auf beiden Talſeiten unerſteiglicher grünbewachſener Schieferrand. Denken ſie noch fünf Stockwerke mit Holzſöllern übereinander gegen die See hinaus, in der Mitte den alterbraunen, großen Steinturm über das kräftige Mauerwerk und den Kloſterdom hoch in die Lüfte ragend, und Sie haben das Bild von St. Dionys. Die erſte Gründung ſämtlicher Kloſtergebäude mit Inbegriff der Waſſerleitung verſchlang die bedeutende Summe von zehn Millionen Silberpfennigen oder Handelsaſpern, die als fromme Gabe in Friſt von drei Jahren aus dem Schatze des Kaiſers Alexius floß [1]). Man mußte aber auch, um den nötigen Raum zu gewinnen, zuerſt den Felſen abplatten und einen zyklopiſchen Unterbau aus der Tiefe heraufführen. Der Feſtungsturm iſt ſo mächtig, daß er in Zeiten der Gefahr ſämtliche Kloſtereinwohnerſchaft aufnehmen und beſchirmen konnte. Den Eingang aber hat man wie bei den Pyramiden wenigſtens ſechzig Fuß über der Grundfläche auf einer Blumeneſtrade angebracht, wo ich, verführt durch die milden Lüfte, nachts allein lange ſaß. Der Vollmond hing über dem Verlies, Licht und Schatten wechſelten in geiſterhaftem Spiel, kein Blatt rauſchte, das Meer glitzerte, die Mönche ſchliefen. Welche Gedanken! Welche Ruhe über der Burg! Welches Schweigen in der grünen Schlucht!

Denkt ſich der Europäer unter Kloſterbibliothek auch nicht immer Prachtſäle mit Stukkatur und Gold wie zu Melk, San Marco und Kremsmünſter, ſo ſtellt er ſich doch wenigſtens eine Reihe luſtiger Zimmer vor, von oben bis unten mit Büchern angefüllt, alles nach Fächern und Format ſymmetriſch geordnet, katalogiſch eingetragen, wenigſtens fünf- bis ſechstauſend Nummern, ſamt Vorſtand, Schreiber und Fonds zu fortgehendem Ankauf neuer oder noch fehlender Werke. Auf byzantiniſche Klöſter überhaupt und auf den Berg Athos insbeſondere die okzidentaliſchen Begriffe von Literatur und geiſtigem Leben anzuwenden, wäre großer Irrtum. Liturgiſchen Bedarf ausgenommen hat man auf dem Hagion-Oros, ſo lange die Klöſter beſtehen, noch niemals ein Buch gekauft, und vom Kloſtervermögen nur einen Pfennig für ſolche Zwecke hinzugeben, würde in allen zwanzig Abteien niemand in den Sinn kommen. „Für was ſeien Bücher gut?“ fragen die Mönche. „Was der Menſch zur Seligkeit nötig habe, ſei ſchon lange feſtgeſetzt; weltliches Wiſſen und Grübeln führe vom Wege des Heils ab und das Verderben ſei durch die Gelehrten in die Welt gekommen; ſtudierte Leute bringen alles in Unordnung (οἱ γραμματικοὶ ταράττουν τὰ πράγματα), Glaube und chriſtliche Demut könne mit Philoſophie und gelehrtem Dünkel in einer und derſelben Seele nicht beiſammen wohnen, das eine oder das andere müſſe notwendig weichen; und eben hierin beſtehe der Vorzug des Athosinſtituts, daß ſie den Wiſſensteufel aus dem Herzen geworfen und ſich ganz, mit Leib und Seele, dem Dienſte des Herrn ergeben haben. Übrigens wüßten ſie wohl, daß die ganze Welt nicht leben könne wie ſie; aber dafür heiße es auch im Evangelium, viele ſeien berufen, aber wenige auserwählt. Hagion-Oros ſei nun einmal Sitz der Auserwählten, Exempel und Muſterwirtſchaft irdiſchen Tugendwandels, damit ſich die Wege des Heiles nicht ganz verfinſtern und alles Fleiſch wie in den Tagen Noahs ſich vom Göttlichen entferne. Dogma und Kirchenpraxis in primitiver Geſtalt und Reinheit zu bewahren, ſei die Aufgabe ihrer heiligen Gemeinde, Unabhängigkeit von materiellen Bedürfniſſen und bürgerlichem Verbande das einzige Mittel, das vorgeſtreckte Ziel zu gewinnen.“

---

[1]) Ein Aſper galt wenigſtens $2^3/_4$ Kreuzer.

Die Phyſis auf das Minimum zu reduzieren und dieſes Minimum mit dem Karſt in der Hand ſich ſelbſt aus dem Boden herauszugraben, iſt leitender Gedanke des mönchiſchen Inſtituts, wie es, um der Römerzinszahl und dem Regiment der Pandekten zu entrinnen, die anatoliſche Kirche begriffen hat. Glauben Sie wohl, daß man ſich unter dieſen Umſtänden auf dem Hagion-Oros viel kümmere, was Hr. Prellerus in Dorpat über die Fragmente des alten Grammatikers Praxiphanes disputiere, oder daß man gar Dr. Wall aus Oxford leſe, von deſſen großem Werke über die Erfindung des ABC eben erſt ein Teil der Einleitung in drei Oktavbänden zu nicht mehr als eintauſendfünfhundert Seiten erſchienen iſt? Die Sammlungen der Athosklöſter haben ſich ohne Zutun der Gemeinde aus der Verlaſſenſchaft verſtorbener Biſchöfe oder büßender Laien zufällig und ohne Plan gebildet. Weltmüde Intriganten, Feldherrn, bankerotte Hofleute und ausgetriebene Fürſten aus Byzanz brachten mit ihrer Langweile und ihrem Lebensüberdruß zugleich ihre Politur und ihre Bücher mit, die nach ihrem Tode dem Kloſter blieben, die aber niemand las und die ſpätere Zeit nach Europa verhandelte oder aus Unwiſſenheit und Mißgeſchick in Maſſen verfaulen ließ.

Der Orient hat ein Problem gelöſt, an welchem die Europäer mit all ihrer Weisheit und Kunſt geſcheitert ſind. Bei uns hat die Zeit das Mönchtum teils beſiegt, teils umgebildet; in der morgenländiſchen Kirche aber iſt es heute noch auf demſelben Standpunkt, wo es die Altväter Sankt Paphnutius und Sankt Schnudius (die Kopten in Siut ſprechen Sche-nuti) im erſten Jahrhundert der Gründung gelaſſen haben. Wir wüßten kein menſchliches Inſtitut zu nennen, deſſen Geiſt, Form und urſprüngliche Energie fünfzehn Jahrhunderte nicht zu erſchüttern vermochten. Vermag denn nur der Orient allein Ewiges zu ſchaffen oder iſt im Gegenſatz mit unſerer Beweglichkeit überall das Inſichverharren ſein Geſetz?

Wir überlaſſen es andern, vom ſtereotypen, toten Buchſtaben der Athoskonſtitution zu reden, und mitunter zu berechnen, wieviel eine Geſellſchaft an Kraft und Wert verliere, ſobald ſie ſich außer Bereich des Fortſchrittes, der ſtetigen Verbeſſerung und des abendländiſchen Wandelprinzips geſtellt. Mir genügt es, noch diesſeits des Hellesponts einen Ort zu wiſſen, wo man der Tyrannei des Genuſſes, den Künſten der Herrſchaft und den Syllogismen der Hofſophiſten zugleich widerſtehen kann. Leute, die den Kampf mit der Materie wagen, ſind noch keine Toren und wenn Freiheit und innerer Friede um geringern Preis als um Hingabe der Wiſſenſchaft, der Kunſt und der Lebenseleganz nicht zu erringen iſt, ſo darf ſelbſt der Philoſoph den Kauf nicht tadeln. Frei iſt nur, wer entbehren kann. Auf dem Athos allein hat der Mönch mit Luxus und Welt niemals kapituliert wie in Europa, wo ſie in früherer Zeit hin und wieder meinten, man könne fette Koſt verzehren, weiche Gewänder umtun, den Grazien huldigen und nebenher doch Weſen und Kredit der Heiligkeit bewahren. Und eben der Umſtand, daß es bei den Bewohnern des heiligen Berges in anderthalbtauſend Jahren niemand wagte, in der äußeren Diſziplin eine Änderung vorzuſchlagen, hat ihrem Inſtitut mit Anſehen, Rang und Ewigkeit auch das Gepräge des höchſten Adels aufgedrückt. Unangefochten von Zeit und Menſchen, blieben von jeher nur Mäßigung, Geduld und Gram.

Für die meiſten von uns hat ſchon der Gedanke an die Athoskoſt etwas Abſchreckendes. Oder würden Oliven, grünes, im Waſſer gekochtes Gemüſe ohne Zutat, rohe Gurken, Knoblauchſtengel, ſüße Zwiebeln, Salzfiſche, weicher Käſe, Bohnenbrei, Obſt, Honig, Brot und Wein ohne Abwechſlung das ganze Jahr und das ganze Leben in Europa nicht auch dem ſtrengſten Büßer ungenügend ſein? Fleiſch iſt innerhalb der Klöſter auf ewig verſagt; an Faſttagen, das iſt nahe acht Monate des Jahres, ſogar das Ei, der Fiſch und das Öl verbannt, alles unabänderlich und ohne Widerrede; denn auf dem Hagion-Oros — ein für europäiſchen Stolz unerträglicher Gedanke — gibt es keine Oppoſition, die Form hat den Geiſt vollſtändig übermannt, und erſt, wenn ihr dieſe eherne Hülle zerbrochen habt, greift abendländiſche Aktion byzantiniſche Gemüter an. Wie einſt Sankt Hieronymus, hält auch Vater Geraſimus, der noch junge, aber doch erfahrungsreiche Mönch in Sankt Dionys, ohne ſtrenge Diät die Herrſchaft über die Sinne für eine Unmöglichkeit. In Konſtantinopel habe ihm der Teufel heftig zugeſetzt und wiederholte Niederlagen bereitet; jetzo gehe es beſſer; es hat ja niemand ein Bett, man duldet auch das Sofa nicht, man ſchläft auf grobem Teppich und die Hemden ſind aus Schafwolle; in keinem Athoskloſter wird Leinwand geſtattet und jeder hat ſeine ärmliche Wäſche ſelbſt zu beſorgen und imſtande zu halten; Glätte und Bügeleiſen ſind zugleich mit Haarſchere und Raſiermeſſer gänzlich unbekannt, ein Kamm, der einzige Toiletteartikel der Hagion-Oroshelden. Zu langes Haar wird in Büſchel gebunden oder leicht geflochten unter der ſchwarzen Mörſermütze aufgewickelt.

Der Vorſtand genießt keinerlei äußere Auszeichnung, weder in

Kleid noch in Eſſen, noch in der Bequemlichkeit; er hat nur die Sorge für das ganze, den unbedingten Gehorſam der einzelnen, und von den Laienbrüdern, ſooft ſie vor ihm erſcheinen, die morgenländiſche Adoration auf allen Vieren. Goldenes Pektorale, Hoftiſch und Prälatenſtolz ſind gänzlich unbekannt. Von den acht für Beten und Pſalmieren in der Kirche täglich feſtgeſetzten Stunden fällt der größere Teil, wenigſtens im Winter, auf die Nacht. Und mit dieſer Askeſe noch nicht zufrieden, gehen die Väter in St. Dionys alle Sonnabende des Jahres, wie am Vorabende gewiſſer Heiligenfeſte ſchon mit Untergang der Sonne wieder in die Kirche, ſingen, beten, meditieren, räuchern und liturgieren die ganze Nacht ohne Unterbrechung, bis die Morgenröte erſcheint; dann erſt beginnt der feierliche Gottesdienſt, mit dem ſie nicht vor zwei Stunden nach Sonnenaufgang zu Ende kommen. Der Abt darf in der Kirche niemals fehlen. In Winternächten dauert die Qual oft nicht weniger als fünfzehn Stunden; aber die Strengen, mit dieſer Übung in ihrer Andachtsglut noch nicht geſättigt, ſetzen Beten und Wachen unmittelbar nach dem allgemeinen Gottesdienſte privatim noch in ihrer Zelle fort und bringen es nach und nach bis auf zweiundzwanzig Stunden ununterbrochener Andacht und Peinigung. Dafür ſchweben ſie aber auch, wie man häufig geſehen haben will, zuweilen gleich körperloſen entſinnlichten Weſen in myſtiſchem Schwung durch die Kaſtanienwälder. Von dieſen Nachtwachen iſt in der lateiniſchen Kirche nur der Name (Vigil) geblieben, in der griechiſchen aber hat ſich neben der Benennung (ἀγρυπνία) auch die Tat erhalten, an die ich, ohne ſelbſt auf den Hagion-Oros zu kommen, niemals hätte glauben können.

Die Mönche in St. Dionys und Simopetra ſind Märtyrer bei lebendigem Leibe und könnten ſogar einen Spötter zur Achtung zwingen. Gewiß muß eine Kirche, die ihre Gläubigen zu ſolcher Strenge mit ſich ſelbſt und zu ſolchem Heroismus begeiſtert, über größere Hilfsmittel und Kräfte gebieten, als man der anatoliſchen gewöhnlich zugeſteht. In den ſogenannten freien oder demokratiſch regierten Klöſtern ſind ſie zwar nicht im Prinzip, aber doch in der Praxis etwas milder, und legen ſich die Tortur einer Agrypnia nur an gewiſſen Tagen im Jahr oder bei ungewöhnlichen Veranlaſſungen auf. Was ſagen etwa die Sybariten des Okzidents zu dieſer Praxis? Über uns übt der Gaumenkitzel eine ſo allgemeine Herrſchaft, daß es ſelbſt frommen und gottesfürchtigen Leuten ihre asketiſchen Tugendſiege zuweilen durch ein Lieblingsgericht aus ihrer Küche zu belohnen rätlich ſcheint. Gleichwie es, nach Tacitus, bei unſern heidniſchen Vorfahren keine Schande war, zu fliehen, wenn man nur ſpäter wieder ſtandhielt und den Feind bekämpfte, ebenſo überlaſſen die chriſtlichen Deutſchen dem Laſter ſcheinbar auf Momente den Sieg, um es nachher mit erneuter Kraft zu bekämpfen.

Auf Hagion-Oros gönnt man keine Raſt, und hat ſich einmal die Kloſterpforte hinter dem Weltüberwinder zugeſchloſſen, iſt der Bund mit der Sinnlichkeit auf immer zerriſſen. Und doch fehlt es nicht an Aſpiranten. Sieben Neophyten aus der arbeitenden Klaſſe, alle unter dreißig Jahren, riſſen ſich letzthin auf einmal aus dem Verderbensſchlamm in Galata und im Fanar und gingen nach Sankt Dionys. Im Orient gibt es Leute, denen ſelbſt die Sünde Langeweile macht und denen Krieg wider ſich ſelbſt Bedürfnis iſt. Finden Sie es nicht gut, daß es für ſolche Gemüter Zufluchtsſtätten gibt? Während meines Dortſeins meldete ſich ein Kleinaſiate von kaum zwanzig Jahren und vorteilhaftem Äußern, ward aber zurückgewieſen, obgleich er mit ſeinem Erbteil in Barem gekommen war. Jugend und Schönheit ſind in St. Dionys keine Empfehlung; man fürchtet den Teufel, weil er der Mönchstugend in allen Geſtalten Fallſtricke legt. Man will reifere Jahre, gebrochene und hart bedrängte Seelen und kühles Blut. Ob ſie die hebräiſchen Vokalzeichen Schurek und Kibbuz unterſcheiden und Hiphil und Hophal konjugieren können, wird nicht gefragt. „Heute ſind die Patres im Wald, um Kaſtanien aufzuleſen, morgen ziehen ſie die Kloſtergoëlette ins Arſenal, Pater Joſeph macht Schuhe, Pater Michael ſchlägt Wolle, und Leonidas mit Konſtantin nehmen Brot und Käſe in ihren Umhängeſack und rudern Pater Galaktion, der ein Schreiben zur Regierung nach Karyäs bringt, in der kleinen Barke nach Xeropotamo, während Pater Chryſanth mit Knecht und Maultieren nach Kloſter Paulu zieht und die vom Abt eingehandelten Bohnen bringt.“

Man hat Gartenbau, Reben, Ölbäume und in einigen Klöſtern ſogar etwas Ackerland. Jedoch hält man für Pflug und Stall und häufig auch für Mühle und Grobſchmiede um Lohn gedungene Knechte, die nach Umſtänden auch in die Bruderſchaft treten und, was bei uns Ausſteuer und Bildung heißt, durch Kraft, Fleiß und Demut ergänzen. In Nahrung, Kleidung und Anſehen iſt kein Unterſchied zwiſchen Unterrichteten und Unwiſſenden. Wer ſich auf Gelehrſamkeit etwas einbildet und gerne den Präzeptor ſpielt, gehe ja nicht unter dieſe Mönche oder meide wenigſtens jene Klöſter, die wir im vorigen Artikel Cönobien oder monarchiſch regierte nannten. In den freien wäre für ariſtokratiſche Unterſchiede, feudale Bequemlichkeit und Übergewicht noch eher ein Spielraum, weil hier der Mönch Herr ſeines Vermögens bleibt, Reichtum aber ſelbſt im Mauerpräzinkt der Demut und Kaſteiung den Zauber nicht verloren hat. Dieſe freien Hagion-Orosklöſter ſind ein wahres Bild des deutſchen Staatenbundes, ein glattgemeißeltes Ganzes nach außen, aber mit Autonomie, ſogenannter Stubenunabhängigkeit für das innere Leben. In dieſen Klöſtern kann der Mönch nach Maßgabe ſeiner Geldmittel eine aus mehreren Zimmern beſtehende und ſtreng abgeſchloſſene Wohnung nehmen und ſie auch auf ſeine Koſten ſo bequem einrichten, als es ihm beliebt.

Vater ** im Prachtkloſter Iwiron hat ſich weit vom Prätorium nahe am Zitadellenturm einquartiert, ein Veſtibulum und ein kleines Muſeum mit Büchern und Karten für geiſtige Praxis angelegt, das Ganze durch eine Tür auf den Korridor des neugebauten Parallelogramms von ſeinen Brüdern abgeſchloſſen. Vor den Fenſtern des Muſeums und der Winterreſidenz hat Vater ** einen Balkon gebaut und Blumen aufgeſtellt, den Boden unterhalb aber mit Pomeranzen angepflanzt, damit die milden Zephyrlüfte den Blütenduft durch die Fenſter wehen. Links ſchließt ein Segment des Meeres, in der Front ein Bergvorſprung des immergrünen Buſchwaldes, rechts die laubbeſchattete Bergſeite den Horizont, im Pomeranzenbuſche aber rinnt über weiße Kieſelſteine ein Arm des hellen Kloſterbachs und niſtet – ſicher vor Knabenmutwille und Jägerliſt – ein Heer von Nachtigallen. Im Frühling, wenn die Pomeranze duftet, die Myrte blüht, die lauen Lüfte wehen und aus dem Buſch das himmliſche Konzert der Philomele in das offene Fenſter dringt, möchten Sie da nicht der Mönch von Jwiron ſein? Auf einer Terraſſe am Turm hat Vater ** Feigenbäume gepflanzt und einen Laubgang aus Reben angelegt, die man im Orient Jediverenia nennt, weil auf ihren Ranken wie auf dem Zitronenbaum Knoſpen, Blüte und Frucht in jedem Grade des Wachstums und der Reiſe zu gleicher Zeit zu ſehen ſind[1]).

Zum Zimmerdienſt hat Vater * * zwei Aufwärter, den ältern im Mönchskleid für die ſchwere, den jüngern; einen zufällig noch unbärtigen, ſchlanken, vorteilhaft und ſchön gebildeten Jungen voll Demut und guter Zucht für die leichtere Arbeit. Dieſe Jungen, man heißt ſie im Orient Seelenkinder, flüchten ſich häufig aus der ſündhaften Welt in den Schirm eines frommen Kalogeros, ehren ihn wie den Vater und lernen von ihm Gehorſam, Kochkunſt, Gebet und Kirchenpraxis mit allem, was ihr Patron an Wiſſenſchaft beſitzt. Gewöhnlich erben ſie das Gut des ſterbenden Beſchützers oder treten, wenn die Jahre ſind, ſelbſt in den Verband. Etwas zu bilden und zu ſchaffen will ſelbſt der fromme Klausner auf Hagion-Oros haben. In den ſtrengen Cönobien dagegen iſt dieſe Art Rekrutierung nicht üblich und wegen des gemeinſamen Zuſammenlebens auch nicht zuläſſig. Vater * * iſt auch ein Mann von bedeutender Konverſation und für einen Athosmönch nicht ohne Beleſenheit. Aber ſtatt Bücher durchzuſehen, über die er als Mitvorſtand die Aufſicht führte, wollte er im Bibliothekturm lieber von der Wüſte Sahara, von den Nilkataraktn, vom Krokodil und vom Hippopotamos hören und erfahren, wie es in der heißen Zone ſei. Zwei Tage blieb ich bei dieſem gaſtlichen Weltüberwinder von Jwiron, und er ſandte mir Jediverenitrauben als Xenium. Von den Türken, meinte ich, müßte ein Chriſt, beſonders unter griechiſchen Mönchen, beſtändig Böſes reden; aber Vater ** nahm ſie in Schutz und maß ihnen drei Tugenden zu, die man bei den orthodoxen Völkern gar nicht finde. Τὸ φιλάνθρωπον, τὸ εὔσπλαγχνον καὶ τὸ μεγαλοπρεπές, d. i. Menſchlichkeit, Mitleiden und Prachtliebe ohne Beiſatz gemeiner Geſinnung (Geldgierde) ſei Nationalcharakterzug der Osmanli. Statt von Saltanat[1]) und Politik reden ſie zu St. Dionys von Buße und Weltende, das der Kloſterdidaskalos aus Philippopopoli ſchon nach dreiundzwanzig Jahren erwartet. In Iwiron, wie es ſcheint, rechnen ſie noch auf längern Termin, weil ſich mein freundlicher Zwiſchenredner noch 200 türkiſche Gruſch (200 fl. Münze) wünſchte, um die Wohnung noch ſchöner und noch bequemer einzurichten.

---

[1]) Im Türkiſchen heißt jediveren ſiebengebend.

Will einer die Erinnerung an das Vergangene nicht völlig abſtreifen und keinen beſonderen Grad der Vollkommenheit erklimmen, tut er beſſer, ſeinen Ruheſitz in einem der freien Klöſter aufzuſchlagen, wie Vater * *, der Schiffskapitän aus Lemnos, der ſeine alten Tage und die Früchte weltlicher Betriebſamkeit im großen Vatopädi verzehrt. In der Jugend plagte er ſich hart, kam oft nach Taganrog und litt Verfolgung durch Oſterreicher, Briten und Türken; die Zeiten waren ſchlimm, Erwerb verkümmert, ehrliche Leute überall gefährdet, beſonders im Freiheitskriege, und man konnte Freund und Feind im Nebel des Archipelagus nicht immer genau unterſcheiden. Vater * * hat ſich zwar in der Hauptſache ebenſowenig vorzuwerfen als der kaum vierzigjährige Vater Cäſarius der Zwangsbote, der zwanzig Jahre im Patriarchat zu Konſtantinopel Häſchersdienſte verſehen, manchen Erzbiſchof und unzählige Vagabunden, liederliche Mönche, ſchlechte Zahler und Geſetzübertreter im Weichbild von Stambul eingefangen und vor das Tribunal des ökumeniſchen Patriarchen geliefert hat. Der Mann war unerſchöpflich an Anekdoten aus der Polizeichronik, kannte jedes Haus und alle Familiengeheimniſſe zwiſchen den Sieben Türmen und Bujukdere und würde — was ſehr viel iſt, ſelbſt Herrn Frédéric Soulié in ſeinem Genre noch etwas Neues ſagen. Vater Cäſarius empfängt die Fremden, ſorgt für ihre Bewirtung und Unterkunft mit Beihilfe eines andern ihm untergeordneten Mönchs aus Xanthi in Thrazien, den man wegen allerhand Peccadillen in der Gemeinde nicht mehr dulden konnte und zur Beſſerung auf Hagion-Oros verbannte.

In den byzantiniſchen Ländern ruiniert man die Leute nicht auf der Stelle, man iſt billig im Erkenntnis und gönnet Zeit zur Buße.

---

[1]) Saltanat, d. i. weltliche Pracht.

Die Flagge — wohin es die Seemächte in Europa noch immer nicht gebracht — deckt dort überall die Ware. Nachts, wenn das muſikaliſche Holz in die Kirche ruft, werfen der Schiffskapitän aus Lemnos, der Gendarm aus Stambul und der Diener aus Xanthi mit gleicher Andacht das dunkle Kapuzenkleid um und wandeln — das dünne Wachslicht in der Hand — durch die düſtern Gänge zum Pſalmenſtuhl. Untertags aber, wenn ſie nicht eben beten oder Sünden bereuen, verkehrt und zecht Vater Cäſarius mit den Fremden, berechnet der Diener, wieviel es etwa Trinkgeld gebe, und ſteigt der alte Schiffer zum Strand hinab, Conchylien zu ſuchen und Fiſche zu angeln, wie weiland in der Welt. Der Umgang mit abgekühlten Weltleuten und diſziplinierten Sündern hat einen eigentümlichen Reiz.

Außer dem politiſchen und religiöſen Begriff iſt im Orient auch die Umgangsform, die Geſellſchaftsphraſe und das Gedankenkapital ſeit mehr als tauſend Jahren ſtereotyp. In gleichen Umſtänden bedient ſich dort jedermann derſelben Ausdrucksform und derſelben Sprüche mit derſelben Sicherheit, weil jedermann bei demſelben Lehrmeiſter, das iſt beim alten Herkommen und bei der uralten mündlichen Überlieferung, zur Schule ging und folglich Sackträger, Mönch und Weſir auf derſelben Stufe geſellſchaftlicher Ausbildung und ſozialer Dialektik ſtehen. Keiner fürchtet den andern, niemand iſt verlegen, niemand linkiſch, und der geringe Mann, der Bauer vom Pfluge weg redet und verkehrt im Bewußtſein grammatikaliſcher Ebenbürtigkeit mit Perſonen vom höchſten kirchlichen und politiſchen Range nach üblicher Begrüßung ebenſo leicht und gewandt wie mit ſeinesgleichen.

Wie verſchieden iſt das alles bei uns! Wir haben die Tyrannei der Bildung, des Progreſſes, der Doktrin, des feinen Tones und ſind vor allem genötigt, „Eſprit“ zu haben und die neueſte Wandelſkala akademiſcher Geſchmacksſentenzen und Salondekrete über Wortkonſtruktion, Bedeutung und Syntax zu kennen, um zu jeder Stunde „auf der Höhe des Moments“ zu ſein. Ach, welche Pein! Opponent hat die „jüngſten Feigenblätter“ geleſen und ſpricht mit Begeiſterung von „ſpargelheuchelhaftem Diſtelſinn“ oder hat gar, wie K * * in ſeiner Vorrede zum Trauerſpiele Maria von Medici „die Urgewalten, die, in dem ſtaatsideellen Sühneſpiel Fundament und Begrenzung bildend, mit der Zeit ſelbſt wieder in Frage kommen, vom Hintergrunde gleichſam losgelöſt und in den Vorplan hereinbeſchieden", was natürlich einer Revolution gleichkäme und unmittelbar die Einheit Deutſchlands zur Folge hätte. Der Sorgen, der Studien, des Lernens iſt bei uns kein Ende! Wie glücklich iſt dagegen der Orient! Dort gibt es keine Akademie, keine Autoren, keine fortſchreitende Bildung und niemand lieſt ein Buch. Käme jetzt St. Athanaſius, der Hagion-Oros-Reformer, wieder aus dem Grabe in ſeine Laurakolonie zurück, er fände ſeine Mönche noch auf derſelben Stelle geiſtiger Gymnaſtik, wo er ſie vor neunhundert Jahren verlaſſen hat. Selbſt die halbvollendete Phraſe, bei der ihn der Tod überraſchte, könnte er zu jedermanns Verſtändnis im Stile ſeiner Zeit ergänzen. Auch die beiden Zypreſſen im Kloſterhofe ſtehen noch, die der Heilige vor faſt neun Äonen als Schößlinge dem Boden anvertraute[1]. Äußere ich ängſtliche Gefühle bei einer vorzunehmenden Reiſe, beruhigt und tröſtet man mich im ganzen Umfang des byzantiniſchen Reichs, in allen Ständen wie in allen Geſellſchaften und in allen Nationen mit derſelben Phraſe, die jedermann kennt und jedermann zu Hilfe nimmt: Korkanün Anaſi aghlamas, „die Mutter eines Furchtſamen weint nicht", das heißt, ſei unbeſorgt, es geſchieht dir nichts. Glauben Sie, daß man ſich in einem Zirkel europäiſcher Gelehrten mit ſo gemeinem Troſte begnügen könnte? Hier müßte einer vorerſt ſagen, was „Furcht" und Sanskrit heiße, dann wie man es auf Chineſiſch und Tibetaniſch, im Pali, im Zend, im Pehlvi, auf Türkiſch, Griechiſch, Amhariſch, Kurdiſch und Baskiſch ausdrücke. Dann kämen verſchiedene dem Weſen nach ſich widerſprechende objektive und ſubjektive Definitionen des Wortbegriffs, dann erſt die Troſtgründe in logiſcher Ordnung ſamt Korollarien und Zuſätzen in laufender Nummer, reichlich geſtützt durch Zitate aus der Philoſophie des Lao-tſe, aus Zoroaſter, aus Pherecydes, aus Quintus Calaber, aus den Tuskulaniſchen Quäſtionen, aus Seneka und Boëthius de consolatione philosophiae, aus Ulphilas und Snorre Sturleſon, ſogar aus Wachuſchts kaukaſiſcher Chronik und dem neueſten Troſtdialog des franzöſiſchen Admirals mit dem König Yotété, alles im Original mit Angabe von Band, Seite, Ausgabe, Format und Varianten.

---

[1] Dr. Griſebach.

Wundern Sie ſich noch, wenn die Literatur vielen Leuten im Okzident als eine Geißel des menſchlichen Geſchlechts erſcheint? Geht doch nach Byzanz, da braucht ihr nichts zu wiſſen! Aber der Bettler und der Taglöhner ſetzen ſich im Einkehrhauſe ohne Scheu vor eurer Gelehrſamkeit und Bildung auf eure Bank, und der Diener, o des Greuels! ſogar mit euch zu Tiſche. Der Einſatz iſt ja für alle gleich und morgen – das weiß der Diener – kann er an Reichtum und Macht über euch ſtehen, was im hierarchiſch gegliederten Zuſtande der abendländiſchen Geſellſchaft unmöglich iſt. Oder ſind nicht Kara Georg und Obrenowitſch von der Schweinhürde weggelaufen, um ſich unmittelbar auf den Fürſtenſtuhl zu ſetzen, was ſie ſelbſt nicht verlegen und ihre Untergebenen im Gehorchen nicht bedenklich macht! In gleicher Weiſe habe ich ein ehrwürdiges und beredtes Mitglied der Junta von Karyäs nach der Sitzung mitten unter ſeinen Dienern – das Meſſer in der einen und den rieſigen Kohl in der andern Hand, in der Küche angetroffen. Welche Szene hätte dies in Europa gegeben! Der Mönch aber legte ohne Betroffenheit Inſtrument und Material ſeiner Abendkoſt auf den Herd, führte den Fremden in das Beſuchszimmer und redete mit Ruhe und Fluß, als hätte er eben den Kommentar zu einer Homilie von Sankt Chryſoſtomus vollendet. Krautſchneiden und Regieren, ſcheint es, kann man auf Hagion-Oros zu gleicher Zeit.

Aus dieſen einzelnen Zügen kann ſich der Leſer ein vollſtändiges Bild des Hagion-Oros, ſeiner Mönche und ihrer Lebensweiſe zuſammenſetzen. Bei aller Einheit und Ungetrenntheit des Inſtituts iſt die Obſervanz, wie Sie gewiß bemerkt haben, doch eine doppelte. Das Kleid, das Geſetz, die Hoffnung und das Ziel iſt überall dasſelbe; nur in Berechnung des zum Weltüberwinden erforderlichen Kraftquantums weichen die einzelnen Klöſter untereinander ab, ohne daß die Rigoriſten von Simópetra und Sankt Dionys deswegen heiliger und gerechter zu ſein behaupten, als ihre milderen Brüder und Nachbarn in Xeropotamo und Iwiron. In Europa ward das

Mönchtum ein vieles, in Diſziplin, Kleidung, Anſprüchen, Intereſſen und Bildungsgrad ſich nicht ſelten entgegenſtehendes, bald heimlich, bald offen ſich befehdendes zum Argernis der Chriſtenheit. War etwa Sankt Baſilius der Cappadocier ein größerer Philoſoph und Geſetzgeber als Sankt Benediktus von Nurſia? Oder ſind Alt- und Neu-Rom auch in dieſem Punkt zwei weſentlich verſchiedene und unverſöhnlich von einander getrennte Elemente?

Auf den Spruch Pauli: „Wer nicht arbeitet, ſoll nicht eſſen", hat die griechiſche Kirche das Inſtitut der Bettelmönche aus ihrem Bereich verbannt, nur einen Orden geduldet und dieſem das Rebmeſſer, den Schäferſtab, den Karſt und den Pflug als Grundbau unterlegt. Solange dieſe Kirche freie Ackerbeſitzer und Bauern hat, wird ſie auch Klöſter und Mönche haben. Warum ſollte man aber Leute beunruhigen, die ſich neben der täglichen Arbeit freiwillig noch Plagen und Entbehrungen auflegen, ihren Teil an den öffentlichen Laſten tragen, und zu keiner Zeit in ſchwelgeriſchen Gelagen und üppiger Lebensfülle der öffentlichen Not Hohn ſprechen und den kommuniſtiſchen Zorn bedrängter Volksmaſſen entzünden? Es iſt bemerkenswert, wie im Gegenſatz mit Europa Reichtum und blühende Finanzen in der ärmlichen Lebensweiſe, in Koſt, Kleidung und täglicher Gewöhnung der griechiſchen Mönche niemals eine Steigerung zu bewirken vermochten. Ohne Zweifel hat dieſes ſtreng konſequente Feſthalten an der urſprünglichen Einfachheit des Inſtituts als Talisman für ſeine Erhaltung geſorgt. Nur wenn ich ſelbſt leide und entbehre, kann ich mit Erfolg dem hungernden Haufen Katechismus predigen und proletariſche Geduld.

Der baſilianiſche Kalkül ſtützt ſich auf ein tiefgefühltes unabweisbares Bedürfnis der menſchlichen Natur, auf die Liebe zur Einſamkeit und zum Stillſchweigen. Und es legt für den pſychologiſchen Rechenmeiſter allerdings ein vorteilhaftes Zeugnis ab, daß er das eine Grundelement ſeines Gedankens in drei ſich ergänzende und durchdringende Kategorien ſchied, oder mit anderen Worten, daß er drei Grade mönchiſcher Einſamkeit und Stille einſetzte. Kloſterbewohner, Anachoret und Aſket oder Klausner ſind die drei ſtrenggeſchiedenen techniſchen Ausdrücke des dreigeteilten Mönchsgrades von Byzanz. Wer nur der Welt entfliehen, aber doch Freud' und Leid einer größeren Geſellſchaft gleichgeſinnter und zu gleicher Übung verpflichteter Brüder teilen will, ſucht Aufnahme in einer der eben beſchriebenen Gemeinden des Hagion-Oros. Iſt aber jemand mit der Geſellſchaft ſo weit zerfallen, daß er nicht mehr als ein oder zwei Individuen neben ſich ertragen kann, ſo läßt er ſich gegen Erlegung einer beſtimmten Summe mit ſeinen Geſellen in einer wohnlichen, zum Kloſter gehörigen, eine bis drei Miglien entlegenen Separatbehauſung nieder und heißt dann Anachoret. Zu einer ſolchen Anachoretenwohnung gehören nach griechiſchem Kanon ein am Hauſe an- oder nahebingebautes Gotteshaus mit Glocken, Gemüſegarten, Weinberg, Öltrift, Walnuß-, Mandel- und Kirſchbäume, hinlänglich für Beſchäftigung und Lebensnotdurft des gottſeligen Pächters. Dieſe Anachoreten dürfen die ſelbſtgezogenen Trauben keltern, friſches Brot backen und überhaupt alle in der Mutterabtei erlaubte Koſt genießen, was den Klausnern oder Mönchen des dritten Grades nicht mehr geſtattet iſt.

Der Name ſelbſt ſagt ſchon, daß Klausner oder Weltüberwinder des letzten Grades jene Kampfhelden ſind, denen Tugendmut, Melancholie oder Freiheitsliebe alle menſchliche Geſellſchaft unter demſelben Dach überflüſſig und läſtig macht. Auf lieblich romantiſchen Stellen des immergrünen Buſchrevieres, an Waſſerfällen, mitten im Dickicht luftiger Bergvorſprünge, in milden Einſenkungen des laubigen Hochwaldes ſtehen die Zellen und die efeuumrankten Troglodytenwohnungen dieſer vollendeten Exerziermeiſter (ἀσκητής) auf der Walſtadt der Gerechtigkeit. Dieſe leben und kleiden ſich nur von der Arbeit ihrer Hände, aber ohne Ackerland, ohne Weinberg, ohne Kelter und Ölpreſſe, einſam lebend wie die Zyklopen der Odyſſee. Schlingreben in Bogen oder an der Hüttenwand angepflanzt, ein kleines Bohnenfeld, Feigen, Kirſchen, Birnen und Kaſtanien mit Zwieback ſind für den Bedarf genügend. Dieſe Baumfrüchte mit der Trauben, zurzeit der Reife geſammelt, in Stücken geſchnitten und in der Sonnenhitze gedörrt, einmal des Tages mit trockenem Brot und Waſſer genoſſen, dienen als Nahrung für den Winter. In gebetfreien Momenten flechten dieſe Einſiedler Stricke und Kleiderfranſen aus Wolle, Matten und Sonnenſchirme aus Binſen wie Robinſon Cruſoe, ſchnitzen Löffel und Handhaben aus Holz, Kreuze, Roſenkränze und Bilderwerk aus Holz, bereiten Roſenöl und andere Eſſenzen aus Athoskräutern (Betonica) für weltliche Toilette und Medizin, weben, ſtricken, nähen, binden Bücher ein, kopieren Liturgien oder malen Heiligenbilder nnd tauſchen dieſe Waren im Kloſter, wohin die Zelle gehört, oder auf dem Bazar in Karyäs gegen Zwieback, Kleidungsſtücke und andere Notdurft ein.

An Sonn- und Feſttagen ſteigen ſie durch Buſch und Wald beim Klang der Glocken zur Kloſterkirche herab, oder wandern in Andacht zur nahen Anachoretenkapelle, oder bleiben im eigenen Gotteshaus, wo ein Weihmönch aus dem Litoralkonvent Meſſe hält und Abſolution erteilt. Denn es gibt Punkte auf dem Athos, und es ſind die reizendſten der heiligen Region, wo dieſe unter ſich ſtrenggeſchiedenen Zellen doch gleichſam eine geſchloſſene Waldgemeinde bilden und eine Kirche in ihrer Mitte haben. Ein ſolches Einöde- oder Eremitendorf nennt man Skiti oder Askitirion (von Σκέω oder Ἀσκέω), die einzelne Hütte aber heißt Kellion oder Kelläon und der Bewohner, der Tugendmeiſter ſelbſt — ein Kelliot. Die berühmteſten dieſer Askitirien ſind Keraſia, Kapſokalyvia (die Warmen-Hütten) und Hagia Anna, ſämtlich auf der Steilhalde des Athoskegels angelegt und zum Kloſter Laura als Eigentum gehörig.

Vor allem großartig iſt die Lage von Keraſia — zehn Waldzellen im Laubdunkel, (nach Griſebach) zweitauſend Fuß ſenkrechter Höhe über dem Waſſerſpiegel, eine zauberhafte Szene! Oberhalb dieſes Eremitenparadieſes der einſam über den Wald hinausragende Marmorkegel des Athos; unterhalb der Hütten die hellgrüne Steilſchlucht, und über die Wipfel rieſiger Kaſtanien der Blick in die ſchwarzblaue Flut hinab. Die reine Höhenluft, das purpurne Abendlicht, die langen Schatten, das herbſtlich bleiche Novemberlaub neben Immergrün, die fliehende Zeit, die Erinnerung an vergangene Lebensſtürme und der Friede der waldeinſamen Zellen machen „einen tiefen und nachhaltigen Eindruck“ auf das melancholiſche Gemüt.

Hagia Anna, nur anderthalb Stunden von St. Dionys über Felſen und Kunſtterraſſen des grünen Strauchwaldes ausgebreitet, zählt an die ſechzig Zellen arbeitſamer Eremiten; in Stürzen von Terraſſe zu Terraſſe rauſcht der Bach, und vor der Türe des Einſiedlers von Nea-Skiti (Neukampfheim) ſteht ein Baum, eine einzige Rebe umſchlingt ihn, und aus dem Laube ſtrotzt eine Traubenfülle, wie ſie nur der Küſtenwald von Keraſunt erzeugt. Der Garten hängt am Felſenriff, im Häuschen ſelbſt ſind beide Zimmer mit der Halle reinlich und mit geflochtenen Matten belegt, an der Außenwand Geranke, in der Runde überall ſaftiges Grün, Ruhe und Seligkeit und laue Lüfte. Wer aus dem Drang des Lebens hier die Einkehr nimmt, ſetzt ſich, wie jener Corycius beim Dichter, an Reichtum und Pracht Königen zur Seite und verzehrt zufriedener als ſie das auf eigenem Boden erzeugte Mahl[1].

Außer den zwanzig Großabteien und dem Städtchen Karyäs ſollen nahe an dreihundert ſolcher Zellen und Anachoretenhäuſer auf dem heiligen Berge ſein. Und wenn die Klöſter mit ihrer Diſziplin, ihrer Menſchenzahl, ihren Landgütern, ihren ausländiſchen Kolonien, ihrem Reichtum, ihrer gemeinſchaftlichen Arbeit und Kirchenpracht ein Bild der Städte ſind, ſo muß das Anachoreten- und Zellenleben aller Grade die Ruralgemeinde, das Bauerndorf und den Einödehof weltlich eingerichteter Länder bedeuten. Grundtypus bleibt überall derſelbe; nur hat man in Europa kranken Gemütern die Medizin genommen und mit verhaßter Tücke verzagten Seelen die Flucht aus der rauhen Berührung mit der Welt abgeſchnitten. Platons Staat iſt Ideal geblieben, aber die Republik des Kappadoziſchen Baſilius hat die vier Weltmonarchien der Apokalypſe überdauert und durch die Tat bewieſen, daß ſie ihren Lebensſaft aus geheimnisvoller Tiefe unſeres Herzens ſaugt. Ihr Prinzip iſt Negation, die in menſchlichen Dingen weiter und ſicherer führt als titaniſches Selbſtbeſtimmen und Vorwärtsſtreben.

Der Wunſch, eine Art Statiſtik, beſonders das numeriſche Verhältnis dieſer baſilianiſchen Heiligenrepublik zu kennen, iſt ganz natürlich, aber um ſo weniger leicht zu befriedigen, weil unter jenem Himmelsſtrich im großen wie im kleinen über Beſitz, Menſchenzahl und Summe der Einnahme und der Ausgaben überhaupt nur wenige Mitglieder der Geſellſchaft genaue Kenntnis beſitzen und ſolche Dinge von dieſen Eingeweihten als Regierungsgeheimniſſe ſorgfältig verſchwiegen werden. Schon die Fragen nach der Köpfezahl eines Kloſters, nach ſeinen Meierhöfen, ſeinen Dörfern und ihrem Ertrag erzeugen Froſt, Zurückhaltung, Schweigen, ausweichende Reden, oder finden höchſtens oberflächliche, allgemeine, von der Wahrheit gewiß entfernte Erwiderung mit Klagen über ſchlechte Zeiten, verfallene Finanzen und zuſehende Verarmung des Gemeinweſens. Überhaupt ſind Fragen um phyſiſches Alter wie um Vermögen im Orient überall anſtößig und wider alle gute Sitte. Ich habe mich ebenſo fleißig erkundigt, aber die Wahrheit ſicherlich ebenſowenig erfahren als meine unmittelbaren Vorgänger Smith, Zachariä und Griſebach. Alles, was zum heiligen Berg gehört, die in den Klöſtern einregiſtrierten Profeßmönche, dann die kleinern Anachoretengeſellſchaften, die Dorfkellioten und Waldeinſamen mit den weltlichen Knechten und Handwerkern zuſammengerechnet, ſoll die Zahl von ſechstauſend Individuen nicht überſteigen, in ruhigen Zeiten aber auch niemals unter viertauſend herabſinken. Gegenwärtig (1841) ſollen in den zwanzig Abteien etwas über zweitauſend Weltüberwinder eingetragen ſein, von welchen mehr als die Hälfte auf die vier Großklöſter Laura, Vatopädi, Iwiron und Xeropotamo fällt; auch Chilantari, St. Dionys und Ruſſico ſind ſtark beſetzt.

---

[1] Regum aequabat opes animis, seraque revertens
Nocte domum, dapibus mensas onerabat inemptis.
Virg. Georgic. IV, 132.

Aber zu keiner Zeit des Jahres iſt die ganze Zahl präſent und viele Kloſterbrüder ſehen ſich das ganze Leben niemals, weil die Mönche ihre Grundſtücke und auswärtigen Beſitzungen nicht verpachten, ſondern unter beſtändiger Aufſicht und Leitung ausgeſandter Gemeindeglieder auf eigene Rechnung bewirtſchaften. Drängt einen frommen Büßer das Verlangen, wieder einmal die verderbte Welt in der Nähe zu ſehen und ſich der eigenen Vollkommenheit im Gegenſatze der außerhalb des Hagion-Oros graſſierenden Unſitte zu freuen, ſo bewirbt er ſich bei ſeiner Gemeinde oder ſeinem Vorſtand um eine Ökonomenſtelle auf den Höfen in Mazedonien, auf Thaſos, auf dem Cherſones von Kaſſandra oder Sithonia, beſonders zur Erntezeit und wenn man Trauben keltert. Da gibt es ſüßen Moſt, Kaſtanien, Abendtänze, Schwänke und chriſtlichen Zeitvertreib, an welchem die guten und vielgeplagten Kalógeri, beſonders wenn ſie noch jung und derbe ſind, nur ſo viel Anteil nehmen, als der Ernſt ihrer Angewöhnung und die unantaſtbare Heiligkeit ihres Gewandes erlaubt. Züge rüſtiger Bulgaren und Walachen beider Geſchlechter ſteigen dann vom Gebirg herab und helfen um Taglohn den Segen des beglückten Flachlandes einheimſen. Auf der Korntenne im Freien, am Brunnen, unter dem Schattendach grünbelaubter Bäume erklingt nach der Arbeit die ſlawiſche Gusla. Die Luft iſt weich, der Moſt erquickend und der Reigen voll weltlicher Anmut: wäre es ein Wunder, wenn auch der ſtrenge Asket auf Augenblicke La Bruyères evangeliſche Traurigkeit („tristesse évangélique“) ablegt und ſich im Herrn einige Erleichterung gönnt, um nachher mit deſto heißerer Inbrunſt wieder die Wege der Pönitenz zu wandeln.

Vom Zentrum mönchiſcher Zucht noch weiter entlegen ſind die Beſitzungen in den Donauländern, die Filialklöſter und Seelſorgerplätze zu Monaſtir (Bitolia), in Bukareſt, zu Moskau und zu Tiflis, wo das Kloſter Iwiron reich begütert iſt, aber wegen der Entfernung vom Mutterſitz die Epitropen nur alle fünfzehn Jahre wechſelt. Von Moskau kommen ſie nach vier Jahren und von Bukareſt nach zweien wieder in den Konvent zurück mit den Früchten ihrer Frömmigkeit und Ökonomie. Dieſe Beſitzungen außerhalb der Athoslinie, ſei es Kloſterhaus mit Kapelle in der Stadt oder Meierhof mit Grundſtücken auf dem Lande, nennt man nicht etwa nur bei der heiligen Republik, ſondern bei allen Klöſtern der Byzantinerwelt Metóchion (Anhängſel, Pertinenz). Wie häufig begegnet man in den Wäldern der Chalkidike, auf dem Iſthmus, auf der großen Warte, Athosmaultieren mit Wein, Oliven, Kaviar, Käſe und getrockneten Früchten im Geleite eines Mönchs, während die Hagion-Oros-Goeletten mit Getreideladungen aus den benachbarten Halbinſeln über den Golf von Sithonia ſtreichen!

Iſt aber ein Mönch im Leſen und Schreiben bewandert und für Geſchäfte tauglich, ſo kann er als diplomatiſcher Agent der heiligen Berggemeinde zu Saloniki, zu Athen oder gar im Fanar zu Stambul reſidieren, wo ſie geräumige Wohnungen (wenigſtens zu Saloniki und Konſtantinopel) unterhält und myſtiſch dunkle Hauskapellen mit farbigen Fenſterſcheiben und mit dem Bild des neuen St. Georg, eines Schkypetaren aus Jannina, in weißer Fuſtanella, rotem Fes, goldenem Heiligenſchein und grünem Palmzweig zum Zeichen des Märtyrertums, weil er in beſagter Stadt (1834) durch türkiſche Hinterliſt für ſeine Schönheit und ſeinen Glauben öffentlich den Tod gelitten hat.

Jedoch hat das geiſtliche Gemeinweſen der ſtrengen Ordnung und des Landbeſitzes ungeachtet doch ein jährliches Defizit in den Finanzen, das man durch künſtliche Mittel decken muß. Beredte und mutige Brüder mit Kopien mirakulöſer Bilder oder mit Reliquien verſehen, durchſtreifen zeitweiſe die Eilande und die nahe liegenden Provinzen Rumeliens und Anatoliens, um Kredit und geiſtlichen Ruhm des Hagion-Oros durch Reden und Exempel auch in der Ferne zu erhalten und zu beleben. Für eine beliebige Gabe an Geld oder Naturalien berühren und küſſen gläubige Chriſten, beſonders die kindlich frommen Bulgaren, den heiligen Schrein und ziehen oft in Scharen unter Leitung eines hochzeitladenden Mönches in den heiligen Wald, beſuchen die Klöſter ihres Vertrauens und laſſen gegen Erlegung beſtimmter Summen ihre Namen zu frommem Gedächtnis in die Regiſter ſchreiben, wie uns Zachariä in ſeinem Werk ausführlich erzählt. Aber Kaïri von Andros und die deutſchen Philoſophen in Athen hätten das Athosmunizipium — wäre man nicht beizeiten eingeſchritten — um dieſen nicht unwichtigen Zweig des öffentlichen Einkommens gebracht. Nur ſind dieſe ausgeſandten Finanzmönche ihrerſeits häufig im Verdacht, vom Erlös der geiſtlichen Gnaden manchmal nur den kleinern Teil an die Kommune abzuliefern, das Mehrere aber für ſich zu behalten und für Privatzwecke auf ihren Wanderungen auszugeben. Doch gewährt bei ſo großen Mängeln die Frömmigkeit der transdanubiſchen Slawen noch häufig Troſt.

Was die innere Verwaltung betrifft, genießt dieſer kleine dem Sultan tributäre Mönchsſtaat denſelben Grad von Unabhängigkeit, wie die Fürſtentümer Serbien und Moldo-Wlachia. Athos iſt eigentlich das älteſte freie Gemeinweſen im türkiſchen Reich; kein Muſelman, ja nicht einmal ein weltlicher Chriſt darf ſich im heiligen Bezirke niederlaſſen, und ſelbſt der Boſtandſchi in Karyäs hängt gewiſſermaßen von den Mönchen ab. Man findet hier wie in einem europäiſchen Staate eine durch freie Wahl jährlich zu erneuernde Regierungsjunta, ein jährlich zu votierendes Budget, Steuerumlage, Defizit, Polizei und Schulden. Dieſe letztern hauptſächlich infolge des Aufſtandes und der ſchweren Kontributionen, die man nach der Unterdrückung desſelben erlegen mußte. „Mönch gib Geld (Keschisch para ver)!“ riefen die unerſättlichen Albaneſen den ganzen Tag. Zuerſt gab man die Barſchaft hin, verkaufte dann ſilberne und goldene Kirchengefäße, Perlenſchmuck und Edelſteine, und nahm zuletzt noch Kapitalien zu wucheriſchen Zinſen auf, woran man, beſonders in Laura, heute noch zu zahlen hat. Wie es jetzt ſteht, ſoll der öffentliche Dienſt jährlich 1 Million Silbergroſchen oder 500 000 türkiſche Piaſter erheiſchen. Die Hälfte dieſer Summe geht als Tribut nach Stambul. Mit der andern beſtreitet man die kleinen Gratifikationen an die Regierungsmitglieder, bezahlt die üblichen Geſchenke an den ökumeniſchen Patriarchen, an die heilige Synode, an den Weſir in Saloniki, an den Boſtandſchi und ſeinen Schreiber in Karyäs, beſoldet die chriſtliche Munizipalmiliz und die auswärtigen Agenten, und gibt, wo immer zum Vorteile der Republik durch Klingendes nachzuhelfen iſt.

Dieſen jährlichen Bedarf nach Köpfen auf die einzelnen Klöſter, auf die Anachoreten und Zellenleute umzulegen, meint Vater Beiſarion, ſei kein leichtes Geſchäft und führe oft zu ſonderbaren Auftritten in der heiligen Verſammlung, weil jeder Deputierte, wie weiland im heiligen römiſchen Reich, die Intereſſen ſeiner Kommittenten mit Wärme und Standhaftigkeit zu verfechten hat. Unter ſolchen Umſtänden ſind den Athosvätern, wie Sie wohl ſelbſt ſehen, von der Welt zwar nicht die Genüſſe, aber doch die Sorgen und die Bedrängniſſe geblieben. Mitten in der Andachtsglut ſtört fromme Klausner der Gedanke, wie bei gehemmtem Abſatz der heiligen Fabrikate ihre in Karyäs zu erlegende Steuerquote zu erſchwingen ſei. Deswegen können die heiligen Büßer, auch wenn ſie wollten, Geprägtes noch immer nicht mit gehöriger Verachtung behandeln, und dürfen auch im Examen zellenpachtender Weltüberwinder nicht gar zu kritiſch ſein.

Sie erinnern ſich noch aus dem vorigen Fragment des Ausdrucks „Heſychaſten“, wie man die Waldeinſiedler des Hagion-Oros vor der Athanaſiſchen Reform nannte. Das Wort bezeichnet jenen unausſprechlichen, europäiſchen Weltleuten nicht leicht zu erklärenden Zuſtand völligen Verſunkenſeins des geiſtigen Vermögens in Gott, jenen moraliſchen Opiumrauſch des Orients mit ſeinem Gefolge unnennbaren Seelenentzückens, die Frucht indiſcher Sonnen und der ſchauerlichen Gräberwüſte hinter dem ägyptiſchen Theben. Die Einſiedeleien des Hagion-Oros ſind der weſtlichſte Punkt, bis wohin die myſtiſche Praxis der heißen Zone gedrungen iſt. Um dieſer geſteigerten Viſion und Askeſe des oberſten Grades zu genießen, ſetzt ſich, nach Angabe eines in der chriſtlichen Myſtik bekannten Tugendmeiſters aus dem elften Jahrhundert, der Eingeweihte in einen Winkel der verſchloſſenen Zelle, ſenkt das Haupt auf die Bruſt und blickt, alles Irdiſche vergeſſend, unverwandten Auges, anfangs verworren und troſtlos, bald aber mit ineffabler Seligkeit ſo lange auf die Bruſthöhle und die Nabelgegend, bis er den Platz des Herzens und den Sitz der Seele entdeckt. Und wie dieſes gelungen, umfließt den Geiſt ein geheimnisvolles ätheriſches Licht, welches die Heſychaſten auf Hagion-Oros in ſchwärmeriſcher Überſchwenglichkeit für das reine und vollkommene Weſen der Gottheit hielten und mit faſt buhleriſcher Zärtlichkelt verehrten. Mosheim in ſeiner Kirchengeſchichte philoſophiert über dieſe Szene, Gibbon lacht und denkt an Bedlam; ich ſage nichts, weil die fürchterliche Einſamkeit der libyſchen Wüſte in meiner Seele einen Klang angeſchlagen hat, den gute Laune und Witzſpiel europäiſcher Gelehrten weder erzeugen, noch erſticken können. Nur meine ich, der „Mönch von Iwiron“ ſchwinge ſich vielleicht ſelten und nicht ohne Gewalt aus ſeinem Pomeranzenduft zu dieſer Höhe geiſtiger Seligkeit empor.

Der Keim lebt heute noch in den Zellen des Kaſtanienwaldes und in den ſelbſtpeinigenden Enthuſiaſten in Simópetra und St. Dionys; aber wie man dieſes Kapitel berührt, werden die Mönche ſtumm, weil ſie entweder ſelbſt nichts wiſſen oder weil ſie nichts ſagen wollen. Ohne Zweifel gibt es, wie in den Myſterien von Eleuſis, aſketiſche Grade für die himmliſche Lichtviſion, von der mit Nichteingeweihten zu reden geſetzlich verboten iſt. Doch einer der gewandteſten Metaphyſiker und Disputiergeiſter ſeiner Zeit, der lateiniſche Mönch Barlaam, wußte bei ſeinem Erſcheinen auf dem Hagion-Oros um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts durch Verſtellung und Beredſamkeit einem Aſketen des oberſten Grades die Geheimlehre des Lichtgottſchauens abzulocken. Statt die Sache mit gaſtlicher Schonung als ein Kurioſum hinzunehmen, machte ſich der Italiener über die Athosmönche luſtig und erklärte die Behauptung, man könne mit materiellem Auge das körperloſe Weſen der Gottheit ſchauen, oder die göttliche Eſſenz ſei eine materielle Lichtſubſtanz, für heidniſche Torheit und läſterliche Häreſie. Der Streit machte damals großes Aufſehen und erfüllte zuerſt den heiligen Berg und am Ende Konſtantinopel ſelbſt, den kaiſerlichen Hof und den Reſt des von den Osmanen noch nicht verſchlungenen Reiches mit Aufruhr und Tumult.

Hier iſt nicht der Ort, über ſolche Dinge zu ſprechen; aber um dieſelbe Zeit verglichen die Hofjuriſten Karls IV. die ſieben Kurfürſten in der goldenen Bulle mit den ſieben Hauptſünden, proklamierte Kola Rienzi die römiſche Republik, erklärte eine Kirchenverſammlung in Konſtantinopel die Identität des ekſtatiſchen Athoslichtes mit dem unerſchaffenen Licht des Berges Tabor, drangen die Türken in Europa ein und mähte der „ſchwarze Tod“ verderbenbringend durch die ganze Welt. Byzanz ging zwar unter, aber die Athosväter hatten gegen den lateiniſchen Gegner den Prozeß gewonnen und glaubten ungeſtört an die Ewigkeit ihres Nabellichtes. Dem Okzident gegenüber ſind ſie heute noch, was ſie damals waren. Vater Geraſimus, in allen Dingen poliert und nachgiebig, wollte nur im Dogma von keinem Vergleiche hören, und beinahe hätte ich durch eine einzige Rede ſeine gute Meinung verſcherzt. Glücklicherweiſe aber fehlten mir mit Barlaams Gelehrtheit auch ſeine fanatiſche Impertinenz und ſeine Schonungsloſigkeit.

Von außen — das darf man ſich in Europa merken — ſind alle Angriffe auf griechiſche Nationalität, die gleichbedeutend mit anatoliſchem Dogma iſt, vergebliches Bemühen. Die Gefahr kann nur eine innere ſein, wie ſie einſt dieſelben Athosmönche einer ſpätern Epoche in der berühmten Akademie von Vatopädi erkannten. Körperſchaften, die von der öffentlichen Meinung leben, unterſcheiden mit wunderbarem Takt ſchon entfernt, was ihrem Intereſſe förderlich oder ſchädlich ſei. Von einer romantiſch bewaldeten, gegen das Meer ſteil abfallenden Höhe ſchaut eine moderne Ruine, weißliches Gemäuer mit zwei langen Fenſterreihen, maſſivem Unterbau und einer Waſſerleitung in hochgeſprengten Bogen, aber ohne Dach und vom wuchernden Geſtrüpp des immergrünen Buſchwaldes überwältigt, melancholiſch auf Vatopädi herab. Der Bau iſt etwas über hundert Jahre alt und ward für die Unterweiſung der Hagion-Oros-Kandidaten im Kirchengriechiſch auf gemeinſame Koſten der heiligen Republik aufgeführt.

Hier trat der berühmte Korfiot Eugenius Bulgari in den erſten Jahren der Kaiſerin Katharina II. als Vorſtand ein, und fand in den weiten Räumen nur ſieben Schüler[1]. Der Mann war vollendeter Meiſter im Helleniſchen und hatte philoſophiſche und hiſtoriſche Studien im europäiſchen Sinne betrieben. Die Anſtalt hob ſich ſchnell, der Ruhm des Lehrers, der Geiſt des Jahrhunderts, die reizende Lage der Schule zog junge Leute aus allen benachbarten Ländern der Türkei, aus Rußland und Italien in die Akademie nach Vatopädi. Bis an zweihundert Zöglinge hatte Eugenius im Moment der Blüte in hundertſiebzig Zellen untergebracht. Die weite Fernſicht über das Meer, die geſunde Höhenluft, die entzückende Szene des grünen Laubwaldes und die Abgeſchiedenheit von weltlicher Ärgernis und Zerſtreuung mußte die Empfänglichkeit junger Gemüter für beſſeres Wiſſen wundervoll erhöhen.

Was ſind die ſchönſten Muſenſitze Europas im Vergleich mit der bezaubernden Waldakademie des heiligen Berges? Aber wie unlängſt in Kaïri und ſeiner Androsſchule, glaubte man auch bald in Eugenius Bulgari und ſeinem Inſtitut die Keime gefährlicher Neuerung, anarchiſtiſcher Gärung und einer das griechiſche Morgenland kirchlich umwälzenden Geiſteremanzipation zu erkennen. So hatten es aber die Mönche bei ihrem Stiftungsakte nicht gemeint. Philoſophie und freie Gymnaſtik des Geiſtes – das fühlten ſie wohl – könne neben der alten Mönchspraxis des Hagion-Oros nicht beſtehen. Sie fürchteten für den Glauben an das unerſchaffene Taborlicht, für die Pilgerkarawanen, für den geiſtlichen Kredit und die jährlichen Opfergaben nicht weniger als für die Bande ihrer eigenen Diſziplin.

---

[1] Eugenius Bulgari lebte von 1716—1806.

Bulgari und ſeine Schulen waren dem Untergang geweiht. Anfangs neckte man den gelehrten Meiſter, untergrub das Anſehen, verdächtigte endlich die Moral des Lehrers und der Schüler, berichtete nachteilig an das geiſtliche Oberhaupt der griechiſchen Nation in Konſtantinopel, und ruhte nicht eher, bis der Mann aus Ekel ſeinen Poſten ſelbſt verließ, um nach kurzem Aufenthalt im Fanar einem glänzenden Los in Rußland zu begegnen, wo er als freiſignierter Erzbiſchof von Cherſon mehr als neunzigjährig zu St. Petersburg (1806) verſchied. Mit dem Vorſtande war auch der Geiſt entwichen; die Zöglinge verloren ſich, das Inſtitut verkümmerte und wurde endlich als „gefährlich für Religion und Sittlichkeit“ durch ein Reſkript des ökumeniſchen Patriarchen völlig aufgehoben. Voll Freude über den Sieg trugen die Mönche das Hausdach ab, brachen die Sparren weg und hoben die Türen aus, um dem flüchtigen Feind auch die Hoffnung für die Zukunft abzuſchneiden. Durch das offene Portal dringt heute in üppiggedrängtem Pflanzentrieb der Wald, und ſtatt blühender Jugendgeſichter ſchaut immergrünes Geſtrüpp und Lianengeranke zu den leeren Fenſtern heraus.

Die griechiſche Kirche duldet keinen Unterricht und ſchlägt beſonders Weltweisheit und Dichtkunſt mit unauflöslichem Bann. Aber ſie bekennt ihr Syſtem unverhohlen, und wo immer ein Magiſter über den Geſichtskreis von St. Chryſoſtomus und St. Paphnutius in das freie Gebiet des Denkens und geiſtigen Schwelgens hinüberſchweift, legt ſie laut ihr Veto ein und ſchließt die Schule zu. Über das „europäiſch-heidniſche Treiben“ in Griechenland hört man auf dem Hagion-Oros mancherlei Beſorgniſſe, und von den Folgen der neuen Ideen für das Athosinſtitut reden die alten Väter und der jüngere Nachwuchs ſchon in ganz verſchiedenem Sinn. Dieſe Frommen haben zwar unrecht, aber ſie glauben nicht an Fortdauer und Beſtand anti-anatoliſcher Staats- und Kirchenordnung des neuen

Königreichs, und ihnen ſchien türkiſches Regiment für das Seelenheil weit gefahrloſer als die (damalige) Halbfrankenwirtſchaft eines Maurokordatos in Athen. Es iſt nicht gleichgültig, was man über ſolche Dinge auf Hagion-Oros denkt. Hagion-Oros iſt eine Macht, deren Geneigtheit nicht jedermann geringe achtet und überſieht. „Wir haben Fremde aus Rußland im Kloſter,“ ſagte man irgendwo, „aber ſie laſſen ſich nicht viel ſehen und gehen nur nachts zu Zeiten aus den Zellen.“ Schöbe man zufällig die Nordgrenze des helleniſchen Staates bis an den Strymon vor, möchte ich ſehen, wie ſich die Ordonnanz einer durch Franken geſchaffenen Monarchie mit der uralten, volkverwachſenen, mächtigen Körperſchaft des heiligen Berges ſetzen würde.

Wer nur Klaſſiſches ſucht, gehe ja nicht auf Hagion-Oros, von deſſen ärmlichen Sammlungen das Wertvolle ſchon längſt verſchwunden und nach Europa gewandert iſt1). Hier iſt nur für Byzantiniſches Gewinn zu hoffen. Aber wie z. B. ein der Botanik gänzlich Unkundiger die ſchöne im Herbſt blühende Amaryllis am Felſenriff von Xeropotamo nicht bemerkt, ebenſo werden auch in byzantiniſchen Studien und Hiſtorien Unbewanderte nur grämlich und mit Verachtung an den Mirakelbüchern und Kirchenlegenden der Athosbibliotheken vorübergehen. Was hätte wohl ein ehrenwerter Variantenſammler zu den achtundvierzig Folioſeiten griechiſcher Feſt- und Staatsreden auf die Mirakel des Stadt- und Landespatrons St. Eugenius von Trapezunt geſagt? Das Opus iſt im Katalog nicht einmal genannt und, wie es häufig geſchieht, mit einem andern von ganz verſchiedenem Inhalt zuſammengebunden. Nur zufällig erblickte ich die Worte Ikonium, Melik Sultan, Alatines, Baſileus Trapezuntos, Andronikos Gidos, Sinope, und fand am Ende ein hiſtoriſches, in Europa nicht gekanntes Fragment von Wichtigkeit für die politiſche Geſchichte des Sultanats Ikonium und des Imperiums Trapezunt.

---

1) Die Kloſterbibliothek zu St. Dionys, dem Range nach etwa die vierte des Berges Athos, zählt nur dreihundertachtundachtzig Nummern, unter dieſen nicht mehr als hundertneununddreißig Handſchriften, das übrige ſind in Europa gedruckte Bücher ohne Wert.

Die Sache iſt freilich nur für die hiſtoriſche Literatur von Wert, und kann hier nicht umſtändlich verhandelt werden. Genug, daß man jetzt die eine der beiden großen Lücken der trapezuntiſchen Geſchichte vollſtändig auszufüllen und nebenher manche neue Notiz über die Küſtenländer des Pontus Euxinus, über die griechiſchen Pflanzſtädte in der Krim, über Typographie von Trapezus und der nächſten Umgebung aus den Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts in Umlauf ſetzen kann. Ein hiſtoriſches Dokument von ſolcher Bedeutung in einem Bande griechiſcher Kirchenfeſtreden zu finden, wird nur dann befremden, wenn man nicht bedenkt, daß im byzantiniſchen Imperium die Kirche der Staat war und das politiſche Faktum ganz im Kultus aufgegangen iſt. Sakriſtei und Handelkontor ſind hier die einzigen Archive der Weltgeſchichte. Dieſer Gedanke hat mich auf den Hagion-Oros geführt und durch die gewonnenen Reſultate Eigenliebe und wiſſenſchaftliches Beſtreben zu gleicher Zeit befriedigt[1].

Sie wollten nur „De Situ et Moribus" des heiligen Berges hören, und ich bin ihrem Wunſch nach Kräften begegnet, habe Eindrücke, Bilder und Szenen gezeichnet, habe Gegenden, Menſchen und Leidenſchaften geſchildert und halte es für nutzlos, die flüchtige Bücherſchau, das ſpäte Bemühen, den Bergkegel zu erklimmen, die kurzen Kloſterbeſuche und die wiederholten Tändeleien in Karyäs und Chilantari mit allen Kreuz- und Querzügen nach der Abreiſe vom gaſtlichen St. Dionys chronologiſch aufzuführen, weil das vorangeſchickte Sittengemälde ſelbſt nur Ergebnis dieſer Wanderung und ihrer Einzelheiten iſt. Die Pointe der Reiſe liegt im trapezuntiſchen Originalfragment und im Konterfei des Athosmönches und ſeiner Hütten. Bei Griſebach iſt es die Beſteigung der Athospyramide und die Skala ihrer Vegetation. Wie dieſe Pointe überſchritten, iſt in beiden das Epos der Handlung auf dem Höhepunkt, das Blut wird kälter, die Erzählung matter, der Leſer ſchläfriger, das Ende erwünſchter und der kürzeſte Epilog der beſte. Ob ſich die Mönche ihres Gaſtes heute noch erinnern, iſt freilich ungewiß; in meiner Seele aber hat die Melancholie der Weltüberwinder und das zaubervolle Bild des immergrünen Paradieſes einen tiefen und bleibenden Eindruck zurückgelaſſen. Doch

---

[1] Siehe Abhandlungen der hiſtoriſchen Kl. der K. Bayr. Akad. d. W. III, dritte Abteil. ſ. 1843.

> Nicht allein der Glauben iſt es, der die Welt beſiegen lehrt,
> Wißt, daß auch die Kunſt in Flammen das Vergängliche verzehrt.

Fünf Wochen in Theſſalonika.

„Viele Kreuze auf der Stirne und viele Teufel in der Bruſt“[1], ſagte halblaut der griechiſche Begleiter im Einkehrſtalle zu Langavich, wo wir auf dem Rückwege vom Hagion-Oros nach Theſſalonika das letztemal die Nacht blieben und von unſerm Platze aus dem Abendeſſen ſeiner ſich unabläſſig bekreuzigenden Glaubensgenoſſen zuſahen. Drei rüſtige Palikaren mit einem halbgewachſenen Jungen ſaßen um die runde Scheibe auf dem Lehmboden und verzehrten ihre Freitagskoſt aus Poriſtengeln, Oliven, Käſe und Honig. Sie tranken der Reihe nach aus der hölzernen Flaſche, die rhythmiſch in die Runde ging. Aber kein Zecher ſetzte den Kürbis an den Mund oder gab ihn nach dem Zuge ſeinem Nachbar hin, bis er nicht jedesmal ſowohl vorher als nachher drei Kreuze geſchlagen und mit einem raſchen Blick nach oben ſich geiſtig geſammelt hatte. Sieh einmal, könnte einer denken, das ſind fromme Wirtsleute; da wird man gewiß billige Rechnung machen. Ich hatte noch weit andächtigeren Tafelſzenen orthodoxer Griechen beigewohnt und allzeit gefunden, daß frommes Eſſen nicht jedesmal fromme Tat bedingt. Vater A . . . s, der Grammatikos der Heiliggrab-Epitropie in Jeruſalem, verſchlang große Brocken Geſottenes und Gebratenes, legte nach jeder tüchtigen Einfuhr die Inſtrumente nieder, kreuzte andächtig die Arme über die Bruſt, ſeufzte tief und drehte zu merklicher Erbauung der heiligen Erzbiſchöfe und der fremden Gäſte aus Okzident die großen Augen himmelwärts. Aber nach dem Tiſchgebet war der junge wohlbeleibte Vater A . . . s wieder vollendeter Weltmann und erſter politiſcher Intrigant, giftiger und gefährlichſter Gegner der lateiniſchen Sache in Jeruſalem. Wir kennen ja alle Fontenelles Spruch: Boileau dévot et méchant, Racine plus dévot et plus méchant. Dieſer Spruch gilt natürlich nur von den Griechen, die in Jeruſalem unſere Feinde ſind.

---

[1] Πολλοὶ σταυροὶ 'σ τὸ μέτωπον καὶ πολλοὶ διάβολοι 'σ το στῆθος.

Wir hatten nach der erprobten und jedem Fremden in jener Gegend zu empfehlenden Gewohnheit eine Henne zum Sieden aufgebracht und aus der Brühe eine dichte nahrhafte Reisſuppe mit Zitronenſaft angemacht, Grünzeug, getrocknete Früchte, Salzoliven, Eier und Honig im Wirtsladen gekauft und wegen der friſchen Novembernacht beſtändig Feuer aus dürren Baumäſten neben dem Lager unterhalten[1]. Geflügel am Freitag verriet ſchon den Ausländer; Feuer neben dem Nachtlager und ein Diener, der nicht mit dem Herrn ißt, ließen (irrig) auf Rang und Wohlſtand ſchließen. „Vielleicht iſt es gar ein Milordos", d. i. ein Franke, der alte Steine anſieht und das Geld nicht achtet. Im Grunde darf man ſich alſo auch nicht verwundern, wenn des andern Morgens, hauptſächlich des Brennholzes wegen, eine für das ärmliche Lokal ganz unverhältnismäßige und erſt nach einiger Unterhandlung bis zum Niveau der Billigkeit ermäßigte Rechnung zum Vorſchein kam. Die Maultiertreiber, um uns über die gewöhnliche, zu früh erreichte Station Zagliberi und ihre bequeme Einkehr weiter gegen Saloniki fortzubewegen, hatten die Raſt in Langavich als ebenfalls ſehr reizend und elegant geſchildert. Es war aber zum größten Verdruß nur ein gewöhnlicher Dorf-Han für vierfüßige Gäſte, d. i. für dünne durchlöcherte Wände aus Röhricht und Lehm mit einem Hohlziegeldach ohne Decke; der Boden aus feſtgeſtampfter Erde, mit zwei Feuerſtellen, einem Backofen und einer Auslage für griechiſchen Küchenbedarf. Das Bett, wie Sie wohl wiſſen, iſt in ſolchen Fällen auch nur eine Binſenmatte neben der kniſternden Flamme, und folglich nach zehnſtündigem Ritt durch unwegſames zerriſſenes Bergland

---

[1] Wir bitten den Leſer, die wiederholte Beſchreibung unſeres Reiſeküchenzettels nicht für überflüſſig zu halten. In dieſer klugen und romantiſchen Lüften angemeſſenen, gleichmäßigen Diät liegt das Geheimnis, unter allerlei Umſtänden einer zweijährigen Wanderſchaft keine Minute lang krank zu ſein und geſünder heimzukommen, als man ausgezogen iſt.

Grund genug zu murren und betrübt zu ſein. Ich dachte an die ſchönen Säle, an die weichen Diwane und die freundlichen Mönche von St. Dionys, von Vatopädi und Chilantari, und verglich die gegenwärtige Not und herabgekommene Lage mit den Vorzügen des Hochfleckens Laregovi, wo wir die Nacht vorher geblieben waren, und deſſen Lieblichkeiten ich Ihnen ſchon bei Gelegenheit der Hinreiſe und des mit uns einkehrenden Biſchofs und ſeines Mundſchenken aus Polyhiero, im vorausgehenden Bruchſtück geſchildert habe.

Das alles – ich weiß es wohl – ſind Kleinigkeiten, an deren Kunde dem Leſer wenig liegen kann. Aber was ſoll ich Ihnen von Langavich erzählen? Ich bin ja nicht Botaniker und Geolog wie Dr. Griſebach, wie Copeland, Weiſe, Smith und Friedrichsthal, nicht Statiſtiker wie Ami-Boué, nicht Prophet wie Blanqui. Oder meinen Sie gar, ich ſei in den Maultierſtall nach Langavich gekommen, um den Einwohnern Geſetze zu ſchreiben, ihre Prozeſſe zu ſchlichten oder gar die Armeen der zweiunddreißig alten Städte von Chalkidike zu kommandieren, von denen man bei Ariſtoteles lieſt? Und wenn ich das alles wäre und verſtände, wie jener berühmte Archäolog, käme ich doch zu ſpät. Die Partien ſind ja alle ſchon beſetzt und die Rollen ausgeteilt. Warum ich in das Byzantiniſche gekommen bin und was ich dort ſuche, brauche ich nicht mehr zu wiederholen. Der Menſch, die Sitte, das Bauerndorf, die gemeine Rede, der Streit, der Widerſpruch und die Vergangenheit ſind meine Theſen und haben mich wiederholt unter dieſen Himmelsſtrich geführt. Empfinden will ich, Gefühle wechſeln, entbehren, ſchwelgen, fürchten, hoffen, was man bei der Glätte und gleichförmigen Geſchwindbewegung des öffentlichen Lebens in Europa bald nicht mehr kann.

Nähmen Sie es den Leuten übel, wenn ihnen zuweilen ſelbſt die Herrlichkeit, die Philoſophen, die Lügen, die falſche Gerechtigkeit und das ſcheinheilige Tun des Okzidents zuwider wären und Langeweile machten? Im Sittengemälde hat aber auch der kleine Strich ſein Verdienſt. Warum gibt man uns im luftigen, waſſer- und pflanzenreichen Laregovi keinen Kohl? „Kohl wird hier nicht gepflanzt, weil hier Κλεψία (Dieberei), nicht Νόμος und Τάξις (Geſetz und Ordnung) regieren und jeder ſtiehlt, was der Nachbar ſäet.“ Die vielen Kreuze und die ſtarke Rechnung in Langavich und die „Klepſia“ von Laregovi ſind aber das einfachſte und kennbarſte Bild der öffentlichen Zuſtände im Orient: Jeder ſtiehlt, was der andere ſäet; die Regierungen aber nehmen hier allen alles weg, und den Frieden hat nur, wer Bettler iſt.

Während meine Vorgänger ſorgfältig die Grenzſcheide der immergrünen Gebüſchvegetation bei Nisvoro erſpähen, die Wieſenkräuter im Muldentale vor Laregovi zählen und vom Gipfel einer Waldkuppe des Cholom Strich und Höhe der Gebirgsketten Mazedoniens überſchauen und ergründen, fragte ich mich ſelbſt auf meiner Binſenmatte: warum etwa in dieſem Teile Chalkidikes die Orte, die Seen und die Berge ſo ſonderbare und ganz ungriechiſche Namen z. B. Cholom, Nisvoro, Zagliberi, Laregovi, (Jaruga), Rawa, Ravanikia, Chortiat, Galatista, Langaſa und Langanichia trügen? Die Beantwortung ſolcher Fragen iſt zwar weniger lohnend und auch weniger unterhaltend als ein botaniſches Bild der Kräuterwieſen von Hieriſſo, als der Buchenhain von Nisvoro und die Üppigkeit der Grasnarbe unterhalb Laregovi. Das Schlimmſte ſcheint noch, daß man in dieſem einzigen Punkte bei uns ganz und gar nicht neugierig iſt, ja Grund und Erklärung dieſer ethniſchen Anomalie gar nicht einmal hören mag. Man wendet ſich verdrießlich weg, blickt nach der Stelle, wo Stagira ſtand und fragt: Wo ſind die Ruinen von Olynth?

Das bittere Gefühl des zu erduldenden Ungemaches; Hunger, Ermattung, Unheimlichkeit des Ortes, endlich der Gedanke an unbelohnte Arbeit und an die vielleicht fruchtlos verſplitterte Errungenſchaft beſchlichen die Seele und trübten auf kurze Zeit den Sinn.

Aber die unerwartet kräftige Koſt und die warme Luft der Hütte verſöhnten bald den Widerſpruch. Die Fremden, die Führer, die Wirtsleute und die Maultiere aßen zu gleicher Zeit, alle, wie es ſchien, vergnügt und zufrieden mit dem Geſchicke. Wir ſchliefen kräftig, verließen des andern Morgens eine Stunde vor Sonnenaufgang den Stall, ritten im Herbſtnebel zum Bergſattel von Chortiat hinauf, raſteten um Mittag am Brunnen und erreichten ſonnenverſengt noch vor zwei Uhr nachmittags das obere Feſtungstor von Saloniki, durch welches wir vier Wochen vorher ausgezogen waren. Gegen ein Geſchenk von vier Silbergroſchen blieben Gepäck und Päſſe ungeöffnet und eine halbe Stunde ſpäter hatte ich wieder das vorige Zimmer bei der Doktorswitwe Georgi mit jener Empfindung innerer Zufriedenheit bezogen, wie ſie nur der Gedanke an den glücklichen Ausgang einer zweifelhaften und waglichen Unternehmung unſerem Herzen entlocken kann. Mit Pilgerſtaub bedeckt (denn man gönnte keine Zeit für nötige Toilette), mußte ich mit Herrn v. Mihanovitſch im nahen öſterreichiſchen Konſulat zu Tiſche gehen.

Dreißig Tage Pönitentenkoſt auf Hagion-Oros hatten die Nervengeiſter gewaltig herabgeſtimmt und der Sehnſucht, wieder in den europäiſchen Lebenszyklus einzutreten, einigen Drang verliehen. Wenn dem Sittengeſetze nur um ſolchen Preis zu genügen wäre, ſtünde ich, aufrichtig bekannt, bei aller Geringachtung raffinierter Genüſſe noch auf ſehr niedriger Stufe zur Gerechtigkeit. Im Gegenſatze mit den griechiſchen Katholiken und ihrem tieriſchen Mandat wagen wir lateiniſche Chriſten kräftig zu eſſen und dennoch tugendhaft zu ſein. Wenn ſich auch beide Kirchen am Ende über Ambition der Prieſter, über ſtreitige Rechte der Anciennität und über die natürlichen und ewig unausgleichbaren Antipathien zwiſchen Morgen- und Abendland möglicherweiſe je verſtändigen könnten, ſo würde das Faſtengebot allein Hoffnung und Möglichkeit des Vergleichs zertrümmern. Sicher liegt der Wandelſkala unſerer Kirchendiſziplin ein philoſophiſcher Gedanke unter, als dem ſtarren Tugendſyſtem und dem unerbittlichen Faſtenrigorismus der Anatolier, „cui jam pares non sumus“[1].

Die Klausneratmoſphäre des heiligen Berges und der enggezogene Ideenkreis der Selbſtpeiniger mit ihrem kindiſchen Gerede täglicher Mirakel und himmliſcher Erſcheinungen hatten in kurzer Friſt ſo vertrocknend und lähmend auf Geiſt und Redefluß gewirkt, als wäre ich nicht wochen-, ſondern jahrelang dem Verkehr europäiſch ziviliſierter Menſchen entrückt geweſen. Freilich wird die Wirkung in ſolchen Fällen von der Wärme des Blutes, vom Grade der Hingebung und der Empfänglichkeit für äußere Eindrücke und von dem Umſtande abhängen, ob einer unmittelbar oder mittels eines Dritten mit den veſpernden Legendenmönchen verkehrt. Aber drei Jahre auf Hagion-Oros könnten wohl ein neues Kapitel zu Ovids Metamorphoſen liefern.

---

[1] Wenn wir von lateiniſchen Chriſten reden, ſo ſind alle Europäer gemeint, die nicht dem griechiſchen Bekenntnis angehören.

Der geographiſchen Nähe ungeachtet iſt die Kluft zwiſchen uns und der Griechenwelt viel weiter und viel tiefer, als man glaubt. Jedoch ſoll eigene Unwiſſenheit die Hagion-Orosmönche hoffentlich nicht hindern, koſtbare Überbleibſel alter Literatur in ihren ſtaubigen Bücherkammern zu beſitzen? Mit beſonderem Intereſſe ſucht Herr von Mihanowitſch, der gelehrte und patriotiſche Slawe, die Kunde der alten Zuſtände der illyriſchen Halbinſel zu erweitern, und hatte mir beſonders aufgetragen, im Kloſter Batopädi ein von Zachariä bezeichnetes Prachtmanuſkript Strabos durchzuſehen, ob ſich in demſelben vielleicht das in unſern Ausgaben fehlende, die Beſchreibung von Korkyra, Südepirus uns Mazedonien mit Chalkidike, Athos und den übrigen Cherſoneſen bis an den Hellespont enthaltende Ende des ſiebenten Buchs finde. Bei den Mönchen in Chilantari aber ſollte ich über die angebliche Exiſtenz einer in glagolitiſchen Schriftzeichen verfaßten Biographie des großen Bulgaren- und Morawenapoſtels Cyrillus aus Theſſalonika Erkundigungen anſtellen, zu Nutzen und Ruhm der neuerwachten und energiſch betriebenen Studien des alten Slawentums. Leider war das Ergebnis für beide Fälle ein verneinendes, da die Athoshandſchrift des Strabo mit derſelben Phraſe: Κινέας ἔτι μυθοδέστερον . . ., wie unſere europäiſchen Drucke ſchließt, die Chilantarimönche aber ſelbſt nicht einmal zu ſagen wußten, ob ſie das Verlangte haben oder nicht. Die guten Väter geſtanden aufrichtig, daß bei ihnen außer den Akoluthien und Gebeten in der Kirche das ganze Jahr niemand ein Buch anſehe oder je einer aus ihrer Mitte das Wort „Glagolitenſchrift“ auch nur gehört habe. Es wäre ihnen wohl bekannt, daß St. Cyrillus ihrem Volke das Evangelium zuerſt gepredigt habe, aber weiter wüßten ſie von der Sache nichts. Man ließ mich ſpäter nach Belieben in der kleinen

Sammlung ſelbſt herumſuchen, die ich in dem Wachsmagazin mit dem Eingang durch Küche und Speiſekammer fand.

Die Gierde, mit welcher ich in den erſten Zeiten nach der Athosreiſe den politiſchen Inhalt der Journale aus Augsburg, Paris, Malta und Smyrna verſchlang, die wiſſenſchaftlichen Revüen durchlief und in der ausgewählten Bibliothek des gaſtfreundlichen Konſuls herumgriff, zeigte klar, wie leer und genußlos das Leben außerhalb des europäiſchen Ideenkreiſes wäre. Mit welcher Empfindung glauben Sie wohl, daß ich in der „Allgemeinen Zeitung“ die Berichte über den eben zu Bonn verſammelten Philologenkongreß und Prof. Kreyſers kluge Rede „von völligem Erlöſchen alles griechiſchen Weſens“ ſamt der Entgegnung eines bekannten Eiferers für ungeſchwächtes, heute in Idee, Kunſt und Sprache nicht weniger lebendig als vor Troja gärendes Hellenentum, mitten unter „ſlawiſch“ redenden Mazedoniern las?

Die Größe der Stadt, ihre Lage an der See, der milde Himmel, die ſchnelle und ſichere Verbindung mit dem Okzident, der lebhafte Verkehr, der Zuſammenfluß von Fremden, der duldſame Sinn der Bewohner aller Sekten, die Leichtigkeit des Erwerbes und des Lebens verleihen dem Aufenthalt in Theſſalonika einen Reiz, wie ihn ſicherlich keine Stadt der europäiſchen Türkei beſitzt. Die Luft ſelbſt hat an dieſer Küſte etwas Weiches, Joniſches und zum frohen Genuß des Daſeins Einladendes, was man weder in Trapezunt noch viel weniger in Athen oder Konſtantinopel gefunden hat. Viel glücklicher als andere Reiſende, die immer Eile haben und gleich anfangs ſchon mit der halben Seele bei Katheder, Ambition, gelehrter Koterie, Handwerkszeug und Gewerbe in Europa zurückgeblieben ſind, gehörte ich ganz mir ſelbſt an, überließ mich, aller Bande ledig, zwang- und ſorglos dem Freudenſtrom und blieb noch einen vollen Monat in der Stadt des üppigen, leichten Sinnes. Viel fehlte nicht und ich wäre den ganzen Winter geblieben. Von 8 Uhr bis Mitternacht und noch länger ſaß ich jeden Abend im Konſulat; wir laſen Altes und Neues und von allem das beſte, redeten, rezenſierten, trieben Slawiſka, Kritik und Philoſophie.

Ich lernte viel; denn Herr v. Mihanowitſch gehört ſicher in die

Klaſſe jener Männer, in welchen die größte Summe theoretiſcher Kenntniſſe und praktiſcher Erfahrungen über politiſches Leben, Geiſt und Phyſis des illyriſchen Kontinents verborgen liegt. Zu Hauſe las und exzerpierte ich wieder, ordnete die Kolchispapiere, die Athosnotizen, bemaß die Beute, berechnete die Koſten und analyſierte noch einmal das ganze Hagion-Orosleben, Chalkidike und meine Tour. Dieſe hatte – was man vielleicht nicht ungerne hören wird – mit Inbegriff der Maultiere und Dardaganis Sold bei einer Dauer von einunddreißig Tagen ungefähr 1166 türkiſche Piaſter oder Gruſch, d. i. 291 Franken oder 116 Gulden C.-M. gekoſtet.

Schon in Europa hatte ich mich bei einem griechiſchen Geiſtlichen, der lange auf Athos lebte und mit den Gebräuchen des Inſtituts, ſowie mit der Arithmetik der Weltüberwinder vollkommen vertraut war, ſorgfältig erkundigt, wieviel ein gewöhnlicher okzidentaliſcher Gentleman, der nur mit einem Bedienten den Hagion-Oros beſucht, für Bewirtung und Pflege billigerweiſe geben ſoll. Vier Franken täglich, meinte der Kalógeros, würden den Erwartungen der Väter ganz entſprechen und dem Geber ein rühmliches Andenken am heiligen Berge ſichern. Sie begreifen wohl, daß dieſe Taxe nur von ſolchen Athosreiſenden zu verſtehen iſt, die ihre Mittel zu Rate halten müſſen wie ich, und ſich nicht auf Milordis beziehe, die „alte Steine ſuchen und das Geld nicht achten.“ Ich ſchlug eine Mittelſtraße ein und würde allen Hagion-Orosbeſuchern desſelben beſcheidenen Ranges raten, ebenſo zu tun.

Bei längerem Verweilen in einem Kloſter, wie zum Beiſpiel in St. Dionys, wo ich zwölf Tage blieb, legte ich obigen Kalkül zugrunde und übergab dem heiligen Abte bei der Abſchiedsviſite 200 türkiſche Gruſch (ungefähr 48 Franken) für ſein „Gotteshaus“, drückte aber dem bulgariſchen Laienbruder, der uns als beſtellter Koch ſo gut verpflegte, noch aparte 25 Gruſch als eigenes wohlverdientes Honorar in die Hand, vergaß auch ſeinen Gehilfen Leonidas mit der Kleinigkeit von 5 Piaſtern nicht und erfreute zuletzt am Tore noch den „heiligen Pförtner“ mit einem mäßigen Tribut von 4 γρώσσια (1 Frank).

Als Regel gelte: die Spenden, wenn ſie auch mäßig ſind wie die meinigen, unter viele und zwar eigenhändig zu verteilen, beſonders aber den „heiligen Pförtner“ nirgend zu vergeſſen. Will oder muß aber ein Fremder ſeine Reden und Ausgaben durch einen Dolmetſch beſorgen laſſen, muß er auch geſpicktere Kaſſen führen und über größere Mittel gebieten als der mäßig begüterte Touriſt. Koſtſpieliger dagegen iſt es, wenn der Aufenthalt nur ein bis zwei Tage dauert und das Kloſter ein republikaniſch regiertes iſt. Teils um die Neugierde des Leſers zu befriedigen, teils auch um ein beiläufiges Maß für ſolche Fälle aufzuſtellen, will ich den eintägigen Aufenthalt im Kloſter Chilantari an der Ausgangsſtation des Hagion-Oros finanziell genauer auseinanderſetzen.

Vom heiligen Regierungsſitz in Karyäs kommend, ritten wir abends in den Kloſterhof und wurden von einem dienenden Bruder ohne viele Umſtände in die neu und elegant gebaute Fremdenwohnung eingewieſen, mit Waſſer verſehen und eine Zeitlang allein gelaſſen. Man hielt uns wahrſcheinlich für Orthodoxe, d. i. für Leute, die große Anſprüche machen, ſeitens der Mönche alles für Schuldigkeit halten und am Ende nichts bezahlen. Schon war ich im Begriff, über den ungaſtlichen Sinn dieſer Chilantariſlawen verdrießlich zu reden, als auf ergangene Meldung der Grammatikos des Kloſters in das Zimmer trat, um den Fremden zu bewillkommnen, und nebenher mit der den Orientalen eigentümlichen Feinheit nach Bedeutung und Herkunft des Gaſtes zu forſchen. Der Grammatikos — wie er ſelbſt erzählte — war in Chilantari fremd wie wir und erſt ein Jahr im Dienſt dieſer Mönchsgemeinde. Als geborner Moraït habe er zu Ikonium in Kleinaſien, wo er zur Zeit des Aufſtandes ſeiner Heimat lebte, unter den fanatiſchen Türken Lebensgefahr auszuſtehen gehabt und ſei endlich nach vielen Abenteuern und langem Herumirren auf den heiligen Berg gekommen, um gegen fixen Lohn auf Ruf und Widerruf den Chilantarimönchen als Geheimſchreiber und Interpret zu dienen.

Durch Zufall oder als Klephte im Kampfe hatte er die eine Hand verloren, verſtand aber neben dem Bulgären auch das Hochgriechiſche, ſprach geläufig türkiſch und zitierte Verſe aus Heſiodus. Ich zitierte, ſoviel mir einfiel, entgegen, ſtrebte nach beſonders guter Diktion, ſagte woher des Landes und was ich in Chilantari ſuche, und rückte auch meinerſeits möglichſt breit mit dem in Stambul erlernten Türkiſch heraus. Nach einer Stunde etwa empfahl ſich der Grammatikos, um den Vorſtänden zu hinterbringen, daß der Gaſt ein Franke ſei, die Landesſprachen rede und (mit Verlaub) allerhand wiſſe[1]). Auf dieſes hin kam einer der Vorſtände ſelbſt – ein Bulgar aus Siſchtow, der ſchon die höchſten Würden in Chilantari bekleidet hatte und jetzt als Mit-Igumenos im Ausſchuſſe ſaß – um den Gaſt von neuem und noch wärmer zu bewillkommnen und als Geſellſchafter die Honneurs zu machen. Nach byzantiniſcher und überhaupt morgenländiſcher Etikette darf man achtbare Fremde ſo wenig als möglich ſich ſelbſt überlaſſen. Der Mann aus Siſchtow war vielleicht andächtiger und heiliger, aber ſicherlich weniger gewandt und unterhaltend als der vielgewanderte Grammatikos mit einer Hand.

Wer gerne Martials Epigramme lieſt, findet bei aller Geduld und Höflichkeit die endloſen im Bauerngriechiſch vorgetragenen Erzählungen der Kloſterlegenden und ihrer täglichen Mirakel und Heiligenerſcheinungen am Ende doch etwas langweilig und einſchläfernd. Beſonders während der türkiſchen Okkupation des Hagion-Oros habe ſich die Panagia beinahe jeden Abend zum Schrecken der Albaneſen im Kloſterhofe wandelnd und ſchwebend ſehen laſſen. In Iwiron hatte man mir ſchon dasſelbe erzählt. Wie aber nach dem Frieden von Adrianopel die iſlamitiſchen Beſatzungen den Berg verließen und die Not vorüber war, endete auch der abendliche Spuk in Hof und Korridor und die Beſuche der Panagia – ſagte der Mönch – haben jetzo gänzlich aufgehört. Das Kloſter kultiviert mit Kunſt und Erfolg beſonders den Gartenkohl, der alles Ackerland rings um die heiligen Mauern bedeckt. Auch beſtand das Abendeſſen, wobei Igumenos und Grammatikos Geſellſchaft leiſteten, nur aus einer Kohlſuppe und einer Platte Reis und noch vier andern Platten, ſämtlich aus Kohl, aber alle kalt: kalte Kohlblätter in Öl geſchmort, Salat aus Kohl, zum Nachtiſch wieder Kohl. Die Mönche in Chilantari leben ſparſamer und armſeliger, dachte ich, als die Fröſche bei Homer,

---

[1]) Παλλαϊά τε πολλά τε εἰδώς.

Οὐ τρώγω ῥαφάνας, οὐ κράμβας, οὐ κολοκύντας·
Οὐδὲ πράσοις χλοεροῖς ἐπιβόσκομαι, οὐδὲ σελίνοις[1]).

Vom Glagolit des heiligen Cyrillus wußte natürlich keiner von beiden Tiſchgenoſſen Auskunft zu geben. Der Grammatikos verſtand ja nicht ſlawiſch und der Igumenos las gar kein Buch; man vertröſtete mich auf die Konferenz mit dem Gemeinderat, dem ich des andern Morgens nach dem Gottesdienſt mein Anliegen perſönlich vorzutragen hätte. Von Büchern reden, macht griechiſchen Mönchen allzeit Langeweile, und die frommen Proëſtotes ſprachen in der Sitzung lieber von allerhand politiſchen Dingen, vom Zar, von Abdul-Medſchid, vom Papſt und von Griechenland, laſen auch das Zirkular der Karyäs-Junta der Reihe nach, bis es der letzte, ein hochgewachſener kraftvoller Serbe, der unter Miloſch gefochten hatte, mit Gleichgültigkeit, wo nicht gar mit einiger Geringſchätzung dem Inhaber zurückgab und alles Suchen nach dem fraglichen Objekt voraus für unnötig erklärte. Auf dieſe Bemerkung nahm ich das Zirkular, ſtand auf, dankte für die gaſtliche Aufnahme und fragte: ποῖος εἶναι ὁ ἅγιος δικαῖος; (Welcher iſt der heilige Rentmeiſter?) Ἐγώ, antwortete der hochgewachſene kaſtanienhaarige Serbe, dem ich im Beiſein des Rates ſogleich 20 Piaſter türkiſch (5 Franken) διὰ τὴν ἐκκλησίαν (für die Kirche) übergab. Plötzlich — ach, wären Sie doch im Saale geweſen! — plötzlich erglänzten alle Geſichter von Heiterkeit, man begleitete mich feierlich durch die Korridore in die Fremdenwohnung zurück, ernannte eine Kommiſſion, um die Herrlichkeiten des Kloſters, die Fresken und die Bibliothek hinter dem Kochzimmer zu zeigen und bereitete in der Zwiſchenzeit ein treffliches Mahl, für welches durch beſondere Fügung der Panagia die Fiſcher verwichene Nacht einen ungewöhnlich reichen Fang im Meere taten. Wahrſcheinlich hatten die armen Väter vom ärmlich gekleideten Fremdling wohl glatte Worte, viel höflichen Dank, aber kein Geld erwartet, während ſie ſelbſt bei aller Wohlhabenheit des Ganzen perſönlich doch nur von Entbehrungen leben und allzeit und überall und jedermann geben ſollen.

---

[1]) Ich eſſe nicht Rettiche, nicht Gartenkohl, nicht Kürbiß; verzehre weder grünen Lauch noch Eppich.

Wir aßen mit Heiterkeit und großem Appetit. Zugleich ward die Freigebigkeit gegen das Gotteshaus freimütig belobt, und auf die vertrauliche Frage, wen ich ſchicklicherweiſe noch bedenken ſollte, deutete der Grammatikos auf den nebenan ſitzenden heiligen Igumenos (Alt-Prälaten) aus Siſchtow, der uns geſtern und heute mit ſeiner Geſellſchaft bewirtet habe; jedoch ſei auf die reichliche Kirchengabe auch hier nichts weiter nötig und nur für die Küche uſw. eine Kleinigkeit noch beizufügen. Er ſelbſt nahm nichts. Bei der Abreiſe begegnete uns außerhalb der Zimmertüre zuerſt der Oberkoch, dann bei der erſten Stiege das Unterküchenperſonal, unten im Hofe ſtanden die beiden bedienenden Mönche und am Tore der „heilige Pförtner" mit ſeinem Subſtituten. Unter dieſe verteilte ich auch noch zuſammen 25 Gruſch, im ganzen alſo 45 Gruſch türkiſch oder 4 Gulden Konventionsmünze für zweimal Eſſen und eine Nacht. Ich ſage dieſes nur, damit Athoswanderer künftig wiſſen, was in dieſem Punkte ſchicklich iſt, beſonders aber, daß ſie nicht etwas aus falſcher Scham den Geſellſchaft leiſtenden Prälaten (in den freien Klöſtern) zu beſchenken unterlaſſen, wie es mir ſelbſt in Iwiron erging, wo ich das verhältnismäßig beträchtliche Honorar dem Oberzimmerwärter übergab, der es wahrſcheinlich ganz oder teilweiſe zu beſtellen vergeſſen hat. Die beiden Tiſchgenoſſen begleiteten uns ſogar noch eine Strecke außerhalb des Mauerumfanges auf dem Weg zum Platanenwald und dem Iſthmus von Chalkidike. Wir begrüßten uns mit Wärme, ich verſprach das Wiederkommen und einen Thermometer für den Grammatikos als Gaſtgeſchenk.

Der Name „Chalkidike" bedeutet, wie jedermann weiß, auf deutſch Erzdiſtrikt, Minengegend, iſt aber heute im Lande ſelbſt nicht mehr üblich und durch den halbtürkiſchen, halbgriechiſchen Terminus „Mademochoria", d. i. die Bergwerksdörfer verdrängt[1]). Der Naturreichtum an edlen Metallen, beſonders an Gold, hat ſchon in den älteſten Zeiten die Hellenen in das Land geführt, Reichtum durch Handelsbetrieb gegründet und infolge desſelben ziviliſierten Luxus und politiſche Freiheit zum Bedürfnis gemacht. Ohne die drei Cherſoneſe Kaſſandria, Sithonia und Athos, die man niemals zu Chalkidike rechnete, beträgt nach Griſebach die Länge des Minendiſtrikts von Weſt nach Oſt nicht mehr als etwa zehn, die Breite aber durchſchnittlich gar nur ſechs geographiſche Meilen. Und doch blühten auf dieſem kleinen Raum nach Ariſtoteles zweiunddreißig freie Städte, der ſogenannte Staatenbund von Chalkidike, von denen wir aber nur Chalkis, Olynthos, Akanthos, Apollonia, Stagira, Mekyberna, Torone, Angäus und Singus mit Namen hiſtoriſch kennen. Das ſchöne und reiche Olynth galt als Hauptſtadt und Sitz des Bundes.

---

[1]) معدن Maden heißt im Türkiſchen die Mine, das Metall, und χωρία auf griechiſch die Dörfer. Streng grammatikaliſch ſollte man Madenochoria ſchreiben.

Bis zur Eroberung durch Philipp den Mazedonier gehörten die chalkidiſchen Städte zu Thrazien[1]), und obgleich von den zweiunddreißig Bundesnamen ſich nicht ein einziger aus den Stürmen des byzantiniſchen Mittelalters retten konnte, iſt dem Ländchen doch bis auf den heutigen Tag, nach allen Wechſeln, ein höherer Grad bürgerlicher Freiheit als eine gleichſam dem Boden und der Luft inhärente Modalität geblieben. Es teilt ſich in die zwei großen, dem Sultan zwar Tribut zahlenden, aber ſich ſelbſt ariſtokratiſch freiregierenden Munizipalitäten Siderókapſa auf der Oſt- und Chaſſiá auf der Weſtſeite. Beide zählen miteinander noch ſiebenundzwanzig Gemeinden und ebenſo viele Großdörfer, deren zwei wohl den Rang, aber nicht die Schönheit und den Glanz von Städten haben. Hauptort des Oſtdiſtriktes, des eigentlichen Minenlandes, iſt Nisvoro mit zwölf, wie es Polyhiero oberhalb der Ruinen von Olynth mit fünfzehn freien Burgflecken im Weſtdiſtrikte iſt. Meinen Vorgängern Couſinéry, Leake, Urquhart und Griſebach iſt der vorteilhafte, die in Thrazien und Mazedonien üblichen Phyſiognomien an Schönheit auffallend überragende Typus der Griechen von Chalkidike, beſonders im Diſtrikt Chaſſiá nicht entgangen, und man iſt deswegen allgemein geneigt – und glaubt ſich aus beſonderen Gründen ſogar berechtigt – hier ein „faſt noch reines und unvermiſchtes" Fragment der alten griechiſchen Bevölkerung zu erkennen. Am eifrigſten nimmt ſich Couſinéry (Ende des vorigen Jahrhunderts) des chalkidenſiſchen

---

[1]) Τοῖς ἐπὶ Θρᾴκης χαλκιδεῦσι καὶ Βοττιαίοις. Thucyd. I. 5-

Hellenismus an[1]). Die Provinz ſei zwar den Kalamitäten der Slawenſtürme nicht entgangen, habe aber Dank der dichten Waldregion, die als Aſyl diente, immerfort eine Art Unabhängigkeit behauptet und zugleich die Reinheit des alten Blutes bewahrt. Bei den Männern von Laregovi fand Herr Couſinéry „sentimens visibles de leur antique noblesse", und bei den Weibern „traces des anciennes habitudes domestiques", elegante Kleidung und regelmäßige Züge. Aber viel wärmer als das reinliche, weiße Gewand mit der blendend weißen Fuſtanella und roten Plattmütze der Albanier ſpricht die verſtändigere Bodenkultur, das Profil, der kluge Sinn und beſonders das klare Urſprungsbewußtſein dieſer Waldleute für das Altertum ihrer Raſſe. Weder Türke, noch Bulgar, noch Albanit, noch Jude, ſagten ſie Herrn Couſinéry, habe ſich unter ihnen häuslich niedergelaſſen und „wir alle in dieſen Bergen bilden uns etwas ein auf unſern Kirchentitel, auf unſere Tempel, auf unſere Biſchöfe, auf unſere Schulen"[2]). Das alles iſt ſehr erbaulich zu hören, und wie die Sachen ſeit dem Erlöſchen des Minenbetriebes daſelbſt ſtehen, zum Teil auch ganz richtig; nur iſt hier von der altchalkidiſchen Bevölkerung keine Rede, ſondern von einer byzantiniſchen Koloniſation nach der Wiedereroberung der Provinz durch die Imperatoren der Herakliusdynaſtie und ihrer Nachfolger im ſiebenten und achten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung.

Auch ſo viel iſt einzugeſtehen, daß nach den hiſtoriſch begründeten Metzeleien und Verheerungen auf *Kaſſandria* und in ganz Chalkidike während des ſechſten und ſiebenten Jahrhunderts n. Chr., im beſagten Cherſoneſe, ſowie am ganzen Küſtenſtriche, hinauf bis Saloniki einerſeits und bis Polyhiero im immergrünen Walde andererſeits, ſich *keine ſlawiſchen Niederlaſſungen* gebildet haben und ſomit der *weſtliche* Diſtrikt mit dem größeren Teil der fünfzehn Freidörfer und der Halbinſel Kaſſandra dem byzantiniſchen Griechenblute zu vindizieren ſei. Der Oſtdiſtrikt dagegen, das eigentliche Erzgebirge mit den Gold- und Silbergruben, ward vollſtändig ſlawiniſiert. Der Stamm der Runchi-Slawen hatte das Gebiet vom

---

[1]) Cousinéry, Voyage en Macédoine, II. 134.

[2]) Ibid. pag. 143.

Xerxes-Kanal bis zur Bolbe-Mündung, wo ehemals Stagira, bis zum See von Langaſa überſchwemmt und darin alles neu gemacht; nicht eine einzige Ortſchaft, nicht ein einziger Name aus griechiſcher Zeit iſt geblieben. Führt der Kanal am Iſthmus des Hagion-Oros nicht heute noch den ſlawiſchen Namen Probjati (Durchſtich)? Beſonders auffallend und die Natur der Ortlichkeit bezeichnend iſt aber das von griechiſcher Kehle noch nicht bis zur Unkenntlichkeit entſtellte Nizvoro, der Hauptflecken der eigentlichen Mademochoria, mitten unter (erloſchenen) Schmelzöfen und verwitterten Schlackenhaufen am ſteilen Oſtrande des hohen Tafellandes. Izvárak nennt der illyriſche Slawe heute noch die „Schlacke"[1].

Laregovi (Jaruga) und Cholomón (Cholm) haben wir im vorigen Fragmente ſchon erklärt. Ravana und ſein Diminutivum Ravanichia, vom ſlawiſchen ravna, ravnina, ravnitza (wir zogen durch beide Dörfer) bedeutet „Ebene"; in Langaza aber und Langavichi iſt das (polniſche) Lengi, die „Wieſe" nicht zu verkennen, in Zagliberi und Longomat aber wird ſelbſt der fanatiſche Eiferer keinen helleniſchen Laut entdecken. Gegen dieſes Argument iſt nichts einzuwenden, und man muß ſich im Grund Glück wünſchen, daß die Herren Couſinéry, Leake und Griſebach in botaniſchen, geologiſchen und politiſch-geographiſchen Forſchungen verſenkt, Dinge dieſer Art nicht berechnen mochten. Was wäre ſonſt über Chalkidike noch zu ſagen übrig geweſen? Die Slawenniederlaſſungen reichen tief in den Buſchwald bis dicht an Polyhiero und herab bis zur Seeküſte des weſtlichen Athosgolfes. Aber warum reden ſie heute in Laregovi, in Nizvoro, in Longomat, in Libiada griechiſch und nicht mehr illyriſch? Wir fragen entgegen, warum man zu Stargard in Pommern und zu Bergen (Gora) auf der Inſel Rügen heute deutſch und nicht mehr ſlawiſch rede?

Man hat die Beobachtung gemacht, daß die byzantiniſchen Imperatoren nach Bewältigung der ſlawiſchen Eindringlinge auf der großen Heerſtraße von Konſtantinopel nach Theſſalonika (via Egnatia) die Barbaren überall in Maſſe nach Anatolien deportierten und dagegen kleinaſiatiſche Kolonien an ihre Stelle ſetzten, beſonders aber die Seeküſte und die Hafenorte von Barbaren entweder gänzlich ſäuberten, oder doch den griechiſchen Element daſelbſt das Übergewicht zu verſchaffen ſuchten. Man kann wohl denken, daß bei dieſen Heilmaßregeln der reiche, vorzugsweiſe von den Slawen beſetzte und ausgebeutete Minendiſtrikt von Chalkidike nicht überſehen wurde.

---

[1] An die fremden Wörter ſetzt der Grieche häufig einen Vorſchlag, z. B. Nezero (See) für Ezero. So hier Nizvoro für Izvoro (z wie ein weiches s geſprochen).

Die alten Ortsnamen blieben; nur für den Hauptſitz des Erzbetriebes ſchuf das wiedereindringende Byzantinertum den neugriechiſchen Terminus „Siderókapſa", d. i. Eiſenſchmelze[1]. Aber das Slawiſche erhielt ſich viele Jahrhunderte neben dem Griechiſchen, was jetzt noch allein übrig iſt. Wenigſtens fand Belon (1549) unter den Bewohnern der Bergwerksdörfer noch nicht das reingriechiſche Element der Laregovioten des Herrn Couſinéry. Es wohnte damals in den Dörfern ein Gemiſch von ſlawiſch, bulgariſch, griechiſch, türkiſch und albaniſch redenden Menſchen[2], ja das Slawiſche war noch das verbreitetſte und die Arbeiter ſelbſt waren der Mehrzahl nach Bulgaren; die Dorfleute in der Runde aber Serben, denen zugleich das Griechiſche geläufig war[3].

Belon erſcheint als ſehr kluger und ſcharfer Beobachter, weil er in Übereinſtimmung mit den Byzantinern überall eine der zweiten, der ſogenannten Bulgarenſchicht vorausgehende und von ihr verſchiedene, gleichſam erſte und primitive Slawenſchicht auf griechiſchem Boden anerkennt. Dieſe primitiven Slawen des ſechſten Jahrhunderts ſind die wahren Väter, Schwäger und Blutsverwandten des heutigen griechiſchen Bauernvolkes in Makedonien, Theſſalien,

---

[1] Eigentlich Σιδεροκαύσια. Σιδεροκαύσια, ὁποῦ μέταλλα χρυσοῦ καὶ ἀργύρου ſchreibt Zygomalas bei Du-Cange.

[2] „Ceux qui habitent aux minères de Siderocapsa sont gens ramassez, et usent de langage different, comme Esclavon, Bulgare, Grec, Turc, Albanois," Belon, Observat. chap. 49.

[3] Les ouvriers metallaires qui y besognent maintenant, sont pour la plus part de nation Bulgare. Les Paysans des villages circonvoisins qui viennent au marché, sont Chrestiens et parlent la lanque Servienne et Grecque, ibid. chap. 50.

Hellas und Peloponnes. Länger als neunhundert Jahre redete das Volk in den benannten Landſchaften griechiſch und ſlawiſch zu gleicher Zeit, wie die heutigen Böotiker, Attiker, Korinthier und Argiver neben dem angelernten Neugriechiſch noch immer ihr heimatliches Albaniſch bewahren. Das Slawiſche iſt erſt während der letzten vierhundert Jahre, mit Ausnahme der Nordſpitze von Akarnanien, auf alt griechiſchem Boden als Volksſprache erloſchen und ausgeſtorben. Daß es aber auf den beiden entgegengeſetzten Endpunkten Griechenlands, nördlich in der Chalkidike und ſüdlich im Taygetos im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert noch in vollem Gange war, iſt durch zwei unverwerfliche Zeugen, Chalkokondylas und Belon, erwieſen. Um die Spuren dieſer Slawenantiquitäten aufzufinden, muß man nicht die Vorträge auf der Hochſchule zu Athen, wohl aber die Phraſeologie des Landvolkes, beſonders der Weiber als Subſtrat unterlegen. Den Markaſſit (Subſtanz aus der Verbindung des Schwefels mit was immer für einem Metall), ſagt Belon, nenne man in den Minendörfern von Siderokapſa allgemein Ruda; die Gold- und Silberglätte aber Leſkena. Beides iſt ſlawiſch; nur wird ſtatt Ruda „Truda" zu ſchreiben ſein, wie man es im Illyriſchen heute noch findet. Damals (1549) waren noch fünf- bis ſechstauſend Schmelzöfen mit ſechstauſend Arbeitern in Tätigkeit, und der Reinertrag der Münzſtätte Siderokapſi belief ſich ohne Rückſicht auf den Privatgewinn der Arbeiter (Verſchleuderung, Veruntreuung und Dieberei im großen und kleinen) für Rechnung des Großherrn allein monatlich auf 18- bis 30000 Golddukaten und auch noch darüber[1]. Urteile man, wie hoch der Ertrag der Chalkidikeminen im Altertum, in den erſten Jahren der Bearbeitung geweſen ſei, und ob man ſich über Philipps Drang, die Goldquelle in ſeinen Schatz zu leiten, verwundern ſoll.

---

[1] Car ce que le Grand Turc resçoit chasque mois de sa part, sans en ce comprendre le gaing des ouvriers, monte à la somme de dix huit mille ducats par moys, quelquefois trente mille, quelque fois plus, quelque fois moins. Belon, chap. 50. Doch ſcheint der nächſte Satz den Sinn dieſer Stelle wieder zweifelhaft zu machen: Les rentiers m'ont dict n'avoir Souvenance qu'elles ayent moins rapporté depuis quinze ans, que de neuf à dix mille ducatz par mois, pour le droict du dict Grand Seigneur.

Was Ural und Altai den Ruſſen heute ſind, waren die Erzgruben von Chalkidike und Philippi den mazedoniſchen Fürſten im Altertum, ein unerſchöpfliches Potoſi, wo die Schlüſſel zu allen Akropolen und der Preis für alle griechiſchen Gewiſſen zutage gefördert wurden. Ohne Gold iſt ſelbſt das Genie gelähmt. Die Adern der edlen Metalle, behauptet man, ſeien ſchon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erſchöpft geweſen, und ſeit der Inſurrektion von 1821, zu der ſich Chalkidike in ſeinem unglücklichen Stern fortreißen ließ, iſt auch die Bearbeitung der Eiſengruben auf Befehl der türkiſchen Regierung eingeſtellt. Soviel ich in Laregovi hörte, wurden von den zur Strafe der Felonie ſämtlich niedergebrannten Flecken und Dörfern nicht alle wiederhergeſtellt. Namentlich iſt Siderokapſi ſo gänzlich verkommen, daß die Mademochoria-Munizipalität ihren Sitz gegenwärtig zu Nizvoro aufgeſchlagen hat[1].

Die zwölf verbrannten Burgflecken mit ihren Dependentien bilden die biſchöfliche Diözeſe Hieriſſo, deren jeweiliger Ordinarius aber nicht mehr im Titularflecken dieſes Namens, ſondern gleichfalls zu Nizvoro auf der luftigen, baum- und quellenreichen Halde, mit der Ausſicht auf den blauen Golf von Stellaria und auf die über den heiligen Wald hinausragende Steinpyramide des Hagion-Oros-Kegels reſidiert.

Der Leſer erinnert ſich noch aus dem vorausgehenden Fragment, wie uns auf der Hinreiſe der „Engel von Hieriſſo“ im Einkehrhauſe zu Laregovi begegnet iſt und wir Seiner Heiligkeit geiſtliches Quartier und Abendeſſen beſchrieben haben. Vom Athos kommend ſahen wir bei unſerm warmen Mittagsritt durch Nizvoro nun auch Dom und Reſidenz des byzantiniſchen Deſpotis, wenn man das gemauerte Heumagazin außerhalb des Ortes, ohne Turm und Glocke, einen Dom, und das beſcheidene, mit hölzernem Söller verſehene, den übrigen Dorfbauten vollkommen gleiche Wohnhaus des Prälaten eine Reſidenz nennen will. Leider hat die republikaniſche Verfaſſung der morgenländiſchen Kirche der allen Südvölkern, insbeſondere aber den geiſtlichen Funktionären und Dienern Gottes eingeborenen Liebe zur Oſtentation und äußeren Pracht nur innerhalb der vier Tempelwände vollen Spielraum gelaſſen. Ein byzantiniſches Patriarchal- oder auch nur Epiſkopalhochamt ſchien mir immer, müſſe dieſem Volke wie ein Feentraum die Sinne berauſchen und es wenigſtens auf Augenblicke das bürgerliche Elend und die verlorne Herrſchaft vergeſſen laſſen.

---

[1] Dr. Griſebach möchte Nizvora und Siderokapſi urſprünglich für einen und denſelben Ort halten. Aber den ſicherſten Nachrichten zufolge iſt Siderokapſi ein für ſich beſtehender Flecken und liegt in einem Seitentale, aus dem ein Bach in das Aſtuarium des Beſchikſees hinausrinnt, in gerader Richtung nördlich von Nizvoro und Laregovi.

Wenn der demütige Diener Gottes in vollem Ornate der alten Kaiſer des Orients, in goldgeſtickten Purpurhalbſtiefeln, in goldener Tunika, mit golddurchwirktem kaiſerlichen Mantel, mit Zepter und blitzendem Diadem hoch über der erſtaunten Menge und der glanzvollen Levitenſchaar halb in Weihrauchwolken verhüllt auf dem Throne ſitzt, wie könnte er noch an die Schmach ſeiner Kirche, an den Stolz des Iſlam oder auch nur an die ſchweren Summen denken, um die er ſeine berauſchende Herrlichkeit erworben hat? Mit dem Rang einer herrſchenden (Staats-) Religion hatte die griechiſche Kirche auch ihren weltlichen Beſitz verloren und ward auf Almoſen und Stola der Gläubigen angewieſen. Hat der griechiſche Geiſtliche wie immer eine „Eparchie“ an ſich gebracht, ſo hält er nach dem erſten Gottesdienſte unfehlbar ſeine Antrittsrede oder biſchöfliche Homilie an die Gemeinde, wobei im ganzen byzantiniſchen Reiche ein und dasſelbe Thema zugrunde liegt: „Greifet der heiligen Kirche unter die Arme, tröſtet die weinende verfolgte Braut Chriſti durch reichliches gottgefälliges Almoſen!“ Natürlich geht kein Gläubiger zur erſten Epiſkopalfunktion des neuen Deſpoten mit leeren Taſchen in die Kirche; denn unmittelbar nach der Anrede – ſo erzählte mir ein Gläubiger von Laregovi – ſetzte ſich Monſignore von Nizvoro in vollem Ornat unter die Kirchtüre; ihm zur Seite ſtand ein Diakon mit weitem ſilbernen Teller, auf welchem der Reihe nach langſam und kenntlich die erſten Wirkungen apoſtoliſcher Beredſamkeit niederklangen. Nachher war große Sitzung des Munizipalrates des Minendiſtriktes, um die Summe zu beraten, mit der ſie die „weinende Braut Chriſti“ tröſten wollten. Der Beſchluß hat Geſetzeskraft und darf, im Weigerungsfalle einzelner Dörfer oder Familienväter, ihre Quote zu erlegen, ſelbſt auf dem Wege der Exekution vollzogen werden. Da iſt keine Rente, keine Stiftung, kein Stipendium und auch keine geiſtliche Funktion, ausgenommen auf Beſtellung. Kein byzantiniſcher Prieſter, kein Biſchof zelebriert, und ſelbſt am Sonntag iſt kein Gottesdienſt, wenn ihn nicht jemand aus der Gemeinde vorausbeſtellt und nachher bezahlt.

Welche Unordnung, um nicht zu ſagen gänzliche Auflöſung bei einem ſolchen Zuſtande durch die freidenkeriſchen Lehren des Prieſters Kairis über die griechiſche Kirche hereinbrechen müßte, kann man ſich leicht vorſtellen, und man muß es dem anatoliſchen Klerus als ſolchem verzeihen, wenn er im Intereſſe der Selbſterhaltung den gefährlichen Neuerer und ſeine Saat zu vernichten ſtrebt. Die beſtändige Furcht, durch das Eindringen okzidentaliſchen Geiſtes Ehren, Einkommen und Macht zu verlieren, erſtickt im byzantiniſchen Klerus alle Sympathie für Deutſchland, ſeine Weisheit und ſeine Regierungskunſt. Denn geſchloſſene Korporationen halten jenen Zuſtand des Vaterlandes jedesmal für den glücklichſten und patriotiſch beſten, der ihnen in Gegenwart und Zukunft die größte Summe an Autorität und Genuß verbirgt. Von uns Deutſchen will man im Oſtrömiſchen in keinem Falle etwas wiſſen. Jedoch haben ſeit dem grauſamen Zerfahren des letzten Freiheitstraumes die byzantiniſchen Chriſten nicht etwa nur in der Chalkidike, ſondern überall in der Türkei auch die Zuverſicht auf die eigene Kraft verloren und ſomit alle Hoffnung, ſich je zu wahrer Unabhängigkeit aufzuſchwingen, gänzlich abgelegt. „Selber können wir uns nicht mehr helfen, und da es auch mit dem „neuromäiſchen Reiche“ nicht vorwärts will, ſo bleibt uns nichts übrig, als in Demut und Geduld zu warten, bis die Ruſſen kommen und der türkiſchen Ökonomie in Stambul ein Ende machen.“

Wenn man ſelbſt in der quaſi unabhängigen Chalkidike ſolche Reden führt, was werden ſie erſt in Theſſalien ſagen, wo ſich die Parteien ſtündlich gegenüberſtehen und wo das Joch unmittelbar auf dem Nacken liegt? Pflanzen und Gebirgszüge haben andere mit kundiger Überſicht und mit umfaſſender Kenntnis geſchildert; weniger hat man auf die religiöſen und politiſchen Vorſtellungen der Romanien

(Rumelien) bewohnenden Völkerſchaften, auf die Reden des gemeinen Volkes und auf die mittelalterlichen Geſchicke jener Länder geachtet. Großenteils, um hierin einigen Nutzen zu ſchaffen und die nicht überall korekten Begriffe unter den deutſchen Landsleuten hier und da wenigſtens teilweiſe zu berichtigen, bin ich durch Romanien gezogen und ſo viel als fünf Wochen in Theſſalonika geblieben. Aber aufrichtig geſtanden, es lagen auch andere Motive mit im Spiel. Iſt denn nicht, wie Proſchek ſagt, das Reiſen ſelbſt ein Genuß? Während andere meiner Ordnung in Deutſchland bleiben und täglich mit der Zenſur, mit türkiſchen Rezenſenten und mit ihrer eigenen Eitelkeit in bitterem Kampfe liegen, atme ich friedlich und frei die makedoniſchen Lüfte und höre zu, wie der bulgariſche Prieſter das acht Tage anhaltende St. Nikolausfeſt mit der ſeinem Volke eigenen Gemütlichkeit beſchreibt.

„Sollte Gott je ſterben,“ ſagen die nahe an fünf Millionen zählenden Bulgaren, „ſo wählen wir St. Nikolaus an ſeiner Stelle als unſern Gott.“ Wie weit iſt es doch von dieſen, den St. Nikolaus zum Weltregiment erhebenden Bulgaren bis zu Feuerbach und den Philoſophengöttern in Frack und Pantalon zu Berlin[1])! Gebt dieſen Leuten plötzlich Dr. David Strauß und die deutſchen Jahrbücher in die Hand und ſehet ſelbſt, ob ſie dann zufriedener und glücklicher ſind, als in ihrer Slaweneinheit und mit ihrem Nikolaus? Solche Fragen und Vergleiche – ich weiß es wohl – ſoll man lieber gar nicht tun; aber in Theſſalonika fällt einem mancherlei ein, woran man in Deutſchland gewiß nicht denkt. Und zuletzt hält man es für ein großes Glück, wenn man nichts zu befehlen und nichts zu verantworten hat.

Während die Bulgaren von ihrem St. Nikola ſo Großes denken und ihre Popen nur von Rußland kommende Ausgaben des Neuen Teſtamentes und der Liturgie für philologiſch korrekt und dogmatiſch orthodox erklären, ſchleudert Monſignore Hillereau, päpſtlicher Generalvikar des Orients, den Bannfluch vom Perahügel herab und bezeichnet durch amtlich ausgefertigten, von allen Kanzeln feierlich verkündeten und durch die Journale des Orients verbreiteten Erlaß „Mildtätigkeits- und Menſchlichkeitsakte außerhalb katholiſcher und franzöſiſcher Autorität geübt für Abfall vom Glauben und Rebellion gegen den apoſtoliſchen Stuhl zu Rom.“

---

[1]) Φρίσσω δέ σε δερκομένῃ
μυρίοις μόχθοις διακναιόμενον . . .
Ζῆνα γὰρ οὐ τρομέων
ἐν ἰδίᾳ γνώμῃ σέβει
θνατοὺς ἄγαν, Προμηθεῦ. Aeschyl

Offenbar iſt die Stellung der lateiniſch-katholiſchen Kirche auf dem Boden des byzantiniſchen Reiches eine höchſt ungünſtige, und – was man anderswo nicht bemerkt – ihre äußere Erſcheinung hat dort beinahe etwas Peinliches, etwas Unerquickliches, ja faſt etwas Niedriges und Unehrenhaftes, das ſich überall an die Sohlen beſiegter Minoritäten hängt, nicht etwa weil es ihren Agenten an Geſchicklichkeit, an perſönlicher Tugend, an Standhaftigkeit und jener indefiniſſabeln, nur vollendeten Diplomaten inwohnenden Geiſteselaſtizität und kaſuiſtiſchen Geſchmeidigkeit gebräche, die in Europa ſo große Erfolge gibt. Es liegt vielmehr in der byzantiniſchen Atmoſphäre ſelbſt gleichſam ein deleteriſcher Stoff, der unſere Sache nicht Wurzel ſchlagen läßt oder doch die Saat vor der Reife ſchon erſtickt. Die allgemeine römiſche Kirche macht im Byzantiniſchen nicht nur keine Fortſchritte; ſie verliert offenbar Terrain, was man dagegen immer ſagen, ſchreiben und berichten möge. In Jeruſalem, in Tiflis, in Kolchis, am Bosporus, in Athen, im Balkan, am Dnieper, an der Weichſel, überall ſind wir geſchlagen und zurückgedrängt; aber der Ruin hat erſt begonnen. Immer hatte ich das Unglück, in Sachen des öſtlichen Europas eigene und zu Zeiten etwas abweichende, aber deswegen nicht allezeit irrige Meinungen aufzuſtellen, und würde auch dieſes Mal die Theſis gerne weiter verfolgen, wenn es ohne Gram und ohne Kränkung andächtiger Deutſchen geſchehen könnte.

Solange Oſtrom dem Weſen nach griechiſch war, begegneten ſich der Katholik von Byzanz und der Katholik von Rom, wenn auch etwas froſtig, doch immer noch als Brüder und ὁμόπιστοι[1]). Das Band ward erſt zerriſſen und der Bruch unheilbar gemacht, nach der Überſchwemmung Romaniens durch die Slawen. Erſt mit dieſem uns überall entgegenſtehenden Volke kam ein Element unausgleichbaren Widerſpruchs in den Schoß der anatoliſchen Chriſtenheit. Um das Gedeihen lateiniſcher Sache ja deſto ſicherer zu hindern, iſt das kleine Häuflein der Katholiken am Bosporus, zum größten Ärgerniß der Ungläubigen, auch noch unter ſich ſelbſt im Krieg. Die auf der linken Seite des goldenen Horns wohnenden Handels- und Gewerbsleute aus den öſterreichiſchen Staaten, aus Italien, Frankreich und Spanien wollten ein ſteingebautes Verſorgungshaus für verunglückte und erwerbsunfähige Familien ihrer Genoſſenſchaft errichten. Sultan Mahmud gab das Terrain, das Waſſer und 1000 fl. Konventionsmünze als milde Beiſteuer. Die Genoſſen ſelbſt leiſteten pro rata monatliche Beiträge; eine Wohltätigkeitsjunta, Monſignore Hillereau an der Spitze, übernahm die Leitung; Pater Nikola wanderte in das Abendland und expredigte Summen von Belang; das Gebäude war vollendet und ſollte während meines Aufenthalts in Stambul (1841) ſeinem Zwecke geöffnet werden.

---

[1]) Die Leute eines Glaubens.

Schon rauchte es aus den Schornſteinen und Bedrängte hatten ein Aſyl, als über die Frage, wer das Inſtitut dirigieren und welcher chriſtliche Geſandte es beſchützen ſoll, Streit entſtand. Der Generalvikar des Orients meint, der katholiſchen Kirche, d. i. ihm ſelbſt ſtehe allein die oberſte Leitung zu und Protektor könne niemand als der Geſandte des Allerchriſtlichſten Königs ſein. Dagegen erhob ſich zahlreicher Widerſpruch: „man wolle die Früchte eines durch gemeinſchaftliche Anſtrengung erzielten Gutes den Franzoſen allein zum Genuß vindizieren; das Inſtitut ſei chriſtliches Gemeingut und jeder Geſandte lateiniſchen Bekenntniſſes müſſe Koprotektor ſein, die Verwaltung aber in den Händen des von ſämtlichen Beiſteuernden zu ernennenden Ausſchuſſes bleiben, damit die Wohltaten gleichmäßig verteilt und parteiiſche Begünſtigungen verhindert würden.“ Das katholiſche Pera ging in zwei Parteien auseinander. Beide hielten Sitzungen in getrennten Lokalen, die Geſandten taten Sprüche und berichteten nach Europa; man gab Erklärungen, es fielen Reden, es erſchienen Artikel, es kam ſelbſt zu Auftritten und die „Liberalen“, ihrem Führer folgend, waren ſchon mit Knitteln bewaffnet, um gegen Monſiggore Hillereau und ſeine Anhänger Gewalt zu brauchen.

Monſignore erkommunizierte ſeine Gegner, die Griechen ſpöttelten und ſelbſt die phlegmatiſchen Türken verzogen höhniſch die Geſichter: „Seht nun einmal dieſe dummen Giaur, wie ſie ſich über nichts vertragen können!“ „Wann hat aber auch ein Giaur je einen vernünftigen Gedanken gehabt?“ Keine Partei wich, die monatlichen Beiträge hörten auf, die armen Refugiés verloren ihr Aſyl und ein türkiſches Piket von zehn Mann beſetzte das Gebäude, damit ſich die katholiſchen Chriſten nicht auf der Schwelle ihres eigenen Wohltätigkeitstempels ſelbſt untereinander erwürgten.

Um den Eindruck dieſer ärgerlichen Szenen zu verwiſchen, ging ich Sonntags (12. Dezember 1841) in die Kirche und hörte Meſſe und Homilie des frommen Vaters Va-con-Dio, apoſtoliſchen Miſſionärs von Theſſalonika. Vater Va-con-Dio iſt ein katholiſcher Grieche aus Santorin, hat in Rom gelernt, zu Rodoſto und zu Pruſa für Mehrung des katholiſchen Glaubens bedeutend gewirkt und namentlich durch ſalbungsreiches Vorbeten des Vaterunſers in der Umgegend benannter Stadt ein griechiſches Mägdlein bekehrt, ja den Türken ſelbſt Reſpekt eingeflößt, was er mir alles zur Ehre Gottes und ſeiner Kirche in Demut ſelbſt erzählte. Vater Va-con-Dio predigte italieniſch, warm und zum Herzen dringend; auch verſtanden wir den Sinn ſeiner geiſtlichen Ermahnungen faſt durchweg und fanden nur den Satz: Noi abbiamo obligo di crocifissare Gesù Christo sotto il titulo di San Giovanni etwas dunkel. Wir beſprachen noch im Konſulate alle zuſammen in gemeinſchaftlicher Abendberatung den Vortrag, konnten jedoch über den Sinn beſagter Phraſe nicht ins klare kommen. Beredt an Pater Va-con-Dio iſt eigentlich nur ſein Beiſpiel, ſeine Milde, ſeine Menſchenliebe, ſein Wohltätigkeitsſinn, ſeine Geduld und ſein untadelhafter Wandel. Sünder zur Reue mag er durch ſein Exempel bewegen, aber griechiſche Mägdlein wird er in Theſſalonika keine in den Schoß der lateiniſchen Kirche führen. Indeſſen nimmt ſich Don Leonardo mit vorzüglichem Eifer der Kinderſchule an und entwickelt überhaupt einen weit höheren Grad apoſtoliſcher Tätigkeit als ſeine geiſtlichen Amtsbrüder in der armeniſch-katholiſchen Gemeinde von Stambul. Dieſe Gemeinde zählt weniger als achttauſend Seelen und ernährt zur Wahrung des Heiles außer dem Patriarchen-

Erzbiſchof noch achtzig geiſtliche Seelenhirten, von denen aber keiner je eine Predigt hält oder eine Schule beſucht. Auf Befragen gottesfürchtiger Männer, warum in dieſen wichtigen Dingen ſo wenig geſchehe, machte der Erzbiſchof in der Synode eine ſo pathetiſche Beſchreibung der Amtsmühſeligkeit ſeiner Kollaboranten, daß es wirklich ſchien, es bleibe den armen Geplagten für Predigt und Schule keine Zeit mehr übrig.

Näher beſehen aber gehen dieſe armeniſchen Vertabet (Doktoren der Theologie) in ihrer hohen, breiten, viereckigen, ſchwarzen Kopfbedeckung den ganzen Tag von einem Haus ins andere, machen Beſuche, erzählen und hören Familienneuigkeiten, intrigieren, eſſen Süßes, trinken Kaffee und ſorgen ſo für geiſtliches Wohl der anvertrauten Herde. Daß aber dieſe Beſuche in der Regel nur auf die Häuſer der Reichen fallen, hat ohne Zweifel auch ſeinen Grund, da die Seelen der Reichen allenthalben größere Gefahren zu beſtehen haben als die der Armen, und folglich die geiſtliche Ernte bei den erſtern weit ergiebiger als bei den letztern iſt. Überhaupt kann man nichts Kläglicheres und Erfolgloſeres denken als dieſe apoſtoliſchen Miſſionen im griechiſchen Orient, wenn ſich hier um mehr als Erhaltung des Beſitzes, wenn ſich um Eroberung und Fortſchritt handeln ſoll.

Oft habe ich mich ſelbſt gefragt, ob man in Rom noch immer an die Möglichkeit einer Verſtändigung zwiſchen der morgen- und abendländiſchen Kirche, d. i. an die Unterwerfung der erſtern unter die Herrſchaft der letztern ernſtlich glaube? Die Frage iſt keine müßige, ſie gewinnt täglich an Bedeutung und an Dringlichkeit. Müßte ſich ein beſchränktes Individuum nicht ſcheuen, der erprobten Klugheit, Menſchenkenntnis und Standhaftigkeit unſerer oberſten Kirchenbehörden ſeine Privatmeinung entgegenzuſtellen, ſo möchte ich den Vätern der Propaganda nur auf dieſem einzigen Felde zurufen: „Lasciate ogni speranza!“ Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man nur über den Stand einer Sache berichten will, gegen welche in Europa niemand gleichgültig ſein kann.

Übrigens iſt Theſſalonika im Grunde ebenſowenig als Konſtantinopel ſelbſt eine griechiſche Stadt, weil die griechiſch redende Bevölkerung auch mit Einrechnung der gräko-ſlawiſchen Haushaltungen in beiden die Minderzahl bildet und gleichſam nur als Kolonie und Fremdenanſiedlung zu betrachten iſt. Der Volksmaſſe und dem allgemeinen Charakter nach wäre Theſſalonika eigentlich eine Stadt Iſraels und ſollte mit Recht Samaria heißen, weil von den im äußerſten Falle die Zahl von etwa ſiebzigtauſend Seelen nicht überſchreitenden Inſaſſen dreißig- bis ſechsunddreißigtauſend Juden (in ſechstauſendzweihundert und einigen Familien) ſind.

Der Verkehr im allgemeinen, die Börſe, der Kurs, die Senſarie, (Wechſelſenſale), der Detailhandel und beſonders die Domeſtikenſtellen zu Platz und Haus in der ganzen Stadt ſind in jüdiſchen Händen. Auch ein großer Teil der Hafengondoliere und faſt alle Laſtträger ſind Juden. Es gibt zwar ein eigenes Judenviertel, aber die Abrahamiten durchbrechen überall die Schranken. Die ehemals viel gerühmte hohe Schule der Rabbiner mit zweihundert Lehrern, wie man in Büchern lieſt, hat ſchon lange aufgehört, und kein Theſſalonika-Jude wollte je von einer ſolchen Anſtalt etwas vernommen haben. Sie fabrizieren auch keine Teppiche mehr wie zu Chalfas Zeiten im ſiebenzehnten Jahrhundert. Hochzeit halten und Nachwuchs ſchaffen, möchte man ſagen, iſt ihr einziges Geſchäft.

Kein Menſch in dieſem Volke, ſei er reich oder arm, darf ledig bleiben. Kaum iſt der Junge in die Jahre der Mannbarkeit getreten, wird er vor die Gemeinde zitiert und bedeutet, ein Weib zu nehmen; die Sorge für den Unterhalt des neuen Familienſtandes bleibt ſeiner eigenen Betriebſamkeit anheimgeſtellt. Stirbt die Frau und iſt der Witwer noch nicht über die Schwelle des Alters getreten, ſo muß er von Obrigkeits wegen in möglichſt kurzer Friſt zu einer neuen Verbindung ſchreiten. Nur Kindheit, Tod oder Altersſchwäche befreien von der Laſt. Wie es aber auch in Saloniki von Judenkindern wimmelt mit ſchwarzen Augen und ausdrucksvollen morgenländiſchen Geſichtern! Armere Familien ernähren die Knaben nur bis zur Vollendung des zehnten Lebensjahres, von welchem an ſie ſelbſt für ihre Nahrung ſorgen müſſen. Soviel man zu Turnovo in Theſſalien und anderswo bemerken konnte, gilt dieſe Praxis auch bei den untern Klaſſen der chriſtlichen Bevölkerung, wenigſtens in den Städten und ſtadtähnlichen Flecken allgemein. Das ſchärft nun freilich die Sinne, es führt aber auch zu Unordnungen und Leichtfertigkeiten, die — ſelbſt mit Inbegriff von Stambul – nirgends bedenklicher als in Saloniki ſind. Denn was äußere Sittenpolizei betrifft, iſt Trapezunt eine Trappiſtenklauſe und Stambul ſelbſt beinahe ein Nonnenkloſter im Vergleich mit Saloniki! Dagegen iſt das brüderliche Zuſammenſtehen der Iſraeliten gegen die Mitbewohner der Stadt in vielen Dingen muſterhaft. Entläßt ein Chriſt oder Mohammedaner ſeinen jüdiſchen Domeſtiken ohne Grund, ſo mag er ſich ſelbſt bedienen; um keinen Preis findet er einen andern, bis er ſich mit dem vorigen verglichen hat. Kann ſich einer im Reden ſelbſt verteidigen und will er ſorglos und wohlfeil lebend umfaſſende moraliſche Studien machen, ſo bleibe er ein Jahr in dieſer Stadt, vorausgeſetzt, daß er Erfahrung und Phlegma genug beſitzt, ſich nicht am Ende ſelbſt der lauen Strömung hinzugeben.

Numeriſch nicht viel ſchwächer als die Juden ſind die Osmanli, deren nicht weniger, vermutlich aber mehr als fünfundzwanzigtauſend die Stadt bewohnen und an Reichtum, Anſehen, Phlegma, Stolz und Macht natürlich den erſten Rang behaupten. Die Beſitzer ausgedehnter, gewöhnlich an chriſtliche Kolonnen verpachteter Ländereien im Vardargrunde, unter andern die Abkömmlinge jener Bege und Feldherrn, die zur Zeit der erſten Eroberung unter Murad I. und Bayeſid I. in das Land gekommen ſind und große Lehen erhielten, haben ſich ſämtlich als Bewohner prächtiger Seraï in Saloniki eingebürgert und hauptſächlich die luftigen, das flache Franken-, Juden- und Griechenviertel überragenden Stadtteile eingenommen. Vor den Metzeleien und Verfolgungen zur Zeit des Aufſtandes ſollen acht- bis zehntauſend Gräken in der Stadt geweſen ſein; heute findet man deren kaum dreitauſend, und dieſe noch größtenteils von fremden Gegenden der Türkei eingewandert. Den vierten Rang in der Bevölkerung nehmen die Franken und den letzten die Zigeuner ein.

Alle dieſe Nationalitäten haben ihre eigentümliche Sprache, deren man um ſeine Geſchäfte in Saloniki mit Vorteil zu betreiben, wenigſtens fünf: das korrupte Judenſpaniſch, italieniſch, bulgariſch, griechiſch und türkiſch verſtehen ſoll. Mit Ausnahme der Türken gibt es auch ſelten einen gewerbſamen Saloniker, der vom Bulgariſchen nicht wenigſtens die notwendigſte Markt- und Handelsterminologie verſtände, da das Landvolk der im Südweſten der Stadt ſich bis an den Olympus hinziehenden Fruchtebene, die die Hauptſtadt mit Lebensmitteln verſorgt, vorzugsweiſe ſlawiſch iſt. Türkiſch redet ohnehin jedermann.

Man könnte fragen, wie es um die Bevölkerung von Theſſalonika ſtünde, im Falle ſich durch fremden Arm die Revolution auch hier befeſtigt hätte und infolge der Schlacht von Navarino Mazedonien an Griechenland gekommen wäre? Juden und Türken, über ſechzigtauſend Menſchen, wären mit einem Zuge aus dem Mauerumfang verſchwunden und hätten eine unter den gegenwärtigen Verhältniſſen unausfüllbare Lücke gelaſſen. In Romanien wäre ja niemand, um eine ſo große Erbſchaft zu übernehmen. Hat man denn nicht Chalkis, die große Feſtung, und ihre Wälle ohne Kanonen, ihre Courtinen ohne Verteidiger, ihre Arſenale ohne Waffen, ihre Tore ohne Angel und ihre Häuſer ohne Menſchen geſehen? Ob es mit Akrokorinth, Vonitza, Zitun, Monembaſia und Modon beſſer ſtehe? Der Bankerott der Sache, nicht der Menſchen, iſt in Hellas überall und zwar in Permanenz.

Wenn ich nur auch ſo glücklich wäre wie andere! und könnte ich, wenn auch nicht die phantaſtiſchen Luftgebilde politiſcher Viſionäre, doch wenigſtens die Möglichkeit ſelbſtändiger Kraftentwicklung auf romaniſchem Boden entdecken! Wie oft ſaß ich in ſonnigen Dezembertagen einſam bei der magern Baumgruppe auf der halbzirkelförmigen, ausgebrannten, die obern Feſtungsmauern Salonikis überragenden Hügelreihe und blickte über die Stadt in den blauen Golf hinab, auf den ſchneereichen Olympus, auf den waldigen Oſſa und auf die dunkle Tempeſpalte hinüber, oder auf die alten Städtchen und Weiler der Dorogobuten, der Sagudaten und anderer Slawenſtämme in der nächſten Umgebung der Stadt! Ich durchlief ihre Geſchicke von Ottfried Müllers Makednern bis zu den „Solun“ zu Waſſer und zu Lande beſtürmenden Darogobuten, Runchinen und Sagudaten der Byzantiner, ging aber jedesmal mit des Dichters Vers in die Stadt zurück:

Καὶ δὴ δοῦρα σέσηπε νεῶν καὶ σπάρτα λέλυνται[1])

Das Gefühl, ihre Sache ſei aus ſich ſelbſt nicht mehr zu reproduzieren, iſt bei den byzantiniſchen Griechen allgemein verbreitet. Freilich ſieht man dieſes nicht im Vorbeigehen oder im Wechſel herkömmlicher Redensarten mit Leuten ohne alle Kenntnis der Vergangenheit. Jedoch reicht Erinnerung und hiſtoriſches Wiſſen ſelbſt bei den „Philoſophen“ des Landes nirgend über die letzten Zeiten des byzantiniſchen Reiches hinauf. Für uns aber iſt es ein Gegenſtand ernſter Betrachtung, wenn ſich heute die große Maſſe des mazedoniſchen Bauernvolkes mit ihren Popen und Staroſten gleichſam ohne Dolmetſch mit ihren Glaubensgenoſſen, den Moskowiten von Kijow, Dorogobuſch und Nowgorod unterreden kann.

Wie das geſchehen konnte und wozu es führe, iſt eine Frage, der man bei uns noch immer ausweicht, die ſich aber wie ein Geſpenſt überall unſerm Blick entgegenſtellt. Orthodoxes Slawentum iſt mit Blut und Leben der Süd-Donauländer ſo innig verwachſen, daß man ſich ein Romanien ohne Slawenelement gar nicht mehr denken kann. Ein „Weiſer“ in Turnovo zweifelt gar nicht, daß Alexanders Feldherrn ſlawiſch geredet haben. Im Okzident iſt man allerdings — was dieſen Punkt betrifft — beſſer unterrichtet und weiß, daß ſich einſt Altmazedonier und Hellenen ohne Vermittler ebenſowenig untereinander verſtanden, als ſich heute Tzakonen und Neugriechen verſtehen können. Wie weit ſich aber das Altmazedoniſche vom eigentlichen Helleniſchen entfernt habe, vermochte bisher keine Gelehrſamkeit und Schärfe abendländiſcher Archäologen zu ermitteln. Daß es aber ein verwandter, wo nicht gar ein und derſelbe mit dem in der Chalkidike, auf dem Athos-Cherſoneſe und den benachbarten Strymonländern geſprochener Dialekt geweſen ſein müſſe, hat auch niemand bezweifelt. Nur hat uns — ſoviel ich weiß — die ganze klaſſiſche Erbſchaft des Altertums keinen vollſtändigen Satz dieſer mazedoniſch-thrakiſchen Mundart aufbewahrt. Daß ſie aber mit griechiſchen Lettern geſchrieben wurde und auch nicht radikal, wie z. B. das Albaniſche, von der gemeinen Sprechweiſe des übrigen Griechenlandes verſchieden war, iſt ebenfalls angenommen. Wenn der „Stein“ im Attiſchen φέλλα, im Mazedoniſchen aber πέλλα hieß, ſo deutet dies auf nahe Beziehungen und engen Zuſammenhang beider Sprachen. Iſt aber das heute im Peloponnes hauſende und von niemand verſtandene Völkchen der Tzakonier wirklich aus der Athoshalbinſel dahin überſiedelt worden, wie es die Kloſterurkunden oder vielmehr Überlieferungen des Hagion-Oros beſagen, ſo hätten wir ein noch lebendiges Fragment der thrako-mazedoniſchen Sprachen aufgefunden.

---

[1]) Und das Holz der Schiffe iſt verfault und das Tauwerk fällt auseinander. Hom.

Wie in der Urheimat zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges, ſind dieſe Tzakonier auch jetzt noch ein Miſchlingsvolk, welches zwei Sprachen redet, das gewöhnliche Griechiſch und den Urdialekt, d. i. das Pelasgiſch-Tyrrheniſche mit thraziſchen (chalkidiſchen, kreſtoniſchen, biſaltiſchen, hedoniſchen) Elementen gemiſcht. Die Sache verdient wohl ernſte Erwägung, und es wäre keine gering zu achtende Frucht einer Hagion-Oros-Fahrt, wenn in der verwickelten und vielſeitig gedeuteten Tzakonenſache einmal ein feſter Ausgangspunkt gefunden wäre.

Wer es aber unter dieſen Umſtänden noch für einen Gewinn hält, daß ſich nach dem Untergang alles mazedoniſchen Gepräges doch wenigſtens das byzantiniſche Griechentum am Küſtenrande gegen ſlawiſches Übergewicht erhalten habe, mag es den Schutzgeiſtern der Feſtung Theſſalonika danken. Ich betrachtete ſie oft und lange, dieſe prächtigen, weißen, hohen Mauern von Solun[1]), wie ſie ſich amphitheatraliſch über die Hügelkämme und am Hochrande tiefer Erdeinſchnitte mit byzantiniſchen Streittürmen und Zinnen hinziehen, eine den Slawen des Mittelalters unbezwingbare Schutzwehr. Sechsmal erſchienen ſie innerhalb einhundertunddreißig Jahren (580—710 n. Chr.) mit Heeresmacht, öfter mit barbariſchem Belagerungszeug zu Waſſer und zu Lande vor der Stadt, wie es Tafel in ſeiner merkwürdigen Schrift aus unverwerflichen Quellen zum erſtenmal hiſtoriſch nachgewieſen hat. Mit beſonderem Intereſſe verweilte ich aber bei der jetzigen Derwiſcheinſiedelei, ehemals Kirche und Kaſtell der heiligen Blutzeugin Matrona außerhalb der nordweſtlichen Ausbeugung der Feſtungsmauer, wo die Slawen im erſten und zweiten Kriege den Sturm anlegten und durch ein Legendenmirakel des Stadtheroen Demetrius bei einem nächtlichen Überfalle verblendet wurden[1]. Der hartnäckige und am Ende ſiegreiche Widerſtand der Seehauptſtadt Illyricums gegen das ſlawiſche Element iſt eine ebenſo merkwürdige als in den Folgen wichtige Begebenheit. Von Solun drang ja die chriſtliche Lehre mit Alphabet und milderer Sitte hauptſächlich in die ſlawiſchen Landſchaften des Innern der großen Halbinſel bis an die Save und den Iſter vor. Wären aber zur Zeit des Slawenheldentums auch Theſſalonika und Konſtantinopel gefallen, hätte die byzantiniſche Kultur wahrſcheinlich ſchon damals einen ganz verſchiedenen Entwicklungsgang gefunden und müßte nicht erſt in unſern Tagen zu gemeinſamer Unruhe des Okzidents nach ihrer Vollendung ringen. Die Nationen haben ihr Horoſkop und die Weltereigniſſe ihr notwendiges Geſetz. Beide Begriffe auf das byzantiniſche Reich, auf ſeine Vergangenheit und ſeine Zukunft angewendet, ſollen allen politiſchen Urteilen und Handlungen in Beziehung auf jene Länder zugrunde liegen, wenn man nicht aus einem Irrtum in den andern fallen und die erſte Torheit durch eine zweite noch größere verbeſſern will.

---

[1]) Dies iſt der ſlawiſche Name für Theſſalonika.

Man iſt dieſer helleniſchen Mummereien als eines unfruchtbaren und nutzloſen Kinderſpieles in Europa herzlich ſatt. Wir möchten einmal im Gegenſatze mit den landesüblichen Schul- und Phantaſiegemälden nach der Natur gezeichnete Bilder der jetzo in Romanien lebenden Menſchen ſehen; möchten das Maß ihres Geiſtes, die Syntax ihrer gemeinen Rede, den Grad ihres Selbſtvertrauens, ihre Vergangenheit, ihre Hoffnungen und ihre Sehnſucht kennen, um mit Hilfe dieſer Prämiſſen künftige Möglichkeiten auszurechnen. Nicht was werden ſoll, ſondern was werden kann und folglich wird und muß, iſt uns nützlich zu erfahren. Unſere Zeit iſt nun einmal voll politiſcher Kümmerniſſe und die Wiſſenſchaft ſelbſt nur um dieſen Preis geehrt.

Smyrna iſt auch eine große Stadt, in welcher Tugend und Sittenſtrenge eben nicht die vornehmſte Rolle ſpielen; aber der Gedanke, was etwa in der nächſten Zukunft das Los von Smyrna ſein werde, fällt einem dort gar nicht ein, während man ſich in Theſſalonika dieſes Gedankens nie erwehren kann und ſelbſt bei der eingeborenen Bevölkerung ein dunkles Vorgefühl, eine vorüberſtreifende Gemütsunruhe bemerkt, als ſtünde ihre Stadt auf wankendem Boden und hätte die gegenwärtige Ordnung der Dinge keine lange Dauer zu erwarten. Aber was wird geſchehen? Macht es die Lage des Emporiums auf dem Durchſchnittspunkt des großen Heerweges (via Egnatia) von Rom über Dyrrhachium nach Konſtantinopolis, und von Nowgorod über Belgrad nach Alexandria und Indien, daß es die Ereigniſſe früher und empfindlicher berühren als andere Orte desſelben Himmelſtrichs? Wenn ſchon zur Zeit des Apoſtels unter der chriſtlichen Gemeinde von Theſſalonika dieſelben Beſorgniſſe herrſchten und gleichſam das Tagesgeſpräch bildeten, ſo möchte man das politiſche Unruhegefühl dieſer Stadt beinahe für endemiſch halten. Das Übel, d. i. die Furcht vor dem Antichriſt und dem Sturz des Cäſarenthrones erreichte damals eine ſolche Höhe, daß St. Paulus mit einem Troſtſchreiben helfen mußte. Den Antichriſt erwarten ſie zwar heute nicht, aber an die Kraft Abdul-Medſchids glauben in Saloniki ſelbſt die Osmanli nicht mehr und im Griechenviertel rechnen ſie den Zeitpunkt aus, wann St. Konſtantin mit Kanonen und Grenadieren über die Donau geht. Wenn ihnen aber St. Paulus ſchrieb, ſie ſollten „allzeit luſtig ſein und beſtändig beten, ſich aber der Liederlichkeit und des Betrügens in Handel und Wandel" enthalten[1], ſo befolgen ſie von dieſen Moralien heute noch die erſte vollkommen, die zweite zum Teil, die dritte und vierte aber — wenn es nicht zu hart geurteilt iſt — gar nicht mehr. Von ſalonikiſcher Üppigkeit zu reden erlaubt die gute Sitte nicht, obgleich dieſe Seite des Lebens allen Katecheten und Faſtenpredigern zum Trotz für den Beobachter fremder Tugendſkala wenigſtens hier noch immer die ergiebigſte Ernte liefert. Weit ſchlimmer iſt der abſolute Mangel des Rechtsbegriffes, der zwar im ganzen byzantiniſchen Reiche nirgends in vorzüglichen Ehren ſteht, unter den Chriſten von Theſſalonika aber, wie es ſcheint, nicht einmal als Antiquität zu finden iſt. Wie ein Richter in Prozeßſachen das Urteil nicht nach Parteirückſichten und eigenem Profit, ſondern nach Sachlage und ſtrenger Gerechtigkeit fällen, dabei noch in allen Handlungen Gewiſſenhaftigkeit und praktiſche Redlichkeit empfehlen könne, will hier niemandem einleuchten.

---

[1] Tafel, de Thessalonica ejusque agro, pag. LXII. Prolegom.

---

[1] Πάντοτε χαίρετε. Ἀδιαλείπτως προσεύχεσθε. Epist. I. cap. 4, v. 16. 17. . . . . ἀπέχεσθε ὑμᾶς ἀπὸ τῆς πορνείας . . . . . . μὴ ὑπερβαίνειν καὶ πλεονεκτεῖν ἐν τῷ πράγματι. Epist. ad. Thessal. I, cap. 4 v. 3. 6.

Es hat das größte Aufſehen erregt und allgemein als unerhörte, der menſchlichen Natur widerſprechende und folglich utopiſche Neuerung gegolten, als Herr v. Mihanowitſch ſeinem Tribunal dieſe Haltung gab und auf dem k. k. Konſulate mit ſtoiſcher Unbeugſamkeit das Verill der Gerechtigkeit wehen ließ. „So war es in Saloniki nie;“ ſo iſt es in Saloniki nicht der Brauch! „Es iſt ja ganz gegen das alte Gewohnheitsrecht unſeres Platzes, und unmöglich können wir uns an ein Verfahren dieſer Art gewöhnen.“ „Seht nur einmal den Richter, der keine Geſchenke nimmt und dem „Vermöglichen und Stärkern“ gegen unangeſehene Leute nicht allzeit und unbedingt Recht zuerkennt!“ Man begreift auch gar nicht, wie es ſolche Leute nur geben könne. Herr v. Mihanowitſch und ſein Kanzler, Herr Dubrowitſch aus Raguſa, werden von den Eingeborenen als Menſchen höherer Art allgemein angeſtaunt und bewundert, von niemandem aber nachgeahmt. Daß es um die Tugend, um ſtrenges Recht, um uneigennützigen Sinn etwas Schönes ſei, geſtehen die Salonikier gerne zu, halten es aber zugleich für märchenhaft und für unmöglich, ſolche Praktiken auf *ihrem* Platze durchzuführen. Das Recht *üben*, nicht beſtechlich ſein und den Beamten das Stehlen verbieten, gilt hier beinahe für engherzigen Pedantismus des Okzidents und für lateiniſche Ketzerei, vor der ſich ein Orthodoxer ſorgfältig zu wahren ſucht. *Ruſſiſche* Juſtizpflege und *ruſſiſcher* Verwaltungsſtil als kongenial und allein dem „alten Brauche Romaniens“ angemeſſen, wird dagegen von jedermann, beſonders von den Vermöglichen geprieſen.

Wir mit unſerm ſittlichen Gefühle, mit unſeren kommuniſtiſchen Mitleidstheorien und inſonderheit mit unſerer ärarialiſchen Gerechtigkeit ſind den Byzantinern allenthalben ein Anſtoß und ein Ärgernis. Überhaupt ſcheint gleiche Berechtigung Armer und Reicher im Staatshaushalt und vor dem Geſetz den byzantiniſchen Chriſten ebenſo unzuläſſig und monſtrös, als den Mohammedanern die Gleichſtellung der Giaur mit den „Gläubigen" durch den kaiſerlichen Erlaß von Gülhane als unausführbare und verdammliche Neuerung galt.

Beide Verſuche werden in dieſer Weltgegend ewig unausführbar ſein und die Exiſtenz jeder Regierung untergraben, die ſich ſolchen Träumen überläßt. Sultan Mohammed hat ſich getäuſcht, wenn er den Iſlam für verſöhnlich hielt; die Deutſchen aber haben ebenſo falſch gerechnet, wenn ſie die ariſtokratiſche Pleonexie von Byzanz durch Reſkripte und politiſche Katecheſen zu übermannen hofften. Wohl ſtärkere Kräfte, als man neuerlich in den Kampf gebracht, ſind dieſer diamantenen Hyder erlegen. Romaniſches Terrain könnte nur eine Sündflut für *unſern* Sittenkodex empfänglich machen. Unkundige Schwärmer und Metaphyſiker glauben freilich nicht, was ich ſage. Denn gleichwie der Deutſche, nach der witzigen Bemerkung eines Pariſer Korreſpondenten, ein Kamel nicht nach der Natur, ſondern aus der Tiefe ſeines ſittlichen Gefühles konſtruiert, ſo ſchuf er auch in ſeiner Phantaſie für Oſt-Rom politiſch-moraliſche Zuſtände, die mit der Wirklichkeit im grellſten und oft lächerlichſten Widerſpruche ſtehen und bei den fremden Nationen allerlei Bedenken gegen deutſche Weltanſchauung und praktiſches Geſchick des großen Philoſophenvolkes erregen. Abendländiſches Regiment und Weſen — das iſt ein Axiom — kann ſich im Byzantiniſchen nur mit Hilfe der bewaffneten Macht, der Polizei und des unabläſſigen Zwanges behaupten, wie die Gewalt der Türken. Fruchtbare Herrſchaft dagegen, innere Ruhe und nationales Gedeihen iſt in dieſen Ländern nur durch die ſinn- und glaubensverwandten Ruſſen möglich. Hier wird nicht kapituliert, nicht der Streit durch halbe Konzeſſionen ausgeglichen wie bei uns, wo die Gemüter weich, die Sitten ſchmiegſam und die Charaktere flüſſig ſind.

In Byzanz ſind die Formen ſtarr, und geometriſch kongruente Dreiecke die einzige Möglichkeit. Ich weiß es, wie ungerne man ſolche Reden hört. Nie kann ſich unſer Volk mit Slawenglorie und Slawenübergewicht verſöhnen; aber wenn die Gewalt der Dinge das Gemüt ergreift, wenn Wahrheit und Tat lauter reden als edle Leidenſchaft und ſelbſt Nationalgefühl, kann das ein Gegenſtand der Beſchuldigung ſein? Politiſche Bedeutung und Kraft des uns anwidernden Slawenelements erkennen und in ſeiner Wirkſamkeit nachweiſen, iſt nicht Verrat an der eigenen Sache; es iſt Intelligenz, es iſt die natürliche Frucht der Erfahrung, es iſt ein Dienſt, den man nicht etwa Diplomaten und Regierungsagenten, die unſere Weisheit nicht nötig haben, ſondern allen in ihren Meinungen unabhängigen und nach deutlicher Erkenntnis ringenden Menſchen geleiſtet hat. Man gebe wohl acht, es wird nicht geſagt, daß Überwältigung des byzantiniſchen Imperiums durch die ruſſiſchen Slawen ein für Deutſchland nützliches und wünſchenswertes Ereignis ſei und gefördert werden müſſe. Im Gegenteile, es wäre viel heilſamer und deutſcher Antipathie angemeſſener, wenn man es verhindern, wenn man die Skythen hinter ihrem Riphäiſchen Gebirge feſtbannen und auf dem ganzen Kontinent der Gräko-Slawen die lateiniſche Bildung einpflanzen und zur Blüte bringen könnte.

Wenn aber das großartige Unternehmen in der Art, wie es der Okzident durchzuführen unternahm, auch bei innerer Möglichkeit des Gelingens dennoch ſcheitern mußte, was wird erſt geſchehen, wenn die Natur der Dinge ſelbſt wider uns im Bunde ſteht? Laſſe man es ſich nicht verdrießen, unſere Rivalen haben im Byzantiniſchen überall den Vorzug und wir Deutſchen ſind dort noch etwas weit Schlimmeres als bloß verhaßt, wir ſind — verſteht ſich mit Unrecht — geringe geachtet und ausgelacht.

Die Ereigniſſe ſind in der Zwiſchenzeit weit genug vorgerückt, um dieſem bis jetzt unerträglichen Bekenntniſſe ſelbſt mitten in Deutſchland, wenn auch nicht Lob, doch Duldung zu erzwingen — freilich kein ſonderlich geeignetes Mittel, ſich bei den Leuten zu empfehlen und beliebt zu machen! Ob aber vielleicht nur Mazedonien mit ſeinem Hagion-Oros, ſeiner Chalkidike und ſeinem Dorogobuten dem Fremden ſo düſtere Bilder vormale, und ob vielleicht unſere Sache in Theſſalien und bei den eigentlichen Hellenen zu Mali-Sina und Kolo-Petinitza jenſeits der Thermopylen beſſer ſtehe, und ob wir daſelbſt mehr genießen und glänzendere Fortſchritte machen, ſoll der freundliche Leſer aus dem nächſten Fragment erfahren.

Reiſe von Theſſalonika nach Lariſſa. Zweimonatlicher Aufenthalt in Theſſalien.

Der Leſer fühlt ſo gut wie ich ſelbſt, daß der romantiſche Teil der Reiſe eigentlich in Saloniki geſchloſſen iſt. Wir nähern uns der Sorge und dem Kampf. Europäiſche Lüfte wehen aus Hellas über den Olymp herüber und die melancholiſch ſüßen Klänge, welche die Kolchisſzenen und der Hagion-Oros in der Seele zurückgelaſſen, vertönen allmählich auf den einförmigen baumloſen Ebenen Theſſaliens und verſtummen völlig, wie ſie der Dunſtkreis europäiſcher Leidenſchaft in Zitun berührt. Hellas war nur ſchön, ſo lange man es nicht kannte, und ſelbſt das geprieſene Tempe ſinkt im Preis, wenn man früher den unſterblichen Schmuck immergrüner Paradieſe geſehen hat. Kann denn für die Sterblichen allzeit nur das Entlegene, das Unbekannte, das geheimnisvoll Verborgene ſeinen Reiz bewahren, und verwiſchen europäiſche Analyſen überall die Seligkeit?

Ich gebe kein Diarium, kümmere mich auch nicht viel um Längenmaß und Zahl zu mechaniſcher Verbeſſerung der Erdbeſchreibung. Andere haben es vor mir und mit größerm Geſchick getan, als ich es je vermöchte. Nicht um die Natur hochmütig zu beherrſchen und zu überwältigen, bin ich aus der Heimat fortgezogen; ein unwiderſtehlicher Hang nach dem Sonnenland trieb mich hin; ich überließ mich duldend ſeiner Macht, ob ihr vielleicht ein erklärendes Wort über unſere Zukunft, ein Wahrzeichen künftiger Geſchicke zu entlocken ſei. Denn hier iſt der Faden der Ariadne zum Labyrinth abendländiſcher Verwirrung und Politik. Unglückſeliger Gedanke! Beklagenswertes Los, die Menſchen in einer großen Sache gegen ihr eigenes Intereſſe, gegen die natürliche Strömung der Selbſtliebe, der Eitelkeit, der

Schwärmerei und der geiſtigen Verblendung des Irrtums zu überführen! Ich hatte öffentlich und vor ganz Europa die Macht des germaniſchen Genius über Griechenland geleugnet und den Lebensquell für das wieder erſtandene Hellas anderswo als im Okzident erkannt.

Mußte ich nicht mit Beſorgnis auf die theſſaliſchen Berge hinüberblicken, hinter denen – weniger als ſechzig Wegſtunden von Saloniki entfernt – die Marken des neuen Staates laufen? Vielleicht harren meiner daſelbſt Demütigungen und Beſchämungen mancher Art, und zeigen mir die Deutſchen im Triumph die Schöpfungen ihrer Verwaltungskunſt; nicht etwa bloß ihre Landſtraßen, ihre Tribunale, ihre hellblauen wohlgeſchulten Bataillone, ihr Schreiberkorps, ihre Tabellen, Regiſtraturen und haushohen Aktenſtöße, ſondern den Volksgeiſt, den ſie angefacht, das Gären und Rauſchen jugendlicher Lebenskraft, das ihr Genie hervorgerufen, das Ineinanderfließen und Zuſammenwachſen zweier Nationalitäten zu einem neuen Volke voll Kraft, Munterkeit und Diſziplin, wie man es nach ſolchen Opfern an Weisheit und Gold bei den erfindungsreichen Deutſchen allgemein erwarten wollte!

Nur mittelmäßig beunruhigt durch Gedanken dieſer Art verließen wir am 21. Dezember (1841) um Sonnenuntergang den Ankerplatz von Saloniki. Zufällig hatte ich im deutſchen Konſulat die Bekanntſchaft eines Herrn *** gemacht, der eines Prozeſſes wegen von Turnovo in Theſſalien nach Saloniki gekommen war. Der Mann ward als Knabe zu einem reichen Oheim nach Temesvar gebracht, von wo er nach mehr als dreißigjährigem Aufenthalt, und nachdem er durch Unfälle (1837) ein bedeutendes Vermögen verloren hatte, als Witwer mit zwei Töchtern wieder auf das Erbteil ſeiner Familie in Turnovo zurückgegangen war. Neben dem Griechiſchen und Illyriſchen war Herr *** des Deutſchen vollkommen mächtig, und nicht ohne große Freude nahm ich den Vorſchlag an, mit ihm nach Turnovo zu ziehen und einen Teil des beginnenden Winters daſelbſt in ſeinem Hauſe zu verleben. Die Stadt ſei nur drei Stunden von Lariſſa, der Reſidenz des Weſirs Namik-Paſcha, entfernt, an den ich durch das kaiſerliche Konſulat beſtens empfohlen war. Um Studien über Theſſalien zu machen, ſei kein Ort im Lande mehr geeignet als Turnovo, da es als Sitz weiland zahlreicher Türkiſch-Garnfabriken jetzt noch eine ſtarke zum Teil wohlhabende Chriſtenbevölkerung und nur etwa vierzig mohammedaniſche Familien habe. Um der Mühſeligkeit und Langweile des achtzehnſtündigen Landweges über die angelaufenen Ströme und ſumpfigen Niederungen des Golfes zu entrinnen, hatten wir den Abgang eines Segelſchiffes erwartet, das eine Ladung Holz von Claritza herübergebracht und Waren und Reiſende als Rückfracht eingenommen hatte. Claritza (wird auch Karitza geſchrieben und geſprochen) iſt ein chriſtlicher Küſtenort am Fuß des wald- und quellenreichen Oſſa, Saloniki gerade gegenüber und nur zwei Stunden ſeitwärts von der Tempeſchlucht, durch welche der Weg aus Mazedonien nach Theſſalien führt.

Zu größerer Bequemlichkeit nahmen wir die Kajüte für uns allein und Herr *** hatte, ohne zu ſagen, wer ſein Begleiter ſei, für je 20 Gruſch Fahrgeld ausgehandelt. Wie aber kurz vor dem Aufbruch der Kapitän am Bord erſchien und aus Anzug und Akzent erkannte, daß ein Franke in der Geſellſchaft ſei, erhob er allerlei Bedenklichkeiten über den eingegangenen Kontrakt: man habe ihn hintergangen; man hätte ihm vorher ſagen ſollen, wer die Kajüte miete; die Zeiten ſeien ohnehin nur gar zu ſchlecht, der Mühe viel, des Gewinnes wenig und folglich müſſe er je 10 Gruſch weiter auf die ausbedungene Summe legen. Wir machten wohl einige Gegenbemerkungen; aber alles ohne Roheit, ohne Geſchrei und mit der größten Höflichkeit. „Ἡ ἀφενδειά σας, Eure Herrlichkeit behandelt uns gar zu hart; in ſolcher Weiſe iſt noch kein Schiffspatron mit mir verfahren,“ ſagte Herr *** zum Kapitän, der aber aller Erwiderungen ungeachtet auf ſeiner Forderung blieb, die ich im Grunde doch nicht übertrieben fand und gerne für mich allein übernahm. Zu Claritza iſt es eben wie in Trapezunt, der „Franke muß vermeintlicher Schätze halber überall mehr bezahlen als der Eingeborene.“

Der Kapitän, mit ſeinem Handel zufrieden, aß und trank mit uns, während ein leiſer Zephyr das Schiff über die ruhige Fläche trieb. Die Morgenröte fand uns auf der Höhe von Platamona, dicht am Fuße des ſchneebedeckten Olympus, deſſen Ausläufer ſich hier dem Strande nähern und die natürliche Grenze Mazedoniens gegen Theſſalien bilden. Hinter uns war das Schlachtfeld von Pydna, vor uns der lieblich runde, noch immer ſchneeloſe, bis auf den Gipfel waldbekleidete Oſſa im Glanz der aufgehenden Sonne; rechts der hohe Olymp, das halbverfallene Kaſtell auf dem iſolierten Platamonakegel, der Tempeſpalt, und zwiſchen Bäumen und Gebüſch einer fetterdigen Deltaniederung, die gelblich ſchlammige Flut des Peneios, an deſſen Mündung das Schiff erſt gegen Mittag unter mattem Hauch vorüberzog. Welche Erinnerungen in welch engen Raum zuſammengedrängt! Um zwei Uhr nachmittags waren wir am Ziel, hatten aber ſchon in weiter Ferne vom Meere aus geſehen, wie ſich oberhalb des Dorfes auf der Halde mitten im Wald des Oſſa die Rauchſäule eines romantiſch gelegenen Mönchskloſters in die Lüfte ſchwang. Das gewerbliche Claritza hat weder Hafen noch Landungsplatz. Die Schiffer trugen uns über die ſeichte Uferſtelle auf ihren Schultern an den buſchreichen Strand und mehr als zwei Stunden angeſtrengter Arbeit bedurfte es, um mit Beiſtand ſämtlicher Genoſſenſchaft und roher Maſchinen das ſchwere, hochkielige Fahrzeug aufs Trockene herauszubringen, da ſich die Schiffahrt mit dieſem Tage bis zum Frühling ſchloß.

Ein kleines Geſchenk an die albaneſiſche Zollſtätte befreite von aller Unterſuchungslaſt und die freundlichen Schkypetaren, die ſämtlich griechiſch verſtanden, fanden den türkiſchen Reiſeſchein vollkommen in Ordnung, obwohl ſie ihn verkehrt in die Hände nahmen und taten, als wenn ſie ihn leſen könnten. Sogar für möglichſt gutes Unterkommen – es ward ja Abend – ſorgte der Vorſtand der Zöllner in einem leeren Hauſe. Trocknes Holz in Fülle, Nachtlampe und etwas Küchengeſchirr ward herbeigebracht und ein epirotiſcher Junge, der in Geſchäften nach Lariſſa ging, rüſtete nicht ohne Geſchick das gemeinſame Abendeſſen. Ein friſcher Indian aus Saloniki, eine gebratene Schöpſenkeule, Reis, Wein und Früchte in Fülle gaben ein fröhliches Mahl am Fuße des einſt von den Rieſen aufgetürmten buſchreichen Oſſakegels. Das Glück begünſtigte uns diesmal in allem. Wir bedurften dreier Pferde und fanden ſie um den geringen Preis von je 12 Gruſch (3 Franken) für den elfſtündigen Weg von Claritza nach Turnovo, aus deſſen Umgegend die Eigentümer der Tiere gebürtig waren. Hätte mich irgendeine magiſche Gewalt mit Alians Beſchreibung des Tempetales in der Hand unmittelbar von der Schulbank in die Hütten am buſchigen Oſſa verſetzt, um bei anbrechendem Morgenrot durch das romantiſche Felſentor in Theſſalien einzudringen, hätten vielleicht unruhvollere Träume den Schlummer zu Clarißa geſtört. Wir ſchliefen ja am Tore der irdiſchen Glückſeligkeit. Oder iſt „Tempe" nicht im literariſchen Okzident Inbegriff und Sinnbild einer vollendet ſchönen Landſchaft, eines irdiſchen Paradieſes, über das die Natur ihren ganzen Reichtum an Pflanzenfriſche, Waldſchatten, vollufrigem Wellenſpiel, Blumenflor und immergrünem Schmuck in idyllenhaftem Frieden ausgegoſſen hat?

Schwärmereien dieſer Art ſind der Levante fremd. Man kennt wohl die Paßenge, den Schlund, „τὸ Boghaſi," τὸ στενὸν, τὸ δερβένι, auf der Heerſtraße von Platamona nach Lariſſa; aber ungewöhnlich ſchöne Naturſzenen bemerken hier die ſtumpfen Gebieter des byzantiniſchen Reiches ebenſowenig als ihre gebeugten Untertanen. Was iſt Tempe? Iſt es ein breites oder ſchmales, oder hoch eingerandetes, am Ende geſchloſſenes Wald- und Wieſental mit vollem Strom in der Mitte wie Kaſchmir? oder iſt es eine waſſerreiche Baumoaſe wie Damaskus? oder eine vor dem Blicke des Wanderers verborgene Waldöde voll Quellen, voll Stille, voll Lieblichkeit und hochwipfeliger Zypreſſen wie Gargaphie? Nichts von alledem iſt Tempe. Tempe iſt ein Heerweg, iſt ein tief eingeſchnittenes Rinnſal, iſt ein langes, hohes, buſch- und ſchattenreiches Felſentor ohne Decke; die Wolken ſchauen hinein und die Sonne, wenn ſie durch die Mittagslinie von Theſſalien geht. Doch muß das Bild dem Leſer noch immer dunkel bleiben, wenn nicht zugleich ein anſchaulicher Begriff des großen, innerhalb dieſer hohen Pforte liegenden Ringbeckens das Verſtändnis der romantiſchen Szenerie erleichtert. Schon das Wort „Ringbecken" erklärt die Natur des Landes, der ebenen, fetterdigen, in der Runde von Bergen eingeſchloſſenen Gartenmulde, die der Europäer Theſſalien nennt. Nur denke man ſich dieſen theſſaliſchen Bergring nicht glatt und ſenkrecht wie eine Wand. Es dacht ſich nach innen langſam ab, bildet Halden, ſtreicht ſtellenweiſe in Form niedriger Hügel und ſteiler Vorſprünge regellos in die Ebenen hinaus; auch an Höhe und Maſſenhaftigkeit ſind ſich die einzelnen Beſtandteile des Ringes, Olympus, Pindus, Oſſa, Pelion und Othrys nicht einander gleich; nur die Waſſer rinnen rund von allen Seiten mit ihrer reichen Gabe an Schlamm in den Mittelpunkt herab. Ein rieſenhaftes Amphitheater, ein Koloſſeum im größten Styl hat die Natur aufgebaut und inmitten der Arena ſteht Lariſſa, die Metropole am tiefen, wellenreichen Peneios.

Der Peneios ſelbſt ſtürzt vom weſtlichen Rand herab und wälzt ſich in weiten Bogenkrümmungen der größten Länge nach durch die Ebene, aus welcher links und rechts alle Flüſſigkeit des Ringes in dieſe gemeinſame Pulsader zuſammenſtrömt. Das Becken müßte ſich mit Waſſer füllen und Theſſalien wäre heute noch wie in der Mythenzeit ein großer Binnenſee, hätte nicht ein geheimnisvoller Werkmeiſter vergeſſener Jahrhunderte den rieſig tiefen Spalt im feſtgekitteten Bergring durchbrochen und der ſüßen Binnenflut die Bahn geöffnet. Dieſer rieſig tiefe Spalt, dieſe Bahn der ſüßen Binnenflut iſt das „Tempetal“, die Naturnotwendigkeit, der flutende Bosporus Theſſaliens. Nach dem Geſetze der natürlichen Ökonomie muß der Bruch im Punkte der tiefſten Senkung des Terrains und zugleich der dünnſten Scheidewand, des kürzeſten Abſtandes vom Meere ſein. Dieſe Bedingungen erfüllen ſich im nordöſtlichen Teile des Bergringes auf der niedrigen Verbindungslinie des angeblich über neuntauſend Fuß hohen, am Kamm tafelförmig gezogenen Olympus und der ſanften, waldreichen Oſſapyramide, wo nach dem übereinſtimmenden Maße der Alten die Dicke der Ringwand nur fünftauſend römiſchen Paſſus, d. h. zweiundzwanzigtauſendſiebenhundertneunundſechzig Pariſer Fuß beträgt, die wir in etwas weniger als zwei Stunden in gleichmäßigem Karawanenſchritt durchritten ſind. Wenn wir nun auch noch bemerken, daß die beiden Rieſenpylonen an der äußern Tempeforte, Oſſa und Olympus zwar den Strand erfüllen, aber nicht ſenkrecht ins Meer niederſtürzen, ſondern wie die Mündung eines Trichters ſich links und rechts in lieblichen, weitausgreifenden Kurven auseinanderbeugen, ſo läßt der kluge Leſer auch ohne unſere Erinnerung durch den ſchlammreichen Peneios außerhalb des Felſentores und zwiſchen den beiden Kurven ein Delta von üppig ſtrotzendem Pflanzentriebe bilden.

Von Saloniki kommend, waren wir an der Hypotenuſe dieſes Deltas vorübergeſchifft, und am Morgen nach der Claritzanacht zogen wir dem rundgeſchweiften Fuß des Oſſa folgend durch wucheriſches Geſtrüpp einer romantiſch ſchönen Wildnis in zwei Glockenſtunden zum Tor der Schlucht an der Deltaſpitze hin. Das Delta iſt ein dichter Buſch- und Laubholzwald, von Bächen und Kanälen durchſchnitten, und inmitten des Geſchlinges und der rieſenhaften Platanendecke überraſchte uns der Peneios. Nichts verkündete die Nähe der großen, breit, voll und ruhig ſtrömenden Waſſermaſſe. Wie der Nil, wie Cäſars Arar ſchleicht ſie ohne Geräuſch, ohne Fall und Ungeſtüm melancholiſch durchs Gebüſch. Das unter Bäumen verſteckte, von Griechen bewohnte Laspochorion (Schlammdorf) iſt die einzige Ortſchaft dieſer beglückten Öde. Aber in umgekehrtem Verhältnis mit dem Reichtum des Bodens iſt die Armut der Laspochoriaten ſo groß, daß ihre Häuſer nicht einmal aus Holz gezimmert, ſondern in Geſtalt langgezogener Bienenkörbe aus Weiden geflochten und von innen mit Schlamm verkittet ſind. Nur der Pyrgos des türkiſchen Agha ragt, aus Stein gebaut, über die Rohrhütten ſeiner Knechte empor. Dagegen ſchauen hoch von der Rundhalde des Olympus die drei großen, ebenfalls griechiſch redenden, wohlgebauten und freier atmenden Flecken Crania, Pyrgetos und Rhapſana in maleriſcher Lage auf den herbſtlich bleichen Deltawald und das ärmliche Röhricht von Laspochorion herab.

Herrſchender Baum an Menge, Pracht und ungeheurer Größe ſowohl außerhalb der Schlucht als in ihrem Innern iſt die morgenländiſche Platane. Sie zieht durch den ganzen Tempeſpalt, füllt alle leeren Räume, engt die Strömung ein und ſteigt, nicht zufrieden mit trockenem Kontinent, in üppiger Fülle ſelbſt aus dem vollen Waſſerſpiegel. Wetteifernd mit dieſem ſchönen Baum drängen ſich die Terebinthe, der Granate, der gelbe Jasmin, die Eſche, die Steinlinde, Ilex, die immergrüne Eiche, der Kermes, der wilde Ölbaum, Arbutus Andrachne mit der rötlich feinen Rinde, Arbutus Unedo, Agnus Castus, beſonders Lorbeer in ungewöhnlicher Fülle, Höhe und Pracht, ein unverwelklich grüner Blätterſchmuck in die Uferdekoration und bilden beiderſeits ein dem Sonnenſtrahl undurchdringliches, von Weinreben und lianenförmiger Clematis (Waldrebe) maleriſch umſchlungenes Schattendach, unter dem der breite, volle Strom, an vielen Stellen durch die Üppigkeit des Pflanzenbetriebes verdeckt, die ſanfte Flut vorüberwälzt.

Die Platanen hatten zwar (22. Dezember) ihren Blätterſchmuck abgelegt; aber das Übermaß der immergrünen Bäume und Geſträuche, duftendes Gebüſch, Geniſte, Cytiſus und hoher Rosmarin (nur die Myrte ſah ich nicht), bewahrten den Eindruck ewigen Frühlings in der Tempeſchlucht. Fluß und Straße füllen häufig die ganze Sohle zwiſchen dem Oſſa und Olymp; und doch behauptet der ungebändigte Pflanzenbetrieb auch hier ſeine Macht. Der Weg iſt breit und ſicher, ſtellenweiſe aufgemauert oder gar lebendig ausgemeißelt und mit Marmor bekleidet aus dem nahen Bruch. Doch matt und eben wie die zwanzig bis dreißig Fuß unterhalb ſtreichende Waſſerfläche verläuft er nicht; er ſteigt und fällt je nach den Vorſprüngen des Oſſafußes wild romantiſch, und auf dem höchſten dieſer Felſenſchwellungen, etwa fünfzehn Minuten innerhalb des Eingangs von Claritza her, blickten wir zurück und ſahen durch das bogenloſe Felſentor das Segment am wolkenfreien Himmel und über die gedrängten Wipfel des Deltawaldes die blaue See im Golf von Saloniki. Mehr noch vielleicht als Pflanzentrieb und Immergrün überraſcht der Bach- und Quellenreichtum in der Schlucht. Aber nicht von der Höhe ſtürzt es herab, plätſchernd über Wald und Felſenriff wie im kolchiſchen Melastal; hier bricht es raſch und voll neben der Sohle des Wanderers unter dem Geſtein der Seitenwände, unter den Wurzeln der Platanen hervor und eilet breitſtrömend, diamanthell und kühl, wie ich es nirgend ſah, dem Peneios zu. Welcher Reichtum, welche Friſche da vergeſſen und unbenützt verrinnt! Wo die Silberwelle über die Straße rinnt, blickt der Marmorgrund blendend weiß zwiſchen grünbemoſtem Rand aus dem Spiegel der Flüſſigkeit hervor. Die Oſſaſeite, an der die Straße zieht, iſt waldſchluchtig eingebrochen und bietet wiederholt deltaförmige Ruheplätze mit hellgrünem Raſen, Blumenflor, Quellen und Gebüſche.

Dagegen fällt der Olympus faſt in der ganzen Tempelänge ſteil und wie durch Künſtlerhände durchgeſägt in den Fluß herab; doch fehlt auch hier nicht auf allen Punkten der immergrüne Pflanzenſchmuck. Mäßig am Eingang wächſt die Olympuswand nach dem Stadium an Höhe. Wundervolle Formen, runde Türme, Baſtionen, Kurtinen, Feſtungswälle in koloſſalem Stil ziehen vorüber bis zum Mittelpunkt, wo die Schlucht am engſten, die Wand beiderſeits am höchſten (man meint über achthundert Fuß) und der Charakter der Landſchaft am wildeſten iſt. Hier ſtrichen kalte Lüfte, das Nadelholz erſchien oberhalb der Steilwand, graues Gewölke zog eilend über die Gipfel und hoch über dem dunkeln Spalt ſchwebten langflügelige, fahle Aare des Olympus. In der furchtbarſten Öde der Schlucht ragt von der Spitze eines über ſechshundert Fuß ſenkrecht hohen Oſſafelſens ein zerſtörtes Kaſtell als Talſperre dicht über die Straße herein. Nur zwei bis drei Stunden, ſagte man uns, dringe der Winterſonnenſtrahl in dieſen Teil der Felſenkluft. Deſto lieblicher ſind im Sommer das dunkle Pflanzengrün, die Einſamkeit und die Schattenkühle. Wie ſich der Spalt von der mazedoniſchen Mündung bis in die Mitte hinein trichterförmig verengt, dehnt er ſich von dort gegen die theſſaliſche Mündung im gleichen Maße wieder aus, ſo daß zwei lange, an der Spitze ſich berührende Hörner das treueſte Bild von Tempe geben. Nur ſcheint die Tempenatur auf der theſſaliſchen Seite noch reizender als auf der andern zu ſein. Milde, ſonnenbeleuchtete Hügel ſchimmern am Olympusfuß zwiſchen hohen Bäumen herüber; entzückendes Wieſengrün, Platanenhaine, kühler Quellenſprudel und dicht bewaldete Eilande im Peneios ſelbſt bilden die Sommerluſt der Leute von Baba, dem erſten Dorfe, lieblich zwiſchen Laubholz, Pinien und Zypreſſen unmittelbar am Tor der Schlucht gelegen. Selbſt der Fluß verzichtet hier auf ſeinen ſchweigſam leiſen Gang und wälzt die volle Flut nicht ohne Gemurmel über das drei Fuß hohe, von Ufer zu Ufer den Strom ſchief ſchwellende Wehr hinab. Künſtliche Höhlen und grünumranktes Geklüfte zu beiden Seiten des Tales deuten auf geheimnisvolles, vergeſſenes Spiel des Altertums.

Vor einer dieſer Höhlen an der Olympuswand ſteht nach Erzählung der chriſtlichen Begleiter jetzt noch eine Kapelle der Panagia und an jeder Seite des Eingangs ein hoher Lorbeerbaum. Daphne, ſagt die Fabel, vor dem theſſaliſchen Apollo fliehend, ward im Tempe in einen Lorbeerbaum verwandelt. Mit einem Kranz aus den Blättern dieſes Baumes auf dem Haupte und mit einem Zweige desſelben in der Hand, habe dann Apollo das Orakel zu Delphi übernommen. Zum Andenken kam alle neun Jahre eine delphiſche Geſandtſchaft und opferte feierlich auf dem Altare am benannten Baum. Das war theſſaliſche „Kirmeß“ und Sommerfeier des lorbeerreichen Tempetales, vielleicht an derſelben Stelle, wo jetzo die Kapelle mit dem ewiggrünen, breitbelaubten Doppelbuſche ſteht! Im Vorübergehen pflückte auch ich einen Zweig und bewahre ihn heute noch neben fahlen Blättern des Tales Joſaphat zur Erinnerung an den Temperitt.

Nicht mehr als dreißig Häuſer und zwiſchen Baumdickicht eine Moſchee zählten wir in Baba, hielten Mittagsruhe und ſahen die ſchöne Landſchaft am Tempetor und die maleriſche Lage ihrer Dörfer an.

Die Abhänge der zu beiden Seiten des Tores hügelig auseinanderfahrenden Bergkurven ſind auch hier mit bewohnten Orten und mit Ruinen aus dem Altertum geſchmückt. Hier erblickten wir zuerſt das berühmte und durch ſeine Türkiſch-Garnfärbereien weiland auch in Europa wohlbekannte Ampelakia links ober uns auf der Oſſahalde mit der Ausſicht über die große theſſaliſche Ebene einſam an Felſenwände hingelehnt.

Ampelakia ſieht nicht in das Innere der romantiſchen immergrünen Schlucht herab, und in Baba ſelbſt, obgleich ſchon innerhalb des Ringbeckens, iſt der Blick noch eingeengt. Erſt wie man die kleine, baumreiche, etwas über eine halbe Stunde lange und von niedrig ſtreichenden Hügeln eingerundete Ebene von Makro-Chorion (Langendorf) überſchritten hat, öffnet ſich der weite Horizont und erſcheint auf einmal in monotoner Majeſtät die ungeheure, länglichrunde ſpiegelglatte Binnenfläche Theſſaliens, und wie Nebelſchatten ſchwamm in dunkler Ferne das Minaregewirre von Lariſſa. Sieben gute Stunden hatten wir noch bis Turnovo. Wie die Sonne hinter Agrafa unterging, kamen wir unweit dem türkiſchen Dorfe Kaſtklar zu Peneiosfähre und erreichten, im Zwielicht des halbverhüllten Mondes über die Fläche ſtreichend, erſt nach acht Uhr abends unſer Ziel.

Nach dem neueſten Stande der byzantiniſchen Studien weiß auch der nur mäßig unterrichtete Leſer ohne Mühe, daß Turnovo (Τύρνοβος) kein griechiſcher, ſondern ein rein ſlawiſcher Name ſei und auf Deutſch mit „Dornheim" zu überſetzen wäre. Zum Unterſchiede von der alten bulgariſchen Hauptſtadt gleichen Namens zwiſchen Balkan und Donau wird das nordiſche „Groß-Turnovo", das ſüdliche theſſaliſche aber „Klein-Turnovo" genannt. Zum Troſte vieler ſei es aber gleich voraus bemerkt, daß im Laufe der Zeiten und der Verwandlungen die griechiſche Rede in Klein-Turnovo zwar der Hauptſache nach die Oberhand gewonnen, aber nicht wenige Slawismen in die Familien- und Umgangsſprache aufgenommen habe Hinter der nördlichen Abdachung des Olympus reden die „Römer", d. i. die Griechen noch diſtriktweiſe ſlawiſch; auf der ſüdlichen dagegen iſt nur noch ein ſchwacher Beiſatz geblieben, der in der Richtung gegen das freie Griechenland immer dünner wird, aber ſelbſt im Peloponnes und beſonders im Taygetos noch jetzt nicht gänzlich erloſchen iſt. Gleich in der erſten Nacht ſchwärmten junge Turnobiten ſingend durch die Straße an unſerm Haus vorüber:

Καθὲ χωριὸ καὶ ζακόνη,
καθὲ μαχαλᾶς καὶ τάξι,
Jedes Dorf hat ſein Geſetz,
Jeder Flecken ſeinen Brauch [1].

Die Stadt ſelbſt — denn ihre Geſtalt und Lage zu erforſchen war im Laufe des folgenden Tages das erſte Geſchäft — iſt auf dem der Tempeſchlucht entgegengeſetzten nordweſtlichen Saume der großen Ebene, auf ſpiegelflachem Terrain nur etwa fünfhundert Schritte von dem nackten Steinhügelrand erbaut, der als Ausläufer vom Olymp herüberſtreicht und das erſte amphitheatraliſch über die Zentralebene gegen den Pindus aufſteigende Stufenland vermittelt.

---

[1] Ζακόνη iſt ſlawiſch und Μαχαλλᾶς türkiſch.

Längs dem Nordrand der Ebene, ungefähr drei Wegſtunden von Turnovo, beginnen die mit Oleaſter und Grüneichen bewaldeten Halden und Vorberge des Olympus, deſſen kühner, lang gezogener, breiter Tafelkamm ſich rieſig über alle Berge des Ringbeckens hebt und im Winter den Glanz ſeiner Schneelager, im Sommer die erquickende Kühle ſeiner Alpenlüfte über die weite Ebene verſendet. Neben dieſem gewaltigen Bau ſpielt ſelbſt der waldige Oſſakegel mit allen übrigen Randkanten eine mehr als beſcheidene Figur.

Turnovo hat eine mehr dem europäiſchen Stile nahende Bauart, wie man ſie unſeres Wiſſens in keiner Stadt des türkiſches Reiches wieder findet. Die Straßen ſind meiſtens breit, gerade und durchſchneiden ſich mit Zierlichkeit in rechten Winkeln; ſie ſind oder waren vielmehr mit großen Kieſelſteinen kunſtreich gepflaſtert, ſelbſt Hochpfade fehlen nicht und häufig laufen ſogar offene Kanäle in der Mitte. Im ganzen iſt es etwa die Figur eines länglichen Vierecks, das mit ſeinem Oſtende an das breite, hier aber meiſtens waſſerloſe Bett eines wilden Stromes reicht, den die Einwohner Xeraï, die Gelehrten Saranta-Poros (vierzig Furten) und die europäiſchen Kommentatoren des Altertums Titareſios nennen. Er kommt aus den Schluchten des Olympus über die Hochebene Alaſona und hinter dem Steinhügelrand ſüdlich von Turnovo auf die Ebene heraus, macht eine raſche Krümmung nach Norden zum Fuß des Olympus zurück und fällt durch neue Zuflüſſe getränkt und perennierend weniger als eine Wegſtunde außerhalb der Tempeſchlucht in den Peneios.

Wann der Schnee im Gebirge ſchmilzt oder Wetter niederrauſchen, wälzt er eine furchtbare Waſſerflut mit donnerndem Gebrumm an Turnovo vorüber. Zur Nachtzeit hörten wir den dumpfen Ton der rollenden Wogen bis in den entlegenſten Teil der Stadt herein. Unter allen Umſtänden aber ſichert eine Steinbrücke von ſechzehn eleganten Bogen die Verbindung mit dem entgegengeſetzten Ufer und mit der Straße nach Lariſſa. Der Eindruck der Stadt Turnovo auf das Gemüt des Fremden iſt durchgehend luftig, heiter, leicht und offen, weil die Häuſer der Inſelvierecke meiſtens niedrig aber geräumig und durch Gemüſegärten, weite Höfe und lehmummauerte offene Plätze mit großen Holztoren von Nachbar und Straße geſchieden ſind. Ein erhöhtes Gelaß oder ein Stockwerk auf dem Erdgeſchoß iſt Regel der Turnobiten-Architektur. Romantiſch iſt das freilich nicht, denn auch an Schatten und Grün iſt in Turnovo kein Überfluß. Hie und da eine Gruppe weißer Maulbeerbäume, eine Rebe auf der Gartenmauer, ein Aprikoſenbuſch, eine Platane am Brunnen iſt der ganze Schmuck. Aber auch nichts beengt in Turnovo den Sinn, und der breite Olympus ſieht überall in die Straßen herein.

Um vor der Brückenmaut unbeläſtigt zu bleiben, waren wir vorigen Abend im Mondlicht durch das trockene Strombett geritten und durch einen weiten Mauerbruch über öde Plätze in unſere Wohnung gekommen. Ein Dritteil der Häuſer, die im erſten Dezennium dieſes Jahrhunderts noch von wohlhabenden und gewerbfleißigen Griechen bewohnt waren, iſt ſeitdem verſchwunden und ganze Quadrate an der zum größern Teil geebneten Umwallung haben ſich in Kürbisfeld und leeren Weideplatz verwandelt. Doch klage der Leſer über dieſen Verfall nicht die Türken an! Turnovo, von der Natur zum ſtillen Glück des Landbaues angewieſen, ward durch die Umſtände ein Manufakturort und folglich war auch ſein Glanz nur ein erborgter, ſein Los ein erkünſteltes und ſein Reichtum vom Wechſel der Zeit, der Mode und der Induſtrie bedingt. Die engliſchen Spinnereien und der Fortſchritt der Chemie und ihre ſchwunghafte Anwendung auf die Künſte des Lebens im Okzident haben die Blüte von Turnovo, Ampelakia und Tſcharnitſchena in Theſſalien zerſtört. Jedermann kennt ja Ampelakia und das rotgefärbte türkiſche Baumwollengarn, mit welchem noch während des Kontinentalſyſtems dieſer zur höchſten Blütezeit nur etwa viertauſend Seelen zählende Flecken auf der Oſſahalde ausſchließlich nicht bloß die benachbarten Provinzen der Türkei, ſondern auch die weſtlichen Chriſtenländer, beſonders aber Deutſchland verſorgte. Peſt, Wien und Leipzig waren die Hauptniederlagen und Mittelpunkte des „türkiſchen“ Garnhandels und unglaubliche Summen floſſen aus den weſtlichen Landen nach Theſſalien.

Beaujour in ſeinem Tableau du Commerce de la Grèce und aus ihm Urquhart haben Art, Epoche, Blüte und Verfall dieſer Ampelakia-Induſtrie weitläufiger beſprochen, beide aber den Anteil vergeſſen, welchen Turnovo und Tſcharnitſchena, jedes unabhängig und für ſich, am reichen Ertrag der Färbereien hatte. Der Vater des Herrn ***, in deſſen Hauſe ich einen Teil des Winters verlebte, hatte auf dieſem Wege ein großes Vermögen erworben und die ſchöne Wohnung aufgerichtet, die unter Familienſtreit, Prozeß, Unglück und Zwietracht ſeiner Kinder, wie alles in Turnovo, ſchon wieder zugrunde geht. Der Boden von Theſſalien hat ſich nicht geändert, er gibt heute noch wie damals jährlich an dreitauſend Ballen Baumwolle. Auch die Liebe zu Arbeit und Gewinn iſt in Nordtheſſalien mit der Handmanipulation in Weben, Spinnen und Färben dieſelbe geblieben, wie ſie vor fünfzig Jahren war; aber „die Deutſchen kaufen unſer Garn nicht mehr, ſie färben es jetzt ſelbſt,“ ſagte ein Empiricus von Turnovo, der lange in Ampelakia gelebt und jetzt, verſteht ſich ohne Studien, die Heilkunſt übt.

In Tſcharnitſchena, wohin ich ſpäter kam, iſt dieſelbe Klage: „Die Deutſchen kaufen unſer Garn nicht mehr, ſie färben es ſelbſt, wir müſſen zugrunde gehen, weil wir mit den Maſchinen und Zauberkünſten des Okzidents nicht zu konkurrieren vermögen.“ In Theſſalien hat die Maſchine noch nicht den Menſchen vom Brot verdrängt wie in Europa; aber leider geht die Liebesglut der Deutſchen, ob ſie gleich warme Philhellenen ſind, doch nicht ſo weit, um die teure Handarbeit der Theſſalier dem wohlfeilen Maſchinenprodukt der Briten vorzuziehen. Nicht bloß Deutſchland iſt dem türkiſchen Geſpinſt verſchloſſen, britiſche Induſtrie hat es ſogar in der Türkei ſelbſt vom Markt verdrängt. Maſchinengeſponnene Seide verkauft man in Lariſſa zu unglaublich niedrigen Preiſen, und doch weben ſie zu Ampelakia (ὑφαίνουν, ὑφαίνουν ἀκόμη) noch immer fort, färben in Turnovo und haſpeln Seide ab in Tſcharnitſchena, um den Triumph des ausländiſchen Nebenbuhlers wenigſtens auf eigenem Boden noch ſtreitig zu machen. Kann man es dieſen Leuten übelnehmen, wenn ſie ſtreng konſervativen Prinzipien huldigen und ſich leidenſchaftlich gegen das maßloſe Fortſchreiten und ewige Verbeſſern der Künſte erklären? Nach den Vorſtellungen der Weiſen von Ampelakia hätten die öffentlichen Zuſtände den möglichſten Grad der Vollkommenheit erreicht, ſobald die Theſſalier allein das türkiſche Garn färben und die Deutſchen es zu ſehr hohen Preiſen bezahlen. In Turnovo ertragen ſie den Umſchwung mit Reſignation, weil die Verletzten bereits verkommen oder weggezogen und ihre Häuſer eingefallen ſind. Aber in den beiden andern Orten ſchmollen ſie auf den Trümmern ihres Glückes mit dem ganzen Okzident in törichter Empfindſamkeit; und namentlich werden zu Ampelakia fremde Europäer, kommen ſie nicht des Handels wegen, häufig geſchmäht und ausgetrieben. In Tſcharnitſchena jagt man ſie zwar nicht fort, beſonders wenn ſie in guter einheimiſcher Begleitung kommen, begegnet ihnen aber allenthalben mit ſoviel Zurückſtoßung und beleidigender Kälte, daß ſie ſelbſt gerne ſo ſchnell als möglich weiterziehen, wie es mir in einigen der beſten Chriſtenhäuſer des Orts begegnet iſt. Ein häßlicheres Amphibium als der europäiſierte Handels-Grieche auf ſeinem byzantiniſchen Boden beſteht in der Natur der Dinge nicht.

Im Grunde iſt es, wie ich mir zeigen und erklären ließ, der jetzt in Europa ſo allgemein verbreitete Krapp mit Ginſter und der Kalipflanze für Pottaſche, was lange fort das ausſchließliche Glück der benannten drei Gemeinden Theſſaliens machte[1]. Nur ſind dieſe Farbekräuter nicht ſeit undenklichen Zeiten, wie ich es dachte, ſamt der kunſtreichen Benützung auf theſſaliſchem Boden einheimiſch, ſondern erſt zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Türken ins Land gekommen, was man nirgend beſſer wiſſen kann als in Turnovo ſelbſt.

Die Stadt mit den weiten, geradwinkligen Straßen und der Färberinduſtrie iſt ein Bauwerk des klugen Häuptlings Turchan-Beg, unter deſſen Anführung Theſſalien bleibend unter türkiſche Botmäßigkeit geriet. Die Annaliſten beider Teile übergehen, wie allzeit, wenn es ſich um ſtille Werke des Friedens und der bürgerlichen

---

[1] Nach Leake wäre es die auf den Bergen Kleinaſiens wildwachſende und von den Einheimiſchen 'Αλιζάρι genannte Wurzel, aus der man das ſchöne Rot gewinne. Dieſelbe Wurzel, wenn künſtlich angebaut, ſchade der Farbe und ſei, wie die erkünſtelte Andacht, ohne Kraft.

Wohlfahrt handelt, den Einzug der Osmanli in Lariſſa und die Koloniſierung der Zentralfläche Theſſaliens durch ſeldſchukiſche Türken aus Ikonium ſamt ihrer aſiatiſchen Induſtrie mit Stillſchweigen. Aber das Andenken hat ſich unter den alten türkiſchen Familien durch mündliche Überlieferung und eine noch bei der Hauptmoſchee aufbewahrte Lebensbeſchreibung Turchan-Begs bis auf dieſe Stunde fortgepflanzt. Der alte, reiche, menſchenfreundliche und gerechte Türke Hadſchi-Oghlu von Turnovo erzählte oft und weitläufig, wie Turchan-Beg mit ſeinen Begleitern von Lariſſa (Jeniſchehir) herausgeritten kam, wie er am Waſſerteich vom Pferde ſtieg, zuerſt ein Bethaus und dann die Stadt bauen ließ, die er von den Hechten des Teiches Turnavo[1]), d. i. „Hechtenheim" genannt habe. Der Zivilgouverneur des Ortes will aus derſelben noch aufbewahrten Biographie Turchan-Begs wiſſen, daß die bleibende Beſitznahme des Landes durch die Osmanli und die Erbauung Turnovos unter Sultan Murad II. dreißig Jahre vor der Eroberung Konſtantinopels (1453) ſtattgefunden habe. Dasſelbe hat man Herrn Urquhart zehn Jahre früher mit dem Beiſatze erzählt: die Osmanli wären nur auf Bitten der chriſtlichen Bewohner Lariſſas gekommen, um das Land von der drückenden Herrſchaft eines ſlawiſchen (ſerbiſchen) Häuplings zu befreien. Weil aber Turchan-Beg mit ſeinen fünftauſend Streitern das Land gegen die feindlichen Slawenſtämme im Pindus und der nördlichen Gebirge nicht zu beſchützen vermochte, habe er fünf- bis ſechstauſend ſeldſchukiſche Familien aus der Umgegend von Ikonium in Aſia Minor zur Auswanderung nach Theſſalien bewogen und ſie als Militär-Kolonien, mit der Front gegen den Olympus, in einer Reihe von zwölf neuerrichteten feſten Dörfern auf der Zentralfläche nördlich von Lariſſa angeſiedelt[2]).

---

[1]) طورنه turna heißt auf türkiſch allerdings „Hecht"; aber der Ausgang des Wortes gehört einer andern Sprache an, und die Byzantiner nennen lange vor dem Übergang der Türken nach Europa in dieſer Gegend den Ort Τύρναβος.

[2]) Zwei von dieſen ikoniſchen Koloniſtendörfern, Balamut und Dereli (Thalheim) fanden wir gleich beim Eintritt von Tempe auf die Ebene, Baba gegenüber. Durch Tatar, Kaſiklar, Tſchaier (Wieſen), Miſſalar und Karadſch-Oghlan ſind wir ebenfalls gekommen.

Im Rücken dieſer permanenten kriegeriſchen Linie ward gleichſam als Hauptquartier und Sitz des Oberbefehlshabers Turnovo errichtet und auf Turchans Bitte vom Sultan Murad mit großen Freiheiten ausgeſtattet. Turchan war ein kluger, billiger und duldſamer Mann, der alle Glaubensbekenntniſſe mit gleicher Gerechtigkeit behandelte und namentlich bedrängten Chriſten eine Freiſtätte in ſeiner neuen Stadt errichtete. Zehn Jahre bezahlten fremde Anſiedler keine Abgaben, und dann waren Kopfgeld und Zehnten die einzige Leiſtung, die ſie dem Stifter und ſeine Nachkommen auf „ewige Zeiten" zu entrichten hatten. Kein Paſcha durfte in die Stadt, keinem türkiſchen Heerhaufen war der Durchzug geſtattet, auch Frondienſte konnten nicht gefordert werden, und zu mehr Sicherheit wurden dieſe Privilegien unter den Schirm der Religion geſtellt und der Grundbeſitz als Tempelgut, als Lehen (Vakuf) der iſlamitiſchen Metropolis von Mekka erklärt und ſo aller weltlichen Kontrolle entrückt. Bis zum griechiſchen Aufſtand und zu Sultan Mahmuds Reformen blieben alle dieſe Privilegien in der Hauptſache unangetaſtet, und die Nachkommen des Stifters ſind heute noch im Beſitz der erſten lokal-obrigkeitlichen Stelle. Aber niemand würde jetzt dem Weſir Namik-Paſcha den Eintritt verwehren, und die zuchtloſe Soldateska hatte während des griechiſchen Freiheitskampfes oft in Turnovo Quartier genommen.

Turchan-Beg war aber nicht bloß Soldat: er beſaß die Kunſt des Friedens, der Erhaltung, des Verwaltens und der Schöpfung bürgerlicher Glückſeligkeit in nicht geringerem Grade. Er gehörte in die Zahl jener ſeltenen und bevorzugten Weſen, deren Trefflichkeit und geniales Wirken Jahrhunderte umfaßt, weil es unverſiegbare Quellen des Segens und der Wohlfahrt auch den künftigen Geſchlechtern öffnet. Nicht bloß an Tapferkeit und kriegeriſcher Diſziplin waren die Türken den byzantiniſchen Chriſten überlegen; die Türken übertrafen ſie noch insbeſondere in vielen nützlichen, einträglichen und das bürgerliche Daſein verſchönernden Künſten, die als altes Erbteil des Orients zu betrachten ſind. Am auffallendſten aber zeigte ſich türkiſches Übergewicht, wenn man den genialen Blick, mit dem ihre Führer die praktiſche Seite des öffentlichen Lebens erfaßten, mit den läppiſchen Konzepten der blödſinnig im Labyrinth dogmatiſcher Spitzfindigkeiten herumfaſelnden Staatsmänner von Byzanz vergleicht.

Mit den Farbekräutern und ihrer kunſtreichen Benutzung brachte Turchan-Beg zugleich die übrigen Fertigkeiten nach Theſſalien, die mit gewinnreicher Verarbeitung der Seide, der Baumwolle und des gemeinen Vließes verbunden ſind. Und war Turnovo auch Mittelpunkt und gleichſam Lieblingsreſidenz der neuen Pflanzenwelt und der neuen Induſtrie, umfaßte der intelligente Eroberer und Bildner in ſeiner Sorgfalt doch das ganze Land. Brücken, Einkehrſtälle, Brunnen, Kaufbuden, Bäder, ſteinerne Garnwäſchen, Mühlen, Gotteshäuſer und Schulen, wovon das meiſte heute noch beſteht, wurden mit ſicherem Takt inmitten der bankerotten Gräko-Slawen als friſche Lebensknoſpen am rechten Orte angelegt. Nur weiß ich nicht, ob die Turnobiten nicht gar zu ſelbſtgefällig ſind, wenn ſie den weißen Maulbeerbaum mit dem Seidenblatt auf ihren Feldern für älter halten als die Anpflanzung deſſelben in Saloniki, um Adrianopel und ſogar bei Pruſa in Bithynien. Mit größerem Rechte vielleicht mögen ſie auf die Schönheit ihres Baumes eitel ſein; denn ſicherlich muß das ungewöhnlich breite, glänzende, dunkelgrüne Laub des theſſaliſchen Maulbeerbaumes, beſonders auf den Feldern des von Turnovo etwa vier Stunden entlegenen Tſcharnitſchena, im Vergleiche mit andern, jeden Fremden überraſchen. Auch kann man die Handfertigkeit im Spinnen und gewiſſe traditionelle Kunſtgriffe in Behandlung der Seidenraupe und ihre Pflege, wie man ſie wegen der größern Weichheit und Vollendung ihres Produktes den Theſſaliern vor allen Gegenden der Levante von jeher zuerkannte, ſogar jetzt noch nicht leugnen.

Im Gegenſatz mit europäiſchem Brauch – man hatte es vor mir ſchon Herrn Urquhart erzählt – werden in Theſſalien nicht die Blätter am Maulbeerbaume gepflückt, ſondern die jährlichen Sproſſen abgeſchnitten, weil in dieſer Weiſe nach der gemeinen Vorſtellung das Blatt an Saft und Fülle gewinnt und auch die Raupen lieber auf die Zweige kriechen, deren Reinhaltung erleichtert, Trieb und Schwellung aber gefördert werde. Unter ſolchen Umſtänden iſt es gar nicht zu verwundern, wenn Turnovo um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, nach dem Bericht des Engländers Brown, „eine große und luſtige Stadt mit achtzehn Kirchen und nur drei Moſcheen geweſen iſt“, und ſogar Mohammed IV., bezaubert durch die Pracht der grünen Ebene, mit dem ganzen Gefolge ſeines aſiatiſchen Hofes wiederholt daſelbſt ſeine Reſidenz aufgeſchlagen und Turchan-Begs alte Lieblingsſchöpfung zum Tummelplatz der Serai-Intrigen, des Hofluxus, der Kranichjagd und der an der hohen Pforte unterhandelnden und händelnden Diplomaten der Chriſtenheit verwandelt hat. Das Hoflager des Padiſchah war zu jener Zeit noch Mittelpunkt der europäiſchen Dinge und die türkiſche Monarchie für ſich allein noch weit mächtiger als die Geſamtmaſſe der uneinigen, in gegenſeitiger Eiferſucht erboſten, geldarmen, zuchtloſen und ſchlecht regierten Staaten des chriſtlichen Okzidents. Chriſtliche Ohnmacht war türkiſcher Kraft gegenüber ſo flagrant und die Rolle der ſtolzeſten Nationen des Evangeliums vor dem „Kalifen der Gläubigen“ ſo ärmlich und hilflos, zugleich aber ſo bettelhaft und zudringlich, daß ſie ein unaustilgbares, heute noch fortlebendes Gefühl der Geringſchätzung und Verachtung gegen alles Chriſtenweſen im Herzen des türkiſchen Volkes zurückgelaſſen haben.

Ambassadeurs und Ministres plénipotentiaires des Imperators von Deutſchland, des Königs „de France et de Navarre“, und des Zars von Moskowien wurden an der hohen Pforte offiziell beohrfeigt und zur Türe hinausgeworfen, kamen aber, nach der mündlichen Bemerkung eines Türken, wie gepeitſchte Hunde immer wieder ſchweifwedelnd gleichſam zu ihrem Gebieter und Brotherrn bei der andern Tür herein. Niemand wird vermuten, Louis XIV. und die andern Potentaten der Chriſtenheit haben die Verübung ſolcher Unwürdigkeiten an ihren Repräſentanten aus Mangel an Selbſtgefühl verſchluckt. Es war Machtloſigkeit und die alte Gewohnheit Europas, vor dem Padiſchah und dem Allahruf ſeiner ſtreitgeübten Miliz zu zittern, was ihren Arm lähmte und die verzagten Seelen der „Giaur“ zu racheloſer Geduld ſchmachvollen Schimpfes zwang. Sogar ein dunkles Vorempfinden, als wäre die türkiſche Monarchie der Schlußſtein des neuern Staatenſyſtems, und würde mit ihrer ſchon damals geträumten Auflöſung zugleich das vermittelnde Element und der heilſame Damm zerſtört, der noch die giftigen Leidenſchaften der chriſtlichen Staaten in Schranken oder gleichſam in der Schwebe hielt, wollen kluge Beobachter in der europäiſchen Politik ſchon während der Herrſchaft Sultan Mohammeds IV. (1648—1687) erkennen. Gilt Abdul-Medſchid für ſich und ſein Haus heute auch nur noch im gutmütigen Glauben ſeiner Untertanen, nicht aber dem Weſen nach wie ſeine Vorfahren im ſiebzehnten Jahrhundert als Lenker und Mittelpunkt der politiſchen Bewegungen, ſo hat doch das byzantiniſche Reich objektiv von ſeiner univerſellen Bedeutung nichts verloren. Und könnte man, anſtatt mit einfältigen Projekten am toten Buchſtaben des türkiſchen Geſetzes zu rütteln, das regierende Haus zur alten Energie und Genialität erwärmen, ſo wäre auf dieſer Seite mit der kleinlichen Eiferſucht der Potentaten alle Not der Zeit beſchwichtigt. Lieber noch als das Übergewicht ſeinesgleichen duldet man tyranniſche Laune, Druck und Schmach von fremder Gewalt, wenn ſie nur alle Rivalen mit gleichem Maße demütigt und niederdrückt.

Kein Volk kann ſich mit größerem Rechte über ſeine Fürſten beklagen als die Türken, weil alle Schuld verlorener Herrlichkeit des Reiches dem Abfall des regierenden Hauſes von der alten Sitte, Zucht und Energie beizumeſſen iſt. „Höre nicht auf die Einflüſterungen der Weiber; der Schatz ſei allzeit gefüllt, ſelbſt um den Preis der Volksbedrückung; der Sultan ſitze allzeit zu Pferd und das Heer ſei immer in Tätigkeit," war der letzte Rat des ſterbenden Großweſirs Muſtafa Köprili an eben dieſen Mohammed IV., den Kranichjäger von Turnovo. Zu Pferde ſaß er freilich das ganze Jahr, aber nicht an der Spitze der Heerſcharen, die Wien und Kandia ſtürmten; Mohammed IV. regnoit et ne gouvernait pas.

Das Andenken an jene Zeiten des Glanzes und der Pracht hat ſich durch mündliche Überlieferung in der jetzt ſo geräuſchloſen öden Stadt zum Teil noch immer fortgepflanzt und man erzählt noch vom großen, ſtadtähnlichen Zeltlager des Padiſchah, von den vergoldeten Kugeln, vom Drängen der Falkeniere, Jäger, Diener, Segbane (Hundewärter), Paſchen und Geſandten ſämtlicher Staaten der Chriſtenheit, von Raguſa bis zum römiſchen Imperator, mit ihrem Gefolge und in ihrer einheimiſchen Sitte und Tracht. Nur ſind die achtzehn chriſtlichen Kirchen in Turnovo jetzt auf zwei herabgekommen und dagegen die Moſcheen von drei auf ſieben angewachſen, obgleich der Ort heute wie damals überwiegend chriſtlich iſt.

Solange die hohe Pforte keine ernſthafte Gefahr von Seite der chriſtlichen Völker witterte und beſonders die Politik der Zare nicht kannte, war ſie gegen die griechiſchen Untertanen viel nachſichtiger und duldſamer, als man gewöhnlich glaubt. Die Verfolgung und Verkürzung altverbriefter Freiheiten begann erſt mit dem Erſcheinen der Moskowiter auf der Bühne, bis endlich der große Aufſtand in unſern Tagen mit den Schöpfungen des langen, einheimiſchen Friedens und der Induſtrie auch alle Verträge, Berate und Privilegien der früheren Zeiten in Theſſalien wie überall in der Türkei zerſtörte und zerriß. „Die Angli und die Nemtzii ſind Griechenfeinde und hindern uns, die Türken aus Theſſalien zu treiben,“ ſagte der Empirikus und ſtellte auf meine Frage um den numeriſchen Belang der beiden feindlichen Volksſtämme das Verhältnis wie eins zu zehn bis fünfzehn, indem er die theſſaliſche Türkenbevölkerung auf etwa fünfundzwanzigtauſend Familien, die chriſtliche aber aufs zehn- bis fünfzehnfache berechnete, was eine offenbare Torheit iſt. Denn in Theſſalien haben ſich die Türken nicht bloß in den namhafteren Städten, wie es allenthalben ihre Sitte iſt, zum Nachteil der alten Einwohner maſſenhaft zuſammengedrängt; ſie haben wegen der vorzüglichen Fruchtbarkeit und Schönheit des Bodens unter Anleitung des weiſen Turchan-Beg das offene Land, d. h. die fette Zentral-Gartenfläche des Ringbeckens in Beſitz genommen, ſo daß den Chriſten nur die rauheren, zum Teil waſſerloſen und magern Berg- und Hügeldiſtrikte übrig blieben.

Am allerungünſtigſten ſtellt ſich das Verhältnis begreiflicherweiſe in der Hauptſtadt Lariſſa heraus, wo man auf eine Bevölkerung von ſechsunddreißigtauſend bis vierzigtauſend Türkenſeelen nur etwa vierhundert jüdiſche und beiläufig ebenſo viele griechiſche Familien zählt. Ebenſo, wo nicht noch ſchlimmer, iſt es zu Pharſalos beſtellt, das man mit gutem Gewiſſen eine rein türkiſche Stadt nennen darf. Bis zur Unterdrückung der Janitſcharen wurde von den trotzigen Moslimen dieſes nahe an ſiebenhundert Haushaltungen faſſenden Ortes kein

Chriſt in ihrer Mitte geduldet, jetzt haben ſich eine kleine Anzahl, wenn wir recht notierten, ſieben oder acht arme chriſtliche Familien der unterſten Volksklaſſe als Pächter, Krämer, Handwerker und Pferdevermieter am äußerſten Saum der Stadt und gleichſam in den abgelegenſten Schmutz- und Kotgaſſen eingeniſtet.

In den beiden Städtchen Thaumako am Südrande und Alaſona am Nordende Theſſaliens iſt die Bürgſchaft nach übereinſtimmender Schätzung zur Hälfte griechiſch und zur Hälfte türkiſch; in Trikkala dagegen, der zweitgrößten Stadt des Landes, wohin ich aber nicht ſelbſt gekommen bin wie in die vorgenannten Orte, ſoll das griechiſche Element ſelbſt jetzt noch unbedeutend ſein. Ausſchließlich griechiſch iſt von bedeutenden Orten nur Ampelakia, dann das bulgariſche Tſcharnitſchena, beſonders aber das Munizipium der Halbinſel Trikkeri auf dem öſtlichen Abhange der Pelionskette, was dem alten Lande der Magneter entſpricht und jetzt die ſlawiſche Benennung Zagóri trägt, obwohl die Sprache, der dieſes Wort angehört, ſchon längſt erloſchen iſt. Selbſt im Hügelland zwiſchen Lariſſa und Pharſolus, was man im Altertum die Hundsköpfe (Cynoscephalae) nannte, trafen wir ganz türkiſche Dörfer an. Das genaue Verhältnis beider Beſtandteile herzuſtellen, iſt indeſſen für einen durchreiſenden Fremden nicht leicht möglich, weil die Fragen nach Maß und Zahl in ſolchen Dingen überall ſchwer zu beantworten, in der Levante aber häufig auch noch verdächtig ſind. Nur merkte ich bald genug, daß beide Parteien den Gegner verkleinern und nebenher ſich ſelbſt ſo hoch als möglich taxieren. Für ſich ſelbſt kennt freilich jeder Ort die Zahl ſeiner Familien, die ganze Provinz umſchließende Angaben aber bleiben immer ſchwankend und zweifelhaft.

Wer die chriſtliche Bevölkerung Theſſaliens auf das Doppelte der türkiſchen ſtellt, hat ſie wahrſcheinlich überſchätzt. Hätte die Peſt im vorigen Jahrhundert nicht wiederholt und ausſchließlich die ikoniſchen Pflanzdörfer der Ebene heimgeſucht und das ſinnloſe Rekrutierungsgeſetz im gegenwärtigen die Reihen der theſſaliſchen Türken kläglich gelichtet, ſo würde das Verhältnis für ſie ein noch günſtigeres ſein. Vor hundert Jahren, ſagt die Turnobitentradition, wütete die Seuche unter den „Koniarides“ ſo ſtark, daß es ſchien, als ſollten dieſe Kolonien völlig von der Erde verſchwinden. Mehrere Dörfer ſtarben faſt gänzlich aus oder konnten ſich bis heute von ihren Verluſten nicht erholen. Das große Koniaridorf Mati auf dem Weg nach Alaſona, unmittelbar am Fuße des Paßüberganges aus der Zentralebene auf das Plateau, trägt die Spuren dieſer „göttlichen Züchtigung“ in auffallenden Zeichen an der Stirne: kaum der dritte Teil iſt noch bewohnt, das übrige raſiert und mit Geſtrüpp unter altem Gemäuer bedeckt. Das größte Hindernis der Volksvermehrung liegt bei den Türken in der unerbittlichen Strenge der öffentlichen Moral, die keine Baſtarden duldet und den Verkehr der Geſchlechter überhaupt nicht mit derſelben gegenſeitigen Geduld und Freiheit, und mit derſelben Rückſicht auf menſchliche Gebrechlichkeit behandelt wie die mildere Sitte der Chriſtenheit, wo nach der Lehre der Ökonomiſten Macht und Reichtum der Staaten im geraden Verhältnis mit der Volksmenge ſteht.

Ehrenhalber konnten die beſiegten Griechen hinter den Überwindern nicht zurückſtehen, und ſo ward türkiſche Herrſchaft, gegen die man in der Bücherwelt ſo mancherlei deklamiert, am Ende noch ein wahres Korrektiv chriſtlicher Unſitte und Liederlichkeit. Nur kommt den Griechen der Umſtand zugute, daß ſie unter allen Umſtänden und ohne alle weitere Sorge für Pflege, Nahrung und Zukunft eine möglichſt zahlreiche legitime Nachkommenſchaft zu erzielen ſich im Gewiſſen für verpflichtet halten. Im Grunde meinen ſie, wie die europäiſchen Glückſeligkeitskrämer, Macht und Sieg liege in der Zahl. Der türkiſchen Bevölkerung Theſſaliens dagegen brachte die Freierklärung Griechenlands einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs, da ſich die Reſte der albaneſiſchen Mohammedaner nach Übergabe der Feſtungen mit den Trümmern ihres Vermögens in das nahe Grenzland zurückzogen. In Turnovo hatten ſich mehrere Familien aus Moraitiſch-Lala niedergelaſſen und angekauft. Es ſind lauter Albaneſen, die, wie die Sulibewohner, neben ihrem Schkypi alle das Griechiſche reden, türkiſch aber erſt nach ihrer Vertreibung in der neuen theſſaliſchen Heimat gelernt haben. Ich ging mit den Leuten viel um und ſie redeten nie ohne Sehnſucht von den luftigen, kirſchen- und quellenreichen Höhen ihres moraitiſchen Vaterlandes, welches jetzt zu ihrem größten Leidweſen „der Barbareſe" beſitzt[1].

Der Leſer, beſonders wenn er ein Gegner der neuen Theſis über die Verwandlung Griechenlands iſt, kümmert ſich vielleicht um die iſlamitiſchen Elemente Theſſaliens nur mittelmäßig und möchte lieber vom klaſſiſchen Altertum hören und von unparteiiſchen Augenzeugen vernehmen, was und wieviel von Theſſalien, wenn auch nicht der Iliade, doch wenigſtens des Strabo, des Plinius und des Lucian übrig geblieben iſt. Das Verhältnis des Alten zum Neuen iſt kurz und ſchnell anzugeben. Von den fünfundſiebzig Städten, die man zu Plinius Zeiten nur innerhalb des Ringbeckens oder Bergtheaters von Theſſalien zählte[2], haben ſich nur die fünf Namen Lariſſa, Pharſalos, Thaumakos, Trikka und Olooſon (die letzten drei etwas verſtümmelt) erhalten, die übrigen ſiebzig ſind alle verſchwunden[3]. Von den Bergen, deren die Alten in Theſſalien vierunddreißig kannten, hat nur der einzige Olympus, von den Flüſſen und Seen aber keiner ſeinen Namen auf unſere Zeiten gebracht. Auch über den kümmerlichen Reſt der fünf Stadtnamen, beſonders über Lariſſa und Pharſalos triumphiere man nicht zu früh; denn es ſind von Türken und nicht von Griechen bewohnte Orte, die nur noch den antiken Namen tragen. Indeſſen iſt durch eine Ironie eigener Art ſelbſt der rieſige Götterberg der Profanation nicht entgangen und nennen die griechiſchredenden Theſſalier den See in einem Hochtal des Olympus noch immer Nezero, was bekanntlich das ſlawiſche Appellativum für lacus iſt und auch im übrigen Griechenland, beſonders in Akarnanien, wiederholt gefunden wird.

Nach allem, was über die Sache im gelehrten Deutſchland bereits verhandelt wurde, braucht man nicht erſt lange zu erklären, welchem Sprachſtamme Mezzovo, Kiſſova und Zagora, die heutigen Namen des Pindus, Oſſa und Pelion angehören. Von Turnovo und Tſcharnitſchena war ſchon oben die Rede; Lipochovo, Lapovo, Strunitza, Gletſcheda, Klinovo, Gardichi, Selo und Kratzova aber werden ebenſowenig angefochten als man den Wörtern Voliana, Dukliſta, Gunitza, Lepenitza, Smokovo, Meluna und Goritza ſlawiſche Form und Bedeutung ſtreitig macht. Da man die Überſchwemmung des griechiſchen Bodens durch eine Flut ſlawiſcher Kolonien nicht mehr leugnen kann, ſo ſucht man das geſchichtliche Faktum wenigſtens ſo unbedeutend und wirkungslos als möglich hinzuſtellen. Hierin verfolgen die deutſchen und griechiſchen Widerſacher zwei ganz verſchiedene Wege, indem die erſtern wohl das offene flache Land für ungriechiſch erklären, um wenigſtens die Städte und die Gebirge der alten Bevölkerung zu ſichern; die zweiten aber, wie es bei der türkiſchen Eroberung geſchah, den Eindringlingen ihrerſeits die Städte preisgeben, um das offene Land, d. i. den Kern des Volkes für ungemiſcht und rein zu halten. Unrecht zwar haben gewiſſermaßen beide, doch ſtehen die deutſchen Hypotheken der Wahrheit viel näher als die griechiſchen, weil ſich in der Tat größere oder kleinere Bürgerkomplexe griechiſchen Blutes in einer namentlich zu beſtimmenden Anzahl von Städten inmitten des Sturmes bis zur türkiſchen Invaſion erhalten haben. Das freiheitsliebende, landbauende Volk der Slawen zog das Leben auf Feld und Dorf überall dem Drängen und Treiben großer Städte vor. Daraus allein erklärt ſich die Unzahl ſlawiſcher Berg-, Fluß- und Dorfnamen auf der ganzen Oberfläche des griechiſchen Feſtlandes im allgemeinen und Theſſaliens insbeſondere. Ebenſo richtig iſt es, daß Reſte der alten Bevölkerung hier und da in Gebirgsgegenden Rettung und Sicherheit gefunden haben.

---

[1] Ὁ Βαρβαρέζος (ſtatt Βαυαρέζος) τό ἔχει τώρα.

[2] Plin. H. N. lib. IV, cap. 15 der Pariſer Ausgabe von 1828.

[3] Selbſt das berühmte Phereä, der Sitz theſſaliſcher Intelligenz, Größe und Macht am Eingang der Pelionsſchlucht, iſt dem ſlawiſchen Veliſtina gewichen.

Aber dieſes an ſich nicht unwichtige Argument ſtützt meine Theſis ebenſo kräftig, als ſie dem Satz der Gegner dient; nur iſt nicht zu vergeſſen, daß der zuletzt Spielende den Preis gewinnt. Wie ſich beim Andrang der ſlawiſchen Horden griechiſches Volk in die Gebirge flüchtete, in derſelben Weiſe ſuchten feldbautreibende Slawen der Ebene auch ihrerſeits das Heil in den Bergen, ſobald ſich die chriſtlichen Heere von Konſtantinopel erobernd und bekehrend über das byzantiniſcher Hoheit und Sitte entfremdete Hellas ergoſſen. Aus dieſem wohlzuerwägenden und ja nicht zu überſehenden Grunde ſind die ſlawiſchen Namen ſogar jetzt noch gerade in den rauheſten und der Kultur ungünſtigſten Gebirgsgegenden Theſſaliens und Moreas am dichteſten gedrängt. Man vergleiche den Taygetus in Lakonien, den Gebirgsſtock in Nordarkadien, Pindus mit Oſſa und Pelion in Theſſalien. Leugnen, klügeln und deuteln helfen hier nichts, Formen und Worte ſind unerbittlich. Der Schlüſſel zu dieſem ethnographiſchen Problem liegt in den beiden Tatſachen, die erſt in unſern Tagen durch Verbeſſerung der byzantiniſchen Studien zur Kunde des gelehrten Okzidents gekommen ſind: wir meinen die zum Teil friedlich, zum Teil gewalttätige Beſetzung des griechiſchen Bodens durch ſlawiſche Volksſtämme und die allmählige Bändigung und Gräkiſierung derſelben durch die chriſtlichen Autokraten von Konſtantinopel. Das ſlawiſche Theſſalien ward gleich dem ſüdlichen Griechenland durch die Byzantiner in der Periode wiedererwachter Reichskraft rekoloniſiert und dadurch die byzantiniſch redende Miſchung erzielt, die unter dem Schatten türkiſcher Zucht auf unſere Zeiten herabgekommen iſt. In Theſſalien, ſcheint es, iſt die ſlawiſche Sprache bald nach der Unterwerfung und Chriſtianiſierung der eingeſiedelten fremden Stämme der byzantiniſchen Redeweiſe gewichen. Einige Andeutungen über die Konſtruklion dieſes theſſaliſchen Griechiſch, d. i. des im Munde des gemeinen Volkes lebenden Dialektes, ſowie über die Namen und Sitze der weiland im Lande hauſenden Slawenſtämme hat man in einem beſondern Fragment ſamt einer gedrängten Überſicht der ganzen Lehre über das ſlawiſche Element in Griechenland zu geben verſucht.

Die Angriffe der chriſtlichen Imperatoren auf dieſen Getreideboden der benachbarten Länder und Inſeln begannen ſchon in der zweiten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts und wurden mit einer merkwürdigen Hartnäckigkeit und Ausdauer ſo lange fortgeſetzt, bis man endlich die fetten Triften der Peneusufer, bis man das ſchattige Tempe und die traubenvolle Halde des Oſſa wiedergewonnen hatte. Fragt aber ein Eiferer und Widerſacher, warum das Slawiſche in Theſſalien ſo ſchnell verſchwand, da es doch im benachbarten Mazedonien zu zwei Dritteilen des Landes noch jetzt als Mutterſprache gilt und im Mainatiſchen Gebirge erſt ſeit etwa dreihundert Jahren gänzlich ausgeſtorben iſt, ſo darf man um die Antwort nicht verlegen ſein. Wie nach der Beſitznahme Theſſaliens durch die Osmanli ſich in kurzer Zeit zahlreiche Türken-Kolonien bildeten, ebenſo drängten ſich nach der Reſtauration der byzantiniſchen Monarchie durch die beiden energiſchen Dynaſtien der Iſaurier und der Slawen unter Baſilius dem Makedonen, wegen der günſtigen Lage zum Handel und wegen der ausnehmenden Ertragbarkeit des Bodens ſchnell eine neue Chriſtenbevölkerung in das zwar von ſlawiſchen Barbaren beherrſchte und angebaute, aber von Griechiſchredenden ohnehin niemals ganz verlaſſene Land. Jedoch hat ein anderes Fragment der alten Bevölkerung Theſſaliens, der Volksſtamm der Wlachen ſeine Sprache und ſeine althergebrachten Sitten mit mehr Standhaftigkeit als die im hohen Grade aſſimilationsfähigen Slawen verteidigt und bis auf unſere Zeiten bewahrt, ſo daß neben Turko-Albanen und Gräko-Slawen heutzutage noch ein drittes von den beiden genannten gleich verſchiedenes Element in Theſſalien beſteht.

Die Wlachen Theſſaliens nennen ſich wie ihre Sprach- und Stammgenoſſen in den Donau-Fürſtentümern ebenfalls „Romanen", ſprechen ein verderbtes Italieniſch und haben ihren Hauptſitz auf dem Kamm und den beiden Seitenabhängen des Pindus, in den Quellſchluchten des Peneios und ſeiner Nebenflüſſe, wo die byzantiniſche Geſchichte des elften Jahrhunderts ihrer zum erſtenmal gedenkt. Ob ſie Reſte römiſcher Militär-Kolonien oder die latiniſierten Urbarbaren des Gebirges ſeien, iſt für unſern Zweck gleichgültig. Auch können wir weiland ihre Verzweigungen längs der Gebirgskette durch Ober-Mazedonien bis in den Balkan hinauf, ſowie den einſtigen Zuſammenhang mit ihren Landsleuten auf dem nördlichen Donauufer hier nicht umſtändlicher berühren. Sie hüten und beherrſchen die Tore zwiſchen Theſſalien und Albanien; und Mezzovo, eine aus Stein gebaute Stadt von beiläufig tauſend Häuſern auf dem Scheidekamm zwiſchen den in entgegengeſetzter Richtung hinabſteigenden Paßengen, kann als Hauptort der theſſaliſchen Wlachen gelten. Malacaſſi, Leſinitza, beſonders aber Kalarites, Kalaki und Klinovo mit einigen und zwanzig Dörfern in und an den Pindusſchluchten gehören ebenfalls dieſem Volke, das ſich wegen der rauhen Lüfte ſeiner Heimat nur ſpärlich mit Ackerbau beſchäftigt, aber mit deſto größerem Erfolge Viehzucht und Alpenwirtſchaft im größten Stile treibt und durch den Reichtum ſeiner Schafherden in ganz Rumelien Bedeutung erworben hat. Zur Winterzeit, wenn Schnee die Gebirgshöhen deckt, werden die grasreichen Ebenen des milden Tieflandes ſelbſt bis ins freie Griechenland hinein nomadiſch abgeweidet, bis der wiederkehrende Frühling die ſchwarzen Zeltdörfer der wandernden Wlachiſchäfer zurück auf die Alpen treibt.

An Nüchternheit, häuslichem Sinn und Induſtrie ſind die Wlachen den Griechiſchredenden ebenſo weit überlegen als ſie an Geſchliffenheit der Sitten, an Geiſt und Pfiffigkeit im allgemeinen hinter den Gräko-Slawen zurückſtehen. Indeſſen haben dieſe einfachen und groben Viehhirten doch ein vorzügliches Geſchick in Metallarbeiten. Die mit Gold und Silber eingelegten Waffen und Rüſtungen, die wir an den Arnauten und Palikaren bewundern, gehen aus den Werkſtätten der Wlachen hervor, wie die unter den Namen Capa, Greko, und Marinero in den Seeſtädten des Mittelmeeres wohlbekannten waſſerdichten Kapuzenmäntel dem größern Teile nach als ein Erzeugnis wlachiſcher Wollinduſtrie zu betrachten ſind. Wlachiſche Krämer und Handwerker trifft man in allen Städten der europäiſchen Türkei, und ſogar nach Ungarn und Öſterreich führt ſie die Liebe zum Gewinn. Daß ſie aber auch das Geſchäft im großen verſtehen, beweiſt der reiche Sina in Wien, der ein geborner Wlache aus Klinovo, wenn wir nicht irren, oder doch aus einem der vorgenannten Orte im Pindus iſt. Aus dieſem Wanderleben erklärt ſich auch die allgemeine Vertrautheit der wlachiſchen Männer mit der neugriechiſchen Redeweiſe, der ſie jetzt auch kirchlich angehören und die bekanntlich als gemeinſames Verſtändigungs- und Bindemittel der verſchiedenartigen Volksſtämme zu beiden Seiten des ägäiſchen Meeres dient. Die Weiber dagegen verſtehen in vielen Dörfern nur das Wlachiſche, wie ſie auf Hydra früher auch nur das Albaneſiſche verſtanden. Wie die Gebirgsbewohner überhaupt kann auch der Wlache im fernſten Lande ſeine Heimat nicht vergeſſen, und ſehr häufig kehrt er im Alter mit den Früchten der Lebensmühe in den Pindus zurück, um in gleicher Erde mit ſeinen Vätern zu ruhen.

Das jetzt ſo friedliche und nur auf Arbeit und Gewinn bedachte Wlachenvolk war indeſſen nicht jederzeit von ſo ruhigem Geiſte beſeelt oder auf ſeine gegenwärtigen Sitze in der weſtlichen Gebirgsmark Theſſaliens eingeengt. Die theſſaliſchen Wlachen hatten wie ſpäter ihre Nachbarn, die Albanier, auch ihre Periode des Glanzes und der politiſchen Größe, die zwar kurz und vorübergehend wie die Herrlichkeit der Thebaner, aber im byzantiniſchen Zeitalter nicht ohne Bedeutung war. Neben den heute noch beſtehenden Gemeinden Vlacho-Libadi und Vlacho-Jani in den ſüdlichen Ausläufern der kambuniſchen Berge unweit Turnovo nennt Anna Comnena (1082) einen Wlachiſlecken Exebas in den Gebirgstälern des Pelion am Oſtrande Theſſaliens, und nach Benjamin von Tudela, der im zwölften Jahrhundert durch Griechenland zog, war Zitun im Süden Grenz- und Eingangsſtadt des „Wlachilandes“[1]. Wie der Peloponnes hatte im Mittelalter auch Theſſalien in der gemeinen Sprache des illyriſchen Dreiecks den alten Namen verloren und ward eine Reihe von Jahrhunderten nur als Μεγάλη-Βλαχία, „Groß-Wlachei“ bekannt, im Gegenſatze von Akarnanien und Ätolien, die man nach einer Unterſcheidung beim Byzantiner Georg Phrantzes „Klein-Wlachien“ hieß. Georg Pachymeres, Hofhiſtorikus des erſten Paläologen Michael, ſagt es ja deutlich: Die vor alters Hellenen genannten und von Achilles befehligten Theſſalier habe man zu ſeiner Zeit „Groß-Wlachiten“ genannt[2]. Dagegen beſchränkt Nicetas von Chonä den Begriff Μεγάλη-Βλαχία hauptſächlich auf den Gebirgsring und das über die Ebene emporſteigende Hügelland, während er die von verzagten und unkriegeriſchen Gräko-Slawen bewohnte Zentralfläche noch gerne Theſſalien nennt. Sagt aber nicht auch der benannte Rabbi Benjamin ausdrücklich, die Wlachen wohnen auf den Bergen und ſteigen in die Region der Gräken herab, um zu plündern? An Gelenkigkeit vergleicht ſie derſelbe Wanderer mit den Gazellen; ihr kriegeriſcher

---

[1] היא תחלת בלכיא i. e. Haec est Blachiae initium. Tafel l. c. p. 473.

[2] Τοὺς γὰρ τὸ παλαιὸν Ἕλληνας, οὓς Ἀχιλλεὺς ἦγε, Μεγαλο-Βλαχίτας καλῶν (καλουμένους) ἐπεφέρετο. G. Pach. in Mich. Palaeol I, 30. Zitate von Tafel, pag. 491, wo auch die übrigen Stellen aus Nicetas, Acropolita, der Frankenchronik, aus Cantacuzenus und Phrantzes geſammelt ſind.

Mut ſei unbezähmbar und kein König habe ſie noch zu bändigen vermocht.

Der Mann aus Tudela hatte die Eindrücke ſeines Zeitalters richtig aufgepaßt. Denn kurze Zeit nach der Durchreiſe des Rabbi Benjamin (1186) erhoben ſich im Bunde mit den beſiegten und mißhandelten Bulgaren ſämtliche Wlachen längs der Pinduskette bis in die Täler des Balkan hinauf unter ihren Führern Peter und Aſan wider die drückende, unredliche und diebiſche Herrſchaft des byzantiniſchen Hofes und errichteten das ſogenannte zweite Bulgarenreich mit der Hauptſtadt Groß-Turnovo am Nordabhang der Hämuskette (Balkan). Die ſüdlichſte Landmark dieſes wlacho-bulgariſchen Reiches waren die theſſaliſchen Berge mit einem unabhängigen Häuptling, der ſich „Groß-Wlach", Μέγα-Βλάχος nannte und als ſolcher in den gleichzeitigen Chroniken der Franken und Byzantiner glänzt.

Allen dieſen ehrgeizigen Beſtrebungen, Gärungen und Unabhängigkeitsgelüſten der einzelnen Volksſtämme des illyriſchen Kontinents hat die klug und nachdruckvoll hereinbrechende Türkengewalt im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert endlich Stillſchweigen auferlegt. Die Kunſt, eine kompakte politiſche Einheit als Kardinalpunkt des Okzidents am Bosporus zu ſchaffen, wie es die chriſtlichen Imperatoren von Byzanz mit allen Hilfsmitteln des Evangeliums niemals oder doch nur vorübergehend und ſporadiſch vermochten, haben die Fürſten aus dem Hauſe Osman bleibend und nachhaltend mit Takt und Energie mehr als vierhundert Jahre lang allein verſtanden und durchgeführt, bis es endlich moskowitiſcher Standhaftigkeit gelungen iſt, den Hebel der Zwietracht einzuſetzen und das feſte Bauwerk im Grunde zu erſchüttern.

Die Notwendigkeit einer großen illyriſchen Einheit und Kraft liegt, wie jedes höhere Geſetz, im Inſtinkt der abendländiſchen Staatskunſt; nur wird ſie durch Kurzſichtigkeit und Privatverblendung in der Erkenntnis gehindert, daß dieſe illyriſche Einheit und Kraft, wenn ſie nicht länger eine osmaniſche zu ſein vermag, notwendig und geſetzlich eine moskowitiſch-ſlawiſche werden muß. Das Illyriſch-Eine, ſcheint es, wollte man im gegebenen Falle plan- und ordnungslos durch ein Illyriſch-Vieles erſetzen und die Ironie hat ſchon ihr Spiel begonnen, da ſie den Europäern das ſonderbare Privilegium verlieh, mit koloſſalen Mitteln im Orient kleine Wirkungen hervorzubringen und allerhand luftigen in ſich ſelbſt zerrinnenden Spuk für ſchön gegliederte, nervenſtraffe Schöpfungen anzupreiſen. Erlaubt iſt es allerdings, ſich gegen das Schickſal zu ſträuben, aber der Kampf muß würdevoll und tragiſch ſein. Ob aber die Nachwelt über das Auftreten der Okzidentalen auf byzantiniſchem Boden ein beſonders günſtiges Urteil fällen werde, ſcheint jetzt ſogar in dem tief beteiligten Deutſchland ſchon vielen zweifelhaft. So unwiderſtehlich drängt ſich die Erkenntnis hervor, daß man Inſtrumente in die Hand genommen, ohne deren Wirkung und Gebrauch zu kennen.

Die politiſch gänzlich verfaulten und nur im Dogma lebendigen Chriſtenſtämme von Byzanz haben keinen Zentrallebenskern, aus dem ſich, wie man mit mehr Phantaſie als wahrer Kunde im Okzident wähnte, je ein organiſch ſelbſtändiges und den Hauch der politiſchen Atmoſphäre ertragendes Gebilde entwickeln könnte. Die griechiſchen Volksreſte ſind nur Material, nicht „Causa finalis“ (Zweckbegriff) der künftigen Ordnung der alten Welt. Und inſoweit hat auch der Empirikus von Turnovo nicht unrecht, wenn er ſich über die Hinderniſſe beklagt, welche die Angli und die Nemtzi der Vertreibung der Türken aus Theſſalien entgegenſtellen. Nur konnte ich nicht recht begreifen, wie die „Nemtzi“ zur Ehre kommen, irgend etwas in der Welt zu hindern; es müßte denn der theſſaliſche Politikus die Bemühungen Öſterreichs für Aufrechterhaltung türkiſcher Gewalt, oder die ſekundären Hemmſchuhe bezeichnen, welche auf Andeutung genannter Kabinette die deutſche Dynaſtie von Athen der eingelernten Bewegung der Gräken unterlegte. Daß übrigens Unterhandlungen im Gange ſeien und durch zwei der griechiſchen Sache beſonders gewogene Mächte mit Eifer betrieben werden, um Theſſalien entweder auf dem Weg der Güte oder der Gewalt von der Pforte loszureißen und an das freie Griechenland zu knüpfen, ließ man ſich in Turnovo um keinen Preis ausreden. Man ſpekulierte ſchon auf das Steigen der Realitäten, der Häuſer, der Äcker, der Weinberge, und mancher Kauf ging zurück oder ward aufgehoben, weil man erſt den Regierungswechſel und die neue Ordnung erwarten wollte. Selbſt Türken fingen im Vertrauen auf den Beſtand ihrer Sache zu wanken an und Nedſchib-Beg, einer der reichſten Landbeſitzer Theſſaliens, deſſen prachtvollen Palaſt ich in Lariſſa beſah, hielt das Ereignis ſo wenig für unmöglich, daß er ſchon auf Wege ſann, wie er ſich den reichen Beſitz auch unter der neuen Herrſchaft bewahren möge. Nedſchib-Beg iſt gegen die chriſtlichen Kolonien ſeiner Ländereien viel humaner und freigebiger als die übrigen Gutsherren, beſonders die chriſtlichen, die an Begehrlichkeit, Wucher und ſchonungsloſer Härte gewöhnlich noch die Türken übertreffen. Der byzantiniſche Chriſt — das darf man ihm nachſagen — weiß nichts von Mitleid und Barmherzigkeit gegen den Mitmenſchen. Der Türke empfindet und übt beides ſogar gegen die Widerſacher und Nebenbuhler ſeines Glaubens und ſeiner Politik.

„Aber Dimitri, du ſchuldeſt mir den Pachtzins ſchon ſeit ſo vielen Jahren; es wäre doch einmal Zeit, zu kommen!“ „Pek eji, Pek eji Efendim, birasdan gelirim (ganz gut, ganz gut, mein Gebieter! nächſtens werde ich kommen).“ So lautete das Zwiegeſpräch des alten freundlichen Hadſchi-Oghlu mit einem ſeiner chriſtlichen Pächter, der uns auf der Straße begegnete und mit 3000 Gruſch ſeit Jahren im Rückſtand war. „Der Mann iſt gar ſo ſaumſelig,“ fuhr der Türke ſich zu mir wendend fort, „doch man muß mit den armen Leuten Nachſicht haben, die Zeiten ſind hart, die Laſten groß und wenn er kann, wird er wohl bezahlen.“ Der alte reiche Hadſchi-Oghlu kennt zwar den Buchſtaben des Evangeliums nicht, lebt aber im Geiſte desſelben und übt die milden Gebote der Nächſtenliebe, aus der man nach dem Spruch des Apoſtels hauptſächlich Chriſti Schüler erkennt, beſſer als der Chriſt. Gewiß iſt Hadſchi-Oghlu, der Türke vor Gott, ein Gerechter und vielleicht weit angenehmer als der orthodoxe, für ſein anatoliſches Bekenntnis glühende Archont * *, der ſeine Pächter bis zum Verhungern preßt, und ſein Geld auf hundertachtzig Prozent bringt.

Die griechiſche Revolution, der man im Okzident ſo ſchöne Farben leiht, ſo klaſſiſch erhabene und philoſophiſch tiefe Motive unterlegt, ſchrumpft in der Nähe beſehen zur gemeinen und rohen Balgerei eines nach Urteil und Recht der Weltereigniſſe von Haus und Hof getriebenen, aber durch fremde Worte und Kräfte aufgehetzten Bankerottierers um das verlorene Gut herab. Von Kunſt, Wiſſenſchaft, Altertum und Philoſophie, wie man in Europa meint, iſt und war nie die Rede. Auch um Herſtellung einer gerechten Ordnung, um Hebung und Beſſerung der untern von jedermann gedrückten und geplünderten Volksklaſſen handelte es ſich nicht; am allerwenigſten aber blies Wahrnahme dogmatiſcher Intereſſen die Flamme des Aufruhrs an. Öffentliche Verwaltung, Druck und Plünderung, Verderbnis und Käuflichkeit der Juſtiz, Monopol und Privilegium ſollten bleiben wie in der Türkenzeit; nur ſollten Raub und Profit und ungerechtes Gut ihre Strömung in andere Taſchen nehmen. Die Sympathien der europäiſchen Politik gingen über den Tumult in Teile auseinander. Das kühle und beſonnene Staatselement war dem gegenwärtigen Beſitzer hold; Phantaſie, Schwärmerei und Edelſinn taumelte für die Inſurgenten; die Klugen und Feinen aber betrogen beide und lachten am Ende die einen und die andern aus. Alle Verſuche, den gefährlichen Hader durch Vergleich zu ſchlichten, haben fehlgeſchlagen, weil die einen, ſtolz auf ihr Recht, keinerlei Zugeſtändniſſe machen wollen und ohne Gefahr, das Ganze zu verlieren, auch nicht machen können, die andern aber brutal durch ſichern Hinterhalt mit weniger als mit restitutio in integrum nicht zu befriedigen ſind.

Wenn man die Türken hört – und hören muß man ſie doch, – fällt die ganze Schuld des glimmenden Streites und des gefährdeten Levantefriedens auf die Chriſtenheit zurück, und wären alle Bemühungen, die Parteien durch billiges Nachgeben zu verſöhnen, nicht durch türkiſchen, ſondern durch chriſtlichen Fanatismus fruchtlos geblieben. Wenn es ohne Ärgernis chriſtlich-andächtiger Leſer geſchehen könnte, wollte ich die Bemerkung eines ſehr hochgeſtellten Türken über dieſen Gegenſtand wortgetreu ſo hieherſetzen, wie ich ſie im Tagebuch (Konſtantinopel, 12. April 1841) verzeichnet finde. Der gegenwärtige Scheich-ul-Iſlam (Groß-Mufti) ſagte bei Gelegenheit der traurigen Szenen, die im Frühjahr 1841 um Leskowatz und Niſſa in Bulgarien vorgefallen, zu zwei beſuchmachenden Europäern die merkwürdigen Worte: „Wir kennen die chriſtliche Religion recht gut, wir reſpektieren ihre Moral und wiſſen, daß ſich das ganze Gebäude derſelben gerade wie der Iſlam auf den Moſaismus ſtützt. Unſer Widerwillen gegen die chriſtlichen Untertanen ſo wie die Verweigerung gleicher Rechte mit den Moslimen haben ihre Quelle nicht in religiöſem Fanatismus, wie man in Firengiſtan glaubt; der Grund iſt ganz und gar politiſcher Natur. Wir fürchten das „materielle" Umſichgreifen der „Pfaffen", deren blinde Werkzeuge die chriſtlichen Raja ſind. Die Fanatiker unter euch (es iſt ein Türke, ein Ungläubiger, der da redet) erklären Chriſtus für einen Gott, während ihn die Mäßigen (?) doch nur für einen Menſchen halten. Rußland und Frankreich wirkt durch dieſe Pfaffen (man verzeihe dem blinden Heiden), um Stellungen, Einfluß und Macht inmitten unſeres Reiches zu erlangen. Da wird eine Mühle, dort ein Acker, hier ein Haus, ein Weingarten moslimiſcher Beſitzer unter allerlei Vorwänden angeſprochen, bis ſie uns im Namen ihres „Gottes" nach und nach außer Beſitz bringen. Heute noch geben wir den Raja gleiche Rechte mit den Moslimen, wenn ſie ihrem Ruſſen- und Franzoſenſchutz entſagen und ſich als loyale Untertanen der Pforte ohne alle ungerechte Prätenſion gerieren. Der Moslimprophet ſei ein Lügner, der ihrige aber ein Gott, folglich gehöre Land und Herrſchaft nicht den Türken, ſondern ihnen, ſagen ſie, und wie könnten wir bei ſolchen Geſinnungen dieſen Chriſtenleuten gleiche Rechte mit uns bewilligen?"

Auf dieſe Argumentation Sr. moslimiſchen Heiligkeit war nichts zu erwidern; und wer immer mit Sinn und Treiben der chriſtlichen Raja und ihrer Lenker in der Türkei nicht ganz unbekannt geblieben iſt, oder in blinder Parteileidenſchaft nicht alles Gefühl für Billigkeit verloren hat, muß die Wahrheit dieſer Beſchuldigungen vielleicht mit unbedeutender oder vielmehr mit gar keiner Beſchränkung anerkennen. Das chriſtliche Byzanz war verfault und durch die in genialer Friſche aufkeimende Türkenherrſchaft nach dem Geſetze des natürlichen Pflanzentriebes überwuchert und verdeckt. Solche Eroberungen ſind nicht wie die vorüberbrauſenden Weltſtürme eines Timur und Napoleon; es ſind Verwandlungen der Gattung, die kein Zauber löſen kann. Die Türken ſind in natürlicher Progreſſion nach demſelben Geſetze an die Stelle der Byzantiner getreten, wie die Ruſſen den Platz der gänzlich verwitterten Tataren eingenommen haben, und kein Verſtändiger wird an die Möglichkeit einer politiſchen Auferſtehung des Chans der goldenen Horde glauben. Ebenſo töricht wäre es, von einer Wiedergeburt der Comnenen und der Paläologen zu träumen.

Auch war das Gefühl der Sicherheit, der Dauer und des unzerſtörbaren Übergewichts türkiſcher Nationalität und Macht bei der hohen Pforte ſo lebendig und feſt begründet, daß ſie die überwundenen Chriſten zwar als Weſen geringerer Art behandelte, ſie aber in voller Freiheit und Duldung gewähren ließ und kein Moslim ſich ärgerte, daß zu Turnovo, an den Toren der Hauptſtadt Theſſaliens, achtzehn Chriſtenkirchen und nur drei Moſcheen waren. Erſt die Entdeckung, daß die Mächte der Chriſtenheit, nicht zufrieden, ihre Grenzen gegen das Anſchwellen türkiſcher Gewalt zu ſchirmen, im Innern des türkiſchen Reichs ſelbſt Einverſtändniſſe zu gründen und die erſtorbenen Reſte der Byzantiner durch Reſtaurationsideen einer chriſtlichen Monarchie zu erwärmen ſuchten, gab den Dingen eine andere Geſtalt und ward die fruchtbare Mutter von Auftritten, die Europa abwechſelnd zu Zorn und Mitleid reizten. „Uns hat der Boden ehemals gehört und wir wollen ihn wieder haben," ſagen die aufgehetzten Chriſten griechiſchen Bekenntniſſes. „Uns aber gehört er jetzt, wir haben ihn erobert und wollen ihn auch in Zukunft beſitzen," antworten die Osmanli. Sultan Mahmud, im letzten Dezennium ſeiner Herrſchaft ohne Zweifel der liberalſte und billigſte Mann im Lande, hätte vollkommene Rechtsfreiheit gewährt; aber beide Parteien widerſetzten ſich ſeiner Verſöhnungstheorie, und namentlich nannten die griechiſchen Primaten das Programm von „Gülhane" eine Maskerade, ἕνα μασκαραλόκι, über die man lachen müſſe. „Nicht friedlich nebeneinander und mit gleichen Rechten wollen wir mit den Türken leben; nein, unſere Knechte ſollen die Türken ſein, wie unſere Hunde wollen wir ſie halten[1]." So lautet das Gegenprogramm der auf fremde Macht und die Apokalypſe pochenden, für ſich allein aber verzagten, ohnmächtigen und ganz hilfloſen Pfortenuntertanen anatoliſcher Glaubenslehre.

---

[1] Wörtliche Äußerung eines griechiſchen Kloſtervorſtandes auf der ſyriſchen Küſte, vom Jahre 1831.

Noch weit unwürdiger aber und peinlicher, wenn man ohne Ärgernis den ganzen Gedanken ertragen kann, iſt die Rolle des römiſchen Katholizismus im Orient. Zur Zeit ſeiner höchſten Blüte durch den Genius und den Heldenmut des Iſlam bei Hittin und Ptolemaïs vollſtändig erdrückt; auf Zypern, Rhodus und Candia aber nacheinander in rieſenhaftem Streite überwunden und gänzlich aus dem Orient getrieben, ſucht er ſich durch Liſt auf dem alten Boden wieder einzuſchleichen und gleichſam auf landſtreicheriſchen Umwegen wenigſtens einen Teil des verlorenen Gutes wieder zu gewinnen. An und für ſich ohnehin überall in der Minderzahl und vom ſchwachgläubigen Okzident auch lange ohne allen Beiſtand gelaſſen, ſank er auf die unterſte Stufe der Ohnmacht und Verachtung herab, bis endlich glücklichere Umſtände im Heimatland der zwar eingeſchrumpften, aber doch unzerſtörbaren Lebenswurzel in unſern Tagen wieder friſchen Trieb verlieh. Nur ſchade, daß man die gute und heilige Sache der Religion ſelbſt durch imbezille Niederträchtigkeiten fördern zu müſſen glaubt! Einerſeits den Griechen auf ihrem eigenen Boden in Verſchmitztheit, Hartnäckigkeit, Rabuliſterei und abgefeimten Künſten den Vorſprung abzugewinnen und andererſeits die eiferſüchtigen Bedenklichkeiten der iſlamitiſchen Obrigkeit zu beſchwichtigen und am Ende beide zu übervorteilen, iſt im allgemeinen die weitausſehende, verzweiflungsvolle Aufgabe der römiſch-katholiſchen Levantemiliz, für deren Schirmvögte die Fürſten des Hauſes Bourbon gelten. Dieſes Spiel der religiöſen Parteien in der Nähe beſehen, verurſacht jedem friedlichen, geraden Manne Ekel und Unwillen zu gleicher Zeit, und nichts fand ich – man verzeihe den Ausdruck – natürlicher und gerechter als den mit Verachtung gepaarten Trotz, welchen türkiſches Regiment ſelbſt in ſeiner Ohnmacht noch ſämtlicher Chriſtenheit, beſonders der abendländiſchen, entgegenhält. Eingreifend und ſyſtematiſch tätig ſind im türkiſchen Orient nur die lateiniſch-katholiſchen Franzoſen und die griechiſch-katholiſchen Ruſſen; doch letztere mit ungleich mehr Kohäſion, Geſchick, Erfahrung und Erfolg als ihre Nebenbuhler. Die übrigen Großmächte tun nichts, wollen nichts und werden auch deswegen als Freunde nicht ernſtlich in Rechnung gebracht. Wenn man etwa glaubt, Öſterreich genieße in den Staaten des Padiſchah und insbeſondere bei den katholiſchen Chriſtengemeinden daſelbſt bedeutendes Anſehen und übe großen Einfluß aus, ſo hat es mit dieſem Glauben in Beziehung auf die türkiſchen Behörden ſeine volle Richtigkeit. Die Öſterreicher handeln ja wie ſie ſprechen, und zeigen ſich unabänderlich als die redlichen, wohlmeinenden und ſtandhaften Bundesgenoſſen, Ratgeber und Nothelfer der Türken in allen Verhältniſſen, unter allen Bedingungen und um jeden Preis. Selbſt ſchmachvolle Beleidigungen von Seite der Osmanli können ihr deutſches Phlegma nicht in Bewegung ſetzen; ſie ertragen alles, ſogar das äußerſte, natürlich bloß des gemeinen Friedens und der Gerechtigkeit wegen, mit einer Uneigennützigkeit und Seelengröße, die ſelbſt den fanatiſchen Muſelmann der türkiſchen Hauptſtadt in Erſtaunen ſetzt.

Um ſo froſtiger dagegen lauten die Hymnen bei der katholiſchen Prälatur, am apoſtoliſchen Generalvikariat des Orients, in den Katholikengemeinden der türkiſchen Monarchie. Denn die Öſterreicher geben nichts, ſchicken kein Geld, verſagen ſelbſt bei großen Kalamitäten hilfreiche Hand, reißen auch keine türkiſchen Provinzen an ſich und wollen insbeſondere von Einrichtung eines katholiſchen Kaiſertums im Orient weder etwas wiſſen noch für dieſes phantaſtiſche Ziel das geringſte tun. Statt zum Vorteil der katholiſchen Kirche zu intrigieren, mahnt Öſterreich überall zu guter Aufführung, zur Ruhe, zur Unterwürfigkeit und zu chriſtlicher Geduld: „es ſoll ſchon einmal beſſer werden, wenn auch nicht hienieden, doch in der andern Welt, wo alles ausgeglichen wird.“

Von alledem tun die Franzoſen publice und beſonders privatim das Gegenteil, weil ſie noch immer nicht vergeſſen können, daß ſie einmal Könige von Jeruſalem, Großherren von Athen und Imperatoren von Byzanz geweſen ſind. Sie haben beſtändig die Hände offen und ſind im rechten Moment auch zum Handeln bereit. Aber leider iſt ihr Kampf ein doppelter und verzehren ihre Sendlinge und geiſtlichen Milizen den beſten Teil der Kraft, um erſt Boden und Menſchenmaterial für ihre orthodoxen Projekte zu ſchaffen, was ihre chriſtlichen Nebenbuhler in ſo reichem Maße ſchon beſitzen. Daher die unglaubliche Rührigkeit, der nimmerſatte Gewerbefleiß und Heißhunger der römiſchen Stationen, den armeniſchen, ſyriſchen, griechiſchen und chaldäiſchen Lehrbegriff zu befehden, ſchismatiſche Seelen individuell oder in ganzen Gemeinden zu gewinnen, überall neue Rechte, erweiterten Beſitz, Konſulareinflüſſe und künftige Hoffnungen und Ausſichten zu erwerben und zu gründen durch Andacht, Lehre, Beſtechung, falſche Verſprechungen und – wenn es angeht – auch durch mittelbaren oder unmittelbaren Zwang. Doch wie weit iſt man noch vom Ziel, und wie viele Generationen werden noch verrinnen, bis man die Maske wegwerfen, Aufruhr predigen und der Zentralgewalt am Bosporus offen Trotz bieten kann, wie die vom nordiſchen Koloß geſchirmten Chriſten von Byzanz! Denn das iſt doch am Ende bei den apoſtoliſchen Bemühungen im Morgenland ratio sufficiens und Hintergrund. Verſtändige Leute müſſen lachen, wenn die römiſche Kirche über moskowitiſche Tyrannei, über ſchismatiſche Propaganda und teufliſches Umſichgreifen häretiſcher Wölfe jammert und öffentliche Gebete anſtellt, um die Donnerkeile des Himmels auf das Haupt des neuen Diokletianus an der Newa herabzulocken.

Die Ruſſen tun jetzt nur, was die abendländiſche Kirche ſchon oft getan hat, zu tun das Recht hat und auch wieder tun wird, ſobald ſie Kraft und Mittel hat. Das größte und unverzeihlichſte Verbrechen der Ruſſen beſteht darin, daß ſie ihr Handwerk beſſer verſtehen und es im Orient mit glänzenderem Erfolge betreiben als ihre geiſtlichen und weltlichen Nebenbuhler im Okzident. Wollt ihr den Ruſſen das Spiel verderben und das „Handwerk“ legen, ſo macht ihnen im eigenen Lande bleibend zu ſchaffen. Vermögt ihr aber dieſes nicht, ſo laßt dem Verhängnis ſeinen Lauf und wißt vor allem, daß öſterreichiſches Dulden und Verhätſcheln ſamt den hochtoryſchen Katecheſen eines Aberdeen den Osmanli ebenſowenig zur Humanität und Energie verhelfen als fromme Salbaderei andächtiger Pedanten im Bunde mit germano-galliſchen Phantaſiegebilden den alten Geiſt von Byzanz in ein neues Rinnſal leiten. Und eben weil ich auf der einen Seite nur Schwäche und fehlerhaftes Beſtreben mit Schmach und Niederlage, auf der andern aber Kraft und richtigen Sinn bemerke, hat man ſich ſeine eigene von engherziger Andacht ebenſo freie als von ſpekulierendem Eigennutz entfernte Vorſtellung über die byzantiniſche Frage gebildet. Ein trauriges Geſchäft iſt es freilich, in einer ſo großen Angelegenheit bei ſeinen eigenen Glaubens- und Staatsgenoſſen überall nur Torheit und Irrtum zu ſehen; Sieg, Klugheit und wahres Verſtändnis dagegen nur auf Seiten des Nebenbuhlers zu entdecken und anzupreiſen.

Man iſt aber auch deswegen noch kein „Slawophilos“ und blinder Sektierer für eine mit Recht verhaßte Politik. Ich frage ſogar, ob die Entwicklung der byzantiniſchen Dinge, inwiefern ſie ſich heute jedermann offen vor Augen ſtellt, die Anſichten der germaniſchen Adepten oder die herbe Kritik ihres Gegners zu beſtätigen ſcheine? Haben auch einzelne der Gräko-Slaven den Okzidentalismus (man verzeihe den Ausdruck) in ſich aufgenommen und als buhleriſches Symbol ihren Volksgenoſſen anempfohlen, ſo iſt er deswegen noch nicht in den öffentlichen Geiſt Illyricums eingedrungen, um lebendige Frucht zu bringen. Der Okzidentalismus wird, kann und darf aber auch nicht eindringen; ein höheres Geſetz, innere und äußere Gewalt hindern ſeinen Gang und töten ſeine Kraft. „Die Ataktoi“, ſagte der Empirikus von Turnovo, „ſind für uns Griechen beſſer als die Taktikoi.“ Das heißt: „mit eurer europäiſchen Ordnung in Krieg und Politik können wir uns nicht bewegen, können wir den Kampf gegen die Fremdlinge nicht durchfechten, unſere Beſtimmung nicht erfüllen; wir ſind ein anderes Volk als ihr, haben andere Geiſtes- und Seelenbedürfniſſe, andere Meinungen, Wünſche und Anſichten als ihr, ihr und eure Sache paßt nicht für uns, zwiſchen uns und euch herrſcht keine Sympathie.“ — In dieſem Turnobitenſpruch iſt ein ganzes Syſtem, eine Zukunft, ein Schickſal vorausgeſagt. Zur Zeit der Freiſtaaten, meinte derſelbe Zwiſchenredner, habe das alte Hellas gegen das Ausland nichts Erkleckliches zu leiſten vermocht; kaum hatten aber die Griechen an Philipp und Alexander von Mazedonien tüchtige Archiſtrategen und monarchiſchen Zwang, als ſie in kurzer Zeit die Herrſchaft über die Welt gewannen. Wo die Gräken unſerer Tage ihre Archiſtrategen, ihre Alexander und Philippe ſehen und von wo ſie jetzt den „monarchiſchen Zwang“ erwarten, braucht man verſtändigen Leſern nicht erſt zu ſagen. Gewiß, iſt nur ſo viel, daß ſie von uns, von unſerer Protokollar-Schirmvogtei, von unſerm politiſchen Hermaphroditismus und unſerm proviſoriſchen Schattenkönigtum am Iliſſus für ihre Zukunft nichts erwarten und daß ihre Hoffnungen anderswohin gerichtet ſind.

Die Gräko-Slawen glauben heute ſelbſt nicht mehr, daß ihr Stamm durch eigene Kraft und auf eigene Rechnung je in der Welt noch etwas bedeuten könne. Geheimſter, innerſter Gedanke und gleichſam der Brennpunkt, in welchem alle Strahlen der Nationalhoffnungen und Ideen zuſammenlaufen, iſt die zwar langſam, aber feſt und ohne Pauſe anſchwellende große Einheit der anatoliſchen Katholiken unter Archiſtrategie der verbrüderten Moskowiten zu Schutz und Trutz gegen das verhaßte Lateinertum. Inzwiſchen nehmen ſie unſer Geld, greifen nach dem ſtützenden Arm, entlehnen auch etwa eine nützliche, d. h. gewinntragende Einrichtung, lachen aber unter ſich weidlich über das Don Quichottiſche Europa und ſeine unpraktiſchen Ideen, beſonders über die „einfältigen Deutſchen“, die ſich einbildeten, ſie könnten durch Kompendien, Kollegienhefte und weintrinkende Präzeptoren, die Zeiten der helleniſchen Mythologie und des Heroentums heraufbeſchwören und nebenher doch lateiniſchen Sauerteig an das Ikonoſtaſium der anatoliſchen Kirche legen. – Schön wäre es freilich, wenn die humanen, chriſtlichen und verſöhnenden Ideen des Okzidents auf griechiſchem Boden keimen und lebendig würden und zu politiſcher Bedeutung ſich aufzuſchwingen vermöchten, wie es unſere Staatsmänner hoffen und unſere Publiziſten als gewiß vorausſetzen, ja ſchon als bereits geſchehen annehmen, ich aber im Angeſicht aller Doxologien von Athen und allen philhelleniſchen Jubels der Okzidentalen über die vollendete Konſtitution ohne alle Scheu vor britiſch-galliſcher Staatsweisheit entſchiedener und herzhafter als je für eine praktiſche Unmöglichkeit und ſchülerhafte Täuſchung erkläre. Deswegen ſage ich aber keineswegs, man hätte nicht tun ſollen, was man tat; ich lobe ſogar und preiſe die theoretiſche Weisheit der Konzepte, die Reinheit der Abſicht, die Uneigennützigkeit der Ausführung, ſage aber nur, daß eure Bemühungen vergeblich und eure Rechnungen irrig ſind. Das eben iſt das Tragiſche in der Sache, daß ſich der lateiniſche Okzident auch mit vollem Bewußtſein und klarem Erkennen in Niederlage und Irrtum ſtürzen muß, das gräkoſlawiſche Moskowitentum aber dem Sieg und dem Ruhm nicht entfliehen kann, weil das Fatum den einen treibt und das andere hält.

Ohne Zweifel werden die deutſchen Gegner den Vorwurf phantaſtiſcher Weltanſchauung auf mein eigenes Argument zurückſchleudern und beſonders das Geſchrei über Verrat vaterländiſcher Sache und angeſtammten Glaubens nicht ſparen. Aber man gebe wohl acht, die Konſequenz der Tat wie die Logik des Gedankens iſt auf meiner Seite und ich zeihe die Staatskunſt des Okzidents eines Fehlers wider die Matheſis der politiſchen Scheidekunſt, da ſie wider die Natur der Dinge mittels dogmatiſcher Reagentien das moslimiſch Eine in ein chriſtlich Vieles zerfällen und dieſes chriſtlich Viele dem Prinzip ſeiner eigenen Geneſis feindlich gegenüberſtellen will, während doch nach allen Geſetzen der Natur das chriſtlich Viele nur aus dem chriſtlich Einen zu erzielen iſt und dieſes Eine zuerſt ſein volles Stadium durchlaufen und auf den Punkt der Reife gelangen muß. Dieſes chriſtlich Eine aber iſt der leitende Gedanke des illyriſchen Kontinents, den weder britiſche Dreidecker noch kosmopolitiſch-helleniſch-germaniſche Phantasmagorien in Athen erſticken können. Unter dieſen Umſtänden ſchien mir die Frage eines turnabitiſchen Osmanli, „ob und wieviel die Niemetz (die Öſterreicher und ſämtliche Deutſchen) an Moskowien Tribut zu zahlen und Rekruten zu ſtellen haben", viel weniger abgeſchmackt, als ſie vielleicht einem deutſchen Leſer erſcheinen wird, der ſeine Meinungen über byzantiniſche Anſchauungen nicht aus unmittelbaren Anſchauungen und Erfahrungen ſchöpfen kann, [ſondern aus den übrigens höchſt achtbaren Dr. Kindiſchen Kritiken der Berliner Jahrbücher entlehnen muß.]

Nicht genug an Tribut und Rekruten, fragte der freundliche alte Türke auch noch „ob die Deutſchen ſehr große Furcht vor den Moskof haben." Ich erſchrak nicht wenig über die ſonderbaren Vorſtellungen, die in Theſſalien über die deutſche Nation und ihr Verhältnis zu Rußland umliefen, und ſuchte mit patriotiſchem Sinn richtigere Begriffe von deutſcher Größe und Majeſtät aufzuſtellen und ſo das

Törichte levantiniſcher Begriffe nach Möglichkeit zu beſeitigen und zu verbeſſern. Erſt nach längerem Verkehr mit den Völkern des byzantiniſchen Reichs merkte ich, daß man uns Deutſche allgemein zwar für gute und redliche, aber für wenig zahlreiche, ja für einfältige, unkriegeriſche und verzagte Leute halte, die den Betſch-Tſchaſari (dem Cäſar von Wien) als ihren Gebieter erkennen und übrigens in der Welt nicht viel zu bedeuten haben. Man wollte mir gar nicht glauben, als ich von vierzig Millionen Niemetz redete mit dem Bemerken, daß unſer Land mehr Leute habe als der Padiſchahlik von Stambul, mehr als die „Inkilis Adaleri“ (britiſchen Inſeln), ſogar mehr als das Reich des Bunabarde. Erſt wie ſie hörten, daß Deutſchland nicht ſo wie Moskowien, wie Frankreich und das „Döblet Alije“ (die hohe Pforte) einem einzigen Oberhaupte gehorche, ſondern durch achtunddreißig Köpfe von verſchiedenſter Größe, vom Koloß bis zur kleinſten Dimenſion herab, geleitet werde, war ihnen alles klar. „Da kann bei euch freilich nicht viel zuſammengehen,“ meinten die guten Osmanli und ſtrichen ungläubiger als je die Bärte über meine Verſicherung, daß man in Deutſchland allgemein dafür halte, in den achtunddreißig Nemtſche-Köpfen herrſche allzeit ein und derſelbe Sinn. Nur das Verhältnis dieſer vielen Köpfe zum größten und oberſten, den es ja doch geben müſſe, konnte ich den Leuten nicht verſtändlich machen. Mehemed Alis neuere Poſition und die alten Dere-Bege (Talfürſten) Anatoliens ſchienen die Sache noch am beſten zu verſinnlichen.

Ich erzählte – verſteht ſich kurz und dem Ideenkreis der Zuhörerangemeſſen – wie es bei uns vor tauſend Jahren ſtand, welche Rolle einſt Deutſchland geſpielt und wie und durch wen wir hauptſächlich aus dem Einen ein Vieles und aus einem ſtarken Volke ein ſchwaches geworden ſind. Denn in Theſſalien hat man in ſolchen Dingen volle Freiheit, zu reden, und die Sachen bei ihrem rechten Namen zu nennen ohne Anſtoß, ohne Hemmnis, ohne Bedenklichkeit. Rohe Umriſſe an der Wand über Lage, Größe, Abſtand und Macht der Landſchaften in Beziehung auf Stambul als Mittelpunkt alles ſtaatlichen Lebens der alten Welt halfen den Worten nach und gaben allerlei Gedanken. Türken, die früher niemals ein Chriſtenhaus beſuchten, kamen zu uns und ſaßen ſtundenlang auf dem Diwan, um von den Zeitläuften reden zu hören und Fragen zu tun. Am meiſten Freude machte ihnen die Nennung der ganzen Folgenreihe ihrer Sultane von Osman I. bis Abd-ul-Medſchid herab, welcher als Urquell aller Herrſchergewalt noch immer — wie die guten Osmanli glauben — Krone und Inveſtitur an die „ſieben Kral“ der Chriſtenheit verleihe.

Selbſt eine Berichtigung dieſes tröſtlichen Vorurteils ertrugen ſie geduldig und ein Mekkapilger machte am Ende den traurigen Epilog: er ſehe wohl, wie es jetzt ſtehe, Schimdi Padischah dejildür Top schimdi tadsch verir, d. i. „jetzt verleiht nicht mehr der Padiſchah, jetzt verleiht die Kanone das Diadem.“

In dieſer Weiſe entſtand nach und nach — wenigſtens mit einigen Türken — eine gewiſſe Annäherung und Vertraulichkeit des Umgangs, wobei man ſich nicht ſelten den letzten Gedanken ſagte und beſonders über die gegenſeitigen Nationalſitten weitläufig verhandelte. Als höflicher Gaſt erkannte ich den Osmanli in nicht wenigen Dingen den Vorzug vor uns Chriſten zu und richtete einmal gleichſam als Neubekehrter die Taſchenuhr in ihrer Gegenwart nach morgenländiſcher Tagesrechnung, was den Kredit noch weit ſchneller hob als ſelbſt die politiſchen Lektionen mit Schattenriß und Nomenklatur der Padiſchahe. Dieſer „Niemetſch“, hieß es mit Verlaub, iſt ein Menſch von Geiſt, er weiß das Beſſere ſchnell zu unterſcheiden und ſich anzueignen.

Herabgewürdigt und ohne Zuverſicht iſt in der Türkei nur die Regierung; das Volk hat weder von ſeiner fanatiſchen Energie noch von ſeinem Selbſtvertrauen etwas verloren und fühlt ſich dem meuteriſchen Sinn der chriſtlichen Raja ohne fremde Dazwiſchenkunft ſogar in der europäiſchen Hälfte des Reichs vollſtändig gewachſen. Bei uns denkt man ſich die chriſtliche Bevölkerung der Olympus-Halden, der Pelion-Abhänge, der Pindus-Schluchten ſo gern als ein Geſchlecht antiker Helden, voll Kraft und hoher Geſinnung, als eine Gattung gefeſſelten und gebannten Prometheus, deſſen Zauber man nur zu löſen brauche, um in Hellas eine neue Welt zu ſchaffen. Unglücklicherweiſe rechtfertigten dieſe „Helden des Nordgebirges“ unſere ſchwärmeriſchen Hoffnungen zur Zeit des großen Aufſtandes ebenſowenig als die unkriegeriſchen Bewohner der ſüdlichen Diſtrikte. Unregelmäßige Haufen albaneſiſcher Milizen und türkiſchen Landſturms der Ebene dämpften die Bewegung im erſten Anlauf, plünderten und verbrannten der Reihe nach die für unzugänglich gehaltenen Dörfer und Städtchen im Gebirge, das ſich bis heute noch nicht vom Ruin völlig zu erholen vermochte. Dieſer Menſch – denkt ſich vielleicht der Leſer – mit ſeiner proſaiſchen Nüchternheit zerſtört uns noch alle Träume, verwüſtet alle Poeſie! Warum nicht auch etwas helleniſch-patriotiſche Metaphyſik und ſcholaſtiſche Schwärmerei, wie bei dem liebenswürdigen, talentvollen und ſcharfſinnigen Cyprian Robert und in den Parlamentsreden eines Palmerſton und Guizot zu leſen iſt? Zwei Dinge ſcheinen mir heute unmöglicher als je: einmal, daß ſich im großen illyriſchen Dreieck irgendein chriſtlich-byzantiniſcher Staat durch ſich ſelbſt zu erheben und politiſch ſelbſtändig zu konſtituieren, durch eigene innere Kraft ſich frei zu erhalten und fortzuleben vermöge; zweitens, daß irgendeine bleibende Schönheit genannter Art durch den Okzidentalismus in jener Gegend zu erwarten ſei. Die eine Hälfte dieſer Theſis wird durch die Wendung der Dinge in den Süd-Donauländern nach und nach auch den verblendetſten europäiſchen Gemütern klar, die Richtigkeit der andern aber muß ſich erſt in der Folge zeigen. Das Ganze ſoll ſich ohne alle Kränkung und Verunglimpfung anderer Anſichten lediglich auf beſſere Kenntnis der Seelenzuſtände jener Völker, ſowie auf ſchärfere Wahrnehmung der Kräfte ſtützen, die ſich feindſelig und nebenbuhleriſch auf jenem Boden gegenüberſtehen.

Während meiner Abweſenheit in Turnovo befand ſich der Gemeinderat in großer Bedrängnis und hielt wiederholte Sitzungen, weil er auf Befehl des Statthalters Namik-Paſcha plötzlich und in kürzeſter Friſt über die Verwendung der Gemeindegelder und über die eingehobenen Steuern Rechnung legen ſollte, ſolche Rechnungen aber in Turnovo, wie an vielen andern Orten äußerſt ſchwer zu ſtellen ſind. Die Bürger – offenbar etwas turbulente und von St. Simoniſtiſchen Ideen angebrannte Köpfe – hatten eine Klagſchrift eingereicht, der Gemeinderat lege mehr Steuer um, als die Regierung verlange; auch verwende er die Armenfonds nicht gerade jederzeit zum Troſt der Dürftigen und die Gemeindetaxen nicht für öffentliche Zwecke, ſondern habe beides in eine Quelle eigenen Vorteils und ſelbſtſüchtigen Privatvergnügens umgewandelt. Leider war auch der Erzbiſchof von Lariſſa in der Sache beteiligt, weil er aus natürlicher Abneigung gegen die hauptſächlich von Türken bewohnte Metropole einen großen Teil des Jahres in dem nur drei Stunden entfernten und beinahe ganz chriſtlichen Turnovo lebt, wo er eine ſchöne Kirche, eine bequeme Wohnung nebenan und ein reichliches Einkommen beſitzt und folglich nach der Konſtitution der morgenländiſchen Kirche zugleich das große Wort im Verwaltungsrat zu führen hat. Aus Achtung für die hohe Würde des Prälaten ließ ich mich auch vorſtellen und kam ſpäter mit Herrn * * einige Male, um Sr. Heiligkeit meine fortwährende Ehrfurcht zu bezeugen, in das Haus. Die Wohnung iſt nur ein Erdgeſchoß dicht an der Kirche und ſamt dem weiten, maulbeerbaumbepflanzten Hofraum durch ein Mauerquadrat von Straße und Blick der Ungläubigen abgeſchieden. In ſibiriſches Pelzwerk eingehüllt ſitzt der Erzbiſchof, wie ein Paſcha, mit untergeſchlagenen Beinen im Diwanswinkel, das ſtrenge Antlitz gegen den Eingang gewendet, um jeder Bewegung Meiſter zu ſein.

Langes Reden und vieles Fragen iſt nicht im Geſchmacke des hochwürdigſten Prälaten; er hat dem Anſchein nach andere Sorgen und iſt immer aufs Ernſtere bedacht, beſonders auf Förderung des Seelenheils durch Mehrung irdiſcher Schätze und Schlichtung böſer Händel und verwickelter Intrigen, die auf dem dornenvollen Pfade der Tugend in Theſſalien ſelten fehlen. Gebürtig aus Mitylene und Mönch von Profeſſion ſitzt Se. Heiligkeit jetzt auf dem dritten Thron, für welchen ohne die Gaben an Kanzleiperſonale und türkiſche Patrone nur an den Patriarchen allein die Summe von 20000 Gruſch (2000 Gulden C. M.) zu erlegen war. Einen vierten noch einträglicheren Sitz zu erſtehen erlauben die kanoniſchen Geſetze nicht, und ſo muß ſich der ehrwürdige Kirchenfürſt zu nicht geringem Herzeleid für den Reſt des Lebens mit der Archiepiſkopal-Tiara von Lariſſa begnügen, und durch Fleiß, Gebet und geiſtliche Induſtrie die Lücken auszufüllen ſuchen, welche das magere Vließ ſeiner Schäflein jährlich in den apoſtoliſchen Taſchen läßt.

Im allgemeinen wiſſen ja die Leſer, daß ſich der orthodoxe Klerus in der Türkei, wie der katholiſche in Irland, nach der Konfiskation des Kirchenguts und nach Verdrängung des Chriſtentums vom Rang einer Staatsreligion nur mit den Stolgebühren, Gemeindeumlagen und freiwilligen Beiträgen der Gläubigen behelfen muß. Ohne Zweifel wäre die Lage noch weit ärmlicher, wenn die Oberprieſter nicht zugleich an der Spitze der Zivilverwaltung ihrer Religionsgenoſſen ſtünden. Der Erzbiſchof von Lariſſa iſt zugleich oberſter Polizeichef, erſte richterliche Inſtanz in Rechtsſtreitigkeiten über Mein und Dein, Vorſitzer bei Steueranſätzen, bei Verwendung des Armengeldes, bei Verteilung außerordentlicher Spenden wohltätiger Chriſten, ſowie bei allen Teſtamentsexkutionen ſeiner Herde. Und wer wollte es den frommen vielgeplagten Hirten übelnehmen, wenn ſie ihr kümmerliches Los zu verbeſſern ſuchen und für ihre große Mühe hie und da etwas auf die Seite legen oder vielmehr in brüderlichem Einverſtändnis mit den weltlichen Primaten etwas mehr „Wolle ſcheren", als eigentlich nötig wäre. Das hat freilich mitunter auch ſeine Schwierigkeiten, weil man jetzt ſogar im Lande der Osmanli rechnen lernt, die Verordnungen kennt und den Gemeindevorſtehern ſchärfer als weiland auf die Finger ſieht.

Ein ſtehender Poſten in den Kommunalrechnungen ſind die „geheimen Ausgaben zum Nutzen der Gemeinde", und wenn dies alles noch zu wenig iſt und den Heißhunger der Verwalter nicht zu ſtillen vermag, ſo fehlt am Tag der Steuerablieferung an die türkiſchen Kaſſen zufällig ein gewiſſes Quantum, worüber natürlich ungeſäumt die Mahnung der Oberfinanzbehörde erſcheint. 15000 Gruſch (1500 Gulden Konv.-Mz.) fehlen an der Summe der katholiſch-chriſtlichen Gemeinde[1] und Don * *, der für alles hafte, möge das Mangelnde heute lieber als morgen nachſenden, bei Vermeidung der Exekution." — Das war nun freilich eine verdrießliche Nachricht und der Kaſus wurde ungeſäumt in einer Sitzung der Gemeindebevollmächtigten verhandelt. „Ich habe nichts zurückbehalten," ſagte

[1] Nicht zu Turnovo in Theſſalien.

Don A.; „mein weltlicher Kollege und Mitvorſtand muß den Griff getan haben, er hat das Geld abgeliefert.“ Der weltliche Kollega und Mitvorſtand leugnete auch nicht. Er habe aber das Fehlende zu geheimen nicht wohl näher zu bezeichnenden Zwecken für Nutzen und Frommen der Nation** ſchen Bekenntniſſes ausgegeben und man möge daher den Schaden durch Nachſchuß und Zuſatzpfennig der Steuerbaren decken. Es gab Widerſpruch, ſelbſt Szenen gewiſſer Heftigkeit fielen vor und Don A. mußte augenblicklich Zahlung leiſten. Der Mitvorſtand wurde zwar abgeſetzt unter ſtrengen Reden des geiſtlichen Kollegen, aber am nämlichen Abend noch vom Strafredner zu Tiſch geladen und der gemeinſame Verdruß unter Zuwinken und geheimnisreichem Lächeln freundſchaftlich weggetrunken. Wie die Sache weiter ging und endete, gehört nicht hierher. Genug, wenn der Leſer weiß, daß Regieren und Verwalten in der Türkei mit mancherlei Schaden, Verdrießlichkeit und Ärgernis verbunden iſt; am Ende aber doch immer die vielen für die Rechnungsfehler und falſchen Griffe der einzelnen ſtehen müſſen.

Um ſich im Dienſt der Gemeinde zu ſtärken und gegenſeitig zur Standhaftigkeit anzufeuern, halten die Vorſteher hin und wieder gemeinſchaftliche Mahlzeiten, wozu die Koſten aus den Erſparniſſen am Armengeld und aus anderen Erübrigungen beſtritten werden. Zu ſolchen Kommunaleſſen pflegt man alle bedeutenden Familienhäupter, auch wenn ſie nicht eben in der Verwaltung ſind, aus Höflichkeit und Vorſicht einzuladen. Bei dieſer Gelegenheit jemand zu überſehen, der ſich auch unter die Leute von Bedeutung zählt, könnte zu großen Unannehmlichkeiten führen, wie es in Turnovo wirklich kurz vor meinem Aufenthalte daſelbſt geſchehen iſt. Denn wirklich hatte man Pandaſy, den alten Garnfärber, einen etwas derben und barſchen Mann, beim Herbſtſchmaus vergeſſen und weggelaſſen. Das war nun groß gefehlt, nicht etwa weil die Gemeinderäte das „Brot des Armen“ aßen, ſondern weil ſie es ohne Pandaſy, den alten Garnfärber, eſſen wollten. Die Zuſammenkunft war in einem einſamen, unweit der Stadt zwiſchen Zypreſſen und Maulbeerbäumen romantiſch verſteckten Klöſterlein, und eine äußere Holzſtiege führte aus dem lehmummauerten Hof zum luſtigen Tafelzimmer hinauf, wo die Primaten mit dem Erzbiſchof an der Spitze voll guter Dinge waren.

Bei den vielen Arbeiten und Sorgen hat Se. Heiligkeit gewöhnlich ſcharfen Appetit und findet insbeſondere, daß ein guter Schluck Gebranntes ſeiner Konſtitution noch am beſten zuſage. Doch muß man aus Liebe zur Wahrheit bemerken, daß Se. Heiligkeit auch etwas ertragen kann und vormittags allermeiſt, und als ſorgloſer Wächter ſeiner Herde häufig ſogar auch nachmittags vollkommen bei Troſt und nüchtern iſt. Mit weggelegtem Überwurf und aufgeſtülpten Armeln ſaß der ehrwürdige Prälat am Ehrenplatz und ermunterte ſeine Mitgäſte zur Frömmigkeit, gab ihnen geiſtliche Lehren und machte ſie unter Lob und Preis auf die Allmacht Gottes aufmerkſam, die in Theſſalien ſo guten Wein, ſo kräftiges Brot, ſo ſüße Kräuter und ſo fette Schöpſenkeulen wachſen laſſe. Auch fand Se. Heiligkeit, daß es bei aller menſchlichen Unzulänglichkeit und Schwäche im Grund genommen an Gottesfurcht, an frommen und chriſtlichen Gedanken zu Turnovo und Lariſſa noch nicht gebreche und daher die beſte Hoffnung vorhanden ſei, der gute Gott werde ſeiner Herde in Zukunft vielleicht noch milder und gnädiger gedenken als bisher geſchehen. Der fromme und gottesfürchtige Prälat war beſonders heiterer Laune und man hatte vor dem geiſtlichen Gelage aus den Kommunal-Erübrigungen Gaſtgeſchenke in türkiſchen Goldmünzen an die Zechenden verteilt, wobei der Anteil des hochwürdigſten Pontifex natürlich nicht der geringſte war. Aber ſieh da! inmitten der geiſtlichen Luſtbarkeit geht die Zimmertüre auf und Pandaſy, der alte Garnfärber, tritt herein.

Wie ein zweiter Ulyſſes im Saal der Freier ſtand der Mann aus Turnovo mit einem mächtigen Kurbatſch unter der Türe und hinter ihm ein handfeſter Genoſſe als Stützpunkt in etwaiger Not. Das aufgedunſene dunkelblaue Geſicht war noch dunkler gefärbt, die kleinen grauen Augen ſprühten Zornesfunken unter ſtruppigen Brauen hervor und ein Strom von Schmähungen ergoß ſich über die verblüfften Zecher und den hochwürdigſten Vorſitzer des Mahles. Gewiſſenloſigkeit, Schelmenſtücke, Diebeskniffe und derlei verfängliche Dinge warf er ihnen vor, und „ob ſie ſich nicht ſchämten, den Armen das Brot vom Munde wegzunehmen und ſchwelgeriſche Gelage zu halten, während ſo viele chriſtliche Familien in Turnovo am Hungertuche nagen?“ Niemand antwortete in der erſten Überraſchung, man war ja ungerüſtet und ſah den mit einem Knotenſtock bewaffneten Helfer vor der Türe. Der Raſende vergaß ſich völlig; wie vom Dämon fortgeriſſen ſchritt er zum Tiſch heran und ſchwunghafte Peitſchenhiebe klatſchten ſauſend auf den gottgeweihten Prälaten nieder. Aber geſtärkt durch Speiſe und Trank ſprang der beleidigte Oberprieſter auf und packte den ruchloſen Färber mit feſter Hand. Es entſtand wütendes Gemenge, es regnete Hiebe, Püffe, man kratzte, ſpie einander ins Geſicht; Pandaſy faßte den Gegner am ehrwürdigen Mönchsbart, und am Ende kamen die Ringenden bei der Türe hinaus und rollten ineinander verbiſſen und verſchlungen über die Holzſtiege in den Hof hinab, wo man ſie endlich nach erſchöpfter Wut auseinander brachte.

Der alte Pandaſy und ſein Begleiter ſchwangen ſich aufs Pferd und ritten in die Stadt zurück, der Erzbiſchof aber ging wieder in den Saal hinauf. Ein Blitz, möchte man glauben, ſei aus den Wolken auf den verruchten Frevler niedergefahren, der ſeine Hand wider den Geſalbten des Herrn aufgehoben hatte. Die unerſchöpfliche Langmut Gottes, welcher ohne Zweifel ſeinen Diener prüfen wollte, kam aber bei dieſer Gelegenheit wieder deutlich ans Licht; denn nicht nur iſt der Blitz nicht herniedergefahren, die Gemeinde konnte auch die Entfernung ihres mißhandelten Erzbiſchofs auf wiederholtes Begehren nicht erwirken. Die türkiſchen Behörden nahmen für den Garnfärber Partei; man vermittelte, ſuchte auszuſöhnen, „es ſei nur momentanes Aufwallen der Leidenſchaft, des Affektes, des gekränkten Selbſtgefühls ohne alle nachhaltige Bosheit geweſen, das man gegenſeitig vergeſſen müſſe.“ Zu nicht geringer Schmach des chriſtlichen Namens blieb der Garnfärber unbeſtraft und behielt Se. erzbiſchöfliche Heiligkeit ihre Schläge wie ihren Sitz bis auf den heutigen Tag. Ein Augenzeuge hat mir alles erzählt. Jeder aufrichtige Freund der Religion muß das Los der byzantiniſchen Prieſterſchaft beklagen, weil ſie im Schmutz irdiſcher Intereſſen befangen, nirgends jenen achtunggebietenden Grad von Unabhängigkeit und jenen höhern reinen Glanz beſitzt, den nur Übergewicht geiſtiger Vorzüge und ſozialer Stellung gewähren kann.

Die byzantiniſche Kirche iſt die Magd ihrer Gläubigen, die ihrerſeits Knecht eines fremden Eroberers ſind. Durch Sittenreinheit und ſtrenges Exempel die Herde erbauen und zur Tugend führen, wäre ſchön; aber auch durch geiſtliche Zenſuren das moraliſche Übel bekämpfen, wäre für das Allgemeine ſchon Gewinn. Das erſtere iſt in Theſſalien ebenſo ſchwer als überall, das andere aber in den politiſchen Verhältniſſen der anatoliſchen Kirche nicht praktikabel, weil es Übertritte zur herrſchenden Staatskirche des Iſlam erzeugt. „Willſt du leben und deine Einnahme nicht verlieren, ſo laſſe mich gewähren,“ ſagt der vornehme reiche Grieche. „Drückſt und verfolgſt du mich, ſo werde ich Türke und räche mich“, ſpricht der Arme und Geringe. An ſittliche Veredlung und Beſſerung durch Zutun der Ecclesia militans iſt unter ſolchen Umſtänden nicht zu denken; ſpontane Gewiſſensregungen und innere Erleuchtung führen hier allein zur Beſſerung. Deſto leichter wird man ſich die ſpekulative Gewandtheit erklären, mit welcher der griechiſche Pope und Erzprieſter vor allen Geiſtlichen der Chriſtenheit Geldgeſchäfte zu leiten und geiſtlichen Erwerb überhaupt zu betreiben verſteht. „Tabu“ nennen die Götzenpfaffen auf den Südſeeinſeln jedes ihnen anſtändige irdiſche Gut, um es vor den Griffen der Laien ſicherzuſtellen. Erſt in Turnovo erfuhr ich zufällig, daß der byzantiniſche Klerus ein ähnliches Erwerbsmittel ausgedacht und jährlich bedeutende Werte als „Gut des heiligen Grabes“ (τοῦ ἁγίου τάφου) in ſeinen Gewahrſam bringt.

Wie man in der lateiniſch-katholiſchen Kirche für „propaganda fide“ ſammelt, wirkt und ſpekuliert man in der griechiſch-katholiſchen, um das heilige Grab vollends den „abgöttiſchen“ Lateinern zu entwinden. Nicht etwa nur Bares wird angenommen; auch ſeidene Stoffe, Brokate, Teppiche, koſtbare Möbel, Stickereien in Gold und Silber, Perlenſchnüre und diamantengeſchmückte Heiligtümer werden bei den Kirchen hinterlegt und als „Heiliggrabgut“ aller Reklamation, ja nicht ſelten den Anſprüchen legitimer Erben enthoben. Denn Papa-Chilio, des Erzbiſchofs Vikar zu Turnovo, verſichert die reichen Witwen, „nichts ſei Gott gefälliger und führe ſicherer zum Himmel als

Bereicherung des heiligen Grabes ſelbſt auf Koſten der eigenen Kinder". Geld, ſagt der fromme Pope, führt zu Müßiggang und Sünde; die Jungen ſollen ſich nur ſelbſt bemühen, ſollen arbeiten, ſparen, ſammeln, die Matronen aber ſollen fleißig faſten und an gebotenen Tagen außer Teig mit Feldgras nichts genießen und ihm das Erübrigte bringen, damit er es beim heiligen Grab auf geiſtliche Zinſen lege.

Der äußerſte, letzte, allgemeinſte und immanenteſte Gedanke der byzantiniſchen Kirche iſt das heilige Grab. Byzanz iſt zentripetal und nur innerhalb der Grenzen tätig; das univerſelle zentrifugale Rom dagegen ſinnt zu gleicher Zeit, wie es den Buddhaiſten von China und den Anthropophagen auf Nukahiwa und Tonga-Tabu das ſanfte Joch chriſtlicher Geſittung und geiſtlicher Herrſchaft auf den Nacken lege. Ein byzantiniſcher Taſſo würde die Befreiung Jeruſalems von den Lateinern zum Thema ſeiner Geſänge wählen. Die abenteuerlichſten Sagen über Mirakelkämpfe und Siege der orthodoxen Biſchöfe in der heiligen Stadt wider den abendländiſchen Erbfeind zirkulieren unter den gläubigen Garnfärbern von Turnovo, und der Titel eines Heiliggrabpilgers verleiht dem anatoliſchen Chriſten nicht geringern Ruhm, als die Wallfahrt nach Mekka dem Mohammedaner gibt.

Was der abendländiſchen Kirche nie ganz gelingen wollte, oder ſchnell wieder verloren ging, hat die morgenländiſche vollſtändig durchgeſetzt: ſie iſt eine kompakte Einheit in Sinn und Beſtreben und ihre größte Stärke liegt in der Mäßigung, mit der ſie erſt nur um Anerkennung gleicher Rechte ringt. Nach dem Siege wird ſie ihrerſeits zum Angriff übergehen.

Dieſe einzelnen Sittenzüge aus dem Leben der Theſſalier unſerer Tage mögen manchem Leſer vielleicht kleinlich, ja unbedeutend und ſogar langweilig ſcheinen und man fände es vielleicht unterhaltender und viel lehrreicher, wenn ich mit Übergehung geiſtiger und materieller Zuſtände der byzantiniſchen Jetztzeit mehr das Altertum in Begriff nähme und gewiſſe äußerſt wichtige, aber noch immer unentſchiedene Streitfragen der Archäologie zu löſen und z. B. akademiſch-gründlich herzuſtellen ſuchte, ob Jaſon die linke oder ob er die rechte Sandale verloren, wo und aus welchem Geſchirr eigentlich Achilleus das

Bärenfett gegeſſen und welchen Weg der verzauberte Eſel Lucians auf ſeiner empfindſamen Reiſe aus Theſſalien nach Mazedonien genommen habe; item zu welcher Klaſſe die von Pyrrha und Deukalion nach der Flut hinter ſich geworfenen und in Menſchen verwandelten Pindusſteine gehörten? ob es Granit, Glimmerſchiefer, Feldſpat-Porphyr, roter Sandſtein oder Dolomit geweſen ſei? An alle dieſe Fragen und noch an viele andere dachte ich oft genug in Turnovo. Ich war ja mitten auf dem Schauplatz der älteſten Mythenwelt und der Uranfänge des helleniſchen Volkes, ſah täglich den niedrigſtreichenden Pindus, das Otagebirge, den Pelion, den Oſſa und die vielwifplige, breite, maſſige, hohe Wand des nahen Olympus mit dem fetten Wintergrün der lariſſäiſchen Ebene vor meinem Auge prangen und hielt mit den Zentauren von Wlachojani, wie mit den Giganten der ſpindelreichen Ampelakia freundlichſten Verkehr. Nicht wie die Leute, welche Phthia und Schönhellas bewohnten und Myrmidonen, Hellenen und Achäer hießen[1]), vor dreißig Äonen waren oder nach dreißig Äonen etwa ſein könnten und ſollten, ſondern wie ſie heute ſind, wie ſie jetzt denken und handeln, was ſie gegenwärtig ſuchen, hoffen und fürchten, iſt dieſen Skizzen als Ziel vorgeſteckt. Mögen andere vom „Lanzenſchwinger Epiſtrophos“, von Selepias, Proteſilaos und Philoktetes reden und das „ſchöngebaute Jolkos“ und die lariſſäiſchen Tänzerinnen preiſen; ich erzähle von Seldſchuken, Wlachen und Gräkoſlawen, von Krappwurzeln, Weberſchifflein und Metropoliten, von Papa-Chilio, und Garnfärber Pandaſy, vom breiten dunkelgrünen Maulbeerblatt und vom melancholiſch-lieblichen Klageruf des „Gkjon“ durch die mondſtillen, heiterfriſchen Sommernächte von Turnovo. Wem das Gemälde verzerrt und widerlich ſcheint, der klage die Menſchen an, daß ſie nicht beſſer ſind. Es iſt hier vielleicht etwas mehr als Menander; doch nicht ganz die Ungebundenheit der alten Komödien, die

Siquis erat dignus describi, quod malus aut fur
Quod moechus foret aut sicarius aut alioqui
Famosus, multa cum libertate notabant.

---

[1]) Οἵ τ' εἶχον Φθίην, ἠδ' Ἑλλάδα καλλιγύναικα, Μυρμιδόνες δὲ καλοῦνται καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοί

Nach einwöchentlicher Raſt und ſattſamer Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen Theſſaliens überhaupt und Turnovos insbeſondere ward ein Ausflug nach der Hochebene Alaſona unternommen, um das Land auch im einzelnen kennen zu lernen. Ich wollte wiſſen, warum Homer der Stadt Olooſon (heute Alaſona) den Beinamen λευκήν, „die weiße“ gibt[1]). Auch hatte ich ſchon zu Theſſalonich gehört, ein Mann von Tſcharnitſchena auf derſelben Hochebene ſei im Beſitz von mehr als zwei Pfund neugefundener Münzen des Altertums, unter denen ſich vielleicht inedita aus den Zeiten der theſſaliſchen Republiken finden könnten. Nach den europäiſchen Landkarten wäre Alaſona wenigſtens zwölf bis fünfzehn Stunden von Turnovo entlegen; der wirkliche Abſtand beträgt aber nur vier Stunden im gewöhnlichen Karawanenſchritt. Außer dem Hausherrn und dem oft bemeldeten Empirikus Konſtantin ſchloß ſich Ali-Beg, der Sohn eines reichen Albaneſen aus Lala, mit ſeinem Diener, der ehemals Räuber war, der Geſellſchaft an. Vermutlich war Ali-Begs Vater als Polizeichef von Turnovo begierig, zu wiſſen, was ein Franke um dieſe Zeit in Tſcharnitſchena für Geſchäfte haben könnte.

Der Leſer erinnert ſich noch, daß Turnovo nur etwa fünfhundert Schritte vom ſanft anſteigenden Uferrand der großen Ebene liegt. Dieſer Rand, wie zum Teil auch ſchon früher bemerkt wurde, iſt eine vom Fuß des ſchieferreichen Olymp auslaufende, dürre, gerundete Hügelkette aus nackten Marmorfelſen ohne Baum, ohne Quelle, ohne Grün und nur mit einem ſtaubigen, ſalbeiähnlichen Kraut aus dem Geſchlecht der Sideritis, wenn wir nicht irren, traurig und dünn bewachſen, während der „ſmaragdgrüne Raſen und das dunkle Grün der Binſen, Geſträucher und Bäume“ auf der von Quellen und Bächen reich getränkten Fläche das Auge ergötzt und das Gemüt erheitert. Wir ritten etwa anderthalb Wegſtunden am Fuß der dürren Hügelkette bis zum Punkt, wo ſie, unmittelbar hinter dem Koniaridorfe Mati ſtumpfwinkelig mit dem Granit der Olympuswurzel zuſammenrinnt. Ein kriſtallheller, waſſerreicher Bach, wir ſahen es nicht ohne Entzücken, quillt unmittelbar unter dem ausgebrannten Geſtein hervor und hat ſich dicht am Urſprung ein tiefes

---

[1]) .... πόλιν τ' 'Ολοωσσόνα λευκήν. Iliad. II, v. 739.

(die Eingebornen ſagen bodenloſes) Becken mit hellgrünem Waſſerſpiegel und einem Kranz hohen Schilfes gegraben. Ein Platanendickicht von rieſigem Wuchs gibt dem Wanderer Schattenkühle und aus dem überſtrömenden Born zieht durch Gebüſch und Grün der lange Silberſprudel zwiſchen den Seldſchukendörfern in der Richtung gegen Tempe zum Bett des Sarantaporos und mit dieſem in den welligen Peneios hinab. Im Gegenſatze mit dem periodiſch rauſchenden Wildſtrom von Turnovo möchten Neuere in dieſem ſchönen Bache den „lieblichen Titareſios“ der Iliade erkennen[1]).

Um die Sterblichen für das reiche Gut einer ſo üppigen Strömung und einer ſo erquickenden Schattenfülle gleichſam zu beſtrafen, und das große Geſetz der Kontraſte aufrecht zu erhalten, liegt unmittelbar hinter dem Raume des dürren Hügelrandes, beinahe eine Wegſtunde vom Brunnen der Glückſeligkeit entfernt, ein Chriſtendorf ohne einen einzigen Baum und ohne alles Waſſer, ſo daß der täglich Bedarf für die ganze Gemeinde, für Menſch und Vieh, in Fäſſern vom Born der Ebene heraufzuſchaffen iſt. Und doch bleibt das Dorf von Geſchlecht zu Geſchlecht auf dem undankbaren Grunde! Der Menſch, ſcheint es, lebt um jeden Preis, und Gewalt und Natur mit allem Mutwillen tyranniſcher Laune ſind noch ſchwächer als ſeine Geduld.

Theſſalien iſt mehr als jedes andere Land der türkiſchen Monarchie treues Sinnbild des Iſlam und des Evangeliums. Der Iſlam mit ſeiner Grundlage des Hochmuts und der Sinnlichkeit beſitzt alles Labſal der grünen fetten Trift; das Evangelium dagegen als Religion der Demut, der Armut, der Entbehrung und des beſtändigen innern Kampfes hat in Theſſalien überall nur die ausgebrannten, ſchatten- und waſſerloſen Schieferhalden des großen Uferrandes als Erbteil erhalten. Die Weiber dieſer „Waſſerloſen“ hüten den Herd und weben, die Männer ſuchen als Handwerker, Taglöhner, Schnitter, Säemänner und Spekulanten Brot und Erwerb in der Ebene, in großen Städten, auf fernen Küſten, und kommen im Winter oder zeitweiſe mit dem Erübrigten in ihre traurige, aber doch teure Heimat zurück. Dieſe

[1]) Οἵ τ' ἀμφ' ἱμερτὸν Τιταρήσιον ἔργ' ἐνέμοντο,
ὅς ῥ' ες Πηνειὸν προΐει καλλίῤῥοον ὕδωρ.

Gemeinden ſind ſicher, weil niemand ihren ertragloſen Boden begehrt. Doch ſind Heldenmut und nachhaltiger kriegeriſcher Ungeſtüm, wie ihn die Romantik des Abendlandes den Dürr-Haldenbewohnern des großen Ringbeckens leiht, in neuern wie in ältern Zeiten nicht ſonderlich zum Vorſchein gekommen. Sind Albanier und reine Slawen, wie z. B. der Tſchernogorze (Montenegriner) herausfordernd und kriegeriſch, ſo iſt der Gräkoſlave und der Gräkowlach eher kleinmütig, geduldig und verzagt.

Von dem ſlawiſch benannten, aber ikoniſch bewohnten Dorfe Mati kamen wir in einer Stunde ſanften Rittes in anſteigender Schlucht auf die Höhe des Paſſes, wo ein albaneſiſcher Soldhauſen zur Hut des Übergangs unweit eines iſolierten Wartturms am Biwakfeuer lag und uns erſt nach ſcharfem Examen und gehörigem Ausweis, als wären wir Klephten, vorüberließ. Der Paß wird Meluna genannt und gewährt einen überraſchend ſchönen Rückblick auf die große „pelasgiſche“ Ebene, die ſich wie ein grüner, von Silberfäden durchwirkter Teppich weit über das im Dunſtkreiſe ſchwimmende Minaret-Gewirre von Lariſſa und die deutlich zu erkennenden Salambriawindungen in prachtvollem Panorama auseinanderzieht. Eine kürzere oder weniger ſteile Schlucht führt auf der andern Seite des Bergſattels auf die kleine Hochebene von Alaſona hinab, die ein vollkommenes Ebenbild der großen Zentralfläche in verjüngtem Maße iſt. Bei einem Durchmeſſer von etwa anderthalb Stunden mag ſie deren fünf im Kreiſe zählen und hat, wie man es ſchon vor mir bemerkte, ganz das Anſehen eines plötzlich zum Feſtland erſtarrten Sees mit ungleichem Küſtenrand. So ſpiegelglatt, nivelliert und feingebürſtet iſt der früchtenſchwangere humusreiche Grund.

Die Schluchten des Olympus und der Kambuniſchen Berge, die mit ihren Ausläufern die ganze Umwallung der lieblichen Fläche bilden, ſpenden ihre Waſſer teils perennierend, teils periodiſch und treiben die Pappel, den Maulbeerbaum, die Weinrebe und den Maisſtengel in ſtrotzender Fülle empor. Kaum waren wir vom Bergſattel herabgeſtiegen, als vom entgegengeſetzten Rand der Ebene Stadt und Felſenkloſter Alaſona mit den weißlichen Klippen herüberleuchteten und uns das Rätſel des Homeriſchen Eptihetums erklärten.

Rechts am Fuß der Olympushalde, wo aus breitem Schlunde der Wildbach hervorrauſcht, hing die „Maulbeerſtadt“[1]) und neben ihr ein anderes Kloſter lieblich unter Baumgruppen und dunklem Laubwerk verſteckt. Hier war unſer Ziel. Aber die Münzen, das hörten wir gleich nach unſerer Ankunft im Einkehrhauſe von Tſcharitſchena, hatten bereits ihren Weg nach Athen genommen und die Scheu vor dem Bölük-Baſchi-Sohn, den man in unſerer Begleitung ſah, hemmte allen weitern Verkehr. Kaum ein und anderer Chriſt wagte es, insgeheim ſeine ärmliche Ware anzubieten. Arm ſein und doch jedesmal die Steuer pünktlich zahlen, iſt die einzige Tugend, die man von türkiſch regierten Untertanen fordert.

Noch ehe wir uns recht niedergelaſſen und den Ort beſehen hatten, waren die Geſchäfte auch ſchon abgetan, und wir hätten leicht noch denſelben Abend nach Hauſe reiten können. Wir blieben aber doch die Nacht und einen Teil des folgenden Morgens, um einige Primaten der Maulbeerſtadt heimzuſuchen und den Rückweg über das etwa eine halbe Stunde entlegene „weiße“ Alaſona zu nehmen. Tſcharitſchena, ſagt man uns, hat zwiſchen ſieben- und achthundert Wohnhäuſer mit breiten vorſpringenden Dächern und häufig mit einem viereckigen Zinnenturm aus Stein wegen der Olympusklephten, in deren unmittelbarem Bereich am Eingang der tiefklaffenden, wildtoſenden, friſchatmenden Bergſchlucht, zum Teil auf ſanft anſteigender Halde die Ortſchaft liegt. Der dreiarmige Wildbach, die vielen Brücken und Stege, die laufenden Rohrbrunnen, ſelbſt die Unebenheiten des Bodens, beſonders der Reichtum an Quellen, hellgrünem, ſaftreichem Graſe und Geſtrüpp innerhalb der Stadt, und das breite dunkelgrüne Laub der über die Dächer ragenden Terraſſenbäume vermehren die Lieblichkeit der Lage und zugleich die Schuld der Menſchen, daß ein ſolcher Ort nicht Sitz des Friedens, des Überfluſſes und des allgemeinen Glückes iſt. Noch ſtehen zwar einige Häuſer leer und mehrere ſind ganz eingefallen; doch hat ſich keine Ortſchaft Theſſaliens von den wiederholten Plünderungen und Bedrückungen durch Klephten und Albaneſen während des Aufſtandes ſo ſchnell erholt als dieſe Maulbeerſtadt Tſcharitſchena, die, wie ſchon früher ge-

[1]) Das iſt Tſcharitſchena, auch Tſcharnitſchena und Tſcheritſchani geſprochen.

ſagt, zugleich mit Turnovo und Ampelakia ſo lange Zeit das gewinnbringende Seiden- und Garnmonopol mit dem Okzident beſaß.

Wie in beiden genannten Plätzen iſt auch hier von der alten guten Zeit nur ein Schatten mit reichem Maße übler Launen zurückgeblieben. Europäern begegnet man in den weiland vornehmen und reichen Primatenhäuſern von Tſcharitſchena mit zurückſchreckender Kälte, wo nicht gar mit ausgeſuchter Unhöflichkeit. Die Generation der beglückten Garn- und Seidenhändler, die einſt jahrelang in Ungarn, in Wien, in Leipzig wohnten und deutſch lernten, iſt noch nicht ausgeſtorben; von den großen Summen aber, die weiland aus dem „witzloſen Nemtzilande" nach Theſſalien rannen, iſt leider nur die Erinnerung noch geblieben und der Verdruß über das verlorne Glück. Egoiſtiſch zurückſtoßende Kälte des Okzidents gepaart mit der allen byzantiniſchen Chriſten angeborenen Herzloſigkeit gibt an ſich ſchon keine beſonders liebenswürdigen Charaktere. Fügt man zu dieſer ſaubern Miſchung noch eine tüchtige Doſis des herabgekommenen und bankerotten Handelsorten überall eigentümlichen Tones ſchmollender Bitterkeit und kleinlich boshaften Sinnes hinzu, ſo hat man fürwahr die Elemente einer neuen, bei den Phyſiologen noch nicht aufgezählten Menſchenſpezies, deren ſchönſte Exemplare in Tſcharitſchena und Ampelakia ſind. Dagegen waren wir dem Biſchof des Ortes ein willkommener Beſuch, und der freundliche Prälat dankte meinen einheimiſchen Begleitern ausdrücklich für die Ehre, einen „Franken" in ſein Haus geführt zu haben.

Der Mann war ein noch junger, ſchwarzköpfiger, rüſtiger Bulgaroſlawe, der neben der Mutterſprache geläufig griechiſch und türkiſch verſtand, aber gegen die Gewohnheit ſeiner Standesgenoſſen die Kalogerosmütze weggelegt, und das rabenſchwarze Haar in zierlicher Toilette zuſammengerichtet hatte. Die anſtändigen Fragen des Biſchofs, ſobald er wußte, woher der Fremdling komme, über bayeriſche Staatsverfaſſung, über Gemütsart und Geiſt des Königs, ſowie über Macht und Kraft der einzelnen Fürſten Germaniens und über kirchliche Ordnung insbeſondere verrieten ſchnell, daß wir zu einem der begabteſten, geiſtvollſten und hellſten Köpfe des byzantiniſchen Klerus gekommen waren. Der Mann hatte Ideen und könnte unter günſtigen Umſtänden bei ſeinen Glaubensgenoſſen eine bedeutende Rolle ſpielen.

Nicht ohne etwas Selbſtgefälligkeit über die geräumige, zwei Stockwerke hohe und ganz gemauerte Wohnung und den reinlichen, eleganten „Hausſtand“ fragte Monſignore, ob die Biſchöfe im Frankenlande auch dergleichen Herrlichkeiten beſitzen? Um die innere Glückſeligkeit des Mannes nicht zu trüben, aber auch der Wahrheit nichts zu vergeben, ward dem Biſchofhaus von Tſcharitſchena vor allen mir bekannten geiſtlichen Reſidenzen byzantiniſcher Lande der erſte Rang zuerkannt, jedoch beigefügt, daß es beſonderer Umſtände wegen die Franki-Biſchöfe in allen dieſen Dingen noch viel weiter zu bringen wiſſen. Man beſchrieb Form und Ausſchmückung geiſtlicher Fürſtenburgen, wie ſie in Deutſchland vor der Revolution waren und zum Teil auch jetzt noch ſind und, ſo Gott will, bald wieder werden ſollten. Ich erzählte in Kürze vom Pomp biſchöflicher Aufzüge, vom geſegneten Einkommen der fränkiſchen Oberhirten, von der Größe ihrer Diözeſen, ſo wie vom andachtsvollen Luxus und vom großen Nutzen ſolcher Dinge für das Seelenheil.

Der Sprengel dieſes in ſeiner Vorſtellung ſo gewaltigen und glücklichen Slawenpontifex beſteht eigentlich nur in den beiden Städtchen Tſcharitſchena und Alaſona, von denen das eine nicht ganz, das andere aber auch nur zur Hälfte chriſtlich iſt. Die beiden Bauerndörfer am entgegenſtehenden Rand der Spiegelebene ſind ausſchließlich von Mohammedanern bewohnt. Und doch genießt er alle Vorrechte des byzantiniſchen Episkopats, trägt am Altar die Kaiſerkrone auf dem Kopf und wird – nach unſern Begriffen – mit dem Titel „Königliche Hoheit“ angeredet[1]). Als König und „Deſpot“ gebührt ihm die morgenländiſche Adoration ſeitens ſeiner Glaubensgenoſſen und ich ſah oft genug, und ſah namentlich auch hier, wie der gläubige Empirikus von Turnovo jedesmal vor Sr. Hoheit von Tſcharitſchena auf alle viere niederfiel und mit der Stirne den Fußboden berührte. Bei den ſtarrköpfigen Franken, wie man weiß, iſt ſo viel Andacht und Demut nicht üblich. Auch klagen die griechiſchen Biſchöfe nicht ſelten über das ſtraffe, irreligiöſe und hochmütige Benehmen derjenigen ihrer orthodoxen Schäflein, die eine Zeitlang im Okzident waren und vom wahren Glauben „abgefallen ſind".

---

[1]) Δεσπότης iſt nach deutlicher Beſtimmung des byzantiniſchen Staatszeremoniells der zweite Grad ſouveräner Fürſtenwürde und ward namentlich den Königen von Serbien, Bosnien und Bulgarien amtlich zugeſtanden.

Im byzantiniſchen Orient, bei Gräken und Türken, — man kann es nicht oft genug wiederholen, — gelten wir Abendländer ohne Ausnahme für eine Horde zuchtloſer Libertins, die alle Bande göttlicher und menſchlicher Diſziplin abgeſtreift und in der Praxis keine Grenzſcheide zwiſchen Gut und Böſe anerkennen. Nicht genug! Uns Deutſche hält man überdies noch allgemein und insgeſamt für ſtupid und verzagt. Wenn man die erſte und allgemeine Hälfte dieſer Levantemeinung im Selbſtgefühl ſeiner Vorzüge auch noch ertragen und nötigenfalls ſogar erklären kann, ſo muß doch der zweite und beſondere Teil dieſer Nationalkritik in betreff der Deutſchen einiges Befremden erregen, beſonders wenn man in Rechnung bringt, daß ſich die Byzantiner ihr Urteil nicht etwa a priori nach Diktaten und Randgloſſen irgendeines eben ſo unweltläufigen als tiefſinnigen kapadoziſchen Metaphyſikers und Kathederhelden, ſondern aus eigener Erfahrung und unmittelbarem Verkehr mit den Deutſchen der neueſten Zeit gebildet haben. Von ſich ſelbſt eine gute Meinung zu haben iſt bei jedem Volke üblich, und ſelbſt das Übermaß der Eigenliebe wird verziehen; aber erſt die Anerkennung durch die Fremden ſchafft jene innere Befriedigung und jenen vollen Ruhm, auf den die Nationen mit Recht ſo eiferſüchtig und empfindlich ſind. Und dieſe Anerkennung ſoll uns Deutſchen, die wir jährlich zehntauſend Bücher drucken laſſen, von Leuten verſagt werden, die bisher weder etwas Verſtändiges zu ſchreiben, noch etwas Kluges zu tun vermochten!

Oft habe ich bei mir ſelbſt unter dieſen Umſtänden nachgedacht, warum etwa das große deutſche Volk im Byzantiniſchen ſo geringen Kredit genieße und dort weniger als z. B. bei unſern chriſtlichen Nachbaren in England, Frankreich und Moskowien ob ſeiner Weisheit und Stärke geprieſen ſei? Manchmal glaubte ich freilich den Grund entdeckt zu haben, ſcheue mich aber doch mit dem Gedanken herauszurücken, den der Kluge von ſelbſt errät, der Törichte aber doch nicht begreifen, noch viel weniger aber loben würde. Soweit ich in den byzantiniſchen Landſchaften herumgekommen bin, habe ich überall gefunden, daß man ſich Deutſchland unter der ſlawiſchen Benennung „Niemetz“ (türkiſch Nemtsche, griechiſch Νεμίτζιος) als eine kompakte politiſche Einheit mit einem einzigen zu Betſch (Wien) an der „Tuna“ reſidierenden allgewaltigen Oberhaupte denkt, wie etwa die Staaten von Stambul, Moskow, Frendſch und Inkilis. Wie ich aber das Irrtümliche dieſer Vorſtellung berichtigte und von den achtunddreißig an Umfang und Macht höchſt ungleichen, voneinander völlig unabhängigen, durchaus eigenſinnigen, nach der gewöhnlichen Behauptung aber doch in gleichem Takt ſich bewegenden und wenn es darauf ankomme, einſinnigen Staaten der Niemetz erzähle, ſahen ſie mich mit Augen an, in denen ich deutlich las: „Jetzt begreifen wir, wie und warum ihr ſeid, für was wir euch halten.“

Der Biſchof von Tſcharitſchena, der noch niemals einen Niemetz geſehen hatte und natürlich auch unſere politiſchen Einrichtungen nicht kannte, äußerte ſeine Verwunderung über eine Ordnung beſagter Art mit Höflichkeit und ſchien auch die ideale Harmonie der achtunddreißig Selbſtändigkeiten weniger ſchwer zu begreifen als die türkiſchen Zwiſchenredner beim Souper des Weſires von Lariſſa, bei dem wenige Tage nach unſerer Heimkehr von Alaſona derſelbe Gegenſtand verhandelt wurde. Voll Beſchämung muß ein Deutſcher die Augen niederſchlagen, weil man wenige Schritte jenſeits der Grenzen von dem großen deutſchen Vaterlande ſchon nichts mehr weiß. Den byzantiniſchen Völkern wenigſtens ſind wir heute noch ebenſo fremd als uns Europäern Tombuktu und die Negerſtaaten Inner-Afrikas. Ohne alle Ruhmredigkeit ſei es geſagt, ich habe gleichſam die erſten Begriffe über unſer politiſches Daſein in den Orient gebracht und eine Menge neuer Vorſtellungen auf der weiten Strecke zwiſchen Kolchis und den Pindusſchluchten in Umlauf geſetzt.

Das Verhältnis der Teile zum Ganzen, der ſouveränen Getrenntheit zur ungetrennten Einheit konnten die guten Osmali nicht begreifen. Hätte ich den Leuten freimütig geſtehen können, das Einsſein des deutſchen Staatenkomplexes ſei nur ein im abſtrakten Denkvermögen, nicht in der Realität Beſtehendes, ſei gleichſam nur ein idealer Begriff, der in Wirklichkeit keine Anwendung finde, ſo wäre allen alles gleich anfangs klar geworden. Aber wie könnte man ſo etwas behaupten und im Byzantiniſchen herumerzählen? Aus Patriotismus blieb ich verworren und unverſtändlich. „Aha!“ ſagte endlich ein weiſer Osmanli, „jetzt verſtehe ich das Verhältnis der Teilfürſten zum Ganzen: Es iſt dasſelbe wie weiland der Dere-Bege Anatoliens zum Padiſchah.“ Wie ſie aber hörten, daß der gewaltige Kral von Trandabul[1]) auch ein Teil des deutſchen Ganzen ſei, war alles Verſtändnis wieder dahin. Am Schluſſe ſolcher Unterredungen kamen wir meiſtens ſtillſchweigend in dem Gedanken zuſammen, „eine politiſche Verfaſſung, welche die Ausländer nicht begreifen und die Einheimiſchen ſelbſt nicht allemal verſtehen, eine Deutſche oder eine ‚Niemezverfaſſung‘ zu nennen.“

Mit dem Weſir Namik-Paſcha, Statthalter von Theſſalien, konnte man ſich freilich leichter verſtändigen. Der Mann hat in Paris ſehr gut Franzöſiſch gelernt, London und St. Petersburg beſucht, Deutſchland durchzogen, europäiſche Kulturbegriffe aufgenommen und ſogar Abbé Millots Univerſalgeſchichte geleſen. Zur Zeit der Reform hatte man ihm mit dem Rang eines Ferik (Generalleutnant) das große und wichtige Paſchalik Mazedonien anvertraut. Wie aber mit dem jungen Sultan die alttürkiſche Partei wieder ans Ruder kam und das Reaktionsſyſtem nach und nach überwog, verſetzte man den wegen ſeiner Reiſen und ſeiner Erſtrebniſſe des „Giaurtums“ verdächtigen Namik auf den geringern und weniger ergiebigen Poſten Lariſſa. Sein Nachfolger in Saloniki kann nicht einmal die eigene Sprache leſen und ſchreiben, unterhält aber ein wohlbeſetztes Harem beider Geſchlechter, verachtet Europa und ſeine Wiſſenſchaft, plündert die Provinz und ward ob ſeiner großen Verdienſte zum Rang eines Muſchir (Marſchall) erhoben. Von alledem iſt Namik-Paſcha das Gegenteil, und ſeine Verwaltung nennen ſelbſt die chriſtlich-griechiſchen Raja Theſſaliens eine gerechte[1]). Eben deswegen kann er es unter den gegenwärtigen Umſtänden zu nichts bringen, und der ſchon vor zwei Jahren nicht ohne Sehnſucht und Zuverſicht erwartete Muſchirtitel iſt heute noch immer nicht nach Lariſſa gekommen. In der Türkei muß man „Verdienſte“ haben, um vorwärts zu kommen!

---

[1]) Unter dieſem Namen verſteht man in der Umgangsſprache der Türken das preußiſche Königreich.

[1]) δὲν τρώγει ὁ βεζῆρις, πολλὰ ὀλίγο τρώγει ὁ Πασιά hörte ich von Leuten der gemeinen, Vorgeſetzte meiſtens hart beurteilenden Volksklaſſen.

Hr. von Mihanowitſch, zu deſſen Konſularſprengel auch Theſſalien gehört, hatte mir ein Schreiben an Namik-Paſcha anvertraut und wir ritten — der Weg beträgt nur drei mäßige Stunden — eigens nach Lariſſa hinein, um es dem Weſir zu übergeben. Leute, die in der Welt herumreiſen, ſtellen gerne Vergleichungen der einheimiſchen und der fremden Sitten an. Und wenn man hier bemerkt, daß der Zutritt zu einem türkiſchen Großbeamten mit viel weniger Umſtänden und Gefahren verbunden iſt als bei den Weſiren desſelben und oft noch weit geringeren Ranges in der Chriſtenheit, ſo ſoll es kein Tadel, ſondern eine leere Beobachtung ſein, die ſich von ſelbſt ergibt. Am Hoftor des Regierungsgebäudes, wo die oberſte Zivil- und Militärgewalt der Provinz reſidiert, fanden wir keine Schildwacht. Im Erdgeſchoß, zum Teil in ärmlichen Schuppen auf zwei Seiten des innern Platzes, ſind die Kanzleien. Im erſten Stockwerk, wohin man aus dem Hof auf einer hölzernen Außenſtiege gelangt, iſt ein offenes Veſtibulum, wo ſich die Kavaſſen und unmittelbaren Diener der Gewalt aufhalten und der Privatſekretär ſeine Stube hat. Dieſem erklärt man ſeine Abſicht, mit dem Weſir zu ſprechen, der unmittelbar am Veſtibulum ſeinen Diwan hat. Die Stelle der Zimmertüre, die den ganzen Tag offen bleibt, vertritt ein Vorhang aus gefärbtem Tuch, das man ohne weitere Meldung auf die Seite ſchiebt oder, wenn man von Bedeutung iſt, durch einen der Diener heben läßt.

Das alles iſt aber ſo einfach und zugleich den engherzigen Begriffen und Satrapenlaunen des Okzidents ſo widerſtreitend, daß es einem diſziplinierten Deutſchen beinahe an der nötigen Kühnheit gebricht, ohne alles Zögern, Zagen, Fragen, Beſorgen und Verneigen vorwärs zu gehen. „Geh nur hinein! Was zögerſt du?“ rief ein Albaneſe aus dem Veſtibulumstrupp dem Fremdling zu. Ich hob das Velum weg und ſieh da! Namik Paſcha in ſeinem kaffeebraunen Paletotſack, das kübelförmige, dichtwattierte rote Fes auf dem Kopfe, ſaß mit untergeſchlagenen Beinen wie eine Pagode an der Diwansecke. Ich hielt meinen Sermon, ſo gut es ging, auf türkiſch und übergab zugleich das Schreiben des Hrn. von Mihanowitſch. Der Weſir erwiderte den Gruß in derſelben Sprache, tat einige Fragen, lud zum Sitzen ein und las den Brief, während der Diener ſchweigend und leiſetretend den Kaffee und die Ambrapfeife brachte. Inzwiſchen traten immer mehr Leute in den Saal, denn es war um die geſchäftigſte Zeit des Tages und wir wurden im Geſpräche über den Inhalt des Briefes über die Grenzverhältniſſe des benachbarten Griechenlands, über die Londoner Konferenz, über Perſonalien uſw. beſtändig unterbrochen und der Paſcha fragte, ob ich Eile habe und nicht einen Tag in Lariſſa bleiben und nach Sonnenuntergang mit ihm eſſen wollte, wir könnten dann in Ruhe weiter reden.

Obwohl ich lieber nach Turnovo zurückgeritten wäre, hatte ich doch nicht den Mut, nein zu ſagen. Zugleich ſandte der Paſcha Befehl in ein angeſehenes Chriſtenhaus, man ſoll mir Quartier bereiten und der Hausarzt, ein Grieche aus Volo, der etliche Jahre in Wien geweſen iſt, wurde beauftragt, den Gaſt zu unterhalten, in der Stadt herumzuführen, ihn auf alles Merkwürdige aufmerkſam zu machen und abends bei gehöriger Zeit in das Serai zurückzubringen. Natürlich erhob niemand Widerſpruch, denn des Weſirs Wille iſt hier Geſetz. Unter den Eintretenden war auch ein ganz ärmlicher in Lumpen gekleideter bejahrter Türke, der, wo nicht geradezu ein Bettler, doch jedenfalls in den geringſten und niedrigſten Umſtänden war. Drei albaneſiſche Bimbaſchi in vergoldeten Bruſtſchuppen und glänzenden Gewändern, und neben dieſen ein mohammedaniſcher Landedelmann mit ſeinem elgant gekleideten, kokett geſchniegelten Sohn machten dem Paſcha zu gleicher Zeit ihre Cour. Der Mann in Lumpen trat aber ohne die geringſte Verlegenheit, vielmehr in ungebeugter ſtolzer Haltung vor den Paſcha hin, legte eine kleine Feldblume auf das Diwankiſſen, nannte ſeinen Namen und fragte, „wie es mit ſeiner Sache ſtehe? er habe auf ſeine vor mehreren Tagen eingereichte Bittſchrift noch immer keinen Beſcheid erhalten und komme nun ſelbſt, zu ſehen, was der Paſcha für ihn zu tun gedenke, denn es habe Eile, er könne nicht mehr leben und es müſſe ihm gehelfen werden.“ Der Weſir antwortete mit der größten Sanftmut: „Dſchianum (mein Gemüt), ich habe deine Bittſchrift geleſen und kenne deine Lage recht gut und nur der Drang der Geſchäfte, der jetzt beſonders heftig iſt, hat mich verhindert, die Sache vorzunehmen; man wird dir helfen, man wird das Mögliche tun, deine Lage zu erleichtern, nur mußt du dich noch einige Tage gedulden; beruhige dich nur und geh in Allahs Namen, deine Sache iſt nicht vergeſſen.“ Der Mann dankte, bat aber noch einmal, der Paſcha möge ihn nicht zu lange warten laſſen, denn das erſte und notwendigſte Geſchäft der Obrigkeit ſei, dem Bedrängten beizuſtehen und dem Notleidenden Rat zu ſchaffen.“ Und ſo ging der Mann in Lumpen mit derſelben Zuverſicht, mit welcher er hereingetreten war, zum Saal hinaus.

Denke man ſich eine ſolche Szene in der Chriſtenheit und ſtelle man die Leutſeligkeit des Weſirs von Lariſſa neben die hochmütige Härte hin, mit der man Armen und Geringen in den Paſchaliken der chriſtlichen Länder begegnet. In der Türkei gibt es keinen höhern Rang als „Moslim“ zu ſein, und auf dieſen Titel iſt der Bettler nicht weniger ſtolz und zuverſichtlich als der Weſir. Ich hatte dem Auftritt mit dem größten Intereſſe zugeſehen und ging dann mit dem Medikus in das angewieſene Chriſtenhaus.

Zu ſehen iſt in Lariſſa nichts. Es iſt eine Türkenſtadt ohne die geringſte Spur, als hätte hier jemals das kunſtreiche Volk der alten Hellenen gewohnt. Selbſt die Feſtungswerke der byzantiniſchen Periode ſind verſchwunden ſamt Tor und Burg, in welcher noch Mohammed IV. während ſeines Aufenthaltes in Theſſalien (1669) reſidierte. Lange grasbewachſene Erdlinien mit verfallenen Holztoren und halb gefüllten Gräben über leere Felder ſtreichend, verraten ſtreckenweiſe die Richtung der alten Mauer und die verſchwundene Größe von Lariſſa. Die Stadt iſt offen und zieht ſich, wie Pruſa am Olymp, bei einer Viertelſtunde Breite faſt eine Stunde Weges in der Länge dicht am rechten Stromufer des Salambria fort[1]). Der Fluß ging um dieſe Jahreszeit (6. Januar) voll und ſchlammig und trat in den Niederungen des linken Ufers häufig aus. Die mit Hochpfaden verſehene, zwei Wagen breite, dreihundertundzwanzig Fuß lange, aus breiten Quadern erbaute Brücke mit neun ſarazeniſchen Spitzbogen iſt das unvergängliche Werk des erſten türkiſchen Eroberers, jenes vielgenannten Turchan-Begs aus der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

---

[1]) Salambria iſt der alte einheimiſche Flußname für das ſpätere helleniſche Peneios. Die heutigen Theſſalier akzentuieren durchaus Σαλαμβριά.

Wohl ſtrichen wir durch die Bazare von Jeniſchehir[1], um zu ſehen, wieviel und welcherlei einheimiſches und fremdes Gut in den Magazinen liege und zu welchen Preiſen man hier verkaufe. Auch einige Stadtviertel wurden durchzogen, der neue Erzbiſchof und das neue Prachtſerai eines reichen Begs beſucht, aber aus Zufall hörten wir nirgends ein verſtändiges Wort, nirgends einen neuen klugen Gedanken und ſaßen bis gen Abend hin im Kaffeehauſe auf dem langgezogenen ſanft anſchwellenden Hügelkamm, wo weiland Zitadelle und Theater von Alt-Lariſſa ſtanden. Von beiden dringt an vielen Stellen altes Gemäuer zutage. Dieſe milde, im Verhältnis zum wagrechten Lariſſagrund nicht unbedeutende Schwellung des rechten Salambriaufers macht den ganzen Reiz der Stadt. Ein Segment der weiten bergumſchloſſenen Ebene mit den langen Bogenwindungen des reichen vollen Stromes in der Richtung gegen den Oſſa und Olymp lag im Glanz des Abendgoldes vor unſerm Blick.

Wohl einige Stunden ſaß ich auf dem freien Platz vor der Tür und ſchaute bald in die blauen ſtillen Lüfte hinaus, bald in die langſam wogende Strömung des Peneios und auf die einſamen Platanen Cherſones — Sonntagsluſt der Lariſſajugend — an der nahen Uferkrümmung hinab. Am Abhang des Zitadellenhügels in der Richtung gegen die Bazare ſteht ein iſolierter Turm mit einer Glockenuhr, und weithin über das Häuſermeer tönte in abendlicher Stille der Stundenklang. Wir warteten, bis die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf den Gipfeln des Olymp erloſchen und kamen bei anbrechendem Dunkel in das Serai zurück.

Namik Paſcha ſaß noch auf derſelben Stelle und in derſelben Haltung, wie wir ihn vor mehr als ſechs Stunden verlaſſen hatten.

---

[1] Jenischehir heißt „Neuſtadt“ und iſt der offizielle bei den Mohammedanern allein übliche Name von Lariſſa, welch letzteres Wort nur die Chriſten und die griechiſch Redenden gebrauchen.

Namik Paſcha reitet ſelten aus und ſitzt, wenn er nicht in Geſchäften ſeiner weiten Provinz von der Hauptſtadt abweſend iſt, Tage, Wochen, monatelang, von Morgen bis Abend gleichſam bewegungslos und mit allzeit gleicher Miene in der Divansecke, um Gerechtigkeit zu ſpenden, Fragen zu löſen, Bedenken zu heben, Streite zu ſchlichten, Huldigungen einzunehmen, Befehle zu erteilen und ſich von jedermann Gehorſam und unterwürfiges Entgegenkommen leiſten zu ſehen. Geſchäft oder kein Geſchäft, Divane menſchenvoll oder leer macht keinen Unterſchied; der Paſcha ſitzt unverrückt und wartet, bis es etwas zu befehlen gibt. Erſt mit Untergang der Sonne ſteht er auf und geht langſam ernſthaft über die Stiege in den zweiten Stock hinauf, wo Harem und Familie mit dem übrigen Labſal der Tagesmühen ſeiner harrt. Gewiß liegt im Regieren ein eigentümlicher Reiz und iſt das Geſchäft im Grunde vielleicht nicht gar ſo langweilig und qualvoll, als es bisweilen Uneingeweihten ſcheinen mag. Auch hat man ja ſchon dem Diener des weiſen Ritters von der Mancha geſagt: „Wer einmal die Hände am Steuerruder habe, wolle nicht mehr loslaſſen, weil Befehlen und Gehorſam zu finden gar ſo ſüße Dinge ſeien,“ „por ser dulcissima cosa el mandar y ser obedecido.“ Sollte es mit dieſem Axiom richtig ſein, ſo hatte Namik Paſcha dieſes Mal ganz gewiß einen Tag der Sättigung und des glücklichſten Übermaßes, denn meiner Rechnung nach ſaß er wenigſtens vierzehn volle Stunden machtübend auf ſeinem Diwanplatz.

Bald nach uns traten noch zwei Gäſte ein, der Mufti von Theſſalien und der Kadi von Lariſſa, nach dem Weſir die angeſehendſten Perſonen der Provinz. Klugheit verlangte die Gegenwart dieſer beiden hohen Funktionäre aus der Klaſſe der Ulema, um Zeuge zu ſein, daß der Weſir einem Ungläubigen gegenüber den Geſetzen muſelmaniſcher Orthodoxie und Herrſchaft in keinem Punkte etwas vergeben habe. Namik Paſcha war ja wegen ſeiner Reiſen und Studien in Europa bei der jetzo wieder mächtigen Kaſte der Eiferer des Abfalls vom Glauben verdächtig. Alle Anſtalten und das ganze Benehmen des Weſirs während der mehr als vierſtündigen Abendgeſellſchaft verrieten ſorgfältiges Beſtreben, vor den beiden gefährlichen Beobachtern gerecht zu ſein.

Wie vorhin der Erzbiſchof beim Erübrigungsmahle zu Turnovo das Evangelium, ſo zitierte der Paſcha einen Spruch des Propheten und hatte auch die Mahlzeit nach altmuſelmaniſchem Brauch ohne Teller und Beſtecke angeordnet. Die Stelle der einen vertraten friſche weiche Brotſcheiben, die man am Ende auch noch ißt, die Stelle der andern aber, wie männiglich bekannt, die Finger der rechten Hand. Nur für die Suppe, die in einem ſchön verzierten Topf aus Bronze im Zentrum der Kupferſcheibe ſtand, hatte man anderthalb Fuß lange Löffel aus Buchsbaumholz herumgelegt, Und doch hatte der Weſir vollſtändiges Tafelſervice aus Europa in ſeinem Schrank! Vielleicht iſt, der vielen Berichte ungeachtet, mancher Leſer dennoch neugierig, zu erfahren, wie man bei einem türkiſchen Großbeamten in ſeinem orthodoxen Stil zu Abend ſpeiſt.

Für Geſtalt und Einrichtung des Zimmers gibt es im Orient, wie jederman weiß, eine einzige unüberſchreitbare Norm. Ein Diwans- oder Selam- (Empfangs-) Zimmer kann nur ein Viereck ſein und iſt unfehlbar in zwei Räumlichkeiten von ungleicher Größe geſchieden. Die erſte und allzeit kleinere Abteilung iſt ebenen Trittes gleich am Eingang, ohne Sitz und Bequemlichkeit und der Boden nur mit geringen Matten bedeckt; die zweite und größere iſt um einen Tritt höher und häufig durch hölzerne, zierlich geſchnitzte und ungerufen von geringeren Leuten nicht zu überſchreitende Schranken von der untern abgeſondert. Hier ſind farbenreiche Fußteppiche und läuft auf drei Seiten mit breiten und bequemen Kiſſen der Diwan. Die Wände ſind weiß getüncht oder höchſtens mit leichten Arabesken flüchtig und matt verziert. So war unſer Geſellſchaftsſaal in Lariſſa beſchaffen. Als Mittelzimmer hatte er nur nach vorne Fenſter, aber dieſe mit ſchmalen Zwiſchenräumen und in zwei Reihen übereinander, von denen die obere und allzeit kleinere Reihe Scheiben von matt gefärbtem Glaſe hatte. Seitwärts auf dem Fußboden, nicht weit von den ſchön geſchnitzten Schranken des Presbyteriums, lag eine große, ſchwach gerandete, maſſive Silberplatte und auf ihr ſtand ein vier Fuß hoher Leuchter aus demſelben Metall mit einem Kerzenlicht. Ein zweites Licht in einem Meſſingbehälter von gewöhnlicher Größe und Form ſtand am Eckfenſter rechts und in einer Niſche des untern Raumes brannte eine zierliche Glaslampe mit Öl gefüllt. Das war Beleuchtung und Schmuck des aromatiſch duftenden Speiſeſaales. Von Tiſch, Seſſel, Kommode, Schreibpult, Sekretär, Konſol, Taburett, Fußſchemel und anderm europäiſchen Firlefanz ſah man keine Spur. Auf der Fenſterſeite des Diwans nahm für ſich allein der Mufti Platz, ihm links an der Seitenwand hatte ſich der Kadi geſetzt, dieſem gegenüber am Diwansende der rechten Wand ſaß der Weſir und ihm zur Seite auf einem Frankenſtuhl der Gaſt aus Nemtſcheland. Der griechiſche Arzt als des Paſchas beſoldeter Diener und des Sultans geborner Untertan hatte zwar links vom Kadi einen Sitz, aber ohne Lehne, und wenn er auch vor dem Eſſen gleich den übrigen Gäſten den Kaffee erhielt, ſo ward ihm doch nach unverbrüchlicher Vorſchrift türkiſcher Sitte die Ehre der Pfeife nicht vergönnt; auch ward ihm bei der Zeremonie des Händewaſchens vor und nach dem Eſſen nicht wie den übrigen ein goldgeſticktes, ſondern ein einfaches Handtuch zum Abtrocknen vorgehalten. Solche Unterſchiede wären in Europa entehrend und unerträglich, hier aber fallen ſie niemanden auf, weil ſie im religiöſen Geſetz begründet ſind, das jedermann kennt und dem ſich kein Menſch entziehen kann.

Als es Zeit zum Eſſen war, ſtellte der Diener ein mit Perlmutter eingelegtes, hohles, unterhalb mit Spitzbogen rundgeziertes Achteck im Diwanswinkel zwiſchen dem Mufti und Weſir auf den Fußteppich und legte darauf die große Kupferſcheibe mit dem dampfenden Suppennapf, den Buchslöffeln, den Brotkuchen, verſchiedenen Tunken, Süßigkeiten und einer Schale friſcher Trauben (6. Januar), die während des ganzen Eſſens zum Belieben der Gäſte ſtehen blieben. Zwölf bis fünfzehn Speiſen hintereinander, Süßes mit Saurem, Geſottenes mit Geſchmortem und Gebratenem, Ragout mit ganzen Stücken in wundervollem Wechſel; nur zu trinken gab man nichts; nicht einmal Waſſer ſtand zur Verfügung. Ich hatte vormittags auf dem Bazar außer Weintrauben eine gute Doſis mit Butter und Honig bereiteten Khadaif verzehrt und litt während des Mahles empfindlich Durſt. Zwar holt der Diener auf leiſes Verlangen das Waſſerglas; weil es aber niemand begehrte, fehlte mir auch der Mut. Der Tiſch ward ſo in die Winkel geſchoben, daß die drei Muſelmanen auf dem Diwan bleiben konnten, die beiden „Ungläubigen“ aber auf ihren mit den Diwanskiſſen gleich hohen Stühlen den offenen Raum beſetzten.

Das Eſſen ſelbſt dauerte etwa eine Stunde und die Unterhaltung mußte ſchon aus Reſpekt für die beiden hochwürdigen Ulema, die als orthodoxe Muſelmanen nicht Europäiſch verſtanden, in türkiſcher Sprache gehalten werden. Nur ſelten fiel eine franzöſiſche Phraſe des Weſirs dazwiſchen und die beiden Geſetzesleute, ſobald ſie merkten, daß man ihrer Rede in etwas kundig ſei, konnten ſich das Vergnügen an den nach ihrer Vorſtellung ſo weit herkommenden Fremdling ihres Glaubens und ihrer Sitte, Fragen zu tun, nicht verſagen. Solange es nur Perſönliches betraf und in kurzem Dialog über Heimat, Nationalität und Reiſen durch iſlamitiſche Länder, über Sitte und Brauch moslimiſcher Völker, über Aufenthalt in Stambul, über Zeit und Mode türkiſcher Studien und über den allgemeinen Eindruck osmaniſchen Staatslebens auf mein Gemüt Beſcheid zu geben war, ging alles gut und ich kam in bedeutenden Kredit, hauptſächlich weil die Antworten durchgehends nach dem Sinn byzantiniſcher Höflichkeit bemeſſen waren. Wenn aber dann ihrerſeits Weſir und Ulema fanden, daß der Gaſt für ſo kurzen Aufenthalt im „glückſeligen Stambul“ merklich viel gelernt und beſonders den wahren Akzent ſich angeeignet habe, ſo kann hierin der Leſer mit mir ſelbſt auch nur die Gegenwirkung byzantiniſcher Geſchliffenheit erkennen. Für fremdes Lob iſt ja keine Nation empfindlicher als die türkiſche und nirgends wird das Verdienſt, die Landesſprache zu reden, ſo hoch geachtet wie im Reiche der Osmanli.

Nach dem Eſſen ging jeder auf ſeinen vorigen Sitz zurück und wie der Diener mit unnachahmlicher Grazie die Zeremonie des Händewaſchens verrichtete und wie natürlich zuerſt wieder zum Mufti kam, nahm dieſer die Ehre nicht mehr an und wies den Kannenträger mit dem Worte: „Müsafiré“, d. i. „zum Gaſt“, auf die andere Seite hinüber[1]. Das war eine Sache von großer Bedeutung und ich ſäumte keinen Augenblick mit der ſtambuliſchen Erwiderung: Chajir, Efendim, ben dschümlenin ednasi im, „Nein, mein Gebieter, ich bin unter allen der Letzte"[1]. Aferim (Bravo) ſagte hierauf halblaut der hochwürdige Mufti und blickte mit ſelbſtgefälliger Miene den Kadi an. Die eigentliche Soiree oder türkiſche Akademie im höheren Stil begann erſt jetzt und dauerte noch mehr als drei volle Stunden. Beim Reichtum und bei der Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die während einer ſo langen Zeit verhandelt wurden, und zugleich bei dem ſichtbaren Streben des Mufti ſeine arabiſch-perſiſche Gelehrſamkeit ſpielen zu laſſen, kam ich wenigſtens anfangs wiederholt aufs Trockene. Allein was ich unkorrekt ausdrückte und unvollkommen verſtand, oder gar nicht ausdrücken konnte und gar nicht verſtand, dolmetſchte kundig der Weſir.

---

[1] مسافر müsafir, Fremdling, Reiſender, Gaſt. Vox arab.

Grammatik, Länderkunde, Geſchichte und Staatsverhältniſſe lieferten unerſchöpflichen Redeſtoff. Und nachdem man die gegenwärtige Konſtitution des Nemtſchelandes zu nicht geringer Verwunderung der Geſellſchaft beſchrieben hatte, ward türkiſche Neugierde über Urſprung und Wachstum des Hauſes Öſterreich befriedigt und auf die ſonderbare Frage des Weſirs: „warum die deutſche Kaiſerwahl ſolange auf Prinzen von Öſterreich fiel", eine Antwort gegeben, die man hier nicht wiederholen will. In einer zu Konſtantinopel wöchentlich einmal erſcheinenden türkiſchen Zeitung, die ſich zur Belehrung türkiſcher Leſer hauptſächlich mit Überſetzungen aus europäiſchen Werken über Ökonomie, Naturgeſchichte und Technologie beſchäftigt, ging auch vom Zuſtande des Ackerbaues im „Kralyk Baviera" mit großem Lob die Rede und der Paſcha fragte, ob es in unſerm Lande wirklich ſo fruchtbare und ſorglich kultivierte Strecken gebe, welche durch vierzig- bis ſechzigfältigen Segen die Mühe des Bebauers vergelte, wie unglaublicherweiſe im beſagten Journal zu leſen ſei? Ich merkte wohl, daß hier der ſogenannte Donaugrund zwiſchen Regensburg und Straubing verſtanden werde und ſtellte, ohne von der Sache eigentlich ſelbſt etwas Genaueres zu wiſſen, aber eingedenk des perſiſchen Spruchs, die Frage eines Großen niemals mit „ne mi danem" (ich weiß es nicht) zu beantworten, den Ertrag irrtümlich genug auf höchſtens ſechzehn bis zwanzig Samen, was dem Paſcha im Vergleich mit der als Getreideboden berühmten Ebene von Lariſſa zwar noch immer viel, aber am Ende doch glaublicher ſchien.

---

[1] خير القدم بن جملهلك ادناسى ايم Ein mit türkiſcher Redeweiſe nur in etwas vertrauter Leſer wird empfinden, um wieviel das arabiſche dschumle und edna das tatariſche hepsi und kütschük an Würde und Eleganz übertrifft.

Namiks Urteil über die neugriechiſche Wirtſchaft in Athen, ſowie über die Grenzverhältniſſe und über das Benehmen der helleniſchen Behörden und ihrer Patrone überhaupt will ich des Friedens wegen lieber gar nicht erwähnen. Man kann ſich ja ſelbſt vorſtellen, daß ein türkiſcher Paſcha und Grenz-Woiwode „bei den alten Erinnerungen und täglich friſchen Reibungen mit empörten und hochbeſchützten Sklaven in der helleniſchen Sache“ weniger ſchwärmt und kokettiert als ein myſtiſch-trunkener Präzeptor aus Berlin. Dieſer Teil der Unterredung wurde aparte und ganz in franzöſiſcher Sprache zwiſchen dem Weſir und ſeinem Gaſt gehalten, während die beiden entfernt ſitzenden Ulema mit einem dritten erſt nach dem Eſſen hereintretenden Kollegen in eifrigem Geſpräche befangen waren.

Ich benützte dieſe Gelegenheit, dem Weſir die neue Anſicht auseinanderzuſetzen, die ſich in Europa ſeit Jahren über die Nationalität der heutigen Griechen geſtaltet hat. Welches Gewicht in dieſer Doktrin für Aufhellung und Begründung gewiſſer Ereigniſſe liege, ward dem intelligenten Osmanli auf der Stelle klar. „Gebieter!“ ſagte er, ſich an die Geſellſchaft wendend, „eine neue und wichtige Sache! Höret nur, was der Gaſt von den Griechen erzählt; ſie ſind nicht nur dem Glauben, ſondern auch dem Blute nach Brüder der Bulgaren, Serben und Ruſſen.“ Zugleich gab er einen kurzen Umriß der Begebenheiten, wie er ſie eben vernommen hatte und ich ſie noch weiter zu ergänzen und zu bekräftigen ſuchte. Verſchiedene Eigenheiten der höhern türkiſchen Umgangsſprache lernte ich erſt bei dieſer Veranlaſſung kennen. So lautete z. B. meine etwas pedantiſche Phraſe: Eski Urum kilidschdan getschirildi (die alten Griechen ſind vernichtet worden) im Munde des Weſirs viel einfacher und eleganter „Junani spathi oldu“ (die Jonier ſind dem Schwert verfallen)[1].

---

[1] Wie die Europäer zwiſchen Alt- und Neugriechen, Ἕλληνες und Ῥωμαῖοι, ſo unterſcheiden auch die Türken zwiſchen Jonier und Oſtrömer (Urum), wenigſtens, wenn ſie unterrichtet und des höhern Stils kundig ſind. Nur erinnere

Bei der Nähe von Ferſala (Pharſalos) fiel die Rede natürlich auf das berühmte Treffen zwiſchen Cäſar und Pompejus. Namik Paſcha erzählte den drei andächtigen und ſolcher Dinge ganz unkundigen Ulema das Ereignis mit der größten Genauigkeit; auch der Zirkumvallationslinien von Dyrrhachium wurde gedacht, wobei der wahre einheimiſche Name „Draſch" (Duras, Durazzo, Dyrrhachium) zum Vorſchein kam[1]. Gewiß gibt es wenige Türken, die eine europäiſch geſchriebene Univerſalgeſchichte geleſen haben oder nur zu ertragen vermöchten. Auch fand der gute Paſcha in Abbe Millots Kompoſition gar zu viele unerträgliche „Pfaffereien" (man verzeihe einem Türken dieſen Ausdruck) als daß er nicht eine ſeiner Vorſtellungsweiſe näherliegende Darſtellung wünſchen ſollte. Ich nannte ihm Comte Segur, hätte aber ſicherlich aus Patriotismus und zu gründlicher Belehrung des wißbegierigen Weſirs irgendein deutſches Kompendium von etwa achtundvierzig dicken Quartanten empfohlen, wenn der Weſir unſere Sprache verſtünde. Die langen Erzählungen über Vergangenheit und gegenwärtigen Beſtand der Weſtländer machten auf den Mufti – das ſah ich wohl – einen von Neugierde und Betroffenheit gemiſchten, im ganzen aber patriotiſch-peinlichen Eindruck, weil ihm türkiſches Weſen und Übergewicht im Gegenſatze chriſtlicher Ländergröße und Gewalt von nun an weniger majeſtätiſch und weniger ſicher ſcheinen mochte.

Wie es ſo oft geſchieht, hatte Wiſſen und Erfahrung auch bei ihm in kurzer Zeit den alten Glauben zerſtört und Bedenklichkeiten an die Stelle feſter Zuverſicht geſtellt. „Ich ſehe wohl," ſagte er, „daß ihr Chriſten, während wir in ſtolzer Sorgloſigkeit und Selbſtgenügſamkeit nicht achteten, was im Abendland vorging, uns über den Kopf gewachſen ſeid." Um auch ſeinerſeits Beleſenheit und

---

ich mich nicht mehr ganz genau, ob der Paſcha „Junani" oder „Jaoni" ſagte. Letzteres wäre nicht nur dem uralten Ἰάων des Homeros, ſondern auch dem Jaunoie der altſyriſchen Chronik des Abulfaradſch, an die ich bei Anhörung des Wortes augenblicklich dachte, in der Form noch entſprechender als das erſte.

[1] In vielen byzantiniſchen, d. i. gräko-ſlawiſchen Eigennamen iſt die wahre Orthographie nur aus dem Türkiſchen zu erlernen.

Weltkenntnis zu zeigen, lenkte er die Rede auf Kahira, auf die Schönheiten von Damaskus und auf die wundervollen Szenen ſeines Schattenwaldes zurück. Nachdem er über dieſe Gegenſtände nach türkiſchen Begriffen zierlich und gelehrt, das iſt mit reichlicher Anwendung arabiſcher und perſiſcher Ausdrücke geſprochen hatte, kam er auf das Lob der „Niemetz“ zurück und bemerkte, um unſere alte Größe und Weisheit zu beurkunden, daß ſchon der jüdiſche König Salomo eine deutſche Prinzeſſin zur Frau genommen hatte.

Der ſpäter eingetretene Ulema ſchien ein Philologus zu ſein und ſich vielleicht etwas mit vergleichender Sprachenkunde zu beſchäftigen; denn ſeine Fragen betrafen alle nur den grammatiſchen Bau der deutſchen Rede, und er wollte unter andern wiſſen, ob wir im Singular des zweiten Perſonalpronomens (du) für das Femininum[1] eine eigene Form haben wie die Araber? Aus allen am wenigſten redete der magere, etwas düſter und mohammedaniſch ſorghaft blickende Kadi. Beſonders gut gelaunt, geſprächig und heiter war dagegen der Weſir, er herrſchte ja unbedingt und jedermann war bemüht, ſeint eigene Weisheit der ſeinigen unterzuordnen. Dafür ließ er aus ſeinem Schatz die maſſiv goldene, auf vier Füßen ruhende und mit großen Brillanten reich verzierte Doſe herunterbringen und zeigte ſie dem Gaſt mit der Bemerkung, daß es ein Geſchenk des Kaiſers von Rußland ſei. „Jetzt ſei er zwar nur erſt Ferik (Generalleutnant), aber der Muſchirtitel werde, insch allah, auch bald von Stambul kommen.“

In ganz gleichen Zwiſchenräumen wurden Erfriſchungen gereicht, Scherbet, Backwerk, Süßes uſw. Endlich ward ein albaneſiſcher großer Apfel von vorzüglichem Aroma mit Meſſer und Handtuch jedem der Sitzenden beſonders in einen Teller auf den Schoß gelegt, zum Schluſſe aber noch einmal Kaffee herumgegeben, was in mohammedaniſchen Abendgeſellſchaften das Zeichen zum Aufbruch iſt. Etwa um die fünfte Stunde nachts erhoben wir uns, grüßten nach der Reihe den Weſir; der Aufwärter hielt das Velum und wir gingen mit türkiſcher Ordnung und Gravität zum Diwan hinaus.

---

[1] مؤنث muennes, iſt der techniſche, aus dem Arabiſchen entlehnte Ausdruck für Femininum.

Der Ulema harrten im Hofe ihre Maultiere und Diener, mich aber führte der Medikus durch die finſtern und holperigen Straßen der Stadt in das chriſtliche Quartier zurück.

Des andern Morgens hatten wir noch kleine Geſchäfte in den Bazaren und ritten endlich mit einer Ladung friſcher Trauben vom Oſſagelände, noch ehe es an der Glockenuhr Mittag ſchlug, über die ſarazeniſche Bogenbrücke gegen Turnovo hinaus.

Mehr für meine eigene Belehrung als für Berichtigung angeblicher Irrtümer der Zeitgenoſſen bin ich nach dieſen Szenen noch einen vollen Monat in der freundlichen Stadt der Garnfärber geblieben. Feſtbeſuche, vorübergehende und alltägliche, folglich eingelernte, berechnete und gleichſam ſtereotype Dialoge lehren ſelten den wahren Charakter und Sinn der Menſchen kennen. Man muß ſie unvorbereitet überraſchen und ſolange unter ihnen weilen, bis ſie des Selbſtzwanges müde werden und gleichſam vergeſſen, daß ſie ein Fremder ſieht. Ich wollte die Ultima ratio der byzantiniſchen Gemüter erſpähen und den Schlüſſel zum Verſtändnis öffentlicher Zuſtände finden, welche den Okzident ſo enge und ſo peinlich berühren und einer ebenſo folgenreichen als unerwarteten Entwicklung entgegeneilen. Wenn mich das Roman- und Schülerhafte meiner eigenen Begriffe endlich anekelte und ich nach beſſerer Erkenntnis ſtrebte, ſo wird das hoffentlich keine Kränkung für andere ſein.

Der Satz, daß die *politiſchen* Zuſtände der Nationen ihren letzten Grund in den *moraliſchen* haben, läßt ſich bei einer Nationalität, in welcher der Individualismus ſo vollſtändig vernichtet iſt, wie in der byzantiniſchen, weniger beſtreiten als anderswo. Jedoch gibt es Theſen, in welchen der Irrtum beinahe ſchöner als das richtige Erkennen iſt. Oder ſoll man ſich dem humanen, philoſophiſchen, für Autokratie des individuellen Geiſtes und für helleniſche Tugend ſo warm fühlenden Deutſchland gegenüber nicht ſchämen, ſeinen Glauben an die Majeſtät des Okzidentalismus und beſonders an die Tugend von Byzanz ſo früh und ſo vollſtändig verloren zu haben? Das Schlimme iſt nur, daß allen okzidentaliſchen Theorien zum Trotz die Byzantiner ſelbſt nicht an byzantiniſche Tugend glauben. Doch dürfen ſich wohl nicht viele Fremde rühmen, das vollgültige

Geſtändnis der abſoluten und unheilbaren Bösartigkeit des griechiſch-byzantiniſchen Volkscharakters aus nationalem Munde ſelbſt vernommen zu haben.

Ein turnobitiſcher Kodſchiabaſchi (Gemeindeverwaltungsrat oder Oberälteſter) namens Caloſſo rückte endlich nach vielen Analyſen und herkömmlichen Phraſen über die gegenwärtigen und künftigen Geſchicke der „römiſchen Nation" mit dem melancholiſchen Geſtändnis heraus: „Wir ſelbſt zwingen die Türken durch unſere Schlechtigkeit zu drückenden und ungerechten Handlungen. Unſere Großen ſind wie die Bojaren in Moldo-Wlachia, ſie tyranniſieren das Volk, ſind unerſättlich und ohne menſchliches Gefühl. Daher die Unmöglichkeit der Arbeit und Bodenbeſtellung, daher die Öde Griechenlands und das traurige Schauſpiel aus dem freien Hellas fliehender und beim Sultan Zuflucht ſuchender Familien, ja ganzer Gemeinden. Was Wohl und Wehe des gemeinen Volkes betrifft, trat man in Hellas geradezu und ohne alle Verbeſſerung in die Fußtapfen der Osmanli."

Den erklärenden Text zu dieſem Bilde gibt die Geſchichte der Byzantiner alter, mittlerer und neueſter Zeit. Eine kraftvolle Autokratennatur des zwölften Jahrhunderts wollte das byzantiniſche Erbübel durch Ausrottung ſämtlicher Primatialgeſchlechter heilen. Es wäre aber ſicherlich eine falſche Rechnung geweſen, weil die aus den untern Volksklaſſen heraufrückenden noch jedesmal mit den Plätzen auch die Verderbtheit der Vorgänger übernommen haben. Man iſt weder kleinmütig noch Timon; aber hier iſt das Übel größer als alle Medizin. Und wenn unverzeihlicher Fehler ungeachtet doch nicht jedermann berechtigt iſt, die Menſchen überhaupt und die politiſchen Geſchäftsleute mit ihren Praktiken insbeſondere geringe zu achten, ſo hat ſich doch der Glaube an die Ohnmacht abendländiſcher Rezepte allmählich ſogar der verblendetſten Adepten ſelbſt bemächtigt. Europäiſche Weisheit und Energie, von der man glaubt, daß ſie alles bewältige, hat auf byzantiniſchem Boden ihren Meiſter gefunden. Fehlte dieſen Völkern ein Louis XI.? oder hat ihnen die Natur jene Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüts verſagt, die den Europäer vorzugsweiſe lenkſam und politiſcher Ordnung empfänglich machen?

oder liegt die Urſache noch tieſer und iſt hier gar eine andere Welt, die wir nicht verſtehen können? Ein Volk, das ſeinem eigenen Blute warmes Gefühl, Liebe und Erbarmen verſagt, das mit unerſättlicher Gier Mittel des Genuſſes ſammelt und ſich doch allen Genuß verſagt, iſt aus andern Elementen zuſammengeſetzt als wir. Vaterlandsliebe, Selbſtverleugnung und uneigennützige Aufopferung für das gemeinſte Beſte würde man da vergeblich ſuchen. Ein ſterbender Turnobit weigerte ſich ſtandhaft, ſeinem eigenen Sohn und Erben den Ort zu nennen, wo ſein Geld vergraben liege: „ich habe es mühevoll erworben und will nicht, daß du dich des leichten Beſitzes erfreuſt; erwirb ſelbſt und mach dann, was du willſt“. Alles Suchen war vergeblich und ich ſah es ſelbſt, wie der Erbe des reichen Mannes das Haus demolierte, um den verſteckten Mammon des Vaters aufzufinden.

Gewiß iſt der griechiſche Boden an gemünztem Gelde und an vergrabenem Schmuck der reichſte in der Welt. Familienhäupter, welche in dieſer Weiſe Körbe voll ſpaniſcher Taler beſitzen, ſchlafen auf harter Erde und glauben Verſchwender zu ſein, wenn ſie mit Knoblauchſtengeln, ſüßen Zwiebeln und eingemachten Oliven ihren Hunger ſtillen. Mehr als eine warme Speiſe des Tages verzehrt in ſeiner Familie ſelbſt der reichſte und liberalſte Byzantiner nicht. Feuer wird in den wenigſten Haushaltungen angezündet. Das Haupt der Familie ſetzt ſich in den Laden des Bakkal, d. i. Früchten- und Lebensmittelhändlers und verzehrt dort ſein Byzantinermahl, unbekümmert um Weib und Kind, die nach Tunlichkeit ſelbſt für ſich zu ſorgen haben. Um etliche Pfennige eſſigſaure Kohlblätter, aus dem nächſten Laden geholt und roh mit trocken Brot einmal des Tags verzehrt, müſſen in ſolchen Fällen Üppigkeit und Wohlgeſchmack deutſcher Bürgerkoſt erſetzen. Bei aller Ärmlichkeit iſt aber auch der jedem einzelnen zugemeſſene Teil ſo geringe, daß ein reichlich eſſender Abendländer nicht begreifen kann, wie ein menſchlicher Körper mit ſo wenig Nahrung beſtehen und wachſen könne. Freilich iſt aber auch Hunger im weizenreichen Theſſalien wie in Ägypten eine der vorzüglichſten Urſachen frühzeitiger Verſiechung und Sterblichkeit.

Schon früher ward bemerkt, daß in nicht wohlhabenden Chriſtenfamilien die Knaben nur bis Zurücklegung des zehnten Jahres im väterlichen Hauſe Nahrung erhalten, dann aber für ſich ſelbſt ſorgen müſſen, ſo gut ſie es verſtehen. Man kann wohl denken, in welche Unordnung und Selbſtvergeſſenheit unter ſolchen Umſtänden mancher Junge verfällt. Erwachſene, ſolange ſie ledig ſind, tun ſich häufig truppweiſe zuſammen, kaufen gemeinſchaftlich ihre Lebensmittel auf dem Markt und kochen und verzehren ſie im Bäckerladen.

Dieſe Sittenzüge ſind etwa nicht Ausnahmen, einzeln vorkommende Fälle, oder bei den Leuten in Turnovo allein zu finden; ſie ſind Regel und allgemeines, bleibendes Ergebnis der bürgerlichen Zuſtände aller Chriſtengemeinden im byzantiniſchen Reiche. Und doch ſind dieſe Länder beim größten Elend der untern Volksklaſſen von der Laſt des gemeinen europäiſchen Bettlerweſens ſozuſagen völlig frei, nicht etwa infolge weiſer Geſetze, ſondern durch Sitte und Gewohnheit, die ſtärker ſind als jedes Geſetz. Kein griechiſcher Chriſt bettelt einen Griechen an, weil er weiß, daß keiner etwas gibt. Wird aber dennoch angeſprochen, wie es in den von Europäern beſuchten und bewohnten Stapelorten geſchieht, ſo betrachtet der Grieche den Bittenden mit kalter Ruhe, philoſophiert wohl mit dem Nachbar über die Wirkungen des Hungers im Antlitz und über die Lumpen am Kleide des Elenden, die Gabe wird aber doch verſagt, was auch niemand übel nimmt.

In der Türkei erträgt der reiche Chriſt den Druck der Gewalt, der arme aber ſeine Not mit gleicher Reſignation; beide rechnen mechaniſch auf ein beſſeres Jenſeits und ſind hienieden ſtolz, ein byzantiniſcher Chriſt zu ſein. Oft beneidete ich bei aller eigenen Wärme und Andacht dieſe Leute um ihren feſten Glauben und um ihre zweifelloſe Zuverſicht. Wahrhaft, die Europäer wiſſen Preis und Segen des Chriſtentums nicht genug zu ſchätzen! Muß man denn aber auch unterdrückt, Helot, hungrig, Ignorant und Bettler ſein, um das volle Gewicht der göttlichen Doktrin zu fühlen? Beinahe möchte man Chriſten und Moslimen von Byzanz entſchuldigen, wenn ſie von uns nichts wiſſen wollen und wenn ſie Bücherplage, Projekte, Unglauben, Unzufriedenheit, galante Laſter, Kaſernenleben, Konſkription, Trunkenheit, tabellariſche Verzeichniſſe und Gaſſenbettel als die wahren Symbole und die unzertrennlichen Gefährten europäiſcher Kultur betrachten.

Es iſt nicht genug, daß die Nationen ihre Vorzüge und ihren Wert ſelbſt erkennen, ſie ſollen auch wiſſen, in welchem Lichte ſie fremden Völkerſchaften erſcheinen. Jeder Tag brachte eine neue Idee, einen neuen Vergleich und je freier und zwangloſer man ſich gegenſeitig gehen ließ, deſto lehrreicher ward der Verkehr. Doch die Zeit ging ſchnell, und der Sommerſchein, der entzückende wonnige Hauch des Lebens, der ſo manchen ſchönen Jännertag über der theſſaliſchen Ebene lag forderten wiederholt zur Reiſe auf. Aber immer neue Zögerung, neues Hindernis! Bald trat ein Regentag dazwiſchen, bald blies es nordiſchkalt vom ſchneeigen Olymp herab; der alte Türke riet, vollends den Frühling zu erwarten, gab mir ſchmackhafte Melonen und reimte im Scherz über den langen, ihm ſo willkommenen Aufenthalt,

Dolaschdüm Schami, Misiri,
Oldüm Turnavo jesiri[1].

Unter welchen Umſtänden ich aber doch endlich Turnovo und Lariſſa in der erſten Februarwoche (1842) verließ und über Pharſalos in die griechiſche Quarantäne nach Lamia gekommen bin, dann Chalkis auf Euböa ſah und die zweijährige Levantewanderung im Piräus geſchloſſen habe, ſoll in Kürze noch als Nachtrag ein eigenes Fragment erzählen.

---

[1] In Ägypten und Syrien bin ich umhergezogen,
Zu Turnovo ward ich um die Freiheit betrogen.

Reiſe von Lariſſa an die Grenze des Königreichs Griechenland. Quarantäne von Zitun. Schluß.

Aber warum Zitun und nicht Lamia? Warum amtlicher Namensreſtauration zum Trotz die ſlawiſche Benennung des Grenzortes in der Aufſchrift auch jetzt noch vorangeſtellt und die helleniſche nur ſo nebenher als Parentheſe eingeſchaltet? Iſt das nicht verdammlicher Starrſinn und offenbarer Beweis, daß man von den Ruſſen gedungen iſt, den hellen Born des Hellenentums durch Bulgarenſchlamm zu trüben und am Schluß der „Fragmente", wie im Anfang und in der Mitte, dem griechenliebenden Deutſchland Ärgernis zu geben, den ländergierigen Ruſſen aber die Wege künftiger Macht und Herrſchaft zu bereiten? Ich Beklagenswerter, was habe ich getan! welch Unheil iſt durch mich in die Bücherwelt gekommen!

Eheu! quid volui misero mihi? floribus Austrum
Perditus et liquidis immisi fontibus apros.

Daß papierne Ordonnanzen nur ſelten die Volksſitte überwinden, ja gewöhnlich ſchwächer als verjährte Gewohnheiten ſind, weiß jedermann, und was die Kanzlei zu Athen „Lamia" nennt, heißt beim Volke noch jetzt Zitun. Wir aber reden mit Vermeidung leeren Bombaſtes überall gerne die Sprache des Volkes. Populäre Gründe! — wird man ſagen — hinreichend für geſunde Seelen, aber ungenügend, den Zorn gelehrter Hellenomanen zu entwaffnen! Der Gefahr eingedenk haben wir ſchon zu Turnovo auf Verteidigung geſonnen und — wie wir hoffen — in der Odyſſee das Heil gefunden. Sinnreich und beſcheiden verglichen wir uns beim langen Aufenthalt am Tempetal den lotoseſſenden Gefährten des Ulyſſes und die Fettebene von Lariſſa ſelbſt dem Land der Lothophagen, wo man der ſüßen Heimat vergißt und nicht mehr weiter ziehen will. Ach wäre das Sittengeſetz nur nicht gar ſo ſtrenge und ſinnenſchmeichelnde Weichlichkeit durch die Moraliſten nicht ſo hoch verpönt! wahrhaft, ich wäre, betört durch phyſiſches Wohlbehagen, noch lange in Theſſalien geblieben. So ſüß ſchmeckte das Lotos — thymianduftendes Hammelfleiſch mit Weizenbrod und Trauben — ſo milde und nervenſchwellend fächelten, obgleich zu Zeiten noch Wolken zogen und Regen fiel, unter blauem Himmel die Mittagslüfte. Wie die ſentimentale Gräfin Ida erſt auf den Ruinen von Balbek die „Fabel“ Aurora und Tithon verſtand, ſo ward auch mir das lieblichſte aller Bilder in Ovids Verwandlungen erſt in Theſſalien klar. Nur in Theſſalien konnte Daphne in die Geſtalt des Lorbeerbaumes übergehen und lebendigfühlend mit der Erde zuſammenwachſen

Sentit adhuc trepidare novo sub cortice pectus.

In dieſem Lande mehr als irgendwo im Orient fühlt der Menſch, daß er ein Sohn der Erde iſt und, mit Verlaub der Überſchwenglichen, nur vom reichſtrotzenden Buſen der Mutter Kraft und Nahrung zieht. Doch wer dürfte ohne Beleidigung ſtrenger Sitte von geſteigerter Sinnlichkeit und von heiterer Lymphe theſſaliſch genährter Körper reden? Wenn aber bei überzähliger und unzufriedener Bevölkerung irdiſches Gedeihen allein die Wahl neuer Sitze beſtimmen ſoll, ſo wäre für die Temperatur des deutſchen Blutes ohne Zweifel Theſſalien der geeignetſte Himmelsſtrich. Der Gedanke war zu verführeriſch, und obgleich die Unmöglichkeit, deutſchen Sinn in dieſes Rinnſal zu lenken, ebenſo klar erſchien als die Hoffnung, duldendes Nebeneinander zwiſchen abend- und morgenländiſchem Kirchentum zu erzielen, mit jedem Jahre ſinkt, folgte ich dennoch dem lockenden Bild, ſo oft ich in den letzten Tagen des Aufenthalts auf dem Kaſtellhügel von Lariſſa ſaß und das Auge über den prachtvollen Teppich der peneiſchen Ebene ſchweifen ließ. Die Myrte trieb in friſchem Saft und ruhig wälzte ſich in weiten Krümmungen die volle Flut des Salambria zum Tempetor hinab. Doch umſonſt! Das Erbe iſt ſchon vergeben.

Byzantiniſch angebaute Fluren gewinnt der Abendländer heute nicht mehr auf friedlichem Wege; der Gewalt aber und dem klugen Gedanken haben die deutſchen Stämme auf immer entſagt. Die Chlodowige, die Alariche, die Theodoriche ſind in Deutſchland ausgeſtorben und nur als Knechte wandern unſere Brüder nach entlegenen Zonen. Wie der Leſer ſieht, haben wir in Theſſalien nicht bloß „Lotos“ gegeſſen, wir haben auch der Leiden und der Geſchicke des deutſchen Volkes gedacht und zugleich durch herzhaftes Losreißen vom üppigen Strand der „peneiſchen Daphne“, ſo viel an uns, praktiſch die Tugend geübt. Den Lockungen der Sünde und der Könige entgeht der ſchwache Sterbliche nur durch die Flucht. Man meinte zwar, es wäre beſſer, den Februar noch vollends in Turnovo zu verleben, weil erſt dann von rauhen Lüften nichts mehr zu beſorgen ſei.

Die Leute hatten recht, Februar iſt für Theſſalien Wintermonat. Ich wollte aber fort, ſah noch einmal die Lieblingsplätze des langen Aufenthalts, die einſam ſtehende Platane vor der Stadt, den Teich, den Brunnen, das „romantiſche Klöſterlein“ in mildem Abendgold und trat nach freundlichem Abſchied von Chriſt und Muſelman am Spätmorgen des 4. Februar (1842) die Wanderung zur griechiſchen Grenze an, wo ich endlich chriſtliches Regiment und deutſche Geſellen treffen ſollte. Der Weg in gerader Richtung beträgt kaum über zwanzig Stunden und geht, ohne Lariſſa zu berühren, auf einer Fähre über den Peneios unmittelbar nach Ferſala (Pharſalus). Ich hatte einen Pindus-Wlachen von Klinovo als Diener aufgenommen, durfte ihn aber infolge neueſter Verordnung ohne ausdrückliche Erlaubnis des Weſirs Namik-Paſcha nicht über die Grenze nehmen. Man wollte die Flucht der chriſtlichen Raja hindern, die ſich auf dieſem Wege häufig dem Charadſch und andern Plackereien der türkiſchen Verwaltung entzogen Um die Sache ſchnell und mündlich zu ſchlichten, machten wir den kleinen Umweg über Lariſſa, fanden aber beim Weſir nicht mehr ganz das freundliche Entgegenkommen des frühern Beſuches. Man war etwas kühler und geſtattete erſt nach vielen Reden und Bedenken die Fertigung des Reiſeſcheines, für welchen außer Stellung eines Bürgen wegen der Rückkehr noch 20 Gruſch (ein Konventionstaler) Taxe zu erlegen waren. Der Bürge wollte ſich aber auch nicht ohne große Mühe und nur gegen Vorausbezahlung des nächſtfälligen Kopfgeldes (3 Gulden Münze) bereden laſſen. Dann hatte man erſt das Paßbureau zu ſuchen, den türkiſchen Kanzleichef anzugehen, und das Schreibervolk zu begütigen — früher unbekannte Mühen und erſt durch okzidentaliſche Weltverbeſſerer in die Türkei verpflanzt! Zum Glück war das alles im Hof des Serai untergebracht und fand ich der vielen Mißverſtändniſſe und müßigen Fragen ungeachtet mehr Geduld als nach europäiſchen Begriffen zu erwarten ſtund.

Während der türkiſche Schreiber die „beſondern Kennzeichen“ des Wlachen protokollierte, mußte ich laut vorgängiger Belehrung mit dem Gelde in der Taſche klingeln, was den ſchreibenden Türkenfingern ſichtlich Elaſtizität verlieh. Über dieſe und andere Sorgen waren beinahe zwei Tage vergangen und die Straßen von Lariſſa boten damals ein beſonders lebhaftes Schauſpiel dar, weil von dem neugeworbenen Albaneſenkorps beinahe die Hälfte ſchon in der Stadt verſammelt war und alle Einkehrhäuſer von ſchmutzigen Fuſtanellen wimmelten. Wir hatten die beſte Gelegenheit, zu ſehen, wie der Sultan ſeine Milizen wirbt. Man brauchte ſechstauſend Mann Leichtbewaffneter zur Hut des wiedergewonnenen Syriens und zum bevorſtehenden Kampf wider die Maroniten im Libanon. Die Pforte begnügte ſich, unter *Geheimhaltung der wahren Beſtimmung*, ſechs Bimbaſchi nach Theſſalien zu ſenden mit der Vollmacht, je tauſend undiſziplinierte Arnauten zu werben, „als ginge es gegen das benachbarte Griechenland“.

Siebenzig Gruſch (7 Gulden Münze) mit täglicher Brotrationen war der Monatſold des gemeinen Mannes; der Bimbaſchi dagegen war für ſeine Perſon außer dem unerlaubten Gewinn durch falſche Muſterrollen mit monatlich 3000 Gruſch (300 Gulden Münze) bedacht. Für Kleidung, Waffen und andern Bedarf hatte die geworbene Mannſchaft ſelbſt zu ſorgen. Sogar das Glaubensbekenntnis fand bei jener Werbung keine Schwierigkeit. Chriſt und Muſelman war gleich willkommen, wenn er nur Waffen hatte und Gehorſam ſchwur. Sämtliche Einkünfte des Paſchaliks Theſſalien wurden als Brot und Sold des undiſziplinierten, meuteriſchen Hauſens aufgerechnet. Mancher der beſtallten Bimbaſchi hatte weniger als die Hälfte des Kontingents, und doch bezog er — verſteht ſich nicht zu ſeinem Schaden – Löhnung und Ration für die volle Zahl von tauſend Mann. „Verlornes Geld!“ meinte der redliche alte Türke Hadſchi-Oghlu von Turnovo, „das Devlet alieh (die hohe Pforte) muß in dieſer Weiſe elend zugrunde gehen“!

Jedermann im Lande kannte die Unterſchleife und den Raub am öffentlichen Gut; nur die Zentralgewalt zu Stambul wußte nichts. Denn in der Türkei hat die oberſte Gewalt das Recht, in der eigenen Sache blind zu ſein und in den meiſten Dingen den wahren Stand entweder gar nie oder doch erſt zuletzt zu erfahren, wenn nicht mehr zu helfen iſt. Einmal ſah ich dem Guerillamanöver des in meinem Han eingelegten Haufens zu, könnte aber von ihrer Kriegskunſt nicht viel mehr Rühmens machen als von ihrer Tugend und Sittſamkeit. Daß wir in fremden Ländern hie und da beſonders auf Sitte und moraliſche Zuſtände merkten, iſt freundlichen Leſern nicht unbekannt. Die Sache hat aber namentlich in dieſem Falle ihre Bedenklichkeit, weil wir in der Kunſt ohne Nachteil dem Texte Schlüpfrigkeiten einzuweben hinter dem berühmten „Verſtorbenen“ ebenſo weit als in Witz und feinem Stil zurückgeblieben ſind. Doch glauben wir ohne bedeutendes Ärgernis für ſittenſtrenge Leſer ſagen zu dürfen, daß man zu Lariſſa in Theſſalien Salep trinkt und von dieſem in Europa wenig bekannten Spezifikum großen Konſumo macht.

Salep iſt bekanntlich ein Strauch, der hauptſächlich in Syrien gedeiht und wie die Platane den Wert nicht in Blatt und Stengel, ſondern an der Wurzel hat. Die Salepwurzel teilt dem Blut eine erhöhte Wärme mit und ruft gewiſſermaßen die ſchlummernde Sinnlichkeit nach Maßgabe der Doſis zu regerem Leben auf. Zu Markt wird die Wurzel in gedörrtem Zuſtande gebracht, vom Salepſieder aber zu feinem Pulver zerſtoßen und mit Zutat von etwas Ingwer zu einem graulichen Bräu verſotten, der an Konſiſtenz der Schokolade gleicht und in der Chriſtenheit zuweilen von Kranken, im Iſlamitiſchen aber aus Üppigkeit nur von den Geſunden getrunken wird. Von beſonders nachhaltiger Wirkung, meint man im Orient, ſei das Getränke vor Sonnenaufgang und unmittelbar nach dem erquickenden Labſal des Morgenſchlafs. Salep! Salep! rief es durch die dunkeln Straßen von Lariſſa ſchon um fünf Uhr frühe (Februar). Die ambulanten Salepmänner haben der Übung wegen ein feines Gehör. Der Diener klirrte am Fenſter und ſogleich trat ein rotbärtiger Osmanli herein, die Laterne in der einen, das kohlengeheizte Réchaud mit dem brodelnden Saft in der andern Hand und kredenzte die volle Taſſe, für die er nicht mehr als 5 Para, d. i. etwas über 3 Pfennige unſeres Geldes nahm. Der Ärmſte kann ſich dieſe Erquickung verſchaffen und ich bitte die Leſer, über mein lariſſäiſches Frühſtück keine Bemerkung zu machen.

Es wehte winterlich vom Oſſa herüber und die Mühen des Tages und die froſtigen Dialoge mit Namik Paſcha, mit den Schreibern und Pferdevermietern kühlten bald wieder das mäßig erwärmte Blut. Um uns das im Sommer freilich unſchwere Tagwerk nach Pharſalus wegen der Kürze des Lichts in etwas zu erleichtern, machten wir uns nach eilig geſchloſſenem Mietvertrag noch abends zum Tor hinaus und ſchliefen im Einkehrſtall des nächſten Dorfes etwas über zwei Wegſtunden von der Stadt. Wir rechneten auf eine ſchlechte Nacht. Froſtige Winde blieſen durch die zerlöcherten Lehmwände auf unſern Lagerplatz und bald drangen Schneeflocken vom Ziegeldach herab. Holz war nicht zu haben, wir kauften aber fünfzehn Pfund Kohlen, ſotten Eier, ſchmorten Fiſche in Olivenöl, tranken Wein und ſchliefen, in die Mäntel gehüllt, wider Vermuten vortrefflich, lange und warm am Kohlenfeuer. Die Nacht hatte förmlich den (vierzehntägigen) theſſaliſchen Winter gebracht und wie wir mit dem Morgengrau vor die Hütte traten, war der Boden ſtreckenweiſe mit dünner Schneekruſte bedeckt. Dennoch ritten wir ohne Säumnis fort und freuten uns, beizeiten nach Phar[illegible]s zu kommen und einen bequemern Han zu finden als im Dorf ohne Baum und Holz. Aber bald zeigte es ſich, daß der Pferdeführer den Weg nicht wußte und auch noch niemals in Pharſalus geweſen war. Um für die Strecke von Lariſſa nach Zitun drei Dukaten zu erſparen, die ein kundiger und ehrenfeſter Türke mehr als ein Grieche begehrte, hatten wir letzterm den Vorzug gegeben und wurden nun, wie billig, für unzeitige Sparſamkeit zur Strafe gezogen.

Die meiſten Leſer kennen den Namen Cynoſcephalä ſowie die große Schlacht, in welcher die römiſche Legion zum erſtenmal die mazedoniſche Phalanx überwand. Ebenſogut weiß man auch, das „Cynoscephalä“ auf deutſch „Hundsköpfe“ bedeutet und daß im Altertum nicht bloß eine beſtimmte Ortſchaft, ſondern wegen der Geſtaltung des Bodens eine größere Landſtrecke zwiſchen Lariſſa und Pharſalus dieſen Namen trug. In dieſer Gegend waren wir jetzt, und der Anblick des Landes erklärte am beſten das Wort Cynoscephalä. Kurz vor dem Dorfe, in dem wir ſchliefen, begann ſanft anſteigend ein Labyrinth niedriger, baumloſer, niedlich ineinander verſchlungener Stumpfhügel – milde, langgedehnte Schwellungen des fruchtbarſten Bodens mit rinnenden Bächen, Kräuterwieſen und kleinen grasbewachſenen Moorgründen in den muldenförmigen Vertiefungen – im ganzen etwa ſieben Stunden lang und vier bis fünf Stunden breit. Bis zum Dorfe Pagratſch ging es noch leidlich, dann aber ſagte der Führer unumwunden, er wiſſe nicht, welcher von den vielen nach allen Seiten zwiſchen den Hügeln auseinandergehenden Reitpfaden der rechte ſei und nach Pharſalus führe. Was war zu machen? Die Schuld lag auf unſerer Seite und wir ritten auf Geratewohl. Zum Unglück war die Gegend auch noch menſchenleer und nur ein Kranich, der einſam am Waſſer ſtand, ſah uns verwundert vorüberziehen. Bauern, die wir ſpäter in einiger Entfernung trafen, wußten auch keinen beſſern Beſcheid und ſo übernahm ich denn im Vertrauen auf meine Kompaßkunde die Leitung der Karawane ſelbſt. Aber ſieh da! während ich auf einer moorigen Stelle den Eingebungen meiner vermeintlichen Weisheit folgte, tat das Pferd einen falſchen Schritt, ſtürzte ſeitwärts in eine Schlammtiefe und ſank bis an den Gurt; mich ſelbſt ſchleuderte es im entgegengeſetzten Sinn, doch reichte mir die Pfütze nur bis an die Knie. Die Geduld brach ſelbſt bei dieſem Auftritt kaum; das Tier ward wieder aufs Trockne gebracht und wir ritten, obgleich die ſchneegetränkte Flüſſigkeit in die Fußbekleidung gedrungen war, unverzagt zu einem Konaridorf hinan, wo uns ein großnaſiger Osmanli in weißem Turban nach vielem Irrſal zum rechten Weg verhalf. „Auf der Derwiſcheinſiedelei im Pinienwalde richtet euren Weg, dort werdet ihr Tſchataldſche[1]) von ferne ſehen.“ So war es auch.

---

[1]) Türkiſche Benennung für Pharſalos.

Nach mehr als ſechsſtündiger Plage hatten wir endlich den Südrand des Hundskopf-Labyrinths erreicht und erblickten auf einmal das ſpiegelglatte, links und rechts unabſehbare, auf der uns entgegengeſetzten Südſeite aber durch ein dammartig hereinſpringendes Vorgebirge begrenzte Feldmeer der pharſaliſchen Ebene vor uns ausgebreitet. Wir waren wirklich überraſcht und vergaßen beim Anblick der prachtvollen mit Saaten und Gras bedeckten Fläche für einige Minuten unſere Not. Am waſſerreichen Bach, welcher die Ebene von einem Rand zum andern der Länge nach in diagonalem Laufe durchſchneidet und ſeine perenne Flut mittelbar in den Peneios wälzt, erkannten wir ſogleich den Enipeus des Altertums, und ſahen deutlich die zierliche Steinbrücke und den breitgetretenen Weg, der nach Pharſalus führt. Aber noch viel wichtigeres als Kornfeld, Bach und Steinbrücke: die Walſtatt, wo Cäſar den Pompejus ſchlug, lag offen vor dem Sinn. Zur Beſchreibung jenes verhängnisvollen Tages und Cäſars Strategie lieferte erſt der Überblick der pharſaliſchen Felder den wahren Kommentar. Die Lagerſtelle beider Heere, die Schlachtordnung, ja der Platz, wo die einzelnen Legionen ſtanden, wo die Reiter fochten und die Reſerve der zehnten Legion den Sieg entſchied, lagen wie gezeichnet vor dem Blick.

Manche Stelle in Cäſars Schriften würden die Herausgeber viel verſtändiger und lichtvoller kommentieren, wenn ſie den Schauplatz der Begebenheiten ſelbſt geſehen hätten. Dieſe Bemerkung gilt hauptſächlich dem alexandriniſchen Akademiker Appianos, der in Beziehung auf die pharſaliſche Walſtatt in bedeutendem Irrtum iſt, wie ſich weiter unten zeigen ſoll. Von Cäſars Kommentarien, die ſeit der Studentenzeit auf keiner Reiſe fehlen, wurde der betreffende Abſchnitt auf den Hügeln ſelbſt geleſen, wo das Lager der pompejaniſchen Legionen ſtand. Dann ging es mit Bedacht den ſanften Abhang hinab und fort gegen den Enipeus, der an den Zelten des großen Gegners der Optimaten vorüberrann.

In ſolchen Momenten fehlen auch dem Müden die Gedanken nicht! Um in die Stadt zu kommen, die am Fuß des Bergrandes gegenüber in Nebeldunſt und leichter Schneedecke winterlich begraben war, hatten wir von unſerm Standpunkte aus noch einen anderthalbſtündigen Ritt über die fetterdige, von geſchmolzenem Schnee durchnäßte Spiegelfläche zu überſtehen. Die armen, ſchlechtgenährten und ſchwer beladenen Tiere erlagen faſt unter der Bürde und nicht ohne große Anſtrengung erreichten wir endlich gegen drei Uhr nachmittags das Ziel. Wir bedurften insgeſamt der Ruhe und Menſch und Tier hatte Labung nötig. Wie wir uns auf die kniſternde, kleidertrocknende, hammelſchmorende Flamme aus Reiſig und dürrem Holze freuten! An Holz konnte es in Pharſalus ja nicht fehlen; oder hatten wir nicht Bäume geſehen und im nahen Gebirge Nadelwald? Aber das gemauerte Einkehrhaus dieſer Türkenſtadt war leider noch weit ärmlicher und troſtloſer als der Stall im letzten Chriſtendorf. An Brennholz war gar nicht zu denken; ſelbſt Kohlen gab es nicht. Kein Fleiſch, kein Fiſch, kein Reis, kein Ei! ſogar die Nachtlampe fehlte. Wir aber waren müde, hungrig, durchnäßt und zitterten vor Froſt, auf unſerer Matte am kalten Herde ſitzend.

Das Zimmer hatte, wie natürlich, keine Decke, wir ſahen durch das loſe Ziegeldach die grauen Wolken ziehen und gegen Abend trieb es eiſige Lüfte durch den rohen Schornſtein und die ladenloſe Fenſteröffnung auf das Lager herein. Wir ſahen einer bedenklichen Nacht entgegen, vielleicht der ſchlimmſten, die ich je auf Reiſen zugebracht. Wenn in dieſer Lage das Fieber käme! Welch eine zweifelhafte Lage! Um das Maß der Verlegenheiten voll zu machen, ſagte uns auch noch der Führer ſeine Dienſte auf: er könne und wolle nicht weiter ziehen, das Land jenſeits Pharſalus ſei ihm ſo unbekannt als uns und morgen frühe reite er nach Lariſſa zurück. Es war ein junger Menſch, ein blonder Menelaus der Olympusdörfer, voll guten Willens; aber er wußte im Lande weder Beſcheid noch hatte er friſchen Mut. Dieſen Übeln mußte nach Tunlichkeit zugleich begegnet werden.

Nachtlampe und Kohlen lieferte ein Krämer der Nachbarſchaft; aber wie wir zwei- und dreimal holen ließen, war der Preis jedesmal um die Hälfte angewachſen und am Ende ging der Vorrat aus. Das Fenſter ohne Laden ward mit zuſammengeſuchten Matten zugemacht und mit vieler Mühe am Ende auch noch etwas Wein und Brot aufgebracht, was mit den Hammelreſten aus Lariſſa doch nur ein kümmerliches Nachtmahl gab. Wir teilten es gutwillig mit dem Führer, nachdem uns ein Grieche des Orts ſeine Pferde auf den andern Morgen, aber nur bis zur nächſten Station Domoko vermietet hatte. Dort, hieß es, müſſen wir türkiſche Führer nehmen, denen es allein geſtattet ſei, über die Grenze ins fremde Land zu gehen.

Die Nacht in Pharſalus glich einer wahren germaniſchen Winterſzene. So traurig flockte und brauſte es vom Berg herab. Gott weiß es, mit welchen Gefühlen wir uns am matten Kohlenfeuer zur Ruhe legten! Die wenigſten Leſer vermuten aber auch nur, mit welcher Summe von Sorgen, Geduld und Not ich beinahe jeden Satz dieſer Fragmente vorausbezahlen mußte. Gewinn iſt uns im Leſen fremdes Ungemach. Nur begreift vielleicht ein „Glückſeliger“ nicht immer ſchnell, warum man im Einkehrhaus zu Pharſalus eigentlich noch keine vergoldete Felderdecke, keine Gueridons und keine elaſtiſchen „Couchetten“ hat. Wir aber ſchliefen, der Bedrängnis ungeachtet, bis uns die Morgenkälte friſch und erquickt neben dem verglommenen Herde weckte. Ich glaube, der warme Saleptrunk in Lariſſa hat das Winterelement noch in Pharſalus beſiegt. Nur kam der neue Führer in aller Frühe mit Bedenklichkeiten wegen des bedrohlichen Wetterſtandes und meinte, ob wir uns nicht noch einen Tag Ruhe gönnen wollten. So gerne wir auch unter erträglichern Umſtänden einen Tag geblieben wären, lehnten wir doch in der Not aller Dinge den Vorſchlag ab und erklärten, um jeden Preis heute noch nach Domoko zu ziehen. Auf wiederholtes Einreden fragte ich nur ſo obenhin, wo der Kadi von Pharſalus wohne? Statt der Antwort ſagte der Grieche, in anderthalb Stunden werde er mit friſch gefütterten Pferden im Hofe ſtehen, ſei die Witterung wie ſie wolle. Die Zwiſchenzeit wurde benutzt, die Gelegenheit des Ortes noch einmal anzuſehen.

Pharſalus iſt eine türkiſche Bauernſtadt von weniger als viertauſend Seelen, hat aber in der Lage große Ähnlichkeit mit Antiochia am Orontes. Es iſt eine ſchmale, lange Kotſtadt, längs dem Fuße einer ſich zur Ebene verflachenden ſteilen Hügelkette hingeſtreckt und ohne alle Spur des Altertums, ausgenommen die zerſtörte große Akropolis hoch oben auf der Bergebene, von der ſich wie zu Antiochia beiderſeits am Felſenrande lange, verwitterte Feſtungsmauern zur Stadt herabziehen. Ich gab mir nicht die Mühe und hatte auch keine Zeit, die Berghöhe zu erklimmen, ſah aber um ſo eifriger auf das geſtern durchwanderte Schlachtfeld der römiſchen Bürgerkriege hinüber. Statt den Leſer mit einer umſtändlichen Aufzählung aller Einzelheiten jener Schlacht und dann noch weiter mit einer Abhandlung über die Bürgerkriege im allgemeinen und über die ganze römiſche Geſchichte überhaupt von Äneas bis Auguſtulus heimzuſuchen, wie es der belobten Gräfin an meiner Stelle ſicher begegnet wäre, begnügen wir uns mit der einfachen Berichtigung einer irrigen Angabe des Griechen Appian. Offenbar hat der gelehrte Akademiker die pharſaliſchen Felder nicht ſelbſt geſehen und ſein Werk nur aus fremden Büchern zuſammengetragen, ſonſt hätte er in geradem Widerſpruch mit Cäſars Text die Walſtatt nicht zwiſchen Stadt Pharſalus und den Fluß Enipeus verlegt[1], während der Streit der Nebenbuhler um die Weltherrſchaft auf dem kornreichen Blachfeld zwiſchen dem rechten Enipeusufer und dem Hügelrande des Hundskopf-Labyrinths entſchieden wurde. Cäſar, der ſonderbar genug weder Stadt noch Fluß mit Namen nennt, erſchien zuerſt von Epirus her und lagerte im Kornfeld am Waſſer. Pompejus zog mehrere Tage ſpäter von Lariſſa kommend, auf demſelben Weg, den wir genommen hatten, und ſchlug ohne in die Fläche hinabzuſteigen, das Lager auf den Hügeln auf, an deren Fuß er ſein Heer in bequemer und ihm günſtiger Stellung vergeblich zum Kampfe bot[2].

Am Entſcheidungstage ſelbſt lehnte Pompejus den rechten Flügel, Cäſar aber den linken an den Fluß, der beiden Heeren die Seite deckte und die Angriffe der Reiterei unmöglich machte. Dieſe Stelle (Cäſ. III, 88 und 89) ſetzt die Sache außer Zweifel. Wie Pompejus geſchlagen und ſelbſt das Lager am Hügel genommen war, floh alles nördlich in der Richtung gegen Lariſſa durch das Hügelrevier, auf dem ſie vorher gekommen waren. Aus Cäſars Angaben iſt es klar, daß keines der ſtreitenden Heere in der Richtung gegen Pharſalus den Fluß überſchritten hatte. Nach Appian aber wäre der Rückzug entweder durch den Fluß „mit hinderlichen Ufern“ (impeditis ripis) oder vielmehr – was offenbarer Unſinn – ſüdlich gegen Domoko und die Thermopylen geſchehen, wohin wir uns nach dieſer kurzen Abſchweifung vom Reiſeziel unter nicht ganz günſtigen Wetterzuſtänden etwas ſpäter als neun Uhr vormittags in Bewegung ſetzten.

---

[1] Ἐς τὸ μεταξὺ Φαρσάλου τε πόλεως καὶ Ἐνιπέως ποταμοῦ. Appian de Bellis Civil. lib. II, §74.

[2] Pompejus, quia castra in colle habebat, ad infimas radices montis aciem instruebat. Caes. de bello civil lib. III, 85.

Nach einem Paar etwas lichter Morgenſtunden, die uns mit falſchen Hoffnungen kirrten, war ein dichter Nebel über Berg und Fläche herabgeſtiegen, und wie wir ans andere Ende des Städchens kamen, wo Weiber an der Quelle wuſchen, fing es zu ſchneien an. Wir ritten ſchweigend vorüber, weil uns der Wind die Flocken ins Antlitz trieb und die düſtere Atmoſphäre bald die nächſten Gegenſtände dem Blick entzog. Nur der glatte weiche Pfad verriet, daß wir nach einer Wegesſtunde aus der ſteinigen Durchgangsniederung des pharſaliſchen Vorgebirges wieder auf das Feldmeer gekommen waren. Sehen konnte man es nicht. Die Luft bot eine jener Szenen, wie ſie nur die Iliade malt, und gleich Ajax flehten auch wir zu Zeus um Licht, obwohl zur Dunkelheit auch noch die Qual des Hungers kam. Wir hatten uns ohne Imbiß auf den Weg gemacht, weil der eigene Vorrat aufgezehrt und in Pharſalus um jene Stunde nichts zu finden war. Welch ein Glück, daß wenigſtens der Führer der Landſchaft kundig war! Erſt am Ende der hier drei gute Stunden breiten Fläche öffneten die aufſteigenden Nebel den Horizont und wir ſtanden am Fuße eines hohen Kegelberges, auf deſſen Spitze unſere Sehnſucht, das Städtchen Domoko, wie in den Wolken hing. Des Schnees ungeachtet hätten wir mit guten Pferden vielleicht in weniger als einer Stunde das Ziel erreicht. Aber wir brauchten das Doppelte, und die Tiere waren eben ſo erſchöpft wie wir, ja ſelbſt den Führer, den hartlebenden Griechen aus Pharſalus, wandelte auf halber Berghöhe vor Hunger Ohnmacht an. Er konnte nimmer fort. Ein Labetrunk, eine Krume Brot hätten ihn zu Kraft gebracht; aber beides fehlte, Sack und Flaſche waren ſchon am Morgen leer. Nach kurzer Raſt wurde noch einmal angeſetzt und wir krochen langſam atmend jammervoll den ſteilen Pfad hinan. Doch umſonſt! die Kraft verſagte noch einmal, und wie ſich der Arme zu letzter Hilfe auf die Gruppe des koffertragenden Pferdes ſetzte, ſank auch noch das Tier unter der Doppellaſt nach kurzer Strecke zur Erde nieder. Durch vereinte Mühe ward wieder aufgeholfen, wir ſahen die Häuſer ober uns und kamen mit Aufraffung der letzten Kraft endlich todesmatt bei der gaſtlichen Türe an. So groß war die Schwäche, daß ich die ſchroffen Treppen ins obere Stockwerk ohne helfenden Arm nicht mehr zu erklimmen vermochte.

Das Haus war ein chriſtliches und wegen der unebenen und beſchränkten Räumlichkeit von Domoko turmähnlich an den Abhang hingelehnt. Zum Glück fanden wir eine Zelle leer mit überhängendem Bretterdach, und Söller vor der Türe, wie die Hütten in Tirol. Neben der Türe war die kleine Fenſteröffnung, der Boden von geſtampftem Lehm und eine Feuerſtelle im Hintergrunde, wo ſofort die Flamme von trockenem Birnbaum lichterloh in die Höhe ſchlug.

Leſer, die nach ſukkulentem Mahle unſere Not angeekelt hat, werden bei der Nachricht der glücksvollen Lage in Domoko wieder ausgeſöhnt und zufrieden ſein. Reis, Eier, Hülſenfrüchte, Brot, Wein, Holz und Raki war im Überfluß; aber müde Deutſche wollen kräftigere Subſtanzen, und nicht ohne viele Mühe ward auch noch eine Henne zum Nachtmahl aufgetrieben. Man denke ſich die Luſt! Nur war im ganzen Haus kein Hafen, um das Kleinod herzurichten, kein Leuchter, die Kerze aufſtecken, und kein Kücheninſtrument, das Geſchäft mit Anſtand auszuführen. Wohl eine Stunde ſuchte und fragte man im Städchen herum, bis endlich der erſehnte Topf erſchien.

Domoko, wie ſchon früher bemerkt, iſt von Türken und Griechen zugleich bewohnt; die Griechen aber kochen nicht, wenigſtens kein Federvieh, und es gab gleich anfangs einen hohen Begriff von unſerer Bedeutung und unſerer Macht, daß wir an einem gemeinen Wochentage ein ſolches Mahl bereiten ließen. In der Zelle neben uns war auch ein Fremder, der nichts als einmal des Tages Bohnen mit Oliven aß. Bei den Griechen müſſen auch die Tiere faſten, weil die Menſchen ſelbſt nur Zwiebel eſſen und das gewonnene Geld vergraben wird. Die Deutſchen lieben zwar viel und gute Koſt, haben aber ein weiches Herz für fremde Not und erbarmen ſich beſonders des lieben guten Viehs. Unſere Pferde ſamt dem Führer hätten zwar bei all ihrem Pharſalusblut die Schlacht bei Gaugamela nicht entſchieden, erhielten aber doch in Domoko des harten Tagwerks wegen Gerſte zum Deſſert; der Agogiate ſelbſt durfte ſich mit dem Wlachidiener zu den Reſten des reichlich aufgeſtellten Mahles ſetzen und erhielt, um die Ohnmacht gründlich auszutreiben, neben dem ausbedungenen Lohn noch eine Extradoſis Raki als Labetrunk. Nachdem wir am Ende noch für friſche Pferde bis in die Quarantäne von Zitun mit einem Türken abgeſchloſſen hatten, überließen wir rund am Feuer gelagert die matten Körper der langerſehnten Ruhe. Damit aber ein für das Seelenheil beſorgter Leſer nicht etwa glauben müſſe, die Nacht in Domoko ſei für chriſtliche Wanderer gar zu weich und üppig geweſen, wollen wir nur bemerken, daß, wie in den wenigſten Fällen unſeres Erdenwandels das Gute ohne Beiſatz vom Übel iſt, ſo auch im Einkehrhaus zu Domoko das überſüße Glück durch etwas Wermut gedämpft und verbittert war. Daß die Zellendecke fehlte, war ein geringeres Übel als der Mangel des Kamins. Die aus gehobelten Sparren und Brettern ſchön gezimmerte und knapp gefugte Dachung, obgleich von Rauch und Schlacken angeſchwärzt, hielt Schnee und Kälte von oben ſattſam ab; aber bei Tür und Fenſter, die des Rauches wegen offen blieben, drang es vom Söller ſchneidend kalt auf die Schlafenden herein, während zerlaſſener Schnee über der Herdflamme durch die Bretterfugen drang und als rußgefärbte ätzende Flüſſigkeit in regelmäßigen Pauſen auf die grauen Mäntel niederfiel, noch heute ſichtbar zur Erinnerung an die Winternacht in Domoko. Nicht genug, in der Zimmerecke neben meinem Lager war am Fußboden eine runde Öffnung angebracht, die dem Gelaſſe unterhalb als Rauchfang diente. Ein widerlicher Qualm aus ranzigem Öl und naſſem Holze, der ſich von unten herauf in die Wirbel der obern Heizung ſchlug, tötete alle Poeſie und ſtellte bald das Gleichgewicht in unſerer Lage her. Wir waren ja zur Winterszeit gleichſam mitten im rauchenden Kamin logiert!

Es ſchneite und ſtöberte die ganze Nacht und auch noch den folgenden ganzen Tag ohne Unterlaß. Wir hofften aber auf Beſſerung und wollten morgens dennoch fort. Der Türke erklärte geradezu die Unmöglichkeit und ſagte auch, wir hätten uns vor allem zur Durchſicht des Reiſeſcheins beim Oberbefehlshaber der Grenzſchluchten, der hier reſidiere, in Perſon vorzuſtellen, weil ohne deſſen Erlaubnis niemand aus dem Lande gelaſſen werde. Wie wir im Serai erſchienen, hieß es: „der Aga ſchläft, kommt in einer Stunde wieder.“ Nach einer Stunde ſchlief der Aga noch und erſt gegen zehn Uhr tat ſich der Diwan auf. Ich war nicht ganz ohne Sorgen. Das Städtchen war mit albaneſiſchen Söldnern angefüllt und der Aga ſelbſt gehörte dieſem Volke an. Vielleicht gibt es Hinderniſſe, vielleicht Forderungen übermäßiger Natur, da der Albaneſe beſondern Wert aufs Klingende zu legen pflegt und ich allein und ohne Schutzbrief des Weſirs von Lariſſa gekommen war. Mit dem Grammatikus hatte ich ſchon vorher geredet und in der Halle auch Bekanntſchaft mit einem Exemplar aus dem männlichen Harem gemacht, das dem Aga nach Albaneſenbrauch in Domoko nicht fehlen durfte. Der gute Junge ſagte mir, wie ich mit ſeinem Gebieter reden ſoll und er wolle ihm ſelbſt ungebeten mein Petitum beſtens anempfehlen, wofür er zwei Silbergroſchen als Geſchenk erhielt. Im Diwan mußte ich natürlich meine Sache ſelbſt vertreten; aber Zuverſicht mit Zungengeläufigkeit wuchſen ſchnell, wie ich merkte, daß der Aga im Türkiſchen von nicht beſonderer Stärke war. Manche in Stambul erhaſchte Phraſe ward mit glänzendem Sukzes vor den unwiſſenden Schkypetaren zur Schau geſtellt. „Wie ſchön er türkiſch ſpricht!“ ſagte halblaut der Aga zum Grammatikus. Das iſt im Munde eines Albaneſen freilich kein großes Lob, beweiſt aber, welchen Vorteil auch geringe Kenntnis in der Osmanliſprache reiſenden Europäern in der Türkei gewährt. Nur wer türkiſch redet, gilt im Lande als ehrenwerter Mann, hat Religion und achtet göttliche und menſchliche Geſetze: „Türktsche bilir, allahdan korkar“[1]).

An Hemmnis oder irgendeine ungerechte Zumutung war bei ſolchen Vorlagen nicht weiter zu denken, und der Abreiſe ſtand auch nichts weiter entgegen als die finſtere Atmoſphäre mit ihrem winterlichen Schneegeſtöber. „Geht nicht! Seht nur das Wetter an! Ihr gehet zugrunde,“ ſagte warnend der Grammatikus. Wir blieben noch den ganzen Tag, der uns nach beſſerer Anordnung bei reichlicher Zehrung und in nützlichen Dialogen mit den Zollbeamten am Feuerherde ſchnell vorüberging. Wir beſuchten auch eine Art improviſierter Schenke, wo die moslimiſchen Schkypetaren gegen Koran und Prophet tapfer zechten. Bekanntſchaft mit Kriegsleuten iſt überall ſchnell und leicht gemacht, und nicht ohne vielſeitig freundlichen Zuſpruch der rauhen Geſellen gingen wir in die Wohnung zurück.

---

[1]) „Er verſteht Türkiſch, (weil) er Gott fürchtet.“

Sorgfalt und Fleiß, womit ich während des langen Aufenthalts in Stambul etwas Nützliches zu lernen ſuchte, belohnten ſich in ſolcher Weiſe häufig ſchon während der Reiſe ſelbſt. Wir ſagen es nicht des eitlen Ruhmes wegen; wir ſagen es andern zum Troſt, damit ſie lernen, was und wieviel ein Menſch, der ſelbſtändige Meinung und unabhängigen Sinn weit höher als Gunſt und Sold der Großen achtet, auch in mäßigen Umſtänden durch eigene Kraft zu ſchaffen vermöge. Leiden und Not ſind vergeſſen; Erfahrung, Einſicht, Erinnerung und geiſtiger Genuß ſind geblieben und werden noch lange bleiben; ſie ſind mein wohlerworbenes freies teures Eigentum! Zwar hat uns der Rauch in Domoko Antlitz und Hände angeſchwärzt; aber wir ſchliefen gelabt und erquickt ſo wonnig am wärmeſtrömenden Herde, wie die innerlich zerriſſenen, ſchuldbewußten Kinder des Glückes, des Ehrgeizes, der irdiſchen Größe in ihren Prunkgemächern und exquiſiten Lüſten zu ſchlummern nicht vermögen. Haltung und Tun des Menſchen gewinnt eine andere Geſtalt, ſobald ſich der Gedanke, daß kein Erfolg, kein Genuß, kein Wiſſen, kein Rang, keine irdiſche Größe, Drang und Qualen des Gemütes ſtillen kann und wahrer Seelenfriede nur im Verſagen liegt — ſeiner gänzlich bemächtigt hat. Wer die Feſſeln des Ehrgeizes, der Gierde, der Habſucht, der Eitelkeit nicht abzuſtreifen vermag, iſt weder ein weiſer, noch ein tugendhafter, noch ein freier Mann, noch kennt er das wahre Glück, das wir alle ſuchen, das aber ſo wenige von uns wirklich finden. Hiermit iſt nicht geſagt, daß man, um weiſe, frei und glücklich zu ſein, zur Winterszeit in theſſaliſch Domoko am rauchigen

Herde liegen muß. Unſere Weisheit, weit entfernt von der Schule des Diogenes, duldet und liebt ſogar die Eleganz der Außenſeite. Wir erzählen nur, was wir damals auf der Seele hatten und was uns nach vielen und harten Proben als einzig richtiger Weg zum höchſten Gut des Lebens — zu Gleichmut und Zufriedenheit erſchienen iſt.

Ohne Zweifel haben wir für Mehrung und Kräftigung wahrer Lebensweisheit im allgemeinen durch unſere Sittenpredigt ſchon jetzt Bedeutendes gewirkt. Wir hoffen aber, und zwar insbeſondere in Deutſchland und beim ehrwürdigen Korpus der Gelehrten und Andächtigen, durch unſern Froſt und unſere Gleichgültigkeit für falſche Ehren, zerfließende Weichlichkeit und ſchnöden Flitter der großen Kinderwelt nächſtens noch weit größere Bekehrungen zu erleben und in kurzer Zeit die Summe der Selbſttäuſchungen, der eitlen, törichten Beſtrebungen zwiſchen Belt und Adria weſentlich gemindert zu ſehen. Am Ende ſind wir gar noch vom Schickſal auserkoren, das von erlauchten „Reiſendinnen“[1] neulich in Maſſa als korrupt verdammte Europäerblut moraliſch zu reinigen und durch das Laugenkorroſiv unſerer Homilie wieder geſund zu machen. Welch ein Ruhm für unſere Unbedeutenheit! Die Gräfin mit dem „ſchleifenden Schritt“ deutet als Univerſalgalen das Übel der Zeiten an, und wir — der geradredende Plebejer — heilen es durch unſere theſſaliſche Panacee. Iſt das nicht überſchwenglicher Gewinn für zwei rauchgeſchwärzte Nächte in Domoko? Was hätten wir aber auch ſonſt über unſere Winterraſt in einem Orte berichten ſollen, an welchem das Altertum ſelbſt in der Sommerluſt nichts als die rauhe Lage und die prachtvolle Fernſicht zu rühmen wußte[2]? Unſere Leſer erinnern ſich aus dem vorigen Fragment der Geſtalt des theſſaliſchen Ringbeckens und wiſſen, daß ſich das Randgebirge allerſeits ſchluchtig und durchbrochen, aber amphitheatraliſch und breit gegen die fette Mittelebene niederſenkt und im letzten Stadium, wenn der Wanderer aus den Hochſchluchten tritt, eine entzückende Ausſicht über das endloſe Gefilde öffnet. Auf einer ſolchen luftigen Höhe, an deren Fuß das pharſaliſche Feldmeer endet und die ſchluchtenvollen Berge beginnen, liegt Domoko[1]).

---

[1] Damit iſt, wie ſchon öfter an früherer Stelle, die Schriftſtellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn gemeint. Siehe Geſ. Werke von Jak. Phil. Fallmerayer, herausg. v. G. M. Thomas, III. Bd. S. 57. Anm. d. Herausg.

[2] Iliad. II, 16—17. — Livius lib. XXXII.

Wir waren aber vom Glücke weniger begünſtigt als die Legionen des Flaminius und mußten den Ort verlaſſen, ohne das Auge am ſchönen Spiel des pharſaliſchen Panoramas zu erquicken. Eine flockenſchwangere Nebeldecke hatte ſich wie ein Leichentuch bewegungslos über die weite Niederung gelegt, und wir ritten am Morgen des dritten Tages noch vor Anbruch des Lichtes mit unſern türkiſchen Führern zum Städtchen hinaus, von dem wir nicht einmal den Umfang, noch weniger Buſch und Wald des unter dichter Schneekruſte vergrabenen Weichbildes geſehen hatten. Doch ſchien der Zorn der Elemente endlich verſöhnt; und wie wir auf ſinkendem Pfade über Schnee und Eis der Ebene Tawüklü längs dem Nezeroſee über Bäche und weiches Erdreich zu den Platanen hinabgekommen waren, wo der Engpaß beginnt, gingen die Wolken auseinander und ſah ſtellenweiſe das blaue Firmament herab[2]).

Die Natur dieſer Talenge, ihre verſchlungenen Windungen und felſigen Ausſprünge malt Livius mit den wenigen Worten „confragosa loca implicitasque flexibus vallium vias“ in ſeiner Art trefflich und wahr, bis die ſeit Deukalion beſtehende Form Theſſaliens unter gewaltigen Naturkräften zuſammenbricht und ein neues Gebilde entſteht. Drei Stunden von Domoko wird das Land menſchenleer und ein iſolierter Steinturm oder ſogenanntes Serravalle aus der fränkiſchen Ritterzeit (dreizehntes Säkulum) bildet mit einem Haufen albaneſiſcher Söldner auf dieſer Seite den äußerſten Vorpoſten und gleichſam die Grenzwache des türkiſchen Sultanats von Stambul gegen den „Bavareſikral“ in Athen. Bei dieſem Turm hatten wir die letzte Plage, weil der Schkypetarenoffizier in der Meinung einen guten Fang zu machen am „einfältigen“ Franken, der ſich nicht zu verteidigen wiſſe, eine namhafte Summe als Durchgangszoll verlangte.

---

[1]) Ubi ventum ad hanc urbem est, repente velut maris vasti, sic immensa panditur planities, ut subjectos campos terminare oculis haud facile queas. Livius lib. 32, apud Strab. edit Casaubon.

[2]) Jedem in der neuern Philologie nicht ganz fremden Leſer wird das Ungriechiſche der beiden Worte „Tawuklu“ und „Nezero“ auch ohne Mahnung aufgefallen ſein. Erſteres iſt ein türkiſches Terminus und mit „Hühnerfeld“ zu überſetzen. Nezero aber iſt ein ſlawiſches Appellativ, das in der Form ezero, jezero und Nezero (See) in helleniſchen Landen ſich häufig bis auf den heutigen Tag erhalten hat und beim Erlöſchen der ſlawiſchen Sprache als Eigenname für Waſſerſammlungen in das Neugriechiſche herübergekommen iſt.

Etwas beunruhigt, daß ich von der kleinen Karawane allein in den Turm hinaufgeladen wurde und auf meinen höflichen Gruß vom rohen Osmanligeſellen keinen Beſcheid erhielt, fragte ich ihn auch meinerſeits erboſt, wer ihm das Recht gebe, von mir, der ich mit des Sultans Paß von Stambul komme, Geld zu fordern: „Aded dür,“ „ſo iſt's der Brauch,“ ſagte er etwas höflicher. Ich erklärte ihm aber, alle ſeine „Aded“ gingen mich nichts an; ich ſei ein deutſcher Begſade (Beiſade), der die Welt bereiſt und niemandem etwas gibt. Zugleich hielt ich den türkiſchen Reiſeſchein zur Durchſicht hin, mußte ihn aber ſelbſt vorleſen, weil im ganzen Turm kein Menſch das türkiſche ABC verſtand. Dieſer Akt von Gelehrſamkeit nebſt angefügten ſummariſchen Erklärungen über das Nemtſcheland, — alles (mit Verlaub) in gutem Türkiſch — tat die beſte Wirkung und der Häuptling fragte am Ende ganz freundlich, ob es mir denn auf einige Para zu einer Taſſe Kaffee auch noch ankomme? Ich war nicht hart genug, nein zu ſagen, gab ungefähr einen Franken, und ward von einem mitreiſenden Griechen, wie wir den Turm hinter uns hatten, als zu nachgiebig getadelt: „Nichts, gar nichts hätte ich geben ſollen.“

In nicht viel mehr als einer Stunde nach dieſem letzten Konflikt mit den Türken hatten wir die Höhe erſtiegen, wo die Grenzmark des freien Hellas ſtreicht, und hier fand es mein Tadler ganz in der Ordnung, daß ich dem Wunſche der Palikaren mit einer Kleinigkeit entgegenkam. Die armen Jungen waren mit wenigem zufrieden und gegen die geſetzliche Gebühr einer Drachme (25 kr. rh.) begleitete uns einer von ihnen in die zwei Stunden unterhalb liegende Quarantäne von Zitun hinab. Am 9. Februar 1842 hatten wir das Ziel unſerer türkiſchen Wanderſchaft erreicht und waren wieder in der Chriſtenheit. Selbſt die landfremden Palikaren freuten ſich unſeres Heiles und empfingen uns mit der größten Freundlichkeit auf dem Boden des freien Griechenlands.

Alle Not, ſo denkt mit Recht der Leſer, muß jetzt ein Ende haben. Denn gleichwie das Chriſtentum im ganzen und im einzelnen das Gegenteil des Jſlam iſt, ebenſo müſſen und werden ſicherlich auch die Bekenner des einen in allen Dingen von den Bekennern des andern vorteilhaft verſchieden ſein. Denn ſobald ſich beiderſeits gleichviel Schlechtigkeit mit derſelben Maſſe von Not und Elend fände, und wenn die öffentlichen Zuſtände bei den einen ebenſo troſtlos und verfallen wie bei den andern wären, wie ſollte der Uneingeweihte dann erkennen, um wieviel Tonſur und Dogmatik von ** beſſer als Derwiſchmütze und Koran von Medina ſei? Man ſieht, der Vergleich iſt billig und ganz zum Vorteil der Chriſtenheit geſtellt.

Wenn es in türkiſch Pharſalus an Holz und Kohlen und Brot gebricht und die Fenſter ohne Glas und Läden, die Albaneſen im Turm aber, der Gerechtigkeit vergeſſend, nach fremdem Gute lüſtern ſind, ſo wird in Zitun ſchon deswegen an phyſiſchen Gütern Überfluß, an ſittlichen aber Fülle herrſchen und beſonders die Gerechtigkeit daſelbſt in Ehren ſein, weil man in Zitun nicht bloß Chriſt, ſondern überdies noch Hellene iſt. Szenenwechſel mußte es hier geben und chriſtliche Leſer würden es ſogar übel nehmen, wenn man ohne alles Merkmal von Kontraſt und Farbenſpiel, wie etwa von der Lauſitz in die Brandenburger Marken, ſo von türkiſch Theſſalien ins chriſtliche Hellas herüberkäme.

Wer immer dem freien Königreich die nördliche Grenze gezogen, hat es ſicherlich mit Verſtand und im Bunde mit der Natur getan. Eine gradlinige, beiderſeits ſich abflachende, in Riſſen und Brüchen langſam niederſteigende Bergſcheide trennt türkiſch Theſſalien von Griechenland. Die Nordſeite des Höhenzuges war noch rauh und winterlich, während die ſüdliche gleich unterhalb des Scheitelpunktes in jungem Gras und Lentiskusſtrauch ſchon mildere Lüfte und größere Macht der Frühlingsſonne verriet. Der Leſer kann ſich das Panorama gleichſam ſelber malen. Ein Quertal, breit und ſchön und mit einem Strom in der Mitte zieht wie ein Feſtungsgraben in gleicher Richtung mit unſerem Höhenzug vom Land ins Meer hinein, und die gegenüberſtreichende Talwand übertrifft an Höhe und Mächtigkeit wie an Steile und Waldreichtum bei weitem die Linie, von der wir niederſchauten. Der Fernblick vom Zirlberg ins Inntal unterhalb gibt mit Ausnahme der niedlichern Formen des griechiſchen Bodens beinahe ein ähnliches Bild. Eine Reihe feſter Steingebäude mit kleinen Beſatzungen, in gemeſſenen Zwiſchenräumen den Bergkamm krönend und von ferne ſichtbar, bilden gleichſam die Mauerzinnen zum langen Erdwall wider das Türkentum. Weit unten am Fuß der Höhe, in der Einſattelung zweier Hügel gegenüber den Thermopylen, zeigte uns der Palikar die Stadt Zitun, und um ein Uhr nachmittags am vorbenannten Tage hatten ſich die Tore der helleniſchen Quarantäne hinter uns zugemacht.

Die Klauſur war nur auf acht Tage feſtgeſetzt und muß im Sommer, der natürlich ſchönen Lage wegen, ſogar ein geringes Übel ſein. Aber zur Winterszeit gab es chriſtlichen Regimentes ungeachtet doch einiges zu bedenken. Und um es nur kurz zu ſagen, die Ausſichten waren nicht viel günſtiger als im Einkehrhaus zu Pharſalus. Es gebrach an allem, ſogar an Holz und Kohlen, nur nicht an Höflichkeit der Bedienſteten und an Mahnung zur Geduld. „Wir ſind noch klein, jung und arm, vielleicht wird es bald beſſer ſein.“ „Aber für Geld und gute Worte aus Vorſicht trocken Holz und Kohlen herzuſchaffen, wäret ihr doch groß und alt genug.“ „Die Leute dieſes Landes, entgegnete man, kochen nicht, wollen lieber frieren, als Geld für Feuerung geben. Doch hoffe man für unſern Bedarf noch etwas Zehrung beim Bakkal zu finden, ja man denke ſogar ſeit längerer Zeit zwei, drei Stuben mit Glasſcheiben und europäiſcher Bequemlichkeit für beſſere Reiſende herzurichten; aber es fehle noch immer an den nötigen Mitteln, das Beſchloſſene auszuführen. Auch ſei bis jetzt auf dieſer Seite nur armes Handwerksvolk aus den türkiſchen Provinzen nach Hellas eingewandert und ich wäre der erſte ‚Milordos‘, der des Weges komme.“

Die kleineren Leute waren leider alle beſetzt und wir mußten uns, um allein zu ſein, vorerſt mit einer weiten Sommerbaracke begnügen, deren ganze Einrichtung aus drei Holzpritſchen und einem Feuerherd beſtand. Der Fußboden war Steingeröll, die Oberdecke fehlte ohnehin und durch die weiten Spalten in Dach und Fenſterläden blies bei heiterem Himmel nachts der kalte Wind herein. Am grünen Reiſig, daß man zur Feuerung eilig ſammeln ließ, konnten wir uns nicht erwärmen und der als Wächter zugeteilte Albaneſenpalikar brach nachts in der Not die Reſte des Holzgitters ab, welches den verdächtigen Teil des Hofraumes vom geſunden ſchied. Das war übrigens die einzige Nacht, in der uns die Kälte gar nicht ſchlafen ließ. Wir verkürzten die Zeit mit Reden und der Wächter, der ſiebenthalb Fuß hohe, ſchlanke, unbärtige, unverdroſſene Schkypetar mit ſeinen kleinen Albaneſenaugen, dünnem Naſenknorpel und blendend weißem Teint war um ſo beredter, da er warme Koſt, in Butter geſchmorte Eier, getrocknete Feigen, rohe Poriſtängel und Oliven gegeſſen hatte und tags darauf noch Beſſeres hoffte.

Die Stadt war nur eine halbe Stunde entfernt und hatte an Lebensmitteln Überfluß. „Übrigens ſoll ich mich über die ärmlichen Zuſtände unſerer Lage nicht wundern, ‚da bisher lauter Diebe in der Quarantäneverwaltung waren‘.“ „Jetzt müſſe natürlich bald alles ein beſſeres Herſehen gewinnen, da man heilſame Reformen vorgenommen.“ Aber bei aller Ehrenhaftigkeit der neuen Verwaltung wird es in der Zituner Quarantäne vermutlich bis auf dieſe Stunde beim Alten geblieben ſein, weil die Griechen bei Neuerungsvorſchlägen und in Abſchaffung veralteter Mißbräuche mit lobenswerter Vorſicht verfahren, aus Klugheit nichts übereilen, vorher alles langſam, wiederholt und reiflich bedenken und überall mit ſchonungsvoller Behutſamkeit an den öffentlichen Schaden gehen, ja aus gegenſeitiger Nachſicht und chriſtlicher Geduld meiſtens lieber gar nicht darangehen. Sie wollen es nicht machen wie die Europäer, die wohl niederreißen, aber ſelten etwas Beſſeres auf die leere Stelle bringen. Wollte man alle Diebe aus den Ämtern treiben und überall nur Gerechte an ihre Stelle ſetzen, ſo blieben wahrſcheinlich ſämtliche Beamtenſtuben des helleniſchen Königreichs in alle Ewigkeit vakant. Als geiſtreiche Menſchen, wie die Griechen alle ſind, wählen ſie unter zwei Übeln natürlich das geringere und die Dinge bleiben, wie ſie ſind.

Öffentliches Gut nach Kräften als Privateigentum zu behandeln, iſt uralte Landespraxis, iſt gleichſam feſt und wohlerſeſſenes Recht der byzantiniſchen Beamtenwelt. Und ſtatt die Griechen als neuerungsſüchtig und rebelliſch zu verſchreien, wie es andere tun, finden wir ſie entſchieden konſervativ und beſonders voll Reſpekt für ihr hiſtoriſches altes Recht. Man ſollte glauben, ſie hätten insgeſamt bei weiland Dr. Hugo in Göttingen Jurisprudenz ſtudiert. Dieſes Urteil iſt ein von perſönlichen Berührungen ganz unabhängiges und die jämmerlich kalte Pritſchennacht hat uns ebenſowenig gegen die Hellenen eingenommen als uns die günſtigere Lage am folgenden Tage zu ihren Gunſten beſtach. Man gab uns eine bequemere Zelle mit Bretterboden, Überdecke und welſchem Kamin. Für Strohmatte, Feuerzange, Topf und Leuchter ward auch geſorgt und der Krämer hatte gutes Brennmaterial mit reichlichem Nahrungsſtoff aus der Stadt gebracht. Für Fenſterſcheiben aus Papier hatte eigene Induſtrie geſorgt und wir waren in wenig Stunden ein Gegenſtand des Neides und der Bewunderung für die Poriſtengel eſſenden Mitgefangenen der Nachbarſchaft. Allein die Herrlichkeit hatte ein ſchnelles Ende.

Der freundliche Quarantänearzt hatte uns gebeten, mit den Mängeln der Anſtalt Nachſicht zu haben, Griechenland ſei noch „jung, klein und arm“; hätten wir aber irgendeinen Wunſch, brauchten wir nur zu befehlen, alles werde zu unſern Dienſten ſein. So ſpricht in Hellas jedermann, aber niemand will etwas tun. Die Gelegenheit zu „wünſchen und zu befehlen“, kam viel ſchneller, als es nötig war. Das üppige Leben in unſerer Zelle und das Glück der beiden Diener, die gegen alle griechiſche Sitte ebenſo chriſtlich gefüttert wurden wie die Gebieter ſelbſt, veranlaßten die Meinung, Milordos müſſe ein gutmütiger, reicher, lieberaler und geldverachtender Geſelle ſein und auf dieſe Vorſtellung hin gründete der amtlich aufgeſtellte Krämer ſeinen Plan. Statt guter Kohlen wie früher brachte er am dritten Tag Kohlenſtaub und ſtatt des beſtellten Quantums Hammelfleiſch eine alte magere Henne, für die er 120 Lepta (30 kr.) wollte. Bei unſerer Weigerung, die Lieferung anzunehmen, weil wir anderes und beſſeres beſtellt, ſchwur er hoch und teuer, daß anderes und beſſeres zu dieſer Friſt gar nicht zu finden ſei.

Die Verhandlung ging vor aller Augen im Hof vor ſich und jedermann erkannte das Unrecht dem trügeriſchen Krämer zu: „Der Menſch ſei ein Albaneſe“, d. i. der Inbegriff aller Schlechtigkeit. „Aber ihr ſeid alle ſo, Lügner, Schelmen, Diebe vom erſten bis zum letzten.“ Nach warmer Sittenpredigt behielt der Mäkler ſeine Ware und wir blieben ohne Feuer und Koſt, oder mußten mit Poriſtengeln zufrieden ſein in gleichem Loſe mit der Nachbarſchaft. Erſt einige Stunden ſpäter hatte ein Erpreſſer die ſchönſte Heizung und das ſchönſte Hammelfleiſch gebracht, obwohl der amtliche Verſorger bei allen Heiligen der anatoliſchen Kirche geſchworen hatte, es ſei nur ſchlechtes in der Stadt, ja man finde gar keines und es werde überhaupt nicht mehr geſchlachtet in Zitun. So ging es fort, bis endlich der neunte Tag dem Hader und der Klauſur zugleich ein Ende machte.

Nachdem die Rechnungen geordnet und nicht ohne neues Plänkeln jedermann geſättigt und befriedigt war, verließen wir den Sitz der Plage und ritten freudig und nicht ohne Bedacht, wie unſere Erfahrungen andern Reiſenden frommen ſollen, nach Zitun hinein. Sollte das Schickſal ja irgendeinen Deutſchen gleich uns zur Winterszeit dieſes Weges aus Theſſalien nach Hellas führen, ſo nehme er unſere Widerwärtigkeiten als Mahnung zu größerer Vorſicht an, und komme ja nicht in die Quarantäne nach Zitun, ohne folgende Gegenſtände vorſorglich mit ſich zu bringen: 1. Lebensmittel für wenigſtens einen Tag; 2. eine tüchtige Saumladung trocken Holz und Kohlen; 3. eine Feuerzange, ein Kohlenbecken und Wandnägel quantum sufficit; 4. einen Tiſch; 5. eine Rohrdecke; 6. ein Brett; 7. eine ſechs Fuß lange Dachrinne; 8. Schmutzkratze und Beſen; denn bei den Hellenen wird nicht gekehrt, und ohne Rettungsbrett und Dachrinne kann man bei Tauwetter nicht wohl zur Zellentüre heraus.

Wir blieben mehrere Tage in der Stadt, um endlich ohne Zank der Freiheit und des Lebens zu genießen, bis wir weiter zogen über Euböa nach Athen. Zugleich wollten wir doch auch ſehen, welche Fortſchritte öffentliches Leben und allgemeine Glückſeligkeit des griechiſchen Volkes während des zehnjährigen Friedens unter dem

Schirmhut des Bavareſentums in Zitun gemacht. Man darf dem Leſer wohl geſtehen, daß wir ſchon im Jahre 1833 bei Gelegenheit des Beſuchs von Thermopyle Zitun zum erſtenmal geſehen haben. Die waſſerreiche Umgegend iſt zwar kahl und baumlos geblieben wie zur Türkenzeit, aber das Städtchen ſelbſt hebt ſich der (damaligen) wenig geſchickten und noch weniger redlichen Verwaltung zum Trotz allmählig aus den Ruinen heraus. Wir ſind nicht nach Zitun gekommen, um die Machthaber anzuklagen oder ſie gar eines Beſſern zu belehren und zu tun, als hätten wir allein das Geheimnis im Gänſekiel, als öffentliche Ungemach mit einem Federſtrich zu tilgen und durch Zauberſchlag jedermann glücklich und reich zu machen. Wenn wir je etwas bekrittelten, ſo war es nur die Haſt und das törichte Selbſtvertrauen, mit dem man ſich ans Ruder drängte, als wäre es eben ein ſo leichtes Ding, auf „byzantiniſchem“ Boden und mit „byzantiniſchen“ Elementen eine nach abendländiſchen Begriffen blühende und innerlich geordnete Staatsgeſellſchaft einzurichten. Den Überſchwenglichen, den Leichtblütigen und den Unbeſonnenen haben wir von jeher unſern Zweifel, unſer Mißtrauen und unſere Verneinung entgegengeſetzt und allzeit gefunden, daß es billiger iſt (wenigſtens im Orient) die öffentliche Verwaltung nicht nach dem Guten, das ſie getan haben will, wir aber nicht zu entdecken vermochten, ſondern nach dem Böſen zu beurteilen, das ſie unterlaſſen hat.

Wenn man die Hände immer in den Taſchen des Volkes hat und im Moment des Dranges doch immer wieder Bettler iſt — „inter continuas rapinas perpetuo inops“[1] — wie erklärt ihr das? Glücklicherweiſe haben wir ſolche Fragen zu beantworten weder Beruf noch Luſt. Mancher Leſer weiß auch ſchon, daß uns weniger die Politik und am wenigſten die Eitelkeit auf neuem Schauplatz eine Rolle zu ſpielen wiederholt ins Morgenland getrieben hat. Abenteuerlicher Hang, fremde Sitte zu ſehen, angeborne Schwärmerei und Liebe ſchöner Landſchaftsbilder beflügelten allein den Schritt. In ſolchen Gemütszuſtänden iſt man weder Intrigant noch Stellenjäger, noch Diplomat, noch Weltverbeſſerer. Man ärgert ſich auch nicht zu häufig über die Torheiten der Menſchen; man lacht weit lieber (verſteht ſich im ſtillen), als man pocht und ſchilt. Dieſem Charakter milder inoffenſiver Schwärmerei ſind wir hoffentlich im ganzen Zyklus der „Fragmente“ treugeblieben, und eben weil wir dieſen Charakter bis zum Ende behaupten möchten, iſt es beſſer, wir ſchließen hier in der Grenzſtadt des helleniſchen Königreichs unſere Irrſale und unſern Bericht. Hellas iſt ja, wie ſie ſagen, europäiſches Land, und wo fänden wir den Mut, Dinge zu beſprechen, die man ſchon vor uns ſo oft und ſo gut verhandelt hat. Rühmte ich z. B. die freundliche Aufnahme beim Oberſtleutnant Fabrizius[1]) ſowie kriegeriſche Zucht und Haltung des unter ſeinem Befehl an der Grenze aufgeſtellten kleinen Truppenkorps, ſo könnte es die Eiferſucht anderer Offiziere erregen, deren Sinn nicht weniger gaſtlich und deren Fuſtanellenſcharen ebenſogut geübt, genährt und gekleidet ſind, wie die Beſatzung in Zitun. Wie ſollte ich erſt ohne Ärgernis erzählen, was ich gleich auf der Grenze über die Bavareſen hörte? Man hält uns für unmännlich und weichlich, für Leute „die man anfangs fürchtete und zuletzt verachtete.“ Jedermann weiß aber, daß wir abgehärtete, kräftige und gerechte Menſchen ſind, das wir in Kunſt und Wiſſenſchaft wie im Betrieb des bürgerlichen Lebens mit andern Nationen überall auf gleicher Höhe ſtehen, ja ihnen in vielem überlegen ſind und beſonders in Andacht und Sittlichkeit als Muſter dienen. Und doch ward ich von Leuten, die geſtern noch türkiſche Knechte waren, mit der ſonderbaren Bemerkung angeredet: „Die Bavareſen haben uns beſtohlen und in der Kultur um ein Jahrhundert zurückgeſchlagen.“

---

[1] Justinus de Philippo Macedon.

Solche Urteile widerlegen ſich ſelbſt. Die Toren! Als wenn man bei uns diebiſch wäre und in der Kultur rückwärts ginge! Wer in Deutſchland hätte je dergleichen gehört? Ja, noch weit Schlimmeres mußte ich vernehmen, verſchweige es aber lieber ganz, weil es bei aller Falſchheit doch hie und da kränken und betrüben könnte. So weit iſt es durch Ungerechtigkeit und boshafte Leidenſchaft unſerer Gegner mit uns gekommen, daß wir in der Fremde nicht ſelten aus Vorſicht ſogar das Land verleugnen müſſen, aus dem wir gekommen ſind. Ich reiſte als „Tiroleſe“, um vor Beleidigung, Spott und Neckerei der freundlichen Hellenen ſicher zu ſein. Das half noch in

---

[1]) Aus Plön im Holſteiniſchen.

Zitun, in Stylida und auch noch im ausgeſtorbenen Chalkis (Negroponte), wo ſeit Auswanderung der Osmanlibevölkerung Stille über öden Straßen, über menſchenleeren Häuſern und grasbewachſenen Plätzen liegt und das unheimliche Echo des eigenen Schrittes, wie im ausgebrannten Ilium, den Wanderer erſchreckt,

Horror ubique animos, simul ipsa silentia terrent!

In Athen dagegen nützte die Vermummung nichts mehr, und ſtatt wie Zephalus in ſchwärmeriſcher Einſamkeit durch die lieblichen Szenerien des tymianduftenden Hymettus zu ſtreifen, mußte ich — o des harten Loſes — dem griechiſchen Volke über meine Slawentheſis Rede ſtehen.

Die Tagebücher

Die Tagebücher.

Die Tagebücher Jakob Philipp Fallmerayers, die im Muſeum Ferdinandeum in Innsbruck aufbewahrt ſind, beginnen mit den zwei Heften des Reiſetagebuches über ſeine erſte große Orientreiſe von 1831—1833, dem kurze Jahresnoten über die folgenden Jahre bis 1840 angefügt ſind. Die eigentlichen Tagebücher, auf Kleinquart geſchrieben, ſind ungebunden und beſtehen aus vier Teilen, die Jahre 1840—43, 1844–49, 1850—55 und 1856–61 umfaſſend. Der erſte Teil, das Tagebuch der zweiten Orientreiſe enthaltend, wurde ebenſo wie das eigentliche Reiſetagebuch der erſten und wie die Notizen der dritten Reiſe (1847) hier nicht aufgenommen, weil über dieſe Reiſen die Fragmente und Artikel ohnehin genaue Mitteilungen enthalten. Auch im übrigen mußten – notwendigerweiſe – ſtarke Kürzungen gemacht werden; das perſönliche Detail verdiente nur dort aufgenommen zu werden, wo es zur Kenntnis des Bildes beitragen mochte, das dieſe Auswahl vom Schriftſteller und Menſchen Fallmerayer geben will. –

Anno 1842.

Auf der Rückkehr von ſeiner zweiten Orientreiſe beſucht
Fallmerayer ſeine Vaterſtadt Brixen.

Dienstag, 24. Mai ... lange Audienz beim Fürſtbiſchof[1]): Seine nun vergriffenen 6 Bände: „Neueſte Theologie" enthalten die ganze Summe des philoſophiſchen Glaubens und Wiſſens, ſeyen Norm und Richtſchnur für die geſammte katholiſche Welt und die Grundlage einer allgemeinen Revolution der europäiſchen Geiſter, Schelling der Glaubensphiloſoph und die Akademie ſage jetzto etwas als Neuigkeit, was obenbenanntes Buch ſchon vor 45 Jahren verkündet habe. Die römiſche Kirche ſey die große Clinik des menſchlichen Geſchlechtes, und das Verlangen nach Heilung allgemein. Lebhafte Aufforderung,

[1]) Bernhard Galura (1829–1856).

die 6 Bände in München zu leſen, und dann Chriſtlich der Wahrheit Zeugnis zu geben, da man meine Concepte gerne leſe, und meine Bekehrung auch andern nützlich wäre.

Samstag, 28. Mai ... Se. Hochfürſtliche Gnaden beſuchen mich im Gaſthof, lange Unterredung über die religiöſe Richtung der Zeit, über die allgemeine Wendung und Heimkehr der Geiſter zu Gott, über Reform theologiſcher Studien und über die ſechs Bände „Neueſter Theologie“ ſeiner Hochfürſtlich Gnaden, deren Gründe unwiderſtehlich ſeyen und candidum lectorem entweder zu Gott und ſeiner großen Clinik des menſchlichen Geſchlechts gläubig zurückführen, oder zum Läugnen alles Realen Seyns nöthigen. Man will mich und meinen Gänſekiel für die Kirche gewinnen. ...

Dienstag, 31. Mai ... Bei dem Fürſtbiſchof geſpeiſt, fere 28 Perſonen, 18 Speiſen, drei Stunden Dauer. Das ganze Domcapitel, alle Profeſſoren der Theologie, drei Linien-Officiere (Graf Wolkenſtein, Graf Andlau, Ritter de lama), Hr. von Kempter, der Bürger-Garde-Hauptmann, Landrichter uſw. ſaßen bei Tiſche. Ich hatte den Ehrenplatz zur Rechten des Fürſten, man ſtellte mir die Herren alle vor, summa gratia, man will mich zum Cooperator im Reiche Gottes einweihen, ich ſei auserleſen von Gott mitzuwirken beim großen Werke der Reparation, man hege große Erwartungen von mir und meinem Kiele, die zweite Periode des Lebens beginne, ich ſoll die 6 Bände leſen und ich werde vollſtändig gerüſtet ſeyn zum Streite.

Donnerstag, 2. Juni ... über die Haide in casam natalem ...; Mahlzeit im Schatten, ubi puer Kühe gehütet, mit Bruder und Nepot, ſüße Erinnerung; über die grünen Höhen hinab zum Fallmerayerhof, wo die Schweſter meines vor 42 Jahren verſtorbenen, geliebten A B C-Schulkameraden Anton Dietrich getroffen; Schwärmereyen ...

Freitag, 10. Juni (Innsbruck) ... den Tag mit Heimſuchung alter Bekanntſchaften, ... narratio de corruptis moribus civitatis Oenoponti merkwürdig; die italieniſchen Arbeiter verderben die alte Moral. ... den Antrag im Ferdinandeum vor dem großen Publicum de rebus orientis vorzutragen, abgelehnt, pudor continet.

Freitag, 17. Juni ... abends mit der * * Familie kleine Promenade und peinliche Sitzung im Hofgarten; die thörichten Leute hoffen noch immer, ich nehme die älteſte Tochter! Sättigung des Lebens in Innsbruck; Alte Demoiſellen wollen meine Hand, das Muſeum will Artikel, die neue theolog. Zeitſchrift Beiträge, und ich will von alle dem nichts geben.

Sonntag, 19. Juni ... Morgens in München, was mir prachtvoll und reinlich vorkam, wie noch nie; ſo ſehr iſt das Auge noch an das Schmutzige und Verkümmerte orientaliſcher Städte gewöhnt! ...

Dienstag, 21. Juni ... Verzagtheit, Scheue vor Arbeit, Wunſch wieder fortzureiſen; zerdrücktes Gemüth; aller Ehrgeiz doch nicht erſtorben; Ruhm unmöglich mit policeimäßigem Wiſſen; man muß opponiren und durch eigene Meinung den Mächtigen trotzen.

Samstag, 25. Juni ... Sitzung der Hiſtoriſchen Klaſſe, wo ſeit Eintritt des neuen Vorſtandes und des beredten Profs. Höfler[1]) neuer Schwung und friſches Leben, Abends einer glanzvollen Soirée bei Ringeis[2]) beigewohnt; Devrient declamirte; Tenoriſt Härtinger ſang; meiner geringen Perſon viele Ehren angethan; Autorität hat man bedeutend ſeit den morgenländiſchen Artikeln und Grewerns' Niederlage; nur Rang und Lohn verſagt.

Freitag, 12. Auguſt ... Staatsrath Freiberg beſucht mich und möchte – gedrängt von der Thierſchſchen Clique[3]), – das Concept einſehen, um meine Gegner zu beſchwichtigen. Läſtig! quid faciam?

Samstag, 13. Auguſt ... Dem Präſidenten die Rede gebracht; Abends wieder zurückerhalten mit einem Billet de protestation des freundlich-redlichen Präſidenten gegen den Vortag; die Arznei ſei zu heroiſch für ſo viele ſchwache Mägen; Seelenruhe; Stein von der Bruſt! werde die Pièce vielleicht als Prodromus der Byzantiniſchen Fragmente in Druck geben.

Samstag, 20. Auguſt ... Claſſenſitzung, wo ingenti laude der Probedruck der Rede cirkulirte; aber die Cenſur will den lebendigſten Teil des Ganzen ſtreichen; Unterhandlung mit der Behörde; Rath guter Freunde die Sache als eigene Pièce herauszugeben; „Feuer und Beredſamkeit ſei memorabel“; me esse nunc in vigore; voll Wonne nach der Sitzung (4½ Uhr) nach Sendling gelaufen; 3 Halbe Bier getrunken und vor 8 Uhr ſelig zu Bette. Guter Tag!

---

[1]) Karl Höfler, der Hiſtoriker, damals Ordinarius der Geſchichte in München.

[2]) Joh. Nep. Ringeis, der Arzt und Univerſitätsprofeſſor.

[3]) Die Anhänger des berühmten Philhellenen Prof. Friedrich Thierſch.

Donnerstag, 25. Auguſt ... Akademiſche Sitzung bei geringer Frequenz, Thierſch als temporärer Vorſtand lobte den König; ... dann las Dr. Höfler über Verfall des deutſchen Handels im 16ten und 17ten Jahrhundert und lobte, lobte, lobte den König und Angehör, las aber wohltönend energiſch und gut geſchriebenes; Höfler iſt jung, aber talentvoll, geweckt und verdient ſein Glück ...

Mittwoch, 26. Oktober ... gute Laune, weil der Athos-Artikel in integro cum magna omnium laude primo loco im Feuilleton der „Allgem. Ztg.“ ſteht und viel zu reden gibt; ... das Daſeyn genoſſen; Th ... ſches Ruin ausgedacht mit einer langen Reihe von Artikeln über den Orient.

Freitag, 28. Oktober ... Gemüthsbewegung über den glänzenden Effekt des in vier Nummern unverkümmert bis zum Schluſſe abgedruckten großen Athos-Artikels hindert quasi an der Arbeit;

Mittwoch, 9. November ... zu Hrn. von Toutſcheff; ich allein unter allen Publiciſten des Occidents verſtände, quid sit Moscovia, quid Byzantium; examen lumineux de mes ouvrages sur la Morée et de mes articles; wir ſaßen noch und man brachte die „Allg. Ztg.“ mit der erſten Lieferung meiner von der Akademie zurückgewieſenen Rede.

Dienstag, 15. November ... nach Neuberghauſen; im Schmutz per campos zu Kaulbach ins Atelier; admirandus homo, admirandae res; ...

Freitag, 18. November ... in einem Artikel über Brandis[1]) (Allg. Ztg.) 16. et 17. Nov. zum Schirm gegen meine frühere Critic und die drei Schalen laues Waſſer redet man in gehöriger Form vom bayerſchen „Σκλαβόφυλος“ und dem Athos-Artikel; per omnium ora feror; da iſt genug; „F .. ll . r hat Unrecht, ſagte quidam in München, aber man kann ihn nicht widerlegen, weil er in Kenntniß der Quellen zu weit voraus iſt;“

---

[1]) Der Bonner Philolog und Hiſtoriker Chriſtian B., eine zeitlang als kgl. Cabinetsrat in Griechenland.

Dienstag, 22. November ... Athos-Arbeit weggelegt, bis die Akademie befriedigt; zwei Arbeiten eodem tempore mir unmöglich; totus in uno; Cäſar alii fünf ſechs Conamina zu gleicher Zeit, ich ärmliche kleine, winzige Seele!

Montag, 5. Dezember ... Damen von Geiſt ſind in den Athos-Artikel wie verliebt, weiſen ihm einen hohen Rang in den Erzeugniſſen menſchlichen Geiſtes an; mein Spiel gewonnen!

Samstag, 10. Dezember ... allgemeine Sitzung der Akademie; „es ſei im Werke mich nach Berlin zu rufen,“ ait mihi Staatsrath Maurer[1]); ſonderbare Heiterkeit des Gemüthes nur auf das Gerede hin! o du großer Philoſoph! ...

Anno 1843.

Freitag, 6. Januar ... von Tübingen das Doktor-Diplom honoris causa erhalten; rühmlicher Artikel in der Münchener Zeitung; ...

Samstag, 7. Januar ... Schreiben an die Facultaet in Tübingen ..., um für Ertheilung eines Doctoris philosophiae honoris causa zu danken; merkliches Aufſehen in der Stadt, man ſieht dieſen Tübinger Akt als eine Demonſtration der öffentlichen Meinung in Deutſchland und augurirt noch eine glänzende Carrière im Lehrfache, was ich allein nicht glaube, weil ich Ruhe und Otium bei mäßigem Auskommen liebe ...

Freitag, 17. Januar ... Lob über den Athos-Artikel ...; die Sache gibt zu reden und gefällt fere jedermann; Styl, Färbung und Gedanken gleich geprieſen; die Leute begreifen nicht, wie man einen ſolchen Menſchen ſo ganz vernachläſſigen mag. Selbſt der Geheimſchreiber des Kronprinzen iſt höchlich entzückt, ladet ein, fragt, begreift nicht uſw. Selig zur Ruhe.

Sonntag, 29. Januar ... Beſuch von Graf Bothmer[2]); „kein

---

[1]) Der Rechtshiſtoriker und Staatsmann Georg von M., ſeinerzeit Mitglied des griechiſchen Regentſchaftsrates, 1847 bayr. Miniſter des Außern und der Juſtiz.

[2]) Graf Friedrich B., bayeriſcher Offizier, eine Zeitlang in griechiſchen Dienſten macht ſpäter als Generalleutnant und Diviſionskommandeur den deutſch-franzöſiſchen Krieg mit. Er iſt mit F. intim befreundet.

Maler vermöchte den Reiz meiner Athos-Proſa darzuſtellen;" der Artikel thut große Wirkung, iſt Gegenſtand aller Geſpräche, ſelbſt zu uncultivierten Geiſtern drang der Ruf, quod felix faustumque sit!

Dienstag, 7. Februar . . . der Kronprinz[1]) rief mich zur Aufwartung bis 11¼; durch Graf Buttler eingeführt; leicht und flieſſend geſprochen über mein ganzes Treiben; Athos-Artikel, Slavismus uſw.; der Prinz hübſch, intelligent, herablaſſend, feinhörend; ich ſoll in künftiger Schrift meine Gründe kurz, aber wiſſenſchaftlich zuſammenſtellen über die Coloniſierung Griechenlands durch die transdanubiſchen Völker; einige der weſentlichen wollte er gleich hören und war überraſcht über Umfang und Ausdehnung der Cataſtrophe; man hatte ihm die Sache verſchieden vorgeſtellt. Ob denn gar nichts mehr übrig ſei? Ob dieſe Doctrin nicht ſchade? uſw. Abends bei Bothmer geſeſſen . . .

Dienstag, 14. Februar . . . wirſt du denn gar nicht mehr tactfeſt. Warum der Frau von Hörmann[2]) ungebeten ſagen, daß die letzte Reiſe vierthalb Tauſend Gulden aus meiner Taſche gekoſtet hat?

Montag, 20. Februar . . . Einſiedler-Anfälle und Velleitaeten vom litt. Kampfplatz plötzlich abzutreten, weil die Zeiten ſchlecht, die Kraft auf der Neige, der Profit geſchmälert und in die Reihe der großen Autoren vorzurücken nicht animus genug iſt.

Sonntag, 12. März . . . bei Tutſchef geſpeiſt und Reſt des Tages domi geblieben voll Freude über den unverkümmert abgedruckten Artikel in der Allgem. Ztg.; ſoll eine der „angenehmſten ‚witzigſten und gelungenſten Arbeiten" ſeyn, die man je von mir geleſen habe. Sic judicat R.; item H. v. Tutchef war zufrieden et praedicabat laudes nominis mei apud Sarmatas; „man rechne auf mich." – Idee eines öſtlichen großen, ſelbſt ſtändigen Europas im Gegenſatze eines weſtlichen ſei eigentlich mein Verdienſt in Cirkulation geſetzt zu haben; Austria! πάρα δ' ἄττα! großes Magiſterium, erwachſen deserit discipulus scolam ubi Magister solus remanet;

---

[1]) Maximilian Joſef, ſpäter König Max II., geb. 1811, hatte in Göttingen und Berlin Geſchichte und Staatswiſſenſchaft ſtudiert und Italien und Griechenland bereiſt.

[2]) Gemahlin des Staatsrates.

Kampfpunkt Magyarenland; Abattre l'une des deux têtes de l'Allemagne. – Europäiſcher Zorn, invidia in parem; aber alle feindliche mesures hatten nur die Vergrößerung und den Ruhm des verhaſſten Nebenbuhlers zur Folge. „Wir wollen nur exiſtieren;" Byzanz heil. Stadt; Patriarch und Handel; Kijew Central- und Herzpunkt des Slavismus; Balkh, die Mutter der Städte;[1] pruritus Reſidenz zu verlegen, Schafariks Slaven-Karte; Krainiſch dem Ruſſiſchen am nächſten.

Freitag, 17. März ... großer Verdruß, weil mich Dr. Höfler, mein Kollege und Freund – des Artikels wegen – gleichſam des Verrathes an der Freundſchaft anklagte und mir in langer Unterhaltung nachwies, wie unerwartet, ſpöttiſch und feindlich Inhalt, Form und Weſen der ganzen Anzeige ſei; Wahrlich, ich habe das Maß der Worte verloren und bin ſere allgemein wie ein giftiges Inſekt, quasi ein toller Hund, angeſehen, dem man aus dem Wege geht, dem niemand traut ...

Mittwoch, 19. März ... beſonders die Weiber von Bildung ſind fanatiſch begeiſtert für den Athos; laudes ingenii et artis ſind im Grunde doch der ſchönſte Lohn, ſobald nur mäßige Nothdurft des Lebens geſichert und der Thaler in der Truhe iſt ...

Freitag, 21. April ... Abends „Templer und Jüdin" geſehen mit prachtvoller Scenerie, 2–3 guten Arien, aber teutſche Muſik, Hundegebell, Geknarre, Geſchnarre und Pferdegewieher. Wo iſt Bellinis Schmelz und Melodie?

Sonntag, 14. Mai ... um 1 Uhr Schelling beſucht und praeter opinionem mit „Herzlichkeit" aufgenommen ...

Dienstag, 13. Juni ... Thierſch antwortet in einem Serben-Artikel summa moderatione dem Fragmentiſten von Theſſalonica man ſcheut mich ein wenig und hält es für klüger zu ertragen und auszuweichen.

Samstag, 15. Juli ... Ruin Griechenlands mein Triumph; man gratulirt meiner Klugheit und prophezeiet incrementa rerum mearum ...

---

[1] „Ummel Buldan" (=Mutter der Städte), gelegen an den Ruinen des von Dſchingis Chan zerſtörten Baktre, Zoroaſters u. Cyrus' Geburtsort.

Sonntag, 16. Juli ... mit Hofrath Lang[1]) von Tübingen zweimal im Stachus geſpeiſt, geſchwätzt ... dann Beſuche in Tübingen verſprochen; bekannt iſt mein armer Name mehr als man bei der Geringfügigkeit des Individuums glauben ſollte ...

Montag, 14. Auguſt ... Rechnung und Abſchied von Schalders,[2]) **meine** Zeche beträgt mit Einſchluß dreier Gäſte fl. 17.17; für meinen Geſellſchafter Diner und Zimmer für zwölf Tage fl. 10. 21, thut im Ganzen ſammt fl. 3 Trinkgeld die Summe von fl 30. 38 kr., dazu rechne noch den Tragerlohn hin und her mit fl. 2.20, macht für die volle vierzehntägige Badkur eine bare Auslage von fl. 32.58 kr; Gearbeitet und verdient — nichts: aestate si valent pueri, satis discunt; zu Fuß in die Stadt.

Dienstag, 15. Auguſt ... beim Fürſten au prince Hohenlohe[3]) vorgeſtellt, dann in corpore die Gärten beſehen.

Freitag, 18. Auguſt ... Sonnengold ſteigt feierlich die Laddinſer Waldſpitze herab; früh auf ... um 8 Uhr fort über Palbit, Haide und Geburts-Hütte; in Baumgarten mehrere Bäume der Jugend wiedererkannt; im Fallmerayer-Hof eingekehrt; ...

Sonntag, 27. Auguſt. Sternennacht; Morgens 2 Uhr zu Innsbruck, Ruhe und Frühſtück in der Sonne bis 4 Uhr; dann fort mit Eilwagen una cum amicissimo Mayr gen Feldkirch;[4]) Mittag in Landek, Arlberg zu Fuß bei Tag erſtiegen, Jeſuiten-Caravane in summo Monte, Souper in Stuben, Ungewitter über Feldkirch um 9 Uhr, ſchlafender Poſtillon in Praatz, Eilpoſt ſteht fere eine Stunde am Brunnen ſtill.

Donnerstag, 7. September (Tübingen) ... viele und nützliche Bekanntſchaften mit Tübinger Literaten gemacht; viele Ehren, Name ubique notum.

Montag, 11. September ... Fragen „Ob ich nicht nach Tübingen gehen wollte?“ Ablehnende, ausweichende Antworten ...

---

[1]) Der Juriſt und Profeſſor des Kirchenrechts in Tübingen, Joh. Jak. Lang.

[2]) Kleines Bad bei Brixen.

[3]) Guſtav Adolf Hohenlohe-Schillingsfürſt, der ſpätere Kardinal, ſtudierte damals Theologie in München.

[4]) Der Kupferſtecher und Kartograph Georg M.

Am Rand: Es iſt bald nicht mehr die Mühe werth Abendländiſche Könige durch Schmeicheleien zu betrügen. – Von jeher waren dem Königthum die Schmeichler und Sykophanten verderblich, nicht rechtliche uneigennützige Leute mit ihren impertinenten Wahrheiten.

Freitag 29. September (München) . . . um 6 Uhr angekommen und feliciter die theure, friſch ausgemalte, niedliche Wohnung bezogen . . . Ausgaben der letzten Ferienreiſe: Zehrung circa . . fl. 120, Poſtgeld c. . . 80, Dons gratuits . . 50 = 250, Neues Anleben der Schweſter . . 200, thut fl. 450.

Donnerstag 5. Oktober . . grand Diner bei Staatsrath Maurer; man beſpricht viel meas res, fortunam; motus Graeciae, consilium, magna auctoritas; Hormayr[1]) ſchreibt, ich ſoll clam Berolinum elabi und de rebus Orientis publice Sermonem habere; Freiburg, Tübingen patent; die kathol. Literatoren werben hier. Quid faciam?

Mittwoch 11. Oktober . . Abends Tee bei Tutſchef; lange geheime Unterredung und förmliche Anträge die ** Sache im Occident mit der Feder zu verfechten, d. i. den wahren Stand der orientaliſchen Frage dem Occident gegenüber, wie bisher, herauszuheben ohne meiner Überzeugung Gewalt anzuthun, Benkendorf werde künftiges Jahr das Weitere verfügen.

Donnerstag 19. Oktober . . Der förmliche Antrag einen Ruf nach Freiburg anzunehmen, multus Sermo de me est per Germanias.

Dienstag 14. November . . . Tutſcheff Abends beſucht und von Guizot's bonhommie gauloise atque de fatis byzantin. lange Rede; item Codicilli Boruss. regis; hoffen mit indigenis clementis ein regnum Gallo – Orientale zu ſchaffen und Russiam repellere in Schythiam. Wer eigentlich intriguire; wer Ruhe wolle, aber genöthiget werde zu nehmen?

Dienstag 28. November . . . Tag der Freude, der Trapezunt-Artikel tandem geliefert, . . . gibt zu reden, zu gloſſiren, zu gratuliren, Lob und Aergerniß zu gleicher Zeit; item großes Lob des „ſcharfſinnigen ǂ Correſpondenten“[2].) in einem Artikel aus London von großer Bedeutung.

---

[1]) Joſef Freiherr von H., der Hiſtoriker.

[2]) F.s Korreſpondenz-Zeichen.

Mittwoch 6. Dezember ... außer Journalen nichts geleſen. Heu! da ich nur nach Geld arbeiten muß, kann ich kein bleibendes Werk posteritati hinterlaſſen!

Samstag 30. Dezember ... laudes eines Bierbrauers, der gut und correkt ſpricht und meine Artikel aus Trapezunt auswendig weiß: ich habe, ſagt er, weit mehr Leſer und Bewunderer, als ich vermuthe, beſonders in den Mittelklaſſen ...

Sonntag 31. Dezember ... Nachmittag mit Beſuchemachen ohne Promenade zugebracht. „Sie haben einen europäiſchen Ruf,“ ait una Signora. O praeclaram laudem! ...

Anno 1844.

Donnerstag 9. Mai ... viel in Schafarik geleſen und notiert;[1]) der Mann ſieht meine Bemühungen in der Gräko Slawiſchen Sache als unbedeutend an, redet nur von meinem Gegner Zinkeiſen, aliis, als hätte dieſer und nicht ich den Streit begonnen, das erſte Licht aufgeſteckt und die neue hiſtoriſche Idee ins Publicum geſchleudert.

Donnerstag 27. Juni ... großer Troſt über das Lob meines Renegaten Artikels in einer Correſpondenz der Allg. Ztg aus Stambul; die Sache hat competenten Beifall; ward für den Türkiſchen Premier ins Türkiſche überſetzt wortgetreu mit aller inne wohnenden Herbe.

Samstag 27. Juli (auf der Reiſe nach Berlin) ... auf dem Potsdamer Dampfboot Elbe aufwärts, düſterſtürmiſche kalte Lüfte, um Mitternacht in die Havel eingelaufen, vorher Lauenburg et Boitzenberg vorbei nach Wittenberge, wo die Preußiſche Mauth, Viſite aller Effekten bei Regen gen 8 Uhr abends. Die ſchönen Havel-Ufer erſt am regneriſchen windſtürmiſchen Morgen, id est,

Sonntag 28. Juli ... geſehen, Rathenow, Schleuſen, Regengüſſe, Alt-Brandenburg, formosa juventus am Strande; gen 4 Uhr in Potsdam, diner und fort auf der Eiſenbahn um $4^3/_4$, in vierzig Minuten in Berlin am Leipziger Thor. Meinhards-Hotel Zimmer au plain pied.

Mittwoch 31. Juli ... die Anſchlagzettel im Univerſitäts Veſtibulum geleſen; bettelhafte Affiches der Docenten; ach wie glücklich, daß ich von dieſer Comödie ledig bin! Abends Schelling beſucht, auch hic vir clarissimus bewundert die Kraft und Eleganz des deutſchen Styles, wie er in den Artikeln erſcheint. Große Ehre!

---

[1]) Sch.s „ſlawiſche Altertümer.“

Samstag 3. Auguſt . . . Bei Schelling geſpeiſt honorificentissime zugleich mit Tochter und Schwiegerſohn [Eichhorn], „der Verf. der Athos- und anderer Artikel uſw. gehöre unter die Wenigen, die jetzt mit Kraft und Eleganz deutſch zu ſchreiben verſtehen; es ſeien Muſter in omne aevum uſw.“ Welche Ehre!

Mittwoch 14. Auguſt . . . Reſtaurant-Geſchwätz und dritthalbſtündige Promenade nach Charlottenburg. Au dire des Candidats et jeunes Employés le roi de Prusse est un imbécile et sont les officiers de la ligne et en particuliers ceux de la garde royale stupides et ignorents.

Freitag 16. Auguſt . . . Dr. Zinkeiſen, meinen literar. Gegner, beſucht und ſeine Carte der byzantin. Völkerwanderung bewundert, longa confabulatio; Beſuch und Thee nach der Parkpromenade bei Schellings . . .

Montag 19. Auguſt . . . Thierſch polemiſiert in der Allg. Ztg. gegen das letzte Fragment tragiſch, ergriffen, erſchreckt durch das Hartnäckige und Fataliſtiſche meiner Doctrin; Werde wohl etwas erwidern müſſen, da er gewiſſe Anſpielungen fremder Söldnerei macht; . . . Abends Thee bei Schelling, Frau und Tochter und Sohn des Miniſters Eichhorn[1] simul aderant, Madame iſt geiſtreich und critiſchen Sinnes.

Mittwoch 21. Auguſt . . . Abends zum Thee bei Dr. Zinkeiſen; Hr. Wagner, Director der Gallerie, machte die Koſten der Unterhaltung durch Anecdoten, Geiſt und Witz.

Freitag 23. Auguſt . . . am Rand mit Bleiſtift: summa ingenia nostri aevi hatten nicht das Talent la chûte der Bourbonen ex eadem causa, qua Stuart occidirt, devitandi tante temporum vicinitate atque tanto exemplo!

quid putatis de Graecia judicare; ich gratuliere zum Vertrauen auf ingenium human. ich freigeſtanden habe keines . . .

Montag 26. Auguſt . . . Abends in der società italiana einer

---

[1] Joh. Albr. Eichhorn, ſeit 1840 preuß. Kultusminiſter.

Künſtler-Vorleſung mit Converſation und Koſt beigewohnt, sono bene conosciuto ai letterati di Berlino non sine laude et admiratione. Am Rand mit Bleiſtift: Occidentalen ſollen in umgekehrtem Sinne wie die Ruſſen handeln. Ubi will der Czar Recht und Billigkeit handhaben, aber jedermann iſt gegen ihn, er findet kein Inſtrument ſeinen Willen zu vollziehen. – Conſpiriren wir eodem modo wider die Principes, damit ſie kein Inſtrument der Willkür in ihrer Umgebung finden und ſie ſind vi coacti gerecht zu ſeyn. – Berlin 1. Septbr. 1844.

Samstag 14. September (München) . . . Tag der Zufriedenheit und Seelenruhe, quia laudes et auctoritas von allen Seiten, Anerkennung atque gratia nirgend fehlen, item Honorar eingenommen und Neumanns[1]) im Garten aufgeſucht. Geh nicht nach Berlin! Du machteſt dort banqueroute, wenn du kämeſt wie . . . l . . g.

Sonntag 22. September . . . der Artikel aus Berlin gibt auch in der verſtümmelten Form viel zu reden, wird in Geſellſchaften vorgeleſen, beſonders von Damen gelobt, ſogar von den jungen, bei welchen der arme, alte, ungalante und ritterlich ganz verdienſtloſe Verfaſſer häufig in Gnaden ſtehen ſoll, . . . Hätte man das Concept erſt in ſeiner ächten wohl gerundeten Form vor ſich! . . .

Dienstag 24. September . . . Hr. H. erzählte im Geſpräch, daß man F . . . rs Styl neulich bei Gelegenheit des in einer Geſellſchaft Literatur Leute vorgeleſenen Berliner Artikel für claſſiſch-muſterhaft erklärt und ſelbſt der Proſa Göthe's vorgezogen habe. Das wäre viel Ehre und großer Lohn und reicher Erſatz für Unglimpf und offizielle Vernachläſſigung!

Samstag 5. Oktober . . . ſpät Nachts Heines laſterhafte „Neue Gedichte“ durchgeleſen. Ach der Ruchloſe, ſchmutzige, den Ariſtophanes zerrbildlich nachäffende Wicht!!![2])

Dienstag 15. Oktober . . . Regg. Daxenberger bringt die Einladung des Kronprinzen nach Hohenſchwangau mit dem Begehren eine ſtaatsrechtliche Frage ſchnell und bündig, aber doch erſchöpfend zu beantworten idque ſchriftlich . . .

---

[1]) Der Orientaliſt Karl Friedr. Neumann, Prof. der Etnographie und chineſ. Sprache.

[2]) mit Bleiſtift: c'est trop fou! 12 août 1860. (A. d. B.)

Mittwoch 30. Oktober . . . é speranza di ottenere uno stipendio di fl. 3000 dal Principe èreditario à l'effet de revoir une seconde fois Mont Athos.

Donnerstag 7. November . . . eine Einladung ſchriftlich erhalten den Kronprinzen auf 14 Tage in Hohenſchwangau zu beſuchen, omnium gratulatio; man wird meiner bald ſatt werden, Speiſen und Zeitverluſt betragen mehr als die Ehre.

Samstag 9. November . . . Durch Prinz Luitpold [1]) zu Mittag auf heute geladen summo mane, ſchöner Tag, große neue Gala das erſtemal angethan, . . Nachricht aus Hohenſchwangau, ich ſoll am Dienſtag abreiſen.

Mittwoch 13. November . . . Hofequipage bringt mich ins Schloß des Prinzen, vom Hofmarſchall mit Güte empfangen und im Schloß ſelbſt einquartirt, Toilette et Frühſtück et postea den Hofmarſchall alias begrüßt . . den Damen Oberſthofmeiſterin v. Pillement und zweien Hoffräulein vorgeſtellt, vor 4 Uhr vom Prinzen und der Prinzeſſin [2]) separatim empfangen, gute Meinung beider über das Individuum, Mittagstafel nach 4 Uhr; um 7 Uhr Geſellſchaft im Saal, Spiel, Scherz, Tanz, Muſik, discours bis gen 9 Uhr, wo die Prinzeſſin ſich zurückzog, dann Thee amplement bei der Oberſthofmeiſterin bis gen 11 Uhr, viel Gerede vom Papſtthum, mille cose in un momento.

Donnerstag 14. November . . . Diner, Prinz freundlich und geſprächig, er halte ſeit 9 Jahren Blumenleſe aus der Allg. Ztg. über alles was ſeinen Zwecken förderlich. . . . nach 7 Uhr zum Kronprinzen gerufen, peripatetiſche Conferenz im Heldenſaal expulsis servis im größten Geheimnis, der Prinz zeigt die Notizheften der Allg. Ztg. mit Plan, Einrichtung und Vorliebe für dieſes Journal, dicit studia et Sorgen, rückſichtsloſe Fragen und Antworten über die öffentlichen Zuſtände, Wünſche und Hoffnungen des Volkes, was man von der

---

[1]) Der heutige Prinzregent.

[2]) Kronprinzeſſin Maria geborene Prinzeſſin von Preußen, Tochter des Prinzen Wilhelm, jüngſten Bruders Friedr. Wilh. III.

Regierung, den Gerichten uſw. rede, denke und was man von dem successor halte, in welchem Geiſte die Dinge zu lenken und zu führen und was der Geiſt der Zeit heiſche und wolle. „Den Strom der Zeiten trotzen“ ſei in den Augen der Herrſcher saepe als Bravour angeſehen und überall nur mit dem Strom ſchwimmen ſcheine ihnen matt, fade abgeſchmackt.“ Instantanea Widerlegung dieſer Theſis durch Unterſcheidung der Zeitepochen. – Ein Memoir über die Beziehungen zwiſchen Kirche und Staat ſoll ich commode zu Papier bringen. de studiorum meorum ratione et consilio ampla disputatio, freundlich entgegenkommendes Benehmen des Prinzen mit Zuſicherung öftern und engern Verkehrs. Postea Salon der Prinzeſſin und am Ende bei der Oberſthofmeiſterin solito modo.

Freitag 15. November ... Regen die ganze Nacht, gegen 9 Uhr Morgens venit Sonne, dünnes Gewölke et Himmelblau, ſchöner Tag, Tour um den Alpſee gen Mittag, Waldeinſamkeit und romantiſche Scenerien, Pindar-Vorgebirge, Buchon[1]) geleſen, ... Beim Eſſen fragte der Prinz aliqua über Malerei, Mythologie uſw., wie ſich Nixen et Elfen unterſcheiden, was ich nicht wußte, aber der Adjutant Baron von Thann richtig beantwortete. Item einige hiſtoriſche Fragen, wo es beſſer ging. Abendpromenade cum aulicis im Dunkeln, dann Salon mit Ballſpiel, Muſik, Leſung et Discours en français mit Me. de Pillement u. ſ. w. . .,

Samstag 16. November ... Abends lange Unterredung mit dem Kronprinzen über Kreuzzüge, Türkei und Graecia, item Sitten und Laſter der Morgenländer.

Sonntag 17. November ... Abends ſpät noch warme confabulatio mit dem Kronprinzen über Ruſſen, Griechen, Nicolaus I. und ſeinen Vorgänger.

Montag 18. November... um 12 Uhr mit der Kronprinzeſſin nach Reutte gefahren, durch romantiſche Scenerien; zweites Frühſtück aux Côtelettes uſw., vor 4 Uhr domi; zu reichliches Mahl, dann solus mit dem Kronprinzen ausgefahren, amicissima confabulatio teutſch und griechiſch de Ottone fratre uſw. ...

Donnerstag 21. November ... nach der Tafel mit dem

---

[1]) Der franz. Hiſtoriker Jean B.

Kronprinzen solus zwei Stunden ausgefahren, „zum Weiſſen See,“ vertrauliche Reden de suis ipsius studiis, Pfaffenregiment, Preßzwang und Byzantinerthum; . . .

Samstag 23. November . . . Abends faſt zweiſtündige Conferenz mit dem Kronprinzen, Expoſition der byzantiniſchen Geographie und Reichsidee mit Hülfe einer mäßigen Karte . . .

Montag 25. November . . . Mondhelle Nacht, ſtarker Froſt, quaſi ſchöne Zeit, dann entzückend ſchön und Vollmond-Abend über heiter blaue Bergſpitzen und beſchneite Felder, unvergleichlicher Anblick; quaſi den ganzen Tag an einem Memoir für den Prinzen über den nunc Stand der europäiſchen Türkei gearbeitet und Abends zweiſtündiges Cartenſtudium mit Geſchichtlichem über idem, über Rußlands alte und neue Geſchicke; item über deutſche Colonien in Bulgarien. Genuß des Vollmond abends 9–10 Uhr ohne Licht im Zimmer, zaubervoller Anblick!

Mittwoch 27. November . . . Abend über zweiſtündige Conferenz mit dem Kronprinzen, ſeinen in Rom entworfenen Lebensplan miteinander geleſen und geprüft summa libertate.

Samstag 30. November . . . Tiefe Schneedecke, Nebel, will milde werden, kleine Promenade vor dem Eſſen post multos labores am Memoir, item die Allgem. Ztg. nach dreitägiger Unterbrechung wieder geleſen, Abends lange Conferenz mit dem Prinzen vor der Carte Aſiens, Araber, Türken und Mongolen breviter demonſtrirt und „Ob Aſien noch etwas biete, woran ſich der blaſirte Occident erfriſchen könne, religiöſe, politiſche, naturhiſtor., architecton. Ideen?“ insistet princeps auf klare Antwort. Nach der Mittagstafel ziemlich lange mit der Prinzeſſin geredet und ſogar vom Prinzen vor dem Diner gerufen um die große aufgeſpannten Erdkarte zu ſehen und zu billigen.

Mittwoch 4. Dezember . . . Nebelhülle, ſehr kalt, quaſi 10°, das Memoir noch einmal durchcorrigirt, um den See gegangen, bei der Abend-Conferenz das Elaborat dem Prinzen überreicht, Politik und Handel und Verbindungen mit Orient weiter verhandelt, Carten et Vademecum principis der Rede zur Baſis gelegt, möchte mit mir von Joppe nach Jeruſalem reiten, de studiorum ratione et consilio nach dem Eſſen geſprochen, item de pessimis Ecclesiae artibus.

Donnerstag 5. Dezember ... Abends quasi zweiſtündige vertraute Conferenz mit dem Prinzen, qui „drängende“ Fragen thut und ein gar zu grundſuchender Diſcipel iſt [„ich bin ein läſtiger Schüler“]. Nach dem Eſſen au Caffé freute er ſich ſchon auf die 7te Stunde, item das Memoir ſei ſchon am Copiren, „dieſe Arbeit macht Ihnen kein Diplomat nach, das können Sie allein machen“. – „Der Reiſebericht auf der Donau bis Trapezunt erfülle ihn heute noch mit Entzücken“, „er habe ihn wie verſchlungen.“ –

Sonntag 8. Dezember ... Paragraph aus Dönniges Staatsrecht geleſen, Excerpten des Kronprinzen mit ihm ſelbſt eilig durchgegangen in halbſtündiger Conferenz vor dem Diner, Abends drittbalb Stunden vor Carten, Vademecum et Lebensplan beiſammen geſeſſen in vertrauteſten Ergieſſungen, Critiken großer Häupter und Zeitläuften. Soll im Schloß bleiben bis 19 oder 20 December, d. i. bis Er ſelbſt nach München abgehe.

Montag 9. Dezember ... zwei Notizen für den Prinzen zu Papier gebracht, a) über eine in Kupfer zu ſtechende Carte, b) über das numeriſche Verhältniß der drei vornehmſten chriſtlichen Bekenntniſſe auf dem Erdboden. Abend-Conferenz von $1^3/_4$ Stunden clam, sed ardenter, Prinz geſtand die üble Meinung, die er suggerentibus aliis von mir und meinem Syſtem hatte, wie erbittert er über meine Sätze geweſen ſei, „ein wiſſenſchaftlicher Wauwau.“ Jetzt, meinte er, zeige es ſich im wahren Verhältniß, er wollte den Mann ſelbſt näher kennen lernen uſw.

Dienstag 10. Dezember ... Abends eine brillante, ganz vertrauliche Conferenz mit dem Prinzen und Analyſe einiger Stellen der „Fragmente aus dem Orient“. Er las ſie aus dem Excerpten-Heft, warme, zutrauliche Rede; postea im Salon der Prinzeſſin noch gute halbe Stunde durch ma langue impie, scurrile et prévaricatrice die Andächten geärgert – was ich redlich bedaure; n'y allez plus!

Freitag 13. Dezember ... Mémoir über die Türkei en copie ausgebeſſert, aliud über „den Geiſt der Zeiten“ geleſen, vertraulichſte aller Abend-Conferenzen, in Prüfung und Beſprechung der Regierungſecreta des Prinzen, der aura popularis uſw. fortgefahren, doch nicht zu Ende gekommen der πάρεργα wegen. Doch gewiſſenhafte Rolle im Böſesſagen wie im Guten, item ſogar dem Feinde rendu justice.

Samstag 14. Dezember ... in Füſſen Major Dorner beſucht, voll Gram, weil ich vorher in der A. Z. geleſen hatte, daß ſich „die ſchöne Gräfin A .... in K .... über den „baroken Styl" des ≠ Correſpondenten ärgerlich geäußert habe." Je suis perdu de ma réputation de bon et ingénieux écrivain! Das Lob iſt nur mündlich, der Tadel aber ſchriftlich ausgeſprochen und öffentlich. Selbſt bei der Abend-Conferenz finſter und gedrückt. Quelle humiliation! Hier zeige deine Philoſophie und deine ſelbſtangeprieſene Gleichgültigkeit in widerlichen Dingen!

Sonntag 15. Dezember ... mehrere Stunden vor der Reliefkarte von Europa et Germania geſtanden voll des ſeligen Anblickes, ... Abends warme intime Conferenz fere zwei Stunden, item ſchon nach dem Diner lange confabulatio mit beiden Hohen Perſonen über fremde Länder und Leute, item Kurdiſtan und ſeine Sitten, Tiflis und die Brantwein trinkenden Frauen uſw.

Dienstag 17. Dezember ... zu Hauſe geblieben, um in Ritters 7 dicken Bänden aſiatiſcher Geographie[1]) das vom Prinzen zu Leſende anzumerken. Abend Conferenz vix $1^1/_2$ Stunde solito modo. „Der Prinz habe ſich ſo ſehr an mein Abendgerede und an meine Gegenwart gewöhnt, daß ich am Freitag noch im Schloße bleiben und erſt Samſtag mit ihm ſelbſt gehen ſoll."

Freitag 20. Dezember ... plötzliche Abreiſe der Hohen Herrſchaften um $2^1/_2$ Uhr nach Diner und der letzlen politiſchen vertraulichen Conferenz mit dem Prinzen; Abſchieds-Cour und Handkuß bei der Prinzeſſin mit dem Bedeuten, daß wir uns bald wiederſehen und daß die abendlichen Beſprechungen auch in München ſeyn ſollten. Promenade um den See zum letzten Male, zerdrücktes Gefühl, Melancholie, wir haben uns ſchon aneinander gewöhnt und dem Kronprinzen ſelbſt ſchien der Abſchied ſchmerzlich. „Dieſe Zeit iſt mir mit Ihnen ſchnell vergangen.“ Souper mit Baron v. Tann und Graf Ricciardelli, die um 11 Uhr Nachts die Burg verlaſſen.

---

[1]) Karl Ritter, der berühmte Geograph und Porfeſſor in Berlin.

Samstag 28. Dezember.... zum Kronprinzen beſtellt, Steub[1]) und Thierſch vorher im Muſeum geſprochen et Brief um Geld von der Schweſter in Brixen erhalten. Thierſch ſoll amtlich anfragen, „ob ich einen Ruf nach Freiburg anehme?“ Der Prinz will einen Entwurf für Zuſammenſetzung einer Emigrationsgeſellſchaft nach Bulgarien, item genauere Bezeichnung der zu leſenden Stellen in Gagern[2]), item Nachhülfe und Zielſetzung ſeiner Studien im Allgemeinen. Quel embarras! ...

Anno 1845.

Jahr der Veränderungen und der entſcheidenden Schickſale!

Freitag 17. Januar ... Ekel an aller Leſung, verzagtes Gemüth, weil kein feſter Glaube, keine Hoffnung, und das Leben zu Ende geht. Das Wiſſen gibt keinen Troſt! Der Menſch iſt unglücklich, wie er aufhört, Kind zu ſeyn!

Sonntag 26. Januar ... Conflict, ob ich die Stelle eines ſtändigen Litteraten beim Kronprinzen behalten oder dem armen M. überlaſſen ſoll durch eigene Empfehlung?

Donnerstag 13. Februar ... Oldenburg[3]) hic fuit, omnium laudes über das Durchgebildete, immo Vollendete des letzten Fragments, sunt quam plurimi admiratores meiner Muſe in Deutſchland, griech. und latein. Citate imprimis suspiciuntur. Das Ganze[4]) gebe fere 35—40 Bogen Druck in Einem Bande.

Sonntag 2. März ... item afflictus, weil gehört, daß den Kronprinzen meine Weigerung in ſeinen Dienſt zu treten verdroſſen habe. Frei ſeyn und doch den Großen um Sold dienen, iſt unmöglich.

Montag 3. März ... Die Durchſicht und Ausbeſſerung der ſämtlichen ältern Fragmente tandem feliciter zu Ende gebracht — große und ſchwere und mühevolle Arbeit! item Cervantes geleſen und einige Diſticha von Ovidius auswendig gelernt. Seliges Gefühl exacti laboris. Auch an den Vorſpruch zum Opus gedacht.

---

[1]) Ludwig Steub, F.s langjähriger intimer Freund.

[2]) Gagerns Schrift „Mein Anteil an der Politik“.

[3]) Der Verleger.

[4]) D. i. die geſammelten Fragmente.

Samstag 15. März . . . an der Vorrede herumgeflickt . . . Abends aller Arbeit unfähig! quid est hoc? Am Rand mit Bleiſtift: Thor! Du haſt weder Talent noch Arbeitskraft. 13. Auguſt 1860, Nachts 9 Uhr.

Mittwoch 19. März . . . viel Horaz Satiren und an der Vorrede noch immer herumgebeſſert, Kronprinz ſchickt Katarrhpulver . . .

Donnerstag 10. April . . . mit Herrn Oldenburg über Ablieferung des MSC! der „Fragmente“ ſowie über Format und Honorar abgeſchloſſen . . .

Samstag 12. April . . . die „Fragmente“ tandem en MSC abgeliefert; in großer Geſellſchaft au Caffé Munich zu Mittag geſpeiſt und Abends von 6½ bis 9 Uhr passé im „kleinen Staatsrath“ beim Kronprinzen Sitzung gehalten: Fürſt Wallerſtein[1]), Thierſch, Neumann, Darenberger ſaßen mit. „Das Verhältnis zwiſchen Europa und Aſien“ war das Thema, Thierſch proponirte breit und lang, Bekanntes mit falſchem Pathos und Leipziger-Magiſter-Geſchwätz im Schulmeiſter Ton aufzählend; Wallerſt. und Fallm. replicirten, Prinz reaſſumirte mit Geſchick. Eis präſentirt.

Dienstag 15. April . . . nicht zur Arbeit diſponirt . . . stomachi causa, der bei mir der dux malorum est. Am Rand mit Bleiſtift: Das hat ſich ſeit Jahren ſtark gebeſſert, ich habe einen wahren Caſuar-Magen. 13. Auguſt 1860, Nachts München.

Donnerstag 8. Mai . . . Des Abends beim Kronprinzen in großer Verſammlg zu beſprechende Thema überdacht; . . . Satis lepide sermonem habuisse dicor . . .[2]).

Freitag 9. Mai . . . Abends solus eine Stunde beim Kronprinzen; . . . Offizieller Ruf nach Freiburg im Breisgau mit ſehr vorteilhaften Bedingungen: 1800 fl. vorerſt, mit Umzugsgebühren, Hoffnung auf Avancement an Rang und Gehalt et aliis emolumentis, verführeriſch!

---

[1]) Ludw. von Oettingen W., der bekannte bayriſche Staatsmann.

[2]) Über die deutſchen Kolonien in Bulgarien (de Bulgaria colonis germ. occupanda).

Samstag 10. Mai . . . Abends über 3 Stunden beim Kronprinzen, sermonem habui satis lepide; Prinz ait: „Bleib, man wird ſehen“ uſw.

Mittwoch 4. Juni . . . Kronprinz legt jährlich fl. 300 zu meinem Gehalte, wenn ich in Bayern bleibe. Zugeſagt!

Montag 4. Auguſt . . . Bei der langen Gewohnheit de dire du mal de tout le monde habe ich nicht mehr die Kraft ſelbſt gegen Familiarissimos ſchonend und delicat in der Critic zu ſein!

Freitag 22. Auguſt . . . grämlich, traurig, gedrückt zu Bette, quia amor libertatis major quam divitiarum und beides tenere non valeo!

Sonntag 28. September . . . Kronprinz ſchickt den Staatsrath Maurer wegen der Vorrede her, zu ſehen, ob ſie wirklich ſo kriegeriſch und gefährlich laute, wie er gehört habe. Wir ſenden Sr. Hoheit den I. Band geheftet; von caſſiren oder umdrucken keine Rede mehr, weil es ein fait accompli ſei.

Samstag 25. Oktober (Lindau) . . . nach Mailand eingeſchrieben und vor der Abreiſe gen 9 Uhr Abends noch die Ankündigung der „Fragmente aus dem Orient“ in der Allg. Ztg. geleſen cum omnium gratulazione.

Sonntag 26. Oktober . . . Sonniger Morgen; 4 Uhr früh in Chur; gen 2 Uhr im Ort Splügen dinirt und gen 4 Uhr Abends auf der Bergſcheide; Mauth bei trübem Himmel; descensus rapidus, Gallerien, grauſenvolle Spiralſtraße im Felſen ausgehauen; ſupirt in Chiavenna bei Conredi splendide für 48 kr. R. W.

Montag 27. Oktober . . . Sonnige, ſchöne, milde Zeit; nach 10 Uhr in Milane; Dom, arco della Pace und Piazza delle armi angeſehen und durch die Stadt geſtrichen, müßig, alt und melancholiſch; . . .

Mittwoch 29. Oktober . . . viel Cic(ero), de Officiis; dann einen Sperrſitz für die Scala geholt und mit einem Führer auf die oberſte Gallerie der Dom-Kuppel geſtiegen, Schwindel mit Schweißtropfen, Panorama verdüſtert durch Herbſtdünſte; Abends Barbiere di Sevilla mit Ballet; wundervolle Kehlen, leere Logen. Scala bedeutend größer als Münchener Theater; 6 Reihen Logen, aber Decorationen und Ornamente weniger ſchön und reich.

Sonntag 2. November . . . nach 2 Uhr früh in Collico eingetroffen; um 3 Uhr fort; um $7^{1}/_{2}$ Uhr in Sondrio zum Frühſtück; erſt um 9 Uhr wieder fort; häßliche, verkrüppelte, kropfige Menſchenrace des ſteinigen Veltliner-Thales; um 2 Uhr in Tirano Mittag geſpeiſt und erſt nach 6 Uhr Abends in Bormio eingetroffen; fröhlich ſoupiert und gut geſchlafen bis 4 Uhr Morgens.

Montag 3. November . . . Sonnengold und ſchneidende Alpenlüſte; nach 5 Uhr Morgens fort in leichter und gut geſchloſſener Diligence; um $9^{1}/_{2}$ Uhr beim Kirchlein auf der Alpe und nach 10 Uhr auf der Station Santa-Maria geruht, geſpeiſt in geräumigen, bequemem Hotel am Ende aller Vegetation; um 11 Uhr fort; um 12 Uhr das Joch erreicht, gefrorne Schneekruſte auf der Straſſe; vor- und nachher tennenrein und ſtaubig; Panorama über Eis- und Schneefelder und Orteleſſpitze; item hinab in die ſteil abfallende grauſenvolle Tiefe nach der Station Franzenshöhe; Spiralſtraſſe, beſorgter Sinn; Trafoi, Gommagoi, Prat, traurig-kahles Vintſchgau; um 4 Uhr Abends Mals gut einlogirt.

Dienstag 4. November . . . Um Mitternacht auf dem Beiwagen der Botzener Diligence fort gegen das hoch gelegene Stauders; Windsbraut und ſtrenge Kälte; um 3 Uhr Morgens die Station erreicht und über die wilde Schlucht Finſtermünz hinab nach Pfunds, Ried und Landeck, wo um 9 Uhr Morgens ſtarr vor Kälte angekommen; warme Stube, Labſal, freundliche Leute und Sonnengold des herrlichſten Tages; zweiſtündige Raſt, Toilette und Promenade; um 2 Uhr in gutem, warmem Eilwagen zu Imſt angelangt; reichlich zu Mittag geſpeiſt; um 3 Uhr fort und erſt um $9^{1}/_{2}$ Uhr Innsbruck erreicht; im neuen Hotel abgeſtiegen.

Samstag 15. November (München) . . . melancholiſches Gemüth; Beſuche gehabt und gemacht; tiefer und nachhaltiger Eindruck der „Fragmente“, beſonders der Vorrede; omnium admiratio; Neigung des Kronprinzen ungeſchwächt; res salva est; nur der Arbeitsſinn noch nicht erwacht; müde Seele!

Sonntag 16. November . . . mit Steub u. a. zum Löwenbräu bis gen Mitternacht; ingentes laudes ab omni parte; Buch, beſ. Vorrede iſt in omnium ore; großer Eindruck, „Feuerfunken im Pulverfaß!“

Samstag 22. November . . . Mittags als Gaſt der Donnerstags Geſellſchaft im Goldenen Hahn mit vielen Tiſchreden und Demonſtrationen honoris causa; thankgiving von meiner Seite paucis verbis.

Samstag 6. Dezember : . . um 6 Uhr Abends warme Conferenz mit dem Kronprinzen, Dank und Enthuſiasmus für die Vorrede und für das ganze Werk: große Wirkung, tiefer Eindruck, – gnädiger als je; Analyſe der Vorrede und Beweiſe großer Huld; Stand der Dinge in Germania mit Freimuth dargeſtellt nach den Ideen des Gervinus[1]), cujus libellus „Die Miſſion der Deutſch-Katholiken“ heute und geſtern sedulo perlectus fuit.

Sonntag 7. Dezember . . . für den Kronpinzen Fragmente angeſtrichen; item Gervinus geendet und nach Promenade et Musaeum zu Thierſch gegangen cum aliis zum Thee, laudes maximae; magna rerum commutatio est facta.

Dienstag 23. Dezember . . . Leichter Schnee, gefroren mit 0° um $9^{1}/_{2}$ Uhr früh, zeitweiſe Regen und Schnee; paucula am Thema hingeſchrieben; kurze Promenade; im Muſaeum der ſchöne Hut abſichtlich ausgetauſcht, Verlegenheit groß, weil ich augenblicklich zum Kronprinzen gehen ſollte; lange, mehr als zweiſtündige Unterredung; dann traurig heim mit geliehenem alten Hute und bis 11 Uhr in Robinſon's Paläſtina geleſen[2]).

Anno 1846.

Freitag 16. Januar . . . zum Kronprinzen und von dort um 8 Uhr zum Herzog (Max); erſt um $1^{1}/_{2}$ Uhr Morgens heim . . .[3]).

Freitag 3. April . . . Fürſt D(ietrichſtein[4]) entzückt über die Fragmente, ſucht perſönliche Bekanntſchaft u. ſ. w.; . . . .

Samstag 20. Juni . . . letzte Sorgen vor der Abreiſe;

---

[1]) Der Hiſtoriker Georg Gottfr. G.

[2]) Der engliſche Geograph Edw. Robinſon. Seine „Biblical researches in Palestine . . .“, 3 Bde., waren 1841 erſchienen.

[3]) Herzog Maximilian Joſef in Bayern, hatte ſelbſt eine Orientreiſe unternommen und beſchrieben. Er war der Vater der Kaiſerin Eliſabeth.

[4]) Franz D., öſterreichiſcher Offizier und Diplomat, durch ſeine liberale Geſinnung bekannt.

müſſig und trübſinnig im Zimmer umher . . .; um 1 Uhr Mittags feliciter zum Thor hinaus; Steub noch am Schlag amicissima geſehen; vor 8 Uhr in Roſenheim; Schlaf im Wagen bei milden Lüften und erfriſchenden Güſſen; Sternenglanz;

Sonntag 21. Juni. Lieblicher Morgen, heitere Vegetation; um 2 Uhr Morgens in Traunſtein; gen $6^{1}/_{2}$ in Salzburg; im „Ochſen" einlogiert, . . . Hepperger und den alten 76jährigen Thanner beſucht et melancholiſche Promenade durch Stadt und Mönchsberg, wo ich quondam als juvenis von 18 Jahren geträumt und gewandelt in rerum omnium inopia et tenuitate; ruit aetas! . .

Montag 27. Juni . . . Mittag in der Leopoldskrone als Heppergers Gaſt; zurück durch Nonethal und um 7 Uhr abends im Eilwagen fort gen Linz; . . . item den botan. Garten im Collegio beſucht und in ſüßen Erinnerungen aus der Jugend geſchwelgt.

Dienstag 23. Juni . . . um $9^{1}/_{2}$ Uhr zu Linz im „Bayerſchen Hof" gut einquartirt und volle Toilette gemacht; . . . am Fluſſe gewandelt, au Caffé geſeſſen; . . in oppido herumflaniert; . .

Mittwoch 24. Juni . . . fort mit Dampfboot von Linz um 7 Uhr früh; . . . vor 3 Uhr Nachmittags in Nußdorf gelandet und per Extrafiaker in das Hotel à l'Empereur Romain gefahren und gut aufgenommen; Brief an und von Fürſt Dietrichſtein Ankunft und Beſuch betreffend; Glacis-Promenade zum Theſeus-Tempel . . .

Donnerstag 25. Juni . . . um 11 Uhr den Fürſten Dietrichſtein beſucht und den octogenarius rüſtig befunden praeter opinionem; einſtündige Unterredung, laudes, Allianz; . . .

Freitag 26. Juni . . . Hammer[1]), Baron Clement Hügel[2]), Baumgärtner, Fürſt Dietrichſtein et Pulszky[3]), den reichen ſchönen Magyar, mit Hammer beſucht; dann lange Wall-Promenade mit letzterem et amplissima confabulatio de Academicis; dégout suprême über das Thun der Großen und über die Erbärmlichkeit der Kleinen; . . .

Samstag 27. Juni . . . Frühſtück mit langer Confabulatio et praelectio bei Baron Hügel; dann in das Münzcabinet Bergmann zu ſehen; vom Direktor Arneth[1]) freundlichſt empfangen, collaudatus et beſchenkt, General Prokeſch[2]) getroffen und ins Hôtel von ihm begleitet; Abends per ambages zu Director Endlicher im botaniſchen Garten; . . . .

---

[1]) Von Hammer-Purgſtall, der berühmte Orientaliſt.

[2]) Öſterreichiſcher Diplomat.

[3]) Franz Pulszky, der ungariſche Politiker und Schriftſteller.

Montag 29. Juni . . . mit B. im Archiv die Regiſter durchgeſehen und nichts Neues gefunden; das Bailo-Archiv von Stambul habe nur Spätes und Aermliches geliefert; hier iſt das Wiener Geſchäft vollendet und morgen könnte ich abreiſen; longa confabulatio mit B., gen 5 Uhr bei Pulszky geſpeiſt; . . . Abends im Garten bei Endlicher mit Hammer; gen 10 Uhr Cubitum mit tiefem Eckel gegen das Wiener Gelehrten- und Beamtengetriebe.

Mittwoch 1. Juli . . . im Archiv die Trapezuntiſchen Produkte gemuſtert, item Bergmann im Antiken-Cabinet geſprochen, zu Fürſt Dietrichſtein; Muſäum; Prokeſch getroffen, Eishütte, und nach Döbling gefahren . . .

Donnerstag 2. Juli . . . um $9^1/_2$ mit Hammer auf der Eiſenbahn nach Mödling Frau v. Buol zu beſuchen; Promenade auf die Waldhöhe zum ſchwarzen Thurm, dann zum Belvedere und über die Brühl-Schlucht in das Gartenhaus zurück zum Morgen-Imbiß; matt, hungrig, aber entzückt durch das blumenvolle Gehölze und die Waldſchluchten und ſchön geſchwungenen Kuppen; dann auf der Bahn fort nach Leobersdorf und in Fabrikanten Pachers Equipage nach Schönau zum Diner; die beiden ſchönen Liſt-Töchter!! quelles beautés que ces femmes là!!! Park-Promenade und Abends 10 Uhr wieder in Wien. Tag ungetrübter Luſt und Schwärmerei!

Freitag 3. Juli . . . Morgens 9 Uhr in die Ambraſer Sammlung; . . . nach 10 Uhr Durchſicht der Venetianiſchen Documente vollendet; dann Muſaeum; um 4 Uhr mit General Prokeſch zum Diner beim Fürſten Dietrichſtein gefahren und post longos sermones zu Pulszky gegangen mit Baron Hammer . . .

---

[1]) Der Archäolog Joſeph Ritter von Arneth, Vater des Hiſtorikers, war damals Direktor, der Hiſtoriker Joſef von Bergmann erſter Cuſtos der kaiſerl. Münz- u. Antikenſammlung in Wien.

[2]) Öſterreichiſcher Diplomat, damals Geſandter in Athen.

Sonntag 5. **Juli** ... um 3 Uhr nach Hitzing in Hügels Garten zum Diner; 14 Perſonen bei Tiſche und zum Theil ſehr vornehm; unheimliches Gefühl; doch plurimis notus und a nonnullis amice appellatus; ...

Dienstag, 7. **Juli** ... Dreiſtündige Conferenz mit Frühſtück bei Baron Clem. Hügel; Doctriniren und Vorleſen ſeiner Reflexionen angehört und amicissime verabſchiedet; im Antiken-Cabinet General Prokeſch noch einmal geſprochen; gaſtliche Einladung, bei ihm in Athen zu wohnen, delikat vorgebracht; nota est rerum mearum tenuitas! ...

Mittwoch, 8. **Juli** ... mit fiacre zur Eiſenbahn; ... fort nach 6 Uhr; um 9 Uhr in Glognitz und über die lieblichen Sömmering-Schluchten, Nußbäume, Akacien, Eſchen, Höfe, Graswieſen mit Kräuterblüte und Waſſerſtrudel nach Mürz-Zuſchlag um 12$^1/_2$ Uhr; Diner im Bahnhof und gen 2 Uhr fort über Bruck durch waldreiche Engthäler mit Burgen und Einödhöfen nach Gratz; um 6 Uhr abends im Hotel; ...

Donnerstag, 9. **Juli** ... auf den Schloßberg durch romantiſch verſchlungene Pfade, an Grotten, Buſchwerk und Vorſpüngen vorüber zu den Weinlauben und dem tiefen Ziehbrunn bei sol occiduus in Duft und Abendgold; wundervolles Panorama! ... Hügel-Amphitheater waldicht, dunkelgrün, ſelbſt der Schökelberg alpenhaft begrast; Gärten, Grün und Paradeiſe in suburbiis wie zu Trebizond; im Münzcabinet H.Hn. Wartinger und Pfarrer Knabl geſehen, amicissime appellatus von wegen der Fragmente; ...

Mittwoch, 15. **Juli** (in Venedig) ... alte Orte ſeliger Empfindungen verlaſſen, öde, leer gefunden; ... Beſuch im Marine-Collegium und gemeinſames Diner mit dem Cappelan; Sitz am St. Marco et longa confabulatio; ...

Sonnabend, 18. **Juli** ... in die Giardini gewandelt und cum sodalibus bis nach 10 Uhr am Caffèhaus geſeſſen, dann das Nachtfeſt des „Erlöſers" im Giudecca-Canal und im magiſch erleuchteten Garten in Saus durchſchwärmt cum iisdem sodalibus als Gaſt in einer Barke; Muſik auf dem Waſſer, Mondſichel über dem Häuſer- und colorierten Laternen-Meer; albeggiare del Giorno; Fahrt zum Lido; sol oriens et plätſchernde Venetianer; . . .

Dienstag 21. Juli . . . nach 5 Uhr früh zur Eiſenbahn; . . . gen 9 Uhr in Vicenza; dann fünfſtündige Omnibusfahrt in unerträglicher Glut; in Verona alla Colomba d'oro gut untergebracht; . . . Gedanken an Verona des Jahres 1836; heu mihi! quantum mutatus ab illo . . . bin ich!

Montag 27. Juli (in Bozen) . . . Sonnengold, friſche Nordluft, erwachendes Leben; Schloß Runggelſtein vor Mittag beſucht und die Fresken aus der Tafelrunde, den Nibelungen an der Auſſenwand des Ritterſaales angeſehen; Romantiſcher Pfad am Steilabhang des linken Talfer-Ufers zur bewohnten Ruine auf hohem Felſenvorſprung ſenkrecht, nur ſchmale, grüne Plattform gibt Zugang; Nußbaum vor dem Thore; Nußbaum intus im Hofraum; Epheu und sempervirens kriecht über Felſen und Gemäuer; Feigenſtauden wild, . . . mira adumbratio; die erſte Birke zwiſchen Caſtanien und Epheuberanktem Geſtein! Auf dem Heimwege ein Bad in der Talfer genommen und mit Kraft dinirt; lange Abendſitzung auf der Talferbrücke; . . . Wundervolles Panorama von Botzen; üppiger Grüntrieb der Bergabhänge; Talfer-Flußbett-Erde mirae fecunditatis; Gegentheil Eiſak-Flußbett-Erde! . . .

Dienstag 28. Juli . . . Bad in der Talfer uti heri; Dr. Streiter kommt von Oberbotzen; Abends 6 Uhr zuſammen hinaufgeritten nach Beſichtigung des Gartens et der Terraſſen in Parzersberg: Orangerie, Oliven, Laurocerasus et Magnolien im kalten Boden; reizender Anblick von der Höhe! Eichwald, Wein et Kaſtanien am Felſengebirge; . . .

Dienstag 11. Auguſt . . . zum Meranerthor hinaus und erſtes Bad in reiſſenden Erlen-Canal; dann hinauf zu Schloß Thurnſtein und auf den Halden hinüber zu Schloß Tirol auf der abgeplatteten Spitze eines koniſchen Berghügels; Kaſtanienſchluchten zu beiden Seiten wie bei der Comnenenburg zu Trapezunt; . . . Epheufülle am Schloßgemäuer und Waſſerſtrudel; Weſtſeite üppiger, ſchattenvoller, dunkelgrüner als die ſteil abſpringende, wilde, riſſige Oſtſeite mit tiefausgefurchten Gießbachrinnſal; Verlies, Portale im Ritterſaal und Schloßcapelle roh in Stein gemeiſſelt; üppiges Geranke an dem Schloßgemäuer und Säulenbrunn vor dem Thore; die Mulde zwiſchen Schloß und Hochgebirge tiefer, grüner, wirkſamer als in Trapezunt; Tunnel auf der Oſtſeite jenſeits der Tiefſchlucht vom J. 1682 mit Leopold I. Bruſtbild in Stein ober dem Thore; Ueppigkeit und Schmelz der Kräuterwieſen in ſchönſter Blüthe wie bei uns im Mai; Glockenblumen am Gemäuer; Heimweg über Dorf und Berggemeinde Tirol; Plateau voll Bäche und Quellen und luxuriantem Pflanzentrieb; zweites Bad im Rinnſal des Wieſenbachs im Weidenſchatten und auf ſchönſtem Grasteppich in der Mittagsglut; auf dem Kirchſteig den Kirchelberg herabgeſtiegen zur Pfarrkirche und eben recht zu Tiſche um 12 Uhr Mittags; . . .

Freitag 4. September . . . Leichenzug des jungen Hammer-Purgſtall in Mais;[1]) trüber Sinn; solitudo et silentium; . . .

Donnerstag 8. Oktober (Hohenſchwangau) . . . Durch Hofequipage abgeholt und im Schloße einqartiert; Prinz begegnet vor der Burg; herzlicher Empfang; Unterredung im Cabinet; Salon bei der Prinzeſſin und Thee bei der Oberſthofmeiſterin.

Samstag 10. Oktober . . . Abends zwei Stunden beim Kronprinzen Eccleſiaſtica beſprochen clam sed ardenter; . . .

Sonntag 11. Oktober . . . nach dem Mittageſſen cum principe solus zu Fuß und zu Wagen promenirt; Abends große Geſellſchaft im Salon der Prinzeſſin et postea réunion bei Frau von Pillemont.

Donnerstag 15. Oktober . . . von $7^{3}/_{4}$ – $8^{3}/_{4}$ hiſtoriſche Converſation beim Prinzen; um 11 Uhr in Maſſa fort zu einer Partie nach Planſee und über Stuiben-Waſſerfall nach Reute zurück zum Diner; ausſchweifende Luſtigkeit der ganzen Geſellſchaft bei Champagner und reichem Mahle zu Ehren des Geburtsfeſtes der Kronprinzeſſin; herrlicher Abend, milde Zeit und Heimfahrt bei Sternenlicht.

Sonntag 18. Oktober . . . de rebus ecclesiasticis apud Principem gehandelt nach der Meſſe; . . . Abends Salon; Prinz Wilhelm de Prusse[1]) arrivé; Guitarre et Declamatorium eines armen Künſtlers; . . .

---

[1]) Der Sohn des Orientaliſten, geſtorben am 2. September d. J.

Montag 19. Oktober . . . fere den ganzen Tag mit dem Kronprinzen in Reden und Analyſen; . . .

Montag 26. Oktober . . . zweimal beim Prinzen vorgetragen, obgleich um Mittag das Zimmer zu räumen und in das Bräuhaus hinabzuziehen war vor der preuſſ. Princeſſin Albrecht; . . .

Dienstag 27. Oktober . . . Zwei Vorträge beim Prinzen wie gewöhnlich; Vorſtellung bei der Princeſſin und großes Diner; . . . Abends Thee und wälſche Arien; 56 Wachslichter brannten im Saal; . . .

Mittwoch 28. Oktober . . . Jahrtag meiner Flucht aus Brixen anno 1809; . . . zwei Vorträge al solito und inzwiſchen wieder die alte Wohnung am Schloſſe eingenommen; Princeſſ. Charlotte fort; . . . gearbeitet nichts; Abends blinde Kuh im Salon; die Kronprinceſſ. casu gefangen . . .

Donnerstag 29. Oktober . . . Doppellection mit Erſuchen, eine Gedankenſkizze über alles in Eile zu entwerfen, was wir ſeit drei Wochen verhandelt haben — κατεκλάσθη φίλον ἦτορ!; kurze Promenade um Mittag und Abends au thé drei Partien Billard mit dem Prinzen; . . .

Sonntag 1. November . . . Doppelvortrag beim Prinzen nach der Meſſe und vor dem Eſſen, das in Reute mit petulanter Laune feſtlich gehalten wurde; Heimfahrt im Vollmondſchein . . .

Sonntag 8. November . . . fröhliches Daſeyn; nach der Meſſe zwei Stunden beim Prinzen; dann Promenade et Zeitung; tum noch 2 Stunden vor dem Eſſen; Abends Marionetten-Vorſtellung . . .

Montag 9. November . . . Morgens zwei Stunden, Nachmittag zwei, und Abends drei Stunden mit dem Prinzen converſirt; völlige Erſchöpfung und Schluß des 32 tägigen Curſes; . . .

Freitag 13. November (München) . . . gratissima nova von den Geſinnungen und der Munificenz des Kronprinzen gehört; . . .

Samstag 12. Dezember . . . Muſaeum cum amicis. Gedanke, ob eine große Arbeit solatii causa zu beginnen, oder nicht; oder ob gar noch onus conjugale[1]) aufzunehmen ſei; incertus feror.

---

[1]) Der Vater der Kronprinzeſſin war Prinz Wilhelm († 1851), jüngſter Bruder Friedr. Wilhelm III.

Anno 1847

Montag 1. März ... Lola Tumult[2]) durch die Studenten; Geſchrei und Militärmacht; ...

Montag 29. März ... hiſtoriſche Commiſſion vom Kronprinzen; ſchwankendes Gemüth über die Münchner Ereigniſſe und den Artikel in petto; conscribendi animus non est propter odium in regem; vor 8 Uhr Abends ohne Arbeit, ohne Licht im ſchönſten Mondſchein incertus und ermattet Cubitum mit dem Stachel entmuthigender Reden der Muſäumsfreunde im Herzen.

Mittwoch 31. März ... meine Doctrin und Anſichten, beſonders über Graecia, meint man, ſeien höhern Orts ein Hinderniß für die Univerſität; ...

Donnerstag 8. April ... Die Dankſagung an den Kronprinzen für fl. 300 Reiſeſtipendium übergeben; dann Musaeum lamentabile wegen des verlorenen Honorars von Tauſenden, wenn ich den Poſten auf der Univerſität erhielt; Zeus abstulit, wie ich ... hodie demum hörte; ... (Am Rand: o te stolidum atque insulsum! Jeruſalem 5. Dec. 1847.)

Mittwoch 28. April ... Waldartikel[3]) tandem miserrime ganz verloren, weil die Frage in Wien ihre Löſung erhalten und Tirol ohne meinen Beiſtand gewonnen hat; üble Laune ...

Samstag 15. Mai (in Trieſt) ... Den Tag quaſi ganz im Tergesteum (Lloyd) mit Beſuchen der Vorſtände und Leſung der Journale hingebracht – eine wahre Univerſität von Zeitſchriften ab omni parte Mundi ... zufrieden mit dem Tagwerk, laude et omnium gratia. Erſcheinung, Rede und Mäßigung der Perſönlichkeit ſei im Widerſpruch mit dem Bilde, das dem Leſer der Artikel ſich unwillkührlich bildet. Man dachte ſich den Mann ſchneidend, hart, quaſi prepotente in Thun und Reden!

---

[1]) O du alter Thor! 1. März 1857. (A. d. B.)

[2]) Demonſtrationen gegen Lola Montez, die Geliebte des Königs.

[3]) Siehe das Fragment „Klagen eines frommen Tirolers“.

Sonntag 16. Mai ... Den Abend im Arſenal beim Feſt des Lloyd Jubiläums hingebracht und nachher mit Papſch[1]) giardino publico durchwandert; viele Bekanntſchaften und ambitiöſe Dialoge; ...

Montag 17. Mai ... Arſenal und Werfte en détail angeſehen; dann die Banquiergeſchäfte feliciter geendet und im Tergesteum geleſen; ... dann Papſch geſehen und das Freibillet der HH. von Lloyd für die Wäſſer der Levante in langem Beſuche erhalten. –

Pfingſtmontag 24. Mai ... gegen 7½ Uhr im Piräus vor Anker; ... traurige Fahrt im Mondſchein durch die abgeſchälte Ebene; um 10 Uhr Cubitum; trauriges Mondlicht über Athen, die Cypreſſen, den Palaſt und die Ruinen.

Dienstag 25. Mai ... v. Prokeſch, v. Gaſſer[2]) und Faber beſucht in langer Sitzung; alle ſchilderten res graecas nach ihrer Anſicht; „die Regierung ſtark, Adminiſtration ſchlecht; wie Coletis[3]) die vier Portefeuilles verwaltet ohne in die reſp. Cancelleyen zu gehen; domi sedet impertur batus;“ ἀδελφέ Händedruck, Cameraderie in Maſſen omni die; griech. Miniſter sint von Stein, immobile, Cardinalpunkt, um den ſich die materiellen Intereſſen gruppieren, ait Prokeſch, man will nichts als Ruhe, um zu arbeiten; Coleti, Maurocordato[4]) u. ſ. w. gleich unbekannt dem großen Haufen; rex amatus in der That beim arbeitenden Volke. „Dieſes Mal“, gingen nuper Berichte vom Lande ein, „bringe man noch eine Deputirtenwahl zuſammen; ein zweites Mal ſei es wahrſcheinlich unmöglich; es kümmere ſich Niemand um das Treiben und Balgen der Kammer in Athen; Ordnung und Sicherheit bei täglichem Geſchäft allein geſucht; 4 – 5 Millionen Drachmen jährlich defraudirt. Korinthengärten um Meſolongi ample; überall am Golf; Orangengärten um Anatolibo üppigſtrotzend; großer Gewinn von Korinthen.

Diner bei Prokeſch im blühenden Garten unter Bäumen und Geſtrüpp um 5 Uhr Abends; tum en Carosse in den Olivenhain und nachher lange Sitzung im Mondſchein inter flores; um 10 Uhr Cubitum.

---

[1] Sekretär beim öſterreich. Llod.

[2] v. Prokeſch, öſterreichiſcher, v. Gaſſer, bayriſcher Geſandter.

[3] Koletti, Führer der Radikalen, damals Miniſterpräſident.

[4] Maurokordato, griechiſcher Staatsmann.

Mittwoch 26. Mai ... von 10 Uhr bis 2 Uhr im Hôtel Prokeſch bei Legat. Sekretär von Weiß und beim General ſelbſt geſeſſen und Politika verhandelt; die Muſſuris[1]) Geſchichte mit allen Details und Verhandlungen durchgehört; Griechenland werde beſtehen mit oder ohne die νῦν Dynaſtie. Büffel-Politik der Angli und ruhige Klugheit der Ruſſen: „a) Ihr ſeyd die Orthodoxen Chriſten; b) Ihr ſeyd Griechen; Ihr ſeyd Bulgaren; Ihr ſeyd Serben!“ Einheit der Religion gegen den Occident; politiſch ſchwach u. getrennt unter euch u. Rußland gegenüber. Coletti ni français ni Russe wollte Epirus und Theſſalien um ein freies Griechenland zu ſchaffen, und lacht über die St. Sophia-helden der Philorthodoxen; alle Hetäriſten sunt Philorthodoxen; τὰ ἑλληνικὰ haben die Europäiſchen Schulpedanten hereingebracht und werden hier und in Moskof ausgelacht; Optimismus der Franzoſen allgemein verſpottet; Coletti und Mauro Cordato beide arm; Coletti hat etwa fl. 10000 Münze; Mauro Cordato nicht einmal ſoviel; Ruſſia wollte regem Otho bekehren; Ruſſi erwarten alles von der Zeit und erhitzen ſich niemals wie die andern Diplomaten; überall Ruſſiſche Donativa bei Kirchen, Inſtituten und Privaten; Ruſſi bauen jetzt Athenis einen Dom für Ambaſſade wie zu Byzanz ein Caſtell; item ruſſiſches Prieſterinſtitut unweit Ampelokipi; Ruſſi danken demüthigſt bei Otho rex für den geſchenkten Ruinengrund zur Kirche in Athen! Auch Czar rathet nunc dem Sultan Mäßigung, damit alle Bewegung ſchlafe, keine neue Kraft erwache; fratanto die radix unterbunden, ut arescat arbustum.

Um 6 Uhr Abends Diner beim Bayerſchen Geſandten et confabulato bis 9 Uhr; ... (am Rand:) Türken und Engländer die beſten Macht- u. Coloniengründer! — faites comme ont fait les princes Rurik à la Cour de Kiptschak et vous finirez peutêtre par réussir et rester roi en Grèce etc. — Heiterkeit et Malice ne font pas défaut; Gänſe und Lumpen der beſten Art zu Federn et Papier fehlen auch nicht, u. eine Arena öffnet ſich am Rhein u. ſ. w. – Schiffe verbrannt, ergo prenez garde! – Behaltet euren Flitter, euren Tand u. eure Midasohren; laſſet nur das freie Wort u. bonam famam apud posteros.

---

[1]) Konſtantin Muſurus, urſprünglich Sekretär bei Prokeſch, dann bei Bogorides, Fürſt v. Samos, wird als deſſen Schwiegerſohn türkiſcher Geſandter, Paſcha und Botſchafter in London.

Donnerstag 27. Mai … um Mittag Frau v. Gaſſer beſucht u. nachher im Schloßgarten gewandelt; domi Sieſta gehalten bis Hr. Finlay[1]) kam u. son discours über Saint-Sépulcre unterhaltend führte, item de meis studiis cum laude ſprach; um 5 Uhr zu Prokeſch u. ibi mit Coletti, Piscatory, Werther und Weiß laute zu Mittag gegeſſen; Caffé u. warme Reden im Gebüſch, bis uns das Wetter in das Haus trieb. Piscatory, der franzöſ., u. Baron Werther, der preuſſ. Geſandte, gingen zeitlich u. Coletti blieb allein und redete bis gen 11 Uhr Nachts mit Laune und Leichtigkeit von Vergangenheit und Gegenwart des Landes, ſeinen Anfängen und Schickſalen. Coletti iſt Walach aus Matzour im Pindus, Mediciner zu Padua; wohlhabend von Haus; aber alles geopfert im Aufſtande; ſchwarzhaarig, wenig grau, κομοτροφῶν, noch jetzt würdevolles Antlitz; kluge Reden; kennt die Menſchen; erhitzt ſich nicht; legt uns ſeine Finanz- u. Schuldentilgungspläne auseinander; ſoviel werfen die Olivenbäume; ſoviel die Maulbeerbäume; ſoviel die Korinthenweinberge; ſoviel das Ackerland an Kapital und Zinſen ab; Coletti zum Regiren geboren; laßet Zeit und zehn Jahre Coletti-Regiment u. Grchld. hat Gewicht!

Um 11 Uhr durch Hrn. von Prokeſch heim begleitet im ſchönſten Mondſchein.

Freitag, 28. Mai …. Audienz beim König und nachher bei der Königin; dann zu Prokeſch zu eſſen und nachher auf die Akropolis … Jahresfeier der Alterthums-Geſellſchaft: Rex et Coletti adfuerunt; Vollmond durch die Säulenruinen des Parthenon vom Hymettus ſtill und traurig herunterblickend; Spazierfahrt nach Beſichtigung und Erläuterung der Alterthümer docente Prokeschio; …

Dreifaltigkeits Sonntag 30. Mai … traurig das Hotel verlaſſen u. in fächelnden Lüften in den Piräus hinab; Mondnacht; vor 7 Uhr Abends aus dem Hafen; …

---

[1]) Der in Athen lebende bekannte engliſche Philhellene und Hiſtoriker.

Donnerstag 3. Juni ... 5 Uhr Morgens Tenedos vorbei; um 9 Uhr im Dardanellen-Paß geankert; gen 11 Uhr fort mit leiſem Strichregen; Sommerzeltwohnungen inter latices et umbram in lieblichen Thaleinſchnitten des Europ. Dardanellen-Ufers; Schiff voll Aſiaten mit afrikaniſcher Dienerſchaft; merkwürdiger Wechſel der Luft intra Hellespontum; kalter, regneriſcher Tag; grüne Höhenzüge angebaut bis oben, beſonders auf Anatoliſcher Seite; nach Seſtos aufwärts auch Europa ſchön grün; türkiſche Phraſen mit Armeniern gewechſelt: „er redet zwar langſam, aber ohne Fehler,“ lautet armeniſches Urtheil; ...

Freitag 4. Juni ... Morgens 5 Uhr im goldenen Horn geankert; nach 6 Uhr venit Robert Steiner[1] mit einer Kriegsbarke und führt den Levantewanderer in das Hôtel des Internuntius;[2] Benvenuto und Ladung zum Caffé um 8 Uhr bei Sr. Exzellenz; amicissime empfangen u. einlogirt; Unterredung mit Mussuris im Cabinett des Miniſters; succedunt peinliche Gedanken; Zimmer Luitpoldi principis angewieſen; Morgue und Superbia im Salon der Gräfin und à table; beſchämendes Gefühl und Mangel an Eſprit und ſozialem Talent vis à vis der Gräfin; auch die Toilette nicht elegant genug; Erſchöpfung und étourdissement; der Graf entre en matières und forſcht aus, was man in Athen von ihm und ſeiner Gestio der Sache rede; ... (am Rande:) „Eh bien, dicunt Turci, d' orénavant si ein Gſdter luſtig iſt, ſagt ihm Sultan eine Sottiſe und le lendemain muß er geben!“ – Reſchid Paſcha fällt cum allem Anhang, si er Gerechtigkeit den Türken verweigert; tum majus malum quam humiliatio Othonis Regis.

Samſtag 5. Juni ... Schwäche und Geiſtesermattung; .. Graf St. lieſt mir im Cabinet vor der Cena ſeine letzte Depeſche (23. Mai) in der Muſſurusſache vor; Salon peinlich, habe weder Stimme noch Gedanken, noch Zungenfertigkeit; Leibarzt Spitzer getroffen, item einen deutſchen Arzt im Dienſt einer vornehmen Ruſſin; Einladung der Fragmente wegen; Swatoplok's Schilderung hat mir die Gunſt der Damen gewonnen; . .

---

[1] F.s Freund.

[2] Graf Stürmer.

Dienstag 8. Juni . . . zweiſtündige Tour durch Alt-Stambul in der Mittagsglut; Elend, Schmutz und Ruinen der Holzſtadt wie vor 6 Jahren; die plumpen Sarkophage im äußerſten Hof des Serai beſehen; türkiſcher Imbiß und Verengung des Hippodrom; Stambol ſchien mir älter und verfallener als das letzte Mal; . . .

Freitag 11. Juni . . . Ueberſiedelung nach Bujukdere; kurz vor 5 Uhr mit dem Grafen vierſpännig zu Lande hinaufgezogen und kurz vor 7 Abens in der Landwohnung eingetroffen; Cafférdorf halben Weges; grüne, üppige Vegetation im Thale und auf den Hügeln oberhalb; ſaftig gelbe Blüthenpracht; . .

Samſtag 12. Juni . . . im bequem eingerichteten Zimmer in libertate et solitudine die friſche Bujukdereluft eingeathmet und das Daſeyn gefühlt ohne Arbeit; . . Abens Liszt bei der Tafel und am Flügel: „Ave Maria;“ denkt und dichtet in Tönen; Meiſter des Wortes und des ſchnellen Gedankens; drückendes, beſchämendes Gefühl eigener Nichtigkeit tanto viro gegenüber; erſt um 11 Uhr Cubitum voll Gedanken und Wiederſchein des glänzenden Saales gegangen.

Donnerstag 17. Juni . . . Guckucksruf mane auf der grünen Höhe; . . Liszt beſucht und mit Freibillet für das Concert in Pera beehrt; . . Abens Liszt im Saale, glänzend durch Causerie et Analyſen der Pariſer Literatur, kurz, ſchlagend et fein; laudes; gelähmte Zunge und Ignoranz suadent Silentium; . . .

Freitag 18. Juni . . . nach dem Frühſtück mit Hrn. von Eder [1]) nach Pera geritten in der Sonnenglut zwiſchen eilf und zwei Uhr im Trott auf ſchlechtem Miethgaul; alle Mühe des Concertes wegen; Liszt ſpielt im Saal Franchini vor circa 100 Zuhörern, Franken, Peraten, einigen Armeniern und uno vel due Turchi „Erlkönig, Hexameron,“ tiefer Eindruck; doch weder Applaus, noch Gold genug, noch sat Anbetung des verwöhnten Triumphators; in zwei Stunden nach dem Spiel mit Abendkühle nach Bujukdere zurückgeritten; müde und doch geſprächig bei Tiſch und im Saal; . . .

Samstag 26. Juni . . . lange und confidenter beim Grafen geredet, Papiere und Decorationen, item Sultan's Autographum angeſehen; Abends Liszt im Saale, bei Tiſch und am Flügel; . . .

---

[1]) Attaché der Internuntiatur.

Montag 28. Juni . . . lange Sitzung mit Hr. von Eder und Grafen Ludolph[1]) am Cafféhaus in Tatalwa; jugendlicher Scherz; Concert im ruſſiſchen Palaſt-Saal: Pracht und hinreißende Wirkung der „Somnambula"; Triumph des Künſtlers; erſt gen 8 Uhr abends mit dem überfüllten Vapor in Bujukdere; . . . Heiterkeit im Saal bis nach 10 Uhr; . . .

Montag 5. Juli . . . vom zweiten Frühſtück bis nach 5 Uhr abends beim Grafen historica tractiert, ſkizzenartig wie beim Kronprinzen; auch die Gräfin hört während ihres Frühſtücks den Vortrag an; . . .

Montag 19. Juli . . . fere das Verſprechen gethan, „die byzantiniſche Hiſtoria" zu ſchreiben; . . . Am Rand: Nicht gehalten, weil träge Scheu vor einem Opus de longue haleine, — München, 15. Auguſt 1860.

Mittwoch 28. Juli . . . cum Comite in der Barke nach Balta-Liman gefahren und zuerſt Aali-Efendi, Miniſter des Außern, beſucht; cirka 33 Jahre alt, klein, krumme Beine, ſchönes ſchwarzes Auge mit detto Brauen; elegant franzöſiſch ſprechend; ausgeſuchte Bibliothek derſelben Literatur; nel contegno modeſt, polirt, beinahe ſchüchtern; Terraſſen mit Epheu, grünen Bäumen, Bananen, Paradies; freundlichſte Aufnahme; dann zum Großweſir nahe bei; Seiden-Kaftan couleur de rose mit weiſſem Hermelin verziert; . . . Figur klein, Auge rund und ſchwarz, Beine krumm; franzöſiſch und türkiſch geredet; dann zu Tahir-Paſcha; alt, ſtreng blickend, ak-saklii; redet italieniſch und griechiſch, ladet nach Bosnien zum Beſuche ein; . . .

Dienstag 28. September . . . Kaiſerliches Feſtmahl auf Haider-Paſcha; um Mittag auf dem Lloydampfer „Imperatore" von Bujukdere fort und circa in einer Stunde auf dem Landungsplatz geankert: Ungewitter im Moment der Ausſchiffung mit fürchterlichen Güſſen; Flucht der Menge; in Wägen von der Skala durch den Koth der aufgeweichten Ebene zum Empfangszelte, wo alle türkiſchen Großbeamten uſw. verſammelt waren; nach langem Warten ging es auf Brettern in das Köſchk des Sultans zur Audienz; Garde-Bataillon in Schlachtordnung in grauen Kapuzenmänteln; ſchöne Leute; Hellebardiergarde mit Federbüſchen à la Palmzweig; rothe goldgeſtickte Uniformen; Choſrew ſaß unten an der Köſchkſtiege; Baron Bourqueney[1]) führt das Wort; Aali Efendi, Miniſter des Auſſ. überſetzt leiſe und ſchüchtern Rede und Antwort; Bourqueney u. Graf Stürmer ſtellen dem Großherrn ihre reſpect. Reiſenden vor; Sultan über mittlere Größe, breitſchulterig; fere olivenblaß, aber glatt und etwas narbig; Auge graulicht; Naſe reichlich beſtellt und fere griechiſchen Schnittes; obere Lippe über die untere zierlich gehoben; wohlwollend und menſchenfreundlich der ganze Eindruck; Halbkreis der Giaur; Türken ergänzen den Cirkel, an den ſich der Sultan lehnt; gehen ab ohne ſich umzuwenden; Sultan mit ſeinen Großen bleibt ſtehen; gen 4 Uhr in das große Tafelzelt; nahe 90 Gedecke, zwei Reihen gewundene goldbedeckte Säulen; drei Quartiere, drei Schiffe, Presbyterium; inwendig Sammt gelb, roth, blau, dick mit Gold geſtickt; Vergoldete Sonnen und Monde am Zeltdach; Muſik, Toaſt, Kanonen; Regen und Sonnenſchein gen Abend auf die vergoldeten Sammt-Wände magiſch leuchtend; Comödienzelt; Ballet, Singſpiel, Tours de force durch die Pagen des Großherren; Muſik lauter Türken, nach 8 Uhr bei Fackelſchein und Feuerwerk zur Skala zurück und auf das Dampfboot; zaubervolle Beleuchtung, Verſchwendung, Pracht im Bosporus widerſpiegelnd; Bosporus beleuchtet bis Bujukdere; Fahrt im Mondſchein; See ruhig, Eindruck zauberiſch;

---

[1]) Attaché bei der Internuntiatur.

Dienstag 2. November . . . Abſchied et dernières heures au palais; mit Robert Arm in Arm non sine lachrymis zur Skala herab und auf den Vapor Ferdinando I. . . . letzte Umarmung et discessus amicorum et sodalium; erſt um 5½ Uhr Anker gelichtet; . . .

Anno 1848.

Auf der Rückkehr von ſeiner großen Reiſe nach Palaeſtina trifft Fallmerayer am 27. Januar 1848 vor Smyrna ein, wo er bei ſeinem alten Freund, dem öſterreichiſchen Conſul Herrn Mihanovitſch, abſteigt.

---

[1]) Baron Bourqueney, der Doyen der Diplomaten, franz. Botſchafter.

Dienstag 8. Februar ... Den Antonaki[1]) bezahlt und aus dem Dienſt entlaſſen, ungern und mit Bedauern; ... nach dem Thee die Allg. Zt. von Oktober und November nachträglich durchgeleſen; ...

Mittwoch 9. Februar ... „Wir haben jetzt türkiſche Paſchas und wir leiden allerdings, aber weniger als früher und unerträglich iſt es nicht; haben aber „Griechen" als Biſchöfe, die uns ärger plagen und plündern als die Türken; „Der Türke in Stambul, ajunt, will immer Geld von uns, damit er die Kirchen nicht ſchließe;" (was natürlich eine Lüge iſt); ſollen wir nun auch noch griechiſche Paſchas neben den Geiſtlichen haben?" ſagten die Bulgaren zu Herrn v. Mih.; ... einen Creditbrief von fl. 500 ... auf Rechnung des Kronprinzen von Bayern ... erhalten; ...

Samstag 12. Februar ... um 3 Uhr per mane nach Burnabat[2]) mit friſchem Winde und zweifelhaftem Wetter; $^1/_2$ Stunde in mari: mehr als $^3/_4$ Stunden zu Fuß von der Skala in das Sommerhaus Capitän Giuruſſovich; guter Bauſtyl, Symetrie et Orangengarten; großer Lorbeerbaum; reine Luft und heller Abend; ...

Sonntag 13. Februar ... Eos mit Roſenfingern, milder ſchöner Tag mit 10$^1/_2$° Wärme um 8 Uhr früh; das Sommerhaus Iſſaverdens[3]) am obern Ende des Dorfes angeſehen; rauſchender Gießbach, prächtige Villen; Mandelbäume in voller Blüthe, grüner Saaten- und Wieſenteppich; Reichtum an Bäumen, Oel, Cypreſſen, Pappeln, Platanen, Kern- und Steinobſt; item Weinreben im Felde und Immergrün dicht verwachſen auf den Gartenmauern; ...

Donnerstag 9. März ... horrenda aus Paris gehört; ...

Mittwoch 15. März ... Beſtätigung der Umwälzung in Frankreich durch zwei engliſche Segelſchiffe hieher gebracht und durch ein Extrablatt verkündet; Aufregung in oppido; ...

Donnerstag 16. März ... Doppellieferung der Allg. Ztg. (12 – 25 Febr.) erhalten; der Fragmentiſt an Görres' Stelle nach

---

[1]) Fallmerayers Diener während der Paläſtinareiſe.

[2]) Bei Smyrna.

[3]) Smyrnaer Bekannte F.s.

München berufen;[1]) Freiheits Ende! afflictio magna! incertus animus! Abends ſpät Pariſer Blätter et Briefe durch ein Extra-Dampfboot erhalten; Nachrichten de la plus haute gravité. König von Neapel dicitur profugus in Malta; item Rex Belgarum aufugit;[2]) um 10 Uhr müde Cubitum; das Amt in München wird nicht zu vermeiden ſeyn; alt, indifferent, ſchwächlich ſoll ich junioribus entgegentreten!

Montag 20. März (Burnabat) ... Nachrichten aus Smyrna vorläufig und unbeſtimmt: Abdankung des Königs von Bayern;[3]) Zuflucht und Erklärung des Preuſſen-Königs über Unwiderſtehlichkeit der andringenden fluctus popularis; ſogar der alte Metternich gebe das Spiel verloren und und habe den Poſten aufgegeben; . . .

Dienstag 21. März . . . Dampfboot aus Trieſt bringt das Anſtellungsdekret mit einem Schreiben des akadem. Senates vom 1. März und einer Notiz von Seiten des Kronprinzen vom 26. Febr.; Briefe aus Wien et Trieſt über Bekehrung der Süddeutſchen Potentaten; Schrecken und Buße in ganz Europa; Gerüchte über Nicolais I. plötzliches Unwohlſein und Abdication des Königs von Bayern; A. Z. bis 9. März geben die Münchner Scenen vom 4. M. u. ſ. w. motus Germaniae, ruit Occidens; . . .

Donnerstag 23. März . . . fere den ganzen Tag Zeitungen geleſen; Münchener-Scenen vom 2./3. März in der A. Z. frei und umſtändlich dargeſtellt; Umwälzung in Wort und That per omnem Germaniam; nascitur spes melioris fati; . . .

Mittwoch 29. März . . . summo mane die Inſurrektion von Wien am 13. et 14. März vorläufig aus Briefen und Epler Journal erfahren; stupor; das Schreiben an den akademiſchen Senat copirt . . .

Samstag 1. April . . . gegen 4 Uhr salutatis amicis traurig et afflictus Smyrna verlaſſen und nach vier Uhr auf „Arciduca Lodovico" fortgeſchifft; . . .

---

[1]) Ein Dekret König Ludwigs hatte ihn am 23. Februar als Profeſſor der Geſchichte an die Münchner Univerſität berufen.

[2]) beides falſch! uti postea cognitum est. Frankfurt a. M. 16. März 1849. Schneetag. (A. d. B.)

[3]) Die Abdankung geſchah erſt am 19. März.

Mittwoch 5. April . . . gegen 3 Uhr Nachmittag vor Anker in Corfu; Nachrichten aus Venedig, Oeſterreich und Bayern; item unbeſtimmt aus Berlin; Aufregung aller Gemüther; Gruppen Redender; tauſend Projekte und Schlüſſe; erſt um Mitternacht Cubitum und nicht vor 2 Uhr Morgens eingeſchlafen.

Samstag 15. April . . . um 7 Uhr früh in München; . . . gute Nachrichten, Rex optime favet;[1] . . . fere den ganzen Tag Zeitungen geleſen und amicos geſprochen;

Sonntag 16. April . . . mira gehört de rebus urbanis; nach drei Uhr Audienz beim König; herzlicher Empfang! Gott ſegne das Thun dieſes redlichen und verſtändigen Fürſten; . . .

Montag 17. April . . . Banquier Schätzler hat absente me den Wechſel „Oſtermann“ zu 10000 francs de france aufs beſte und ſicherſte für Kapital und Zinſen prolongieren laſſen; gaudium magnum! . . die Vorſtände der Akademie und Hochſchule beſucht; Dr. Hauner hic fuit mit der Kunde, man wolle mich in die Nationalverſammlung nach Frankfurt wählen; . . . .

Dienstag 18. April . . . Candidatur zur Nationalverſammlung in Frankfurt von vielen Seiten angetragen; Anfragen „ob für konſtitut. Königthum oder für Republik? ob für oder gegen abſolute Gewerbsfreiheit; Briefe nach Brixen, ein ganzer Jahresſold von Freiſing eingelaufen; Zahlungen geleiſtet; Abendbeſuch einer Muſeumsbekanntſchaft um Unterſtützung, Bewegung im Gemüth; Beſuche und Zeitungen tota die; . . .

Gründonnerstag 20. April . . . Journale und Viſiten den ganzen Tag; . . . keine Arbeit; vermutlich gehe ich nach Frankfurt; Stadt und Zeitungen voll des Lobes; Anträge vom Wahlbezirk Erding[2] ce soir eingetroffen; . . .

Charfreitag 21. April . . . in omnium ore versor cum laude; auf allen Straßenecken der Name des Fragmentiſten angeſchlagen und dem Volke zur Wahl empfohlen; . . .

Charſamstag 22. April . . . bewegter Tag; collegialiſche Beſuche

[1] Maximilian II., F.s Freund und Schüler, war am 19. März d. J. durch die Abdankung ſeines Vaters, Ludwig I., zur Regierung gekommen.

[2] Der zweite Münchener Wahlkreis.

zu Fuß und zu fiacre in großer Zahl; ... Abends erſcheint eine Commiſſion um das politiſche Credo des Nichterſchienenen zu beſprechen; dissensio in einem weſentlichen Punkte; Bodenſtedt[1]) hic fuit; ...

Oſterſonntag 23. April ... Anfragen ehrenwerther Männer, wie das geſtern Abend ausgeſprochene Credo zu verſtehen ſei; lange Beſuche Mane bis gen Mittag; weder geſchrieben noch geleſen; an allen Straſſenecken summa laude empfohlen und Abends in der A. Z. angeprieſen; Muſaeum et Kaffeegarten; ab omnibus suspicior; ich glaube aber doch nicht an die Sendung; ...

Oſtermontag 24. April ... Schwäche, Verzagtheit, Abſpannung an Leib und Gemüth; der ultra radicale Cub benützt meine politiſchen Bekenntniſſe vom 22. April zu Zeitungsartikeln und zu politiſcher Agitation gegen meine Candidatur; Unruhe über ein Wort der Samstag-Conferenz; ...

Dienstag 25. April ... vor den Urwählern des Diſtriktes erſchienen und ein kurzes Bekenntnis abgelegt pro rostris, ohne Stimme und Redefluß, Bruſtkatarrh, Huſten und ſchlechte Nacht; doch gut aufgenommen und als I. Wahlmann proclamirt ...

Donnerstag 27. April ... um 3 Uhr p. m. bey der Vorverſammlung der Wähler im B. Hof erſchienen, kurzen Vortrag gehalten, laudes insignes gehört und als Candidat approbirt; ...

Freitag 28. April ... Herrliche Zeit, Reif in der Nacht, $11\,{}^3/_4{}^0$ Wärme intus vor 8 Uhr früh; Hauptwahl von 8—12 Uhr früh; mit 116 Stimmen von 124 im II. Wahlbezirk zum Parlamentsdeputierten erwählt; Abends nach 8 Uhr große Verſammlung im B. Hof; Hermann[2]) ſpricht viel und verworren; der Fragmentiſt nur kurzen Dank, von heftigem Huſten unterdrückt; gen 10 Uhr heim ...

Donnerstag 4. Mai ... Frühſtück beim Fürſten Wallerſtein. Quae et quanta locutus! Sieben Kreiſe Deutſchlands retten Stämme, Fürſten et öffentliche Freiheiten; ...

---

[1]) Friedrich B., der Dichter.

[2]) Friedr. v. Hermann, der Nationalökonom und Münchener Profeſſor, war gleichfalls zum Abgeordneten gewählt.

Freitag 5. Mai ... Den ganzen Tag domi müßig und Zeitungen leſend geſeſſen in Erwartung des Audienzbeſchluſſes; um 4 Uhr in die Wahlmänner-Verſammlung Vorſtadt Au cum amicis gegangen, Huldigungen eingenommen und einen kurzen Spruch an die Anweſenden gerichtet; ...

Samstag 6. Mai ... um 3 Uhr Sr. Majeſtät aufgewartet, item drei Ceremonienbilleten abgegeben bei den Hofdamen; ...

Montag 8. Mai ... um 3 Uhr Collectivaufwartung der in München anweſenden Parlamentsdeputirten; Geldgeſchäfte bei Schätzler; abends nach 8 Uhr noch einmal Privataudienz beim König; clam sed ardenter; ..

Dienstag 9. Mai ... um 6 Uhr früh zu Miniſter Beisler;[1]) dann bei Prof. Thomas eingeſprochen; dann heim endlich im Frieden und die Reiſekoffer gepackt; noch drei Ehrenbeſuche con altere amichevoli; ... um 2 Uhr tandem das Haus verlaſſen; um $5^1/_4$ im Lamm zu Augsburg gut einquartiert; ...

Sonnabend 13. Mai. Milde Zeit, Sonnenſchleier mit 18° Wärme intus vor 9 Uhr früh; nach 5 Uhr Morgens in Frankfurt; im Schwan Zimmer und freundliches Unterkommen; eine gute und billige Privatwohnung durch den Hausherrn ſchnell beſorgt und angenommen; bei der Einweiſungskommiſſion gemeldet; ... post prandium auf der buſchigen „Promenade" um die Stadt gewandelt und nachher die St. Paulskirche angeſehen; item Göthes Standbild; ...

Sonntag 14. Mai ... erſt nach Mittag aus dem Hauſe; meditiert et Zeitungen; post prandium den Römer von Auſſen angeſehen und mit zwei Herren Collegen an Göthe's Haus vorbei in die Mainluſt, ubi inter flores Frankfurt. nahe an zwei Stunden geſeſſen; ſchlechter Caffé und ſchöne Muſik; langbeinige Waare mit flachen unſchönen Geſichtern; silentium et moderatio; ...

Montag 15. Mai ... von 9 bis 12 Uhr in der Sitzung des Fünfziger-Ausſchuſſes[2]) den Vorträgen nach Verleſung des Protocolles zugehört; Biedermann, jung, hübſch und Leipziger Magiſter, hielt über die Arbeiterfrage ein breites, nerven- und marklos ausſchweifendes Gerede nulla subjecta sententia neque scientia, vulgo . Diarrheegerede, unerträglich anzuhören; Eiſenmann[1]) redet gedrängt und nur was zur Sache gehört; . . .

---

[1]) Herr von Beisler, der damalige liberale bayriſche Miniſter für Kultus und Unterricht.

[2]) Dieſer Ausſchuß war am 4. April vom Vorparlament gewählt worden, um über die Ausführung ſeiner Beſchlüſſe zu wachen.

Dienstag 16. Mai . . . um 3 Uhr erſtes vorläufiges Zuſammentreten der in Frankf. anweſenden Deputierten im Kaiſerſaale; etwa 130 Individuen; Namensaufruf und Einregiſtrierung der ſeit letztem Protokoll Neuangekommenen; der alte Jahn in eigentümlicher Tracht findet wenig favor; vieux fou! item Dr. Eiſenmann nicht mehr bewundert, democratiſches Selbſtgefühl der Individuen; unter Gleichen hervorragen iſt ſehr ſchwer; lange Diſcuſſion über Abdruck, Form und Preis der Verhandlungen; der breitredende Biedermann! item langes Reden über den Conſtituierungstermin und über vorläufige Beſprechungen; unerträgliche Wiederholungen und nutzloſe Weitſchweifigkeiten deutſcher Gründlichkeiten; nach der Sitzung Biergarten; . . .

Mittwoch 17. Mai . . . um 11 Uhr réunion und revue der Deputirten im Römerſaale; 265 adsunt; Bericht der Commiſſion für den Druck der Verhh., Unwillen über Länge und Nutzloſigkeit des Geredes pro et contra in re futilissima; Abends 7 Uhr zweite réunion et revue; über 300 Deputierte adsunt; die Tiroler geſehen; die Conſtituirung der Nationalverſammlung auf morgen 4 Uhr Nachmittag tandem feſtgeſetzt und einem poſthumen Zärtlichkeitsredner tandem das Gehör verſagt; . . .

Donnerstag 18. Mai. Feuchtwarme Luft mit Regenwolken und 16 ½° Wärme nach 7 Uhr früh; ſtarke Regengüſſe; Morgenpromenade und Caſino mit Langweile bis 1 Uhr; um 3 Uhr réunion aller Deputierten, quotquot adessent, im Römerſaale; Alterspräſident beſtellt und gen 4 Uhr in feierlichem Zuge vier Mann hoch zwiſchen dichter Doppelreihe des Frkf. Militärcorps, unter Karonendonner et Glockengeläute in die Paulskirche gezogen, barhaupt, weil die Mannſchaft das Gewehr präſentirte als vor der Majeſtät des deutſchen Volkes; Hr. Lang aus Hannover Präſident, 70 Jahre alt, Froſchſtimme; von Lindenau Co-Präſident; die jüngſten Deputirten von 24 bis 29 Jahre als Sekretäre in Funktion; ave des Bundestages; die Verſammlung als conſtituirt erklärt mit Hoch!!! Ueber Antwort des Ave und Geſchäftsordnung nahe an drei Stunden zum Theil unter wildem Tumult beraten; Rederwut über trifles; der dicke R.-Rath aus Potsdam[1]) langweilt und erbittert die Verſammlung durch wiederholtes, katzenartiges Erſcheinen auf der Bühne und Leerrederei; Präſident der Lage nicht Meiſter; nicht gehört; unterbrochen; Fragen nicht präcis geſtellt; vorausbereitetes Geſchwätz vieler; taedium et malum omen; man ſchreit, brüllt, gehorcht dem Ruf der Glocke nicht; R. Rath Dickkopf von der Bühne vertrieben; anderen item Wort und Gehör verſagt; nur ad rem Gehöriges wird verlangt; unter Tumult und Geſchrei eine Ordnung vorläufig angenommen und zur Commiſſion die Tagesordnung auf Morgen 10 Uhr feſtgeſtellt; Ende der Sitzung um 7 Uhr; Bierhaus, holländiſcher Hof und quasi Republikaner Convent; vor 10 Uhr traurig und quasi ohne Hoffnung Cubitum gegangen.

---

[1]) Gottfried E., der Arzt und politiſche Agitator, Abgeordneter von Würzburg.

Freitag 19 Mai . . . Schöne Zeit, 15° Wärme nach 7 Uhr früh; vor 9 Uhr Privatréunion in der Mainluſt duce Wartensleben zur vorläufigen Verhdlg. über Präſidentenwahl; Heinrich v. Gagern ardentissima empfohlen von Dahlmann et Soiron;[2]) Dahlmann kein geübter flieſſender Redner; gemeine Gedanken mit Mühe und Härte herausgepreſſt; Soiron's Organ und gärbermäßige Kühnheit ſein größtes Verdienſt; nur die locutio: „gutmüthige ehrliche Demagogen ſind noch keine Staatsmänner" war von Bedeutung; enfin die Radikalen ne voulaient point de Gagern „weil er Miniſter iſt". Hebung dieſes Einwandes und ſiegreiche Candidatur des Gentleman aus Darmſtadt; um 10 Uhr alle in der Paulskirche und zur Präſidentenwahl geſchritten; 397 Stimmen; über 300 (305) vota Gagern, qui cedente sene impoſant an Perſon und mit volltönender Stimme den Stuhl einnimmt und ſeinen Dank ſpricht ingenti applausu, silente conventu; magna rerum commutatio; Gehorſam und gute Ordnung nascuntur atque constant; Soiron als Vicepräſident mit noch größerer Mehrheit aufgeſtellt; item zwei Iuvenes Austriaci als Sekretäre eingeſetzt und bis zwei Uhr p. m. Commiſſionswahlen, zur Prüfung der Geſchäftsordnung und der Wahlacten im Saal geblieben und aus Ermüdung und Hunger die Sitzung bis 4 Uhr vertagt; durch das Loos 15 Sektionen gebildet und nach vielem Gerede über Ravaur[1]) Motion über die für Berlin und Frankf. zugleich gewählten Preuſſen nach 6 Uhr in die Sectionslocale per Urbem dilapsi . . .

---

[1]) Regierungsrat Röttig.

[2]) Heinrich Frh. v. Gagern, der Staatsmann und heſſiſche Miniſter. – Der Hiſtoriker Friedr. Chriſtian Dahlmann war damals Prof. in Bonn. – Alexander von Soiron, der badiſche Parlamentarier.

Montag 22. Mai . . . leidenſchaftliche Behandlung von 10—2 Uhr, ob Ravaur' Antrag auf der Stelle berathen oder an eine Commiſſion zur Berichterſtattung verwieſen werden ſoll; Mehrheit nach vielen Reden pro et contra für eine Commiſſion; Proteſt und beleidigende Wuth der Minorität; Eiſenſtuck[2]) insbeſondere leidenſchaftlich und heftig, wird zur Ordnung verwieſen: „Deutſchland ſoll die Namen jener Vertreter wiſſen, die ſeine heiſſeſte Angelegenheit froſtig und gleichgültig an das Schlepptau altreichstäglicher Langſamkeit nehmen wollen.“ Laut getadelt! Um 4 Uhr Sitzung in den Sectionen, um ein Comité-Mitglied für die Preuſſ. Frage zu wählen; Oſterrath und Jordan[3]) ſprechen gut und geordnet; viele andere sectionarii ſagten ihre Meinung in der Sache; nur ich brachte kein Wort über die Lippen und ſaß von Huſten, Luftzug und Cigarrenrauch gepeinigt ſtumm und lautlos auf meinem Stuhl, erhielt natürlich keine einzige Stimme bei der Wahl, die auf Hermann fiel; traurig und beſchämt über meine Unwiſſenheit, Ungeübtheit und Gleichgültigkeit domum; . . .

Mittwoch 24. Mai . . . in der Sitzung von 11—2 Uhr nur formelles verhandelt, Petitionen und Anträge verleſen und drei Ausſchüſſe a) zu Entwerfung der deutſchen Reichsverfaſſung, b) für die

---

[1]) Der Kölner Raveaur.

[2]) Der Fabrikant Bernhard E. wurde ſpäter Vizepräſident des Stuttgarter Rumpfparlamentes.

[3]) Heinr. Oſterrath, der preuß. Parlamentarier, Mitglied der Rechten, und Sylveſter Jordan, der Juriſt Vertreter Kurheſſens am Bundestag.

Handels-, Zoll- und Gewerbefrage, c) zur Regulierung der Priorität der einlaufenden Anträge und Petitionen. Für keinen der drei bekannten Ausſchüſſe erhielt ich ein Votum; man hat mich complet ignorirt, ſei es der zweifelhaften Geſundheit, ſei es der Unkunde wegen; am meiſten verdroß es mich im erſtgenannten Ausſchuß ſo ganz und ſchmählich durchzufallen; ich wußte aber auch faſt gar nichts Verſtändiges und Geordnetes zu reden, als die Frage umging; tödtlicher Verdruß mit Beſchämung auf der kurzen Promenade; . . .

Freitag 26. Mai . . . Sitzung von 10 – 2½ Uhr; lebendig und von Intereſſe in Verhandlung der Mainzer-Sache; gute, heftige Reden und Improviſationen für und wider; Fürſt Lichnowsky[1]) feurig, leidenſchaftvoll; o me miserum! ohne Gedanken, ohne Organ! . .

Samstag 27. Mai . . . Raveaux'ſcher Antrag in zum Teil glänzenden Reden verhandelt und feliciter zum Schluß gebracht nach Wunſch der vereinten rechten und linken Seite; . . . post merid. hat Blum einſchneidend geredet; der Laune nach betrübteſter aller Tage; gemütskrank und ganz verzagt; Abends völlige Ausſöhnung mit den Umſtänden, beſ. meiner tiefgefühlten parlementariſchen Unfähigkeit; mir fehlt alles; gen 10 Uhr ruhig Cubitum gegangen.

Montag 29. Mai . . . in der Sitzung solita tractirt und dann die Geſchäftsordnung berathen und angenommen; Jakob Grimm[2]) redet ſchlecht, unhörbar, körperwiegend, kein Glied ruhig wie ein betend Kind Iſrael, ſalbadernd: „lang bedacht und ſchlecht gethan, ſei der deutſche Schlendrian.“ Mit Ungunſt angehört und nur ſeines Namens wegen pro rostris geduldet . . .

Dienstag 30. Mai . . . Abends beim öſter. Geſandten in großer Geſellſchaft dem Kaiſer-Ferdinand-Mahle beigewohnt; Tiſchreden verſchiedener Haltung; der alte Arndt ſpricht gut und deutlich; . . . item Schmerling[3]) ſelbſt kennen gelernt und mit Jürgens[4]) multa locatus; nunc noscunt, quis sim, und wollen mich in die nächſte Commiſſion wählen; item Döllinger in via ſagt Tröſtliches; . . .

---

[1]) von der katholiſchen Rechten.

[2]) Grimm gehörte mit Arndt, Dahlmann, Droyſen u. A. dem rechten Centrum, dem ſogenannten „Caſino“ an.

[3]) Der ſpätere Miniſter, der der Vertreter Öſterreichs im 17er Beirat vom März 1848 geweſen war.

[4]) Der Theolog u. Schriftſteller Karl Heinrich J., ein entſchiedener Anhänger der großdeutſchen Richtung.

Sonntag 4. Juni . . . Schöne Zeit mit 14° Wärme um 6 Uhr früh; dann trüb und traurig; oberſter Grad der Beklemmung und zugleich ihr Ende; ein einziger Gedanke gibt Licht: 8tägiger Urlaub während des Parlaments und am Ende ärztliches Zeugnis zu einjährigem Stillſtand im Geſchäfte ꝛc.; den Artikel pro Lege angefangen und über eine Folioſeite geſchrieben! . . .

Montag 5. Juni . . . Die Limburgerfrage breit und geordnet, die Poſener Frage leidenſchaftlich und aufgeregt verhandelt; pathetiſche Rede eines Paſtors wird gelobt; Venaden[1]) droht mit aufgehobener rechten dem Centrum: „Noch iſt nicht aller Tage Abend.“ Die Radicalen wollen die 400 000 Poſener Deutſchen dem Moloch einer zu ſchaffenden Polniſchen Republik opfern, hart und inhumane; . . .

Mittwoch 7. Juni . . . in den Central-Ausſchluß für die Slavenfrage gewählt und ſogar die Majorität als Präſident erhalten; auf demüthiges Bitten Dispens erhalten: auſſer Miniſter Beisler et Arnold Ruge[2]) lauter gute Oſterreicher; Laune beſſer; redit animus; . . .

Donnerstag 15. Juni . . . dritthalbſtündige Ausſchußſitzung und Giskra's[3]) Beredſamkeit; Muth und Nerven abgeſpannt et erneutes Gefühl völliger Unfähigkeit; kann weder hören, noch denken, noch ſitzen; unerträgliches Geſchick! theuer bezahlte Eitelkeit!

Donnerstag 29. Juni . . . Erzherzog Johann als Reichsverweſer gewählt; um 5 Uhr noch ½ſtündige Sitzung, Deputation ernannt; . . .

Samstag 1. Juli . . . Verhandlung der Slavenfrage reichlich und gut; Radowitz[4]) drückt meine Art und meine Gedanken aus;

---

[1]) Jakob Veneden, der Politiker und Schriftſteller, einer der Führer der Linken.

[2]) Der Sozialiſt, Mitarbeiter Karl Marx'.

[3]) Karl Giskra, der öſterreichiſche Staatsmann u. Prof. in Wien.

[4]) Joſef Maria von R., der ſpätere preuß. Generalleutnant u. Staatsmann, einer der Führer der äußerſten Rechten.

ich ſchweig auch hier; non c' è più Speranza; ... heute tandem aequus animus; res salva est und aller Reſpekt in München nicht verloren; ...

Dienstag 11. Juli ... ½ſtündige Sitzung mit Thorheiten der Linken über den Empfang des Reichsverweſers, der nicht um 10 Uhr früh, sed um 6 Uhr Abends kommt; feſtliche Stadt; der Mann kräftiger als man glaubte; ...

Mittwoch 19. Juli ... mein 16tägiger Urlaub bewilligt; Flucht der Öſterreicher; ...

Donnerstag 27. Juli (München) ... Tröſtliches vernommen; Falkenauſchatten cum laetitia; Muſäum und Bierkeller cum amicis alles in beſter Laune und mit Geſchwätzigkeit; ſüßes Hinvergeſſen der Parlamentsübel; zu reichliche Libation im ſchlechten Getränke;

Dienstag 1. Auguſt ... Abendtrunk cum amicis; Bankerott der deutſchen Einheit ab omni parte; ...

Samstag 19. Auguſt ... Herrliche Zeit, 15° Wärme vor 8 Uhr früh; ganz gepackt et Poſtſchein genommen; Papiere und Vermögen bei Lazarethinſpektor Höß aufzubewahren hinterlegt; um 2½ auf dem Poſt-Omnibus zur Eiſenbahn; 5 Uhr Augsburg et Zeche ... im Reſtaurant; Hitze der Abendſonne; keine Vorhänge in den Waggons; vor 8 Uhr aus Donauwörth und gen minuit in Nördlingen; Halbmond ſteigt über die dunkel und ſaftgrünen Wörnighügel; heimliches Gefühl; ſtille Flur.

Dienstag, 22. Auguſt ... um 5 Uhr 10 Minuten im Poſthaus zu Frankfurt und vor 6 Uhr Morgens noch Cubitum; nach 9 Uhr in das Parlament zur Verhandlung der Kirchenfrage; Beisler, Zittel,[1]) Vogt, den Atheiſten und Döllinger gehört; item Jürgens et Decan Bauer nach dem ſchwärmeriſchen Mennoniten Beckerath;[2]) Jammer, daß ich weder Trieb, noch Muth, noch Stimme habe! ...

Donnerstag 24. Auguſt ... angenehme und lehrreiche Sitzung in der Kirchenſache; Sepp war ſchlechter Comödiant, Zimmermann

---

[1]) Karl Zittel aus Karlsruhe, der Führer des kirchlich-proteſtant. Liberalismus in Baden.

[2]) Bruno Bauer, der Theologe u. Hiſtoriker. — Herm. von Beckerath vom rechten Zentrum, der ſpätere Finanzminiſter im Reichsminiſterium.

a. St. prachtvoll und von großer Wirkung, „Kirche moriatur ut revirescat“; am Schluſſe Pf. Khuenzer[1] conſequent und praktiſch magno plausu; Gerücht in der Verſammlung, Fragmentiſt gehe als Geſandter nach Stambul; der Reichsverweſer erkundigte ſich um den Mann; freudige Aufregung; . . .

Dienstag 29. Auguſt . . . Gisera's Rede in der Kirchenſache thut bedeutende Wirkung und erbittert den Clerus; ohne Organ geh' ja nicht ad rostra; . . .

Montag 4. September . . . Parlamentsſturm und kurze Sitzung wegen des däniſchen Waffenſtillſtandes;[2] omnia vergunt ad finem; videant consules uſw. . . .

Dienstag 5. September . . . entſcheidende Parlamentsſitzung, von 10 – $11^1/_2$ Uhr vertagt, dann bis gen 7 Uhr Abends ununterbrochen über die däniſche Waffenſtillſtandsfrage; als Cabinetsfrage erklärt und am Ende doch mit einer Mehrheit von 17 Stimmen gegen Preuſſen und das Reichsminiſterium entſchieden; Tumult, Aufregung, bedenkliche Zukunft; . . .

Samſtag 16. September. Schöne Zeit mit 11° Wärme nach 7 Uhr früh; Sitzung in der Dänenfrage von 9 Uhr Morgens bis gen 8 Uhr Abends mit dreimaligem Namens-Aufruf und einer Majorität von c. 23 Stimmen für Genehmigung des Waffenſtillſtandes; impertinente Replick Heckſchers[3] und dreimalige Verweiſung zur Ordnung; Nachtſcenen und Katzenmuſiken und gräulichen Tumult des aufgergten Demos; . . .

Montag 18. September. Hellgrau mit Sonne und $11^1/_2$° Wärme nach 7 Uhr früh; trauriger Tag; Militärkräfte aus Mainz, Preuſſen und Öſterreicher, kommen in der Nacht und beſetzen Morgens die Gegend der Paulskirche; Artillerie und Großherz. heſſiſche Krieger zu Fuß und zu Pferd rücken interdiu ein; Barrikaden um Mittag, Flintenfeuer und Angriffe mit Waffenruhe und Negotiationen, Canonenfeuer und Barrikadenſtörung bis gen 9 Uhr Abends; Sitzung in der Schulſache infrequens senatus und keine Attentio; aufgeregte Gemüther durch das Flintenfeuer und die große Militärmacht; Barricaden angeſehen; erreur; pavor; vor 10 Uhr Cubitum. (Dazu am Rand: 10- bis 12000 Mann kamen nach und nach ab omni parte in die Stadt; vix 400 Inſurgenten erant in armis; hofften Austriacos auf ihre Seite zu bringen et unà die Preuſſen expellere.)

---

[1] Dr. Sepp, einer der katholiſchen Hauptredner, Abgeordneter Zimmermann aus Stuttgart, Decan Khuenzer.

[2] Waffenſtillſtand von Malmö am 26. Auguſt.

[3] Miniſter des Außern im Bundesminiſterium.

Dienstag 19. September ... die letzte Barricade erſt um 4 Uhr Morgens genommen; noch Truppen zu Fuß und zu Pferd eingerückt; auch Bayern hic sunt; in Summa über 13000 Mann; ſoll ein großes Heer hic convenire. Lichnowsky und Auerswald von Democraten hinterliſtig erſchlagen;[1] 25 Civilleichen im Hoſpital; circa 60 Individuen eingefangen und nach Mainz abgeführt; Sitzung gen 1 Uhr vertagt: ...

Donnerstag 21. September ... um 8½ Uhr in St. Pauls verſammelt und in Corpore zur Beſtattung der im Kampf gefallenen Militärs gezogen; Trauerpracht und Reden; ...

Freitag 6. Oktober ... Eiſenbahn nach Hanau, das Schlachtfeld von 1813 zu ſehen; alle Punkte noch erkannt nach 35 Jahren; Eindrücke, Abend, Mondſichel, blaue Lüfte; um 7 Uhr im Mondſchein heim; ...

Mittwoch 11. Oktober ... Die Nachrichten über den Wiener-Aufſtand movent animos; incerti atque vagi rumores; ...

Sonntag 15. Oktober ... sine omni labore und fieberhaft aufgeregt, aber ohne certa nuncio über Wien; rumores sinistri; ...

Freitag 20. Oktober ... Giskra hat in der Verf. Frage de Austria summa omnium laude geredet; ... München unruhig! Wien noch incerta; ...

Montag 23. Oktober ... die Ernennungen für die Conſulate und Geſandtſchaften im Orient angekündigt; mein Name fehlt contra omnium opinionem; dolor repulsae atque taciturnitas; Sitz und Votum auf der Linken nocuerunt; auch von Wien ſchlechte Nachrichten; trauriger, unglückſeliger Tag! Baſſermann, der ſchändliche Miniſterial-Sophiſt; ...

---

[1] Die Abgeordneten H. v. Auerswald und Fürſt Lichnowsky.

Dienstag 31. Oktober ... rumor fertur, ich komme als erſter Rath und quasi als Seele der deutſchen Geſandſchaft nach Stambol; ... incrementum autoritatis atque gratiae im Parlament ob des Kirchen-Artikels und der constantia in sententia dicenda;[1] ...

Montag 6. November ... bis nach 12 Uhr im Parlament geſeſſen; ſtupide Majorität in rebus austriacis; die ſchlechten Nachrichten aus Wien doch beſtätigt; tout est perdu; ...

Mittwoch 8. November ... fere bis finis im Parlament geſeſſen non sine fastidio; Hormayr todt[2] und monent amici um die Stelle zu competiren; ...

Freitag 10. November ... ganz im Parlament geblieben und M. Mohl[3] mit Vergnügen über deutſches Seeweſen angehört; Grauſamkeiten in Wien; vae victis! ... Das Petitionsgeſuch mit Bleiſtift notirt; ...

Sonntag 12. November ... die Sachen in Berlin und die Revolte des Hofes agitant mentem;[4] ...

Dienstag 14. November ... bis 5 Uhr im Parlament, Preuſſiſche Frage, Robert Blum erſchoſſen;[5] ...

Mittwoch 29. November ... öſterr. Frage verhandelt; Welcker[6] ſpricht und erbittert 5/4 Stunden; Giskra und Vogt cum voluptate gehört; ...

Donnerstag 30. November ... noch die öſterr. Frage im Parlament; Raveaux ſpricht mit großer Wirkung; tandem jeder Beſchluß abgelehnt; „Centralſchwäche" ſtatt Centralgewalt, ajunt im Württ. ... um 7 Uhr R. Blum's Todtenfeier mit Muſik, fünf Reden und Declamation; ...

Samstag 9. Dezember. Sonnengold mit 4° Wärme um 8 Uhr früh; Brief von Maximilian II mit Anfragen Oeſterreich betreffend;

---

[1] Siehe „Schattenriſſe aus der Paulskirche."

[2] 5. November. Er war Direktor des Münchener Reichsarchivs geweſen.

[3] Der Nationalökonom Moritz von Mohl.

[4] Am 5. Dezember war das nach Brandenburg verlegte preuß. Rumpfparlament aufgelöſt worden.

[5] Am 9. November in Wien.

[6] Prof. Welcker aus Freiburg, einer der Führer der Großdeutſchen.

item Brief aus Lindau; guter Appetit; Uebel vorüber; nichts gearbeitet; nur im Caſino nutzlos geſeſſen und Abends die Oper „Zar und Zimmermann" cum multis lachrymis geſehen; „Zar" Gaſtrolle vortrefflich und ergreifend geſungen; heiter und leichtblütig im Zimmer nach der Oper promeniert und um 10 Uhr cubitum gegangen.

Sonntag 10. Dezember . . . Pietiſt Wackernagel[1]) hic fuit mit ſeiner politiſch-grauſamen Frömmigkeit; Preuſſen-Adoration und Erlöſer-Hoffnung des Mannes; . . .

Samstag 16. Dezember. . . . . Das Packet ad Majestatem feliciter in den Briefkaſten geworfen; Schmerlings Aus- und Gagerns Eintritt[2]) officiell angekündet pro rostris; . . .

Freitag 22. Dezember . . . . Budgetverhandlung, Reihen gelichtet auf der Linken; rechts gedrängt und ſiegreich culpa sinistrae partis; zwei Briefe mit Lob und weitere Anfragen von Maximilian II., Napoleon proclamiert; novus rerum ordo imminet; bewegtes Gemüth . . . . .

Anno 1849.

Dienstag 9. Januar . . . unruhig und träumeriſch geſchlafen mit Gedanken an eine Stelle Byrons: „Ich kann mir durchaus kein Daſein denken, deſſen Dauer nicht ermüdend werden könnte;" . . . G. Beſeler[3]) pro rostris ait: „er ſei überzeugt, Wir werden noch Großes, Herrliches und Dauerndes für Deutſchland in *dieſer* Parlamentsſitzung ſchaffen." O der Thor!

Donnerstag 18. Januar . . . bis 12 Uhr in der Sitzung; Welcker redete $1\,^1/_2$ Stunde gegen den Preuſſ. Erbkaiſer praeter omnium opinionem mit großer Kraft; dann Braunfels et Caffé mit Zeitungen; Ekel und Langeweile an Politicis; . . .

Dienstag 23. Januar . . . lange Sitzung mit Abſtimmung in der Erblichkeitsfrage, die mit 261 gegen 211 verworfen iſt; Tag körperlicher Schwäche und gedrückten Gemüthes; . . .

---

[1]) Der Kirchenliederſammler.

[2]) Am 18. September wurde Gagern an Schmerlings Stelle Präſident des Reichsminiſteriums und Simſon Präſident des Hauſes.

[3]) Der Juriſt und Univerſitätsprofeſſor, einer der Führer des rechten Zentrums.

Mittwoch 28. Februar . . . Abends Brief aus Wien von Hammer-Purgſtall mit Anfrage Ob ich als Professor Historiae nach Wien ziehen wolle; dubia mens; . . .

Dienstag 20. März . . . von nach 9 Uhr bis 4 Uhr in der Sitzung de Austriae conditione; Gagern hat nichts gelernt, parva sapientia mundus regitur; Ludw. Simon und Berger mit glänzendem Succes sermonem habuerunt; . . . am Artikel „Hanau“ vergeblich fortzufahren geſucht; natura rebellat; . . .

Mittwoch 21. März . . . zweiſtündige, zöllnerbegeiſterte Rede Rieſſers[1]) für den Preuſſiſchen Erbkaiſer, der aber beim Namensaufruf doch mit einem Mehr von 31 Stimmen verworfen wurde; große Niedergeſchlagenheit der Partei! . . .

Montag 26. März . . . rumores Hungarici pertingunt oppidum; Aufregung der Gemüther und um 11 Uhr ohne Schlaf Cubitum.

Dienstag 27. März . . . die rumores Hungarici nicht beſtätigt; der Erbkaiſer in der Sitzung mit einem Mehr von vier Stimmen angenommen; dies nefastus; . . . .

Mittwoch 28. März . . . Huſtenübel auf dem Höhepunkt; doch zur Kaiſerwahl post meridiem in die Sitzung; 290 wählen den König von Preuſſen zum Erbkaiſer; 248 wählten nicht; . . .

Freitag 30. März . . . Nuntius über die völlige Niederlage und Zerſprengung des Sardiſchen Heeres bei Novara; Krieg in 3 Tagen beendet; Carl Albert abgedankt und geflohen; . . . .

Charfreitag 6. April (München) . . . langer tröſtlicher Beſuch Dr. Thomas'; einſame Promenade ins Muſäum; . . . gute Laune, weil Ruſſen in Hermannſtadt transfugae; . . .

Donnerstag 19. April . . . Muſäum cum sodalibus; res Hungariae fluctuant incertae; neue Generale und friſche Kräfte ab omni parte; große Waffenthat der Deutſchen contra Danos bei Düppel — gloria in Excelsis; . . .

Sonntag 29. April (auf der Reiſe von München nach Frankfurt) Regen die ganze Nacht bis gen Mittag hin; nach Mitternacht außerhalb Harburg im öden Felde umgeworfen und eine Stunde lang im Regen geſtanden bis Hülfe kam und der unverletzte Wagen wieder fortrollte; kleine Verletzung ober dem linken Auge; . . .

---

[1]) R. gehörte zur Fraktion des Augsburger-Hof, dem gemäßigten linken Centrum.

Montag 7. Mai . . . zwölf Bayer'ſche Abgeordnete erklären den Austritt aus dem Parlament; neue Wohnung gemietet; die Ruſſen, ſagt man, kommen nicht; gut aus Ungarn, zweifelhaft aus Dresden; . . .

Mittwoch 9. Mai . . . kurze Sitzung; die neue Wohnung bezogen und die Nachrichten aus Ungarn und Dresden überallher zuſammengefiſcht; an Arbeit und Studium in der freudigen Aufregung weniger als je gedacht; nach 9 Uhr Cubitum.

Donnerstag 10. Mai . . . ausweichende Antwort des Reichsverweſers an die Deputation;[1] Permanenz bis 5 Uhr Abends; Bruch nahe und Verrath mit Feigheit überall; Schlöſſel et Co. will den Erzherzog als Hostis des deutſchen Volkes judicare, abſetzen und eine Junta ernennen; findet keinen Beifall; . . .

Freitag 11. Mai . . . Cataſtrophe von Dresden; Siege der Ungarn bei Altenburg und Oedenburg; „Austria fuit" ſagt Galignani;

Samstag 12. Mai . . . Wahlen; noch kein Miniſterium; auch nichts neues aus Ungarn; immo die geſtrigen victoriae wieder reducirt auf wenige Vortheile; die Ruſſen kommen mit Eile und in Maſſen, uti dicunt;

Montag 14. Mai . . . matte Beſchlüſſe über die geſtrigen Militär-Exceſſe; venit summa dies! Stillſtand der ungariſchen Siege; magnae Russorum copiae adventant; wie wird es gehen? Sinn für Arbeit weniger als je; Briefe bleiben ohne Antwort und Bücher liegen ungeleſen; . . .

Mittwoch 16. Mai . . . wieder Stillſtand in ungariſchen Nachrichten; Abendſitzung, die abgerufenen Preußen proteſtiren in großer Mehrheit;[2] Miniſterium mit Grävell et Detmold;[3] . . .

---

[1] Auf die Aufforderung, die Zentralgewalt möge im Sinne des Antrages v. Reden gegen den von Preußen durch ſeine militäriſche Intervention in Sachſen begangenen Reichsfriedensbruch einſchreiten.

[2] Preußen hatte am 14. die Mandate ſeiner Abgeordneten für die Nat.-Verſ. für erloſchen erklärt.

[3] Juſtizrat Grävell (Preuße) Präſidium und Inneres, Advokat Detmold (Hannover) Juſtiz.

Donnerstag 17. **Mai** ... um 4 Uhr Abends Sitzung zum Mißtrauensvotum 190 gegen 12, obgleich Bußtag (Chriſti Himmelfahrt); Vorläufer großer Dinge gegen Ruſſen et Austriacos, tamen unſicher; ...

Freitag 18. **Mai** ... langes Gerede über Expulsio Vicarii Imperialis; Tag der Erſchlaffung und der Muthloſigkeit; in Rhein-Preuſſen feige und armſelig geendet; Abends die Notiz über eine Ruſſen-Schlappe ab omni parte wiederholt; Eljen Kossuth iſt unſer Heil; ...

Samstag 19. **Mai** ... finſter und regendrohend; Strichregen wiederholt; in der Reichsverweſerſache ein Paar muthige Schlüſſe durchgebracht; fugae variorum; ... Ofen vi captum, Russi magna clade pulsi von allen Seiten gemeldet (Am Rand: ſcheint doch noch voreilig!); man darf es glauben; o Seligkeit, o Schwindel! nach 11 Uhr Cubitum

Montag 21. **Mai** ... Sitzung bis 4 Uhr vertagt; 78 neue Austritte; ſelbſt Dahlmann, Gagern und Beſeler deſertiren; omnia vergunt ad finem; rumores secundissimi feruntur; ...

Donnerstag 24. **Mai** ... kurze Tagesordnung; Majorität nun links; der Antrag auf Beſchlußfähigkeit für 100 Mitglieder mit 115 gegen 35 Stimmen tandem angenommen; ... die Einnahme Ofens wird noch geläugnet von den „Gutgeſinnten". heu!!

Pfingſtſamstag 26. **Mai** ... vierſtündige Sitzung (11—3 Uhr); die Adreſſe durchgebracht;[1] Austritt des „Nürnberger Hofes" und Anderer; ... keine Neuigkeiten; ... Ungarn rund abgeſchloſſen; ...

Dienstag 29. **Mai** Schöner Tag, drückende Sonnenglut, Abendgewitter im fernen Südweſt; peinliches Gefühl des nahen Endes; taedium und Leerheit der Blätter; ... um 10 Uhr Cubitum mit dem Vorſatze gegen Verlegung des Parlamentsreſtes von Frankfurt nach Stuttgart zu ſtimmen.

Mittwoch 30. **Mai** ... letzte Sitzung ... Parlament nach Stuttgart berufen auf Montag 4. Juni mit einer Mehrheit von ſieben Stimmen;[2] ... Vor Gram nichts gegeſſen; ... Diäten für Mai mit Reiſegeld, zuſammen fl 291 rh., eincaſſirt; günſtige Bewegungen in Ungarn; Ofen ſoll wirklich am 22. Mai übergangen ſeyn; . . .

---

[1] Die von Uhland verfaßte Adreſſe an das deutſche Volk.

[2] Der Beſchluß war mit 71 gegen 64 Stimmen gefaßt worden.

Donnerstag 31. Mai . . . Ofen tandem erſtürmt 21. Mai Morgens früh with great Slaugther und Erbeutung großer Kriegsgeräthe, 200 Kanonen etc., auch bei Heppenheim kämpft die badiſche Volksſache nicht ohne Ehre;[1] taedium des müßigen Hierſeyns; leeres Frankfurt! . . .

Freitag 1. Juni . . . gedrückt-trüber Sinn; Heldenmut der Ungarn ſättiget mentem et animum; Rechnungen domi cum generositate geordnet . . . (Am Rand: (In eilf Monaten verloren circa fl 54. 35. Dem Spiel entſagt à jamais.)

Samstag 2. Juni Herrliche Zeit, um Mittag Gewitter in der Ferne; nach 5 Uhr früh cum omni suppellectili auf das Würzburger Dampfboot: 2$^3/_4$ Stunden bis Hanau; um Mittag Aſchaffenburg; Pompejaniſche Villa; Felſenriſſe, Epheu, Laubgebüſche, ſchöne Landſchaft; um 6 Uhr in Miltenberg; feierlicher Empfang mit obligaten Reden und Hochs; Souper und Fahrt in der Mondnacht und bei milden Lüften über die Höhe nach Waldüren gegen 10 Uhr Nachts in Monoxylon mit Pokorni.

Sonntag 3. Juni . . . Herrliche Zeit, drückende Glut; Raſt in Waldüren vor 2 Uhr früh; nach 3 Uhr im Flecken Buchen: Zorn über mangelhafte Beförderungsanſtalten; gen 5 Uhr tandem zu vieren zweiſpännig nach Oberſcheflenz und von dort in gutem Wagen über Neuenſtadt zur Linde nach Heilbronn bis 4$^1/_2$ Uhr Abends; Bürgerwehr in armis; vor 7 Uhr mit Eiſenbahn in Stuttgart angekommen und im „König von Würtemberg" satis commode untergebracht; Werner-Bierkeller erquickt Abends; um 9 Uhr müde Cubitum gegangen.

Montag 4. Juni. Herrliche Zeit, drückende Glut; gut geſchlafen; Leſe-Locale und Effekten glücklich beſorgt; Hut gekauft; angemeldet; große Toilette und kräftige Mittagskoſt; Abends nach 6 Uhr Vorverſammlung; vor- und nachher Biergarten und nach 10 Uhr Cubitum.

---

[1] Hier kämpfte am 30. Mai die badiſche Revolutionsarmee unter Siegel mit heſſiſchen Truppen.

Mittwoch 6. Juni. Herrliche Zeit, unerträgliche Glut; feierlicher Aufzug des Parlaments vom Rathhauſe in den Ständeſaal zwiſchen 3000 Mann Bürgerwehr; Löwe als Präſident gewählt; Vogt repportirt über die 30ger Anträge; zweite Sitzung 5 Uhr Abends; Ernennung einer proviſoriſchen Regentſchaft für ganz Deutſchland; Franz Raveaux aus Köln; Karl Vogt aus Gieſſen; Friedrich Schüler aus Zweibrücken; Max Simon aus Breslau und Abgeordneter Becher aus Württemberg ſollen in Deutſchland Einheit, Glanz und Ordnung ſchaffen; leichte Bruſt und ungewohntes Labſal im Wernergarten bei Muſik und milden Lüften bis gen 11 Uhr Nachts; vor Minuit Cubitum.

Donnerstag 7. Juni. Fronleichnam; etwas Hellwolken und weniger unerträgliche Glut; um Mittag kurzer und ärmlicher Strichregen; Musaeum magnum beſucht ohne etwas Sicheres aus vielen Blättern zu erfahren; . . . Badegarten von Cannſtatt; Paradies, Schatten und Waſſer; variae res aus München; rumores aus Baden rebus afflictis; Abend im Biergarten mit Hunger et Durſt trotz aller Hitze und abgeſchnittenen Diäten; erſt um 11 Uhr im Mondſchein Cubitum.

Freitag 8. Juni. . . . Sitzung um 6 Uhr Abends von großer Wirkung auf die öffentliche Meinung; Vogt et Simon von Trier glänzen; Thränen der Zuſchauer;

Samstag 9. Juni . . . keine Sitzung; ſchlechte Ausſichten; Niemand anerkennt unſere Regentſchaft und unſere Beſchlüſſe; taedium; . . .

Montag 10. Juni . . . Baden bezahlt die Assembleé nationale; noch mehrere Tage kein Sitzungslocal; Leſecabinete viel und fruchtlos; . . . kleine Beſprechung der Moderados im Bürgermuſäum; . .

Donnerstag 14. Juni . . . um 3 Uhr vertrauliche Sitzung bei Marquard;[1] res Suevorum vario sermone depictae, languidae, imparatissimae; venit summa dies für unſere Regentſchaft; man kündet Schutz und Aufenthalt; res stat paucis diebus; vanae sine viribus irae; vor 9 Uhr gramvoll und ſchweren Herzens Cubitum.

---

[1] Marquardsſaal.

Freitag 15. Juni rumores secundissimi feruntur Parisiis,
Romá, Rheno! . . .

Samstag 16. Juni. Lauer Regen fere Tag und Nacht; tan-
dem erſte Sitzung im Locale der Fritz'ſchen Reitſchule von 3—7 Uhr
Nachmittags; auditorum frequentia; Volkswehrgeſetz beſchloſſen; die
„rumores secundissimi“ von geſtern nicht beſtätigt; Parisiis et
circa Rheni ripas ſchlechte Kunde; nur von Rom wahr; Zorn und
Niedergeſchlagenheit vulgo grassantur; gramvoll heim und vor
Uhr Cubitum; viel Curtius geleſen.

Sonntag 17. Juni. . . . gute Nachrichten vom Badiſchen Kriegs-
heater; ſchlechte Kunde aus Paris; . . .

Montag 18. Juni. Nachts ſtarke Güſſe; Sonnen-Morgen, aber
noch Südwind und fette Grauwolken; um Mittag kurzer Strichregen;
viel Curtius; zwiſchen 2—3 Uhr Nachmittags die Nationalverſamm-
lung durch die württembergiſche Regierung mit Waffengewalt aus-
inandergeſprengt; Infanterie und Ulanen beſetzten die Zugänge zum
Sitzungslocal, ſperrten die Straſſen ab; ein Civilcommiſſär las den
Miniſterialbeſchluß und wie der Präſident Löwe antworten und Proteſt
inlegen wollte gegen die ungeſetzliche Gewalt, erſtickte Trommel-
wirbeln das Wort und die Ulanen ritten im Eilſchritt auf die Mitten
n der Straſſe verſammelten Deputierten; Offiziere befahlen laut:
„Haut ein“, „reitet nieder“; thätliche Mißhandlung der Majeſtät
es deutſchen Volkes; der Abgeordnete Mohr als Schußziel von
inem Officier den Soldaten bezeichnet; Tumult und Unwille zahl-
eicher Zuſchauer, aber keine Hülfe; überall Machtloſigkeit gegen die
wohlgerüſtete Staatsgewalt; wir gingen in den Marquardsſaal zu-
ück und hielten Privatverſammlung für Conſtatirung der Thatſachen;
chwere Worte; Carlsruhe? Baden? hier geendet; Parkpromenade
nd neuentdeckter Biergarten; nach 9 Uhr Cubitum mit guten Nach-
ichten aus Baden, ſchlechten aus der Pfalz.

Dienstag 19. Juni. Helle Nacht, Morgen ſonnennebelicht mit
uftſtrömung aus Süd; ſtechende Sonnenglut; viel Curtius, kurzer
Strichregen; Cannſtatter Waſſer zu trinken angefangen; die Mit-
lieder der geſprengten N. V. *heute* noch zur Abreiſe aufgefodert;
etzte vertrauliche Verſammlung im Emil Wernerſchen Gartenſaal;

fuga der Regentſchaft geſtern Abends und allmälige Zerſtreuung der Abgeordneten; Carlsruhe vorerſt als Sammelplatz genännt; Niedergeſchlagenheit, peinliche Beklemmung; die Angriffe der Fürſtlichen auf die Neckarlinie 15, 16 und 17ten Juny abgewieſen;[1] Biergarten Abends und Cubitum um 9 Uhr.

Mittwoch 20. **Juni** . . . ſchöner herrlicher Tag; respirat animus demum exacto labore; Philotas Verhör und Verurteilung im Curtius geleſen haud sine magno animi motu; post prandium zu Fuß nach Cannſtatt und zurück in Geſellſchaft; Gartenruhe, Schatten, confabulatio; post reditum Biergarten, dann Eßlinger Champagner bei den Hausleuten; um 11 Cubitum.

Freitag 22. **Juni** . . . Morgen im Garten promenirt mit Curtius; Caffé inter flores atque auras bene temperatas; die Preuſſen brechen mit großer Macht zwiſchen Speier und Germersheim über den Rhein und nehmen durch Merinowsky's Verrath (!) die badiſche Neckararmee im Rücken; Bruchſal vom Feinde beſetzt; Nachrichten von entſcheidenden Kämpfen, aber Niemand kennt certo den Ausgang; es ſcheint ſchlecht zu ſtehen; auch Rom von den Franzoſen erſtürmt; Unheil von allen Seiten; Parkpromenade nach Cannſtadt; dann Biergarten und vor 10 Uhr vehementer commotus ob rerum difficultatem Cubitum gegangen.

Samstag 23. **Juni** . . . animus mala praesagiens; Rom hielt ſich noch am 15. Juny; auch die Niederlage des Badiſchen Volksheeres hat ſich wenigſtens bis heute Abends noch nicht beſtätigt, obgleich die Sachen omnium opinione bedenklich ſtehen und die „Diktatur" in Karlsruhe zu den letzten Mitteln greift; . . .

Sonntag 24. **Juni** . . . Schlacht bei Weghäuſel, paniſche Flucht der Badiſchen nach großen Vortheilen; Jung-Schlöffel geblieben; . . das Gerücht über eine große Niederlage der Auſtro-Ruſſen am rechten Donauufer erhält ſich; . . .

Montag 25. **Juni** . . . Q. Curtius ſehr viel, Proceß Hermolaos et Indica bis zum Tode des Helden; aus Ungarn keine Beſtätigung; ſcheint wieder coloſſale Ausſchmückung kleiner Gefechte; Baden bis Raſtatt et Murglinie zurück; res male se habet; . . . .

---

[1] Glückliche Gefechte bei Ladenburg und Großſachſen unter der Führung Mieroslawskis.

Mittwoch 27. Juni . . . Sitzung unter fächelnden Gartenlüften mit den Hausleuten; Bierkeller und froher Muth, weil die rumores secundissimi Hungariae Beſtand gewinnen und maximae res gestae videantur trotz der halblauten Siegeskunde der A. Z.; nach 9 Uhr fröhlich Cubitum.

Samstag 30. Juni . . . die A. Z. bringt verdächtige Nachrichten aus Ungarn ganz zum Vortheil der Auſtroruſſen; privatim ab omni parte das Gegentheil; . . . Abends Kunde Preuſſiſcher Niederlage bei Ettlingen (Am Rand mit Bleiſtift: Täuſchung! Lüge!) und allgemeiner Schlacht ſämmtlicher Streitkräfte der beiden Parteien am 29. Juni; noch kein Ausgang bekannt; in Rom dringen Galli in die Breſche ein am 22. Juni; ruhig, heiter und plenus optimae spei vom Biergarten heim . . .

Dienstag 3. Juli . . . in Röth den „griechiſchen Glaubenskreis" zu leſen angefangen cum ingenii admiratione hominis doctissimi; in Baden die Sache quasi zu Ende; in Ungarn geht es itidem ſchlecht; Raab vi durch die Kaiſerlichen genommen; Unglück, wie es ſcheint, von allen Seiten; vetus fortuna atque ingenium völlig von den Magyaren gewichen, wenn alles was die Zeitungen ſagen, richtig iſt; übelſte Laune cum Silentio;

Donnerstag 5. Juli . . . Auſtroruſſen erfechten keine neuen Vortheile; imo Görgei wieder offenſiv; verdächtiges Schweigen über die großen Heertheile Dembinski und Bem; Feuerbrünſte im Magazin-Dukla! nuove Speranze! ſtatt Münze Caſſaſcheine für Couponszahlung in Austria geboten; Quaſi-Inſolvenz; . . .

Freitag 6. Juli . . . in Baden bis auf Raſtatt alles in feindlicher Hand; finis; in Ungarn allgemeiner Rückzug vor den Auſtro-Ruſſen mit geringem Geplänkel; 1) rumores sinistri feruntur; vielleicht Peſt ſchon vom Feinde beſetzt; üble Laune und tödtliche Langeweile: . . .

Samstag 7. Juli . . . Verweis auf der Policei zur Reiſe nach Appenzell geholt; Zeitung wenig und oberflächlich; keine neuen Er-

---

1) Nach Angabe der konſervativen Blätter (Anm. d. V.)

folge der Auſtro-Ruſſen; Lügen und lächerlich-romanhafte Uebertreibungen auch auf conſervativer Seite; ſtatt des Monatſoldes 5% Caſſenanweiſungen für die öſterreichiſchen Beamten; . . .

Mittwoch 11. Juli. Schöne Zeit mit etwa 12° Wärme um 5 Uhr früh; Morgens 8 Uhr von Stuttgart abgereiſt persalutatis hospitibus; um 10½ Uhr in Geislingen mit der Eiſenbahn; dann per Eilwagen über die „rauhe Alp" bis 3 Uhr in Ulm; Raſtzeit, Schlummer und taedium bis Mitternacht, im „Kronprinzen".

Donnerstag 12. Juli. Herrliche Zeit, Mondſichelnacht; nach Mitternacht in Eilwagen fort und in Biberach um 5 Uhr Morgens; Raſt bis 9 Uhr; um 11½ Uhr mit der Eiſenbahn in Friedrichshafen; prandium lautissimum; nach 2 Uhr per Dampfboot fort und um 3½ Uhr in Rorſchach gelandet und dann nach 4 Uhr im Eilbeiwagen male nach St. Gallen vor 6 Uhr Abends; Logis im goldenen Löwen; . . . Badiſche Truppe flüchtig und entwaffnet zieht gaſtlich ein; Abends Dembinski's Entlaſſung in d. A. A. Z. geleſen cum ingenti moestitia; jetzt ſcheint auch Ungarn verloren; . . .

Freitag 13. Juli . . . Zeitungsgerücht in d. A. A., die Ruſſen hätten Debreczin beſetzt und in Ungarn ſei alles in Auflöſung; item Görgei liege tödtlich verwundet in Comorn, Zorn, Läſterung rebus desperatis; Bierhaus in der Ferne noch Abends in der Aufregung beſucht; . . .

Donnerstag 26. Juli (Weißbach in Appenzell) . . . nach der Morgenſuppe wieder Cubitum bis Mittag, weil Nachts wenig Schlaf aus Aufregung über das unerwartete Glück in Ungarn; Promenade nach Appenzell und retour auf romantiſchem Neupfade in der Abendſonne; horrenda aus Ungarn in der A. A. Z.; Jellachich durch Bem zertrümmert, Haynau und Paſkiewitſch durch Görgei und Dembinski getäuſcht und geſchlagen; freudige Erregtheit . . .

Freitag 3. Auguſt . . . in Geſellſchaft post prandium nach Appenzell zum ſchlechten Caffé; ſchreckliche rumores aus Ungarn; bei Waizen (16.—18. Juli) die Ruſſen geſchlagen, Görgei ſiegreich im Rücken der ruſſiſchen Armee; Temesvar 13. Juli mit Sturm genommen;[1] res Austro-Ruthenae mißlich; Credit verloren; beide

---

[1] Irrtum!!! (mit Bleiſtift; Anm. d. V.)

Armeen im Herzen Ungarns quasi eingeſchloſſen; Schrecken am Berliner Hofe; man will den Bedrängten Hülfe aus Preuſſen ſenden! vor freudiger Aufregung erſt gen 11 Uhr ohne Schlaf Cubitum.

Freitag 10. Auguſt ... Abends Freudenſchwindel über die ungariſchen Nachrichten in der A. A. Z. aus Wien vom 5. Auguſt; der Feldzugsplan der Magyaren zeigt ſich nach und nach in ſeiner furchtbaren Genealität; nur von den Hauptarmeen keine ſichere Kunde; ...

Samstag 11. Auguſt ... Herrliche Zeit; große Glut; vor Freude etwa zwei Stunden geſchlafen; nach dem Eſſen solus zum Leuenfall gewandelt 1 ¹/₂ Stunde; Cataracte etwa 80 Fuß hoch im Hintergrunde einer Thalſchlucht; Flußbad und matter Rückgang im Abendgolde; Gaismilch mit Selterswaſſer als Stärkung und Kühlung; große Verluſte der Oſterreicher vor Komorn; Offenſive der Magyaren gegen Preßburg, Neuhäuſel und Peſth; welche Seligkeit! ...

Montag 13. Auguſt ... Schlechte Nachrichten aus Segedin und der Romagna; zugleich ein Warnungsbrief aus München nicht heimzukommen und auch Tirol zu vermeiden, man verhafte alle bayriſchen Deputirten, die in Stuttgart waren: Mayr und Hyppmller ſeien „den Häſchern noch entronnen"; heute ſcheint alles verloren publice et privatim; erſt gen Mitternacht in der heftigſten Bewegung Cubitum gegangen.

Mittwoch 15. Auguſt ... lichttrübe; vor 8 Uhr Morgens aus Weißbad fort und um 11 Uhr im „Löwen" zu St. Gallen; ... auch Prf. Lutz aus Ravensburg politiſch verfolgt; malum omen; Abend ſchön und verſprechend; bei der Tafel in der Kempter Zeitung vom 12, 13 et 14 Auguſt Happenmüllers rohe Verhaftung in Kempten und Mayr's von Ottobeuern gefängliche Einziehung geleſen und vor neuer Betroffenheit nichts gegeſſen; post prandium solus im Zimmer die Sache überdacht, die Baarſchaft gezählt; die Vermögensverhältniſſe überhaupt berechnet und gefunden, daß ich ohne Gehalt und Arbeit für das ganze Leben ausreiche, wenn ich zu den Zinſen jährlich etwas Kapital verzehre; Heiterkeit, Appetit und Schlaf kommen wieder; gut ſupirt und ohne das Haus zu verlaſſen vor 9 Uhr Cubitum gegangen; Grund obiger Verhaftung, meint man, ſei das Votum in der Reichsverweſer-Sache im Stuttgarter Parlament; ich bin in eadem causa u. das Unglück trifft meine Erben![1])

Freitag 17. Auguſt . . . nach dem Eſſen nach Rorſchach zum Eilwagen; beim Einſteigen noch ſchlechte Nachrichten aus der Theißgegend in der A. A. Z. geſehen; in via vorher einen Bekannten aus München getroffen, „ein Verhaftbefehl gegen mich ſei erlaſſen wegen des Stuttgarter Votums“; . . . heute alles, alles verloren, Glück, Gunſt, Rang, Gehalt – an der Schwelle des Alters! Hochgewitter mit Blitz und Donnergeroll ſpät Abends; bei näherer Anſicht die Sachen in Ungarn nicht ſo ſchlimm; Nähe türkiſcher Allianz und eines Kampfes gegen Griechenland; . . .

Sonntag 19. Auguſt . . Die Melancholie, die Reue, die Verzagung tödten mich; die Kempter Zeitung vom 19. d. gibt die traurige Gewißheit, daß alle bayerſchen Rumpfparlamentler als Hochverräther betrachtet und von den Gerichten verfolgt werden; . . .

Dienstag 21. Auguſt . . . tandem erqickender Schlaf und 15 Stunden im Bette; Umſchwung, Thränen und wiederkehrender Muth; . . . ſchönſter Abend und gute Nachrichten aus Ungarn von geſtern Abend; heute Abends 7 Uhr ſchrecklicher Umſchlag der Dinge: Görgei capitulirt, Bem todt (?), Dembinski beſiegt, der ganze Aufſtand zerſprengt; zugleich mein Ruin zu München, proſcribirt und zur Haft im Hauſe geſucht – Alles, alles an Einem Tag verloren! Verzweiflung! Wahnſinn! Döllinger . . . getroffen; erſter Moment völliger Vernichtung publice et privatim! (Am Rand mit Bleiſtift:) war nicht ſo ſchlimm! 3. Sptb. 1849

Mittwoch 22. Auguſt . . . ſchreckliche Nacht, fere 12 Stunden ohne Minute Schlaf im Bett; Fieber; Auge entzündet; Alles hin. So ſchrieb ich Morgens 8 Uhr; um Mittag etwas Schlaf und Erleichterung; unſer Handel wie alle politiſchen Verbrechen gehört vor

---

[1]) (Am Rand mit Bleiſtift:) In Caſſa:

Baar	fl. 803
Wechſel	734.36
Diamanten	600
	fl. 2,137.36

St. Gallen 16. Auguſt 1849.

das Schwurgericht und da kann über den Ausgang der chicaneuſen Regirungsklage kein Zweifel ſein; im ſchlimmſten Falle wäre eine Gefängnisſtrafe von 3 – 6 Monaten zu erſtehen, auf Amt und Gehalt alles ohne Bezug; aber ſelbſt die A. A. Z. gibt der Regg(ierung) und ihren Vormaßregeln aus ſtaatsrechtlichen Gründen ganz Unrecht; Fieber und Augenentzündung gewichen; auch in Ungarn, höre ich, ſtehe es nicht ſo ganz ſchlecht wie die telegraphiſche Depeſche von geſtern wiſſen wollte; . . .

Freitag 24. Auguſt . . . Görgei's Verrath jetzt offenbar und amtlich beſtätigt; im Augenblick des Sieges über den verbündeten Feind, der nahen Anerkennung und Unterſtützung durch England und der türkiſchen Kriegserklärung an Rußland, überliefert Görgei ſein ſchönes Heer mit furchtbarem Material an die Ruſſen, nimmt reaktionäre Farbe, nennt ſich Diktator, proſcribirt Koſſuth und die ganze Bewegungspartei und gelobt ſeinem Kaiſer die Revolution in Deutſchland niederzuhalten ꝛc; Schmerz und Verzweiflung; Deutſchland ruſſiſch; nulla redemptio von der moskowitiſchen Knute und der ſogenannten Ordnungswuth; . . . meine Sache hat keine Noth, kommt vor die Aſſiſen von Schwaben-Neuburg und die Freiſprechung iſt nicht zweifelhaft; nur muß ich während der Unterſuchung in Helvetien bleiben; . . .

Samstag 25. Auguſt . . . Bergpromenade und Feuermanövre der kath. Cantonsjugend; Domdechant, Döllinger et Co. daſelbſt getroffen und zum Stiftſouper eingeladen cum omnibus pueris atque paedagogis; bis nach 10 Uhr geblieben und mäßig gezecht; ſchon den 5ten Tag keine Zeitung geleſen aus Verdruß; Koſſuth nicht proſcribirt, ſondern mit öſterr. Päſſen wie Bem ausgewandert nachdem er am 11. Auguſt in einer Proklamation an das Volk die Macht niedergelegt und Görgei zum Dictator ernannt hatte wegen Schwierigkeiten der Lage; es ſcheint das Ganze in Warſchau zwiſchen Poſonby, Lamoricière, Schwarzenberg und Czar Nicolai verabredet und geregelt zu ſeyn, wie man ſpäter erfahren wird; nur Görgei's Gewehrſtrecken mit einer ſtarken und ſchönen Armee iſt noch nicht aufgeklärt, ob wirklich Verrath oder wahre Noth und Bedrängniß dageweſen ſei, weiteſte Amneſtie und breiteſte Conceſſionen ſeien ſtipulirt um die aufgeregten Gemüther in Ungarn zu beſänftigen; vediamo was und wie viel man halten werde; böſe Gerüchte aus Rom vermuthlich übertrieben; meine Sache ohne Unruhe und Gefahr; . . .

Dienstag 28. Auguſt . . . Langeweile, Melancholie, ohne Arbeit; wie werde ich die vielleicht lange Zeit bis zum Spruchgericht in St. Gallen ausfüllen imparatissimus tanto periculo? ich muß lernen müßig ſeyn! tandem wieder Zeitungen zu leſen angefangen; nur die Artikel über Ungarn in der A. A. Z. vertrage ich noch nicht; die Reges haben in ganz Europa vollſtändig geſiegt! . . .

Donnerstag 30. Auguſt . . . Melancholie wie in den ſchlimmſten Zeiten der Criſis; Reue und Selbſtverdammung über den unbeſonnen von Gott verlaſſenen Schritt in Stuttgart; trüber Spiegel; auch Komorn hat ſich ergeben, alles, alles vorüber! was wird aus mir werden? . . .

Freitag 31. Auguſt . . . um 10 Uhr Morgens tritt Dr. Thomas aus München in das Zimmer mit ganz beruhigender Kunde aus Bayern; vielleicht in 2 – 3 Wochen ſei die Unterſuchung niedergeſchlagen und ich könne heimgehen; die Richter ſelbſt weigern ſich aus Mangel eines Thatbeſtandes vorzufahren; weder Verhaftung noch Steckbrief gegen mich veröffentlicht; es ſei nur Vermuthung irgend eines geheimen Befehles; tauſend Grüße und Solatia von Bekannten; Verwandlung plötzliche des Gemüthes, confabulationes und Taufen-Promenade; reiches Mahl, kleine Sieſta und um 3 Uhr una nach Peter und Paul; Abends war auch Tafel aus Ulm[1]) hier, vir optimus; luſtiger Abend und gen 9 Uhr Cubitum; finis malorum omnium!!

Montag 3. September . . . Abends mit Thomas auf die Solitude; . . brüderliche und edle Sorge Tafel's für den Fall meiner Noth bei längerer Dauer des Proceſſes; in den Zeitungen nichts aus Bayern und Ungarn; . . . item Wechſel für f. 736 rh. von Joh. Lorenz Schäzler erhalten; an Finanznoth nicht mehr zu denken in den nächſten drei Jahren! und ſo lange ſoll und wird periculum ja doch nicht dauern.

---

[1]) Dr. Gottlieb Tafel, Freund F. L., Profeſſor der klaſſiſchen Philologie in Tübingen, lebte ſeit 1845 penſioniert in Ulm. Siehe den Nachruf F. L., Geſ. Werke, 2 Bd. 409 ff.

Donnerstag 6. September ... A. A. Z. gibt heute noch tröſtlicheres; erſtes Geſchäft der Kammer ſei Bitte und Begehr um allgemeine Amneſtie; große Hoffnung ſchneller Schlichtung der Anſtände und naher Wiederkehr nach München; ...

Sonntag 9. September ... A. A. Z. bringt vom 8. Sept. meine In-Ruheſtand-Setzung mit wohlwollendem Commentar; ... über die unerwartete Nachricht etwas betroffen und kleinlaut; allerlei Gedanken über die Penſionsſumme; ...

Montag, 10. September ... Schirm und Anſtellung durch Cotta im Falle ſchlimmeren Ausgangs der Sache; weder Verhör noch Akten noch Gerichtshof in Augsburg; bewirkt die Kammer nichts, ſo iſt die Länge meines Exils unabſehbar; ...

Montag 17. September ... Anfall von Schwermut, trauriger Tag; Heine's „franzöſiſche Zuſtände" kann man jetzt nicht mehr leſen; mit Börne's „Pariſer Briefen" angefangen; Börne gravior est quam Heine; ...

Montag 24. September ... voll Trübſinn und Melancholie; die letzten fl. 50 meiner Activbeſoldung erhalten; item Brief von Advocaten Streiter in Bozen mit einer Nummer der Südtyroliſchen Zeitung vom 19. 7ten d. J.; ... ich gelte als „alt", als „Bettler" und dem „Elend preisgegebener Literat"; Aſyl angeboten als Almoſen; ...

Dienstag 2. Oktober (Zürich) ... Abends vom Rektor der Hochſchule, Chemiker Löbich Beſuch und förmliche Anträge als ordinarius für Geſchichte erhalten mit lebenslänglicher Verſorgung unter allen Umſtänden; freudige Aufregung; freundliches Entgegenkommen ab omni parte und bedeutender Credit apud doctos; ...

Mittwoch 3. Oktober ... die Züricher geben dem Hiſtoricus in der Regel nur fl. 800, höchſtens 1200 fl.; bedeutend abgekühlt im Freudentaumel; ...

Donnerstag 4. Oktober ... früh 8 Uhr auf dem erſten Bahnzuge als Gaſt des Herrn Dr. Mayr-Orner zur ſchweizeriſchen Geſchichtsforſcher-Verſammlung nach Baden; markiges und ſittlichſtrenges Spiegelbild der Schweizer-Hiſtorie vorgetragen vom alten Hottinger; viele Bekanntſchaften, treffliches Diner und Abends 5 Uhr wieder fort nach Zürich; Cratergegend und romantiſche Promenade; die Fahrt nur etwa 45 Minuten; . . .

Mittwoch 10. Oktober . . . Trüber Morgen, Regen nach Mittag; mäßige Zeche und Salut im Hôtel; nach 8 Uhr im Eilwagen fort und gen $12^{1}/_{4}$ in Frauenfeld; bei Rgrth und altem Schulfreund Stäbele als Gaſt eingezogen und dulcis confabulatio der beiden Ulyſſe bis gen 11 Uhr Nachts; Wanderungen, Schickſale und Studien des talentvollen Mannes mire demulcent animum und tödten den Gram; o welch' ein Glück im ſüßem Gerede ſeiner hinzuvergeſſen!

Freitag 19. Oktober . . . mira über den Züricher'ſchen Fragmentiſten-Enthuſiasmus; feſter Entſchluß dem Rufe zu folgen, wenn die Sachen in M. ſchlecht gehen; . . .

Mittwoch 24. Oktober . . . Brief aus München mit der Kunde, mein Ruhegehalt ſei fl. 900, . . .

Freitag 26. Oktober . . . ſehr beſchränktes Amneſtiegeſetz; peinlicher Eindruck; man zweifelte ſogar, ob der Fragmentiſt amniſtirt ſei, . . .

Montag 29. Oktober . . . Steckbrief wirklich in der A. Z. mit einem ſcharfen Artikel dagegen vom „Lech“, peinlicher Eindruck überall; die Leute verſtehen die Bosheit der Gegner nicht und meinen, die Ausſchreibung ſei nach der Amneſtie geſchehen und ich ſei in den Ausnahmen begriffen; . . .

Mittwoch 31. Oktober . . . Brief aus Bozen fodert auf nach Wien zu gehen; der Platz auf der Hochſchule ſcheint noch leer zu ſeyn; Umſchwung der Dinge; frohes Gemüth und reiches Wort im Abendcirkel; . . .

Sonntag 4. November . . . Anträge aus Zürich mit 1400 Schw. fr. und wöchentlich 10 Lehrſtunden; am Tage des Empfanges noch höflich abgelehnt; . . .

Montag 19. November . . . Brief Streiter mit verdächtigen Nachrichten aus Wien; es war nur Privatanſicht, Privatwunſch eine neue Erklärung meiner Abſichten zu veranlaſſen; höheren Orts, ſcheint es, will man von der Sache nichts wiſſen; . . .

Mittwoch 21. November . . . Kolatſchek erbittet ſich Beihülfe zur „Monats-Revue für die Intereſſen der deutſchen Volkspartei"; Aufregung des Gemüths und bejahende Velleität; . . .

Sonntag 30. Dezember . . . dies nefastus: . . . Antwort aus Wien auf meine erneuten Vorſchläge ablehnend mit Bedauern, daß ich nach Stuttgart gegangen und nachher ſteckbrieflich verfolgt wurde; . . . Thee bei Landammann Hungerbühler mit Unangenehmen Dingen aus Zürich: „ich habe unartig abgelehnt;" . . .

Anno 1850.

Am 16. April d. J. verläßt F. ſein Exil in St. Gallen und kehrt über Augsburg nach München zurück, wo er am 22. eintrifft.

Montag 22. April . . . nach 4 Uhr in der Traube einlogirt; carissimus Thomas am Bahnhof; Fürſt Wallerſtein . . . beim Abendeſſen geſehen; Ave, Ave, ardentissima ab omni parte; Wohnungen in Fülle bereit; . . .

Dienſtag 23. April . . . den ganzen Tag Wohnungsgänge und Beſuche amicitiae Causa; Abends im Club der linken cum maximo honore, scilicet immerito; . . .

Dienſtag 30. April . . . blaue Traube verlaſſen und vor dem Eſſen noch die neue Wohnung1) bezogen; . . . die Sachen mit fremder Hülfe endlich geordnet und die Zimmer wohnlich hergeſtellt; beſſere Laune; wachſender Muth; . . .

Mittwoch 15. Mai . . . erſtes Gerücht meiner Reaktivirung in einigen Blättern; certa gratia apud quosdam, in vulgo non deest; doch wie ſoll ich Amt und Diſciplin übernehmen „post damnum temporis et Spes Deceptas."

Freitag 17. Mai . . . keine Promenade; gemieden, abgeſtoſſen von allem Beamtenthum und von allen mit dem Hof auch quam laxissimo vinculo Verbundenen Perſonen; von Solchen kein Beſuch erwidert; Bann und Acht; . . .

Anno 1851.

Mittwoch 8. Januar . . . der Volksbote de me agit in einer

---

1) Eliſenſtraße Nr. 1.

Invective gegen die A. Z.; denuo suspicior! c' è speranza restituendae gratiae atque auctoritatis in republica literarum! Metamorphoſe zum Beſſern; auch ein polit. Artikel der A. Poſtzeitung consolatur und lenkt zur Billigkeit; . . .

Montag 13. Januar . . . Artikel Ringeis in den Blättern für gel. Unterhaltg. — Als Initium zu Neuen Jahre durch die 3 erſten Nummern laufend tandem maxima omnium exspectatione gekommen, publice in den Converſationsſälen vorgeleſen; . . .

Donnerstag 16. Januar . . . laudes atque honores von allen gleichgeſinnten Seiten; die Localblätter thun des Artikels honorificentissime Erwähnung, mögen die Gegner thun zur Abwehr was ſie wollen; . . .

Samstag 25. Januar . . . allgemeine Sitzung der Akademie und am Schluſſe der Antrag des Hr. v. Laſaulx[1]) eine Commiſſion niederzuſetzen um des „Kurzen Berichtes" wegen meine Ausſchlieſſung aus der Akademie zu berathen durch Stimmenmehrheit (10 gegen 8) vorläufig angenommen; heftige Reden de part et d'autre; . . .

Montag 10. Februar . . . summo mane zu Dr. v. Laſaulx gefahren und nach Verſicherung, daß ich an der Retorſion des Innsbrucker Artikels nicht betheiliget ſei in langer Unterredung den ganzen Hader fere ausgeglichen; er habe den Schmäh-Artikel in der I. Z. nicht gemacht und niemand glaube an das Geſagte; eine ſchriftliche Erklärung daß ich im Bericht oft zu weit gegangen ſei und namentlich G. v. R. Unrecht gethan habe, genüge um die Gegner zu beſchwichtigen und der weiteren Verfolgung ein Ende zu machen. Die Erklärung dem Präſidenten wirklich überſchickt; . . . die Gegner geſchlagen und ſie ſelbſt glauben nichts von den ſchändlichen Imputationen; Ruhe in der Seele nach 14tägigem Gewitterſturm und nach verzweifungsvollen Augenblicken; . . .

Mittwoch 12. Februar . . . den Frieden mit Akademie und Hochſchule auspicatissime eingeleitet; kleines Zuſatzwörtlein zur „Erklärung" gewünſcht; aber ſchreckliche Mienen in via geben wieder Angſt und Desperation den ganzen Tag; Thomas tröſtet, Steub beruhigt; . . .

---

[1]) Ernſt von L., der konſervative Münchener Profeſſor u. Philologe.

Sonntag 16. Februar . . . in den Localblättern die definitive Beilegung der Sache gemeldet und zwar durch eine begütigende Erklärung, die ich bei der Akademie eingereicht habe; ſelbſt der ultramontane Volksbote nimmt ſeine Invectiven zurück und erklärt F. für einen Ehrenmann; magna rerum commutatio! Nunc demum iſt alle Gefahr vorüber . . .

Dienstag 18. Februar . . . quasi ſchlafloſe Nacht, angores, desperatio. Steub früh geſprochen und Beruhigendes gehört; Thierſch Nachmittag klärt tandem den trüben Himmel, Erklärung genüge allen für Alles und errege im feindlichen Lager allgemeine Zufriedenheit; alle weitere Verfolgung und Demüthigung niedergeſchlagen . . .

Dienstag 4. März (Bozen) . . . Die A. Z. bringt die Entſcheidung der Akademie in meiner Streitſache, Laſſaulx's Antrag auf Ausſchlieſſung mit 8 Stimmen gegen 1 verworfen, aber eine Mißbilligung mit 6 Stimmen gegen 3 ausgeſprochen, daß ich einen officiellen Act der Akademie zu einem perſönlichen Angriff benutzt habe. Freudige Überraſchung ab initio und wärmſte Theilnahme im Hauſe[1]) aber Bedenken kommen nach, mein Proteſt gegen jede Cenſur von Seiten der Akademie; ergo ſoll ich freiwillig austreten, da eine Cenſur doch angenommen werde;[2]) Unſicherheit, neue Sorgen . . . und lange Erwägung quid sit potissimum zu thun?

Mittwoch 12. März (wieder in München) . . . Thomas hic fuit; die Rüge ſei mit 14 gegen 6 Stimmen und zwar noch etwas verſchärft durchgegangen; Gunſt in den höheren Regionen, verhaſſt inter Pares; zaghaft und feig bei den Parteigenoſſen und Freunden!

Mittwoch 19. März . . . Abends in der Kneipe durch Steub zum freiwilligen Austritt aus der Akademie ermahnt; plötzlich ſtumm und deſperat; alle Schrecken und Thorheiten wieder vor der Seele! Das verſchmähte Hausglück von 1845[3]), die Feigheit im Februar letzthin, das verlorene Geld, der geſchmälerte Credit im Publicum, die Solitudo, das traurige verlaſſene Lebensende, wie ich es nahen ſehe! O warum habe ich die glänzende Heirathspartie vor 6 Jahren ausgeſchlagen? Nou è piu rimedio! . . .

---

[1]) Villa Streiter

[2]) Endgültig wird die Frage erſt vor den Plenum der Akademie entſchieden aber die Rüge geht höchſt wahrſcheinlich in der Mehrheit durch. (A. d. V.)

[3]) Am 17. März iſt notirt: . . mit einem Stich ins Herz die Heirath des Frl. Maurer vernommen (Randnote: falſches Gerücht! 11. Auguſt 1851.)

Donnerstag 20. März . . . Staatsrath Maurer beſucht und in via das Fräulein geſprochen; Lobrede auf Hormayr, meint Hr. Staatsrath, wäre am Platz, um die letzten Vorgänge zu verwiſchen; Zuſage und nachher Reue; . . .

Freitag 21. März . . . Deſperater Tag, ſoll ich Maurers Rath befolgen und eine Lobrede auf Hormayr zu halten verlangen oder ſoll ich ſcheu und unbekümmert um die ſchimpflichen Feigheitsbeſchuldigungen der Partei mich von aller weiteren Betheiligung an der Sache und an der Akademie ferne halten; Maurer iterum geſprochen; üble Laune bemerkt, wenn ich zurücktrete; peinliche Ungewißheit; faſt entſchloſſen zu fördern, was man gern ſähe; heimgegangen und bald doch wieder geſchwankt, indeſſen die Briefe zurecht gemacht und das Ganze auf morgen aufgeſchoben; „ſind Sie nicht feſt im Entſchluſſe, meinte am Ende Maurer, unternehmen Sie lieber nichts; es wäre eine neue Niederlage;" Blicke der Verachtung und des Mitleidens überall der leidige Laſaulx-Gang hat mich in der öffentl. Meinung der Hauptſtadt zu Grund gerichtet; . . . Grauſamſter, unheilvollſter, peinlichſter und deſperateſter Tag ſeit der Heimkehr aus Bozen!

Freitag 4. April . . . leichtes Gemüth und Hoffnung völliger restauratio in statum quo ante; alle Vorurtheile und üble Meinungen, ſcheint es, ſind erloſchen und die Dinge wollen wieder ſeyn und gelten, was ſie früher geweſen ſind; heute eigentlich der erſte frohe Tag und die erſte wahre gemüthliche Heiterkeit ſeit 25. Januar! . . .

Anno 1852.

Mittwoch 25. Februar . . . Die „Lage" hat der Innsbrucker Zeitung eine zweite ſchriftliche Verwahrung durch das Landes-Präſidium zugezogen; großer Verdruß! auch dieſer Ausweg meiner publiciſtiſchen Thätigkeit wieder abgeſchnitten;[1] . .

Mittwoch 14. April . . . Das Leben wird trübe, die Liebe zur Arbeit und mit ihr die Quelle der Zufriedenheit iſt völlig erloſchen;

---

[1] Den Artikel ſiehe: Geſammelte Werke v. J. Ph. Fallmerayer, 2. Bd. p. 180 ff. (Leipzig 1861).

und ſoll ich nicht zu Grunde gehen, iſt eine Wiederherſtellung, eine neue Ordnung von Innen und von Außen unerläßlich.

Samstag 11. September (Genf) . . . Brief an Graf Oſtermann;[1]) . . . Botſchaft, Einladung, eiliger Gang, freundliche Aufnahme und langer Beſuch von, zu und bei Graf Oſtermann auf ſeiner Villa Aux Artichaux; . . .

Montag 13. September . . . vor Midi mit dem alten Grafen die Ruheſtätte ſeines Sohnes Nicolas auf dem Kirchhof zu Saconnex le petit beſucht; Immortellenkranz, Thränenſtrom, tristesse profonde et accablante; Comes zahlt die verfallenen Intereſſen dieſes Jahres mit 6% d. i. 600 Franken und arrangirt bis Januar ſämtliche Intereſſen arrierés zu tilgen; Diner bei Herrn von Budé und Viſitenſerie bis 5 Uhr Abends; Villa-Budé angeſehen; quelle Vue! alte Verbindungen wieder aufgefriſcht; gratia atque auctoritate multum valeo; Zuſagen de revenir bien tôt; l'on compte sur ma plume; . . .

Montag 20. September (Bern) . . . Carl Vogt[2]) beſucht und noch zwei Réfugiés una getroffen; ich gehöre nicht zu dieſen Leuten und bin ihnen doch nach Stuttgart nachgezogen; irreparabel!

Anno 1853.

Samstag 1. Januar . . . Kulm Thema[3]) . . . am Erfolge der Arbeit zu zweifeln angefangen; alle längſt abgedroſchene Ideen in altbekannter Form ausgedrückt!!! Meine Zeit iſt abgelaufen und mein geiſtiges Capital erſchöpft; wäre ich klug, würde ich die bottega ſchlieſſen und weiter keine Zeile drucken laſſen; . . .

Charfreitag 25. März . . . gute Botſchaften . . große Citate aus den Fragmenten in der A. A. Z.; wachſender Credit, imo neue Anträge durch O – g[4]) in rebus Byzantinis die Stimme zu erheben;

---

[1]) F. alter Freund und Gönner, Graf Oſtermann-Tolſtoi, der ehemalige ruſſiſche General und Kämpfer von Kulm.

[2]) Der Naturforſcher und Politiker C. V. lebte ſeit den Ereigniſſen von 1849 in der Schweiz.

[3]) „Die Schlacht bei Kulm", Geſ. Werke 2. Bd. 304 ff.

[4]) Der Verleger Oldenburg.

tanta rerum commutatio[1]) est facta, daß man ſagen ließ, Olympia,[2]) wie es in d. M. ſteht, wäre auch in der A. Z. gegangen; . . .

Sonntag 3. April (Augsburg) . . . Beſuche, diners und Soupers sine fine; mit der A. Ztg. völlig ausgeſöhnt, auctoritate atque gratia valeo uti antiquitus; Culm-Oſtermann-Fragment summa voluntate angenommen: es ſei ein Cabinetsſtück aus meiner beſten Zeit; . . .

Samstag 7. Mai . . . Claſſenſitzung; „Todtes Meer"[3]) cum laude approbirt und für die Denkſchriften aufgenommen; . . .

Montag 23. Mai . . . Cſtpl. III[4]) item drei Spalten unverkümmert secundo loco mit großer Wirkung in der Beilage erſchienen; multorum laudes atque gratulatio; „in Germania omnium neminem tanta scribendi arte atque ingenio pollere;" . . .

Donnerstag 29. September (Genf) . . . den alten Grafen Oſtermann au petit Saconnex beſucht; ſieht vortrefflich aus, heiter, geiſtig friſch, epigrammatiſch; . . .

Freitag 7. Oktober . . . Comitem et Mme. de Budé beſucht, francs 500 Reiſevergütung erhalten, Coupé-Platz nach Bern beſtellt, . . .

Dienstag 11. Oktober (Bern) . . . Vogt beſucht, . . . misera sors Staebele non sine magno animi motu von ihm ſelbſt erzählt; carità; . . .

Montag 17. Oktober (München) . . . Das Ueberziehen in die neue Wohnung bei Graf Bothmer in der Sonnenſtraße Nr. 9 begonnen; üble Launen, Verdruß; doch während des déménagement Beſuche bei Thomas, Steub und Gräfin Bothmer gemacht, ibi paucula dinirt; . . .

Sonntag 11. Dezember . . . Türkiſche Niederlage bei Sinope! ganze Flotille verloren! ſchlimmer Tag! fere nicht gearbeitet; . . . Verdruß! traurig! niedergeſchlagen und Ekl an geiſtiger Beſchäftigung!

Freitag 16. Dezember . . . Sinope Unglück, indigestio und solitudo mit Scheiterung aller consiliorum und finium drücken die Seele nieder; ich bin immer auf der Seite der Unterliegenden, täuſche und compromittire mich in meiner ganzen Politik; . . .

---

[1]) F.s Verhältnis zur Augsb. Allg. Ztg. war eine Zeitlang getrübt geweſen.

[2]) „Olympia" war am 1. März d. J. im „deutſchen Muſeum" erſchienen.

[3]) „Das Todte Meer", Geſ. Werke 1. Bd. 173 ff.

[4]) Aus dem Aufſatz „Konſtantinopel u. ſeine Umgebungen".

Donnerstag 22. Dezember . . . ſchlechte Zuſtände unſerer Sache im Orient; üble Laune, verdrießliche Stimmung; res vergunt; ich ſtehe ſeit 1848 immer auf Seiten der Unterliegenden; kleine Vortheile, große Verluſte! insomnis; erſt nach 3 Uhr Morgens zu leſen und zu ſchreiben aufgehört; ich falle in Ruinen und die letzten Zeiten meines Lebens wollen traurig werden und alles Gute der Blüthezeit wieder abſtreifen!!!

Anno 1854.

Samstag 7. Januar . . . Durch Thomas mire restitutus, quia, uti ait amicissimus, gratia atque auctoritate multum vales inter vere doctos; Proſa-Muſter aus den Fragmenten in nordiſchen Sammelwerken; inter primos Germaniae auctores ex genere eorum, qui historias conscribunt; reputor insigni laude; imo nervorum vigor restitutus; τέρψις iſt die beſte Medizin; der Anglo-Ruſſiſche Weltkampf dem Ausbruche nahe; . . .

Montag 13. März . . . Friedrich Bodenſtedt[1] zum Thee bei uns, lieſt poetiſche Überſetzungen aus Puſchkin vor, erzählt, decklamirt, glänzt; . . .

Montag 29. Mai . . . dies nefastissimus; Coupons abgeſchnitten, alte Schuldſcheine ausgemuſtert und aus Zerſtreutheit 1 Tauſendgulden-Obligation zu $3^1/_2\%$ A. O. mit einem andern Coupon von fl. 35 zerriſſen und zugleich verbrannt; Schrecken, Lähmung, desperatio, doch bald kam Troſt: es ſei nichts verloren, aber erſt nach 3 Jahren trete Verjährung, Amortiſirung und Erneuerung ein: die Zinſen flieſſen fort, werden aber admaſſirt und zugleich mit dem Capital bezahlt; . . . vor Aufregung und Gram keine Arbeit; . . .

Samstag 15. Juli . . . der Bremiſche Geſandte, Bürgermeiſter Schmidt, hic fuit zum Thee eingeladen; 80 Jahre und noch heiter, rüſtig, geſprächig und theilnehmend an Literatur und Politik; . . . Bukareſt von den Alliirten beſetzt; clades ingens der Moskoviter; . . .

---

[1] Der Dichter Friedr. v. B. war ſeit 1854 Prof. der ſlaw. Sprachen in München.

Dienstag 1. **Auguſt** (Baſel) . . . in der Neuen Vorſtadt das Burckhardt'ſche Haus angeſehen, wo ich als Infantrieleutenant A. 1814 einquartirt und ſehr freundlich aufgenommen war; $8^{1}/_{4}$ Uhr Abends mit dem Berner Eilwagen fort. . . .

Samstag 5. **Auguſt** (Genf) . . . den alten 84jährigen Grafen ſehr wohl und ſehr liebenswürdig gefunden; . . .

Sonntag 6. **Auguſt** . . . Einladung von Frau v. Budé zum Eſſen um 2 Uhr; Vogt Carl hic fuit . . . ; vor Diner noch A. Z. geleſen und den Grafen beſucht; . . . Anfall von Schwermuth und tiefſter Melancholie über den Ruin aller Hoffnungen, verlorene Zeit, verlorene Jugend, verlornes und muthwillig zerſtörtes Glück; . . .

Mittwoch 9. **Auguſt** . . . le vieux Comte désire que je vienne passer l'hiver avec lui à Genève; . . .

Donnerstag 24. **Auguſt** (St. Gallen) . . . Brief aus München mit ſchlimmen Cholera-Nachrichten erhalten und die traurige Notiz nach Gebühr und Brauch in der ganzen Stadt verbreitet; Ausſicht auf einen langen Aufenthalt in St. Gallen.

Sonntag 10. **Dezember** (München) . . . Brief von Ernſt von Schwarzer über ein neues Journal.

Mittwoch 13. **Dezember** . . . aufgeregt und arbeitsluſtig; neue Thätigkeitsperiode, wenn die im neuen Wiener Journal[1]) verheißene scribendi libertas von nachhaltigem Beſtande iſt.

Anno 1855.

Samstag 3. **März** . . . Tod des Czaren![2]) vor Aufregung und heftiger Gemüthserſchütterung über das noch nicht erwartete, folgenſchwere Ereignis fere nichts gearbeitet; . . .

Samstag 28. **April** . . . Carlyle's „french revolution" angefangen; galvanisirt, intellégible! Andeutung, daß es ſchicklich ſei bei Sr. Majeſtät um eine Audienz zu bitten; instat rerum com mutatio! . . .

---

[1]) Die neue Tageszeitung „Die Donau."

[2]) Nikolaus I. †. 2. März 1855.

Montag 30. April ... Audienzmeldung bei Hof; Morgen Antwort; Aufregung und melancholiſches Vorgefühl; ...

Mittwoch 2. Mai ... man verlangt im Cabinet zu wiſſen, ob ich außer der Wiederkunft Meldung noch in einer andern Abſicht um Audienz gebeten hätte; Frage und Antwort ſchriftlich durch einen Hof-Lakai; peinliche Aufregung, Zweifel und Bedenken; ...

Donnerstag 3. Mai ... Audienz bewilliget freundlich und um 3¼ Uhr Nachmittag vollzogen; Empfang herzlich, wohlwollend und doch wehmütig von beiden Seiten; Ausſöhnung vollſtändig, doch Wiederanknüpfung des abgeriſſenen Fadens unmöglich, und auch nicht mehr wünſchenswerth vergente aetate; voll innerer Befriedigung und nach kurzer Abendlectüre im Carlyle um 10 Uhr Cubitum.

Freitag 4. Mai ... große Promenade in Campo; Umſchwung, magna rerum commutatio est facta, profunde Complimente ab omni parte; ...

Donnerstag 31. Mai ... vom Grafen Bothmer und Hn. Bodenſtedt gehört, daß ich als „Democrat“ das Bibliotheks-Directorium1) nicht erhalten könne: Reiſeſtipendium ſei in Ausſicht.

Donnerstag 21. Juni ... Geibel et Heyſe hic fuerunt; ... ſupirt domi mit Bodenſtedt; ...

Donnerstag 30. Auguſt (Lindau) ... die notulas biographicas, zu Lindau A. 1817 begonnen und zu Chalcedon am Propontis A. 1841 geendet, hodie im bayriſchen Hofe zu Lindau verbrannt ...

Freitag 7. September (Genf) ... trauriges Gemüth; ſelbſt Ruine die Ruinen im Klein-Saconnex beſucht und nach dreiſtündiger Converſation wieder moestus in die Stadt zurück; ...

Donnerstag 11. Oktober (München) ... trauriges Leben; die Jahre der Leidenſchaft, der Bewegung und des neugierigen wiſſenſchaftlichen Strebens ſind vorüber; mir iſt von jetzt an alles gleichgültig und es wird von den monotonen, intereſſeloſen Tagesereigniſſen und hinſterbenden Gefühlen nichts mehr notirt; ...

Donnerstag 13. Dezember ... Dr. Adolph Pichler2) aus Innsbruck getroffen; ...

---

1) an der Hofbibliothek.

2) Der Dichter.

Sonntag 23. Dezember ... gen Abend Graf Bothmer; die langweiligſten aller Sterblichen ſind doch noch die Literaten; ſie hören nie, was der interlocutor ſagt und ſind wie die Klappermühlen!!!

Anno 1856.

Freitag 4. Januar ... Dr. Heyſe hic fuit mit Einladung in das Münchener Abendblatt zu ſchreiben; ...

Mittwoch 9. Januar ... Die Finanzen für das vergangene Jahr geordnet und eingebucht; noch immer mehr eingenommen als ausgegeben; ... Geſundheit und Arbeitsluſt wachſen, die Kräfte mehren ſich; auch Verdienſt in der Journaliſtik wäre wieder genug; ...

Sonntag 24. Februar ... 3–4 Stunden Arbeit iſt alles, was ich noch ertragen kann; heu! labuntur anni und ich werde rebus humanis excedere ohne ein größeres Opus geſchrieben zu haben!

Mittwoch 19. März ... ermattet im Dunkeln liegen geblieben; kein Muſeum, keine Journale, keine Wechſelrede; das völlige Ausſcheiden aus dem Umgang cum familiaribus tritt jeden Tag näher und es dauert vermuthlich nicht mehr lange, und ich kann das Zimmer nicht mehr verlaſſen; ...

Freitag 4. April ... Saint René Taillandier[1]) hic fuit; „Fragmente" und „Geſch: von Trapezunt" als viaticum auf Verlangen mitgegeben; ...

Mittwoch 9. April ... den Ausſchuß der Bibliothek[2]) an Antiquar Oberndorfer um fl. 68 verkauft und augenblicklich aus dem Hauſe geſchafft zu großer Erleichterung der Zuſtände; ...

Donnerstag 1. Mai ... Gemüthskrank, knielahm aus Schlafloſigkeit, Aufgeregtheit und ungewohntem Seyn in der neuen Wohnung und in den neuen Verhältniſſen; degout an aller literariſchen Beſchäftigung; ...

---

[1]) Der franz. Schriftſteller und Literarhiſtoriker, ſeit 1843 Prof. in Montpellier.

[2]) Es waren etwa 200 ausgemuſterte Bände.

Freitag 2. Mai ... mit Bücherordnen den Nachmittag und mit Umſtellen der Schlafzimmer-Meubel bis Abends beſchäftigt und tandem die gewohnte Weiſe, Aufſtellung und Geſtalt wieder aufgefunden und das Daſeyn im neuen Hauſe ſchon wieder behaglich zu finden angefangen; ... der ſchlechte imbecile Bücherhandel will mir nicht aus dem Sinn, obgleich die Sache nicht mehr zu ändern iſt und der Käufer quam honestissime gehandelt hat; incurabler Blödſinn!

Samstag 17. Mai ... Dr. Seitz macht ärztliche Viſite und erklärt nach logiſcher genauer Prüfung, es ſei keine Spur von Gicht zu entdecken;[1] es ſei nur Schwäche der Nerven infolge des mehr als 30jährigen Stehens bei der Arbeit Tag und Nacht; der Gebrauch des „Wildbades“ ſei angezeigt mit aller Hoffnung in integrum reſtituirt zu werden; ...

(Nach einer ziemlich wirkungsloſen mehrwöchentlichen Kur in Wildbad (im Schwarzwald) macht F. ſeinen gewohnten Beſuch beim Grafen Oſtermann.)

Samstag 12. Juli (Genf) ... pr. fiacre nach Petit Saconnex gefahren, den mit der Einladung herabkommenden Diener gekreuzt; drei Stunden beim alten Herrn geblieben, den ich beſſer fand als anno passato; mit des Grafen Wagen um Midi wieder in die Stadt herabgefahren mit dem Heft der Revue des deux Mondes vom 1. Juillet 1856; in einem Taillandier-Artikel[2] über Deutſchland mention honorifique de Fallmerayer; ...

Samstag 27. September ... Das Alter bricht mit Macht von allen Seiten herein und iſt erſt des 66te Jahr im Lauf! ſoll in Pelz gehüllt domi in abgeſperrter Zimmerluft ſitzen und nicht einmal ein Fenſter öffnen! quelle existence!!

Mittwoch 19. November ... matt an Leib und Seele ab insomniis; allmäliges Erlöſchen meiner Reputation; man merkt, daß Intereſſe an der Literatur und Kraft im Produciren auf die Neige gehen; ich ſelbſt predige dieſe Abnahme mit thörichter Uebertreibung überall herum; ...

---

[1] o der Thor! 1856 – hat aber doch Recht 1857 – (A. d. V.)

[2] „situation intellectuelle des peuples allemands“

Dienstag 2. Dezember . . . ein Paar Sätze zu einem Hammer-Purgſtall Necrolog notirt;[1] . . Franz Liszt hic fuit; . . .

Anno 1857.

Samstag 24. Januar . . . endlich Freitags „Soll und Haben" . . geendet; vortrefflicher Roman; ſpannendes Intereſſe d'un bout à l'autre; . . .

Sonntag 8. Februar . . . Thomas hic fuit, laudes tulit ingentes Budá missas über den Speranski-Artikel; multus Sermo de his et aliis in Civitate; denuo suspicior, praedicor, in ore omnium sum; . . .

Montag 17. Februar . . . mane die Todesanzeige des Grafen Oſtermann Tolſtoi aus Genf erhalten und ſogleich an die Frau v. Budé geſchrieben . . ; trübes Gemüth; trauriges Muſeum; . . .

Mittwoch 11. März . . . beim Eſſen in der Beilage zur A. Z. den Artikel Oſtermann-Tolſtoi in $6^{1}/_{2}$ Spalten primo loco ganz unverſtümmelt und auf *einmal* abgedruckt gefunden, aber mit einer beſchränkenden heftigen Verwahrung der Redaktion (ich hatte das Gefecht des Grafen bei Kulm aus Ueberſehen vom 30. Auguſt, ſtatt vom 29. Auguſt datirt) gegen meine Anſicht der Schlacht; . . .

Dienstag 4. Auguſt (Adelholzen)[2] . . . freundlich und gut aufgenommen und einquartirt; eine Menge Bekanntſchaften gemacht und erneuert; ubique bene notus; . . . entzündende Ausſicht vom Zimmerfenſter auf Wald, Thalmulden, Seefläche, Alpen und Gebirge; wundervolles Panorama von der Halde des Badehauſes in die Runde; reich an Waldſchatten, Buſchwerk, Bach und Quellen; . . .

Anno 1858.

Donnerstag 9. September . . . Das Oſtermann'ſche Legat pr. frcs. 10000 von den Erben anerkannt und mittels Rimeſſen zu 2500 Silber-Rubel dahier bei J. L. Schätzler zu erheben . . .

---

[1] H.-P. war am 23. November geſtorben.

[2] Bad Adelholzen bei Traunſtein in Ob. Baiern, wo F. eine mehrwöchentliche Kur gebraucht.

Anno 1859.

Freitag 21. Januar ... den Vormittag wieder ohne alle Arbeit vertändelt gemüthstraurig und niedergedrückt labentibus annis, emoriente ingenio, animi vigore penitus extincto; den Entwurf eines Teſtamentes angefangen; ...

Samstag 22. Januar ... den Teſtaments Entwurf im Laufe des Vormittags haud sine lachrymis zu Stande gebracht, sunt lachrymae rerum et mentem mortalia tangunt!

Donnerstag 10. März ... Die Antwort auf Graf Deſewffy's[1]) Diplom über meine Aufnahme in die Ungariſche Akademie concipirt.

Montag 6. Juni ... große Niederlage bei Magenta nach franzöſ. Berichten, unentſchiedener fortgeſetzter Kampf nach öſterreichiſchem Telegramm; Aufregung und Zorn über das unfähige Wiener Pfaffenregiment; aus lauter Verdruß wenig gegeſſen; ...

Dienstag 7. Juni ... große Neuigkeit über eine dreitägige blutige Schlacht bei Magenta u. den endlichen Sieg der Öſterreicher; die franzöſiſche Armee ſei über den Ticino zurückgeworfen; hoffentlich iſt alles ſo wie das Wiener Telegramm beſagt; freudig heim um 10 Uhr; ..

Donnerstag 9. Juni ... ohne Promenade in den Bockgarten ad familiares; Telegramm aus dem öſterr. Hauptquartier Belgiojoso geſteht den Verluſt der zweitägigen Schlacht (4. u. 5. Juni) bei Magenta redlich ein; Alles auf dem Rückzug gen Verona u. Mantua; ...

Freitag 10. Juni ... von Italien nichts Neues von Belang; intollerandae jubilationes per omnem Galliam; Britannorum contumeliae in Germanorum segnitiem atque amentiam; die deutſchen Blätter ſuchen le désastre omni modo zu verbergen und zu verſchönern; ...

Sonntag 26. Juni ... vor Midi im Bockgarten die fatale Nachricht einer völligen und zerſchmetternden Niederlage der Öſterreichiſchen Geſammtarmee bei Cavriana am rechten Mincio-Ufer gehört; horrender Verluſt an Menſchen, Fahnen und Material;[2])

---

[1]) Emil Graf Deſſewffy, Präſ. d. ungariſchen Akademie.

[2]) war nicht ſo ſchlimm! Aibling 20. Juli. (A. d. V.)

allgemeine Conſternation; vor Gram ohne Diner wieder heimgegangen; vergeblich zu ſchlafen verſucht; doch in Werthers Leiden fortgeleſen; . . .

Montag 27. Juni. . . . die Niederlage der Öſterreicher bei Cavarina[1]) ſtellt ſich heute etwas weniger desaſtrös heraus;

Sonntag 10. Juli (Bad Aibling b. Roſenheim) . . . heiter und vergnügt, weil in Folge des Waffenſtillſtandes in Italien[2]) der Kurs der öſterr. National Anleihe von $46^{3}/_{8}$ auf $56^{3}/_{4}$ in einem Sprung geſtiegen; die Details der Schlacht von Solferino im Laufe der letzten Woche umſtändlich in den Zeitungen.

Donnerstag 1. September (München) . . . M. S. C., Sorgen et florentin. Schwerſtein von Elpis Meläna[3]) erhalten; ſoll alles beſorgen, ſelbſt libraire éditeur;

Freitag 23. September . . . Brief an Elpis Melena tandem zuſtande gebracht; Gervinus Band IV.[4]) occupirt den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein; iſt über die Revolutionen von Neapel und Piemont von nachhaltigem Intereſſe u. die beſte Bußpredigt für Revolutionsmänner, ein Brevier, ein Manual, ein Koran; . . .

Samstag 15. Oktober . . . einen großen Theil der Arbeitszeit wird wieder am Pulte geſtanden und auf der Straße tapfer und aufrecht gegangen; . . .

Seit einiger Zeit geſteigertes Wohlbefinden; geſundes, rüſtiges, friſches Weſen in Gang, Haltung und Geſichtsfarbe; die fünfjährige Kachexie ſcheint vorüber und eine neue Periode zu beginnen.

Dienstag 29. November . . . viel im Herodian, dem eleganten Styliſten von Alexandria, geleſen und nachher ein Albaneſiſches Volkslied analyſirt cum facilitate; item rem Familiarem ausgerechnet in solatium senectutis! . . .

---

[1]) Schlacht bei Solferino am 24. Juni.

[2]) in Villafranca 7. Juli abgeſchloſſen.

[3]) Elpis Melena, Marie Eſperance von Schwartz, Garibaldis Begleiterin u. Freundin. Die Denkwürdigkeiten Garibaldis, um die es ſich wohl hier handelte, erſchienen 1861 in Hamburg in 2 Bänden.

[4]) G.s „Geſchichte des 19. Jahrhunderts ſeit den Wiener Verträgen“, 8 Bde., Leipzig 1855–66.

Anno 1860.

Mittwoch 18. Januar . . . Molière, Ariſtophanes viel Tag und Nacht, das Alter rückt mit Macht heran: die Hand zittert, das Gedächtnis ſchwindet, die Beine ganz lahm, auch der Appetit verliert ſich, omnia vergunt ad finem; . . .

Dienstag 31. Januar . . . Eliſabeth Charlotte, Drama von Paul Heyſe, Vormittag geleſen, Medicus hic fuit; Muſeum; um halb 9 Uhr Cubitum gegangen.

Hier wird die tägliche Aufſchreibung abgebrochen, die Hand zittert; das Gedächtnis ſchwindet, die Beine ſind quasi ganz lahm und das Gehirn hört auf zu phosphoreſciren; das Alter mit ſeinen Beſchwerden rückt mit Gewalt heran. Ich bin fere den ganzen Tag zu Hauſe u. meiſtens im Bette müde an Leib und Seele. Von Hauſe zum Eſſen, dann auf das Muſeum u. von dort wieder heim iſt ſeit Monaten die einzige Bewegung, die ich mit Hülfe des Stockes noch zu machen vermag langſam u. elend.

Alle Beſuche ſind vorläufig eingeſtellt, weil ich auch nicht mehr laut u. anhaltend reden kann und Stiegenſteigen beinahe unmöglich iſt.

Die geiſtige Arbeit langſam und ohne Schwung, ſelbſt das Leſen ernſter Bücher fatiguirt u. langweilt Leib und Geiſt.

Alles im ſpätern Alter Gelernte, z. B. das Türkiſche erliſcht zuſehends u. es iſt ein Glück daß ich die literariſchen Plänkeleien ſo viel als ganz geendet habe und kein Buch zu ſchreiben genöthigt bin.

Ich lebe und ende einſam und vergeſſen, weil alle meine Publikationen ohne Succes geblieben ſind. Trauriges Bekenntniß!

Jammervolles Geſchick!

Mittwoch 1. Auguſt . . . Ich bin in Ulm, redux aus dem Stahlbade Steben bei Naila an der Grenze von Reuß-Lobenſtein, reſtaurirt an Leib und Seele. Das Leben freut mich wieder, ich trete energiſch und ſicher auf, ſtehe und gehe ſtundenlag, habe auf der Heimreiſe 6 Tage in Würzburg, 4 Tage in Frankfurt a. M. zugebracht und denke eben ſo lange auch in Ulm zu bleiben.

Donnerstag 2. Auguſt . . . wieder in München eingetroffen, heiter und in der beſten Laune. . . . Vom 19. Juni bis 2. Auguſt ſind 45 Tage Abweſenheit von München. In Steben 21 Bäder und 26 Tage Aufenthalt. Auslagen (mit Geſchenken . . .) im Ganzen fl. 247. 11 kr. quod felix faustumque sit.

Freitag 3. Auguſt . . . Außer Zeitungen ſeit dem 18. Juni nichts mehr geleſen, – der Geiſt liegt brach auf Anrathen der Aerzte u. nach eigenem Inſtinkt, – vielleicht bis in den Oktober hinein, wo an die Redaktion der zerſtreuten Aufſätze zu denken iſt. Vorläufige Unterhandlung über deren Verlag bei Rutten und Löning in Frankfurt a. M.[1]) geſchehen. . . .

Sonntag 19. Auguſt . . . Ernſtliche Bedenken über den Erfolg meiner projektirten Sammlung. Wer ſoll jetzt noch dieſe alten Concepte leſen und kaufen? . . .

Donnerstag 23. Auguſt (am Starnberger See) . . . Caroline v. Günther, meine prétendue von 1823 casu auf dem Boot getroffen u. ample bei ihrem Bruder Carl beſucht und geſprochen. Abends mit dem Vapor wieder nach Ammerland zurück. . . .

Samstag 8. September . . . Muſeum ermüdet das Hirn, ſelbſt die claſſiſche Lectüre fängt an den Reiz zu verlieren und der Gleichgültigkeit den Platz zu überlaſſen. – Was und welche Lebensfreude bleibt mir noch übrig?

> Singula de nobis anni praedantur euntes:
> Eripuere jocos, venerem, convivia, ludum.

Das Concipiren täglich ſchwieriger, das Concept trockener, armſeliger, reizloſer. Nur die Freude der phyſiſchen Geſundheit empfinde ich noch.

Dienstag 11. September . . . Man bemerkt, daß ich au café mit großer Rückſichtsloſigkeit vom Imperator Fr. J.[2]) rede und mich verletzender Ausdrücke bediene. Wirſt du denn nicht mehr klug?

Samstag 10. November . . . Das Artikel-Verzeichnis mit

---

[1]) Nach F.s Tod hat ſein Freund Thomas dieſe Aufſätze in der von F. geplanten Form als „Geſammelte Werke" herausgegeben. Sie ſind bei Engelmann in Leipzig 1861 erſchienen.

[2]) Kaiſer Franz Joſef.

Juni 1860 endlich zu Ende gebracht. Vorerſt ſind im Ganzen 137 Aufſätze groß und klein eingetragen, wird aber noch eine tüchtige Anzahl auszumuſtern ſein.

Montag 10. Dezember ... Nach dem Verzeichnis zu urtheilen gibt in der Meinung des Verlegers[1]) die Summe der Geſammelten Aufſätze wenigſtens 50 Druckbogen in zwei Bänden. Heute Morgens das chronologiſche eingereichte Verzeichnis durch Röthelzahlen nach Stoff, Inhalt u. Zuſammengehörigkeit in fünf Claſſen eingetheilt. Item einige Stücke ganz geſtrichen. Die Sache ſcheint doch eine gewiſſe Form zu gewinnen. Item im Geiſte an dem Vorworte (biographiſch) componiert. ...

Anno 1861.

Montag 7. Januar ... voll Vergnügen über den nächtlichen Einfall die zerſtreuten Artikel unter dem Titel: „Neue Fragmente aus dem Orient mit einer Auswahl wiſſenſchaftlicher und politiſcher Aufſätze vom Jahre 1839 bis 1860," herauszugeben. Nur wundere ich mich erſt ſo ſpät auf dieſen Gedanken gekommen zu ſeyn. Die Sache hat jetzt Schwung und Sinn.

Samstag 12. Januar ... voll Gram und Sorgen über den nahen Ruin der öſterreichiſchen Finanzen, in denen ich fl. 21.600 ſtehen habe, den größten Teil meines erarbeiteten und mühevoll erſparten Vermögens.

Donnerstag 31. Januar ... „Wolken" des Ariſtophanes bis V. 1242 commode geleſen. Ueber die Ausgabe der Zerſtreuten Aufſätze varia gedacht, überlegt, gezweifelt, gehofft. Die Jahre vergehen u. ich habe in der Literatur eigentlich nichts geleiſtet, was meinen Namen auf die Nachwelt bringen könnte.

Sonntag 10. Februar ... tandem ... nach Durchleſung der beiden Artikel: „Konſtantinopel und ſeine Umgebungen" vom J. 1853 u. „Groß Kairo" vom J. 1851 die wahre Reihenfolge der „Geſammelten Aufſätze" gefunden. Dieſe beiden Artikel machen den Anfang gleich nach der biographiſchen Vorrede. Die Fortſetzung hat dann keine weiteren Schwierigkeiten, nur muß in den wenigen vom

---

[1]) Rutten u. Löning, an den F. das Verzeichnis am 25. Nov. expediert hatte.

Jahre 1841 aufgenommenen Correſpondenzen aus Konſtantinopel alles burſchikoſe, ausſchweifende, unelegante und wilde noch weiter temperirt u. geſichtet werden. Cette douceur familière, qu'on appelle Atticisme, fehlt dieſen Producten in einen Maße, das mich bei jeder Durchleſung unangenehm berührt.

Sonntag 3. März . . . Großer Verdruß über den nunc fere entſchiedenen Verkauf unſeres Hauſes und über die Notwendigkeit ungeſäumter Räumung der Wohnung. Der Schluß des Eiſenbahn-Artikels primo loco und unverkümmert1). Großer Skandal aller Freunde und Bekannten über die wahnſinnige escapade des Dr. Kolb über den Prolog des ebenbeſagten Artikels. . . . fere gar nicht geſchlafen aus lauter Sorgen und Bedenken, wo wir plötzlich u. unter, der Zeit eine paſſende Wohnung finden werden. Werde im ſchlimmſten Fall die Möbel irgend wo einſtellen und proviſoriſch nach Frankfurt, St. Gallen, Landshut uſw. ziehen.

Montag 4. März . . . Im wüthenden Kolb-Ausfall gegen den türkiſchen Eiſenbahn-Artikel wider den Rath meiner Freunde nichts zu thun beſchloſſen. Arbeit aber wird keine mehr für die Allgemeine Zeitung geliefert. Die Correſpondenz wurde im Juli 1839 mit dem Aufſatz „Aleppo" begonnen und am 2. März 1861 mit Hahn's Bericht über eine von Salonik nach Belgrad zu erbauende Eiſenbahn auf immer geſchloſſen. Hat nicht ganz 22 Jahre gedauert und im Ganzen . . . .2) an Honorar eingetragen.

Sonntag 10. März . . . die geſtern eingereichte Reclamation3) iſt im heutigen Morgenblatt der Süddeutſchen Zeitung als erſtes Inſerat ſchon erſchienen cum omnium laude atque gratulatione. Stein von der Bruſt! Vielleicht gibt es einen längeren Krieg gegen Dr. Kolb, quod felix faustumque sit. . . .

Dienstag 19. März . . . Die Duplik gegen Dr. Kolb iſt im geſtrigen Abendblatt der Süd-deutſchen Zeitung erſchienen, wird aber von den beſten Freunden u. Tiſchgenoſſen als unhöflich, beleidigend

---

1) „Ueber die Erbauung einer Eiſenbahn von Belgrad nach Salonik", Geſ. Werke 2. Bd. 491 ff.

2) Die Summe iſt nicht eingeſetzt.

3) gegen Dr. Kolb.

u. — grob verurtheilt, was mir Gram u. Gewiſſensbiſſe der herbſten Art verurſacht und ſelbſt den Appetit genommen hat. . . .

Sonntag Palmarum 24. März . . . den ganzen Vormittag mit den „Vier Wochen in Jeruſalem" verzehrt. Große Zweifel, große Bedenken! Das letzte Drittel des Artikels iſt von einem Raſenden componirt. Unzählige Dämpfungen angebracht, ganze Perioden geſtrichen, ja am Ende alles was Golgatha u. das Heilig-Grab betrifft abzutrennen u. als beſonderes Fragment aufzuſtellen gedacht. Große Unruhe den ganzen Tag. . . .

Donnerstag 4. April . . . Mac-Aulay1) u. Xenophon Vormittag, Abends und Nachts. Die Beine werden wieder wie von Blei, wäre Zeit in das Stahlbad zu gehen. Hut, Cravate u. Uhrband gekauft; . . .

Sonntag 14. April . . . Die Allgem. Zeitung ſucht einzulenken, ſchon durch drei Geſandſchaften: ich möchte nicht austreten, möchte wieder ſchreiben, man erkenne, daß Kolb Unrecht habe. . . .

Dienstag 16. April . . . . Das Haus nicht verlaſſen und erſt Abends etwas gegeſſen . . . Geleſen auch nicht eine Zeile und item nicht ohne Sorge über die immer wiederkehrenden Anfälle, Wallungen, Appetitloſigkeiten, Arbeitsekel.

Mittwoch 17. April . . . Promenade in die Neue Straſſe mit großer Mühe; eine baumwollene Jacke gekauft und vor Erſchöpfung heimgefahren in das herrliche, wonnevolle, abendlich ſonnenhelle Zimmer, das ich im Herbſt verlaſſen muß. . . .

Donnerstag 18. April . . . Die Lebensfreude will wieder erwachen mit Appetit und Procacität. Doch die Beine bei etwas längerer Anſtrengung noch bleiern.

Samstag 20. April . . . Von 6 Uhr früh bis 1 Uhr Nachmittag an der Reviſion der Aufſätze gearbeitet cum vigore und die „Kritiſchen Verſuche" d. i. die Abtheilung III ganz zum Schluß gebracht. . . . Bei Tiſch nach der Suppe von einer heftigen Ueblichkeit, Gluthitze, Andrang des Blutes zum Kopf plötzlich überfallen und ſubito in einer Droſchke heimgefahren, ins Bett gegangen; Abends aufgeſtanden u. auf das Leſen der Allgem. Zeitung hin einen zweiten

---

1) Th. B. Macaulay „History of England."

Anfall erlitten u. ohne alle Nahrung vor 7 Uhr denuo cubitum gegangen.

Sonntag 21. April. Herrliche Zeit, keine Wolke, Thermometer um 6 Uhr früh quasi unter Null wie geſtern, aber doch kein Reif. Vergnügt aufgeſtanden u. mit gutem Appetit Kafé getrunken, doch nur Ein Milchbrötchen verzehrt; gen Mittag wieder etwas unwohl u. ſtatt zum Eſſen in das Bett gegangen; nach drei Uhr angekleidet, Beſuch empfangen u. eine kleine Promenade zur Eiſenbahn gemacht; ganz erſchöpft heim u. Abends vor 7 Uhr eine zweite Ohnmacht zum Umſinken u. mit kurzer Bewußtloſigkeit; nach einer kräftigen Fleiſch-Suppe wieder alles gut, doch im Bett geblieben und quasi die ganze Nacht gut u. kräftig geſchlafen. Die Ohnmachten kommen jedesmal nach einem Studium oder auch unmittelbar auf das auch nur flüchtige Leſen eines Buches, beſonders der Allgemeinen Zeitung. Bin zum abſoluten Nichtsthun verdammt. Item Kopiſt hat scripta gebracht u. anderes geholt.

Montag 22. April, fahle Sonne

Hier bricht das Tagebuch ab. F. erholte ſich noch einmal ſo weit daß er den Abend des 25. im Kreis ſeiner Freunde verbringen konnte. Am Morgen darauf — am 26. April 1861 — fand man ihn todt im Bett. Er war an einer Herzerweiterung geſtorben.

Dieſes Werk wurde im Auftrag von Georg Müller in München
in einer Auflage von 1600 Exemplaren in der Druckerei von
Mänicke und Jahn in Rudolſtadt hergeſtellt. Außerdem wurden 50
Exemplare auf van Gelder Bütten abgezogen und in der Preſſe numeriert.

GESCHICHTE
DES
KAISERTHUMS
VON
TRAPEZUNT,

VERFASSET

VON

JAC. PH. FALLMERAYER,
PROF. DER ALLGEMEINEN GESCHICHTE AM K. B. LYCEUM ZU LANDSHUT.

EINE VON DER KOENIGL. DÆNISCHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN ZU KOPENHAGEN MIT AUSZEICHNUNG GEKRŒNTE PREISSCHRIFT.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

MÜNCHEN, 1827.
VERLAG VON ANTON WEBER.
GEDRUCKT BEI DR. CARL WOLF.

Facta canam, sed erunt qui me finxisse loquantur.

Ovid.

VORREDE.

Die Geschichte des trapezuntischen Kaiserthums, welche ich hiemit dem Publicum übergebe, schildert nicht unmittelbar eine weltumkehrende Katastrophe; zeichnet auch nicht einen jener Riesen-Charactere der Vergangenheit, die durch Kraft im Guten oder Bösen das Schicksal des menschlichen Geschlechtes auf Jahrhunderte entschieden haben. Sie führet den Leser hin zu dem verfallenen Palaste der alten griechischen Herrlichkeit; zeigt ihm die zerstörten Thore, die verödeten Prunksäle, die niedergestürzten Säulengänge, die aufgewühlten Grundfesten, und die ehemaligen stolzen Bewohner, wie sie zaghaft im äussersten Winkel des Gebäudes zusammengedrängt, gegen die Angriffe wilder Feinde ihren letzten Zufluchtsort vertheidigen; wie sie die Hände nach Hülfe ausstrecken, aber — verlassen von göttlichem und menschlichem Erbarmen endlich unter den Ruinen verschwinden.

Ihr Character ist tragisch, wie die ganze Geschichte des hellenischen Stammes. Sie ziehet den letzten Faden im grossen Gewebe des Unglückes, welches nach einer kurzen Lichtperiode dieses Volk umsponnen hat, und bis auf den heutigen Tag gefangen hält. Mit gleicher Wuth, wie durch geheimen Instinct getrieben, eilten Könige und auswärtige Nationen diese geist- und lichtvoll organisirte Section des menschlichen Geschlechtes zu demüthigen und zu unterdrücken. Die Könige wollten die Schmach rächen, welche in alten Zeiten aus den griechischen Republiken über die Throne gekommen ist; die Nationen aber die Geistes-Ueberlegenheit bestrafen, welche die Natur den Bewohnern Griechenlands vor den Völkern der übrigen Zonen als Erbtheil überlassen zu haben schien. Und nicht eher als bis dieses Land, herabgedrückt auf die tiefste Stufe der Erniedrigung, mit fremden Kolonieen auch fremde Sitten, Redeweise und Laster in seinem Schoose aufgenommen hatte, und zu seiner Demüthigung nichts mehr hinzugefügt werden konnte, verzieh man ihm seine alte Grösse. Das Mitleid begann erst von dem Augenblicke, wo selbst der Stoff zum Hasse und zur Verfolgung verschwunden war. So unduldsam ist die menschliche Natur gegen fremde

Vorzüge; und so gefährlich ist es, selbst im Guten das Gesetz der moralischen Gleichheit zu verletzen.

Wenn es nicht aus dem Gange der Weltereignisse überhaupt schon erwiesen wäre, dass das menschliche Geschlecht nach den ewig unwandelbaren, von der Gottheit ausgeflossenen Gesetzen der Nothwendigkeit regiert wird, und dass ein schwaches, uneiniges und zaghaftes, dabei aber kirchlich frommes Volk seiner Religiosität ungeachtet, im Kampfe mit einem starken und herzhaften, dabei aber ruchlosen Feinde doch unterliegen wird, einzig weil Stärke über Schwäche, Einigkeit über Zwietracht, und Tapferkeit über Feigheit nach den Gesetzen der Natur triumphiren muss: so würde die Katastrophe der Griechen von Trapezunt die Wahrheit dieser Behauptung mit unwiderleglichen Gründen bekräftigen. Und jener berühmte Athenäer, so sonderbar es auch klingen mag, scheint nicht Unrecht zu haben, wenn er der Meinung ist: es sey völlig gleich, ob man die Götter ehre oder nicht, wenn man sich vor ihren Altären aus keinem edleren Antriebe niederwirft, als um Ausnahmsgesetze gegen den unabänderlichen Lauf der Natur zu erflehen.

Wenn durch Unterjochung der weltlichen Macht durch Priester und Kirche die wahre Freiheit der Völker und ihre politische Glückseligkeit ausschliesslich begründet werden könnte, wie es einige sagen: so hätte die griechische Nation fürwahr zu keiner anderen Zeit dem Andrange der Muhammedaner des Morgenlandes unbezwingbarere Bollwerke entgegenzustellen gehabt, als in den vier letzten Jahrhunderten ihres politischen Daseyns. Der Sieg der Kirche war vollendet, göttliche und menschliche Rechte untereinandergemenget, und kein anderer Gedanke schien die Gemüther der Bewohner von Konstantinopel und Trapezunt zu erfüllen, als ihrem National-Dogma über den Ausgang des heiligen Geistes den Sieg in der christlichen Welt zu gewinnen, und endlich die einzig wahre Weise und das rechte Maass zu finden, wie man die Gottheit kirchlich ehren soll. Und doch fiel Griechenland gerade zur Zeit des höchsten Triumphes der Priestermacht in die Knechtschaft eines Volkes, welches man lange als die Antipoden der Kultur und des Lichtes anzusehen, und gemeiniglich sogar Feinde des menschlichen Geschlechtes zu nennen gewohnt war.

Wer nicht mit Rousseau annimmt, stupide Barbarei sey der vollkommenste Zustand der Menschheit; oder nicht mit vielen Neueren den Grundsatz vertheidiget, Heranbildung zur politischen und geistigen Freiheit führe zum Aufstande gegen göttliche und menschliche Autorität; und ascetisch zu werden an Denk- und Handelsweise sey die letzte Aufgabe der Nationen: der muss eingestehen, der schmähliche Fall der Griechen sey ein Wink, durch welchen der Urheber der Natur die Sterblichen belehren wollte, dass es eine Thorheit sey, mit Vernachlässigung oder Verachtung irdischer Anstalten die Menschen gleichsam zu entsinnlichen, und in die Träumereien einer metaphysischen Glückseligkeit zu versenken, ohne dabei die Hoffnung zu verlieren, dem Drucke irdischer Uebermacht zur Zeit der Prüfung und Gefahr Widerstand leisten zu können. In dem christlichen Griechenlande wurde nicht, wie im Occident, die geistliche Macht *weltlich*; sondern die weltliche *geistlich*. Und das Tugend-Ideal, welches sie nach dieser unnatürlichen Verwandlung, der Nation als Ziel ihres Strebens hinstellte, war gegen die ursprüngliche Anlage und Natur des menschlichen Geschlechtes.

Wie ein fressender Wurm haben jene theologisch-ascetischen Einrichtungen, zu welchen alle, durch schlechte Gesetzgebung und durch langen Druck weltlicher Despoten erniedrigte Völker zuletzt nothwendig hingetrieben werden, die Grundfesten der griechischen Staaten untergraben. Griechenland war ein weites Mönchskloster, dessen Bewohner die Natur des Freundes und des Kriegers, des Bürgers und des Menschen ausziehen mussten, um nach der ihnen auferlegten Weise gerecht zu seyn. Hierin liegt das Geheimniss der Siege des Halbmondes über die morgenländische Christenheit. Der Grieche hatte die Waffenkünste völlig vergessen; und einen zitternden, aber auf wunderbare Rettung hoffenden Feigling fand der brutale Türke, als er mit gezücktem Schwerte das Erbtheil der Paläologen und Comnenen verlangte. So sehr hatten sich im Laufe der Zeit die Dinge verändert, dass die Enkel eben jener Männer, die einst bei Platäa und Salamin gleichsam für die Freiheit des menschlichen Geschlechtes gestritten haben, sich durch Berührung der Waffen zu verunreinigen glaubten, und kirchliche Licenzen begehren mussten, um das Vaterland gegen Barbaren vertheidigen zu dürfen.

Wenn es unmöglich ist, eine solche Ausartung zu verhindern, dem Geiste und den Kräften der Nationen durch weise Gesetzgebung gleichsam ewige Dauer zu schaffen, und der Zukunft selbst durch kluge Vorsicht ihre Richtung vorzuzeichnen: so rede man nicht mehr von göttergleicher Weisheit der Gesetzgeber und von vorgeblicher Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, und verschliesse nicht länger das Auge vor der erbärmlichen Schwäche und Nichtigkeit der irdischen Dinge. Sind aber die Völker durch ihre eigene Thorheit, und durch das verkehrte Treiben ihrer Führer in den Staub gesunken, so ist es jetzt an der Zeit, die Altäre der falschen Götzen zu verlassen, und auf dem Pfade der Aufrichtigkeit und der Klarheit zu wandeln. Die Welt ist alt genug, und die

Erfahrungen aus der Vergangenheit, die doch immer die beste Lehrmeisterin der Sterblichen bleibt, sind in hinlänglicher Mannigfaltigkeit und Anzahl vorhanden, um dauerhaft auszuscheiden das Gute vom Bösen, das Wahre vom Falschen, das Rechte vom Verkehrten.

Grundsätze dieser Art unter den gegenwärtigen Umständen öffentlich aufzustellen, mag blöden Gemüthern vielleicht ärgerlich; Parteimännern sogar ruchlos; vielen Mässigen aber desswegen unnütze scheinen, weil der Einzelne weder Recht noch Macht, noch auch Einsicht genug besitzen könne, um den Schwerpunkt für die Bewegung der menschlichen Dinge einzusenken und gleichsam vorzuschreiben, wie man die Staaten einrichten und verwalten soll. Dem Verfasser, welcher der Meinung dieser gemässigten Männer ganz ergeben ist, schien es aber doch unschicklich und mangelhaft, die in Vergessenheit und Nacht des Mittelalters vergrabenen Geschichten des trapezuntischen Volkes durch lange Mühen an das Tageslicht zu fördern, ohne die Grundsätze anzudeuten, nach welchen er die Untersuchung geführt, und ohne auf die Resultate hinzuweisen, die sich seiner Meinung nach aus den Schicksalen desselben zur Läuterung politischer Ideen im Allgemeinen sammeln lassen.

Fürwahr, wäre es nicht ein höchst unbedeutender Gewinn, zu erfahren, wer nach Alexis I. zu Trapezunt den

Thron bestiegen, was sich im Innern des kaiserlichen Palastes zugetragen; welche Lebens-Bequemlichkeiten und Spiele man in jenem Lande gehabt, wo man Siege erfochten, wo Niederlagen erlitten, und welche Thorheiten man begangen habe? Dieses alles mag zwar seinen Werth haben und mit zur Sache gehören; kann aber für denjenigen nicht das Wichtigste seyn, der die Aufgabe der Geschichte höher stellet als die Pflichten einer dürren Zeitbeschreibung. Oder fehlet es uns etwa in den Ländern des Occidentes so sehr an langen Registern von Königen und Dynasten, an Schlacht-Gemälden und an Bildern des Elends, der Ungerechtigkeiten und des Wahnsinnes, dass wir nöthig hätten, den verwitterten Schutt unbekannter Reiche am Kaukasus aufzuwühlen, um mit der Fackel der Geschichte die Namen einiger Kronenträger zu beleuchten, die *aevum non actis implent, sed segnibus annis.*

Eine ganz natürliche Erscheinung ist es übrigens, dass die weltliche Macht der Priester in dem Grade wächst, in welchem die Sitten und die Kultur der Völker verwildern, und dass folglich die tiefste Erniedrigung des menschlichen Geschlechtes jedes Mal der Höhepunkt geistlicher Allmacht sey. Die Staaten wie die Individuen streben nach ewiger Dauer, nach unvergänglicher Macht. Und wenn sich durch Schlechtigkeit der Gesetzgebung und Verderbtheit der Verwaltung die Keime des Todes entwickeln;

wenn die Kräfte dahinschwinden; wenn die Auflösung herannahet; mit einem Worte, wenn das Schwert aus dem entnervten Arme fällt: dann entfaltet sich das Panier der Kirche, um durch geheimnissvolle Schrecken der Religion gänzliche Vernichtung und Wiederkehr in's Chaos zu verhüten. Das heidnische Rom, sagt man, hat die Welt erobert, entvölkert, geplündert, entsittlicht, und dann den Armen der christlichen Kirche überliefert, damit der modernde Leichnam im Schoose der Finsterniss sich neu gebäre und durch Zuthat barbarischer Wildheit und Kraft verwandelt und verjüngt, wieder an's Licht träte.

Wenn wir in den Geschichten des trapezuntischen Volkes die letzte Wirkung der vielgepriesenen Weltherrschaft Roms darstellen; wenn wir zum Theil den Schleier lüften, der bis auf den heutigen Tag die altberühmten Gegenden des Phasisstromes und der kaukasischen Gebirgswelt bedecket; wenn wir die Menschen schildern, wie sie sind: träge und doch begierig nach Genuss, schwach und ungerecht, allenthalben der Weisheit die Thorheit, dem Rechten das Verkehrte vorziehend, und der Sucht nach Herrschaft und Macht alles zum Opfer bringend; wenn wir zeigen, dass das wenige Gute, welches man in der Welt hie und da findet, selten mit gutem Willen der Machthaber entstand, gewöhnlich aber durch die Gewalt der Umstände und mittels furchtbarer Greuelscenen sich unter den Völkern befestiget habe; und dass die Menschen dem Schlechten, wenn es vortheilhaft ist, und der Ungerechtigkeit, wenn sie mit Gewinn lohnet, niemals freiwillig entsagen, und überhaupt nur mit der Unmöglichkeit es zu thun, das Böse verlassen: so sage Niemand, wir haben aus der Geschichte einen Roman gemacht, aus factiöser Verblendung absichtlich die Wahrheit entstellet, und die historische Literatur mit einem unnützen Zuwachse belästiget.

Wenn zum Schlusse noch besonders angemerkt wird, dass die Nachrichten über die vorzüglichsten Wendepunkte der Geschichte von Trapezunt neben vielen seltenen Büchern hauptsächlich aus mehreren noch ungedruckten griechischen, türkischen und persischen Handschriften der Bibliotheken von Paris, Wien und Venedig geflossen sind: geschieht es nur, um die freundliche und gelehrte Unterstützung, welche ihm mehrere sehr achtbare Männer geleistet haben, öffentlich und dankbar anzuerkennen. Unter den einheimischen Beförderern dieser Schrift werde hier vor Allen rühmlichst genannt der vortreffliche und gelehrte *Hr. Dr. Harter*, Vorsteher der reichen und kostbaren Bibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität zu München. In Paris hatte Herr *K. B. Hase*, Ritter des rothen Adler-Ordens und Mitglied der französischen Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften etc. die

Güte, mit grosser Aufopferung von Zeit und Mühe die zahlreichen griechischen Manuscripte der königlich französischen Bibliothek zu durchsuchen; alles, was über Trapezunt Licht verbreiten konnte, anzumerken, und eine Reisebeschreibung des konstantinopolitanischen Nomophylax *Eugenicus* nach Trapezunt, mit diplomatischer Genauigkeit zu copiren und neben vielen anderen nützlichen Produkten dem Verfasser zu übersenden. Durch Herrn *von Sacy* erhielt er alle, in die Geschichte von Trapezunt einschlägige Original - Texte des Geschichtschreibers *Scherefeddin Ali* aus Jesd in Persien. Mit gleicher Zuvorkommenheit wurden ihm durch *Herrn von Kopidar* die reiche Sammlung orientalischer Manuscripte zu Wien, und durch *Herrn Abbate Bettio*, den wegen seiner Humanität gegen Fremdlinge in allen Ländern diesseits der Alpen mit Recht gepriesenen Bibliothekar von S. Marco in Venedig, die noch grossen Theils undurchforschten griechischen Handschriften des Cardinales Bessarion und des Senators Recanati zu unbeschränktem Gebrauche überlassen.

Unter diesen letzteren war der Verfasser so glücklich, die Chronik des trapezuntischen Geheimschreibers *Michael Panaretos* aufzufinden, in welcher man Nachweisungen über Namen, Alter, Regierungszeit, Familien-Verhältnisse und Palast - Revolutionen, so wie hie und da über einzelne Kriegsthaten der Kaiser von Trapezunt, vom Jahre

1204 bis auf das Jahr 1350 kurz und ohne innere Verbindung; reichhaltiger aber und besser geordnet von da bis 1382, dem 32. Regierungs-Jahre Alexis des Dritten, mit genauen genealogischen und chronologischen Bestimmungen finden kann. Nekrologische Zusätze bis zur Vermählung des letzten trapezuntischen Kaisers *David* mit einer Prinzessin der griechischen Dynastie Theodoro auf der Halbinsel Taurien wurden von einer unbekannten spätern Hand beigefügt; sind aber in der Handschrift von S. Marco nach dem Jahre 1427 durch eine bedeutende Lücke unterbrochen. Dessen ungeachtet verdankt es der Verfasser vorzüglich dieser glücklichen Entdeckung, dass er eine in allen ihren Theilen zusammenhängende Geschichte über ein griechisches Reich verfassen konnte, über welches bisher nichts Gründliches und Wahres aufgestellt werden konnte. Zwar hat Du-Cange in seinem berühmten Werke über die *Byzantinischen Kaiser-Familien* die Namen einiger trapezuntischen Imperatoren an's Licht gebracht, aber zugleich die Ueberzeugung ausgesprochen, dass ein undurchdringliches Dunkel die Schicksale der Comnenen verdeckt. Eben so thut Gibbon in seinem herrlichen Gemälde über den Fall der römischen Welt Erwähnung von Trapezunt; aber nur um einzugestehen, dass man die Hoffnung aufgeben müsse, die Finsterniss, welche jene Weltgegend einhüllet, jemals zu zerstreuen.

Was der im Jahre 1811 in Paris verstorbene Dragoner-Capitaine Demetrius Comnenus, in einem Briefe an Herrn Koch über Grösse und Genealogie des comnen'schen Hauses aufstellen liess, um zu beweisen, dass er der letzte legitime Sprosse der alten Beherrscher von Trapezunt sey, ist eitle Erdichtung. Folglich darf der Verfasser auf das Verdienst Anspruch machen, ohne Vorgänger, ohne Wegweiser, ohne Leitstern zuerst eine kritische und dokumentirte Geschichte des trapezuntischen Kaiserthums geschrieben, und eben dadurch den wahren Zeitpunkt bestimmt zu haben, in welchem die berühmte Nation der Hellenen aus der Reihe der Völker verschwunden und in das Dunkel einer vierthalbhundertjährigen Nacht hinabgesunken ist.

Landshut im September 1827.

Der Verfasser.

INHALTS-ANZEIGE.

Seite

VORREDE. III

EINLEITUNG.

Trapezunt vor der Gründung des Kaiserthums.

KAPITEL I. Alterthum und Schicksale der Stadt Trapezunt von den ältesten Zeiten bis zur Eroberung Anatoliens durch die seldschukischen Türken 1

KAP. II. Einfälle der Seldschuken und Georgier. — Die byzantinischen Statthalter streben nach Unabhängigkeit . 16

KAP. III. Bündniss der Trapezuntier mit den kolchischen Völkerschaften gegen die Königin Thamar von Georgien . 23

KAP. IV. Revolution zu Konstantinopel, Sturz und Auswanderung der comnen'schen Kaiser-Dynastie nach Kolchis 28

ERSTES BUCH.

Von der Gründung des trapezuntischen Kaiserthums durch Alexis I. bis zum Ausbruche der Revolution nach dem Tode des Kaisers Basilius; oder Periode des Uebergewichtes der kaiserlichen Macht der Gross-Comnenen über die hohe Lehen-Aristokratie von Alt-Trapezunt.

KAPITEL I. Alexis Comnenus erobert Trapezunt nebst einem grossen Theile der Südküstenländer des Pontus Euxinus . . 41

Seite

KAP. II. Zustand der um Trapezunt liegenden Länder. Kampf gegen Nicäa, Georgien und Ikonium 49

KAP. III. Historischer Beweis, dass Alexis Comnenus I. den Titel „Kaiser,“ „*Βασιλεύς*,“ geführt habe 63

KAP. IV. Der trapezuntische Feldherr David im Bunde mit Heinrich, Kaiser von Konstantinopel. David's Niederlagen, Verlurst von Heraklea und Amastris. 84

KAP. V. Sinope geht an die seldschukischen Türken verloren. Tod Alexis I. 92

KAP. VI. Ueber die Nachfolger Alexis I. Trapezunt von Ikonium gefährdet. Bündniss der Trapezuntier mit Dschelaleddin. Schlacht bei Chalat. 101

KAP. VII. Die Gross-Comnenen Andronicus I. und Johannes I. werden genöthiget in den ikonischen Staatenbund zu treten. Kolchis trennet sich von Trapezunt. Fall des Sultanats von Ikonium. Schlacht von Kusadac . . 109

KAP. VIII. Manuel's des Streitbaren Staatsklugheit und Familien-Verhältnisse 125

KAP. IX. Andronicus II. Georgius I. Kara-Tataren an den Grenzen des Reiches 133

KAP. X. Wiedererneuerung der politischen Verhältnisse zwischen Trapezunt und Konstantinopel durch Johannes II. . 135

KAP. XI. Eudocia von Konstantinopel wird Kaiserin von Trapezunt. 145

KAP. XII. Politischer Zustand des Reiches unter Johannes II. Innere Unruhen. Der Distrikt von Chalybia geht an die Turkmanen verloren 152

KAP. XIII. Alexis II. besteigt den Thron. J. 1297. Kampf gegen Turkmanen und Genueser 158

KAP. XIV. Andronicus III. Manuel II. Innerer Zustand des Reichs. Die Factionen der Scholarier und Mesochaldier. Ursprung derselben. 167

Seite

KAP. XV. Basilius I. von 1333—1340. — Gährungen im Innern des trapezuntischen Reiches. 173

ZWEITES BUCH.

Von dem Ausbruche der Revolution nach dem Tode des Kaisers Basilius bis zum Untergange des Reiches unter David I.; oder Periode des Uebergewichts der hohen Aristokratie von Trapezunt über die kaiserliche Macht der Gross-Comnenen.

KAPITEL I. Irene die Byzantinerin; Anna I., Johannes III. und Michael I. aus dem Hause der Comnenen besteigen nacheinander im Gewühle der Parteien den kaiserlichen Thron. Heftiger Kampf gegen innere und äussere Feinde. Einäscherung der Hauptstadt. Pest. J. 1340—1344. . 180

KAP. II. Johann Alexis's III. Schwäche und Frömmigkeit. Fehde mit Megollo Lercari von Genua 192

KAP. III. Umwälzungen im Inneren von Anatolien. Turkmanen setzen sich auf der trapezuntischen Seeküste fest. Alexis's Familien-Verbindungen und letzte Schicksale . 203

KAP. IV. Manuel III. — Bajazet und Timur-Chan nähern sich den Grenzen des trapezuntischen Reiches 213

KAP. V. Manuel unterwirft sich den Mongolen. J. 1402. . . 222

KAP. VI. Blick auf den innern Zustand des Reichs unter Manuel III. 234

KAP. VII. Alexis IV., Palastrevolution. — Dschehan-Schah und Amurad ängstigen Trapezunt. J. 1412—1447 . . 245

KAP. VIII. Kalo-Johannes IV. — Krieg gegen Zyches und gegen Muhammed II. — Anfang der trapezuntisch-turkmanischen Coalition gegen die Türken 251

Seite
KAP. IX. David I. — Muhammed II. zerstört das trapezuntische Reich. J. 1458—1462 262
KAP. X. Schicksal der Ueberwundenen 280

DRITTES BUCH.

Bemerkungen über Landes-Beschaffenheit, Bewohner, Cultur und kirchliche Verhältnisse des trapezuntischen Reichs.

KAPITEL I. Von den Provinzen und der Hauptstadt 286
KAP. II. Sitten, Lebensweise, Handel, Gelehrsamkeit und Kriegsmacht der Trapezuntier 313
KAP. III. Die trapezuntische Kirche 339

GESCHICHTE
DES
TRAPEZUNTISCHEN KAISERTHUMS.

EINLEITUNG.
Trapezunt vor der Gründung des Kaiserthums.

ERSTES KAPITEL.
Alterthum und Schicksale der Stadt Trapezunt von den ältesten Zeiten bis zur Eroberung Anatoliens durch die seldschukischen Türken.

Dass von den Gegenden der kaukasischen Landenge in vorgeschichtlichen Zeiten Pflanzvölker, theils erobernd, theils bildend in die ciseuxinischen Länder am Hämus, Olympus und Mänalus gekommen seyen, wird in unsern Tagen wohl nur etwa von denjenigen Geschichtschreibern noch verneint, die, um ängstliches Aneinanderreihen von Thatsachen bekümmert, das Prinzip nicht ahnen, welches allen den abwechselnden Phasen der menschlichen Gesellschaft zu Grunde liegt, nämlich den unvertilgbaren Trieb durch beständiges Fortrücken der Völker, und beständiges Umwandeln der Dinge ein Gleichgewicht der Civilisation auf dem Erdboden zu erschaffen.

Eine innere Nothwendigkeit, ein unwiderstehliches Gesetz treibt den civilisirteren Menschen aus seinem väterlichen Boden in die unbekannten Länder hinaus, um sie bald erobernd und verheerend, bald belehrend und bildend zu zwingen, an seinen Vorzügen Theil zu nehmen. Die Gesittung ist ihrer Natur nach erobernd, sie vernichtet was ihr entgegenstrebt und kann nicht eher zur Ruhe gelangen, als bis alle mit ihr im Gegensatz stehende Elemente auf dem Erdboden verschlungen sind.

Dieses Vorhandenseyn eines Migrationsgesetzes im menschlichen Geschlechte, vermittels welches sich Cultur und Gesittung über die ganze Oberfläche des Erdbodens verbreiten soll, ist so nothwendig, so unläugbar, als die physische Bewegung des Erdballs und die Circulation des Blutes im menschlichen Körper.

Der Punkt aber, von welchem diese Bewegung ausgegangen, und die Zeit, in welcher sie begonnen hat, ist gleichmässig aus der Erinnerung der Menschen verschwunden. Es ist diess jenes verlorne Paradies, dessen Sehnsucht alle Gemüther erfüllt, und dessen Stelle sich der Reihe nach fast alle Völker der Erde zugeeignet haben. Auf den Flächen am Euphrat und Tigris, auf den Auen von Caschmir, auf den Höhen Mittelasiens, in den Thälern des Kaukasus, auf den unermesslichen Ebenen am Parana, und in den unbekannten Regionen des innern Afrika wird abwechselnd, nach den Eingebungen der menschlichen Eitelkeit oder uralter Traditionen der Punkt gesucht, auf welchem Gesittung zuerst ihren Hebel angesetzt hat, um die Erde zu bewegen. Es liegt ausserhalb der Grenzen der gegenwärtigen Untersuchung, den Werth oder Unwerth dieser Sagen zu würdigen, und wir begnügen uns mit der Behauptung, dass für die westlichen Länder die rohen Anfänge der Cultur aus dem Morgenlande gekommen, und der Kaukasus das Thor ist, durch welches sie nach Europa eingedrungen sind.

Das älteste Griechenland und die ältesten griechischen (ich sage nicht hellenischen) Städte sind daher nicht im Peloponnes, nicht in Attica oder Doris, sondern in den Thälern des Kaukasus und an den Ostküsten des Pontus Euxinus zu suchen, so wie man dort auch die Namen Aethiopia, Europa, Libya und die meisten Benennungen der Flüsse und Landstrecken des nachherigen europäischen Griechenlands zuerst entdecken kann. *) Hier war *Trapezus* am Meeres-Ufer eine der frühesten Anlagen des alten pelasgischen Griechenvolkes, und Eugenicus der Byzantiner und Bessarion der Trapezuntier sagen eine grosse Wahrheit, wenn sie dieselbe die älteste und berühmteste Stadt des Orients (im Sinne der Griechen) nennen. **)

Den Zeitpunkt ihrer ersten Gründung chronologisch zu bestimmen ist eine Unmöglichkeit. Er fällt weit über den Kreis der urkundlich bekannten Geschichte in das Gebiet der Sagenwelt hinüber, wo Sumpf und Finsterwald die Oberfläche des öden, von Wilden kümmerlich bewohnten Europa bedeckte, und die Thäler des kaukasischen Isthmus der westlichste Kulturpunkt des menschlichen Geschlechts, der Occident desselben heissen konnten, dessen kleine Staaten in der Folge den Ueberfluss ihrer Bevölkerung in die leeren und unbekannten Gegenden abendwärts entluden. Dass diese Einwanderer häufig mit ihren Sitten zugleich die Benennung von Stadt, Fluss, Gebirg und Gegend aus der verlassenen Heimath in die neuen Wohnsitze übertrugen, liegt schon in der Natur einer Uebersiedelung in fremde Erdstriche, und wird auch dadurch noch beurkundet, dass man Städte- und Ländernamen, die ursprünglich am Kaukasus erscheinen, längs der ganzen Bergkette vom schwarzen Meere bis zur Südspitze des Peloponnesus auf der einen, und bis zu den Säulen des Herkules auf der andern Seite wieder finden kann.

---

*) Vide Kanngiesser, Alterthums-Wissenschaft. Thl. II. p. 161. ff.

**) *Τραπεζοῦς ἡ πόλις, πόλις ἀρχαιοτάτη καὶ τῶνγε ἐν τῇ ἑώᾳ πασῶν ἀρίστη.* Eugen. Mss. Fol. 179. recto der k. f. Pariser-Bibliothek..
Πρεσβυτάτης εἴπερ ἄλλη τις ὑπαρχούσης. Bess. Mss. Ven. p. 133. recto.

Dass Alt-Trapezus gleich seinen Nachbarstaaten Pflanzvölker ausgeschickt habe, bezeugt die alte Geschichte hinlänglich, wenn sie ein zweites Trapezus (Stadt und) Gebirg, als Zwischenkolonie auf den Höhen des taurischen Chersonesus, ein drittes in Arkadien, wo nebst der Stadt Trapezus sogar eine ganze Landschaft Trapezuntia erscheint, und ein viertes am alt-erythräischen Meere in der Nähe des Hellespont erbauen lässt. Allein alle diese Tochterstaaten sind längst wieder von der Erde verschwunden, während die Mutterstadt durch alle Stürme, die im Laufe von vierthalbtausend Jahren den Orient erschütterten, Daseyn und Namen bis auf den heutigen Tag gerettet hat. *)

Die ersten Bewohner des arkadischen Trapezus waren unbezweifelt eine aus der kolchischen Stadt gleiches Namens ausgezogene Colonie, welche die Erinnerung und die Anhänglichkeit an ihre Heimath bis zum Untergange ihres neuen Vaterlandes auf eine bewunderungswürdige Weise erhalten hat. Als nämlich der thebanische Feldherr Epaminondas, um die Macht der Spartaner im Peloponnesus zu brechen, die Arkadier zur Annahme eines neuen politischen Systems beredete, und durch Vereinigung der zerstreuten Stämme dieses Alpen-Volks in der neuzuerbauenden Megalopolis gleichsam ein Anti-Sparta begründen wollte; mussten die Bewoh-

---

*) Freilich mag die Behauptung, dass die Bewohner aller dieser benannten kleineren trapezuntischen Staaten der Vorzeit, von Alt-Trapezus im Pontus ausgegangen, und längs der nordeuxinischen Bergkette nach Griechenland und dem Hellespont fortgewandert seyen, für viele ungereimt und grundlos erscheinen; auch würde es bei der Dürftigkeit der alten Nachrichten schwer fallen, solche Beweise aufzubringen, welche die Vertheidiger des ethnischen Stabilitäts-Systems billiger Weise verlangen können. Daher wir denn auch auf diesem Theile unserer Behauptung, als weniger wesentlich nicht geradezu bestehen wollen, um den andern, nämlich die Colonisirung des arkadischen Trapezus von Colchis aus mit aller Kraft und mit dem ganzen Gewichte alter und unbezweifelter Ueberlieferungen festzustellen.

ner von vier und dreissig Städtchen, Flecken und Ortschaften Arkadiens ihre Wohnungen verlassen um die Mauern der neuen Hauptstadt zu füllen. Mehrere weigerten sich dem Aufgebote zu gehorchen, vorzüglich aber die *Trapezuntier*, die man selbst mit Waffengewalt nicht zwingen konnte, sich mit den übrigen Arkadiern zu vermischen. Nach Zerstörung ihres uralten Sitzes verliessen sie lieber Arkadien gänzlich und schifften in ihr altes Vaterland *Trapezus im Pontus* zurück, wo sie als Landsleute und Namens-Verwandte bei den Bewohnern der gemeinschaftlichen Mutterstadt die bereitwilligste Aufnahme fanden. *)

Jedermann fühlt, dass dieser Nachricht zufolge zwischen den peloponnesischen und kolchischen Trapezuntiern irgend eine engere Verbindung müsse Statt gefunden haben, und zwar in der Art, dass entweder die kolchischen von den peloponnesischen, oder diese von den ersteren ursprünglich gegründet worden seyen. Denn wie wäre es sonst denkbar, dass die Einwohner eines kleinen Bergstädtchens in Arkadien nicht unmittelbar in ihrer Nachbarschaft, etwa bei den Lacedämoniern, wie einst die Aegineten in ähnlichen Bedrängnissen, Hülfe gegen ihre Mitbürger gesucht, sondern zu einer am Kaukasus, das ist, am Rande der damals den Hellenen bekannten Welt gelegenen Stadt ihre Zuflucht genommen hätten. Uns aber scheinen die oben angeführten Worte des Pausanias keine andere Erklärung zuzulassen, als dass Trapezus in Kolchis die Mutterstadt von Trapezus in Arkadien sey. **)

---

*) Diese wichtige Nachricht hat uns Pausanias in seinen arcadischen Denkwürdigkeiten aufbewahrt, in welchen die hieher Bezug habende Stelle im Original folgender Weise lautet: *Τραπεζούντιοι δὲ ἐκ Πελοποννήσου τὸ παράπαν ἐξεχώρησαν . . . . . ἀναπλεύσαντας ναυσὶν εἰς τὸν πόντον συνοίκους ἐδέξαντο μητρόπολιν τάττοντες, καὶ ὁμωνύμους οἱ Τραπεζοῦντα ἔχοντες τὴν ἐν τῷ Εὐξείνῳ.*

Pausan. Arcad. cap. 27.

**) Die ganze Kraft des Beweises ruht, wie leicht zu ersehen, auf der richtigen Deutung des Ausdrucks *μητρόπολιν τάττοντες*, was wir mit „Ver-

Das hohe Alter desselben ergibt sich nun von selbst, weil es lange Zeit früher erbaut seyn musste, als die Entdeckung und Colonisirung Arkadiens von jenen Gegenden aus beginnen konnte. Nach den arkadischen Sagen hiess der erste Fremdling der in dem

---

steher der Mutterstadt" nicht unrichtig zu übersetzen glauben, indem *τάττω* unsers Wissens, keine andere Bedeutung hat, als ordnen, stellen verwalten, anführen, daher *τάγος* der Oberanführer bei den Griechen Thessaliens. Jedoch nöthiget uns die Liebe zur Wahrheit, hiebei in Erinnerung zu bringen, ob etwa „*μητρόπολιν τάττοντες*" hier nicht soviel sagen könnte als: *τοὺς ἐκ Πελοποννήσου Τραπεουζντίους ἐν τάξει μητροπόλεως ἔχοντες* etc. wo dann freilich unsere Annahme als unstatthaft wegfallen müsste, indem das zerstörte Trapezus in Arkadien als Mutterstadt des kolchischen erschiene, zu welchem sich, wie in spätern Zeiten Tyrus nach Carthago, die Metropolis in ihrem Unglücke geflüchtet hätte.

Allein neben dem Zwange, den auf diese Weise der Text erleiden müsste, streitet auch noch die alte Geschichte gegen diese Auslegung der angeführten Schriftstelle, da uns der nämliche Pausanias erzählt, dass die erste Colonie, welche von Arkadien ausgieng, unter Oenotros nach Italien, die zweite nach der deucalionischen Fluth, unter Arcas nach Phrygien am Hellespont wo ein drittes Trapezus entstand, und die dritte endlich nach Phocis gezogen sey, und dieses alles lange vor dem Argonautenzuge, der doch allgemein als die erste Entdeckungsfahrt des hellenischen Geschlechts in die bis dahin unbekannten Gegenden von Kolchis angesehen wird.

Wenn nun dem zufolge Trapezus auf dem peloponnesischen Hochlande als eine Pflanzstadt der kolchischen Trapezuntier anzusehen ist, um wie viel wahrscheinlicher muss es dann seyn, dass der auf der taurischen Halbinsel vorkommende Name *Trapezus* gleichfalls von der gegenüber liegenden Metropole ausgegangen und dass auch die gleichnamige Ortschaft am Hellespont mittel- oder unmittelbar dorthin zu beziehen sey.

Und wie man den kaukasischen Ursprung der bezeichneten Städte einräumt, was hindert denn noch anzunehmen, dass auch für die übrigen Anlagen der cordanischen Halbinsel, in so ferne Benennung und Ueberlieferung dafür spricht, die gleichnamigen Staaten am Kaukasus als Mutterstaaten anzunehmen sind.

unbewohnten Lande erschien „*Pelasgos*“, wahrscheinlich ein Collectivname, wie Elam, Jebusi, Hevi in den heiligen Urkunden. Drei Generationen nach Pelasgos, unter der Regierung des Nyktimus, erzählt die Sage weiter, sey die Landschaft schon gut bevölkert, angebaut und mit einer grossen Anzahl Flecken, worunter auch *Τραπεζοῦς* übersäet gewesen. Nyktimus aber herrschte zur Zeit der deucalionischen Wasserfluth, die hinwiederum nach Angabe der parischen Marmor-Chronik um 1521 vor Christus einen Theil von Nord-Griechenland verwüstet hat. Wenn wir daher nach diesen Voraussetzungen behaupten, das kaukasische Trapezus sey älter als die phönizischen Städte Sidon und Tyrus, älter als Argos und Athen und folglich 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung schon erbaut gewesen, kann uns Niemand beschuldigen, einer phantastischen und aller historischen Wahrscheinlichkeit ermangelnden Behauptung anzuhängen.

Man wird hier vielleicht einwenden, Xenophon der Geschichtschreiber erkläre in seiner Anabasis *) das kolchische Trapezus für eine Pflanzstadt von Sinope, welches seinerseits hinwieder von den Bürgern des beiläufig um 1041 v. Chr. erbauten Neu-Milet gestiftet worden sey, folglich müsse auch der Ursprung dieses Trapezus um wenigstens 1000 Jahre später angenommen werden. Die Art und Weise mit welcher der gelehrte Verfasser der Alterthumswissenschaft diese gewiss nicht ohne Grund erhobenen Einwürfe zu beseitigen sucht, billigen wir nicht, da er geradezu sagt, Xenophon habe gelogen; Plinius und Seneca sammt allen Historikern alter und neuer Zeit hätten an sich unglaubliche Dinge behauptet, wenn sie den Milesiern, 75, 80 ja bis an 300 Colonieen um den Euxinus herum zuschreiben. Die Bürgerkriege, die Streitigkeiten mit Lydien und die Grausamkeiten einheimischer Tyrannen von Milet, welche der angeführte sehr achtbare Autor als weitere Belege für die Unmöglichkeit, zahlreiche Colonieen auszusenden, angesehen wissen will, scheinen uns gerade das Gegentheil zu beweisen, da in solchen Fällen der unterliegenden Partei kein anderer Ausweg übrig blieb, als die Stadt zu verlassen, und das beste Mittel gegen die Bedrückung der Machthaber ebenfalls die Auswanderung war. Wie entstanden Tyrus und Karthago, wie nach den Zeiten des trojanischen Krieges die zahlreichen Pflanzstädte griechischer Zunge auf den Küsten von Klein-Asien, Cyprus, Sicilien, Libyen und Italien? Waren es nicht Factionen, Bürgerkriege, Ueberbevölkerung und dadurch wegen der Kindheit der Lebenskünste entstandener Mangel an Beschäftigung und Nahrung, wodurch einzelne Abtheilungen der Bewohner genöthiget wurden, andere Wohnplätze aufzusuchen?*) Die gleichen Ursachen konnten und mussten neben vielen andern auch in dem reichen und üppigen Milet die gleichen Wirkungen hervorbringen. Nur stelle man sich nicht vor, das griechische Wort *’Αποικία*, *Colonie*, bedeute jedes Mal eine solche Masse von Uebersiedlern, dass sie sogleich eine neue Stadt aufbauen und anfüllen konnten. In *diesem* Sinne wäre es freilich unglaublich, dass Milet während der kurzen Zeit seines Flors die allgemein angenommene Zahl von Pflanzstädten gegründet habe. Eine solche Uebersiedlung in den alten Zeiten bestand oft nur aus wenigen Familien, oft aus einer kleinen Anzahl kriegerischer und entschlossener Männer, die sich in eine Stadt begaben, deren Wohlstand gesunken, deren Bevölkerung geschmolzen, die durch einheimische Unruhen zerrüttet oder durch äussere Feinde geängstigt das Gemeinwesen ohne fremde Hülfe zu retten nicht mehr im Stande war. Bei grösseren Auswanderungen schlossen sich Menschen von verschiedenen Gegenden und Himmelsstrichen dem Zuge an, in welchem ausser den Häuptern oft nur die Wenigsten *der* Stadt angehören mochten, die der jungen Colonie als Metropole galt. Neben unzähligen Belegen aus der alten Colonialgeschichte wollen wir uns blos auf die corcyräische Pflanzstadt Epidamnus in Illyrien beziehen, zu deren ursprünglicher Gründung neben Corcyra auch noch Korinth und der ganze übrige dorische Volksstamm Colonisten lieferte, so dass *Corcyra* zwar zunächst als Oberhaupt geehrt, *gleiches Recht und gleiche Ehrfurcht* aber auch dem Volke zu *Korinth* zuerkannt wurde, obwohl nur der Oberanführer und *einige Bürger*, *Κορινθίων τινές*, aus dieser Stadt gekommen waren.*) Als aber das in der Folge reiche und blühende Epidamnus durch einheimische Unruhen an den Rand des Verderbens gekommen war, colonisirten mit Uebergehung von Corcyra die Korinthier auf Bitten der bedrängten Einwohner zum zweiten Male Epidamnus durch Hinsendung freiwilliger Uebersiedler, welchen sich auch Ambracioten und Leucadier anschlossen. **)

---

*) Anabas. lib. IV. cap. 8, 22.

---

*) Thucydides lib. I. cap. 12. — Isocrates Panegyr. cap. 9.

Auf diese Weise war nun das ursprünglich an Corcyra gehörige Epidamnus in die Schutzabhängigkeit von Korinth gerathen, und ein im damaligen Augenblicke daselbst erschienener Fremdling würde aus dem Munde korinthischer Abgeordneten in Beziehung auf das mehrmal schon angeführte Epidamnus die nämlichen Worte gehört haben, wie Xenophon von den Abgeordneten der Sinopesen: *Ἐπίδαμνος πόλις Ἑλληνίς, Κορινθίων ἀποικία!*

Wenden wir nun diese Bestimmungen auf das kolchische Trapezus an. Woher weiss denn Xenophon, dass Trapezus eine Colonie von Sinope sey? Offenbar aus der Anrede, welche die Gesandten dieser letzt genannten Stadt an das Heer der Zehntausend bei der kleinen Ortschaft Kotyora im Gebiete der Tibarener gehalten haben, worin erklärt wird, die Bewohner von Sinope hätten Ortschaft und Umgegend von Kotyora den vorigen

---

*) Thucyd. lib. I. cap. 24.

**) Ibidem cap. 26.

Besitzern entrissen und neue Colonisten hingeführt, von welchen sie nun eine jährliche Abgabe bezögen, wie dieses auch bei den Bewohnern von *Kerasus und Trapezus* der Fall sey.*) Dass aber die Sinopesen Kotyora, Kerasus und Trapezus ursprünglich erbaut haben, wird nirgends erzählt. Wer wird sich denn rühmen wollen zu wissen, wie oft seit seiner ersten Gründung in unbekannten Zeiten Trapezunt Fremdlinge in seinen Schoos aufgenommen habe, ganz oder theilweise zerstört und wieder aufgebaut, colonisirt und wieder verheert worden sey? Oder soll denn diese Stadt allein den zerstörenden Wirkungen jener beim Hellenen-Geschlechte so zu sagen endemischen Revolutions-Wuth entgangen seyn? Wie viele Städte gab es denn im alten Griechenlande, die nicht einige Male ihre Bevölkerung theilweise oder gänzlich verloren haben? So mag denn auch Trapezus im Verlaufe der Zeiten, sey es durch innere Unruhen, sey es durch Bedrängnisse von Aussen, zugleich mit den übrigen griechischen Städten jener Küste durch das reiche und mächtige Sinope neu colonisirt, durch weise Einrichtungen aus seinem Verfalle erhoben und dafür an die neue Metropole tributär gemacht worden seyn. Vielleicht ist aber auch die ganze Nachricht von dem politischen Uebergewichte der letztern Stadt gegen die erste eine eitle Prahlerei der Gesandten, da bei dem dreissigtägigen, für die Bürger wohl auch in vieler Beziehung lästigen Aufenthalt der Zehntausend unter den Mauern von Trapezus die Vorsteher von Sinope, wie man meinen sollte, nicht ermangelt hätten, auf gleiche Weise das Wohl ihrer trapezuntischen Unterthanen wahrzunehmen und zu beschützen, wie sie späterhin bei Kotyora gethan.

Aus dem bisher Gesagten ist nun so viel klar, dass Xenophon über den Ursprung der damaligen politischen Verfassung von

---

*) *Και Κερασούντιοι καὶ Τραπεζούντιοι ὡσαύτως.*

Anab. lib. V. cap. 5, 10.

Trapezus keine Lüge, und auch die übrigen Schriftsteller des Alterthums in Ansehung der milesischen Colonieen keineswegs Dinge behauptet haben, die an sich unglaublich seyen, und dass bei dieser historischen Nachricht überhaupt nichts falsch und irrig ist, als der Begriff, welchen wir gewöhnlich mit dem xenophontischen Ausdrucke *„Αποικία“* verbinden. Uebrigens wollen wir zur Entkräftung jener Einwendung auch noch dieses beifügen, dass nach Angabe der Argonauten-Dichter, Sinope bereits um 1260 v. Chr., also mehr als 200 Jahre vor der Gründung von Neu-Milet, seiner angeblichen Metropole, gestanden haben soll, und dass es Gennesius Byzantius der Geograph nicht durch die Milesier, sondern durch die Amazonen im grauesten Alterthum erbauen lässt. *)

Dass aber die ersten Bewohner des kolchischen Trapezus gleich den ersten Pflanzvölkern Arcadiens, Pelasger und sohin als Stammverwandte der thracischen, bithynischen, kaukasischen und kolchischen Völkerschaften nach den Begriffen der xenophontischen Hellenen Barbaren gewesen seyen, ist von selbst klar, da Jedermann weiss, dass Name, Volk und Cultur der morgenländischen Pelasger einst über ganz Griechenland verbreitet gewesen, durch die deucalionische Fluth aber und durch die ununterbrochenen Kriege mit fremden Ueberzüglern zum Theile vernichtet oder vertrieben, und letztlich durch die von Phtiotis ausgegangene Gesittung und Macht der Hellenen vollends verschlungen oder aus Griechenland verdrängt woren ist. **)

Auf gleiche Weise ist auch das pelasgische Trapezus verschwunden, und das hellenische an seine Stelle getreten, doch so, dass weder die arkadischen noch die kolchischen Trapezuntier die Erinnerung wechselseitiger Stamm-Verwandtschaft in ihrem Gemüthe erlöschen liessen. Xenophon der Athenäer ist der erste Geschichtschreiber, der uns als Augenzeuge von dem Daseyn einer

---

*) pag. 28.

**) Thucyd. lib. I. cap. 3.

Stadt mit Namen Trapezus, beiläufig 400 Jahre v. Chr. Kunde gibt. Vieles zur Verdunkelung der früheren Schicksale trägt auch ihre Lage bei, da sie in einem der unbesuchtesten und verborgensten Himmelsstriche der alten Welt, zwischen stürmischen Meeren und steilen Gebirgen erbaut, den grossen Eroberern des Alterthums und dadurch auch dem Griffel der Geschichtschreiber entgangen ist. Jene weltstürmenden Heere, die einst aus Bactra, Babel, Ninive, Ecbatana und Persepolis ausgezogen sind, um Asia und Libya zu unterjochen, haben niemals die glückliche Stadt der Trapezuntier betreten. Unwegsame, waldigte Bergschluchten, von streitbaren Völkern bewohnt, schieden sie von dem dahinter liegenden Asien, und der gefürchtete Kaukasus und der ungastliche Pontus verschlossen die übrigen Zugänge zu diesem von der Natur auserlesenen Sitz der Ruhe und der Glückseligkeit.

Klüger als die Schwesterstaaten auf der jonischen Küste, wussten die Trapezuntier zwischen den Vortheilen einer nominellen Abhängigkeit von einem weitentfernten Monarchen und denen einer stürmischen Autonomie zu wählen, und waren glücklich und reich, während Phocäa und Miletus in Schutthaufen verwandelt wurden. *)

Gleichgültig beim Sturze des persischen Reichs zog Trapezus ohne Opfer gleichwohl Gewinn aus dem Nationalruhme Griechenlands unter Alexander, ward eine prachtvolle Stadt in den glücklichen Tagen des pontischen Mithridates, und schloss nach der Vertilgung desselben durch die siegreichen Legionen unter Lucul-

---

*) Diese Ansicht der trapezuntischen Politik während der persischen Herrschaft über den Orient, ist nicht willkührlich, sie gründet sich auf eine Stelle des Redners Isokrates, worin besagt wird, „der Geist des Aufruhrs habe die griechischen Städte Asiens von Cnidus bis Sinope ergriffen,“ *ἀπὸ τῆς Κνίδου μεχρὶ Σινώπης.*

Isocrates Panegyr.

lus und Pompejus einen Freundschafts - Bund mit dem welterobernden Rom. *)

Von dieser Zeit an blieb sie den Römern ergeben, die ihr nach Plinius die Freiheit liessen, ihre inneren Einrichtungen nach eigenem Gutdünken zu besorgen, und ungestört Handel zu treiben. Diese Begünstigung hob den Flor der Stadt. Münzen, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, geben Zeugniss von der Milde Trajan's und der Dankbarkeit der freien Handels-Republik von Trapezus. In der langen Periode zwischen Xenophon und Trajan finden wir den Namen dieser Stadt bei mehreren Geschichtschreibern von Griechenland und Rom. Allein wir erfahren wenig mehr, als dass Trapezus eine hellenische Stadt im äussersten Pontus, im Lande der Kolchier sey. Ein trauriges Ereigniss, welches ihr im Laufe des dritten Jahrhunderts begegnete, gibt uns die erste Kunde über Grösse, Gestalt und Befestigung derselben. Zur Zeit des Kaisers P. Licin. Valerianus,**) unter welchem sich das römische Weltreich durch den allgemeinen Andrang der nördlichen Völkerschaften einer völligen Auflösung zu näheren schien, kamen, wie Zosimus erzählt, auch vom cimmerischen Bosporus her Scharen von Gothen, Karpen und andern Barbaren, um die Südküsten des Pontus Euxinus auszuplündern. Trapezus, nach Versicherung des benannten Geschichtschreibers, damals eine grosse, volksreiche Stadt mit doppelter Ringmauer versehen, mit schönen Tempeln und Gebäuden angefüllt, Sitz alles Reichthums und Handels der osteuxinischen Länder, ging durch Sorglosigkeit und Ausschweifung seiner zahlreichen, über den gewöhnlichen Stand noch um zehntausend Mann verstärkten Besatzung an die hinterlistigen

---

*) Ἀλλὰ καὶ ὃς πάλαι πρῶτον Ῥωμαίοις καὶ τῇ τοτ' ἐκείνων σχεδὸν παγκρατεῖ ῥώμῃ καὶ ἀρχῇ περιεποιήσατο, Πομπήϊος ὁ μάγνος πειθοῖ μόνῃ καὶ συνθήκαις, ἀλλ' οὐ βίᾳ καὶ νόμῳ πολέμου αὐτοῖς ᾠκειώσατο.

Eugen. Mss. fol. 179. recto.

**) Regierte von 253 bis 259 nach Christus.

Barbaren über, wurde zuerst geplündert und dann grösstentheils zerstört. *)

Durch einen lebhaften und einträglichen Handelsverkehr hat sich die Stadt von diesem Unglücke zwar wieder erholt, doch den ehemaligen Glanz nicht wieder erreicht, weil ihr die Quelle aller Wohlfahrt, die Freiheit entzogen wurde zur Zeit als Diocletian und nach ihm Konstantin und sein Haus die morgenländische Willkührherrschaft eingeführt hatten. Ammianus Marcellinus nennt deswegen Trapezunt nicht mehr *urbem illustrem* wie Mela, noch *oppidum liberum* wie Plinius, noch *πόλιν μεγάλην καὶ πολυάνθρωπον* wie Zosimus, sondern *oppidum non obscurum*, und setzt es mit dem armen, von den Gothen gleichfalls verwüsteten Pityus auf *eine* Linie, beide aber unrichtig auf Inseln. **)

Unter Justinian sank Trapezunt vollends zu einer Provinzialstadt der pontischen Eparchie herab, in welcher, nach Hierokles, Neocäsarea Hauptort und Sitz der Regierung war. Die Festungswerke wurden zwar sorgfältig ausgebessert, für den Flor der Stadt aber nichts gethan. Die Kriege mit Anuschirvan im sechsten, und die reissenden Fortschritte der Araber im siebenten Jahrhunderte machten den Ort wieder lebhafter, weil durch erstere die byzantinischen Heere ihre Niederlagen für Waffen und Lebensmittel in Trapezunt zu errichten genöthigt waren, und durch letztere Bevölkerung und Wohlstand durch Einwanderungen aus benachbarten Provinzen, die den Bekennern des Islam unterlagen, ansehnlich vermehrt wurde. Nicht wenig trug hiezu auch die Colonisirung und Bekehrung des wilden Tzanenlandes bei, welche auf den nämlichen

---

*) *Οἱ βάρβαροι τῇ Τραπεζοῦντι προσέπλευσαν, πόλει μεγάλῃ καὶ πολυανθρώπῳ καὶ πρὸς τοῖς ἰδάσι στρατιώταις μυρίων ἑτέρων δύναμιν προσλαβούσῃ . . . . τῆς πολεως δύο τείχεσι περιειλημμένης.*

Zosim. Hist. lib. I. cap. 33.

**) Amm. Marc. lib. 22, 8.

Zeitpunkt fällt. *) Diese Umstände und der nachmalige Verlurst der Provinzen um den Euphrat und Tigris erhoben Trapezunt zur Metropole des neugeschaffenen Thema von Chaldia. Der Name Pontus war seit den Siegen der Araber im Morgenlande, so wie die Namen vieler anderer Länder Anatoliens im Laufe des achten Jahrhunderts verschwunden, und die einzelnen Provinzen des Reichs wurden nicht mehr Eparchieen, sondern Themen genannt. Dabei gieng die Eitelkeit oder vielmehr die Schwäche des Hofes zu Konstantinopel soweit, dass man die Namen verlorner Provinzen auf einen Theil der zunächst übrig gebliebenen übertrug, um auf diese Weise immerfort, wenn auch nicht nach dem Flächen-Inhalte, doch nach der Themen-Zahl ein gleich grosses Reich zu haben.**) So lebten Mesopotamia, Chaldäa und Armenien, längst verlorne Provinzen, unter Leo dem Weisen und seinen Nachfolgern diesseits des Euphratstromes wieder auf. ***) Unter den Themen Klein-Asiens war das neugeschaffene Chaldia der Zahl nach das achte, und reichte anfangs bis Kolonia, Kamacha und Keltzene an der Euphratkrümmung in Klein-Armenien. Kamacha und Keltzene wurden aber schon von Leo dem Weisen dem Thema von Neu-Mesopotamien einverleibt.

Diese Benennung und Einrichtung der trapezuntischen Küstenländer bestand bis in's eilfte Jahrhundert herab, wo sich die Präfecten oder Herzoge von Chaldia der byzantinischen Herrschaft allmälig zu entziehen suchten, und sich Fürsten von Trapezus, das

---

*) Procop. de aedificiis, lib. III. cap. 6.

**) Provincia quaeque superstes
Dividitur, geminumque duplex passura tribunal
Cogitur alterius pretium sarcire peremptae.
Sic mihi restituunt populos, hac arte reperta
Rectorum numerum terris pereuntibus augent.
Claudian.

***) Constant. Porphyr. de Administrat. Imp. pag. 136. Banduri.

Land aber *χώρα Τραπεζουσία* zu nennen anfingen.*) Cedrenus nennt uns noch unter Isaac Comnenus um 1054 die Legionen von Kolonia und Chaldia, *δύω τῶν τε Κολωνειατῶν καὶ τῶν Χαλδίων τάγματα.* **) Unter seinem Nachfolger Konstantin Ducas aber klagt Scylitza über die Sorglosigkeit des Monarchen, der über seine Studien das Reich zu Grunde gehen lasse. Iberien, sagt er, und die anstossenden Theile von Mesopotamien und Chaldia seyen ganz dahin.***)

ZWEITES KAPITEL.

Einfälle der Seldschucken und Georgier. — Die byzantinischen Statthalter von Trapezunt streben nach Unabhängigkeit.

Das byzantinische Kaiserthum gehörte seiner Natur nach zu den Reichen des Morgenlandes, in welchen auf herkömmliche Weise der Palast und die Hauptstadt allein im Ueberflusse schwelgen, während Herabwürdigung und Armuth, Misshandlung und Plünderung das Loos der Provinzen ist. Ohne durch Verschmelzung der gegenseitigen Interessen ein festes Band zu schlingen, ist rohe Gewalt das Mittel, die ungleichartigen Bestandtheile der Monarchie zusammenzuhalten. Selbst eine lange Zeit und eine tiefe moralische Versunkenheit können unter solchen Umständen in einem unterjochten Volke die Erinnerung an die ehemals genossene Freiheit kaum jemals gänzlich vertilgen. Daher geschieht es auch, dass beim ersten Stosse von Aussen, oder beim völligen Ersterben aller Kraft in der Familie des Machthabers sich schnell die Fugen des ungeheuren Gebäudes trennen, und der Geist des Aufruhrs die Statthalter der einzelnen Provinzen ergreift. Diese einförmige und traurige Lehre predigen die Geschichten Asiens seit den Tagen, in welchen daselbst Semiramis und Cyrus grosse Reiche gegründet haben.

---

*) Eustathius, notae ad Dionys. de situ orbis. pag. 201. Edit. Basil. 1556.

**) Cedren. p. 790.

***) Scylitza. pag. 214.

Ein ähnliches Schicksal traf mehr oder weniger auch das Kaiserthum von Byzanz, vorzüglich in Beziehung auf jene Länder des Pontus Euxinus, die das Herzogthum von Trapezus gebildet haben. *Ein* Aufruhr bot daselbst dem andern die Hand, und durch eine abwechselnde Reihe von Empörung und Gehorsam, je nachdem der Inhaber des byzantinischen Thrones kräftig oder ohnmächtig war, gingen tausend Jahre über Trapezus weg. Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts aber, als mit Alexis I. *) das Haus der Komnenen den byzantinischen Thron bestiegen hatte, schien der Augenblick gekommen zu seyn, die Bande romäischer Dienstbarkeit auf immer zu brechen. Ganz Anatolien, mit Ausnahme einiger Küstenländer am Hellespont, ward in den ersten Jahren des benannten Imperators eine Beute der seldschukischen Türken. Eine einzige siegreiche Schlacht auf den Hochebenen Armeniens gegen Romanus Diogenes, den Kaiser, hatte diesen tapfern Männern die Herrschaft über das Morgenland gegeben. **) Im Mittelpunkte Anatoliens, zu Ikonium einer Stadt in den Bergschluchten des Taurus, setzte sich eine Seitenlinie der seldschukischen Sultane fest, und drang von dort aus siegreich bis an den Propontis; alle Küstenstädte am schwarzen Meere unterlagen. Nur Trapezus allein entging dem allgemeinen Unglücke, und hemmte durch die Festigkeit seiner Lage, durch die Engschluchten und Bergkastelle, die seine Zugänge beschützen, den Lauf der Sieger. *) Wenn sich daher aus einer kurzen Aeusserung bei Anna Komnena ergibt, dass bei der völligen Vernichtung der kaiserlichen Macht in Anatolien selbst der Stadt Trapezus sich eine feindliche Partei bemächtiget habe, weil Theodor Gabras, ein Chaldier von ausgezeichneter Tapferkeit, sie den Feinden wieder entriss, so sind hier unter Trapezus entweder nur die umliegenden mit Kastellen besetzten Berggegenden, oder der äussere Mauerumfang zu verstehen, aus welchem sich die Einwohner bei Annäherung der Feinde gewöhnlich in den höchst gelegenen Theil der Stadt zurückzogen, der, mit wachsamen Vertheidigern versehen, damals jeder feindlichen Macht unbezwingbar seyn musste. **) Wenigstens so viel ist aus dieser Angabe zu entnehmen, dass die Seldschuken auf das reiche Trapezus ebenfalls Versuche gemacht haben, wie auf Sinope, Heraklea und Amisus, dass sie aber von Theodor, dem Präfekten, mit Verlurst aus dem Lande vertrieben worden sind.

---

*) Alexis regierte vom Jahre 1081 bis 1118.

**) Diess war eine jener welthistorischen Schlachten, deren Folgen sich auf Jahrhunderte hinaus erstrecken. Alle nachherigen Anstrengungen der Christen von Griechenland und Europa vermochten es nicht mehr die Mohammedaner aus dem Besitze des Innern von Anatolien zu vertreiben. —

Nicht lange nach den Einfällen der Ikonier wurde die trapezuntische Gegend auch von der Seite des Berges Kaukasus stark angefochten. Davith, einer der grössten und glücklichsten Könige von Georgien, hatte im Jahre 1089, wie Wachtang schreibt, den Thron bestiegen. Vor ihm hatten die seldschukischen Feldherrn das Land gänzlich verheert und turkmanische Horden als Kolonisten in mehreren Gegenden zurückgelassen. Davith trieb die Feinde aus seiner Hauptstadt Tiflis und aus dem ganzen Lande, griff dann selbst das reiche Anatolien an, und unterwarf sich die Gegend am Pontus Euxinus bis nach Trapezunt. *) Davith machte nur Streifzüge, keine bleibende Eroberung, und Gabras trieb auch seine Schaaren aus dem Lande, wie vorhin die seldschukischen Türken. Von dieser Zeit an betrachtete er das zweimal feindlicher Gewalt entrissene Trapezunt als sein Eigenthum, und behauptete sich als unabhängiger Gebieter bis an seinen Tod. **) Die feste Lage dieser Stadt, der kriegerische Sinn der umwohnenden Bergvölker, die Ohnmacht des kaiserlichen Hofes, und sein persönlicher Heldenmuth stellten ihn vor jedem Angriffe seines ehemaligen Gebieters sicher. ***)

---

*) Quando Turchi occupaverunt dominium regni Turchiae non potuerunt civitatem Trapesondae nec ejus pertinentias occupare, propter castra fortissima et alia munimenta.

Haithon. Histor. Orient. cap. 13.

**) Alexias lib. 8. pag. 240. Edit. Paris. pag; 189. Edit. Venet. — Laonicus lib. 9. Eugenicus, Bessarion.

Nicht so glücklich war Theodors Sohn Gregor. Diesen suchte Alexis, nachdem er durch die Siege des Kreuzheeres unter Gottfried von Bouillon in Anatolien wieder festen Fuss gefasst hatte, neuerdings seiner Hoheit zu unterwerfen. Gregor hatte wohl die Hartnäckigkeit, keineswegs aber den Heldenmuth und das Glück seines Vaters ererbt. Unweit des Bergschlosses Kolonia trafen die Heere zusammen. Der byzantinische Feldherr hatte eine Schaar abendländischer Ritter im Solde, deren Tapferkeit der günstige Erfolg des Feldzuges beizumessen ist. Gregor wurde eher geschlagen und gefangen, als ihm sein Bundesgenosse, der turkmanische Sultan von Cappadocien zu Hülfe eilen konnte. Nach einjähriger Haft zu Konstantinopel wurde er durch kräftige Verwendung seiner Freunde am Hof nicht nur in Freiheit gesetzt, sondern auch neuerdings mit dem trapezuntischen Herzogthume belehnt. (1108.)

---

*) Wachtang's Chronik bei Klaproth, Reise in den Kaukasus. Thl. 2. pag. 175.

**) *Τὴν Τραπεζοῦντα ἑλὼν, καὶ ὡς ἴδιον λάχος ἑαυτῷ ἀποκληρωσάμενος, ἄμαχος ἦν.* Alexias, ut supra.

***) Es verdient hier bemerkt zu werden, dass Gabras ein alt-chaldäisches Wort ist, und vorzugsweise einen Mann, einen Helden bezeichnet. Das Grundwort ist גבר ghabar, stark, mächtig, sieghaft seyn. Dass diese Herleitung Grund hat, bezeugt selbst der Umstand, dass die Griechen *Γαβρᾶς* mit dem Circumflex auf der letzten Sylbe aussprachen, wodurch das vorhergehende ă das Schwa der Chaldäer bezeichnet. Gleichförmig schreibt auch die syrische Chronic ܓܒܪܐܣ găhbrās.

Eben so nachtheilig, wie der Kampf gegen Alexis, endigte ein zweiter Kriegszug, den er späterhin im Bunde mit dem Emir von Kamach gegen den seldschukischen Fürsten von Malatia am Euphrat unternahm. (1119.) Nicht nur verlor er den grössten Theil seiner trapezuntischen Streitkräfte, sondern gerieth zum zweiten Mal in feindliche Gefangenschaft, aus welcher er sich nur durch Erlegung von dreissigtausend trapezuntischer Golddenar loskaufen konnte. *)

Ihm folgte Konstantin sein Sohn, von welchem Cinnamus und Nicetas in der Lebensbeschreibung des Johann Comnenus, der seinem Vater Alexis folgte, Erwähnung thun. Gleich seinen Vorgängern Theodor und Gregor, warf auch Konstantin das byzantinische Joch ab, und vereitelte durch Hülfe der Turkmanen von Kappadocien alle Angriffe des Kaisers. **) Von dem späteren Schicksal dieses Mannes ist nichts bekannt. Ob Manuel, der um 1143 seinem Vater Johannes auf dem Throne von Konstantinopel gefolgt war, Trapezunt zu unterjochen neuerdings versucht habe, wird von den Geschichtschreibern jener Zeiten nicht erwähnt. Seines Vaters Unglück scheint vielmehr jeden Gedanken an ein so gefährliches Unternehmen verbannt zu haben. Unterdessen scheint aber doch nach Konstantins Tode eine Revolution in Trapezunt vorgefallen zu seyn, durch welche die Familie Gabras nicht nur

---

*) ܘܡܢܗ ܐܬܐ ܐܝܠܓܙܝ ܒܥܘܕܪܢܐ ܕܛܘܓܪܝܠ ܘܐܚܕ ܠܚܡܘܗ ܠܓܒܪܣ ܘܡܘܠܟܗ
ܗܡܟܝܠ ܡܠܟܐ ܒܚܒܘܫܐ ܘܐܬܠܨܝ ܘܐܬܟܒܫ ܠܓܒܪܣ ܘܐܦ ܕܛܪܦܝܙܘܢܛܐ
ܒܬܠܬܝܢ ܐܠܦܝܢ ܕܝܢܪܝܢ ܘܐܙܠ ܠܐܪܥܗ

Abulpharag. pag. 300. lin 18.

**) Nicet. in Joanne pag. 22. ad ann. 1142.

von der Verwaltung des Landes verdrängt, sondern sogar aus dem Lande vertrieben wurde, indem Cinnamus häufig einen Michael Gabras als Feldherrn kaiserlicher Heere in hungarischen und anatolischen Feldzügen anführt, und Nicetas von einem anderen Gabras in Diensten Sultans Masud von Iconium erzählt. Michael erhielt vom Kaiser Manuel den Auftrag, bei einem von allen Seiten auf das iconische Sultanat gerichteten Angriff, vom Pontus aus gegen die Feinde zu ziehen, und zwar unter Mitwirkung der streitbaren Bewohner der Gegend um Oenaeum und *Trapezunt*; ein Umstand, aus welchem man allerdings schliessen könnte, dass das kaiserliche Ansehen in jenen Gegenden wieder aufgelebt habe. Um das Jahr 1165 stand, nach einer Angabe des Nicetas, Nicephorus Palaeologus an der Spitze der trapezuntischen Angelegenheiten. Wann und auf welche Weise derselbe zum Besitze des Landes gekommen ist, lässt sich mit Sicherheit nicht ausmitteln. Wäre es durch einen siegreichen Feldzug Manuels geschehen, würden es seine Lobredner nicht übersehen haben. Es muss daher im Innern des Landes selbst eine Umänderung der Dinge vorgegangen seyn, in deren Folge der Hof von Konstantinopel die vorlorne Macht zu Trapezunt wieder gewinnen, und besagten Nicephorus als Statthalter einsetzen konnte. Jedoch scheint auch dieser bald nachher in die Fusstapfen seiner rebellischen Vorgänger getreten zu seyn, wozu ihn neben der alten Neigung jener Gegenden zur Unabhängigkeit, auch das Beispiel des Statthalters von Klein-Armenien einlud, der sich um dieselbe Zeit unter viel schwierigeren Umständen von der byzantinischen Herrschaft losgerissen hatte. Man muss sich aber die Sache nicht so vorstellen, als hätte Nicephorus eine Unabhängigkeits-Erklärung erlassen, oder dem Kaiser offenbar getrotzt. Er war vielmehr dem Namen und dem Rechte nach Statthalter Manuels, dem er in manchen Dingen gefällig zu seyn nicht versäumte, so wie er besonders mit den turkmanischen Emiren von Cappadocien, den alten Bundesgenossen der Trapezuntier gegen

Konstantinopel, gute Nachbarschaft zu halten beflissen war. *) Beides ersieht man aus der Art, wie die Misshelligkeiten beigelegt wurden, die sich zwischen Manuel, dem Kaiser, und seinem nahen Verwandten Andronicus, dem Grossvater des ersten Kaisers von Trapezunt erhoben hatten. Andronicus, in der Folge so merkwürdig durch sein Schicksal als Beherrscher der byzantinischen Welt, brachte einen grossen Theil von Manuels Regierungszeit theils im Kerker, theils auf der Flucht unter den ungläubigen Völkern des Orients zu, bis er endlich um 1167 bei einem muhammedanischen Emir nahe bei Trapezunt Schutz und Sicherheit fand. Um den gefährlichen Mann aus seiner Freistätte zu locken, wandte sich Manuel an Nicephorus, welchem sich dann auch Andronicus ohne Bedenken überlieferte. Dieses hätte er aber niemals thun können, wenn derselbe nicht eine vom Kaiser unabhängige Macht besessen hätte. Durch Vermittelung eben dieses trapezuntischen Fürsten wurde Versöhnung zwischen den beiden feindseligen Verwandten gestiftet, und sicheres Geleit nach Konstantinopel für den Flüchtling ausgewirkt. Nach einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser wurde ihm die Stadt Oenäum an der Gränze von Trapezunt als Wohnort angewiesen. Dieses geschah ungefähr zwei Jahre vor der Geburt des Alexis Comnenus, die nach Alberic auf das Jahr 1167, nach Codinus aber und Cinnamus auf 1169 zu setzen ist. **) Es ist daher eine ungegründete Annahme des Verfassers der byzantinischen Kaiser-Familien, wenn er, diese Stelle im Auge habend angibt, obenbenannter Nicephorus sey um 1181 unter Alexis, dem unmündigen Sohne Manuels Dux von Trapezunt gewesen, da Nicetas nirgends als in obenangeführter Stelle seiner Erwähnung thut.

---

*) L'Empereur de son côté étoit disposé à se contenter d'une ombre de pouvoir, et à se décharger en silence de la défense d'une ville que sa situation rendoit difficile à protéger.

Sismondi. Tom. I. p. 144. (von der Stadt Rom.)

**) Alberic apud Ducange ad ann. 1167. Codin. p. 80. E. R. Cinnam in Man. l. 5.

DRITTES KAPITEL.

Bündniss der Trapezuntier mit den kolchischen Völkerschaften gegen die Königin Thamar von Georgien.

Die Küstenländer östlich am schwarzen Meere, welche heute unter den Namen Mingrelien, Jmerethi, Ghuria, Lascheti und Türabusun طرابزون, bekannt sind, wurden in den ältesten Zeiten Aethiopia genannt. Später hiess man sie nach der dort herrschenden Priesterkaste *Kolchis*, und zuletzt nach dem Lazischen Volksstamme *Lazia* oder *Lazica*; eine Benennung, welche in den ersten Zeiten des byzantinischen Kaiserthums allgemein zu werden anfing, und im dreizehnten Jahrhunderte den Kaisern von Trapezunt als den mächtigsten Gebietern jener Gegenden, den Namen Lazenfürsten (Ἄρχοντες τῶν Λαζῶν) im Munde konstantinopolitanischer Höflinge und Chronikenschreiber zuzog. *) Bis zu den Zeiten Justinian's herab gehorchten die benannten Gegenden den byzantinischen Imperatoren, zahlten aber weder Tribut, noch thaten sie irgend eine andere Leistung, ausser dass sie den nördlichen Barbaren vom Mäotis und Kaukasus her den Zugang in das römische Asien verschlossen. Lazia im weiteren Sinne war eine Grenzmark der Byzantiner. Als aber Justinian, der Kaiser, die alten, vertragsmässigen Rechte dieser Grenzmilitzen verletzte, beschlossen sie sich einem andern Schutzherrn zu ergeben, der ihre tributlose Unterthänigkeit besser zu schätzen wüsste. Sie boten ihre Dienste dem Sassaniden-Könige Chosrev von Persien an. Bald waren sie aber auch des neuen Schutzherrns überdrüssig, weil ihr Land Schauplatz des Krieges, und von Freund und Feind zugleich geplündert wurde. Sie suchten daher neuerdings die vorigen Verträge mit Konstantinopel herzustellen, und verharrten auch bei denselben mit wenigen Unterbrechungen bis in das eilfte Jahrhundert.

---

*) Kanngiesser, Alterthums-Wissenschaft pag. 170. Theoph. Simocatta lib. III. cap. 6. et lib. V. cap. 8. Procop. de bello Pers. lib. IV. pag. 566.

Zwischen den Jahren 1089 und 1130 wurden diese Küstenländer, wie wir schon oben bemerkt haben, durch die Kriegszüge des georgischen Königs Davith beunruhiget. Dass sie aber damals eben so wenig als die Landschaft Trapezunt eine bleibende Eroberung des benannten Königs wurden, geht schon daraus hervor, dass Thamar die Tochter seines Enkels, mit einem Heere auszog, um sie neuerdings ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Denn nach dem Tode Georg III. im Jahre 1171 waren, nach Wachtangs Chronik, keine männlichen Erben vorhanden, und die Krone kam auf seine Tochter Thamar, die sich durch ihre Kriege berühmt, und den Georgiern durch ihre Tugenden unvergesslich gemacht hat. *) In den ersten Jahren ihrer Regierung unterwarf sie sich Thawrissi **) Maranda bis nach Miana Qasmina, Ssisstana bis zum gurganischen Wasser, einen Theil von Anatolien und die Stadt *Trapezunt* ტრაპეზუნტა, ganz Abchasien und die kaukasischen Gebirge. In den glücklichen Gefechten gegen Sultan Nukardin, ***) heisst es weiter, und den persischen Schah Atabeg wurden diese völlig geschlagen und ihre Heere zerstreut.

---

*) Thamar wird wegen ihrer männlichen Tugenden und wegen ihrer Tapferkeit im Georgischen immer მეფე, *Mephe*, d. i. König genannt, obgleich man in dieser Sprache ein Wort für Königin hat.

Klaproth. Thl. 2. p. 178.

**) تبریز der Perser, Tauris der Europäer.

***) Diess ist der berühmte Sultan نورالدين Nurr-eddin der Morgenländer.

Hierauf wird erzählt, wie sie sich mit einem russischen Fürsten, der eben damals zu Tiflis war, vermählt, ihn aber wegen seiner Ausschweifungen wieder entlassen habe, um den ossetischen Fürsten Bagration als Gemahl zu nehmen. Der vertriebene Russe sei hierauf mit einem bedeutenden Heere aus Griechenland, in Lazien eingefallen und vor die Stadt Khuthaissi gerückt, wo sich alle Vornehme des Landes zu ihm geschlagen haben. Thamar habe ihn aber in einem grossen Treffen überwunden, gefangen und nachher wieder entlassen, worauf er aus jenen Gegenden auf immer verschwunden sei. *) Leider finden wir in dem Auszuge der iberischen Chronik über diesen merkwürdigen Zug der Georgier gegen Kolchis und Trapezunt keine nähere Angabe. Es wird weder von der Veranlassung zu einer solchen Unternehmung noch von den Umständen bei der Ausführung Meldung gethan; wie es etwa den Streitkräften der Königin gelungen seyn mag, in das wohl verwahrte Land der Trapezuntier einzudringen, ob sie wirklich die starkbefestigte Stadt Trapezus, oder wie es schon öfter geschehen war, die nächsten Umgebungen erobert und geplündert; dann, wie lange sie sich daselbst behauptet, und wie weit sie über Trapezunt hinaus das Land unterworfen haben? Alle diese Fragen wollen wir, in Ermangelung positiver Angaben, aus der damaligen Lage der Dinge in jenen Gegenden zu beantworten versuchen.

Bekannt ist es, dass die Eroberung und Besetzung der lazischen Seeprovinzen von jeher einer der vorzüglichsten Gegenstände der Politik bei der Regierung von Tiflis war, und diess mit Recht, weil man sich nur durch den Besitz der östlichen Häfen des Pontus Euxinus des einträglichen Handels mit der ganzen abendwärts gelegenen byzantinischen Welt bemächtigen konnte. Zur Zeit, in wecher Thamar auftrat, waren die besagten Provinzen von Konstantinopel aus schon lange ohne Schutz gelassen, indem sich Ma-

---

*) Klaproth, Reise in den Kaukasus. Thl. II. pag. 178.

nuel der Kaiser, nach seiner grossen Niederlage in den Engpässen von Chonä, selbst der seldschukischen Türken kaum erwehren konnte. Nicephorus, damaliger Fürst, oder wenn man lieber will, Statthalter von Trapezunt kannte die Wichtigkeit der an sein Gebiet stossenden Provinzen Laziens so gut als die Königin Thamar, und suchte, überdiess noch von den Grossen des bedrohten Landes aufgefodert, die Festsetzung der georgischen Schaaren an der Seeküste zu verhindern.*) Diess war hinlänglich, um die Kriegsflamme zwischen den beiden nebenbulerischen Parteien anzuregen. Unserer Meinung nach hat sich der obenbenannte russische Fürst und Gemahl Thamar's nach seiner Entlassung vom Hofe nicht an den byzantinischen Kaiser Manuel, sondern an Nicephorus von Trapezunt um Hülfe gewandt. Nach *Griechenland*, heisst es, ging *Andrei*, und erschien mit einer *griechischen* Hülfsmacht vor Khuthaissi. Diese Hülfsmacht bestand aber aus trapezuntischen Griechen, und dieses Griechenland war die Gegend von Trapezunt, welches in der syrischen Chronic öfters ܝܘܢܝ̈ܐ Jaunoio, d. i. *Griechenland*, und bei dem gleichzeitig mit Abulpharagius lebenden Joinville *„Profonde grèce"* genannt wird.**) Cinnamus und Nicetas, welche Manuels Leben, mit Weitläufigkeit beschrieben und der Nachwelt hinterlassen haben, bestätigen es durch das Stillschweigen, welches sie von einem kolchisch-iberischen Feldzuge sowohl, als von der Ankunft eines vertriebenen Königs von Georgien am Hofe zu Konstantinopel beobachten. Eine so wichtige Begebenheit aber, wenn sie sich wirklich ereignet hätte, würden sie als gleichzeitige Geschichtschreiber und selbst am Hofe lebend, gewiss nicht übersehen haben, besonders Cinnamus, welcher sicherlich nicht ermangelt hätte, seinem Helden eine neue Lorbeerkrone zu winden, wenn er einem unglücklichen Fürsten zur Wiedererlangung seiner Rechte verhülflich gewesen wäre. Zu dem nennt die Chronik das griechische Hülfsheer *bedeutend*, was eine zahlreiche Transportflotte nöthig gemacht hätte, um es von Konstantinopel aus, an den Phasis zu bringen, da der Weg zu Lande, durch Kleinasien, durch die Uebermacht der Seldschuken geschlossen war. Und diess alles hätte Cinnamus, der Geheimschreiber und unzertrennliche Gefährte Manuels unbemerkt übergehen sollen!

---

*) In einem der späteren Abschnitte wird man nachweisen, dass die Trapezuntier auf jenen Seeküsten einen sehr einträglichen Handel trieben, und namentlich Mingrelien ohne Verkehr mit Trapezunt nicht existiren konnte.

**) Joinville, hist. de St. Louis. pag. 123.

Von Trapezunt aus konnte dagegen eine bedeutende Macht leicht bis unter die Mauern von Khuthaissi ziehen, und vereint mit den antigeorgischen Häuptlingen des Landes gegen die eroberungssüchtige Thamar den Kampf beginnen, nach dessen unglücklichem Ende und Andrei's Flucht ein Angriff der siegenden Feinde auf ganz Lazien und Trapezunt eine natürliche Folge war.

Wenn bei diesem Einfalle selbst das von Natur und Kunst befestigte Trapezus an die Georgier überging, muss Nicephorus in der Schlacht bei Khuthaissi sein ganzes Heer verloren haben, oder selbst geblieben seyn, so dass die Bestürzung über das Unglück Muth und Kraft der Vertheidiger lähmte.

Dass die Georgier mit dem Lande schonend verfahren seyen, ist auch nicht anzunehmen, da sie als fanatische Christen und unversöhnliche Feinde der Muhammedaner besonders die Trapezuntier verabscheuen mussten, da sie als Christen mit den Turkmanen und anderen ungläubigen Fürsten der umliegenden Länder häufig in gutem Einverständnisse waren, und sogar Bündnisse gegen Christen mit ihnen geschlossen hatten. Soll aber auch die Burg von Trapezus den leichten Reiterschaaren von Georgien getrotzt haben, und sollen die Kastelle im Gebirge damals nicht bezwungen worden seyn; so war doch seit jenem unglücklichen Tage keine hinreichende Macht vorhanden, um die Plünderungszüge abzuwehren, mit welchen das offene Lazien von Georgien aus jährlich heimgesucht wurde. Unglücklicher Weise war aber auch gerade damals die Lage der benachbarten Staaten Anatoliens so ungünstig, dass nirgends Hülfe gegen die Uebermacht der Feinde zu finden war, bis sich endlich in dem fernen Konstantinopel eine Begebenheit zutrug, die den Bedrängten unvermuthet einen Retter sandte, und in jenen Gegenden überhaupt eine ganz andere Ordnung der Dinge bereitete.

VIERTES KAPITEL.

Revolution zu Konstantinopel, Sturz und Auswanderung der komnen'schen Kaiserdynastie nach Kolchis.

Im Jahre 1181 starb Manuel Comnenus Kaiser von Konstantinopel, und hinterliess das Reich seinem dreizehnjährigen Sohne Alexis. Irene, die Kaiserin-Mutter, führte die Zügel der Regierung, ward aber selbst ein Spielball der grossen Kronbeamten und der alten Palastfaction von Byzanz; ihre Regierung ohne Kraft, die Unzufriedenheit bald allgemein.

Andronicus, des jungen Kaisers Oheim, von dessen Schicksalen unter Manuels Herrschaft wir schon oben Meldung thaten, lebte während dieser Vorgänge ruhig zu Oenaeum im Pontus. Kaum hatte er aber Kunde erhalten, dass unter den Schwächen und Fehltritten der neuen Regierung und durch die Ränkesucht der Grossen sich eine Parthei zu seinen Gunsten gebildet habe, als er sich ungesäumt aufmachte, mehrere, über die Weiber- und Favoritenherrschaft missvergnügte Provinzen und Legionen an der Nordküste Anatoliens gewann, und an der Spitze der Gegner des Hofes am Kanal von Propontis erschien.

Sofort wurde in einer bald nachher erfolgten Palastrevolution die Kaiserin mit den vornehmsten Reichsbeamten erwürgt und Andronicus neben Alexis dem Kinde, zum Kaiser ausgerufen. (Im Monat August 1182.)

Kaum war aber ein Jahr gemeinschaftlicher Reichsverwaltung abgelaufen, als der fünfzehnjährige Alexis auf Befehl seines Oheims Andronicus das Schicksal seiner Mutter erlitt und durch sein Ausscheiden auf dem Throne des romäischen Kaiserthums einen Mann zurückliess, dem, um die Monarchie von dem bald nachher erfolgten Untergange zu retten nur das Glück, und, um als der grösste Monarch des Orients gepriesen zu werden, nur ein unparteiischer Geschichtschreiber seines Zeitalters gefehlt hat. Denn Andronicus gehört in die kleine Zahl jener Sterblichen, die geboren sind, um über ein grosses Reich zu herrschen und Völker glücklich zu machen. Seine überwiegenden Regententugenden und die Lage des Reichs müssen die harten und ungerechten Massregeln einiger Massen entschuldigen, wodurch er den Besitz der Krone errungen hat. Er allein hatte und fühlte die Kraft in sich, dem in Lethargie versunkenen Körper des romäischen Reichs neue Lebenskraft einzuhauchen, und die tief liegenden Keime des Verderbens, durch welche die Grundfesten der Nationalunabhängigkeit untergraben wurden, mit der Wurzel auszurotten. Er allein kannte die wahre Quelle, aus welcher von jeher das Unglück über das Geschlecht der Hellenen gekommen ist, nämlich die Ränkesucht und den Empörungsgeist, der den grossen Geschlechtern Griechenlands im Allgemeinen, und denen von Konstantinopel besonders angeboren schien. *)

---

*) Um sich von der Schändlichkeit, Feigheit, Ueppigkeit und moralischen Nichtigkeit dieser damals um die Wette nach dem Purpur ringenden Menschenklasse einen Begriff zu machen, darf man nur die Schriften eines Nicetas, Acropolita und Nicephorus lesen und man wird dann gerne zugestehen, dass nur ein Mann wie Andronicus gegen ein solches Uebel mit Erfolg zu kämpfen hoffen konnte.

Als er die Zügel des Reichs ergriff, stürmten ikonische Seldschuken vom Taurus und normännische Barbaren von Sicilien und Italien her an den Pforten des Kaiserthums, während Aufruhr und Bürgerkrieg jedes Jahr, die von auswärtigen Feinden verschont gebliebenen Provinzen verheerte, und selbst den kaiserlichen Palast zum Schauplatz der schmachvollsten Intriguen erniedrigte. Ehemals blühende Gegenden des Reichs waren entvölkert, mehrere Distrikte wegen unerträglicher Abgabenlast und Beamtentyrannei völlig öde. Nur die Hauptstadt schwelgte im Ueberfluss.

Bei einer so verzweifelten Lage der Dinge konnte nur eine durchgreifende Umschaffung der Gesammtverwaltung des Staates der herannahenden Auflösung Grenzen setzen. Will man diesen auch von der Nachwelt so verkannten Monarchen nach der beispiellosen Umgestaltung der Dinge beurtheilen, die er in der kurzen Zeit einer kaum dreijährigen Regierung, selbst nach den Zugeständnissen seiner Feinde, im byzantinischen Reiche bewirkt kat; so wird man die Schmähungen gehörig zu würdigen verstehen, durch welche Nicetas, der Geheimschreiber seines Mörders und Nachfolgers, das Andenken dieses Mannes zu brandmarken suchte, den wir als Wohlthäter des menschlichen Geschlechts begrüssen und segnen würden, wenn nicht ein beklagenswerthes Missgeschick die grossartigen Schöpfungen seines Geistes im Keime vernichtet hätte. Kraftvoll, wie ein rettender Genius, schwebte er über dem byzantinischen Reiche, schützend und hülfreich für die bedrängten Unterthanen, furchtbar und zermalmend für die Feinde der öffentlichen Wohlfahrt. *Königen ist alles möglich*, war sein Grundsatz, *und kein Uebel im Staate ist so gross, dass es ihr fester Wille nicht zu heilen vermöge.* Ein Vater des Volkes gab er unvermöglichen, aber arbeitsamen Unterthanen reichliche Geschenke, ermunterte Ackerbau und Kunstfleiss durch alle einem Monarchen zu Gebote stehende Mittel. Jedermann sass, nach Berichten aus jener Zeit, ruhig unter dem Schatten seiner Bäume und ass sorgenlos von ihren Früchten. Nach Entrichtung der gesetzlichen Gebühren war man nicht weiter bei Gut und Leben gefährdet, wie es vor seiner Regierung Sitte war. Die Obrigkeiten im ganzen Reiche waren genau, thätig, gerecht und reichlich bezahlt. Der Aemterverkauf hatte aufgehört, nur den Würdigsten gab man sie. Das Volk segnete den Monarchen. Die Cultur der Provinzen blühte wundersam durch Anlegung von Kanälen und Wasserleitungen; die Abgaben wurden vermindert und in ein regelmässiges System gebracht, und dessen ungeachtet war die kaiserliche Schatzkammer stets reichlich gefüllt. Auch das barbarische Strandrecht wurde auf allen Küsten Griechenlands aufgehoben, was keiner der früheren Imperatoren hatte bewirken können. Es war wohlfeile Zeit unter Andronicus, und Jedermann, reich oder arm, fand bei dem freundlichen Monarchen Gehör und Gerechtigkeit. Er ehrte und beschützte die Gelehrsamkeit, verbannte abes aller unnöthige dogmatische Gezänk aus seinem Reiche.

Die Folgen dieser wohlthätigen Verwaltung waren auffallend. In den meisten Provinzen stieg die Bevölkerung in einem Staunen erregenden Maasse;*) eine Heiterkeit, eine Lebenswärme begann sich in den Völkern des byzantinischen Reichs zu entwickeln, welche in dem Elend der vorhergehenden Jahrhunderte gänzlich erstorben war.

Mitten im allgemeinen Glücke beunruhigte nur *ein* Gedanke den Wiederhersteller des byzantinischen Reiches, nämlich das Schicksal welches die neue Schöpfung nach seinem Tode erwarte, da er bereits in der Neige der Jahre sich nach menschlicher Berechnung kaum eine hinlängliche Lebensdauer versprechen konnte, um seine Einrichtungen vollkommen zu begründen. Denn er wusste ja, dass man den herrschenden Geist des Verderbens, die moralische Ver-

---

*) *Βασιλεύοντος αὐτοῦ αἱ πλείους ἐπαρχίαι πρὸς πλῆθυσμον ἐπιδίωκον τῶν ἐνοικούντων.* — Worte des Nicetas.

sunkenheit einer Nation, Folgen und Angewöhnungen einer tausendjährigen Sclaverei nicht plötzlich, wie ein Gewand wegheben, dass man Geist und Denkungsart eines Volkes nicht in wenigen Jahren umgestalten kann. Musste er nicht selbst fühlen, der Strom, den er gedämmt, dem er mit Gewalt eine andere Richtung gegeben hatte, werde nach ihm mit ungezügelter Wuth in das alte Rinnsal zurück brausen? War nicht mit Bestimmtheit vorauszusehen, dass die Unterdrücker des Volkes und überhaupt jene ganze Menschenklasse, die von den Missbräuchen in der Verwaltung und von der Schwäche des kaiserlichen Hofes Nutzen zog, nicht säumen werden, die neue Ordnung der Dinge zu zerstören um das alte Raub- und Empörungssystem an ihre Stelle zu setzen?

Um dieses zu verhüten gab es aber leider nur ein einziges Mittel, vor welchem kleine Seelen zurückschaudern, welches aber die berühmtesten Schöpfer und Bildner bürgerlicher Glückseligkeit unter barbarischen oder gesunkenen Völkern in ähnlichen Fällen für das einzig wirksame erkannt haben, nämlich gewaltsame Trennung der unheilbar verpesteten Glieder des Staatskörpers. Andronicus nahm es auf sich, diese traurige Bürgschaft für die künftige Wohlfahrt seiner Unterthanen durch Vernichtung der meisten vornehmen Geschlechter der byzantinischen Welt zu stellen. Bei der Berathung über diese in der That furchtbare, aber unter jenen Umständen allein heilsame Massregel widersetzte sich zwar Manuel Comnenus, ältester Sohn des Kaisers, unter dem Vorwande, dass die konstantinopolitanischen Familien beinahe insgesammt das Loos der Vernichtung treffe. Allein die Wohlfahrt des Vaterlandes und die Sicherstellung desselben für die kommenden Zeiten überwanden alle Rücksichten. Durch einen Senatsbeschluss im grossen Regierungs-Palaste zu Konstantinopel wurde im Jahre 1185 der hohe Adel des griechischen Reichs wegen Hochverraths und Herbeirufung des normannischen Heeres in Masse zum Tode verurtheilt.

Ein grosser Theil war schon von allen Seiten in die Gefängnisse der Hauptstadt gebracht um an einem und demselben Tage hingerichtet zu werden. Nur Isaac Angelus, einer der vornehmsten Konstantinopolitaner, der gleichfalls als ein heimlicher Gegner des Kaisers und der politischen Wiedergeburt des Vaterlandes dem Untergange geweiht war, lebte noch frei in seinem Palaste.

Stephanus, mit dem Zunamen Hagiochristophorites, ein herzhafter und unerschrockener Mann, dessen sich Andronicus bei Ausführung grosser Massregeln vorzüglich zu bedienen pflegte, beschloss ohne Auftrag des Kaisers, Isaac in seinem eigenen Palaste zu verhaften und zu den übrigen Schlachtopfern in den Kerker zu führen. Allein dieser unzeitige Eifer des Mannes gab Veranlassung zu einer der traurigsten Begebenheiten, welche die griechische Nation je getroffen hat, zu einer Begebenheit, welche anfangs die Trennung und dann den Untergang der romäischen Monarchie herbeigeführt hat; mit einem Worte, zu jener grossen Revolution von Konstantinopel, in welcher Andronicus als Opfer seiner Strenge und seines Ankämpfens gegen die Verderbtheit des Zeitalters fiel, und die Dynastie des berühmten Hauses der Comnenen den ersten Thron der christlichen Welt verlor. Und da diese Begebenheit der erste und nächste Grund zur Errichtung des Kaiserthums von *Trapezus* war, muss hier weitläufiger von derselben Erwähnung geschehen. Unvermuthet erschien Stephanus mit seinen Satelliten im Palaste des Isaac Angelus um den Verräther zur Haft zu bringen.*) Dieser wohl wissend, dass sein Schicksal entschieden sey, tödtete den Gewaltboten, der sich keines Widerstandes versah, in einem Anfalle von Verzweiflung, und entfloh in die Sophienkirche, um in der Heiligkeit des Ortes gegen die Folgen seiner That Schutz zu finden. Der Ruf dieser Begebenheit ging schnell durch die Stadt, und eine zahlreiche Volksmasse strömte herbei, theils um Isaac Angelus zu sehen, theils um als Zuschauer bei seinem Tode gegenwärtig zu seyn, da Niemand zweifelte, Andronicus werde ihn noch vor Untergang der Sonne hinrichten lassen. Auch Isaac's Oheim, Johann Ducas, hatte sich mit den nächsten Anverwandten dem Flüchtling beigesellt, und alle begannen zitternd vor Todesfurcht Schutz und Beistand der mit jedem Augenblicke anschwellenden Volksmasse anzuflehen. Aber nur Wenige zeigten Mitleid gegen die Männer und hätten sie erbarmungslos vor ihren Augen hinwürgen lassen, wenn man denselben Abend noch von Seiten der Anhänger des Kaisers oder der Palastgarden Massregeln ergriffen hätte, die Schlachtopfer vom Heiligthum der Altäre wegzureissen und den Pöbel auseinander zu treiben. Zum grössten Unglücke war Andronicus gerade an jenem Tage von der Hauptstadt entfernt auf einem Lustschlosse an den Küsten des Propontis; und so ging dieser erste und unwiederbringliche Augenblick, den Keim der Empörung im Gemüthe der planlos versammelten und gegen die Optimaten im Allgemeinen feindlich gesinnten Volksmenge zu ersticken, ungenützt vorüber. Der Kaiser, der Stephanus's Mord am nämlichen Abend noch erfahren hatte, hielt die Begebenheit für nicht wichtig genug und sandte blos einen kurzen Aufruf an die Bewohner von Konstantinopel, worin er sie zur Ordnung ermahnte; blieb aber selbst jene Nacht noch auf dem Lustschlosse.

---

*) Abends am 11. Sept. 1185.

Dieser Fehler, vielleicht der einzige den Andronicus während seiner Regierung beging, kostete ihm Krone und Leben. Denn bei den beweglichen Konstantinopolitanern wuchs in der Zwischenzeit der Muth. Man begann über die bestehende Ordnung der Dinge, über des Kaisers Härte und Grausamkeit zu lästern und den Flüchtlingen Beistand zu versprechen. Durch Flehen bewirkte Isaac, dass man die Tempelthore schloss, das Gebäude selbst die ganze Nacht durch mit Fackeln beleuchtete und einen Volkshaufen als Besatzung zurückliess. Mit Tagesanbruch strömte eine unzählige Menge Menschen zur Sophienkirche, die Empörungswuth griff wie ein Feuermeer um sich, man stiess Verwünschungen gegen Andronicus aus und verlangte laut Isaac, den Flüchtling, zum Imperator. Jetzt erst zeigten sich die wenig zahlreichen Leibwachen, um die rasende Menge zu zerstreuen: es war aber zu spät, und selbst die Nachricht, der Kaiser habe mit den Triremen am Palaste gelandet, blieb ohne Wirkung, blinde Wuth hatte alles fortgerissen. Man erbrach gewaltsam das grosse Staatsgefängniss, wo die Vornehmen von Byzanz neben zahlreichen gemeinen Verbrechern gefangen sassen. Die Wirkung dieser Massregel war ungeheuer, alles was bisher noch unschlüssig und zaghaft zurückgeblieben, ward nun vom allgemeinen Wahnsinne fortgerissen. Das Geschrei, es lebe Isaac der Selbstherrscher und Kaiser der Romäer, erscholl in und ausser dem Sophientempel. Zugleich nahm man Konstantin's Krone vom Altar und setzte sie dem neuen Imperator auf's Haupt. Isaac, dem dieser plötzliche Umschwung der Dinge wie ein Traumbild erschien, welches ihn wachend bethöre und den Schlund des Abgrundes noch tiefer grabe, sträubte sich anfangs, aus Furcht, die blinde Menge könne ihn vor dem Racheschwerdt des Andronicus nicht schützen, wich aber doch endlich dem Ungestüm des Pöbels und den Mahnungen seiner eigenen Zaghaftigkeit, bestieg ein kaiserliches Pferd und ritt von einer zahllosen Menschenmasse umwogt und mit der Krone auf dem Haupte durch die Strassen der Hauptstadt gegen den grossen Palast, auf dessen Thürmen und Zinnen Andronicus mit den varangischen Leibwachen sich zur Vertheidigung gerüstet hatte. Beim Anblicke der unzähligen Volkshaufen wollte die kaiserliche Schaar nicht Stand halten, und Andronicus focht beinahe allein mannhaft auf dem vorzüglichsten Thurme des Palastes. Nachdem aber seine Begleiter grossentheils die Flucht ergriffen und nur wenige Getreue in dieser äussersten Noth ihren Gebieter vertheidigten, erkannte er bald, dass mit Gewalt nun nichts mehr zu bewirken sey, und suchte mit den

Aufrührern zu unterhandeln. Er bot sich an, die Krone seinem ältesten Sohne Manuel, einem Fürsten von grosser Mässigung und furchtsamer Gemüthsart, zu überlassen. Allein durch diesen Vorschlag wurde der für seinen neuen Götzen blind eingenommene Pöbel nur noch rasender, und ergoss sich in einen Strom von Lästerungen gegen den Redenden sowohl als gegen seinen bezeichneten Nachfolger.

Endlich wichen die Thore dem furchtbaren Andrange und Andronicus entfloh nach Ablegung der kaiserlichen Insignien auf der nämlichen Trireme, die ihn am Morgen dieses Tages von der asiatischen Küste gebracht hatte.

Der Pöbel war nun Herr des Palastes so wie der ganzen Stadt, und schaltete darin, als hätte er sie mit Sturm erobert. Zuerst wurde die Schatzkammer des Palastes geplündert, in welcher durch die Sparsamkeit und den geordneten Haushalt des entflohenen Beherrschers zwölf Centner goldener, dreissig Centner silberner und zweihundert Centner eherner Münzen, ohne die Gold- und Silberbarren zu rechnen, aufgehäuft lagen. Dann wurde das Zeughaus geleert, das Waffen und Rüstung für ein grosses Heer enthielt. Zuletzt, da das Volk von keiner Seite Widerstand gefunden hatte, fing es auch noch an die silbernen und goldenen Heiligenbilder, Lampen und Gefässe aus dem Tempel zu rauben und unter dem Vorwande antivolksthümlicher Gesinnung und Anhänglichkeit an die eben gestürzte Regierung Alles zu misshandeln, was durch Bildung und Reichthum hervorragte. Die Umwälzung war vollständig. Die Bewohner von Konstantinopel glichen wilden Bestien, die dem Käfig und der Zuchtruthe ihrer Lenker entsprungen, nun in fesselloser Wuth gegen alle Hindernisse ihrer wilden Leidenschaften tobten. *)

---

*) Ein besonderer Gegenstand ihres Grimmes waren die Gelehrten der Hauptstadt, die sie spottweise das verfaulte Glied (μέλος σεσηπός) am Staatskörper nannten, um dessen Wohl oder Wehe es sich gleich wenig kümmere.

Nicetas in Andron.

Die Flucht des Andronicus unterdessen misslang. Die Elemente selbst hatten sich der Rettung des entthronten Monarchen entgegengesetzt. Durch Aequinoctialstürme, die damals auf dem schwarzen Meere wütheten, wurde das Fahrzeug nach jedem Versuche das Weite zu gewinnen, wieder auf die Küste zurückgetrieben, wo der Flüchtling von den nacheilenden Reitern Isaac's eingeholt und in die Hauptstadt zurückgebracht wurde. Mit Ketten beladen führte man ihn vor das Tribunal des neuen Herrschers, in dessen Gegenwart ihn die neuen Höflinge mit Schmähungen und Misshandlungen jeder Art überhäuften, und dann dem Pöbel zur Sättigung der Rache überliessen. Derselbe Mann, welcher wenige Tage vorher als Kaiser und Herr mit goldener Krone auf dem Haupte und in Purpur gekleidet, vom Volke unter Angelobung ewiger Treue und Ehrfurcht gepriesen und angebetet wurde, ward nun demselben Volke als Opfer hingegeben. Was soll man hier die schauderhaften Scenen, was die stupide Grausamkeit eines wahnsinnigen Pöbels gegen ein erlauchtes Schlachtopfer schildern, dessen Lebensfaden er nach langen Qualen mühsam zerschnitt!

So fiel Andronicus I. unstreitig einer der grössten und talentvollsten unter den byzantinischen Imperatoren. Wir sind gewohnt, gedankenlos dem Nicetas folgend, ihn den *Tyrannen* zu nennen, ob mit Recht, urtheile der Leser selbst. Nicetas, sein Feind und Zeitgenosse, entwirft nothgedrungen die vortheilhafteste Schilderung seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften. Er hatte nach dem Berichte des eben angeführten Mannes, einen erhabenen Körperbau, eine Ehrfurcht einflössende Miene, Gang und Haltung eines Helden, und seines vorgerückten Alters ungeachtet noch ein sehr jugendliches und blühendes Aussehen.*) Er ass und trank wenig, arbeitete viel, wodurch seine Gesundheit eine unerschütterliche Grundlage erhielt und zur Wohlfahrt des Reichs eine

---

*) *Τὴν ὄψιν νεοειδής.* Nicetas in Andron.

noch längere Lebensdauer versprach. Sein Geist war durch sorgfältiges Studium, durch grosse Reisen in Europa und Asia, so wie durch langjährigen Aufenthalt am Hofe zu Bagdad und bei den meisten Fürsten des Morgenlandes hochgebildet und frei von den Fesseln des Aberglaubens, des Erbübels jener trüben Zeiten. Neben den alten Schriften schätzte und las er besonders die Briefe des Apostels Paulus, denen er fast alle Erholungszeit zu widmen pflegte. Der Vorwurf der Grausamkeit, den ihm seine Feinde machen, ist zwar nicht ungegründet, kann aber seinen Werth als Regenten und Wiederhersteller eines durch gänzliche Entsittlichung der höheren Volksklassen niedergedrückten und entarteten Volkes nicht vermindern. Oder, was erzählt denn die Geschichte von Karl dem Grossen, Peter I. und so vielen andern ausgezeichneten Lenkern der menschlichen Schicksale? Diese nennt man gross und heilig, Andronicus aber den Tyrannen. Gestehen wir es nur, sein grösstes Verbrechen waren seine Tugenden und sein Streben, besser als sein Zeitalter zu seyn.

Die kurze Zeit seiner Regierung kann wahrhaft die letzte goldene Zeit des romäischen Reichs genannt werden, und mit ihm war die letzte Hoffnung verschwunden, das heranziehende Verderben in seinem Gange aufzuhalten.

Von unberechenbaren Folgen für die Zukunft des Reichs, wäre die glückliche Beendigung der Staatsreform des Andronicus gewesen. In den Provinzen, die durch eine gerechte Verwaltung wieder blühend und bevölkert waren, wohnte noch ein derber, patriotisch gesinnter Menschenschlag, dessen Eifer für Freiheit und Unabhängigkeit der romäischen Kirche und Nation es dem über sein Zeitalter erhabenen Monarchen möglich gemacht hätte, Zucht und Tapferkeit beim Heere herzustellen und das Reich gegen alle Angriffe der Ikonier und Normannen auf lange sicher zu stellen.

Aber auch auf die Entwickelung der politischen Geschichte im Occident und auf die Cultur des menschlichen Geschlechts überhaupt hatte diese unselige Katastrophe auf eine bejammerungswürdige Weise eingewirkt. Denn ohne den Sturz des Andronicus hätte das abendländische Kreuzheer keine Veranlassung gefunden vor Konstantinopel zu segeln, die Stadt zu bestürmen und durch Einäscherung von zwei Drittheilen derselben unzählige Kunstwerke zu vernichten, und die Reste der alten Literatur die dem Fanatismus eines Theodosius und Amru entgangen waren, vollends und unwiederbringlich zu vertilgen. Ohne den Aufstand der Bürger von Konstantinopel hätte es keinen abendländischen Herzog vom Archipelagus, keinen Fürsten von Athen und Achaja, keinen Kaiser von Nicäa und *Trapezunt* gegeben.

Gerne hatten die grossen und reichen Geschlechter den Fall des Andronicus gesehen, weil das Regierungs-System und die Sitten desselben überhaupt ihre eigene Nichtigkeit und Schändlichkeit vor den Augen Aller enthüllten. Aber dabei wollten sie ihren neuen Beherrscher nicht unter den Auspicien und aus den Händen des Pöbels empfangen. Der Thron sollte bei dem alten Hause der Comnenen bleiben: nur keine Neuerungen, keine Kraftentwickelung, keine Vaterlandsliebe, keine Tugend wollten sie, sondern nach alter Weise unter einem schwachen Regenten die Palastintriguen fortspinnen, die Provinzen plündern und das Reich mit Verwirrung und Aufstand erfüllen. Die Revolution hatte aber weiter gegriffen und der Pöbel der Hauptstadt wollte das einmal errungene Uebergewicht nicht wieder aus den Händen geben, sondern folgte unaufhaltsam den Gefühlen des Neides und der Erbitterung, welche grosse, reiche und starkbevölkerte Hauptstädte gegen den nebenbulerisch aufwuchernden Glanz und Reichthum der Provinzen zu nähren pflegen.

Isaac, die Schöpfung des Pöbels, konnte der Wuth desselben keine Grenzen setzen und verschloss sich im Palaste bis es den Bürgern der Hauptstadt von selbst gefallen würde, Herrschaft und Ansehen des neuen Monarchen anzuerkennen. Nicht dem Isaac

Angelus oder den von Andronicus niedergetretenen, und von ihnen selbst verachteten Aristocraten zu gefallen, hatten sie sich erhoben, sondern um jenes traurige Vorrecht auszuüben, das von dem weiland souveränen Volke an der Tiber auf die Bürger von Konstantinopel übergegangen war, für die Provinzen einen Regenten nach *ihrem* Belieben zu wählen, selbst aber keiner gesetzlichen Ordnung unterthan zu seyn, und auf Kosten der Provinzial-Bewohner unter Müssiggang, Schauspiel und Lustbarkeit das Leben zu verschwelgen. Ihnen war es daher unerträglich, dass Andronicus, Provinz und Hauptstadt mit gleicher Gerechtigkeit beherrschte, und die Romuliden der grössten und schönsten Stadt der Erde mit Bauern aus dem Peloponnes und Bulgarenland auf Eine Linie stellte.

Die damalige Umwälzung der Dinge glich demzufolge nicht einer aus jenen herkömmlichen Palast-Revolutionen von Blachernä, wobei der Herrscher wechselte, das System aber blieb. Es war dieses Mal der Triumph des Bösen über das Gute, der Wenigen über das Ganze, der lasterhaften Hauptstadt über die Wohlfahrt des Reichs, es war der Sieg der Auflösung und Zerstörung über Ordnung und Glückseligkeit.

Mit diesem Zeitpunkte begann das allmählige Dahinsinken der Monarchie durch die abendländischen Völker, deren Angriffe auf den Peloponnes, auf Epirus, auf Thessalien und die Inseln damals anfingen und nach achtzehn Jahren mit der Eroberung von Konstantinopel endeten. Nicht Andronicus *allein* war gefallen, sondern mit ihm eine grosse und berühmte Familie, die den ersten Thron der Welt seit mehr als hundert Jahren in ununterbrochener Erbfolge besessen, und bei allen Völkern des Abend- und Morgenlandes einen gefeierten Namen hatte. Alle Grosse des Reiches, welche mit dieser Dynastie auf was immer für eine Weise verkettet waren, fielen mit ihr in gleiches Verderben, wenn sie auch kurz vorher selbst auf der Proscriptions-Liste des Andronicus gestanden hatten. Isaac musste gegen seine eigene Menschenklasse wüthen, wenn ihm der Pöbel der Hauptstadt seine hohe Abkunft verzeihen sollte. Nicht nur wurde das ganze Gewebe der Comnen'schen Staatsverwaltung durchschnitten, sondern auch die wohlthätigsten Einrichtungen und prachtvollsten Gebäude aus der Comnenen-Zeit wurden auf Befehl der blinden Menge zerstört, und überhaupt alles was zu diesem in der Meinung der Hauptstadt gefallenen Hause gehörte, dem Untergange geweiht. *Οὐκέτι ϑέλομεν ὑπὸ Κομνηνῶν βασιλεύεσϑαι, nichts mehr von den Comnenen*, schrie die tolle Menge und vernichtete alle Gegenstände und Sinnbilder der verhassten Macht.

Nach dem Beispiele des Andronicus verfertigten auch Isaac und die siegende Hauptstadt Proscriptionstafeln zur Ausrottung des ganzen Comnenen-Geschlechts und ihrer Clienten. Beim Heere in Macedonien wurde *Johannes Comnenus*, der zweitgeborne und mit dem Kaisertitel geschmückte Sohn des Andronicus ergriffen und auf eine so grausame Weise seiner Augen beraubt, dass er bald nachher unter grossen Schmerzen den Geist aufgab. Eben so wurde *Manuel* der erstgeborne, in der Hauptstadt geblendet und in den Kerker geworfen, obwohl zu Konstantinopel Jedermann wusste, dass er sich der Vertilgungsreform seines Vaters widersetzt hatte. Das nämliche Loos traf sogar den obengedachten nichtswürdigen Rebellen Alexis, so wie alle Glieder der gestürzten Dynastie, die vorhin auch mit gewaffneter Hand den Thron des Andronicus zu erschüttern bemüht waren. Der Prinzessin Thamar, einer Tochter des Andronicus, hatte man es zu verdanken, dass das kaiserliche Haus nicht gänzlich vertilgt wurde. Zwei Kinder, *Alexis* und *David* mit Namen, Söhne des obengedachten Manuel Comnenus, und nach dem Tode von Vater, Oheim und Grossvater die gesetzmässigen und natürlichen Erben der romäischen Kaiserkrone, wurden durch die klugen Maassregeln dieser Frau dem Untergange entzogen. Unter den Verwirrungen des Volksaufstandes sammelte sie die Trümmer des väterlichen Glückes, zog die Anhänger ihres Hauses an sich, raffte Gold und Edelsteine zusammen, und flüchtete sich über den Propontis in das Land der Kolchier am äussersten Ende der byzantinischen Welt, um in jener lange schon des vertragsmässigen Schutzes beraubten Provinz Sicherheit zu finden vor dem Blutdurste des ochlocratischen Imperators Isaac Angelus. *)

Die Erscheinung kaiserlicher Prinzen aus Konstantinopel mit Gold, Mannschaft und schätzebeladenen Anhängern auf diesen längst vergessenen Küsten, in einem Zeitpunkte wo der Druck der kaukasischen Semiramis schwer auf ihnen lastete, konnte den

---

*) Palastchronik des Michael Panaretos. Mss. Fol. 287 recto.
Chalcocondylas, lib. 9. pag. 245.

Zu Konstantinopel waren mehrere kaiserliche Paläste und mehrere Schatzkammern, alle aber durch Andronicus's klugen Haushalt wohl gefüllt, so dass nach den Plünderungen der Aufrührer Isaac noch fünf Centner Gold unter das Volk vertheilen und vierzig Centner nach Macedonien schicken konnte um das Heer zu gewinnen. Besonders aber liess man sich zu Konstantinopel, wie es bei allen morgenländischen Höfen von jeher Sitte war, angelegen seyn, Vorräthe an Edelsteinen zu sammeln, um bei einem unvermutheten Wechsel der Dinge immerfort hinreichende und leicht fortzuschaffende Hülfsmittel zur Wiedergewinnung verlorner Macht zu besitzen. Auch scheint es der Prinzessin Thamar gelungen zu seyn, den Schatz der Edelsteine völlig zu retten, weil sich kurz nachher am Hofe zu Trapezunt ein grosser Reichthum daran entdecken lässt. Die Flucht gegen die östlichen Länder hin war übrigens bei der allgemeinen Verwirrung ohne Schwierigkeit, da Schiffe zum Kampfe gegen die normannische Flotte eben damals den Hafen füllten, und die Länder im Süden des Pontus Euxinus, besonders aber Paphlagonien und Heleno-Pontus dem Andronicus zur Thronbesteigung verhülflich gewesen und eben desswegen dem Hause der Comnenen sehr ergeben waren.

Der alte Hof mit allen jenen, die bei der unvermutheten Wendung der Dinge für Leben oder Eigenthum zu fürchten hatten, wanderten ebenfalls gegen den bezeichneten Himmelsstrich.

Bewohnern nur willkommen seyn. Durch diese unvermuthete Wendung der Begebenheiten wuchs die Aussicht, den heimatlichen Boden von den Plünderungszügen und von der drückenden Herrschaft der Königin von Tiflis zu befreien, ja selbst die schon lange genährten und so oft schon vereitelten Entwürfe vollkommner Unabhängigkeit von der Herrschaft von Byzanz sowohl als Georgien durchzuführen. Die Folgen der unglücklichen Schlacht von Khuthaissi waren auf diese Weise aufgehoben, der erlittene Verlurst durch neue Ankömmlinge ersetzt und in den eingeführten Reichthümern hinlängliche Mittel vorhanden, um zum Schutze des Landes und der kaiserlichen Familie ein streitbares Heer aufzustellen. Von dieser Zeit an war das romäische Kaiserthum in der Meinung der Völker in zwei Dynastieen, eine *usurpatorische* und eine *legitime*, zertheilt, von welchen die eine zu Konstantinopel, die andere aber am Phasisstrome ihren Sitz hatte. Zwar ohnmächtig für den Augenblick, weil sie ihrer Häupter beraubt, nur Kinder an der Spitze hatten, konnten die Comneni keine Reaction gegen die Angeli beginnen. Allein wie ein Gährungsstoff hatten sie sich an den Rand des Kaiserthums in einer anerkannten Reichsprovinz niedergelassen, und untergruben von dort aus zwar langsam, aber um desto sicherer die Grundpfeiler der usurpatorischen Macht in den Ländern Anatoliens, bis endlich ein Sturm aus dem Abendlande das morsche Gebäude des byzantinischen Reichs in den Grundfesten erschütterte und in Trümmer zerlegte, aus welchen dann das gesunkene Comnenengeschlecht ein Gebäude neuer, dritthalbhundertjähriger Grösse errichtete.

ERSTES BUCH.

Von der Gründung des trapezuntischen Kaiserthums durch Alexis I. bis zum Ausbruche der Revolution nach dem Tode des Kaisers Basilius; oder Periode des Uebergewichtes der kaiserlichen Macht der Gross-Comnenen über die hohe Lehen-Aristocratie von Alt-Trapezunt.

ERSTES KAPITEL.

Alexis Comnenus erobert Trapezunt nebst einem grossen Theile der Südküstenländer des Pontus Euxinus.

Ueber das Schicksal von Trapezunt während der achtzehn Jahre, die zunächst auf die Revolution von Konstantinopel und die Flucht der Comnenen nach Kolchis verflossen sind, hat die Geschichte nichts aufbewahrt. Obwohl der legitimen Dynastie aus Neigung zugethan, vermochte Trapezunt doch nicht aus eigener Kraft sich dem Einflusse byzantinischer Hoheit und der Macht kaiserlicher Statthalter zu entziehen. So zauberisch pflegt in despotischen Reichen des Orients die Wirkung der Hauptstadt auf die Gemüther der Provinzialbewohner zu seyn, dass sie, gleich willenlosen Werkzeugen, zaghaft dem vom Sitze der Herrschaft ausgehenden Impuls folgen. Ob der ohnmächtige Isaac Angelus das von den letzten Comnenen, wie es uns oben schien, errungene Ansehen behaupten und nach der herrschenden Sitte des Hofes jährlich einen neuen Statthalter in die trapezuntischen Länder schicken konnte, lässt sich eben so wenig umständlich darthun als man nachzuweisen vermag, ob, wie und wann es den Trapezuntiern gelungen ist, sich von den Bedrückungen der Königin Thamar zu befreien. Dass sie von Konstantinopel keine Hülfe erhielten und sohin lediglich auf sich selbst beschränkt waren, ist eine unläugbare Thatsache, wenn wir die verzweifelte Lage betrachten, in welche der neue Beherrscher Isaac Angelus gleich im ersten Jahre seiner Herrschaft versunken ist. Vielleicht hat sich damals wie in den Tagen der seldschukischen Einfälle ein zweiter Gabras erhoben, und gleich jenem früheren Helden als Preis des geretteten Vaterlandes die unbeschränkte Leitung der Angelegenheiten übernommen.

Alexis Comnenus der vierjährige Knabe (denn so alt war er nach Angabe der Palastchronik bei seiner Ankunft in Kolchis) wuchs unter diesen Begebenheiten zum Jünglinge heran und hatte im Schatten der kaukasischen Gebirge hinlängliche Zeit sich zur Wiedereroberung des väterlichen Erbtheiles zu rüsten. Denn der träge Isaac Angelus, unbekümmert um das neu aufblühende Fürstengeschlecht am Phasis, schwelgte sinnlos im Palaste und verlor im Jahre 1195 geblendet und vertrieben den Thron an seinen wo möglich noch kraftloseren und elenderen Bruder Alexis Angelus. Bekannt ist es, wie hierauf der zwölfjährige Sohn des entthronten Isaac nach Italien geflohen und bei den zu einem Kreuzzuge versammelten Christen des Abendlandes für seinen geblendeten und eingekerkerten Vater um Hülfe gebeten habe. Bekannt ist es ferner, wie dann im Jahre 1203 das feindliche Heer mit dem jungen Alexis vor Konstantinopel erschien, nach kurzer Gegenwehr den Usurpator zur Flucht nöthigte, den geblendeten Isaac mit seinem Sohne auf den Thron setzte, aber einen so ungeheueren Preis für seine Dienste foderte, dass die wiedereingesetzten Beherrscher verächtlich, die Fremdlinge selbst aber der Gegenstand allgemeiner Verwünschung wurden. Diese Unzufriedenheit der Gemüther führte im nächstfolgenden Jahre 1204, was wir gleichfalls als bekannt voraussetzen, einen allgemeinen Aufstand der Hauptstadt herbei, wo die beiden Imperatoren den Untergang fanden, die Stadt selbst aber von den Kreuzrittern erstürmt und grossen Theils verbrannt, das ganze Reich aber in Trümmer geschlagen wurde. Bei der namenlosen Verwirrung, die sich nach dem Falle von Konstantinopel des ganzen romäischen Kaiserthums bemächtigte, und bei dem allgemeinen Jagen nach den Trümmern des vom Sturm zerschellten Schiffes war für Alexis Comnenus endlich der Zeitpunkt erschienen, um mit Erfolg auf dem Schauplatze der Weltbegebenheiten aufzutreten. Ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, Erbe des Ruhmes und der welthistorischen Grösse des Geschlechtes der Comneni, an der Spitze einer herrschsüchtigen, adelstolzen und reichen Emigration, musste er schon durch die Erinnerung verlorner Herrlichkeit zum Kampfe entzündet werden, hätte ihn auch der Strom der Ereignisse selbst, und die ungeduldige Sehnsucht seiner Umgebung, und der einem blühenden Königs-Sprossen eigenthümliche Drang nach Thaten nicht gleichsam genöthiget im grossen Drama jener Zeiten eine Rolle zu übernehmen.

Zur nämlichen Zeit als die abendländischen Kriegsheere Konstantin's Thron in der Hauptstadt des griechischen Volkes umstiessen, richtete Alexis Comnenus den Thron seiner Väter zu Trapezunt in Asien wieder auf. An der Spitze der Streitkräfte, die er am kolchischen Phasis gebildet hatte, rückte er in das Land der Trapezuntier. Die Hauptstadt Trapezunt, Tripolis, Kerasus, Mesochaldion, Jasonis und alle Schlösser im Gebirge und alle Städtchen an der Meeresküste bis nach Amisus und den an Obst, Wein und Oel reichen Ebenen von Side und Themiskyre unterwarfen sich dem neuen Herrscher. Eine der alten Comnenendynastie vortheilhafte Gährung hatte die Küstenländer des Euxinus bis über Heraclea hinaus ergriffen, und gemeinschaftlich mit seinem jüngeren Bruder David besetzte Alexis das Gebiet von Sinope mit der schönen und volkreichen Hauptstadt gleiches Namens vom Halysstrome bis an das Vorgebirg Karambis. Von hier aus drang David mit einem Theile des kolchischen Heeres in Paphlagonien ein, worauf sich die ganze Provinz erhob und dem neuen Gebieter von Anatolien huldigte. Ein zahlreiches Heer paphlagonischer Söldner reihte sich unter die Fahnen der Comnenen, und David eroberte mit reissendem Glücke Amastris, Tios und Heraclea, ja bis über den Sangaris hinaus in die Gegend von Nicomedia am Propontis verfolgte er seinen Siegeszug. Allenthalben kündigte er sich den Bewohnern als Herold und Vorläufer seines Bruders Alexis, Kaisers von ganz Anatolien an, der bald in Person mit dem grossen Kolcho-Trapezuntischen Heere erscheinen werde, um die Usurpatoren und Tyrannen zu vernichten und die Grenzen des neuen Reichs bis an den Bosporus und Hellespont auszudehnen. *)

Ueberhaupt gehorchten, wie schon früher angedeutet worden, die Bewohner aller jener Küstenländer, die in füheren Zeiten unter der Benennung Pontus ein selbstständiges Reich gebildet hatten und mehrere wohlhabende Handels-Republiken umschlossen, von jeher nur mit Widerwillen der drückenden Herrschaft des byzantinischen Hofes. Der günstige Augenblick sich von ihr loszureissen und gleichsam den verfallenen Thron des Mithridates wieder aufzurichten wurde daher, so weit es die allgemeine Verwirrung der Dinge gestattete, mit grosser Bereitwilligkeit ergriffen. Nicht gegen das Haus der Comnenen hatten sich die trapezuntischen Küsten so oft erhoben, sondern gegen die herrschende Faction der Grossen von Konstantinopel, durch deren Ränke und unersättliche Habsucht die Monarchie zerrüttet und die Kräfte der Unterthanen erschöpft wurden. Alexis Comnenus, Manuels Erstgeborner wurde daher von den Trümmern des

---

*) *Ὁ ἐκ Κομνηνῶν Δαβὶδ στρατολογήσας Παφλαγόνας καὶ οἱ τὴν ποντικὴν οἰκοῦσιν Ἡράκλειαν καὶ μοῖραν μισθωσάμενος Ἰβήρων τῶν πινόντων τοῦ Φάσιδος, κώμας καὶ πόλεις ὑπεποιεῖτο, καὶ τὸν οἰκεῖον μεγαλύνων κασίγνητον, ᾧ κλῆσις Ἀλέξιος, πρόδρομος ἐκείνου καὶ προκήρυξ ἐγίνετο.* Nicetas in Balduin. p. 402.

alten Hofes, die mit ihm an den Phasis gekommen waren, so wie von den neuen, bei der letzten Katastrophe aus Byzanz entflohenen Grossen des Reichs, und von allen Bewohnern der kolchischen Provinzen als ein vom byzantinischen Throne unabhängiger Herrscher, als Kaiser, als *Βασιλεύς* anerkannt, und verlegte den Sitz dieses Neu-Comnen'schen Reiches von den Ufern des Phasis in die grosse und wohl verwahrte Stadt Trapezus oder Trapezunda am schwarzen Meere. Die Bande, welche diese Stadt länger als zwölfhundert Jahre an das Schicksal der römischen Welt geknüpft hatten, waren auf immer zerrissen, und sie selbst von nun an die zweite Hauptstadt des griechischen Kaiserthums.

Dieses merkwürdige Ereigniss begab sich im Monate April 1204 nach Chr., als Innocenz III. im sechsten Jahre die Kirche des Abendlandes und Georg der Glänzende, Thamar's Sohn, das Reich am Kaukasus regierte, in eben demselben Jahre als Kilidsch-Arslan's Sohn Chosrev über Ikonium, Theodor Laskaris über das Gebiet von Nicäa, und Balduin von Flandern über die rauchenden Paläste von Konstantinopel zu herrschen begann. *)

---

*) Ueber die Entstehung des anatolischen Reiches von Trapezunt, so wie über das Schicksal seines Gründers Alexis, hatte man bisher eine ziemlich unrichtige Vorstellung. Nicetas, unser Führer und vorzüglichster Gewährsmann für die Begebenheiten jener Zeit, meldet nach den Aufruhrscenen von Konstantinopel und Manuels Blendung im Jahre 1185 nichts über das Schicksal seiner beiden Söhne, und überhaupt verschwinden die Namen Kolchis, Lazien, Trapezunt und Alexis Comnenus, von da an durch einen Zeitraum von achtzehn Jahren völlig, und erscheinen erst nach Vertilgung der Angeli durch die Abendländer, und bei der allgemeinen darauf erfolgten Auflösung des griechischen Reiches wieder auf der Bühne der Weltbegebenheiten, und zwar letztgenannter als ein Mann, der gegen alles Recht den Titel *Βασιλεύς* in den Ländern von Sinope, Oenäum und Trapezunt angenommen habe. Daraus haben neuere Geschichtschreiber ohne Grund den Schluss gezogen, Alexis sey bei der Revolution von 1204 kaiserlicher Statthalter zu Trapezunt gewesen, und

ZWEITES KAPITEL.

Zustand der um Trapezunt liegenden Länder. Kampf gegen Nicäa, Georgien und Ikonium.

Als das Haus der Comnenen von Konstantinopel nach Kolchis vertrieben wurde, waren eben hundert Jahre verflossen seit dem die seldschukischen Türken unter Emir Solyman das Reich

---

habe so fort nach den oft erwähnten Ereignissen seine Statthalterschaft als unabhängiger Gebieter beherrscht. Als Urheber dieser irrigen Meinung erscheinen zwei berühmte Männer, *Ducange* und *Gibbon*, deren Autorität nachher Jedermann folgen zu müssen glaubte. *By the indulgence of the Angeli*, schreibt der berühmte Britte, *Alexis Comnen was appointed governor of Trebizond* (*Gibbon, decline and fall etc. etc. tom. XI. p. 73. Basel.*) Wenn auch der Umstand, dass der Enkel des Kaisers Andronicus von seinem zweitgebornen Sohne Manuel zur Zeit der Revolution nothwendig noch Kind seyn musste, hier nicht in Betrachtung käme, wäre es wohl vernünftig zu glauben, die Ochlocraten von Konstantinopel und ihr Haupt Isaac Angelus hätten das Haus der Comnenen bis auf zwei Individuen vertilgt und dann dem Einen derselben und zwar dem gesetzmässigen Erben der Erschlagenen eine Statthalterschaft anvertraut, deren Entfernung und natürliche Festigkeit ihm die besten Mittel an die Hand gegeben hätten, sich von dem Thronräuber unabhängig zu machen, eine Statthalterschaft sage ich, die schon über ein Jahrhundert lang grossen Theils unabhängige erbliche Gebieter hatte, von welchen man damals so gut als zu Chardin's Zeiten bemerken konnte: *Ceux qui commandent en cette extremité de l'Empire, se croient si éloignés du Grand-Seigneur, que sa main ne sauroit atteindre jusqu' à eux. (Chardin, Voyage en Perse, lib. 2., pag. 79. Amsteldam.)* Unvon Ikonium errichtet hatten. Es kann hier nicht weitläufig erzählt werden, wie diese Seldschuken zuerst aus ihren Wohnsitzen jenseits des Jaxartes aufgebrochen und in den Tagen Mahmud's

---

terdessen hätte man aus einer in den Eigennamen etwas corrumpirten, in der Hauptsache aber unverwerflichen Stelle bei Chalcocondylas, einem byzantinischen Geschichtschreiber aus dem fünfzehnten Jahrhunderte, leicht entnehmen können, dass die Ueberbleibsel des Comnen'schen Hauses sich zuerst nach Kolchis geflüchtet und von dort aus den Sitz ihres Reiches nach Trapezunt übertragen haben. *Οἱ γὰρ Κολχίδος Βασιλεῖς*, schreibt er, *λέγονται μὲν γενέσθαι πρότερον Βυζαντίου Βασιλεῖς, τῆς Κομνηνῶν οἰκίας. τούτους δὲ ὡς ἐκπεσεῖν τῆς βασιλείας Ισαάκιον τὸν παῖδα τοῦ Βασιλέως διαφυγόντα, τελευτήσαντος ὑπὸ δήμου πατρὸς αὐτοῦ διὰ τὸ ἔχθος τὸ πρὸς αὐτόν, ἐπέσθαι ἐπὶ τὴν Κολχίδα χώραν καὶ ἐπὶ τὴν Τραπεζοῦντα. ἀφικομένου δὲ ἐνταῦθα καταστῆναι ἀπὸ τῶν ἐπιχωρίων ἐπὶ τὴν τῆς Κολχίδος ἡγεμονίαν, καὶ τὴν Βασιλείαν μετενεγκεῖν ἐπὶ τὴν Τραπεζοῦντα τῆς Κολχίδος καὶ ἀπὸ τοῦδε βασιλεύειν ἐνταῦθα ἔτι ἐφ' ἡμᾶς.* (Laonicus, lib. 9., pag. 245.) In dieser wichtigen Stelle ist der Ausdruck: *Ισαάκιον τὸν παῖδα τοῦ Βασιλέως* unrichtig, da wir durch Nicetas den Augenzeugen jener Begebenheiten wissen, dass der Sohn des erschlagenen Kaisers Andronicus nicht Isaac, sondern Manuel geheissen habe, und dass nicht dieser, sondern seine Söhne Alexis und David das kolchische Reich gegründet haben. Um so entscheidender ist dagegen eine Stelle aus der Palastchronik des Michael Panaretos, worin der Ursprung des trapezuntischen Kaiserthums mit folgenden Worten gemeldet wird: *Ἦλθεν ὁ Μέγας Κομνηνὸς ὁ κύριος Ἀλέξιος. ἐξελθὼν μὲν σπουδῇ καὶ μόχθω* (sic) *τῆς πρὸς πατρὸς θείας αὐτοῦ Θαμαρ ἐκ τῆς εὐδαίμονος Κωνσταντινουπόλεως, ἐκστρατεύσας δὲ ἐξ Ἰβηρίας καὶ παρέλαβε τὴν Τραπεζοῦντα μηνὶ ἀπριλλίῳ, ἰνδ. ζ'. ἔτει ,ϛψιβ'. ἐτῶν ὢν* (sic) *κβ'.* (Mich. Panaretos. Mss. Fol. 287. recto.) Es sei hier ein für alle Mal bemerkt, dass man die Jahre der griechischen Zeitrechnung durch Abzug von 5508 auf das entsprechende Jahr nach Christus zurückführt. So ist hier 6712 = 1204. Diese beiden Nachrichten, indem sie sich gegenseitig ergänzen und bestätigen, lassen über den Standpunkt, von welchem Alexis Comnenus ausgegangen ist um Trapezunt zu erobern, keinen Zweifel mehr bestehen.

von Ghasna anfänglich in kleinen Haufen, nach und nach aber mit unzähligen Reiterschaaren von Samarkand und Bokhara her über den Dschihhun gegangen und in der persischen Provinz Chorasan sich niedergelassen; wie sie dann Masud den Sultan in einer grossen Schlacht unweit Merw, مرو, überwunden und Togrulbeg, einen aus ihren Vornehmen, zum Sultan von Chorasan erhoben; noch wie sein Nachfolger Alp Arslan das früher erwähnte berühmte Treffen von Melazkiert in Hoch-Armenien gewann, in welchem der konstantinopolitanische Kaiser Romanus Diogenes Sieg und Freiheit verlor; noch wie der Sieger im darauffolgenden Jahre 1071 durch Meuchelmord fiel und Malek-Schah Dschelaleddin, der grösste Fürst seiner Zeit, von den Grenzen China's bis an den bithynischen Olympus in seiner Residenz Ispahan über alle Völker gebot. Diess alles muss hier als bekannt vorausgesetzt worden. Gleichfalls ist früherhin schon bemerkt worden, dass zur Zeit des Einbruches der Seldschuken in Anatolien durch Empörung der byzantinischen Statthalter in den Provinzen, durch Palastrevolutionen in der Hauptstadt und völlige Zerrüttung der Staatsverwaltung alle Ordnung im griechischen Reiche aufgehört hatte, und besonders in Anatolien eine unglaubliche Verwirrung der gesellschaftlichen Verhältnisse entstand.

Unter solchen Umständen gingen die ersten Haufen seldschukischer Türken über den Euphrat und rückten unter Kutlumisch in Klein-Asien ein. Die griechischen Rebellen Bryennius und Nicephorus Botoniates erbaten sich ihren Beistand und überlieferten in blinder Partei-Wuth das Land bis an die Meerenge von Konstantinopel den Fremdlingen. Andere Haufen muhammedanischer Nomaden, ohne gemeinschaftliches Zusammenwirken, ohne Ordnung und Plan, zogen durch die offenen Thore Anatoliens und setzten sich in den wehrhaften Stellungen der Tauruskette fest, plünderten und verheerten von dort aus die von der konstantinopolitanischen Regierung preisgegebenen Provinzen. Kutlumisch fiel im Parteigewühl mit einem anderen von Malek-Schah nachgesandten Heere, und Solyman sein Sohn zog sich in die Taurusschlünde zurück, bezwang von dort aus die Städte des gebirgigen Theiles von Cilicien, die alte Stadt Ikonium und das ganze Innere von Klein-Asien bis Nicäa und Nicomedia am Propontis. Zu Ikonium liess er Kilidsch-Arslan seinen Sohn als Statthalter, um den Mittelpunkt und den Kern des neuen Reiches zu hüten.

Zu gleicher Zeit mit den Seldschuken waren turkmanische Nomaden aus den Steppen ostwärts vom kaspischen Meere in Kappadocien eingedrungen, und hatten unter ihrem Emir Ismael, dem Sohe Danischmend's, die Städte Cäsarea und Sebaste (Sivas) mit den Gebirgsgegenden Neu-Mesopotamiens, und einen Theil des chaldischen Thema besetzt. Ismael's Nachfolger nannte man Sultane von Gross-Kappadocien, und ihr unmittelbares Gebiet *Danischmendi*, دانشمندی, während das Land von Kars und Erzerum in Hoch-Armenien bis an den Iris im Allgemeinen den Namen Turkmanenland empfing. Das dahinterliegende Reich des Seldschuken Soliman hingegen wurde vorzugsweise Rum روم und er selbst nach seiner Hauptstadt Ikonium, *Sultan oder Herr von Ikonium im Lande Rum*, صاحب قونيه بلاد الروم genannt. Eben diese ikonischen Sultane hatten auch die ganze Wuth der abendländischen Kreuzheere zu bekämpfen, weil ihre Besitzungen, im Herzen von Anatolien gelegen, den Zugang nach Syrien und dem heiligen Grabe verschlossen. Eine natürliche Folge dieser ewig erneuerten Kämpfe war, dass ihre Heere bald die geübtesten, sie selbst die einsichtsvollsten und klügsten Feldherren jener Gegenden wurden, und die Freiheit der übrigen Emire in der Tauruskette, in Kappadocien und Galatien zu vernichten strebten. Unter Kilidsch-Arslan III. *), der um 1155 den Thron bestiegen und wäh-

---

*) Die Byzantiner Cinnamus und Nicetas schreiben diesen Namen *Κλιτζισθλάν* oder *Κλιτζιασθλάν*, der Trapezuntier Panaretos aber *Γλιτζιασθλάνευς* und *Χλιατζιασθλάνης*, Schreibarten, in denen wohl Niemand

rend einer langen und glänzenden Regierung von sieben und dreissig Jahren Gross-Kappadocien und ganz Turkmanenland bis dicht an die trapezuntischen Gebirge unterjochte, erschwang sich Ikonium zur überwiegenden Macht in Anatolien, aber nur auf eine kurze Zeit, da der Sultan kurz vor der Flucht der Comnenen nach Kolchis seine Staaten unter zehn Söhne vertheilte und eben dadurch zu fünfzehnjährigen Fehden der Brüder untereinander und gegen ihn selbst, der sich die oberste Macht vorbehalten hatte, Veranlassung gab. Kilidsch verlor im Laufe dieser inneren Unruhen das Leben und seine neue Schöpfung allen Glanz, den frühere Siege gegeben hatten.

Uebrigens darf man sich diese Sultane von Rum keineswegs als unumschränkte Gebieter Anatoliens vorstellen, sie waren nur unter Gleichen die Ersten, und ihr Einfluss hing lediglich von dem Uebergewichte ab, welches sie sich durch ausgezeichnete Eigenschaften und kluge Benützung der Zeitumstände über die Emire zu geben wussten. Alle insgesammt, kutlumusäische sowohl als danischmendische Oberhäupter erkannten ursprünglich den grossen Malek-Schah und seine Nachfolger als ihre obersten Lehensherrn, und in diesem Sinne war es, dass selbst der siegreiche Kilidsch-Arslan III. sein Contingent gegen die Franken in Syrien stellen

---

das قليج ارسلان K'lidschi - Arslan der türkischen Jahrbücher verkennen wird. Das i am Ende von قليج wird im Türkischen zwar gesprochen aber nicht geschrieben, wie z. B. in der Phrase: طرابزون تكور كوربختنك چشم اميدى تيره اولدى Trabuzun tekjuri korbachtüng tscheschmi ümidi tire oldi, d. i. *Das Auge der Hoffnung verdunkelte sich beim unglücklichen Fürsten von Trapezunt.* Die türkischen Wörter تكور tekjur, Fürst, und چشم tscheschm, Auge, erhalten hier in der Aussprache ein i beigefügt. Eben so wird im Persischen بر شيرين ber schirin, *milcherne* (süsse) *Frucht*, geschrieben und beri schirin gesprochen. Uebrigens heisst قليج ارسلان auf Deutsch Löwen-Schwert.

musste. Er sowohl als der berühmte Krieger Nureddin waren nur Vasallen des Seldschuken-Oberhauptes von Iran, des Gebieters von Asien, wie uns Ibn al-Athir, ein muhammedanischer Chronist des dreizehnten Jahrhunderts versichert. *) Wie aber innere Parteiungen den Thron von Hamadan zuerst erschütterten, Charismier aber und Mongolen völlig zertrümmerten, zerriss auch das Band, welches den Sultan von Ikonium und die übrigen Emire in Rum an die Nachkommen Malek-Schah's fesselte. Die oben angedeuteten Zwistigkeiten der ikonischen Prinzen gewährten hierauf allen Häuptlingen, die von Erzerum in Hoch-Armenien über Comana und Neocäsarea bis Castamon in Paphlagonien das Land füllten, Mittel, sich dem Gehorsam gegen die Pforte von Ikonium allmälig zu entziehen. In allen diesen an Trapezunt stossenden Landstrecken, so wie in dem übrigen von den Seldschuken besetzten Anatolien, war ein wunderbares Gemisch scythischer Roheit und Einfalt mit der Verfeinerung und Lasterhaftigkeit der griechischen Welt entstanden. Selbst der Boden hatte häufig eine andere Gestalt gewonnen, prachtvolle Städte mit Säulengängen, Palästen und Tempeln waren verschwunden, besonders in den Landstrichen der turkman'schen Nomaden, denen Buschwerk und fette Triften besser als vergoldete Tempelkuppeln und Blumengärten gefielen. Doryläum eine der schönsten Städte Anatoliens, in einem Paradiese gelegen, wurde durch die Turkmanen mit allen Palästen und Herrlichkeiten der Erde gleich gemacht, und ihre bald mit Gras überwachsenen Ruinen das Lager einer Nomaden-Horde. **) Eben so war das grosse Cäsarea in Schutt versunken, während andere Städte entweder ihre Mauern oder einen Theil der Bewohner verloren. Bei der Unzahl von Häuptlingen war alle Sicherheit aus dem Lande

---

*) Notices et Extraits des Manuscripts du Roy.
Tom. I. pag. 560 et 574.

**) Cinnamus lib. 6. pag. 172. ff.

verschwunden und man konnte wegen der unzähligen Räuberbanden, wie Abulfaragius versichert, nur in grossen bewaffneten Caravanen reisen. Schwarze Filzhütten turkomanischer Nomaden bedeckten die ehemals glücklichen Auen von Natolien, und wo ein Gebirgspass, eine Schlucht oder ein schwer zugängliches Felsenschloss war, sass irgend ein Anführer, ein Emir, und trotzte der Macht des Beherrschers von Ikonium. Diess war der Zustand von Klein-Asien zur Zeit als Alexis Comnenus das trapezuntische Reich gründete.

Das von Morgen gegen Abend in einem langen Streife sich ausdehnende Gebiet der neuen Herrschaft unterbrach nur Amisus die Seestadt, nebst einigen anderen von Muhammedanern aus Rum besetzten Städten in ihrer Nachbarschaft. Dieser ziemlich feste, aber nicht ausgedehnte Theil der Aminsischen Küste war ein Punkt, über dessen Behauptung die Muhammedaner von Ikonium mit aller Sorgfalt und Hartnäckigkeit wachen mussten, wenn sie von dem schwarzen Meere nicht gänzlich abgeschnitten werden wollten. Der griechische Statthalter von Amisus aber, dessen Interesse mit seinen Muhammedanischen Nachbarn verflochten war, schien gegen Trapezunt nicht weniger als gegen Byzanz und Nicäa seine Freiheit behaupten zu wollen. Und das Unvermögen der Trapezuntier den ersten bedeutenden Widerstand gegen den Ehrgeiz und die Vergrösserungssucht ihres neuen Monarchen zu überwinden, zeigt uns deutlich genug, dass die Völker jener Küsten nicht mehr vom gleichen Geiste der Kriegskunst und Tapferkeit beseelt waren, wie einst unter ihrem grossen Feldherrn und Könige, der mit Rom um die Weltherrschaft gerungen hat. Nicht erobern wollten, wie es scheint, die Bewohner des Neu-Pontischen Reiches, sondern friedlich und unverkümmert geniessen, was sie durch Bearbeitung des heimatlichen Bodens oder durch Handelsverkehr errungen hatten. Die Iberier am Phasis wollten einen obersten Schutzherrn gegen die Anfechtungen der Georgier, die Bewohner von Trapezunt aber und Sinope ihren Reichthum sicher stellen gegen die Plünderungen des sinnlos schwelgenden und ohnmächtigen Hofes von Konstantinopel und gegen die Räuberzüge aus Iconium und Turcomanenland.

David scheint die Zeitumstände vollkommen begriffen zu haben. Denn bei dem allgemeinen Jagen nach Oberherrschaft über die noch unbezwungenen Provinzen Asiens, und durch diese nach der romäischen Kaiserkrone, beruhte der glückliche Erfolg in der That nur auf Schnelligkeit in Ausführung der ergriffenen Maassregeln. Daher rief David den Kaiser dringend in das Lager nach Heraclea herbei. Alexis aber zögerte immerfort, wie sich Nicetas ausdrückt, in den Gegenden von Trapezunt, und achtete nicht auf die Einladungen seines Bruders. Und doch ist es klar, dass er damals durch sein blosses Erscheinen an der Spitze eines wohlgeordneten Heeres ohne grosse Mühe die vertheidigungslosen Gegenden von Bithynien, Phrygien um den Sangaris und Olympus, sammt den jonischen Küsten bezwungen und zu einem grossen Reiche vereinigt hätte. Ihm, als dem Sprössling der alten Comnenen hätte man sich damals gerne in die Arme geworfen, wäre es auch nur um den Schrecknissen der Anarchie oder der abendländischen Knechtschaft zu entgehen, mit welchen diese reichen und schönen Länder bedroht waren. Gibbon findet die Ursachen dieser unbegreiflichen Zögerung in der Philosophie und Genügsamkeit des trapezuntischen Alexis; wir aber suchen sie, vielleicht mit besserem Grunde, in der damaligen Lage und Politik der Staaten Anatoliens, und glauben die Natur des menschlichen Herzens besser zu bezeichnen, wenn wir behaupten, Alexis sey nicht durch Weisheit und Geringschätzung irdischer Grösse, sondern durch den Drang der Umstände abgehalten worden, kraftvoller an den Küsten von Propontis und Hellespont aufzutreten.

Drei Dinge fesselten den Schwung seines ehrgeizigen Strebens: Sabbas, Gebieter von Amisus, die Politik des Theodor Lascaris, und die unruhigen Bewegungen der kaukasischen Völker.

Sabbas, wohl einsehend, dass er allein der trapezuntischen Macht nicht Widerstand leisten könne, hatte ihr neue Gegner, sich selbst aber Bundesgenossen zu schaffen gesucht, wozu ihm der politische Zustand der Stadt Amisus die vortheilhafteste Gelegenheit darbot. Amisus bestand aus zwei Städten, deren Mauern kaum einen Steinwurf دون رمية *dun-remijet* von einander entfernt waren. *) Die Neustadt, oder das Samsun der Morgenländer, ward von den Muhammedanern schon zur Zeit des obengenannten Sultans Kilidsch Arslan von Ikonium besessen, und bei der Theilung des Reiches an Ruen-eddin gefallen,**) wie uns Nicetas belehrt. Nur hätte dieser noch beifügen sollen, dass Ruen-eddin nicht beide Städte besass, weil er später selbst wieder erzählt, „nach dem Falle von Konstantinopel habe Sabbas, der byzantinische Statthalter von Amisus gleichfalls den Purpur zu nehmen versucht.“ Mit dem muhammedanischen Häuptling von Samsun verband sich Sabbas zu gemeinschaftlicher Abwehr und Bekämpfung der neu-comnen'schen Heeresmacht, während David mit dem grössten Theile der kaiserlichen Streitkräfte die Südküsten des Pontus Euxinus bis an den Sangaris unterjochte. — Zugleich aber wurde auch die ganze Linie der türkischen Emire von der Euphratkrümmung bis Ancyra in Galatien durch die Siege der Trapezuntier in Bewegung gesetzt. Sie fürchteten mit Recht, Alexis, der Kaiser des Orients, werde nach Unterjochung aller christlich-byzantinischen Länder Anatoliens, auch *sie* aus den schönen Thalgründen des Pontus vertreiben und die Plane der byzantinischen Comnenen, seiner Väter, erneueren,

---

*) Diese Stadt Amisus heisst bei muhammedanischen Schriftstellern: سامسون Samsun, eine Benennung, die ursprünglich die von den Seldschuken eroberte Neustadt bezeichnete, nach Bezwingung des christlichen Antheils aber auf das Ganze ausgedehnt wurde. Einige Byzantiner indessen gebrauchen den Namen Samsun auch schon früher als gemeinschaftliche Benennung.

**) ركن الدين

deren vorzüglichste Sorge es war, Neo-Caesarea, Amasia, die ölreichen Ebenen von Comana und die Seestädte den muhammedanischen Händen zu entreissen, um vom Bosporus aus über Paphlagonien und den Nordrand Klein-Asiens die grosse Strasse in's Morgenland wieder zu gewinnen, die ihnen durch das ikonische Reich über den cilicischen Taurus verlegt war.

Um die nämliche Zeit (Monat May 1204) war es auch Ghiass-eddin Kei-Chosrev, dem besten und klügsten von Kilidsch Arslan's Söhnen gelungen, sich auf den Thron von Ikonium zu schwingen und die Hyder der Zwietracht durch Verdrängung aller Nebenbuhler aus dem Reiche zu verbannen. Mit ihm schloss Theodor Lascaris, der vorzüglichste Gegner des trapezuntischen Alexis in Bewerbung um die romäische Kaiserkrone, einen Friedensvertrag und bewog ihn zugleich, seine Angriffe auf Alexis, den gemeinschaftlichen Feind beider zu richten, während er selbst von Nicäa her Davids Siegeslauf hemmen wolle. Von zwei Seiten angegriffen, meinte er weiter, könne keiner der bedrängten Brüder dem andern zu Hülfe eilen, und unfehlbar werde man auf solche Weise die Alles bedrohende Grösse der ehrgeizigen Comnenen eher noch erdrücken, als das christliche Anatolien zugleich mit dem muhammedanischen verschlungen werde. In dem hierauf entstandenen Kampfe scheint Alexis mit abwechselndem Glücke gefochten zu haben. Dass er Amisus, den Mittelpunkt des Kampfes erobert habe, ist mit Recht zu bezweifeln, obwohl es Le-Beau geradezu behauptet, ohne übrigens den Beweis zu liefern. *) Im Gegentheile schreibt Acropolita der Höfling, „Theodor Lascaris habe sich den Statthalter von Amisus unterworfen“, was in der Sprache eines Hof-Geschichtschreibers jener Zeit nichts anderes sagen will als, Sabbas habe sich durch Hülfe des lascaridisch-ikonischen Bündnisses gegen alle Angriffe des Kaisers von Trapezunt zu behaup-

---

*) Le-Beau. Hist. du Bas-Empire. lib. 96.

ten gewusst. Theodor's Unterthan im eigentlichen Wortverstande konnte Sabbas nicht seyn, da das nicäische Heer niemals über Heraclea hinausgedrungen, und folglich nicht einmal bis nach Sinope, viel weniger denn nach Amisus gekommen war. Uebrigens wurde der Kampf zwischen Alexis und den Verbündeten auf dieser Seite mit wenigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1214 fortgesetzt. Und dass Alexis nicht Sieger war, ist unwiderleglich, da er bei den kriegerischen Auftritten in Paphlagonien und am Sangaris zwischen Theodor und David, auch in den entscheidendsten Augenblicken nicht mehr erschienen war.

Nicht weniger dringend, als der amisisch-ikonische Krieg erfoderten die Gegenwart des Kaisers Alexis in den trapezuntischen Ländern die Verhältnisse, in welchen er mit den kaukasischen Ländern stand. Es ist begreiflich, dass nach dem Falle von Konstantinopel, der überhaupt im ganzen Orient, besonders aber unter den muhammedanischen Fürsten den tiefsten Eindruck zurückgelassen hatte,*) der König Georg, Thamar's Sohn und Nachfolger zu Tiflis, den Augenblick allgemeiner Verwirrung zu benützen suchte, um die See-Provinzen und selbst das Gebiet von Trapezus, neuerdings anzufallen, während ein grosser Theil der comnen'schen Streitkräfte in Bithynien mit nebenbuhlerischen Griechenhäuptern und fränkischen Rittern im Kampfe begriffen war. Dass die Georgier namentlich um diese Zeit grosse Bewegungen gemacht, und nicht nur die Länder südlich am Araxes, sondern auch Armenien und die um Trapezunt gelegenen Distrikte bei Erzerum verheert und ausgeplündert haben, ist in der syrischen Chronic weitläufig beschrieben.**) Wer wollte nun glauben, dass die Georgier dieses Mal die Phasisländer unangefochten liessen, während die vorhergehenden Könige Davith und Thamar es zu ihrem Lieblingsunternehmen machten, die Griechen gänzlich von den Küsten des Pontus Euxinus zu vertreiben, weil sie von hier aus seit Justinian's Zeiten Georgien zu beunruhigen nicht aufgehört, und nun vollends ein neues Reich im benachbarten Trapezus gegründet hatten, dessen wachsende Macht man zu Tiflis nicht anders als mit Besorgniss erblicken konnte! Ohne Dazwischenkunft der Mongolen, welche Georgien vom zweiten Decennium des dreizehnten Jahrhunderts angerechnet durch ihre verheerende Einfälle zu plagen nicht nachliessen, würden daher die Comnenen in Thamar's Nachfolgern ihre heftigsten Widersacher gefunden haben; und zwischen diesen beiden nebenbulerischen Mächten würde um den Besitz der Phasisländer zwar mit kleineren Heeren, aber mit gleicher Erbitterung gekämpft worden seyn, als ehemals zwischen Chosrev und Justinian. Auch sehen wir aus den Bruchstücken der iberischen Chronic, dass die Könige Georgiens nach kurzer Erholung von den mongolischen Verheerungen jederzeit ihre Waffen zuerst gegen den Pontus Euxinus wandten.

---

*) Odoricus Raynald ad ann. 1202. n. 28.

**) Abul farag. pag. 448. lin. 3.

David unterdessen schlug seinen Sitz zu Heraclea auf und beschäftigte sich mit Bildung einer ansehnlichen Kriegsmacht, um Alexis, den Kaiser, in den Stand zu setzen, nach seiner noch immer gehofften Ankunft mit einem trapezuntischen Heere die Eroberung Bithyniens zu vollenden. Unter diesem Hoffen und Rüsten war der Sommer des Jahres 1204 vorübergegangen und die Lage der Dinge noch um vieles bedenklicher geworden, indem nun auch die Streitkräfte der Abendländer sich in Bewegung setzten, um die Küsten von Anatolien anzugreifen. Im Spätherbste (*περὶ μῆνα τὸν φυλλοχόον*) ging Heinrich von Flandern über den Hellespont und drang, alles vor sich niederwerfend, bis unter die Mauern von Prusa vor, während Balduin über den Bosporus zu setzen und gegen Nicomedia zu ziehen Anstalten traf. Die Erscheinung dieser unwiderstehlichen Schaaren hemmte den Siegeslauf des trapezuntischen Feldherrn. Den Winter brachte er in seinen Quartieren zu

Heraclea zu, entschlossen, auch ohne Hülfe aus Trapezunt die errungenen Vortheile und die erweiterten Marken des Neu-Komnen'schen Reiches gegen die Fremdlinge zu vertheidigen. Wie aber im Frühling des darauffolgenden Jahres ein allgemeiner Aufstand der thracischen Städte Heinrich aus Asien wegrief, beschloss David die schönen Landschaften zwischen dem schwarzen Meere und dem Propontis einzunehmen; was er auch um so leichter auszuführen hoffte, da der Aufruhr in Thracien nach seiner Vorstellung die Franken auf lange Zeit, wo nicht auf immer hindern würde ihre Augen nach Anatolien zu wenden, wo die Städte nur die Auffoderung zu erwarten schienen, ihre Thore einem Nationalheere zu öffnen, welches sie gegen die Fremdlinge zu schützen vermöchte. In dieser Absicht schickte nun David einen jungen, unerfahrnen Menschen mit einer nicht unbedeutenden Mannschaft über den Sangaris, um vorläufig die bithynischen Gebirgspässe und wo möglich Nicomedia selbst zu besetzen. Synadenus, so hiess der trapezuntische Feldherr, war schon nicht mehr weit von benannter Stadt entfernt, als er unvermuthet von dem feindlichen Heere des Theodor Lascaris überfallen und völlig aufgerieben wurde.

Theodor Lascaris, Tochtermann des Alexis Angelus, hatte sich nach der Einnahme von Konstantinopel nach Nicäa zurückgezogen, wo er anfangs nur ein kleines Häuflein Soldaten unter seiner Fahne versammeln konnte; so sehr hatte die Furcht vor den abendländischen Rittern die Griechen von Ergreifung der Waffen abgeschreckt. Doch Lascaris galt allein für ein zahlreiches Heer, indem er die schwache Anzahl und Ungeübtheit seiner Soldaten durch List und Eilfertigkeit in seinen Unternehmungen zu ersetzen, und durch eine seltene Klugheit in Benützung der Zeitumstände die Oberhand über seine mächtigeren Nebenbuler zu erringen wusste. Unter diesen war Alexis von Trapezunt der gefährlichste, sowohl wegen der Stärke seiner Heere und der bereits eroberten ausgedehnten Länderstrecke, als auch besonders wegen der alten

Ansprüche, die er als Erbe des in Anatolien beliebten Hauses der Comnenen gegen den Emporkömmling in die Wagschale zu legen hatte. In den Gegenden von Trapezunt aber hatten unterdessen die Sachen eine so schwierige Wendung genommen, dass Alexis hoffen musste, David's Macht werde bei dem verkehrten Treiben der Häuptlinge am Propontis hinreichend seyn, sich aller insgesammt zu entledigen.

Allein Lascaris zeigte, dass im Kriege der Geist und die Klugheit mehr vermögen als physische Stärke. Die Frist, welche Heinrich's Rückzug über den Hellespont jenen Gegenden verlieh, hatte Lascaris weise benützt, um sein kleines, muthloses Heer zu stärken, und sich in den grossen Städten Nicäa, Prusa, Philadelphia und Smyrna als Oberhaupt der Romäer anerkennen zu lassen. Kaum hatte er nun die Nachricht von dem Anzuge der trapezuntischen Heeresabtheilung gegen Nicomedia vernommen, als er eilfertig aufbrach, um sich ihren weiteren Fortschritten zu widersetzen. Unter dem Scheine, als trachte er nur den Feinden in Besetzung von Nicomedia den Vorsprung abzugewinnen, zog er anfangs auf der grossen Heerstrasse fort. Plötzlich aber verliess er den gebahnten Weg, setzte über rauhe Gebirgspässe, und überfiel, wie schon oben bemerkt, ganz unvermuthet den sorglosen Synadenus, bevor er noch aus den Hochwäldern in die Ebene von Nicomedia herabgestiegen war. Lascaris erfocht einen vollständigen Sieg, nahm den Jüngling selbst gefangen und zerstreute seine Streitkräfte gänzlich. *) Dieser empfindliche Schlag gab den comnen'schen Angelegenheiten plötzlich eine andere Wendung. David wagte nach einem so ansehnlichen Verlurste vorläufig keinen zweiten Versuch gegen Lascaris, dessen Ansehen und Macht seit jenem Tage einen grossen Aufschwung gewann. Im nämlichen Jahre noch erkannten ihn die wichtigsten Städte der jonischen Küstenländer, weil er Trapezunt besiegt hatte, als Imperator an.

---

*) Nicet. in Bald. p. 403 Venet.

DRITTES KAPITEL.

Historischer Beweis, dass Alexis Comnenus I. den Titel „Kaiser,“ „Βασιλεύς“ geführt habe.

Ungeachtet der starken Beweiskraft, welche die oben angeführten Stellen besitzen, muss man doch eingestehen, dass noch fernere Belege nöthig sind, um unsere Meinung über den Ursprung des trapezuntischen Kaiserthums gegen die Autorität so vieler und so berühmter Männer und gegen den bisher allgemein angenommenen Glauben zu vertheidigen und zu begründen. Denn nach der allgemeinen Vorstellung wurde das Reich von Trapezunt zwar im Jahre 1204 errichtet, der Titel *Βασιλεύς* aber erst von dem um 1279 regierenden Fürsten Johann I. angenommen, indem sich die vorhergehenden Regenten mit Titel und Rang eines Dux oder *Κύριος* begnügt haben sollen.

Um in diesem Punkte die Wahrheit auf eine unzweifelhafte Weise zu Tage zu fördern, wollen wir alle Gründe zusammenstellen und gleichsam aus der Natur der Ereignisse, und aus dem allgemeinen Typus der Weltbegebenheiten selbst die Unhaltbarkeit aller dagegen vorgebrachten Meinungen darlegen. Nicht zufrieden mit der Behauptung: Alexis I. sey um 1204 Kaiser von Trapezunt gewesen, glauben wir ohne Schwierigkeit beweisen zu können, Alexis habe sogar *vor* der Eroberung von Trapezunt, als er noch an den Ufern des kolchischen Phasis wohnte, den von den Vätern ererbten Kaisertitel zu tragen angefangen. Mögen nun die Umstände selbst sprechen.

Drei Feinde hatte Isaac Angelus nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1183 zu bekämpfen. Von diesen war der erste jener Alexis Comnenus beim normannischen Heere in Macedonien; der zweite Isaac Comnenus, usurpatorischer Kaiser auf der Insel Cypern; der dritte endlich, Manuel's Söhne *Alexis* und *David* in Kolchis. Der nächste und gefährlichste aus diesen war unstreitig der Prätendent in Macedonien, nicht etwa wegen persönlicher Vorzüge, sondern wegen des furchtbaren Normannenheeres in dessen Gefolge er zog. Diesen beschloss auch der Hof vor allen anzugreifen und zwar nach dem Plane und mit den wohl organisirten Streitkräften zu Wasser und zu Lande, die Andronicus vor seinem Untergange bereitet hatte. Isaac Angelus erntete auch die Früchte der weisen Anordnungen seines Vorgängers. Das sicilische Heer wurde überfallen und theils gefangen, theils niedergesäbelt; die Flotte entweder vom griechischen Feuer verzehrt, oder durch die Herbst-Stürme an den Felsenriffen der griechischen Küsten zerschellt und in den Fluten des Archipelagus begraben.

Im darauffolgenden Frühjahre von 1186 rüstete man gegen Cypern, um nach schneller Unterdrückung des usurpatorischen Kaisers Isaac Comnenus auf dieser glücklichen Insel, mit dem siegreichen Heere nach dem entlegenen Kolchis zu steuern, und den letzten Sprössling und den letzten Zufluchtsort des comnen'schen Hauses und seiner Anhänger zu vernichten. Allein, der Geist des Andronicus war aus dem Heere sowohl als den übrigen Zweigen der öffentlichen Verwaltung bereits wieder verschwunden, und jene furchtbare Reihe von Unglücksfällen, deren Hereinbruch derselbe vorausgesehen und durch weise Vorkehrungen zu verhüten gesucht hatte, begann mit diesem Jahre und mit dem Feldzuge gegen den Usurpator Isaac Comnenus. Flotte und Heer, welches die Normannen aus Griechenland vertrieben hatte, geht ruhmlos auf Cypern zu Grunde, Bulgaren- und Wlachenland*) fällt ab, einheimische Städte und Provinzen werden um diese Zeit schon durch die Erpressungen des Hofes und die Plünderungen der als Beamten von der Hauptstadt hinausgesandten Bettler zum Aufruhr gezwungen, und um das Maass des öffentlichen Unglücks voll zu machen, empört sich auch noch Alexis Branas mit dem ganzen gegen die Rebellen von Bulgarien ausgesandten Heere, lässt sich von demselben als Kaiser ausrufen und belagert Konstantinopel. Die Provinzen des Orients und Occidents fallen augenblicklich zu ihm ab, und Isaac Angelus hat von der ganzen Monarchie nur noch die Hauptstadt auf seiner Seite. Welcher Umschwung der Dinge, und in welch' kurzer Zeit! Beurkunden diese Begebenheiten nicht deutlicher als es Worte zu thun vermögen, die hohen Regententugenden und die Weisheit des gefallenen Andronicus? Die Konstantinopolitaner indessen, die Reaction der Provinzial-Soldaten fürchtend, vertheidigten ihre Kreatur nach Kräften, waren aber schon der Verzweiflung und Uebergabe nahe, als Conrad von Montferrat mit seinen abendländischen Söldnern die Stadt noch rettete und den Gegenkaiser selbst bei einem Ausfalle erlegte.

---

*) Bergcanton in Thessalien.

Darauf versuchte man in einer Reihe von Feldzügen, die jedes Jahr nur einige Monate dauerten, die bulgarischen Horden zurückzudrängen. Allein schimpfliche Niederlagen, Auflösung und Zerstreuung der planlos zusammengerafften und talentlos geführten Haufen machten bald jeden Versuch unmöglich, und bulgarische Reiter mit scythischen Bogenschützen vermengt, verheerten Thracien bis an die Thore der Hauptstadt.

Unterdessen nahm der Statthalter Theodor Mangkaphas zu Philadelphia in Lydien und nach ihm ein Pseudo-Alexis den Purpur, und erklärten sich für Selbstherrscher und Kaiser des romäischen Reichs. Die gegen diese Usurpatoren ausgesandten Truppen weigerten sich zu fechten und selbst die Höflinge Isaac's unterstützten den Pseudo-Alexis. Nur die Treulosigkeit der ikonischen Türken und der Mordstahl eines lydischen Priesters, dessen Kirche ikonische Bundeshaufen geschändet hatten, befreiten nach langer Furcht den feigen Isaac Angelus von der unvermeidlich scheinenden Gefahr, Krone und Leben zu verlieren. Zur nämlichen Zeit trugen wie Nicetas versichert, noch mehrere vornehme Griechen den kaiserlichen Purpur, und ein zweiter Pseudo-Alexis liess sich zu Heraclea in Paphlagonien krönen, während Basilius Chozas zu Tarsia am Propontis sich das Diadem umband, und ein anderer Isaac Comnenus, dann Constantin Tarticius, dann Rhacendytes und Constantin Angelus nacheinander in Konstantinopel selbst die kaiserlichen Insignien trugen, bis sich endlich des Kaisers Bruder Alexis Angelus über alle Nebenbuler emporschwang und nach Isaac's Blendung wenigstens in der Hauptstadt als Imperator ausgerufen wurde. Der neue Herrscher schwelgt, entlässt die letzten Trümmer des Heeres, welches bisher gegen die Bulgaren und die übrigen Rebellen in und ausser Konstantinopel gefochten hatte, verschenkt alles Gold der Schatzkammer, ja sogar die laufenden Einkünfte des Staates insgesammt an die, welche zu seiner Erhebung beigetragen hatten. Die Verwirrung, die Auflösung war allgemein, unglaublich, und die Provinzen, wie einst in den Tagen eines Gallienus, ihrem Schicksale überlassen. Der Pöbel von Konstantinopel unter diesen Umständen hängt einem Astrologen den Purpur um, ein dritter Pseudo-Alexis wird in Asien, Michael ein Mann von hoher Geburt in Carien, Manuel Camyzos der Oberbefehlshaber in Hellas, und ein Johannes Comnenus bei einer furchtbaren Rebellion in Konstantinopel selbst zum Kaiser gekrönt, bis endlich das abendländische Kreuzheer erscheint und diesem schmählichen Unwesen durch Zertrümmerung der Monarchie ein Ende bereitet.

Nun setzen wir die Frage, *wer* nach dieser Darstellung der politischen Lage des Reichs unter den beiden Angeli noch den Satz vertheidigen möchte, Alexis der Erbe der hohen und legitimen Comnenen habe in einem Zeitpunkte, wo die Usurpatoren und Purpurträger, nach dem Ausdrucke eines Zeitgenossen, wie erdentsprossene Giganten allenthalben aufschossen und sich wie Seifenblasen einander verdrängten *), *allein* der grossen Bewegung der Zeit widerstanden und das schon über zehn Decennien mit Erfolg nach Autonomie strebende, von Natur feste und dem comnenischen Hause eifrig ergebene, von ihm, nach irriger Voraussetzung, als Statthalter beherrschte Trapezunt neuerdings und aus eigenem Antriebe dem schmählichen Joche der ohnmächtigen Angeli, den Mördern seiner Väter, den schändlichen Rotten der konstantinopolitanischen Aufrührer unterworfen, und sich demüthig mit dem längst verschollenen Namen eines Dux von Trapezus begnügt! Wie diese Annahme schon unstatthaft wäre, so müsste man es noch für weit unvernünftiger halten, zu glauben, Alexis habe sich an der Spitze der reichen Aristocraten von Konstantinopel, und in einem Lande, welches seinen Feinden aus Mangel einer Seemacht unangreifbar, seinen Anhängern aber ein sicherer und allzeit offener Zufluchtsort war, aller Ansprüche auf seinen angeerbten Rang begeben, während doch Isaac Comnenus sein Anverwandter, zur nämlichen Zeit auf Cypern, und ein anderer Alexis, ohne eine Handbreite Landes zu besitzen unter dem Schutze der Ausländer sich Kaiser, *Βασιλεὺς*, nennen liessen.

Ganz unbegreiflich aber ist es, wie Jemand behaupten mag, Alexis habe auch *nach* der Eroberung von Konstantinopel durch die Franken, als er selbst schon in Trapezunt seinen Thron aufgeschlagen und alle Länder von den Schlünden des Kaukasus bis an den Sangaris in seiner Gewalt hatte, noch den alten Titel eines Dux von Trapezunt geführt, und sich dadurch gleichsam für einen Unterthan des von barbarischen Ausländern usurpirten Thrones von Byzanz erklärt, während er doch einen grossen Theil der Monarchie im Besitz hatte, und alle vornehme Griechen die Hand

---

*) Ὡς σπαρτοὶ ἀνεδόθησαν γίγαντες. Nicet. in Isaac. p. 271.

nach dem erledigten Diadem ausstreckten. Und doch schreibt der berühmte Brite: *his birth gave him* (dem Alexis) *ambition, the revolution* (von 1204) *independence; and without changing his title he reigned in peace from Sinope to the Phasis along the cost of the Bleak Sea .... that Comnenian Prince was no more than duke of Trebizond, and the title of Emperor was first assumed by the pride and envy of the grandson of Alexis.* *) „Die hohe Geburt," sagt er, „machte ihn ehrgeizig und die Revolution unabhängig;" und doch sollte sich dieser stolze Satrap und Erbe des hohen Hauses der Comnenen nur mit dem Namen eines Dux von Trapezunt begnügt haben, während sich ein Michael Maurozomes und jeder vornehme Abentheurer auf den jonischen Küsten, Kaiser und Selbstherrscher der Romäer nannte? Und dann welcher Widerspruch in der Nachricht, Alexis I. habe ohne Eroberungssucht von Sinope bis an den Phasis geherrscht! Das Gebiet von Trapezunt war ja vor der Revolution zu Konstantinopel um 1185 und dem Sturze der Comnenen durch das Vorgebirg Jasonium abendwärts geschlossen, und erstreckte sich demzufolge nicht einmal bis nach Oenaeum und Amisus, vielweniger aber bis an die ferne, jenseits des Halys gelegene Seestadt Sinope. Gibbon hatte, wie es scheint, von den Ereignissen der Jahre 1185 und 1204, in so weit sie Kolchis, Trapezunt und die Ueberbleibsel des comnen'schen Hauses betrafen, durchaus keine richtige Vorstellung. Ueberhaupt ist dieser grosse Geschichtschreiber in Erforschung der Schicksale der kaukasischen Länder besonders unglücklich, wie wir in der Folge noch weitläufiger darzuthun Gelegenheit finden werden.

Without changing the title, sagt Gibbon weiter, habe Alexis geherrscht. Dieses ist freilich wahr, aber nicht in *seinem* Sinne, da nach dem Inhalte der oben angeführten, und noch anzuführenden Beweise Alexis nach der Vertreibung seines Hauses vom konstantinopolitanischen Throne den Titel *Βασιλεύς* in das neue Reich übergetragen, und bei der neuen Revolution von 1204 nichts anders nöthig hatte, als die erblichen Rechte auf den Thron von Byzanz geltend zu machen. Und er that dieses auch mit eben so viel Ehrgeiz, nur nicht mit eben so viel Glück, wie sein Nebenbuler Theodor Lascaris.

---

*) Gibbon. tom. XI. p. 73.

Dass die byzantinischen Geschichtschreiber jenes Zeitalters den Beherrscher von Trapezunt nicht *Βασιλεύς* nannten, wird Niemand befremden, welcher weiss, dass es nur Höflinge und vornehme Beamte der Angeliden und des nicäischen Kaisers Theodor und seiner Nachfolger waren, die uns Denkwürdigkeiten ihrer Zeiten, oder vielmehr des kaiserlichen Hofes hinterlassen haben. Nicetas, Akropolita, Pachymeres, und der spätere, schon nach einer allgemeineren Ansicht schreibende Nicephorus gehören hieher. Im Munde dieser Männer hätte es für Hochverrath gegolten, den trapezuntischen Comnenen gleichen Rang mit ihrem Herren zuzuerkennen: ja ihr Palastpatriotismus ging so weit, dass sie nur mit Verachtung von den benannten Herrschern sprachen, sie gewöhnlich nur Lazen-Fürsten, wohl auch Tyrannen und Barbaren nannten. Es hatten sich dem zu Folge nun seit dem Jahre 1205 und in den nächstfolgenden Decennien vier grosse Trümer aus dem alten byzantinischen Reiche gebildet, deren Oberhäupter sich sämmtlich den Rang eines *Βασιλεύς* beilegten, und zwar: Balduin der Franke zu Konstantinopel, der Comnen Alexis zu Trapezunt, der Lascaride Theodor zu Nicäa und Michael Angelus in Epirus und Thessalien. *)

---

*) Dieses bestätiget die Kirchen-Chronik des Odoricus Raynaldus buchstäblich, wenn sie schreibt: Inter haec ingentibus belli tumultibus concussa omnia, laceratumque imperium nobiliores graeci discerpebant magis, quum enim totum ad se trahere non possent, partem quisque velut ex ardenti incendio rapiebat. Hinc plures constitutae Monarchiae ac minora *Imperia Trapesondae ad Pontum Euxinum*, Prussiaeque in Bithy-

Gibbon, der diese Stelle des Odoricus wahrscheinlich auch gelesen hatte, schreibt bei der Annahme des Kaisertitels durch Michael Angelus: „and added by his vanity a third or a fourth name to the list af rival Emperor," *und fügte durch seine Eitelkeit der Liste der wetteifernden Imperatoren einen dritten oder vierten Namen hinzu.* *) Diese Worte sind Beweis genug, dass er in seinem Gemüthe selbst nicht ganz überzeugt war, dass Alexis mitten unter Kaisern allein sich mit dem geringsten Range der griechischen Statthalter begnügen mochte.

Die Grundsäule aber, wodurch Gibbon sowohl als Ducange ihrer Behauptung Haltbarkeit zu geben meinen, ist aus Vincenz von Beauvais, einem französischen Polyhistor des dreizehnten Jahrhunderts entlehnt, und besteht darin, dass gedachter Vincenz den Beherrscher von Trapezunt um das Jahr 1240 nicht Imperator, sondern nur Dominus de Trapesondes, nennt. **) Darauf sich stützend schreibt nun Ducange: Falluntur qui Imperatoris titulum Alexio adscribunt, cum a Joanne abnepote primo usurpatum tradant plerique. Certe Vincentius Belvacensis sub annum MCCXL. *Domini* voce utitur, nulla Imperatorii tituli facta mentione, dum ait: *Dominum Trapezuntis cum ducentis lanceis servire solitum Iconiensi Sultano.* ***) Um den ganzen Streitpunkt gründlich zu beurtheilen, muss vor allem der wahre Standpunkt der Frage hergestellt werden. Diese zerfällt in zwei Theile:

---

nia, Thessalonicae in Thessalia regnum praeter Constantinopolitanum eruperunt. . . . . Itaque quatuor Imperia in collapso Orientali erupere, Constantinopolitanum Latinorum, *Davidum Comnenorum Trapezuntinum*, Lascarorum Nicaenum, Thessalicum Angelorum.

Odoricus Raynald. ad ann. 1222.

*) Gibbon lib. XI. cap. 61. pag.

**) Vincent. Belvacens. Speculum historiale lib. XXX. cap. 144. pag. 146.

***) Ducange. Fam. August. Byzant. pag. 192.

a) Ob die Beherrscher von Trapezunt sich in *dieser Zeit* schon den Titel *Βασιλεύς* beilegten, und in dieser Würde von ihren Unterthanen verehrt und angesehen wurden?

b) Ob sie auch auf diplomatischem Wege von den benachbarten Höfen und Völkern in derselben Eigenschaft anerkannt worden sind?

Die oben benannten beiden berühmten Männer vergassen in ihren Untersuchungen auf diese wichtige Unterscheidung Rücksicht zu nehmen. Dass der erste Theil der Frage bejahend zu beantworten sey, ist schon aus den oben angeführten Stellen klar, und wird noch fernere unbesiegbare Beweise erhalten. Eine ganz andere Bewandtniss aber hat es mit der zweiten Hälfte, rücksichtlich der Anerkennung des comnen'schen Kaisertitels durch die umliegenden und entfernten Völker. Um diesen Theil der Frage in das gehörige Licht zu stellen, muss zuerst der Begriff festgesetzt werden, welchen man damals im byzantinischen Reiche mit dem Worte *Βασιλεύς* zu verbinden pflegte. Seit den Tagen Konstantins betrachteten sich die Beherrscher von Konstantinopel oder Neu-Rom (*ἡ νέα Ῥώμη*) als die durch göttliches Recht verordneten Herren und Eigenthümer des gesammten Erdkreises, *οἱ χριστοῦ χάριτι αὐτοκράτορες καὶ Βασιλεῖς πάσης τῆς οἰκουμένης*. Der heidnische Senat und die Imperatoren von Alt-Rom hatten zwar auch behauptet, ihnen stehe es zu, die Herrschaft über die bewohnte Erde auszuüben; allein den Titel leiteten sie nicht aus einer unmittelbar von der Gottheit ausfliessenden Theorie, sondern von der gefürchteten Disciplin ihrer Legionen her. Sie nannten sich desswegen, als Häupter eines auf Soldaten-Macht gegründeten Reiches *Imperatores*, oder nach dem ersten Begründer absoluter Macht, *Cäsares*. Den Namen *Imperator* musste im Griechischen aus Mangel eines eigenthümlichen Wortes der Ausdruck *Βασιλεύς* vertreten. Die Dunkelheit der Jahrhunderte und der Sklavensinn der römischen Welt zog um denselben einen magischen Schimmer: der Kaiser, *Βασιλεὺς*, zu Konstantinopel wurde das Bild der Gottheit auf Erden. Diesem Phantom eines abendländischen Universal-Monarchen, oder dem قيصر روم *Kaïsarĭ Rum*, wie man in der mongolischen Kanzlei unter Timur noch schrieb, setzten die Morgenländer mit gleich ausschweifenden Ansprüchen den Beherrscher von ايران *Irân* entgegen und nannten ihn شاهان شاه *Schahan-Schah* den König der Könige, oder wie auf medischen Denkmälern und Münzen aus der Sassaniden-Zeit zu lesen ist: מלכא איראן ואניראן Malchâ Irân ve Anirân, *König von Irân und Nicht-Iran*, also von der ganzen Erde: מלכא מלכאן איראן *Malcha Malchân Irân*, d. i. *Βασιλεὺς Βασιλέων Ἀριήνης*, König der Könige von Iran.*)

Die Benennung *Βασιλεὺς Ῥωμαίων* قيصر روم, oder قياصر wie Ali der Perser schreibt, und die damit verbundene Universal-Monarchie haftete aber nach den Begriffen der Völker auf dem Besitze der grossen Stadt Konstantinopel, قسطنطينية الكبرى bei Ibn Arabschah.**) Und dass Balduin mit seinen fränkischen Rittern nach Erstürmung derselben wirklich *dem Rechte nach den Erdkreis erobert zu haben* glaubte, versichert uns der oft erwähnte Nicetas ausdrücklich, wenn er die merkwürdigen Worte schreibt: *Ὡς γὰρ Βασιλέων ἤδη Βασιλεῖς καθεστῶτες, καὶ τὸ περίγειον ἅπαν ἐν χερσὶν ἔχοντες, τοῖς μὲν Ῥωμαϊκοῖς σχοινίσμασιν ἀπογραφεῖς ἐπίστησαν, γνῶναι πρότερον τὰς ἐπετείους ἀποφορὰς θέλοντες, εἶθ' οὕτω κατὰ πάλους αὐτὰ μερίζεσθαι· τὰς δὲ παρ' ἄλλοις ἔθνεσι καὶ βασιλεῦσι καρπευομένας ἀρχὰς καὶ ἐξουσίας ἐκ τοῦ αὐτίκα διείλοντο. Ἥ τε οὖν ἐν πόλεσιν εὐδαίμων καὶ πρὸς τῷ Νείλῳ κειμένη Ἀλεξάνδρεια τῷ τε κλήρῳ ὑπέκειτο, καὶ Λιβύη, καὶ Λιβύης τὰ ἐς Νομάδας καὶ Γάδειρα παρατείνοντα. Πάρθοι τε καὶ Πέρσαι, ἐπὶ δὲ Ἴβηρες ἑῷοι, καὶ Ἀσσυρία γῆ καὶ Ὑρκάνοι, καὶ ὅσα οἱ πρὸς ἕω μέγιστοι ποταμοὶ τοῖς ὕδασι διειλήφασιν. Ἀλλ' οὐδὲ τὰ πρὸς βορρᾶν νενευκότα κλίματα εἰάθη ἀκλήρωτα, ἀλλὰ*

---

*) Sylvestre de Sacy, mémoires sur diverses antiquités de la Perse. Paris 1794. 4.

**) Ahmed. Arab. Tom. II. cap. 25. pag. 264.

καὶ ἐκεῖνα οἱ αὐτοὶ διενείμαντο. *) „Denn gleichsam als wären sie nun Könige der Könige und hätten das ganze Erdenrund in ihrer Gewalt, liessen sie Beschreibungen über sämmtliche Provinzen des romäischen Reiches aufnehmen, um vor allem die jährlichen Einkünfte zu erfahren, und sie nachher durch das Loos zu vertheilen. Auch die in die Hände fremder Völker und Könige gefallenen Länder und Besitzungen verloosten sie ungesäumt. Als Preise im Würfelspiele setzten diese abendländischen Barbaren das glückliche Alexandria am Nilstrome, Libyen und alle Provinzen Libyens bis an die Sandwüsten der atarantischen Nomaden, und längs dem Meeresstrande bis zu den Säulen des Herkules; auch Parthien und Persien, die Iberier am Kaukasus, Assyrien und Hyrkanien sammt allem Lande bis an den Indus, Oxus und Ganges, den grossen Strömen des Morgenlandes. Auch alle gegen die Eiszone hinaufgelegenen Landstrecken wurden durch das Loos diesen neuen Herrschern unterthan.“

In diesem ausschweifenden Sinne konnte nun Alexis Comnenus freilich weder von Balduin, dem neuen Kaiser des Erdkreises, noch von den Venetianern, Franken und den übrigen Nationen, die in Verbindung mit dem Orient stunden und Theil an Eroberung des byzantinischen Reiches hatten, am allerwenigsten aber von den morgenländischen Völkern als Imperator anerkannt werden, vielmehr musste er ihnen für einen Anmasser der höchsten Würde auf Erden gelten. Allein Theodor Lascaris, den Gibbon und Ducange als *Βασιλεὺς Ῥωμαίων* zu erklären keinen Anstand nehmen, war in den Augen der abendländischen Diplomatik mit Alexis in gleichem Falle. Denn die konstantinopolitanischen Franken erkannten ausser ihrem Landsmanne Balduin keinen Kaiser der Romäer an. Daher bedienen sich auch viele Chroniken jener Zeit gegen Lascaris oft wenig ehrenvoller Ausdrücke: „Theodorus

---

*) Nicetas. Constant. Status. pag. 385. Edit. Paris.

Lascaris, qui pro Imperatore se gessit," sagt Danduli's Chronikon noch milde genug. *) „Dès l'an 1222 Theodore Lascaris Seigneur grec (Dominus nach Vincenz Beauvais,) qui se disoit Empereur de Grèce contre Baudoin et les Latins à Constantinople, étant mort à Adrinople" (sic) schreibt Bergeron. **) Am grimmigsten drückt sich gegen ihn eine alte, aus Münzen bearbeitete Genealogie der oströmischen Kaiser mit folgenden Worten aus: „Als aber Theodorus Laskaris, Kaisers Alexii Angeli III. mit seiner Tochter Theodora Tochtermann, unterdessen den Namen und Wappen des Reichs, erstlichen in Asien, darnach zu Hadrianopel (sic) an sich genommen und zu sich gezogen, hat er zu Konstantinopel (sic) als ein Bandit und Landesverwiesener beinahe achtzehn Jahre regiert." ***)

Eben so gibt die syrische Chronic diesem Theodor niemals den Namen ܡܠܟܐ *Malcho, Kaiser;* sie nennt ihn nur schlechtweg einen griechischen Patricier, wenn sie schreibt: ܘܐܡܠܟ ܥܠܝܗܘܢ ܦܛܪܝܩܝܣ ܚܕ ܝܘܢܝܐ ܕܫܡܗ ܠܫܩܪܝܣ d. i. und es herrschte über sie ein griechischer Patricier mit Namen Lascaris. †) Den Ausdruck *Patricier* übersetzen die arabischen Scribenten jener Zeit mit ملك *Mel'kh* und صاحب *Saheb.* ††) Man glaube aber nicht, dass die beiden gleichlautenden Wörter ܡܠܟܐ und ملك auch gleiche Bedeutung haben, indem das letztere häufig nur dem griechischen Ausdrucke *εὐπρατίδης*, Patricier; das erstere aber, wie aus den oben angeführten medisch-sassanidischen Inschriften erhellet, dem griechischen *Βασιλεύς* im Sinne des Hofes von Byzanz entspricht. Dass diese Erklärung die richtige sey, kann ferner noch daraus erwiesen werden, dass die Schmeichelei der syrischen Christen sich dieses nämlichen Wortes bediente, um den Mongolen-Chan Hulaku den Titel der alten Könige von Iran ܡܠܟ ܡܠܟܐ *Malech Malcheh* zu geben *) Nach der Wiedereroberung Konstantinopel's hingegen, heisst Michael Paläologus beim nämlichen Autor, was besonders zu merken ist, nicht mehr Patricier, was er doch ursprünglich war, sondern ܡܠܟܐ indem er schreibt ܢܚܐ ܡܠܟܐ ܝܘ̈ܢܝܐ ܡܝܟܐܝܠ ܦܠܝܠܘܓܘܣ d. i. Es lebe der Kaiser der Griechen Michail Paliologus. **)

---

*) Danduli Chronicon. Muratori script. rec. Ital. Tom. XII.

**) Bergeron. Traité De Tartares. cap. VI. pag. 30.

***) Octavius de Strada aller römischer Kaiser Leben und Thaten etc. pag. 438. Frankfurt 1618.

†) Abulfaragius. pag. 444. lin. 20.

††) وفيها قتل غياث الدين كيخسرو صاحب بلاد الروم قتله ملك الاشكري d. i. Und damals wurde Ghiass-eddin Kai-Chosrev, Herr im Lande Rum getödtet: es tödtete ihn aber Mel'kh al-Laschkari. Abulfeda Tom. IV. pag. 244.

Aus dem bisher Gesagten geht also deutlich hervor, dass in der Vorstellungsart aller Nichtgriechen jenes Zeitalters der Besitz der Stadt Konstantinopel erfoderlich war um *Βασιλεύς*, *Imperator*, قيصر, ܩܣܪܐ in der That zu seyn und zu heissen. Diese Vorstellung war aber auch den Griechen so tief eingeprägt, dass selbst Muhammed I. nach Einnahme Konstantinopels von Laonicus *Βασιλεύς μέγας* genannt wird, ***) da Amurat sein unmittelbarer Vorgänger nur das Prädicat *Ἀμηρᾶς* امير *Emir*, erhält, obwohl er einer der grössten und glücklichsten Krieger der Osmanen war, und ausser Konstantinopel alles byzantinische Gebiet besass, weniges ausgenommen. Nach Pachymeres warf der Despot Michael von Epirus dem Imperator Michael Paläologus vor, er habe kein Recht die europäischen Provinzen des Despotat's zu verlangen, da er nicht im Besitze von Konstantinopel und folglich nicht *Βασιλεὺς Ῥωμαίων* sei. †) Nach den grossen Unglücksfällen von 1204 aber suchten die Griechen von Nicäa den neuen Grundsatz geltend zu machen, dass die höchste Würde (*ἡ Βασιλεία*) nicht unmittelbar an die Paläste von Blachernä und Bukoleon gebunden sei, sondern auf dem von der Mehrheit anerkannten Oberhaupte der Romäer beruhe, es möge sich dieses befinden, wo es wolle. Allein die einmal unter den Völkern herrschende Meinung hierüber liess sich nicht bestechen, und die nicänischen Imperatoren fühlten dieses so gut, dass sie mit Vernachlässigung aller übrigen Verhältnisse nur auf die Wiedergewinnung der verlornen Hauptstadt ihr Augenmerk richteten.

---

*) Abulfarag. pag. 530. lin. 3.

**) Pag. 525. lin. 19.

***) Laonicus lib. IX. pag. 204.

†) Pach. lib. III. cap. 16.

Dem zu Folge hätten nun Gibbon und Ducange sagen sollen, Alexis sei (wie Theodor Lascaris von Nicäa und Michael Angelus von Epirus) nur von seinen Unterthanen, nicht aber von den Abendländern zu Konstantinopel und den übrigen Völkern Asiens als *Βασιλεύς* anerkannt worden; die Auswärtigen haben ihn nur *Dominus*, *Κύριος*, مير, صاحب genannt. —

Aber auch ohne alle diese Gründe anzuführen, scheint die Behauptung, Alexis habe den Imperator-Titel nicht angenommen, weil ein fränkischer Geschichtschreiber sich des Ausdruckes ***Dominus de Trapesondes*** statt ***Imperator de Trapesondes*** bedient, an und für sich schon höchst ungründlich zu seyn, da es gerade so viel ist, als wenn Jemand beweisen wollte, dass dem Michael Paläologus, erstem griechischen Kaiser dieses Namens, der Imperatortitel irrig beigelegt werde, weil ihn Abulfeda zweimal nur صاحب ***Saheb***, d. i. Dominus nennt;[*] oder dass die Herrscher zu Ikonium nicht Sultane, sondern nur Herrn von Rum (nach dem abendländischen Begriffe des Wortes) gewesen seyen, weil sie die arabische Chronik gleichfalls an vielen Stellen nur صاحب بلال الروم ***Herrn des Landes Rum*** heisst, während sich Kilidsch-Arslan III. den höchsten Titel der muhammedanischen Fürsten پادشاه ***Padischah*** beilegte,[**]) und Alai-eddin sich auf seinen Inschriften den Herrn der Welt nannte. Eben so würde sich auch Jemand ganz gewiss durch die Behauptung lächerlich machen, dass der paläologische Kaiser Manuel von Konstantinopel um 1403, in Schriften mit Unrecht den Titel *Βασιλεύς*, *Μεγα-Βασιλεύς*, *Imperator* führe, weil ihn ein persischer Annalist bloss والي *wali*, *Fürst*, und ein osmanischer gar nur تكور *Tekjur*, *Häuptling von Stambul* nennt, indem wir bei ersterem lesen: والي قسطنطينيه نعم كيش تست, *der Fürst von Konstantiniah ist vom nämlichen Glauben wie du*;*) bei letzterem aber den Verachtung athmenden Satz finden: اكرچه مقدما استانبول تكورينه اعلام ايدوب *Ekjertschi mukaddema Istambol Tekjurine ylam idup*, d. i. „Obwohl man vorher dem Häuptling von Stambol in Erinnerung gebracht hatte.“ Ueberhaupt bedeutet das Wort *Dominus*, *Seigneur* in der Sprache jener Zeiten einen mit absoluter Macht über seine Unterthanen bekleideten Länderfürsten; und selbst die hochtrabenden Titel der grössten Monarchen des Orients bedeuten, wenn man sie wörtlich in's Deutsche übersetzt, nichts anderes als *Herr*, was namentlich von dem den Europäern lange Zeit furchtbaren Namen سلطان *Sultan* gilt: und doch wird Niemand an der Kaiserwürde desjenigen Machthabers von Konstantinopel zweifeln, der diesen Namen getragen hat oder jetzt noch trägt. —

---

[*] Abulfeda Tom. V. pag. 10. et pag. 70.

[**] Bergeron. Abrégé de l'Histoire des Sarasin pag. 49.

Der gültigste Beweis jedoch, dass schon Alexis I. den Imperator-Titel in seinem Lande geführt habe, wird übrigens wohl derjenige seyn, wenn sich eine Stelle auffinden lässt, in welcher der von den oft gedachten beiden Gelehrten als erster Kaiser von Trapezunt erklärte Johannes Comnenus selbst eingesteht, er habe diesen Titel nicht *zuerst* angenommen, er habe ihn vielmehr von seinen Vätern ererbt, und die Grossen des Reichs würden niemals gestatten, dass er diese von den Vorfahren herstammende Würde ablege, oder durch irgend eine Art von Unterwürfigkeit schände.

---

*) Scherefeddin Ali. Mss. Pers. fol. 431.

Eine solche Erklärung, an und für sich schon entscheidend, wird es noch mehr, wenn wir sie in den Schriften eines byzantinischen Hofmannes und Feindes der trapezuntischen Kaiser lesen. Und dieses ist wirklich der Fall. Denn als die vielen Ermahnungen, welche Michael Paläologus an Johannes Comnenus nach Trapezunt gelangen liess, um ihn zur Niederlegung der usurpirten Würde eines *Βασιλεύς Ῥωμαίων* zu bewegen, ganz fruchtlos blieben, schrieb Pachymeres voll Aerger und Hochmuth: *ὑπερηφάνει βάρβαρος ὢν* (Johannes) *καὶ ὑπερεώρα τὴν πρόσαξιν, καὶ τινας προφάσεις τοῦ μὴ αὐτὸς κατάρξαι τῆς ἐπὶ τούτοις παραβασίας, ἀλλ' ἀπὸ πατέρων ἔχειν ἐπλάττετο* etc. d. i. In seinem thörichten Sinne erhob sich der Barbar und verachtete den kaiserlichen Befehl, indem er, ich weiss nicht welche Gründe vorschützte, und zu beweisen suchte, dass nicht er, sondern seine Vorfahren jene gesetzwidrige Usurpation begonnen hätten, von welcher er als Nachfolger auf dem Throne nicht mehr abstehen könnte. *)

Wer sich durch diese Gründe von der Imperator-Würde des ersten trapezuntischen Kaisers nicht überzeugen kann, der lese was Bessarion der Trapezuntier im Traktat über sein Vaterland schreibt: *Ἀλέξιος μέν γε καὶ ἡμῖν ὁ πρῶτος τῆς γῆς ταύτης βασιλεύσας καὶ τοῦτο δὲ τὸ γλυκὺ πάντων ὄνομα καὶ ἡμῖν ὡς τοῦ τῆς βασιλείας ὀνόματος, οὕτω καὶ πάντων κατῆρξε καλῶν.* **) Von diesem nämlichen Alexis schreibt Michael Panaretos der Geheimschreiber, er sey in einem Alter von vierzig Jahren gestorben, nachdem er achtzehn Jahre als Kaiser zu Trapezunt geherrscht hatte, *βασιλεύσας ὀκτωκαίδεκα ἔτη.* ***)

Durch alles bisher Gesagte ist also vorläufig ausgemittelt, dass sich Alexis I. nicht *Dux*, wie Gibbon, noch *Κύριος* allein, wie Ducange behauptet, sondern *Βασιλεὺς* gleich den Fürsten von Nicäa und Epirus genannt habe. Allein nicht *Βασιλεὺς 'Ρωμαίων* nannte er sich, wie die Beherrscher von Konstantinopel, sondern *Βασιλεὺς καὶ Αὐτοκράτωρ πάσης 'Ανατολῆς ὁ Μέγας-Κομνηνός, Kaiser und Selbstherrscher von ganz Anatolien der Gros-Comnenus.* Den Beweis liefert eine Inschrift in trapezuntischem Griechisch verfasst, welche Tournefort im Vorhofe eines von Alexis III. restaurirten Nonnenklosters in der Nähe von Trapezunt aufgefunden hat. Sie stand unterhalb eines Christusbildes und enthält den Namen des Kaisers, seiner Gemahlin und seiner Mutter, wie aus einem vollständig hieher gesetzen Facsimile zu ersehen ist:

---

*) Pachymeres hist. lib. VI. pag. 353. Edit. Rom.

**) Bessarion *Εἰς Τραπεζοῦντα.* Mss. Venet. fol. 158. verso. lin. 6.

***) Panar. Mss. Ven. p. 287. recto.

ΑΛΕΞΙΟC ΕΝ Χ̅Ω̅ Τo Θ̅o̅ ΠΙϚΟΣ ΒΑCΙΛΕΥ̅
ΚΕ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΩC ΠΑCIC ΑΝΑΤΟΛΗC 'Ο ΜΕ-
ΓΑC ΚΟΜΝΗΝΟC.
ΘΕΟΔΩΡΑ Χ̅Υ̅ ΧΑΡΗΤΙ ΕΥCΕΒΕϚΑΤΗ
ΔΕCΠΗΤΑ ΚΕ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΗCΑ ΠΑCIC ΑΝΑΤΟΛΗC.
ΗΡΙΝΕ Χ̅Υ̅ . . . . ΜΗΤΗΡ ΔΕ ΤΟΥ ΕΥCΕΒΕϚΑΤΟΥ
ΒΑCΙΛΕΟC ΚΥΡΙΟΥ ΑΛΕΞΙΟΥ ΤΟΥ ΜΕΓΑΛΟΥ
ΚΟΜΝΗΝΟΥ. *)

Rein griechisch geschrieben würde dieses höchst wichtige Monument folgender Massen lauten: *Ἀλέξιος ἐν χριϛῷ τῷ Θεῷ πιϛὸς Βασιλεὺς καὶ Αυτοκράτωρ πάσης Ανατολῆς ὁ Μέγας Κομνηνός.*

Θεόδωρα χριϛȣ̃ χάριτι ἐυσεβεϛάτη Δέσποινα καὶ Αυτοκρατορίσσα πάσης Ανατολῆς.

ΕΙΡΗΝΗ χριϛȣ̃ . . . . **) *Μήτηρ ἀεὶ τȣ̃ εὐσεβεϛάτου Βασιλέως Κυρίȣ Ἀλεξίȣ τȣ̃ Μεγάλȣ Κομνηνȣ̃.* D. i.

Alexis in Christus dem Gotte rechtgläubiger Kaiser und Selbstherrscher von ganz Anatolien, der Gross-Komnenus.

Theodora von Christus Gnaden durchlauchtigste Frau und Kaiserin ganz Anatoliens.

---

*) Tournefort, Voyage du Levant. Tom. 2. pag. 233.

**) Hier fehlt das Wort *χάριτι*.

Irene von Christus (Gnaden) Mutter des allzeit durchlauchtigsten Kaisers Kyr Alexis des Gross - Comnenus.

Κύριος, ***Dominus*** nach Vincenz von Beauvais, hat sich Alexis freilich genannt, aber auch *Βασιλεὺς*, wie es ausser dieser Inschrift, in einem späteren Abschnitte wo von dem Gross - Comnen Johannes die Rede seyn wird, noch zum Ueberflusse mit neuen Gründen belegt werden soll; so dass alle weitere Zweifel über diesen Punkt gehoben sind. Nach der Revolution von 1204 war die romäische Universal - Monarchie in zwei Hälften gerissen. Der Sitz der einen war das grosse Konstantinopel, wo der *Βασιλεὺς Μέγας Ῥωμαίων καὶ Αυτοκράτωρ πάσης τῆς οἰκουμένης*; der Sitz der andern aber das feste Trapezus, wo der *Βασιλεὺς καὶ Αυτοκράτωρ πάσης Ανατολῆς ὁ Μέγας Κομνηνός* herrschte.

Der Beweis, dass sich diese Inschrift auf Alexis III. bezieht, wird an seiner Stelle geliefert werden. Sollte aber Jemand den Einwurf machen, dass die Folgerung: ***Alexis I. habe sich Kaiser von Anatolien genannt, weil Alexis III. im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts diesen Titel geführt habe***, desswegen unrichtig sey, weil man nach der vorausgeschickten Auseinandersetzung der politischen Lage des byzantinischen Reichs mit Recht annehmen dürfte, Alexis habe sich um so wahrscheinlicher ebenfalls *Βασιλεὺς Ῥωμαίων* genannt, wie Lascaris zu Nicäa, da er als Erbe der Comnenen die gegründetsten Ansprüche auf den Thron von Konstantinopel hatte: so kann man aus der Natur der diplomatischen Verhältnisse zwischen dem gross - comnenischen Hofe von Trapezunt und dem fränkischen von Konstantinopel auch hierüber genügende Auskunft geben. Um sich gegen die Angriffe des unternehmenden Lascaris von Nicäa zu sichern, waren die gross - comnenischen Brüder Alexis und David genöthiget, ein Bündniss mit Balduin und Heinrich von Flandern, die zu Konstantinopel regierten, für gegenseitige Unterstützung zu errichten. Nun aber ist es ganz begreiflich, dass der erste Artikel des abzuschliessenden Vertrages die Anerkennung der Würde eines *Βασιλεὺς 'Ρωμαίων* in der Person des Machthabers zu Konstantinopel von Seite des trapezuntischen Fürsten war.

Ueber die Benennung *Μέγας-Κομνηνός*, von welcher auch Akropolita Meldung thut, geriethen Gibbon und Ducange in einen ausgezeichneten Irrthum, da sie dieselbe für persönlich und Alexis I. *allein* zukommend ansahen, während doch das Wort *Μέγας* auf *Κομνηνὸς* und nicht auf den Eigennamen Alexis zu beziehen ist. Ducange schreibt: „Alexius Comnenus cognomento Magnus“ in dem Sinne, wie es einst der macedonische Alexander im Munde der Nachwelt war. *) Das ungereimte dieser Erklärung springt in die Augen, da es in der byzantinischen Welt nicht einmal Sitte war, ausgeführter Thaten wegen, nach den Zeiten Konstantin's und etwa Leo's, irgend einem Imperator dieses Prädicat beizulegen. Alle mögliche Ehrennamen geben sich die konstantinopolitanischen Monarchen auf Münzen und Inschriften, nirgends aber heisst einer *Μέγας*; es war noch Scheue vor Alexanders Manen von Epidaurus bis in's äusserste Morgenland. Gibbon mochte dieses gefühlt haben und meint daher *the epithet of great was applied perhaps to his stature, rather than to his exploits*,“ der Zuname des Grossen passte vielleicht mehr auf seinen Körperbau als auf seine Thaten.“ **) Diese Erklärung ist aber noch viel unstatthafter und vom Geiste der griechischen Sprache jener Zeit entfernter als die vorige, weil die Körpergrösse bei den Griechen damals nicht so fast durch *Μέγας* als durch *Μακρός*, *lang*, bezeichnet wurde. So heisst der Schwager des letzten Kaisers von Trapezus, der Turkmanen-Sultan Hassan, den man in Asien seiner hohen Statur wegen den Grossen, den Langen (اوزون حاصن *Usun Hassan*) nannte, in den griechischen Chroniken nicht *χασάνης ὁ Μέγας*, sondern *χασάνης ὁ Μακρός* und in den arabischen حاصن الطويل, *Hassan el Thauil*, was dem vorigen entsprechend ist.*) Georg Akropolita, welcher diesen Beinamen des Alexis unter allen Byzantinern allein anführt, stimmt ganz mit der hier gegebenen Erklärung überein, wenn er schreibt: *Παφλαγονίας πάσης ἐγκρατὴς ἦν Δαβὶδ, ἀδελφὸς ὢν Ἀλεξίου τοῦ τῆς Τραπεζοῦντος κρατήσαντος, ὃς καὶ ὁ Μέγας ὠνομάζετο Κομνηνός.* **) Im Sinne Ducange's hätte Akropolita sagen müssen: *Ἀλεξίου Κομνηνοῦ τοῦ τῆς Τραπεζοῦντος κρατήσαντος, ὃς καὶ ὁ Μέγας ὠνομάζετο;* nach Gibbon aber müsste statt *ὁ Μέγας ὁ Μακρός* gesetzt werden. Beide Gelehrte haben also den Sinn dieser Phrase nicht richtig verstanden. Unwiderleglich aber sprechen für meine Behauptung neben Akropolita noch eine Stelle bei Joinville und ein Actenstück des Conciliums von Florenz. Als nämlich Sanct Ludwig, König von Frankreich, nach der unglücklichen Expedition nach Egypten, gegen das Jahr 1253 zu Sidon auf der syrischen Küste sich aufhielt, kamen zu ihm Gesandte des Beherrschers von *Trapezunt*, deren Ankunft Joinville in altfranzösischer Sprache mit folgenden Worten beschreibt: „Tandis que le Roy fermoit Sayete, vindrent à li les Messages à un Grand-Seigneur de la profonde grèce, le quel se foisoit appeler le *Grant-Comnenie* et Sire de Traffesontes.“ ***) Der Kaiser von Trapezunt, welchen hier Joinville den Gross-Comnen und Beherrscher von Traffesontes nennt, ist der Sohn desjenigen, welcher um zwölf Jahre früher bei Vincenz *Dominus de Trapesondes* heisst. Aus einer noch spätern Zeit ist das obenbenannte florentinische Actenstück, bestehend in einem Briefe des trapezuntischen Kaisers an Papst Eugenius IV. in Betreff eines abzuhaltenden allgemeinen Conciliums zur Vereinigung der morgen- und abendländischen Kirche. Dieser Brief findet sich zuerst in einer zu Köln um 1551 gedruckten Sammlung allgemeiner Concilien; aber leider wurde nur die lateinische Uebersetzung eingerückt, in welcher die Eigennamen beinahe bis zum Unkenntlichen entstellt, und als solche auch in alle spätere Sammlungen des Hardouin, Mansi, etc. übergegangen sind. *Morame Megatomenus Dei gratia Imperator Trapesundarum*, lautet die verdorbene und mangelhafte Uebersetzung der Urschrift. *) Aus Megatomenus ist die wahre Leseart *Mega Comnenus* leicht herzustellen, und über Morame wird am gehörigen Orte geredet werden.

---

*) Ducange Fam. Aug. Byzant. pag. 192.

**) Gibbon. Tom. XI. cap. 61. pag. 73.

---

*) Laonicus. lib. IX. pag. 250. et 261. u. a. m. Herbelot. Biblioth. Orient. Artic. Hassan.

**) Acropolita. Chronicon, et Hist. cap. VII.

***) Joinville, Hist. de St. Louis, pag. 123. Edit. Paris. 1761.

Es ist ganz unnöthig, das Zeugniss des Trapezuntiers Panaretos noch beizufügen. Für unsere Meinung liefert die Aufschrift seiner Chronik allein schon den vollständigsten Beweis, da sie mit den Worten beginnt: *Περὶ τῶν τῆς Τραπεζοῦντος Βασιλέων τῶν Μεγάλων-Κομνηνῶν.*

Drei verschiedene Zeugnisse also, aus drei verschiedenen Jahrhunderten, dem dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten bekräftigen einstimmig, dass jeder trapezuntische Kaiser *Μέγας-Κομνηνός*, keiner aber *Ἀλέξιος ὁ Μέγας* geheissen habe. Die Sitte, sich das Prädicat *Μέγας* beizulegen, scheint bei den Völkerfürsten damals besonders üblich gewesen zu seyn. Denn die Nachbaren von Trapezunt, die Turkmanen-Fürsten Mahmud und Jagup-Arslan nannten sich Sultane und Herrn von Gross-Kappadocien, ein Titel, welcher nach dem Untergange ihrer Dynastie an die Seldschuken von Ikonium, die sich ihrer Seits Gross-Sultane nannten, überging, wie aus einem Schreiben des Alai-eddin, Kai-Kobad, Sultans von Rum (علا الدين كيكبان) an Papst Gregor IX. um das Jahr 1235. zu ersehen ist. Der Brief hat bei Odoricus folgende Aufschrift: „Alatinus Magnus-Soldanus Iconii et potestas (sic) omnium terrarum per Orientem et Septentrionalem Plagam et Magnae-

---

*) Concilium Basil. et Florent. pag. Colon. 1551.

Cappadociae,“ *τῆς Μεγάλης-Καππαδοκίας.* *) Auch die byzantinischen Kaiser aus dem Hause Paläologus nannten sich *Μεγα-Βασιλεύς Ῥωμαίων* im Gegensatze zu dem *Μεγα-Κομνηνός* von Trapezunt. **) In den Gebirgen von Thessalien gab es zur nämlichen Zeit einen Fürsten, der sich *Μεγα-Βλάχος* und sein Land *Μεγάλη-Βλαχία* hiess, wie Nicetas und Akropolita versichern. ***) So sehr war in der Versunkenheit des Zeitalters alle wahre, auf rühmliche Thaten und hohe Denkungsart gebaute Grösse verschwunden, dass die Beherrscher der griechischen Völker durch Annahme hochklingender Namen im Geschmacke des Orients die Ehrfurcht der Völker zu gewinnen suchten. †)

VIERTES KAPITEL.

Der trapezuntische Feldherr David im Bunde mit Heinrich, Kaiser von Konstantinopel. David's Niederlagen, Verlurst von Heraclea und Amastris.

Wie die Niederlage des Synadenus die Trapezuntier, so hatte die thracische Rebellion die Franken zu Konstantinopel geschwächt, während Theodor Lascaris von Nicäa seinem Reiche durch kluge Verwaltung und grosse Thaten Haltbarkeit zu geben bemüht war. Beutelüsterne Seldschuken aus Rum, und goldgierige

---

*) Vincent. Belvac. Spec. hist. lib. XXX. Odoricus Raynald. ad ann. 1235. num. 7. Clemens Galanus de cons. Eccles. Arm. et Rom. pag 379.

**) Turco-graecia. lib. I. Laonicus lib. IX.

***) Nicet. in Balduin. Acropolit. cap. 15. et 38.

†) Es gab also damals einen Gross-Chan zu Kara-Korum, einen Gross-Sultan zu Ikonium, einen Gross-Comnen zu Trapezunt, einen Gross-Kaiser zu Stambul, einen Gross-Wlach zu Achrida, einen Gross-Herren zu Theben, einen Gross-Herzog auf Lemnos, (ein Venezianer-Edelmann.)

Ritter aus Deutschland und Frankreich nahm er in Sold, um seinen entmuthigten Griechen Selbstvertrauen und Disciplin wieder zu geben. Obwohl er mit diesen allen kaum 3000 Soldaten hatte, fing er doch an furchtbar zu werden. Nicht die Grösse des Heeres, sondern der Unternehmungsgeist des Mannes schreckte. David, der an den Landmarken des trapezuntischen Reichs zu wachen hatte, war seinen Anfällen vorzüglich ausgesetzt, und Theodor betrieb auch nach seiner Uebernahme der romäischen Imperator-Würde keine Unternehmung mit mehr Eifer und Beharrlichkeit, als die Bekämpfung des nebenbulerischen Alexis, und die gänzliche Vertreibung der Gross-comnenischen Heere von den Ufern des Sangaris und aus dem paphlagonischen Thema, weil ihm die kriegerischen Bewohner dieser Provinz und der einträgliche Handels-Verkehr in den Häfen von Amastris, Heraclea und Sinope für alle weitere Unternehmungen gleich vortheilhaft schienen.

David, zum Widerstande nicht stark genug, schloss mit den byzantinischen Franken, über welche jetzt Heinrich herrschte, ein Bündniss gegen den gemeinschaftlichen Feind. Thierry de Loz, Seneschal von Romanien und Befehlshaber zu Nikomedia war es, der die Unterhandlungen führte und den Vertrag abschloss, wie die frankobyzantinische Chronic erzählt: *Thierry de Loz, Senéschal de Romanie se fortifia pareillement dans Nicomédie, y rebâtit le Chateau et fit alliance avec David Comnène ennemi juré de Lascaris.**) Lascaris erwartete den Angriff der Verbündeten nicht, sondern ging rasch über den Sangaris und gewann den Grenzkanton Plusias, der mit trefflichen Bogenschützen besetzt war, *τοξότιδα πᾶσαν οὖσαν καὶ μάχιμον.***) David war in grosser Gefahr, und Ni-

---

*) Hist. des Emp. franç. à Const. lib. II. pag. 19.

**) Plusias lag am Hypius im alten Gebiete von Heraclea, und heisst bei Stephanus Byzantius *Πρυσιάς*, woraus später *Πλυσιάς* entstand. Sieh Palmerii notae ad Strab. pag. 564. Aus diesem Orte war auch Johann Plusiadenus gebürtig, der sich zur Zeit des Conciliums von Florenz durch cetas meint, die Trapezuntier wären schon damals aus Heraclea und ganz Paphlagonien getrieben worden, wenn nicht zur rechten Zeit noch ein fränkischer Heerhaufe von Byzanz her über Nikomedia dem Lascaris in den Rücken gefallen wäre, wodurch er genöthiget wurde die Bewegung gegen David einzustellen, und den Bundesgenossen desselben entgegen zu gehen. Diese, nur aus weniger Mannschaft bestehend, traten auf die Nachricht von dem Anzuge des nicänischen Heeres ohne ein Treffen zu wagen den Rückzug an, und schifften sich während der Nachtzeit wieder nach Konstantinopel ein, zufrieden, durch ihr blosses Erscheinen auf den Küsten von Bithynien ihren Verbündeten aus der drohendsten Gefahr befreit zu haben. Seinen Rettern sandte David einige Schiffsladungen Getreide und geräucherte Schinken als Zeichen der Dankbarkeit nach Konstantinopel (*σιτηγῶν δεξιοῦται καταγωγαῖς καὶ κρέασιν ὑείοις ταριχηροῖς*), und bat zugleich um neue Unterstützung, damit er den Feind seiner Seits angreifen und aus allen auf dem letzten Zuge errungenen Vortheilen vertreiben könnte. Wenn aber Heinrich, setzte er bei, mit Lascaris einen Frieden einzugehen gesonnen sey, möchte er die trapezuntische Grenzmark Heraclea ebenfalls als Eigenthum der Franken ansehen und als solches im Friedensvertrage mit einbegreifen. Der schlaue Grieche wusste nämlich zu gut, dass Heinrich, der sich mit Noth gegen die rebellischen Griechen und Bulgaren vertheidigen konnte, niemals im Falle seyn wird, Macht über das comnenische Paphlagonien auszuüben. Ihm war nur um Sicherstellung vor dem nicänischen Gewalthaber zu thun.

Am Hofe zu Byzanz unterdessen wurden diese Anträge wohlgefällig aufgenommen, weil man durch kleine, von Zeit zu Zeit an David überschikte Verstärkungen das Wachsthum des lascaridi-

---

seine dogmatischen Dialogen bekannt gemacht hat. Sieh Leo Allat. de Cons. utriusque Eccles. lib. II. pag. 554.

schen Reichs hindern zu können glaubte, ohne dass man genöthiget wäre die schwachen Trümmer der Abendländer, die den Pfeilen der Bulgaren entkommen, oder der lockenden Anbietungen, in Theodor's und anderer griechischer Häuptlinge Sold zu treten, ungeachtet treu geblieben waren, gegen diesen gefährlichen Feind nach Asien überzuschiffen.

Dreihundert Lanzen unter Anführung des Seneschal Thierry de Loz rückten neuerdings von Byzanz und Nikomedia aus, während David mit seiner Macht in das nicänische Grenzgebiet hervorbrach, Dörfer und Flecken eroberte und die Bewohner von Plusias züchtigte, die sich im vorigen Jahre ohne Gegenwehr an Theodor ergeben hatten. Die Urheber des Abfalles warf er in Fesseln, nahm Geiseln für die Treue der übrigen, und wollte nach kurzem Verweilen auf feindlichem Boden das beutebeladene Heer wieder in die Quartiere von Heraclea zurückführen. Allein wie im vorigen Jahre die Unbesonnenheit des Synadenus, versetzte dieses Mal die Zuchtlosigkeit und Raubgierde der fränkischen Reiterschaar den trapezuntischen Angelegenheiten einen tödtlichen Streich. Diese Reiter glaubten nämlich, aus Mangel an Gelegenheit noch keinen hinreichenden Beweis ihres kriegerischen Muthes gegeben oder noch nicht Beute genug gemacht zu haben, und blieben beim Rückzuge David's allein auf dem feindlichen Boden zurück, um in das Innere Bithyniens und selbst bis Nicäa, der Hauptstadt Theodor's, plündernd und sengend durchzudringen. Um zu dieser Stadt zu gelangen, mussten sie über einen rauhen Bergrücken voll Wald, Engschluchten und Gebirgspässen ziehen. Auf diesem für Reiterei ganz ungeigneten Boden wurden sie unvermuthet von Guido Andronicus (*Γίδος Ἀνδρόνικος*), den Feldherrn Theodor's, überfallen und nach verzweifelter Gegenwehr völlig aufgerieben. Die wenigen, welche aus dem Kampfe entrannen, waren nach kurzer Flucht genöthiget sich zu ergeben, da Andronicus die Vorsicht gebraucht hatte, alle Ausgänge aus dem Gebirge vor dem Gefechte schon zu besetzen. Kaum *einer* entrann nach Berichten des Nicetas, um dem trapezuntischen Feldherrn die Niederlage zu verkünden.

Dieses neue Unglück ereignete sich, wie es scheint, im Jahre 1206 während der mit Theodor verbündete Bulgaren-König Adrianopel belagerte und den Kaiser Heinrich dadurch hinderte, den Krieg in Asien mit Nachdruck zu führen. *)

Nicetas, welcher in dieser Periode unser vorzüglichster Gewährsmann ist, erzählt leider alles, was sich nach Eroberung von Byzanz bis zum Regierungs-Antritte Heinrich's ereignet hat, ohne chronologische Genauigkeit, ein Mangel, den man nach Ablauf von mehr als einem halben Jahrtausend lebhafter fühlt als zur Zeit, wo es der Geschichtschreiber unter den Augen seiner Zeitgenossen aufgezeichnet hat. Unterdessen reiht er Theodor's Zug gegen die Trapezuntier und die Wegnahme von Plusias, nach welcher ihn der Anzug des fränkischen Heerhaufens gegen Nikomedia zum Rückzuge nöthigte, unmittelbar auf den fruchtlosen Versuch des ikonischen Sultans Ghiass-eddin auf die Seestadt Attalia, deren sich ein italienischer Abenteurer, Aldobrandini mit Namen, bemächtiget hatte. Dieser Versuch muss aber nothwendiger Weise noch vor dem siebenten August 1206 gemacht worden seyn, weil Abulfaragius die endliche Einnahme der Stadt auf den dritten Tag des achten Monats im 603ten Jahre arabischer Zeitrechnung ansetzt und beifügt, der Sultan habe schon im Jahre vorher einen fruchtlosen Versuch gemacht. Nun aber beginnt das Jahr 603 der Araber am siebenten August 1206 nach Christus, und dem zu Folge müsste sich Theodor's bemeldter Zug, die Unterhandlungen David's mit Byzanz, und die Niedermetzelung der 300 Mann starken Reiterschaar durch Andronicus noch im Laufe von 1206, oder spätestens im Februar oder Anfangs März von 1207 zugetragen haben, weil Nicetas die wirkliche Einnahme von Attalia, die im Monat März von 1207 erfolgte, nicht mehr anführt. Bestätigen mag die Wahrheit dieses Kalkuls Heinrich's Krönung, mit welcher Nicetas seine Geschichte beschliesst. Ein ganzes Jahr und vier Monate, sagt er, seyen zwischen Balduin's Gefangennehmung und Heinrich's Thronbesteigung verflossen. *) Da nun Balduin am fünfzehnten April 1205 von den Bulgaren gefangen wurde, muss Heinrich's Krönung im Monate August des darauffolgenden Jahres 1206 Statt gefunden haben, was auch die frankobyzantinische Chronik bestätiget: *Henry éstant arrivé à Constantinople y fut couronné avec les Solemnités accoutumées dans l'Eglise de St. Sophie par le Patriarche Thomas Morozini le dimanche d'aprez la Notre-Dame de la my-Aoust, qui échéoit en cette année là au vingtième du mesme mois.* **)

---

*) A peine furent-ils retournés à Constantinople, heisst es bei dieser Veranlassung in der franco-byzantinischen Chronic, que les gens de Thierry de Loz . . . . se voyant attaquès par Lascaris, eurent recours à l'Empereur: lequel abandonnant dereschef le dessein du voyage d'Adrinople, passa en Asie, et ayant écarté par son arrivée les troupes de Lascaris, et laissé Thierry de Loz à la garde de Nicomédie avec quelques chevaliers, retourna à Constantinople: où il ne fut pas plus-tot arrivé que la nouvelle lui vint de la deffaite et de la prise du Senéschal et de ses gens qui étoient tombés dans une embuscade des Ennemis.

Hist. des Emp. franç. de Const. lib. II. pag. 20.

Es wird unnöthig seyn, hier wiederholt anzugeben, welche Umstände den Gross-Comnen Alexis gehindert haben, seinen paphlagonischen Besitzungen in Person mit der ganzen trapezuntischen Heeresmacht zu Hülfe zu eilen. Sein Nichterscheinen in dem gefahrvollen Augenblicke zeigt uns zur Genüge, dass er den Kampf von Amisus, gegen die Turkmanen von Neu-Mesopotamien und Gross-Kappadocien nicht siegreich vollendet hat. Die Anfälle der Kaukasier waren nach Abulfaragius namentlich im Jahre 1206, wo David gänzlich geschlagen wurde, äusserst heftig, wodurch des

---

*) Nicet. in Balduin. pag. 413.

**) Hist. des Emp. etc. lib. II. pag. 19.

Kaisers Gegenwart dringender als je in den alt-trapezuntischen Ländern erfodert wurde. Die Plage von dieser Seite her dauerte ununterbrochen fort bis der Anzug der Mongolen die Georgier nöthigte von Verheerung der umliegenden Länder auf einige Zeit abzustehen, um den eigenen Heerd gegen die grausamen Fremdlinge zu vertheidigen.

Ueberhaupt herrschte um diese Zeit in allen, Trapezunt begrenzenden Staaten ungewöhnliche Verwirrung. Die muhammedanischen Dynasten führten untereinander erbitterte Kriege, und die unzähligen, beutelüsternen Banden vom Kaukasus legten mehrere Distrikte Armeniens öde, metzelten die Einwohner nieder, zerstörten die Wohnungen, verschonten nichts. Kars, die Stadt, ([illegible]) in diesem, und Argisch zwei Jahre später erfuhren den ganzen Grimm dieser unversöhnlichen, christlichen Barbaren. Die Gegenden von Erzerum, das Thema von Neu-Mesopotamien, der ikonische Theil von Chaldia und die Turkmanen-Distrikte von Gross-Kappadocien waren der Schauplatz grosser Umwälzungen; allgemeines Jagen und Treiben nach Thronen, Gold und Macht bewegte die Länder von Tauris bis an den Hellespont. *) Dieser Zustand der Dinge war auch Schuld, dass nicht lange nachher die Grenzmark Heraklea mit dem grössten Theile Paphlagoniens verloren ging. Dass Theodor nicht ungesäumt den Sieg des Andronicus benützte, um die Macht des verhassten Comnenen gänzlich zu vertilgen, verhinderte nur das Ansehen Heinrichs, mit welchem David im Bunde stand. Nach Dämpfung des thracischen Aufruhrs warf zwar Heinrich sein Augenmerk wieder auf die fruchtbaren Küsten Asiens, konnte aber gleich anfangs seinen Unternehmungen nicht gehörigen Nachdruck geben, weil sich das Heer von den schweren Einbussen, die es von Scythen und Bulgaren erlitten, noch nicht erholt hatte, und anderseits Theodor eine

---

*) Abulfaragius. pag. 449. etc.

nicht unbedeutende Anzahl tapferer, gegen Heinrich feindselig gesinnter Franken im Solde hielt. Dies bewog auch Heinrich, den mit Theodor um 1207 eingegangenen Waffenstillstand nicht zu brechen. Wie er aber gehört hatte, dass in einem Treffen gegen den Sultan von Ikonium Theodor's fränkische Söldner sämmtlich gefallen seyen, eroberte er ganz Bithynien, woraus Lascaris früherhin die Trapezuntier zwei Mal mit grossem Verlurste getrieben hatte, beinahe ohne Schwertstreich bis in die Gegend von Atramyttium hinab, so dass Theodor von den Zinnen des kaiserlichen Palastes zu Nymphäum die Lanzen der feindlichen Reiter erblicken konnte. Heinrich, nach dem Ausdrucke des Akropolita, von Siegen und Eroberungen gesättigt, (*τοῖς κρατηϑεῖσι κορεσϑεῖς*) bewilligte grossmüthig Friede. Diese beiden Begebenheiten, Theodors theuer erkaufter Sieg über seinen ehemaligen Bundesgenossen*) sowohl, als der endliche Friedensschluss mit Konstantinopel sind auf das Jahr 1210 nach Christus anzusetzen.

Von allen Feinden Theodors war damals nur David noch unter den Waffen. Gegen diesen rüstete er sich mit aller Macht. Das Bündniss Heinrichs mit Trapezunt wurde durch den Friedensschluss von Nymphäum aufgelöset und David seinem Schicksale überlassen, indem wir nirgends finden, dass ihm irgend eine Unterstützung an Mannschaft oder Kriegsbedarf zu seiner Vertheidigung von Konstantinopel überschickt worden sey. Der Erfolg des Angriffes war für Theodor entscheidend: die ganze Mark von Heraklea mit der gleichnamigen festen Hauptstadt, Amastris, Tios und alle Küstenstädte mit dem Binnenlande von Paphlagonien, soweit ès nicht von den Turkmanen besetzt war, wurde dem Gebiete des nicänischen Kaiserthums einverleibt. Akropolita thut dieser Begebenheiten mit wenigen Worten Erwähnung, indem er schreibt: *Περιεγίνετο δὲ καὶ ὁ Βασιλεὺς Θεόδωρος καὶ τῆς Παφλαγονίας*

---

*) Ghias-eddin.

κρατοῦντος Δαβίδ, καὶ Ἡράκλειαν παρεστήσατο καὶ Ἄμαστριν καὶ τὴν πᾶσαν περὶξ χώραν καὶ τὰ πολίχνια. *) Ungefähr in gleichem Sinne berichtet die franco-byzantinische Chronik, *et étant délivré de ses puissans ennemis il tourna ses armes contre David Comnène Empereur de Trébizonde, et lui enleva les villes d'Heraclée de Pont, Amastris et autres places.* **)

Das Jahr dieses für Alexis so nachtheiligen Ereignisses meldet Akropolita nicht, stellt es aber unmittelbar nach Theodors Sieg über Ghiass-eddin und dem Friedensschlusse von Nymphäum, während der Franke die Einnahme von Heraklea zwar auch auf 1214 ansetzt, dabei aber selbst eingesteht, dass es unmöglich sey hier etwas ganz zuverlässiges festzusetzen. Der Bergrücken, welcher vom Promontorium Karambis ausgehend die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Parthenius und den auf den Sinopeischen Küsten in den Pontus hinabrinnenden Waldbächen bildet, war von nun an die westliche Grenze des trapezuntischen Kaiserthums. David, der immer unglücklich gestritten hatte, starb gleich nach dieser Begebenheit ohne eine Nachkommenschaft zu hinterlassen. ***)

FÜNFTES KAPITEL.

Sinope geht an die seldschukischen Türken verloren. Tod Alexis I.

Nach dem Verlurste Paphlagoniens bis zum Vorgebirge Karambis war dem Gross-Comnen von allen seinen Eroberungen jenseits des Halys nur noch das schöne Fürstenthum Sinope geblieben. Allein auch dieses liebliche Gartenland ging fast zu gleicher Zeit an den Sultan von Ikonium verloren, und das Reich war nach einem unruhvollen Decennium auf den Umfang zwischen dem Thermodon und Phasis zusammengedrängt. Seit den Siegen über Alexis und Ghiass-eddin wandte Lascaris sein Augenmerk von Asien weg nach Europa hinüber, und fing an sich vorzugsweise mit der Politik der Höfe von Achrida und Konstantinopel zu beschäftigen.*) Das trapezuntische Reich von einem Manne beherrscht, der, wie es scheint, weder die staatsmännischen Talente noch das Kriegsglück des nicänischen Imperators besass, hörte vorläufig auf, ein Gegenstand der Eifersucht und Besorgniss zu seyn. Allein für den Gross-Comnen war die Wendung, welche der Kampf desselben gegen die Muhammedaner von Rum zu nehmen anfing, um so gefahrvoller. Ihre Siege über Alexis bei Samsun hatten sie hochmüthig, und die schnelle Eroberung der Marken von Heraklea und Amastris durch Theodor von Nicäa eifersüchtig gemacht. Sie wollten nicht gleichgültig zusehen, wie etwa auch noch Sinope in die Gewalt des unternehmenden Lascaris übergehen, und auf eine solche Weise die Länder der Christen sich in einem weiten Halbkreise um das Reich von Ikonium herüberziehen und den Bewohnern desselben den Zugang zum Pontus Euxinus gänzlich verschliessen könnten. Wie daher nach Ghiass-eddin sein Sohn Kaikavs **) als Nachfolger im Sultanate von Rum eingesetzt und mit Nicäa ein festes Friedens-Verhältniss hergestellt war, begann sogleich der Kampf gegen die trapezuntischen Provinzen zwischen dem Halys und dem Vorgebirge von Karambis auf's neue. Vitriaco schreibt zwar von diesem muhammedanischen Fürsten, er sey den Christen sehr geneigt gewesen, und habe sogar seine Leibwache aus ihnen gewählt; woraus die Sage entstand, er habe selbst den christlichen Glauben angenommen und die Taufe erhalten. Das Wahre an der Sache ist, dass er aus Misstrauen gegen seine Landsleute, Fremdlingen die Wache seiner Person anzuvertrauen genöthiget war, wie einst die Abbassiden zu Bagdad, und die Fatimiden zu Gross-Cahira Türken und Circassier aus den nördlichen Ländern herbeizurufen veranlasst wurden. Seine milden Gesinnungen gegen die Christen hinderten ihn unterdessen nicht, denselben so viele Länder und Städte wegzunehmen als er vermögend war. Zum Belege diene die trapezuntische Stadt Sinope.

---

*) Acropolita., cap. XI.

**) Hist. des Emp. franç. à Const. pag. 27.

***) Le Beau. Histoire du Bas-Empire lib. 96.

---

*) Acropolita. pag. 112.

**) Bei vielen europäischen Schriftstellern heisst dieser Sultan *Kuterez*, oder *Melek*. *Abulfeda* nennt ihn mit seinem vollen Namen ملك الغالب غز الدين كيكاوس *Malek al-ghaleb ghaz-eddin Kai-kavs*. Akropolita schreibt, *Ιαθ-ατίνης*.
Abulfeda Tom. IV. pag. 284. Acropolit. p. 451.

Bisher war es noch unbekannt, wie und wann die Gross-Comnenen diese schöne und wichtige Besitzung verloren haben, indem die Chronographen von Nicäa und Byzanz allesammt diese Begebenheit mit Stillschweigen übergehen. Dass es aber die Türken von Rum waren, denen sie in die Hände fiel, und dass es noch vor dem Jahre 1253 geschehen seyn müsse, wäre aus Rubriquis's Reisebericht, aus Villani's Geschichte von Florenz und aus Stella's genuesischen Annalen zu entnehmen gewesen.*) Den wahren Zeitpunkt aber erfahren wir aus der Chronik des Abulfaragius, welcher hierüber folgende Nachricht aufbehalten hat: ܒܫܢܬ 611 ܕܛܝܝܐ ܣܘܠܛܢ ܥܙܐܠܕܝܢ ܟܝܟܐܘܣ ܥܠ ܣܝܢܘܦ ܕܣܦܪ ܝܡܐ ܕܦܘܢܛܘܣ ܘܩܛܠ ܠܩܘܪ ܐܠܟܣ ܡܪܗ **) d. i. *Im Jahre* 611 *eroberte Sultan Az-eddin Kai-kars Sinope an der Küste des pontischen Meeres, und tödtete den Beherrscher desselben Kyr-Alex.* Also im Jahre der arabischen Zeitrechnung 611, dessen Anfang nach Kantemir's chronolo-

---

*) Rubriquis apud Bergeron pag. 3.
Giov. Villani. pag. 541. Tom. XIV. Muratori.
Stellae Annal. genuens. pag. 1050. Tom. XVIII. Muratori.

**) Abulfaragius. pag. 451. lin. 7.

gischer Tabelle auf den dreizehnten Mai 1214 nach Christus fällt, ging die Stadt Sinope an den Sultan von Ikonium über. Bruns hat diese wichtige Stelle ganz fehlerhaft folgender Weise übersetzt: *Anno 611 regnavit Sultan Ezaldin Cicaus Sinope juxta oram maris Pontici sita, occiso Domino ejus Kiralcaso.* Das syrische Verbum ܡܠܟ *Melach* heisst nicht allein *regieren*, es heisst auch *erobern*, *Herr, König über etwas werden*, wie ملك im Arabischen und מָלַךְ im Hebräischen, *) wo es besonders im letzteren Sinne mit der Partikel עַל und in der syrischen Sprache auf gleiche Weise mit ܥܠ gefügt wird. Ein schlagendes Beispiel von der Richtigkeit dieser Bemerkung steht bei Abulfeda, wo es heisst: وفيها في ثالث شعبان ملك غياث الدين كيخسرو صاحب بلاد الروم انطالية **) D. i. *Im nämlichen Jahre, am dritten des Schahaban eroberte Ghiass-eddin Kai-Chosrev Herr des Landes Rum Antalia.* Sodann accentuirt Bruns ܐܠܟܣ *Alcas* statt Alex, wodurch er das griechische Wort in ein arabisches verwandelt und den geschichtlichen Sinn des Satzes ganz verfehlt. Ueberdiess hält er das vorhergehende Wort ܩܝܪ *Kyr* für einen Bestandtheil des folgenden ܐܠܟܣ, da es doch nichts anderes ist, als das griechische, corrumpirte Substantiv *Κῦρ* statt *Κύριος*, welches Alexis nach der, Kapitel 3 angeführten Inschrift als unumschränkter Gebieter sich beigelegt hatte. Dieses Prädikat *Κῦρ*, *Κῦρα* bei Frauen, setzte man in den letzten Jahrhunderten der byzantinischen Welt allgemein vor die Eigennamen vornehmer Personen. So schreibt Dorotheus von Monembasia: *τὸν δὲ Βασιλέα Τραπεζοῦντος Κῦρ Δαβίδ.* ***) Bei Phranzes, Ducas und Laonikus liesst man *ὁ Κῦρ Ἀνδρόνικος*, was sogar in die italienischen Chroniken des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts übergegangen ist, wo man *Chier-Andronico* findet. †)

---

*) Samuel II. 15. 10.

**) Abulfeda. Tom. IV. pag. 220. lin 5.

***) Doroth. Monemb. Synopsis hist. pag. 553. Ed. 1631.

†) Andr. Danduli Chronicon pag. 443. linea 24. Tom. XII. Muratori.

Sogar die persischen Sekretäre Timurs bedienten sich dieses Ausdrucks in einem Schreiben an Kaiser Manuel's Statthalter von Konstantinopel, indem sie والي كير مانولي *Wali Kyr-Manoli* an die Spitze ihres Briefes setzten, während Phranzes von dem nämlichen Imperator „*Κῦρ Μανυήλ*“ und der italienische Uebersetzer des timur'schen Briefes *Chirmanoli* schreibt. *) Dem zu Folge hätte nun Bruns die besagte Stelle folgender Weise übersetzen sollen: *Anno* 611 *potitus est Sultanus Az-eddin Kai-kavs Sinope juxta oram maris Pontici sita, atque occidit Dominum ejus Kyr-Alexium.* Dieses wäre auch um so eher zu erwarten gewesen, da er in einer der früheren Erzählungen, wo von dem bekannten konstantinopolitanischen Kaiser Alexis Komnenus die Rede ist, ܐܠܟܣ ܩܘܡܢܛܘܣ ganz richtig *Alex Comnatos* (Comnenus) accentuirt. **)

Von dieser Eroberung von Sinope steht bei dem Muhammedaner Abulfeda nichts geschrieben. Er setzt aber auf das nämliche Jahr 611 der Araber eine Begebenheit, von welcher hinwieder der Christ Abulfaragius und die gleichzeitigen Byzantiner keine Meldung thun, obwohl sie diese letzteren kaum hätten übergehen können, wenn sich dieselbe wirklich so zugetragen hätte, wie sie Abulfeda erzählt. ***)

„In eben diesem Jahre, heisst es, nahmen die Turkmanen den Melek Al-Aschkari gefangen, welcher den Ghiass-eddin Kai-Chosrev getödtet hatte, und führten ihn zu dem Sohne desselben

---

*) Marini Sanuti Vite de Duchi di Vinetia. pag. 797. Muratori Tom. XXII. Ἦλθεν ὁ βασιλεὺς ὁ Κῦρ μανόλης, Anthmos liber vulgaris graeciae. Crus. pag. 48.

**) Abulfaragius pap. 271. lin. 13. Bruns Uebersetzung pag. 277.

***) وفيها اسرت schreibt er التــركمان ملك الاشكري وهو قاتل غياث الدين كيخسرو ، فحمل الي ابنه كيكاوس بن كيخسرو فاراد قتله، فبذل له في نفسه اموالا عظيمة وسلم الي كيكاوس قلاعا وبلادا لم يملكها المسلمون قط ☼

Kaikavs. Dieser wollte ihn gleich tödten, um die Manen seines erschlagenen Vaters zu rächen; allein gegen Abtretung von Schlössern und Ländern, die niemals den Moslemin gehört hatten, gab ihm Kaikavs die Freiheit."

Da die Griechen von einer Gefangennehmung des Theodor Lascaris durch Turkmanen und von seiner Freigebung gegen Abtretung von Schlössern und Landschaften an den Sultan von Ikonium nichts wissen, vielmehr ausdrücklich sagen, seit dem Siege bei Antiochia habe ein ununterbrochener Friede zwischen Nicäa und Rum, so lange Theodor lebte, geherrscht, wesswegen auch dieser seine Aufmerksamkeit vorzüglich gegen die Franken von Byzanz zu richten begann: *) so ist diess etwa wohl eine und die nämliche Begebenheit mit dem Gross - Comnen Alexis von Trapezunt, und der Eroberung der Stadt Sinope mit ihrem Gebiete. Dass der Chronikschreiber hier die Namen verwechselt und Melekh Al - Aschkari statt Aleks setzt, lässt sich beinahe ohne Zwang erklären. Zu Hamat in Syrien, wo Abulfeda lebte, konnte man sich von dem damaligen Zustande der christlichen Länder Anatoliens unmöglich einen deutlichen Begriff machen. Dass die Franken Konstantinopel erobert hatten, wusste man in allen muhammedanischen Ländern. Eben so war bekannt, dass Häupter der Ungläubigen am Rande des Seldschukenlandes mit Heerhaufen sich herumtreiben, und dass ein Lascaris am Gebirge Olympus eine Herrschaft errichtet habe. Durch Erlegung des Sultans Ghiass-eddin hatte er seinen Namen unter den Muhammedanern bekannt gemacht und seiner neuen Schöpfung das nöthige Ansehen gegeben, welches durch Eroberung von beinahe ganz Paphlagonien über Alexis noch um vieles vermehrt wurde.

Ueberdiess hatten die Nicäner in den Unterhandlungen, durch welche nach dem Treffen am Mäander eine nähere Verbindung der Höfe von Ikonium und Nymphäum herbeigeführt wurde,

---

*) Acropolita. Chronic pag. 112.

unter den Seldschuken die Meinung zu verbreiten gesucht, der Besitzer der paphlagonischen Küstenstädte und des ganzen trapezuntischen Reichs, sey ein Usurpator, ein rebellischer Unterthan der Cäsaren, die ihren Sitz nach Verlurst von Byzanz bis zur Wiedereroberung desselben zu Nicäa aufgeschlagen hätten. Auf der andern Seite hingegen ist es keinem Zweifel unterworfen, dass die Ansprüche und raschen Eroberungen des Alexis um 1204 in den umliegenden Ländern der Muhammedaner grosse Erwartungen erregt haben, weil sie glauben mochten, Alexis werde die im muhammedanischen Morgenlande berühmte Dynastie der Comnenen wieder aufrichten. Bekannt ist es aber auch, dass die moslemischen Höfe und Völker sich um die statistischen und politischen Verhältnisse der christlichen Reiche im Allgemeinen wenig bekümmern, und in dieser Beziehung von jeher die grösste Unwissenheit an den Tag gelegt haben.

Wenn man ihnen nun von einem Oberhaupte der Ungläubigen zu Konstantinopel, von einem andern am Hellespont, und von einem dritten am Gestade des euxinischen Pontus neben mehreren anderen, die alle auf den höchsten Rang Anspruch machen, erzählte: so kümmerte es den Muhammedaner zu Hamat und Damask wenig, *welchem* aus den Streitenden es am besten glückte seine Absichten durchzuführen. Und wenn nun die Sage an den Euphrat, an den Libanon drang, ein Häuptling, ملك, der Ungläubigen in Rum sey gefangen oder erschlagen worden, so untersuchte man dort nicht, ob derselbe am Pontus oder am Hellespont wohne; und weil sich Lascaris durch seine Thaten bekannter und den Ikoniern furchtbarer gemacht hatte, als Alexis, so ist es kein Wunder, dass man bei den Eroberungen, die die Seldschuken über beide machten, immerfort den Namen des berühmteren nannte, und الاشكري *Al-Aschkari* jedes Oberhaupt der Christen von Anatolien zu damaliger Zeit bezeichnete, wie es auch aus einigen Stellen bei Abulfeda nicht undeutlich hervorgeht.

Aus diesen Vorausbestimmungen ziehe ich nun folgende Schlüsse: „Die oben angezogenen Nachrichten der beiden Chroniken beziehen sich höchst wahrscheinlich auf eine und dieselbe Begebenheit: Der Verfasser der ersteren, aus dem nördlichen Syrien gebürtig, der früher als Abulfeda lebte und schrieb, mag der Wahrheit näher stehen, ausgenommen, was den Tod des Kaisers Alexis betrifft, welcher nach der trapezuntischen Hauschronic im Monat Februar 1222 zu Trapezunt erfolgte, und hier ohne Zweifel auf Alexis's jüngeren Bruder David zu beziehen ist, welcher nach damaliger Sitte ebenfalls den Kaisertitel getragen hat: Unter Ghazeddin Kaikavs schlugen die Türken von Ikonium den trapezuntischen Kaiser Alexis unter den Mauern von Sinope und nahmen ihn selbst gefangen: Diese Stadt mit allen Schlössern inner- und ausserhalb des Eilandes, so wie der ganze Küstenstrich von den Halysmündungen bis an das Vorgebirge Karambis gingen als Folge dieser Niederlage verloren.“ Sollte aber Jemand einwenden, dass Abulfeda nicht die eigentlichen Seldschuken, sondern die Turkmanen als Besieger des Lascaris nennt, so ist diess gerade ein Beweis mehr für meine Meinung, weil schon der Name *Turkman* anzeigt, dass die Begebenheit auf der Nordseite von Ikonium wo Trapezus und Sinope, und nicht auf der Westseite wo Nicäa und Theodor, vorgefallen ist. Es waren nämlich gerade die an Trapezunt stossenden Landstrecken und vorzüglich Kappadocien bis weit über den Halys, Ancyra und Kastamon von Turkmanen bewohnt, wie man ausser den beim Namen Danischmendi angeführten Bemerkungen auch aus Cinnamus entnehmen kann.*) Auf diese Weise ist nun auch für die Stelle bei Tournefort die Auflösung gefunden, wo es heisst: *Sinope devint dans la suite une principauté indépendante de Trebizonde et ce fut aparemment quelque Sultan, qui en fit la conquête dans le tems, qu'ils se repandirent dans l' Asie*

---

*) Cinnamus lib. II. pag. 26.

*mineure.**) Und dieses schliesst Tournefort, weil Ducas der Byzantiner erzählt, im Jahre 1461 habe Muhammed II. Sinope über einen muhammedanischen Häuptling erobert. Er scheint daher gar nicht vermuthet zu haben, dass die Kaiser von Trebisonde diesen Verlurst schon so frühe erlitten haben. Zugleich war mit dieser schönen Besitzung der Glanz des trapezuntischen Kaiserthums hingeschwunden. Morgen- und abendländische Geschichtschreiber beobachten seit den unglücklichen Ereignissen in Paphlagonien mehrere Jahrzehende hindurch tiefes Stillschweigen über die Schicksale dieses Landes. Unter den Mauern von Amastris war die letzte Waffenthat zwischen den Beherrschern von Trapezunt und Nicäa geschehen, und die ikonische Macht hatte sich durch Wegnahme der westlichen Halysländer wie eine Scheidewand zwischen die Staaten der Gross-Comnenen und Lascariden hineingeschoben. Durch diese Bewegung wurde Trapezunt von Nicäa und Konstantinopel abgeschnitten und auf die Politik der Staaten von Georgien und Iconium zurückgeworfen. Acht Jahre überlebte Alexis I. die Katastrophe von Sinope. Nach einer unruhevollen Regierung von achtzehn Jahren, in welchen er die Blüthe und auch schon das allmählige Dahinsinken seines Reiches mitten unter den grossen Weltstürmen jenes Jahrhunderts gesehen hatte, starb er in *einem* Jahre mit Theodor Lascaris, vierzig Jahre alt im kaiserlichen Palaste zu Trapezunt.**)

---

*) Tournefort lettre XVII. pag. 203.

**) Panaret. Chronic. Mss. pag. 287. recto.

SECHSTES KAPITEL.

Ueber die Nachfolger Alexis I. Trapezunt von Ikonium gefährdet. Bündniss der Trapezuntier mit Dschelaleddin. Schlacht bei Chalat.

Wie das Todesjahr Alexis I., so waren auch Namen und Schicksale seiner nächsten Nachfolger bis zum Jahre 1280, wo ein Gross-Comnen Johannes auf dem Throne sass, bisher völlig unbekannt. Aus einer Relation des Geheimschreibers Ogerius von Nicäa glaubte Du-Cange schliessen zu dürfen, dass man zwischen Alexis und dem benannten Johannes zwei Regenten annehmen könne, und Johannes folglich der Enkelsohn des Stifters des Kaiserthums gewesen sey. Ueberhaupt lässt Du-Cange das trapezuntische Reich bei einer Dauer von 258 Jahren von nicht mehr als zwölf Fürsten beherrschen, von welchen er nur *neun* mit Namen bezeichnen konnte. Uns schien diese Annahme, obwohl wir sie nicht zu widerlegen im Stande waren, gleich anfangs völlig unstatthaft, weil man die Beobachtung machen kann, dass bei Völkern die sich dem Abende ihres politischen Lebens nähern, wie damals das griechische, der Regentenwechsel viel schneller zu erfolgen pflegt als bei solchen, denen die eben aufgehende Morgenröthe ihres Daseyns eine glänzende Laufbahn verkündet. Es scheint dieses nach einem geheimen Gesetze der Natur zu geschehen. Bekanntlich dauerte das Königthum in Alt-Rom bis zur Einführung der Consulargewalt ungefähr 244 Jahre, während welcher, wie man sagt, nicht mehr als sieben Könige herrschten. Das Reich der Türken, dessen Bestand von seiner Gründung unter Osman I. bis Muhammed II., der es zur Weltmonarchie erhob, ungefähr auf 200 Jahre und darüber berechnet wird, hatte im besagten Zeitraume gleichfalls nur sieben

Regenten. Dagegen vergleiche man Dauer und Regentenzahl des weströmischen Kaiserthums von Honorius, der um 395 den Thron bestieg, bis Romulus Augustulus, mit welchem es um 475 erlosch, und man wird finden, dass in einem Zeitraume von achtzig Jahren nicht weniger als eilf Mal der Scepter in andere Hände überging. Eben so werden im Reiche Israel bei einer Dauer von ungefähr 287 Jahren neunzehn, und im Reiche Juda, welches beiläufig 297 Jahre nach der Revolution unter Rehabeam unterging, zwanzig Könige aufgezählt. Ein so grosser Unterschied ist zwischen den Jugendjahren und dem Greisenalter der Nationen! Nach Auffindung der trapezuntischen Palastchronik zeigte es sich auch, dass wir uns nicht getäuscht hatten, indem nicht weniger als zwanzig Monarchen den Scepter über Gross-Comnenenland geschwungen haben. Von diesen herrschten fünf, und nicht zwei, wie man bisher meinte, zwischen Alexis und Johannes. Unmittelbarer Nachfolger des Stifters war sein Tochtermann Andronicus I., mit dem Zunamen *Gidon*, aus dem Hause der Comnenen. Ihm folgte nach einer Regierung von dreizehn Jahren der Bruder seiner Gemahlin, Johannes I., *Axuchos*, erstgeborner Sohn Alexis's I. Dieser hinterliess bei seinem nach drei Jahren erfolgten Tode das Reich seinem Sohne Johannicus, den sein Oheim Manuel I., mit dem Zunamen der *Streitbare*, in ein Mönchskloster steckte um an seiner Stelle das Diadem zu nehmen. Ihm folgte nach einer Regierung von 25 Jahren Andronicus II., Sohn von seiner ersten Gemahlin Anna Xylaloe, und diesem nach drei Jahren Georgius I., Sohn von seiner zweiten Gemahlin Irene.

Nachdem Bithynien, Paphlagonien, Sinope und alle Länder im Westen vom Halysstrome an Nicäa und Ikonium verloren waren, schlossen die Küstenflüsse Thermodon und Iris das trapezuntische Reich abendwärts. Die Angriffslinie wurde durch diese neue Abmarkung auf der Seite gegen Ikonium enger und beschwerlicher; auch scheinen zum Theile aus eben diesem Grunde die Anfälle der Seldschuken weniger heftig und seltener geworden zu seyn, ohne dass man desswegen auf ein aufrichtiges und dauerndes Friedensverhältniss zwischen beiden Reichen schliessen darf. Trapezunt und Ikonium waren Erbfeinde, beide Fürsten nannten sich Kaiser von ganz Morgenland und sprachen den Besitz aller Länder Asiens zwischen dem Hellespont und dem Tigrisstrome an. Die Wagschale neigte sich aber, wie wir gesehen haben, entscheidend auf die Seite Sultan Ghaz-eddin's, der erst nach Besiegung des Gros-Comnen's Alexis und nach Verdrängung der trapezuntischen Streitkräfte aus der für Ikonium so nachtheiligen Stellung von Sinope es wagen durfte, sein Augenmerk gegen den Orient zu richten, um daselbst das zu einem Schattenbilde herabgesunkene Haus der Seldschuken von Iran in der jüngeren Linie von Rum wieder aufleben zu machen. Wären die Comnenen damals von dem Heldengeiste eines Theodor Lascaris oder Johannes Vatatzes beseelt gewesen; so hätten sie mit ihrer bedeutenden Macht und mit den grossen Schätzen die in ihrem Palaste aufgehäuft waren, ohne Schwierigkeit bei der allgemeinen Verwirrung der armenischen und klein-asiatischen Länder ein mächtiges Reich gegründet und den klangvollen Titel *Βασιλεὺς καὶ Αυτοκράτωρ πάσης Ἀνατολῆς* der Wirklichkeit näher gebracht. So aber gestattete das widrige Schicksal und ihre eigene Schwäche dem sehr mittelmässigen Sultan Ghaz-eddin die zerrütteten Angelegenheiten seiner Länder zu ordnen, den grossen Vasallen Schranken zu setzen, die verfallene Zucht im Heere einiger Maassen wieder herzustellen und überhaupt so viel zu bewirken, dass sein Bruder und Nachfolger das begonnene Werk der Reform fortsetzen und auf einen solchen Grad der Vollendung bringen konnte, dass selbst die politische Unabhängigkeit von Trapezunt in Gefahr gerieth. Ghaz-eddin, der Sieger von Sinope, starb nach Angabe morgenländischer Chroniken um das Jahr 1219 nach Christus auf einem Zuge gegen Mesopotamien.*) Die Palastchronik

---

Abulfarag. pag. 465. Abulfeda, tom. 4. pag. 264.

aber lässt ihn im zweiten Regierungsjahre des trapezuntischen Kaisers Andronicus Gidon noch den ersten Versuch machen, seinen Nebenbuler in der Hauptstadt selbst anzugreifen, doch ohne in seinem Unternehmen glücklich zu seyn, da der ganze ikonische Heerhaufen im Gebirge den Untergang fand. *)

Nicht ohne Grund darf man aus dieser Angabe den Schluss ziehen, der bei Griechen und Abendländern Melek genannte Sultan Ghaz-eddin sei nicht um 1219, wie man aus oben angezogenen muhammedanischen und syrischen Chroniken entnehmen will, sondern vier Jahre später im Feldzuge gegen Andronicus den Gross-Comnen geblieben. Das ganze Heer vom Sultan selbst geführt, heisst es, sey aufgerieben worden, *ἐχαώθησαν ἅπαντες*; und auf einem Zuge gegen Mesopotamien, sagen sie, sey er gestorben. Trapezunt und die ostwärts von Rum wohnenden Fürsten waren aber in *einem* Bunde verschmolzen gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Sultan von Ikonium. Und bei der Unsicherheit morgenländischer Zeitrechnungen und Jahresbestimmungen sieht Jedermann leicht ein, dass ein Unterschied von vier Jahren in den Geschichtbüchern eines Griechen von Trapezunt und eines Syrers aus Hamat und Damaskus über das Ableben eines im Grunde nicht viel bedeutenden Herrschers kaum beachtet zu werden verdienet.

Das Heer und die Grossen des Reichs erhoben Ghaz-eddins Bruder Alai-eddin auf den Thron. Der Name dieses für die trapezuntische Geschichte wichtigen Mannes wird in Büchern auf verschiedene Weise angegeben. Acropolita nennt ihn *Ἀζατίνης*; *Alatinus* heisst er bei Odoricus, علا للدين كيقباد *Alai-eddin Keikubad* aber bei den Morgenländern. Während der ganzen Regierungszeit seines Bruders schmachtete er als Staatsgefangener auf dem Schlosse Mesra am Euphrat. Von diesem Umstande mag auch die von Leunclavius aus türkischen Jahrbüchern gezogene irrige Nachricht

---

*) *Ἐν δὲ τῷ ‚ϛψλα ἔτει, τῷ δευτέρῳ τῆς τοῦ Γίδωνος βασιλείας ἦλθεν ὁ Μέλικ Σουλτὰν κατὰ Τραπεζοῦντος.* Panaretos Mss. fol. 287.

kommen, Alai-eddin sey durch die Mongolen aus Persien getrieben nach Sivas und Ikonium gezogen, habe diese in bürgerlichen Unruhen halb verfallenen Städte wieder aufgerichtet und mit grosser Herrlichkeit viele Jahre über das Land Rum geherrscht. Dieser Sultan wird als einer der trefflichsten und grössten Fürsten seiner Zeit geschildert; er hob durch seine kriegerischen Thaten die Macht von Ikonium auf ihren Gipfel und erfüllte seine neunzehnjährige Herrschaft mit einem Glanze, der alle umliegende Staaten verdunkelte. Auf drei Seiten von den christlichen Reichen Nicäa, Klein-Armenien und Trapezunt umgeben nährte er gegen alle drei feindliche Gesinnungen, am meisten aber gegen die beiden letzteren, deren Lage und Macht ihn in seinen Eroberungsprojecten hinderlicher schienen als Nicäa, gegen welches er nach Pachymeres und Gregoras nur einen beständigen Kleinkrieg auf den Höhenzügen vom Mäander bis an den bithynischen Olympus unterhalten liess ohne dass von beiden Seiten grössere Streitkräfte auftraten, indem Vatatzes, Theodor's Nachfolger, seine Blicke gegen die abendländischen Reiche von Konstantinopel und Thessalonica, Keikubad aber die seinigen nach Tauris und Ispahan richtete.

Verwundern soll man sich übrigens nicht, dass in den Geschichten jener Zeiten nichts von dem verhältnissmässig kleinen, und wenig bekannten Lande der Gross-Comnenen erzählt wird. Die Gemüther der Menschen waren auf eine andere Erscheinung hingewandt, deren erste Kunde damals aus dem entferntesten Morgenlande nach Anatolien hervorgedrungen war, und die ganze Gestalt und Einrichtung der menschlichen Dinge umzuwandeln drohte. Dschingis-Chan hatte sich erhoben, und die rohen Pferde-Nomaden im Mongolenlande durch weise und umfassende National-Einrichtungen zu den furchtbarsten Eroberern umgeschaffen. Wie eine reissende Flut, der keine menschliche Vorkehrung Widerstand zu leisten im Stande ist, stürzte er aus den mitternächtlichen Ländern auf das blühende Reich von Chärism hervor, wo Muhammed

Chârism-Schah vom Tigris bis Lahore in Indien, und von Ispahan bis Otrar am Jaxartes herrschte. Die Verheerungen, welche die Mongolen anrichteten, waren fürchterlich. Die grössten und berühmtesten Städte Asiens wurden in Schutthaufen verwandelt und ihre ganze Bevölkerung niedergesäbelt. Muhammed, zermalmt durch die unbezwingliche Wuth der Fremdlinge, floh auf ein unbekanntes Eiland des kaspischen Meeres, wo er den Fall seines Reiches nur kurze Zeit überlebte. Diese Ereignisse geschahen vom Jahre 1214, in welchem Sinope verloren ging, bis zum Jahre 1221 nach Christus. Der berühmte Dschelal-eddin (جلال الدين) sammelte die Trümmer der väterlichen Heere, an welche sich alle aus der Heimat getriebene und verzweifelte Menschen Asiens angeschlossen hatten, und führte mit den Mongolen den Vertilgungskrieg. Er wurde der furchtbarste Abenteurer jener Zeit. Am Indus geschlagen, entrann er nur mit wenigen Reitern über den reissenden Strom, sammelte ein neues Heer, bezwang einen Theil von Hindestan, durchflog auf die Nachricht vom Abzuge der Mongolen die Wüste, unterwarf alle Länder zwischen dem persischen und kaspischen Meere, griff die Thäler im Kaukasus an, und zwang Russudan die Königin nach den Hochpässen der kolchischen Gebirge zu fliehen. In der Stadt Tauris schlug er den Sitz eines neuen, im Laufe der kürzesten Zeit gegründeten Reiches auf.

Der Tod des Mongolen-Chans um 1227 hätte ihm die nöthige Ruhe gegeben, dasselbe zu ordnen, und die öffentliche Sicherheit in Ländern wieder herzustellen, deren Bewohner ihm aus Furcht vor den grausamen Mongolen sehr ergeben waren. Allein Dschelal-eddin von einem wilden Muthe fortgerissen verachtete Frieden und Recht, und nannte sich in seinem Uebermuthe شاه جهان *Schah Dschehan*, König des Erdballs. Nach Unterjochung Georgiens stieg er auf die Ebenen von Armenien hinauf, und fiel die Selaheddin'schen Fürsten von der trapezuntischen Südgrenze bis in's Innere von Alt-Mesopotamien an, wo vor allen Aschraf, Bruder des egyptischen Sultans Khamel mächtig war. Diesem nahm er die starke Veste Chalat weg, metzelte die Einwohner nieder, und zerstörte den Ort vom Grunde aus. Seine Banden wütheten ärger als die Mongolenheere.

Um dem frechen Uebermuthe dieses Mannes Schranken zu setzen, schlossen Alai-eddin-Kaikobad von Ikonium, und ebengedachter Aschraf, mit dem Zunamen Armenischah, ein Bündniss. Dschelal-eddin wusste dagegen mehrere iberische Fürsten, den Kaiser von Trapezunt, und Aschraf's Bruder, Herrn von Damask in sein Interesse zu ziehen. Gegen diesen letzteren rief der Sultan von Egypten Friedrich II. herbei, der damals mit einem Heere auf den syrischen Küsten stand, um die Damascener zu hindern ihre Macht mit den Charismiern und ihren Verbündeten zu vereinigen, und war auf diese Weise Ursache, dass durch eine sonderbare Verkettung der Umstände die Kaiser von Deutschland und Trapezunt sich im Sinne verschiedener Parteien in Asien feindlich gegenüber standen.*) Zu gleicher Zeit mit den Verbündeten rückte Alai-eddin-Kaikobad mit einem starken Heere gegen Chalat, wo ihnen Dschelal-eddin mit 40,000 Mann entgegen kam. Zwei Tage und zwei Nächte kämpften sie gleich wilden Thieren zwischen Schutt und Leichenhaufen auf den Ruinen der zerstörten Veste. Die Charismier erlitten eine grosse Niederlage. Ihre Todten waren nicht zu zählen. Viele Satrapen und berühmte Helden wurden gefangen, viele aus ihnen flohen nach Trapezunt und Iberien. Fünfzehnhundert Reiter stürzten sich in der Nacht vom Felsen zu Chalat und starben.**)

---

*) Wir erfahren diesen merkwürdigen Umstand vorzüglich aus Abulfeda, Tom. IV. pag. 334, und Marin. Sanut. pag. 21a. وكاتب الانبرور. ملك الفرنج

**) Dieses berühmte Treffen gegen das Trapezo-charismische Heer begann an einem Freitage des syrischen Monats Ab im 1230ten Jahre der christli-

In dieser Erzählung sind die Worte ܣܓܝܐܐ ܡܢܗܘܢ ܥܪܩܘ ܠܛܪܒܝܙܘܢܕܐ *viele von ihnen flohen nach Trabissonda* von grosser Wichtigkeit. Denn aus diesem Rückzuge der geschlagenen Heerestrümmer lässt sich der unfehlbare Schluss ziehen, dass die Trapezuntier ungeachtet ihrer Niederlagen vor Amisus und Sinope bis auf jenen Tag mit dem Sultan von Rum weder verbündet waren, noch viel weniger seine Oberherrschaft anerkannten, sondern im Bunde mit den Feinden desselben den alten Kampf auf dem Schlachtfelde zu Chalat wieder aufnahmen. Im entgegengesetzten Falle hätten ja die charismischen Satrapen nach verlorner Schlacht nicht in die unwegsamen Gebirge und Schluchten von Trapezunt ihre Zuflucht genommen, und zwar durch die schwierigen Engpässe zwischen Kars und Erzerum, wo Xenophons Schaaren jeden Schritt vorwärts mit Aufopferungen erzwingen mussten, *Clavijo und Tournefort* aber ohne vom Feinde umlagert zu seyn in vielen Tagen sich kaum durchwinden konnten. Oder wie hätten die Satrapen und Kriegsfürsten Dschelaleddin's bei den Trapezuntiern, wären sie Bundesgenossen seiner Feinde gewesen, Sicherheit finden können? Würde man sie nicht ergriffen, getödtet oder dem Racheschwerte des erbitterten Sultans von Ikonium ausgeliefert haben? Nun aber

---

chen Zeitrechnung, was Abulfaragius sammt der vorgehenden Beschreibung durch folgende Stelle bekräftiget: ܘܐܬܟܢܫܘ ܠܘܬܗ [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Abulfaragius pag. 489. lin 6. ff.

war die Pforte von Rum die natürliche Feindin von Trapezunt, dessen Freiheit so wie die aller Nachbarreiche durch ihre Eroberungssucht zunächst gefährdet war. Jede Veranlassung zur Lähmung der feindlichen Uebermacht musste desswegen den Gross-Comnenen willkommen und jeder an den Grenzen von Rum erscheinende Feind an denselben so lange bereitwillige Bundesgenossen finden, als jenes Reich zu fürchten war.

Im Verlaufe dieser Geschichten wird sich die Bestätigung zeigen und der Gang der trapezuntischen Staatspolitik näher ans Licht treten. Dschelal-eddin, Octai-Chan, Hulaku und die Turkmanen - Sultane vom weissen und schwarzen Schaf werden wir Verträge schliessen sehen mit diesem an unzugängliche Gebirge und Meereskästen sich anlehnenden Reiche. Nur muss man die Bemerkung nicht vergessen, dass die Freundschaft eines kleinen Staates mit einem grossen Eroberer gewöhnlich nur eine mit der Benennung Bundes - Genossenschaft verhüllte Dienstbarkeit zu seyn pflegt, eine Wahrheit, die die Geschichten jedes Zeitalters hinlänglich bekräftigen.

SIEBENTES KAPITEL.

Die Gross-Comnenen Andronicus I. und Johannes I. werden genöthiget in den ikonischen Staatenbund zu treten. Kolchis trennet sich von Trapezunt. Fall des Sultanats von Ikonium. Schlacht von Kusadai.

Nach dem Verlurste seines Heeres ging Dschelal - eddin nach Tauris zurück, wo ihn die Mongolen im nächstfolgenden Jahre hart bedrängten und aus allen seinen Besitzungen trieben. Von den benachbarten Fürsten, die er um Hülfe anflehte, ohne Unterstützung gelassen, focht er verzweiflungsvoll, schlemmte in Gastmälern und Trinkgelagen, wie in den glücklichen Tagen zu Ghasnah. Unvermuthet von einem Mongolen-Heere überfallen, floh er mit wenigen Begleitern und wurde auf den Gebirgen Kurdistans von Räubern umgebracht im Jahre 1231. *) Die charismischen Heerestrümmer, von den Mongolen aus dem ganzen Orient verscheucht, flohen ungefähr 10,000 Mann stark zu Alai-eddin Kaikobad von Ikonium, welcher diese kriegerischen und abgehärteten Banden seinem Heere einverleibte. Mit Dschelal-eddins Soldaten schien Kaikobad auch seinen Ehrgeiz und seine Eroberungssucht geerbt zu haben. Zuerst unterwarf er den trapezuntischen Nachbarfürsten zu Erzerum, dann entriss er seinem ehemaligen Bundesgenossen das wieder erbaute Chalat, schlug den König von Klein-Armenien, dem er mehrere Kastelle und Städte abnahm. Hierauf kam die Reihe an den Gross-Comnen von Trapezunt, der gegen ihn mit den Charismiern gestanden und den geschlagenen Feinden in seinem Reiche Schutz verliehen hatte. Obwohl die Ungunst der Zeiten uns einen genauen Bericht über Alai-eddins Zug gegen Trapezunt versagt hat, so ist es doch ausser Zweifel, dass er wirklich Statt gefunden, und dass die politische Freiheit der Gross-Comnenen *damals den ersten Stoss* erlitten hat. Ein grosser Theil des trapezuntischen Heeres ward auf den Trümmern von Chalat erschlagen, und sein mächtiger Bundesgenosse von den Mongolen ausgetilgt; Alai-eddins Macht dagegen auf eine solche Höhe gestiegen, dass derselbe nicht nur den nahe wohnenden Fürsten von Klein-Armenien, seinen natürlichen Feind, zu züchtigen Kraft hatte, sondern sogar den kühnen Entschluss fasste, bis an den Dschihhun und Indus vorzudringen, um nach Besiegung des ganzen Morgenlandes das erloschene Reich der iran'schen Seldschuken wieder herzustellen. Die Mongolen waren damals noch ferne, und hatten den ersten Eindruck, welchen die Zerstörung des grossen charismischen Reichs bei den Völkern Anatoliens hervorgebracht hatte, nicht gehörig benützt, um den ikonischen Sultan dauerhaft zu schrecken. Man konnte sie daher auch noch nicht als Gegengewicht der Alai-eddin'schen Uebermacht für die bedrängten Staaten ansehen. Wenn es unterdessen auch grosse Heere nicht wagen konnten, durch die Bergkastelle und Engschluchten, die den Zugang von Trapezunt verschlossen, durchzubrechen und bis unter die Mauern der Hauptstadt vorzudringen, wie früher bei Sinope; so ist doch klar, dass der Seestaat bei den grossen Begebenheiten die sich an seinen Grenzen zu entwickeln begannen, um so weniger in parteiloser Ruhe verharren konnte, als er durch seine Theilnahme am Dschelal-eddin'schen Bunde gegen Rum hinlänglich beurkundet hatte, wessen sich Kaikobad beim einstigen Heranrücken der Mongolen von Seiten der Trapezuntier zu versehen hätte. Das endliche Ergebniss dieser nachtheiligen Stellung des Gross-Comnen's gegen Ikonium war ein Vertrag, in welchem festgesetzt wurde, *dass eine Anzahl trapezuntischer Lanzenreiter den Sultan auf seinen Kriegszügen begleiten sollte.* So wenigstens schreibt Vincenz von Beauvais in der früher schon berührten Stelle, die hier in ihrer ganzen Ausdehnung erscheinen soll: *Rex Armeniae Soldano Turquiae in* 300 *lanceis per quatuor menses tenebatur servire . . . Similiter Dominus de Lambro tenebatur ei in viginti novem lanceis servire eo modo, quo Rex, sed ad mittendum, quocunque vellet, mitteret. Vatachius quoque in* 400 *lanceis eidem serviebat quoties vel quantum volebat. Item Dominus de Trapesondes* 200 *ei lanceas dabat, et Soldanus Alapiae quoties volebat in* 1000 *lanceis eidem serviebat. Dominus de Melerdin et Soldanus de Hameta et ille de Camella, et Soldanus Damasci et ille de Monferanquin et ille de Hamat tenebantur ei facto homagio ac juramento mediante ipsum adjuvare secundum omne posse suum contra*

---

*) Abulfeda ad annum DCXXVIII.

quoscunque. *) Nach dem buchstäblichen Inhalte dieses Vasallen-Verzeichnisses war der Sultan von Ikonium unumschränkter Gebieter über alle Länder und Reiche zwischen dem Hellespont und dem Tigris, da ihm nicht nur die Beherrscher von Trapezunt und Klein-Armenien, sondern sogar der lascaridische Kaiser von Nicäa und alle Fürsten Syriens bis an die Wüste von Egypten und Arabien Heerfolge zu leisten gezwungen waren. Diese Angaben sind zu ausschweifend als dass wir nicht die ganze Nachricht einer genauern, kritischen Würdigung unterwerfen sollten, um sowohl das Uebrige, als auch das, was Trapezunt betrifft, nach seinem wahren Gehalte beurtheilen zu können.

Geschöpft hat Vincenz diese Nachrichten vorzüglich aus dem Munde der prahlhaften Klein-Armenier, welche die Schande ihrer Knechtschaft mit der Furchtbarkeit des Beherrschers von Ikonium zu beschönigen suchten. Dazu kommen noch die mündlichen Erzählungen abendländischer Pilger, Kriegsleute und Abenteurer, die sich in jenen Gegenden und namentlich am Hofe des Sultans von Rum befanden, und in Gesellschaft mit den 10,000 Charismiern die Grenzen des Landes vertheidigten. Schon die Schreibart *Vatach*, womit er den nicänischen Kaiser Johannes Ducas Vatazes meint, beweiset, dass er *armenische* Quellen benützt hat. Der Minorit Rubriquis, der um wenige Jahre später schrieb, nennt den besagten Kaiser *Vastacius* und sein Land Vastacia. *) Dieser war aber nach griechischen Berichten nicht nur keinem auswärtigen Herrscher unterthan, sondern schreckte durch seine grosse Macht die Franken zu Konstantinopel und die Türken im Innern von Anatolien, deren Sultan *Ghiass-eddin* غياث الدين nach seiner Niederlage durch die Mongolen ein Bündniss mit ihm in einer persönlichen Zusammenkunft zu Tripolis am Mäander errichtete. Schon vorher um 1234, beim ersten Erscheinen der Mongolenhorden am Euphrat hatte der schon oft genannte kriegerische Sultan Alaieddin, Vater des Ghiass-eddin, Gesandte mit unbeschränkter Vollmacht an Vatazes geschickt, um einen dauerhaften Frieden zwischen beiden Reichen zu schliessen, damit er dann seine ganze Macht den neuen, unbekannten und furchtbaren Mongolen entgegenführen könnte, ohne Besorgniss vom Mäander her in seinem Rücken beunruhigt zu werden. *) Späterhin führte Isaac Ducas, Primicerius von Nicäa, den unglücklichen Fürsten von Ikonium mit 400 Lanzen in sein Reich zurück, und dieses scheinen daher die 400 Lanzen zu seyn, womit *Vatachius* nach Vincenz, dem Sultan zu jeder beliebigen Zeit dienen musste! Eben so übertrieben ist die Angabe, dass die Sultane von Haleb, Damask, Kamella, Hamath, Monferanquin, Melerdin etc. ikonische Vasallen gewesen seyen. In allen diesen Staaten sassen zur selben Zeit Enkel und Nachkommen Selah-eddins, deren Verzeichniss man bei Abulfeda sehen kann. **) Unter ihnen waren Malek el-Khamel und Malek el Aschraf die mächtigsten. Der erstere als Familien-Oberhaupt und Sultan von Egypten übte eine Art Oberherrschaft über die andern aus und war einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Malek el-Aschraf beherrschte den grössten Theil von Gross-Armenien und Mesopotamien, und heisst desswegen in muhammedanischen Chroniken Malek el Aschraf Schah-Armeni (ملك الاشرف شاهرمن). Er war kinderlos und hatte grosse Schätze aufgehäuft. Nach der Schlacht von Chalat überliess er, aller Welthändel müde, nicht nur die Ruinen der benannten Stadt, sondern auch alle seine weitläufigen Besitzungen dem Sultan von Egypten gegen Abtretung der Stadt Damask und ihrer Umgegend — eines der vier Paradiese des Orients, um dort sorgenlos seine Tage zu beschliessen. Khamels Macht stieg durch die Vereinigung so vieler Länder, die von den Grenzen Ethiopiens bis in das Innere von Alt-Mesopotamien in ununterbrochener Reihe fortliefen, zu einer beunruhigenden Höhe. Doch er, weltlicher Herrschaft niemals satt, suchte auch noch die Fürsten von Amida und die übrigen Emire, die in den armenischen Gebirgen unabhängige Staaten besassen, seiner Macht zu unterwerfen. Dadurch entstand Eifersucht zwischen ihm und Alai-eddin, der sich weigerte das weggenommene Chalat wieder herauszugeben.

---

*) Vincent. Belvac. spec. historialo lib. 30. cap. 144. ad ann. 1240.

**) Rubriquis voyage. pag. 3.

---

*) Niceph. Gregor. lib. II. cap. 6. A. B.

**) Tom. IV. pag. 390.

Um das verlorne Gut dem Feinde zu entreissen und seinem Ehrgeize Schranken zu setzen vereinigten sich nun, wie vorhin gegen die Charismier, alle ejubidische Fürsten zu gemeinschaftlicher Anstrengung. Sechzehn verwandte Fürsten stiessen zu Khamels Kriegsheer, und darunter waren alle jene, welche Vincenz als Vasallen des Sultans von Ikonium aufzählt. *)

Allein die verbändeten Ejubiden hatten schlechten Erfolg gegen Kaikobad, der ihnen ein Heer von mehr als 100,000 Mann,

---

*) الملك الاشرف موسى صاحب دمشق والملك المظفر غازي صاحب ميافارقين . . . والملك العزيز صاحب حلب . . . ملك المظفر محمد صاحب حماة . . . صاحب حمص ⁎

Abulfeda Tom. IV. pag. 400.

Den Beherrscher von Merdin, (denn so soll es statt Melerdin bei Vincenz heissen) den Abulfeda nicht anführt, nennt uns Bar-Hebräus ausdrücklich neben dem von Mosul und Samosate, da er schreibt: ܘܡܠܟܗ ܕܡܪܕܝܢ ܘܡܠܟܐ ܕܡܘܨܠ ܘܡܕܝܢܬ ܐܬܘܪ . . . ܡܠܟܐ ܕܫܡܝܫܛ

Bar-Hebraeus pag. 494.

Eines Sultans von Camella erwähnen aber beide nicht. Man muss sich aber erinnern, dass die Stadt حمص Hems damals bei den Europäern auch den aus Camesa corrumpirten Namen Camella führte, wie uns der Armenier Haithon versichert, da er bemerkt: usque ad Civitatem Hames, quae hodie Camella appellatur a plurimis.

Haithon. cap. 36.

aus Franken, Griechen, Iberiern, Armeniern und Charismiern bestehend, entgegenstellte. Der Kampf wurde einige Sommer ziemlich schläfrig fortgesetzt, bis er endlich mit Kaikobads Tode um 1237 erlosch. Wie aber im nämlichen Jahre noch Khamel dem Bruder und Nachfolger Aschraf's Damask entreissen wollte, schloss dieser mit dem neuen Sultan von Ikonium ein Schutzbündniss gegen Khamel, woran auch die übrigen syrischen Fürsten ausser Hamath Theil nahmen, konnte aber den Verlurst seines Erbtheils doch nicht hindern. Zugleich gaben sich die Sultane von Rum und Haleb gegenseitig ihre Schwestern zur Ehe und gewährleisteten sich ihre Staaten, worauf in allen Tempeln zu Haleb der Name des ikonischen Sultans bei öffentlichen Gebeten Ehren halber zuerst genannt wurde, eine Sitte, die man in muhammedanischen Ländern sonst als Anerkennung der Obergewalt anzusehen gewohnt war. Aus diesen geringfügigen Veranlassungen mag dann die von Vincenz aufbewahrte Nachricht über die grosse Macht des Beherrschers von Ikonium ihren Ursprung erhalten haben. Der althergebrachte Hochmuth der Pforte von Rum und die eiteln Pralereien der fränkischen Söldner mögen das Ihrige zur Ausbildung der Sage beigetragen und an Vincenz einen bereitwilligen Mann gefunden haben, den Ruhm seiner Landsleute, denen der Sultan diese Grösse verdanke, im Abendlande zu verbreiten.

Nach Entkleidung von allem unechten Schmucke mag von der obigen statistischen Notiz folgendes auf historischem Grunde beruhen: 1) Alai-eddin Kaikobad, ein Mann von seltenen Gaben und vorzüglich durchdringendem politischen Scharfblicke, gab der Macht seines Landes einen ungewöhnlichen Aufschwung und eine seit der Epoche ihrer Begründung niemals erstiegene Grösse; diese war aber nur eine scheinbare, weil ihr beim Mangel einer festen Grundlage in dem Nationalheere von Rum, Soldtruppen aus Charism und dem Abendlande zur Stütze dienen mussten. 2) Im Kampfe gegen die mit Khamel verbündeten Fürsten behauptete

Alai-eddin zwar das Uebergewicht im Felde, konnte aber keinen derselben unter seine Bothmässigkeit bringen. 3) Nur Trapezunt und Klein Armenien waren durch seine vorübergehende Grösse genöthiget, das von ihm bezeichnete politische System so weit zu befolgen, dass sie sich nicht an die ejubidische Coalition anschliessen konnten, sondern vielmehr einen kleinen Theil ihrer Streitkräfte zur Pforte von Ikonium senden mussten.

Die 200 Lanzen, welche der Gross-Comnen stellte, betrugen — die Lanze zu drei Mann gerechnet — 600 Lanzenreiter, also kaum den fünf und zwanzigsten Theil dessen, was Trapezunt bei auswärtigen Kriegen im fünfzehnten Jahrhunderte nach den grössten Unglücksfällen noch zu bewaffnen und zu besolden vermochte. Diesen Act von Huldigung gegen die Ikonier verrichtete der durch die vorhergehenden Niederlagen gebeugte Fürst von Trapezunt *ὥςε μὴ πράγματα ἔχειν δῃȣμένης τῆς χώρας ὑπὸ τȣ́των*, um mich der Worte des Laonicus zu bedienen. *)

Und auf diese Weise konnte sich auch Alai-eddin in seinem Briefe an Gregor IX. nicht ohne allen Grund unterschreiben: *Alatinus Magnus-Soldanus Iconii et Potestas omnium terrarum per Orientem et Septentrionalem Plagam existentium et Magnae Cappadociae.* **) Unter den Ländern der *Plaga Septentrionalis* ist offenbar Sinope und Trapezunt bezeichnet. Eine natürliche Folge dieser nachtheiligen Stellung des trapezuntischen Hofes gegen die Pforte von Rum war der Verlurst der Oberherrschaft über die kolchischen Provinzen am Phasis, welche bis dorthin im Vasallen-Verbande mit dem Hause der Gross-Comnenen gestanden hatten.***)

---

*) Laonicus. lib. IX. pag. 246.

**) Odoricus ad ann. 1235.

***) *Τὴν γὰρ Κολχίδα καὶ Λαζικὴν γῆν ἧς πάλαι τε προεῖχεν ἡμετέρα. Τραπεζοῦντα σχῆμα μητροπόλεως πρός τὰ κύκλῳ πάντα καὶ τὸν σύμπασαν Λαζικὴν ἔχουσαν* etc. etc.

Bessarion. Mss. Fol. 154. et 159.

Wornach die benannten Länder seit Justinian gestrebt hatten, nämlich unabhängig von Georgien, Konstantinopel, und in der Folge, von Trapezunt zu seyn, konnten sie damals durch die Gunst der Zeitumstände ohne Mühe erringen. Georgien war eine Provinz der Mongolen, Byzanz seit dem Jahre 1204 in Ohnmacht versunken, und Trapezunt focht unter den Fahnen von Ikonium. Es ist oben erzählt worden, wie Russudan, die Königin von Tiflis, durch Dschelal-eddin den Bundesgenossen des Kaisers von Trapezunt, nach Kolchis getrieben worden sey. David, den Sohn der flüchtigen Königin, wählten die Kolchier nach den Siegen der Ikonier über Dschelaleddin und Trapezunt zu ihrem neuen, einheimischen und selbstständigen König, der seinen Sitz zu Khuthaissi in Imerethi aufschlug.

Was früher die Kaiser von Konstantinopel, dann hin und wieder die Könige von Georgien und zuletzt die trapezuntischen Kaiser gewesen sind, Oberlehensherren nämlich über Imerethi, Mingrelien, Odischi und die Bergdistrikte von Soanethi, Dschikethi und Abchasethi, wurde im Jahre 1241 David der Sohn Russudans. Doch trennten sich einige Jahre nachher zuerst die drei letztgenannten Länder und dann auch Mingrelien von Imerethi wieder, und erhoben sich zum Range unabhängiger Gebiete. Nur das benachbarte Guria blieb von allen kolchischen Provinzen den Gross-Comnenen noch länger als ein halbes Jahrhundert getreu. Fein genug sagt König Wachtang, der die Ober-Lehensherrschaft der Trapezuntier über Kolchis niemals eingesteht, der Sohn Russudans habe vermög eines Theilungs-Vertrages mit dem Herrscher von Tiflis die Herrschaft über die oben bezeichneten Provinzen übernommen. Dass diese aber von dort an ganz unabhängig von Georgien gewesen seyen, muss er gleichwohl eingestehen. Aber nicht nur gegen Trapezunt und Georgien, sondern auch gegen die Mongolen, denen doch beide erstgenannten weniger oder mehr dienstbar wurden, wussten sie ihre Freiheit zu beschützen, wie wir bald zeigen werden.

Im Jahre 1237 starb Alai-eddin unter den Freuden eines Gastmales, welches er seinem Heere gab, und mit ihm starb zugleich der Glanz des ikonischen Reichs. Sein Sohn und Nachfolger Ghiass-eddin Kai-Chosrev (غياث الدين كيخسرو) war nicht so der Erbe seiner Geistesgrösse, wie seiner Kriegsheere und Pracht. Man schildert ihn allgemein als einen harmlosen, der Liebe und dem Weine unmässig ergebenen Mann. Ein Feind aller Sorgen überliess er die Regierungsgeschäfte seinen Sclaven, heirathete eine Königstochter aus Georgien, verlegte sich auf magische Künste, und ergötzte sich an allerlei seltsamen Thieren. Zuerst empörten sich die charismischen Söldner, nachdem der Plan derselben, einen ihrer Kapitäne auf den Thron von Ikonium zu erheben, durch die Tapferkeit der fränkischen Abenteurer vereitelt war. Unter furchtbaren Verheerungen verliessen sie das Land und zogen über den Euphrat in einem Zeitpunkte, wo Ghiass-eddin ihrer Hülfe mehr als je bedürftig gewesen wäre. Denn von Morgen her drohte ihm ein grosser Sturm.

Schon in den letzten Jahren seines Vorgängers waren flüchtige Mongolen-Schaaren von Persien aus an den Grenzen von Rum erschienen, hatten es aber noch niemals gewagt dieses (ihnen) unbekannte Land anzugreifen. Engschluchten, zahlreiche Festungen, und besonders die dunkeln Waldungen, mit welchen seine ganze Oberfläche bedeckt ist, hatte diese Söhne des baumlosen Mongolenlandes nicht weniger mit Furcht erfüllt, als der hohe Muth seiner Bewohner und der Glanz der Pforte von Ikonium. Den ersten, etwas ernsthafteren Angriff hatte schon Octai der zweite Gross-Chan, durch ein Heer von 10000 Reitern unter der Leitung eines sehr behutsamen Feldherrns machen lassen, aber ohne günstigen Erfolg. Alai-eddin hatte die Fremdlinge mit Verlurst zurückgetrieben. Wie aber die Mongolen von dem Tode dieses gefürchteten Kriegers und von dem erschlafften Zustande des Reichs unter seinem Nachfolger hörten, rückten sie mit jedem Jahre näher heran, und kamen um 1340 verheerend und plündernd bis gegen Erzerum hart an der Grenze von Trapezunt, zogen sich aber beim Anrücken des grossen anatolischen Heeres wieder nach Tauris zurück. Drei Jahre später endlich erschienen sie neuerdings mit 30000 Reitern unter Schermagun, dem Feldherrn Octai's, mit der Bestimmung in Natolien einzudringen. Ghiass-eddin gerieth darüber in grosse Furcht, und sammelte ein zahlreiches Heer, um den Feinden den Eintritt in sein Reich zu verwehren. *Iste vero* schreibt Haithon, *de adventu Tartarorum rumoribus intellectis, timuit valde sibi. Unde ad sua stipendia convocavit quoscunque habere potuit, tam barbaros quam Latinos: et inter alios habuit ad sua castra duo millia Latinorum qui duos duces sive Capitaneos habuerunt. Alter quoque habebat nomen Joannes de Liminata, qui fuit in insula Cypri, alius vero vocabatur Bonifacius de Castro, qui fuit de Janua* (Genua) *oriundus. Misit etiam ad vicinos Soldanus, promittens venientibus gratias atque dona.* *) Die Mahnungen zur Hülfeleistung giengen von Cäsarea aus, wo der Sultan gewöhnlich Hof hielt, an alle umliegende Fürsten, besonders an den König von Klein-Armenien und an den Kaiser von Trapezunt, deren Hülfsvölker bei Lebzeiten Alai-eddins bei jedem Feldzuge zu erscheinen gewohnt waren. Allein der schwache Ghiass-eddin scheint nicht mehr allenthalben die nämliche Bereitwilligkeit gefunden zu haben. Der Beherrscher von Klein-Armenien kam mit Geschenken und Versprechungen, aber ohne Heer nach Cäsarea. Die Emire von Mesopotamien und Syrien beachteten seine Auffoderung, gegen den gemeinschaftlichen Feind zu ziehen, gar nicht. Nur der verschwägerte Fürst von Haleb eilte zu Hülfe.

Ob Manuel, der um 1238 nach Johann I. den Thron bestiegen hatte, mit seinen iberischen Lanzenreitern erschienen sey, ist bei der Unbestimmtheit der Nachrichten nicht leicht auszumitteln. Der allgemeine Wankelmuth der ikonischen Bundesstaaten, und des Sultans unkriegerischer Sinn erregen grosse Zweifel dagegen, da man als zuverlässig annehmen darf, dass der Kaiser von Trapezunt so gut als der Beherrscher von Tarsus nur auf den günstigen Augenblick gewartet habe, der lästigen Verpflichtung gegen seinen natürlichen Feind los zu werden. Die Mongolen, welche sehr bedachtsam vorrückten, werden auch nicht ermangelt haben, die Macht des Feindes durch Abziehung der einzelnen Verbündeten zu schwächen; und die überaus schonende Behandlung, welche das trapezuntische Gebiet von den siegenden Mongolen nach dieser Zeit erfahren hat, lässt nicht ohne Grund vermuthen, dass es ihnen auch gelungen sey, die Kriegsmacht dieses Landes von der Vereinigung mit dem anatolischen Heere zurückzuhalten. Unterdessen darf man doch nicht mit Stillschweigen übergehen, dass einige Worte des Abulfaragius, welcher schreibt, dass Ghias-eddin Reiter um Gold gedungen habe aus Griechen- und Frankenländern, ܡܢ ܝܘܢܝܐ ܘܡܢ ܦܪܢܓܝܐ, immer noch der Möglichkeit Raum gestatten, dass auch um Sold gedungene Griechen aus Trapezunt in der bald nachher erfolgten grossen Mongolenschlacht auf der Seite der Anatolier gekämpft haben; während vielleicht Manuel selbst, wie der Beherrscher von Klein-Armenien mit einem schlagfertigen Heere ruhig den Ausgang des Kampfes abzuwarten beschloss, um dann erst einen entscheidenden Entschluss zu fassen. Aus einer frühern Bestimmung wissen wir nämlich, dass in der benannten Chronik das Land der Trapezuntier gleichfalls häufig ܝܘܢܝܐ *Jonia* genannt wird.

---

*) Haithon hist. Orient. cap. XVI.

Diese Vermuthung gewinnt noch mehr Wahrscheinlichkeit dadurch, dass nach Rubriquis Iberier im seldschukischen Heere gefochten haben, die man nirgend anders woher als vom Kaiser der Trapezuntier erhalten konnte. Die Einwendung, es seyen diese Iberier Hülfsvölker der Königin aus Georgien gewesen, deren Tochter Ghiass-eddin zur Ehe hatte, findet nicht Statt, da zwischen der Königin Russudan und der Pforte von Rum damals kein freundschaftliches Verhältniss mehr obwaltete. Die iberische Fürstentochter hatte nämlich den muhammedanischen Glauben angenommen, und den mit ihr an das türkische Hoflager gekommenen David, ihren Bruder, sammt der begleitenden Geistlichkeit, die dem Beispiele ihrer Gebieterin nicht folgen wollten, in den Kerker geworfen, aus dem sie nur durch die siegenden Mongolen befreit worden sind.*) Nach solchen Vorgängen hatte man in Georgien gewiss keine Neigung den verhassten Muhammedaner in seiner Bedrängniss zu unterstützen.

Von den meisten seiner Bundesgenossen verlassen und von den eigenen Landsleuten schlecht unterstützt zog der Sultan mit seinem Söldnerheere aus Cäsarea, und rückte auf der Strasse von Sebaste den behutsamen Mongolen entgegen.**)

Nach Vincenz von Beauvais war er am Morgen der Schlacht noch betrunken und drei Meilen hinter der Linie zurück, als schon die ersten seiner Soldaten durch die Pfeile der Mongolen fielen. Nach einem kurzen und unrühmlichen Kampfe erlitt er eine gänzliche Niederlage. Vom Heere verlassen floh er beinahe allein nach

---

*) Barhebraeus pag. 498.

**) Ueber den Namen der Wahlstadt, wo der entscheidende Kampf geschah, sind die Meinungen der Geschichtschreiber getheilt. Nach Haithon fiel er bei Ku-sedrac, nach Vincenz von Beauvais auf der Haide von Acsara, nach Abulfaragius bei Kusadac im Engthale zwischen Kamach und Sebaste vor. Mit dieser letzten Angabe stimmt auch eine Nachricht überein, die sich bei Rubriquis über jenes für die trapezuntische Geschichte folgenreiche Treffen erhalten hat. Rubriquis war bekanntlich im Jahre 1253 als Gesandter St. Ludwigs zu Manku dem Gross-Chan der Mongolen gegangen, und kam um 1255, folglich eilf Jahre nach dem Gefechte, auf seiner Rückkehr durch das Schlachtfeld, wo er sich von Leuten, die mitgefochten hatten, alle Umstände genau erzählen liess. *Toujours allant vers l'occident*, schreibt er, *enfin parvinmes au Chateau de Kamach. Là ce fleuve se tourne vers Halape; mais passant par le fleuve nous primes le chemin près des contrées fort hautes et montagneuses et pleines de grandes neiges en tirant à l'occident. Nous passâmes par la*

Ancyra zurück, obwohl er noch über eine 40000 Mann starke Garde mit vergoldeten Lanzen zu verfügen gehabt hätte, wie eine ausschweifende Sage aus jenen Zeiten meldet. Ueber die Thaten und den Verlurst der trapezuntischen Söldner und des übrigen

---

valée, où le Soudan des Turcs fut défait par les Tartares; de là nous fumes à Sebaste.

Rubriquis. Voyage pag. 146.

Tournefort um das Jahr 1700, und Morier um 1809 kamen auf ihren Reisen ebenfalls durch dieses berühmte Thal.

Morier Voyage en Perse pag. 117.
Tournefort. Voy. de Levant. Tom. II.

Letzterer nennt uns noch den Ort Sadac — (offenbar das ܟܘܣܐܕܐܓ Kusadac der syrischen Chronik) am Abhange einer Bergreihe kaum eine Stunde von der Heerstrasse, und beiläufig zwei und zwanzig Stunden Wegdistanz von der Stadt Trapezunt entfernt. Wie gewöhnlich, ist man selbst über das Jahr, in welchem das Treffen geliefert wurde nicht einig. Haithon setzt es um 1244 nach Christus. Vincenz auf das Jahr vorher: Marinus Sanutus ebenfalls auf 1244. Abulfeda auf das muhammedanische Jahr 641; Barhebräus auf das Jahr 1554 der Griechen; Ducange auf 1242 nach Christus und Akropolita gar auf das Jahr der Welt 6741, welches auf 1233 — 1234 der christlichen Zeitrechnung fällt; Saad-eddin aber auf 636 der *Flucht*.

Haithon cap. 18. pag. 34. Vincent. Belvac. lib. 30. cap. 130.
Marin. Sanut. pag. 235. Saadeddin, Turk. Mss. fol. 9.

Die meisten Stimmen vereinigen sich auf das Jahr 1244 nach Christus und darauf lässt sich auch die Angabe der orientalischen Chroniken zurückführen. Denn das Jahr 641 der *Flucht* begann nach Kantemir am 20. Mai 1243. Wenn nun der Kampf der Mongolen gegen die Anatolier in der zweiten Hälfte des muhammedanischen Jahres geliefert wurde, so fällt es auf den Frühling des 1244ten Jahres nach Christus. Saad-eddin gibt nicht das Jahr der Schlacht, sondern der Thronbesteigung Ghiasseddin's, die nach Albericus auf 1238 nach Christus, das ist, auf das 636te Jahr Muhammeds zu setzen ist.

Alberic. Chronicon. ap. Ducange. p. 357.

Heeres hätte uns nur der bemeldte Rubriquis die sicherste Auskunft geben können, weil ihm einer aus denselben die Bestandtheile und die Bewegungen der anatolischen Streitmacht umständlich beschrieben hat. Der Minorit fand es aber nicht der Mühe werth in seiner Reisebeschreibung von solchen Kleinigkeiten zu reden, indem er bemerkt: *il seroit trop long de raconter par le menu comment tout cela se passa.*[*]) Einer aus dem Gefolge seiner Guiden, der in den Reihen der Mongolen gefochten hatte, gab ihre Zahl nur auf 10000 Reiter an, während der Trapezuntier das ikonische Heer aus 200000 Mann zu Pferde bestehen liess. Offenbar haben beide Unrecht, da der eine zu viel und der andere zu wenig angab. Saad-eddin scheint daher der Wahrheit näher zu stehen, wenn er schreibt: كيخسرو پادشاه روم ايكن يتمش بيكك مقداري عسكر ايله قرق بيكك مغل عسكرينه مغلوب اولدقدن صكره. *Nachdem Keichosrev Padischah von Rum mit einem Heere von* 60000 *Mann durch* 40000 *Mongolen überwunden war.* [**]) Soviel ist übrigens zuverlässig, dass die verbündeten Anatolier ein zahlreicheres Heer als die Mongolen hatten; es war aber aus mehreren im Herzen gegeneinander feindlich gesinnten Völkern zusammengezogen, und Ghiass-eddin nicht der Mann, um einer solchen Masse Begeisterung für die Freiheit Anatoliens einzuhauchen.

Wie ein reissender Waldstrom ergossen sich die Sieger über das Land. Sebaste und Cäsarea empfanden vorzüglich ihre Wuth. Ersteres erkaufte mit Auslieferung aller Schätze und mit Niederreissung seiner Mauern das Leben der Einwohner; Cäsarea aber, welches sich zur Wehr setzte, wurde niedergebrannt und die Bevölkerung ausgerottet. Nach diesen Verheerungen zogen die Feinde wieder über den Euphrat zurück, zufrieden, wie es schien, jene Macht gesprengt zu haben, die allen kleineren Fürsten, von Trapezunt bis Tarsus als Mittelpunkt und Kern zur Wehr gegen die Mongolen diente. Der geschlagene Sultan war unterdessen zu dem nicänischen Kaiser Vatazes geflohen, um Hülfe gegen die Verwüster seiner Länder zu begehren. Der schlaue Grieche begnügte sich, ihm Muth zu zusprechen mit der Versicherung, er werde nach Kräften Beistand leisten. Hoffnungslos wandte sich Ghiass-eddin von da nach der alten Residenz Ikonium zurück, schickte Gesandte an die Mongolen, um Frieden zu schliessen, wobei ihm auferlegt wurde Tribut an Gold, Pferden und Sklaven an den Gross-Chan Octai in Kara-Korum zu zahlen. Der Sultan überlebte dieses Unglück nicht lange, da er gleich im darauffolgenden Jahre 1245 auf dem Schlosse zu Attalia mit Hinterlassung von drei unerwachsenen Söhnen starb.

---

*) Rubriquis Voyage pag. 146.

**) Saad-eddin Turk. Mss. fol. 9. recto. lin. 22.

Die Macht der ikonischen Pforte war von dieser Zeit an auf immer gebrochen. Zwar sassen noch Sultane bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, sie hatten aber ausser dem Namen wenig oder nichts mehr von ihrer alten Grösse übrig behalten. Ein mongolischer Resident unter dem persischen Titel پروانه *Barvanah* erschien am Hofe und leitete die Staats-Angelegenheiten nach Willkühr, theilte das Reich unter die Kinder verstorbener Sultane, tödtete, entsetzte oder sandte sie an das Hoflager des Gross-Chan's, wie und wann es ihm beliebte. Die Satrapen einzelner Provinzen machten sich unter mongol'scher Begünstigung unabhängig, und nahmen eine feindliche Stellung gegen ihren ehemaligen Gebieter an. Daher schreibt auch der obengedachte Rubriquis, der selbst in der Stadt Ikonium war: *Les Sarasins de Turquie n'ont que des enfants qui leur commandent . . . Si bien qu'un enfant gouverne aujour d'hui* (1255) *la Turquie sans deniers, avec peude gens de guerre, et force ennemis de tous côtés.**) Durch die Schlacht von Kusadac waren die Bande zwischen Trapezunt und Ikonium zerrissen, und das Reich der Seldschuken hat für die Gross-Comnenen hinfort alle Wichtigkeit verloren. Manuel schloss sich hierauf an die Mongolen, um seinem Lande den Frieden zu verschaffen, den es in einem Zeitraume von neun und dreissig Jahren nur wenige Augenblicke genossen hatte.

---

*) Rubriquis. Voyage pag. 149.

ACHTES KAPITEL.

Manuel's des Streitbaren Staatsklugheit und Familienverhältnisse.

Den Zustand allgemeiner Ruhe und Sicherheit, durch welchen die Trapezuntier in einem Zeitalter beglückt wurden, wo alle umliegende Reiche die schauderhafte Wuth der Mongolen empfanden, verdankten sie hauptsächlich der Klugheit und den kriegerischen Tugenden dieses Imperators. Zu schwach, um in offener Feldschlacht gegen die Feldherrn der Gross-Chane Octai und Gujuk zu streiten, wusste er sich durch die Eilfertigkeit, mit welcher er die Partei der Mongolen ergriff, in den Augen des Chans ein ausgezeichnetes Verdienst und seinem Lande eine Schonung zu erwerben, deren sich ausser demselben kein mit ihnen verbündetes Reich zu erfreuen hatte. Auf den beglückten Auen von Trapezunt erblickte man keine scythische Reiter und am Hofe des Gross-Chan's zu Kara-Korum keinen kaiserlichen Prinzen aus dem Hause der Gross-Comnenen, um halbe Decennien und noch länger in den traurigen Einöden des Mongolenlandes zu verleben, wie es die benachbarten Könige David aus Georgien, Haithon aus Klein-Armenien und Rokn-eddin aus Rum genöthiget waren. *) Bei der bekannten Sitte der Mongolen, die Beherrscher verbündeter und zinsbarer Reiche durch oftmaliges Erscheinen im Lager des Gross-Chan's zu schwächen und aufzureiben, ist es um so auffallender, dass auf dem langen Verzeichnisse von Gesandten und Königen, die am Throne der drei oben benannten Chane erschienen, der Name Trapezunt nicht gesehen wird, da doch die Abgeordneten von Fürsten, deren Gebiete an Ausdehnung und Macht weit hinter dem Comnenen-Reiche standen, nicht übersehen wurden. Es wäre indessen doch zu voreilig, wenn Jemand hieraus den Schluss ziehen wollte, die Beherrscher von Trapezunt hätten hinter ihren verschlossenen Gebirgen in voller Unabhängigkeit gelebt und mit ihren griechisch-iberischen Streitkräften dem weltverheerenden Strome Grenzen gesetzt, und sohin mehr vermocht als die Sultane von Ikonium und die Fürsten von Georgien, mehr als Mohammed der Charismier, und sein Sohn Dschelal-eddin.

---

*) Abulfaragius, pag. 506. Haithon. Rubriquis. Plan-Carpin.

Wahr ist es zwar, dass die Mongolen ihre ephemeren Triumphe über einen grossen Theil des damaligen Menschen-Geschlechts mehr der unglaublichen Geschwindigkeit auf ihren Zügen und dem überraschenden Eindrucke ihrer hässlichen Gestalt und wüsten Sitte verdankten, als einer überwiegenden Kriegskunst und Tapferkeit ihrer Heere. Ernsthafter und besonnener Widerstand hinter den Mauern kleiner Städte und Bergschlösser hemmte oft die Wuth ihrer flüchtigen Schaaren. Deswegen schreibt auch Rubriquis, der sich auf seinen langen Reisen eine genaue Kenntniss dieses Nomadenvolkes erworben hatte: *il faut remarquer, que jamais ces gens là ne prennent aucun Pais par la force des armes, mais seulement par les ruses et tromperies, si bien qu'ils ont subjugué et detruit la plus part du Monde sous un beau semblant de Paix et d'amitié.* *) Aus eben dem Grunde minderte sich der Schrecken am Hofe des Vatazes um vieles, nachdem man durch Gesandte an Mangu-Chan über ihre Waffen sowohl als ihre Art zu fechten genaue Erkundigung eingezogen hatte. Diese Bemerkungen zusammengefasst könnten in dem Gemüthe allerdings die angenehme Vorstellung erzeugen, dass die Engpässe und Bergkastelle, die den Zugang nach Trapezunt bewachten, jenen Feinden des Menschen-Geschlechts Furcht eingeflöset, und den dahinter wohnenden Menschen die Freiheit gesichert haben. Allein Manuel's geringe Macht, und Rubriquis unverwerfliches Zeugniss nöthigen anzunehmen, dass die Mongolen eine Art Oberherrschaft über das Land ausgeübt haben. Die oben schon angemerkte Stelle, worin der Minorit dieses behauptet, ist zu wichtig, als dass sie nicht vollständig hieher gesetzt zu werden verdient. *Au de là*, lautet sie, *est la Zichie, qui n' obéit pas aux Tartares et les Sueves* *) *et les Iberiens à l'orient, qui ne les reconnoissent pas aussi. Après vers le midi est Trébisonde, qui a un Seigneur particulier, nommé Guion,* **) *qui est de la race des Empereurs de Costantinople, et obéit aux Tartares: puis Sinople, qui est au Soudan de Turquie, qui leur obéit aussi, de plus la terre de Vastacius, ou Vatace, dont le fils s' appelle Astar* (sic) *du nom de son ayeul maternel, ne reconnoit point les Tartares.* ***) Diese wenigen Zeilen entwerfen ein kurzes Gemälde über den politischen Zustand der Küstenländer des schwarzen Meeres vom Jahre 1253 nach Christus. Zirkassien also (denn diess bedeutet der Name Zychia), das Gebiet der Soanen und die Iberier, so wie das Kaiserthum Nicäa waren ausser dem Bereiche der Mongolen-Macht. Trapezunt hingegen und Ikonium waren ihr unterthan. Unter Iberien sind hier die Phasisländer Imerethi, Mingrelien und Abchass zu verstehen, da das innere Iberien um Tiflis schon früher von den Mongolen bezwungen ward. Trapezunt hatte also damals die Herrschaft über dieselben schon verloren, weil sie sonst mit zugleich in Abhängigkeit der Mongolen gekommen wären.

---

*) Rubriquis. pag. 110.

---

*) Soanes.

**) Das ist Comnène.

***) Rubriquis ut supra.

Dass aber dieser Abhängigkeit ungeachtet, soviel wir wissen, niemals ein Gross-Comnen zu Kara-Korum erschien, lässt sich aus einer Sitte der Gross-Chane erklären, nach welcher sie jene Könige und Dynasten, denen sie besonders gewogen waren, ausdrücklich von der Pflicht eine Reise an das Hoflager zu thun frei sprachen. Wir erfahren dieses aus den tatarischen Geschichten des oft gedachten Rubriquis und Haithon, wo erzählt wird, der König von Klein-Armenien habe das Wohlgefallen Mangu's in einem solchen Grade erlangt, dass er ihm jedes persönliche Erscheinen von dort an auf immer erliess, und seiner Bitte um Abschliessung eines Bündnisses gegen die Muhammedaner willfährig begegnete. Da nun der König von Armenien in seinen Unterhandlungen so viel Glück hatte, ungeachtet er nicht vor dem Jahre 1254, also volle zehn Jahre nach dem Treffen von Kusadac mit den Mongolen sich zu vereinigen beschlossen hatte; so muss der Fürst von Trapezunt, der unter allen Mitgliedern des ikonischen Staatenbundes zuerst Partei für dieselben ergriffen hatte, wo nicht grössere, doch wenigstens ähnliche Auszeichnungen erhalten haben. Schermagun, Octai's Feldherr, hatte den Vertrag abgeschlossen, und aus einigen wenigen Stellen bei Haithon, Abulfaragius und Nicephorus Gregoras geht hervor, dass in demselben vorzüglich zwei Punkte festgesetzt wurden; und zwar erstens, dass kein Mongolenheer das trapezuntische Gebiet betreten soll; zweitens, dass der Beherrscher des Landes eine bestimmte Anzahl Kriegsvolk dem zu Tauris residirenden Dschingischaniden auf den Feldzügen gegen die Muhammedaner in Syrien zu stellen habe.

Den ersten Punkt beweiset unwiderlegbar eine Stelle bei Nicephorus, worin gesagt wird, dass die Mongolen bei dem neuen Einfalle, den sie um das Jahr 1255 in das Gebiet des tributären Sultans Ghaz-eddin von Ikonium thaten, alles Land verwüsteten und ausplünderten bis an den Fluss Thermodon im Norden, wo die Grenze zwischen den trapezuntischen und ikonischen Staaten vorbeilief. *) Aus dem Umstande, dass die siegende Nomadenhorde auch den zunächst am Thermodon liegenden Theil von Kappadocien verschonte, kann man den Schluss ziehen, dass der Gross-Comnen von den Mongolen selbst einen Zuwachs an Gebiet auf Kosten des besiegten Ghiass-eddin erhalten habe. Die öfters schon bemerkte Gewohnheit Haithons und anderer Geschichtbücher des Morgenlandes, Trapezunt als eine Provinz des Gross-Türkenlandes von Anatolien anzusehen, ist Ursache, dass der zweite Punkt der obenangeführten Stipulation nicht ausdrücklich nachgewiesen werden kann. Dass die Trapezuntier den Mongolen Heerfolge leisteten, gleich den Fürsten am Saleph, kann man vernünftiger Weise nicht wohl bezweifeln, wenigstens in den Jahren, die zunächst auf die Schlacht von Kusadac und auf Hulaku's Einzug in Tauris mit einem neuen, unzähligen Heere aus den östlichen Gegenden gefolgt sind. Haithon schreibt, als Hulaku um 1264 die Mamluken in Syrien angreifen wollte, habe er zum Könige von Armenien, Georgien und zu andern Christen des Orients geschickt, dass sie mit ihren Schaaren herbeiziehen sollten, „*continuo suum exercitum congregavit Haolonus et misit ad regem Armeniae et ad Regem Georgiae et ad alios Christianos partium Orientis, ut venirent parati contra Soldanum Egypti.*" **) Trapezunt als Nachbar von Georgien und Armenien konnte bei diesem Aufgebote nicht übersehen werden, folglich müssen unter den *alii Christiani partium Orientis* die Christen von diesem Lande verstanden werden, weil

---

*) *Κατὰ μὲν τοι τὸ ἐπιὸν ἔτος*, schreibt er, *ἐσβάλλουσι καὶ ἐς τὴν ἔνδον Εὐφράτου Ἀσίαν οἱ Σκῦθαι καὶ πᾶσαν ῥαδίως καταστρέφουσι καὶ ληΐζονται, ὅρους ποιησάμενοι τοῦ τοιούτου δρόμου καὶ κλόνου πρὸς μὲν ἄρκτους Καππαδοκίαν καὶ πόταμον τὸν Θερμώδοντα.*

Niceph. Gregoras lib. IV. cap. 5.

**) Haithon cap. 31.

damals ausser den benannten kein anderes christliches Reich in dem Umfange von Hulaku's Ländergebiet gelegen war.

Wenn wir nun über die äussern Verhältnisse des Gross-Comnenen-Landes von der Schlacht von Kusadac bis zum Tode Manuels im Jahre 1263 ein Urtheil fällen sollen, mag es ungefähr folgendes seyn: Die Beherrscher von Trapezunt, wohnend in einem gebirgigen Lande in dem abgelegensten Winkel des Pontus Euxinus, ferne von der Völkerstrasse; zu schwach um zu beleidigen und doch in ihrer Stellung als Seestaat zu stark, um ungestraft in ihrem Lande angegriffen zu werden, gaben der Stimme der Klugheit Gehör und widersetzten sich nicht mit ihrer verhältnissmässig kleinen Macht dem heranziehenden Heere der Weltstürmer, thaten diesen vielmehr allen Vorschub gegen die alten Feinde in Rum, und erhielten durch kleine Opfer Friede und Wohlfahrt für ihr Volk, während die Mächtigen umher, auf grosse und streitbare Heere pochend, in den Staub getreten und ihre Schatzkammern der Plünderung preisgegeben wurden. Dass der stolze Gujuk-Chan Trapezunt mit Ikonium, Klein-Armenien, Kurdistan, Hoch-Armenien und Georgien unter den Befehl eines mongol'schen Oberfeldherrn stellte, kümmerte sie wenig. Kam er doch niemals selbst in das Land, noch erschien ein Barvanah im Palaste zu Trapezunt, um das Land künstlich auszusaugen, oder Zwiespalt und Mord in die herrschende Familie zu bringen, wie es zu Ikonium geschah. Sein Amt foderte nur die oberste Leitung der Bundesheere und die Einnahme des Tributes, welchen auch die verbündeten Staaten unter dem Namen jährlicher Geschenke entrichteten. Gesandte mögen unterdessen von Trapezunt eben so gut als von andern Staaten theils an den Statthalter zu Tauris, theils an den Gross-Chan selbst gegangen seyn, namentlich aber werden sie nirgends aufgeführt. Die Unbekanntschaft ihres Landes im Orient liess sie unbemerkt unter den zahlreichen Abgeordneten aller asiatischen Reiche verschwinden, was um so leichter geschehen konnte, da am Hofe des Gujuk-Chan, wenn wir einer Angabe der Prediger-Mönche glauben wollen, mehr als 3000 Gesandte, und darunter sechzehn muhammedanische Sultane zu gleicher Zeit erschienen sind. *)

Manuel I. war es auch, der im Jahre 1253 Gesandte mit reichen Geschenken an Edelsteinen und anderen Seltenheiten aus der Schatzkammer zu Trapezunt zum französischen Könige St. Ludwig nach Sidon schickte, und eine seiner Töchter als Gemahlin begehrte. Ludwig sagte ihnen aber, er habe keine mit sich über das Meer herüber geführt und rathe ihnen, bei seinem Anverwandten, dem Kaiser von Konstantinopel, einen Versuch zu machen. Und dieses that er, wie Joinville bemerkt, um den schwankenden Thron Balduins durch Verschwägerung mit diesem *reichen und mächtigen Mann* gegen die Anfälle des Kaisers Johann Vatazes von Nicäa zu kräftigen. **) Nicht umsonst scheint daher Manuel den Zunamen ϛρατηγικώτατος unter den gross-comnen'schen Fürsten erhalten zu haben. Die Geschichte der fränkischen Kaiser von Konstantinopel meldet übrigens nichts von einer Brautwerbung trapezuntischer Gesandten am Hofe Balduins und man muss glauben, St. Ludwigs Rath habe keinen Beifall gefunden. Zu Trapezunt wie im ganzen Morgenlande hoffte man nämlich, der abendländische König werde mit seiner grossen Macht und seinem noch grösseren Eifer für Ausbreitung der Christenheit, ein mächtiges Reich auf den syrischen Küsten gründen und von dort aus die Ungläubigen weit umher bekriegen.

---

*) Ramusius de Navigat. tom. II. pag. 234.

**) Tandis que le Roy fermoit Sayète vindrent à li les messages à un grant Seigneur de la profonde Grèce, lequel se faisoit appeller le Grant-Comnène et Sire de Traffesontes. Au Roy apportèrent divers joiaus à présent: entre autres li apportèrent ars de cor, dont les coches entroient à vis dedans les ars, et quant en les lachoit hors, si trouvoit l'en que c'étoit cheumet dedans moult bien faictes et bien trenchans. Au Roy requistrent, que il li envoyast une pucelle de son palais et il la prenroit à femme. Et le Roy repondit, que il n'en avoit nulles amenées d'outre mer: et il leur loa que ils allassent en Constantinople à l'Empereur, qui estoit cousin le Roy, et li requeissent que il leur baillast une femme pour leur Seigneur, tèle qui feust du lignage le Roy et du sien. Et ce fist-il pour ce que l'Empereur eust alliance à cestui grant riche homme contre Vatache, qui lors estoit Empereur des Griex.

Joinville, Histoire de St. Louis pag. 123.

In diesem Falle musste dem Gross-Comnen eine Verbindung mit dem ritterlichen Ludwig allerdings vortheilhafter erscheinen als eine Verschwägerung mit dem schwachen Schilfrohre von Konstantinopel. Zugleich ersieht man auch aus Joinville's Erzählung, welch' eine dunkle Vorstellung man damals beim fränkischen Kreuzheere über die Lage des trapezuntischen Reiches und den Zustand seiner Beherrscher hatte. So sehr war alle Verbindung unterbrochen, dass nicht einmal das Daseyn desselben bekannt zu seyn schien. Weil die Gesandten griechisch redeten, glaubten die Höflinge Ludwigs, ihr Land stosse unmittelbar an die Staaten des nicänischen Vatazes, und wussten nicht, dass sich die Macht der ikonischen Seldschuken schon vor mehr als vierzig Jahren zwischen beide hineingeschoben hatte.

Uebrigens war Manuel bei dieser Werbung um eine abendländische Fürstentochter bereits zum zweiten Male Wittwer. Seine ersten Gemahlinen, Anna und Irene, waren beide, wie man aus den in der Chronik angegebenen Familiennamen schliessen kann, Töchter trapezuntischer Kronvasallen. Als dritte Gemahlin nahm er sodann eine Prinzessin aus Iberien, und starb nach einer glücklichen und wie sich Panaretos ausdrückt, Gott gefälligen Regierung von fünf und zwanzig Jahren im Monat März 1263, mit Hinterlassung von vier namentlich bekannten Kindern, Andronicus, Georgius, Johannes und Theodora. *)

---

*) Panaret. Mscc. fol. 287.

NEUNTES KAPITEL.

Andronicus II. Georgius I. Kara-Tataren an den Grenzen des Reiches.

Auf Manuel den *Streitbaren* folgte Andronicus II., den ihm seine erste Gemahlin Anna Xylaloe geboren hatte; und als dieser nach einer Regierung von ungefähr drei Jahren starb, Georgius I., Irenen's Sohn, welcher die Zügel des Reiches mit abwechselndem Gläcke vierzehn Jahre lenkte. Unter der Regierung dieses Fürsten entdecken wir die ersten Spuren des allmählig erwachenden Empörungsgeistes unter den grossen Kron-Vasallen, Archonten genannt; was man als ein unverkennbares Zeichen der Schwäche des Hofes und des gesunkenen Ansehens der Gross-Comnenen betrachten kann. In einem Kriege gegen neue Ueberzügler aus dem Inneren Asiens wurde Georgius von seinen Vasallen verrathen und bei einem Gefechte auf dem Taurus von den Feinden gefangen, die auf mehreren Punkten gegen die trapezuntischen Grenzen vorzudringen begonnen. Manku, der im Jahre 1251 den Thron der mongol'schen Weltmonarchie bestiegen hatte, schickte seinen Bruder Hulaku, هولاکو, als obersten Statthalter in die westasiatischen Länder. Viele unbekannte Nomadenstämme, die man schwarze Tataren کراتاتار, oder auch schlechthin Turkmanen ترکمن nannte, hatten sich an seinen Zug angeschlossen. Hulaku wird als ein grosser Freund der Christen geschildert, die sein Vorhaben, Bagdad zu erobern und dem Schattenreiche der Chalifen so wie dem ganzen muhammedanischen Wesen im Morgenlande ein Ende zu bereiten, aus Glaubenshass nach Möglichkeit beförderten. Viele christliche Schaaren aus Klein-Armenien, Iberien und den benachbarten Ländern verstärkten sein Mongolenheer. Und diese Iberier waren es auch, die bei der Einnahme von Bagdad in Niedermetzelung der muhammedanischen Bewohner, nach dem Ausdrucke des Abulfaragius, nicht satt werden konnten. Hulaku beherrschte seine weitläufigen Staaten von Chorasan bis an den bithynischen Olympus, und von Trapezunt bis Bassora als eigenmächtiger Gebieter und vererbte sie als Eigenthum auf seine Nachkommen bis in's vierzehnte Jahrhundert herab. Wegen seiner ausgedehnten Macht heisst er bei den christlichen Geschichtschreibern des Orients *König der Könige*, bei den Muhammedanern aber, die er verfolgte, *der verfluchte Hulaku.* Mit dem Erscheinen dieses gewaltigen Mannes an den Grenzen Vorder-Asiens fand ein neues, allgemeines Vorrücken der östlichen Nomaden von den Ländern jenseits des Jaxartes bis an die Ufer des Flusses Sangaris in Bithynien Statt. Der Zug ging von Chorasan aus längs der Tauruskette südlich vom kaspischen Meere, über Hoch-Armenien an der trapezuntischen Grenze vorüber nach Kappadocien und über Ancyra hinaus an die Ostgrenze des nicänischen Kaiserthums. Bei dieser Wanderung legten sich Nomaden mit schwarzen Filzhütten an die südliche Schwelle des Comnenenlandes und verschlossen den Zugang auf der Seite von Gross-Kappadocien völlig.

Den politischen Umwälzungen, welche durch diese Begebenheit in den benachbarten Ländern entstanden sind, bis in die innersten Verzweigungen nachzuspüren, gehört nicht zum Zwecke dieser Untersuchung. Nur in so weit muss von derselben hier Erwähnung geschehen, als sie einen grossen Einfluss auf den Gang der trapezuntischen Geschichte am Ende des dreizehnten und während eines grossen Theiles des vierzehnten Jahrhunderts ausübte. Aus ihr muss man sich vorzüglich erklären, wie es geschehen konnte, dass dieser Staat sein Daseyn durch so viele und so furchtbare Stürme, welche damals Asien erschütterten, bis tief in's fünfzehnte Jahrhundert herab zu retten vermögend war, und dieses ungeachtet der Bürgerkriege, die seine innere Ruhe mit wenigen Unterbrechungen gefährdeten. Dass übrigens diese Kara-tatarischen Nomaden, die sich vor die trapezuntischen Landmarken legten, mit den räuberischen Turkmanen, التركمنية المفسدين des Ahmed Ibn Arabschah und des Bar-Hebräus ein und dasselbe Volk sind, bekräftiget Scheref-eddin Ali aus Yesd in Persien ausdrücklich, wenn er schreibt: قرا تاتار قومي اند از اتراك, *die Schwarz-Tataren sind ein türkischer Volksstamm.* *) Und nach seiner Befestigung auf dem Throne von Tauris, fügt er hinzu, gab Hulaku diesen Kara-Tartaen wegen ihrer tückischen und unruhigen Gemüthsart Wohnsitze (يورت *Filzhütten*) an den Grenzen von Rum: وچون هولاكو حان بتخت تبريز قرار كرفت ايشانرا بسبب سرارت نفسي كه داشتند بسرحد روم يورت داد * **)

ZEHNTES KAPITEL.

Wiedererneuerung der politischen Verhältnisse zwischen Trapezunt und Konstantinopel durch Johannes II.

Auf den in feindliche Gefangenschaft gerathenen Gross-Comnen Georgius folgte sein jüngerer Bruder Johannes II. Eine grosse und allgemeine Umwälzung, welche die politischen und kirchlichen

---

*) Scherefeddin Ali, Mss. Pers. fol. 425.

**) Ibidem.

Verhältnisse der byzantinischen Griechen im letzten Drittheile des dreizehnten Jahrhunderts erlitten, brachte die Trapezuntier nach einer Isolirung von beinahe siebenzig Jahren wieder in politische Berührung mit ihren Brüdern zu Nicäa und Konstantinopel. Michael Paläologus, ein Mann, in welchem sich ein seltsames Gemische von Tugenden und Lastern beisammen fand, hatte seinen Mündel, den Sohn und rechtmässigen Erben des um 1258 verstorbenen nicänischen Kaisers Theodor Lascaris II. vom Throne verdrängt, und bald nachher Konstantinopel selbst den Franken entrissen. Balduin, der Kaiser, hatte sich durch übereilte Flucht nach Italien gerettet, und Michael wurde als einziger und wahrer Imperator und Selbstherrscher der Romäer, *Βασιλεὺς καὶ Αὐτοκράτωρ Ῥωμαίων*, ausgerufen im Jahre 1261. Nachdem aber der vertriebene Balduin seine Ansprüche auf Karl von Anjou, päpstlichen Lehenkönig von Neapel übertragen hatte, gerieth Michael in Gefahr, die Auftritte von 1204 durch diesen rauhen und unversöhnlichen Soldatenkönig wieder erneuert zu sehen. Karl that grosse Zurüstungen, um den Usurpator zu Wasser und zu Lande anzugreifen. Michael, in der Ueberzeugung, dass seine unkriegerischen und an das Joch der Knechtschaft gewöhnten Griechen nicht fähig seyen, den Anfall der Abendländer auszuhalten, griff in seiner Bedrängniss zu einem Mittel, von welchem allein Rettung zu hoffen war: er beschloss den Schutz des mächtigsten Gebieters damaliger Christenheit, des römischen Kirchen-Oberhaupts dadurch für sein gefährdetes Reich zu erlangen, dass er sich bereit erklärte, die morgenländische Kirche mit der abendländischen zu vereinigen und durch Anerkennung des Papstes als allgemeinen Oberhauptes der Gläubigen der vielhundertjährigen Trennung ein Ende zu machen. Michael, dem die Erhaltung seines Thrones über Alles ging, beleidigte durch diesen Unionsversuch alle Klassen der griechischen Nation. Er fand den heftigsten Widerspruch unter dem Klerus, bei den Vornehmen, und bei der von rohen Mönchen bearbeiteten

Masse des Volkes. Der Abscheu gegen die lateinischen Christen war den Griechen so tief eingeprägt, und die Glaubenslehren derselben über den Ausgang des heiligen Geistes, über den römischen Primat und andere Punkte der Kirchen-Disciplin für die eifrigen Anhänger des nicänischen Glaubensbekenntnisses ein solcher Gräuel, dass sie lieber zum zweiten Mal die Schmach politischer Sclaverei erdulden, und neuerdings die schmutzigen Barbaren des Lateinerlandes in den goldenen Gemächern von Blachernä und Bukoleon sehen wollten, als ihr allein ächtes Symbolum durch die Zusatzartikel der Fremdlinge besudeln. Doch die Gefahr war dringend, Karls Heere und Flotten erfüllten die Küsten von Italien, und Neu-Rom durch religiöse Spaltungen zerrissen schien ohne Rettung verloren.

Da brachte endlich Michael nach langen Verhandlungen einen Theil des Klerus auf seine Seite, und die Vereinigung der beiden Kirchen kam wirklich im dritten Jahre Gregors X. (um 1274) in der Sophien-Kirche zu Konstantinopel der Form nach zu Stande. Allein die Herzen beider Völker blieben sich fremd wie vorher. Unterdessen wurde des Kaisers Absicht für den Augenblick erreicht, Karl von Anjou erhielt aus Rom Befehl, seine Flotten abzutackeln und seine Heere zu entlassen, indem Michael unter unmittelbarem Schutze der heiligen Kirche stehe. Im nämlichen Jahre noch, wo die Union auf diplomatischem Wege zu Stande kam, hielten fanatische und insgeheim von den Häuptern des Klerus und den Grossen des Palastes aufgereizte Mönche eine Particular-Synode, auf welcher sie gegen alle Anhänger der römischen Kirche den Bannfluch schleuderten und die abgeschlossene Union wieder aufhoben. Das gemeine Volk war ganz im Sinne der Synode. Man kündigte dem Kaiser den Gehorsam auf; Verwirrung ergriff das ganze Reich. Michael, die Ungnade der heiligen Kirche und den Grimm des Königs von Neapel fürchtend, griff zu den äussersten Mitteln um den Unions-Tractat aufrecht zu erhalten und in allen seinen Theilen zu erfüllen. Durch Gütereinziehung, Landesverweisung, Kerker, Blendung und Verstümmelung suchte er die Hartnäckigkeit der Gegner zu besiegen. Allein die Griechen entwickelten unter diesen Umständen eine Standhaftigkeit und eine Seelengrösse, welche ihnen die äussersten Gefahren des Vaterlandes und das sichtbare Herannahen politischer Vernichtung in jenen Zeiten niemals einzuhauchen vermochten. Aus Furcht durch des Kaisers neue Kirchenordnung das ewige Heil zu verlieren, fanden zahlreiche Auswanderungen der gemeinen, bei Umwälzungen am meisten thätigen Volksklassen, aus Konstantinopel und den Provinzen des Reichs in alle Gegenden der byzantinischen Welt Statt, in den Peloponnes, nach Thessalien und Trapezunt. *)

Die Klügern aber unter den Missvergnügten suchten in den Kampf gegen den abtrünnigen Kaiser und seine Partei dadurch mehr Kraft und Einheit zu bringen, dass sie einen Mann an ihre Spitze stellen wollten, der wegen seiner Rechtgläubigkeit den Beifall der Mönche und des fanatischen Haufens besässe, und nebenbei mächtig genug wäre, um als politischer Gegner des verabscheuten Paläologen aufzutreten. Und für diese Rolle schien ihnen Niemand tauglicher als der Gross - Comnen von Trapezunt. Die alte Eifersucht und die alten Ansprüche dieses Hauses gegen Nicäa und Konstantinopel waren noch in frischem Angedenken, und mit Freuden, dachten sie, werde man dort die Gelegenheit ergreifen, um bei der günstigen Stimmung eines grossen Theiles des paläologischen Reichs den Usurpator Michael zu verdrängen, und nach einem beinahe hundertjährigen Exil den Thron des Urgrossvaters Andronicus wieder zu besteigen. Sofort wurde eine Gesandtschaft abgeschickt

---

*) *Πανταχῇ τῆς οἰκουμένης ἐξήπλωσαν ἑαυτοὺς, ὅπῃ φῦλα χριστιανῶν εἶναι ἐπύθοντο, ἐν δὲ τῇ Πελοποννήσῳ φημὶ καὶ Ἀχαΐᾳ ἐν δὲ τῇ Κολχίδι.*
Niceph. Greg. lib. V. cap. 2. pag. 76.

mit dem feierlichen Antrage, den Gross-Comnen als Kaiser der Romäer anzuerkennen und als solchen auf den Thron seiner Voraltern zu erheben, wenn er sich verpflichten wollte, die rechtgläubige Kirche des Morgenlandes gegen die Neuerungen Michaels zu vertheidigen.

Pachymeres, Hofgeschichtschreiber dieser Periode, verschweigt die ebenbemeldete Begebenheit gänzlich und gibt eben dadurch seine für einen Geschichtschreiber fehlerhafte und lächerliche Parteilichkeit für Michael zu erkennen. Er wollte der Nachwelt kein authentisches Zeugniss hinterlassen, dass sein Held jemals Gefahr gelaufen habe, von dem unrechtmässig erworbenen Throne verdrängt zu werden. Zugleich ersieht man daraus, wieviel von diesem Manne für die innere Geschichte des trapezuntischen Reiches zu erwarten ist, da er es absichtlich vermeidet von demselben zu sprechen, sobald sich etwas ereignet hat, was auf die Macht und auf das Ansehen desselben hindeuten könnte. Er zeigt gegen Trapezunt eine Verachtung, die er in der That nicht hatte. Hass und Neid suchte er unter der Hülle vornehmer Geringschätzung zu verbergen.

Aufrichtiger in dieser Beziehung war, oder musste vielmehr seyn, Ogerius, Protonotarius des Michael Paläologus. Den Gesandten an Nicolaus III., bei welchem sie über den langsamen Gang der Kirchenvereinigung im byzantinischen Reiche Entschuldigungen vorbringen sollten, schickte er ein langes Verhaltungsschreiben nach, worin unter den Gründen wegen noch nicht vollzogener Befehle Roms auch folgende merkwürdige Stelle vorkommt: *Est autem et ad partes Orientis terra, quae nominatur Trapesunda, quam terram in captione facta de Konstantinopoli a Latinis, tenuit quidam de Capitaneis, qui vocabatur Comninus Dominus Alexius, et intimarunt praedicti Infideles* (die Unions-Feinde), *quod illum, qui nunc est Princeps ipsius Terrae Trapesundae, existentem abnepotem ipsius quondam Alexii, quia Imperator* (Michael) *factus* *est haereticus et subjectus est Papae et univit Ecclesias, scilicet Graecorum et Latinorum, et si vocaberis Imperator, adhaerebimus vobis et constituemus quidquid volueris. Ille quidam ductus inani consilio vocari se fecit Imperator et coronatus est, et induit se vestimentis decentibus Imperio et fecit officiales et se tanquam Imperatorem honorari praecepit.* *)

Johannes fügte sich in die Anträge der byzantinischen Dissidenten, besass aber die moralische Kraft nicht, welche zu einem solchen Unternehmen erfodert wurde. Es fehlte ihm an Muth und Entschlossenheit, um als kraftvoller Gegner des seiner grossen Talente wegen gefürchteten Michaels aufzutreten. Nach einer Fahrt von zehn bis fünfzehn Tagen hätte er mit einer Flotte vor Konstantinopel erscheinen können, wo dann die ihm ergebene Partei einen Aufstand erregt und alles für den neuen, rechtgläubigen, legitimen Kaiser fortgerissen hätte. Johannes aber war eine jener kleinen Seelen, die vor jeder kühnen und grossen That zurückbeben, und den günstigen Augenblick, entscheidend in den Gang der Weltbegebenheiten einzugreifen, zagend vorüber gehen lassen. Es wäre thöricht, die versäumte Wiedervereinigung der beiden lange getrennten Reiche auf Rechnung der Philosophie des Mannes zu setzen, als wenn er etwa das Parteiengewühl der konstantinopolitanischen Griechen sammt der angebotenen Wiederbesitznahme des urväterlichen Thrones verachtend, zufrieden gewesen wäre, mit dem Titel eines Kaisers von Anatolien ruhig und unangefochten sein Erbe in Trapezunt zu verwalten. Ogerius und Pachymeres nennen ihn vielleicht nicht mit Unrecht einen eiteln und hochmüthigen Mann, der den Anträgen der Faction mit grösster Bereitwilligkeit sein Ohr lieh, dabei aber mehr Ehrgeiz als Thatendrang in sich fühlte. Viele Schuld an diesem zaghaften Benehmen des

---

*) Waddingus Annal. Minor. Tom. V. pag. 66. ad ann. 1279. Edit. Fonseca. Rom.

Fürsten von Trapezunt mag wohl auch der Gedanke an das Schicksal seines Vorgängers gehabt haben, den die meuterischen Vasallen mitten im Streite verliessen und den Feinden überlieferten. Wer verbürgte ihm bessern Gehorsam, innigere Anhänglichkeit der Untergebenen an seine Person in einem auswärtigen Kriege, im Kampfe gegen einen erprobten Feldherrn und eine Stadt, die ohne grosses Heer und ohne gewaltige Kraftanwendung noch niemals erobert wurde? Konnte er nicht durch Missgunst der Umstände, durch Wankelmuth und Treulosigkeit der Menschen sein Erbreich verlieren ohne den angebotenen Thron des romäischen Kaiserthums zu erringen?

Alle diese Fragen mag ein Mann, wie Johannes, erwogen und dann für besser gefunden haben, sich vor Allem auf dem heimischen Throne festzusetzen, bevor er seinen Sinn auf die Eroberung des byzantinischen Reiches lenkte.

Der obenangeführten Stelle des Ogerius bedienen sich Ducange und Gibbon hauptsächlich um ihren Satz zu begründen, dass *vor* diesem besagten Johannes kein Regent von Trapezunt den Kaisertitel geführt habe. Wenn man diese Stelle nur oberflächlich und ohne Zusammenhang mit andern Nachweisungen betrachtet, und mit ihr noch die trapezuntische Gesandtschaft an St. Ludwig in Vergleichung bringt, bei welcher ebenfalls keine Erwähnung des Imperatortitels geschieht, möchte man sich allerdings versucht fühlen, der Meinung dieser Männer beizupflichten. Allein die angeführten Gegenbeweise, Inschriften und Unterscheidungen zwischen Annahme und Anerkennung, zwischen *Βασιλεὺς 'Ρωμαίων* und *Βασιλεὺς Ανατολῆς* ruhen auf einer zu festen Basis als dass sie noch ferner bestritten werden könnten. Die Worte des Ogerius: *et fecit se Imperator vocari et coronatus est etc.* lassen sich ganz natürlich erklären. Bis zum Jahre 1274, in welchem Michael die verhasste Union mit der römischen Kirche zu Stande gebracht hatte, galt der Gross-Comnen in den Augen der konstantinopolitanischen Griechen und der sich in dieser Beziehung nach ihnen richtenden Lateiner nur für einen Usurpator, für einen unrechtmässigen Gewalthaber uralter Reichs - Provinzen, für einen Tyrannen und Barbaren, er mochte sich dabei von seinen Unterthanen nennen lassen, wie er wollte. Nachdem aber ein Theil der griechischen Nation am Propontis die Macht und das Ansehen desselben nöthig hatte, um sie der Unions - Partei entgegenzusetzen, wurde er durch eine feierliche Gesandtschaft als *Βασιλεύς* der Romäer anerkannt. Ein Minister von Michaels Partei musste sich freilich an diesem Ereignisse ärgern und schreiben, *ille quidem ductus inani consilio vocari se fecit Imperator.*

Um aber in den Augen der Menge und seiner neuen Völker auch in der That als höchstes Oberhaupt der griechischen Welt zu erscheinen, musste er sich natürlich einer besondern Krönung und einer neuen Gestaltung des Hofstaates unterziehen, wobei er begreiflicher Weise die Häupter derjenigen Faktion, die ihn berufen hatte, ja nicht vergessen durfte. Hätte Johannes das Gegentheil gethan, und ausschliesslich die alten trapezuntischen Höflinge um sich geduldet, würde die Anhänglichkeit und der Eifer jener grossen und einflussreichen Personen schnell erkaltet seyn. Denn dass diese Umwälzungen nicht etwa reiner, ungetrübter Eifer für Orthodoxie allein herbeigeführt, sondern Triebfedern anderer Natur dabei mitgespielt haben, geht aus mehr als *einem* Umstande hervor. Damals, wie zu allen Zeiten, galt die Vertheidigung der Religion als Deckmantel für jede noch so selbstsüchtige und ehrgeizige Absicht.

Wie richtig man in jenen Zeiten schon Michaels Uebertritt zur lateinischen Kirche bei den Höfen der Grossen zu würdigen wusste, ersieht man aus einem Zusatze des Ogerius zum mehrmal angeführten Actenstücke, in welchem ausdrücklich bemerkt wird, dass es gerade Anhänger der *lateinischen Kirche* waren, die sich bei dem beabsichtigten Sturze Michaels besonders thätig bewiesen. Selbst die Gesandtschaft an den Prätendenten bestand zum Theile aus ihnen: *apparuit autem*, heisst es, *quod sicut dispensarunt, et miserünt ipsi infideles ad eundem principem Trapesundae homines cum ipsis intimationibus, erant et Latini simul cum ipsis transmissis cooperantes ipsam legationem ipsorum.* Wer möchte bei diesem Treiben wohl die Machinationen des neapolitanisch-angioinischen Hofes und der übrigen lateinischen Nationen verkennen, die bei dem Untergange des gefährlichen und verhassten Paläologen zu gewinnen hatten? Trapezunt, welches seit dem Jahre 1210 n. Chr. bei den Byzantinern gänzlich in Vergessenheit versunken war, trat bei dieser Veranlassung neuerdings auf den Schauplatz der Völker; man erfuhr gleichsam in den westlichen Ländern, dass es ein trapezuntisches Reich, einen Kaiser von Trapezunt gebe. Und da sich derselbe als politischer und religiöser Widersacher Michaels ankündigte, beeilte man sich von Neid und Eifersucht getrieben, ihn als *Βασιλεὺς 'Ρωμαίων* anzuerkennen. Statt *„and the titl of Emperor was first assumed by the pride and envy of the grandson (sic) of Alexius,“* hätte Gibbon schreiben sollen: *Der Kaisertitel ward erst unter dem Gross-Comnen Johann II. von auswärtigen Reichen aus Hochmuth und Neid der Widersacher Michaels, und aus Feindschaft der angioinisch gesinnten Frankenhöfe gegen ihren Besieger öffentlich anerkannt.*

Dass es dem also sey, und dass Johannes anstatt *Βασιλεὺς 'Ανατολῆς* sich *Βασιλεὺς 'Ρωμαίων* auf Instigation der antimichael'schen Partei zu nennen anfing, bezeugt uns Haithon in seiner, zur Zeit dieses Johannes verfassten Tataren-Geschichte ausdrücklich, wenn er bei Erwähnung der Stadt Trapezunt schreibt: *Unum vero Gubernatorem annuatim consueverat transmittere Imperator (Byzant.) qui Dux dicebatur. Unde accidit quod quidam ex illis rectoribus seu Ducibus rebellis effectus tenuit terrae dominium pro se ipso et fecit se Regem, et ille qui nunc tenet terram*

Trapezuntis fecit se Imperatorem vocari. *) Diese Stelle lässt nichts mehr zu wünschen übrig.

Es begab sich, sagt Haithon, dass einer der Statthalter von Trapezunt die Oberherrschaft des Hofes zu Konstantinopel nicht mehr anerkannte und den Titel *Rex*, d. i. *Βασιλεύς* auf trapezuntisch und Թագաւոր, *Taghavor*, Kronenträger auf armenisch, annahm. Er sagt also hier geradezu, *Alexis*, der erste unabhängige Comnen, habe schon beim Antritte seiner Regierung den Namen *Βασιλεύς (Rex)* angenommen und sich nicht begnügt den alten Titel eines Dux fortzuführen; eine Beobachtung, die den mehrmal erwähnten gelehrten Männern gänzlich entgangen ist. **) Der zu *seiner* Zeit regierende Rex (*Βασιλεύς*), sagt Haithon weiter, habe sich *Imperator*, wiederum *Βασιλεύς* auf trapezuntisch, und Կայսեր *(Guaiser)* auf armenisch, nennen lassen. Bekannt ist es ja aus früheren Bestimmungen, dass das griechische Substantiv *Βασιλεύς* eigentlich *König (Rex)* bedeutet, aber aus Mangel eines besonderen Wortes auch den italischen Begriff *Imperator*, im Sinne der Soldatenkaiser und späteren Universalmonarchen von Konstantinopel bezeichnen musste.

Haithon, der den Fürsten Alexis von den Trapezuntiern *Βασιλεύς* nennen hörte, drückte es dann in der lateinischen Uebersetzung seines Werkes nach seiner ursprünglichen Bedeutung durch *Rex*, (Թագաւոր) aus, weil *Βασιλεύς* nur bei den Beherrschern von Konstantinopel durch *Imperator* übersetzt zu werden pflegte, was er als ein mit dem griechischen Sprachgebrauche nicht unbekannter Mann natürlich wissen musste. Diese Bemerkung verdient genau erwogen zu werden, sie bildet den Schluss-Stein zur ganzen Untersuchung über diesen Gegenstand, und ist einer der vornehmsten Hebel um die irrige Vorstellung der Geschichtschreiber hierin umzustürzen. Die Ehrfurcht vor dem Throne zu Konstantinopel war bei den Völkern zu gross, die Gewohnheit und das alte Herkommen in den Gemüthern der Menschen zu tief eingewurzelt, als dass es möglich gewesen wäre, den Begriff und die Würde eines *Βασιλεὺς 'Ρωμαίων* auf den Fürsten des unbekannten und wenig ausgedehnten Landstrichs von Trapezunt eher überzutragen, als ihn die öffentliche Stimme der Nation förmlich einlud in der Hauptstadt der griechischen Welt, der grössten und schönsten Stadt des Erdrundes, der Königinn der Städte (*τῇ Βασιλευούσῃ τῶν πόλεων*, قسطنطينية الكبري) seinen Sitz aufzuschlagen.

---

*) Haithon Hist. Orient. cap. XIII. Ed. Müller.

**) Dass Alexis I. nicht als byzantinischer Statthalter oder Herzog, wie der Armenier irriger Weise angibt, sondern als Eroberer aus Kolchis ausziehend nach Trapezunt gekommen sey, ist aus der Palastchronik hinlänglich erwiesen worden.

EILFTES KAPITEL.

Eudocia von Konstantinopel wird Kaiserin von Trapezunt.

Michaels drei und zwanzigjährige Regierung war ein beständiger Kampf gegen innere und äussere Feinde, voll Besorgniss und Unruhe. Durch Gold vorzüglich, und manchmal auch durch Waffen-Gewalt war es ihm gelungen die von Italien her aufsteigende Gefahr zu verscheuchen und im Parteigewühle zu Konstantinopel durch grausame Maassregeln sein Ansehen so weit zu befestigen, dass der trapezuntische Gegenkaiser nach Versäumung der ersten allgemeinen Verwirrung es nicht mehr wagen konnte, an der Spitze der Dissidenten die Hauptstadt anzugreifen. Eben so wenig fühlte sich aber Michael stark genug, seinen Nebenbuler im eigenem Lande heimzusuchen und zur Niederlegung der usurpirten Würde zu zwingen. Er suchte daher durch Gesandtschaften und durch die Künste der Beredtsamkeit die Ohnmacht seiner Waffen zu ersetzen. Abgeordnete erschienen zu Trapezunt mit der ernsten Mahnung, Johannes habe sofort den Kaisertitel so wie alle auf diese Würde Bezug habende Abzeichen und Sinnbilder abzulegen, und zu bedenken, dass er nur ein Theil des Reichs der Romäer; Michael aber, der auf dem Throne der grossen Hauptstadt sitze, allein *Βασιλεύς* zu nennen sey.

Zumuthungen in diesem Sinne wurden am Hofe des Gross-Comnens seit dem Jahre 1279 immerfort gemacht, konnten aber den vorgesetzten Erfolg natürlicher Weise niemals erreichen, weil es wenige Völker gibt, die sich ohne Widerwillen von andern vorschreiben lassen, welche Form sie ihrer Staatsverwaltung geben sollen. *Τοῦτο γοῦν πολλάκις*, schreibt Pachymeres, *ποιῶν οὐδὲν πλέον ἤνυτεν ἢ τὸ δοκεῖν μηδὲν ἔχων ἀνύτειν.* *) Man lachte zu Trapezunt über Michaels Zumuthungen und suchte endlich dadurch aller ferneren Anträge dieser Natur los zu werden, dass man erklärte, „es sey die kaiserliche Würde ein altes Erbtheil von Zeiten der Vorfahren, und man könne sie ohne eigene Beschimpfung und Erniedrigung nicht preis geben. Wenn sich Johannes auch bereitwillig zeigte, sich diessfalls den Wünschen Michaels zu fügen, so würden es doch die Grossen des Reichs **) niemals gestatten, weil mit dem Erlöschen kaiserlichen Glanzes auch ihre Herrlichkeit zum Theile untergehe. Und warum gönne man ihm denn die purpurrothen Stiefel und den Kaiser-Namen nicht, da er doch von jeher in unbestrittenem Besitze aller kaiserlichen Rechte und Ehren sey, als da sind die Adoration von Seiten seiner Unterthanen, das Recht Friede und Verträge zu schliessen, oder Krieg zu führen!“

---

*) Pachymen. lib. 17. cap. 34.

**) *Μείω γὰρ φθόνον πεδίλων εἶναι κοκκοβαφῶν καὶ Βασιλείας ὀνόματος τῷ τὰ μείζω ἔχοντι· τὰ δ' ἦν ὡς ἔλεγεν, ὑπόπτωσίς τε καὶ δουλικὴ ἐντυχία καὶ εἰρηνικαὶ σπονδαὶ καὶ πρὸς τὸ συγκεχειρηκὸς ἐφ' ἅπασιν.*

Pachym. ibidem.

Da nun auf diesem Wege nichts zu bewirken war, beschloss Michael den hartnäckigen Comnen, der in der Blüthe der Jahre war und vor kurzer Zeit den Thron bestiegen hatte, dadurch in sein Interesse zu ziehen, dass er ihm eine seiner Töchter zur Gemahlin bot. Auf eine solche Weise, dachte er, würde Johannes Mitglied der paläologischen Familie, und das Aergerniss, dass ausser dem Beherrscher von Konstantinopel noch Jemand eigenmächtig sich *Βασιλεύς* nenne, verschwinden; indem es doch immer den Anschein hätte, dass des Tochtermannes Ehrentitel nur ein Ausfluss der obersten kaiserlichen Macht-Vollkommenheit Michaels sey. Er sandte daher den Geschichtschreiber und Gross-Kanzler Akropolita mit einigen angesehenen Männern nach Trapezunt und lud Johannes an das Hoflager nach Konstantinopel ein, um sich dort mit Eudocia, Michaels dritter Tochter zu verehlichen. Diese neuen Anträge fanden aber eben so wenig eine günstige Aufnahme als die frühern. Die Grossen wollten ihre Einwilligung nicht geben, und Johannes zeigte selbst wenig Lust die vorgeschlagene Reise anzutreten. Man merkte nämlich gar zu gut, was Michael eigentlich wollte. Man traute dem alten, grausamen, argwöhnischen Paläologen nicht; denn der geblendete, in enger Gewahrsame gehaltene Lascaris zeigte nur zu deutlich, welches Schicksal Johannes zu erwarten habe, wenn er unvorsichtig genug wäre, auf die glatten Worte des alten Tyrannen bauend sich ihm zu überliefern. Man suchte daher Ausflüchte.

Durch Erfahrung aus früheren Zeiten, hiess es, habe man sich hinlänglich überzeugt, dass es für das trapezuntische Regentenhaus vortheilhafter sey, Heirathsverträge mit den benachbarten Fürsten abschliessen. Man habe einen zu hohen Begriff von Michaels konstantinopolitanischer Kaiser-Würde, als dass der Beherrscher eines mittelmässigen Reichs, wie der Gross-Comnen sey, sich ermessen sollte, die Hand nach einer seiner Töchter auszustrecken. Pachymeres hat die Schwachheit zu glauben, die Trapezuntier haben es mit diesen Entschuldigungen ernstlich gemeint und aus lauter Bescheidenheit die Hand der kaiserlichen Prinzessin ausgeschlagen. Mit dieser Antwort zogen die Gesandten wieder ab. Michael liess sich nicht abschrecken, sondern schickte von Zeit zu Zeit erneuerte Anträge, suchte bald durch Drohungen zu schrecken, bald durch glänzende Hoffnungen zu täuschen; aber alles blieb ohne Erfolg, weil sich Michael durch frühere Treulosigkeiten um allen Glauben gebracht hatte. Nach langen Unterhandlungen schickte er endlich die vornehmsten Beamten des Palastes und der Kirche, um durch einen feierlichen Eid vor dem Kaiser und den Grossen des trapezuntischen Reichs zu erhärten, er gehe ohne Hinterlist und Trug zu Werke, und thue alle diese Schritte nur von dem aufrichtigsten Verlangen beseelt, den jungen Gross-Comnen gleich einem Mitgliede seiner Familie aufzunehmen und mit seiner jüngsten Tochter zu verbinden. Durch diesen Eid schwand endlich aller Verdacht. Johannes schiffte sich mit seinem Hofstaate und den Gesandten nach Konstantinopel ein im Jahre 1282 nach Christus. *)

Wenn Pachymeres, der Priester und Höfling, die Wahrheit erzählt, was aber sehr bezweifelt werden muss, war der Gross-Comnen entweder ein über alle Begriffe schwacher Mann, oder er glaubte durch seine Verbindung mit einer paläologischen Prinzessin grosse Vortheile für sein Haus zu erlangen, weil er sich ohne diese Voraussetzung den Demüthigungen nicht unterworfen hätte, welche die byzantinischen Höflinge ihm abzunöthigen später Mittel fanden. Vor der Abreise hatte man, sagt Pachymeres, festgesetzt, Johannes soll nicht mit den Insignien der Imperator-Würde, sondern nur im Aufzuge des nächst niederern Grades, das ist, eines

---

*) Pachymeres lib. VI. cap. 34. Bzovius Annal. Eccles. ad ann. 1281. pag. 925. Nach griech. Kalkul fing das Jahr 1282 mit dem *ersten* September 1281 nach unserer Art zu zählen an, daher die Verschiedenheit der Angaben.

Despoten vor Michael erscheinen, aus Zartgefühl für den alten Kaiser, hiess es, dem er das Vergnügen nicht entziehen soll, ihm nach geschehener Verbindung die Zeichen der Macht mit Gewinn an Ruhm, Gewalt und Rechten wieder zurückzustellen. Allein nachdem man die Grenzen des konstantinopolitanischen Reichs überschritten hatte, liess er sich sogar bereden, statt der rothen Stiefel schwarze anzuziehen und nicht einmal im Kleide des Despotats den Hof zu betreten, der sich damals von der Hauptstadt entfernt zu Lopadium in Kleinasien aufhielt. Dort fand die feierliche Zusammenkunft Statt. Nach wenigen Tagen kehrte man nach Konstantinopel zurück, wo sich Johannes ungefähr einen Monat aufhielt und dann mit seiner Neuvermählten nach Trapezunt zurücksegelte. Dass während dieser Zeit geheime Unterhandlungen unter beiden Nebenbulern um die höchste Würde gepflogen worden sind, ist keinem Zweifel unterworfen, obwohl uns der kleinliche und verkrüppelte Pachymeres nichts davon hinterlassen hat. Soviel scheint ausgemacht, dass Johannes auf die Benennung *Βασιλεὺς 'Ρωμαίων* hier Verzicht leistete, weil dieser Ausdruck in keinem spätern Monumente gefunden wird. Ob ihm aber der byzantinische Hochmuth damals förmlich den Rang eines Kaisers von Trapezunt und Selbstherrschers von Anatolien, den sich schon der erste Alexis beigelegt hatte, zugestanden habe, ist freilich wahrscheinlich, lässt sich aber auf diplomatischem Wege nicht beweisen. Es verging vielmehr noch ein volles Jahrhundert bis die Paläologen ihren Stolz soweit herabstimmten, die Gross-Comnenen als Kaiser von Trapezunt anzuerkennen. Laoniens, Ducas und Phranzes, sämmtlich aus dem fünfzehnten Jahrhunderte, sind die ersten Byzantiner, in denen man den Ausdruck *Βασιλεὺς Τραπεζοῦντος* liest.

Man muss sich aber nebenbei erinnern, dass die Paläologen damals ausser der halbverödeten Stadt Konstantinopel nur wenig oder gar kein Gebiet besassen, und den Beistand der Trapezuntier gegen die osmanischen Türken gerne angenommen hätten.

Nur Nicephorus Gregoras in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahr-
hunderts scheint den Hofpatriotismus in einigen Stellen seiner Ge-
schichten nicht ganz rein bewahrt zu haben, wenn er die paläolo-
gische Gemahlin des um das Jahr 1337 regierenden Gross-Comnens
dreimal *Εἰρήνη ἡ Βασιλὶς τῶν Τραπεζουντίων* nennt. *) Den Gross-
Comnen selbst *Βασιλεύς* zu nennen, konnte er noch nicht über
sich gewinnen. Wenn man sich aber auf den oben benannten Be-
richt des Pachymeres beziehen wollte, hätte man dem Trapezun-
tier im Hofceremoniel nur den Rang eines Despoten zugestanden;
was noch viel deutlicher aus einer im Andronicus vorkommenden
Stelle hervorgeht, wo es heisst, dass dieser Imperator seine Toch-
ter als vermeintliche Braut des Alexis Comnenus im Jahre 1298
mit den Symbolen der Despoten-Würde bekleidete, *ὥστε καὶ αὐτό-
θεν δεσποτικοῖς παρασήμοις τὴν κόρην ἐκόσμει καὶ νύμφην ὠνόμαζε.* **)
Johannes hatte wenig Geist, und liess sich vielleicht durch blinde
Ehrfurcht gegen den alten Thron zu Konstantinopel geblendet jede
Demüthigung gefallen, durch welche sich der Paläolog für die Un-
möglichkeit das kolchische Reich mit Waffen zu erobern, rächen
wollte. Die Grossen aber, die ihn begleiteten, und die Schritte
des unerfahrnen Mannes leiten sollten, wurden höchst wahrschein-
lich durch reiche Geschenke und andere höfische Künste gewonnen
und zur Nachgiebigkeit bewogen, denn für Gold war damals den
Griechen Alles feil. Johannes und seine Begleiter, in der Nähe
des Kaukasus aufgewachsen, hatten das grosse Konstantinopel noch
niemals gesehen, und kannten die Herrlichkeiten dieser Stadt nur
durch Gerüchte. Zu dem hatte Michael auf seine Zeitgenossen
durch Wiedereroberung der griechischen Hauptstadt über die Abend-
länder, einen tiefen Eindruck gemacht und einen Glanz um seinen
Namen gezogen, der weit über die byzantinische Welt hinaus-

---

*) Nicephorus Greg. lib. XI. cap. 8. *Α Β Γ Δ.*

**) Pachymer. in Andronico. lib. IV. cap. 7.

leuchtete. Michael nannte sich auch in seinen Unterschriften den Schöpfer des romäischen Reichs, einen neuen Konstantin, und seine Schmeichler schämten sich nicht, ihn den berühmtesten unter den Selbstherrschern, den hochherzigen, den himmlischen, das Schrecken und den Ruhm der vier Weltgegenden zu nennen. *)

War es also ein Wunder, wenn Johannes, verlassen von dem edlen Selbstgefühle, welches nur das Bewusstseyn Grosses gethan zu haben einflösst, beim Anblicke des bezaubernden Glanzes am Hofe Michaels seine eigene Kleinheit fühlte. Der Eindruck, den diese Tage auf das Gemüth des Gross-Comnens gemacht haben, verliess ihn während der übrigen Zeit seines Lebens nicht mehr. Er blieb dem Throne der Paläologen standhaft ergeben, und es ist zu glauben, dass es gar keine grosse Mühe von Seite Michaels erfodert hätte, um seine Oberherrschaft über das trapezuntische Reich bei seinem Tochtermanne geltend zu machen, wenn sich einer solchen Nachgiebigkeit des Kaisers nicht die Häupter der trapezuntischen Aristokraten entgegengesetzt haben würden.

---

*) 'Ο κλεῖνος ἐν 'Αυτοκράτορσι Μιχαήλ, τὸ μέγα τῆς ἑώας καὶ ἑσπερίου λήξεως ὄνομα, μᾶλλον δὲ τῆς οἰκουμενικῆς τετραμερείας, τὸ φοβερὸν καὶ ἀγακλεὲς περιθρύλλημα . . . . . ὁ μεγαλόνους, ἄνθρωπος δὲ οὐράνιος, ὁ μεγαλουργὸς καὶ μεγαλεπήβολος.

Georg. Metochit. Orat. prim. histor.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Politischer Zustand des Reiches unter Johannes II. Innere Unruhen. Der Distrikt von Chalybia geht an die Turkmanen verloren.

Mit dem Regierungsantritte dieses Fürsten nahm die auswärtige Politik des trapezuntischen Hofes jenen Charakter von Zaghaftigkeit an, den man von jeher für ein sicheres Zeichen erschlaffter Spannkraft und selbstbewusster Schwäche angesehen hat. Während die vorhergehenden Herrscher von einem gewissen Ungestüm fortgetrieben herwärts benachbarte Feinde anfielen, überliess sich Johannes einer thatenlosen Ruhe. Georgs Katastrophe schien allen Drang nach Erweiterung der Grenzen in seiner Brust getödtet zu haben, und die wiederholten Aufstände alt-trapezuntischer Kronvasallen verkündeten ihm deutlich genug, dass mit dem Verlurste der kriegerischen Tugenden in der Herrscherfamilie auch die Achtung und das Pflichtgefühl mächtiger Unterthanen dahingeschwunden sey. Desswegen redete er zu den byzantinischen Gesandten ja nur von *εἰρηνικαὶ σπονδαί*, und liess in den Verhandlungen mit dem Auslande allenthalben sein Verlangen nach Frieden hervorleuchten.

Glücklicher Weise bedrängte damals kein Eroberer die ruheliebenden Völker jener Gegenden des Morgenlandes, und Trapezunt, dem Namen nach der Il-Chanendynastie von Tauris untergeordnet, genoss die Vortheile, in einem grossen Staatenbunde verflochten zu seyn, ohne eigentlich die Lasten einer solchen Verbindung zu fühlen, wie wir dieses bei den Königen von Klein-

Armenien um diese Zeit finden, die zwischen den räuberischen Turkmanen von Rum und den mamlukisch-arabischen Heeren eingeengt, von beiden misshandelt und von ihren obersten Schutzherren, den taurisischen Chanen und den Statthaltern derselben im seldschukischen Lande Rum selten mit Nachdruck vertheidiget, mehrmal aber preis gegeben wurden.

Nach Hulaku's Tode um das Jahr 1265 n. Chr. milderte sich der kriegerische Ungestüm der Mongolen sie fingen an die Süssigkeiten des Himmelstriches zu schmecken und selbst ihre Kriege in Syrien ohne dauerhafte Anstrengung und ohne entscheidendes Glück zu führen. Dabei war das Kontingent, wenn Johannes anders noch eines stellte, so unbedeutend, dass es die gleichzeitigen Chroniken nicht der Mühe werth finden, desselben namentlich Erwähnung zu thun, sondern unter der allgemeinen Benennung *Iberier*, oder Christen des Morgenlandes alle Hülfsvölker vom Kaukasus und den nahen Meeresküsten begreifen. Dieses konnten sie auch um so unbedenklicher thun, da die trapezuntischen Imperatoren um diese Zeit ihre Streitkräfte ausschliesslich aus den angrenzenden kaukasischen Fürstenthümern zogen, die nach Unterjochung Georgiens durch die Mongolen und bei der gesunkenen Macht der Gross-Comnenen, einem Könige aus ihrer Mitte gehorchten. Man kann daher füglich den Satz aufstellen, *Trapezunt sey nach Hulaku's Tode von aller Verbindlichkeit gegen Tauris frei gewesen.* Dass Johannes mit dem Chan in glücklichem Einverständnisse gelebt habe, ist um so gewisser, da Abakha, اباقا, Nachfolger Hulaku's von 1265 — 1282 nicht nur ein Freund der Christen überhaupt, sondera insbesondere noch durch Vermählung mit einer Schwester der trapezuntischen Kaiserin, mit dem Gross-Comnen verschwägert war.

Michael Paläologus, der das Ansehen seiner neuen Dynastie unter Christen und Nichtchristen verbreiten und durch Verbindungen mit den grössten Fürsten seiner Zeit befestigen wollte, schätzte sich nämlich glücklich dem grossen Hulaku, dessen Name nach der Eroberung von Bagdad sich über den ganzen Erdboden verbreitet hatte, Maria seine unächte Tochter als Gemahlin zu übersenden. Ein Priester von hohem Range führte die Braut mit glänzender Ausstattung durch Klein-Asien an das mongolische Hoflager nach Tauris. Allein vor ihrer Ankunft daselbst war der Bräutigam gestorben und Abakha, sein Sohn, erbte das Reich und die schöne Griechin zu gleicher Zeit, da sie nicht den geringsten Anstand nahm, dem jungen König der Könige die Hand zu reichen. *)

Allein nicht nur die Bande der Blutsverwandtschaft, sondern auch das politische Interesse musste dem Chan milde Gesinnungen gegen Trapezunt einflössen. Denn als Heiden kamen die Mongolen-Fürsten auf den Thron von Tauris, von welchem aus alle Länder vom Dschihhun bis an den bithynischen Olympus Gesetze erhielten. Die Bewohner dieser ungeheuren Ländermasse waren der Hauptsache nach Christen und Muhammedaner. Die ersteren machten in den nordwestlichen, die letzteren aber in den östlichen und südlichen Provinzen die Mehrzahl aus. Lange blieben die Chane unschlüssig, welche von beiden herrschenden Religions-Parteien ihrer untergebenen Völker sie ergreifen sollten. Von beiden Theilen bemühte man sich eifrig ihre Bekehrung zu erzielen. Die römischen Päpste von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, besonders Innocenz IV., Gregor IX. und Nicolaus IV. gaben sich alle ersinnliche Mühe diese gewaltigen Eroberer für die römische Kirche zu gewinnen. Begeisterte Mönche der eben neuentstandenen Minoriten- und Prediger-Orden erschienen in den Palästen zu Tauris und auf der ganzen Oberfläche des Mongolen-Reichs, um die christliche Lehre zu verkünden. Und alle diese Glaubensboten nahmen ihren Weg über das schwarze Meer, durch die

---

*) Pachymeres, lib. III. cap. 3.

Hauptstadt und das Gebiet des Kaisers von Trapezunt. Hätten die Chane lauter christliche Unterthanen gehabt, würden sie die Lehre derselben ohne Zweifel angenommen haben; so aber waren sie sicher, durch öffentliche Bekennung des Christenthums sich den Hass der ganzen muhammedanischen Bevölkerung aufzuladen, und dadurch selbst die Sicherheit ihres Reichs zu gefährden, weil die Bekenner des Islam an den Mamluken-Sultanen von Egypten und Syrien eine mächtige Stütze hatten. So lange daher in dem Kriege gegen diese Mamluken von den Christen aus Europa Hülfe zu erwarten war, zögerten die Chane schlau mit ihrer Erklärung, beschützten die Ausübung der christlichen Religion, nahmen selbst mehrere Gebräuche derselben in ihr Hofceremoniel auf, schickten Gesandte an die Päpste und an die Könige von Frankreich, um sie zu vermögen einen allgemeinen Angriff von dem Mittelmeere her auf die syrischen Küsten zu machen, während sie selbst an der Spitze der Mongolen und der Christen vom Kaukasus, von Trapezunt und Armenien, von Iran aus die Feinde ängstigen wollten, um auf solche Weise diesen unversöhnlichen Gegnern des christlichen Namens die heilige Stadt Jerusalem zu entreissen. Man sieht, dass die Mongolen die schwache Seite der Christen jenes Zeitalters wohl kannten und zu benützen verstanden. Ihnen war, wie Mangu-Chan dem Minoriten Ruybrök schon im Jahre 1254 erklärt hatte, im Grunde jede Religion ehrwürdig, weil man nach ihrer Vorstellung in allen den Weg des Heils finden könne. Aus gleichen Gründen suchte schon Hulaku eine Verbindung mit Konstantinopel herzustellen, und verschmähte auch nicht die Allianz des zwar nicht so mächtigen, aber seiner Lage wegen nichts weniger als unbedeutenden Gebieters von Trapezunt.

Wenn Johannes auf diese Weise von den Mongolen in Tauris nicht ferner angefochten wurde, blieb doch den einheimischen Grossen sowohl als den umliegenden Volksstämmen seine Schwäche kein Geheimniss. Schon vor seiner Reise nach Konstantinopel konnte ein Aufruhr des Papadopulo, eines trapezuntischen Lehenträgers, nicht ohne Mühe gedämpfet werden, und während der Abwesenheit des Kaisers hatte David, König von Iberien, einen Angriff auf die Hauptstadt selbst gemacht, von welcher er zwar mit Verlurst weggetrieben wurde, aber nur um nachher mit einem desto grösseren Kriegsheere zum zweiten Mal heranzurücken. In der Zwischenzeit erschien der früher an die Feinde verrathene Gross-Comnen Georg an der Spitze muhammedanischer Hülfsschaaren im Lande, um den verlornen Thron wieder einzunehmen, wurde aber geschlagen und gefangen. Zugleich mit ihm suchte des Kaisers Halbschwester Theodora Comnena, Manuels Tochter von seiner iberischen Gemahlin, die Krone an sich zu reissen, was ihr nach einer Angabe der Palastchronik auf eine kurze Zeit auch gelungen ist; ob mit Hülfe aufrührerischer Vasallen, oder des Königs von Iberien wird nicht beigefügt. Nach kurzer Herrschaft wurde sie wieder in ihre Burg Skamnis zurückgedrängt.

Verderblicher als alle diese vorübergehenden Ungewitter war der grosse Angriff, den die Turkmanen von Kappadocien aus unter seiner Regierung auf die westlichen Gegenden des Reiches machten. Es war dieses nicht ein flüchtiger Zug um Beute zu machen, Lösegelder zu erpressen oder Sclaven wegzuführen; — niederlassen wollten sich die muhammedanischen Horden in den Waldthälern und auf den grasreichen Auen von Trapezunt. Der ganze Bergdistrikt von Chalybia wurde öde gelegt und, von seinen Bebauern verlassen, — in Weideplätze und Niederlassungen für turkmanische Viehhirten umgewandelt. *) Dass Johannes unter diesen traurigen Umständen an ritterliche Bekämpfung der Feinde des christlichen Namens in Syrien und Palästina nicht denken konnte, ist leicht

---

*) Ἐν γὰρ τῇ βασιλείᾳ αὐτοῦ παρέλαβον οἱ Τοῦρκοι τὴν Χαλυβίαν· καὶ γέγονε παρ' αὐτῶν μεγάλη ἐπιδρομὴ ὥστε ἀοίκους γενέσθαι τὰς χώρας ὅλας.
Panaret. Mss. fol. 289.

begreiflich. Dessen ungeachtet machte Papst Nicolaus IV. unmittelbar nach dem Verlurst von Ptolemais, dem vorzüglichsten Bollwerke des christlichen Namens im Orient, einen Versuch, den Eifer desselben gegen die Mamlukensultane zu entflammen. In einem Briefe voll Salbung, wie Wadding der Minorit versichert, schrieb er an den Gross-Comnen und an den Vetter desselben, Arghun-Chan von Tauris, so wie an mehrere andere Fürsten des Morgenlandes um Hülfe gegen den gewaltigen Malec-Nasr, Sultan von Egypten und Syrien. *)

Die Geschichte hat nirgends aufgezeichnet, dass die dringenden Ermahnungen des heiligen Vaters bei dem Kaiser von Trapezunt und in den übrigen Ländern Asiens eine bessere Wirkung hervorgebracht haben, als im Abendlande. Arghun-Chan starb im nämlichen Jahre noch, und sein Nachfolger war ein unthätiger Wohllüstling. — Fünf Jahre später verschied auch Johannes der Gross-Comnen auf der festen Burg zu Limnia, nachdem er achtzehn Jahre lang unter den heftigsten inneren und auswärtigen Unruhen mit schwacher Hand die Zügel des trapezuntischen Reiches gelenket hatte. **)

---

*) Wadding. Tom. V. pag. 254. ad ann. 1291. Nec solum occidentales Principes, verum etiam orientales, Andronicum Palaeologum graecum Imperatorem, Joannem Comnenum Imperatorem Trapezuntii, Argonem regem Tartarorum orientalium, regesque Armeniorum, Iberorum et Georgianorum, singulos ingenti affectu litteris suis sollicitans.
Spondan. Annal. Eccles. ad ann. 1291.

**) Panaretos, Mss. fol. 289.

DREIZEHNTES KAPITEL.

Alexis II. besteigt den Thron J. 1297. Kampf gegen Turkmanen und Genueser.

Johannes hatte zwei Söhne hinterlassen, Alexis und Michael. Von diesen folgte der ältere seinem Vater in der Regierung; Michael aber, der jüngere, wurde von seiner Mutter an den Hof des ältern Andronicus nach Konstantinopel zurückgebracht, vermuthlich um den trapezuntischen Factionen jede Veranlassung zu nehmen, den inneren Frieden zu stören. *) Eudocia scheint eine treffliche und hochherzige Frau gewesen zu seyn, wie aus ihrem Benehmen am Hofe zu Byzanz, wo man sie mit aller ihrem Range und ihrem Unglücke gebührenden Achtung behandelte, hervorgeht. Denn nachdem die Wittwen-Trauer vorüber war, bewarb sich der König von Servien (ὁ Κράλης τῶν Σερβῶν) um ihre Hand, und Andronicus der Kaiser, suchte sie auf jede Weise zu bereden, der neuen und ausgezeichneten Verbindung mit einem mächtigen Könige sich nicht zu widersetzen, weil im Falle ihrer Einwilligung für das von den osmanischen Türken geängstigte Reich grosse Vortheile entstehen könnten. Allein Eudocia entgegnete, sie wolle die Treue, welche sie ihrem Manne geschworen, auch nach seinem Tode nicht verletzen, und nicht nur dem Kral von Servien, sondern auch jedem noch so gewaltigen Könige ziehe sie das Andenken an denselben vor: sie überlasse dieses Glück andern, die nach dem Erlöschen der ersten Hochzeitfackel noch Neigung für einen andern Mann empfinden können. *)

---

*) Pachymer. lib. III. cap. 29. in Andron. Niceph. Gregor. lib. VI. cap. 9. Edit Paris.

Alexis war bei seiner Thronbesteigung ungefähr fünfzehn Jahre alt, da er zu Trapezunt geboren wurde, bevor ein Jahr nach der Vermählung des Gross-Comnens Johannes mit Eudocia verflossen war. Das erste Geschäft des neuen Imperators war, die lästigen Bande zu zerreissen, mit welchen die Schwäche des Vaters sein Haus an das Interesse der Paläologen geknüpft hatte. Sterbend noch hatte dieser den jungen Alexis der Vormundschaft seines Schwagers Andronicus empfohlen. In dieser Eigenschaft hatte nun der Paläologe seinem Mündel die Tochter des Chumnus, eines sehr reichen und angesehenen Hofbeamten zur Gemahlin bestimmt. Sofort wurde sie ohne vorhergegangene Zustimmung des gesetzlich dem Vormunde untergeordneten Alexis mit den Insignien der neuen Würde geschmückt, und Braut des trapezuntischen Alexis genannt. Dieser aber, ein Jüngling voll Feuer und nach Unabhängigkeit von auswärtigem Einflusse strebend, vereitelte den Plan des Andronicus dadurch, dass er sich mit der Tochter eines iberischen Fürsten entweder aus eigenem Antriebe oder von seinen gleichgestimmten Rathgebern aufgemuntert, ohne Vorwissen desselben vermählte, und durch diesen Schritt den festen Entschluss ankündete, die Selbstständigkeit des Reichs so wie seiner Person zu behaupten. Umsonst bezog sich Andronicus auf die Gesetze der Vormundschaft, die ihm über den jungen Fürsten Vaterrechte ertheilen, umsonst auf die letzte Willensmeinung des Gross-Comnens Johannes, um die eingegangene Verbindung rückgängig zu machen.

Alexis kümmerte sich wenig um die selbstsüchtigen Verfügungen des Kaisers von Konstantinopel, und fuhr fort als unabhängiger Monarch die Geschäfte seines Staates zu verwalten. Da

---

*) Pachym. in Andr. lib. III. cap. 30. pag. 155.

Andronicus nicht mächtig genug war, um seinen Verfügungen mit gewaffneter Macht Gehorsam zu verschaffen, veranstaltete er eine Synode der hohen Geistlichkeit; welche erklären sollte, dass die eheliche Verbindung des jungen Alexis mit der iberischen Fürstentochter göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider sey und als solche aufgelöst werden müsse. Unter den Mitgliedern dieser Synode gab es zwar einige, die dem Hofe ergeben waren. Allein der Patriarch und der grösste Theil der Uebrigen fanden keinen Grund das Geschehene für ungültig zu erklären, und zwar um so weniger, da die Neuvermählte bereits gesegneten Leibes war. Um den Streit zu schlichten erbot sich die verwittwete Kaiserin und Mutter des Alexis, selbst nach Trapezunt zu segeln, weil sie die Ueberzeugung nähre, den hartnäckigen Widerstand des Jünglings durch persönliche Gegenwart leichter zu besiegen, als es durch schriftliches Zureden geschehen könne. Andronicus gab seine Einwilligung zur Abreise. Allein Eudocia, die nichts anders wünschte, als den Rest ihrer Tage bei ihrem Sohne, dem Gross-Comnen zu beschliessen, war kaum daselbst angekommen, als sie demselben gerade das Gegentheil von dem rieth, was sie zu Konstantinopel vorgewendet hatte. Von dieser Zeit an unterblieb der wechselseitige Verkehr beider Höfe auf lange Zeit. *)

Nachdem Alexis auf diese Weise seine Person und seine Staaten von dem lästigen Einflusse byzantinischer Obervormundschaft befreit hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Kampf mit den Turkmanen, die nach Eroberung von Chalybia bis Kerasunt, der zweiten Stadt des Reichs, vorgedrungen waren. Dort brachte ihnen Alexis eine grosse Niederlage bei und trieb sie wieder in die Gebirge zurück. **) Mit gleicher Standhaftigkeit bestrafte er bald darauf die Ungerechtigkeit und den Uebermuth der in seinem Lande ansässigen Fremdlinge aus Italien. Wie der Handel mit den Producten des Orients, welchen vorzüglich die italischen Freistaaten Genua und Venedig an den syrischen Küsten trieben, anfangs durch die Verbote der dritten lateinischen Kirchenversammlung, und später durch die feindseligen Mamluken-Sultane von Egypten erschwert und nach Zerstörung des reichen Emporiums von Ptolemais beinahe gänzlich gehemmt war: brach er sich eine neue Bahn am Kaukasus und Pontus Euxinus. Die grosse Stadt Trapezus, die neu angelegten Kolonieen Tana und Caffa und die uralten Häfen der Phasisländer nahmen in dem Grade an Lebhaftigkeit zu, wie die phönizische Küste zur Einöde zurücksank. Die Genueser, welche durch die konstantinopolitanische Revolution vom Jahre 1261 die Wirkungen der von 1204 vollkommen aufgewogen und durch Anlegung von Caffa ihren Handel unabhängig von Tana begründet hatten, fingen nach dem bemeldeten Zeitpunkte an, die venetianische Flagge aus jenen Gegenden zu verdrängen. Trapezunt, wo nach dem Zeugniss des Masudi schon in den früheren Jahrhunderten ein sehr lebhafter Verkehr mit nahen und entfernten Völkerschaften Statt fand,*) wurde durch die neue Richtung des indischen Welthandels eines der wichtigsten Emporien jener Gegenden. In den Magazinen daselbst wurden die von Balk und Tauris eingeführten Waaren aufgehäuft und von genuesischen Handelsflotten abgeholt.**)

---

*) Pachym. in Andron. lib. IV. cap. 7. pag. 166.

**) *'Εκράτησεν ὁ Βασιλεὺς κῦρ 'Αλέξιος κατὰ τῶν Τούρκων, καὶ ἐν τῇ Κερασοῦντι καταλαβὼν ἐπίασε τὸν Κουσουγανιν ἔτει ,ςωι μηνὸς σεπτεμβρίου, ὅτι καὶ ἐσκοτώθησαν Τοῦρκοι πολλοί.* Panar. Mss. Fol. 290. recto.

Das Jahr, in welchem die Genueser zuerst in dieser Stadt erschienen sind, ist nirgends aufgezeichnet. Ohne Zweifel aber gründeten sie die trapezuntische Niederlassung schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, da Pachymeres um das Jahr

---

*) Notices et Extraits des Manuscripts du Roy. Tom. I. pag. 16. artic. ماصودي

**) Hüllemann Geschichte des byzantinischen Handels. pag. 10.

1306 sonst nicht hätte schreiben können, *τοῖς Γενουίταις .... ἐξ ἀρχαίου κατοικοῦσι τὴν τῶν Τραπεζουντίων χώραν.**) Von den ersten Zeiten an, hatten sie eine nicht unbedeutende Abgabe von den ausgeführten Waaren an die kaiserliche Schatzkammer bezahlt. Nach Sammlung grosser Reichthümer aber wurden sie übermüthig, und weigerten sich hinfort die üblichen Gebühren zu erlegen, weil es nach ihrer Meinung ungerecht sey, dass sie dem Beherrscher von Trapezunt Zölle entrichten sollen, während ihnen der Kaiser von Konstantinopel in seinen ausgedehnten Staaten gänzliche Zollfreiheit zugestanden habe. Im Jahre 1306 erschienen daher Gesandte von der Republik Genua am Hofe des jungen Alexis, um für die Schiffe ihrer Nation einen dem konstantinopolitanischen ähnlichen Handelsvertrag auszuwirken, und drohten zugleich, im Falle der Kaiser sich weigern sollte ihrem Begehren zu willfahren, allen Handelsverkehr mit seinen Staaten abzubrechen. Alexis, welchem durch eine solche Verordnung ein nicht unbedeutender Theil seiner Einkünfte entgangen wäre, schlug ihr Gesuch ab. Sofort liessen die Gesandten in Trapezunt ausrufen, alle genuesische Bürger sollen sich bereit halten, um sich auf der eben damals im Hafen liegenden Handelsflotte mit all ihrem beweglichem Gute einzuschiffen. Alexis kümmerte sich um ihren Abzug nicht im geringsten, weil er nur gar zu gut wusste, dass die Venetianer augenblicklich die verlassene Stelle einnehmen und die gewöhnlichen Zoll-Abgaben gerne entrichten würden: nur foderte er vor dem Abzuge noch den bis auf jenen Tag betreffenden Antheil von allen in seinen Staaten aufgehäuften Waaren der Genueser. Mit Stolz verweigerten diese die Entrichtung desselben. Alexis liess die iberische Besatzung ausrücken, um mit Gewalt zu erzwingen, was ihm die übermüthigen Fremdlinge gutwillig verweigerten. Es entspann sich ein heftiges Gefecht, in welchem von beiden Seiten viele Leute fielen, und die Genueser endlich unterliegen mussten. Um ihren Rückzug auf die Schiffe leichter zu bewerkstelligen und die Trapezuntier vom Verfolgen abzuhalten, legten sie in den Vorstädten Feuer an, welches zwar einen grossen Theil derselben in Asche legte, aber auch die genuesischen Magazine ergriff und zwölf Schiffsladungen der köstlichsten Waaren verzehrte. Dieser empfindliche Verlurst an Mannschaft und Eigenthum brach den Uebermuth der Italiener, welche hierauf mit Alexis Frieden und einen neuen auf billigen Bedingungen ruhenden Handelsvertrag abschlossen, wie uns Pachymeres in der oben angeführten Stelle versichert.

---

*) Pachymeres in Andronico. lib. V. cap. 29. Marini Sanut. pag. 899. ap. Murat. Tom. XXII.

Leider haben sich bei den einheimischen Schriftstellern von Genua über diese für beide Theile nicht unwichtige Begebenheit, so wie überhaupt über den Verkehr mit Trapezunt im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts keine Nachrichten erhalten, ein Mangel, den schon Bizari bei Verfassung seiner Jahrbücher des genuesischen Volkes zu bedauern Gelegenheit hatte.*)

Wenn die Trapezuntier auch zu Lande hin und wieder Vortheile über die Feinde erfochten, so wurden sie dagegen zur See, so viel man weiss, immer geschlagen. Obwohl sie die Lage ihres Landes am Busen eines weiten Meeres, die unzerstörbaren Waldungen ihrer Küsten, und das Beispiel naher und ferner Nationen zu Handel und Schiff-Fahrt, sowie die Unsicherheit der dortigen Gewässer zur Tapferkeit im Seekriege aufmunterten: waren sie doch von dem Charakter der Zaghaftigkeit und Aërgie, der die ganze griechische Nation in den letzten Jahrhunderten ihres politischen Daseyns wie gefesselt hielt, so sehr durchdrungen, dass die muhammedanischen Seeräuberstaaten von Sinope und Sampson, und die christlichen Corsaren aus Katalonien und Genua die trapezuntische Flagge von der ganzen Oberfläche des Pontus Euxinus verscheuchten und ungestraft die Küsten verheerten. Besonders gefährlich für Handel und Seefahrt der Gross-Comnenen war die aufblühende Macht der turkmanischen Emire von Sinope, welche nach Zertrümmerung des Sultanats von Ikonium unter Begünstigung der Mongolen-Chane von Tauris auf jenem schönen Küstenlande ein mächtiges und reiches Fürstenthum gegründet hatten. Ein Vorspiel dessen, was einst Tunis und Algier werden sollten, war ihr vorzüglichstes Geschäft, die Handelsflotten aus Venedig und Genua auf ihren Fahrten nach Trapezunt, Kaffa, Tana und Kolchis zu beunruhigen, zu bekämpfen und auszuplündern, und die reichen Magazine indischer Waaren auszuleeren, die neben der Hauptstadt in mehreren Küstenorten des Gross-Comnenen-Landes errichtet waren.

---

*) Petri Bizari, Hist. Rerum gestarum Senatus Populique Genuens. pag. 735. Antw. 1579.

Namentlich war das zwei und zwanzigste Jahr der Regierung Alexis II. in dieser Beziehung verderblich, da die Sinopiten mit grosser Macht unweit der Hauptstadt an's Land stiegen und nach Verheerung der Umgegend die kaum aus der Asche hervorgestiegenen Vorstädte neuerdings verbrannten. Selbst in das Innere der Stadt soll die Flamme den Weg gefunden und eine grosse Menge schöner Gebäude und Gärten in Schutt verwandelt haben. *) Nach einem raschen Aufflimmern der ersten Jugend und Herrscherkraft war Alexis in ein thatenloses und üppiges Palastleben zurückgesunken und starb nach einer 33jährigen Regierung im Jahre 1330.

An diesen Alexis war das Schreiben gerichtet, welches Papst Johann XXII. im December des Jahres 1329 an den *Imperator von Trapezunt* erliess, und ihn als Beherrscher von Anatolien zu bewegen suchte, die griechische Kirche mit der römischen zu vereinigen und den Papst als einzig rechtmässiges Oberhaupt der christ-

---

*) *'Ελυμήνατο τὸ πῦρ πάντα τὰ ὡραῖα τῆς πόλεως τά τε ἐντὸς καὶ ἐκτός.*
Panar. Mss. Fol. 289. verso.

lichen Welt anzuerkennen. Nebenbei empfahl er auch die Mönche und Bischöfe, welche der heilige Stuhl beständig durch seine Staaten in die östlicher gelegenen Reiche der Muhammedaner und Heiden abschicke, seiner Gewogenheit; er möge sie gütig aufnehmen, ihnen allenthalben förderlich seyn, um als Belohnung endlich das ewige Heil zu erlangen. Nach damaliger Sitte des römischen Stuhles, der sich als Quelle aller Majestät, wie einst der Chaliphe von Bagdad, betrachtete, erhält der Kaiser den Titel *Magnificenz* oder *Excellenz*, wie aus dem vollständig unterhalb angeführten Originale zu ersehen ist. *)

---

*) *Magnifico viro Trapesundarum Imperatori gratiam in Praesenti, quae perducat ad gloriam in futuro.*

Sicut votis zelemur ardentibus ut cunctis mortalibus, quos Dei filius Jesus Christus suo sanguine pretioso redemit, coelestis gratiae radius illucescat et salus votiva proveniat animarum, ut hostis antiqui semper quaerentis ut noceat elusa nequitia, supernae beatitudinis gloria, quam non sufficit capere intellectus humanus, quamque Salvator noster, a quo universorum charismatum dona manant, se diligentibus repromittit, in suavitatis foecundae dulcedine perfruatur; hoc tamen profundius perpeti cura revolvimus, hoc sitimus ardentius, hoc in solidae caritatis ardore crebris orationibus postulamus, ut inter omnes, quos regeneravit unda baptismatis, cesset scissurae divisio, cessent errorum nebulae, fidei charitas jubilet et mentales oculos in Christo credentium temeratae fidei perfidia non obducat, unaque sancta catholica et universalis ecclesia in unitate verae fidei, sub uno pastore et unius ovilis intemerata et solida unione, ad conquirendam ejusdem beatitudinis gloriam gratis successibus foecundetur. Ideoque Excellentiam tuam monemus, rogamus et hortamur attente in Domino Jesu Christo per aspersionem sui pretiosi sanguinis obsecrantes, quatenus diligenter attendens, quod tibi crescet ad meritum, accedet ad gloriam et ad famam, si datum tibi desuper fuerit, ut tu et populus tuae ditioni commissus directionis tuae studio ad unitatem ejusdem catholicae et universalis ecclesiae revertamini, extra quam non est gratia neque salus, te et praedictum populum habilitare et reducere studeas ad ejusdem catholicae et sacrosanctae Romanae ecclesiae perpetuam et

Auf dieses, so wie auf alle ähnliche Schreiben aus früheren Zeiten, wurde von Trapezunt aus keine Antwort ertheilt. Aus dieser Gleichgültigkeit der Gross-Comnenen gegen den mächtigsten und gefürchtetsten Hof jener Zeiten kann man den besten Beweis liefern, dass die politische Existenz des Kaiserthums ungeachtet der Schwäche der Regierung damals doch nicht im geringsten gefährdet war. Denn nur in solchen Fällen bewarb sich Jedermann um den Schutz, um das Gold und um die Söldner des geistlichen Oberhaupts der abendländischen Kirche. Die Imperatoren von Konstantinopel, die Könige von Klein-Armenien, Cypern und Jerusalem, die Königin Russudan von Georgien und selbst der Gross-Sultan Alai-eddin von Ikonium zur Zeit Gujuk-Chan's nahmen ihre Zuflucht dahin. Auf gleiche Weise hörten die Trapezuntier nicht eher auf die Mahnungen des römischen Stuhles, als bis die Macht der osmanischen Türken sich ihren Grenzen näherte und Alles zu verschlingen drohte.

---

inviolabilem unionem, ac dilectos filios fratres Praedicatorum et Minorum ordinum ad partes ipsas venientes, per illas transitum faciendo caritative recipias et benigne pertractes et maxime venerabilem Fratrem nostrum Bernardum de Gardiola, Episcopum Diagorganensem, quem ad laudem Dei et gloriam et ad pascendum gregem Dominicum in partibus illis praedicationis verbo pariter et exemplo Ecclesiae Diagorganensi praefecimus in Pastorem, quemque ad partes ipsas providimus destinandum pro divina et Apostolicae sedis reverentia habeas commendatum, ut in retributione justorum ab aeterno retributore, qui nullum bonum sine retributione relinquit, mercedem condignam et aeternae beatitudinis praemia consequaris.

Datum Avenione Kalendis Decembris anno XIV. (1329.)

Wadding ad ann. 1329. n. XI.

Odoricus Raynald. Annal. hoc anno n. 95.

VIERZEHNTES KAPITEL.

Andronicus III. Manuel II. Innerer Zustand des Reichs. Die Factionen der Scholarier und Mesochaldier. Ursprung derselben.

Während der Regierungszeit Alexis II., da die Macht der Mongolen-Chane von Tauris nach dem Tode Kasan's (قازان) im Jahre 1306 allmählig in Verfall gerathen und alle Furcht vor ihrer weltstürmenden Herrschaft verschwunden war, begannen im trapezuntischen Reiche jene inneren Parteiungen zum ersten Male sich mit Macht zu erheben, die bald nach seinem Tode in offenen Bürgerkrieg ausbrachen und dieses Land während eines grossen Theiles des vierzehnten Jahrhunderts verwüsteten. Die Zwietracht und der Aufruhr war selbst in den kaiserlichen Palast gedrungen, wo ihn Alexis's Sohn und Nachfolger Andronicus III. im Blute seiner väterlichen Oheime Michael und Georg erstickte. Allein die Wagschale fing an zu sinken, und die Majestät des Hofes zu erbleichen. Die herrschende Dynastie war unfähig jenen Zauber lebendig zu erhalten, der mächtigen Unterthanen Gehorsam abnöthiget und das Privatinteresse dem Wohle des Ganzen unterwirft. Um dem Gewühle der Parteien noch freieren Spielraum zu lassen starb Andronicus III., nachdem er nicht länger als zwanzig Monate den Scepter der Gross-Comnenen geführt hatte, und liess seinen Sohn Manuel II., einen Knaben von acht Jahren als Nachfolger zurück. *)

Es gab im Lande hauptsächlich zwei Factionen, von welchen die eine die Sache des Hofes, die andere aber die Vortheile der ursprünglich griechischen Bevölkerung von Alt-Trapezunt zu vertheidigen vorgab, die aber im Grunde beide, wie es immer geschieht, die ausschliessende Herrschaft an sich reissen wollten.

---

*) Januar 1332.

An der Spitze der Hofpartei standen meistens die grossen, altbyzantischen Familienhäupter, welche durch die Revolutionen der Jahre 1185 und 1204 mit den Comnenen nach Kolchis getrieben wurden und vorzüglich den Hofstaat des neuen Kaisers bildeten. Die Volks- oder einheimische Partei bildeten die berühmten und reichen Geschlechter, die schon vor Alters auf den trapezuntischen Küsten ansässig waren und die grossen Reichslehen im Besitze hatten. Diese waren es auch hauptsächlich, die im Jahre 1204 zur Begründung des neuen Reichs besonders viel beigetragen haben, weil sie eben dadurch für die Folgezeit den ganzen Einfluss am Hofe der Gross-Comnenen und die Leitung der inneren Angelegenheiten zu gewinnen hofften. Den nämlichen Antheil an der Regierung verlangte aber auch der mit Alexis I. eingewanderte Hofadel, und zwar, wie er meinte, mit um so grösserem Rechte, da er die Herrlichkeiten und das glückliche Leben in der grossen Stadt Konstantinopel verlassen habe, und seinem Gebieter in das entfernte Land der Trapezuntier bis an die Grenzen der Barbaren nachgezogen sey. Diese feindselig sich gegenüber stehenden Elemente hemmten vornehmlich das Wachsthum des Reichs, verzehrten seine Kräfte, und lösten es endlich in eine Menge Dynastieen auf, die den *Gross-Comnen und Kaiser von Anatolien* zwar als obersten Lehensherrn anerkannten, ihm aber in den letzten Zeiten des Reichs ausser seiner Hauptstadt und der ungefähr drei Tagreisen davon entfernten Festung Kerasus*) sammt den zu beiden gehörigen Dörfern wenig mehr übrig liessen.

Dass es aber einen einheimischen, auf sein Alterthum und seine Vorrechte stolzen Adel von Alt-Trapezunt gegeben habe erfahren wir neben wenigen dunkeln Stellen bei Nicephorus, am deutlichsten aus einem sehr alten griechischen Manuscripte, aus welchem Bollandus die Biographie des trapezuntischen Heiligen, *Dorotheus* aus dem eilften Jahrhunderte, gezogen hat. Von diesem schreibt Johannes, Metropolit von Euchaïta im Pontus: Er stamme von einer guten, altadelichen Familie aus Trapezunt, deren Häupter schon vor uralten Zeiten einflussreich im Lande gewesen und auch jetzt noch glücklich und blühend seyen, *οἷς ὡς ἂν εἴποι τις κατὰ κλῆρον ἦν ἡ εὐγένεια, καὶ οὓς γεννησίους ἔτι καὶ νῦν, ὡς ἐπίσημόν τι γένους λαμπρότατον, οἷον Ἡρακλείτας τινὰς καὶ Πελοπίδας ἐπιφημίζουσιν.* *) Dieser Stelle zu Folge gab es also zu Trapezunt Familien, die alt und ruhmreich waren, wie Herkules und Pelops, und die schon vor uralten Zeiten Theil an der öffentlichen Verwaltung hatten. Man begreift daher leicht, dass Veranlassung zu Eifersucht und Feindschaften derselben gegen die Eingewanderten nicht lange fehlen konnte.

---

*) Phranzes lib. III. cap. I.

Die Faction der Einheimischen können wir nach einem ihrer vornehmsten Sitze die *Mesochaldier*, oder nach ihrer Grundlage die trapezuntisch-kolchische Partei nennen, während die der Eingewanderten den Namen *Scholarier* trug, und im Gegensatze zur vorigen die trapezuntisch-byzantinische heissen mag. Diese Scholarier waren ursprünglich Palastsoldaten der Kaiser von Konstantinopel. Ihre Entstehung fällt in das vierte Jahrhundert zurück, nach Procopius, der in den geheimen Denkwürdigkeiten hierüber folgende Nachricht gibt: *) „Noch andere Soldaten wurden ursprünglich für die Bewachung der Paläste bestimmt: es waren ihrer nicht weniger als 3500 und hiessen die Scholarier. Seit ihrer Entstehung bezogen sie einen viel höheren Gehalt aus dem Staats-Schatze, als die übrigen. Früher wurden auf diesen Ehrenposten nur auserlesene Armenier zugelassen, seit der Regierung des Zeno aber stand der Zutritt auch feigen und unkriegerischen Menschen offen, und in der Folge kauften sogar Unfreie gegen Erlegung einer festgesetzten Geldsumme diese Kriegswürde. Justinus der Kaiser machte aus derselben einen sehr einträglichen Erwerbszweig. Wie aber die Listen voll waren, fügte er noch 2000 andere hinzu, die man Ueberzählige nannte. So oft ein Feldzug nach Libyen, Italien oder Persien ausbrach, ertheilte er auch den Scholariern Befehl ins Feld zu rücken, obgleich er wusste, dass sie durchaus keine Neigung haben die Hauptstadt zu verlassen. Um sich nun von der Verpflichtung des activen Kriegsdienstes los zu machen, überliessen sie dem Kaiser auf eine festgesetzte Zeit ihren Sold, und dieses geschah sehr oft.“

---

* Codex Mss. Viennae apud Bolland. in Actis SS. Mens. Junii Tom. I. pag. 591.

**) *Ἕτεροι στρατιῶται οὐχ ἧσσους ἢ πεντακόσιοι καὶ τρισχίλιοι, τὰ ἐξ ἀρχῆς ἐπὶ φυλακῇ τοῦ παλατίου κατέστησαν οὕσπερ σχολαρίους καλοῦσιν· καὶ αὐτοῖς συντάξεις ἀνέκαθεν πλείους ἢ τοῖς ἄλλοις ἅπαν τὸ δημόσιον ἀεὶ χορηγεῖν εἴωθε. Τούτους οἱ πρότεροι μὲν ἀριστίνδην ἀπολέξαντες ἐξ Ἀρμενίων ἐς ταύτην τὴν τιμὴν ἦγον· ἐξ οὗ δὲ Ζήνων τὴν Βασιλείαν παρέλαβε πᾶσιν ἐξου-*

Was also die Bujiden am Hofe zu Bagdad, und die bahritischen Mamluken zu Kahira waren, dieses sind die Scholarier einst zu Konstantinopel gewesen, Palast-Soldaten, Leibgarden der Beherrscher; nur mit dem Unterschiede, dass diese Letzteren nur

---

σία ἐγίνετο καὶ ἀνάνδροις καὶ ἀπολέμοις οὖσι παντάπασι τούτου δὲ ὀνόματος ἐπιβατεύειν· προϊόντος δὲ τοῦ χρόνου καὶ ἀνδράποδα καταθέντες τίμημα τὴν στρατείαν ὠνοῦντο ταύτην· ἡνίκα τοίνυν Ἰουστῖνος τὴν βασιλείαν παρέλαβεν οὗτος πολλοὺς εἰς τὴν τιμὴν κατεστήσατο ταύτην χρήματα μεγάλα περιβαλλόμενος· ἐπεὶ δὲ τούτοις καταλόγοις οὐδένα ἐνδεῖν τὸ λοιπὸν ᾔσθετο ἑτέρους αὐτοῖς ἐς δισχιλίους ἐντέθεικεν, οὕσπερ ὑπεραριθμίους ἐκάλουν· ἡνίκα στράτευμα ἐπὶ Λιβύην ἢ Ἰταλίαν, ἢ ἐπὶ Πέρσας ὡς σταλήσεται ἐπίδοξον ἦν, καὶ αὐτοῖς συστρατεύουσιν ἐπήγγελλε συσκευάζεσθαι, καίπερ ἐξεπιστάμενος ἐπιτηδείως αὐτοὺς ἐς τὸ στρατεύεσθαι ὡς ἥκιστα ἔχειν, οὐδὲ τοῦτο ἵνα μὴ γένηται δείσαντες χρόνου οἱ ῥητοῦ τὰς συντάξεις ἀφίεσαν· ταῦτα μὲν τοῖς σχολαρίοις πολλάκις ξυνηνέχθη παθεῖν.

Procop. Anecdota cap. XXIV. pag. 70. Edit. Paris.

zu bald den kriegerischen Ungestüm verlernten, und eine ihrer ursprünglichen Einrichtung entgegengesetzte Bestimmung annahmen. Die Benennung *Scholarier*, d. i. Soldaten der Ruhe, des Friedens, scheinen sie unter der Regierung des Kaisers Zeno von den spöttischen Bewohnern der Hauptstadt erhalten zu haben. Denn eigentlich hiessen sie *Praetoriani milites*, *Custodes Palatii*, *Excubitores*, *corporis custodes.* *)

Allein diese kaiserlichen Paradesoldaten, wie sie Agathias nennt, **) rissen bald alle Stellen im Palaste und um die Person des Kaisers an sich. Ihr Befehlshaber, *Μάγιϛρος τῶν ἐν Παλατίῳ τάξεων* genannt, wurde bald ein angesehener, einflussreicher, mächtiger Mann, und das ganze Corps, zu welchem nur Gold den Zugang öffnete, gestaltete sich im Laufe der Zeit zu einer enge verbundenen Faction von Geldaristokraten, deren selbstsüchtigen Zwecken sich der Kaiser sowohl als das ganze Triebwerk der Staatsverwaltung fügen musste. Die Ränke dieser Palastfaction spannen auch grossentheils jene Gräuelscenen, Palastrevolutionen, und jenes Gewebe von Schandthaten und ärgerlichen Auftritten an, die einen grossen Theil der byzantinischen Geschichtbücher des Mittelalters ausfüllen und zu einem Schandfleck des menschlichen Geschlechtes machen. Den ersten Stoss erlitt diese Macht durch Errichtung der Varangischen Leibgarde, der die Kaiser neben den Scholariern die Bewachung ihrer Person und ihres Palastes anvertrauten, woraus Eifersucht und offene Fehde entstand. Durch den Volksaufstand von 1185 wurde sie tief erschüttert, und zur Zeit als Konstantinopel an die Lateiner überging, unter den Trümmern des griechischen Reichs begraben.

---

*) Notae Alamani in histor. arcan. Procop. pag. 165. F. Paris.

**) Agathias, ein Geschichtschreiber aus dem sechsten Jahrhundert schreibt von ihnen: *οὗτοι οἱ σχολάριοι ϛρατιῶται μὲν ὀνομάζονται καὶ ἐγγεγράφαται τοῖς τῶν καταλόγων βιβλίοις, εἰσὶ δὲ οἱ πολλοὶ ἀστικοί τε φαιδροείμονες* (Zierpuppen) *καὶ μόνον οἶμαι ὄγκου τοῦ βασιλέως ἕνεκα καὶ τῆς ἐν ταῖς προόδοις μεγαλαυχίας ἐξευρημένοι.*

Agathias hist. lib. V.

Nach dem Sturze des comnen'schen Hauses flohen die scholarischen Häupter mit ihren Schätzen nach Kolchis, um einst am Hofe des neuen Kaisers von Anatolien den verlornen Platz wieder einzunehmen. Denn es würde in der That wenig historischen Scharfsinn verrathen, wenn Jemand annehmen wollte, Alexis sey bei dem allgemeinen Umsturz der Dinge allein aus Konstantinopel geflohen und habe sofort das kolchische Reich gegründet. Dieses ferne Land war vielmehr der allgemeine Zufluchtsort einer vom Throne gestossenen Dynastie und ihrer zahlreichen im Sturze mitbegriffenen Anhänger, denen zwischen Auswanderung und Hinrichtung die Wahl gegeben wurde. *) Durch Hülfe des gemeinen Volkes ward Isaac Angelus auf den Thron erhoben, und er konnte seine Wahl nur dadurch in den Augen seiner Anhänger rechtfertigen, dass er über alle Gegenstände des Volkshasses die Verfolgung ausdehnte. Darunter mussten die Scholarier am vorzüglichsten begriffen seyn; denn sie waren reich, Bedrücker der Unterthanen, und von jeher die Zielscheibe der Witzlinge in der Hauptstadt. Der gänzliche Ruin Konstantinopels im Jahre 1204 trieb, wie später die Verfolgungen des Michael Paläologus, die letzten Reste dieser einflussreichen Menschenklasse neben zahlreichen Schaaren anderer Flüchtlinge nach dem gastlichen Lande der Gross-Comnenen. Dieses Ueberpflanzen einer mächtigen und reichen Faction nach Kolchis war eine der vorzüglichsten Ursachen, wodurch Alexis I. bewogen wurde den Titel eines Kaisers von Anatolien fortzuführen. Man kann die Beobachtung machen, dass unter den Flüchtlingen, die damals Konstantinopel verliessen, die muthvollern mit Theodor Lascaris auf die nahe gelegenen Küsten Joniens zogen, wo man beständig den feindlichen Angriffen ausgesetzt

---

*) Cf. Cap. II.

war; die Liebhaber wilder Freiheit nach Epirus und den unzugänglichen Gebirgen der Aspro-Potamiten sich flüchteten: alles aber was Reichthum besass und Ruhe liebte, sich nach Kolchis zurückzog, und darunter alle Vornehme des altbyzantinischen Hofes; so dass zu Nicäa ein Soldatenreich, in Epirus ein Räuberstaat, zu Trapezunt aber ein kleines Konstantinopel an Glanz und factiösem Gedränge entstand. —

FÜNFZEHNTES KAPITEL.

Basilius I. von 1333—1340. — Gährungen im Innern des trapezuntischen Reiches.

Diese obenbezeichneten Factionen des trapezuntischen Reichs wurden durch Andronicus's III. frühzeitiges Hinscheiden und Manuels Minderjährigkeit zum Kampfe aufgeregt. Beide suchten sich an die Spitze der Reichsführung zu schwingen und von der Verwirrung einer langen Minderjährigkeit Nutzen zu ziehen. Beide suchten und fanden Anhänger unter dem Volke; die Scholarier vornehmlich unter den Bürgern der Hauptstadt, die Mesochaldier in den entlegenen Provinzen des Reichs. Es kam zum Kriege, es wurden Schlachten geliefert, fremde Söldner in's Land gerufen und das Reich mit allen Gräuelscenen erfüllt, welche Bürgerkriege zu begleiten pflegen. Die unterliegende Partei suchte in Konstantinopel Hülfe. Am Hofe daselbst lebte Basilius, Alexis's II. zweiter Sohn, welcher bei der Thronbesteigung seines ältesten Bruders Andronicus Sicherheits halber aus dem Reiche gewiesen war. Dieser wurde im achten Monate der Herrschaft des unmündigen Gross-

Comnens Manuel mit einigen Streitkräften nach Trapezunt geschickt, um der byzantinischen Faction über die einheimische das verlorne Uebergewicht zuzuspielen. Im September des Jahres 1332 landete er in der Hauptstadt, stiess Manuel seinen Neffen vom Throne, und liess die Häupter der Gegenpartei hinrichten. Doch dauerte der Kampf noch drei Jahre, bis die Kraft derselben gänzlich gebrochen und Basilius in unangefochtenem Besitze der Krone war. *)

Auf diese Weise hatte der byzantinische Hof den unter Alexis II. verlorenen Einfluss in die trapezuntischen Angelegenheiten durch die Thronbesteigung Basilius I. wieder gewonnen, und als erste Folge desselben ist die Vermählung des jungen Fürsten mit Irene, einer Bastarde des Kaisers Andronicus des Jüngeren von Konstantinopel, anzusehen. Eben so begierig nach Freiheit und Ungebundenheit in Verwaltung der Staatsangelegenheiten, wie Alexis sein Vater, fühlte Basilius bald das Lästige seiner Verhältnisse mit dem paläologischen Hofe von Konstantinopel. Seine Gemahlin, die er im Sinne der scholarischen Faction hatte nehmen müssen, wurde ihm verhasst, weil sie ihm eine lebendige Erinnerung war, dass er die Herrschaft nicht seinem wohlerworbenen Rechte oder seinen Feldherrntalenten, sondern dem guten Willen einer Partei und der Unterstützung von Ausländern schuldig sey. Die Scholarier wollten nämlich das Interesse des trapezuntischen Reichs und ihren eigenen Vortheil neuerdings mit dem byzantinischen Throne verbinden. Als eine ausländische, mit dem Hause der Comnenen nach Kolchis verpflanzte Faction, waren sie zu schwach um ihr Ansehen gegen die Macht der einheimischen Grossen von Alt-Trapezunt zu behaupten. Sie waren desswegen genöthiget zum Auslande ihre Zuflucht zu nehmen und so zu sagen eine trapezuntisch-byzantinische Partei zu bilden, während sich ihre Gegner in

---

*) *Διάδοχος αὐτὸς ἤδη βάβαιος μετὰ πολλοὺς τοὺς ἄθλους τῆς πατρικῆς ἀρχῆς καταστάς.*

Niceph. Gregor. lib. XI. cap. 3. pag. 329. D. Edit. Paris.

dem benachbarten Iberien zu verstärken suchten, und der Trapezuntisch-Byzantinischen eine Trapezuntisch-Iberische entgegensetzten. Die Gross-Comnenen, der Mehrzahl nach schwache Männer, waren der Spielball jetzt der einen, jetzt der anderen Partei, und mussten Zeit und Kraft, welche ihnen die Vertheidigung des Landes gegen turkmanische und iberische Ueberfälle noch übrig liess, im Kampfe für Erweiterung oder Erhaltung ihrer Herrscherrechte gegen die inländischen Factionen aufzehren.

Nur eine kurze Zeit lebte Basilius mit Irene von Konstantinopel, und zog ihr bald eine Trapezuntierin gleichen Namens vor. Diese wird von Nicephorus dem Byzantiner eine Hetäre genannt, nach Angabe der Palastchronik aber war sie seine kirchlich eingesegnete und gesetzliche Gemahlin. *) Wie aber die Byzantinerin ihre Verstossung nicht gleichgültig ertragen wollte, sondern nach dem Ausdrucke des ebenbenannten Nicephorus, Himmel und Erde um Beistand gegen den Treulosen anrief, trieb er sie aus dem kaiserlichen Palaste hinaus und hätte sie vielleicht gar ermordet, wenn er sich nicht vor dem Volke hätte fürchten müssen, welches wegen seiner Sittenlosigkeit laut murrte und Neigung zum Aufruhr blicken liess. Schlau genug befahl der Kaiser, um den Geist der Unruhe zu beschwichtigen, man soll in der Liturgie und bei öffentlichen Aufzügen die Namen *Basilius* und *Irene* ohne Beifügung der Würde feiern, indem er auf diese Weise seiner geheimen Neigung eben so gut als der öffentlichen Meinung Genüge leistete. Sein plötzliches Dahinsterben in der Blüthe der Jahre, nach einer Regierung von sieben Jahren, hält Nicephorus für eine Strafe der zürnenden Gottheit, während man zu Trapezunt allgemein glaubte, er sei durch die Nachstellungen der beleidigten Irene aus dem Wege geräumt worden. Er starb ohne Nachkommenschaft von seiner

---

*) *Εὐλογήθη ὁ Βασιλεὺς κῦρ Βασίλιος τὴν ἐκ Τραπεζοῦντος δέσποιναν κῦραν Εἰρήνην μηνὶ Ἰουλίῳ η' ἔτους ,ϛωμζ.* Mich. Panaret. Mss. Fol. 292.

rechtmässigen Gemahlin, *ἐτελεύτησεν ἄπαις*, hinterliess aber zwei unmündige Kinder, Alexis und Kalojohannes, von Irene aus Trapezunt.

Ueber Regierungszeit und Schicksale Basilius I. geräth der Verfasser der byzantinischen Kaiserfamilien, in der irrigen Voraussetzung, Alexis II. sey schon vor 1321 gestorben, in die grössten Irrthümer. Er gibt ihm einen Sohn und Nachfolger, der ebenfalls Basilius geheissen habe und mit einer Bastarde des jüngeren Andronicus vermählt gewesen sey, dieser wäre sodann mit Hinterlassung zweier legitimer Söhne, deren Namen man wieder nicht kenne, gestorben, und alles dieses hätte sich in dem Zeitraume, der vom Tode Alexis II. bis zum Hinscheiden des zweiten Basilius verflossen ist, zugetragen. Diese ungegründete Meinung lässt sich unabhängig von Panaretos's Palastchronic durch Erkärung der nämlichen Stellen widerlegen, aus welchen Ducange sie geschöpft hat. *Ἐπέμφθη αὐτῷ*, schreibt Nicephorus, *σύζυγος Εὐδοκία ἡ νόθη τοῦ Βασιλέως θυγατήρ.* In einem späteren Abschnitte, in welchem er noch ein Mal von Basilius spricht, schreibt er dagegen: *Μετὰ τὸν Κομνηνὸν Ἀλέξιον τὸν ἀδελφιδοῦν Ἀνδρονίκου τοῦ γηραίου Βασιλέως Ῥωμαίων τοῦ Παλαιολόγου, Βασίλειος ὁ υἱὸς τὴν τῶν Τραπεζουντίων ἡγεμονίαν διαδεξάμενος, ἔγημε νόθον τοῦ νέου Βασιλέως Ἀνδρονίκου τοῦ Παλαιολόγου θυγατέρα Εἰρήνην· ἣ καὶ βραχύν τινα χρόνον συμβεβιωκὼς ἐτελεύτησεν ἄπαις.* *)

In dieser Stelle ist klar ausgesprochen, dass nach Alexis dem Schwestersohne Andronicus des ältern, Basilius sein Sohn über Trapezunt geherrscht (Andronicus III. und Manuel II. ignorirt der stolze Byzantiner) und eine Bastarde des jüngern Andronicus von Konstantinopel, Irene mit Namen, geheirathet habe, und nach einer kurzen Regierung kinderlos gestorben sey.

Ungeachtet Basilius hier zum zweiten Mal der Sohn des Alexis genannt wird, glaubte Ducange doch, es sey hier von einem andern — folglich zweitem Basilius, Kaiser von Trapezunt die Rede, weil diessmal seine Gemahlin nicht Eudocia, wie in der vorigen Stelle, sondern Irene genannt wird. Er schreibt daher, freilich wie es scheint, selbst nicht recht einig mit sich: *Filius Basilii Comneni Imperatoris Trapezuntini Basilius Comnenus II. Junior Nicephoro Gregorae dicitur ad patris forte discrimen, quo praesertim indicio prioris Basilii filium fuisse conjicimus. Quod quidem adstruit praeterea Basilii Junioris cum Irene Palaeologina, Andronici Junioris ex Anna Sabauda Augusta filia conjugium. Alioquin si Irene Basilii prioris aut primis vel secundis nuptiis adscriberetur, consequens esset, eundem sorores duas duxisse: quod ab Ecclesiae graecanicae moribus plane absonum erat.**) Man sehe die griechische Stelle genau an, und man wird finden, dass Nicephorus nichts von einem Basilius dem Jüngern (*Βασίλειος ὁ νέος*) wohl aber von einem Andronicus dem Jüngern, Kaiser von Konstantinopel (*τοῦ νέου Ἀνδρονίκου τοῦ Παλαιολόγου*) schreibt, dessen Tochter der Trapezuntier erhielt; und dass er eben so wenig sagt, Irene sey eine legitime Tochter des Andronicus aus der Savoye'schen Gräfin Anna, sondern sie sey eine Bastarde gewesen, *ἔγημε νόϑον . . . ϑυγατέρα Εἰρήνην.* Der jüngere Andronicus verheirathete sich bekanntlich zweimal, zuerst im Jahre 1318 mit Agnes — von den Griechen Irene genannt — einer Tochter des Herzogs von Braunschweig: **) und als diese um 1324 ohne Nachkommenschaft gestorben war, zwei Jahre darauf mit Anna, Tochter des Grafen Amedäus von Savoyen ***), mit welcher er neben drei Söhnen zwei Töchter erzeugte. Die ältere von diesen, Maria, wurde frühzeitig mit dem Sohne des Bulgaren-Königs, die jüngere aber nach dem Tode ihres Vaters mit dem genuesischen Beherrscher der Insel Lesbos vermählt. *) Von einer legitimen Tochter Irene meldet die Geschichte nichts. Ducange ist mit diesem Namen besonders unglücklich, da er die nämliche Irene, die er oben als Tochter des Andronicus aus Anna von Savoyen angibt, in der Familientafel der Paläologen als eine und die nämliche Person mit Irene, der Tochter des Imperators Johannes Paläologus, der auf Andronicus folgte, erklärt, und sie zuerst dem Könige von Cypern, Peter II. anbieten, nachher aber mit Basilius Kaiser von Trapezunt vermählen lässt, der aber damals wenigstens schon zehn Jahre todt war. Was folgt aus diesen Gründen anderes, als dass entweder durch einen Fehler der Kopisten, oder durch Unachtsamkeit des dogmatischen Helden Nicephorus selbst einer und derselben Person zwei verschiedene Namen, Eudocia und Irene beigelegt werden, und in den Ausgaben dieses Geschichtschreibers ohne Zweifel *Irene* statt *Eudocia* gelesen werden müsse.

---

*) Niceph. Gregoras. lib. XI. cap. 3. et lib. XIII. cap. 11.

---

*) Ducange Fam. August. Byz. pag. 160. Ed. Venet.

**) Cantacuz. lib. 1. cap. 10. schreibt: *ἦν δ' ἐκ Γερμανῶν αὕτη ϑυγατὴρ δουκὸς ντὶ Μπρουζνουήκ* mit neugriechischer Orthographie, nach dem Italienischen *Duca di Brunsuic* gebildet, *ντ* = d und *μπ* = b.

***) Cantacuz. lib. I. cap. 42.

Mit Basilius's Tode war das Uebergewicht der kaiserlichen Macht über die grossen Kronvasallen von Trapezunt bereits erloschen. Die Wahrheit dieser Beobachtung geht schon aus Einer Thatsache, die sich im vorletzten Regierungs - Jahre dieses Fürstens ereignet hatte, unwiderleglich hervor. Tamartan, Emir von Arsinga, war mit einem Heere durch die unwegsamen und leicht zu beschützenden Engpässe, die das trapezuntische Reich von Hoch - Armenien trennen, bis in die Umgegend der kaiserlichen Residenz gedrungen, und konnte nur mit Mühe und durch Hülfe der Elemente, *ϑεοῦ εὐδοκοῦντος*, zurückgetrieben werden. Von dieser Seite wäre der Angriff auf die Hauptstadt unmöglich gewesen, wenn das mächtige, alttrapezuntische Geschlecht der Kabasitanen dem Kaiser hold gewesen wäre, da die ausgedehnten Besitzungen derselben die ganze Gebirgsgegend und alle Pässe umschlossen, durch welche die Strasse von Trapezunt nach Arsinga und Armenien führt. Nun aber wissen wir, dass Basilius im Sinne einer vom Auslande unterstützten Faction der Scholarier in das Reich gekommen war.

---

*) Hist. Franco - byzant. lib. VIII. n. 17.

Eine neue Epoche, eine neue Ordnung der Dinge beginnet von da an zu Trapezunt; die Vielheit hat über die Einheit den Sieg errungen, die Auflösung über die Ordnung, die Vasallen über die Krone. Die Macht des Thrones ward aus der Wirklichkeit in das Gebiet der Abstraction zurückgedrängt und die physische Kraft selbst in mehrere ungleiche Theile zersplittert.

Die Schicksale der Trapezuntier nach Unterjochung der kaiserlichen Gewalt durch die Geschlechter der Grossen soll uns das zweite Buch dieser Geschichte erzählen.

ZWEITES BUCH.

Von dem Ausbruche der Revolution nach dem Tode des Kaisers Basilius bis zum Untergange des Reiches unter David I. oder Periode des Uebergewichts der hohen Aristocratie von Trapezunt über die kaiserliche Macht der Gross-Comnenen.

ERSTES KAPITEL.

Irene die Byzantinerin; Anna I., Johannes III. und Michael I. aus dem Hause der Comnenen besteigen nacheinander im Gewühle der Parteien den kaiserlichen Thron. Heftiger Kampf gegen innere und äussere Feinde. Einäscherung der Hauptstadt. Pest. J. 1340 — 1344.

Nach dem Tode ihres Gemahls übernahm in Folge der Staatsgrundgesetze die Kaiserin Irene die Herrschaft, bezog sofort auf's Neue den Palast, trieb die Nebenbulerin aus und verbannte sie sammt ihren beiden Kindern nach Konstantinopel. Zu gleicher Zeit schickte sie Gesandte an ihren Vater, den Kaiser Andronicus, welcher sich damals schon kränklich zu Thessalonica auf dem Zuge gegen Akarnanien aufhielt, mit der Bitte, er möchte ihr einen aus den byzantinischen Grossen übersenden, dem sie mit ihrer Hand zugleich den Thron übergeben könnte. Die Gesandten zogen dem Kaiser, der unterdessen mit dem Heere aufgebrochen war, bis Akarnanien nach, und legten im Lager vor Arta den Inhalt ihrer Sendung vor. Während dieser Zeit aber trieb zu Trapezunt die wiedererwachte Parteiwuth ihr Spiel. Die Häupter der trapezuntisch-iberischen Faction erbittert, dass gegen alles Herkommen der Thron ihres alten Reichs nun als Geschenk an einen ausländischen Höfling ohne ihre Beistimmung hingegeben werden soll, wiegelten das Volk auf und wollten den erledigten Thron besetzen, ohne einen Regenten von Konstantinopel zu erwarten. Irene zu schwach unter so schwierigen Umständen ihr Ansehen als Regentin zu behaupten, schickte in der Bedrängniss einen Schnellsegler mit dem Erzbischofe und andern Vornehmen als Gesandte an Andronicus, um die Ankunft ihres neuen Gemahls zu beschleunigen. Von Konstantinopel aus schickten diese die angesehensten Ritter an das Hoflager nach Thessalonica, wo sie aber den Kaiser so wenig als die erste Gesandtschaft treffen konnten. Sie beschlossen in besagter Stadt seine Rückkehr abzuwarten und ihn unterdessen schriftlich von der Ursache ihrer Ankunft in Kenntniss zu setzen. Diejenige Partei aber, welche einst im Kampfe über die Nachfolge des Basilius unterlegen war, suchte die verzögerte Ankunft des neuen Herrschers zu benützen, um durch Hülfe eines Volksaufstandes das verlorne Ansehen wieder zu gewinnen und die übermächtigen Widersacher zu stürzen. Ihnen mochte es wehe thun zu sehen, wie ihre Gegner die Regierung des Vaterlandes aus dem Hause der Comnenen auf einen Höfling der verhassten Byzantiner, auf den Günstling der kaiserlichen Launen des Andronicus hinüber zu spielen im Begriffe waren.

Den Ausbruch des Sturms beförderte Irene selbst, durch ihr unvorsichtiges Betragen. Der Genuss der höchsten Gewalt hatte das schwache Weib berauscht, und der kaiserliche Palast wurde der Schauplatz weiblicher Ränke und verbotener Lust. Der Gross-Domesticus des Reichs galt allgemein für den Günstling der Regentin, (*λανθανούσαις μίξεσι χρῆσθαι τὴν Βασιλίδα Ἐιρήνην ἐψιθυρίζετο πρὸς τὸν μέγαν Δομέστικον τῶν Τραπεζουντίων*, sagt der Geschichtschreiber deutlich genug.) Unter dem Vorwande, dieses Aergerniss aufzuheben, war es den Grossen gelungen, die unwissende und leicht zu verführende Menge in Bewegung zu setzen. Sebastian von Tzanich, der Kronoberfeldher, mit den Palastgarden; Konstantin der Doranit und die mächtigen Cabasitanen oder Archonten von Mesochaldion, sammt einem Theile der Bürger von Trapezunt und der kaiserlichen Reiterei bildeten die Gegenpartei des Hofes, und setzten sich im Kloster St. Eugenius fest. Irene mit dem anderen Theile der Reiterei und den Archonten, die ihr anhiengen, befestigte sich im kaiserlichen Palaste auf der Burg. Johannes der Eunuch, der die Würde eines Megasdux bekleidete und in der Veste Limnia befehligte, zog der Kaiserin mit einer zahlreichen Streitmacht zu Hülfe, schlug die Partei des Kronoberfeldherrn in einem hitzigen Gefechte beim obengenannten Kloster, nahm ihn selbst mit mehrern andern Archonten gefangen und führte sie in die Veste Limnia, wo man sie bald nachher insgesammt tödtete. Während die Factionen in der Hauptstadt selbst einander bekämpften, waren türkische Horden vom Westen her in's Land gebrochen und bis Parcharis vorgedrungen. Das Heer der Kaiserin trieb sie zwar dieses Mal zurück; allein im folgenden Jahre ergriff es bei einem wiederholten Angriff der nämlichen Feinde ohne Kampf die Flucht, und so gross war die Verwirrung im kaiserlichen Palaste, und die Theilnahmlosigkeit bei den mächtigen Archonten, dass jene turkmanischen Räuberhorden die Hauptstadt Trapezunt einnehmen und den Flammen überliefern konnten, mit Ausnahme der Burg, die jeder feindlichen Gewalt auch bei schwacher Vertheidigung trotzte.

Eine grosse Menge Einwohner, besonders Weiber und Kinder waren beim Brande der grossen Stadt neben einer Unzahl von Pferden und anderen Thieren umgekommen. Die halbverbrannten Kadaver verpesteten die Luft und erzeugten eine ansteckende Seuche, die unter den übrig gebliebenen Menschen grosse Verheerungen anrichtete. Während dieser Begebenheiten war Andronicus krank aus Akarnanien nach Konstantinopel zurückgekommen und gleich nachher gestorben, ohne irgend eine Verfügung in den trapezuntischen Angelegenheiten getroffen zu haben. Johann Kantacuzenus, der als Vormünder und Reichsverweser unter der verwittweten Kaiserin Anna die Geschäfte übernommen hatte, wurde durch wichtigere Dinge gehindert Irenens Bitte zu berücksichtigen. Aus den unruhigen Auftritten, welche unterdessen zu Trapezunt vorgefallen waren, ersah er hinlänglich, dass Irene ihr Begehren nicht mit allgemeiner Zustimmung der auf ihre Rechte eifersüchtigen Trapezuntier gestellt habe. Denn es war ein Gesetz bei ihnen, Niemand freiwillig unterthan zu seyn als einem Regenten aus dem Hause der Comnenen. *) Nun aber war die regierende Linie mit dem kinderlosen Schwelger Basilius erloschen, und viele unter den trapezuntischen Grossen sahen den erledigten Thron als ein würdiges Ziel ihrer ehrgeizigen Umtriebe an. Es lebte aber damals noch zu Konstantinopel der zweite Sohn des um 1298 verstorbenen Gross-Comnens Johannes, *Michael* mit Namen, den seine Mutter noch als Kind an den Hof des älteren Andronicus zurückgebracht hatte. Diesen Michael Comnenus hielt nun Kantacuzenus für den einzigen Mann, der als Irenen's Gemahl vorzüglich geeignet wäre, alle Parteien zu versöhnen und dem unglücklichen Lande die Aussicht auf einen langwierigen Kampf der heimischen Geschlechter zu ersparen.

Allein eher als Michael nach Trapezunt gelangen konnte, war dort eine neue Revolution ausgebrochen, durch welche Irene, die Kaiserin, Thron und Freiheit verlor, nachdem sie ein Jahr und drei Monate zum Verderben des Landes den Scepter der Gross-Comnenen geführt hatte. Anna Comnena, eine leibliche Schwester des oft benannten, kinderlos verstorbenen Basilius hatte den frü-

---

*) *Νόμος γὰρ ἐκείνων οἷον ἄφυκτα δυνάμενος, μηδ' ὑπ' οὐδενὸς ἑκουσίοις τῶν ἁπάντων γενῶν ἄρχεσθαι βούλεσθαι, πλὴν τῶν ὅσοι τὸ γένος ἐκ Κομνηνῶν κατίασιν ἔχοντες.*

Niceph. Greg. pag. 424.

her genommenen Nonnenschleier beim Anfange der bürgerlichen Unruhen abgelegt und sich nach Imerethi begeben, wo sie durch eine sonderbare Verkettung der Begebenheiten zur Herrscherin emporstieg.*) Nach der Einäscherung von Trapezunt, als die öffentlichen Angelegenheiten in der grössten Verwirrung waren, und überdiess noch die Turkmanen-Horden von Aussen her das Land beängstigten, glaubte dieses herrschsüchtige Weib, der Augenblick sey gekommen, mitten im Drange der Factionen den kaiserlichen Thron ihrer Väter zu besteigen. Ein zahlreiches Heer aus Imerethi, und die Gunst der trapezuntisch-iberischen Partei band ihr auf den rauchenden Trümmern der Hauptstadt das Diadem um die Stirne. Wenige Tage nachher erschien Michael Comnenus aus Konstantinopel mit drei Schiffen fränkischer Söldner im Hafen von Trapezunt, um mit Irenen's Hand zugleich den Thron seiner Vorfahren zu empfangen. Die Häupter der scholarischen Partei, Nicetas und Gregorius begleiteten ihn.

Der Metropolit Acacius und die vornehmsten Archonten empfingen ihn mit verstellter List als ihren Beherrscher, leisteten sogleich den Eid und führten ihn mit allen, seinem Range gebührenden Ehren in den Palast. Allein am Abende desselben Tages noch wurde er von ihnen plötzlich überfallen und gefangen gehalten, während Anna's iberische Soldaten die fremde Leibwache angriffen, grossen Theils niedermetzelten und die reiche Ladung der Schiffe plünderten. Tags darauf wurde Michael auf ein Schiff gebracht, und anfangs auf das Schloss von Oenäum, nachher in die Veste Limnia in Verwahrung gebracht, wo der obengenannte Eunuch Johannes den Oberbefehl hatte. Zu gleicher Zeit wurde Irene die Wittwe nach Konstantinopel geschickt. Anna die Gross-Comnenin war der Spielball der siegenden Partei, die durch ein aus ihrer Mitte erkorenes Triumvirat, unter dem Schutze der räuberischen Schaaren aus Imerethi, die Angelegenheiten leiten liess.

---

*) *Ἐκράτησε τὴν Λαζίαν.* Panaret. Mss. fol. 293. recto.

Nicht länger als dreizehn Monate behauptete Anna durch den Schutz ihrer Anhänger den Thron. Das Volk der Hauptstadt war missvergnügt und die vornehmsten Archonten der Gegenpartei, zu welcher dieses Mal mehrere der begütertsten und bei den vorigen Herrschern einflussreichsten Vasallen von Alt-Trapezunt gehörten, wendeten sich abermals an den Hof von Byzanz, begehrten und erhielten den zwanzigjährigen Sohn Michaels, um ihn den Triumviren der Gross-Comnenin Anna entgegenzusetzen. Mit fünf Fahrzeugen, aus welchen drei mit italienischen Söldnern bemannt waren, erschienen sie vor der Hauptstadt und eroberten sie mit Hülfe der empörten Einwohner nach einem kurzen Gefechte. *) Eine heftige Reaction, die dem Sieg folgte, erneuerte abermals jene Metzeleien, Proscriptionen und Plünderungen, die von jeher der unterscheidende Charakter der Bürgerkriege waren, und deren Wuth die unglücklichen Trapezuntier zu keiner Zeit heftiger empfinden mussten als in den Jahren, die zunächst nach dem Tode des Kaisers Basilius verflossen sind. Johannes III., denn so hiess der neue Gross-Comnen, jung und thöricht liess seinen Anhängern freies Spiel. Anna die Kaiserin wurde erdrosselt, den vornehmsten Archonten ihrer Partei wurden die Köpfe abgeschlagen und ihre Güter eingezogen, die minder begüterten aber auf Lebenszeit aus dem Reiche verbannt. Nach diesen Umwälzungen wurde der neue Regent zwar in der Hauptstadt und in den Kantonen seiner Freunde als Kaiser anerkannt, nicht aber in den festen Plätzen seiner Gegner. So zum Beispiel trotzte das ungefähr neun Stunden von der Residenz entfernte Limnia seinem Ansehen, und Michael ward daselbst fest gehalten, während sein Sohn im Palaste kaiserliche Ehren genoss.

Den mühelos und unverhofft bestiegenen Thron behauptete der Jüngling ohne Ruhm. Ihm schien *die höchste Würde nur in-*

---

*) September 1342 nach Christus.

soferne wünschenswerth, als sie grössere Mittel zur Befriedigung seiner Begierden darbot. Ohne auf die Erinnerungen und die väterliche Leitung der Archonten zu achten, verlebte er die Tage mit seinen Altersgenossen in Gesellschaft von Flötenspielerinen und Tänzerinen, und vergeudete die durch Sparsamkeit früherer Herrscher aufgehäuften Schätze in thörichten Lustbarkeiten. Ein so unwürdiges Betragen erregte den Unwillen derjenigen, die zu seiner Erhebung beigetragen hatten, in einem solchen Grade, dass man ihn nach einem zwanzigmonatlichen Genusse der Macht wieder in sein voriges Nichts zurückzuschleudern und den entthronten Michael zum zweiten Male mit der Würde eines Gross - Comnens zu schmücken beschloss.

Johannes, der Eunuch und Befehlshaber von Limnia, wurde um diese Zeit getödtet und die Veste dem kaiserlichen Ansehen unterworfen. Michael wurde durch den Megas - Dux, den Scholarier, in den Palast geführt und feierlich zum Kaiser gekrönt, während man seinen Sohn Johannes III. in das Kloster des heiligen Sabas, den gewöhnlichen Verbannungsort abgesetzter Regenten, brachte. *) Diese neue Thronrevolution scheint nicht mit Uebereinstimmung der ganzen bis dahin siegenden Partei, sondern abermals im Sinne eines engeren Ausschusses vorgefallen zu seyn, indem unter Michaels Auspicien neuerdings die vornehmsten Archonten und Gross - Würdenträger des Reichs hingerichtet und ihre Plätze andern verliehen wurden. **) Michael herrschte aber auch nicht mehr mit jener vollen und unumschränkten Gewalt, wie sie von seinen Vorfahrern ausgeübt wurde, über Gross - Comnenenland, indem die wirkliche Macht in den Händen der wenigen Factionsmänner blieb, denen er seine Erhebung zu verdanken hatte.

---

*) Monat Mai 1344 nach Christus.

**) *Οἱ πρῶτοι Ἄρχοντες τοῦ ζῆν ἀπεστερήθησαν.*
Panar. Mss. fol. 293. recto.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, dass die hohe Adels-Aristocratie, die zum Wohle der Könige oder der Völker zu handeln vorgibt, im Grunde beide unterdrücken und nur ihre eigene Macht befestigen will: so darf man nur das Betragen der trapezuntischen Archonten gegen Michael den Gross-Comnen gehörig würdigen. Denn vor seiner Befreiung aus der Haft zu Limnia musste er eine förmliche Kapitulation unterschreiben und beschwören, dass er sich mit dem Namen und den Insignien der kaiserlichen Würde begnügen, die Regierungsgeschäfte aber ganz seinen Befreiern überlassen wolle; ferner, dass kein Vertrag, keine Handlung von ihm Gesetzeskraft haben soll, wenn sie nicht ihre Bestätigung dazu ertheilt hätten.

Obwohl das Diadem unter solchen Umständen wenig wünschenswerthes darbot, wollte Michael doch lieber Schattenfürst zu Trapezunt als Gefangener zu Limnia seyn. Länger als ein Jahr trug Michael die Fesseln dieser neuen Ordnung, bis eine abermalige Revolution die alte Verfassung herstellte, nach welcher dem Kaiser die absolute Macht gesetzlich zukam. Sonderbar genug gieng diese neue Umwälzung vom Volke selbst aus. Durch den Hochmuth und die Bedrückungen der Oligarchen erbittert fanden es die Bewohner der Hauptstadt doppelt ungerecht, dass ein Sprössling der alten Beherrscher des Landes in schimpflicher Abhängigkeit, gleich einem Unmündigen, im Palaste seiner Väter bewacht werde. Aus diesem Hasse des Volks gegen die Machthaber fing ihre Gegenpartei an neue Lebenskraft zu treiben. Aufruhr und Bürgerkrieg erhoben sich neuerdings. Allein weder Konstantinopel noch Imerethi, von wo aus die kämpfenden Parteien früherhin abwechselnd ihre Kräfte ergänzten, konnten an diesen Gährungen der Trapezuntier Antheil nehmen, da im byzantinischen Reiche selbst ein vierfacher Bürgerkrieg wüthete und im Lande Imerethi die Unordnung nicht weniger zerstörend wirkte als zu Trapezunt.

Die Volkspartei kämpfte für die Unumsckränktheit ihres Gebieters, die Oligarchen für die Verlängerung ihrer Macht. Stadt und Provinz standen sich feindlich gegenüber, und kein Theil war stark genug den andern vollkommen zu überwältigen. Dieses Gleichgewicht der Kräfte verlängerte den Streit zum Verderben des Landes, in welchem das öffentliche Elend zuletzt einen solchen Grad erreichte, dass die Reste des Wohlstandes allenthalben und an vielen Orten selbst die Bevölkerung völlig verschwanden.

Nachdem beide Theile aufs äusserste erschöpft waren, ohne ihren unversöhnlichen Hass zu mildern, waren sie genöthiget dem Gross-Comnen von freien Stücken die absolute Gewalt wieder einzuräumen, um den gänzlichen Untergang des Reichs zu verhindern. Niemand aus den Archonten wurde bei der Wieder-Einführung der alten Verfassung hingerichtet, wie es vorher immer zu geschehen pflegte; nur Nicetas, Gross-Herzog und Haupt der Scholarier, nebst dem Gross-Domesticus und einigen andern aus der Reihe der Oligarchen wurden ins Gefängniss geworfen, und der entthronte Johannes III. nach Konstantinopel abgeführt. *)

Diese mit allen Gräueln der Bürgerkriege besudelten Scenen gereichten nicht nur den Eingebornen zum Verderben; auch die in der Hauptstadt und längs den trapezuntischen Küsten angesiedelten genuesischen und venetianischen Handelskolonieen wurden dadurch zerstört und ihre Bevölkerung bei einem allgemeinen Aufstande der Trapezuntier grossen Theils niedergemacht, aus Furcht, hiess es, diese Fremdlinge möchten zu mächtig werden, und sich gegen den Landesfürsten ähnlichen Uebermuth erlauben, wie ihre Brüder zu Caffa im Lande der Tataren gethan haben. Unstreitig übte ausser dem Handelsneide und dem Hasse der orthodoxen Trapezuntier gegen die irrgläubigen Abendländer auf diese That auch die Besorgniss grossen Einfluss, es möchten die zahlreichen

---

*) Monat November 1345 nach Christus.

und streitbaren Fremden in den bürgerlichen Unruhen sich an einen der streitenden Theile anschliessen und ihm das Uebergewicht verschaffen, oder wohl gar bei dem allgemeinen Elende ihren Sinn auf Unterjochung der Städte wenden. Dieses scheint Nicephorus durch die Worte „μή τι νεωτερίσωσι“ eigentlich anzudeuten.

Um den Ruin des Landes zu vollenden ergriff im Jahre 1347, d. i. im vierten Jahre der Regierung Michaels jene Pest, deren Schrecknisse uns Boccacio in seinem Decamerone so meisterhaft schildert, die Stadt und das ganze Gebiet von Trapezunt. Die Verheerung war so furchtbar, dass von fünf Menschen kaum Einer übrig blieb, und dieser schwache Ueberrest häufig noch durch Erdbeben und andere Natur-Erscheinungen vertilgt wurde; so dass viele Ortschaften im Lande völlig öde lagen, wie uns Villani versichert, wenn er schreibt: *a Trabisonda e per tutti quei Paesi non rimase per la detta pestilenza de' cinque l' uno, e molte terre sobissarono tra per pestilenza et per tremuoti grandissimi e folgori.*[*] Diese aufeinanderfolgenden Unfälle, welche das Reich seit dem Tode Alexis II. in einem Zeitraume von ungefähr zwölf Jahren getroffen katten, brachen die Kraft der trapezuntischen Fürsten auf eine solche Weise, dass sie seit dieser Zeit an den politischen Angelegenheiten der umliegenden Reiche Anatoliens den frühern Einfluss grösstentheils verloren. Hier war es, wo sich die grossen Vasallen dem unmittelbaren Gehorsam des Gross-Comnens entzogen und auf ihren befestigten Burgen an steiler Meeresküste, auf den waldigen Bergspitzen und Felsenriffen im Innern des Landes unabhängige Herrschaft übten.

Der Bürgerkrieg hatte die Sitten verwildert, bei vielen den kriegerischen Sinn gestählt und das Geheimniss aufgedeckt, dass es möglich sey, keiner der streitenden Parteien angehörend, die Freiheit gegen alle zu behaupten. Trapezunt mochte damals in vielen Dingen den europäischen Ländern von germanischer Sitte ähnlich seyn. Ritter und Fürsten-Söhne aus Circassien, Iberien, Georgien, Turkmanenland und Cilicisch-Armenien zogen in das Land der *Burgen*, an den Hof des Gross-Commens, um Abenteuer zu bestehen und die schönen Töchter zu freien.*) Zwischen Sampsun und den Thoren Iberiens wucherten eine Menge Dynastieen und Bergfürsten auf, über welche der Gross-Commen zwar als allgemeines Oberhaupt hervorragte, aber wenig Macht besass. Der Fürst von Ghuria გოჳრიელი in den Niederungen zwischen dem Phasis und Bathys, bald iberischer bald trapezuntischer Hoheit unterthan, erhob sich um diese Zeit zu einem selbstständigen Gebieter, und die Tzanen auf ihren Alpenthälern, sammt allem streitbaren Volke in den Gebirgen um die Quellen des Tschorak (چوراق) lebten in roher Freiheit unter ihren Edeln. Was der doppelten Geisel des Bürgerkrieges und der Pest entgangen war, musste im nächstfolgenden Jahre die Wuth auswärtiger Feinde empfinden.

---

[*] Villani Historie fiorentine. Tom. XIV. pag. 964. Muratori Scr. Rer. Ital.

Um das Blut der erschlagenen Genueser zu rächen, erschien eine genuesische Flotte im Januar von 1348 auf den Küsten von Trapezunt, eroberte Kerasunt, die zweite Stadt des Reichs, und legte sie grösstentheils in Asche. Wenige Monate später drangen die muhammedanischen Emire auf der ganzen Linie von Arsinga und Paipert bis in die Umgegend von Siwas, mit gesammter Macht durch die Gebirge bis unter die Mauern der Hauptstadt. Selbst die Tzaniden, des Kaisers alte Unterthanen, stiegen von den Alpenhöhen herab und vereinigten ihre räuberischen Schaaren mit den Fremdlingen. Verzweiflung gab den Soldaten Michaels Muth, die Feinde wurden wenigstens auf der Landseite mit Verlurst zurückgetrieben. Oenäum aber und St. Andre, Grenzkastelle und Städtchen auf der Seite gegen Amisus, gingen über, und das kaiserliche Geschwader, bestehend aus einem grossen Kriegsschiffe und mehreren kleineren Fahrzeugen, wurde von zwei genuesischen Schiffen aus Caffa geschlagen und verbrannt. Die Verheerung der Küstenländer dauerte so lange fort, bis der Kaiser für alles, den Italienern während der Revolution zugefügte Unrecht vollen Ersatz geleistet, und zur Bürgschaft künftiger Treue Kastell und Ortschaft Leontokastron abgetreten hatte.

---

*) Marini Calloandro fedele. Parte I. Schiltbergers Reisen. Edit. München 1549.

Diese wiederholten Unglücksfälle bewiesen deutlich genug, dass der alternde Gross-Comnen Michael auch mit Hülfe der absoluten Staatsgewalt nicht fähig sey das schwankende Staats-Schiff zu lenken. Schwäche erzeugt Geringschätzung. Michael ward genöthiget, Nicetas, dem Scholarier und seit der letzten Palast-Revolution Staatsgefangenen auf dem Schlosse Kenchrina, die Freiheit und die verlorne Würde eines Grossherzogs wieder zu geben, die dieser ränkevolle Mann unverzüglich benützte, um die Krone von dem Haupte seines Herrn und Gebieters zu stossen. Wegen Unfähigkeit das Reich zu beschützen wurde Michael durch die Faktion der Oligarchen der Herrschaft verlurstig erklärt und im Kloster St. Sabas zum Mönche geschoren, nachdem er fünf Jahre und sieben Monate ruhmlos den Scepter der Kaiser von Anatolien geschwungen hatte. *)

---

*) Im Monat December 1349. nach Christus.

ZWEITES KAPITEL.

Johann Alexis's III. Schwäche und Frömmigkeit. Fehde mit Megollo Lercari von Genua.

Der letzte Versuch, mit Hülfe der Demokratie dem Hause der Comnenen die absolute Gewalt zu sichern, war, wie wir gesehen haben, durch Michaels eigene Unfähigkeit gescheitert; so wie vorher das Attentat der Gross-Würdenträger, die Konstitution des Reichs mit Form Rechtens in eine Oligarchie umzuwandeln, in dem Widerstande des Volkes sein Ziel gefunden hatte. Der Hof war zur Erkenntniss seiner physischen Ohnmacht gekommen, und die Grossen fühlten selbst ihr Unrecht und ihre politische Schlechtigkeit. Allein wie verabredeter Weise traten sich beide in jener Stellung wechselseitiger Täuschung gegenüber, die man immer als Verkünderin grosser Umwälzungen oder gänzlichen Untergangs eines Staates anzusehen hat. Die Grossen warfen sich vor dem Throne der Majestät nieder, verrichteten in tiefster Unterwürfigkeit die morgenländische Adoration und gelobten Treue und Ergebenheit mit dem Munde, während jede ihrer Handlungen eine Verhöhnung kaiserlicher Befehle oder eine Schmälerung oberlehensherrlicher Rechte war. Der Hof dagegen, zufrieden mit leeren Demonstrationen von Gehorsam, weidete seine Eitelkeit mit dem stolzen Titel eines *Kaisers von Anatolien*, und tröstete sich über den Verlurst der wirklichen Macht mit dem Gedanken, dass er doch dem Rechte nach Herr und Gebieter über alle Länder, Fürsten und Vasallen zwischen dem Hellespont und Araxes sey, und dass vielleicht eine Zeit komme, in welcher die dahingeschwundene Kraft wieder in den Palast zurückkehren, und der Glanz der gross-comnen'schen Krone Asien und Europa erfüllen werde.

Zeichendeuter und Astrologen ermangelten nicht Täuschungen dieser Art, welche an morgenländischen Höfen an der Tags-Ordnung sind, zu erhalten und zu vermehren. Das Volk, zufrieden durch seine Autorität die Begründung einer oligarchischen Constitution verhindert zu haben, hielt sich von jeder weitern Bewegung zurück, so lange es nur die leeren Truggestalten der altherkömmlichen, von ihm vertheidigten Ordnung der Dinge erblickte. Stetigkeit und Ausdauer in Verfolgung eines Zweckes findet man beim Volke im Höhepunkt der Nationalkraft schon selten, niemals aber in der Periode des Hinwelkens.

Unter diesen Umständen bestieg Michaels Nachfolger Johann Alexis III., in einem Alter von nicht mehr als eilf Jahren, den Thron von Anatolien. Er war der Sohn des oftbenannten Basilius I. von jener trapezuntischen Irene, die den Vorzug vor seiner legitimen Gemahlin, einer paläologischen Prinzessin aus Byzanz, erhielt, und nach dem Tode des Kaisers sammt ihren Kindern nach Konstantinopel abgeführt wurde. Bei den byzantinischen Geschichtschreibern galt deswegen auch Johann Alexis für einen Bastarden, während man ihn zu Trapezunt für den gesetzmässigen Sohn des Basilius erklärte; indem sich dieser nach Verstossung der Byzantinerin mit Irene von Trapezunt hatte kirchlich einsegnen lassen. *)

Am Feste der heiligen drei Könige wurde der junge Kaiser zugleich mit seiner Mutter in der Kirche zum heiligen Eugenius feierlich gekrönt, und zwei Jahre nachher mit der Prinzessin Theodora Kantacuzena von Konstantinopel vermählt.

---

*) *Εὐλογήθη ὁ βασιλεὺς ὁ κῦρ Βασίλιος τὴν ἐκ Τραπεζοῦντος δέσποιναν κύραν Εἰρήνην μηνὶ Ἰουλίῳ ρ' ἔτους ,ςωμζ.*

Panaretos Mss. Fol. 291.

Was die Grossen immer gewünscht hatten, ein Kind auf dem Throne und die Zügel der Regierung in den Händen eines schwachen Weibes, ward nun erfüllt und dem Spiele der Factionen ein weites Feld eröffnet. Jedermann begreift ohne Erinnerung und Beweis, dass unter solchen Verhältnissen die Ruhe im Inneren nicht lange dauern konnte. Doch was würde es frommen, den Kampf der Parteien, die sich unablässig aus dem Palaste und aus der Nähe des unmündigen Monarchen verdrängten und in seinem Namen gegenseitig einkerkerten, aus dem Lande trieben oder erwürgten, in seinem eintönigen und traurigen Gange zu verfolgen? Es mag hinreichend seyn zu bemerken, dass im nämlichen Jahre noch, in welchem Johann Alexis gekrönt wurde, die Fehde der Archonten begann; aber nicht mehr mit jenem Character von Heftigkeit und Grösse, wie unter den vorhergehenden Regierungen, wo man um den Besitz der Macht gegen die herrschende Dynastie mit Hülfe benachbarter Fürsten und Könige stritt. *) Der Kampf wälzte sich jetzt innerhalb der Reichsgrenzen unter den Vasallen selbst von Schloss zu Schloss, und in den Gemächern des kaiserlichen Palastes müheselig fort um zu entscheiden, wer im Namen des Unmündigen befehlen soll. Die Unterliegenden zogen sich in ihre Burgen zurück und kümmerten sich um den Hof eben so wenig als um ihre siegenden Gegner, oder boten dem Kaiser offenen Trotz. Der Hof dagegen suchte mit dem Beistande seiner jedesmaligen Anhänger die verfallene Macht langsam wieder aufzurichten, und aus den niemals erlöschenden Fehden aller gegen alle stärker als Freund und Feind zu werden.

Es kann dem Leser kein Interesse gewähren hier aus der Palastchronik weitläufig anzuführen, wie Kyr Theodorus der Gross-Feldherr heute verdrängt und eingekerkert, nach Monaten aber wieder in seine vorige Stelle eingesetzt wurde, welche Leo der

---

*) *Τῷ αὐτῷ γοῦν ἔτει ἐγίνετο σύγχυσις καὶ ταραχὴ μέσον τῶν ἀρχόντων.*
Panar. Mss. fol. 295.

Kabasitane seinerseits mit dem Gefängnisse vertauschen musste; oder zu erzählen, wie dieser nämliche Kyr Theodorus die kaiserliche Burg zu Trapezunt mit seiner Sippschaft einnahm, den Gross-Comnen nach Tripolis zu fliehen zwang und seinen Gegner, den Gross-Herzog und Scholarier, in seine Gewalt bekam; aber durch einen Aufstand der Bewohner der Hauptstadt geschlagen, gefangen und späterhin auf der Veste Kenchrina mit seinem Sohne und Schwager erdrosselt wurde. Nur so viel muss bemerkt werden, dass der Megas-Dux und Scholarier nach dem Sturze des Theodorus weder loyalere Gesinnungen gegen seinen Gebieter, noch aufrichtigere Anhänglichkeit gegen das Vaterland an den Tag legte als der Gross-Feldherr: sondern aus unbekannten Gründen sich nach Kerasunt zurückzog, diese Stadt mit den umliegenden Burgen und Küstenplätzen zum Aufruhr gegen den Hof bewog und mit einem Geschwader von zwölf Fahrzeugen die Hauptstadt belagerte, nach langen Unterhandlungen und grossen Zugeständnissen, *πολλῶν λόγων καὶ ὀχλήσεων γενομένων*, endlich Friede versprach und nach Kerasunt zurücksegelte. Gegen diesen Undankbaren that der Kaiser in Person mit Irene seiner Mutter, Theodora seiner Gemahlin und dem Erzbischofe den ersten Feldzug. Zwei Kriegsschiffe und eine hinlängliche Zahl kleiner Fahrzeuge hatte er ausgerüstet.

Die scholarische Seemacht unter dem Befehle des obersten Kämmerers und Sohnes des Megas-Dux, wurde überwunden und Kerasunt zur Uebergabe gebracht, worauf der Kaiser zu Wasser und zu Lande die Veste Kenchrina, wohin sich die Aufrührer nach dem Verlurste von Kerasunt gezogen hatten, belagerte und nach einem mehrmonatlichen Kampfe zur Unterwerfung zwang. Dessgleichen hatte auch Burg und Ortschaft Limnia, wo Konstantin Doranites, Bruder des hingerichteten Gross-Feldherrn befehligte, seinem rechtmässigen Herrn die Thore geöffnet. *)

---

*) Alles dieses geschah zwischen den Jahren 1350 bis 1356. Panarot. Mss. fol. 298. verso.

Nachdem Johann Alexis durch Bezwingung der benannten Häuptlinge sein Ansehen wenigstens in den Gegenden an der Seeküste hergestellt hatte; wandte er seine Blicke gegen die im Binnenlande und im Gebirge gelegenen Kantone, in welchen theils trapezuntische Vasallen, theils muhammedanische Emire herrschten, die sich daselbst zur Zeit der Bürgerkriege festgesetzt hatten. Zuerst sollte Cheriane erobert werden, in welches der Herzog von Chaldia, Johannes Cabasites, schon einige Zeit vorher einen Einfall gethan hatte. Nach einigen vorübergehenden Vortheilen wurde aber Alexis von einem kleinen Haufen Turkmanen schimpflich in die Flucht getrieben und verlor 400 Mann und viele Pferde. Der Herzog von Chaldia gerieth in Gefangenschaft der Ungläubigen, welchen Michael Panaretos, unser Gewährsmann, nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes entrann. *)

Nach dieser Niederlage streiften die Turkmanen bis an die Seeküste bei Jasonis und Limnia, wo ihnen Alexis im folgenden Jahre einen kleinen Verlurst beibrachte; wogegen der Turkmanen-Häuptling Hadschymyris (هجي أميري) von Chalybia, welches seine Vorfahren dem trapezuntischen Kaiser Johannes II. abgenommen hatten, das Kastell Alt-Matzuka eroberte und weitumher das Land verheerte. Der Kampf mit diesen räuberischen Ueberzüglern hatte seine eigenthümlichen Schwierigkeiten. In eine grosse Anzahl von einander ganz unabhängiger Horden getheilt, führten sie gegen die Trapezuntier weder gemeinschaftlichen Krieg, noch machten sie jemals einen allgemeinen und alle einzelne Theile umschliessen-

---

*) 'Εφύγομεν φυγὴν ἄκοσμον ὀλίγων Τούρκων διωκόντων ἡμᾶς. τότε τοίνυν ἐσκυτώθησαν χριστιανοὶ ὡσεὶ τετταρακόσιοι· καὶ ἐχαώθησαν καὶ ἄλογα πολλὰ καὶ ὁ δοὺξ χαλδίας 'Ιωάννης ὁ Καβασίτης ἐπιάσθη, καὶ εἰ μή κε ἦν ἐν ἡμῖν ἀπολώμεν (sic) ἂν καὶ αὐτὸς ἐγώ· ἀλλὰ θεοῦ εὐδοκοῦντος ἴσχυσέ μου ὁ ἵππος, καὶ κατόπιν βαίνων τοῦ βασιλέως ἐλευθερώθημεν καὶ μετὰ τρεῖς ἡμέρας κατελάβομεν ἐν Τραπεζοῦντι.'

Panaret. Mss. fol. 298. verso.

den Frieden, sondern drangen nach Art der Räuber bald hie bald da unvermuthet in das kaiserliche Gebiet, überfielen Heerden, Kastelle und Städte, und stahlen sich öfters sogar in die Nähe des wandernden Hofes des Gross-Comnenen, ehevor man nur wissen konnte, dass sie die Grenze überschritten hatten. Wechselfälle mussten unter solchen Umständen häufig eintreten, und die Bevölkerung an der Grenzscheide zwar unstät und verwildert, durch den beständigen Kampf aber auch kriegerisch und unerschrocken werden. Wäre der Hof nicht feig und wären die Vasallen nicht meineidig und verrätherisch gewesen: würden diese Grenzmilitzen eine eben so undurchdringliche Schutzwehr gegen die streifenden Turkmanen gebildet haben, als früherhin die Bewohner der olympischen Höhenzüge in Bithynien gegen die osmanischen Türken, und die Mardaïten auf dem Libanon einst gegen die Abbassiden von Damaskus.

Mehrmal unterdessen empfanden die naheliegenden muhammedanischen Volksstämme den Grimm dieser derben Alpenbewohner, vorzüglich aber im eilften Regierungsjahre des Johann Alexis, als der Emir von Paipert gegen die Kastelle Neu-Matzuka, Larachane und Chasdenicha feindlich heranzog. Er selbst mit dem grössten Theile seines Heerhaufens wurde von den Einwohnern in den Engpässen niedergemacht, und die Köpfe der Erschlagenen in der Hauptstadt zur Schau herumgetragen. Eben so musste um die nämliche Zeit der Emir von Arsinga von der Belagerung der Bergveste Golacha unverrichteter Dinge abziehen. Der Streit um das schöne Alpenland von Chaldia, in welchem Golacha lag, zog sich bis in das neunzehnte Regierungsjahr des Kaisers hinaus, wo der Emir Kilidsch-Arslan die benannte Bergveste durch einen plötzlichen Ueberfall einnahm, und die Trapezuntier aus ganz Chaldia verdrängte. Zwar eroberten die alten Bewohner das verlorne Kastell und Land sechs Jahre später, wurden aber gleich darauf zum zweiten Male, und zwar auf immer von den nämlichen Turkmanen vertrieben. Um die Schmach dieser wiederholten Niederlagen zu tilgen, ermannte sich Alexis und machte einen Versuch das schöne Cheriane wieder zu erobern, verlor aber theils durch das Schwert der Feinde theils durch den Grimm der Kälte einen Theil seines Heeres, weil er die Thorheit beging, im Monat Januar ein hohes Alpenland mit Krieg zu überziehen.

Alexis besass durchaus keine kriegerische Tugenden, war aber dagegen in den Künsten des Friedens wohl bewandert, und wie es scheint, dem Klerus besonders zugethan. Eine Menge Heiligthümer und Bethäuser innerhalb der Hauptstadt sowohl als in der nächsten Umgebung hat er theils ausgebessert, theils neu errichtet, und Mönchen und Nonnen Zellen gebaut. Dahin gehört besonders die Wiederherstellung eines unfern der Stadt gelegenen, und im Laufe der Kriegs-Begebenheiten zerstörten Nonnenklosters, in dessen Ringmauern Tournefort ein marmornes Christusbild mit jener früher angezogenen Inschrift gefunden hat, welche Namen und Titel des Kaisers, seiner Mutter und seiner Gemahlin enthielt. Die Namen dieser beiden letzteren, Irene und Theodora, beweisen hinlänglich, dass dieses Monument auf keinen andern Imperator als auf Alexis III. zu beziehen sey. Mit diesem Beweise seiner Gottesfurcht nicht zufrieden, stiftete er auch noch ein herrliches Kloster auf dem Berge Athos in Macedonien, wie der Dacische Arzt Johann Comnenus in seiner Beschreibung jenes, der ganzen griechischen Nation heiligen Berges erzählt. Die Stelle, in welcher von diesem Fürsten so wie von der Veranlassung der besagten frommen Stiftung die Rede ist, verdient ihrem ganzen Inhalte nach hiehergesetzt zu werden.

Τὴν δὲ περικαλλῆ τοῦ ἁγίου Διονυσίου μονὴν, schreibt er, *ἔκτισεν ὁ ἀοίδιμος Βασιλεὺς Τραπεζοῦντος Ἀλέξιος ὁ Κομνηνὸς ἐπὶ ἔτους χρισοῦ ͵ατπ΄* (1380) *διὰ παρακλήσεως τοῦ ἁγίου Διονυσίου, ὅστις ἦν ἀδελφὸς μικρότερος τοῦ τηνικαῦτα τῆς Τραπεζοῦντος ἀρχιερατεύοντος Θεοδοσίου. Οὗτος ὁ ἅγιος Διονύσιος ἦτον ἀπὸ τὰ ὅρια τῆς Καστορίας*,

ἐκ χώρας Κορυσσȣ̃· καὶ ἀναχωρήσας τȣ̃ κόσμȣ ἀσκήτευεν εἰς τὸν τόπον ἐκεῖνον ὁπȣ̃ εὑρίσκεται τὴν σήμερον τὸ ἱερὸν μοναστήριον ᾠκοδομημένον· καὶ διὰ θειᾶς ἀποκαλύψεως καθ' ἑκάστην νύκτα φωτὸς ἐπιφαινομένου ὑπεραστράπτοντος ἐν τῷ τόπῳ ὥσπερ λάμπαδος μεγάλης, ὁδηγηθεὶς καὶ πλεύσας διὰ τῆς μαύρης θαλάσσης εἰς Τραπεζοῦντα καὶ τυχὼν τȣ̃ αἰτήματος ἀπὸ τὸν Βασιλέα διὰ μεσιτείας τȣ̃ ἀδελφȣ̃ τȣ̃ δηλόνοτι τȣ̃ τότε Τραπεζοῦντος, καὶ στραφεὶς εἰς τὸ ἅγιον ὄρος ᾠκοδόμησεν ἐν ἐκείνῳ τῷ θεοδοξάστῳ τόπῳ θεῖον καὶ ἱερὸν ναὸν ἐπ' ὀνόματι τȣ̃ ἁγίου Ἰωάννȣ τȣ̃ Βαπτιστȣ̃ δι' ἐξόδων τȣ̃ ἄνωθεν Βασιλέως, οὗ καὶ τὸ πάντιμον χρυσόβȣλλον εὑρίσκεται ἐκεῖ σῶόν τε καὶ ὁλόκληρον μὲ φράσιν ἑλληνικωτάτην καὶ κατὰ πολλὰ γλυκυτάτην συντεθειμένον, ὁμȣ̃ μὲ καὶ ἄλλα πολλῶν Βασιλέων χρυσόβȣλλα καὶ σιγιλλιώδη Πατριαρχῶν καὶ Αὐθεντῶν διαφόρων.

Εὑρίσκεται καὶ εἰς αὐτὸ καὶ ἡ ΕΙΚΩΝ ΤΟΥ ἄνωθεν ΑΛΕΞΙΟΥ ΤΟΥ ΚΟΜΝΗΝΟΥ, ΩϹ ΗΝ ΕΝΔΕΔΥΜΕΝΟϹ ΜΕΤΑ ΤΟΥ ΒΑΣΙΛΙΚΟΥ ΔΙΑΔΗΜΑΤΟϹ, λιὰν ἀξιοθέατος· εἶναι τὸ μοναστήριον τȣ̃το περίβλεπτον καὶ ὡραῖον, ἐπάνω εἰς τὸ καταγίαλον εἰς τόπον ὑψηλὸν καὶ μετέωρον. *)

---

*) D. i.: Das prachtvolle Kloster des heiligen Dionysius baute der durchlauchtige Kaiser von Trapezunt, Alexis Comnenus um das Jahr Christi 1380 auf Bitte des heiligen Dionysius, jüngern Bruders des damaligen Erzbischofs Theodosius von Trapezunt. Dieser heilige Dionysius war gebürtig aus der Gebirgsgegend von Kastoria, aus der Ortschaft Koryssus (in Macedonien.) Er verliess die Welt und führte ein Einsiedler-Leben auf jenem Platze, wo heute das heilige Kloster gebaut ist. Als aber durch göttliche Anordnung jede Nacht auf jener Stelle ein hellschimmerndes Licht, gleich einer grossen Lampe erschien, machte er sich auf, schiffte über das schwarze Meer nach Trapezunt, und erreichte beim Kaiser sein Begehren durch Vermittlung seines Bruders, des damaligen Vorstehers der trapezuntischen Kirche. Er kehrte auf den heiligen Berg zurück und baute auf jener von Gott bezeichneten Stelle einen Gott geweihten Tempel zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers ganz auf Kosten des oben benannten Kaisers, dessen goldene Bulle, schön griechisch und in

Mehr aber als alle bisher erzählten Begebenheiten beweiset Alexis's Zaghaftigkeit und Schwäche jene schimpfliche Fehde, in welche er um eben diese Zeit mit einem vornehmen und reichen Manne aus Genua gerieth. Veranlassung und Ausgang derselben war für die Person des Kaisers gleich schändlich und entehrend. Unter den genuesischen Kaufleuten, die sich des Handels wegen im trapezuntischen Gebiete niedergelassen und die Freundschaft des Kaisers erworben hatten, war einer der vornehmsten Megollo Lercari, ein Mann von uraltem Geschlechte und ausgezeichneten Vorzügen an Körper und Geist. *) Das Ansehen, welches er bei Alexis genoss, erregte den Neid vieler trapezuntischen Höflinge vom ersten Range, und man bemühte sich auf alle mögliche Weise, ihm die Gnade und das Wohlwollen des Kaisers zu entziehen. Als Megollo einst die Nachmittags - Stunden im Palaste mit Schachspielen zubrachte, gerieth er mit dem Günstling des Kaisers, einem frechen jungen Menschen, in Streit und erhielt von demselben eine Ohrfeige. Da Alexis, der Gebieter, Genugthuung verweigerte, verliess Megollo über die Beleidigung tief gekränkt, und voll edlen Unwillens über das Benehmen des Kaisers, ungesäumt die Stadt und das Land der Trapezuntier mit dem Vorsatze, grausame Rache zu nehmen, nicht an dem Urheber der Beschimpfung, den er verachtete, sondern an demjenigen, der gerechte Bestrafung des Frevels versagte.

Zu Genua bewog er seine Freunde durch Erzählung der erlittenen Misshandlung, ihm zur Ausrüstung zweier Kriegsfahrzeuge

---

huldvollsten Ausdrücken geschrieben, man heute noch dort ganz unversehrt sehen kann, zugleich mit den goldenen Bullen mehrerer anderen Kaiser, und den Siegelbriefen vieler Patriarchen und gebietenden Herrn. In dem nämlichen Kloster findet man auch die Abbildung des obenbenannten Kaisers Alexis, wie er angekleidet war, mit dem kaiserlichen Diadem auf dem Haupte, sehr sehenswürdig. Es ist aber das Kloster ungemein schön und reizend gelegen auf einer Anhöhe nahe am Ufer des Meeres.

*) Petri Bizari Senatus Populique Genuensis Rerum gestar. Hist. atque Annales. Antw. 1579. pag. 145. lib. VII.

verhülflich zu seyn, die er mit auserlesener jungen Mannschaft und allen zum Seekriege erfoderlichen Dingen versah. Mit dieser kleinen, aus Privat - Mitteln hergestellten Macht segelte er in das schwarze Meer, und fing an die trapezuntischen Küsten zu plündern, Ortschaften anzuzünden und die Felder weit umher zu verheeren. Damit nicht zufrieden liess er auch den Gefangenen die Wirkungen seines unversöhnlichen Rachegefühls empfinden, indem er ihnen Nase und Ohren abschneiden liess, um die erlittene Unbild durch Schändung ihres Angesichts zu rächen. Um diesen barbarischen Grausamkeiten Einhalt zu thun, rüstete Alexis vier Kriegs-Schiffe aus, die aber Megollo sammt der ganzen Bemannung beinahe ohne Kampf durch eine Kriegslist in seine Gewalt brachte. Er stellte sich nämlich als fliehe er vor der feindlichen Uebermacht, wandte sich aber, als er sich von den in ungleicher Entfernung heransegelnden kaiserlichen Triremen verfolgt sah, plötzlich um, und machte auf die beiden nächsten einen so heftigen Angriff, dass er sie eher nahm, als die übrigen zu Hülfe herbeieilen konnten. Die verloren dann auch ihrer Seits allen Muth zum Streite, und waren bei der Unmöglichkeit zu entfliehen gleichfalls sich zu ergeben genöthiget.

Die genommenen Schiffe wurden versenkt, die Mannschaft aber auf die obenbeschriebene Weise grausam verstümmelt, bis auf einen ehrwürdigen Greis, der zugleich mit seinen beiden Söhnen, in erster Jugendblüthe und von ausnehmend schöner Gesichtsbildung, unter den Gefangenen war. Der Greis bat den unversöhnlichen Italiener, die unschuldigen Jünglinge zu verschonen und dafür ihn die ganze Wuth seiner Rache fühlen zu lassen. Megollo liess sich erweichen, verschonte die Söhne mit dem Vater, und überschickte durch letzteren ein Fass mit abgeschnittenen und eingesalzenen Nasen an Alexis. *) Zugleich liess er dem Kaiser sagen, es gäbe kein anderes Mittel, um sich und seine Völker von den Wirkungen der Rache zu befreien, als die Auslieferung des er-

---

*) Uberti Foliettae Historia. Genuensium lib. VIII. p. 483. Lugd. Batav.

sten Urhebers der Beleidigung. Die Hülflosigkeit und das Geschrei der misshandelten Unterthanen nöthigte Alexis zu diesem demüthigenden Schritte. Als der Beleidiger vor Megollo gebracht unter Thränen sein Unrecht eingestand und bat, man möchte ihn nur ohne lange Qual gleich tödten: redete ihm der Genueser freundlich zu, er soll nur gutes Muthes seyn, indem hochherzige Männer nicht gegen Weiber zu wüthen pflegen. Er schikte ihn unverletzt dem Kaiser zurück mit der Erklärung, ihm sey jetzt für die persönliche Beschimpfung genug gethan, nicht aber der Republik, die wegen Misshandlung eines ihrer Bürger ebenfalls Befriedigung fordere. Und diese könne nur dadurch geleistet werden, dass der Gross-Comnen auf eigene Kosten für die genuesischen Kaufleute eine geräumige Wohnung mit besondern Gerechtsamen und Privilegien in seiner eigenen Hauptstadt herzustellen durch ein öffentlich ausgestelltes Dokument sich verpflichte; eher werde er seine Küsten nicht verlassen. Nach den schon angeführten genuesischen Annalen hatte Alexis die Schwachheit, auch diese schimpfliche Bedingniss einzugehen und zu erfüllen.

Auffallend ist es immer; wie ein Privatmann aus einem italienischen Freistaate mit einer Seemacht von zwei Schiffen einen damals allgemein wenigstens für reich gehaltenen Fürsten zu besiegen, und erniedrigende Zugeständnisse abzunöthigen im Stande war. Man muss aber bedenken, dass die Grossen des trapezuntischen Reichs die ganze Sache für eine Privatfehde zwischen Alexis und Megollo, und keineswegs für einen Nationalkrieg, wodurch die Sicherheit des Staates gefährdet werden könnte, ansahen, und den Kaiser mit seiner Hausmacht allein ausfechten liessen. Dass Alexis ein unkriegerischer Fürst war, ist freilich nicht zu läugnen; aber auf diese Begebenheit hinauf das Urtheil fällen, das ganze trapezuntische Kaiserthum habe im Jahre 1380 nicht Kraft genug besessen, sich gegen zwei genuesische Triremen zu vertheidigen, wäre eben so grundlos als unbedacht.

DRITTES KAPITEL.

Umwälzungen im Inneren von Anatolien. Turkmanen setzen sich auf der trapezuntischen Seeküste fest.

Billig könnte man hier die Frage aufwerfen, wie die trapezuntischen Fürsten ihr politisches Daseyn gegen den Andrang äusserer Feinde behaupten konnten mitten unter Bürgerkriegen und Zerrüttungen jeder Art, welche das Reich länger als ein halbes Jahrhundert unausgesetzt verheerten, und erfolgreichen Widerstand gegen die Angriffe einer grossen feindlichen Macht völlig unmöglich machen mussten. Die Beantwortung dieser Frage nöthiget uns einen Blick auf die um Trapezunt gelegenen Länder zu werfen. Es ist schon zwei Mal bemerkt worden, dass zur Zeit Hulaku's eine Turkmanen-Horde, Kara-Tataren genannt, an den Grenzen von Trapezunt und Anatolien ihre Wohnsitze aufschlagen musste. So lange Hulaku's Nachfolger mit Macht über Iran herrschten, blieben diese in gehöriger Unterwürfigkeit und zahlten Tribut an Heerden und Sclaven. Wie aber mit dem Tode des Abu Said-Chan im Jahre 1320 das Ansehen der Mongolen in Tauris gänzlich verfiel, und das Reich sich in eine Menge kleinere Staaten auflöste, die sich nur mühselig aus Mangel innerer Kraft im Drang der Umstände behaupten konnten: entzogen sich auch die besagten Nomaden nach und nach der Oberherrschaft der taurisischen Chane. Sie theilten sich in zwei und fünfzig Horden, und jeder Haufe von hundert Individuen wählte sich, nach dem Ausdrucke Scherefeddins, einen besonderen Sitz, und wollte Niemanden unterthänig seyn,*) وپنجاه ودو فرقه شدند وهر صد بسر خود يورتي اختيار كردند Neben diesen Horden zogen zwischen Erzerum, Siwas und Amasiah, also hart an den Marken der Comnenen, eine grosse Anzahl nomadischer Turkmanen herum, unter welchen ein Stamm besonders ausgezeichnet war und die Horde vom *weissen Schaf*, اق كوين لو *Ak-koiunlu* in türkischen, *Ασπρο-προβάταδες;* in byzantinischen und *Αμιτιῶται* in trapezuntischen Schriften genannt wird, zum Unterschied von ihren östlichen, in Alt-Mesopotamien und Armenien wohnenden Brüdern vom *schwarzen Schaf.*

Durch diese Stellung gewann das an Trapezunt stossende Land eine ganz eigenthümliche politische Gestalt, ganz verschieden von derjenigen, die es zur Zeit der acht ersten Gross-Comnenen hatte. Damals war es ein Bestandtheil des grossen Reichs der Sultane von Rum, die dadurch unmittelbar in Berührung mit dem comnen'schen Gebiete gekommen waren. Nach der Sprengung des ikonischen Staatenbundes aber fiel die höchste Leitung der politischen Angelegenheiten jener Weltgegenden auf die Chane von Tauris. Und wie auch ihr Ansehen hingewelkt war, traten die Reiche zweiten Ranges in ihre natürlichen Rechte von Freiheit und Selbstständigkeit zurück, weil nach dem Ausdrucke Ali's kein absoluter Kaiser aus Dschingis-Chans Hause in Iran (ايران) übrig war.

Eine Unzahl kleiner Turkmanen-Residenzen zog sich vom Euphrat über das Thema Neu-Mesopotamien, einen Theil von Chaldia und über ganz Kappadocien bis über Cäsarea, Tokat und Amasiah an den Halys herab; so dass Trapezunt auf dieser Seite von den Umwälzungen und Stürmen, die das dahinterliegende Anatolien bei der rasch emporsteigenden Macht der osmanischen Türken um jene Zeit erschütterten, nichts für seine Freiheit zu befürchten hatte.

---

*) Scherefeddin Mss. Pers. fol. 425.

Es ist schon früher bemerkt worden, dass das vornehmste Mittel, dessen sich die Mongolen nach der Schlacht von Kusadac bedienten, um die Kraft des muhammedanischen Klein-Asiens zu brechen, darin bestand, dass sie das gemeinschaftliche Band, wodurch die grossen Satrapen und Emire mit dem Hause Ikonium verbunden waren, zerrissen, und die Bildung mehrerer unabhängigen und gegenseitig eifersüchtigen Staaten begünstigten, die Anatolien in weniger als vierzig Jahren vom Euphrat bis an den Sangaris, und von Ciliciens Gestade bis Sinope erfüllten. Der vornehmste unter diesen neuen Dynasten war der Fürst oder Sultan von Caramanien, welcher Stadt und Umgegend von Ikonium mit mehreren andern Districten besass.

Oestlich von diesem, nahe am Gebiete des Emirs von Siwas wohnte Ssulkadir-Bei. In Phrygien hatte sich Hamid und in Paphlagonien der Emir von Kastamon ein ausgedehntes Fürstenthum gegründet, und zugleich die Stadt Sinope zu seinen Besitzungen geschlagen. Ausser diesen sassen im Inneren Natoliens noch eine Menge kleinere Bergfürsten, die man mit Stillschweigen übergehen muss. Nur Einer Horde muss hier Erwähnung geschehen, weil sie kurze Zeit nach ihrem ersten Erscheinen, Europa und Asien erschütterte und zuletzt auch das Reich der Comnenen verschlang. Diess ist die Horde Ertogruls des Stamm-Vaters der türkisch-osmanischen Macht.

Schon in den letzten Zeiten des trapezuntischen Kaisers Alexis I., als die Mongolen Asien verwüsteten, war ein allgemeines Drängen der östlichen Nomaden-Fürsten gegen Abend entstanden. Wer sich Dschingis-Chan und seinen Söhnen nicht unterwerfen wollte, wanderte aus, und zog in das Land Rum als der einzigen Gegend, wo damals noch Sicherheit vor der Mongolen-Wuth zu finden war. Unter diesen wandernden Familienfürsten war auch Ertogruls Vater *Solimann.* Dieser kam nur bis an den Euphrat, worin er im Jahre 1219 ertrank. Von da fort zog Ertogrul mit 400 Gezelten über Erzerum nach Klein-Asien herein und besetzte einen waldigen Höhenzug, von den damaligen Griechen *Μαῦρον ὄρος* genannt. *)

Wegen geleisteter Dienste verlieh ihm Alai-eddin Kaikobad eine kleine Stadt in der Nähe des bithynischen Olympus, an den Grenzmarken der Christen von Nikomedia, als Hauptort und Sammelplatz für seine Schaar. Hier starb Ertogrul, nachdem er den Seinigen zwei und sechzig Jahre mit Klugheit vorgestanden hatte, im Jahre 1281. Osman (عثمان) sein Sohn, jung, rastlos, schlauh, kräftig und tapfer fing an die Nachbaren zu beunruhigen, Schlösser und Städtchen zu unterjochen und ein kleines osmanisches Fürstenthum zu errichten.

In dem entfernten Konstantinopel achtete man auf das Treiben dieses obscuren Häuptlings eben so wenig als am Hofe des Schatten-Sultans von Ikonium. Man war an die unruhigen Auftritte an den Landmarken der Christen und Muhammedaner schon von jeher gewöhnt. Unter so günstigen Umständen hatte Osman um 1290 die bedeutende Stadt Mauro-castron in Phrygien, bei den Morgenländern قاره حصار *Kara-hyssar* genannt, eingenommen, und sich sofort in die Reihe der Fürsten des muhammedanischen Klein-Asiens gestellt. Osmans kleine Macht wurde zur Lawine. Um 1300 bezwang er Nicäa; um 1327, wo er starb, sogar Prusa durch seinen Sohn Ur-Chan, der den Griechen unmittelbar darauf Nikomedia und alles Land am Propontis wegnahm, und seinen Sohn Solyman um 1358 das erste Mal über den Hellespont schickte. Murad I., sein zweiter Sohn und Nachfolger um 1360, griff schon die muhammedanischen Emire Galatiens auf der grossen Heerstrasse in den Orient an, besiegte alles, ging mit grosser Macht nach Europa, nahm Adrianopel um 1362, errichtete die Miliz der Janitscharen, schlug Servier, Byzantiner und Bulgaren in grossen Schlachten, warf alles vor sich nieder; ihm widerstand nichts. Die Ursache dieser ausserordentlichen Erscheinung ist kurz anzugeben, Murad sowohl als seine beiden Vorgänger und Nachfolger waren Helden; alle Fürsten der benachbarten Länder aber sammt ihren Untergebenen arme, kleinliche, elende Menschen. Murad drang siegend bis in das Herz von Caramanien um 1386, und starb in der grossen Serben-Schlacht auf dem Amselfelde im Jahre 1390. Von Philippopolis in Thracien erstreckte sich das neue Türkenreich in einem schmalen Streife bis Ancyra in Anatolien zur Zeit als dieser grosse Krieger starb.

---

*) Chronicon Hierosolymit. lib. III. apud Du-Cang. Cantemir pag. 14. Leunclav. lib. II.

Ueber diese Grenze hinaus waren gegen den Pontus Euxinus der Emir von Kastamun und Sinope, der den Nachkommen des ikonisch-mongol'schen Barvanah den muhammedanischen Theil von Sampsun weggenommen, und sich dadurch in Nachbarschaft mit dem Gebiete des Gross-Comnens gesetzt hatte: dann in Binnenlande der sich gleichfalls Sultan nennende Emir der drei Städte Siwas, Tokat und Amasiah, nebst den im Gebiete derselben zerstreuten Residenzen der Kara-Tataren und Turkmanen vom weissen Schaf. Die Nachbarschaft dieser fremden Ueberzügler wäre allerdings gefahrvoller für das Reich der Gross-Comnenen, besonders unter dem schwachen Alexis III. gewesen, wenn sie alle einem Oberhaupte gehorcht hätten. Denn die oft genannten Kara-Tataren allein zählten nicht weniger als 40000 Zelte und konnten eine grosse Macht ins Feld stellen. Dass alle diese verschiedenen muhammedanischen Völkerschaften den allmäligen Verfall der trapezuntischen Monarchie in mehrere schwache Trümmer benützten, und mit ihren Heerden und Reiterschaaren so tief als möglich in die schönen und grasreichen Auen des Landes, besonders am Thermodon und um Oenäum herum, vordrangen und sogar einige feste Punkte und Schlösser am trapezuntischen Meere um diese Zeit schon an sich rissen, wird von Laonicus zwar nur in allgemeinen

Ausdrücken, von Clavigo aber, dem Augenzeugen, von dem Distrikt um Kap Bonah zwischen Oenäum und Trapezunt namentlich gemeldet und von der Palastchronik im ganzen Umfange bestätigt.*)

Dieses unablässige Andringen der muhammedanischen Anatolier, besonders der Horde vom weissen Schaf, ist es unter andern, worauf Eugenicus der Lobredner anspielt, wenn er die Trapezuntier aus *dem* Grunde für tapfere Männer erklärt, weil sie die Freiheit ihrer Hauptstadt noch immer zu vertheidigen wüssten, ungeachtet sich rund umher eine grosse Anzahl feindlicher Völker niedergelassen habe, deren rastloses Streben auf die Bezwingung der glücklichen Stadt Trapezunt gerichtet sey.**)

Das Lob, die Hauptstadt durch glückliche Kriegsthaten vertheidigt zu haben, verdient Alexis III. in der That nicht. Unfähig durch Waffengewalt die Muhammedaner aus dem Gebirge zu vertreiben, nahm er zu einem Hülfsmittel seine Zuflucht, durch welches schwache Fürsten des Orients von jeher gewohnt waren ihre politische Ohnmacht zu beschönigen. Durch Verschwägerung suchte er die feindlichen Besitzer der abgerissenen Gebietstheile wenigstens dem Scheine nach in den Verband seines Reiches zu ziehen; mächtige Emire in entfernten Ländern aber zu versöhnen und von ferneren Angriffen auf trapezuntisches Land abzuhalten. In dieser Absicht gab er gleich im zweiten Jahre seiner Regierung Kutlubei, dem Anführer der weissen Horde, seine Schwester Maria Comnena zur Gemahlin; und Theodora seine zweite Schwester musste sechs Jahre nachher ihre Hand jenem Hadschymir, Häuptlinge von Chalybia reichen, der dem kaiserlichen Gebiete durch seine Streifzüge so grossen Schaden zugefügt hatte. Das dritte Opfer für die Ruhe des Landes war seine Tochter Eudocia, die er einem in der Palastchronic Dschiatines, bei den Byzantinern aber Zetines benannten Turkmanen-Emire überlassen musste, nachdem er die Freundschaft des georgianischen Königs Bagrat VI. durch die Hand seiner Tochter Anna Comnena, und durch Uebersendung einer anderen Prinzessin Ruhe von dem Gross-Emir Tahartan von Arsinga erkauft hatte. *) Die Braut für Dschiatines führte Alexis selbst zur Hochzeit nach dem Grenzstädtchen Oenäum, in dessen Nähe das Gebiet des Emirs gelegen war. **) Nachdem dieser letztere fünf Jahre nachher bei einem Angriffe auf Chalybia von Solyman-bei, dem Sohne Hadschymirs, mit dem grösseren Theile seines auf 12,000 Turkmanen geschätzten Heeres erschlagen ward, kehrte Eudocia an den Hof ihres Vaters zurück, bei welchem bald nachher Gesandte des Kaisers Johann Paläologus von Konstantinopel eintrafen, um die junge Wittwe für seinen Sohn Manuel zu begehren. Allein die Schönheit Eudociens war noch so blendend, dass sie Johann, der Kaiser, ungeachtet seines Alters und seiner vielfachen Gebrechlichkeiten selbst zur Ehe nahm.

---

*) Clavigo pag. 82. Panaret. Mss. Fol. 299 — 310.

**) Eugenicus Mss. Fol. 179. v.

Von der Vermählung einer trapezuntischen Fürstentochter mit dem Emir von Arsinga macht die Palastchronik bis zum Jahre 1387, wo sie schliest, keine Erwähnung. Die ganze Nachricht stützt sich auf eine Stelle des Kastilianers Clavijo, der im Jahre 1403 selbst zu Arsinga war und über den letztverstorbenen Gebieter dieser Stadt folgende Bemerkung hinterlassen hat: *Zaratan, un gran Cavaliero, fué Sennor deste cindad de Arsinga é de su tierra, que es un gran Sennorio; é al tiempo que murió non dexo fijos de una muger que tenia: laqual era fija del Emperador de Trapisonda.* ***)

---

*) In *Παγκράτις* verwandelt der Grieche den georgianischen Namen Bagrat (ბაგრატ) Dieser König regierte zu Tiflis vom Jahre 1360 bis 1396.
Klaproth Reise in den Caucasus.

**) Jahr 1381.

***) Clavijo, pag. 92.

In den morgenländischen Chroniken wird der Name dieses Fürsten von Persern, Türken und Arabern طهرتن *Taharten* oder *Tahartan* geschrieben. Und es ist daher nicht abzusehen, warum in Clavijo's Reisebericht *Zaratan* geschrieben steht, wenn an der Verwechselung des ersten Buchstaben nicht etwa die Unkunde derjenigen Schuld ist, welche das Manuscript des berühmten Reisenden im Jahre 1582 das erste Mal zu Sevilla der Presse übergaben. Sollte dieses aber nicht der Fall seyn und Clavigo den Namen aus dem Munde der Bewohner von Trapezunt und Arsinga wirklich auf die oben angeführte Weise vernommen haben: so hätte man in den muhamedanischen Chroniken den Punkt auf ظ im Schreiben weggelassen, ein Umstand, der sich, wie Jedermann weiss, sowohl bei diesem als den übrigen mit Punkten bezeichneten Buchstaben des arabischen Alphabets sehr häufig ereignet, und manchmal zu grossen Missverständnissen Veranlassung gegeben hat. *) Uebrigens wird Niemand glauben, *Taratan* oder wenn man will *Zaratan* sey ein von *Tahartan* verschiedener Name, wenn man weiss, dass man das türkische Wort طهارتلنمك *Tahar-etlenmeh*, *sich reinigen* im gemeinen Leben *Tahrat - leumek* ausspricht. Clavijo hat aber seine Nachrichten aus mündlichen Angaben zusammengetragen und nicht aus Büchern geschöpft. Mag nun der Fürst von Arsinga طهرتن Tahartan oder ظهرتن Zahratan geheissen haben, so ist und bleibt er doch der Tochtermann Alexis's III., Kaisers von Trapezunt.

Diess war das erste Mal, dass ein konstantinopolitanischer Kaiser um eine Trapezuntische Fürstentochter geworben hat. Ob-

---

*) Man denke hier nur an den Fluss Yaou im Königreiche Bornou, der von Hornemann ظاد *Zad*, von Burkhard aber طاد *Tad* genannt wird, obgleich beide Reisende den Namen desselben aus dem Munde der Landesbewohner selbst vernommen hatten. Es wird aber auch dieser Buchstabe ط durch die morgenländische Kehle auf eine Weise ausgesprochen, dass er uns Occidentalen fast wie ein Zischlaut zu klingen scheint.

wohl durch lange innere Unruhen erschöpft nnd durch mancherlei Verlurste geschwächt, war das Reich der Gross-Comnenen durch seine Lage und reichgefüllte Schatzkammer damals mächtiger als Konstantinopel, wo Schwäche, Verwirrung und vielfache Kriege um die letzten Trümmer des Kaiserthums, alle Vertheidigungsmittel gegen die heranziehende Macht der Osmanischen Türken vernichtet hatten. Die Paläologen zahlten schon Tribut an die Pforte von Bursa, während die Gross-Comnenen noch ausser Bereich des Erbfeindes der griechischen Nation waren. Diese Lage der Dinge bewirkte auch, dass die byzantinischen Chroniken jener Periode den Beherrscher von Trapezunt ohne Bedenken *Βασιλεύς* und sein Gebiet *Βασιλεία* nennen.

Die drohende Stellung der Osmanen und die Furcht gemeinschaftlichen Untergangs hatte endlich um diese Zeit die gegenseitige Eifersucht der beiden Häupter der hellenischen Volksstämme getilgt, den Hochmuth der Byzantiner gebeugt und den Widerwillen der emigrirten Dynastie von Trapezus in der, mit Hülfe der Paläologen auf den Thron erhobenen Secundogenitur besiegt. Die Regierung Alexis III. ist als der eigentliche Zeitpunkt anzusehen, wo eine dauerhafte und ungetrübte Verbindung der beiden Kaiserhöfe eintrat, und durch gegenseitige Vermählungen bis zum Untergang von Konstantinopel lebendig erhalten wurde.

Die letzte Waffenthat, welche die Geschichte von Alexis III. aufgezeichnet hat, ist ein Feldzug, den er im Jahre 1382 gegen die räuberischen Tzanen that. Früher den Gross-Comnenen unterthan, hatten nach dem Verfall der kaiserlichen Macht auch sie ihre ursprüngliche Freiheit wieder errungen. Auf dem Alpengebirge, östlich von Trapezunt, nahe an der Schneeregion lagen ihre Hütten und Flecken weit umher zerstreut. Mit der Unabhängigkeit war auch ihr alter Räubersinn wieder erwacht. Und wie die Lesghä auf dem Kaukasus, stiegen auch sie in getrennten Haufen vom Gebirge herab, trieben Menschen und Viehheerden aus den trapezuntischen Ortschaften in ihre Schlupfwinkel; und verbrannten oder zerstörten was nicht fortzuschaffen war. Der Kaiser mit einem Theile des Fussvolks und der Reiterei zog am Flusse Philobonitis hinauf, während ein anderer Heerhaufen von 600 Mann zu Fuss von der Ortschaft Petroma aus zu den Schneehütten der Räuber vordringen sollte. Beide Abtheilungen erfochten Anfangs Vortheile, tödteten eine Menge Feinde, verbrannten die Wohnungen, befreiten viele Sclaven, und erbeuteten Vieh und andere Kostbarkeiten; traten aber ohne den gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt erreicht zu haben aus Zaghaftigkeit den Rückzug an, der bald in offene Flucht ausartete. Viele Trapezuntier fielen unter den Streichen der nachsetzenden Tzanen und der Turkmanen, ihrer Bundes-Genossen. *)

Alexis immer geschlagen, und nur gegen seine Unterthanen hie und da siegreich, starb, nachdem er die hohe Aristocratie durch Hingabe seiner Machtübung, die Mönche durch Erbauung von Klöstern und durch reiche Schenkungen an Waldgründen, Wiesen und Rebgeländen, das Schicksal selbst aber durch standhafte Uebertragung unzähliger Demüthigungen, Schmach und Verunglimpfungen gesättiget hatte, im ein und vierzigsten Jahre seiner Regierung und zwei und fünfzigsten seines Lebens, verschwägert mit allen Fürsten von Konstantinopel bis Tiflis. **)

---

*) Panaret Mss. fol. 308.

**) Monat März. 1390.

VIERTES KAPITEL.

Manuel III. — Bajazet und Timur-Chan nähern sich den Grenzen des trapezuntischen Reiches.

Manuel, Alexis's III. einziger legitimer Sohn, folgte ihm auf dem Throne. Geboren im Jahre 1364 war er nach Sitte der Trapezuntier im zwölften Lebensjahre von seinem Vater zum Mitregenten aufgenommen, im dreizehnten mit Eudocia, einer Tochter des Königs David von Georgien, ehelich verbunden und im achtzehnten schon Vater des nach ihm regierenden Kaisers Basilius Alexis. *)

Aus den biographischen Nachrichten über Manuel sowohl als mehrere seiner Vorgeher sieht man, dass die trapezuntischen Thronfolger in den ersten Zeiten ihrer Pubertät bereits vermählt waren und Nachkommen hatten, die ihrerseits schon wieder zur Mannbarkeit heranreiften, ehevor ihre Väter die Periode des kräftigen Mannesalters überschritten hatten. So kam es denn, dass besonders im letzten Jahrhundert dieses Kaiserthums gewöhnlich

---

*) Clavijo, der für die Regierungszeit Manuels III. unsere vornehmste Quelle ist, nennt ihn in seinem Reisebericht *Germanoli* und *Chirmanoli*, d. i.: *Chir-Manoli* nach Castilianischer Aussprache. Dass aber Chir-Manoli das *Κῦρ Μανυὴλ* der byzantinischen, Chier Manoli der italienischen und كيرمانول der morgenländischen Chroniken sey, ist in einem der vorhergehenden Abschnitte dieser Geschichte hinlänglich bewiesen worden. Clavijo pag. 83.

zwei und auch wohl drei Imperatoren zu gleicher Zeit auf dem Throne sassen. Die Folgen dieser Vielherrschaft und frühzeitigen Theilnahme des ältesten Sohnes an Macht und Rang, waren für die Ruhe des Landes sowohl als für das Leben des alten Kaisers häufig gefährlich. Die Fürsten aus den letzten Zeiten nämlich standen in Beziehung auf ihren moralischen Werth, soviel man urtheilen kann, den meisten Regenten von der Primogenitur weit nach. Früh verehlicht schienen sie keine andere Absicht zu haben, als so zeitig als möglich für zahlreiche Nachkommenschaft zu sorgen, um sich dann desto ungestörter im Schlamme sinnlicher Lüste zu wälzen und, nach Abstumpfung des natürlichen Geschlechtstriebes, oft unwürdigen Günstlingen in die Hände zu fallen. Denn es zeigt sich, dass die meisten dieser trapezuntischen Fürsten in ihren späteren Jahren der griechischen Liebe huldigten, und schönen kaukasischen Jünglingen eine Macht über sich einräumten, die diese gewöhnlich zu den frechsten und übermüthigsten Handlungen missbrauchten.

Der Geist der Unzufriedenheit und Eifersucht unter den Grossen des Reichs erhielt dadurch frische Nahrung; der junge, über das lange Leben des Vaters verdriessliche, und nach Alleinherrschaft begierige Imperator hörte die Klagen der Beeinträchtigten mit Wohlgefallen an, bejammerte mit ihnen seine eigene Zurücksetzung und stellte sich an die Spitze der Gegenpartei des Favoriten, um die unwürdigen Fesseln des kaiserlichen Vaters zu brechen. Unter diesem Vorwande entstanden im Palaste geheime Verschwörungen, Aufstände, Bürgerkriege, Kampf zwischen Vater und Sohn, worin mehrere Kaiser das Leben verloren, und das Reich selbst an den Rand des Verderbens kam. *)

So verursachte ja des dritten Alexis Schwäche für einen jungen Trapezuntier jenen schimpflichen Krieg mit Megollo und

---

*) Filius ante diem patrios inquirit in annos. Ovid. Metamorph. lib. I. fab. 4.

der Republik von Genua, nach dessen schmachvoller Beendigung der stolze Italiener ja öffentlich erklärte, er wolle keine persönliche Genugthuung von einem *Weibe* nehmen. Auch möchte ich beinahe bezweifeln, ob Alexis III. eines natürlichen Todes gestorben sey, und nicht vielmehr in offenem Kriege mit Manuel, oder durch seine geheimen Nachstellungen das Leben verloren habe, wie wir in der Folge an Manuels Sohn und Nachfolger sehen werden. Verschwörungen wurden mehrere gegen ihn angezettelt; unter anderen im Jahre 1363, wo selbst der hohe Klerus mit verwickelt war. *) Dass sein frühe herangewachsener, um 1376 schon mit dem kaiserlichen Purpur bekleidete Sohn ohne geheime Machination, ohne Empörung und Misshandlung des Vaters in Ruhe auf sein natürliches Ende gewartet habe, dürfte wohl etwa Niemand glauben, der die tiefe moralische Versunkenheit der vornehmen Griechen jenes Zeitalters kennt. Vater- Bruder- und Muttermord waren nicht selten die Stufen, auf welchen ausgeartete Jünglinge den Thron bestiegen.

Einer jener ärgerlichen Auftritte, die nach vorgehender Bemerkung in der kaiserlichen Familie so häufig waren, hatte auch einige Jahre vor Clavijo's Ankunft zu Trapezunt Statt gefunden. Manuel, eben so schwach wie sein Vater, verschwendete seine Gunstbezeugungen an einen jungen Trapezuntier von gemeiner Herkunft aber ausgezeichneter Schönheit. Zu allgemeinem Aerger der Vornehmen hatte er ihn zum Amte eines kaiserlichen Bogenträgers, einem der einflussreichsten um die Person des Regenten erhoben, und die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ganz seinem Willen überlassen, *era muy privado del Emperador, que non se facia en el impero salvo quanto el queria*, sagt der Berichterstatter. **) Der junge Kaiser erbittert, dass sein Vater einem Emporkömmling so ungemessenen Einfluss über die wichtigsten Dinge des Reiches gestatte, erhob die Fahne des Aufruhrs und verlangte an der Spitze bewaffneter Haufen die Entfernung desselben. Manuel, nur in Vertheidigung seines Lieblings mannhaft, opferte den Gegenstand seiner Neigungen nicht unbedingt dem aufrührerischen Verlangen des Sohnes und traf Anstalten, die Rebellen mit Waffengewalt auseinander zu treiben. Es fielen mehrere Gefechte vor; der Kaiser wurde geschlagen und in die Stadt zurückgetrieben. Nach dreimonatlicher Belagerung verglich man sich endlich dahin, dass der schöne Bogenträger die Partei Manuels verlassen und zu dem jungen Kaiser und seinen Anhängern übertreten soll. Die Früchte dieses sonderbaren Friedensschlusses waren aber Unehre und Nachtheil, die der Gegenstand der Fehde über den Mitregenten und seine Partei späterhin gebracht hat, *pero despues se siguio asaz deshonra è travajo é danno al dicho Emperador por tener consigo á este Cavallero*, setzt Clavijo bei.

---

*) Panaret. Mss. Fol. 302.

**) Clavijo pag. 84.

Während dieser Vorfälle im kaiserlichen Palaste hatten Verwirrungen in dem kleinen trapezuntischen Nachbarstaate Siwas, und der Ehrgeiz des osmanischen Türken Bajazet Begebenheiten herbeigeführt, welche die Zeiten unter Alai-eddin von Rum wieder erneuerten, und die politische Unabhängigkeit des Gross-Comnen'schen Reichs im ganzen Umfange auf das Spiel setzten. Nach dem kinderlosen Hinscheiden des letzten Sultans von Siwas hatte sich Al-Khadhi Borhaneddin der Regierung des Fürstenthums bemächtiget und die widerstrebenden Statthalter von Amasiah und Tocat, der beiden einzigen Städte von Bedeutung die zum Reiche gehörten, mit Waffengewalt zum Gehorsam gebracht. Der Anführer der Turkmanen vom weissen Schaf, *Osman Cara Ulugh* عثمان قرا يلوك mit Namen, zog unter Bewilligung des neuen Herrschers auf Bergen und Ebenen zwischen Siwas und Trapezunt herum, gerieth mit demselben in Feindschaft, tödtete ihn durch List und belagerte seine Hauptstadt. Cara Osman, des getödteten Sohn, rief gegen ihn die Tataren, von denen oben gesprochen wurde, zu Hülfe; wodurch Ulugh zur Aufhebung der Belagerung und zur Flucht in das Hauptquartier Timurs an der georgischen Grenze genöthiget wurde. Die Einwohner von Sivas aber wollten weder Osman noch die Tataren, sondern Bajazet, den Heerführer der Türken, zu ihrem Gebieter; während Ulugh den samarkandischen Mongolen-Chan Timur auffoderte, Siwas und die übrigen anatolischen Fürstenthümer anzufallen. Bajazet hatte eben Caramanien eingenommen, als ihn der Statthalter von Amasiah, Mir-Achmet, zur Vertreibung Cara Osmans, von dem er hart gedrängt wurde, aufmunterte und dafür seine eigene Unterwerfung unter türkische Herrschaft versprach. Bajazet liess diese Gelegenheit sein Reich zu vergrössern nicht unbenützt vorübergehen, und besetzte die Städte Amasiah, Tocat und Siwas ohne Widerstand. *) Im Sommer des nächstfolgenden Jahres 1396 nahm er den muhammedanischen Theil von Samsun und das ganze, von Ueberbleibseln taurisischer Tataren besetzte Gebiet zwischen dem Halys und Thermodon weg, wodurch er Nachbar der trapezuntischen Mark Oenäum wurde, wie uns Schiltberger, ein bayer'scher Ritterknappe, erzählt, der damals im türkischen Heere war. **)

Nach eben diesem Berichterstatter schlug er gleich nach der Einnahme von Samsun die weissen Tataren, das ist, die Turkmanen vom weissen Schaf, die unter Ulugh einen Plünderungszug in das osmanische Anatolien gemacht hatten; trieb sie über den Euphrat zurück, und that selbst einen Einfall in das Gebiet des mit Timur verbündeten und mit dem gross-comnen'schen Hause verschwägerten Emirs Tahartan von Arsinga. Von diesem Zuge gegen Ulugh, Tahartan und Samsun thut auch Laonicus Erwähnung. Allein die Stelle, worin dieses geschieht, ist durch so viele geographische, chronologische und zum Theil auch grammatische Irrthümer entstellt, dass ohne sorgfältige Erläuterung und Berichtigung derselben der historische Sinn nicht entdeckt werden kann. Zuerst wollen wir die besagte Stelle mit allen Fehlern des Originals hiehersetzen, und dann die nöthigen Verbesserungen beifügen.

---

*) Schiltberger. Leunclav. Hist. Musul. pag. 335. Ibn Arabschah Tom. I. cap. 61. Scherefeddin lib. V. cap. 13. pag. 255.

**) Schiltbergers Reisen. Edit. München 1549.

Μετὰ δὲ ταῦτα, heisst es, *Βαιαζήτης ἤλαυνεν ἐπὶ Σκενδερία τὸν τῶν Ἀρμενίων Βασιλέα καὶ ἐπὶ Ἀρτζίγγαν πόλιν τὰ τῶν Ἀρμενίων Βασίλεια καὶ ἐπὶ Λαμαχαν πολίχνιον λεγομένην. Τὴν δὲ Ἀρτζίγγαν πόλιν πολιορκῶν παρεϛήσατο, καὶ τὸν παῖδα Σκενδερίω εἶχεν ἐν φυλακῇ. Μετὰ δὲ ταῦτα τούς τε Τζαπνίδας καταϛρεψάμενος, οἳ κατέχουσι τὰ τῆς Κολχίδος ἐπὶ Ἄμαϛριν πόλιν καθήκοντα ἤλαυνεν ἐπὶ Καραϊλέκην Λευκαμμα Σαμαχιηλ ἡγεμόνα καὶ ἐξελθόντα σὺν τῇ ἑαυτοῦ ϛρατιᾷ μάχῃ ἐκράτησε καὶ ἐπολιόρκει Σαμαχίην πόλιν· καὶ ὡς οὐδὲν προεχώρει ἡ τῆς πόλεως αἵρεσις ἀποχώρησιν ἀπαγαγὼν τὸν ϛρατὸν καὶ ἐπανίϛησιν ἐπ' οἶκον.* *)

Hier lässt also der Geschichtschreiber den Osmanen Bajazet nach der grossen Serbenschlacht auf der Amselhaide gegen Alexander, König von Armenien, und die beiden Städte Arsinga und Lamacha ziehen, erstere derselben erobern, und Alexanders Sohn gefangen nehmen; dann aber sich gegen die von Kolchis bis Amastris wohnenden Tzaniden wenden, und nach ihrer Besiegung sein Heer gegen Karaifugh Leukamma, Emir von Samachiel, führen; denselben unter den Mauern seiner Hauptstadt schlagen und nach vergeblicher Bestürmung derselben endlich den Rückweg nach Hause antreten. Diese ganze Erzählung ist ohne historischen Grund, da Laonikus erstens die Unterwerfung des siwasischen Fürstenthums gänzlich mit Stillschweigen übergeht, und den türkischen Eroberer von Europa weg über die noch unbezwungenen Emire Anatoliens an den Euphrat gegen einen Fürsten ziehen lässt, der mit ihm wegen der vielen dazwischen liegenden Staaten noch niemals hatte in Berührung kommen können. Zweitens hiess der damalige Beherrscher von Arsinga nicht E'Skander, اسكندر, sondern Tahartan, wie ihn alle morgenländische Chroniken ohne Ausnahme nennen. Iskander lebte dreissig Jahre später und verrichtete unter Bajazets Sohn und Enkel grosse Thaten. Drittens ist die Bezwingung der Stadt Samsun und des Landes zwischen dem Halys und der trapezuntischen Mark Oenäum vor dem Zuge gegen Ulugh und Arsinga anzusetzen; da die feindlichen Emire Paphlagoniens, die wilden Tzaniden in den Gebirgen und die von Christen und Muhammedanern besetzten Küstenstädte, Rücken und Flanquen des in die Morgenländer ziehenden Bajazet bedroht hätten, und selbst Amasiah's und Tocats Eroberung und Treue noch unsicher und schwankend waren. Viertens reichten die Tzaniden oder das Land Dschianik nicht bis zur paphlagonischen Stadt Amastris, sondern bis Amisus oder Samsun; und folglich wäre hier *'Αμισον* und nicht *'Αμαστριν* zu lesen. Fünftens endlich nennt Laonicus den Anführer der weissen Horde *Karai-ulken Leucamna*, was die Uebersetzung des turkmanischen Ausdrucks قرا ايلوك اق كوين لو *Karai ulugh Ak Coiun-lu*, *Kara Ulugh der Weiss-Hammel* seyn soll; aber im Griechischen jenes Zeitalters *Λευκάμνα* heissen soll, und gewöhnlich durch das neugriechische *Ασπρο-προβάταδα* in den Schriften der letzten Byzantiner ausgedrückt wird.

---

*) Laonic. lib. II. pag. 33 et 34. Edit. Paris.

Ulughs Residenz nennt er *Σαμαχήλ* und *Σαμαχίη*, Namen, von denen der letztere Aehnlichkeit mit der berühmten Stadt *Schamachi* in Schyrvan, nicht weit vom Kaspischen Meere, der erstere aber gar keine Bedeutung hat. Bezeichnen wollte Laonikus eigentlich eines jener festen Bergschlösser am Eingang der trapezuntischen Gebirge, welches auf der türkisch gestochenen Karte des Hadschi Chalfa قوينلو حصار *Coiunlu-Hyssar*, *Hammel-* (Turkmanen-) *Schloss* genannt wird. — Auch heisst die sieben Stunden von Arsinga entfernte Bergfeste nicht Lamach, sondern Kamach (كماخ) bei den arabischen Geographen.

Durch diese Eroberungszüge Bajazets waren die Wirkungen der Schlacht von Kusadak wieder aufgehoben; und das Kaiserthum von Trapezunt stiess unter Manuel, wie einst unter Andronicus I., wieder an ein grosses Reich von Rum oder Anatolien. Und wenn die Politik des neuen Herrschers Bajazet nicht eine andere gewesen wäre, als die der alten Sultane von Ikonium: hätte die Reihe der Unterjochung jetzt schon den Gross-Comnen und seine meuterischen Grossen getroffen. Die Politik des neuen türkischen Reichs war aber nicht, wie die der Seldschuken von Rum, eine morgenländische: ihre Richtung ging vielmehr nach den europäischen Ländern hinüber. Die Eroberung des byzantinischen Reichs überhaupt, und der Donau-Mündungen und der südlich an diesem Strome gelegenen Länder war Bajazets Aufgabe, die vor allen anderen Dingen gelösst werden musste, wenn seine und seiner Vorgänger Schöpfung eine dauerhafte Grundlage erhalten, und das Zuströmen abendländischer Hülfsvölker nach Konstantinopel verhindert werden sollte. Aus diesem Grunde verfolgte er seine Siege nicht, und wollte den Euphrat und die trapezuntischen Gebirge vorläufig als östliche Grenze des Osmanen-Reiches gelten lassen. Auf ähnliche Weise wollte auch Timur, der damals Iran eroberte, sich durchaus nicht zu einem Angriff auf Natolien bewegen lassen, so sehr auch die von Bajazet ausgetriebenen und misshandelten Fürsten dieses Landes mit Bitten und Klagen in ihn drangen.

Bereits im Jahre 1387 war Timur im Vertilgungs-Kampfe gegen Cara-Jusuf, den Anführer der Turkmanen vom schwarzen Schaf, bis Erzerum heraufgekommen, wo er Tahartans Unterwerfung und Bündniss angenommen hatte. Er wollte aber das gebirgige, und von streitbaren Völkern bewohnte Land Rum nicht angreifen, und ging wieder nach Iran zurück. Seine Blicke waren auf Bagdad, Schiras, Agra und Dehli gerichtet. Die Raubzüge Cara-Jusufs und seiner Horde nöthigten ihn aber um 1393 zu einem zweiten, und um 1400 zu einem dritten Zuge in die Gebirge von

Mesopotamien und Armenien, wo sich dieser unbezwingbare Räuberfürst gegen alle Angriffe der Mongolen zu behaupten wusste. Aber auch bei diesem letzten Zuge war er gesonnen, wieder in die östlichen Länder zurückzukehren ohne mit Bajazet auch nur zu unterhandeln, geschweige denn einen Kampf um Reich und Leben zu wagen.

Es schien gerade, als wollten beide Eroberer jede Veranlassung, miteinander in Berührung zu kommen, sorgfältig vermeiden. Keiner von beiden hatte noch die Besitzungen Manuels von Trapezunt angegriffen, obwohl der Osmanide Samsun weggenommen, und Timur die Länder mehrerer georgischen Fürsten am Kur verwüstet hatte. In glücklicher Vergessenheit zwischen zwei Weltstürmern hätte vielleicht Trapezunt diess Mal seine Freiheit gerettet, wenn nicht einige Umstände den. Dingen eine andere Wendung gegeben hätten. Cara-Jusuf, dieser wirklich furchtbare Turkmanen-Hauptmann und unversöhnliche Feind Timurs, hatte sich vor der Uebermacht der Mongolen nach Anatolien zurückgezogen; ein Bündniss Bajazets mit dem Sultan von Egypten und dem ausgetriebenen Beherrscher von Bagdad zu Stande gebracht; und während Timurs Zug gegen Syrien (1401) Bajazet zur Wegnahme der mongol'schen Bundesstadt Arsinga verleitet als Wiedervergeltung der Zerstörung von Siwas. Timur verlangte die Auslieferung Jusufs, des Feindes allgemeinen Friedens, und war im Falle der Erfüllung seines Begehrens gesonnen, einem Kriegszuge gegen Natolien auf immer zu entsagen. Bajazet aber ertheilte bei den hierüber gepflogenen Unterhandlungen übermüthige Antworten und verweigerte jede billige Uebereinkunft.

Ueberdiess waren auch früher schon Gesandte König Heinrichs von Castilien, und des von den Türken hartbedrängten Kaisers Manuel von Konstantinopel in Timurs Lager bei Tauris erschienen, um ihn zu einem Feldzuge gegen Anatolien zu bereden, während die Christen Bajazets Macht in Europa anfallen würden.

Timur beschloss nun diese natolisch-turkmanische Coalition mit bewaffneter Macht in ihrem Hauptsitze anzugreifen, und die Widersacher der allgemeinen Wohlfahrt Asiens mit der Wurzel auszurotten. Von Tauris und Cara-Bagh, wo er den Winter zugebracht hatte, zog er langsam über Kars und Erzerum gegen Arsinga und Kamach, der Bergveste, am Euphrat. Während des Zuges dauerten die Unterhandlungen immerfort. Plötzlich erhob er sich aber wie ein Sturmwind, brach in Natolien ein (im Monat Juli 1402), drang über Cäsarea nach Ancyra vor, zerstäubte das türkische Heer, durchflog das Land bis an den Propontis, und verliess es nach achtmonatlicher Verheerung beinahe ganz öde und entvölkert.

FÜNFTES KAPITEL.

Manuel unterwirft sich den Mongolen. J. 1402.

Nun entsteht hier die Frage: Welchen Einfluss hatte Timurs Zug in das westliche Asien auf das Gross-Comnen'sche Reich? Sah Manuel den Sturm vorüberbrausen ohne seine verheerenden Wirkungen zu empfinden; oder hatte auch er das Loos aller umliegenden kleinen und grossen Fürsten, entweder durch freiwillige Unterwerfung eine ruhige Dienstbarkeit zu erkaufen, wie sein Schwager Tahartan zu Arsinga und seine Nachbarn zu Kars und Schamachi in Schyrvan (شماخي ولايت شروان); oder nach tapferer Gegenwehr der mongolschen Macht zu erliegen und besiegt um Frieden zu bitten, wie Ghurghin Malek, Jani-bei und Aivani die Fürsten Georgiens? Wenn man diese Fragen nach Gibbons Ansichten und Vorstellungen über Timurs natolischen Feldzug beantworten wollte: wäre nicht nur der Kaiser von Trapezunt, sondern eben so auch die ganze Gegend um Tocat, Amasiah und Samsun bei diesen Ereignissen unberührt geblieben und so zu sagen vergessen worden, da er schreibt: *In his rapid career Timour appears to have overlooked this obscure and contumacious angle of Anatolia.* *) Dieses ist aber nicht richtig. Timur hat nichts übersehen. Während seines langsamen Zuges von Tauris an den Euphrat in den Monaten April, Mai und Juni des Jahres 1402, wo spanische und konstantinopolitanische Gesandte über Trapezunt zu ihm kamen,**) unterwarf sich Manuel, der Gross-Comnen, nach einigen ohnmächtigen Versuchen, den Maassregeln Timurs Hindernisse in den Weg zu legen, und erschien in Person, um sich vor dem Throne des Siegers niederzuwerfen. Timur hatte selbst einen Zug in das trapezuntische Gebirg gethan und den Kaiser gezwungen, seine Land- und Seemacht zum Kriege gegen die Osmanen zu stellen. Es ist schon oben bemerkt worden, mit welch' ängstlicher Sorgfalt sich Timur zum Kampfe gegen Bajazet rüstete. Zu Wasser und zu Lande wollte er das gefürchtete Reich angreifen; und die Mitwirkung von Trapezunt und Konstantinopel, wo man doch *einige* Kriegsfahrzeuge hatte, schien zu seinen Zwecken unentbehrlich, da er selbst nicht ein einziges Schiff besass. Zwanzig Fahrzeuge sollten die Trapezuntier rüsten, und eben so viele von Konstantinopel mit denselben vereinigt die Absichten des mongol'schen Feldherrn bei der Eroberung Klein-Asiens unterstützen. Dieses alles erfahren wir aus einem Briefe, welchen Timur am 15. Mai 1402, also zwei Monate vor der entscheidenden Schlacht von Ancyra an den kaiserlichen Statthalter zu Konstantinopel geschrieben hat.

---

*) Gibbon Tom. XI. cap. 65. pag. 292.

**) وایشان براه طربزون (sic) باز کشتند

Ali Mss. Pers. Fol. 347.

Gerardo Sagredo, ein vornehmer Venetianer, der Brusa, die damalige Hauptstadt des türkischen Anatoliens nur wenige Tage vor dem Einzuge der Mongolen daselbst verlassen und sich nach Stambul begeben hatte, brachte ihn nach Venedig; wo er in das Italienische übersetzt und von Marini Sanuti in seinen Geschichten der Herzoge von Venedig unter dem Titel *Copia di Lettera del Tamerlano all' Imperadore di Constantinopoli* aufgenommen wurde. Er lautet wie folgt:. *Il Procuratore Principe dell' Imperadore Chirmanoli frate Francesco, lo quale voi mandaste con Sandron, sono venuti e hannomi portato le vostre lettere. Noi le abbiamo vedute e lette. Cosi come vi diciamo de presenti le dette vostre lettere per le quali fu confermato il nostro amore più di quel ch'era avanti per il bene del mondo. Ho confermato bene l'amor nostro, quando la prima volta Frate Francesco venica: l'Imperadore di Trabisonda gli diede grand' impaccio, che fu dato ai nostri addosso, e noi caminammo con Dio per quella si fatta cagione, e feci ch' egli ebbe venti galere apparrechiate bene a venire; e se le nostre parole sono veritiere, che vengano di quà le nostre ambasciate, onde noi siamo, che dobbiamo andare sopra Gerdon. Cosi come i vostri verranno, noi parleremo insieme di quelle cose che ne farà di mestieri.*

Imperochè non abbiamo mandato Frate Francesco, perche noi aspettiamo da parte di Jeron Baisetto ambasciatta, perche è venuta novella ferma, che è venuta sua ambasciatta di Baisetto, e stette insieme Frate Francesco con quel Ambasciadore. E disse Frate Francesco verso quello si fatto Ambasciadore: che il tributo, che dava Costantinopoli e Pera a Baisetto, al presente quello si fatto tributo lo voglio dare a Temir grande Signore. E di questo noi siam d'accordo. E per questa si fatta cagion non ho voluto dar fatica a Baisetto. E ora al presente perche Baisetto non vi lascia passare, io gli camino adosso: Se Baisetto non rendera i luoghi, e i castelli e i danni e gl' interessi, che v' ha fatti, a me

non appartiene combattere con esso. Di quà al presente s'egli vi rende le vostre cose, voi mene scriverete. Scrivetemelo chiaro, che per la briga che fu data ai nostri in Trabisonda, io son venuto in Persona sopra la testa di Trabisonda, perche non abbiate alcun dubbio. E quello che mi dovete scrivere, scrivetemelo chiaro, perche l' Imperadore di Trabisonda e i suoi verranno da noi sicche il patto che abbiamo da noi, a voi sia fermo e veritiero. Ciò che questo Isaac vi dirà, e quello che vi scrive la mia lettera, é chiaro, che voi dovete togliere galere venti e dovete venire in Trabisonda. Noi con Iddio avanti e con viso netto e con fede siamo usciti per caminar chiaro.

A di 15. di Maggio è fatta questa lettera, e per maggior fermezza ci abbiam posti i nostri Sigilli. *)

---

*) Marini Sanuti Vite de' Duchi di Vinezia. pag. 806. C. apud Murat. Tom. XXII.

Dieses für unsere Zwecke sehr wichtige Schreiben ist in mehrern Stellen sehr unverständlich und die Uebersetzung aus der Ursprache, wie mir scheint, sehr mangelhaft. Gerichtet seyn musste es eigentlich an den Statthalter von Konstantinopel, Johannes Paläologus, Neffen des damaligen Kaisers Manuel; indem dieser letztere zu jener Zeit die Höfe von Italien, Frankreich und England besuchte, um Hülfe gegen Bajazet zu erflehen. (Laonicus lib. II. pag. 44.) — Aus diesem Grunde lasse man gleich die erste Zeile dieses Briefes als Ueberschrift gelten und lese:

Al Procuratore - Principe dell' Imperadore Chirmanoli.

Freilich könnte man gegen diese Verbesserung der Stelle einwenden, dass die Italiener den Ausdruck *Fürst - Statthalter des Kaisers Kyr-Manuel* durch Principe - Procuratore, und nicht Procurator - Principe wiedergeben, und folglich die Stelle so stehen bleiben soll, wie sie uns Muratori überliefert hat. Dann könnte man noch fragen, wie der italienische Uebersetzer habe schreiben können: „Frate francesco, lo quale voi mandaste con Sandron, *sono venuti e hannomi* portato;“ es müsste ja vielmehr heissen „frate Francesco . . . . . *è venuto e mi ha* portato?“ Diese beiden Einwürfe glaube ich durch Hinweisung auf die Unkorrektheit und Nachlässigheit des italienischen Ausdrucks in jenem Zeitalter, besonders

Nach den hier unten vorgeschlagenen Berichtigungen möchte dieses äusserst wichtige Aktenstück ungefähr auf folgende Weise zu übersetzen seyn:

---

im Munde venetianischer Mönche und Kaufleute hinlänglich zu entkräften. Und wenn man auch *il Procurator Principe* auf *Frate francesco* bezieht, passt *sono venuti* und *hannomi portato* doch eben so wenig als bei der von mir aufgestellten Leseart. Letztlich wird auch *Procurator* in den Schriften jener Epoche nirgends in der Bedeutung als *Gesandter*, wohl aber als *Statthalter*, *Stellvertreter* gefunden. *Gesandter* hiess damals bei den Griechen *Ἀποκρισιάριος*, und bei den Abendländern *Orator*, wie ausser unzähligen Stellen bei dem nämlichen Marini Sanuti zu ersehen ist, da er pag. 900 B. schreibt: *In questi giorni vennero a Vinezia gli Oratori dell' Imperadore di Trabisonda.* — In dem Worte *Sandron* fehlt der Buchstabe c nach dem s, weil die Morgenländer das griechische *Ἀλέξανδρος* durch اسكندر *(E'Scander)* übersetzen; eine Verstümmelung, die auch im Vulgar-Griechischen allgemein gebräuchlich war, wie aus Laonicus dem Athenäer zu ersehen ist, der den trapezuntischen Prinzen *Ἀλέξανδρος* an mehreren Stellen *Σκανδίρης* und *Σκαντίρης (E'Scander)* nennt. *Gerdon* und *Jeron* sind gleichfalls verdorbene Uebersetzungen des Türkischen يلدرم *jyldyrym* (Blitzstrahl,) bekannten Beinamens des Kaisers Bajazet. Auch die Stelle *Se Baisetto non rendera i luoghi, e i castelli, e i danni, e gl'interessi che v'ha fatti, a me non appartiene combattere con esso* ist ohne Sinn, wenn man nicht Statt *non rendera*, *vi rendera* liest, da Timur gerade vorher schreibt, er wolle den Bajazet angreifen, weil er die Griechen von Konstantinopel zu bedrängen gar nicht aufhören will. Dass übrigens auch der damalige Gross-Comnen Manuel von Trapezunt in den mongol'schen Documenten nicht قيصر طربزون *Kaisari Trabezun*, *Imperadore di Trabisonda*, sondern nur والي طربزون *Walji Trabezun*, *Prencipe*, *Reggente di Trabizonda*, betitelt worden sey, ist nach den lib. I. cap. 3. dieser Geschichte, aufgestellten Grundsätzen von selbst klar, und kann auch durch jene Stelle des Persers Ali von Yesd nachgewiesen werden, in welcher Timur den Kaiser von Konstantinopel gleichfalls nur والي قسطنطينية *Walji Kostantinieh*, *(Fürst von Kostantiniah)* nennt.

Scherefeddin Ali. Mss. Pers. fol. 431.

„An den Statthalter des Kaisers Kyr-Manuel. Der Mönch Franzesko, den du mit Alexander geschickt hast, ist gekommen und hat mir deine Briefe gebracht. Wir haben sie gesehen und gelesen. Wir sagen dir mit Gegenwärtigen, dass unsere Neigung für das allgemeine Beste der Welt durch dieselben noch grösser geworden ist, als sie es vorher war. Schon die erste Ankunft des Mönchs Franzesko dahier hatte unser Wohlwollen bedeutend vermehrt. Der Kaiser von Trabisonda hat ihm viele Hindernisse in den Weg gelegt, zu nicht geringem Nachtheile der Unsrigen: und aus diesem Grunde haben wir auch unter dem Geleite Allahs einen Zug dahin gethan und befohlen, dass er zwanzig Galeeren segelfertig rüsten soll. Und so wie unsere Befehle vollzogen und unsere Gesandten, die wir deswegen in Trabisonda gelassen haben, dahier in unserem Lager eingetroffen sind, wollen wir gegen den Jyldyrym ausziehen. Sobald auch die Deinigen hier eintreffen, wollen wir die ferneren Maassnahmen besprechen und festsetzen.

Wundere dich nicht, dass dir gegenwärtiges Schreiben nicht der Mönch Franzesko überbringt; er ist zugleich mit unserem Gesandten an den Jyldyrym Bajazet abgegangen, und wird sicheren Nachrichten zufolge bald wieder mit demselben hieher zurückkommen. Zu diesem Gesandten hatte er gesagt (in deinem Namen): „den Tribut welchen Stambol und Pera bisher an Bajazet gab, will ich von nun an dem Gross-Herrn Temir bezahlen.“ Diesen Punkt genehmigen wir, und wollten daher den Bajazet nicht weiter belästigen. Jetzt aber, da dich Bajazet unaufhörlich bedrängt, werde ich ihn mit Krieg überziehen. Gibt er dir aber die Ortschaften und Kastelle zurück, und ersetzt dir allen Schaden und Nachtheil, den er dir zugefügt, will ich mich nicht weiter um ihn kümmern. Schreibe mir also, wenn er dir dein Eigenthum zurückgibt. Schreib es mir deutlich; denn wegen des Widerstandes, den die Unsrigen zu Trabisonda erfahren, habe ich in Person den Häuptling dieser Stadt zur Unterwerfung gezwungen, damit du ja wegen Absendung der Galeeren nicht das geringste Bedenken zu tragen nöthig hast. Und was du mir zu schreiben hast, schreib es mir deutlich, denn der Kaiser von Trabisonda wird mit seinen Streitkräften in unser Lager kommen; so dass nun unser gegenseitiger Vertrag auch von deiner Seite in Erfüllung gehen kann.

Nach dem was dir Isaac, der Ueberbringer dieses Schreibens, sagen wird, und was der Brief selbst enthält, ist es deutlich ausgesprochen, dass auch *du* zwanzig Galeeren nehmen und mit denselben nach Trabisonda segeln musst. *Wir* unter Allah's Schutze sind mit reinem Antlitz und Glauben ausgezogen, um in Klarheit zu wandeln.

Gegeben, und zur grösseren Beglaubigung unsere Siegel beigesetzt, am 15. Mai (ذى القعده Zilkade?).“ —

Man kann die Beobachtung machen, dass die morgenländischen Eroberer von Cyrus bis Schah-Nadir herab, nur unter dem Schutze ausserordentlicher Zurüstungen, und nach langen, zaghaften Bedenklichkeiten einen Angriff gegen Anatolien wagten. Man denke nur an die ersten Angriffe der seldschukischen Türken und der Feldherrn des Gajuk- Octai- und Mangu-Chan. Ein geheimes Grauen schien beim Anblicke des Wald-Oceans und der tiefen Schluchten der Tauruskette die von den lichtvollen Flächen Irans herabziehenden Söhne des Morgenlandes zu befallen. Diess Mal vermehrte den unverkennbaren Widerwillen Timurs gegen einen Zug in jene Gegenden auch noch Bajazets grosses Feldherren-Talent und die von den Asiaten allzeit gefürchtete Tapferkeit der europäischen Kriegsheere. Von zwei Seiten sollte daher der Osmanide angegriffen werden; von Trapezunt und Armenien aus; von Mitternacht und Morgen her; zu Wasser und zu Lande. In Trapezunt sollte sich die vereinigte Flotte der beiden griechischen Kaiserhöfe; in Arsinga aber das grosse Heer unter Timurs eigener Anführung sammeln.

Die Stelle des vorstehenden Briefes: *l' Imperadore di Trabisonda e i suoi verranno da noi*, spricht deutlich genug aus, dass Manuel, der Gross-Comnen, in eigener Person das trapezuntische Hülfskorps in das timursche Lager führte, und an der Spitze desselben in der grossen Mongolen-Schlacht am 27. Juli 1402 gegen Bajazet gefochten hat. Wenn daher der Türk *Saad-eddin* ein vollständiges Verzeichniss der Könige und Fürsten, die dem Gross-Chan von Samarkand zu Hülfe zogen, entworfen hätte: würde auch der Fürst von Trabuzun (طرابزون تكور *Trabuzun Tekjur*) darin seinen Platz gefunden haben. So aber nennt er nur im Allgemeinen: سلاطين شيروان وكيلان وملوك دياربكر وكردستان وشاهان سيستان وبدخشان وخانان تركستاندن يكرمي نامدار شهريار اول ستمكاره ياور اولوب *) d. i. „Die Sultane von Schyrvan und Gilan, die Könige von Diar-Bekr und Kurdistan, die beiden Schah von Sistan und Badachsan, die Chane von Turkestan und zwanzig andere namhafte und berühmte Fürsten als Freunde und Bundesgenossen jenes Tyrannen Temir-Chan.“ Unter den يكرمي نامدار شهريار *jegirmi namdar schahrijar*, zwanzig namhaften Fürsten ist eben auch Manuel von Trapezunt zu verstehen, dessen namentliche Aufzählung von dem Muhammedaner um so weniger zu erwarten ist, da er ausser seiner verhältnissmässig nur geringen Macht auch noch ein Christ war.

Der Sieg Timurs bei Ancyra ward mit solcher Schnelligkeit erfochten, dass sich bei der Langsamkeit der Unterhandlungen und dem übeln Willen der Konstantinopolitaner und Trapezuntier die gemeinschaftlich zu stellende Flotte nicht einmal sammeln, noch viel weniger zu den grossen Erfolgen der Mongolen irgend etwas beitragen konnte. Auch war die Vernichtung des grossen osmanischen Heeres so vollständig, und gewiss für Timur selbst so unerwartet, dass er auf Erfüllung seiner Befehle in diesem Punkte nicht weiter bestand. Bemerken aber muss man übrigens die Treulosigkeit, mit welcher die Griechen von Konstantinopel und die Genueser von Pera über Stellung und Verwendung einer bedeutenden Seemacht gegen Bajazet unterhandelt haben. Um nemlich Timur'n zu einem Zuge gegen die Türken zu bewegen, hatten sie ihm den Antrag gemacht, durch eine zahlreiche Seemacht den europäischen Türken den Uebergang nach Anatolien zu verschliessen, damit er Bajazets asiatische Streitkräfte desto leichter überwältigen könnte. Allein nicht nur liessen sie den Uebergang von Europa nach Asien völlig frei; sondern schifften auch nach des Sultans Niederlage und Gefangennehmung die vor dem Grimme Timurs fliehenden Anatolier mit ihren eigenen Fahrzeugen nach Griechenland über, und hemmten am Propontis und Hellespont feindlich den Siegeszug der Mongolen. *) Dieser vereinigten Seemacht von Griechenland und Italien hatte Timur-Chan nur die obengenannten zwanzig Galeeren von Trapezunt, mit trapezuntischen Griechen bemannt, entgegenzusetzen. Diese waren aber begreiflicher Weise nicht hinreichend, um den Durchgang aus dem schwarzen Meere in den Bosporus zu erzwingen, und dem Mongolenheere die Thore von Europa aufzuthun. Mit ohnmächtigem Grimme blickte Timur von Asien aus auf die grünen Hügel der europäischen Küsten herüber, und wandte sich dann wieder gegen das Innere Anatoliens und den Südrand des Pontus Euxinus zurück. Clavijo versichert, dass der Chan von dieser Zeit an die Christen in allen, ihm unterthänigen Ländern, mit Strenge und Grausamkeit behandelte. **)

---

*) Saad-eddin Mss. Turk. Tom. II. fol. 10. verso, lin. 17.

Wie wenig Timur auf seinem Rückzuge den nordöstlichen Winkel Klein-Asiens, und besonders Amasiah, diese Grenz-Mark der Türken gegen die trapezuntischen Christen übersehen habe, kann man aus einer Erzählung Ali's entnehmen, worin er beschreibt, wie Timur die Wohnsitze der schon oft erwähnten Kara-Tataren mit seinem Heere einschloss, und die ganze Horde aus ihren Kantonen fortzuführen befahl, um sie wieder in die alte Heimat zurückzuversetzen, wovon sie mit Hulaku gekommen war. *) Von Amasiah und Siwas weg ging der Zug über Kusadac, Chonak, durch den nördlichen Seitenpass in das schöne Thal Baiburt, quer durch das Gebiet von Arsinga und die Grenzen von Alt-Trapezunt. Man fand hier noch zum Theil unversehrte Gegenden und Nahrung für Soldaten und Pferde, was auf der so lange und so oft verherrten Strasse über Erzerum und Kars nicht mehr so leicht zu finden war.

---

*) Clavijo Itiner. pag. 99. Odoricus Raynaldus ad ann. 1405. Nro. 1. et 2. Tom. 23.

**) Clavijo ibidem.

Selbst in die trapezuntische Stadt Kerasus am Meeresufer kamen mongolische Heeresabtheilungen des linken Flügels; von wo aus sie dann ohne das ungefähr vierzig Wegstunden davon hinter Bergschluchten gelegene Trapezunt zu betreten, den Weg in das Thal Baiburt einschlugen, und mit den übrigen Massen zusammenstiessen. Diese Nachrichten hat uns der obenbenannte Ritter-Knapp Schiltberger aus Bayern aufbewahret, der nach Bajazets Niederlage in Mongol'sche Gefangenschaft gerathen und als solcher mit dem Heere durch die benannten Gegenden in die Phasisländer gezogen war. Dass er in der trapezuntischen Stadt Kerasus (von den Einwohnern Kerasonto genannt) gewesen ist, zeigt eine Stelle in seinem Reiseberichte, wo er schreibt: „Wir verliessen also unsern Aufenthalt hier und kamen zu der Stadt Keresun, die zu einem schon oben erwähnten Königreiche Lasia (لاز) gehört, ein von Griechen bewohntes und an Weinwachs fruchtbares Land.“ **)

---

*) Scherefeddin Ali. lib. VI. pag. 63.

**) Schiltbergers Reisen ed. Penzel, München 1813. Diese Stelle steht in der Penzel'schen Ausgabe ganz isolirt, und ist in der Münchener von 1549 gar nicht zu finden. — Leider ist aber nicht angemerkt, wie der Aufenthalt hiess, von welchem ausgehend sie nach Keresunt gekommen seyen.

Alles bisher über Timur Chans Rückzug durch das trapezuntische Gebiet und seine Grenzkantone gesagte bestätiget noch Ibn Arabschah, wenn er schreibt: ثم لم يزل يلتج بذلك البحر اللج حتي ارسي علي بلاد الكرج . . . . . . ومن مدينهم تغليس وطرابزون واب خاص*) d. i. „Timur hörte nicht auf, wie ein brausender Sturm auf jenem tiefen Meere fortzutoben, bis er bei dem Lande der Ghjordsch stille stand . . . . . . und aus ihren Städten sind Tiflis, Trabezun und Ab - chass.“

Die Stadt Trapezunt selbst hat der viel gereiste Achmet nicht gesehen, auch ihr politisches Verhältniss nicht gekannt; er würde sonst eine eben so genaue und anziehende Beschreibung derselben geliefert haben, wie von Samsun, Sinope und der Meerenge von Stambol. Auch würde er den Ausdruck وهي التخت بالاختصاص *wehi al-tacht balychtysas, und diess ist ein eigener Königssitz*, nicht so fast von dem Abchass'schen Königlein, als vom Kaiser von Trapezus gesagt haben.

Nach einer fürchterlichen Verheerung der Länder, die heute Imerethi, Mingrelien und das obere Kurthal bilden, kehrte Timur in die Winterquartiere nach Cara - Bagh zurück. Trapezunt griff er diess Mal nicht an; er hatte es ja schon auf dem Zuge nach Anatolien bezwungen, so wie Stadt und Gebiet von Tiflis. Achmet nimmt es bei den kleinen Staaten der Ungläubigen nicht so genau; beweist aber gerade durch diese chronologische Unrichtigkeit, dass er unter den Papieren Timurs doch auch Nachrichten über eine feindliche Expedition gegen den Fürsten von Trabezunda gefunden hat. Sollte aber Jemand hier die Frage stellen, warum Timur von der Seestadt Kerasus wieder rechts gegen Armenien ausgebogen, und nicht vielmehr längs der trapezuntischen Küste fortziehend den Einbruch in die Phasisländer gemacht habe: so antworte ich auf diesen Einwurf mit Clavijo: *toda esta tierra de Trapisonda que*

---

*) Ahmet Ibn Arabschah. edit. Gol. Lugd. 1636. Text. arab. Fol. رعه (275).

es á la marina, es de muy altas sierras é de montannas de arboles altos: é en este camino se perdieron todas quantas bestias llevaban. *) D. i. „Die ganze Seeküste (östlich) von Trapisonda ist mit hohen Bergketten und tiefen Waldschluchten angefüllt, und alle Lastthiere welche die Gesandten mit sich führten, kamen auf diesem Wege um". Wie hätten nun die unzähligen, mit dem Raube Anatoliens beladenen Wagen, und die 200,000 Reiter der Mongolen mit Sicherheit durch eine Gegend ziehen sollen, wo eine kleine Caravane die grössten Müheseligkeiten gefunden hat?

Im Frühling des nächstfolgenden Jahres 1404 verliess Timur die Länder am Kaukasus auf immer, nachdem er das trapezuntische Kaiserthum als zinsbares Land zur Statthalterschaft seines Neffen Chalil-Sultan (خلیل سلطان) geschlagen hatte, wie wir aus Ali von Yesd erfahren, wenn er schreibt: رای ممالک ارای بیلقان وبردع وکنجه وارمن واران وکرجستان با طبرزن نامزد امیرزاده خلیل سلطان فرمود **) d. i. „Den Besitz von Bailkan, Berdaa, Ghendschah-Armenien, Arran und Ghjordschjestan mit Trabezun bestimmte Timur für den Mirza Chalil-Sultan." — Miranschah erhielt Tauris und das Land bis an den Euphrat. Anatolien wurde seinem Schicksale überlassen.

---

*) Clavijo Itin. pag. 29f.

**) Scherefeddin Ali. Mss. Pers. fol. 439. Statt طبرزن des persischen Manuscripts soll طربزن geschrieben stehen.

SECHSTES KAPITEL.

Blick auf den innern Zustand des Reichs unter Manuel III.

Bisher haben wir gesehen, wie die trapezuntischen Kaiser in raschem Wechsel der Begebenheiten Anatoliens zuerst die paphlagonische Grenzmark Heraklea zwischen dem Promontorium Karambis und dem Flusse Sangaris an die Lascariden; sodann das reiche Sinope und die übrigen Küstenorte zwischen den Strömen Halys und Iris an die Sultane von Ikonium verloren, und den Rest ihrer Besitzungen innerhalb des Thermodon im Westen und des Phasis im Osten, gegen die Angriffe jener muhammedanischen Emire zu vertheidigen suchten, die sich nach Zertrümmerung der Pforte von Rum und des Chanats von Tauris auf Kosten der Gross-Comnenen gegen die Seeküste hin auszubreiten suchten. Auf gleiche Weise haben wir nachgewiesen, dass die heftigen Erschütterungen, welche das Reich beim Aussterben der Primogenitur in langen und erbitterten Kriegen der beiden herrschenden Factionen trafen; so wie die Unfähigkeit und moralische Verderbtheit der kaiserlichen Familie allmälig das Band gelöst haben, welches die Häupter des Adels und die Besitzer der grossen Reichslehen an das Staatsoberhaupt fesselte. Unter den Schwächen Alexis III., Manuels III. im Laufe des vierzehnten; und durch die aufrührerischen Attentate seines Sohnes Alexis IV. im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts hatte diese neue Ordnung der Dinge sich bereits so weit ausgebildet, dass mit bedeutender Einengung der kaiserlichen Erbländer eine Reihe mehr oder weniger von dem Gross-Comnen unabhängiger Griechen-Fürsten die Gebirgslinie vom Thermodon bis gegen die Phasisquellen hinauf bedeckte.

Diese Häuptlinge schalteten in ihren Kantonen nach Belieben; bekriegten in ihrem eigenen Namen benachbarte Emire der Muhammedaner; schlossen Frieden und Verträge, mit denselben, wann und unter welchen Bedingungen es ihnen gefiel; unterstützten und bekämpften den Kaiser, ihr legitimes Oberhaupt, abwechselnd, je nachdem es ihr Vortheil mit sich brachte. Die Aufgabe ist nun hier nachzuweisen, wie weit sich die erblichen Besitzungen der Krone in dem benannten Jahre 1404 noch erstreckten, und in welchen Distrikten des Reichs unabhängige Adelshäupter urkundlich gesessen haben?

Wenn Rühs in den magern und äusserst beschränkten Nachrichten, die sich in seiner berühmten Geschichte des Mittelalters über das Kaiserthum von Trapezunt finden, die Behauptung aufstellt, das kaiserliche Gebiet habe sich im Jahre 1404 nicht eine Tagreise von der Hauptstadt erstreckt, und alles Uebrige sey bereits damals schon von den umliegenden Muhammedanern verschlungen gewesen: schreibt er eine grosse Unrichtigkeit, und zeigt, dass er von der Lage, von den Verhältnissen und dem innern Zustande des benannten Reiches durchaus keine richtige, auf historischen Grundlagen ruhende Vorstellung hatte. Wir hingegen können aus den Berichten eines Augenzeugen darthun, dass Manuels Gebiet sich im benannten Jahre 1404 westlich längs der Seeküste fort bis über die Stadt Keresunt hinaus erstreckt habe, die nach den neuesten und genauesten astronomischen Beobachtungen zwanzig deutsche Meilen von der Hauptstadt entfernt ist. *) In diesem Distrikte

---

*) Trebisonde liegt 37° 17' 0'' Ostlänge von Pais. Keresunt aber 35° 58' 0'' in gerader Richtung ohne die Krümmunge. der Küste mit einzurechnen. Beauchamp. Mémoires sur Trébisonde pag. 277.

lagen neben dem festen und mit Gärten und Alleen umschlossenen Keresunt die grosse Seestadt Tripolis, Kastell und Ortschaft Korila, Viopolis, San-Phoka, und der starkbevölkerte Seehafen und Stapelplatz Platina, vier Stunden von der Hauptstadt. Und alle diese Orte, sagt der Berichterstatter, gehörten dem Kaiser von Trapisonda; wie der Leser aus der nachstehenden Originalstelle selbst ersehen mag: „*Otro dia miercoles partieron de aqui, é á hora de tercia* (Mittwoch am 9. April um 9 Uhr früh) *fueron en par de una villa que ha nombre Guirisonda, la qual era junta con el mar . . . . é á hora de media dia fueron en par de una gran villa, que era eso mesmo poblada al mar, que ha nombre Tripil* (Τρίπολις), *y esta tierra es del Emperador de Trapisonda, é á poca de hora fueron en un castillo, que es junto con el mar, que ha nombre Corila: é á hora de Visperas* (um 3 Uhr Nachmittags) *fueron en un Castillo que ha nombre Viopoli: é otro dia á hora de tercia* (Donnerstag am 10. April 9 Uhr früh) *fueron en par de un Castillo que ha nombre San-Foca; é á hora de Visperas fueron en un puerto que ha nombre Platana. E otro dia* (Freitag am 11. April) *partieron de aqui, é á hora de Viperas fueron á la Ciudad de Trapisonda.* *)

Hieraus ist nun ohne künstliche Deutung zu ersehen, dass sich des Kaisers Erbländer auf der Abendseite der Hauptstadt noch drei Tagreisen in gerader Linie ausdehnten. Näher zwar lag die Grenze auf der Mittagseite gegen Arsinga hinauf; erstreckte sich aber auch hier gegen zwei kleine Tagreisen. Denn Sonntags den 27. April reiste die Gesandtschaft von Trapezunt mit kaiserlicher Bedeckung ab, und lagerte an einem Flusse, den Clavijo *Pechix* nennt, nachdem sie eine gut angebaute und reichbewässerte Gebirgsgegend überschritten hatte. Tags darauf ging die Geleits-Mannschaft von diesem Orte aus wieder in die Hauptstadt zurück, aus Furcht, sagte sie, vor den Widersachern des Kaisers, *por rescelo de enemigos del Emperador.* Die Gesandten wanderten aber denselben ganzen Tag noch auf kaiserlichem Gebiete fort und kamen zu einem Kastell des Kaisers, welches nach Clavijo *Pilomazuca* hiess und auf einem steilen Felsen gelegen war. *) Nur legten sie an diesem zweiten Tage nicht soviel Weges zurück, wie am vorigen, weil sie beim Uebergang über einen Bergstrom lange aufgehalten wurden. **)

---

*) Clavijo. Itiner. pg. 91—83.

Hier am Eingange hoher Alpenpässe und der Schneeregion schloss sich mit dem schönen und fruchtbaren Vorgebirgslande Manuels Besitzthum. Oestlich von der Hauptstadt gehörte das Küstenland sechs Caravanen-Tagreisen, das ist ungefähr 36 Stunden weit, mit allen Weilern und Einöden den Gross-Comnenen. So wenigstens kann man aus einer Angabe bei dem oft erwähnten Clavijo nicht ohne guten Grund schliessen, da er auf seiner Heimkehr von Samarkand in Hocharmenien die Strasse von Arsinga verlassen und sich in die Tzanischen Gebirge hineinwenden musste; wo er dann nach Uebertragung unsäglicher Müheseligkeiten endlich sechs Tagreisen von Trapezunt das schwarze Meer erreichte. Und diese ganze Seeküste, die zu Trapezunt gehört, (*toda esta tierra de Trapisonda, que es á la marina*) ist mit Schluchten und Bergketten angefüllt. ***) Aus diesen einzelnen Angaben geht nun der Schluss von selbst hervor, dass Manuel, Gross-Comnen und Kaiser von Trapezunt, im Jahre 1404 über ein Gebiet von beiläufig 70 Wegstunden in der Länge, und mehr als einer Tagreise in der Breite, als Eigenthümer und Herr zu befehlen hatte.

---

*) *Παλαιοματζούκα* der Palastchronik.

**) Clavijo Itin. pag. 88.

***) Idem pag. 219.

Allein ungleich ausgedehnter war seine Macht dem Rechte nach, wenn wir ihn als allgemeines Oberhaupt des ganzen Trapezuntischen Staatenvereins betrachten. Von den grossen Kronvasallen, die im Laufe der bürgerlichen Unruhen die Territorial-Hoheit zu usurpiren begannen, können urkundlich und namentlich fünf nachgewiesen werden, die um diese Zeit eine von der Krone unabhängige Herrschaft über alt-trapezuntische Gebietstheile ausübten. Der erste davon ist der Fürst von Oenäum oder *Hinio* in trapezuntischer Ausprache jenes Zeitalters. Der Sitz desselben war in der benannten Stadt; zu welcher der Küstenstrich zwischen den Flüssen Thermodon und Vatisa gehörte. Er hatte neben seinen griechischen auch einige Hundert Türken als Unterthanen, wie man dem mehrbelobten kastilianischen Gesandten versicherte. Der um 1404 regierende Fürst hiess Melaseno, oder Melissenos, ein in der byzantinischen Welt nicht unbekannter Familienname: *el qual castillo é villa di Hinio es de un Sennor Griego que ha nombre Melaseno*, schreibt Clavijo. *) Der zweite war der Fürst von Boona, dessen Gebiet westlich unmittelbar an das von Hinio, östlich aber an die kaiserliche Grenzmark Keresunt stiess. Der damalige Gebieter dieser Landschaft hiess nach Clavijo *Arzamir*, ein muhammedanischer Turkmann und Sohn jenes Tschiatines, der eine Tochter Alexis III. zur Ehe gehabt, und dadurch die Ehre erlangt hatte, in die Reihe der grossen Kronvasallen von Trapezunt zu treten. Den Ueberwinder durch Hymens Bande gleichsam als Familienglied aufzunehmen, hielt man bei den morgenländischen Höfen von jeher für das sicherste Mittel, die Schmach der Ohnmacht und Feigheit zu verdecken und zu vermindern. Dieser Arz-Emir konnte mehr als 10,000 Reiter ins Feld stellen *(diez mil ó mas a cavallo)* und beherrschte die zum grösseren Theile mit Griechen bevölkerten Kastelle und Städtchen Boona und St. Nikia mit vielen andern Dörfern und Ortschaften, welche die Küste bedeckten und von Clavijo auf der Fahrt gesehen wurden. Der vierte war jener Soliman-Bei, Emir von Chalybia, der, wie früher erzählt wurde, den Fürsten von Boona erschlagen hatte und mutterseits ebenfalls mit dem Gross-Comnen verwandt war.

---

*) Clav. Itin. pag. 82.

Der fünfte und grösste von allen aber war Kyr-Leo, das Oberhaupt des uralten trapezuntischen Geschlechts Kabasita; dem in der Bergregion zwischen Armenien und Manuels Erbländern eine grosse Menge Schlösser, Bergvesten, Alpengründe und Zollstätten eigenthümlich angehörten. Die Kastelle Zigana, Cadaca, Dorila und mehrere andere, sammt allem Gebiete bis zum Arsinganischen Grenzdorfe Alangogaza (?) waren Eigenthum dieser mächtigen Familie; in deren Händen auf solche Art mehr als zwei Drittheile der damals üblichen Handelstrasse von Trapezunt nach Armenien und ganz Morgenland lag. Ausser diesen Schlössern, die Clavijo selbst gesehen und besucht hatte, besassen die Kabasitanen rechts von der benannten Caravanenstrasse auch noch die uralte Burg und Ortschaft Mesochaldion mit allen dahin gehörigen Gütern und Gründen; wesswegen sie in der Palastchronik auch häufig Herzoge von Chaldia genannt werden. *)

Diesen namentlich aufgezählten und faktisch unabhängigen Dynasten unter Manuels Regierung muss man noch die muhammedanischen Emire von Cheriane und Paipert; die christlichen Burgherren von Tzanich, Dora, Larachane, Chasdenich und den Fürsten von Ghuria, neben vielen anderen beizählen, deren Schlösser

---

*) Der Familienname des damals regierenden Kyr Leo erscheint in dem Itinerarium Clavijo's durch die Unkunde nachfolgender Zeiten etwas entstellt, da er in einer Stelle *Cavallero griego Quiri Leo Arbosita;* in einer andern aber *Cubasica* heisst. Bei Einheimischen und Byzantinern wird er durchgehends *Καβασίτης* oder *Καβασσίτης*, und seine Faktion οἱ *Καβασιτάνοι* genannt.

und Sitze im Gebirge und an der Meeresküste als alte Gebietstheile des trapezuntischen Reiches betrachtet werden.

Aus dieser kurz angegebenen Stellung des kaiserlichen Gebiets gegen die unabhängigen Fürsten des Reiches ergibt sich nun anschaulich, dass die scholarische Faktion, an deren Spitze der Gross-Commen stand, sich ausser der Hauptstadt vorzüglich an der schönen und fruchtbaren Seeküste zwischen Kerasunt und Bathum; die alt-trapezuntische aber im Innern des Landes zwischen den Schluchten und Waldthälern der Tzanischen Alpenregion festgesetzt hatte; doch so, dass die Besitzungen der uralten, so zu sagen autochtonischen Dynasten die Wohnplätze der eingewanderten Comneni und Scholarii in Form eines Halbbogens umschlangen, von dem sich das linke Ende bei Hinio, das rechte aber bei Bathum, der äussersten Grenzstadt gegen Ghuria, an das Ufer des Pontus Euxinus herabsenkte. Demnach bildete das von Parteien zerrissene Land der Trapezuntier nach seiner ganzen Ausdehnung im Jahre 1404 noch immer einen nicht unbedeutenden Staatencomplex, dessen Schwäche nicht so fast in dem Mangel einer hinlänglich ausgedehnten Oberfläche und einer zahlreichen Bevölkerung, als vielmehr in der Zersplitterung seiner Kräfte bestand.

Dass aber der mächtige Gebirgsfürst Kyr-Leo, so wie Meliseno und Arzamir, sammt den übrigen Burgherren und Häuptlingen, die das Land bis an die Phasis-Quellen hinauf inne hatten, ursprünglich des Kaisers Unterthanen waren, und auch damals noch von Jedermann als solche angesehen wurden, beweist uns ein vornehmer Mongole, der als Timurs Gesandter an Heinrich III. von Castilien und Leon nach Europa gekommen war, und auf seiner Rückkehr in das Morgenland von dem obbenannten Clavijo bis an das kaiserliche Hoflager nach Samarkand begleitet wurde. Auf ihrer Reise durch das trapezuntische Gebirgsland von dem Kabasitanen Kyr-Leo zur Erlegung von Weggeld und Geschenken angehalten, sagte ihm der mongolische Offizier, dass sie als Gesandte des grossen Timur nicht Weggeld und Geschenke zu erlegen hätten, wie die Kaufleute; sondern frei durch ein Land ziehen wollten, welches an Timur-Chan Tribut bezahle; denn, fügte er hinzu, er wisse gar wohl, dass der Kaiser von Trapezunt Herr über diese Gegend sei, *que bien sabia en como el Emperador de Trapisonda era Sennor de aquella tierra.* *) Kyr-Leo und seine Ritter läugneten diess auch nicht, sondern entgegneten: *que verdad era*, es sey wahr. Allein es sei hier Gewohnheit, dass ihm alle Vorüberziehende gewisse Abgaben und Geschenke reichen, weil er in diesen wenig fruchtbaren Gebirgsgegenden nur geringe Mittel zur Subsistenz finden, und beständig gegen die andringenden Turkmanen kämpfen und wehren müsse. Es bleibe ihm daher nichts anderes übrig, als von den Zollgebühren der jeweilig vorbeigehenden Caravanen zu leben; und er sey sogar häufig genöthiget, wenn alles fehlt, Einfälle in das Gebiet *seines* (*Herrn de su Sennor*) zu thun, um Lebensmittel zu rauben.

Nach vielen Hin- und Widerreden gaben ihm endlich die Gesandten einen Ballen Scharlach und eine silberne Schüssel, wozu der Mongole noch ein zu Florenz verfertigtes Scharlach-Kleid sammt einem Ballen feiner Leinwand, *lienzo delgado*, in seinem Namen legte. Kyr-Leo verlangte aber mehr, und sagte auf die höflichen Einwendungen der Gesandten, feine Worte hätten hier keinen Werth. Durch diese und andere höfliche Drohungen brachte er es endlich dahin, dass sie von einem Kaufmanne, der sich an den Zug angeschlossen hatte, einen Ballen Camelot kauften und dem Cabasitanischen Häuptling gaben. Dagegen versprach er ihnen dann eine Bedeckung durch sein Gebiet, und gegen Erlegung weiterer Gebühren auch Pferde zum Transport ihres Gepäckes bis an die Grenzen von Arsinga zu vermiethen.

---

*) Clav. Itin. pag. 89. lin. 3.

Manuel also der Gross-Comnen bezahlte im Jahre 1404 sammt allen Dynasten von Ilinio bis Bathum Tribut an den Beherrscher von Samarkand, und empfing durch Chalil-Sultan, Statthalter der kaukasischen Länder, die Befehle des Weltgebieters Timur. Allein schon das nächstfolgende Jahr zerbrach die Fesseln der mongol'schen Dienstbarkeit, da Timur auf dem Feldzuge gegen China starb, und sein grosses Reich im nämlichen Jahre noch unter den Händen seiner Söhne und Enkel in Trümmern verging. Chalil verliess seine Statthalterschaft, eilte nach Samarkand und fand seinen Untergang, nachdem er sich eine kurze Zeit des Thrones bemächtiget hatte. Ghurgin-Malek (Georg VII. König zu Tiflis) versagte Tribut, und trieb die Mongolen aus dem Lande. Auch die Turkmanen vom schwarzen Schaf erhoben ihre Häupter wieder. Cara-Jusuf, der nach Ueberwältigung Syriens und Anatoliens nach Egypten geflohen war, erschien neuerdings in Irak und Mesopotamien; zog alle Turkmanen und Kurden jener Gegenden an sich, und begann den Rachekrieg gegen die Timuriden. Zuerst fiel er Adherbeidschian an, und eroberte die Hauptstadt Tauris nachdem er zuvor Miranschah's Sohn Abubekr auf's Haupt geschlagen und getödtet hatte, welches Schicksal kurz darauf Miranschah ebenfalls traf, als er zur Rettung jener schönen, und von den Mongolen besonders geliebten Provinz herbeigekommen war.*)

Von Tauris zog Jusuf aus, um das abgefallene Georgien wieder zu unterjochen; musste aber unverrichteter Sachen zurückkehren und gegen seinen alten Bundesgenossen Achmed Sultan von Bagdad, der Tauris genommen hatte, einen dreijährigen Krieg führen, in welchem Achmed und seine Macht völlig untergingen. Dieses Ereigniss erhob die Turkmanen vom schwarzen Schaf zu einer überwiegenden Grösse. Alle Länder am Tigris und Euphrat bis an Georgien hinauf und an die Ostmarken von Trapezunt waren in Jusuf's unbestrittenem Besitze. Dass unter diesen Verwirrungen die Trapezuntier eben so gut als die Georgier den Tribut zurückbehielten ist von selbst klar. Jusuf, dessen Durst nach Gold und Herrschaft unersättlich war, wollte als Besitzer von Chalil-Sultans und Miranschah's Macht und Rechten die Abtrünnigen zum Gehorsam zurückführen und fiel neuerdings in Georgien ein, wo Statt des um 1407 im Kampfe gebliebenen Königs Georg, Konstantin sein Sohn regierte. Von dort wollte Jusuf gegen Iberien und Trapezunt rücken, um auch daselbst die vorige Unterthänigkeit wieder herzustellen. Diesen Fortschritten widersetzte sich aber Cara-Ulugh, Anführer der weissen Horde, und Kutlubei's Sohn von der trapezuntischen Prinzessin Maria Comnena. Ulugh hatte durch die Klugheit, womit er die Freundschaft der Mongolen zu benützen verstand, ansehnliche Besitzungen erworben, die dann später unter seinem Enkel Hassan zu einem grossen Reiche erwuchsen. Nach dem siegreichen Feldzuge gegen Anatolien, wohin er Timur mit seinen turkmanischen Reitern begleitet hatte, schenkte ihm dieser Stadt und Gebiet von Siwas, Arsinga, Edessa und Mardin als Eigenthum; wozu nach Erzählung des Ibn Arabschah auch noch die Festung Amida, آمد, in Mesopotamien kam.

---

*) Im Jahr 1407.

Diese verwickelte Stellung der beiden turkman'schen Horden erzeugte bald Feindschaft und Krieg. Ein grosser Theil der weissen zog sich unter Ulughs Sohn Hamzabei auf das rechte Euphrat-Ufer in die tzanischen und neu-mesopotamischen Gebirgsgegenden, hart an die Besitzungen der Trapezuntier, und that von dort aus Streifzüge gegen die Seeküste, gegen Tokat, Amasiah und Samsun; während Ulugh die östlichen Besitzungen gegen die schwarze vertheidigte. In Anatolien selbst herrschte nach Timur's Abzug volle Anarchie. Der kraftvolle Stamm der osman'schen Macht war niedergebeugt und die wiedereingesetzten alten Fürsten waren ohne Kraft und Talent um Ordnung in den zerrätteten Ländern herzustellen. Bajazet's hinterlassene Söhne befehdeten sich selbst untereinander, und Anatoliens Bevölkerung war in Räuberbanden aufgelöset. Dieser Zustand der Dinge dauerte dreizehn volle Jahre, bis endlich Muhammed, jüngster Sohn Bajazets, nach dem Untergange seiner Brüder *allein* den türkischen Thron bestieg; durch seine grossen Herrschertugenden eine neue Ordnung begründete; und die Trümmer des zerrissenen Reiches grösstentheils wieder zu einem Ganzen verband. Von dem kleinen Sultanat Siwas, welches sich früherhin freiwillig türkischer Hoheit unterworfen hatte, war nur noch die grosse Stadt und Veste Amasiah in osmanischen Händen geblieben; alles Uebrige aber von den weissen Turkmanen verschlungen.

Die griechische Nation trug den Keim des Todes in sich. Desswegen konnte die grosse Erschütterung, welche Timurs Siege in Anatolien verursachten, das entfliehende Leben in dem morschen Staatsgebäude nicht mehr zurückhalten. Wie die europäischen Griechen in Konstantinopel, waren auch die anatolischen in Trapezunt zu tief gesunken, um aus der verzweifelten Lage der Osmanen einen anderen Vortheil zu ziehen, als Fristung ihres elenden Daseyns. Zu keiner Zeit konnte man klarer sehen, um wie viel es leichter sey, durch die jugendliche Lebenskraft eines im Wachsthume stehenden Volkes den grössten Verlurst zu ersetzen, als die stehenden Pulse einer alternden Nation wieder in Bewegung zu setzen. In dem Palaste zu Trapezunt verlangte man, so wie in den einsamen Kastellen und Ritterburgen der tzanischen Bergkette, nichts anderes als ungestörten Genuss und die thatenlose Ruhe des Alters. Liebschaften, Rangstreit und Lustpartieen in den schönen Hainen und Oasen der trapezuntischen Seeküste unterbrachen zuweilen den lethargischen Schlummer des comnen'schen Hofes; und die Geschichte weiss von Manuels Thaten nach dem Rückzuge Timurs nichts zu melden, als dass er im Jahre 1412 gestorben ist, und eine constantinopolitanische Prinzessin Anna Philanthropine, mit welcher er sich nach dem Hinscheiden seiner ersten Gemahlin Eudocia aus Georgien im Jahre 1395 vermählt hatte, als Wittwe ohne Kinder zurückliess.

SIEBENTES KAPITEL.

Alexis IV. Dschehan-Schah und Amurad ängstigen Trapezunt. J. 1412—1447.

Zur Zeit der Thronbesteigung dieses Fürsten waren Timur und Bajazet, Mongolen- und Türkenmacht vom Schauplatze verschwunden, und die früherhin von Viehheerden und Raub lebenden, in allen Schriften des Orients verachteten Turkmanen hatten sich an ihre Stelle gedrängt. Ein Reich von Abenteurern und Raubgesellen hatten sie gegründet, denen alles Land zwischen Amasiah und Sultanie, zwischen Tiflis und Bassora unterthänig war. Freundschaft und gutes Einverständniss mit diesen Leuten zu erhalten, war durch acht und fünfzig Jahre fort die Aufgabe der drei letzten Regenten von Trapezunt. Cara Jusuf, Schöpfer der vorübergehenden Grösse der schwarzen Horde, war schon bis an den Euphrat vorgedrungen, hatte Arsinga besetzt, drohte die weisse Horde gänzlich zu zermalmen und in Anatolien einzubrechen: als endlich Schah Rukh, Timurs jüngster Sohn, mit einem grossen Heere aus den Morgenländern herbeieilte, um die früheren Niederlagen der Mongolen zu rächen. Beide Heere standen sich gegenüber, um ein lange vermiedenes Treffen zu liefern, als am Vorabend des entscheidenden Tages der natürliche Tod den turkmanischen Feldherrn im vierzehnten Jahre seiner Regierung, 1420. v. Chr. hinraffte. Sein Heer löste sich schnell auf. Ein Theil desselben warf sich auf die Gezelte des verblichenen Anführers, und plünderte sie, wobei einige Soldaten sogar die Unverschämtheit hatten, den Leichnam die Ohren abzuschneiden um die kostbaren Diamantengehänge zu erbeuten. Cara-Jusuf im Leben ein gefürchteter Krieger blieb nach seinem Tode lange unbegraben und von Allen verlassen, bis endlich einige seiner Freunde den Verblichenen nach Argisch schafften und begruben.

Von den fünf ihn überlebenden Söhnen folgte als zweiter Sultan der Horde der früher erwähnte Iskander, welcher den Glanz der Aspro-Probataden durch Ulughs Erlegung verdunkelte; aber seinen vom Vater ererbten Krieg gegen Schah Rukh ohne Glück fortführte, indem sein Bruder Dschehan Schah öffentlich Partei für die Mongolen ergriff. Tauris, die Residenz der schwarzen Horde, ging nach einer unglücklichen Doppelschlacht verloren und Iskander selbst, in einer Bergveste eingeschlossen, wurde von seinem eigenen Sohne erschlagen, nachdem er sechzehn Jahre lang geherrscht und gestritten hätte. Dschehan Schah sein Nachfolger war ein glücklicher Krieger, und hob während einer drei und dreissigjährigen Regierung die Macht seines Hauses auf ihren höchsten Gipfel. Er verdunkelte durch seine Siege selbst die Thaten Cara-Jusufs des Stifters der turkmanischen Grösse. Zuerst beschloss er die Eroberung der georgischen, iberischen und trapezuntischen Länder, die sein Vater schon begonnen, aber unvollendet gelassen hatte, weil er von Ulugh, dem Häuptling der weissen Horde, und von den Mongolen angegriffen ward. Nach Chondemir zwang er die benannten Reiche Tribut zu erlegen, und eroberte hierauf einen grossen Theil von Persien, und sogar das entlegene Kerman über den Nachfolger seines Wohlthäters Schah Rukh des Timuriden. Dann trieb er die Mongolen-Fürsten aus Chorasan und wurde nur durch die Rebellion seiner Söhne zu Bagdad und Tauris gehindert, bis über den Dschihhun und Jaxartes hinaus seine siegenden Reiterschaaren an die Grenzen der Wüste zu führen. Der Angriff dieses gewaltigen Mannes auf die kaukasischen Länder und auf die Besitzungen des erschlagenen

Ulugh am Euphrat, galt zugleich dem Gross-Comnen von Trapezunt. Alexis aber, unkriegerischer Beherrscher eines feigen Volkes, griff zu der gewöhnlichen Waffe, mit welcher schon seine Vorfahrer öfters die Feinde aufgehalten hatten. Geschenke und eine Prinzessin aus dem kaiserlichen Palaste mussten jetzt Dschehan Schahs Zorn gegen den Bundesgenossen seines Feindes Ulugh besänftigen. Denn nach Ducas's Versicherung war auch dieser letztere mit einer Tochter Alexis IV. vermählt. Um sein Land von der Brandfackel der Turkmanen zu schützen, sagt Laonicus, hat Alexis alle diese Familien-Bündnisse geschlossen. *)

Es ist in der That ekelhaft anzusehen, wie in den trapezuntischen Griechen damals alle Manneskraft so gänzlich erstorben war, dass sie, hinter einer natürlichen Veste wohnend, ohne Gegenwehr nur durch Gold und Weiber Ruhe zu erkaufen bemüht waren, während ihre Nachbaren und ehemaligen Schutz-Verwandten am Phasis ihr Vaterland sogar gegen die unbesiegbaren Schaaren Timurs herzhaft zu vertheidigen wagten. Eine andere seiner Töchter, Maria mit Namen, gab er dem byzantinischen Kaiser Johannes Paläologus zur Ehe, der ausser seiner Hauptstadt nur noch einige geringe Strecken Landes besass. **)

Von seinen drei Söhnen, Kalojohannes, Alexander und David ernannte er nach alter Sitte den ersteren zum Mitregenten. Dieser hatte aber seine Mutter, eine kantacuzenische Prinzessin aus Konstantinopel, im Verdachte mit dem Protovestiarius des Reiches in geheimen Liebesverständnissen zu seyn. Aufgebracht über dieses unwürdige Betragen (*πάσχοντι κατὰ θυμὸν τούτου ἕνεκα*) tödtete er den Protovestiarius und verschloss Alexis mit der Kaiserin in einem Gemache, um sie gleichfalls zu ermorden; wahrscheinlich nicht so fast um die Ehre des kaiserlichen Hauses zu rächen, als um den Thron für sich allein zu erlangen. Vorstellungen der Archonten von Trapezunt, und vielleicht auch die drohende Stimmung des von früheren Zeiten her zum Aufstande geneigten Volkes, hinderten den jungen Bösewicht die That zu vollbringen. Er floh vor dem erzürnten Vater nach Iberien und lebte als Verbannter am Hofe des dortigen Königs*).

---

*) Laonicus lib. 9. pag. 245.

**) Phranzes, lib. 2. cap. 1. Edit. Alter. München 1799.

Statt des Flüchtlings erhob Alexis seinen jüngeren Sohn Alexander, der bei Laonicus dem Athenäer nach türkischer Redeweise Σκάνταρις (اسكندر) heisst, zu seinem Mitregenten und künftigen Thronfolger, und gab ihm zugleich die Tochter des lesbischen Fürsten Gatteluzzi zur Gemahlin. Kalo-Johannes aber, der den Verlurst der Krone nicht verschmerzen konnte, beschloss einen neuen Versuch zu wagen, und Vater und Bruder zugleich in's Verderben zu stürzen. Von Iberien zog er in die genuesische Kolonie Kaffa, um ein Fahrzeug mit abendländischen Kriegern zu miethen. Der Angriff auf Trapezunt, hoffte er, werde ihm um so leichter gelingen, da er selbst unter den Palast-Soldaten des Kaisers eine Partei hatte, die sein Vorhaben im Geheimen begünstigte. Einen Schiffspatron aus Genua, der ein mit Waffen beladenes Handelsschiff besass, ernannte er zu seinem Oberfeldherrn, liess das Fahrzeug in ein Kriegs-Schiff umwandeln und mit allem Nöthigen versehen.

Bei der Ortschaft Phokas, unweit der Hauptstadt, landete der Aufrührer mit einem Heere fremder Söldner, und nahm in dem Mönchskloster daselbst eine Stellung. Alexis lagerte sich ausserhalb der Vorstadt Achantos, um seinem Sohne den Zugang zu verwehren. Allein die Kabasitanen, die die Wache beim Kaiser hatten, waren von Kalo-Johannes gewonnen, und gestatteten zweien von ihm abgeschickten Befehlshabern bei nächtlicher Weile den Zutritt ins Gezelt des Alexis, wo sie ihn im Schlafe überfielen und ermordeten. Johannes behauptete zwar nachher, sein Befehl sey gewesen, den Kaiser gefangen zu nehmen, und nicht zu tödten. Er bestrafte auch die Mörder, indem er dem einen die Hand abhauen; den anderen aber blenden, und dem erschlagenen Vater ein prachtvolles Denkmal in der Metropolitankirche zu Trapezunt errichten liess. *) Das Jahr dieser Begebenheit ist bei Laonicus nicht beigefügt; es lässt sich aber aus einem Briefe des byzantinischen Patriarchen Gregorius Protosyncellus an diesen Monarchen so viel entnehmen, dass er um 1445 noch lebte; und aus einer Stelle bei Phranzes, dem Geschichtschreiber, beweisen, dass er im October 1449 schon todt war. Folglich muss seine Ermordung auf eines der dazwischen liegenden Jahre fallen. **)

---

*) Dieser Aufstand des Mitregenten Kalo-Johannes gegen Alexis IV. muss sich noch vor dem Jahre 1426 ereignet haben, weil Theodora, die Kaiserin, im November des besagten Jahres, nach Angabe der Palastchronik Todes verblichen ist.

Der Einfluss, welchen bis dorthin die Genueser zu Trapezunt behaupteten, scheint unter diesem Fürsten auf die Venetianer übergegangen zu seyn. Megollo's schrecklicher Uebermuth, und Genua's völlige Besiegung durch die Venetianer im Kriege von Chioggia veranlassten diese Veränderung. Den Venetianern musste wegen ihrer grossen Besitzungen in Griechenland, und des einträglichen Handels im schwarzen Meere an der Erhaltung des trapezuntischen Reiches mehr als jedem anderen abendländischen Volke gelegen seyn; weil dasselbe einem damals schon projectirten Staatenbunde der caramanischen, euphratesischen und pontischen Länder gegen die wachsende Macht der osmanischen Türken als Grundlage zu dienen bestimmt war. Es fanden daher um jene Zeit häufige Mittheilungen zwischen Trapezunt und Venedig Statt. ***) Ueberhaupt war Alexis IV. der erste trapezuntische Monarch, der seine Herrschaft durch das System der occidentalischen Allianzen zu stärken suchte. Denn ausser den angedeuteten Verbindungen mit Lesbos, Konstantinopel und Venedig zog er auch noch den tapferen Türkenfeind Georg Brankowitz, Despoten von Serbien, durch Uebersendung einer seiner Töchter als Gemahlin, in das Interesse des trapezuntischen Hofes. *)

---

*) Laonicus, lib. 9. pag. 146.

**) Leo Allat. de Consensu utriusque ecclesiae, pag. 951. Phranzes, lib. 3. cap. 1.

***) In questi giorni vennero à Venezia gli Oratori dell' Imperadore di Trabisonda. Marini Sanuti apud Murat. Tom. 22. pag. 900.

In seine letzten Regierungsjahre fällt der erste Angriff der osmanischen Türken auf Trapezunt. Nach Muhammed I. regierte sein Sohn Amurad, der an Seelengrösse, Feldherrntalent und Glück alle seine Vorgänger übertraf. Während seiner dreissigjährigen Regierung (von 1421 — 1451) vertilgte er alle Spuren der timur'schen Einrichtung Anatoliens; unterjochte alle Fürstenthümer zwischen dem Hellespont und den Gebirgen von Amasiah theils durch Waffengewalt, theils durch Verträge; und beschränkte die Macht der byzantinischen Kaiser auf die Ringmauern von Konstantinopel. Eine Flotte in den paphlagonischen Häfen ausgerüstet verheerte die gross-comnen'schen Küsten, und schreckte selbst die Hauptstadt durch einen Angriff. Dass dieser erste Versuch misslang, muss man nicht der Tapferkeit der Trapezuntier, sondern der natürlichen Festigkeit ihrer Mauern zuschreiben. Die Türken landeten auf mehreren entlegeneren Punkten, richteten grosse Verwüstungen an und führten eine grosse Menge Gefangener mit sich fort. Ein heftiger Sturm, der die Flotte auf der Heimfahrt ergriff, zerschellte eine grosse Anzahl Schiffe an den Küsten von Heraklea. **) Die Unkunde der Muselmänner im Seewesen, und die Schrecknisse des schwarzen Meeres schirmten von dort an mehrere Jahre lang das Land der feigen Trapezuntier.

---

*) Phranzes, lib. 3. cap. 2.

**) Laonicus lib. 5. pag. 138.

ACHTES KAPITEL.

Kalojohannes IV. — Krieg gegen Zyches und gegen Muhammed II. — Anfang der trapezuntisch-turkmanischen Coalition gegen die Türken.

Kalo-Johannes, oder Johannes IV., hatte durch ein Verbrechen den väterlichen Thron bestiegen. Allein so versunken waren die Sitten der griechischen Nation jenes Zeitalters; und so sehr war man an solche Auftritte gewöhnt, dass diese Handlungsweise eines Sohnes gegen den Vater nicht das geringste Aergerniss erregte. Das kaiserliche Diadem deckte jedes Verbrechen. Vielmehr gab ihm der obenerwähnte Patriarch Gregorius in einem Briefe voll Ehrfurcht Nachricht, dass er gesonnen sey, seine Würde niederzulegen, weil er bei der Uneinigkeit und Hartnäckigkeit der byzantinischen Griechen das unvermeidliche, und in kurzer Zeit hereinbrechende Verderben von Konstantinopel voraussehe. *)

Zugleich ersieht man aus der Thronbesteigung dieses Regenten, dass der Vulkan der Factionen gänzlich erloschen war. In den langen einheimischen Kriegen waren viele Häuser der Grossen untergegangen; die übrigen hatten sich in ihren Kantonen unabhängig gemacht und mengten sich nicht mehr in die Angelegenheiten des gross-comnen'schen Hauses, dem nur über die drei grössten Städte des Landes die Herrschaft geblieben war.

Die Leichtigkeit, womit Kalo-Johannes den väterlichen Thron umgestürzt hatte, enthüllte den benachbarten Fürsten mehr als jeder andere Umstand die Schwäche des trapezuntischen Reichs. Zyches, ein turkmanischer Häuptling sammelte aus der seit 1422 ganz den Muhammedanern unterworfenen Stadt Samsun, und aus allen um Trapezunt liegenden Gegenden und Nomaden-Gezelten ein Heer von Abenteurern, um einen Handstreich auf die Gross-Comnen'sche Hauptstadt auszuführen. Johannes rüstete sich zu Wasser und zu Lande, und rückte bis Kordyle vor; während die Flotte am Ufer neben dem Landheere fortsegelte, um einen gleichzeitigen Angriff auf die Feinde zu thun, die ihre Stellung bei Meliares genommen und den Engpass Capanion vorwärts ihres Lagers stark besetzt hatten.

---

*) Leo Allat. de consensu etc. pag. 953.

Von allen trapezuntischen Fürsten half dem Kaiser in dieser Noth nur der Pansebastos, Dynast von Mesochaldion. Dieser, Alexander mit Namen, befehligte das vereinigte Heer zu Lande, da sich Johannes die Leitung der Triremen vorbehalten hatte. Während nun Alexander den Engpass angriff und die Schiffsmannschaft zu gleicher Zeit landen wollte, erhob sich ein Sturm, der die Fahrzeuge vom Ufer trieb. Zugleich that Zyches mit seinem Fussvolke einen raschen Anfall, tödtete den Pansebastos mit seinem Sohne und trieb das ganze Heer in die Flucht. Alles floh in wilder Unordnung in die Hauptstadt zurück, wohin sich auch Johannes mit den Fahrzeugen gerettet hatte. Ausser dem Anführer waren von den Trapezuntiern, nach Angabe des Laonicus nur 30 Mann geblieben; aber eine grosse Anzahl gefangen worden, von denen Zyches viele tödten liess, und dann bis unter die Mauern der Hauptstadt vorrückte. Um die Eingeschlossenen zur Uebergabe zu bewegen, befahl er den kaiserlichen Oberst-Stallmeister und Wagenlenker, Maurokostas, der gleichfalls in seine Hände gefallen war, unter den Augen der Einwohner erwürgen.

In der ersten Nacht, wo die Feinde im Kloster Kordyle ausserhalb der Stadt sich gelagert hatten, begab es sich, dass ein armenisches Weib aus Furcht, Zyches möchte den äusseren Theil der Stadt einnehmen, mit ihrem Lebenserwerb in die grosse, innerhalb der Mauer gelegene, Veste flüchtete. In dem leer stehenden Hause gerieth durch Zufall Wollengespinnst in Brand, der sich gegen Mitternacht in der Nähe herum verbreitete. Die Bewohner von Trapezunt meinten, das Feuer sey aus Verrath durch eine Partei der Bürger, die sich dem Zyches ergeben wollten, eingelegt worden, um die Eroberung der Veste und der Hauptstadt unter der Verwirrung einer allgemeinen Feuersbrunst zu erleichtern. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich daher aller Gemüther; Obrigkeiten und Bürger flohen noch in derselben Nacht aus der Stadt, zu Wasser und zu Lande, um sich nach Iberien in Sicherheit zu bringen; so dass nur der Gross-Comnen mit wenigen Leuten zurückblieb. Mit Tagesanbruch erschien Zyches vor den Thoren, um sich der Stadt in Eile zu bemächtigen. Allein die Festigkeit der Mauern war so gross, dass alle Angriffe, die er während dreier Tagen unablässig machte, durch die geringe Besatzung zurückgeschlagen wurden. Hierauf wandte er sich gegen die Festung Mesochaldion, nach deren gleichfalls vergeblichen Bestürmung er das trapezuntische Gebiet endlich verliess.*)

Dieser äussersten Schwäche ungeachtet beunruhigte doch Amurad weder zu Wasser noch zu Lande die Grenzen des Gross-Comnens; befahl vielmehr seinem Statthalter in Amasiah, gute Nachbarschaft mit den Christen jener Gegend zu pflegen, wie Phranzes von Kalo-Johannes selbst gehört zu haben schreibt. **) Dieses friedliche Verhältniss war nicht etwa die Folge türkischer Mässigung, sondern der Politik. Denn Amurad konnte sich wohl einbilden, dass die Comnenen, für sich zu schwach um nur einem kleinen Heere Türken mit Erfolg zu widerstehen, einen Bund der umliegenden, von gleicher Gefahr bedrohten Fürsten gegen die türkische Uebermacht zu bilden sich bemühen würden. Einen ernsthaften Krieg aber am Euphrat und in Armenien zu führen, wo Hassan-Bei und der grosse Dschehan-Schah mächtige Heere hatten, war nicht eher an der Zeit, als bis Konstantinopel erobert und die von Ungarn herabströmenden christlichen Hülfsvölker gänzlich vertilgt wären. Dieses ging wenige Jahre später unter seinem Sohne Muhammed II. in Erfüllung, und unmittelbar darauf wandten sich die osmanischen Waffen gegen den Orient. Kalo-Johannes unterdessen sah dieses nicht ein, und hatte bei der Nachricht von dem Tode des alten und zuletzt friedeliebenden Amurad im Frühjahre von 1451 eine thörichte Freude.

---

*) Laonicus lib. IX. pag. 247.

**) Phranzes lib. III. cap. I.

Κύριε πρέσβυ, sagte er zu Phranzes, der eben damals auf seiner Heimkehr aus Iberien sich zu Trapezunt aufhielt, *εἰπεῖν σοι θέλω χρηστῆς ἀγγελίας, εἰ μὴ δεῖ ἀποδοῦναί σε ἡμῖν τι δῶρον χάριτος*, und erzählte ihm dann, dass Amurad todt und der junge Muhammed in der Regierung gefolgt sey, der ihm bereits die nämlichen Freundschaftsversicherungen wie sein Vater gemacht habe. Phranzes sagte ihm dagegen, Amurads Tod sey ein grosses Unglück für die griechische Nation; der junge Fürst sey ein Christenfeind und habe schon erklärt, er wolle die Stadt Konstantinopel einnehmen und dem Reiche der Griechen ein Ende bereiten; was ihm bei der Schwäche derselben und beim Mangel aller Hülfsmittel zum Widerstande auch leider in kurzer Zeit gelingen werde. Kalo-Johannes gab dem klugen Staatsmanne die fromme und erbauliche Antwort, Gott sey mächtig und werde dem bösen Muhammed milde Gesinnungen einflössen, *ὅμως ὁ Θεὸς ὡς δυνατὸς ποιήσει αὐτὸν εἰς ἀγαθόν.* *)

Der Ausgang zeigte bald, dass Phranzes den Mann und die Umstände besser zu beurtheilen verstand, als Kalo-Johannes. Kaum war zwei Jahre später Konstantinopel gefallen, und das europäische Griechenland nach einigen Feldzügen gänzlich bezwungen, als der junge Muhammed seine Politik gegen die Fürsten des östlichen Theiles von Anatolien, und besonders gegen den von Trapezunt änderte; weil die Griechen nach Verlurst ihrer Hauptstadt sich in grosser Anzahl in das trapezuntische Reich geflüchtet hatten, *) und nach der Paläologen Vertilgung den Gross-Comnen als einziges und rechtmässiges Oberhaupt der ganzen griechischen Nation anzusehen begannen. Muhammed nun *Βασιλεὺς μέγας* von Konstantinopel hatte an Kalo-Johannes einen Gegner, der ihn, wenn auch nicht durch seine Heere, doch durch den moralischen Einfluss auf die hellenischen Völker, die auf ihn die letzte Hoffnung setzten, im Vollgenusse seiner kaiserlichen Macht lange hindern konnte. Chetir **), Pascha der Grenzmark Amasiah, erhielt daher Befehl, den Kampf mit dem letzten selbsständigen Griechenstaate zu beginnen.

---

*) Phranzes lib. III. cap. 1. pag. 48.

Ohne irgend einen ostensibeln Grund (der furchtsame Kalo-Johannes hatte keinen gegeben) rückte Chetir mit einem Heere durch die unvertheidigten Engschluchten der Tzanischen Gebirge, und drang eher in die Vorstädte von Trapezunt, als der Gross-Comnen wusste, dass Feinde im Anzuge seyen. Zu gleicher Zeit war eine Flotte aus Samsun ausgelaufen, um die Küsten zu verheeren. Das Innere der Stadt war damals beinahe öde, weil eine ansteckende Krankheit die Bewohner theils verscheucht, theils weggerafft hatte. Der Kaiser, ohne Hülfsmittel, ohne Heer, ohne

---

*) Theodosii Zygomalae Epist. pag. 91. Turco-graecia.

**) *Χιτηρης* und *Χιτιρμπέης* (Chitir-bei ausgesprochen) schreibt Laonicus lib. IX. pag. 248, dem Türkischen خطر بكى vollkommen entsprechend. In türkischen Schriften heisst er auch خزر *cheser* nach Meninskii und Leunclavius: *Quippe cheser elegantius apud Turcas loquentibus idem est cum eo, qui vulgo pronuntiatur Cheter.*

Leuncl. Pandect. pag. 163.

Lebensmittel unfähig eine Belagerung auszuhalten, war genöthigt, mit dem Pascha zu unterhandeln. Gegen Erlegung von 2000 Goldstücken jährlichen Tributs versprach ihm der Türk die Gefangenen zurückzugeben und Frieden für die Zukunft, jedoch alles mit Vorbehalt der Genehmigung Muhammeds.

Dieser Ueberfall und Vergleich geschah im Jahre 1456, während Muhammed selbst gegen die Ungarn und gegen Skanderbeg zu Felde zog, und Belgrad belagerte. *) Dass aber diese Belagerung Belgrads durch Muhammed II. auf das Jahr 1456 falle, ist hinlänglich bekannt. **) Später schickte Kalo-Johannes seinen Bruder David Comnenus, der mit der Würde eines Despotes bekleidet war, an Muhammed, um den Tribut zu überbringen und des Sultans Genehmigung für die geschlossene Uebereinkunft zu bewirken: was auch geschah, jedoch mit Erhöhung der jährlich zu erlegenden Summe auf 3000 Goldstücke.

Der Verfasser der Kaiserfamilien ist daher irriger Meinung, wenn er schreibt, Johannes habe schon Amurad II. 3000 Goldstücke jährlich als Tribut bezahlt, *Calo-joannes Imperium Trapezuntinum aegre admodum tutatus Turcis undique irruentibus ac illud aggredientibus, tandem pacto trium aureorum millium annuo tributo Amuratho Sultano, ac postmodum filio ejus Muchemeto II. reconciliatus possedit.* ***) Laonicus nennt in seinem Berichte über diese Begebenheit ausdrücklich Muhammed als damaligen Grossherrn der Türken. †) David erschien bei der Pforte, als sich Muhammed eben zum Feldzuge gegen die genuesische Stadt Anastris in Paphlagonien rüstete. Amastris ging aber im Jahre 1458 an die Türken über, *) und folglich war es im Spätjahre von 1457, wo der Despot von Trapezunt nach Konstantinopel kam. Diese Zeitbestimmung ist wichtig, um das Lebensende von Kalo-Johannes anszumitteln.

---

*) Laonicus lib. IX. pag. 221. Ed. Paris.

**) Waddingus in Vita Joannis Capistrani ad hunc annum num. 59. Odoricus Raynald. ad h. ann. num. 14. Aeneas Sylvius. Hist. Bohem. cap. 65. Thuros. Chronic. cap. 55. Leunclav. Hist. Musulm. lib. XIV. pag. 583.

***) Ducange. pag. 195.

†) Lib. IX. pag. 248.

Dieses Jahr ist eigentlich der Zeitpunkt, wo Trapezunt aufhörte ein freier Staat zu seyn, indem es genöthiget wurde gegen eine jährliche Summe Goldes seine Existenz von den Feinden zu erkaufen. Alle Stürme, welche die Eroberer der vorhergehenden beiden Jahrhunderte in den Nachbarländern der Comnenen erregt hatten, glichen nur vorübergehenden Ungewittern, die keinen bleibenden Zustand der Dinge begründeten. So das ikonische Reich, dessen Präponderanz mit Alaieddin Kaikobad anfing und zugleich mit ihm erlosch. Diesem zahlte der Gross-Comnen keinen Tribut an Gold; er war nur genöthiget, gleiche politische Zwecke zu verfolgen, und eine mässige Hülfsschaar zum seldschukischen Heere zu schicken. Eben so war es unter Hulaku und seinen Nachfolgern, an welche sich die Trapezuntier freiwillig, aus Hass gegen die ikonische Pforte anschlossen. Die Mongolen von Tauris hörten bald auf, furchtbar zu seyn und begnügten sich bei der Unsicherheit ihres Thrones unter den aufrührerischen muhammedanischen Völkern in der Nachbarschaft der Mamluken-Reiche, mit Freundschafts-Versicherungen und unbestimmten Geschenken der trapezuntischen Kaiser. Timur warf freilich alles vor sich nieder; war aber wie ein Meteor, das schnell wieder verschwand. Die turkmanischen Nomaden-Fürsten, die nach ihm in jenen Gegenden mächtig wurden, begnügten sich mit fetten Weideplätzen auf der Ebene von Themiskyre und in den Thälern von Kerasus, und mit den schönen Töchtern aus dem kaiserlichen Palaste. Nur die Türken, und besonders Muhammed, drangen auf politische Vernichtung des Gross-Comnenen-Staates; und foderten für die Frist,

---

*) Phranzes lib. III. cap. 22.

die wegen der Kriege gegen die Hungaro-Albanische Coalition den morgenländischen Staaten am Pontus Euxinus gestattet werden musste, einen festgesetzten Preis in Golde. Johannes fühlte das Lästige und Schmachvolle seiner Lage, und suchte sich davon zu befreien. Auf seine Unterthanen konnte er in diesem Unternehmen nicht rechnen; denn sie waren über alle Begriffe feig und verrätherisch; und zu dem war das alttrapezuntische Gebiet unter einer Menge kleiner Machthaber vertheilt, die, wenn sie auch ihre Kräfte vereinigten, doch niemals den Heeren Muhammeds widerstehen konnten.

Hülfe musste also von Aussen kommen; aber nicht aus Anatolien, denn die Kraft seiner Fürsten war gebrochen; Sinope und Caramanien sahen dem nämlichen Schicksale entgegen wie Kalo-Johannes, und Dschehan-Schah, der grosse Turkmanen-Fürst, kriegte in dem entlegenen Chorasan; belagerte seine aufrührerischen Söhne zu Bagdad und Tauris, und konnte seine Blicke nicht hinauf wenden an den Pontus Euxinus, um die Noth des Fürsten von Trapezunt zu sehen. Aber mitten zwischen den beiden Eroberern Muhammed und Dschehan-Schah, begann Hassan-Bei, Sohn des um 1444 verstorbenen Hamza-Bei, und Enkel des von Iskander um 1434 erschlagenen Cara-Ulugh von der weissen Horde, im Stillen seine Grösse zu bauen.

Man wird sich erinnern, wie oben gesagt wurde, dass die weisse Horde durch Iskanders und Dschehan-Schahs Siege beinahe alle Besitzungen verlor, die sie in Timurs Zeiten erhalten hatte. Edessa war von den Mamluken, Amida von den schwarzen Turkmanen, und das Fürstenthum Siwas von den Osmanen erobert. Nur Diarbekr in Mesopotamien war den Erben Cara-Ulughs von den grössern Städten noch geblieben und Hassan-Bei dem ältesten derselben zugefallen. Das Erbtheil seiner Brüder lag zerstreut zwischen dem Tigris und Euphrat. Um 1450, als Kalo-Johannes im dritten Jahre zu Trapezunt regierte, fing Hassan an, sich nach und nach die kleinen Staaten seiner Brüder zuzueignen, von denen sich ausser Dschehanghir alle willig seine Oberherrschaft gefallen liessen. Auf diese Weise brachte er eine Schaar von 500 auserlesenen Reitern zusammen, mit welchen er die berühmte und grosse Stadt Amida, ungeachtet ihrer starken Festungswerke, durch einen herzhaften Angriff einnahm. Diese That erwarb ihm einen grossen Namen, und nach Sitte des Orients, wo alles dem glücklichen Feldherrn zuströmt, in kurzer Zeit ein grosses Heer, welches in ihm die ausschweifendsten Hoffnungen erregte. Er war von hoher Statur und hiess desswegen bei seinen Stamm- und Sprachgenossen أوزون حاصن *Usun Hassan*, *Hassan der Lange*. Sein kriegerischer Muth, sein Glück und seine Freigebigkeit zu gehöriger Zeit und am gehörigen Orte angebracht, machten ihn zum unbeschränkten Gebieter über seine Soldaten.

An diesen Mann wandte sich nun Kalo-Johannes in seiner Bedrängniss, liess ihm durch einen Abgeordneten seine Noth, den Ländergeiz und die unversöhnliche Wuth Muhammed's, und die Gefahr vorstellen, welche auch ihn von Seiten dieses unersättlichen Eroberers bedrohe; weil nach Vernichtung des trapezuntischen Reiches seine (Hassan's) Staaten ihre natürliche Schutzwehr verlören und von den tzanischen Gebirgen aus, und vom Euphrat her nach Belieben und zu gleicher Zeit angegriffen werden könnten. Kalo-Johannes aber hatte eine Tochter, Katharina mit Namen, von welcher damals im ganzen Morgenlande die Meinung herrschte, sie übertreffe an Schönheit alle ihres Geschlechtes. Der Ruf davon war bereits an den turkmanischen Hof nach Diarbekr und durch ganz Persien gedrungen.

Diese Perle der Frauen verlangte Hassan als Gemahlin und die anatolische Provinz Kappadocien als Morgengabe; dagegen versprach er nicht nur sein Heer, sondern auch seine eigene Person und seine Schätze zu verwenden, um Trapezunt gegen die Angriffe der Osmanen zu beschützen. *) Mit dieser Antwort kam der Gesandte zu Kalo-Johannes zurück, der um einen solchen Preis ungerne Hassan's Beistand zu erkaufen schien. Allein die Unmöglichkeit den unausgesetzten und drohenden Anfällen der anatolischen Türken zu widerstehen, nöthigte ihn doch endlich die Foderung des Turkmanen zu erfüllen; jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, dass Katharina die christliche Religion am muhammedanischen Hofe zu Darbekr bekennen und ausüben dürfe, und dass ihr gestattet sey, Priester, Mönche und einen Hofstaat aus ihren Glaubensgenossen nach Mesopotamien zn führen. Alle diese Bedingungen hielt Hassan genehm und beschwor den Bund mit dem Gross-Comnen; wie man aus den Berichten erfährt, welche ein ungenannter Venetianer in Armenien und Persien selbst, einige Zeit nachher gesammelt hat:

In quel tempo in Trabisonda regnava un Rè detto Caloianni, et era Christiano et haveva una figliuola nominata Despina-Caton, molto bella, et era commune opinione che non fusse in quel tempo donna di maggior bellezza: et per tutta la Persia era sparsa la fama della sua gran bellezza et somma gratia. Et essendo questo Rè di già molto molestato et danneggiato nel suo pacifico paese da Ottomano gran Turco et vedendosi a mal termine et in pericolo di perder lo stato, considerando il gran poter del nemico, prese partito di mandar un suo Ambasciadore nella Persia in Tauris, dove Sultan Assambei dimorava (*Sic!* damals sass Hassan noch zu Diarbekr, und hatte Tauris noch nicht erobert), *et domandargli soccorso, sapendo ch' egli era signore molto benigno. L'Ambasciadore, ch' era desideroso d'ottener la domanda del suo Rè et riportargliene l'intera soddisfazione, pregò Assambei che non volesse negar di dar aiuto al suo Signore, mostrandogli per molte ragioni, ch' el danno del Re christiano veniva anche in qualche pregiu-*

---

*) Waddingus, tom. XIII., pag. 47. ad ann. 1457.

dizio del suo paese. Assambei essendo giovine et non avendo moglie, et essendo gia inamorato della sopradetta giovane per haver molte volte sentito ragionare delle bellezze et degne creanze diede risposta all' Ambasciadore, dicendogli, che se il suo Rè gli dava la figliuola per moglie, ch' egli metterebbe non tanto l'essercito ma anche il tesoro et la propria persona per difenderlo da Ottomano etc.[*])

Dieser Vertrag mit dem Sultan von Mesopotamien war der letzte Souverainitäts-Act, den die trapezuntischen Kaiser als Oberherren von ganz Anatolien verrichtet haben. Obgleich in Kappadocien damals auch nicht ein Dorf dem Gross-Comnen unterthänig war, galt er in den Augen Hassans doch als oberster Gebieter über dasselbe dem Rechte nach.

Hiemit nicht zufrieden dachte Kalo-Johannes auch die christlichen Fürsten von Georgien und Iberien, den muhammedanischen Emir von Sinope und den Sultan vom Caramanenland in einen grossen Bund zu verflechten; nicht nur um die Integrität der Staaten sich gegenseitig zu gewährleisten, sondern die Osmanen völlig aus Anatolien zu vertreiben. Allein mitten unter diesen Entwürfen raffte ihn der Tod vom Schauplatze weg. Selbst die Ueberlieferung der Braut an Hassan konnte er nicht mehr vollziehen, da wir aus Laonicus dem Athenäer wissen, dass David, Bruder und Nachfolger des Johannes Comnenus sie dem Sultan, vertragsmässig übergeben habe. [**])

In Iberien, wohin sich Kalo-Johannes, wie schon oben gesagt wurde, nach dem unglücklichen Versuch seinen Vater zu entthronen, geflüchtet hatte, erhielt er die Tochter des dortigen Königs Alexander zur Gemahlin. Als Thronfolger hinterliess er bei seinem Tode Alexis V., ein Kind von vier Jahren. Ausser diesem hatte er noch zwei Töchter, von welchen die ältere sich mit Nicolo Crespo, einem edlen Venetianer, und Herzoge vom Archipelagus vermählte, aus welcher Verbindung mehrere Familien venetianischer Nobili ihren Ursprung herleiten. *) Die jüngere war die obenbenannte Katharina Comnena, Braut Usun-Hassans des Turkmanen, welchem sie gleich nach dem Tode ihres Vaters zugeführt wurde.

---

[*]) Ramusio delle Navigat. et Viaggi, Tom. II., fol. 84.

[**]) Laonicus lib. 9. fol. 260.

An der Grenze des trapezuntischen Reichs empfingen sie eine grosse Anzahl turkmanischer Fürsten und Ritter, die ihr Hassan entgegengeschickt hatte. Sie selbst brachte ein zahlreiches Gefolge von Jungfrauen und griechischen Edelleuten (*gentil' huomini di gran conditione*) mit sich, die beständig um ihre Person blieben. Besonders aber hatte sie viele griechische Mönche und Priester, um den täglichen Gottesdienst nach christlichem Ritus zu feiern, denn sie war, wie ein Augenzeuge versichert, eine sehr fromme und dem Christenthume ergebene Frau. **)

NEUNTES KAPITEL.

David I. — Muhammed II. zerstört das trapezuntische Reich. J. 1458 — 1462.

Nach dem Tode des Kalo-Johannes hätte die Krone Alexis V. gehört; aber David, des Verstorbenen Bruder, mochte glauben, in der gefährlichen Lage, in welche das Reich durch Muhammeds Eroberungs-Geist versetzt war, müsse die bevormundete Regierung eines vierjährigen Kindes doppelt verderblich seyn, und bemächtigte sich mit Hülfe der kabasitanischen Archonten von Mesochaldion, deren Häupter er zu gewinnen wusste, des verwaiseten Thrones. *) Diese Archonten von Mesochaldion sind die nämlichen, welche Alexis IV. an Kalo - Johannes verrathen und den abgeschickten Meuchelmördern den Zutritt in das kaiserliche Schlafgemach gestattet haben. Beim Verfalle der Gross - Comnenschen Macht in den langen Bürgerkriegen hatten sie sich in der benannten Veste und ihrem umliegenden Gebiete selbstständig behauptet, von wo aus sie den trapezuntischen Kaiser bald unterstützten, wie im Kriege gegen Zyches; bald aber verriethen, wie bei der Revolution von 1447, je nachdem es ihr Vortheil zu erheischen schien.

---

*) Ramusio delle Navigat. Tom. 2. fol. 212.

**) Caterino Zeno pap. 213.

David besass aber nicht die Eigenschaften, die seine Usurpation nur einiger Massen gerechtfertiget hätten; denn er war nach dem Ausdrucke der Chronik von Monembasia, ein grausamer und feiger Mann. **) David, welcher selbst zu Konstantinopel war, der Sultan Muhammed, seine Gemüthsart, seine grossen Heere und die furchtbare Disciplin derselben gesehen hatte, verkannte die Gefahr, worin er und sein Reich schwebten, keinen Augenblick, und setzte die von seinem Vorgänger angefangenen Vertheidigungs-Maassregeln mit grossem Eifer fort. Rüstungen zu Wasser und zu Lande wurden gemacht; 20,000 Streiter wollte er aufstellen und 30 Triremen bemannen. Hülfsmittel boten die von den frühern Gross-Comnenen aufgehäuften Schätze. In Iberien, Georgien, Mingrelien und im tzanischen Gebirge wurde geworben. Feuergewehre waren schon vor einiger Zeit durch venetianische und genuesische Schiffer nach Trapezunt gebracht; und die Mauern der Stadt und die Fahrzeuge, mit Kanonen besezt, drohten dem Nahenden sicheres Verderben. Hassan, von seiner trapezuntischen Gemahlin zum Beistande ihres Vaterlandes und zur Bekämpfung der Osmanen-Macht angeeifert, wozu er übrigens wenig Lust bezeugte, schien dem Gross-Comnen nicht stark genug, um mit seinen mesopotamischen Reitern Muhammeds Angriffe aufzuhalten; noch viel weniger aber über den Euphrat zu setzen und Angriffsweise in Anatolien einzudringen, was zur Rettung des Reichs unerlässlich war. Denn David wusste zu gut, dass für Trapezunt keine dauerhafte Ruhe zu erwarten sey, so lange Muhammed und die Türken Herrn von Klein-Asien sind. Er suchte daher dem von Kalo-Johannes entworfenen Bunde der Trapezuntier und Aspro-Probataden eine solche Ausdehnung zu geben, dass sich die Streitheere aller Völker vom Kaukasus und Tigris bis nach Burgund, und von den Karpaten bis an die Inseln des Mittel-Meeres erheben und zu gleicher Zeit den allgemeinen Feind der politischen Freiheit anfallen sollten. In dieser Absicht unterhandelte er mit dem Dadian von Mingrelien, mit Georg, König von Imerethi, und Gorgora, Fürsten im obern Kur-Thale, welche zwar kriegerische, aber wenig zahlreiche, und grösstentheils auch ganz undisciplinirte Heere hatten. Auch in die Bergschluchten von Abchass und Alanenland wurden Ermahnungen geschickt, um streitbares Volk gegen den Feind der Christenheit zu Georgs Fahnen zu bringen. Der schwache Fürst des cilicischen Armeniens, und Ismail von Sinope, ein Herr reich an Gold, aber arm an Muth, und der Sultan des so oft von den Türken besiegten Caramaniens wurden zur Theilnahme an dem grossen Bunde aufgefodert, weil sie vor allen zuerst eine Beute Muhammeds zu werden gewärtigen müssten. Alle diese Fürsten nennt David in einem Briefe an Herzog Philipp von Burgund seine und Hassans Bundesgenossen.

---

*) Laonicus lib IX. pag. 262.

**) *Καὶ ὁ Κὺρ Δαβὶδ ἦτον ἄνθρωπος ὠμὸς, ἄνανδρος, ἀνάξιος τοῦ ὀνόματος.* Dorotheus Metropolit. Monembas. Synopsis Historiae. Neugriechisch Venedig 1631. pag. 553.

Davids Bemühungen im Orient unterstützte getreulich Pius II. in den Abendländern. Frater Ludwig, ein Minoriten-Mönch, kam selbst als päpstlicher Bevollmächtigter nach Trapezunt; besuchte Iberien, Georgien, und reiste sogar nach Diarbekr zu Hassan; nach Klein-Armenien und Caramanien, um allenthalben Krieg gegen Muhammed zu erwecken und Abgeordnete von diesen Ländern nach Europa zu führen. *) Pius schrieb selbst an die meisten Häupter der Christenheit und veranstaltete eine Kirchen-Vesammlung zu Mantua, um wo möglich doch den Fall des trapezuntischen Kaiserthums durch schnelle und kräftige Hülfe zu verhindern, und durch Erregung allgemeiner Begeisterung die Osmanen zu vernichten. Am eifrigsten suchte man den Herzog von Burgund, weil mächtig und reich, zu gewinnen; man versprach, ihm nach Eroberung Anatoliens die Königskrone von Jerusalem aufzusetzen. Auf Anrathen Fr. Ludwigs geschah es ohne Zweifel, dass man von Trapezunt, Iberien und Georgien Briefe; Gesandte aber von allen obenbenannten orientalischen Reichen, sogar aus dem fernen Mesopotamien an Philipp schickte. Aeneas Sylvius hat uns die Briefe aufbewahrt.

Sie sind aber mit Uebertreibungen angefüllt, und so, wie wir sie jetzt besitzen, mit geographischen, historischen und grammatikalischen Unrichtigkeiten gräulich entstellt, und scheinen alle von einem und dem nämlichen Manne gleich urspänglich in lateinischer Sprache geschrieben zu seyn. Die darin vorkommenden Eigennamen sind grösstentheils völlig unkenntlich, und zeugen von der grössten Unwissenheit. So z. B. wird der Fürst Ismail-Bei von Sinope, ein Nachkomme *Isphendiars* (اسماعیل بکی اسفند یار) hier *Asmailberch filius dispendiarii* und *stipendiarii*; *Hassan-Bei* aber *Aliembech* und *Asserberch*, Cara-Ulugs Sohn genannt; um von *Anocasie* Statt '*Abghasia*; *Othonianorum* Statt *Othomanorum*; *Taramanus* Statt *Caramanus*; *Aranorum* und *Githorum* Statt *Alanorum* und *Gothorum* gänzlich zu schweigen. Jedermann mag selbst aus dem hiehergesetzten lateinischen Originale des *trapezuntischen* Briefes selbst urtheilen.

---

*) Waddingus Annal. Minor. - Odoricus.

Illustrissime Dux Burgundiae.

*Ego David Imperator Trapessundarum post plurimam Salutem libenter ad te scribo de his, quae hic apud nos occurrunt, ut cum certior factus pro tua religione et amore erga fidem nostram possis deliberare quid tibi agendum sit. Nuper enim ego et reliqui Christiani Principes, qui in istis summis *) regionibus, foedus atque ligam injecimus inter nos bellum gerendi contra Turcos, et ego filiam Calthoiannis**) fratris et praedecessoris mei uxorem dedi Assembech, qui filius fuit Carailuch potentissimi Principis. ***) Et hoc feci ut ipse firmus sit et fidelis in liga, quam nobiscum fecit et perseveret in bello gerendo contra Turcum qui tenet Constantinopolim, cum quo bellum jam gerere incepit, multasque illi regiones et oppida pugnando cepit, quae prope confinia erant sua: nunc vero reversus est in patriam suam. Itaque nos et ipsi parati sumus et exspectamus adventum vestrum contra infideles, quemadmodum dominus Papa ad nos scripsit, et per suum Oratorem nobis significavit, quod vos Latini principes debeatis inire consilium in civitate Mantuana ut faceretis exercitum contra infideles. Quod si facietis, nos parati sumus. Ego cum XXX. biremibus et cum XX. milibus hominum. Asambech promptus est exire ad bellum istud cum quinquaginta milibus hominum ad bellandum et subigendam Bursiam et totam Natalcam. †) Quapropter rogo illuminatissimam dominationem tuam ut placeat tibi dare aliquod principium huic bello ex partibus Ungariae. Nam si vos aliquod impedimentum etiam parvum Turco inferetis, ut ipse ad diversas partes*

---

*) Sic! Sumus.

**) Sic! Calo-Joannis.

***) Sic! Nepos.

†) Natoliam.

distrahatur, nos adeo ipsum urgebimus ex latere nostro, ut facile destrui et debellari possit. Et si dominatio tua deliberat ad hoc intendere et venire et aliquem tuorum mittere, nos omnes Orientales principes promittimus tibi praestare omne auxilium, opem, et quicquid in nobis erit ad recuperandam Hierusalem, et te illius Regem constituemus. Et ut scias qui simus, qui confoederati sumus, et hoc tibi promittimus. Ego in primis qui paratus sum (ut dixi) cum XXX biremibus et XX milibus hominum: Georgius Rex Persarum promptus est cum LX milibus hominum: Gorgora Dux Georgianae paratus est cum XX milibus equitum. Bendiam Rex Mirigreliae) cum suo filio promptus est cum LX milibus hominum quod illi facile erit: Rabia cum suo fratre et suis baronibus cum XXX milibus hominum. Natio Githorum et Aranorum, promittunt militare sub vexillo Georgii Regis Persarum. Dardebech dominus Armeniae minoris cum X milibus hominum; Asambech, affinis meus (ut dixi) infidelis promisit nobis dare transitum, et personaliter venire cum quinquaginta milibus hominum. Sunt etiam nobiscum confoederati duo alii infideles domini, Caromanus et dominus Sinoppi, qui continue quaerunt quomodo possint se vindicare de Turco Constantinopolitano, et terras suas recuperare. Aliud impraesentiarum ad Dominationem tuam non scribo, nisi quod commendo tibi Michaëlem de Algeorii Baronem et Oratorem meum quem ad te mitto, cui fidem plenam super istis rebus adhibeas, qui verbis omnem intentionem et deliberationem nostram exponet. Iterum te oro, ut ne permittas hoc nostrum pium negotium et inceptum frustra fieri, quoniam a Deo factum credimus. Ego ex illo tempore quo amicitiam contraxi cum hominibus tuis qui ad has partes pervenerunt, semper mihi agnitus es, tuique honoris, et dignitatis fautor semper fui eroque. Vale in Christo. Data Trapesundae in palatio nostro residentiae. Anno Domini MCCCCLIX. Die XXII. Aprilis.*

---

*) Mingreliae.

Vorgenannte Briefe und Gesandtschaften begleitete Pius II. gleichfalls mit einem Schreiben an Philipp, Herzog von Burgund, folgenden Inhalts;

Pius Episcopus Servus Servorum Dei
Dilecto filio nobili Duci Burgundiae, S. et A. B.

Invalescente magno Turco fidei Christianae adversario, et infinitos pene Christianos Salvatoris nostri Jesu Christi Sanguine in Crucis patibulo abunde effuso liberatos in suam servitutem redigente felicis recordationis praedecessores nostri, maxime Nicolaus quintus et Calixtus tertius curam assumserunt, ne Turcus iste praevaleret pro viribus providendi, et quia sperabant in Europa posse tantum efficere, quod Reges et Principes Christiani se voluntarios et fideles Christi milites in hoc necessario tempore ostenderent, quisque eorum ad Asiam et Orientis partes misit dilectum filium Lodovicum de Bononia, fratrem ordinis Minorum de observantia regulari, ut is pro sua prudentia amicos excitaret, ad faciendum similiter arma contra Turcum. Nos autem cum in Praedecessorum praedictorum labores divina ordinatione successimus, Mantuam accedentes, simili spe ibidem Christianorum exercitum adunandi, eundem fratrem Ludovicum misimus cum instructionibus opportunis Christianos et Christianorum amicos concordandi, et ut in Turcos eos vires conjungerent incitandi, data ei spe nos in Europa nullatenus defuturos. Accedens frater Ludovicus omnia sibi per nos commissa diligentissime et prudentissime est executus, qui ut optimam illorum Regum et Principum obedientiam et devotionem, quam habent ad hanc sedem Apostolicam, intelligere possemus, curavit secum advenire dilectos filios Michaëlem Imperatoris Trapessundarum, Nicolaum Regis Persarum, Costopam Ducis Georgione, Mannethen Assenbeck Soldani Mesopotamiae, Morathum Verbrecht in Armenia Dominum, Oratores et nuntios, qui nobis literas attulerunt Domi-

norum suorum exprimentes favorem ad praesumtuosissimi Turci destructionem et simul motivam desideriorum nostrorum executionem. Quoniam vero talium Regum et Principum conclusiones ad honorem Dei et fidei nostrae tuitionem tendunt, ideo volumus tuam Serenitatem participem fieri, ipsisque injunximus, ut cum praefato fratre Ludovico nuntio et Oratore nostro ad tuam veniant Celsitudinem, et singula, quae nobis verbo et scriptis responderunt, plene referant. Desideramus itaque a tua Excellentia ut tam ipsum Ludovicum quam ipsos Orientalium Principum Oratores etiam nostra contemplatione ad tuam admittas audientiam, et suorum Dominorum ad ea quae Christi sunt devotionem attente consideres, attendatque tua nobilitas, quod non minus quam Orientis Reges, obligatur ad similia et majora in communis hostis destructionem pro viribus impendenda, et de hoc nos ac ipsos simul et totam ecclesiam ratam et consolatam reddes, eosdemque quantotius ad nos remittas votive expeditos. Commisimus autem dicto fratri Ludovico ut nostro nomine Celsitudinem tuam reddat certiorem, nos in omnibus Mantuae ordinatis pronos et paratos sine defectu futuros quantum ad nos attinet, quin etiam ultra quae ibi conclusa sunt, et nos concernunt omnia nobis possibilia in Dei laudem adjiciemus.

Datum Romae apud Sanctum Petrum. Anno Incarnationis MCCCCLX. Idibus Januarii, pontificatus nostri anno tertio. Sic Signatum A. de Hirsparto.

Will man auch gerne zugestehen, dass der vor allen mit dem Verderben bedrohte Kaiser von Trapezunt auch ohne Mitwirkung der Archonten 20,000 Mann stellen und besolden konnte: so ist es doch kaum zu glauben, dass der Dadian von Mingrelien, was zu allen Zeiten ein kleines, waldichtes und armes Land war, deren 30,000 zu rüsten vermochte, wenn sich auch die ganze waffenfähige Bevölkerung erhoben hätte, was in einem auf fremden

Boden zu führenden Kriege niemals geschehen kann. Nach Ambrosio Caterini, der wenige Jahre später selbst dieses Land durchzog, war es nur drei Tagreisen lang, voll Berge und Wald, und von Menschen bewohnt, die man ihrer Roheit wegen mit wilden Thieren vergleichen konnte. *)

Spätere Nachrichten geben dem Dadianischen Länderumfang eine Bevölkerung von 12,000 Familien, welche doch sicher nicht 30,000 Bewaffnete über die Grenze senden können.

Noch fabelhafter aber als das grosse Dadianische Kriegs-Heer, ist die Nachricht von einem *Georg, Könige der Perser,* welcher nach David's Berichten mit 60,000; nach seinen eigenen aber mit 40,000 Mann gegen Anatolien ziehen wolle. Dieser König von Persien, wie er sich nennet, ist der nämliche *Mephe Georg* (მეფე გიორგი), zu welchem um 1451 Phranzes von Konstaninopel kam, um eine Braut für den letzten Paläologen zu werben. Er herrschte über das Land zwischen Mingrelien und dem Gebiete von Trapezunt — heute *Imerethi* genannt. Angetrieben durch Eitelkeit und thörichte Sitte nannte er sich *König der Perser*, weil einige Ueberbleibsel der Sassaniden-Heere des Chosrev Anuschyrvan sich im Lande erhalten, und viele dieses Geschlechts durch die grossen Revolutionen Iran's vertrieben, am Kaukasus sich niedergelassen hatten. Im eigentlichen Persien regierte damals der grosse Eroberer Dschehan-Schah von der schwarzen Horde.

Dieser Georg sowohl als die übrigen Bundesgenossen hätten im Falle der Erfüllung ihres Versprechens die ganze männliche Bevölkerung aus dem Lande führen müssen. Es war aber von diesen kaukasischen Fürsten keiner ernstlich gesonnen, für

---

*) Voyages en Perse pag. 15. ff. Bergeron.

David's Erhaltung sich in einen Krieg mit den noch weit von ihnen entfernten Türken zu verwickeln.

Der in diesen Berichten *Gorgora* genannte Fürst stellte gewöhnlich mit Hülfe von zweien seiner Nachbaren 9000 Reiter. Aber auch diese wollte er nicht zum Kampfe gegen Muhammed abschicken, und wurde desswegen später von Hassan angegriffen und gezüchtiget.

Auch an die mächtige Republik Venedig, mit welcher die Trapezuntier schon seit 1416 in genauerer Verbindung standen, schickte David Abgeordnete, um Soldtruppen und Geschütz zu erhalten. *)

Von allen morgenländischen Bundesgenossen, die dem Kaiser von Trapezunt so zahlreiche Hülfsvölker versprochen haben, konnte David im Falle der Noth höchstens auf Hassan zählen; und diess nicht so fast, weil derselbe jezt schon Neigung haben konnte, mit dem gefürchteten Sultan den Kampf zu eröffnen, als weil ihn Despina-Katon, die am Hofe zu Diarbekr grossen Einfluss hatte, nach Zeno's Versicherung mit allen Künsten der Beredsamkeit zur Unterstützung des Kaisers ermunterte. Hassan war zwar von Natur hochherzig und voll kriegerischen Sinnes. Allein er selbst hatte noch den Entscheidungskampf für seine Existenz gegen Sultan Dschehan-Schah zu bestehen. Dieser war aber damals von den Kriegszügen nach Chorasan aus dem äussersten Orient zurückgekommen, um seine rebellischen Söhne zu bezwingen, und dann unmittelbar seine siegreichen Waffen gegen den Eroberer von Hamid zu kehren, und die beunruhigende Grösse der weissen Horde im Keime zu ersticken.

Den Beherrschern von Sinope, Caramanien und Klein-Armenien fehlte zwar der Wille nicht, Muhammed zu erniedrigen; sie waren aber theils zu karg um ihre Schatzkammern aufzuthun, und gewaltige Heere auszurüsten; theils zu misstrauisch unter einander selbst. Es mangelte den Verbündeten überhaupt die Einigkeit und das unbedingte Aneinanderschliessen, folglich auch die Seele und das Leben aller gemeinschaftlichen Unternehmungen. Und David, der die Rolle zu übernehmen hatte, den Bund zu beleben, war unter allen am wenigsten hiezu geeignet. Ein furchtsamer und feiger Tyrann vermochte er nicht einmal seinen eigenen Unterthanen Begeisterung für die Freiheit einzuflössen, noch viel weniger die Muhammedaner von Sinope, Larenda, Kastamum und Hamid für die Rettung eines Christenstaates zu erwärmen. Der Thor baute seine Hoffnungen auf den Beistand des Morgen- und Abendlandes; nur auf sich selbst zählte er nicht. Er zagte vor der Grösse seines Unternehmens, und beschloss zuerst noch auf freundschaftlichem Wege mit den Türken zu unterhandeln, indem er Hassan bat, durch eine Gesandtschaft von Muhammed die Erlassung des jährlichen Tributes für Trapezunt zu bewirken.

---

*) Ramusio delle Navigat. Tom. II. pag. 85.

Die mesopotamischen Gesandten kamen noch im Jahre 1459 nach Konstantinopel und begehrten nicht nur Erlassung der jährlichen Abgabe, die David bezahlte, sondern auch für ihren Gebieter noch rückständige Gratificationen, welche Muhammeds Grossvater an die Ak-Kojunlu jährlich übersendet haben soll. Nach Laonicus gab der Sultan die drohende Antwort: bald sollen sie erfahren, was man vom Beherrscher der Osmanen zu begehren habe. Nach Ducas hingegen sagte er ihnen nur: sie sollen ruhig fortgehen, im nächsten Jahre wolle er selbst nach Armenien kommen um seine Schuld abzutragen.

Obwohl Muhammed unter diesen Umständen sobald noch keinen Angriff von Seiten der Verbündeten zu fürchten hatte, beschloss er doch diesen trapezuntisch-turkmanischen Staaten-Verein vor seiner völligen Erstarkung zu zertrümmern, und durch seine Vernichtung den unruhigen Völkerschaften in Morea und Anatolien, so wie allen jenen, die noch auf Erlösung vom Joche der

Osmanen warteten, mit Einem Schlage die Hoffnung zu rauben, *(ut velut e conspectu libertas tolleretur.)*

Im Frühjahre 1461 machte er grosse Rüstungen zu Wasser und zu Lande. Eine Flotte von hundert Fahrzeugen wurde in den Häfen des Propontis gezimmert, und zu Brusa in Bithynien ein starkes Landheer zusammengezogen. *)

Muhammed selbst verfügte sich ins Lager, um die Sammlung der Streitkräfte durch seine Gegenwart zu fördern. Die Nachrichten über diese kriegerischen Anstalten verbreiteten Schrecken zu Sinope, zu Trapezunt, zu Kaffa in der Krim, und auf den noch unbezwungenen Inseln des Archipelagus. Denn Niemand konnte wissen, gegen welchen Feind man eigentlich diese gewaltigen Maassregeln ergreife. Den Türken selbst war das ganze Unternehmen ein Geheimniss; und im nämlichen Lager von Brusa war es auch, wo der Khadi auf seine neugierige Frage, gegen welchen Feind man ziehe, vom Sultan die zornige Antwort erhielt: wenn er wüsste, dass ein einziges Haar seines Bartes das Geheimniss kenne, wollte er es ausraufen und ins Feuer werfen. **) Ismail von Sinope, der unter den Verbündeten dem türkischen Heere am nächsten war, schickte im nämlichen Jahre noch Gesandte an Pius II. mit grossen Versprechungen für den Fall, dass die Europäer durch einen Angriff auf Griechenland das türkische Heer aus Asien wegzuziehen nöthigten. Aber, schreibt Aeneas Sylvius, *longum est Christianos, non modo armare, sed consulturos de sumendis armis congregare.*

---

*) Die Byzantiner geben 200 Segel an, während in türkischen Annalen یوز پاره قدرغالر *jüz pare kadirgaler (hundert Galeeren)* zu lesen ist.
Saad-eddin. Mss. tom. 2. fol. 316.

**) Ducas cap. 45. pap. 192.
Im nämlichen Sinne sagte König Peter von Arragonien, dass, wenn die eine seiner Hände der andern sein Geheimniss offenbarte, er sie auf der Stelle abhauen würde. Giov. Villani lib. 8. cap. 59., pap. 177.

***) Aeneas Sylvius Hist. de Asia minor. p. 334.

Um List mit Macht zu paaren und die Vertheidigungs-Anstalten des Fürsten von Sinope zu lähmen, versicherte ihn der Sultan schriftlich, dass die Kriegsrüstungen am Propontis die Sicherheit seines Staates durchaus nicht bedrohten, und nur gegen die Ungläubigen in Trapezunt gerichtet wären. خطهٔ طربزون schrieb er ihm nach Saad-eddins Angabe اعلام اسلام ایله طربافزون اولمق خزانهٔ افکار شهریاریده مخزون اولمشدر اول مهمّك تمشیتی ایچون طونانمای همایون کوندرلدی D. i. *Da in der Schatzkammer der kaiserlichen Gedanken der Entschluss verborgen liegt, die Gegenden von Trapezunt mit den Fahnen des Islam zu beglücken, so ist zur Beförderung dieser wichtigen Angelegenheit die grossherrliche Flotte ausgesandt worden*, und schloss nach vielen Freundschafts-Versicherungen mit dem Beisatze, کرد اشتباه راه بولمزون که مقصود اصلی شاهد فتح طربافزای طربزون واصلی در *Der Staub des Zweifels, dass mein vornehmstes und sehnsuchtsvollstes Verlangen die freudenvolle Eroberung von Trapezunt sey, soll keinen Eingang finden.* *)

Dieser vielfachen Versicherungen ungeachtet, foderte der Sultan im Lager zu Anguri, wohin er nach Ablauf des Frühlings von 1462 mit dem Landheere gezogen war, doch von dem getäuschten Ismail, dessen Sohn mit reichen Geschenken gekommen war, die Uebergabe des Landes und der Hauptstadt gegen Anweisung einer europäischen Provinz von gleichem Ertrage. Um dieser Auffoderung Gewicht zu geben erschien die osmanische Flotte unter den Mauern von Sinope. Ismail, überrascht, und verlassen von seinen Bundesgenossen, unterwarf sich ohne Gegenwehr, obwohl 400 Kanonen auf den Wällen seiner Hauptstadt standen, und eine Besatzung von 10,000 Mann, von denen 2000 mit Flinten (τηλεβολίσκοι;) bewaffnet, eine lange Vertheidigung gestattet hätten. Mit allen Schätzen an gemünztem Golde und kostbaren Steinen und allem beweglichen Eigenthum zog er aus, und erhielt tributfreies Eigenthum der Landschaft Philippopolis in Europa.

---

*) Saad-eddin. Mss. Tom. 2. Fol. 317.

Ruhig hatten der Kaiser von Trapezunt und der Sultan von Mesopotamien den Untergang ihres Verbündeten angesehen. Muhammed brach unverweilt über Amasiah und Siwas in Armenien ein und besetzte, nachdem er einen turkmanischen Heerhaufen unter Churschid-bei unweit Kojunlu-Hyssar geschlagen hatte, die Stadt Arsinga; von wo sich Usun beim Anzuge des siegreichen und weit überlegenen Osmanen-Heeres in die Gebirgspässe von Kamach zurückgezogen hatte, um daselbst die fliehenden Trümmer von Churschids Heeresabtheilung aufzunehmen. Unter diesen Umständen war der Turkmanenfürst um so eher zum Frieden geneigt, als sich nach kurzer Gegenwehr auch Kojunlu-Hyssar, seine Grenzveste gegen Anatolien, den Türken ergeben musste. Sara-Chatun, Usun's Mutter, und Hassan-Chiert mit vielen anderen Anführern der Turkmanen erschienen im feindlichen Lager, um eine friedliche Ausgleichung der kriegführenden Parteien zu bewirken. Der Friede wurde bald unter der Bedingung geschlossen, dass die Turkmanen in Zukunft keine Streifzüge in das osmanische Anatolien thun, dem Bunde mit Trapezunt sogleich entsagen, und dieses Reich seinem Schicksale überlassen sollen. *)

Sara-Chatun's Bemühungen, auch den Gross-Comnen in den Friedens-Vertrag von Arsinga einzuschliessen, waren eben so vergeblich als ihre List, durch Vorspiegelung der Gefahren von unersteiglichen Gebirgen, undurchdringlichen Waldschluchten, und Mangel an Lebensmitteln den türkischen Kaiser vom Kriege gegen Trapezunt zurückzuschrecken. **) Davids Untergang war beschlossen.

Schon während der Gefechte und Unterhandlungen mit Hassan war die Flotte von Sinope wegsegelnd vor Trapezunt erschie-

---

*) *Καὶ μὴ δὲ τῷ βασιλεῖ Τραπεζοῦντος ἐπαμύνειν καὶ ὑπερμάχειν.*
Laonicus, lib. 9. p. 259.

**) Saad-eddin, MS. türk. tom. 2., fol. 322.

nen, hatte die Vorstädte eingeäschert und die Stadt bereits zwei und dreissig Tage lang — doch vergeblich bestürmt. David wusste noch nicht, dass sein engster Bundesgenosse Frieden geschlossen habe, und vertheidigte sich in der mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln wohl versorgten Veste leicht gegen die Angriffe der türkischen Schiffe, während er das Landheer im Kampfe mit den Ak-Kojunlu glaubte. Wie aber die Nachricht eintraf, Muhammed dringe in Person mit der ganzen Macht durch die tzanischen Gebirge herein, um Trapezunt auch von der Landseite einzuschliessen, wurde er völlig zaghaft, und beschloss gleichfalls durch Unterhandlungen, wo nicht das Reich, doch wenigstens Schätze und Leben zu retten. Wie daher Mahmud-Pascha, der mit dem Vortrabe des türkischen Heeres zuerst aus den Engschluchten hervorkam und die Stellung von Scylo-Limne besetzte, die Hauptstadt zur Uebergabe auffoderte: zeigte er sich bereit, diese unter gewissen Bedingnissen ohne ferneren Kampf zu übergeben.

Mahmud hielt eine Unterredung mit Georg, Protovestiarius von Trapezunt, und übersandte durch ihn folgende Auffoderung des osmanischen Sultans an den Gross-Comnen: „Dem Kaiser von Trapezunt aus dem kaiserlichen Geschlechte der Hellenen, thut Muhammed der Padischah (*Βασιλεὺς μέγας*) kund: Du siehst, welch' eine weite Landstrecke ich durchwandert habe, um hieher zu gelangen, nachdem ich beschlossen hatte dich mit Krieg zu überziehen. Wenn du nun ohne Verzug deine Hauptstadt übergibst, werde ich dir Land anweisen, wie Demetrius dem griechischen Fürsten aus Morea, dem ich Reichthum, Inseln und die schöne Stadt Aenos als Geschenk überlassen habe; dieser lebt jetzt in Ruhe und ist glücklich. Wenn du aber auf diese Vorschläge nicht hörst, sondern Widerstand zu leisten gesonnen bist, so wisse, dass der Stadt die Zerstörung nahe ist; denn ich werde nicht eher von hier fortziehen, als bis ich die Mauern gebrochen und alle Einwohner schmachvoll getödtet habe". — Durch diese Drohungen erschreckt, belagert zu Wasser und zu Lande, verlassen von allen, die ihm Hülfe versprochen hatten, liess David dem türkischen Befehlshaber zur Antwort geben: die Trapezuntier hätten die bestehenden Verträge jederzeit gewissenhaft erfüllt und durch Absendung des kaiserlichen Bruders an die Pforte ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, in allen Dingen den Befehlen des Padischah nachzukommen. Auch mit dem Befehlshaber der Flotte habe man schon geredet und gebeten, er möge mit Verheerung des Landes inne halten, weil man zur Uebergabe bereit wäre, sobald der Sultan selbst unter den Mauern erscheine, unter der Bedingniss, dass er des Gross-Comnens Tochter zur Ehe nehme und ihm selbst ein Land anweise, aus welchem er eben so viel Einkünfte beziehen könne, wie aus dem Reiche Trapezunt. Mit diesen Vorschlägen ging Mahmud dem Sultan entgegen. Dieser wollte aber nur von unbedingter Unterwerfung hören und beschloss voll Zorn sich der Stadt mit Gewalt zu bemächtigen, weil er gehört hatte, dass Irene, die Kaiserin, noch vor Ankunft der Flotte die Stadt verlassen habe. Doch liess er sich zuletzt vorzüglich durch Bitten von Sara-Chatun bereden, auf obengenannte Vorschläge mit David Frieden zu schliessen, und die Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten durch einen Eid zu bekräftigen. Zugleich ward dem Gross-Comnen gestattet, alle seine Schätze an Gold, Silber und Erz, so wie das Pallastgesinde und alles bewegliche Eigenthum mit sich fortzuführen. Hierauf besetzte eine türkische Heerabtheilung die Stadt. Der Kaiser mit der ganzen Familie, mit allen Verwandten, vornehmen Beamten und Würdeträgern des Reiches wurden auf Schiffe geworfen, um nach Konstantinopel abgeführt zu werden. *)

---

*) Laonicus lib. IX. pag. 263. Ducas cap. 45. pag. 194. Phranzes lib. III. cap. 27. Leunclav. lib. XV. pag. 564. Turco-graecia. pag. 20. Doroth. Monembas. Synopsis histor. Venet. 1631. pag. 553. Cantemir pag. 157. Tom. II. — Saad-eddin Mssc. Turc. tom. 2. fol. 323.

Dass David keinen so schnellen Angriff des türkischen Kaisers erwartet hatte, leuchtet aus Allem, besonders aber daraus hervor, dass die Anstalten zur Vertheidigung der tzanischen Bergschluchten fast nirgends vollendet waren. Er meinte, Sinope, Caramanien, und besonders Hassan werde die osmanischen Streit-Kräfte noch lange beschäftigen, und vielleicht eher ermüden, als sie die Marken des entlegenen und hinter Bergen verwahrten Trapezunts erreichen. Allein vierzig Tage ungefähr nach der Einnahme von Sinope war Anatolien durchzogen, mit Hassan Friede gemacht und Muhammeds Vortrab im Lager bei Skylo-Limne aufgestellt. Wäre David ein Krieger gewesen, hätten die Türken Trapezunt sobald nicht genommen, da sie ohne Belagerungsgeschütz und beinahe ohne Reiterei sich den Weg durch das Gebirg öffnen mussten, und die Stadt, von guten Soldaten und Kanonen vertheidigt, ihrer Lage wegen im Sturm nicht hätte genommen werden können. Der Mangel an Lebensmitteln hätte die Türken vernichtet, oder aus dem Lande getrieben. Ducas und Saad-eddin sagen gleichlautend, Muhammed habe viele feste Stellungen und Kastelle unbezwungen hinter sich gelassen, und aus Mangel an Lebensmitteln viele Leute verloren. *)

Im europäischen Griechenlande, wo man über die schnelle Bezwingung der Veste von Trapezunt erstaunt war, herrschte deswegen allgemein die Meinung, David sey von dem Protovestiarius Georg verrathen worden. Dieser, heisst es, habe heimlich den Sultan zum Kriege gegen die Trapezuntier aufgefodert und den Gross-Comnen überredet, sich ohne Vertheidigung zu ergeben. Dieser Protovestiarius Georg war ein naher Verwandter des Mahmud Pascha, der zuerst mit dem Vortrabe vor Trapezunt erschienen war und mit ihm eine Unterredung gehalten hatte. Die Mütter von beiden waren Schwestern und aus der Stadt Trapezunt gebür-

---

*) Ducas cap. 45. pag. 193. Saad-eddin, Mssc. tom. 2. fol. 322.

tig. Mahmud's Mutter war im Gefolge einer trapezuntischen Prinzessin an den Hof des Despoten von Servien gekommen, und mit einem Vornehmen des Landes vermählt worden. Georg, als einer der ersten Würdeträger des Reichs hatte Macht genug um die Vertheidigungsanstalten zu lähmen, Muthlosigkeit unter den Soldaten zu verbreiten, und dadurch Alles zur Uebergabe bereitwillig zu machen. Die grossen Auszeichnungen, die er später bei der osmanischen Pforte genoss, während die übrigen Grossen den Untergang fanden, erhärten seine Treulosigkeit hinlänglich. *)

Der Verfasser von Turko-Gräcia sagt geradezu, die Eroberung des trapezuntischen Reichs sey ganz eine Folge der verrätherischen Machinationen dieses Protovestiarios Georg gewesen. **) Daher liest man auch bei Marini, aus dem mit Trapezunt um diese Zeit verbündeten Venedig, folgende mit den griechischen Ueberlieferungen übereinstimmende Bemerkung: *Il Turco aquistò l' Imperio di Trabisonda più con frode che coll' arme.* ***)

Zu diesen Verräthereien seiner eigenen Leute kamen auch noch die Auffoderungen von Sara-Chatun, der Mutter Hassans,

---

*) Alle diese Angaben bestätigt die Chronik von Monembasia, da sie schreibt: *Καὶ τȣ̃τος ὁ Πρωτοβεστιάριος ἦτον ἐπίβȣλος τȣ̃ Κῦρ Δαβίδ, καὶ αὐτὸς ἔκαμε καὶ τὸν Σȣλτάνον, καὶ ἦλθε κατὰ τῆς Τραπεζοῦντος, καὶ ἔκαμε τὸν Κῦρ Δαβίδ, καὶ προσεκύνησε. Τȣ̃τος ὁ Πρωτοβεστιάριος ἦτον ἔγγονος τȣ̃ Ιαγάρη ἀπὸ μίαν τȣ̃ θυγατέρα· ἀπὸ τὴν ἄλλην ἦτον ἔγγονος τȣ̃ ὁ Μαχȣ̃μετ· ἦτον εἰς τὴν Σίρβιαν ὑπανδρεμένη· καὶ ὁ Πρωτοβεστιάριος καὶ ὁ Μαχȣ̃μετ Πασίας* (باشا) *ἦσαν πρῶτοι ἐξάδελφοι. Καὶ ὁ Πρωτοβεστιάριος ἐτιμήθη μεγάλως, ὡσὰν ἐπῆραν τὴν Τραπεζȣ̃ντα, ἀπὸ τὸν Αὐθέντη καὶ ἀπὸ τὴν ἐξάδελφον τȣ̃.*

Dorotheus Monemb. Synopsis Historiarum Venet. 1631. pag. 553.

**) *Τὸν Πρωτοβεστιάριον τὸν ἔγγονον τȣ̃ Ιαγάρη, ὃς διὰ δόλȣ ταῦτα ἐποίησεν· εὗρε δὲ ὡς ἐπίβȣλος ὁ Πρωτοβεστιάριος τιμὴν πολλὴν ἀπὸ τῶν τῆς Ἄγαρ καὶ τȣ̃ Πασία.*

Turco-Graecia. pag. 21.

***) Muratori Tom. XXII. pag. 1159.

die nach Saad-eddin's und Kantemirs Versicherungen dem Gross-Comnen auch zuredete, den Umständen nachzugeben. Auf diese Weise geschah es nun, dass im Sommer des Jahres 1462 diese, während der Comnenenzeit von Fremden noch niemals eroberte Veste von Trapezunt schimpflich den osmanischen Türken in die Hände fiel, und das berühmte Reich der Comnenen ein Ende erreichte, nachdem es seit der Epoche seiner Gründung durch Alexis I. zweihundert acht und fünfzig Jahre unter zwanzig Regenten bestanden hatte.

ZEHNTES KAPITEL.

Schicksal der Ueberwundenen.

Diejenigen, welche sagen, das trapezuntische Kaiserthum habe zuletzt nur noch aus der Stadt Trapezunt und der Umgegend auf eine halbe Tagreise bestanden, sind im Irrthum; da Phranzes, der sich längere Zeit in diesem Reiche aufgehalten hatte, im letzten Jahre noch das mehr als vierzig Wegstunden von der Hauptstadt entfernte, bedeutende und schöne Kerasus (Kerisonto) mit seinem ganzen Gebiete ein Eigenthum des Kaisers David nennt.*)

Nach dem Falle der Hauptstadt ergab sich auch Kerasus und Mesochaldion, die Veste der Kabasitanen, mit allen übrigen Bergkastellen und Sitzen der kleineren Dynasten zwischen Amisus und

---

*) Ὁ δὲ τῶν Ἀσεβῶν Ἔξαρχος τῷ αὐτῷ ἔτει . . . . παρέλαβε , , . . . καὶ τὴν Κερασοῦντα καὶ τὴν Τραπεζοῦντα ἀπὸ τῶν χειρῶν τοῦ Δαβὶδ τοῦ Κομνηνοῦ τοῦ ἐκεῖσε τότε βασιλεύσαντος καὶ ἅπασαν τὴν περίχωρον αὐτῶν, τοῦ Βασιλέως Τραπεζοῦντος λέγω.

Phranzes. lib. III. cap. I.

Iberien, ohne Gegenwehr an den Pascha von Amasiah, der zu ihrer Bezwingung ausgesandt wurde. Das Schicksal der Bewohner von Trapezunt war traurig. Nur der dritte Theil durfte daselbst zurückbleiben, und zwar ausserhalb der Mauern in den offenen und während der Beschiessung durch die Flotte verwüsteten Vorstädten. Die übrigen wurden theils in das halböde Konstantinopel geschickt um dort zu wohnen, theils auch unter die Janitscharen gesteckt. Die schönsten und stärksten jungen Leute wählte Muhammed für seinen Dienst aus, machte sie zu Waffenträgern, oder gab ihnen andere Verrichtungen um seine Person. Viele aus dem gemeinen Volke wurden als Sklaven unter das Heer vertheilt und mussten den Dienst in den Gezelten versehen; aus allen aber 800 Knaben ausgelesen und in den Listen der Söldner-Cohorte eingetragen. Die grosse Burg und die eigentliche Stadt wurde ganz mit türkischem Fussvolke besetzt, und der Unterbefehlshaber der Schiffstation von Kalipoli zum Pascha ernannt. Er nahm seinen Sitz im kaiserlichen Palaste.

Von dem eroberten Lande wurde ein Theil zum Paschalik von Amasiah geschlagen,*) und überhaupt, wo ein schönes Gut, ein fester Punkt war, der vorige Besitzer ausgetrieben, und ein Türke eingesetzt. Muhammed blieb den Winter über zu Trapezunt, und verliess das Land im folgenden Frühling nicht eher als bis alle seine Anordnungen vollzogen, und die letzten Spuren des letzten Griechen-Reiches gänzlich vertilgt waren. Früher schon war Sara-Chatun mit der turkman'schen Gesandtscheft nach Hause zurückgekehrt, nachdem ihr der Sultan für ihre Vermittelung in den Gross-Comnen'schen Angelegenheiten die kostbarsten Edelsteine aus der alten Schatzkammer von Trapezunt (خزنهٔ دیرینهٔ طربزونده) als Geschenk überlassen hatte. **)

---

*) Cluverus Geographia pag. 567.

**) Saad-eddin. Mss. Tom. 2. Fol. 122.

David unterdessen, schon im vorhergehenden Jahre mit seiner ganzen Familie und allen Anverwandten nach Konstantinopel gebracht, erhielt nach Muhammeds Rückkehr aus dem Feldzuge einige Ländereien in der Gegend von Adrianopel; *) doch wurde seine Tochter nicht des Sultans Gemahlin, wie es in der Kapitulation festgesetzt war. Georg, jüngster Sohn Davids, wurde in dem Islam erzogen, aber dessen ungeachtet bald nachher mit seinem Vater und Alexis, dem Sohne des Kalo-Johannes, umgebracht. Als Ursache dieser That wird Verschiedenes angegeben. Muhammeds Verlangen nach den grossen trapezuntischen Schätzen einerseits; und das Bewusstseyn, dass die griechische Nation in dem gefangenen David ihr letztes rechtmässiges Oberhaupt erblickt, mag anderseits den Untergang der Familie, deren Vertilgung in Muhammeds Gemüthe schon vor Wegnahme der Hauptstadt entschieden war, beschleuniget haben. Als nächste Veranlassung wurde ein wahrer oder untergeschobener Brief benützt, welchen Despina-Katon, die Gemahlin Hassans, (so wenigstens erzählt Laonicus) nach Adrianopel schrieb, man möge ihr entweder Davids Sohn, oder Alexis Comnenus, den Sohn Alexanders aus der mitylenäischen Fürsten-Tochter, nach Mesopotamien schicken.

Der Brief erregte bei Muhammed den Verdacht, David sey noch immer in geheimen Einverständnissen mit Hassan, und ermuntere ihn zum Kriege gegen die Osmanen, um dadurch seine Befreiung und die Wiederherstellung seines Reichs zu bewirken. David mit der ganzen Familie wurde ins Gefängniss geworfen und nach Konstantinopel abgeführt. Das Jahr seines Untergangs bestimmen die byzantinischen Geschichten nicht genau. Nach Phranzes wurde er nach Verlauf einer kurzen Zeit aus nichtigem Vorwande aller seiner Güter beraubt und mit einer seidenen Schnur erdrosselt. Eine andere Nachricht dagegen behauptet, David sey

---

*) Phranzes lib. III. cap. 1.

mit allen seinen Kindern männlichen Geschlechts erdrosselt worden, unmittelbar vor dem Auszuge des türkischen Heeres gegen Caramanien und Usun Hassan.*)

Diese Meinung scheint die wahrscheinlichste zu seyn. Denn als fünf Jahre nach der Eroberung des trapezuntischen Reichs sich endlich der Sultan von Caramanien ernstlich rüstete, und Hassan, der nach Erlegung Dschehan-Schahs um 1467 Herr der ganzen persischen Monarchie wurde, die osmanische Herrschaft in Anatolien zu erschüttern anfing: mochte Muhammed nicht mit Unrecht glauben, David habe durch geheime Umtriebe seine ehemaligen Bundesgenossen zur Eroberung Klein-Asiens aufgemuntert. Und dass Trapezunt dann wieder den Osmanen entrissen werden sollte, ist von selbst klar. In diesem Falle ist es ganz natürlich, dass der argwöhnische Türke vor seinem Auszuge gegen Caramanier und Perser sich vor allen des einheimischen Feindes zu entledigen suchte; theils um sich seine Schätze zuzueignen; theils um den Angreifenden allen Vorwand zu entziehen, für Davids Befreiung und Wiedereinsetzung in sein Reich Versuche zu machen. Aber auch diess Mal erleichterten die verkehrten Maassregeln der Verbündeten dem türkischen Sultan den Sieg, da der Caramanier eher besiegt und aus dem Lande getrieben war, als Hassan mit dem grossen perso-turkmanischen Heere Anatolien erreichte, und nach einigen vorübergehenden Vortheilen im Jahre 1472 die berühmte Schlacht von Paipert in einem Waldthale zwischen Erzerum und Trapezunt lieferte, und vollkommen geschlagen wurde. *) An diesem entscheidenden Tage ward die grosse trapezuntisch-turkmani-Coalition eigentlich vernichtet, und die letzte Hoffnung der Freiheit für die Griechen in Trapezunt verschwunden. Dem zu Folge wäre nun der Tod des Alexis und seiner Söhne ungefähr auf das Jahr 1466 anzusetzen.

---

*) Turco-Graecia. pag. 21.

*) Angiolello. Vita del Sign. Ussun-Cassano. Fol. 70.

Nach Theodor Spandugino war der Vorwand zur Ermordung der commnen'schen Familie nicht ein Brief aus Tauris, sondern aus Rom, worin man dem David Nachrichten über einen gegen die Türken vorzunehmenden Kreuzzug überschickte; und dieses untergeschobene Schreiben sey zwei Jahre nachher gekommen, als David die Stadt Serres in Macedonien von Muhammed erhalten hatte. Darauf sey der entthronte Gross - Comnen in Ketten mit seiner Gemahlin und acht Söhnen nach Konstantinopel abgeführt und hingerichtet worden, da sie sich den Islam anzunehmen geweigert hatten. Trapezunt ging um 1462 über; um 1463 kam Muhammed nach Konstantinopel zurück und verlieh dem David die obenbenannte Stadt zu seinem Unterhalte. Folglich fiele seine Katastrophe auf das Jahr 1465, was mit der vorhin aufgestellten Meinung so ziemlich übereinstimmt. Nach der früher angeführten Nachricht des Laonicus wurde auch Davids jüngster Sohn Georg, zugleich mit seinem Vater und seinen sieben Brüdern umgebracht, obwohl er als ein Kind von drei Jahren von Muhammed dem Islam geweiht worden war. Nach Spandugino aber wurde er mit seiner Schwester zu Usun Hassan nach Mesopotamien geschickt. Wer von beiden die Wahrheit sage, lässt sich mit Gewissheit nicht darthun, da Muhammed den Fürsten von Lesbos und seine Vornehmen tödten liess, obgleich sie sich zur muhammedanischen Religion bekannt hatten. Uebrigens verfolgte der Sultan die Gross-Comnen'sche Familie auch nach ihrer Hinrichtung noch, indem er sie unbegraben hinzuwerfen befahl, bis sie eine Beute der Hunde und Vögel würde. Helena, so nennt Spandugino die trapezuntische Kaiserin, sah die Abschlachtung ihrer Angehörigen standhaft an; hütete dann bei Tage ihre Leichname und begrub sie nach und nach mit eigenen Händen; worauf sie ein Busskleid anzog und bald darauf nach einem strengen und enthaltsamen Lebenswandel in einer Strohhütte, die sie sich zur Wohnung erwählt hatte, verschied.

Diese Helena Cantacuzena muss die zweite Gemahlin Davids gewesen seyn, da er, nach einem späteren Zusatze zur Palastchronik noch bei Lebzeiten seines Vaters Alexis IV., als sein ältester Bruder Kalo-Johannes in Georgien lebte, und Alexander Mitregent, er selbst aber Despotes war, Maria aus dem Hause der Theodori zur Ehe genommen hatte. Diese Theodori waren aber ein griechisches Geschlecht und hatten im 14. Jahrhunderte ein kleines hellenisches Fürstenthum, Gothia genannt, in der Nachbarschaft der genuesischen Kolonie Kaffa auf der krimischen Halbinsel gestiftet. Muhammed II. hat es im Jahre 1472. gleichfalls zerstört. Anna, Davids einzige Tochter, wurde nach Laonicus dem Statthalter von Macedonien überlassen und zur Annahme des Islam genöthiget. *) Nach andern Berichten aber gab sie Muhammed seinem Erzieher, der sie wieder verstiess, weil sie sich weigerte den Islam anzunehmen. **) Nur zwei Mitglieder der Gross-comnen'schen Familie fanden in den Augen des Sultans Gnade, nämlich die lesbische Fürstentochter und Gemahlin des Alexander Comnenus, von welchem früher geredet wurde, und ihr einziger Sohn; beide wegen ausgezeichneter Schönheit. ***) Die übrigen Söhne und Töchter der Grossen und Anverwandten des trapezuntischen Kaisergeschlechts verloren sich unbekannt und vergessen im Trosse gemeiner Soldaten und Sclaven im Serail des Gross-Sultans und in den Harem vornehmer Türken zu Konstantinopel.

*) Laonicus. lib. X. pag. 281.

**) Turco-Graecia pag. 21.

***) Laonicus lib. X. pag. 281.

DRITTES BUCH.

Bemerkungen über Landes-Beschaffenheit, Bewohner, Cultur und kirchliche Verhältnisse des trapezuntischen Reichs.

ERSTES KAPITEL.

Von den Provinzen und der Hauptstadt.

Zu näherer Begründung der vorausgegangenen politischen Geschichte des trapezuntischen Reichs ist es nöthig, die Natur des Landes und die Beschaffenheit der Volksstämme, die es bewohnten, so wie ihre Sitten und Gebräuche mit kurzen Umrissen zu bezeichnen, damit die Leser nicht, nach dem Ausdrucke des Procopius, genöthiget seyen sich mit den Begebenheiten eines dunkeln und unbekannten Landes — wie im Kampfe mit Schattenbildern, zu beschäftigen. Die grösste Bürgschaft für seine Dauer hatte das Reich der Gross-Comnenen in der natürlichen Abmarkung seiner Länder. Auf der Nordseite schützte es ein tiefes, stürmisches und unbekanntes Meer vor dem Anwogen der scythischen Völkerschaften; auf allen übrigen Seiten trennten es rauhe und schwer zugängliche Gebirgsketten, mit engen und tiefen Schluchten durchbrochen, von den benachbarten Völkern Asiens. Im Osten der alten Stadt Trapezunt, um die Quellen des Araxes, Kur und

Tschorakh erhebt sich ein Bergknoten — „das Wiegenland vieler, nach allen Richtungen hinabströmenden Flüsse“ — von Alten und Neueren die moschischen Gebirge genannt. *) Nördlich schliessen sich diese an einen entgegenkommenden Arm des Kaukasus und an die Felsthore von Georgien nach Kolchis; links ziehen sie zwischen Trapezunt und Armenien in das abendwärts gelegene Anatolien, und leiteten durch diese glückliche Gestaltung die Völkerzüge von dem dahinter liegenden Reiche von Trapezunt weg. Dieses Bergrevier ist breit und theilt sich an den Grenzen von Alt-Klein-Armenien in mehrere Aeste, von denen der nördliche, vor Alters Paryadres genannt, alles Land bis an die Gestade des schwarzen Meeres beim Vorgebirge Jasonium anfüllt. Ein zweiter Arm streicht südwestlich durch das Thema von Neu-Mesopotamien bis er an den Grenzen des alten Kappodociens dem Antitaurus begegnet. Sein Name heisst bald Sködiskos, bald Sködises. Die Bewohner der obern Gegenden dieser Gebirge waren ein wilder, ungebändigter Menschenschlag, voll Muth und Freiheitssinn; darunter die berühmtesten und wildesten aus allen die lazischen Tzanen auf den Alpen und Hochthälern des Paryadres, ungefähr südöstlich von der Stadt Trapezunt. **) Ihre unwirthliche Heimat und wilde Sitte, die heute noch eben das ist, was sie zu den Zeiten Justinians und der Gross-Comnenen war, beschreibt uns Procopius in seinen Büchern über die Bauwerke des benannten Justinians; und Chardin bezeugt uns, dass sich weder die Natur des Landes noch die der Bewohner seit jener Zeit merklich verändert hat. „Ungangbare Gebirge, schreibt Procopius, ewige Einöden, undurchdringliche Waldthäler und Engschluchten trennen die Tzanen von dem trapezuntischen Meere. Abgesondert von den übrigen Menschen leben sie zwischen himmelhohen, neblichten, mit ewigem Schnee bedeckten Felsenklippen gleich wilden Thieren auf waldigem Hochgebirge von Raub und Ueberfällen, ohne Ackerbau, ohne Obstzucht, weil ihr rauhes Land von keiner Pflugschaar gebrochen werden kann, und die Bäume im Tzanenlande keine Frucht tragen, auch keine fette Grasungen unter dem ewigen Winterklima in der Nachbarschaft unvergänglicher Schneelager gedeihen."

---

*) Strabo XI. pag. 799. XII. pag. 825. et 834. Plinius. lib. VI. 9. Reineggs, Gldüenstadts und Klaproths Reisen in dem Caucasus.

**) وفي جنوبي طرابزون بشرق جبال اللكزي Abulfeda Manuscript. Arab. Tab. 18.

Kein Eroberer aus der asiatischen Vorwelt fühlte sich je versucht die traurige Heimat dieser barbarischen Menschen zu unterjochen; und sie lebten in unangefochtener Freiheit, bis Justinian, dessen Habsucht die verborgensten Winkel des Reichs durchforschte, auch in dieser Wildniss zu herrschen und Steuern zu erheben beschloss. Herodot zählt zwar unter den übrigen Völkern, die jährlich Tribut an Darius Hystaspes bezahlten, auch die Bewohner der benannten Höhenzüge auf; *) es ist aber diess eine eitle Prahlerei des Hofes von Susa, der nicht einmal im Stande war, die Uxii, ein Bergvolk zwischen Persis und Susiane, dahin zu vermögen, den Gross-König ohne Bezahlung des Weggeldes durch die Engpässe ziehen zu lassen. **)

Justinian schickte Tzitas, seinen Feldherrn, gegen die Tzanen aus, der sie schlug, zum römischen Kriegsdienste zwang und durch das Christenthum mildere Gesittung unter ihnen einzuführen versuchte. Um diese Gegend als Grenzmark des Reichs zu sichern, da sie bisher wegen der Steilseiten und Hochwaldungen für Reiterei unzugänglich war, liess Justinian die Wälder aushauen, auf den bequemsten Orten Bergstrassen anlegen, und die Gebirgspässe, die nach Iberien und Persisch-Armenien führten, durch Kastelle und Besatzungen sichern. Oronon, Barchon, Sisilisson mit vielen andern Bollwerken wurden erbaut; Schema-linichon, wo die erste Kirche, Kotzanta und Tzantzakon an der äussersten Grenze mit einem Befehlshaber, Dux genannt, entstanden in diesen Zeiten. Xenophon, welcher der erste unter den griechischen Autoren als Augenzeuge von den Bewohnern dieser Gebirge spricht; und nach ihm Strabo nennen uns mehrere unabhängige, auf verschiedenen Stufen der Kultur stehende Völkerschaften, als Chaldäi, Tibareni, Taochi, Sanni bis zur äussersten Westgrenze am Gestade des Euxinus.

---

*) Herodot. lib. III. pag. 94.

**) Arrhiani Expedit. Alex.

Die Regierung der byzantinischen Kaiser hatte aber jede Schattirung der einzelnen Stämme durch gleichmässig über alle ausgeübte Herrschaft so sehr verwischt, dass die Geschichtschreiber der byzantinischen Periode sie alle unter dem Gesammtnamen der *Tzanen*, und ihre Wohnsitze bis an das Promontorium Jasonium unter dem Namen *Tzanika* begreifen. *) Zur Zeit des trapezuntischen Kaiserthums und des allmähligen Verlurstes der orientalischen Provinzen erhielt die Benennung Tzanika eine noch grössere Ausdehnung nach West, indem man ausser dem Paryadres auch noch die südwestlich laufenden Zweige des Sködises, und die dazwischen liegenden Longitudinalthäler und Höhenzüge über Amasiah und den Iris hinaus bis an den Halysstrom darunter begriff, und das Ganze mit veränderter Schreibart *Τζαπνική*, und die Bewohner *Τζαπνίδας* nannte. Daher schreibt auch *Otter* ganz richtig in seinem morgenländischen Reiseberichte: das sehr steife und hohe Gebirg Dschanik erstreckt sich von Amasiah bis in die Gegend von Trebisond. **)

In der Schreibart *Τζαπνική* kann man übrigens weder die alte Benennung *Σαννοί* des Strabo, noch die des Arrhianus, Procopius und Agathias *Θαννική* und *Τζανική* verkennen, da man im Neugriechischen, welches erweislich schon zur Zeit des ältern Andronicus (um 1300) nicht nur in den Provinzen, sondern sogar in der Hauptstadt des griechischen Reichs gesprochen wurde,*) das *Σ* in fremden Wörtern mit *Τζ*, und den Buchstaben *Ν* durch *ΠΝ* zu bezeichnen pflegt. Es gibt daher in den griechischen Chroniken des Laonicus, Phranzes und Ducas, Tzapniden nicht nur in der Nachbarschaft von Trapezunt, sondern auch in der Umgegend von Amasiah und Sampsun an den Ufern des Halys-Stromes.**) Am Iris, wo ehemals Magnopolis, steht in jenen Zeiten ein Tzapnikon; ein anderes weiter östlich in Neu-Mesopotamia, wo ehemals Nicopolis;***) und der ganze gebirgige Küstenstrich an beiden Ufern des Halys bis an das Tzapnika der Alt-Byzantiner wird auf türkischen Landkarten heute noch جانیکی ایلی *Dshanik-ili*, das ist, Tzanen-Heimat genannt. Diese Bemerkung ist für die Geschichte der Gross-Comnenen von Wichtigkeit, da wir finden, dass alle Angriffe, die von der Landseite her auf das Reich derselben geschahen, durch das rauhe Bergrevier der Tzapniden gehen. Turkmanen vom obern Kurthale und vom Euphrat her; und Türken von Ancyra aus müssen zuerst mit Tzapniden kämpfen, ehe sie Trapezunt mit ihren Anfällen heimsuchen können. Auf diese Weise wanderte also der Name *Τζανική* und *Τζαννοί* von dem rauhen Alpenstocke östlich von Trapezunt längs der Bergkette fort über den Halys und erlangte zuletzt bei der allgemeinen Umgestaltung Klein-Asiens, und bei dem gänzlichen Untergange der Freiheit im Gebirge beinahe die gleiche Ausdehnung mit dem alten Worte ***Pontus***; was neben den angeführten Byzantinern auch noch aus

---

*) Procop. de bell. Pers. lib. I. pag. 44. idem de aedificiis. — Agathias lib. V. — Justinian. Novella 28. — Marcellin. Com. Chron. — Eustath. in Dionys. Perieget.

**) Otter. Thl. II. pag. 284.

---

*) Turco-Gracia. pag. 44.

**) Laonicus lib. IX. pag. 200.

***) Le Quien Christianus Oriens. — Ricaut Etat présont de l'Empire Turc. lib. III.

Haithon erwiesen wird, der die achte Provinz Anatoliens in seinem cilicisch-armenischen Dialecte *Genech* mit dem Hauptorte Trapesonda nennt und beifügt, dass diese Provinz zu seiner Zeit ein Kaiserthum gewesen sey, indem er schreibt: *Octava dicitur Genech, et est ibi Civitas Trapesonda. Et ista sola Provincia a paucis temporibus effecta est regnum etc.* *)

In den iberischen Chroniken wird das Land südlich am Pontus, in den *Küsten-District* und in das *Bergland* eingetheilt, wovon sie den ersteren ტრაპიზონის ალაგი (*Trapisoniss-Alagi*) d. i. Gegend von Trapezunt; und letzteres იშანეთი (*Ischanethi*, oder ohne Vorschlag *Sanethi*) nennen,**) welches vollkommen dem *Σαννοί* oder *Τζανοί* der Griechen entspricht. Reineggs hat also doppelt Unrecht, wenn er Tzanika ursprünglich an den Bathys und Phasis herab zum schwarzen Meere versetzt. Er hat wahrscheinlich die Stelle des Procopius, welche diesfalls entscheidend ist, niemals angesehen. ***)

Da aber von dieser selten genannten und unbekannten tzanischen Bergkette in Büchern wenig gefunden wird, möchte vielleicht Jemand glauben, Procopius habe in Beschreibung derselben seiner Phantasie zu freies Spiel gelassen; und man müsse die Ausdrücke: „himmelhohe Berge, ewiger Winter, unvergängliche Schneelager“ nicht eben in ihrer wörtlichen Bedeutung nehmen. Diess ist aber durchaus nicht der Fall. Chardin, welcher im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts, folglich über tausend Jahre nach

---

*) Haithon Hist. Orient. cap. XIII. Edit. Müll.

**) Klaproth. Thl. II. pag. 14.

***) *Τζανοὶ μὲν γὰρ*, heisst es dort, *τῆς παραλίας ἀπωτάτω ὄντες, προσοικοῦσι τοῖς Ἀρμενίοις ἐν τῇ μεσογαίᾳ, καὶ ὄρη πολλὰ μεταξὺ ἀποκρίμαται λίαν τε ἄβατα καὶ ὅλως κρημνώδη· χώρα τε πολλὴ ἔρημος ἀνθρώπων ἰσαεὶ οὖσα, καὶ χαράδραι ἀνέκβατοι καὶ λόφοι ὑλώδεις καὶ σήραγγες ἀδιέξοδοι· οἷς δὴ ἅπασι μὴ ἐπιθαλάσσιοι εἶναι διείργονται Τζανοί.*

Procop. de. bell. Pers. lib. IV. pag. 566.

Procopius, einen Theil des Tzanenlandes durchzogen hat, bedient sich in seinem Berichte darüber ungefähr der nämlichen Ausdrücke. Er ging bekanntlich vom alten trapezuntischen Küstenorte Gonieh (كونيه) über einen Theil der moschischen Alpen nach Aghalziche im Kurthale. Nach sechsständigem, müheseligem Bergsteigen hatte er kaum eine halbe Stunde geraden Weges vom Fusse des Gebirgs zurückgelegt. *Passages difficiles, roides et escarpès: monts affreux, precipices affreuses, que j'en étois épouvanté: je voyois les nuages se mouvoir en bas sur mes pieds: j'eusse cru être en l'aire, si je n'eusse senti que la terre me portoit: je croyois dans les deux derniers jours être dans les nuës et je ne voyois pas vingt pas de moi,* sind Bezeichnungen, die denen des Procopius füglich als Bestätigung an die Seite gestellt werden können.*) Noch näher bezeugen uns die Treue der byzantinischen Schilderungen die Nachrichten des Botanikers Tournefort, der die paryadrische Bergkette zwischen Trapezunt und Erzerum im Sommer des Jahres 1700 durchzogen, und ein Gemälde geliefert hat, dessen Farben völlig aus Procopius entlehnt zu seyn scheinen. Hohe, waldige Berge schon wenige Stunden südöstlich von Trapezunt; dann baumlose, traurige und verwitterte Alpenzüge auf welchen der Schnee entweder gar nicht, oder doch nicht vor Ende August schmilzt. Schneeberge in dichte Nebel eingehüllt, und eine durchdringende Kälte begegneten dem Wanderer in den ersten fünf Tagen einer dreizehntägigen Reise, und diess noch auf dem bequemsten und angenehmsten Wege durch das Gebirg, wo aber nach seiner Versicherung nur Fussgeher durchkommen konnten. *De grandes Montagnes,* schreibt er, *toutes pelées, et dont la vue est fort desagréable, car on n'y découvre ni arbre, ni arbrisseaux, mais seulement une méchante pelure brulée par la neige . . . . . vallées étroites, incultes, sans bois, qui n'inspiroient que de la tristesse . . . . le froid étoit si*

---

*) Chardin. Vol. II. pag. 89 et 92.

âpre et les brouillards si épais, qu' on ne se voyoit pas à quatre pas les uns des autres. *)

Dagegen vergleiche man folgende Stellen bei Procopius: *ἐν ὄρεσιν ὐρανομήκεσι καὶ ἀμφιλάφεσι τὸν ἅπαντα αἰῶνα δίαιταν ἔχοντες οἱ Τζανοί . . . ὄρη πολλὰ ἀποκρίμαται λίαν ἄβατα καὶ ὅλως κρημνώδη· χώρα τε πολλὴ μεταξὺ ἔρημος ἀνθρώπων ἐς αεὶ ὖσα, καὶ χαράδραι ἀνέκβατοι καὶ λόφοι ὑλώδεις καὶ σήραγγες ἀδιέξοδοι . . . . . τραχέα δε ὑπερβαλλόντως καὶ σκληρὰ ὑπεράγαν καὶ καρπῶν ἁπάντων δεινῶς ἄφορα . . . . οὐδὲ νῦν μὲν ἡ γῆ τῷ τῆς ὥρας ὑγρῷ τε καὶ ψυχρῷ βάλλεται, νῦν δὲ δὴ αὐτὴν ἡ τοῦ ἡλίου θέρμη ὀνίνησιν· ἀλλὰ χειμῶνί τε ἀπεράντῳ ξυνῴκισται ἡ χώρα καὶ χιόσιν αϊδίοις κατάῤῥυτός ἐστιν* . . . . , und man wird finden, dass Tournefort mit Procopius nicht nur in den Hauptzügen der Darstellung, sondern so gar in den Worten übereinstimmt; nur mit dem Unterschiede, dass das Plastische in dem griechischen Originale für die abendländische Feder unerreichbar ist. **)

Mit gleicher Wildheit zieht sich die oft benannte Bergkette auch vom rechten Euphratufer westwärts bis an Kara-Hyssar und Neocesarea. *Cette montagne*, heisst es bei Morier nach seiner Passage über den Euphrat, *présente une surface âpre une chaine haute,, couverte de neige* (im Juni) *s'étend; la partie la plus élevée est à l'ouest et se dirige vers le nord. Nous marchâmes d'abord dans des montagnes incultes. On me dit qu'en hyver la neige y est souvent si profonde qu' elle empêche les voyageurs d'avancer.* ***)

Nur beginnen in dieser Gegend dunkle Nadelholz-Waldungen an den Abhängen der Berge, und romantische Thäler, von denen Tournefort und Morier anziehende Beschreibungen machen. Aber

---

*) Tourne fort. Voyage. lettre XVIII. pag. 240.

**) جبل سكاب سايه وكوه فلكى فرسايه d. i. Ein Berg, der bis an die Wolken und den Scheitel des Himmels reicht, sagen die türkischen Annalen. Saad-eddin fol. 322. Mss.

***) Morier Voyage en Perse, pag. 117. Edit. Paris.

Felsenmassen von wunderbarer Gestaltung, in wilder Unordnung über einander gethürmt, kahl, traurig anzusehen, ziehen sich in einer unabsehbaren Kette bis gegen Kara-Hyssar fort, und trennen diese paradisischen Auen und Hügel von dem Küstenstriche des schwarzen Meeres, wie sich der besagte Reisebericht ausdrückt, wo es heisst: *La masse des rochers, qui s'élèvent sous une infinité de formes bizarres, font irrevocablement penser aux convulsions de la nature, qui les a en quelque sorte entassée en desordre. Au nord on aperçoit une grande montagne d'un contour âpre .... elle s' unit à une chêne de rochers prodigieux, qui se dirigent à l'ouest, et se terminent à la montagne isolée et imposante de Carahissar.* *) Otter redet in diesen Gegenden gleichfalls überall von schrecklichen Gebirgen auf der Nordseite, durch welche das trapezuntische Küstengebiet vom Binnenlande Natoliens geschieden wird. Nach diesen Voraussetzungen wird Jedermann fühlen, mit wie viel Wahrheit Haithon schreiben konnte: *Quando Turchi occupaverunt dominium regni Turchiae non potuerunt civitatem Trapesondae nec ejus pertinentias occupaque propter castra fortissima et alia munimenta.***)

Westlich von Cara-Hyssar wird die oft erwähnte tzanische Gebirgskette niedriger, und läuft als ein mit dunkeln Wäldern bedeckter Rand in ungleicher Entfernung durch Anatolien bis an den Sangaris, dessen Ufer die äusserste Abendgrenze des Gross-Comnen'schen Reiches während seiner Blüthe bildeten. Jenseits schliesset sie sich an das Gebirge von Nicäa, dessen Hochwaldungen die Schiffswerften am Propontis mit Zimmerholz versahen und von den Anatoliern schon damals *Baum-Ocean* (اغاج دكزى) genannt wurden. Von jenem Walde sagt Beauchamp: *C'est une forêt presque continuelle de Trébizonde à Constantinople;* und Nicetas nennt einen Theil der zwischen ihm und dem Meere liegenden Landstrecke „das Thalland von Paphlagonien, τὴν συναγγείαν τῆς Παφλαγονίας.“

---

*) Idem pag. 119.

**) Haithon. Hist. Orient. cap. XIII. Edit. Müller.

Diese bisher beschriebene, von dem Phasis bis an den Sangaris wenigstens 300 Stunden lange Scheidewand trennte ihrer ganzen Ausdehnung nach das trapezuntische Ufer-Reich von den südwärts liegenden Ländern Armenien und Anatolien. Ihr Abstand vom Ufer des schwarzen Meeres ist verschieden: am grössten zwischen Trapezunt und Erzerum; wird aber geringer, je weiter man von letztgenannter Stadt gegen Westen fortrückt so dass sie von Oenäum, dem heutigen Unieh (اونيه) bis an den Thermodon nur drei bis vier Meilen nach Beauchamp entfernt ist, ihre Breite nicht eingerechnet. *) Dabei ist zu erinnern, dass sie sich nicht steil wie eine Scheidewand mitten auf einer Ebene erhebt; sondern mehrere so genannte Mittelstufen, Vorberge und Terrassen-Abhänge bildet, die westlich von der Hauptstadt sich häufig bis an das Meerufer herabziehen, und Thalgründe von bewunderungswürdiger Annehmlichkeit bilden; was auf der Südseite nicht durchaus der nämliche Fall ist. Das Herabsteigen auf die baumlose Hochfläche Armeniens gegen Erzerum ist rasch, ohne vermittelnde allmälige Senkung. Wie man aber den Euphrat bei seiner Krümmung nach Süd überschreitet, und durch den Pass von Mamakhotum gegen Nik-saria fortwandert, beginnen romantische Alpengegenden, niedrige Bergreihen, reizende Thäler mit den schönsten Waldungen, Bergabstürze, Matten und Quellen mehrerer Küstenflüsse, die sich durch das Felsengewirr einen Weg zum Pontus hinab durchgebrochen haben. **) In diesen Thälern voll Burgen und befestigter Steilwege sind die Orte Sadac (Satala), Taxara (Kolonia), Nik-saria (Neocäsarea) mit vielen andern, von denen in den Geschichten der Sultane von Ikonium so oft Erwähnung geschieht. Hier waren jene Turkmanen-Emire, die ihre Freiheit selbst gegen die Uebermacht Arslans III. durch ihre Lage begünstigt, zu behaupten wussten. Hier hausete jener Sultan von Kolonia, Nachbar des Fürsten von Trapezus, der den flüchtigen Andronicus Comnenus in einem beinahe unbezwinglichen Bergschlosse gegen Manuels Verfolgungen schützte. In diesen und den anstossenden Gebirgsgegenden endlich war der Schauplatz der Kriegsthaten Alexis I. Kaisers von Anatolien, gegen die Seldschuken; und in einem dieser Thäler geschah die grosse Tataren-Schlacht um 1244, durch welche der Thron von Ikonium gebrochen und der Gross-Comnen von seinem mächtigsten Feinde befreit wurde.

---

*) Beauchamp. Voyage de Const. à Trébisonde.

**) Carl Ritter.

Morier merkt in seinem Berichte besonders an, dass von dem alten Satala (Kusadac) ein nordöstlicher Seitenpass in das Thal von Paipert und von da nach Trapezunt führe. Die Entfernung in gerader Richtung mag zwei und zwanzig Stunden Wegs von benanntem Orte betragen, von denen zwölf bis zur Stadt Khonah, und zehn von dort nach Trapezunt gerechnet werden. *) Da nun die Stadt Khonah, oder Chonak bei Tournefort, niemals den Gross-Comnenen gehört hat, oder doch schon im Frieden mit Ala-eddin Kaikobad verloren ging: so konnte ihr Gebiet auf dieser Seite, wenn die Nachrichten echt sind, nicht füglich über zehn Stunden in gerader Richtung vom Meere weg breit gewesen seyn; ein Abstand, der weiter westlich noch geringer wird, da von den Akazien-Wäldern zu Kulihissar bis zur Meeres-Küste nur zwölf Stunden Wegdistanz angegeben werden, **) von welchen ein Theil diesseits der Grenzlinie dem Turkmanen-Gebiete angehörig betrachtet werden muss. Unterdessen ist es auffallend, dass die älteste Nachricht, welche uns die peutingerische Tafel liefert, von Satala bis Trapezunt 124 Mill., d. i. fünf und zwanzig geographische Meilen Entfernung ansetzt. Ptolemäus verringert sie auf sechzehn und der neueste Reisebeschreiber Tournefort gar auf eilf geographische Meilen.*) Dass die Strasse von Hoch-Armenien nach Klein-Asien sich um so viel in den spätern Zeiten nördlicher gezogen habe, ist wohl kaum zu vermuthen, und wäre gegen alles Stabilitäts-Princip des Morgenlandes in solchen Dingen. D'Anville's und Mentelle's Karten von Anatolien stimmen freilich eher mit den Angaben der Alten überein; allein es ist jetzt entschieden, dass diese Geographen den Pontus Euxinus bei Kerasus eine zu tiefe Bucht nach Süd bilden lassen, wodurch die Stadt Trapezunt eine viel nördlichere Richtung erhält, die Bergkette aber zu weit nach Süd zu streichen genöthiget wird.

---

*) Morier. pag. 118. Tom. II.

**) Karl Ritter Erdkunde Thl. II. pag. 773.

Hingegen beträgt die Entfernung von Trapezunt nach Erzerum auf dem geradesten Wege fünf oder sechs Tagreisen. Dieser Weg ist aber beschwerlich, ein beständiges Aufsteigen durch Steilwege, Bergwände, Oeden und Wälder. Auf anderen bequemeren Wegen durch östlichere Seitenthäler gelangte Tournefort in weiten Umschweifen innerhalb dreizehn Tagen zu obenbesagter Stadt in Armenien. *Nous ne primes pas la route la plus courte*, sagte er, *pour aller à Erzeron, le Pacha voulut suivre la plus commode.***) Am sechsten Tage kam man nach Uebersteigung vieler Bergketten in das liebliche Waldthal Çrezi, nach seiner Versicherung nur eine Tagreise in gerader Richtung vom Gestade des schwarzen Meeres entfernt. Die fünf folgenden Tage ging es durch dürre, öde Alpenthäler nach Paiburt (Paiper der Byzantiner), einer kleinen Festung in einer schönen Thalebene auf einem Felsen gebaut. Am dreizehnten Tag endlich überstieg man ein sehr hohes Gebirge mit Nadelholz-Waldungen, und rückte in Armenien ein. Tournefort war hier nur die gewöhnliche Strasse der Türken von Kolchis nach Armenien gegangen. Denn Chalfa macht ausdrücklich die Bemerkung, dass der kaiserliche Heerweg von Trapezunt nach Paiburt (طرابزوندن بايبورده) dieselbe Richtung nehme. Wie Tournefort sagt auch der ebenbenannte Geograph: zwei Parasangen südöstlich von Trapezunt beginnen die ersten Terrassenhügel eines hohen Waldgebirges, welches die Türken den Berg des Chodsch-Oglan; die Eingebornen aber Agadsch-Baschi (Waldkopf) nennen.*) Weiter westlich führt eine kürzere Strasse von Trapezunt durch das Waldgebirg nach Erzerum. Man geht, nach Rennell, sieben geographische Meilen (!) bis zum nördlichsten Fusse der Küstengebirge, von wo aus bei Arousga (!) das Besteigen der Höhen beginnt. Vier Tagreisen von Trapezunt gelangt man zu einem Kastell, von den Türken *Tekke* (تكّه) genannt; und von dort über Einöden und traurige Nadelholz-Wälder in das angenehme Thal Paiburt.**) Dieses Thal war reich bewässert und durch einen hohen Berg von Armenien getrennt. Es ist nach dem türkischen Geographen drei Tagreisen lang und bildet, wie Ritter sagt, das nördliche Longitudinalthal, die Mittelstufe, zwischen dem Plateau von Armenien und dem Küstenstriche. Zur Zeit des trapezuntischen Kaiſerthums war dieses eine der gewöhnlichen Strassen, auf welchen die Minoriten- und Prediger-Mönche, so wie die venetianischen Gesandten, in die morgenländischen Reiche eindrangen. *Partendo da Trabisonda*, schreibt Barbaro, *per andare a Tauris, caminando per scirocco si trovano molte ville et castellucci, vassi eziandio per monti et per boschi dishabitati. Il primo luogo notabile, che si trova, è un castello in piano in una valle d'ogni intorno circondato di monti, nominato Paiburtho, castel forte e murato di territorio molto fruttifero.****) Zwischen Trabisonda also und dem Castell

---

*) Mannert.

**) Thl. II. pag. 240.

---

*) جبل خوش اوغلان طرابزونك قبله طرفنده ايكي فرسنج يرده در طرابزونلي بو طاغه اغاج باشي ديرلر Hadschi Chalfa M. Turc. f. 560.

**) Der Name des Berg-Castells Tekke hat viele Aehnlichkeit mit Θήχη, welche Benennung Xenophon einem Berge in der Gegend zwischen Erzerum und Trapezunt beilegt. Vielleicht ging der Rückzug der 10,000 Hellenen diesen nämlichen Weg?

***) Ramusius Tom. 2. pag. 4.

Paiburt fand der Reisende keine Stadt, wohl aber viele Dörfer, Weiler und Schlösser, Berge und unbewohnte Waldregionen, ganz so wie Xenophon den Weg vom heiligen Berge Theche bis an die Küste beschreibt.

Verschieden von allen eben genannten Alpenstrassen war der Weg, den der castilianische Gesandte Ruy Gonzalez Clavijo im Jahre 1404 einschlug, um von Trapezunt über Armenien und Persien nach Samarkand zu gelangen. Nicht bei Erzerum wie Tournefort, sondern bei Arsinga im West brach er aus den trapezuntischen Bergschluchten innerhalb sieben Tagen auf die Ebenen Hoch-Armeniens hervor. Durch ein reichbewässertes und trefflich angebautes Hügelland kamen die Reisenden zu einem Gebirgsbache, in dessen Nähe eine zerstörte Kirche (iglesia yerma) ihr erstes Nachtlager war. Durch schöne, mit Laubholz bedeckte Berge ging es am folgenden Tage nach Paläo-Mazuca, einem kaiserlichen Schlosse auf steilen Felsen erbaut und nur durch eine im Gestein ausgehauene Stiege zugänglich. Am dritten Tage wanderten sie durch die hohen Schnee-Gebirge der Provinz Chaldia zu dem Kastell Tzanich, welches ebenfalls auf einer Felsenspitze lag und nur durch eine hölzerne Brücke betreten werden konnte, die über eine tiefe Schlucht zu dem Thore hinüberführte. Am Abend des folgenden Tages kamen sie in einen Engpass, wo sich die Strasse zwischen einem Bergstrome und einer steilen, öden Felsenkette so schmal durchwand, dass zwei Menschen neben einander zu gehen nicht Raum hatten. Ein Schloss, auf einer vorspringenden Steilhöhe über der Strasse erbaut, konnte durch eine kleine Besatzung zahlreichen Heeren den Durchgang verwehren. Durchziehende Karavanen mussten hier Zollgebühren erlegen, und überdiess durch reichliche Geschenke an die Leute in der Felsenburg und an ihren Gebieter, den Herzog von Chaldia aus dem Hause der Kabasitanen, sich vor Plünderung loskaufen. Ungefähr drei Stunden weiter vorwärts beherrschte ein einzeln stehender Thurm die noch immer an der Felsenwand sich hinziehende Strasse, auf der sie gegen Abend hin zu der schönen, und wie den Gesandten schien, neu erbauten Burg Dorila gelangten. Gleich den vorigen lag auch diese auf einem hohen Felsen dicht an der Strasse, und war damals die Residenz und gleichsam das Hauptquartier des Oberhauptes der Kabasitanen gegen die benachbarten Kantone der Muhammedaner.

Von hier weg ging es durch Felsengewirre und Engpässe bei einem anderen kabasitanischen Kastell vorüber in ein Thal, wo die ersten Vorwachen der Turkmanen standen. Von diesem Thale bis nach Arsinga, einer grossen, am Ausgange aus den Schluchten gelegenen Stadt Armeniens, waren noch zwei kleine Tagreisen; so dass die Herrschaft der trapezuntischen Christen auf dieser Seite noch in den letzten Zeiten ihres Reiches, wie schon früher bemerkt wurde, fünf Karavanen - Tagreisen betrug. Ob Thal und Burg von Paiburt ursprünglich zu Trapezunt gehörte, dürfte man nicht ohne Grund bezweifeln, wenn man den armenischen Klang des Wortes allein betrachtet; sieht man aber auf die ecclesiastische Eintheilung des trapezuntischen Gebirgslandes, muss man allerdings die entgegengesetzte Meinung als die wahrscheinlichere erklären, indem der Bischof der besagten Gegend nicht dem ungleich näher gelegenen griechischen Oberhirten von Erzerum, sondern dem Metropolitan von Trapezunt untergeordnet war; während doch im byzantinischen Reiche die hierarchische Gebietseintheilung immer der politischen folgte. *)

Abgenommen wurde übrigens den Christen dieses schöne Thal durch die Turkmanen lange vor Gründung des Gross-Comnen'schen Reiches. Seine fetten Grasungen luden die Nomaden ein. Nach Anna Comnena nahm es der tapfere Theodor Gabras den Mu-

---

*) Jus Graeco - Romanum. pag. 98.

hammedanern wieder ab; allein in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts findet es Marco Polo, der Venetianer, schon wieder zum Gebiete armenischer Emire gehörig, denen es wahrscheinlich unter den Verwirrungen, die nach dem Tode Manuels des Streitbaren um 1263 in Trapezunt herrschten, in die Hände gefallen war.

Ausser den bereits namentlich angeführten Orten im Inneren des trapezuntischen Gebirges nennet uns die Palastchronic noch die Kastelle Tzatzintza, Tzampa, Doran, (Dorila?), Kamach, Neo-Matzuca, Dicäsmon, Larachane, Chasdenich, Golach, Petroma und Kotzanta, sämmtlich in den Wald-Cantonen von Tzanich, Cheriane, Sorogäna, Chaldia, Chalybia, Trikomia und Dryona gelegen. Hiezu kommen noch ungefähr ein Dutzend unbekannter, zum Theil barbarisch klingender Namen, welche in der Kirchengeschichte des Orients als eben so viele Sitze von trapezuntischen Suffragan-Bischöfen aufgezählt werden: als da sind, Chamuzur, Sakab, Chabtzitzon, Chantziertz, Tulnuton, Sermatzon und Zarimach. Keine Landkarte, kein Geograph weiss von diesen Ortschaften zu erzählen, oder ihre Lage zu bestimmen.

Vollkommen und genau ist dagegen die Seeküste von Mingrelien bis an den Sangaris in Bithynien bekannt. Strabo, Ptolemäus, Plinius, Arrhianus und Procopius haben sie beschrieben, die Lage der Flüsse, Buchten und einzelnen Ortschaften mit genauer Angabe ihrer Entfernung von einander durch müheselige Forschungen ausgemittelt; Mannert, Tournefort und Klaproth hie und da Vermuthungen und Verbesserungen gewagt; und *Beauchamp* endlich in unseren Tagen die genauesten astronomischen Forschungen darüber angestellt. In der langen Periode zwischen Procopius und den Neueren hat sich Niemand um diesen entlegenen Winkel der Erde bekümmert. Bei den Byzantinern begnügte man sich mit dem, was man wusste und täglich durch die Schiffahrt auf dem Pontus mit eigenen Augen sehen konnte. Die Kaufleute von Genua und Venedig, und die Minoriten-Mönche, von welchen im Mittelalter diese Küsten häufig besucht wurden, dachten zu sehr auf irdischen oder himmlischen Gewinn, und hatten auch zum Theil die Wissenschaft nicht, um Untersuchungen dieser Art anzustellen. Ob man sich zu Trapezunt zur Zeit der Gross-Comnenen mit einheimischer Geographie und Völkerkunde beschäftiget habe, wissen wir nicht, weil von den Gelehrten jenes Reiches ausser einigen dogmatischen Streitschriften im Geschmacke des Zeitalters bis jetzt nur die oftbenannte Palast-Chronik des Michael Panaretos, und die Schriften Bessarions, des Kardinals, zu unserer Kunde gekommen sind. Zwar werden sie dessen ungeachtet von einigen Neueren beschuldiget, den Text des Ptolemäus durch unrichtige Verbesserungen verdorben und in Widerspruch mit Arrhianus versetzt zu haben; ob mit Recht oder Unrecht können wir nicht entscheiden.

Wir halten es für unnöthig, aus den benannten Schriften das Verzeichniss der Küstenflüsse, Buchten und Städtchen längs dem Gestade des schwarzen Meeres vom Fusse des Kaukasus bis an den Fluss Sangaris, den westlichsten Grenzpunkt des Trapezuntischen Reiches, hieherzusetzen. Nur von der Hauptstadt und Umgegend als den wesentlichsten Theilen der Monarchie, soll eine umständlichere Beschreibung gegeben, so wie von Kerasus und Sinope etwas Weniges erinnert werden, weil uns Materialien zu Gebote stehen, die bisher grossen Theils unbekannt waren. Mehr als tausendjährige Stürme, die von Arrhians Beschreibung bis auf die Gross-Comnenen herab über diese Küsten weggegangen sind, haben auf denselben über Menschen und Wohnplätze grosse Umwälzungen verhängt. Bedeutende Orte, die man auf den Itinerarien der römischen Imperatoren noch aufgezeichnet findet, waren um diese Zeit verschwunden, wie unter anderen das prachtvolle Apsarus auf der äussersten Grenze des Reichs unweit der Phasis-Mündung. Andere erhoben sich dagegen im Parteigewühle der Gross-Comnen'schen Herrschaft, wo sich die Grossen feste Burgen auf Felsen und Waldkuppen, am steilen Meeresstrande und in schwer nahbaren Sumpfgegenden anlegten, um ihren Antheil an der Landes-Hoheit unangefochten auszuüben. Auf diese Weise entstanden Meliares und Limnia; so die kabasitanische Veste Mesochaldion; die kaiserlichen Schlösser Parcharis, Leonto - castrum und Kenchrina theils ganz neu, theils wurden sie verschönert und mit neuen Benennungen geschmückt, die in früheren Verzeichnissen nirgends gefunden werden. Wohl nennet uns ‚Ptolemäus einen Flecken *Ξυλινὴ πόλις* *(Holzstadt)* dem Scylax nach Mannerts Bemerkung die Benennung *λίμνη πόλις*, *Sumpfstadt*, ertheilt, worin man freilich eine Aehnlichkeit mit *Λίμνια* der Byzantiner und Trapezuntier nicht ganz verkennen mag. Die Schwierigkeit liegt unterdessen darin, dass dieses letztbenannte Limnia nur zweihundert Stadien, d. i. ungefähr neun Stunden von der Hauptstadt entfernt ist; während der Abstand von Limne nach Arrhians Maassstabe mehr als vierzig Stunden beträgt. Limnia muss sehr fest gewesen seyn, weil es sich lange Zeit gegen die siegende Hoffaction vertheidigte und Michael, dem Gross - Comnen, als Verwahrungsort dienen musste.

Meliares *(ἡ τοῦ Μελιάρη τοποθεσία)* findet man in keinem geographischen Werke angeführt. Nach Laonicus lag es westlich von Kordyla, unfern einer Engschlucht, Kapanion genannt, nahe am Meere, weil die trapezuntische Flotte das Landheer beim Angriff auf das von den Feinden besetzte Meliares unterstützen musste. Die Ortschaften und Burgen St. Andreas, St. Nicias, St. Phokas westlich von der Hauptstadt; so wie Sthlabopiastos, Macros - Ägialos und Gonia im Osten derselben, sind gleichfalls während der Kaiserzeit entstanden oder doch verwandelt worden.

Zu Kerasunt, der zweiten Hauptstadt des Reiches nach dem Verlurst von Sinope, wurde auf steiler Felsenhöhe ein Schloss erbaut zur Hut der Stadt und des umliegenden Landes. Die Stadt lag amphitheatralisch rund am Fusse des benannten Schlossberges herum, und hatte eine Ringmauer von grosser Ausdehnung, die zugleich eine grosse Zahl Gärten und Obstbaumwälder umschloss. *) Sinope selbst auf einer schmalen Erdzunge, die ein dahinterliegendes, länglichtes Eiland mit dem Kontinente Anatoliens verbindet, war schwer nahbar zu Wasser und zu Lande; und wegen des Reichthums seiner Bewohner und der prachtvollen öffentlichen Gebäude nach Trapezunt die grösste und herrlichste Stadt des Gross-Comnen'schen Kaiserthums. Nach der Schilderung des Laonicus muss Sinope und das mit Gärten und Lustwäldern besäte Eiland einer der lieblichsten und reichsten Wohnsitze auf der ganzen Südküste des Pontus Euxinus gewesen seyn. Achmed Ibn Arabschah, der Biograph Timurs, war von ihrer Schönheit ganz entzückt. *Die Schönheit der Stadt Sinub*, schreibt er nach seiner Art sich auszudrücken, *gewöhnlich die Insel der Liebenden genannt, ist zum Sprichwort auf dem Erd-Kreise geworden. Der Zugang zu ihr ist wohl verwahrt und der Berg auf dem Eilande schöner als die Nates der Jungfrauen im Paradiese*, (جبل احسان من ارداف الحور); *die Erdzunge schlanker als die zarteste Hüfte.* **)

Die Länge dieses Eilandes beträgt nach Laonicus zwanzig Stadien, also ungefähr eine Stunde; der Umfang aber nach Tournefort sechs türkische Meilen; oder drei gute Stunden nach Beauchamp, der sie in den neuesten Zeiten besucht hat. ***) Die Stadt war mit starken Mauern und Thürmen umgeben, und hatte über 10,000 waffenfähige Männer. Tournefort fand noch die Ueberreste der von den trapezuntischen Kaisern restaurirten Festungswerke. Auf der Landseite war sie von Anhöhen beherrscht; zur See aber ihre Belagerung nur durch zwei Flotten möglich.

---

*) Guirisonda é poblada encima de una penna alta, é avía una grande cerra que cercaba toda la penna, é dentro avía muchas huertas y arboles. Clavijo p. 82. — Tournefort lettre 17.

**) Achmed Ibn Arabschah. tom. 2. pag. 284.

***) Beauchamp Mémoire sur Trébizonde. pag. 284.

Neben diesen vielfachen Bauten und Verbesserungen scheint auch das heutige Gonieh, *Γωνια* in der Palastchronik und كونيه (*Ghunich*) von den heutigen Beherrschern genannt, von den Gross-Comnenen oder einem der Archonten neuanlegt zu seyn; wenn etwa nicht der Name كونيه aus *Καινή* entstanden ist, welchen Ort die Notitia Imperii mit *Καινὴ παρεμβολή*, d. i. *castrum novum* als den Sitz der ersten Lepidianischen Cohorte bezeichnet. *) Und für diese letztere Annahme ist in der That eine Variante in der türkischen Aussprache von Ghunieh, welches nach Klaproth auch *Khoiné* lautet, und dem *Καινή* der Griechen völlig gleich ist. Bis zu diesem Gonieh reichte unter den Imperatoren des letzten Jahrhunderts die Grenze des trapezuntischen Kaiserthums, so dass Macros-Ägialos der äusserste Ort im Erbgebiete der Comnenen, Gonieh aber entweder der erste in dem kleinen, autonomisch gewordenen Staate Guria war, oder einem eigenen Dynasten, wie Unieh und viele andere, angehörte. Die griechischen Städte, die ehemals noch weiter hin auf den Küsten von Imerethi und Mingrelien bis Pityus hinauf lagen, waren zu jener Zeit entweder zerstört, oder verwildert, und in die Gewalt der Eingebornen des Binnenlandes gerathen. Diese gehörten zum Stamme der Georgier und waren durch ihre Lebensweise, Cultur und Staatseinrichtung von den Hellenen gänzlich verschieden. Guria und Mingrelien zu beiden Seiten des Phasis-Stromes zwischen dem Kaukasus und dem Pontus Euxinus, ganz mit Sumpf, Wald und Terrassengebirgen bedeckt, war beinahe ohne Anbau und von rohen, trägen und höchst sittenlosen Menschen griechischen Glaubensbekenntnisses bewohnt. Fruchtbarer und glücklicher lag am obern Phasis das Gartenland Imerethi mit seinen Hauptstädten Khuthaissi und Bagdad. Die Macht der Gross-Comnenen über diese drei Provinzen war jedoch zu beschränkt und von zu kurzer Dauer, um auf Mehrung der Cultur und des Wohlstandes ihrer Bewohner irgend eine bleibende Wirkung hervorzubringen. Denn damals, wie heut zu Tage noch, hatten diese Gegenden eine streng ausgebildete Lehens-Verfassung, die dem Oberherrn beinahe keine andere Gewalt liess, als die Edlen mit Grundstücken zu beschenken und dadurch allen Reichthum und alle Macht in ihre Hände zu legen; das gemeine Volk war Sclav im vollsten Sinne des Wortes. Mit Ausnahme der Hülfe, welche die Kolchische Lehen- und Sold-Militz im Kriege leistete, und des Titels eines Königs vom Phasisstrome, den nach Angabe alter Romane und Geschichten des Mittelalters die Gross-Comnenen zuweilen führten, haben diese letzteren aus dem Besitze jener Länder keinen wesentlichen Nutzen gezogen. Auch ist keine Spur ihrer Herrschaft zurückgeblieben; kein Denkmal, kein Bau, keine Münze verkündet, dass das gebildete und hochherzige Geschlecht der echt hellenischen Comnenen jemals über jene Küsten den Scepter geschwungen habe.

---

*) Notitia Imperii. cap. 27.

Um so dauerhafter und segensvoller waren dagegen die Verwandlungen, welche Trapezunt, die alte Hauptstadt des Landes, während der kaiserlichen Regierung erlitt. Es liegt in der Natur der Herrschaft, den Sitz ihrer Wirksamkeit zugleich zum Mittelpunkt der Pracht, des Reichthums und der Glückseligkeit, zumal in den Reichen des Morgenlandes, zu erheben.

Trapezunt lag hart am Gestade des schwarzen Meeres, auf der Steilseite einer tafelförmigen Berghöhe, die den Zugang von Mittag her verschloss. Diese Lage gegen Mitternacht, und der Hauch der Seelüfte, die vom Pontus her durch die Strassen wehten, kühlten die Sommerglut und machten das Klima von Trapezunt zu einem der angenehmsten und gesündesten der Welt. Der Anblick dieser weit über das Gestade ausgegossenen und amphitheatralisch den Berg hinansteigenden Stadt mit ihren Kuppeln und

---

*) Chardin Vol. I. p. 252. — Reineggs Thl. 2. p. 6. — Klaproth Thl. I. p. 723.

Thürmen machte vom Meere her einen überraschenden Eindruck, und kündigte sie den Schiffern von ferne im Glanze der Morgensonne als Königin des Meeres und aller umliegenden Länder Anatoliens an.

Die Stadt wuchs unter den Comnenen zu einem grossen Umfange; eine Menge Tempel, Wohnhäuser, Säulengänge und Marktplätze, ja ganze Gassen und Quartiere am Fusse der Anhöhe und am Meeresufer wurden während ihrer Herrschaft erbaut, um die durch Handelsverkehr und allgemeinen Wohlstand sich mehrende Bürgerzahl aufzunehmen. Denn nach der Bemerkung Bessarions bestand Trapezunt anfänglich nur aus jenem Theile der Stadt, den man unter der Kaiser-Regierung die Acropolis nannte, und in Form einer Doppelburg vor uralten Zeiten auf der Bergseite erbaut hatte; da [illegible] Gipfel einer hohen Plattform, die die Natur im Mit[illegible]mauerumfangs gebildet hatte, eine zweite Burg weit über die erste in das schwarze Meer hinabschaute. Alexis I. und seine ersten Nachfolger führten zu beiden Seiten der äusseren Burg sehr hohe und dicke Mauern, mit tiefen Gräben und Streitthärmen verwahrt, in Form eines unregelmässigen Vierecks bis zum Meere hinab; und lange, der Seeluft offene Häuser-Zeilen füllten nach und nach den eingeschlossenen Raum, und dehnten sich in Gestalt von Vorstädten in unabsehbaren Reihen auch ausserhalb desselben an der Seeküste aus. Nach morgenländischer Sitte hatte Trapezunt enge Strassen mit gepflasterten Trottoirs für die Fussgänger, und innerhalb der Ringmauern so wie auf den platten Dächern der im Durchschnitte ein oder zwei, nach Bessarion aber auch drei Stockwerke hohen Häuser, Blumengärten und Haine mit kostbaren Fruchtbäumen und Weinranken besetzt. Tiefe, durch die Natur ausgehöhlte Thalschluchten mit tosenden Gebirgsbächen machten die Lage der Stadt von Nord und West eben so romantisch, als unzugänglich für eine feindliche Macht. Gegen Morgen, ausserhalb der Ringmauer, dem Ufer entlang war der

Bazar, oder die Handelsstrasse für in- und ausländische Kaufleute, Handwerker und Luxus-Künstler jeder Art. Clavijo fand sie ungemein schön, viel breiter als die übrigen Strassen, mit einer Baumallee, mit den schönsten Häusern und den reichsten Waarenlagern geschmückt. *) Dort standen am Meere zwei mit Mauern und Thürmen wohl verwahrte Kastelle, von denen das eine die Venezianer, das andere aber die Genueser mit Bewilligung des Kaisers zu ihrer und ihrer Waaren Sicherheit errichtet hatten.

Die innere Burg, auf der Plattform des Felsens erbaut, war über die äussere Acropolis so weit erhaben als diese letztere vom Meeresufer, welches die untere Stadt trug. Den grössten Theil jener Plattform füllten der kaiserliche Palast, die Schatzkammer, die Wohnungen für das Hofgesinde, das Archiv und andere Regierungsgebäude. Gräben zogen sich um diese Veste, breit [illegible] und häufig in lebendigem Gesteine ausgem[illegible] bewahrten den Zugang, und wie zu jenem fabelhaften Sonnenpalast, oder zur Königsburg in Ecbatana führte eine glänzende und hohe Treppe zum goldenen Palaste der Gross-Comnenen. Luftige Hallen, Balkone und rund um die Gebäude herumgezogene Gallerien gewährten nach allen Seiten die entzückendste Aussicht, und öffneten gesunder Luft von See und Gebirg den Zutritt. Der Fussboden in dem grossen Saale war von weissem Marmor, und von der

---

*) Ich folge hier mehr dem Ansehen des Kastilianers Clavijo, als dem des Eugenicus und des Trapezuntiers Bessarion, welche die Stadt von beiden Seiten mit Thalschluchten und Bächen, ῥεύμασι καὶ φάραγξι, umgeben; während ersterer schreibt, dass auf der Ostseite eine ausgedehnte Fläche liege. *La ciudad de Trapisonda es poblada acerca del mar, é la cerca della sube por unas pennas arriba, y en lo mas alto de la penna estaba un castillo bien fuerte, que ha otra cerca sobre si, é de la una parte del pasa un rio pequenno que va fondo entre unas pennas, é desta parte es la ciudad muy fuerte, é de otra parte es muy llano; pero buen muro tiene.* Clavijo. pag. 84.

Decke strahlten Gold und vielfärbige, künstlich eingelegte Blumen und blinkende Gestirne wie vom blauen Himmelsbogen herab. Rund an den Wänden waren die Bildnisse aller Gross-Comnenen der Reihe nach mit ihrer ganzen Sippschaft abgemalt, und kurze Inschriften über ihre merkwürdigsten Thaten gegen ausländische Feinde beigefügt. Ueber diesen Saal war das kaiserliche Geschäftszimmer, wo die Reichsangelegenheiten besorgt und fremden Gesandten Audienzen ertheilt wurden. Das Dach dieses abgesonderten Gemaches lief oben in Form einer Pyramide zusammen und wurde von vier Säulen getragen, sämmtlich aus einem Blocke weissen Marmors gehauen. *) In einer anderen Säulenhalle wurden Gastmäler gegeben; und in einem viereckigen, freistehenden Gebäude die Bücher-Rollen der kaiserlichen Bibliothek aufbewahrt. Wäre das Gemüth der trapezuntischen Fürsten über die Leidenschaften und Schwächen gewöhnlicher Menschen eben so erhaben gewesen, wie ihr Palast über die stürmischen Meereswogen und die Hütten der Unterthanen, so wären nach unserer Vorstellung ihre glänzenden Säle und prunkenden Gemächer ein beneidenswürdiger Sitz irdischer Glückseligkeit gewesen.

Von der Südseite her führte ein langer, sehr steiler und beschwerlicher Pfad vom Thale herauf zur Stadt. Hier fand man nach Ersteigung der Anhöhe ausserhalb der Ringmauern schattige Ebenen zum Lustwandeln, Plätze für körperliche Uebungen, prächtig gebaute Rennbahnen, Theater und Versammlungsorte der Trapezuntier. **) In den nächsten Umgebungen der Stadt, am Gestade

---

*) *Λευκῷ καὶ αὐτολίθῳ.* Bessar. Mss. Fol. 162.

**) *Μακρὸς μὲν καὶ ὄρθιος οἶμος ἐπ' αὐτὴν, καὶ τρηχὺς τὸ πρῶτον, ἐπὴν δ' εἰς ἄκρον ἵκηται ῥηϊδίη . . . ἱπποδρομίαι δ' οὖν ἄνω καὶ ἱππηλασίαι, καὶ πεδιάδες τερπναὶ, καὶ συνεχεῖς χάριτες ἐν τοῖς πλείστοις ἔξωθεν ἡπλωμέναι τῆς πόλεως· καὶ ἀγώνων πέριξ καὶ βαλβίδων καὶ θεάτρων χῶρος καὶ πανηγύρεων οἷος οὐκ ἂν ῥαδίως ἑτέρωθι.*

Eugenicus Mss. Fol. 179.

und auf den Höhen waren Tempel mit Marmorsäulen, Kapellen und Klöster angelegt in grosser Menge, wie Clavijo der Augenzeuge bemerkt, und in den reizendsten Lagen. Brunnquellen, ewigrinnende Bäche, bunte Wiesen, immer grüne Pflanzengewächse, Buchten, Haine; mit Gärten, Olivenwäldern und Rebgeländen bedeckte Thäler und Hügel wechselten innerhalb des Weichbildes der Stadt auf eine bewunderungswürdige Weise ab; verschafften den Einwohnern beinahe ohne Müheseligkeit jede Befriedigung, und machten sie nicht nur von fremden Ländern, sondern wohl auch von den entlegeneren Gegenden des eigenen Reiches unabhängig. Die Hauptstadt bildete ein abgeschlossenes, für sich bestehendes Ganzes, und konnte fremden Ländern mehr anbieten als sie selbst von ihnen nöthig hatte. Daher der eigenthümliche Charakter der Bewohner, daher die vielen kleinen Staaten in welche das trapezuntische Reich zerfallen war. Denn auf der ganzen Küstenstrecke von Bathy bis zum Vorgebirge Jasonium und noch weiter hinaus, so wie im Inneren hat die Natur zwischen Hochwäldern und Einöden liebliche Oasen gebildet, wo üppige Fruchtbarkeit die Menschen zur Niederlassung, und isolirte Lage zur Freiheit und Unabhängigkeit aufmunterten. Nach den Berichten eines Clavijo, Eugenicus und Bessarion sowohl als nach denen einiger Reisenden aus der neueren Zeit muss das Land selbst im Inneren mehrere Stunden von der Küste entfernt — in der That ausserordentlich reizend gewesen seyn. Das Auge, sagt Eugenicus, konnte sich nicht satt sehen an dem Schmelze der Blumen, an den langen Eichenwäldern, an den sanften Schwellungen der Erdhügel, am Grün der Gebüsche und des Grases, an dem üppigen Wuchse der Weinreben und Cypressen, am Dickicht der Olivenwälder, und an den tempeschönen, wohlbebauten und bewässerten Thälern. Die Citronenbäume seyen von solcher Grösse, dass sie mehreren Menschen zugleich Schatten und Obdach, und das ganze Jahr ihre saftigen Früchte darbieten. Nachtigallen-Gesang, Rosen- und Blumenduft begegnen dem Wanderer allenthalben in den Gehölzen von Birn-, Feigen-, Granat- und Aepfelbäumen. Selbst mitten unter Steingründen ranke die Weinrebe, strotze die Myrthe, blühe der Olivenbaum, erhebe sich die Cypresse und sprudle eine frische Brunnquelle. *)

Wie wahr und passend schreibt daher Marini in seinem Romane Kalloandro: „Alle Reize, welche Natur und Kunst im Bunde zu schaffen vermögen, finden sich verschmolzen in einem Orte, wenige Miglien von Trabisonda entfernt, das irdische Paradies genannt, wohin sich die Fürsten des Landes des Vergnügens wegen häufig begeben; und unsterblich würde jener seyn, der in diesem Wonne-Orte sein Leben hinbringen könnte, weil der ewige Frühling dieses Zauber-Gartens auch unsere Blüthe nicht verwelken liess. **) Hier ist ohne Zweifel das kaiserliche Lustschloss Parcharis mit seinen herrlichen Gärten und Parken bezeichnet, wo nach Angabe der Palastchronic, der Hof gewöhnlich einen Theil der schönen Jahreszeit hinbrachte und fremde Fürsten zu bewirthen pflegte. In der Nähe lagen die nicht weniger romantischen Orte Phianon, Gantopedis, Marmara, St. Mercurius, Achantacos und der liebliche Hügel Minthros mit einem prachtvollen Schlosse. ***) Recht eigentlich aber scheint auf jenen Küsten die Weinrebe ihr Vaterland zu haben. Sie wächst daselbst jetzt noch wild, rankt ohne Pflege auf die Gipfel der höchsten Bäume hinauf und erreicht manchmal eine solche Dicke, dass man den Stock kaum mit beiden Armen zu umfassen im Stande ist. Sogar mitten in den unbesuchtesten Wäldern fanden die Reisenden die schönsten Weintrauben, Kastanien und Wallnussbäume. Kurz, bezaubernd (غايت كوزل) nach dem Ausdrucke Chadschi Chalfas des Türken, ist die Gegend um Trapezunt; *ein* Garten, *ein* Wald von Oel- und Obstbäumen mannigfaltigster Art bedeckt die ganze Oberfläche.

---

*) Eugenicus. Mss. Fol. 181.

**) Tutto ciò, che di vago e dilettevole l'arte e la natura accopiate insieme sappian produrre, ritrovasi in un luogo poche miglia da Trabisonda, chiamato il paradiso terrestre, dove quegli Imperadori sogliono sovente andar a diporto. — Chi menasse la vita in queste delicie, non mai morrebbe, perche la primavera, ch'è qui eterna nei giardini, manterrebbe ancora quella degli anni nostri.

Marini Calloandro fedele, Part. I. pag. 61 et 67. Bassano.

***) Panaretos. Mss. fol. 303.

Wie späterhin der Kirschbaum aus der trapezuntischen Stadt Kerasus, so wanderte schon in der Urzeit der Weinstock aus Kolchis nach Europa. Zum Beweise ist die gleiche Benennung der Frucht hier wie dort geblieben. Denn ღვინო. *(Gwihno)* heisst der Wein noch heute am Kaucasus. *Οἶνος (vinos)* heisst er zu Trapezunt und in der ganzen griechischen Welt; und einen ähnlichen Namen hat er bei allen übrigen europäischen Völkern. Längs der trapezuntischen Küste fand man viele Ortschaften, deren Benennung mit *οιν* anfing und sämmtlich auf Wein, Weinwachs u. d. gl. hinzudeuten schien. Diese Namen wanderten mit der Frucht durch ganz Griechenland, vom Hämus über Illyrien, Epirus, Anatolien, Theben, Athen und den Peloponnes bis in das südliche Italien fort, welches in den uralten Zeiten *Οἰνοτρία (Weinland)* hiess.

ZWEITES KAPITEL.

Sitten, Lebensweise, Handel, Gelehrsamkeit und Kriegsmacht der Trapezuntier.

Die Griechen von Trapezunt schildert Eugenicus im Allgemeinen als schlank und schön gebaute Menschen, mit dauerhafter Gesundheit und hochherzigem Gemüthe begabt. Der milde Himmelsstrich, die Lage der Stadt und die reine Bergluft, sagt er, bringen diese Wirkungen hervor. Einen anderen Grund für das schöne kaukasische Blut der Trapezuntier findet er in der Natur der dortigen Brunnen, deren Wasser nicht nur durchsichtig und kühle, sondern auch so wohlschmeckend und heilsam seyen, dass sie häufig allen anderen Heilmitteln den Rang streitig machen. Aus mehreren Begebenheiten der vorangegangenen politischen Geschichte kann man ersehen, dass Eugenicus nicht Unrecht hat. Die Schönheit der trapezuntischen Jugend, besonders der kaiserlichen Prinzessinen war in ganz Asien berühmt, und beschäftigte mehr als zwei Jahrhunderte lang die Verfasser romantischer Geschichten im Abendlande, und die Mährchen-Erzähler an den Höfen des Orients. Sogar die politischen Geschichten rühmen beinahe von jedem trapezuntischen Individuum, von welchem in den Begebenheiten die Rede ist, eine ausgezeichnete Wohlgestalt, bei Jünglingen nicht weniger als bei den Töchtern des Landes. Nicht nur aus Konstantinopel und den benachbarten Wohnsitzen turkmanischer Emire und Kaukasier, sondern auch aus Servien, Mitylene und dem weit entlegenen Mesopotamien und Persien erschienen Fürstensöhne als Freier im Palaste der Gross-Comnenen.

Zerstreute Angaben bei Laonicus, Ducas und Phranzes, so wie mehrere italienische Reisebeschreibungen, und insbesondere Panaretos's Palastchronik nennen uns Regentenfamilien aus allen den benannten Ländern mit dem Hofe von Trapezunt verschwägert. Und der berühmte Roman „*Calloandro*“ des Genuesers Marini ist in seiner ursprünglichen Anlage ganz aus Thatsachen geschöpft, und lässt sich nach Entkleidung der Hülle, mit welcher ihn die Phantasie des Dichters ausgeschmü[illegible]t, auf einen historischen Kern zurückführen. Die Natur des Landes, die Sitte der Bewohner und sogar jene politischen Umwälzungen, die beinahe nach jedesmaliger Erledigung des Thrones durch den Ehrgeiz der Grossen erregt wurden und fremdem Einflusse die Thore öffneten, finden wir in demselben mit einer Wahrheit geschildert, die bei dem Verfasser eine genaue Kunde des inneren Zustandes von Trapezunt voraussetzet. *)

---

*) Als Belege soll nur Eine Stelle hiehergesetzt werden: *Da un ragionamento in altro passando, intese Calloandro esser morto di fresco l' Imperadore Orcane, e percio sovrastare in Trabisonda fieri ravvolgimenti, se la Principessa Leonilda tosto non tornasse ad acchetarli col valore e con la presenza. Esservi il Turcomano Safar guerriero di valore, e Principe di gran stato, che per merito di amore e di fortuna degno parea sopra di ogni altro di ottener Leonilda per sua consorte. Che il Principe di Cusa pretendea l'Imperio, in caso che Leonilda mancasse, e come cugino del Imperadore, e come fomentato per disegni suoi da Brandilone il temuto. — Li Cortigiani, diceva il vecchio, non sapendo novella di Leonilda si stan neutrali ad aspettarla con desiderio: e queste fazioni son si possenti, che quasi perdono il rispetto alla Imperatrice Tigrinda, che dissimulando prudentemente aspetta il ritorno della figliuola, col valore della quale spera metter freno agl' inconvenienti. Lanciansi sovente motti il Turcomano, Brandilone il Tartaro, ed il Principe di Cusa, e già sono i loro animi cosi inaspriti, che v' è gran dubbio non passin da' detti ai fatti, e qualche gran tumulto sene solleri.*

Calloandro parte I. lib. 2. pag. 125. Bassano 1786.

Es gab vielleicht niemals ein Land, welches mehr geeignet gewesen wäre, Stoff für Rittergeschichten und Abenteuer zu liefern, als das trapezuntische Kaiserthum. Es war weit entlegen, unbekannt, nahe an der furchtbaren Bergkette des Kaukasus, vom Meere bespült; durch Gebirge, Kastelle, Höhlen und Abgründe verschlossen; dabei fruchtbar und von schönen Menschen bewohnt; und dieses alles in einem Zeitalter, wo die Welt vom Euphrat bis an die Gebirge von Asturien mit fahrenden Rittern und Abenteurern erfüllt war. Die Kreuzritter aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hatten auf den syrischen Küsten die dunkle Sage gehört von einem mächtigen und reichen Herrscher von Trabisonda im innersten Griechenlande. Schiffer aus Genua, und Wanderer, die aus dem äussersten Morgenlande heimkehrten, verbreiteten zuerst nähere Kunde von diesem Reiche in Europa; erzählten wunderbare Sagen über Gefahren zu Wasser und zu Lande, die dem Waller auf der Fahrt nach diesen entlegenen Küsten begegnen; rühmten aber zugleich auch die Fruchtbarkeit und Stärke des Landes, in welchem es Weinranken gäbe, die man kaum umfassen könne; Gärten, deren Grün nimmer erblasse; und Burgen auf waldichten Hügeln, deren Zinnen und Thürme von Geistern bewacht seyen; und erweckten eben dadurch von der unübertrefflichen Schönheit der Töchter des Landes, und von dem Glanze des Gross-Comnen'schen Palastes die ausschweifendsten Vorstellungen. Dadurch wurde Trapezunt in der Sagengeschichte, und in der feurigen Einbildungskraft der italienischen und provençalischen Völker eines der berühmtesten Reiche des Morgenlandes und der Sammelplatz der blühendsten Jugend Asiens.

Man wird sich daher leicht erklären, wie Marini zu Genua, der Quelle und der Heimat aller trapezuntischen Rittergeschichten, ganz im Geiste jener Zeiten schreiben konnte: *Vago quindi di tragittarsi ne' più floridi regni dell' Asia sali sopra una nave che alla volta di Trabisonda veleggiava. Col Capitano di essa* *trattenevasi sovente Poliarte pel cammino, e fra l' altre intese da lui gran cose intorno alla beltà dell' Infante Tigrinda figliuola dell Imperadore di Trabisonda, la fama di cui sovrani pregi traeva in quella corte si gran copia di Cavalieri, che la rendea la più fiorita di tutta l'Asia; — Esser non può se giungne il sole alle vostre parti, che ivi si taccia di ella: al meno tutta l'Asia per lodar la sua bellezza è fatta d'un sol linguaggio, ne si par degno di esser Principe, chi volontariamente non è suo suddito.* *)

Dass aber diese Schilderung nicht ein Produkt der Phantasie, sondern aus der Wirklichkeit entlehnt sey, beweiset eine Stelle im Leben Usun Hassan's hinlänglich, in welcher von der berühmten Prinzessin Despina-Chatun, der Tochter Johannes IV. geradezu behauptet wird, sie habe nach der allgemeinen Meinung des Orients unter allen weiblichen Wesen damaliger Zeit den Preis der Schönheit davongetragen. **) Ebenso übertraf Eudocia, Tochter Alexis III., obwohl Wittwe eines turkmanischen Fürsten und Mutter mehrerer Kinder, alle ihres Geschlechtes so sehr an Schönheit, und machte auf den konstantinopolitanischen Kaiser Johannes Paläologus einen solchen Eindruck, dass er sie ungeachtet seines hohen Alters und der unerträglichen Podagraschmerzen, die er sich durch Ausschweifungen zugezogen hatte, seinem Sohne Manuel abnahm und für sich behielt.

Ueber die Volkszahl der einzelnen Städte, so wie des Kaiserthums im Allgemeinen während der verschiedenen Epochen seiner Grösse, könnte man nichts anderes als Vermuthungen aufstellen, die um so gewagter erscheinen müssten, da man zu Trapezunt und in der ganzen übrigen byzantinischen Welt eben so wenig als in den muhammedanischen Reichen Asiens genaue Volkszählungen vorzunehmen gewohnt war. Eugenicus und Bessarion, die über den inneren Zustand des Reiches sehr merkwürdige Aufschlüsse geben, melden nur über diesen Punkt nichts; und von Finanz-Registern, Steuer-Rollen, so wie von dem ganzen, wohlverwahrten und gut geordneten Archive ist nichts auf unsere Zeiten gekommen.

---

*) Calloandro Parte I. pag. 29 et 32.

**) Ramusio, Tom. 2. Fol. 84. verso.

Wenn es wahr ist, was Peyssonel in seiner Geschichte über den Handel des schwarzen Meeres angibt, dass Trapezunt, die alte Hauptstadt, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch an die 100,000 Einwohner gehabt habe: so muss sie zur Zeit politischer Freiheit unter der Kaiser-Regierung von einer ungleich grösseren Menge bewohnt gewesen seyn, ungeachtet der Feuersbrünste und der pestartigen Seuchen, welche besonders im vierzehnten Jahrhunderte unter den Einwohnern die grausamsten Verheerungen anrichteten. Denn nicht weniger als viermal wüthete die Pest zwischen den Jahren 1341 und 1382 in dieser volkreichen Stadt; und eben so oft wurde sie zwischen 1310 und 1341 theilweise oder ganz in die Asche gelegt; besonders im letztgenannten Jahre; in welchem durch die bürgerlichen Unruhen unter Irene I. die Vorstädte, die ganze untere Stadt und selbst die äussere Acropolis, oder Alt-Trapezunt, von der wüthenden Flamme gänzlich verzehrt wurden, und unzählige Menschen und Thiere zugleich den Untergang fanden. *) Nur die kaiserliche Burg mit den Nebengebäuden auf der hohen Plattform blieb verschont; das Uebrige bildete nur *eine* Ruine. Die Schnelligkeit, mit welcher die wiederholt eingeäscherte Stadt aus dem Schutte emporstieg, beweiset hinlänglich, dass die Häuser grossen Theils nur von Holz gezimmert waren, wie die Wohnungen der trapezuntischen Landbewohner auf der Ebene sowohl als im Gebirge. Die Waldungen von Kolchis waren eine unerschöpfliche Vorrathskammer an Bauholz jeder Art. Und schon Xenophon fand in der Umgegend von Trapezunt Burgen, Schanzen, Brustwehren und Streitthürmchen von Holz, und die

---

*) *Ἐκαύθη ὅλη ἐντὸς καὶ ἐκτός.* Panaretos Mss. Fol. 292. verso.

Bewohner eines ganzen Districts in der Gegend von Kerasunt erhielten den Namen *Mosynoeken*, d. i. Bewohner von Holzhäusern.

Dass aber Trapezunt ungeachtet der grossen Unfälle bis zum Verlurst der Freiheit blühend, reich, und stark bevölkert war, lag ausschliesslich weder in der natürlichen Fruchtbarkeit des Landes, noch in der Gewerbthätigkeit der Bewohner; sondern im Gange des ostindischen Welthandels, von welchem ein reicher Strom durch die Hauptstadt der Comnenen rann, und die üppigste Lebensfülle mitten unter den Stürmen bürgerlicher Unruhen und den Brandfakeln der Turkmanen und Georgier emportrieb, und die von der Pest verödeten Plätze augenblicklich mit neuen Schaaren anfüllte. Derselbe Indische Handelsstrom, der einst die prachtvollen Städte Seleucia und Ctesiphon, Cufa und Bassora, Ispahan und Tauris wie durch Zauberschlag aus den Sandwüsten von Babylonien und Iran hervorrief, übermannte auch zu Trapezunt die Wuth der Menschen und der Elemente. Trapezunt war ein Emporium, ein Stapelort, eine Hauptniederlage, und neben Caffa und Tana, der Mittelpunkt des damaligen Welthandels. *) Was die ostwärts vom schwarzen Meere bis Indien und China gelegenen Länder Asiens an kostbaren Waaren darboten, lag in den Magazinen und im Bazar von Trapezunt aufgeschichtet; und die Schiffe aller Völker der abendländischen Reiche erschienen an den Comnen'schen Küsten um die Reichthümer des Morgenlandes gegen Produkte des Abendlandes einzutauschen. Goldstoffe aus Bagdad und Kahira, Seiden- und Baumwollengewebe aus Indien und Sina (*σῆρ νήματα τῶν Σινῶν*); Perlen und Edelsteine aus Golconda und Ceilan; Tücher aus Cilicien, Flandern und Italien; Glas- und Stahlwaaren aus Deutschland; Hanf und Honig aus Mingrelien,

---

*) *Τινὸς ἐργαστηρίου κοινοῦ ἢ ἐμπορίου τῆς οἰκουμένης ἁπάσης ἡμῖν οὔσης τῆς πόλεως.*

Bessarion, *περὶ Τραπεζοῦντος*. Msc. fol. 142.

Getreide aus dem taurischen Chersones, Scharlach aus Florenz; und überhaupt alles, was aus den Werk- und Kunststätten von Pisa, Venedig und Florenz hervorging, füllte den Markt von Trapezunt. Das Zusammenströmen von Fremden war ausserordentlich; eine grosse Anzahl derselben schlug ihren Wohnsitz daselbst auf; und alle Sprachen, Kleidertrachten und Religionen der Handel treibenden Völker von Asien und Europa konnte man nach Bessarion auf dem Bazar gleichzeitig mit den Einheimischen unterscheiden.

Genueser und Venezianer spielten unter den europäischen Nationen die erste Rolle in der Comnenen-Stadt. Ueber die Zeit ihrer Niederlassung daselbst wird in den Schriften beider Völker gestritten; doch scheint sich die Wagschale auf die Seite der Genueser zu neigen, da Caffa früher als das venezianische Tana entstand, und Genua früher als Venedig den bekannten Handels-Vertrag mit Kaiser Alexis II. geschlossen hat. Erst im Jahre 1319 vermochten es die Venezianer, gleiche Privilegien und Handelsrechte, wie ihre Nebenbuler, in Trapezunt zu erwerben. Eine lateinische Kopie der von dem Gross-Comnen damals ausgefertigten Urkunde liegt heute noch im Archiv zu Venedig. Das Original ist verloren. Den Venezianern ward gestattet, in allen dem Kaiser unterworfenen Landschaften, Städten und Kastellen mit voller Sicherheit der Person und des Eigenthums Handel zu treiben unter der Bedingung, dass sie dieselben Abgaben und Zollgebühren bezahlten, welche im Handelstraktate mit den Genuesern festgesetzt waren. Demzufolge hatten sie für jede Saum-Ladung Waaren, die zur See eingeführt und nicht im Lande selbst abgesetzt wurden, 20 Aspern in trapezuntischer Währung Transito-Gebühr zu bezahlen. *) Von Waaren, die dem Gewichte

---

*) Asper, ἄσπρον (Weisspfenning) ist eine griechische Silbermünze, von welcher 60 Stücke einen Thaler courant, und 20 Stücke 36 kr. im Vierund zwanzig Gulden Fusse ausmachen.

unterlagen, musste der Käufer, wenn er nicht Venetianer war, drei Prozent, und für das Wägen anderthalb Prozent, so wie der Verkäufer erlegen. Wurden sie aber nicht gewogen, hatte nur der Verkäufer die besagten Gebühren zu entrichten. Waren aber beide Contrahenten Venetianer, mussten sie im Falle des Abwägens beiderseits 1½ Prozent geben. Handelsgegenstände, die nicht abgewogen wurden, waren im letztgenannten Falle frei von jeder Contribution. Colli, die nicht aufgelöset wurden und unverkauft liegen blieben, bezahlten ebenfalls nichts. Gold, Silber, Perlen, Gürtel und sogenannte kurze Waare durfte man ein und ausführen oder auch im Lande selbst verkaufen ohne etwas Weiteres zu erlegen, als die 20 Aspern für jede Saum-Ladung (soma).

Kaufleute, die zu Lande das trapezuntische Gebiet betraten, zahlten 12 Aspern Eingangsgebühren für die Ladung und ein Procent für Alles was sie verkauften. Kaufte *ein* Venezianer von anderen Gold- oder Seidenstoffe, war ein Procent zu entrichten. Kamen Ausländer in Gesellschaft mit Venezianern in das Land, mussten sie die herkömmliche Fremden-Taxe an die Privat-Kasse des Kaisers erlegen. Letztlich wurde der venezianischen Nation noch ein Raum von 227 Schritten bewilliget um eine Kirche, Häuser und Waarenbehältnisse zu bauen. Italienische Geistliche oder Franziskaner-Mönche durften den Gottesdienst nach lateinischem Ritus besorgen; und der Representant der Nation (Bailo) hatte gleich dem zu Konstantinopel die Befugniss, Edelknaben, Domestiken und eine Musikbande in seinem Palaste zu halten. *)

Die Trapezuntier selbst machten keine lange Seefahrten. Ihr vorzüglichster Verkehr beschränkte sich auf Commissions-Handel und Küstenfahrt zur Versorgung benachbarter Länder mit einheimischen Producten, besonders mit Wein und eingesalzenen Fischen. Weiter als bis nach Kaffa und Konstantinopel haben sich ihre Fahrzeuge niemals gewagt. Es strömten ja, wie einst nach Babylon und Alexandria, die fremden Völker Schaarenweise in die Stadt der Trapezuntier; brachten die Reichthümer der Erde, kauften, verzehrten, verführten die Erzeugnisse inländischer Kultur und Gewerbsbetriebsamkeit; besonders aber gestickte Kleider und buntfärbige Zeuge aus Leinen von Rhizäum, Wolle und Seidengespinnst, in deren Verfertigung die Bürger von Trapezunt einen hohen Grad von Kunstfertigkeit besassen. *)

---

*) Liber Pactorum. Msc. Archiv. Venet.

Reiche und Müssiggänger vertrieben die Zeit mit Reiten, Jagen, mit Schach-, Maille- und anderen morgenländischen Spielen, durch Besuchung der Ringschule und Schauspielhäuser. Der Glanz des Hofes zog nicht nur fremde Ritter und Abenteurer herbei; auch gymnastische Künstler aus entlegenen Ländern erschienen, um die Bürger und die kaiserliche Familie mit ihren Vorstellungen zu belustigen. Unter Alexis II., vor dem Ausbruche der grossen Unruhen, kam eine solche Gesellschaft aus Egypten, nachdem sie alle Höfe des Orients und der kaukasischen Länder besucht hatte, nach Trapezunt, wo sie mit Seiltanzen, Bereiter- und Balancier-Künsten solches Erstaunen erregten, dass ihnen Nicephorus Gregoras, der sie später zu Konstantinopel gesehen hatte, ein Kapitel in seinen byzantinischen Geschichten widmete, in welchem er mit grösster Genauigkeit alle ihre Bewegungen zu beschreiben der Mühe werth achtet. **)

Was die Sprache des Umgangs und täglichen Verkehres betrifft, sollen die Bewohner der Hauptstadt sowohl als der übrigen hellenischen Städte und Küstenorte des Reichs einen eigenthümlichen und sehr verdorbenen Dialect gesprochen haben. Am Hofe dagegen und in amtlichen Aufsätzen und öffentlichen Urkunden herrschte im vierzehnten Jahrhunderte noch eine schöne griechische Diction (*φράσις ἐλληνικωτάτη*), wie Johann-Comnen der Arzt, aus der früher angezogenen Stiftungsurkunde des Klosters St. Dionysius auf dem Athos ersehen haben will. *) Dürfte man aber aus dem Stile der Palastchronik, die gleichwohl von dem Geheimschreiber und Höfling Alexis's III. verfasst wurde, die Sprache des Hofes selbst beurtheilen: so wäre sie freilich sehr weit von der Schönheit und Eleganz der alt-griechischen Welt entfernt, und nicht einmal mit der Diction des gleichzeitigen Hof-Chronikenschreibers Nicephorus Gregoras von Konstantinopel zu vergleichen gewesen. Denn lazische, persische, türkische und italienische Ausdrücke und Wendungen, die der kaiserliche Chronist so häufig einfliessen lässt, berechtigen uns nicht ohne Grund zu glauben, dass wenigstens in den letzten Zeiten des Reiches, wo Kultur und politische Kraft in gleichem Maasse gesunken war, selbst der Hof und die vornehmsten Familien der Hauptstadt die Reinheit des griechischen Ausdruckes verloren und jenes Gemisch geredet haben, welches italienische Reisebeschreiber aus jenem Zeitalter das trapezuntische Griechisch, *lingua greca Trabesontia* zu nennen pflegen. Wenigstens versichert uns ein Venezianer, der öfters mit den Töchtern der comnen'schen Princessin Despina Chatun gesprochen hat, ausdrücklich, die Unterredung sey in trapezuntisch-griechischem Dialecte gehalten worden. **) Auch in den romantischen Erzählungen bei Marini kommt der Ausdruck *linguaggio di Trabisonda* häufig vor und wird als eine von dem konstantinopolitanischen Griechisch verschiedene Mundart bezeichnet. Wissenschaftlich gebildete Männer, wie z. B. Bessarion, Manuel, Amyrutzes und andere, die ihren Geist mit den klassischen Mustern des Alterthums nährten, machten von diesem allgemeinen Verfall der guten Redeweise freilich eine rühmliche Ausnahme.

---

*) Eugenicus, Mss. fol. 181.

**) Nic. Greg. cap. VIII. p. 214.

Dass echter Gräcismus im trapezuntischen Reiche noch eher verschwand, als zu Konstantinopel, ist leicht zu begreifen, wenn man die Lage, die Handelsverhältnisse und die politische Stellung jener Küsten betrachtet.

---

*) Descriptio Montis Atho apud Montfauc. Palaeograph. pag. 476.

**) Ramusio, tom. II. pag. 85.

Es ist eine bekannte Wahrheit, dass die Sprachen mit der politischen Grösse und Freiheit der Völker gleichen Schritt halten, mitblühen und verwelken. Nun aber ging damals die griechische Nation in Europa und Asien mit raschen Schritten ihrem Untergange entgegen. Die fränkischen Völker von der einen, und die Türken von der anderen Seite bedrängten, besiegten, zertraten sie zu Wasser und zu Lande unausgesetzt, und hatten endlich in ihr das Bewusstsein völliger Ohnmacht und Rettungslosigkeit hervorgebracht. Eine Nation — auf diesem Punkte angekommen — erleidet unmerklich eine völlige Revolution in ihrer bisherigen Art zu denken, zu schreiben und zu handeln. Es wird gleichsam Bedürfniss, sich so auszudrücken, wie der Sieger, besonders in Dingen, die das Kriegs- und Seewesen, Civileinrichtung und Hofämter, Kunsterzeugnisse und Lebensweise betreffen. Man erfindet nicht mehr, man nimmt von dem Fremdling, wie die Sache, so ihre Benennung.

Gegen den Genius der altgriechischen Rede heisst desswegen *Burg*, *Residenz*, bei Michael Panaretos, dem Geheimschreiber, nicht mehr ἀκρόπολις oder τὰ βασίλεια, wie ehemals; sondern κάστρον, oder κοῦλα-ς, weil er diese Dinge von den Abendländern *castron* und von den Türken قلعه (*Kulah*) nennen hörte. Den Vorsteher eines Schlosses oder einer Provinz nennt er nach dem türkischen Worte پاشا (pascha), κεφαλή; und bildet ein neues Verbum κεφαλαττικεύω, *ich bin Haupt*, *Pascha*, *Befehlshaber*. Die Barke heisst bei ihm βάρκις, das Gezelt τέντα, die Reiterei στρατὸς καβαλλαρικός; und der Reiter καβαλλάριος; die Wohnung ὀσπίτιον oder τό σπήτιον; die kaiserliche Garde zu Pferd τὸ ἀλάγιον βασιλικόν; der Oberst-Ceremonienmeister ἀμυρτζαντζος, (امير چاوش *Emir-Tschausch*). *Einen Streifzug machen*, *oder zu Pferde durch die Gassen einer Stadt sprengen*, zum Zeichen dass man Sieger ist, nannte der Trapezuntier κοῦρσον κουρσεύειν nach dem Sprachgebrauche der italienischen und katalonischen Abenteurer - Compagnieen, welche in den Kriegen damaliger Zeit eine besondere Berühmtheit erlangt, und unter andern auch dem Kaiser Andronicus von Konstantinopel gegen die Türken; so wie mehrern trapezuntischen Monarchen zur Zeit des grossen Kampfes gegen den Feudal-Adel Dienste geleistet hatten. Den Platz zum Maille - Spiele endlich, bei welchem der Gross - Comnen Johannes I. das Leben verlor, nannte man zu Trapezunt *Τζυκανιστήριον* oder *Τζευκανιστήριον*, welches ein rein persisches Wort ist und in der Ursprache چوکان *Tschevkan*, Maille-Spiel, geschrieben wird.

Perser kamen zur Zeit Justinians in das Land, und auch später noch nahmen Flüchtlinge aus persischen Ländern bei den beständigen Umwälzungen und Verfolgungen der zoroasterschen Feueranbeter durch muhammedanische Landesherrn häufig ihre Zuflucht auf die trapezuntischen Küsten, wo sie auf Sitte, Religionsbegriffe und Aberglauben der Einwohner, nach Angabe des Gregoras, bedeutenden Einfluss hatten. *)

Vermögliche und altadeliche Familien liessen ihre Kinder sorgfältig unterrichten, und sorgten, sobald der Knabe das zwölfte

---

*) *Ὅποσοι Κολχίδα Περσῶν ἀπόσπαδες οἰκοῦσιν.*

Niceph. Greg. lib. 9. cap. 9.

Mönchs - Kolonieen verbreiteten das trapezuntische Griechisch tief in das Innere gegen das tzanisch - armenische Hochgebirg hinauf. Wenigstens gaben die Waldbewohner ungfähr eine Tagreise weit von der Küste den Bäumen griechische Namen, wie Tournefort sagar zu seiner Zeit noch gefunden hat. *Les gens du pays appellent πεῦκος les sapins ordinaires, qui ne diffèrent en rien de ceux qui naissent sur les Alpes et les Pyrenées; mais ils ont conservé le nom d' Ἐλάτη pour une autre belle espèce de sapin, que je n'avois vu encore, qu' autour du Monastère.* (Tournef. let. 17.) In dem Thale von Grezi und einigen Kantonen südöstlich, die im dreizehnten Jahrhunderte gleichfalls noch zu Trapezunt gehörten, wurde ein armenisches Patois gesprochen, welches Cirbied das Isperische und Kheldirische nennt. Cirbied, gramm. Armen. pag. XIX.

Jahr erreicht hatte, häufig schon für eine künftige Braut, wie aus der Biographie des trapezuntischen Kirchen-Heiligen, Dorotheus, und aus vielen Stellen der Palastchronik zu ersehen ist.*)

Ueber den Zustand der Wissenschaften im *Allgemeinen*, so wie über die einzelnen Leistungen der Gelehrten dieser Kaiserstadt ein vollgültiges Urtheil zu fällen, hat seine eigenthümlichen Schwierigkeiten. Dass sich eine eigene Literatur daselbst gebildet, und nach Vorgang der Politik eine von der konstantinopolitanischen Schule wesentlich verschiedene Richtung genommen habe, muss man mit Recht bezweifeln, da einerseits die trapezuntische Dynastie mit allen Geschlechtern von höherer Bildung aus Konstantinogel ausgegangen; anderseits aber die Schwierigkeit, dem menschlichen Geiste neue Bahnen zu brechen und ihn von der altherkömmlichen Strasse abzulenken viel grösser ist, als den Faden politischer Abhängigkeit zu zerschneiden. Zwar fand Eugenicus, der Lobredner, Stadt und Gegend von Trapezunt für Pflege der Wissenschaften besonders günstig. Die Einsamkeit im Schatten der Gärten, schreibt er nach seiner Art, das weiche Gras, die murmelnden Brunnen, das Säuseln der Blätter und der reine Aether, den man dort einathmet, seyen für geistige Beschäftigungen besonders vortheilhaft.**) Ohne zu bestimmen, wie viele Macht die natürlichen Reize des Landes über den Geist der Eingebornen ausgeübt haben, ist immerhin so viel gewiss, dass die Gross-Comnenen die ihrem Hause angeborne Liebe für Gelehrsamkeit und nützliche Kenntnisse in den neuen Sitz ihres Reiches übertragen, und Männern, die das Gebiet des menschlichen Wissens zu erweitern strebten, nicht nur eine Freistätte in ihrem Pallaste eröffnet, sie ihres Umganges gewürdiget und ausgezeichnet; sondern auch reichliche Unterstützung an Gelde haben zufliessen lassen, um fremde Länder zu besuchen und scientifische Vorzüge ausländischer Nationen auf den heimischen Boden zu verpflanzen. Und dieses thaten sie selbst in den sturmvollen Zeiten ihrer Herrschaft, bedrängt vom Feinde, mitten unter Palastrevolutionen und zahllosen Unfällen, die ihre Hauptstadt und ihre Familien trafen. Bei allen seinen Fehlern, Schwächen und Selbstvergessenheiten schien dieses edle, aber unglückliche Fürstenhaus doch niemals zu vergessen, was ein Regent dem menschlichen Geiste, und ein König der Hellenen dem alten Ruhme dieses Volkes schuldig sey. Nicht etwa Eingeborne allein, sondern ohne Unterschied auch Fremdlinge aus Konstantinopel und anderen Gegenden des europäischen Griechenlandes fühlten die Wirkungen der kaiserlichen Grossmuth.

---

*) Bolland. Acta. SS. Mens. Jun. Tom. I. pag. 594. — Michael Panaretos passim.

**) Eugenicus, Mss. Fol. 182. v.

Als Beweis diene, was Georg Chrysokokkas in der Vorrede zu seinem Commentar über das astronomische System der Perser (*ἡ Σύνταξις τῶν Περσῶν*) an seinen Bruder Johannes Charsianites schreibt. Choniades, ein Grieche aus Konstantinopel, sagt er, verpflanzte diese Syntaxis zuerst aus Persien nach Griechenland. Seine Reise dahin ging über Trapezunt, wo er dem Gross-Comnen sein Vorhaben mittheilte, und von demselben sodann mit grösster Auszeichnung behandelt und zur Ausführung seines Vorhabens reichlich mit Geld unterstützt worden ist. *)

Wie zu Konstantinopel beschäftigten sich auch zu Trapezunt wie es scheint, nur Mönche und Hofleute mit der Literatur, die sich weiter als über das Gebiet der Dogmatik, Meditation und

---

*) *Εἰς Τραπεζοῦντα δ' ὡς ἐν παρόδῳ ἐλθὼν καὶ τῷ μεγάλῳ Κομνηνῷ ὁμιλήσας χρόνον συχνὸν, εἶτα καὶ τὰ τοῦ πράγματος κοινωσάμενος, μεγίστης ἠξιώθη κηδημονίας· πολλὰ γὰρ παρ' αὐτοῦ λαβὼν ἀναλώματα εἰς Περσίδα ἀφίκετο.*

Τοῦ σοφοτάτου ἰατροῦ τοῦ Χρυσοκοκκῆ ἐξήγησις εἰς τὴν Σύνταξιν τῶν Περσῶν. Codex Mss. graec. Nro. 309. Fol. 41. Venet.

Liturgie damals selten erstreckte, indem der Nationalstreit über den Ausgang des heil. Geistes die römische und griechische Kirche während der ganzen Dauer des trapezuntischen Kaiserthums verwirrte. Wenigstens schrieb Theodulus, Erzbischof von Trapezunt, vorzüglich Legenden der Heiligen, Kirchengesänge und Tagzeiten, wie er selbst eingesteht. *)

Der berühmte Bessarion kündigte sich zwar in der Kirchen-Versammlung zu Florenz als Mann von Geist und klassischer Bildung an; widmete aber sein ganzes Talent dem Studium der Dogmenlehre, als dem einzigen Wege, der unter den theologischen Kaisern von Konstantinopel und Trapezunt zu Ehren-Stellen und Reichthümern führte. Von einem so gelehrten und vielseitig gebildeten Manne hätte man allerdings erwarten sollen, er werde seinen Scharfsinn auf Erforschung und Begründung der Geschichten seines Vaterlandes eben so warm und bereitwillig verwenden, als auf Widerlegung des griechischen National-Dogma's über den Ausgang des heil. Geistes. So aber fand sich in seiner reichen Sammlung griechischer Handschriften unter den von ihm selbst verfassten Werken nur eine einzige Abhandlung über seine Vaterstadt, worin die Schönheit ihrer Lage, die Pracht des kaiserlichen Palastes; Reichthum, Handelsverkehr, National-Vorzüge und uralte Berühmtheit der Trapezuntier, so wie ihr Wachsthum und Glück unter der Gross-Comnen'schen Kaiser-Dynastie in einem blühenden, aber lobrednerischen Style geschildert werden. Und wenn man nun vollends bedenkt, dass er sich zu Florenz in seiner Anrede an den Papst und die versammelten Väter in Gegenwart des byzantinischen Imperators scheute, den Kaiser von Trapezunt namentlich unter den Fürsten anzuführen, welche durch die Bemühungen und Kosten des römischen Hofes die Versammlung besucht oder doch beschickt haben: so kann man ihm vielleicht

---

*) Leo Allatius, Tractat de Nilis. cap. 20.

nicht ganz mit Unrecht wegen seiner geringen Anhänglichkeit an das Vaterland Vorwürfe machen. *)

Georgius, mit dem Zunamen der Trapezuntier, einer der Wiederhersteller des klassischen Studiums der Griechen, und Zeit-Genosse Bessarions (beide blühten im 15ten Jahrhundert), ist diesem an reeller Bildung wo nicht vorzuziehen, doch wenigstens gleichzustellen. Allein das Verdienst, diesen ausgezeichneten Mann hervorgebracht und gebildet zu haben, gehört nicht der Schule von Trapezunt; indem er auf Kandia, wohin sein Vater gezogen war, geboren und zu Konstantinopel unterrichtet worden ist. **) Es scheint beinahe, dass Alles, was Talent und Ehrgeiz besass, von der Comnenenstadt nach Konstantinopel wanderte, um an dem Hofe des Patriarchen und der Paläologen, die noch immer die gelehrtesten und gebildetsten Fürsten der Christenheit waren, ihr Glück zu machen. Die Gross-Comnenen hatten wenige hohe kirchliche Würden zu vergeben und höchstens nur auf Besetzung des erzbischöflichen Stuhles ihrer Residenzstadt einen unmittelbaren Einfluss. Ihr Land konnte daher jungen und aufstrebenden Männern keinen hinreichenden Spielraum darbieten.

Dass man zu Trapezunt auch Philosophie betrieben und folglich gedacht habe, ist wenigstens Ein Beweis vorhanden an Amyrutzes dem Peripatetiker, welcher den Erzbischof und die weltlichen Gesandten des Kaisers nach Florenz begleitet, aber nachher gegen das Concilium geschrieben und beim Untergange seines Vaterlandes gar noch den Islam angenommen hat, wie Leo Allatius und Dorotheus von Monembasia erzählen.

Neben den theologischen Studien wurden von den Gelehrten des Landes, wie es scheint, die historischen am meisten betrieben. Denkwürdigkeiten über die Schicksale des menschlichen Geschlechtes im Allgemeinen, so wie über Staatsverfassung einzelner Völker insbesondere waren, nach Bessarion, in der Palast-Bibliothek der Comnenen neben vielen anderen Schriften hinterlegt. *)

---

*) Horat. Justiniani Acta Concil. florent. apud Harduin. tom. IX. p. 760.

**) Leo Allatius Diatribe de Georgiis.

Hat nun diese Sammlung das Schicksal gehabt, mit eben derselben eifersüchtigen Geheimnissthuerei, wie die Handschriften der Paläologen zu Konstantinopel, von der türkischen Regierung verwahrt zu werden: so ist die Hoffnung nicht verloren, durch irgend einen günstigen Umschwung der Dinge diesen nunmehr über drittehalbhundert Jahre vergrabenen Schatz wieder zu gewinnen, und vielleicht das Dunkel einiger Maassen zu zerstreuen, welches bis auf den heutigen Tag über den Ländern von Kolchis sowohl als der umliegenden armenischen und kaukasischen Gebirge liegt. Dieser Vermuthung darf man um so eher Raum geben, da die Burg von Trapezunt nach der türkischen Eroberung lange fort Residenz des Kronnachfolgers blieb und als solche weniger dem Verfalle und der Zerstörung hingegeben wurde, als die Schlösser und Paläste anderer durch Muhammed II. oder seine Nachfolger vertriebener Fürsten. Ihre feste Bauart und abgesonderte Lage schützte sie auch nachher, als ein Beglerbeg mit drei Rossschweifen als Statthalter seinen Sitz daselbst aufschlug, vor der verheerenden Wuth der Janitscharen, die im Laufe des 17ten und 18ten Jahrhunderts durch gegenseitige Befehdungen die äussere Acropolis und die untere Stadt grossentheils zerstörten.

Aus den Schriften des obenbenannten byzantinischen Arztes Chrysokokkas erfahren wir, dass man zu Trapezunt auch Mathematik und Astronomie betrieben habe; da er in der Vorrede zum astronomischen Werke der Perser die Bemerkung einschaltet, dass Manuel, ein Priester aus Trapezunt, sein Lehrer in dieser

---

*) *Ὑπομνήματά τε τῆς ὅλων γενέσεως καὶ ὡς τὴν ἀρχην ἄνθρωπος γέγονε γενόμενός τε ὡς τὰ καθ' αὐτὸν ἐπολίτευσεν.*

Bessar. *εἰς Τραπεζ.* Mss. Fol. 163.

Wissenschaft gewesen sey. *) Der trübschwärmerische Geist jenes Zeitalters, so wie der abergläubische und muthlose Character der damaligen Griechen lenkte sie vorzüglich zur Sternkunde und der enge mit derselben verbundenen Astrologie, welche letztere nirgends auf der Erde von jeher eifrigere Verehrer gefunden hat, als in den Reichen des Morgenlandes, und nachher in den Palästen vornehmer Griechen von Konstantinopel und Trapezunt. Das Gefühl ihrer Rettungslosigkeit vor dem sichtbar nahenden Untergang der National-Selbstständigkeit zog ihr Gemüth und ihre Blicke von der Erde zu dem gestirnten Himmel hinauf, ob etwa nicht in den Bewegungen jener leuchtenden Sphären Wiederkehr des entflohenen Glückes verkündet werde. Der krasseste Aberglaube hatte daher nicht etwa nur das gemeine Volk, sondern auch die höheren Klassen durchdrungen, ja sogar im kaiserlichen Palaste Eingang gefunden. Eine vierständige Sonnenfinsterniss im Jahre 1337 erzeugte einen solchen Schrecken unter den Bewohnern der Hauptstadt, dass sich allgemeiner Aufruhr erhob, und mit Steinen nach dem Kaiser geworfen wurde, von dessen ruchlosem Lebenswandel man glaubte, dass er den Zorn des Himmels gegen das Land gereizet habe. Eben so gross war der Schrecken des Hofes selbst, als im Monat Mai 1362 abermals eine solche Verfinsterung der Sonne eintraf, dass die Sterne um Mittagszeit zu leuchten begannen. Alexis III., seine Mutter Irene, Michael Panaretos sammt den Archonten, die sich eben am Hoflager befanden, warfen sich vor den Altären einer Klosterkirche nieder und flehten um Versöhnung der erzürnten Gottheit. **) Wahrsager, Zeichendeuter und andere Gauk-

---

*) *Διδασκάλῳ χρωμένῳ τινὶ ἱερεῖ, ᾧ ὄνομα Μανουὴλ, πόλεως ὄντος τῆς Τραπεζοῦντος.*

Cod. Msc. 309. fol. 41. Bibl. St. Marc. Venet.

**) *Ποιήσαντες δεήσεις πολλὰς καὶ παρακλήσεις.*

Panaretos. Msc. fol. 300.

ler spielten bei Geburten der Kinder, bei jeder wichtigen Unternehmung und Vorfallenheit des Lebens, ja selbst bei Criminal-Untersuchungen eine wichtige Rolle, wie wir unter anderen aus einem von Frater Odoricus, dem Minoriten, aufbewahrten Beispiele ersehen können. *) Ein Liebling Alexis II. wurde umgebracht. Und da man den Mörder nicht entdecken konnte, nahm der Kaiser seine Zuflucht zu einem der vielen Gaukler seiner Hauptstadt, mit der Bitte, er möchte durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel den unbekannten Thäter ausfindig machen. Der Zauberer liess den Leichnam des Jünglings mitten auf den Burgplatz bringen, beschwor ihn in Gegenwart einer grossen Volksmenge mit seinen Zauber-Formeln und gab ihm dann etwas von Mehlkleien in den Mund. Darauf habe sich der Todte plötzlich aufgerichtet und angezeigt, von wem und warum er ermordet worden sey; und wie er diess gesagt hatte, sey er wieder entseelt zurückgesunken. **) Eben dieser Wundermann konnte durch seine magischen Künste, wie die Trapezuntier dem Odoricus erzählten und er selbst gesehen haben will, auch 2000 Rebhühner aus einem drei Tagreisen entfernten Schlosse in den kaiserlichen Palast und wieder zurückführen, indem er auf der Erde fortwandernd ihren Flug durch die Luft regierte.

Aehnliche Beispiele über den trapezuntischen Wunderglauben findet man auch in Schiltbergers alten Reisenachrichten aus dem 14ten Jahrhunderte; unter anderen die Legende von der Sperberburg, einem unbewohnten Bergschlosse zwischen Paiburt und Kerasunt. Die Sage hat aber so viele Aehnlichkeit mit den Geister- und Feen-Mährchen des abendländischen Volksglaubens, dass wir es für unnöthig halten, weitläufigere Meldung von ihr zu thun. Genug, dass wir aus dem bisher über geistige Cultur der Trapezuntier Gesagtem schliesslich zur Behauptung berechtiget sind: verkehrter Geschmack, religiöser und politischer Aberglaube habe alle Keime wissenschaftlicher Forschung über göttliche und menschliche Dinge zerstört; und Fürst und Volk, Priester und Mönch unter der Last allgemeiner Unwissenheit und Verfinsterung niedergedrückt.

---

*) Animos multiplex religio, et pleraque externa, invasit, novos ritus sacrificandi vaticinando inferentibus in domos, quibus quaestui sunt capti superstitione animi. Liv. lib. IV., cap. 30.

**) Viaggio del beato Odorico, fatto nello anno 1318. Ramusio Tom. II. pag. 245. Venet. 1574.

Bei feierlichen Veranlassungen trugen die Trapezuntier weltlichen Standes einen übereinander geschlagenen, bis an die Füsse hinabreichenden Leibrock aus Seidenstoff, mit einer breiten gewirkten Leibbinde; dann ein knapp anliegendes, mantelähnliches Oberkleid mit engen Aermeln und aufrecht stehendem Kragen. Den Kopf bedeckten sie mit einer ellenhohen runden Mütze, die oben breit auseinander ging und von Aussen mit grauem Pelzwerke oder rother Seide besetzt war. Die Geistlichen dagegen hatten schwarze Kopfbedeckung, wie die Mönche, und einen Mantel von himmelblauer Farbe mit weissen oder purpurnen Streifen von oben nach unten. Die Brust zierte ein Kreuz mit Reliquien. *) Die Gross-Comnenen selbst trugen als Zeichen der höchsten Würde purpurrothe Halbstiefel, und gewöhnlich hohe Mützen mit Marder-Fell besetzt und mit einem Busch von Kranichfedern geschmückt. **) Ueber die Form des Diadems und der kaiserlichen Gewänder bei feierlichen Aufzügen könnte nur das Bild Alexis III. im Kloster

---

*) Horat. Justinian. Acta Concil. florent. apud Harduin. Tom. IX. p. 699.

**) Estaban vestidos el Emperador é su hijo de pannos imperiales, é tenian en las cabezas sendos sombreros altos con unas plumas de grullas, é en los sombreros unos chapirotes de cueros de martas.
Clavijo. p. 83.

St. Dionys auf dem Berge Athos genügende Auskunft geben. *) Der Despotes, welcher den nächsten Rang am Kaiser hatte und gewöhnlich ein naher Verwandter desselben war, trug ebenfalls rothe Halbstiefel; aber rosenrothe Ueberkleider mit weissem Leibrocke. Die übrigen Hof-Beamten hatten schwarze Halbstiefel. Dem Kaiser wurde die morgenländische Adoration (*προςκύνησις*), wie den Imperatoren von Konstantinopel und dem Gross-Sultan von Ikonium erwiesen. In der Anrede bediente man sich der Ausdrücke: *Deine heilige*, *göttlichste*, *allerhöchste Majestät*; und Briefe begannen mit der Phrase: *Göttlichster Kaiser!* **) Der Hofstaat war zahlreich und glänzend. Vom Comes Palatii bis zum Despotes hinauf waren nach dem alten Hofzeremoniel von Konstantinopel, welches auch zu Trapezunt angenommen wurde, ein und neunzig Grade. Die Gross-Comnenen aber haben es, wie uns scheint, in einigen Stücken abgeändert und nach dem Muster der Pforte von Ikonium und Tauris umgewandelt.

Urkundlich kann man in der trapezuntischen Geschichte ausser dem Gross-Comnen nur folgende Reichswürden nachweisen: *Despotes*, *Pansebastos*, *Megas-Dux*, *Megas-Stratopedarchos*, *Megas-Domesticos*, *Protobestiarios*, *Megas-Logariastes*, *Παρακοιμώμενος* (Oberst-Kämmerer), *Megas-Conostaulos*, *Epicernis* (Oberst-Mundschenk), *Megas-Mesazon*, *Protospatharios*, *Emir-Tschausch*, *Tatas*, *und Protostrator*. Unter diesen führte der Protovestiarius die Aufsicht über die kaiserliche Schatzkammer, und hatte seine Benennung von dem Worte *βεστιάριον*, welches das altgriechi-

---

*) *Εὑρίσκεται καὶ εἰς αὐτὸ ἡ εἰκὼν τοῦ ἄνωϑεν Ἀλεξίου τοῦ Κομνηνοῦ ὡς ἦν ἐνδεδυμένος μετὰ τοῦ βασιλικοῦ διαδήματος, λίαν ἀξιοϑέατος.*
Montfaucon Descript. Montis Atho. pag. 794.

**) *Ἡ ἁγία, ϑειοτάτη, ὑψηλοτάτη σοῦ βασιλεία. ... — Θειότατε βασιλεῦ!*
Litt. Greg. Protosync. apud Leon. Allat. de Consensu etc. p. 953.

sche *ταμιεῖον*, *Schatzkammer*, bezeichnet. Megas-stratopedarchos war Kron-Oberstfeldherr, und Protostrator Admiral, oder Oberbefehlshaber im Seewesen. Megas-Domesticus hatte die oberste Civilverwaltung. Und den Logariast, oder Logothet erklären die Griechen selbst für das, was wir Kanzler nennen. Mesazon ist eine vom Orient entlehnte Würde und entspricht dem Begriffe, welchen die Asiaten mit dem Worte *Gross-Vezir* zu verbinden pflegen.*) Durch den Gross-Mesazon ertheilte der Kaiser seine Befehle an die übrigen Staatsbehörden.**) Emir-Tschausch und Tatas sind gleichfalls von den Seldschuken abgeleitete Hofämter, und mögen etwa mit Oberst-Hofmarschall und Obersthofmeister am richtigsten übersetzt werden. Die erstere dieser beiden Benennungen ist ohne Verwandlung in das Griechische übergegangen; die andere aber ist dasselbe, was die muhammedanischen Chroniken mit اتا بكى *Atabegh* bezeichnen. Protospatharius (von *σπάθη* Schwert), trug bei festlichen Aufzügen dem Kaiser das Schwert vor, so wie zu gleicher Zeit ein anderer den Bogen hielt.

Nach den Gesetzen des Reiches war der Thron in der comnen'schen Familie auf beide Geschlechter erblich, und des Kaisers Macht, die man für einen Ausfluss der Gottheit hielt, durch keine gesetzliche Schranken eingeengt. Es war aber eine beständige Opposition in den alten Geschlechtern des Landes vorhanden, die häufige Versuche wagten, die Machtvollkommenheit des Thrones durch oligarchische Staatseinrichtungen zu verkürzen, und eben dadurch jene heftigen Erschütterungen verursachten, die wir in der politischen Geschichte geschildert haben.

So wichtig die Bemerkungen Eugenicus's und Bessarions über dieses Reich im Allgemeinen auch seyn mögen, so kann man mit

---

*) *Βεζύρην κατὰ τὴν αὐτῶν καλοῦσι φωνήν· οἱ δὲ Ῥωμαῖοι Μεσάζοντα λέγουσιν.* Ducas, cap. 22. pag. 69.

**) Turco-graecia. pag. 61. annot.

ihnen doch in *dem* Punkte nicht übereinstimmen, in welchem sie die Trapezuntier für gute Soldaten zu Wasser und zu Lande auch noch im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts erklären, und sie sogar den alten Lacedämoniern und Athenäern an die Seite stellen. Den kriegerischen Sinn flösste ihnen, wie die Panegyristen bemerken, die Jagd ein, welche den Einwohnern bei der Menge und Mannigfaltigkeit des Wildes zu jeder Jahreszeit Gelegenheit verschaffte ihre Kräfte zu stärken und den Geist zu üben.*) Dessen ungeachtet waren aber die trapezuntischen Griechen von der Tapferkeit und Kriegskunde der Männer von Alt-Sparta und Athen sehr weit entfernt; wenigstens nach dem Erfolge ihrer Waffen zu urtheilen. Geschichtlich können wir sehr wenige Treffen nachweisen, in welchen die Trapezuntier gegen auswärtige Feinde gesiegt hätten. Wir lesen vielmehr von nichts als Flucht und Niederlagen; wie z. B. bei Nicomedia, im Hochgebirge von Nicäa, bei Heraklea, Amastris und Sinope sammt der ganzen Reihe von Unglücksfällen vor und um Amisus. Auch bei Chalat und Kusadak standen die Soldaten des Gross-Comnenus auf der Partei der Besiegten. Gegen die Turkmanen, besonders die vom weissen Schaf verloren sie unter Johannes II., Alexis II. und Irene I. drei Schlachten auf die unrühmlichste Weise; und litten unter Michael eine grosse Niederlage zur See von den Genuesern, neben den schändlichen Schlappen in Cheriane und Tzanenland unter Alexis III. Geschlagen wurden sie ferners von Timur zwischen Paiburt und Trapezunt im Gebirge; bei Meliares durch Zyches schimpflich in die Flucht getrieben und von Chetir-Pascha beinahe ohne Gegenwehr zum Tribut genöthiget. Gegen so viele ungünstige Ereignisse können wir ausser den Vortheilen des ersten Alexis über Georgier, Ikonier und Byzantiner zur Zeit der Gründung des Kaiserthums, nur ungefähr acht namentlich bekannte Siege über Ikonier, Georgier, Genueser und die Emire von Chalybia, Arsinga, Paiburt u. s. w. in die Wagschale legen. Eben so erschien die nautische Tactik der trapezuntischen Triremen bei den Fehden gegen Lercari und Genua in einem schmählichen Lichte; und von dem Heldensinne der Bürger der Hauptstadt gibt uns ihr eigener Monarch die beste Schilderung, wenn er sie Weiberseelen, Feiglinge und Vaterlandsverräther nennt. *) Dieser unkriegerische Sinn der hellenischen Küsten-Bevölkerung nöthigte die Landesfürsten schon frühzeitig paphlagonische Pfeilschützen, und Lanzenreiter aus Alt-Kolchis in Sold zu nehmen. Diese letzteren waren allerdings muthige Soldaten; aber undisciplinirt und mehr auf Raub bedacht als auf gewissenhafte Erfüllung eingegangener Verpflichtungen.

---

*) Eugenicus Mss. fol. 181. Bessarion Mss. fol. 163. Clemens Galanus Eccles. Armen. cum Roman. Conciliat. cap. XII. fol. 158. Edit. Roman.

Nach einer statistischen Uebersicht, welche Marino Sanuti, der Venezianer, über die Militärmacht aller christlichen und muhammedanischen Reiche in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts liefert, konnte der Kaiser von Trapezunt in einem Vertheidigungskriege 25,000 Mann zu Pferde; ausserhalb des Landes aber nur 15,000 halten, weil der Sold in diesem Falle doppelt bezahlt werden musste. **) Bei den übrigen christlichen Mächten meldet Sanuto auch die Einkünfte nach venezianischen Ducaten, mit welchen sie die bestimmte Reiterzahl in einheimischen und ausländischen Kriegen besolden konnten; bei dem Kaiser von Trapezunt aber überliefert er nur die Soldatenzahl ohne nähere Angabe der jährlichen Einkünfte. Nach europäischem Maassstabe zu urtheilen, müssten an die 700,000 Ducaten jährlich in die Schatzkammer des Gross-Comnens geflossen und folglich Trapezunt eine christliche Macht

---

*) *Γυναικότους, ἀνάνδρους καὶ προδότας τῆς πατρίδος.*
Laonic. lib. 9. pag. 248.

**) L' Imperadore di Trabisonda con tutta la sua potenza in casa sua potrebbe fare cavalli 25000, fuora cavalli 15000 per esser le spese doppie.
V. Vite de' Duchi di Venezia, Muratori Tom. XII. pag. 962.

zweiten Ranges gewesen seyn, da nach der nämlichen Liste der König von England mit 700,000 Ducaten Einkommen gleichfalls nur 15,000 Reiter in seinem erschöpften Zustande, nach dem Jahre 1414 zu besolden vermochte. Allein Trapezunt hatte nach dem Tode Alexis I. aufgehört eine erobernde Macht zu seyn, hielt ausser der iberischen Garde von beiläufig 3000 Mann im Frieden kein stehendes Heer, suchte mit seinen Nachbaren in Eintracht zu leben, und griff nur dann zu den Waffen, wenn weder Unterhandlungen, noch Heirathsverträge noch Gold den feindlichen Grimm besänftigen konnten. In diesem Falle wurde dann die Schatzkammer geöffnet und ein Heer am Phasis geworben. Dabei muss auch noch bemerkt werden, dass der trapezuntische Sold mit dem der französischen und englischen Abenteurer-Compagnieen nicht in Vergleich gebracht werden darf, indem schon Skylitzes erinnert, dass die kaukasischen Reiter geringe Bezahlung erhielten und sogar mit Lebensmitteln sich manchmal abfinden liessen, indem man sie auf die dem Feinde abzunehmende Beute anwies. Demzufolge wäre die Annahme von 700,000 Ducaten Einkünfte für den Gross-Comnen offenbar ohne Grund; besonders da seine unmittelbare Herrschaft im 15ten Jahrhunderte sich schon in sehr enge Grenzen zusammengezogen hatte. Bergwerke, Fischereien, Zölle für Ein- und Ausfuhr, und Lagergelder waren die vorzüglichsten Zweige der Staatseinkünfte. Dass Sanuto die militärischen Kräfte des trapezuntischen Reiches richtig beurtheilt habe, zeigt sich aus dem späteren Theodor Spandugino. Trapezunt wurde nämlich von Muhammed II., wie bekannt, seinem ältesten Sohne Bajazet; und von diesem wieder späterhin an Selim, seinen künftigen Nachfolger, überlassen, damit sie sich in Verwaltung dieses alten Griechen-Staates auf die Beherrschung des ganzen osmanischen Reiches vorbereiten möchten. Gleichsam als Nachfolger der Comnenen nannte sich deswegen Selim in einem Briefe an die Venezianer *König von Pontus, Herren von Trapezunt,* und zählte in dem turcotrapezuntischen Heere, welches er gegen seinen Vater nach Anatolien führte, wie weiland der Gross-Comnen, gerade 25,000 Mann.*) In ruhigen Zeiten hatte er als Statthalter, nach Angabe des nämlichen Autors, 40,000 Ducaten Einkünfte und 4000 Mann im Solde, um das Land in Unterwürfigkeit zu erhalten. Dass aber David kurz vor dem Untergange des Reiches, als man schon Tribut an die Türken bezahlte und das Elend den höchsten Grad erreicht hatte, noch 20,000 Streiter und 30 Schiffe versprechen konnte, darf uns nicht befremden, weil die Comnenen vom ersten bis zum letzten nach Art morgenländischer Fürsten den nur in äusserster Noth angreifbaren Staatsschatz zu vermehren bemühet, oder vielmehr verpflichtet waren. Der um 1343 regierende ausschweifende Jüngling wurde von der oligarchischen Faction ja desswegen des Thrones entsetzt, weil er diesen, für die Sicherheit des Reiches, von den früheren Fürsten gesammelten Schatz anzutasten und für Privat-Zwecke zu verwenden wagte. Aus diesem Grunde war Trapezunt um 1414 noch reicher und mächtiger als die paläologischen Kaiser von Konstantinopel, die nach Sanuto's Statistik offenbar die ärmsten und ohnmächtigsten Fürsten ihrer Zeit waren. *L'Imperadore di Costantinopoli*, heisst es dort, *non si mette, che cavalli* . . . . . Die Zahl ist nicht angegeben, aber schon der Ausdruck „*non si mette che*“ zeigt die Geringfügigkeit der Streitkräfte und das Elend der Zeiten an.

---

*) Essendo il Sultan Bajaxit ancora in Andrinopoli (sic) intese come Sultan Selim haveva fatto venticinque mila huomini, et partitosi di Trabisun era arditamente passato su la Grecia.

Theodor Spandugino. pag. 53.

DRITTES KAPITEL.

Die trapezuntische Kirche.

Die trapezuntische Kirche hatte ursprünglich einen Bischof, und war ein Bestandtheil der pontischen Diocese, wie sie in den Zeiten Kaiser Konstantins eingerichtet wurde. Diese erstreckte sich damals von den Küsten des Propontis bis in die Schluchten der kaukasischen Gebirge, und begriff in kirchlicher wie in bürgerlicher Hinsicht dreizehn Provinzen, welche *Le-Quien*, der Dominicaner in folgender Ordnung aufführt: *Cappadocia prima*, *Cappadocia secunda*, *Cappadocia tertia*; *Armenia prima*, *Armenia secunda*; *Galatia prima*, *Galatia secunda*; *Pontus Polemoniacus*, *Helenopontus*; *Paphlagonia*, *Honorias*; *Bithynia prima*, *Bithynia secunda*. Jede dieser dreizehn Provinzen hatte in dem Hauptorte (*Μητρόπολις*) neben der höchsten bürgerlichen Obrigkeit auch einen Bischof, der den Rang über alle Bischöfe seiner Provinz hatte, und der *Metropolit*, *ὁ Μητροπολίτης*, hiess. Von diesen dreizehn Metropoliten war der von Cäsarea in Cappadocia prima der vornehmste, daher Erzbischof, *Ἀρχιεπίσκοπος*. Durch den 28. Canon der Synode von Chalcedon aber wurde die bisher selbstständige Diocese des Pontus dem Patriarchalstuhle von Konstantinopel untergeordnet, und der Erzbischof von Cäsarea für den Verlurst kirchlicher Unmittelbarkeit mit dem Titel: *ὑπέρτιμος τῶν ὑπερτίμων καὶ ἔξαρχος ἐξάρχων τῆς Ποντικῆς διοικήσεως καὶ πάσης Ἀνατολῆς* entschädiget. *)

Jede der dreizehn pontischen Metropolen hatte wieder eine grössere oder kleinere Zahl Suffraganbischöfe mit dem Prädicat ὑπέρτιμος, denen auch ihrerseits kleinere Episcopate untergeordnet waren. Metropole des Pontus Polemoniacus war *Neo-Caesarea*, und ihre Jurisdiction erstreckte sich über die Bischöfe von Trapezunt, Kerasus, Polemonium, Komana, Rhizäum und Pityus nördlich von Mingrelien am schwarzen Meere. Der ersten Anordnung zu Folge sollte in jeder Provinz nur Eine Metropolis seyn; es hing aber ganz von der Willkühr des byzantinischen Kaisers ab, irgend einem oder mehreren Suffraganbischöfen der nämlichen Provinz aus besonderen Gnaden die Metropoliten-Würde zu verleihen, und sie dadurch dem Provinzial-Oberhaupte in geistlichen Dingen zu entziehen. So wurde der Kirche von Phasis in Lazien schon früher diese Ehre bewilligt; aber durch die 7te allgemeine Synode im 8ten Jahrhunderte die Metropolitanrechte auf den Bischof von Trapezunt übertragen, weil Phasis beinahe öde lag. Daher lieset man in den Acten besagter Synode die Unterschrift: *Χρυσοφόρος ἀνάξιος ἐπίσκοπος Φασίδος ἤτοι Τραπεζοῦντος.*

---

*) Le-Quien Oriens Christianus. Tom. I. pag. 364.

Häufig geschah es auch, dass die Suffragan-Bischöfe durch Hochmuth und Herrschsucht der Metropoliten genöthiget wurden bei dem Kaiser von Konstantinopel um den Metropoliten- oder Archiepiscopal-Titel nachzusuchen, durch dessen Verleihung sie unmittelbar vom Patriarchal-Throne abhängig wurden. So erhielt Georgius, Bischof von Amastris diese Gunst gegen den geistlichen Hochmuth des Metropoliten von Gangra. Und Rhizäum in Lazien wurde durch Mitwirkung des heiligen Patriarchen Germanus im Laufe des achten Jahrhunderts ebenfalls ein Erzbisthum; eine Würde, die es zwar 250 Jahre später durch den Kaiser Romanus Lecapenus verlor, aber nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken von dem Patriarchen zum zweiten Male wieder erhielt. *) Dass die Erzbischöfe nicht immer zugleich Metropoliten waren, geht schon daraus hervor, dass unter den 83 Metropolitanthronen, welche zum konstantinopolitanischen Patriarchal-Stuhle gehörten, nur 39 den Rang eines Erzbisthums hatten. Wollte der Kaiser einen Metropoliten besonders ehren, verlieh er ihm den Titel eines *Exarchen*, wie wir es bei dem Bischofe von Kerasus finden, der zuerst Metropolit und dann Exarch wurde. *)

---

*) Jus Graeco-Romanum pag. 281.

Im byzantinischen Reiche war es Sitte, dass nicht nur jede Stadt, sondern häufig auch ein bedeutender Flecken und ein grosses Dorf einen besondern Bischof hatte. So kam es auch, dass der Metropolis von Trapezunt nicht weniger als 15 Bischöfe von ganz unberühmten und grossentheils unbekannten Ortschaften im tzanisch-armenischen Gebirge untergeordnet waren. Codinus, der Byzantiner, und aus ihm das Jus Graeco-Romanum zählet sie in folgender Ordnung auf: Cheriane, Chamuzur, Chachäum, Paipert, Kerameus, Lerios, Bizanos, Sakabos, Chantzitzon, Chantzierz, Tulnuton, Phasiane, Sermatzon, Andactos und Zarimakon. **)

Von den Bischöfen und Metropoliten, welche vor Errichtung des Kaiserthums zu Trapezunt gesessen haben, kennt man nur folgende: *Domnus* zur Zeit des Conciliums von Nicäa; *Anthimus I.* unter dem Kaiser Konstantius; *Atarbius* aus dem fünften und *Antipater* aus dem sechsten Jahrhunderte. *Anthimus II.* wurde auf Empfehlung der Kaiserin Theodora unter Justinian zum Patriarchen von Konstantinopel befördert. Zur Zeit der fünften allgemeinen Kirchen-Versammlung sass *Theodorus, von Gottes Barmherzigkeit Bischof von Trapezunt*, *Θεόδωρος ἐλέῳ ϑεοῦ ἐπίσκοπος τῆς Τραπεζουντίων πόλεως*. Aus dem achten Jahrhunderte kennet man den obenbenannten Christophorus als ersten Metropoliten. Im Jahre 1020 sass *Constantin*, und zur Zeit der Trennung der römi-

---

*) Cerasus metropolis primum honore donata fertur, tum deinde facta esse exarchia, *ὁ Κερασοῦντος, ἥτις εἰς μητρόπολιν τετίμηται· νῦν δὲ ἐξαρχία.*
Leo Allat. de Cons. lib. II. cap. II.

**) Jus Graeco-Roman. pag. 98.

schen und griechischen Kirche unter Michael Cärularius *Leo*. Auf der Synode von 1166 unterschrieb *Michael* *)

Von den geistlichen Oberhirten, die im ersten Jahrhunderte des Kaiserreiches die trapezuntische Kirche regierten, lässt sich keiner namentlich ausmitteln. Wir dürfen aber ohne Bedenken annehmen, dass die Gross-Comnenen gleich im Anfange ihrer Herrschaft dem Bischofe der neuen Hauptstadt den Archiepiscopal-Titel aus eigener Machtvollkommenheit verliehen haben. Aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte dagegen können wir theils aus Concilien-Urkunden, theils aus der Palastchronik *sieben* trapezuntische Kirchenfürsten mit Namen anführen; von denen sich zwei als Metropoliten, die übrigen aber aus Demuth nur als Episcopi unterschrieben. Michael Panaretos gibt ihnen gleichmässig das Prädikat *Metropolit*. Bei der Synode, die im Jahre 1350 unter Johannes Paläologus und Johannes Kantacuzenus gegen die lateinisch gesinnten Mönche Barlaam und Acyndinus zu Konstantinopel gehalten wurde, sass und unterschrieb *ὁ ταπεινὸς μητροπολίτης Τραπεζοῦντος καὶ ὑπέρτιμος Νήφων*. **) Dieser wurde um 1364 als Theilnehmer an einer Verschwörung gegen Kaiser Alexis III. abgesetzt und in das Kloster Sumela verwiesen, wo er im nämlichen Jahre noch an einer Krankheit starb. ***) Vor ihm regierten *Barnabas* und *Acacius*, welcher letztere an den Palastrevolutionen von 1341 und der folgenden Jahre gleichfalls lebhaften Antheil nahm. Nach Niphons Tode wurde der Custos der Cathedralkirche *Joseph Lazeropulos* als Nachfolger erwählt; fand aber nach vierjähriger Verwaltung die Einsamkeit eines Mönchsklosters reizender als den Glanz eines Archiepiscopal-Thrones. †)

---

*) Leo Allatius.

**) Harduin. Acta Concil. Tom XI. pag. 337.

***) *Κοινωνὸς ὢν τῆς βουλῆς περιωρίσθη ἐν τῇ μονῇ τῆς σουμελᾶς* etc.
Panaretos Mss. fol. 302.

†) Panaretos, Mss. fol. 304.

Ein Macedonier, der 20 Jahre lang Einsiedler auf Athos, nachher Abt des mangkanischen Klosters zu Konstantinopel war und sich Theodosius nannte, wurde in einer Synode ausersehen, um den verwaisten Sitz der trapezuntischen Kirche einzunehmen. Im Monate August des Jahres 1370 hielt er seinen feierlichen Einzug, und begann mit der einem Mönche eigenthümlichen Härte und Schonungslosigkeit die Verwaltung seines Sprengels. Dass er um 1380 noch sass, geht aus dem Beistande hervor, welchen er St. Dionysius, seinem jüngeren Bruder, zur Gründung des trapezuntischen Klosters auf Athos mit dem Golde des Gross-Comnens Alexis III. geleistet hat. Einer seiner nächsten Nachfolger war Theodulus, von dem wir nichts wissen, als dass er um 1408 die erzbischöfliche Würde bereits wieder abgelegt hatte, und seine Zeit mit Abfassung von Heiligenlegenden, Kirchengesängen und Tagzeiten hinbrachte.*) Auf dem Concilium zu Florenz unterschrieb das Vereinigungs-Dekret der griechischen und lateinischen Kirche *ὁ ταπεινὸς μητροπολίτης Δωρόθεος* zugleich für die Stühle von Trapezunt und Cäsarea. Nur Bescheidenheit hinderte ihn sowohl als seine Vorgänger, sich *Ἀρχιεπίσκοπος* zu nennen; denn von dem nämlichen Metropoliten Dorotheus schreibt Marini Sanuto: ***Col Imperadore di Costantinopoli vennero al Concilio l' Arcivescovo di Trabisonda.*** **) . . .

Rühs hat also ganz Unrecht wenn er meint, ein ***Patriarch*** habe während des trapezuntischen Kaiserthums an der Spitze der Geistlichkeit gestanden. Diess war nicht einmal der Fall, nachdem Michael Paläologus die Union angenommen und dadurch einen grossen Theil seiner Unterthanen, und besonders die Geistlichkeit zum

---

*) *Ἐγράφησαν αἱ βίβλοι αὗται, ὅ, τε Μηναῖον σὺν τα Ἰδιόμελα τοῦ χρόνου ὅλου, Τριόδιόν τε καὶ Οκτόηχος, μετὰ καὶ ἐκλεκτοὺς κανόνας τῶν ἁγίων διὰ χειρὸς ἐμοῦ τοῦ ἁμαρτωλοῦ, τάχα δὲ καὶ ἀναξίου ἐπισκόπου Θεοδούλου τοῦ ποτὲ Τραπεζοῦντος.*

Leo Allat. tractatus de Nilis, cap. 20.

**) Muratori Tom. XXII. pag. 1054.

Aufruhr veranlasst hatte. Im byzantinischen Reiche war in geistlichen wie in weltlichen Dingen der Imperator das Oberhaupt, und von ihm hing die letzte Entscheidung auch über dogmatische Streitigkeiten ab; wesswegen er sich gewöhnlich einen Patriarchen von gleicher Gesinnung wählte, oder doch vor einem entscheidenden Schritte in Glaubenssachen den geistlichen Vorstand zu gewinnen suchte.

Mit dem Imperator fiel auch der Patriarch, und ein anderer, im Sinne der siegenden Partei, trat an seine Stelle. Zu dem hätte es ein Grieche niemals für möglich gehalten, dass ein anderer Bischof als der von Konstantinopel, Titel und Rang eines Patriarchen des Erdkreises (*ἐπίσκοπος τῆς οἰκουμένης*) führen könne, ohne göttliche und menschliche Gesetze in den Staub zu treten. Man kann wohl annehmen, dass der Erzbischof von Trapezunt seinen Nachbar, den Erzbischof von Kerasus habe an Ansehen übertreffen wollen; beide waren sie aber dem Patriarchalthrone von Konstantinopel gleichmässig unterthan. Und wir lesen nirgends, dass die Autorität desselben in dem politisch abgesonderten Reiche der Trapezuntier je nur einen Augenblick misskannt worden sey; noch vielweniger, dass sich ein Erzbischof der Hauptstadt zum Patriarchen des orthodoxen Erdkreises aufgeworfen, und somit die einst in der Synode zu Chalcedon verlorne Freiheit der pontischen Diocese wieder hergestellt habe. Im Gegentheil, wenn wir eine Stelle der Palastchronik gehörig verstehen, musste ein von den Trapezuntiern erwählter Oberhirt nicht nur von dem Patriarchen zu Konstantinopel jedesmal Bestätigung erholen; sondern sogar ohne Zuthun des Gross-Comnen's und seiner Geistlichkeit wurde der erledigte Archiepiscopal-Thron in einer Synode der hohen Geistlichkeit zu Byzanz besetzt. *Καταλαμβάνει δὲ*, heisst es bei Veranlassung der Wahl des Kyr-Theodosius zum Metropolitan-Erzbischof zu Trapezunt, *τὴν εὐδαίμονα Κωνσταντινόπολιν γενόμενος ἡγούμενος ἐν τῇ μονῇ τῶν Μαγκάνων· εἶτα ψήφῳ συνοδικῇ* *χειροτονεῖται καὶ στέλλεται εἰς Τραπεζοῦντα.* *) Die ununterbrochene Verbindung der trapezuntischen Kirche mit dem ökumenischen Patriarchen kann auch aus einer Stelle des Kaisers Johannes Kantacuzenus ersehen werden, in welcher der zänkische Höfling Gregoras seine Freunde und Meinungsgenossen in der Comnenenstadt aufmuntert, sich von der byzantinischen Kirche ihrer Irrthümer wegen zu trennen. **) Gregoras's Ueberredungskünste waren aber eben so vergeblich, als die Bitten, Unterhandlungen, Ermahnungen und Drohungen des römischen Hofes, um die Trapezuntier von den Dogmen und religiösen Gebräuchen ihrer Ahnen abtrünnig zu machen. Die Masse der hellenischen Bevölkerung war in diesem Punkte grösser und hochherziger als ihre Fürsten, welche der Sicherstellung ihrer Herrschaft die theuersten Kleinodien der Nation hinzugeben niemals Bedenken trugen. Politisch, das fühlte dieses Volk, war es todt lange bevor Muhammed II. auf den Thürmen von Konstantinopel, Mistra und Trapezunt die Fahnen des Islam pflanzte. Der fürchterliche Stoss, welchen ihnen die Lateiner um 1204 beibrachten, verkündete laut, dass Kraft, Thatendrang und politisches Leben aus dem ungeheueren Kolosse entflohen war. Die Religion war fortan das einzige Band, welches die zerrissenen Gliedmassen geistig zusammenfügte und die Griechen von Morea und Trapezunt, von Konstantinopel und Candia als Genossen Einer Familie umschlang. Neben der bürgerlichen Freiheit auch noch die religiösen Ueberzeugungen an die Fremdlinge hingeben, schien dem Volke aber eben so viel zu seyn, als das Todesurtheil über die gesammte Nation unterschreiben.

Nach dem Abfalle Michaels, des Paläologen, sah es daher nicht nur an den geistlichen Oberhirten, sondern auch an dem Kaiser und den Grossen des trapezuntischen Reiches die natürlichen Vertheidiger und Beschützer des National-Dogma über den Ausgang des heiligen Geistes. Diese für die lateinische Kirche zu gewinnen war lange das eifrigste Streben der Päpste. Nicolaus IV. am Ende des 13ten, und Johannes XXII. in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts schickten mehrere Male Mönche mit Sendschreiben an den Erzbischof und den Gross-Comnen, um diese letzten Stützen der griechischen Halsstärrigkeit zu besiegen. Alle Versuche blieben aber vergeblich, bis das Schrecken der osmanischen Macht auch in die trapezuntischen Gebirge gedrungen war. Furcht vor politischer Sclaverei trieb die Abgeordneten des Kaisers in Begleitung des Metropoliten nach Florenz, weil sie durch Unterzeichnung des römischen Symbolums das Land vor der Unterjochung durch einen grausamen Feind zu retten verhofften.

---

*) Panaret. Mss. Fol. 305.

**) Joann. Cantacuz. Hist. Byzant. lib. IV. cap. 24. pag. 800. Edit. Paris.

Eugenius IV. hatte zweimal Briefe und Bothen nach Trapezunt geschickt, wie aus einem, in den Acten des florentinischen Conciliums in lateinischer Sprache aufbewahrten Schreiben des Gross-Comnens an den benannten Papst zu ersehen ist. Kurz und geschmacklos, lautet es in der barbarischen und unverständlichen lateinischen Uebersetzung, wie sie uns Mansi aufbewahrt hat, folgender Maassen:

Sanctissimo et beatissimo in Christo patri et domino Eugenio quarto summo pontifici Romanorum, suo reverendissimo Morame Megatomenus dei gratia Imperator Trapesundarum.

Sanctissime et beatissime Pater et domine in Christo!

Binas series ejusdem S. V. per galeam Venetorum suscepisse sciveritis, singulam Romae datam, alteram quoque Florentiae. Gratissima nobis contenta in ipsis cordiali mente percepimus. Requisitioni siquidem praelibatae S. cum toto nostro Imperio laeto animo assentire dispositi. Quis enim dignus illius lucis videre constructum magno desiderio optandum? Parcat deus illis, quibus non est timor dei, eandem S. vexare, curosam tanti boni operis merita adimplere. Rogamus altissimum, ut dignetur in *praedictis taliter disponere, ut nulla interveniat causa, quae obstet praelibatae Sanctitati ab inceptis desistere, ut optatur.*

Data Trapezundis. 1434. *die* 18. *Octobris.* *)

Dass in der Ueberschrift statt *Megatomenus* Mega-Comnenus zu lesen sey, ist ohne Erinnerung klar. Eben so weiss die politische Geschichte nichts von einem trapezuntischen Kaiser, der *Morame* geheissen habe. Alexis IV. und sein zweiter Sohn Alexander oder Scantar regierten um jene Zeit. Mit dem Ausdrucke: *Parcat deus illis, quibus non est timor dei, eandem Sanctitatem vexare etc.* sind die Väter des Basler Conciliums bezeichnet, welche der curialistisch-römischen Kirchenversammlung in Florenz mit Heftigkeit entgegen arbeiteten.

Uebrigens hatte bei den Sessionen daselbst der Erzbischof von Trapezunt unter der griechischen Geistlichkeit den fünften Rang nach dem Patriarchen von Konstantinopel eingenommen, woraus man auf den Grad seines Ansehens in der orientalischen Kirche schliessen kann. Die Erzbischöfe von Heraklea, Ephesus und Monembasia als Stellvertreter der Patriarchen von Antiochia, Alexandria und Jerusalem, und der Chatolicus des Königs von Iberien sassen, nach dem Berichte eines Augenzeugen, auf den Schemmeln zunächst hinter dem öcumenischen Patriarchen. Dann kam Dorotheus von Trapezunt, und nach ihm der von Nicäa, Nicomedia; Lacedämon, Amasiah u. s. w. Unter den Abgeordneten weltlichen Standes sassen nach dem byzantinischen Kaiser zuerst der K'ral von Servien und der Gesandte des Gross-Comnens Alexis. **)

Allein der Sieg der lateinischen Kirche unter Eugenius, und die Unterdrückung der National-Freiheiten durch die Paläologen und Comnenen waren von gleicher Erfolglosigkeit. Denn kaum hatten, wie bekannt, die Griechen unterschrieben, als die Trennung unter Anführung des Erzbischofes von Ephesus auf's Neue begann. Die Trapezuntier, so wie die Griechen überhaupt, wollten nur Kriegsheere und Flotten gegen die Osmanen, und kümmerten sich wenig um die Einheit der Kirchen sobald sie sahen, dass die uneinigen, sich selbst anfeindenden Fürsten von Europa dem Papste nicht vollkommen unterthänig seyen und, wie man es sich in Asien vorstellte, seinen Befehlen ins Morgenland aufzubrechen, nicht mehr mit der nämlichen Bereitwilligkeit gehorchen wollten, wie zur Zeit der Kreuzzüge. Sie gaben daher der Stimme ihrer Mönche um so lieber Gehör, da sie ihnen mit zeitlicher Schmach und ewiger Verdammniss drohten, wenn sie der „gottlosen Kirche“ von Rom anhiengen. Die Mönche leiteten damals die öffentlichen Angelegenheiten ganz allein und bestimmten — man darf es wohl sagen — in gewisser Hinsicht das Schicksal der griechischen Welt. Sie waren mächtiger als die Fürsten des Landes, weil sie für ihre Sache mit mehr Heldenmuth, Kraft und Erfolg stritten, als die Könige für ihre weltliche Macht. Das griechische Volk war ihnen ganz ergeben, ja war der Denkart nach völlig mönchisch geworden. Und was in solchen Umständen allzeit zu geschehen pflegt, geschah auch damals: eine dichte Wolke des krassesten Aberglaubens in religiösen Dingen hatte sich auf das trapezuntische Volk niedergesenkt. Die Begriffe von der Heiligkeit und von der Macht der Mönche über Körper- und Geisterwelt waren so ausschweifend, dass man die Zauberkraft ihres Gebetes zur Bekämpfung der Türken für nachdrucksamer hielt als ein wohlgeordnetes und streitbares Kriegsheer; ja selbst der Fürst der Finsterniss, meinte das thörichte Volk, sey den Mönchen unterthan. Unter vielen unsinnigen Gebräuchen, deren Quelle der mönchische Aberglaube war, herrschte, nach Clavijo, selbst unter den Bürgern der Hauptstadt die Sitte, einem Menschen, von welchem man glaubte, er habe einen schlechten Lebenswandel geführt, nach seinem Hinscheiden ein Ordenskleid anzuziehen und einen Klosternamen zu geben, damit ihn der Teufel nicht mehr kenne. *) Missbrauch und Uebermuth sind die natürlichen Begleiter absoluter Macht, sie mag sich über das politische oder geistige Leben der Menschen erstrecken. Und wenn wir auch überzeugt sind, dass es unter den trapezuntischen Mönchen gewiss einzelne Männer gegeben habe, die, vom Geiste reiner Tugend und Gottesfurcht belebt, über die Thorheit des grossen Haufens seufzten; so sind wir doch genöthiget im Allgemeinen mit Nicephoros darin übereinzustimmen, dass die Mehrheit derselben in stupider Unwissenheit dem gemeinen Volke völlig gleich, rohen Lebensgenuss und plumpen Betrug für ihre vornehmste Beschäftigung hielt.

---

*) Mansi Acta Concil. florentin. ad annum 1434.

**) Justiniani Acta Concil. florentin. apud Harduin. Tom. IX. pag. 743.

Wenn daher obengedachter Gregoras, ihr dogmatischer Feind und Widersacher, mit der Ungeschliffenheit damaliger Zeiten schreibt: die Mönche seyen gefrässiger als die Säue, trinken mehr als die Elephanten, rühmen sich, wenn der im Uebermaasse genommene Wein durch langen Schlaf verdünstet ist, göttliche Geheimnisse erfahren zu haben, und wollen dann zukünftige Dinge vorher sagen: **) wird Niemand so unbillig seyn, und eine an und für sich gewiss ehrwürdige Klasse von Menschen desswegen unbedingt verdammen, weil sich an ihr neben vielen wohlthätigen Eigenschaften, wie an jedem anderen menschlichen Institute, auch die Gebrechen des Zeitalters und die unvermeidlichen Folgen ihrer Stellung zum Ganzen offenbarten. Betrachtet man aber die Sache bloss nach menschlichen Combinationen, so ist es klar, dass der trapezuntische Klerus so wie die ganze griechische Nation, wenn einmal zwischen zwei fremden Oberherrschaften gewählt werden muss-

---

*) Dicen, que quando algun ome fina que usó mal en este mundo, y entienden que es muy pecador, que desque es finado vistenle pannos de orden, é mudanle el nombre, porque el diablo non le conozca.
R. G. Clavijo. pag. 86.

**) Cantacuzen. histor. Byzant. lib. IV. cap. 24. pag. 639. Edit. Venet.

te, jederzeit die osmanischen Türken der lateinischen Kirche des Abendlandes vorzuziehen geneigt seyn musste; weil die Völker von jeher politische Knechtschaft geduldiger ertrugen, als sclavische Unterjochung des Geistes. Die Grausamkeiten und die Treulosigkeit der lateinischen Christen bei der Eroberung des byzantinischen Kaiserthums, und ihre mit Hohn und viehischer Brutalität begleitete Verfolgung der griechischen Kirche, flösste den christlichen Bewohnern jener Länder einen Abscheu ein gegen das geistliche Regiment der abendländischen Welt, den keine Zeit und keine Begebenheit je aus ihrem Herzen auszutilgen vermag. Das Joch muhammedanischer Türken schien ihnen weniger drückend, weniger entehrend und weniger gefahrbringend für zeitliches und ewiges Heil, als die Herrschsucht, der Geiz und die ruchlosen Satzungen der Kirche von Rom.

In diesem Abscheu von einer Verbindung mit der abendländischen Kirche verharret die trapezuntische Christengemeinde bis auf den heutigen Tag; nur dass Cyrillus, der Erzbischof, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts für seine Person zur päpstlichen Gemeinschaft überging und selbst nach Rom kam, um seine Unterwürfigkeit zu bezeugen, wie bei Galanus weitläufig beschrieben wird. *) Gleiches Loos mit der Hauptstadt hatten die Kirchen von Kerasus und Rhizäum, von deren Oberhirten unter der Comnenen-Zeit weder Namen noch Thaten vorhanden sind. Nur so viel erfährt man aus *Crusius*, dass zur Zeit als Alexis I. noch am Phasis war, der Metropolit von Kerasus auf einem konstantinopolitanischen, und 1437 auf dem florentinischen Concilium erschienen ist, *aderat metropolita Cerasuntis, ὁ Κερασοῦντος.* **).

---

*) Galanus Eccles. Armen. cum Roman. Concil. cap. 12. pag. 126. Edit. Roman. 1650.

**) Jus Graeco-Roman. lib. 2. p. 174. — Le-Quien. Christian. Oriens. Tom. I. pag. 513.

In der Hauptstadt selbst waren neben der erzbischöflichen Kathedralkirche zum heiligen Philippus noch mehrere Klöster mit prachtvollen Tempeln, von denen Mankanon, Sumela, St. Eugenius und Chrysocephalus nebst dem Kloster zum heiligen Grabe namentlich in den Chroniken genannt werden. Das letztgenannte hatte einen Residenten zu Jerusalem am Grabe des Welterlösers, wie aus den Acten der hierosolymitanischen Synode vom Jahre 1672 zu ersehen ist. *) In der Vorstadt Achantos war Kirche und Kloster zur Verkündigung Mariens, wo der daselbst erschlagene Gross-Comnen Alexis IV. begraben ward. Eine halbe Stunde von der Stadt, in einer reizenden Gegend am Strande lag St. Sophia, und fünf Stunden weiter der uralte Flecken Kordyla mit dem Kloster St. Phokas, welches so geräumig war, dass es einen grossen Theil des trapezuntischen Heeres aufnehmen konnte.

Das milde Klima, die leichte Art Nahrung zu finden und der Geist der Zeiten selbst war dem Mönchswesen im Lande der Trapezuntier besonders günstig. Nicht nur auf der Küste und in den gartenreichen Vorstädten hatten sie ihre Zellen gebaut; sondern auch im Inneren des Landes mitten unter Wald und Gebirgszügen waren Niederlassungen gegründet, denen Grund und Boden weit umher eigenthümlich zugehörte. Eine der berühmtesten und grössten derselben war das Kloster des heiligen Johannes, eine gute Tagreise von der Hauptstadt in einer romantischen Gegend. Es bestand noch zu Tournefort's Zeiten; besass alles Land auf drei Stunden im Umkreise, viele Maierhöfe in den Thälern, und Sennen auf den nahen Alpen nebst mehreren Häusern in der Stadt Trapezunt; und diess alles noch aus der Comnenen-Zeit. Die Berge um das Kloster herum waren mit Hagebuchen, Eichen, Eschen und Tannen von bewunderungswürdiger Höhe be-

---

*) *Κύριλλος ἱερομόναχος καὶ μέγας Ἱεροσολύμων πρωτοσύγγελλος καὶ προηγούμενος τῆς ἐν Τραπεζοῦντι τοῦ ἁγίου τάφου ὑπέγραψα.*

Harduin. Tom. XI. pag. 269.

wachsen. Das Klostergebäude selbst, aus Holz gezimmert am Abhange eines steilen Felsens, auf schwindelnder Höhe, zugänglich auf unförmlicher Treppe, umgeben von Brunnquellen, Bächen und Wiesenmatten, flösste dem empfindsamen Tournefort das Verlangen ein, in dieser schönen Einöde den Rest seines Lebens zu beschliessen. *)

Im Laufe des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundertes hatten sich auch italienische Franziskaner-Mönche zu Trapezunt niedergelassen, und ein Kloster gebaut, welchem die in Samsun und Sinope gleichzeitig errichteten Hospitien untergeordret waren, wie Waddingus in einer alten Handschrift der vaticanischen Bibliothek gefunden hat. **) Ob auch die Armenier einen zu Trapezunt residirenden Bischof gehabt haben, wie Clavijo, der Castillier, gehört und gesehen haben will, dürfte man beinahe bezweifeln, da in dem Verzeichnisse der Bischöfe dieser Nation bei Uskan keine Erwähnung davon geschieht; obwohl in demselben die kleinsten, entlegensten und vor Jahrhunderten schon erloschenen Episcopate dieses Volkes genau angegeben sind. Die Folgerung, dass die Regierung den armenischen Bürgern und Handelsleuten der Hauptstadt um so wahrscheinlicher den Glanz des Episcopal-Gottesdienstes bewilliget habe, weil die Lateiner ihre Missions-Niederlassungen daselbst zu errichten Erlaubniss erhielten, ist nicht richtig; da einerseits die Unduldsamkeit und der Hass des griechischen Klerus gegen die armenische Kirche eben so heftig, und wegen der Nachbarschaft beider Nationen und wegen des geringen Unterschiedes ihrer Dogmen und ihrer Disciplin vielleicht noch heftiger als gegen die Lateiner erglühte: anderseits aber die Armenier in den Augen der Gross-Comnenen nicht dieselbe Rücksicht und Schonung verdienten, wie die mächtigen Reiche des Abendlandes; indem von den ersteren im Kampfe um Seyn und Nichtseyn, den die Trapezuntier mit den osman'schen Türken zu bestehen hatten, durchaus keine Hülfe zu erwarten war, während die letzteren allein das nahe Verderben im Laufe zu hemmen vermochten. Liebe und Hass, Segen und Fluch, so wie Gesetze und Verfügungen jeder Art werden von den Menschen ja auch in religiösen Dingen gewöhnlich nach Maassgabe irdischer Vortheile und irdischen Gewinnes erwogen.

---

*) Turnefort Voyage etc. lettre 17.

**) Vicariatus Tartariae orientalis habet quatuordecim loca, seu custodias: Thessalonicam, Peram, Sinopium, Simmesso (sic), Trapesondas. — Custodia Trapesundarum habet monasteria de Trapesunda, de Sumso (sic) de Sinopin. Waddingus ad annum 1314 et 1440.
Sonderbar genug wird Thessalonica in Macedonien und die Vorstadt Pera bei Konstantinopel von den Franciskanern hier zur Tatarei gerechnet.

Gewiss ist es, dass die Türken nach Zerstörung des Reiches mit eben derselben Duldsamkeit und stolzen Geringschätzung, mit welcher sie nach der Eroberung von Konstantinopel neben dem uralten griechischen auch einen armenischen Patriarchalthron daselbst zu errichten erlaubten, die Einsetzung eines armenischen Episcopats zu Trapezunt gestattet haben. Es ist traurig zu bemerken, dass der Verlurst der politischen Freiheit, und der Druck des türkischen Sclavenjoches allein es vermochte, der unversöhnlichen Feindschaft Einhalt zu thun, mit welcher sich diese beiden christlichen Kirchen bis dahin verfolgten. Dieser Triumph hätte vielmehr dem Christenthum ausschliesslich gebührt. Wir wissen jetzt aber alle, dass der gesellschaftliche Zustand der damaligen Völker noch nicht so weit ausgebildet und veredelt war, um das Wesen der Christus-Religion in sich aufzunehmen, und in seinen Beziehungen gegen auswärtige Völker darzustellen. Und wenn das Wesen dieser Religion fodert, dass die Völker sich gegenseitig mit der nämlichen Schonung und Selbstverläugnung, mit der nämlichen Gerechtigkeit und Politesse behandeln, wie man es zwischen wohlerzogenen Individuen in ihrem täglichen Verkehr zu beobachten pflegt, so muss man gestehen, dass in jenem Zeitalter vom Christenthume wenig mehr als der Name unter seinen Bekennern zu finden war.

Die späteren Schicksale der trapezuntischen Kirche während ihrer nun schon vierthalbhundert Jahre dauernden Knechtschaft unter den Türken, so wie die wiederholten Bemühungen der römischen Kirche, die gedemüthigte und niedergebeugte Schwester zum Eingeständniss ihres Unrechtes zu bewegen, können wir als nicht zu unserem Zwecke gehörend füglich übergehen.

Ob für die Unglückliche der Tag der Freiheit nie mehr kommen, und ob die unerschütterliche Standhaftigkeit, mit welcher sie bis auf den heutigen Tag allen Leiden getrotzt und alle Demüthigungen ertragen hat, gegen den Spruch aller Weisen unbelohnt bleiben wird: müssen die Begebenheiten der nächsten Zukunft entscheiden. Wehen nicht heute die siegreichen Fahnen einer grossen christlichen Macht schon an den Ufern des Phasis-Stromes, dieser Wiege des trapezuntischen Kaiserthrones? Beginnen nicht in dem Augenblicke, in welchem furchtbare Wehen die nahe Geburt der Freiheit im Peloponesus und in den angrenzenden Ländern verkünden, die Keime einer neuen Ordnung, einer allgemeinen Umgestaltung der menschlichen Dinge auch im Schoose der kaukasischen Länder sich aus der Erde hervorzudrängen? Das Land und die Kirche von Trapezunt sind bestimmt, die erste Eroberung der von den Ufern des Kurstromes ausgehenden Gesittung und Gerechtigkeit zu werden!

*Ἐμοὶ μὲν δὴ μέχρι τοῦδε γραφέσθω· τὰ δὲ μετὰ ταῦτα
ἴσως ἄλλῳ μελήσει.*

Verbesserung der Druckfehler.

Seite 12 Zeile 10 Statt *waldigte* lies *waldige.*
— 31 — 15 Statt *abes aller* lies *aber alles.*
— 40 — 10 tilge das *Comma* nach Andronicus.
— 42 — 2 v. unt. Statt *wanderten* lies *wanderte.*
— 73 — 1 v. ob. setze nach δυντίμαντο. *D. i.*
— 74 — 4 v. unt. Statt صاحن lies صاحب
— 76 — 1 v. unt. Statt *Sarasin* lies *Sarasins.*
— 77 — 6 v. ob. Statt فكور lies تكور
— 78 — 9 v. ob. Statt καὶ τινας lies καὶ τινας,
— 95 — 7 v. unt. Statt κῦρα lies κυρά.
— 96 — 2 der Note *) Statt *Anthmos* lies *Anthos.*
— 102 — 11 v. ob. Statt *Anfindung* lies *Auffindung.*
— 102 — 12 v. unt. Statt *Johannicus* lies *Johannicius.*
— 109 — 4 v. unt. Statt *Kusadai* lies *Kusaduc.*
— 119 — 1 v. ob. Statt 1340 lies 1240.
— 135 — 12 v. ob. Statt *Kara-Tartaen* lies *Kara-Tataren.*
— 153 — 8 v. ob. setze nach *Mongolen* einen *Punct.*
— 190 — 10 v. ob. soll das georgianische Wort *Ghurieli* zwischen Einschliessungszeichen stehen.
— 193 — 2 der Note Statt *Εἰρήνην* lies *Εἰρήνην*, und Statt *ῥ* lies *ή.*
— 201 — 6 v. ob. Statt *den* lies *die.*
— 201 — 17 v. ob. Statt *Die* liess *Diese.*
— 202 — 11 v. unt. setze nach *Zugeständnisse* das Wörtchen *ihm.*

Seite 203 Zeile 3 v. ob. setze noch hinzu: *Alexis's Familien-Verbindungen und letzte Schicksale.*
— 204 — 9 v. unt. Statt ليران lies أيران
— 220 — 14 v. ob. Statt *gelosst* lies *geloset.*
— 220 — 1 v. unt. Statt 1409 lies 1400.
— 232 — 1 der Note Statt *Ihn* lies *Ibn.*
— 241 — 11 v. ob. Statt *finden* lies *finde.*
— 241 — 15 v. ob. setze das erste Einschliessungszeichen nach *Herren.*
— 245 — 2. v. ob. setze nach *Alexis IV.* das Wort *Palastrevolution* hinzu.
— 246 — 1 v. ob. Statt *den* lies *dem.*
— 265 — 1 v. unt. tilge das Wort *selbst.*

Einige andere geringere Uebersehen, welche hie und da stehen geblieben sind, bitten wir den gelehrten Leser ohne unsere Erinnerung selbst zu verbessern.

ABHANDLUNGEN

DER

HISTORISCHEN CLASSE

DER KÖNIGLICH BAYERISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

DRITTEN BANDES
DRITTE ABTHEILUNG.
IN DER REIHE DER DENKSCHRIFTEN DER XVII. BAND.

MÜNCHEN.
1843.
AUF KOSTEN DER AKADEMIE.
GEDRUCKT IN DER J. GEORG WEISS'schen BUCHDRUCKEREI.

454 c

Original-Fragmente, Chroniken, Inschriften

und

anderes Materiale

zur

Geschichte des Kaiserthums Trapezunt.

Von

Dr. J. Ph. Fallmerayer.

Erste Abtheilung.

Vorwort.

Wer eine neue Idee in Umlauf setzt und das Gebiet der Wissenschaft, deren Pflege er sich weiht, nur um einen Schritt erweitert und vergrössert, hat Mühe und Leben nicht auf ein Phantom gesetzt. *Vor* mir, ich darf es wohl sagen, war das Imperium von *Trapezunt* ein leeres Wort, war wie jenes „Dritte“ in Platon's Timaeos, „jenes Dunkle und Gestaltlose,“ das sich unter meiner Hand zur Form ausgeprägt und die Zahl der organisch gegliederten und mit Lebensodem ausgestatteten Geisteswerke um Eines vergrössert hat. Ist die universelle Bedeutung des byzantinischen Staates und die ewige, unaustilgbare Idee, die ihm zu Grunde liegt, nicht erst durch *meine* Sorge als constitutives Element des menschlichen Geschlechtes und als integrirender Theil der Weltöconomie zum Verständniss der abendländischen Völker gekommen? Wer seiner Thesis nicht philosophische Ideen unterlegt und seine Corollare nicht aus den unwandelbaren Gesetzen des menschlichen Geistes zieht, hat in keiner Wissenschaft Bleibendes und Lebendiges geschaffen.

Wenn sich die Menschen in der Leidenschaft sogar über Vergangenes nicht friedlich zu verständigen vermögen, und der Eine als geschehen leugnet, was der Andere als Thatsache anerkennt, darf man sich dann wundern, wenn über Zukünftiges und sein Gesetz die Meinungen verschieden sind? Das letzte Argument, dem Niemand widerspricht, hat die grosse Lehrmeisterin menschlicher Thorheit, die Zeit allein, übernommen. Freilich mindert Lucian's Spruch, dass zum Ruhme der That auch innere Grösse und Bedeutung des Gegenstandes erforderlich sei, Freude und Wirkung des Erfolges. Der Gross-Comnenenstaat ist und bleibt aber ein Schattenbild, dessen Umrisse ich in den Bedrängnissen einer harten Zeit vor bald zwanzig Jahren zuerst gezeichnet und in allen Theilen, der langen Arbeit ungeachtet, heute noch nicht vollendet habe. Ist das nicht Verschwendung? Ich habe fürwahr mein Leben in der Leichenkammer des griechischen Volkes zugebracht, um gleichsam, wie ein zweiter *Aristäus*, Zeugniss abzulegen von der Verwesung eines alten Volkes und zugleich von der Morgenröthe einer aus dem Moder erwachenden neuen Zeit,

> Hic vero subitum, ac dictu mirabile monstrum
> Aspiciunt: liquefacta boum per viscera, toto
> Stridere apes utero, et ruptis effervere costis.

Wäre ich doch auch in Europa geblieben, im Garten der Hesperiden! Hier winkt auf allen Schritten die reife Frucht, pranget überall Narcisse, Lorbeer, Myrte zu Corydons Blumenstrauss, leichte Materie für Lob und Triumph. Aber mich reizt das Schwierige, das mit Mühe zu Erstrebende, das Neue, das Unbekannte, und gegen Lebensüberdruss und Langeweile schirmt nur der Kampf wider die Elemente und wider die Menschen. Um das Material zum Comnenenbau vollständig herbeizuschaffen, müsste Alles gesammelt und kritisch gesichtet werden, was sich an schriftlichen Ueberlieferungen, an Münzen, Documenten, Chroniken, Kunstgegenständen, Inschriften, Abenteurersagen, Legenden und Romangebilden zerstreut und verworren in der Residenz der Iberischen Könige zu *Tiflis*, der Seldschuken-Sultane von *Ikonium*, in den drei Klöstern *St. Georg*, *St. Johann* und der *Panagia* von *Sumelas* und in einem vierten, noch unbesuchten der halb griechisch, halb türkisch redenden Provinz *Chaldia* in der obersten Region des ewig grünen Waldgebirges von Kolchis, dann in der Metropolis selbst und ihrer Umgebung, in *Tripolis* und *Kerasunt*, auf den Stadtmauern von *Sinope*, in den Folianten und in der sämmtlichen, zum Theil noch handschriftlichen Kirchenliteratur der Byzantiner, in den bescheidenen Sammlungen der *Athos*-Klöster, in den Staatsarchiven und Handelskammern von *Venedig*, *Genua*, *Rom*, *Neapel* und *Turin* erhalten hat; Alles, was von den alten genuesischen und venetianischen Consulatsarchiven der Levante, in *Gross-Cairo* und *Constantinopel*, in *Tana*, *Soldaja* und *Theodosia*, in den Familienpapieren patrizischer Geschlechter verschiedener Gegenden Italiens, bürgerlichen Feuerbränden, islamitischem Fanatismus, mönchischer Sorglosigkeit und Unwissenheit entgangen und bis auf diese Zeit herabgekommen ist, wollte geprüft und verglichen seyn. Hätte man aber auch all diesen Schutt auf einen Haufen zusammengetragen, was wäre der Gewinn? Gemeine Menschen blendet doch nur grosser Tumult und glänzender Erfolg, dem Philosophen genügt zwar tragisches Ringen mit Willensstärke, aber Vollendung und in allen Theilen ausgearbeitetes Spiel verlangt auch er, wäre es auch nur, um das Ghasal des morgenländischen Dichters auf die Beherrscher von *Trabesonda* anzuwenden:

Ich sehe, wie die *Comnenen* hochgeboren,
Erhoben sich das Mal aus Stein,
Wie sie zum Trotz der Armen, stolz und Thoren
Bis in das Grab hinein. *)

(Hammer, Bildersaal etc.)

Wie bequem es doch ist, mitten im Luxus europäischer Bibliotheken zu sitzen, mit leicht errungenem Flinder, mit gelehrtem Staub und anderthalb Schuh langen Wörtern das Erstaunen seiner Sprachgenossen aufzuregen! Ich sage es nur, damit die gelehrten Herrn in *Kopenhagen* auch wissen, welches Joch sie gewissenhaften Bewerbern um ihre akademische Krone aufgelegt haben. Das tragische Element im Lebenscyclus von *Trabesonda* — so viel zeigte sich schnell — war der Kampf des anatolischen Bekenntnisses gegen die aufblühende Islams-Macht der Türkisch redenden Stämme. *Byzanz* war lateinisch und das Schicksal hatte die Träger der beiden ringenden Kräfte auf dem Boden Anatoliens selbst sich einander gegenübergestellt, *den Gross-Comnen von Trabesonda und den Sultan von Ikonium.* Beide nannten sich, gleich an Eitelkeit und nur ungleich an Spannkraft und Glück, *Grossherrn und Gebieter des ganzen Morgenlandes*, und sollte das Gemälde lebensfähig seyn, musste der Kampf beider nebenbuhlerischer Reiche zur Zeit ihrer höchsten Blüthe und höchsten Kraft aus hinlänglich beglaubigten Quellen aufgefasst und entwickelt werden. Die Hauptpartie fällt demnach in das dreizehnte Jahrhundert, dem *Manuel I.* von Trapezunt und *Alaeddin I.* von Ikonium mit ihren Thaten und ihrem Glanze angehören. Unter den Seldschuken-Sultanen waren die mehreren kriegerische Männer, von den Gross-Comnenen nur drei,

---

*) Für den allgemeinen Begriff des Originals hat man das Concrete gesetzt.

Alexius I., *Andronicus* und *Manuel I.*, welch letzterer, als der grösste und glücklichste, in den Annalen von Trapezunt den Beinamen des „grossen Capitains“ erhielt. Ueber den Gang des Kampfes gegen *Ikonium* war aber gerade aus der benannten Epoche weder ein einziger Name, noch eine einzige That aus den in Europa zugänglichen Hülfsquellen herzustellen. Selbst die handschriftliche Chronik des *Michael Panaretos*, die sich im unedirten Nachlass des Cardinals *Bessarion* zu Venedig fand, gibt aus dieser Zeit nicht viel mehr als ein dürres Namensverzeichniss der regierenden Gross-Comnenen und ihrer Familie; nur den Untergang eines grossen Seldschukenheeres im Kriege wider Trapezunt meldet sie mit den kurzen Woten: *Ἐν δὲ τῷ δευτέρῳ χρόνῳ τῆς τοῦ Γίδωνος βασιλείας ἦλθεν ὁ Μελὶκ σουλτὰν κατὰ τῆς Τραπεζοῦντος, καὶ ἐχαώθησαν ὅσοι ἦσαν ἅπαντες.* Dieses wichtige Factum wollte die Kritik auf den Grund hin wegstreiten, weil die Chronisten von Ikonium, und selbst das noch ungedruckte ausführliche Werk *Tewarich-al-Seldschuk* in den weitläufig erzählten Kriegen der Sultane von *Rum* gegen die Christen am Caucásus und am schwarzen Meere von einer so grossen Niederlage ihrer Fürsten keine Erwähnung thun. Ich kam selbst nach Trapezunt, — vielleicht haben sich Trümmer der kaiserlichen Bibliothek, Annalen, Pallast- und Kirchenchroniken in der Stadt selbst, in christlichen Familien, in Klöstern der Metropole oder des Gebirges, vielleicht Inschriften, Bauten, vielleicht gar noch die Residenz Manuels I., oder wenigstens das Andenken an den Nationalsieg über die Seldschuken und an den „grossen Capitain“ erhalten! Um jeden Preis wollte und musste ich Notizen für die leeren Räume des dreizehnten Jahrhunderts sammeln. Denke man sich den Schmerz! Alles fand ich zerstört und verbrannt, Belagerung, Niederlage, Alaeddin, Manuel den Gross-Comnen, ja die Existenz der Gross-Comnenen selbst in Trapezunt vergessen! Hat der grosse Capitän nur glückliche Kriege geführt und gar nichts für Mönche und Handel gethan? Ich eilte in das Innere, den lieblichen *Pyrites* hinauf, an collossalen Nussbäumen, an kolchischen Verliesen und einsamen Felsenburgen vorüber, durch Wald und Oeden auf die Alpenregion des *Melas*berges, schiffte nach *Kerasunt*, ertrug auf gebrechlichem Fahrzeuge, allein und in unheimlichen Herbstnächten, die Schrecknisse des schwarzen Meeres und vertraute ohne Zagen mein Heil rohen *Tsanen* und wilden *Lasen* an. Doch Alles war vergeblich. Nur *Alexius* (III), der Wiederhersteller geistlicher Zucht und Kirchenpracht, hat wegen frommer Bauten und Geschenke an die Kirche, in Urkunden und Gemälden sein und, durch die groteske Dankbarkeit der Mönche, auch seines Bastarden Gedächtniss in der Metropole und im Höhlenkloster *Sumelas* bis auf den heutigen Tag erhalten. Feuer und Türken haben alle Literatur von *Byzans* und *Trapesunt* vernichtet, und doch träumt man in Europa von geheimen handschriftlichen Schätzen im Serai der Osmanli-Sultane oder in den ärmlichen Bücherkammern der Athosklöster! Lasciate ogni speranza! Die Argonauten hatten das Vlies und die *Medea* aus Kolchis heimgebracht, ich aber schiffte, in der Hauptsache leer oder doch nur mit geringer Beute, wieder beim Felsenthor der schwimmenden Cyaneen in den Bosporus herein, und stellte nun alle meine Hoffnungen auf das trapezuntische Athoskloster *St. Dionys*. Aber erst ein volles Jahr nach dem Kolchiszuge bin ich, von Macedonien her, in die romantische Wildniss des heiligen Berges gekommen und ohne Aufenthalt, aber nicht ohne Muth, in das stille Cönobium am *Aëropotamos* hinabgestiegen. Die ganze Sammlung, obwohl eine der beträchtlichsten auf Athos, besteht aber nur aus 388 Numern, von denen 139 Handschriften, der Rest in Europa gedruckte Bücher sind. Das Bibliothekzimmer selbst ist ein feuerfestes, stumpfes, an die Vorderseite der Klosterkirche angebautes Steinthürmchen, zu dem man aus dem Corridor auf einer innern Schneckenstiege hinaufsteigt. Vor dem letzten Aufstande waren Bücher und Handschriften, nach der Catalognumer, regelmässig aufgestellt, jetzt aber liegt Alles in buntester Verwirrung unter einander, weil man die Bücher mit allen Reliquien und Kostbarkeiten des Conventes während der Kriegsdrangsale und der feindlichen Occupation nach Corfu geflüchtet, nachher aber nicht mehr geordnet hatte. Für die Mönche ist dieser Umstand freilich gleichgültig, weil sie bei ihren endlosen Beschäftigungen in der Kirche an Bücher und Lectüre zu denken weder Zeit noch Verlangen haben. Dem Fremden aber bleibt nichts übrig, als Stück für Stück in die Hand zu nehmen und den Inhalt zu prüfen, weil man sich wegen der Sitte, mehrere und verschiedene Werke unter denselben Einband zu bringen und nur den ersten Titel in das Register einzutragen, auch auf den Catalog nicht verlassen darf. Bei Nro. 215 las ich *Χρόνικον τοῦ σοφωτάτου Μιχαὴλ τοῦ Γλυκᾶ*, eine armselige, in Europa wohlbekannte Chronik, aus der für meine Zwecke nicht das geringste zu erholen ist; angebunden, aber im Verzeichniss nicht genannt, waren neben der langweiligen Compilation des Michael Glykas auch noch 48 Kleinfolio-Seiten Trapezuntischer Staats- und Festreden auf den Stadt- und Reichspatron *Sanct Eugenius* in gut zu lesender Schrift. Die zufällig erblickten Namen *Ἰκόνιον, Μελὶκ σουλτὰν* und *Ἀνδρόνικος Γίδος* verriethen den glücklichen Fund. Man muss ja nie vergessen, in der byzantinischen Epoche war die Kirche der Staat, waren Kirchenfeste und ihre Feier die wichtigsten Handlungen und Functionen der öffentlichen Gewalt. Die höchsten geistlichen und weltlichen Beamten, ja die Imperatoren selbst, mussten bei solchen Gelegenheiten Schaugepränge voll langen und ermüdenden Ceremoniels veranstalten und Reden halten, in welchen man nicht selten ein vollständiges Depôt der Zeitgeschichte mit Kunde über die wichtigsten Ereignisse und Anordnungen in Beziehung auf äussere Wohlfahrt und innere Verwaltung findet. In der benannten Sammlung sind die Abhandlungen des trapezuntischen Finanzministers *Lucites*, des Skeuophylax *Lazarus* und des Metropoliten *Joseph* von vorzüglichem Werthe. Ziel und

Bewegungspunkt aller trapezuntischen Staatsdiatriben war unabänderlich *St. Eugenius*, ein geborner Trapezuntier von gutem Hause, im Zeitalter des Imperators Diocletianus (285 n. Chr.). *Eugenius* war Christ und that mit zwei andern jungen Leuten aus benachbarten Bauerndörfern den ersten Schritt gegen die heidnische Staatsreligion. Sie warfen die Bildsäule des *Mithras*, die auf dem vorzüglichsten Lustorte der Stadtbewohner, auf dem lieblichen Berghügel *Mithrios* stand, bei nächtlicher Weile von ihrem Sitze herab und bezahlten, wie es sich von selbst versteht, ihren frommen Glaubenseifer mit dem Leben.

Zwar blieb sein Andenken bei den Mitbürgern nach dem Siege des Christenthums in Ehren, aber *Eugenius* war Jahrhunderte lang mit vielen andern, doch nur gewöhnlicher Stadtheiliger, ohne besondern Cultus. Erst mit Errichtung unabhängiger Herrschaft und kaiserlichen Staates durch die aus Konstantinopel vertriebenen *Comnenen* rückte *St. Eugenius* in Glanz und Rang zum Schirmherrn und himmlischen Vogt des neuen Imperiums vor, erhielt durch *Alexius I.* Tempel, Kloster, Festgepränge, Jahrtag und Kirmesschmaus mit reichen Opfergaben, besonders wenn Gefahr von *Ikonium* drohte oder die Turkomanenhäuptlinge die trapezuntische Gränze ängstigten. Fast Jedermann in *Trapezus* nannte sich *Eugenius* *), und keine Silbermünze aus den Zeiten des Kaiserthums ward ohne sein Bild geprägt. Die grössern Münzen zeigen ihn als Pontifex, die kleineren zu Pferd als Ritter mit Kreuz und Heiligenschein. In allen öffentlichen und Privatnöthen war *Eugenius* Universalpatron, und die ganze Literatur aus der Kaiserzeit dreht sich legendenmässig um diesen Mittelpunkt. Man sammelte, forschte, trug schriftliche und mündliche Ueberlieferungen aus den rückwärts liegenden Jahrhunderten zusammen und hatte am Ende eine wohlbestellte, selbst die alltäglichsten Scenen des bürgerlichen und des mönchischen Lebens berührende *Eugenius-Literatur*, aus welcher hie und da die sonderbarsten Notizen über Geographie des Landes, über Handel und Handelsstrassen, über Kleidung, Witterung im Hochgebirge, über Waldstatistik, einheimische Dynasten und über die Brutalitäten scythischer Slaven-Garnisonen aus der Periode zu erholen sind, wo diese Eindringlinge Thron und Armee von Byzanz erfüllten. Die Senn- und Meierhöfe des Eugeniusklosters in der Alpenprovinz *Chaldia*, der Weg zu den Glashütten von *Phasiana* in Hocharmenien, wo Xenophon's Zehntausend vorüberzogen und woher die Mönche ihren Bedarf für Kirche und Haushalt jährlich bezogen, werden in den Sammlungen deutlich beschrieben wegen der vielen Mirakel, die *St. Eugenius* in verschiedenen Orten, bei verschiedenen Veranlassungen und an verschiedenen Personen wirkte. Für die Herausgabe der Acta Sanctorum Bollandi wäre auch noch in den auf *Athos* aufbewahrten Resten dieser Literatur aus der Heldenperiode des Christenthums ansehnliche Beute zu sammeln, obwohl das Meiste, wie es in der Handschrift heisst, in Folge der wiederholten Einäscherungen von *Trapezus*, besonders des Klosters *St. Eugenius*, dem Gedächtniss der Menschen entronnen ist. Die besagten 48 Folioseiten im Kloster *St. Dionys* bilden gleichsam den Reichscodex und, man darf es wohl sagen, die dynastischen Pandecten von Trapezunt. Das Ganze abzuschreiben hatte ich keine Zeit: nur das Wichtigste für die Sitten- und Zeitgeschichte des Imperiums hob ich aus, gleichsam Fragmente, um leere Stellen der Preisschrift auszufüllen, was für die Regierungsperiode des zweiten Gross-Comnen, *Andronikos Gidos*, in hinlänglichem Maasse gelungen ist. —

---

*) In einem Handelsprocess zu Konstantinopel waren drei Trapezuntier als Zeugen vorgeladen, die alle drei *Eugenius* hiessen und den Richter zu einer besondern Bemerkung veranlassten. MSC. Athos. No. 215.

Der synoptische Vortrag des Finanzministers *Lucites* eröffnet die Sammlung, bleibt aber seinem Inhalte nach in der ersten Periode der Christianisirung von Trapezunt stehen, und macht die eigentliche Biographie seines heldenmüthigen Landsmannes *Eugenius*, seine Insurrection gegen das Localdogma, dann die peinliche Verhandlung vor dem kaiserlichen Tribunal und die endliche Vollziehung der richterlichen Sentenz zum Hauptgegenstand der Rede. Dieser Theil wäre vor allen andern den *Bollandisten* als ein *Novum* und *Ineditum* zu empfehlen, ist aber für unsere Zwecke von minderem Belang.

Dagegen ist aber die Compilation des Metropoliten *Joseph* für die Zeitgeschichte selbst von Wichtigkeit. Sie ward erst nach dem Tode Alexius III., d. i. in den letzten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts verfasst, und aus allen, damals in der Comnenenstadt noch aufzufindenden Legenden, Abhandlungen und Festreden, insoweit sie der Eugenius-Literatur angehörten, fragmentarisch zusammengesetzt. Das Meiste und für unsere Denkweise Bedeutungsvollste ist aus der Sammlung entnommen, die in *Trapezus* unter dem Namen des kaiserlichen Silberkämmerers *Lazarus*, eines Hofbeamten des besagten Imperators, circulirte und ein kostbares Fragment über den Feldzug des Ikonischen Sultans *Alaeddin* wider Trapezunt enthält. Es ist ein Epos in Prosa, schwunghaft und mit Ausnahme weniger *Trapezuntinismen*, wenn das Wort gestattet ist, ganz in der alten Sprache, und zum Theil mit attischer Betonung geschrieben. Das Factum selbst, die Veranlassung, der Verlauf, und sein für die Seldschuken tragisches, für die trapezuntischen Christen aber glorreiches Ende sind in gleichem Maasse interessant und neu. Nur müsste sich der Leser verwundern, ein historisches Document von solchem Gewichte in einer Heiligenlegende zu finden, wenn er nicht bedächte, dass in gewissen Weltaltern Kirche und Handelscomptoir die einzigen und letzten Archive der menschlichen Dinge sind. Als ersten Verfasser nennt eine Randglosse der Athoshandschrift *Johannes*, später Metropolit von Trapezunt, einen Zeitgenossen und Augenzeugen des grossen Kampfes seiner Vaterstadt wider die seldschukischen Türken und *Alaeddin*, den gewaltigsten ihrer Herrscher. Textwörtlich copirt hat man nur das rein Geschichtliche, mit Weglassung der meisten Soliloquien und Gebete des trapezuntischen Imperators, so wie der Erscheinungen, der astrologischen Berathungen und Phantasiespiele auf Seite des Sultans von *Ikonium*. Hätte sich ein ähnliches Bruchstück auch für die Glanzperiode des Gross-Comnen *Manuel I.* gefunden, wären alle Stadien des trapezuntischen Staatslebens, Ursprung, Wachsthum, Blüthe, Verwelken und Erlöschen, zwar nicht ohne Mühe, aber auch nicht ohne Ruhm vor den Augen des Lesers geschichtlich durchgespielt und zugleich der Beleg um *einen* vermehrt, dass Schwäche und Thorheit der Menschen zu allen Zeiten dieselben sind, und dass wider Wankelmuth der Menge und wider eigennützigen und feigen Verrath der Grossen das byzantinische Zeitalter sein letztes Argument lieber vom Alter entlehnen als in eigener Tugend und Energie schöpfen wollte. Uebrigens haben die Kolchischen Griechen kein Recht, das Schicksal anzuklagen: *Alaeddin's* Niederlage unter den Mauern von Trapezus und der unmittelbar auf dieses wichtige Ereigniss vollzogene Friedensschluss mit dem Imperator *Andronikos* stellten die Zukunft des Landes in ihre eigene Hand; auch weisen Manuel's Siege und Glück, wie sie in *Panaretos'* Chronik nur angedeutet sind, auf ein kräftiges Auftreten der kaiserlichen Familie während der nächsten fünfzig Jahre hin. Die Prinzen des Comnen'schen Hauses zogen selbst an der Spitze des Heeres wider die Seldschuken des anatolischen Hochlandes, bis zuletzt schändlicher Verrath der einheimischen Grossen den siegreichen Fortschritten des Imperators *Georgios I.* ein Ende machte; die trapezuntischen Archonten überlieferten ihren Gebieter mitten im Heere hinterlistig den Feinden ihres Glaubens und ihres Vaterlandes. Man kann es nicht oft genug wiederholen, weniger das Glück und der Muth der türkischen Race, als die innere Schlechtigkeit und Unbotmässigkeit der höheren Volksklassen der morgenländischen Kirche haben die byzantinische Welt ins Verderben gebracht. Noch ist die Medizin gegen ein so grosses Uebel nicht gefunden, und der moralisch-politische Zustand der anatolischen Geister ist heute, was er im zehnten und dreizehnten Jahrhundert war. In der trapezuntischen Chronik des Archonten *Michael Panaretos* und in den Fragmenten des Skeuophylax *Lazarus* findet man die Originale aller heute in den weitläufigen Provinzen von Byzanz figurirenden Copien, und erst die Zeit wird lehren, ob die *Andronikos* und die *Manuel* unserer Tage im Kampfe wider dieses Ungethüm glücklicher als die Gross-Comnenen sind.

I.

Teutsche Texte.

A.

Abhandlung des Trapezuntischen Metropoliten Joseph [Lazaropulos] mit kurzgefasster Erzählung über die Geburtsfeier des in Wunderthaten berühmten und grossen Eugenius, wie sie vor Alters zuerst angeordnet, dann aber während einiger Zeit der Vergessenheit überlassen, endlich neuerdings hergestellt und uns feierlich zu begehen gestattet ward durch den in Gott ruhenden glorreichen Gross-Comnen Alexius [III], dessen glanzvolles Wesen, wie er aussah, redete und handelte, hier näher beschrieben wird.

---

a.

Synoptischer Vortrag des Schatzmeisters Lazarus über die Wunderthaten des heiligen Kampfzeugen Eugenius von Trapezunt.

. . . . . So weit gehen die schriftlich überlieferten Nachrichten über die Wunder des grossen Kampfhelden und Blutzeugen *Eugenius* von *Trapezunt*. Nun sollen von seinen Wunderthaten auch noch diejenigen in Kürze angedeutet werden, die nicht im Dunkel der Vorzeit oder schon vor vielen Menschenaltern geschehen, oder deren Kunde vom Hörensagen ausgegangen oder aus Anderer Träumen und Erscheinungen auf uns gekommen sind oder von den Urvätern erzählt wurden, sondern die unsere leiblichen Eltern, die uns geboren und aufgezogen, mit eigenen Augen sahen und uns und denen unmittelbar vor uns überliefert haben. Diese nun gedenken wir, obgleich die Zeit durch die mancherlei Unglücksfälle, durch Verwüstungen und Feuersbrünste der Stadt *Trapezunt* den grössten Theil der Nachrichten verdunkelt hat, mit Gottes Beistand auseinander zu setzen.

Im zweiten Regierungsjahre weiland des in Gott ruhenden Kaisers *Andronikos Gidos*, im Jahre 6731 nach Erschaffung der Welt,*) beschwor Sultan *Melik*,**) der Sohn des grossen Sultans *Ala-ed-din*, des Sohnes *Sa-Azatines* (sic), einen Friedens- und Versöhnungsbund mit *Gidos*, „niemals mit einander Krieg zu führen, und ihre Länder gegenseitig in Frieden und die Umwohner der Gränzcastelle ungestört zu lassen.“ Allein durch den Unverstand des damaligen Machthabers von Sinope, jenes dem Sultan unterthänigen *Reis Hetum*,***) wurden die Verträge bald gebrochen und der Kampf des Sultanats mit *Gidos* erglühte von neuem aus folgender Veranlassung. Ein Fahrzeug, welches Staatsgelder aus *Cherson* und dem benachbarten Distrikt von *Gothia* †) zugleich mit dem

---

*) d. i. im Jahre 1223 n. Chr. Siehe Anmerkung I.

**) Sieh Anmerkung II.

***) Sieh Anmerkung III.

†) Sieh Anmerkung IV.

Steuer-Archonten *Alexios* und andern vornehmen Chersoniten an Bord genommen hatte, segelte in jenen Wässern, um dem Imperator *Gidos* den jährlichen Tribut zu bringen, wurde aber vom Sturm nach *Sinope* verschlagen, wo der benannte Reis das Schiff und die Gelder plünderte, die Archonten und ihre Begleiter aber sammt den Seeleuten gefangen nahm, und dann Kriegsschiffe gegen *Cherson* sandte und die Umgegend gänzlich verheerte. Als die Kunde hievon *Trapezunt* erreichte, wurde auch dem Kaiser über den von den Barbaren dem Reiche zugefügten Schaden, so wie über den Friedensbruch des Sultans, über welchen der Fürst von *Sinope* so grosses Unheil brachte, Bericht erstattet.

Die Rüstungen wider *Sinope* wurden lebhaft betrieben, die trapezuntische Flotte lief aus, landete unvermuthet bei *Karusa*,*) plünderte alle Ortschaften rings herum bis an die Thore des Emporiums selbst, überraschte die Schiffe im Hafen, nahm sie weg, metzelte einen Theil der Bemannung nieder und führte den andern gefangen weg. Die Angehörigen dieser letzten und die Eigenthümer der Schiffe erhoben sich in Aufruhr und Schmähungen wider den Reis, der, ohne sich viel um ihr Geschrei zu kümmern, Abgeordnete mit Friedensvorschlägen an die trapezuntischen Trierarchen sandte. Nach langen Unterhandlungen endlich wechselten diese den Steuer-Archonten und das weggenommene Schiff mit den Staatsgeldern und sämmtlichem Raube der Chersonischen Ortschaften gegen die gefangenen Sinopiten allein aus, und segelten voll Freude mit den Reichthümern nach Hause zurück.

Wie aber Sultan *Melik* am Morgen nach seiner Ankunft in *Konia* diese Vorgänge vernahm, glaubte er es nicht so belassen zu können und sandte unverzüglich nach *Melitene*, rief die Heeresführer auf, kam in Person nach *Erzerum*, zog eine Streitmacht zusammen und drang in Eile bis *Keltzene* *) vor. Auf die Kunde des feindlichen Anzuges sammelte auch jener gewaltige Herrscher (*Gidos*) aus allen Provinzen seines Reiches ein Heer und zog dem Feinde entgegen, befestigte die Engpässe und Zugänge der Umgegend, lud von *Sotiropolis* und *Lazien* bis nach *Oenaeum* **) hin die auserlesene, junge, blühende Mannschaft insgesammt als Streitgenossen zum Kampfe ein. Diese aber, wie sie von der Unzahl des Barbarenheeres Kunde erhielten, nahmen ihre Zuflucht zur Königin und Gebieterin des Weltalls, zum Rettungsanker des Christenvolkes, zur Panagia des heiligen Klosters *Chrysocephalos* ***) und zu dem berühmten Blutzeugen *Eugenius*, und flehten nach Kräften ihren Beistand an.

---

*) Sieh Anmerkung V.

Der Sultan indessen drang zwischen *Païpert* und *Zaïlusa* bis in die Engen von *Kutukion* vor, wo er Lager schlug und sich bei den Bewohnern von *Païpert* †) um den Weg erkundigte, auf dem er zur Stadt *Trapezunt* vordringen könnte. Man sagte ihm, es gäbe zwar einen Weg, der aus benanntem Passe in gerader Richtung nach *Trapezus* führe, rieth ihm aber, den weiten Umweg ausserhalb um die Landschaft *Chaldia* einzuschlagen, weil der Zug durch das unwegsame und von einer streitbaren Bevölkerung bewohnte *Chaldia* ungewöhnlich beschwerlich sei.

---

*) Sieh Anmerkung VI.

**) Sieh Anmerkung VII.

***) Sieh Anmerkung VIII.

†) Sieh Anmerkung IX.

Der Sultan liess sofort die Kriegsmusiken spielen, theilte die Parole aus und blieb selben Tag noch ruhig unter den Zelten im Engpasse. Der Comnenen-Kaiser aber schickte seinen Kriegsobersten *Theodor* mit auserlesener Mannschaft in dieselben Bergengen etwas oberhalb *Chortokopion*, um den Stand des feindlichen Heeres in der Nähe zu beobachten. Dieser that auch den Barbaren beim Eindringen und Herausbrechen bedeutenden Abbruch. Eine andere Abtheilung liess er unter Führung des *Georg* von *Akribitzion* den festen Punkt *St. Mercurius* besetzen. Der Kaiser selbst, ein kluger und im Kriege viel erfahrner Mann, nahm 500 Reiter, lauter herzhafte Männer, nur Schild und Bogen führend, und stellte sich bei *Labra* auf, das er stark befestigte, und zur Ortschaft *Verenia* weiterzog; im Kloster *St. Gregorius* daselbst sang er unter Thränen seine Bittgesänge, stieg den Gebirgsbach hinab zur Brücke und hinauf nach *Dicäsimos*, wo er im Tempel des heiligen Martyrers *Theodor* auf der Felsenspitze, die Hände gegen den Himmel erhebend, inbrünstig um Hülfe flehte. Noch war aber das unblutige Opfer nicht vollendet und noch hatte der Priester das mystische Brod nicht in die Höhe gehalten, als ein auserlesener Barbarenhaufen schon bis *Dubera* *) gekommen war. *Theodor* der Kriegsoberst brachte in Eile dem Imperator diese Nachricht, bat ihn ohne Verzug den Tempel zu verlassen und auf Rettung zu denken. *Andronicos* aber, ganz in Gott versunken und mit klarem Auge nach Oben blickend, harrte aus, bis die geheimnissvolle Handlung ihr Ende erreicht und er selbst das mystische Brod des Herrn genommen hatte. Dann erst schwang er sich zugleich mit den 500 Reitern vertrauungsvoll zu Pferd und zog unter dem Ruf: „Gott mit uns! erkennt es ihr Völker und bebet!“ langsam zur Brücke hinab und auf der Strasse gegen *Trapezunt* zurück. Die Barbaren aber — es war nur der Vortrab, bei 2000 Mann stark — wie sie merkten, dass der Kaiser mit dem kleinen Haufen in derselben Richtung fortziehe, folgten ihm auf dem Fusse nach und holten ihn auf der Ebene daselbst in eilendem Zuge ein. Es entstand ein hitziges Reitergefecht. Das trapezuntische Vordertreffen, der unbekannte Weg und die Gefahr des Hinterhalts erschreckten die Türken in einem Maasse, dass sie nicht widerstehen konnten; fliehend stürzten sie in den Fluss, Einige blieben, Andere entkamen durch die Flucht. Besonders zeichnete sich in diesem Kampfe der Polemarch durch bewunderungswürdige Tapferkeit gegen die Feinde aus. Wie der Sultan, der mit dem Hauptheere heranrückte, die Niederlage seines Vortrabs hörte, brannte er vor Begierde, eilig die Trapezuntier anzugreifen, konnte aber sein Vorhaben nicht ausführen, weil der Kaiser beim Anblick des dichten Barbarenstromes eilend die Höhe beim Ort *Sachnoë* gewann und von dort zum Kastell *Labra* zog, wo er die Besatzung von dem Geschehenen unterrichtete, die Wege durch Verhaue schloss und dann wieder in *Trapezunt* einrückte. Die Streitmacht des Sultans, weil es zu keinem Gefechte kommen konnte, rückte ebenfalls vor *Trapezunt*, lagerte sich im Kreise nahe am alten Kloster des gepriesenen heiligen *Eugenius* *) und zog sich von da aus in nicht zu zählenden Schaaren rund um die Stadtburg herum. Was die Mauern betrifft, war *Trapezunt* unbezwinglich, aber für das eingeschlossene Heer und Volk nicht weit und ausgedehnt genug. Denn noch hatte es seine untern bis an den Strand reichenden Ringmauern nicht, welche der Gross-Comnene und Kaiser *Alexius II.*, Urenkel des ersten

---

*) Sieh Anmerkung X.

---

*) Sieh Anmerkung XI.

Gross-Comnen *Alexius*, später vom Grunde erbaute. *) Und da überdiess auch die Kaufgasse (ausserhalb der Burgkastelle) in Feuer aufgegangen, war *Gidos*, der wackere Herrscher, in grosser Verlegenheit. Denn die Feinde beraunten die Stadt von allen Seiten. Mit Inbrunst wandte er sich in der Angst zur Gottesmutter, verliess nach Sonnenuntergang, um die erste Nachtwache, durch das kleine Thor *St. Georg* von *Limnia*, am äussersten Burgecke unterhalb, das Schloss und ging längs der Mauerzinnen zum schönen Gotteshaus der *Panagia* hinab, wo er unter Thränen und heissem Gebete zu Gott und seiner Gebärerin die ganze Nacht verblieb. Tempelwärter zu jener Zeit war ein ehrwürdiger, mehr geistig als physisch lebender und in göttlichen Dingen tief eingeweihter Mönch, Namens *Gerasimos*, „ein Nazaräner dem Herrn.“ Dieser theilte Gebet und Schmerz des edeln Kaisers, der Nachts im Tempel flehte, unter Tags aber gegen die Barbaren stritt.

Einige Tage später ritt der Sultan selbst rund um die Festung und überzeugte sich unter dichtem Pfeilhagel von der Schwierigkeit des Angriffes. Und weil auf der Mittagsseite der Burg kein gangbarer Weg dicht zu den Feinden führte, um offenen Sturm auf den Stirnpunkt des Krieges anzulegen, befahl er den Angriff von einer andern Seite vorzubereiten. So viel Feinde sich nun von *St. Eustratios* herab auf der obern Bergstrasse der Festung näherten, eben so viele Trapezuntier rückten aus den Wachthürmen der Burg und warfen sich in das Gewühl: der Kampf war hartnäckig, am Ende aber kehrten die Barbaren den Rücken und zogen sich mit Verlust zurück. Zu gleicher Zeit wichen auch jene Haufen, die weiter entfernt in der Gegend des Plattfeldes, heute die *Platte* genannt, und zwischen *St. Longinus* und *St. Eugenius* aufgestellt waren, weil sie wegen der Engschluchten nicht zum Handgemenge nahe kommen und die Schwerter brauchen konnten. Sie gaben auf jenem Punkte den Angriff ganz auf und lagerten sich am Wasserthore, weil es dort ebener war und jener Theil der Festungsmauer leichter zu ersteigen schien. Die feindlichen Zelte liefen in einer Reihe vom alten Arsenale*) und der Kirche *St. Constantin* am Strande fort bis *St. Barbara* und zum Bach auf der Westseite der Festung. Die Trompeter bliesen Sturm und die Ungläubigen erhoben Alle zugleich ihre Stimmen. Dicht an die Mauer stellten ihre Führer die Geharnischten, hinter sie die Schleuderer, die Stein- und Bogenschützen und die Schildträger: zwischen beide aber die Mauererschütterer. Im heftigen Gefechte bemerkte der Kaiser in der beim Tempel des heiligen**) aufgestellten feindlichen Abtheilung Wankelmuth und Unentschlossenheit, liess die Thore von *St. Dynamis* öffnen und machte, gestärkt von Oben, zugleich mit seinen Feldobersten und sämmtlichen Rittern einen Ausfall. Der Angriff war rasch und herzhaft; die Barbaren hielten nicht Stand, kehrten den Rücken und flohen in Masse nach ihren Zelten auf den Lagerplatz. Die Trapezuntier hieben eine Menge nieder und bemächtigten sich des Lagers mit allen Reichthümern, zum grössten Schrecken des Sultans und seiner Kriegsfürsten. Dann erhoben sich diese mit ganzer Macht und zogen zum Streit heran. Wie der Kaiser den Anzug der feindlichen Heermassen sah, sprach er den Seinigen Muth ein, sammelte die Reiterei in einen Haufen und rückte im Laufe gegen den Tempel des heiligen *Procopius*, wo ihm die feindlichen Reiter schon entgegenkamen. Von beiden Seiten blieben im Gefechte nicht viele, doch fielen auf Seite des Sultans Männer von höherm Rang und von vorzüglicher Tapferkeit: jener *Gajass-eddin*, des Sultans Schwestersohn, Reïs *Hetum*, Fürst von Sinope, der zuerst den Friedensschwur zwischen dem Sultan und dem Kaiser *Gidos* treulos gebrochen hatte, mit andern Grossen aus *Keltzine* und *Sebastia*. Auch auf Seite der „Römer“ fielen erlauchte und tapfere Männer: *Georg Tornikios*, Feldoberst des „römischen“ Heeres, *Theodor* von *Akrobitzion*, *Nikolaos* der *Kalothet*, *Niketas* von *Thalabis* und *Johannes* des *Zanxis* Sohn, dessen Ehegenossin, ein herzhaftes und tugendsames Weib, das Gut *Putzeas* im Sand-dorf dem Kloster (Chrysocephalos) zu einem Denkmal daselbst vermachte. Wie sich aber das Gesammtheer der Barbaren in Bewegung setzte, zog sich der Kaiser langsam zurück, setzte über den St. Georgsbach und rückte, die drei Nussbäume vorüber, ohne Schaden wieder in die Festung ein. Der Sultan, in seiner Hoffnung getäuscht, betäubt und voll Zorn wandte sich gegen den heiligen Tempel des grossen *Eugenius*, befahl im Grimm das Gebäude niederzureissen und selbst den Boden aufzuwühlen und zu vernichten. Das Heer unter ihm aber brüllte in thierischer Wildheit gegen die Stadt, in Erwartung sie am folgenden Tage mit Leichtigkeit zu ersteigen. Unter dem Schall saracenischer Cymbeln und Pauken und libyscher Trommeln stürzte sich das Barbarenheer von der Gebirgsseite her in Masse und mit wildem Geschrei auf die Festungsthore, dass es schien, es bebe die Erde und falle der Himmel ein: es war ein fürchterliches Schauspiel, wie Schneeflocken fielen die Pfeile, Wurfspiese und die Schleudersteine mit andern bei Angriffen üblichen Geschossen auf die Vertheidiger der Mauer herab, dass diese nicht dagegen bestehen konnten, bis endlich die feindliche Wuth sich erschöpfte und die Pfeile stumpfer wurden. Dann erhoben sich die Söhne *Laziens* im Zorn und fielen unvermuthet aus der Festung, voraus das Fussvolk mit dichtem Pfeilregen, hinter ihm die sämmtliche Reiterei; eine grosse Menge Türken wurden getödtet, viele lebendig gefangen. So endete die Sache an diesem Tage.

---

*) Sieh Anmerkung XII.

---

*) Sieh Anmerkung XIII.

**) Fehlt der Name.

Der Imperator aber, wie er das Wilde, das Unversöhnliche, Thierische und Treulose in dem Benehmen des Sultans sah, wollte auch nichts von Ruhe wissen noch im Kampf eine Pause gönnen, sondern dachte so zu sagen stündlich auf kriegerische Ausfälle; auch war er in Furcht und Sorgen wegen der Volksmenge, die im Gedränge der Soldaten und des zahlreichen Bürgerstandes in der engen Stadt nicht Platz hatte. Denn damals war das Aussenkastell, welches von der Altburg und der Haupt-Acropolis bis zum Meere hinabreicht, noch nicht gebaut, und die Stelle, wie der Strand auf jener Seite, war dem Feinde noch zugänglich. Allein als ein gerechter und gottesfürchtiger Mann nahm er seine Zuflucht zum Himmel, flehte und rief nach dem allmächtigen Beistand Gottes, der heiligen Jungfrau und des heiligen *Eugenius*, zog auf der Mauerzinne um die ganze Festung herum, zu Gott rufend . . . . Der Erzbischof der Stadt im heiligen Priestergewande trug selbst das hehre Bild der heiligen Gottesmutter mit dem Heiland unter dem Herzen, die Wegweiserin zum Glücke, auf den Schultern. Der Vorstand des Klosters *St. Eugenius* aber, das ehrwürdige Haupt dieses gepriesenen Schirmherrn von *Trapezunt*; Alles, was sich an Priestern und Mönchen in der Stadt befand, folgte dem Zuge und rief laut: „Erwache, o Herr, zu unserer Hülfe und rette uns! (folgen sieben Zeilen Kirchengebete).

Mit Anbruch der Morgenröthe rüsteten sich die verhassten Barbaren auf der Höhe oberhalb der Citadelle in der Nähe des kaiserlichen Schlosses zu einem neuen Angriff; sie waren in voller Rüstung und versuchten, nachdem sie dicht herangekommen, die Vertheidiger mit Worten zu bethören: „Rechnet nicht fälschlich, o Trapezuntier (rief ihnen der Sultan zu), auf euern Gott noch auf den sogenannten *Eugenius!* Denn morgen werde ich sein Haus, welches ihr in Ehren haltet, niederbrennen und euch selbst mit Gewalt bezwingen; ich kenne ja euere Noth an Lebensbedarf, besonders an Trinkwasser, und euere sonstige Bedrängniss.“ — Diese lästerungsvollen Worte hörte auch der Imperator und bezeugte seinen Schmerz darüber und Thränen rannen aus den Augen. Doch ermannte er sich und sann auf folgende List: er verlangte von den Gegnern, es sollten Einige aus ihrer Mitte zu ihm in die Stadt hereinkommen, um einen Friedensvertrag unter der Bedingniss abzuschliessen, dass sich der Kaiser dem Willen ihres Sultans füge und so sich mit ihm aussöhne. Sie kamen, gingen hinein und machten höchst übermüthige und treulose Friedensanträge. Der Kaiser in seinem hohen Sinne überlegte bei sich das Gesagte und behandelte die Gesandten mit Auszeichnung und gab ihnen üppipe Mahlzeiten. Dann stiegen sie zu Pferd und ritten mitten durch die Stadt *Trapezunt*, wo sie ihren forschenden Blick auf die Streitkräfte, auf die Lastthiere, die Ochsen, die Schafe, die verschiedenen Gattungen Fleisch in den Aufhängeringen, auf die Bäckereien, auf die mit Esswaaren gefüllten Häuser, auf die vollen Getreidemagazine, Weinkeller und Fleischbänke mancher Art, auf die Bäche mit lebendigem Wasser und die zum grossen Thore hinaussprudelnden und am Strande sich ansammelnden Quellen warfen. Und nachdem die von ihrem Sultan abgesandten Barbaren die ganze Stadt durchzogen waren und Alles gesehen hatten, schickte sie der Kaiser unverrichteter Dinge fort. Nach ihrer Rückkehr erzählten sie Alles, was sie gesehen, erfahren und gehört hatten, dem Sultan, der es mit grossem Verdrusse hörte.

Die Bewohner der Provinzen *Chaldia* und *Matzuka* aber, wie sie vernahmen, dass man sich in *Trapezunt* gegen die Barbaren vertheidige, wurden kühn, schlichen sich Nachts herbei, raubten im feindlichen Lager Pferde, richteten Unheil an, machten Gefangene, lärmten die Wachen auf und verscheuchten sie, was den Sultan nicht wenig erbitterte. Er liess den Zorn wider den Tempel des heiligen *Eugenius* aus, betrat voll Stolz und Verachtung das Innere und befahl, dicht am Sarge des Heiligen sein Lager aufzuschlagen; hinter ihm kamen die Grossen, nur die Pferde mussten ausserhalb des geweihten Umfanges bleiben; hinein nahm er auch, o des Gräuels! einige verruchte Weibspersonen. Der Kaiser dagegen wandelte in das weit gepriesene Gotteshaus der *Panagia Chrysocephalos* und betete zu Gott, weinte, bat, entsendete Thränenströme, kniete, flehte', rief zur *Panagia*, und hörte endlich eine liebliche Stimme: „*Andronicos!* Deine Bitte ist erhört, denn viel vermag das Gebet des Gerechten; ich habe *Eugenius* gesandt, er wird die Feinde bändigen, rüste dein Heer zum Angriff.“

Auch *Melik-Sultan* hatte Erscheinungen auf seinem Lager; vier Männer in furchtbarer Gestalt bedrohten den Wüstling und jagten ihn mit seinem Gefolge aus dem Gotteshaus wieder auf die Anhöhe in das Lager zurück. Einer von den Vieren, *St. Eugenius*, der Schirmherr von *Trapezunt*, zog ihm nach und sagte den Leibwächtern, die ihm den Weg verlegten, sie sollten ihn zum Sultan bringen. Diese fragten dagegen, wer er sei und wie er es wage, zu dieser nächtlichen Stunde sich zu nähern. „Ich bin,“ sagte der Heilige, „*Archont* dieser Stadt, habe die Schlüssel der Thore und nenne mich *Eugenius*.“ Voll Freude führten sie ihn zum Gebieter, bei dem er ein zweites Examen zu bestehen hatte. „Ich bin,“ sagte er, „*Demarch* (Bürgervorstand) von *Trapezunt*, heisse *Eugenius* und komme als Abgeordneter von Seiten der Bürgerschaft, des Kriegsheeres und des gesammten Volkes; denn nicht wenige sind verwundet, einige todt, andere liegen noch darnieder, und ich bin, wie du mich da siehst, abgesandt von ihnen, dass du eilfertig kommest und die Stadt übernehmest, weil euch gesammte Inwohnerschaft erwartet.“

Melik consultirte zuerst noch die Hofastrologen, die auch insgesammt aus Astrolab, Sternlage, Dreieck und Quadrat des Sultans Einzug in *Trapezunt* am Himmel lasen. Voll Freude springt der Padischah vom Thron, sagt dem *Eugenius* Lebewohl und treibt das Heer in wilder Unordnung, zu Fuss, zu Pferd dem fliegenden Heiligen nach gegen die Festung. Aber auf einmal brach ein Sturmwetter los, und ein Blitzstrahl fuhr plötzlich in heiterer Sommernacht mit solcher Macht vom Himmel, dass es schien, unendliches Feuer ströme aus den vier Weltgegenden; die Augen der Feinde wurden geblendet und ihre ungläubigen Seelen von Schrecken gelähmt. Zugleich stürzte Wasser in Strömen herab, rollten die Donner, ergoss sich dichter Hagel und Wolkenbruch jene Nacht auf die betäubten Seldschuken. Da sahen die Leute in der Festung, wie *St. Eugenius* in der Gestalt eines Wetterstrahles von der Höhe des feindlichen Lagers in seinen Tempel zurückflog. Die Barbaren aber, o des Mirakels! zerstreuten sich wie vom Blitze auseinander geworfen, nach allen Seiten. Die Einen, der Gegend unkundig, verloren sich in den Hohlschluchten des Mithrosberges, stiessen und fielen im Gewirre auf einander, Andere stürzten zu Pferd über Felsenabgründe hinab, in der Meinung, es sei ebenes Feld, und hauchten, bevor sie den Boden erreichten, zerschmettert ihre Seele aus; wieder Andere, auf der Flucht am Fuss des Hochgebirges angekommen, warfen die Rüstung weg, Viele kamen auch vor Kälte um. So erging es den ungläubigen Feinden, und ein solches Ende nahm ihr Kriegszug wider *Trapezunt*.

Melik aber ihr Beherrscher, mit der ersten Schaar seiner Leibwächter fliehend, war um Tagesanbruch bis *Kuratorium* gekommen, wo er leicht bewaffneten *Matzukiten*, die auf die Kunde seiner Ankunft hergeeilt waren, lebendig in die Hände fiel, weswegen man auch auf jener Stelle dem grossen *Eugenius* einen Tempel baute, der bis auf den heutigen Tag besteht.

Der Kaiser, klug und verständig in Beurtheilung der Dinge, sah wohl ein, dass Gott in seiner Allgüte mittelst *St. Eugenius* diese Wunderdinge gethan habe. Nach dem Frühgottesdienst strömte aus der Festung Alles in das Lager hinaus, sie wandelten rings um die Zelte, fanden sie mit Reichthümern angefüllt, aber an Menschen gänzlich leer, nahmen Alles weg; auch Pferde und Waffen in Menge erbeuteten sie. Wer wollte aber die Fliehenden zählen, welche die Leichtbewaffneten von *Matsuka* und *Chaldia* in den Engpässen des Taurus überfielen und niedermachten? Den Sultan führten sie gebunden gen *Trapesunt*. Allein der Kaiser wollte ihn aus Menschenfreundlichkeit nicht so gefesselt erblicken; er konnte es nicht über sich bringen, den vorher mit Sultanischer Majestät ruhmvoll umstrahlten *Melik*, jetzt durch Schicksalswechsel kriegsgefangen und gebunden wie einen verächtlichen Hund fortschleppen zu sehen: „ruhig soll er einherziehen im Geleite, ohne Unbild, gestützt auf zwei seiner Grossen, bis er endlich *Trapesunt* erreiche. Dann sollen sie ihn zu Pferde, mit allem Volke hinter ihm, am Strand herum und beim Hauptfestungsthor hineinreiten lassen und unmittelbar in den kaiserlichen Pallast führen.“ Wie der Sultan auf dem Zuge durch die Stadt zum grossen Tempel der allzeit reinen Gottesmutter kam, soll er mit tiefem Seufzer aus der Brust seine Thorheit bejammert haben, den leeren Versprechungen jener Astrologen und dem erschienenen Fremdling *Eugenius* gefolgt zu seyn, um nun ruhmlos und elend durch die Kaiserstrasse der „Römer“ zu ziehen. Sie aber führten ihn hinauf in die Burg. Wie ihn der Kaiser erblickte, nahm er ihn sehr ehrenvoll auf und liess ihn neben sich sitzen. Nach einer Zwischenzeit aber, wie ihn der Kaiser niedergeschlagen und betrübt sah, streckte er die Hand aus und zog ihn näher an sich und sagte: „Weisst du jetzt, o Sultan, dass die Uebertreter der Verträge und Eidschwüre sich selbst Unglück bereiten?“ „Ja, du hast Recht, mächtigster Gebieter,“ erwiederte der Sultan, „wir haben uns aber getäuscht; denn wie wir andere Städte und Länder der „Römer“ eingenommen und geplündert haben, in derselben Weise hofften wir auch *diese* Stadt mit Leichtigkeit zu bezwingen; wer hätte auch wissen sollen, dass sich ein so starker und unverdrossener Wächter, ein so warmer Vertheidiger, wie der uns erschienene *Eugenius*, dieser Stadt annehme! Dieser hat uns alle, wie du siehst, euren Händen überliefert. Gehört haben wir zwar früher schon von seinen grossen Thaten, aber wir glaubten nichts; denn was in der Ferne geschieht, macht gewöhnlich keinen grossen Eindruck.“ —

Der Kaiser, um die Unterredung durch Herablassung und Güte zu würzen, sprach dem Verzagten durch freundliche und sanfte Worte Muth ein: „Das Geschehene, o Sultan, ist, wie das Sprüchwort sagt, nun einmal nicht zu ändern, wie es immer ausgefallen sei; und da es nun mit euch so steht und die Sache für euch ein so schlimmes Ende genommen hat, lass den Muth desswegen doch nicht sinken und gräme dich nicht übermässig; wie du im Glücke dich höchlich freutest, ebenso musst du jetzt das Missgeschick mit Ruhe tragen. „Freilich müssen wir es so ertragen,“ erwiederte der Sultan, „jedoch ist Güte und Mitleid für unser Leben, o Gebieter, in deine Hand gelegt.“ Du hast Recht, Sultan, erwiederte Gidos, die gegenwärtigen Dinge sind niemals bleibend, wenn sie auch einen überwältigenden Eindruck machen auf Menschen, die sich ihnen mit Leidenschaft überlassen. Desswegen muss man Lob denjenigen spenden, die das Glück mit Mässigung ertragen, im Unglück aber den Muth nicht verlieren. Doch erzähle uns aufrichtig und umständlich, was dir diese Nacht begegnet, denn wenn du uns Alles sagst, was dir und deinem Heere zugestossen ist, wird es dir selbst zum Nutzen, den Zuhörern zur Freude, *uns* aber zu nicht geringem Vergnügen gereichen.

Der Sultan versprach es und der Kaiser rief durch Trompetenschall das Volk zum Lobgesang in die Kathedrale zusammen. Sang, Klang, feierlicher Umgang nach *St. Eugenius'* Kloster, wo ein zweiter Hymnus dem „*Kampfhelden*, dem *Schirmhort*, dem *Retter*, dem *Prytanis* von *Trapezunt*" ertönte. Im Tempel dieses Heiligen erzählte der Sultan vor allem Volke, wie eben dieser *Eugenius* ihm in der Nacht erschien, Uebergabe der Stadt und Führung des seldschukischen Heeres versprach.

Einige Tage später trafen mehrere Seldschuken von *Surmenae**) und andern Ortschaften, wo sie auf ihrer wilden Flucht aufgefangen und zu Sklaven gemacht wurden, in *Trapezunt* ein......

Der Kaiser aber hielt Rath und fragte, was man mit dem Sultan anzufangen habe? Nachdem Jedermann seine Meinung gesagt hatte, fiel der gemeinschaftliche Schluss dahin: „der Sultan möge aus Rücksicht auf seine hohe Stellung und auf die Anhänglichkeit der Türken, das ist der Kinder und der Brüder an ihn, mit des Kaisers freier Zustimmung nach Hause gehen, und wer immer aus *Ikonium*, aus *Theodosiopolis*, aus dem Lande *Karamanien* und von den untern Gegenden bis zur Stadt *Sinope* sei, möge ihn auf dem Heimweg begleiten und führen, damit er mit Sicherheit zu den Seinigen gelange." Der Rath schien gut, und in derselben Sitzung noch kam der Friedensvertrag zwischen beiden Theilen dahin zu Stande: *„dass hinfüro die Trapezuntier dem Sultan weder militärische Zuzüge zu leisten haben, wie bisher, da sie Kriegsleute nach Ikonium schicken mussten, noch Tribut, noch Geschenke zu geben verpflichtet seyn sollten.“*

---

*) Sieh Anmerkung XIX.

Nachdem die Friedensbedingungen in solcher Weise zu Stande gekommen waren, trat der Sultan in schicklicher Eile und mit gehörigem Glanze die Rückreise nach *Ikonium* an. Und wie er zu Hause angekommen war, erfüllte er nicht nur die beschworenen Verträge im gewöhnlichen Sinne, sondern schickte überdiess noch regelmässig arabische Pferde und andere Ehrengeschenke an den Kaiser *Andronicos Gidos*, verbreitete den Ruf der wunderbaren Thaten des Heiligen in ganz Anatolien und verehrte auch jedes Jahr reichliche Geschenke dem Kloster des Martyrers.

Aus den Edelsteinen und Perlen, die sich in der dem Sultan abgenommenen Beute fanden, erhielten die Gotteshäuser in *Trapezus*, besonders *St. Eugenius* Kloster und Kirche herrlichen Schmuck, namentlich aber schenkte der Kaiser an die Kathedrale zur *Panagia Chrysocephalos* ein auserlesenes, mit unschätzbarem Goldwerthe geziertes *Evangelienbuch*, auf dessen Schlussseite Namen und Betrag aller Weihgeschenke des Imperators verzeichnet war; den Mönchen gab er überdiess noch Ländereien und Villen, wie es in den *Praktiken* zu lesen ist. —

b.

Fragment zur Regierungsperiode Alexius III., Kaisers von Trapezunt (1349 — 1389) aus der Sammlung des vorgenannten Silberkämmerers Lazaros.

Nachdem *Basilius*, der Kaiser und *Gross-Comnen*, mit Hinterlassung zweier unerwachsener Knaben und bedeutender Schätze das Zeitliche gesegnet hatte, begannen unter den Grossbeamten sogleich die Unruhen. Sie trennten sich in zwei Faktionen, deren eine die *Amintzantaranten*, die andere aber die *Scholaranten* hiess. Sie wurden mit einander handgemein, vertrieben die Knaben mit der kaiserlichen Mutter nach *Konstantinopel* und übergaben die Regierung der zweiten Gemahlin (des Verstorbenen), die eine *Paläologina* war. Das unglückliche Loos dieser Frau zu erzählen, gehört nicht hieher, es soll bei einer andern Veranlassung geschehen. Es dauerte nicht lange und sie trieben auch mich aus dem Vaterlande. Als Gehülfen und Trost in der Verbannung hatte ich meinen theuersten Sohn *Konstantin Lazaropulos*, der sich mit natürlichem Geschicke neben seiner vom Hause mitgebrachten Erziehung auch noch mit dem in Konstantinopel herrschenden Bildungsgang vertraut machte. Allein bei meiner Ankunft zu Konstantinopel war für unsere Sache im Rathe Gottes schon eine günstigere Wendung beschlossen, denn *Johannes Kantakuzenos*, Kaiser der Römer, hochherzig, glanzvoll in Wort und That und geschmückt mit jeglicher Wissenschaft, erkannte in seinem Eifer für die Ehre Gottes und im Gegensatze des unbrauchbaren, einsichtslosen und unthätigen Beherrschers von *Trapezunt*, des alten und kinderlosen *Mi-*

chael Comnenus, dass der gesetzliche Erbe von *Trapezus*, der Gross-*Comnen Alexius*, den wir vorher Sohn des Kaisers und Gross-Comnen *Basilius* nannten, des Thrones vollkommen würdig sei und seinem Vater nachzufolgen verdiene. Die Einleitung des Unternehmens ward vom Kaiser mir, als dem es vor Allen gebührte, aufgetragen, worüber ich als wahrer *Comnenophile* grosse Freude empfand. Denn ich sehnte mich in Wahrheit, *Alexios*, den Abkömmling meines Gebieters und Kaisers des Gross-Comnenen, auf dem väterlichen Throne zu erblicken, und zugleich fühlte ich selbst grosses Verlangen, wieder in der Heimath zu seyn und mein Eigenthum zu erlangen. Allein ich hatte Furcht vor dem Unwetter, weil es schon Spätherbst war, wo der Nordwind bläst und Wellen wirft . . . . (Des Nachts erschien aber dem zaghaften Mann *St. Eugenius* und sagte:) „Silberkämmerer! fürchte die Seefahrt nicht, *ich* bin mit dir und werde dich nicht verlassen, brandet auch das Meer ein wenig, wird die Fahrt dennoch lieblich seyn, es wird *Alexios* (III.), Enkel des Gross-Comnen *Alexius* (II.) den Thron von *Trapezunt* besteigen.“

c.

Personalbeschreibung des Gross-Comnen Alexius III.

Nachstehendes Bruchstück aus dem Personalakt Seiner kaiserlichen Majestät *Alexius III.* ist eigenhändige Composition des hochwürdigsten Metropoliten *Joseph* von Trapezunt, zugleich aber auch ein Denkmal der niederträchtigen Schmeichelei, vor der im Byzantinischen Reiche selbst die höchste kirchliche Rangstufe ehrgeizige Prälaten nicht sicher stellte.

Es wäre, meint der Metropolit Joseph, ein schweres Stück Arbeit, die körperliche Wohlgestalt seines gnädigsten Gebieters *Alexius* (III) zu beschreiben:

„Stirne und Stirndecke und ihre Linien, die Stirnfalten und ihre flinkernde Bewegung, Perlen gleich: die gespannte Haut der Augenlieder: der scharfe durchdringende Blick der schönen Augen, die gebogene Nase, nach Platon Characterzug der Könige: das feine Gehör, die purpurgefärbten, Strahlen sendenden Wangen: das reichliche und goldschimmernde Barthaar, Mund, Lippen und Zähne waren bei ihm von unerreichbarer Schönheit. Wohin soll ich erst den reinen, wohllautvollen und flötensüss ertönenden Klang seiner Rede stellen und den kräftigen Bau der Schulterblätter, den Hals, die perlenden Ohrendrüsen und das goldschimmernde Hinterhaupt? Kurz, ein neuer *Adam*, ein schöner *Joseph* und dazu noch sehr reich und sehr freigebig. Mit Unrecht haben Einige sein kühnes, heftiges und mannhaftes Wesen mit Thiersinn bezeichnet. Nur gegen Widerspenstige war *Alexius* barsch; sanft aber im Gegentheil, freundlich, herablassend und milde gegen Zucht und Ordnung haltende Menschen."

Beim Regierungsantritt *Alexius III.* war das Trapezuntische Reich in enge Gränzen zusammengedrängt, und die Hauptstadt selbst den feindlichen Angriffen ausgesetzt; denn zum Unglück hatten sich die Muhammedaner beinahe des ganzen offenen Landes bemächtigt, und zum Reiche gehörten ausser *Trapezunt* nur noch die Stadt *Kerasunt* mit Umgegend, die Provinz *Chalybia* mit ihren Küstenfestungen, das berühmte *Oinaeon* und die dreizehn Kastelle oder Burgen von *Limnia* mit ihren Ortschaften, sämmtlich reich, gepriesen und streitbar.

Alexius fasste, obgleich noch im ersten Jünglingsalter, die kühne Idee, das väterliche Reich durch Wiederbelebung der beiden Grundelemente aller Staaten: der Kirche und der Armee, aus seiner bedenklichen Lage wieder zur alten Blüthe und Macht zu erheben. Nur war die Aufgabe, wie es scheint, für seine Kräfte zu schwer.

Non satis est dixisse, ego mira poëmata pango.

Hätte man von diesem Imperator und seinen Restaurationsversuchen keine andern Berichte, als die Lobrede des Metropoliten *Joseph*, seines Höflings und seiner Creatur, mit den grotesken Dankbarkeitsscenen der von ihm reichlich beschenkten Mönche, könnte man diesen wohlmeinenden, aber schwachen und in seinen kriegerischen Unternehmungen fast allzeit unglücklichen Fürsten leicht als einen byzantinischen Tschingischan und als Helden und Eroberer des Morgenlandes begrüssen. Die grossen Rüstungen zu Wasser und zu Lande, die kaiserlichen Zelte, die Feldherrn, die Quästoren, Astrologen und Philosophen, die reichlich belohnt und geehrt dem Heere auf seinen angeblichen Feldzügen in den Orient, gegen Persien und Samarkand folgten, sinken in der Pallastchronik des Geheimschreibers *Panaretos* zu acht- bis vierzehntägigen Streifzügen wider benachbarte Turkomanen-Emire und das Bergvolk der *Tzanen* herab. Und der Leser wird vielleicht lächeln, wenn sich der genannte Prälat seinen Zeitgenossen als vollgültigen Zeugen des „Sampsonthums Alexius III., seines gnädigsten Herrn und Beschützers,“ verkündet, aber bescheiden hinzusetzt: er sei zwar so zu sagen nur der Sclave und Zögling dieses dreimal den Preis der Tapferkeit davon tragenden Helden *): nicht etwa nur die Leute der Umgebung, die Einheimischen und die Unterthanen insgesammt, sondern auch fern liegende Völker, Perser und Meder, Aegypter und Italiener und das ganze Geschlecht der Skythen und Barbaren mitinbegriffen, seien durch die Kunde seiner Thaten erschüttert worden, und gleichsam stolz darauf gewesen und haben sich gebrüstet, als wenn auch sie Antheil an seinem Ruhme hätten.

---

*) Ἔγωγε δὲ καὶ αὐτὸς ὅγε τοῦ τρισαριστίως ἥρωος, εἰ χρὴ τἀληθῆ φάναι, ἐκείνου καὶ δοῦλος καὶ παίδευμα. MSC.

Damit im Ruhmeskranz ihres Lieblingshelden ja keine Blume fehle, liessen ihn die Mönchs-Enkomiasten nach Besiegung der äusseren Feinde glorreichen Kampf gegen ein Ungethüm am Brunnen, hinter dem lieblichen Hügel *Mithros* auf der Strasse nach *Erzerum*, unter mirakulösem Beistande der *Panagia* bestehen. Es ist eine ähnliche Sage wie die fast gleichzeitige vom Drachen auf *Rhodus*. Die heute noch übliche Benennung „Drachenbrunn“ soll Argument der Comnen'schen Heldenthat seyn.

Besseren Fortgang als das Waffenhandwerk hatte die kirchliche Restauration durch Wiedereinführung vergessener Feiertage und Feste, durch Erbauung vieler Kapellen und Kirchlein in und um *Trapezunt*, die zum Theil heute noch bestehen, durch Stiftung ganz neuer, durch Herstellung und Dotirung verfallener Klöster in der Hauptstadt sowohl als in den Provinzen. Nicht zufrieden mit der Namensfeier des Trapezuntischen Stadt- und Landpatrons *Eugenius* erneuerte er auch das während der Bürgerkriege in Vergessenheit gerathene Geburtsfest des Heiligen mit kaiserlicher Pracht und setzte es, durch specielle Offenbarung belehrt, auf den 24. Junius griechischer Zeitrechnung fest. Die Kosten kamen jedesmal aus dem öffentlichen Schatze.

Nach der Beschreibung, die der Metropolit von einem solchen Feste gibt, war es eine Art Kirmes und geistlicher Saturnalien, wo im Beiseyn des Hofes, des Klerus und des Volkes Gottesdienst mit nächtlichen Schmausereien, Hymnen, Lieder und Lobgesang, Myrrhenduft, Feuerschein und Fackelglanz unter goldenen Leuchtern, Schalen, Trinkbechern, Mischgefässen, heiligem Geräthe und Tischen mannigfacher Grösse und Gestalt, Süsses und Saures, Geistiges und Leibliches in wunderlichem Gemische wechselten. Es ist die Beschreibung dieses Festes kein unwichtiger Beitrag für die Sittengeschichte der Zeit. Der technische Ausdruck im Trapezuntischen Griechisch für ein solches Festgepränge war στάσις, und weil gewöhnlich auch die Nacht hereingezogen wurde, nannten sie es Nacht-Stasis (πάννυχος στάσις). Am Ende des Schmauses gab der prachtliebende Kaiser den Gästen, besonders den kirchlichen, jedesmal reichliche Geschenke.

Als literarisches Curiosum des byzantinischen Mittelalters will ich die hieher bezügliche und isolirt aus dem Text herausgehobene Stelle im Original hersetzen: „Τὴν πάννυχον στάσιν καὶ ὑμνωδίαν· τὰ ᾄσματα· τοὺς ὕμνους· τὰς φωταυγείας· τὰ ποίκιλα μῦρα· τοὺς πυρφόρους· τὰ φωταγωγὰ δοχεῖα. τοὺς μυσταγωγούς, τοὺς ἱεροφάντας· τοὺς κρατῆρας καὶ ἁπλῶς, πᾶσαν ἐκείνην τὴν μυστικὴν τελετήν· καὶ τὴν ποικίλην ἐκείνην τράπεζαν· καὶ τὰς διαφορὰς τῶν πωμάτων καὶ βρωμάτων· τοὺς παρασίτους τε καὶ τοὺς χρυσοῦς πίνακας· καὶ τοὺς ἰχθυϊκοὺς πινακίσκους· τά τε ὀξύβαφα τρυβλία καὶ τοὺς διαφόρους ἀμφορίσκους· κύπελλά τε διάφορα οἰνοφόρα· καὶ τὰ ἡδύτατα πόματα· καὶ ἁπλῶς πᾶσαν εἰπεῖν, ἑστίασιν πνευματικήν τε καὶ σωματικὴν πανδαισίαν· τὰ πάντα βασιλικὰ καὶ φιλότιμα.“

B.

Goldbulle des trapezuntischen Kaisers Alexius III. und seiner Gemahlin Theodora Comnena.

Unter den zwei und zwanzig jetzt noch bestehenden Gross-Abteien des *Hagion-Oros* ist das Kloster des heiligen *Dionysius* dem Ursprunge nach das jüngste, und in seiner ersten Anlage ein merkwürdiges Monument der staatsklugen Frömmigkeit Alexius III., Gross-Comnens und Imperators von Trapezunt. Seine Erbauung fällt in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (1375 n. Chr.) und kostete die auch in unsern Tagen nicht unbedeutende Summe von zehn Millionen Handelsaspern, im geringsten Anschlage ungefähr 340,000 Gulden rhein., welchen Betrag die kaiserliche Schatzkammer im Zeitraume von drei Jahren baar in die Hände des Athos-Einsiedlers *St. Dionysius* legte. Dieser heilige Abt war aus dem vorzugsweise durch transdanubische Colonisten besetzten Gebirge Ober-Macedoniens gebürtig und hatte einen Bruder, den das Glück auf den Metropolitenthron von Trapezus erhoben hatte. *St. Dionysius* war geistlicher Hüttenbewohner, Philereme, Hesychast, und hatte seine Zelle in der grünen Waldregion oberhalb der Engschlucht, in der heute das nach ihm genannte Kloster steht. Es drängte ihn der Wunsch, eine grosse Mönchsstätte unterhalb seiner Einsiedelei am Strande zu errichten, wo der helle Aëropotamos in das Meer hinabrauscht. Das Unternehmen war aber doppelt schwierig, weil erst die Spitze eines vorspringenden Uferfelsens abzuheben war, um eine hinlänglich breite und sichere Grundlage für den Bau zu schaffen. Privatmittel und Almosen reichten nicht aus, heiliger Eifer trieb den Abt nach Trapezus, wo ihm der Credit des hochgestellten Bruders eine Audienz beim Imperator verschaffte. Supplicanten mussten am Hofe der Gross-Comnenen in ärmlicher Tracht erscheinen und ihre Bitte leise redend, ja beinahe in lispelndem Tone dem goldstrotzenden Autocrator vortragen, was *St. Dionys* vollkommen gelernt hatte. *Alexius* hielt selbst geistliche Homilien von Amtswegen, und lieh der salbungsreichen Rede des Athosmönches um so bereitwilliger das Ohr, weil er in Gebet und in Kräftigung religiöser Praktiken noch das einzige Rettungsmittel für die sinkende Macht der byzantinischen Welt erkannte. Die Beredsamkeit des Mönches war so eindringend, dass der Kaiser die Hälfte der obengenannten Summe auf der Stelle, den Rest aber in drei Terminen bezahlen liess. Ueber die ganze Verhandlung wurde eine Urkunde aufgesetzt, die sich im Kloster *St. Dionys* bis auf den heutigen Tag unversehrt erhalten hat. Es ist eine anderthalb Fuss breite und fünfzehn Fuss lange Papierrolle, mit Randarabesken und wundervoll verschlungenen Zügen geschmückt. Die Doxologie und kaiserliche Titulatur ist in drei bis vier Zoll hohen, halb goldenen, halb lasurblauen Buchstaben mit besonderer Pracht geschrieben und nach byzantinischem Canzleibrauche das Wort *Majestät* sammt Unterschrift des Imperators überall in Purpurdinte ausgedrückt. Die grössten Zierden des Documentes aber sind die beiden Standbilder des Autocraten und seiner Gemahlin *Theodora*, durch die Hand trapezuntischer Meister oberhalb des Textes, sechzehn Zoll hoch, mit Farben und in vollem Kaiserornat kunstreich und wunderschön aufgetragen, damit in solcher Weise nicht nur das Andenken kaiserlicher Munificenz, sondern auch Gesichtszüge, Kleid, Gold- und Perlenstickerei und der reiche Schmuck an Edelsteinen des kolchischen Selbstherrschers bildlich auf die Nachwelt übergehe. *Alexius* hält in der rechten Hand das Scepter in Kreuzform, mit der linken das eine Ende der zusammengerollten und goldgesiegelten Bulle, *Theodora* aber in der Linken den goldenen Reichsapfel und mit der Rechten das andere Ende der Rolle, über beide schwebt segnend der Salvator Mundi im Brustbild und mit einer Goldglorie um das streng byzantinische Antlitz. Die Edelsteine an Krone und Kleid der Herrscher sind in ihrer Farbe dargestellt, und die buschichten, lang herabhängenden Ohrgehänge ein doldenartiges Geflecht von Diamanten. Die Krone des Imperators ist oben geschlossen und mit dem Kreuz auf der Spitze geschmückt, die Krone *Theodora's* aber oben mörserförmig ausgerandet und das Haupt beider Herrscher, wie an Wesen höherer Art, von einer Purpurglorie umflossen. Das Ganze ist ein prachtvoller Anblick, und, wie ich dächte, auch für ein Künstlerauge nicht ohne merkliches Verdienst.

Unterhalb der Titulaturen des Kaisers und seiner Gemahlin ist beiderseits durch Goldhäckchen das grosse Insiegel, bestehend aus einer massiven Goldplatte in Thalergrösse, gleichfalls mit Standbild und Namenszug des Herrscherpaares am Diplom befestigt. Dann beginnt erst der Text des Documentes selbst, mit allem Aufwand calligraphischer Kunst und Zierlichkeit.

Die frommen Väter erschracken und sahen verlegen einander an, wie ich diesen verborgenen, unbekannten und mit Eifersucht gehüteten Klosterschatz zu sehen begehrte. Woher ich denn wisse, dass sie dergleichen besitzen, da man dieses Kleinod, ihres Wissens, noch niemals einem Abendländer vorgezeigt habe? Freundliche Worte mit ein Paar frommen Sprüchen besiegten zuletzt die behutsame Scheu, und eine Commission brachte nicht ohne Feierlichkeit den heiligen Schrein mit der kostbaren Reliquie der comnenischen Staatscanzlei von Trapezus. Neben dem Original lag eine Copie, die man Vorsichts halber vor etwa hundert Jahren in gewöhnlicher Cursivschrift für den Fall entwerfen liess, dass ersteres verloren gehe, oder gar im Verlaufe der Zeit für die ungelehrten Bewohner der Abtei unverständlich werde. Das Original durfte ich nur im Beiseyn der Vorstände lesen und mit der Copie vergleichen, letztere aber gab man mir nach Beseitigung einiger nachträglicher Bedenklichkeiten gutwillig auf das Zimmer zum beliebigen Abschreiben des Textes und Abzeichnen der Figuren. Wer je byzantinische Goldbullen umgeschrieben hat, wird gerne eingestehen, dass ohne Beistand der in solchen Actenstücken meistens vortrefflich gesetzten Tonzeichen in vielen Stellen keine Hülfe wäre.

Und so bringe ich denn, wie vorher die Fragmente der trapezuntischen *Eugenius-Literatur*, so auch dieses schöne Ueberbleibsel der Byzantinerwelt mit Text, Uebersetzung und Anmerkungen das erste Mal zur Kenntniss des Abendlandes. Quod felix faustumque sit!

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

(Weltheiland im Brustbilde, beide Hände segnend und schirmend über die Standbilder des Kaisers und der Kaiserin ausgebreitet.)

(Conterfei des Kaisers *Alexius* in Diadem und goldgestichtem Purpurgewand mit Edelsteinen, kunstreich gemalt, 16 Zoll hoch.)

(Die Goldbulle zusammengerollt und beiderseits von den erhabenen Stiftern mit der Hand gehalten.)

(Conterfei der Kaiserin *Irene* in Diadem und goldgestichtem Purpurgewand mit Edelsteinen.)

„*Alexios* in Christus dem Gotte rechtgläubiger Kaiser und Sebstherrscher von ganz *Anatolien*, *Iberien* und *Peratia*, *) der *Gross-Comnen*.

„*Theodora*, durch die Gnade Christi gottesfürchtige Gebieterin, *Gross-Comnenin* und Gemahlin des gottesfürchtigen Kaisers *Kyr Alexius* des *Gross-Comnenen*: an Alle, denen dieses unser Insiegel gezeigt wird.

(Massive Goldbulle in Grösse eines Thalers und mit Goldhäckchen am Diplom befestigt, des Imperators Standbild und Chiffre in getriebener Arbeit.)

(idem der Kaiserin.)

„Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf, und wer euch liebt, liebt mich: so hat der Herr den heiligen Aposteln aufgetragen. Wenn nun Christus den Jüngern, die Jünger aber den Lehrern und Boten, die Boten und Lehrer aber den Erzpriestern und den übrigen Hirten und Tugendhelden (es) der Reihe nach überliefert und verkündet haben, so ist es geziemend, dass man sie aufnehme und ehre, wie es für die gottbegeisterten Väter, die sich der Welt und aller ihrer Reize entschlagen, sich selbst verläugnen, das Kreuz auf ihre Schultern nehmen und ihm nachfolgen, schicklich ist. Denn Ehre und Wohlwollen gegen diese geht hinüber auf unsern gemeinsamen Gebieter und Herrn Jesus-Christus. Männer, die vom zarten Alter an Gott geweiht und mit Namen im Himmel eingeschrieben sind, die ihre Wohnung in Steinwüsten aufgeschlagen und den Berggipfel der Tugend erstiegen haben, von wo sie Hülfe brachten, muss man ja, gleichsam als kämen sie von Gott, aufnehmen und ihnen die schuldige Ehre und Zuneigung erweisen. Denn wer diese liebt und aufnimmt, bewirthet und beherbergt den wahrhaften Christus selbst und nimmt unter seinem Dache denjenigen auf, der sie gesandt hat, und wird auch desswegen, wie das Evangelium verheisst, durch ihn die ganze Liebe des Vaters im Himmel erlangen. Als solcher erschien neulich unser guter Vater und Gottes Priester, der ehrwürdige Weihmönch *Kyr Dionysios*, vom heiligen Berge kommend, um meinen und der glückseligen Kaiserstadt *Trapezus* Oberhirten *Kyr Theodosius*, seinen leiblichen Bruder, zu sehen. Denn Gleiches hat an Gleichem Wohlgefallen. Vor das Antlitz meiner kaiserlichen Majestät tretend in Lumpen gehüllt, mit tiefer Gemüthsruhe, lispelnd nach demüthiger Anachoreten-Art: wenig redend wie es Klausnern geziemt, aber Seelen-Nützliches und Heilsames, und zwar mit zerknirschtem Herzen und im Geiste der Demuth, war er mir ein mit der Botschaft des Heiles von Gott gesandter Engel. Christus nachahmend zeugte er nicht selbst von sich, sondern wie der Vater für jenen, so legte für diesen das ihm inwohnende Schweigen, das unbefangene Gemüth und die vollendete Tugendfülle Zeugniss ab: man möchte sagen, ein *Athanasius* sey erst von *Trapezunt* dem *Athos* gegeben, ein *Dionysius* aber vom Athos an Trapezunt *wieder* zurückgegeben worden. In der Unterredung mit meiner kaiserlichen Majestät suchte er nicht Fülle des Geldes, noch Werkzeuge des Genusses, sondern leitete und deutete hin auf den Pfad des Heiles: denn Alle, sagte er, die als Kaiser, als Könige, als Fürsten gepriesen werden, haben dem heiligen Berge Klöster und Tempel gebaut zu ewigem Gedächtniss. Dieweil Du nun über Viele hervorragest, musst auch Du verhältnissmässig eine Zuthat machen, damit Du unter den Vielen bleibendes Andenken und ewigen Gewinn für Deine Seele erlangest. Dieser heilige Vater hatte zwar schon auf dem in Wahrheit heiligen Berge, wo man mit Gott sich unterredet, und zwar unterhalb des kleinen Athos (kegels) *) bei dem dort herabrauschenden *Aëropotamos* nahe am Orte, der *Bulerteria* heisst, einen Thurm aufgebaut. Dieser Abt hatte aber die Absicht, daselbst auch ein Kloster zu errichten, im Namen des geehrten und ruhmvollen Vorläufers und Täufers Johannes. Auch festen Mauerumfang und Zellen rund umher für Asceten wollte er anlegen. Der Wartthurm war zwar fertig, das Kloster aber noch nicht angefangen, als er hieher kam und meiner kaiserlichen Majestät, anregend, wie oben gesagt, den Umstand erzählte. Meine kaiserliche Majestät nun, in Anbetracht des Ehrfurcht gebietenden, schweigsamen, einfachen, ungekünstelten und über allen Ausdruck seelenruhigen Wesens des Mannes, hat ihn freundlich, liebe- und ehrenvoll wie einen von Gott Gesandten aufgenommen und seine Worte wie einen seelenerquickenden Thau eingeschlürft; denn er goss sehnsuchtsvolles Verlangen nach Gott, Liebe und gottgefälligen Eifer in mein Herz und wusste mich ganz für die Sache einzunehmen. Daher befiehlt auch die milde Gewalt meiner kaiserlichen Majestät durch diese ihre Goldbulle, und übernimmt den ganzen Bau des besagten Klosters zum heiligen Vorläufer, verspricht und gelobet, sie wolle aus ihren eigenen Mitteln den Tempel bauen und vollenden, rund umher so hoch als möglich eine Mauer aufführen, eine verhältnissmässige Anzahl Zellen für die Mönche anordnen, die Wasserleitung besorgen und das Kloster in seinem vollen Belang herstellen. Möge sie (m. k. M.) Andenken und Zurechnung dafür auf ewige Zeiten haben! Es befiehlt daher meine kaiserliche Majestät und fordert entgegen vom genannten Abte und Weihmönch *Kyr-Dionysius* und allen seinen Priester- und Laienmönchen, dass sie den Vorfahren derselben (Majestät), den Blutsverwandten beider Geschlechter, jenen vielbelobten Kaisern und Herren, nämlich den Gross-Comnenen, mit nie ruhender Stimme Preis und Absolution gewähren, dass sie für meine kaiserliche Majestät und für die hohen Fürstinnen, für die geheiligte Mutter derselben, für meine Gemahlin und unsere Kinder und für alle, die noch kommen werden, sowie für die Gesammtherrschaft meines Hauses bei den Doxologien der Vesper, bei den Litaneien der Metten, bei den Tagzeiten, insbesondere aber bei dem furchtbaren Geheimnisse des unblutigen Messopfers beten sollen, auf dass wir Vergebung und Ruhe erlangen und auf die Seite der Auserwählten gestellt und im Buche des Lebens eingeschrieben werden; ferner noch, dass auch die übrigen dorthin reisenden Christen Uns Absolution und Segenswunsch ertheilen und Alle Uns als Erbauer rühmen und es das Kloster des *Gross-Comnenen* nennen.

---

*) Sieh Anmerkung XX.

---

*) Sieh Anmerkung XXIII.

„Nach oben ausgesprochener Bestimmung nun hat man sich mit dem ehrwürdigen Geronten *Kyr-Dionysius* dahin vereinigt, dass ihm Meine kaiserliche Majestät hundert Saumlasten *) zu geben habe, von welchen ihm die fünfzig bereits eingehändigt wurden. Der Rest aber, d. i. die andern fünfzig Saumlasten, in drei Jahren fällig sind: er aber das Kloster ausbaue, wie vorhin angedeutet, und vollständig herstelle, so dass es das Kloster Meiner kaiserlichen Majestät sey und das Gedächtniss derselben immerwährend, unzerstörbar und ununterbrochen daselbst bestehe. Nach Vollendung des Klosters und Ausbezahlung der Saumlasten in dreijähriger Frist, wie gesagt, bestimmt und befiehlt Meine kaiserliche Majestät für ihren Bruderschafts-Beitrag an dasselbe jährlich 1000 Aspern ihres von Gott bewachten Gepräges, sogenannte *Comnenaten*, die der heiligste *Kyr-Dionysius* und die Aebte, seine Nachfolger, jedes Jahr aus dem Gott beschirmten Schatzamte Meiner kaiserlichen Majestät baar und richtig zu erheben haben.

---

*) Sieh Anmerkung XXIV.

„Den Söhnen, Erben und Nachfolgern, die mit Gott den kaiserlichen Höhepunkt einnehmen werden, befiehlt und legt Meine kaiserliche Majestät die Verpflichtung auf, diese Goldbulle Meiner kaiserlichen Majestät fest und unverbrüchlich zu beobachten, um beim Kloster mit Ausbezahlung der besagten Tausend Aspern (Weisspfennige) niemals in Rückstand zu seyn, sondern sie als Unsern Bruderschaftsbeitrag, wie angedeutet, zu erlegen unfehlbar auf ewige Zeiten, damit auch sie mit uns auf gleiche Weise die Vergeltung erlangen, wann Christus der Gott kommen wird, um den Ehrenpreis an diejenigen zu vertheilen, welche die Geringsten seiner Brüder bewirthet haben.

„Und wenn etwa auch manchmal Trapezuntier auf der Vorüberreise dorthin gelangen, sey es in wissenschaftlicher Forschung oder aus Andacht für den Ort, für das Kloster und für den heiligen Berg, sollen die Mönche verpflichtet seyn, sie liebevoll zu beherbergen und nach Kräften zu bewirthen, dieselben auch als Mitbrüder in die Arme zu schliessen und in ihren Verband aufzunehmen, wenn sie wegen Entsagung der Welt, aus ascetischem Eifer und aus Liebe zur Einsamkeit kommen und Vorschrift, Ordnung, Gehorsam und Gemeinschaftsleben des Klosters unabweichlich zu beobachten geloben. Denn unter diesem Vorbehalt wurde gegenwärtige Goldbulle Meiner kaiserlichen Majestät auf ewige Zeiten erlassen, und hat die fromme und von Gott ausströmende Gewalt derselben darauf das Gewöhnliche in gewohnter Weise befohlen, im laufenden Monat September Indict. XIII, des 6883sten Jahres (1375).

Alexius in Christus dem Gotte gläubiger Kaiser und Selbstherrscher von ganz *Anatolien*, *Iberien* und *der jenseitigen Küste*.

C.

Restaurationsbulle desselben Kaisers und Gross-Comnen Alexius III. von Trapezunt für das Kloster der Panagia auf dem Berge Sumelas in Kolchis.

An äusserer Pracht und Eleganz der Form steht dieses Document der Gross-Comnen'schen Staatscanzlei weit hinter der Stiftungsurkunde des Athosklosters *St. Dionys* zurück. Es ist um ein Viertheil schmäler, aber dafür um einige Fuss länger, so dass es in diesem Sinne nicht weniger als achtzehn bis zwanzig Fuss messen kann. Ueberdiess ist es auf Seidenpapier geschrieben und auf mehreren Stellen schadhaft, sey es, dass die rauh gesitteten und noch weit unwissenderen Bewohner dieser romantischen Bergeinöde in Kolchis nicht mit gehöriger Sorgfalt für unbeschädigte Erhaltung ihres Hauptbesitztitels wachten oder das Material selbst den Wirkungen der Zeit nicht zu widerstehen vermochte. Von den vielen

Goldbullen, die man von verschiedenen Prinzen des Comnenischen Kaiserhauses vor siebzig Jahren noch im Archive aufbewahrte, wurde im letzten Klosterbrande, wie die Mönche sagen, diese einzige noch gerettet. Um sie gegen ähnliche Fälle sicher zu stellen, ist sie in einer Metallkapsel eingeschlossen und mit den übrigen Kleinodien in einer innerhalb der Grottenkapelle im lebendigen Felsen ausgemeisselten, wohlverwahrten und dem Feuer unzugänglichen Kammer niedergelegt. Und nicht zufrieden mit einer von den vier Patriarchen des Orients und vielen andern Kirchenfürsten durch eigenhändigen Namenszug beglaubigten Doppelcopie in Cursivschrift, liess man diese Copie zugleich mit Kirchengebeten, Legenden, geschichtlichen Notizen und Commentarien durch die Sorge in Wallachei und Transsylvanien sitzender Athosmönche sogar unter die Presse legen, um die Beweise des rechtmässigen Erwerbes der Klostergüter zu vervielfachen und selbst über die Launen des Zufalles zu erheben. Die Abdrücke sind vom Jahre 1775, aber, wie es scheint, selbst in Ländern anatolischen Glaubens so selten, dass man sogar im trapezuntischen Kloster auf dem *Hagion Oros* kein Exemplar, in *Sumelas* selbst aber nur noch wenige gefunden hat.

Die Originalbulle selbst ward im Jahre 6873 byzantinischer Zeitrechnung (1365 n. Chr.), von dem sechzehnten des Kaisers *Alexius III.* erlassen und hat zwar auch die Standbilder des Imperators und seiner Gemahlin an der Spitze, aber nur sechs Zoll hoch, in einfachem Purpurüberwurf, mit Scepter und edelsteinbesetzten Kronringen niedern Grades und ohne Glorie auf dem Haupte. Doch sind die Gesichtszüge an beiden Bildern schön und trägt die Kaiserin auch hier grosse Ohrgehänge von Diamanten. Die übrigen Reichsinsignien aber sind zugleich mit dem Salvator mundi und der in den kaiserlichen Händen gehaltenen Rolle weggelassen, sey es, dass der Imperator damals weniger fromm, oder weniger prachtliebend und eitel, oder die Veranlassung, da es sich nur um Einheimisches handelte, der vollen kaiserlichen Glanzentwicklung nicht für würdig galt. Auch die beiden Goldsiegel des Imperators und seiner Gemahlin sind heute nicht mehr am Document zu finden, wie an der Athosbulle zu *St. Dionys*.

Obgleich *Alexius* die Förderung religiöser Praxis zur leitenden Regierungsmaxime erhob und überhaupt die sinkende Macht der orthodoxen Reiche mehr durch Gebet und himmlischen Beistand als durch weltliche Mittel zu stärken suchte, wie einst jener König Central-Anatoliens, der

> „Phrygiam religionibus implevit, quibus tutior omni vita quam armis fuit,“

so säumte und zögerte er doch volle sechszehn Jahre mit Erfüllung des in der Noth gemachten Verlobnisses. Er war einem Decembersturm, der ihn auf der Fahrt von Konstantinopel nach Trapezunt in der Nähe seiner Hauptstadt überfiel, nach dem übereinstimmenden Zeugniss seiner Hofleute nur mit Hülfe der Panagia von Sumelas entgangen. Die Mönche unterliessen freilich nicht, von Zeit zu Zeit (der Imperator gesteht es selbst) im Namen der Panagia an die Schuld zu mahnen und um Schirm ihres Heiligthums wider Gewaltthat und Raub der weltlichen Obrigkeit zu flehen; aber *Alexis* kam mit den räuberischen Turkomanen-Emiren noch leichter zu Stande, als mit seinen eigenen Grossen, wenn er ihrer Willkühr steuern und die Missbräuche der Verwaltung heben wollte. Das Höhlenkloster *Sumelas* und der Credit seiner *Panagia* indessen haben alle Stürme der anatolischen Welt überstanden, und sind unversehrt und ungeschmälert bis auf unsere Zeit geblieben. Aber die weltliche Herrschaft von Trapezunt, die Gross-Comnenen mit ihrem Diamantenschatz, die kolchischen Schloss-Archonten und Thalfürsten, wie sie der Caucasier *Wachuscht* nennt, sind verschwunden und von ihrem Stolz und ihrer Ungerechtigkeit ist nichts geblieben, als verfallene Thürme, die melancholisch, wie die Ritterburgen des alten Europas, von Felsenspitzen und einsamen Waldhügeln auf den Wanderer aus Occident und auf die gläubigen Pilger aus *Sinope* und *Cäsarea* niederschauen, wenn sie zum Kirmesfeste der wundervollen *Panagia* in der Waldöde vorüberziehen.

Nahe an der Stadt *Trapezus* fällt ein wasserreicher Thalbach in das Meer, von Christen und Muhammedanern der Umgegend jetzt *Dejirmenderesi*, d. i. der *Mühlbach*, vor Alters aber *Pyxites*, der *Buxbach* genannt. *) Die Hauptcommunicationsstrasse über die Alpenregion von *Chaldia* nach der armenischen Gränzstadt *Ersendschan* führt durch dieses liebliche und fruchtbare Querthal am Flusse fort bis *Dschewisluk*, **) sechs Wegstunden von der Küste. Hier ist eine Thalscheide; der Weg nach *Sumelas* und der Hauptarm des *Pyxites* wenden sich links in ein allmählig sich verengendes, tief ausgeschnittenes Waldthal, an colossalen Nussbäumen, Einsiedeleien und verfallenen Castellen vorüber zu einer zweiten Thal- und Wegscheide mit einer kühn über den Wildbach gesprengten Bogenbrücke von Stein aus der Comnenenzeit. Von hier zur *Panagia* im innersten Winkel einer noch enger geschlossenen und noch tiefer ausgehöhlten Waldschlucht sind noch vier Wegstunden, vielleicht die lieblichste und einsamste Partie des immergrünen Waldgebirges von Kolchis:

---

*) دكرمن درەسي, *dejirmen* die *Mühle*, *dere Thal* und *Bach* des Thales, wie das Arabische *Wadj*, *si* pronom. der 3ten Person.

**) *Dschewisluk* ist die türkische Uebersetzung der griechischen Ortsbenennung *Karydia*, d. i. Nussheim.

Vallis erat piceis et acuta densa cupresso,
Nomine Gargaphie, succinctae cura Dianae.

Diese Pyxites-Thalenge ist noch weit dichter bewachsen und wasserreicher als die Aussenregion; Weinranken, Haselstauden, Feigen-, Nuss-, Birn- und Apfelbäume, Massholder, Cranion, Mispeln, Eichen, Buchen, Ulmen, baumhoher Box und Platanen mit einem schwer zu begreifenden Reichthum an Schlingpflanzen und Kurzholz bilden von der Tiefe bis hinauf, wo kurznadelichte Tannen unter Buchen und Graueichen den Nadelholzwald und die Alpenlandschaft begränzen, ein dichtverwachsenes Baummeer mit rauschenden Bächen, Brunnen, Schatten, schindelgedeckten Einödhöfen, Kürbisfeld und Bergwiesen. Ueber Gestein und Sturzabhänge in dicht verschlungenem Buschwerk, unter dem Laubdach überhängender Bäume und Stauden zieht sich der Weg aus der Tiefe hoch an der Thalwand hinauf, dann an Capellen und furchtbaren Abgründen wieder hinab in die enge Pyxitesschlucht, zur gedeckten Holzbrücke über den zwischen Felsblöcken hervorrauschenden Bach, wo riesige Nuss- und Castanienbäume, Buchen von seltener Pracht, Lorbeer-Rosenstrauch und Laubwerk aller Art dem Gemurmel von beiden Seiten herabstürzender Cataракten und dem Rauschen des *Pyxites* selbst, in der milden Septemberabendluft einen nicht zu beschreibenden Zauber verleihen. In dieser romantischen Wildniss überfiel uns die Nacht, und plötzlich schaute die Vollmondscheibe vom Alpeneinschnitt des innersten Thalwinkels zwischen hohen Ulmen und Platanen in die Tiefe herab. Aber bald ward das Thal so enge, der Wald so dunkel, das Gebirge so hoch, dass die Lichtscheibe wieder verschwand und wir uns nur mühevoll im Dunkel über Brücken, Seitenbäche, Felsenvorsprünge und Krümmungen bis zum Fuss des *Sunelus* durchwanden, bis wir aus der Thalnacht hoch über uns in der riesigen Höhle einer steilen Felsenwand, vom Monde hell erleuchtet, das unersteiglich scheinende Kloster der *Panagia* erblickten. Man denke sich die Scene, das Abgeschiedene im innersten Winkel der grünen Schlucht, die steilen, mit geringer Spaltung rasch ansteigenden, wenigstens sechsthalb tausend Fuss hohen Waldwände, eine riesige Vegetation, voll Laub, voll Bäche, die Silberfäden der Bergcataracten im Mondlicht aus dem Laubwerk glitternd, unten der rauschende Bach, stille Waldeinsamkeit, stundenweit keine menschliche Wohnung, oben auf der Gränzscheide zwischen Laubholz und Nadelwald, mitten in der grünen Bergseite, in Form eines aufrecht stehenden Parallelogramms, eine senkrecht abgeglättete, im haut relief hervorspringende Felswand, mit einer halbkreisförmigen tiefen Höhle in der Mitte; oberhalb des Felsens, so wie unterhalb und zu beiden Seiten, rechts und links Alles mit Wald und Grün bedeckt. Der Weg aus den Nachtschatten der Tiefe führt durch dichtes Gehölze im Zigzag wohl dreiviertel Stunden bis auf gleiche Höhe mit dem Höhlengrund, auf eine kleine Ebene, wo eine Capelle und auch Stallung für die Lastthiere und ihre Treiber sind. Eine tragbare Stiege aus zwei hohen Baumstämmen mit Querstufen und Geländer führt zu einem vier Fuss hohen, engen und mit Eisen beschlagenen Pförtchen am Rande des Felsenparallelograms hinauf, und von dort erst geht es wieder auf einer langen Steintreppe auf die Grundfläche der Höhle und zu den Wohnungen der Mönche hinab. Auf gemauerten Terrassen und gewölbten Grundzimmern hat man ohne Plan und Ordnung hölzerne Bauernstuben mit Schindeldach und mit Söllern vor dem Fenster über der grausigen Tiefe aufgerichtet, nach der Ungleichheit der Höhlenkanten, die einen hoch, die andern tief, und durch Holzstiegen und in Felsen gehauene Thorwege mit einander verbunden. Wie bei den Felsentempeln in Nubien bildet die Höhle selbst das Schiff zur Klosterkirche, an der man nur die *Apsis* mit einem kleinen Kuppelthürmchen künstlich angebaut, so dass die Andächtigen das Antlitz nicht dem Innern der Höhle, wie zu *Ybsambol*, sondern der Mündung und der gegenüber liegenden Bergwand zuwenden, und die aufgehende Sonne durch das matte Glas der byzantinischen Fenster bricht. Vier durch moskowitische Frömmigkeit in diese abgelegene Wildniss gebrachte Glocken hängen am Bogen eines Felsenthores mitten im Klosterhof. Nur der weit hintönende Schall dieser geweihten Erze und das Gemurmel der von der Alpe gegenüber in die Tiefe herabrauschenden Waldbäche unterbrechen das Schweigen der Thalöde. Von der lebendigen Höllendecke tröpfelt reines Quellwasser in ein Marmorbecken herab, zur Noth für den Gebrauch der heiligen Gemeinde hinlänglich und ausser Bereich feindlicher Gewalt. In der neuesten Zeit hat aber die Wohlthätigkeit eines Bürgers von Trapezunt eine reiche Alpenquelle künstlich in die Höhle hineingeleitet, und eine neue Cataracte in langem Silberfaden über den Abgrund gebildet. Die alten Fresken auf der rauchigen Tempelwand im Innern waren den frommen Vätern selbst eine Neuigkeit. Niemand hatte sie noch bemerkt. *Alexius III.*, sein legitimer Sohn und Nachfolger *Manuel III.* und der im Frauenkloster *Theoskepastos* begrabene Bastard *Andronicus* sind in der restaurirten Klosterkirche als Wohlthäter zierlich und mit Inschriften zur Seite in lebendigen Farben dargestellt.

Keine Gegend in der Welt eignet sich besser zu einem Wallfahrtsorte, als diese zaubervolle Wildniss am Kolchischen *Melas* (*τὸ ὄρος τοῦ Μελᾶ*).[*] Indessen sind über erste Begründung und frühere Schicksale des Höhlenklosters nur unbeglaubigte Sagen und fabelhafte Legenden übrig. Der festen Lage ungeachtet war es feindlicher Gewalt erlegen, öfter verbrannt, Generationen lang verlassen, bald durch Privatwohlthäter, bald auf gemeine Kosten wieder hergestellt, durch die Gross-Comnenen, nach der Glanzperiode unter *Manuel* und *Georg*, mit besonderer Liebe gepflegt und endlich durch *Alexius III.* und seinen Sohn baulich und finanziell kräftig gemehrt und hergestellt, von den Türken geduldet, und selbst von dem fanatischen Christenfeinde und Opiumesser *Selim I.* mit Weihgeschenken und einem *Chatti-scherif* beglückt, der heute noch im Archiv neben der Bulle des *Alexius* zu sehen ist.*) Von den zum Kloster gehörigen Dörfern und Zinsleuten nahmen nach der Eroberung mehrere den Islam an, um frei zu werden: was aber christlich blieb, liess man den Mönchen, gegen Erlegung fester Abgaben, unverkümmert bis auf diese Zeit. Eine sichere und ergiebige Quelle des Wohlstandes aber ist *St. Lucas'* Bild der *Panagia*, von dem in einer Note der Eugenius-Literatur das Nöthige angedeutet ist. Türkisches Bauernvolk aus *Gümisch-Chane*, aus *Paipert* und *Tzanenland* (ich sah es selbst) wallfährtet eben so gläubig als die anatolischen Christen zur *Mirjem Ana* (Mutter Maria) von *Sumelas*. Mönche, mit rohen Copien des Mirakelbildes versehen, betteln und streifen durch ganz Anatolien, durch Russland und die Donaufürstenthümer, um geistliche Sumelasgnaden gegen klingende Münze umzusetzen. Ein solcher Geldmönch ward vor einiger Zeit zu *Cäsarea* in Cappadocien ermordert und ausgeplündert; der Mann hatte 40,000 türkische Piaster (12,000 Stück Zwanziger) zusammengebracht und war auf dem Heimweg begriffen. Einen Theil des geraubten Gutes erhielt man während meines Aufenthaltes in Kolchis zurück.

---

[*] Sonderbar genug heisst das innerste Gebirge im Sellreinthale unweit Innsbruck in Tyrol ebenfalls *Melas*.

---

*) Selim I. residirte als Thronerbe im Pallaste der Gross-Comnenen zu *Trapezunt* und ward auf einer Jagd in der Nähe des Klosters mit Hülfe der Panagia von einer tödtlichen Erkältung des Unterleibes geheilt.

Etwas weniger Profit als St. Lucas' Bild trägt ein Stück Holz von dem Kreuze ein, auf welchem Christus für das Heil der Welt gestorben ist. Dieses kostbare Ueberbleibsel hat der Gross-Comnen *Manuel III.* (1390 — 1420) aus der kaiserlichen Schatzkammer nach Sumelas verehrt, wie auf dem Silberschrein, in dem man es aufbewahrt, geschrieben steht:

Ἐνθάδε κεῖται τὸ τρισόλβιον ξύλον,
Ἐν ᾧ ὁ χριστὸς ἡγίασε τὴν κτίσιν.
Ὁ Ἐμμανουὴλ τοῦ Ἀλεξίου γόνος,
Κομνηνὸς, Ἄναξ, Εὐσεβὴς, Αὐτοκράτωρ,
Ὡς Δῶρον ἁγνὸν τῇ Πανάγνῳ προσφέρει,
Ἐν τῷδε ναῷ τοῦδε τοῦ Μελᾶ ὄρους.
. . . . *Ετ.* 6898 (1390).

Jeden ersten Monatstag wird mit diesem gesegneten Holze Wasser geweiht und gegen mässige Vergütung an die Gläubigen überlassen, vertheilt oder ausgesprengt.

Von dem Alexisbau sind heute nur die unzerstörbaren Grundkammern übrig, das Andere ist ärmliches Flickwerk der neuern Zeit. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stand die Comnen'sche Apsis noch mit folgender Inschrift ober der Thüre:

Κομνηνὸς Ἀλέξιος ἐν Χριστῷ σθένων,
Πιστὸς Βασιλεὺς, Στεῤῥὸς, Ἔνδοξος, Μέγας,
Ἀεισέβαστος, Εὐσεβὴς, Αὐτοκράτωρ
Πάσης Ἀνατολῆς τε καὶ Ἰβηρίας,
Κτήτωρ πέφυκε τῆς μονῆς ταύτης νέος.
Ετ. 6868 (1360) *Ἰνδ. ΙΓ'*,

Erst fünf Jahre nach Wiederherstellung der verfallenen und verlassenen Klostergebäude ward nachstehende Goldbulle erlassen, um die neue Schöpfung auch in Rechten und Eigenthum gegen Uebergriffe und Plünderungen weltlicher Archonten und kaiserlicher Finanzbeamten sicher zu stellen und das Loos der Mönche selbst durch reichlicheres Einkommen und vermehrten Besitz zu verbessern. Uebrigens ist auch diese Urkunde, um den innern Zustand und den Verwaltungsgang der trapezuntischen Staaten kennen zu lernen, kein unwichtiges Aktenstück.

(Des Kaisers Conterfei mit Diadem und kaiserlichen Gewändern, in Farben und mit Edelsteinen geschmückt. 6 Zoll hoch.) (ditto der Kaiserin.)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen! *Alexios* in Christus dem Gotte, gläubiger Kaiser und Selbstherrscher ganz *Anatoliens*, *Iberiens* und der *jenseitigen Küste*, der *Gross-Comnen* — Allen denen unser gegenwärtiges frommes Sigill gezeigt wird.

() Hier fehlen die Goldsiegel des Kaisers und der Kaiserin. ()

Wenn die Einen auf die Nachricht von dem Anrücken der Feinde sich eine unangreifbare Mauer bauen und um dieselbe zur Abwehr der Gegner einen Graben aufwerfen,

Wenn Andere zu ihrem Schirm kriegerische Rüstung umgürten und wider körperliche Uebel heilsame Arzneimittel auflegen, und der Eine zu diesem und der Andere zu jenem materiellen Hülfsmittel greift: schlägt Meine kaiserliche Majestät nicht diesen Weg ein. Denn solche Dinge rechnet Dieselbe für nichts und gedenkt ganz und gar davon Umgang zu nehmen, weil sie verweslich und vergänglich sind.

Statt unbezwinglicher Schanzen, Streitrüstung und heilender Medizinen, und statt aller menschlichen Verkehr, ruft sie die allgepriesene Gotterzeugerin an, die den *Logos* geheimnissvoll mit uns vereinte und das Irdische des Fleisches erhöhte und Gott uns zum versöhnlichen Richter machte.

Sie ist unbezwingliche Burg und Graben und wohlverwahrte Stadt, tödtliche Waffe wider den Feind, Heilung in Krankheiten und Schutzwehr wider alle Schmerzen, Unglücksfälle, Gefahren und Umstände. Und was das Wunderbarste: wie sie Zuflucht und Hülfe in diesem vergänglichen Leben, so ist sie im jenseitigen und ewigen Zuflucht und Mittlerin der Gottseligen.

Durch die Fülle ihrer Gaben und Gnaden mit reichem Schmucke ausgeziert und gekräftigt, hört Meine kaiserliche Majestät nicht auf, Lobgesänge und Dank zu spenden ihrem gepriesenen und hülfreichen Namen.

Wenn wir aber entgegenmessen wollten für Alles, was sie uns zugemessen hat in Kriegszügen zu Wasser und zu Land, in Unfällen, Gefahren und andern Bedrängnissen, worin ich mich befand, als ich aus der Kaiserstadt hieher überschiffte und die von den Vorvätern ererbte kaiserliche Gewalt übernahm: was sollte einer sagen oder entgegen gehen? Würde es einer schriftlich aufzeichnen können, wenn er auch die ganze vor uns liegende Rolle überschriebe?

Weil nun selbe (kaiserliche Majestät) in dieses endlose Meer ihrer Wunderthaten hineinzuschauen oder auf dieses unermessliche, himmlische, sternbesäete Feld hinzublicken nicht vermag, ist es besser ihre Macht schweigend zu ehren als aufzuzählen. Jedoch verlangt dieselbe einige Weihgeschenke darzubringen von den Gaben, mit welchen uns die *Glückspenderin* überschüttet hat, in der Ueberzeugung, dass Gott die Gabe nicht nach dem Werthe des Geschenkten, sondern nach Gesinnung und Absicht des Darbringers messe.

Da nun Meine kaiserliche Majestät herzliches Verlangen empfindet nach dieser allgepriesenen wahren Gottesgebärerin, der auf Erden und im Himmel Besungenen, auf dem Berge *Melas* aber besonders Verehrten, die sie auf der heiligen Stelle selbst oft und mit Inbrunst angebetet hat, wo sie auch ihr seelenrettendes Bildniss *) küsste, den berühmten Boden des Klosters betreten, die Lage des Ortes als seelenheilsam und entzückend mit Bewunderung angesehen hat: fasste sie den Entschluss, nach Gebühr ein kleines Gegengeschenk zu machen, wie sie sich schon lange vorgenommen, auch früher Verliehenes zu bestätigen und die das Klostereigenthum antastenden Nachbarn auszutreiben und zu verscheuchen, wie es schon Seine Ehrwürden der Weihmönch *Kyr Gelaktion*, der gegenwärtige Vorstand, mit sämmtlichen Mönchen oft erbeten hat.

Aus diesem Grunde, und weil das Gerücht neuerdings zu Unserer erhabenen und wahrhaft kaiserlichen und selbstherrlichen Grösse gedrungen ist, die Asceten und frommen Männer daselbst aber zu bitten nicht aufhören, erlässt Meine kaiserliche Majestät gegenwärtige Goldbulle, gleichsam als feste Unterlage und unbezwingliche Mauer.

---

*) Sieh Anmerkung XXV.

Kraft dessen soll nun dieses Kloster wie vorgängig so auch in Zukunft unbewältigt, frei, unabhängig und selbstherrlich seyn, keinerlei kaiserlichen Leistung unterliegen, von Niemanden zu Dienstzwang genöthigt, sondern in seinem ganzen Bereich und Belang von Meiner kaiserlichen Majestät allein regiert und verwaltet werden. Ueberdiess soll dasselbe unverbrüchlich und unwiderruflich Eigenthumsrecht und Nutzung aller ihm früher durch die ruhmwürdigen, in Gott ruhenden Kaiser und Gross-Comnenen, der Aeltern und Erzeuger Meiner kaiserlichen Majestät, verliehenen Besitzungen und Landgüter, namentlich im Distrikt *Gemoras* und in den Markungen von *Kosmas Alexanton,* und wo es immer sey, auf welche Art sie ihm auch immer rechtlich angehören, durch Kauf nämlich oder als Geschenk Meines ruhmreichen Vaters Kyr *Basilius* des Gross-Comnenen. In der Gemarkung *Mochlanton* die Grundstücke *Tzachianesia*, *Pitzelesia*, *Kontatesia* und die beiden von meinem Vater *Basilius* geschenkten Güter *Aletzesia* und *Buexicesia* zu ***. Wiederum in der Gemarkung *Mochlanton* das Erbgut jenes *Sokan* sammt dem seines Neffen, des Priesters *Georgius*, welche Meine kaiserliche Majestät schenkungsweise verliehen hat: in der Ortschaft *Chara* die Meierhöfe, die das Kloster schon früher hatte und bewirthschaftete, in Folge kaiserlicher Verordnungen jenes glorreichen Kaisers und Gross-Comnens, Kyr *Johannes*, Meines Urgrossvaters, und der glorreichen Gebieterin Meiner Urgrossmutter, Frau *Eudocia Paläologina*, der Purpurgebornen etc. Im Dorfe *Kintzikera* das gekaufte Erbgut des Grossherzogs *Johannes*, des Eunuchen, welches Meine kaiserliche Majestät an dieses Kloster geschenkt hat ihres Seelenheiles wegen. Im Distrikt *Gemoras* *Chaldogeorgius Binkes*, *Basilius Karuches* mit Bruder und Neffen. Auch wurden schenkungsweise verliehen von der Steuerumlage der Ortschaft *Dybera* 200 Aspern (Weisspfennige), und noch einmal von derselben Steuerumlage andere 300 Aspern zur Hut der Klosterburg.

Ueberdiess befiehlt noch Meine kaiserliche Majestät durch ihre gegenwärtige Goldbulle, dass, soviel immer dem besagten Kloster Meierhöfe, Wassermühlen, unbewegliches Gut, Wohnhäuser, Hütten und anderes derlei Grundbares durch Goldbullen und die übrigen Erlasse, oder durch Schenkung und durch testamentarisches Vermächtniss Christus liebender Männer oder durch eigenen Kauf und Erwerb desselben zugekommen sind, ja auch solche, die es in Folge streitigen Rechtes durch Spruch und Urtel erworben hat, sie mögen liegen in welchem Distrikt, in welcher Gemeinde und Gemarkung, sie wollen, wenn sie auch in gegenwärtiger Goldbulle Meiner kaiserlichen Majestät nicht ausdrücklich genannt werden, das Kloster sie in Kraft dieses besitze als seine eigenthümlichen Grundstücke, unbehindert, ungestört, nach Inhalt und Bestimmung der Charten, Rechtstitel und Sigille (Goldbullen), die es in Handen hat.

Nachdem aber die Ortschaft *Dybera* *) mit den dort eingesiedelten Hintersassen und Gutsleuten, zugleich mit den in *Kuspidion* und Umgegend befindlichen, in Pacht und Hörigkeitsverband des benannten Klosters *Sumelas* durch Meinen Grossvater *Kyr-Alexius* den Gross-Comnen unsterblichen Andenkens übergeben worden sind, unwiderruflich und aller Ansprüche bar, laut Goldbulle seiner angebeteten Gewalt; aber von dort an bis auf jetzt zeitweise die Steuer- und Frohnbeamten der Stadt *Matzuka* in frecher Anmassung und in gänzlicher Missachtung der Goldbulle gleich wilden Thieren einbrachen und die Klosterleute (in Dybera und Kuspidion) bald schädigten und quälten mit Gericht, Frohne und herrschaftli-

---

*) Wird auch *Dubera* gesprochen.

tempore militiae Domini Gaufredi Gajetani nepotis sui factae in urbe per Ecclesiam Sancti Petri et per Vaticanum, ubi infinitorum martyrum et confessorum corpora requiescunt, iverunt equi et equites ludendo, de quo maximum scandalum fuit in civitate Romana et curia potissime apud peregrinos, de quibus tunc audivi, quod videntes hoc plorabant crudelissime et erat magna multitudo peregrinorum tunc in urbe, et audivi dici, quod aliqui dicebant, modo impleta est prophetia illa, quod Ecclesia Dei debebat venire adhuc ad talem statum, quod equi starent et irent in Ecclesiam Beati Petri super corpora Sanctorum. Nescio tamen si illud factum fuerit, Bonifacio mandante nec ne, scio quod ego fui unus, qui eum audivi, dolui vehementer nec potui lacrymos propter hoc continere.

Item audivi dici, quod ipse Bonifacius ante Papatum et post utebatur arte negromantica et habebat daemones inclusos et de hoc multa et varia et diversa audivi dici. Praecipue autem audivi hoc a Magistro Bonifacio de Vicentia et a quodam monacho, qui vocabatur frater Georgius de Simileo et a Simone de Reate, quorum quilibet mihi dixit, quod ipsi servi erant et serviebant ipsi Bonifacio et familiares sui et secretarii erant pro arte illa; aliter nescio nisi ex auditu et audivi, quod cum subfumigationibus conjurabat daemones et habebat responsa ab eis.

Item audivi eundem Bonifacium dicentem quandoque alia verba inordinata et non bene sapientia timorem Dei et fidei catholicae integritatem, sicut tempore mortis Domini Benedicti Cardinalis nepotis sui in praesentia sex vel octo Cardinalium, qui iverant ad consolandum eum, de quibus ego eram unus, dixit in camera sua apud Sanctum Petrum, quod Deus faceret sibi pejus quod posset de caetero, quia pejus facere sibi non posset: quia abstulerat sibi fratrem et duos nepotes quos praediligebat. Quod verbum male sonavit in auribus audientium et dicebatur tunc ut credo me audivisse: numquid non

Die Paröken *) (Hintersaassen, Zinsleute) sind aber folgende: 1) der *Johannes Tzuses*. 2) Der *Zalafuntes*. 3) Der *Zeetes*. 4) Der *Elephas*. 5) Der *Pitzares*. 6) Der *Tzamas*. 7) Der *Kukuros*. 8) Der *Zeulantes*. 9) Der *Tzerteles*. 10) Der *Laudos*. 11) Der *Papa-Paulos*. 12) Der *Kossyphes*. 13) Der *Mazelas*. 14) Der *Skubros*. 15) Der *Mabräas*. 16) Der *Romanos*. 17) Der *Gultzapes*. 18) Der *Karabas*. 19) Der *Podares*. 20) Der *Konkas*. 21) Der *Papa-Mapas*. 22) Der *Drimykallos*. 23) Der *Pelamides*. 24) *Theodorinos Kazures*. 25) *Konstantin Chazures*. 26) *Johannes Mästor*. 27) *Papa Auphyxines Zeulinas*. 28) *Georg Chalamanos*. 29) Der *Chabräas*. 30) *Papa Konstantin der Kurze*. 31) *Georg der Chaldier*. 32) Der *Chazures*. 33) Der *Domnos* mit dem *Symenos*. 34) *Sabbas der Lange*. 35) *Johann der Bäcker*. 36) *Konstantin Maskuthes*. 37) Der *Chalamanos*. 38) Der *Chumäas*. 39) *Konstantin Theopemptos von Kutula*. 40) Desgleichen im Dorfe *Kommeras* ** vom Hause des geistlichen Heiliggrab-Pilgers **, das ist der *Chrysanthos*.

Diese insgesammt werden freigesagt von allen die Provinz betreffenden Steuern und Abgaben, sowohl der bestehenden als der künftig aufzulegenden, grossen und kleinen, so wie von aller Gerichtsbarkeit und obrigkeitlichen Gewalt der Duces, und von den übrigen Finanz- und Militärplackereien und Geldforderungen und andern dergleichen Erpressungen, und zwar nach dem vollen Begriffe des Wortes „Abgabenfreiheit.“

Nur müssen sie an den Schatz Meiner kaiserlichen Majestät in jährlich zwei Schossen die allgemeine Abgabe entrichten, wie sie von den Archonten und Oberfinanzbehörden derselben angelegt sind, und nicht mehr.

---

*) Sieh Anmerkung XXVI.

Und wenn ausser den genannten Paröken von wo immerher noch andere in kaiserlichen Steuerrollen nicht namentlich eingetragene Uebersiedler kommen und sich in den Besitzungen des Klosters niederlassen, sollen auch sie in derselben Weise frei seyn und in die festgesetzte Steuerquote eingetragen werden.

Ueberdiess verordnet noch Meine kaiserliche Majestät, dass wer immer von den aufgezählten und auf kaiserlichen Domänen sitzenden Paröken des Klosters, oder von den auf eigenem Gehöfde baulich Wohnenden unbeerbt gestorben ist, das ihm gehörige Gut dem Kloster zufalle ohne alle Gegenrede.

Weil aber der Wartthurm auf dem gottgeweihten Berg und die Höhle des *Melas* hinlängliche Bewachung brauchen wegen der feindseligen Stimmung der muhammedanischen Nachbarschaft wider uns, so befiehlt Meine kaiserliche Majestät dem zeitigen Abte und den Mönchen, unter den besagten Paröken die besseren und klügeren für sorgliche und aufmerksame Hut des Thurmes auszulesen.

Dieses sind die Bestimmungen Meiner kaiserlichen Majestät, die fest, unverbrüchlich und unerschütterlich zu beobachten sind von Seiten der Kinder, Erben und Nachfolger derselben, so wie von Seiten aller Archonten, Häuptlinge und Beamten.

Wer aber aus ihnen allen auch nur die geringste Kleinigkeit an diesen Rechtsamen antasten oder von dem Geschriebenen einen Theil oder das Ganze umstossen will, wer er auch sey, er soll am Tage des Gerichts die Gottgebärerin selbst gegen sich haben. Nicht nur soll er Fluch und Zorn der heiligen Väter und der glorreichen Kaiser auf sich laden, er soll auch noch als Rebell wider Meine kaiserliche Majestät angesehen und gezüchtiget werden, in Kraft dieser gegenwärtigen Goldbulle Meiner kaiserlichen Majestät.

Hiemit hat die fromme und von Gott auserwählte Macht derselben das Gewöhnliche in gewohnter Weise befohlen, im Monat December, Indiktion III des 6873ten Jahres (1365 n. Chr.).

Alexius, in Christus dem Gotte gläubiger Kaiser und Autokrat von ganz *Anatolien*, *Iberien* und *der jenseitigen Küsten*, der *Gross-Comnene*.

D.

Inschriften.

Von den am Schlusse der griechischen Texte angefügten Inschriften findet man I, II, III und IV im Vorhofe der in Felsen gehauenen Klosterkirche der *Panagia Theoskepastos*, am Bergabhange des *Mithros*, dicht ober der Stadt *Trapezunt*. Sie sind neben den lebensgrossen Freskobildern des Kaisers *Alexius III.*, seiner Gemahlin *Theodora*, seiner Mutter *Irene* und der Prinzessin *Eudocia*, Mutter eines Comnenischen Bastarden *Johannes*, sämmtlich Wohlthäter des Nonnenklosters, mit Farben, aber, wie man sieht, in bizarrer Schrift und fehlerhafter Orthographie auf der äussern Tempelwand aufgetragen. Von diesem Kloster aus hat *Tournefort* (1702) Trapezunt gezeichnet, und in seinem Reisewerk auch die Inschriften I, II und III, aber nicht correct und nicht als Facsimile gegeben. Wir haben beide Mängel verbessert und auch Nro. IV, obwohl verstümmelt, hinzugefügt. An der mit *** bezeichneten Stelle fehlen die Worte *ΧΑΡΙΤΙ* und *ΕΥΣΕΒΕΣΤΑΤΗ*, und in der zweiten Linie ist ΑΕ nicht *ΔΕ*, wie bei Tournefort, sondern *ΔΕ* zu lesen, der spiritus lenis aber wegzulassen.

Nro. V ist eine schön in Marmor eingegrabene Inschrift auf einem Festungsthurm des äussern Castells, links am Thor nach Kerasunt. Sie ist ebenfalls aus dem Zeitalter des trapezuntischen Restaurators *Alexius III.*, auf dessen Befehl, nach einer Stelle der Chronik des *Panaretos*, der Thurm im Jahre 1380 n. Chr. wider ein die Festung bedrohendes Turkomanenheer errichtet wurde. Sie ist vollkommen gut erhalten, und nur in der letzten Zeile der Name des Baumeisters und die ohnehin bekannte Jahrzahl wegen angeworfenen Mörtels auch mit Hülfe des Fernrohres nicht zu unterscheiden. Die Accente sind vollkommen klar und ganz nach den Regeln der Grammatik gesetzt, ausgenommen *ΚΕΠΙΣΤΑΤΕΣ* und *Κωνσταντῖνος*, wo Accent und Rechtschreibung fehlerhaft sind. Ganz ungriechisch ist nur in Zeile 3 das Wort *πουργτζίου*, vom wohlbekannten türkischen برج *burdsch*, der Wall, die Brustwehr, die Stadtmauer. Inschrift und Facsimile werden hier das erste Mal gegeben.

(Uebersetzung.)

† Der gläubige Herrscher des Morgenlandes und der
cymerischen Küste,
Der in Christus grosse Comnen Alexius,
Erbauer dieses Wallthurmes.
Gott bewahre dessen Macht in Ewigkeit.

* Der Knecht unseres heiligen Herrn und Kaisers des Gross-Comnenen, und Vorstand des Bauwerkes, Konstantin der ....

Die Inschrift Nro. VI auf der Aussenseite eines hohen und breiten Thurmes der obern Burg, wo einst der kaiserliche Pallast stand, auf der Seite gegen die aufsteigende Berghalde angebracht, hat noch keiner der frühern Besucher von Trapezunt abgezeichnet. Sie ist dem Erlöschen nahe und konnte nur mit Hülfe eines Fernrohres und des unter einem bestimmten Winkel einfallenden Sonnenlichtes entziffert werden. Zugleich dient sie, wegen der beigefügten, noch deutlich zu unterscheidenden Jahrzahl, einen chronologischen Irrthum in der Ausgabe der Byzantiner zu verbessern, wo man das Todesjahr des Gross-Comnen *Johannes* auf 1458 setzt, während er um 1460 (6968 der Griechen) noch bei Leben war und die Festungswerke ausbesserte. Er war der vorletzte Imperator von Trapezunt und hatte bei seinen Zeitgenossen den Zunamen *καλός*, *Kalojohannes*, *der gute Johannes*, weil er zwar über die Leiche seines Vaters *Alexius IV.* den Thron bestiegen, die gedungenen Mörder aber doch nicht ohne Strafe entlassen hatte.

II.

Griechische Texte.

Α.

† Ἰωσὴφ τοῦ χρηματίσαντος Μητροπολίτου Τραπεζοῦντος, λόγος ὡς ἐν συνόψει διαλαμβάνων τὴν γενέθλιον ἡμέραν, τοῦ ἐν θαύμασι περιβοήτου καὶ μεγάλου Εὐγενίου· ὅπως τε δὴ γέγονε, κατὰ τοὺς χρόνους ἐκείνους τοὺς πάλαι· καὶ ὅπως δήποτε παρείθη. μέχρι καιρῶν ἐνίων· ὅπως τε καὶ πάλιν ἀρχὴν εἴληφεν ἡ τοιαύτη ἑορτή· καὶ ἡμῖν ἐξεδόθη ἑορτάζειν αὐτὴν, πρὸς τοῦ ἐν μακαρίᾳ λήξει γενομένου ἀοιδίμου Ἀλεξίου τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ. ἐν μέρει τε ὁ λόγος διεξιὼν καὶ τὰ τούτου λαμπρὰ σύϛημα (sic) οἷος ἦν τῷ εἴδει· λόγῳ τε καὶ τρόπῳ:

a.

Λαζάρου τοῦ ἐν Τραπεζοῦντι σκευοφύλακος συνοπτικὸς λόγος περὶ τῶν τοῦ μεγάλου Εὐγενίου Θαυμάτων.

Ἐπεὶ δὲ τῶν θαυμάτων τὸ πέρας εἰλήφαμεν· ἃ διὰ γραμμάτων ἱστορίσαντές τινες παραδεδώκασιν. εἰ καὶ τὰ πολλὰ ἐν ταῖς ἐπισυμβάσαις τῇ πόλει ταύτῃ συμφοραῖς τε καὶ κακώσεσι. νὰ μὴν καὶ διαφόροις τοῖς ἐμπρησμοῖς, ὃ χρόνος ἠμαύρωσε, φέρη δὴ καὶ τὸ κεφάλαιον τῶν θαυμάτων· ὃ οὐ διὰ μακρῶν τῶν χρόνων καὶ ἀνέκαθε γέγονεν, ἢ ἐξ ἀκοῆς παρειλήφαμεν· ἢ δι᾽ ὀνείρων καὶ ἐμφάσεων παρεδόθη· ἢ πατροπάτορες ἐκεῖν᾽ ἀνήγγειλαν, ἀλλ᾽ ὅπερ οἱ πρὸς γένους καὶ τεκόντες καὶ θρέψαντες ἡμᾶς, ὀφθαλμοῖς ἑωράκασιν οἰκείοις· καὶ παραδεδώκασι ἡμῖν καὶ τοῖς πρὸ ἡμῶν, τοῦτο δὴ θεοῦ θέλοντος, διηγησοίμεθα.

Ἐπὶ τῷ δευτέρῳ ἔτει τῆς ἀρχῆς τοῦ ἐν μακαρίᾳ τῇ λήξει ἀοιδίμου βασιλέως Ἀνδρονίκου τοῦ Γίδου*) ἐν τῷ ϛψλά ἔτει τῷ ἀπὸ κτίσεως κόσμου, μελὶκ ὁ σουλτάνος ὁ υἱὸς τοῦ μεγάλου σουλτάνου ἀλατίνου τοῦ σα απατίνη, μετ᾽ αὐτοῦ τοῦ Γίδου, ὅρκους διαλλαγῆς ἀπ᾽ ἀλλήλων παραμειψάμενοι ἔστησαν, μήποτε χωρῆσαι εἰς μάχας· ἀλλ᾽ ἐν εἰρήνῃ αἱ Χῶραι ἵνα διάγωσι, καὶ οἱ περίοικοι τῶν φρουρίων ὦσιν ἀτάραχοι· ἀλλ᾽ ἐλύθησαν αἱ σπονδαὶ αὗται, ἐξ ἀπονοίας τοῦ τότε τῆς σινώπης κρατοῦντος καὶ τῷ σουλτάνῳ ὑπείκοντος, ῥαΐση τοῦ ἐτούμη ἐκείνου. καὶ μάχαι τοῦ σουλτανικοῦ μέρους καὶ τοῦ Γίδου ἐφωρμήθησαν δι᾽ αἰτίαν τοιαύτην. Ναῦς τις πεφορτισμένη μετὰ τῶν δημοσιακῶν τελεσμάτων τῆς Χερσῶνος, καὶ τῶν ἐκεῖσε κλιμάτων Γοτθίας.**) καὶ δημοσιακοῦ ἄρχοντος ἀλεξίου τοῦ πακτιάρη. καὶ ἀρχόντων τινῶν χερσονιτῶν· ἐρχομένη ἐνταῦθα συγκομίσαι τῷ βασιλεῖ Γίδῳ τὰ ἐπέτεια τέλη, κυμαινομένης τῆς θαλάττης εἰς σινώπην προσώκειλε. Καὶ ὁ ῥηθεὶς δὲ ῥαΐσης, τὸ πλοῖον τοῦτο καὶ τὰ χρήματα, καὶ τοὺς ἐντὸς

---

*) Die Pallastchronik des Panaretos schreibt, ohne Zweifel barbarisch und fehlerhaft, *Γίδου*, *Γίδων* und *Γίδωνος*· τῷ δευτέρῳ χρόνῳ τῆς τοῦ Γίδωνος βασιλείας ἦλθεν ὁ μελὶκ σουλτὰν κατὰ τῆς Τραπεζοῦντος.

**) Peyssounel, Déscription des peuples Barbares autour de la Mer noire, pag. 87, weist nach, dass die „καστρα τῶν Κλιμάτων" um das heutige *Baliclava* in der Krim lagen.

ἅπαντας σὺν τοῖς ναύταις, καταπορθήσας ἀφεῖλε. καὶ κατάφρακτα μετὰ ταῦτα πλοῖα, κατὰ Χερσῶνος ἀπέστειλε· καὶ καθεῖλον τὰς χώρας αὐτῆς ὁλοκλήρως. Τοῦτο μαθόντων τῶν τραπεζουντίων, ἔγνω καὶ ὁ βασιλεὺς τὴν συμφορὰν τῶν βαρβάρων. καὶ τῶν συνθηκῶν τοῦ σουλτάνου τὴν κατάλυσιν. ἐφ' ᾧ καὶ ὁ τῆς σινώπης ἄρχων, τοιαύτην ζημίαν ἐπήγαγεν. ὅθεν καὶ στόλον ἀγείρουσι κατὰ σινώπης καὶ στέλλουσιν ἐκεῖ, πανοπλίαν. καὶ εὐθέως ἐς Κάρουσαν προσωρμίσθησαν. καὶ ἐληΐσαντο τὰς αὐτόθι χώρας ἁπάσας αἱ παρέκειντο, ἄχρι καὶ αὐτοῦ ἐμπορίου σινώπης. Καὶ αὐτὰς δὲ τὰς ναῦς ἐν τῷ λιμένι εὗρον, εἷλον, καὶ πολλοὺς ἀπέκτειναν ἐξ αὐτῶν καὶ τοὺς ἄλλους ἠχμαλώτισαν. Οἱ δέ γε τούτοις προσήκοντες καὶ οἱ τῶν πλοίων ναυηγοὶ, ἐπανέστησαν τῷ ῥαΐσῃ, καὶ λοίδορον γλῶτταν ἠκόνησαν κατ' αὐτοῦ· στέλλει τοίνυν τοῖς τριηράρχαις μὴ μελήσας ὁ ῥαΐσης, πρέσβεις *) διαλλαγῆναι ζητῶν, καὶ μετὰ πολλὰ, τὸν πακτιάρην καὶ τὸ σέριον **) τὴν ναῦν ἐκείνην μετὰ τῶν χρημάτων εἰς αἰχμαλώτους μόνους ἀμείψαντες οἱ τριηράρχαι, οἴκαδε ἐπανίεσαν χαίροντες, μετὰ πολλῶν χρημάτων· ἀλλὰ καὶ ὅσα ἐκ τῶν κλιμάτων Χερσῶνος ἐκεῖνοι ἐληΐσαντο, οὗτοι καὶ ταῦτα ἐκομίσαντο. Τὸ δὲ Ἰκόνιον ὁ σουλτάνος μελὶκ τῇ ὑστεραίᾳ καταλαβὼν ἐπεὶ μάθοι τὰ γεγενημένα ταυτὶ, οὐ φορητὰ ἡγήσατο· στέλλει δὲ παρὰ χρῆμα εἰς μελιτηνήν· καὶ στρατηγοὺς συναγείρει· εἰς ἀρτζυρούμιν δὲ ἥκων, στρατὸν συναθροίζει, τάχει πολλῷ δὲ εἰς Κελτζηνὴν ἀφικνεῖται. τοῦτο πυθόμενος ὁ βασιλεὺς ὁ πολὺς ἐκεῖνος, συναγείρει καὶ αὐτὸς στρατιὰν, πᾶν δὲ ὑπήκοον τῶν ἐπαρχιῶν συλλεξάμενος, καὶ ἐκστρατεύει κατὰ ἀντιπάλων, κατοχυροῖ δὲ τὰς στενωποὺς καὶ ἀμφόδους τῶν περὶξ χωρῶν, συγκαλεῖται δὲ καὶ συμμάχους, στρατὸν, ἀπό τε σωτηροπόλεως καὶ λαζικῆς, ἄχρι καὶ τοῦ Οἰναίου· ἐπιλέκτους· ἡβῶντας· ἀκμάζοντας· ἐπιλέγδην εἰπὼν ἅπαντας. Ἐπεὶ δὲ ᾔδεσαν οὗτοι καὶ τὸ βαρβαρικὸν στράτευμα εἶναι οὐκ ἀριθμητὸν, δέει, πρὸς τὴν τοῦ κόσμου παντὸς κυρίαν καὶ δέσποιναν, καὶ τοῦ χριστωνύμου σύμπαντος λαοῦ σώτειραν, τὴν μόνην ἁγίων ἁγιωτέραν, Χρυσοκέφαλον καταφεύγουσι, καὶ τὸν ἐν μάρτυσι περιώνυμον εὐγένιον, καὶ ὡς οἷόν τε λιπαροῦσιν εἰς βοήθειαν· ὁ μέν τοι σουλτάνος, διῄει τὸν τόπον τοῦ κατουκίου· ὅ ἐστι, μεταξὺ παΐπερτ καὶ ζαΐλουσας, ἐκεῖ καὶ τὰς σκηνὰς ἐπήξατο. Τοὺς δέ γε παϊπερτηνοὺς ἤρετο, τὴν ὁδὸν θέλων μαθεῖν, δι' ἧς ἐς τραπεζοῦντα ἀπελεύσεται· οἳ δ' ἔξω καὶ πόῤῥω χαλδαϊκῆς, διοδεύειν προσήκει ἀντέφησαν· τὸ γὰρ θέμα Χαλδίας ἐστὶ δύσβατον· ἀλλὰ καὶ ἀνδρῶν πολεμιστῶν εὐπορεῖ, καὶ οὐ ῥᾳδίαν εἶναι τὴν δίοδον· ἔστι δ' οὐχ ἥκιστα ὁδὸς ἡ ἀπάγουσα τοῦ λεγομένου στενοῦ, εὐθέως, ἄχρι καὶ τραπεζοῦντος αὐτῆς καὶ οὕτως ὁ σουλτάνος ὑπεσημήνατο, κρουσθῆναι τὰ ὄργανα, καὶ τὸ σύνθημα γέγονε· καὶ αὐτῆμαρ, ἐπαύη που*) τοῦ στενοῦ κατεσκήνωσαν· ὁ δὲ κομνηνὸς βασιλεὺς, τὸν καλούμενον πολεμάρχην Θεόδωρον ἐν αὐτῷ τῷ στενῷ ἀνωτέρω τοῦ Χορτοκοπίου μετά τινων ἐῤῥωμένων ἀνδρῶν περισκοπῆσαι ἀπέστειλεν, οἳ δὴ καὶ ἔργα πάνδεινα τοῖς βαρβάροις ἐπήγαγεν, ἐν τῇ εἰσελεύσει καὶ ἐξελεύσει. ἄλλους δ' ἐνίους μετὰ τοῦ ἀκριβιτζιώτου γεωργίου, παρὰ

---

*) Die Handschrift hat eine undeutliche Abbreviatur, die es zweifelhaft lässt, ob es πρεσβευτάς oder πρέσβεις heissen soll. Denn auch letztere Form (Accusativ.) wird bei Thucyd. häufig gefunden, und sogar πρέσβεων nicht verschmäht, was auch die Grammatiker dagegen einwenden.

**) Σέριον ist wahrscheinlich nur ein Uebersehen des trapezuntischen Copisten und soll σέρμιον heissen, was eine besondere Gattung byzantinischer Transportschiffe bezeichnet. Σέρμιον, Navigii genus. Anna Comnena lib. 3. Alexiad. pag. 91. καὶ δεινῶς κατὰ τῆς τῶν ῥωμαίων ἀρχῆς ὡπλίζετο, δρόμωνάς τε καὶ διήρεις ἑτοιμάζων, καὶ τριήρεις, καὶ σέρμωνας, καὶ φορταγωγοὺς ἑτέρας παμπλήθεις ναῦς ἐκ τῶν παραλίων εὐτρεπίζων χωρῶν. Du-Cange Glossar. Gr. Tom. II. col. 1356.

---

*) ἐπαύη που der Athoshandschrift gibt keinen Sinn. Vielleicht ist ἐπάνω, oder ἐπάνωθι, *oben*, *darüber*, *oberhalb* zu lesen?

τὸν δύςληπτον χῶρον τοῦ ἁγίου μερκουρίου, ἀπελθεῖν ἐκέλευσεν. οὗτος δὲ ὁ βασιλεὺς, ὡς πολέμων πολλῶν ἔμπειρος καὶ λίαν ἀγχίνους, ἄνδρας εὐτόλμους ἱππέας πεντακοσίους, δόρατα καὶ ἀσπίδας μόνον ἐπαγομένους παραλαβὼν. εἰς λάβραν ἀπῄει, οὗ δὴ τὸ φρούριον ἀσφαλισάμενος, εἴς τι χωρίον καλούμενον βερένειαν, ᾖει. καὶ εἰς τὴν ἐκεῖσε ἱδρυμένην μονὴν τοῦ ἁγίου γρηγορίου εἰςελθὼν· καὶ ἱκετηρίους ᾠδὰς ᾄσας σὺν δάκρυσι· καὶ τὸν ἐκεῖθεν ῥύακα κατιὼν, εἰς γέφυραν ἐπανίει· εἰς δὲ τὸ λεγόμενον δικαίσιμον καταντήσας, ἐν τῷ ἱδρυμένῳ θείῳ σηκῷ ἐπάνω τῆς πέτρας τοῦ θείου μάρτυρος Θεοδώρου εἰςῆλθε· καὶ ἀνεκαλεῖτο ἐκεῖθεν τὸν ἅγιον εἰς βοήθειαν. χεῖρας εἰς οὐρανὸν ἀνατείνων καὶ τοῦτον ὁσίως ἐποτνιᾶτο· τοῦ δὲ ἱερέως τὴν ἀναίμακτον ἱερουργίαν τελοῦντος, καὶ οὔπω τὸν ὑπεράγιον ἄρτον ὑψώσαντος, ἤδη τὸ ἐπιλέγδην ἔκκριτον τῶν βαρβάρων σύνταγμα, εἰς δουβερὰν ἀπεφθάκει· αὐτίκα καὶ ὁ πολεμάρχης Θεόθωρος θᾶττον προφθάσας, ἀνήγγειλε τῷ βασιλεῖ ταῦτα· καὶ παρεκάλει αὐτὸν τοῦ νεὼ ἐξελθεῖν καὶ ἀπάραι·*) ὁ δὲ, καὶ μαθὼν τοῦτο, ὅλος ὢν ὡσιωμένος θεῷ· καθαρόν τε ἔχων τὸ ὄμμα, ἄνω πρὸς οὐρανὸν εἶχεν. ἄχρις ἂν ἡ θεία μυσταγωγία τέλος λάβοι· καὶ αὐτὸς μετάσχοι τῶν ἀχράντων τοῦ Χριστοῦ μυστηρίων, εἶθ' οὕτω καὶ πεποιθὼς, ἵππῳ ἐπιβαίνει γοργῷ, ἅμα τοῖς πεντακοσίοις ἱππεῦσι· καὶ μεθ' ἡμῶν ὁ θεὸς φωνήσας· γνῶτε ἔθνη καὶ ἡττᾶσθε, ἤλαυνε ἠρεμαίως, καὶ φθάσαντες τὴν γέφυραν, διεπέρασαν, οἱ δὲ βάρβαροι ἐπεὶ ᾔσθοντο, σκοποὶ γὰρ ἦσαν ὡσεὶ δισχίλιοι, τὸν βασιλέα σὺν τοῖς ὀλίγοις ἐκείνοις τὴν ὁδὸν αὐτὴν διερχόμενον, ἤλαυνον κατὰ νώτων αὐτῶν, ἐν δὲ τῇ ἐκεῖ πεδιάδι φθάσαντες ταχύτερον ἤλαυνον, καὶ ἀμφοτέρων τὰ δόρατα πρὸς ἀσπίδας ἐδούπησαν· οὕτω δὲ τὸ πρῶτον κέρας τῶν πολεμίων, ἐδειλίασαν, τὴν τε ὁδὸν καὶ τὰς ἐνέδρας· καὶ οὐκ ἔτι ἀντεῖχον: ἀλλὰ φεύγοντες ἔπιπτον ἐν τῷ ποταμῷ· καί τινες ἔθανον. ἄλλοι δ'ἔφευγον κατὰ κράτος. ἐκεῖσε τοίνυν ὁ πολεμάρχης, ἔργα θαυμαστά τε καὶ λόγου πολλοῦ ἄξια, κατὰ τῶν πολεμίων εἰργάσατο. ὁ δὲ σουλτάνος μετὰ τῶν συνθημάτων κατερχόμενος, ἐπεὶ μάθοι τὴν πτῶσιν καὶ ἧτταν τῶν ἑαυτοῦ κατασκόπων, ὀργῶν ὡσεὶ τάχος (sic!) ἰέναι κατόπιν, ὅμως τοῦτο οὐ πέπραχεν, ἀλλ' ὁ βασιλεὺς προβλέπων τὴν μυρίαν ἐκείνην ἔφοδον τῶν βαρβάρων, ἐπὶ τὴν ἄνοδον τοῦ χωρίου σαχνόης ἀνέδραμε· κἀκεῖθεν εἰς λάβραν τὸ φρούριον ἥκει. τοῖς δ'ἐκεῖσε φύλαξι τὰ γεγονότα σημάνας καὶ τὰς ἀμφόδους κατοχυρώσας, τὴν τραπεζουντίων κατέλαβεν· ἐπεὶ δὲ καὶ οἱ τοῦ σουλτάνου πολεμῆσαι οὐκ ἔφθασαν ὡς προείρηται, καὶ οὗτοι τῇ τραπεζουντίων προςέβαλον· πηγνύουσι δὲ τὰς σκηνὰς ἀγχοῦ τῆς μονῆς εὐγενίου τοῦ πάνϋ. τῆς παλαιᾶς κύκλωθεν δέ. τί τὸ ἐντεῦθεν· οἱ βάρβαροι κύκλῳ τοῦ ἄστεως περιενόστουν· καὶ τῷ πλήθει, οὐκ εὐαρίθμητοι, ἡ τραπεζοὺς δὲ πρὸς τὰ τείχη ἀνάλωτος· πρὸς δὲ τὸν στρατὸν καὶ τὸν δῆμον τὸν ἔνδον, χαλεπῶς οὐκ εὔρεια. οὔπω γὰρ ἦν αὐτὴ *) τὰ ** †) τείχεα, ἄχρι καὶ αἰγιαλοῦ κατερχόμενα. ἅτινα ὁ καλὸς βασιλεύς, καὶ τοῦ πρώτου Ἀλεξίου τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ δισέγγονος ὤν, Ἀλέξιος ὁ μέγας Κομνηνὸς ἐκ βάθρων ἀνήγειρεν. ὅθεν καὶ ἠνιᾶτο Γίδος ὁ χρηστὸς βασιλεύς, ἐπεὶ τὸ ἐμπόριον πυρίκαυστον γέγονεν· οἱ δὲ πολέμιοι πανταχόθεν συνέτρεχον. Ὁ γοῦν βασιλεὺς οὑτοσὶ τῇ θεοτόκῳ ἀτενὲς ἐνητένιζεν. ἡλίου δὲ ἤδη πρὸς δυσμὰς γενομένου, καὶ ἐπιλαμβανομένης νυκτὸς περὶ πρώτην μοῖραν αὐτῆς, ἐκ τῆς μικρᾶς πύλης τῆς ἀκρογωνίας τοῦ ἁγίου γεωργίου τοῦ καλουμένου λιμνιώτου, ἐξιὼν τῆς κόρτης. καὶ κατὰ τὰς ἐπάλξεις τῆς πόλεως κατιών, τὸν περικαλλῆ καὶ θεῖον νεὼν τῆς πανυμνήτου κόρης κατελάμβανε. παννυχίους ὕμνους καὶ αἰτήσεις σὺν ὀλοφυρμοῖς δακρύων ἀναπέμπων θεῷ καὶ τῇ θεομήτορι. κατ' ἐκεῖνο δέ γε καιροῦ, καὶ νεωκόρος ἦν τις μοναχός: ἐν ἱερεῦσιν αἰδέσιμος, πνεύματι μᾶλλον ἢ σαρκὶ συζῶν· ἀνὴρ μεμυημένος τὰ θεῖα. καὶ τῷ θεῷ ναζηραῖος, γεράσιμος ὀνόματι· οὗτος καὶ συνηύχετο καὶ συνήλγει τῷ βασιλεῖ, τὰ μάλιστα. καὶ τοῦτο μὲν ὁ καλὸς τὰς νύκτας βασιλεὺς ὁ Γεννάδας ἐποίει τὰς δὲ ἡμέρας τοῖς ἀντιπάλοις βαρβάροις μαχόμενος ἦν.

---

*) Sic!

---

*) Sic!

†) Eine unleserliche Abbreviatur im Texte.

μεθ' ἡμέρας δέ τινας περιϊὼν ὁ σουλτάνος, κύκλῳ τὴν πόλιν· καὶ ὁρῶν αὐτὴν ἀπροσμάχητον. καὶ τὰ βέλη συχνῶς βαλλόμενα, ἐπειδὴ ἀπὸ τοῦ μεσημβρινοῦ μέρους τοῦ ἄστεως οὐκ ἦν τῶν ἀντιπολεμούντων ὁδὸς βάσιμος ἄγχιστα, ἐξ ἐπιφανοῦς ὥστε ἐλθεῖν χεῖρας κατὰ μέτωπον τοῦ πολέμου, ἐξ ἄλλου δέ τινος μέρους ἀνεκελεύετο πολεμεῖν. ὅσοι γοῦν τῶν βαρβάρων ἐκ τοῦ ἁγίου εὐστρατίου τῆς ἄνωθεν λεωφόρου προσήγγιζον, τοσοῦτοι καὶ ἐκ τῶν τῆς κόρτης πυλεώνων ἐξήρχοντο, καὶ τοῖς ἀντιπάλοις ἐμίγνυντο· καὶ οὔτι ῥαδίως διεστέλλοντο. ἐπεὶ δ'ἐκπολεμοῦντες ἔκλινον ἀεί ποτε νῶτα καὶ ἔπιπτον, ἀλλὰ καὶ οἱ πόῤῥω ἔτι ὄντες πολλοὶ ἱστάμενοι ἀπὸ τοῦ μέρους τοῦ ἐμφανοῦς χώρου, ὃς τὴν σήμερον ἐπιφάνεια λέγεται, καὶ οἱ ἀπὸ τοῦ ἁγίου λογγίνου καὶ τοῦ ἁγίου εὐγενίου διαμέσον ἱστάμενοι, μὴ δυνάμενοι δὲ διὰ τὸ δυσέμβατον ἐγγίσαι καὶ βαλεῖν ξίφη καὶ τρῶσαι, ἐκεῖ μὲν ἀπεῖπαν. ὡς δ'εὐάλωτον τὸ ἀπὸ τῆς πύλης τοῦ αἰγιαλοῦ μέρος ὂν καὶ πεδινώτερον, ἐκεῖ κατεσκήνουν. προσεδρεύοντες ὧδε. καὶ ἐσκήνωσαν ἀπὸ τῆς παλαιᾶς ἐξαρτήσεως καὶ τοῦ ἁγίου κωνσταντίνου καὶ ὅλου τοῦ παραλίου, ἄχρι καὶ τοῦ δυτικοῦ ποταμοῦ, καὶ τῆς ἁγίας βαρβάρας καὶ τῶν σὺν αὐτοῖς· καὶ ὑπεσημήναντο οἱ σαλπισταὶ τὸ πολεμικόν· καὶ φωνὴ μία παρὰ πάντων ἀθέων ἐπεφώνηται· καὶ τοὺς μὲν καταφράκτους ἔστησαν πλησίον τοῦ τείχους οἱ στρατάρχαι· τοὺς δὲ σφενδονήτας καὶ λιθοβόλους καὶ τοξότας καὶ ἀσπιδηφόρους ὄπισθεν· μέσον δὲ τῶν τοιούτων καὶ τειχοσείστας· τῆς δὲ μάχης συῤῥαγείσης ὁ βασιλεὺς καὶ οἱ στρατάρχαι καὶ ὅσοι τῶν ἀγωνιστῶν ἵππων ἔφεδροι, ὁρῶντες τοὺς ἀπὸ τοῦ νεὼ τοῦ ἁγίου ἱσταμένους, οὐκ εὐτόλμους, ἀλλ' ὠλιγωρημένους, ἀνοίξαντες τὰς τῆς ἁγίας δυνάμεως πύλας· καὶ δύναμιν ἐξ ὕψους εἰληφότες, ἐξῄεσαν καὶ οὐκ ἠρέμησαν ἀλλ' ἀμεταστρεπτοὶ, ὥρμησαν κατ' αὐτῶν. οἱ δὲ βάρβαροι μὴ ἐνεγκόντες τούτων τὴν ἔφοδον, κλίνουσιν αὐτοῖς νῶτα καὶ φεύγουσιν οὗτοι πάντες· καὶ ἀναβάντες εἰς τὰς σκηνὰς ἔνθα τῶν κατούνων *) ὁ τόπος ἦν, ἀπέκτειναν μὲν ἀπὸ τούτων πολλούς· καθήρ-

---

*) Sich Anmerkung XV.

πασαν δὲ καὶ αὐτὰς τὰς σκηνὰς καὶ τὰ χρήματα· ὅπερ μαθὼν ὁ σουλτάνος καὶ οἱ στρατάρχαι ὠῤῥώδησαν· εἶτα καὶ ἅμα πάντες ἄρδην γενόμενοι κατόπιν ὡς εἶχον ἐξώρμησαν. ὁ μέντοι βασιλεὺς θεασάμενος τὸ πλῆθος τῶν βαρβάρων. πασσυδίῃ ἐπερχόμενον ἐφορμητικὸν ἐπεφθέγξατο ἐπιφώνημα πρὸς τὸ οἰκεῖον στράτευμα· ἐπὶ τοαυτὸ γὰρ ἅπαντας συναθροίσας ἱππεῖς εὐθὺ δρομῆσαι κελεύει, πρὸς τὸν τοῦ ἁγίου προκοπίου ναόν· γενομένοις δὲ ἐκεῖσε, ἐπεὶ καί τινες τῶν βαρβάρων ἱππεύσαντες πέφθακαν, προσέμιξαν. καὶ ἐξ ἑκατέρων πίπτουσιν οὐ πολλοί, ἐκ δὲ τῶν ἐχθίστων ἐπισημότεροι πίπτουσιν ἄνδρες καὶ οὐχ ἥκιστα μάχιμοι. Ἰατατίνης*) ἐκεῖνος ὁ τοῦ σουλτάνου πρωτεξάδελφος, ἐτούμης τε ὁ ῥαΐσης, ὁ τῆς σιωπῆς ἄρχων, ὃς καὶ τοὺς ὅρκους τοῦ σουλτάνου οὓς εἶχε μετὰ τοῦ βασιλέως τοῦ Γίδου πρῶτος ἀπανθρώπως συνέχυσεν. καὶ ἕτεροι τῶν ἐν τέλει κελτζινῆς τε καὶ σεβαστείας. Ἐκ δὲ ῥωμαίων ἄνδρες περιφανεῖς τε ὁμοίως καὶ εὔτολμοι· Γεώργιος ὁ τορνίκης ἐκεῖνος καὶ τοῦ ῥωμαϊκοῦ καταλόγου στρατάρχης· καὶ ὁ ἀκριβιτζιώτης Θεόδωρος· καὶ Νικόλαος ὁ καλόθετος· καὶ νικήτας ὁ θαλαβίτης· καὶ Ἰωάννης ὁ ζαγξῆς. οὗ δὴ καὶ ἡ σύζυγος, ἀνδρεία οὖσα γυνή. καὶ τοῖς τρόποις χρηστὴ, τὴν τοῦ πουτζέα στάσιν τὴν ἐν τῷ χωρίῳ ἀμμωδεῖ τῇ μονῇ τῇδε, **) ὑπὲρ τοῦ μνημείου τοῦ ἐκεῖσε ἀνέθηκεν. ἔπειτα μέντοι κατὰ πόδας παντὸς τοῦ στρατεύματος τῶν βαρβάρων κεκινηκότος, ὁ βασιλεὺς ἐλάσας ἡσύχως τὸ στράτευμα. καὶ διὰ τοῦ ῥύακος τοῦ ἁγίου γεωργίου διαβιβάσας καὶ τοῦ χώρου τῶν τριῶν καρυῶν, ἀκινδύνως τὴν πόλιν εἰσῆλθεν. ὁ δέγε σουλτάνος ἀποτυχὼν ὧν ἤλπιζε, κατηφείας πληροῦται καὶ χόλου· ὅθεν καὶ ὅλος κατὰ τοῦ θείου νεὼ, τοῦ μεγάλου εὐγενίου, ἐξώρμησε καὶ καθελεῖν μὲν τὰ ἄνωτ (ἀνώτερα) καὶ κατασπᾷν ἐπιτάττει. τοὔδαφος δὲ, ἐξορύττειν καὶ ἀφανίζειν ὁ δύσμορος καὶ λίαν ὠμὸς ἐπισπεύδει· τὸ δὲ ὑπ' αὐτὸν τοῦ στρατεύματος πλῆθος, οἷά τε θῆρες, κατὰ τῆς πόλεως ἅπαν ὠρύοντο· ὡς εὐχερῶς εἰς τὴν αὔριον λήψεσθαι προςδοκῶντες· ἤδη δὲ καὶ μετὰ κυμβάλων καὶ κρότων ἀραβικῶν καὶ κρουστῶν τε τῶν λιβυκῶν πάντες ἐφορμήσαντες βάρβαροι, ἐκ τοῦ ὀρεινοῦ τῇ πόλει μέρους προςέβαλον, ἄχρις τῶν πυλῶν. καὶ μιᾷ βοῇ πάντες προςβάλλοντες, βαρβαρικῶς προςηλάλαξαν. ὥστε κατασεισθῆναι δόξαι τὴν γῆν, καὶ τὸν οὐρανὸν κατεσπᾶσθαι. καὶ δέους γενέσθαι πάντα μεστά. βέλεσι δ'ἔβαλον νιφετοῦ δίκην τοὺς ἐν τῇ πόλει· καὶ πελτοῖς καὶ σφενδονήτοις λίθοις· καὶ ἄλλοις δή τισιν, οἷς ἀκροβολισμοῖς, τὸ πολεμικὸν εἴωθε χρῆσθαι. καὶ τοῦτο μὲν οἱ βάρβαροι. ἀντιβάλλειν δ'ἀκροβολισμοῖς αὐτοὺς οἱ τῆς πόλεως οὗτοι προεθυμήθησαν. ἄχρις ὀλίγον κατολιγωρῆσαι τοὺς πολεμίους καὶ ἀμβλυνθῆναι τὰ βέλη. Ἔπειτα δὲ, θυμομαχοῦντες οἱ παῖδες τῶν λαζῶν, ἄφνω ἐξήεσαν, πεζοὶ μὲν βάλλοντες βέλεσι πικροτέροις τοὺς ἀντιμάχους· κατόπιν δὲ καὶ τὸ ἱππικὸν ἅπαν ἐξιππεύσαντες στράτευμα, πολλοὺς μὲν ἔκτειναν· πολλοὺς δὲ καὶ ἐζώγρησαν· ἦν μὲν οὖν ταυτὶ· καὶ οὕτως εἶχεν.

---

*) Sich Anmerkung XIV.

**) Sich Anmerkung XVI.

Ὁ δὲ βασιλεὺς ἐπεὶ τὸ ἄγριον καὶ ἀπηνές τε καὶ θηριῶδες καὶ πάντη ἄσπονδον τοῦ σουλτάνου ἑώρα, ἥκιστα μὲν ἠρεμῆσαι θέλον (sic), καὶ ἄνεσίν τινα οὖν δοῦναι τὴν μάχην, ἀλλὰ ῥέπον (sic) καθώρα.. οἷον εἰπεῖν εἰς ἐκδρομὰς τοῦ πολέμου, ἔτι δὲ τὸ μὲν πλῆθος τοῦ δήμου· ἀπό τε τῶν στρατιωτῶν, ἀπό τε συνοχῆς τοῦ λαοῦ καὶ τῆς ἐκ τούτων στενώσεως τῆς πόλεως πιεζόμενον· οὔπω γὰρ τετείχιστο τὸ ἔξωθεν φρούριον ἀπὸ τοῦ παλαιοῦ καὶ μεγάλου ἄστεος· ἄχρι καὶ θαλάττης αὐτῆς διερχόμενον, βάσιμος γὰρ ἔτι ὁ χῶρος ἦν οὗτος τοῖς πολεμίοις· καὶ ὁ αἰγιαλὸς ὁ ἐν τούτῳ, ἐδεδίει ὁ ἄναξ καὶ ἐλυπεῖτο. ἀνὴρ δὲ δίκαιος ὢν καὶ φοβούμενος τὸν θεὸν, εἰς αὐτὸν καταφεύγει· καὶ ποτνιᾶται, καὶ εἰς ἔλαιον*) (Sic) ἐκκαλεῖται, τὴν ἀπειροδύναμον τοῖ Θεοῦ συμμαχίαν ○○○○○○○. Καὶ περιήει τὰ τῆς πόλεως τείχη, διὰ τῶν ἐπάλξεων· ἐκβοῶν εἰς Θεὸν ..... ὁ δὲ ἀρχιθύτης τῆς πόλεως τὴν ἄχραντον εἰκῶνα (Sic) τῆς ἁγνῆς Θεομήτορος ἐγκάρδιον φερούσης τὸν κύριον Ι. Χ. τὴν τῶν καλῶν ὁδὸν ὁδηγήτριαν, ἐπ' ὤμων βαστάζων αὐτὸς· τὴν ἀρχιερατικὴν ἐνειμένος ἁγίαν στολήν. Καὶ τὴν πανσεβάσμιον κάραν εὐγενίου τοῦ πάνυ ὁ τῆς μονῆς προεστὼς, καὶ ὅσον ἦν ἱερατικὸν καὶ τοῦ κλήρου, ἔκκριτον, συνεπόμενοι καὶ δεόμενοι, τὸ, ἐξεγέρθητι κύριε εἰς τὴν βοήθειαν ἡμῶν ἐξεβόησαν. Καὶ ἐλθὲ εἰς τὸ σῶσαι ἡμᾶς .... (sieben Zeilen Gebet).

---

*) Sieh Anmerkung XVII.

Ἤδη ὑπαυγαζούσης ἕωθεν τῆς ἡμέρας, αὖθις διὰ τοῦ ὀρεινοτέρου μέρους τοῖ ἄστεος τῆς μεγάλης κόρτης ἄγχου προςέβαλον οἱ ἔχθιστοι βάρβαροι· ἄκρως ἐξωπλισμένοι· καὶ ἐγγίσαντες ἐπειρῶντο· ὁ δὲ σουλτάνος τοιαῦτα ἔλεγε τοῖς ἐν τῇ πόλει· μὴ ἀπατᾶσθε, ὦ τραπεζούντιοι, ἐπὶ τῷ Θεῷ ὑμῶν· μήδ' ἐπ' αὐτῷ τῷ λεγομένῳ εὐγενίῳ. αὔριον γὰρ καὶ τὸν οἶκον αὐτοῦ, ὃν ὑμεῖς τιμᾶτε, κατεμπρήσω. καὶ ὑμᾶς αἱρῶ· οἶδα γὰρ τὴν τῶν ἀναγκαίων ὑμῶν ἔνδειαν καὶ τὴν λειψυδρίαν καὶ ἄλλην ἥνπερ ἔχετε κάκωσιν. ταῦτα τὰ βλασφημίας γέμοντα ῥήματα καὶ ὁ κρατῶν ἤκουσεν· ἤλγησε δὲ φανερῶς ἐπὶ τούτοις καὶ δάκρυα ἐξ ὀμμάτων ἐξέῤῥει· ὅμως ἀναλαβὼν ἑαυτὸν, τοιόνδε πρᾶγμα μετακεχείρισται· ᾔτησεν ἐλθεῖν τῶν πολεμίων ἐνίους ὡς αὐτὸν τῆς πόλεως ἔνδον· καὶ πληρῶσαι σπονδὰς εἰρηνικὰς τῷ ἐκτελέσαι τὰ θελήματα τοῦ κρατοῦντος αὐτῶν· καὶ διαλλάξασθαι. καὶ ἧκον καὶ εἰςεληλύθησαν καὶ σπονδὰς ἀλαζονείας καὶ ὑπεροψίας ἦτουν μεστάς. ὁ δὲ βασιλεὺς, μεγαλογνώμων ὑπάρχων καὶ καθ' ἑαυτὸν ἀναπολήσας τὰ λεγόμενα, δεξιῶς αὐτοὺς πεφιλοτίμηκε καὶ ἁβρᾶς τραπέζης ἐκοινώσατο. εἶτα καὶ ἐπασάμενοι διὰ μέσου τῆς πόλεως τραπεζοῦντος, διήρχοντο οὗτοι· καὶ κατασκοπεύοντες ἔβλεπον τὰ στρατεύματα· κἂν ταῖς ἀγκαῖς τὰ ζῶα, τοὺς βόας· τὰ πρόβατα· τὰ κρέα τὰ διάφορα· ὀψοποιῶν μαγγανείας· οἴκους τραγημάτων μεστούς· σιτῶνας, σίτου πλήρεις· οἰνῶνάς τε· καὶ κρεωπωλεῖα διάφορα· ἀλλὰ καὶ ὑδάτων ῥύακας· καὶ κρουνοὺς ἐκχεομένους ἐκ τῆς μεγάλης πύλης τοῦ αἰγιαλοῦ καὶ πελαγίζοντας. καὶ μετὰ τὸ διελθεῖν τοὺς βαρβάρους τοὺς ἀποσταλέντας ἐκείνους πρὸς τοῦ σφετέρου σουλτάνου. καὶ θεάσασθαι ταῦτα, κενοὺς ἐξαπέστειλεν. οἱ καὶ ὑποστρέψαντες, πάντα, ὅσα τε εἶδον καὶ ἔγνων (Sic! ἔγνον statt ἔγνωσαν) καὶ ἤκουσαν τῷ σουλτάνῳ ἀπήγγειλαν. Καὶ ὃς ᾐνιᾶτο ἀκούσας· οἱ δὲ χαλδαῖοι καὶ οἱ περὶ τὴν ματζοῦκαν, ἐπεὶ ἔμαθον τὰς πρὸς τοὺς βαρβάρους ἀντιπαρατάξεις τῶν τραπεζουντίων, εὔτολμοι γεγονότες· καὶ ἀωρὶ τῶν νυκτῶν ὑποθέοντες, ἥρπαζον ἀπὸ τοῦ στρατοπέδου τῶν πολεμίων ἵππους· ἐπόρθουν· ἐζώγρουν· καὶ τὰς φύλακας κατεκρότουν καὶ κατεδίωκον. ἤσχαλλεν ἐπὶ τούτοις δεινῶς ὁ σουλτάνος καὶ κατὰ τοῦ ἱεροῦ ναοῦ τοῦ ἁγίου ἐθυμομάχει. εἴσεισιν οὖν ἐν αὐτῷ, μεθ' ὅσης ὀφρύος εἶχε καὶ ὑπεροψίας· αὐτίκα τοίνυν ἀγχοῦ τῆς σοροῦ τοῦ ἁγίου, ἀνακλιθῆναι κελεύει· καὶ μετ' αὐτὸν, ὅσον ἦν αὐτῷ ἔκκριτον· οἱ δ'ἵπποι ἔξω μὲν εἶναι τοῦ ἱεροῦ περιβόλου ὡρίσθησαν· ἔσω δὲ γυναῖ (Sic!) ἄττα ἄσεμνα ἐκβακχευόμενα. βαβαὶ τῆς φρίκης· ὁ γοῦν βασιλεὺς ἐν τῷ περιωνύμῳ τῆς χρυσοκεφάλου νεῷ (sic) εἰσιὼν, ηὔχετο εἰς Θεὸν· ἐδάκρυε. παρεκάλει. κρουνοὺς ἠφίει δακρύων . . .

. . . . 'Ανδρόνικε· ἡ δέησίς σου ἠκούσθη· πολὺ γὰρ ἰσχύει ἡ δέησις δικαίου ἐνεργουμένη, λεγούσης . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Ἄρχων εἰμὶ τῆς πόλεως ταύτης, καὶ κατέχω τὰς κλεῖς τῶν πυλῶν αὐτῆς· τὴν κλίσιν Εὐγένιος . . . .

. . . .

δήμαρχός εἰμι ταύτης τῆς πόλεως, καλοῦμαι δ'Εὐγένιος· οὐκοῦν ἀπεστάλην ὑπὸ τῶν πολιτῶν καὶ στρατιωτῶν καὶ τοῦ δήμου παντός· καὶ γὰρ ἐτρώθησαν οὐκ ὀλίγοι· ὧν οἱ μὲν ἔθανον· οἱ δὲ τραυματίαι κατακεῖνται. ἀπεστάλην γοῦν, ὡς ὁρᾷς, ὑπ' αὐτῶν, ὅπως ἂν τὸ τάχος ἐλθὼν παραλάβοις τὴν πόλιν πάντων αὐτῶν ἔσωθεν ἐκδεχομένων ὑμᾶς

. . . .

. . . .

αἰθρίας γὰρ οὔσης τότε τῆς νυκτὸς ἀθρόως ἀστραπὴ μεγάλη, ὡς δοκεῖν πῦρ ἄῤῥητον χεῖσθαι ἀπὸ τῶν τεσσάρων τῆς οἰκουμένης μερῶν, ἐξέλαμπεν. ὥστ' ἐπισχεῖν τῶν ἀντιπάλων τὰ ὄμματα· καὶ τὰς ἀθέους ψυχὰς ἐκπλῆξαι. ὕδατα δὲ σὺν αὐτῇ κατεῤῥύη. καὶ βρονταὶ συνεδούπησαν. καὶ χάλαζαί τε ῥαγδαῖαι κατέπεσον. καὶ ὄμβρος πολὺς καὶ ῥαγδαῖος κατήνεκτο. κατὰ τὴν νύκτα ἐκείνην ἐπὶ τοὺς ἄφρονας . . . . Οἱ δὲ βάρβαροι, ἐκ τοῦ θαύματος, ὥσπερ ἐμβρόντητοι γεγονότες ἔνθεν κἀκεῖθεν διεσκεδάσθησαν. Καὶ μὴ συνιέντες, οἱ μέν, περὶ τὰ κοῖλα τοῦ βουνοῦ ἐπλημμέλουν προσκόπτοντες. οἱ δέ, κατὰ κρημνοῦ τῶν ὀρῶν ὥρμησαν ἔφιπποι· τὸν κρημνόν, ὡς πεδίον ἱππήλατον οἱ δύσμοροι νομίζοντες, καὶ πρὸ τοῦ τῇ γῇ πελάσαι, τὰς δυστυχεῖς αὐτῶν ψυχὰς ἀποτόμως ἀποῤῥευγόμενοι· ἕτεροι δέ, περὶ τὰς τῶν ὀρῶν ὑπωρείας γενόμενοι τὰς ἑαυτῶν πανοπλίας ἀπεβάλοντο. καὶ ἄλλοι δέ, ἀπὸ ψύξεως ἀπεβίωσαν. καὶ τούτοις μὲν τοῖς ἀθέοις καὶ πολεμίοις τοιοῦτον ἦν, ὃ καθ' ἡμῶν ἐλθόντες ἀπώναντο τέλος. Ὁ δὲ τούτων ἄρχων ὁ μελὶκ μετὰ τῆς πρώτης φάλαγγος τῶν φυλάκων αὐτοῦ φεύγων περὶ τὴν κάπαλιν *) ἡμέρας ἤδη αὐγαζούσης εἰς τὸ κουρατορεῖον ἀφῖκτο. τοῦτο δ' ἐπεὶ ἔγνων (sic) τινὲς ἄνδρες, εὔζωνοι τῶν ματζουκαΐτῶν ἐπιδραμόντες, τοῦτον ἐζώγρησαν. ἐξ ὅτου καὶ ναὸς ἐν ἐκείνῳ τῷ τόπῳ τῷ μεγίστῳ εὐγενίῳ ἀνῳκοδόμητο, ὃς ὁρᾶται ἄχρι καὶ τήμερον. ὁ μέντοι βασιλεὺς ὥσπερ ἀγχίνους καὶ εὖ μάλα εἰδὼς τὰ τοῦ μεγαλοδώρου θεοῦ διὰ τὸν Εὐγένιον θαύματα . . . . εἶτα μετὰ τὴν τελετὴν τῆς εὐχαριστίας, ἀποβάντες κύκλῳ περιῄεσαν τὰς ἐκείνων σκηνάς· χρημάτων δὲ πληρεῖς (sic) ἀνεῦρον αὐτάς· ἐρήμους πάντη ἀνδρῶν. καὶ ἀνεῖλον· καὶ ἵππους καὶ ὅπλα ὡς ἐῤῥιμμένα φάναι, ἐληίσαντο. ὅσους δὲ ἀποφυγόντας περὶ τὰς ἐκβολὰς

---

*) *Περὶ τὴν κάπαλιν* weiss ish nicht zu erklären, obwohl die Handschrift deutlich ist.

τοῦ Ταύρου εἴσον (sic) οἱ ματζουκαῖται καὶ χαλδαῖοι εὔζωνοι πεφονεύκασι, τίς ἀριθμήσειεν· ἀλλὰ τότε μὲν καὶ τὸν σουλτάνον ἐκείνων ἤγαγον δέσμιον. Ὁ δὲ βασιλεὺς φιλανθρωπίᾳ μᾶλλον νικώμενος οὐ δέσμιον οὕτως ἰδεῖν ὑπήνεγκε, τὸν πρὶν μὲν σουλτανικῇ ἐξουσίᾳ περιωνύμως τιμώμενον, νυνὶ δὲ παλινστρόφῳ μοίρᾳ δορίκτητον γεγενημένον, δεδεμένον οὕτως ὡς κυνάριον ἕλκεσθαι· ἀλλ' ἠσύχως περιοδεύειν εἰς προπομπὴν αὐτὸν καὶ ἡμέρως· ἐπιστηριζόμενον δυσὶ τῶν ἐπισήμων ἀνδρῶν ἕως οὗ περιέλθοι· εἶτα καὶ ἐπιπόμπην γενόμενον, σὺν τῷ δήμῳ ἑπομένῳ περιϊέναι τὸν αἰγιάλειον χῶρον· κἀκ τῆς μεγάλης πύλης τῆς πόλεως εἰσελθόντα, ἐν τοῖς βασιλείοις ἀγαγεῖν αὐτὸν οἴκοις· τοῦτον δὲ, τὴν πόλιν εἰσδύντα· καὶ πρὸς τῷ μεγάλῳ φθάσαντα ναῷ τῆς παντανάντου Θεομήτορος, λέγεται, βύθιόν τι στενάξαι ἀπὸ μέσης καρδίας· καὶ πολλὰ αὐτὸν ταλανίσαι, ὡς τοῖς ματαίοις καταπεισθέντα ἀστρολόγοις ἐκείνοις καὶ τῷ ὀφθέντι ξένῳ ἀνδρὶ εὐγενίῳ ἀκολουθῆσαι. καὶ ἤδη ἀκλεῶς οὐχ ἥκιστα δυστυχῶς, διέρχεται τὴν αὐθεντικὴν τῶν ῥωμαίων λεωφόρον ὁδόν. οἱ δὲ ἀπάγοντες αὐτὸν ἤγαγον εἰς τὰ βασίλεια. τοῦτον ἰδὼν ὁ βασιλεὺς ἄγαν φιλοτίμως ἀποδέχεται· καὶ τῆς πλησίον αὐτὸν ἀξιοῖ καθέδρας· μετ' οὐ πολὺ δὲ ὁ βασιλεὺς σκυθρωπότατόν τε καὶ κατὰ πάντα στυγνὸν αὐτὸν θεασάμενος, χεῖρά τε ὀρέγει καὶ πρὸς ἑαυτὸν ἕλκει. καὶ οἶδας, ὦ σουλτάνε, ἔφησεν, ὅπως οἱ τὰς συνθήκας τῶν ὅρκων παραβαίνοντες, ἑαυτοῖς τεκταίνουσι χαλεπά; ὁ δ' ἀντέφη, ναὶ· ἀληθῶς εἴρηκας ὦ κράτιστε βασιλεῦ· ἡμεῖς γὰρ ἠπατήθημεν· ἐπεὶ καὶ χώρας καὶ πόλεις ἐπορθήσαμεν καὶ εἵλομεν τῶν ῥωμαίων, οὕτω καὶ ταύτην ἐνομίζομεν ῥᾷον ἑλεῖν. τίς δὲ ᾔδει τοιοῦτον πώποτε καὶ τοσοῦτον στεῤῥὸν καὶ ταχύτατον φύλακα καὶ πολιοῦχον θερμὸν, ὑπερμαχοῦντα τῆς πόλεως ταύτης, ὡς τὸν ὀφθέντα ἡμῖν εὐγένιον. ὃς καὶ πάντας ἡμᾶς ἀναιμωτὶ χερσὶν ὑμετέραις παραδέδωκεν, ὡς ὁρᾷς· ἠκούομεν γάρ ποτε περὶ τῶν αὐτοῦ μεγίστων ἐργασιῶν· ἀλλ' ἠπιστοῦμεν. τὰ γὰρ πόῤῥω γινόμενα, οὐ φοβεῖ τὰ πολλά· ἀλλ' ὁ βασιλεὺς χρηστότητι πάλιν κιρνῶν τὴν βουλὴν, ἀνελάμβανέ τε αὐτὸν ἀθυμοῦντα, λόγοις χρηστοῖς καὶ πράεσιν· ἀλλὰ τὰ γεγενημένα ἔφησεν ὦ σουλτὰν, οὐχ ἀπογίνεται ὥς φασι, κἂν οἷος δήποτε ταῦτα προβαίη· ἐπεὶ οὖν τὸ ὑμέτερον οὑτωσὶ προὔβη· καὶ ὁ χρόνος χαλεπὸν ὑμῖν τὸ τέλος ἐπήγαγε, μὴ ἀθύμει· μήτε λυποῦ ὑπὲρ μέτρον· ἀλλ᾽ ὥσπερ ἐφ᾽ ὧν ηὐτύχεις ἔχαιρες καρτερῶν, τὸν αὐτὸν δὴ τρόπον καὶ νῦν, ἐφ᾽ ὧν ἠτύχησας, φέρων καλῶς γίνου. Καὶ ὃς οὕτω χρὴ, ἔφησεν, ἡμᾶς φέρειν· τὸ δ᾽ ἀγαθόν τε καὶ συμπαθὲς τῆς ἡμετέρας ζωῆς, τῇ σῇ χειρὶ, δέσποτα, δέδοται. καὶ ὁ βασιλεὺς, ἀληθῶς εἴρηκας, ὦ σουλτὰν, ὅτι τὰ παρόντα οὐ μόνιμα, κἂν μέγα φαντάζωσι *) τοὺς περὶ ταῦτα ἐπτοημένους. διὸ δεῖ, τοὺς ἐπαίνους προσάγειν, τοῖς ἐπί τισιν ἀνδραγαθίαις εὐτυχοῦσι καὶ μετριάζουσιν. ὁμοίως καὶ δυστυχοῦσιν, ἐπιεικῶς φέρουσιν. οὐκοῦν, φέρε δὴ τὰ κατὰ σὲ γινόμενα ἐν τῇ νυκτὶ ταύτῃ, ἐν ἀληθείᾳ διήγησαι ἡμῖν πάντα· ἐὰν γὰρ ἡμῖν ἐξείπῃς τὰ γενόμενα πάντα ἐπὶ σὲ καὶ τὰ στρατεύματά σου, μεγάλην ὠφέλειαν ἕξεις σύτε καὶ τοῖς ἀκούουσιν εὐφροσύνην παρέξεις. καὶ ἡμῖν οὐ μετρίαν τὴν ἡδονὴν . . . .

μετὰ δέ τινας ἡμέρας συνῆλθόν τινες βάρβαροι, ἀπό τε συρμένων καὶ ἀλλαχόθεν, ὅθεν διασκεδασθέντες ἐτύγχανον, καὶ ὅσοι ᾐχμαλωτίσθησαν ὑπὸ ῥωμαίων, κ᾽εἰς δούλους ὑπήχθησαν . . . . .

Ὁ δὲ βασιλεὺς βουλὴν ποιησάμενος, τοὺς τῆς βουλῆς ἤρετο, ὅπως τὰ κατὰ τὸν σουλτάνον ποιῆσαι χρή. γνώμη δὲ κατὰ ταυτὸ γενομένων ἁπάντων, ἔδοξεν, ἀπελθεῖν οἴκαδε τὸν σουλτάνον, ἐλευθερίῳ τοῦ βασιλέως θελήματι· διά τε τὸ τοῦ ἀνδρὸς περιφανὲς καὶ τὴν τῶν τούρκων εἰς αὐτὸν σύμπνοιαν, παίδων τέ φημι κ᾽ἀδελφῶν. καὶ ὅσον τὸ Ἰκόνιόν τε καὶ Θεοδοσιούπολιν καὶ χώραν τῶν καρμάνων καὶ κατωτέρω μέχρι καὶ τῆς σινωπέων πόλεως **) ὁδηγῆσαι καὶ προπέμψαι αὐτὸν. ἵνα διασωθῇ εἰς τὰ ἴδια μετὰ εἰρήνης. Ἔδοξεν ἡ βουλὴ καλή. καὶ τῆς βουλῆς ἤδη συστάσης, σπονδαὶ εἰρηνικαὶ προύβησαν μέσον αὐτῶν, ὥστε μήτε στρατιωτικὴν θεραπείαν ἔτι διδόναι τοὺς τραπεζουντίους τῇ σουλτανικῇ ἐξουσίᾳ καθὰ καὶ τὸ πρότερον, ἀνδρῶν πολεμιστῶν στελλομένων ἐκεῖσε, μήτε χρηματισμούς τινας, μήτε μὴν δῶρα. οὕτω δὲ τῶν σπονδῶν τελεσθέντων, (sic) σύν τε τιμῇ καὶ τῇ ἄλλῃ πρεπούσῃ δορυφορίᾳ ὁ σουλτάνος οἴκαδε ἐπανέζευξεν. ἀφιγμένος τοίνυν εἰς Ἰκόνιον ὁ σουλτάνος οὐ τὰ συνήθη μόνον τῶν ὁμωμοσμένων συνθηκῶν ἐξεπλήρου, ἀλλά γε καὶ ἵππους ἀραβικοὺς καὶ ἄλλο τι τῶν ἐπισήμων, ἐπ' ἐνιαυτοὺς ἐπεπόμφει τῷ βασιλεῖ ἀνδρονίκῳ τῷ Γίδῳ. τὰ δὲ τοῦ ἁγίου θαυμάσια, ἁπανταχοῦ διεφήμιζε· καὶ χρήματα κατ' ἔτος παρεῖχε δαψιλῶς τῇ μονῇ τοῦ μάρτυρος . . . .

---

*) Sieh Anmerkung XVIII.

**) Hier scheint ein Wort im Text zu fehlen.

b.

Τοῦ αὐτοῦ Λαζάρου τοῦ σκευοφύλακος . . .

. . . τοῦ γὰρ βασιλέως βασιλείου τοῦ μεγάλου ἐκείνου πρὸς θεὸν ἐκδημήσαντος, παῖδας δὲ δύο ἀνήβους τῷ βίῳ καταλελοιπότος. καὶ χρήματα οὐκ ὀλίγα, οἱ ἐν τέλει, πρὸς ταραχὰς ὥρμησαν. οἱ καὶ ἀλλήλων διαιρεθέντες, οἱ μὲν ἀμυντζανταράνται ἐλέγοντο. οἱ δὲ σχολαράνται. συνεχέθησαν δέ. καὶ τοὺς παῖδας σὺν τῇ μητρὶ μὲν βασιλίδι, εἰς Κωνϛαντινούπολιν ἀπέλασαν. τῇ δ' ἑτέρᾳ γαμετῇ. ἡ παλαιολογίνα ἐλέγετο, τὴν ἀρχὴν διδοῦσι δῆθεν αὐτῇ. ὁπόσα δὲ συνέβη κακὰ τῇδε, οὐ τοῦ παρόντος καιροῦ· λεχθήσεται δ' ἐν ἄλλοις· οὐ πολὺ τὸ ἐν μέσῳ, καὶ μὲ φυγάδα τῆς πατρίδος πεποιήκεσαν. τήνδε Κωνϛαντίνου μεγάλην πόλιν ἤδη καταλαβὼν, τοῦ θεοῦ κρεῖττόν τι περὶ ἡμῶν προβλεψαμένου, συνέριθον εἶχον ὡς ἥδυσμά τι τῆς ἐμῆς ἐκδημίας τὸν φίλτατόν μοι υἱὸν, Κωνϛαντῖνον τὸν Λαζαρόπουλον· ὃς φύσεως δεξιότητι, τῆς ἐκεῖσε παιδείας μετασχὼν, τῆς τε θύραθεν καὶ τῆς καθ' ἡμᾶς λέγω, μετόχος γέγονε . . . .

. . . .

Ὁ γάρ τοι ῥωμαίων αὐτοκράτωρ Ἰῶ ὁ καντακουζηνὸς, οἷα μεγαλογνώμων καὶ περιφανὴς λόγῳ καὶ ἔργῳ. καὶ παιδείας ἁπάσης μεστὸς· κινούμενος τῷ ζήλῳ τοῦ θεοῦ, τὸν δὲ τραπεζοῦντος ἄρχειν λαχόντα, εἰδὼς ὡς οὐκ ὄφελον (Sic!). ἀφελῆ τε καὶ χαῦνον. γέροντά τε καὶ ἄπαιδα. μιχαὴλ τὸν κομνηνὸν, ἀναλαμβάνει τὸν τῆς αὐτῆς τραπεζοῦντος ἀξίως κληροῦχον ἀρχῆς ἄξιον εἶναι. τὸν μέγαν κομνηνὸν Ἀλέξιον. ὃν ἀνωτέρω υἱὸν τοῦ βασιλέως βασιλείου τοῦ μεγάλου κομνηνοῦ προειρήκαμεν, ἐφ᾽ ᾧ τὴν ἀρχὴν ἀναλάβοι. τὴν γοῦν τοιαύτην ὑπηρεσίαν, οἷά τινι ἐμοὶ ὀφειλέτην (Sic!) ὁ βασιλεὺς ἀνατίθησιν. ἐγὼ δ᾽ ὁ κομνηνόφιλος, ἐπὶ τούτῳ ἠγάσθην. ἐπόθουν γάρ. εἰρήσεται τ᾽ ἀληθὲς, ἵν᾽ ὁ τοῦ ἐμοῦ δεσπότου καὶ βασιλέως ἔγγονος τοῦ μεγάλου κομνηνοῦ Ἀλέξιος, τῆς πατρικῆς ἐγκρατὴς ἀρχῆς γίνηται. ἀλλ᾽ ἐπόθουν καὶ αὐτὸς, τῆς πατρίδος τυχεῖν. καὶ τῶν ἐμῶν ἀπολαῦσαι. ἐδεδίουν δὲ τὸν χειμῶνα. μετοπωρινὴ γὰρ ἦν ἡ ὥρα. ὅτε καὶ ἀρκτοῦρος πνεῖ. παὶ στροβύλους ἀνίσχει . . . .

. . St. Eugenius erscheint im Traume und sagte: σκευοφύλαξ. μὴ δείσης τὸν πλοῦν. ἐγὼ μετὰ σοῦ εἰμι. καὶ οὐ μή σε ἀνω. πλεύσεις δὲ ἡδέως. εἶπον σοι καί τι συναντήσει κλυδώνιον. ἄρξει δὲ τραπεζοῦντος ἀλέξιος, ὁ τοῦ ἀλεξίου ἔγγονος τοῦ μεγάλου κομνηνοῦ.

c.

Καταγραφὴ ἀλεξίου τοῦ μεγάλου κομνηνοῦ.

. . . . τὸ μέτωπόν τε καὶ προμετωπίδιον, καὶ τὰς ἐν αὐτῷ γραμμάς· στολίδας τε καὶ ἀμαρυγὰς, ὁμοίας ἄντικρυς μαργάρῳ. καὶ τὸ τῶν βλεφάρων ἐπιτεταμένον δέρμα· ὄμματά τε τὰ εὐόφθαλμα, καὶ ὀξυδερκῆ καὶ ἔντονα, καὶ τῆς ῥινὸς τὸ ἐπίγρυπον. καὶ ὄντως βασιλικὸν κατὰ πλάτωνα. τό τε τῶν ὤτων ἐξάκουστον. καὶ παρειὰς κοκκοβαφεῖς, καὶ οἷον λαμπηδόνας ἀπολεμπούσας. καὶ τὸ τοῦ πώγωνος εὐγένιόν τε λίαν καὶ χρυσοειδὲς. καὶ στόμα δὲ καὶ χείλη καὶ ὀδόντων ἕρκος, κάλλος ἦν αὐτῷ ταῦτα ἀμήχανον. ποῦ δὲ θήσαιμεν αὐτῷ τὸ δημηγορεῖν εἰς ἄκρον καὶ εὔφωνον, σάλπιγγι παραπλησίως ἡδύφωνον· καὶ τὸ, ὑπερηρμένας γενναίως ἔχειν τὰς ὠμοπλάτας· τράχηλόν τε καὶ παρωτίδας μαργαρώδεις. καὶ τὰ μετάφρενα αὐτοῦ, ὡς εὐχλωροτητ... φάναι χρυσ..., νέος ἀδὰμ καὶ εὔμορφος Ἰωσηφ.., λίαν πλούσιος καὶ φιλόδωρος. εἰσὶ δ'ἔνιοι, τὸ θρασυ καὶ οἷον ὁρμητικὸν καὶ ἀνδρεῖον αὐτοῦ, θηριογνωμίαν καλοῦντες· οὐ καλῶς διακείμενοι. ἔτι θηριογνώμων ἦν πρὸς τοὺς ἀτάκτους, πρός τε τοὺς εὐτάκτους τοὐναντίον. πρᾳεῖς. ἡδὺς. προςηνὴς, καὶ μειλίχιος.

B.

(Χρυσόβουλλος Λόγος Ἀλεξίου τοῦ Μεγάλου Κομνηνοῦ.)

Ἐν ὀνόματι τοῦ πατρὸς καὶ τοῦ υἱοῦ καὶ τοῦ ἁγίου πνεύματος. Ἀλέξιος ἐν Χριστῷ τῷ Θεῷ πιϛὸς Βασιλεὺς καὶ Αὐτοκράτωρ πάσης Ἀνατολῆς, Ἰβήρων καὶ Περατείας, ὁ Μέγας Κομνηνός.

Θεοδώρα $\overline{ΧΥ}$ Χάριτι Εὐσεβεϛάτη Δεσποίνη ἡ Μεγάλη Κομνηνή· σύζυγος δὲ τοῦ Εὐσεβεϛάτου Βασιλέως Κὺρ Ἀλεξίου τοῦ Μεγάλου Κομνηνοῦ:

Πᾶσιν οἷς καὶ τὸ παρὸν ἡμῶν εὐσεβὲς ἐπιδείκνυται Σιγίλλιον:

Ὁ δεχόμενος ὑμᾶς ἐμὲ δέχεται· καὶ ὁ ἀγαπῶν ὑμᾶς, ἐμὲ ἀγαπᾷ, τοῖς ἱεροῖς Ἀποϛόλοις ὁ κύριος ἐνετείλατο· εἰ οὖν ὁ Χριϛὸς μαθηταῖς·

μαθηταὶ δὲ διδασκάλοις καὶ κήρυξι· κήρυκες δὲ καὶ διδάσκαλοι· Ἀρχιερεῦσι, καὶ λοιποῖς ποιμέσι καὶ ἐναρέτοις αὐτοῖς κατὰ διαδοχὴν παρέπεμψάν τε καὶ ἐπηγγείλαντο, πρεπόντως ἄρα προσήκει τοῖς θεοφόροις πατράσι, τοῖς κόσμον καὶ τὰ ἐν κόσμῳ ἀποταξαμένοις· καὶ ἰδίοις καὶ ἴδια ἀρνησαμένοις, καὶ τὸν σταυρὸν ἐπ' ὤμων ἀραμένοις καὶ ὀπίσω αὐτοῦ ἑπομένοις, ἀναδοχῆς ἀξιοῦν ἁρμοζούσης· καὶ τιμῆς ἐνδεχομένης ἀφοσιοῦν. ἡ γὰρ πρὸς αὐτοὺς τιμὴ καὶ διάθεσις, εἰς αὐτὸν διαβαίνει τὸν κοινὸν δεσπότην, καὶ κύριον ἡμῶν Ἰησοῦν Χριστόν. τοῖς δέ γε ἐξ ἁπαλῶν ὀνύχων ἀφιερωθεῖσι Θεῷ καὶ γραφεῖσι ὀνομαστῶς ἐν οὐρανοῖς· καὶ πέτραν ἐνδυομένοις εἰς στέγην· καὶ ἐς τὴν τοῦ ὄρους ἀκρώρειαν τῶν ἀρετῶν ἀναβᾶσιν, ὅθεν ἠνέγκαντο τὴν βοήθειαν, ὡς ἐκ Θῦ ἥκουσι δέον εἰσδέχεσθαι· καὶ τὴν ὀφειλομένην ἀπονέμειν τιμὴν καὶ οἰκείωσιν. ὁ γὰρ τούτους ἀγαπῶν καὶ ἀποδεχόμενος, ὅλον αὐτὸν ξεναγωγεῖ καὶ οἰκειοῦται Χριστόν. καὶ αὐτὸν τοῦτον δέχεται μὲν τὸν τούτους ἐξαποστείλαντα. διὸ καὶ εὐαγγελικῶς ἐς πᾶν ἀγαπηθήσεται δι' αὐτοῦ παρὰ τοῦ πατρὸς τοῦ ἐν οὐρανοῖς. οἷος ἐφάνη ἄρτι καὶ ὁ καθ' ἡμᾶς, ὁ καλὸς πατὴρ καὶ θεοῦ λειτουργὸς, ὁ ἐν Ἱερομονάχοις αἰδεσιμώτατος κὺρ Διονύσιος. ἐλθὼν γὰρ ἤδη τοῦ ἁγίου ὄρους ἀπάρας, εἰς τὸν ἐμὸν, καὶ τῆς εὐδαίμονος Μεγαλοπόλεως Τραπεζοῦντος ἀρχιποίμενα· αὐτοῦ δ' ὁμαίμονα κὺρ Θεοδόσιον καθορᾶν. φιλεῖ γὰρ τῷ ὁμοίῳ τὸ ὅμοιον. καὶ τῇ **ΒΑΣΙΛΕΙΑ** μου ἐς ὄψιν παραστάς· ῥακενδύτης· ἥσυχος· ὑπολαλῶν ὡς ἔθος τοῖς ἀναχωρήταις τὴν ὀφρύν. ὀλίγα λαλῶν, ὡς ἔθισται τοῖς ἐγκλείστοις, ἀλλὰ ψυχωφελῆ καὶ σωτήρια. καὶ ταῦτα συντετριμμένῃ καρδίᾳ καὶ πνεύματι ταπεινώσεως, ἄγγελός μοι πρὸς θεοῦ σταλεὶς ἐλογίστη. σωτηρίαν εὐαγγελιζόμενος. οὐ γὰρ αὐτὸς ἑαυτὸν ἐμαρτύρει Χν μιμούμενος. ἀλλ' ἐκεῖνον μὲν ὁ πατὴρ, τοῦτον δ' ἡ ἐνοῦσα σιγὴ, καὶ τὸ τοῦ ἤθους ἱλαρὸν, καὶ τὸ τῶν ἀρετῶν ἀπαράμιλλον. εἴπες ἂν Ἀθανάσιος μὲν ἐκ Τραπεζοῦντος τῷ Ἄθῳ ἄρτι δοθεὶς, Διονύσιος δ' ἐκ, τοῦ Ἄθω τῇ Τραπεζοῦντι ἀντιδοθείς· ὃς ὅμως ἤδη τῇ ΒΑΣΙΛΕΙΑ μου ὁμιληκὼς, οὐ χρημάτων ἑσμὸν, οὐδ' ὅσα τινὲς εἰς ἀπολαύσεις πορίζονται ἀνεζήτησεν· ἀλλ' ἐκ Θῦ καθωδήγει καὶ προὐξένει τὴν πρὸς σωτηρίαν ἄγουσαν ὁδόν. πάντες μὲν γάρ φησιν ὅσοι Βασιλεῖς· ὅσοι ῥηγικῶς,*) ὅσοι ἀρχικῶς διαφημίζονται, τῷ ἁγίῳ Ὄρει μονὰς καὶ σεμμεῖα εἰς ἀναφαίρετον μνήμην ἐδείμαντο. δέον ἐςὶ καὶ Σοί, ἐπεὶ πολλοὺς ὑπεραίρεις, κατὰ λόγον προσήκοντα ποιεῖν προσθήκην τινὰ, ἵν' ἕξῃς κατὰ τοὺς πολλοὺς μνήμην διηνεκῆ καὶ ψυχικὴν ἀπόλαυσιν ἀτελεύτητον. Ἔφθασε καὶ γὰρ ὁ ἡγιασμένος, οὗτος ὁ πατὴρ, φρούριον ἀνεγεῖραι ἐν τῷ κατὰ ἀλήθειαν ἁγίῳ καὶ Θεοσυλλαλήτῳ Ὄρει. κάτω μὲν τοῦ μικροῦ Ἄθω. ἐν δὲ τῷ καταρέοντι ἐκεῖσε ἀεροποτάμῳ. ὅπου καὶ βουλευτήρια πλησίον ὁ τόπος ὀνομάζεται. σκόπος δ'ἦν τούτῳ τῷ γέροντι, καὶ μονὴν ἐνταῦθ' ἀναξᾶν, εἰς ὄνομα τοῦ τιμίου καὶ πανενδόξου προδρόμου καὶ βαπτιςοῦ Ἰωάννου. καὶ περιτείχισμα ὠχυρῶσαι, καὶ κελλία εἰς διαμονὴν τοῖς περὶ αὐτὸν ἀσκουμένοις ἀποτάσσειν. ἀλλὰ τὸ μὲν φρούριον ἀπαρτίσας τὴν μονὴν δ'οὔπω ἀρξάμενος, τῶν ὧδε κατὰ συγκαιρίαν ἐλήλυθε, διηγούμενος τὰ περὶ αὐτὴν καὶ τὴν ΒΑΣΙΛΕΙΑΝ μου διερεθίζων ὡς προερέθη μοι. ἡ ΒΑΣΙΛΕΙΑ μου γοῦν τὸ τοῦ ἀνδρὸς κατιδοῦσα σεμνὸν, τὸ χάριεν,**) τὸ ἁπλοῦν. τὸ ἀπερίεργον. τὸ καθόλου καὶ καθυπερβολὴν Ἱλαρόν· ἐδέξατό τε τοῦτον καὶ ὑπερηγάπησε, καὶ ἠσπάσατο, καὶ ὡς ἐκ Θεοῦ πεμφθέντα ἐδεξιώσατο. καὶ τὰ παρ' αὐτοῦ ῥηθέντα, ὥς τινα δρόσον ψυχωφελῆ εἰσῳκίσατο. πόθον γὰρ θεῖον καὶ ἔρωτα, καὶ ζῆλον θεάρεστον εἰσῇξέ μου τῇ ψυχῇ· καὶ ὅλος πρὸς τ' οὖργον παρακεκίνηκεν. ὅθεν καὶ προστάσσει τὸ γαλήνιον Κράτος τῆς ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ μου διὰ τοῦ παρόντος Χρυσοβούλλου Λόγου αὐτῆς. καὶ παραλαμβάνει τὴν καθόλου οἰκοδομὴν τῆς εἰρημένης τοῦ τιμίου προδρόμου μονῆς. καὶ ὑπισχνεῖται καὶ ςοιχᾷ, ἵνα ἀνεγείρῃ καὶ ἀπαρτίσῃ τὸν ναὸν, ἐξ οἰκείων ἀναλωμάτων αὐτῆς; καὶ περιτειχίσῃ πέριξ ὡς ἐφικτόν· καὶ κελλία τοῖς μοναχοῖς ἀποτάξῃ ἀνάλογα. καὶ τὴν διεξαγωγὴν εἰσφέρῃ τοῦ ὕδατος. καὶ μονὴν ὁλόκληρον ἀπεργάσηται. καὶ ἔχῃ ἐν αὐτῇ τὸ ταύτης μνημόσυνον καὶ τὴν ἀναφορὰν ἀνεξάλειπτον. Τοιγαροῦν, ἐντέλλεται καὶ ἐπαφίησιν ἡ **ΒΑΣΙΛΕΙΑ** μου τῷ παρόντι καθηγητῇ καὶ Ἱερομονάχῳ Κὺρ Διονυσίῳ καὶ τοῖς πέριξ αὐτὸν Ἱερομονάχοις πᾶσι καὶ μοναχοῖς· ἵνα τοὺς μὲν προπάτορας αὐτῆς καὶ καθ' αἷμα συγγενεῖς καὶ γεννήτορας τοὺς Ἀοιδίμους ἐκείνους Βασιλεῖς καὶ Ἥρωας· τοὺς Μεγάλους δηλαδὴ Κομνηνοὺς, συγχωρήσωσι καὶ μακαρίσωσιν ἀκαταπαύστῳ φωνῇ· ὑπὲρ δὲ τῆς **ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ** μου καὶ τῶν ὑψηλοτάτων Δεσποινῶν, τῆς τε ἁγίας αὐτῆς ξυνεύνου μου καὶ τῶν παίδων ἡμῶν καὶ πάντων τῶν εἰσέπειτα ἐλευσομένων· καὶ παντὸς τοῦ καθ' ἡμᾶς κράτους ὑπερεύχωνται, ἔν τε ταῖς ἑσπεριναῖς δοξολογίαις καὶ ὀρθριναῖς λιταῖς, καὶ καθημεριναῖς εὐχαῖς. καὶ αὐταῖς δὴ ταῖς φοβεραῖς καὶ ἀναιμάκτοις λειτουργίαις. ἵνα συγχωρήσεως καὶ ἀναπαύσεως τύχοιμεν. καὶ μετὰ τῶν σωζομένων ταχθείημεν. καὶ ἐν βίβλῳ ζωῆς ἐγγραφείημεν. Οἱ δέ γε προσοκείλαντες ἐκεῖσε, καὶ τὴν ὁδοιπορίαν ποιοῦντες Χριστιανοὶ, καὶ αὐτοὶ συγχώρησιν ἡμῖν καὶ μακαρισμὸν ἀπονέμωσι καὶ ὡς κτήτορα σχεδὸν οἱ πάντες διαφημίσωσι, καὶ τὴν τοῦ Μεγάλου Κομνηνοῦ μονὴν ὀνομάσωσιν. κατὰ γοῦν τὰ στοιχιθέντα ἄνωθεν συνεφωνήθη, τῷ τοιούτῳ αἰδεσιμωτάτῳ γέροντι κὺρ Διονυσίῳ. διδόναι τούτῳ ἡ **ΒΑΣΙΛΕΙΑ** μου σώμια ἑκατὸν, ἐξ ὧν κατεβάλετο ἀρτίως ἐν ταῖς χερσὶν αὐτοῦ τὰ πεντήκοντα. τὰ δὲ λοιπὰ, ἵν' ἀποδῶ τούτῳ ἐπὶ χρόνοις τρισίν· ἤ γοῦν τὰ ἕτερα πεντήκοντα σώμια. αὐτὸς δ' ἵνα ἀνακτίζῃ καὶ πληροῖ τὴν μονὴν ὁλοκλήρως ὡς δεδήλωται. καὶ οὕτως ἵν' ἡ τῆς **ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ** μου ἡ μονὴ, καὶ τὸ ταύτης μνημόσυνον ἐν αὐτῇ εἰς τὸ διηνεκὲς ἀκατάλυτόν τε καὶ ἀκατάπαυστον. Μετὰ γοῦν τὸ συμπληροῦσθαι τὴν μονὴν καὶ ἀποσωθῆναι τὰ σώμια, ἐπὶ τριετίᾳ ὡς εἴρηται, προστάσσει καὶ διατυποῖ ἡ **ΒΑΣΙΛΕΙΑ** μου καὶ ὑπὲρ ἀδελφάτου αὐτῆς διδόναι ἐν αὐτῇ ἐτησίως ἄσπρα Θεοσυντηρήτου χαραγῆς αὐτῆς τὰ δὴ λεγόμενα Κομνηνάτα, χίλια· ἅτινα ὀφείλει ὁ ἱερώτατος κὺρ Διονύσιος καὶ οἱ μετ' αὐτὸν προϊϛάμενοι τῆς μονῆς, στέλλειν καὶ λαμβάνειν ἑκάϛῳ χρόνῳ ἐκ τοῦ Θεοφρουρήτου Βεϛιαρίου τῆς ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ μου σῶα πάντα καὶ ἀνελλιπῆ. Παρεγγυᾶται οὖν ἡ ΒΑΣΙΛΕΙΑ μου καὶ ἐπαφίησι τοῖς παισὶ καὶ κληρονόμοις καὶ διαδόχοις αὐτῆς, τοῖς τὴν βασίλειον περιοπὴν σὺν Θεῷ διαδεξομένοις, πάγιον καὶ ἀῤῥαγῆ διατηρεῖν τὸν παρόντα χρυσόβουλλον λόγον τῆς ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ μου εἰς τὸ μὴ καθυϛερεῖν τὴν μονὴν τὰ τοιαῦτα χίλια ἄσπρα· ἀλλὰ τελεῖν καὶ καταβάλλειν ταῦτα ἀνεγκρατήτως μέχρι πάντος ὑπὲρ ἀδελφάτου ἡμῶν, ὡς δεδήλωται· ἵνα καὶ αὐτοὶ σὺν ἡμῖν τὸν μισθὸν ἐξίσου ἀπολαμβάνωσιν, ὁπόταν ἥξῃ Χριϛὸς ὁ Θεὸς ἀποδιδόναι τὰ γέρα τοῖς τοὺς ἐλαχίϛους ἀδελφοὺς αὐτοῦ ξεναγωγήσασιν. καὶ εἴπερ τινες τῶν Τραπεζουντίων τυχὸν παραβάλλωσιν ἐν αὐτῇ κατὰ πάροδον, εἰ μὲν διὰ θεωρίαν καὶ ἱϛορίαν καὶ προσκύνησιν ἐϛὶ τοῦ τόπου καὶ τῆς μονῆς καὶ τοῦ ὄρους, ὀφείλουσιν οἱ μόναχοι ἀσπασίως δέχεσθαι τούτους καὶ ξεναγωγεῖν, ὡς ἐφικτόν. Εἰ δὲ δι' ἀποταγὴν κόσμου, καὶ ζῆλον ἀσκήσεως, καὶ ἔρωτα ἀναχωρήσεως, ὡς συναρίθμους τῶν ἀδελφῶν ἀγκαλίζεσθαι καὶ παραλαμβάνειν ἐντὸς εἴπερ θελήσωσι τὸν κανόνα καὶ τὸν τύπον καὶ τὴν ὑποταγὴν, καὶ τὸ κοινόβιον τῆς μονῆς διατηρεῖν ἀπαράβατον οἱ ἐρχόμενοι. Ἐπὶ τούτῳ γὰρ καὶ ὁ παρὼν χρυσόβουλλος λόγος τῆς βασιλείας μου ἀπελύθη δι' ἐμφάνειαν αἰωνίζουσαν, ἐν ᾧ καὶ τὸ ταύτης εὐσεβὲς καὶ θεοπρόβλητον κράτος τὰ συνήθη συνήθως ὑπερσημήνατο. κατὰ τὸν παρόντα σεπτέμβριον μῆνα. Ν ἰγ. τοῖ ϛ. ωπγ ἔτους:

---

*) Sieh Anmerkung XXI.

---

*) Sieh Anmerkung XXII.

**) Attisch betont statt des gewöhnlichen χαρίεν.

C.

(Τοῦ αὐτοῦ Ἀλεξίου τοῦ Μεγάλου Κομνηνοῦ Χρυσόβουλλος λόγος β΄.)

Ἐν ὀνόματι τοῦ πατρὸς καὶ τοῦ υἱοῦ καὶ τοῦ ἁγίου πνεύματος. Ἀμήν.

Ἀλέξιος ἐν χριστῷ τῷ Θεῷ πιστὸς Βασιλεὺς καὶ Αὐτοκράτωρ πάσης Ἀνατολῆς. Ἰβήρων καὶ Περατείας ὁ Μέγας Κομνηνός: πᾶσιν οἷς τὸ παρὸν ἡμῶν εὐσεβὲς ἐπιδείκνυται Σιγίλλιον: *) -

Εἰ τεῖχος ἄρα ἑαυτοῖς οἱ πολεμίων ἔφοδον ἐνωτιζόμενοι διεγείρουσιν ἀπερικλόνητον, καὶ τάφρον σφίσιν ἐς ἀποτροπὴν τῶν ἐναντίων ἐκεῖϑεν ὀρύττουσιν·

---

*) Wie schon im Vorwort zu dieser Goldbulle bemerkt wurde, liessen die Väter von *Sumelas* den Text ihres Documents zu mehrerer Sicherheit unter die Presse legen und mit erklärenden Noten in griechischer Sprache versehen ad calcem ihres Kloster-Rituale's, der sogenannten *Akoluthie* des jährlichen Panagiafestes einschalten. Der vollständige Titel dieser in Deutschland vermuthlich seltenen oder vielleicht gar nicht mehr gekannten Akoluthie lautet wie folgt: *Ἡ ϑεία καὶ ἱερὰ Ἀκολουϑία τῶν ὁσίων καὶ ϑεοφόρων πατέρων ἡμῶν Βαρνάβα καὶ Σοφρονίου τῶν ἐξ Ἀϑηνῶν, καὶ τοῦ ἱεροῦ Χριστοφόρου, τῶν ἐν Μελᾷ ὄρει ἀσκησάντων. Ψαλλομένη τῇ δεκάτῃ ὀγδόῃ τοῦ Αὐγούστου μηνός. καὶ ἐν τῷ καιρῷ τῶν φϑοροποιῶν ἀκρίδων. συντεϑεῖσα μὲν παρὰ τοῦ σοφωτάτου διδασκάλου κυρίου Νεοφύτου ἱεροδιακόνου Πελοποννησίου τοῦ καυσοκαλυβίτου, εἰς Ἑλληνικὴν διάλεκτον, τύποις δὲ πρῶτον ἐκδοϑεῖσα, ἡγουμενεύοντος τοῦ πανοσιωτάτου καὶ*

Εἰ ὅπλα ἔνιοι πολεμητήρια ἐς φυλακὴν σφῶν περιζώννυνται·
Καὶ κατὰ παθῶν τινες ἀλεξιτήρια ἐπιτίθενται φάρμακα·
Καὶ ἄλλος ἄλλο τὸ βοηθοῦν αὐτῷ ἐκ τῶν ἐνύλων διαχειρίζεται·
Ἀλλ' οὐχ οὕτως ἡ Βασιλεία ἡμῶν.

Ἀντὶ οὐδενὸς γὰρ ταῦτα λογίζεται, καὶ σχολὴν ἐπὶ τούτοις παντάπασι καταψηφίζεται, φθαρτοῖς οὖσι καὶ ἐπικήροις.

Ἀντὶ δ' ὀχυρώματος ἀῤῥαγοῦς, καὶ ὅπλων μαχίμων, καὶ φαρμάκων Ἰασίμων, καὶ παντοίας ἀῤῥωγῆς ἀνθρωπίνης, τὴν πανύμνητον ἐπικαλεῖται Θεόπαιδα, τὴν τὸν λόγον ὑπὲρ λόγον ἀῤῥήτως ἡμῖν ἑνώσασαν, καὶ τὸ τῆς σαρκὸς γεῶδες ὑψώσασαν, καὶ ἡμῖν τὸν Θεὸν εὐδιάλλακτον κριτὴν ἀναδείξασαν.

Αὐτὴ γὰρ καὶ φρούριον τυγχάνει ἀνάλωτον, καὶ τάφρος καὶ πόλις ἀπολιόρκητος, καὶ ὅπλον κατ' ἐχθρῶν πληκτικὸν κἂν ταῖς ἀσθενείαις ἀνάῤῥωσις, καὶ ἀπαλλαγὴ παντοίων ἀλγεινῶν τε καὶ συμφορῶν καὶ κινδύνων καὶ περιστάσεων.

Καὶ τὸ δὴ θαυμαστὸν, ὅτι καὶ ἐν ταύτῃ τῇ ἐπικήρῳ ζωῇ ἀναζώωσίς τε καὶ βοήθεια. κἂν τῇ μονιμωτέρᾳ καὶ μελλούσῃ ἀνάδοχος τῶν Εὐσεβῶν, καὶ Μεσίτρια.

σεβασμιωτάτου πατρὸς ἁγίου καθηγουμένου τῆς ἐν τῷ Μελᾷ ὄρει κειμένης ἱερᾶς σεβασμίας βασιλικῆς τε καὶ *Πατριαρχικῆς* μεγίστης μονῆς τῆς ὑπεραγίας θεοτόκου, *Παναγίας* τοῦ *Σουμελᾶ*, κυρίου Χριστοφόρου καὶ ἁγίου σκευοφύλακος κυρίου δαμιανοῦ. Ἐμμελεῖ δὲ καὶ σπουδῇ καὶ συνδρομῇ τοῦ ἐκ τῆς αὐτῆς μονῆς παρθενίου ἀρχιμανδρίτου Τραπεζουντίου τοῦ μιταξοπούλου, παρ' οὗ συντεθεῖσα καὶ ἡ ἐν συνόψει ἱστορία τοῦ βασιλείου τῆς περιφήμου Τραπεζοῦντος. Ἐν *Λειψίᾳ* τῆς *Σαξονίας* ἐν ἔτει, ͵αψοέ. 1775.

Ἧς τὰς δωρεὰς καὶ τὰς ἀντιδόσεις δαψιλεῖς πλουτίσασα ἡ Βασιλεία μου, οὐ διαλείπει ἐπαινοῦσα καὶ εὐχαριστοῦσα τὸ ταύτης δεδοξασμένον καὶ Σωτήριον Ὄνομα.

Εἰ δὲ καὶ ἀντιμετρεῖν βουληθείημεν ἀνθ' ὧν Αὕτη ἡμῖν ἐπεμέτρησεν, ἔν τ' ἐκστρατείαις κατ' Ἤπειρον ἅμα καὶ Θάλατταν, ἔντε ξυμφοραῖς τε καὶ περιστάσεσι, καὶ λοιπαῖς συναναστροφαῖς, αἷς ὑπέστην, ἀφ' ἧς ἐκ τῆς Βασιλίδος τῶν Πόλεων διεπλωΐσθην τῶν ὧδε, καὶ τὴν βασίλειον ταύτην καὶ προπατορικὴν εἴληφεν (Sic) Ἀρχήν· τί ἄν τις εἴποι, ἢ ἀνταποδοίη, ἢ λόγῳ ξυγγράφειν ἱστορίκῳ δυνήσεται, κἂν ὅλην αὐτὴν τὴν καθ' ἡμᾶς ἀνελίξῃ Γραφήν;

Τοίνυν καὶ μὴ ἔχουσα ἐς τοσοῦτον ἀνείκαστον πέλαγος τῶν ταύτης θαυμασίων ὁρᾷν, ἢ ἐς τηλίκον οὐράνιον, καὶ ἔναστρον λειμῶνα ἀποσκοπεῖν, δεῖν ἐγὼ τιμᾷν σιωπῇ, ἢ τὰς δυναστείας αὐτῆς ἀριθμεῖν. μικρὰ δέ τινα ἀφοσιοῦσθαι προθυμεῖται, ἀφ' ὧν ἡ Ὀλβιόδωρος αὕτη ἡμῖν παρέσχε καὶ τεταμίευκεν, εἰδυῖα, ὡς οὐ τῇ ἀξίᾳ τοῦ διδομένου, τῇδε διαθέσει καὶ προθυμίᾳ τοῦ καρποφοροῦντος μετρεῖ Θεὸς τὴν ἐπίδοσιν.

Ἐπεὶ δὲ πόθον ἐγκάρδιον κέκτηται ἡ Βασιλεία μου ἐς τὴν Πανύμνητον ταύτην καὶ Κυριώνυμον Θεοτόκον, τὴν ἐγκοσμίως μὲν καὶ ὑπερκοσμίως ἐξυμνουμένην. ἐν δὲ τῷ τοῦ ΜΕΛΑ ὄρει ἐξόχως σεμνυνομένην, ἣν πολλάκις καὶ διαπύρως, ἀνιοῦσα προσεκύνησε τὴν ταύτης ψυχοσώτηρα ἀσπασαμένη ΕΙΚΟΝΑ, καὶ τὸ τῆς Μονῆς περίπυστον πατήσασα δάπεδον, καὶ τὴν θέσιν τοῦ τόπου ὡς ψυχωφελῆ. καὶ ἀξιοθέατον ἐκθύμως ποθήσασα, κατὰ νοῦν ἔσχε μικράν τινα, ὡς ἂν προσῆκον, ἀντίδοσιν ἐκ προαιρέσεως ποιῆσαι, καὶ τὰ προανατεθέντα ἐπικυρῶσαι, καὶ τοὺς εἰσερχομένους καὶ ἐπηρεάζοντας ἐν τῇ Παροίκῳ αὐτῆς κατοχῇ, πόῤῥω ἀπελαύνειν καὶ ἀποσοβεῖν. καθ' ἃ δὴ καὶ ὁ ἐν αὐτῇ τὴν σήμερον τὴν προστασίαν ἀνεζωσμένος Τιμιώτατος Καθηγούμενος Κὺρ Γαλακτίων Ἱερομόναχος, μετὰ τῶν περὶ αὐτὸν Ἱερομονάχων καὶ Μονάχων πρεσβείαν πολλάκις πεποίηκεν.

Ὅθεν καὶ ἅμα μὲν, διά τε τὸ ταύτης Ὑψηλὸν καὶ μετέωρον καὶ ὄντως Βασιλικόν τε καὶ Δεσποτικὸν, καὶ καινότατον ἄκουσμα, ἅμα δὲ καὶ διὰ τὴν ἐπίμονον τῶν τοιούτων Ἀσκητῶν, καὶ εὐλαβῶν Ἀνδρῶν δέησιν, τὸν παρόντα αὐτῆς ἡ ΒΑΣΙΛΕΙΑ μου ἀπολύει λόγον ΧΡΥΣΟΒΟΥΛΛΟΝ, ὥσπερ τι ἑδραίωμα ὀχυρώτατον, ἢ τεῖχος ἀπερικλόνητον.

Ὡς ἂν τῇ ἰσχύϊ τούτου καὶ ἐμφανείᾳ προηγουμένως μὲν, ἡ τοιαύτη Μονὴ ἐλευθέρα τηρηθήσεται, καὶ ἀκαταδούλωτος, αὐτοδέσποτός τε καὶ αὐτεξούσιος, καὶ μή τινι ὑποκειμένη βασιλικῷ λειτουργήματι, ἢ ὑπάρχῃ δεδουλωμένη ὑπό τινος, ἀλλὰ παρὰ τῆς ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ μου διετηρηθήσεται καὶ διοικηθήσεται κατὰ πᾶσαν αὐτῆς ὑπόθεσιν καὶ νέξιν· ἔπειτα καὶ ἀδιάσειστον καὶ ἀμεταποίητον σχοίῃ τὸ κῦρος καὶ τὴν νομὴν, ἐπὶ πᾶσι τοῖς προανατεθειμένοις αὐτῇ γονικοῖς κτήμασι καὶ Παροίκοις παρὰ τῶν Ἀοιδίμων, καὶ Μακαριζῶν Βασιλέων, τῶν γονέων καὶ γεννητόρων τῆς ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ μου, τῶν Μεγάλων Κομνηνῶν ἐκείνων· ἤγουν ἐν τῷ Βάνδῳ *) Γημωρᾶς κἂν ταῖς στάσεσι, τοῦ τε κοσμᾶ τῶν Ἀλεξάντων, καὶ ἐν ἑτέροις ἀλλαχοῦ, τὰ ὁπωσδήποτε διαφέροντα αὐτῇ γονικὰ κτήματα, εὐλόγῳ αἰτίᾳ, καὶ προφάσει, ἀγοραστικῇ δηλονότι καὶ δωρεαστικῇ παρὰ τοῦ Ἀοιδίμου Πατρός μου Κὺρ Βασιλείου τοῦ Μεγάλου Κομνηνοῦ, Ἐν τῇ στάσει τῶν Μοχλάντων. τὰ τζαχιανέσια, τὰ Πιτζελέσια, καὶ Κοντητέσια, καὶ τὰ εἰς τὰ πυργοθέσια ἐν τῇ διοκαινῇ, Ἀλετζέσια καὶ Βουεξικέσια, ἀμφότερα παρὰ τοῦ Βασιλέως καὶ Πατρός μου δωρηθέντα. Αὖθις ἐν τῇ στάσει τῶν Μοχλάντων τὴν τοῦ Σωκάνου ἐκείνου γονικείαν, σὺν τῇ τοῦ ἀνε-

---

*) Sieh Anmerkung XXVII.

ψιοῦ αὐτοῦ Γεωργίου ἱερέως, ἣν ἀνέθετο ἐν αὐτῷ ἡ ΒΑΣΙΛΕΙΑ μου δωρεαςικῶς, ἐν τῷ χωρίῳ Χαρᾶ τὰ γονικὰ κτήματα, ἅτινα προκατέχει ἡ Μονὴ, καὶ νέμεται διὰ προσταγμάτων Βασιλικῶν. τοῦ τε Ἀοιδίμου Βασιλέως Κὺρ Ἰωάννου τοῦ Μεγάλου κομνηνοῦ ἐκείνου τοῦ Προπάππου μου, καὶ τῆς Ἀοιδίμου Δεσποίνης τῆς Προμάμμης μου, κυρίας Εὐδοκίας Παλαιολογίνας τῆς Πορφυρογεννήτου, καὶ τὰ ἐκεῖσε συνήθη Βασιλικά. Ἐν τῷ Χωρίῳ Κιντζικερᾶ, τὴν ἀγοραςικὴν γονικείαν τοῦ Μεγάλου Δουκὸς Ἰωάννου, ἐκείνου τοῦ Εὐνούχου, ἣν ἀπεχαρίσατο ἡ ΒΑΣΙΛΕΙΑ μου πρὸς τὴν τοιαύτην Μονὴν, ψυχικῆς αὐτῆς Σωτηρίας ἕνεκεν. Ἐν τῷ Βάνδῳ Γημωρᾶς Χαλδογεώργιον τὸν Βίγκην, Βασίλειον τὸν καρούχην σὺν τῷ Ἀδελφῷ καὶ Ἐξαδέλφῳ. Ἀπεχαρίσθη καὶ ἀπὸ τοῦ καπαλίου) τῆς Δουβερᾶς Ἄσπρα Διακόσια, καὶ πάλιν ἀπ᾽ αὐτοῦ τοῦ καπαλίου ἕτερα Ἄσπρα τριακόσια πρὸς τὴν τοῦ Κάςρου φύλαξιν.*

*Ἐπεγκελεύεται δὲ ἡ ΒΑΣΙΛΕΙΑ μου διὰ τοῦ παρόντος ΧΡΥΣΟΒΟΥΛΛΙΟΥ λόγου αὐτῆς, ἵνα ὅσα μὲν γονικὰ προσήλθοσαν τῇ εἰρημένῃ Μονῇ, Ὑδρομυλικὰ Ἐργαςήρια, Τόποι ἀκίνητοι, Οἰκήματά τε καὶ Ὁσπητανάκια, καὶ ἀλλοῖα τοιαῦτα ὑποςατικὰ ἔκ τε Χρυσοβούλλων καὶ λοιπῶν προσταγμάτων Βασιλικῶν, ἔκ τε φιλοχρίζων Ἀνδρῶν χαριστικῶν τε ἅμα καὶ Λεγατευτικῶν ἐγγράφων ἢ καὶ ἐξ ἰδίων ἀγοράσεων τε καὶ προσενέξεων αὐτῆς. Ναὶ μὴν καὶ διὰ Ἀναγραφικῶν ἐκςοιχείων,**) ἐν οἷοις Βάνδεσι καὶ Χωρίοις καὶ Στάσεσι διάκεινται. κἂν καὶ ἐν τῷ παρόντι Χρυσοβούλλῳ τῆς ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ μου ῥητῶς οὐκ ἐγράφησαν, ἀλλ᾽ οὖν τῇ δυνάμει Τούτου καὶ ἐμφανείᾳ κατέχῃ καὶ ταῦτα ἡ Μονὴ, ὡς ἴδια αὐτῆς γονικὰ κτήματα, ἀκωλύτως πάντῃ καὶ* ἀδιασείστως κατὰ τὰς περιλήψεις τῶν προσόντων αὐτῇ Χαρτίων Δικαιωμάτων καὶ ΣΙΓΙΛΛΙΩΝ ὁμοῦ.

---

*) Sich Anmerkung XXVIII.

**) Sich Anmerkung XXIX.

Ἐπεὶ δὲ τὸ χωρίον ἡ Δουβερὰ μετὰ τῶν ἐν αὐτῇ προσκαθημένων Παροίκων, καὶ Γονικαρίων, ἀλλὰ δὴ καὶ οἱ εἰς τοῦ Κουσπιδίου εὑρισκόμενοι καὶ πέριξ, ὁμοῦ ἀνετέθησαν εἰς παροικίαν καὶ διακράτησιν ταύτης τῆς Μονῆς τῆς ΣΟΥΜΕΛΑΣ παρὰ τοῦ ἀειμνήστου Βασιλέως τοῦ Πάππου μου κὺρ Ἀλεξίου τοῦ Μεγάλου Κομνηνοῦ ἀκαταζήτητοι πάντη καὶ ἐλεύθεροι διὰ Χρυσοβούλλου προσκυνητοῦ τοῦ Κράτους αὐτοῦ· καὶ ἔκτοτε μέχρι τοῦ νῦν, καιρὸν πρὸς καιρὸν ἀδείας δραξάμενοι οἱ ἐνεργοῦντες τὰ τῆς Χώρας Ματζουκάων φορολογήματά τε καὶ λοιπὰ δημοσιακὰ ζητήματα, τὰ τοῦ Χρυσοβούλλου παρ' οὐδὲν θέμενοι, εἰσῆλθον ὥσπερ τινὲς θῆρες ἄγριοι, καὶ οἱ μὲν, ἐλυμαίνοντο τούτους καὶ ἐπηρέαζον κατά τε κρίσιν καὶ ἀγγαρίαν ἄκαιρον καὶ δυναστικὴν συζήτησιν, οἱ δε διαχωρίζοντες τῆς Παροικίας προεξένουν τούτους Ἄρχουσι καὶ Δυνάσταις, καὶ λοιποῖς τισιν, οὐ καλὸν ἡγήθη τοῦτο τῇ ΒΑΣΙΛΕΙΑ μου, οὐδ' εὔλογον.

Διὸ καὶ βουλομένη τοὺς ἁρπαγέντας ἀφωσιῶσαι καὶ αὖθις αὐτῇ, τοῖς τε λοιποῖς ἀπαλλαγὴν δοῦναι καὶ ἐλευθερίαν ἐκ τῶν συνεχῶν ἐπηρειῶν καὶ ἐνοχλήσεων, ὧν κατετρύχοντο πρὶν, καὶ ποιεῖν πάντας ὁμοῦ τούς τε καθαρπαγέντας, τούς τε προανατεθέντας, καὶ αὐτοὺς δὴ, οὓς κατὰ καιρὸν ἐδωρήσατο ἡ ΒΑΣΙΛΕΙΑ μου. ἤδη θεσπίζει το Γαλήνιον αὐτῆς ΚΡΑΤΟΣ, καὶ διορίζεται φανερῶς, ὡς ἂν ὑποκέηται καὶ αὖθις τὸ τοιοῦτον Χωρίον ἡ Δουβερὰ, τοῦ Κουσπιδίου, ἡ Κόρους, καὶ ὁ Ἅγιος Κωνσταντῖνος μετὰ τῶν μελλογραφησομένων Παροίκων. καὶ τὰ Ἀλληλέγγυα καὶ προνοιαστικὰ Δίκαια *) ὥστ' ἀπ' ἀρχῆς, ὑπὸ τῇ ἐπικρατείᾳ

---

*) Sieh Anmerkung XXX.

καὶ ἐξουσίᾳ καὶ κυριότητι τῆς εἰρημένης Μονῆς τῆς **ΣΟΥΜΕΛΑΣ**, κατὰ τὸ ἀδιάσειστον καὶ ἀνενόχλητον.

Καὶ ἐπανεστραφήσονται οἱ καθαρπαγέντες ἐς Αὐτὴν, χωρὶς τῆς τυχούσης ἀποκρατήσεως.

Καὶ μήτε τολμήσῃ καὶ πάλιν καθαρπάζειν ἐκ τούτων τινὰ χάριν τῆς οἱασοῦν ἀφορμῆς.

Μηδὲ ἐκ τῶν Ἐνεργητῶν καὶ Δουκῶν καὶ Πριμμικηρίων καὶ λοιπῶν ἐν τοῖς μετέπειτα καιροῖς Πρακτόρων καὶ Καπετάνων τῆς χώρας μου τῶν τὰς ἐνεργείας αὐτῆς ποιουμένων. κᾶν (sic) βῆμα ποδὸς τολμήσῃ ἐμβαλεῖν ἐντὸς τῶν Δικαίων, καὶ Παροίκων τῆς Μονῆς, χάριν κρίσεως ἢ ἀπαιτήσεως, ἢ ἐνεργείας τινὸς καὶ συζητήσεως, ἀλλὰ δικαίῳ τῆς **ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ** μου παρὰ τοῦ μέρους τῆς Μονῆς ὀφείλουσι κρίνεσθαι καὶ ἀπαιτεῖσθαι καὶ διεξάγεσθαι.

Εἰσὶ δὲ οἱ Πάροικοι οὗτοι. α' Ἰωάννης ὁ Τζούσης. β' ὁ Σαλαφούντης. γ' ὁ Ζεέτης. δ' ὁ Ἐλαφᾶς. ε' ὁ Πιτζάρης. ϛ' ὁ Τζαμᾶς. ζ' ὁ Κούκουρος. η' οἱ Ζευλάνται. θ' ὁ Τζερτέβης. ι' ὁ Λαυδός. ια' ὁ Παπᾶ Παῦλος. ιβ' ὁ Κοσσύφης. ιγ' ὁ Μάζηλας. ιδ' ὁ Σκύβρος. ιε' ὁ Μαβραίας. ιϛ' ὁ Ῥωμανός. ιζ' ὁ Γουλζάπης. ιη' ὁ Καραβᾶς. ιθ' ὁ Ποδάρης. κ' ὁ Κόγκας. κα' ὁ Παπᾶ Μάπας. κβ' ὁ Δριμύκαλλος. κγ' ὁ Πελαμίδης. κδ' Θεοδωρῖνος ὁ Χαζούρης. κε' Κωνσταντῖνος ὁ Χαζούρης. κϛ' Ἰωάννης ὁ Μαΐστωρ. κζ' Παπᾶ Αὐφουξένης ὁ Ζευλινᾶς. κη' Γεώργιος ὁ Χαλαμᾶνος. κθ' ὁ Χαβραίας. λ' Παπᾶ Κωνσταντῖνος ὁ Κοντός. λα' ὁ Χαλδογεώργιος. λβ' ὁ Χαζούρης. λγ' ὁ Δόμνος σὺν τῷ Συμενῷ. λδ' Σάββας ὁ Μακρός. λε' Ἰωάννης ὁ ψωμᾶς. λϛ' Κωνσταντῖνος ὁ Μασκούθης. λζ' ὁ Χαλαμᾶνος. λη' ὁ Χουμαίας. κθ' ἀπὸ τὰ Κούτουλα Κωνσταντῖνος ὁ Θεόπεμπτος. μ' ὡσαύτως καὶ ἐν τῇ Κομμερᾷ τῆς εἰς Κουταλοῦ οἰκίας τοῦ Χατζῆ ἱερέως, ἤτοι ὁ Χρύσανθος.

Οἵ τινες καὶ ἐξκουσευθήσονται ἐκ πάντων τῶν κατὰ χώραν ἐπιρχομένων βασιλικῶν φορολογημάτων καὶ ἀπαιτήσεων· νῦν τε ὄντων καὶ ἐς ὕστερον ἐπινοηθησομένων μεγάλων τε καὶ μικρῶν, καὶ ἀπ' αὐτῶν δὴ τῶν Δουκῶν κρίσεων καὶ ἐνεργειῶν καὶ λοιπῶν Πρακτορικῶν καὶ Καπετανικῶν ἐπηρειῶν, καὶ ἀπαιτητικῶν ζητημάτων, καὶ ἀλλοίων τοιούτων διασείσεων· κατὰ τὸ καθόλου τῆς Ἐξκουσίας κεφάλαιον.

Μόνα δὲ, ἵνα τελέσωσιν εἰς τὸ Βεξιάριον τῆς ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ μου διὰ δύο τοῦ ἔτους καταβολῶν, ὅσα δῆτα κατετέθησαν καπαλικῶς παρὰ τῶν Ἀρχόντων καὶ Ἐξισωτῶν αὐτῆς, καὶ οὐ πλέον.

Καὶ ἐάν τινες ἐπέκεινα τῶν εἰρημένων Παροίκων ἔλθωσιν ἀλλαχόθεν ἀνεπίγνωστοι τοῦ Βασιλικοῦ καταστίχου, καὶ προσκαθήσωσιν ἐν τοῖς τόποις τῆς Μονῆς, καὶ αὐτοὶ τὸν ὅμοιον ἐξκουσευθήσονται τρόπον, καὶ ἐντὸς τοῦ τεταγμένου καταργαφῶσι Καπαλίου.

Ἔτι ἐπεγκελεύεται ἡ ΒΑΣΙΛΕΙΑ μου, ὡς ἂν ὅσοι ἐκ τῶν ἀπηριθμημένων Παροίκων τῆς Μονῆς τῶν εἰς Βασιλικὰ Ἀκρόστιχα προσκαθημένων· ἢ κἂν τοῖς ἰδίοις γονικοῖς γονικαρχικῶς εὑρισκομένων, τύχωσιν ἀποβιῶναι ἀκληρονόμητοι, ἐντεῦθεν τὰ διαφέροντα αὐτοῖς γονικὰ πρὸς τὴν Μονὴν ἐπανέλθωσιν ἄνευ τῆς οἱασοῦν προφάσεως.

Ἐπεὶ δὲ τὸ κάστρον *) τὸ εἰς τὸ ἡγιασμένον Ὄρος, καὶ Σπήλαιον τοῦ ΜΕΛΑ, δέεται φυλάξεως ἱκανῆς διὰ τοὺς ἐχθρωδῶς διακειμένους ἡμῖν Ἀγαρηνούς· διορίζεται ἡ ΒΑΣΙΛΕΙΑ μου πρὸς τὸν κατὰ καιροὺς Καθηγούμενον, καὶ τοὺς Ἀσκητὰς, ἵνα ἀποτάξωσιν ἐκ τῶν εἰρημένων Παροίκων, ὅσους ἔχωσι κρειττοτέρους καὶ εἰδήμονας, ὅπως δι'

---

*) Sieh Anmerkung XXXI.

αὐτῶν ἐπιμελεϛάτη καὶ προσεκτικὴ γένηται ἡ τοῦ Κάϛρου φύλαξις καὶ συντήρησις.

Καὶ ταῦτα μὲν ἤδη διωρίσατο ἡ **ΒΑΣΙΛΕΙΑ** μου, ἅτινα πάγια καὶ ἀῤῥαγῆ καὶ ἀπαρασάλευτα τηρηθήσεται παρὰ τῶν Παίδων καὶ Κληρονόμων καὶ Διαδόχων αὐτῆς, καὶ παρὰ πάντων Ἀρχόντων. Κεφαλάδων καὶ Ἐνεργητῶν ὁμοῦ.

Ὅστις δὲ τῶν ἁπάντων βουληθῇ παρασαλεῦσαι ἐκ τούτων ἕως μιᾶς κεραίας καὶ μόνης, ἢ ἀτεθῆσαι ἐκ τῶν ἀναγραφέντων μερικῶς ἢ καθόλου, οἷος ἂν καὶ ᾖ, αὐτὴν μὲν τὴν **ΘΕΟΤΟΚΟΝ** ἕξῃ ἀντίμαχον ἐν τῇ ἡμέρᾳ τῆς κρίσεως. Τὰς δὲ ἀρὰς καὶ ἀγανακτήσεις κληρονομήσῃ τῶν Ἁγίων Πατέρων καὶ τῶν Ἀοιδίμων Βασιλέων, ἀλλὰ δὴ καὶ ὡς ἄπιϛος τῆς **ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ** μου καὶ λογισθήσεται καὶ παιδευθήσεται, τῇ ἐμφανείᾳ τοῦ παρόντος **ΧΡΥΣΟΒΟΥΛΛΟΥ** λόγου τῆς **ΒΑΣΙΛΕΙΑΣ** μου.

Ἐν ᾧ καὶ τὸ ταύτης Εὐσεβὲς καὶ Θεοπρόβλητον **ΚΡΑΤΟΣ** τὰ συνήθη συνήθως ἐπεσημήνατο:

ΜΗΝῚ Δεκεμβρίῳ τῆς γ' Ἰνδικτιῶνος τοῦ ϛ͵ωογ' ἔτους.

ἈΛΈΞΙΟΣ ἘΝ ΧΡΙΣΤῼ͂ Τῼ͂ ΘΕῼ͂

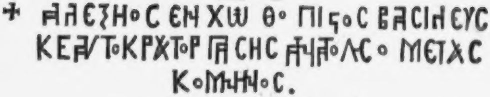
Πιϛὸς Βασιλεὺς καὶ Αὐτοκράτωρ Πάσης Ἀνατολῆς, Ἰβήρων καὶ
Περατείας ὁ **ΜΈΓΑΣ ΚΟΜΝΗΝΌΣ.**

D.

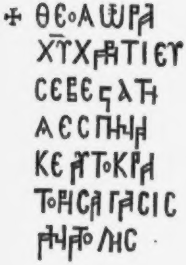
Ἐγγραφαί.

(Facsimile.)

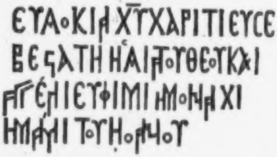
I.



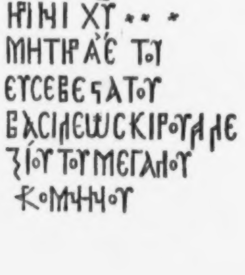
II.



III.



IV.



(Dasselbe in gewöhnlicher Schrift).

I.

† *'ΑΛΈΞΙΟΣ 'ΕΝ $\overline{X\Omega}$ $\overline{\Theta o}$ ΠΙΣΤῸΣ ΒΑΣΙΛΕῪΣ*
ΚΑῚ ΑΥ̓ΤΟΚΡΆΤΩΡ ΠΆΣΗΣ 'ΑΝΑΤΟΛΗ͂Σ 'Ο
ΜΈΓΑΣ ΚΟΜΝΗΝΌΣ.

II.

† *ΘΕΟΔΩΡΑ*
$\overline{X\Upsilon}$ ΧΑΡΙΤΙ ΕΥ
ΣΕΒΕΣΤΑΤΗ
ΔΕΣΠΗΝΑ
ΚΑΙ ΑΥΤΟΚΡΑ
ΤΟΡΗΣΑ ΠΑΣΗΣ
ΑΝΑΤΟΛΗΣ.

III.

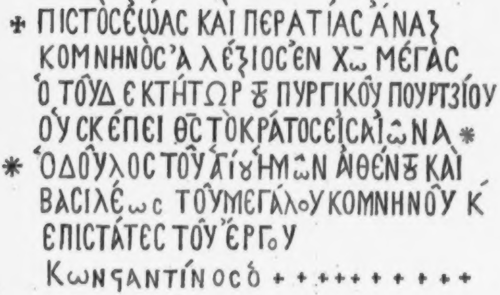
† *ΕΥΔΟΚΙΑ $\overline{X\Upsilon}$ ΧΑΡΙΤΙ ΕΥΣΕ*
ΒΕΣΤΑΤΗ 'Η ΔΙΑ ΤΟΥ ΘΕΟΥ ΚΑΙ
ΑΓΓΕΛΗ ΕΥΦΗΜΗ 'Η ΜΟΝΑΧΗ (sic)
'Η ΜΑΜΗ ΤΟΥ ΙΟΑΝΟΥ

IV.

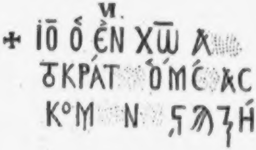
† *ΕΙΡΗΝΗ $\overline{X\Upsilon}$* ****
ΜΗΤΗΡ ΔΕ ΤΟΥ
ΕΥΣΕΒΕΣΤΑΤΟΥ
ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΚΥΡΟΥ ΑΛΕΞΙΟΥ
ΤΟΥ ΜΕΓΑΛΟΥ ΚΟΜΝΗΝΟΥ.

(Facsimile).

V.


✠ ΠΙϹΤῸϹ ἘΝ ΘΕῼ ΑϹ ΚΑῚ ΠΕΡΑΤΊΑϹ ἌΝΑΞ
ΚΟΜΝΗΝῸϹ ἈΛΈΞΙΟϹ ἘΝ Χω̄ ΜΈΓΑϹ
Ὁ ΤΟΥΔΕ ΚΤΉΤΩΡ ΤΟΥ ΠΥΡΓΙΚΟΥ ΠΟΥΡΤΖΊΟΥ
ΟὙ ϹΚΈΠΕΙ ΘϹ̄ ΤῸ ΚΡΆΤΟϹ ΕἸϹ ΑἸῶΝΑ ✱
✱ Ὁ ΔΟΥΛΟϹ ΤΟΥ ἉΓΊΟΥ ἩΜῶΝ ΑὐΘΈΝΤΟΥ ΚΑῚ
ΒΑϹΙΛΈωϹ ΤΟΥ ΜΕΓΆΛΟΥ ΚΟΜΝΗΝΟΥ Κ΄
ΕΠΙϹΤΆΤΕϹ ΤΟΥ ἘΡΓΟΥ
ΚωΝϚΑΝΤΊΝΟϹ Ὁ + + + + + + + + + + +

VI.

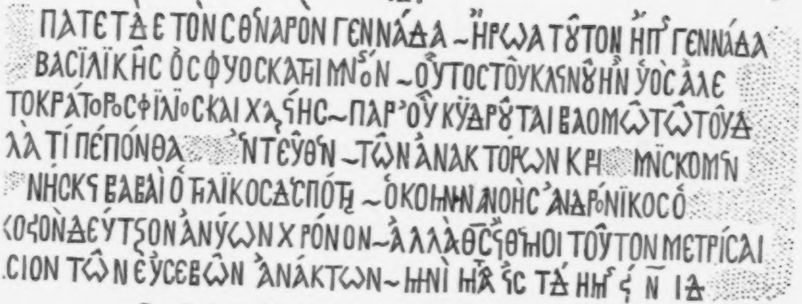

✠ ΙΩ̄ Ὁ ἘΝ ΧΩ̄ Α
ΤΟ ΚΡΑΤ Ὁ ΜΈ ΑϹ
ΚΟΜ Ν ,ϚϠΞΗ΄

d. i.

† *'ΙΟΆΝΝΗΣ 'Ο 'ΕΝ ΧΡΙΣΤΩ ΑΥ
ΤΟΚΡΑΤΩΡ 'Ο ΜΕΓΑΣ
ΚΟΜΝΗΝΟΣ.* 6968 (1460 n. Chr.)

(Facsimile.)

VII.



ΠΑΤΕΤΆΔΕ ΤῸΝ CΘΕΝΑΡῸΝ ΓΕΝΝΆΔΑ ~ ἭΡΩΑ ΤΟΥ͂ΤΟΝ ἮΠΕΡ ΓΕΝΝΆΔΑ
ΒΑCΙΛΙΚΗ͂C ὈCΦΥΟC ΚΑΤΗΓΜΈΝΟΝ ~ ΟὟΤΟC ΤΟΥ͂ ΚΛΕΙΝΟΥ͂ ἮΝ ὙΌC ἈΛΕ
ΤΟΚΡΆΤΟΡΟC ΦΙΛΙΟC ΚΑΙ ΧΑΡΙΉC ~ ΠΑΡ’ ΟΥ͂ ΚΥΔΡΟΥ͂ΤΑΙ ΒΑΘΜΩ͂ ΤΩ͂ ΤΟΥ͂Δ
ΛᾺ ΤΊ ΠΈΠΟΝΘΑ ... ἘΝΤΕΥ͂ΘΕΝ ~ ΤΩ͂Ν ἈΝΑΚΤΌΡΩΝ ΚΡΗ ... ΜΝΙCΚΟΜΕΝ
ΝΗCΚΕΙ ΒΑΒΑῚ Ὁ ΤΗΛΙΚΟC ΔΕCΠΌΤΗC ~ Ὁ ΚΟΜΝΗΝΑΝΟῊC ἈΝΔΡΌΝΙΚΟC Ὁ
ΚΟCΟΝ ΔΕΎΤΕΡΟΝ ἈΝΎΩΝ ΧΡΌΝΟΝ ~ ἈΛΛᾺ ΘΕΟC ΕἼΘΕ ΜΟΙ ΤΟΥ͂ΤΟΝ ΜΕΤΡΊCΑΙ
CΙΟΝ ΤΩ͂Ν ΕὐCΕΒΩ͂Ν ἈΝΆΚΤΩΝ ~ ΜΗΝῚ ΜΑΡ ΕἸC ΤᾺ ΗΜ Ϛ Ν ΙΔ

(Dasselbe in gewöhnlicher Schrift und mit theilweiser Ergänzung.)

Εἴπατε τόνδε τὸν σθεναρὸν γεννάδα — ἥρωα τοῦτον ἤπερ γεννάδα . . .
Ἀπὸ βασιλικῆς ὀσφύος κατηγμένον — οὗτος τοῦ κλεινοῦ ἦν υἱὸς Ἀλεξίου
Αὐτοκράτορος φίλιος καὶ χαρείης — παρ' οὗ κυδροῦται βαθμῷ τῷ τοῦ Δεσπότου
Ἀλλὰ τί πέπονθα . (sic) . . ἐντεῦθεν — τῶν ἀνακτόρων κρηκρημνισκόμενος (sic)
Ἀποθνήσκει βαβαὶ ὁ τηλίκος Δεσπότης — ὁ Κομνηνανοῆς (sic) Ἀνδρόνικος ὁ . . . .
εἰκοσὸν δεύτερον ἀνύων χρόνον — ἀλλὰ θεὸς εἴθεμοι (?) τοῦτον μετρίσαι . . . .
. . άσιον τῶν εὐσεβῶν ἀνάκτων. Μηνὶ Μαρτίῳ εἰς τὴν ιδ' ἡμέρᾳ ϛ'. ἰνδικτ. ιδ' . . .

III.

Anmerkungen.

Anmerkungen in fortlaufender Nummer.

I. (*ἐν τῷ ͵ςψλα΄ ἔτει*), d. i. 6731 der byzantinischen Zeitrechnung, die man bekanntlich durch Abziehung von 5508 auf die Jahre der christlichen Aera zurückführt.

II. (*Μελὶκ ὁ σουλτάνος*) „*Melik-Sultan*, Sohn des grossen Sultans *Alatines*, Sohnes des *Sa-Apatines*,“ schreibt der trapezuntische Berichterstatter. In der Chronik des *Michael Panaretos* liest man ebenfalls *Μελὶκ σουλτάν*, aber ohne genealogischen Beisatz. *) Den Feldzug selbst setzen beide Documente einstimmig in das zweite Regierungsjahr Kaisers *Andronikos*, genannt *Gidos*, von Trapezunt. *Gidos'* Vorfahrer und Schwiegervater *Alexius I.* starb aber im Monate Februar 6730 der byzantinischen Zeitrechnung (1222 n. Chr.),

---

*) *Μιχαὴλ Πανάριτος πρωτονοτάριος, περὶ τῶν τῆς Τραπεζοῦντος βασιλίων* etc. etc. MSC. B. S. M. Venet.

und im darauffolgenden Jahre (1223) brach der Krieg mit *Ikonium* aus, nachdem die Monarchen beider Staaten kurz vorher einen *ewigen* Frieden gegenseitig beschworen hatten. Bekanntlich sind türkische Eigennamen und ihre Orthographie eine der schwächsten Seiten byzantinischer Schriften. Im *Alatines* des Trapezuntiers ist freilich das seldschukische *Alaeddin* leicht zu erkennen, *) aber was *Sa-Apatines* bedeute, würde der Leser nicht so bald errathen, wenn ihm nicht die türkischen Chroniken zu Hülfe kämen. *Alaeddin's* Vater war Sultan *Ghajuss-eddin Keichosrew*, was eine byzantische Kehle nicht hervorzubringen vermag. **) *Pachymeres* schreibt *Ἰαφατίνης*, *Akropolita* etwas correcter *Ἰαθατίνης*, was sich nur in Folge der Zeit und wiederholter Copien des Originals durch unwissende Mönche in das *σᾶαπατίνης* des *Athos*-Manuscriptes verwandeln konnte. Man lese also: *ὑιὸς τοῦ μεγάλου σουλτάνου Ἀλατίνου τοῦ Γιαθατίνη* (das *ϑ* neugriechisch ausgesprochen): *Alaeddin Keikobad* folgte laut übereinstimmendem Berichte aller gleichzeitigen sowohl als späteren Quellen seinem ältern Bruder *Aseddin Keikaws* schon im Jahre 616 der Hidschret (1219—1220) auf den Thron und regierte ohne Unterbrechung bis zum Jahre 635 der Hidschret (1237 n. Chr.). ***) Er starb nach einem glänzenden und thatenvollen Leben, vergiftet von seinem eigenen Sohne und Nachfolger *Ghajuss-eddin Keichosrew* im Pallaste *Kobadije*

---

*) علا الدين *Alai eddin*, d. i. Erhabenheit des Glaubens.

**) تواريخ آلسلجوق, *Tewarich-al Seldschuk*, Chronik des Hauses Seldschuk. MSC. L. B. 419 Leyden. — Sieh auch Hammer, Geschichte des Osmanischen Reichs. Bd. I. S. 20 — 31.

***) *Zu Ikonium* geprägte Münzen dieses Sultans tragen 616 als Thronbesteigungsjahr.

unweit *Erserum*. Der Feldzug wider Trapezunt fällt in das vierte Regierungsjahr *Alaeddin's*, und folglich sind alle Begebenheiten, Reden, Unterhandlungen und Vergleiche, von welchen in unserem, hier zuerst bekannt gemachten Documente die Rede ist, auf Sultan *Alaeddin*, und nicht auf Sultan *Melik* (angeblich) seinen Sohn zu beziehen. *Melik* ist eine allgemeine Benennung seldschukischer Fürsten nach dem Tode des grossen Herrschers *Melek-Schah*, und im gewöhnlichen Sprachgebrauche gleichbedeutend mit *Padischah*, *Schah*, *Chunkiar* und *Sultan*, lauter Namen, mit welchen selbst das gemeine Volk in Stambul den jeweiligen Imperator der Osmanlü bezeichnet. Das Stillschweigen der islamitischen Chronisten über den Kampf wider den Gross-Comnen von Trapezunt ist kein Argument wider das Factum selbst, weil die Muhammedaner nach altem Herkommen die unglücklichen Begebenheiten ihres Volkes entweder ganz verschweigen oder nur oberflächlich berühren, was in dem vorliegenden Falle um so eher geschehen konnte, da Trapezunt in Folge der Niederlage bei Sinope und der letzten Widerwärtigkeiten unter Alexius I. bereits in erzwungenem Bundes- oder vielmehr Tributverhältniss mit der Pforte von Ikonium stand, was man gleichfalls erst durch dieses Actenstück mit Sicherheit erfährt.

III. (*ῥαῖση τοῦ Ἐτούμη*). *Reis Hetum*, der Häuptling *Hetum*, vom Arabischen رأس *rees*, *Haupt*, *Chef*, gewöhnlich reïs, nicht raïs ausgesprochen, wie man in correcter Betonung Scheïch, nicht Schech, keïf, nicht kef sprechen und schreiben soll. Der Name *Hetum* ist vorzüglich bei den Armeniern im Schwunge und wird von den fränkischen Scribenten des dreizehnten Jahrhunderts Aithonius, Haithon,*) bei den Armeniern in Stambul und Trapezunt aber bis auf die gegenwärtige Stunde *Helmn* gesprochen. Dass aber die liebliche Stadt *Sinope* mit ihrem Doppelhafen und ihren Schiffswerften erst unter *Alaeddin's* Vorgänger, Sultan *Ghajass-eddin*, im Jahre 1214 n. Chr. von dem trapezuntischen Reiche abgerissen und in ein seldschukisches Lehen verwandelt worden sey, hat man aus einer bisher nicht verstandenen Stelle der syrischen Chronik des *Abülfaradsch* in der Geschichte des Kaiserthums Trapezunt nachgewiesen. *)

---

*) Haithon, Historia Orient. Ed. Müller. — Du-Cange, famil. August. Byzant.

IV. (*δημοσιακῶν τελεσμάτων Χερσῶνος Γοτθίας*). Dass Stadt und Gebiet von *Cherson* sammt der Provinz *Gothia*, d. i. ein grosser Theil der Südküste der Krim, namentlich die Gegend um das heutige *Koslof*, *Baliclava*, *Sudagh* und das russische Seearsenal *Sebastopol*, im dreizehnten Jahrhundert als zinspflichtig zum trapezuntischen Reiche gehörten, ist unseres Wissens ein bisher nicht bekanntes Factum, und folglich der Ausdruck: „Beherrscher von *Peratia*“ (der jenseitigen Küste) in der Titulatur der Gross-Comnenen auch kein leeres Wort. *Cherson* und *Gothien* lagen dicht neben einander und behielten auch ihre Namen bis zum völligen Erlöschen der byzantinischen Reiche in Trapezunt und Konstantinopel. Den Hauptort von Gothien nannten die romanischen Völker des Mittelalters *Tedoro*, *lo Todoro*, die Byzantiner aber *τὰ Θεόδωρα* noch in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. **) Von *Gothien* und *Cherson* redet auch Procopius im Buche über die Bauwerke Justinians, schreibt aber, wenn die Lesart nicht verdorben ist, *τὸ Δόϱυ* statt *Θεόδωϱα*. „Es ist aber im taurischen Chersones eine Landschaft an der Seeküste mit Namen *Dory*, wo von Alters her *Gothen* angesiedelt sind. Diese weigerten sich dem *Theodorick* auf dem Zuge nach Italien zu folgen und blieben als freiwillige Bundesgenossen der Römer daselbst zurück, bis auf den heutigen Tag. Sie ziehen, so oft es der Kaiser begehrt, in den Krieg. Es sind ihrer zwar nicht mehr als 3000, aber es sind Leute, die das Schwert eben so tapfer führen, als sie den Karst mit Geschick und Unverdrossenheit handhaben. Die Gastfreundschaft üben sie herzlicher, als alle übrigen Völker. Diese Landschaft *Dory* liegt zwar hoch, ist aber doch nicht rauh und trocken, sondern fruchtbar und von reichlichem Ertrage. Stadt und Festung aber hat es keine, weil sich diese Leute nicht wollen mit Mauern umgeben lassen, sondern ihre Freude nur am Landleben haben. *)“

---

*) Cap. V. p. 92 ff.

**) *Ἦλθεν ἀπὸ Γοτθίας ἡ βασίλισσα κυρία Μαρία ἡ τοῦ κὺρ Ἀλεξίου ἐκ τῶν Θεοδώρων θυγάτηρ*, schreibt die Trapezuntische Chronik ad an. 1461 p. 14.

V. *(ἐς Κάϱουσαν)* *Karusa* ist ein jetzt noch bewohnter Küstenort mit einer Rhede, ungefähr neun Stunden östlich von *Sinope*.

---

*) *Ἔστι δέ τις ἐνταῦθα χώρα κατὰ τὴν παραλίαν, Δόρυ ὄνομα· ἵνα δὴ ἐκ παλαιοῦ Γότθοι ᾤκηνται, οἱ Θευδερίχῳ ἐς Ἰταλίαν ἰόντι οὐκ ἐπισπόμενοι, ἀλλ' ἐθελούσιοι αὐτοῦ μείναντες, Ῥωμαίων καὶ εἰς ἐμὲ εἰσιν ἔνσπονδοι· Ξυστρατεύουσί τε αὐτοῖς ἐπὶ πολεμίους τοὺς σφετέρους ἰοῦσιν, ἡνίκα ἂν βασιλεῖ βουλομένῳ εἴη. Ἐξικνοῦνται δὲ ἐς τρισχιλίους, καὶ τά τε πολέμια ἔργα εἰσὶν ἄριστοι, τά τε ἐς τὴν γεωργίαν αὐτουργοὶ δεξιοί, καὶ φιλοξενώτατοι δέ εἰσιν ἀνθρώπων ἁπάντων. Αὐτὴ δὲ ἡ χώρα τὸ Δόρυ τῆς μὲν γῆς ἐν ὑψηλῷ κεῖται· οὐ μέντοι οὐδὲ τραχεῖα, οὐδὲ σκληρά ἐστιν. ἀλλ' ἀγαθή τε καὶ εὔφορος κάρπων τῶν ἀρίστων. Πόλιν μὲν οὖν ἢ φρούριον οὐδαμῆ τῆς χώρας ... καθείργεσθαι περιβόλοις τισὶν οὐκ ἀνεχομένων τῶν τῇδε ἀνθρώπων, ἀλλ' ἐν πεδίῳ ἀσμενέστατα ᾠκημένων ἀεί.*

Procop. de Aedific. lib. III c. VII.

Die Betonung des Wortes ist in den griechischen Erdbeschreibern verschieden: während man in *Arrhianos'* Periplus *ἀπὸ Σινώπης εἰς Κάρουσαν πεντήκοντα καὶ ἑκατὸν ϛάδια* liest, steht bei *Marcianus* von Heraklea *εἰς Καροῦσαν χωρίον.* Sieh *Hudson* Geograph. graec. Minor. Vol. I. pag. 15 et 73. Der *Anonymus* dagegen (ibid. vol. III. pag. 8) accentuirt wieder *Κάρουσα*, womit auch die Aussprache der türkisch redenden Anatolier heutigen Tages zusammenstimmt, da sie die mittlere Sylbe ganz verschlingen und nur *Gherseh* کرسه für *Κάρουσα* hören lassen.

VI. (*Μελιτηνήν, Ἀρτζυρούμιν, Κελτζινήν*). *Melitene* und *Arserum* sind die heute noch bestehenden Städte *Malatia* und *Erserum* am Euphratstrome, zeitweise von mehr oder weniger selbstständigen Theilfürsten des seldschukischen Gross-Sultanats *Ikonium* beherrscht. *Keltsine* oder *Keltsene*, ein Bergdistrikt im Hochlande zwischen *Gümüsch-chane* und *Erserum*, unmittelbar auf der Grenzscheide zwischen der Trapezuntischen Provinz *Chaldia* und *Klein-Armenien.* Administrativ jedoch gehörte *Keltsene* noch zu *Chaldia*, was zur Zeit des Constantin Porphyrogenitus im zehnten Jahrhunderte das achte Thema des byzantinischen Reiches unter dem Namen *θέμα τῆς Χαλδίας* mit der Hauptstadt Trapezus bildete und bis auf den heutigen Tag grösstentheils christlich geblieben ist: *) Die

---

*) *Τὸ δὲ καλούμενον θέμα Χαλδία καὶ ἡ μητρόπολις λεγομένη Τραπεζοῦς Ἑλλήνων εἰσὶν ἀποικίαι, καθὼς καὶ Ξενοφῶν ἐν τῇ ἀναβάσει Κύρου λέγει. τὰ δὲ ἄνω καὶ μεσόγαια τῆς μικρᾶς Ἀρμενίας εἰσὶ προοίμια. τοῦτο δὲ πιστοῦται ἐξ αὐτῶν τῶν ὀνομάτων· ἥ τε γὰρ Κελτζηνὴ καλουμένη καὶ ὁ Συρίτης καὶ τὸ Γοίζανον.* Constantin. Porphyrogen. de Themat. lib. I. pag. 30. Edit. Bonn.

Sprache der christlichen Chaldier ist freilich ein sonderbares Gemische von Griechisch und Türkisch, das ohne Kenntniss des letztern nicht leicht verstanden wird. „*Κάνεις χάση τὴν Τραπεζοῦνδα,*“ d. i. „Gefällt dir Trapezunt?“ soll als Exempel halb barbarischer Rede der Chaldier gelten. *) Während der Blüthe des Seldschuken-Sultanats *Ikonium* hatte *Chaldia* wiederholte Anfälle der Türken abzuwehren, unterlag öfter, blieb aber am Ende doch unter eingebornen Herzogen im Oberlehensverband mit Trapezunt, bis es sich sechs Monate nach der Zerstörung des Gross-Comnenen-Staates durch Mohammed II. gleichfalls dem Sultan unterwarf. **)

VII. (*σωτηροπόλεως — Οἰναίου*) „Von *Sotiropolis* bis *Oenäum*“ bezeichnet die ganze Küstenlänge des Reiches von Trapezunt, welches nach dem rasch hintereinander erfolgten Verluste der Mark *Heraklea* und des Fürstenthums *Sinope*, abendwärts schon damals (1223) nur bis zum festen Gränzcastell *Oenäum* (heute *Eno*, *Unieh*)

---

*) حظ *haaz* ist im Türkischen das Wort für „Vergnügen,“ „Wohlgefallen.“ طرابزون حظ ايدرميسن *Trabesun haaz edermisin*, lautet dieselbe Phrase auf Türkisch.

**) Sich Chronik des *Michael Panaretos* ad ann. 1355, 1363, 1374. — *Mesochaldion* und die Feste *Golacha* scheinen die vorzüglichsten Plätze der Provinz gewesen zu seyn. Den Zeitpunkt der Uebergabe an die osmanischen Türken hat man im Lande selbst erfahren. Uebrigens hat von diesen Chaldäern schon Strabo bemerkt, dass sie meistens einheimische Dynasten hatten und in ihrem fruchtbaren, leicht zu vertheidigenden Hochlande nur selten fremder Gewalt erlagen: *ὑπὲρ μὲν δὴ τῶν περὶ Φαρνακίαν καὶ Τραπεζοῦντα τόπων οἱ Τιβαρηνοὶ καὶ Χαλδαῖοι μέχρι τῆς μικρᾶς Ἀρμενίας εἰσίν. αὕτη δ'ἐστιν εὐδαίμων ἱκανῶς χώρα· δυνάσται δ'αὐτὴν κατεῖχον ἀεὶ καθάπερ τὴν Σωφηνήν· τότε μὲν φίλοι τοῖς ἄλλοις Ἀρμενίοις ὄντες, τοτὲ καὶ ἰδιοπραγοῦντες.* Strab. lib. XII. pag. 382. Edit. Casaubon. 1587.

reichte. Aber wo ist *Sotiropolis*, die Ostgränze des Reiches? Der Name findet sich, mit Ausnahme einer einzigen Stelle bei Constantin. Porphyrogen., so viel wir wissen, in keinem Werke der alten und mittlern Zeit. Zwar hatte bei den Griechisch Redenden manche Stadt des Morgenlandes in Folge der Christianisirung, Restauration oder der Schmeichelei zwei bis drei verschiedene Namen; allein von einem *Sotiropolis* hat man neben benanntem Citat noch nirgend gelesen als in dieser Trapezuntischen Staatslegende.

Nach Constantin Porphyrogenitus war *Sotiriopolis* die Grenzküstenstadt des Abasenlandes gegen das heutige Mingrelien. Denn „Abasgia“ ist nach ihm das Strandgebiet vom Ende Tscherkessiens und dem Flusse Nicopsis bis zum Castrum *Soteriopolis.* *) In dieselbe Gegend, östlich von einem Flusse *Nicofia,* setzt die Seekarte des *Freduzzo* von Ancona, aus dem letzten Jahrhundert des Trapezuntischen Reiches, den damals stark besuchten Handelsplatz *Sarastopoli* unmittelbar vor der Scala von Mingrelien (Porto mengrello) und beiläufig achtzehn Stunden von *Pezonda.* **)

Offenbar ist dieses *Sarastopoli* der Italiener eines und dasselbe mit dem nur zwei Tagreisen von *Pitius* (*Pitsunda*) entfernten *Sebastopolis* der Byzantiner aus dem Zeitalter des Procopius (secul. VI). ***)

---

*) Τὸ δὲ παραθαλάσσιον ἀπὸ τῆς συμπληρώσεως τῆς Ζιχίας ἤτοι Νικόψεως ποταμοῦ ἐστιν ἡ τῆς Ἀβασγίας χώρα, μέχρι τοῦ κάστρου Σωτηριοπόλεως.

Const. Porph. de admin. Imp. cap. 42 Ende. Edit. Bonn. pag. 182.

**) Sieh die Carte zu Vol. II. von Potozki's „Voyage dans les Steps d' Astrakhan et du Caucase.“ Paris 1829.

***) Φρούριά τε δειμάμενοι ἐπιθαλάσσια δύο, Σεβαστόπολίν τε καὶ Πιτιοῦντα. δυοῖν ἡμέραιν ἀλλήλοιν διέχοντα.

Procop. de bello gothico, lib. IV. cap. 4.

Zu Strabo's Zeiten hatte man den grossen Handelsort und Marktplatz jener Küste, 360 Stadien, d. i. zwei Tagreisen von Pitius, noch nicht *Sebastopolis*, sondern *Dioscurias* genannt.*)

Iskuriah und *Savatopoli* aber nennen die Eingebornen, dem alten Gedächtnisse treu, heute noch zwei *verschiedene* Ruinen in der Umgegend von *Sokum*, welches an die Stelle von beiden getreten ist und jetzt russische Besatzung hat. Vergessen ist nur der Name *Sotiropolis* der Trapezuntier und des kaiserlichen Akademikers von Constantinopel. Cluverius und Potozki in seiner Exegese der freduzzischen Karte unterscheiden die Lage der Ruinen vielleicht nicht deutlich genug.**)

Uebrigens kann man aus dieser Stelle der kaiserlichen Staatslegende den Schluss ziehen, dass zur Zeit des grossen Seldschuken-Einbruches unter dem zweiten Gross-Comnen *Andronicos Gidos* das Trapezuntische Reich noch mächtig genug war, von den Theilfürsten in *Guriel*, *Imiretien* und *Mingrelien* (Iberien) die Leistung ihrer Heerpflicht gegen den Oberlehensherrn zu erhalten.

Οἰναιον, *Oenaeum*, *Oenos* und (*Enos* in der Reisebeschreibung des Patriarchen Macarius) ist das heute *Unieh* اونيه genannte Städtchen am waldreichen Bergstrande zwischen Vatiza und *Samsun* (Amisus). Die mehrbenannte freduzzische Karte schreibt *Hom-*

---

*) Strab. Geograph. lib. XI. pag. 342. Edit. Casaubon.

**) Cluver. Introduct. Geograph. lib. V, cap. 16, 4; *Dioscurias*, hodie vulgo Savatopoli. —

Potozki l. cit. pag. 374: *Savastiopoli* ou l'ancienne *Dioscurias* aujourd'hui *Iskouriah*. C'est là que finissoit l'Avogasie.

nio, bei Ruy Gonçales Clavigo aber, der als Gesandter an den Hof von Samarcand den Ort zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts besuchte, liest man *Hinio*. Die Lage der Stadt am steil ansteigenden Waldufer mit ihrem hohen Castell, ihrem eisenhaltigen Sande und ihren Schmelzöfen am Landungsplatz wird von dem Castillier kurz und treffend beschrieben. Nur hatte *Unieh* zur Zeit dieses Besuches schon einen griechischen, vom Gross-Comnen'schen Hofe nur dem Namen nach abhängigen Theilfürsten aus dem Geschlechte der *Meliseni*, der Tribut an Timur bezahlte und seine eigenen Unterthanen durch eine in die Burg gelegte Besatzung von 300 Turkmanen in Gehorsam hielt. *)

Die Umgegend von *Unieh* ist in der That voll eisenhaltigen Grundes, *εἶναι ὅλοι σίδηρο*, wie die griechischen Eingebornen erst in neuester Zeit noch dem englischen Reisenden *Hamilton* erzählten und dieser durch eigene Untersuchung erkannte. Die türkischen Waldleute, an die er sich mit der Frage nach den Eisenminen wandte, erwiderten, „dass es eigentlich keine Minen gebe, sondern das Erz überall an den Hügeln nahe an der Oberfläche gefunden

---

*) Fueron en un puerto de un castillo que ha nombre *Hinio*, é junto con el puerto en unas penjas altas estaba la villa; y era bien pequenja y poblada de Griegos, y en una cabeza de sierra muy alta que cerca de la villa estaba, avia un castillo muy alto que era de la villa, en que decian, que vivian fasta treciento Turcos: el qual castillo è villa es de un Senjor Griego que ha nombre *Melaseno*, el qual facia tributo al Tamurbec, é en el puerto junto con el mar avia unas pocas de casas de ferrerias, *é en a quel direcho* lanzaba el mar una arena negra menuda, é allegaban la è facian della fierro.

Sieh Historia del Gran Tamerlan, o itinerario y enarracion del Viage, y Relacion de la Embajada que Ruy Gonçalez de Clavigo le hizo etc. . . . pag. 82. En Madrid 1782.

werde.“ Zur Probe kratzten sie nahe an ihrer Hütte mit einem Karst den Boden auf und sammelten kleine kugelförmige Massen, in welcher Form, wie ich hörte, das Eisen in dieser Gegend gemeiniglich zu Tage kommt.

Der Boden ist dunkelgelber Thon, der bis zwei oder drei Fuss dick, und in Vertiefungen wahrscheinlich noch dicker, auf Kalkstein aufliegt. Der Erzgehalt ist ärmlich und die Minenleute führen, wie die alten *Chalybier*, ein hartes und mühevolles Leben; sie sind aber auch zugleich Holzkohlenbrenner zum eigenen Gebrauch, indem sie ihre Hütten und Schmieden auf ergiebigern Boden fortschaffen, sobald sie Erz und Brennholz in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft aufgezehrt haben. *)

Unieh mit seinen Gebirgen ist der Sitz der *Chalybes*, der hart lebenden Menschen und der ältest bekannten Metallschmelzen in der „Profangeschichte,“ die heute, wie zur Zeit der Argonauten, weder die Erde pflügen, noch Fruchtbäume pflanzen, noch Viehzucht treiben, sondern nur Eisen aus dem Boden graben und so ein kärgliches Leben fristen in Rauch, Schmutz und Mühesal ohne Rast:

---

*) That there were non mines, but that the ore was found everywhere about the hills near the surface. This they proved by scarping up the soil near their hut with a mattock, and collecting smal nodular masses, which J understood was the form in which it is universally found in this district. The soil is a dark-yellow clay overlying the limestone rock to a thickness of two or three fut, and probably more in the hollows. The ore is poor, and the miners, lihe the Chalybes of old, must lead a hard and laborious life, they are at the same time charcoal-burners, for their own use; removing their huts and forges to a more productive spot, as soon as they have exhausted the ore and consumed the wood in their immediate vicinity.

> Ἤματι δ’ ἄλλῳ
> Νυκτί τ’ ἐπιπλομένῃ Χαλύβων παρὰ γαῖαν ἵκοντο·
> Τοῖσι μὲν οὔτε βοῶν ἄροτος μέλει· οὔτε τις ἄλλη
> Φυταλιὴ καρποῖο μελίφρονος· οὐδε μὲν οἵγε
> Ποίμνας ἑρσήεντι νομῷ ἔνι ποιμαίνουσι,
> Ἀλλὰ σιδηροφόρον στυφελὴν χθόνα γατομέοντες
> Ὦνον ἀμείβονται βιοτήσιον· οὐδὲ ποτέ σφιν
> Ἠὼς ἀντέλλει καμάτων ἄτερ, ἀλλὰ κελαινῇ
> Λιγνύϊ καὶ καπνῷ κάματον βαρὺν ὀτλεύουσι.

Apollonius Rhodius, Argonant. lib. 11;
v. 1002 — 1010. Cit. bei Hamilton.

Das Verfahren beim Schmelzen des Metalles scheint ebenfalls heute noch dasselbe zu seyn, wie in den Tagen der Argoschiffer, da man sich mit den gemeinen Grobschmiedswerkstätten zu diesem Behufe begnügt und mit einem grossen Aufwand von Kohlen (sechs Centner für 40 Pfund Gusseisen) nur zehn Procent reines Eisen vom rohen Material erhält.

Sicherlich waren diese Grobschmiede von *Oenaeum* nicht die muthlosesten Kämpfer im Heere des Gross-Comnen Andronicos Gidos von Trapezunt.

VIII. (τὴν μονὴν χρυσοκέφαλον) Kloster und Kirche der Panagia mit dem Goldkopf, früher die Kathedrale, heute die Hauptmosche von Trapezunt, mit hoher Kuppel, blieb im Wesen unverändert; nur hat das schlanke Minaret den stumpfen Glockenthurm des byzantinischen Baustyles verdrängt. Trotz der angebornen Wildheit der kolchischen Türken gestattete der Beglerbeg von *Tarabosan* dem Schreiber dieser Zeilen doch den Zutritt in das Innere des Heiligthums, was bis dahin noch an keinem Europäer geduldet wurde.

Ausser dem *Beglerbeg* oder *Muschir* von Trapezunt, wie man jetzt den obersten Civil- und Militärrang der Türken nennt, musste zum Besuche der Moscheen auch der Oberst der Kanoniere als Festungs-Commandant seine Einwilligung ertheilen, weil von den drei bemerkbarsten türkischen Gotteshäusern *Chrysocephalos* in der mittlern, und das auf der Stelle der alten Comnen'schen Schlosskirche erbaute Dschami in der obern Citadelle steht, wohin ohne Wissen des Befehlshabers und ohne Begleitung eines Mohammedaners der Zutritt nicht gestattet ist. Von Seiten des östreichischen Consulats ward die Sache bestens geordnet und in Gesellschaft eines Vertrauten des Topschi-Miralaj mit Herrn Ghersi's Canzler *Mirkowitsch* die Pilgerschaft ohne alle Belästigung und selbst ohne widerliche Neugierde des gemeinen Volkes friedlich vollendet. Der Anfang ward mit der obern Burg und den Ruinen des kaiserlichen Pallastes gemacht. Von der Construktion des natürlichen Erd- und Felsenparallelogramms, auf welchem die Doppelburg von Alt-Trapezus mit hohen, Epheu- und Weinlaubumrankten Mauern und tief ausgehöhlten Thalschluchten zu beiden Seiten voll rieselnder Quellen, Gärten und hochwüchsiger Bäume erbaut ist, wird in einer spätern Note gehandelt. Hier sey nur so viel bemerkt, dass die Herrlichkeiten des Gross-Comnenensitzes, die vergoldeten Kapellen, die marmornen Prunksäle und die weiten Ritterhallen, wo einst die Freier aus Seldschukenland, aus Turkmanien, Persien, Armenien, Iberien, Cirkassien, Taurien, Constantinopel, Serbien und Italien die Schönheit der Prinzessinnen von Trabisonda und die Pracht des Gebieters von Anatolien bewunderten, bis auf unbedeutende Spuren verschwunden sind.

Feuer und Bürgerkriege der die mittlere Citadelle bewohnenden Janitscharen wider die in der Akropolis eingesiedelten Canoniere haben dagegen die uralte Kirche der Panagia mit dem Goldkopf bis auf diese Stunde unversehrt gelassen. Selbst die türkischen Wohnhäuser ziehen sich gewissermassen noch klosterartig auf drei Seiten um den Dom und eine Prachtplatane mit laufendem Brunnen schmückt den schön gepflasterten Raum vor dem Haupteingang. Was Architectur und Einrichtung im Innern betrifft, ist sie — Reichthum und Glanz abgerechnet — eine Copie von St. Sophia in Stambol, d. i. ein griechisches Kreuz an dem alle vier Balkenenden von gleicher Länge sind, mit einer Kuppel in der Mitte und mit Emporkirchen auf drei Seiten, von dünnen Marmorsäulen getragen, das Ganze höchst einfach, correct, von mattem Lichte mystisch erhellt. Wie in allen dem Islam verfallenen Griechentempeln hat auch hier Altar und Ikonostasie der nackten Corans-Nische Platz gemacht und weisse Tünche Fresken und Malereien aller Art verdeckt. Jedoch hat mohammedanische Bilder-Unduldsamkeit die Fragmente einer Musivarbeit, Mariä Verkündigung darstellend, auf der Aussenseite der Tempelwand ganz oben am Dache seit bald 400 Jahren noch immer verschont. Das Werk ist von der Gattung gewisser Altarblätter zu St. Peter in Rom. Die lasurblauen und goldfarbigen Steinchen spielen besonders schön im Strahl der Morgensonne. Metropolit *Athanasius*, Teufelaustreiber und Legendenhistoricus von Trapezunt, *) lässt Kirche und Kloster der *Panagia Chrysocephalos* durch *Annibalianos*, Kaiser von Cappadocien und Trapezunt (!), Schwager des Grossen Constantin erbauen. **) In *Iran* wird alles grosse und alterthümliche Bauwerk dem *Rustem*, bei den Arabern dem jüdischen König Suleïman, bei den Türken den Geistern (Dschinn), bei den Byzantinern aber dem Konstantin und seiner Familie zugeschrieben.

---

*) St. Athanasius lebte und schrieb circa 1600 unserer Zeitrechnung.

**) *Αὕτη ἡ σεβασμία Μονὴ τῆς Θεοτόκου, Χρυσοκέφαλος ὀνομαζομένη, ἐκτίσθη ὑπὸ τοῦ Ἀννιβαλιανοῦ Βασιλέως Καππαδοκίας καὶ Τραπεζοῦντος, γαμβροῦ τοῦ Μεγάλου Κωνσταντίνου.* Sieh Akoluthie von Sumela, pag. 21, Nota 2.

Diese Völker sind bekanntlich insgesammt grosse Critiker! Die ersten Gross-Comnenen und Imperatoren von Trapezunt wählten den Tempel Chrysocephalos zu ihrer letzten Ruhestätte.*) Die Denkmäler wurden aber, wie natürlich, nach der Einnahme der Stadt durch die Türken zerstört und die kaiserlichen Gebeine hinausgeworfen. Die Hauptstrasse vom Wasserthore, durch welches der gefangene Seldschuken-Sultan *Alaeddin* zog, der ganzen Länge nach durch das Festungs-Parallelogramm bis in die obere Burg führt heute noch, wie zur Zeit des Andronikos Gidos, am Portal des benannten Tempels vorüber, sicherer Beweis, dass in der inneren Oeconomie von Trapezunt seit dem dreizehnten Jahrhundert nichts geändert wurde. Der Name „Chrysocephalos“ ist bei den Türken, wie man wohl denken kann, nicht gebräuchlich; sie sagen nur بيوك جامع *böyük dschami*, „die grosse Mosche,“ und glauben wie bei der Aja-Sophia an geheime Zauberkräfte dieses alten christlichen Gotteshauses. Um so mehr wunderten sich die Trapezuntier, dass ein Ungläubiger in Stiefeln, die er wegen fränkischer Toilette nicht ausziehen konnte, aber mit Sacktüchern umband, die geheimnissvolle Stätte betrat. Binsenmatten bedeckten stellenweise den Marmorboden und obwohl weder Freitag, noch Fest, noch Mittagsstunde war, beteten doch einige Muselmanen mit solcher Inbrunst an der Coransnische, dass wir ganz verschämt über das Gefühl eigener Lauheit und zum Theil auch gedemüthiget durch den Blick geistlicher Geringschätzung seitens der andächtigen Beter ohne viel Störung nach kurzer Umsicht wieder bei der entgegenstehenden Thüre hinausgingen.

---

*) *Ἐκομίσθη τὸ λείψανον αὐτοῦ* (Johannes II) *ἐν Τραπεζοῦντι, καὶ ἐτάφη ἐν τῷ ναῷ τῆς Χρυσοκεφάλου.* Chronik des Michael Panaretos, MSC. Biblioth. S. Marc.

IX. (*Παϊπερτ*) Städtchen mit Felsenkastell in einem lieblichen Waldthale auf dem grossen Verbindungswege zwischen *Erserum* und *Trapezunt*. Der Ort wird im Mittelalter häufig genannt; *Procopius* (De Aedific. lib. III c. 4) schreibt *Βαιβερδών*,*) der türkische Geograph بايبورد, *Baiburd*,**) und folglich hat *Ainsworth*, der neueste Wanderer durch diese Gegenden Unrecht, wenn er in seiner Karte (Vol. I. p. 137) gegen alle Vorgänger *Baibut* gibt.

Hamilton, der türkisch versteht und den Ort um 1836 besuchte, ist schon correkter und bezeichnet auch die Lage des Castelles oder vielmehr der weitläufigen Citadelle auf der Spitze eines freistehenden Felsen mit Saracenischen Inschriften und Meisselwerken, Gewölben und Bogen am Tschorukbach, sowie der von Paskewitsch verwüsteten Stadt mit ihren Landhäusern und Gärten auf den Hügeln der gegenüberliegenden Flussseite mit grosser Schärfe.***) Nur weiss ich nicht, warum er es den Russen gar so

---

*) *'Ενταῦθα δὲ καὶ φροῦρια ᾠκοδομήσατο τό τε Βαιβιρδών* . . . Procop. l. c.

**) طرابزوندن بايبورده كيدن شارع اعظمك Tarabesundan Baiburda giden schary azamün . . . d. i. des von Trapezunt nach Baiburd führenden grossen Heerweges . . . Sieh Hadschi Chalfa's كتاب جهان نما *kitabi dschehan numa*, d. i. „Weltschaubuch.“

MSC. Turc. Vienn. Nro. 560 fol. 329.

***) . . . The valley again widened; the castle of *Baibourt*, which had been for some time visible, appered upon an insulated rock on the other side of the river which washed its rugged base, while the hills on our left were covered with villas and gardens, and bore a cheerfull aspect. We crossed the Tchoruk-Sû by a wooden bridge

übel nimmt, wenn sie von ihrem Kriegsrechte zu *Baiburd* Gebrauch machten und mit Zertrümmerung der Felsenburg nicht zufrieden auch die untere Stadt mit den umliegenden Dörfern, wo die Lasen ihre Soldaten überfallen und niedergemetzelt hatten, die Strenge

---

below the castle, ascended the low hills which stretch to the north, and on reaching the summit found ourselves at the entrance of the ruined town. The place had been entirely destroyed, and presented a melancholy example of the recklessness of Russian warfare. After traversing several ruined and deserted streets, we reached the southern extremity of the castle hill, where the river, after flowing trough part of the town, enters the rocky gorge, and having again crossed it by a wooden bridge, which brought us to the Arménian quarter, I soon found myself confortably housed. There are two other bridges, equally of wood, higher upon the stream, which is said to contain plenty of fish.

Befor starting for Gümischkhana J visited the castle of Baibourt, the ruines of which cover a considerable extent of ground, commanding the narrow pass through which the Tchoruk-Sû flows. The principal gateway faces the S. W., a considerable space being left between the inner and the outer wall, wich descends lower down the hill side there than elsewhere. Over the gateway were several Turkish and Arabic inscriptions, and a large lion very rudely sculptured on each side under the arch. Near the southern extremity were the remains of a vaulted apartment, the arches of which were slightly pointed; but J was much struck with the beautiful regularity and neatness of the masonry of the principal or inner wall, which was cased with square Saracenic blocks. The numerous towers along the western wall were either square, circular, or triangular, and equally well built. Vid. Vol. I. pag. 231, Researches in Asia Minor, Pontus and Armenia. By Will. Hamilton. London 1842.

ihres Arms fühlen liessen. *) Baiburd beherrscht ja das Gebirgsdefile, durch welches Heere und Carawanen von Hoch-Armenien zum schwarzen Meere und nach Trapezunt hinabsteigen. Hier lagerte *Ala-eddin* von Ikonium auf seinem Kriegszuge wider den Gross-Comnen *Andronikos Gidos* am Eingang der Pässe des Tschorukthales, unschlüssig ob er dem Rathe der Leute von Baiburd, oder dem Triebe seines eigenen Muthes folgen soll.

X. (εἰς Δουβεράν) *Dubera* ist ein heute noch zu dem Höhlenkloster *Sumela* gehöriges Dorf, ungefahr 15 Wegstunden von Trapezunt, 7 vom Kloster entfernt, auf der Steilseite einer waldichten Seitenschlucht des *Pyxites* (Buxbach).

XI. (τῆς μονῆς Εὐγενίου) Kirche und Kloster des heiligen *Eugenius* liegen ausserhalb der Citadelle von Trapezunt, auf gleicher Höhe mit der obern Burg, aber durch eine breite und tiefe Schlucht voll romantischer Scenen, kleinen Cascaden, Baumgruppen und immergrünem Geranke von ihr getrennt, ein fester, auf drei Seiten steil ablaufender und nur auf der Südseite in schief ansteigender Ebene mit dem Gebirge hinter Trapezunt zusammenfliessender Hügel. Die Kirche ist noch vollkommen erhalten, aber unter der Benennung *Jeni Dschumá* (Neu-Freitag) in ein türkisches Bethaus verwandelt. Den Haupteingang hat man vermauert, und die ganze Fronte war einst mit Fresken der regierenden Gross-Comnenen, vom Begründer des Reichs *Alexius I.* bis zum allgemeinen Restaurator *Alexius III.* (1386) ausgeschmückt und, wie man aus den Ueberresten noch ersieht, bei jedem Bilde Titel und Namen beigefügt. Dichtes Gebüsch, aus dem sich hart an der Tempelmauer ein grosser Feigenbaum erhebt, schirmt noch die letzten Trümmer trapezuntischer Frömmigkeit und Kunst.

---

*) Several villages were scattered about this plain, amongst which one was pointed out called Char, where, during the late war, 100 Russians, who had quietly entered the place after the capture of Erzeroum, were fallen upon, and massacred by the Turks. In order to avenge this unprovoked attack, General Paskewitch immediatly came from Erzeroum, drove away the inhabitants, and pillaged the surrounding country. The Russians visited Baibourt three times while they had possession of Erzeroum. On the first occasion they destroyed the fortress and the houses in it; but it vas not until their third visit that they destroyed the town itself, in which a Pasha had shut himself up with several thousand man.

Hamilton l. c. Vol. I, pag. 233.

Das Gebäude ist zwar viel kleiner als *Chrysocephalos*, aber in demselben Styl mit einer Kuppel im Mittelpunkt des griechischen Kreuzes aufgeführt. Nur das Innere scheint wo möglich noch kahler, weil die Säulen im Ganzen und die Emporkirchen auf beiden Seiten fehlen, die frische Kalktünche aber alle Spuren des Alterthums und des christlichen Kirchenschmuckes verdeckt. Ein Glypton in der Seitenwand links, — doch etwa nicht St. Eugenius' Grabmal, — Tauben und Widderköpfe ohne Kunstwerth, ist das einzige Denkzeichen aus der vortürkischen Zeit. Das üppige, zum Theil immergrüne Strauchwerk, Lorbeer, Azalea Pontica mit Ulmen, Nuss- und Feigenbäumen auf den beiden öden, der grossen Thalschlucht und dem aufsteigenden Felde zugekehrten Tempelseiten geben dem alterlichen Gemäuer einen eigenen melancholischen Reiz, besonders wenn die Sonne abendlich in die gedrückten Halbbogenfenster der byzantinischen Kuppel scheint. Unter Alexius III., scheint es, war St. Eugenius neben Chrysocephalos zum Rang einer Hofkirche erhoben, da besagter Gross-Comnen zuerst die

Krone, *) und später die Hand seiner kaiserlichen Gemahlin in diesem Tempel erhielt. **)

Zur Zeit der grossen Bürgerkriege nach dem Hinscheiden des Imperators *Basilius I.* setzte sich die eine der beiden Archontenparteien im Kloster St. Eugenius fest, während die Gegner mit der Kaiserin-Regentin und ihren Anhängern sammt einem Theile der berittenen Garden den Palast in der obern Citadelle inne hatten. Nach Erhaltung bedeutender Verstärkungen aus den westlichen Schlössern unter dem Gross-Herzog Johannes von Limnia brach die kaiserliche Partei zum Angriff hervor und rückte mit Belagerungsmaschinen wider die feste Stellung auf dem Hügel des heiligen Eugenius. Die Mauer ward erbrochen und das Kloster mit allen Herrlichkeiten den Flammen überliefert. ***)

---

*) *Καὶ εἰς τὰ κβ´ τοῦ αὐτοῦ μηνὸς* (December 1348), *ἡμέρᾳ γ´, εἰσῆλθεν εἰς τὴν Τραπεζοῦντα καὶ παρέλαβε τὴν βασιλείαν ὁ βασιλεὺς, υἱὸς κὺρ Βασιλείου τοῦ Κομνηνοῦ, ὁ κὺρ Ἰωάννης, ὁ ἐπονομασθεὶς κατὰ τὸν πάππον κὺρ Ἀλέξιος, σὺν τῇ δεσποίνῃ καὶ μητρὶ αὐτοῦ, κύρᾳ Εἰρήνῃ, τῇ Μεγάλῃ Κομνηνῇ, καὶ ἐστέφθη ἐν τῷ ναῷ τοῦ ἁγίου Εὐγενίου μηνὶ Ἰανουαρίῳ εἰς τὰ κα´, κατὰ τὴν τοῦ ἁγίου ἑορτήν.*

Chronik des Michael Panaretos. MSC. S. M.

**) *Μηνὶ Σεπτεμβρίῳ γ, ἰνδικτίωνος β, ἔτους ͵ϛωξ* (1351 p. Chr. n.), *ἦλθεν ἡ δέσποινα, ἡ Κομνηνὴ Καντακουζηνὴ, μετὰ κάτεργον ἐκ τῆς πόλεως, ἡ θυγάτηρ κὺρ Νικηφόρου, τοῦ Καντακουζηνοῦ σεβαστοκράτορος, πρώτου ἐξαδέλφου ὄντος τοῦ βασιλέως ῥωμαίων, κὺρ Ἰωάννου, τοῦ Καντακουζηνοῦ· καὶ εἰς τὰ κη ἡμέρᾳ πρῶτον ἐγίνετο εὐλόγησις αὐτῆς μετὰ τοῦ βασιλέως ἐν τῇ μονῇ τοῦ ἁγίου Εὐγενίου.*

Panaret. l. c. ad an. 1351.

***) *Καὶ ἐκράτησε τὴν βασιλείαν ἡ Παλαιολογίνα, κύρα Εἰρήνη, χήρα οὖσα. Καὶ εὐθέως ἐταράχθησαν οἱ Ἄρχοντες, καὶ ἐγίνοντο δύο*

Sonderbar genug wiederholten sich in den bürgerlichen Zwistigkeiten der Türkischen Bevölkerung ungefähr dieselben Scenen, und der Klosterhügel St. Eugenius diente als Anhaltspunkt der den Burg-Canonieren widerstrebenden Janitscharenpartei der mittlern oder Chrysocephalos-Citadelle, wie wir aus *Peyssonel* (commerce de la Mer noire) erfahren. In Folge dieser brutalen Auftritte ward eigentlich erst der kaiserliche Palast mit allen Baulichkeiten aus der Comnenenzeit vollends zerstört und verbrannt. Wie wahr und naturgetreu übrigens die Stellung des Seldschukenheeres, Lager, Hauptquartier und Angriffspunkte in der berührten Staatslegende bezeichnet sind, können wir aus eigener Localansicht genügend bestätigen.

μέρη. Καὶ ὁ μὲν Τζανιχίτης, ὁ μέγας στρατοπεδάρχης, κὺρ Σεβαστός, σὺν τοῖς Σχολαρίοις καὶ Μειζουάταις, καὶ κὺρ Κωνσταντῖνος ὁ Δωρανίτης, καὶ οἱ Καβαισῖται, καὶ ὁ Καμαχηνός, καὶ τινες τοῦ κοινοῦ, καὶ τῶν ἀλαγίων τῶν βασιλικῶν, ἐκράτησαν τὸν ἅγιον Εὐγένιον. †) *Οἱ δ' Ἀμυτζανταράνται, καὶ τινες τῶν Ἀρχόντων καὶ τοῦ βασιλικοῦ ἀλαγίου, ἐκράτησαν σὺν τῇ δεσποίνῃ τὸν Κουλᾶν.* ††) *Κατὰ δὲ Ἰούλιον μῆνα β', ἡμέρᾳ α', ἔτους ͵ςωμη* (1340), *ἐλθὼν ὁ μέγας δοὺξ Ἰωάννης, ὁ ἐκτομίας, ἐκ τῶν Λιμνίων μετὰ φωσάτου πολύ. Ἐγένετο πόλεμος. Σύραντες καὶ τὸ μάγγανον κατὰ τῆς μονῆς, καὶ ἐπυρπολήθη ἡ μονή, καὶ πάντα τὰ ὡραῖα αὐτῆς ἀπεκαύθησαν.*

Mich. Panaret. MSC. Venet.

†) Ueber Ursprung und Bedeutung des Byzantinischen Hof-Terminus „*Ἀλάγη* oder *Ἀλάγιον* wird bei einer spätern Gelegenheit Einiges bemerkt werden. —

††) *Κουλᾶς* ist der gräko-turkomanische Ausdruck für *Akropolis*, *Schloss*, *Burg*, *Citadelle*, vom arabischen قلعه *Καλάα*, was in die Sprache aller Islamvölker überging und als *Κουλά*, *Κάλα*, *Κουλᾶς* und *Γουλά* auch bei den christlichen Gräken Eingang fand.

XII. (*οὔπω γὰρ ἦν — κατερχόμενα*) Zur Zeit dieses grossen Seldschuken-Einfalles reichten die Schlossmauern von Trapezunt noch nicht bis zum Meere herab, die Festung war noch auf das länglichte, tafelförmige Felsenplateau beschränkt, wie in den Tagen Xenophon's und Justinian's, woher auch der Name *Τραπεζοῦς*, die Tafelstadt.*) Wer die Stadt nicht selbst gesehen hat, kann diese Stelle der Handschrift nicht leicht verstehen. Besagtes Felsen-Parallelogramm ist eine wundervolle Schöpfung der Natur, wie *Alamut*, die Felsenburg der Assassinen am Waldsaume von Masanderan, oder jenes unersteigliche *Aornos* der Macedonier in Sogdiana mit seinen Fruchtgärten, Quellströmen und Waldschatten, zur Lust und Sicherheit der Menschen wider feindliche Gewalt. Von den beiden Schmalseiten des Trapezuntischen Parallelogramms ist die eine nördlich gegen das Meer, die andere südlich gegen das ansteigende Gebirge gerichtet, die Langseiten aber sind beiderseits durch tiefausgehöhlte, von hohen und ewiggrünen Bäumen beschattete Schluchten eingefasst, ein romantischer Anblick, wenn der Epheu blüht, das Wasser rauscht und die reife Traube unter dem Laub hervorblickt. Die alte Festungsmauer folgt überall dem äussersten Rande des Tafelparallelogramms, dessen südlicher, gegen die Berghöhen gekehrter Theil noch bedeutend über den nördlichen hervorragt und die eigentliche Citadelle oder die obere Festung mit den ausgebrannten Ruinen des kaiserlichen Pallastes bildet und durch eine Quermauer mit eisenbeschlagenen Thorflügeln von der untern Festung geschieden ist. Das ist die alte Doppelburg von

---

*) Die weitläufigen Vorstädte mit ihren Baumgärten, Alleen, Weinrebengeranke, Heiligthümern und Marktplätzen umgaben schon in den ältesten Zeiten die eigentliche Citadellenstadt, die für sich allein den Beisatz „*Πόλις μεγάλη καὶ πολυάνθρωπος*" bei Zosimus nicht verdient hätte. Zosim. Histor. lib. I. cap. 33.

Trapezunt.[*] Schmale, nur an den Endpunkten bogenförmig aufgemauerte, in der Mitte aber hölzerne, leicht zu hebende Brücken führen an den beiden Langseiten über den Abgrund.[**] Tief unter seinem Fusse sieht der Vorübergehende die Gärten, Häuschen, Bäume und Wasserstürze der Schluchten. Der Raum im Innern des Parallelogramms ist wegen der Enge zwar grösstentheils mit Bauwerken und Wohnungen bedeckt, doch fehlen auch grüne Partien nicht, weil aus dem Boden reichlich Wasser hervorquillt, überall Brunnen plätschern, Canäle mitten durch die gepflasterten Strassen laufen und ein dichter Strahl beim grossen Thor gegen die Meerseite hinaussprudelt.[***] Alles Terrain ausserhalb der beiden

---

[*] Esta ciudad de *Trebisonda* es poblada acerca del mar, é la su cerca della sube por unas penjas arriba, y en lo mas alto de la penja estaba un castillo buen fuerte *que ha otra cerca sobre si*, é de la una parte del pasa un rio pequenjo que va fondo entre unas penjas, é desta parte es la ciudad muy fuerte.

Ruy Gonçales Clavigo, Itinerario, pag. 84.

Nomophylax Eugenius bezeichnet die Sache noch deutlicher als der Castillier: *Στιῤῥῷ δὲ τείχει καὶ πύργοις ἠσφαλισμένη, καὶ τοῖς ἑκατέρωθεν ποτάμοις καὶ φάραγξι, καὶ ταῖς κύκλῳ δυσχωρίαις περιπεφραγμένη, καὶ ἀντ' ἀκροπόλεως ἄνω πρὸς ταῖς κορυφαῖς ἐν ἐπικαίρῳ τόπῳ τοῖς λαμπροῖς βασιλείοις κατωχυρωμένη, πόῤῥωθεν δεῖ τὴν πολεμίων ἔφοδον ἀποτρίπει καὶ πᾶσαν ἀσφάλειαν τοῖς οἰκήτορσιν ἐμποιεῖ.*

Τοῦ αὐτοῦ νομοφύλακος, τοῦ Εὐγενικοῦ, τῇ Τραπεζουντίων πόλει ἐγκωμιαστικὴ ἔκφρασις. Ex Cod. Regio graeco 2075. antea 2099, saec. XV, fol. 179 — 182.

[**] Das sind die *γεφυρώματα ξύλινα* bei ***Bessarion***, *Ἐγκώμιον τῶν Κομνηνῶν.* MSC. Venet.

[***] *Ὑδάτων ῥύακας καὶ κρουνοὺς ἐκχεομένους ἐκ τῆς μεγάλης πύλης τοῦ αἰγιαλοῦ.* Cod. MSC. Mont. Atho.

Thalschluchten weithin über Hügel, Risse, Steilseiten und Feld war damals wie heute mit langen Häuserreihen, Basaren, Heiligthümern, Gärten und Fruchtland übersäet, schutzlos jedem feindlichen Anfalle offen, aber selbst in seiner Erniedrigung noch voll Mannigfaltigkeit, voll lieblicher Einöden und naturschöner Scenerie.*) Beim Anrücken des Ikonischen Heeres war aus dieser weitläufigen Gartenregion sammtliche Einwohnerschaft in die Festung geflohen, wo damals die Häuser freilich drei Stockwerke hatten.**) Daher das Gedränge der aufgehäuften Bevölkerung, von der unser Document redet. Aber erst hundert Jahre später erweiterte *Alexius II.*, bei den wachsenden und wiederholten Bedrängnissen des Reiches, durch ein colossales Unternehmen die Festung und mit ihr die Sicherheit seines Volkes. Den leeren Raum zwischen dem alten Tafelfelsen und dem Meeresufer füllte der genannte Gross-Comnen mit einem dritten, auf einer Seite noch einmal so breiten und mit dem vorigen zusammenhängenden Castelle aus, in der Art, dass sich auf der östlichen Langseite die neue Mauer am Winkel der

---

*) *Καὶ οὐ δι᾽ ὀφθαλμῶν ὁρίζεται τὸ τῶν οἰκιῶν πλῆθος, ὅσαι πρός τε τὸν ἕω καὶ τὸ εἰς δυσμὸν φέρον δεδομημένη . . . .*

Bessarion l. c. p. 160 *verso.*

Λειμῶνές τε καὶ παράδεισοι καὶ δένδρα παντοδαπὰ καρποῖς βρίθοντα τά τε ἄλλα καὶ ἐλαιῶν πλῆθος ὥσπερ τι συνηρεφὲς ἄλσος τὸν τῆς ἅπαντα χῶρον σκιάζοντα προκεχυμένα τῆς πόλεως . . . .

Bessarion l. c. pag. 161 *recto.*

E la ciudad es do parte de fuera cercada de arrabales é muchas huertas. é lo mas fermoso de la Ciudad es una calle que va junto con el mar, que es en uno destos arrabales, é en esta Calle se venden todas las cosas de la ciudad.

Clavigo, Itin. pag. 84.

**) Bessarion, *ἐγκώμιον Τραπεζοῦντος.*

MSC. Bibl. S. Marc. Venet.

alten anschloss und sich bis zum Ufersand gleichmässig mit Thürmen und niedrigem Vorwerke im byzantinischen Style hinabzog, rechtwinklicht am Strande fortlief, auf der westlichen Langseite aber, vom Meere aufwärts, jenseits der tiefen Brunnenschlucht über einen Höhenzug fortlief, bis ihr Ende dem Thor und der Brücke über dem Abgrund in gerader Linie gegenüberstand; dann zieht sie sich in rechtem Winkel bis an den Rand der Schlucht herüber und umschliesst den stark befestigten Brückenkopf. Es sind drei für sich bestehende Festungen in byzantinischem Geschmack, eine immer höher als die andere und doch mit einander verwickelt und verbunden.*) Besonderen Kraftaufwand erforderten die mehrmals erwähnten Seitenthore und Brücken über die Thalschluchten. Der Thalgrund wurde noch tiefer ausgehöhlt und die Seitenwände noch steiler und rauher gemacht, als sie früher waren. Das Mauerwerk zur Unterlage aber musste von der untersten Tiefe bis an den Rand heraufreichen, wo Felsichtes zu ebenen und Zerrissenes aus-

---

*) Ὄντος γοῦν αὐτῇ τὰ πρῶτα τοῦ περιβόλου μόνου, καὶ δεύτερος περιήχθη καὶ προσκατεσκεύασται τρίτος, καὶ προσεῖχε μέτρον ἡμῖν τὰ τῶν τειχῶν παρατέταται. τὴν γὰρ νῦν ἀκρόπολιν, πάλαι δὲ πόλιν εἰσόδους παρεχομένην διττάς· τὴν μὲν ἀπάγουσαν ἔξω τε καὶ ὡς πρὸς τὴν ἤπειρον, θατέραν δ' ἐκτὸς πρὸς θάλατταν αὐτῆς μερ** προσαυξῆσαι θελήσαντες οὐ κύκλῳ περιέλαβον ἅπασαν, ὡς εἴσω τοῦ δευτέρου τείχους ὅλην ποιήσασθαι· ἀλλ' ἐπεὶ κατιέναι μέχρις εἰς θάλασσαν ἦν αὐτοῖς προὔργον μετάγε τοῦτον περίβολον παραυξῆσαι, τὴν μὲν ἐς μεσημβρίαν καὶ ἔξω βλέπουσαν πύλην ἀφεῖσαν ἔξω πόλεως αὐτῆς εἶναι, τὸ δέ γε πρὸς θάλασσαν αὐτῆς μέρος ἀπολαβόντες, ἀπὸ δὲ τῶν γωνιῶν ἑκατέρας ἠργμένος, τείχη τε παρέτειναν ἑκατέρωθεν ** πολλάκις τὸ μῆκος τοσοῦτον, ὅσον τὸ τῆς ἀκροπόλεως ὅλης· εἶθ' ἑτέρας πλευρᾶς ἐγκαρσία, ταῦτά τε συνῆψαν ἀλλήλοιν καὶ τὸν ἔντος ἅπαντα τόπον τοῦ λοιποῦ καὶ πρὸς τῷ αἰγιαλῷ διωρίσαντο. καὶ πύλαις μὲν παρ' ἑκατέρας μιᾷ ἀνεπέτασαν.

Bessarion MSC. Ven. l. c. pag. 156 recto.

zufüllen war, um den nöthigen Raum für Thor, Brücke und Thürme zu gewinnen. Wegnahme des Holzganges zwischen beiden Mauerpfeilern genügte, um ein unüberschreitbares Chaos zwischen Stadt und feindliche Gewalt zu sprengen. *) Anaglyphen, Wappen, Inschriften haben das Andenken bis auf unsere Zeit bewahrt. In ellenlangen Buchstaben aus rothen Ziegelsteinen liest man hoch auf einem Thurme:

† *ΑΛΕΞΙΟΣ Ο ΜΕΓΑΣ ΚΟΜΝΗΝΟΣ*
ΑΙΚΤΙCΞ ΤΟΥΤΟΝ ΤΟΝ ΚΑΣΤΡΟΝ
(sic!)

Auf einer andern Stelle ist nur noch der Rest einer grössern Inschrift sichtbar:

---

*) *Περὶ δὲ τὰς παρ' ἑκατέρᾳ πύλας καὶ πολὺν κατεβάλλοντο πόνον, καὶ οἷον ἂν ἄξιον διηγήσασθαι. Οἱ γὰρ ἄνωθεν κατιόντες παρ' ἑκατέρᾳ φάραγγες ἐνταῦθα βαθυνόμενοί τε καὶ τραχυνόμενοι μᾶλλον οὔτε ἀνθρώποις εὐζώνοις οὔτε πολλῷ μᾶλλον βουσὶν ἢ ζεύγεσιν ἢ φορτηγοῖς ζώοις ῥᾳδίαν παρεῖχον τὴν εἴσοδον. Ἔδει δὴ καθομαλισθῆναι τὰς φάραγγας καὶ τὸν κρημνωδήχωρον ἴσον τε καὶ ἐπίπεδον γεγενῆσθαι. Καὶ τὴν ὁδὸν εὐθεῖαν ἀπ' αὐτῶν τῶν πυλῶν μέχρις εἰς γῆν τὴν ἀντιπέρας αὐτήν. Ἀπ' αὐτῶν γοῦν τῶν μυχαιτάτων ἠργμένοι τοῦ φάραγγος ἀνθίστησαν ..... φέροντες τείχη καὶ εἰς ὕψος ἀνήγαγον μέχρις αὐτῶν τε τῶν πυλῶν φθάνοντα, καὶ τῆς ἀντιπέρας τῶν ὀχθῶν ἑκατέρας. Καὶ τὰ τείχη διττὰ παρ' ἑκατέρᾳ, τὸ μὲν ἀπ' αὐτῶν τῶν πυλῶν εἰς αὐτὸ τὸ ποτάμιον ῥεῦμα, ὃ τὰς φάραγγας δίεισι, τὸ δὲ ἀφ' ἑκατέρας τῆς ὄχθης εἰς αὐτὸ τὸ ῥεῦμα. Τὸ δὲ τούτοιν ἀμφοῖν μεταξὺ χάος τε καὶ κρημνὸς ὑπολέλειπται. Καὶ οὐκ ἔστι διελθεῖν οὔτ' ἐξιόντα τῆς πόλεως οὔτ' εἰσιόντα, ἀφαιρεθέντος τοῦ ζεύγματος, καὶ τοῦ ἐπικειμένου ξυλινοῦ γεφυρώματος.*

Bessar. Encom. Trapezunt. MSC. S. Marc. Venet. fol. 160.

*X...... ΤΟΘΟΣΥΝΤΗΡ.*ᵀ*...*
ΟΔΕ ΝΕΟΝ ΤΟΣ ΤΗΣ ΤΡΑΠΕ...ΟΣ ΕΠΙ ϛ ΣΤΩΛΒ †

d. i.

. . . .
. . . . . . *τὸ Θεοσυντήρητον*
Τόδε νέον τεῖχος τῆς Τραπεζοῦντος ἐπὶ ἔτει ,ϛωλβ΄ †

. . . . Diese von Gott bewahrte
Neue Mauer von Trapezunt im Jahre 6832 (1324).

XIII. (*ἐξαρτήσεως*) *Ἐξάρτησις*, Rüsthaus zur Bereitung der Schiffszubehör, die Werfte, das Schiffswerft, vom altgriechischen *ἐξαρτίζω* und *ἐξάρτισις*, bei den Byzantinern von dem allgemeinen Begriff des Vollendens und Ausrüstens auf das Seewesen allein und ausschliesslich übertragen. Das Seearsenal in Konstantinopel hiess *ἐξάρτησις: ἐν τῇ ἐξαρτήσει δὲ ὄντος τοῦ Ῥωμανοῦ, καὶ τὰ πλοῖα εὐτρεπίζοντος*, schreibt *Leo Grammatic.* — *Καὶ περὶ δευτέραν ὥραν τῆς νυκτὸς κατελάβομεν τὴν χρυσείην πύλην, καὶ ἔστημεν εἰς τὴν λεγομένην ἐξάρτησιν*, *Sguropulus in Histor. Concil. Florent.*, sect. II. cap. 10. Eigentlich ist *ἐξάρτησις* jener Theil des Arsenals, wo das Tau- und Eisenwerk der Fahrzeuge gemacht wird; *ἐν τῇ αὐλῇ τῆς Ἐξαρτήσεως τοῦ Νεωρίου ἐν Κωνσταντινουπόλει*, liest man in den Menäen zum 31. August. Vide Constantinopolis Christiana, lib. II. p. 122.

XIV. (*Ἰατατίνης*) ist nach Anmerkung II das *Ghajass-eddin* der Seldschuken-Chronik. Die genealogischen Tafeln der Sultane von Rum sind zu unvollkommen bekannt, als dass man das Blutsverwandtschaftsverhältniss des vor Trapezunt erschlagenen Seldschuken-Prinzen *Ghajasseddin* mit dem regierenden Sultan *Alaeddin* genau bestimmen könnte. Die Staatslegende nennt ihn „*ὁ τοῦ Σουλτάνου πρωτεξάδελφος*,“ d. i. nach byzantinischem Sprachgebrauch „Sohn des Sohnes des Bruders seines Vaters.“ *)

Alaeddins Vater war Sultan *Keichosrew*, der seinem Bruder *Rukneddin Suleïman* auf dem Thron von Iconium folgte und ausser seinem Vorgänger noch neun andere Brüder hatte, die bis zu ihrer Unterdrückung durch *Rukneddin* sämmtlich als Theilfürsten in verschiedenen Städten des Sultanats ihren Sitz hatten: *Rukneddin Suleiman* zu Tokat, *Ghajasseddin Keichosrew* zu Iconium, *Mohieddin* zu Angora, *Mouseddin Kaissarschah* zu Malatia, *Moghaieseddin* zu Elbistan, *Nureddin Mahmud* zu Caesarea, *Kutbeddin* zu Siwas und Akserai, *Nasireddin Barkjarok* zu Neo-Caesarea, *Sandscharschah* zu Amasia, *Schedscha eddin Sürschah* zu Heraclea und *Mosaffer eddin* Arslanshah zu Nikde. **)

---

*) *Πρωτεξάδελφος* igitur est qui graecis *ἐξανέψιος* dicitur, ***Patruelis filius.*** Du-Cange, Glossar. med. et infim. Graecit. I, fol. 392.

) Hammer: Geschichte des Osmanischen Reiches, B. I. pag. 568. Alle diese mit ***din* zusammengesetzten Eigennamen gehören dem Arabischen an und stehen in irgend einer Beziehung zur Religion (***din***), z. B. Rukn-***eddin***, Säule der Religion; Nur***eddin***, Licht d. R.: ***Kutbeddin***, Pol d. R. Man findet deren eine Unzahl, doch kommen ausser den vorgenannten folgende am öftesten vor: ***Beha eddin***, Preis d. R., ***Amad eddin***, Säule d. R., ***Mowaffik eddin***, Leitung d. R., ***Ised eddin***, Ehre d. R., ***Kemal eddin***, Vollkommenheit d. R., ***Dschemal eddin***, Schönheit d. R., ***Schihab eddin***, Flamme d. R., ***Modschir eddin***, Zuflucht d. R., ***Schemseddin***, Sonne d. R., ***Takij-eddin***, Enthaltsamkeit d. R., ***Dschelal-eddin***, Erhabenheit d. R. —

Alle diese Fürsten hatten Söhne, deren einer des im Gefecht gegen den Gross-Comnen *Andronikos Gidos* getödteten *Ghajas eddin* Erzeuger war. Dieser *Ghajass eddin* scheint übrigens durch irgend eine gute oder böse Eigenschaft bei den Trapezuntischen Griechen schon vorher bekannt gewesen zu seyn, da ihn die Staatslegende *Ἰαταθίνης ἐκεῖνος, ὁ τοῦ Σουλτάνου πρωτεξάδελφος* nennt. Wahrscheinlich hatte er sich durch Herrschsucht, jugendlichen Uebermuth und Unbotmässigkeit gegen den verwandten Sultan schon früh bemerkbar gemacht, was um so leichter geschehen konnte, da das unglückselige Theilfürstensystem Ikonische Staatsmaxime war, die das Reich beinahe zu gleicher Zeit mit dem Grossfürstenthum Moskau den Mongolen überlieferte. Denn kaum fünf Jahre nach *Alaeddins* Tod wurde sein Sohn und Nachfolger, Sultan *Keichosrew* der Vatermörder, durch ein fast um die Hälfte schwächeres Mongolenheer im Treffen überwunden, weil bei allem kriegerischen Sinn des Volkes die Grossen von einer Niederlage und Demüthigung ihres Oberlehensherrn weit grössern Profit erwarteten, als von seiner Erstarkung und seinem Sieg. Was das Verderben an der *Kalka* einst für Moskovien und das von *Ulm* und *Jena* für das heilige römische Reich teutscher Nation, war (1243) *Keichosrew's* Niederlage am *Koese-Dagh* (Kahlenberg) bei Ersendschan,*) für das Sultanat von Rum. Die Theilfürsten wurden alle Souverain und in der Folge die gewisse Beute der auftauchenden Osmanli-Dynastie. Zu näherer Verständigung wollen wir eine hieher bezügliche, einst in Wien copirte Stelle aus *Sead-eddin's*, soviel bekannt, noch

---

*) In den chronologischen Tafeln des Hadschi Chalfa heisst die Mongolenschlacht am Köse-Dagh جنك ارزنجان *dschenk Ersendschan*, d. i. Krieg von Ersendschan.

ungedruckter türkischen Reichschronik im Original mit Aussprache und Verteutschung hiehersetzen:

سلطان علاءالدين كيقباد بن كيخسرو سلجوقي سنه ستّ و ثلثين و
ستمايەدە وفات ايدوب اوغلي كيخسرو پادشاه روم ايكن يتمش بيك
مقدارى عسكر ايله قرق بيك مغل عسكرينه مغلوب اولدقدن صكره دولت
سلجوقيەنڭ رونقي قالميوب حكومت روم مغوله انتقال ايدوب سلجوقيلر
تصرفندە شيء قليل قالوب پروردە نعمت و **** (* تربيهلرى اولان
امرا براطراف اطاعتلرندن انصراف ايدوب هربرى طريق استقلاله سالك
و تغلّب طريقيله ممالكه مالك اولمشلردى✲

Sultan Alaeddin Keikobad ben Keichosrew Seldschuki sene sitt we telatin we sittmajede wefat idup oghlu Keichosrew Padischahi Rum iken jetmisch bin mikdari asker ile kirk bin Moghol askerine maghlub oldukdan soñra dewlet Seldschukienün revnaki kalmajüp hukiumeti Rum Moghola intikal idüp Seldschukiler teserrafunda scheji kalil kalüp perverdei nimet we ..... terbijeleri olan umera beretraf itaatlerindan inseraf idüp her biri tarik istiklala salik we teghallub tarikile memalike malik olmüschlerdi. d. i. „Nachdem Sultan Alaeddin Keikobad, Sohn des Seldschuken Keichosrew im Jahre 636 (1238 p. Chr.) gestorben war, folgte sein Sohn Keichosrew als Padischah von *Rum*, wurde aber mit einem Heere von 70,000 Mann durch 40,000 Mongolen überwunden, und das Seldschuken-Reich verlor seinen Glanz auf immer. Die Oberherrschaft über *Rum* ging auf die Mongolen über und den

---

*) Hier ist ein Wort in der 1824 zu Wien gemachten Copie nicht mehr lesbar.

Seldschaken blieben nur armselige Reste (ihrer frühern Herrlichkeit), weil die von Sultans Gnaden genährten und . . . . . grossgezogenen Fürsten in der Runde den Gehorsam versagten und jeder den Weg zur unabhängigen Herrschaft und Macht wandelnd Provinzen an sich riss.“

XV. (*ἔνθα τῶν κατούνων ὁ τόπος*) d. i. wo der Lagerplatz war. *Κατοῦνα τὰ*, auch *ἡ*, ein barbarisches Wort für *Supellex, Impedimenta, Sarcinae militares, Tentoria, Castra, interdum Domus, Aedes, in qua quis habitat.* Vid. Du-Cange, Glossarium. *Κάστρον, τοῦτ' ἔστι φόσσαν, ἣν ἡμεῖς καλοῦμεν κατοῦναν.* Auch *κατουνοτόπιον* und *κατουνοτόπι* als *ein* Wort findet man in byzantinischen Schriften, item *κατουνεύω, ich schlage die Zeltwohnung auf,* und *τὸ κατούνεμα, die Einkehr, die Wohnung.*

XVI. (*τὴν τοῦ πουτζέα στάσιν*) *στάσις* im byzantinischen Sinne bedeutet neben dem alten Grundbegriffe auch noch das *Fasten*, das *Säulenleben*, die *Pausen im Kirchengesang* und die *Theile des Gesanges selbst.* Du-Cange ad voc. *στάσις* hat die einschlägigen Stellen gesammelt, zu welchen man aber noch *στάσις*, die *Kirmesfeier mit Schmaus und Lobgesang*, als weitere Ausdehnung des Begriffes hinzufügen könnte. Vide Josephi Metropolitae Trapezuntis Vita S. Eugenii. MSC. Graec. Montis Atho: *τὴν πάννυχον στάσιν καὶ ὑμνῳδίαν, τὰ ᾄσματα, τοὺς ὕμνους, τὰς φωταυγείας καὶ τὰς διαφορὰς τῶν πωμάτων καὶ βρωμάτων* etc. *Στάσις* bedeutet im trapezuntischen Sprachgebrauche aber auch so viel, als *Gemarkung, Gränze, eingefriedigte Stelle, Maierschaft, Baugut*, und in diesem letzten Sinne steht es in der angeführten Stelle. Vid. Johannis Protonot. Trapezunt. Commentar. in Chrysobullon Alexii Imperat.

XVII. Die Athoshandschrift hat *ἔλαιον* für *ἔλεον*, was zwar in der Aussprache, aber nicht in der Bedeutung dasselbe ist: *ἔλαιον,* *Oel* und *ἔλεον* (Accusativ) *das Mitleid* (*ἔλεος, ὁ* und *τό*). Au Aristophanes Witzspiel mit *ἔλαιον* und *ἔλεον* wird der copirende Mönch schwerlich gedacht haben.

XVIII. (*χἂν μέγα φαντάζωσι*) Vid. Callistrati Icones XIV, *ὁ γὰρ δὴ κηρὸς ἐφάνταζε τὴν αἴσθησιν, denn das Wachs theilte der Empfindung einen solchen Eindruck mit, dass* . . . . (apud „Philostrat. quae supersunt omn.“ Edit. Gottf. Olearius, pag. 906.)

XIX. (*Συρμέναι*), eine kleine Stadt an der Seeküste, vier Stunden östlich von Trapezunt. Die Bewohner des Ortes reden neben dem Türkischen auch das Lasische, und haben in der Regel blaue Augen und blondes Haar. *) Der unter dem Castell von *Baiburt*, oder *Païpert* vorüberrinnende Bach fällt nicht, wie man irrig glaubte, bei *Surmenä* ins Meer, sondern bei *Batum* in Ghuriel, ausserhalb des *Ejalet* von *Trabosan*. Die Quelle des نهر سورمنه *Nehri Surmenae* ist beim türkischen Erdbeschreiber eben so wenig als bei den spätern europäischen Reisenden genauer angegeben. Die Eingebornen sind viel zu unwissend und zu sorglos, um in solchen, nach ihrer Meinung nutzlosen Dingen gründliche Auskunft zu gewähren. Auf die Frage, woher das Wasser von *Surmenae* komme, antwortete man immer in der rauhen Mundart des Landes آغاج باشي طاغندن كلور *Agatsch ba-*

---

*) Hadschi Chalfa verwechselt hier *Lasen* mit *Lesgiern*, die im östlichen Caucasus (Daghistan) sitzen und den Russen so viel Verdruss machen. „Die meisten Bewohner der Provinz Trabesan,“ schreibt der Compilator, „sind *Lesgisches* Volk, das man auch *Lasen* nennt:“

اكثرى سكانى لزكى قومى دركه خلق انلره لاز ديرلر✲

Engseri sukkani Lesgi kaumi dür ki chalk onlare Las derler.

schi daghindan gelur, d. i. „Vom grossen Baumwaldgebirge kommt er.“ Dieselbe Antwort gibt der trapezuntische Türke, wenn man die Quelle des ausserhalb der Stadt (eine halbe Stunde Entfernung) durch ein liebliches Querthal herausströmenden *Dejirmenderesi* wissen möchte: *Agatschbaschi daghindan gelur.* Im Grunde haben die Leute freilich Recht. Dieses „Agatschbaschigebirge“ ist der Hauptknoten jener schattenvollen und quellenreichen Laubwaldzone, die sich 50 — 60 Stunden lang in zusammenfliessendem Höhenzug wechselnd an Breite, aber allzeit voll natürlichen Reizes, hochstämmig und mit dunkelverwachsenem immergrünen Buschholz zwischen dem baumlosen, traurigen Hochlande Armeniens und dem schattigen Küstenstriche von Kolchis hinzieht und einst den Kern des Trapezuntischen Reiches gebildet hat — ein prachtvoller Anblick, wie es sich waldig, zerrissen und schluchtig durchbrochen vom Strande amphitheatralisch erhebt und das Gemüth heimlich mit Schauer und Entzücken erfüllt. Fruchtbaumwälder von einer solchen Mannichfaltigkeit und Ausdehnung, wie unter diesem glücklichen Himmelstriche, findet man vielleicht nirgend in der Welt. Selbst der im Allgemeinen für Naturschönheiten wenig empfindliche Osmanli wird in der kolchischen Obstwaldregion warm und sogar bis zum schriftlichen Ausdruck der Bewunderung fortgerissen. „Das trapezuntische Land,“ schreibt Chalfa, „ist entzückend schön upd über die Massen fruchtereich: Nussbäume, Haselstauden, Aepfel- und Pflaumbäume und Wälder verschiedenster Gattungen Obstes bedecken die ganze Oberfläche.“ *)

---

*) طرابزون بو ولايت غايت كوزل و ميوه‌كانى يرلر در جوز و فندق

و الما و اكده و طاغ يمشلرينڭ انوعى ايله مالا مالدر

Trabesun bu vilajet ghajet güsel we meywe kiani jerler dür dschevis we fonduk we elma we igde we dagh jemischlerinün enwae ile mala maldür.
Hadschi Chalfa l. c. MSC.

Die Hochkuppe, über welche die Strasse von Trabosan nach Baiburd führt, wird — nach dem Namen des ersten mohammedanischen Haubesitzers — von den Anatoliern allgemein „*Chosch-Oghlan* genannt, eine Variante, die der Bemerkung Hadschi-Chalfa's ungeachtet in Trapezunt jedermann kennt.*)

Das Einfangen seldschukischer Flüchtlinge in *Surmenae* und Umgegend spricht am deutlichsten für die grenzenlose Verwirrung

---

*) جبل خوش اوغلان طرابزونڭ قبله طرفنده ایکي فرسخ یرده
در خرده و بیوك بری برینه پیوسته جبل اولوب دامننده کي نهره
خوش اوغلان نام کمسنه بر رباط احداث اتمکله جبل و نهر اکا
منسوب اولدی طرابزونلي بو طاغه آغاچ باشی دیرلر طولی اللی
فرسنج در طرابزوندن بایبورده کیدن شارع اعظمڭ بو جبل
وسطنده در . . . . . .

Dschebel Chosch-Oghlan Trabesunün kyble tarafunda iki ferseng jerde dür churda we böjük biri birine peyveste dschebel olüp damninde ki nehre chosch Oghlan nam kimesne bir rebat ihdas etmekle dschebel we nehr ona mensub oldu Trabesunli bu dagha Agatschbaschi derler tavili elli ferseng dür Trabesundan Baiburda giden schari asamün (?) bu dschebel vasatinda dür . . . d. i. „Der Berg Chosch-Oghlan liegt zwei Parasangen südlich von Trapezunt; er besteht aus grossen und kleinen aber in einander fliessenden Berghöhen, und da ein gewisser Mann mit Namen Chosch-Oghlan an dem von der Höhe herabrinnenden Bache eine Schenke aufrichtete, erhielt Bach und Berg den Namen nach ihm. Bei den Trapezuntiern heisst dieser Berg „Agatschbaschi“; seine Länge beträgt 50 Parasangen und die von Trabosan nach Baiburd führende Heerstrasse läuft mitten durch dieses Gebirge.“

Hadschi Chalfa l. c. fol. 329.

und gänzliche Auflösung der Sultanischen Streitmacht in Folge des nächtlichen, durch ein plötzlich hereinbrechendes Sturmwetter vereitelten Angriffes auf die obere Citadellenstadt. In Kolchis haben die Jahreszeiten ihr festes Ziel; auf die wolkenlose Sommerglut folgt gegen den 27. August rasch und ohne Uebergang die Periode der Herbstregengüsse, die ihren Eintritt regelmässig durch einen Gewittersturm mit Blitz und Donnerschlägen verkünden und zwar, wie man mir sagte, geschieht der Ausbruch zuweilen so unerwartet und mit solcher Heftigkeit, dass selbst die Eingebornen über die dichte Saat der Feuerströme, über das in Strömen aus den Wolken rauschende Wasser und über das durch Wälder und Hohlschluchten fürchterlich hallende Donnergeroll Entsetzen ergreift. Im Jahre 1840 waren wir selbst erschrockener Zeuge des kolchischen Wetterphänomens, und ohne Zweifel fiel auch die Katastrophe des Sultans von *Iconium* in dieselbe Periode des Jahres. Dass aber der Himmel damals wegen des Sultan's gottlosen Harems-Scenen im St. Eugeniustempel seine Wetter mit gesteigerterem Grimm als gewöhnlich über Trabesunda niederfallen liess, will man gerne zugestehen; nur hat der trapezuntische Berichterstatter, meinte ich, seinen Ausdruck schlecht gewählt, wenn er die auf der nächtlichen Flucht umgekommenen, von den Gebirgsleuten erschlagenen, in den Abgründen zerschmetterten und im Gedränge von ihren eigenen Landsleuten zertretenen Seldschuken „Atheisten“ nennt. *) Die Seldschuken waren im Gegentheil strengfromme Musulmanen und Verehrer eines einzigen Gottes, bei welchen freidenkerische Philosophen nie recht gedeihen konnten, und die regierende Familie selbst sich sorgfältig in Acht nehmen musste, gegen populäre Meinungen in Glaubenssachen nicht zu verstossen. Am Hofe von Alaeddin's

---

*) *Τὰς ἀθίους ψυχὰς ἐκπλῆξαι.* Cod. MSC. Atho. — *Καὶ τούτοις μὲν τοῖς ἀθίοις καὶ πολεμίοις* . . ibid.

Oheim *Rukneddin* stritten ein Philosoph und ein Derwisch über göttliche Dinge, und weil letzterer mit Vernunftgründen nicht aufkam, gab er seinem Gegner vor dem Sultan selbst eine Ohrfeige, was dieser ungeahndet liess. „Hätte ich die Lehre der Freidenker wider die Satzungen der Derwische öffentlich in Schutz genommen," sagte der Gebieter nachher zum klagenden Philosophen, „hätte das Volk dich und mich erschlagen." *) Die Scenen der Flucht und Auflösung des in dunkler Gewitternacht vom panischen Schrecken ergriffenen Türkenheeres sind übrigens in der Staatslegende nicht etwa phantastisch, wie man glauben könnte, sondern nach Localität und Wirklichkeit beschrieben. Unterhalb der Platte von St. Eugenius, wo das Lager stand, sind tief und senkrecht eingerissene Schluchten gegen die östliche Gartenvorstadt und das Citadellen-Parallelogramm; oberhalb, auf der eigentlichen Rückzugslinie des Feindes, führt der treppenartig ausgehauene und aufgemauerte Weg in steiler Hebung auf die Mithroskuppe, die am Gipfel zwar eine kleine blumige Fläche mit einer Kirche hat, aber auf zwei Seiten schroff in die Thalgründe, und auf der dritten senkrecht und steinig, wie die Martinswand bei Innsbruck, gegen das Meer und die am Fusse vorüberziehende zweite Strasse abstürzt. Dieser untere Weg, für Reiter selbst bei Tag nicht ohne Gefahr, zieht auf- und absteigend am Strand nach *Surmenae,* wohin sich dem Documente nach eine Abtheilung des Ikonischen Heeres verlief. Das Hauptcorps floh über den Mithros, von dessen Hochebene der Weg über einen Felsenkamm, stellenweise an furchtbaren Abgründen vorüber, zur Thalsole des *Pyxites* hinabführt und das meiste Verderben über die sinnenbetäubten, in nächtlicher Verwirrung unter Regenströmen und zuckenden Blitzen wild auseinander laufenden Mohammedaner bringen musste. Wie von der Lagerplatte herauf hat der Pfad auch auf dieser Seite treppenartig eingehauene Stufen, aber nur für *einen* Reiter Raum genug. Wir kennen die Oertlichkeiten vollkommen aus eigener Erfahrung und Ansicht. Schon hier gilt, was der Türkische Geograph vom Lande *Trapezunt* im Allgemeinen bemerkt: „Thurmhoch steigt der Weg hinan und fällt der Weg herab im Gebirge von Trabesan.“ *) Dann erst noch die Steilpässe im Innern und die Pfeile der flüchtigen, leichtfüssigen Chaldier, Matzukaiten und anderer Bergbewohner, die schon während der Belagerung den Rücken des Heeres beunruhigten und die Verbindung mit Ikonium erschwerten! Alles ging zu Grunde. **) Nur die Lage des *Curatoriums*, wo sich der Sultan an die Matzukaiten ergeben musste, lässt sich nicht ausmitteln. ***)

---

*) Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, B. I, 23.

Sultan *Alaeddin Keikobad* aus dem Hause Seldschuk hatte sonderbare Schicksale. Während der Herrschaft seines Oheims lebte er mit seinem Vater eilf Jahre als Flüchtling bei den Christen zu Constantinopel; dann schmachtete er fünf Jahre lang als Staatsgefangener seines Sultanbruders auf einer Bergfeste am Euphrat, verlor im vierten Jahre seiner Regierung Heer und Freiheit im Kriege wider Trapezus und nach fünfzehnjähriger zum Theil glänzender

---

*) نیچه مناره قدر یوکسك طاغلرده نزول و صعود اولنور

Nitsche menare kadar jüksek daghlarda nusûl we sûud olunur.

Hadschi Chalfa l. c. fol. 329.

**) *'Εχαώϑησαν ἅπαντες.* Mich. Panaret. Cod. MSC. B. Venet.

***) *Κουρατορεία* und *Κουρατώριον*, item *Κουρατωρεῖον* bedeutet im Byzantinischen häufig das Amtslocale und die für Deponirung der Naturalienlieferung und der bei insolventen Steuerpflichtigen mit Gewalt weggenommenen Güter bestimmten Magazine des kaiserlichen Fiskus.

V. Du-Cange s. voc.

Herrschaft endlich das Leben an Gift, das ihm sein eigener Sohn *Keichosrew* im Palaste *Kobadije* bei Erserum gegeben hat. *)

XX. (*Περατείας*) „Autocrat von ganz Anatolien und Iberien“ ist gewiss ein hochfahrender und orientalisch ausschweifender Titel, dergleichen auch im Occident vor Zeiten üblich waren. Aber so anmassend er ist, versteht man ihn doch, und dem Leser nöthigt es höchstens mitleidiges Lächeln ab, wenn sich ein Schattenbild und Küstenimperator von *Trapezus* Kaiser und Selbstherrscher ganz Anatoliens und sämmtlicher caucasischen Lande nennt. Jedermann weiss, was *Anatolien*, *Iberien* und *Caucasus* bedeutet. Aber was ist *Peratia?* Strabo, Plinius und Procopius mit der langen Reihe der Byzantininer werden umsonst befragt. Selbst das Orakel alles mittlern Griechenthums, Du-Cange und sein Glossarium zu den Schriftstellern der mittlern und untersten Gräcität, ein erstaunungswürdiges Opus, dem die deutsche Philologie in diesem Fache nichts an die Seite zu stellen hat, sind in diesem Falle stumm. Zwar gibt es ein altes Appellativ *Περάτη*, „das Land, die Himmelsgegend gegenüber,“ was sich, örtlich genommen, auf jeden Punkt des Globus im Gegensatze mit dem Ausgang übertragen lässt: *Pera*, der allbekannte Stadttheil jenseits des Goldhorns, nördlich von Byzantium, und *Περάτης* vorzugsweise der Hafengondolier von *Stamboli*; dagegen *Περάτη* in der Odyssee das Land morgenwärts von *Ithaka:*

> *Νύκτα μὲν ἐν Περάτῃ δολιχὴν σχέθεν, Ἠῶ δ'αὖτε*
> *'Ρύσατ' ἐπ' Ὠκεανῷ χρυσόθρονον·* (XXIII. 242).

Wort und Begriff bestehen in *Trapezus* und *Sinope* unter den griechisch Redenden heute noch wie zur Zeit der Gross-Comnenen, und bezeichnen das Land von der Bosporanischen Meerenge bis zur Ausmündung des Boysthenes, also vorzugsweise die taurische Halbinsel mit den alten Städten und Gegenden *Bosporos*, *Kaffa*, *Cherson*, *Sympheropolis* und *To Dory*, auf der Trapezunt gegenüberliegenden Nordküste des schwarzen Meeres. *Ὁ ἄνδρας μου εἶναι Περατειανός*, d. i. Mein Mann ist von Perateia (von der jenseitigen Küste), sagen die trapezuntischen Weiber zu dieser Stunde noch. Dass aber der amtliche Titel *Αὐτοκράτωρ Περατείας* wenigstens im dreizehnten Jahrhunderte und vor den innern Erschütterungen des trapezuntischen Reiches keine thörichte Fiction, sondern eine Wirklichkeit war, hat die Veranlassung des Kampfes zwischen *Andronikus Gidos* und *Alaeddin* von *Ikonium* bewiesen. Aus einer Stelle in der Lobrede des byzantinischen Nomophylax *Eugenicus* auf Stadt und Landschaft Trapezunt geht nicht undeutlich hervor, dass die oberlehensherrliche Majestät der Gross-Comnenen selbst im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts bei einem Theile der Taurischen Griechenbevölkerung noch nicht erloschen war. *) „*Trapezunt*," sagt der mehrbelobte Nomophylax, „ist durchaus Akropolis, Stadt des Heils und der Zuflucht, nicht blos für das Weichbild und die Heiligthümer der Nachbarschaft und die lieblichen Vorstädte, sondern auch für die entlegeneren Städtchen und Flecken und mit einem Worte, des ganzen umliegenden Himmelstriches *und sogar für einen Theil der Jenseitigen, die sich mit dem Namen der Christen schmücken.*" **)

---

*) Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, Band I, pag. 31.

---

*) Eugenicus verfasste sein Encomium unter Manuel III. oder spätestens unter seinem Sohne und Nachfolger Alexius IV. († 1445).

**) *Ἡ αὐτὴ (Τραπεζοῦς) δὲ, καὶ πόλις ὅλη καθ' αὑτὴν καὶ ἀκρόπολις, οὐ τῶν περὶ αὐτὴν μόνον ἀγρῶν καὶ θείων σηκῶν, καὶ τῶν τερπνῶν προαστείων, ἀλλὰ καὶ τῶν ἔξω καὶ ἀποτέρω πολισμάτων αὐτῆς καὶ κωμῶν, καὶ ξυμπάσης ἁπλῶς τῆς περιοικίδος· ἤδη δὲ καὶ τῶν ἀντιπέραν ἐνίοις, ὅσοις κόσμος τὸ ἀπὸ Χριστοῦ καλεῖσθαι.*

Eugenicus MSC. B. l. c. pag. 179 *recto.*

XXI. (*Σιγίλλιον*) *Sigillion*, Insiegel, nannte man jedes Diplom oder Document, an welchem ein Sigill von Gold, Silber, Eisen oder Blei befestigt war. *) Wie man in der türkischen Kanzlei für die schriftlichen Manifestationen der Gewalt nach Verschiedenheit der Umstände und des Ranges entweder das Arabische *Chatti scherif*, oder das Persische *Ferman* oder schlechtweg das Türkische *Buyuruldi* gebraucht, ebenso unterschied man gesetzlich auch in Byzanz und Trapezunt zwischen Goldbulle, Sigill und Befehl: *εἴτε ἐν χρυσοβούλλοις λόγοις διαφόρων βασιλέων, εἴτε ἐν σιγίλλοις, εἴτε ἐν ἁπλαῖς προστάξεσιν.* Novella Manuel. Comneni de Instrument. Du-Cange.

XXII. (*ῥηγικῶς*) *regia potestate*). Den Titel *Βασιλεὺς* geben die byzantinischen Curialisten keinem, auch dem grössten Monarchen des Occidents zu keiner Zeit. Dort gab es nur *Ῥῆγες; Βασιλεὺς* dagegen war nur der Imperator von Konstantinopolis. „Ich möchte

---

Statt des nur im Trapezuntischen Dialect üblichen „*τῶν Περατιανῶν*“ schreibt Eugenicus dem alten Sprachgebrauche angemessener „*τῶν ἀντιπέραν.*“ Von dem classischen *περάτη* ist übrigens noch insbesondere anzumerken, dass es nach einer Stelle im Scholiasten des Apollonios von Rhodos eigentlich die unserm Gesichtskreise verborgene Erdhälfte hinter dem Sonnen-Aufgang bedeute. Denn zu den Worten des Dichters: „*ἠὼς ἐκ Περάτης ἀνιοῦσα*“ fügt der Scholiast folgende Erklärung bei: *Περάτη σημαίνει μὲν κατά τινας καὶ τὸ ὑπὸ γῆν ἡμισφαίριον. λέγεται δὲ κυρίως ἡ ἀνατολή· πέρας γὰρ αὕτη τῆς τοῦ Ὠκεανοῦ κινήσεως· ἐκεῖθεν γὰρ ἄρχεται, καὶ εἰς αὐτὴν τελευτᾷ.*
Apollon. Argon. I.

*) *Σιγίλλια, Χαρτία, Δικαιώματα, καὶ Διπλώματα λέγονται τὰ τῶν Βασιλέων Θεσπίσματα καὶ χρυσόβουλλα· σιγίλλια ἔτι καὶ τὰ τῶν Πατριαρχῶν Γράμματα κατὰ τὴν ἐξήγησιν Ἰωάννου τοῦ Πρωτονοταρίου τοῦ αὐτοῦ Βασιλέως Ἀλεξίου.*
V. Akolythia, pag. 45 Nota I.

weinen," sagt *Cinnamos* irgendwo, „wenn ich den geheiligten Titel kaiserlicher Majestät an barbarische Häuptlinge des Abendlandes profan und unwürdig verschwenden höre." So viel man weiss, ist die Stelle: *Ῥὴξ τῶν Γότθων*, bei *St. Chrysostomus* (Epistol. 14) der erste griechische Ausdruck dieser Art. Man accentuirt auch *Ῥηγᾶς, ῥηγᾶδος*. Im Türkischen ersetzt bis heute „*Padischah*" Stolz und Thorheit der Byzantiner, und kein Osmanli wird die mächtigsten Gebieter der Christenheit im gemeinen Umgange anders als mit dem slavischen Ausdrucke *Kral* bezeichnen. *Moskof-kral. Inkilis-kral* kann man jede Stunde hören. Diplomatisch, amtlich und in den beiden Journalen der Hauptstadt, deren eines Sultan *Abdül Medschid Chan* eigenhändig censirt, lautet der Text freilich — zu grösstem Verdruss eifriger Türken — seit einiger Zeit verschieden. Den deutschen Kaisern gegenüber suchte man sich weiland mit *Imperator* und *Imperatorlyk* zu helfen, Katharina II. dagegen hatte sich schon im Frieden zu Kainardschi (1774) den Titel *Padischah* durch ihre Kanonen erzwungen. Im lateinischen Occident liess man sich aus christlicher Demuth etwas länger Zeit.

XXIII. (*μικροῦ Ἄθω*) Dass die Seitenbergspitze, an deren Fusse Abt *St. Dionys* auf einem künstlich abgeplatteten Felsvorsprunge dicht am Meere in einer abgeschiedenen romantischen Schlucht Thurm und Celle baute, der *kleine Athos* heisst, lernt man zuerst aus dieser Stelle der kaiserlichen Schenkungsurkunde. Dieser Seitenwuchs, wie ein Nebenthürmchen am colossalen gothischen Dome angefügt, thut der Majestät des Athoskegels keinen Eintrag, weil er, obgleich kahl und felsicht, doch nirgend über die waldige Mittelregion des lang gestreckten Chersonneses hinausragt und von ferne unbemerkt mit dem Riesenkörper zusammenrinnt. Die Grünschlucht selbst ist nicht tief eingeschnitten, aber man hat mehr als zwei Stunden nöthig, um von der Klosterpforte durch die entzückende Waldregion auf den Längenkamm hinaufzusteigen.

Der „Luftbach" rauscht Tag und Nacht und hat im ersten Jahre des griechischen Aufstandes den armen Mönchen den Pomeranzenhain an der Mündung verwüstet. Hoch oben im Walde hatte einst *St. Dionys* seine Hütte und begann, wie die Legende sagt, durch ein wiederholt bei Nachtzeit am Strandfelsen erblicktes Feuer gemahnt, sein heiliges Unternehmen. *)

XXIV. (*σώματα ἑκατόν, hundert Saumlàsten*) *Σώμιον*, يوك, *jük*, und bei den Italienern *Soma*, die Saumlast, galt im Münzfuss und Handel des Mittelalters soviel als 100,000 Aspern Silberwerth, und die hundert Lasten des Gross-Comnen *Alexius III.* betragen demnach die beträchtliche Summe von 10,000,000 Silberaspern jener Zeit. Bis zur Entdeckung Amerikas rechneten alle handeltreibenden Nationen um das mittelländische Meer nach *Aspern*, d. i. *Weisspfennigen*, vom Neugriechischen *ἄσπρος* oder *ἄσπρον*, *weiss*,

---

*) *Καὶ διὰ θείας ἀποκαλύψεως καθ' ἑκάστην νύκτα φωτὸς ἐπιφαινομένου ὑπεραστράπτοντος ἐν τῷ τόπῳ ὥσπερ λαμπάδος μεγάλης, ὁδηγηθεὶς καὶ πλεύσας διὰ τῆς μαύρης θαλάσσης εἰς Τραπεζοῦντα καὶ τυχὼν τοῦ αἰτήματος ἀπὸ τὸν βασιλέα διὰ μεσιτείας τοῦ ἀδελφοῦ τοῦ δηλονότι τοῦ τότε Τραπεζοῦντος, καὶ στραφεὶς εἰς τὸ ἅγιον ὄρος ᾠκοδόμησεν ἐν ἐκείνῳ τῷ τόπῳ θεῖον καὶ ἱερὸν ναὸν ἐπ' ὀνόματι τοῦ ἁγίου Ἰωάννου τοῦ Βαπτιστοῦ δι' ἐξόδων τοῦ ἄνωθεν βασιλέως, οὗ καὶ τὸ πάντιμον χρυσόβουλλον εὑρίσκεται ἐκεῖ σῶόν τε καὶ ὁλόκληρον μὲ φράσιν ἑλληνικωτάτην, καὶ κατὰ πολλὰ γλυκυτάτην συντεθειμένον, ὁμοῦ μὲ καὶ ἄλλα πολλῶν Βασιλέων χρυσόβουλλα, καὶ σιγιλλιώδη Πατριαρχῶν καὶ Αὐθεντῶν διαφόρων· Εὑρίσκεται δὲ εἰς αὐτὸ καὶ ἡ εἰκὼν τοῦ ἄνωθεν Ἀλεξίου τοῦ Κομνηνοῦ ὡς ἦν ἐνδεδυμένος μετὰ βασιλικοῦ διαδήματος, λίαν ἀξιοθέατος. Εἶναι τὸ μοναστήριον τοῦτο περίβλεπτον καὶ ὡραῖον. εὑρίσκεται εἰς εὔμορφην τοποθεσίαν, ἐπάνω εἰς τὸ κατάγιαλον εἰς τόπον ὑψηλὸν καὶ μετέωρον.*

Joh. Comnen. apud Montfaucon. Descriptio Montis Atho. ad Calcem Palaeograph. pag. 476.

wovon das Türkische آقچه, *aktsche* nur die Uebersetzung ist und wie das Griechische *ἄσπρον* auch als allgemeiner Begriff für *Geld* gesetzt wird. *Aktschem war, ich habe Geld*, *ἔχω ἄσπρα* oder *ἔχω παράδες*, wie sie heute sagen. Nach *Leunclavius* türkischen Pandecten Nro. 18, und *Henischius*, *De Asse*, galt aber der gewöhnliche Handels-Asper zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts etwas über zwei Kreuzer unseres Geldes, eine Berechnung, mit der auch *Menavino*, *Verantius*, *Soranzo* und der spanisch schreibende Sizilianer *Ottavio Sapiencia* zusammenstimmen (Hammer, Geschichte des Osmanischen Reichs Bd. IV. pag. 633 ff.). Ob in der vorliegenden Urkunde aus dem letzten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts der gewöhnliche Handels- oder kleinere Asper zu verstehen sei, oder der grössere, der sogenannte *Comnenat*, dergleichen man in Trapezunt häufig findet und ich selbst besitze, ist nicht deutlich ausgedrückt. *) Jedenfalls beträgt *eine* Saumlast im geringsten Anschlage ungefähr 3400 fl. rh., und die *hundert* Lasten des Kaisers *Alexius* kämen auf die bedeutende Summe von 340,000 fl. unseres Geldes, wovon der Mönch die Hälfte auf der Stelle, den Rest aber in drei Jahren ausbezahlt erhielt. Der Geldcurs stand aber im vierzehnten Jahrhundert um mehr als die Hälfte höher als im sechzehnten, und wahrscheinlich kostete dem Gross-Comnen seine Frömmigkeit über eine halbe Million Gulden rh. zu einer Zeit, wo sein kaiserlicher Collega in Konstantinopel aus Armuth Glasperlen und falsche Edelsteine in die Krone setzte, um doch wenigstens den Schein alter Pracht zu retten. Im jährlich zu erlegenden *Adelphat* (Bruderschaftsbeitrag), wie ihn der Stifter für sich und seine Nachkommen auf ewige Zeiten gelobte, sind ausdrücklich 100 solcher Aspern ausbedungen, die *Comnenata* hiessen. Aber auch von diesen findet man dreierlei, an Grösse und Werth verschieden, aber alle vom reinsten Silber. In einer zwischen *Alexius* II. und der Republik Genua abgeschlossenen Convention vom Jahre 1316 nach Chr. ist ebenfalls von 500,000 *Comnenaten-Aspern*, Asperorum quingentorum millium Cominiatorum, die Rede. *)

---

*) Der trapezuntische Silber-Asper ist vom schönsten Metall und zeigt auf einer Seite unabänderlich den Stadt- und Landespatron *Eugenius* mit der Umschrift *ὁ ἅγιος Εὐγένιος*, und auf der andern das Standbild des Imperators im kaiserlichen Ornate, mit Beifügung des Tauf- und Familiennamens, z. B. *'ΑΛΕΞΙΟΣ 'Ο ΚΟΜΝ, Μ (ΑΝΟΤΗΛ) 'Ο ΚΟΜΝΗΝΟΣ.* Der Kupferasper gleicht ganz dem römischen *Bajocco* und hat auf einer Seite ein langbalkiges Kreuz mit der Zwischenschrift *ΙΣυΣ* ^{o}*ΛΑSΙΛΕ* ^{o}*ΛΑSΙLΕ*, d. i. *'ΙΗΣΟΥΣ ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΒΑΣΙΛΕΩΝ.* Die Kehrseite trägt das Brustbild des Heilands, mit dem Namen des Imperators um die Glorie herumgeschrieben.

XXV. (*Εἰκόνα*). Nach dem frommen Glauben der anatolischen Kirche sind von den siebzig, durch St. Lucas gemalten Conterfeien der seligsten Jungfrau *drei Originale* bis auf unsere Zeit gekommen, finden sich aber natürlicher Weise alle drei auf dem Gebiete der griechischen Orthodoxen aufbewahrt. Das erste und berühmteste besitzt das grosse Höhlenkloster (*Μέγα σπήλαιον*) auf Morea, Kloster *Kykkos* auf Cypern hat das zweite, das dritte aber, und zwar die Lieblingsarbeit, die der heilige Maler auf seinem irdischen Wandel beständig mit sich herumtrug, verehrt man im Kloster *Sumelas*, der luftigen und schönen Einöde des kolchischen Amarantengebirges, zwölf Stunden von Trapezunt. **) Die Legende

---

*) Convenzione tra Alessio, Imperatore di Trabisonda, e la Republica di Genova, in data 24 Marzo 1316. MSC. Bibl. Torin.

**) Ueber das zweite Bild herrscht in der griechischen Kirche bekanntlich eine Controverse, weil die frommen Moskowiter für ihr vielfarbiges und kaiserlich geschmücktes Madonnenbild zu *Bilin* in Kleinrussland diesen Rang in Anspruch nehmen: *Δευτέρα εὑρίσκεται ἐν τῷ ναῷ* erzählt ausführlich, wie dieses kostbare Ueberbleibsel aus der ersten Zeit des Christenthums durch besondere Fügung Gottes allen Zufällen glücklich entging, wie es nach St. Lucas' Tode zu Theben in Böotien von seinen Erben nach Athen gebracht und daselbst bis zum vollständigen Siege des Christenthums unter Theodosius nicht ohne viele und bedeutende Mirakel in einem besondern Gotteshause aufbewahrt und von der gläubigen Gemeinde der Theseusstadt als der kräftigste Talisman gelobt und gepriesen wurde. Aber um jene Zeit verliess das Bild ohne menschliches Zuthun seine Tempelwohnung und wanderte, von Engeln getragen, durch die Wolkenhöhe morgenwärts bis in die liebliche Waldeinsamkeit des Sumelaberges hinter Trapezunt, hatte aber vorher zwei fromme Jünglinge aus Athen zu gleicher Wanderschaft eingeladen. Mystischem Zuge folgend, entdeckten diese an den Quellen des *Pyxites* mitten unter Laubwald und Wasserfällen, ferne von aller menschlichen Wohnung, die hohe Felsenhöhle und auf einem Steine ruhend das heilige Bild. Die Höhle ward erweitert, eine Capelle hineingebaut und Hütten errichtet für die beiden Einsiedler aus Athen. Das war der Anfang des Höhlenklosters *Sumelas*, das bald an Grösse, Reichthum und Mirakeln wuchs. Aber das Bild hatte Schicksale. Die Turkomanen brachen ein, verbrannten Gotteshaus und Kloster, und wollten vor Allem St. Lucas' Pinselwerk ver-

---

τῆς Ὑπεραγίας Θεοτόκου ἐν πόλει Βιλίνᾳ τῆς μικρᾶς Ῥωσσίας ζωγραφισμένη διαφόροις χρώμασι, καὶ βασιλικῶς ἐγκεκοσμημένη παρὰ τῶν ὀρθοδόξων Βασιλέων τῆς Κωνσταντινουπόλεως, καὶ χαρισθῆναι ταύτην τοῖς Ῥώσσοις λέγουσιν, ὅτι ὁ Βλαδίμιρος τῆς Ῥωσσίας Δοὺξ νυμφευθεὶς Ἄννῃ τῇ ἀδελφῇ τοῦ Ῥωμαίων Αὐτοκράτορος Βασιλείου τοῦ νέου κατὰ το 961, ὑπ' αὐτῆς εἰς τὸν τοῦ Χριστοῦ πίστιν ὑπέκυψεν ὁδηγηθεὶς καὶ βαπτισθεὶς μετωνομάσθη ἀντὶ Βλαδιμίρου Βασίλειος, ἐν ἔτει 987 ἀπὸ Χριστοῦ. Vid. Νέος Θησαυρος, ὀκτωβρ. ιη', Leben des heiligen Lucas. item Geschichte von *Bilin* (Neugriechisch). Acoluthia von Sumela, pag. 6, Note 5.

nichten. Sie warfen es ins Feuer, aber, wie es in solchen Fällen allzeit geht, das Feuer brannte nicht; sie zerhackten es, konnten es aber nicht zerstören, nur sieht man noch die Wunde; am Ende warfen sie es ins Wasser, aus dem es fromme Leute wieder herauszogen und von Neuem in die Höhle brachten, wo ich es selbst gläubig besuchte und von grossen Mirakeln hörte, die es immerfort und besonders unter den ungläubigen Türken, wirkt. Am neunten September 1840 war ich Augenzeuge, wie drei türkische Weiber, von ihren Anverwandten begleitet, tief verhüllt beim Früh-Gottesdienst vor dem Ikonostasium der Klosterkapelle auf dem Boden sassen, um in ihren Anliegen unter Beistand der psallirenden Mönche die Fürsprache der Mutter Maria beim Herrn des Weltalls zu erlangen. Während der geheimnissvollen Verwandlung der Substanzen und während der Prozession des Sakramentes wurden die „Ungläubigen“ jedesmal durch einen Mönch hinausgeführt, das Evangelium aber ward noch besonders und zwar im feierlichsten Accent zwischen zwei brennenden Kerzen über den Häuptern der sitzenden Pilgrinnen abgelesen. Der als Exulant in Sumela lebende Erzbischof von *Samakovo* in Rumelien glaubte aber zu bemerken, dass die türkischen Weiber, ihrer Verhüllung ungeachtet gar zu aufmerksam nach den Klosterbrüdern schielten, und rief ihnen mitten unter der feierlichen Handlung mit strafenden Worten laut vom Sitze hinüber: Schlaget die Augen nieder! Schauet nicht die Männer an!

Das Wunderbild der Panagia selbst, mit Verlaub zu sagen, ist ein byzantinisches Farbengeklekse auf Holz und im gewöhnlichen Mönchsstyl, ungefähr eine Spanne hoch und durch die unzähligen Huldigungen der Andächtigen fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Hierin, meinten die Mönche, liege eben der stärkste Beweis für die Aechtheit des Werkes und sein hohes Alterthum. Eine silberne

Einfassung in getriebener Arbeit, von einem trapezuntischen Meister des 17. Jahrhunderts gefertigt, schmückt das Palladium von *Sumela*.

XXVI. (*Παροίκοις*) *Πάροικοι* sind nach byzantinischem Begriffe Hintersassen, Zins- und Wanderbauern, die ohne eigenen Grundbesitz fremdes Gut um festgesetzte Leistung bearbeiten und bei Käufen zugleich mit der Scholle an den neuen Eigenthümer übergingen, Accolae, Ascriptitii, Mansi. Die griechischen *Paröken*, liest man in *Leunclavius'* Pandecten, haben den untersten Rang unter den Bewohnern des Landes, infimi apellabantur *Pariki*, conditionis homines servibilis, usque adeo Dominis obligati propemodum, ut vitae necisque potestatem in eos haberent. Um das elende Loos dieser byzantinisch-hellenischen *Paröken* in seiner ganzen Ausdehnung kennen zu lernen, lese man *Paschley's* Reise nach Creta, wo man aus Documenten des venetianischen Archives die Philanthropie griechischer Gutsherrn und der weiland durchlauchtigsten *Signoria di Venezia* im schönsten Glanze sieht. Die ägyptischen Fellah und ihr Elend sind nur Copien, und selbst *Mohammed Ali*, der Niltyrann, oder „Gärtner Gottes," wie ihn geduldige Seelen nennen, hat das Musterbild byzantinischer Bauernquälerei noch nicht übertroffen. Für das „gemeine Volk" empfindet der besitzende Grieche heute noch kein menschliches Gefühl. „Man weiss ja, was der Bauer ist," sagte, als wenn es sich von selbst verstünde, ein im Occident geschulter Hellene mit Hut und Cravate, d. h. der Bauer ist für uns bessere Leute nur Instrument und Materie zu Herbeischaffung der grösstmöglichsten Summe von Genuss.

XXVII. (*Βάνδῳ Γημωρᾶς*, das *Fähnlein Gemoras*). Nach Konstantin Porphyrogenneta bedeutet *Βάνδον* eine Abtheilung (Cohorte) der Legion, die man *Thema* nannte, und dann auch die Gegend selbst, wo das *Bandon* oder das *Thema* als Besatzung liegt: *Bandon* der Distrikt, *Thema* die Provinz. Für *Βάνδον* findet man auch *φλάμπουλον* (sprich *flamulon*). Das Türkische *Sandschak* ist nur Uebersetzung des Byzantinischen *Bandum* oder *Flamulum*.

XXVIII. (*ἀπὸ τοῦ καπαλίου τῆς Δυβερᾶς*). *Καπάλιον* für *Steuerbetrag*, *Steuerdistrikt*, *Umlage*, *Schatzung* scheint nur dem trapezuntischen Sprachgebrauche anzugehören, und wird vom Protonotarius *Johannes* für gleichbedeutend mit *κατάθεσις*, *πλήρωσις*, *δόσιμον* erklärt. (Vid. Acoluthia von Sumela, l. c. pag. 48, Note 3.)

XXIX. (*διὰ ἀναγραφικῶν ἐκ στοιχείων*). Hier, fürchte ich, ist ein Copierfehler und gehört *διὰ* nicht in den Text. Uebrigens erklärt man in Trapezunt *Ἀναγραφικὰ στοιχεῖα* für synonym mit dem Türkischen حجت *hödschdschet*, d. i. eine auf Zeugenbeweis erlassene Sentenz des Richters. Ich gestehe in der Sache nicht klar zu sehen.

XXX. (*Ἀλληλέγγυα καὶ προνομιστικὰ Δίκαια*). Als *Mohammed Ali* bei seinen Unterthanen die gegenseitige Steuerhaftung einführte, vermöge welcher der Reiche und Fleissige für den armen und bankerotten Nachbar bezahlen, und ein Dorf für das andere, ein Distrikt für den andern, eine Provinz für die andere und endlich das ganze Land solidarisch für das Eingehen der Gesammt-Abgaben haften musste, und das irgendwo Fehlende executorisch erhoben wurde, wo man etwas fand, erinnern wir uns alle noch an das Geschrei der deutschen Philanthropen über türkische Barbarei und Härte. Eine solche Tyrannei, hiess es, kann nur einem Türken in den Sinn kommen. Man hatte Unrecht. Die gegenseitige Steuerhaftung ist eine uralte Praxis des mitleidlosen Fiscus von Byzanz, eine Erfindung des christlichen Blutegels *Nicephorus Generalis*, der vom byzantinischen Finanzminister zum Imperator vorrückte (802 — 810 n. Chr.). *Ἐθέσπισε καὶ τὰ τῶν ἀπόρων τέλη* *τοὺς εὐποροῦντας εἰσπράττεσθαι, ὃ Ἀλληλέγγυον ὠνομάσθη*, d. i. die Abgaben der Verarmten befahl er von den Vermöglichen zu erheben, was man *Allelengyon* nannte. Diese verhasste und nach dem Tode ihres Erfinders wieder aufgehobene Finanzmassregel führte *Basilius Porphyrogenitus* (975 — 1025) von Neuem ein, versprach aber sie wieder abzuschaffen, wenn er vom Bulgarenkriege als Sieger heimkäme. *Basilius* eroberte das bulgarische Reich, erhielt den Beinamen *Bulgarentod*, aber gegen das gegebene Wort und gegen alles Bitten des Patriarchen *Sergius* blieb das Allelengyon bis der Imperator starb und sogar noch drei Jahre länger während der Herrschaft seines Bruders und Mitregenten *Konstantin*. Erst *Romanus Argyrus* (1028 — 1034) hob es ungesäumt und für immer auf, *τὸ σκῆπτρον ἐπιλαμβάνεται, καὶ αὐτίκα τὸ ἀλληλέγγυον φορολόγημα ῥιζόθεν ἐξέκοψε*. Dafür liess ihn aber auch sein buhlerisches Weib nach kurzer Regierung ermorden. Die Gross-Comnenen, wie es scheint, haben das Allelengyon nach ihrer Restauration in Trapezunt neuerdings ins Leben gerufen. — *Προνοιαστικὰ Δίκαια* sind ausserordentliche Abgaben, die man unter dem Titel *Provision* und *Equippirung* für Bevorzugte ausnahms- und gunstweise erhob. Du-Cange.

XXXI. (*τὸ κάστρον*) Das Castrum des Sumelasklosters ist nur ein viereckiger, stumpfer Steinthurm auf einer Felshöhe oberhalb der beweglichen Holzstiege, die von der Stallung zur Höhlenpforte und zum eisernen Thore hinaufführt. Bis zur Aufhebung des Janitscharen-Instituts standen Mönche und Klosterleute Tag und Nacht in dieser Schanze auf der Lauer, ob etwa nicht irgend ein fanatischer Türkenhaufe im Anzug sei. Heute ist der Thurm leer, hauptsächlich seit *Paskewitsch* (1829) auf dem siegreichen Zuge wider Trapezunt bis in die Nachbarschaft dieses Klosters gekommen ist.

XXXII. - (Pag. 71) (*ἐν ταῖς ἐπισυμβάσαις τῇ πόλει συμφοραῖς τε καὶ .... διαφόροις ἐμπρησμοῖς*). Die Stadt *Trapezus* ist nicht weniger durch ihre Ansprüche als Haupt- und Residenzstadt der Anatolischen Kaiser als durch die Häufigkeit und rasche Folge verheerender Feuersbrünste eine würdige Nebenbuhlerin von Konstantinopel. Mit Uebergehung minderer Schäden und theilweiser Unglücksfälle registrirt die Chronik des *Michael Panaretos* nur in der kurzen Periode von *Manuel I.* bis zur Regentschaft der *Irene Palaeologina* (1243 — 1341 n. Chr.), in nicht vollen hundert Jahren, sechs grosse Brände der Gross-Comnen'schen Hauptstadt ein. Diesen war ein siebenter, der sämmtliche Vorstädte und Waarenhäuser verzehrte, während der Belagerung durch *Alaeddin* von *Iconium*, (1223) vorangegangen. *) Die zwei und drei Stockwerke hohen Häuser mit ihren Hallen und Holzgallerien gaben dem entfesselten Element, besonders in dem enggedrängten, für solche Nöthen nicht hinlänglich wasserreichen Citadellen-Parallelogramm, eine furchtbare Gewalt und die Chronik erzählt Gräuelscenen in Massen verbrannter Menschen und Thiere, wie sie die Erinnerung nicht von vielen Städten aufbewahrt. Eine dieser Katastrophen brach im Januar 1243, dem fünften Regierungsjahre Manuels I., mit dem Zunamen „der grosse Kapitän,“ über Trapezunt herein. **)

Ungewöhnlich verderblich war aber in dieser Hinsicht die Regierung *Alexius II.* (1297 — 1330). Im November 1310 ging die Citadellenstadt, wo die Domkirche zur Panagia Chrysocephalos steht, in Feuer auf, im folgenden Jahre zündeten genuesische Kriegsschiffe das Arsenal in der Vorstadt an, und drei Jahre später (1314) verbrannten die Seldschuken von Sinope ganz Trapezunt mit allen

---

*) *'Επεὶ τὸ ἐμπόριον πυρίκαυστον ἐγίνετο.*

MSC. Mont. Atho. (Abh. pag. 76.)

**) *'Εν δὲ τῷ πέμπτῳ ἔτει τῆς αὐτοῦ βασιλείας ͵ϛψνα' ἰνδ. ιε' μηνὶ 'Ιανουαρίῳ ἐγίνετο μεγάλη πυρκαϊά.*

Mich. Pan. l. c.

Herrlichkeiten innerhalb und ausserhalb der Festung. *) Erst auf dieses verderbliche Ereigniss hin erweiterte *Alexius II.* den Mauerumfang durch Anlegung der untersten oder dritten Citadelle, die laut oben angezogener Inschrift im Jahre 1324 n. Chr., d. i. zehn Jahre nach dem grossen Sinopitenbrand, vollendet wurde. Der Eugenius-Literatur insbesondere aber schadete am allermeisten die während der Regentschaft der kaiserlichen Wittwe *Irene* (1340) im Tumult des Bürgerkrieges erfolgte Einäscherung des *St. Eugenius*-Klosters mit allen Büchern und Kunstschätzen. **) Doch war das Alles noch Kleinigkeit im Vergleiche des allgemeinen Ruines, der schon im folgenden Jahre (1341) unter den Brandfackeln der Weisshammel Turkomanen von *Hamid* (Dijarbekir) über die Stadt und das Volk von Trapezunt hereinbrach. Der Feind war durch die Gebirgspässe bis zur Hauptstadt vorgedrungen, die „Römer“ wandten sich unter grossem Gemetzel ohne alle Gegenwehr zur Flucht, ganz Trapezunt, innerhalb und ausserhalb der Citadellen ward den Flammen übergeben und eine Menge Volkes, Weiber und Kinder verbrannten mit den Häusern. Zu dieser gräuelvollen Scene kam noch die Pest, weil der Leichengeruch der versengten Lastthiere, Pferde und Menschen die Luft verdarb. ***)

---

*) *Μηνὶ Νοεμβρίῳ λ΄, ἔτει ͵ϛωιθ΄ ἐγίνετο πυρκαϊὰ μεγάλη ἐντὸς τοῦ κάστρου. Ἐν δὲ τῷ ἐπιόντι ἔτει ἐπυρπολύθη ἡ ἐξάρτησις παρὰ τῶν λατίνων.*

Ἀπρ. ἔτους ͵ϛωκβ΄ ἐγίνετο μεγάλη πυρκαϊὰ παρὰ τῶν Σινωπιτῶν καὶ ἐλυμήνατο τὸ πῦρ πάντα τὰ ὡραῖα τῆς πόλεως τά τε ἐντὸς καὶ ἐκτός. M. Pan. l. c.

**) *Σύραντες καὶ τὸ μάγγανον κατὰ τῆς μονῆς, καὶ ἐπυρπολήθη ἡ μονὴ καὶ πάντα τὰ ὡραῖα αὐτῆς ἀπεκαύθησαν.*

M. Panaret. l. c.

***) *Πάλιν γοῦν τῷ αὐτῷ ἔτει ͵ϛωμθ΄. Ἰουλίῳ δ΄, ἡμέρᾳ δ΄, ἦλθασιν οἱ Ἀμιτιῶται Τοῦρκοι, καὶ ἐτράπησαν οἱ Ῥωμαῖοι ἄτερ πολέμου, καὶ ἐσκοτώθησαν Χριστιανοὶ πολλοί, καὶ ἐκαύθη ἡ Τραπεζοῦς ὅλη ἐντὸς*

Offenbar blieb bei diesen wiederholten Verwüstungen der Hauptstadt die oberste Citadelle mit der Comnenenburg, dem abgesonderten Büchersaal, der Schatzkammer und den Freskengallerien jedesmal verschont. Die Höhe des Schlossberges und der Queermauer von einer Schlucht zur andern gewährte hinlänglichen Schutz gegen die turkomanischen Feuerbrände.

Die Schönheit des Landes, in Sonderheit aber der mächtige zu jener Zeit durch Trabisonda rinnende Handelsstrom im Bunde mit der unverwüstlichen Natur des Menschen verwischten in kurzer Zeit die Spuren der einheimischen Thorheit wie der ausländischen Wuth. Nur die verbrannten Bibliotheken waren nicht so leicht wieder zu ergänzen.

XXXIII. (Pag. 77, linea 6) (*τοῦ ἁγίου Εὐστρατίου*). Kleine Kirchen, Heiligthümer, bemalte Grotten und Einsiedeleien mit Garten und Mönchszelle schmückten die Umgegend der Stadt in grosser Zahl. Die Türken haben Alles zerstört, doch sind von mehreren, z. B. *St. Johann* auf dem Mithrosplateau, *St. Eleusa* und *St. Sabas* am Fusse der Steinwand, die Ruinen geblieben. Selbst runde, sechs bis sieben Fuss hohe, am Strand oder mitten im Kürbisfelde frei daliegende Felsenblöcke hat man zu Capellen ausgehöhlt mit Freskobildern von Innen, mit zwei Eingängen und mit Raum für höchstens drei Personen — Denkmäler des Kunstsinnes, der Andacht und der Tändelei. Von St. Barbara dagegen, von St. Procopius und *St. Eustratius*, deren in der Belagerungsgeschichte Erwähnung geschieht, sind sogar die Trümmer verschwunden und

---

καὶ ἐκτός, καὶ ἐκαύθησαν λαὸς πολύς, καὶ γυναῖκες καὶ παιδία. Μετὰ δὲ τὴν πληγὴν ἐκ τῆς δυσωδίας τῶν καυθέντων ἀλόγων ζώων καὶ ἀνθρώπων γέγονε καὶ αἰφνίδιος θάνατος.

Mich. Panaret. l. c. (ad an. 1441).

bei den christlichen Trapezuntiern der Gegenwart selbst Platz und Namen vergessen. St. Eustratios war übrigens ein Heiliger aus der unmittelbaren Nachbarschaft des Trapezuntischen Landes und zwar aus *Arabraca*, einem Städtchen im Thema *Colonea*. Colonea aber, Grenzdistrikt zwischen Chaldia und Klein-Armenien, reichte von Neocäsarea bis Nicopolis und Tephrice, der alten Residenz der Manichäerfürsten Chrysochir und Karbeas.*) Jedoch musste St. Eustratius dem eingebornen Stadt-Heros St. Eugenius an Credit bedeutend nachstehen und blieb in der lateinischen Kirche soviel als gänzlich unbeachtet. Selbst in der anatolischen wird sein Name ausser der Mönchstaufe nicht mehr gegeben.

---

*) *Ἀπαρχὴ δὲ ἐστι (Κολώνεια) τῆς μικρᾶς Ἀρμενίας, ἀρχομένη μὲν ἀπὸ Νεοκαισαρείας καὶ τοῦ καλουμένου φαλακροῦ ὄρους, πλατυνομένη δὲ πρός τε τὴν Ἀραβρακηνῶν πόλιν, τὴν τοῦ περιφανεστάτου καὶ μεγαλομάρτυρος Εὐστρατίου πατρίδα, καὶ διήκουσα μέχρι Νικοπόλεως καὶ τῆς καλουμένης Τεφρικῆς, ἧς ἦρχε Χρυσόχειρ ὁ τῶν Μανιχαίων ἀρχηγὸς καὶ Καρβέας . . . .*
Constantin. Porphyrogen., de Themat. lib. I. pag. 31.
(Edit, Bonn.)

Ende der ersten Abtheilung.

Bemerkung und Druckfehler.

Im griechischen Texte hat man die Unterscheidungszeichen, die Orthographie der Eigennamen und die etymologischen Abweichungen der Athos-Handschrift unverändert und gewissenhaft wiedergegeben. Für die griechische Note pag. 132 wird noch insbesondere bemerkt, dass φαραγξ auch in derselben Originalstelle einmal mit ό und gleich nachher mit ή zu lesen ist.

In den spanischen Citaten soll *j* das im Schriftkasten fehlende *n con tilde* ersetzen.

Seite	39	Zeile	7 v. u.	lies τελετὴν statt τελετήν
„	50	„	11 v. u.	„ *dem sechzehnten* st. *von dem sechzehnten*
„	52	„	4 v. u.	„ درقسي st. درقمي
„	54	„	6 v. o.	„ *glitzèrnd* st. *glitternd*
„	57	„	12 v. o.	„ τοῦ st. τοᾶ
„	62	„	10 v. o.	tilge nach *Gemarkung* das Comma
„	62	„	6 v. u.	lies *ist* st. *sind*
„	63	„	5 v. o.	„ *ihm die* st. *die ihm*
„	68	„	3 v. u.	„ *über der Leiche* st. *über die Leiche*
„	72	„	3 v. u.	Note ** lies *Peyssonnel* st. *Peyssounel*
„	76	„	1 v. o.	tilge (Sie!)
„	77	„	4 v. o.	lies εἰς χεῖρας st. χεῖρας
„	88	„	1 v. o.	tilge den Doppelpunkt vor Ἀρχιερεῦσι

Seite 89 Zeile 14 v. o. lies ὀχυρῶσαι st. ὠχυρῶσαι
" 90 " 12 v. u. " στοιχηϑέντα st. στοιχιϑέντα
" 90 " 3 v. u. " ὑπὲρ st. ὑπὶρ
" 91 " 8 v. o. " παντὸς st. πάντος
" 91 " 11 v. o. " εἴπερ τινὲς st. εἴπερ τινες
" 104 " 3 v. o. " ΒΑΘΜΩ st. ΒΑΟΜΩ
" 122 " 2 Note *** lies *appeared* st. *appered*
" 124 " 1 v. u. lies *kleiner Cascaden* st. *kleinen Cascaden*
" 125 " 1 v. o. " *immergrünen Geranken* st. *immergrünem Geranke*
" 127 " 5 v. o. " *Peyssonnel* st. *Peyssonel*
" 130 " 4 der Note * lies Λειμῶνες st. Λειμῶνει
" 131 " 1 der Note * lies αὐτῇ st. αὐτῃ
" 131 " 6 v. u. Note * lies ἠργμένοι st. ἠργμίνοι
" 132 " 8 v. o. der Note * lies ἠργμένοι st. ἠργμίνοι
" 136 " 3 v. o. lies سلجوقي statt سلجيقي
" 140 " 3 der türk. Note lies نهر statt ثهر
" 158 " 16 v. o. lies *grosser* st. *grosrer*
" 158 " 17 v. o. " *mehrerer* st. *mehserer*

ABHANDLUNGEN

DER

HISTORISCHEN CLASSE

DER KÖNIGLICH BAYERISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

VIERTEN BANDES
ERSTE ABTHEILUNG.
IN DER REIHE DER DENKSCHRIFTEN DER XX. BAND.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

MÜNCHEN.
1844.
AUF KOSTEN DER AKADEMIE.
GEDRUCKT IN DER J. GEORG WEISS'schen BUCHDRUCKEREI.

Original-Fragmente, Chroniken, Inschriften
und
anderes Materiale
zur
Geschichte des Kaiserthums Trapezunt.

Von

Dr. J. Phil. Fallmerayer.

Zweite Abtheilung.

Original-Fragmente, Chroniken, Inschriften

und anderes Materiale zur

Geschichte des Kaiserthums Trapezunt.

Vorwort.

So mager und unscheinbar die Chronik des *Michael Panaretos* immer seyn mag, hing doch von ihrer Auffindung allein die Möglichkeit einer wenigstens in den Haupttheilen zusammenhängenden Geschichte des trapezuntischen Reiches ab. Der Zufall hat gewollt, dass die Untersuchungen über dieses romanhafte Imperium der Gross-Comnenen gerade in dieselbe Epoche fielen, in welcher zwei wissenschaftliche Unternehmungen erster Grösse — die vom sel. *Niebuhr* veranstaltete neue Ausgabe der Byzantiner und Hrn. *v. Hammers* Geschichten des Reiches der Osmanen — die Aufmerksamkeit der europäischen Litteraten beinahe in gleichem Maasse beschäftigten. Neben diesen beiden grossartigen Gestalten nahm meine Schöpfung freilich nur eine sehr untergeordnete, bescheidene und demüthige Stellung ein, besonders wenn man den Preis eines Werkes weniger nach dem Geiste, der es belebt und nach der Kunst, die es geschaffen hat, als nach der Grösse des Objektes und nach dem cubischen Inhalt des mit Buchstaben überdeckten Flächenraums berechnen wollte. Jedenfalls ist es, wenn auch nicht allzeit verdienstlicher, doch sicher weit mühevoller, ohne vorräthiges Materiale einen wissenschaftlichen Bau vom Grunde aus führen, als ein schon Gegebenes mit geringer oder häufig auch gar keiner innern geistigen Verbesserung bloss in eine körperlich handsamere und gefälligere Form umzugiessen. Diese Bemerkung soll den Ruhm der neuen *Βυζαντὶς* von *Bonn* keineswegs benagen oder das mit Recht den gelehrten Herausgebern gespendete Lob in irgend einer Weise mindern und verengen, weil ihnen schon der blosse Gedanke an dieses ausserhalb des europäischen Ideen-Cyclus fallende Unternehmen an und für sich zur grössten Ehre gereicht. Nur haben vielleicht hie und da deutsche Meister die Reparaturen am ausgestorbenen, herstellenden Riesenbau begonnen, ohne vorher gründlich und tief genug in den eigenthümlichen Geist einzudringen, der das in Europa nicht überall verstandene Byzanz belebt. Es ist allerdings schon merklicher Fortschritt, wenn man die Interpunktionen richtiger setzt und Varianten zum herkömmlichen Texte liefert, aber den Inhalt und den Gedanken geistig zu beherrschen und zu bewältigen, wäre ein noch grösserer Gewinn. So lange man aber das byzantinische

Γαρασδοειδὴς ὄψις ἐσθλαβωμένη

mit der in solchen Dingen verzeihlichen Kurzsichtigkeit des XVII. Jahrhunderts jetzo noch durch „*Vieta facies in servitutem redacta*“ übersetzt, mag sich zwar in Nebendingen Nutzen herausstellen, ist aber in der Hauptsache wenigstens in diesem Theile, alles im alten corrupten Zustande verblieben. Aechte Auslegung und erschöpfende Commentarien zu der *Byzantis* können nur die politischen Ereignisse *Illyricums* in der nächsten Zukunft bringen. Was *wir* in diesem Punkte den Zeiten vorgreifend versuchten, hat in Deutschland wenigstens zu Anfang mehr Widerspruch und Tadel als Lob und

Anerkennung gefunden. Hoffentlich wird aber die spätere Zeit im Urtheile billiger seyn als die manchmal *invida ac suorum incuriosa aetas* der Gegenwart.

Der siegreiche Durchbruch der jetzt nur noch schon schwach bestrittenen Thesis — dass Religion, historische Vergangenheit, politisches Leben und zukünftiges Geschicke der byzantinischen Christen ohne Beiziehung des slavischen Elementes eben so wenig als die Philologie der byzantinischen Chroniken ohne Beihülfe des Türkischen zu verstehen sei — wird in der oströmischen Litteratur eine nicht zu übersehende Epoche gründen. Unser bescheidenes Antheil an dieser Wendung dachten wir neben gewissen bereits vorausgegangenen Lucubrationen noch insbesondere durch Sammlung, Uebersetzung und Commentirung unedirter hauptsächlich zur Geschichte von *Trapezus* und der Slaveneinbrüche in Illyrikum gehöriger Schriften mittelgriechischer Sprache zu sichern. Es sollte, — o der Privat-Vermessenheit! — die Bonner Ausgabe durch einen neuen, unserer Sorgfalt allein zu verdankenden Band *Rerum Byzantinarum* erweitert und vergrössert werden. Man rechnete auf ergiebigere und umfangreichere Funde als Panaretos, und hätte gar zu gerne die trostlose durch die Einfälle der Nordischen verursachte Lücke der byzantinischen Chronisten vom Ende des VI. bis in die Mitte des IX. Jahrhunderts ausgefüllt. Aber bis heute hat der Erfolg dem Ehrgeiz nicht entsprochen und ist wie in vielen andern Dingen so auch hier das Glück, sei es eigene Schuld oder sei es Fatum, hinter den Bestrebungen zurückgeblieben. Andere Arbeiten, Zerstreuungen und Sorgen mancher Art, vor allem das Unzureichende der Mittel und vielleicht auch die Natur der Sache selbst liessen erst einen sehr kleinen Theil des ursprünglichen Vorhabens wirklich vollziehen. Die lateinische Uebersetzung der Trapezuntischen Chronik mit einem Theil des Commentars in derselben Sprache ist seit langem bereit. Aber das ist noch zu wenig und gibt auch mit aller Zuthat aus *Sumelas* in Kolchis und aus *St. Dionys* auf Hagion-Oros noch keinen selbständigen und hinlänglich kräftigen *Tomus* der neuen Sammlung. Indessen verrinnt die Zeit in fruchtlosen Mühen, in vergeblichem Warten und Hoffen auf günstigere Umstände,

> Nunc mihi quid suades post damnum temporis, et spes
> Deceptas? festinat enim decurrere velox
> Flosculus, angustae miseraeque brevissima vitae
> Portio: dum . . . .
> . . , obrepit non intellecta senectus.

Bei der Unsicherheit vollständigen Gelingens schien es rathsam, von dem gesammelten Vorrathe das Wichtigere in fragmentarischer Form urtextlich mit nochmaliger Uebersetzung und begleitet von einer fortlaufenden Reihe historisch-philologischer Anmerkungen vorläufig in den historischen Denkschriften der k. Akademie niederzulegen, damit, wenn das Geschicke fortfahren sollte, neidisch zu seyn, diese freilich nur geringen und der öffentlichen Beachtung kaum würdigen Früchte grosser Bemühungen nicht etwa gänzlich verkommen und damit vielleicht Andere glücklicher vollbringen, was uns zu thun nicht beschieden war.

Obgleich wir unserm in byzantinischen Dingen ausgezeichnet gelehrten Freund und Commilitonen, *Herrn Dr. Gottlieb Tafel* in Tübingen, den Text des *Panaretos* schon vor Jahren für seine *Eustathiana* ohne Uebersetzung und Commentar überlassen haben und auf diese Concession hin auch die Pariser Gelehrten bei ihrer neuen Ausgabe von *Le-Beau's Histoire du Bas-Empire* von unserm Fund reichlichen Gebrauch machten, so ist vorliegende griechische Edition der Chronik von Trapezunt doch eigentlich als erste, wahre und allein verlässige anzusehen. Denn mit dem todten Buchstaben haben wir nicht auch zugleich das Verständniss und den Sinn überliefert. Ich hatte ja den wesentlichen Vortheil, das Theater, auf welchem die von Michael Panaretos aufgezeichneten Thatsachen vorfielen, grösstentheils selbst zu sehen, zu bereisen und sohin an Ort und Stelle selbst die lebendigen Eindrücke und genuinen Deutungen in erster Frische aufzunehmen und dem Gemüthe einzuprägen. Und wer könnte es nach solchen Bürgschaften übel vermerken, *si egomet in his rebus aliquid mihi sumere videar?*

Wollte man nun aber dieses einzige Document trapezuntischer Chronographie mit Beiseitelassung des thatsächlichen Inhalts bloss nach seinem wissenschaftlichen Gehalt, nach dem Geist des Concepts und nach der Form der Darstellung beurtheilen, so müsste man es ohne viel Bedenken in die unterste Kategorie der Byzantiner Litteratur verweisen. Ohne allgemeine Uebersicht der Verhältnisse und der Begebenheiten, ohne geistigen Nexus der Thatsachen untereinander, ohne allen eigenen Gedanken, ohne selbständiges Urtheil, ohne Philosophie, ohne Kunst, ohne Maass, ja selbst ohne die Fähigkeit, das nach unsern Begriffen Wichtige und Gehaltvolle vom Zufälligen und Gleichgültigen zu unterscheiden, verräth *Panaretos* wie die russischen Chronisten des zwölften Jahrhunderts nur durch Einhaltung der Zeitfolge, dass er noch oberhalb der Linie steht, welche blossen Instinkt vom logischen Räsonnement unterscheidet. Wie weit ist es doch von dem Hofchronisten *Michael Panaretos* zum Sohne des *Olorus* hinauf! Ein Volk, dessen oberste Classen in solchem Grade alles geistigen Vermögens baar und ledig sind, kann unmöglich noch länger die Rechte und Vorzüge eigener Nationalität ansprechen.

Vergleicht man Styl und Concept der „Chronik“ mit der Zierlichkeit der grosscomnen'schen Chrysobullen aus derselben Zeit und mit der schwunghaften Diction der auf Hagion-Oros gefundenen Staatsreden aus dem XIII. Jahrhundert, so muss man entweder eine plötzliche Abnahme und geistige Verknöcherung der byzantinischen Griechen im Allgemeinen annehmen, oder voraussetzen, der Text des Panaretos, wie er jetzt in der Handschrift von S. Marco erscheint, sei das posthume Produkt eines unwissenden und talentlosen trapezuntischen Copisten aus dem XVI. Jahrhundert, sei gleichsam nur ein Auszug, eine Abkürzung und Epitome des mit grösserer Eleganz und mit mehr Geist und Zusammenhang verfassten Originales von Trapezunt. Aus natürlicher Skepsis wären wir beinahe zur letztern Annahme geneigt, ohne sie übrigens genügend durch innere und aus dem Concepte selbst zu erhebende Gründe zu rechtfertigen. Denn bei aller Nachlässigkeit des Styles sind doch eigentliche *Trapezuntinismen*, wie sie sich in Kolchis bis gegenwärtig beim Volke erhalten haben, nirgend zu entdecken. Ueberdiess wäre auch noch mit Grund einzuwenden, dass ein Epitomator bei allen Gross-Comnenen der Chronik gleichmässig abgekürzt und nicht z. B. von *Alexius* [III] allein mit parteiischer Weitschweifigkeit gehandelt hätte. Beim Hofbeamten Panaretos ist es aber die natürliche Rolle, ausser und neben dem regierenden Herrn und Imperator in der Trapezuntischen Vergangenheit nichts Grosses und Merkwürdiges zu entdecken. *Kyr-Michael* war Hofchronist nach anatolischen Begriffen und registrirt Handlungen grossherrlicher Grausamkeit, Schwächen, Mord, Bigamie, Unmoralitäten verschiedener Gattung, Aufruhr, Meineid, Verrath, Feigheit und Nichtswürdigkeit der Grossen wie der Geringen mit demselben Gleichmuthe ein, mit dem er eine Feuersbrunst, eine Geburt, eine Hochzeit, einen Pestfall oder einen Act der Gottesfurcht und Andacht notirt: alles ohne Lob, ohne Tadel und besonders ohne eigene Meinung. Denn am Hofe der Gross-Comnenen wie an den Höfen des Orients überhaupt hatte ausser dem Regierenden Niemand in irgend einer Materie eine eigene Meinung. Doch leuchtet inmitten der planlosen Verworrenheit des Erzählten überall das melancholische Verhängniss des oströmischen Reiches, der verrätherische allem Erstarken einer Centralgewalt mit unverbesserlicher Bosheit widerstrebende Charakter der Archonten — freilich ohne Absicht des Verfassers — als bleibende Lehre hervor.

Nach einer ungedruckten Lobrede Bessarions auf Trapezunt war im kaiserlichen Palast ein Freskensaal, an dessen Wänden, wie etwa zu *Medinet-Habu* in Ober-Aegypten die Pharaonen, so hier die sämmtlichen Grosscomnenen mit ihren Familien in chronologischer Ordnung und mit kurzer Angabe der vorzüglichsten Begebenheiten ihrer Regierung zu sehen waren. Diese dynastische Gallerie mit ihren Inschriften konnte dem Panaretos leicht für seine kurze Vor-Chronik als Grundlage dienen. Er brauchte ja nur zu copiren. Indessen geht seine eigenhändige Aufzeichnung nur vom Beginne des Grosscomnenenstaates [1204] bis 1386 — dem 36. Regierungsjahre *Alexius* [III] herab, wo sie mit dem Feldzuge *Tadscheddin's* wider den *Suleïman-beg* von Chalybia schliesst. Wahrscheinlich hat der Hofnotar kurz nach diesem musulmanischen Strafgericht selbst das Zeitliche gesegnet, ohne dass er auch nur einen ihm gleichen Nachfolger im Eintragen der trapezuntischen Hof- und Stadtgeschichten gefunden hätte. Desswegen trennt auch die San-Marco Handschrift den nächsten Paragraph [54] durch ein Zwischenzeichen von dem vorgehenden [53], so dass die Nachricht von Timurs Verheerungskrieg und der Gefangennehmung des Königs *Bagrat* von Tiflis schon einer andern Feder angehört, obgleich dieses Ereigniss ungefähr um dieselbe Zeit mit Tadsch-eddins Niederlage, d. i. im Spätjahr von 1386 stattgefunden hat. In den kurzen und ärmlichen gleichfalls durch anonyme Hand angefügten Notizen höchst unbedeutender Natur wird nicht einmal auf die Zeitfolge Rücksicht genommen, indem das Todesjahr Manuel [III], des Sohnes u. Nachfolgers Alexius III. unmittelbar hinter dem seines kaiserlichen Vaters gemeldet und dann erst der frühzeitig erfolgte Hintritt seiner ersten Gemahlin *Eudocia* von Iberien, und die Wiedervermählung mit einer cantacuzenischen Prinzessin angedeutet wird. *Manuel* [III] und *Alexius* [IV] werden ohne Beisatz irgend eines politischen Ereignisses noch genannt; von den beiden Imperatoren *Kalo-Johannes* und *David* aber, welche die Reihe der Trapezuntischen Fürsten schliessen, ist gar nichts mehr aufgezeichnet.

Περὶ τῶν τῆς Τραπεζοῦντος βασιλέων, τῶν μεγάλων Κομνηνῶν*), ὅπως καὶ πότε καὶ πόσον ἕκαστος ἐβασίλευσεν.

1. Βασιλεία κυρίου Ἀλεξίου τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ.
(1204 p. Ch. n.)

1. Ἦλθεν ὁ μέγας Κομνηνὸς, ὁ κύριος Ἀλέξιος, ἐξελθὼν μὲν ἐκ τῆς εὐδαίμονος**) Κωνσταντινουπόλεως, ἐκστρατεύσας δὲ ἐξ Ἰβηρίας σπουδῇ καὶ μόχθῳ***) τῆς πρὸς πατρὸς θείας αὐτοῦ Θαμάρ†) καὶ παρέλαβε τὴν Τραπεζοῦντα††) μηνὶ Ἀπριλλίῳ, ἰνδ. Ζ´, ἔτει ,ϛψιβ´ (1204 p. C. n.) ἐτῶν ὢν κβ´. Καὶ βασιλεύσας ὀκτωκαίδεκα, ἐκοιμήθη Φεβρουαρίου α´, ʽσά τῆς ὀρθοδοξίας†††) ἔτους ,ϛψλ´, (1222 p. C. n.) ἐτῶν γινόμενος τεσσαράκοντα.

2. Βασιλεία κυρίου Ἀνδρονίκου τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ. — Βασιλεία Ἰωάννου τοῦ Ἀξούχου.

2. Ἔτους ,ϛψλ´ ἐβασίλευσεν ὁ ἐπὶ τῇ θυγατρὶ γαμβρὸς αὐτοῦ κύριος Ἀνδρόνικος Γίδων, ὁ Κομνηνός††††). Ἐν δὲ τῷ ,ϛψλά ἔτει, τῷ

---

*) Sieh Anmerkung I.

**) Sieh Anmerkung II.

***) Die Handschrift hat σπουδῄ καὶ μόχθω mit Weglassung des Jota subscriptum und zum Theil mit falschem Accent. Sieh Anmerkung III.

†) In der Handschrift Θαμαρ ohne Accent.

††) Sieh Anmerkung IV.

†††) Sieh Anmerkung V.

††††) Sieh Anmerkung VI.

δευτέρῳ χρόνῳ τῆς τοῦ Γίδωνος βασιλείας, ἦλθεν ὁ Μελὶκ Σουλτὰν*) κατὰ τῆς Τραπεζοῦντος· καὶ ἐχαώθησαν ὅσοι ἦσαν, ἅπαντες. Ἐβασίλευσε δὲ ὁ Γίδων ἔτη τρισκαίδεκα, καὶ ἐκοιμήθη ἐν ἔτει ,εψμγ΄, (1235 p. C. n.) καταλείψας τὸ βασίλειον τῷ αὐτοῦ μὲν γυναικαδέλφῳ, υἱῷ δὲ πρωτοτόκῳ Ἀλεξίου, τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ, κυρίῳ Ἰωάννῃ Κομνηνῷ τῷ Ἀξούχῳ· ὁ καὶ βασιλεύσας ἔτη ιξ**) ἐκοιμήθη ἔτους ἑξακισχίλια ἑπτακόσια τεσσαράκοντα ἕξ. Λέγεται δὲ, ὅτι ἐν τῷ τζυκανιστηρίῳ†) παίζων ἐκρημνίσθη, καὶ σπαραχθεὶς ἀπέθανε.

3. Βασιλεία Μανουὴλ, τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ.

(1241 p. C. n.)

3. Ἀπεκάρη γοῦν κατὰ μοναχοὺς Ἰωαννίκιος, καὶ διεδέξατο τὴν βασιλείαν δεύτερος ἀδελφὸς αὐτοῦ, κύριος Μανουὴλ, ὁ μέγας Κομνηνός, ὁ στρατηγικώτατος ἅμα καὶ εὐτυχέστατος, τῷ αὐτῷ ,εψμε΄ ἔτει. Ἐν δὲ τῷ πέμπτῳ ἔτει τῆς αὐτοῦ βασιλείας, ,εψνά ἔτει ἰνδικτίωνος ιέ, μηνὶ Ἰανουαρίῳ, ἐγένετο μεγάλη πυρκαϊά. Βασιλεύσας δὲ καλῶς καὶ θεαρέστως ἔτη εἰκοσιπέντε, ἐκοιμήθη μηνὶ Μαρτίῳ ἔτους ,εψοά. [1263 p. C. n.]

4. Καὶ ἐβασίλευσε προτροπῇ τούτου καὶ ἐκλογῇ††) ἐκ τῆς δεσποίνης κυρίας Ἄννης, τῆς Ξυλαλόης, υἱὸς αὐτοῦ, κύριος Ἀνδρόνικος, ὁ Κομνηνός, ἔτη τρεῖς†††). Καὶ ἐκοιμήθη ἔτους ,εψοδ΄. Καὶ ἐβασίλευσεν ὁ ἐκ τῆς κυρίας Εἰρήνης, τῆς Συρικαίνας, υἱὸς τοῦ κυρίου Μανουὴλ, κὺρ Γεώργιος, ὁ Κομνηνός, ἔτη δεκατέσσαρα· ὃ καὶ παρεδόθη παρὰ

---

*) Sieh Anmerkung VII.

**) ιξ is hier offenbar ein Irrthum des Abschreibers statt τρία.

†) Sieh Anmerkung VIII.

††) In der Handschrift προτροπή καὶ ἐκλογή wie vorhin σπουδή καὶ μόχθω.

†††) ἔτη τρεῖς für τρία hat die Handschrift vier Mal.

τῶν ἀρχόντων ἐπιβούλως ἐν τῷ ὄρει τοῦ Ταυρεσίου*) καὶ ἐζωγρήθη μηνὸς Ἰουνίου.

5. Τῷ γοῦν αὐτῷ ἔτει διεδέξατο τὰ σκῆπτρα ὁ δεύτερος ἀδελφὸς αὐτοῦ, ὁ κύριος Ἰωάννης, ὁ μέγας Κομνηνός· καὶ μετὰ ἐνιαυτὸν ἕνα ἐπῆλθεν αὐτῷ ἡ ἀποστασία τοῦ Παπαδοπούλου**). Ἀλλ' ἐλευθερωθεὶς ἀπῆλθεν εἰς τὴν πόλιν καὶ συνεζεύχθη τῇ θυγατρὶ μὲν κῦρ Μιχαὴλ βασιλέως, τοῦ Παλαιολόγου, ἀδελφῇ δὲ κῦρ Ἀνδρονίκου βασιλέως, τοῦ Παλαιολόγου, κύρᾳ Εὐδοκίᾳ Κομνηνῇ, τῇ Παλαιολογίνῃ, τῇ Πορφυρογεννήτῳ***). Ἰστέον δέ, ὅτι ἔτι ζῶν†) ὁ κῦρ Μιχαήλ, ὁ βασιλεύς, ἐγένετο ὁ γάμος τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ Ἰωάννου μετὰ τῆς Παλαιολογίνης. Καὶ τοῦ μὲν Παλαιολόγου ἀποθανόντος Δεκεμβρίου ι΄, διεδέξατο αὐτὸν ὁ υἱὸς αὐτοῦ κῦρ Ἀνδρόνικος, στηλιτεύσας τὸν αὐτοῦ πατέρα διὰ τὸ λατινόφρον.

Μετὰ δὲ τὸ ,ςψϟ' (1282 p. C. n.) ἔτος, Ἀπριλλίου μηνός, ἦλθεν ὁ βασιλεὺς Ἰβηρίας, Δαυΐδ, καὶ ἐπεριώρισε τὴν Τραπεζοῦντα· ἀλλὰ ἀπεστράφη κενός.

Ἐν δὲ τῷ ,ςψϟά (1283 p. C. n.) ἔτει, μηνὶ Ἀπριλλίῳ, εἰκοστῇ πέμπτῃ††) μηνὸς ἱσταμένου†††), κατέλαβεν ἐκ τῆς Κωνσταντινουπόλεως ἐν Τραπεζοῦντι ὁ μέγας Κομνηνός, κῦρ Ἰωάννης, σὺν τῇ Παλαιολογίνῃ, οὔσῃ*) ὑπεγγύῳ· καὶ ἐγεννήθη ὁ μέγας Κομνηνός, ὁ κῦρ Ἀλέξιος τῷ ,ςψϟβʹ (1283 p. C. n.) ἔτει. Εἶτα ἐγένετο ἡ τοῦ Κομνηνοῦ κῦρ Γεωργίου ἐπιδρομὴ καὶ κατάσχεσις, ὃν καὶ πλάνον ἔλεγον, καὶ μετ' αὐτοῦ ἡ ἐπίθεσις Ms. fol. 289 b. καὶ τὸ βασίλειον, καὶ ἡ ἐξαίφνης**) φυγὴ κυρᾶς Θεοδώρας, τῆς Κομνηνῆς, θυγατρὸς πρώτης τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ κῦρ Μανουήλ, ἐκ τῆς ἐξ Ἰβηρίας Ῥουσαντάνας***). Καὶ πάλιν ἀπεκατέστη εἰς τὸ σκάμνιν ὁ Καλοϊωάννης, ὁ Κομνηνὸς καὶ βασιλεύσας τὰ πάντα ἔτη ὀκτωκαίδεκα, ἐκοιμήθη ἐν τοῖς Λιμνίοις μηνὸς Αὐγούστου εἰς τὰς ιϛ, ʽσϛʹ μηνὸς Ἰοῦ†), ἔτους ,ςωέ. (1297 p. C. n.)

---

*) Sieh Anmerkung IX.

**) Sieh Anmerkung X.

***) Alle diese Dative gibt die Handschrift mit falschem Accent und ohne ι subscript.

†) Hier begegnet uns zuerst der Nominativus absolutus statt des Genitivs ζῶντος, etc. barbare et indocte wie im Neugriechischen der untersten Ordnung.

††) εἰκόστῃ πέμπτῃ der Handschrift.

†††) Bemerke die fehlerhafte Anwendung des epithet. ἱσταμένου, welches in der alten Sprache nur von der ersten Hälfte des laufenden Monats gesagt werden darf.

Ἐν γὰρ τῇ βασιλείᾳ αὐτοῦ παρέλαβον οἱ Τοῦρκοι τὴν Χαλυβίαν††) καὶ γέγονε παρ' αὐτῶν μεγάλη ἐπιδρομή, ὥστε ἀοίκους γενέσθαι τὰς χώρας ὅλας· ἐπὶ καὶ ζῶν ἔτι†††) ἐκομίσθη τὸ λείψανον αὐτοῦ ἐν Τραπεζοῦντι, καὶ ἐτάφη ἐν τῷ ναῷ τῆς χρυσοκεφάλου.

6. Βασιλεία Ἀλεξίου τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ.

6. Καὶ ἐβασίλευσεν ὁ υἱὸς αὐτοῦ, ὁ κῦρ Ἀλέξιος, ὁ μέγας Κομνηνός, καὶ ἤγαγε γυναῖκα αὐτῷ τὴν θυγατέρα Ms. 290. a. τοῦ Πεκάϊ ἐξ Ἰβηρίας. Ἀπῆλθεν ἡ Παλαιολογίνη χήρα εἰς τὴν πόλιν μηνὸς Ἰουνίου ιγʹ, ἔτει ,ςωϛʹ, ἰνδικτίωνος ιά, καὶ πάλιν ἦλθεν χήρα, ἔτους ,ςωθʹ, μηνὸς Μαρτίου, ἰνδικτίωνος ιδ. Ἐκστράτευσεν ὁ βασιλεύς, κῦρ Ἀλέ-

---

*) οὔση in der Handschrift.

**) ἐξαίφνης der Handschrift.

***) Sprich *Rusadàn*; ντ in fremden Wörtern lautet schon bei den Byzantinern wie d. *Rusadan* ist neben *Thamara* ein in den iberischen Chroniken oft vorkommender Frauenname.

†) μηνὸς Ἰοῦ gehört nicht in den Text, da eben vorher der 16. August als Todestag des Gross-Comnen Johannes II. genannt ist. Wahrscheinlich stand im Exemplar des Panaretos N°I' d. i. Indict. X.

††) Sieh Anmerkung XI.

†††) Ohne Zweifel ist hier ἐπεὶ für ἐπὶ und statt ζῶν σῶν [σῶον], *frisch, unverletzt* zu schreiben.

ξιος, κατὰ τῶν Τουρκῶν*), καὶ ἐν τῇ Κερασοῦντι καταλαβὼν ἐπίασε τὸν Κουστουγὰν**) ἔτει ͵ςωί, (1302 p. C. n.) μηνὸς Σεπτεμβρίου, ὅτε καὶ ἐσκοτώθησαν Τοῦρκοι πολλοί. Ἐν δὲ τῷ αὐτῷ ἔτει, Σεπτεμβρίῳ ιγ', ʽσί, ἐκοιμήθη ἡ δέσποινα, κυρὰ Εὐδοκία, ἡ Παλαιολογῖνα. Μηνὶ Νοεμβρίῳ λ', ʽσί, ἔτει ͵ςωιθ', ἐγένετο πυρκαϊὰ μεγάλη ἐντὸς τοῦ κάστρου. Ἐν δὲ τῷ ἐπιόντι ἔτει ἐπυρπολήθη ἡ ἐξάρτησις μηνὸς Ἰουνίου παρὰ τῶν Λατίνων***), ὅτε καὶ ἐγένετο μέγας πόλεμος. Ἥρπαξεν ὁ Παριάμης****) τὰς τζέργας†) ἔτει ͵ςωκέ· μηνὸς Ὀκτωβρίου εἰς τὴν ε ʽσ ε εἰ ... ἔτους ͵ςωκζ (1319 p. C. n.) ἐγένετο μεγάλη πυρκαϊὰ παρὰ τῶν Σινωπιτῶν· καὶ ἐλυμήνατο τὸ πῦρ πάντα τὰ ὡραῖα τῆς πόλεως, τά τε ἐντὸς καὶ ἐκτός.

Ms. fol. 290 b. Ἐκοιμήθη ὁ μέγας Κομνηνὸς ὁ Κῦρ Ἀλέξιος, μηνὶ Μαΐῳ γ', ἡμέρᾳ ε, ἰνδ. ιγ' ἔτει ͵ςωλή, (1330 p. C. n.) βασιλεύσας ἔτη λγ' παρὰ μῆνας γ'.

---

*) Schreibt man im Nominat. Τοῦρκοι, wäre der Genit. Τούρκων zu accentuiren.

**) Κουστουγὰν ist kein türkischer Name und soll wahrscheinlich Κουτζουκ-Ἀγὰν, im Türkischen كوجك آغا *Kudschuk-Aghà* geschrieben seyn.

***) Unter *Λατίνων* sind hier die Genueser gemeint, die um jene Zeit wegen Handelsbeeinträchtigungen und erlittener Plünderung mit Trabesonda schwere Kämpfe zu bestehen hatten, die laut eines in den k. Archiven von Turin hinterlegten Documents durch den am 9. Junius 1315 zu Trapezunt geschlossenen und am 16. März 1316 von der Republik in Genua bestätigten Friedensschluss geendet wurden.

****) *Παριάμης* ist die nach griechischer Kehle geformte Aussprache des islamitischen Eigennamens بيرام *Bairam*, die *Ostern*, *Pasquale*.

†) τζέργαι vom Türkischen چركه d. i. *Tschergie*, die *Holzbarake*, die *Zelt- und Sommerhütte*, die *Vieh-Hürden*, die nur während der milden Jahreszeit bewohnt, des Winters aber verlassen sind. Die Erklärung dieses Wortes im *Glossarium* ist nicht zulässig. Der Ausdruck *Tschergie* mit dem Begriff „Zelthütte, Vieh-Hürde" ist bei den Turkomanen Anatoliens heute noch im Schwunge.

7. Βασιλεία Ἀνδρονίκου, τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ.

7. Καὶ ἐβασίλευσεν ὁ υἱὸς αὐτοῦ, ὁ κῦρ Ἀνδρόνικος, ὁ μέγας Κομνηνός, καὶ ἐφόνευσε τοὺς δύο αὐταδέλφους αὐτοῦ, τόν τε Ἀζαχουτλοῦν, κῦρ Μιχαήλ, καὶ κῦρ Γεώργιον, τὸν Ἀχπουγάν. Ἐβασίλευσε δὲ ὁ κῦρ Ἀνδρόνικος ἔτος ά καὶ μῆνας ή, καὶ ἐκοιμήθη μηνὶ Ἰανουαρίῳ ἡμέρᾳ δ' ινδ. ιά ἔτει ,ςωμ'. (1332 p. C. n.)

8. Καὶ ἐδέξατο τὴν βασιλείαν ὁ υἱὸς αὐτοῦ ὁ κῦρ Μανουήλ, ὀκταέτης ὢν καὶ ἐκράτησε μῆνας ή. Ἐν τῇ γὰρ βασιλείᾳ αὐτοῦ ἦλθεν ὁ Παριάμης μετὰ φωσάτου πολλοῦ ἕως τὸν Ἀσώματον. Καὶ ἐσκοτώθησαν Τοῦρκοι πολλοί, καὶ ἔφυγον ἀκόσμως· ὅτε καὶ ἡρπάγησαν ἄλογα πολλὰ Τουρκικά, μηνὶ Αὐγούστῳ, ἔτει ,ςωμ'.

9. Κατὰ δὲ τὸν Σεπτέμβριον μῆνα κβ', ἔτει ,ςωμά, (1333 p. C. n.) ἦλθεν ὁ μέγας Κομνηνός, κῦρ Βασίλειος, ἐκ τῆς Κωνσταντινουπόλεως, υἱὸς μὲν τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ, τοῦ κῦρ Ἀλεξίου, ἀδελφὸς δὲ δεύτερος κῦρ Ἀνδρονίκου· καὶ παρέλαβε τὸ βασίλειον, ὅτε καὶ τὸν μέγαν δοῦκαν Λέκην, τὸν Τζατζιντζαῖον, καὶ τὸν υἱὸν αὐτοῦ, τὸν μέγαν δομέστικον, τὸν Τζάμπαν, τοῦ ζῆν ἀπεστέρησε. Τὸν δὲ ἀνεψιὸν αὐτοῦ κῦρ Μανουὴλ ἐπεριώρισε· τὴν δὲ καὶ μεγάλην δούκαιναν, τὴν Συρικαίναν, ἐλίθασαν.

Ἐν δὲ τῷ Φεβρουαρίῳ μηνὶ ιά τῇ ά τῆς ὀρθοδοξίας, τῷ αὐτῷ ,ςωμά (1333 p. C. n.) ἔτει, ἰνδικτιῶνος ιά,*), ταραχθεὶς ὁ ἐκτομίας, μέγας δοὺξ Ἰωάννης, ἐσφάγη ὁ κῦρ Μανουὴλ μαχαίρᾳ. Μηνὶ Σεπτεμβρίῳ ιβ', ἡμέρᾳ γ', ἰνδικτιῶνι ιδ',**) ἔτους ,ςωμδ', ἦλθεν ἡ δέσποινα, κυρὰ Εἰρήνη, ἡ Παλαιολογίνα, ἡ θυγατὴρ κῦρ Ἀνδρονίκου, τοῦ Παλαιολόγου· καὶ εἰς τὰ ιζ' τοῦ αὐτοῦ μηνός, ἡμέρᾳ ά, εὐλογήθη τὸν βασιλέα, κῦρ Βασίλειον.

---

*) ἰνδ. Ιά der Handschrift irrig für ά.

**) ἰνδ. Ιδ' der Handschrift irrig für δ'.

Κατὰ δὲ τὸν ε' τοῦ Ἰουλίου μηνός, ἡμέρᾳ ϛ', ἔτους ͵ϛωμδ', (1336 p. C. n.) ἦλθεν ὁ Σιχασά,*) ὁ υἱὸς τοῦ Ταμαρτᾶ,**) εἰς τὴν Τραπεζοῦντα· καὶ γέγονε πόλεμος εἰς τὸν Ἀχάντακαν τοῦ ἁγίου Κηρύκου, καὶ εἰς τὸν Μίνθριον. Καὶ θεοῦ εὐδοκοῦντος ἐτράπη ὑποβρύχιος, καὶ ἔφυγεν ὅτι ἐσκοτώθη ὁ αὐτοῦ ραΐμης,***) ὁ υἱὸς τοῦ Ῥουστάνβη.****)

Μηνὶ Μαρτίῳ, ἡμέρᾳ β', τῆς ἀρχινηστείμου τῆς ἁγίας μ', ἐγένετο ἔκλειψις τοῦ ἡλίου ἀπὸ ὥρας δ' ἕως ὥρας ζ'. καὶ ἐταράχθη τὸ κοινὸν κατὰ τοῦ βασιλέως ὥστε καὶ ἔξωθεν τοῦ κουλᾶ†) συναχθέντες, λίθους ἔσυραν εἰς αὐτόν.

Ἔτους ͵ϛωμε', (1336 p. C. n.) μηνὸς Ὀκτωβρίου ε, ἰνδικτίωνος ε'††) ἐγεννήθη ὁ Κομνηνός, κῦρ Ἰωάννης ὁ ἐπονομασθεὶς Ἀλέξιος, ὁ υἱὸς τοῦ κῦρ Βασιλείου ὁ δεύτερος. Εὐλογήθη ὁ βασιλεύς, ὁ κῦρ Βασίλειος, τὴν ἐκ Τραπεζοῦντος δέσποιναν, κυρὰν Εἰρήνην†††) μηνὶ Ἰουλίῳ ή, ἔτους ͵ϛωμζ' (1339 p. C. n.). Ἐκοιμήθη ὁ βασιλεύς, ὁ κῦρ Βασίλειος, ὁ μέγας Κομνηνός, μηνὶ Ἀπριλλίῳ εἰς τὰ ϛ', ἡμέρᾳ ε, ἰνδικτίωνος ή, ἔτους ͵ϛωμή (1340 p. C. n.). Ἐβασίλευσεν ἔτη ζ' καὶ μῆνας ϛ'.

---

*) Σιχασά ist das *Scheich Hasan* شيخ حسان der Mohammedaner.

**) Ταμαρτά deutet klar genug auf *Temirtem*, دمرتن d. i. *Eisenkörper*.

***) Die Handschrift hat ραιμης ohne Spiritus und ohne Accent, sicheres Zeichen, dass das Wort verstümmelt und vielleicht Ἱβραΐμης zu lesen ist. Freilich wäre dann αὐτοῦ überflüssig, da man nicht sagen kann: „es ward sein Ibrahim, Rustumbegs Sohn, getödtet.“ Es müsste auch von irgend einer Würde und Stellung dieses Ibrahim beim Heere des Scheich-Hasan die Rede seyn.

****) Ῥουστάνβη ist beinahe das unveränderte رسم بك *Rustem-Beg* der Türken.

†) Κουλᾶ, im Nominat. Κουλά, die *Burg*, die *Citadelle*, aus dem Arabischen قلعه *Kalaa* ins Griechische übertragen.

††) Die Handschrift gibt irrig Ζ.

†††) Sieh Anmerkung XII.

10. Οἱ δὲ παῖδες αὐτοῦ, κῦρ Ἀλέξιος καὶ Καλοϊωάννης, ἐστάλησαν εἰς τὴν πόλιν σὺν τῇ μητρί. Καὶ ἐκράτησε τὴν βασιλείαν ἡ Παλαιολογίνα, κυρὰ Εἰρήνη, χήρα οὖσα. Καὶ εὐθέως ἐταράχθησαν οἱ ἄρχοντες, καὶ ἐγένοντο δύο μέρη. Καὶ ὁ μὲν Τζανιχίτης, ὁ μέγας στρατοπεδάρχης, κῦρ Σεβαστὸς σὺν τοῖς σχολαρίοις καὶ Μειζομάταις,*) καὶ κῦρ Κωνσταντῖνος, ὁ Δωρανίτης, καὶ οἱ Καβαζῖται, καὶ ὁ Καμαχηνός, καί τινες τοῦ κοινοῦ, καὶ τῶν ἀλλαγίων τῶν βασιλικῶν**) ἐκράτησαν τὸν ἅγιον Εὐγένιον· οἱ δ' Ἀμυτζανταράνται, καί τινες τῶν ἀρχόντων καὶ τοῦ βασιλικοῦ ἀλλαγίου, ἐκράτησαν σὺν τῇ δεσποίνῃ τὸν Κουλᾶν.

Κατὰ δὲ Ἰούλιον μῆνα β', ἡμέρᾳ α', ἔτους ,ϛωμή, (1340 p. C. n.) ἐλθὼν ὁ μέγας δοὺξ, Ἰωάννης, ὁ ἐκτομίας, ἐκ τῶν Λιμνίων μετὰ φωσάτον πολύ. Ἐγένετο πόλεμος. Σύραντες καὶ τὸ μάγγανον κατὰ τῆς μονῆς, καὶ ἐπυρπολήθη ἡ μονή, καὶ πάντα τὰ ὡραῖα αὐτῆς ἀπεκαύθησαν. Καὶ ὁ Τζανιχίτης καὶ ἕτεροι ἄρχοντες Ms. fol. 292. b. ἐπεριωρίσθησαν εἰς τὰ Λιμνία, καὶ ἐκεῖ τὸ ζῆν ἀπέδωκαν. Τῷ αὐτῷ γοῦν ἔτει, περὶ τὸν αὐτὸν μῆνα, ἀπῆλθε τὸ φωσάτον ἡμῶν εἰς τὸν

---

*) Dass die *Meizomatai* gleich den Scholariern eine Abtheilung der kaiserlichen Palastsoldaten und Leibgarden bildeten, ist aus dem Zusammenhang klar. Das Wort selbst wird ausser der Trapezuntischen Chronik, so viel man weiss, bei keinem Byzantiner gefunden.

**) [τῶν ἀλλαγίων βασιλικῶν]. Das ἀλλάγιον der Trapezuntier ist nicht das Ἀλλάγιον der frühern Byzantiner, sondern das علاقه *Alakiyet* der Morgenländer, bei welchen dieses Wort einen mit unzertrennbarer Anhänglichkeit ergebenen Mann, und in Concreto gerade um die Zeit des trapezuntischen Imperiums die türkische Palastgarde zu Pferd der Mamluken Sultane von Aegypten bedeutete. Das ἀλλάγιον βασιλικόν des *Panaretos* entspricht auch dem ἄγημα Alexanders von Macedonien bei Arrianus.

*Παρχάριν**) *καὶ κουρσεύσαντες τοὺς Ἀμιτιώτας***) *ἐπῆραν κοῦρσα πολλά, ὅτε ἐσκοτώθησαν καὶ υἱοὶ τοῦ Δολίνου.****) *Μηνὶ Ἰουλίῳ ε, ἡμέρᾳ ς', ἰνδικτιῶνος θ', ἔτους ,ϛωμθ',* (1341 p. C. n.) *ἐκοιμήθη ὁ βασιλεὺς Ῥωμαίων, κῦρ Ἀνδρόνικος, ὁ Παλαιολόγος. Τῷ αὐτῷ μηνὶ καὶ τῷ αὐτῷ ἔτει, ἐσκοτώθησαν οἱ ἄρχοντες εἰς τὰ Λιμνία. Πάλιν*

---

*) [*Παρχάριν*] ***Parchári*s** ist ein neues Wort in der Byzantinischen Litteratur und findet sich drei oder viermal in der Chronic des ***Panaretos***, allzeit als Masculinum und als paroxytonum. Aus dem Context der Erzählung ergibt sich nicht undeutlich, dass ***Parcháris*** kein Ortsname ist, auch keinen bestimmten District bezeichnet, sondern auf eine gewisse Terrainbeschaffenheit hindeutet, die mehreren Theilen des kaiserlichen Gebietes gemeinsam war. So z. B. zog der Kaiser einmal in den „Parcharis“ von Larachana. Larachana ist aber eine heute noch bekannte Ortschaft im Innern des Landes. Parcharis ist aber auch kein einzelner Häusercomplex, sondern eine Gegend von bedeutender Ausdehnung und weitem Umfang, weil derselbe Imperator in einer ganz andern Gegend des Reiches mit seinem Heerhaufen den „ganzen Parcharis“ durchzog.

Die ärmliche und unwissende Bevölkerung im heutigen Trapezunt versteht das Wort *ὁ παρχάρις* nicht mehr; doch erfuhr ich nach langem Herumfragen, dass die grasbewachsenen, noch bewohnten und zum Theil angebauten, aber völlig baumlosen Alpenstrecken, die sich regelmässig ober dem immergrünen Waldgürtel von Kolchis nach der ganzen Länge desselben bis zum traurigen kalten Tafellande Hoch-Armeniens hinziehen und von der türkischen Bevölkerung چايرلر ***tschayerler***, d. i. „Wiesen“ genannt werden, in der Sprache der christlichen Bewohner jener Gegenden noch jetzt „Parcharitza“ heissen.

) [*τοὺς Ἀμιτιώτας*] Die ***Amidiotischen* Türken der Trapezuntier sind die Turkmanen vom weissen Hammel, die sich hartnäckig gegen die fetten Triften Georgiens und der Küsten des schwarzen Meeres auszudehnen suchten und deren Hauptort das von den Arabern Diarbekir genannte ***Amida*** in Ober-Mesopotamien war.

***) Sieh Anmerkung XIII.

γοῦν τῷ αὐτῷ ἔτει, Ἰουλίῳ δ′, ἡμέρᾳ δ′, ἤλθασιν οἱ Ἀμιτιῶται Τοῦρκοι, καὶ ἐτράπησαν οἱ Ῥωμαῖοι ἄτερ πολέμου, καὶ ἐσκοτώθησαν Χριστιανοὶ πολλοὶ, καὶ ἐκαύθη ἡ Τραπεζοῦς ὅλη ἐντὸς καὶ ἐκτὸς, καὶ ἐκαύθησαν λαὸς πολὺς, καὶ γυναῖκες καὶ παιδία. Μετὰ δὲ τὴν πληγὴν ἐκ τῆς δυσωδίας τῶν καυθέντων ἀλόγων, ζώων καὶ ἀνθρώπων γέγονε καὶ αἰφνίδιος θάνατος. Πρὸ τούτου γὰρ ἡ θυγάτηρ τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ, κῦρ Ἀλεξίου, ἡ κυρὰ Ἄννα, ἡ λεγομένη Ἀναχουτλοῦ Ms. fol. 293. a. τὴν μοναχικὴν ἀποβαλομένη στολὴν, ἀπῆλθεν εἰς τὴν Λαζίαν, καὶ ἐκράτησεν αὐτήν. Μετὰ δὲ τὸ γενέσθαι τὸν ἐμπρησμὸν καὶ τὴν ἐπιδρομὴν, ἦλθεν ἡ Ἀναχουτλοῦ καὶ παρέλαβε τὴν βασιλείαν, ἔχουσα καὶ φωσάτα Λάζικα, μηνὶ Ἰουλίῳ ιζ′, ἡμέρᾳ γ′, τῷ αὐτῷ ἔτει. Ἡ δὲ Παλαιολογίνα κατέβη τῆς βασιλείας, βασιλεύσασα ἔτος α′ καὶ μῆνας γ′.

11. Εἰς δὲ τὰς λ′ τοῦ αὐτοῦ Ἰουλίου μηνὸς, τῷ αὐτῷ ἔτει, ἡμέρᾳ β′ ἦλθεν ἐκ τῆς Μεγαλοπόλεως ὁ ἀδελφὸς Ἀλεξίου, ὁ κῦρ Μιχαὴλ, ὁ Κομνηνὸς, ἔχων μεθ' αὐτοῦ κάτεργα γ′ καὶ τὸν σχολάριν Νικήταν, κῦρ Γρηγόριον, τὸν Μειζομάτην. Καὶ τὸ μὲν βραδὺ καταβάντες οἱ ἄρχοντες μετὰ ὁρκομοτὸν, καὶ ὁ μητροπολίτης, κῦρ Ἀκάκιος, μετὰ τοῦ...*) καὶ παρέλαβον αὐτὸν ὡς αὐθέντην. Τῷ δὲ πρωΐ οὐκ οἶδα ὁ λαὸς πῶς αὐτὸν ἐπεριώρισεν. Τὰ δὲ κάτεργα ἥρπαξαν οἱ Λαζοὶ, καὶ πολλοὺς διὰ βελῶν ἀπέκτειναν. Τῇ οὖν γ′ τοῦ αὐτοῦ μηνὸς, ἡμέρᾳ ϛ′, τοῦ αὐτοῦ ἔτους ͵ϛωμθ′ (1341 p. C. n.), πάλιν ἤλθασιν οἱ Ms. fol. 293. b. Ἀμιτιῶται Τοῦρκοι· ἀλλὰ θεοῦ εὐδοκοῦντος οὐκ ἴσχυσαν πρὸς ἡμᾶς, ἀλλὰ ἀπῆλθον κατησχυμένοι κενοί. Μηνὶ τῷ αὐτῷ ζ′, τῷ αὐτῷ ἔτει, ἐστάλθη ὁ Κομνηνὸς, κῦρ Μιχαὴλ, περιωρισμένος εἰς τὸ Οἴναιον,

---

*) Die unleserliche Abbreviatur der Handschrift scheint εὐαγγελίου zu bedeuten. Doch ist die Präposition μετὰ im nämlichen Satze und im gleichen Sinne mit dem Accusativ und mit dem Genitiv gebraucht.

εἶτα εἰς τὰ Λιμνία. Τῷ αὐτῷ μηνὶ ι καὶ τῷ αὐτῷ ἔτει ἐστάλθη ἡ Παλαιολογίνα, κυρὰ Εἰρήνη, μετὰ Φραγκικὸν κάτεργον εἰς τὴν πόλιν.

12. Μηνὶ Σεπτεμβρίῳ ι ἔφυγεν ὁ σχολάρις κῦρ Νικήτα, καὶ ὁ Μειτζομάτης, κῦρ Γρηγόριος, ὁ Δωρανίτης, κῦρ Κωνσταντῖνος, καὶ ὁ υἱὸς Ἰωάννης, καὶ ὁ ἀδελφὸς τοῦ Μειτζομάτου, Μιχαὴλ, καὶ ἕτεροι ἐκ τοῦ μέρους αὐτοῦ, καὶ ἀπῆλθον μετὰ Βενέτικον κάτεργον εἰς τὴν πόλιν· οἵτινες καὶ χρονίσαντες τὰ περὶ τὸν αὐτὸν μῆνα ιϛ, ἦλθον μετὰ Κομνηνὸν, κῦρ Ἰωάννην, τοῦ κῦρ Μιχαὴλ τὸν υἱὸν, ἔχοντες δύο κάτεργα τῶν αὐτῶν καὶ τρία Γενουϊτικὰ, καὶ παρέλαβον τὴν Τραπεζοῦντα μηνὸς Σεπτεμβρίου δ΄, ἡμέρᾳ δ΄. ἔτους ͵ϛωνά (1342 p. C. n.). Καὶ ἐστέφθη τῷ αὐτῷ μηνὶ Σεπτεμβρίῳ εἰς τὰ δ΄ εἰς τὴν Χρυσοκέφαλον ἐν τῷ ἄμβωνι, ὅτε καὶ ἐν τῇ ἐλεύσει αὐτοῦ ἐπὶ πᾶσιν αἱ χῶραι συνήχθησαν ἐπὶ ταὐτό· καὶ γέγονε Ms. fol. 294. a. διωγμὸς βαρὺς καὶ ἁρπαγὴ πολλή. Τότε ἐσκοτώθησαν καὶ οἱ ἄρχοντες, οἱ Ἀμυτζαντάριοι· καὶ ἡ τοῦ κῦρ Γεωργίου μήτηρ, ἡ Σαργαλὴ, παρεδόθη τῇ παιγμονῇ· καὶ σὺν αὐτῇ ἀπεπνίγη καὶ ἡ Ἀναχουτλοῦ, βασιλεύσασα ἔτος ά, καὶ μῆνα ά, καὶ ἡμέρας ή.

13. Μηνὶ Ἰουνίῳ ἔτους ͵ϛωνά (1343 p. C. n.) ἦλθαν οἱ Ἀμιτιῶται εἰς πόλεμον, καὶ ἀπῆλθαν κενοί. Ἐπειδὴ τὸν κῦρ Μιχαὴλ κρατῶν μέγας δοὺξ, ὁ εὐνοῦχος, ἐν τοῖς Λιμνίοις Μαρτίῳ μηνὶ ἀπεκτάνθη, ἀπῆλθεν ὁ μέγας δοὺξ, ὁ σχολάρις, καὶ παρέλαβε τὸν κῦρ Μιχαὴλ, καὶ ἦλθε, καὶ ἐβασίλευσε μηνὶ Μαΐῳ γ΄, ἡμέρᾳ β΄ ἔτους ͵ϛωνβ΄. (1344 p. C. n.). Ἐστέφθη δὲ μηνὶ τῷ αὐτῷ. Καὶ τὸν υἱὸν αὐτοῦ καταβιβάσας, ἐπεριώρισεν εἰς τὸ σπήλαιον τοῦ ἁγίου Σάβα, βασιλεύσας ὁ κῦρ Ἰωάννης χρόνον ά καὶ μῆνας ή. Ἐπεὶ δὲ οἱ πρῶτοι ἄρχοντες τοῦ ζῆν ἀπεστερήθησαν Ms. fol. 294. b., ἐτιμήθη ὁ σχολάρις, ὁ κῦρ Νικήτας, μέγας δοὺξ, Γρηγόριος ὁ Μειζομάτης, μέγας στρατοπεδάρχης. Λέων ὁ Καβασίτης, μέγας δομέστικος, Κωνσταντῖνος ὁ Δωρανίτης τὰ βεστιάρια, καὶ ὁ υἱὸς αὐτοῦ ἐπικέρνις, Ἰωάννης ὁ Καβασίτης μέγας λογαριάστης· ὁ υἱὸς τοῦ σχολάριος παρακοιμώμενος, Μιχαὴλ ὁ Μειζομάτης Ἀμιρτζαύτζης, Τζανιχίτης ὁ Στέφανος μέγας κονοσταῦλος.

14. Μηνὶ Νοεμβρίῳ ἔτους ͵ςωνδ' (1345 p. C. n.) κατεσχέθησαν παρὰ τοῦ βασιλέως, τοῦ κῦρ Μιχαὴλ, μέγας δοὺξ ὁ σχολάρις, μέγας δομέστικος ὁ Μειζομάτης, καὶ ἕτεροι αὐτῶν. Τότε ἐστάλθη καὶ ὁ Κομνηνὸς, κῦρ Ἰωάννης, εἰς τὴν πόλιν. Ἐν δὲ τῷ ͵ςωνε' (1346 p. C. n.) ἔτει ἐπιάσθη ὁ ἅγιος Ἀνδρέας καὶ τὸ ὔνοιον.*)

Μηνὶ Σεπτεμβρίῳ ἰνδικτίωνος α' ἐγένετο αἰφνίδιος θάνατος, ἡ πανοῦκλα, ὥστε ἀπεβάλλοντο πολλὰ τέκνα, καὶ συνεύνους**) ἀδελφοὺς καὶ μητέρας καὶ συγγενεῖς καὶ διεκράτησεν εἰς μῆνας ζ'.

13. Τῷ αὐτῷ ͵ςωνς' (1348 p. C. n.) ἐν μηνὶ Ἰανουαρίῳ ἐπιάσθη ἡ Κερασοῦς καὶ Ms. fol. 295. a. αἰχμαλωτίσθη, καὶ ἐπυρπολήθη παρὰ Ἰανουΐτων. Ἐν δὲ τῷ αὐτῷ ἔτει, ἐν μηνὶ Ἰουνίῳ κθ', ἰνδικτίωνος α', ἦλθαν ἐν Τραπεζοῦντι Τοῦρκοι πολλοὶ, ἤγουν ἀπὸ τὸ ἐζικαίν, ἀχχὴς αἴναπακ, καὶ ἀπὸ τὸ Παΐπερτ ὁ Μαχμὰτ Ερ' κεπτάρις***), καὶ ἀπὸ τῶν Ἀμιτιωτῶν ὁ Τουραλὴ Πέκ, καὶ ὁ Ποσδογάνης, καὶ Τζιανίδες σὺν αὐτοῖς· καὶ ἐκρότησαν πόλεμον ἡμέρας γ', καὶ ἀπῆλθαν κατησχυμένοι καὶ πεπληγμένοι φυγάδες, ἀποβαλλόμενοι ἐν ὁδῷ Τούρκους πολλούς.

Μηνὶ Μαΐῳ ε', ἡμέρᾳ γ', ἔτους ͵ςωνζ' (1340 p. C. n.), ἦλθαν ἐνταῦθα ἐκ τοῦ Καφᾶ κάτεργα Φράγκικα β'. Καὶ ἐξῆλθεν καὶ ἡμέτερον

---

*) ὔνοιον für Οἴναιον, das heutige *Unieh*.

**) συνεύνους ἀδελφοὺς sind durch Comma zu trennen.

***) Ἐζικαίν ist corrupt für Ἐρτζίγγα der Byzantiner, *Ersendschan* der Morgenländer und *Arsinga* der italienischen Chroniken. Stadt am Euphrat, damals mit einem unabhängigen Häuptling, dessen Name durch die Copisten in das ganz unverständliche ἀχχὴς αἴναπακ entstellt ist. Ερ' κεπτάρις ebenfalls corrupt und nicht zu erklären. Doch sieh Anmerkung XIV.

κάτεργον ἓν μέγαν ἐκ τῆς Δαφνοῦντος,*) καὶ ἕτερον μικρὸν, καὶ βαρκόπουλα ἱκανά· καὶ ἐκρότησαν πόλεμον, καὶ παραχωρήσει Θεοῦ ἐνίκησαν οἱ Φράγκοι, καὶ ἐσκοτώθη ὁ μέγας δοὺξ, Ἰωάννης ὁ Καβασίτης, καὶ κῦρ Μιχαὴλ, ὁ Τζανιχίτης, καὶ ἕτεροι πολλοί. Τὸ δὲ κάτεργον Ms. fol. 295. a. ἐκαύθη, καὶ οἱ ἐν τῇ στερεᾷ Φράγκοι ἡρπάγησαν**), καὶ περιωρίσθησαν· τὰ δὲ κάτεργα ἀπῆλθον.

Κατὰ δὲ τὸν Ἰούνιον μῆνα ιε', ἔτους ,ϛωνζ' (1349 p. C. n.), πάλιν ἦλθαν ἐκ τοῦ Καφᾶ κάτεργα γ', καὶ μία βαρκὶς ἐξ Ἀμινσῶ. Καὶ μετὰ πολλῶν λόγων καὶ ὀχλήσεων καὶ ζητήσεων γέγονεν ἀγάπη, καὶ παρεδόθη πρὸς αὐτοὺς τὸ Λεοντόκαστρον.***) Τότε γὰρ ἀσθένεια ἐνίκησε τὸν βασιλέα, τὸν κῦρ Μιχαήλ· ὅτε καὶ ὁ σχολάρις, ὁ κῦρ Νικήτας, ἐκ τοῦ Κεγχρίνα ἐλθὼν, γέγονε μέγας δοὺξ, λαβὼν τὴν θυγατέρα τοῦ Σαμψών. Ἐβασίλευσε δὲ ὁ κῦρ Μιχαὴλ χρόνους β' καὶ μῆνας ζ'.

15. Μηνὶ Δεκεμβρίῳ ιγ', ἡμέρᾳ ά, ἔτους ,ϛωνή (1349 p. C. n.), κατεβιβάσθη ἐκ τῆς βασιλείας ὁ κῦρ Μιχαὴλ, ὁ Κομνηνός· καὶ εἰς τὰ κβ' τοῦ αὐτοῦ μηνὸς, ἡμέρᾳ γ', εἰςῆλθεν εἰς τὴν Τραπεζοῦντα καὶ παρέλαβε τὴν βασιλείαν ὁ βασιλεὺς, υἱὸς κῦρ Βασιλίου τοῦ Κομνηνοῦ, ὁ κῦρ Ἰωάννης, ὁ ἐπονομασθεὶς κατὰ τὸν πάππον κῦρ Ἀλέξιος, σὺν τῇ δεσποίνῃ καὶ μητρὶ αὐτοῦ, κυρᾷ Εἰρήνῃ, τῇ μεγάλῃ Κομνηνῇ, καὶ ἐστέφθη ἐν τῷ ναῷ τοῦ ἁγίου Εὐγενίου μηνὶ Ἰανουαρίῳ εἰς τὰ κέ, κατὰ τὴν τοῦ ἁγίου ἑορτήν. Τὸν δὲ κῦρ Μιχαὴλ περιορίσας, ἐν τῷ σπηλαίῳ τοῦ ἁγίου Σάβα ἀπέκαρε κατὰ μοναχόν· καὶ μετὰ χρόνον ά ἀπεστάλθη εἰς τὴν πόλιν μετὰ τοῦ Τατᾶ, κῦρ Μιχαὴλ τοῦ Σαμψὼν, ὅτε γέγονε καὶ συμπενθερεία πρὸς τὸν βασιλέα.

16. Τῷ αὐτῷ γοῦν ἔτει ,ϛωνή (1350 p. C. n.) ἐγένετο σύγχυσις καὶ ταραχὴ μέσον τῶν ἀρχόντων· καὶ Ἰουνίου μηνὸς ἐπιάσθη ὁ μέγας

---

*) Sieh Anmerkung XV.

**) Sieh Anmerkung XVI.

***) Sieh Anmerkung XVII.

στροτοπέδαρχος, κῦρ Θεόδωρος ὁ Δωρανίτης, ὁ λεγόμενος Πιλέλης, καὶ ὁ ἀδελφὸς αὐτοῦ κατὰ βεστιάρια, Κωνσταντῖνος ὁ Δωρανίτης, καὶ πᾶσα ἡ γενεὰ αὐτοῦ· καὶ περιωρίσθησαν ἕκαστος αὐτῶν εἰς τὰ τῶν ἀρχόντων ὀσπίτια. Μετὰ δὲ ϛ' τοῦ μηνὸς πάλιν ἀνεκλήθησαν. Ἐν μηνὶ Ἰανουαρίῳ τῷ ,ςωνθ' (1351 p. C. n.) ἔτει ἐπιάσθη ὁ γενόμενος κατὰ βεστιάρια Λέων ὁ Καβασίτης, καὶ ἀνεβιβάσθη εἰς τὸ κατὰ βεστιαράτον ὁ Πιλέλης, ὅτε καὶ ὁ Τατὰς Μιχαὴλ, ὁ Σαμψὼν, ἀπῆλθε μετὰ κατέργου εἰς τὴν πόλιν ποιεῖν τὴν συμπενθερείαν, καὶ λαβῆν*) τὴν δέσποιναν Ms. fol. 296. b. ἐλθεῖν. Τῷ αὐτῷ γοῦν ἔτει Μαΐῳ μηνὶ, ἡμέρᾳ β', ἐπιάσθη ὁ Κουλᾶς ἀπὸ τοῦ Πιλέλη καὶ τῶν σὺν αὐτῷ· ἐζωγρήθη ὁ μέγας δοὺξ, ὁ σχολάρις. Ἀναταχθεὶς δὲ ὁ λαὸς, πάλιν ἐλευθερώθη, καὶ ἀπῆλθεν ὁ βασιλεὺς εἰς τὴν Τρίπολιν.**) Ὁ δὲ Πιλέλης καὶ ὁ υἱὸς αὐτοῦ, καὶ ὁ γαμβρὸς αὐτοῦ, καὶ οἱ τοῦ ξενίτου παῖδες, συλληφθέντες ἐστάλθησαν καὶ περιωρίσθησαν εἰς τὴν Κεγχρῖναν.

Μηνὶ Σεπτεμβρίῳ γ', ἰνδικτίωνος ε', ἔτους ,ςωξ' (1351 p. C. n.), ἦλθεν ἡ δέσποινα, ἡ Κομνηνὴ, ἡ Κανταχουζηνὴ, μετὰ κάτεργον ἐκ τῆς πόλεως, ἡ θυγάτηρ κῦρ Νικηφόρου, τοῦ Κανταχουζηνοῦ σεβαστοκράτορος, πρώτου ἐξαδέλφου ὄντος τοῦ βασιλέως Ῥωμαίων, κῦρ Ἰωάννου, τοῦ Κανταχουζηνοῦ· καὶ εἰς τὰ κ' ἡμέρᾳ πρῶτον ἐγένετο εὐλόγησις αὐτῆς μετὰ τοῦ βασιλέως ἐν τῇ μονῇ τοῦ ἁγίου Εὐγενίου. Τῷ αὐτῷ γοῦν ἔτει τῷ ,ςωξ', Σεπτεμβρίου κϛ', ἀπήλθαμεν μὲ τὴν δέσποιναν, τοῦ βασιλέως τὴν μητέρα, εἰς τὰ Λιμνία κατὰ τοῦ κεφαλατικεύοντος***) ἐκεῖσε Κωνσταντίνου τοῦ Δωρανίτου Ms. fol. 297. a. ἀδελφοῦ τοῦ κατὰ βεστιάριον, τοῦ Πιλέλη· καὶ λείψαντες μῆνας γ' πάλιν ἤλθαμεν.

---

*) λαβῆν fehlerhaft für λαβεῖν was in der Aussprache gleich lautet.

**) Sieh Anmerkung XVIII.

***) Diese Stelle scheint klar genug *gegen Du-Cange* zu beweisen, dass κεφαλατικεύειν im byzantinischen Griechisch doch wohl „Capitaneum agere“ und nicht bloss *Capite censare* bedeutet.

17. Κατὰ δὲ τὸν Ἰανουάριον μῆνα τῷ αὐτῷ ἔτει εἰςῆλθεν ὁ πικέρνις Ἰωάννης ὁ Τζανιχίτης, καὶ ἐκράτησε τὴν Τζάνιχαν τὸ κάστρον ἀνάρχῳ χειρί. Καὶ κατὰ τὸν Ἀπρίλλιον μῆνα τῷ αὐτῷ ἔτει ἀπῆλθεν ὁ βασιλεὺς ἐκεῖσε καὶ ἡ δέσποινα, καὶ ἐποίησεν εἰρηνικὴν κατάστασιν. Καὶ κατὰ τὸν Ἰούλιον μῆνα τῷ αὐτῷ ἔτει ἐπαρεδόθησαν τῇ ἀγχόνῃ ὁ Πιλέλης, καὶ ὁ υἱός του, καὶ ὁ γαμβρός του, ἐν τῷ Κεγχρίνᾳ κάστρῳ. Ἐν τῷ αὐτῷ ͵ςωξ' ἔτει ἀπῆλθεν ἡ ἀδελφὴ τοῦ βασιλέως, κυρὰ Μαρία, ἡ μεγάλη Κομνηνὴ, καὶ συνεζεύχθη τὸν Χουτλουπέκην, τὸν υἱὸν τοῦ Τουραλῆ Ἀμηρὰν ὄντα τῶν Ἀμιτιωτῶν, μηνὸς Αὐγούστου. Τῷ αὐτῷ μηνὶ καὶ ἔτει ἦλθαν τὰ Βενέτικα τὰ κάτεργα κατὰ τῶν Γενουβίσων, καὶ ἔκαυσαν καράβια πολλά. Τῷ αὐτῷ μηνὶ Ἰουνίῳ ἔτους ͵ςωξβ' (1354 p. B. n.), ἀπῆλθεν ὁ σχολάρις Ms. fol. 297. b. φυγάδας εἰς τὴν Κερασοῦντα. Καὶ ἐκ τότε τὰ γεννηθέντα διὰ μέσον μηνὶ μετὰ καὶ ἀποκρισιάρια, τίς δύναται γράφειν;

18. Μηνὸς Μαρτίου κβ', ἔτους ͵ςωξγ' (1355 p. C. n.), ἦλθεν ὁ μέγας δοὺξ, ὁ σχολάρις, καὶ ὁ υἱὸς αὐτοῦ, ὁ παρακοιμωμένος*), κατὰ τῆς Τραπεζοῦντος μετὰ ἓν κάτεργον καὶ βάλκας**) ια', ὅτε ἀπῆλθε σὺν αὐτῷ καὶ ὁ πρωτοβεστιάριος Βασίλειος ὁ Χουπάκης· καὶ πολλῶν λόγων καὶ ὀχλήσεων γενομένων, πάλιν ἐγένετο κατάστασις, καὶ ἀπῆλθον εἰς Κερασοῦντα. Ἐν τῷ αὐτῷ ἔτει ͵ςωξγ', μηνὶ Μαίῳ, ἰνδικτίωνος η', ἁρματώσας ὁ βασιλεὺς κάτεργα δύο καὶ ξύλα μικρὰ ἱκανά, καὶ ἀπῆλθεν ἅμα τῇ μητρὶ καὶ δεσποίνῃ καὶ τῷ μετροπολίτῃ κατὰ τοῦ σχολάρι ἐν Κερασοῦντι· ὅτε καὶ ὁ μὲν σχολάρις ἦν ἐν τῷ Κεγχρίνᾳ, ὁ δὲ παρακοιμώμενος ἐν Κερασοῦντι. Μετὰ δὲ τὴν μάχην καὶ τὸν πόλεμον ἐγένετο κατάστασις, καὶ προςκυνήσασα ἡ Κερασοῦς τὸν βασιλέα. Ὁ δὲ παρακοιμώμενος ἐξελθὼν ἀπῆλθεν εἰς τὸν πατέρα Ms. fol. 298. a.

---

*) Sic!

**) βάλκα für βάρκα und umgekehrt wie *morto* statt *molle* der Livornesischen Seeleute.

αὐτοῦ ἐν τῷ Κεγχρινᾶ, καὶ ἦσαν ἅπαντες οἱ περὶ τὸν σχολάριν ἐκεῖ. Καὶ ὁ μὲν βασιλεὺς τὸν στόλον καὶ τὴν δέσποιναν ἀφεὶς ἐν τῇ Τριπόλει, ἦλθεν ἐνταῦθα, καὶ λαμβάνει στρατὸν καβαλλαρικόν, καὶ ἀπῆλθε τότε*) διὰ θαλάσσης, καὶ τὸ διὰ ξηρᾶς διάστημα περιώρισεν ἅπαντας ἐν τῷ Κεγχρινᾷ· ὅτε καὶ πόλεμος ἐγένετο, προςκυνήσαντες τὸν βασιλέα καὶ ἀνευφήμησαν. Ὁ μὲν βασιλεὺς καὶ οἱ σὺν αὐτῷ ἅπαντες ὑπέστρεψαν· ὁ δὲ σχολάρις καὶ οἱ σὺν αὐτῷ ἀπέμειναν ἐκεῖ, ὅτε ἦλθε καὶ ὁ πρωτοβεστιάριος ἐκ τῶν Λιμνίων, καὶ οἱ περὶ αὐτόν. Περὶ δὲ τὸν αὐτὸν μῆνα τοῦ αὐτοῦ ,ςωξγ' (1355 p. C. n.) ἔτους ἐκστρατεύσας ὁ δοὺξ Χαλδίας, Ἰωάννης ὁ Καβασίτης, ἀπῆλθε καὶ ἐπίασε τὴν Χερίαναν**), καὶ ἠχμαλώτευσεν αὐτήν· ὅτε ἐλευθερώθη καὶ ἡ Σορώγαινα, καὶ γέγονεν εἰς τὴν βασιλικὴν ὑποχειριότητα. Τῷ αὐτῷ ἔτει ἐξῆλθε καὶ ὁ κῦρ Μιχαὴλ, ὁ μέγας Κομνηνὸς, ἐκ τῆς πόλεως, καὶ ἦλθε μέχρι καὶ τοῦ Σουλχατίου, καὶ πάλιν ὑπέστρεψεν.

19. Ms. fol. 298. b. Μηνὶ Ὀκτωβρίῳ, ἰνδικτιῶνος θ', ἔτους ,ςωξδ', ἀπῆλθεν ὁ μέγας δομέστικος, ὁ Μειζομάτης, καὶ ὁ μέγας στρατοπεδάρχης, ὁ Σαμψὼν, εἰς τὰς Τριπόλις καὶ ἕως τοῦ Κεγχρινᾶ, καὶ παρέλαβον τὸν σχολάριν καὶ τοὺς περὶ αὐτὸν, καὶ ἦλθον, καὶ γέγονεν εἰρηναία κατάστασις.

20. Μηνὶ Νοεμβρίῳ κζ', ἡμέρᾳ ς', ἰνδικτιῶνος θ', τοῦ ,ςωξδ' (1356 p. C. n.) ἔτους, ἀπήλθομεν μετὰ τοῦ βασιλέως κατὰ τῆς Χεριάνας ἀπὸ διαβολικῆς συνεργείας. Καὶ πρῶτον μὲν ἐκουρσεύσαμεν, ἐπολιορκεύσαμεν καὶ ἠχμαλωτίσαμεν. Περὶ δὲ τὴν ς' ὥραν ἐφύγομεν φυγὴν ἄκοσμον, ὀλίγων Τούρκων διωκόντων ἡμᾶς. Τότε τοίνυν ἐσκοτώθησαν Χριστιανοὶ ὡσεὶ υ', καὶ ἐχαώθησαν καὶ ἄλογα πολλά· καὶ ὁ δοὺξ Χαλδίας, Ἰωάννης ὁ Καβασίτης, ἐπιάσθη. Καὶ εἰ μὴ κύριος ἦν

---

*) τό, τί?

**) Sich Anmerkung XIX.

ἐν ἡμῖν, ἀπολώμην ἂν καὶ αὐτὸς ἐγώ. Ἀλλὰ Θεοῦ εὐδοκοῦντος ἴσχυσέ μου ὁ ἵππος, καὶ κατόπιν βαίνων τοῦ βασιλέως ἐλευθερώθημεν, καὶ μετὰ τρεῖς ἡμέρας κατελάβομεν ἐν Τραπεζοῦντι. Τότε τοίνυν ἐγέννησε καὶ ὁ Ms. fol. 299. a. *βασιλεὺς υἱὸν, τὸν κῦρ Ἀνδρόνικον, ἐξ ἄλλης γαστρὸς, καὶ γκᾶ . . πὸ τῆς δεσποίνης.*

21. *Μηνὶ Δεκεμβρίῳ ιθ΄, ἰνδικτίωνος ι΄, ἔτους ͵ϛωξε΄,* (1357 p. C. n.) *ἐκινήσαμεν μετὰ τοῦ βασιλέως εἰς τὰ Λιμνία, ποιήσαντες τὴν πρόκυψιν*) τῆς Χριστοῦ γεννήσεως εἰς Κερασοῦντα, τῶν δὲ φωτῶν εἰς τὸ Ἰασώνιν, ὅτε ἐσκοτώθησαν καὶ Τοῦρκοι ιδ΄. Ἀπελθόντες γοῦν εἰς τὰ Λιμνία, καὶ πάλιν στραφέντες, λείψαντες τὰ πάντα τρεῖς μῆνας, πάλιν κατελάβομεν ἐν Τραπεζοῦντι ὑγιεῖς.*

22. *Περὶ τὸν Ἀπρίλλιον μῆνα εἰς τὰ ϛ΄, τῇ μεγάλῃ ε΄, τοῦ αὐτοῦ ͵ϛωξέ ἔτους, ἐγεννήθη τῷ βασιλεῖ θυγάτηρ, ἡ κυρὰ Ἄννα, ἐκ τῆς δεσποίνης ἡμῶν, τῆς κυρᾶς Θεοδώρας, ἰνδικτίωνος ι΄.*

23. *Μηνὶ Μαΐῳ, ἰνδικτίωνος ι΄, ἔτους ͵ϛωξε΄,* (1357 p. C. n.) *ἀπῆλθεν ὁ βασιλεὺς μετὰ φωσσάτον εἰς τὸν Παρχάριν, καὶ ἐγύρισε τὸν τοιοῦτον Παρχάριν ὅλον.*

24. *Μηνὶ Νοεμβρίῳ ια΄, ἡμέρᾳ ζ΄ ἰνδικτίωνος ια΄, τοῦ ͵ϛωξϛ΄ ἔτους, ἦλθεν ἡ δέσποινα τῆς Σινώπης, ἡ κυρὰ Εὐδοκία, ἡ θυγάτηρ κῦρ Ἀλεξίου, τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ. Μηνὶ τῷ αὐτῷ ιγ΄, ἡμέρᾳ β΄, ἰνδικτίωνος ια΄, τοῦ αὐτοῦ* Ms. fol. 299. b. *͵ϛωξϛ΄ ἔτους, ἀμελησάντων ἡμῶν τὴν φύλαξιν, εἰςῆλθεν εἰς τὴν Ματζοῦκαν ὁ Χατζύμυρις, ὁ υἱὸς τοῦ Παιράμη, μετὰ φωσσάτου πολλοῦ, καὶ ἐκούρσευσεν αἰχμαλωσίαν, πολλὰ καὶ ζῶα καὶ πράγματα, ἤγουν ἀπὸ τὴν Παλαιοματζοῦκαν, καὶ ἕως εἰς τὸ Δικαίσμον.*

---

*) Sieh Anmerkung XX.

25. Τοῦ αὐτοῦ ἔτους μηνὶ Ἰανουαρίῳ κβ' ἦλθεν ἐκ τῆς Κωνσταντινουπόλεως ἀποκρισιάρις Ἰωάννης, ὁ λεοντόστηθος.

26. Μηνὶ Αὐγούστῳ κβ', ἡμέρᾳ δ', ἰνδικτίωνος ια', τοῦ ,ϛωξϛ' (1358 p. C. n.) ἔτους, ἦλθεν ἡ Δεσποινάχατ*), ἡ κυρὰ Μαρία, ἡ τοῦ βασιλέως ἀδελφὴ, εἰς τὴν Τραπεζοῦντα, ἤτοι ἡ τὸν Ἀμιτιώτην συζευχθεῖσα Χουτλουπέκην. Μηνὶ Αὐγούστῳ εἰς τὰ κθ', ἡμέρᾳ δ', ἀπῆλθεν ἡ θυγάτηρ τοῦ βασιλέως κῦρ Βασιλείου, ἡ κυρὰ Θεοδώρα, πρὸς τὸ συζευχθῆναι τὸν Ἀμηρὰν Χατζύμυριν, τὸν υἱὸν τοῦ Παιράμη, ἔχουσα νυμφοστόλον τὸν Χούπακα, κῦρ Βασίλειον, τὸν σχολάριν, ἰνδικτίωνος ια', ἔτους ,ϛωξϛ'.

27. Μηνὶ Σεπτεμβρίῳ ιζ', ἡμέρας β', μετὰ τὸ ἀπόδειπνον, ἐγεννήθη τῷ βασιλεῖ ὁ υἱός, ὃν Ms. fol. 300 a. καὶ ἐκάλεσε κατὰ τὸν πάππον Βασίλειον, ἰνδικτίωνος ιβ', ἔτους ,ϛωξζ' (1359 p. C. n.).

28. Μηνὶ Ἀπριλλίῳ ἰνδικτίωνος ιγ', ἔτους, ,ϛωξη', (1360 p. C. n.) εἰςῆλθεν ὁ βασιλεὺς εἰς τὴν Χαλδίαν, κτίζειν τοῦ κούκου.**) Ἐλθὼν δὲ ἐκ τοῦ Παιπερτίου ὁ Χοτζιαλατίφης***) μετὰ τῶν καβαλλαρίων, καὶ ἐπόδισεν· ὅτε καὶ τὸν Καβασίτην Ἰωάννην παρέλυσε τοῦ κεφαλατικίου.

29. Μηνὶ Μαΐῳ ε', ἡμέρᾳ β', ἰνδικτίωνος ιδ', τοῦ ,ϛωξθ' ἔτους, ἐγένετο ἔκλειψις τοῦ ἡλίου, οἵα οὐκ ἐγένετο ἐν τῇ καθ' ἡμᾶς γενεᾷ ὥστε ἐφάνησαν καὶ ἀστέρες ἐν τῷ οὐρανῷ καὶ ἐκράτησεν ὥρας α' ρ'.

---

*) Sieh Anmerkung XXI.

**) Barbarischer Name eines chaldäischen Pass-Kastelles.

***) Der türkische Name خواجه لطيفه *Chodscha latife* des Emirs von Baibard ist hier gegen die Gewohnheit des Panaretos vollkommen sprachrichtig mit griechischen Lettern ausgedrückt.

Ὁ δὲ βασιλεὺς κῦρ Ἀλέξιος, καὶ ἡ μήτηρ αὐτοῦ, ἡ κυρὰ Εἰρήνη, καὶ τινες τῶν ἀρχόντων, καὶ ἐγὼ σὺν αὐτοῖς, εὑρέθημεν κατὰ συγκαιρίαν ἐν τῇ κατὰ τὴν Ματζοῦκαν μονῇ τῆς Σουμελᾶς*) ποιήσαντες δεήσεις πολλὰς καὶ παρακλήσεις. Τῷ αὐτῷ ,ϛωξθ' ἔτει, ἤτοι πρὸ ἓξ μηνῶν σεπτεμβρίῳ μηνὶ εἰς τὰ ϛ', ἀπῆλθεν ὁ βασιλεὺς εἰς τὰ Λιμνία, ἔνθα ποιήσας ὡσεὶ γ' μῆνας πάλιν ἦκθε. Τῷ αὐτῷ ,ϛωξθ' (1361 p. C. n.) ἔτει ἦλθεν ἐκ τῆς πόλεως ἀποκρισιάρις ὁ λεοντόστηθος ὡς ἀπὸ τοῦ βασιλέως, κῦρ Ἰωάννου, τοῦ Παλαιολόγου, ζητῶν συμπενθερείαν μετὰ τοῦ βασιλέως ἡμῶν. Τῷ ,ϛωξθ' ἔτει, ἰνδικτίωνος ια', μηνὶ Ἰουλίῳ, ἡμέρᾳ δ', ὥρᾳ τοῦ ἀποδείπνου ἐκοιμήθη ὁ μέγας δοὺξ Νικήτας, ὁ σχολάρις, ὅτε καὶ ὁ βασιλεὺς μεγάλως ἐλυπήθη, ἐπιστὰς ἐν τῇ προπομπῇ τῆς ἐξόδου αὐτοῦ, φορέσας καὶ λευκὰ διὰ τὴν θλίψιν, καθὼς εἴθισται τοῖς ἄναξι. Μηνὶ Ἰουλίῳ κγ', ἡμέρᾳ ϛ', ἰνδικτίωνος ιδ', τοῦ ,ϛωξθ' ἔτους, ὁ ἀπὸ τοῦ Παιπερτίου κεφαλή**) Χοτζιαλατίφης λαβὼν ἐπιλέκτους στρατιώτας ὡσεὶ ύ, καὶ πρωῒ εἰσῆλθεν κατὰ τὴν Ματζούκαν, πρός τε καὶ τὴν Λαραχάνην καὶ Χασδενίχαν. Οἱ δέ γε Ματζουκάται προκαταλαβόντες τὰς διεξόδους, ἔκτειναν ὡσεὶ ϙ Τούρκους· καὶ πλείους ἁρπάσαντες, καὶ ἄλογα, καὶ ἅρματα πολλά, καὶ αὐτὸν τὸν Χοτζιαλατίφιν καρατομοῦσι, καὶ τῇ ἐπαύριον θριαμβεύουσι τὰς κεφαλὰς αὐτῶν ἀνὰ τὴν Τραπεζοῦντα ὅλην.

30. Μηνὶ σεπτεμβρίῳ ιγ' ἀπήλθομεν εἰς τὴν Χαλυβίαν μετὰ τοῦ βασιλέως εἰς τὸ Ms. fol. 301 a. ὀσπιτόκαστρον τοῦ Χατζυμήρι, υἱοῦ

---

*) Wie der Name des indischen Götterberges bald *Meru* bald *Sumeru* geschrieben wird, so nennen auch die Kolchier den einsamen Bergwald des berühmten Panagiaklosters ohne Unterschied *Melas* und *Sumelas*. Die Sylbe *Su* scheint eine dem Wort verloren gegangene oder noch nicht übersetzte Bedeutung zu haben.

**) ὁ κεφαλή der Häuptling, le chef, wäre doch gar zu barbarisch und kaum durch das πρότος κεφαλή der neugriechischen Franken-Chronik von Morea zu rechtfertigen. Es wird wohl ἡ κεφαλή oder ὁ κεφαλάς zu lesen seyn.

τοῦ Παιράμη, ἤγουν μετὰ τὴν ἐν Κερασοῦντι εἰςέλευσιν αὐτοῦ καὶ ἔσμιξιν μεθ' ἡμῶν. Ἀπὸ δὲ Χαλυβίας ἤλθομεν διὰ ξηρᾶς εἰς τὴν Κερασοῦντα, ἀκολουθούντων ἡμῖν τοῦ Ἀμηρᾶ Χατζυμήρι καὶ Τούρκων μικροῦ δεῖν δουλικῶς, ἰνδικτιῶνος ιε΄, ͵ϛωο΄ (1361 p. C. n.) ἔτους. Μηνὶ Ὀκτωβρίῳ, ἰνδικτιῶνος ιε΄, τοῦ ͵ϛωο΄ (1361 p. C. n.) ἔτους, ὁ ἀπὸ τοῦ Ἐρζίγκα Ἀγχιαιναπὰκ κατελθὼν, περιεκάθισε κάστρον τὴν Γόλαχαν ὡσεὶ ἡμέρας ιϛ΄, στήσας καὶ μάγγανον, καὶ πολέμους κροτήσας σφοδρούς. Ἀλλὰ σὺν Θεῷ μηδέν τι δυνηθεὶς πρᾶξαι, ἀπῆλθε μετ' αἰσχύνης κενός· ὅτε καὶ ὁ βασιλεὺς ἀνέκτισεν τὸν ἐν τῇ Κορδύλῃ ναὸν τοῦ ἁγίου Φωκᾶ, καὶ μονὴν τοῦτον ἐποίησεν.

31. Τῷ αὐτῷ ͵ϛωο΄ (1362 p. C. n.) ἔτει ἐκίνησεν ὁ αἰφνίδιος θάνατος τοῦ βουβῶνος, καὶ ἐκράτησεν τὸν αὐτὸν ἐνιαυτὸν ὅλον· πρὸς δὲ τὸ καλοκαίριν καὶ θέρος γέγονε σφοδρότατος, καὶ ἐλυμήνατο, καὶ ἀποίκισε πολλούς. Περὶ δὲ τὸν Μάρτιον μῆνα τοῦ αὐτου ͵ϛωο΄ ἔτους ἀπῆλθεν ὁ βασιλεὺς, καὶ ἡ δέσποινα, Ms. fol. 301. b. καὶ ἡ μήτηρ αὐτοῦ, εἰς Μεσοχάλδια, ἅμα μὲν διὰ τὸν αἰφνίδιον θάνατον, ἅμα δὲ καὶ διὰ τὴν ἀπόδρασιν τοῦ Κομνηνοῦ Ἰωάννου ἐκ τῆς Ἀδριανουπόλεως, καὶ ἔλευσιν τούτου ἐν τῇ Σινώπῃ, ἔνθα καὶ ἐκοιμήθη. Ὅτε καὶ οἱ βασιλεῖς ἐλθόντες ἐκ Χαλδίας, οὐκ εἰςῆλθον ἐν Τραπεζοῦντι εἰς τὸ κάστρον διὰ τὸν σφοδρότατον διωγμὸν τοῦ θανάτου (ὑπῆρχε γὰρ μὴν Ἰούνιος), ἀλλ' ἐσκήνωσαν εἰς τὸν ἅγιον Ἰωάννην τὸν ἁγιαστὴν εἰς τὸν Μίνθρον βουνὸν ὅτε καὶ πρέςβυς ἦλθεν ἐκ τοῦ Τζαλαπῆ Τατζατίνη,*) διὰ τὴν συμπενθερείαν. Τότε μικροῦ δεῖν ἐπανέστησάν τινες τῷ βασιλεῖ. Ἀποδρὰς ἐκ τῆς εἱρκτῆς καὶ ὁ υἱὸς τοῦ Κομνηνοῦ κῦρ Ἰωάννου καὶ ἀπῆλθεν εἰς τὸν Καφὰν, εἶτα εἰς τὸν Γαλάταν.

32. Μηνὶ Ἀπριλλίῳ ἰνδικτιῶνος α΄, τοῦ ͵ϛωοα΄ (1363 p. C. n.) ἔτους, ἀπήλθαμεν μετὰ τοῦ βασιλικοῦ κατέργου εἰς τὴν μεγάλην πόλιν

---

*) Τζαλαπῆ Τατζατίνης ist das Türkische تاج الدين چلبی Tadscheddin Tschelebi.

ὅτε μέγας λογοθέτης, κῦρ Γεώργιος ὁ σχολάρις, καὶ ὁ Σεβαστός, καὶ ὁ νοτάρις Μιχαὴλ ὁ Πανάρετος, ὁ ταῦτα γράφων καὶ προςεκυνήσαμεν προςκυνήσεις φοβεράς. Εἴδαμεν Ms. fol. 302 a. καὶ τὸν βασιλέα, κῦρ Ἰωάννην, τὸν Παλαιολόγον, καὶ τὸν βασιλέα, κῦρ Ἰωάσαφα), τὸν Καντακουζηνὸν, τὸν πατριάρχην, κῦρ Κάλλιστον, καὶ τὰς δεσποίνας καὶ τοὺς υἱοὺς τοῦ βασιλέως, καὶ αὐτὸν δὲ τὸν καπέτανον καὶ ποτεστάτην τῶν ἐν τῷ Γαλατᾷ Γενουϊτῶν, Λεονάρδω ντε Μυρτάτω. Ὅτε ἐποιήσαμεν τὴν συμφωνίαν τῆς συμπενθερείας, ἵνα λάβῃ ὁ τοῦ βασιλέως τοῦ Παλαιολόγου ὁ υἱὸς τὴν θυγατέρα τοῦ βασιλέως τῆς Τραπεζοῦντος, κῦρ Ἀλεξίου, τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ· καὶ ἤλθαμεν μηνὸς Ἰουνίου ε.

33. Τῷ αὐτῷ ͵ϛωοα' ἔτει, μηνὶ Αὐγούστῳ ια'*) νὰ ἐσμιχθῶμεν τὸν αὐτοῦ γαμβρὸν, τὸν Χουτλουπέκην, τὸν υἱὸν τοῦ Τουραλῆ. Ἀλλὰ μὴ ἐσμιχθέντες διὰ τὸν ἐπεισπεσόντα τοῖς Τούρκοις αἰφνίδιον θάνατον μεθ' ἡμέρας κζ' πάλιν ἐστράφημεν ἐν Τραπεζοῦντι.

34. Μηνὸς Ὀκτωβρίου κζ', ἡμέρᾳ ϛ', ἰνδικτίωνος β', ἔτους ͵ϛωοβ', καθεζομένου τοῦ βασιλέως ἐν Ms. fol. 302. b. τῷ ποταμῷ τοῦ ἁγίου Γρηγορίου κατὰ τὸν καταβατὸν, αἴφνης περιέπεσον αὐτῷ οἱ ἐκ τῶν ἀρχόντων Καβασῖται, ὁ μέγας λογοθέτης, κῦρ Γρηγόριος**) ὁ σχολάρις, καὶ ἕτεροι· καὶ ἀπεδείωξαν***) αὐτὸν ἀπ' ἐκεῖ, μέχρις αὐτοῦ τοῦ Κουλᾶ. Καὶ οἱ μὲν Καβασῖται διὰ ξηρᾶς φυγόντες ξυνελήφθησαν, καὶ ἐκρατήθησαν· ὁ δὲ μέγας λογοθέτης σὺν τοῖς περὶ αὐτὸν ἀπῆλθεν εἰς τὴν Κερασοῦντα, εἶτα εἰς τὸν Ἀμινσοῦν. Ὅτε καὶ ὁ μητροπολίτης Νίφων, ὁ Πετρογιωνίτα, κοινωνὸς ὢν τῆς βουλῆς, περιωρίσθη ἐν τῇ μονῇ τῆς Σουμελᾶς ἐν Τραπεζοῦντι. Τῇ δὲ κθ' τοῦ Δεκεμβρίου μηνὸς ἡμέρᾳ ϛ' πάλιν ἦλθεν ὁ μέγας λογοθέτης, μεσάζοντος εἰς τοῦτο τοῦ Ντζιανώτου Σπίνουλ, καὶ Στεφάνου τοῦ διακ. . . #

---

*) Hier fehlt wahrscheinlich ἀπήλθαμεν.

**) Derselbe heisst oben „Γεώργιος."

***) -δειώξαν in neugriechischer Orthographie für -δίωξαν.

35. Τῷ αὐτῷ ἔτει, ἤτοι ͵ϛωοβ΄, (1364 p. C. n.) ἰνδικτίωνος β΄, μηνὶ Μαρτίῳ ιθ΄, ἐν ἡμέρᾳ τῇ μεγάλῃ τρίτῃ ἐκοιμήθη ὁ μητροπολίτης Τραπεζοῦντος, κῦρ Νίφων, νόσῳ προςπαλαίσας πλευρίτιδι, ἔτι ὢν ἐν τῇ Σουμελᾷ· καὶ ἐνεταφιάσθη ἀρχιερατικῶς εἰς τὴν Χρυσοκέφαλον, εἰς τὸν τάφον τοῦ μητροπολίτου, κῦρ Βαρνάβα. Καὶ ἐψηφίσθη ὁ σκευοφύλαξ Ἰωσήφ, ὁ Λαζαρόπουλος, καὶ ἀπῆλθεν εἰς τὴν πόλιν.

36. Μηνὶ Δεκεμβρίῳ ιϛ΄ σ΄ ε περὶ τὸν ὄρθρον, ἰνδικτίωνος γ΄, τοῦ ͵ϛωογ΄ (1364 p. C. n.) ἔτους, ἐγεννήθη τῷ βασιλεῖ υἱὸς, ὃς ἐκλήθη Μανουήλ.

37. Μηνὶ Ἀπριλλίῳ ιγ΄, τῷ αὐτῷ ͵ϛωογ΄ (1365 p. C. n.) ἔτει, τῇ μεγάλῃ κυριακῇ τοῦ Πάσχα, ἱσταμένου τοῦ βασιλέως εἰς τὸ Μαιτάνιν*) ἐγένετο ὄχλησις μέσον τοῦ Κονσούλου καὶ τοῦ Παΐλου**), ὅτε ἦλθεν καὶ ὁ μητροπολίτης, κῦρ Ἰωσήφ, χειροτονημένος εἰς τὸν θρόνον Τραπεζουντίων· ταὶ τῇ τρίτῃ τῆς διακαινησίμου γέγονεν ἡ εἰςέλευσις αὐτοῦ.

38. Μηνὶ Ἰουλίῳ ιδ΄, ἰνδικτίωνος γ΄, τοῦ ͵ϛωογ΄ ἔτους, κατέβη ὁ τοῦ βασιλέως γαμβρὸς, Χουτλουπέκ, Ms. fol. 303. b. ὁ Ἀμηρᾶς, μετὰ τῆς αὐτοῦ ὁμοζύγου, κυρᾶς Μαρίας, Δεσποιναχάτ, τῆς μεγάλης Κομνηνῆς, ἐν ταύτῃ τῇ εὐδαίμονι πόλει Τραπεζοῦντι· καὶ ἡνώθη τῷ βασιλεῖ, καὶ εἰςῆλθεν καὶ εἰς τὸ παλάτιον. Καὶ σκηνώσας κατὰ τὸν ἅγιον Ἰωάννην τὸν ἁγιαστὴν ὡσεὶ ἡμέρας η΄, πάλιν μετ᾽ εἰρήνης ἀπῆλθε, τιμηθεὶς μεγάλως.

39. Εἰς δὲ τὸ ἐπιὸν ἔτος ἀνῆλθεν ὁ βασιλεὺς εἰς τὸν Παρχάριν. Καὶ ἡμεῖς ἅπαντες σὺν αὐτῷ ἀναβάντες ἐκ Σπελίας εἰς τὴν Φιανόην,

---

*) Sprich: „*Maïdánin*“ von Persischen ميدان *Meydan, Feld, Platz, Esplanade*. Sieh Anmerkung XXII.

**) *Bailo* heisst der venetianische und *Consulo* der genuesische Repräsentant in den Handelsplätzen der Levante. Sieh Anmerkung XXII.

καὶ παροδεύσαντες τὸ Γαντοπέδιν καὶ Μάρμαρα, καὶ διαβάντες τὸν ἅγιον Μερκούριον, ἀνήλθομεν εἰς τὸν Ἀχάντακαν, πεζοὶ καὶ καβαλλάριοι ὑπὲρ τοὺς δισχιλίους. Καὶ ποιήσαντες μετὰ τοῦ Ms. fol. 304. b. Ἀμηρᾶ ἡμέρας δ', πάλιν ὑπεστρέψαμεν.

Μηνὶ Ἰουνίῳ ἰνδικτιῶνος ε, τοῦ ͵ϛωοε (1367 p. C. n.) ἔτους, καταβάντες ἐν τῇ Λαζικῇ μετὰ δυνάμεως διά τε ξηρᾶς καὶ διὰ θαλάσσης ἅμα βασιλεῖ καὶ τῇ τούτου μητρί, τῇ δεσποίνῃ, κατέχοντες ἅμα καὶ τὴν τοῦ βασιλέως θυγατέρα, κυρὰν Ἄννην, τὴν μεγάλην Κομνηνήν, ἥτις συνεζεύχθη τῷ βασιλεῖ τῶν Ἰβήρων καὶ Ἀβασγῶν, κὺρ Παγκρατίῳ*), τῷ Παγκρατιανῷ ἐν τῇ χώρᾳ μακροῦ Αἰγιαλοῦ. Ἐλθόντες δὲ παρευθὺς ἀνῆλθεν ὁ βασιλεὺς εἰς τὸν Παρχάριν τῆς Λαραχανῆς εἰς τὸ λιμν**) καὶ ἀπῆλθεν ἕως Χαλδίας.

40. Μηνὶ Νοεμβρίῳ ιε', ἰνδικτιῶνος ϛ', ἔτους ͵ϛωοϛ' (1367 p. C. n.) ἐξῆλθεν ὁ μητροπολίτης, κὺρ Ἰωσήφ, ἐκ τοῦ θρόνου τῆς Τραπεζοῦντος καὶ ἀπῆλθεν ἐν τῇ μονῇ τῆς Ἐλεούσης. Καὶ περὶ τὰς ιθ' τοῦ Ἰουλίου μηνός, τοῦ αὐτοῦ ͵ϛωοϛ' (1368 p. C. n.) ἔτους, ἀπῆλθεν εἰς τὴν Κωνσταντινούπολιν διὰ τὸ κοῦρσον, ὃ ἐποίησαν τὰ ἄζαπικα παρασκάλμια τοὺς Ἀρανιώτας***)· ὅτε καὶ ὁ πεφιλημένος μου υἱὸς Κωνσταντῖνος φεῦ, φεῦ μοι τῷ ἀθλίῳ καὶ ἁμαρτωλῷ ἐν τῇ θαλάσσῃ πεσὼν τῇ ἑορτῇ τῆς μεταμορφώσεως, κατὰ τὴν μονὴν τῆς ἁγίας Σοφίας†) τέθνηκεν, ἐτῶν ὢν ιε'· μεθ' ὃν καὶ ὁ ἕτερός μου ποθεινότατος υἱὸς Ῥωμανός, ἐτῶν ὢν ιζ', δυσουρικῷ προπαλαίσας νοσήματι, κεκοίμηται. Λείποντός μου μῆνας γ' ϛ^{ας} ὑπέστρεψα.

---

*) Sprich *Bagrat*, *Bagratianoj*, weil es das georgische ბაგრატ BAGRAT und nicht das griechische *Παγκράτιος* [Pangraz] ist.

**) Die Abbreviatur der Handschrift macht es zweifelhaft, ob *Λιμνικόν*, *Λιμνιόν*, *Λιμνιά* oder *Λιμνασιά* zu lesen sei, da Namen dieser Gattung im Innern des Landes häufig vorkommen.

***) Sieh Anmerkung XXIII.

†) Sieh Anmerkung XXIV.

41. *Τῷ αὐτῷ ἔτει μηνὶ Μαρτίῳ εἰςελθὼν* Ms. fol. 305 a. *ὁ Γλιτζιασθλάνης**) *ἐπολιόρκει τὴν καθ' ἡμᾶς Χαλδίαν· ὅτε καὶ ἐκστρατεύσας ὁ βασιλεὺς ἀνέβη ἐκεῖ. Μηνὶ Ἰανουαρίῳ, ἰνδικτίωνος ζ΄, ἔτους ,ςωοζ΄,* (1369 p. C. n.) *κατὰ τὴν ἡμέραν τῶν φωτῶν ἐπιάσθη ἡ Γόλαχα παρὰ τῶν Τούρκων κλοπικῶς· δι' ἣν αἰτίαν ἠφανίσθη ἡ Χαλδία, οἱ μὲν ἐν τοῖς πολέμοις, οἱ δὲ ἐν τῷ ἐκεῖ σιδολείῳ σπηλαίῳ.*

42. *Τῷ αὐτῷ ἔτει ,ςωοζ΄, περὶ τὴν ἔκβασιν-τοῦ Ἰανουαρίου, ἀπῆλθεν ὁ βασιλεὺς εἰς τὰ Λιμνία μετὰ στόλου καλοῦ· καὶ λείψας τετραμηνιαῖον, ὑπέστρεψεν.*

43. *Μηνὶ Μαΐῳ, ἰνδικτίωνος η΄, ἔτους ,ςωοη΄* (1370 p. C. n.) *ἐξῆλθεν ὁ βασιλεὺς μετά τινων ὀλιγοστῶν στρατιωτῶν εἰς τὸν Παρχάριν περὶ τὰ μέρη τοῦ Μαρμάρου. Καὶ κατὰ τὴν κά τοῦ αὐτοῦ μηνὸς 'σ ϛ΄ ἐξαίφνης συνήντησαν Τούρκους* Ms. fol. 305. b., *ὡσεὶ καβαλλαρίους πεντακοσίους, καὶ πεζοὺς τριακοσίους. Ἦσαν δὲ περὶ τὸν βασιλέα ὡσεὶ ἑκατὸν καβαλλάριοι· ὅτε καὶ κροτήσας πόλεμον νικᾷ κατὰ κράτος ὁ βασιλεὺς, καὶ διώκει αὐτοὺς, στείλας καὶ κεφαλὰς Ἀγαρηνικὰς ἐνταῦθα καὶ τὴν τούτων σημαίαν.*

44. *Μηνὶ Αὐγούστῳ ιγ΄, ἡμέρᾳ γ΄, ἰνδικτίωνος η΄, τῷ ,ςωοη΄ ἔτει εἰςῆλθεν ὁ μητροπολίτης, κῦρ Θεοδόσιος, εἰς τὴν Τραπεζοῦντα, καὶ ἐνεθρονισάσθη· ὃς ὥρμητο μὲν ἐκ Θεσσαλονίκης, μονάζει δὲ ἐν τῷ ἁγίῳ ὄρει χρόνους κ΄. Καταλαμβάνει δὲ τὴν εὐδαίμονα Κωνσταντινούπολιν, γενόμενος ἡγούμενος ἐν τῇ μονῇ τῶν Μαγκάνων. Εἶτα ψήφῳ συνοδικῇ χειροτονεῖται καὶ στέλλεται.***)

---

*) *ὁ Γλιτζιασθλάνης* ist das Türkische قلج ارسلان *Kilidsch arslan*, d. i. Schwertlöwe.

**) Vergl. Erste Abtheilung, pag. 40.

Μηνὶ Αὐγούστῳ ϛ΄. ἀπήλθαμεν ἐν τῇ Λαζικῇ, καὶ πρὸς τὸ ἐκβὰν τοῦ Ms. fol. 306. a. μηνός, περὶ τὰ εἰσιτήρια τοῦ ͵ϛωπα΄ (1372 p. C. n.) ἔτους, ἐσμίγαμεν τὸν βασιλέα, τὸν Παγκράτιν. Εἶτα ἀπήλθαμεν εἰς τὸ Βαθήν,*) στήσαντες τὰς τέντας ἔξω, ἔχοντες καὶ κάτεργα θ΄, καὶ ξυλάρια μ΄. Εκεῖ γοῦν ὁμιλήσαντες καὶ τῷ Γουρήλῃ**) ἐλθόντι εἰς προςκύνησιν τοῦ βασιλέως, καὶ ἓξ ἡμέρας ποήσαντες, πάλιν ἐστράφημεν ἰνδικτίωνος ια΄.

45. Μηνὶ Ἰανουαρίῳ ιγ΄ ἀπελθόντος τοῦ βασιλέως κατὰ τῆς Χεριάνης καὶ χίονος πολλῆς γενομένης, καὶ χειμῶνος πολλοῦ ἐπεισπεσόντος, γέγονε τροπή. καὶ ἐφθάρησαν Χριστιανοὶ ρι΄, οἱ μὲν ἔργον σπάθης γενόμενοι οἱ δὲ καὶ μᾶλλον οἱ πλείονες ὑπὸ τοῦ κρύους ἀπέθανον, ἰνδικτίωνος ια΄, ἔτους ͵ϛωπα΄. (1373 p. C. n.)

46. Μηνὶ Νοεμβρίῳ ια΄ ʽσ ϛ΄, τοῦ ͵ϛωπβ΄ ἔτους, Ms. fol. 306 b. ἰνδικτίωνος ιβ΄, ἦλθεν ὁ τοῦ βασιλέως τῶν Ῥωμαίων, κῦρ Ἰωάννου, τοῦ Παλαιολόγου, υἱὸς, ὁ κῦρ Μιχαὴλ, μετὰ δύο μεγάλων κατέργων καὶ ἑνὸς μικροτέρου κατὰ τὰ τοῦ βασιλέως ἡμῶν καὶ σταθεὶς ἡμέρας ε΄, παλίνορσος γέγονε, μὴ ἀνύσας τῶν ἀδοκήτων, ὧν σὺν αὐτῷ ὁ βεστιάριος, κῦρ Ἰωάννης, ὁ Ἀνδρονικούπουλος ὃς καὶ ἀπελθὼν ὁ Παλαιολόγος αὐτὸς ἐξῆλθε, καὶ γέγονεν ὑπόσπονδος τῷ βασιλεῖ ἡμῶν.

47. Μηνὶ Ἀπριλλίῳ ιζ΄ ʽσ α΄ ἰνδικτίωνος ί τῷ ͵ϛωπί ἔτει, ἐπιάσθη ἡ Γόλαχα παρὰ τῶν Χαλδαίων. Καὶ πάλιν γέγονεν ὑπὸ τῷ βασιλεῖ. Καὶ εὐθὶς αὖθις ἑάλω παρὰ τῶν ἐχθρῶν.***)

---

*) Der heute *Batum* genannte Küstenort am rechten *Tschorak*-Ufer der Provinz *Guriel*.

**) Sich Anmerkung XXV.

***) Die Chronologie dieser Begebenheit scheint in Jahrzahl und Indiction zu irren. In beiden Numern wird für ί entweder β΄ oder γ΄ zu lesen seyn.

48. *Μηνὶ Μαρτίῳ ιδ', ἡμέρᾳ ϛ', ἰνδικτιῶνος ιδ', τοῦ ͵ϛωπδ' ἔτους, ἐκρημνίσθη ὁ τοῦ βασιλέως υἱός, ὁ κῦρ Ἀνδρόνικος δεσπότης, ὁ μέγας Κομνηνός, ἀπὸ τοῦ παλατίου* Ms. fol. 307. a. *τοῦ κῦρ Ἀνδρονίκου, τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ καὶ βασιλέως. Καὶ εὐθὺς κομισθεὶς ἐν τοῖς ἀνακτόροις, τέθνηκε, καὶ ἐνεταφιάσθη ἐν τῇ μονῇ τῆς Θεοσκεπάστου, ἀκολουθήσαντος ἐν τῷ ἐξοδίῳ αὐτοῦ τοῦ βασιλέως καὶ πατρὸς αὐτοῦ, καὶ τῶν δεσποινῶν, τῆς τε μάμμης τούτου καὶ τῆς μητρυιᾶς**). *Τὰ δὲ συναλλάγματα, ἃ εἶχε μετὰ τῆς ἐξ Ἰβηρίας θυγατρὸς μὲν Δαβίδ, τοῦ βασιλέως Τεφλισίου, ἀνεψιᾶς δὲ ἐπ' ἀδελφῆς τοῦ Ἀχπουγᾶ, μεταφέρονται εἰς τὸν νεώτερον καὶ γνήσιον καὶ νόμιμον υἱὸν τοῦ βασιλέως ἡμῶν καὶ νέον βασιλέα, κῦρ Μανουήλ, τὸν μέγαν Κομνηνόν. Καὶ δὴ τῆς μνηστείας προβάσης, κινεῖ ὁ βασιλεὺς καὶ ἡμεῖς σὺν αὐτῷ Μαΐῳ μηνὶ ζ, ἰνδικτιῶνος ιε', ἔτους ͵ϛωπε'* (1377 p. C. n.)· *καὶ ἀπελθόντες ἐν τῇ Λαζικῇ, διεβιβάσαμεν τὸ καλοκέριν***) *ὅλον ἐκεῖ κατὰ τὸ χωρίον Μακραιγιαλούς, ἕως εἰς τὰς ιε' Αὐγούστου μηνός. Τότε δὲ κατέβη κἀκείνη ἀπὸ Γωνίας****) *εἰς τὴν Μακραιγιαλοῦν· καὶ τῇ ἐπαύριον κεκινήκαμεν, καὶ εἰς τὰ λ' τοῦ Αὐγούστου ἐφθάσαμεν ἐν Τραπεζοῦντι ἡμέρᾳ κυριακῇ. Περὶ δὲ τὰς ε τοῦ νέου ἔτους, Σεπτεμβρίῳ μηνί, ἡμέρᾳ σαββάτῳ, ἰνδικτιῶνος α', τοῦ ͵ϛωπϛ' ἔτους, ἐστέφθη ἐν τῇ βασιλικῇ προκύψει, καὶ ἐκλήθη Εὐδοκία. Κουλκάνχατ*†) *γὰρ τὸ πρώτερον ὠνομάζετο. Καὶ τῇ ἐπαύριον ἡμέρᾳ, κυριακῇ Σεπτεμβρίου ϛ', ἐγένετο καὶ ὁ γάμος, ἐπεκράτησεν ἑβδομάδαν καὶ πλέον. Ἦν δὲ ὁ εὐλογήσας αὐτὴν ὁ Τραπεζοῦντος Θεοδόσιος, στεφανοκράτωρ δὲ ὁ πατὴρ ἦν καὶ βασιλεύς.*

---

*) Sich Anmerkung XXVI.

**) *Καλοκίρι* barbare et indocte für das Neugriechische *τὸ Καλοκαίρι*, *der Sommer*, d. i. *ὁ Καλὸς καιρός.*

***) Sich Anmerkung XXVII.

†) In *Kulkanchat* bedeutet die letzte Sylbe wahrscheinlich wie in *Despinachat* soviel als *Chatun* und ist der Name der iberischen Fürstentochter eigentlich *Kulkan.*

49. Μετὰ πολλῶν λόγων καὶ πρέσβεων Ms. fol. 308. a. Ῥωμαϊκῶν, λέγω καὶ Μουσουλμανικῶν, μέσον δὲ τοῦ βασιλέως καὶ τοῦ Τατζιατίνη Τζιαλαπῆ,*) ἐκίνησεν ὁ βασιλεὺς κατὰ τὴν ιδ´ τοῦ Αὐγούστου μηνὸς, ἰνδικτίωνος β´, ἔχων κάτεργα μεγάλα δύο καὶ παρασκάλμια β´, καὶ ἡ θυγάτηρ κυρὰ Εὐδοκία**). Καὶ ἀπήλθαμεν μέχρι Κερασοῦντος. Μανθάνων δὲ ἦλθεν ἐκ Τραπεζοῦντος, ὅτι ὁ Χλιατζασθλάνης μέλλει κατέβειν εἰς τὴν Τραπεζοῦνταν. Ὁ δὲ βασιλεὺς ἀφεὶς τὴν θυγατέραν***) ἐν Κερασοῦντι, ἦλθε σὺν τοῖς ἄρχουσιν ἐν Τραπεζοῦντι, καὶ ἐδυνάμωσε τὸ κάστρον†) καὶ διετάξατο τὴν χώραν. Περὶ δὲ τὰ τελευταῖα τοῦ Σεπτεμβρίου ἐκίνησε, καὶ λαβὼν τὴν θυγατέραν ἐν Κερασοῦντι, ἀπῆλθε μέχρις Οἰναίου, κἀκεῖ εἰςμιχθεὶς τῷ Τζιαλαπῇ συνέζευξεν αὐτῷ τὴν θυγατέραν Ms. fol. 308. b. αὐτοῦ, τὴν κυρὰν Εὐδοκίαν, κατὰ τὴν η´ τοῦ Ὀκτωβρίου, ἰνδικτίωνος γ´ ἔτους ͵ϛωπη´ (1379 p. C. n.) ὅτε παρέλασεν ὁ βασιλεὺς καὶ τὰ Λιμνία††).

50. Μηνὶ Φεβρουαρίῳ ἐκίνησεν ὁ βασιλεὺς διά τε ξηρᾶς καὶ διὰ θαλάσσης κατὰ τῶν Τζανιδῶν. Καὶ περὶ τὰς δ´ τοῦ Μαρτίου μηνὸς ʽσ α´, ἰνδικτίωνος γ´, ἔτους ͵ϛωπη´ (1380 p. C. n.), ἐποίησεν τὸ φωσάτον μερίδας β´. Τοὺς μὲν πεζοὺς ὡσεὶ χ´ ἔστειλεν ἀπὸ τὸ Πέτρωμαν†††)· ὁ δὲ βασιλεὺς παραλαβὼν τὸ καβαλλάρικον καὶ ἑτέρους πεζοὺς παμπόλλους, ἐπτέρνιξέν τους ὅλον τὸν Φιλαβωνίτην ποταμὸν ἄνω, ἕως εἰς τὰς χειμασίας. Καὶ τὰς σκηνὰς αὐτῶν ἐκούρσευσεν, ἐσκότωσεν, ἔκαυσεν καὶ ἐλήϊσεν αὐτούς. Καὶ πολλὰ ἡμέτερα αἰχμάλωτα ἠλευ- Ms. fol. 309 a. θέρωσεν οἰμϋλῖκα††††) καὶ ἐστράφη, καὶ ἐστάθη μι-

---

*) d. i. *Tadsch-eddin Tschelebi* تاج الدين چلبی

**) Sic!

***) Das ἡ θυγάτηρ der frühern Zeile ist hier in einen neuen Nominatif ἡ θυγατέρα, τῆς — τέρας umgestaltet.

†) Sieh Anmerkung XXVIII.

††) Sieh Anmerkung XXIX.

†††) Sieh Anmerkung XXX.

††††) Sieh Anmerkung XXI.

κρὸν εἰς τὸν Σθλαβοπιάστην.*) Οἱ δὲ χ', οἱ ἀπελθόντες ἀπὸ Πέτρωμαν, ἐκούρσευσαν εἰς τὸ Κοτζαντᾶ, καὶ ἐποίησαν σφαγὴν καὶ κοῦρσον καὶ πυρκαϊὰν πολλήν. Καταβαίνοντες δὲ μετὰ πόλεμον, ὁσάκις ἐποίουν καὶ συμπλοκὴν μετὰ τῶν διωκόντων Τούρκων, πολλοὶ ἔπιπτον ἐκ τῶν Τούρκων. Οἱ δὲ Ῥωμαῖοι ἐλπίζοντες τὸν βασιλέα, εἰς τὸν αἰγιαλὸν ἰσχυρὰ πολεμοῦντες καὶ κτείνοντες ἤρχοντο. Περὶ δὲ τὸν αἰγιαλὸν τοῦ Σθλαβοπιάστου γενόμενοι, ὡς οὐχ εὗρον τὸν βασιλέα, ὡς ἐσυνεφώνησαν, μικρὸν πρὸς τροπὴν βλέψαντες, ἔπεσον ὡσεὶ μβ' Ῥωμαῖοι. Οἱ δὲ πεσόντες Τοῦρκοι καὶ Τέρκισαι καὶ τουρκοποῦλοι Ms. fol. 309. b. ὑπὲρ τοὺς ρ' ἠριθμήθησαν.

Μηνὶ Ἰουνίῳ ιθ', ἰνδικτιῶνος ε, ἔτους ,ϛωϟ' (1382 p. C. n) ὁ τοῦ βασιλέως, κὺρ Ἀλεξίου, υἱός, κὺρ Μανουήλ, ἐγέννησεν υἱὸν ἐκ τῆς ἐξ Ἰβήρων κυρᾶς Εὐδοκίας· ὃν καὶ βαπτίσας ὁ πάππος καὶ βασιλεύς, κὺρ Ἀλέξιος, καὶ ἡ προμάμμη καὶ δέσποινα, κυρὰ Εἰρήνη, καὶ ὁ μητροπολίτης Τραπεζοῦντος, κὺρ Θεοδόσιος, ἐκάλεσαν τοῦτον Βασίλειον κατὰ τὸν πρόπαππον.

51. Μηνὶ Ἰουλίῳ θ' ἤχθη ἡ νόσος τῶν βουβώνων, ἔτους ,ϛωϟ' (1382 p. C. n.), ἰνδικτιῶνος ε', καὶ ἐλυμήνατο ἐν Τραπεζοῦντι πολλοὺς μέχρι καὶ τοῦ Δεκεμβρίου καὶ τοῦ Γεναρίου μηνός. Ἐλυμήνατο δὲ καὶ τὴν Ματζούκαν περὶ πολλοῦ, καὶ τὴν Τρικωμίαν, καὶ τὸ μέρος τῶν Συρμένων, ἕως εἰς τὴν Δρύωναν.

52. Ms. fol. 310 a. Μηνὶ Ὀκτωβρίῳ τοῦ ,ϛωϟε' (1386 p. C. n.) ἔτους κινήσας ὁ τοῦ βασιλέως γαμβρός, ὁ ἐκ τῶν Λιμνίων Ἀμηρᾶς ὁ Τατζιατίνης, κατὰ τοῦ ἑτέρου γαμβροῦ τοῦ βασιλέως, υἱοῦ τοῦ ἐκ Χαλυβίας Χατζυμήρη, τοῦ λεγομένου Σουλαμανπέκ**), ἔχων φωσάτον χιλιάδας ιβ'***). Καὶ τῇ Χαλυβίῃ εἰσελθὼν ἔπεσε πρῶτος αὐτὸς ὁ

---

*) Sieh Anmerkung XXXII.

**) Σουλαμανπεκ ist سليمن بك *Suleiman-beg* der Türken.

***) Sieh Anmerkung XXXIII.

Τζιατίνης καὶ κρεουργηθεὶς ἐκεῖ τέθνηκεν. Οἱ δὲ περὶ αὐτὸν ἐκτάνθησαν ὡς ͵ς οἱ δὲ λοιποὶ γυμνοὶ ἔφυγον ἀποβαλλόμενοι ἵππους καὶ ὅπλα ἄπειρα.

53. Ἀμηρᾶς τις Τάταρις ἔχων καὶ χαίην*) ὡς λέγουσιν. Ὁ δὲ Τάταρις, Ταμουρλάνης ὢν τὸ ὄνομα, ἐκ τῶν ὁρίων ἐξελθὼν Χαταίας, ἔχων, ὡς φασιν οἱ εἰδότες, φωσάτον Ms. fol. 310. b. ὑπὲρ τὰς ὀκτακοσίας χιλιάδας, ἦλθε, καὶ παρέλαβε τὴν πᾶσαν Περσίαν. Εἶτα εἰσελθὼν καὶ ἐν τοῖς ἀκρωρίοις Ἰβήρων, παρέλασε πολέμου νόμῳ τῷ θαυμασίῳ Τεφλισίῳ ζωγρήσας καὶ τὸν βασιλέα Παγκράτιν**), τὸν στρατηγικώτατον, καὶ τὴν ὁμόζυγον αὐτοῦ, τὴν θυγατέρα τοῦ ἡμετέρου βασιλέως, τὴν ὡραιοτάτην κυρὰν Ἄννην, καὶ τὸν υἱὸν αὐτῆς Δαβίδ· τὸν δὲ λαὸν ἔθυσε μαχαίρᾳ, καὶ ἀπώλεσεν. Ὁπόσα δὲ πράγματα εἷλε, καὶ ὅσας εἰκόνας ἔγδαρε καὶ κατέκαυσε, καὶ λίθους τιμίους καὶ μαργαριτήρια καὶ χρυσὸν καὶ ἄργυρον ἀπεφέρετο, οὐ δύναταί τις γραφῇ παραδοῦναι μηνὶ Νοεμβρίῳ κα΄, ἔτους ͵ςωϟε (1386 p. C. n.)

54. Ms. fol. 311. a. Ἐκοιμήθη ὁ βασιλεὺς, κῦρ Ἀλέξιος, ὁ μέγας Κομνηνός, ὁ υἱὸς τοῦ κῦρ Βασιλείου, τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ, ὁ δεύτερος, μηνὶ Μαρτίῳ κ΄, ἡμέρᾳ κυριακῇ τῆς ϛ ἑβδομάδος, ὥρᾳ δευτέρᾳ τῆς ἡμέρας, ἐβασίλευσε δὲ ἔτους***) μ΄ καὶ μῆνας γ΄, ἐτῶν ὢν νά, ἔτους ͵ςωϟή (1390 p. C. n.)

Μηνὶ Μαρτίῳ ϛ, τοῦ ͵ςϡκ΄ [1412 p. C. n.] ἔτους, ἐκοιμήθη ὁ βασιλεὺς, κῦρ Μανουὴλ, ὁ μέγας Κομνηνὸς, καὶ ἐτάφη εἰς τὴν Θεοσκέπαστον. Ἐβασίλευσε δὲ ἔτους†) κβ΄.

---

*) *Χαίην* scheint verdorbene Leseart für *Χαταΐαν*, oder irgend eine der cis- oder transoxianischen Besitzungen *Timur's* zu seyn. Sich Anmerkung XXXIV.

**) Dieser *Pakratis* der Trapezuntier ist *Bagrat* VI., Georg VI. Sohn, der von 1360—1397 über Georgien herrschte. S. Klaproth, Reise in den Kaukasus, Bd. II, pag. 190.

***) [Sic!] Sich Anmerkung XXXV. †) [Sic!]

Μηνὶ Μαΐῳ β΄, ἔτους ,ϛϡγ΄, (1395 p. C. n.) *ἐκοιμήθη ἡ δέσποινα, κυρὰ Εὐδοκία, ἡ οὖσα ἐξ Ἰβήρων, μήτηρ δὲ τοῦ βασιλέως, κῦρ Ἀλεξίου*[IV].

55. *Μηνὶ Σεπτεμβρίῳ, ἰνδικτιῶνος δ΄, ἔτους ,ϛϡδ΄* (1495 p. C. n.) *εἰς τὰ ιδ΄, ἡμέρᾳ σαββάτῳ, ἦλθεν ἀπὸ Κωνσταντινουπόλεως εἰς τὸν ἅγιον Φωκᾶν, ἡ δέσποινα, κυρὰ Εὐδοκία, ἡ μεγάλη Κομνηνή*, Ms. fol. 311. b. *μετὰ κατέργου καὶ ἑνὸς**) *γριπαρίας. Εἶχε δὲ καὶ νύμφας· εἰς μὲν τὸν αὐτάδελφον αὐτῆς, τὸν βασιλέα κῦρ Μανουήλ, χῆρον ὄντα, τὴν θυγατέραν τοῦ Φιλανθρωπινοῦ, κυρὰν Ἄννην· εἰς δὲ τὸν ἀνεψιὸν αὐτῆς, τὸν βασιλέα κῦρ Ἀλέξιον, θυγατέραν τοῦ Καντακουζηνοῦ, κυρὰν Θεοδώραν. Καὶ τῇ ἐπαύριον κυριακῇ, βροχῆς οὔσης, εἰσῆλθον εἰς Τραπεζοῦντα. Γέγονε δὲ καὶ πρέσβυς εἰς ταῦτα ὁ μέγας δοὺξ ὁ ἀμυριάλης ὁ σχολάρις.*

56. *Τῷ δὲ ,ϛϡλε΄* (1426 p. C. n.) *ἔτει, τῆς ε΄ ἰνδικτιῶνος, τῇ ιβ΄ τοῦ Νοεμβρίου, ἡμέρᾳ β΄: ὥρᾳ γ΄ τῆς νυκτός, ἐκοιμήθη καὶ ἡ δέσποινα, ἡ κυρὰ Θεοδώρα Καντακουζηνή, ἡ μεγάλη Κομνηνή, ἡ ὁμόζυγος τοῦ αὐτοῦ βασιλέως, κῦρ Ἀλεξίου***), *καὶ ἐτάφη* Ms. fol. 312 a. *ἐν τῷ πανσέπτῳ ναῷ τῆς ὑπεραγίας Θεοτόκου τῆς χρυσοκεφάλου, ἐν τῷ κοιμητηρίῳ τοῦ Γήδωνος, εἰς τὰ παράσημα. . . .*

Desunt quaedam.

57. *Τῷ δὲ αὐτῷ ἔτει, μηνὶ Νοεμβρίῳ, ἦλθε καὶ ἀπὸ Γοτθίας ἡ βασίλισσα, κυρὰ Μαρία, ἡ τοῦ κῦρ Ἀλεξίου ἐκ τῶν Θεοδώρων****), *θυγάτηρ· καὶ εὐλογήθη μετὰ εὐσεβοῦς δεσπότου, τοῦ ἀνδρὸς αὐτῆς κῦρ Δαυΐδ, τοῦ μεγάλου Κομνηνοῦ.*†)

---

*) Sic!

**) Sieh Anmerkung XXXVI.

***) Was unter *Gotthia* und *τὰ Θεόδωρα* zu verstehen sei, vide erste Abtheilung Anmerk. IV. pag. 110.

†) Sieh Anmerkung XXXVII.

Von den Grosscomnenen und Kaisern) zu Trapezunt, wie und wann und wie lange ein Jeder regierte.*

1. Regierung des Grosscomnen *Kyr-Alexius* [I]
[1204 n. Chr.]

Es kam der Grosscomnen *Kyr-Alexius* nach seinem Auszuge aus der glückseligen Konstantinopolis**) mit einem unter Hülfe und Beistand seiner väterlichen Muhme *Thamar****) gesammelten Heere aus Iberien, und eroberte Trapezunt†) im Monat April, Indikt. VII, anno 6712 [1204 n. Chr.], im zwei und zwanzigsten Jahre seines Lebens. Er regierte achtzehn Jahre und entschlief am 1. Februar, den ersten Tag des Festes der Rechtgläubigkeit††), anno 6730 [1222 n. Chr.], vierzig Jahre alt.

---

*) Sieh Anmerkung I.

**) Sieh Anmerkung II.

***) Sieh Anmerkung III.

†) Sieh Anmerkung IV.

††) Sieh Anmerkung V.

2. Regierung des Grosscomnen *Kyr-Andronicus* [I] und *Kyr-Johannes Axuchos* [I].

Im Jahre 6730 bestieg sein Tochtermann *Kyr-Andronicus Gidon Comnenus* den kaiserlichen Thron*). Im Jahre 6731 [1223 n. Chr.], im zweiten Regierungsjahre des *Gidon*, überzog der Melik-Sultan**) Trapezunt mit Heeresmacht; sie gingen aber alle zu Grunde, so viele ihrer waren. Es regierte aber *Gidon* dreizehn Jahre und entschlief anno 6743 [1235 n. Chr.] mit Hinterlassung der Krone an den Bruder seiner Gemahlin, den erstgebornen Sohn des Grosscomnen Kyr-Alexius, *Kyr-Johannes Comnenus*, genannt *Axuchos*. Dieser regierte sechs***) Jahre und entschlief anno 6746 [1238 n. Chr.]. Man sagt, er sei im Spiel auf der Maillebahn†) vom Pferde gestürzt und zu Tode geschleift worden.

3. Regierung des Grosscomnen *Manuel* [I].
[1238 n. Chr.]

Demnach ward *Johannicius* [des Axuchos Sohn] zum Mönch geschoren und übernahm der zweite Bruder desselben, *Kyr-Manuel* der Grosscomnen, der grösste und glücklichste Feldherr, in demselben 6746ten Jahre den Thron.

Im fünften Jahre seiner Regierung, anno 6751 [1253 n. Chr.] im Monat Januar, Indikt. XV, war eine grosse Feuersbrunst. Nach einer guten und gottgefälligen Regierung von fünf und zwanzig Jahren entschlief er im Monat März des 6771. Jahres [1263 n. Chr.]

---

*) Sieh Anmerkung VI.

**) Sieh Anmerkung VII.

***) Offenbarer Irrthum der Handschrift, die *ιϛ* statt *τρία* gibt.

†) Sieh Anmerkung VIII.

4. Und es regierte auf seine Verfügung und nach seiner Wahl der *Comnen Andronicus* [II] sein Sohn aus der *Despina Kyria-Anna*, genannt Aloeholz, drei Jahre. Dieser entschlief anno 6774 [1266 n. Chr.], und es regierte Kyr-Manuels Sohn aus der *Kyria-Irene Syricana. Kyr-Georgius der Comnen* vierzehn Jahre. Dieser ward durch die Archonten hinterlistig verrathen und fiel im Monat Juni auf dem Tauresischen Gebirge*) lebendig in Feindes Gewalt.

5. In demselben Jahre nun übernahm den Scepter sein jüngerer Bruder *Kyr-Johannes* der Grosscomnen, fiel aber nach einem Jahre in die Gewalt des Rebellen Papadopulos**). Nach seiner Befreiung entwich er nach Konstantinopel und vermählte sich daselbst mit der *Kyra-Eudocia Comnena Paläologina*, der im Purpur gebornen Tochter des Kaisers Michael Paläologus und Schwester des Kaisers Andronicus Paläologus. Man wisse aber, dass diese Vermählung noch bei Lebzeiten des Kaisers Kyr-Michael gefeiert wurde. Nachdem aber der Paläologus am zehnten December gestorben war, folgte sein Sohn Kyr-Andronicus, der das Andenken seines eigenen Vaters wegen der Hinneigung desselben zur lateinischen Kirche öffentlicher Unehre preisgab.

Während des Jahres 6790 [1282 n. Chr.], im Monat April kam David, König von Iberien, und belagerte Trapezunt, zog aber unverrichteter Dinge wieder zurück. Im Jahre 6791 aber im Monat April, und zwar am 25. des laufenden Monates, kam der *Comnen Johannes* [II] mit seiner schwangern Gemahlin Paläologina von Konstantinopel nach Trapezunt, und im Jahre 6792 [1284 n. Chr.] wurde *Kyr-Alexius* der Grosscomnen geboren. Nachher geschah der feindliche Einbruch und die Festnehmung des *Kyr-Georgius Comnenus*, den sie auch den irrenden Ritter nannten, und mit ihm zugleich der Ueberfall und die Thronbesteigung und die plötzliche Flucht der *Kyra-Theodora Comnena*, ältesten Tochter des Grosscomnenus Kyr-Manuel aus der Iberierin *Rusadan*. Und Kalo-Johannes Comnenus zog sich wieder nach *Skamnis* in Sicherheit und entschlief, nachdem er im Ganzen achtzehn Jahre regiert hatte, zu *Limnia* Freitags am 16. des Monats August anno 6805 [1297 n. Chr]. Während seiner Regierung eroberten die Türken *Chalybia**) und fielen in so grossen Haufen ein, dass der ganze Distrikt seine Einwohner verlor. Uebrigens wurde der Leichnam des Grosscomnenus noch unversehrt nach Trapezunt gebracht und im Tempel der Chrysocephalos beigesetzt.

---

*) Sieh Anmerkung IX.

**) Sieh Anmerkung X.

6. Regierung des Grosscomnen *Alexius* [II].

Und es regierte der Sohn desselben, *Kyr-Alexius* der Grosscomnen, und er nahm sich zum Weib die Tochter des *Pekai* aus Iberien. Am 13. Juni 6806 [1298], Indikt. XI, ging die verwittwete Kaiserin Paläologina nach Konstantinopel zurück, kam aber wieder nach Trapezunt im Monat März, Indikt. XIV des 6809. Jahres. Kaiser *Kyr Alexius* that einen Feldzug gegen die Türken [zur Wiedereroberung der unter Johannes II. verlornen Provinz Chalybia], kam bis Kerasunt und nahm den *Kustugan***) gefangen im Jahre 6810 [1302 n. Chr.] im Monat September; damals wurden viele Türken getödtet. In demselben Jahre, Donnerstags am 13. September, entschlief die Despina Kyra-Eudocia Paläologina. Sonntags am 30. November anno 6819 [1310 n. Chr.] brach innerhalb der Citadelle eine grosse Feuersbrunst aus. Im Juni des folgenden Jahres ward in Folge eines hitzigen Gefechtes das See-Arsenal von den Lateinern*) in Brand gesteckt. Montags am 2. Oktober 6825 [1316 n. Chr.] plünderte *Baïram-Beg* die Viehhürden.**) . . .***) Im Jahre 6827 [1319 n. Chr.] verbrannten die Türken von Sinope einen grossen Theil der Stadt Trapezunt, und das Feuer verheerte die ganze Pracht der Stadt sowohl innerhalb als ausserhalb der Burg. Es entschlief der Grosscomnen *Kyr-Alexius* Donnerstags 3. Mai anno 6838 [1330 n. Chr.], nachdem er 33 Jahre weniger drei Monate regiert hatte.

---

*) Sieh Anmerkung XI.

**) Sieh die Note im griechischen Text, cap. 6.

7. Regierung des Grosscomnen *Andronicus* [III].

Und es übernahm sein Sohn, der Grosscomnen *Andronicus*, die Regierung und tödtete seine beiden leiblichen Brüder *Kyr-Michael Asachutlu* und *Kyr-Georgius Echpugas*. Andronicus [III] regierte Ein Jahr und acht Monate und entschlief Mittwoch am 20. Januar Indikt. XV, anno 6840 [1332 n. Chr].

8. Und es übernahm das Reich sein Sohn *Kyr-Manuel* [II], acht Jahre alt, und herrschte acht Monate. Unter seiner Regierung kam der *Baïram-beg* mit einem starken Heere bis *Asomatos*, und es blieben viele Türken und sie flohen in Unordnung. Damals wurden viele türkische Pferde erbeutet, im Augustmonat 6840.

9. Am 22. September 6841 kam der Grosscomnen *Kyr-Basilius*, Sohn des Grosscomnenus *Kyr-Alexius* und jüngerer Bruder des *Kyr-Andronicus* aus Konstantinopel und übernahm die Regier-

---

*) Sieh die Note zu *Λατίνων*, griech. Text, cap. 6.

**) Sieh die Note zu *Τζίργας*, cap. 8 im griech. Text

***) Unleserlicher Monatsname der Handschrift.

ung. Der Grossherzog *Lekes* von Tzatzintza und sein Sohn *Tzampas* der Gross-Domesticus wurden hingerichtet, *Kyr-Manuel* aber sein [des Basilius] Neffe eingesperrt und die *Syricana*, das Weib des Grossherzogs, gar gesteinigt.

Am 13. Februar, den ersten Tag des Festes der Rechtgläubigkeit, Indikt I. des Jahres 6841 [1333 n. Chr.] ward *Kyr-Manuel* in Folge eines durch den Grossherzog Johannes den Eunuchen erregten Aufstandes mit dem Schwert getödtet. Dienstags am 12. September, Indikt. IV anno 6844 [1335 n. Chr.] kam die *Despina Kyra-Irene Paläologina,* Tochter des Andronicus Paläologus, und ward am 17. desselben Monats dem Imperator *Kyr-Basilius* ehlich angetraut.

Freitags den 5. Juli des Jahres 6844 drang *Scheich-Hasan*, der Sohn *Tamartans,* bis Trapezunt herab und es kam bei Achantacos des heil. Cericus und bei Mithrios zu einem scharfen Gefechte. Aber durch Gottes Rathschluss wandte sich der Feind racheschnaubend in die Flucht und Rustum-begs*) Sohn, der . . . blieb im Gefecht.

Im Monat März den zweiten Tag der grossen heiligen vierzigtägigen Fasten entstand eine Sonnenfinsterniss von der vierten bis zur siebenten Stunde und das Volk erhob sich wider den Kaiser, rottete sich zusammen ausserhalb der Burg und warf nach ihm mit Steinen.

Im Jahre 6845 [1337 n. Chr.] den 5. Oktober Indikt. V. wurde der Comnen *Kyr-Johannes*, genannt *Alexius*, zweiter Sohn des *Kyr-Basilius* geboren. Der Kaiser *Kyr-Basilius* ward am 8. Juli

---

*) Sieh griech. Text, cap. 9 die Noten zu *Σιχασὰ, Ταμαρτᾶ* und *Ῥουστάνβη*.

6847 mit der *Despina Kyra-Irene* von *Trapezunt* vermählt.*) *Kyr-Basilius* der Grosscomnen starb Donnerstags den 6. April Indikt. VIII. anno 6848 [1340 n. Chr.] nach einer Regierung von 7 Jahren und 6 Monaten.

10. Seine Söhne *Kyr-Alexius* und *Kalo-Johannes* wurden mit ihrer Mutter nach Konstantinopel geschickt und die Wittwe *Kyra-Irena Paläologina* bemächtigte sich der Herrschaft. Und alsogleich empörten sich die Archonten und bildeten zwei Parteien. Kyr-Sebastos von Tzanicha, der Gross-Feldherr, sammt den Scholariern und Meizomaten, und Kyr-Konstantin der Doranit und die Kabesitanen und der Kamachenos mit einem Theil des Volkes und der kaiserlichen Leibgarden**) besetzten das Kloster *St. Eugenius*. Die Amytzantaranten aber und der andere Theil der Archonten und der kaiserlichen Leibgarden verschanzten sich mit der Despina-Regentin in der Burg.

Sonntags am 2. Juli, anno 6848 [1340 n. Chr.] kam der Megas-Dux Johannes der Eunuch mit einem starken Heere aus *Limnia*. Es kam zum Gefecht, sie liessen die Maschine gegen das Kloster spielen, das Kloster ward verbrannt und alle seine Pracht vom Feuer verzehrt. Der Tzanichite und die übrigen Archonten seiner Partei wurden auf die Festung Limnia geschickt und dort später hingerichtet. In demselben Jahre und in demselben Monate noch rückte unsere Streitmacht nach dem *Parcharis****); wir thaten einen Streifzug gegen die Turkomanen von *Amida*†), wobei es zu häufigen Gefechten kam, in welchen die Söhne des *Dolinos* getödtet wurden.[*] Freitags am 5. Juli, Indikt 9 des Jahres 6849 entschlief Kyr-Andronicos Paläologus, Kaiser der Römer. In demselben Monat und in demselben Jahre wurden die Archonten in Limnia hingerichtet. Wiederum Mittwochs den 4. Juli desselben Jahres kamen die Turkomanen von *Amida*, und die „Römer“ ergriffen ohne Gefecht die Flucht; es wurden viele Christen erschlagen und ganz Trapezus wurde verbrannt innerhalb und ausserhalb der Citadellen. Eine Menge Volkes, Weiber und Kinder kamen in den Flammen um, und nach diesem Unglücke entstand aus dem Gestank der verbrannten Pferde, Maulthiere und Menschen noch die Pest. Schon vor diesen Ereignissen hatte die Kyra-Anna Anachutlu, Tochter des Grosscomnen Alexius [II], das Nonnenkleid abgeworfen und war nach *Lazien* geflohen, wo sie sich festsetzte und Anhang fand. Nach dem Brand von Trapezus und dem feindlichen (Turkomanen) Einfall erschien die Anachutlu mit lazischen Streitkräften und bestieg den Thron von Trapezus, Dienstags den 7. Juli vorbemeldeten Jahres. Die *Paläologina* legte die Krone nieder, nachdem sie dieselbe Ein Jahr und drei Monate getragen hatte.

---

*) Sieh Anmerkung XII.

**) Sieh griech. Text, cap. 10 die Noten zu *Μειζομάταις* und *ἀλαγίων βασιλικῶν*.

***) Sieh die Note zu *Παρχάριν*, cap. 10 im griech. Text.

†) Sieh Anmerkung XIII.

11. Dienstags am 30. desselben Julimonats, in demselben Jahre kam aus Konstantinopel der Bruder des Alexius, *Kyr-Michael Comnenus* mit drei Fahrzeugen und mit dem Scholarier Nicetas und dem Meizomaten Kyr-Georgius. Abends kamen die Archonten mit dem Beeidiger an den Strand herab, und der Metropolit *Kyr-Akakios* mit dem Evangelium erschien ebenfalls, und sie nahmen *Michael* als ihren Gebieter auf. Des andern Tages früh aber hatten sie ihn — man wusste eigentlich nicht recht wie — in Verwahrung gebracht, und die Lasen plünderten die Fahrzeuge und erschossen Viele mit Pfeilen. Freitags am dritten desselben Monats und desselben Jah-

---

[*] Sieh die Note zu *Λιμνιώτας*, cap. 10 im griech. Text.

res 6849 [1341] erschienen die Turkmanen von *Amida* wieder, vermochten aber durch Gottes Rathschluss nichts wider uns und zogen beschämt und mit leeren Händen wieder ab. Am siebenten desselben Monats und desselben Jahres wurde der Comnene Kyr-Michael nach *Unieh* und später nach *Limnia* in Verwahrung gebracht.

12. Am zehnten desselben Monats und desselben Jahres schickte man die Palaologina Kyra-Irene auf einem fränkischen Fahrzeuge nach Konstantinopel. Am zehnten September gingen der Scholarier Kyr-Nicetas und der Meizomate Kyr-Gregorios, der Doranite Kyr-Constantinos, und Johannes der Sohn und Michael der Bruder des Meizomaten mit andern ihrer Partei, und segelten auf einem venetianischen Schiffe nach Konstantinopel. Nachdem sie bis 17. desselben Monats (auf der Fahrt?) verweilt hatten, kamen sie mit dem Comnen *Kyr-Johannes* dem Sohne Michaels auf zwei eigenen und drei genuesischen Fahrzeugen und bemächtigten sich der Stadt Trapezunt Mittwochs den 4. September 6851 [1342 n. Chr.] Am 9. desselben Monats September wurde er (Kyr-Johannes) in der Chrysocephalos auf der Evangeliums-Tribune gekrönt. Bei seiner Ankunft hatte sich von allen Seiten und Orten her eine grosse Menschenmasse versammelt und es entstand ein schwerer Auflauf mit allgemeiner Plünderung. Auch die Amytzantarischen Archonten wurden bei dieser Veranlassung getödtet, *Sargale*, die Mutter des *Kyr-Georgius*, ward erdrosselt und mit ihr zugleich die *Anachutlu* strangulirt, nachdem sie Ein Jahr, Einen Monat und acht Tage regiert hatte.

13. Im Monat Juni, anno 6851 [1343 n. Chr.] waren die Turkmanen von *Amida* feindlich herangezogen, aber leer zurückgekehrt. Nachdem aber im Märzmonat der Eunuche Megas-Dux, der den Kyr-Michael zu Limnia in Gewahrsam hielt, getödtet wurde, segelte der Megas-Dux der Scholarier nach Limnia, bemächtigte

sich des *Kyr-Michael*, brachte ihn nach Trapezunt und setzte ihn auf den Thron Dienstags am 3. Mai, anno 6852. In demselben Monate ward er noch gekrönt. Kyr-Johannes, seinen Sohn, stiess er vom Throne und sperrte ihn in der St. Sabas-Höhle ein, nachdem er Ein Jahr und acht Monate geherrscht hatte. Nachher wurden auch die vornehmsten Archonten hingerichtet. Befördert wurden der Scholarier Kyr-Nicetas zum Grossherzog, Gregorius der Meizomate zum Gross-Feldherrn, Leo der Kabasite zum Gross-Domesticus, Konstantin der Doranit zum Schatzmeister und der Sohn desselben zum Mundschenk, Johannes der Kabasite zum Gross-Logariasten, der Sohn des Scholariers zum Oberst-Kämmerer, der Meizomate Michael zum Emir-Tschausch*), der Tzanichite Stephanos zum Oberst-Stallmeister.

14. Im Monat November anno 6854 [1345 n. C.] wurden der Scholarier Grossherzog, der Meizomate Gross-Domesticus und die andern (Parteigänger) derselben auf Befehl des Imperators Kyr-Michael festgenommen. Damals wurde auch der Comnen Kyr-Johannes nach Konstantinopel gebracht. Im Jahre 6855 wurde *St. Andreas* und *Unieh***) eingenommen.

Im Monat September, Indict I entstand der jähe Tod, die Pest, so dass (die Trapezuntier) viele Kinder, Gatten, Brüder, Mütter und Anverwandte verloren. Sie dauerte sieben Monate lang.

---

*) *Emir-Tschausch*, oder *Tschauschbaschi*, ein aus dem Türkischen entlehntes Hofamt, welches etwa unserm „Reichs- oder Hofmarschall“ entspricht.

**) *Οἴναιον, ὔνοιον* und *Οἰνόη* der Byzantiner. Sieh Erste Abtheilung der Denkschrift, pag. 113, Note VII.

In demselben 6856 [1348] Jahre, im Monat Januar, wurde Kerasunt durch die Genuesen erobert, geplündert und verbrannt. In demselben Jahre, am 29. Juni, Indict. I, erschien ein grosses Türkenheer, namentlich von *Ersendschan* Achchis Ainabak, und von *Paipert* Mehmed Erkeptaris*), und von *Amida* Tur-Ali-Beg und Posdoganes und mit ihnen auch *Tzaniden* vor Trapezunt und kämpften drei Tage lang, wandten sich aber schimpflich und mit Wunden bedeckt zur Flucht und verloren auf dem Rückweg viele Leute.**)

Dienstags am 5. Mai, anno 6857 [1349] kamen zwei fränkische Kriegsschiffe aus Caffa gegen Trapezunt. Von unserer Seite zogen *ein* grosses und ein kleines Fahrzeug und Barken in hinlänglicher Zahl aus dem (Hafen) *Daphnus*;***) es kam zum Gefecht, aber auf Zulassung Gottes siegten die Franken und der Megas-Dux Johannes der Cabesitane, und Kyr-Michael der Tzanichite mit vielen andern wurden getödtet, das Schiff aber verbrannt. Die Franken im Lande wurden hierauf geplündert und eingekerkert, die feindlichen Schiffe aber segelten fort†).

Am 15. Juni 6857 kamen aber von Caffa wieder drei Galeeren und eine Barke aus *Amisus*. Und nach vielen Reden, Belästigungen und Forderungen kam der Frieden zu Stande und man übergab den Franken das *Leontocastron*††). Denn der Kaiser Kyr-Michael war damals machtlos. Zu jener Zeit kam auch der Schola-

---

*) Sich die Note zu *Єζικαίν*, *ἀχχης αἰναπακ* und *'Εκεπτάρις* im griech. Text, cap. 14.

**) Sich Anmerkung XIV.

***) Sich Anmerkung XV.

†) Sich Anmerkung XVI.

††) Sich Anmerkung XVII.

rier Kyr-Nicetas aus *Kenchrina*, wurde Megas-Dux und nahm die Tochter des Sampson zur Ehe.

Kyr-Michael regierte zwei Jahre und sieben Monate.

15. Sonntags am 13. Dezember, anno 6858 [1349] wurde *Kyr-Michael* der *Comnen* vom Thron gestossen und Dienstags am 22. desselben Monats hielt der Kaiser *Kyr-Johannes*, nach seinem Grossvater auch *Kyr-Alexios* [III] genannt, der Sohn des *Basilius Comnenus*, mit der Despina Grosscomnenin *Kyra-Irene*, seiner Mutter, den Einzug in Trapezunt und wurde im Tempel des heiligen Eugenius am 21. Januar, am Festtage des besagten Heiligen, feierlich gekrönt. Den Kyr-Michael aber sperrte er ins Höhlenkloster des heiligen Sabas und schor ihn zum Mönch. Nach Jahresfrist ward er aber nach Konstantinopel gebracht, und zugleich mit ihm der Tatas Kyr-Michael Sampson geschickt, weil damals gerade die Brautwerbung des Kaisers im Gange war.

16. In demselben Jahre 6858 brach Verwirrung und Aufruhr unter den Archonten aus, und im Monat Juni wurden der Gross-Feldherr Kyr-Theodorus der Doranit, genannt Pileles, und sein Bruder Konstantin Doranites der Schatzmeister und seine ganze Sippschaft eingezogen und abgesondert in Archontenhäusern in Gewahrsam gebracht, am siebenten des Monats aber wieder (nach Hof) zurückgerufen. Im Januar des Jahres 6859 [1351 n. C.] wurde der inzwischen zum Schatzmeister erhobene Cabasitane *Leo* gestürzt und der Pileles wieder in sein Amt eingesetzt. Item der Tatas Michael Sampson segelte mit einem Fahrzeug nach Konstantinopel, um die Heirath in Ordnung zu bringen und die Despina abzuholen. In demselben Jahre, im Monat Mai, an einem Montag wurde die Burg von dem Pileles und seinem Anhang überfallen, und der Scholarier Grossfeldherr lebendig gefangen. Das Volk aber erhob sich und be-

freite ihn wieder. Der Kaiser entfernte sich nach *Tripolis**), der Pileles aber und sein Sohn und sein Eidam und die Söhne des Xenites wurden ergriffen und nach *Kenchrina* in Verwahrsam gebracht.

Am 3. September, Indict. II. anno 6860 kam die Despina *Comnena Cantacuzena* zu Schiffe von Konstantinopel; sie war die Tochter des Sebastocrators Kyr-Nicephorus Cantacuzenus. Am 20. Tage geschah erst ihre Einsegnung mit dem Kaiser im Kloster des heiligen Eugenius. Im selben Jahre, am 22. September zogen wir mit der Despina Kaiserin-Mutter nach Limnia wider den Statthalter daselbst, Constantin Doranites, Bruder des Schatzmeisters Pileles. Nach dreimonatlicher Abwesenheit kamen wir wieder zurück.

17. Im Januar desselben Jahres warf sich Johannes Tzanichites der Mundschenk in das Castrum Tzanicha und besetzte es ohne Widerstand. Und im April desselben Jahres kam der Kaiser mit der Despina dorthin und glich die Sache friedlich aus. Im Juli desselben Jahres wurden der Pileles, sein Sohn und sein Eidam im Castrum *Kenchrina* strangulirt. Im August desselben Jahres 6860 ging des Kaisers Schwester, *Kyra-Maria* die Grosscomnena, und heirathete *Tur-Alis* Sohn, den Emir von *Amida*. Im gleichen Monate und Jahre kamen die Venetianischen Galeeren wider die Genueser und verbrannten viele Schiffe. Im selben Monat Juni 6862 flüchtete sich der Scholarier nach Kerasunt, und die Botschaften, welche von da an im nächsten Monat hin und her geschickt wurden, wer vermöchte diese zu beschreiben?

18. Am 22. März 6863 [1355] kam der Scholarier Gross-Feldherr und sein Sohn der Oberst-Kämmerer mit einer Galeere

---

*) Sieh Anmerkung XVIII.

und eilf Barken wider Trapezunt; mit ihnen kam auch der Oberst-Schatzmeister Basilios Chupakes, und nach vielem Reden und Bemühen verglich man sich wieder und sie kehrten nach Kerasunt zurück.

In demselben Jahre 6863, im Monat Mai, Indict. VIII. bewaffnete der Kaiser zwei Galeeren und eine hinlängliche Zahl kleiner Fahrzeuge und schiffte mit Mutter, Gemahlin und dem Metropoliten gegen den Scholarier in Kerasunt. Der Scholarier war damals zu Kenchrina, der Oberstkämmerer aber zu Kerasunt. Nach dem Gefechte kam ein Vertrag zu Stande und Kerasunt huldigte dem Kaiser, der Kämmerer aber verliess die Stadt und kam zu seinem Vater nach Kenchrina, wo alle Anhänger des Scholariers versammelt waren. Der Kaiser liess Schiffe und Despina in Tripolis, kam hieher (Trapezunt), nahm die Reiterei, durchzog theils zu Wasser theils zu Lande den Zwischenraum und schloss die ganze Partei in Kenchrina ein. Es kam zum Gefecht und sie ergaben sich dem Kaiser und huldigten ihm. Der Kaiser und alle die mit ihm waren kehrten wieder zurück; der Scholarier aber und seine Anhänger blieben daselbst, es kam damals auch der Oberst-Schatzmeister mit seinem Anhang dorthin. Im selben Monat desselben Jahres 6863 zog der Dux von *Chaldia*, Johannes der Cabasite, in den Krieg, eroberte *Cheriana**) und bezwang es gänzlich. Bei dieser Gelegenheit ward auch *Sorogäna* befreit und wieder dem Kaiser unterthan. In demselben Jahre unternahm auch *Kyr-Michael* der (Ex) Grosscomnen einen Zug aus Konstantinopel und kam auch bis *Sulchation*, wo er wieder umkehrte.

Im Monat Oktober, Indict IX, anno 6864 [1355] gingen der Meizomate Gross-Domesticus und Sampson der Grossfeldherr nach Tripolis und bis *Kenchrina* und holten den Scholarier mit seinem

---

*) Sieh Anmerkung XIX.

Anhange ab, brachten sie nach Trapezunt und es wurde endlich Friede gemacht.

20. Freitags den 27. November, Indict. IX, anno 6864 zogen wir auf Eingebung des Teufels mit dem Kaiser gegen *Cheriana* aus. Anfangs hatten wir Erfolg, belagerten und nahmen [Orte] ein. Aber um die sechste Stunde ergriffen wir schimpflich die Flucht, obwohl uns nur wenige Türken verfolgten. Damals wurden gegen 400 Christen getödtet, auch viele Pferde gingen zu Grunde und der Dux von Chaldia, Johann der Kabasite, gerieth in Gefangenschaft. Und wäre nicht der Herr mit uns gewesen, wäre ich auch selbst noch umgekommen. Allein mit Gottes Hülfe dauerte mein Pferd aus und kam ich, dicht hinter dem Kaiser reitend, noch glücklich davon. Nach drei Tagen waren wir wieder in Trapezunt. Damals ward dem Kaiser auch ein Sohn, Kyr-Andronicus, von einer andern Mutter und nicht von der Despina geboren.

21. Am 19. Dezember, Indict. X, anno 6865 [1356] reisten wir mit dem Kaiser nach Limnia, hielten (unterwegs) zu Kerasunt das zur Feier der Geburt Christi übliche Hofschaugepränge*), feierten das Lichterfest in *Jasonis*, wo auch vierzehn Türken erschlagen wurden. Von dort kamen wir nach Limnia, kehrten wieder um, und trafen nach einer Abwesenheit von drei Monaten wohlbehalten wieder in Trapezus ein.

22. Am 6. April, Gründonnerstag desselben 6865. Jahres, Indict X, wurde dem Kaiser aus unserer Despina Kyra-Theodora eine Tochter Kyra-Anna geboren.

---

*) Sieh Anmerkung XX.

23. Im Monat Mai, Indict. X, anno 6865 zog der Kaiser mit Heeresmacht in den Parcharis und durchstreifte benannten Parcharis von einem Ende zum andern.

24. Sonnabend den 11. November, Indict. XI, anno 6866 kam die Despina von *Sinope*, Kyra-Eudocia, die Tochter des Grosscomnen Alexius (II). Am 13. desselben Monats, Dienstags, Indict. XI, anno 6866 drang *Hadschymyr* der Sohn des Baïram, weil wir die Wache vernachlässigten, mit einer starken Macht in *Matzuka* ein und machte viele Gefangene und erbeutete Vieh und Sachen in Menge, dieses Unglück traf die Gegend von *Alt-Mazuka* bis *Dicäsmos*.

25. Im nämlichen Jahre, am 22. Januar kam Johannes genannt Löwenbrust als Gesandter von Konstantinopel.

26. Am 22. August, Dienstags, Indict. XI, anno 6866 kam die *Despina-Chatun*[*]), *Kyra Maria*, des Kaisers Schwester nach Trapezunt; sie hatte den Amidioten *Kutlu-Beg* zum Gemahl. Am 29. August, Mittwochs reiste die Tochter des Kaisers Basilius, die Kyra-Theodora ab, um mit dem Emir *Hadschymyr*, dem Sohne des Baïram, vermählt zu werden. Brautführer war der Scholarier Kyr-Basilius, genannt Chupak, Indict. XI, anno 6866 [1358].

27. Dienstags am 17. September Indict. XII, anno 6867 [1358 n. Chr.] nach der Complet wurde dem Kaiser ein Sohn geboren, den er nach seinem Grossvater *Basilius* nannte.

28. Im Monat April, Indict. XIII, anno 6868 zog der Kaiser nach Chaldia um *Kuku* wieder aufzurichten; es kam aber von Païpert

---

*) Sieh Anmerkung XXI.

der *Chodschia Latifes* mit Reiterei und verhinderte es. Damals enthob er (der Kaiser) auch den Cabasiten Johannes der Statthalterschaft.

29. Montags am 5. Mai, Indikt. XIV, anno 6869 [1361] war eine Sonnenfinsterniss, dergleichen seit Menschengedenken nicht gewesen ist; es erschienen Sterne am Firmament und sie dauerte Eine Stunde und . . Minuten. Der Kaiser Kyr-Alexius und seine Mutter Kyra-Irene und einige aus den Archonten und ich befanden uns zufällig im Kloster *Sumelas* unweit Matzuka; wir beteten viel und riefen die Panagia an.*)

In demselben Jahre 6869, oder vor sechs Monaten, am 6. des Monats . . . reiste der Kaiser nach Limnia, blieb dort ungefähr drei Monate und kam wieder [nach Trapezunt]. In demselben Jahre 6869 kam der *Leontosthetes* [Löwenbrust] als Gesandter des Kaisers von Konstantinopel. Kyr-Johannes Paläologus, um mit unserm Kaiser über Heiraths-Angelegenheiten zu unterhandeln. Anno 6869, Indict. XI, (Sic), im Monat Juli, an einem Mittwoch, um die Stunde der Complet entschlief der Megas-Dux Nicetas der Scholarier zum grössten Leidwesen des Kaisers, der in weissen Trauerkleidern, wie es Sitte der Könige ist, den Leichenzug begleitete. Freitags den 23. Juli, Indict. XIV, anno 6869 nahm *Chodschia Latifes*, der Häuptling von Païpert bei 400 auserlesene Krieger und brach in der Früh gegen *Matzuka, Larachana* und *Chasdenicha* herein. Allein die Matzukaiten besetzten die Engpässe und erschlugen gegen 90 Türken, nahmen eine noch grössere Zahl gefangen, erbeuteten

---

*) Sieh die Note zu *Σουμελᾶς*, cap. 29 des griech. Textes. Item Erste Abtheilung pag. 51 ff.

Pferde und Waffen in Menge, schnitten dem Chodschia Latife selbst den Kopf ab und trugen am folgenden Tage die Köpfe der Getödteten durch ganz Trapezunt im Triumphe herum.

30. Am 13. September, Indict. XV, anno 6870 [1361 n. C.] gingen wir mit dem Kaiser nach *Chalybia* in das Hospitocastrum [Schlosswohnung] des Hadschi-Omer, Baïram's Sohnes, der uns bis Kerasunt entgegenkam und mit seinen Leuten sich an uns anschloss. Von Chalybien aber kamen wir zu Lande wieder nach Kerasunt, indem uns der Emir *Hadschi-Omer* und die Türken mit einer — fehlte nicht viel — unterthänigen Zuvorkommenheit das Geleite gaben. Anno 6870, im Monat Oktober, Indict. XV, kam der *Achiainabak* von Ersendschan herab und belagerte 16 Tage lang das Castrum *Golacha*, stellte die Maschine auf und machte heftige Angriffe. Allein weil uns Gott beistand, konnte er nichts ausrichten und zog schimpflich und mit leeren Händen wieder ab. Damals baute auch der Kaiser den Tempel des heiligen Phokas in *Kordyle* und errichtete ein Kloster dazu.

31. In demselben 6870. Jahre brach der jähe Tod der Pestbeulen aus und dauerte dasselbe ganze Jahr. Im Frühling und Sommer ward er am heftigsten und beschädigte und raffte Viele hin. Im Monat März desselben Jahres 6870 zogen der Kaiser und die Despina und die Mutter desselben nach *Mesochaldion*, theils wegen der Pest, theils wegen der Flucht des Comnenen Johannes aus Adrianopel und seiner Ankunft in Sinope, wo er auch starb. Bei der Heimkehr der Herrscher aus Chaldia bezogen sie wegen des heftig wüthenden Todes nicht die Burg in Trapezunt, sondern wohnten unter Zelten bei dem Tempel des heil. Johannes des Täufers auf dem Mithroshügel, wo auch ein Gesandter des *Tschelebi Tadsch-eddin* wegen Verschwägerung kam. Damals fehlte auch nicht viel und es hätten sich Einige wider den Kaiser empört.

Auch der Sohn des Comnenen Johannes war aus dem Gefängniss entlaufen und hatte sich zuerst nach Caffa und dann nach Galata geflüchtet.

32. Anno 6871, [1363] im Monat April, Indict. I, reisten wir auf der kaiserlichen Galeere nach Konstantinopel ab, nämlich der Grosslogothet Kyr-Georgios, der Scholarier, der Sebastos und der Notar *Michael Panaretos*, der dieses schreibt: und wir machten eine grosse Menge unterthäniger Besuche. Wir sahen den Kaiser Kyr-Johannes Paläologus, und den Kaiser Kyr *Josaphat Kantakuzenus**), den Patriarchen Kyr-Kallistos, und die kaiserlichen Prinzessinen und die Söhne des Kaisers und sogar den Kapitän und den Podesta der Genueser in Galata, Leonardo de Murtado. Dann brachten wir den Heirathsvertrag zu Stande, dass der Sohn des Kaisers Paläologus die Tochter des *Kyr-Alexius*, des *Gross-Comnenen* und Kaisers von Trapezunt zur Ehe nehme. Am 5. Juni waren wir wieder zurück.

33. In demselben 6871. Jahre, am 15. August [reisten wir ab], um mit dem kaiserlichen Eidam *Kutlubeg*, Tur-Ali's Sohn, zusammen zu treffen. Die Vereinigung unterblieb aber, weil unter den Türken der jähe Tod ausbrach; am 27. waren wir wieder zurück in Trapezunt.

34. Anno 6872, Indict. II., am 27. des Monats October, als der Kaiser am Bache St. Georgius, unmittelbar am Abhange sich niedergelassen hatte, überfielen ihn dort plötzlich die Kabasitanischen Archonten, der Grosslogothet Kyr-Gregorius, der Scholarier

---

*) Kaiser Johannes Kantacuzenes hatte nach seiner Abdankung das Mönchskleid mit dem Klosternamen *Josaphat* genommen.

und andere. Sie verjagten ihn von dort und verfolgten ihn bis zur Burg. Die Cabasitanen entflohen zu Lande, wurden aber ergriffen und festgenommen; der Grosslogothet mit seinen Anhängern aber entkam nach Kerasunt und später nach Amisus. Damals wurde auch der Metropolit Niphon der Pteryogonite als Theilnehmer des Verrathes im Kloster Sumelas von Trapezunt eingesperrt. Am 29. Dezember aber, an einem Freitag kam der Logothete wieder, indem Gianotto Spinola und Stephan . . . die Sache vermittelt hatten.

In demselben Jahre, id est 6872, Indict II, am 19. März, am dritten Tag der grossen Woche, [Chardienstag] starb der Metropolit von Trapezunt, Kyr-Niphon, auf seinem Verbannungssitze Sumelas am Seitenstechen und ward nach seinem Range als Erzpriester zu Chrysocephalos im Grabmal des Metropoliten Kyr-Barnabas eingesenkt. An seine Stelle wurde der [Dom]- Schatzmeister *Joseph Lazeropulos* gewählt und reiste sogleich nach Konstantinopel ab.

36. Im Jahre 6873, Indict III, [1364] Donnerstags am 16. Dezember um die Zeit der Frühmette ward dem Kaiser ein Sohn geboren und *Manuel* genannt.

37. Am 13. April desselben Jahres 6873 [1365] am Ostersonntage, als sich der Kaiser auf dem *Meydan**) befand, erhob sich ein Streit zwischen dem Consul und dem Bailo. Damals kam auch der auf den Metropolitanthron von Trapezunt erhobene Kyr-Joseph, und sein Einzug hatte Dienstags [der Osterwoche] Dicänesimus statt.

38. Am 14. Juli, Indict. III, anno 6873 kam des Kaisers Eidam, der Emir *Kutlu-Beg*, mit seiner Gattin *Kyra-Maria*, Despina

---

*) Sieh Anmerkung XXII.

Chatun und Gross-Comnenin, in diese glückliche Stadt Trapezunt herab, hatte eine Zusammenkunft mit dem Kaiser und erhielt auch Zutritt in den Pallast. Nachdem er sich 8 Tage lang bei St. Johann dem Täufer unter Zelten aufgehalten hatte, zog er im Frieden und hoch gefeiert wieder fort.

39. Im folgenden Jahre besuchte der König die Gegend des *Parcharis* und wir alle mit ihm; bei *Spelia* fingen wir zu steigen an bis *Phianoe*, zogen *Gantopedis* und *Marmara* vorbei, gingen durch *St. Mercurius* und kamen nach *Achantakus* zu Fuss zu Pferd über 2000 Mann, blieben vier Tage beim Emir und kehrten wieder nach Trapezunt zurück.

Im Juni 6875, [1367] Indict. V, zogen wir mit Macht zu Wasser und zu Land nach Lazien; zugleich mit dem Kaiser und der Despina, seiner Mutter, kam auch die Tochter des Kaisers, die Grosscomnenin *Kyra-Anna* mit uns und ward in der Ortschaft *Macros-Aegialos* an den König der Iberier und Abasen, *Kyr-Bagrat* aus dem Hause *Bagration*, vermählt. Auf der Heimreise stieg der Kaiser geradewegs zum *Parcharis* von *Larachana* hinauf, nach Limnion, und kam auf seinem Zuge bis Chaldia.

40. Am 15. November, Indict. VI, anno 6876 stieg der Metropolit Kyr-Joseph vom Trapezuntischen Metropolitanthron und zog sich in das Kloster der Eleusa [der Erbarmungsvollen] zurück; am 19. Juli desselben Jahres 6876 aber flüchtete er sich nach Konstantinopel wegen der Raubzüge, welche die Ruderbarken der Asaben gegen die Aranioten verübten.*) Um dieselbe Zeit fiel auch mein fünfzehnjähriger geliebter Sohn Konstantin [wehe, wehe mir Unglück-

---

*) Sieh Anmerkung XXIII.

lichem und Sünder!] am Feste der Metamorphosis beim Kloster St. Sophia ins Meer und ertrank.*) Später starb mir auch der andere theuerste Sohn Romanos, 17 Jahre alt an Dysurie. Nach einer Abwesenheit von drei Monaten und . . . . kehrte ich um.**)

41. In demselben Jahre im Monat März zog der *Kilidsch-Arslan* herein und belagerte das uns gehörige Chaldia; der Kaiser rüstete sich ebenfalls und zog wider ihn zu Feld.

Im Monat Januar, Indict. VII, anno 6877 am Lichterfest [1369] wurde *Golacha* von den Türken durch List erobert und in Folge dessen ward Chaldia der Verödung preisgegeben; indem ein Theil der Bewohner in den Gefechten, der andere aber in der *Sedolischen* Höhle daselbst umkam.

42. In demselben Jahre 6877 gegen Ende Januar zog der Kaiser mit einer ansehnlichen Seemacht nach Limnia und kam nach vier Monaten wieder zurück.

43. Im Monat Mai, Indict. VIII, anno 6878 [1370] zog der Kaiser an der Spitze einer kleinen Schaar Krieger in den Parcharis von Marmara, und am 21. desselben Monats an einem Freitag stiess er plötzlich auf einen türkischen Heerhaufen von beiläufig 500 Reitern und 300 Fussgehern. Der Kaiser hatte nur ungefähr 100 Reiter, griff aber dennoch an, schlug und verfolgte den Feind und sandte Türkenköpfe und ihr Feldzeichen hieher.

44. Dienstags am 3. August, Indict. VIII, anno 6878 [1370] hielt der Metropolit Kyr-Theodosius seinen Einzug in Trapezunt

---

*) Sieh Anmerkung XXIV.

**) Mangelhafter Satz ohne Sinn.

und ward inthronisirt: er kam aus Thessalonika und hatte zwanzig Jahre als Eremit auf *Hagion-Oros* gelebt. Zuerst kam er nach dem glückseligen Konstantinopel und wurde Vorstand des Klosters Manganon. Dann ward er canonisch [als Erzbischof von Trapezunt] gewählt und ging [zu seiner neuen Bestimmung] ab.

Am 6. Augustmonats gingen wir nach Lazien ab und trafen gegen Ende des Monats und am Eingang des Jahres 6881 [1372] mit König *Bagrat* zusammen. Dann zogen wir nach *Batum* und schlugen die Zelte ausserhalb [des Ortes] auf; wir hatten neun Galeeren und vierzig Barken bei uns. Dort hielten wir auch mit dem Fürsten von *Guriel**), der dem Kaiser seine Unterthänigkeit zu bezeugen kam, eine Unterredung, und kehrten nach einem Aufenthalte von sechs Tagen wieder zurück, Indict. XI.

45. Als am 13. Januar, Indict. XI, anno 6881 [1373] der Kaiser wider Cheriana zog und starker Schnee fiel und ein heftiger Wintersturm sich erhob, ergriff Alles die Flucht und es fielen 140 Christen, die einen kamen durch das Schwert, die mehreren aber vor Kälte um.

46. Freitags am 11. November, Indict. XII, anno 6882 kam Kyr-Michael, der Sohn des Römer-Kaisers Kyr-Johannes Paläologus, mit zwei grossen Schiffen und einem kleinern gegen unsern Kaiser, blieb fünf Tage in seiner Stellung und kehrte wieder um, ohne von seinen Absichten irgend etwas durchzusetzen. Mit ihm war zugleich der Oberst-Schatzmeister Kyr-Johannes, des Andronicus Sohn; dieser kam beim Abzug des Paläologen heraus und ergriff die Partei unsers Kaisers.

---

*) Sieh Anmerkung XXV.

47. Sonntags am 16. April, Indict. XV, anno 6885 [1377] wurde Golacha von den Chaldäern wieder genommen und neuerdings dem Kaiser unterthan. Aber es ward von den Feinden bald wieder erobert.

48. Freitags am 14. März, Indict. XIV, anno 6884 [1376] *) stürzte des Kaisers Sohn, Kyr-Andronicus, Despot und Grosscomnen, vom Pallast des Grosscomnen und Kaisers Kyr-Andronicus herab; er verschied gleich nachdem man ihn in die Burg getragen hatte, und wurde im Kloster Theoskepastos beigesetzt, indem der kaiserliche Vater desselben und von den Prinzessinen nur die Mutter und die Stiefmutter dem Leichenzuge folgten.**) Das Verlöbniss aber, welches er mit der Tochter des Königs *David*, auch Nichte des Achpuga Seitens der Schwester, von Tiflis in Iberien hatte, ging auf den jüngern, ächten und legitimen Sohn unsers Kaisers, auf den jungen Kaiser *Kyr-Manuel* den Grosscomnen über. Und wie diese Bewerbung günstige Aufnahme fand, brach der Kaiser, und wir mit ihm, am 10. Mai, Indict. XV, anno 6885 von Trapezunt auf und kam nach Lazien, wo wir den ganzen Sommer, bis 15. August, in Macrâgialos liegen blieben. Dann kam auch sie [die iberische Prinzessin] von *Gonia****) nach Makrägialos herab, Tags darauf reisten wir ab und kamen Sonntags am 30. August nach Trapezunt zurück.

Am fünften Tag des neuen Jahres, im Monat September, an einem Sonnabend, Indict. I, anno 6886†) wurde sie auf der kaiserlichen Tribune gekrönt und *Eudocia* genannt, da sie vorher Kulkanchat geheissen hatte. Am folgenden Tage, Sonntags am 6. September war die Vermählung, und die Feierlichkeiten dauerten eine Woche und noch länger. Die Trauung vollzog der Metropolit Theodosius von Trapezunt, den Kranz hielt der Kaiser und Vater des Bräutigams.

---

*) Die Richtigkeit dieses Datums wird durch eine Inschrift im Vestibulum von Theoskepastos in Trapezunt bestätiget. Sieh erste Abtheilung p. 104.

**) Sieh Anmerkung XXVI.

***) Sieh Anmerkung XXVII.

†) D. i. 1378 n. C., was aber der Wahrheit nach, wie in allen Daten dieser Art, noch auf das 1377. Jahr *unserer* Zeitrechnung fällt, weil

49. Nach vielem Hin- und Herreden und nach vielen gegenseitigen Gesandtschaften Römischer nämlich und Musulmanischer zwischen dem Kaiser und dem *Tadsch-eddin Tschelebi* setzte sich endlich der Kaiser am 14. August, Indict. II, mit seiner Tochter *Eudocia* auf zwei grossen Schiffen und zwei kleinern Fahrzeugen in Bewegung. Bei unserer Ankunft in Kerasunt kam Bericht aus Trapezunt, dass der Kilidsch-Arslan einen Angriff auf die Hauptstadt vorhabe. Der Kaiser liess die Tochter in Kerasunt, kehrte mit den Archonten nach Trapezunt zurück und befestigte die Burg und setzte die Stadt in Vertheidigungs-Stand.*) Gegen Ausgang Septembers brach er wieder auf, nahm die Tochter in Kerasunt und kam bis *Unieh*, wo er mit dem *Tschelebi* zusammenkam und seine Tochter Kyra-Eudocia mit ihm vermählte, am 8. Oktober Indict. III, anno 8688: damals kam der Kaiser auch bei Limnia vorbei.**)

50. Im Monat Februar zog der Kaiser zu Wasser und zu Lande gegen die Tzaniden ins Feld und theilte Sonntags am 4. des Märzmonats, Indict. III, anno 6888 das Heer in zwei Theile. Das Fussvolk, ungefähr 600 Mann, liess er vom Castell *Petroma****)

---

die Byzantiner ihr Neujahr nicht am 1. Januar, wie wir, sondern am 1. September feierten.

*) Sieh Anmerkung XXVIII.

**) Sieh Anmerkung XXIX.

***) Sieh Anmerkung XXX.

hinaufziehen; der Kaiser in Person aber nahm die Reiterei sammt dem noch übrigen zahlreichen Haufen zu Fuss und schob sie längs dem ganzen Lauf des Flusses *Philobonitis* hinauf bis zu den Winterquartieren [der Tzaniden]. Er überfiel ihre Zelthütten, mordete, brannte und plünderte Alles; er befreite auch viele unserer Gefangenen . . .*) und kehrte dann wieder zurück nach *Slavopiast***) wo er ein wenig still hielt. Die Abtheilung der 600 aber, die von *Petroma* hinaufgezogen war, streifte bis *Kotzanta* und richtete durch Feuer und Schwert grosses Unheil an. Unter beständigen Gefechten der ihnen beim Rückzug nachsetzenden Türken verloren diese lezteren viele Leute. Die Römer, in der Hoffnung den Kaiser am Strande zu treffen, hielten sich tapfer und zogen sich siegreich zurück. Wie sie aber am Strande bei *Slavopiast* ankamen und den Kaiser, wie es doch verabredet war, nicht mehr fanden, blickten sie ein wenig nach der Flucht um, und es fielen bei 42 Römer, Türken aber zählte man, Männer, Weiber und Kinder zusammengerechnet, über 100 Todte.

Am 19. Juni, Indict. V, anno 6890 [1382 n. Chr]. ward dem *Kyr-Manuel*, Sohne des Kaisers Kyr-Alexius, aus der Iberischen Kyra-Eudocia ein Sohn geboren, welchen der Grossvater und Kaiser Kyr-Alexius und die Grossmutter Despina Kyra-Irene, und der Metropolit von Trapezunt, Kyr-Theodosius, nach seinem Urgrossvater *Basilius* nannten.***)

51. Am 9. Juli, Indict. V, anno 6890 brach die Krankheit der Beulen aus und raffte in Trapezunt bis Dezember und Januar

---

*) Sieh Anmerkung XXXI.

**) Sieh Anmerkung XXXII.

***) Als Kaiser nannte er sich auch noch Alexius.

viele Menschen weg. Sie verheerte auch sehr stark *Matzuka* und *Trikomia* und die Gegend von *Surmenae* bis *Dryona*.

52. Im Oktobermonat anno 6895 erhob sich des Kaisers Eidam *Tadsch-eddin*, Emir von *Limnia*, gegen den andern Eidam des Kaisers genannt *Suleiman-beg*, Sohn des Hadschi-Omer von *Chalybia*, mit einem Heere von zwölftausend Mann*). Beim Einbruch in Chalybien fiel zuerst Tadsch-eddin selbst und starb daselbst unter dem Schwert; von seinem Heere wurden ungefähr 6000 niedergehauen und der Rest floh mit Zurücklassung zahlloser Pferde und Waffen.

53. Es war ein Tatarischer Emir, der wie sie sagen auch *Chain* inne hatte**). Dieser Tatar hiess *Tamurlanes* und brach mit einem, wie die Kundigen wissen wollen, 800,000 Mann starken Heere aus den Grenzen von Chataia**) hervor und eroberte ganz Persien. Dann fiel er auch ins Gebirgsland von Iberien ein und bezwang das wundervolle *Tiflis*, machte den kriegskundigen König *Bagrat* und seine Gemahlin, die Tochter unseres Kaisers, die wunderschöne Kyra-Anna und ihren Sohn David zu Gefangenen, schlachtete und vernichtete aber das Volk mit dem Schwert. Welche Beute er aber machte, und wie viele Bilder er abschälte und verbrannte, wie viele Edelsteine und Perlen, wie viel Gold und Silber er wegschleppte, ist gar nicht zu beschreiben, am 21. November anno 6895 [1386 n. Chr.].

54. Es entschlief aber der Kaiser Kyr-Alexius der Grosscomnen, zweiter Sohn des Grosscomnen Kyr-Basilius anno 6898 [1390 n. Chr.] am 20. März, am Sonntag der fünften Woche, um die

---

*) Sich Anmerkung XXXIII.

**) Sich die Note zu χαύιν, cap. 53 des griech. Textes.

***) Sich Anmerkung XXXIV.

zweite Stunde des Tages, nachdem er vierzig Jahre und drei Monate regiert und ein u. fünfzig Jahre gelebt hatte.

Am fünften März des 6920. Jahres [1412 n. Chr.] starb der Kaiser Kyr-Manuel der Grosscomnen und ward im Kloster Theoskepastos begraben: er regierte 27 Jahre*).

Am zweiten Mai anno 6903 [1395 n. Chr.] entschlief die Despina Kyra-Eudocia aus Iberien, die Mutter des Kaisers Kyr-Alexius [IV].

55. Am 14. September des Jahres 6904, Indikt. IV, an einem Sonnabend kam die Despina Grosscomnenin, Kyra-Eudocia, mit einer Galeere und einem Boote von C'pel nach St. Phokas. Als Braut führte sie mit sich für ihren verwittweten Bruder, Kaiser Kyr-Manuel, die Tochter des Philanthropenus, Kyra-Anna; für ihren Neffen, Kaiser Kyr-Alexius [IV] aber Kyra-Theodora, des Kantakuzenus Tochter. Sonntags am andern Morgen hielten sie bei Regenwetter ihren Einzug in Trapezunt. Kaiserlicher Verordneter bei diesem Einzuge war der Megas-Dux, Admiral und Scholarier.

56. Aber im Jahre 6935 [1426], Indict. V, am 12. November, Dienstags um die dritte Stunde der Nacht entschlief die Despina Kyra-Theodora Kantakuzena, die Grosscomnenin und Gemahlin desselben Kaisers Kyr-Alexius [IV] und ward im hochverehrten Tempel der überheiligen Gottesgebärerin zu Chrysocephalos in der Ruhestätte des *Gidon* bei den Insignien [Wappenschilden der kaiserlichen Familie] begraben.**)

---

*) Sieh Anmerkung XXXV.
**) Sieh Anmerkung XXXVI.

[Eine Lücke.]

Im November desselben Jahres kam die Kaiserin Kyra-Maria, Tochter des Kyr-Alexios von *Theodora* in *Gotthien* und ward mit ihrem Mann, dem gottesfürchtigen Despoten und Grosscomnen *Kyr-David* ehlich eingesegnet.*)

---

*) Sieh Anmerkung XXXVII.

Ende der zweiten Abtheilung.

Anmerkungen zur Chronik
des
Michael Panaretos.

I. [*Βασιλέων, τῶν Μεγάλων Κομνηνῶν*]. Das Nähere über den Titel *Βασιλεύς* und *Μέγας Κομνηνός* der Beherrscher von Trapezunt sieh Cap. III, pag. 63—84 der „*Geschichte des Kaiserthums Trapezunt.*“ München 1827.

II. [*'Ευδαίμονος Κωνϛαντινουπόλεως*] kann eben so gut Vorbild wie Nachahmung des morgenländischen Styles seyn, in welchem Hauptstädte nie ohne den Beisatz: *verschlossen, wohlverwahrt, glückselig; Sitz, Thor, Haus der Glückseligkeit,* المحروسة *al-machrusat,* درسعادة *der Seadet,* استانهء سعادة, *asitaneï seadet* in Diplomen und Büchern genannt werden.

III. [*Σπουδῇ* —— *Θάμαϱ*]. Der Name *Thamar* wird besonders in dem zu Tiflis in Iberien regierenden Königshause häufig gefunden, und wenn hier nicht ausdrücklich besagt wäre, *Thamar,* mit deren Hülfe *Alexius* ein Heer zur Eroberung von Trapezus aufbrachte, sei die Schwester seines Vaters, also die Tochter eines byzantinischen Fürsten gewesen, hätte man Urheber, Gold und Streitmacht des Trapezuntischen Eroberungszuges ausschliesslich für *Iberisch* erklären müssen. Warum gab Andronicus der Tyrann, zweien seiner Kinder die in der byzantinischen Welt nicht gebräuchlichen iberischen Namen *Thamar* und *David*, von denen der erste niemals, der zweite aber ausser Trapezunt nur einmal in den Geschichten von Byzanz gefunden wird? Man weiss, dass Andronicus der Tyrann vor seiner Thronbesteigung einen grossen Theil des Lebens auf Reisen im Morgenland, an den Höfen von Iconium, Haleb, Bagdad und Tiflis als Exulant und Abenteurer gelebt und mehrere Frauen der Reihe nach genommen habe. Nicht ohne Grund wird daher vermuthet, seine erste Gemahlin sei eine Iberische Prinzessin, *David* und *Thamar* aber seien Kinder aus dieser Ehe gewesen. Desswegen hatten sich auch nach dem Sturze ihres Hauses in Konstantinopel die Trümmer der Comnenen und ihrer Anhänger nach Iberien [Georgien] gezogen, zur Zeit, als eben *Thamara*, die heute noch nicht vergessene Heldin der Caucasischen Länder, ihr Reich und ihren Namen durch glanzvolle Siege über Perser, Turkmanen, Araber und Griechen verherrlichte. Beim Mangel aller nähern Andeutungen über die hier bezeichnete Prinzessin *Thamar* und ihre Hülfsmittel ist nur so viel gewiss, dass *Alexius* der erste Grosscomnen und Imperator der Trapezuntier mit einem Heere aus Iberien zur Unterjochung Anatoliens hervorgebrochen ist.

IV. [*Παρέλαβε τὴν Τραπεζοῦντα*]. Ueber Lage, Bauart und natürliche Festigkeit der Stadt *Trapezunt* sieh „Anmerkung VIII, XI, XII der ersten Abtheilung“ der Original-Fragmente etc. etc.

Hieher gehört besonders die vom byzantinischen Nomophylax *Eugenicus* zu Anfang des XV. Jahrhunderts auf Trapezunt, seine Pracht und Festigkeit, sowie auf die natürliche Schönheit der kolchischen Waldregion, und auf den Handelsreichthum und den Kunstfleiss seiner nach byzantinischen Begriffen hochgebildeten Bewohner verfasste Lobrede, deren Auffindung unter den undurchforschten Pariser Handschriften durch *Herrn C. B. Hase* wir vor bald zwanzig Jahren veranlasst haben.

V. [῾σά τῆς ὀρθοδοξίας] d.-i. *ἡμέρα πρώτη τ. ο.*, am ersten Tage des Festes der *„Rechtgläubigkeit“*. So nannten die Byzantinischen Griechen das auf den ersten Fastensonntag jedes Jahres anberaumte Nationalfestgepränge zu Ehren des von den Kaisern Michael und Theodora wieder hergestellten Bilderdienstes: *τῇ αὐτῇ ἡμέρᾳ Κυριακῇ πρώτῃ τῶν νηςειῶν τὴν ὀρθοδοξίαν, ἤτοι τὴν ἀναςήλωσιν τῶν ἁγίων καὶ σεπτῶν εἰκόνων ἡ ἐκκλησία τοῦ Χριςοῦ παρέλαβε, γιγνομένην παρὰ Μιχαὴλ καὶ Θεοδώρας τῆς ἁγίας καὶ μακαριωτάτης βασιλίδος.* V. Ducange Glossar. sub voce *ὀρθοδοξία.* Item *Leo Allatius* de Hebdomad. Grec.

VI. [*Ἀνδρόνικος Γίδων*]. Mehrere Imperatoren und Prinzen aus dem in Trapezunt regierenden Hause der *Comnenen* hatten Beinamen, die meistens aus dem Volkswitze hervorgingen, jetzt aber nicht mehr zu erklären sind. Andronicus I. von Trapezunt scheint sogar im Auslande nur unter dem Namen *Gidon* bekannt gewesen zu seyn. Rubriquïs [Ruysbröck], der Mönch aus Brabant, hörte auf seiner Reise zum Mongolenchan von einem *Guïon* als Herrscher von Trapesunda. Das ist ohne Zweifel der *Gidon* des Panaretos, dessen MSC. übrigens ohne Unterschied *Γίδων, Γήδων* und *Γίδος* schreibt.

VII [*Μελὶκ Σουλτάν*]. Die Niederlage des Sultans von Ikonium vor Trapezunt haben wir als ein bisher nicht gekanntes Factum aus einer Athoshandschrift in der ersten Abtheilung dieser Arbeit, pag. 107, Anmerkung II, hinlänglich documentirt und auseinandergesetzt. Nur ist hier nachträglich beizufügen, dass die Staatslegende des Hagion-Oros den vor Trapezunt geschlagenen und gefangenen Seldschukenfürsten nicht für den grossen Sultan Alaeddin selbst, sondern für dessen Sohn und Nachfolger erklärt, indem sie schreibt: *μελὶκ ὁ σουλτάνος ὁ υἱὸς τοῦ μεγάλου σουλτάνου ἀλατίνου.* Nach einstimmigen Berichten geschah der Feldzug im Jahre 1223 unserer Zeitrechnung. *Alaeddin* regierte aber ohne Unterbrechung vom Jahre

1219—1237 u. Z. Der Annahme, einer seiner Söhne habe das Expeditions-Heer befehliget, steht der Context der Staatslegende entgegen, die den gefangenen Sultan als souveränen Gebieter der Ikonischen Monarchie darstellt und als solchen im Friedensinstrument bezeichnet.

VIII. [*Ἐν τῷ τζυκανιστηρίῳ*] Was bei den Muhammedanischen Völkern das „*Dschirta*“ oder Palmstockwerfen, in gewissen Gegenden Teutschlands aber das Eisstockschiessen, war bei den byzantinischen Griechen das von den asiatischen Reitervölkern nach Abendland verpflanzte Schlegel- und Kugelspiel, *τὸ τζυκάνιον* [sprich *Tschukanion*] auch *τὸ τζευκάνιον* vom persischen جوکان *tscheukan*, d. i. Schlegel, Hammer, Streitaxt. Es war byzantinisches Nationalspiel, für welches jedes städtische Gemeinwesen seinen öffentlichen Platz und auf Gemeindekosten besonders eingerichtete Bahnen und Gebäude hatte, die man *Tschukanisterion* [*τζυκανιστήριον*] nannte und gewöhnlich, nach Art der Theater und der Stadien der alten Hellenen, ausserhalb der Städte auf luftigen und heitern Stellen errichtete. Die Spielenden sassen zu Pferd, bildeten zwei feindliche Partheien und trieben, im wüthenden Flug durcheinander rennend und sich seitwärts zur Erde neigend, mit dem hölzernen Schlegel innerhalb enger, abgesteckter Marken und nach bestimmten Gesetzen, wie am Billard, nachfliegend durch wiederholte Schläge ihre Kugel durch die Bahn an das Ziel und suchten die Kugel des Gegners durch die ihrige aus der Stelle zu drängen. Wie auf dem Circus und auf der Rennbahn waren auch im Tschukanisterion Stufensitze für die neugierige Menge, die sich am Zusehen des gefährlichen Spieles ergötzte und Wetten für den Sieg der einen oder der anderen nebenbuhlerischen Kämpfer machte. Wie für die Darstellungen unserer Kunstreiter wurden die Pferde auch für das Kugel- und Hammerspiel besonders abgerichtet wie man aus einer bei du Cange aus Psellus angeführten Stelle ersieht: *ἵππων τῶν πρὸς τὴν σφαῖραν ἐπι-*

τηδείων. Nachdem Theodosius I. die Thierkämpfe und Justinian I. Stadium und olympische Spiele für immer abgeschafft und verboten hatte, und beim allgemeinen Verfall der Litteratur in dem mönchischen Byzanz auch die Scenische Kunst erloschen war, blieben *Hippodrom* und *Tschukanisterium* allein noch für öffentliche Belustigung der christianisirten Ost-Römer übrig. Wie man die ältesten Martyrer der Christenheit zu Thierkämpfen in das Amphitheater brachte, so liess auch Constantin Copronymus die ausgetriebenen Mönche und Nonnen in das Tschukanisterium von Ephesus führen, zwang sie zur öffentlichen Belustigung vor dem Volke zu tanzen, Kugel zu spielen und liess die Widerspenstigen nach Eingebung seiner despotischen Laune geisseln, mit glühenden Eisen brennen, unter die Legionen stecken etc. *πάντα μοναχὸν καὶ μοναζοίαν συνῆξεν εἰς ἔφεσον, καὶ ἐξαγαγὼν αὐτοὺς εἰς πεδίον λεγόμενον τζουκανιστήριον* . . . Theophan. an. 30 Copronymi, auch bei Du-Cange citirt. Rennbahn und Tschukanisterium, wo der Grosscomnen Johannes Axuchos das Leben verlor, sind oberhalb der Burg von Trapezunt heute noch durch Erderhöhungen und behauenes Gestein deutlich zu erkennen, obwohl nur ein gewölbtes Thor und verschiedene Theile des Mauerumfanges noch aufrecht stehen und eine türkische Mairschaft mit Ackergrund und Oelgarten das Innere füllt. Vide Constantin. Porphyrogen de cerem. Aulae Byzant. Lib. I, cap. 83 cum adnot. Reiske. Alle Notizen aus morgen- und abendländischen Schriften, die über dieses weiland ritterliche aber gefahrvolle Spiel der Byzantiner Licht verbreiten können, hat der berühmte Orientalist Quatremère [Etienne] in einer weitläufigen Note zu seiner aus dem Arabischen übersetzten Geschichte der Mamluken Sultane von Aegypten, Bd. I, S. 121 ff. zusammengestellt.

Herr Q. übersetzt *τζυκάνιον* mit „Ballspiel zu Pferd" und erklärt es wie das abendländische Turnier ausschliesslich für eine Belustigung, der sich nur fürstliche Personen und Leute vom höchsten Rang zu überlassen berechtigt waren.

Der Stock, das hölzerne Instrument [*Dschukan* oder nach seldschukischer Betonung auch *Dscherkan*] war bemalt, ungefähr vier Ellenbogen lang und endete mit einem konisch gewölbten, von Lederriemen netzartig durchflochtenen Knopf, mit welchem der nach *Cinnamus* [histor. byzant. lib. VI, p. 154] an Grösse etwa einem Apfel gleichkommende Lederball aufgefangen und fortgeschleudert wurde. Das Verzeichniss der Fürsten, die bei diesem nicht weniger gefahr- als kunstreichem Ritterspiele das Leben verloren, hätte Herr Q. noch mit dem Grosscomnen *Johannes Axuchos* vermehren können.

IX. [*ἐν τῷ ὄρει Ταυρεζίου*]. So viel man weiss, ist das *ὄρος ταυρέζιον* ein *ἅπαξ λεγόμενον* der Byzantinischen Erdbeschreibung und eben desswegen eine sichere Angabe über die Lage dieses Berges nicht zu erwarten. An die Gebirge in der Nähe von *Tauris* ist nicht zu denken, da die glücklichen Feldzüge des Grosscomnen Manuel I. auch im weitesten Sinne nirgend über den Rand des Armenischen Tafellandes hinausreichen konnten. Die natürlichste Deutung wäre freilich das südlich von der Trapezuntischen Landschaft streichende Taurusgebirge, wenn nur erst entschieden wäre, ob *τὸ ταυρέζιον* Name einer Ortschaft oder eines Berges sei.

X. [*ἡ ἀποστασία τοῦ Παπαδοπούλου*]. Wie man sieht, ist das ekelhafte Spiel der Lokal-Insurrektionen, das mit dem Verrath der Archonten gegen den Imperator *Georgius Comnenus I.* in Trapezunt begann, unter seinem Nachfolger *Johannes II.* schon in voller Entwickelung und endete nicht eher, als bis das Imperium und sie selbst [die Archonten] in der gemeinschaftlichen Noth und Auflösung des griechischen Volkes unter den Schlägen der Türken untergingen. Die byzantinischen Griechen von Trapezunt und Konstantinopel — das ist eine beachtungswerthe durch tausendjährige Proben hergestellte Thatsache — beugten sich nur vor kräftigen und entschiedenen Naturen, weil die Idee, dass ein grosses Gemeinwesen ohne erbliche Centralgewalt und ohne dass sich jeder Einzelwille dem Ganzen unterordne, nicht bestehen könne, in den byzantinisch glaubenden Ländern niemals Volksglauben wurde. Welches Unglück für die menschliche Gesellschaft, wenn man nur kräftig-weisen und intelligent-energischen Regenten gehorchen wollte! Lehrt denn wirklich, wie Einige dafür halten, nur das im *lateinischen* Sinne aufgestellte Dogma die Bösartigkeit der menschlichen Natur überwinden und sich in Demuth vor dem Gesetze beugen?

In dieser Voraussetzung hatte der Grosscomnen *Johannes II.* in der doppelten Eigenschaft als talentloser Schwächling und Repräsentant des anatolischen Schisma freilich keinerlei Ansprüche auf den Gehorsam seiner Unterthanen. Zu Konstantinopel empörte sich Volk und Archont gegen den Kaiser, weil er sich der lateinischen Kirche unterordnen wollte; zu Trapezunt aber rebellirte der Archont, weil der Grosscomnen verzagt und weichlich war.

XI. [*παρέλαβον οἱ Τοῦρκοι τὴν Χαλυβίαν*]. Nachdem durch Unglücksfälle der vorigen Regierungen die Mark *Heraklea Ponti*, das schöne *Sinope* und sämmtlicher Küstenbesitz bis zum Felsencastell *Oenaeum* [*Unieh*] verloren war, ging unter der armseligen Herrschaft des bald vor einheimischem bald vor ausländischem Feinde flüchtigen *Johannes II.* das erste Stück von den eigentlichen Erbländern seines Hauses, der metall- und waldreiche Distrikt *Chalybia*, das Erzgebirge von Trapezunt an die Seldschukischen Emire verloren. Ueber die Lage dieser Provinz und ihren neuesten Zustand sieh Anmerk. VII, pag. 115—118 der ersten Abtheilung. Item *Hamilton, Researches in Asia Minor, Pontus, and Armenia, Vol. I, pag.* 270—279. Das ganze Gebiet von Cap *Jasonium* bis über *Unieh* hinaus mag etwa zwölf bis fünfzehn Stunden Küstenstrecke betragen und ist an üppigtreibendem Pflanzenwuchs, an Laub- und wilden Obstwäldern, an weisser und rother Kalkerde und Wasserfälle reicher als an Dörfern, an Ackerland und wohlgenährten Fluren. Unmittelbar hinter dem Waldgebirge, etwa 18 Stunden von der Küste liegt *Nicsar*, das *Neocaesarea* der alten Geographie. Von der See aus betrachtet gewährt dieser steil ansteigende und dunkelbelaubte Küstenstrich von Chalybia einen einsamen, schauerlichen, ungastlichen Anblick, hatte aber für die rohen, unbotmässigen Viehhirten der Turkmanen Race doppelten Reiz, weil er fette Weideplätze, Waldeinsamkeit und Trotz gegen Steuerbedrückung bot. Doch blieben die festen Orte *Jasonium* und *Oenaeum* mit ihren Felsencastellen noch in christlichen Händen und ging dieses Mal nur der offene Walddistrict mit den isolirten, damals mittelalterlich bewohnten, heute aber verlassenen Burgen [Hospitocastron] an die Türken verloren. Dass hier aber nicht von den Osmanischen, sondern von den seldschukischen Türken und Turkomanen Kleinasiens die Rede sei, begreift der verständige Leser ohnehin.

XII. [*ϵὐλογήθη ——— Εἰρήνην*]. Dass Mätressenregiment und noch etwas weit Schlimmeres am Hof der Comnenen zu Trapezunt üblich war, ist aus gleichzeitigen genuesischen und Castillianischen Berichten hinlänglich bekannt. Aber göttliche und menschliche Gesetze offen zu verachten und aus selbstherrlicher Machtvollkommenheit sogar die Bigamie unter den Schutz der Sakramente zu stellen, hat ausser dem Grosscomnen *Basilius* von Trapezunt in den byzantinischen Ländern Niemand gewagt. Bald nach seiner Thronbesteigung hatte sich Basilius mit *Irene Paläologina*, Tochter des byzantinischen Kaisers Andronicus jun. und der Prinzessin *Anna* von *Savoyen* vermählt. Zwei Jahre nachher aber hob er nach Verstossung der ihm verhassten Paläologina eine ebenfalls *Irene* genannte Trapezuntierin auf den Thron. Dass ein *Autocrat* gegen moralische Schranken denselben Abscheu empfinde, wie gegen die politischen, ist begreiflich. Dass aber bei dem monströsen Act des Imperators selbst die Kirche schwieg und sogar noch ihren Segen sprach, und sich keine Stimme öffentlicher Missbilligung erhob, zeugt von einer Erschlaffung und einer die innersten Lebenskeime des griechischen Volkes verzehrenden Fäulniss, wider die es keine Hülfe gibt. Freilich kann eine Kirche nicht laut gegen die Sünden der weltlichen Gewalt protestiren, wenn sich das Haupt dieser Kirche selbst öffentlich „Sklav und Creatur“ des Imperators nennt. *Leo Sapiens* ward excommunicirt, weil er gegen den Wortlaut der canonischen Vorschriften nach dem Tode dreier Weiber das vierte nahm; *Basilius den Grosscomnen* beunruhigte Niemand mehr, und er hätte die Früchte seiner Verkehrtheit in Ruhe verzehrt, hätte nicht die beleidigte *Irene* das Verbrechen ihres Gemahls durch ein anderes Verbrechen gerächt: sie spann eine Verschwörung an, vergiftete den Kaiser neun Monate nach der zweiten Hochzeit, trieb die Nebenbuhlerin aus und stürzte — wie eine andere Medea -- sich und das Reich in den Ruin.

Der *Hofchronist* berichtet kurz und discret: dem Kaiser war an diesem Tage die *Despina Irene Paläologina* angetraut; an diesem Tage heirathete der Kaiser die *Despina Irene* von *Trapezunt*; an diesem Monatstage *starb Kyr-Basilius* der Grosscomnen und wurden seine Kinder mit der Mutter nach Konstantinopel geschickt, die Regierung aber übernahm die *Wittwe Paläologina.* Nicephorus Gregoras der Byzantiner füllt die Lücken des trapezuntischen Höflings freilich aus, verleitet aber die in Dingen der oströmischen Welt nicht genug bewanderten Ausleger seiner Schriften zu irriger Meinung, als wäre hier von zwei verschiedenen Grosscomnenen, einem *Basilius I.* und *Basilius II.* oder *junior* die Rede. Wenn die Chronik des *Panaretos* auch ohne allen Kunstwerth ist und selbst unter den armseligen Erzeugnissen einer Hof-Mönchs-Litteratur noch die unterste Stelle einnimmt, so liefert sie doch feststehende und sichere Umrisse zu einer bisher nicht für möglich erachteten Geschichte des Imperiums Trapezunt.

XIII. [*ἐσκοτώθησαν καὶ υἱοὶ τοῦ Δολίνου*]. Auf die Familie oder eigentlich auf den Vater dieser im Jahre 1341 auf dem Streifzuge wider die *Amida-Turkomanen* in den „Parcharitzen" oder Weideplätzen erschlagenen Söhne des *Dolinus* scheint sich eine Inschrift zu beziehen, deren unleserliche und halbverwischte Trümmer heute noch am Hausecke eines armenischen Färbers in der untersten Citadelle von Trapezunt eingemauert zu sehen sind.

:⁝ ::: ⁞ :::.ΔΟΛΙΝΩ ::: ʽΟΙ ΑΟΙΔΙΜΟΙ ΒΑΣΙΛΕΙΣ
ʼΕΠΟΊΗΣΑΝ ΜΝΗΜΟΣΙΝΟΝ ⁞ .::ʼΕΚΟΨΑΝ ΤΟ ΠΑΛΤΟΣ ΤΩΝ . .
. . . . .

. . . Dem Dolinus . . . die ruhmgepriesenen Herrscher
Setzten das Denkmal . . . . . aufgehoben hatten den Tribut der . . .

Oberhalb liest man noch ganz kennbar ✝ *ΜΗΝΙ ΝΟΕΜΒΡΙΩ Ν ΙΓ΄ ΕΤ. ͵ϛωΚΓ΄* [1315 n. Chr.]

XIV. [*Τοῦρκοι πολλοὶ —— καὶ Τζιανίδες*]. Wenn auch die Orte und Landschaften, deren Häuptlinge sich in gemeinschaftlichem Bunde zusammenthaten, um der armseligen Christen-Regierung in Trapezunt ein Ende zu machen, als *Arsinga* [*Ersendṣchan*], *Baiburd*, *Amida* und *Tzanenland* deutlich zu erkennen sind, so muss man doch auf correcte Herstellung der Namen und der Amtsbeisätze der Emire beider erstgenannten Städte vorerst noch verzichten, obgleich beim erstern das türkische *Beg* oder *bak* und am letztern das persische *dar*, z. B. *Defterdar*, *Bairakdar* zu unterscheiden ist. *Αἰναπαχ* indessen gäbe jedenfalls noch einen verständlichen Sinn, ohne dass man nöthig hätte, die gegenwärtige Leseart der San-Marco-Handschrift, wie es vielleicht ein Criticus vorschlagen möchte, entweder in *αἰναπεκ* oder *αἰναπαχτ* zu verändern. Ersteres wäre dann das türkische اینه‌بك *ainabeg*, d. i. Spiegel-Beg, Spiegelfürst; letzteres aber das sehr übliche und sehr gut türkische اینه‌بخت *ainabacht*, d. i. Glückseligkeits-Spiegel, wie man nach *Herbelot* in morgenländischen Erzählungen den macedonischen Alexander nennt. Hält man sich aber an die ganz unzweideutige Leseart des Originales und setzt sie in türkische Lettern um, so lautet es اينهبق *ainabak*, d. i. Lug-in-Spiegel, allerdings nicht vollkommen grammatikalisch genau, weil بقمق *bakmak* den Dativ regiert, dagegen aber scurril und Spitzname nach Turkmanenart, wie „Jasomirgott" bei den Deutschen und ein Duzend ähnlicher Uebernamen der gleichzeitigen Comnenen Prinzen von Trapezunt. Will man aber, dass die anatolischen Gebirgs-Turkmanen in ihrem Volkswitze durchaus grammatikalisch correkt blieben und die Trapezuntier den barbarischen Namen richtig auffassten, so wäre die Schreibart عينهبق *àynabak* d. i. Lug ins Auge vielleicht noch die unanfechtbarste.

Der Vorname dieses *αἰναπαχ* wird in der Chronik zweimal genannt und zwar jedesmal in der ganz ungriechischen Form *ἀχχῆς*. Geübtere mögen errathen, welcher Name hier verdorben ist. Freilich hätte man zwei ganz gleichlautende Wörter اخيذ *achys*, d. i. Sklave, und آخير *achys*, d. i. Cäment; aber wären das bei den Turkmanen übliche Namen für Männer? Noch verzweifelter sind die Umstände in *Ἐρκεπτάρις*, wegen der Unsicherheit ob nicht vielleicht *Ἐρχεπτάρις* oder *Ἐςκεντάρις* d. i. *Skendar* [Alexander] und am Ende gar *Yktidar* اقتدار d. i. Machthaber, zu lesen sei. اركبدار *Erkebdar* von *erkeb* „Grossknie" würde kaum zu ertragen seyn.

Leichter als diese barbarisch entstellten Türkennamen herzustellen, ist es freilich nachzuweisen, wer in dieser Turkomanischen Coalition die *Tzaniden* waren und wo ihre Sitze seien? Was heute die Caucasischen Bergvölker, die Tscherkessen, Tschetschentzen und Lesgier den Russen und den Georgiern, die Montenegriner aber den umliegenden Landstrecken des türkischen Illyriens sind, war einst den Byzantinern und besonders den Küstengriechen von Trapezunt das in seinen unwegsamen Bergklüften bis auf den heutigen Tag einsässige Urvolk der *Tzanen* — die permanente Landplage, gegen welche man kein gründliches Heilmittel aufzubringen vermochte. Das rauhe und freudenlose Vaterland der Tzanen gibt weder Getreide noch Baumfrüchte und ist einen grossen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt oder in Nebel eingehüllt. Das Volk wollte aber dennoch *leben* und sogar *geniessen*, vor Allem aber keinen Herrn anerkennen und Alles nach eigenem Gesetze einrichten.*) Um die Tzanen im Frieden zu erhalten und für die umliegenden Landschaften Schonung zu erkaufen, bewilligte die kaiserliche Regierung Jahrgelder, wie sich in neuester Zeit noch die schwächern Seestaaten Europa's durch jährlichen Tribut von den Plünderungen der Barbaresken loskauften.**)

Hätten sie nicht immerfort aus Noth und Unbotmässigkeit ihre reichern und glücklichern Nachbarn im tiefer liegenden Küstenstriche oder im Tafellande Armeniens bedrängt und geplündert, wäre es Niemanden eingefallen, so armselig angesiedelte Menschen in ihrer Freiheit zu stören. Nicht zufrieden mit Raub an Reichthum und Lebensbedarf schleppten sie auch Gefangene fort, um Lösegelder zu erpressen oder sie in der elenden Wirthschaft ihrer Alpensennen als Sklaven zu verwenden. Ihre Sitze ziehen sich von den Quellen des an *Baiburd* vorbeirinnenden Tschorak durch das schluchtenvolle, nackte, zerrissene Stein-Gebirge oberhalb Tripolis und Kerasunt bis in die Gegend oberhalb Unieh und wird unter allen Schriftstellern zuerst und zuletzt in anziehender Weise von *Proco-*

---

*) *Τὸ Τζανικὸν ἔθνος, οἳ ἐν γῇ τῇ Ῥωμαίων αὐτόνομοι ἐκ παλαιοῦ ἵδρυντο.* Procop. de bello pers. lib. I, cap. 15.

**) *Αὐτοῖς χρυσίον τακτὸν ἀνὰ πᾶν ἔτος ὁ Ῥωμαίων βασιλεὺς ἔπεμπεν, ἐφ᾽ ᾧ δὴ μήποτε ληΐσονται τὰ ἐκείνη χωρία.* Ibid.

pius um die Mitte des sechsten Jahrhunderts geschildert.*) Justinian überwand diese Bergwilden zuerst mit Waffen und suchte sie durch Einführung des Christenthums menschlicher Gesittigung näher zu bringen. Man legte Gebirgsstrassen an, baute Castelle, öffnete friedlichen Verkehr mit den Nachbarn und nahm ein Corps streitbarer Tzanen gegen reichlichen Sold in das kaiserliche Heer auf. Der Einbruch der Seldschukischen Türken und die Festsetzung des Islam in Anatolien von der Mitte des eilften Jahrhunderts angefangen vernichtete, wie es scheint, in kurzer Zeit die byzantinische Christensaat bei den Tzanen. Das hochmüthige, zu Krieg, Raub und Lust einladende Gesetz von Mekka war den ungebändigten Gemüthern der Tzanen willkommener und angemessener als das demüthige, besiegte und ewige Selbstüberwindung predigende Evangelium von Nazaret. Ohne Zweifel haben die Grosscomnenen wie die andern Traditionen der Politik von Byzanz so auch die Zahlung gewisser Jahrgelder aus der alten Schatzkammer von Trapezunt an das neuerdings verwilderte und zum alten Raubsystem zurückgekehrte Tzanenvolk übernommen, aber desswegen doch nicht immer die beutelüsternen Gebirgsleute von ihrem Gebiete abzuhalten vermocht. Wie weiland die Barbaresken nahmen die Tzanen das Geld und plünderten doch bis sie endlich sogar die Geduld des frommen Imperators Alexius III. ermüdeten und den ad annum 1380 n. Chr. in der Chronik etwas umständlicher als gewöhnlich erzählten Rachezug des Grosscomnenus hervorriefen. Seit dem Untergang des Reiches Trapezunt und völliger Turkisirung der Pontusküsten haben die Tzanen neuerdings durch die Gewalt der Umstände ihrem Raubsystem entsagt und sich in Sitte und Lebensweise den umwohnenden Seldschuken- und Turkomanenstämmen assimilirt. Diese Umwandlung aber ward um einen Preis erkauft, der allein die Natur eines Volksstammes zu ändern vermag. Die Tzanen besitzen heute neben ihren alten Sennhütten und Steinklippen auch Ackerland, Obstbäume und sogar Weinreben, und Tzanische Trauben kommen auf den Markt nach Trabosan. Nach dem Fall des Grosscomnenen-Staates ward die christliche Bevölkerung des Grundbesitzes enthoben und die Tzanen erhielten von der fetten Beute ihr Loos. Ein roher und ungastlicher Sinn ist ihnen aber dessenungeachtet, selbst nach dem Urtheile der Pontus-Turken, bis auf diese Zeit geblieben. Die *Tzanen*, *Tzaniden* oder *Tzapniden* — alle diese Varianten hört man noch im Lande — gelten jetzt noch für ein von allen umliegenden Musulmanen an Charakter, Sitte und physischem Bau verschiedenes Volk. Die Kolchischen Turken an der Küste und auch im Innern halten sich für sehr höflich und sehr fein im Vergleiche mit den „groben Tschaniklü“, denen übrigens selbst der letzthin verstorbene Muschir von Trabosan dem Blute und Grundbesitze nach angehörte. Darf man aus dem Anblick einiger Individuen auf das ganze Volk schliessen, haben die Tzanen eckig knochigen Körperbau, unten spitzzulaufende Gesichter, runde pechschwarze Augen, straffe schwarze Haare und erdgelben Teint, während man auf der Küste in der Regel schön gerundete Glieder, ovale Gesichter, in Mandelform geschnittene lichte Augen, gold- oder kastanienfarbiges Haar und die Frische des Kaukasischen Blutes erblickt.

---

*) Procop. de bello Persico, lib. I, cap. 15. Item de aedificiis. lib. III, cap. 6.

XV. [*ἐκ τῆς Δαφνοῦντος*]. *Daphnus* ist die alte Benennung der Rhede unmittelbar an der Vorstadt *St. Philipp* am Fusse des *Bosdepe*, wo das von den Genuesern verbrannte See-Arsenal der Grosscomnenen stand; nicht zu verwechseln mit dem kleinen, durch einen kaum über die Wasserfläche heraufragenden Molo in Quadratform und aus losem Gestein erbauten Barkenhaven gegenüber der untern Citadelle von Trapezunt. Aus dem alten Accusativ *Δαφνοῦντα* haben die unwissenden Griechen des Landes heute *Διαφοῦνδα* gemacht und leiten das Wort vom italienischen *dar fondo* ab.*)

XVI. [*οἱ ἐν τῇ στερεᾷ Φράγκοι ἡρπάγησαν*] Es ist eine für die Kenntniss der Sitten des Zeitalters nicht unwichtige Bemerkung, dass sich die trapezuntischen Griechen für ihre von den Genuesen oder Venetianern erlittenen Niederlagen zur See gewöhnlich durch Plünderung und Einkerkerung der harmlosen Franken, die des Handels wegen im Lande wohnten, nach Art der Türken zu rächen suchten, woraus immer neue Streitigkeiten mit den occidentalischen Seestaaten, endlose Unterhandlungen, Schadloshaltungen und neue Demüthigungen der kolchischen Schattenkaiser als Resultat hervorgingen.

XVII. [*παρεδόθη — τὸ Λεοντόκαστρον*] Die Ruinen dieser erst von den Türken zerstörten „Löwenburg" mit dem gewaltigen Unterbau der Genueser sieht man heute noch auf einem hohen Felsenvorsprung des oben genannten Landungsplatzes *Daphnus*, wo ehemals die Kriegsschiffe der Grosscomnenen und ihnen zur Seite die Handelsflotten der Abendländer, wie heute die Dampfer von Stambul und die Einmaster der Kolchier, ankerten. Die Genueser hatten das Castell schon in den ersten Jahren Alexius II [circa 1300] in ihre Gewalt gebracht, es aber in der Convention vom Jahre 1316 gegen Abtretung des Arsenales [Darsena] mit einem bedeutenden Territorium der Vorstadt wieder zurückgegeben.**)

---

*) Der Periplus des Anonymus hat ὅρμος Δάφνου.

**) Item pro contracambio Cavi de Maidano, quod dicitur, seu dici consuevit *Leo Castro*, et quod dictus dominus Imperator dederat dicto Communi in conventione habita cum dicto domino Petro, et pro infra scriptis dat . . . . pure et libere dicto communi totum illud territorium in Trapesonda, quod dicitur *darsena* . . . . Convenzione tra Alessio Imperadore di Trebizonda, e la Republica di Genova in data 24. marzo 1316. MSC. des K. Hof-Archives in Turin.

Im Friedensschlusse mit dem machtlosen und unkriegerischen Grosscomnen *Michael* musste es ihnen zum zweitenmale überlassen werden und verblieb auch in ihren Händen, bis endlich mehr als hundert Jahre später Sultan Mohammed II. nach Zerstörung der Schattenreiche von Konstantinopel und Trapezunt die Genueser mit allen Abendländern und allen Schiffen und allem Handel nicht nur aus Trapezonda, sondern aus den Städten und Häfen des Schwarzen und Mäotischen See's vertrieb.

XVIII. [*Ἀπῆλθεν ὁ βασιλεὺς εἰς τὴν Τρίπολιν*] *Tripolis* liegt in gerader Richtung zwölf Wegstunden westlich von Trabisonda mitten im saftigsten Grün des vom Meere steil aufsteigenden Waldgebirges. Zu Clavigo's Zeiten [1404 n. Chr.] war Tripolis eine „grosse Stadt“ und gehörte unmittelbar zum Erbgut der regierenden Grosscomnenen.*)

Heute ist der Ort, wie Alles unter türkischer Gewalt, zur Unbedeutenheit herabgesunken und zählt wenig über 300 unbequeme aber romantisch bald auf sanften Vorsprüngen bald in muldigen Einschnitten zwischen Gebüsch und dichtem Laubgewinde planlos hingebaute Wohnhäuser. Ueberall, unter und zwischen den Häusern rieselt es silberhell aus dem Boden heraus und die Mächtigkeit und der ungebändigte Trieb der Pflanzenwelt von Tripolis erregt selbst in Kolchis die Bewunderung des Fremdlings und lässt sich nur mit gewissen vorzugsweise üppigen Strecken auf Hagion-Oros vergleichen. Der gegen Nordost offene Hafen wird einerseits durch ein

---

*) *E a hora de medio dia fuéron en par de una gran villa que era eso mesmo poblada al mar, que ha nombre Tripil, y esta tierra es del Emperador di Trapisonda.* Ruy Gonçales Clavigo, Itinerario etc. pag. 82. Edit. Madrid 1782.

steiniges Kegeleiland gebildet, welches durch einen schmalen, bei hochgehendem Meere wasserbedeckten 12—15 Schritte langen natürlichen Felsendamm mit dem Steilufer zusammenhängt. Das trapezuntische Castell auf der Kegelspitze, zu der ein gewundener Pfad hinaufführt, ist heute leer, doch das Mauerwerk fest und selbst die letzte Spur der Frescoheiligen in der byzantinischen Schlosskapelle noch nicht ganz verwischt. Thüren und Fensterläden sind ausgehoben und im Heiligthume der Grosscomnenen hat sich eine Ziege einquartirt.

XIX. [*ἔπιασε τὴν Χερίαναν*] Der Bergdistrict *Cheriana* gränzt an das Alpenland der *Chaldier* [*Chaldaeer*] um die Quellen des unweit Tripolis in den Pontus fallenden Gebirgsflusses. *Cheriana* mit *Chaldia* zusammen bilden ein dem grössern Theile nach *in partibus* liegendes Bischofthum des Patriarchalstuhles von Konstantinopel, dessen Titular heute gewöhnlich in *Gümisch-Chana* residirt.

XX. [*ποιήσαντες τὴν πρόκυψιν τῆς χῦ γεννήσεως*]. Das Weihnachtfest dauerte am byzantinischen Kaiserhofe und folglich in der ganzen Monarchie des anatolischen Bekenntnisses *zwölf* volle Tage und schloss am dreizehnten Tage mit dem *Lichterfeste*, was man in der römischen Kirche das Fest der heiligen Dreikönige oder der Erscheinung Christi nennt. Jeden dieser zwölf Tage musste der Imperator nach den langen, bald bei Tag bald des Nachts gefeierten Kirchen- und Pallastceremonien eine bestimmte Anzahl aus bestimmten Rangordnungen der Grossen des Reiches und der Staatsbeamten zur *heiligen* kaiserlichen Tafel laden und in ihrer Gesellschaft auf einer ebenfalls durch das Gesetz bestimmten Anzahl Tische und in gesetzlich vorgeschriebenem Anzuge das Mahl verzehren. In den zehn ersten Tagen ass man im Triclinium der Sophienkirche, am eilften im Speisesaal Justinians.*) Die Wissenschaft Wer, Wie-

---

*) *ἐν μὲν τῇ βασιλικῇ Τραπίζῃ τοῦ κράματος τῆς μεγάλης Ἐκκλησίας.* Const. Porph. de Cerimon. Aulae Byzantin. tom. II, pag. 429 Edit. Reiske.

viele, in welcher Eintrittsordnung, in welchem Gewande und zu welcher Zeit jedes Mal zu erscheinen hatten, Wo sie sich setzen mussten und welche Arien die Orgeln beim Nachtisch und bei den süssen Speisen spielen sollten, war keine von den geringsten und wenigst dauernden Studien der Kaiser und ihrer Höflinge. Im Occident haben aber wenige Leute hinlänglich Geduld die Compilation des kaiserlichen Pedanten Constantin des Purpurgebornen von Anfang bis an das Ende durchzulesen, weil wir nicht mehr glauben, dass eine mystische Kraft, eine sacramentalische Weihe und das Heil der Monarchie mit legaler Vollziehung gewisser an sich gleichgültiger und werthloser Handlungen der obersten Gewalt verbunden sei.

Das urplötzliche gleichsam theatermaschinenmässige Erscheinen des Kaisers im vollen Glanze des golddurchwirkten und perlengestickten Ornates auf einer hohen Tribune in der Kirche oder im Pallaste, vor dem ganzen Volke oder vor fremden Gesandten, heisst im byzantinischen Griechisch: „*Prokypsis machen*“ — [*ποιεῖν τὴν Πρόκυψιν*].*) Die Höhe der Unterlage, auf welcher der Thron [*ἡ πρόκυψις*] stand, betrug gewöhnlich nur drei Spannen, häufig aber ruhte der Thron auf Säulen, war aber allzeit mit purpurnen und goldgewirkten Vorhängen bedeckt, hinter welchen der Imperator profanen Augen verborgen den Anzug ordnen und eine dramatisch effektvolle Positur nehmen konnte. Auf ein gegebenes Zeichen flogen die Vorhänge auseinander und die erstaunte Menge sah — wie durch magische Künste hergezaubert — das diamantenfunkelnde Götzenbild des Herrschers mit Kreuz und Heiligenschein. Der kaiserliche Schauspieler durfte dem Herkommen gemäss bei dem feier-

---

*) *Προκύπτω hervor- hinaufragen*, πρόκυψις der um einige Stufen über die Volksversammlung hervorragende Kaiserthron.

lichen Akte nicht einmal das Auge bewegen, er musste gleichsam versteinert seyn, bis die Vorhänge zusammenflogen und die Erscheinung wieder verschwand. Cantacuzenus erzählt, dass bei einer Prokypsis der kaiserlichen Prinzessin *Theodora* zu beiden Seiten des lebendigen Standbildes Lichter brannten, die von zusammengekauerten dem Volke unsichtbaren bewegungslosen Eunuchen gehalten wurden.

Wüsste man nicht aus andern Vorgängen, dass die Grosscomnenen ihren Hof zu Trapezunt ganz nach dem Muster des konstantinopolitanischen einrichteten, so könnte man es aus dieser Stelle des *Panaretos* lernen. Die übrigen diesen Gegenstand erläuternden Stellen sieh im Glossarium med. et infin. Graecitatis sub voc. *πρόκυψις*.

XXI. [ἦλθεν ἡ Δεσποινάχατ] *Δέσποινα*, *Domina*, *Imperatrix*, ist bekanntlich der amtliche Titel der legitimen Gemahlinen der Kaiser von Byzanz, der aber durch ein Dekret des Herrschers gewöhnlich auch seiner verwittweten Mutter bewilliget, öfters sogar an besonders bevorzugte kaiserliche Concubinen verliehen und in den letzten beiden Jahrhunderten der Byzantiner durch den Gebrauch sämmtlichen Prinzessinen des regierenden Hauses gegeben wurde. Dem Taufnamen unmittelbar voran stand wie bei den Spaniern *Don* und *Dona* so bei den Mittelaltergriechen *Κῦρ* und *Κυρὰ*, Worte, die nicht mehr, wie in der alten Zeit *Κύριος* und *Dominus*, für sich einen Rang in der Staatshierarchie, sondern nur Geschlecht und edles Blut bezeichneten. Was wir in Beziehung auf die Gebieter des Orients im officiellen Styl durch „*Hoheit*“, *Hautesse*, die Türken aber durch *hasret* ausdrücken, dafür hatten die byzantischen Curialisten [für Weiber] ihr *Δέσποινα*. Bei den Turkomanen und Seldschuken Anatoliens, mit deren Emiren der Hof von Trapezunt beinahe täglich zu verkehren hatte, sowie überhaupt bei den islamitischen Völkern erhält das verheirathete sowohl als ledige Frauenzimmer von Rang den stereotypen Beisatz خاتون „*Chatun*“ [gemeiniglich *Chaden* gesprochen], der unmittelbar hinter dem Personnamen folgt, z. B. سارة خاتون *Sarah-Chatun*, die *Frau Sara*, Vide Saad-eddin. MSC. turc. fol. 323. Zur Vermehrung des Respectes gegen die Prinzessinnen der Grosscomnenen waren die Trapezuntier mit den griechischen Titeln *Κυρὰ* und *Δέσποινα* nicht zufrieden und fügten an letzteren auch noch das mohammedanische *Chatun*, gleichsam als ergänzenden Bestandtheil, hinzu und sagten und schrieben *ἡ Δεσποιναχάτουν κυρὰ Αἰκαθαρίνα*, *Εὐδοκία* etc., was am Ende sogar in die Venetianischen Chroniken und Reisebeschreibungen des 15. Jahrhunderts überging, wo einige Male von der schönen *Despina Caton di* Trabisonda die Rede ist. Die Form *Δεσποινάχατ* der Chronik des Panaretos ist nur die vulgäre und corrupte Aussprache des halb griechisch und halb türkischen Wortes. *Χατουνάδες* wäre nach byzantinischem Sprachgebrauche die Pluralform von *χάτουν*, was mit *τὰ κατοῦνα* nicht Synonymum ist, wie im Glossar des berühmten *Du-Cange* geschrieben steht. Das *Trapezuntische* Griechisch, dann die *turkomanischen* und *slavischen* Bestandtheile des byzantinischen Sprachschatzes fehlen in diesem ruhmvollen und unentbehrlichen Werke entweder ganz oder sind nicht erkannt und ausgeschieden.

XXII. Der *Meydan* von Trapezunt hat Name und Bestimmung bis auf den heutigen Tag erhalten. Es ist der grosse, länglicht viereckige, grasbewachsene und nur in den Hauptrichtungen von schmalen, holperichten Hochpflasterwegen durchschnittene, leere Raum auf dem Plateau oberhalb der Rhede und des Arsenal-Viertels, der Platz, auf welchem alle Transitowaaren nach Ober-Asien sowohl als nach Europa gewöhnlich unter freiem Himmel abgeladen, behandelt und von Schiffern nach Europa oder von Karawanen nach Iran übernommen und verladen werden. Ein aus vielen Röhren laufender Brunnen mit Kuppeldach und herkömmlicher Inschrift aus dem Koran, mit Tränken aus Stein und mit Waschapparat für fromme

Moslim fehlt natürlich nicht. Auch ein Han, ein sogenanntes Karawanseraï, mit Stallungen, hölzernen Corridoren, Magazinen, leeren Zimmerräumen und einem zweiten Brunnen im Hofe ist am Ende des Platzes zur Unterkunft der Maulthiertreiber aus Armenien, Anatolien, Persien und Georgien so wie der Geschäftsleute, die aus den Häfen des schwarzen Meeres, aus Stambul und dem Mittelmeere nach Trabesunda kommen. Auf dem *Meydan* tummelt sich die Jugend und lustwandelt was in der östlichen Gartenvorstadt geschäftslos ist. Wegen beschränkter Räumlichkeit in den Citadellen wurden zur Kaiserzeit die grossen Volksschaugepränge und Hofparaden gleichfalls auf dem *Meydan* gehalten. Und bei einer dieser Festlichkeiten — ohne Zweifel bei der *„Oster-Prokypsis“* — scheuten sich die Repräsentanten der beiden rivalisirenden Handels- und Seemächte des Mittelalters, der Venetianer und Genueser, keineswegs durch Ausbrüche eifersüchtiger Gehässigkeiten den Landesherrn zu belästigen und den Anstand zu verletzen.

XXIII. [*τὰ ἀζάπικα παρασκάλμια τοὺς Ἀρανιώτας*] Ob *Kyr-Joseph* den Metropolitanstuhl von Trapezunt aus Andacht, wie es wenn auch nicht oft doch zu Zeiten im Byzantinischen geschah, oder ob er denselben in Folge eines kaiserlichen Absetzungsdekretes, was sehr oft geschah, verloren habe, ist für die Erklärung dieser Stelle des *Panaretos* ganz gleichgültig. Von grössern Belang ist der Grund, der ihn bewog seine Zufluchtstätte im Kloster der *Erbarmungsrollen* [Panagia] zu verlassen und sich nach Stambol zu flüchten. Es geschah wegen der Piratenzüge der „Asabischen Ruderbarken wider die Aranioten.“ Diese Stelle enthält die älteste und erste Nachricht über feindliches Zusammentreffen der Trapezuntier mit den *Osmanli*-Türken. Bisher hatten sie sich nur der Seldschuken von Ikonium und nach dem Zerfallen ihres Sultanats mit den kleinen Turkomanenemiren der Nachbarschaft von Sinope bis Baiburd, dann der Ak-Kojunlu [Amidioten] und der Fürsten von

Iberien zu erwehren, deren Zorn oder Beutelust die Grosscomnenen theils mit Gold, theils mit schönen Bräuten, theils mit beiden zugleich besänftigten. Im Jahre 1368 n. Chr. kamen nun auch noch die *Asaben* und verheerten die Küsten von Trapezunt. *Asab* [اعزاب] d. i. *die Ledigen*, wie es die türkischen Vocabularien erklären, sind die *'Αζάπιδες* der Byzantiner, und waren nach unsern Begriffen zu reden unregelmässiges, schlechtbewaffnetes, vom Aerar nicht besoldetes Fussvolk, welches die Stadt- und Ruralgemeinden des osmanischen Gebietes auf Kriegsdauer zu stellen und mit drei Ducaten monatlich zu bezahlen hatten — eine Art Freicorps aus den heillosesten Individuen und gleichsam aus dem Abschaum der Bevölkerung zusammengesetzt. Man brauchte sie nur zum Sengen und Brennen und bei Stürmen auf befestigte Orte als Kanonenfutter und Leichenbrücken für die Janitscharen; am häufigsten aber wurden sie bei *Seezügen* als *Ruderer* und *Küstenverwüster* verwendet, wie es die auch bei Hammer [I] angeführte Hauptstelle aus *Paul Jovius* ausdrücklich bezeugt.*)

Wenige Jahre vor diesem Raubzuge nach der entlegenen Küste von *Trabosan* hatten die Osmanli *Heraklea Ponti* [*Penderekli*] erobert und zuerst festen Fuss am schwarzen Meere gefasst. Von Heraklea aus strichen die Asabenbarken mit Hülfe ihrer Ruder an

---

*) Li *Asapi* sono fanti commandati alle provincie e città di Turchia pagati del commune a tre ducati il mese, gente molto trista, mal in ordine d' arme, quasi tutti arcieri e poco atti alla guerra, il gran Signore gli usa molto al remo quando fa l'armata di mare e gli usa per *Guastadori* come fece a Rodo et a Vienna [1525], e non si cura che ne periscano le migliara e spèsso empirono le fosse con li corpi loro per far ponte alli Gianizari. Paolo Giovio. Venezia 1541. Bl. 33. (Hammer, Gesch. d. osm. R. I, 581).

der Küste fort, Sinope und Amisus vorbei, bis in den innersten Winkel von Kolchis und plünderten im benannten Jahre namentlich die „Aranioten“, wo das Kloster *Eleusa* stand. Nur weiss die alte Kolchische Topographie nichts von einem Küstendistrict *Arana*, wohl aber von einem Inselchen „*Aretias*“ nahe an der Küste. Nur etwa drei Miglien von Kerasunt erhebt sich das kleine Eiland über den Wasserspiegel, schwarzes vulkanisches Gestein mit steilem Riff, öde und von mannshohem Buschwerk, Brombeergesträuche und Lorbeer dicht verwachsen. Wie Säulengänge und Tempelgemäuer die ganze Insel *Philä* oberhalb der Katarakten von Syene bedecken, so füllen Ueberreste eines byzantinischen Klosters den ganzen Raum der Felseninsel *Aretias*. Wie dort das mächtige Pylonen-Paar, so ragt hier, wie auf Hagion-Oros, ein breiter hoher Steinthurm ohne Dach, mit leeren Fensteröffnungen und Vertheidigungslücken, aber dicht von Immergrün umsponnen, aus dem Gestrüpp empor. Aber welche Beziehung hat wohl *Aretias* und der alte Steinthurm mit dem Eleusakloster der *Aranioten*? Der Name Aretias gehört dem Alterthum und findet sich, soviel man weiss, zum letzten Mal im Periplus des Arrian [sec. 2]. Heutzutage, wie ich [1840] im Lande selbst durch einen Didascalos aus Kerasunt vernommen habe, wird das Eiland von den kolchischen Christen *Aranitis* genannt, was der byzantinischen Epoche angehört und die fragliche bisher unbekannte Stelle der Chronik des Panaretos vollständig erläutert, wie es umgekehrt durch dieselbe Stelle seine eigene Bestätigung findet. Denn nach dem Genius der byzantinischen Sprache ist *Ἀρανιώτης* der Bewohner einer Ortschaft *Ἀρανίτις*. Das Insel-Kloster war der „Erbarmerin“, *τῇ Ἐλεούσῃ*, geweiht und schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts von türkischen Freibeuterbarken heimgesucht.

Wie das Eiland heute verlassen ist, hatte es auch schon Jason unbewohnt gefunden, und wie damals ein Stein-Sacellum des Kriegsgottes, schmückt es heute mitten im grünen Busch der byzantinische

Klosterthurm. Bleibende Wohnstätte fand hier der Mensch nur zur Zeit des Christenthums, wo sich Mönche unter dem Schirm der erbarmenden Liebe in dieser romantischen Einsamkeit niederliessen, bis nach dem Fall des Grosscomnenen-Staates die alte Oede wiederkehrte. Keine Inschrift, kein Zeichen verräth die Vergangenheit. Wir streiften durch das verschlungene Gebüsch, sahen zum blühenden Immergrün der leeren Fensterbogen hinauf und eilten wieder zum Strand hinab.

XXIV. [*τὴν μονὴν τῆς ἁγίας Σοφίας*]. *St. Sophia*, einst Kirche und Kloster und viel besuchter und reizender Belustigungsort. der Trapezuntier, liegt nur eine gute halbe Stunde von der westlichen Vorstadt zwischen Gärten und Baumwuchs auf einem sanft ansteigenden Hügel der Seeküste. Die Vorstadt selbst ist schon ein Baumwald und der Weg zum ehemaligen Kloster an Cypressen und Nussbäumen, Oelgärten, Brunnen und Capellenruinen längs der Strandhalde fortziehend ladet besonders in der Morgenfrische und in der Kühle des Abends zum Lustwandeln ein. Das Klostergebäude selbst ist zwar von den Türken abgebrochen, aber Grundgemäuer mit Bruchstücken eines Portales, Fries und Meiselwerk bezeugen heute noch Umfang, Styl und Pracht. Die Kirche blieb unzerstört und dient dem türkischen Bauernvolk der Umgegend als Bethaus; auch hat sie durch mohammedanischen Fanatismus in ihrer ursprünglichen Gestalt weniger gelitten als die Kirchen in der Stadt. Soweit die Hand des Menschen mit Pinsel und Spitzhammer reicht sind die Freskomalereien freilich überall mit Kalk bedeckt oder weggekratzt, in den höhern Theilen aber, besonders in den Kuppeln und Rundbogen sind sie überall noch frisch und unverletzt. An der Fronte ist ein Vestibulum angebracht mit einem Säulengang auf jeder der drei freien Seiten; doch sind die Säulen dünne und paarweise aber allzeit von ungleicher Ordnung zusammengestellt. Hier sind die Malereien fast ganz vernichtet, die Mauern durch Wachtfeuer angeschwärzt, die Platten des Fussbodens aufgebrochen, der Frontbogen aber durch eine Caffebude halb verbaut für die landsässigen Dorfkanonire während der Russenkriege. Einige Schritte von der Kirche entfernt, wie etwa das Baptisterium italienischer Dome, steht dasselbe Gebäude in verjüngtem Maasstabe, d. i. eine Kuppel über dem Durchschnittspunkt zweier Kreuzbalken von gleicher Länge mit offenem Bogeneingang auf drei Seiten und mit der Apsis auf der vierten. Diese geistliche Halle ist *ein* Freskenfeld, eine wahre *Pöcile*, mit einer Frische, Festigkeit und Eleganz in Farbe und Zeichnung, dergleichen man sich, weniges auf Hagion-Oros ausgenommen, nicht erinnert irgendwo in byzantinischen Ländern gesehen zu haben.

Die Verzierungen des Giebelfeldes und das um die ganze Aussenseite der Kirche herumlaufende Fries, Weinlaub und Trauben, apokalyptische Thiere, Bilder aus den sechs Schöpfungstagen, Arabesken, Schnörkelwerk, besonders Taubenpaare, Alles mit Symmetrie und Sorgfalt in Hautrelief ausgeführt, könnten selbst kundige Architekten in Beobachtung und Deutung byzantinischen Kunstgeschmackes lange und nützlich beschäftigen. Der stumpfe, weitmündige, etwa 120 Fuss hohe leere Glockenthurm steht zwölf Schritte von der Kirche entfernt und ganz vereinzelt am Rande des Uferabhanges. Seine Form ist viereckig, die Steintreppe aber, welche zu dem zwanzig Fuss über der Grundfläche angebrachten Eingang von Aussen hinaufführt, halbweggebrochen. Der Thurm selbst bildet unmittelbar innerhalb der Thüre eine Freskenkammer, die auf drei Seiten hell erleuchtet ist, auf der vierten aber einen apsis-ähnlichen Aussprung mit drei kleinen Lichtöffnungen hat und gleichsam ein Tempelchen im verjüngtesten Maasstabe vorstellt. Die Bilder selbst sind hier nur kirchlicher Gattung, insbesondere aber die Figuren verstorbener Klostergeistlicher zahlreich und, wie eine am Fensterbogen angemalte Jahrzahl besagt, um 6941 der byzantinischen Zeitrechnung

[1433 n. Chr.] aufgetragen. Dagegen erkennt man auf dem hochumrandeten, aber halb zerstörten und verwitterten Freskenfeld auf der Aussenseite des Thurms unterhalb des kleinen Apsisvorsprunges noch deutlich drei Figuren in Diadem und kaiserlichen Gewändern mit erklärenden Inschriften zur Seite, von denen aber nur einzelne Worte, aber kein einziger Personenname den Wirkungen des Wetters und des Fanatismus entronnen sind. *Μέγας, Αὐτοκράτωρ, Κομνηνός, Ἀνατολῆς, Κῦρ* u. dgl. verrathen hinlänglich was da ursprünglich zu sehen war. Auf einem behauenen Sandstein wenige Fuss über der Grundfläche sieht man deutlich und tief eingegraben die byzantinische Jahrzahl ͵ςϡλέ 6935, d. i. 1427 unserer Zeitrechnung, und vielleicht gründet der berühmte Asia minor-Forscher *Texier* gerade auf diesen Zufall seine Meinung dass der steinerne Glockenthurm von *St. Sophia* jünger als der nebenstehende Tempel sei. Eine kindische Localsage misst durch die Gleichheit des Namens verführt, die Erbauung der St. Sophienkirche zu Konstantinopel und der St. Sophienkirche bei Trapezunt demselben Meister bei, während letztere offenbar eine Schöpfung der Grosscomnenen und zwar aus den ersten Zeiten des Imperiums ist. Das in der Form des einfachen Adlers am Giebelfeld und auf der Aussenseite des Presbyteriums in grossem Maasstabe und nicht ohne Eleganz eingehauene Reichswappen von Trapezunt liefert den sichersten Beweis. Im Schilde des Reiches zu Byzanz war, wie bekannt, der Doppeladler [Ost-Rom und West-Rom]; die Grosscomnenen von Trapesunda, als Imperatoren der Osthälfte, wählten den aufrechtstehenden einfachen Adler mit ausgebreiteten Flügeln als Sinnbild ihrer Ansprüche und ihrer Macht. An verschiedenen Stellen der neuen von Alexius II. erbauten Citadellenmauer ist auf polirten Steintafeln der einfache Adler eingemeiselt, bald allein bald von ruhenden Löwen begleitet als Hort von Trapezunt. Eine feingestochene, unterhalb des von den Türken muthwillig verunstalteten Wappenschildes der Tempelmauer angebrachte Grabschrift trägt die Jahrzahl 6801 byzant. Aera, d. i. 1293 n. Chr. als Todesjahr des Weihmönchs Gerasimus,

κατὰ τὸν πρῶτον μάϊον . . . ἐκοιμήθη ὁ δοῦλος τοῦ θεοῦ Ἱεράσιμος
ἱερομόναχος ὁ Βρενν' . . . ͵ςωά.

Demnach ward Kirche und Kloster *St. Sophia* bei Trapezunt nicht früher als 1204, aber auch nicht später als 1293 unserer Zeitrechnung erbaut.

XXV. [*τῷ Γουρῄλῃ*] *Gurelis* ist der einheimische Dynast der kleinen sumpf- und waldreichen Provinz *Guriel* in den Niederungen und an der Mündung des von *Baiburd* herabkommenden Tschorakflusses belegen. Der Fürst dieses Landes huldigte abwechselnd und nach Massgabe der jeweiligen Macht seiner Nachbarn bald den Königen von Iberien [Tiflis], bald den Grosscomnenen von Trapezunt als Oberlehensherren. Die Frage, ob man die *Proskynesis* des *Gurelis* bei dieser Veranlassung auf Rechnung der Höflichkeit und des Anstandes oder der Vasallenpflicht zu setzen habe, scheint bei dem innern Zustande des trapezuntischen Reiches unter Alexius III. nicht schwer zu beantworten.

XXVI. Das Grab dieses kaiserlichen Bastarden *Andronicos* Comnenos haben wir im Vestibulum der Grottenkirche des Klosters *Theoskepastos* aufgefunden und die an der äussern Tempelwand mit Farben aufgetragene verstümmelte Grabschrift copirt, in einigen Theilen ergänzt und pag. 104 der ersten Abtheilung dieser Denkschrift als *facsimile* wieder gegeben. Das Grab ward während der einheimischen Kriege der trapezuntischen Türken im Laufe des 17. Jahrhunderts aufgebrochen und geplündert.

XXVII. [*ἀπὸ Γωνίας*] Des Küstenortes *Makrägialos* [Langenstrand] geschieht in der Chronik einige Male Erwähnung, ohne dass aus dem alten Geographen uber seine Lage irgend ein Aufschluss zu erholen wäre. Der Ort muss jedoch auf der Gränze der Trapezuntischen Staaten gegen Iberien hin gelegen seyn, weil der Grosscomnen bei seinen Zusammenkünften mit dem Herrscher von Tiflis jedesmal sein Standlager zu *Makrägialos* nahm. Aus der Uebernahme der iberischen Prinzessin *Kulkanchat* durch den kaiserlichen Hof kann man schliessen, dass Makrägialos in der Nachbarschaft von *Gunieh* lag, weil die benannte Fürstentochter *ἀπό Γωνίας*, von *Gunieh* herab, nach „Langenstrand“ gekommen ist. Auch scheint *Gunieh* damals nicht mehr, wie es in der Geschichte von Trapezunt irrig vorausgesetzt wird, zu den Erbstaaten der Grosscomnenen sondern zum iberischen Vasallenstaat Guriel gehört zu haben. Jedoch ward *Gunieh* nach Zerstörung des Grosscomnenen-Staates zu dem von Mohammed II. neu eingerichteten *Beglerbeglik Trabosan* gerechnet, oder wurde vielleicht erst wegen der natürlichen Flussgränze des Bathys, d. i. Tschorak dazu geschlagen. Die türkische Administration folgte in der Regel allenthalben den Fusstapfen der byzantinischen. Nach Hadschi Chalfa's „Weltschau“ lag *Gunieh an der Grenze* von Georgien, nicht innerhalb Georgien selbst:

كونيه بو لوا كورجستان سنورنده واقع اولمشدر دريا كنارنده بر
قلعه و قصبه در قضالرى بونلردر اتنه ارخوي سومله و بجه

Kunieh bu liwa Kurdschistan sinorinda waky olmischdur deria kenarinda bir kalaa we kassabah dur kazaleri bunlardur Atinah Archawi Sumile we Budscha,

d. i. Gunieh. Dieser District liegt an der Grenze von Kurdschistan [Georgien], es ist am Seestrande ein Schloss und ein ummauertes Städtchen, seine Gerichtsbezirke [Kadilik] sind Atinah, Arachawi, Sumileh und Budscha.

MSC. Vienn. Nro. 560. fol. 329.

XXVIII. [*ἐδυνάμωσε τὸ κάστρον*]. Unter andern Arbeiten von grösserem oder geringerem Belang liess der Kaiser bei dieser Veranlassung die Befestigung des Brückenkopfes auf der Abendseite der Citadellenschlucht durch einen viereckigen oben mit einer Mauerkrone geschmückten Thurm vermehren, wie aus der schön eingegrabenen und vollkommen erhaltenen Inschrift zu erkennen ist, deren Facsimile wir unter Nro. V, pag. 103 der ersten Abtheilung dieser Denkschrift mit dem Bemerken gegeben haben, dass die Jahrzahl ϛωπ . . . sammt der Indiction wegen des Mörtelanwurfes nicht mehr vollständig aus der Ferne, auch mit Hülfe des Fernrohrs zu unterscheiden war.

XXIX. [*παρέλασεν ὁ βασιλεὺς καὶ τὰ Λιμνία*]. Es scheint, Alexius III. musste seinem musulmanischen Eidam *Tadsch-eddin* mit der Hand seiner kaiserlichen Tochter auch das feste Castell *Limnia* mit der ganzen umliegenden Gegend überlassen oder eigentlich das vorher schon durch den Feind Eroberte durch Verschwägerung mit dem grosscomnen'schen Blute gleichsam heiligen und auf alle Zeiten bekräftigen. Der Hofchronist in unterthänigster Devotion für seinen kaiserlichen Gebieter wagt es nicht, einen so empfindlichen Verlust am alten Erbgute mit dürren Worten zu melden und eine so grosse Schwäche seines Fürsten in das Register der Zeitereignisse aufzunehmen, er lässt den Kaiser, der während seiner langen Regierung oft auf der Burg zu *Limnia* Hof hielt, diesesmal nur „vorbeisegeln." Sechs Jahre später [1386 n. Chr.] lässt *Panaretos* denselben *Tadsch-eddin* kaiserlichen Eidam und *Emir von Limnia* ausziehen, um den Emir von *Chalybia*, seinen Nachbar und ebenfalls kaiserlichen Eidam, aus dem Lande zu vertreiben: *μηνὶ ὀκτοβρίῳ τοῦ ϛωϟέ ἔτους κινήσας ὁ τοῦ βασιλέως γαμβρὸς ὁ ἐκ τῶν Λιμνίων Ἀμηρᾶς ὁ τἀτζατίνης κατὰ τοῦ ἑτέρου γαμβροῦ τοῦ βασιλέως υἱοῦ τοῦ ἐκ Χαλυβίας Χατζιμήρη τοῦ λεγομένου Σουλαμάντεκ.*

XXX. [*ἀπό τὸ Πετρωμαν*]. Das Castell *Petroma* besteht heute noch mit der alten Benennung, zwar verlassen wie alle Burgen im Waldgebirge von Kolchis, aber nicht abgebrochen, wie die Verliese des Mittelalters in Europa.

Petroma liegt mitten im dichtesten Laubgehölze, von Schlingpflanzen eingesponnen auf einem Felsen am Bache, der zwischen *Tripoli* und dem Kap *Kordyle* in das Meer herabrauscht, etwa zwei Stunden vom Strand' entfernt. Eine im Felsen eingehauene Stiege ist der einzige Zugang, auf dem man vom Waldbach zum Thor hinauf gelangen kann. Die Lage der Hütten unterhalb sowohl als der hohen Felsenburg ist ungemein romantisch.

XXXI. [*ἠλευθέρωσεν σϊμϋλϊκα*]. Wir lesen *„Simylica“*, obgleich das *angehängte ν* im vorangehenden Aorist *ἠλευθέρωσεν* auf einen Vocal als ersten Buchstaben dieses — wir gestehen es gerne — uns nicht verständlichen Wortes hindeutet. Zwar kennt man im Altgriechischen den Eigennamen *Σιμύλος* als Derivativum von *σιμὸς* oder *σιμὺς stumpf, eingebogen*; aber der Umstand, dass *σϊμϋλϊκα* in der venetianischen Handschrift ohne Accent gefunden wird, liesse nach constantem Gebrauch des griechischen Copisten beinahe eher auf barbarischen Ursprung schliessen. Aber was sind „Simylische Gefangene“? Ist hier von geraubten Menschen oder Heerden die Rede? *σιμὴ* bedeutet im Altgriechischen die Ziege [sima capella], aber auch die Biene und das stumpfnasige Kind [*τὰ παιδία πάντα σιμὰ*]. Könnte man, wenn hier *per antonomasiam* geraubte Heerden zu verstehen sind, das Beiwort *αἰχμάλωτα* von Thieren gebrauchen?

XXXII. [*εἰς τὸν Σθλαβοπιάστην*]. Nähere Angaben über die *Tzaniden* [Tzanen] sieh Anmerkung XIII dieses zweiten Theiles der Denkschrift. Hier wird nur auf den Namen *„Slavo-Piastes“* aufmerksam gemacht. In keinem Periplus des Pontus Euxinus bei den Geograph. Graec. minor. aus der vorbyzantinischen Zeit geschieht dieses slavischen Küstenortes in Kolchis Erwähnung. Denn dass *Slavo* und *Piast* nicht dem griechischen oder irgend einem andern kleinasiatischen sondern dem *slavischen* Sprachschatze angehören, wird wohl keines Beweises bedürfen. Und wir fragen nur, was vom Zustande der südlich von der Donau gelegenen Provinzen nach der Jahrhunderte andaurenden Einströmung der Völker aus den Karpathenländern zu halten sei, wenn sogar die verborgensten Winkel und die entlegensten Küsten Anatoliens solche Spuren und so unwiderlegbare Beweise vom Daseyn des nordischen Elementes liefern? Eine Geographie des Byzantinischen Reiches mit der Grundlage des Zustandes desselben um das Jahr 1000 nach Christus, wäre ein nützliches, ja ein nothwendiges aber ein nicht leichtes Unternehmen.

XXXIII. [*ἔχων φωσάτον χιλιάδων ιβ*]. Nach der Vernichtung des Ikonischen Belagerungsheeres durch Andronicus Gidon [1223 n. Chr.] ist die Niederlage des 12,000 Mann starken Heeres des Limnia-Emirs *Tadsch-eddin* in Chalybia die grösste Waffenthat des trapezuntischen Schattenreichs. Achtzehn Jahre später [1404 n. Chr.] fand *Clavigo* zwischen *Unieh* und *Kerasunt* in der Gegend von *Bonah* und *St. Nicias* das Gebiet eines Turkomanischen Häuptlings, den er *Arsamir* nennt, und der nach der allgemeinen Sage über zehntausend Reiter in's Feld stellen konnte.*) Ist dieser *Arsamir*

---

*) *Fueron tomar un puerto que es en la tierra de la Turquia que ha nombre Leona [Bona], é en el qual puerto estaba un castillo junto con el mar encima de unas pennas, é estaba despoblado, é decian que podria aver quatro annos que Genoveses lo robaron: é esta tierra es de un Señor Turco que ha nombre Arzamir; é este dia partieron de aqui, é dende a poco fueron en par de un castillo pequenno que està junto con el mar encima de una penna que ha nombre Sancto Nicio, é fueron*

des Castilliers vielleicht der Sohn und Nachfolger des in Chalybia gefallenen Emirs *Tadsch-eddin*, und ist das *Leona* der seefahrenden Abendländer vielleicht das *Limnia* der Trapezuntier?

Jedenfalls muss Limnia zwischen *Unieh* [*οἴναιον*] und *Kerasunt* gestanden seyn, weil Alexius III. auf der Brautfahrt von Trapezus nach *Οἴναιον* an *Limnia* vorüberfuhr [*παρέλασεν*].

XXXIV. Im byzantinischen Reiche circulirte während des letzten Jahrhunderts seiner Existenz ein astronomisch-geographisches Werk unter dem Titel *Σύνταξις τῶν Περσῶν* [Persisches Compendium]. zu welchem der gelehrte Arzt Georgius Chrysokokkas um 1346 unserer Zeitrechnung eine seinem Bruder Johannes Charsianites gewidmete Erläuterung schrieb.*)

Diese Handschrift allein könnte vielleicht das *Χαύην* der trapezuntischen Chronisten erklären. Der magere Auszug, den die Compilatoren der Geograph. Graec. minor. am Schlusse ihres III. Bandes geben, nennt in der Provinz *Μαυρανα* [Mawr en-nehr] unter andern die Stadt *Κάθ*; in *Τουρισταν* den Namen *Χουτὰν*, in *Τεμπετ* [Tibet] *Ντζὶν* [Tschin], *Κάταϊα* und *Χαντζού*, in Chorasan [*χορασαν*] aber *χαιν*. Ganz wahrscheinlich stellt *χαύην* einen und

---

un poco encima de deste castillo é surgieron, porquanto el viento era contrario é estovieron esta noche alli á una boca de un rio; é esta tierra é otras aldeas que alli parescieron, eran del dicho ***Arzamir****: é este Señor desta tierra, decian, que podia aver fasta diez mil o mas á caballo, á facia tributo al Tamurbec. Ruy Gonçales Clavigo, Itinerario etc. pag. 82.*

*) Τοῦ σοφωτάτου Ιάτρου τοῦ Χρυσοκοκκῆ ἐξήγησις εἰς τὴν σύνταξιν τῶν Περσῶν· ἐκτιθεῖσα πρὸς τὸν αὐτοῦ ἀδελφὸν Ιωάννην τὸν Χαρσιανίτην. Vide Codex 309 Bibliothec. San-Marco [Georgii chrysococcae opus astronomicum] pag. 41.

zwar den letzten dieser Städte- und Ländernamen vor. In Ulugbeg's arabischen Tafeln wird dieses Wort قاين *Kain* geschrieben, was in der Aussprache dem byzantinischen *χαῦην* [Chajin] eben so angemessen ist, wie das *χαταΐα* für das morgenländische *καταΐα* bei *Laonicos Chalcocond.*

Dagegen ist keinem Zweifel unterworfen, was sich die Byzantiner unter *χαταΐα* dachten. *Τὰ δὲ χαταΐα*, schreibt Laonicus, *πόλις ἐστὶ πρὸς ἕω τῆς Ὑρκανίας μεγάλη τε καὶ εὐδαίμων*, nur *Samarcand* und Memphis übertreffen Chataia noch an Reichthum, Pracht und Grösse.*) Derselbe Autor lässt kurz vorher *Temir-Chan* von seinem Stammlande gegen die *Chataier* zu Felde ziehen und erklärt sie für die *Massageten*, die vor Alters über den Jaxartes [Araxes] setzten und eine grosse Länderstrecke diesseits des Flusses einnahmen.**).

Χαταΐα [*χαταΐα*] ist gemeinsamer Name der grossen Länderstrecke zwischen dem Jaxartes und der chinesischen Mauer und demnach hauptsächlich auf Nord-Turkistan, auf das Gebiet der Dsungaren, ja auf Nord-China selbst noch anzuwenden, welches bei den Russen heute noch den Namen *Kitai* führt. Wenn uns Arrianus die *χαταίους* und Ptolemäus die *χαίτας* nennt, wird man unschwer errathen, wo man diese Völker zu suchen hat.

XXXV. Wie kann die Chronik sagen, *Kyr-Manuel* [III] habe *sieben u. zwanzig* Jahre regiert, wenn er seinem kaiserlichen Vater

---

*) Laonic. Chalcocondyl. Hist. byzant. lib. III, pag. edit. venet.

**) *Ἐντεῦθεν καὶ αὐτίκα ἵετο [ὁ τιμίρης] ὁμόσε ἐπὶ τοὺς Χαταΐδας· λέγονται δὲ οὗτοι εἶναι Μασσαγέται τὸ παλαιόν, καὶ διαβάντες τὸν Ἀράξην, τῆς ἐπὶ τάδε τοῦ ποταμοῦ χώρας ἐπὶ πολὺ διεξελθεῖν.* etc.

Alexius [III] erst um 1390 folgte und um 1412 selbst schon starb? Nach unserer Art fürstliche Chronologie zu führen, gäbe das freilich nur 22 Jahre Alleinregiment, der Text der Chronik ist aber desswegen mit seinem *ἔτους κζ΄* [27 Jahr] keineswegs schon entschieden im Irrthum, wenn man am Hofe zu Trabisonda, wie es scheint, hauptsächlich nach der Thronbesteigung der Secundogenitur, und wahrscheinlich schon vorher, auch die Mitregentschaft des Sohnes als wirkliche Regierungsperiode zählte. Der Durst der grosscomnenischen Prinzen nach Herrschaft und Machtübung war so heiss, dass kein trapezuntischer Thronerbe in Geduld und Ergebung den natürlichen Tod des Vaters und Vorgängers erwarten konnte, wie es doch mit so christlicher Pietät und Resignation im lateinischen Abendland geschieht. Um sich vor den Nachstellungen und Ausbrüchen zu lange unterdrückten Herrschertriebes ihrer Nachfolger zu sichern, liessen die Grosscomnenen ihren ältesten legitimen Sohn, sobald er in die Jahre der Pubertät gekommen, neben sich auf den Thron sitzen und übten sodann die kaiserliche Gewalt mit gleichen Rechten und gleichem Titel mit dem präsumtiven Erben. Die Audienzen konnten von diesem Augenblicke an nur gemeinschaftlich stattfinden und die Geschäftserlasse mussten von *beiden* Kaisern unterzeichnet seyn. Kyr-Manuel, Ende 1363 geboren, wird von *Panaretos* aus höfischer Devotion gar um 1376 schon *νέος Βασιλεὺς καὶ Μέγας Κομνηνός* genannt, doch seine wirkliche Machtübung von dem Fortsetzer der Chronik, wenn der Text unverdorben ist, erst vom Jahre 1385, d. i. dem zwei- u. zwanzigsten des Lebens gerechnet. Eifersucht und Partei-Umtriebe zwischen dem alten und dem jungen Imperator liessen sich aber aller Concessionen ungeachtet doch nicht unterdrücken, und sogar Vatermord will man in den letzten Perioden des trapezuntischen Reiches mehr als einmal entdecken. *Gonçales Clarigo*, der seine Audienz bei *Kyr-Manuel* [III] mit Umständen beschreibt, erzählt sonderbare und zum Theile scandalöse Geschichten zwischen Vater und Sohn. Denn *Kyr-Manuel* hatte damals

[1404] schon seinen Nachfolger *Alexius* [IV] als Mitkaiser bei dem Empfang des castillischen Gesandten neben sich. Beide trugen das byzantinische Kaisergewand, und auf dem Kopf hatten sie hohe Spitzhüte mit Marderfell ausgeschlagen und Kranichfedern darauf. Kyr-Manuel war ein stattlicher Mann von imposanter Figur, und den jungen Grosscomnen schätzte Clavigo auf etwa 25 Jahre, was von der Wahrheit nicht weit entfernt seyn konnte, da sich *Kyr-Manuel* schon um 1377 mit der iberischen Königstochter *Kulkanchat* vermählt hatte.*) Doch nennt Panaretos den um 1382 aus dieser Ehe erzeugten Sohn nicht *Alexios* sondern *Basilios*,**) thut aber von der Geburt eines zweiten Sohnes keine Erwähnung. Vater und Sohn hatten schon im 14. Lebensjahre Weiber genommen und Kyr-Manuel lebte seit 1395 mit seiner zweiten Gemahlin, einer Anverwandten des Kaisers von Konstantinopel, woher auch der junge Alexius seine Braut erhalten hatte. Diess alles wird von Clavigo gleichzeitig und übereinstimmend mit der Chronik des Panaretos erzählt.***)

---

*) Sieh Cap. 48 des griechischen Textes.

**) Ibid. Cap. 50.

***) Con el dicho Emperador fallaron á un su fijo que estaba con él, é podia aver fasta veinte é cinco annos, y el Emperador era de buen cuerpo é porsona bien pareciente, é estaban vestidos el Emperador é su fijo de pannos imperiales, é tenian en las cabezas sendos sombreros altos con unas plumas de grullas, é en los sombreros unos capirotes de cueros de martas, ó al Emperador dicen Germanoli [Kyr-Manoli] é al fijo Quelex (Alex): é al fijo llaman Emperador asi como el padre, ca es su costumbre de llamar el fijo mayor legitimo que ha de heredar, Emperador, aunque su padre sea vivo: . . . y el Emperador era casado con una pariente del Emperador de Constantinopla, é su fijo casado con una fija de un Caballero de Constantinopla, è tiene dos fijas pequennas. Clavigo, Itin. pag. 83.

Doch kann sich der strenge Castillier bei allem Lob der freundlichen Aufnahme, die er am Hofe zu *Trabisonda* fand, das boshafte Vergnügen nicht versagen und beschreibt umständlich, wie Kyr-Manuel seinem Bogenträger, einem hübschen Bäckersohn von Trapezunt, eine solche Gewalt über sich und das Reich einräumte, dass der Thronerbe darüber eifersüchtig wurde, ja sogar einen Aufstand erregte und den Vater drei Monate lang in der Festung belagerte, bis ihm dieser den Bogenträger abtrat, dessen Intriguen und Uebermuth nachher über den jungen Imperator viele Unehre und eine Menge böser Händel brachten.*)

Aus allen diesen castillianischen und byzantinischen Argumenten stellt sich indessen nach den Regeln strenger Critik nichts weiter heraus, als dass sich erstens in Trapezunt der muthmassliche Nachfolger noch bei Lebzeiten des regierenden Vaters mit coordinirten Rechten auf den Thron setzte; zweitens dass der Sohn gegen den lange lebenden Vater Intriguen spielte, und drittens dass es beide Imperatoren im Gefühle ihrer Machtvollkommenheit mit der christlichen Moral nicht sonderlich genau nahmen und in vielen Gegenständen des Sittengesetzes äusserst laxe Principien hatten. Dass aber die Jahre der Mitregentschaft in den Chroniken als Jahre der Alleinherrschaft und der vollen Autocratie gerechnet wurden, besagt ausdrücklich weder *Panaretos*, noch *Clavigo*, noch ein anderer Byzantiner, noch irgend ein Commentator ihrer Schriften. Folglich ist unsere Hypothese nicht zulässig und hat Kyr-Manuel der Grosscomnen, welchen der unbekannte Fortsetzer der Chronik um 1412 sterben und doch 27 Jahre lang regieren lässt, entweder länger gelebt oder er ist früher zur Herrschaft gekommen als die Berichte sagen. Letzteres ist bei dem wohl conditionirten Zustande der einschlägigen Stelle des Manuscriptes nicht anzunehmen, und der Fehler steckt ohne Zweifel in dem von unbekannter Hand und ausserhalb der Zeitordnung der Begebenheiten eingeschalteten Todesjahre des Imperators, doch so dass in der Zahl ,ϛϡκ' [6920] des MSC. nichts zu ändern, wohl aber ε' [5] anzufügen und ,ϛϡκε' [6925] zu lesen ist. Demnach wäre Kyr-Manuel [III] nicht um 1412 sondern um 1417 unserer Zeitrechnung gestorben, nachdem er 27 Jahre als wirklicher Grosscomnen und *Βασιλεύς* über Trapezus geherrscht, von den Unbilden der nahen Turkomanenfürsten durch Geld sich losgekauft, an Timur-Chan Tribut bezahlt*) und von seinem eigenen Sohne des Bogenträgers wegen Schmach und Belagerung erlitten hatte.

---

*) E otro dia domingo en la tarde, estando los dichos Embajadores en su posada, vinieron los á ver dos Caballeros los mas honrados de casa del Emperador, é los mas privados, y el uno avia nombre . . . Horchi [Sükürtschi], que quiere decir como page que lleva el arco ante el Emperador; é el otro avia nombre Protovestati [Protovestiario], que quiere decir como tanto que Tesorero. E este otrosi era muy privado del Emperador, que no se facia en el Imperio salvo quanto él queria é decian, que era de baxo linage, é que era fijo de un fornero; pero avia buen cuerpo: é decian, que el Emperador mozo, viendo que su padre fiaba tanto deste Caballero, é que non curaba de los grandes de

Dass Kyr-Manuel um das Jahr 1415 n. Chr. noch lebte und zugleich mit [seinem Sohne] Alexis regierte, bezeugt eine *armeni-*

---

su Imperio, que ovo saña, é que levantó contro el padre, diciendo que echase de sí aquel ome, é que le fizo guerra, é que le tovo cercado en este ciudad bien tres meses, é que le ayudaban á ello los mayores omes del Imperio, é que vinieron despues á talos tratos, que el dicho Horchi fué amigo del Imperador mozo é de los otros que lo avian vuelto; pero despues se siguió asaz deshonra é trabajo é danuo al dicho Emperador por tener con sigo á esto caballero. Ibid. pag. 84.

*) *Este Emperador daba tributo al Tamurbec, é á otros Turcos sus vecinos Clavig. ibid.*

sche Altar-Inschrift der vor fünf Jahren zum Behufe eines Neubaues abgetragenen uralten Kirche dieses Volkes zu Trapezunt. *Don Oranes*, der katholische Seelsoger, hat diese, wenn wir nicht irren, auch im armenischen Exemplar des *Mynas* abgedruckte Inschrift unmittelbar vor ihrer Zerstörung noch einmal copirt und sie dem Verfasser eigenhändig und mit Beifügung der nöthigen Erklärung mitgetheilt. Sie besteht nur in sechs Zeilen, von denen wir nur die beiden letzten und zwar in lateinischen Lettern aber in armenischem Laute des Beweises wegen hieher setzen wollen:

i tagharorutian Kyr Manawli yev Kyr Alexi yev tevin hajoz 863 her Christosi park havidians,

d. i. unter der Regierung des Kyr-Manoli und des Kyr-Alexis und der armenischen Zeitrechnung 863 und Preiss Christo ewiglich.

Die armenische Zeitrechnung beginnt um 552 nach Christus, und fügt man zu einem armenischen Datum diese Zahl hinzu, so gibt es die Jahre des verbesserten Gregorianischen Calenders. Hier 863 + 552 = 1415.

XXXVI. [*Κυρὰ Θεοδώρα Καντακουζηνὴ —— κῦρ Ἀλεξίου*]. Diess ist dieselbe Grosscomnenin *Theodora*, deren Liebeshändel mit dem Schatzmeister ihres kaiserlichen Gemahles Alexius [IV] bei Chalcocondylas zu lesen sind. Kalo-Johannes, der erstgeborne Sohn und Mitherrscher, erschlug den Protovestiarius und hätte dann angeblich aus lauter Eifer für die gefährdete Ehre des kaiserlichen Blutes auch noch die Mutter sammt dem Vater umgebracht, wenn es nicht die Archonten verhindert und den jungen Bösewicht freiwillig an den verwandten Hof nach Tiflis zu entweichen bewogen hätten. Ueber das tragische Ende des Kaisers Alexius [IV] sowie über die unglücklichen Ereignisse und die endliche Catastrophe des Reiches unter seinen beiden Söhnen und Nachfolgern *Calo-Johannes* und *David* sieh die „Geschichte des Kaiserthums Trapezunt“, Buch II, cap. 7, 10.

XXXVII. Diese erste Ehe des *Kyr-David Comnenus* mit der Tochter des griechischen Häuptlings von *Theodora* [Lo Tedoro] in der Krim fällt noch in die Regierungszeit Alexius IV. als der Mitkaiser *Kalo-Johannes* im Auslande lebte und *David* als jüngster Bruder nur erst den Rang eines *Despotes* hatte. In zweiter Ehe heirathete David die Cantacuzenische Prinzessin Helene von Konstantinopel, deren sieben Söhne sammt dem Vater Sultan Muhammed II. hinrichten liess. Sieh Geschichte des Kaiserthums Trapezunt, Ende des II. Buches.

Ende der zweiten Abtheilung.

ABHANDLUNGEN

DER

HISTORISCHEN CLASSE

DER KÖNIGLICH BAYERISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

SECHSTEN BANDES
DRITTE ABTHEILUNG.
IN DER REIHE DER DENKSCHRIFTEN DER XXVI. BAND.

MÜNCHEN.
1852.
VERLAG DER K. AKADEMIE,
IN COMMISSION BEI G. FRANZ.

Denkschrift

über

Golgatha und das Heilig-Grab.

(Mit einem Schattenriss von Jerusalem.)

Von

Dr. Fallmerayer.

Golgatha und das Heilig-Grab;

der Evangelist Johannes, der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus und die Gottesgelahrtheit des Occidents.

Bis zur Besiegung des letzten, allgemeinen, grossen und verzweiflungsvollen Widerstandes der jüdischen Nation durch das weltbeherrschende Rom und bis zur völligen Verödung des Landes durch die Imperatoren Titus und Hadrianus bot die Umgegend von Jerusalem einen von dem gegenwärtigen Zustande wesentlich verschiedenen Anblick dar. Rinnende Bäche, Quellenreichthum, Gärten und Wälder mit ihrer Schattenkühle und ihren sommerlichen Lüften schufen ein lustiges und lebensvolles Bild ländlicher Glückseligkeit, von welcher nach so vielen Verwüstungen heute kaum eine Spur zu entdecken ist und deren völliges Verschwinden unter dem ehernen Fusstritt der Legionen schon Flavius Josephus nicht ohne Thränen sehen konnte. *) Jerusalem war nicht blos politisch-

---

*) Ἠν δὲ ἐλεεινὴ καὶ τῆς γῆς ἡ θέα. τὰ γὰρ πάλαι δένδρεσι καὶ παραδείσοις κεκοσμημένα τότε πανταχόθεν ἠρήμωτο καὶ περιεκέκοπτο τὴν ὕλην. οὐδείς τε τὴν πάλαι Ἰουδαίαν καὶ τὰ περικαλλῆ προάστεια τῆς πόλεως ἑωρακὼς ἀλλόφυλος, ἔπειτα τὴν τότε βλέπων ἐρημίαν, οὐκ

religiöser Mittelpunkt eines zahlreichen, streitbaren, arbeitsamen und gottesfürchtigen Volkes; *) es war zugleich grosse und reiche Handelsstadt, nahrungssprossender Sitz der bürgerlichen Gewerbthätigkeit, **) Heimath der Luxuskünste und der Ueppigkeit, weil ein frischrauschender Canal des Indischen Welt-Handels vom Rothen Meere her in die prachtvolle Hauptstadt des jüdischen Volkes rann. Kostbare Gewürze, Edelsteine und Gold in Masse brachten arabische Wüsten-Carawanen in die Stadt, während die benachbarten Seehäfen *Ascalon, Gaza, Joppe* und *Akke* mit dem Ueberfluss ihrer eigenen Erzeugnisse zugleich die Produkte des Abendlandes sandten. ***) Alle diese Herrlichkeiten sind wie durch Zauber wegge-

---

ὀλοφύρατο, καὶ κατεστέναξε τὴν μεταβολὴν παρ' ὅσον γένοιτο. πάντα γὰρ ἐλυμήνατο τὰ σημεῖα τοῦ κάλλους ὁ πόλεμος, καὶ οὐκ ἄν τις ἐξαπίνης ἐπιστὰς τῶν προεγνωκότων ἐγνώρισε τὸν τόπον, ἀλλὰ παρὼν ἐζήτει τὴν πόλιν.

Fl. Jos. de bello jud. lib. VI, cap. 1, §. 1. —

Κάθυγρος οὖσα πάντοθεν ἡ χώρα.

Aristeas; Gesandtschaftsbericht an Philokrates, Pag. 114.

Vergl. Paralipom II, cap. 32, V. 3—5 die Worte:

מֵימֵי הָעֲיָנוֹת אֲשֶׁר מִחוּץ לָעִיר — הנחל השוטף בתוך הארץ —
מַיִם רַבִּים.

*) La nation juive de l'époque romaine étoit aussi intelligente et beaucoup plus *morale* qu' aucun peuple contemporain.

Salvador, Hist. de la Domination Romaine etc. etc. I, 178.

**) *Πολύτεχνος ἡ πόλις.*

Aristeas a. a. O.

***) *Πολὺ δὲ πλῆθος καὶ τῶν ἀρωμάτων, καὶ λίθων πολυτελῶν καὶ χρυσοῦ παρακομίζετο διὰ τῶν Ἀράβων εἰς τὸν τόπον...., οὐ σπανίζει δὲ οὐδὲν τῶν διακομιζομένων διὰ τῆς θαλάσσης. Ἔχει γὰρ καὶ λιμένας εὐκαίρους, χορηγοῦντας τάτε κατὰ τὴν Ἀσκαλῶνα καὶ Ἰόππην καὶ Γάζαν, ὁμοίως καὶ Πτολεμαΐδα....*

Aristeas a. a. O.

blasen. Mit dem Indischen Handelsweg, mit der National-Unabhängigkeit und mit der jüdischen Bevölkerung selbst ist auch die Landschaftspracht von Jerusalem verschwunden. Mehr als vier Stunden in der Runde, sagt der Berichterstatter und Augenzeuge Flavius Josephus, hat das römische Belagerungsheer die Landschaft *„kahl geschoren“*, *) das Baum- und Buschleben überall bis auf die letzte Spur vertilgt und im letzten Akt des Trauerspiels nicht blos alle von Juden bewohnte Ortschaften Palästina's, über Tausend an der Zahl, zerstört, sondern in seinem Rachegefühl sogar auch noch die Quellen und die Brunnen verschüttet, um mit der strotzenden Fülle der jüdischen Vegetation auch den ungebändigten Trieb der jüdischen Freiheitsliebe, wo möglich, auf immer zu brechen und auszutilgen. **)

---

*) *Κείροντες τὴν περὶ τὸ ἄστυ χώραν ἐπ' ἐνενήκοντα σταδίους ἐν κύκλῳ πᾶσαν.* de bello Jud. VI, 1, §. 1.

**) *Κατατρίψαι καὶ ἐκτρυχῶσαι καὶ ἐκκόψαι αὐτούς.* Dio Cass. Vol. II, Cap. 69, §. 13, pag. 1162, edit. Reimar. Befestigte Punkte von mehr oder weniger Bedeutung wurden damals in Palästina *fünfzig* zerstört, Dorfschaften und Flecken aber *neun hundert fünf und achtzig* niedergerissen. Die während des vieljährigen Kampfes in Gefechten und Ueberfällen Getödteten werden bei Dio Cassius auf 58 Myriaden, d. i. auf 580.000 Individuen jedes Alters und Geschlechtes berechnet; die Zahl der durch Hunger, Krankheit und Feuersbrünste Umgekommenen aber, sagt er, vermöge niemand anzugeben. Von den Palästina-Juden überlebten nur Wenige die grosse Katastrophe und das Land ward soviel als öde: *Ὀλίγοι δ' οὖν, κομιδῇ περιεγένοντο. καὶ φρούρια μὲν αὐτῶν πεντήκοντα τάγε ἀξιολογώτατα, κῶμαι δὲ ἐννακόσιαι καὶ ὀγδοήκοντα καὶ πέντε ὀνομαστόταται κατεστράφησαν. ἄνδρες δὲ ὀκτὼ καὶ πεντήκοντα μυριάδες ἐσφάγησαν ἔν τε ταῖς καταδρομαῖς καὶ ταῖς μάχαις (τῶν τε γὰρ λιμῷ καὶ νόσῳ καὶ πυρὶ φθαρέντων τὸ πλῆθος ἀνεξερεύνητον ἦν). ὥστε πᾶσαν ὀλίγου δεῖν τὴν Ἰουδαίαν ἐρημωθῆναι.*

Idem l. c. §. 14.

In welchem Grade das Verwüstungs-Projekt gelungen und der Tod an die Stelle hierosolymitanischen Pflanzenlebens getreten sey, hat man schon anderswo gesagt. *) Jerusalem, wie es heute ist, in dürre Steinöden traurig hingelegt und dem Weltverkehr völlig entrückt, lebt nach Versiegung aller Quellen der Wohlfahrt und des bürgerlichen Glückes nur noch von der Heiligkeit seines Terrains, vom geistlichen Credit und von den Legenden der Christen wie der Juden und der Mohammedaner. Mit welcher Ehrfurcht insbesondere die Bekenner des Islam über Jerusalem schreiben und sprechen, ist allgemein bekannt. *„Die reine, die edle Heilige,“* *„das Haus der Heiligkeit“* sind im Orient die landesüblichen Ausdrücke von den höchsten Classen der Gesellschaft bis zu den untersten herab, so oft von Jerusalem die Rede geht. **) Vom Neide, von der Eifersucht und von der geistlichen Fehdewuth der verschiedenen, sich gegenseitig unversöhnlich hassenden, aber unglücklicher Weise unter einem und demselben Tempeldache eingeschlossenen chrislichen Religionsparteien der Heilig-Grab-Stadt soll hier nicht die Rede seyn. Man kennt das alles in Europa schon lange und bis zum Ueberdruss, man bejammert das Aergerniss, schämt sich der Profanation, weiss aber bis zur Stunde nicht, wie dem Uebel abzuhelfen und der christliche Friede unter den christlichen Glaubensgenossen herzustellen sey. Nur wenn es gelänge, den Gegenstand des feindlichen Haders selbst zu verflüchtigen und beiden Hauptgegnern gleichsam den Boden unter den Füssen wegzuziehen, würden die entzweiten Gemüther deswegen zwar noch nicht versöhnt sich freundlich nähern; es würden aber doch zur Ehre der Christenheit Aergerniss und Fehdewuth in sich selbst zerfallen. Diese Hoffnung ist aber auch vergeblich, weil man die historische Thatsache, dass Christus seiner Lehre wegen in Jerusalem verurtheilt, nach Landesgebrauch öffentlich hingerichtet und begraben wurde, durch keine Kritik beseitigen kann. Das Dogma selbst lassen wir unberührt; aber eine Hinrichtungsstätte und ein Christus-Grab muss man den frommen Männern, welche für die althergebrachte Ueberlieferung streiten, in Jerusalem ohne Widerrede zugestehen. Die Mönche aber sind mit diesem allgemeinen Zugeständniss noch lange nicht zufrieden und sie rühmen sich in Betreff der genannten beiden Oertlichkeiten einer Einzelkunde, die schon im vorigen Jahrhundert hin und wieder Zweifel und Verdacht erregt, heute aber lauten und beharrlichen Widerspruch mit scharfer Kritik hervorgerufen hat. *) *Beide* Ansichten haben ihre Vertheidiger gefunden und, wie es in solchen Sachen gemeiniglich geschieht, hat die Mehrzahl der stimmfähigen Literaten aller Länder auch diesesmal für mittelalterliche Tradition und Legende Partei genommen. Von den Vorfechtern der Ueberlieferung jedoch kommen hier mit Umgehung des grossen Haufens der Mitredenden vorzugsweise nur die beiden Chorführer *Chateaubriand* und *Williams* in Betracht. **) Dem dichterischen Genie des einen und dem gelahrten Selbstvertrauen des andern wollen wir als ebenbürtige Paladine vor allen andern den verstandesscharfen *Robinson* und neuerlichst das kritische Talent des Schweizer'schen Arztes *Titus Tobler* entgegenstellen. ***) Was die beiden erstern im Streite mit poetischem Schwung und mit schroffer Härte bejahen, dasselbe wird von ihren Gegnern eben so schroff, aber mit einer der besseren Einsicht eigenthümlichen Entschiedenheit nicht blos geleugnet, es wird sogar als Thorheit und als „frommer Betrug“ verdammt. Eine Mittelpartei zwischen beiden Extremen, jedoch mehr zu den Vertheidigern der alten Ueberlieferung hinneigend, suchten der Schotte *George Finlay* in Athen und der Schweizer *Albert Schaffter* in Bern zu bilden. *) Zu einer positiven, nach allen Seiten hin befriedigenden und jede weitere Verhandlung niederschlagenden Entscheidung ward jedoch die Sache weder durch die Befangenheit, ja Verblendung der einen, noch auch durch die kritische Verstandesschärfe und den Widerspruchsgeist der andern Partei bis jetzt gebracht. Die grösste Aufmerksamkeit unter allen Literaten, welche in der neuesten Zeit dieses Thema behandelt haben, verdient George Finlay, weil er in die schleppende und ausganglose Controverse zuerst eine noch unversuchte Beweismethode hineingebracht und dem Streite in dieser Weise eine zwar nicht entscheidende, aber doch eine neue Wendung gegeben hat. Wie alle Britten, hält auch Hr. Finlay mit hochkirchlicher Strenge an den alten Ueberlieferungen fest, verwirft aber als ungenügend und nicht schlussgerecht sämmtliche bisher von beiden Seiten in's Spiel gebrachten Argumente, um mit Hülfe des *kaiserlichen Census* an das bisher vergeblich angestrebte Ziel zu kommen. *Die Tabellen des römischen Census*, meint er, *müssen dem Kaiser Konstantin die*

---

*) Beilage zur Augsb. Allg. Zeit. N. 249 (6. September) 1851.

**) قدس شريف، قدس مبارك، بيت المقدس
Kudsi scherif, Kudsi mubarek, beït ul-mukaddes.

---

*) Zuerst gegen die Aechtheit der heiligen Orte entschieden aufgetreten ist der deutsche Buchhändler *Jonas Corte*, dessen Reise nach Jerusalem auf das Jahr 1738 fällt.

**) Itinéraire de Paris à Jérusalem etc. etc. par Chateaubriand. —
The holy City, by the Rev. George Williams M. A. London, 1843.

***) Ed. Robinson: „Palästina und die südlich angrenzenden Länder." Halle, 1841.

Neue Untersuchungen über die Topographie Jerusalems, von E. R. Halle, 1847. —

Dr. Titus Tobler: „Golgatha etc. etc. St. Gallen und Bern, 1851.

*) On the Site of the Holy Sepulcher with a plan of Jerusalem, by George Finlay. London, 1847. —

Albert Schaffter: „Die ächte Lage des heiligen Grabes.“ Bern, 1849.

Gewissheit verliehen haben, dass der (bei Eusebius genannte) *Venus-Tempel auf der mit Schutt bedeckten Grabesstelle* (bekanntlich ein Privatbesitz des Joseph von Arimathia) *errichtet worden sei.*

Die statistischen Belege für Nutzung und Besteuerung des Bodens hat man im alten kaiserlichen Rom, wie allgemein bekannt, auf einen Grad der Vollkommenheit und der Schärfe gebracht, wie sie vielleicht kaum die neueste Zeit und ihre Finanzverwaltungen aufzuweisen haben. Diese theils in den Reichs-, theils in den Provinzial-Archiven niedergelegten Census-Register waren so gründlich, dass nach Ulpian im ganzen Orbis Romanus jeder *Privatbesitz* aufs umständlichste überwacht und eingetragen wurde. Name und Lage des Grundstückes, ob in der Stadt oder auf dem Lande, wie die benachbarten Besitzer heissen, wie viel Jaucherte angesäetes Ackerland, Oelpflanzung, Graswiesen, Weiden und schlagbare Waldung es enthielt, ja selbst die Zahl der Rebstöcke im Weinberg, der Bäume im Oelwalde waren nach ihrem Schätzungspreise eingetragen *).

---

*) Forma censuali cavetur, ut agri sic in censum referantur: Nomen fundi cujusque, et in qua Civitate, et in quo agro sit, et quos vicinos proximos habeat, et id arvum quod in decem annis proximis satum erit, quot jugerum sit, vinea quot vites habeat, olivetum quot jugerum, et quot arbores habeat, pratum, quod intra decem annos proximos factum erit, quot jugerum, pascua quot jugerum esse videantur, item sylvae caeduae, omnia ipse, qui defert, aestimet . . . . *Ulpian*, lib. III de Censibus. Vergl. *Lactantius*, De mortibus persecutorum, cap. 23; item *Siculus Flaccus* (edit. Goesii), p. 9. Agri glebatim metiebantur, vites et arbores numerabantur, animalia omnis generis scribebantur, hominum Capita notabantur; in civitatibus urbanae ac rusticae plebes adunatae; fora omnia gregibus familiarum referta: unusquisque cum liberis, cum servis aderant. Lact. l. c.

Und weil diese Steuerbeschreibung unter Augustus auch auf Judäa ausgedehnt wurde *), glaubt Hr. Finlay auf das Sicherste annehmen zu dürfen, „dass auch die Besitzung Josephs von Arimathia mit dem Grabe, in welches der Leib Christi hineingelegt wurde, aufgezeichnet worden und in irgend einem Archiv ihrer Erwähnung geschehen sei. Folglich müsse auch die Lage dieser Besitzung und des Grabes dem neubekehrten Imperator Constantin genau bekannt gewesen seyn. Er brauchte ja nur die hierosolymitanischen Steuer-Pläne aus dem Reichs-Depôt hervorsuchen und nebenher die amtlichen Register der Colonie Aelia Capitolina nachschlagen zu lassen, um auf die Spur der ächten heiligen Grabstätte zu kommen.“

Diese ganze Finlay'sche Argumentation ist mehr glänzend und neu als gründlich und beruhigend, einmal weil ihr Voraussetzungen zu Grunde liegen, deren Richtigkeit man mit Recht bezweifeln muss; und dann weil sie, weit entfernt die Hauptfrage genügend zu beantworten, ohne sie auch nur zu berühren, dogmatisch an ihr vorübergeht. Denn angenommen, dass ein solches Welt-Archiv in der ewigen Stadt jemals bestanden habe und dass alle im Laufe mehrerer Jahrhunderte erfolgten Privat-Besitz-Wechsel und Bodenverwandlungen des ungeheuren Reiches mit Plänen und statistischen Angaben darin verzeichnet waren, wird dem gelehrten Finlay doch

---

*) Ἐγένετο δὲ ἐν ταῖς ἡμέραις ἐκείναις, ἐξῆλθε δόγμα παρὰ Καίσαρος Αὐγούστου, ἀπογράφεσθαι πᾶσαν τὴν οἰκουμένην.
Αὐτὴ ἡ ἀπογραφὴ πρώτη ἐγένετο, ἡγεμονεύοντος τῆς Συρίας Κυρηνίου.
Καὶ ἐπορεύοντο πάντες ἀπογράφεσθαι, ἕκαστος εἰς τὴν ἰδίαν πόλιν.
Ἀνέβη καὶ Ἰωσὴφ ἀπὸ τῆς Γαλιλαίας . . . .
Luc. cap. 2, 1—5.

nicht jedermann glauben wollen, dass man nach jedem frischen Decennal-Census auch die abgewürdigten Schätzungen mit der nämlichen Sorgfalt aufbehalten und gehütet habe wie die neu hergestellten. Selbst dieses noch zugegeben weiss man doch aus Suetonius und Tacitus, dass im grossen Brande unter Nero und im wo möglich noch verderblicheren unter Vespasianus in und ausser dem Capitol alles vernichtet wurde, was an Staatsdocumenten und Census-Tabellen in Rom vorhanden war*).

---

*) Sed nec populo aut moenibus patriae pepercit (Nero). Dicente quodam in sermone communi:

Ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί: *immo*, inquit, *ἐμοῦ ζῶντος*. Planeque ita fuit: nam quasi offensus deformitate veterum aedificiorum et angustiis flexurisque vicorum, incendit Urbem tam palam, ut plerique Consulares cubicularios ejus, cum stuppa taedaque in praediis suis deprehensos, non attigerint: et quaedam horrea circa domum Auream, quorum spatium maxime desiderabat, ut bellicis machinis labefactata atque inflammata sint, quod saxeo muro constructa erant. Per sex dies septemque noctes ea clade saevitum est, ad monumentorum bustorumque diversoria plebe compulsa. Tunc praeter immensum numerum insularum, domus priscorum ducum arserunt, hostilibus adhuc spoliis adornatae, deorumque aedes ab regibus, ac deinde Punicis et Gallicis bellis votae dedicataeque: et quidquid visendum atque memorabile ex antiquitate duraverat.

Sueton. in Nerone, Cap. 38. —

Hic ambigitur, ignem tectis Capitolii oppugnatores injecerint, an obsessi, quae crebrior fama est, quo nitentes ac progressos (Vitellianos) depellerent. Inde lapsus ignis in porticus appositas aedibus. Mox sustinentes fastigium Aquilae, vetere ligno, traxerunt flammam, alueruntque. Sic Capitolium, clausis foribus, indefensum et indireptum, conflagravit. Id facinus post conditam Urbem luctuosissimum foedissimumque reipublicae Populi Romani accidit! — Tacit. Hist. III, 71.

Unter Vespasianus wurde das Verlorene und Zerstörte nach Kräften wieder hergestellt. Aber von den verbrannten Archivdenkmälern hat man

Nebenher ist noch zu bedenken, dass nach Besiegung des grossen Aufstandes durch Titus Vespasianus Grund und Boden von ganz Judäa dem kaiserlichen Fiscus verfiel und (ob mit völliger Ausschliessung der alten Besitzer?) an fremde Käufer versteigert wurde *), das Terrain von Jerusalem selbst aber, weil mit dem kaiserlichen Bannfluch geschlagen, an die 90 Jahre unbebaut und öde lag **).

---

nur 3000 eherne Tafeln, auf welchen Friedensschlüsse und Staatsverträge mit fremden Nationen eingegraben waren, aus zerstreuten Abschriften wieder ergänzt.

An Erneuerung der verbrannten Censustabellen ward nicht gedacht: Ipse restitutionem Capitolii aggressus, ruderibus purgandis manus primus admovit, ac suo collo quaedam extulit: aerearumque tabularum tria millia, quae simul conflagraverant, restituenda suscepit, undique investigatis exemplaribus, instrumentum imperii pulcherrimum ac vetustissimum: quo continebantur paene ab exordio Urbis Senatus consulta, plebiscita de societate et foedere ac privilegio cuicumque concessis.

Sueton. in Vespas., Cap. 8.

Dass hingegen bei Zerstörung Jerusalems das Provinzialarchiv allein unversehrt geblieben und dem allgemeinen Loose entgangen sei, wird doch auch niemand glauben wollen!

*) *Περὶ δὲ τὸν αὐτὸν καιρὸν ἐπέστειλε Καῖσαρ Βάσσῳ καὶ Λιβερίῳ Μαξίμῳ, οὗτος δὲ ἦν ἐπίτροπος, κελεύων πᾶσαν γῆν ἀποδόσθαι τῶν Ιουδαίων. οὐ γὰρ κατῴκισεν ἐκεῖ πόλιν, ἰδίαν αὐτῷ τὴν χώραν φυλάττων.*

De Bell. Jud. L. VII, cap. 6, §. 6. Pag. 419, edit. Haverc.

**) Nur die drei Thürme *Hippicus*, *Phasaël* und *Mariamne* mit einem Theile der westlichen Stadtmauer und natürlich auch mit den nöthigen Baulichkeiten für die Besatzung blieben verschont, alles übrige ward auf Befehl des Siegers der Erde gleichgemacht: *κελέυει Καῖσαρ ἤδη τήν τε πόλιν ἅπασαν καὶ τὸν νεὼν κατασκάπτειν, πύργους μὲν ὅσοι τῶν ἄλλων ὑπερανεστήκεσαν καταλιπόντας, Φασάηλον, Ιππικὸν, Μαριάμνην, τεῖχος*

Im Grunde genommen fällt aber die Zwietracht über die Oertlichkeiten der Kreuzigung und der Grablegung des Heilandes den drei Evangelisten Matthäus, Marcus und Johannes, oder vielmehr den gelehrten Deutungen ihrer Ausleger und Analytiker allein zur Last. Nach Angabe der Evangelisten, sagen die Neuerer, wurde der Herr *ausserhalb* des Thores, jedoch *nahe* an der Stadt gekreuzigt und in das Grab gelegt. Nun aber, fahren sie im Syllogismus fort, liegen die beiden Oertlichkeiten, die man uns heute als Golgatha und Felsengrab bezeichnen will, in geradem Widerspruch mit dem heiligen Text, nicht *ausserhalb*, sondern *innerhalb* des Thores und — was die Frage noch bedeutend verschlimmert — sogar mitten in der Stadt, deren Ausdehnung und allgemeine Gestalt im Zeitalter Christi man jetzt auf's genaueste anzugeben weiss. Darum, sagen sie zum Schluss, sei die Topographie der heiligen Orte ein Irrthum und habe man uns und die ganze christliche Welt von St. Constantin angefangen bis auf den heutigen Tag herab mit dem angeblichen Fund von Golgatha und Heilig-Grab getäuscht. Einwurf und Argument der Zweifler sind aber nicht so leicht zu beseitigen, als man im Interesse des Friedens und der christlichen Verträglichkeit wünschen möchte. Doch muss man die Anstrengung und selbst den warmen Eifer, mit welchem fromme und gelehrte Männer die alte Ueberlieferung zu retten und die Heilig-Grablegende bei den Christen in ungeschmälertem Ansehen zu erhalten suchen,

---

δ' ὅσον ἦν ἐξ ἑσπέρας τὴν πόλιν περιέχον· τοῦτο μὲν, ὅπως εἴη τοῖς ὑπολειφθησομένοις φρουροῖς ςρατόπεδον· τοὺς πύργους δὲ, ἵνα τοῖς ἔπειτα σημαίνωσιν, οἵας πόλεως, καὶ τινὰ τρόπον ὀχυρᾶς οὕτως, ἐκράτησεν ἡ Ῥωμαίων ἀνδραγαθία. τὸν δὲ ἄλλον ἅπαντα τῆς πόλεως περίβολον οὕτως ἐξωμάλισαν οἱ κατασκάπτοντες, ὡς μηδὲ πώποτ' οἰκηθῆναι πίςιν ἂν ἔτι παρασχεῖν τοῖς προσελθοῦσι. De b. J. Lib. VII, Pag. 403.

aus Gründen, die wir nicht näher zu berühren brauchen, als vollberechtiget anerkennen. Aber wie sollte man es anfangen? Die beiden gefährlichen und höchst lästigen Stellen: ἔξω τῆς πύλης „Ausserhalb des Thores“ und ἐγγὺς τῆς πόλεως „Nahe bei der Stadt“ *), wären aus dem Texte des Evangeliums selbst durch *Dr. David Strauss* nicht wegzubringen. Argumente frommer Autorität und kindlicher Gläubigkeit, wie sie dem IV. Jahrhundert genügten, reichen für die Skepsis des XIX. Jahrhunderts nicht mehr hin **). Und nothgedrungen greift man am Ende freilich auch hier zur allein gültigen Waffe der Wissenschaft, um Schrift und alte Ueberlieferung durch die Behauptung in Einklang zu bringen, dass die im *heutigen* Jerusalem allerdings von der Stadtmauer eingeschlossenen Oertlichkeiten des Grabes und der Hinrichtungsstätte zu Christi Zeiten nach dem buchstäblichen Sinne der angezogenen Texte wirklich *ausserhalb* des Thores und der Festungsmauer gelegen haben. Man verstehe uns wohl, wo heute die Auferstehungskirche steht, sagen sie, da war im Zeitalter Christi das „ständige Hochgericht“, d. i. die von den menschlichen Wohnungen überall abgelegene und vom Blick der Lebendigen ängstlich gemiedene grausenvolle Stätte, auf welcher die Verurtheilten nach jüdischer Landessitte durch die langsame und qualvolle Strafe der Kreuzigung hingerichtet wurden. Man wird leicht glauben, dass siegreiches Durchfechten einer solchen Thesis nur dann möglich wäre, wenn sich der alte Stadtplan mit der Richtung der von Grund aus zerstörten alten Festungsmauern Jerusalems correct und unbezweifelt in allen Theilen wie-

---

*) *Διὸ καὶ Ἰησοῦς, ἱνὰ ἁγιάσῃ διὰ τοῦ ἰδίου αἵματος τὸν λαὸν, ἔξω τῆς πύλης ἔπαθεν.* Epist. ad Hebr. c. XIII, 12. — *Ὅτι ἐγγὺς ἦν τῆς πόλεως ὁ τόπος, ὅπου ἐϛαυρώθη.* Joh. C. XIX, 20.

**) Sieh die bezüglichen Stellen aus *Rufinus*, *Theodoretus*, *Sokrates* und *Sozomenus* bei *Robinson*, II, 211, Note 2.

derherstellen liesse. Nun aber vergesse man nebenher ja nicht, dass Jerusalem vom Zeitpunkte seiner ersten Zerstörung unter Nebukadnezar bis zur Wiederherstellung seiner heute noch bestehenden Mauern durch Sultan *Suleiman I.* im 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wenigstens sechsmal ganz demolirt wurde, und dass namentlich bei Dämpfung des letzten, vieljährigen, grossen, verzweiflungsvollen Aufstandes unter Hadrian in der unglücklichen Stadt selbst die von Titus einst verschonten Pracht-Reste verschwunden sind und eine ganz neue heidnische Schöpfung, *Aelia Capitolina*, an die Stelle der alten *Πόλις* getreten sei. Ferner ist zu bedenken, dass man innerhalb der Stadt selbst in jahrelanger Arbeit grosse Hügel abgetragen, tiefe Thäler aufgeebnet, durch die wiederholten Schuttlagen schluchtige Risse ausgefüllt und an vielen Orten das alte Terrain bis zur völligen Unkenntlichkeit verwandelt hat *). Drittens endlich lässt uns die gleichzeitige Beschreibung des *Flavius Josephus*, schon im Ganzen ungenügend, durch ihre Mangelhaftigkeit gerade in dieser Hauptstelle der alten Topographie von Jerusalem ohne Hülfe, so dass alle Versuche ein in *allen* Theilen ächtes Bild der dreifachen Festungsmauer der Heiligen Stadt herzustellen nothwendig vergeblich sind. Und doch vergeht bei dem frisch erwachten Wandertrieb der Abendländer selten ein Jahr, ohne dass uns irgend ein Jerusalem-Pilger nach bestem Wissen und

---

*) *Αὖθίς γε μὴν καθ' οὓς οἱ Ἀσμωναῖοι χρόνους ἐβασίλευον, τήν τε φάραγγα ἔχωσαν, συνάψαι βουλόμενοι τῷ ἱερῷ τὴν πόλιν, καὶ τῆς Ἄκρας κατεργασάμενοι τὸ ὕψος ἐποιήσαντο χθαμαλώτερον.*
De B. Jud. Lib. V, cap. 4, 1. —

Καὶ πάντες προςβαλόντες καθῄρουν τὸ ὄρος (Akra), *καὶ μήτε ἡμέρας, μήτε νυκτὸς ἀπολυόμενοι τοῦ ἔργου, τρισὶν αὐτῷ τοῖς πᾶσιν ἔτεσι κατήγαγον εἰς ἔδαφος καὶ πεδινὴν λειότητα.* Antiqq. L. XIII, cap. 6, 6.

Gewissen aus Flavius Josephus beweisen möchte, die *zweite* Festungsmauer, um die es sich im Geiste der früheren Argumentation eigentlich überall handelt, sei *östlich*, nicht *westlich*, wie die Bekämpfer der herkömmlichen Vorstellung sagen, an der Stelle, wo heute die Auferstehungskirche steht, vorbeigestrichen *). Also an den zufälligen Umstand, ob eine bis auf die letzte Spur vertilgte Nebenfestungsmauer, deren Richtung in der einzigen gleichzeitigen Geschichtsquelle mit auffallender Nachlässigkeit angedeutet wird, auf einem jetzt bis zur Unkenntlichkeit entstellten, verschütteten und verwandelten Terrain um einige hundert Schritte weiter *östlich*, oder um einige hundert Schritte weiter *westlich* gelaufen sei, hat Ungeschick und Parteileidenschaft Sieg oder Niederlage, Wahrheit oder Irrthum in einer für die christliche Welt nicht gleichgültigen Streitfrage angeknüpft. Denn dass die *zweite* Festungsmauer Alt-Jerusalems nahe *vor* oder nahe *hinter* der gegenwärtigen Heilig-Grabkirche vorüberzog, wird von beiden Parteien übereinstimmend anerkannt. Um so grösser ist der Irrthum beider und zugleich die Unmöglichkeit auf diesem Wege mit irgend einem entscheidenden, alles weitere Hadern durch Evidenz abschneidenden Argumente aufzukommen! Aus dem Grundriss von Alt-Jerusalem, dem wir unserer Abhandlung beigelegt, sowie aus der Terrainbeschreibung, die wir letzthin in öffentlichen Blättern beizubringen versucht haben**), kann der Leser wissen, dass die heilige Stadt ursprünglich auf einem schluchtig durchbrochenen, in Ost, West und Süd von Abgründen umgebenen, naturfesten, auf diesen drei Seiten durch eine einfache Mauer schon hinlänglich gesicherten und nur von Norden her leicht und flach zugänglichen Hügelvorgebirge lag. Indessen soll man aber nicht denken, dieses alte, auf drei Seiten schluchtig umrissene und leicht zu schirmende ursprüngliche Stadtterrain von Jerusalem sei deswegen auf der Nordseite ohne Unterbrechung und gleichsam spiegelglatt in die benannte Flachebene von Golgatha hinübergeflossen. Wie der Höhenzug *Bezetha-Moriah* war im Grunde auch der mit ebengenanntem parallel streichende lange Zionshügel in seiner Anlage *doppelhöckerig*, und eine schwachmuldige Einsenkung vom Jafathor quer gegen das Tyropöumsthal hinabstreichend ist nach so vielen Verwandlungen der Oertlichkeiten noch heute klar zu unterscheiden, obgleich der Schutt in dieser Gegend häufig bis vierzig Fuss Tiefe hat *). Am Südrande dieser früher mehr oder weniger tiefen Quereinsenkung — wir bitten diesen Umstand wohl im Gedächtniss zu behalten — war die erste, eigentliche, an den eben vorher genannten Abgründen hinlaufende, durch die furchtbaren Herodesthürme (Hippikus, Phasaël und Mariamne) verstärkte und verwahrte Stadtmauer Alt-Jerusalems. Wir möchten in der Sache gern klarer, einfacher und doch schärfer und belehrender als die Vorgänger seyn und wiederholen darum, dieser lang gezogene, gewaltige, nach allen Seiten hin selbstständige, ursprünglich durch eine später Tyropäum genannte Tiefschlucht selbst vom Tempelberg (Moriah) getrennte, durch Kunst und Natur wunderbar befestigte und zu einer Niederlassung gleichsam einladende luftige und heitere Hügelberg sei der wahre *Zion*, die alte Veste der Jebusiter, die Stadt Davids, die „*Πόλις*", die man nach jedem Nationalunglück allzeit wieder zuerst aufgebaut, bewohnt und befestiget habe **).

---

*) Sieh, Schattenriss von Jerusalem, *b. 1.* und *b. 2.*

**) S. Beilage zur „Allg. Zeitung Nr. 249" (6. September) 1851.

---

*) Brief des amerikanischen Missionärs *Whiting* an *Robinson*, 22. August 1847. Deutsch im I. Heft der Zeitschrift der deutsch-morgenländischen Gesellschaft, 1848. — Alb. Schaffter l. c. 33. —

**) Die zu David's Zeiten von den Juden endlich eroberte Burgveste der

Alles übrige, selbst der Tempel Salomons, ist Aussenwerk, Zuthat, Vorstadt, spätere Beigabe, langsamer und zufälliger Anwuchs, den man nach Zeit und Umständen durch besondere Festungswerke einzufriedigen und vor feindlichen Angriffen zu schirmen suchte. So

---

Jebusiter krönte die *höchsten Punkte des Zion-Hügels*, wo heute die Citadelle (Hippikus), die neu erbaute englische Kathedrale, das grosse Kloster der Armenier mit seinen weitläufigen Gärten und Paradeisen, dann verschiedene Spitäler und Leichenäcker sammt dem jüdischen Bethause und Davids Grabmal zu suchen sind. Ausserhalb dieser canaanitischen Burgmauer, auf den Abhängen und niedrigeren Theilen des nämlichen Zion-Hügels, stand die von Juden und Canaanitern gemeinschaftlich bewohnte, bald nach Josua besetzte, *offene* Stadt Jebus, d. i. Jerusalem, welche man später im Gegensatz zur oberhalb belegenen Jebusiten-Burg nach griechischem Sprachgebrauch *Κάτω πόλις*, die Untere Stadt, hiess. Um diese offene *Untere-Stadt* wurde durch König David eine neue, mit der eroberten Jebusiten-Burg zusammenhängende Ringmauer aufgeführt und die beiden früher getrennten Stadttheile zu einem gemeinsamen Ganzen vereint, welches man nachher die *Stadt Davids* nannte. Die Feststellung des Begriffes, was in Jerusalem *Κάτω πόλις* sei, ist im Streite um die heiligen Oertlichkeiten von der grössten Wichtigkeit. Man hat diese *Κάτω Πόλις* überall hinverlegt, nur auf der rechten Stelle hat sie Niemand gesucht, während Fl. Josephus doch ausdrücklich sagt: *ἐπολιόρκουν Ἱεροσόλυμα. Καὶ τὴν μὲν κάτω (πόλιν) λαβόντες σὺν χρόνῳ, πάντας ἔκτειναν τοὺς ἐνοικοῦντας· χαλεπὴ δ' ἦν ἡ καθύπερθεν αὐτοῖς αἱρεθῆναι, τειχῶν ὀχυρότητι καὶ φύσει τοῦ χωρίου.* Antt. V, 2, 2. — *Ἐκβαλὼν δὲ τοὺς Ἰεβουσαίους ἐκ τῆς ἄκρας. . . Δαυίδης τήν τε κάτω πόλιν περιλαβών, καὶ τὴν ἄκραν συνάψας αὐτῇ, ἐποίησεν ἓν σῶμα· καὶ περιτειχίσας ἐπιμελητὴν τῶν τειχῶν κατέστησεν Ἰώαβον.*

Antt. VII, 3. 2.

Nach König Davids Neubau ward die jebusitische „*Κάτω Πόλις*" auf den engeren Raum zwischen der Festungsmauer und dem Tempelberg beschränkt. Hier stand auf einem unter den Makkabäern abgetragenen Hügel die Zwingburg (*ἄκρα*) der Syro-Macedonischen Beherrscher Palästina's.

entstand bei der dreiseitigen Thalumrandung natürlich immer nur auf der offenen und flachen Nordseite der alten „*Πόλις*“ nach und nach eine *zweite* und am Ende gar eine *dritte*, Vorstädte und Neubauten umschliessende Mauer, so dass Jerusalem zur Zeit des grossen Verzweiflungskampfes wider die Legionen nach damaligen Begriffen für eine der stärksten Festungen der bekannten Erde galt *). Am meisten auffallend wird vielen die Bemerkung seyn, es habe der Tempelberg, d. i. der Moriah, welcher in der heiligen Geschichte eine so wichtige Rolle spielt, ursprünglich gar nicht einmal zur „*Πόλις*“ gehört, sei vielmehr mit dem Tempel als eine von der Stadt Davids durch Schluchten und unbebaute Räume getrennte, unabhängige und nach allen Seiten hin frei stehende, über Abgründen schwebende und nur im Sturm zunehmende, ja selbst nach dem Falle der eigentlichen *Πόλις* noch widerstandsfähige Citadelle anzusehen. Erst die Makkabäischen Nationalfürsten kamen nach Abschüttelung des macedonischen Joches (c. 130 v. Christi) auf den Gedanken, den vorgenannten hohen, selbst über den Tempel hinaufragenden, von den syrischen Griechen ebenfalls „Akra“ benannten, *heute ganz verschwundenen* Nebenhöcker des Zion abzutragen, mit dem Schutt die Zwischenschlucht (das Tyropäum) grossentheils auszufüllen und so mit Belassung der alten Vertheidigungswerke die beiden früher getrennten Festungen durch Verbindungsdämme, Brücken und Thore gleichsam in Einen Körper zu verschmelzen, welchem später erst König Herodes I. in den letzten Zeiten des jüdischen Staates die furchtbare, den Gebietern des Erdkreises selbst trotzende Gestalt verlieh*).

---

*) Urbem arduam situ opera molesque firmaverant, quis vel plana satis munirentur. Nam duos colles immensum editos claudebant muri per artem obliqui aut introrsus sinuati, ut latera oppugnantium ad ictus patescerent. Extrema urbis abrupta, et turres, ubi mons juvisset, in sexaginta pedes; inter devexa in centenos vicenosque attollebantur, mira specie ac procul intuentibus pares. Alia intus moenia regiae circumjecta, conspicuoque fastigio turris Antonia.

Templum in modum arcis, propriique muri, labore et opere ante alios: ipsae porticus, quis templum ambiebatur, egregium propugnaculum.
Tacit. Hist. l. V, 11.

---

*) Die Hauptbeweisstellen liefert Flav. Josephus, Antt. XIII. 7, pag. 654, Edit. Havercamp: *ἐκπολιορκήσας δὲ καὶ τὴν ἐν τοῖς Ἱεροσολύμοις ἄκραν, εἰς ἔδαφος αὐτὴν καθεῖλεν, ὡς ἂν μὴ τοῖς ἐχθροῖς ὁρμητήριον ᾖ καταλαμβανομένοις αὐτὴν, τοῦ κακῶς ποιεῖν ὡς καὶ τότε. καὶ τοῦτο ποιήσας, ἄριστον ἐδόκει καὶ συμφέρον εἶναι, καὶ τὸ ὄρος, ἐφ' ᾧ τὴν ἄκραν εἶναι συνέβαινε καθελεῖν, ὅπως ὑψηλότερον ᾖ τὸ ἱερόν. καὶ δὴ τοῦτο ἔπειθεν εἰς ἐκκλησίαν καλέσας τὸ πλῆθος ὑπ' αὐτοῦ γίνεσθαι, ὧν τε ἔπαθον ὑπὸ τῶν φρουρῶν καὶ τῶν φυγάδων Ἰουδαίων ὑπομιμνήσκων, ἅ τε παθοῖεν ἂν, εἰ πάλιν κατάσχῃ τὴν βασιλείαν ἀλλόφυλος, φρουρᾶς ἐν αὐτῇ κατασταθείσης. ταῦτα λέγων πείθει τὸ πλῆθος παραινῶν αὐτῷ τὰ συμφέροντα. καὶ πάντες προσβαλόντες καθῄρουν τὸ ὄρος, καὶ μήτε ἡμέρας μήτε νυκτὸς ἀπολυόμενοι τοῦ ἔργου, τρισὶν αὐτῷ τοῖς πᾶσιν ἔτεσι κατήγαγον εἰς ἔδαφος καὶ πεδινὴν λειότητα· καὶ τὸ λοιπὸν ἐξεῖχεν ἁπάντων τὸ ἱερὸν, τῆς ἄκρας καὶ τοῦ ὄρους ἐφ' ᾧ ἦν ἀνῃρημένων.*

In Jerusalem, heisst es Lib. XV, cap. 7, §. 8, waren *zwei* Festungen: die *Πόλις* und der Tempel: *δύο δ' ἦν* (*φρούρια*), *ἓν μὲν αὐτῆς τῆς πόλεως, ἕτερον δὲ τοῦ ἱεροῦ.*

Nach einer vielbesprochenen Stelle l. V, cap. 4, §. 1 wurde aber der Syrische Citadellen-Berg in der *κάτω πόλις* nicht ganz dem Erdboden gleichgemacht, sondern nur so weit erniedriget, dass ihn der Tempel an Höhe übertraf: *αὖθίς γε μὴν καθ' οὓς οἱ Ἀσαμωναῖοι χρόνους ἐβασίλευον, τήν τε φάραγγα ἔχωσαν, συνάψαι βουλόμενοι τῷ ἱερῷ τὴν πόλιν, καὶ τῆς Ἄκρας κατεργασάμενοι τὸ ὕψος ἐποιήσαντο χθαμαλώτερον, ὡς ὑπερφαίνοιτο καὶ ταύτης τὸ ἱερόν.*

Diese letztere Angabe hat offenbar mehr Wahrscheinlichkeit als die erste, weil Josephus in seiner Beschreibung der Stadt Jerusalem gar zu

Dass sich das günstige Terrain, die von der Quersenkung beim heutigen Jafathor und der nördlichen Zionsmauer sanftanlaufende

---

deutlich von einem *zweiten*, durch die Tyropöumsschlucht von der Zions-Stadt-Höhe getrennten und *Akra* oder *Κάτω Πόλις* genannten Hügel spricht, welcher seinerseits wieder durch *ein anderes Thal* von dem *dritten* oder dem Tempelhügel geschieden war: *ἄτερος δὲ (λόφος) ὁ καλούμενος Ἄκρα, καὶ τὴν κάτω πόλιν ὑφεστώς, ἀμφίκυρτος. τούτου δὲ ἀντικρὺ τρίτος ἦν λόφος, ταπεινότερος τῇ φύσει τῆς Ἄκρας, καὶ πλατείᾳ φάραγγι διειργόμενος ἄλλῃ πρότερον.* Fl. Joseph. l. c.

Man hat den scharfsinnigen Amerikaner Robinson ebenso ungerecht als hart angelassen, weil er den Thaleinschnitt zwischen Zion und Akra für das Tyropöum des Flavius Josephus hielt, während man die heute noch kennbare, vom Damascusthor zur Quelle Siloam herabstreichende Mulde vorzugsweise mit diesem Namen belegen will. Flav. Josephus gibt aber ganz und gar der Robinson'schen Erklärung durch die eingeschaltene Bemerkung Recht, dass der Thalspalt zwischen der *ἄνω πόλις* und dem Akra-Hügel Tyropöum sei: *ἡ δὲ τῶν Τυροποιῶν προσαγορευομένη φάραγξ, ἣν ἔφαμεν τόν τε τῆς ἄνω πόλεως καὶ τὸν κάτω λόφον διαστέλλειν, καθήκει μέχρι Σιλωάμ.*

Fl. Jos. l. c.

Heut zu Tage ist diese Akra-Schwellung sammt dem oberen Theile des Tyropöums des Josephus unter Schutt und verwitterten Ruinen völlig verschwunden oder ist vielmehr als Abhang, Schiefebene oder Steilseite mit der Zion-Höhe zusammengewachsen und mit Steinbauten völlig überdeckt. Diesen besondern Umstand nicht erkannt zu haben, ist ein wesentliches Uebersehen aller jener Literaten, welche diese Streitsache früher behandelt haben. Robinson mit seinen Parteigenossen erklärt die flachanlaufende Fortsetzung des Zionberges, wo heute das Heilig-Grab, für das Akra des jüdischen Geschichtschreibers; die Gegner aber glauben ebenso wenig zu irren, wenn sie den *zweiten Hügel*, den *Κάτω λόφος*, mit der Syrischen Zwingburg nördlich von der Veste Antonia im Bezetha-Hügel (F) erkennen. Flav. Josephus sagt aber ausdrücklich, zu dem *dritten* Stadthügel (Moriah) sei in der Folge auf der Nordseite des Tempels noch ein

Schiefebene Golgatha, wo heute die Heilig-Grabkirche steht, bei anwachsender Bevölkerung und bei vermehrtem Reichthum der *Πόλις* schon im Zeitalter Salomons mit Vorstädten, Gärten, Schattenhainen, Lustanlagen und Sommerbauten bedeckte, liegt in der Natur der Sache, und der Anwuchs wurde so bedeutend, dass schon König Hiskiah diesen neuen Stadttheil durch eine „zweite“ Mauer gegen die Assyrische Gefahr sicher stellen musste *). Dasselbe Schau-

---

vierter, Bezetha genannt, hinzugekommen: *καὶ τοῦ ἱεροῦ τὰ προςάρκτια πρὸς τῷ λόφῳ συμπολίζοντες, ἐπ' οὐκ ὀλίγον προῆλθον, καὶ τέταρτον περιοικηθῆναι λόφον, ὃς καλεῖται Βεζεθὰ, κείμενος μὲν ἀντικρὺ τῆς Ἀντωνίας.*

Fl. Jos. l. c. §. 2.

Vergl. Munk: Histoire de la Révolution Juive, pag. 498. Dass in Folge der Macedonischen Eroberung des Orients auf der weiten Strecke zwischen Hellespont und Jndus häufig griechische Redeweise eingedrungen, und dass sogar das hartnäckige, conservative Israel von der Neuerung nicht verschont geblieben sei, weiss jedermann. Verdächtiger als *ἄκρα* und gleichwohl nicht abzuweisen ist dagegen die ebenfalls hellenisirende Benennung „Tyropöon“, wie man corrupt und ausländisch die weiland tief eingerissene Thalschlucht zwischen Tempelberg und Zion nannte. Unter allen Unzulänglichkeiten Robinsons ist aber seine topographische Erklärung über diesen Akrahügel und über die sogenannte Untere Stadt am wenigsten zu entschuldigen. Er war aber auch nur 14 Tage in Jerusalem und glaubte sich genial genug, um in so kurzer Frist tausendjährige Ueberzeugungen mit Einem Worte umstossen zu können. Am gelehrtesten und erfolgreichsten gegen ihn hat in diesem Punkte der junge Schweizer Geistliche Albert Schaffler gestritten, hat aber seiner Seits die Frage doch auch nicht im rechten Lichte dargestellt.

*) Aedificavit quoque, agens industrie, omnem murum, qui fuerat dissipatus, et exstruxit turres desuper, et *forinsecus alterum murum*. Paralipom. lib. II, cap. 32, v. 5.
וְלַחוּצָה הַחוֹמָה אַחֶרֶת

spiel, aber in noch viel höherem Maase, erneute sich in der verhältnissmässig glücklichen Periode der Persischen Herrschaft über den Orient. Aus dem Berichte eines Staatsmannes und Zeitgenossen Alexanders von Macedonien erfährt man, dass Jerusalem zur Zeit der Macedonischen Eroberung schon wieder 1½ Stunde im Umkreis und eine sesshafte Bevölkerung von 120,000 Seelen hatte und folglich ungefähr mit dem heutigen Damascus zu vergleichen war*). Dass sich aber nach Abschüttelung des macedonisch-syrischen Joches und nach Wiederherstellung der National-Unabhängigkeit durch die Makkabäischen Fürsten Land und Hauptstadt zu frischer Blüthe entfalteten und die herrlichsten Früchte trieben, war eine natürliche Folge der wiedergewonnenen Freiheit, der wachsenden Arbeitskräfte und des anschwellenden Capitalvermögens für Hebung des Ackerbaues, für Erweiterung *der Handelsverbindungen und für Steigerung* der Industrie.

Die Herrschaft der an Rom tributpflichtigen Könige aus dem Hause Herodes gilt zwar nicht als besonders milde, aber des Druckes ungeachtet war die Bevölkerung der Hauptstadt zur Zeit Christi wenigstens auf das Doppelte vorgenannter Zahl angewachsen und es deckte zugleich der neue Stadttheil in quadrangulärem Fortschritt den ganzen heute unmittelbar vor der nördlichen Stadtmauer und dem Damascus-Thor beginnenden Olivenwald bis in die Nähe der Königsgräber hin**). Zehn Jahre nach dem Tode des

---

*) *Μία δὲ πόλις ὀχυρὰ πεντήκοντα μάλιστα σταδίων τὸν περίμετρον, ἣν οἰκοῦσι μὲν ἀνθρώπων περὶ δώδεκα μυριάδες.* ***Hekatäus*** bei Flav. Josephus contra Apion. lib. I, pag. 456, Edit. Havercamp. 1726.

**) Tacitus' Angabe, dass Jerusalem während der letzten Belagerung 600,000 Menschen jedes Alters beherbergt habe, ist gar nicht unwahrscheinlich:

Heilands schuf ein Vierfürst Herodes diesen *dritten* Anwuchs der *Πόλις* durch ein beiderseits sich an die alte erste anschliessende

---

Multitudinem obsessorum omnis aetatis . . . . sexcenta millia fuisse accepimus. Hist. V, 13.

Fabelhaft klingt es neben dieser mässigen Angabe des römischen Geschichtschreibers, wenn Flav. Joseph. unkritisch und ganz im Style des Orients von 2,700,000 blos *gesunden*, *reinen Individuen* jüdischen Blutes spricht, die wegen des grossen Nationalfestes gewöhnlich in der Hauptstadt gewesen seyn sollen: *μυριάδες ἑβδομήκοντα καὶ διακόσιαι καθαρῶν ἁπάντων καὶ ἁγίων.* de bello jud. VI. 9, 3.

Strenge genommen sagt Flav. Josephus freilich nirgend ausdrücklich, dass Jerusalem auch zur Zeit der Belagerung durch Titus die vorgenannte Zahl von 2.700,000 Menschen eingeschlossen habe *). Wenn nach gänzlicher Bezwingung der Stadt 97,000 Gefangene in die Hand der Sieger fielen und *eilfmal hundert Tausend* während der fünfmonatlichen Einschliessung todt geblieben sind, gibt es im Ganzen nur 1,197,000 Individuen jedes Alters und Geschlechtes für den Zeitpunkt des letzten Kampfes, was wohl vielleicht übertrieben, aber doch nicht unmöglich scheinen kann.

Das Ausschweifende der ersteren Angabe lässt sich ausser dem allen Orientalen angebornen Hange zur Masslosigkeit und Unkritik grossentheils aus der Veranlassung erklären, durch welche sie zu Stande kam. Um Cäsar Nero, welcher Judäa verachtete, über die Bedeutung des jüdischen Volkes aufzuklären, liess Cestius, Statthalter von Syrien, durch die Hohenpriester eine möglichst genaue Bevölkerungsliste der Hauptstadt Jerusalem während des Pascha-Festes herstellen. Die Berechnung wurde nach der Zahl der im Tempel geschlachteten Opferlämmer angelegt, deren man in jenem Jahre 256,500 zählte. An jedem Oster-Lamme aber zehrten, wie Josephus sagt, wenigstens zehn, häufig aber bis zu zwanzig Menschen, was in runder Summe und im geringsten Anschlage zwei Millionen, fünfmal hundert fünf und sechzig Tausend menschliche Individuen gäbe. Mit

---

*) Eine Variante redet nur von 25 Myriaden statt der 27 Myriaden des Textes.

dritte Mauer in riesigem Viereck zu einer *dritten* Festung um, so dass sich die zweite Mauer wie ein schmales Bogensegment inner-

---

Einrechnung der Aussätzigen und aller jener, welche der Levit mit „*γονοῤῥοίοις*“ und „*γυναιξὶν ἐπεμμήνοις*“ bezeichnet, stellen die Commentatoren die Osterbevölkerung der Hauptstadt vollends auf 3,000,000 Seelen *): *τῶν μὲν οὖν αἰχμαλώτων πάντων, ὅσα καθ' ὅλον ἐλήφθη τὸν πόλεμον, ἀριθμὸς ἐννέα μυριάδες καὶ ἑπτακισχίλιοι συνήχθη· τῶν δ' ἀπολουμένων κατὰ πᾶσαν τὴν πολιορκίαν, μυριάδες ἑκατὸν καὶ δέκα· · · ὅτι δ' ἐχώρει τοσούτους ἡ πόλις, δῆλον ἐκ τῶν ἐπὶ Κεστίου συναριθμηθέντων, ὃς, τὴν ἀκμὴν τῆς πόλεως διαδηλῶσαι Νέρωνι βουλόμενος καταφρονοῦντι τοῦ ἔθνους, παρεκάλεσε τοὺς ἀρχιερεῖς, εἴπως δύνατον εἴη τὴν πληθὺν ἐξαριθμήσασθαι· οἳ δ' ἐνστάσης ἑορτῆς, Πάσχα καλεῖται, καθ' ἣν θύουσι μὲν ἀπὸ ἐννάτης ὥρας μέχρι ἑνδεκάτης, ὥσπερ δὲ φρατρία περὶ ἑκάστην γίνεται θυσίαν, οὐκ ἔλασσον ἀνδρῶν δέκα, μόνον γὰρ οὐκ ἔξεστι δαίνυσθαι, πολλοὶ δὲ καὶ σὺν εἴκοσιν ἀθροίζονται. τῶν μὲν οὖν θυμάτων εἴκοσι πέντε μυριάδας ἠρίθμησαν, πρὸς δὲ ἑξακισχίλια καὶ πεντακόσια. γίνονται δ' ἀνδρῶν, ἵν' ἑκάστου δέκα δαιτυμόνας θῶμεν, μυριάδες ἑβδομήκοντα καὶ διακόσιαι, καθαρῶν ἁπάντων καὶ ἁγίων. οὔτε γὰρ λεπροῖς, οὔτε γονοῤῥοίοις, οὔτε γυναιξὶν ἐπεμμήνοις, οὔτε τοῖς ἄλλως μεμιασμένοις ἐξῆν τῆσδε τῆς θυσίας μεταλαμβάνειν· ἀλλ' οὐδὲ τοῖς ἀλλοφύλοις, ὅσοι κατὰ θρησκείαν παρῆσαν.*

Flav. Josephus l. c.

Diese ungemessenen Angaben, vorausgesetzt, dass sie wirklich von Flav. Josephus selbst herrühren und nicht etwa auf Rechnung späterer Abschreiber und Ausleger zusetzen sind, thun der historischen Glaubwürdigkeit des jüdischen Leviten, wie wir mit Recht besorgen, vielleicht auch in anderen Dingen bedeutenden Abbruch. Mehr als wahrscheinlich hat aber der Grundtext in diesen Zahlenverhältnissen keine wesentliche Verunstaltung erfahren und ist Flav. Josephus als üchter *Orientale* auch von der Erbsünde des Orients — Masslosigkeit und Unkritik — wenigstens in halb dieses neuen Quadrates, von irgend einem Punkte der nördlichen Zionsmauer auslaufend, zur westlichen Tempel-Ecke hinüber-

---

*) Note 1 zur oben citirten Stelle des Fl. Joseph. de bello Judaico.

---

diesem Punkte nicht freizusprechen. Man vergleiche nur was Josephus' Landsleute und Standesgenossen, die Rabbiner der unmittelbar auf die Verödung Palästina's folgenden Jahrhunderte von den Gräuelscenen des letzten Kampfes unter Hadrian bei Erstürmung der Festung *Bither* (Beit-er oder Bitter) erzählen*). Ils disent que la tuerie fut si grande dans Bitter, lorsque les Romains s' en furent rendus les maitres après un siège de trois ans et demi, que les chevaux marchoient dans le sang jusqu' à la bouche**). Le sang, continuent ils, rouloit avec tant de force, qu' il entrainoit des pierres de la pesanteur de quatre livres, et qu' il entroit dans la mer l' espace de quatre milles. Hadrien avoit un vignoble long de dixhuit milles et large d' autant; il y fit une haie ou une cloison des corps de ceux qui furent tués dans Bitter; car il ne voulut pas permettre qu' on les enterrât; ils ne furent enterrés que sous le regne de son successeur. Il y avait deux rivières dans la ville de Jadaim, desquelles l' une coulait d' un côté, l' autre de l' autre: les Rabins supputèrent que l' eau ne faisoit que les deux tiers de ces rivières; le sang faisait l' autre tiers. Les gentils n' eurent nul besoin pendant sept ans de fumer leurs vignes: elles étoient assez fertiles, ayant été abreuvées du sang des Juifs. Le sang entraina des pierres d' une grosseur demesurée par la distance de quarante milles jusque dans la mer***). On trouva sur une seule pierre jusqu' à 300 cranes de petits enfants. Il y avoit dans cette ville de Bitter 400 Colleges et dans chaque College 400 Régens, qui avoient chacun dans sa classe 400 disciples. Aux premières at-

---

*) Mit *Bet*, *Beit* zusammengesetzte Ortsnamen gab und gibt es in Judäa eine Menge und in den sogenannten Cantic. II, v. 17 ist von den Gebirgen *Bether* die Rede.
Tillemont, Histoire des Empereurs II, 290.

**) Sieh das Buch *Echa Rabati* super Thren. XI, Vers 2, apud Noldium de Vita et gestis Herodum, pag. 453, (aus Bayle, Art. Barrochebas citirt).

***) Quinimo sanguis rapiebat secum petras magnitudinis quadraginta modiorum, donec ad quadraginta milliaria usque ad Oceanum flurret. *In Tractatu Talmudico Gittin*, apud à Lent, pag. 16. (Bayle. l. c.)

bog. Den Anschluss der dritten oder sogenannten Agrippa-Mauer an die erste hat man sich genau wie den Anschluss des neuen Münchener Kirchhofes an den alten, jedoch ohne die innere Viereckseite, vorzustellen *).

---

taques, les Ecoliers se servirent de leurs poinçons pour tuer les ennemis; mais après la prise de la ville, ils furent empaquetés avec leurs livres et jettés au feu *). Les Juifs prétendent qu' Hadrien fit périr deux fois plus de gens de leur Nation, que Moise n' en retira du Pais d' Egypte, et ils le tiennent pour un plus grand déstructeur à leur égard, que ne le furent Nabuchodonosor et Titus. Un de leurs meilleurs Chronologues assûre que la perte que fit leur Nation du temps de Nebusaraddan, ou au temps de Titus, n' égala point celle qu' Hadrien lui fit souffrir; car le Talmud porte qu' il périt à Bitter quatre millions de Personnes, *quadringentas myriadas*.

P. Bayle, Art. Barcochebas.

Grösseres und Erstaunungswürdigeres als Hadrians Feldherren vor Bit-her in Palästina haben weder Rabelais' Helden Gargantua und Pantagruel, noch der ritterliche Vertheidiger der Prinzessin Micomicona verrichtet! Wir sagen nicht, dass Flavius Josephus, der Levite, mit den Rabbinern des VI. Jahrhunderts und mit Rabelais und Cervantes ganz und gar auf *eine* Linie zu stellen sei; nur kann man nicht umhin zu bemerken, dass Ewlia's Beschreibung von Stambul und das Gerede türkischer Ciceroni von 80,000 Stadtvierteln Constantinopels (es sind deren nur 44) mit dem Style des Flav. Josephus einige Verwandtschaft zu haben scheinen.

*) *Τὰ δὲ τῶν Ἱεροσολύμων τείχη τὰ πρὸς τὴν καινὴν νεύοντα πόλιν, δημοσίαις ὠχύρου δαπάναις, τῇ μὲν εὐρύνων εἰς πλάτος, τῇ δὲ εἰς ὕψος ἐξαίρων. . . .*

Antiqq. L. XIX, 7, 2.

Τοῦτο (die dritte Mauer) *τῇ προςκτισθείσῃ πόλει περιέθηκεν Ἀγρίππας, ἥπερ ἦν πᾶσα γυμνή. πλήθει γὰρ ὑπερεχομένη, κατὰ μικρὸν*

---

*) Ista pubes principio hostes impetum facientes graphiis suis confodiebat: cum vero hi praevalerent, urbem cepissent, involverunt puerulos cum libris suis, eosque igne sic cremarunt.

Tract. Giffin, l. c.

Das alles scheint so einfach und so deutlich, dass sich Jeder das zerrissene Vorgebirge, auf welchem Alt-Jerusalem gelegen ist, besonders aber den Schattenriss der drei Festungsmauern, die in der Heilig-Grab-Thesis so viel zu reden geben und mitunter so abenteuerliche Combinationen zu Tage fördern, aus dem bisher gesagten beinahe ohne Mühe selber vorzeichnen kann. Aber warum ist Sieg und Niederlage der hadernden Parteien an ein Problem geknüpft, das nicht mehr zu lösen ist?

Der Lauf der kurzen *zweiten* Mauer, von welcher nach der bisher üblichen Streitmethode alles abhängt, ist unglücklicher Weise nicht mehr zu ermitteln, weil die ganze heutige Stadt auf der Stelle dieser nämlichen zweiten alten Mauer liegt und Flavius Josephus gerade in diesem Punkte nur unvollkommene Auskunft gibt*). Was aber für die Vorgänger im Streite Hauptpunkt und gleichsam Lebensfrage ist, das hat für uns keine Bedeutung mehr und wir sind zugleich der lästigen Mühe überhoben, diese unfruchtbaren, seit zehn Jahren ohne Förderung und Nutzen in immer gleicher Langweile wiederholten Tiraden über *Akra-Hügel, Gennath-Thor, Tyropöumsschlucht* und *zweite Stadtmauer* hier noch einmal vorzutragen. Wer aber dessen ungeachtet den Stand der Frage in voller Ausdehnung kennen, die ermüdende Verhandlung selbst aber bei *Robinson,*

ἐξεῖρπε τῶν περιβόλων, καὶ τοῦ ἱεροῦ τὰ προσάρκτια πρὸς τῷ λόφῳ, ἐπ' οὐκ ὀλίγον προῆλθον, καὶ τέταρτον περιοικηθῆναι λόφον, ὃς καλεῖται Βεζεθὰ, κείμενος μὲν ἀντικρὺ τῆς Ἀντωνίας, ἀποτεμνόμενος ὀρύγματι βαθεῖ. De B. Jud. Lib. V, cap. 4, 2.

*) *Τὸ δὲ δεύτερον (τεῖχος) τὴν μὲν ἄρχην ἀπὸ πύλης εἶχεν, ἣν Γεννὰθ ἐκάλουν, τοῦ πρώτου τείχους οὖσαν, κυκλούμενον δὲ τὸ προσάρκτιον κλίμα μόνον ἀνῄει μέχρι τῆς Ἀντωνίας.*

Flav. Joseph. de bello Judaico, Lib. V, cap. 4.

Williams, *Schultz* und *Krafft* doch nicht in Extenso lesen will, dem kann der Kürze und Klarheit wegen, mit der sie geschrieben ist, die obenberührte vortreffliche Arbeit des gelehrten Berner Geistlichen, Albert Schaffter, empfohlen werden*).

Dieser junge Literat hat seinen Aufenthalt in der heiligen Stadt vortrefflich benützt und zugleich gezeigt, wie weit man es ohne den Faden der Ariadne selbst zu besitzen, durch blosse Verstandesschärfe im Labyrinth der Argumente bringen kann. Doch den Grundirrthum und das Erbübel aller Streiter in dieser Sache hat auch A. Schaffter noch nicht völlig abgestreift. Er glaubt, so scheint es, noch immer wie seine Vorgänger die *Chateaubriand*, die *Williams*, die *Schultz*, die *Krafft* und im Grunde selbst der unbefangene *Robinson* mit dem scharfsinnigen *Tobler* und dem ganzen Heer ihrer Nachfolger, es habe in Jerusalem, wie z. B. in Deutschland und einst im ganzen Occident, ein stehendes Hochgericht gegeben, wo jedesmal an den verurtheilten Verbrechern die Todesstrafe vollzogen wurde. Und diese einsame, von den Menschen gemiedene, grausenvolle Stätte suchen sie, wie oben bemerkt, gerade in jener Gegend von Jerusalem, wo nach der Natur des Terrains und nach dem unaustilgbaren Zuge städtischer Gesellschaften der belebteste, üppigste und schönste Theil der Vorstädte, wo die Haine und Gartenhäuser (*τὰ ἄλση καὶ παράδεισοι*) der reichen Stadtbewohner in unmittelbarer Nähe des königlichen Palastes mit den übrigen Prachtbauten vornehmer Juden zu suchen sind**). Wer selbst in Jerusalem gewesen ist und in solchen Dingen den nöthigen Takt besitzt, wird beim ersten Ueberblick der heiligen Stadt die ganze Unzulässigkeit dieses Gedankens fühlen und zugleich die unnatürlich-verschobene

---

*) Die ächte Lage des heiligen Grabes. Von Albert Schaffter, Bern 1849.

**) Flav. Joseph. de bello Judaico, Lib. VI, cap. 1, §. 1.

Gestalt der hierosolymitanischen Festungsmauer erkennen, wenn es mit dem Stadtplan der Vertheidiger der kirchlichen Tradition in allen Dingen seine Richtigkeit haben sollte. Herr Licentiat Krafft in Bonn soll, wenn er etwa diese Zeilen liest, ja nicht besorgen, dass wir über sein Bemühen und über seine Kämpfe für Aufrechthaltung der kirchlichen Ueberlieferungen geringschätzig urtheilen. Im Gegentheil, wir ehren sein Talent, seinen guten Willen, seine umfassende Gelehrsamkeit, bedauern aber aufrichtig, dass ihm trotz seines grossen Wissens das rechte Licht in dieser Sache doch nicht aufgegangen ist. Allen Auslegern der heiligen Schrift, allen Reisenden und Pilgern nach Jerusalem alter und neuester Zeit, überhaupt allen, die je in diesem Streit ihre Stimme abgegeben haben, welcher kirchlichen oder theologischen Richtung sie auch folgen, *Tros Rutulusve fuat, nullo discrimine habebo*, legen wir zur Last, dass sie in der Heilig-Grab-Fehde bisher gegen Luftgebilde gestritten und in ihrer Befangenheit die Lebenssitte und das Vorurtheil ihrer *europäischen* Heimath auf *morgenländische* Thatsachen und Sitten übertragen haben. Wir machen, um den Hauptgedanken der Diatribe unter eine greifbare Formel zu bringen, wir machen der abendländischen Controverse über diese Frage *zwei* Dinge zum Vorwurf: einmal, dass sie noch immer nicht beachten will, *wie* in Alt-Jerusalem und im Orient überhaupt seit den ältesten Zeiten Todesurtheile vollzogen wurden und noch heute vollzogen werden; zweitens, dass man in der Leidensgeschichte Christi den evangelistischen Ausdruck „*Πόλις*“ bisher nicht richtig auszulegen verstanden habe. Schlagende Argumente, wie bekannt, sind allzeit kurz und den gelehrten Beweisgründen des verdienstvollen Licentiaten W. Krafft, dem Msc. regium aus dem eilften Jahrhundert, dem Codex E, dem Jeremias-Citat, dem *γνὰϑ* *), dem Missethäter- und Seufzerhügel von Jerusalem stellen wir eine einzige, kurze und, wie wir hoffen, durchschlagende Bemerkung entgegen: In Jerusalem und im ganzen Orient gab es niemals und gibt es auch heute nirgend einen „Seufzer- und Missethäterhügel“, nirgend ein sogenanntes Hochgericht nach den Begriffen des Abendlandes. Wie im Orient auf jedem Punkte des Landes Gut und Leben des Menschen der Gewalt verfallen ist, ebenso war und ist im Orient auch jeder Punkt des Landes heute noch wie im Alterthum zur tödtlichen Rache des zornigen Machthabers ohne Unterschied bestimmt. Nicht belehren, nicht sühnen will die Gewalt im Morgenlande, sie will Schrecken verbreiten und durch Blutvergiessen jedermann an ihr Daseyn und an ihre Stärke mahnen. Der Platz am Tribunal, der Herrscher-Palast, der Lustgarten, die Quelle, die reizenden Flussufer, die öffentlichen Vergnügungsorte, die belebtesten Kreuzstrassen, das schönste Stadtviertel, das besuchteste Thor, der volle Markt, ja der Tempel und das Heiligthum selbst waren nach Laune, Zufall oder Calcül im Orient von jeher die Richtstätten und sind es heute noch. Obscure Verbrecher wurden und werden zur Hinrichtung dem Belieben der Kriegsknechte überlassen, um sie nach Gefallen irgendwo abzuthun; für bedeutendere „Missethäter“ aber und für auserlesene Racheopfer der Gewalt ward und wird die Hinrichtungsstätte jedesmal mit sorgfältiger Berechnung ausgewählt. Beispiele in Menge aus alter, neuer und neuester Zeit haben wir aus Büchern gesammelt und auf den Wanderungen im Orient theils selbst mit angesehen, theils nach mündlichen Berichten aufgezeichnet. Man prüfe z. B. nur die Hinrichtungen, wie sie vom Zeitpunkte der Einnahme Jerusalems durch die Juden bis zum Untergang der Stadt in der heiligen Schrift angegeben sind und man wird unsere Auslegung in allen ihren Einzelheiten bestätigt finden. Wo wurden in Jerusalem, um nur einige der bekanntesten Fälle anzudeuten, z. B. der Kronfeldherr Joab, der Kronprätendent Adonai, die Königin Athalia und der Prophet Jesaia, der lästige Mahner an göttliche Gerechtigkeit, nach ihrer Verurtheilung hingerichtet *)? Oder wurden nicht etwa nur wenige Decennien vor Christus auf Befehl des Makkabäischen Priester-Königs Alexander *achthundert* Gefangene der politischen Gegenpartei an einem und demselben Tage „*mitten in der Stadt*“ (*ἐν μέσῃ τῇ πόλει*) an das Kreuz geschlagen **)? Wäre es also ein Wunder, wenn Jesus Christus, der „Juden-König“, der „Volksaufwiegler“ ***), wie ihn die Widersacher nannten, der „Feind der Staatsreligion“ zur Sühnung priesterlicher Rache auf dem belebtesten Punkte der Vor- oder Neustadt von Jerusalem, sei es nun *diesseits* oder *jenseits* der vielbestrittenen

---

*) Jerem. Cap. 31. v. 39. — W. Krafft, Topographie von Jerusalem. Pag. 8.

---

*) Drittes Buch der Könige, Cap. 2, v. v. 25, 31. — II Paralipom. Cap. 23, v. 14 et 15. — Nach einer bei den Kirchenvätern Justinus Martyr, Origenes, Epiphanius und Lactantius aufbewahrten Ueberlieferung ward der Prophet *Jesaia* durch den grausamen König Manasse zur Strafe des *Zersägens zwischen zwei Bretern* verurtheilt und der Akt der Hinrichtung selbst unter den Augen des Monarchen innerhalb der königlichen Gärten bei Siloam vollzogen.

Winer, biblisch. Realwörterbuch u. d. A. *Säge*, II, 420.

Dorf, Quelle und Gärten am Süd-Ende des Thales Josaphat nennt der Landeseingeborne noch heute *Selwân*, سلوان, was nur die arabische Aussprache des Alt-Hebräischen שִׁלֹחַ *Shiloah* und des gräcisirten *Σιλωάμ* ist. „*Quelle des Trostes*“ übersetzt der gelehrte Orientalist *v. Kremer* das عين السلوان, *'Ain el Selwân*, im Reisebericht des Scheichs Abd-ol-Shanij-en-Nabolsi.

S. Sitzungsberichte der k. Akad. d. W. Philosophisch-Historische Classe, Jahrgang 1850. — Zweite Abth. (Oktb.) Pag. 347.

**) *Ὀκτακοσίους ἀνασταυρώσας ἐν μέσῃ τῇ πόλει.*

Flav. Joseph. de b. Jud. Lib. I, cap. 4, pag. 61.

***) *Εἶπε πρὸς αὐτούς. Προσηνέγκατέ μοι τὸν ἄνθρωπον τοῦτον, ὡς ἀποστρέφοντα τὸν λαόν. . .* Luc. 23, 14.

zweiten Mauer, das Schicksal der achthundert politischen Gegner Alexanders und der vielen von Josua besiegten Fürsten Canaans erlitten hätte *)?

Nach jüdischer Landessitte konnte der tödtliche Akt ebenso gut an irgend einem andern Punkte *innerhalb* oder *ausserhalb* der

---

*) ***Golgathâ***, ***Gabbathâ***, ***Bezethâ*** sind ohne Zweifel nur Lokal-Namen des vielgestaltigen Stadt-Terrains von Jerusalem, wie z. B. Lehel, Einschütt, Anger, Bohl, Hohen-Markt etc. in Europäischen Städten. St. Lucas sagt deutlich genug, der Ort, wohin sie Christus zur Kreuzigung führten, habe „*Schädel*“ (*κράνιον*) geheissen, *καὶ ὅτε ἀπῆλθον ἐπὶ τὸν τόπον τὸν καλούμενον Κράνιον, ἐκεῖ ἐσταύρωσαν αὐτόν*. . . Luc. 18, 33. Mit dieser Stelle vergleiche Matth. Cap. 27, 33: *καὶ ἐλθόντες εἰς τόπον λεγόμενον Γολγοθᾶ, ὅς ἐςι λεγόμενος κρανίου τόπος.* — Item Marc. Cap. 15, 22: *καὶ φέρουσιν αὐτὸν ἐπὶ Γολγοθᾶ τόπον· ὅ ἐςι μεθερμενόμενον, κρανίου τόπος.* — Item Joh. Cap. 19, 17: *καὶ βαστάζων τὸν ςαυρὸν αὐτοῦ ἐξῆλθεν εἰς τὸν λεγόμενον Κρανίου τόπον, ὃς λέγεται Ἑβραϊςὶ Γολγοθᾶ.* — Ungefähr derselben Redeweise bedient sich der Evangelist Johannes bei Nennung des Stadt-Locales „***Gabbatha***“, wo Pilatus öffentlich zu Gericht sass: *Ὁ οὖν Πιλάτος ἀκούσας τοῦτον τὸν λόγον, ἤγαγεν ἔξω τὸν Ιησοῦν καὶ ἐκάθισεν ἐπὶ τοῦ βήματος εἰς τόπον λεγόμενον Λιθόςρωτον, Ἑβραϊςὶ δὲ Γαββαθᾶ.* Joh. 19, 13. — Ueber die Lage von „Bezetha“ ist dagegen keine Controverse. Es war im Allgemeinen, wie schon oben bemerkt, der neue, von König Herodes Agrippa in den Mauerumfang gezogene dritte Stadttheil oder die so genannte ***Neustadt***, insbesondere aber der Hügel im Norden der Burg Antonia, d. i. das heute grossentheils mit Ruinen bedeckte Stadtviertel der Moslimischen Bevölkerung der heil. Stadt zwischen dem Damaskus- und dem Stephansthore: *ἐπιχωρίως δὲ ἐκλήθη Βεζεθᾶ τὸ νεόκτιστον μέρος, ὃ μεθερμενόμενον Ἑλλάδι γλώσσῃ καινὴ λέγοιτο ἂν πόλις· καὶ τέταρτον περιοικηθῆναι λόφον, ὃς καλεῖται Βεζεθᾶ κείμενος μὲν ἀντικρὺ τῆς Αντωνίας.*

De Bell. Jud. L. V, Cap. 4, Pag. 328.

Stadt vollzogen werden. Und wenn es geschah, wo man heute glaubt, dass es geschehen sei, so hatten die jüdischen Autoritäten ohne Zweifel triftige Gründe zur Schaustellung ihres gehässigen Triumphes *diese* Stätte jeder andern vorzuziehen. Ohne die Art und den Charakter unserer Beweisführung mit der traditionellen Methode in Vergleich zu bringen, ist das Endergebniss doch der kirchlichen Ueberlieferung günstiger als ihren Gegnern, der Partei Robinson-Tobler, die zwar bis jetzt im Heilig-Grab-Streite das meiste Ansehen erworben und die gründlichsten Kenntnisse mit dem schärfsten Talent der Discussion entwickelt hat, die aber nebenher durchaus nicht dulden will, dass Kreuzigungsort und Grab dort zu suchen seien, wo seit Konstantin und Helena die Auferstehungkirche steht. Bei allem Talente und bei allem Erfolge, mit welchem diese Partei die unwissenschaftlichen Argumente ihrer Gegner zermalmt hat, ist sie für sich selbst der Wahrheit doch nicht näher gekommen, wenn man etwa das Niederreissen schadhaften Gezimmers und die Wegräumung des Schuttes nicht schon als ersten Schritt zur Wiederherstellung des alten und ächten Baues gelten lassen will. Für diesen herzustellenden Umbau der Heilig-Grab-Thesis nach so vielen gescheiterten Versuchen endlich eine feste Unterlage zu gewinnen, haben wir uns in dieser Abhandlung als Ziel vorgesetzt. Selbst für den Fall, dass beide sich untereinander befehdende Parteien gegenwärtigem Versuche, die Streitfrage zu entscheiden, mit vereinten Kräften entgegentreten, wäre für unsere Auslegung noch nichts zu fürchten, weil sie gegen den einzig möglichen Einwurf der Gegner schon im voraus gesichert ist. Diese nemlich werden vielleicht sagen: im Allgemeinen möge unsere Thesis über die in Jerusalem gebräuchliche Art Verbrecher hinzurichten ihre beglaubigte Geltung haben; allein für den hier in Frage stehenden Fall sei sie entschieden falsch, weil, wie oben gesagt, beim Evangelisten in dürren Worten geschrieben steht, der Heiland sei *ἔξω τῆς πύλης* und *ἐγγὺς* τῆς πόλεως, d. i. „Ausserhalb des Thores und nahe bei der Stadt“ gekreuziget worden *). In der bisher üblichen Auffassungsweise des Thatbestandes könnte der Einwurf allerdings bedenklich seyn und sogar Verlegenheit bereiten, weil die Phrase zu deutlich und zu unwiderruflich auf eine von der Stadt gänzlich ausgeschlossene Räumlichkeit hinzudeuten scheint, so dass man entweder mit den Anhängern der Tradition die unnatürlichen Windungen der hierosolymitanischen Ringmauer anzunehmen, oder mit Robinson geradezu die Landstrasse ausserhalb des heutigen Jafathores als Todtenplatz gelten zu lassen genöthiget wäre.

Wäre der Streit über diesen Gegenstand nicht schon seit langer Zeit im Gang, wir hätten ihn aus Aengstlichkeit zarte Gemüther zu beunruhigen wahrlich nicht begonnen. Und wenn wir von der Sache nun dennoch reden, so hat uns lediglich das Bestreben eine unerquickliche und wenig erbauliche Logomachie schnell und gründlich zu beseitigen zur Einsprache ermuntert. Zu weiterer Beruhigung mag noch insbesondere die Erinnerung dienen, dass es sich hier nicht um das Dogma handelt und dass hier nur von *topographischen* Bestimmungen, von *Sitte* und *Philologie* des Orients die Rede ist,

---

*) *Διὸ καὶ Ἰησοῦς, ἵνα ἁγιάσῃ διὰ τοῦ ἰδίου αἵματος τὸν λαόν, ἔξω τῆς πύλης ἔπαθεν.*

Hebr. 13, 12.

Τοῦτον οὖν τὸν τίτλον πολλοὶ ἀνέγνωσαν τῶν Ἰουδαίων, ὅτι ἐγγὺς ἦν τῆς πόλεως ὁ τόπος, ὁποῦ ἐσταυρώθη ὁ Ἰησοῦς.

Joh. 19, 20.

Mit diesen beiden Hauptstellen vergleiche: *Πορευομένων δὲ αὐτῶν, ἰδού τινες τῆς κουστωδίας ἐλθόντες εἰς τὴν πόλιν, ἀπήγγειλαν τοῖς ἀρχιερεῦσιν ἅπαντα τὰ γενόμενα.*

Matth. 28, 11.

wo der unbefangenen, redlichen Kritik und dem bessern Einsehen überall allein das Wort gebührt.

Spitze und Lösung der Schwierigkeit liegt ausschliesslich in dem Worte *„Πόλις“*. Und wäre im Text, wie man es bisher allgemein verstanden, mit diesem Worte *Πόλις* wirklich die ganze, zu Christi Zeiten bewohnte und noch vor Aufschreibung der Evangelien schon von der dritten oder sogenannten Agrippa-Mauer umfriedigte Räumlichkeit gemeint, die sich den kaiserlichen Legionen als Stadt und Festung Jerusalem entgegenstellte, so hätten wir nichts zu sagen und die Frage bliebe vorerst noch im Zustande der Unentschiedenheit, welchen ihr die ungenügenden und ausgangslosen Argumente zweier feindlicher Parteien bereitet haben. *Unter dem Worte „Πόλις“ ist aber in der bezeichneten Stelle und nach dem herrschenden Sprachgebrauch jenes Zeitalters nicht der ganze, dem ursprünglichen Zions-Kern nach und nach angefügte Häusercomplex, sondern blos jener ursprüngliche Kern selbst, die eigentliche „Stadt“, das alte, den ganzen Zion-Hügel bedeckende, von Abgründen umschlossene und durch die furchtbaren Werke des Königs Herodes verwahrte, allen Nebenbauten, Vorstädten, Neustädten und Kunstanlagen vorausgehende, eigentliche alte Jerusalem gemeint.* Was die Athenäer an ihrer grossen Stadt dem wandernden Herodot noch als *Ἄστυ*, d. i. als eigentliche „Stadt“, als Alt-Athen bezeichneten, und was in unseren Tagen zu Paris die Cité, City zu London heisst, in Wien aber vorzugsweise die „Stadt“ genannt wird, das ist die *Πόλις* von Jerusalem. Grösse, Reichthum, Volkszahl, alter Brauch, architektonische Pracht und endlich die furchtbare Majestät der Vertheidigungswerke, wie sie Flavius Josephus beschreibt, rechtfertigen Ausdruck und Erklärung mit gleicher Kraft*).

---

*) Ueber die Vertheidigungswerke, mit welchen Herodes der Aeltere das eigentliche alte Jerusalem umgab, sieh Flavius Josephus de Bello Jud.

Innere Wahrscheinlichkeitsgründe wie die besagten genügen indessen ebenso wenig als zufällige Aehnlichkeiten, um den dem Worte vin-

---

Lib. V, cc. 4, 5 und 6, Edit. Hav., wo von den drei Hauptmauerthürmen *Hippicus*, *Phasaël* und *Mariamne* sowie über die Tempelfestung und die Burg Antonia umständliche Beschreibungen erhalten sind. *Τούτου δὲ ἄντικρυς ὁ Ἱππικὸς (πύργος), καὶ παρ' αὐτὸν δύο κατεσκευάσθησαν ὑπὸ Ἡρώδου τοῦ βασιλέως ἐν τῷ ἀρχαίῳ τείχει· μέγεθός τε καὶ κάλλος ἦσαν καὶ ὀχυρότητα τῶν κατὰ τὴν οἰκουμένην διάφοροι. . . . . ὁ μὲν οὖν Ἱππικὸς τετράγωνος μὲν ἦν, εὖρος δὲ καὶ μῆκος εἴκοσι καὶ πέντε πηχῶν ἕκαϛος (?) καὶ ὕψος τριάκοντα, οὐδαμοῦ διάκενος. ὑπὲρ δὲ τὸ πλῆρες, καὶ ταῖς πέτραις συνηνωμένον, εἰς ἐκδοχὴν τῶν ὄμβρων, εἰκοσίπηχυς λάκκος ἦν τὸ βάθος. ἐπάνω δὲ τούτου δίϛεγος οἶκος ἦν, εἴκοσι καὶ πέντε πηχῶν τὸ ὕψος, εἰς ποικίλα τε διῃρημένος, ὑπὲρ ὃν τύρσεις μὲν διπήχεις, προμαχῶνες δὲ περιβέβληντο τριπήχεις· ὡς τὸ πᾶν ὕψος εἰς ὀγδοήκοντα πήχεις συναριθμεῖσθαι.*

Ὁ δὲ δεύτερος πύργος, ὃν ὠνόμασαν Φασάηλον, τὸ μὲν πλάτος καὶ τὸ μῆκος ἶσον εἶχε, τεσσαράκοντα πηχῶν ἕκαϛον, ἐπὶ τεσσαράκοντα δ' ἦν τὸ ναϛὸν αὐτοῦ ὕψος. ἐπάνω δ' αὐτοῦ περιῄει ϛοὰ δεκαπήχης τὸ ὕψος, θωρακίοις τε καὶ προβόλοις σκεπομένη. μέσην δ' ὑπερῳκοδόμητο τὴν ϛοὰν πύργος ἕϛερος, εἴς τε οἴκους πολυτελεῖς, καὶ δὴ καὶ βαλανεῖον διῃρημένος, ὡς μηδὲν ἐνδέοι τῷ πύργῳ βασίλειον δοκεῖν. τὰ δὲ ἄκρα τοῖς προμαχῶσι καὶ ταῖς τύρσεσι μᾶλλον ἤπερ ὁ πρὸ αὐτοῦ κεκόσμητο. πηχῶν δὲ τὸ πᾶν ὕψος ὡς ἐνενήκοντα, καὶ τὸ μὲν σχῆμα παρεῴκει τῷ κατὰ τὸν φάρον ἐκπυρσεύοντι τοῖς ἐπ' Ἀλεξανδρείας πλέουσι, τῇ περιοχῇ δὲ πολὺ μεῖζον ἦν.

Ὁ δὲ τρίτος πύργος ἡ Μαριάμνη, μέχρι μὲν εἴκοσι πηχῶν ναϛὸς ἦν, εἴκοσι δὲ πηχεῖς εὖρος· διέβαινε καὶ μῆκος ἶσον. τούτου δὲ τὸ πᾶν ὕψος πεντήκοντα καὶ πέντε πηχῶν ἦν.

Τηλικοῦτοι δὲ ὄντες οἱ τρεῖς τὸ μέγεθος, πολὺ μείζονες ἐφαίνοντο διὰ τὸν τόπον· αὐτό τε γὰρ τὸ ἀρχαῖον τεῖχος, ἐν ᾧ ἦσαν, ἐφ' ὑψήλῳ λόφῳ δεδόμητο, καὶ τοῦ λόφου καθάπερ κορυφή τις ὑψηλοτέρα προανεῖχεν εἰς τριάκοντα πηχεῖς, ὑπὲρ ἣν οἱ πύργοι κείμενοι πολὺ δή τε τοῦ μετεώρου προσελάμβανον.

dicirten Begriff festzusetzen. Von den Verfassern des Neuen Testaments ist für unsern Satz keine weitere Hülfe zu erwarten und

---

Man denke sich den furchtbaren Anblick dieser drei colossalen Thürme auf der ihrerseits noch dreissig Ellen hohen Nordmauer des Zionberges, welcher *selbst wieder* als Steilrand an einer tiefeingerissenen Schlucht vom heutigen Jafa-Thore (Hippikus) bis an das Tyropöon hinüberstrich.

Die ausdrückliche Bemerkung des Flav. Josephus, die alte Mauer, auf welcher die drei genannten Thürme standen, habe einen hohen Hügelkamm gekrönt, ist die beste Rechtfertigung der viel bestrittenen Annahme Robinsons, dass die flache Mulde, wie sie im modernen Jerusalem vom Jafa-Thor zum Basar hinabzieht, weiland eine Tiefschlucht gewesen sei*). *Elle*, *πηχύς*, ist das im Orient noch heute übliche Längenmaass und bezeichnet die Entfernung zwischen dem Ellenbogen und der Mittelfingerspitze am menschlichen Arm**).

Das Baumaterial der Thürme selbst bestand aus behauenen weissen Marmorblöcken, von welchen jeder zwanzig Ellen in der Länge, zehn in der Breite und fünf in der Tiefe hatte und mit solcher Kunst eingefügt war, dass der ganze Thurm wie aus Einem Stück gemeisselt schien, *θαυμάσιον δὲ καὶ τῶν λίθων ἦν τὸ μέγεθος. οὐ γὰρ ἐξ εἰκαίης χερμάδος, οὐδὲ φορητῶν ἀνθρώποις πετρῶν συνειϛήκεσαν, λευκὴ δὲ μάρμαρος ἐτμήθη· καὶ τὸ μὲν μῆκος ἑκάϛης πηχῶν ἦν εἴκοσι, δέκα δὲ εὖρος, καὶ βάθος πέντε. συνήνωντο δ' ἐπ' ἀλλήλοις, ὡς δοκεῖν ἕκαϛον πύργον μίαν εἶναι πέτραν ἀναπεφυκυῖαν, ἔπειτα δὲ περιεξέσθαι χερσὶ τεχνιτῶν εἰς σχῆμα καὶ γωνίας. οὕτως οὐδαμόθεν ἡ συνάφεια τῆς ἁρμονίας διεφαίνετο.*

Fl. Jos. de B. J. Pag. 330. Edit. Haverc.

Zunächst an diesen Pracht-Thürmen und innerhalb der grossen Nordmauer genau auf der Stelle, wo man heute das weitläufige Armenische von den übrigen Schriftstellern, welche den bezeichneten Gegenstand des nähern berühren, ist Flavius Josephus, der Zeitgenosse und

---

*) Robinson II, 7. — Bartlett, Walks about Jerusalem. — Roberts Skitches, No. II. — Durbin: Observations in the East. I, p. 228. — Pococke, description of the East. II, p. 7, 10. 12. — Albert Schaffter, p. 29.

**) Winer, bibl. Realwörterbuch, I, 380, s. v. Elle.

Kloster mit seinen Gärten und die neu-anglikanische Kathedrale steht, stand ein gleichfalls von Herodes I. erbauter Residenz-Palast, der für sich selbst wieder eine starke Festung bildete und eine dreissig Ellen hohe Ringmauer mit Thürmen hatte*). Von der innern Ausschmückung, von dem Reichthum und von der Pracht dieser weiten Räumlichkeiten, von ihren Marmorhallen, Lustgärten, Säulengängen, Bächlein, Wasserfällen, Schattengängen und Labyrinthen entwirft Fl. Jos. ein so anziehendes Bild, dass man die muthwillige Vernichtung solcher Herrlichkeiten mit dem jüdischen Verf. gleichsam noch heute beklagen muss: *κειμένοις δὲ πρὸς ἄρκτον αὐτοῖς ἔνδοθεν ἡ τοῦ βασιλέως αὐλὴ προςέζευκτο, παντὸς λόγου κρείσσων. οὔτε γὰρ πολυτελείας, οὔτε κατασκευῆς τινος ἔλιπεν ὑπερβολή. ἀλλὰ τετείχιςο μὲν ἅπασα τριάκοντα πηχεῖς τὸ ὕψος, κύκλῳ κατ' ἴσον διάςημα κεκοςμημένοις δὲ πύργοις διείληπτο, ἀνδρῶσί τε μεγίστοις, καὶ εἰς ξενῶνας ἑκατοντατρικλίνους· ἐν οἷς ἀδιήγητος μὲν ἡ ποικιλία τῶν λίθων ἦν. συνῆκτο γὰρ πολὺς ὁ πανταχοῦ σπάνιος. θαυμαςαὶ δ' ὀροφαὶ, μήκει τε δοκῶν καὶ λαμπρότητι προκοσμημάτων. οἴκων τε πλῆθος, καὶ διαφοραὶ σχημάτων περὶ τούτους μυρίαι· πᾶσί γε μὴν ἀποσκευαὶ πλήρεις, καὶ τὰ πλείω τῶν ἐν ἑκάςοις κειμένων ἐξ ἀργύρου τε καὶ χρυσοῦ· περίςοα δὲ δι' ἀλλήλων ἐν κύκλῳ πολλὰ, καὶ ςῦλοι πρὸς ἑκάςῳ διάφοροι. τά γε μὲν τούτων ὕπαιθρα πανταχοῦ χλοερά. καὶ ποικίλαι μὲν ὕλαι, μακροὶ δὲ δι' αὐτῶν περίπατοι, καὶ περὶ τούτους εὔριποι βαθεῖς δεξάμεναί τε πολλαχοῦ χαλκουργημάτων περίπλεοι, δι' ὧν τὸ ὕδωρ ἐξεχεῖτο, καὶ πολλοὶ περὶ τὰ νάματα πύργοι πελειαδῶν ἡμέρων. ἀλλὰ γὰρ οὔθ' ἑρμηνεῦσαι δύνατον ἀξίως τὰ βασίλεια, καὶ φέρει βάσανον ἡ μνήμη, τὰς τοῦ λῃςρικοῦ πυρὸς δαπάνας ἀναφέρουσα.* Ibid.

Die vornehmste Rolle unter den Befestigungswerken der hierosolymitanischen *Πόλις* spielen aber die Tempel-Citadelle und die Burg An-

---

*) *Καὶ τῆς ἄνω πόλεως ἴδιον φρούριον ἦν, τὰ Ἡρώδου βασίλεια.*
Fl. Jos. l. c. p. 336.

Landsmann der Evangelisten, allein noch übrig. Sprachgebrauch und Schreibart dieses gelehrten Leviten im Allgemeinen zu wür-

---

tonia, zu deren Bewältigung alles, was das weltherrschende Rom an militärischem Genie und an offensiver Kraft besass, aufgeboten werden musste. Ob man zur Tempelmauer wirklich behauene Steinblöcke von vierzig Ellen Grösse herbeigeschafft und übereinander geschichtet habe, wie Josephus schreibt, weiss man heute freilich nicht mehr *). Jedenfalls aber war der vom König Herodes für Gewinnung der nöthigen Tempelfläche aus der Tiefschlucht heraufgeführte Unterbau so massenhaft und fest, dass ihn weder die Wuth der Legionen noch der zerstörende Einfluss von achtzehn Jahrhunderten ganz vernichten konnte. Von Süd und Ost durch tiefe Schluchten geschirmt und im Westen durch die *Πόλις* gedeckt, war die Tempelfestung nur auf der Nordseite feindlichen Angriffen ausgesetzt. Eine Säulenhalle in colossalem Maasse lief am Saum des Abgrundes um die Tempelfläche und im Nordwestwinkel dieses Prachtbaues stand auf einem fünfzig Ellen hohen steilen Felsen die Burg Antonia — das glanzvollste Denkmal des — wie Josephus sagt — genialen und hochherzigen Königs Herodes. Zuerst liess er den steilen Grundfelsen von unten bis oben mit schönen glatt geschliffenen Steinplatten überziehen, um das Hinanklimmen wie das Herabsteigen unmöglich zu machen. Die Höhe des ganzen Baues betrug nur vierzig Ellen und war von einer drei Ellen hohen Mauer umringt. Der Bau selbst glich an Räumlichkeit, innerer Einrichtung und Gestalt einer Kriegsburg mit Säulengängen, Bädern und grossen Hallen, um Krieger einzulagern. Die Gestalt des Thurms war ein Viereck, auf dessen vier Winkeln vier andere Thürme standen, von welchen drei je fünfzig Ellen, der vierte im Südostwinkel aber deren siebenzig hatte, und der Besatzung einen Ueberblick über den ganzen Tempel gab. Eine ganze römische Legion, sagt Josephus, hatte innerhalb dieses Prachtthurms ihr Standquartier, *Ἡ δὲ Ἀντωνία, κατὰ γωνίαν μὲν δύο ϛοῶν ἔκειτο τοῦ πρώτου ἱεροῦ, τῆς τε πρὸς ἑσπέραν, καὶ τῆς*

---

*) *Πέτραι δὲ τεσσαρακονταπήχεις τὸ μέγεθος ἦσαν..*
Fl. Jos. de bello Jud. lib. V, cap. 5, 1.

digen und sämmtliche Stellen zu prüfen, in welchen von der hierosolymitanischen „*Πόλις*“ die Rede geht, wird nicht nöthig seyn. Man findet die einschlägigen Stellen theils in den Büchern über die jüdischen Altèrthümer, theils in der Beschreibung des jüdischen Krieges selbst. Es sei aber erlaubt, mit Umgehung der grösseren Zahl uns auf die nähere Beachtung der vorzüglichsten und beweiskräftigsten zu beschränken, den Beweis selbst aber zunächst mit Antiq. Judaic. Lib. XIV, C. 4 zu beginnen*). Im Kampfe gegen

---

πρὸς ἄρκτον. διδόμητο δ' ὑπὲρ πέτρας πεντηκονταπήχους μὲν ὕψος, περικρήμνου δὲ πάσης. ἔργον δ' ἦν Ἡρώδου βασιλέως, ἐν ᾧ μάλιςα τὸ φύσει μεγαλόνουν ἐπεδείξατο. πρῶτον μὲν ἐκ ῥίζης ἡ πέτρα πλαξὶ κεκάλυπτο λείαις λίθων, εἴς τε κάλλος, καὶ ὡς ἀπολισθάνοι πᾶς ὁ προσβαίνειν καὶ κατιέναι πειρώμενος. ἔπειτα πρὸ τῆς τοῦ πύργου δομήσεως, τριῶν πηχῶν τεῖχος ἦν, ἐνδοτέρω δὲ τούτου, τὸ πᾶν διάςημα) τῆς Ἀντωνίας ἐπὶ τεσσαράκοντα πήχεις ἠγείρετο. τὸ δὲ ἔνδον βασιλείων εἶχε χώραν καὶ διάθεσιν. μεμέριςο γὰρ εἰς πᾶσαν οἴκων ἰδέαν τε καὶ χρῆσιν, περίςοά τε καὶ βαλανεῖα καὶ ςρατοπέδων αὐλὰς πλατείας, ὡς τῷ μὲν πάντα ἔχειν τὰ χρειώδη, πόλις εἶναι δοκεῖν, τῇ πολυτελείᾳ δὲ βασίλειον. πυργοειδὴς δὲ οὖσα τὸ πᾶν σχῆμα, κατὰ γωνίαν τέσσαρσιν ἑτέροις διειλήπτο πύργοις· ὧν οἱ μὲν ἄλλοι πεντήκοντα τὸ ὕψος, ὁ δὲ ἐπὶ τῇ μεσημβρινῇ καὶ κατ' ἀνατολὴν γωνίᾳ κείμενος ἑβδομήκοντα πηχῶν ἦν, ὡς καθορᾷν ὅλον ἀπ' αὐτοῦ τὸ ἱερόν. καθὰ δὲ συνῆπτο ταῖς τοῦ ἱεροῦ ςοαῖς, εἰς ἀμφοτέρας εἶχε καταβάσεις δι' ὧν κατιόντες οἱ φρουροί, καθῆςο γὰρ ἀεὶ ἐπ' αὐτῆς τάγμα Ῥωμαίων, καὶ διϊςάμενοι περὶ τὰς ςοὰς μετὰ τῶν ὅπλων, ἐν ταῖς ἑορταῖς, τὸν δῆμον ὡς μή τι νεωτερισθείη παρεφύλαττον.*

Idem l. c. Pag. 336, edit. Haverc.

*) In einer akademischen Denkschrift sollte man allerdings wenigstens diese

---

*) Wir halten uns mit gutem Recht an die Leseart *ἀνάςημα* statt *διάςημα*, weil eine Fläche von vierzig hebräischen Ellen für die angedeuteten Räumlichkeiten nicht genügend wäre.

Fl. Jos. de bello jud. lib. V, cap. 5, Note 1, Pag. 336. Edit. Havercamp.

Pompejus, heisst es hier, warfen sich die jüdischen Patrioten nach Verlust sämmtlicher Aussenwerke, der Neustadt und auch des ganzen von der *zweiten Mauer* geschützten Stadttheiles (wo heute Golgatha und Heilig-Grab) erst in die Tempelveste und rissen die Brücke ab, die vom Tempel nach der jüdischer Seits noch besetzten „*Πόλις*“ hinüberführte (*καὶ τὴν τείνουσαν ἀπ' αὐτοῦ γέφυραν εἰς τὴν πόλιν ἔκοψαν*). Die Besatzung aber, fährt die Stelle fort, habe in der Folge noch *vor* Erstürmung des Tempels die „*Πόλις*“ mit der königlichen Burg dem Pompejus übergeben (*ἐνεχείρησαν Πομπηΐῳ τήν τε πόλιν καὶ τὰ βασίλεια*). Es ist wohl schon aus diesen einzigen Stellen entschieden, was nach Sitte und Sprachgebrauch des Evangelisten die hierosolymitanische „*Πόλις*“ war, vor deren Mauern und Thoren der Herr gekreuziget wurde. Dass aber unser heutiges *Golgatha*, d. h. die Gegend weiland unmittelbar *vor* den grossen Mauerthürmen *Hippikus*, *Phasaël* und *Mariamne*, damals nicht „*Stadt*“, sondern „*Vorstadt*“, nicht *Πόλις*, sondern *Προάστειον* war, zeigt zum Ueberfluss eine Stelle Lib. XIV, C. 13, pag. 723 desselben Buches, wo über einen Ausfall des von den Parthern und ihren jüdischen Parteigenossen in Jerusalem selbst

---

auserlesenen Beweisstellen der Reihe nach vollständig und, wie es sich von selbst versteht, durchweg im Urtext geben. Auch sollte es, um wissenschaftliebenden Lesern zu genügen, an gründlich-gelehrtem Apparat, an Commentarien und in solchen Fällen üblichen antiquarisch-philologischen Conjecturen nicht gebrechen.

Wir erlauben uns aber selbst von dieser gewöhnlichen Regel noch abzuweichen und nur das zum Verständniss der Streitfrage völlig Unentbehrliche aus den Schriften des Flav. Josephus herauszuheben. Genug, wenn wir auf die Bahn hindeuten, die man künftig verfolgen soll, und wenn wir zugleich den Leitfaden liefern, mit dessen Hülfe man aus dem Labyrinth unvereinbarer Widersprüche zur Klarheit gelangen kann.

belagerten Königs Herodes berichtet wird. Der Ausfall geschah vom Thurme Phasaël *κατὰ τὸ προάστειον*, „durch die Vorstadt“, d. i. gerade in der Gegend unserer Heilig-Grabkirche, gegen das feindliche Heer. Eben dieser Herodes, meldet Josephus weiter, hat bei seinem Angriff auf das rebellische Jerusalem nach dem Fall der *Vorstädte*, der *„zweiten Mauer“* und sogar des *Tempels* selbst zuletzt erst noch *„die Stadt“* *τὴν πόλιν* mit stürmender Hand genommen*). Ferner bei einem der zahlreichen Vorspiele des grossen Aufstandes, sagt Josephus, flohen die Rebellen, vom Prätor Cumanus aus allen Stellungen und sogar aus der Tempelfestung hinausgeschlagen, „in die Stadt“ hinüber**). Endlich unter Titus, beim letzten Act der furchtbaren Tragödie, als die *dritte* und *zweite* Mauer mit allem, was dazwischen lag, gefallen und zerstört, die Felsenburg Antonia geschleift und die Tempelfestung selbst nach verzweifelter Gegenwehr eine rauchende Ruine war, zog sich die Besatzung ungebrochenen Muthes erst *„in die Stadt“* (*εἰς τὴν πόλιν*) zurück, wo sie der Gesammtmacht des Imperators, obgleich beinahe ohne Lebensmittel, noch einen vollen Monat widerstand***). Titus,

---

*) *Ἡρέθη γὰρ τὸ μὲν πρῶτον* (von Aussenher gerechnet) *ἡμέραις τεσσαράκοντα, τὸ δὲ δεύτερον πεντεκαίδεκα. . . . Ἡρημένου δὲ τοῦ ἔξωθεν ἱεροῦ καὶ τῆς κάτω πόλεως, εἰς τὸ ἔσωθεν ἱερὸν καὶ τὴν ἄνω πόλιν Ἰουδαῖοι ἀνέφυγον . . . προςβαλὼν δὲ κατὰ κράτος εἶχε τὴν πόλιν.* Antt. XIV, Cap. 16, Pag. 736.

**) *Τραπέντες ἐκ τοῦ ἱεροῦ διέφυγον εἰς τὴν πόλιν.*
De Bello Jud. Lib. II, Cap. 12, Pag. 173.

***) *Ῥωμαῖοι δὲ τῶν μὲν στασιαστῶν καταπεφευγότων εἰς τὴν πόλιν, καιομένου δὲ αὐτοῦ τε τοῦ ναοῦ, καὶ τῶν πέριξ ἁπάντων, κομίσαντες τὰς σημαίας εἰς τὸν ἱερὸν, καὶ θέμενοι τῆς ἀνατολικῆς πύλης ἀντικρὺς, ἔθυσάν τε αὐταῖς αὐτόθι, καὶ τὸν Τίτον μετὰ μεγίστων εὐφημιῶν ἀπέφηναν αὐτοκράτορα.*
De Bell. Jud. Lib. VI, Cap. 6, §. 1, Pag. 391.

von Natur menschenfreundlich und prachtliebend, wollte nach diesen grauenvollen Scenen doch noch die *„Stadt“* verschonen (*περισῶσαι τὸ Ἄϛυ*), musste sie aber nach Verwerfung aller seiner Anträge durch die bethörten, auf die Stärke ihrer *Πόλις*-Mauern trotzenden Aufrührer endlich ihrem Verhängniss überlassen *). Zuletzt freilich, wie unter den zermalmenden Stössen der „Helepolis“ die riesigen Mauern fielen und selbst die unbezwinglich scheinenden Thürme wankten, gaben die Rasenden endlich auch die *„Πόλις“* verloren und stiegen verzagt von den letzten Vertheidigungswerken herab, um in wilder Flucht nach unterirdischen Höhlen dem Zorn der Sieger zu entrinnen **).

Hoffentlich wird auf diese wissenschaftliche Vorlage hin der Heilig-Grabstreit künftig von beiden Seiten mit grösserer Mässigung und Umsicht geführt werden, als es bisher üblich war. Denn fortgehen wird der Streit in jedem Fall, weil alt-eingewurzelte und mit dem geistigen Leben gleichsam zusammengewachsene Vorstellungsweisen im Herzen der Zeitgenossen plötzlich und vollständig auszulöschen Niemand Kraft und Ansehen genug besitzt. Wir haben in das Eintönige und Ermüdende der Discussion blos einen frischen Gedanken hineingeschleudert, von dem man noch nicht wissen kann, ob er sich auch im Streit erproben und für alle Zukunft geltend machen wird. Nebenbei haben wir aber nicht die alte Heilig-Grab-

---

*) *Ὁ δὲ Τίτος διὰ τὸ φιλάνθρωπον φύσει τὸ γοῦν Ἄϛυ περισῶσαι προαιρούμενος ἵϛατο κατὰ τὸ πρὸς δύσιν μέρος τοῦ ἔξωθεν ἱεροῦ. ταύτῃ γὰρ ὑπὲρ τὸν ξυϛὸν ἦσαν πύλαι καὶ γέφυρα συνάπτουσα τῷ ἱερῷ τὴν ἄνω πόλιν.*

De Bell. Jud. lib. VI, cap. 6, §. 2, Pag. 391.

**) *Ἀπεγνωκότες ἤδη τὴν Πόλιν, ἀνεχώρουν τοῦ τείχους. . . .*

Id. de b. Jud. lib. VI, cap. 8.

Legende mit unserem Argument in allen ihren Theilen gestützt; wir haben blos nachgewiesen, dass die Gegner der Tradition auf falschen Wegen sind und dass vom Gesichtspunkt der heutigen Oertlichkeiten allein gegen das Golgatha der Tradition nicht nur nichts einzuwenden sei, sondern dass Sitte und Umstände, was die Exekutionsgegend im weitesten und allgemeinsten Sinn betrifft, dieses Mal offenbar zu Gunsten der Legende sprechen. Mit alle dem ist indessen blos die Walstatt geebnet und sind die Kämpfer beiderseits in die rechten Schranken und auf das rechte Mass zurückgedrängt.

Dass Flavius Josephus in den beiden angeführten Hauptwerken den Ausdruck „Πόλις“ nicht überall mit Strenge auf das eigentliche Alt-Jerusalem allein beschränke, sondern mit diesen Worten verschiedene Male den ganzen Stadtcomplex bezeichne, muss ohne Widerrede eingestanden werden. Ueblich indessen ist diese Redeweise nur so oft weder eine nähere Bezeichnung hervorspringt, noch ein innerer Gegensatz der einzelnen Stadttheile anzudeuten ist. Man vergleiche unter anderm nur Antiqq. L. XIV, cap. 16, 3 und 4, wo sich die folgenden Sätze: διεκώλυσέ τε καὶ τὰς κατὰ τὴν πόλιν ἁρπαγάς . . . . οὕτω τε τὴν λοιπὴν ἐξωνησάμενος πόλιν . . . τοῦτο τὸ πάθος συνέβη τῇ τῶν Ἱεροσολυμιτῶν πόλει . . offenbar auf alle damals bewohnten Stadtbezirke von Jerusalem beziehen und nicht blos von der „Πόλις“ vorzugsweise zu verstehen sind. — Auch der Benennung „Obere Stadt“, ἄνω Πόλις, statt Πόλις schlechthin, bedient sich Josephus, so oft ihrer im Gegensatz zur „Unteren Stadt“, Κάτω Πόλις (der Syro-Makkabäischen, durch den Hohenpriester und Landesfürsten *Simon* zerstörten und zur Fläche erniedrigten „*Akra*“) Erwähnung geschieht: ᾑρημένου δὲ τοῦ ἔξωθεν ἱεροῦ καὶ τῆς κάτω πόλεως, εἰς τὸ ἔσωθεν ἱερὸν καὶ τὴν ἄνω πόλιν Ἰουδαῖοι συνέφυγον. Antiqq. Pag. 736, §. 2.

Die Evangelisten dagegen, wie jedermann begreifen muss, hatten keinen Grund in ihren Schriften von der landesüblichen, zähen und althergebrachten Benennung abzuweichen.

Die *Möglichkeit* also, um es deutlich zu sagen, nicht die *Wirklichkeit*, dass hier *Golgatha* sei, ist jetzt hergestellt, was in einer *solchen* Sache schon etwas zu bedeuten hat. Die Untersuchung über die nach Zoll und Linien ausgemessenen Punkte, auf welchen die drei Kreuze gestanden haben sollen, liegt eben so wie die Meldung bei Eusebius, dass die Beauftragten des neubekehrten Imperators Constantin dreihundert Jahre nach der Exekution sogar diese nämlichen drei Kreuzgalgen *) im Schutte des hierosolymitanischen Stadtgrabens noch unversehrt gefunden haben, völlig ausserhalb dem Bereiche der Wissenschaft.

Das Todesurtheil wurde, wie St. Marcus sagt, Morgens früh gefällt, die Stelle der Vollziehung natürlich in demselben Momente festgesetzt und um 9 Uhr Vormittag, nach unserer Art zu reden, waren die drei Verurtheilten nach Landessitte und Sprachgebrauch der Juden auch schon an das Kreuz geschlagen (Marc. XV, 25.) **).

---

*) „*Patibulum crucis*“ ist ein stehender Ausdruck der ältesten Kirchenväter.

**) Der technische Sprachgebrauch für „kreuzigen“ lautet im Urtext der heiligen Schrift bekanntlich תָלָה עַל הָעֵץ, *Thalah al ha aes*, d. i. „an den Pfahl (an das Holz) hängen“. Desswegen heisst der Heiland im Talmud תָלוּי, *Thalui*, d. i. der „Gehängte“. Winer, bibl. Realwörterbuch I, 800. Des Ausdruckes „hängen“ bedienen sich übrigens etwa nicht blos die Feinde des christlichen Namens; er hat auch in der katholischen Liturgie seine volle Geltung, wie aus dem bekannten Kirchen-Hymnus der Heiligen Woche zu ersehen ist:

Stabat Mater dolorosa
Juxta Crucem lachrymosa,
Dum pendebat filius. . .

Die Justiz im Orient war von jeher prompter als im Abendland, und in der Hauptsache wird es dort heute noch eben so gehalten wie im Alterthum. Die improvisirten Spuren aber, worin die drei Kreuze standen, weit entfernt bis 1850 offen zu bleiben, waren am vielbetretenen und belebten Orte natürlich am Tage nach der Hinrichtung schon verschwunden und zugedeckt, das Holz selbst aber, an welchem die „Verbrecher“ hingen, vermuthlich am nemlichen Abend noch von der heidnischen Grabhut (*κουϛωδία*) als Brennstoff aufgezehrt. Denn die Todeswerkzeuge zugleich mit den Leichen der Hingerichteten zu begraben, war in Jerusalem eben so wenig als sonst irgendwo im Orient jemals Sitte.

Aber — könnte hier strenge Critik entgegnen — sagt Eusebius etwa nicht ausdrücklich, man habe auf einen Traum des hierosolymitanischen Bischofs St. Makarius hin *drei* Kreuze innerhalb der spätern Auferstehungskirche wirklich aufgefunden und durch ein ungewöhnliches Ereigniss das ächte gleich erkannt? Gefunden hat man die drei Kreuzholze gewiss und der Bericht des kaiserlichen Bevollmächtigten ist ganz der Wahrheit angemessen; nur muss man nicht gar zu genau erfahren wollen, *wie* und *wann* die drei Instrumente an den Ort des Fundes hingekommen sind. Die Erinnerung an *Golgatha* und Christi Grab war in der heidnischen Stadt *Aelia Capitolina* (Jerusalem) selbst bei den Christen so vollständig erloschen, dass der kaiserliche Befehl, die heiligen Oertlichkeiten mit Prachtgebäuden zu schmücken, den frommen Bischof Makarius in grosse Bedrängniss versetzte, weil bei der allgemeinen Umfrage, wie Eusebius ausdrücklich bemerkt, *Niemand in der Stadt über die Lage dieser Oertlichkeiten Auskunft zu geben wusste.* Gebet, Träume und ein alter armer Jude, welcher von seinen Voráltern her noch Kenntniss von der Sache haben wollte, führten endlich auf die gewünschte Spur. — Nebenher vergesse man aber nicht, dass die alte jüdische Bevölkerung der heiligen Stadt unter Titus und Hadrianus vollständig vertilgt worden ist und in der neu erbauten *Aelia* den Juden unter Todesstrafe der Eintritt verboten war.

Aber was sollte St. Makarius thun? Die Noth drängte und die Antwort: *Ne mi danem* (نه می دانم), „*ich weiss es nicht*", war einem unterthänigen Höfling im Prätorium des Imperators Constantin eben so wenig erlaubt als an der Hohen Pforte des Iran-Schah.

Man hat ja auch beim ersten Kreuzzuge vor der Entscheidungsschlacht bei Antiochia im bedenklichsten Augenblick noch die Lanzenspitze des römischen Centurio Longinus aus der Erde hervorgegraben und in der Begeisterung dieses Fundes über die Feinde des christlichen Namens einen grossen Sieg erfochten.

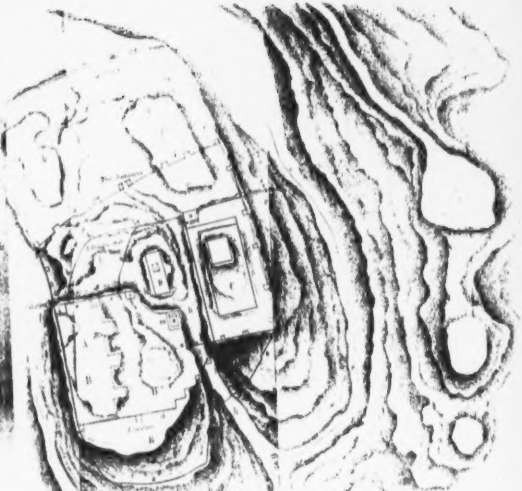
Ward dagegen nicht aber auch in unseren Tagen am Tabor und bei Heliopolis christlicher Seits ohne irgend ein mittelalterliches Erregungsmittel in's Spiel zu bringen, eben so glänzend und eben so wundervoll gesiegt wie einst im Streite gegen Kerboga und seine islamitischen Reiterschaaren?

Schattenriß von Jeruſalem.

[illegible]

- - - Das Chananitische Jebus
——— Alt Jerusalem zur Zeit Christi
——— Neu Jerusalem unserer Tage

A Sitz der Jebusiter
B Zion, Höhe, Stadt Davids
C Moriah (Tempelberg)
D Akra, Hügel oder Kátw Holas des Josephus, mit der Syrischen Zwingburg, durch die Hasmonäer abgetragen
E Unterstadt mit Golgatha u. der Heilig. Grabkirche
F Neustadt (Bezetha)
a Erste oder alte Mauer
b Zweite Mauer
b1 nach Robinson, Tobler
b2 nach Williams, Schultz
c Dritte oder Agrippa Mauer
d Gegenwärtige oder Sultan Soliman's Mauer
e Thal Josaphat, Kidronthal
f Thal Ben-Hinnom
g Quelle Siloam
h Tyropoeonschlucht
i Die Drei Herodes-Thürme Hippicus, Phasael, Mariamne
k Olivenwald
l Brunn Rogel
m Xystus mit Gabbatha
n Burg Antonia
o Oelberg



ABHANDLUNGEN

DER

HISTORISCHEN CLASSE

DER KÖNIGLICH BAYERISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

SIEBENTEN BANDES
ERSTE ABTHEILUNG.
IN DER REIHE DER DENKSCHRIFTEN DER XXIX. BAND.

MÜNCHEN.
1853.
VERLAG DER K. AKADEMIE,
IN COMMISSION BEI G. FRANZ.

Das

Todte Meer.

Von

Dr. Fallmerayer.

Das

Todte Meer.

Von

Dr. Fallmerayer.

Palästina mit Waffengewalt zu unterjochen und den zertrümmerten Thron auf Zion wieder aufzurichten, war das gesammte christliche Abendland selbst in seiner mythischen Heldenperiode und auf dem Höhepunkt kirchlicher Begeisterung nicht stark genug.

Die wilden Magyaren, die heidnischen Prutenen, die Berserker und die Kaledonier bändigte und zähmte die lateinische Hierarchie; nur vor El-Islam im „Lande der Verheissung“ siegreich zu bestehen und das verwaiste Erbtheil der Söhne Jakobs in Besitz zu nehmen, hat sie nie vermocht. Vor mehr als einem halben Jahrtausend ward das bewaffnete Europa durch überlegene Kräfte zwar aus Palästina vertrieben, aber das Bild des verlornen Guts ist den Gemüthern unaustilgbar eingedrückt und mit sehnsuchtsvollem Verlangen streckt das müde Abendland noch heute seine Hände nach der beglückten Küste hin [1]). Wie die verbannten

---

[1]) Tendebantque manus ripae ulterioris amore Virg. Aen. VI, 314.

Moslimen in den Schluchten des Atlas die reizenden Gärten am andalusischen *Wadi el-Kebir* nicht vergessen wollen und noch heute die Schlüssel der verlassenen Granada-Hütten ihren Kindern als Erbtheil überliefern, eben so wenig will die Erinnerung an die thauigen Morgenlüfte und an den bunten Anemonenteppich auf *Saron* selbst mitten im Tumult und Bewegung des Occidents erlöschen.

Was aber dem christlich-ritterlichen Sinn des Mittelalters auf Wegen der Gewalt nicht gelingen wollte, dasselbe versucht jetzt in unermüdeter Strebsamkeit das zähe Geschlecht des Occidents mit dem Hebel der Wissenschaft.

Kenntniss ist Macht. Und wenn wir auch im steingebauten wohlbewohnten *Sichem* nicht Steuer nehmen und auf dem Fettboden *Esdrälons* nicht Garben binden können, so denken wir doch durch Einsicht in die Natur des Landes, seiner Bewohner und seiner Vergangenheit die brutalen Eigenthümer zu beschämen und gleichsam ausser Besitz zu stellen.

Auf die wegebahnenden hispanischen Glaubensboten und Mönche des 17. Jahrhunderts kamen zwar, nach der Bemerkung frommer aber unbehutsamer Adepten auf *Japan,* gewöhnlich hispanische Kriegsschaaren, um das geistig begonnene Eroberungswerk auch materiell zu vollenden und zu befestigen [2]). Aber wahres Wissen lehrt überall Mässigung, humane Sitte, Schonung und Gerechtigkeit, und wir zweifeln auch mit Grund, ob selbst fanatische Moslimen in den friedlichen Palästinawanderern der letzten fünf Decennien, von *Seetzen* und *Burckhardt* bis

---

2) Engelbert Kämpfer, Geschichte und Beschreibung von Japan.
Lemgo, 1779.

Schubert, Russegger, Tobler, Lynch und *Saulcy* herab, überall nur Vorläufer und Kundschafter nachrückender Christenheere sehen möchten.

Zwischen *St. Hieronymus* und dem genialen *Chateaubriand* sind mehr als vierzehn Jahrhunderte verflossen und eben so lange hat das kirchliche Wissen und die blos theologische Erforschung des heiligen Landes gedauert. Ohne dieses ursprüngliche und überall zuerst berechtigte Element zu verdrängen und zu lähmen, ist hauptsächlich nach Begründung der Naturwissenschaften im Occident ein zweites, weiter greifendes, neue Ideen und neue Sättigung schaffendes Element ergänzend und gleichberechtigt hinzugetreten.

Wie zu jeder geistigen Bewegung des Occidents ist der erste Anstoss, gewissermassen Theorie und Vorversuch, auch in dieser Sache — versteht sich nicht ungestraft — von den Deutschen ausgegangen. Aber nicht blos einem *Seetzen* (1806) und einem *Burckhardt* (1812) haben die Verhängnisse das Erschliessen neuer Erkenntnisswege des Orients nicht verziehen, sie haben auch die nähere Begründung der aufgestellten Lehrsätze, das Ausebnen der Pfade, den nächsten Fortschritt, den Nutzen und die Ehre der Entdeckung, wie gewöhnlich, von den Deutschen weggenommen und hauptsächlich dem *„audax genus“* der angelsächsischen Race zugetheilt.

Wie die Sachen heute stehen, gebührt der eigentliche Conquistadorenruhm Palästina's im Allgemeinen und des Todten Meeres insbesondere vorzugsweise den transatlantischen Yankee-Gelehrten als wohlerworbenes Eigenthum. Den nachhaltigen und epochemachenden Entdeckungen eines *Edward Robinson* und eines *W. F. Lynch* haben wir nur die zwar wesentlichen, aber doch weniger glänzenden, weniger umfassenden und auch weniger angepriesenen Funde unserer *Schubert*, unserer *Russegger* und *Tobler* entgegenzustellen. Dagegen sind wir freilich in der Kunst das Chaos fremder That- und Schöpfungskraft zu ordnen, herbeigeschwemmte Polygone künstlich auszumeisseln und in geschmackvoller Fügung übereinander zu legen, Lückenhaftes durch geistreiche Conjecturen auszufüllen und am Ende den colossalen Bau mit einer romantisch-anheimelnden Tünche zu bekleiden, unübertroffene Meister geblieben.

Die Bewegung der europäischen Gemüther für Palästina, für seine Durchwanderung, seine allseitige Aufhellung und öffentliche Besprechung ist gegenwärtig — wenigstens in dem wissenschaftlich belebten Theile des Abendlandes — so lebhaft und allgemein, dass selbst die früheren Besitzer des Landes, die seit Flavius Josephus entweder ganz geschwiegen oder nur schmollend und in unverständlichen Hieroglyphentönen unter sich selbst geredet haben, ihre Stimme erheben und an den öffentlichen Verhandlungen über Palästina, nach Art der „*Gojim*“ theilzunehmen genöthiget sind [3]).

Es bedarf nicht blos keiner Entschuldigung, es ist sogar nützlich und vielen Lesern angenehm, wenn nach allen diesen Vorgängen auch wir uns an dem Gegenstand betheiligen und für Sicherstellung correcter Vorbegriffe über das Land der uns allen unvergesslichsten und frühesten Jugenderinnerungen einen, wenn auch nur unbedeutenden und schwachen, so doch übersichtlichen und umfassenden Beitrag liefern. Ausser diesem allen Mitrednern gemeinsamen Grunde geben uns eine zweimalige Fahrt nach Jerusalem und wiederholte Wanderungen durch die merkwürdig-

---

3) *Das heilige Land* nach seiner ehemaligen und jetzigen geographischen Beschaffenheit, nebst kritischen Blicken in das Carl v. Raumer'sche „Palästina“, von *R. Joseph Schwarz* aus Jerusalem. Deutsch bearbeitet von *Dr. Israel Schwarz*. Frankfurt am Main. Verlag der hebräischen antiquarischen Buchhandlung von J. Kauffmann. 1852.

sten Gegenden des gelobten Landes noch einen besondern Titel in der Sache nach Kraft und Vermögen mitzureden.

Im Lande der Islambekenner warnt man zwar die Leute schon vor der Nachbarschaft eines Mannes, wenn er die Pilgerfahrt nach Mekka Einmal bestanden hat; ist er aber *zweimal* beim Grabe des „Propheten“ gewesen, sagen sie, so verkaufe Haus und Hof und entferne dich aus dem Bereich des Doppel-Hadschi so weit du kannst. Im schroffsten Gegensatz zum Hochmuth El-Islams ist der Spruch des göttlichen Meisters: „Discite a me omnes, quia mitis sum atque humilis corde“ unser Symbolum.

Haben wir verwichenes Jahr redlich und gewissenhaft über *Golgatha* und das *Heilig-Grab* disputirt, so soll dieses Mal in gleichem Geiste einiges über das *Todte Meer* erinnert werden.

Die Streitfrage selbst wesentlich zu fördern und durch stichaltige, an Ort und Stelle ausgeführte neueste Entdeckungen ihrer vollständigen Lösung näher zu bringen, vermögen wir freilich nicht. Wir haben ja vom Todten Meere, wenn auch vielleicht mit anderen Augen, im Grunde doch nur das von jedermann besuchte und allgemein bekannte nordwestliche Segment gesehen, aber selbst von dieser geringen Leistung öffentlich Meldung zu thun bisher noch immer nicht gewagt. Aber den gegenwärtigen Stand der Frage fasslich herzustellen, Lokaleindrücke getreulich wiederzugeben, und für gemeinsames Verständniss lichtvoll zu ordnen, was andere in Noth und Mühsal entdeckt und aufgeschichtet haben, wäre auch ein Verdienst und selbst nach *Karl Ritter's* neuester Abhandlung über den Jordanfluss und über die Beschiffung des Todten Meeres noch nicht überflüssig [4]).

---

[4]) Der Jordan und die Beschiffung des Todten Meeres, ein Vortrag im

Name und Dasein des Todten Meeres oder des *„Salzsee's“*, wie es die älteste Urkunde nennt[5]), ist bei den Semitischen Völkern im Allgemeinen seit mehr als vierthalbtausend Jahren bekannt; das wissenschaftliche Einsehen über seinen Ursprung, über seine natürliche Beschaffenheit aber, wie über die Gestaltung der Uferlandschaften und über das Wechselverhältniss beider, ist eine Frucht geographischer Entdeckungen der allerneuesten Zeit und hält beinahe mit der Aufhellung des Tschadd-See's im Sudan, wo nicht gar mit der Auffindung jener geheimnissvollen „Palus“ der Weissen-Nil-Quellen gleichen Schritt.

Was diese älteste Notiz über das Todte Meer betrifft, sind glücklicher Weise alle Parteien mit ihrem Hader und ihren Meinungsverschiedenheiten als gemeinsamen Ausgangspunkt auf die Bücher Moses angewiesen. Und eine genuine Deutung der zur Sache gehörenden Stellen, meinten wir, wäre die erste und nothwendigste, leider aber noch nicht bei allen Mitredenden überall als solche angesehene Vorbedingung, deren Erledigung aller weitern Verhandlung dieses Gegenstandes vorauszugehen hat.

Was andere bisher versäumt haben, das wollen wir besser zu verrichten wenigstens den Versuch nicht scheuen.

Die erste Meldung der Jordangegend mit den Städten *Sodom* und *Gomorrha* fällt Genes. XIII, 10—13 und lautet wie folgt: „Lot hob seine Augen auf und sah (von der Höhe zwischen Bethel und Hai) die ganze Jordangegend, dass sie wasserreich war — bevor Jehovah Sodom

---

wissenschaftlichen Verein zu Berlin von *Carl Ritter* 1850. 38 S. 8. — Vergl. desselben Verfs., *Erdkunde*, 15, 1. Berlin 1850.

5) ים המלח, *Iam Hammelach.* Gen. XIV, 3.

und Gomorrha verdarb — wie ein Garten Gottes oder wie Aegypten, wo du Zoar betrittst."

„Und Lot wählte sich diese ganze Jordangegend; er wanderte von der Morgenseite und es trennte sich der Mann von seinem Bruder."

„Abraham blieb im Lande Kanaan und Lot in den Städten der (Jordan-) *Gegend* und errichtete seine Hütten bis gegen *Sodom* hin." 6).

Diese Stelle besagt eigentlich nichts weiter, als dass 1) der Jordan damals schon in der Erdvertiefung rann, in welcher er heute rinnt, und dass folglich die Periode schon vorüber war, in welcher er nach *Master Allen's* neuestem Concept mit den drei See'n *Merom, Tiberias* und *Sodom* eine unausgeschiedene, nördlich mit dem Mittelmeere und südlich über Wüste, Berg und Schlucht mit dem Golf von Aila-Akaba zusammenwogende Wasserfläche bildete, über die sich insularisch die Gebirgszüge Palästina's hoben 7), 2) dass die Gegend um den Fluss damals üppiger und wasserreicher als nach der Katastrophe von Sodom war; dass sie aber den reizendsten Anblick bei dem Städtchen *Zoar* gewährte, wo sie der aus der Wüste und dem Moabitischen Geklüfte hervorbrechende Wanderer zuerst in ihrer ganzen Pracht überblickte 8).

---

6) V. 12. Im Urtext heisst es strenge genommen nicht: Lot moratus est in *oppidis, quae erant circa Jordanem*, sondern *in urbibus planiciei*, d. i. in den Städten der *Feldebene*, der *Umgegend*, בְּעָרֵי הַכִּכָּר

7) Capt. Allen. Royal Geograph. Society of London etc.

8) Das Appellativ צֹעַר des Urtextes kann Zoar, Soar, Sohar oder Zoghar ohne Unterschied ausgesprochen werden, weil das den abendländischen Alphabeten gänzlich fehlende ע *Ajin* alle diese Laute haben kann. Desswegen wird auch der Stadtname עֲמֹרָה in gleichem Rechte mit *Gomorha*, *Hamorha* und *Amorha* ausgedrückt. *Zegor* (*Segor*), wie es St. Hieronymus

In den Städten dieser (damals) üppig strotzenden Fruchtlandschaft von Zoar bis Sodom hin, hat sich Lot, des lieben Friedens wegen wohl gegen dreissig Wegstunden von den zänkischen Hirten Abrahams entfernt, mit seinem Hausstand niedergelassen.

Ueber die Lage von Zoar selbst ist kein Zweifel. Es stand am Südostende des Todten Meeres am Fusse der Gebirge Moab und wird tief in die historischen Zeiten herab noch genannt 9).

übersetzt, ist die uralte, im Orient noch überall gebräuchliche Benennung des jetzt in Ruinen liegenden Städtchens زغر am Südostende des „Lot-See's“. S. *Dschihan-Numa* des Hadschi Chalfa, fol. 553, Z. 5.

9) Geschrieben findet man *Ζώαρα*, Zoar, Sohar, Zoghar, Zeghor, Segor und *Σήγωρ* ohne Unterschied. Fl. Jos. Antiqq. lib. 14, cap. 1, §. 4. — Id. de Bello Jud. lib. 4, cap. 8, §. 4. — Dschihan-Numa a. a. O.

Für die übrigen Stellen sieh Edw. Robinson II., 480; besonders aber Pag. 648 Note XXXIV., wo alles hieher Gehörige zusammengestellt und verglichen wird.

Nur warnt der gelehrte Amerikaner seine Leser auf das eifrigste das kleine Oasen-Castell *Zoweira*, am westlichen Ufer des Todten Meeres ja etwa nicht für das Zoar der Bibel zu nehmen, wie es neuere Reisende, verführt durch seine Nähe an den Ruinen von Sodoma und durch die Aehnlichkeit des Lautes, glauben wollen. Die Lage, die Orthographie und die Andeutungen der Bibel geben alle Zeugniss, dass *Zoar* südöstlich am Ende des See's, Sodom gegenüber am Fusse der Moab-Schluchten stand, wo schon Irby und Mangles (1818) die Ruinen der uralten Veste erkennen wollten. Nur Schade, dass sich der Name Zoar nicht wie der von Sodom in der Umgegend erhalten hat. Dieser Argumente ungeachtet erkennt der neueste Besucher des Todten Meeres, der französische Artillerie-Capitän *Saulcy*, im *Zoweir* (زوير) des Westufers ohne Bedenken wieder das alte Zoar: trois heures après, je foulais de nouveau les ruines de Sodome, puis celles de *Zoar*, qui se trouvent à l'entrée de l'Ouad-ez-*Zouëra*, par lequel j'allais remonter dans le pays de Chanaan (Archives des Missions scientifiques et litéraires. Janvier 1851, Pag. 55).

Dass der Jordan und die übrigen rinnenden Bäche der Tiefebene ihre Wasser damals in einen See ergossen oder sich anderswohin verloren hätten, wird in der benannten Stelle weder verneint noch bejaht. Der Beisatz aber, dass der Ueberblick des Sodomgrundes bei *Zoar* am prachtvollsten gewesen sei, deutet offenbar auf einen vom Rothen Meere herkommenden Berichterstatter und wäre nebenher vielleicht auch nicht der schwächste Beweis, dass Moses selbst Verfasser der Bemerkung sei. — Gegen Wortsinn und Grammatik dieser wichtigen Stelle in der Gestalt, wie sie jetzt erscheint, ist an und für sich nichts einzuwenden; aber in der Nacheinanderfolge der Begriffe enthält sie offenbar etwas Incorrectes und den Denkgesetzen gewissermassen Widerstrebendes. Es wäre viel natürlicher und der Rede-Logik weit angemessener, wenn man am Schlusse des Satzes beim Namen *Zoar* nicht an eine Stadt auf der Jordan-Aue, sondern an eine Stadt in Aegypten denken und die ganze Stelle in folgender Weise übersetzen dürfte: „Lot sah die Jordan-Gegend, dass sie wasserreich war — bevor Jehovah Sodom und Gomorrha verdarb — wie ein Garten Gottes oder wie Aegypten, *wenn du es* (Aegypten) *bei Zoar betrittst.*“ *Zoar* hiess aber kein Ort in Aegypten, wohl aber *Zoan,* eine alte, bei den Griechen *Tanis* genannte Stadt in Unterägypten und zwar an einem der östlichen Nilarme, wo ein aus der Arabischen Wüste kommender Wanderer zuerst die Prachtlandschaft und den vollen Wasserreichthum Aegyptens sah 10). Wir wissen nicht, ob man die Vermuthung, dass es I. Mos. 13, 10 statt צֹעַר *Zoar,* ursprünglich vielleicht צֹעַן *Zoan* geheissen habe, jetzt noch wagen darf! Freilich würde der Mosaistische Character dieser Stelle durch die vorgeschlagene neue Leseart bis auf einen gewissen Grad wieder abgeschwächt. Indessen darf nebenher auch nicht übersehen

---

10) Von צֹעַן Zoan, arabisch طعن *Tan*, griechisch *Τανίς*, geschieht 4. Mos. 13, 22. — Jes. 19, 11 u. 13; 30, 4 — Ezech. 30, 14. — Psalm 78, 12 u. 43 Meldung

werden, dass nach Ps. 78, 12, 43 Gott zur Befreiung seines Volkes aus der ägyptischen Knechtschaft die grössten Zeichen und Wunder auf der Ebene von *Zoan* gethan hat, und dass folglich der Stadt- und Landschaftsname *Zoan* in den Nationalerinnerungen des Volkes Israel, gleichsam als Ausgangspunkt und Quelle ihrer Verherrlichung, einer der gefeiertesten war. (Coram patribus eorum fecit mirabilia in terra Aegypti, in Campo *Zoan*. Ps. 78, 12. — Sicut posuit in Aegypto signa sua, et prodigia sua in Campo *Zoan*. Ib. 43.) Ist aber Lot, wie es dieselbe Stelle besagt, von der Morgenseite her (מִקֶּדֶם) in die Sodom-Aue gekommen, so ist er von Abrahams Zelthütten weg auf der Ostseite des Todten Meeres und auf dem nämlichen Wege, welchen später die Kinder Israel unter Moses gewandert sind, bei *Zoar* auf die Ebene herausgekommen.

Von einem „Salzmeere“ deutliche Meldung thut erst das nächstfolgende Kapitel (I. Mos. 14, 3) in der berühmten Stelle: „Alle diese (vier Könige) verbündeten sich gegen die Thalebene Siddim, *was das Salzmeer*“ [11]).

Das Wörtchen הַיּוֹם *hajom, Jetzt,* steht nicht im hebräischen Text und man kann eigentlich nicht recht sagen, warum die Vulgata dieses Wörtchen hinzusetzt und die drei letzten Worte des Originals mit „quae *nunc* est mare salis“ übersetzt, da sie doch im nämlichen Kapitel drei ganz ähnliche Sätze ohne Einschiebung der Partikel *nunc* wortgetreu wieder gibt [12]).

---

[11]) כָּל־אֵלֶּה חָבְרוּ אֶל־עֵמֶק הַשִּׂדִּים הוּא יָם הַמֶּלַח
Omnes isti societatem inierunt contra Vallem Siddim; *ipsa mare salis.*
Gen. 14, 3.

[12]) בֶּלַע־הִיא צֹעַר
Belah, ipsa (est) Segor. Gen. 14, 2.

Dieser Kriegszug der vier gegen die Seestädte verbündeten Fürsten ging von Syrien her zuerst auf der Ostseite des Jordans und des Salzmeeres südwärts gegen das Gebirge Seir und dann in weitem Halbbogen auf die Westseite des See's herum zum spätern *Engaddi*, und von dort endlich hinab auf die mit Erdharzquellen reich besetzte *Siddim-Ebene*, wo sie unter den Mauern von Sodom die fünf rebellischen, von aller benachbarten Hülfe abgeschnittenen Häuptlinge besiegten und niederwarfen [13]).

Endlich bei der Sodom'schen Feuerkatastrophe selbst, welche Gen. 19, 24—26 erzählt wird, heisst es auch nur: „Et subvertit civitates istas et omnem planiciem, et habitatores urbium, et germen terrae". Dass aber bei diesem letzten und strengsten Strafgericht die Thalsole von Siddim eingesunken und dafür ein Salzsee entstanden sei, wird auch hier nicht gesagt, obgleich Naturereignisse ähnlicher Art in vulkanischen Gegenden, selbst in den neueren Zeiten keine Seltenheit sind [14]).

Im classischen Alterthum dagegen waren ausser dem *Dasein* des Todten Meeres, im Allgemeinsten auch seine Eigenschaften so wie die Zustände der nächsten Umgegend von jedermann gekannt. Der See lag ja neben der grossen Handelsstrasse, auf welcher vom Rothen Meere herauf die indischen Handelsgegenstände nach Jerusalem und weiter nordwärts gegen Phönizien gingen. Städte mit verlassenen Kunstwerken, Tempeln, Wasserleitungen und Baum-Oasen im Süden des Todten

---

עֵין מִשְׁפָּט הִוא קָדֵשׁ
Ad fontem Misphat, ipsa (est) Cades. Gen. 14, 7.

אֶל־עֵמֶק שָׁוֵה הוּא עֵמֶק הַמֶּלֶךְ
In valle Saveh, quae (est) vallis regis. Gen. 14, 17.

13) Gen. 14, 5—12.

14) S. A. v. Humboldt, Reisen in Neuspanien.

Meeres zeugen in ihren Ruinen heute noch von der alten Lebendigkeit und Pracht.

Strabo's Beschreibung, wie er sie nach seinem eigenen Geständniss aus dem Munde der Anwohner des Todten Meeres, oder der *Sirbonis*, wie irriger Weise in den noch erhaltenen Codd. zu lesen ist, gesammelt hat, ist in den Hauptzügen noch jetzt in voller Gültigkeit. Man glaubt wahrhaft *Lynch* und *Robinson* zu hören, wenn der alte Wanderhellene von ausgedehnten Herden unterirdischen Feuers, von ausgebranntem Gestein um *Masada*, von schluchtigem Geklüfte und aschenartigem Erdreich, von flüssigem Erdharz und übelriechendem Wassersprudel, von zerstreuten Trümmern menschlichen Aufenthalts, ja von dreizehn durch Erdbeben umgeworfenen und durch glühende Lavaströme und siedende Schwefelwogen, wie später Pompeji und Herkulanum, verschütteten, oder von den Bewohnern verlassenen Städten redet, deren grösste und vornehmste *Sodom* mit ihrem drei Wegstunden umschliessenden öden Mauerumfang damals noch vollständig zu erkennen gewesen sei [15]).

Selbst die geologische Streitfrage unserer Zeit „Ob das Todte Meer allzeit da gewesen und durch die biblische Katastrophe sich nur vergrössert habe und über die ursprünglichen Schranken vorgedrungen sei; oder ob es erst in Folge jenes furchtbaren Naturereignisses durch Einsinken des Thalbodens sich aus der Tiefe heraufgehoben und wie der

---

15) Strabo. lib. XVI, 526, Edit. Casaub.

Strabo's Phrase, „*ἡ λίμνη προπέσοι*“, heisst nicht, „der See sei entstanden“, *extitisse lacum*, wie es die lateinische Uebersetzung des W. Xylander gibt, sondern „*der See sei weiter vorgerückt*“. Die Bedeutungen von *προπίπτω* sind: 1) ich falle vor — hin — hervor — heraus; 2) ich lege mich vor, vorwärts, z. B. *προπεσόντες ἔρεσσον*, sie ruderten mit vorwärts gestrecktem Körper.

Dunkelsee von Anahuac das blühende Gartenland sammt den Städten verschlungen habe“, findet sich in ihren grellsten Gegensätzen rein und klar schon bei Strabo dargestellt.

Strabo erklärt sich unbedingt für die erstere Ansicht, *Eratosthenes* aber nimmt die zweite Erklärungsweise in seinen Schutz und behauptet im Widerspruche mit seinen Zeitgenossen und den Umwohnern des Todten Meeres selbst, die Gegend um den See sei von Natur sumpfreich und voll unterirdischer Wasserbehälter gewesen, deren gewaltiger Durchbruch endlich den grössten Theil des Tieflandes bedeckt und ein früher nicht dagewesenes tiefes Meer gebildet habe. 16).

Getrübt und endlich ganz verfinstert ward die naturgemässe klare Localkenntniss des Todten Meeres zuerst durch die Vernichtung der jüdischen Nationalität und durch die in Folge wiederholter Empörungen auf Befehl der römischen Cäsaren planmässig betriebene und jahrelang anhaltende Verödung des heiligen Landes. Am verderblichsten war diese grausame Maassregel der zu Josephus Zeiten vorzugsweise *Idumäa* genannten und ohnehin nur *oasenartig* bewohnten Landschaft um das Todte Meer, wo sich bekanntlich der jüdische Freiheitssinn, selbst nach dem Fall der Hauptstadt und des Jehovah-Tempels, in hartnäckigster und verzweiflungsvollster Widersetzlichkeit zusammendrängte und in der furchtbaren Blutscene auf *Masada* endlich seinen Ausgang fand.

Handel und Verkehr aber, weil er überall nur festen Bestand, Friede, Ordnung, Sicherheit, reiche Städte und wohlhabende gute Märkte liebt, verliess augenblicklich das verheerte, verarmte, öde und unsichere

---

16) *Ἐρατοϛένης δέ φησι τἀναντία· λιμναζούσης τῆς χώρας, ἐκρήγμασιν ἀνακαλυφθῆναι τὴν πλείϛην, καθάπερ τὴν θάλασσαν.*

Strab. XVI, 526.

Land, um günstigere Canäle aufzusuchen; und von der alten Glückseligkeitsblüthe, dem Oasengrün, den Säulentempeln, den Waarenzügen und den belebten Marktversammlungen ist im Gedächtniss der gräco-romanischen Welt bald nur noch der Eindruck zweier furchtbaren Strafgerichte zurückgeblieben, welche die Gottheit weiland über die Städte und Landschaften des geheimnissvollen See's, einmal eigenhändig durch vom Himmel gesandtes Feuer; das andermal durch die Knechte und Handlanger ihres Grimms, durch die cäsarischen Legionen geschleudert hat. Grosse und unwiederbringliche Unglücksfälle erfüllen das menschliche Gemüth mit Furcht und Aberglauben, gegen welche es kein Heilmittel als bürgerliche Glückseligkeit mit wahrhafter Einsicht und lichtvollem Erkennen gibt.

Bei dem jüdischen Volke und, wie es scheint, überall wo Menschen in staatlichem Verbande leben, läuft auf dem politischen Gebiete neben der gemässigten Richtung, neben den Freunden einer vernünftigen Freiheit, einer weise berechneten Anstrengung und einer zeitklugen Fügung in das Unvermeidliche eine Partei der Extremen, der Unbedingten, der Maasslosen und Starren, die ihr Princip in unbeugsamer Härte bis zu den letzten Folgen treiben und lieber untergehen als vor dem unerbittlichen Gesetze der Nothwendigkeit sich beugen wollen. Das war im letzten Kampfe des jüdischen Volkes gegen das weltbeherrschende Rom, nach dem Ausdrucke des Flavius Josephus, die Secte der *„Zeloten"*, der *„Sicarier"*. d. h. der Dolch- und Blutmänner, denen die leiseste Einengung des einheimisch Bestehenden unerträglich und selbst der Tod weniger bitter als der Verlust der nationalen Freiheit war.

Wie auf dem politischen war es im Volke Israel auch auf dem sittlichen Gebiete bestellt.

Dass der Herr „in seinem Zorn und in seinem Grimm" nach Gen. 19, 24 *zwei*, nach Deuteronom. 29, 23 *vier*, nach Jesus Sirach 10, 7 aber *fünf* Städte umgekehrt, die Bewohner vertilgt und ein blühendes Gartenland durch Salz und rauchenden Schwefelbrand verödet hat", war den sittlichen Rigoristen Israels nicht mehr genug und es musste zur Steigerung der innern Erschütterung und zur Vermehrung des Abscheu's vor dem Laster, selbst der Boden des sündhaften Jordanthals eingebrochen und in einen dunkeln Salzsee verwandelt worden seyn.

Ueber Zahl, Macht und geistige Kraft dieser Partei der sittlichen *Eiferer* im jüdischen Volke ist nichts genaueres anzugeben; gewiss ist nur, dass sie den ältesten urkundlich bekannten Ausdruck ihrer Weltanschauung im Buche des Leviten Flavius Josephus über die jüdischen Alterthümer und zwar im folgenden Satze gefunden hat: „Jetzt, nach Vertilgung der Stadt Sodom, *ist jener Thalspalt ein See geworden,* welcher seinen Namen vom Erdpech (Asphaltum) hat [17]).

Dass aber früher auch bei Flavius Josephus die verhältnissmässig mildere, mit der heiligen Urkunde übereinstimmende, von keiner Seebildung meldende Ansicht die herrschende war, beweist eine andere Stelle desselben Verfassers in der Geschichte des jüdischen Krieges, welche Geschichte der gelehrte Staatsmann *früher* als seine „Alterthümer" geschrieben hat [18]).

„An den Asphaltsee gränzt das Gebiet von Sodom, vor Alters ein blühendes, fruchtbares und mit reichen Städten besetztes, jetzt aber ganz versengtes Land."

---

[17]) *Νῦν μὲν τοι Σοδομιτῶν πόλις ἀφανισθείσης, ἡ κοιλὰς ἐκείνη λίμνη γέγονεν, ἡ Ἀσφαλτῖτις λεγομένη.*
Fl. Jos. Antiqq. L. I, 9.

[18]) *Ὡς μοι καὶ πρότερον λέλεκται, τὸν Ἰουδαϊκὸν ἀναγράφοντι πόλεμον.*
Fl. Jos. Antiqq. L. I, cap. 11, §. 4.

„Der Sage nach ward es wegen der Ruchlosigkeit der Bevölkerung durch Blitze in Brand gesteckt.“

„Die Spuren des göttlichen Feuers so wie die Schattenrisse der Fünfstädte sieht man heute noch [19]“.

Den Widerspruch dieser gesunden, hellenischem Verständniss überall an die Seite zu stellenden und mit den neuesten Localstudien über das Todte Meer wundervoll zusammenstimmenden Angabe mit der rigoristischen Phrasenwendung des spätern Werkes mag sich der Leser, wenn er will, aus einer *„supina negligentia“* und Leichtfertigkeit des Verfassers erklären; wir möchten sie lieber auf Rechnung des in der Zwischenzeit durch unerhörte Trübsale seiner Nation umdüsterten Gemüthes des berühmten Historiographen schreiben.

Zugleich wird aus der zuletzt angezogenen Notiz, und besonders aus dem *ἰδεῖν σκιάς*, des Flavius Josephus klar, wie sich das ganze Mittelalter hindurch und bis auf die neueste Zeit herab die abenteuerliche Sage erhalten konnte, man könne bei heiterem Himmel und sommerlicher Windstille tief unter dem Wasserspiegel des Todten Meeres noch heute die verbrannten Mauern der fünf Städte sehen [20]. Die Sage ist bis zu einem gewissen Punkt ganz richtig; die Schattenbilder, die inhaltleeren, rauch- und alterangeschwärzten Umrisse, die Trümmer, das cyclopische Gemäuer von Sodom und Gomorrha bestehen wirklich

---

19) *Γειτνιᾷ δὲ ἡ Σοδομῖτις αὐτῇ, πάλαι μὲν εὐδαίμων γῆ, καρπῶν τε ἕνεκα, καὶ τῆς κατὰ πόλεις περιουσίας. νῦν δὲ κεκαυμένη πᾶσα. φασὶ δὲ ὡς δι' ἀσέβειαν οἰκητόρων κεραυνοῖς καταφλέγῃ. ἔςι γοῦν ἔτι λείψανα τοῦ θείου πυρὸς καὶ πέντε μὲν πόλεων ἰδεῖν σκιάς.*
Fl. Jos. de bello Jud. Lib. IV, cap. 8, §. 4. edit. Haverc.

20) F. A. de Chateaubriand, Itinéraire de Paris à Jérusalem. Paris. 3 Tom. 8.

heute noch, sind aber erst in den letztverflossenen fünf Jahren (1848 bis 1850) durch die beiden neuesten Augenzeugen *Lynch* und *Saulcy* aus der achtzehnhundertjährigen Nacht wieder an das Tageslicht gekommen. Aber nicht „unter dem Wasserspiegel“, sondern auf dem Uferstrich, in den Delta-Einschnitten am Südende des Salzmeeres hat man sie gefunden, gerade wie es Flavius Josephus ebenfalls aus eigener Ansicht vor achtzehnhundert Jahren beschrieben hat und wir weiter unten des näheren auseinander setzen wollen.

Aber, könnte jemand fragen, was thut oder hat *nach* Flavius Josephus und der Vertreibung der Juden aus Palästina der Orient, unabhängig vom europäischen Forschungsgeiste, *seinerseits* für Läuterung der Begriffe und für Beseitigung der physischen Bedenklichkeiten über das Todte Meer gethan?

Das Bedürfniss Begriffe zu läutern und das Reich der Wahrheit auf Kosten der Phantasie zu erweitern, wird im Orient überhaupt und bei den Völkern des Islam insbesondere lange nicht so dringend wie im Abendland gefühlt. Mühevolle und, wie sie sagen, ebenso kostspielige als nutzlose Untersuchungen über den *„Lot-See“* anzustellen, ist einem Morgenländer, sei er Christ oder Mohammedaner, noch niemals in den Sinn gekommen. *Lynch* mit seinen Yankee-Genossen ward von seinen mohammedanischen Begleitern geradezu des Wahnsinnes angeklagt, „sich so lange auf diesem grauenvollen, gottverfluchten See“ herumzutreiben[21]).

Neugierigen Lesern macht es vielleicht Vergnügen, die Ansichten und Meinungen zu erfahren, welche über dieses verrufene Salzmeer unter den gebildeten Bekennern des Islam im Umlauf sind.

---

21) And, entertaining the most awful fears respecting it („the sea accursed of God“), looked upon us as madmen for remaining so long upon it.
Lynch, Narrative, Pag. 348.

Mit dem Ober-Kadi von Prusa (1847), mit dem Mufti von Larissa (1841) und mit verschiedenen gelehrten Ulema in Stambul selbst ist das Thema wiederholt zur Sprache gekommen. So verschieden auch Gemüthsart und Bildungsstufe der Zwischenredner immer seyn mochten, so war doch die Antwort auf meine Fragen jederzeit und bei allen genau dieselbe: *Mukadema bu buheirei Lutin jerinde besch medine varidi*, d. h. „vor Alters sind auf der Stelle dieses Lot-See's fünf Städte gewesen."

Die vornehmste darunter habe *Sedom*, die zweite *Seboa,* die dritte *Gomorrha,* die vierte *Ruma,* die fünfte aber *Seadeh* geheissen" [22]).

Nebenher waren alle diese ehrenwerthen und gelehrten Moslimen der festen Ueberzeugung, Unzucht und Liederlichkeit — früher auf der Welt unbekannt — seien erst von den Bewohnern des Hauptortes dieser Pentapolis erfunden und von ihrer Mitte aus über die Welt verbreitet worden. Und eben weil diese Unseligen in ihrer Verblendung auf die Strafpredigten „des heiligen Lut", der ihnen den liederlichen Lebenswandel strengstens untersagte, nicht hören wollten, habe das höchste Wesen die besagten Städte „obenuntengekehrt" *(basch aschaga ejledi)* [23]).

---

22) مقدما بو بحیره‌نك یرنده بش مدینه وار ایدی اك بیوکی سدوم
ایکنجی صبعه اوچنجی غمره دوردنجی رومادر بشنجی صعده

23) وسدوم شهرنه نازل اولمشدر خلقی فاحشه‌یه ابتداع اتدکده نهی
ایادی (sic) سوزنی اصغا ایلمدیلر الله تعالی اول مدینه‌لری باش
اشاغی ایلدی

we Sedom schehrine nasil olmuschdur (hasret Lut.); *chalki fachischejeh iptidaâ etdukde nehi ejledi* (so ist statt des fehlerhaften „ejadi" des Originals zu lesen); *sösini ysgha ejlemediler allah tâali ol medineleri basch aschaga ejledi.*

Dschih. Numâ fol. 555, lin. 13 ff.

Alles Uebrige, was man in der Islam-Literatur seit ihrer Begründung über den „Lot-See" bisher gefunden hat, verdient keine Erwähnung und ist ausser der Befriedigung gelehrter Neugierde für die Sache selbst völlig ohne Werth.

Aber diese gemeinen rigoristisch-jüdischen Vorstellungen haben sich stereotyp und abgeschlossen nicht etwa blos des semitischen Orientes bemächtigt; sie sind bei dem Verfall der geistigen Bildung und der bürgerlichen Glückseligkeit nach und nach mit derselben Uebermacht auch in den Glaubens- und Ideenkreis des Abendlandes eingedrungen.

Wenn sich der heitere Hellenensinn eines Strabo und Eratosthenes die physischen Zustände des Todten Meeres, wenn auch in verschiedener Weise, so doch immer auf natürlichen Wegen erklärte, Flavius Josephus aber den Gegensätzen schon gleiche Huldigung bringt, so lesen wir nicht ohne Befremden, nur um wenige Jahre später, bei einem finstern römischen Heiden, dem an die Macht der Götter über die menschlichen Dinge nicht mehr glaubenden und nur von *„Ultio"* redenden *Tacitus* 24) die bedeutungsvollen und beinahe „judaisirenden" Worte: Ego sicut inclitas quondam urbes *igne coelesti* conflagrasse concesserim; ita halitu lacus infici terram, corrumpi superfusum spiritum, eoque fructus segetum et autumni putrescere reor, coelo soloque juxta gravi 25).

---

24) Nec enim unquam atrocioribus populi Romani cladibus, magisve justis indiciis approbatum est, non esse curae Deis securitatem nostram, esse Ultionem.

Tac. H. I, 3.

25) Tacit Hist. V, 7.

Das Abergläubische dieser Stelle liegt indessen mehr in der tragischen Ausdrucksform als im Gedanken des Tacitus. Er ist über das Todte Meer im Grunde doch derselben Ansicht, welche Flav. Josephus in seiner Be-

Am Schlusse des zweiten Jahrhunderts christlicher Zeit waren die althellenischen Vorstellungen und selbst die jüdisch-gemässigte Ansicht über die Naturzustände des Asphaltsee's schon so weit erloschen, dass die märchenhafte, alles gesunde und correcte Erkennen abstreifende Erzählung des frommen Kirchenvaters Irenäus über die in der Nähe der Brandstätte Sodom's noch zu seiner Zeit aufrechtstehende, menschlich gegliederte und organisch belebte Lot-Salzsäule bei seinen Zeitgenossen schon keinen Widerspruch mehr fand [26].

---

schreibung des Jüdischen Kriegs kurz vorher aufgestellt hat. Oder liest man nicht in demselben Kapitel (V, 7) die gleichsam aus dem jüdischen Historiographen entlehnten Worte: „Haud procul inde campi, quos ferunt olim uberes, magnisque urbibus habitatos, fulminum jactu arsisse: et manere vestigia, terramque ipsam specie torridam, vim frugiferam perdidisse. Nam cuncta sponte edita, aut manu sata, sive herba tenus aut flore, seu solitam in speciem adolevere, atra et inania velut in cinerem vanescunt."

26) Irenaeus contra haereses, oder *'Ελέγχου καὶ ἀνατροπῆς* etc. *βιβλία πέντε.*

Einen noch auffallenderen Beweis, wie schnell das Licht entflieht und wie ohnmächtig der Unwissenheit, der Fabel und dem Aberglauben gegenüber die Wahrheit ist, liefert der byzantinische Geschichtschreiber Procopius aus der Mitte des sechsten Jahrhundertes christlicher Zeitrechnung. Es sollte die Grenzlinie zwischen der alt-celtischen, auf der Westseite des brittischen Eilandes zusammengedrängten Bevölkerung, und der von Osten her neu eingewanderten Angel-Sachsen angedeutet werden.

Im nördlichen Ocean, den Rheinmündungen gegenüber und weniger als dreissig römische Millien vom Continent entlegen, erzählt er in seiner Geschichte des Gothenkriegs, liegt das von Angeln, Friesen und Bretonen bewohnte und durch einen von Nord nach Süd streichenden Wall in zwei Hälften getheilte Eiland *Brittia.*

Dieser brittische Wall sei die Scheidewand zwischen Tod und Leben. Die Morgenseite sei ein schönes von einem gesitteten Volke bewohntes, von gesunden Lüften umströmtes, wasser- und früchtereiches Land; auf der Abendseite aber und hinter besagtem Walle sei die Luft verpestet

Von dieser Salzsäule, in welche zur Strafe weiblicher Neugier und Unbotmässigkeit, nach der frommen Sage, Lot's Eheweib verwandelt wurde, hat der jüdische Priester, Feldherr und Historiograph Flavius Josephus am Schlusse der alten Kulturwelt als letzter Augenzeuge Bericht gethan[27]. *Nach* dem Wiedererwachen des geistigen Lebens, der naturgemässen Forschung und der Wissenschaft zum ersten Mal wiedergesehen und gleichsam von neuem entdeckt, hat diese Naturerscheinung der nordamerikanische Seecapitän *F. W. Lynch* erst im Jahre des Heils 1848[28a]. Während der dazwischen liegenden achtzehn Jahrhunderte hatten Skepsis und strenge Gläubigkeit, Phantasie, Sage und Furcht der Menschen freies Spiel.

Dunkle Sagen und geheimnissvolle Schrecken einer über die Frevel der Sterblichen erzürnten Gottheit und die noch heute sichtbaren Wirkungen ihrer strafenden Gerechtigkeit erstickten alle menschliche Neu-

---

und dem Menschen tödtlich, der Boden mit Schlangen bedeckt; und diese traurige Einöde sei der Wohnplatz der abgeschiedenen Geister, welche durch lebendige Ruderer in natürlichen Fahrzeugen vom germanischen Strande hinübergebracht werden.

Eine aus mehren Familien bestehende Fischergilde, fränkische Unterthanen, sei mit diesem geheimnissvollen Charonsdienste betraut und aus diesem Grunde von allen anderen Abgaben befreit.

Jeder einzelne Fährmann werde der Reihe nach um die Mitternachtstunde gerufen, höre die Stimme und sogar die Namen der Geister, die er hinüberführen soll; sogar ihr Gewicht empfinde er im Kahn und fühle sich selbst durch eine unbekannte, aber unwiderstehliche Kraft fortgetrieben. Procop. de Bell. Gothic. L. IV, c. 20.

27) *Ἱστόρηκα δ' αὐτήν· ἔτι γὰρ καὶ νῦν διαμένει*: „ich habe sie selbst mit eigenen Augen gesehen; denn sie besteht noch heute.“
Flav. Jos. Antiqq. Lib. I, cap. 12, §. 4, edit. Havercamp.

28a) F. W. Lynch. Narrative etc. Pag. 307.

gierde, machte selbst die Rede stumm und zog hauptsächlich nach dem Siege der christlichen Weltanschauung über den „Feuerpfuhl des göttlichen Zornfluchs“ einen Wolkenschleier, welchen zu lüften selbst europäisch-christlicher Wissenstrieb der neuesten Zeit kaum heute noch den Muth besitzt.

Vom Todten Meere und von den „verfluchten Städten“ auch nur zu reden, glaubte man, sei schon Besudelung und Verdacht.

Wer sollte dieses tugendliche Zartgefühl nicht loben?

Indessen stünde es um öffentliche Sittlichkeit vielleicht doch noch etwas besser, wenn unter den Menschen der Abscheu vor den Ursachen, denen heilsame Furcht die Entstehung des Todten Meeres zuzuschreiben pflegt, eben so allgemein und wirksam wäre wie der Widerwille gegen die „Glutofenhitze und den verpesteten Schwefeldünsten“ des Meeres selbst[28b])!

So oft die Araber des Moabgebirgs, sagt *Lynch*, von ihren luftigen Höhen in das „Salzthal“ und an den Südstrand des „Lot-See's“ herabsteigen, stecken sie jedesmal beim Weggehen Zwiebelstückchen in die Nasenlöcher, um die sündhafte Malaria des „von Gott verfluchten

---

[28b]) Sunt autem quidam precones in turribus suis constituti, qui noctibus proclamant in hunc modum Surgite qui jejunastis comedite laute et reficite vos. Item idem etiam precones proclamationibus suis incitant populum ad commiscendum uxoribus suis ad procreationem prolis et hoc ad cautelam factum est, quia non gignunt liberos abutuntur enim masculis.

Magistri Thetmari Iter ad Terram Sanctam anno 1217.
Ex Codice manuscripto edidit Titus Tobler, M. D.
St. Galli et Bernae, 1851. Pag. 9.

See's wieder auszutreiben 29). Und doch muss man das Zeugniss der neuesten Zeit über die sittlichen Zustände bei den Umwohnern der weiland frevelhaften Städte wo nicht ein ganz ungünstiges, so doch wenigstens ein höchst verdächtiges nennen 30).

Die Eindrücke der Jugend, sagt man, seien bei dem einzelnen Menschen so lebhaft und tief, dass keine Erfahrung des reifern Alters, ja nicht einmal die spätere Ueberzeugung, dass sie falsch und trügerisch seien, diese ersten Eindrücke in der Seele ganz auszulöschen und zu verwischen überall die Kraft besitzt. Nun aber stammen die ersten Nachrichten und Vorstellungen über das Todte Meer, wie sie sich bis auf den heutigen Tag in den Gemüthern aller Völkerschaften des semitischen Glaubens- und Sagenkreises noch ungeschwächt erhalten haben, in der That aus der Kindheit und dem ersten Jugendalter unseres Geschlechts.

Das Bild, wie einst ein „Garten Gottes", ein mit blühenden Städten geschmücktes, üppigfruchtbares, durch Schatten und kühle Wasserströme

---

29) On returning from the beach, they stuck plugs of onions into their nostrils, to counteract the malaria they had imbibed from „the sea accursed of God."

Lynch, Narrative etc Pag. 348.

30) Lynch, Narrative etc. Pag. 341. Lynch, etc. Pag. 313.

Strange, that the inhabitants of the valley should have retained this character from the earliest ages; and that the sins of Sodom and Gomorrah should still flourish upon the same accursed soil.

E. Robinson, Biblical researches in Palestine. Vol II. Pag. 281.

Ueber die sittlichen Zustände Palästina's zur Zeit der Frankenherrschaft vergl. Cod. Bern. 46: „Peccant nihilominus contra naturam in singulis civitatibus habentes ephebios".

Citat aus *Titus Tobler, Denkblätter aus Jerusalem.* Pag. 295.

beglücktes, wonnevolles Paradies wegen der gottvergessenen Frevel seiner Bewohner durch einen wohlbedachten und langmüthig hinausgeschobenen Akt des göttlichen Zorns innerhalb weniger Morgenstunden mit himmlischem Feuer versengt und zu bleibender Warnung aller künftigen Geschlechter in einen salzgetränkten faulen Pfuhl verwandelt wurde, in und um welchen weder Thier noch Pflanze leben könne, ist aus der Denk- und Vorstellungsweise der islamitischen sowohl als der christlichen Welt, wie es scheint, nicht mehr zu verdrängen.

Wenn man im Morgenlande, wo gesunde Kritik und Naturforschung noch kein dringendes Bedürfniss sind, unerschüttert an den alten Ueberlieferungen festhält, so soll sich über diese Hartnäckigkeit niemand verwundern. Der Orient hat seine Gründe besonders in diesem Punkte bei dem alten Glauben auszuharren und jede säcularisirende Erklärung strengstens zurückzuweisen. Gleichwie Gott die Welt ob ihres allgemeinen Verderbnisses nur Einmal durch die grosse Sündfluth strafte und für die Uebelthaten aller späteren Zeiten mildere Züchtigung verhiess[31]), eben so glaubt man im Orient, sei auch für die specielle Sünde von Sodom und Gomorrha durch das herbe Strafgericht der frevelhaften Städte der Zorn Gottes auf immer entwaffnet und gesättiget, und dürfte folglich auch in allen späteren Fährlichkeiten dieser Art auf grössere Schonung zu hoffen seyn.

Die Ansicht, dass die Sünden der Urzeit durch das sittliche Verderbniss der späteren Geschlechter häufig überboten, diese letztere aber dennoch weder so schnell, noch so hart, noch auch zeitlich und hienieden schon vergolten werde, geht durch die ganze heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. Gott selbst versichert durch den Mund

---

31) Gen. IX, 9—17.

seines Propheten, dass er mit dem lasterhaften Jerusalem weit mehr Geduld, Barmherzigkeit und Schonung gehabt habe als früher gegen Sodom und ihre Schwesterstädte. „Sodom, deine Schwester“, spricht der Herr, „hat zugleich mit ihren Töchtern nicht gethan, was du (o Jerusalem) und deine Töchter gethan habt.“ Hoffart, Schwelgerei, Müssiggang und gefühllose Härte gegen Arme und Hülfsbedürftige haben Sodom und ihre Töchter lasterhaft gemacht, und ich habe sie, sobald ich es sah, ausgetilgt. Aber du . . . .“ [32]).

„Thut ihnen wehe bis sie sich bessern“, hat Allah durch seinen Gesandten den Obrigkeiten der Moslimen kund gethan [33]).

Eben so wenig darf es unerwartet seyn, wenn sich der puritanische Geistliche, der Doctor der Gottesgelehrtheit und strenge Sittenprediger Edw. Robinson, bei allem Wissensreichthum von der rigoristischen Ansicht des jüdischen Levitenthums nicht trennen will. Würde und Ernst seiner Stellung verbieten alle Milderung und alle schonende Lässigkeit in der althergebrachten Redeweise.

Bedenklicher und, wie es uns scheint, ganz zum Vortheil der vielangeschuldigten Sittlichkeit unseres Zeitalters ist es schon, wenn selbst *W. F. Lynch*, der junge, vorurtheilsfreie und strenggeschulte Yankee-Seeofficier, der unter allen sterblichen Menschen zuerst aus dem See Tiberias zu Schiffe auf dem Jordan in das Todte Meer herabgekommen ist, den Jordanspalt in seiner ganzen Länge und die Asphaltwasserfläche in ihrer ganzen Ausdehnung rundumher wissenschaftlich untersucht, mit Sextant und Astrolab die Oertlichkeiten am Gestade bestimmt und in

---

32) Vergl. Ezechiel XVI, 49—51.

33) Corani Textus Arabicus, edid. Gustav. Fluegel, Sur. IV, vers. 20.

Folge dieser umfassenden Local-Prüfungen die Naturnothwendigkeit einer in dieser Vertiefung zu allen Zeiten stehenden Wassersammlung deutlich erkannt hat, sich dessen ungeachtet der geheimnissvollen Schrecken angeerbter Vorstellungen nicht erwehren kann.

„Wie verschieden“, rief er beim ersten Wogensturm auf dem Todten Meere“, wie verschieden war die Sonne vor dem Einsinken der Ebene, die einst einem Garten Gottes glich“ 34))!

„Manchmal“, fügte er bei, „schien es als zürne der furchtbar Allmächtige über unsere Bemühungen einen See zu beschiffen, den er in seinem Grimm geschaffen hat“ 35)).

Ausdrücke wie „schauererfüllt; gespensterhafte unnatürliche Wolken-, Berg- und Seegestalt 36)); grauenhafter Anblick wie Dante's Höllenthor 37)); Glutsturmluft, rothe strahlenlose Sonnenscheibe, wie es über Sodom gewesen seyn mag just bevor der Allmächtige in seinem Zorn Feuer herabregnete auf die Städte der Ebene 38)); geheimnissvolles Wasserelement, einziges Werk des Schöpfers, welches nichts lebendes ernährt“ 39)), solche Ausdrücke, sagen wir, mitten in geometrisch-genaue

---

34) Lynch. Narrative. Pag. 269.

35) At times it seemed as if the Dread Almighty frowned upon our efforts to navigate a sea. the creation of his wrath. Id. ibid.

36) Awe struck (269) the mountains, the sea, the clouds specterlike and unnatural. P. 272.

37) In the awful aspect which this sea presented. when we first beheld it. I seemed to read the inscription over the gates of Dante's Inferno: „ye who enter here, leave hope behind.“ P. 337.

38) P. 313.

39) Mysterions element on which we floated, and which, alone, of all the works of its Maker, contains no living thing within it. P. 311.

Berechnungen eingestreut, beweisen hinlänglich, dass bei Master Lynch der Verstand das Gemüth nicht überwunden hat und dass die Furcht vor einer übernatürlichen und unwiderstehlichen Macht dem sterblichen Menschen ein Bedürfniss ist [40]).

Zum tiefliegenden sittlichen Gefühle des jungen Forschers gesellten sich auch noch die überwältigenden Eindrücke eines raschen Scenenwechsels. Aus der dunkelbewaldeten Neuen-Welt, aus einer Landschaft voll düstern Schattengrüns, von meergleichen Süsswassersee'n und riesigen Strömen durchflutet, aus dem Gewühle und dem wogenden Getümmel einer colossalen Weltstadt sich ohne vermittelnden Uebergang und gleichsam wie durch Zauberschlag in die glühende, lichthelle, schweigsame, baum- und wasserlose Wildniss am Todten Meere versetzt zu sehen, könnte das stärkste Nervensystem erschüttern, könnte wie einst die ausgebrannte Oede der Trojanerstadt den frömmsten und muthvollsten *Aeneas* verzagt und melancholisch machen,

Horror ubique animos, atque alta silentia terrent!

Zeit und Gewohnheit werden freilich die Macht des ersten Eindrucks bald auch in diesem Falle schwächen und endlich die Gemüthsbewegung und das Gefühl mit der Wirklichkeit in das rechte Verhältniss bringen. Bei *M. Lynch* genügten wenige Tage angestrengter Thätigkeit und heiterer Luftscenen den aufgeregten Gemüthssturm einigermassen zu beruhigen und dem zur Durchführung seines Auftrags nöthigen Grade von Besonnenheit und nüchterm Urtheil, wenigstens zeitweise das Uebergewicht zu verschaffen [41]). Bei der ersten Veranlassung sind aber die besiegt geglaubten Schrecken und das unheimliche Gefühl der grauenvollen Oertlichkeit, besonders am früher undurchforschten Südende des

---

40) Nulla fides, pietasque in iis qui castra sequuntur, würde *Lucan* (lib. 10) heute nicht mehr schreiben.

41) Lynch. Narrative etc. P. 337.

See's, noch einmal, und zwar in verstärkter Kraft und Eindringlichkeit in der Seele des neuen *Charon* aufgewacht.

Die Aufrichtigkeit, mit welcher Hr. Lynch seine psychischen Täuschungen eingesteht, und das leidenschaftlich warme Colorit, mit dem er uns seine Gemüthszustände in der Glutatmosphäre einer Samum-Abendsonne malt, halten wir für eine der wesentlichsten Zierden seiner an neuen Anschauungen und frischen Scenenbildern reichen Berichterstattung.

Es vermag ja auch nur vorzugsweise das Leidenschaftliche einer Schrift den Leser dauernd zu fesseln und anzuziehen.

Allmälig hatte das Interesse am Unternehmen, wie Hr. L. meinte, die ersten Anwandlungen der Furcht und Aengstlichkeit unterjocht. „Allein jetzt“, erzählt er fort, „wie ich allein sass und nicht wie die übrigen in der Segelbarke schlummern konnte, sind diese Gefühle auf einmal wieder aus den Tiefen des Gemüthes heraufgetaucht; und wie ich auf die in Schlaf versunkenen Fährleute blickte, fühlte ich, „dass sich die Haare meines Fleisches aufrichteten“, wie es dem Hiob geschah, als „ein Geist an ihm vorüberzog“; denn nach den Eingebungen meiner aufgeregten Phantasie lag in ihren entzündeten und aufgedunsenen Gesichtern ein furchterregender Ausdruck. Der grauenvolle Engel des Unheils schien über ihnen zu schweben und ich erkannte die Wahrzeichen seiner Gegenwart in ihrem fieberhaft erhitzten Schlaf. Die einen mit gebogenen Leibern und mit über die losgelassenen Ruder schlenkernden Armen, die Hände von der ätzenden Salzflut geschunden, lagen in tiefen Schlaf versunken; andere mit zurückliegendem Kopfe und schrundigen Lippen und scharlachgefleckten Backen, waren selbst im Schlummer noch wie von Hitze und Ermattung niedergedrückt, während etliche, auf deren Antlitz der blasse Tag vom Wasserspiegel widerblitzte, Geistern glichen und mit nervösem Lippenzucken wie betäubt hintaumelten, zeitweise sich aufrafften und tiefe Züge aus dem Wasserbecher thaten, um wieder in lethargischen Schlummer zurückzusinken.

Die Einsamkeit, die Scene selbst und das eigene Gedankenspiel erdrückten mich; ich fühlte, wie ich da sass und der Kahn schläfrig matt unter meiner Hand sich fortbewegte, als wäre ich ein anderer *Charon*, nicht die Seelen, sondern die Leiber der Abgeschiedenen und Verdammten über den unterweltlichen Cocytus hinüberführend“ [42].

Läse jemand aus Lynch's Todten-Meer-Berichte nichts als diese Scirocco-Scene, müsste er selbst die jüdischen Rigoristen mit St. Irenäus noch des Leichtsinnes beschuldigen; vor allem aber müsste er die sträfliche Wissbegier verdammen, welche gefühlvoll angethane menschliche Wesen solchen Prüfungen entgegenwirft.

Wäre aber Hr. L., statt aus dem Urwald Amerika's aus der libyschen Sandwüste, von der schauerlichen Oede des einst so prachtvollen Möris-See's, oder auch nur von dem samumgepeitschten Ufer des oberägyptischen Nilstroms an das Todte Meer gekommen, gewiss, die sommerlich vorüberstreichende Sodomsglut hätte seine Phantasie nicht erhitzt.

Aegypten kurz *vor* oder kurz *nach* der befruchtenden Ueberschwemmung gesehen und das Todte Meer während der versengenden Sommerglut oder zur Zeit der üppigsten Anemonenpracht besucht, sind die beiden sich selbst unähnlichsten Erscheinungen, welche je ein Mensch gesehen hat.

---

[42] Lynch, Narrative. Pag. 337 ff.

Die Lynch-Expedition erschien erst im letzten April-Drittel auf dem Asphaltsee und dauerte bis gegen die Mitte des nächsten Monats, wo die Winterfeuchtigkeit schon überall aufgezehrt, die Flora vom Samum-Hauch versengt und nur in den perennen Bächen noch Grün und Wasser war.

Dagegen hat Capt. de Saulcy diesen nämlichen Schauplatz Lynch'scher Melancholie — das Südende des Todten Meeres — so viel bekannt unter allen wissenschaftlichen Erforschern jenes Himmelsstriches zuerst in der günstigsten Jahreszeit, Januar 1851, hin und zurück umwandert und eine Beschreibung aufgestellt, die nicht bloss den Leser über den „Lynch-Horror" beruhigt; die auch den Wasserreichthum und die ägyptische Landschaftpracht der alten Thalebene *Siddim* begreiflich macht, nebenher aber auch dem schwanken Gerede abendländischer Gelehrsamkeit endlich eine feste Unterlage gibt[43]).

Aus dem bisher verhandelten ist sorgsamen Lesern nicht entgangen, dass in einer gelehrten Abhandlung über das Todte Meer von der Nordhälfte desselben, in welche der Jordan fliesst und wo die von jedermann gekannten und besuchten Oertlichkeiten sind, heute nicht viel neues weiter zu sagen ist, und dass hingegen, neben einer nüchternen

---

43) Lettre de Mr. de Saulcy, membre du comité des arts et monuments établi auprès du Ministère de l'instruction publique et des cultes, en mission en Orient.

Archives des Missions scientifiques et litteraires. I. Cahier. — Janvier 1851. Pag. 52.

Item. IV. Cahier. — Avril 1851. Pag. 211.

Vergl. Bulletin de la Société de Géographie. Quatrième Série. Tome II. — Juillet 1851. Pag. 50.

Die betreffenden Stellen und ihre Prüfung werden später folgen.

und wissenschaftlich beglaubigten Analyse der bisher nicht hinlänglich erhobenen Eigenthümlichkeiten nur mehr der südliche Theil des See's, der bis jetzt in seinem Wesen gänzlich unbekannte Hintergrund, das Ende und der Ausgang dieses verrufenen Wasserbeckens den Forschungstrieb reizen kann.

Das uranfängliche, naturnothwendige Daseyn des Kaspi-See's, z. B. und des *Medischen* „Todten Meeres“ *(Urmia)* auf den Grund hin zu bestreiten, dass sie rund abgeschlossen sind und doch grosse Zuflüsse in ihrem Schoosse aufnehmen, ist der abendländischen Wissenschaft noch nirgend in den Sinn gekommen, sintemal der Satz, „dass sich alles convergierend rinnende Gewässer im tiefliegendsten Punkte seines Gebietes sammeln *muss,* nicht umzustossen ist.

Kann man also nachweisen, das Becken des Asphaltsee's sei ebenfalls eine solche Centraltiefe, ein solcher naturnothwendiger Sammelplatz für alle aus einem strenge abgegränzten, nach allen Richtungen höher gelegenen und sich gegen das Todte Meer überall abdachenden Ländergebiete zusammenrinnende Flüssigkeit, so ist wenigstens so viel entschieden, dass seit der noch jetzt bestehenden letzten Gestaltung der Erdrinde die Umgegend unseres Todten Meeres ohne eine stehende, seeartige, mehr oder weniger ausgedehnte und mehr oder weniger tiefe Ansammlung von Wasser nicht zu denken ist.

Dass diese Ansammlung und Centraltiefe alle den Ost- und Westuferbergen perenn- und periodisch entstürzenden Bäche aufnimmt, und dass besonders vom schneereichen Antilibanon herab ein wasserreicher nie versiegender Strom seine Flut in den Asphaltsee wälze, weiss man im Allgemeinen seit Urbeginn. Dass aber dieser dunkelfarbige reissende *Jordanstrom* für sich allein täglich gegen sechs Millionen und neunzigtausend Tonnen Süsswasser in das langgestreckte und engeingekeilte Todte Meer schütte, hat man erst in der neuern Zeit ausgerechnet [44]).

Das Todte Meer ist nicht, wie es sich etwa die Phantasie des Lesers gerne vormalen möchte, eine unübersehbare, matt und niedrig eingerandete Wasserfläche; auch ein oval ausgebauchter und mit einem Ausfluss versehener Bergsee, wie z. B. das „Meer von Tiberias", ist es nicht.

Vom Fuss des Antilibanon, wo die Jordanquellen sind, zieht sich zwischen zwei parallel streichenden Felsgebirgen, anfangs enge und in mässiger Flach-Senkung, vom See Tiberias angerechnet aber entschiedener und tiefer eingedrückt, ein vier bis fünf Stunden breiter Thalspalt — الغور *el-Ghor* der Arabischen und *ὁ Αὐλών* der griechischen Erdbeschreiber — mit dem Jordanstrom in der Mitte, südwärts abfallend und ohne wesentliche Unterbrechung, *wie man voraussetzte,* durch die Steinwüste Arabiens, stellenweise mit lieblichen Oasen ausgeschmückt, bis zum Ailanitischen Golf am Rothen Meere fort, in welches Rothe Meer — diesem Thalspalt folgend — nach einer noch heute nicht ganz überwundenen Auslegung, sich *vor* der Lot-Katastrophe, oder wenigstens in der vorhistorischen Zeit der Jordan ausgemündet habe.

Das Daseyn der beiden Durchgangsee'n *Merom* und *Tiberias* wird nicht angefochten, von einem *„Todten Meere"* aber will diese Hypothese zu jener Zeit noch nichts wissen.

---

[44] This dark-coloured rapid river daily adds about six millions and ninety thousand tons of water to the Dead-Sea.

The Expedition for the Survey of the Rivers Euphrates and Tigris etc. By Lieut. Colonel Chesney, I. 401. London 1850.

Aber eine kurze Strecke unterhalb Jericho erscheint dieser verhältnissmässig schmale Jordan-Thalspalt in einer Länge von etwas über zwanzig Wegstunden, gerade wo die Uferberge am höchsten sind, wie plötzlich eingesunken und in ein gleichsam unausfüllbares Grab des vorher lustig vorüberrauschenden Jordanstromes umgewandelt.

Das ist das Todte Meer — ein schmaler Langsee, ein plötzlich im Lauf erstarrter Fluss.

Ob nun dieser Bodeneinbruch, dieses bis zum Ueberströmen nicht ausfüllbare Jordangrab von Anbeginn der Erde dagewesen, oder ob es mit völliger Umkehr aller natürlichen Terränverhältnisse der umliegenden Landschaft erst im Dämmerlicht der historischen Zeit und unmittelbar durch höhere Einwirkung entstanden sei, ist eine Frage, mit welcher sich diese Darstellung nicht zu befassen hat. Genug, dass diese letztere Voraussetzung, wie schon oben gezeigt worden, in der ehrwürdigsten und ältesten geschichtlichen Urkunde keine Bestätigung findet.

Man begreift daher aber auch wirklich nicht, was der wissenschaftlich so gut ausgebildete *M. Lynch* mit seinen schwärmerischen, gemüthskranken, verzagten und immer wiederkehrenden Betrachtungen und „Exclamationen“ über Natur und Vergangenheit, nicht etwa bloss der finstern Wasser-Tiefe, „welche die schuldbeladenen Städte verschlungen“, sondern der ganzen Jordan-Einsenkung oder des sogenannten *„Ghor“* selbst eigentlich sagen will.

Von dem Gedanken an etwas Ausserordentliches, Unerhörtes, Plötzliches, Uebernatürliches, vorher und nachher nie und nirgend Dagewesenes beherrscht, betäubt und überwältigt, begnügt er sich sogar am Schlusse seiner mit seemännischer Schärfe geführten Untersuchung nicht mehr mit dem geologisch constatirten Daseyn einer plötzlichen Senkung der Ghor-Sohle, wo jetzt das Todte Meer; auch dieses *Ghor* selbst, dieser ganze Jordanspalt, möchte er glauben, sei durch dieselbe ausserordentliche vulkanische Erschütterung erst in Folge göttlichen Feuerausbruches und Erdbrandes eingesunken und demnach *das Kalkufergebirge zu beiden Seiten des Spalts älter als der See selbst* [45]).

Auf diesen etwas eigenthümlichen Gedanken brachte ihn die mit Hülfe der Sonde gewonnene Erkenntniss, dass zwischen der „Jabok-Mündung" (nördlich oberhalb Jericho) und dem Todten Meere auch schon das Jordanbett selbst unerwartet rasch einsinke und dass auf der ganzen Nordhälfte der Seegegend die Nebenzuflüsse, statt sich gleichmässig und sanft ihr Bett durch den „bituminösen" und reichen Kalkstein auszugraben, auf beiden Ufern mehre hundert Fuss in jähem Absturze catarraktenmässig niederrauschen.

Zur Begründung der Hypothese sei nur noch ein gleich rasches Abfallen der Stromrinnen auch am Südende des See's nöthig. Dieses letztere sei nun aber nicht der Fall, weil sich am Südende des See's die Giessbachschluchten — so viel er zu beobachten Gelegenheit hatte — ohne raschen Steilabfall und gleichsam sanft in das *Ghor* herabsenken, obgleich z. B. schon die Schlucht des vom Moabitischen Kerak herabrinnenden perennen Bachs um mehr als tausend Fuss höher als das Ghoweirawasserthal unweit der Jordanmündung liege [46]).

Durch diesen geologischen Beisatz wird der Hauptschluss in seiner Wesenheit wieder aufgehoben.

Mit dieser Selbstwiderlegung nicht zufrieden, hat Hr. L. den guten Sinn für weitere Entkräftung seiner Thesis auch noch einzubekennen,

---

45) Lynch, Narrative. Pag. 379.

46) Lynch, Narrative etc. Pag. 379.

dass Steilwasserstürze für ein höheres Alter der Todten-Meer-Uferberge eigentlich nichts beweisen können, „weil die Nebenbäche, wie die Ströme überhaupt, von Natur überall und ohne Rücksicht auf spitze oder stumpfe Mündungswinkel, die steilsten Abstürze als Bahn- und Ausgangspunkte suchen“ [47]).

Jedoch seine wiederholt eingestandene, auf das Ansehen der heiligen Schrift gestützte Ueberzeugung, dass diese ganze Jordan-Ghor- und Meer-Verschluchtung die eingesunkene und durch göttlichen Zorn in den finstern Abgrund geschleuderte Siddim-Ebene sei, lässt sich Hr. L. nun einmal nicht mehr rauben, was natürlich auch nicht im entferntesten unsere Absicht ist. Wenn aber Hr. L. als Hauptbeweis für diese Erstrenge Auslegung der heiligen Urkunden die „ausserordentlichen“ Ergebnisse seiner Seetiefen-Messungen durch die Bleisonde angesehen wissen will, so wird seine Logik nicht von allen Lesern als scharf und schlagend gepriesen seyn.

Hr. L. hat während seines dreiwöchentlichen Aufenthalts auf dem Todten Meere an 163 verschiedenen Punkten der Wasserfläche seine Sonde in die Tiefe hinabgelassen und den Befund jedesmal mit strengster Gewissenhaftigkeit in der seinem gedruckten Berichte beigelegten Karte des Todten Meeres eingetragen.

„Der Boden des Todten Meeres“, sagt er, „besteht aus zwei ungleichen, vom Wasser verschlungenen Ebenen, — einer kleinern erhöhten, und einer grössern niedriger eingedrückten; erstere sei im Durchschnitt nicht mehr als 13 *Fuss*, die andere aber 13 *hundert Fuss* unter dem Wasserspiegel“ [48]).

---

47) Lynch. Narrative. Pag. 379.

48) The inference from the Bible, that this entire chasm was a plain sunk

Aus dem zufälligen Umstande, dass vom Boden des Todten Meeres die grössere oder nördliche Hälfte *dreizehnhundert Fuss*, die kleinere oder südliche aber nur *dreizehn Fuss* unter dem Wasserspiegel liege, zieht Hr. L. den Schluss, „*that this entire chasm* was a plain sunk and „*overwhelmed*“ by the wrath of God.“

Der Syllogismus ist mehr fromm als bündig.

Jedoch hat Hr. L., wie er am Schlusse seiner Untersuchung anspruchlos und bescheiden anmerkt, auf dem Todten Meere nur Thatsachen gesammelt, nur Wirklichkeiten aufgezeichnet, will aber Verhandlung und wissenschaftliche Auseinandersetzung, Begründung und Anwendung seiner physikalischen Beobachtungen „den Gelehrten“ überlassen [49]).

Er selbst ist mit sich im reinen und scheut sich auch nicht im geringsten auf den Grund seiner gemachten Erfahrungen hin seine Gläubigkeit offen und unumwunden einzugestehen: „Als wir auf diesen See kamen“, sagt er, „waren unsere Meinungen voll Widerspruch. Einer von der Gesellschaft war ein Skeptiker, und ein anderer trug seinen Unglauben an die Mosaische Erzählung offen zur Schau. Nach zwei

---

and „*overwhelmed*“ by the wrath of God, seems to be sustained by the extraordinary character of our soundings. The bottom of this sea consists of two submerged plains, an elevated and a depressed one; the last averaging *thirteen*, the former about *thirteen hundred* feet below the surface.

Lynch. Pag. 378.

49) But it is for the learned to comment on the facts we have laboriously collected.

Lynch, Pag. 380.

und zwanzig tägiger gewissenhaft unternommener Prüfung sind wir, wenn ich mich nicht täusche, in der Ueberzeugung von der Wahrheit der biblischen Angabe über den Untergang der Städte der Jordan-Ebene, alle insgesammt *Eines* Sinnes[50].

Nebenher ist Hr. L. billig genug, nicht etwa an eine Unfehlbarkeit und absolut bindende Kraft seiner Anschauungen zu glauben. Nur der innere Drang gegen die „schalen" Argumente ungläubig „Seyn-Wollender" einfach Verwahrung einzulegen, habe ihn zum lauten Bekenntniss seiner Meinung über den Ursprung des Todten Meeres bewogen[51].

Im ganzen genommen hat Lynch's Bericht über das Todte Meer einen vollständig rückschlagenden Character; er ist aber zu gleicher Zeit vom Geiste der reinsten Sittlichkeit und der ungeschminktesten Gottesfurcht durchwebt, wie er einem nicht aus allen Werken über dieses Naturgebilde entgegenweht.

Sonderbar, dass die stärksten Rückschläge gegen die „*Would-be*"-unbelievers des Occidents von der angelsächsischen Race, und zwar aus dem Munde des „Riesen der Zukunft" kommen müssen!

Ist Wissenschaft nicht mehr „*Macht*", wie bei Verulam?
Ist sie nicht „*Versöhnung*", wie bei Schelling?
Wäre sie wirklich „*Umkehr*", wie bei Stahl?

Wundern aber soll sich niemand, wenn bei *Lynch* und seinen Scenerie'n hier länger verweilt und sorglicher verhandelt wird als es bei den Reisebüchern der übrigen Palästina-Wanderer zusammengenommen nöthig scheint. Nicht bloss Vorkehrung und Umsicht, geistige und materielle Hülfsmittel, Zeit, Rückhalt und Glück heben ihn über alle seine Vorgänger und Nebenbuhler weit empor. Für uns hat über alle diese Vorzüge hinaus sein weiches und empfindsames Gemüth, seine Eindrucksfähigkeit für Naturbilder und selbst seine schwärmerische Melancholie noch einen eigenthümlichen, schwer zu beschreibenden Reiz.

---

[50] Lynch, Pag. 380.

[51] Lynch, Pag. 380.

Schon die erste Strandnacht-Scene nach dem Einlaufen aus der Jordansflut in das schwer aufwogende Todte Meer schildert Gemüth und Empfindsamkeit des Mannes.

„Um Mitternacht, während die Mondscheibe über den Gebirgsrand im Osten heraufstieg und die Wolken in phantastisch-wilden Schatten auf der Fläche des düstern Wassers spielten; während alles, Berge, See und Wolken, geisterhaft und unnatürlich schien, schlug der Kloster-Glockenklang von Mar-Saba lieblich tönend an das Ohr; es war der Schall, der die Christen zum Gebete rief und Zeugniss gab wie von den Bedürfnissen des Menschen so von seiner Sympathie für die Wanderer am Strande des Todten See's“ [52]).

„Es lag eine grosse Beruhigung im Bewusstseyn, dass es in einer zwar wilden und traurigen Oede, aber nicht weit von uns, Mitchristen

---

52) Towards midnight, while the moon was rising above the eastern mountains, and the shadows of the clouds were reflected wild and fantastically upon the surface of the sombre sea; and every thing, the mountains, the sea, the clouds, seemed spectre-like and unnatural, the sound of the convent-bell of Mar-Saba struck gratefully upon the ear: for it was the Christian call to prayer, and told of human wants and human sympathies to the wayfarers on the borders of the Sea of Death.

Lynch, Pag. 272.

gebe, die ihre Stimme flehend zu dem grossen und guten Wesen erhoben, vor welchem, zwar verschieden in der Form, aber ungetheilt im Glauben, auch wir uns neigten" [53]).

Der Abstand vom Kloster St. Saba bis zur Strandquelle Ain-Feschchah, wo die Amerikaner lagerten, kann in gerader Linie nicht geringer als zwei Stunden seyn; und man denke selbst, wie rasch die Senkung des Terrains, wie rein und dünn die Atmosphäre und wie schweigsam-öde Nacht und Lagerstätte waren, um in solcher Entfernung noch die zaubervolle Melodie des Glockentones zu hören.

Die eine und die andere wo nicht gar die meisten der vorgefassten Meinungen, mit welchen Hr. *Lynch* vom grünumrandeten Ontario-See und den dunkeln Missisipi-Wäldern in das abgeholzte Palästina und die vulkanische Oede des Asphaltsee's gekommen war, mussten gleich in den ersten Tagen seiner nautischen Experimente als unbegründet aufgegeben werden. Die Phantasiegebilde von einem „immensen", meerähnlichen See, von der Unbeweglichkeit und dem übeln Geruch des Wassers, von der trostlosen Oede des ersten Anblicks, vom Mangel alles Pflanzengrüns an einem humus- und süsswasserlosen Strande rundumher, von der Unmöglichkeit des thierischen Lebens am See, über dem See und im See mussten mit vielen anderen nacheinander schwinden und — wo nicht ganz in das Gegentheil umschlagen, so doch der Ueberzeugung Platz machen, dass sich dem gewissenhaften und ruhigen Beobachter am Todten Meere überall nur die gewöhnlichen und naturgesetzmässigen Erscheinungen des Vulkanismus darbieten, wie sie unter ähnlichen Verhältnissen und Vorgängen auch auf jedem andern Punkte der Erdrinde hervortreten.

---

53) L. N. Pag. 277.

Dass aber das Todte Meer mit seiner Umgebung beim ersten Anblick nichts befremdendes oder gar abschreckendes habe, ja im Gegentheil selbst zur Zeit der grössten Hitze und der in ganz Judäa versengten Vegetation noch überraschend liebliche Scenen biete, einen durchsichtigen, klaren Wasserspiegel, schön geschwungene Uferhöhen, Schluchtengrün, perenne Bäche und eine Brandung, die sich im Hauch der Morgenluft idyllisch murmelnd am Ufer bricht, hat man für sich und im Stillen, zu nicht geringer Ueberraschung, schon vor mehr als zwanzig Jahren bemerkt und im noch bis heute ungedruckten Tagebuch jener ersten Wanderschaft im Orient (3. August 1832) niedergelegt. Oeffentlich ausgesprochen ward dieser neue Gedanke, so viel man weiss, zuerst in *Hrn. v. Schubert's* Reise in den Orient.

Die Umrisse der Klippenberge am Ost- und Westufer des Todten Meeres rechnet *Hr. v. Schubert* zu den schönsten und herrlichsten, die er je gesehen, und er will sie auch nicht öder, wohl aber auf vielen Punkten grüner und schattiger finden als die Ufer des Rothen Meeres [54]).

Ebenso machte auf den vielgewanderten *Hrn. Russegger* z. B. Suez und sogar die Umgegend von Alexandria und der Mareotis-See einen noch viel trostlosern Eindruck als das Todte Meer mit allen Schrecknissen seiner Dürre und Verlassenheit.

Hr. Russegger spricht von Ammenmährchen und Fabelwerk zur Erschütterung der Einbildungskraft verzagter Menschen,

> Quid styga, quid tenebras, quid nomina vana timetis?
> Materiem vatum, falsique piacula mundi!

---

[54]) Bd. III. S. 85.

Selbst die Ausdrücke „ungeheurer, tiefer Kessel, hoher Klippen- und nackter Kalksteinrand", deren sich Robinson und Lynch in blinder Nachbetung des Alterthums häufig und gleichmässig bedienen, halten die nähere Prüfung nicht überall aus. Redet aber Hr. Lynch von „rauhen, eisengleichen Gebirgen im Südost des Todten Meeres [55]; von vulkanischer Bildung und von Lavatrümmern der Ostseite [56]; von aschbraunen [57], purpurfarbigen, wetterzerschlagenen [58], senkrechten, verbrannten, terrassig [59], wie von Menschenhand kunstrecht aufgebauten [60], in der Form bald einem Wartthurm, bald einem Kastell ähnelnden [61] Uferfelsen im West des See's", so hat er ein correctes und naturgetreues Bild gegeben.

Vergleicht Hr. L. dagegen bei seinem Einlaufen in das stürmisch aufgeregte und einer schäumenden Salzlacke gleichende Todte Meer das

---

55) The mountains to the Sud-Est over the Dead sea presented a very rugged and ironlike appearance. L. N. P. 267.

56) Mr. Aulick reports a volcanic formation on the east shore, and brought specimens of lava. L. N. 280.

57) Incinerated brown. L. N. 284.

58) That peculiar purple hue of its weather-worn rock. L. N. 302.

59) The mountains, as we passed, seemed terraced, but the culture was that of desolation. L. N. 301.

60) So regular in its stratification as to present a scarped and fortified aspect. L. N. 284.

61) The northern one resembling a watch-tower, and the southern one a castle. L. N. 284.

an die Kahnwände hinprallende Wassergewoge, wegen seiner Dichtigkeit, nicht mit gewöhnlichen Wellenschlägen einer empörten See, sondern mit „den Schmiedehämmern der Titanen“, so weiss der Leser ebenfalls, was solche Redefiguren in ruhiger Prosa zu bedeuten haben[62].

Der höhere Salzgehalt und folglich auch die grössere Dichtigkeit des Todtenmeerwassers im Gegensatze zur Flüssigkeit der Atlantis und des Mittelmeeres wird durch die chemische Analyse beider so wie durch die Berechnung, dass die Barken bei gleicher Ladung auf dem Asphaltsee um *einen* Zoll weniger tief gehen als im Süsswasser des Jordanstroms, viel schärfer bewiesen als durch den zufälligen Umstand, dass der vom Wellensturm pfeilschnell fortgeschleuderte Kahn nach plötzlich eingetretener Windstille in Zeit von zwanzig Minuten wie auf geebnetem Wasserspiegel sanft und milde hinglitt[63].

Auf der specifisch leichtern Propontis hat man diese nämliche Erfahrung in einem noch auffallenderen Grade, aber auch bei einer höchst peinlichen und gefahrvollen Veranlassung zu machen schon vor mehr als zwanzig Jahren Gelegenheit gehabt.

Dem Geschmacke nach schien Herrn L. das Wasser gleich an der Jordanmündung, wie später in der Mitte und am Südende, herbe und unangenehm[64], ein widerliches Compositum von Salz und Bitter[65]; auf Hand, Gesicht und Kleidern liess es eine fett-ölige Kruste zurück, erregte aber zugleich ein ätzend-prückelndes Gefühl, wo der Gischt mit der Haut in Berührung kam; ein besonders peinliches Brennen erzeugte es im Auge [66]; aber gegen alle Erwartung fand Hr. L. das Wasser überall völlig geruchlos [67]. Vom ekeligen, besonders im frischen Windhauche dem Wanderer am Todten Meere stellenweise äusserst lästigen Schwefelgeruche glaubte noch Lynch's unmittelbarer Vorgänger Molineaux, er steige vom Meere selber auf. Hr. L. erkannte aber, dass diese widerlichen und schädlichen Dünste von den faulen Quellen und Versumpfungen längs dem See-Ufer kommen und durch den Hauch stehender Wasserpfützen an der Jordanmündung noch schärfer werden [68].

---

[62] L. N. 268.

[63] L. N. 269.

[64] Acrid and disagreeable. L. N. 296.

[65] The water, a nauseous compound of bitters and Salts. L. N. 268.

Nach Massgabe des einfallenden Lichtes, der laufenden Tageszeit und des eingenommenen Standpunktes ist die Wasserfläche bald wie ein reiner Spiegel [69]; bald wie geschmolzen Blei [70]; bald wie eine phosphorleuchtende Schaumfläche [71]; im Vollmondscheine einer stillen, hellen Sommernacht gar wie Absinth, wie verdünnter Absinth oder wie die

---

66) The spray, evaporating as it fell, left incrustations of salt upon our clothes, our hands and faces; and while it conveyed a prickly sensation wherever it touched the skin, was, above all, exceedingly painful to the eyes. L. N. 268.

The water, greasy to the touch, made men's hand smart and burn severly. L. N. 281.

67) It was perfectly inodorous. L. N. 296.

68) L. N. 296. Vergl. S. 298. Item S. 327.

69) L. N. 279.

70) L. N. 276.

71) L. N. 280.

Färbung eines Persischen Opal[72]. *Wilson* fand das Wasser dicht am Ufer bouteillengrün, den allgemeinen Spiegel der Oberfläche aber sehr dunkelblau oder bleifarbig[73]; *Robinson* nennt es grün, grünlich, ölicht, nicht ganz durchsichtig; erfrischend, aber juckend[74], und in der Dunkelheit wirft die Wellenbrandung einen matten Grabesschimmer auf das erstorbene Buschwerk und auf das wirre Felsgetrümmer des Küstenstrichs[75].

Besonders düster war der Anblick Einmal bei vollkommener Windstille. Glatt und bewegungslos wie ein Binnenpfuhl lag der See in der Mittagsglut, von dünner, durchsichtiger, purpurgleicher, mit der ungewöhnlichen Farbe des Wassers wunderbar abstechender Dunsthülle zugedeckt — von weitem wie der Rauch eines entflammten Schwefelfeldes, wie ein gewaltiger Kessel geschmolzenen aber bewegungslosen Metalls[76].

---

72) The night was clear, a thin mist hung over the southern shore, and the moon was nearly at the full. Near us, when all was still, the sea had the exact hue of absinthe; yet the water was not transparent, but of the colour of diluted absinthe, or the prevailing tint of a Persian opal.
L. N. 276 u. 337.

73) C. Ritter's Erdkunde, XV, I, S. 561.

74) The water has a slightly greenish hue, and is not entirly transparent.

There was a slight pricking sensation, especially where the skin had been chafed; and a sort of greasy feeling, as of oil upon the skin, which lasted for several hours. The bath proved exceedingly refreshing, after the heat and burden of the day.
Edw. Robinson II, 212 ff.

75) And the waves, as they broke upon the shore, threw a sepulchral light upon the dead bushes and scattered fragments of rock.
L. N. 280.

76) L. N. 324.

Um so lieblicher war die Scene in heiterschöner Sommernacht, wenn der Lichtschimmer der schwindenden Mondscheibe auf den regungslosen sanften Wasserspiegel fiel und laue Lüfte um die im Blüthenduft des stillen Tamarisken-Hains am Strande schlummernden oder in der Morgenkühle zechenden Yankee's fächelten[77]. Blickt aber der Wanderer aus der dunkeln tiefen Engschlucht *El-Zoweireh*, (etwas nördlich von Sodom) der über die Ostberge heraufleuchtenden Morgensonne entgegen, so schimmert die glasigruhige Wasserfläche wie flüssig Gold[78].

Salzgehalt und Dichtigkeit des Wassers sind zwar nicht zu allen Jahreszeiten und auf allen Stellen des Todten Meeres gleich, jedoch immer so bedeutend, dass sich der thierische Körper hier leichter als anderswo im Gleichgewichte hält. Pferde und Maulthiere schwammen zwar ohne umzuschlagen, jedoch ein wenig auf die Seite gelehnt, tief in den See hinein, und ein muskulöser, starker Mann blieb ohne Anstrengung bis an die Brust über Wasser[79]. Robinson will aus eigener

---

77) The night was serene and beautiful; the moon, now beginning to wane, shone on a placid sea, upon which was not the slightest ripple. The profound stillness was undisturbed by the faintest sound, except the tread of our sentinels. — Early in the morning it was quite cool. At. 6 A. M., temperature of the air 70. and very plaisant. Took our breakfast beneath some tamarisk trees in bloom, the grateful shade enhanced by their delicious fragrance.

L. N. 287.

78) The sun rose over the eastern mountains. As we looked down through the narrow opening of the valley (Wady ez-Zuweirah), the calm glassy waters of the lake became liquid gold.

Edw. Robinson, II, 479.

79) About sunset, we tried whether a horse and a donkey could swim in the sea without turning over. The result was, that, although the animals turned a little on one side, they did not lose their balance.

L. N. 324.

Erfahrung wissen, wie es auch schon Tacitus angedeutet hat, dass Leute, die weder in süssem noch in salzigem Wasser zu schwimmen verstehen, im Todten Meere ohne Anstrengung sitzen, stehen, liegen oder schwimmen können wegen der ausserordentlichen Leichtigkeit, mit welcher es fremde Körper flott erhält[80]. Noch weiter als die vorgenannten geht Flavius Josephus, der selbst die specifisch schwersten Gegenstände (Steine und Metalle?) auf der Oberfläche schwimmen lässt und das Untersinken geradezu für unmöglich erklärt, wenn sich auch jemand absichtlich ertränken wollte[81].

Zur Probe habe Vespasian des Schwimmens unkundige Gefangene, mit auf den Rücken gebundenen Händen, wo es am tiefsten ist, in das Todte Meer werfen lassen; alle seien aber, wie von einer höhern Gewalt gehoben, auf der Oberfläche geblieben[82].

Indessen sollen, wie *Seetzen* bei der Serkamündung auf der Ostseite des Todten Meeres vernahm, schon öfter Beduinen beim unvorsichtigen Baden im Salzwasser ertrunken seyn[83].

---

80) The water is exceedingly buoyant. Two of us bathed in the sea: and although J could never swim before, either in fresh or salt water, yet here J could sit, stand, lie, or swim in the water, without difficulty.
Ed. Robinson, II. 213

Vergl. Tacitus: Periti imperitique nandi perinde attolluntur.
Tac. Hist. V.

81) Ὑπὸ δὲ κουφότητος καὶ τὰ βαρύτατα τῶν εἰς αὐτὴν ῥιφέντων ἀναφέρει, καταδῦναι δὲ εἰς τὸν βυθὸν οὐδὲ ἐπιτηδεύσαντα ῥάδιον.
Fl. Jos. de B. Jud. Lib. IV, cap. 8, 4.

82) Οὐεσπασιανὸς ἐκέλευσέ τινας νεῖν οὐκ ἐπισταμένων, δεθέντας ὀπίσω τὰς χεῖρας, ῥιφῆναι κατὰ τοῦ βυθοῦ· καὶ συνέβη πάντας ἐπινήξασθαι, κατάπερ (sic) ὑπὸ πνεύματος ἄνω βιαζομένους.
Id. l. c.

83) C. R. XVI. 1. S. 576.

Dass aber auch die Sage von der tödtlichen Atmosphäre des Salzmeeres nicht gar zu strenge gedeutet werden dürfe, und dass am See, über dem See und sogar auf dem See Lebendiges athmen und gedeihen könne, hat sich im Allgemeinen schon bei der ersten Umwanderung des Todten Meeres durch *Seetzen* (1806) herausgestellt, ist aber erst durch *Lynch* (1848) mit der gewissenhaftesten Genauigkeit für den ganzen Umfang der *Asphaltis* bestätigt worden.

Theils die Zähigkeit, mit der man alte Meinungen, selbst den tüchtigsten Gegenbeweisen zum Trotz, fest zu halten pflegt; theils die Vereinzelung und Accentlosigkeit dieser zerstreuten Gegen-Angaben machen es räthlich das Zusammenhängende und Nachhaltige der Lynch-Beobachtungen in diesem Punkte in möglichster Vollkommenheit hervorzuheben, um auch die letzten Anhalte des Irrthums zu demoliren.

Wildenten, Schnepfen, Reiher, Schwalben und weisse Möven, die er, wie mancher andere vor ihm, gleich am Nordufer des See's, bei der Jordanmündung, vorüberrauschen und tiefer hinein über dem Wasserspiegel schweben sah, kündigten ununterbrochen frisches Leben an [84]. Am Vorgebirge El-Feschchah, in grauenvoller Oede, schreckte Lynch zwei schöne steinfarbige Rebhühner auf und hörte im Röhricht den Sang eines einsamen Vogels, den er nicht zu classificiren wusste [85].

Diese wenigen Erfahrungen genügten schon, um den Glauben an die absolute Tödtlichkeit der Asphaltsee-Luft zu erschüttern [86].

---

[84] L. N. 267, 268, 270.

[85] L. N. 274.

[86] The statement that nothing can live upon the shores of the sea, is, therefore, disproved.

L. N. 274—275.

Einen grossen braunen Hasen, ein anderes Rebhuhn, einen im Schilfe zwitschernden kleinen Vogel, eine Schnepfe, einen schönen weiss und braun gesprenkelten Schmetterling sah er unweit der Quelle *El-Feschchah*, und eine (engl.) Meile vom Ufer schwamm eine Ente auf der Wasserfläche [87].

Bei der Strandquelle *Terabeh*, zwölf engl. Meilen (4 Stunden) von der Jordanmündung, ward auf eine Ente — Leib dunkelgrau, Kopf und Flügel schwarz — auf kurze Entfernung geschossen. Beim Schuss flog sie eine Strecke in den See hinein und dann wieder zurück auf das Ufer, wo sie im Röhricht nahe bei der Quelle ihr Nest hatte [88]. Ein Falke und einige Tauben flatterten am Strande unterhalb Engaddi um das Zelt [89]. In der Oede bei Masada flog ein schöner kleiner Vogel, mit gelber Brust, längs dem Ufer [90]. Während einer glühenden Samum-Nacht, unfern der Ruinen von Sodom, flüchtete sich eine junge Wachtel in den Schooss des am offenen Strande schlummernden Kapitäns [91].

Selbst in der heissen Region am Südostende des See's sah L. bei Tagesanbruch einen grossen schwarzen Vogel hoch in der Luft zwischen dem bunten Gewölke und der Lagerstätte schweben, während am Strande eine zahlreiche Schaar anderer Vögel vorüberstrich und eine Menge Störche mit Geklapper im zweifelhaften Morgengrau ihrer Wege ziehen [92].

---

[87] L. N. 279.

[88] L. N. 287.

[89] L. N. 294.

[90] L. N. 302.

[91] L. N. 305.

[92] L. N. 316.

Auf der ausgedorrten, die Südhälfte des See's einengenden, Halbinsel sahen sie einen Reiher, eine Kitte Enten und in einer Höhle sogar die Fährte eines Panthers [93]. Selbst „Bülbül", den Vogel mit braunblauem Gefieder und scharlachrothem Schnabel, hörten sie im Dickicht der Ghoweirquelle singen [94].

Auch Vierfüsser grösserer Art, zahme und wilde, finden in den Schluchten und Bergöden, im Quellenröhricht wie in den schattigen Deltabuschhainen am Todten Meere Nahrung und Aufenthalt. Gazellen, Hasen, Kaninchen, Stachel- und Wildschweine sieht man häufig; selbst Panther, Hyänen, Wölfe und Tiger fehlen nicht. Schon gleich im Beginn des Periplus, in der westlichen Einöde von El-Feschchah, zeigte sich Futter für Raubthiere; eine weit grössere Menge aber birgt, wegen der Süsswasserfülle und des Grasreichthums, die Ostseite des Todten Meeres. Aus den Fährten an der Wadi-Modscheb-Mündung (Arnon) erkannte *Lynch*, dass ausser der leichten Gazelle auch Tiger und andere Raubthiere dort zur Tränke gehen [95]. Ein grosser brauner Geier mit einem doppelt gekerbten starken Schnabel war ebenfalls niedergeschwebt und in der einsamsten Gegend der reizevollen Cascaden-Schlucht Kallirrhoë (Zerka) stiegen ein Finkenfalk und ein weisser Schmetterling mit einigen Schnepfen und braunen Habichten vor seinen Füssen in die Höhe [96]. Seine eigentliche Heimat aber, scheint es, hat in den Berg-Gegenden rund um das Todte Meer das in unseren Alpen einst so zahlreiche, jetzt aber grossentheils ausgerottete Geschlecht des *Steinbocks* (Ibex, بدن *beden*), den die neueren Reisenden, *Seetzen*, *Burckhardt*,

---

[93] In a cave, he saw tracks of a panther L. N. 319.

[94] L. N. 376.

[95] L. N. 368.

[96] L. N. 368, 371.

Irby, Mangles und *Robinson* im Felsenrevier des Asphaltsee's nicht etwa einzeln und verkümmert, sondern in ganzen Heerden, und zwar Exemplare von der Mächtigkeit eines Esels, gesehen haben [97].

Diese Beobachtungen mögen als vollständiger Beweis gelten, dass die Luft *am* Wasser und *über* dem Wasser des Todten Meeres überall gesund und dem animalischen Leben förderlich ist. Das unwiderleglichste Argument für die Richtigkeit des Satzes ist ausser der uralten Strandbevölkerung ja die Mannschaft der beiden amerikanischen Schiffe selbst, da sie, obgleich aus einem frischen Himmelsstriche kommend, doch ohne wesentlichen Nachtheil an der Gesundheit zu leiden, in ungünstiger Jahreszeit zwei und zwanzig Tage und ebenso viele Nächte *auf* dem See und *an* dem See beschäftigt war [98].

---

97) In all the Wadys south of the Modjeb (Arnon), and particularly in those of Modjeb and El-Ahsa, large herds of mountain goats, called by the Arabs *Beden* (بدن), are met with This is the *Steinbock*, or Bouquetin of the Swiss and Tyrol Alps: they pasture in flocks of forthy or fifty together; great numbers of them are killed by the people of Kerek and Tafyle, who hold their flesh in high estimation. They sell the large knotty horns to the Hebron merchants, who carry them to Jerusalem, where they are worked into handles for knives and daggers. I saw a pair of these horns at Kerek three feet and a half in lenght. The Arabs told me that it is very difficult to get a shot at them, and that the hunters hide themselves among the reeds on the banks of streams where the animals resort in the evening to drink: they also asserted, that when pursued, they will throw themselves from a hight of fifty feet and more upon their heads without receiving any injury. The same thing is asserted by the hunters in the Alps.

L. Burckhardt, Travels in Syria and the Holyland. Pag 405.

Vergl. Edw. Robinson, II. 251: They said however, that the *Beden* are numerous in these mountains, as well as the wild-boar.

98) L. N. 335—336.

Robinson, der nur auf einer und der andern Strecke des westlichen Seeufers wanderte und nicht, wie Lynch, mitten auf dem See gewesen ist, hat deswegen doch nicht Unrecht, wenn er die alten Sagen von der verpesteten Luft des Todten Meeres überhaupt, und vom Ersticken aller über den See fliegender Vögel mit merklicher Entschiedenheit in das Gebiet der Fabelwelt verweist[99]).

Indessen ganz ohne alle Veranlassung ist diese letztgenannte Sage doch nicht in Umlauf gekommen. *Lynch* fand wirklich *dreimal* während seines drei wöchentlichen Verweilens auf dem Salz-Meere todte Wachteln inmitten auf der Wasserfläche treiben.

Aber man erkannte bald, dass sie nicht durch die „Malaria" des geruchlosen und stark mit Salz geschwängerten und folglich gesundhauchenden See's, sondern durch Erschöpfung und den Glutwind getödtet worden sind, der sie auf ihrem Fluge überfallen hat[100]).

Dass aber *im* Wasser des Todten Meeres selbst weder Fische, noch andere sogenannte „frutti di mare", noch auch Pflanzen leben können, ist heute eine unbestrittene Thatsache, ganz so wie man, ausser dem indirecten Zeugniss beim Propheten Ezechiel, sie schon bei Tacitus, Galenus und St. Hieronymus als uralte Ueberlieferung deutlich aufge-

---

99) I have adduced all these particulars in order to show that the stories so long current of the pestiferous nature of the Dead sea and its waters, are a mere fable. We were for five days in the vicinity of its shores: and nowhere perceived either noisome smell or noxious vapour arising from its bosom. Our Arabs too had never seen or heard of any such appearance.

Robinson, II, 220.

100) L. N. 336. L. N. 297. L. N. 318.

zeichnet findet, und wie sie durch die neuesten Forschungen eines *Schubert, Robinson* und *Lynch* in vollstem Maasse bestätigt wird[101]).

Der Fischreichthum des Jordanflusses ist allbekannt; dass es aber auch im romantisch-lieblichen Arnonstrome (Modscheb auf der Ostseite des Todten Meeres) bis dicht an die Mündung von Fischen wimmle, hat als Augenzeuge Seetzen zuerst berichtet[102]).

Geräth nun durch Zufall, oder von der Schwellung fortgerissen, irgend ein harmloser Bewohner des süssen Wassers in die Salzflut hinein, so verwelkt er nach und nach, bis er endlich „seine Wanderliebe vollends mit dem Leben bezahlt“ und todt auf der Oberfläche schwimmt[103]).

---

101) Lacus . . . gravitate odoris accolis pestifer, neque vento impellitur, neque pisces aut suetas aquis volucres patitur.

Tac. H. V, 6.

Φαίνεται ἐν ἐκείνῳ τῷ ὕδατι μήτε ζῶον ἐγγιγνόμενον, μήτε φυτόν.
Galen. de Simpl Med. IV, cap. 19 (nach Robinson II, 226 citirt).

Mare mortuum, in quo nihil potest esse vitale. — Re vera, juxta literam huc usque nihil quod spirat et possit incedere, prae amaritudine nimia in hoc mari reperiri potest.

Hieron. ad Ezech. 47, 8 (ebenfalls nach Robinson II, 226 citirt).

According to the testimony of all antiquity and of most modern travellers, there exists within the waters of the Dead Sea no living thing, — no trace indeed of animal or vegetable life. Our own experience, so far as we had an opportunity to observe, goes to confirm the truth of this testimony. We perceived no sign of life within the waters.

Robinson, II, 226.

102) Vergl. C. Ritter, 15, I. S. 585.

103) As we were leaving Palestine, we saw in the possession of two English travellers, a small flat fish, about the lenght of a man's little finger, which

Das Schicksal, keine Fische, ja nicht einmal Mollusken in seiner Flut zu nähren, theilt übrigens das Todte Meer mit dem Urmia-See in Aderbeidschan, dessen Salz- und Jodgehalt selbst den des Todten Meeres weit übertrifft und deswegen in Beziehung auf die Körperschwebe ganz ähnliche Erscheinungen bietet[104]. Die Kraft thierisches

---

was put into their hands as having been taken in the Dead Sea, and as proving that the sea was actually inhabited by fish. But the report added further, that the fish was found on the northern shore at some distance from the mouth of the Jordan; and when caught, was in an exhausted and dying state. It would seem therefore much more probable, that this was a wanderer from the Jordan, who paid for his temerity with his life; furnishing a further example of the truth of Jerome's remark, that. „when the Jordan swollen by the rains sometimes carries down fish into the Dead Sea, they die immediately and float upon the sluggish waters."

Robinson, II, 228.

„Denique si Jordanes auctus imbribus pisces illuc influens rapuerit, statim moriuntur et pinguibus aquis supernatant."

Hieron. in Ezech. 47, 8 (n. Rob. cit.)

So viel man weiss, besagt die h. Schrift nirgend ausdrücklich, dass im Salzmeer weder Fische, noch irgend ein anderes Wassergeschöpf leben könne. Wenn aber Ezechiel, Cap. 47, v. 1—12, einen gewaltigen Strom süssen Wassers unter dem Tempelberge hervorbrechen und in der Kidronschlucht zum Meere gen Aufgang hinabrauschen und die Wasser dieses Meeres durch die neue Einströmung gesunden lässt, so dass allerlei Gethier, und *Fische in Menge* *) und von der Grösse der Mittelmeerfische, darin leben können, und dass von En-Gedi bis En-Aglaim reicher Fischzug sei: so ist der Schluss, dass früher im Salzmeere kein Fisch und kein Leben gewesen sei, nicht anzufechten.

[104] „Wäre der Urmiasee im Mittelpunkte Europa's gelegen, unsere Heilkünstler würden wahrscheinlich Tausende ihrer Patienten und Convalescenten, wel-

---

*) והיה הדגה רבה מאד, „*Et erit piscis multus valde.*" Ezech. XLVII, 9.

Leben hervorzubringen und zu erhalten, wird deswegen dem einen wie dem andern in gleicher Weise abgesprochen; aber, wie es scheint, in *beiden* Fällen mit Unrecht. Von dem Urmia-See wenigstens weiss man jetzt aus den allerneuesten Berichten, dass er kleine Crustenthierchen von höchst eigenthümlicher Bildung in ungeheurer Zahl erzeugt [105]).

---

chen die ganze pharmaceutische Vorrathskammer nicht wieder zur verlornen Kraft und Gesundheit verhelfen konnte, an seine Ufer schicken und wer weiss, ob es an irgend einem Badort der Welt erfolgreichere Kuren gäbe. Wenigstens kann ich aus persönlicher Erfahrung versichern, dass zehn Nordseebäder bei Dieppe oder Helgoland noch lange keine ähnlich erregende Wirkung, keinen gleichkräftigen Reiz auf die Haut üben als das Wasser dieses See's, *dessen Salz- und Jodgehalt selbst den des Todten Meeres so weit noch übertrifft*. Der Urmiasee hätte als Kurort vor der Nordsee auch den Vortheil, dass die Bäder hier selbst bei Sturm völlig gefahrlos sind. Denn abgesehen von seiner Seichtigkeit — bis eine halbe Stunde vom Ufer hat der See noch nicht die Tiefe von sechs Fuss — reicht bei der Schwere des Wassers die geringste Bewegung mit Hand oder Fuss hin sich an der Oberfläche zu erhalten. Beleibte Menschen, die sich der Länge nach ausstrecken, schwimmen selbst ohne Bewegung und werden durch das schwere Solwasser getragen" *).

Moriz Wagner, Reise nach Persien und dem Lande der Kurden. Bd. II, 136. Leipzig 1852.

105) „Was man von der völligen Unbelebtheit des Urmiasee's gesagt und geschrieben, ist irrig. Allerdings leben weder Fische noch Mollusken in seinem salzreichen Wasser, dagegen kleine Crustaceen von höchst eigenthümlicher Bildung in ungeheurer Zahl.

Diese sehr kleinen und feinen geschwänzten Geschöpfe gingen mir leider trotz der sorgfältigsten Verpackung zwischen spiritusgetränkter Baum-

---

*) Beinahe dasselbe, und zwar mit denselben Worten, berichtet *Lynch* von dem Badewasser im Todten Meer: The water of the sea was very buoyant; — with great difficulty, J kept my feet down: and when J laid upon my back, and, drawing up my knees, placed my hands upon them, J rolled immediately over." L. N. 371.

Aehnliche Versuche, wie mit dem Urmiawasser, hat man in den letzten Jahren auch mit der Flüssigkeit des Todten Meeres angestellt; aber, nach Lynch's Behauptung, hätte man darin selbst mit Hülfe des schärfsten Mikroscops auch nicht die geringste Spur animalischen Lebens zu entdecken vermocht[106].

Alex. v. Humboldt erzählt uns dagegen in einer Anmerkung zur jüngsten Ausgabe seiner „Ansichten aus der Natur", *C. Botta*, französischer Consul in Jerusalem, habe ihm schöne Exemplare zelliger Corallenstöcke (Porites elongata), Asträen, Madreporen und Mäandern — Pflanzencorallen, welche grosse zellige Kalkmauern bauen, aus dem Todten Meere geschickt, und gerade diese nämliche Species *Porites* fehle dem Mittelländischen, finde sich aber im Rothen Meere[107].

Die widerlichste Empfindung für die Freunde und Vertheidiger des alt-jüdischen Rigorismus wäre es sicherlich, wenn sie genöthiget wären den traditionellen Glauben an das *„ἄγονος"* des Flav. Josephus aufzugeben und im Todten Meere *Leben* anzuerkennen.

---

wolle zu Grunde. Sie bilden wahrscheinlich eine ganz neue Familie der Crustenthiere und dienen wahrscheinlich den Schaaren von Wasservögeln, die man auf diesem See erblickt, zur einzigen Nahrung. Auffallend ist, dass Keiner der Englischen Reisenden, welche am Urmiasee gewesen, von diesen Thierchen Erwähnung macht."

Moriz Wagner, a. a. O. S. 137.

[106] Since our return, some of the water of the Dead Sea has been subjected to a powerful microscope, and no animalculae or vestige of animal matter could be detected.

L. N. 377. Note.

[107] Alex. v. Humboldt. Ansichten der Natur, II, 91.

Unter allen Enttäuschungen und Gedanken-Säcularisationen wäre diese noch die bitterste und gewiss auch die letzte, die man sich durch das unerbittliche Argument thatsächlicher Erscheinungen entwinden liesse. Es ist daher auch wohl zweifelhaft, ob das wissenschaftliche Ansehen selbst eines A. v. Humboldt durch den isolirten, eben angeführten Gegenbeweis eine uralte und mit den sittlichen Begriffen des Occidents innigst verwebte Vorstellung in unseren Gemüthern zu verschütten hinlängliche Kraft besitze. Es ist schon schlimm genug, dass man am Strande des Todten Meeres schattige Süsswasser-Oasen finden muss, und dass der Lufthauch die Wachtelschaaren nicht erstickt, wenn sie hoch ober dem Wasserspiegel zu den Kaskaden der Kalirrhoë hinüberfliegen.

Bis jedermann an die *Porites elongata* und an die *Madreporen* C. Botta's glaubt und die mikroskopischen Lynch-Analysen allenthalben überwunden sind, wird es noch weiterer Sendungen und unanfechtbarerer Lebenszeichen bedürfen als des isolirten Fundes des franz. Consuls in Jerusalem. Der Anfang ward schon früher gemacht und in geradem Gegensatz der Lynch-Analysis hat der berühmte *Ehrenberg* auf den Grund mikroskopisch untersuchten Wassers und Bodenschlamms, welche ihm Lepsius vom Nordende des Todten Meeres brachte, ebenfalls das Daseyn thierischen Lebens innerhalb und am Grunde des Seebeckens schon vor der Botta-Sendung auf das unzweideutigste anerkannt. An Polygastern hat *Ehrenberg* in den Schlamm- und Wasserproben *eilf*, an Philolitharien *fünf* und an Polythalamien *zwei* Arten entdeckt und aus dem Umstande, dass er aus den im Jordanmündungswasser schwebenden Lebensformen auch einige Meeresthierchen hervortreten sah und darunter noch ein paar lebende Exemplare, den Schluss gezogen, dass es zahlreiche, athmende und fortpflanzungsfähige Meeresthierchen im Todten Meere selber geben müsse, weil lebendige Meeresformen auch anderswo (Elbe und Themse) durch Flut und Sturm aus dem Salzwasser weit in die Flussmündungen hinaufgetrieben werden [108].

Von diesem Bestand animalischen Lebens in den Sodomswellen hatte man etwa nicht blos im dunkeln Alterthum, man hatte selbst im Licht der neuesten Zeit und bis auf das gegenwärtige Lustrum herab auch nicht die leiseste Ahnung.

Aber auch über andere, viel näher liegende Dinge, z. B. über die Höhenverhältnisse der Jordanthalsole und des Seespiegels, so wie über die Tiefe des Todten Meeres selbst, hat uns das Alterthum, so viel bekannt, nur allgemeine Phrasen, aber keine wissenschaftlich beglaubigten Nachweise hinterlassen. Das „*Lacus immenso ambitu*" des Tacitus, und das *ἡ δὲ Σιρβωνὶς λίμνη πολλὴ μὲν ἐςι*" des Strabo kennt jedermann.

Der Schluss indessen, dass eine Landschaft, wo die Myrte, die Balsamstaude und die Dattelpalme wachsen, und welche überall mit den üppigsten Gegenden Aegyptens verglichen wird, eine verhältnissmässig tiefe Lage und ein indisch-tropisches Klima haben müsse, ist freilich nicht anzufechten.

Die Oase von Jericho, wie sie Flavius Josephus schildert, war ein Paradies, von welchem heute nur noch die Wärme, das Wasser und der fette Humus übrig geblieben, alles übrige aber: Schatten, Pracht und Glückseligkeit mit dem Menschen selber verschwunden ist [109].

---

[108] C. Ritter, Erdkunde, 15, I. S. 579.

[109] Diese wasserreiche, winterwarme Baum-Oase von Jericho war gegen vier Stunden lang und nur etwa eine Stunde breit, hatte aber — was Dichtheit der Schatten und Kühle des Quellensprudels betrifft — eine auffallende Aehnlichkeit mit dem paradiesischen Obstwalde von Damaskus: *καὶ πα-*

Dieser Jericho-Oase mit ihrer südlichen Pflanzenglut und ihrer nun überall verschwundenen Städte-Ueppigkeit am Nordende des Todten Meeres, lag und musste — das ist der Hauptgedanke dieser Diatribe — am entgegenstehenden Südende des See's schon nach unwandelbaren Erdbildungsgesetzen eine Landschaftsscene von ähnlichem Reichthum und gleicher Naturfülle gegenüber liegen. Und das sind, oder waren vielmehr die „Fünfstädte der Ebene“, die Pentapolis von Sodom, welche durch ihre *„Zoan-Frische“* und durch das sträfliche Uebermaass irdischer Glückseligkeit den Zorn des Allmächtigen gereizt und die gebundenen Kräfte des Abgrundes entfesselt haben[110]).

In der That liegt auch Jericho (El-Riha) sechshundert vierzig Pariser Fuss *unter* dem Wasserspiegel des Mittelmeeres[111]). Die Entfernung aber von dieser selbst in ihrer Verödung noch heute lieblichen Oase bis hinab zum Saum des Todten Meeres beträgt in gerader Linie kaum zwei Stunden Weges, und doch fanden schon die noch mit un-

---

δίον μὲν ἔπεισεν ἑβδομήκοντα σταδίων μῆκος, εὖρος δὲ εἴκοσιν, ἐκτρέφει τε ἐν αὐτῷ παραδείσους καλλίστους τε καὶ πυκνοτάτους· τῶν δὲ φοινίκων ἐπαρδομένων γένη πολλὰ, ταῖς γεύσεσι καὶ ταῖς παρηγορίαις διάφορα. . . . καὶ μελιττοτρόφος δὲ ἡ χώρα. φέρει δὲ καὶ ὀποβάλσαμον, ὃ δὴ τιμιώτατον τῶν τῇδε καρπῶν, κύπρον τε καὶ μυροβάλανον, ὡς οὐκ ἂν ἁμαρτεῖν τινα εἰπόντα, θεῖον εἶναι τὸ χωρίον, ἐν ᾧ δαψιλῆ τὰ σπανιώτατα καὶ κάλλιστα γεννᾶται. τῶν μὲν γὰρ ἄλλων αὐτῷ καρπῶν ἕνεκεν οὐκ ἂν ῥᾳδίως τί παραβληθείη κλίμα τῆς οἰκουμένης· οὕτω τὸ καταβληθὲν πολύχουν ἀναδίδωσιν. αἴτιον δέ μοι δοκεῖ τὸ θερμὸν τῶν ἀέρων καὶ τὸ τῶν ὑδάτων εὔγονον.

Fl. Jos. de bello Jud. lib. IV, c. 8, §. 3.

[110] *Ὦ Κροῖσε, ἐπιστάμενόν με τὸ θεῖον πᾶν ἐὸν φθονερόν τε καὶ ταραχῶδες ἐπειρωτᾷς ἀνθρωπηΐων πρηγμάτων πέρι?*

Herodot. L. I, 32.

[111] Wildenbruch, bei C. Ritter, XV, I, S. 504.

genügenden Mitteln angestellten Messungen von *Russegger, Wildenbruch* und *Symonds* den Wasserspiegel zwischen 1231 und 1970 Pariser Fuss tief *unter* dem Mittelmeere [112]), bis endlich der neueste und besteingerichtete Erforscher des Todten Meeres, *W. F. Lynch,* 218 fathoms, d. i. 1308 Fuss englisch, oder 1227 Fuss Pariser Maass als die wahre Tiefe vom Wasserspiegel bis zum weichen, braunschlammigen und mit rechtwinkeligen Salzcrystallen belegten Seegrund hinab durch wiederholte Messungen — wenigstens bis jetzt — feststellte [113]).

Was aber Länge und Breite des Todten Meeres betrifft, so hat, so viel man weiss, die erste gründliche und nach allen Regeln der Geometrie angestellte Messung Edw. Robinson, im Jahre 1838, bei Engaddi und auf verschiedenen anderen Punkten der Westseite vorgenommen, und in gewissenhafter Angabe *neun* geographische englische Meilen für die Breite und neun und dreissig geograph. engl. Meilen für die Länge herausgebracht, was in üblicher Redeweise *vier und eine halbe Stunde* für die eine, und nicht ganz *zwanzig Stunden* für die andere Entfernung gäbe [114]).

Ungefähr dasselbe Ergebniss findet sich bei Lynch [115]).

---

112) C. Ritter, a. a. O. S. 750.

113) Two furlongs from the land, the sounding were twentythree fathoms (138 feet). The next cast, five minutes after, 174 fathoms (1044 feet), gradually deepening to 218 fathoms (1308 feet); the bottom, soft, brown mud, with rectangular crystals of salt. L. N. 373.

114) Robinson, II, 217.

115) Lynch fand bei seiner ersten Breitemessung zwischen *Ain Feschchah* und dem gegenüberliegenden Arabischen Ufer *sieben* Seemeilen, oder nahe zu

Flavius Josephus, der Landsmann und Augenzeuge, griff zu weit und berechnet die Länge des See's auf 580 Stadien, d. h. nach unserer Art zu rechnen, auf 24—25 Stunden; die Breite aber gar auf 150 Stadien, was in gewöhnlicher Rechnung von 45 Stadien auf die deutsche oder geographische Meile ebenfalls 6—7 Stunden gibt [116]). Strabo dagegen bliebe am weitesten hinter der Wahrheit zurück, wenn er die Länge wirklich nur zu 200 Stadien, ungefähr *neun* Stunden angenommen hätte, wie es jetzt in den Ausgaben dieses alten Geographen zu lesen ist [117]). Der Umkreis von 1000 Stadien, d. h. von 45—46 Stunden, scheint aber wo nicht völlig genau zu seyn, doch jedenfalls der Wahrheit ganz nahe zu stehen [118]), wenn er auch das *„Lacus immenso ambitu, specie maris“* des Tacitus als eine arge Uebertreibung erscheinen lässt.

Eine ganz eigenthümliche Unbestimmtheit liegt in den Maassen des türkischen Geographen, wenn er die Länge des „Lot-See's“ auf *zehn Mil*, die Breite auf *sechs Mil*, den Umfang aber auf zwei *Tagreisen* setzt [119]).

---

acht „Statute miles“: The distance in a straight line from this to the Arabian shore measured seven nautical, or nearly eight statute miles.
L. N. 280.

116) Fl. Jos. de bello Jud. Lib. IV, c. 8, §. 4

117) Strabo, L. XVI, S. 525. Casaubon.

118) Strab. l. c.

119) طولی اون میلدر عرضی التی میلدر دوری ایکی کونلک, *Tuli on mil-dür*, *ârsi* alti *mil-dür*, *dewri iki günlik.* Hadschi Chalfa, fol 555.

Versteht man unter میل *mil*, wie es meistens geschieht, die deutsche Meile, so gibt es für die Länge zwanzig und für die Breite zwölf Stunden — ein Raum, der sich in zwei Tagreisen nicht umkreisen liesse.

Indessen ist nicht etwa blos an das Todte Meer selbst, es ist auch an die übrigen Bestände der Umgegend überall nur der verjüngteste Maasstab anzulegen. Der vielbesprochene „Thalspalt" z. B. beträgt in seiner ganzen Länge vom See Tiberias, wo er eigentlich zuerst diese Benennung erhält, bis zur Jordanmündung kaum dreissig Stunden Wegs, und der Gebirgscontinent, das Hochland oder das eigentliche Judäa, zwischen dem Asphaltsee und dem Mittelmeer, zählt in seiner Breite mit Inbegriff der Tiefebene *Philistiim* auch nicht mehr als zwanzig Stunden.

Blickt man aber an einem hellen Tage vom hohen und steilabfallenden Westufer des Todten Meeres auf den scheinbar noch höhern und noch steiler abfallenden Ostrand hinüber, so sinkt die ohnehin nur geringe Breite der tief unten liegenden Wasserfläche in scheinbar noch engere Gränzen zusammen, und man meint, wegen der unglaublichen Durchsichtigkeit der Luft, selbst kleinere Gegenstände am gegenüberliegenden Uferstrich noch deutlich zu unterscheiden. Nur die Länge des in der Frühsonne wiederblitzenden Wasserspiegels reicht über die Tragweite des menschlichen Auges hinaus und rinnt, vom flachen Nordufer aus gesehen, mit dem südlichen Horizont zusammen.

Der Zeitpunkt *wann*, und die Ursache *warum* sich auf die weiland so viel besuchte Landschaft zwischen dem Südende des Todten Meeres und dem ailanitischen Golf von Akaba am Rothen Meere eine dunkle Wolke niedergelassen hat, die man erst in den beiden letzt verwichenen Decennien wieder allmälig zu verscheuchen Mittel fand, hat man schon oben angedeutet.

Es ist dieser Erdstrich das alte Land Edom mit dem Seirgebirge der heil. Schrift; — das Idumäa, der Sitz der Nabatäer, das Arabia Peträa der griechisch-römischen Erdbeschreiber, und hat seine in der europäischen Literatur noch jetzt gültige Benennung „das *Peträische Arabien*" von der alten Nabatäischen Hauptstadt סֶלַע *Selah* d. i. „*Fels, Stein*“, griech. *Πέτρα*, erhalten, deren prachtvolle Ruinen erst im Jahre 1812 durch *Burckhardt* inmitten des *Wadi-Musa* wieder aufgefunden und seit jener Epoche wiederholt besucht, beschrieben, gezeichnet und gepriesen worden sind.

Es ist diese Landschaft eine in der Regenzeit vom Himmel reichlich getränkte, von unzähligen Giessbachrinnsälen durchfurchte, im Sommer ausgebrannte, im Winter empfindlich kalte, und auf den höher liegenden Theilen mit tiefem Schnee bedeckte, allzeit aber gesunde und luftreine und nur sporadisch, heute wie im Alterthum, mit immergrünen Baum-Oasen und mit Buschwerk bedeckte Steinwüste, welche im Karavanenschritt zu durchreiten, von Sodom an der Südspitze des Todten Meeres bis zum Castell Akaba am Rothen Meere, nur 39 Stunden nöthig sind [120].

Als erster wissenschaftlich ausgebildeter Wanderer auf diesem unbekannten Plan durchgeschlichen hat sich der obengenannte Wadi-Musa-Entdecker J. L. Burckhardt von Basel.

Neben der Kunde alter Säulenpracht in Wadi-Musa ist hauptsächlich durch diesen viel verdienten Mann die neue, früher gänzlich unbekannte Idee eines in beständiger Senkung vom Südende des Asphaltsee's

---

120) The climate of all this mountains is extremely agreeable; the air is pure, and although the heat is very great in summer, and is still further increased by the reflexion of the sun's rays from the rocky sides of the mountains, yet the temperature never becomes suffocating, owing to the refreshing breeze, which generally prevails.

The winter is very cold; deep snow falls, and the frosts sometime continue till the middle of March.

Burckhardt, Travel. etc. 402.

bis zum Golf von Akaba fortlaufenden Erdspalts (El-Ghor) zuerst nach Europa gekommen. Der Gedanke, es habe sich in einer Epoche, die dem Einsinken der Feldebene Siddim und der Entstehung des Todten Meeres voranging, der Jordanstrom, wie ein anderer Nil durch die Sahara, längs dieser Wüsten-Mulde in das Rothe Meer ergossen, lag zu nahe, und war zu verlockend, als dass er im Abendlande nicht allgemein Anklang gefunden haben sollte. Ein romantisch-andächtiges Interesse knüpfte sich an diese neue, so viel man weiss, zuerst von *M. Leake* in seiner Vorrede zu Burckhardt's Reisen öffentlich vertheidigte Hypothese, welche in ihrem ganzen Umfang geologisch zu begründen *Hr. Leon de Laborde* im Jahre 1828 den nur halb geglückten Versuch unternommen hat.

Eine muldige Eintiefung von Akaba bis in die Umgegend von Wadi-Musa hinauf ward damals auch wirklich ausser Zweifel gestellt; und wenn Hr. de Laborde auch die Nordhälfte der vermutheten Einsenkung, von Wadi-Musa bis zur Südspitze des Todten Meeres, nicht zu beseitigender Localhindernisse wegen, zu prüfen nicht vermochte, so ward doch am Bestand des Ganzen in frommer Gläubigkeit nicht gezweifelt. Dass der Spiegel des Rothen Meeres bei Akaba um 30 Fuss und sechs Zoll höher liege als das Mittelmeer, wusste man freilich schon seit der Expedition von 1799; dass er aber die Jordanmündung und den Spiegel des Asphaltsee's an Höhe noch um wenigstens 1300 Fuss weiter überrage, und dass auf der wüsten Hochebene zwischen beiden Meer-See'n ein Querhügelzug mit deutlich ausgesprochener Wasserscheide hindurchstreiche, ward im Jahre 1833 noch von Niemanden geahnt.

Das Mangelhafte der de Laborde'schen Forschung zu ergänzen und von Jerusalem her in das südlich vom Todten Meere fortlaufende El-Ghor hinabzusteigen, um bis Wadi-Musa vorzudringen, wollte auch dem scharfsinnigen *Callier* (1834) nicht gelingen. Doch hat Hr. Callier den ersten Anflug eines Widerspruchs nach Europa zurückgebracht und das Daseyn eines ausgedehnten, selbst südlich gegen den Golf von Akaba abgeschlossenen, dem Asphaltsee zugeneigten Wasserbeckens, sammt einer Unzahl aus der Wüste *nordwärts* gegen das Todte Meer ausmündender Strombetten, freilich mehr aus mündlichen Berichten der Beduinen als nach eigener Anschauung, in einem offenen Schreiben (1836) zuerst vernehmlich ausgesprochen und nicht ohne leidenschaftlichen Widerspruch von allen Seiten der *Leake-Laborde'schen Burckhardt-These* als eine Möglichkeit schüchtern entgegengestellt. Beide Ansichten machten sich nun in gleicher Weise geltend. Entschiedener, aber noch immer ohne sichere und unanfechtbare Unterlage, ward die Callier'sche Wendung in demselben Jahre noch durch den berühmten *Letronne* verfochten; Gewissheit aber über das Daseyn eines auch südlich abgeschlossenen Asphalt-Bassins erst im nächstfolgenden Jahre (1837) durch den vom Institut beauftragten Comte de Bertou erlangt.

Das Ghor am Südende des Todten Meeres gesehen und selbst von der Ostseite zur Westseite herüber queer durchwandert hatten allerdings Seetzen und Irby-Mangles mit Co. schon früher. Aber alle diese Wanderungen brachten für die Wissenschaft im Allgemeinen und für Lösung der schwebenden Frage insbesondere nicht den erwarteten Gewinn, weil die Züge, wie es in jener Gegend meistens auch jetzt noch der Fall ist, eilenden Schrittes und in beständiger Furcht feindlicher Ueberfälle unter rastlosem Treiben und Drängen der arabischen Bedeckung zu verrichten waren, so dass den Wanderern kaum der Blick, viel weniger die Schritte nach der südlich fortlaufenden Ghorschlucht zu wenden gestattet war.

Glücklicher als alle seine Vorgänger ist Hr. *von Bertou* gewesen. Ihm ward es gegönnt, für sein gelehrtes Unternehmen vollständig ausgerüstet, in anständiger und fruchtbarer Fortbewegung vom Südende des Asphaltsee's und im Thale fortziehend über die Höhen von Wadi-Musa nach Akaba am Rothen Meere hinabzukommen, auf dem Rückwege das Terrain in allen Richtungen links und rechts zu untersuchen und Thatsachen von solchem Gewicht in die Wagschale zu legen, dass der Streit auf immer entschieden wäre, wenn sich hadernde Parteien jemals redlich vergleichen möchten. Vom ganzen Reichthum seiner Beobachtungen soll nur das allernöthigste kurz und schmucklos angedeutet werden.

Die Breite des Ghorthales vom Salzberge bei Sodom bis zur Bergwand von Moab beträgt nur zwei bis drei französische Meilen; aber gleich beim Eintritt entdeckte Hr. v. Bertou schon in der Ferne eine von der westlichen Thalwand zur östlichen queer über das Ghor sich hinziehende Hügelkette, die einer Mauer glich und das Flussthal auf der Mittagseite zu schliessen schien[121].

Den Abstand von der Südspitze des Todten Meeres bis zu dieser Queerwand gibt Hr. v. Bertou, genau gerechnet, auf drei Glockenstunden an, und zahlreiche Bäche, die von der Bergseite hervorsprudelten, oder von Süd her in gerader Richtung entgegenkamen, um nordwärts in das Todte Meer zu rinnen, sagten ihm gleich vorläufig, was es mit der Hypothese einer Jordansergiessung in das Rothe Meer für eine Bewandtniss haben könne[122]. Diese, aus weissem und zerreiblichem Sand-

---

121) Nous dépassons l'extrémité de la mer Morte et nous entrons dans le Ouadi el-Ghor, qui a environ 2 à 3 milles de largeur... Nous atteignons la chaine de collines qui, depuis ce matin, m' ont paru être la limite du Ghor et le fermer en réunissant les montagnes salées à celles d'Arabie.— La chaine de collines très basses qui réunit les montagnes de sel à celle d'Arabie et ferme ainsi le Ghor, se présente comme si c'etait un mur fait exprès.

Bulletin de la Société de Géographie. Tom. XI, pag. 281 et 284. Avril 1839.

122) Après avoir marché durant trois heures le long des montagnes de l'ouest,

stein bestehende Queerhügelkette, an deren Fuss Hr. v. Bertou von der westlichen Thalwand zur östlichen hinüberzog, ist ebenfalls von einer grossen Menge, in das Ghor herabrauschender Winterbäche eingeschnitten und 60 bis 70 Fuss hoch. Nahe an der arabischen Seite aber fand Hr. v. B. einen 700 bis 1000 Fuss breiten Durchbruch, dessen Sandsteinwände zu beiden Seiten eine Höhe von 150 bis 200 Fuss haben mochten. Es war wie der Rinnsal eines gewaltigen Flusses, der aber seine Neigung ebenfalls von Süd nach Nord gegen den Asphaltsee hatte. Der Winterstrom im Hauptcanal so wie in den Nebenwadi's war (3. April) schon abgelaufen und die Oberfläche ausgetrocknet, aber dagegen die ganze Rinnsalbreite, der inneren Feuchtigkeit wegen, mit Tamariskengrün dicht bewachsen — lieblich-erquickender Ruhepunkt des Auges in der wasserlosen todten Steinwüste rund umher [123]).

---

d'où s'écoulent un grand nombre de torrents qui se rendent dans la mer Morte, notre voyageur arrive à ces collines transversales, au millieu desquelles il rencontre un canal de 250 à 300 mètres de largeur.

Bulletin de la Soc. de Géogr. Tome X, Août 1838. Pag. 91.

123) Ces collines, qui ont de 60 à 70 pieds de hauteur, sont de grès blanc et très friable; elles sont toutes tailladées par une quantité de petits torrents qui viennent tomber dans le Ghor. —

Quand nous n'étions plus qu' à une petite distance des montagnes d'Arabie, nous trouvons l'ouverture du Ouadi Araba. C'est l'apparence du lit d'un grand fleuve; si sa pente n'était vers la mer Morte, et si je n'avais acquis des preuves contraires à mon opinion favorite, je me serais écrié en le voyant: C'est bien le lit du Jourdain. C'est bien, en effet, le lit d'un torrent, mais qui coule dans le Ghor.

Maintenant il n'y a plus d'eau; toute sa largeur, qui est de 250 à 300 mètres, est remplie de tamarisks. . .

Bulletin de la Soc. de G. Tome XI. Pag. 282.

The broad bed of the Wady is very level, and has to the eye but a slight ascent towards the south; yet it bears traces of an immense vo-

Dieser canalartige und bis zur völligen Verflachung der Seitenwände ebenfalls drei Wegstunden lang sich fortziehende Durchbruch heisst in der Landessprache nicht mehr „*Wadi-el-Ghor*“ — ein Name, welcher bei der Queermauer endet, — sondern „*Wadi-el-Arabah*“, d. i. „reissende Strömung“, wenn das Wort arabisch ist; oder „Wüstenebene“, „Steppe“, wenn sich in ihm, wie Robinson will, das althebräische *Arabah*, ערבה, erhalten hat[124]).

Als leichtkenntliche Strommulde zieht sich der „El-Arabah“ genannte Wadi auch nach Verflachung der Seitenwände, — aber beständig ansteigend und nordwärts gegen das Todte Meer abfallend, noch *neun* volle Stunden bis zu einer langgedehnten Höhe fort, die im Munde der Eingebornen „El-Sathh“, d. i. *das Dach* heisst und die natürliche Wasserscheide zwischen den nordwärts in den Asphaltsee, und südwärts in das Rothe Meer rinnenden Winterströme bildet[125]). Jenseits dieses

---

lume of water, rushing along with violence and covering the whole breadth of the valley. At its mouth and below, the bed is covered with Tamarisks and an other shrub, called el-Ghudáh.

Robinson, II, 498.

124) The Hebrew word *Arabah*, signifying in general „a desert plain, steppe“, is applied with the article (*the* Arabah) directly as the propre name of the great valley in question in its whole lenght; and has come down to us at the present day in the same form in Arabic, *el-Arabah*.

Robinson, II, 599.

125) „Das Dach“ heisst im lebenden Arabisch überall السطح, *el-Sathh*, sprich *es-Sath*. Da aber der französische Berichterstatter beständig *es-Sathé* accentuirt, so wäre man beinahe versucht zu glauben, die Beduinen hätten die Petrüische Wasserscheide nicht السطح, sondern السطاح *es-Sathah* genannt, was den mittlern Zeltstock bedeutet, der das Dach aufrecht hält. S. 329 des Originalberichtes findet sich indessen die nach unserm

Wendepunktes fand Hr. v. Bertou den Wadi wieder etwas deutlicher eingerahmt und mit abermals veränderter Benennung als *Wadi Akaba* rasch zum Golf dieses Namens abfallend[126]).

Die Weglänge von der Südspitze des Todten Meeres, an der Quermauer vorüber, bis „El-Sathh“ und der Wasserscheide hinauf beträgt chronometrisch genau berechnet 23 Stunden und 25 Minuten; von „El-Sathh“, oder von der Wasserscheide, bis Akaba hinab aber nur noch 15 Stunden und 35 Minuten[127]).

Dafürhalten wahre Lesart „***El-Sath***“, und wir glauben deswegen, das irrthümliche „***Es-Sathé***“ sei nicht auf Rechnung des Hrn. v. Bertou zu setzen.

126) Die langsame Verflachung der anfangs senkrechten Thalwände von El-Arabah bis zur Wüstenfläche, auf welcher man im Wagen fahren könnte, ist in Bertou's Bericht deutlich angemerkt: Les berges vont en s'abaissant et le terrain en montant . . . le Ouadi présente l'aspect du désert; il n'y a plus de berges à gauche . . . c'est une immense route sur la quelle on pourrait courir même en voiture.

Depuis la jonction du Talha avec l'Araba, les Arabes donnent à ce dernier le nom de Ouadi-Akaba; le Ouadi-Talha marque donc le point de partage des eaux. Il est impossible de méconnaitre les deux pentes, l'une vers le Nord, l'autre vers le Sud. La pente vers la mer Rouge doit être rapide.

Bulletin de la Soc. *ut supra.* P. 285—292.

127) C'est à 23 h. 25 minutes de la mer Morte que notre voyageur arrive à l'origine de cette pente; c'est à cette distance que s'opère le partage des eaux pour se rendre d'un côté dans le lac Asphaltite, et de l'autre dans le golfe d'Elana. Les Arabes ont appelé cet endroit ***Es-Saté.***

Il n'y a plus que 15 h. 35′ pour se rendre de cet endroit au château d'Akaba.

Bulletin de la Soc. de Géograph. Tom. X.
Aout 1838. Pag. 92 et 93.

Stellt man das Ganze unter *einen* Blick zusammen, so heisst der Erdspalt vom See Tiberias bis zur Queerhügelkette oder dem *Serravalle,* im Süden des Todten Meeres, 53 Stunden lang *Wadi-el-Ghor;* dann vom Serravalle bis *El-Sathh* hinauf durch 20 Stunden und 25 Minuten *Wadi-el-Arabah*, und von *El-Sathh* bis zum Rothen Meere hinab eine Strecke von 15 Stunden und 35 Minuten endlich *Wadi-Akaba,* welch dritte und letzte Benennung von Robinson (II, 664) angefochten und mit „Arabah" verschmolzen wird.

Das Daseyn einer den Asphaltsee vom Rothen Meere trennenden Wasserscheide und der selbst ohne künstliche Höhenmessung herzustellende Localbeweis, dass Wadi-el-Arabah mit seinen zahlreichen Neben-Wadi's einen *nordwärts* abfallenden und die Queerhügelmauer durchbrechenden grossen Wasserzufluss des Todten Meeres bildet, nöthigten Hrn. *von Bertou*

1) der früher eifrig verfochtenen Thesis: „der Jordan habe sich einst durch Arabia-Peträa strömend in das Rothe Meer ergossen", als einer physischen Unmöglichkeit zu entsagen;

2) im Todten Meere den Tiefpunkt eines grossen Wasserbeckens zu erkennen, dessen Randgränzen nördlich der Antilibanon mit den Jordanquellen, östlich die vom Hauran herabstreichende arabische Gebirgskette, westlich das Hochland Judäa mit Hebron und Jerusalem, tief im Süden aber die Wasserscheide *El-Sathh* mit den *„El-Yemen"* genannten Queerbergen bilden; und folglich

3) an die vorhistorische Existenz des Todten Meeres als einer geologischen Nothwendigkeit — hauptsächlich aus dem weiteren Grunde zu glauben, weil die unermessliche, selbst die Jordan-Einströmung noch übertreffende Wassermasse, welche zum Theil perenn, meistens aber nur periodisch in der Regenzeit durch das Haupt-Wadi-el-Arabah und einer Unzahl von Seitenthalungen —

oft von weitester Dimension, noch jetzt in das Ghor herausströmt, keinen andern Ausgangspunkt als den Asphaltsee haben konnte [128]).

Nur wenige Wochen später als Bertou kam Eduard Robinson denselben Weg von Hebron über Sodom und Wadi-el-Arabah zu den Säulenruinen von Petra herauf, Schubert aber mit seinen Gefährten in entgegengesetzter Richtung von Akaba über Petra nach Hebron und Jerusalem. Hr. von Schubert liess zwar das Südghor, ohne es nur zu sehen, seitwärts liegen; aber sein indirectes Zeugniss über die auffallend rasche Senkung des Bodens von Wadi-Musa (Petra) gegen das Südende des Todten Meeres herab legt zu Gunsten der Bertou'schen Entdeckung ein um so schwereres Gewicht in die Waagschale des Streites, als es noch unentschieden ist, ob der Ruhm die auffallende, „beispiellose", bis dahin von Niemanden auch nur im mindesten geahnte, ja beinahe unglaubliche „Depression" des Asphaltsee's *unter* dem Wasserspiegel des Mittelmeeres zuerst entdeckt zu haben, *Herrn von Schubert* allein gebühre, oder ob er ihn mit den beiden Britten *Moore* und *Beke* zu theilen habe.

Jedenfalls treffen Bertou's, Robinson's, Schubert's, Moore und Beke's Bemühungen, das Asphaltsee-Problem zu lösen, in wundervoller Weise auf den engen Zeitraum weniger Frühlingswochen des Jahres 1837 zusammen.

Die Gemüther und die Einbildungskraft des Occidents erschreckt hat die unerwartete Nachricht von der Tieflage des Todten Meeres allerdings, die Rothemeer-Thesis erschüttert aber hat sie nicht. Seht nur, hiess es, wie gross muss die Sünde der Pentapolis gewesen seyn, da Gott zu einem so ungewöhnlichen und in seiner Wirkung so schauerlichen Strafgericht schreiten musste! Die Barometerscala und Oltmann's

---

128) Bulletin de la Soc. de Géograph. Tom. XI, pag. 330, Avril 1839.

Logarithmen gaben das Sündemaass von Sodom wie den Völlegrad der göttlichen Zornschale.

Den ersten merklichen Bruch in das festgedrängte Jordan-Rothemeer-Argument hat eigentlich *Hr. v. Bertou* gebracht, und der Ruin der Thesis wird und muss vollständig seyn, wenn man die Wasserscheide *El-Sathh* mit der grossen nordwärts geneigten Schiefebene von Arabia-Peträa auf Wegen der Erfahrung und der Wissenschaft nicht bald und gründlich wegdisputiren kann.

Anfechtungen der Bertou'schen Befunde haben natürlich gleich anfangs nicht gefehlt. An ersten Entdeckungen zeigt sich bei näherer Prüfung immer etwas unausgefeiltes, schiefes und mangelhaftes, was ein später Kommender auszubeuten und geltend zu machen meistens nicht unterlässt. Aber selbst Robinson, der gelehrte, strenge und kritischkühle Nachtreter Bertou's, wusste, so weit er denselben Weg verfolgte, ausser einer vollständigeren Aufzählung der Seitenwadi sammt den links und rechts in das Südghor herausquirlnden Wasserbächen, an seinem Vorgänger in der Hauptsache nichts auszustellen, als dass er Begriff und Namen „*Wadi-el-Arabah*" zu allgemein genommen und die Bezeichnung des breiten, tiefen, romantisch-wilden, inmitten dieser *Arabah* gelegenen Wüstenthales *El-Dscheib* aus der allgemeinen Benennung nicht ausdrücklich als Nomen proprium hervorgehoben habe, da es doch die Hauptwasserstrasse der ganzen *Arabah* sei und, weit im Süden von Petra entspringend, neben der eigenen Winterströmung auch die Fluten grosser Seitenwadi zur Regenzeit *nordwärts* in das Todte Meer sende[129]).

---

[129]) Robinson, II, 497 und 500. S. 659—669 dess. Bandes weis't R. mit Schärfe und vieler Gelehrsamkeit im Bertou'schen Bericht noch sechs weitere Unrichtigkeiten nach und sucht am Ende darzuthun, „dass „die Wasserscheide" nicht dort, wo sie Hr. v. B. annehme, sondern *wahrscheinlich* um einige Stunden südlicher gegen das Rothe Meer hin zu suchen sei", was die Sache noch schlimmer macht als sie vorher war.

Die Bodenerhöhung von der Ausflachung der (El-Dscheib) Arabah bis zu dem eine Tagreise entfernten Nimla-Pass in der Nähe von Wadi-Musa (Petra) schätzt Robinson auf nicht weniger als 2000 Fuss [130]). Diese Angabe stimmt beinahe völlig mit v. Schubert's Barometermessungen auf seiner Lagerstätte in Wadi-Musa überein, da die Senkung bis zum nächsten Ruhepunkt, etwas nordwestlich von der Asphaltsee-Richtung, nicht weniger als 2137 Fuss betrug [131]).

Jedermann weiss, dass auf die Stichhaltigkeit solcher Bestimmungen nicht gleich beim ersten Wurf zu rechnen ist; auch mag Oberst Callier immerhin die durch kochend Wasser und mangelhafte Instrumente gewonnene El-Sathh-Höhenmessungen Bertou's für unzuverlässig und ungenau erklären; die Hauptsache — das Daseyn einer Wasserscheide auf dem Petraischen Isthmus bleibt doch gesichert und niemand wird fromme Skepsis hindern, sich mit dem Plus oder Minus solcher Wandelscalen gelehrt abzumühen.

Dass sich bei der *gegenwärtigen* Configuration des Petraischen Isthmus der Jordan unmöglich habe jemals in das Rothe Meer ergiessen können, wird von allen Parteien gleichmässig eingestanden. Ebenso wenig wird von irgend jemand in Abrede gestellt, dass Terrainbestand und Daseyn des Todten Meeres der Zeit nach so weit hinaufreichen als man Geschichte kennt.

Aber literarische Autoritäten, deren Gewicht man respectiren muss, können sich bei diesen einfachen Thatsachen nicht beruhigen. Sie sagen nicht blos mit gläubigem Gemüthe, sie suchen auch auf Wegen

---

130) From the plain of the Arabah we supposed we had not ascended less than two thousand feet; the height of the pass alone being about fifteen hundred feet.

Rob. II, 507.

131) v. Schubert, Reise in das Morgenland, II, S. 440.

der Wissenschaft und der bessern Forschung den Satz zu demonstriren: „was heute eine physische Unmöglichkeit ist, sei es nicht allzeit gewesen und es habe sich durch unmittelbares Dazwischentreten höherer Gewalten einerseits der tiefe Kessel des Asphaltsee's eingesenkt, andererseits aber die ungeheure, durch Bertou auf 90 geographische Meilen Länge und 20 Breite geschätzte Petràische Isthmus-Schwellung mit der Wasserscheide in vorhistorischen Zeiten, von denen selbst die heil. Schrift nichts wisse, in Folge einer vulkanischen Erderschütterung gehoben und den primitiven Neigungen der Strombetten überall die entgegengesetzte Richtung nach dem Todten Meere angewiesen, in welcher man sie noch heute trifft [132].

Was man für Begründung dieser Ansicht bisher in Localforschungen aufgefunden hat und einzulegen weiss, genügt aber noch nicht, um aus dem Bereich der Hypothese herauszutreten, der man übrigens nichts schlimmeres nachsagen kann, als dass sie das Ansehen und den Textlaut der heil. Schrift nicht für sich hat und deswegen als offene Frage der Zukunft anheimzustellen ist.

Besser dagegen als es noch vor kurzem räthlich war, lässt sich jetzt sagen, was das südliche oder, wie es C. Ritter nennt, das Petràische *Ghor* sei.

Was ist also das Petràische *Ghor* am Südende des Todten Meeres?

---

[132] Que les vallées de El-Araba et El-Akaba ne sont pas des défilées resserrés entre des montagnes (ce qui pourrait rendre probable que leur niveau a été changé par une convulsion volcanique ou tremblement de terre), mais forment au contraire un grand desert, qui n'a pas moins de 90 milles géographiques de longueur sur 20 de largeur.

Bulletin de la Soc. d. Géogr. Tome XI, pag. 330.

Das *Ghor* am Südende des Todten Meeres ist eine drei Stunden lange, nicht überall ebenso breite, in Ost, West und Süd durch Berghöhen geschlossene, flache, deltaförmige Niederung, in die sich eine Menge Thäler, theils mit perennen, theils mit periodischen Wasserströmen — sämmtlich gegen das Todte Meer geneigt — hereinmünden und in der Regenzeit, der Jordanmündung gerade gegenüber, in wildem Getöse eine Wassermasse in den Asphaltsee wälzen, deren Reichthum die vorgenannten Sommer-Wanderer nur schlussweise erkannt, deren tiefe und reissende Strömung aber *Hr. von Saulcy*, der neueste und letzte Beschreiber dieser *Terra incognita*, mit eigenen Augen gesehen und nicht ohne persönliche Gefahr (1851) durchwandert hat 133).

Der Westrand des Ghor, an welchem der ganz aus Salz und Lava bestehende, aber helle quirlende Salzbächlein spendende Sodomsberg hinstreicht, ist ohne alle Vegetation; der Ostrand dagegen am Fuss der Moabhügelkette, wo der perenne Karahystrom vorüberrinnt und in mehreren Armen in den Asphaltsee fällt, ist alles mit Gehölze, Kanälen, hochwipfligen Bäumen, mit Weizen-, Gerste-, Durra- und Tabakfeldern, mit üppigem Buschwerk und lieblichem, selbst die Sommerglut überdauern-

---

133) Wady el-Fikreh . . . occasionally brings down large masses of water.
Robinson II, 494.

Pendant l'hiver presque tout le Ghor est couvert par les eaux qui tombent des montagnes qui l'enferment.
Bulletin de la Soc. etc. Tome XI, pag. 283.

En regagnant le Ghor ... des pluies affreuses nous y assaillirent ... il fallait traverser la plaine fangeuse ... il fallut donc risquer le passage. Deux mortelles heures à travers des fondrières qui s'ouvrent tout à coup entre des torrents effrayants ... un de nos chevaux se noya, une mule chargée des vivres de nos bètes fut entrainée. .
Archives des Missions scientif. et lit. Janv. 1851. pag. 55.

dem Grün erfüllt[134]. Auch Indigo vorzüglicher Qualität und besonders der frisch-süsse, Beiruk genannte Baum-Honig fehlen diesem heissen Thale nicht.

Während auf der Nordseite des Todten Meeres ein einziger Fluss, der schnellfliehende, tiefe und schweigsame Jordan, den Wassertribut des Antilibanon und seiner Ausläufer lautlos, ohne Brandung und Gemurmel in den Asphaltsee giesst[135], sah Robinson, ausser dem lieblichen und perennen

---

134) Indeed all the western part of the Ghor, quite to the base of Usdum, is wholly without vegetation. . . .

The eastern side of the Ghor (von fern gesehen) . . . is covered with shrubs and verdure like the plain of Jericho; forming a striking contrast with the middle and western side. . . .

The tract watered by the Kurâhy, where it issues from the mountains, is called Ghor es-Sâfieh; and is cultivated for wheat, barley, Dhurah, and Tobacco, by the Ghawârineh.

Rob. II, 488 et 489.

Lynch hat das sumpfige Ghor-Delta nur von der Barke aus überblickt und von seinen auf Kundschaft ausgeschickten Gefährten erfahren, dass am Strande des heissen Schlammes wegen nur mit Mühe fortzukommen sei. Doch sah er das üppige Grün an der Mündung des *Karahybaches*, welcher, wie man schon aus Burckhardt weiss, auch *Wady-es-Safieh* (der helle Strom), und weiter oberhalb *Wady-el-Ahsy* heisst: The southern shore presented a mud-flat, which is terminated by the high hills bounding the Ghor to the southward. A very extensive plain or delta, low and marshy towards the sea, but rising gently, and farther back, covered with luxuriant green, is the outlet of Wady-es-Safieh (clear ravine) bearing S. E. by. S.

Lynch, Narrative, pag. 310.

135) The flow of the Jordan is swift, deep and silent, its waters emit no sound, neither roar nor murmur.

Journal of the geograph. Society. London, XVIII, 80, 1848.

Karahystrom, auf der Südseite inmitten der sumpfigen Delta-Niederung (Ende Mai 1837) *„mehre“* breite Strombetten in trägen Windungen zum Todten Meere hinabschleichen. Irby und Mangles hatten deren sechs gezählt, aber nicht allen sechs war in der Sommerglut ihre Flüssigkeit geblieben [136]).

De Saulcy wanderte im Januar vorüber, wo alles voll und rauschend ging, *Nahr-Fekrah* aber an Wasserfülle für sich allein schon dem Jordan nahe kam [137]).

Robinson's Behauptung, dass selbst heute noch eine grössere Anzahl lebendiger Ströme von der östlichen Bergseite in das Ghor am Südende des Todten Meeres rinne, als man im ganzen übrigen Palästina auf so schmalem Raum beisammen finde, und folglich dieser, wenn auch grossentheils unangebaute District durch Quellen und Bäche besser bewässert sei, als irgend eine Gegend im ganzen Lande [138]).

---

136) Through the midst of it (the Ghor), in various places, large sluggish drains were seen winding their way towards the sea. . . . Irby and Mangles, in travelling along the south end of the sea, passed six drains before coming to the stream of the Kuráhy, some wet, others dry.
Rob. II, 488.

137) On était arrivé à l'extrémité sud de la mer Morte. Cet espace est occupé par la Sabakhat, c'est à dire par un terrain détrempé, marécageux, difficile à traverser, et coupé par plusieurs cours d'eau impétueux, dont l'un, *Nahr-Fékreh*, est presque comparable au Jourdain.
Bulletin de la Soc. de Géographie, Tom. 2,
Juillet — Décembre, pag. 52.

138) Even to the present day, more living streams flow into the Ghor at the southend of the sea, from Wady of the eastern mountains, than are to be found so near together in all Palestine; and the tract, although now

Von der reissenden Wildheit der Süd-Ghor-Ströme zeugt die Menge Triftholz, welches — von waldigen Höhen herabgeflösst — nach Verlauf des Wintergewässers dürr und krustig auf dem Trockenen der salzgeschwängerten Westseite liegen bleibt, wie man es auch am Nord-Ghor-Strande unweit der Jordanmündung zu jeder Jahreszeit sehen kann.

Dieses Südghor ist jene wasserreiche, weiland überschwänglich fruchtbare Aue *Siddim*, an deren Randhöhen die in Reichthum, Ueppigkeit und Sünde schwelgenden Städte Sodom und Gomorrha lagen, von welchen noch heute wie zu Josephus Zeiten, die Ruinen zu sehen sind, und die im Munde der Anwohner zum Theil selbst die alten Namen noch unverändert behalten haben.

Wo sind nun die Ruinen von Sodom, und wie ist heute die Oertlichkeit dieser einst so mächtigen und glücklichen Stadt bestellt?

Den steilen, hohen, baumlosen, beinahe geradlinicht auf der Ost-, wie auf der Westseite des Todten Meeres hinstreichenden Klippenrand kennt im Allgemeinen jedermann. Dass aber diese — wenigstens scheinbar öden Klippenwände in regelmässigen Distanzen von tiefeingeschnittenen, dunkelschattigen Engthälern mit oder ohne rinnend Wasser durchbrochen sind, so wie dass diese Tiefschluchten an ihrer Mündung eben so regelmässig ein breites Delta bilden, von denen nur im Nordwesten des Asphaltsee's einige völlig öde liegen, mehre dagegen perenne Ströme nähren, die meisten aber selbst in der Wärmezeit mit einer, unterirdische Feuchtigkeit verrathenden Vegetation bekleidet sind, — diese

---

mostly desert, is still better watered, through these streams and by the many fountains, than any other district throughout the whole country.
Rob. II, 602.

Eigenthümlichkeit, sagen wir, ist erst durch den neuesten Lynch-Periplus für den ganzen Umfang des Todten Meeres zum gemeinsamen Verständniss gekommen [139]).

Ein solches Delta, breit, flach, sumpfig, an der Nordspitze grün und wasserreich, an der Südecke mit Erdharz und Salz geschwängert und durch einen drei Stunden langen, eine Stunde breiten, 400—600 Fuss hohen, über den Seeschluss hinauslaufenden, aber ganz isolirt stehenden Asche-Salz-Lavaberg geschlossen, fanden die neuesten Entdecker am äussersten Südwestende des Todten Meeres. [140]).

---

139) Lynch, Narrative etc. Pag. 303.

140) In front of the ravine was a beautiful patch of vegetation, extending towards Usdum . . . . found it a broad, flat marshy delta, the soil coated with salt and bitumen, and yielding to the foot.

Lynch, Narrat. p. 306.

It is here broad and full of the like bushes and trees; and separates the N. end of Usdum from the regular cliffs of the coast. . . . the broad plain, thickly covered with bushes and trees . . . . the northern extremity of Usdum is covered with shrubs.

Robinson, II, 480—481.

La Montagne de Sel, longue de trois lieues, large d'une lieue, et haute de plus de 100 mètres.

Bulletin de la Soc. d. Géogr. Tome 2, pag. 52.
Juillet — Decemb. 1851.

Robinson fand die Höhe dieses unebenen, vom Winterregen zerrissenen Salzberges etwas geringer und redet nur von „one hundred to one hundred and fifty feet in height."

Rob. II, 482.

Auch die Länge des Berges beschränkt er auf fünf geographische (engl.) Meilen, d. i. auf zwei und eine halbe Stunde (its whole lenght a distance of two and a half hours or five geographical miles).

Das ist „*Dschebel-el-Milhh*“ (der Salzberg); „Hadschr Sedom“, „Dschebel Sedom“, „Chaschm Sedom“ (Stein, Berg, Nasenknorpel von Sodom) im Munde der Beduinen.

Dicht an diesem „isolirten Salzberge“ oder „Dschebel S'dom“ sah Hr. de Saulcy die Ueberbleibsel einer grossen Stadt, „*Cherbet S'dom*“, die Ruine von Sodom, genannt[141]).

Nach der Meinung des Hrn. de Saulcy ist kein Zweifel, dass Sodom und Umgegend in Folge eines vulkanischen Ausbruches, welcher den „isolirten Salzberg“ in die Höhe trieb, vom Grunde aus zerstört oder, wie die Schrift sagt, „umgekehrt“ (יַהֲפֹךְ *jahafok*) worden ist. Die unermesslichen Schichten von Asche und Schlacken an diesem

---

141) Djebel-Esdoum (la Montagne de Sodome), appelée aussi Djebel el-Melhh (la Montagne de Sel); non loin de là, les restes d'une grande ville, Kherbet-Esdoum (ruines de Sodome *).

Merkwürdig genug, wird der Name dieses Salzberges und der anliegenden Ruinen von den Beduinen heute noch ganz eben so ausgesprochen, wie ihn der Text des Alten Testaments accentuirt. Das Arabische سدوم, S'dom, Sedom, ist genau das סדם der heiligen Schrift.

Französische Orthographie fordert in diesem Falle ***Esdoum***, auch ***Ousdonne***, und die brittische gar ***Usdum***; werden aber diese beiden Wortformen richtig ausgesprochen, lauten sie eben so wie das arabische und hebräische Urwort von jeher gelautet hat.

Was dagegen occidentalische Gelehrsamkeit über die verschiedenen Schreibeformen dieses einen und desselben Namens commentirt, vermuthet und zusammenstellt, ist ganz überflüssig und verdient keine weitere Berichtigung.

---

*) خربة سدوم

Sodom'schen *Xurullo* sprechen allerdings für vulkanische Gewalten, und inmitten der Zerstörung, sagt Hr. de Saulcy, haben sich sogar Reste cyklopischen Gemäurs erhalten[142]).

Von Lava, Schlacken und Asche thut Robinson keine ausdrückliche Meldung; auch die cyklopischen Mauerreste hat er im Vorübereilen nicht bemerkt; wohl aber hat er sich durch den Augenschein überzeugt, dass reines lebendiges Steinsalz Hauptbestandtheil des ganzen, vulkanisch gehobenen und nur durch einen schmalen Küstenstreif vom See getrennten Berges ist[143]). Den Strandboden am Fusse des „Saltmountain" mit Salz und Erdharz bekleidet, hat, wie schon oben angedeutet, auch *W. Lynch* gefunden. *W. Lynch* hat aber auch von der Barke aus an diesem Salzberge „ein Phänomen" entdeckt, welches den übrigen Forschern vor und nach ihm in gleicher Weise entgangen ist. Wir meinen die Salzsäule, in welche der Sage nach Lot's Weib verwandelt wurde, und die man bisher als eine Schöpfung der Einbildung und des Aberglaubens in das Fabelreich verwiesen hat. Die „Salzsäule" existirt aber wirklich, wenn sich auch die ihr von St. Irenäus zuerkannten Sexualfunktionen an derselben nicht mehr zeigen sollten.

---

142) Sodome, selon notre voyageur, a dû être renversée de fond en comble par l'effet du soulèvement qui a fait surgir *la Montagne de sel* . . ., à la suite d'une éruption volcanique qui a laissé pour traces d'immenses dépôts de scories et de cendres; on trouve, dit Mr. de Saulcy, parmis les décombres, des restes de murs cyclopéens.

Jomard's Bericht, im Bulletin a. a. O. pag. 52.

143) The whole body of the mountain being a solid mass of rock-salt. — The existence here of this immense mass of fossil salt, which, according to the latest geological views, is a frequent accompaniment of volcanic action, accounts sufficiently for the excessive saltness of the Dead Sea.

Rob. II, 482—483.

Lynch's Entdeckungsmannschaft sah, zu nicht geringem Erstaunen, auf der Ostseite des Sodom-Berges, etwa ein Drittel Abstand von der Nordspitze desselben, am Eingang einer engen, tiefen, steilen Schlucht eine runde, hohe, von der Bergmasse, wie es schien, losgeschälte Säule von reinem Salz, cylinderförmig auf der Stirn- und pyramidal von der Rückseite. Der runde Säulenschaft mag 40 Fuss Höhe haben und ruht auf einer ovalen Unterlage — im Ganzen vierzig bis sechzig Fuss über dem Spiegel des Todten Meeres. Die Dicke der Säule scheint mit der Höhe zu schwinden, die Spitze ist zerbröckelt und die ganze Masse reine Crystallisation. Ein Strebepfeiler verbindet sie mit dem Berge im Hintergrunde, der Ueberzug ist von heller Steinfarbe und das Gebilde selbst, nach Lynch's Dafürhalten, eine Schöpfung der Winterregen[144]).

Diese Gründe zusammengefasst heben alle Bedenken, dass hier Sodom, die alte, grosse, prachtvolle, vulkanisch zerstörte Hauptstadt der zaubervollen „Wasser-Aue" des Patriarchen Lot gewesen ist.

---

144) Soon after, to our atonishment, we saw on the eastern side of Usdum, one third the distance from its north extreme, a lofty, round pillar, standing apparently detached from the general mass, at the head of a deep, narrow, and abrupt chasm. We immediately pulled in for the shore, and Dr. Anderson and I went up and examined it. The beach was a soft, slimy and encrusted with salt, and a short distance from the water, covered with saline fragments and flakes of bitumen. We found the pillar to be of solid salt, capped with carbonate of lime, cylindrical in front and pyramidal behind. The upper or rounded part is about forty feet heigh, resting on a kind of oval pedestal, from forty to sixty feet above the level of the sea. It slightly decreases in size upwards, crumbles at the top, and is one entire mass of crystallization. A prop, or buttress, connects it with the mountain behind, and the whole is covered with debris of a light stone colour. Its peculiar shape is doubtless attributable to the action of the winter rains.

Lynch, Narrative, p. 307.

Die Lage von Gomorrha und der übrigen, durch die Katastrophe verheerten Orte der alten Siddim-Ebene ist weniger leicht mit Bestimmtheit nachzuweisen, weil an der Südseite des Todten Meeres, an und auf den beiden Ghor-Einrandungen allerdings Ruinen vom höchsten Alterthume übrig geblieben sind, aber im Munde der Eingebornen sich keine alten Namen lebendig erhalten haben.

Sechs Seemeilen (drei Stunden) nördlich von dem „Salt mountain", am Ausgang einer tiefen Schlucht, ist ein anderes Delta, in welchem Robinson und Lynch, selbst in der heissen Jahreszeit, rinnendes Wasser, frische Bäume und grünes Strauchwerk in Fülle sahen, de Saulcy aber in der Winterperiode liebliche Thalfrische mit „tropisch-üppiger Vegetation" gefunden hat, und deswegen es auch von seinen Beduinen *Wady Mojet-Embarek,* Bach des gesegneten Wassers (?) nennen hörte. Auf einer Erhöhung am Eingang in die Schlucht entdeckte Lynch die Ueberbleibsel eines Bauwerks von behauenen Quadersteinen; die Grundlagen und ein niederes in die Schlucht hinabstreichendes Gemäuer waren allein noch übrig. Auch Spuren von künstlichen Terrassen waren noch da, und ein roh gearbeiteter Kanal zur Seite, meint Lynch, war vielleicht eine Wasserleitung, die anliegende Delta-Ebene zu befruchten. *Costigan,* auf einem früheren Versuch das Todte Meer mit Barken zu befahren, war von Nord herab bis zu diesem Delta vorgedrungen und glaubte, es könnte hier wohl Gomorrha, die Schwesterstadt von Sodom gewesen seyn [145]). Vulcanische Schlünde und erstarrte Lavaströme, welche de Saulcy in der Umgegend bemerkte, scheinen die Voraussetzung eher zu bestätigen als zu widerlegen [146]). Mit welchem Rechte

---

145) L. N. 304.

146) Cette localité est remarquable par plusieurs cratères et des coulées de laves. Jomard's Bericht über de Saulcy's Reise, im Bulletin etc. a. a. O. Juillet 1851, p. 51.

dagegen Hr. de Saulcy Gomorrha auf der Ostseite des Ghor gefunden haben will, kann beim Mangel aller kritischen Unterlage niemand sagen.

Hätte man aber dem unerschrockenen Wanderer in jener Gegend des schattenreichen Wady Kerek wirklich eine Ruine „Cherbet Sabâan“ genannt, so wäre das allerdings auf das biblische *Seboim* (צבוים), so wie auf das „Sabaah“ (صبعه) des Türken Hadschi Chalfa auszudeuten. Indessen geräth der vielleicht zu eifrige Pentapolis-Ruinen-Auffinder de Saulcy nebenher doch auch in starken Widerspruch mit seinen eigenen Behauptungen, wenn er im Ergänzungsbericht zur Umwanderung des Todten Meeres auf der *Westseite* desselben, südlich von Ain-Feschchah, „einen Krater mit grossen Ruinen, *Cherbet-Gumrân* genannt“, gefunden und in ihnen die Ueberbleibsel von Gomorrha entdeckt zu haben glaubt [147].

Sodom ausgenommen, ist von den Ruinen der übrigen Fünfstädte, wenn sie ja noch existiren, noch keiner die unanfechtbar richtige Stelle angewiesen, und muss man diesfalls erst noch genaueren, an Ort und Stelle selbst, mit Griffel und Messruthe in der Hand und arabischer

---

147) Nous nous avançames dans le Ghòr-Safyeh (Karahy-Thalschlucht). . . Ce jour-là je traversai Gomorrhe et peu aprés Seboïm, plus d'autres villes en ruine de l'époque biblique.

Archives des Missions scientif. et lit.
Janvier 1851, Pag. 54.

Un peu avant de Ghòr el-Safyèh sont des ruines, peut-être celles de Gomorrhe, puis Kherbet Sabâan (vestiges de Seboïm).

Bulletin, l. c. Juillet 1851. P. 52.

On traverse . . . Ayn-fechkhah, un cratère avec de grandes ruines, appelées ***Kherbet-Goumrân***, les restes de Gomorrhe?

Bulletin, l. c. P. 53—54.

Sitte und Rede kundig, anzustellenden Forschungen entgegensehen, was natürlich erst bei veränderten und verbesserten politischen Zuständen des Peträischen Isthmus erwartet werden könnte.

Nur *eine* Bemerkung kann man hier nicht unterdrücken. Vergleicht man die Lage der von Lynch wieder aufgefundenen Salzsäule mit der Lage der von de Saulcy ebenfalls erst entdeckten Ruinen von Sodom, so wäre Lot's Flucht aus benannter Stadt offenbar *nordwärts* zu einem *nahe* gelegenen Sicherheitsort gegangen, und nicht *ostwärts* über das vielgenannte *Ghor,* an der heutigen Ghowarineh-Ortschaft Es-Safieh vorüber und das Baumrevier hinauf zum Hüttendorf El-Mesraah, in dessen Umgegend — wohl zehn gute Stunden von Sodom [148]) — man die Ruinen des biblischen *Zoar* erkennen will. Ein befestigter Ort *Ẕoar* oder *Seghor* mag allerdings bis auf die spätesten Zeiten in der Gegend am perennen Kerekstrom gewesen seyn; aber ein anderes Städtchen dieses Namens, das kleine *Belah* oder Zoar des Patriarchen Lot, muss aller von Robinson wegen ע und غ mit grossem Aufwande linguistischer Gelahrtheit zusammengestellten Gegengründe ungeachtet, am Ende doch in dem El-Zoeirah, الزويرة, unserer Tage verborgen seyn. Dieser Name haftet an der Nordspitze des Sodom-Delta und ist von den cyklopischen Mauerresten nicht viel über eine Stunde Wegs entfernt [149]).

---

148) About eight hours to the N. of Szafye is the Ghor el Mezrah (غور المزرة) *).
L. Burckhardt 391.

149) Vom Nachtlager im Engpasse Ez-Zoairah bis zur Nordspitze des Salzbergs von Sodom brauchte Robinson nur etwa eine Glockenstunde Zeit:

---

*) Dass aber die Entfernung vom „Salzberg" Sodom über das Südghor zum ärmlichen Wohnplatz *Ez-Safye* am Karahystrom gegen drei Stunden macht, ist dem Leser schon aus einer frühern Note bekannt.
A. d. V.

Wie in der ganzen Argumentation überhaupt, so haben wir in diesem einzelnen, die Lage von Zoar betreffenden Punkte insbesondere, Text und Ansehen der heil. Schrift für uns. Wie sich am östlichen Himmel der erste Schimmer der Morgenröthe zeigte, heisst es, begann Lot zögernd seine Flucht aus Sodom; und beim ersten Strahl der Morgensonne ging er durch das Thor von Zoar ein [150].

Wie hätte der Patriarch, mit drei weiblichen Begleitern zu Fusse davoreilend, in der kurzen Frist zwischen Morgenröthe und Sonnenaufgang in das weit entlegene *Zoar* am Wady Kerek jenseits des Todten Meeres gelangen können?

Gar so Unrecht hätten also MM. de Bertou und de Saulcy mit ihren Berichterstattern am Ende vielleicht doch nicht, wenn sie ohne Scheu vor der schwer gerüsteten Yankee-Gelehrsamkeit im „Ouad-ez-Zouëra“ der Neuzeit Lot's alten Zufluchtsort beim Brande von Sodom erkennen wollen [151].

---

we set off ten minutes befor 5 o'clock . . . . we reached the northern extremity of Usdum at 5h. 50′.

Robinson, II, 479—481.

[150] וכמו השחר עלה . . . .
השמש יצא על הארץ ולוט בא צערה

Et cum ipsa aurora ascendisset . . .
Sol egressus est super terram, et Lot ingressus est Zohar.

I. Mos. 19, vv. 15 et 23.

[151] Dans ce trajet, berichtet *Mr. Callier* über de Bertou's Todte-Meer-Fahrt, il a cru retrouver l'emplacement de *Zoara*, dont l'ancien nom s'est conservé chez les Arabes. Seetzen et Burckhardt n'avaient point entendu parler de cette position, et ils en croyaient la dénomination inconnue. Mr. Bertou pense l'avoir trouvée dans les montagnes à l'ouest du lac, à quelques milles au nord de son extrémité. Cet emplacement nous paraît

Burckhardt sucht einen Mittelweg und verlegt das Lot-Zoar in die Nähe der heutigen Ghowareneh-Ortschaft Es-Safieh (Ghor Es-Safieh) am Karahystrom, etwa drei Wegstunden östlich von Sodoma; er vermag jedoch das Willkürliche dieser Annahme weder durch irgend eine in der Ghorbevölkerung fortlebende Ueberlieferung, noch durch das Daseyn alterthümlicher Ruinen zu beseitigen, und er hat deswegen auch nicht viel grössern Anspruch auf unsern Beifall als Robinson et Comp. [152]).

Selbst die höchst wahrscheinliche, ja kaum zu beseitigende Annahme, der südliche Theil des Todten Meeres, zwischen der grossen, auf der Ostseite wenigstens zu drei Viertheilen, wo nicht gar zu Fünfsechstheilen der Seebreite hereinragenden Halbinsel und dem Salzberg von Sodom, sei ursprünglich trockenes Land der Ebene Siddim gewesen und erst in Folge einer Katastrophe unter Wasser gekommen, kann an der Zoar-Sache, so wie wir sie deuten, wenig oder gar nichts ändern, weil die Entfernung von Lot's Wohnsitz zu Sodom in gerader Linie zur Kerakflussmündung hinüber auch bei dieser Voraussetzung noch sieben gute Stunden betrüge, welche Strecke keine menschliche Beweglichkeit zwischen Morgenröthe und Sonnen-Aufgang zu durcheilen vermöchte.

Die eigenthümlichste Erscheinung in der Gestaltung des Todten Meeres ist sicher diese rauhe, öde, 40—60 Fuss hohe Halbinsel, welche,

---

convenable, car la plupart des textes de l'antiquité semblent en effet l'indiquer plustôt à l'ouest qu' à l'est de la mer Morte.

Bulletin de la Soc. de Géogr. Tom. 10. Pag. 90. 1838.

152) The principal settlement of the Ghowárene is at the southern extremity of the sea; . . their village is called Ghor Szafye (غور صافيه); . . its situation corresponds with that of *Zoar*.

L. Burckhardt, Travel etc. 391.

wie die Südspitze Italiens, in Form des menschlichen Fusses, beim Knöchel angefangen bis zur äussersten Zehenspitze, vom baumreichen Moab-Strande so nahe an das Westufer des Asphaltsee's herüberreicht, dass nur ein verhältnissmässig schmaler Wasserkanal in Bosporus-Windungen offen bleibt und selbst die gegen Süd hinab sich wieder ausbreitende seichte Wasserfläche, nach Robinson's Ausdruck, einem breiten amerikanischen Strome gleicht, wenn Ebbe ist und die Untiefen trocken liegen [153].

Die dem Westufer zugekehrte Sole dieser Halbinsel und natürlich auch die schmale, auf der engsten Stelle, nach Lynch, nur 18 Fuss tiefe Kanalwindung ist — um bei dem Gleichniss zu bleiben — von der Zehenspitze zu der Ferse gerechnet, zwei Stunden, vierzig Minuten lang; die Breite aber von der Ferse zur Kerak- (el-Draah-) Mündung hinüber gaben schon Irby und Mangles auf zwei Stunden an. Die vorbenannte engste Stelle zwischen dem neuerlich „Cap Molyneux“ bebenannten Fersen-Promontorium dieser Peninsula und dem gegenüberliegenden Ufervorsprung des jüdischen Continents beträgt kaum mehr als eine engl. Meile, d. i. den dritten Theil einer Glockenstunde, was ganz der Dardanellen-Enge zwischen Sestos und Abydos, oder dem Bosporus-Schluss bei den Castellen von Anadol und Rum-Ili nahe käme, wenn nicht ganz gleich zu setzen wäre [154].

Hier sind die Dardanellen des Todten Meeres und zugleich die Grenzen zwischen dem ureigentlichen alten Asphaltsee und der in der Zeit entstandenen „Zuydersee“ der Pentapolis von Sodom.

---

153) Robinson, II, 207 und 603.

154) Robinson, II, 207, 233. Nach Lynch (Narrative, pag. 268, Sketch. Map etc.) könnte die Kanalbreite auf ihrer schmalsten Stelle $1^{1}/_{2}$ engl. Meile, d. i. eine halbe Glockenstunde betragen.

Die plötzliche Hebung des Seegrundes von 1000—1300 Fuss Tiefe zu einer Tiefe von nur durchschnittlich sechs bis achtzehn Fuss verkündet deutlich genug, dass im *„Προπέσοι“* des Eratosthenes, wie es unter den Gelehrten seines Zeitalters in Umlauf war, die Lösung des Asphaltsee-Problems zu suchen sei.

Das alte Todte Meer ist vorgerückt und hat Erdstriche vulkanisch bezwungen, welche früher ausserhalb seines Bereiches im freien Genusse der Sonne lagen.

Wo heute die Halbinsel und die bleierne Dardanellenströmung, dort war einst Schluss und Südgrenze des Todten Meeres. Und von diesem natürlichen Claustrum bis zur Queerhügel-Mauer am Wadi Arabah war die weiland blühende, reichbewässerte, von Erdharzquellen geschwängerte Siddim-Aue — das „Lectonien“ von Canaan —, von welchem heute ausser seinen höchst ungleichen Randeinfassungen in Ost und West nur das grosse, oben bezeichnete Delta im Südghor übrig geblieben ist.

Trümmer alten Mauerwerks hat die Amerikanische Bleisonde in der „Zuydersee“ von Sodom nirgend entdeckt. Die ganze Ebene scheint Weide- und Gartenland voll Baumschatten gewesen zu seyn; und die Sitze der Menschen hingen, wie es im Orient — besonders in Palästina und Syrien — noch jetzt überall Sitte ist, zu beiden Thalseiten am Hügelrande.

Von der alten Siddim-Glückseligkeit des Patriarchen Lot ist auf der Abendseite des „Neusee's“ nichts mehr übrig. Es ist diese Abendseite eine völlig verlassene, menschenleere Oede mit kleinen Busch-Oasen zwischen Aschen-, Salz- und Lavaklippen. Nur die Uferstrecke im Südost des See's, unmittelbar am Fusse der schluchtigen Moab-Berge, zwischen den beiden perennen Strömen Wady Karahy (es-Safieh) und

Wadi Kerak haben sich mit den beiden einzigen, sommerlicher Glutofenhitze ungeachtet, nahe am Seerande von Menschen bewohnten Niederlassungen Spuren alter Naturpracht bis auf den heutigen Tag erhalten.

Das sind die beiden Ghor-Ortschaften *es-Safieh* und el-Mezrâah [155].

Von dem ersten dieser beiden Dörfer und seinem dreinamigen, voll- und perennrinnenden Strom war schon oben die Rede [156]. El-Mezrâah, im Gesträuche versteckt, liegt eine halbe Stunde vom See und wird eigentlich vom zweiarmigen Wady-Hamed bewässert, mit welchem, nach Lynch, der nur periodisch wasserreiche Wady Kerek zusammenrinnt [157]. Das Oleanderbuschwerk am Ufer des unversiegbaren Stromes war achtzehn Fuss hoch, in voller Blüthe und von angenehmen

---

155) Die ständigen Bewohner dieser beiden Schlamm- und Hüttendörfer am heissesten Theile des Todten-Meer-Ufers, oder die sogenannten dunkelfarbigen und sonnenverbrannten Ghor-Leute heissen in Lynch's Bericht „Ghauráriyeh", bei Robinson aber, wie uns scheint, sprachrichtiger „El-Ghawârineh" الغوارنة, was der pluralis von الغورى el-Ghawri ist und Ghor-Bewohner bedeutet.

156) There was more water in the rivulet (Wadi el-Ahsa, وادى الاحسا) than in any of those I had passed south of Zerka. . . In the Ghor the river changes its name into that of Kerahy, قراحى, and is likewise, called Szafye, (صافيه).

Burckhardt, Travel, 401.

157) Their village, *Mezrâa* *), is on the plain, about half an hour, or one mile and a half distant.

Lynch, Narrat. pag. 342 et 354.

---

*) غور المزرعة bei Burckhardt, Travel, 391.

Duft. Ueppiges Gehölze, Acazienhaine und „Oescherbäume" mit der trügerischen Frucht des Sodom-Apfels, künstlich bewässerte Dura-, Gersten-, Waizen- und Melonenfelder mit Tabakpflanzungen und zuckerrohrähnlichem Stängelwerk bedeckten in schwelgerischer Fruchtbarkeit die Delta-Ebene [158]), und in der tiefen Zoarschlucht des Wadi Kerek rauschte unter diluvianischen Regengüssen und furchtbar wiederhallendem Donnergeroll ein Waldstrom nieder, dessen Tosen mit der schauerlichen Gewitterpracht der umliegenden Scenerie nur der Majestät und den erhabenen Schrecknissen des Niagara zu vergleichen war [159]).

Ausser den beiden nun hinlänglich besprochenen Ghor-Delta-Bächen Es-Safiyeh und El-Mezrâah rinnen — um sechs bis sieben kleinere Bächlein unerwähnt zu lassen — auf der Ostseite des Todten Meeres nur noch *zwei* reichlich und immer fliessende Wasserströme bald an Palmgruppen, an Pappeln- und Tamariskenwäldchen in schleichenden Mäandern vorüberziehend, bald in geschwätzigen Caskaden vom Felsen rauschend, aus dem hier abenteuerlich gestalteten, hier in liebliche Formen gegossenen, überall steil zerklüfteten und baumlosen, Sandstein-, Basalt-

---

158) On the banks of the stream were oleanders eighteen feet high, and in full bloom. Here too, as on the Jordan, it is quite fragrant.

Lynch, a. a. O. Pag. 342, 345 und 351.

Burckhardt, Travel 391, redet von „Wäldern", von Durra- und Tabakfeldern der Ghor-Leute: El-Ghor is covered with forests, in the midst of which the miserable peasants build their huts of rushes, and cultivate their Dhourra and tobacco fields. These peasants are called El-Ghowârene (الغوارنة). — Die in der Mezraah-Ebene cultivirten Getraidearten; die Melonen, die Weiden, die Mimosen, die Tamarisken und „andere hohe Bäume in Menge"; das „üppige Gehölze" und der Kräuterschmuck sind aus *Seetzen*, *Irby* und *Mangles* nach C. Ritter (15, 1, pag. 588) citirt.

159) Lynch, Narrat. 552.

und Lavabergen Moabs herab. Wir meinen *Wady Zerka-Mdin* und *Wady el-Modscheb,* welch letzterer in der Bibel den Namen „*Arnon*“ trägt.

Die idyllenhafte Einsamkeit und reizend fruchtbare Wildniss an der Arnonmündung hat *Seetzen* zuerst entdeckt, und weniger als vier Stunden Ruderfahrt haben auch die Yankee-Barken vom Landungsplatz bei El-Mezrâah zu dieser stillen, dem einst dattel- und traubenreichen Engaddi gegenüber liegenden *Tempeschlucht* des Todten Meeres gebracht [160]).

Aus einer sieben und neunzig Fuss weiten, von senkrechten, roth-, braun- und gelbfarbigen Sandsteinklippen schattig eingekeilt, wälzt der Arnon seine fischreiche, zwei und achtzig Fuss breite und vier bis zehn Fuss tiefe milde Flut langsam durch ein riesig hohes, malerisches Felsenthor heraus [161]). *Vor* dem Riesenthor hat sich ein, jetzt freilich nur von Weiden, Tamarisken, Röhricht, Immergrün und anderem Geschlinge wild und dicht bebuschtes, durch Kunst und Bewässerung aber leicht in ein reizendes Paradies von Dattel-, Bananen-, Limonien-, Zuckerrohr-, Waizen- und Gemüse-Anlagen zu verwandelndes Delta angelegt [162]). Weithin durch die dunkelgewundene Felsenschlucht hallt

---

160) Lynch, Narrative, P. 367.

161) The stream, now eighty-two feet wide and four deep, runs through a chasm ninety-seven feet wide, formed by high, perpendicular cliffs of red, brown, and yellow sand stone, — all worn by the winter rains into the most fantastic forms, not unlike Egyptian architecture. It was difficult to realize that some were not the work of art. . . .

In the deepest part, within the chasm, the river did not at that time exceed four feet in depht; but after passing through the delta, narrowing in its course, it is ten feet deep, but quite narrow on the mouth.

Lynch a. a. O. P. 368.

162) Aus *Seetzen's* Reise um das Todte Meer, nach C. Ritter, Erdk. 15, 1, pag. 585 *citirt.*

das Echo wieder; hoch oben in den Lüften kreist der Aar und von Engaddi herüber wirft die hinter das Judäa-Gebirge sinkende Sonne auf die einsam im Gebüsch schleichenden Arnonwellen ihren melancholisch glitzernden Abendstrahl [163]).

Ist es ein Wunder, wenn der Zauber dieser romantisch-stillen Oede mit ihren schattigumbuschten Calypso-Grotten, ihrem ewigen Frühling, ihren Bächen und ihrem Immergrün den gefühlvollen deutschen Seetzen überwältigt hat?

Ist aber die anmuthig gewundene Arnonschlucht das „Tempe", so sind die heissen Quellen der *Calirrhoë* und ihr Abfluss, der *Wady Zerka-Mâ'in*, das *Prusa*, das *Carlsbad*, das *„Schönbrunn"* des Todten Meeres.

Etwa fünf Stunden gemächlicher Barkenfahrt vom Arnon nordwärts mündet das laulicht-frische Geströme des *„Zerka-Mâin"* zum Todten Meer heraus. Im Zwischenraume strich die Barke an einem grüneingerandeten, in langem weissen Faden von der Felsen-Höhe herabstürzenden Katarakten-Bach vorüber, dessen plätscherndes Getose man im Vorüberrudern deutlich hören konnte [164]). Uebrigens sind Busch-Delta, Grotten, 80 Fuss hohes und 122 Fuss weites Felsenthor und in das Strandgebirge hinein gewundene Engschlucht mit senkrechten, bis 150 Fuss hohen, röthlich-gelben Sandsteinwänden am Zerka-Mâin wie am Arnonbach. Nur war der Strom, der in der Regenzeit eine einzige volle und über-

---

163) Lynch, pag. 368. — Vergl. C. Ritter a. a. O. S. 586.

164) At 9^{h}. we passed a stream which was visible, in a long white line, from the summit to the sea, into which it plunged, a tiny, but foaming cataract. Its whole course was fringed with shrubbery, and its brawling noise was distinctly heard.

Lynch, Narrat. Pag. 369.

wältigende Wassermasse bildet, des Sommers, als Lynch erschien, innerhalb des Thores in drei Rinnsale verschiedener Weite und Tiefe gespalten, die erst im Delta zu einem selbst dicht an der Ausmündung in's Todte Meer nicht mehr als zwölf Fuss breiten und kaum einen Fuss tiefen Volumen zusammenflossen [165]).

Die Strömung selbst geht reissend, und kaum eine (engl.) Meile innerhalb des Felsthores beginnt eine Reihe Schnellen (rapids) mit kleinen Cascaden, wo das Wasser vier, fünf, sechs Fuss hoch niederrauscht [166]). Etwa eine und eine halbe Stunde tiefer schluchteinwärts sprudeln in Zwischenräumen die schon im Alterthum berühmten und viel besuchten, jetzt in der Oede, wo nicht ganz nutzlos verdampfenden, so doch nur an wenige benachbarte Beduinen ihre Heilkraft verschwendenden heissen Quellen links und rechts aus der Felsenwand hervor.

Ob nun das „Schönbrunn“, die Kallirrhoë der gräco-romanischen Welt, im Hauptflussthale selbst oder eine halbe Stunde südlich in einer Nebenverzweigung lag, ist für unsere Zwecke völlig unerheblich, weil die Luxusbauten und künstlichen Bade-Einrichtungen doch überall gleichmässig verschwunden sind und übrigens aller Quellensprudel der Umgegend mittels des Zerkastrombettes seinen Abfluss in den Asphaltsee hat.

Reizend, wie nur die kolchische Scenerie im epheu-umrankten Indschir-Liman-Spalt, ist der Durchblick, wenn er von innerhalb des hohen, dunkeln, engen Zerka-Felsthores über den Silberspiegel des Todten

---

165) L. N. 370.

166) There was a succession of rapids, and a cascade of four, and a perpendicular fall of five or six feet. Lynch, N. ib.

Meeres auf den gegenüber liegenden „Dschebel el-Fareidis“, d. i. Paradies- (oder Franken-) Berg in der Nähe von Bethlehem fällt[167]).

Keine der Vorbedingungen irdisch-frohen Daseyns, weder gesunde reine Luft — sogar dicht am Strande des Todten Meeres, noch Fülle ewig rinnenden süssen Wassers, und in den Tieflagen ein üppiger, hohe Bäume und tropische Nahrungspflanzen tragender Humusboden fehlen am Arnon wie am Zerka irgendwo; selbst die holzlosen, im Sommer kahlen Berghöhen überzieht in der Regenzeit ein Grasteppich mit buntfarbigem Blumenschmuck. Und doch ist seit Titus Vespasianus, mit geringen Ausnahmen, der Mensch aus der nächsten Umgebung des Todten Meeres verschwunden und hat die uralte Oasen-Lebendigkeit überall dem Stillschweigen und der Verödung Platz gemacht!

Am Südrande des nämlichen Zerkathales, nahe bei der lieblichen Kalirrhoë, deren heisser Sprudel weiland so vielen Leidenden Frische und Gesundheit wiedergab, jetzt aber, wie schon oben gesagt, so gut als unbenützt in das Salzmeer rinnt, fand Seetzen (1806) die Ruinen der in den letzten Zeiten des jüdischen Staates vielbesprochenen, durch Herodes I. prachtvoll erbauten Felsenstadt und Vestung *Machärus*. Die Trümmer liegen weithin sichtbar auf der Plattform eines isolirten, steilabgeglätteten, von drei Seiten durch unausfüllbare Schluchten geschirmten, auf der vierten durch einen schwer überschreitbaren, Einhundert Ellenbogen tiefen Spalt von der nächsten Anhöhe getrennten Steinkegels, dergleichen die Natur hauptsächlich im Orient zur Sicherstellung des Schwachen gegen Vergewaltigung des Starken mit Absicht geschaffen, die Kunst häufig nachgeahmt, die erfindungsreiche Kraft der Herrsch- und Habsucht aber doch jederzeit überwunden und erstiegen hat.

---

167) Aus Irby and Mangles, Travel, nach C. Ritter a. a. O. S. 580 citirt.

Der Ort, von den umwohnenden Beduinen heute „*Mkaur*“ und „*Mschaur*“ ausgesprochen, ist wie Jericho nur gegen drei Wegstunden vom Strande des Todten Meeres entfernt und wir hätten ein gutes Recht, die malerische Schilderung, die uns Flavius Josephus über Lage und Schicksal dieses Palästina-„Aornos“ (zugleich fürstliches Schatzhaus, Staatsgefängniss und Todesstätte des Vorläufers Christi) hinterlassen hat, in den Bereich unseres Asphaltsee-Panorama's hereinzuziehen. Wir wollen und müssen aber des beschränkten Raumes wegen auf den beneidenswerthen Vortheil dieses abenteuerliche, aber romantisch-prachtvolle Naturgebilde mit dem abgeplatteten Taborkegel auf der Ebene Esdrälon, mit den waldeinsamen Felscastellen in Trapezunt, in Masanderan, in El-Soghd und in Kurdistan, und mit den kegelförmigen Kunsthügeln von Haleb und Homs zu vergleichen für dieses Mal verzichten[168].

Auch über die Oase Jericho soll die oben angedeutete kurze Erinnerung aus demselben Grunde vorderhand genügen.

Dagegen wäre es ein wesentlicher Mangel, ja eine unverzeihliche Fahrlässigkeit und ein sträfliches Versäumniss, wenn wir ohne die beiden berühmten, dicht am westlichen Strande des Todten Meeres haftenden Namen *Engaddi* und *Masada* auch nur zu berühren und durch die Lieblichkeit des einen wie durch die Melancholie des andern das Gemälde gleichsam abzurunden und auszufüllen sofort zum Schlusse eilen wollten.

Nach vulkanischer Versengung des am Südende des Asphaltsee's gelegenen Gartenlandes der Pentapolis um Sodoma war die deltaförmige

---

168) Vergl. Fl. Josephus Antqq. Lib. XIII, cap. 16, §. 3; Lib. XVIII, cap. 5. §. 2. — Id. de bello Judaic. Lib. VII, cap. 6, §. 1 und 2.

Oase von Engaddi die wonnevollste und belebteste Oertlichkeit am Westufer des Todten Meeres. Fülle süssen rinnenden Wassers, Baumschatten, weiche Lüfte, buntfarbiger Blumenschmuck und Schweigsamkeit sind ja nach den Begriffen des Morgenlandes überall die Elemente irdischer Seligkeit.

Die wohlschmeckendsten Datteln und den kostbarsten Balsam, wie ihn nur Jericho, Arabia Felix und Babel kennen, sagt Flav. Jos., liefern die Palmen und die Balsamstauden von Engaddi 169)), wo König Salomo seine Weinberge, seine Terrassengärten und seine versiegelten Brunnen hatte.

Diese Engaddi-Herrlichkeiten, wenn sie auch nicht in ihrer ganzen Fülle unvermindert bis auf unsere Zeiten herabgekommen sind, haben im Wesentlichen doch wenigstens die Stürme des grossen jüdischen Aufstandes sammt Hadrians Verödungsedicten siegreich überlebt. Noch St. Hieronymus (400 n. Chr.) nennt die alte Palmenstadt En-Gaddi — zur Zeit des letzten Nationalkampfes Distrikts-Hauptort und Sitz eines der eilf Revolutionscomité's von Judäa — einen vornehmen und sehr grossen Flecken am Todten Meere.

Mit St. Hieronymus verschwindet En-Gaddi gleichsam aus dem Gedächtniss der Menschen, und was immer vom Beginn des fünften bis gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts über diese Balsam-Palmen-Oase ergangen ist, findet sich nirgend aufgezeichnet.

Nach einem Stillschweigen von mehr als vierzehn Jahrhunderten hat im Frühling des Jahres 1838 der gelehrte Amerikaner *Ed. Robinson*

---

169) *Φοίνιξ ὁ κάλλιστος καὶ ὀποβάλσαμον.* Antiq. IX, 1.

gegen die Mitte des westlichen Asphaltsee-Ufers Quellbach und Oase „*Ain-Dschedi*“ entdeckt und nach den flüchtigen Eindrücken ephemeren Aufenthalts seit Flav. Josephus wieder die erste Beschreibung der zaubervollen Oertlichkeit in das Abendland zurückgebracht.

Das Neueste und Beste hat aber auch hier, zehn Jahre später, Robinson's Landsmann *W. F. Lynch* gethan, welcher drei gute Wochen Rast und Haupt-Zeltstation in dieser lieblichen Oede hatte.

Zwischen beide Epochen ungefähr in die Mitte hinein fällt Semilasso's berühmter „Gang“ und anakreontisch weiches Lob der Ain-Dschediquelle, deren „merveilleuse végétation“ und buntfarbigen Blumenteppich *Mr. de Saulcy* vor noch kaum drei Jahren (1851) zuletzt gepriesen hat.

Ist aber auch die heute von den Eingebornen wie von den bedeutendsten neueren Palästina-Wanderern „Ain-Dschedi“ benannte Oertlichkeit wirklich das „En-Gaddi“ der heil. Schrift?

Wo sind die Palmen, wo Salomo's Weinberge, wo die Balsamstauden und die vielen Menschen der grossen Stadt?

Das alles ist verschwunden! Nur was der Mensch nicht zerstören konnte, die weichen Tinten der Luft, der nie versiegende Quellstrom, das Röhricht, der Schatten, das unvertilgbare Baum- und Buschwerk, die Terrassen, das zarte Grün und die menschenleeren Troglodytenwohnungen mit dem alten Namen sind geblieben.

Das hebräische עֵין גְּדִי „Ain-Gedi“ oder „En-gedi“, wie der Urtext überall accentuirt, haben die Uebersetzer der Septuaginta in correcter Nachahmung morgenländischer Vocalisation durch *Ἐγγαδδὶ* ausgedrückt und durch Zuthun St. Hieronymi ist diese Form für den ganzen Occident bis auf den heutigen Tag Styl und Maass geblieben. Das jüdische עֵין und das arabische عين „die Quelle“, ist wie גְּדִי und جدى „das Böcklein“ ganz und gar dasselbe Wort; denn dass aus dem hebr. ג bei den Arabischredenden überall ج geworden ist, weiss ohnehin jedermann, so dass *Ain-Dschedi* und Engaddi in gleicher Weise mit „Böckleinsbrunn“ zu übersetzen sind.

Dagegen ist Ezechiel's עֵין עֶגְלַיִם *Ain (En) Aglaim*, „der Zweikälberbrunn“ bei den Neu-Palästinabewohnern in *Ain-Terabeh* oder *Ain-Feschchah* übergegangen, wenn diese Brunn-Namen etwa nicht schon ursprünglich und vor der hebräischen Benennung dagewesen sind[170].

Wie hat sich aber das weiland gepriesene Engaddi den neuesten europäischen Besuchern heute dargestellt?

Die am Westufer des Todten Meeres steil und geradlinicht von Nord nach Süd streichende hohe und öde Klippenwand mit ihren „unzähligen“, enge und tief eingebrochenen Giessbachschluchten (Wadi) kennt der Leser zur Genüge aus dem, was wir bereits früher angedeutet

---

170) Der Beduinendistrikt um Ain-Dschedi heisst wie in den Tagen Josua's noch heute „Hasasa“; und man begreift daher leicht, wie vor Alters Engaddi von dem Reichthum seiner Palmen auch als „Hasason-Thamar“ (Palmen-Hasasa) erscheinen konnte. Hatten nicht in der Homerischen Welt Götter und Menschen für ein und dasselbe Ding ebenfalls zwei verschiedene Benennungen?

Mehr als wahrscheinlich ist auch das „*Sebbeh*“ der heutigen Anwohner des Asphaltsee's nur der uralte Name des schwer zugänglichen Tafelfelsens, auf dessen Plattform die Hasmonäischen Priester-Könige die Vestung ***Masada*** — das Trapezunt des Todten Meeres — errichtet haben.

haben. Und ein vom Strande des Todten Meeres zwischen zwei solchen tiefdunkeln Giessbachschluchten sanft ansteigendes, terrassig abgestuftes deltaförmiges Planum inclinatum mit einer fettleibigen, unten und in der Mitte abenteuerlich zerrissenen und künstlich ausgehöhlten, oben aber plattgedrückten, fünfzehnhundert Fuss hohen Felspyramide im Hintergrunde denkt sich selbst die matteste Phantasie ohne Schwierigkeit.

Die Quelle aber sprudelt nicht wie weiter nördlich die schöne *Ain-Terabeh* am Fusse des Berges aus dem flachen Boden der Schiefebene herauf; sie stürzt tief im Innern der Schlucht und hoch oberhalb der Deltaspitze aus dem Spinachristi-Schattenbusch einer 500 Fuss hohen Steilterrasse mit Stromesmacht hervor, wird aber des Wasserreichthums ungeachtet, wenigstens in der heissen Jahreszeit, ohne ganz das Todte Meer zu erreichen, vom glühenden Deltaboden so vollständig aufgetrunken, dass sie die kleine, nach de Saulcy, während der Regenzeit mit tropisch-üppiger Vegetation überzogene untere Delta-Ebene bis auf einen dunkeln grünen Doppelstreifen und zerstreut stehende Gummi-Acacien und Tamariskenbäume, wo nicht öde und ausgebrannt, doch lange nicht so fett und grasreich erscheinen lässt, wie sie Lynch's Vorgänger Robinson geschildert hat 171).

Robinson war vom Judäa-Gebirge zum Quellensprudel und seinem dunkeln Schattendickicht in noch feuchter Jahreszeit herabgekommen; Lynch dagegen hat sich der Scene unterhalb vom Meere her genähert bei schon übermächtiger Trockenheit und Sonnenglut, ohne beim ersten Vorüberfahren die hoch oben sprudelnde Stromquelle und ihr Buschdickicht selbst zu sehen. Daher die Ungleichheit des ersten Eindrucks

---

171) Vergl. Robinson, II, 214 der engl. Ausgabe. — C. Ritter, 15, 1, S. 647 bis 649. — Lynch, Narrative, S. 290.

und die im Grunde einander widersprechenden Schilderungen der *Ain-Dschedi*-Herrlichkeiten. Zum Unglück fand Lynch die zu Robinson's Zeiten von Arabern der Nachbarschaft mit Getreide und verschiedenen Gartengewächsen reichbepflanzten Delta-Terrassen kurz vorher durch einen feindlichen Beduinenhaufen geplündert und verheert.

Unter den Sträuchern und Bäumen des undurchdringlichen Strombett-Dickichts fanden sich die Tamariske und der Nelken-Oleander in überwiegender Zahl. Auf der „staubigen Delta-Ebene" dagegen machten der Lotus und der Sodomsapfelbaum (Oescher) mit seinen zarten, schmalen, glockenförmigen Purpurblüthentrauben neben der Felsenrose, der gemeinen Nelke, dem Eibisch, der Aleppo-Senna und der geruchlosen gelben Reseda den ganzen Schmuck [172]).

Dieses En-gaddi-Delta, an der Basis wenig über eine Viertelstunde breit und von der Spitze bis zum Strand herab auch nur etwa eine halbe Stunde lang, schien den lagernden Amerikanern im Ganzen ein dürrer und trauriger Aufenthalt, bis endlich gegen das Ende der ersten Woche ihrer nautischen Untersuchung durch eine einzige Abendscene die verborgene Quellenpracht zum Vorschein kam und die staubige En-Gaddi-Wildniss in der Einbildung der versengten Yankee's wie durch plötzlichen Zauberschlag in ein reizevolles Paradies verwandelt wurde.

Erhitzt durch die Glut des Tages und im Gemüthe tief erschüttert durch die sturmvollen Frühlingsberichte aus Occident (1848) ging Capitän Lynch mit seinen Gefährten das Strombett hinauf gegen den schattigen Felsenspalt, um in der Kühle der noch unbesuchten Schlucht das Labsal eines frischen Bades zu geniessen. Am Fusse des Kegelberges

---

172) Lynch, Narrat. 290.

fesselte der Anblick einer in der Felswand mit Marmorschwellen und gewölbten Fensterbogen kunstreich ausgemeisselten jetzt unzugänglichen Höhlenstadt zuerst den Schritt der Wanderer; aber das von Ferne aus der Schlucht herbrummende Gemurmel des Caskaden-Stromes und die Sehnsucht nach dem Schatten der engen Schlucht trieb sie fort unter Tamarisken, Oleander und Röhricht zur „Egeria aller Brunnen" hinein[173]).

Weit im Rohrdickicht, von Buschwerk gleichsam eingewölbt und tief versteckt im Schatten der Purpurfelsen und im milden Grün schwellender Vegetation rauscht mit lieblichem Gemurmel über, unter und neben dem Gestein von Becken zu Becken hüpfend und mit seinen Krystallarmen das Felsenrevier breit umspannend der Wunderbrunn von der buschigen Steilhöhe in die Dunkelschlucht herab. So strotzend und blumensaftig ist am Stromrande der Pflanzenwuchs, dass sich das Buschwerk durch die eigene Schwere niederbeugt und bogenförmig über dem Geströme wölbt.

Diana selbst, die jungfräuliche Waldgöttin, mit ihren jagenden Najaden hätte keine verborgenere Badestelle finden können,

> Hic Dea silvarum venatu fessa solebat
> Virgineos artus liquido perfundere rore.
> Ovid. Metamorph. lib. III, fab. 2, v. 163.

Des lauwarmen, in der Luft sich bald kühlenden Wassersprudels war eine solche Fülle, dass von Lynch's Gefährten jeder sein abgesondertes busch-umschlossenes Becken zur Erfrischung wählen konnte [174].

---

[173]) . . . but the sound of the running stream, and the cool shadow of the gorge were too inviting, and advancing through tamarisk, oleander and cane, we came upon the very Egeria of fountains.
Lynch, N. 323.

Der Contrast zwischen dem Schattendunkel tief unten in der Schlucht und dem hoch oben im Buschwerk sonnig funkelnden Geglitzer der krystallhellen Cascadenflut war wundervoll!

Erfrischt und neugestärkt gingen die Wanderer nach dem Grottenbade wieder in ihr Lager zurück, sassen bei Ueberfluss an süssem Wasser, Zucker und frisch indessen von Jerusalem hergebrachten Limonien im Schatten der offenen Zeltdächer und freuten sich — von der kühlen Luftströmung abendlich angefächelt — ihres Daseyns in Fröhlichkeit und Lust, während in Europa die Grundfesten der alternden Gesellschaft wankten und alle Lebens-Freudigkeit aus den verzagenden Herzen der Menschen entflohen war.

Das Andenken an diese Engaddi-Scene hat die Heimkehrenden selbst in das entlegene Amerika zurückbegleitet, und es ist nicht wenig eigenthümlich, dass einer der glücklichsten und wonnevollsten Lebenstage dieser Fremdlinge mit jener Oertlichkeit zusammenhängt, die wir bisher nur als Aufenthalt der Verödung und des Gräuels und als Landschaft zu denken pflegten, wo *„umbra mortis et nullus ordo, sed sempiternus horror inhabitat.“*

---

[174] Far in among the cane, embowered, imbedded, hidden deep in the shadow of the purple rocks and the soft green gloom of luxuriant vegetation, lapsing with a gentle murmur from basin to basin, over the rocks, under the rocks, by the rocks, and clasping the rocks with its crystal arms, was this little fountain-wonder. . . . Diana herself could not have desired a more secluded bath than each of us took in a separate basin.
L. N. 323.

Von der nur etwa ein paar Stunden weiter nördlich nahe an der See aus dem Boden hervorsprudelnden Quelle *Ain-Terabeh* kann nach En-Gaddi kaum mehr viel zu sagen übrig bleiben, obgleich ein schmales, von dem Quirl genährtes, saftig und dunkelgrünes Rohrdickicht mit einer nicht zu verachtenden Salzwüsten-Vegetation im Gegensatze zur schauerlichen Oede der Umgebung auf die Phantasie des Wanderers auch hier seine Wirkung nicht verfehlt.

Hätte *Masada* oder *Sebbeh,* wie es die Beduinen gegenwärtig nennen, niemals eine höhere politische Bedeutung und eine kunstvollere Gestaltung gehabt, als heut zu Tage in seiner Oede und Verlassenheit, so dürfte dieses einsam am schluchtigen Rande des Todten Meeres stehenden, mit Trümmern bedeckten, sonnenverbrannten und bis gegen zwölfhundert Fuss hohen Tafelfelsens selbst in einem ersten Periplus des Asphalt-See's kaum mehr als flüchtig und im Vorübergehen zu gedenken seyn. Es ist ja nur ein Glied der abenteuerlich gezimmerten, wild-romantischen und langgestreckten westlichen Uferkette des Todten Meeres.

Seit wenig mehr als einem Decennium weiss man nun zwar, dass die Schaubühne des letzten blutigen Aktes der jüdischen National-Tragödie auf *Masada* gewesen ist und dieses weiland berühmte Felsencastell an natürlicher Unbezwingbarkeit nur mit *Gibraltar,* an Todesmuth seiner letzten Vertheidiger aber nur mit *Numantia* verglichen werden kann.

Dieser Kunde ungeachtet wäre uns über das Masada-Trauerspiel und seine Oertlichkeit hier umständlich zu verhandeln doch auch nur erst dann gestattet, wenn *nach* Robinson's und Semilasso's Fernschau von En-Gaddi auf die von halbweg nach Sodom herüberleuchtende Plattform-Ruine nicht *Wolcott* und *Tipping*, *Lynch* und *de Saulcy* durch erschöpfende Localberichte alles, was Flav. Josephus über die Vergangenheit geschrieben und sie selbst mit eigenen Augen über die Zustände der Gegenwart beobachtet haben, auf's beste zusammengestellt und durch ihre Arbeiten allen weiteren Commentatoren gleichsam den Redestoff vornweg entzogen hätten [175]).

Das von anderen gut und vollständig Gesagte aber, ohne dem Gegenstande einen neuen Gesichtspunkt abzugewinnen, noch einmal zu sagen und die eben genannten Forscher geradefort zu copiren, erlaubt der Ernst und die Strenge einer akademischen Denkschrift nicht.

---

175) Vergl. Flav. Joseph. de Bello Judaic. Lib. VII, cap. 8 et 9. — Robinson, II, 214 und 240. — Lynch, Narrat. S. 328. — de Saulcy in der Revue des deux Mondes, I. Février 1852.

ABHANDLUNGEN

DER

HISTORISCHEN CLASSE

DER KÖNIGLICH BAYERISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

ACHTEN BANDES
ZWEITE ABTHEILUNG.
IN DER REIHE DER DENKSCHRIFTEN DER XXXII. BAND.

MÜNCHEN.
1857.
VERLAG DER K. AKADEMIE,
IN COMMISSION BEI G. FRANZ.

Das

Albanesische Element

in Griechenland.

I. Abtheilung.

Ueber Ursprung und Alterthum der Albanesen.

von

Dr. J. Ph. Fallmerayer.

Das

Albanesische Element

in Griechenland.

I. Abtheilung.

Ueber Ursprung und Alterthum der Albanesen.

Von

Dr. J. Ph. Fallmerayer.

Mit der Zerstörung von Korinth, der üppigen und prachtvollen Hauptstadt des Achäischen Bundes, durch den römischen Consul Mummius um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. sind die hellenischen Freistaaten, und mit Eroberung Konstantinopels durch die Osmanischen Türken um die Mitte des XV. Jahrhunderts nach Chr. ist das gräco-hellenische Imperium von Byzanz aus dem Bereich der europäischen Literatur ausgeschieden, wo nicht gar im Gedächtniss des civilisirten Abendlandes selbst erloschen.

Die Notizen, wie sie über das griechische Byzanz der Comnenen, der Angeli und der Paläologen durch die Kreuzheere nach Europa gekommen, haben sich gleich einem Fossil bis auf die neueste Zeit fortgeerbt. Herkulanum und Pompeji hat die Asche des Vesuvius zugedeckt; über die Völker des Illyrischen Continents aber hat die Herrschaft der Osmanli eine Rinde gezogen, unter der sie 400 Jahre lang fortgekeimt und lebendig geschlummert haben, bis endlich in unsern Tagen die Pflanze in ihrer Wiederverjüngung die Hülle durchbrochen und auf die Oberfläche heraufzutreiben angefangen hat.

Ohne nähere Prüfung dachten wir uns beim Ausbruch der griechischen Insurrection die weite Ländermasse zwischen der Untern Donau und dem Süd-Cap des Peloponnesus schon seit der Periode Alexanders von Macedonien und seiner Diadochen von einer Nationalität ausgefüllt, die durch Gleichheit des Bluts, der Sprache und des Glaubens vor wie nach Christus in ein unauflösbares Ganzes verschmolzen war und insgesammt den Typus der Hellenen trug.

Nebenher zeigte es sich freilich bald genug, dass auf diesem homogengedachten byzantinischen Continent einzelne Theile die nicht ganz hellenisch klingenden Benennungen Bosnien, Serbien, Bulgarien, Slawo-Thrakien, Herzegowina und Czernagora trugen. Dieses Bewusstsein hat aber den hellenischen Einheitsglauben der Europäer nicht zu stören vermocht, weil es ja auch im eigentlichen alten Hellas neben Attika und Lakonia noch Landschaften gab, die man Akarnania, Thessalia, Aetolia, Phokis, Elis und Arkadia nannte. In Czernagora und Radowitz etwa unhellenische Elemente zu wittern, ist in der Ueberzeugung, dass doch überall nur Alt-Hellas unter der Rinde schlummern könne, während des Kampfes niemanden in den Sinn gekommen.

Kaum hatte aber die Insurrection, wenigstens im edelsten Segment des Imperiums von Byzanz, ihren Triumph gefeiert, und ein „Königreich Hellas“ in das Gremium des europäischen Staatenthums eingefügt, als die europäische Literatur — denn von anderen Dingen und Potenzen wird hier nicht geredet — über die Frage, „wie das emancipirte Bruchstück von Byzanz staatlich zu constituiren sei“, in die zwei entgegengesetzten Lager der *Idealen* und der *Realen* auseinander ging. Die Idealen waren überzeugt, es brauche nur einen kurzen leichten Schliff, um das aufgegrabene Kleinod vom türkischen Schorf zu säubern und es wieder den Glanzpunkt politischer und geistiger Ueberlegenheit einnehmen zu sehen, den es weiland an Rom verloren hat.

Man kann es den Griechen in der That nicht verübeln, wenn sie die Ansicht der *Idealen* mit Enthusiasmus zu der ihrigen machten und den unvermittelten Sprung aus der trostlosen Niedrigkeit osmanischer Knechte zum Rang der ersten und tonangebenden Nation des Erdbodens ganz nach ihrem Geschmacke fanden. An der Fähigkeit, die neue Position mit Nachdruck und Würde zu behaupten, konnten sie unmöglich zweifeln, da man sie von allen Seiten her einer angebornen Superiorität über alle andern Völker zu versichern nicht vergass.

Dagegen fanden die *Realen* bei näherer Prüfung des emancipirten Materials ein so wesentlich verschiedenes Ergebniss, dass ein viel bescheideneres und viel demüthigeres Auftreten des neu geschaffenen Königreichs räthlich schien. Statt die neue politische Existenz an das alte Hellas anzuknüpfen, hätte man, wie es sich überall zeigte, weit klüger gethan, für die zu begründende Ordnung der Dinge in Griechenland vielmehr die vier letzten Jahrhunderte des christlichen Autocratenthums von Byzantium als Maass und Ausgangspunkt anzunehmen. Die richtige Kenntniss der geistigen Zustände Griechenlands, seines Vermögens und seiner Tragfähigkeit — quid valeant humeri, quid ferre recusent — kann man nur aus dieser Quelle schöpfen.

Es war hier wieder einmal das Problem zu lösen, ob man im neuen Europa ohne alle Rücksicht auf die Natur der materiellen Unterlage und der psychischen Elemente, auf ihren Ursprung und auf ihre Vergangenheit, blos aus der Phantasie einen Staat construiren könne, wie Platon seine Republik, oder ob der neue Schöpfungsact an Bedingungen gebunden und von Schranken umschlossen sei, deren Umgehung und Durchbrechung menschlicher Weisheit ewig unmöglich ist.

Was in Europa anfangs niemand wollte, und was selbst noch heute nur mit Widerwillen betrieben wird, das Studium der Epoche von Byzanz, gewinnt als einzig wichtiger Leitfaden im hellenischen Labyrinth mit jedem Jahre an Dringlichkeit.

Wie die Dinge heute stehen, ist es nicht zu viel gesagt, dass die *Idealen*, ohne deswegen ihre Existenz zu gefährden, der Nothwendigkeit an die *Realen* wesentliche Zugeständnisse zu machen und die lang verweigerte Isonomie endlich zu gewähren, nicht mehr entgehen können.

Gegen die Zulassung einer byzantinischen Slawen-Periode, nachdem sie bereits die Sanction der Wissenschaft erhalten hat, darf man sich von jetzt an um so weniger sträuben, als der lebendige Beweis ihres Daseins noch jetzt vom Ister bis in die Nähe des Macedonischen Olympus reicht und die letzten Spuren, dass es einst noch viel schlimmer war, vom hellenischen Boden selbst heute noch nicht ganz verschwunden sind.

Aber selbst mit dieser nicht unwesentlichen Errungenschaft ist die *reale* Seite der „Wissenschaft von Byzanz“ noch nicht befriedigt; sie verlangt noch ein zweites Opfer, das an Bitterkeit selbst das erste vielleicht noch übertrifft.

Nicht weniger als die Hälfte des neugriechischen Königreichs, wie es heute ist, wird mit Einschluss der edelsten und auf's eifersüchtigste bewachten Theile des alten Hellas von der historischen Kritik als Eigenthum des aus Epiro-Illyrien eingewanderten halbbarbarischen Volkes der Albanesen vindicirt.

Hier ist der Streit um eine „Actualität und um ein Jetztsein“, nicht um bereits überwundene Zustände und um eine Vergangenheit, die der Mensch überall so leicht und so schnell vergisst.

Wenn der Idealismus diesen letzten Act demüthiger Unterwerfung unter das strenge Imperium der Wissenschaft, wo nicht völlig zu vereiteln, doch wenigstens nach Kräften zu verkümmern und so lange als möglich zu verschieben sucht, darf man seinem Bestreben, so vergeblich es auch seyn mag, die schuldige Achtung doch nicht versagen. Oder ist es etwa ein Glück, wenn *ein* Ideal nach dem andern verschwimmt und die trostlose, dürre Wirklichkeit sich uns überall entgegenstellt?

Wer einmal zum Bewusstsein gekommen ist, dass nicht mehr der „althellenische Gedanke“, sondern das anatolische Kirchendogma Einheit, Seele und Substanz der christlichen Völker des Illyrischen Continents ist, der wird mit Ruhe auf die langen und leidenschaftlichen Reden und Gegenreden horchen, die man über das Mehr oder Weniger, oder auch über das Gar-Nicht des albanesischen Elements in Griechenland vernimmt.

Die gegenwärtige Phase der Streitfrage zu zeigen und durch sorgfältiges Abwägen der beiderseits in's Spiel gebrachten Argumente auf ein sicheres Endergebniss hinzudeuten, wird als Zielpunkt der folgenden Abhandlung hingestellt. Nüchtern, klar und von allen Parteien zugestanden sind in der albanesischen Streitfrage nur folgende Punkte:

1) Es gibt auf der Illyrischen Halbinsel ein Volk, dessen Sprache in Bau und Kern weder mit der griechischen, noch mit der türkischen, noch mit den im grössten Theile der Süd-Donauländer heute gesprochenen slawischen Dialecten auch nur die entfernteste Aehnlichkeit hat.

2) Dieses Volk nennt sich selbst *Schkjipetar;* das Land aber, in welchem es von jeher wohnte, heisst es *Schkjiperia* oder dialectisch *Schkjipenia.* *).

3) Bei allen übrigen Nationen in der Nähe wie in der Ferne ist

---

*) Die Lesearten *Schkjipetar*, *Schkipetar* und *Σκιπετάρ* sind als gleichlautend zu betrachten und werden hier ohne Unterschied gebraucht.

dieses Schkjipetarenvolk seit seinem ersten Auftreten in der Geschichte unter dem Namen der *Albanier*, *Albanesen*, *Arbaniten* und *Arnauten*; sein Wohnsitz aber als *Albania*, *Arbania* und *Arbenia* bekannt.

4) Heimatland oder Ursitz, in welchem die beglaubigte Geschichte das Volk der Albanier zuerst entdeckt, ist der gebirgige, meistens rauhe, etwa einhundert Stunden lange und nirgend über dreissig Stunden breite, südlich vom Ambrakischen Golf, nördlich vom Skodra-See, westlich vom jonisch-adriatischen Meere und östlich vom Pindusgebirg eingekeilte, schmale und zerrissene Küstenstrich, von welchem die Südhälfte im Alterthum *Epirus*, die nördliche aber *Illyria* hiess.

5) In der vorchristlichen Zeit wird weder das Volk noch das Land der Albanier irgendwo genannt.

6) Nur auf der akademischen Bibliothek zu Alexandria existirte im zweiten Jahrhundert nach Chr. eine vereinzelte geographische Notiz vom Dasein einer Stadt *Albanopolis*, eines „*Ἀλβανὸν ὄρος*“ und eines Volks der *Albanier* am Grenzsaume von Epirus und Illyrien.

7) In die Geschichte handelnd eingetreten sind die Albanier in ihrer Eigenschaft als Unterthanen von Byzantium nicht vor dem Ende des *eilften Jahrhunderts* der christlichen Zeit. Selbständig und erobernd aber sind die Albanier zu gleicher Zeit mit den Türken gar erst im Beginn des *vierzehnten Jahrhunderts* n. Chr. auf dem politischen Schauplatz erschienen.

8) Das Volk der Albanier, Arnauten oder Arbaniten zerfällt in die zwei Hauptstämme der *Geghen* und der *Tosken*, die zwar beide dieselbe Grundsprache reden, dialectisch aber, wie etwa Hochdeutsche und Plattdeutsche, oder gar wie Deutsche und Dänen so weit auseinander gehen, dass sie sich ohne Mittelsperson entweder gar nicht, oder doch nur mit Mühe gegenseitig verstehen können.

9) Die Grenzscheide zwischen Geghen und Tosken bildet der Fluss *Schkumbi* (Genusus) *), an dessen oberen Zuflüssen man als *Elbassan* noch heute das alte *Albanopolis* der Alexandriner erkennen will.

10) Vom Schkumbi nordwärts bis zur Markscheide von Montenegro hinauf ist *Geghenland;* südwärts vom genannten Flusse bis zum Golf von Arta (Ambracia) herab ist alles von *Tosken* angefüllt.

11) Die heute unter dem gemeinsamen Namen *Albanien* bekannten Wohnsitze der *Geghen* und der *Tosken* haben weder im Alterthum noch in neueren Zeiten so wenig als die Sondertheile Germaniens jemals eine politische Einheit gebildet.

12) Die albanesischen Volksstämme der *Geghen* und der *Tosken* sind weder ausschliesslich auf das Areale von Albania propria beschränkt, noch füllen sie dasselbe für sich allein vollständig aus.

13) Ein beträchtlicher Theil des Albanischen Stammes hat sich theils erobernd, theils friedlich colonisirend in den Nachbarländern des Illyrischen Continents, sogar in Süditalien und auf Sicilien niedergelassen, und viele Districte ihres eigenen Landes sind dagegen noch heute von Nichtalbanesen, von Slawen, Griechen und Walachen bewohnt.

14) Ein gewisser Theil der Schifffahrt und Ackerbau treibenden Bevölkerung des Königreichs *Hellas* sind aus Albanien eingewanderte Schkjipetaren, Arnauten oder Arbaniten, die noch heute Albanesisch reden, Toskischen Stammes sind und insgesammt dem anatolisch-orthodoxen Bekenntniss angehören.

15) Die Albanier, Arbaniten oder Sckjipetaren sind kein Kulturvolk, haben keine Nationalliteratur, ja, gewisse erst unlängst durch *Hahn*

---

*) Auf der Kiepert'schen Karte der Europ. Türkei 41° Nordbreite.

aufgefundene Localschriftzeichen abgerechnet, nicht einmal ein gemeinsames Alphabet, haben auf geistigem Gebiete während einer Jahrtausende füllenden Existenz auch nicht das geringste geleistet und den lebendigen Beweis geliefert, dass ein Volk, wenn es sich nur den allgemeinen Bedingungen menschlicher Gesittung unterwirft, dabei mannhaft und streitbar ist, auch ohne Wissenschaft, ohne Akademie, ohne Kunst und sogar ohne ABC leben und seine Urkraft selbst inmitten hochgebildeter Nationen ungeschmälert bewahren kann.

16) Die Albanesen huldigen überall dem Stillstand, dem Maass der Selbstbeschränkung und dem stöckischsten Conservatismus, wie ihn nur der ewig bewegungslose, in sich selbst erstarrte Orient versteht.

17) Die Albanesen, wo sie immer ihr Naturell frei entfalten können, sind überall selbstsüchtige, meuterische, unzuverlässige und selbst als Christen grausame, dagegen aber rührige, unerschrockene, sparsame und hartknochige Handarbeiter, Schiffer, Bauern und Soldaten, denen man nicht mit allgemeinen Ideen, mit Gefühlspolitik, mit zünftiger Weisheit und mit philosophischen Weltbeglückungstheorien kommen darf. —

Controvers dagegen und zum Theil mit leidenschaftlicher Heftigkeit bestritten sind heute noch die Fragen:

a) über die Origines des Albanesen-Volkes;

b) über die Natur seiner Sprache im Allgemeinen und ihrer gegenwärtigen Bestände insbesondere;

c) über Bedeutung, Herkunft, Gebrauch und Ausdehnung der Lands- und Volksbenennungen *Albanien*, *Schkjipetar*, *Geghe*, *Toske*, *Albanier*, *Arnaut* und *Arbanit*, und endlich

d) über das Ausströmen der Albanesischen Volkskraft in fremde Himmelsstriche, namentlich über Zeitpunkt, Maass und Belang der von der einen Partei abgeläugneten, von der andern aber festbehaupteten und vollständig bewiesenen allgemeinen Ueberrieselung Altgriechenlands durch die Albanier, Arbaniten oder Schkjipetaren.

Wer sind die Albanesen? Sind sie Autochthonen, d. h. sind sie ein Volk, welches schon *vor* Anfang aller Geschichtskunde im Lande war? oder sind sie erst in historischer Zeit eingewandert, und wenn so, in welcher Epoche, wie und woher sind sie nach Albanien hereingekommen? Sind sie im Lande so alt wie die Pelasger, oder sind sie zugleich mit den Hellenen eingezogen, oder hat sie gar erst in späterer Zeit, wie die Hunnen, die Alanen, die Bulgaren, die Awaren und die Slawen eine Welle des grossen Völkersturms hergespült?

Die Albanesen selbst, denen hierin natürlich die erste Stimme gebührt, haben in ihrer eigenen Sache soviel als nichts geleistet. Marinus Barletius, der Biograph Skanderbeg's, war von Geburt zwar ein Geghe'scher Albanier aus Skodra, an Sitte aber, an Wissenschaft, Religion, Denkweise und Bildung war er ganz Lateiner von Venedig, und sein Heldenbuch hat in der historischen Kritik keinen höhern Werth als Quintus Curtius Rufus unter den Geschichtschreibern Alexanders von Macedonien.

Das Verlangen irgend eine verlässige Kunde über die eigene nationale Vergangenheit zu erfahren, ward in Albanien bis auf den heutigen Tag noch von niemand empfunden. Weder in der Politik noch in der Wissenschaft hatte dieses Volk je einen gemeinsamen Gedanken, und es scheint auch nicht, dass den Albanesen über den beschränkten Horizont der Familie und des Clan's, des Privaterwerbes, des Eigennutzes, der Gehässigkeit und der Rache hinauszudringen je das Bedürfniss angewandelt hat. Albanien ist die Heimat der kurzen Gedanken, das Vorrathshaus physischer Kraft, das Land, welches freiwillig weder sich selbst noch anderen gehorchen will; Albanien ist das Element, welches stets verneint und bei welchem Anarchie und Gesetzlosigkeit gleichsam die Seele und der Lebensodem ist.

Bei den griechischredenden Nachbaren aus der classischen Vorzeit wird ausser der flüchtigen Notiz des Alexandrinischen Geographen, wie oben bemerkt, der Name Albanien und Albanier gar nicht genannt.

Dass aber ein Volk der „Arbaniten" und eine Schluchtenstadt „Arbanon" im byzantinischen Reiche wirklich existire, haben uns gegen den Schluss des eilften Jahrhunderts n. Chr. zuerst die kaiserliche Princessin *Anna Komnena* und bald nach ihr der Hofhistoriker *Georg Skylitzes* kund gethan. Die ersten Pinselstriche aber zum Verständniss des Nationalcharakters und der politischen Bedeutung der Albanier wurden erst beim Erlöschen des gräko-romanischen Staatslebens im 14. und 15. Jahrhundert durch die Byzantiner Nicephorus Gregoras, Johann Cantacuzenus, Georg Phrantzes und Nicolaus Chalkokondylas hingestellt. Zuverlässigere Andeutungen über Sprache, Vergangenheit und Nationalität der Arbaniten sind aber auch hier nicht zu finden und das albanesische Volk selbst wird von der Mehrzahl der benannten Hof-Memoirenschreiber ohne alles nähere Verständniss und ohne nähere Unterscheidung bald Arbaniten, bald Albanier, bald Illyrier, bald Triballer, bald Skythen genannt.

Eine Meinung über albanische Origines überhaupt auszusprechen, hat unter den vorgenannten Chalcocondylas allein versucht; aber auch er wusste nichts besseres zu sagen, als dass er die Albanier für Colonisten halte, die einst von Alba in Italien nach Epirus und Illyrien herübergekommen seien.

Dieses ist der einzige und letzte Gedanke, den uns das hinsterbende

Byzanz über Ursprung und Nationalität des frisch aufstrebenden, thatkräftigen Albanesenvolkes hinterlassen hat. Und wie der Leser selber sehen wird, ward die Vollstreckung der desperaten Erbschaft, versteht sich cum beneficio inventarii, unter den Westeuropäern eigentlich von den Deutschen übernommen.

Ein mechanisches Aneinanderreihen albanesischer Vocabeln mit lateinischer Erklärung hat man, hauptsächlich zum Missionsgebrauch, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts allerdings in Italien zuerst versucht. Das um 1635 zu Rom gedruckte Dictionarium latino-epiroticum des P. Bianchi ist aber so ärmlich und mangelhaft, dass es eben so wenig als der albanesische Catechismus des P. Buda da Petra bianca vom J. 1685 irgend einen wesentlichen Fortschritt in der Albanologie bezeichnen konnte.

Die erste philologische Zergliederung albanesischer Sprachexempel in Hinsicht auf Verwandtschaft und Abstammung hat um dieselbe Zeit *Leibnitz* in Deutschland versucht. Leibnitz entbehrte aber alles Beistandes einer albanesischen Grammatik, hatte nur einen Stock von hundert albanischen Vocabeln zur Verfügung, an welchen sich sein Scharfsinn üben konnte. Sein Befund, dass die Albanesen *keltischen* Ursprungs seien und ihre Sprache mit dem Germanischen und Gallischen zusammenhänge, hatte daher für die Wissenschaft noch keine zwingende Autorität, war aber doch etwas neues und zugleich der erste Schritt, um der Wahrheit allmälig näher auf die Spur zu kommen.

Eine albanesische *Formlehre* wurde endlich durch *Franz von Lecce* unter dem Titel: Osservazioni nella lingua albanese, um das J. 1716 in Rom zuerst bekannt gemacht.

Theodor Kawallioti's albanesisches Lexicon von 1200 Vocabeln, und des walachischen Priesters *Daniel* neugriechisch-albanesisch-walachisch-bulgarische Sprachübungen (*λεξικὸν τετράγλωσσον*) sind fast zu gleicher Zeit im J. 1770 zu Venedig und zu Moschopolis im Pindus erschienen.

Auf diese Unterlage von 1200 albanesischen Vocabeln gestützt hat vier Jahre später der Leipziger Professor *Thunmann* in seinen Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Staaten (Leipzig 1774) die ersten historisch-philologischen Thesen über Ursprung und Vergangenheit der Albanier aufgestellt und sie geradezu für ein Urvolk der Illyrischen Halbinsel, für die Nachbaren der alten Hellenen und folglich für geradlinige Descendenten der Illyrier des Gentius, der Teuta und des Pyrrhus erklärt. Unter allen Deutschen hat *Thunmann* ausser den classischen Autoren zum erstenmal auch die Byzantiner zu Rath gezogen und mit Recht bemerkt, dass die Albanier uralte Insassen ihrer gegenwärtigen Heimat seyn müssen, „weil nirgend auch nur die geringste Spur einer späteren Einwanderung zu entdecken sei."

Diese deutsche Ansicht über die alt-illyrische Nationalität der Albanesen bestätigte mit neuen Gründen der Italiener *Angelo Masci*, dessen „Essai sur l'origine, les moeurs et l'état actuel de la nation Albanaise" Malte-Brun in seine Annales des voyages (Tom. III, 1808) aufgenommen und mit tiefgreifenden und gründlichen Anmerkungen gestärkt, erweitert und bestätigt hat. Und weil sich nun im damals bekannten albanesischen Sprachschatz nur wenig Slawisches fand, das Griechische, Lateinische und Germanisch-Gothische dagegen vorherrschte, und selbst keltische Wurzelwörter auf die Oberfläche drangen, kam auch Malte-Brun zur Ueberzeugung, „die Sprache der alten Illyrier oder der neueren Albanesen sei eine eigene Sprache, deren Ursprung in das graueste Alterthum hinaufreiche und zwar in eine Zeit, wo die griechische, lateinische, iberische, keltische, slawische, teutonische und gothische Sprache, jede in ihrer Sphäre sich zu bilden begann.

Einen namhaften Zuschlag zu dem von Thunmann benützten albanesischen Vocabelstocke des Theodor Kawallioti lieferte in seinen Researches in Greece (London, 1814) der Engländer *W. M. Leake*, der zehn Jahre in jenen Gegenden lebte, Albanien zum Theil durch Reisen kannte, selbst etwas Albanesisch verstand, mit Hülfe eines Eingebornen eine kleine Grammatik schrieb und das albanesische Sprachcapital mit Anfügung der englischen und neugriechischen Uebersetzung auf circa 2100 Wörter brachte.

Leake neigt sich ganz zur Thunmann-Malte-Brun'schen Ansicht, erkennt in den Albanesen die alten Illyrier, ist aber den ersten Begründern dieser Ansicht in albanesischer Philologie und selbst in Erforschung und Verständniss der Byzantiner bedeutend überlegen, wie es sich aus seiner Analyse der Sprachformen und aus dem gedrängten Ueberblick der albanesischen Geschichtsnotizen klar genug ergibt. *)

Leake ist der Meinung, es habe in Alt- und Neu-Epirus, d. i. im heutigen Süd- und Mittel-Albanien (zwischen der Drin-Mündung bei Lissus und dem Golf von Arta) die alte Sprache keine so durchgreifende Veränderung erlitten wie in Thessalien und Macedonien, und die hohen Gebirge, der kriegerische Geist ihrer Bewohner und die ungewöhnliche Rauheit dieser abgeschlossenen Landschaften haben den Resten der Urbewohner gegen die zersetzenden Einflüsse der Herrschaft Roms wie gegen die beim Zusammenbrechen der alten Welt von Norden herabbrausende Völkerflut ausreichende Sicherheit gewährt. Diese Gegenden des rauhen Illyriens konnten, wie die gleichfalls unbezwungenen Cantabrischen Gebirge, ihre alte Sprache während der römischen Herrschaft um so leichter erhalten, da sie anerkanntermassen von den Legionen niemals völlig gebändigt wurden. Nur diese Voraussetzung mache es begreiflich, dass der eigentliche Grundstock des noch heute gesprochenen Albanesischen von den Sprachen der umliegenden Völker, der Alt- und Neugriechen, der Slawen, der Lateiner alter und neuer Zeit, der Germanen und der Türken wesentlich verschieden sei.

---

*) W. M. Leake, a. a. O. pag. 237—362.

Dass unter den Fremdwörtern der albanesischen Sprache die lateinischen zwei bis dreimal zahlreicher als die griechischen sind, von den slawischen Eindringlingen aber auffallend wenige sich erhalten haben, ward, soviel man weiss, auch durch Leake zuerst bemerkt.

Uebrigens war schon geraume Zeit vor Leake der deutsche Hofrath von *Arndt* im vergleichenden Wörterbuche, welches Katharina II. durch Pallas entwerfen liess, nach Zergliederung von freilich nur 50 albanesischen Wörtern zur Ueberzeugung gekommen, das Albanesische sei die Ursprache des Landes, sei mit dem Baskischen genau verwandt und gehöre folglich zu den ältesten, geschichtlich bekannten und *vor* Einwanderung der Gräken, Slawen, Lateiner und Germanen in Europa herrschenden Sprachen, deren Ueberreste sich nur am Gebirgsrande dieses Welttheils, d. i. bei den Iren, Hochschotten, Tschuden, Basken und Albanesen bis auf unsere Zeit erhalten haben.

In der Hauptsache, wie der Leser sieht, war die Mehrzahl der europäischen Gelehrten von jeher der Meinung, die Albanesen seien Reste der ältesten Bewohner Europa's und folglich den *Autochthonen* beizuzählen.

Beinahe gleichzeitig mit der von Thunmann aufgestellten und durch Leake vertheidigten Ansicht suchte sich eine diametral entgegengesetzte Meinung im literarischen Europa festzusetzen und die Albanesen für ein mit den (ursprünglich) finnischen Bulgaren verwandtes Mischvolk zu erklären, welches Mischvolk erst nach dem 7. Jahrhundert christlicher Zeit, etwa aus Albanien am Caucasus, über Süd-Russland und den Taurischen Chersonesus in Illyrisch-Albanien eingewandert sei.

Tumultuarisch wurde diese Auslegung von den Kirchenhistorikern *Le-Quien* und *Assemani* schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufgestellt, ihren wissenschaftlichen Ausdruck aber hat sie erst bei den Deutschen, und vorzugsweise im „Mithridates“ des Hrn. von Adelung gefunden.

Mit Entschiedenheit hat sich unter den neueren Albanologen nur der französische Consul *Pouqueville* dieser Deutung angeschlossen, ohne indessen zur Aufhellung der Streitfrage selbst etwas wesentliches beizutragen.

Zwischen diesen beiden mit ungefähr gleicher Autorität sich gegenüberstehenden Ansichten das entscheidende Wort einzulegen, hat endlich vor etwa zwanzig Jahren der bayer'sche Genie-Capitän, *Ritter von Xylander*, durch sein noch heute geschätztes Werk: „Die Sprache der Albanesen oder Schkipetaren (Frankfurt a. M. 1835)“ den Versuch gemacht.

R. v. Xylander hat das Albanesische nicht lebendig und mit dem Ohr, er hat es, ohne das Land und das Volk selbst zu sehen, nur mit dem Auge und aus Büchern erlernt.

Blos mit Hülfe des alten Materials hätte er auf Leake's glänzende Erfolge hin gewiss nichts neues von Belang hervorzubringen vermocht. Der Zufall hat ihm aber ein Exemplar des damals eben erst frisch in das Albanesische übersetzten und im J. 1827 unter Aufsicht des Erzbischofs Gregorius von Euböa zu Korfu im Druck erschienenen *Neuen Testaments* verschafft.

Die neugriechische und die albanesische Uebertragung des heiligen Urtextes stehen nebeneinander und der Doppeltitel des Ganzen lautet

Griechisch: *Ἡ καινὴ Διαθήκη τοῦ καὶ Κυρίου καὶ Σωτῆρος ἡμῶν Ιησοῦ Κριστοῦ.*
Δίγλωττος, τουτέςι Γραικήκη καὶ Αλβανήτικη,

Albanesisch:
Δγιάτα ἑ ρὲ ἑ ζότιτ σόνε κὲ νὰ σ̈πετοΐ (schpetoi) *Ιήσου Κρίσ̈τοΐτ μπὲ δι Γιούχε, δὸ μὲ θένε Γέρκισ̈τε ἑ δὲ σ̈κίπεταρζ̈ε.* —
Επιστασίᾳ Γρηγορίου Αρχιεπισκόπου τῆς Εὐβοίας.
Κορφοὶ ἐν τῇ τυπογραφίᾳ τῆς διοικήσεως. 1827.

Dieser unverhoffte und reiche Fund gab der Sache eine ganz neue Wendung und gestattete in der Kenntniss albanesischer Dinge einen merklichen Schritt weiter vorzurücken. Hatte Leibnitz nur 100, Thunmann auch nicht mehr als 1200 und Leake etwa 2100 albanesische Vocabeln als Unterlage zur Verfügung, so konnte jezt Hr. v. Xylander nicht blos mit dem grammatischen und lexicographischen Capital seiner Vorgänger wuchern, er konnte auch neue Gestaltungen schaffen und diese auf eine Basis von 3500 Vocabeln stellen.

Herr von Xylander indessen war nur Philolog, streng geschulter trockener Grammaticus, der die Sorge, ein lebendiges Bild von der Natur des albanesischen Landes, von dem Charakter des Volkes und von der Geschichte seiner Gegenwart wie seiner Vergangenheit zu schaffen, anderen überliess. Er hat nur den vorräthigen Grammatikalstoff um ein Drittheil vermehrt, kritisch gesichtet, wissenschaftlich geordnet und mit dem heutigen philologischen Erkenntnisstock des Abendlandes in organischen Zusammenhang gebracht.

Bei alle dem war seine Schöpfung doch nur ein schöngemeisseltes, aber todtes Marmorbild, bis endlich *Hr. v. Hahn*, wie ein begeisterter Pygmalion, dem kalten Stein warmen Odem, Feuerblick, Farbe, Nerv und Bewegung eingeathmet hat.

Das Werk des *Hrn. v. Hahn* gehört in die Classe jener literarischen Erzeugnisse, die in ihrer Art Epoche machen und zugleich einer langen Dynastie von Exegesen, Commentarien, Erläuterungen und historisch-philologischen Sätzen und Gegensätzen auf Menschenalter hinaus als Ausgangspunkt, als Waffenhaus und als Walstatt dienen.

Der vollständige Titel des Hahn'schen Schriftwerks lautet:

Albanesische Studien von Dr. Johann Georg von Hahn, k. k. Consul für das östliche Griechenland. Nebst einer Karte und anderen artistischen Beilagen. Erstes Heft, S. XIII, 347, Gross-Octav. Wien, aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1853. Zweites Heft, S. VI, 169; drittes Heft, S. VII, 241. Jena, Verlag von Friedrich Mauke. Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien. 1854.

Hr. v. Hahn ist der erste, und bis heute wahrscheinlich der einzige wissenschaftlich gebildete Europäer, der ganz Albanien bereist, die verborgensten Winkel des Landes durchforscht, Gemüthsart, Sitte, Denk- und Lebensweise mit dem ganzen politischen Seyn der Schkjipetaren erlauscht, die albanesische Landessprache in ihren beiden Hauptdialecten lesen, schreiben und sprechen gelernt hat und folglich auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde mit Recht den „Conquistadoren“ beizuzählen ist.

Doch die alte albanesische Controversfrage ganz zu beseitigen und eine neue Thesis aufzustellen, war nicht mehr in seiner Macht; es blieb dem neuen Kämpen nichts weiter übrig, als sich für die eine oder für die andere der das ganze Terrain bereits ausfüllenden literarischen

Kriegsgenossenschaft als Beistand anzubieten. Der Zuschlag eines mit solchen Streitmitteln ausgerüsteten Mannes muss aber in jeder schwebenden Controverse entscheidend seyn und jener Partei, in deren Wagschale er das volle Gewicht seiner Argumente fallen lässt, nothwendig und unmittelbar zum Sieg verhelfen.

Blos zu sagen, Hr. v. Hahn habe die Thunmann'sche Albanesen-Lehre adoptirt, wäre nicht genug. Was vor ihm nur Hypothese, nur Wahrscheinlichkeit und durch leichtbewaffnetes Geplänkel vertheidigte Meinung war, hat Hr. v. H. zur Consistenz eines kunstgerecht aufgebauten und mit regelmässigen Vertheidigungswerken umgürteten historisch-philologischen Axioms gebracht.

Die Begebenheiten der letzt verwichenen dreissig Jahre und das im Occident allmälig eingedrungene Studium der „Byzantiner" haben eine Menge früher in Europa unbekannter Ideen und geschichtlicher Notizen in Umlauf gebracht, von welchen selbst Leake nur erst einen matten Schimmer, Thunmann und seine Meinungsgenossen aber noch gar keine Ahnung hatten.

Auf diesem Wege ist zu unserer Kunde gekommen, dass, um von anderen Landschaften Illyrikums zu schweigen, auch Alt- und Neu-Epirus, d. i. Mittel- und Südalbanien, im zehnten Jahrhundert n. Chr. eine beinahe ganz slawische Bevölkerung hatte. Da aber dieses Volks-Element heute aus Albanien soviel als ganz verschwunden ist, und als Document der *slawischen* Vergangenheit nur die geographischen Namen zurückgeblieben sind, wirft Hr. v. H. die Frage auf: ob das kräftige, heute nicht slawischredende ganz Alt- und Neu-Epirus mit einem Theil des eigentlichen Illyriens füllende Schkjipetarenvolk die Nachkommen jener slawischen Eindringlinge, oder ob sie die natürlichen, elastisch aufsprudelnden und aus dem unzerstörbaren Lebenskern frisch emporkeimenden Descendenten jener epirotischen Urbevölkerung seien, welche durch die Phalanx und durch die Legionen wohl unterjocht, später durch das slawische Element überrieselt und aufgestaut, aber nicht völlig erstickt werden konnte?

Auf diese Frage könnten die Geschichte des Illyrischen Continents und die philologische Analysis der Schkjipetaren-Sprache allein genügenden Aufschluss geben.

Die Geschichte gibt aber nur Bruchstücke ohne Zusammenhang, und der albanesische Sprachkörper, an welchem sich die Zergliederungskunst der Philologen erproben konnte, hat damals noch nicht über die viertehalb tausend Vocabeln des Hrn. v. Xylander hinausgereicht.

Dieser albanesische Sprachschatz ist jetzt durch das Hahn'sche Werk auf etwa 6000 Wörter angeschwollen, die historischen Bruchstücke selbst aber sind in der besagten Schrift mit soviel Combination und Kunst ergänzt und aneinander gereiht, dass endlich die matten Umrisse einer albanesischen Nationalgeschichte zum Vorschein kommen.

Leser, die auf diesem Felde noch Fremdlinge sind, werden vielleicht erschrecken und ungläubig ihren Sinn verschliessen, wenn sie sehen, dass Hr. v. Hahn weit über den Befund seiner Vorgänger hinausgreift und nicht mehr zufrieden in den Albanesen von heute die leiblichen Descendenten jener Epiro-Illyrier zu erkennen, die mit Alexander bei Issus und Arbela gegen die Perser gefochten, für Tarent und Syrakus mit Pyrrhus in Italien und auf Sicilien gegen Rom und Karthago Krieg geführt, mit Teuta und Gentius aber im Golf von Adria und auf dem eigenen Heimatsboden für ihre wilde Freiheit gegen das welterobernde Latium gestritten haben, wenn Hr. Hahn, sagen wir, über diese Periode hinüber in die graueste Vorzeit zurückspringt und vom gemeinsamen Urknotenpunkt der *latinischen* und *gräkischen* Familiensitte eine dritte Auszweigung — die *albanische* — hervorbrechen lässt, deren zähe Lebenskraft und unverwischbarer Typus bis auf unsere Tage geblieben sei. Nach Hrn. v. Hahn wäre also der Uralbanese nicht blos als Altersgenosse und Nachbar, er wäre auch als Verwandter und Pair des Urrömers und Urhellenen anzuerkennen, was allerdings *vor* Hrn. v. Hahn noch niemanden in den Sinn gekommen ist. Die Annahme einer Urvölkertrinität, in welcher neben den Gräken und Latinern die *Albanier* das dritte consubstantiale Element bedeuten, ist ein so neuer und in den Augen vieler so abenteuerlicher Gedanke, dass dem gelehrten Verfasser der „Albanesischen Studien“ selbst der entschiedenste Unglaube und von leicht zu errathender Seite her der feindseligste Widerspruch nicht unerwartet kommen kann.

Diese mythische Urvetterschaft der später so obscuren illyrisch-epirotisch-albanischen Barbaren liessen sich unsere Neuhellenen im Gefühl des adeligen Sinnes und des alle Völker des Erdbodens überstrahlenden Glanzes ihrer Vorväter vielleicht noch gefallen, wenn nur die unerbittliche Consequenz des Gedankens Hrn. v. Hahn nicht gezwungen hätte, eine noch weitergreifende Sippschaft aufzudecken und sogar die alten Macedonier — die Besieger von Athen und Babylon — für Bluts- und Sprachverwandte der epirotisch-illyrischen Albanier zu erklären, als solche aus dem hellenischen National-Gremium auszuschliessen und in eine niedrigere Stellung herabzudrücken, als sie in der Vorstellung der Neuzeit überhaupt und in der eifersüchtigen Eitelkeit ihrer heutigen Landsleute insbesondere einzunehmen pflegen.

Damit über Haupttendenz und Tragweite der „Albanesischen Studien“ ja kein Zweifel obwalte, hat der Verfasser, um das Autochthonenthum und den uralten Adel der epirotischen Albanier zu beweisen, seine Doctrin auf die vier folgenden Thesen zurückgeführt:

1) Die Epiroten und Macedonier waren noch zu Strabo's Zeiten Ungriechen und Barbaren.

2) Epiroten, Macedonier und Illyrier sind Stammverwandte.

3) Es sind viele Anzeichen vorhanden, dass Epiroten und Macedonier den Kern des tyrrhenisch-pelasgischen Volksstammes bildeten, dessen äussersten Spitzen in Italien und Thracien in die Geschichte hineinragen.

4) Illyrisch ist gleich Pelasgisch im weiteren Sinne.

Bei der Unergiebigkeit, Kürze und abgebrochenen Schroffheit der geographisch-historischen Ueberlieferungen ist es dem Verfasser nur mit der äussersten Anstrengung gelungen, aus den zerstreuten Stellen alter Autoren eine hinlänglich feste Grundlage zu einem regelmässigen Vertheidigungssystem seiner vier Thesen zu gewinnen.

Als Hauptbeweiskraft sind ihm doch immerhin nur die vergleichenden Studien über Familiensitten der hellenisch-lateinischen Vorzeit gegenüber der albanesischen Gegenwart, und dann vorzüglich die grammatische Construction und die philologische Analysis des Schkjipetarendialects geblieben.

Dass aber bei so schwankender Unterlage die Begründung der vier Hahn'schen Thesen vorerst nur angebahnt, keineswegs aber fest und widerspruchslos gesichert werden konnte, wird jedermann begreiflich finden.

Allgemein anerkannt und durch die maassgebende Autorität der grössten deutschen Philologen zur Evidenz erhoben, ist bis jetzt nur das selbständige Gepräge, der charakteristische Bau und die Verwandtschaft der Schkjipetarensprache mit den indo-europäischen Dialecten, wie es nach Ausscheidung aller später eingedrungenen Fremdwörter Xylander zuerst leise angedeutet, Hahn aber umständlicher und verlässiger nachgewiesen hat. *)

Die *„pelasgischen“* Origenes der Schkjipetaren dagegen müssen bei der Gleichgültigkeit, wo nicht bei dem Widerwillen der abendländischen Literatur gegen die Vergangenheit des Illyrischen Continents im Allgemeinen und gegen alles Pelasgische insbesondere wohl noch lange im Zustande heftig bestrittener Controverse bleiben.

Bei allem Frost indessen, der sich im literarischen Europa um diesen Theil der albanesischen Forschung legt, hat sich Hr. v. Hahn doch nicht über verlorne Mühe zu beklagen, da es eigentlich nur ihm gelungen ist, das wissenschaftliche Streitwort der seit mehr als vier Jahrhunderten in barbarischer Ignoranz verstummten Gräken von Byzanz endlich wieder liquid zu machen.

Denn die altgriechisch geschriebene und nebenher mit lateinischem Titel versehene Inaugural-Dissertation und akademische Streitschrift, in welcher der „Hellene“ *Dr. Nikolaus*, Sohn des *Georgius Nicocles* aus *Kozani* in Macedonien, die ganze historische Procedur des Hrn. v. Hahn in allen ihren Argumenten, Corollarien und Schlüssen zu zerstören, und den Verfasser selbst überall ad absurdum zu führen sucht, ist im Grunde genommen das erste mit ebenbürtiger Gelahrtheit und Kritik ausgearbeitete historisch-philologische Product des Neu-Hellenenlandes. **)

---

*) Vergl. *Franz Bopp*, *Ueber das Albanesische* in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen. Berlin, 1855.

Dessgl. *Prof. Pott* in seiner Beurtheilung des Gobineau'schen Werkes „Sur l' inégalité des races humaines“ etc.

**) Vollständiger Titel der Dissertation:

Tonlose und matte Klänge hat man von jener Seite her wohl auch früher schon gehört; aber in Allem, was die Neugriechen über ihre eigene römisch-byzantinische Vergangenheit bisher literarisch kundgegeben, ist überall mehr der gute Wille und das redliche Bemühen als die Schärfe und die Ueberzeugungskraft ihrer Argumente anzurühmen.

Hr. Dr. Nicocles ist ein ächter, dem eruditen Deutschland völlig ebenbürtiger Literat und hat uns Abendländern bewiesen, dass auf die politische Emancipation des Kirchen-Griechenthums nun auch die geistige Selbständigkeit der orthodoxen Anatoliker folgen soll. Quelle der politischen wie der geistigen Freiheit ist für die Griechen immer nur der hellasliebende Occident.

Selbst wenn die Gegenreden des Hrn. Dr. Nicocles im Ganzen, oder auch nur theilweise irrig, unbegründet und gehaltlos wären, verdiente

---

Lateinisch:
De Albanensium sive Schkipitar
Origine et Prosapia. Dissertatio inauguralis quam Amplissimi Philosophorum Ordinis Consensu et Auctoritate in Academia Georgia Augusta ad Summos in Philosophia Honores Rite Impetrandos Scripsit Nicolaus Georgii Nicocles Graecus Kozanae Macedoniae Urbe Natus.
Gottingae, MDCCCLV. (S. 109).
Griechisch:
ΠΕΡΙ
ΤΗΣ ΑΥΤΟΧΘΟΝΙΑΣ
ΤΩΝ
ΑΛΒΑΝΩΝ ΗΤΟΙ ΣΚΙΠΙΤΑΡ.
Πραγματεία ἱϛορικοφιλολογικὴ, ἣν ἐπ' αἰσίοις οἰώνοις ψήφῳ καὶ δοκιμασίᾳ τῆς τῶν φιλοσόφων ὑπερτίμου τάξεως πρὸς ἔννομον ἐπίκτευξιν τῶν ὑψίϛων ἐν φιλοσόφοις τιμῶν παρὰ τῆς Βασιλικῆς ἐν Γοττίγγῃ Ἀκαδημίας Γεοργίας Αὐγούϛης ἔγραψε Νικόλαος Γεοργίου Νικόκλης Ἑλλὴν ἐκ Κοζάνης τῆς Μακεδονίας.
Ἐν Γοττίγγῃ ἔτει Σωτηρίῳ 1855.

die vorgenannte Schrift wegen Correctheit der Methode und wegen der reichen Fülle ihrer Argumentation doch die Aufmerksamkeit der Gegner wie der Gönner Griechenlands.

Das Opusculum ist, wie der Titel besagt, im J. 1835 unter den Auspicien der *Georgia-Augusta* in Göttingen erschienen.

Ohne die Verwandlungen, die von der Mitte des sechsten bis zum Ausgang des zehnten Jahrhunderts christlicher Zeit über Griechenland und über den gesammten Illyrischen Continent hereingebrochen sind, als historisch beglaubigt oder überhaupt nur als ein „Seiendes“ anzuerkennen, hüpft Hr. *Dr. Nicocles* in unvermitteltem Sprung und mit zierlicher Akrobatik vom *Βασιλεὺς Ἀρκάδιος* auf *Βασιλεὺς Ὀθὼν* herab.

Zwischen *Arkadius I.* und *Othon I.* liegt aber die weite Kluft von 1400 Jahren — der lange Winterschlaf, aus welchem das Hellenenvolk sich endlich im J. 1821 wieder erhoben hat.

Dass sich während dieser langen Frist die Welt verwandelt habe und *um Hellas herum* Alles neu geworden sei, wird von Hrn. Dr. Nicocles zugegeben. Nur Alt-Hellas, d. i. der beglückte Himmelsstrich von der Südspitze des Peloponnesos bis (slawisch) *Kozani* in Macedonien hinauf, wo Hr. Dr. Nicocles zu Hause ist, sei wie das Elysium der Odyssee vom welterschütternden Sturm verschont und unberührt geblieben. Weder Schneegestöber, noch Winterfrost, noch Regenguss habe diesen ewig heitern, von lindem Zephyrhauche angefächelten Wohnplatz seliger Menschen heimgesucht,

> *οὐ νιφετὸς, οὔτ' ἄρ χειμὼν πολὺς, οὔτε ποτ' ὄμβρος,*
> *ἀλλ' αἰεὶ Ζεφύροιο λιγυπνείοντας ἀήτας*
> *Ὠκεανὸς ἀνίησιν, ἀναψύχειν ἀνθρώπους.*

Welcher geheime Zauber die von Mitternacht herabbrausende Sturmflut der Völkerwanderung am Saume des von Dr. Nicocles so freigebig und weit über die durch Skylax von Karyanda, durch Herodot und Polybius gezogenen Marken ausgedehnten Hellenenlandes festgebannt, entwaffnet und besänftigt habe, wird von den Adepten dieser Doctrin nirgend angedeutet. Den Muth und den Rath uns Abendländern gegenüber diese bevorzugte Stellung einzunehmen und weitgreifende, an das Romanhafte streifende Privilegien anzusprechen, haben sich die emancipirten Knechte der Ungläubigen nicht selbst gegeben; er ist von Aussenher zu ihnen gekommen und hat dem jungen Staate im Drama des Orients eine Rolle aufgenöthigt, die ohne bedeutenden Zuwachs an innerer Macht und Energie nicht leicht auszufüllen ist.

Keine Seite der Hahn'schen Doctrin hat Hrn. Dr. Nicocles so peinlich berührt und aufgeregt wie die Hauptthesis, dass die Albanesen oder Schkjipetaren von heute „Autochthonen“, d. i. sprach- und stammverwandte Ueberreste und gleichsam directe Descendenten jener Urbevölkerung seien, die schon *vor* den Hellenen Epirus, Macedonien und Illyrien bewohnten und sogar den Kern der viel gerühmten Tyrrheno-Pelasger bildeten, die das Alterthum als Urbewohner der Südhälfte der Illyrischen Halbinsel und folglich als unmittelbare Vorgänger der Hellenen anerkannte.

Noch schlimmer, wenn es möglich wäre, als die Thesis selbst ist in der Vorstellung des Hrn. Dr. N. das unmittelbar aus ihr folgende Doppel-Corollar, welches die Epiroten und Macedonier noch zu Strabo's Zeiten für Nichtgriechen, d. i. für Barbaren erklärt und folglich auch Hrn. Dr. Nicocles und seinen freigebigen Beschützer, den höchstachtbaren gräko-walachischen Freiherrn *Bellios*, Eigenschaften und Nationalität eines ächten Helleno-Makedonen entzieht.

Eine solche Häresie dürfte nun freilich um keinen Preis geduldet werden.

Indessen hat Hr. v. Hahn das Nichtgriechenthum der alten Macedonier und der sämmtlichen zwischen Dyrrhachium und dem Golf von Arta wohnenden alt-epirotischen Völkerschaften, so weit es durch Aufbringung positiver Zeugnisse möglich ist, aus Thucydides, Demosthenes, Polybius und Strabo so ausgiebig, fest und unwiderleglich bewiesen, dass seine Argumente durch künstliche Exegesen wohl angestritten, kritisch aber nicht erschüttert werden können.

Nur das Hahn'sche Bemühen die philologische Verwandtschaft der heute in Epiro-Albanien üblichen Landessprache mit der altmacedonisch-illyrisch-pelasgischen Redeweise nachzuweisen, konnte wegen der Unsicherheit der geschichtlich-sprachlichen Ueberlieferungen aus dem Alterthum und wegen der Dürftigkeit der Vergleichs- und Anhaltspunkte, trotz aller Gelehrsamkeit des Hrn. v. Hahn, unmöglich zu einem jeden Widerspruch ausschliessenden Grade von Sicherheit gelangen, besonders einem Rivalen gegenüber, dem eine grosse Gewandtheit in philologischen Fechterkünsten nicht abzusprechen ist.

Hr. v. Hahn will für das erstemal vielleicht zu viel beweisen und hätte vielleicht klüger gethan, die Pelasger entweder ganz aus dem Spiel zu lassen oder doch mit weniger Zuversicht an ein historisches Geheimniss zu appelliren, das, wie die Keilschriften von Babylon, sich der Enthüllung noch nicht fügen will.

Die Pelasger sind ein so flüchtiges, so unfassbares und in der Hand zerrinnendes Element, dass man sich nicht wundern darf, wenn Hr. Nicocles in seinem desperaten Spiel dem Gegner hauptsächlich von dieser Seite beizukommen sucht.

Mehr jedoch als das Nochnichtgenügende und eine volle Ueberzeugung noch nicht Gewährende einzelner Stellen der Hahn'schen Pelasger-Philologie aufzudecken, hat Hr. Nicocles bei aller Geschicklichkeit seiner Streitmethode noch nicht vermocht. Selbst wenn uns *Max Duncker* überzeugen könnte, dass die viel besprochenen, nebelichten und mythischverschwommenen Pelasger in Sprache und Blut ebenfalls zum Stamm der Gräken gehörten, wäre die Thesis des Hrn. von Hahn noch nicht erschüttert, und nur erst soviel dargethan, dass Griechen, Lateiner, Pelasger, Epiroten, Makedoner und Illyrier in letzter Instanz sich nahe rücken und, wie es auch natürlich ist, ihre gemeinsame Wurzel in der indo-europäischen oder arischen Menschenrace haben, die einen grossen Theil des Erdglobus, vorzüglich aber die Süd-Donauländer in Besitz genommen hat.

Indessen wäre es in der Meinung des patriotischen Hrn. Dr. Nicocles ein Nationalunglück, wenn sich die Hahn'sche Doctrin über Alt-Macedonien und Epiro-Illyrien in Europa festsetzen und die Schkjipetaren in der Gelehrten-Welt für etwas besseres, als für ein barbarisches, dem geheiligten Boden Griechenlands urfremdes und erst nach dem Erlöschen der classischen Zeit und während der mittelalterigen Finsterniss vom Caucasus und von der Palus Mäotis nach Europa gekommenes Wandervolk gelten sollten. *)

Dieser diametral entgegengesetzte Standpunkt, auf welchem die beiden grössten jetzt lebenden Albanologen stehen, ist vor Allem festzuhalten und nebenher auch nicht zu übersehen, dass die Geschichte der Albanesen, besonders ihre kriegerischen Ausbrüche und colonisirenden Ueberschwemmungen des althellenischen Bodens, bei Hrn. von Hahn, ob er sie gleich lichtvoll, correct und bündig zusammenstellt, im Grunde

---

*) Sonderbar bleibt es aber doch, wenn Achilles, den die Griechen Ὠκύπους, den „Schnellfuss", nannten, nach Plutarch in der Sprache des alten Epirus Ἀςπέτε hiess; τσ̈πέιτε, geghisch σ̈πέιτε (sprich *Tschpeite* und *Schpeite*) aber im Albanesischen noch heute „schnell" bedeutet.

doch nur Nebensache sind; bei Hrn. Dr. Nicocles aber ganz und gar nicht in Betrachtung kommen. Hr. von Hahn ist Demiurg, Baumeister und Schöpfer einer neuen Albanesischen Ideenwelt. Hr. Dr. Nicocles verneint, läugnet, phantasirt, wehrt ab, will eine entfliehende und in der Hand zerrinnende Täuschung mit Gewalt festhalten und das Abendland hindern, das beginnende Verständniss des Illyrischen Continents, seiner Schicksale und seiner Vergangenheit zu verfolgen und endlich zum Abschluss zu bringen.

Ist also die Schrift des Hrn. Dr. N. ihrem Wesen nach eine blosse Negation, so ist doch diese Negation in ein Gewand von Kenntniss und Wissenschaftlichkeit gehüllt, dergleichen bisher an neugriechischen Literaten, wenigstens in *diesem* Fache, nicht zu finden war.

Herr Dr. Nicolaus Nicocles wurde, wie er am Schlusse seiner Diatribe selbst erzählt, am 24. März 1818 zu Kozani in Süd-Macedonien geboren. Sohn eines Didaskalos ergriff er den Beruf des Vaters, ging zehn Jahre lang in die Ortsschule, lernte altgriechisch nebst allem, was man zu Kozani in Süd-Macedonien lernen konnte, versah zuerst die hellenische Schule zu Turnowa in Nord-Macedonien, wurde durch eine Epidemie in derselben Eigenschaft an den erzbischöflichen Hof nach *Siatista* in derselben Provinz getrieben und nahm „voll Ekel an der geistlichen Schul- und Prälatenwirthschaft“ nach kaum einjähriger Dienstzeit den Ruf als Lehrer nach dem griechisch redenden *Goritza* in Albanien an. Fünf Jahre trug Hr. Nicocles die Last der neuen Stellung in Geduld, bis ihn endlich auch von hier Sättigung, Langweile, Ueberdruss und Heimweh wieder zurück in das väterliche Haus nach Kozani brachten. Auf Zureden der Mutter nahm er ein Weib, suchte sein Glück im Handel, erlitt Unfälle im Geschäft, ergriff neuerdings den früheren Beruf und stand vier Jahre lang als Didaskalos zu *Megarowo* in „Pelagonien“ (in der Umgegend des heutigen *Bitolia* oder *Monastir*).

Im J. 1848 verliess er auch diese Stellung wieder und ging vom Wissensdurst gequält zu besserer Ausbildung auf die Hochschule nach Athen, hörte unter den berühmtesten einheimischen Kathedermännern sieben Semester lang mit Eifer Philosophie, Philologie, Geschichte, Naturrecht, Physik und Mathematik, und ward nach Vollendung der akademischen Kurse neuerdings als Schulmann im Privat-Erziehungs-Institut des Gregor Papadopulos in Athen angestellt.

Länger als drei Semester hielt er es aber auch hier nicht aus, ging mit Hülfe eines k. hellenischen Stipendiums und anderer Beiträge, die ihm musenfreundliche Macedonier, besonders der Freiherr *Bellios,* in reichem Maasse gewährten, nach Deutschland; blieb über zwei Jahre auf der Universität zu Leipzig und fand endlich die lange vergeblich gesuchte Seelenruhe und geistige Befriedigung im Schoosse der Georgia Augusta zu Göttingen.

Vier Semester sass er hier zu den Füssen grosser Meister und arbeitete mit so ausgezeichnetem Erfolge, dass er im Herbst 1855 mit seiner oben genannten Abhandlung „Ueber die Autochthonie der Schkjipetaren oder Albanesen" hervortreten und in feierlicher Weise zum Doctor der Philosophie befördert werden konnte.

Wenn auch Hr. Dr. Nicocles einer der gelehrtesten unter den jetzt lebenden Griechen ist, so hat man deswegen noch nicht gesagt, dass er auch als einer der klarsten und wissenschaftlich verständigsten gelten darf. Es ist in diesem Mann etwas von jenem platonischen Sophisten, dem es im Dialog nicht um strenge Wahrheit, wohl aber um siegreiches Durchfechten einer Meinung zu thun war, an die er selbst nicht immer glaubte.

Wenn Hr. von Hahn die schon von anderen flüchtig aufgestellten und in der europäischen Gelehrten-Welt schon lange umlaufenden Ideen über Ursprung, Redeweise und Geschichtsleben der Albanesen zu erweitern, zu befestigen und überall wissenschaftlich zu begründen suchte, so ist das ganze Streben des Hrn. Dr. Nicocles dahin gerichtet, einem in derselben Frage ebenfalls schon vor ihm und zwar in ganz entgegengesetztem Sinne ausgesprochenem Dictum die allgemeine Anerkennung zu erstreiten. Parteieifer und übel verstandenes Nationalgefühl haben den macedonischen Doctor so weit verblendet, dass er die Existenz albanesisch, d. i. halbbarbarisch redender Leute auf dem geheiligten Hellasboden zwar nicht positiv in Abrede stellt, es aber auch nicht eingesteht und seinem deutschen Antagonisten mit dem Vorwurfe von Geschichtsverdrehung und albanesischer Sprachunkunde (*ἱςορίας διαστροφὴν καὶ ἄγνοιαν τῆς ἀλβανικῆς γλώττης*) die herausfordernde Frage entgegenschleudert: „*Wann* sind Albanesen in Hellas eingewandert, und *wann* haben sie das Athenische Stadtviertel „Plaka“ im Besitz gehabt“ (*πότε γὰρ Ἀλβανοὶ εἰς Ἑλλάδα μετανέςησαν καὶ τὴν καλουμένην νῦν Πλάκα τῶν Ἀθηνῶν κατέσχον*)?

Die Beantwortung dieser Fragen ist nicht schwer, und man wird dem gelehrten Zweifler genau die Zeitperiode andeuten, in welcher barbarisch redende Albanier Hellas colonisirten, und das einst schöne, grosse und kunstsinnige Athen eine kleine, barbarisch-albanesische Dorfstadt war.

Dass Hr. von Hahn vielerlei wisse, sogar albanesisch verstehe, und überhaupt ein Gegner sei, den man nicht gering achten dürfe, läugnet Hr. Dr. Nicocles keineswegs, versichert aber seine Leser in der Vorrede, dass auch *er*, der Kozani-Doctor, albanisch gelernt und das Albanier-Volk in der Nähe gesehen habe (*τοῦ ἀλβανικοῦ ἐπελαβόμην ζητήματος, τήν τε γλῶτταν καὶ τὸ ἔθνος τοῦτο ἐγγύθεν εἰδώς*).

Wenn aber Hr. Nicocles nebenher zu verstehen gibt, dass er im Albanesischen eigentlich mehr Gewandtheit und gründlichere Einsichten besitze, und in diesen Dingen überhaupt alles schärfer und eindringlicher erfasst habe, als Hr. von Hahn, so muss man das nicht wörtlich nehmen und vorerst noch abwarten, bis er sein Versprechen hält und mit seinem neuen, in der Streitschrift angekündeten Albanischen Wörterbuch hervortritt und thatsächlich beweist, dass er sich höherer philologischer Begabung und lebendigeren Verständnisses des albanischen Idioms als Hr. von Hahn erfreut.

Albanier und albanische Rede in der Nähe gesehen und gehört zu haben, ist nicht genug, um sich in eine gelehrte Albanesenfehde einzulassen und eine stark befestigte Position mit Aussicht auf Erfolg anzugreifen. Wir möchten wissen, ob Hr. Dr. Nicocles das Albanesische lebendig verstehe und auch geläufig sprechen könne; dann, ob er über das Grenzstädtchen *Goritza* hinausgekommen sei und das innere Albanien forschend und prüfend von einem Ende zum andern durchwandert habe, wie Hr. von Hahn es von sich rühmen kann? An Hindeutungen, wie scharfsinnig, gelehrt und weise er sei, lässt es Hr. Nicocles nirgend fehlen, eine bejahende Antwort auf die beiden vorstehenden Fragen zu geben, hat er aber in seiner macedonisch-hellenischen Apologie doch nicht gewagt. Wenn aber Hr. Dr. N. seinen Gegner in drei oder vier albanesischen Vocabeln zu corrigiren sucht, wenn er z. B. die Bedeutung der Adjective *πλjὰκ* und *βjέτεϱ* (alt) schärfer bezeichnen und nebenbei nicht undeutlich zu verstehen geben will, dass es mit dem albanesischen Wissen des Hrn. von Hahn eigentlich nicht viel zu bedeuten habe, so ist das nur die herkömmliche Taktik der Neuhellenen, die ein literarisches Geplänkel allzeit mit dem Vorwurf beginnen, dass ihr Gegner nicht griechisch, nicht albanesisch und überhaupt vom Gegenstande des Streites gar nichts verstehe. Am meisten aber gebreche es uns „alphabetlosen Barbaren“ des Abendlandes an jener feinen philologischen Unterscheidungsgabe und kritischen Schärfe, welche die Mutter Natur eigentlich nur den Griechen verliehen habe. Der Vorwurf verliert aber wesentlich an kränkender Beschämung, wenn neben uns armen und stumpfen Germanen auch ein Plutarch und ein Demosthenes der Unkritik geziehen werden, wenn Thucydides „schlecht griechisch schreibt“, und selbst Herodot, wo er über Macedonien redet, von Irrthum, Unkunde und Widerspruch nicht frei befunden wird.

Alles was in Europa je über die Albanesenfrage verhandelt und geschrieben wurde, hat Hr. Dr. Nicocles vor sein Tribunal citirt und ohne weitern Apell zu gestatten in letzter Instanz abgeurtheilt.

Lesern, die sich um solche Dinge kümmern, kann es nicht lästig seyn, zu erfahren, in *welchem* Credit deutsches *πνεῦμα* und deutsches Wissen bei den Neuhellenen stehe, und *welche* Stellung sie uns gegenüber sich angeeignet haben.

Was Italiener und Britten in der Albanesensache gelehrt und geschrieben, wird in der Diatribe des Hrn. Nicocles nicht berührt oder in Bausch und Bogen abgethan. Die Pfeile werden ausschliesslich gegen die Germanen gerichtet, offenbar in der Ueberzeugung, dass eine gelehrte Streitfrage, seien nur erst die Deutschen entwaffnet und ausser Spiel gesetzt, in Europa auch schon gewonnen sei.

Ueber *Leibnitz*, den „Polyhistor und deutschen Aristoteles“, wird nur wohlgefällig und kurz bemerkt, dass er die Albanier für Kelto-Skythen halte, ihre Sprache aber, seiner Meinung nach, im Wesen germanisch sei.

Thunmann dagegen erkläre Albanesen und Walachen für Nachkommen der alten *Illyrier und Macedonier*, bringe durch diese unerhörte Behauptung alles in Verwirrung und müsse als Hauptveranlasser und vorzüglichster Ausgangspunkt der geschichtlichen Häresien gelten, die sich neuerlichst in Europa über die Albanesen eingenistet haben.

Ein Gerechter mitten im abendländischen Firlefanz, fährt Hr. Dr. Nicocles fort, sei eigentlich nur der französische Consul *Pouqueville*, weil er, zwar ohne tieferes Verständniss der fraglichen Idiome, das albanesische Volk doch für Stammgenossen der Skythen des Arrianus, des Quintus Curtius, des Ptolemäus, des Plinius und des Strabo halte; hauptsächlich aber, weil er die Ansicht vertheidige, dass die Schkjipetaren erst während des Mittelalters vom Caucasus her in ihre heutigen Sitze eingewandert seyen und folglich mit den Gräken alter und neuer Zeit nichts zu schaffen haben.

Glücklicher, kenntnissreicher, fleissiger und kritischer als alle seine Vorgänger, besonders unter den Deutschen, sei Hr. von Xylander gewesen. Dieser gelehrte Bayer habe eigentlich den ersten Grundstein zu richtiger Prüfung des Fragobjects gelegt und durch den philologisch durchgeführten Beweis, dass die Sprache der Schkjipetaren wie die der Basken, der Iberer und der Caucasus-Albanier eines germanischen Grundcharakters sei, das Volk der Hellenen vor lästiger Nachbarschaft und barbarischer Contamination befreit, mit der es durch *Thunmann's* Irrthümer und falsche Auslegungen bedroht gewesen sei.

Wenn Hr. Dr. Nicocles das Talent, das Wissen, den Fleiss und die wichtigen Erfolge Xylanders rühmt, so ist es nur ein Act der Gerechtigkeit. Glaubt er aber in Xylander's Schriften eine Stütze für seine eigene anti-autochthonische Doctrin zu finden, so wäre das eine gröbliche Selbsttäuschung und der offenliegendste Beweis, dass Hr. Nicocles den Grundgedanken des von ihm so hochgerühmten Xylander'schen Buches übersehen oder gar nicht verstanden habe. Xylander erklärt sich mit Thunmann völlig einverstanden und sieht in den Schkjipetaren die Stiefsöhne der alten Thracier, in ihrem Dialecte aber die am besten erhaltenen Ueberreste einer der vielen thracischen Redeformen, oder der eigentlichen alten Sprache der Illyrier — eine Annahme, zu der er sich durch die vergleichende Analyse seiner viertehalbtausend Vocabeln zählenden albanesischen Wörtersammlung berechtigt glaubt.*)

Hat denn Hr. Dr. Nicocles in seiner Parteiverblendung gar nicht bemerkt, dass Xylander auf seine etymologischen Forschungen hin der Ansicht derjenigen Gelehrten beipflichtet, welche die Vorfahren der iberischen Basken von Illyrisch-Albanien ausziehen lässt und die heute dort sitzenden Schkjipetaren für ihre im Urlande zurückgebliebenen Bluts- und Sprachverwandten erkennt?

Was Xylander (vermeintlich) so gut und richtig hergestellt, das versuche nun Hr. Dr. J. G. von Hahn, den Hr. Nicocles in seiner Diatribe „*Ἄνας*“ nennt, in den „Albanesischen Studien“ wieder zu verkehren und niederzureissen. Dr. *Ἄνας* sei zwar ein grosser Philolog und Geschichtsforscher, aber alles, was er über die Albanesen sage, sei Falschheit, Irrthum und Betrug. Blos um sich vor seinen Vorgängern auszuzeichnen, habe er Neues, Unerklärliches und Unbegreifliches zu ergründen sich zur Aufgabe gemacht; er habe zwar Albanien selbst durch Reisen erforscht und sogar die Landessprachen erlernt, dafür habe er aber Europa „mit den übertünchten Früchten seiner Wanderstudien überschwemmt, habe Tische voll mastiger Kost hingestellt, wobei sich andere gütlich gethan und tüchtig angezecht, er selbst aber — der verschwenderische Amphitruo —, weil er den Faden der Ariadne verlassen, mitten im Ueberfluss hungerig geblieben und abgemagert sei.“ Sogar den Ruhm etwas neues gesagt zu haben, will ihm Hr. Nicocles am Ende nicht vergönnen. Denn dass die Albanesen Blutsverwandte der alten Illyrier seyen, haben schon andere vor ihm gesagt; diese anderen hätten aber ihr Dictum blos als flüchtige Hypothese, als Privat-Meinung, ohne nähere Begründung zu beliebiger Annahme oder Verwerfung hingestellt. Nun habe aber Hr. von Hahn die thörichte Präsumtion und das unverzeihliche Unrecht zu glauben, er habe durch seine Zergliederung des Albanischen Dialects diese Albano-Illyrische Verwandtschaft wissenschaftlich nachgewiesen, ja glänzend und unwiderleglich dargethan, dass die Albanesen Autochthonen und sogar Pelasger seyen. Nicht genug mit diesen falschen Schritten gehe er in seiner Vermessenheit so weit, die Alt-Macedonier für Barbaren zu erklären.

---

*) Xylander a. a. O. S. 318 ff.

Hierin findet nun Hr. Dr. Nicocles eine persönliche Verunglimpfung und eine ehrenrührige Beschmutzung seines uralten Adels, da er „Macedonier“ von Geburt und (slawisch) Ziegenheim (Kozani) seine Heimat sei.

In gleicher Weise, wie Hr. Dr. Nicocles in der eigenen Sache, haben ja auch die byzantinischen Hof-Genealogen dem aus Macedonien gebürtigen slawischen Bauernjungen und nachmaligen Kaiser Basilius I. auf das schlagendste nachgewiesen, dass er vaterseits in gerader Linie von Alexander dem Grossen, mutterseits aber von einer armenischen Fürstentochter aus dem uralten Hause der Arsaciden stamme.

Hr. Nicocles fragt die Leser, ob die Behauptung des Hrn. v. Hahn, „bei der allgemeinen Katastrophe, durch welche alles Land von der Donau bis zur hellenischen Grenzmark mit Sprache, Geschichte und Ueberlieferung verschüttet wurde, hätten aus allen ausserhalb Hellas sitzenden Volksstämmen die Albanier allein Sprache, Sitte, Gesetze und Nationalität bis in die neueste Zeit herübergerettet“, nicht für Unsinn gelten müsse?

Voll Unwillen über diesen tüdesken Nonsens thut Hr. Nicocles, indem er die heutigen Bestände als Maasstab für die Vergangenheit annimmt, die weitere Frage, wie man die Macedonier für sprachverwandte Brüder der Illyrier und Albanier halten könne, da Macedonien seit Urbeginn der Geschichte bis heute griechisch rede, in Albanien albanisch gesprochen werde, von der Sprache der alten Illyrier aber nichts mehr übrig sei und ausser den türkischen Sprachinseln in diesen weiten Landen nur Slawisch verstanden werde?

Um den Zorn des Hrn. Dr. Nicocles und seine Fragen zu begreifen, muss man wissen, dass sich der gelehrte Herr an die romanhafte Idee anklammert: ein geheimer Zauber, ein Gorgonenblick vom Schilde der Minerva habe die nordische Völkerflut und das Staats-Elend von Byzanz am Rande von Hellas festgebannt, und es sei Dank diesem Wunder diesseits der Demarcationslinie in Hellas bis auf den heutigen Tag alles so geblieben, wie es im Zeitalter des Trojanischen Krieges war. Folglich seien auch die Pelasger wie die Epiroten und die Macedonier von jeher Vollbluthellenen gewesen und hätten weder in Sprache, noch in Gesetzen, noch in Sitten und Staatseinrichtungen irgend etwas mit den Albanesen von heute gemein gehabt.

Diese grosse Wahrheit hätten eigentlich nur *drei* Gelehrte unserer Zeit, Hr. Dr. Nicocles von Kozani in Macedonien, Hr. Prof. Stathopulos in Athen und der (selige) *Ἕρμαννος ὁ σοφὸς* von Göttingen in ihrer ganzen Bedeutung erkannt und insbesondere noch eingesehen, dass die Neu-Macedonier von 1855 und mit ihnen natürlich auch Hr. Dr. Nicocles weder gräcisirte, noch wirkliche Slawen, noch *Schkjipetaren*, sondern „Aeolo-Dorier" seien ein für allemal. Uebrigens sei es noch ungewiss, ob man sich über *Ἄνας* und seine Thesen ärgern oder ob man lachen soll.

Was andere in der neuesten Zeit von einer Slawenperiode des mittelalterigen Griechenlands geschichtlich begründet zu haben meinten, das wird ohne alle Ausnahme von Hrn. Dr. Nicocles ignorirt und sogar der hochgepriesene Xylander leise getadelt, dass er in der Neugriechischen Sprache einige Hundert Albanesische Wörter gefunden haben will.

Mit einem Gelehrten, der in der Literatur auf dem Standpunkt der „Superba fastidia“ einer Amaryllis steht und alles kühn wegläugnet, was selbst byzantinische National-Historiker über die Zustände Griechenlands zwischen dem sechsten und zehnten Jahrhundert n. Chr. melden und eingestehen, wäre eigentlich alles Dissertiren über das „Albanesische Element in Griechenland“ nutzlos und überflüssig. Hr. Nicocles ist aber nicht der erste Literat, der sein grosses Wissen in Vertheidigung einer voraus verlornen Sache spielen lässt.

Sein Dictum, „die Völkerflut Illyricums sei ohne Hellas zu berühren an der via Egnatia (die bekanntlich von Dyrrachium nördlich an *Kozani* vorüber nach Thessalonika führte) wie versteinert still gestanden“, ist einer jener pseudo-hellenischen Orakelsprüche, deren Nichtigkeit der erste Blick in die Byzantiner und in die Topographie von Neuhellas offenbart.

Wir wollen Hrn. Nicocles nicht durch die Bemerkung beschämen, dass er sein eigenes Vaterland nicht kennt, wenn er nicht weiss, dass in gut drei Viertheilen Macedoniens das Landvolk bis dicht an die Thore von Thessalonika noch heute slawisch spricht und sein Geburtsort *Kozani* selbst ein slawisches Nomen ist und „Ziegenheim“ bedeutet.

Uebrigens hat Hr. von Hahn das schon im Alterthum anerkannte Nichtgriechenthum der Epiroten und der von einer hellenischen Dynastie civilisirten Alt-Macedonier durch Stellen aus Strabo, Plutarch, Herodot, Thucydides und Demosthenes so unwiderleglich nachgewiesen, dass dem Apologeten aus Kozani nach dem missglückten Versuche der Strabon'schen Hauptstelle eine andere Deutung unterzulegen, nichts mehr übrig blieb, als die drei grössten Lichter des alten Hellas der Unwissenheit und der Verleumdung des eigenen Vaterlandes anzuklagen.

Wenn aber Hr. von Hahn neben den geschichtlichen Ueberlieferungen zum Schirm seiner vier Thesen auch noch die Philologie zu Hülfe ruft und aus einem freilich äusserst magern, von Thunmann, Arndt, Adelung, Leake und Xylander zusammengestellten Verzeichniss altmacedonischer, altepirotischer und neualbanischer oder schkjipetarscher Vocabeln die innere Verwandtschaft und den nichtgriechischen Charakter dieser drei Idiome anzudeuten sucht, so bemüht sich Hr. Dr. Nicocles mit consequenter Geschicklichkeit einiges als nicht stichhaltig anzufechten; er stellt aber den Hahn'schen Argumenten im Ganzen doch nur die schwache und nichts sagende Bemerkung entgegen, dass alle auf unsere Zeiten herabgekommenen Münzen und Inschriften Macedoniens ächt griechisch seien, und dass folglich auch das Macedonische als ein hellenischer Dialect gelten müsse. Hr. Dr. Nicocles mag ein scharfer Dialectiker seyn; aber es scheint, dass der platonische Parmenides und der Landsmann des Hrn. Nicocles, der grosse Stagirite, in dieser Kunst doch noch höher standen.

Wenn die römischen Proconsuln und Prätoren in den Provinzen Asiens und Afrikas, wenn Ventidius in Antiochia, Gessius Florus in Jerusalem und Gallus Rufus in Alexandria an ihre Untergebenen lateinische Edicte schreiben, wenn sie auf Münzen und Monumente lateinische Inschriften setzen und vor ihrem Tribunal lateinisch plädiren liessen, und wenn am Ende gar zu Berytus in Phönicien eine lateinische Juristen-Schule bestand, so würde ausser Hrn. Dr. Nicocles auf diese Gründe hin niemand behaupten wollen, dass Syrer, Juden und Aegyptier Lateiner gewesen seien.

Der Hof, die Regierung und die Schule waren in Macedonien nach der Colonisirung der Seeküste durch das argivische, mythisch mit Herakles verwandte Königshaus des Karanus allerdings hellenisch, die Volksmasse aber blieb ungriechisch, d. i. barbarisch wie zuvor. Der National-Macedone konnte sich selbst noch zu Alexanders Zeiten mit einem Hellenen aus Peloponnes und Attika ohne Hülfe eines Dolmetsch nicht verständlich machen.

Genau derselbe Fall ist heute im jungen Griechenlande. Die Kirche, die Schule, die Verwaltung, die Münze und die Presse mit allen öffentlichen Documenten, Inschriften und Erlassen sind neugriechisch, während in einem grossen Theile des Königreichs die Familie und der tägliche Verkehr albanisch, walachisch und sogar noch bulgarisch redet und der Bewohner von Eleusis sich selbst „Bastard-Hellene“ nennt. *Εἴμεσθα νόθοι Ἕλληνες* sagte uns ein junger Albanese des benannten Orts. Hat man denn aber auch schon vergessen, dass im Freiheitskriege das Commando auf der griechischen Flotte grossentheils nicht griechisch, sondern albanesisch war? *)

Wenn aber Hr. Nicocles seinem Gegner irgendwo mit Glück beigekommen ist, so sind es jene Stellen und Argumente, durch welche Hr. von Hahn das Pelasgerthum der alten Epiro-Macedonier demonstriren will und das Wesen der albanischen National-Namen *Schkjipetar, Geghe* und *Toske* zu deuten sucht. Den Gegner auf diesem schlüpferigen Felde ad absurdum zu führen und den ganzen Hahn'schen Bau zu zertrümmern, ist Hr. Nicocles allerdings nicht Mannes genug und würde es auch ein grösserer Philolog als er nicht vermögen. Das Ungenügende dagegen, das Nichtconclusive, das Nebelhafte, Vage und Exuberante einzelner Beweisstellen aufzudecken, hat er doch vermocht. Vor der Hand ist das für den Doctor philosophiae aus Kozani Ehre genug. Indessen wird das Verdienst, hierin den einen und den andern kleinen Vortheil erstritten zu haben, wieder durch den Umstand *aufgewiegt,* dass Hr. von Hahn seine albanisch-pelasgischen Etymologie'n nicht als unzubestreitende Wahrheiten aufgestellt, sondern nur als unvorgreifliche Meinungen, als Voranschläge und erst noch besser zu begründende Hypothesen ausgesprochen hat.

---

*) Vergl. Hahn a. a. O. I, 239. — Notes on a Journey into the Balkan, or Mount Haemus, in 1847. By Lieut.-General A. Jochmus. London, 1853 Pag. 30.

Gewiss hat Hr. von Hahn im Laufe seiner Untersuchung mehr als einmal selbst empfunden, dass es in vielen Dingen, besonders in Deutung von Stamm- und Volksnamen, besser ist seine Unkunde einzugestehen, als alles wissen und alles erklären zu wollen.

Nebenher soll aber auch Hr. Nicocles nicht vergessen, dass die Mühe, einzelne schwache Punkte in den Positionen des Gegners zu erspähen, viel geringer ist als selbst die Wahrheit zu entdecken und Argumente aufzustellen, gegen welche der Zweifel nichts vermag.

Um dieses Axiom recht anschaulich zu machen, wollen wir nun auch unsererseits die altgriechische Diatribe des Hrn. Dr. Nicocles näher beleuchten und nachsehen, was *er* über die albanesischen Origines zu sagen hat, und ob etwa *er* gewisse Haupt-Volks- und Stammnamen mit mehr Wahrscheinlichkeit und mit grösserem Geschick als der Gegner zu entziffern die Wissenschaft besitzt.

Wir haben schon oben angemerkt, müssen es aber um der Sache willen noch einmal wiederholen, dass Hr. Nicocles seine ganze Streitkraft einsetzt, um den von Hahn erwiesenen historisch-philologischen Zusammenhang der alten Epiro-Macedonen untereinander und dann ihr gemeinschaftliches Verwandtsein mit den Albanesen oder Schkjipetaren unserer Zeit wieder zu zerreissen und ebenfalls auf Doppelwegen geschichtlicher Ueberlieferung und philologischer Analysis im gelehrten

Europa den Glauben zu verbreiten, die Albanier seien erst *nach* dem siebenten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, von den Tataren aus dem Caucasus vertrieben, in ihr gegenwärtiges Heimatland am jonisch-adriatischen Küstenstrich eingewandert.

Dass mit der Durchfechtung dieser Haupt-Thesis die ganze Diatribe des Hrn. Dr. Nicocles bestehen oder fallen müsse, scheint er selbst zu fühlen.

An geschichtlichen Autoritäten weiss Hr. Nicocles zu seinen Gunsten nicht mehr als zwei aufzubringen. Und von diesen zweien ist nur die eine positiv, die andere dagegen nur negativ. Das positive Zeugniss von der im siebenten Säculum nach Chr. erfolgten Einwanderung der Albanesen in Illyrien fand Hr. Nicocles in den kirchengeschichtlichen Sammlungen des gelehrten, zu Rom lebenden Maroniten *Assemanus* und des Italieners *Magus Palavinus* aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.*)

---

*) Asseman. Calend. Eccles. Or. Tom. V, pag. 5. „Epirotae et Macedones quin fuerint earum regionum populi indigenae, adeoque inter veteres Graecos numerandi, nullum est dubium. Vide Tabulas Ecclesiasticas in quibus claruere Episcopales Sedes „veteris et novae Epiri“ a Quieno in Oriente Christiano Tom. 2 a pag. 133 ad 155 et a pag. 240 ad 256 enumeratae, ut de Macedoniae Ecclesiis, quae Thessaliensi suberant, sileam. At vero qui nunc Albanenses, Arbanenses et Arnauti appellantur, nemo est qui ignoret illos advenas esse, sive ex Albania Asiatica, sive potius ex Serblis Alba, aut aliunde profectos. Haec de Albanensiis tamen sic dicta accipias, non quod eorum sermo sit idem ipse ac veterum cum Macedonum, tum Epirotarum, neque quod Illyrica, hoc est, Slavica lingua, sit eadem illa ac priorum Dalmatarum et Illyriorum, quemadmodum vano labore contendit laudatus Dolci Ragusianus; sed quia in eam regionem Albanesii post septimum Christianum saeculum advenere, quam veteres Macedones et Epirotae incoluerunt.“ — Magius Patavinus, „Albania dicitur ab Albanis populis asiaticis, qui a Tartaris expulsi istic consederunt“ — Beide Citate sind aus der Schrift des Hrn. Dr. Nicocles, pag. 71 entlehnt.

Die Sentenz dieser beiden katholischen Geistlichen wurde in der neuesten Zeit durch *Pouqueville* für wahrscheinlich erklärt, und folglich sei, wie Hr. Nicocles meint, an der Sache selbst nicht mehr zu zweifeln. Hiebei hat der kritische Hr. Dr. Nicocles nur die Hauptsache, nämlich die Frage vergessen, „Woher Assemanus und Magus Patavinus diese Erklärung über die Origines der Albanesen aufzustellen ihre Berechtigung hatten? Als Augenzeugen, wie weiland Thucydides im Peloponnesischen Kriege, konnten Leute um die Mitte des 18. Jahrh. doch nicht erzählen, was 1000 Jahre früher in Epirus geschehen sei. Irgend eine griechische oder lateinische, einheimische oder fremde Autorität haben aber die beiden Italiener nicht beigebracht, und folglich ist auch ihr Dictum nichts weiter als eine leere, aller stringenten Beweiskraft ermangelnde Hypothese, auf die sich Hr. Dr. Nicocles zu stützen sucht.

Die Autorität der positiven Stelle wäre hiemit beseitigt. Aber auch die negative bringt dem hülfsbedürftigen Criticus nicht viel Gewinn.

Wie kommt es, fragt Hr. Nicocles, dass von den Albano-Schkjipetaren, wenn sie bereits in der Urzeit unter diesem Namen ihre gegenwärtigen Wohnplätze inne hatten, bei den Geographen und Historikern des Alterthums auch nicht die leiseste Erwähnung zu finden ist? Ein Volk, das heute wohl an zwei Millionen zählen mag und, hätte er beifügen sollen, für die vorzüglichste, wo nicht für die einzige Wehrkraft der Illyrischen Halbinsel gilt, meint Hr. Nicocles, konnte doch nicht heimlich und ungenannt mitten in Gräko-Illyrien bis in das eilfte Säculum christlicher Zeitrechnung fortvegetiren? Also, schliesst Hr. Dr. Nicocles, sind die Albanier erst nach dem 7. Jahrh. n. Chr., d. h. kurze Zeit vor den Magyaren aus Asien nach Europa herübergekommen.

Wir erlauben uns die Gegenfrage: wie es denn gekommen sei, dass von der Niederlassung eines zahlreichen und streitbaren Volkes im Herzen des Illyrischen Continents bei keinem einzigen der gleichzeitigen weder byzantinischen noch lateinischen Chronisten auch nur leiseste Meldung geschehe, während doch vom Beginn der allgemeinen Völkerwanderung im vierten Säculum bis zum Schlussact der türkischen Occupation des oströmischen Reichs im 14. Jahrh. die Einwanderung und Niederlassung nordeuropäischer oder asiatischer Völkerschaaren, ja sogar die flüchtigen Streifereien und Plünderungszüge selbst der kleinsten slawischen Barbarenhorden im Süden der Donau auf das genaueste und vollständigste verzeichnet sind?

Ist das etwa nicht ein gefährliches Gegenargument, besonders wenn man Hrn. Nicocles zu bedenken gibt, dass die Albanier, so lange ihr Kern unentwickelt in den schwerzugänglichen Gebirgsschluchten der Heimat verborgen lag, nicht so zahlreich waren, wie sie heute sind?

Die osmanischen Türken zählten bei ihrer Einwanderung aus Hochasien und ihrer ersten Niederlassung im seldschukischen Bithynien nicht mehr als 400 Zelte mit eben so vielen waffenfähigen Männern, sind aber in etwa 500 Jahren, wir wissen alle wie, bis über sechszehn Millionen Seelen angewachsen.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, dass einerseits der kleine und unscheinbare albanesische, und andererseits der ebenso kleine und ebenso unscheinbare osmanische Volkskern fast zu gleicher Zeit im 14. Jahrhundert schwellend aus der Hülle brach und in saftiger Ueppigkeit so riesig auseinander ging, dass es lange zweifelhaft blieb, ob die Erbschaft des sterbenden Byzanz den Albano-Schkjipetaren oder den türkischen Osmanen verfallen sei.

Das Schicksal, wie man weiss, hat den Wettkampf zu Gunsten der letzteren entschieden, und den Schkjipetaren ist mit dem Bewusstsein ihrer Stärke, ihrer Ansprüche und ihres alten Glanzes nur die Rache, die üble Laune und der Gram über das verfehlte Glück geblieben.

Zu nicht geringem Aergerniss des Hrn. Dr. Nicocles scheint auch sein Argument, dass während der classischen Zeit der griechischen und lateinischen Literatur der Name eines in Illyrien sitzenden Volkes der „Albanier“ nirgend zu entdecken sei, einer bedenklichen Einwendung zu unterliegen. Der berühmte Alexandrinische Akademiker und Geograph Claudius Ptolemäus aus dem zweiten Jahrhundert nach Chr. (125—161) nennt das Alpengebirge, welches Pannonia superior (Krain, Kroatien) von Illyrien trennt, *„Ἀλβανὸν ὄρος“*, eine Notiz, die wir zu unserem Vortheil nicht einmal benützen wollen, da sie mit den Bergschluchten des später genannten *Ἄρβανον* in engerem Sinne keine Beziehung hat. Uebrigens findet sich diese eben citirte Stelle, wenigstens in der Folio-Ausgabe des Cl. Ptolemäus von *Petrus Bertius* (Leyden 1618), nicht Cap. XIII, wie Hr. Nicocles schreibt, sondern Cap. XV des zweiten Buches und lautet: *„. . . διὰ τοῦ Ἀλβανοῦ ὄρους, μέχρι τῶν Βεβίων ὀρέων, καὶ τοῦ ὁρίου τῆς κάτω Παννονίας.“*

Schlimmer für Hrn. Nicocles ist es schon, wenn der Geograph von Alexandria auch im Binnenlande der bis Dyrrachium herabreichenden Provinz Macedonien eine Stadt *„Albanopolis“* mit einem umwohnenden Volke der *„Albanier“* nennt.

„Im mittelländischen Macedonien,“ heisst es Lib. III, cap. 13 (nicht 12, wie in der Diatribe des Hrn. Nicocles steht) „sind folgende Städte: Arnissa der Taulantier, Elyma der Elymioten, Amantia in Orestis, *Albanopolis* der *Albanier,* Orma, Europus und Apsalus der Almoper.“ *)

---

*) *Πόλεις δὲ εἰσιν ἐν τῇ Μακεδονίᾳ μεσόγειοι αἵδε: Ταυλαντίων Ἄρνισσα, Ἐλυμιωτῶν δὲ Ἔλυμα, Ὀρεστίδος Ἀμαντία, Ἀλβανῶν Ἀλβανόπολις, Ἀλμωπῶν Ορμα, Εὔρωπος, Ἄψαλος.* *)

---

*) Cl. Ptol. a. a. O. Pag. 93.

Um den übeln Folgen zu entgehen, welche diese Stelle des alten Geographen auf den Grundgedanken der Diatribe äussern müsste, weiss Hr. Dr. Nicocles kein besseres Auskunftsmittel als die Aechtheit der Stelle geradezu wegzuläugnen und sie mit Mannert (Geogr. d. Gr. und Röm. Thl. 7, Pag. 409) als Einschiebsel späterer Hand verdächtig zu machen. Wahr ist es, das Citat erscheint als ein *ἅπαξ λεγόμενον* und wird in keinem der auf uns gekommenen historisch-geographischen Werke aus der classischen Zeit gefunden. Selbst in den Kriegen, die zwischen Rom und Macedonien in dieser Gegend geführt wurden, ist von einer Stadt *Albanopolis* und von einem Volke der *Albanier* überall keine Rede, was man natürlich nur durch die damalige Unbedeutenheit des Ortes und durch das Aufgehen des obscuren Bergvölkleins in einem grösseren Volksstamm erklären kann.

Das Stillschweigen des Livius, des Appianus, des Pomponius Mela, des Polyhistors Plinius, des Plutarch und sogar des Constantinus Porphyrogenitus wird von Hrn. Dr. Nicocles mit besonderem Nachdruck geltend gemacht.

Der Schluss, dass man auf der grossen Bibliothek zu Alexandria in der Geographie nicht mehr wissen durfte als in Rom und Konstantinopel, ist aber nicht zulässig, und da weder Mela, noch Plinius, noch selbst Tacitus oder irgend ein anderer gleichzeitiger Compilator im Verzeichniss der Völker Germaniens von den Sachsen Meldung thut, und dieses bald nachher so gewaltige Volk gar nicht kennen, während Ptolemäus die Sitze der Σάξονες auf dem Cimbrischen Chersones mit Präcision anzugeben weiss,*) so müsste nach Hrn. Dr. Nicocles auch dieser Passus des Alexandrinischen Geographen unächt und Einschiebsel späterer Hände seyn.

---

*) Lib. II, cap. 11 in zwei Stellen.

Eben so hat man unlängst auf Cypern die alte und wohlerhaltene Münze einer Stadt Kleinasiens gefunden, deren Name bei keinem Schriftsteller weder der classischen, noch der byzantinischen, ja nicht einmal bei den Akademikern von Alexandria zu entdecken ist, die aber dessen ungeachtet existirt haben muss.

Im Gefühle, dass dieser allgemeine und oberflächliche Verdächtigungsgrund doch nicht hinreiche, die fatale Stelle des Cl. Ptolemäus zu „amortisiren“, ist Hr. Nicocles auf den Einfall gekommen, die Fälschungs-Anklage noch weiter auszudehnen und neben dem *Ἀλβανῶν* und *Ἀλβανόπολις* auch noch die vorausgehenden sechs Eigennamen „*Ταυλαντίων* *Ἄρνισσα*, *Ἐλυμιωτῶν* *Ἔλυμα* und *Ὀρεστίδος* *Ἀμαντία*“ als Zusätze späterer Zeiten aus dem Grundtext des Cl. Ptolemäus auszustossen, „weil die benannten vier Städte Arnissa, Elyma, Amantia und Albanopolis im Eingang des Kapitels als *Seestädte*, in der Mitte desselben Kapitels aber wieder als *Binnenstädte* (*μεσόγειοι*) bezeichnet seien.“

Der Einwurf wäre von Gewicht und brächte grosse Verlegenheit, wenn ihn Hr. Nicocles hinreichend zu begründen vermöchte, und wenn er ihn nicht viel mehr als Beweis oberflächlichen und ungenauen Textverständnisses gegen sich selbst gekehrt sehen müsste.

Erstens ist im Text des Ptolemäus von einer „Seestadt“ Albanopolis keine Rede; es wird dieser Name überhaupt nur einmal und zwar in der Mitte des mehr citirten Kapitels als „Binnenort“ genannt.

Offenbar ist dieses *Ἀλβανόπολις* nur der conventionelle Schulausdruck des Museums von Alexandria, den die Byzantiner beim ersten Auftreten der Albanier auf der politischen Schaubühne im eilften Säculum n. Chr. schon nicht mehr kennen, weil sie in derselben Gegend nur von einem *Ἀρβανὸν* und *Ἀλβανὸν* zu reden wissen.

Zweitens hat Hr. Dr. Nicocles nicht gemerkt, dass Ptolemäus im Beginn des mehr besagten Kapitels XIII nur die äusserste Westgränze der Provinz Macedonien bezeichnen will und deswegen von den drei Seeprovinzen der *Taulantier*, der *Elymioten* und der *Orestis* zuerst nur die fünf am Ufer des jonischen Meeres liegenden Städte Dyrrachium, Apollonia, Aulon, Bullis und Amantia nennt; *) in der Mitte desselben XIII Kapitels dagegen, wo Hr. Nicocles eine von fremder Hand eingeschobene Wiederholung entdecken will, die im Innern derselben drei westmacedonischen Seeprovinzen blühende Städte Arnissa, Elyma, Amantia und *Albanopolis* aufzählt. **)

Was Hrn. Nicocles ausser der Wiederholung des Namens der drei Seeprovinzen am meisten bethörte, ist ohne Zweifel das doppeltgenannte *Amantia* der Landschaft Orestis, indem es einmal als am Strande liegend, und dann wieder als Binnenstadt (*μεσόγειος*) bezeichnet wird.

Hätte Hr. Nicocles die von dem Alexandriner Agathodämon zur Geographie des Ptolemäus ursprünglich entworfenen und später von Conrad Mercator nachgezeichneten Karten der bewohnten Erde näher angesehen, so wäre ihm die Existenz eines doppelten *Amantia* in der westmacedonischen Seeprovinz Orestis nicht entgangen. ***)

Um alle weiteren Einreden des Hrn. Nicocles abzuschneiden und ihm die ganze Schuld flüchtigster Oberflächlichkeit aufzuladen, macht man ihn noch aufmerksam, dass Ptolemäus das „See-Amantia" unter 44° 56 und 39° 30, das „Binnen-Amantia" dagegen unter 46° und 39° 40 stellt, was an einem Doppelbestand dieses Ortsnamens nicht mehr zweifeln lässt.

---

*) *Ἡ Μακεδονία περιορίζεται . . . ἀπὸ δὲ δυσμῶν τῷ Ἰονείῳ πελάγει, τῷ ἀπὸ Δυῤῥαχίου, ἤτοι Ἐπιδάμνου, μέχρι Πεπυλύχνου ποταμοῦ κατὰ περιγραφὴν τοιαύτην· Ταυλαντίων Δυῤῥάχιον, Ἀπολλωνία, Αὐλων πόλις, ἐπίνειον, Βουλλίς, Ἀμαντία.*

**) *Πόλεις δέ εἰσιν ἐν τῇ Μακεδονίᾳ μεσόγειοι αἵδε· Ἄρνισσα, Ἔλυμα, Ἀμαντία, Ἀλβανάπολις.*

***) Es ist in der oben citirten Folio-Ausgabe des Ptolemäus die zehnte Tafel zu Cap. XIII, XIV, XV, XVI und XVII des III. Buches.

Die von Hrn. Dr. Nicocles angefochtene Stelle in der Geographie des Cl. Ptolemäus ist also nicht nur nicht als Einschiebsel späterer Hand auszustossen; sie muss im Gegentheil als ein wesentlicher und unentbehrlicher Bestandtheil des alexandrinischen Textes beibehalten und sorgfältig beachtet werden.

Die historisch-geographische Notiz, dass unter den ersten Cäsarn in Illyrien ein Volksstamm der *Albanier* und eine Stadt *Albanopolis* existirten, wäre also nicht länger anzustreiten.

Zu der positiven Angabe des Ptolemäus-Textes tritt als neuer Beweis, dass die Schkjipetaren schon im Beginn der christlichen Aera im Lande waren und als Bestandtheil der Illyrier galten, der auch schon von Xylander bemerkte Umstand hinzu, dass die latinischen Wörter im heutigen Albanesen-Dialekt noch ganz die römische Aussprache aus dem Augusteischen Zeitalter beibehalten und folglich das *c* noch überall wie *k* gesprochen wird. Aus dem lateinischen cicer (die Kicher) macht der Albanese *kjikjere*, aus civitas *kjutet*, aus cepa *kjepe*, aus piscis *Pischk*, aus facies *fakje*, aus sagitta *schegette* und *schengjette*, aus gens *ghjind*, aus vicinus *fkjinje* und aus cerasum *kjerschia* und *kjirschia*, gegh. kjerschi. *)

Wären die Albanesen, wie Hr. Nicocles will, erst im achten Säculum n. Chr. aus Caucasisch-Scythien eingewandert und im Augusteischen Zeitalter nicht schon im Lande und zugleich römische Unterthanen gewesen, so hätten sie die lateinischen Vocabeln, wenn je, sicherlich nur in Form und Laut des Mittelalters aufgenommen.

---

*) Xylander a. a. O. Pag. 290. — v. Hahn sub voce.

Dieser länger als zwanzig Jahrhunderte sich gleich bewahrende Charakter der albanesischen Redeweise ist allerdings auffallend, aber Idiome ohne Literatur, wie das albanische, bleiben durch Jahrtausende stationär, während sich die fortschreitenden Kultursprachen in verhältnissmässig kurzen Perioden wesentlich umgestalten.

Nun auch zugegeben, was nicht mehr zu läugnen ist, dass in Illyrien schon im classischen Alterthum eine Stadt und ein Volk der *Albanier* bestand, so wäre doch erst noch zu fragen, ob der Name einheimisch, oder ob er nur im Munde der Fremden üblich war?

Der Name *Alb, Alp, Alba, Albion* und *Albania* erstreckt sich in fast ununterbrochener Reihe vom Ufer der Kaspisee bis in die äussersten Schluchten Caledoniens und scheint unmöglich etwas anderes als „Gebirgsland“ und „Gebirgsbewohner“ bedeuten zu können. Nach *Arndt* wäre im Alt-Keltischen das Wort *al, alb, alp* wirklich die allgemeine Benennung für *Gebirge* gewesen. Und da im Albanesischen *Schkep, Schkip, Schkipe* noch heute *Fels* bedeutet, so könne mit Hinzutritt der männlichen Ableitungssylbe *tar* wohl der einheimische Volksname „Schkipetar“ entstanden seyn, was man dann auch nur mit „Bewohner eines felsigen Landes“ übersetzen müsste.

Und wenn es bisher als ausgemacht gegolten, dass man die Benennung *Albania* und *Albanier* in Albanien selbst nicht kenne und dass sie nur eine Schöpfung der benachbarten Gräken sei, so will Hr. von Hahn auch diesen Glauben nicht mehr gelten lassen und im Worte „*Arberia*“, wie nach ihm der wildeste, rauheste und unzugänglichste

Theil des eigentlichen Albaniens zwischen *Awlona*, der *Chimara* und *Delwino* heisse, das alte *Albanien* erkennen. *)

Wie die einheimische Benennung ganz Albaniens bei den Tosken *Schkjiperia*, bei den Geghen aber *Schkjipenia* lautet, wird nach Hahn's ausdrücklicher Versicherung (I, 230) das toskische Theilwort „Arberia“ auf geghisch ebenfalls „Arbenia“ gesprochen und sogar zur Bezeichnung ganz Albaniens gebraucht.

Der Umlaut des l in r ist uralte Sprachregel der latinischen wie der gräkischen Idiome, und es ist ja allgemein bekannt, dass die unteren Volksklassen bei den italischen *Tosken*, *Tusciern* oder *Toskanern* noch heute *morto* für *molto* sprechen. Selbst die byzantinischen Hof-Scribenten wissen beim ersten Auftreten der Albanesen gegen das Ende des eilften Jahrh. n. Chr. überall nur von einer Gegend und einem Engpass „Arbanon“ und von einem streitbaren Volksstamm der „Arbaniten“ zu erzählen. **)

---

*) Die griechische Geographie nannte diese Gegend „*Chaonia*“, heute aber hat „*Ljaperia*“ bei den Eingebornen sowohl als bei den Nachbaren ungefähr dieselbe Ausdehnung wie Arberia und Chaonia; neben allen diesen Bezeichnungen des Albanischen Kernlandes hat sich auch noch der Name „Kurweljesch“ eingedrängt. *)

**) *τὴν δέ γε ἐπίλοιπον πᾶσαν πόλιν τῷ ἐξ Ἀρβανῶν ὁρμωμένῳ Κομισκόρτῃ ἀνέθετο.* Anna Comnena, pag. 98. edit. venet.
— *αὐτοῦ βαλλομένου ἁπανταχόθεν παρά τε τῶν καλουμένων Ἀρβανιτῶν.* ibid. pag. 132.
— *τῷ δέ γε Ἐυσταθίῳ τῷ Καμύτζῃ τὰς περὶ τὸ Ἀρβανὸν ἀνετεθήκει κλεισούρας.* ibid. pag. 309.
— *συναγηοχὼς δὲ στρατίαν ἀξιόλογον ἔκ τε Φράγγων καὶ Βουλγάρων Ῥωμαίων τε καὶ Ἀρβανιτῶν.*
Cedren. et Scylitz. Tom. II. fol. 865, edit. Paris. . .

---

*) Hahn passim

Ich möchte nur wissen, ob die uralte, in der heutigen Provinz Schirwan am Südcaucasus wohnende und von den Gräken „Albanier“ benannte Völkerschaft unter sich selbst auch diesen Namen trug, und ob die hellenische Geographie, wie sie in jenem südcaucasischen Lande ein keraunisches Gebirge, so daselbst auch ein *Arba*, ein *Arbanon*, ein *Arbania* und *Arbaniten* kannte?

Leider ist von der Sprache jenes albanischen Volksstammes an der Kaspisee auch nicht ein einziges Wort auf uns gekommen.

Indessen wird im „gefesselten Prometheus“ des Aeschylus unter den Kolchisch-Scythischen Völkerschaften, die am äussersten Rande der Mäotis und nahe an der steilen Felsenburg des Caucasus wohnen, neben den Amazonen auch die mit scharfen Spitzlanzen streitende Marsblüthe *Arabiens*, *Ἀραβίας τ' ἄρειον ἄνθος*, genannt.*)

Die Lesart „*Ἀραβίας*“ ist in ihrem gewöhnlichen Sinne hier gewiss nicht zulässig, da eine Landschaft *Arabien* und ein Volk der *Araber* am Caucasus sicherlich niemals existirte und weder ein gräkischer, noch ein latinischer, noch irgend ein morgenländischer Geograph, meines Wissens, je etwas von einem Caucasischen Arabien gemeldet hat.

Ich möchte daher, wenn die strengen Philologen nicht erschrecken

---

*) *Κολχίδος τε γᾶς ἔνοικοι*
παρθένοι, μάχας ἄτρεστοι,
καὶ Σκύθης ὅμιλος, οἳ γᾶς
ἔσχατον τόπον ἀμφὶ Μαιῶτιν ἔχουσι λίμναν,
Ἀραβίας τ' ἄρειον ἄνθος,
ὑψίκρημνόν θ' οἳ πόλισμα
Καυκάσου πέλας νέμονται,
δάϊος στρατός, ὀξυπρῴροισι βρέμων ἐν αἰχμαῖς.
Aeschyl. Prom. v. 415—424. Edit. F. Didot.

und mir die Keckheit verzeihen wollen, statt „*Ἀραβίας*" lieber *Ἀλβανίας* oder *Ἀρβανίας*, wo nicht gar *Ἀρβερίας* in Vorschlag bringen. Die Metrik wenigstens würde dieser Textverbesserung keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegensetzen. Uebrigens sind die Acro-Keraunien im illyrischen Arbania und die „Keraunien" (*κεραύνια ὄρη* bei Strabo) auf dem Nordrande der Caucasischen Arbania von wunderbarer Aehnlichkeit.

Wer aber den Vorschlag für unzulässig hält und von dem „*Ἀραβίας*" der alten Handschriften nicht lassen will, der mag in der Gedrosischen Völkerschaft der *Ἄρβιες*, in ihrer Stadt *Ἄρβις*, in ihrem Flusse *Ἄρβιος* und in ihrem Arbischen Gebirge seine Rechtfertigung und seine Beruhigung finden, da alle diese Namen im Munde der Hellenen abwechselnd auch *Ἀράβιος* und *Ἀραβίτης* lauten.*) Mit derselben Licenz konnte ja auch der Dichter des „Prometheus" die *Ἄρβιες* und das *Ἀρβενία* am Caucasus Araber und Arabia nennen.**)

---

*) Vergl. Strabo, XV, pag. 495 edit. Casaub., und Commentar. pag. 207. — Arrianus lib VI, cap. 21. — Ptolem. lib. VII, cap. 21.

**) Ohne Zweifel werden die Vertheidiger des überlieferten Textes in der Ungleichheit des Sylbenmaasses der beiden Nomina *Ἀραβίας* und *Ἀλβανίας* ein Haupthinderniss gegen die Zulassung der neuen Lesart finden, sintemal das ⏑⏑⏑– des erstern mit dem –⏑⏑– des letztern nicht ersetzt werden dürfe. Zur Entkräftung dieser anscheinend bedenklichen Gegenrede machen wir die Leser aufmerksam, dass — um von den Versanfängen *Κολχίδος*, *Παρθένοι* und *Καυκάσου* in demselben Chorus zu schweigen — in der Antistrophe ά die vier ersten Sylben des dem *Ἀραβίας* entsprechenden Verses: *πήμασι συγκάμνουσι θνητοί*, ebenfalls –⏑⏑– messen und folglich ihrerseits das Metrum ⏑⏑⏑– in *Ἀραβίας* gewissermassen verdächtig machen.

Uebermässigen Scharfsinn und erdrückenden Reichthum in Geographicis hat den Griechen noch kein Europäer vorgeworfen, und doch ist die Anomalie dieses kaukasischen *Ἀραβίας* in Vers 420 des Prometheus

Die Existenz eines bei den Albanesen selbst gebräuchlichen Landschaftsnamens „Arberia“ ist Hrn. Dr. Nicocles natürlich höchst unwill-

---

Herrn G... von Athen nicht entgangen. In der festen Ueberzeugung, dass hier ein Irrthum stecken müsse, hat der benannte talentvolle und wissbegierige Neuhellene in allen alten und neuen Commentarien zu den Tragödien des Aeschylus nachgeforscht und sich nebenher auch noch mündlich nach allen Seiten hin Raths erholt, nirgend aber, wie er bitter klagte, eine auch nur anscheinend genügende Lösung seiner philologisch-geographischen Zweifel erhalten können.

Die Meister des Satzes und der Vocabelstellung wunderten sich vielmehr über die fürwitzigen Einfälle des jungen Literaten und meinten, zum Verständniss der angezweifelten Prometheusstelle genüge es zu wissen, dass im Nomen proprium *Ἀραβίας* die drei ersten Sylben kurz und die vierte lang sei. Mit diesem unvollkommenen Bescheid wollte sich der Frager nicht zufrieden geben, weil er, wie alle Fremden, bisher in der Meinung lebte, dass die Deutschen *Alles* wissen und dass bei diesem Volke von Philologen und Philosophen in jeglicher gelehrten Noth Trost und Beruhigung zu erhalten sei. Nun aber will uns Hr. G... auch seine Täuschung nicht mehr verzeihen, und er hält sich sogar für berechtigt in Bewunderung des deutschen Genius von jetzt an weniger Enthusiast zu seyn. In Bearbeitung einzelner Abschnitte der Staats- und Kulturgeschichte Griechenlands, meint Hr. G..., werde von den Deutschen Ausgezeichnetes geleistet; aber das Talent das griechische Wesen frei und mit philosophischem Blicke im Ganzen zu erfassen und schöpferisch darzustellen, wie unlängst der Britte Henry Grote, habe uns die Natur versagt. Hr. G... glaubt vielmehr, das geschichtliche Wissen über Griechenland habe sich in seinen Hauptmomenten bei den Germanen nach Art des byzantinischen Orthodoxenthums allmälig in zünftigfeste und handwerksmässig unüberschreitbare Normen crystallisirt, so dass jeder neue Gedanke als Häresie und revolutionärer Gräuel zurückgewiesen wird. Dass Hr. G... über die deutsche Wissenschaft zu exclusiv, zu schroff, zu schneidend, zu leidenschaftlich urtheile, fühlt jedermann. Wenn man aber andererseits an die kalten und verdachtsvollen Blicke denkt, mit denen in Deutschland auf das grosse Grote'sche Werk griechischer Geschichten herkommen. Dass Ἀλβανὸν und Ἀρβανὸν der Byzantiner des eilften Jahrh. Synonyma seien, läugnet er selber nicht; dass aber das heute landübliche Ἀρβερία und Ἀρβενία mit Ἀλβανία eines und dasselbe seien, ist ihm ein Gräuel und eine entschiedene Unmöglichkeit. Das Wort Ἀρβερία sei gar nicht einmal albanesisch, auch nicht speciell geghisch (ob es aber auch kein speciell toskisches sei, sagt er weislich nicht); es sei nur eine Erfindung der Walachen und Bulgaren, bei welchen der albanesische Volksstamm „Arber“, das Land „Arberia“, die Sprache aber „Arbereschti“ und „Arbeneschti“ heisse.

Eine Beglaubigung über den Wlacho-Bulgarischen Ursprung von Ἀρβερία vermag Hr. Nicocles wieder nicht beizubringen, und er darf es daher auch nicht übel nehmen, wenn man *seine* Autorität hierin nicht für maassgebend hält.

Hr. von Hahn kennt das Land, und wie es scheint, auch die Sprachdialecte dieser „Arberischt“ weit besser als Hr. Dr. Nicocles, der das eigentliche „Arberia“ vermuthlich gar nicht gesehen hat und nebenher gesagt den slawisch-macedonischen Ortsnamen *Ostrovo* aus der althellenischen Provincialbenennung *Orestis* entstehen lässt.

---

abgesehen wird, so möchte man glauben, der Athenische Criticus habe am Ende doch wieder Recht. Wie rasch übrigens Liebe in Widerwillen und Bewunderung in Gleichgültigkeit, ja in Geringschätzung übergehe, ist niemandem unbekannt. Und wenn Verfall oder auch nur Schmälerung des wissenschaftlichen Credits, besonders von Seite der Griechen, für Deutschland ein empfindliches Unglück wäre, so mögen diejenigen, die bei uns in Philologicis das grosse Wort führen, das hier zum erstenmale vorgebrachte Bedenken entweder durch den Nachweis eines am Caucasus gelegenen Landes „Arabien“ beseitigen, oder, wenn ihnen das unmöglich ist, durch ihre Weisheit und ihre Kraft in anderer Weise Rath schaffen und die deutsche Muse von weiteren Nachtheilen sicherstellen.

Alles was Hr. Nicocles gegen das uralte Daseyn der Namen *Arber* und *Arbenia* einwendet, ist völlig unkritisch und folglich ohne Werth. Es thut einem wahrhaft leid, wenn man Hrn. Nicocles, dessen Fleiss, Wissenschaft und guten Willen man gern anerkennt, in allen Hauptpunkten seiner Streitschrift Unrecht geben und nicht selten seine besten Argumente ihm selber zum Nachtheil benützen muss.

Wenn er auch zugeben könnte, was aber nicht geschieht, dass *Arba*, *Arber* und *Arberia* in Illyrien überhaupt und im rauhen Gebirgsstocke von *Chaonien* (Ljaperei, Kurweljesch) insbesondere uralt-einheimisch seien, so stünde seiner Vorstellung nach diese Annahme in flagrantem Widerspruch mit der vielbesprochenen Stelle des Ptolemäus, dessen *Albanopolis* nicht in der Gegend von Awlona und der Acrokeraunischen Gebirge, wie das Hahn'sche *Arberia*, sondern im Osten der alten Provinz Orestis gestanden haben soll. Und eben dieser geographische Widerspruch sei ein neuer Beweis, dass jenes Albanopolis ein Einschiebsel und spätere Textverfälschung sei.

Diese Gegenrede des Hrn. Nicocles wird durch die einfache Bemerkung beseitigt, dass Ptolemäus sein Albanopolis, wie es die Karten Agathodämons zeigen, nicht *östlich*, wie Hr. N. sagt, sondern *nördlich* der Landschaft Orestis (Orestias) und in das Innere der Seeprovinz Taulantia setzt.

Das Auftauchen der Orts- und Stammnamen Albanopolis, Albanon, Arbanon, Arberia und Arbenia in verschiedenen Gegenden Illyriens ist vielmehr ein stringenter Beweis, dass sie im Volksmunde neben der officiellen Nomenclatur schon im „grauen Alterthum" *) üblich und im Mittel- und Süd-Albanien damals beinahe schon eben so weit verbreitet waren, wie sie es heut zu Tage sind.

---

*) „πολιᾶς ἀρχαιότητος" schreibt Hr. Nicocles pag. 44, Zeile 5 v. o.

Der Zorn, mit welchem Hr. Dr. Nicocles das Wort *Arba* und *Arber* verfolgt und aus dem Gedächtniss der Menschen zu vertilgen sucht, ist so hartnäckig und unversöhnlich, dass er die bei Ptolemäus genannte und durch Hrn. von Hahn zu Hülfe gezogene Liburnische Insel *Arba* durchaus des illyrischen Charakters entkleiden und als ein latino-walachisches Vocabulum hinzustellen sucht.

Das liburnische *Arba*, meint er (S. 83), sei offenbar aus dem lateinischen Nennwort *arbor* entstanden, „weil das besagte Eiland vielleicht Ueberfluss an Bäumen hatte.“ Und an der Richtigkeit dieser Ableitung dürfe man um so weniger zweifeln, da *Arba* oder *Jarbar* auf walachisch „Gras“ und *jarbore* in demselben Dialect „Baum“ bedeute, im Albanesischen aber Gras mit *bari* und Baum mit „*Ljissi*“ bezeichnet werde.

Diese Widerlegung des Hahn'schen Arba-Arguments durch Hrn. Dr. Nicocles ist uns als am wenigsten klar, lichtvoll und schlagend vorgekommen.

Einen möglichen *Ur*-Zusammenhang der Albanier, Arbaniten und Arberi im europäischen Illyrien mit den *Ἀλβανοί* und *Ἄρβιες* des Aeschylus und Strabo in Iran und am Caucasus wird Hrn. Nicocles niemand wegdisputiren. Nur die Anschauungsweise über Zeit und Modus der Einwanderung dieser Namensträger in Europa wird so, wie sie Hr. Dr. Nicocles darzustellen sucht, als willkürlich, verdreht, unstichhaltig und abenteuerlich zurückgewiesen.

Gestehen muss man nebenher aber doch, dass Hr. Nicocles bei aller Unzulänglichkeit der Streitmittel in seiner Dissertation doch eine merkwürdige Schärfe und Gewandtheit offenbart und sogar neue Ansichten und originelle Gedanken in Umlauf bringt. Denn die Mittel und Wege, durch welche der Verfasser seinen Albaniern im Laufe des achten

Säculum n. Chr. vom Caucasus in die heutigen Sitze in Illyrien herüberhülft, sind unseres Wissens noch nicht dagewesen.

Zwei Dinge haben wir mit Sicherheit erst durch die berühmten „Albanesischen Studien“ des Hrn. von Hahn erfahren:

1) dass die Albano-Schkjipetaren nicht in *vier*, wie selbst *Leake* noch meint, sondern nur in die *zwei* Hauptstämme der *Geghen* und der *Tosken* auseinander gehen;

2) dass Geghen und Tosken, obgleich beide derselben Nationalität angehören, doch in Sprache, Nationalsinn, Religion, Lebensweise, Musik, Kleidung, Wuchs und Colorit verschieden sind.

In der That, Geghen und Tosken, obgleich beide Schkjipi sprechen, können sich, wie schon Eingangs gesagt, ohne Mittelsperson schwer oder gar nicht verstehen. Auch ist im Geghenlande, d. i. in Mittel- und Nord-Albanien von Montenegro bis zum Schkumbifluss herab, in der That alles, was nicht zum Islam übergetreten, der römisch-katholischen Religion zugethan; im Toskenlande dagegen, d. i. in Südalbanien vom Schkumbiflusse bis zum Golf von Arta, bekennt sich der nicht-islamische Schkjipetar ausschliesslich zur griechisch-orthodoxen Kirche, redet neben seinem Schkjipi meistens auch noch das Neugriechische, ist von Natur heiter, unverdrossen, geschwätzig, petulant, kokett und wandelbar mit entschiedenem Hang für Vergnügen, für Schmuck und für schöne, bunte Gewänder, während der Geghe überall nur Schkjipetarisch spricht, sich einfach und dunkel kleidet, wortkarg, finster und — ob Christ oder Mohammedaner — gemüthslos und grausam ist.

Die gegenseitige Abneigung der beiden Bruderstämme, von der sie selbst kein Geheimniss machen, ist unter solchen Gegensätzen leicht erklärlich.

Dieses Umstandes bemächtiget sich nun Hr. Nicocles mit vieler Geschicklichkeit und sucht den Beweis zu liefern, dass die zwar verschwisterten, aber sich gegenseitig abstossenden beiden albanesischen Stämme der Geghen und Tosken schon von Alters her nichts miteinander gemein hatten und auch zu verschiedenen Zeitepochen aus Asien nach Europa herüber gekommen seien. Die Geghen lässt Hr. N. zuerst in Albanien einwandern und betrachtet sie folglich gleichsam als altberechtigte Besitzer des Landes. Lange nach ihnen und in verhältnissmässig neuerer Zeit hätten endlich auch die Tosken ihre Wohnsitze hieher verlegt. Die Zeitpunkte dieser Doppelwanderung präcis anzugeben, vermag Hr. N. freilich nicht; er vermuthet jedoch, die Geghen seien mit dem grossen, aus verschiedenen barbarischen Völkerschaften Skytho-Tauriens zusammengesetzten Gothen-Heere, worunter namentlich *Alanen*, also wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts n. Chr., von der Donau her nach Illyrien gekommen. Daher gesteht Hr. Nicocles mit der grössten Zuversicht, dass er die *Geghen* wegen des ungefähren Gleichklangs der Namen für Bluts- und Sprachverwandte der *Gepiden*, *Gothen*, *Geten*, *Massageten* und *Alanen* halte; dass er bei den Geghen alles Gothisch finde; dass selbst der einheimische Lands- und Volksname Schkjip, Schkjipenia und Schkjipetar, da Procopius einen Gothenhäuptling Skipur citirt, gothisch und offenbar aus *Σκυθιβηρία* hervorgegangen sei — eine Deutung, die der Leser gewiss ungemein sinnreich finden wird.

Hr. Nicocles geht nämlich von der schon in der Encyclopädie von Ersch und Gruber aufgestellten Ansicht aus, dass die caucasischen Albanier mit den in den Hochschluchten desselben Gebirges hausenden *Alanen* eines und dasselbe Volk seien. Diese *Alanen* am Caucasus, behauptet er, haben gerade so wie die heute in Illyrien sitzenden *Geghen* geredet und folglich müssen die Geghen Colonisten der *Alanen* seyn.

Die Sprachähnlichkeit der Geghen und der Alanen näher anzugeben, hat sich Hr. Nicocles nicht entschliessen können. — Was die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses betrifft, ist es Hrn. Dr. Nicocles entgangen, dass beide Stämme ursprünglich orthodox-anatolisch glaubten und die Geghen erst um die Mitte des XIII. Jahrh. aus *politischen* Gründen zur römischen Kirche übertraten. Hahn, a. a. O. I, 324.

Einen weitern Beleg einerseits für die innige Sympathie zwischen den Albano-Schkjipetaren und den Deutschen, und dann andererseits für die weite Kluft zwischen den Albanesen und den übrigen Völkerschaften des Illyrischen Continents findet Hr. N. in dem Umstande, dass die Deutschen bei den Albanesen „Allamanj“ heissen, während ihnen Gräken und Türken bis auf die jüngste Zeit herab die slawische Benennung *Νέμτζιοι* geben.

Daraus schliesst nun Hr. Nicocles, dass sich Albanier und Deutsche schon an der Donau kannten und folglich auch die Albanier zuerst von der Donau und von Tauro-Skythien, ursprünglich aber von Albania oder Alania am Caucasus hergewandert sind. Es fehlt also gar nicht viel, dass Hr. Nicocles, wo nicht das gesammte Albanesenvolk, so doch wenigstens die *Geghen* für entfernte Sprösslinge der Allemanen hält. Hiezu kommt noch, dass die einst an den Mündungen der Donau und auf der Insel Peuke*) sitzenden und für Germanen geltenden *Bastarner* bei den Griechen *Πευκῖνοι*, die „Fichtenwäldler“ hiessen, der vom albanesischen Nennwort „Tscham“, die Fichte, abgeleitete toskische Tribusname der „Tschameries“ abèr ganz dasselbe was *Πευκῖνοι* bedeute, so sei diese Aehnlichkeit ein neuer Beweis, dass die Albanesen in *nachchristlicher* Zeit an der Donau sassen, und diese (fremde griechische) Benennung mit dem Volke selbst in die neuen illyrischen Wohnsitze übertragen worden sei.

---

*) *πεύκη*, die Fichte.

Gegen dieses Fichtenwald-Argument des Hrn. Dr. Nicocles wird kurz und einfach bemerkt, dass چام „Tscham“, die Fichte, *ein* türkisches und kein albanesisches Grundwort ist und wie viele andere Vocabeln durch den Verkehr mit den in Europa eingewanderten Türken zu den Albanesen gekommen ist. Auf national-albanisch heisst die Fichte „Pischea“ vom lateinischen *Picea*, dann dialectisch auch „Borigea“ und „Mboriko“, was Xylander für scandinavisch zu halten scheint.

Wahrscheinlich ist die albanesische Seeprovinz *Tschameria* weder aus dem griechischen *Πεύκη*, noch aus dem türkischen چام, sondern aus dem uralten Flussnamen *Θύαμις* entstanden, wie man in dem Schkjipetarredenden *Suli* und *Suliot* das urgriechische *Σελλοί* nicht leicht verkennen darf.

Wenn aber die Schkjipetaren mit vollständiger Nichtkunde des Namens „*Νέμτζιοι*“ uns Deutschen noch heute den nur bei den romanischen Völkern bekannten Namen „Allamanj“ geben, so ist das nur ein näherer Beweis, dass die Schkjipetaren schon früher als alle jene Volksstämme, die uns „Nemtzioi“ heissen, im illyrischen Dreieck sassen und sich durch die successive Uebermacht, Herrschaft und politische Grösse der später gekommenen Slawen, Gräko-Slawen und Türken in ihrer altererbten Nomenclatur nicht stören liessen. Der Name Alemanni kam übrigens im Beginn des dritten Jahrhunderts unter Caracalla bei den römischen Chronisten zuerst in Uebung und ward, soviel man weiss, an der Unterdonau, wo ihn Hr. Nicocles figuriren lässt, nie bekannt.

Die Argumente des Herrn Doctors beweisen sehr oft das Gegentheil von dem, was er im Sinne hat.

Da aber für eine in der spät-historischen oder nach-christlichen Zeit geschehenen Niederlassung der caucasischen Albanier in Illyrisch-Albanien weder bei griechischen, noch bei lateinischen, noch bei christlich-barbarischen Chronisten irgend eine auch noch so vage Autorität aufgetrieben werden kann, so ist es nicht ohne Interesse zu erfahren, wie sich Hr. Nicocles in seiner Noth zu helfen und die *Ἀλβανοί* vom Caucasus in das adriatische Meer-Albanien herüberzubringen sucht.

Zugleich ersieht man aus diesem Theile der Diatribe des Hrn. Nicocles, was und wie viel ein neugriechischer Gelehrter uns Deutschen bieten zu dürfen glaubt.

Als Grundlage seiner ganzen Argumentation nimmt Hr. Nicocles folgende Thesen an:

1) Die Albanier am Caucasus sind ein und dasselbe Volk mit den *Alanen*, deren Ursitz ebenfalls im Caucasus zu suchen ist.

2) Zu diesen Alanen im Caucasus sind die Bewohner des heute Krim genannten Taurischen Chersonesus, die Skythotauri der alten Geographen, Bluts- und Sprachverwandte gewesen.

3) Bei diesen Skythotauriern findet man gewisse Eigennamen, die im heutigen Albanesischen eine Hauptrolle spielen, von den europäischen Sprachgelehrten aber im Allgemeinen, und von Hrn. v. Hahn insbesondere noch immer falsch, irrthümlich und verkehrt gedeutet worden sind.

Von diesen drei Thesen sind die beiden ersten als unerwiesene und willkürliche Voraussetzungen vorweg zurückzuweisen und gar nicht in Rechnung zu bringen, da *Klaproth* in seiner Asia Polyglotta, pag. 82 ff., unwiderleglich bewiesen hat, dass die Alanen nicht die alten Albanier am Kaspisee, sondern die heutigen Osseten seien, welche einst von den Höhen des Caucasus bis gegen die Mäotis hin reichten, im Laufe des 13. Jahrh. aber durch Batu-Chan in ihre heutigen Grenzen zurückgetrieben wurden.

Klaproth's Beweis ist so bündig und schlagend klar, dass man über diese Sache nichts weiter zu sagen braucht.

Es bleibt also nur noch die dritte Thesis übrig, in welcher Hr. Dr. Nicocles neben der suliotischen Ortschaft „Ghjafe" hauptsächlich die beiden intriganten albanesischen Volksbenennungen *Σκιπετάρ* und *Arnaut* zur Beschämung der europäischen Literaten aus dem Skytho-Alanischen zu erklären sucht.

Σκιπετάρ, dessen Wurzel Hr. Nicocles früher in *Σκυθοβηρία* finden wollte, sagt er jetzt, sei aus dem *Σκυθόταυροι* der alten Geographen hervorgegangen, und in der heute *Kaffa* genannten taurischen Stadt, die vor Alters auch *Theudosia* und *Ardauda* oder *Ardabda* geheissen habe, sei das „Ghjafe" der Sulioten und das „Arnaut" der Osmanli deutlich herauszuscheiden.

Hr. Dr. Nicocles begnügt sich dieses mal nicht seine Thesen blos dogmatisch hinzustellen, oder auf Sand zu bauen, wie es bei Hahn und bei den übrigen deutschen Vor- und Nachtretern üblich sei. Der Hr. Doctor geht gründlich zu Werke und belegt sein Dictum überall mit den stärksten Argumenten, von welchen wir nur die drei vorzüglichsten näher prüfen und kurz besprechen wollen.

Nr. 1) Um aus *Σκυθόταυροι* Schkipitar herauszubringen, sagt Hr. Dr. N., braucht man nur das *Σ* wie Sch auszusprechen, das *υ* in *ι*, das *θ* in *π*, das *α* in *ι* und *ταυροι* in *ταρ* zu verwandeln und man habe deutlich „Schkipitar". Und das könne man mit Fug und Recht, da *ταυρος* im Sanskrit *ταυρ* heisse, und das *Σκυθ* der Griechen, wie es Hr. Dr. Nicocles natürlich auf's beste weiss, bei den Scythen selbst „Skyp" oder „Skip" gelautet haben müsse, sintemal in althellenischen Schriften die nordischen Völker den gemeinsamen Namen Skythen oder Keltoskythen tragen.

Nr. 2) Ebenso genügt es nach der Meinung des Hrn. Doctors im alt-taurischen Stadtnamen „Ardauda“ oder „Ardabda“ blos das *d* in *n*, das *b* in *u* und das letzte *d* in *t* zu verwandeln, um aus diesen beiden Vocabeln die türkische Volksbenennung „Arnaut“ herauszubringen.

Nr. 3) Bei der Eroberung durch Mohammed II. (1476) habe diese Stadt zwar Kaffa geheissen, könne aber nebenher vielleicht doch auch noch den alten Namen Ardabda behalten haben, der dann durch die Türken (man weiss nicht recht wie und warum) von der Krim auf die Bewohner von Albanien übertragen worden sei.

Zum Beweise dieser philologisch-türkischen Operation wird bemerkt, dass der krim'sche Stadtname Kaffa offenbar eines und dasselbe mit Ghjafe sei, was bei den albanesischen Sulioten „Kehle“, „Erdenge“ besagen wolle.

Selbst in der bei den Altgriechen gebräuchlichen Stadtbenennung Theodosia oder Theudosia könne ein penetrantes Auge das albanesische Element nicht verkennen.

Nach dem Periplus des Anonymus bedeute der einheimische Stadtname auf griechisch „*ἑπτάθεον*“, d. i. Siebengott, ein Sinn, der am Ende wohl auch aus dem Milesischen *Θεοδοσία* oder *Θευδοσία* herauszuschlagen sei, wenn man die Sache nur von der rechten Seite anzufassen verstehe. Hr. Nicocles vermuthet, *Θεοδοσία* sei gar kein althellenisches, sondern ein skythotauro-alano-albanesisches Vocabulum, in welchem man blos *Θεοδ* in *τετε* (acht), und *δοσ* in *ζοτ* (Gott, Herr) umzusetzen habe, um das allen Albanesen noch heute verständliche *τετε ζοτ*, d. i. „Achtgott“ herzustellen.

Dass aber *τετε* auf albanisch nicht *sieben*, sondern *acht* bedeute, halt Hr. Dr. Nicocles für kein wesentliches Hinderniss seiner gelehrten

Exposition, da sieben oder acht im Grunde genommen eines und dasselbe seien.

Gestehe der Leser nur, dass diese philologische Argumentation des Hrn. Doctors Nicocles nicht in allen ihren Theilen vollkommen lichtvoll und bündig ist, und dass es besonders für Nr. 1 und Nr. 3 einer näheren Würdigung gar nicht bedarf.

Mit der Bemerkung jedoch, dass jenes taurische Kaffa mit dem suliotisch-albanischen „Ghjafe“ weder in Orthographie noch in Bedeutung die geringste Aehnlichkeit habe, wollen wir Hrn. Nicocles gar nicht einmal beunruhigen. Wir fragen nur, ob etwa auch die beiden deutschen Wörter *gaffen* und *Kaff* (Spreu) Synonyma seien?

Nur bei Ardauda (Ardabda) in Nr. 2 können wir uns nicht enthalten, einige Bedenken vorzubringen. Vor allem ist zu bemerken, dass „Ardabda“ nicht, wie Hr. Nicocles meint, eine Variante, sondern die im griechischen Periplus beigefügte Aussprache des vorangehenden barbarischen Namens *Ἀρδάουδα* ist.

Welches Lautverschiebungsgesetz aber im Türkischen *δ* in *ν* umzustellen erlaube, hat uns Hr. Dr. Nicocles nicht gesagt.

Ueberdiess müssen wir fragen, wie, wann und durch wen dieses den Albanesen selbst wie allen übrigen Nationen ursprünglich unbekannte Wort „Arnaut“ nach Illyrien gekommen und warum es nur bei den Türken üblich sei?

Als eine selbständige, von den verzagten Byzantinern wesentlich verschiedene, durch Muth, Streitbarkeit und kriegerische Vorzüge aller Art über alle Volksstämme des Illyrischen Continents hervorragende Nation wurden die Albanesen bei den Türken erst gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts, und zwar in Südalbanien, d. i. in Alt-Epirus bekannt, wo sie das den Gräken von Byzanz entsinkende Schwert für Freiheit und Nationalität aufrafften und mit wundervoller Energie auf eigene Rechnung schwangen.

In den früheren Plänkeleien, die schon unter Kaiser Cantacuzenus um volle hundert Jahre früher begannen und türkische Kriegerschaaren bald als Bundesgenossen, bald als Feinde der orthodoxen Autokraten von Byzantium in Berührung mit Süd-Albanien brachten, galten die Bewohner dieser Landschaft mit ihren Häuptlingen nur als ein gewöhnlicher Haufen rebellischer Trotzköpfe, die im Westen von „Rum-Ili" der ungläubigen Obrigkeit am „Bogas" (Bosporus) nicht gehorchen wollten. *) Die Albanesen waren den Türken noch nichts weiter als gemeine *Urum, Giauren, Ungläubige,* denen noch keineswegs, wie z. B. den mächtigen Serben, Credit, Name und Bedeutung einer *Nation* zu Statten kam.

Eine hervorragende nationale Geltung und den unterscheidenden Volksnamen „Arnaut" gewannen die Albanesen erst in Folge ihrer grossen Erhebung gegen Sultan Murad II. um das Jahr 1440. Die elenden Paläologen waren bereits Vasallen der Hohen-Pforte und ganz Albanien mit seinen Theilfürsten war allenthalben von türkischen Besatzungen und Kolonisten in Zucht und Unterwürfigkeit gehalten.

Politisch war von Albanien keine Rede in der türkischen Staatscanzlei; das Land war todt und selbst *Arianites* Comnenos, der hervorragendste Dynast Südalbaniens, hatte nach langem, vergeblichem Streit endlich dem Kampfe entsagt und lebte zu gleicher Zeit mit *Georg,* Sohn

---

*) *Rum-Ili*, „Römerland", ist die türkische Bezeichnung der christlichen Provinzen zwischen dem Balkan und dem Golf von Korinth. Das Rumelien oder Romelien der Abendländer ist aus Rum-Ili entstanden.

und Erben Ivan Kastrioti's, des machtvollsten Häuptlings in Mittel- und Nordalbanien, als Pensionär und Geissel am Sultanshofe zu Adrianopel. Sinn und Politik der Türken war ausschlieslich gegen die grosse, von Huniad beseelte serbomagyarische Allianz gerichtet und der zwar herzhaften, am Ende aber allzeit unglücklichen Balgereien mit den vielgetheilten und uneinigen Tetrarchen des westlichen „Rum-Ili" ward nicht mehr gedacht, als der abgesetzte, das Gnadenbrod der Hohen-Pforte essende *Arianites Comnenos* plötzlich aus Adrianopel in seine Heimat entfloh, das Land in Aufruhr brachte, die gesammte türkische Colonisten- und Militärbevölkerung niedermetzelte und aus einer rauhen Gebirgsgegend (Hr. von Hahn meint Kurweljesch), wie aus einer unzugänglichen Akropolis der Insurrection, verheerende Einfälle in das Gebiet des Sultans machte. Ein grosses türkisches Heer griff von Argyrocastron her die Insurgenten in ihrer schwer zugänglichen Stellung an, ward aber in der Art vernichtet, dass sich nur unbedeutende Trümmer mit Mühe auf Umwegen in wilder Flucht zu retten vermochten. Auf diesen grossen Schlag, dessen Kunde wie ein Lauffeuer durch Rum-Ili lief, griffen auch die Zögernden in ganz Albanien zu den Waffen und es entbrannte jener furchtbare, an Wechselfällen reiche albanesische Freiheitskampf, der die Blüthe des Osmanen-Reichs und die beiden gewaltigsten und grössten Eroberer ihres Jahrhunderts, die Sultane Murad II. und Mohammed II. fünf und zwanzig Jahre lang in Sorgen hielt.

Der Name Arianites oder Aranita, wie ihn gleichzeitige Chronisten nennen, *) war in aller Munde, und es ist mehr als wahrscheinlich, dass die neuen Freiheitskämpfer nach ihrem bei den Türken schon unter dem Vorgänger Murad des Zweiten als tapferer Krieger berühmten Führer *Aranit-a* den Unterscheidungsnamen *„Arnaut"* erhielten, der ihnen bei den Türken mit dem Andenken an jene Schreckenszeit bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

---

*) S. Storia anonyma Veneziana, citirt bei Hammer, Gesch. d. Osm. Reichs, I, 484 u. 658.

Aranit wie Arnaut auszusprechen liegt schon im Genius der türkischen Sprache, und ebenso entspricht die Sitte, politische Parteien nach ihren Führern zu nennen, ganz besonders bei Türken und bei Griechen dem Charakter jener Zeit. In derselben Weise sind andere Albanesen, die um 1375 in einem Eroberungszuge von griechisch Aetolien her Arta besetzten und Jannina beängstigten, in der Geschichte des Chalcocondylas nach ihrem Häuptling Spata als *Σπαταῖοι* aufgeführt,*) wie man, um von Exempeln anderer Art zu schweigen, erst neuerlichst die politischen Parteikämpfer auf der iberischen Halbinsel als Christinos und Carlistas unterschied.

Sollte aber jemand fragen, warum die Türken ihre albanischen Rivalen nicht nach *Skanderbeg* benannten, da er nur kurze Zeit später auftrat und noch grössere Thaten als Aranita verrichtet hat, so stellen wir die Gegenfrage, warum sich die Türken nach „Osman“ und nicht nach „Murad“ nannten, da Murad ein weit furchtbarerer Krieger und ein viel mächtigerer Eroberer als sein Vorgänger Osman war?

Unwiderleglich aus Documenten zu beweisen vermögen wir die Thesis nicht; wir stellen nur *eine* Erklärungsweise der andern entgegen und überlassen es der Wahl des Lesers, ob er das Wort „Arnaut“ mit Hrn. Dr. Nicocles aus einem den Osmanli unmöglich bekannten barbarischen *ἅπαξ λεγόμενον Ardabda*, oder ob er es mit uns aus dem allbekannten Schreckensnamen *Aranit* entstehen lassen will.

Wie Hr. Nicocles den einheimischen Gesammtnamen Schkjipetar aus *Σκυθόταυροι*, die mehr im Auslande übliche Benennung Albanien aber aus den Alanen des Caucasus deducirt, so gibt ihm dieselbe Himmelsgegend auch für die beiden Unterabtheilungen des albanesischen Volkes, die Geghen und die Tosken, guten Rath.

---

*) Chalcocondyl. a. a. O. pag. 112 (edit. Bonn. pag. 211).

In den auf der Südseite des Caucasus und gegen die keraunischen Berge hin wohnenden *Δόσκοι, Τόσκοι, Τοῦσκοι* oder *Δίδουροι* des Ptolemäus findet Hr. Nicocles die Urbilder der Tosken im illyrischen Albanien. Das Gewissen des Hrn. Nicocles ist so weit, dass er am Ende selbst in den hinter dem Jaxartes sitzenden *Τοχαροὶ* noch seine Tosken erkennen möchte.

Dafür sind ihm die Geghen, wie schon oben angedeutet, ganz kurzweg die alten Geten, Massageten, Gothen und Gepiden, da *Γέπας, Gebis Gebides, Γήπαις Γήπαιδες, Γκέκαι Γκέκηδες* unter einander gleich und alle wieder blutsverwandt mit Gothen und Geten seien.

Wenn aber Hr. Dr. Nicocles entscheiden müsste, *welcher* Gothische Volksstamm unter den Geghen von Mittel- und Nordalbanien eigentlich verborgen sei, so würde er sich unbedingt für die *Gepiden* erklären, weil nach Isidor von Sevilla die Gepiden mehr zu Fuss als zu Pferd stritten und deswegen den Namen „Gipedes“, d. i. Fussgeher erhalten haben sollen. *)

Nun aber, meint Hr. Nicocles, sei es allbekannt, dass die Geghen ebenfalls mehr als Fussvolk denn als Reiter im Kriege verwendbar sind. — Hr. Dr. Nicocles wird es uns verzeihen, wenn wir dieses Gepidische Fuss-Argument nicht geradezu für das stärkste und gelehrteste jener Beweisgründe halten, die er für endliche Austragung der albanesischen Streitfrage geltend macht. Sicherlich müssten in solcher Weise die tapfern Helvetier, „qui equitatu nihil valent“, die ersten Gepido-Geghen der Erde seyn. Die Möglichkeit vorgeschichtlicher Beziehungen der Albanier des Caucasus, ihrer Keraunia-Berge und ihrer Tuskoi mit den Albaniern Illyriens, ihren Akro-Keraunien und Tosken wollen und können wir nicht läugnen; die Identität geschichtlich zu begründen, ist aber eine Unmöglichkeit. Ueberdiess machen wir den gelehrten Hrn. Dr. Nicocles aufmerksam, dass die Caucasischen *Τοῦσκοι* des alten Geographen Ptolemäus offenbar das heute noch auf derselben Stelle sitzende Volk der *Tuschen* sind. Aus Mangel eigener Schriftzeichen haben die Griechen die asiatischen Zischlaute *sch* und *tsch* bald mit *σκ*, bald mit ξ, bald gar nur mit dem einfachen *κ* ausgedrückt und statt *Uschen* Ὄξος, statt *Tscherkessen* *Κερκέται*, und statt *Tuschen* *Τοῦσκοι* geschrieben. Der Verwandtschaftsgrad der beiden gleichnamigen Volksstämme im europäischen und asiatischen Albanien liesse sich nur dann herstellen, wenn jemand die Sprache der Albanier des Caucasus grammatisch und lexicographisch herzustellen vermöchte, wie es Hr. von *Hahn* für die Albanier Illyriens geleistet hat.

---

*) Gipedes pedestri proelio magis quam equestri sunt usi et ex hac causa ita vocati. Isidor. 9, 2, citirt von Hrn. Dr. Nicocles, a. a. O. pag. 102.

Die Versuche das Autochthonenthum der Illyrischen Albanier, der Geghen und der Tosken, wegzudemonstriren und ihre Einwanderung auf das achte Säculum nach Christus herabzudrücken, sind demnach als geschichtlich unbegründet, irrig, unwissenschaftlich und unkritisch zurückzuweisen.

ABHANDLUNGEN

DER

HISTORISCHEN CLASSE

DER KÖNIGLICH BAYERISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

ACHTEN BANDES

DRITTE ABTHEILUNG.

IN DER REIHE DER DENKSCHRIFTEN DER XXXII. BAND.

MÜNCHEN.
1860.
VERLAG DER K. AKADEMIE,
IN COMMISSION BEI G. FRANZ.

Das

Albanesische Element

in Griechenland.

II. Abtheilung.

Was man über die Thaten und über die Schicksale des Albanischen Volks von seinem ersten Auftreten in der Geschichte bis zu seiner Unterjochung durch die Türken nach dem Tode Skander-Begs mit Sicherheit wissen kann.

Von

Dr. J. Ph. Fallmerayer.

Das

Albanesische Element

in Griechenland.

II. Abtheilung.

Was man über die Thaten und über die Schicksale des Albanischen Volks von seinem ersten Auftreten in der Geschichte bis zu seiner Unterjochung durch die Türken nach dem Tode Skander-Begs mit Sicherheit wissen kann.

Von

Dr. J. Ph. Fallmerayer.

In der ersten Abtheilung dieser Diatribe hat man gegen die von einem gelehrten Neugriechen aufgestellten Thesen mit Hülfe von Hahn's Albanesischen Studien nachzuweisen versucht, dass die Albanier *Autochthonen* sind, d. h., dass ihre Einwanderung in die noch heute von ihnen bewohnte Landschaft am jonischen Meere vor aller historischen Kunde stattgefunden habe, und dass ihnen folglich in der Völkerliste des Illyrischen Continents der Alters-Rang vor der zu beiden Seiten des Aegäischen-Meeres eingesiedelten Hellenenrace gebührt. Dann hat man auch genügende Gründe beigebracht, um die Albanier für einen Zweig des grossen Volksstammes der Illyrier und zugleich für Bluts- und Sprachverwandte der alten Epiroten und Macedonier zu erklären, welche beiden Völker ihrerseits ebenfalls den Illyrischen Barbaren, nicht den Hellenen angehören. [1]

---

[1] Man muss sich billig über den Eifer verwundern, mit welchem Hr. Dr.

Ebenso ausreichend ist jetzt auch die Thatsache festgestellt, dass die Illyrischen Albanier durch eine unerklärbare Gunst der Umstände in hinlänglicher Menge alle Drangsale und Katastrophen der Illyrischen Halbinsel überdauert und mit ihrer Sprache auch ihre Nationalität bis auf die Gegenwart herübergerettet haben, und dass sie auf dem Illyrischen Continent im verjüngten Massstabe noch heute dieselbe Bedeutung haben und dieselbe Rolle spielen, die ihre Vorfahren im vierten und im dritten Saeculum vor unserer Zeitrechnung spielten. Die Illyro-Albanier waren von jeher und sind noch heute das aggressive Element, die Kriegerkaste, die Kschatrija des Illyrischen Continents, während die alten Hellenen vorzugsweise auf idealem Gebiete ihre Bedeutung hatten und gleichsam die geistigen Schöpfer, Kunstbilder und Lehrmeister des menschlichen Geschlechts waren, im Waffengebrauche aber niemals über den Vertheidigungskampf hinauszukommen Kraft und Energie genug besassen. Den Anprall des Orients von Europa abzuhalten und zurückzutreiben, hatten sie die Macht, aber alle ihre Angriffe und Rachezüge gegen das grosse Perser-Reich waren eben so viele Beweise offensiver Schwäche und Unzulänglichkeit. Hätte es bloss von den Hellenen abgehangen, die Weltmonarchie des Cyrus bestünde heute noch in ihrem vollen Glanze. Mit dem grossen Peloponnesischen Bürgerkrieg und mit dem bald nachher erfolgten Frieden des Antalcidas (i. J. 386 vor Chr.) ist die politische Geschichte der Hellenen abgeschlossen, weil sie von diesem Zeitpunkte an, nach Aussen bedeutungslos, nur noch in den eigenen Eingeweiden zu wüthen vermochten, bis endlich die Illyrisch-Epirotischen

---

Nicocles an seiner wie seiner Landsleute directen Abstammung von den Alt-Macedoniern festhält, da namentlich die Macedonier bei den Hellenen nicht bloss für *Barbaren*, sondern für die „schlechtesten“ aller Barbaren gegolten haben, und nicht bloss gehasst, sondern ihrer Roheit und ihres bildungsfeindlichen Sinnes wegen noch mehr verachtet worden sind.*)

---

*) *Μακεδόνες γὰρ τῶν βαρβάρων οἱ χείριστοι.* Clemens Alex., nach Abel, S. 267; nach Hahn I, 260 citirt.

Kschatrija von Macedonien das nach Freiheit dürstende, aber der geordneten Freiheit unfähige Hellas durch das Martialgesetz wieder zur Ruhe brachten. An den Grossthaten Alexanders am Granicus, in den Engen bei Issus und auf dem Blachfelde von Arbela gebührt den Hellenen, wie Hahn meint, nicht mehr Antheil und Ruhm als etwa in unseren Tagen den Rheinbundstruppen an den Siegen Napoleons bei Austerlitz, bei Friedland und an der Moskowa. Hellas selbst war im grossen Kampfe zwischen Europa und Asien Persisch gesinnt und hetzte nicht bloss Asien und Afrika gegen die Macedonier auf, es stritt sogar in überwiegender Anzahl zu Wasser und zu Lande gegen das Weltgeschick und für den alten Nationalfeind Griechenlands.

Das Schicksal der Hellenen wie der Illyro-Epiroten unter Rom und während der grossen Völkerflut vom fünften bis zum neunten Jahrhundert n. Chr. ist jetzt nicht mehr unbekannt. Die völlige Verwandlung der Illyrischen Halbinsel und der Einschub einer Slaven-Periode in die Geschichte von Byzanz kann durch ausreichende Gründe nicht mehr angestritten werden. Die byzantinischen Hellenen sind aber ein wenig energisches Dogmen- und Tempelvolk, völlig schuldlos an der neuen Weltordnung des Orients, aber heilig und neutral wie das alte Elis und Olympia. Diese Neu-Hellenen sind indessen, wie es die Alten waren, auch ihrerseits wieder die Träger des geistigen Elements, d. i. des alle fremde Bestrebungen aufsaugenden kirchlich-orthodoxen Centralgedankens, wie ihn das byzantinische Christenthum für den oströmischen Orbis geschaffen hat. Den Muth und die Kunst mit den Waffen zu streiten, besitzt auch heute wieder ausschliesslich das Epirotisch-Illyrische Residuum, welches im eigenen Lande „Schkypetar“ und in Neu-Hellas 'Arwanit' heisst, das aber im Occident jedermann unter dem Schulterminus 'Albanier' oder 'Albanesen' kennt. Rechnet man alles zusammen, was in Europa von der Donau bis zur Südspitze des Peloponnesus Christ geblieben und nur das byzantinische Griechisch spricht, so wird man kaum zwei Millionen Individuen finden, denen sich eine ungefähr gleiche Anzahl Schkypetaren aller Bekenntnisse gegenüber stellt. Der Uebertritt eines grossen Theils der Schkypetaren zum Islam macht in der Rechnung keinen Unterschied, weil der Abfall vom alten Glauben überall nicht die Folge innerer Ueberzeugung und des sittlichen Herzensdranges, sondern der klugen Berechnung und der materiellen Interessen war, der National-Character aber auch nach der Apostasie derselbe blieb. Nur ist nicht zu vergessen, dass man auf dem Illyrischen Continent die Griechischredenden nirgend in solchen Massen beisammenfindet wie die Schkypetaren in ihrem Lande.

Zum Vortheil der idealen Seite der Wissenschaft von Byzanz wird vorweg bemerkt, dass sich der christliche „Arwanit“ unter gewissen Umständen der Wirkung des byzantinischen Kirchen-Elements in der Länge eben so wenig zu entziehen vermag wie vor ihm die eingewanderten Slavenstämme. Im Peloponnes bestand um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die eine Hälfte der Bevölkerung aus reinen Albanesen, und wenn das gleiche Loos nicht auch noch die andere Hälfte des Landes traf, verdankt sie es nur der grausamen Politik Mohammed II., der die energische und widerspänstige Schkypetaren-Race überall niederhielt, und sie namentlich im Peloponnes, soweit er es vermochte, zum Vortheil der unterwürfigeren und zaghaften Gräken districtweise gänzlich ausgerottet hat. In Lakonien, in Messenien, ja selbst im grössten Theile Arcadiens hört man heute wenig Albanesisch reden. Die christlichen Arwaniten sind zwar im Lande geblieben, haben sich aber wie einst ihre Vorgänger, die Slaven, im Laufe der Jahrhunderte, weil sie schwach, isolirt, ohne Literatur und ohne politische Hoffnung waren, vollständig gräcisirt. Ob die Peloponnesischen Arwaniten mit ihrer Muttersprache auch die angeborne Energie und Unerschrockenheit abgelegt und dafür den Kleinmuth und die Waffenscheu der byzantinischen Gräken eingetauscht haben, muss erst die Folge zeigen, wenn einmal auch die heldenmüthigen See-Arwaniten von Hydra und Spetza ihren National-Dialekt vergessen und mit ihren Landesgenossen in Attika und Argolis als Ἕλληνες νόθοι, wie sie selber sagen, im Königreich figuriren. Im Stammlande selbst oder im eigentlichen Albanien ist zu einer Metamorphose dieser Art keine Hoffnung. Wie die Basken in den Schluchten der Pyrenäen, obgleich seit Jahrtausenden ohne politische Selbstständigkeit und sogar ohne Literatur, trotz castilianischer und gallischer Politik, noch heute dieselbe Rede bewahren, in welcher die Urväter mit Hannibal, mit Scipio, mit Augustus, mit Abderrahman und mit Roland verhandelt haben, so wird auch das harte, aller Veränderung von Natur aus feindselige Geschlecht der Schkypetaren in seiner Urheimat für alle Zukunft bleiben, was es unter Pyrrhus und Kastrioto war.

Sollte der Gedanke, dass es im Strudel der menschlichen Unbeständigkeiten noch Dinge gebe, gegen welche selbst die Zeit machtlos ist, für den Ordnungssinn der vielgeplagten Menschen nicht tröstlich sein? Und doch ist die Aufgabe den im Occident herrschenden Vorstellungen gegenüber von der historischen Vergangenheit und von den Schicksalen dieses Illyrischen Continentalkerns zu reden, eine doppelt schwere, weil man nun einmal nicht läugnen kann, dass der Geist und nicht die rohe Kraft die Welt bewegt, und weil zum furchtbaren Instrument, mit welchem Alexander Asien zertrümmerte, Illyricum nur das Knochengerüste und die Sehnenkraft, den lebendigen Geist aber Hellas geliefert hat. Selbst Abel's scharfsinnige Idee, dass die Herleitung der Macedonischen Königsdynastie von Herakles und aus dem Peloponnesischen Argos nur eine politische Fiction, ihre wahre Heimat dagegen im *Argos Oresticum* der barbarischen Pindus-Schluchten zu suchen sei, wird im Occident nur zögernd Eingang finden, obwohl sie *Hahn* mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität unterstützt.[1])

---

[1]) Hahn, Albanes. Studien, I. S. 225

So lange Rom die Welt beherrschte, d. i., um in runder Zahl zu reden, vom J. 150 vor Chr. bis zum J. 400 nach Chr., hat das Illyrische Albanien eben so wenig als irgend eine andere Reichsprovinz seine eigene Geschichte. Man hat schon in der I. Abtheilung die Bemerkung angefügt, dass in dieser langen Periode der Name „Illyrier" und „Illyricum" oft genug genannt wird, das Wort *Ἀλβανοί* und *Ἀλβανόπολις* aber nur Einmal und zwar in der von Mannert und Nicocles mit Unrecht angefochtenen Stelle des Claudius Ptolemäus zum Vorschein kommt.

Wie der Slavische Gährungsprozess der Illyrischen Halbinsel vorüber war und die politische Atmosphäre sich wieder aufzuhellen begann, fand sich, um von anderen Gegenden zu schweigen, auch in Albanien, d. i. in der Küstenlandschaft vom heutigen Montenegro bis zum Golf von Arta herab eine völlig neue Welt. Die alten Ortsnamen, die alte Bevölkerung und die alte Sprache waren in Südalbanien oder im sogenannten *Epirus*, mit Ausnahme einiger Strand-Castelle, beinahe ganz, in Nordalbanien, oder dem ehemaligen Illyrien aber bis auf ein kleines Residuum verschwunden, welches die grosse Völkergährung im schwer zugänglichen Gebirgsstocke nicht zersetzen konnte. Dieses altillyrische Residuum taucht im Laufe des eilften Jahrhunderts unter der Benennung *Ἀλβανοί* von neuem auf und ist seit jener Zeit von der politischen Schaubühne nicht wieder zurückgetreten. Als Datum dieser albanischen Epiphanie hat bisher das Jahr 1079 unserer Zeitrechnung gegolten und wird als solches vorerst wohl noch länger gelten müssen, weil die in zwei verworrenen und um vier Decennien älteren Stellen des neuedirten Byzantiners *Michael Attaliotes* genannten *Ἀλβανοί* von den Auslegern nicht auf den Illyrischen Volksstamm dieses Namens, sondern auf gewisse Normannische Soldhaufen eines byzantinischen Usurpators bezogen werden.¹)

---

1) Michaelis Attaliotae Historia Byz. edit. Bonn., pag. 9 und pag. 18.

Die wissenschaftliche Neugierde abgerechnet ist es im Grunde völlig gleichgültig, ob der erste politische Lebensact der Albanesen auf Anno 1079 oder auf Anno 1038 n. Chr. anzusetzen sei. Nur ist als Typus für alles künftige Gebahren der Schkypetaren die Bemerkung wohl festzuhalten, dass ihr Erscheinen auf der Bühne jederzeit den vorausgegangenen Sturz einer Illyrischen Centralgewalt verkündet und dass die Albanische Geschichte selbst mit einem Act flagranter Rebellion beginnt. Dieses erste Mal war es der Fall des grossen Bulgaren-Reichs mit der Residenz Achrida, oder Ochrida, welches von der Slavischen Kaiserdynastie der Basiliden von Byzanz zwischen den Jahren 1019 und 1041 zertrümmert wurde.[1] Von jetzt an drückt neuerdings, wie vor dem grossen Slavensturm der Autokrat von Byzanz auf Epiro-Albanien. Dagegen ist das hartnäckige und unaustilgbare Bestreben sich von der jeweiligen Centralgewalt des Illyrischen Continents abzuschälen und sich von allen fremden Einflüssen unabhängig zu constituiren, d. h. die Revolution in Permanenz, stehender Hauptgedanke des Schkypetarenlandes, solange man seine Geschichte kennt. Das Bedürfniss den Fremden gegenüber eine geschlossene Nationaleinheit zu bilden hat dieses Volk jedoch niemals empfunden. Es ist überall nur der Durst nach persönlicher Ungebundenheit unter dem Schirm angestammter Häuptlinge, der die Schkypetaren von jeher in Bewegung setzte. Im Lande selbst aber will der Toske mit dem Gheghen, und der Gheghe seinerseits mit dem Tosken nichts zu schaffen haben. So unduldsam gegen jede nicht patriarchalische Stamm-Autorität ist dieses Volk, dass es sogar den Gedanken eines den Gheghen und den Tosken gemeinsamen Oberhaupts aus ihrem eigenen Blute niemals ertragen konnte. Der Schkypetar gehorcht nur sich selbst und ist für den autoritätssüchtigen Occident wohl ein Aergerniss und eine Last, aber keine Gefahr. Für eine Idee zu fechten, wie die Islam-Türken, oder für irgend ein geistiges Interesse in den Kampf zu gehen ist der Schkypetar nicht fähig. Und wenn dieses freiheitsfanatische Volk im Gefühl seiner gährenden Kraft, wie die Bienen zur Schwärmzeit, über die vaterländische Grenze sprudelte, so trug es keinen politischen Gedanken in das fremde Land, es suchte nur materielles Gut, damit jeder einzelne bequem und unbehelligt leben könne. Um die Welt der Ideen, um das Glauben und Wissen der besiegten oder colonisirten Nachbarländer kümmert sich der Albanese nicht,

---

[1] Die Altbulgarische Czaren-Residenz Achrida oder Ochrida liegt nicht weit vom Nordende des fischreichen See's Lychnitis oder Lychnidus (jetzt See von Ochrida), an dessen Südseite das alte von den Barbaren zerstörte Lychnidus seine Stelle hatte. Den Namen schreiben die Byzantiner *Ἀχρίς, Ἀχρίδος* und im Accusativ *Ἀχρίδα*, welches den Neugriechen wieder als Nominativ dienen muss. Corrupt wird auch *Ochri* und *Alchri* gefunden. Die Anfangsbuchstaben A oder O sind nur Vorschlag und gehören in keinem Falle zum Stamm, der auf Slavo-Bulgarisch *Hrid* lautet und *Stein*, *Fels* oder *Steilabhang* bedeutet. Aus *hrid* werden die Adjectiva *hridast*, *hridav* und *hridan*, „felsicht, steil“ abgeleitet. Ortschaften *Fels*, *Stein* sind auch in Germanischen Ländern nicht selten.

Mir ist es einerlei, wenn sie die Psalmen singen,
Wenn sie nur ruhig sind und mir die Steuer bringen.

Um alles, was über die politische Geschichte der Albanesen bis jetzt bekannt und beglaubigt ist, auf den kürzesten Ausdruck zu bringen, hat man sich nur folgende Aphorismen zu notiren:

1) Zwei Jahrhunderte lang, d. i. von der Mitte des eilften bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, rebellirten die Albanesen als Bundesgenossen, Söldner und Mithelfer meuterischer Statthalter oder fremder Ueberzügler aus fränkischem oder byzantinischem Geblüte.

2) Weitere hundert Jahre, von der zweiten Hälfte des dreizehnten bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, d. i. von der Vertreibung der Abendländer aus Constantinopel durch den Usurpator Michael Paläologus bis zu den ersten Einbrüchen der Türken in Europa, rebellirten die Albanesen schon auf eigene Rechnung gegen das restaurirte

Autokratenthum der Paläologen von Byzanz. Sie wuchsen zusehends an Zahl und an Kraft, und mit der Zahl und mit der Kraft an Rücksichtslosigkeit, an Beutesucht und an Uebermuth.

3) Die Periode von der Mitte des vierzehnten bis in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts hinein umfasst die Heldenzeit der Albanesen, die kriegerischen Wanderungen und Niederlassungen im innern Hellas, dann die grossen Thaten der Gheghenfürsten aus dem Hause *Balsch*, und die noch grösseren des Georg „Skander-Beg“ aus dem gleichfalls ghegbischen Hause Kastrioto.

4) In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts (J. 1469) beginnt das rasche Sinken, der innere Verfall, die kirchliche Zersetzung, die theilweise Verwandlung und das völlige Aufgehen der Schkypetarenstämme in der turko-byzantinischen Centralgewalt. Seit 400 Jahren liegen sie, wie die Leiber der Giganten, unter der Bergeslast verschüttet. Sie sind aber nicht todt, und noch heute zittert der Boden Illyrikums, wenn der Schkypetar die gefesselten Glieder bewegt,

> Et, fessum quoties mutet latus, intremere omnem
> Murmure Trinacriam.

Die Notizen aus dem ersten dieser vier Zeitabschnitte, d. i. vom J. 1079 bis 1260 n. Ch., melden eine kleine Anzahl unbedeutender Thatsachen, die wir bei Thunmann und Hahn aus den Byzantinischen und Romanischen Chroniken vollständig zusammengestellt und gesichtet finden. [1])

Zusammenhängender sind die Nachrichten aus dem zweiten Abschnitte, d. i. vom J. 1260—1360 n. Chr.

---

[1]) J. Thunmann, Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker. Leipzig 1774. S. 240 — S. 308. — G. v. Hahn, Albanes. Studien, I, S. 310 — S. 314.

Die erste Insurrection der Albanier auf eigene Rechnung war gegen die Oberhoheit der Paläologen gerichtet und fällt in die Zeit zwischen 1261 und 1270 n. Chr., wo sich Neu-Epirus, oder das eigentliche Land der *'Αλβανοί* von dem verfaulten Despotat von Arta-Acarnanien trennte und in der Binnengegend um Elbassan (*Ἀλβανόπολις*) das Volk von aller fremden Autorität unabhängig zu leben begann und sogar die Seestadt Durazzo vorübergehend in seine Gewalt brachte, während neapolitanische Anjou-Besatzungen an der Küste lagen, und Serben und Byzantiner verschiedene feste Orte im Innern occupirten. [1])

Wie dieser erste Rebellionskern der Schkypetaren allmählich angeschwollen und in der gräulichen Verwirrung aller öffentlichen Verhältnisse südwärts über den Fluss *Schkumb* gedrungen ist, dann *wie* der Aufstand albanisch *Belgrad (Berat)*, *Kanina* und endlich das wilde akrokeraunische Schluchtengebiet erreichte, findet man nirgend aufgezeichnet, ist aber doch eine historische Thatsache, weil nach der Ermordung des letzten Despoten von Arta-Acarnanien um das J. 1318 die unaufhörlichen Einfälle und Plünderungszüge der um Belgrad und Kanina wohnenden Albanier auf das kaiserliche Gebiet endlich die Rache des byzantinischen Hofes auf die rebellischen Districte herabgerufen haben. Ungehorsam, Raub und Widersetzlichkeiten der strafbarsten Art hatten die albanischen Volksstämme ostwärts bis zum Grammos und Pindus hin ergriffen. [2]) Im Frühling des J. 1336 zog Andronicus III. in Person mit starker Macht gegen den Hauptsitz der Rebellen am Schkumbfluss. Einen Soldhaufen von 2000 Seldschukischer, im Guerillaskrieg

---

1) Georg Pachymer., Mich. VI, cap. 32. — Niceph. Gregoras, Lib. V, cap. 6, edit. Bonn. pag. 146. — Hahn, a. a. O. S. 314 bis S. 322. — Thunmann, a. a. O. S. 308 bis 323.

2) Cantacuzen. II, 32, ad an. 1335. — Cf. Hahn, I, S. 315.

geübter Türken hatten dem Autokraten die befreundeten Emire aus Kleinasien geschickt. Vor der Uebermacht des kaiserlichen Heeres zogen sich die Insurgenten nach ihrer Gewohnheit in das nahe Bergrevier zurück, wohin ihnen jedoch gegen alles Erwarten und gegen allen Kriegsbrauch der Byzantiner die Türken herzhaft folgten. Die neue Tactik gelang vollständig. Die Männer der insurgirten Districte wurden erschlagen, Weiber, Kinder und Herden fortgeführt. Die Beute an Pferden, Hornvieh und Schafen wird von dem Berichterstatter des kaiserlichen Hauptquartiers als unermesslich beschrieben, weil der Hauptreichthum der nun wieder unterjochten Landschaft hauptsächlich aus Vieh bestand. [1])

Die Züchtigung war jedoch nur eine partielle und blieb auf die im Süden des Schkumbflusses um Pogoniani und Liwisda sitzenden Albanier ohne Wirkung. Kaum fünf Jahre nach dem Strafgericht brach auf die Nachricht vom Tode Andronicus III. (J. 1341) der Aufruhr um Pogoniani und Liwisda von neuem aus. Als Hauptziel der Insurgenten muss neben dem Beutemachen diesesmal die Vertreibung der kaiserlichen Besatzung aus Belgrad (Berat) angesehen werden. Letzteres gelang zwar nicht, aber die Rebellen zu züchtigen, war Johannes Cantacuzenus, Reichsregent für den unmündigen Erben Andronicus III., auch nicht mehr stark genug. Er habe den Aufständischen, erzählt er selbst, gegen Herausgabe des geraubten Guts Verzeihung gewährt, das heisst, wie Hahn meint, die Sache sei ungeahndet hingegangen. [2]) Und das ist um so wahrscheinlicher, da unmittelbar nach dieser albanischen Expedition zwischen dem legitimen Thronerben Johannes Paläologus und dem Vormünder-Reichsregenten Johannes Cantacuzenus der Bürgerkrieg zum Ausbruch kam und das ohnehin auf wenige Provinzen zusammen-

---

1) Cantacuzen. lib. II, cap. 32. Tom. I, fol. 496. Bonn. Cf. Niceph. Gregoras. XI, Cap. 6.

2) Cantacuz. III, Cap. 1 u. 12. Cf. Hahn, I, S. 317.

geschmolzene Imperium von Byzanz mit völliger Auflösung bedrohte. Der Serben-Kral Stephan Duschan benützte die Wirren zu seiner eigenen Vergrösserung, eroberte ganz Albanien mit dem sogenannten Despotat von Arta bis an den Golf von Korinth, besetzte Macedonien und Thessalien und liess sich zu Skupi am Flusse Wardar als Czar von Romanien, Slavonien und Albanien die Krone Constantin's auf das Haupt setzen. Die Hellenen, sagt Chalcocondylas, wehrten sich nicht und nahmen in Geduld hin, was das Schicksal über ihr Land verhängte.[1]

Zum Glück für das uneinige und zaghafte Byzanz zerlegte der Serbische Eroberer im Geiste seiner Zeit die grosse Länderbeute, sich selbst bloss die Süzeränetät vorbehaltend, unter Sohn, Brüder und Anverwandte in fünf von einander unabhängige Theile, was das Zusammenwachsen der einzelnen Stücke zu einem gleichartigen Ganzen voraus unmöglich machte.

Stephan Duschan starb inmitten seiner Triumphe auf dem Heerzuge gegen das willenlos seiner Ankunft entgegenharrende Constantinopel, und mit ihm sind auch die Geschicke eines grossen Serben-Reiches schon wieder in das Grab gesunken.

Chronologisch genaue Daten über Auf- und Untergang dieses letzten und glanzvollen Serben-Meteors sind weder aus Slavischen noch aus Byzantinischen Chroniken zu ermitteln. Sicher ist nur, dass die „Aristeia“ Stephan's vor dem J. 1343 nicht begann, und dass der gewaltige Czar beim allgemeinen Aufstande der Albanesen um das Jahr 1357 nicht mehr am Leben war.

Die Epirotischen Fragmente des Michael Ducas setzen Stephans Kaiserkrönung zu Skupi in Macedonien auf das byzantinische Jahr 6858,

---

1) Chalcocondyl. pag. 28, edit. Bonn. Cf. Hahn, I. S. 317.

d. i. J. 1350 nach Chr., was bis zur Auffindung sicherer Belege als das einzige positive Datum gelten muss. [1]

Bei der rohen Organisation des Reichs und bei der Vertheilung der Provinzen unter seine Anverwandten hatte Stephan, wie man aus einer Stelle der Epirotischen Fragmente zu schliessen berechtigt ist, seinen Bruder Komnenos aus kaiserlicher Machtvollkommenheit mit dem byzantinischen Hoftitel ’*Despotes*‘ bekleidet und ihm die Albanesen-Landschaft um *Kanina* und *Belgrad* (Berat) als Verwaltungsdistrict zugewiesen. [2] Symeon, ein anderer Bruder des Czar, erhielt das alte Despotat Epirus, d. i. die Provinzen Aetolien, Acarnanien und die nördliche Uferlandschaft des ambracischen Golfs mit der Haupt- und Residenzstadt Arta für seinen Antheil. Prelubas dagegen ward mit dem Cäsartitel als Statthalter über Thessalien und die vom Despotat abgetrennte Landschaft Janina gesetzt. [3]

Im Verhältniss zur Grösse der Gebietstheile, welche Symeon und Prelubas erhielten, ist mit Recht anzunehmen, dass die Tetrarchie des Komnenos ganz Südalbanien mit Einschluss des grössern Theils von Mittelalbanien, oder die ganze sogenannte *Toskerei* vom Schkumbflusse und von Elbassan südwärts bis zur Grenzmark Symeons umschlossen habe. [4] Zum Zeichen, dass diese Meinung gegründet ist, war der benannte Theil Albaniens noch zu Skander-Begs Zeiten (J. 1443) nur als „Komnenenland, *ἡ τοῦ Κομνηνοῦ*, oder *τῶν Κομνηναίων χώρα*“ bekannt. ¹) Ob Skander-Begs Schwiegervater *Arianites Komnenos* ein directer Nachkomme des Serbischen Tetrarchen oder ein nach dem Lande benannter Stockalbanier gewesen sei, weiss man nicht genau. Unwahrscheinlich ist das erstere nicht, da dieser Arianites Komnenos von seinen Zeitgenossen den Slavischen Beinamen „Golem“ erhielt, wie weiter unten näher erörtert werden soll.

---

[1] *Καὶ τῷ 6858 διάδημά τε ἑαυτῷ περιτίθεται, καὶ Βασιλεὺς παρὰ τῶν ἰδίων ἐπευφημίζεται σατραπῶν.* Epir. Frag. II, pag. 210.

[2] Ibid. pag. 211.

[3] Ibid. pag. 210. — Chalcocond. pag. 29, edit. Bonn. — Cf. Hahn, I, S. 317. — Epirot. Fragm. II, pag. 211.

[4] Die Notiz in den Epirot. Fragmenten sagt indessen nur, *Komnenos* sei mit seiner Gemahlin, der kaiserlichen Prinzessin Anna, gegen *Kanina* und

Das Gheghische Albanien vom Schkumb nordwärts bis zu den Schwarzen Bergen hinauf war als altserbische Provinz einem bei Chalcocondylas 'Wladik' genannten Satrapen zugetheilt. Wladik, sagt Chalcocondylas, wurde über die Landschaft Ochrida und Perlepe gesetzt, zu welcher das Gheghische Albanien als natürliches Anhängsel zu rechnen ist.

Dass sich die zehn Statthalterschaften, in welche der Czar Stephan sein Reich zerlegte, nach seinem Hinscheiden als eben soviele unabhängige Staaten gerirten und sich gegenseitig zu übervortheilen suchten, ist begreiflich. Chalcocondylas sagt zwar, es habe sich nach Stephan's Hintritt von den Theilfürsten ein jeder ohne Störung des Nachbars innerhalb der Grenzen seines Gebietes ruhig gehalten und nur gegen die Hellenen (Byzantiner) feindlichen Sinn gezeigt. ²) Cantacuzenos aber, der Zeitgenosse und Mithandelnde, sagt im Gegentheil, es sei die Zwietracht, die Fehde und der Aufruhr gleich nach dem Tode des 'Kral' unter den Fürsten ausgebrochen. Vorerst kam, um die Verwirrung voll zu machen, zu den bereits bestehenden zehn

---

Belgrad gezogen und habe den ebenfalls mit dem Despoten-Titel bekleideten Symeon allein im Despotat zurückgelassen. Epirot. Fragm. pag. 211.

1) Chalcocond. pag. 249, edit. Bonn.

2) Chalcocond. pag. 29 et 30, edit. Bonn.

Tetrarchien noch eine eilfte hinzu, die sich Helena, die Czaren-Wittwe, im Parteigewühl zu bilden wusste. Urosch, der einzige Sohn Stephan's, war der natürliche Erbe der Czarenkrone und der Oberhoheit über die Theilfürstenthümer, die im Sinne des verstorbenen Imperators ein ideales Ganze bilden sollten. Symeon, Despot von Acarnanien und Oheim des jungen Serben-Czar, erhob sich als Prätendent und eilte seine Ansprüche auf den Czarenstuhl gegen Urosch mit den Waffen zu verfechten. Unter den Serben war der Bürgerkrieg entbrannt. Von den Theilfürsten hielten es die einen mit Symeon, die andern mit Urosch. Viele blieben ganz neutral und vermehrten im Stillen ihre Kräfte, um sich am Ende auf die Seite des Siegers zu schlagen. Alle indessen suchten nebenher durch Aufzehrung schwächerer Nachbarn ihr Hausgut zu vergrössern. Die Bande der Ordnung waren aufgelöst, das grosse Serbenreich in unzählige sich gegenseitig befehdende Trümmer auseinandergefallen, und man sah auf dem weiten Gebiete zwischen der Donau und dem Meerbusen von Korinth und vom jonischen Meere bis in die Nähe von Byzanz nur wildes Jagen nach Reichthum und Gewalt.[1] Urtheile der Leser selbst, ob das Serbenvolk unter solchen Umständen den Kampf gegen die unter Murad I. (J. 1360) massenhaft in Europa einbrechenden Türken mit Erfolg bestehen konnte?

Symeon und Prelubas, die Nachbaren des Albanesenfürsten Komnenos, waren bald nach Stephan vom Schauplatze verschwunden und Nicephorus, der inzwischen herangewachsene, am Hofe zu Cpel lebende Sohn des letzten Despoten von Arta-Acarnanien aus dem Hause der Angeli, bemächtigte sich in der allgemeinen Verwirrung zuerst Thessalonika's und von dort ausgehend der ganzen väterlichen Erbschaft noch im Todesjahre (1355) Stephan Duschan's.[2]

---

[1] Cantacuzen. Lib. IV, cap. 43.

[2] Epirot. Fragm. pag. 211. Nach den Annali di Rausa (Ragusa) verschied Stephan Duschan am 18. Dezemb. 1356 zu Diapoli in Thracien. Luccari, pag. 61.

In Thessalien fand Nicephorus die griechischredenden Bewohner durch die Uebermacht der Serben, im Despotat aber, d. i. in den Landschaften Alt-Epirus, Aetolien und Acarnanien zu beiden Seiten des Golfs von Arta, durch die Gewaltthaten der übermüthigen, rasch um sich greifenden Albanesen völlig verdrängt.[1] Nicephorus war Patriot und stellte sich der Zeitströmung mit orthodoxer Gewalt entgegen. Mit Hülfe einer Serbischen Allianz wollte er die Albanesen gänzlich aus den überfluteten Districten treiben, fand aber in seinen hellenischen Wiederbelebungsversuchen von Seite der im Despotat bereits mächtigen Eindringlinge überall den entschiedensten Widerstand, der endlich zu einem allgemeinen Aufstande des in seiner Existenz bedrohten albanischen Immigranten-Elements erwuchs.

Die Gefahr des Kampfes wohl bedenkend hatte Nicephorus, weil er auf den Kriegsmuth seiner Gräken nicht zählen konnte, gleich anfangs einen in Thessalien streifenden Türkenhaufen in Sold genommen und wagte ohne das zugesagte Hülfs-Corps der Serben abzuwarten bei der Ortschaft Achelous die entscheidende Schlacht, in welcher er mit seinem ganzen Heere von den insurgirten Albanesen erschlagen wurde. Nicephorus hatte sich nur drei Jahre, zwei Monate und einige Tage in ruhelosem Besitz des väterlichen Erbes behauptet.[2]

Mit der siegreichen Schlacht von Achelous sind die Albanesen in die Geschichte der Illyrischen Halbinsel selbstständig handelnd eingetreten.

---

1) Cantacuz. Lib. IV, cap. 43. — Epirot. Fragm. II, pag. 213.

2) *περὶ τὸ χωρίον Ἀχελῷον προσαγορευόμενον.* Cantacuzen. lib. IV, cap. 43. — Diese Ortschaft Achelous muss unweit Arta zu suchen sein, und ist nicht der Bischofsitz dieses Namens in der Diözese Naupactus, wie Leake, Travels in Northern Greece, IV, 554, meint. Die Epirot. Fragm. II, pag. 234, setzen den Ort Achelous als Reisestation von Saloniki her in die Nähe von Arta. Cf. Hahn, I, S. 321.

Von dem Verfasser der Epirotischen Fragmente wird dieses merkwürdige Ereigniss auf das Jahr 6866 der Weltschöpfung, d. i. auf A. 1358 n. Chr., von Cantacuzenus aber um ein Jahr früher angesetzt.[1]

Durch den Sieg bei Achelous wurden die Albanischen Condottieri Herren des ganzen Despotats, welches — wohlgemerkt — bei den griechischen Chronisten jener Zeit nach seinen drei Haupt-Provinzen zu beiden Seiten des Golfs von Arta bald Epirus, bald Acarnanien, meistens aber Aetolien heisst.

Zu den *'Μέρια Τμήματα'* des Serbenstaats und zu der planlosen Schaar der unbekümmert um das allgemeine Wohl sich gegenseitig befehdenden, nach Besitz und Macht ringenden Tetrarchen waren nun auch noch die Albanesen als selbständiges Element hinzugetreten. Nur zwei Jahre nach der Schlacht bei Achelous gingen die Türken unter Murad I. über den Hellespont und rückten als Mitbewerber um den Besitz des Illyrischen Continents in Europa ein.

Alles kämpfte und stritt, nur die Hellenen mit ihrem rechtgläubigen Selbstherrscher zu Byzanz sahen unbeweglich und zaghaft dem Wettlaufe der Parteien zu. Das *γένος τῶν Ἑλλήνων* hatte die Waffen abgelegt und erwartete in wehrloser Resignation, welchem der drei Hauptprätendenten, der Serben, der Albanier und der Türken, es das Schicksal überlassen werde.

Für die grosse Niederlage, die ihnen mit Hülfe Seldschuckischer Guerillas Andronicus III. bei Albanisch Belgrad im J. 1336 beigebracht, hatten die Schkypetaren ruhmvoll ihre Rache genommen und sollten nun die Herrschaft über ein weites Ländergebiet übernehmen, in welchem sie bisher als unzufriedene, turbulente und räuberische Unterthanen gewaltet hatten.

---

[1] Epirot. Fragm. pag. 313. — Cantacuzenus, Lib. IV, cap. 44.

Die Bewohner des Despotats, besonders die Stadtbürger von Arta und Janina, waren an die Herrschaft der blutsverwandten Serben gewöhnt und nahmen den auf die Nachricht des Unglückes bei Achelous von der Serbengränze herbeieilenden Prätendenten Symeon aus instinctmässiger Scheu vor den hartherzigen Albanesen mit Freuden auf. Sie wurden aber von ihrem neuen, in das Serbengewühl wieder nordwärts abgerufenen Schutzherrn in raschem Glückswechsel doch den verhassten Fremdlingen überlassen. Das epirotische Arta in der nördlichen, und das ätolische Angelokastron in der südlichen Hälfte des Despotats gingen nacheinander an die Albanesen über und bildeten von nun an die Hauptstädte des von den Siegern nach Schkypetaren Art sogleich in zwei getrennte und unabhängige Gebietstheile zerschlagenen Despotats. Die südliche Hälfte mit dem Achelousthale und der Stadt Angelokastron, unweit des Aspropotamos im eigentlichen Aetolien, ward dem Häuptling Gjinos Wajas, die nördliche mit der Stadt Arta dem Condottiere Petrus Ljoschas zugetheilt.[1] Nur Janina mit seiner rein Slavischen oder nur erst halbgräcisirten Bevölkerung erwehrte sich durch Herbeirufung eines serbischen Gewaltherrschers der verabscheuten Fremdlinge.[2] Janina hielt Noth und Plagen aller Art, selbst vieljährige Blokaden der immer wiederkehrenden, zuerst von Ljoschas, dann von Spata und nebenher von Gjino Frati geführten, im Mauerkampfe aber allzeit unglücklichen

---

[1] *Achelous* ist der classische, *Aspropotamos* der mittelalterige Name des Flusses, der Aetolia propria von Acarnania trennt und sich den Kurzolarischen Inseln gegenüber in das Meer ergiesst.

Die Theilung des eroberten Despotats und die Namen der Häuptlinge erfahren wir aus den Epirotischen Fragmenten S. 215. Vgl. Hahn I, S. 318 u. Note 161 S. 340.

[2] Dieser serbische Tyrann war Symeon's Schwiegersohn Thomas, der im J. 1367 seinen Einzug in Janina hielt und i. J. 1385 endlich von seinen eigenen Leibwächtern ermordet wurde. Alle hieher bezüglichen Notizen und Belege sind bei Hahn I, 320 ff. lichtvoll und bündig zusammengestellt.

Schkypetaren durch alle Mittel, die beim Gefühle eigener Unzulänglichkeit ein zäher und erfindungsreicher Hass an die Hand gab, mehr als vierzig Jahre lang standhaft aus, bis endlich die Türken, zuerst als Bundesfreunde, dann als freiwillig herbeigerufene Oberherren den Neckereien der Albanesen für immer ein Ende machten.[1]

In Janina und in die noch im vierzehnten Jahrhundert Slavisch redende Umgegend vermochten die Toskischen Albanesen erst unter ihrem berühmten Landsmann Ali aus Tepelen um die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einzudringen, konnten aber in dieser Stadt, so wie früher schon in Arta, weder ihr Blut noch ihre Sprache bleibend zur Herrschaft bringen.[2] Der Wendepunkt, den die Geschicke der Albanesen im Jahre 1358 genommen haben, wird einen Rückblick auf ihre Vergangenheit nicht überflüssig machen.

Jedermann begreift, dass der kleine schluchtenreiche Bergkanton Albanopolis, von dem wir bekanntlich erst um die Mitte des eilften Jahrhunderts fühlbare Spuren des Daseins finden, in der verhältnissmässig kurzen Frist von dreihundert Jahren unmöglich zu so viel Kraft und Bedeutung anschwellen konnte, um gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts als Eroberer aufzutreten, und nicht bloss vom Innern Altalbaniens hervorbrechend das fruchtbare, schöne und baumreiche Blachland am Fuss der Gebirge bis zum Strand des Jonischen Meeres zu besetzen und seine Macht südwärts über Altepirus hinaus bis zum Golf von Korinth auszudehnen, sondern nebenher auch noch grosse Wanderschwärme, Kolonisten und Reisläufer aus seiner Mitte bis in den Peloponnes zu senden. Denn es ist vollkommen erwiesen, dass die Prinzen aus dem Hause Cantacuzenus während des langen byzantinischen Bürgerkriegs (J. 1342 — J. 1356) neben den türkischen Zuzügen hauptsächlich mit Hülfe albanesischer Söldner und Kolonisten gegen die Paläologen Stand halten und selbst nach der Abdication des Kaisers Johannes Cantacuzenus (J. 1355) ihren Länderbesitz im Peloponnes vertheidigen konnten.

---

[1] Um die wehrhafte Bürgerschaft zu vermehren, wurden Slavisch redende Zagoriten aus der Nachbarschaft nach Janina gezogen, Ehebündnisse mit Albanesentöchtern und mit Neapolitanischen Magnaten geschlossen, Klephten, Türken und italienische Reisläufer in Sold genommen. Vergl. Hahn a. a. O. S. 319—322.

[2] Epirot Fragm. II, S. 215 und 225; — Anna Comnena, V, 133; — Leake, Travels in Northern Greece, Lib. IV, pag. 554.

Die Magyaren, ob sie gleich, wie der Geheimschreiber des Königs Bela meint, bei ihrem Einzuge in Ungarn bereits eine Million Köpfe zählten und nun bald tausend Jahre im Lande sitzen, haben sich in dieser langen Frist doch kaum um das Fünffache vermehrt.

Auf das Beispiel der Türken darf man sich, um ein aussergewöhnliches Wachsthum der Albanischen Race zu erklären, auch nicht berufen. Dieses wilde, heute auf mehr als zwölf Millionen angeschwollene türkische Nomadenvolk verfügte bei seinem ersten Auftreten in Kleinasien um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nur über 400 Lanzen, rückte aber im fünfzehnten Jahrhundert, als die Albanesen unter Skander-Beg höchstens 18000 Mann unter den Waffen hatten, schon mit Hunderttausenden ins Feld. Wer wüsste dann aber nicht, dass ganz Asia minor, soweit es nicht schon von den Vettern der Osmanli — den Seldschuken besetzt war, massenhaft, und nach ihrer Besetzung durch die Türken auch Theile der europäischen Provinzen des byzantinischen Reichs zum Islam übertraten und *Osmanli* wurden, weil Kraft, Glück, Grösse und Intelligenz von den Christen gewichen und bei den Kindern Osmans allein noch zu finden waren.

Unter zwei Annahmen haben wir die Wahl. Entweder ist das Albanische Volks-Kapital ursprünglich schon bedeutender gewesen als die byzantinische Ueberlieferung besagt, oder es müssen ähnliche Vorgänge, wie bei den Türken, im verjüngten Masse auch bei den Albanesen angenommen werden, wenn man die plötzliche, durch beglaubigte Notizen nirgend gehörig motivirte Machtentfaltung dieses Volkes im vierzehnten Jahrhundert begreifen soll. Oder haben vielleicht, um diese Thatsache ausreichend zu erklären, von den eben angeführten Gründen beide mitgewirkt? Offenbar hat schon der scharfsinnige Thunmann das richtige getroffen, wenn er sagt, die Byzantiner, die zuerst die eigentlichen Albanier im oftbesagten Bergkanton Albanopolis als ein unabhängiges und kriegerisches Hirtenvolk kennen lernten, hätten in der Folge dieses Wort zur gemeinsamen Bezeichnung aller übrigen Bergbewohner von Illyrien und Epirus gebraucht, insoweit sie mit den Bewohnern von Albanopolis die gleiche Sprache und die gleichen Sitten hatten. [1])

Hr. v. Hahn scheint Thunmanns Meinung in diesem Punkte nicht zu theilen und zieht die Annahme vor, es bezeichne der Name „Albanien" in den byzantinischen Schriften eigentlich nur die Landschaft um Albanon im engern Sinne, und werde über das ganze zwischen Czernagora und dem Golf von Arta liegende, dem orthodoxen Basilevs gehorchende Ländergebiet nicht ethnographisch, wie Thunmann glaubt, sondern bloss *administrativ* ausgedehnt -- eine Voraussetzung, welche die Schwierigkeiten mehr umgeht als hebt. [2])

Die Unwissenheit, in welcher uns die alten Schriftsteller über Umfang und Bevölkerung des vielbesprochenen Bergkantons Albanon oder Albanopolis lassen, gibt der Hahnschen Deutung, so wenig wir ihr beistimmen können, doch ihre volle Berechtigung. Dagegen lassen die „Albanesischen Studien", so viel ich weiss, zum erstenmal, die Möglich-

---

1) Thunmann a. a. O. S. 242. — 2) Hahn a. a. O. S. 311.

keit durchschimmern: es habe zur Anschwellung des Albanischen Urkerns vielleicht ein fremdes, in Illyro-Epirus ursprünglich nicht einheimisches Volkselement einiges beigetragen.[1])

Nach dem harten und langwierigen Kampfe, durch welchen sich endlich ein Slavisches Element in unsere Geschichte des griechischen Mittelalters hineingestritten hat, wird es hoffentlich eben so wenig Unglauben als Widerwillen erregen, wenn man dem barbarischen Epiro-Illyrien die Erduldung desselben Schicksals auferlegen muss, welches das hellenische Nachbarland getroffen hat. Die kurze, aber bedeutungsvolle Phrase des byzantinischen Epitomators der Geographie Strabo's: *καὶ νῦν δὲ πᾶσαν Ἤπειρον καὶ Ἑλλάδα σχεδὸν καὶ Πελοπόννησον καὶ Μακεδονίαν Σκύθαι Σκλάβοι νέμονται*, ist für Epiro-Albanien eben so stringent und unerbittlich, wie sie es für Hellas gewesen ist.

Der Beweis, dass diese isolirte Phrase einen vollständigen Wechsel der Bevölkerung in allen genannten Landschaften andeutet, wurde in gehöriger Weitläufigkeit schon anderswo geführt, und es ist hier über die Metamorphose nichts weiter zu bemerken, als dass dieselben Gründe und dieselben Corollarien auch für Epiro-Albanien Geltung haben. Das unbestreitbarste Argument für die Wahrheit jener historischen Notiz bilden auch hier die Epiro-Albanien in unglaublicher Menge bis in die verborgensten Schluchten hinein überdeckenden und allen Wechsel der Zeiten und der Cultur überdauernden rein Slavischen Benennungen nicht bloss der Berge, der Flüsse und der Ortschaften, sondern ganzer Landestheile, wie z. B. Dibra, Zagori und Radowitsch. Nur im wilden Gebirgsrevier von Dukadschin, Mirdit und Matja, der Heimat Skander-Begs, zeigt sich kaum eine leise Spur Slavischer Eindrängung. Hier ist alles Schkypetarisch geblieben.

---

1) Hahn, I, S. 212.

Wer sich von diesem merkwürdigen Phänomen nicht durch Augenschein zu überzeugen die Mittel hat, wie Hr. v. Hahn, der kann durch sorgfältige Vergleichung epirotischer Eigennamen, wie man sie zerstreut überall in neueren Reisewerken findet, hauptsächlich aber durch die topographische Karte, welche Leake dem ersten Bande seiner „Travels in Northern Greece“ beigegeben hat, genügende Belehrung finden.

Den Haupteinwurf, den die europäische Kritik dieser Slaven-Doctrin in ihrer Anwendung auf Griechenland früher entgegenstellte, und den sie für unlösbar hielt, wird sie ohne Zweifel auch zu Gunsten von Epirus wieder geltend machen. Bekanntlich ist mit Ausnahme des grössten Theiles von Macedonien und einiger Ortschaften in Nord-Aetolien das Slavische als Volkssprache heute in Griechenland, wie in allen zwischen dem Drin und dem Golf von Arta belegenen Landschaften Epiro-Albaniens so viel als ganz verschwunden, um der Neuhellenischen und Albanischen Redeweise Platz zu machen. [1])

Strenge Vertheidiger ungetrübten Hellenenthums sehen in diesem Umstande einen Beweis gänzlicher Falschheit der berühmten Epitomator-Phrase, auf die sich unsere Doctrin hauptsächlich stützt. Die Gemässigteren dagegen schlossen auf vollständige Vertreibung des Slaven-Elements aus dem hellenischen Heiligthum.

Der Syllogismus: Hellas und Epirus haben niemals Slavisch gesprochen, weil man dort heute überall nur Albanisch, Walachisch und

---

1) Ob der wilde albanische Grenzdistrict *Ober-Dibra*, am Ausflusse des Drin vom Ochrida-See, seinen zu Skander-Begs Zeiten (J. 1443 — J. 1467) im Lande noch herrschenden Slavendialect in der Zwischenzeit mit der Schkypetarensprache vertauscht habe, ist aus keinem neuern Reisewerk mit Sicherheit zu erfahren. Selbst der unerschrockene Grisebach ist auf seiner Tour von Thessalonich nach Skutari dieser unheimlichen Landschaft ausgewichen. Grisebach a. a. O S. 213.

Griechisch redet, hat zwar seine schwache Seite, verdient aber doch genauern Bescheid, weil selbst *Hahn* das Phänomen nicht zu erklären wagt und auf die Frage, „Wohin die aus Epiro-Albanien verschwundene Slavenbevölkerung gekommen sei“, keine genügende Antwort geben will.

Die Slavische Bevölkerung wurde nicht vertrieben, noch weniger ausgerottet. Sie ist im Lande geblieben, hat aber nach ihrer Besiegung und Christianisirung durch das wieder erstarkte Byzanz mit der Religion nach und nach auch die Gesittung und die Sprache der neuen Glaubens- und Staatsgenossen angenommen. Die Verwandlung der Sprache machte äusserst zähe und langsame Schritte. Sechs- bis siebenhundert Jahre ist der kürzeste Termin für eine Metamorphose dieser Art. In einigen Districten dauerte sie gegen tausend Jahre. Dass Arcadien im dreizehnten, die Landschaft um Janina im vierzehnten, das Mainagebirge in Laconien aber am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts noch „sarmatisch“ gesprochen habe, ist urkundlich nachzuweisen.[1] Oder glaubt vielleicht jemand, die von den Germanen unterjochten Slaven in den Oder- und Elbeländern, die Obodriten, Wilzen, Serben und Lutizen mit den Slovenen in Kärnthen, Steier, Krain und Tirol seien von den Siegern vertrieben oder gar ausgerottet worden? Sie haben überall die alten Sitze behalten, haben aber ohne ihre Natur und ihre Familiennamen zu verläugnen, ihre politische Selbstständigkeit und ihr nationales Wesen abgelegt und mit dem meistens gewaltthätig aufgedrungenen Christenthum auch die Sprache und die Kultur der Germanen angenommen. Woher die Itzeplitz, die Kökeritz, die Quitzow und die Bülow mit den zahllosen, Slavische Namen tragenden Edelleuten in Meklenburg, in Pommern, in den Marken und in Sachsen kommen, weiss heute jedermann. Ebenso

---

1) In der Chronique de la Morée, edit. Buchon, heisst Arcadien im 13. Jhrh. *τὰ Σκλαβικά*. — Hahn, I, S. 342 Note 185. — Chalcocondyl. Lib. I, pag. 35. Bonn.

unrecht wäre es, wenn man die christliche Bürgerschaft von Janina, weil sie jetzt nur griechisch redet, für Descendenten der alten Hellenen erklären wollte. Prüft man ihre Geschlechtsnamen, so zeigt es sich, dass es lauter barbarische in den Süd-Donauländern wie in Russland gebräuchliche Klänge sind. Wer wollte zweifeln, dass die Primaten *Mbogás*, *Riekás*, *Glawás* ihre Geschlechtsnamen von den Slavischen Appellativen *Bog*, Gott, *Rieka*, Bach, *Glawa*, Kopf erhalten haben? [1]

Aus vielen Argumenten dieser Art hat man hier nur wenige vorgelegt, um die Wege anzudeuten, auf welchen neben den mittelalterigen Schicksalen sich auch die gegenwärtigen Zustände der weiland von den Slaven überschwemmten Landschaften Epiro-Albaniens begreifen lassen. Die *alten* Städte dieser Himmelsstriche waren der Mehrzahl nach schon zu Strabo's Zeiten von den Bewohnern verlassen und in Trümmer gefallen. Selbst das Blachland war streckenweise verödet und menschenleer. [2] Was von bedeutenderen Ortschaften Epiro-Albaniens im sechsten Jahrhundert nach Chr. noch übrig war, fand ohne alle Ausnahme seinen Untergang durch den grossen Illyrischen Völkersturm, auf den wir uns schon so oft berufen haben. Nur rauhe oder schwer zugängliche Gebirgslandschaften haben ganz oder theilweise die allgemeine Verödung überstanden und die Unterlage für eine neue byzantinische Welt gebildet. Die eingewanderte Bevölkerung griff überall zum Pfluge, zum Melkkübel, zum Gartenmesser, und baute gewöhnlich in der Nähe, niemals auf den Ruinen der alten Ortschaften, neue Dörfer, Städte und

---

[1] Sieh die Subscribentenliste zu Oekonomos' Geschichte des Klosters Megaspiläon. Athen, 1836. — Stulli, Illyrisches Lexicon sub vocc. Rieka, Bog, Glava.

[2] *Νῦν δ' ἐρήμου τῆς πλείϛης χώρας γεγενημένης, καὶ τῶν κατοικῶν, καὶ μάλιϛα τῶν πόλεων ἠφανισμένων.* Strab. Lib. VII, pag. 223, edit. 1587. Casaubon.

Felsenkastelle, deren Namen mit ihnen selbst aus der nördlichen Heimat gekommen waren. Ein Slavischer Neubau dieser Art ist auch das vielgerühmte *Janina*, was die Kaiser von Byzanz nach Wiedereroberung des Landes als Hauptstadt und Zwingburg der Epirotischen Slaven vergrössert und verschönert haben.[1] Kein Volk der Welt assimilirt sich aber auch fremden Elementen so leicht und so vollkommen wie die Slaven. Eben so weich und biegsam, wie sich der Slave in einen Germanen, in einen Gräken und in einen Italiener verwandelt, fügt er sich auch in die Albanische Nationalität, wenn er nur die Last *Erselbst* zu sein abstreifen kann. Roh und unwissend waren der Illyrische Schkypetar und der neu eingesiedelte Slave ungefähr in gleichem Masse, aber der Schkypetar war nicht bloss ebenso streitbar, ebenso muthvoll und physisch vielleicht kräftiger als der Slave, er war überdiess auch noch Christ, was in den Augen des harmlosen und tiefer stehenden Anbeters des Radigost und des Schwantipluk ein grosser Vorzug war und das Aufsaugen des einen Elements durch das andere noch um vieles leichter machte. Der vorsichtige, langsam glaubende, kritische *Hahn* will nicht entscheiden, ob die einst zahlreich in Albanien siedelnde Slavenbevölkerung wieder ausgewandert, oder im erstarkten Albanien erdrückt und ausgerottet worden sei. Gewiss ist ihm nur, dass unter den Gheghischen Mirditen-Häuptlingen eine Familiensage besteht, die ihre Stammväter

---

1) Man schreibt *’Ιάνινα*, nicht *’Ιάννινα*, noch weniger *’Ιωάννινα*, wie die Byzantiner, welche unhistorisch und incorrect auf eine Anlage durch den im zwölften Jahrhundert regierenden Kaiser *’Ιωάννης Κομνηνός* anspielen. Der Name *Janina* ist Serbisch, wie *Wodena*, *Jassina*, *Gradina*, *Planina*, *Wrania*, *Jenie*, und findet sich als Nebenflüsschen der Serbischen Drina südwestlich von der Bosnischen Stadt Wischegrad. — Die Albanesen sprechen *Ghjanina*, woraus *Gianina* der Italiener entstanden ist. Das Flüsschen *Janina* rinnt westlich von der Mündung des *Lim* in die Drina.[1]

---

1) Kiepert's Karte von Bosnien und Dalmatien. 1853.

insgesammt von einem griechisch gläubigen Bulgaren entspringen lässt. Nach einer andern Ueberlieferung haben sich in das ursprünglich von Serben bewohnte Malissor (Alpendistrict auf der Nordseite des Drin) ebenfalls Albanesen infiltrirt, die aber das Serben-Element nicht auftranken wie in Mirditia, wohl aber es langsam verdrängten, versengten und erstickten. [1]

Von den Westgothen, die unter Alarich vom Jahre 396 bis zum J. 408 n. Chr. in Epiro-Albanien sassen, ist es bekannt, dass sie bei ihrem Auszuge nach Italien das nördliche Albanien sammt dem Küstenlande Dalmatien ganz in ihrer Gewalt behielten, in Mittel-Albanien aber auch verschiedene Häuptlinge mit ihrem Gefolge sitzen blieben und sich im sechsten Jahrhundert, um die Zeit wo die gewaltsamen Einbrüche und Niederlassungen der Slaven, der Avaren, Bulgaren, Serben und Chroaten auf dem Illyrischen Continent begannen, dem Kaiser Justinian unterwarfen und orthodoxe Byzantiner wurden. [2] Ueber das Schicksal dieses Gothischen Residuums während der grossen Katastrophe, die um die Mitte des sechsten Jahrhunderts begann und mit dem ganzen Illyrischen Continent auch Epiro-Albanien grossentheils verödet und neugestaltet hat, ist nichts zuverlässiges aufgezeichnet. Ob die Gothen im Ruin ihres neuen Vaterlandes den Untergang gefunden, oder sich mit der alt- und neueinheimischen Bevölkerung vermischt haben, weiss man nicht. Einzelne gothische Wörter haben sich im Albanesischen bis auf den heutigen Tag erhalten. [3] Um in der Sache nicht ganz meinungslos zu sein, darf man annehmen, dass die in Epiro-Albanien zurückgebliebenen Gothisch redenden Leute in der neu- und massenhaft eingewanderten Slavenbevölkerung aufgegangen sind.

---

[1] Hahn a. a. O. S. 212 ff.

[2] Die Gothen wurden von den Feldherren Justinians I. um das Jahr 535 aus Nordalbanien und Dalmatien verdrängt und zogen zu ihren Landsleuten nach Italien zurück. Als Beleg zu dieser Notiz wird Lucius de regno Dalmat. angeführt, die erste Quelle ist aber Procopius, Histor. Byzant. Cf. Hahn, S. 310 u. 333, Note 69.

[3] Thunmann, S. 271 Note f.

Dass aber ein Theil dieses Gothischen Residuums auch den Albanesen zugefallen sei, ist um so wahrscheinlicher, da einer der vornehmsten und mächtigsten dieser germanischen Häuptlinge um Durazzo, d. h. im eigentlichen Urlande der Albanesen reich begütert war.

Diese Bemerkungen und kleinen historischen Rückblicke haben keinen andern Zweck als für die Menschenfülle wie für das plötzliche und kraftvolle Uebersprudeln des Albanischen Elements in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts annehmbare Gründe vorzubringen. Einen vorausgehenden, langsam wirkenden, jetzt aber nicht mehr zu erklärenden Process setzt diese plötzliche Gährung der Schkypetaren jedenfalls voraus. Wie im Bienenstocke, wenn der Frühling kommt, das Leben gährt, so brach in Albanien auf einmal der innere Sturm los,

Tum sonus auditur gravior, tractimque susurrant,
Frigidus ut quondam silvis immurmurat Auster,
Ut mare sollicitum stridet refluentibus undis,
Aestuat ut clausus rapidus fornacibus ignis.

Nicht bloss das alte Despotat sehen wir, wie oben gesagt, bis an den Golf von Korinth in die Gewalt der Albanesen fallen, wir finden sie um dieselbe Zeit als Söldner und Kolonisten massenhaft im Peloponnes, während die Flut auf der entgegengesetzten Seite mit gleicher Furie gegen die Serben anschwillt und dem in Trümmer fallenden Reiche Duschan's Nordalbanien bis an die Czernagora hinauf entreisst. [1])

---

1) Um Verwirrung und Unklarheit zu vermeiden, soll sich die gegenwärtige zweite Abtheilung ausschliesslich auf die das Land Epiro-Albanien berührenden Ereignisse beschränken. Alles was an geschichtlichen Notizen über die Wanderzüge der Schkypetaren, über ihre Colonisirung des ganzen

Der nach allen Seiten hinauszischende Albanesen-Gischt war übrigens nicht monarchisch, d. h. ein gemeinsamer, von Einem Geiste beseelter Nationalgedanke aller Gheghisch und Toskisch redenden Volksstämme Albaniens. Der Gischt war anarchisch, ohne Plan und ohne innern Zusammenhang, wie die politischen Bewegungen der Schkypetaren von jeher waren. Durch theilweise Analyse des noch heute auf der Osthälfte des griechischen Festlandes und auf den Eilanden gesprochenen Albanesen-Dialects hat man gefunden, dass die Flut wenigstens in den Peloponnes und auf die Schiffer-Inseln Hydra, Spetza und Poros nur Toskisch redende Colonisten aus Mittel- und Südalbanien getrieben hat.[1]) Bei näherer Prüfung des auf dem Isthmus von Korinth, in Megara, in Attika, Böotien und Lokris, auf Halb-Euböa, Halb-Andros, Aegina und Salamis vorherrschenden Albanesen-Dialects wird sich vermuthlich dasselbe Endergebniss herausstellen. Aus den „Albanesischen Studien" wissen wir ja, dass die Bewohner des alten Chaonien, d. h. der wildesten Gegend Albaniens, südlich von Awlona bis gegenüber von Korfu sich selbst ʼArberʻ und ihr Land ʼArberiaʻ nennen.[2]) Das Patronymicum aus ʼArberʻ würde ʼArbrischtʻ lauten, und diesen Ausdruck hat man aus dem Munde Albanesischer Geistlichen im eigentlichen Hellas oft genug gehört.

Ueber die Rolle, welche der von Stephan Duschan eingesetzte und in Belgrad (Berat) residirende Albano-Serbe Komnenus während des sturmvollen Ausströmens seiner Tetrarchie gespielt, hat sich keine Nachricht erhalten. Sein Name wird selbst bei Laonicus Chalcocondylas nicht mehr genannt, und deswegen ist es auch ungewiss, ob Skander-

---

östlichen Griechenlands und verschiedener Eilande des Archipelagus, sowie über ihre Schicksale in der Fremde aufzufinden ist, wird eine dritte Abtheilung kurz und bündig zusammenstellen.

1) Hahn a. a. O. S. 319. — 2) Hahn a. a. O. S. 230.

Beg's Zeitgenosse Arianites Komnenus (1443—1469) in gerader Linie sein Nachfolger sei.[1]

Die Nationalbewegung, die den Toskenstamm mit solcher Gewalt süd- und ostwärts über den Pindus und über den Golf von Arta trieb, hatte zu gleicher Zeit und mit derselben intensiven Kraft nach dem Tode Stephan Duschan's auch Nordalbanien oder Gheghenland von den beiden Drin-Ufern bis zur Bosnischen Grenze hinauf in den Strudel fortgerissen. Von der Einwanderung der Serben in die Süd-Donauländer um das Jahr 640 n. Chr. bis zur Auflösung ihrer Macht nach dem Tode Duschan's im J. 1356 war Nordalbanien zwar ein integrirender Theil des Serbenstaats und von Serbischen Niederlassungen überschwemmt, hatte aber doch auch eigene National-Dynasten unter fremder Oberhoheit behalten. Dass diese dem Kral nur widerwillig gehorchten und keine Veranlassung ihren Serbenhass zu zeigen unbenützt vorüber gehen liessen, braucht man an Schkypetaren, besonders wenn es finstere Gheghen sind, nicht lange nachzuweisen. Einer der auffallendsten Oppositionsbestrebungen dieser Gheghischen Vasallen gedenken die Annalen der katholischen Kirche um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wo die schismatischen Provinzen „Philat, Arbania und Unavia“ mit ihren ausgedehnten und (von Albanesen) starkbevölkerten Bisthümern gleichen Namens am päpstlichen Hofe ihren Uebertritt von der anatolischen Kirche, der die Serben enthusiastisch ergeben waren, zur Römischkatholischen erklären liessen. Dieser denkwürdige Act kirchlicher Unabhängigkeitserklärung durch die Gheghischen Schkypetaren wird von dem Römischen Annalisten auf das Jahr 1250 angesetzt und hat natürlicher Weise den Nationalhass zwischen Serbien und Albanien noch verschärft. Die Folgen der gegenseitigen Abneigung der beiden benachbarten Volksstämme waren und sind noch heute so nachhaltig und zähe, dass trotz der drückenden Gesetzesverfügungen der Serbenkrale, und trotz aller nachfolgenden Drangsale der Türkenzeit vom Stamme der Gheghen alles was nicht später zum Islam übertrat, bis auf die Gegenwart herab mit Hartnäckigkeit am katholischen Dogma festhält, das seinerseits von den Tosken eben so fanatisch zurückgewiesen wird.[1])

---

[1] Nach Hammer-Purgstall, I, 658 wäre Arianites Comnenus zu dieser Benennung nur von Seite der Mutter berechtigt gewesen.

Einige Vasallen, z. B. die Balsch oder Balsa, sind dem alten Glauben treu geblieben.

Hundert und zehn Jahre nach der kirchlichen Emancipation, und zwei Jahre nach dem Siege der Toskischen Albanesen bei Achelous und dem Falle des alten Despotats, d. h. im Jahre 1359, schüttelten bei der allgemeinen Verwirrung die Gheghischen Vasallen auch die weltliche Oberhoheit der hadernden Serbenfürsten ab und bildeten eines der *μύρια τμήματα*, in welche nach Cantacuzenus das Serbenreich auseinanderfiel.[2]) Der unternehmendste und glücklichste dieser Gheghischen Vasallen war der vorgenannte *Balsch*, Herrscher über Skutari und die Untere Çedda, das Flussbecken der Moratscha.[3]) Dieser Balsch sen., von welchem hier die Rede geht, war homo novus und schritt mit sei-

---

[1]) Die hieher gehörigen Beweisstücke sind bei Hahn, I, S. 324 u. S. 343, Note 207 vollständig zusammengestellt.

[2]) Cantacuzen. lib. IV, cap. 43.

[3]) Balsch, Balza, Balsa, Bulza und Baoscha sind verschiedene einheimische und fremde Formen desselben Namens, dessen Träger, ächte alte Schkypetaren, ihr Geschlecht auf eine zerstörte Ortschaft Balsch, Bals oder Balesium zurückführen, nach anderen Ueberlieferungen aber Albanisirte Bosniaken sind. Nach Barletius lag *Balesium* zwölftausend Schritte von Skutari unweit der von den Serben erbauten Festung *Drivasto*, war aber um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine Ruine, welche Skander-Beg restauriren und als Grenzcastell gegen die Venetianische Besatzung von Skutari benützen wollte.[1])

---

[1]) Marinus Barletius, fol. 53. — Cf. Hahn a. a. O. S. 325 u. 345 Note 210.

nen drei tapferen Söhnen Straschimir, Georg und Balsch jun. vom Jahre 1360 angefangen von Eroberung zu Eroberung fort und nahm den Serben auch die Obere Çedda, seinem Nachbar Carl Topia aber die Stadt Croja ab. ¹)

Barleti's Nachricht, Carl Topia sei bei dieser Gelegenheit getödtet worden, scheint nicht richtig, da er noch während der Balsch-Herrschaft als tributpflichtiger Herr von Croja wieder zum Vorschein kommt. ²)

---

1) *Çedda* wird in den Abendländischen Chroniken nach Byzantinischer Orthographie *Ζέντα* geschrieben und gesprochen, weil man immer vergisst oder nicht weiss, dass die Byzantiner die Buchstaben *dd* und *t* in Fremdwörtern durch *ντ*, *b* aber durch *μπ* bezeichnen. So z. B. wird man das Türkische Wort *Tschelebi*, ein wohlgesitteter junger Gentleman, in Byzantinischen Schriften jederzeit *τζελεμπὶ* geschrieben finden. *Tabor* heisst auf Slavisch eine Feldschanze. Dieses Wort hat man uns in den Berichten über die Griechische Insurrection unzählige Mal als *Ταμβοῦρι* vorgeführt. Die Abendländischen Autoren haben doppelt Unrecht, wenn sie *Tamburi* schreiben und bei den Hussitischen Bergschanzen *Tabor* an den Berg dieses Namens in Galiläa denken. Der Name der Landschaft *Çedda* ist von dem aus Czernagora in die Moratscha herabrinnenden Flusse *Çedda* hergenommen. Die Gegend am Nordufer des See's von Skutari wird die *Untere Çedda*, Czernagora selbst aber mit den zugewandten Districten bis zu den Quellen der Moratscha hinauf die *Obere Çedda* genannt. Die vorzüglichsten Orte der Untern *Çedda* sind *Dugla* (Dioclea), *Drivasto*, *Skutari*, *Dagno* und *Podgoriza*. Ein Comes von *Ζέντα* wird zur Zeit des Gothen-Kriegs gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts zuerst genannt. Vrgl. Pietro Luccari, Annali di Rausa (Ragusa), pag. 3 und pag. 9.

2) Marin. Barletius, De Expugnatione Scodrensi, lib. II, pag. 242, verso. *) Statt *Topia* ist in dieser Stelle *Sophia* geschrieben — ein Irrthum, der sich in viele spätere Schriften und selbst in die Türkischen Chroniken fortgepflanzt hat und nur aus dem Umstande zu erklären ist, dass dieser Name auch *Θώπια* und *Θόπηα* geschrieben wird. Der lispelnde Ton des Θ wird von Nichtgriechen häufig durch S ausgedrückt.

---

*) *Verso* bedeutet die zweite Seite in Büchern, wo nur die erste Blattseite numerirt ist.

Ob Balsch sen., der neue Gheghische Eroberer, noch vor seinem Tode zum Römischen Katholicismus übertrat, ist ungewiss. Von seinen drei Söhnen und Erben dagegen weiss man aus den Annalen des Bzovius mit Bestimmtheit, dass sie in staatskluger Wahrnehmung ihrer Interessen von der Morgenländischen zur Abendländischen Kirche übergetreten sind, wie es von ihren Gheghischen Landsleuten schon hundert Jahre früher geschehen war.[1])

Mehr noch als über das staatskluge und tapfere Gebahren des ältern Balsch muss man sich über die Eintracht verwundern, mit welcher seine Söhne und Nachfolger, obgleich Gheghische Schkypetaren, das Werk des Vaters fortsetzten und ihr Haus durch Heldenmuth und Glück zu einer Bedeutung erhoben, wie sie vor ihnen noch kein einheimischer Dynast errungen hatte. Eben weil die Brüder ehrgeizig und doch einig waren, setzten sie ohne Rücksicht auf Blut und Nationalität die Eroberungen nach dem Tode des Vaters selbst gegen die benachbarten Schkypetarenfürsten mit reissendem Glücke fort, verdrängten die Herren der Landschaft Ducadschin,[2]) rückten auf der Dalmatischen Küste über Montenegro nordwärts bis zur Narenta hinauf, belagerten den ihnen feindlichen Ban Stephan Twartko von Bosnien in seinem Zufluchtsort Ragusa, trieben den flüchtigen Bulgarenkral Sisman aus dem man weiss nicht wie von ihm besetzten Durazzo, das zwar bald an eine von Neapel herüberkommende Gasgogne'sche Abenteurer-Compagnie verloren ging und erst nach vergeblicher Belagerung im J. 1373 um 6000 Goldstücke wieder zurückerhalten wurde. Trebinje in der bosnischen Herzegowina, Dracewitza nördlich von Cattaro, und den benachbarten Küstenstrich Kanali knüpfte Georg Balsch im J. 1374 mit Gewalt an sein Reich,

---

1) Bzovius, Annal. Eccles. Tom. XIV, ad annum 1368. Diese Stelle wird bei Thunmann, S. 309 ff. u. bei Hahn, S. 345 Note 211 als Beleg angeführt.

2) Ueber die Lage des Gheghischen Ducadschin soll weiter unten das Nöthige bemerkt werden.

brach endlich südwärts dringend in Mittel- und Südalbanien ein, nahm die noch von Serben besetzten Städte Belgrad (Berat), Apollonia und Argyrocastron weg, nachdem er ihnen schon auf einem früheren Zuge über die Grammosberge das alte Lynkestis mit der Festung Kastoria am See gleiches Namens in Obermacedonien entrissen hatte. [1])

Von der Gränze des alten Epirus bis gegen die Dalmatinische Narenta hinauf gehorchte, mit Ausnahme der befreundeten Republik Ragusa, wenigstens zeitweise und solange der heldenmüthige und kluge Georg die Zügel hielt, alles Land dem Hause Balsch. [2]) Und so war — freilich nur vorübergehend — das alte Königreich der Illyrier mit seiner Haupt- und Residenzstadt Skodra (Skutari) wiederhergestellt.

Wenn aber die alten Chroniken erzählen, Georg Balsch sei mit 10,000 Mann im 'Banat' eingebrochen und habe es mit albanesischer Grausamkeit verheert, so ist hier nicht an das heute sogenannte Banat von Temesvar zu denken. Es wäre ja dieses ungarische Banat durch den Donaustrom und durch die feindlichen Landschaften Serbien, Bosnien und Herzegowina vom Fürstenthum der Balsch getrennt. Bei dem Ausdrucke 'Banat' ist hier das den Balsch-Besitzungen unmittelbar benachbarte Bosnien zu verstehen, welches bekanntlich schon um das Jahr 1127 n. Chr. ein „Banat", d. h. ein Anhängsel des Königreichs Ungarn wurde und diese Benennung in den Chroniken fortbehielt, wenn auch die Zinsfürsten nach Umständen die Last der Magyarischen Oberhoheit mit mehr oder weniger Glück abzustreifen und einigemal sogar den Königstitel zu führen suchten, bis endlich im Süden der Donau und Save alles christlich-selbstständige Wesen im Türkensturm unterging. [3]) Neben Bosnien ist auch das nördliche Serbien längs der Save und Donau mit Einschluss von Belgrad in den Chroniken des Mittelalters

---

1) Hahn, I, S. 325. — 2) Von c. 1360—1379. — 3) Vom J. 1360—1479.

als Ungarisches „Banat Matschowa“ (Bannatus Machoviae) bekannt.[1] Die Deutung der obengenannten Angabe ist um so sicherer, als Georg Balsch bei seinen hartnäckigen Uebergriffen auf die später 'Herzegowina' genannten Gebietstheile Bosniens in dem Ban Stephan Twartko den standhaftesten Gegner gefunden hat.[2] Der Krieg wurde auch nicht allzeit zum Vortheil der Albanesen geführt. Nach einer uncontrolirten Stelle bei Thunmann wurden dem Grossfürsten Georg Balsch die drei eroberten Städte Trebinje, Dracewitza und Kanali durch den Ban wieder entrissen, und nach einer ebenfalls uncontrolirten Angabe bei Amy-Boué sollen die Gebrüder Balsch, „Schupane von Zenta und zu Trebinje“, zu einem nachtheiligen Frieden und sogar zur Anerkennung Bosnischer Oberhoheit genöthigt worden sein.[3] Dieser Friede wird auf das Jahr 1375 angesetzt, nachdem eine mündliche Verhandlung der beiden kriegführenden Theile auf dem Congresse zu Ragusa (i. J. 1374) fruchtlos abgelaufen war.[4] Alle diese Angaben sind unsicher und chronologisch schwankend, die Huldigung der „Schupane von Zenta und Trebinje“ überdiess verdächtig, weil c. 1378 der Verheerungs- und Rachezug der Albanesenfürsten gegen das Bosnische Banat begonnen haben musste.

Die verschiedenartigen, sich gegenseitig abstossenden Bestandtheile des neugegründeten Fürstenthums in eine homogene Massa zu verschmelzen und der jungen Schöpfung gleichsam einen gemeinsamen

---

[1] Amy-Boué, la Turquie d'Europe, tom. IV, pag 3 und pag. 364.

[2] Im Jahre 1376 nahm Twartko den Königstitel an. Amy-Boué, a. a. O., tom. IV, S. 366.

[3] J. Thunmann, Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker. Leipzig, 1774. S. 313. — Amy-Boué a. a. O., tom. IV, pag. 366.

[4] P. Luccari, a. a. O. fol. 63. Amy-Boué, a. a. O. pag. 366 hat die Quelle seiner Zeitrechnung nicht angegeben. Cf. Hahn, a. a. O. S. 345, Note 214.

Nationalgedanken einzuhauchen vermochten oder verstanden die Balsch ebenso wenig als es vor ihnen der Serben-Czar und seine Nachfolger verstanden hatten. Bloss zeitweise Kriegsüberlegenheit und der Genius Eines Mannes lenkte die Thätigkeit des ungefügigen Conglomerats, solange der persönliche Druck dauerte, in eine gemeinsame Bahn. Die einheimischen Häuptlinge blieben unter der Oberhoheit des Hauses Balsch eben so fest auf ihrem Sitz, wie sie es vorher unter dem Serbenkral, und später zum Theil auch unter den Sultanen geblieben sind. Tribut und Heerfolge waren die staatsrechtlichen Nothwendigkeiten der neuen Lage.

Georg Balsch starb bald nach seiner Heimkehr aus dem Feldzuge gegen das Banat von Bosnien um das Jahr 1379 siegreich und glücklich, aber kinderlos, in seiner Residenz zu Skutari, und mit ihm war auch das rasch aufblitzende Meteor eines Grossfürstenthums Albanien am politischen Horizont wieder erloschen. [1])

Der jüngste Bruder, Balsch II., folgte in der Regierung zwar mit allen Ansprüchen und mit allen ehrgeizigen Bestrebungen, aber nicht mit den grossen Eigenschaften der beiden Gründer seiner Dynastie. Einer Centralgewalt kann die Illyrische Halbinsel, solange das grosse Konstantinopel besteht und ein kräftiges Regiment besitzt, nicht mehr entfliehen. Die Paläologen waren seit der Abschaffung ihrer Flotte schon unter Andronicus II (1282—1328) von der Concurrenz um die Rolle einer ersten Illyrischen Grossmacht zaghaft zurückgetreten und die Serben, die als Grossmachts-Prätendenten mit dem Czar Stephan Duschan die verlassene Stelle einnahmen, hatten durch die Uneinigkeit seiner Nachfolger gegen Murad I. bereits ihr Spiel verloren, als Balsch II. den albanischen Thron bestieg und von neuem bewies, dass Chaos gegen

---

1) Du-Cange, famil. Aug. Byzant. fol. 266. — Thunmann, a. a. O. S. 313. — Hahn, I, S. 35. — Alle drei geben das Todesjahr Georg's auf das Jahr 1379 an, sagen aber nicht, woher sie es wissen.

Ordnung und brutale Kraft gegen Genie und Disciplin im Kampfe nicht bestehen kann und am Ende allzeit unterliegen muss.

Türkische Streifzüge begannen zwar nach der Niederlage der Serbenkrale an der Marizza (i. J. 1362) und nach der Unterwerfung der Theilfürsten Macedoniens auch gegen das Schkypetarenland, wurden aber, so lange Georg Balsch lebte, jederzeit zurückgewiesen. 1) Unter dem schwachen Balsch II. brach das erste 40,000 Mann starke Türkenheer unter Führung des kriegstüchtigsten aller Feldherren Murad I. von Macedonien her in Mittelalbanien ein und suchte Belgrad (Berat) in seine Gewalt zu bringen. Es handelte sich diesesmal nicht bloss um Beute, wie in den flüchtigen Einbrüchen der letzten Zeit. Die Musulmanen wollten sich bleibend in Albanien niederlassen und durch Unterjochung dieses streitbaren Landes das letzte Hinderniss gegen die Uebernahme der Gesammterbschaft Constantins auf die Seite schieben.

Der Entscheidungstag war gekommen, und die Welt sollte jetzt erfahren, ob der rebellische, Jahrhunderte alte Freiheitsfanatismus der Schkypetaren ein berechtigter war, und ob sie selbst den Kampf, in welchem nach den schwachen Gräken von Byzanz auch die kriegerischen Serbenkrale schimpflich unterlagen, siegreich zu bestehen Muth und Geschick genug besitzen. Der Grossfürst eilte zum Entsatz von Belgrad (Berat) herbei, griff die Türken dicht vor der Stadt auf der den Albanesen allzeit fatalen Ebene Saura muthvoll aber unbesonnen an, wurde gänzlich geschlagen und fiel mit dem grössten Theile seines weit schwächern Heeres selbst in der Schlacht. Mit ihm hatte auch sein Bundesgenosse, der Serbische Prinz Jwanitsch, den Untergang gefunden. Dieses folgenwichtige Ereigniss wird von den Chronisten auf das Jahr 1383 angesetzt, d. h. zwei und zwanzig Jahre nachdem der ältere Balsch mit seinen Söhnen das Joch der Serbenkrale abgeworfen hatte. 2)

---

1) Thunmann, a. a. O. S. 312. — 2) Hahn, I, S. 325. — Barletius, de Expugnatione Scodrensi, lib. I, pag. 235. verso

Balsch II. starb ebenfalls kinderlos wie sein älterer Bruder Georg, und die Regierung des Grossfürstenthums sammt dem Kampfe gegen die Türken übernahm der Neffe Georg II., Sohn des früh verstorbenen Straschimir. Das Glück war aber dem neuen Herrscher nicht holder als dem Vorgänger. Alles, was er in Macedonien und Mittelalbanien erobert hatte, ging mit den befestigten Städten Belgrad und Kastoria an die Türken verloren. Sogar Durazzo musste sich i. J. 1389 dem Feind ergeben, dem es der Grossfürst jedoch bald wieder abnahm, um es in seiner Geldnoth an das seemächtige und reiche Venedig zu verpfänden.[1]

Der Ruin war über den hohlen Albanesen-Bau so reissend schnell hereingebrochen, dass Georg II. sogar seine eigene Haupt- und Residenzstadt Skutari an Murad I. abzutreten genöthiget war. Als Gegengabe für eine schöne Prinzessin seines Hauses erhielt er zwar Skutari vom Sultan wieder zurück, musste aber in seiner Finanzbedrängniss auch das kaum wiedererlangte Gut zuerst pfandweise, und dann auf immer den Venetianern überlassen, weil er das theure Pfand einzulösen nicht mehr die Mittel hatte. Der Sitz der Regierung wurde in das feste 'Schabbjak' am Ausflusse der Moratscha in den See von Skutari verlegt.[2]

Georg II. starb in traurigen Verhältnissen und hinterliess seinen Sohn Balsch III. als Nachfolger und Erben der hinsinkenden Trümmer seiner Macht. Das Todesjahr ist nicht bekannt; doch weiss man aus den Annalen von Ragusa, dass sich Georg II. und sein Sohn Balsch III. vom J. 1383 bis 1422 wenigstens in der Herrschaft über die beiden Çedda, d. h. über Montenegro und das Flussthal der Moratscha miteinander behauptet haben.[3]

---

1) Thunmann, S. 313. — Hahn, I, 325. — Amy-Boué, IV, 416.

2) Schabbjak, bei Luccari Xabiak, gewöhnlich Schabjak, wird bei Stulli mit bb. geschrieben und bedeutet auf Slav. *Froschhausen.*

3) Mori in questo mezo (1422) Balsa Signore di Zenta. Luccari, a. a. O. pag. 85.

Ein Ghegho indessen wird auch in der äussersten Noth nicht verzagen. Balsch III. machte gegen die Türken wie gegen Venedig herzhaft Fronte, und das Glück schien anfangs, als wollte es dem standhaften Muthe der Schkypetaren noch einmal freundlich lächeln. Südalbanien musste der junge Fürst freilich seinem Schicksal überlassen. Dort beuteten die Türken unter Bajesid, Sohn und Nachfolger des in der Schlacht auf dem Amselfelde (1389) getödteten Murad I. die Folgen ihres grossen Sieges von Belgrad tapfer aus. Die einheimischen Dynasten Topia von Argyrokastron und Myrtscha von Kanina wurden vertrieben. Laonicus bemerkt ausdrücklich, dass noch viele andere Archonten Albaniens mit den beiden vorgenannten das gleiche Schicksal theilten.[1] Im Norden dagegen suchte sich Balsch III. wenigstens vom Doppeldruck der venetianischen Pfandschaft zu befreien und nahm, weil das vorgeschossene Geld nicht aufzutreiben war, Durazzo mit Gewalt wieder ein. Darüber kam es natürlich mit dem beraubten Pfandherrn zum Kriege, in welchem der Grossfürst jedoch eben so wenig als sein Vorgänger gegen die Türken bestehen konnte. Durazzo und die festen Seestädte Lissus (Alessio, Ljesch), Dulcigno (Ulkin, Colchinium), Antivari (Bar) und Budua mit allem, was Balsch III. an der Küste noch besass, wurde ihm in Folge wiederholter Niederlagen von den Venetianern abgenommen. Nach diesem Kriege ist dem dritten Balsch, wie es scheint, ausser der zähen Anhänglichkeit seiner Gheghen Nordalbaniens, von den Besitzungen seines Hauses nur noch das schöne und stark bevölkerte Flussgebiet der Moratscha mit Montenegro, d. h. Unter- und Ober-Çedda geblieben. Im Norden, durch das ländergierige Venedig, im Süden durch die Türken bedrängt, fühlte sich der Fürst den Umständen nicht mehr gewachsen, und sah nach allen Seiten um Beistand um. Mit Venedig war er im Krieg, mit Bosnien verfeindet, es blieb nur sein Oheim, der von den Türken selbst hart angefochtene Stephan 'Despot' von Serbien als

---

[1] *καὶ συχνοὺς ἄλλους Ἄρχοντας τῆς τῆδε χώρας.* Chalcoc. pag. 251, Bonn.

Zuflucht übrig. Um die Sache besser und schneller zu betreiben, wollte Balsch III. die Verhandlungen mündlich und persönlich führen, starb aber ohne sein Ziel zu erreichen auf der Reise gegen die Serbische Residenz um das Jahr 1421 verlassen vom Glücke und von den Menschen und ohne directe Erben seines Hauses und seiner Macht.1) Das Haus Balsch war in seiner geraden Linie erloschen. Es war nur noch ein exilirter Vetter, Namens Stephan Czernogoraz, d. i. Stephan der Montenegriner übrig, der sich in Apulien herumtrieb und bei den Romanischen Chronisten *„Mauromonte“* hiess, was nur eine halbgriechische, halblateinische Uebersetzung von Czernogoraz ist. Du Cange irrt, wenn er diesen Stephan Czernogoraz oder Mauromonte aus dem Hause Balsch für einen neapolitanischen Edelmann *Maramonte* halten will und ihm durch Balsch III. noch bei Lebzeiten Montenegro schenken lässt.2) Die Annalen von Ragusa besagen ausdrücklich, Stephan Czernogoraz oder Mauromonte sei ein Vetter Balsch's gewesen und habe sich beim Tode desselben als Exulant in Apulien aufgehalten.3)

Als Intestaterben des kinderlos verstorbenen Balsch III. gerirten sich Venedig und der Serbenkral. Ersteres war aber schneller bei der Hand und besetzte das ganze Moratschagebiet mit Einschluss von Montenegro mit den Streitkräften der Republik. Statt Hülfe dem verwaisten

---

1) Mori in questo mezo (1421 — 1422) Balsa, Signore di Zenta. Luccari, a. a. O. pag. 85. — Die Serbenkrale hatten damals noch keine bleibende Residenz. Gewöhnlich war es ein bevorzugtes Kloster, ein festes Castell, auch eine grössere Stadt, wo sich nach jedem Regierungswechsel der neue Gewaltträger nach Umständen und Laune niederliess. Nur war der Sitz immer im Süden oder Südost des Landes, bis er nach Ueberwältigung der Urheimat der Serbenmacht nach Belgrad zurückweichen musste.

2) Du Cange famil. Dalmat. pag. 268, edit. Venet. (347, edit. Paris.)

3) Stefano Czernogoraz, d'altri detto Mauromonte, Cugino di Balsa, ch'era bandito. Luccari, a. a. O. pag. 85.

Lande zu bringen kam der Kral mit einem Invasionsheere, vertrieb die venetianischen Besatzungen eben so schnell als sie gekommen waren, und belehnte seinen Schwestersohn Georg Brankowitsch mit der Erbschaft des Hauses Balsch. Nur Skutari und Budua blieben in der Gewalt der Venetianer. Die Çeddaner wollten aber von den Serben nichts wissen und riefen den Exulanten Stephan Czarnogoraz als legitimen Nachfolger ihres verstorbenen Gebieters von Apulien herüber. Stephan setzte sich in Dulcigno, Smokowitza und Montenegro fest, vermochte aber gegen die starken Serbenbesatzungen der Untern Çedda nichts auszurichten, verlor den Muth, zog sich nach Montenegro zurück und schloss sich durch starke Befestigung seiner Residenz Schabbjak „wie durch einen Vorhang“ von der Serbischen Çedda und von den Venetianern ab. Auch in Smokowitza wurden, um die Verbindung mit dem Meere zu sichern, zwei Castelle angelegt. Alles das geschah im Jahre 1423, d. h. in demselben Jahre, in welchem Georg Kastrioto (Skander-Beg) mit seinen drei Brüdern als Geissel an Murad II. ausgeliefert wurde. Die Annalen von Ragusa sind hierüber ausführlich und einfach.[1]

---

[1] Ma il popolo, che fuggiva la Signoria de' Serviani, procurarono condurre di Puglia Stefano Zarnogoraz . . . Il quale, havuto l'invito de' Zentani, venne a Rausa con un vascello di vettura; dove da quel magistrato accolto humanissimamente, andava tirando à se molti Zentani, che pretendevano di farlo padrone del paese loro; l'ottavo giorno si fece menar da Giorgio Palmota, in una galea publica in Albania. Conferiti i suoi disegni con gli amici, s'impadronì di Dolcigno, Smokoviza, et di Zarnagora, poste nell' estrema parte di Slavonia. Si mise poi à molestar Zenta; ma diffidando nell' impresa, per havervi trovato più numero de Serviani nelli presidii, che da principio non haveva pensato, ò per imaginarsi, che le genti d'Antivari fossero vicine, si straccò tosto dal combattere, et si ritirò in Zarnagora; et tirò una cortina di muraglia grossa in Xabiak sul fiume Moraceva. Et sul fine dell' anno 1423 pose cura à fortificare Smokoviza, et vi fece alzare doi castelli dalla parte de mare. Luccari, a. a. O. pag. 85 et 86.

In dieser Weise wurde Nordalbanien mit Ausnahme von Skutari wieder eine Provinz des bereits selbst dem Verscheiden nahen Serbenreichs, dem es vor dem Aufschwung der Familie Balsch 720 Jahre lang unterthänig war.[1] Nach dem kinderlosen Abgang des Kral Stephan Lazarowitsch folgte sein Neffe Georg Brankowitsch, Gebieter von Çedda, in der Regierung nach im Juni 1427.[2]

Dieser Thronwechsel, scheint es, verführte den Gebieter von Montenegro zu wiederholten Versuchen, das verlorene Nordalbanien wieder an sein Haus zu bringen, und wo möglich auch auf dem südlichen Drin-Ufer, im Mirditischen Croja, das alte Ansehen der Balsch von neuem zu befestigen. Allein die Nachricht, dass sein alter Feind, Georg Brankowitsch, Kral von Serbien, und *Ivan Kastrioto*, Herr von Croja, beide Vasallen der hohen Pforte, stark rüsten und sich auf den Beistand ihres Oberlehensherrn Murad II. stützen, schreckte ihn von aller ernsten Unternehmung ab. Stephan Czernowitsch befliss sich von dieser Zeit an mit jedermann im Frieden zu leben.[3] Zum Zeichen seiner friedlichen Gesinnung nahm er Mara, Iwan Kastrioto's Tochter und Skander-Begs ältere Schwester, zur Frau, und aus dieser Ehe erspross das Haus Tschernojewitsch, welches bis zum Jahre 1519 oder 1522 über Czernagora herrschte.[4]

---

1) Die Serben occupirten Nordalbanien um das Jahr 640, und wurden vertrieben durch die Balsch um das J. 1360.

2) Nach Engel's Ungar. Gesch. II, S. 320; desselben Serb. Gesch. S. 369 (bei Hammer-Purgstall, I, S. 430, Note a. citirt) starb der Kral den 19. Junius 1427. Das Jahr 1424 bei Luccari, pag. 87, ist nur ein Druckfehler.

3) Voltò appresso l'armi a'danni de gli Albanesi: ma intendendo gli apparati, che facevano i Turchi di dentro, et Giovanni Castrioto, Signore di Crui, attese di viver con vgn' uno in pace. Luccari, pag. 86.

4) Di questo Stefano venne la famiglia di Zarnoevicchi, che signoreggiò il Montenegro sino 1515 (1522). Luccari, pag. 86.

Nach den geschichtlichen Ueberlieferungen, wie sie Amy-Boué im Lande selbst aufgesammelt, hatte Stephan Tschernojewitsch drei Söhne, *Iwan*, *Bojidar* und *Andreas* mit dem Zunamen der tapfere Arwanit. [1]) Muthvoller und standhafter als der Vater brachten die drei Brüder nach vollständiger Annexirung Serbiens durch Murad II. (1458) das Flussgebiet der Moratscha, d. h. die eigentliche Çedda, wieder an ihr Haus und behaupteten sich bis zum Tode Skander-Begs (1468) gegen alle Anfechtungen der Türken im Besitze. Nach dem Ausscheiden des Albanischen Helden brachen die Bedrängnisse von allen Seiten herein. Das wiedereroberte alte Erbland indessen wurde selbstverständlich dreigetheilt, und die Familie Balsch ging neuerdings in viele Zweige auseinander, von deren Thaten und Schicksalen sich nur zerstreute Notizen bis auf unsere Zeiten erhalten haben. [2]) Selbst die Reihenfolge der Czernagora-Fürsten lässt sich nicht mehr vollständig zu Stande bringen. Aus Luccari erfährt man nur, dass im Ganzen ihrer sieben diese Naturfestung bis in die ersten Regierungsjahre Suleimans (1520 — 1566) herzhaft und mit Erfolg gegen die Türken vertheidigt haben. Von diesen sieben Montenegro-Fürsten trugen vier den Namen Stephan. Auf Stephan Tschernojewitsch I. folgte Iwan, sein Erstgeborner, dessen Nachfolger man schon nicht mehr kennt. Nach dem Friedensschluss zwischen Venedig und der Türkei im Jahre 1479 konnten sich die Balsch selbst in Montenegro nur noch mit grossen Anstrengungen behaupten, bis endlich in den letzten Jahren Selim I. die Wagschale der Czernagorzen rasch zu sinken begann. Um das J. 1515 oder 16 erlitt Jwan Tschernojewitsch II. eine starke Niederlage durch den Bostandschibaschi Balaban auf den Ebenen der Çedda und blieb selbst in der Schlacht. Pietro, der Sohn und Erbe des Erschlagenen wurde gefangen nach

---

1) Amy Boué, a. a. O. Tom. IV, pag. 390.

2) Amy-Boué loco citato hat alles zusammengestellt, was er in Montenegro über die Familie Balsch erfahren konnte.

Constantinopel geführt, wo er mit dem Namen 'Iskender' zum Islam übertrat. Gregor, wie es scheint, ein jüngerer Bruder, trat an seine Stelle, gab alles verloren, räumte Schabbjak freiwillig, überliess die Trümmer seiner Macht dem Oheim Stephan IV. und entwich zaghaft nach Ragusa in Ruhe und Sicherheit. Iskender, der Renegat, zog auf Suleiman's Befehl gegen sein ehemaliges Vaterland, vertrieb Stephan IV. und machte im J. 1522 dem Balsch-Regiment von Czernagora für immer ein Ende. Zu gleicher Zeit musste auch Straschimir Balsch, der sich in einem Winkel der Obern Çedda noch gehalten hatte, vor den Türken fliehen und starb kinderlos in Ragusa nach seinem Vetter Stephan IV. Mit diesem Straschimir erlosch der Nebenzweig des Hauses Balsch, nachdem er von seiner Begründung durch Stephan I. (1423) bis zur Flucht Stephan's IV. (1522) 99 Jahre lang den Fürstenhut von Czernagora getragen hatte.[1] Rechnet man aber die dynastische Existenz dieser berühmten Schkypetarenfamilie von ihrem ersten Auftreten unter Balsch senior I. um das Jahr 1360 bis zur Flucht der letzten Sprösslinge aus der Obern Çedda und Czernagora im engern Sinne um das Jahr 1522, so stellt sich im Ganzen eine Herrscherperiode von 162

---

1) Mandò (Selim) appresso Balaban Bostangibas, il quale tirando alla tratta Ivan Zarnoevich Signor di Montenegro ne' campi Cimovschi in Zenta, lo ruppe et amazzò, et mandò Pietro suo figliuolo alla Porta, qual fu circonciso, et gli fu imposto il nome di Scender, che viene à dire Alessandro. Nel 1522 mandato da Suleiman figliuolo di Selim, soggiogò la patria in utile de' Turchi, cacciando Stefano fuori di casa. Perchè morto Ivan Zarnoevich, nè assicurandosi custodire Xabiak con alcune altre terre, Gregorio suo fratello (des Renegaten Peter) fuggì in Rausa, et lasciò Stefano fratello del suo padre in Zarnagora. Cosi la Signoria, che comminciò in Stefano Primo nel 1423, finì in questo Stefano, che fù quarto di nome, ma settimo in ordine dei Signori di Zernogora, l'anno 1516 (1522).*)

---

*) Die Jahrzahlen sind in Luccari's Text häufig durch Druckfehler entstellt und erfordern die sorgfältigste Controle.

Jahren heraus.[1] Durch Vermählung einer Tochter des „tapfern Arwaniten“ Andreas mit Radul, Fürsten der Walachei (regierte von 1462 bis 1477), ist der Name Balsch in die Donaufürstenthümer gekommen und lebt im ersten und vornehmsten Bojarengeschlechte der Moldau noch heute fort.[2]

Während sich die Balsch im Norden wenigstens theilweise über anderthalbhundert Jahre unabhängig zu erhalten wussten, ging die Herrschaft und das Glück der Toskenhäuptlinge, von deren Eroberungen südlich im Despotat, d. h. in den Provinzen, die wir Alt-Epirus, Aetolien und Akarnanien nennen, oben gemeldet wurde, nach kaum vierzigjähriger Dauer zu Grunde, weil von den Toskischen Condottieri jeder einzeln, ohne gemeinsames Band und ohne gegenseitiges Einverständniss vorwärts ging und im wildesten Wettlaufe sich zu vergrössern suchte, und dann weil sich die Machtübung der Albanesen überhaupt, in den mit Waffengewalt unterjochten Ländern aber insbesondere, als roh, plünderungssüchtig, anarchisch und brutal erwies. Am drückendsten jedoch ist ihre Gewaltübung, wie es scheint, südlich vom Golf in Aetolien und Akarnanien gewesen. In Alt-Epirus hatten die Eindringlinge überall Leute ihrer eigenen Nationalität gefunden, in Aetolo-Akarnanien aber waren sie völlig fremd und als wandernde Viehhirten einer ackerbautreibenden slavo-byzantinischen Bevölkerung feindlich gegenübergestellt. Die beiden einzigen Bedingungen, die eine Fremdherrschaft erträglich machen: Sicherheit des Eigenthums und der Person, haben sie ihren akarnanischen Unterthanen nicht gewährt. Ueberall, wo Albanesen zur

---

1) In questo tempo Strascimir Balsa, che signoreggiava una part di Zenta, facendo uscire i Turchi, si salvò in Rausa, et quivi si morì, et mancò in lui la famiglia Balsa molto potente in ambidue le Zente, qual hebbe principio et origine da Balsa il vecchio, suddito et vasallo d'Urosc Nemagna Imperadore di Servia attorno gli anni 1367 (1360). Luccari, pag 132.

2) Amy-Boué, a. a. O. tom. IV, pag. 390. — Hammer-Purgstall, I, 658, ff.

Macht gelangen, wollen sie allein besitzen und allein geniessen. Die vorigen Eigenthümer suchen sie überall, wo nicht ganz zu verdrängen und zu vertilgen, so doch wenigstens in den Helotenstand herabzudrücken, wie es ihnen bekanntlich um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts (1462—1467) ohne Dazwischenkunft der Türken im Peloponnes wirklich gelungen wäre. [1])

Die Jonischen Inseln Cephalonia und Santa-Maura waren damals in der Gewalt abendländischer Dynasten, die auch auf den gegenüberliegenden Küsten von Epirus und Akarnanien Besitzungen hatten. Dieser lästigen Rivalen wollten sich die Albanesen vor allem entledigen und drangen unter ihrem Führer Johann Spata, der inzwischen nach Peter Ljoscha's Tode (1374) Arta in Besitz genommen hatte, verheerend gegen die Küste vor. Um sich vor diesen Plünderungszügen ein für allemal Ruhe zu verschaffen, griffen die fränkischen Beherrscher der Eilande im Verein mit moraitischen Frankenhäuptlingen die Albanischen Barbaresken mit einem starken Heere in ihrer Hauptstadt Arta selber an. Nach einer bei den Albanesen besonders beliebten und später von Skander-Beg mit grosser Virtuosität handgehabten Taktik blieb Spata mit dem grössern Theil seiner Streitmacht in freier Bewegung ausserhalb der Festung, neckte die Feinde durch beständige Angriffe und richtete sie endlich in einer Hauptschlacht so vollständig zu Grunde, dass nur Wenige dem Tode oder der Gefangenschaft entgingen und das Lager mit grossen Reichthümern in die Hände der Albanesen fiel. [2])

---

1) *καὶ τοὺς Ἕλληνας, ἐν ἀνδραπόδων λόγῳ ποιούμενοι* . . Chalcoc. lib. VIII, pag. 407, edit. Bonn.

2) Epirot. Fragm. S. 223. — Chalcocondyl. S. 210, edit. Bonn. — Hahn, S. 342, Note 184. Nach der eben berührten Stelle der Epirot. Fragm. wäre diese anti-albanische Coalition der Frankenhäuptlinge und ihre Niederlage vor Arta auf das Jahr 1378 oder 79 zu setzen und hätte der Rhodisergrossmeister Heredia, der als Kaufprätendent sich auf Morea herum-

Durch den Sieg bei Arta war die Gewaltherrschaft der Schkypetaren über das Despotat vorderhand neu befestigt und wurde, solange Johann Spata lebte, von den Franken nicht weiter angefochten. Wie aber nach dem Tode dieses tapfern Condottiere um das Jahr 1400 sein Bruder Sguros die Regierung übernahm, brach Aufruhr und Verwirrung wieder von allen Seiten über das Despotat herein. Wongkoï, ein abenteuernder Bandenchef, den die Chronik einen 'Serbalbanitobulgarowlachen' nennt, vertrieb den neuen Despoten schon nach wenigen Tagen, plünderte die Reichen, zog ihre Güter ein, jagte sie insgesammt aus dem Lande und zerstörte in kurzer Zeit die Keime der Ordnung, die sich dem albanischen Genius zum Trotz unter Spata's langjähriger Verwaltung allmälig gebildet hatten, wieder von Grund aus. [1]

---

trieb, bei der kriegerischen Unternehmung gegen die Albanesen im Despotat den Oberbefehl geführt und sich nur durch eine grosse Geldsumme aus der Gefangenschaft losgekauft. Thunmann dagegen stellt Carl Tocco I. von Cephalonien an die Spitze der Verbündeten, was Hahn seinerseits aus guten Gründen nicht gelten lässt. *)

[1] Epirot. Fragm., S. 238. Es war neuerdings Anarchie und Plünderung im ganzen Lande und von den gequälten Einwohnern nahmen viele ihre Zuflucht zu Carl Tocco, Gebieter auf Zante und Santa-Maura, von dem schon oben die Rede war.

---

*) Thunmann. a. a. O. S. 313. — Hahn. S. 320 und 342, Note 184.

Die Nachrichten über diese Ereignisse sind so unsicher und chronologisch so widersprechend, dass z. B. bei Bosio das Jahr 1381, bei Vertot (Gesch. des Malteser Ordens) gleichlautend mit den Epirot. Fragm. das Jahr 1378, in der Geschichte der Halbinsel Morea aber aus Gründen, die nicht hieher gehören, der Zeitraum zwischen 1384 bis 1387 als die richtige Epoche angenommen wird. Vertot lässt den Grossmeister bei der Belagerung von Korinth den Albanesen in die Hände fallen und eine dreijährige Gefangenschaft im Despotat erstehen, was im Grunde als Beweis gelten kann, dass die Albanesen auf Morea in den Streit verwickelt waren und man diesen insolenten Eindringlingen von allen Seiten zu Leibe ging.

Carl Tocco, streitbar und wohlgerüstet, benützte die Gelegenheit, ging mit einer Schaar tüchtiger Krieger auf das Festland hinüber, eroberte die beiden Hauptstädte Arta und Angelocastron und brachte mit Beihülfe der Eingebornen das ganze Despotat auf der Nordseite wie auf der Südseite des Golfs ohne Mühe in seine Gewalt. [1] Selbst Janina, vor dessen Mauern vierzig Jahre lang die wiederholten Angriffe der Albanesen gescheitert waren, hatte sich zu besserer Sicherheit vor Türken und Schkypetaren noch vor der gänzlichen Bezwingung von Aetolien und Akarnanien freiwillig unter den Schutz des tapfern Fürsten gestellt. Carl Tocco I. war ein mächtiger Mann, ein grosser Krieger, wie Chalcocondylas sagt, und ein kluger Fürst, dessen Gewaltschritte aber und politischen Schöpfungen so wenig als ihre innere Zerrüttung und endliche Verschlingung durch die Türken unter Murad II. um das Jahr 1419 hieher gehören, weil unsere Diatribe nur die Schicksale der Schkypetaren-Race verfolgt. Von den Ereignissen selbst berichten die Chroniken nur einfach: das eingedrungene Albanesen-Element sei durch die strengen Massregeln des neuen Gebieters gründlich beseitiget worden und wie durch Zauberschlag spurlos aus dem Despotat verschwunden. An eine Ausrottung oder schnelle Gräcisirung ist nicht zu denken. Carl Tocco hat die Albanesen als unverträglich mit geordneten Zuständen vollständig aus dem Lande vertrieben, was um so leichter zu verrichten war, da sie als plündernde Viehzüchter im Lande bloss cantonirten und noch nirgend, wie früher die eingewanderten Slaven, zum

---

[1] *Μετὰ δὲ ταῦτα ὡρμημένου τοῦ Καρούλου ἀπὸ τῶν νήσων σὺν τοῖς ἑταίροις αὐτοῦ καὶ τινων τῶν τῆς χώρας ἅτε δὴ ἀχθομένων τῇ Ἀλβανῶν τυραννίδι, τήν τε χώραν κατεστρέψαντο τῆς Ἀκαρνανίας.* Chalcocondyl. lib. IV, pag. 211. Bonn. — Sieh auch die Stelle: *Κάρουλος οὑτοσίν, ὁ τῆς οἰκίας Τόκων καλούμενος, ἔχων ἑταίρους μεθ' ἑαυτοῦ ἄνδρας ἀγαθοὺς προσέσχον τε τῇ Ἠπείρῳ, ἐπαγομένων τῶν Ἠπειρωτῶν, τήν τε χώραν ἐκτήσαντο σφίσιν ὑπήκοον καὶ κατὰ βραχὺ τήν τε Ἀκαρνανίαν.* Ibid. pag. 209, Bonn.

Ackerbau und zum bleibenden Bodenbesitz gegriffen hatten. Die ackerbautreibende Bevölkerung des platten Landes, nicht die Städtebewohner bilden die Nationalität und den ethnographischen Charakter eines Landes. Nach übereinstimmenden Nachrichten soll es aber heute in Aetolo-Akarnanien, ja selbst in Arta und Umgegend keine Albanesen geben und das in Ost-Hellas noch heute vorherrschende Schkypi nicht mehr verstanden werden.[1] An der Küste und auch in den Städten des Innern mag immerhin das Neugriechische gelten, ob aber in den Aetolo-Akarnanischen Dörfern von Agrafa bis zum Korinthischen Golf herab, z. B. in Züllichau (*Ζελίχοβα*) in Granitza (*Γράνιτζα*), um den See ʼOzeroʻ der Slavendialekt des Mittelalters schon ganz verschwunden sei, wäre erst noch näher zu untersuchen, soll aber hier nicht weiter verhandelt werden.[2]

Positive Nachrichten über das Schicksal der aus dem Despotat vertriebenen Albanischen Nomaden sind nirgend aufgezeichnet. Dass sie mit ihren Familien, mit ihren Viehheerden und mit ihrer fliegenden Habe wieder in die alte Heimat zurückgegangen seien, ist bei dem einmal erwachten Wandertriebe der Nation nicht mehr anzunehmen. Und der Verf. der Albanesischen Studien hat die Sache wahrscheinlich von der rechten Seite angesehen, wenn er die vertriebenen Toskenschwärme südostwärts gegen das innere Hellas ziehen lässt.[3]

Ueber die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme soll im dritten und letzten Theile dieser Abhandlung umständlicher gesprochen werden. Für die abendländische Wissbegierde genüge vorderhand die Bemerkung, dass die Auswanderung der Tosken aus dem Despotat auf das erste

---

1) Hahn, I, S. 318 und 322.

2) Das *Ὀζερολίμνη* Akarnaniens ist eine Tautologie und lautet wörtlich: der See-See, da *Ὄζερο* kein Eigenname, sondern das Slavische ʼJeseroʻ, der See, ist.

3) Hahn, S. 322.

Decennium des fünfzehnten Jahrhunderts (1400—1410), d. h. ungefähr gleichzeitig mit dem beginnenden Verfall der Balsch-Dynastie im Norden Albaniens anzusetzen sei.

Das erste allgemeine, das ganze Albanesen-Volk anarchisch durchzuckende Wagniss durch Gewinnung einer breitern Grundlage gegen die hereinbrechende türkische Centralgewalt unter Murad II. die eigene Unabhängigkeit festzuhalten, und am Ende wohl gar noch als Nebenbuhler um die erste politische Rolle auf der Illyrischen Halbinsel aufzutreten, ist nach allen Seiten hin unglücklich ausgefallen. Der Gedanke jedoch, dass ohne greifbare Centralisation der Albanischen Sondergelüste die Selbstständigkeit der Schkypetaren und mit ihr das christliche Element im Reiche von Byzanz gegen die neue Ordnung des Islam nicht erhalten werden könne, ist bei den Stammhäuptlingen wiederholt aufgetaucht. Allein der angeborne unbesiegbare Widerwille den persönlichen Vortheil dem Gesammtwohle unterzuordnen, hat diesen rettenden Gedanken vor seiner Erstarkung noch jedesmal erstickt. Die christliche Bevölkerung in Kleinasien und selbst auf der Europäischen Seite des Hellespont hatte sich gegen die Schwäche, den Druck und den Unverstand der kaiserlichen Administration nicht weniger als gegen die Wuth der Factionen und der Theologen häufig durch Herbeirufung der Türken zu vertheidigen gesucht. Ja ganze Provinzen in Asia minor hat der Ekel vor den kirchlichen und politischen Wirren des Reichs dem Islam in die Arme getrieben. Eben so haben ausser den fränkischen Dynasten in Hellas und auf den Inseln, besonders die Prinzen aus dem Hause Cantacuzenus, ihre öden und verfallenen Länder durch Herbeiziehung albanischer Arbeits- und Manneskräfte wieder lebendig und wehrhaft zu machen bemüht.

Die Albanier brachten wohl die derbe rohe Physis in die neuen Sitze, einen neuen kirchlichen Glauben aber, eine neue, die Sumpfluft der byzantinischen Theologie reinigende, die Nerven spannende, den ganzen Menschen erfassende und den verkümmerten Seelen frischen

Lebensmuth einhauchende sittliche Idee, wie die Türken in ihrer Weise, haben sie nicht gebracht. Aber auch jene lange Reihe kriegerisch wie politisch hochbegabter, gerechter, enthaltsamer, Treue und Glauben öfter als die Christen achtender und selbst menschenfreundlicher Fürsten, wie sie unter allen bekannten Dynastie'n alter und neuer Zeit das Haus Osman allein aufzuweisen hat, zeigte sich bei den Albanesen nicht. Niemand in den colonisirten Landschaften Morea und Rumelien wollte Albanese werden. Man fühlte die Stärke ihres Arms, glaubte aber nicht an ihre wiederherstellende, byzanz-erneuernde und die Todten zum Leben erweckende Kraft, weil man ihren Glauben kannte und ihre Thaten sah. Die Albanier rekrutirten sich nirgend aus fremden Elementen, sie waren wie der wilde, durch perenne Zuflüsse nicht genährte, endlich im Sande verlaufende Waldstrom, der wohl verwüsten, aber nicht befruchten kann.

Durch den dreifachen Ruin, der über die Albanesen im Süden durch den franko-neapolitanischen Eroberer Karl Tocco, im Norden durch die Venetianer und Serben, in Mittelalbanien durch die Türkenheere Murad I., Bajesid I., Mohammed I. und Murad II. von der Schlacht bei albanisch Belgrad (Berat) im J. 1383 bis zum Ausscheiden Balsch III. um das Jahr 1421 hereingebrochen, war die Candidatur um die Obergewalt des Continents von Illyricum zu Gunsten der Türken entschieden und das Schkypetaren-Volk überall vom Angriff auf die Vertheidigung zurückgeworfen. Vom Jahre 1421 angefangen wurde in Albanien nicht mehr um Herrschaft, Ruhm und Grösse, es wurde um die nationale Existenz gestritten.

Byzanz athmete nur noch leise, die Kraft der Serben war gelähmt, mit Albanien allein hatte der Sieger das letzte Wort noch nicht gesprochen. Albanien stand in seinem innersten Kern noch aufrecht mit den Waffen in der Hand. Wie lange aber Albanische Nationalkraft in ihrem letzten Bollwerk die Lawine aufzuhalten und dem ununterbrochenen Sturmlaufen der Schaaren Murad II. zu widerstehen vermöge, konnte niemand vorausberechnen. Zwei Dinge aber sagte den von den Türken noch nicht verschlungenen Fürsten Albaniens der eigene Instinct: einmal, dass, wenn nicht ein Deus ex machina den Strom der Zeiten in das entgegengesetzte Rinnsal treibe, ein Sieg auf ihrer Seite nur ein Aufschub des Verderbens, eine Niederlage aber das Ende Albaniens sei; zweitens, dass die Schkypetaren das Spiel nicht so kleinmüthig verloren geben, und ohne Einsatz der letzten Kraft sich dem Willen des Siegers überlassen werden, wie die Hellenen von Byzanz.

Das Vorspiel zum Entscheidungskampfe über Seyn oder Nichtseyn eines freien Schkypetarenlandes begann eigentlich mit dem J. 1421, in welchem der achtzehnjährige Sultan Murad II. den Thron bestieg und durch die Grösse seiner Thaten den Fortbestand der Türken auf Europäischem Boden ausser Frage stellte. Der junge Padischah und sein Volk waren in der strotzendsten Fülle ihrer Kraft, und nimmt man den Venetianisch-Türkischen Frieden vom J. 1479 als den Zeitpunkt an, in welchem das kleine Albanien endlich überwältigt und bis auf wenige schwer zugängliche Bergdistricte völlig entwaffnet war, so haben die Schkypetaren zu nicht geringer Beschämung mächtigerer aber zaghafterer Nachbaren die Unabhängigkeit und Waffenehre des Vaterlandes gegen die beiden furchtbarsten Eroberer ihrer Zeit, Murad II. und Mohammed II. über ein halbes Jahrhundert lang mit einem Heldenmuth und mit einer Hartnäckigkeit vertheidigt, die nur im Widerstande Numantia's und Jerusalems gegen das weltbeherrschende Rom eine würdige Parallele findet.

Der Leser wird nicht vergessen haben, dass man sich unter der politischen Constitution Albaniens eine Schaar grosser oder kleiner, einflussreicher oder unbedeutender Clanhäuptlinge zu denken hat, die nur bei ihren Stammangehörigen auf Gehorsam und unbedingte Anhänglichkeit zählen konnten, ihr Haupt aber beugten während der Orkan vorüberging, und es von neuem erhoben, wenn die Atmosphäre wieder heiter war.

Als die bedeutendsten unter diesen Albanischen Clanhäuptlingen hatten sich beim Zerfall des Hauses Balsch einerseits die *Topia*, andererseits die *Kastrioti* herausgestellt. Die Topia waren ein vielverzweigtes Geschlecht, das zeitweise in Süd- und Mittelalbanien grosse Macht besass, seine Wurzel aber in Südalbanien und zwar im Akrokeraunischen Gebirge hatte. Ein Musachi Topia und ein Guini Spata werden als byzantinische Militärchefs von Janina und Arta schon unter Cantacuzenus im J. 1343 genannt.[1] Von einem Carl Topia ward schon oben gemeldet, dass er zur Zeit Balsch des ältern Herr von Croja war, sich aber zwischen den Jahren 1368 und 1370 unter die siegreiche Fahne dieses Eroberers beugen musste, ob er gleich seine nachher so berühmt gewordene Hauptstadt mit starken Festungswerken umgeben hatte. Marinus Barletius und seine Nachfolger haben Unrecht, wenn sie Croja durch diesen Carl Topia vom Grunde aus erbauen lassen.[2] Croja wird das erstemal um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts (1250) genannt.[3] Thunmann meint sogar, dass auch unter dem flüchtigen Argyrokastriten Häuptling „Depas" bei Chalcocondylas ein Topia zu verstehen sei.[4]

Der berühmteste dieses Geschlechts ist Skander-Begs Zeitgenosse Arianites Topia mit dem slavischen Zunamen *„Golem"*, der im Süden der Woïussa, d. h. um die Akrokeraunien herum, mächtig war und durch seine Thaten gegen die Türken unter Murad II. und Mohammed II.

---

1) Thunmann, a. a. O. S. 306.

2) Marin. Barlet. De Expugnatione Scodrensi, lib. II, pag. 242 verso. — Die Annalen von Ragusa nennen den ersten Erbauer Croja's Carlo di Durazzo.*)

3) *τὸ ἐν τῷ Ἀλβανῷ φρούριον τῆς Κρόας.* Acropolita, cap. 49. — Cf. Hahn, I, S. 336.

4) Thunmann, a. a. O. S. 314. — Chalcocond. lib. V, pag. 251, Bonn.

---

*) Luccari, pag. 53.

(1436—1469) die Augen der christlichen Welt zuerst auf die Albanier lenkte und dieses Volk in der öffentlichen Meinung des Occidents zu einer früher unbekannten Bedeutung erhob. In Croja hatten die Topia beim Sinken der Balsch-Dynastie, man weiss nicht wie und wann, dem Clanhäuptling Iwan Kastrioti Platz gemacht. Der Name ’Kastrioti‘ wird um die Zeit der Thronbesteigung Murad II. (J. 1421) zum erstenmal genannt. 1)

Den Ursprung eines Albanischen Stammhäuptlings genealogisch zu ergründen, ist eine eben so vergebliche als unnütze Mühe. Häufig verwandelt sie Familien-Eitelkeit oder falscher Patriotismus einheimischer wie fremder Panegyriker in Abkömmlinge Gothischer oder wenigstens Franko-neapolitanischer Edelleute, von denen man weiss, dass sie ausser dem eigentlichen Griechenlande vom zwölften bis ins sechszehnte Jahrhundert auch verschiedene Seestädte auf der Albanischen Küste inne hatten und häufig mit den Schkypetaren-Geschlechtern in Verbindung traten. So hat man z. B. die Balsch, die Musachi, die Topia, die Spata, die Span grössern Ruhmes wegen auf Provençalische, Katalonische, Süditalische Adelsfamilien zurückgeführt. Nur von den Kastrioti wusste weder Familien-Eitelkeit, noch fremde Schmeichelei, noch genealogische Hypergelahrtheit der Abendländer irgend eine Spur fränkischen Ursprungs aufzufinden. Und wenn Flavius Comnenus bei Du Cange einen *Constantinus Castriotus* mit dem serbischen Zunamen ’*Meseritsch*‘ (Meserechus) als Fürst von Castoria und „Aemathia“ um das Jahr 1399 sterben und sein Fürstenthum an einen Sohn *Georgius Castriotus* vererben lässt, so sind das uncontrolirte Behauptungen, die man bei der Unkenntniss der Quellen, aus denen Flavius Comnenus geschöpft haben mag, weder annehmen noch auch ganz verwerfen kann. 2)

---

1) *ἡ τοῦ Ἰβάνεω χώρα τοῦ Καστριώτου* Chalcocond. lib. V, pag. 249, Bonn.

2) Du Cange, famil. August. Byzant. pag. 270. edit. Venet.

Für eben so willkürlich müssen wir die Angabe erklären, dass der bei Flavius Comnenus als Fürst von Aemathia, Umenestria und Castoria einregistrirte Georgius Castriotus Vater und Vorgänger des zuerst urkundlich bei Chalcocondylas verzeichneten Iwan Castrioti gewesen sei. Die Nachricht des Flavius Comnenus leidet an mehreren nicht leicht zu beseitigenden Unwahrscheinlichkeiten, unter welchen wir nur die eine hervorheben wollen: dass um die Zeit vom J. 1399 bis 1423 unmöglich ein Castriotus Meseritsch als Fürst von Kastoria in Macedonien sterben konnte, weil die Stadt Castoria mit ihrem Gebiete bereits im Jahre 1383 nach der Niederlage der Albanesen vor Belgrad den Türken in die Hände fiel und bis zu dieser Stunde von den Christen nicht mehr zurückerobert wurde. Dass eine Familie Kastrioti im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts in der uralbanischen Landschaft Mirdita existirt habe, wird die Kritik nicht läugnen, da ein Dynast Iwan Kastrioti vor dem Jahre 1423 daselbst eine hervorstechende Rolle spielt. Dass Kastoria unter dem berühmten, um das Jahr 1379 verstorbenen Fürsten Georg I. aus dem Hause Balsch eine Reihe von Jahren den Schkypetaren gehorchte und einen Schkypetarischen Statthalter in seinen Mauern hatte, ist ebenfalls gewiss. Möglich auch, dass dieser Statthalter Constantin Kastrioti hiess und wegen des Glanzes, welchen vier Decennien später sein Urenkel, der grosse Georg Kastrioti (Skander-Beg) auf diese Familie warf, von den Späterlebenden in den Fürstenstand erhoben wurde. Die Chronik von Ragusa, die über alle mittelalterlichen Begebenheiten jener Länder die verlässigsten Nachrichten enthält, kennt nur den Iwan Kastrioto des Chalcocondylas, nennt ihn *Signore di Crui* mit dem Beisatze, dass die Familie von einer unweit des Drin im Albanischen District *'Has'* liegenden Ortschaft Castrati ihren Namen habe. 1)

---

1) Giovanni Castrioto, Signor di Crui laqual famiglia usci da Castrati villa nella giurisditione in As in Albania, poco discosto dal fiume Drilon. Luccari, pag. 86. — In dieser Stelle muss statt *As*, weil der Italiener in Fremdwörtern das H nicht aussprechen kann, *Has* gelesen werden.

Der Albanische National-Panegyriker Marinus Barletius weiss über Herkunft und Alterthum der Familie Kastrioto auch nichts weiter anzugeben, als dass sie zum einheimischen Adel der Provinz „Acmathia“ gehöre, dass sie ruhmvoll über Epirus geherrscht habe, dass dem Johannes Kastrioto ausser Croja auch noch andere Städte gehorchten und dass er an Klugheit, Standhaftigkeit und unbesiegbarer Seelengrösse wie an Körperschönheit alle Albanischen Fürsten seiner Zeit übertroffen habe. 1)

Einem Panegyriker gegenüber musste natürlich schon Skander-Begs Vater ein grosser Krieger und ein Held ersten Ranges gewesen sein.

Der Gebietsumfang, über welchen sich das Ansehen Iwan Kastrioto's erstreckte, so wie alles, was damals in Albanien noch frei vom Türkenjoche war, wird in einer merkwürdigen Stelle des Chalcocondylas mit mehr Genauigkeit bezeichnet, als man von einem Byzantiner erwarten sollte. Zwischen dem Gebiet des Slavenfürsten Stephan, Sandals Sohn, und der Provinz Epirus, schreibt er, liegen Venetianische Seestädte (Alessio, Durazzo, Antivari und Dulcigno) und die Landschaften des Iwan Kastriotis und des Komnenus, letztere hauptsächlich an der Küste fortlaufend und nach Innen nur bis an die Nachbarschaft von Argyropolichne (Argyrokastron) reichend, wo seit den Tagen Bajesid I. (1396) zu grosser Belästigung des freien Albaniens eine starke türkische Besatzung lag. 2) Ueber Lage und Belang dieses „Komnenenlandes“ haben wir schon oben das Nöthige bemerkt, und Barleti fügt noch ergänzend hinzu, dass sich Ansehen und Machteinfluss des zu Iwan Kastrioto's Zeiten lebenden Komnenen-Fürsten von der Woïussa bis gegen den Golf von Arta hinab erstreckt habe. 3)

---

1) Marin. Barlet. fol. 1. verso. — Cf. Commentario de le Cose del S. Georgio Scander-Beg, pag. 2. verso.

2) Chalcocondyl. lib. V, pag. 249, ed. Bonn.

3) Marin. Barlet. fol. 23.

Auf der Südseite des noch freien Albaniens ist demnach alles genau bestimmt und klar. Aber wo ist die Grenze, bis wohin das Hegemonenwort des Iwan Kastrioto im Norden Albaniens Geltung hatte? Eine bestimmte Antwort auf diese Frage ist unerlässlich, wenn man das Kapital kennen will, mit welchem das Haus Kastrioto den grossen Nationalkampf gegen die Türken bestritten hat. Chalcocondylas nennt die Landschaft des Sandal (*ἡ τοῦ Σανδάλεω χώρα*) als die äusserste Nordgrenze der Hausmacht des Iwan Kastriotis. Allein wo ist diese Landschaft des Sandal, von welcher keine Geographie alter und neuer Zeit je etwas gemeldet hat und wo Sandal's Sohn Stephan damals Herrscher war? Das Sandalland, sagt Chalcocondylas, grenzt unmittelbar an Bosnien und reicht bis zum Jonischen (adriatischen) Meere bei... herab. ¹) Die Bewohner Sandaliens, fährt er fort, reden dieselbe Sprache und haben dieselben Sitten, wie die Bosnier, nur leben sie frei und nach eigenen Gesetzen, und werden insgesammt *Κουδούγεροι* genannt. ²) Das gibt freilich noch keinen klaren Begriff über Stand und Lage des Sandal-Landes, und Hammer-Purgstall meint deswegen, es liege über dieses „Sandelland" ein Dunkel, über welches weder die Ungarischen, noch die Bosnischen und Kroatischen Geschichtschreiber das nöthige Licht verbreiten. ³) Im Gegensatze zur Byzantinischen Unbestimmtheit gibt

---

1) Im Text des Chalcocond. fehlt das entscheidende Eigenschaftswort

2) *Ὁ μὲν οὖν Ἰλλυριῶν βασιλεὺς — Πόσθνη δὲ ἡ χώρα αὕτη καλεῖται. τούτου δὲ τῆς χώρας ἔχεται ἡ τοῦ Στεφάνου τοῦ Σανδάλεω χώρα. — Κουδούγεροι δ' ὀνομάζονται σύμπαντες οἱ ἐς τὴν Σανδάλεω χώραν τελοῦντες.* Chalcocond. pag. 248. Bonn.

3) Gesch. d. Osman. Reichs, Band II, S. 330. — Einen Fingerzeig jedoch hat Laonicus immerhin gegeben, wenn er das Stadtgebiet von Ragusa an das Land des Sandales gränzen lässt. *)

---

*) *ὁμορεῖ μὲν οὖν αὕτη ἡ πόλις τῇ Σανδάλεω χώρᾳ.* Chalc. lib. X, pag. 510, Bonn.

Luccari's Chronik von Ragusa in fünf verschiedenen Stellen in der Sache hinlänglichen Bescheid. *Sandagl Hranitsch* — denn so lautet im einheimischen Dialect der bei Chalcocondylas griechisch mundgerecht *Σανδάλης* genannte Slaven-Fürst — war um das Jahr 1419 Woewoda der Landschaft *Chelm*, welche Landschaft im Süden von Serbien und Bosnien um die Quellen des (Serbisch-Bosnischen) Drinflusses gelegen ist und vom heutigen Novibasar, am wilden Gebirge der Çedda und der rauhen Czernagora vorüberstreichend, an das adriatische Meer zwischen Ragusa und Cattaro herüberreichte, im Norden aber die beiden Ufer der Narenta bis zum kroatischen Grenzflusse Zetinja umschlang und im Ganzen eine Länge von zwölf Tagreisen hatte.[1])

Die Grafschaft Chelm, sagt Luccari, hiess ehemals *Cuduergia* (*Κουδούγεροι* des Laonicus), heute aber, nachdem Sandagl's Sohn Stephan Kossatsch vom deutschen Kaiser Friedrich III. den Rang eines Herzogs erhalten, werde sie von den einen *Ducato di Santo Sabba,*[2]) von den anderen aber nach dem deutschen Titel 'Herzog' *Herzegowina* genannt.[3]) Um den geographischen Begriff des Sandagl-Landes noch schärfer zu bezeichnen, nennt Luccari 21 seiner Städte und Kastelle, von denen die Mehrzahl in der Herzegowina noch heute besteht. Mostar an der Narenta und das liebliche Küstenthal Meza Canale (Slavisch Konavlj) zwischen Castel nuovo und Ragusa fehlen im Verzeichnisse nicht.[4])

---

1) Nel 1419 Sandagl Hranich Voevoda di Chelmo. Luccari, pag. 83. — Sandagl Hranich di Chelmo, pag. 90, item pag. 89 ad annum 1433. — Fiume Zetigna, che separa il Ducato di Chelmo dalla Croatia, pag. 14.

2) Sanct Sabbas war Landespatron von Chelm.

3) Chelmo chiamato Cuduergia, et hoggi lo chiamano Ducato di Santo Sabba, dalla sepoltura che vi si trova di questo Santo, sepolto in quel luogo: altri lo domandano Herzegowina, che nel Tedescho vuol dire Ducca. Luccari, pag. 7.

4) Cf. Kiepert's Karte von Bosnien und Dalmatien. Weimar, 1853.

Staatsrechtlich war das Herzogthum Chelm, St. Sabba oder Herzegowina, wie das Banat Bosnien, ein Lehen des Königreichs Ungarn, militärisch aber schloss es sich bald an Bosnien, bald an Serbien an, führte aber mit den Türken auch selbstständig und auf eigene Rechnung Krieg.

Aber warum nennt Laonicus das Herzogthum Chelm mit Umgehung aller im Lande selbst üblichen Namen „*Sandel-Land*“? Unter den fünf geschichtlich bekannten Woewoden und Herzogen von Chelm war Sandagl Hranitsch als Krieger und als Mensch bei weitem der berühmteste. Luccari nennt ihn einen durch und durch guten Mann, der nur an rechtschaffenen Personen seine Freude hatte und alle jene bemitleidete, die fern vom Wege der Tugend wandelten.[1] Eigenschaften dieser Art flössten den Byzantinischen Zeitgenossen einen solchen Grad von Achtung und Bewunderung ein, dass sie das Herzogthum Chelm bis zu seiner Vernichtung durch die Türken zwischen den Jahren 1463 und 1483 nur als *ἡ Σανδάλεω χώρα* kennen.[2]

Bundesgewalt und Machteinfluss des Croja-Fürsten Iwan Kastrioti reichte demnach über den Albanischen Drin nordwärts bis an den Fuss der Illyrischen Alpenkette des Dormitor und des Wisitor, d. h. bis zu den Quellen des weissen Drin und der Moratscha, welche durch die Landschaft Çedda rinnt und sich in den See von Skutari ergiesst. Wenn aber hier von Bundesgewalt und Machteinfluss Iwan Kastrioti's geredet wird, so vergesse man nicht, dass in Mittel- und Nordalbanien mehr als ein halbes Dutzend einheimischer Dynasten nur durch die alle gleich bedrohende Türkengefahr genöthigt, im Fürsten von Croja als freie und gleichberechtigte Bundesgenossen ihren Feldherrn und gemeinsamen Mittelpunkt im Kampfe, nicht aber als Unterthanen ihren Gebieter, ja nicht einmal als Lehenträger ihren Süzerän anerkannten.

---

[1] Sandagl Hranich, huomo intieramente buono etc. p. 90.

[2] Laonic. lib. X, pp. 535, 540 u. 543, Bonn.

Dieselbe Bewandtniss hatte es in Südalbanien, wo Arianites Topia, genannt 'Golem', die Rolle Kastrioti's spielte.

Von den Anfängen dieser beiden Vormänner im grossen Albanischen Nationalkampfe gegen die Musulmanen ist nichts weiter bekannt, als dass um das Jahr 1423 beide die oben bezeichnete Stellung inne hatten, im Zurücktreiben des unter Murad II. mit erneuter Wuth beginnenden Anstürmens der Türken aber nicht glücklich waren. Die Folgen der grossen Niederlage Bajesids I. bei Angora (Ancyra, Enguri, Anguri) im J. 1402 waren durch Mohammed I. Heldenmuth, Klugheit und Glück im Gegensatze zur Uneinigkeit, Verzagtheit und Unfähigkeit der Christen von Byzanz völlig ausgetilgt. Und der achtzehnjährige Murad II. liess gleich bei seiner Thronbesteigung im J. 1421 den Strom der Türkischen Eroberung wieder in das Rinnsal zurückbrausen, aus welchem ihn Timur abgeleitet hatte. Das Spiel begann in Süd-Albanien, wo die Türken seit der Niederlage des Grossfürsten Balsch III. (im Jahre 1383) die Festung Belgrad (Berat) und im Jahre 1396 auch das wohlverwahrte Argyrokastron (Argyropolichne bei Laonicus) in ihre Gewalt gebracht, mit mohammedanischen Kolonisten besetzt und als Angriffspunkte gegen das noch freie Besitzthum der beiden vorgenannten Albanesenfürsten Arianites Topia und Iwan Kastrioti mit einer Nachhaltigkeit und Kraft benützt hatten, welcher weder der eine noch der andere in die Länge zu widerstehen vermochte. Ueber den Verlauf des Krieges, über die Plänkeleien und gegenseitigen Plünderungszüge ist nichts aufgezeichnet.[1] Die Dinge nahmen eine so unglückliche Wendung, dass Iwan, von seinen Verbündeten nur lau unterstützt, zu einem Frieden genöthigt wurde, zu dem sich ein unabhängiger Fürst nur bei völliger Lähmung der Wehrkraft entschliessen kann. Der Fürst von Croja musste erstens den Grenzdistrict Dibra mit der starken Festung Sfetigrad an den

---

[1] *Ἐν ᾗ (Ἀργυροπολίχνῃ) ὁ τῆς χώρας ὕπαρχος διατρίβων τήν τε Ἰβίνεω χώραν καὶ Κομνηναίων ἐληΐζετο.* Chalcoc. lib. V, pag. 249, Bonn.

Sultan abtreten, dann als Pfand der Unterwürfigkeit seine vier Söhne als Geisseln stellen, und endlich drittens für seine Person Heerfolge leisten, wann und wohin es dem Sultan beliebe.[1])

Um diesen Preis hatte Iwan für sein erschöpftes Land Ruhe erkauft und, wie er glaubte, auch für die Zukunft seiner Dynastie gesorgt. Von Tribut zahlen wird dieses Mal ausdrücklich noch nichts gemeldet. Auch türkische Besatzungen kamen nicht ins Land. Und selbst das Contingent, mit welchem Iwan bei der hohen Pforte dienen musste, hat offenbar einige hundert Mann nicht überschritten, weil Skander-Beg bei seiner Heerflucht im Jahre 1443 nur 300 Landsleute im türkischen Lager finden konnte.[2])

Repos, *Staniza*, *Constantin* und *Georg* waren die Namen der vier Söhne Iwans, die des Friedens wegen nach Adrianopel wandern muss-

---

1) *Ὅ τε Ἰβάνης ἐπὶ τὰς θύρας ἰὼν τοῦ Βασιλέως ἐστρατεύετο σὺν τῷ Βασιλεῖ ᾗ ἂν ὑφηγοῖτο τὰ Βασιλέως στρατεύματα.* Laonic. Chalcoc. lib. V, p. 249. — Joannes diutino defessus bello, ac longis exhaustus incommodis, pacem ab eo petere coactus, ea lege impetravit, ut obsides filios omnes traderet. Marin. Barletius, fol. 2. — Ueber den wichtigen Berg- und Grenzdistrict *Dibra* wird weiter unten das Nöthige bemerkt werden. Es ist eigentlich die schöne Thallandschaft vom Ausflusse des schwarzen Drin aus dem See Lychnites (Ochri, Ochrida, Achrida) bis zum Vereinigungspunkt mit dem weissen Drin hinab. Dibra war in das Hohe und in das Niedere getheilt.

Die Abtretung der beiden Provinzen an den Sultan wird bei Barletius nur zufällig gemeldet: Haec loca olim Johanni patri (Scander-Begi) subjecta fuere, tamen (ut jam dictum est) ab Amurathe oppressus, pacem petitam ab eo (cum) tulisset, una cum filiis obsidibus, Dibras quoque ei pactis conditionibus tradidit. Marin. Barlet. fol. 21. verso.

2) Milites Epirotici generis circa eum se collegerunt, factumque est trecentorum non ignobile agmen. Marin. Barlet. fol. 9.

ten. Sismondi hat Unrecht, wenn er auch Iwans fünf Töchter das Schicksal ihrer Brüder theilen lässt. Geisseln weiblichen Geschlechts werden im Orient weder gegeben noch genommen.[1]

Dass unter den vier als Geisseln am türkischen Hofe lebenden Söhnen Iwans *Georg* der jüngste war und in der Folge als 'Skander-Beg' mit seinem Ruhm die Welt erfüllte, wird man nicht zu sagen brauchen. Nach Barletius hatte er eben das neunte Jahr zurückgelegt.[2] Eine genaue Angabe des Jahres aber, in welchem der Türkisch-Albanische Friede geschlossen und *Georg Kastrioto* dem Sultan ausgeliefert wurde, ist weder bei Laonicus, noch bei Phrantzes, noch selbst bei Marinus Barletius und seinen Nachfolgern irgendwo zu finden. Ohne chronologische Sicherheit hat man wohl einen Roman, aber keine beglaubigte Geschichte. Das Jahr 1413 oder gar 1412, wie ohne alle Autorität und nur auf Gerathewohl Gibbon und Sismondi schreiben, kann man nicht gelten lassen,[3] da Murad II., der den Frieden bewilligte und die Geisseln nahm, erst im J. 1421 den Thron bestieg.[4] Zufällige Data, die sich über einzelne Lebensmomente Skander-Beg's erhalten haben, erlauben das Jahr der Geisselstellung beinahe mit Sicherheit festzusetzen. Laonicus mit seiner ächt morgenländischen Scheu vor Jahrzahlen sagt nur, „Skanteres" (so nennt er Skander-Beg) sei als Knabe an die türkische Pforte gekommen.[5]

---

[1] Histoire des Républiques Italiennes du Moyen âge. Par Simonde de Sismondi. Tom. X, pag. 190.

[2] Vix tum enim nonum attigerat annum. Marin. Barlet. fol. 3. — Der Vrf. des Commentario de le cose . . . del Giorgio Skander-Beg, pag. 2 verso nennt ihn fanciullo di otto anni.

[3] Gibbon, History of the Decline and Fall of the Roman Empire. Vol. XII, pag. 143, edit. Leipzig, 1829; ad an. 1443.

[4] Hammer-Purgstall, Gesch. d. O. Reichs, Band I, S. 400.

[5] *Σκεντέρη τὸν Ἰβάνεω παῖδα, ὃς παῖς ὢν ἐς τὰς θύρας ἀφικόμενος*... Laonic. lib. VII, pag. 350, Bonn.

Eben so unzuverlässig und chronologisch mangelhaft ist in diesem Punkte Barletius, der Panegyriker und Biograph des Albanesischen Helden. Wenn aber Skander-Beg beim Tode seines Vaters das achte Jahr seines Serai- und Pfortendienstes zurückgelegt hatte, so wäre Friedensschluss und Geisselstellung auf das Jahr 1423, d. h. auf das zweite Regierungsjahr Murad II. anzusetzen, weil *Iwan* Kastrioto nach gleichlautenden Angaben türkischer wie griechischer Chronisten in demselben Jahre gestorben ist, in welchem sich die Stadt Janina freiwillig an Murad II. ergeben hat. Diese Uebergabe wird aber mit Sicherheit auf den Monat Oktober des Jahres 1431 angesetzt. [1]) Nach diesem Calcul musste Skander-Beg beiläufig um das Jahr 1414 geboren sein. Nur der ungenannte Verfasser des Commentario „De le Cose" rückt seine Geburt indirect auf das Jahr 1410 zurück. [2]) Die mit Ziffern und nicht mit Worten geschriebenen Daten bei dem „Ungenannten" wie bei Marinus Barletius sind beinahe alle corrupt. Zum Glücke ist bei letzterm *nonum attigerat annum* mit Worten geschrieben.

Nach türkischen Staatsbegriffen ist die gänzliche Unterjochung eines Volkes nur dann möglich, wenn die einheimische mit der Nation verwachsene Dynastie völlig ausgerottet wird. Bei aller seiner hochherzigen, menschenfreundlichen und gerechten Denk- und Handlungsweise, welche Murad dem Zweiten selbst die Feinde zugestehen, hat dieser grosse Eroberer nach Iwan Kastrioto's Hintritt doch mehr auf die Einflüsterungen der Staatsräson als auf die Mahnungen der Gerechtigkeit und der Philanthropie gehört. Im Frieden vom J. 1423 war der Fortbestand der Dynastie Kastrioto zugestanden und einem der vier Söhne *Iwans* die Nachfolge im Fürstenthum garantirt. Beide Bedingungen hat Murad II. bei der ersten Veranlassung verletzt. Das streitbare Volk der ’Arnauten‘ sollte um jeden Preis Türkisch werden. Georg mit seinen drei Brüdern musste seinem Glauben und seiner Nationalität entsagen und zum Islam übertreten. Bei der Beschneidung wurde ihm, wie es bei den Türken gebräuchlich ist, ein neuer Name beigelegt. Murad II. nannte den hoch aufgeschossenen, schön geformten, intelligent blickenden Knaben ’Skander-Beg‘ und gab ihm durch merkbare Zeichen der Huld gleich anfangs vor seinen Brüdern den ersten Rang.[1] Repos, Staniza und Constantin verloren sich, obwohl militärisch hochbefördert, im grossen Haufen unbemerkt oder wurden, wie ohne allen Grund und ohne genauere Kunde zu besitzen, Marinus Barletius meint, „als lästige Prätendenten“ durch Gift beseitigt. Gefährlich konnten sie als Bekenner des Islam nicht mehr sein, und Georg Skander-Beg hätte später in der Liste der Gravamina seines Hauses gegen den Sultan dieses Verbrechens gewiss erwähnt, wenn es wirklich geschehen wäre. Die drei ältern Brüder waren Alltagsmenschen, von welchen die Geschichte nichts zu melden hat.

---

[1]) Epirot. Fragmente, III, pag. 246. — Hammer-Purgstall, I, S. 443, wo aus Versehen achtzehn Jahre für acht Jahre des Skanderbeg'schen Lebensalters geschrieben ist.

[2]) . . . nel anno del nostro Signore 1443, et nell' anno di Skander-Beg dalla natività sua XXXIII. pag. 5. verso.

Statt den siebenzehnjährigen Jüngling aus dem Serai-Dienste zu emancipiren und zur Uebernahme der väterlichen Erbschaft nach Croja zu entlassen, fesselte ihn Murad II. noch enger an seine Person und sandte Sebali-Pascha mit starker Macht, das verwaiste Land in Besitz zu nehmen.[2] Die vornehmsten Festungen Croja, Pertreila, Stellusium und Petralba erhielten, wie das früher abgetretene Sfetigrad, mit den Besatzungen zugleich einen Kern türkischer Kolonisten um der einheimischen Bevölkerung ein Gegengewicht an die Seite zu stellen. Iwans Witwe wurde zu nothdürftigem Unterhalt mit einem Landgut abgefunden. Das Grenzgebiet der beiden Dibren, von welchem oben gemeldet wurde, blieb vom annexirten Fürstenthum auch jetzt noch administrativ getrennt und einem besondern Militärchef anvertraut.[1])

---

[1] Die Angabe vieler Geschichtschreiber, man habe Georg Kastrioto seiner grossen Thaten wegen erst später Skander-Beg genannt, ist gegen alle Sitte und Praxis der Türken.

[2] *Ὕστερον δὲ τελευτήσαντος Ἰβάνεω τοῦ Καστριώτου τόν τε παῖδα αὐτοῦ λαβὼν ἐς τὰ βασίλεια, καὶ τὴν χώραν ὑφ’ αὑτοῦ ποιησάμενος*

Eben so unglücklich wie das Haus Kastrioti im Norden Albaniens hat die Topia-Dynastie im Süden des Landes gestritten. Beiden Familien ward unter gleichen Umständen das gleiche Loos beschieden. Bei Laonicus liest man freilich nur, dem Komnenen Arianites sei durch Murad ebenfalls sein väterliches Erbe abhanden gekommen, und er habe nach seiner Entsetzung bei der hohen Pforte das Gnadenbrod gegessen.[2])

Ob Arianites als Erbprinz und Geissel für die Treue des besiegten Vaters, oder als ein von Haus und Hof vertriebener Flüchtling beim Sultan lebte, lässt der Berichtgeber unentschieden. Barletius in seiner deklamatorischen Oberflächlichkeit weiss nichts von einer Landesflucht

---

εἶχε. Laonic. lib. V, pag. 249. — Im lateinischen Text des Laonicus Chalcocondylas wird die griechische Phrase „*τόν τε παῖδα αὐτοῦ λαβὼν ἐς τὰ βασίλεια*“ mit *filium ejus in patrium principatum subrogarit* übersetzt, was gerade das Gegentheil vom Sinn und Wortlaut des Originales ist. Der erste Uebersetzer, Clauserus aus Zürich, hat *τὰ βασίλεια*, 'der Palast', mit *τὴν βασιλείαν*“ 'das Reich', verwechselt, und die Editio Bonnensis hat ohne näheres Einsehen die Clauserische Uebersetzung auf Treu' und Glauben nachgedruckt.

1) Cf. Barletius, fol. 6.

2) *καὶ Ἀριανίτης δὲ ὁ Κόμνηνος, ὡς ἀπῆν καὶ αὐτῷ ἡ πατρῴα ἀρχὴ ὑπὸ βασιλέως, ἀφικόμενος ἐς τὰς θύρας τὴν δίαιταν εἶχε παρὰ βασιλέως.* Laonic. lib. V, pag. 249.

des Toskenfürsten Arianites Topia und sagt nur ganz unbestimmt, er sei durch Murad besiegt und zum Tribut genöthigt worden. An Detailkenntniss und an kritischer Schärfe steht Barletius mehr als einmal hinter seinem Zeitgenossen Laonicus Chalcocondylas zurück.

Nach der äussern Lage zu urtheilen, war das Schicksal Albaniens um das Jahr 1431 schon besiegelt und das rohe, kraftvolle Schkypetarenvolk beinahe eben so ruhmlos und eben so leicht und schnell, wie die verweichlichten und waffenscheuen Gräken von Byzanz vor dem türkischen Fatum zurückgewichen. Nur Skutari mit dem Stromlande der Moratscha vom Fusse des Dormitor bis zur Bojana-Mündung herab war dem Genius Murad II. noch nicht verfallen. Die Häuptlinge jener Landschaft fühlten aber selbst, dass die Erfüllung ihres Verhängnisses bloss eine Frage der Zeit, nicht der eigenen Kraft und des ausreichenden Widerstandes von ihrer Seite sein könne.

Indessen war in Albanien doch nur die Oberfläche ruhig, die Gährung der Gemüther dauerte auch im Frieden fort und jedermann, selbst Murad II. musste erwarten, dass ein so kriegerisches, unbändiges, energisches, nur in der Freiheit frisch athmendes Soldatenvolk wie die Schkypetaren das Spiel nicht so leicht verloren geben, und dass es zwischen den Siegern und den Besiegten noch zu einer deutlicheren und entscheidenderen Erklärung kommen müsse. „Verschwörung, Aufruhr und Widersetzlichkeit gegen fremden Druck seien den Albanesen ja angeboren und könne dieser unwiderstehliche Hang nur mit der Nation selbst erstickt und ausgerottet werden.“

Der Albanese geht unter, gehorcht aber einem Fremden nicht so lange er sich wehren kann.

Wider Vermuthen waren es aber die leichtblutigen, beweglichen Tosken im Süden, nicht die harten und finstern Gheghen im Norden

Albaniens, die sich zuerst gegen die Fremden erhoben und zu den Waffen griffen. Arianites Topia, der Kostgänger der hohen Pforte, unterhielt von Adrianopel aus Einverständnisse mit den einflussreichsten Archonten seines Erblandes und zettelte abwesend eine allgemeine Verschwörung gegen die Türken an. Man versprach sich augenblicklich zu erheben, wenn Arianites, ihr natürlicher Führer, selber käme und die Leitung des Aufstandes übernähme. Die Flucht des internirten Fürsten gelang, und mit seiner Ankunft auf dem heimischen Boden brach der Aufruhr von allen Seiten aus. Was von den im Lande zahlreich angesiedelten Türken in die Hände der Insurgenten fiel, wurde niedergemacht, türkisches Eigenthum geplündert, wie es bei Revolutionen üblich ist, und gegen die mohammedanischen Colonieen der Nachbarschaft ein ununterbrochener, hartnäckiger Guerillaskrieg eröffnet, der nur mit Vertreibung des ungläubigen fremden Elements endigen sollte. Mittelpunkt der Aufständischen, sagt Laonicus, war ein schwer zugängliches und wild-rauhes Gebirgsrevier, aus dem sie wie aus einer natürlichen Festung auf das türkische Gebiet hervorbrechen, und wohin sie ihren Raub in Sicherheit bringen konnten. [1])

Unter dieser schwerzugänglichen Gebirgsfestung im Süden der Woiussa kann der byzantinische Geschichtschreiber, obwohl er keinen

---

[1]) *Μετὰ δὲ ταῦτα οὐ πολὺν χρόνον, ὡς διατρίβων Ἀριανίτης ἱκέτης ἐγένετο ἀπὸ τῶν θυρῶν τυχεῖν ἀγαθοῦ τινος πρὸς τοῦ βασιλέως, λόγους τε δοὺς ἐπιπέμψαι ἐπὶ τοὺς τῆς χώρας αὐτοῦ, καὶ ὑπισχνουμένων αὐτῷ ἀπόστασιν, ἢν ἀφίκηται ἐπ' αὐτούς, ἀποδιδράσκει τε ἀπὸ τῶν θυρῶν, καὶ κατιὼν ἐπὶ τὴν πατρῴαν ἀρχὴν συντίθεται τοῖς βελτίοσι τῆς χώρας. καὶ ὑποδεχομένων ἀσμένως ἀπέστησαν ἀπὸ βασιλέως, καὶ τούς γε ἄρχοντας τῆς χώρας Τούρκους ἀνελόντες, ἐπέδραμον τὴν βασιλέως χώραν καὶ ἦγον καὶ ἔφερον, χώραν τε ἐρυμνὴν κατέχοντες αὐτοὶ καὶ ὀρεινὴν τὴν σύμπασαν καὶ τραχεῖαν.* Laonic. Chalcocond. lib. V, pag. 249 f.

Namen nennt, nur die wilden Akrokeraunien oder das sogenannte Kurweljesch mit den Ortschaften *Kanina*, *Tepelen*, *Niwitza* und *Chimära* meinen.

Ali, des Vraneses Sohn, erhielt vom Sultan Befehl, das am Wardar in Macedonien stehende Heer mit Beiziehung der Militär-Colonisten von Argyrokastron und der zahlreichen in den nächsten Landschaften angesiedelten Reiterei gegen die Insurgenten zu führen, das Land zu unterwerfen, die Bewohner zu Sclaven zu machen, den Sohn des Komnenos aber gefangen nach Adrianopel zu liefern.[1] So weit das an Fussvolk überwiegend starke Heer Ali's vordringen konnte, wurden nach Türken Art die Felder verwüstet, die Wohnhäuser verbrannt und kein lebender Mensch verschont. In den Engschluchten aber, wo Ali, um in das Hauptquartier der Aufständischen einzudringen, vorüber musste, stand Arianites mit allem, was an Fussvolk und Reiterei aufzubringen war, zum Empfang der Feinde bereit. Die Türken vermochten nicht durchzubrechen und ihre wiederholten Stürme wurden jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen. Der unerwartete Widerstand und das gräuliche Gemetzel erfüllten das türkische Heer mit Schrecken. Was in den Engschluchten nicht gefallen war, stob in Unordnung auseinander und wurde von der erbitterten Bevölkerung grossentheils auf der Flucht erschlagen oder eingefangen. Es war ein Sauve qui peut — eine jener Gräuelscenen, die sich später unter Skander-Beg und in kleinerem Masse auch in den wilden Schluchten der Czernagora oft wiederholten. Von dem grossen Heere war Ali, der Feldherr, mit wenigen Begleitern auf der ebenen Seeküste forteilend, beinahe allein nach (Janina in) Epirus entkommen. Die Türken seit ihrem Einbruch in Europa in allen Kämpfen gegen Byzantiner, Serben, Walachen und Albanier an der Marizza, bei Berat, bei Kossova, ja selbst gegen die Magyaren und den Kaiser des Occidents bei Nikopoli immer siegreich, glaubten nicht mehr, dass irgend ein Christenheer ihren Anprall auszuhalten vermöge. Hier lernten sie zu ihrem Schaden einen neuen Feind und ein neues Element des Widerstandes kennen.

---

[1] Laonic Chalc. a. a. O. pag. 250.

Die Vernichtung eines so grossen und auserlesenen Türkenheeres war ein Ereigniss von ungewöhnlicher Bedeutung und goss um das Haupt des vielgepriesenen Arianites Topia einen Glanz, den selbst der diplomatisch kühle und türkenfreundliche Athenäer Laonicus anerkennen muss. Nach dieser merkwürdigen That, sagt er, wurde der Komnene Arianites ein „berühmter Mann“.[1] Laonicus hat aber in seinen Commentarien weder den Ort noch die Zeit der grossen Türken-Niederlage näher angegeben. Aus dem Context erhellt nur so viel, dass die That um die Zeit des zweiten türkischen Feldzugs gegen den Fürsten von Karamanien, d. h. zwischen den Jahren 1434—1438 vorgefallen ist.[2] Nach den Annalen von Ragusa wäre in der That das Jahr 1435 als

---

1) *Ἐνταῦθα δὴ ἀνείλετο δόξαν περιφανῆ Ἀριανίτης ὁ Κομνηνοῦ, ἀποδειξάμενος ἔργα λόγου ἄξια καὶ τὸ ἐντεῦθεν εὐδοκιμεῖν.* Laonic. lib. V, pag. 251. — Indessen konnte der bei den Türken gebräuchliche Volksname „Arnaut“ doch nicht erst in Folge dieser Begebenheit aus Arianites oder Aranit entstanden sein, wie Thunmann will und in der I. Abtheilung dieser Diatribe mit neuen Gründen behauptet wurde.

Arnaut und *Arnautisch* waren schon unter Bajesid I. (1389—1401) bei den Türken allgemein im Gang, wie aus der Incunabel-Ausgabe der Reisen Schiltbergers in den Orient. S. 109, zu ersehen ist. Die Türken konnten bei ihrer Ankunft und Verbreitung auf der Illyrischen Halbinsel den Albanischen Volksnamen nur aus dem Munde der Byzantiner erfahren. *Ἀλβανοί, Ἀλβανῆτης* und *Ἀρβανίτης* hiessen die Schkypetaren bei den Byzantinern schriftgemäss, vulgo wurde damals wie noch heute *Ἀρναβίτ* gesprochen. was auf Türkisch wie auf Deutsch *Arnauit*, *Arnaut* zu sprechen und zu lesen ist. Cf. Czoernig, Ethnographie der österr. Monarchie. Band III., S. 168, Note 3.

2) Hammer-Purgstall, I, 445.

das wahre Datum anzunehmen. Bekanntlich intriguirte Kaiser Sigmund gegen Sultan Murad's Uebermacht auf diplomatischen Wegen bis nach Kleinasien, Persien und Samarkand hinein. Im Jahre 1435 verlangte er von der Republik Ragusa, „sie möchte den in Zengg weilenden Prinzen Daud, Neffen Murad I., mit bewaffneten Galeeren nach Albanien und Griechenland bringen, um daselbst einen Bürgerkrieg gegen die Türken anzufachen, die in eben jenen Tagen durch Andreas Topia, Herrn der Landschaft am Aloo, den man heute Waiusa nenne, im Bunde mit Carlo's Neffen Leucade aus Epirus hinausgeschlagen worden seien.“ [1]

Wenn auch die heutigen Bewohner des Kurweljesch, wohin der Verf. der Albanischen Studien die Niederlage des Ali Vranesis mit Recht verlegt, selbst die Walstatt nicht mehr kennen, so ist diese Vergessenheit nur aus dem Uebertritt vom Christenthum zum Islam genügend zu erklären. Mit dem alten Glauben sind auch die alten Erinnerungen erloschen und ist in den Gemüthern der Apostaten eine neue Ideenwelt entstanden, für welche die Vergangenheit niemals existirte.

Die Wirkungen jener Begebenheit waren jedoch so nachhaltig und schwer, dass die Türken in den nächsten dreissig Jahren gegen Arianites

---

1) Lo Imperadore Gismondo ricercò i Rausei, che lo (Daut nepote di Murat) traghetassero con le loro galee in Albania, et in Grecia, per seminare guerra ai Turchi, che di quelli giorni erano stati cacciati da Epiro da Andrea Topia Signor della provincia posta al fiume Aloo, che hoggi si chiama Vaiusa, e da Leucade nepote di Carlo. Luccari, pag. 91, an. 1435. — In dieser für unsere Zwecke wichtigen Stelle sind verschiedene Unrichtigkeiten zu verbessern und soll z. B Aranita statt Andrea, Aoo statt Aloo, Woiussa statt Waiusa und Carlo Tocco II, Nepote di Carlo Tocco I, Signore di Leucade (Santa-Maura), statt Leucade nepote di Carlo geschrieben sein. *)

---

*) Vgl. Laonicus Chalcocond. lib. IV, pag. 212 ff. und lib. V, pag. 236 ff. Bonn. — Hammer-Purgstall, I, 441 ff. — Hahn, I, pag. 322.

Topia nichts mehr unternehmen, und ein Theil jener „*χώρα ἐρυμνὴ καὶ ὀρεινὴ καὶ τραχεῖα*“, die sogenannte Chimára, auch in der Folge unter Mohammed II., Bajesid II. und Suleiman I. alle Angriffe der Türken zurückschlug und sein *Self-government*, wie das spätere Parga und Suli, sogar bis auf die neueste Zeit herab zu bewahren vermochte.

Wie man es erwarten konnte, brach auf die glänzenden Erfolge des Fürsten der Akrokeraunien die Insurrection gegen die Türken ungesäumt auch unter den Albanesen der Umgegend von Argyrokastron aus. Sie riefen Depas, den im Auslande herumirrenden Sohn ihres um das Jahr 1396 durch Bajesid I. vertriebenen Stammfürsten von Korfu herüber, erhoben ihn, wie Laonicus sagt, zur Würde eines *βασιλεύς*, sammelten ein Heer, schlossen Argyrokastron ein und forderten die türkische Besatzung zur Uebergabe auf. Bei der Weigerung der Stadt die Thore zu öffnen, griff Depas, der seine neue Stellung durch Thaten bewähren sollte, die Mauern mit Sturmmaschinen an, konnte aber die Standhaftigkeit der Vertheidiger nicht erschüttern. Die Belagerung zog sich in die Länge, und während die eine Hälfte der Insurgenten mit Depas vor der Stadt liegen blieb und hartnäckig gegen die Mauern stritt, wurde durch die andere Hälfte das umliegende Türkengebiet geplündert und verheert. Durch die Flüchtlinge vom platten Lande wurde die aus Janitscharen bestehende Besatzung noch verstärkt. Murad II. lag, wie schon oben bemerkt, damals in Asia Minor gegen Karamanien zu Felde, und Turachan, der in Trikkala[1]) residirende Statthalter von

---

[1]) Aus *ἐκ Τρικκάλλων* des Laonicus hat die lateinische Uebersetzung *Τριβάλλων* gemacht und durch diesen Irrthum Turachan zum Statthalter von Thessalien und Serbien (*Τριβάλλων*) gemacht. Trikkala ist das alte *Τρίκη* am Eingang in die Pindus-Schluchten unweit der Quellen des Peneios. Serbien wurde erst um das Jahr 1438 türkische Provinz.*)

---

*) Strab. lib. VII, pag. 326, Casaubon. — Hammer-Purgstall, II, 30.

Thessalien, zog auf die Nachricht von der neuen Insurrection und von der Belagerung der türkischen Metropole Albaniens, ein grosses Heer zusammen und rückte zum Entsatz der bedrängten Festung heran. Argyrokastron liegt in einer zwischen zwei hohen Kalkfelsketten hinlaufenden, zehn Stunden langen und anderthalb Stunden breiten Thalebene, die sich gegen die Woiussa öffnet und von einem Bache bewässert wird, der bei den Eingebornen Dryno heisst und unweit Tepelen in die Woiussa fällt. [1])

Von der östlich streichenden Felskette springen drei Vorgebirge rauh, öde, sonnenverbrannt, sturmverwittert und ohne alle Spur von Pflanzenwuchs steil abfallend in die Ebene hervor. Zwischen diesen drei Vorgebirgen haben Wildbäche grausig tiefe, auf beiden Steilseiten mit höckerigen Schwellungen besetzte Schluchten ausgespült, und auf diesen höckerigen Schwellungen sind, wie Schwalbennester, ohne Plan und Symmetrie die Steinhäuser der Argyrokastriten hingeklebt. Die Häuser hängen an Felsen, schweben über gähnenden Abgründen wie in der Luft, haben Söller in der Runde und Steinthürmchen zur Wehr. Ueber die Felsenrisse springen Brücken und am Fusse des mittlern Vorgebirgs rauscht zur Regenzeit ein wilder Caskadenbach in den Schlund hinab. Um das Häuser-Chaos zog sich damals, den Windungen des Terrains folgend, eine Festungsmauer, welche die Insurgenten mit ihrer mittelalterigen Artillerie niederzuwerfen sich fruchtlos bemühten. Mitten im strengsten Winter, über schneebedeckte Felder und Gebirge aus Thessalien heraneilend, erschien während eines Sturms auf die Mauer unvermuthet Turachan im Rücken des albanesischen Belagerungsheeres. Der Ueberfall gelang vollständig, die Insurgenten liefen in wilder Flucht auseinander und die Rolle des 'Basilevs' Depas war ausgespielt. Argyrokastron war befreit, der Aufruhr erstickt, das insurgirte Land unterworfen. Ueber tausend Albanesen sollen geblieben sein. Depas, der Führer, wurde gefangen und hingerichtet. [1])

---

[1]) Leake, Northern Greece, vol. I, 25. — Hahn, I, 40. — Pouqueville, Voyage dans la Grèce, tom. I, 328.

Mit der einfachen Unterwerfung der insurgirten Provinz jedoch war Turachan nicht mehr zufrieden, er kannte die Albanesen, ihren wankelmüthigen, ihren treulosen Sinn und wollte die Wiederholung ähnlicher Scenen für alle Zukunft unmöglich machen. Die hervorragenden Persönlichkeiten, d. h. der gesammte Adel der aufständischen Bevölkerung, wurde ausgerottet und alles, was sich nicht gleich im Beginn des Kampfes durch die Flucht gerettet hatte, mit asiatischer Grausamkeit vom Leben zum Tod gebracht. [2])

Von den beiden Aufständen der Tosken hatte der Akrokeraunische (Arianites Topia), wie oben bemerkt, einen guten, der Argyrokastritische aber einen desto schlimmern Ausgang genommen. An ein gegenseitiges Einverständniss und an ein gemeinsames Handeln gegen den Landesfeind hatte unter den Insurgenten niemand gedacht. Wie jene Bello-

---

1) In dem Satze: *καταλαμβάνει ἐπιστρατευομένους* [*ἐν*] *τῇ πόλει τοὺς Ἀλβανούς*. „er traf die Albanesen in Bekämpfung der Stadt,“ haben die Herausgeber vor *τῇ πόλει* die Präposition *ἐν* eingeklammert, durch diesen Zusatz aber, fürchte ich, den Sinn der Phrase umgekehrt, weil das albanische Belagerungsheer nicht *in* der Stadt, sondern *ausserhalb* der Mauern stritt. Das Verbum *ἐπιστρατεύομαι* wird in dieser Bedeutung allzeit mit dem Dativ construirt. *)

2) *Οἱ μὲν τῆς χώρας εὖ γεγονότες, ὅσοι μὴ διέφυγον τότε ἐπιόντος Τουροχάνεω, ἄλλος ἄλλῃ ἀπώλετο, ὀλέθρῳ τῷ κακίστῳ παραδοθέντες ὑπὸ τῶν βασιλέως ὑπάρχων.* Laonic. lib. V, pag. 252.

---

*) Riemer, griechisch-deutsches Handwörterbuch, sub. voc. — Chalcocond. lib. V, pag. 253. Bonn.

vaker im Kampfe gegen Cäsars Legionen, glaubte sich jeder Canton Albaniens kräftig genug, das Befreiungswerk auf eigene Rechnung zu unternehmen, und dann aber auch die Früchte seiner Anstrengung ohne Rücksicht auf das allgemeine Wohl für sich allein zu geniessen. Der Versuch, die bunte Mannichfaltigkeit der Albanesen-Stämme zwischen der Czernagora und dem Golf von Arta zur Einheit des Nationalbewusstseins zu erheben und wie von Einem Geist beseelt in Thätigkeit zu setzen, ist noch niemals gelungen und wird auch, wie man sicher glauben kann, für alle Zukunft unmöglich sein. Aber auch nur einen erklecklichen Theil der isolirten Cantone selbst in der äussersten Noth unter einen that- und lebenskräftigen Verband zu bringen ist bisher kein Schkypetar hervorragend und einflussreich genug gewesen. Die Balsch, die Topia, besonders die Kastrioto haben Grosses verrichtet und ihren Zeitgenossen viel zu reden gegeben, ihre Thaten blieben aber doch im Ganzen erfolglos und vorübergehend wie ein Meteor. Der Gedanke, dass es Menschen gebe, die uneigennützig und ohne ihren Privatvortheil für Herrschaft, Reichthum und Genuss im Hintergrunde bloss für eine Idee, für das allgemeine Wohl, für die Befreiung des Vaterlandes von äusserer Bedrängniss die Muhseligkeiten des Kampfes zu übernehmen und ihre eigene Existenz auf das Spiel zu setzen bereit wären, wird unter allen Nationen der Erde bei den Schkypetaren zuletzt Eingang finden.

Und doch hat das Volk der Schkypetaren als letzte Blüthe seiner Nationalität in *Georg Kastrioto* ein bevorzugtes Wesen dieser Art hervorgebracht. Georg Kastrioto gilt, wie jedermann weiss, für einen der vollendetsten, glücklichsten und grössten Kriegsmeister aller Zeiten. Hat er die Freiheit und den Ruhm seiner Nation auch nur so lange aufrecht erhalten, als er selbst lebte, und ist es ihm, diese höchsten Güter auf die kommenden Generationen zu vererben, eben so wenig gelungen, als vor ihm Pyrrhus dem Molosser und nach ihm dem Ali von Tepelen, so hat er ausser der sittlichen Grösse vor seinen beiden berühmten Nationalgenossen doch den beneidenswerthen Vorzug im reinsten Glanze seines Ruhmes mit unverwelkten Lorbeern vom Schauplatz seiner Thaten abzutreten und nur dem Fatum gewichen zu sein.

Drei Umstände haben es hauptsächlich verschuldet, dass die seit Skander-Begs Auftreten unbesiegbar scheinenden Schkypetaren im Streite zuletzt doch unterliegen und ihren Nebenbuhlern den Kampfpreis überlassen mussten. Einmal hatten sie ein unendlich schwächeres und weniger leicht zu ergänzendes Menschenkapital einzusetzen und aufzuzehren als die Türken. Dann hat ihnen das Schicksal nur Einen Georg Kastrioto beschert, während es den Gegnern, wie schon oben gesagt, eine zusammenhängende Reihe von eilf politisch wie militärisch gleich hervorragenden Fürsten schenkte und dadurch einen Machtkern in den türkischen Boden legte, neben welchem eine nebenbuhlerische Vegetation nicht gedeihen konnte. Drittens endlich waren die von Natur centrifugalen Bestandtheile des Albanesenheeres nur durch das Ingenium eines einzelnen Mannes, wie durch äussere Nöthigung zusammengehalten und deswegen nur abwehrend und jeden Augenblick zum Auseinanderfliessen bereit, die Türken dagegen hat das asiatische Einheitsprinzip zu einer lebendig homogenen Masse verschmolzen und mit unwiderstehlicher Gewalt zum Angriff fortgetrieben.

An Albanien wurde bei Murad II. nach den Ereignissen bei Argyrokastron nicht weiter gedacht. Die Sache schien dort ein für allemal abgethan. Der Küstendistrikt des Arianites Topia und seine wilden Schluchten blieben auf bequemere Zeiten aufgespart und von der Familie Kastrioto lebte nur noch der jüngste Sohn Georg als Musulman, Sandschak und Favorit des Grossherrn, ohne Aussicht das confiscirte väterliche Erbtheil je wieder zu erhalten, bei der hohen Pforte zu Adrianopel. Die Blicke der Türken waren ausschliesslich gegen die Donau und das Magyarenland gerichtet, wo Johann Hunyad, Feldherr des Königs Wladislaus, die im Occident bereits stereotype, vom Serben-Kral bei Kossova (1389) und von Kaiser Sigmund bei Nicopoli (1396) so unglücklich abgespielte Rolle für Byzanz zu interveniren und „die Türken aus Europa zu vertreiben“, im Jahre 1442 mit frischer Kraft wieder aufgenommen hatte. Um die neue Coalition der Christen *vor* ihrer Erstarkung noch im Keime zu ersticken, brachen die Türken unter Mesidbeg im Frühjahr 1442 in Siebenbürgen ein, wurden aber nach vorübergehenden Vortheilen unter den Mauern von Hermannstadt durch Hunyad aufs Haupt geschlagen. Ein zweites noch stärkeres Heer hatte dasselbe Loos, und das nächstfolgende Jahr 1443 war für die Türken wo möglich noch unglücklicher als das vorhergegangene. Ungarn, Polen, Serben, Deutsche und Walachen bildeten eine Streitmacht, die unter Hunyad's Führung zwischen Julius und Dezember fünf türkische Heere nacheinander schlug, in frommer Begeisterung alles vor sich niederwarf, und über die beschneiten Hämuspässe bis Philippopel rückte.

Murad II. durch diese Unfälle gebeugt, machte vortheilhafte Friedensanträge, denen sich jedoch Cardinal Julian Cesarini, Legat Eugen IV, in der Hoffnung, die Türken vollends aus Europa zu verjagen, hartnäckig widersetzte, zu deren Annahme dagegen Hunyad und der Serben-Kral in gerechtem Misstrauen auf die Gunst des Glücks und auf die dauernde Einhellligkeit der christlichen Executionsarmee klug und dringend riethen. Hunyad glaubte nicht an die Nachhaltigkeit der Begeisterung und der Opferbereitwilligkeit eines Christenbundes. Die grossen, enthusiastisch angelobten Verstärkungen aus dem Abendlande begannen nach den Erfolgen der beiden ersten Feldzüge (1442 und 1443) in der That schon wieder zu versiegen, und der Friede ward nach langen Verhandlungen im Juli 1444 zum grössten Nachtheile der Türken zu Szegedin auf zehn Jahre geschlossen. Die Türken beschwuren die in zwei Sprachen geschriebene Urkunde auf den Koran, die Christen ihrerseits auf das Evangelium.

Murad II., des weltlichen Getümmels überdrüssig, stieg vom Throne, verliess Adrianopel und zog über den Hellespont in die Stille seiner Tulpengärten nach Magnesia in Jonien zurück.

Schon beim Tode seines Vaters Iwan Kastrioto i. J. 1431 war Skander-Beg in seinen kaiserlichen Gönner um vertragsmässige Einsetzung in das väterliche Fürstenthum gedrungen. Alles Bitten war jedoch vergeblich und brachte zuletzt dem Bittsteller selbst Gefahr. Skander-Beg schwieg und wartete in Geduld auf die Gelegenheit mit Gewalt an sich zu reissen, was man ihm in Güte nicht gewähren wollte. Von diesem Zeitpunkte an (1431 ff.) war der achtzehnjährige Skander-Beg im Herzen schon vom Sultan abgefallen und auf Hinterlist und Verrath bedacht. Geduld und Verstellung dauerten aber noch zwölf volle Jahre. Skander-Beg stand als Sandschak (Befehlshaber über 5000 Reiter) beim grossen Heere, welches nach den Unfällen des Jahres 1442, um den Glanz der türkischen Waffen wieder herzustellen, den verbündeten Christen entgegenzog und bei Nisch (Nissa, Naissus) auf der grossen Heerstrasse von Adrianopel nach Belgrad am 3. November 1443 gänzlich geschlagen wurde. In der Verwirrung des Rückzugs und der Flucht erkannte Skander-Beg den günstigen Augenblick, das lange vorbereitete, in der Brust verschlossene Wagniss endlich auszuführen. Wie er dem beim Heere anwesenden Staatssekretär des Sultans unter Androhung des Todes einen Ferman abzwang, der ihn zum Statthalter von Croja ernannte und dem Befehlshaber der türkischen Besatzung den Auftrag ertheilte, dem Ueberbringer des grossherrlichen Zeichens die Festung zu übergeben, — wie er den Aussteller des Fermans doch eigenhändig niederstiess und mit 300 mitverschwornen Landsleuten das zurückweichende Heer verliess, auf dem kürzesten Wege nach Albanien eilte, am siebenten Tage in der Hoch-Dibra die Grenzen seines väterlichen Erbtheils erreichte und sich eben so listig als grausam Croja's und mit Ausnahme von Sfetigrad sämmtlicher von Türken besetzter Punkte bemächtigte, wird als bekannt vorausgesetzt.[1] Barletius gibt halbverschämt zu verstehen, sein Heros habe schon vor der türkischen Niederlage bei Nisch mit dem Feinde Verständnisse unterhalten und in der Schlacht selbst zum grössten Schrecken der Türken mit seiner Reiterei zuerst die Flucht ergriffen, andere mit sich fortgerissen, nach Kräften Verwirrung verbreitet und bei seiner Desertion unter den alten Waffengenossen gemetzelt und geplündert, was ihm in die Hände fiel.[2] Eine Handlung wie diese würde in unseren Zeiten verschieden beurtheilt werden. Nach den Begriffen eines Ghegh'schen Albanesen wie Barletius und Skander-Beg hatte sie nicht nur nichts tadelnswerthes, sie war vielmehr von der Nationalehre geboten und hatte als solche ihre volle Berechtigung.

Keine Begebenheit, kein Umstand in Skander-Begs Leben, weder sein Hintritt noch seine Geburt, ist bei Barletius chronologisch so sicher und unanfechtbar hergestellt wie seine Flucht aus dem türkischen Heerlager und seine Wiederbesitznahme des väterlichen Erbes. Die Schlacht bei Nisch wurde, wie gesagt, am 3. November 1443 geliefert und am 28. desselben Monats[3] war Skander-Beg Meister von Croja und begann seine Rolle als Fürst von Albanien, als unversöhnlicher Feind der Türken und als Ajax des Illyrischen Continents — für die Türken eine Zeit des Schreckens und der demüthigendsten Züchtigungen, für die uneinige Christenheit aber eine Periode des Triumphes, der Sicherheit und der Bewunderung.

Nach den oben aufgestellten chronologischen Daten hat Skander-Beg im dreissigsten Lebensjahre sein Vaterland von den Türken befreit.

---

1) Marinus Barletius, de vita et rebus gestis Georgii Castriotae, lib. I, fol. 1—18.

2) Summo studio cladem Turcis parabat, Barlet. fol. 9.

3) Quarto Calendas Decembres MCCCCXLIII. Barlet. fol. 230.

(Fortsetzung und Schluss im nächsten Bande.)

ABHANDLUNGEN

DER

HISTORISCHEN CLASSE

DER KÖNIGLICH BAYERISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

NEUNTER BAND.

IN DER REIHE DER DENKSCHRIFTEN DER XXXV. BAND.

MÜNCHEN,
1866.
VERLAG DER K. AKADEMIE,
IN COMMISSION BEI G. FRANZ.

[illegible]
23. 9. 1866

KaR 4580

Das

Albanesische Element

in Griechenland.

III. Abtheilung.

Was man über die Thaten und über die Schicksale des albanischen Volks von seinem ersten Auftreten in der Geschichte bis zu seiner Unterjochung durch die Türken nach dem Tode Skander-Begs mit Sicherheit wissen kann.

Von

Dr. J. Ph. Fallmerayer.

Das

Albanesische Element

in Griechenland.

III. Abtheilung.

Was man über die Thaten und über die Schicksale des Albanischen Volks von seinem ersten Auftreten in der Geschichte bis zu seiner Unterjochung durch die Türken nach dem Tode Skander-Begs mit Sicherheit wissen kann.

Von

Dr. J. Ph. Fallmerayer.

Das Gelingen der Verschwörung lag in der Schnelligkeit der Ausführung. Zum Glück war der Sultan nicht selbst im Lager und kam der Flüchtling eher an's Ziel, als Warnung und Gegenbefehl aus Adrianopel nach Croja gelangen konnte. Mehr als einige Tage für Rast, Verabredung und Rüstung des Ueberfalls durfte man sich in dem gegen fünfundzwanzig Wegstunden von Croja entfernten Hoch-Dibra nicht vergönnen, so dass die Albanesische *Hidschret* ungefähr zwischen den zwölften und fünfzehnten November 1443 fallen muss.

Ausser Skanderbeg selbst war von den männlichen Sprossen des Hauses Kastrioto nur noch der junge Hamsa, Sohn des in Adrianopel verstorbenen und mit einer Türkin verheiratheten ältern Bruders Repos, übrig. Hamsa war als Musulman geboren, im Harem aufgewachsen und wusste nichts vom Christenthum. In die Verschwörung eingeweiht, folgte er dem Oheim auf der Fahnenflucht. Am Weihnachtsfeste (1443), als eben Johann Hunyad die berühmten Hämuspässe zwischen Sophia und Philippopel erstürmte, trat Hamsa feierlich zur Religion seiner Väter über. Von Skanderbeg selbst wird vorausgesetzt, dass er im Herzen niemals aufgehört habe ein Christ zu sein. Von den fünf Prinzessinnen des Hauses waren vier noch bei Lebzeiten des Vaters an verschiedene Herren und Dynasten Nordalbaniens und der Czernagora vermählt. Nur Mamiza, die jüngste, war bei der im Austrage lebenden Wittwe Iwans auf dem Lande geblieben und erst nach der glücklich durchgeführten Revolution an Musachi Topia vergeben.[1]) Woisawa, die Mutter dieser neun Kinder Iwans, war die Tochter eines kleinen Serbenhäuptlings, von dessen Gebiet Barletius nichts zu sagen weiss, als dass es *Polog* heisse und auf der Grenze zwischen Macedonien und Bulgarien liege.[2]) Neben dem Schkypi galt im Hause Kastrioto das Slavische als gleichberechtigte Muttersprache, und aus diesem Umstande ist es auch erklärlich, warum die Serben den Skanderbeg mit Stolz als ihren Nationalangehörigen vindiciren. Ueberdiess schrieb und redete Skanderbeg das Türkische und Griechische mit Geläufigkeit und ward als bevorzugter Itsch-Oghlan (Kammerpage) des Grossherrn auch im Alt-Arabischen grammatikalisch ausgebildet, um das Gesetzbuch des Islam im Original zu lesen. Skanderbeg hatte am Türkischen Hofe die Erziehung eines Musulman vom höchsten Rang erhalten. Der Erfolg war um so glänzender, je reicher die Natur körperlich wie geistig Murad's Günstling

---

1) Barlet. Fol 12. *verso.*

2) *Polog* bedeutet wörtlich: *Am Walde, längs dem Walde*, und ist aus der slavischen Präposition *Po*, *am*, *längs*, und dem Substantiv *Lug*, der *Wald*, zusammengesetzt. Ebenso bezeichnet z. B. *Posavlie* das Land an oder längs der Save; *Podunablie* das Land an oder längs der Donau; *Pomoravlie* das Land an oder längs der Morava. Dass die Provinz Pommern in Deutschland ebenfalls aus den Slavischen Redetheilen *Po* und *More* entstanden sei und das Land *an* oder *längs dem Meere* bedeute, ist ohnehin bekannt. Cf. Ami-Boué, Tom. IV, p. 4. Hr. Paganel will *Polog* mit „*nemus dei*“ (*Bog-log*) erklären, was sich nicht rechtfertigen lässt. Paganel, p. 149.

ausgestattet hatte. Von seiner Meisterschaft in allen Waffenkünsten und ritterlichen Uebungen, von der natürlichen Unerschrockenheit und dem Kriegs-Instinct des Türken-Zöglings zu reden, wäre eben so überflüssig als es nutzlos wäre mit der physischen Kraft, mit dem hohen Wuchs und der wundervollen Symmetrie des Körperbaues die natürliche Intelligenz, den raschen Blick und das frühreife, findige und resolute Wesen dieses grössten und berühmtesten aller Schkypetaren anzupreisen. Nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Mitlebenden war Georg Kastrioto eine der schönsten und vollendetsten männlichen Erscheinungen seines Jahrhunderts. Jeder Gesichtszug, jede Bewegung verrieth schon am Knaben den Königssohn und den heranreifenden Mann grosser Thaten.[1]) Schönere Arme, sagt der Biograph, hat man an einem Manne noch nie gesehen.[2]) Dass aber Skanderbeg's Arme auch an Stärke alles übertrafen, haben die Türken bald und oft genug empfunden. Nach dem Zeugniss eines Mitlebenden, der ihn kannte und mit ihm in Einem Heere diente, stülpte er im Gefecht den Aermel auf, um den Arm zu zeigen und der Keule oder dem krummen Damascener mehr Schwung zu geben.[3]) Er war Soldat und Strateg zugleich. Ein stattlicher Körperbau, scheint es, war Familienerbtheil der Kastrioto, da Barletius auch an den Eltern Skanderbeg's die schöne Physis rühmt und nebenher bemerkt, dass körperliche Wohlgestalt bei Regierenden ein nicht zu verachtender Vorzug sei.

Von Natur beredt, einschmeichelnd und verschlagen war Skanderbeg

---

1) *Melchior Michaeli* Venetus, divi Marci Procurator. A. 1530—1558, Georgius Castriotus Scanderberghus. Codex Msc. Bavaric. 2624, p. 224. — Auf dieses wichtige Manuscript wurde der Verf. durch den Fortsetzer des Schmeller'schen Handschriften-Katalogs der k. b. Hof- und Staatsbibliothek, Herrn *Dr. Georg M. Thomas* aufmerksam gemacht.

2) Brachia in homine pulchriora non visa. Barlet. Fol. 4.

3) Exerto brachio nunc clava, nunc falcato ense pugnantem. Sabellico, Decad. III, lib. IX, p. 568.

als Zögling Türkischer Hof-Kodschia vollendeter Meister in der Verstellungskunst — der eigentlichen *Kingscraft,* wie ein gelehrter Despot der Briten die Verstellung nennt. Durch Geburt ein Ghegh'scher Schkypetar, durch Erziehung ein Türkischer Musulman wäre es in der That ein Phänomen, wenn Skanderbeg von dem wilden Wesen und von dem grausamen und treulosen Charakter dieser beiden Nationalitäten ganz rein geblieben wäre. Skanderbeg war blutdürstig, und Mordscenen waren ihm von Zeit zu Zeit Bedürfniss.[1])

Das Schicksal der Türkischen Besatzungen und friedlichen Colonisten, die beim Ausbruch der Insurrection von dem erbitterten Volke im ganzen Lande, besonders in der schönen Gebirgslandschaft der beiden Dibren, grossentheils niedergemetzelt wurden, wird ein Leser unserer Tage vielleicht beklagen. Auch Skanderbeg gab sich den Anschein als läge nach der Einnahme Croja's der allgemeine Türkenmord nicht in seiner Absicht und als wolle er die bedauernswerthen Opfer, so weit er es vermöge, der Volksrache entziehen, heimlich dachte und that er aber das Gegentheil, wie der Biograph deutlich genug zu verstehen gibt.[2]) Der Eindruck dieser Mordscenen ist um so peinlicher, da die Türken seit mehr als zehn Jahren in ungestörtem Besitz des Landes waren und gegen ihre christlichen Mitbewohner, weil sie sich der neuen Ordnung nirgend widersetzten, noch keine jener Grausamkeiten verübt hatten, die sie sonst bei der leisesten Regung des Ungehorsams über die besiegten Raya zu verhängen pflegten. Barletius redet zwar von dem verzehrenden Thatendrange und von der vulcanischen

---

1) 'Cupidus jam pridem sanguinis'. Barlet. Fol. 77 *verso.* — Ferunt hunc ferocissimum in armis fuisse. Sabellico. Decad. III, lib. IX, p. 568.

2) Scanderbegus neque approbabat palam, neque eam damnabat crudelitatem. Tacite tamen idipsum cupiebat, et ita agebat omnia, ut penitus nomen Turcarum in provincia deleretur. Barlet. Fol. 12.

Natur seines Helden, bei dem die Leidenschaft des Zorns so heftig und das Blut so glühend war, dass ihm bei jeder starken Gemüthsbewegung, sei es unmittelbar vor der Schlacht oder mitten im Kampfgewühle, ja selbst auf dem Richterstuhle, die untere Lippe sprang und Blut ausspritzte.[1]) Von der Natur eines *pius Aeneas* oder eines Heilig-Grabhelden hatte Skanderbeg offenbar nicht viel. Der athletenhaft gebaute Körper verlangte viel Nahrung, aber doch nur wenig Schlaf und war gegen Kälte wie gegen Hitze gleich unempfindlich.[2]). Im Felde schlief Skanderbeg angekleidet und bewaffnet mit untergelegtem Teppich auf der harten Erde, wie es beim gemeinen Volke im ganzen Türkischen Reich selbst im eigenen Hause noch heute üblich ist. Im Anzuge einfach und schlicht wie Hannibal und Napoleon, sah Skanderbeg seine Krieger gern in Gold und Seide prangen, reichlich genährt und gut bezahlt. Dasselbe wird am Verfasser der Commentarien des Gallischen Kriegs gerühmt. Die physischen Kräfte Skanderbeg's waren durch keine Anstrengung zu erschöpfen, und die Raschheit seiner militärischen Bewegungen konnte nur mit der *„incredibilis celeritas“* eines Cäsar oder mit dem Zucken des Wetterstrahls verglichen werden. Die Beinamen *Τέρας* und *Yildirim* waren aber schon vergeben. Unerträglich war dem Skanderbeg nur die Ruhe, und man weiss in der That nicht, ob die Gewissenlosigkeit, mit welcher er einen mit Mohammed II. auf zehn Jahre beschworenen Friedensvertrag ohne alle Veranlassung durch muthwillige Erneuerung der Feindseligkeiten schon im dritten Jahre brach, mehr dem Zureden seiner abendländischen Verbündeten, oder dem '*innatus furor*' der Schkypetaren und ihrer unwiderstehlichen Neigung zum Wortbruch beizumessen sei. Die Sitte des Zeitalters, besonders die

---

1) Barlet. Fol. 142.

2) Cibi et vini erat capacissimus. Barlet. Fol. — Gli bastava dormire cinque hore e non più. Anonymus, De le Cose etc. p. 12.

Praxis der Italischen *Prencipi* und der Türken selbst mögen den Schritt erklären, entschuldigen dürfen sie ihn aber nicht.

Auf Sittenpolizei jedoch hielt Skanderbeg, so weit es in einem albanesischen Heerlager möglich ist, eben so strenge und vermuthlich auch mit eben so viel Erfolg wie Gustav Adolf, der Schweden-König, im dreissigjährigen Krieg.

Ein Mann, der gegen fünfundzwanzig Jahre lang in zahllosen Gefechten mit seiner Person bezahlte, und bei welchem physische Kraft mit ritterlicher Unerschrockenheit am gemeinen Krieger wie am Feldherrn für die erste und unerlässlichste aller kriegerischen Tugenden galt, konnte unmöglich ein Freund der Feuerwaffen und des schweren Geschützes sein, deren nahe an hundert Jahre alter Gebrauch während der Albanesischen Insurrection im Türkischen Heere um sich griff und dem Starken wie dem Schwachen, dem Zaghaften wie dem Muthvollen das gleiche Loos beschied.[1]) Die schwächste Seite in Skanderbeg's militärischen Eigenschaften war die Belagerungskunst, in welcher er so wenig als Hannibal etwas von Belang geleistet hat. Ob er grössere Heermassen strategisch zu handhaben, zu bewegen und im Gefecht zu gebrauchen verstanden hätte, ist ungewiss, da der Sieg seiner Ansicht nach weniger von der Zahl als von der Tüchtigkeit der Kämpfer und von der Klugheit des Führers abhängig ist. Mehr als 18000 Streiter hatte er niemals unter den Fahnen. In der Regel waren es nur neun oder zehn Tausend Veteranen, mit welchen er seine grössten Thaten verrichtet hat.[2])

---

1) Vergl. die hitzigen Declamationen gegen das Geschützwesen, bei Barlet. Fol. 121. — Item, bei Luccari, p. 64.

2) Nec unquam majus militiae robur, quam sena equitum ternaque peditum expeditorum millia hostibus opposuit. M. Michaeli, Cod. Msc. bavaric., Nr. 2624, p. 224.

Die Zustände Albaniens nach der Ankunft wie nach dem Ausscheiden Skanderbeg's können nur mit der lachenden und mit der hinwelkenden Flur beim Kommen und Gehen des „formosus Alexis“ der Idylle verglichen werden,

Et nunc omnis ager, nunc omnis parturit arbor:
Nunc frondent sylvae, nunc formosissimus annus. —
Omnia nunc rident: at si formosus Alexis
Montibus his abeat, videas et flumina sicca,
Aret ager: vitio moriens sitit aëras herba. —

Indessen war durch die gelungene Revolution vorerst ein fester Mittelpunkt gegeben, in welchem sich die wiedererwachende Energie der Schkypetaren concentriren und dauerhaft nähren konnte. Skanderbeg war ja kein *homo novus*, der seine militärische Tüchtigkeit und sein schöpferisches Ingenium erst noch zu erproben hatte. Durch seine Heldenthaten während eines zwölfjährigen Pfortendienstes in Europa und Asien war der musulman'sche 'Beg Iskender' bei Christen und bei Mohammedanern gleich gepriesen und anerkannt. Die Rebellion glomm bei den Albanesen schon vorher in allen Gemüthern und man harrte nur auf einen Führer, der das Zeichen zum Aufstand gäbe.[1] So weit war die öffentliche Meinung schon im Beginn der Insurrection für Skanderbeg erhitzt, dass nach der allgemeinen Vorstellung in ihm nicht der Sohn Iwan's und ein gewöhnlicher Sterblicher, sondern ein Wesen höherer Art, ein Heiland, ein Erlöser in das Land gekommen sei. Man darf sich nicht verwundern, wenn ihn die Mitlebenden im romantischen Schwung des Zeitalters mit Numa und Romulus verglichen, ihn für den grössten Krieger der Erde erklärten, und wenn zuletzt, bethört durch das unerklärbare Glück, das ihn auf allen Wegen begleitete, mit den Schkypetaren und den Christen überhaupt in Skanderbeg selbst die Türken eine übermenschliche Incarnation erkannten.[1]) Ohne zu rechnen, was er als Sandschakbeg Murad II. in einer ungezählten Reihe von Gefechten gegen Seldschuken, Byzantiner, Serben, Ungarn und Bulgaren vernichtet hat, soll er während der Insurrection allein zwischen zweitausend und dreitausend Türken eigenhändig im Gefecht getödtet haben und nur einmal selbst verwundet worden sein.[2]) Der Glaube an das Wunderbare und an ein persönliches Eingreifen der Gottheit in den Gang der irdischen Dinge war der menschlichen Schwäche nicht blos im fünfzehnten Jahrhundert, er war und ist ihr zu allen Zeiten ein unabweisbares Bedürfniss, und man wird die Apotheose Skanderbeg's seinen Zeitgenossen um so leichter vergeben, wenn uns, um von Alexander und Cäsar zu schweigen, selbst der grosse Krieger des neunzehnten Jahrhunderts deutlich genug merken liess, dass auch er sich für eine unmittelbare Emanation der Gottheit halte.

---

[1] Armati fere omnes inventi, ducem tantummodo et auctorem aliquem certis animis expectantes.

Haupterkenntnissquelle für das Leben und für die Thaten Skanderbeg's sind die beiden Gheghischen Albanesen Paulus Angiol von Drivasto und Marinus Barletius von Skutari. Beide waren katholische Geistliche, beide verstanden Griechisch und Latein und beide haben über den grossen Helden ihres Jahrhunderts lateinisch geschriebene Nachrichten hinterlassen, welche allen den unzähligen Schriften de Vita et rebus gestis Georgii Castrioti, vom Anonymus Venetus (J. 1539) bis

---

[1]) Adeo ut Albani, Barbari et Christiani omnes uno ore clamarent, affirmarent, Scanderbegum maximum in Orbe terrarum bellatorem, Deum produxisse. Barlet. Fol. 210.

[2]) Dass diese und ähnliche Angaben als blosse Legende, nicht als kritisch erprobte Thatsache zu betrachten seien, braucht man dem verständigen Leser nicht zu bemerken.

Camille Paganel (1857) herab als Fundgrube dienten. Paulus Angiol, Cardinal-Erzbischof von Durazzo und päpstlicher Legat für das katholische Albanien, war im vollsten Wortsinn geheimer Rathgeber und Staatssecretär Skanderbeg's, folgte häufig dem Hauptquartier, leitete die auswärtige Politik und verfasste alle diplomatischen Schriften, die von der Hohen Pforte zu Croja an die Hohe Pforte der Padischahe sowohl als an die Höfe der abendländischen Christenheit erlassen wurden. Angiol war folglich am besten unterrichtet, weil er grossentheils Augenzeuge und mithandelnde Zwischenperson gewesen ist.[1]) Luccari von Ragusa (J. 1602) hat seine Denkwürdigkeiten noch gekannt und benützt. Heute liegen sie unbekannt und vergessen im Staub dalmatischer oder italienischer Bibliotheken begraben. Von den Albanischen Staatsschriften jedoch müssen sich in den Archiven der Herzoge von Burgund, der Könige von Neapel und Ungarn, der Republiken Florenz, Ragusa und Venedig, besonders aber in der Vaticana noch heute Originalien finden.[2])

Marinus Barletius, jünger als Angiol, reicht mit seiner ersten Jugend noch in die letzten Jahre Skanderbeg's hinauf,[3]) kannte noch viele seiner Kampfgenossen persönlich,[4]) war im Besitze gleichzeitiger Aufschreibungen,[5]) hatte, wie in unsern Tagen Thiers, die vorzüglichsten

---

1) Barletius nennt ihn *omnium laborum, periculorum, atque consiliorum socius, atque particeps velut Aeneae alius Achates* Skanderbeg's und rühmt sein Genie, seine Beredtsamkeit und sein ausgezeichnetes Wissen. Was der Musulman Skanderbeg von christlicher Gesittung noch erlernte und annahm, hatte er diesem Mann zu verdanken.*)

2) Nach Ami-Boué wurde erst neuerlichst ein aus Ragusa stammendes Document dieser Art nach St. Petersburg verkauft. Ami-Boué, Tom. II, p. 392.

3) Barletius, Fol. 22.

4) id., Fol. 99.

5) id., Fol. 162.

---

*) Marin. Barlet., Fol. 176 v. und Fol. 195 v.

Schlachtfelder seines Helden besucht,[1] als junger Mann in der Belagerung von Skutari (i. J. 1478) mitgefochten[2] und dann zu Venedig, wo er nach der Abtretung von Skutari das Bürgerrecht erhielt, nach dem Muster des Quintus Curtius sein berühmtes Werk über das Leben und die Thaten Skanderbeg's in dreizehn Büchern niedergeschrieben.[3])

Die zweitbesten Nachrichten über die Thaten Skanderbeg's und über den Verlauf des Albanesischen Aufstandes hätte man von den beiden letzten byzantinischen Geschichtschreibern, Nicolaos Chalcocondylas von Athen und von dem Protovestiarius Phranzes aus Constantinopel, erwarten sollen. Beide waren hochgebildete, in Geschäften erprobte Staatsmänner, Gesandte und Minister, und zugleich Zeitgenossen des Angiol von Drivasto und des Barletius von Skutari. Beide hinterliessen Schriftwerke über Ursprung und Wachsthum der Türkenmacht bis zur Katastrophe, die den letzten Autocraten von Byzanz unter den Trümmern des mehr als tausendjährigen Reichs begrub und die seit dem Einbruch der Nordischen Völker zerrissene, von den 'Christliebenden' Selbstherrschern vergeblich angestrebte politische Einheit der Balkan-Halbinsel endlich wieder zur Thatsache erhob. Den letzten Versuch, das hereinbrechende Verhängniss aufzuhalten und die steigende Fluth zurückzudrängen, hat die Albanesische Insurrection gemacht. Durch das Glück und die Heldengrösse des neuen Schkypetarenfürsten war die Zukunft des illyrischen Continents noch einmal in Frage gestellt. Die Entscheidung schwankte lange und die bei Warna (i. J. 1444) so unheilvoll besiegte Intervention des Occidents fing wieder zu hoffen an. Albanien wurde der Brennpunkt und gleichsam das Prätorium, in welchem sich der bewaffnete Protest der europäischen Christenheit gegen die alle politischen Existenzen bedrohende Grösse des Hauses Osman concentrirte. Und was der Occident an der Marizza (J. 1362), bei Kossova (J. 1389), bei Nicopoli (J. 1396) und bei Warna (J. 1444) eigenkräftig zu erzielen nicht vermochte, das hoffte er jetzt (so wohlfeil als möglich) durch eine fremde Hand zu gewinnen. Skanderbeg war Generalkapitän der lateinischen Christen gegen das Türkenthum. Der Sieg hätte aber auch diesesmal, wie im J. 1204, dem Nebenbuhler der anatolischen Orthodoxen, dem „häretischen" Dogma der Lateiner, die Herrschaft am Bosporus überliefert. Dieser Gedanke allein genügt vollständig, um die frostige Gleichgültigkeit zu erklären, mit welcher die beiden vorgenannten Byzantiner in ihren Schriften nur im Vorübergehen und wie einer unbedeutenden Nebensache Skanderbegs und seiner Thaten gedenken. Wie jener Lucas Notaras wollten sie den Kalpak des Mufti lieber als die Mitra des Pontifex in Constantinopel sehen.

---

[1] Barletius, Fol. 93.

[2] id., Fol. 104 *verso*, und De Expugnatione Scodr. Lib. I, Fol. 236.

[3] Marini Barletii Scodrensis sacerdotis de Vita et Rebus Gestis Georgii Castrioti, Epirotarum Principis etc. Frankfurt a. M. 1578.

Fünfundzwanzig Jahre lang hielt Skanderbeg die Geschicke des illyrischen Continents in der Schwebe, und aus dieser glanzvollen Epoche der Schkypetaren und ihres grossen Führers bringt Phranzes blos zwei kurze Notizen, von denen die erste den Skanderbeg im J. 1466 durch Mohammed II. besiegen und (irrthümlich) fangen lässt, die zweite aber das einzig richtige Datum seines Todes enthält [1].

Laonicus [2] ist zwar etwas umständlicher in den Thatsachen, aber er ist diplomatisch kalt und häufig incorrect in den Eigennamen wie in der Zeitbestimmung. Als enthusiastischer Bewunderer der Türken redet er im Ton auffallender Geringschätzung nur von einem „gewissen Skenteris",

---

[1] Phranzes, lib. III, cap. 28 et 29.

[2] *Laonicus* ist das Anagramm von Nicolaos und steht bei den Byzantinern statt des vollen Namens Nicolaos Chalcocondylas.

Iwan Kastrioti's Sohn, der sich wegen Verweigerung des Tributes und der Heerfolge den *Zorn* der beiden Türken-Emire „Amurates und Mechmetes" auf den Hals geladen habe [1].

Einen Schertlin von Burtenbach hat es unter den romanischen und deutschen Abenteurern im Heere Skanderbegs nicht gegeben, und es bleiben uns am Ende als gleichzeitige Berichterstatter nur Paulus Angiol von Drivasto und Marinus Barletius von Skodra übrig.

Nachdem sich die Stadt Croja, wie oben bemerkt, unter peinlichen Umständen der türkischen Besatzung entledigt hatte, und auch die Colonisten auf dem Lande von der wüthenden Menge niedergemetzelt waren, hielt Skanderbeg in der Wohnung seiner Väter mit seinen vier Schwägern, die mit Ausnahme des Gebieters von Montenegro, in Person erschienen, einen Familien-Convent, um über den Fortgang der Revolution, namentlich über Bezwingung der vier übrigen von den Türken noch besetzten Bergkastelle Petralba, Pertreila, Stellusium [2]) und Sfetigrad zu berathen und zugleich das lange vor dem Ausbruch der Insurrektion im Stillen vorbereitete Contingent einzustellen. Zwölftausend thatendurstige und beutegierige Schkypetaren waren bereit, die Beschlüsse der Versammlung zu vollziehen.

Um die *Zugänge* zu hüten, die einerseits Ohrida vorüber aus Macedonien, und andererseits von der serbischen Hochebene Kossova herab durch die Dibra-Schluchten nach Albanien führten, wurde das Drin-Thal durch eine starke Abtheilung Insurgenten besetzt und alle Communication mit Adrianopel abgeschnitten. Im Schrecken vor Skanderbegs Namen

---

1) Laonicus, lib. VII, pag. 350.

2) Man findet den Namen auch mit einem l geschrieben.

hat sich die Besatzung des unzugänglichen Kastells Pertrella unter der Bedingung freien Abzugs ohne Waffen nach der ersten Aufforderung ergeben, obgleich die Insurgenten ohne Belagerungsmaschinen in den ersten Dezembertagen vor den Mauern erschienen waren. Petralba capitulirte unter derselben Bedingung. In Stellusium machte der „Dizdar“ Schwierigkeiten, wurde aber durch einen Militäraufstand überwältigt und mit seinen Widerstandsgenossen gebunden den Insurgenten überliefert [1]. Nur der Befehlshaber der Grenzfestung Sfetigrad in der hohen Dibra wies mit Zustimmung der Besatzung alle Anträge der Aufständischen hartnäckig zurück und liess sich selbst durch das Schicksal des gefesselten Dizdar von Stellusium, den Skanderbeg nach vergeblicher Drohung sammt seinen Mitgefangenen im Angesicht der Besatzung tödten liess, zur Uebergabe des Schlosses nicht bewegen. Sfetigrad, weil dicht an der Grenze gelegen, rechnete auf Entsatz und trotzte auf die Stärke seiner Lage. An eine regelmässige Belagerung des mit Mannschaft, Munition und Lebensmitteln wohlversehenen Platzes war in der Dezemberkälte und in einer mit Eis und Schnee bedeckten Landschaft nicht zu denken. Eine Blokade von 3000 Schkypetaren legte sich unter Moses Golentos vor die Festung und Skanderbeg eilte, um sich gegen Murad's Zorn zu rüsten, mit dem Rest des Heeres nach Croja zurück. Die Aufregung des Mannes war in diesen Tagen so heftig, der Thätigkeitstrieb so glühend, und die kriegerische Bewegung selbst so rasch und ungestüm, dass diese wichtigen ersten Erfolge und die vollständige Restauration des nur noch auf vier Augen ruhenden Hauses Kastrioto in Zeit von weniger als drei Wochen

---

1) Dizdar ist ein persischer in ganz Asien angenommener Kriegsterminus und heisst so viel als Castellan, Festungs-Commandant. Diz, دز, das Castell; dar, دار, ist die Possessivpartikel, die dem Substantiv angehängt wird, z. B. Serdar, General en chef. Barleti's Text macht aus Dizdar Disdrotus.
Barlet. Fol. 16. verso.

im strengsten Winterfrost errungen wurden. Skanderbeg riss Alles mit sich fort, und der Biograph bemerkt ausdrücklich, dass er sich in dieser Sturmperiode, wo das Heil in der Geschwindigkeit lag, Nachts kaum zwei Stunden Schlaf vergönnte [1]).

Wenn Insurrectionen nur um einen solchen Preis gelingen, darf man sich nicht wundern, wenn die Geschichte so selten von glücklichen Erfolgen solcher Unternehmungen zu erzählen weiss. Mit alle dem war indessen doch nur der erste Schritt gethan, und die Frage, ob das Land die zur Aufrechthaltung der Revolution nothwendigen Hülfsmittel für sich allein zu beschaffen vermöge, oder gleich im Beginn auf fremden Beistand angewiesen sei, war noch unentschieden. Skanderbeg kannte Murad II., kannte die Grösse, wie die Nähe der Gefahr und wusste vollkommen, dass Revolutionen nur nach Bestehung jeder möglichen Probe zur Geltung kommen, und dass er folglich im Kampfe mit der Gesammtmacht des türkischen Reichs entweder siegen oder untergehen muss. Eben so gut konnte er berechnen, dass ihm für Rüstung der Gegenwehr nicht länger als bis zum nächsten Frühjahr (1444) Frist gegeben sei.

Hätten — was noch nie war und für alle Zeiten unmöglich ist — wie durch ein Wunder alle Volksstämme der Schkypetaren, der Gräken, der Walachen und Serbo-Bulgaren, welche Grossalbanien vom Arta-Golf bis zum Dormitor und der Herzegowina hinauf erfüllten, zu den Waffen gegriffen und sich in gleicher Begeisterung und Freiheitsliebe wie die Mirditen an Skanderbeg angeschlossen, so hätte die Insurrection mit einer Unterlage von wenigstens zwei Millionen Seelen, und mit einem Führer wie Iwan Kastrioto's Sohn auf einen günstigen Ausgang und auf andauernde Sicherstellung vor dem Türkenjoche zählen können. Der ganze Südost-Winkel Albaniens war aber für die Aufständischen schon vorweg verloren, da sich Janina mit der umliegenden Landschaft, wie

---

1) Barleti, Fol. 14.

früher bemerkt, schon im J. 1431 freiwillig an die Türken ergeben hatte, der Rest des alten Despotats aber mit der Hauptstadt Arta einem albanesenfeindlichen Vasallen Murad II. gehorchte, und selbst tief im rein albanischen Binnenlande Argyrokastron und Belgrad (Berat) mit ihrem Gebiete seit Unterdrückung des letzten Aufstandes (i. J. 1435) in unbestrittenem Besitz der Türken waren und ihr Schicksal bereits mit Resignation ertrugen.

Unabhängig von türkischem Einfluss, um sich in freier Selbstbestimmung der Insurrection des Kastriotischen Hausgebiets anzuschliessen oder im Kampfe neutral zu bleiben, war von Südalbanien und Alt-Epirus nur noch der schmale Küstenstrich von der Woiussa bis zum Golf von Arta. Mittelpunkt des Widerstandes war in diesem Theile des freien Albaniens das rauhe, erst in der neuesten Zeit bezwungene und durch die grosse Türkenniederlage unter Arianites Topia (1435) gefürchtete acrokeraunische Gebirgsland. Die wilde Chimára mit den Gegenden um Parga und Suli galten schon damals für Hauptstützpunkte albanesischer Unabhängigkeit. Zieht man von Cattaro eine Linie zum Fusse des Dormitor und des Wisitor, dann dem weissen und schwarzen Drin entlang zur Südspitze des Lychnites (See von Ohrida), und von dort westwärts an Belgrad vorüber nach Suli herab, so hat man ungefähr das Terrain, aus welchem der Aufstand seine Nahrung ziehen musste. Die Seestädte Bar, Ulkin, Ljesch und Durazzo waren zwar in den Händen der Venetianer, aber nichts desto weniger sichere Hinterhalte, durch welche die albanischen Freiheitskämpfer mit dem Occident in Verbindung standen und Hülfe an Geld, Kriegsbedarf, Lebensmitteln und Mannschaft erhalten konnten. Am Gelingen des Aufstandes war den Venetianern am meisten gelegen, weil sie wussten, dass nach Ueberwältigung Albaniens die Reihe an sie selber kommen müsse.

Um die Schwierigkeiten zu vermehren, war der im Gegensatz zum türkischen Einheitsstaat ohnehin nur geringe Gebietsbestand der Aufständischen durch verschiedene, auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtige, theils albanische, theils serbo-slavische Häuptlinge getheilt, die für die allgemeine Sache erst erwärmt und Kastrioto's Hegemonie freiwillig anzuerkennen einzeln bewogen werden mussten. Das sicherste Mittel zum Ziele schien mündliche Verhandlung und ein gemeinsamer Fürstentag. Nur über den Ort, an welchem ohne Erregung gegenseitiger Eifersucht eine Versammlung sämmtlicher Dynasten möglich wäre, herrschten Zweifel. Selbst die Empfindlichkeit der Schwäger und nächsten Blutsverwandten war zu schonen. An seine eigene Hauptstadt wagte Skanderbeg gar nicht zu denken. Apollonia an der Woiussa, Daynum unweit Skutari, und endlich Schabbjak am Fusse der Czernagora kamen nach einander in Betracht, wurden aber alle als eifersuchterregend und der guten Sache gefährlich verworfen und am Ende das von den Venetianern besetzte Ljesch (Lissus, Alessio) als der einzige Punkt erkannt, wo sich die Fürsten, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, zu gemeinsamer Berathung versammeln könnten. Die Ehre, einen allgemeinen Fürstencongress bei sich zu sehen, hätte kein albanischer Dynast dem andern gegönnt, dem Fremden wurde sie ohne Widerrede zugestanden.

Die Sache hatte Eile, und keiner der Geladenen fehlte am bestimmten Tage.

Barletius hat uns die Namen sämmtlicher Theilfürsten aufbewahrt, die sich an diesem letzten Nationalact der Schkypetaren betheiligt haben.[1] Die vornehmsten und berühmtesten waren Georg Kastrioto (Skanderbeg) von Croja im nördlichen, und Arianites Topia von Apollonia im südlichen Albanien. Nach diesen hervorragenden Grössen werden Andreas Topia mit Söhnen und Neffen, dann Skanderbegs Schwestersohn Georg Stresius mit verschiedenen Angehörigen aus dem ebenfalls verschwägerten Hause Musachi, dann die Fürsten Nicolaus und Paulus von Dukadschin, Lucas Zacharias von Daynum, Fürst Petrus Span mit vier erwachsenen Söhnen, Lucas Duschman und Peter von Drivasto, mit Umgehung kleinerer Gebirgshäuptlinge des nördlichen Drinufers, namentlich aufgeführt. Den Schluss macht mit seinen drei Söhnen Skanderbeg's Schwager, der mächtige Montenegrofürst Stephan Tschernojewitsch von Schabbjak am Nordufer des See's von Skutari.

---

[1] Barlet. Fol. 22 verso.

Skanderbeg wurde von den versammelten Fürsten einstimmig zum National-Oberfeldherrn ernannt und ihm für den bevorstehenden Kampf gegen Murad nachhaltige Unterstützung mit „Gut und Blut" zugesagt. Der Beschluss war diesesmal keine leere Phrase. Arianites Topia stellte den Antrag, die Fürsten möchten sich selbst besteuern und zugleich die Summe festsetzen, die sie als jährliche Contribution entrichten wollten. Arianites ging mit gutem Beispiel voran, taxirte sich selbst und riss durch die patriotische Wärme seiner Rede auch die übrigen Häuptlinge mit sich fort. Nur die kleineren Dynasten blieben von Geldbeiträgen verschont und wurden dafür an Mannschaft höher angesetzt. Die See-Grossmacht Venedig wollte sich zu keiner festen Geldcontribution verpflichten und sagte nur Unterstützung im Allgemeinen zu.

Die Erträgnisse des eigenen Landes und die auf dem Congress zu Lissus decretirten Kriegsbeiträge gaben, wenigstens für die Dauer des Kampfes, ein jährliches Einkommen von mehr als 200,000 (venetianischen) Ducaten, was nach unserm Gelde, die besagte Summe dreifach gerechnet, gegen vier Millionen Gulden macht.

Um die vagen Begriffe, die man sich über Belang und Ausdehnung des insurgirten Congress-Albaniens zu machen pflegt, unter bestimmte Umrisse zu bringen und nebenher die bei Barletius und seinen Nachgehern irrig geschriebenen Orts- und Landesnamen, so weit möglich, in ihrer rechten Leseart und Bedeutung herzustellen, wäre hier eine gedrängte statistische Rundschau der aufständischen Gebietstheile Albaniens nicht überflüssig.

Die schkypi-redende Bevölkerung zu beiden Seiten des Drin nennt man im Allgemeinen 'Mirditen' 1). Die Mirditen zerfallen aber in drei besondere Stämme, von welchen die eigentlichen Mirditen, denen die Kastrioto angehören, auf der Südwestseite, und die Dukadschinen auf der Nordostseite des eben genannten Gebietsumfanges die vornehmsten sind. 2)

Das unmittelbare Erbland Skanderbegs nennt Barletius überall 'Aemathia', ein an Baumwuchs, an Quellen und an fruchtbarer Ackerkrume reiches Land mit einem Flusse Aemathus und mit den vier kleinen, aber naturfesten Bergstädten Croja, Petrella, Petralba und Stellusium. Die Namen Aemathia und Aemathus sind aber nur latinisirte Wortformen für Mat, Mati und Matja, wie man das Land und seinen vornehmsten Wasserstrom in der Schkypetarensprache noch heute nennt. 3)

Die Grenzen dieser Kastrioto-Landschaft Mat oder Matja sind im Westen das adriatische Meer von Durazzo bis Lissus, im Norden der Drin, im Süden der Berg Gerabi bei Elbassán und im Osten das Quellengebiet des Fandi, des Mat und seiner Zuflüsse. Land und Strömung neigen sich gegen das Meer, in welches sich der Mati zwischen Lissus und Dyrrachium ergiesst. Dieses 'Aemathia' des Barletius war für die Gelehrten der späteren Zeiten eine Quelle geographischer Irrthümer der störendsten Art, weil das Wort an die mythische Landschaft 'Emathia' (später Macedonien) denken liess. 4)

---

1) Man schreibt und spricht auch 'Mirediten'.

2) Ami-Boué, Tom. II, 16. Grisebach, Reise in Rumelien, Cap. 20, S. 325 ff.; S. 350.

3) Nach Pouqueville, Voyage dans la Grèce, Vol. I, pag. 329 soll der Fluss-Name Matis bei Tit. Liv. Lib. 43 vorkommen. Ich konnte die Stelle: „Matis Dyrrachii non longe a Lisso“ nicht finden. — cf. Hahn, I, S. 91.

4) Ueber Emathia, *'Ημαθία*, vgl. Stephan Byzant. et Suidas sub voc. —

Durch diese Lautähnlichkeit getäuscht verlegt Mr. **Camille Paganel**, der neueste Historiograph Skanderbegs, den Ursprung seines Helden ohne Bedenken in das heute **'Moglena'** genannte Centrum von Alt-Macedonien mit der von den Bulgaren angelegten Hauptstadt **Wodena**, wo weiland in einer lachenden, cascadenreichen Landschaft das alte Edessa stand.[1]

In der Mitte eines waldigen, hochgelegenen und schmalen Thales der Landschaft Mat oder Matja erhebt sich ein Felsen, der gegen Süd, Ost und Nord sehr steil, meist senkrecht aufsteigt und nur gegen West einen sanfthinstreichenden Abfall hat. Dieser Felsen trägt das weithin sichtbare Stadtcastell Croja. Auf drei Seiten naturfest bedurfte es nur auf der Westseite künstlicher Nachhülfe, um in jenen Zeiten jeder Feindesmacht zu trotzen.[2] Nur Hunger konnte Croja bezwingen. Wasser gab den Bewohnern eine reiche, perenne, unerschöpfliche Quelle mitten in der Festung, die von diesem wunderbaren Brunnen den Namen erhalten hat.[3]

Denselben Charakter natürlicher Unbezwingbarkeit hatten die drei übrigen Stadtcastelle **Pertreila**, **Petralba** und **Stellusium**. Ersteres liegt 25,000 Schritte, d. h. gegen zehn Stunden südlich von Croja auf

---

Plinius, Hist. Natural. lib. IV, cap. 10: Macedonia postea CL populorum **Emathia** antea dicta. — Liv. Lib. 40, cap. 3.

[1] Camille Paganel, Hist. de Scanderbeg, Paris 1855, pag. 1, Note 1. — cf. Leake, Travels in Northern Greece, Vol. III, pag. 272, **Vodhená, so called from the Bulgarian Voda.**

[2] Hahn, I, S. 57. — cf. Barletius, Fol. 8. u. Fol. 223. Idem, De expugnat. Scodrensi, L. II, col. 242. — Pouqueville, I, 329. — Boué, Tom. II, pag. 376.

[3] In ea enim sunt fontes juges, ac perennes, ex quibus ei nomen inditum fuit. — *Κρούα* heisst auf Albanisch die Quelle. Hahn, III, S. 207. — Pouqueville lässt die Schkypetaren **Crouïa** aussprechen, I, pag. 329. — Die Byzantiner schreiben *Τὸ ἐν τῷ Ἀλβανῷ φρούριον τῆς Κροίας*, Acropolita. Cap. 49, pag. 98. Bonn.

einer freistehenden, nur von der Ostseite zugänglichen tausend Fuss hohen Felsenspitze.[1]) Petralba verlegt Barletius in ein reizendes Thal am Matiflusse, der am Fusse des Castellfelsens vorüberrinnt, etwa zwölf Wegstunden (triginta millia passuum) von Croja. Stellusium lässt er zwar auch noch im Lande Matja, aber zwanzig volle Wegstunden von der Hauptstadt entfernt auf der Spitze eines wonnigen, in weiter Thalebene sich erhebenden Bergkegels liegen. Etwas näheres über die Richtung von Petralba und Stellusium wird nicht angegeben.[2]) Selbst die Ruinen sind nicht mehr auszumitteln. Nur von Pertreila, dessen Lage man genau kennt, sind heute noch deutliche Reste übrig.[3]) — Das Hausgut der Familie Kastrioti zog sich von den Districten Castrati und Pulati (auf der Nordseite des Unter-Drin) halbmondförmig um das Dukadschin herum und berührte auf seiner Ostseite den benannten Fluss, wo er aus dem See von Ohrida tritt und fünf Stunden unterhalb durch eine Schlucht in die liebliche Thallandschaft Dibra tritt. Dibra wird in das Hohe und Niedere getheilt, wurde erst durch Iwan Kastrioti an

---

1) Hahn, I, S. 87. — Barletius, Fol. 14 verso, nennt dieses Castell Petrella. Bei den Byzantinern findet man *Πέτρουλα* und Petrova. Anna Comnena. Alex. pag. 387. Paris.

2) Ami-Boué verlegt Petralba in die Nähe von Stellusium, und beide in die Gegend der heutigen Türkenfestung Ischim unfern des Vorgebirgs Rodoni gegen sieben Wegstunden von Croja. Herr Boué will sogar die Ruinen der beiden Castelle gesehen haben. Nach Barletius war aber Stellusium von Petralba zehn und von Croja gar zwanzig Stunden weit entlegen. Einen Beleg für seine Annahmen hat Ami-Boué nicht beigebracht*). Mit viel mehr Wahrscheinlichkeit versetzt Viquesnel's Karte einen Ort Stalouzi nach Nieder-Dibra. Entschieden irrig will aber Hammer-Purgstall im Castell Petralba das albanische Belgrad erkennen. — Gesch. d. osm. R. I, 483, Note c.

3) Hahn, I, S. 90 u. S. 120, 17.

---

*) Tom. II, pag. 376. cf. Tom. IV, pag. 545.

Matja gebracht und hat im grossen Drama der albanesischen Insurrection eine entscheidende Rolle gespielt. Nieder-Dibra ist breit und flach, überreich an grünen Matten und Viehweiden, an Pferden, Hornvieh, Getreide und Früchten aller Art. Hoch-Dibra dagegen ist gebirgig und rauh, aber doch fruchtbar, durchfächelt von gesunden Alpenlüften, voll Wassersprudel und vom Waldgebirge herabrauschender Forellenbäche. Die Hauptorte der beiden Districte heissen auf Albanesisch wie das Land: *Dibra sipre* und *Dibra poschte.*[1] Beide Städte waren damals, wie sie es noch heute sind, offene Orte und etwa zehn Stunden von einander entfernt.[2] — Das Dibrathal ist eine natürliche Festung und bedarf bei der Unwegsamkeit der Zugänge auf der Nordseite keiner künstlichen Vertheidigungsmittel. Im Süden, wo die grosse macedonische Heerstrasse von Ohrida her vorüberzieht, haben die Bewohner von *Dibra sipre* zu besserer Hut der Schluchten auf einem steilen Felsen *Sfetigrad* angelegt.[3] Auf der Ostseite zieht der hohe, rauhe, waldige, in der Mitte von einer *route à simple trait* durchschnittene Skardus von Prisrend zum See Lychnites (Ohrida) herab.[4] Durch die Natur des Terrains gezwungen brachen die Türken während des Aufstandes unabänderlich von Serbien her nach Nieder-Dibra, oder von Macedonien her durch Hoch-Dibra in Albanien ein, und hatten bei der Uebernahme des Landes nach Iwan's Tode besonders Sfetigrad stark besetzt.[5] Der slavische Ortsname 'Sfetigrad', d. i. 'Heiligenstadt', verräth deutlich genug, zu welcher Nation die Bevölkerung der *Dibra sipre* gehört. *Dibra poschte* war zu Barletius Zeiten von schkypetarischem Vollblut katholischen Glaubens, *Dibra sipre* aber von Serbo-Bulgaren griechischer „Superstition“ bewohnt. Obgleich an Sprache, Sitte und Religion verschieden ragten die Dibraner beider Districte an kriegerischem Muth wie an Intelligenz und taktischem Geschick über alle Kampfgenossen Skanderbegs hervor.[1] Zugleich waren sie die standhaftesten Freunde und Anhänger des Hauses Kastrioto. Sie bildeten den Kern der aufständischen Streitmacht, und hauptsächlich mit ihrer Hülfe hat Skanderbeg seine Herrschaft wieder errungen, erweitert und länger als ein halbes Menschenalter ungeschwächt erhalten. Zu den schwierigsten und gefahrvollsten Unternehmungen wurden vorzugsweise Krieger aus der Dibra verwendet.[2] Wie Sfetigrad ist auch *Dibra* oder *Dibre* ein serbo-bul-

---

[1] *Σίπρε, Ober, Hoch; πόστε, Unter, Nieder.* Hahn, III, sub voce.

[2] Pouqueville, II, 411.

[3] Sfetigradum in excelso monte (in ardui crepidine montis), velut aquilae nidus, conspicuum. Marin. Barlet. Fol. 15 v. et Fol. 71.

[4] Viquesnel, Carte von Macedonien, mit des Hrn. Verfassers eigenhändigen Randbemerkungen. — Nach Grisebach ist der Schar, d. i. Skardus, eine pfadlose Wand, die am Nordende nur durch das Thal des weissen Drin von Prisrend, und am Südende durch die Lücke von Ohrida den Zugang nach Albanien gestattet. Griseb. a. a. O. cap. 13, S. 121.

[5] Nach Barletius war Sfetigrad 70,000 Schritte oder 480 Stadien, d. i.

---

achtundzwanzig Stunden von Croja entfernt, was mit den 26 leguas des Ochoa, und mit den 58 Miglien des venetianischen Anonymus ungefähr zusammen trifft.*)

[1] Ex Dibrano milite, quos longe bellicosissimos Epiri populos ex totius corpore imperii elegerat.
Barleti, Fol, 65 verso.

[2] Praesidium omne ex Dibrensi milite constabat. Subjecta ea gens Scanderbego, sed non usque quaque Epirotici nominis et linguae erat. Duas namque Dibras regio habet, sicut natura, ita nominum etiam distinctione sejunctas. Et alteram quidem inferiorem, alteram vero superiorem Epiri accolae vocant. Inferior plana fere tota est frugiferis circumdata campis, et rerum omnium fertilibus. Albani et Epirotae incolunt loca, fortissimi bello populi, quorum praecipue armis Castriotus et servavit et auxit imperium, et ardua quaeque ac difficillima expedivit. Egregios inde viros universo promptissimo tempore habuit, qui non imperatoriis minus quam militaribus rem Epiroticam juverunt. Superior Dibra montuosa est, et espera, ferax tamen, et Macedoniam tum ipsa loci vicinitate, tum similitu-

---

*) Barletius, Fol. 9 verso u. Fol. 9 recto. Aus den 400 u. 80 Stadien des Barletius macht Hammer-Purgstall (I. 559) 80,000 Schritte, wovon sonst nirgends zu lesen ist.

garisches Wort und wird auf *Dobro,* weibl. *Dobra, gut, schön,* zurückgeführt. Nach Boué wird bei den Slaven *Dibran* gesprochen, was an das obodritische Doberan in Mecklenburg gemahnt.[1]) Eine zweite Ortschaft *Dibra, Devri* oder *Dobra* findet man noch heute in der epirotischen Provinz Zagóri, 3½ Stunden von Janina, wo auch der frische Bergbach *Dobra voda* rinnt.[2]) Auf der Nordwestseite des Kastriotischen Gebiets gibt es zwei in den Drin fallende Bäche, die man ebenfalls noch heute *Dibre* nennt.[3]) Was aber Skanderbeg's Lieblingsprovinz selbst betrifft, so hat das bulgarische Hoch-Dibra heute wie im fünfzehnten Jahrhundert an Dörferzahl wie an Bevölkerung vor Nieder-Dibra einen merklichen Vorzug. Barletius hat beide besucht.[4]) Von den wanderlustigen Europäern hat sich aber noch keiner in diese selbst von den Türken gefürchtete Region gewagt.[5]) Ami-Boué und Viquesnel sagen nicht, ob sie ihre Nachrichten über die beiden Dibren im Lande selbst erholt oder nur aus fremden Mittheilungen geschöpft haben. Auch Grisebach wich dem verrufenen Lande aus und strich auf der Ostseite des Skardus scheu und klug vorüber.[6]) Was Pouqueville über die bei-

---

dine morum contingens. Bulgari sive Triballi habitant, ferox in armis gens, propior tamen externis quam Epiroticis moribus, et abhorrens in multis ab Albano cultu, graecanico ritu victitabat et plerasque eorum superstitiones sequebatur.

Barlet. Fol. 85. verso Item Fol. 9 verso.

[1]) Ami-Boué, Vol. II, 16.

[2]) Leake, a. a. O. Vol. IV, cap. 127. — Epirot. Fragm. II, pag. 237. — Pouqueville, Vol. IV, pag. 318, 326 et 327 fand ein Dorf und einen Berg *Dieri* auf Morea. — Hahn, I. 321. — Die Byzantiner schreiben *Δέβρη*, was nur eine Variante desselben Wortes Dibra ist. Der Name wird in slavischen Ländern unzählige Male gefunden. Vergl. das Dorf *Döbra* im Bayreuthischen.

[3]) Karte von Montenegro, durch Oberst Graf Feodor v. Caraczay.

[4]) Barletius, Fol. 93 „*ut vidi ipse*".

[5]) Ami-Boué, IV, 516: *véritable coupe-gorge.*

[6]) Grisebach, II, cap. 16, S. 214.

den Cantone erfahren hat, ist auch nicht Selbsterlebtes, es ist nur Mittheilung von officieller Hand, aber nicht ohne genaue Kenntniss der wahren Bestände concipirt. Nach dieser verlässigen Quelle hatte Hoch-Dibra am Schlusse des verwichenen Jahrhunderts eine von 2000 Familien *albanischen* Bluts bewohnte Stadt Namens ***Modrizza*** und siebenundfünfzig Dörfer mit einer Gesammtbevölkerung von 21,400 Seelen, von denen 3000 bewaffnet aus dem Lande ziehen, 8000 aber, weil in der äussersten Noth auch die Weiber Antheil am Kampfe nehmen, den heimischen Herd vertheidigen konnten. Nieder-Dibra hat eine nur von 700 Familien bewohnte Stadt gleiches Namens und 43 Dörfer mit einer Bevölkerung von 1740 Familien, was zusammen 12,200 Individuen theils katholischen, theils mohammedanischen Glaubens gibt. 1)

Sfetigrad besteht nicht mehr; nur ärmliches Gemäuer sehe man noch auf dem Felsenplateau, das einst diese berühmte Festung trug. 2) Mit der Citadelle, scheint es, ist auch die serbo-bulgarische Einwohnerschaft verschwunden und wenigstens im Hauptorte des Cantons durch Schkypetaren ersetzt worden. 3) Doch hörte Grisebach von einem sehr grossen, noch jetzt in den Dibren bestehenden *Bulgarenkloster*, und in

---

1) Ami-Boué, der eine genaue Kenntniss des Terrains verräth, weiss von einer Stadt Modrizza nichts und nennt *Dibre supérieur* eine Stadt von 1000 Häusern. *Dibre inférieur* dagegen sei nur ein ghegbisches Dorf mit zerstreuten Wohnungen.*)

2) Il n'existe plus de Sfétigrad que des restes de murailles sur une assez haute montagne. Ami-Boué a. a. O. pag. 376.

3) Ueber die Statistik der beiden Dibren, Pouqueville, Vol. II, pag. 411 et 412. — cf. Ami-Boué, Vol. II, pag. 125.

---

*) Ami-Boué, Vol. II, pag. 376. — Vol. IV, pag. 546.

einer andern Stelle redet er von einem 'bulgarischen' Antheil der Dibren.[1])

Vergleicht man die verschiedenen Stellen der Biographie Skanderbeg's, in welchen Barletius von dem militärischen Contingent der beiden Dibren redet, so stellt sich heraus, dass sich das Bevölkerungsverhältniss jener Landschaft zwischen seiner Zeit und heute ungefähr gleich geblieben ist oder sich doch nicht bedeutend verändert hat.

So viel genüge zur Kenntniss des Insurrektionsgebiets, auf dessen Hülfsmittel Skanderbeg im herannahenden Kampfe unbedingt rechnen konnte.

Unter den albanesischen Bundesfürsten war das in zwei Linien getheilte Haus Topia das mächtigste und bedeutendste. An der Spitze des ältern Zweiges stand der vielgerühmte Arianites Topia; Andreas Topia repräsentirte den jüngern Zweig. Arianites hatte sich durch den grossen Sieg über Ali, des Vreneses Sohn (i. J. 1435), bereits rühmlich bekannt gemacht, und sein Name wurde selbst im vollen Glanze der Insurrektion in den diplomatischen Urkunden der abendländischen Höfe neben Skanderbeg genannt. Seine Zeitgenossen gaben ihm den Beinamen 'Golem', was im Altslavischen 'Gross' bedeutet.[2]) Von seinem unmittelbaren Besitzthum wie von der Ausdehnung seines Machteinflusses, von der Woiussa bis gegen den Golf von Arta hinab wurde schon früher das Nöthige bemerkt.

Das Gebiet zwischen Durazzo, Gross-Tyrana und Elbassán bezeichnet Barletius als Antheil und Familiengut der jüngern Linie unter An-

---

1) Grisebach, II, 279 und 326, Note.

2) Joach. Stulli, Lexicon Latino-Illyricum, Tom. II, sub voc. magnus — Hahn, I, S. 88 u. 346 Note 222. Barletius will *Golem-os* mit *Comatus* übersetzen, was in keinem Falle richtig ist.

dreas Topia. Doch ist das Besitzthum der beiden Zweige nicht leicht auszuscheiden, da Andreas Topia auch im wilden Gebirgsrevier der Chimara mitzureden hatte.[1]

Der kleine Landbesitz des Georg Stresius zwischen Croja und Lissus verdient eben so wenig als das Ulmengehege mit den Weinranken der schönen Landschaft Musachia umständliche Erwähnung, da die Besitzer durch Blutsverwandtschaft und gemeinschaftliches Familien-Interesse nur für ein Anhängsel des Hauses Kastrioti galten.[2]

Von entscheidenderem Gewichte dagegen war für die Insurrektion der enge Anschluss der kriegerischen und mächtigen Dukadschinen-Fürsten Paul und Nikolaus, die vielleicht eben so viel Land besassen, wie Skanderbeg und mit dem Hause der Kastrioti in keinerlei Verwandtschaft standen. Die Unterordnung dieser gewaltigen Häuptlinge unter den Congress-Oberfeldherrn war die glänzendste Huldigung, die ein Albanier dem Genius des Nationalhelden je bringen konnte. Von Dukadschin im türkischen Administrativbegriff wird hier nicht geredet. Dukadschin in diesem Sinne umfasst ganz Mittel- und Nordalbanien von Elbassan bis hinauf zur Czernagora.[3] Wo der schwarze und der weisse Drin zusammenrinnen, enden die beiden Dibren und beginnt auf beiden Ufern des vereinten Stroms das eigentliche Dukadschin,[4] dessen Bewohner noch heute wie in den Tagen Skanderbeg's an Wildheit, roher

---

[1] Barletius, Fol. 23.

[2] Ex Musachiis quoque plures affuere, id nomen est genti: his sicut idem voluntatis, idem etiam habitus animorum erat cum Scanderbego, ita neque imperium ab illo ulla ex parte separatum distinctumve habebant.

Marin. Barlet., Fol. 23.

[3] Grisebach, II, S. 325 Note, aus Hadschi Chalfa, S. 145 entlehnt.

[4] Grisebach, II, cap. 13, S. 135.

Kraft und Uncultur alle übrigen Stämme Albaniens übertreffen. Nord-Dukadschin, über welches Paulus herrschte, reicht vom rechten Drinufer bis an die serbische Grenze hinauf und ist heute unter der albanesischen Benennung '*Malljesor*' bekannt.[1]) Den Hauptort, wo Fürst Paulus residirte, nennt Barleti Ober-Çadrina, dessen Lage man heute nicht mehr kennt. Ein Nieder-Çadrina am Drin zwischen Lissus und der Skala von Skutari hat sich bis auf unsere Zeit erhalten.[2]) Süd-Dukadschin, der Antheil des Fürsten Nicolaus, ist beim Mangel aller nähern Angaben weniger leicht zu bestimmen. Selbst Grisebach konnte an Ort und Stelle nichts weiter erfahren, als dass die Mirdita, oder das eigentliche Stammland Skanderbeg's, für diese Tetrarchie des Dukadschin im Südwest die Grenze bilde.[3]) Von der Landschaft Dukadschin und vom Culturstande der Bewohner gibt Grisebach eine anziehende Schilderung, zu welcher schon vor ihm Ami-Boué einige Pinselstriche gezeichnet hatte.[4])

Die vier übrigen im Fürsten-Cataloge von Lissus namentlich verzeichneten Dynasten Lucas Zacharia, Peter Span, Lucas Duschman und noch ein Peter sassen insgesammt westlich von Ober-Çadrina in dem Städtchen Dain (Daynum, Dagna, Dagnio der Karten), Duschman, Drivasto und Balsch auf dem rechten Drinufer im Flussgebiet der Moratscha und im Seebecken von Skutari. Dass unter den '*alii reguli vicini*', die

---

1) Malljesor bedeutet auf Gheghisch Bergbewohner, auf Bergen lebend, roh, grob und ungeschlacht.*)

2) Çadrina oder Zadrina ist ein slavisches Analogon zu Zagori, Zabalkanski, und bedeutet einen Ort 'Jenseits des Drin'. — Sismondi glaubt Çadrina sei ein Fluss und schreibt ganz unkritisch 'Lodrino'. Tom. X, 196.

3) Grisebach, II, 326 Note. — Die Viquesnel'sche wie die Cotta'sche Karte setzen umgekehrt die Mirdita nördlich und das Dukadschin südlich, weil sie den türkischen Administrativbegriff mit der einheimischen Benennung verwechselt haben.

4) Grisebach, II, 325—330. cf. Ami-Boué, IV, 127.

---

*) Hahn, III, 66 sub voce *Μαλλjεσοΐνε*.

der Biograph nicht mehr namentlich aufführt, auch noch ein Verwandter des einst mächtigen Hauses Balsch sein konnte, stellt die früher erläuterte Stelle aus Luccari's Annalen von Ragusa deutlich genug heraus.[1]

Der am weitesten entlegene Theilnehmer am Congress war der viel besprochene zu Schabbjak residirende Stephan Tschernojewitsch, Gemahl der ältesten Schwester Skanderbeg's und Herr eines Theiles der Çedda und der Oede von Montenegro.

Dieser vielköpfigen serbo-bulgaro-albanischen Coalition einen Trieb gemeinschaftlicher Action einzuflössen, das Privatinteresse der einzelnen Bundesmitglieder niederzuhalten, die gegenseitigen Antipathieen zu versöhnen und die Wärme der ersten Begeisterung fünfundzwanzig Jahre hindurch auf dem Höhepunkt zu erhalten, vermochte freilich nur ein Skanderbeg. Für die Grösse des Mannes spricht diese seltene Kunst lauter als seine glänzendsten Siege über die Sultane Murad und Mohammed während des langen Kampfes.

Noch vor Ablauf des Winters hatte die Furcht vor Murad's Zorn und das Gerücht vom Anzuge einer grossen Türkenmacht, eine solche

---

[1] Balsch, Bals, Balesium, was heute nicht mehr existirt, war von Skutari sechs, von Drivasto ungefähr drei, von Daynum sieben Wegstunden entfernt.*)

Die Cotta'sche Karte der Türkei setzt Daynum (Dagno) mit Unrecht auf das linke Drinufer unweit der Fähre oder Scala von Skutari. Um mit dem Heere von Croja nach Daynum zu kommen, musste Skanderbeg über den Drin gehen**), den er auf dem Heimweg von Daynum nach Croja in umgekehrtem Sinne überschreiten musste.***)

---

*) Barleti, Fol. 53. —

**) Drinonem fluvium superaverat. Barlet, 48, verso.

***) In ulteriorem ripam Drini eo die se contulit. Barlet. Fol. 53.

Menge theils geübter und wohlgerüsteter Streiter, theils unbewaffneter Milizen in das Hauptquartier nach Croja getrieben, dass für Bildung mehrerer Heerkörper ausreichendes Material vorhanden war. Aus der ganzen Masse wurden jedoch nur achttausend Reiter und siebentausend Fussgeher — lauter erprobte Krieger — Mann für Mann auserlesen und der Rest als Reserven theils in die festen Plätze gelegt, theils in die Heimath zurückgeschickt. Wie Hannibal war Skanderbeg vorzugsweise Reitergeneral. Zugleich wurde, woran in der Christenheit damals noch niemand dachte, und was in Albanien selbst eine unerhörte Neuerung war, im Erblande Matja die Conscription eingeführt, die waffenfähige männliche Bevölkerung in Listen eingetragen und nach Bedarf und Willkür in regelmässigem Schlag ausgehoben. Auf diese Einrichtung legte Skanderbeg ein solches Gewicht, dass er es bei dem grossen Menschenverbrauch am Ende nicht unter seiner Würde hielt, an der Spitze der Aushebungscommission persönlich im Lande herumzuziehen und aus den Conscriptionslisten die geeignetsten Individuen für den Dienst auszusuchen.[1])

Den unberechenbaren Werth einer stehenden, regelmässig besoldeten und zu jeder Stunde schlagfertigen Streitmacht hatte Skanderbeg, wenn er auch von den *ἑταῖροι* und dem *ἄγημα* Alexanders nichts wusste, doch hinlängliche Gelegenheit am Exempel der Janitscharen zu bemessen. Ihr Uebergewicht über das Kriegswesen der damaligen Christenheit hatten die Türken hauptsächlich diesem genialen Institut Urchan's zu verdanken. Skanderbeg, der Türkenzögling, verpflanzte diese segenbringende Einrichtung nach Albanien und stellte den zwölftausend Prätorianern des Padischah ein auserlesenes Corps von etwas

---

1) Barletius, Fol. 226 verso: nam quum universam provinciam ad recensenda capita obequitasset.

über *zweitausend* Schkypetar'schen Leibgarden gegenüber, die an Kriegsgewandtheit, an Disciplin, Muth und schwärmerischer Anhänglichkeit an ihren Soldherrn hinter ihrem Vorbilde nicht zurückstanden. Namen und Thaten jedes einzelnen der Heldenschaar wusste Skanderbeg auswendig, nahm zuweilen an ihrem Mahle Theil, und trank im Siegestaumel, wenn er einen der Zecher besonders auszeichnen wollte, dem Glücklichen ohne Unterschied des Ranges mit albanesischer Vertraulichkeit die Gesundheit zu. Diese merkwürdige Nachricht hat sich nur in der ungedruckten Skizze des Venetianers Melchior Michaeli erhalten, verräth aber zugleich das Geheimniss des langen Glücks und der sonst nicht zu erklärenden Erfolge Skanderbegs.[1]

Die Gelegenheit, die neuen militärischen Einrichtungen zu erproben und zugleich die Congresswahl des obersten Kriegsfürsten Albaniens zu rechtfertigen, liess nicht lange auf sich warten. Der Unwille Sultan Murad II. über die Fahnenflucht, über den Undank, über den Aufruhr und über die Grausamkeit des mit Auszeichnungen überhäuften Günstlings war so heftig, dass er, um den Frevler zu züchtigen und die Bewegung im Keime zu erdrücken, noch vor Abschluss des Friedens von Segedin, d. i. im Juni 1444, den tüchtigsten seiner Heerführer, Na-

---

1) Habuit in Comitatu, *cum perpetuas aleret copias*, lectissimorum hominum amplius duo millia.

Horum nomina factaque memoriter tenere consueverat, summusque erat illi honor, cui ipse discumbens de patera sua propinasset.

Codex bavaricus, Nr. 2624, pag. 224.

Nach Sabellico war Skanderbeg's Reitergarde 600 Mann stark, sexcentos lectissimos equites habuit semper.

Decad. III, lib. IX, pag. 568.

Nur bei der grossen Reiterschlacht in der Nieder-Dibra wird ohne nähere Angabe einer *Cohors praetoria* gedacht. Barletius, Fol. 32.

mens Ali Pascha, mit einem Corps von vierzigtausend Reitern gegen Albanien ziehen liess.[1] Der Einbruch geschah von der „Mösischen Hochebene“ (Kossova) herab, durch die weite Lücke, welche die Natur in der Gebirgsmauer zwischen dem Gljep und dem Skardus auf der Nordostecke Albaniens gegen das Dibrathal gelassen hat.[2] Vom ersten Schlage hing alles ab. Bisher war man in Albanien nur an Unheil und Niederlagen gewöhnt. Skanderbeg nahm mit siebzehntausend auserwählten Kriegern in einer Waldschlucht der Nieder-Dibra eine so meisterhafte Stellung und manövrirte mit solcher Ueberlegenheit, dass der wildanstürmende Ali trotz seiner numerischen Ueberlegenheit gänzlich geschlagen wurde und mit den ärmlichen Trümmern seines Heeres die Flucht ergreifen musste. Die Türken *sollen* in dieser Schlacht zweiundzwanzigtausend Todte und zweitausend Gefangene mit vierundzwanzig Fahnen verloren haben, von den Siegern dagegen neben einer Unzahl Verwundeter nur ungefähr hundertundzwanzig Mann geblieben sein.[3] Der Berichterstatter hat diese ausschweifenden Zahlen ohne Zweifel in den Aufschreibungen albanesischer Augenzeugen gefunden, eine gesunde und billige Kritik erlaubt aber nichts weiter anzunehmen, als dass die Insurgenten den Sieg erfochten, die Türken aber grosse Verluste erlitten und das Lager mit allem Kriegsbedarf verloren haben. Am romanhaftesten klingen neben zwei Myriaden todter Türken einhundertundzwanzig gefallene Schkypetaren. Die Schlacht dauerte von Sonnenaufgang bis gegen drei Uhr Nachmittags. Der Ausgang war lange zweifelhaft und Skanderbeg mit der *Cohors praetoria* selbst hart bedrängt, bis endlich die in Reserve aufgestellten heldenmüthigen Bürgermilizen von Croja vorrückten und der schlau gelegte Hinterhalt im Rücken der mit muthvoller Hartnäckigkeit streitenden Türken hervorbrach und den Streit entschied. Ein grossartiger Plünderungszug in die angrenzenden Districte von Türkisch-Serbien war die nächste Folge des Sieges. Mit reicher Beute und mit abgeschnittenen Türkenköpfen beladen, ging das triumphirende Heer nach Croja zurück und wurde bis auf die prätorische Cohorte in die Heimat entlassen.

---

[1] Ante idus Junias nulla belli auspicia adversus eum sumta invenio. Barleti, Fol. 31.

[2] Hahn, I, 5.

[3] Barletius, Fol. 32 verso.

Die erste und fürchterlichste Probe war glücklich überstanden, die patriotische Erhebung war durch den Sieg befestigt und das unbedingteste Vertrauen auf das Ingenium des Führers in aller Herzen eingedrungen. Das insurgirte Albanien glaubte jetzt an die eigene Kraft und zugleich an die Möglichkeit, die türkische Sturmwelle von der Landesgrenze abzuwehren. Siegesbotschaften mit Beutemustern ergingen an die Höfe der abendländischen Christenheit, wo man auf diesen Schlag hin feuriger als je an die „nahe Vertreibung der Türken aus Europa“ glaubte. Der Kreis der westlichen Diplomatie hatte durch diese Ereignisse einen Zuwachs erhalten und neben den Höfen von Rom, Buda, Venedig, Neapel und Burgund nahm jetzt auch der *Hof von Croja* in voller Ebenbürtigkeit seinen Platz. In einem von Barletius angezogenen (ächten oder unächten?) Antwortschreiben des Königs Wladislaus von Ungarn und Polen, de dato Buda, 28. Juni 1444, d. i. zwölf Tage vor dem Frieden zu Segedin, erhielt der sieggekrönte Fürst von Epirus und Albanien die willkommene Aufforderung, sich an die abendländische Coalition anzuschliessen und am ruhmvollen Werke der *Turkelasie* theilzunehmen[1]). Und wenn König Wladislaus den unter furchtbarem Eide auf zehn Jahre geschlossenen Türkenfrieden schon nach sechs Wochen wieder brach, so hatte zu diesem verhängnissvollen Entschlusse Skanderbegs Sieg in der Nieder-Dibra und sein Versprechen, die Allianz durch ein albanesisches Hülfscorps in Person zu unterstützen, gewiss nicht am wenigsten beigetragen. Das eidbrüchige Christenheer hatte sich gegen Warna in Bewegung gesetzt. Skanderbeg eilte, um die Verbündeten zu erreichen, über das Schlachtfeld von Dibra auf die serbische Hochebene hinauf, wo ihm aber der mit dem Sultan verschwägerte Despot Georg Brankowitsch den Durchzug verwehren wollte. Die Unterhandlungen waren noch nicht zu Ende, als die Nachricht kam, Wladislaus habe, ohne die Ankunft der Schkypetaren zu erwarten, bei Warna den Kampf gewagt und sei mit seinem ganzen Heere erschlagen worden. Aus Rache verheerte Skanderbeg das Gebiet des serbischen Despoten und zog, ohne zum Nutzen der gemeinen Sache irgend etwas gedeihliches zu verrichten, wieder nach Croja zurück. Das Unglück bei Warna fand am 10. November 1444 statt[1]. Skanderbeg muss also nach der Mitte Octobers von Croja ausgezogen und in der zweiten Novemberhälfte wieder heim gekommen sein, d. i. genau um dieselbe Zeit, in welcher er das Jahr vorher als Deserteur und Rebell das türkische Hauptquartier verlassen hatte.

---

[1]) Barleti. Fol. 34 verso. Die Jahrzahl MCCCCXLIII ist im gedruckten Text nur ein Kopistenfehler.

Die Lust des Abendlandes, für Byzanz zu interveniren und die Türken aus Europa zu vertreiben, wurde durch die Niederlage von Warna auf längere Zeit wieder abgekühlt. An Unterhandlung und Erneuerung des verletzten Friedens jedoch wurde bei der flagranten Treulosigkeit der Christen nicht mehr gedacht. Die Türken rückten aber auch nicht vor, und die Kämpfer gingen von Warna grollend und unversöhnt auseinander, wie man es in unseren Zeiten nach der Schlacht bei Austerlitz gesehen hat. Was von den Besiegten entkommen war, floh unverfolgt, wohin Zufall und Glück einen Ausweg liessen. Der Beistand, den Skanderbeg auf der Wahlstatt zu leisten gehindert war, kam den Flüchtlingen zu gut, die ihr guter Stern nach Croja trieb. Unter den Entkommenen war auch Johann Hunyad, der grosse Kapitän, auf dessen klugen und kriegserfahrnen Rath jugendliche Selbstüberhebung bei Warna nicht hatte hören wollen. Unversöhnten Gemüths verwaltete er zu Buda-Pesth die Angelegenheiten des verwaisten Königreichs. Er brauchte aber vier volle Jahre, bis er seinem Rachegefühl wieder thatsächlichen Ausdruck zu geben die Kraft erlangte.

---

[1] Hammer-Purgstall, I, 462.

Diese permanente Besorgniss vor neuen Ausbrüchen des Magyaren-Zorns gestattete dem Sultan nicht, mit seiner ganzen Macht das rebellische Albanien anzugreifen und den noch allein aufrecht stehenden „Frevler“ Skanderbeg niederzuschlagen. Ueberdiess liebte Murad II gegen alles Herkommen seines Hauses und seiner Nation den Frieden, die Ruhe und die Einsamkeit und war, obgleich erst vierzig Jahre alt, des weltlichen Regiments und des ewigen Soldatenlebens schon längst überdrüssig. Den byzantinischen Christen traute er in naiver Gutmüthigkeit so viel Billigkeit und Verständniss zu, die Unmöglichkeit, den Osmanen zu widerstehen und sich selbst unabhängig zu regieren, endlich einzusehen, der Hoffnung auf fremde Hülfe zu entsagen und sich dem Genius der neuen Centralgewalt des illyrischen Continents friedlich und mit Resignation zu unterwerfen. Sogar an Skanderbeg soll von der Hohen Pforte noch vor dem Entscheidungstag von Warna ein Antrag in diesem Sinn ergangen sein: Es solle, wenn der Undankbare, der Rebell und Deserteur die Feindseligkeiten einzustellen, die Oberhoheit der Pforte anzuerkennen und zum Zeichen loyaler Unterwürfigkeit Tribut zu zahlen sich anheischig mache, das Vorgefallene vergessen und ihm der friedliche Besitz des väterlichen Erbtheils gewährleistet sein [1]. Diese

---

[1] Barletius, Fol. 40, ff.

Anträge blieben natürlich fruchtlos. Nun sollte Firus-Pascha das, wie man in Adrianopel glaubte, im Siegestaumel sorglos schwelgende Rebellenland mit einem kleinen, aber ausgesuchten Reitercorps überraschen und mit Wenigen und durch List bewirken, was die grosse Zahl und der trotzige Pomp bei Nieder-Dibra nicht vermochten[1]. Am Gelingen des Ueberfalls zweifelte in Adrianopel niemand, weil man dort die 'Arnauten' von früheren Zeiten her nur als zuchtlose Freibeuter und tumultuarische Milizen kannte. Man wusste noch nicht, dass es auch in Croja Janitscharen mit Sold und Disciplin unter einem Führer gebe, der bei den Türken selbst die Feldherrnkunst gelernt habe. Der Einbruch geschah nicht mehr über die 'Mösische Hochebene' (Kossova), von welcher im Frühling vorher Ali-Pascha mit seinen 40,000 Reitern herabgestiegen war. Firus kam von Macedonien her durch eine Skardus-Passage bei Mocreas in die Dibra herein. Mocreas, ein liebliches, gut angebautes, schluchtenvolles Waldthal am westlichen Ausläufer des hohen Skardus, war der äusserste Grenzpunkt des Insurgentenlandes[2]. Um selbst dem fliegenden Gerüchte voranzueilen war Firus-Pascha mit unglaub-

---

[1] Nach Barletius bestand die Expedition nur aus 9000 Reitern.

[2] *Mocreas*, wie *Moreas*, ist ein slavo-bulgarischer Terminus und bedeutet eine feuchte, wasserreiche Gegend. *Мокру*, spr. *Mokru*, besagt im Altslavischen so viel als *humidus**) *Mókar* und *Mokrahan* des südslavischen Dialects gehören zu derselben Wurzel. Orte und Berge dieser Benennung sind in den Ländern der Gräco-Slaven eben so häufig wie *Dobra Voda*, *Osero* und *Radowits*. Mokrena, Dorf und Gegend südlich vom Ohrida-See. Ein Dorf *Mokrena* zwischen den Flüssen Elbe und Mulde in Sachsen ist jedermann bekannt. Selbst auf Personen wurde der Begriff übertragen. Der berühmte Bulgaren-König Samuel, ein grosser Zecher, erhielt im Volkswitz den Beinamen 'Mokr-os', der Nasse**).

---

*) Kopitar, Glagolita Clozianus, pag. 76 sub voc.

**) cf. Joach. Stulli sub voc. *humidus*, *humidulus*. — Pouqueville, II, 395. — Barletius, Fol. 12, 21, 44 u. 45 verso. — Cedrenus, Hist Byzant. pag. 695.

licher Schnelligkeit herangezogen, fand sich aber doch in der vorgenannten Waldenge Mocreas, wo er durch musste, plötzlich inmitten des seiner im Stillen harrenden Schkypetarenheeres unter Skanderbeg. Firus entkam nur nach grossem Verluste in schneller Flucht. Vorsichts halber war eine starke Reserve unter Mustafa nachgerückt, um die erwartete Siegeskunde kräftig auszubeuten. Mustafa nahm die fliehenden Reiter des Firus auf, drang durch die Skarduspässe und erlitt auf derselben Stelle das Schicksal seines Vorgängers, nur mit noch grösserer Schande und mit noch grösserem Verlust. Um recht kritisch zu scheinen gibt Barletius auf Seite der Türken die Zahl der Todten nur auf 5000 und die der Gefangenen auf 300 an[1]. Mustafa liess sich in der Waldschlucht überfallen. Lager, Fahnen, Gepäck und Beute fielen in die Gewalt der über die Verheerung der schönen Landschaft erbitterten Albanesen, die ihrerseits nur zwanzig Reiter und fünfzig Fussgeher verloren haben wollen. Keine Erfahrung vermochte bisher dem brutalen, gleichsam mechanischen Ungestüm der türkischen Heerführer zu corrigiren. Jetzt wurden sie etwas vorsichtiger, und aus Adrianopel erschien gemessener Befehl, der Offensive zu entsagen und sich mit aller Mühe auf den Schutz der Grenze zu verlegen. Nach einer hingeworfenen Stelle des Barletius sind die beiden Gefechte von Mocreas noch auf den Spätsommer des Jahres 1444 anzusetzen[2]. Drei Siege in Einem Jahre gaben der Insurrection gewissermassen das Recht der Existenz. Und die Hoffnung, von Seite der Türken lange unangefochten zu bleiben, war in Albanien um so gegründeter, als Murad II. Thronentsagung nach der Schlacht von Warna und seine durch innere Bewegungen veranlasste Wiederaufnahme der Gewalt an Albanien im nächsten Jahre 1445 nicht denken liessen. Auch hielt es Murad für klüger, vorerst im Innern der illyrischen Halbinsel, in Böotien, in Attika, im Peloponnes tüchtig aufzuräumen und die albanesische Gefahr auf gelegenere Zeiten aufzusparen. Mustafa blieb zwar mit einem Beobachtungscorps an der albanesischen Grenze stehen, hatte aber den strengsten Befehl, sich aller aggressiven Feindseligkeiten zu enthalten.

---

[1] Barletius, Fol. 46 verso.

[2] Autumni namque tempus erat. Barlet. Fol. 45 verso.

Im insurgirten Lande war in Folge dieser Ereignisse das Gefühl der Sicherheit so stark belebt und so allgemein verbreitet, dass die einheimischen Fehden und die Zwistigkeiten der einzelnen Bundesglieder untereinander nach alter Schkypetarensitte schon wieder aufzutauchen begannen.

Der Sohn des Bundesfürsten Paul von Dukadschin hatte seinen kinderlosen Nachbar Lucas Zacharias, Herrn von Daynum, meuchelmörderisch ermorden lassen, um die feste Stadt und ihr kleines Gebiet an sich zu reissen. Lucas aber hatte mit seinem Freunde Skanderbeg einen gegenseitigen Erbvertrag geschlossen und vermöge dieses Erbvertrags sollte Daynum, weil Skanderbeg den Fürsten Lucas überlebte, nun an Croja fallen [1]). Die Bewohner des kleinen Gebiets wollten in ihrer Anhänglichkeit an die Familie des Clanhäuptlings weder vom jungen Mörder Dukadschin, noch vom grossen Helden Skanderbeg etwas wissen und riefen, um das Besitzthum für die Wittwe zu erhalten, gegen beide Prätendenten eine venetianische Besatzung aus dem nahen Skutari herbei. Skanderbeg wollte seine Ansprüche mit Gewalt geltend machen und ging mit 10,000 Mann über den Drin, auf dessen rechtem Ufer der Gegenstand der Fehde lag. Daynum verschloss aber unpatriotisch und renitent dem Sieger von Nieder-Dibra und Mocreas die Thore und trieb seine Mauerangriffe standhaft zurück. Es war Bürgerkrieg in Albanien und ein gewaltiger Riss in der heiligen Liga kaum ein Jahr

---

1) Barleti, Fol. 47 verso.

nach dem Congress zu Lissus. Um Daynum zu entsetzen, rückte ein venetianisches Soldheer unter Daniel Juritsch von Dalmatien herbei. Skanderbeg besiegte den Gegner in offener Schlacht, konnte aber die Stadt doch nicht zur Uebergabe zwingen. Dafür baute und befestigte er das zerstörte Balesium in der Nähe von Skutari, übertrug die Vertheidigung des Neubau's dem Marinus Span, liess den Neffen Hamsa zur Blokade vor der Festung und eilte mit dem Kern des Heeres nach der Ober-Dibra zurück, weil sich die Türken unter Mustafa drohend an der Grenze zeigten[1]). Durch drei Niederlagen von der 'mösischen' Strasse und von der Skarduspassage abgeschreckt waren sie dieses Mal über Ohrida hereingebrochen und schon bis *Oranitsch* vorgerückt, als Skanderbeg, den man noch vor Daynum glaubte, wider alles Vermuthen mit dem Heere vor ihnen stand[2]). Für den Nichterfolg jenseits des Drinflusses mussten nun die Türken büssen. Skanderbeg war bei Oranitsch schrecklicher als je zuvor. Mustafa verlor, wie die albanesischen Aufschreibungen behaupten, 10,000 Todte, 15 Fahnen, und nur 75 Gefangene, unter denen aber mit zwölf der vornehmsten Offiziere Mustafa selber war. Die todten Türken lagen in langen Reihen. Schkypetaren sollen nur gegen 300 gefallen sein.

Vor Daynum hatten die Dinge unterdessen eine schlimme Wendung genommen. Die beiden Blokadechefs, Hamsa und Span, waren uneinig;

---

1) Barleti, Fol. 53.

2) Barleti nennt den Ort, wo die Heere zusammentrafen, *Oronichens* oder *Oronchius*. Wir folgen der Autorität Viquesnel's und schreiben Oranik oder Oranich, d. i. Oranitsch. Das Städtchen liegt drei Wegstunden unterhalb dem Punkte, wo der Drin aus dem See von Ohrida tritt. Seine Entfernung von Croja beträgt aber nicht 6000 Schritte, wie im corrumpirten Text Barleti's steht, sondern 60,000 Schritte, d. i. über vierundzwanzig Stunden Wegs.

Die wahre Leseart des Namens ist ohne Zweifel *Hranitsch*, was sich in der Herzegowina und in Bosnien wieder findet.

Drivasto hatte für die tapferen Bürger des belagerten Daynum Partei genommen und einen unbesonnenen Angriff Hamsa's, der sie züchtigen wollte, herzhaft zurückgeschlagen; die Venetianer aber hatten das neugebaute Balesium überfallen, angezündet und dem Erdboden gleich gemacht. Diese Hiobsposten trafen am Abend der Schlacht von Oranitsch im Lager ein und verbreiteten im siegreichen Heere die grösste Niedergeschlagenheit. Skanderbeg kehrte in Eilmärschen zur Blokade von Daynum zurück und rächte sich für den erlittenen Schimpf mit barbarischer Grausamkeit an seinen eigenen den Venetianern unterworfenen Landsleuten der Umgegend von Skutari.

Die Sieger von Oranitsch verbrannten die reife Getreideernte, rissen die Weinreben aus, fällten die fruchtbeladenen Obstbäume, zündeten Dörfer und Villen an, und tödteten in der ersten Wuth so viel ihnen von dem unbewaffneten christlichen Bauernvolk in die Hände fiel. Nebenher machte Skanderbeg dem Neffen Hamsa, weil er schon vorher ähnliche Barbareien im Lande verübt hatte, die kränkendsten Vorwürfe, überhäufte den als Türke aufgewachsenen Jüngling seiner stupiden Rohheit wegen mit Verwünschungen, wie sie nur ein türkisch geschulter Schkypetar vorbringen konnte, merkte aber nicht, dass er selbst vollkommen dem rohen Neffen glich. Die wilde Gheghennatur Skanderbegs, seinen unbändigen Jähzorn und seine angeborne Grausamkeit hatte der Erbfolgestreit von Daynum deutlicher als irgend ein Ereigniss im Laufe der Revolution zur Schau gestellt.

Das blokirte Daynum, obgleich durch Mangel an Lebensmitteln zur Verzweiflung gebracht, ergab sich dennoch nicht. Das Jahr 1445 war unter diesen traurigen Vorfällen zur Neige gegangen und die Vorboten des Winters, Kälte und Herbstregen, trieben den Wüthenden endlich vom Zerstörungstheater in das Lager vor Daynum zurück. Die Blokade wurde mit demüthigender Erfolglosigkeit trotz Frost und Ungemach den ganzen Winter aufrecht erhalten, bis endlich im Frühling des folgenden Jahres 1446 der unerquickliche Erbstreit friedlich ausgeglichen wurde. Daynum blieb frei unter venetianischem Schutze, und Skanderbeg wurde mit einem Landstrich am Drin, d. h. mit einem kleinen Theile des kleinen streitigen Gebiets abgefunden. Der neue Gebietszuwachs hatte die einzige Ortschaft *Bussarperi* links der Heerstrasse, die von der Drinfähre nach Skutari vorüberläuft [1]). Nachdem die Venetianer ihren Vortheil gesichert hatten, wurde die Allianz wieder erneuert und Skanderbeg zum Trost für den nachtheiligen Frieden und die erlittene Schmach einstimmig und feierlich in die Listen der Nobili di Venezia eingetragen und eine Copie dieses Staatsacts durch eine ausserordentliche Botschaft mit reichen Geschenken nach Croja gebracht. Die Commission, welche Skanderbeg nun noch besonders zum Oberbefehlshaber für die venetianischen Besitzungen im Epirus und Illyrien ernannte, wurde zugleich mit dem Adelsdiplom von neuem bestätigt [2]).

Im Gemüthe des Beobachters lässt die Episode von Daynum einen traurigen Eindruck zurück und macht ihn für den endlichen Ausgang der Insurrection schon jetzt besorgt. Es zeigt sich ja bei dieser Veranlassung, dass die Schkypetaren ihrer angebornen Sünde der Unbotmässigkeit und der brudermörderischen Fehdewuth selbst in der äussersten Bedrängniss von Aussen her nicht entsagen können, und dass sie nur, um Störungen in ihrem Geschäfte durch die Türken zu verhindern, Skanderbeg an ihre Spitze stellten. Nicht um Frieden, Zucht und Ordnung im Innern herzustellen, wohl aber um den Feind während ihrer

---

1) In Barleti's Text, Fol. 61 verso, ist der Ortsname *Bussarperi* in *Busegiarpeni* corrumpirt. Die wahre Leseart gibt Oberst Caraczay's Karte von Montenegro.

2) Barleti, Lib. IV, Fol. 62 verso. cf. De le cose, cap. 10 u. 11, wo der Streit lichtvoller und besser als im Barleti beschrieben wird.

inneren Fehden vom Lande abzuhalten, ist die Coalition von Lissus vereinbart worden.

An Skanderbeg selbst sind in diesem Bundeskriege die ersten Symptome absoluter Unfähigkeit für Teichomachie zum Vorschein gekommen. Hannibal hatte vor *Spoletium* und *Cassilinum* zwar auch nicht mehr Erfolg als Skanderbeg vor dem ärmlichen Daynum, vor Sfetigrad und vor Albanisch-Belgrad, aber Hannibal hat Sagunt und Tarent erobert. Cäsar war vor Gergovia und Dyrrachium, und Napoleon vor Akke gleichfalls nicht vom Glück begünstigt, aber *Avaricum, Alesia, Uxellodunum, Toulon* und *Mantua* haben den Rostfleck glänzend weggewaschen. Keine Festung dagegen, die sich ernstlich vertheidigen wollte, ward je durch Skanderbeg bezwungen, und von den drei merkwürdigsten Belagerungen, die er in Person versucht, haben zwei mit Unglück und Verlust, die dritte und wichtigste aber mit einer tödtlichen Niederlage und mit nie wieder gut zu machender Schmach geendet.

Nach dem Frieden von Daynum zeigt sich in den Nachrichten über den albanesischen Freiheitskampf eine Lücke von beinahe drei Jahren, die selbst Barleti stillschweigend überspringt oder nur mit rhetorischen Declamationen ohne thatsächliche Unterlage auszufüllen sucht. Nur von einem grossartigen Raub- und Zerstörungszug in die nächst liegenden Grenzdistricte Macedoniens weiss er zu erzählen. Es war kein Feind in der Nähe, Skanderbeg wollte nur seinem angebornen Rache- und Vernichtungstrieb Genüge thun und zugleich die Taschen seiner beutegierigen Schkypetaren füllen. Er hatte ein förmliches Plünderungscorps organisirt, in welchem niemand Sold verlangte, wenn jeder, was er selbst ergreife, auch behalten dürfe[1].

---

[1] Aliud enim nihil tum a duce poscebat militaris cupiditas, nisi quod quisque sua manu cepisset. Barleti. Fol. 62 verso.

Skanderbeg wollte wie ein anderer Louvois das Grenzland in eine Wüste verwandeln, um den Feinden durch Vernichtung der Existenzmittel die Zugänge nach Albanien zu verschliessen. Alles bewegliche Eigenthum der überschwemmten Gegenden wurde weggenommen, das übrige mit den Wohnhäusern verbrannt, selbst die Wälder und die Obstgärten wurden angezündet, das moslimische Bauernvolk ohne Erbarmen getödtet und selbst den christlichen Glaubensgenossen ausser Freiheit und Leben nichts gelassen 1). Der christlichen Nachbarschaft musste der Held von Croja weniger als 'Athleta Christi', wie er sich selbst in seinen diplomatischen Erlassen nennen liess, denn als der böse Genius der Apokalypsis erscheinen, für den alle Sympathie unmöglich war.

Das grosse Unglück bei Oranitsch hatte die hohe Pforte endlich zur Ueberzeugung gebracht, dass mit Partialversuchen und mit detachirten Corps, seien sie auch noch so stark und noch so klug geführt, gegen den fürchterlichen Mann nichts auszurichten sei und dass der Padischah, um den Aufstand der Schkypetaren zu ersticken und die Plünderungsfluthen abzudämmen, wie weiland gegen die hungarische Coalition, mit der Hauptarmee selber kommen müsse. Vorher musste aber der seit Bajesid I. (1389—1404) wiederholt durchstreifte und gebrandschatzte Peloponnes vollends zur Ruhe gebracht, und dann erst noch mit dem schmollenden, in der letzten Warna-Coalition tief verflochtenen Johann Hunyad das letzte Wort gesprochen werden. Die eine Hälfte dieser Aufgabe hatte der Sultan vom Spätherbste 1445 bis

---

1) Colonorum magnus numerus caesus, nisi qui Christianum nomen profitebantur. His quoque nihil praeter vitam et libertatem relictum Ignis postea tectis immissus deformavit omnia, ac in cineres vertit, ita ut, si exercitus hostilis eo tempore venisset in Epirum, nisi convecto secum commeatu, vix unius diei alimenta inde sperare potuerit. Barlet. Lib. IV. Fol. 62. verso.

zum Ausgang des Winters 1447 glücklich gelöst[1]. Und wenn nach Niederwerfung der Fürsten Inner-Griechenlands der Blitz nicht noch im Sommer des Jahres 1447 auf die Schkypetaren niederfuhr, wie es jedermann und am meisten Skanderbeg selbst erwartete, so verdankt Albanien diese neue Frist nur den standhaften Interventionsbestrebungen des päpstlichen Hofes, dem es gelungen war, das letzte grosse Executionsheer zur „Vertreibung der Türken aus Europa“ zusammenzubringen. Wie eine dunkle Wetterwolke hing es über Sultan Murad's Haupt. Skanderbeg und Arianites Topia, die Freunde aller Türkenfeinde, wurden durch eine Gesandtschaft aus dem verbündeten Hauptquartier in Buda auch dieses Mal zur Theilnahme an der heiligen Liga eingeladen[2]. Skanderbeg sagte im Namen beider mit Freuden zu, und wollte an der Spitze seiner 10,000 auserlesenen Veteranen selber kommen. Die Entfernung war diesesmal weniger bedeutend, als bei der Warna-Coalition. Hunyad stand schon auf dem verhängnissvollen 'Amselfelde', wollte aber die Ankunft der verbündeten Schkypetaren nicht erwarten und wagte allein das Treffen. Durch den Verrath der Walachen, die gleich den Sachsen bei Leipzig während des Gefechts zu den Feinden übergingen, wurde Hunyad in einer dreitägigen Schlacht (17., 18. und 19. Oktober 1448) auch hier wieder gänzlich geschlagen und verlor wie bei Warna sein ganzes Heer. Die Wortbrüchigkeit, der Leichtsinn, der gegenseitige Verrath und das constante Missgeschick der christlichen Coalitionen jener Zeit flossen uns, besonders einem Murad II. gegenüber, Gefühle ein, die mehr an Unwillen und Verachtung als an Mitleid und Nachsicht streifen.

---

[1] Laonicus Chalcocond. Lib. VII, pag. 340—350. Bonn. — Hammer-Purgstall, I. 467—477.

[2] *Πρεσβευσάμενος* (Joh. Hunyad) *δὲ ἐπὶ Σκενδέρῃ τε καὶ Ἀριανίτῃ, ἐν νῷ ἔχων αὐτοὺς προϊόντας ἐς τὸ πρόσω τῆς Εὐρώπης συμμῖξαι.* Laonic. Chalc. Lib. VII. pag. 357. Bonn.

Das rechte Save- und Donauufer war durch diesen vernichtenden Schlag endlich von den abendländischen Kriegsleuten ohne Aussicht auf Wiederkehr gesäubert und die Reihe kam nun wirklich an den gefährlichsten, unversöhnlichsten und standhaftesten Gegner türkischer Suprematie in der ganzen Christenheit. Zeit zur Rüstung hatte den Insurgenten nicht gefehlt. Albanien glich einer grossen Festung, die den Sturm erwartet. Das äusserste Vorwerk, das den ersten Anprall auszuhalten hatte, war Sfetigrad, das unersteigliche Felsencastell in der Hohen-Dibra. Hier besonders war für Alles vorgesorgt. Perlat befehligte in dem von lauter griechisch-gläubigen Hoch-Dibranern vertheidigten Castell[1]). Auch fremde Söldner und Abenteurer aus Dalmatien, Italien, Südfrankreich und *Deutschland* waren gekommen, um bei Skanderbeg zu finden, was Wladislaus und Hunyad an Ruhm und Beute bei Warna und auf dem Amselfelde nicht hatten geben können.

Am 14. Mai 1449 erschien Murad II. selbst mit der Hauptarmee vor Sfetigrad. Es waren mehr als 100,000 Mann mit den ersten Anfängen des neuen Belagerungsgeschützes, dessen Gebrauch die Albanesen erst im Laufe dieses Krieges kennen lernten[2]). Die Türken hatten Metall mitgebracht und gossen unter den Mauern der Festung Kanonen, welche sechshundertpfündige Kugeln warfen. Die Belagerten hatten neben kleineren Feuerschlünden auch Pfeile- und Wurfspiesse-schleudernde Balisten der alten Zeit. Musketen waren durch die abendländischen Söldner nach Sfetigrad gekommen. Der Heldenmuth der dibranischen

---

1) Baleti sagt nirgend, *wann* sich das von den Albanesen unter Moses Golentos im Jahre 1443/44 blokirte Sfetigrad ergeben habe. — Ueber die Vorkehrungen im Innern der Festung cf. Barleti, Lib. IV, Fol. 65 verso.

2) Bei Barleti schwanken die Angaben zwischen 150,000 und 120,000 Bewaffneten. Fol. 67 verso.

Vertheidiger schlug die wüthendsten Stürme der Janitscharen zurück, und Skanderbeg ängstigte mit einer auserlesenen Veteranenschaar den Feind von Aussen, beweglich, rastlos, unvermuthet, Tag und Nacht. Bis Ende Juli *sollen* in Bestürmung der Mauern und in Vertheidigung des Lagers schon gegen 30,000 Türken gefallen sein. Der Hauptsturm allein soll ausser zahllosen Verwundeten 4000 Todte gekostet haben. Murad verzweifelte bereits am Erfolge und dachte, da weder Gewalt noch Bestechungskünste fruchten wollten, ohne weitern Versuch den Rückzug anzutreten, als sich unter der Besatzung endlich ein Verräther fand. In das einzige Wasserbehältniss der Festung wurde Nachts von einer um Gold erkauften Hand ein todter Hund geworfen. Die anatolisch-orthodoxe Besatzung erklärte einstimmig, sie wolle lieber fechtend auf den Mauern sterben, als ihren Durst mit dem verunreinigten Wasser löschen. Alle Beredtsamkeit des Befehlshabers und selbst das Beispiel des Vortrinkens konnte den hartnäckigen Aberglauben der Hoch-Dibraner nicht besiegen. Die Festung wurde gegen freien Abzug der Bewohner an Murad übergeben [1]).

Für die Sache des Aufstandes war der Fall der Grenzfestung Sfetigrad ein harter Schlag und, wie es schien, der Vorbote noch grösserer Unglücksfälle.

Die Capitulationspunkte indessen wurden vom Sultan gewissenhaft beobachtet, obgleich der im Hauptquartier anwesende Thronfolger Mohammed der Meinung war, man soll nach Art der Christen den 'Ungläubigen keine Treue halten' und gegen das gegebene Wort die ausziehenden Dibraner niederhauen [2]).

---

[1]) Ein Theil des vierten und das ganze fünfte Buch Barleti's gibt über diese Belagerung umständlichen Bericht.

[2]) Hammer-Purgstall erklärt diese für die Charakteristik der beiden Sultane

Das Hauptthor und der Schlüssel des insurgirten Landes war jetzt im Besitz der Feinde und niemand zweifelte, Murad werde seinen Sieg verfolgen und mit dem grossen Heere sogleich vor Croja rücken. Die Mühsale eines albanischen Krieges und die Verluste unter den Mauern

---

Murad II. und Mohammed II. wichtige Angabe des Barleti für eine Erdichtung, „weil der Thronfolger Mohammed während der Belagerung Sfetigrad's gar nicht bei der Armee gewesen sei, sondern zu Magnesia in Kleinasien gelebt habe“ *). Die Nachricht Barleti's hat aber doch ihre Richtigkeit. Der gleichzeitige Laonicus sagt an zwei Stellen ausdrücklich, Murad habe den ehrgeizigen und ränkesüchtigen Jüngling Mohammed, der schon zweimal die Süssigkeiten der Macht verkostet hatte, nach der letzten Thronentsagung nicht mehr aus den Augen gelassen und ihn überall mit sich herumgeführt **). Zugleich mit Sfetigrad lässt H.-P. auch die Stadt Nieder-Dibra belagern und an die Türken übergehen, wovon aber in der Biographie nichts gemeldet wird. Es gab in den Dibren überhaupt ausser Sfetigrad keine Festung. Auch tadelt H.-P. den berühmten Sismondi, dass er die Begebenheit des todten Hundes nach Sfetigrad verlege, da sie doch nach Nieder-Dibra gehöre ***). Wie grundlos und verkehrt das alles sei, sieht der Leser selbst. Ein andermal versetzt H.-P., durch eine verdorbene Stelle Barleti's verführt, Sfetigrad gar nach Nieder-Dibra †). Ebenso hat Barleti selbst Unrecht, wenn er das Jahr der Belagerung Sfetigrads für das eilfte Skanderbeg's erklärt. Vom November 1443, wo Croja in die Gewalt der Aufständischen fiel, bis Mai 1449, wo Murad II. vor Sfetigrad erschien, waren genau *fünf Jahre* und *fünf Monate* verflossen ††). Chalcocondylas nennt Sfetigrad bald *Σφετία* bald *Σφετόη* und erzählt alles unrichtig und verkehrt, weil er offenbar türkischen und nicht albanischen Quellen folgte †††).

---

*) Hammer-Purgstall, I. 486.

**) *Τὸν οὖν παῖδα αὐτοῦ Μεχμέτην περιῆγεν ἐν τῷ στρατῷ, ἐξ ὅτου ἀφείλετο τὴν βασιλείαν.* Laonic. Lib. VII, pag. 351. Bonn.

***) H.-P., I, 486 Note a.

†) Id. pag. 483.

††) Barleti, Fol. 70 verso.

†††) Chalcocond. Lib. VII, pag. 331-353. edit. Bonn.

Sfetigrad's hatten auf das Gemüth des Padischah so entmuthigend gewirkt, dass er den Feldzug mitten im Sommer schloss, die eroberte Festung restaurirte und mit einer starken Colonie Türken besetzte und dann mit der Hauptarmee nach Adrianopel zurückging. Die Rüstungen aber wurden den ganzen Winter ohne Unterbrechung fortgesetzt, und im Frühling des nächstfolgenden Jahres 1450 wollte der Sultan wieder kommen, Croja nehmen und die Insurrection vollends niederschlagen, woran am Hofe zu Adrianopel wie gewöhnlich niemand zweifelte.

Skanderbeg benützte seiner Seits den Rest der schönen Jahreszeit, das verlorne Sfetigrad um jeden Preis wieder an sich zu bringen. In den Augen der abendländischen Christenheit war Skanderbeg ungeachtet der verlorenen Festung als Sieger aus dem Feldzug hervorgegangen, weil der Sultan, ohne Croja anzugreifen, den Rückzug angetreten hat. Auch stellten die Berichte in das Abendland die Ereignisse von der vortheilhaftesten Seite dar. Die fremden Soldschaaren häuften sich. Sie trugen insgesammt Musketen und brachten auch kleines Feldgeschütz. Die Schkypetaren dagegen waren noch alle Pfeilschützen mit Schild und Bogen. Am 25. September 1449 stand Skanderbeg mit 18,000 Mann, darunter 50 französische Feuerwerker, vor Sfetigrad, hatte aber auch hier nicht günstigeres Glück und Geschick als er vier Jahre früher bei Daynum hatte. Zwei Stürme wurden abgeschlagen, Verräther fand sich in der Festung keiner, die Herbstregen brachen ein, das Heer wurde unzufrieden und die Belagerung musste nach dreissigtägiger Dauer (26. October) nicht ohne Beschämung wieder aufgehoben werden[1]). In den beiden fruchtlosen Stürmen auf Sfetigrad war die Unerschrockenheit und zähe Wuth der deutschen Söldner allgemein aufgefallen[2]). Das alba-

---

1) Barleti, Fol. 91 verso und Fol. 97 verso.

2) Nesciis cedere, ac ruentibus in ferrum Germanis. Id. Fol. 96 verso.

nische Heer blieb aber den ganzen Winter unter Zelten an der Grenze stehen, weil das Gerücht jeden Augenblick den Anzug der feindlichen Hauptarmee verkündete. Beim wirklichen Erscheinen der türkischen Vorhut gegen Ende April 1450 zogen sich die Albanesen langsam und ohne Gefecht gegen Croja zurück und nahmen auf dem waldigen Tumenistos, vier Miglien (nicht ganz zwei Stunden) von der Stadt ihre Stellung. Die Festung hatte eine starke Besatzung; Venedig, weil mit den Türken im Frieden, hatte heimlich Geld, Soldaten und Lebensmittel geschickt. Neben den albanesischen Pfeilschützen lagen starke Abtheilungen italienischer, französischer und deutscher Büchsenschützen und Feuerwerker innerhalb der Mauern. Weiber und Kinder mit allem wehrlosen Volke hatte man schon vorher aus der Stadt entfernt und in die venetianischen Seeplätze auszuwandern genöthigt. Vranacontes, nach Skanderbeg vielleicht der fähigste und verlässigste aller Schkypetaren-Capitäne, ward als oberster Befehlshaber bestellt und, so viel menschliche Vorsicht vermag, nichts versäumt, um den Herzpunkt der Insurrection zu schirmen [1]. Am 14. Mai lagerte sich das grosse Türkenheer unter Murad's persönlicher Führung auf der Ebene Klein-Tyrana nahe bei der Stadt. Leichtes Belagerungsgeschütz, von Büffeln gezogen, hatten die Türken mit unermesslichen Vorräthen an Lebensmitteln, Munition, Lagergeräthe und Kanonenmetall mitgebracht und dieser Hemmnisse wegen im Gebirgslande nicht mehr als fünf Miglien im Tag zurückgelegt. Die Rüstungen der Türken waren an Truppenzahl wie an Belagerungsgeschütz vor dem kleinen Croja nicht geringer als sie es drei Jahre später vor dem grossen Constantinopel waren. Das ganze Gardecorps der Janitscharen war gekommen. Man goss Feuerschlünde ungeheuern Calibers im Angesicht der Festung. Und doch wurde mit diesen furchtbaren Mitteln nichts ausgerichtet, weil der Heldenmuth der Vertheidiger nicht zu erschüttern und Vranacontes selbst durch die verführerischsten Angebote von Geld und Ehren nicht zu bestechen war. Croja, weil auf drei Seiten unersteiglich, drängte Angriff und Abwehr auf *einen* Punkt zusammen, und keine menschliche Gewalt vermochte hier durchzudringen. Minengräber unterwühlten die Mauer von unten, die Centnerkugeln warfen sie von oben nieder, Muth, Kraft und Wehrmittel der Vertheidiger wuchsen aber mit der Gefahr. Skanderbeg befolgte dieselbe Taktik wie im verwichenen Jahre bei Sfetigrad. Mit 8000 Veteranen im Waldgebirge Tumenistos gelagert gönnte er dem Feinde keine Ruhe, war bald nahe, bald fern, erschien im Rücken des Heeres, wo und wann es die Türken am wenigsten vermutheten, nahm Zufuhren weg und überfiel einzelne Abtheilungen, griff jetzt bei Tag, jetzt bei Nacht, jetzt allein, jetzt zugleich mit den Belagerten das feindliche Lager an, kam und verschwand wie der Blitz. Kein Sturm gelang den Türken; beim hartnäckigsten und furchtbarsten verlor Murad über 8000 Mann. Besonders angerühmt wird im Barletius eine Abtheilung von 60 deutschen Musketieren, die getrieben vom furor teutonicus mit Albanesen gemischt einen Ausfall wagten und dem Feinde ungewöhnliche Verluste beibrachten [1]). Das blutige Tagwerk hatte schon fünf Monate gedauert und man war noch weit vom Ziel. Murad wiederholte seine Verführungskünste bei Vranakontes, knüpfte mit Skanderbeg selbst Unterhandlungen an und hob endlich, weil alles vergeblich war, Ende September die Belagerung auf und ging kränklich und voll Verdruss mit der Hauptarmee nach Adrianopel zurück. Im Januar des folgenden Jahres 1451 wurde er mitten unter einer Lustpartie vom Schlage gerührt und starb auf einem Eilande des See's von Adrianopel im kräftigsten Mannesalter von nicht mehr als 49 Jahren[1]).

---

[1] A Croja belli ejus vim omnem pendere, ea sublata debellatum esse in perpetuum in Epiro. Barlet. Fol. 107.

---

[1]) Sexaginta fere egressi erumpentes improvisi in hostem, auxerunt supra quam dici possit, timorem hominibus. *Germani* hi omnes Epirotis mixti fuere, qui vix exorata a praefecto exeundi facultate, cum singulis tantum sclopis processere non longe a moenibus, editaque satis magna caede extemplo recepere se in urbem
Barleti. Fol. 105.

Die Nachricht von der fruchtlosen Bestürmung Croja's und von dem Rückzuge der türkischen Hauptarmee unter Murad's persönlicher Führung flog in Sturmeseile durch die ganze Christenheit. Der Sieger von Warna und von Kossova, die unwiderstehlichen Janitscharen sind vor Skanderbeg geflohen! Der Occident fing auf fremde Kosten wieder zu hoffen an. Skanderbegs Name war in aller Mund und die Höfe von Neapel, Rom, Buda und Burgund erwiederten die Siegesschreiben mit enthusiastischen Glückwünschen und — was noch weit nützlicher war

---

[1]) Hammer-Purgstall, I, 489. — Barletius nennt in seinem Schkypetaren-Patriotismus den lebensfrischen, gerechten und menschenfreundlichen, bei seiner Thronbesteigung kaum 21 Jahre alten Zecher Murad II. beständig *Tyrannus* und *Senex*, einen Wütherich, einen Greis, einen zitternden, alten Mann. In der Charakterschilderung wie in der Chronologie ist Barletius überhaupt nicht glücklich, besonders aber in der letztern völlig unzuverlässig und voll der unbegreiflichsten Widersprüche. So z. B. lässt er den Sultan unter romanhaften Umständen noch im Lager vor Croja sterben und fügt hinzu, nach allgemeinem Dafürhalten sei Murad II. bei seinem Verscheiden wenigstens 85 Jahre alt gewesen*). Bei den byzantinischen Griechen, aus deren Munde ein Türkenlob gewiss nicht verdächtig klingt, galt Murad II. für einen rechtlichen, sanften und menschenfreundlichen Mann**). Chalcocondylas, der Diplomat, preist Murad's Wahrheitsliebe und friedlich-gerechten Sinn; er habe nur feindliche Angriffe herzhaft abgewehrt, niemals ungerechten Krieg angefangen***).

---

*) De illius vero aetate variant homines, sed nullus quintum et octogesimum annum attigisse negat. Barlet. Lib. VI, Fol. 118.

**) ἦν γὰρ χρηστὸς τῷ ἤθει καὶ ἥμερος ὁ Μουράτ. Ducas, cap. 23, pag. 113.

***) ἀνὴρ δίκαιός τε γενόμενος . . . . ἀμυνόμενος δὲ ἐπολέμει, οὐχ ὑπάρχων ἀδικίας. Laonic. Chalc. Lib. VII. pag. 375. Bonn.

als schwunghafte Phrasen — mit grossen Summen gemünzten Goldes, um den Kampf noch länger fortzuführen. König Alphons von Neapel hatte noch den Einfall, 300,000 Schäffel Weizen und 100 (000) Schäffel Gerste für Brod und Samenkorn über den Golf zu schicken, weil die Ernte des Jahres theils von den Türken, theils von den Albanesen selbst in weiten Strecken vernichtet war. Ueberdiess sandte Alphons auf eigene Kosten Maurer und Handwerker aller Art, um die durch Minen und Feuerschlünde zerschmetterten Festungswerke Croja's wieder herzustellen [1]). Skanderbeg pries man als den grössten Kapitän des Jahrhunderts, und Croja wurde jetzt Sammelplatz der kriegslustigen Jugend aus dem ganzen Occident. Scenische Spiele verherrlichten den Sieg und hoben das Nationalgefühl wie einst Olympia nach dem Tage von Salamis. Vranacontes, der heldenmüthige Vertheidiger der Festung, wurde mit Schätzen an Gold und Silber überhäuft, mit golddurchwirktem Purpur geschmückt, mit Landgütern ausgestattet und zum Herzog von 'Matja' erhoben [2]).

Skanderbeg selbst stand jetzt auf dem Höhepunkt des Ruhmes, der Grösse und des Glückes, Albanien aber war wie in einen Zustand feenhafter Wonne hineingezaubert — Trost und Lohn für alle Leiden, die es vor und nach dieser Glanzperiode zu erdulden hatte.

Mit dem Abzuge der Türken von Croja war der *Erste Akt* im grossen Albanesen-Drama ausgespielt.

Es vergingen aber bis zur Katastrophe noch volle sechzehn Jahre, und die Rolle Murad II. hatte der erbarmungsloseste und furchtbarste

---

1) Barleti, Fol. 119.
2) Barleti, Fol. 118.

aller Türkenfürsten, Mohammed II., aufgenommen [1]. Mit diesem Rollenwechsel nahm auch der Kampf einen andern Charakter an. Unter Murad II. entstanden und aufgeblüht war Skanderbeg's Ruhm und Glück in neunjährigem Kampfe zur vollen Reife der Manneskraft herangewachsen. An höhere Entwickelung und weitere Erstarkung des Organismus war nicht mehr zu denken. Es sollte nur erhalten und gegen naturgemässes Verwelken, wie gegen die Gleichgültigkeit der Zuseher und den Neid der Mitgeniessenden vertheidigt und gesichert werden, was man in der ganzen Fülle errungen hatte. Das lange Glück eines Sterblichen ermüdet die Welt, die nur das Ringen und die Noth, aber nicht den Triumph und den Besitz verzeiht. Was die beiden letzten Akte der albanischen Tragödie noch melancholischer macht, ist die Ueberzeugung des Beobachters, dass die beiden Helden, die er nun auf der Bühne sieht, neben einander nicht leben dürfen, und dass nur der Untergang des einen oder des andern den Bann des Schicksals lösen kann. Zwischen *Murad* und *Skanderbeg* schien eine Coëxistenz der beiden Rivalen noch möglich. Jetzt ist keine Hoffnung mehr, und selbst der Zweifel, ob die Pforte von Adrianopel oder die Pforte von Croja zusammensinken müsse, hat mit dem Erscheinen Mohammed II. seine Berechtigung verloren.

Das Jahr 1451 brachte noch keine Störung. Der neue Sultan brütete über grosse Entwürfe und erneuerte mit allen seinen Nachbarn die unter der letzten Regierung geschlossenen Friedensverträge. Sogar Skanderbeg, dem verhasstesten aus allen, wurde, wiewohl vergeblich, gegen Tributerlegung Waffenstillstand angeboten. Der Chef der albanischen Insurrection wollte sich die Hände nicht binden lassen, weil er wusste, dass eine aufrichtige Versöhnung unmöglich ist und der Kampf auf Leben und Tod mit dem ersten günstigen Augenblick doch wieder beginnen muss. Die Wiederherstellung der zerstörten Mauern ging in Croja rasch von Statten, und zu grösserer Vorsorge erbaute Skanderbeg auf einer hohen, steilen, weit in das macedonische Flachland hinausblickenden Waldspitze der Skarduswand das Castell *Modriza*, um die constante Einbruchsstation des Feindes zu überwachen und durch Kanonensignale den Anzug der mit jedem Tage erwarteten Heersäulen des Sultans kund zu thun 1).

---

[1] Am 5. Februar 1451. Hammer-Purgstall, I. 500.

Die landesüblichen Plünderungszüge der Insurgenten in die türkischen Grenzdistricte nahmen auch in diesem Restaurations- und Ruhejahr ihren ungestörten Gang. Selbst vom Ergreifen der Offensive und von Erweiterung der Reichsgrenzen wurde im Kriegsrath zu Croja schon geredet, bis der Strom der Ereignisse das verlassene Rinnsal wieder füllte und Mohammed selber auf die Bühne trat 2). In Person konnte der Sultan noch nicht kommen, weil schon im Jahre 1452 neue Verwickelungen mit dem Fürsten von Caramanien begannen und das

---

1) Berg- und Ortsnamen Modrissa, Modrusa, Modriza kommen in Bosnien, in der Herzegowina, in Bulgarien und Albanien häufig vor. In Luccari's Annalen werden Grafen und Bischofe von Modrusa mehr als einmal erwähnt *). Im lateinischen Text des Barletius wird Skanderbeg's Castellberg '*Modrissna*' genannt und in die Unter-Dibra verlegt, was eine Verwechselung mit dem 'Modrisch' der Neuern in der Hohen-Dibra nicht gestattet. Um das macedonische Flachland zu überblicken, muss das Wachtcastell auf der Skardushöhe am Eingang der Strasse von Gostivar in das Dibrathal gelegen sein. Seine Entfernung von der gewöhnlichen Militärstrasse, welche durch die Berglücke von Ohrida in die Ober-Dibra hereinführt, wird auf mehr als 14,000 Schritte (mehr als sechs Wegstunden) angegeben **).

2) Barlet. Fol. 124.

*) Luccari, Annali di Rausa, pag. 102 u. 107.

**) Barletius. Fol. 123 u. 124.

schwachathmende Byzanz durch die letzte Thorheit seine letzte Stunde provocirte [1]).

Gegen Ende des Jahres 1452 war Mohammed gerüstet und fing nach dem Frieden mit Caramanien das alte Spiel von neuem an. Der Sturm sollte über Constantinopel und Albanien zu gleicher Zeit hervorbrausen. Bevor sich aber der Sultan mit der Hauptmacht von Adrianopel gegen den Bosporus in Bewegung setzte, brach sein Unterfeldherr *Hamsa*, wie es Skanderbeg vorhergesehen hatte, mit 12,000 Mann bei *Modrizza* gegen das Dibrathal herein, verlor in einem Nachtgefecht inmitten der Waldschluchten 7000 Todte und gerieth mit vielen Unglücksgenossen selbst in Gefangenschaft. Wie gewöhnlich wurden auch diesesmal sämmtliche Fahnen und Kriegszeichen mit dem ganzen Lager erbeutet. Barletius behauptet sogar, man habe die Todten gezählt und kaum 30 Albanesen unter ihnen gefunden, obgleich Skanderbegs Streitmacht um die Hälfte schwächer als die der Türken war. Die Freude über dieses Ereigniss war in Croja um so lauter, als es der erste Sieg über ein Heer des gefürchteten neuen Sultans war [2]). Skanderbeg selbst aber schien nach diesem Siege plötzlich wie verwandelt; er drängte sein blutdürstiges Naturel in den Hintergrund und nahm gleichsam die Gesinnung, den Calcül, die Klugheit und die äussere Haltung eines Kö-

---

[1]) Statt durch den Fursten von Caramanien, dessen Hauptstadt Koniah, lasst Barletius in seiner byzantinisch-italienischen Unkritik den Sultan Mohammed II. schon im Jahre 1452 von persischer Seite her bedrohen, was bekanntlich erst eilf Jahre später nach Zerstörung des Trapezuntischen Reichs und nach Unterjochung der Seldschukischen Theilfürsten im Centrum und im Nordosten Kleinasiens möglich war. Noch waren viele Landschaften, Wasserströme und Waldgebirge in der Mitte zwischen dem Schah von Tebris und dem Grossherrn von Adrianopel *)

[2]) Barletius. Fol. 126.

---

*) *Ἐπεὶ ἦ μάλα πολλὰ μεταξὺ οὔρεά τε σκιόεντα, θάλασσά τε ἠχήεσσα.* Iliad. I. 156

nigs an. Um diese Zeit wird beim Biographen sein unmittelbares Gefolge (sein Generalstab) mit dem Terminus „*Purpurati*“ bezeichnet [1]). Die Gefangenen wurden menschlich behandelt, Hamsa, der Feldherr, sogar als Zechgenosse nach Hof geladen und endlich gegen Erlegung von 13,000 Goldducaten mit seinen Mitgefangenen unverletzt und reichlich beschenkt über die Grenzen entlassen. Ibrahimbeg wollte es klüger als der besiegte und gefangene Hamsa machen, kam im Frühling des folgenden Jahres 1453 mit einer stärkern Macht, verlor aber in einem scharfen Gefechte jenseits der albanischen Skardusgrenze Sieg und Leben durch Skanderbeg's eigene Hand [2]). Der türkische Verlust in der Schlacht und auf der Flucht wird diesesmal nur auf 4120 Mann Todte angegeben. „Den Unserigen“ dagegen wurde der Sieg, wie gewöhnlich, geschenkt, nicht erkauft [3]). Gestritten wurde aber gegen Ibrahimbeg nicht mehr auf albanischem Gebiete, sondern auf der macedonischen Pologebene, die sich östlich vom Skardus gegen Skopi hin erstreckt. Der Biograph sagt ausdrücklich, die Albanesen hätten den (zum Dibragebiet gehörigen) Berg *Mocreus* im Rücken gehabt, und erst am andern Ende der Ebene sei die türkische Stadt Skopi gelegen. Der Leser denke also nicht mit Hrn. Paganel, Skanderbeg sei bis dicht vor die Stadt Skopi (türk. Ueskïp) vorgerückt [4]).

---

[1]) Scanderbegus Crojam cum Amesa et reliquis Purpuratis ire perrexit.
Barlet. Fol. 131.

[2]) Barleti nennt den feindlichen Heerführer *Debreas*, was kein türkischer Name ist, obgleich Hammer-Purgstall die Lesart gelten lässt. Der Anonymus 'De le Cose' nennt ihn *Debraembeg*, was ohne Zweifel *Ibrahimbeg* besagen will*)

[3]) Barlet. Fol. 130 verso.

[4]) Barleti, Fol. 129. — Paganel, pag. 149. Die Stellen des Barletius: *nondum Mocreo relicto planiciem intraverant*, und *quod tanto animo progressos extra proprios fines videbant*, sind besonders zu beachten.

---

*) Barletius, Fol. 128. — De le Cose, pag. 18.

Inzwischen hatte der Sultan Constantinopel eingenommen und allen seinen Nachbaren in Europa und Asien zu gleicher Zeit den Fehdehandschuh hingeworfen. Nur mit Venedig wurde nach Erstürmung Constantinopels unterhandelt und am 18. April 1454 ein für die Republik vortheilhafter Frieden abgeschlossen[1]. Während Mohammed in Serbien, im Peloponnesus, im Archipelagus gegen Slaven, Griechen und Franken zu Wasser und zu Lande stritt, wurden die kriegerischen Vorgehungen wider Albanien auf die letzte Niederlage hin vorerst gänzlich eingestellt und durch Bestechungskünste zu erreichen versucht, was durch Waffengewalt nicht zu erzwingen war.

Skanderbeg selbst glaubte jetzt, wie es scheint, fester als je an die Standhaftigkeit seines Glücks und ahnte nicht, dass die launenhafte Göttin seiner endlich müde war und einen Rückschlag vorbereitete, der die Früchte vierzehnjähriger Siege auf einmal verschlingen und ihn selbst vom Gipfel des Ruhmes und der Macht in den tiefsten Abgrund des Verderbens niederzuschleudern drohte. Die Verführung hatte sich an die nächste Umgebung des auf dem Schlachtfelde nicht zu überwältigenden Helden gewagt. Moses Golentos und Hamsa, der Neffe, erhielten unter der Hand Anträge die Sache des Insurrectionschefs zu verlassen und ihr weiteres Glück vom Sultan Mohammed zu erwarten. Moses Golentos, Geschwisterkind mit Arianites Topia, zugleich Skanderbeg's *Alter Ego* und vertrautester Lieutenant, galt in den Augen des Heeres für den zweitgrössten Feldherrn des albanesischen Freiheitskampfes. Zum Lohn für seine Anhänglichkeit und seine grossen Verdienste hatte ihm Skanderbeg neben schweren Baarsummen die schöne und reiche Provinz Nieder-Dibra grossentheils zu eigen geschenkt, was ihm den Zunamen '*Moses von Dibra*' zuwegebrachte. An der Spitze der permanenten Grenzhut und des Beobachtungscorps von Sfetigrad herrschte er *de facto* mit souveräner Gewalt über beide Dibren, fand aber in seinem von Ehrgeiz und Herrschsucht erfüllten Albanesen-Gemüthe noch eine Lücke, zu deren Ausfüllung unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine Hoffnung war. Es fehlte ihm zum Fürsten nur der Name, und diesen Namen liess ihn der Sultan, „wenn nur erst Skanderbeg beseitigt wäre“, in noch höherer Bedeutung hoffen. Moses selbst meinte, er hätte Talent, Credit und Ruhm genug, Skanderbeg's Stelle unter dem Schatten des Sultan von Stambul auszufüllen.

---

[1] Sismondi, X, 36.

Wo möglich noch unzufriedener als Moses von Dibra war Hamsa, der Neffe Skanderbeg's und als convertirter Turko-Albanese die schlimmste aller Combinationen. Lange galt er als präsumtiver Erbe des Fürstenthums und der Revolution. Nach dem Rückzuge der türkischen Hauptarmee von Croja (i. J. 1450) hatte aber der Oheim auf dringendes Verlangen seiner Grossen die Tochter des Arianites Topia Golemos zum Weib genommen und bereits einen Sohn erzielt, der dem herrschsüchtigen Convertiten alle Aussicht auf den Glanz seiner erträumten Zukunft entzog. Die erste Gelegenheit — das ist als unfehlbar vorauszusetzen — bringt den Verrath an's Licht. Und diese Gelegenheit kam von einer Seite her, von welcher sie Niemand erwartet hätte.

Skanderbeg mit dem *uti possidetis* schon früher nicht mehr zufrieden dachte nach den letzten Erfolgen ernstlich auf Erweiterung der Landesgrenzen und wollte, da der Sultan anderswo beschäftigt war, thatsächlich zum Angriff übergehen. König Alphons von Neapel hatte auf Skanderbeg's Begehren 1000 Pikenmänner, 500 Musketiere und eine Anzahl Katapultenschleuderer mit Belagerungszeug aller Art geschickt, aus eigenem Antrieb aber noch eine grosse Geldsumme und mehrere Batterien Feuerschlünde sammt Bedienung beigefügt. Die Beschämung und das Aergerniss von Sfetigrad, wo seit dem Jahre 1449 die Türken hausten, wollte man bei dem entschiedenen Widerwillen der Schkypetaren gegen dieses unbezwingliche Felsennest, hauptsächlich aber auf hinterlistiges Abrathen des Moses von Dibra, vorerst noch übersehen. Dafür wurde im grossen Kriegsrath zu Croja als leichteres und mehr versprechendes Unternehmen ein Eroberungszug gegen Albanisch *Belgrad* (Berat) vorgeschlagen und zum Beschluss erhoben.

Belgrad, die Hauptstadt Mittelalbaniens und etwa 21 Wegstunden südlich von Croja gelegen, hatte sich, wie früher bemerkt, schon unter Murad I. nach der Niederlage der Balschfürsten auf der Ebene von Saura (J. 1383) freiwillig den Türken unterworfen, und die toskische Einwohnerschaft hatte sich im Laufe von mehr als siebenzig Jahren in die neue Herrschaft bereits so vollkommen eingelebt, dass sie gegen alles Erwarten von einer Befreiung durch die katholischen Ghegen nichts mehr wissen wollte. Die Citadelle von Belgrad liegt auf der Plattform eines gegen den Fluss „Uzum“ senkrecht abstürzenden Kalkfelsens, wird aber doch von einer sanft anlaufenden Höhe ausserhalb der Stadtmauer überragt [1]).

Die untere Stadt hatte damals ihre eigene Ringmauer, die aber gegen schweres Geschütz nicht zu halten war. In der obern Festung lagen etwas über 1000 wehrhafte Türken. Zur Vertheidigung der Stadt

---

[1]) Ueber die Lage von Belgrad sieh Pouqueville, I, 299 ff., wo übrigens die Notiz, Belgrad habe sich erst nach Skanderbeg's Hinscheiden den Türken ergeben, ganz irrig ist. Auch der Flussname wird wohl *Uzum* und nicht *Uzumi* lauten sollen, weil nach Hahn's Bemerkung das i nicht zum Stamme des Wortes gehört, sondern wie bei *Schkumb-i* nur der albanesische Artikel ist. — Nicephorus Gregoras nennt die Citadelle von *Βελαγράδα* mit byzantinischer Uebertreibung *ὑπερνέφελον φρούριον*, eine über die Wolken hinaufragende Festung*).

---

*) Hist. Byzant.

selbst wurde die albanesische Bürgerschaft in Eid und Pflicht genommen. Sie stellte gegen 1800 Bewaffnete auf die Mauer, während Skanderbeg mit 15,000 Mann und einem starken Belagerungstrain von Croja herabziehend Ende Juni 1457 auf der Ebene vor der Stadt erschien [1]. Die dominirende Anhöhe wurde zwar sogleich besetzt und in der untern Festungsmauer durch die in Batterie gebrachten Feuerschlünde schnell eine weite Lücke aufgethan. Die Vorkehrungen waren aber in der Ueberzeugung, man habe eine starke Partei in der Stadt und die Festung werde im Angesicht der feindlichen Uebermacht ohne Gegenwehr die Thore öffnen, mit so wenig Ernst, Geschick und Energie betrieben, dass sich Skanderbeg, statt in der offenen Bresche den Sturm anzulegen, auf den Rath seiner 'Purpurati' von dem listigen Befehlshaber der Citadelle zur Einstellung der Feindseligkeiten und zur Bewilligung einer sechzehntägigen Frist bewegen liess, nach deren Ablauf man sich ergeben wolle. Die Verblendung des Mannes ist nicht zu begreifen. Das Hauptquartier wurde in Folge des Waffenstillstandes mit dem Kern des Heeres weiter zurückverlegt, eine starke Abtheilung unter Musachi blieb mit dem Geschütz im Lager vor der Festung stehen, und für die Sicherheit des Ganzen sollte das abgesonderte Corps auf der Anhöhe wachen. Alle Besorgniss der Albanesen über den Ausgang der Unternehmung war verschwunden, man behandelte den Rest wie eine Lustpartie, war guter Dinge und hatte die sonst so straff gehaltenen Fesseln der Disciplin und Lagerzucht völlig abgestreift. Aus der feindlichen Stadt drohte keine Gefahr, die Uebermacht der Belagerer war ja zu erdrückend. Vom Anzuge eines türkischen Heeres hatte man auch keine Kunde erhalten, man glaubte überhaupt nicht, dass der Sultan nach den beiden letzten blutigen Niederlagen seiner Heere sobald etwas wider Skanderbeg unternehmen werde. Offenbar war der Schkypetarenheld, wie einst Patroklus vor Troja, durch die Schicksalsgötter selbst bethört.

---

[1] Barletius, Fol. 137.

Auf die Nachricht, Skanderbeg ergreife die Offensive und rüste sich Belgrad zu belagern, erhielt Sebali-Pascha Befehl, ohne Verzug mit einem starken Reitercorps (Barleti, Fol. 139 redet von 40,000) vom Bosporus aufzubrechen, alles was in Macedonien und Thessalien an Streitkräften aufzubringen war, zusammenzuraffen und zum Entsatz der bedrohten Festung fortzueilen. Noch *vor* Ablauf der sechzentägigen Waffenfrist stand Sebali vor dem Zeltlager Skanderbeg's. Die Ueberraschung war vollständig, niemand dachte an einen Feind, weder Wachen noch Vorposten waren ausgestellt, die Mannschaft schlief, war betrunken, beim Würfelspiel oder im nahen Schattenwald zerstreut. Selbst Skanderbeg war dieses Mal ohne Kundschafter, ohne die gewohnten Mittheilungen und geheimen Warnungen von Seite „guter Freunde“ bei der Hohen Pforte. Alles, Freund und Feind, am meisten die eigene Nachlässigkeit und der eigene sorglose Uebermuth hatten sich zum Verderben des noch nie besiegten Helden hier verschworen. Von der Höhe war allerdings Meldung in das Lager herabgekommen, „man sehe Staubwolken in der Ferne wie von heraneilenden Reitermassen“. Man glaubte es aber nicht, schlief, trank und spielte fort. Bevor jedoch die Abtheilung auf der Höhe zu den Waffen greifen konnte, waren die türkischen Reiter schon in das Lager hereingebrochen, ritten den Abhang herauf und metzelten unten und oben die wehrlosen, betäubten, schlaftrunkenen Schkypetaren nieder. Skanderbeg, durch den Tumult der Fliehenden aufgeschreckt, stellte, was er an Streitkräften um sich hatte, in Schlachtordnung, um mitten in das Wirrsal hineinzustürzen. Es war aber nicht mehr zu helfen, der Ruin, der Schrecken, die Verwirrung unheilbar, er tobte, spritzte Blut aus der untern Lippe, erwehrte sich aber selbst mit Mühe eines wüthenden Angriffs, schwebte in persönlicher Gefahr und wurde endlich in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen. Fünftausend Todte, unter ihnen Skanderbegs Schwestersohn

Musachi Topia, gestehen die Albanesen selber ein, verwundet war beinahe jedermann, Gefangene wurden nach '*De le Case*' 80 gemacht, deren Schicksal vorauszusehen war. Das neapolitanische Hülfscorps wurde grossentheils aufgerieben. Das ganze Lager mit allen Vorräthen, Kanonen und Belagerungswerkzeugen ward eine Beute der Türken, vor deren rohem Uebermuth selbst die Todten nicht sicher waren. Die Besatzung von Belgrad selbst hat dem Trauerspiel ruhig zugesehen.

Barletius meint, der Aufstand wäre nach diesem Schlag sogleich unterdrückt und Skanderbeg mit dem ärmlichen Rest seiner Schkypetaren völlig aufgerieben worden, wenn Sebali-Pascha die fliehenden Trümmer zu verfolgen und in das schreckenbetäubte Insurgentenland vorzudringen sich hätte entschliessen können. Der Sieg kam aber den Türken selbst so unerwartet und die Scheu vor Skanderbeg war noch so stark, dass der vorsichtige Sebali aus Besorgniss feindlichen Hinterhalts die Verfolgung noch am Abend der Schlacht einstellte und nach Ausbesserung der Festungswerke mit dem siegreichen Heere Albanien verliess und zum Triumph nach Constantinopel zurück eilte. Sebali — der erste Besieger Skanderbeg's — war der Löwe des Tages. Der Sultan aber meinte, es sei in der Hauptsache doch nicht viel ausgerichtet, weil das Haupt der Insurrection nicht gefallen sei.

Die Schuld des Belgrader Missgeschicks hat Skanderbeg ganz allein zu tragen, und der Eindruck auf das Gemüth seiner Bewunderer und Enthusiasten ist um so peinlicher, da der ganze Feldzug, ohne auch nur eine einzige preiswürdige That aufzuweisen, eine ununterbrochene Kette von Thorheit, Unfähigkeit und flatterhaften Leichtsinn zeigt. Skanderbeg war an diesem verhängnissvollen Tage nicht mehr der Kriegszögling Murad's, er war bloss Albanesenkind, ein Musterbild aller Mängel dieser Nation. Brutaler Uebermuth und zuchtlose Selbstüberhebung haben den Albanesen in alter und neuer Zeit mehr als einmal Scenen bereitet, die eine zum Leben getroffene Copie der blutigen Katastrophe von Belgrad waren. Keine Mahnung des Schicksals und keine Erfahrung, die bitterste und verzweiflungsvollste nicht ausgenommen, vermag die angebornen, aus dem innersten Wesen eines Volks hervorgehenden Fehler zu verbessern oder auch nur abzuschwächen. Die rebellischen Schkypetaren vom Jahre 1830 waren vor Bitolia genau, was ihre Urväter im Jahre 1456 vor Belgrad gewesen sind. Nach Angabe eines Augenzeugen erzählt Grisebach in seiner Reise durch Rumelien umständlich, wie Skanderbeg's Landsleute im besagten Jahre 1830 in Bitolia den Statthalter von Rumili mit Uebermacht bedrängten, sich durch Unterhandlungen hinhalten, einschläfern und am Ende überfallen liessen. Die albanischen Insurgentenführer wurden beim Banquet erschossen und die sorglose Masse bis auf wenige Ueberbleibsel mit dem Bajonnet im Lager selbst niedergemacht [1].

Im ersten Schrecken über die Niederlage vor Belgrad gab man in Albanien alles verloren; Skanderbeg selbst, hiess es, mit dem ganzen Belagerungsheere sei vertilgt. Die Lage schien um so verzweiflungsvoller, da zu gleicher Zeit die Kunde einlief, Moses von Dibra, der erste und vertrauteste Lieutenant Skanderbeg's, sei aus seiner Provinz verschwunden und, wie man bald erfuhr, im Einverständniss mit dem türkischen Befehlshaber von Sfetigrad zur Partei des Sultan übergetreten. Moses von Dibra war überzeugt, mit Skanderbeg und der Revolution sei es jetzt zu Ende. Dieser letzte Schlag erschütterte das Gemüth des als gedemüthigter Flüchtling unvermuthet nach Croja entronnenen Skanderbeg wo möglich noch tiefer als der Gram über das verlorene Heer. In der Ungewissheit, ob nicht das ganze wichtige Grenzland der beiden Dibren in verrätherischer Muthlosigkeit dem Exempel des Statthalters zu folgen bereit sei, eilte Skanderbeg mit einigen Vertrauten persönlich hin, fand aber zu grosser Beruhigung, dass Anhänglichkeit, Muth und Treue der Dibraner unerschüttert und nur Moses mit wenigen Genossen den Verführungskünsten der Türken erlegen sei. Der Verräther eilte schneller als Sebali-Pascha nach Constantinopel und versprach dem Sultan, Albanien noch vor Ablauf des Jahres in seine Gewalt zu bringen, wenn man ihm nur ein Heer von 15,000 Mann anvertrauen wolle. Es blieb aber Waffenruhe bis zum Frühling des nächstfolgenden Jahres 1457[1]). Im Laufe des Winters hatte Moses von Dibra seine Bedingungen gemacht und 100,000 Stück Dukaten sammt tributfreiem Besitz Albaniens schriftlich zugesagt erhalten, „wenn er den Kopf Skanderbeg's nach Stambul bringe". Dass der Sultan im günstigen Falle den Vertrag nicht gehalten hätte, ist selbstverständlich.

---

[1] Grisebach, II, 182.

Diese mehr als siebenmonatliche Frist war indessen hinreichend, den Muth der Insurgenten wieder aufzurichten und ein neues Heer auszurüsten. Trost und Beistand der italischen Fürsten mangelte nicht. Geldbeiträge wurden gern angenommen, ein frisches Hülfscorps aus Neapel aber abgelehnt. Skanderbeg hatte das Vertrauen auf die Italiener und ihr Feuergeschütz verloren und wollte die Sache mit seinen eigenen Kräften und in seiner eigenen Art weiter führen. Ende März 1457 rückte Moses mit der erbetenen Reitermacht wirklich in Nieder-Dibra ein, wurde aber von seinem ehemaligen Gebieter auf derselben Stelle, wo im Beginn des Aufstandes Mustafa erlegen war, aufs Haupt geschlagen und über die Grenze gejagt. Die Sieger *sollen* nur 100 Todte und 80 Verwundete, die Türken aber an Todten und Verwunde-

---

1) Poscenti (Moysi) tamen copias et bellum adversus Epirum negavit Machumetes, causatus hiemem in proximo esse. Barleti, Fol. 148. — Die Jahrzahl fehlt wie gewöhnlich im Barletius, stellt sich aber durch die Controle der Thatsachen mit Zuversicht heraus.

ten über 10,000 Mann verloren haben. Von den gefangenen Türken erhielt nur Einer um hohes Lösegeld die Freiheit, die übrigen wurden aus Rache für die Belgrader Niederlage und die türkische Barbarei gegen die Erschlagenen von den erbitterten Soldaten mit oder ohne Wissen Skanderbeg's auf dem Schlachtfelde selbst aufs grausamste hingerichtet. Am fünften April (1457) zog Skanderbeg triumphirend in Croja ein [1]. Dieser entscheidende Erfolg hat den bereits durch die Zeit gemilderten Schmerz über die „Belgrader Schmach" in den Gemüthern der Albanesen völlig besänftigt und verwischt. Moses selbst, von Skanderbeg besiegt, von den Türken verachtet und von Reue gequält, war noch vor Ablauf des Jahres von Stambul wieder nach Albanien zurück desertirt, mit Freuden aufgenommen und, wie der verlorne Sohn im Evangelium, in seine confiscirten Besitzthümer wie in alle seine verlornen Ehrenstellen wieder eingesetzt. Verrath wird bei den Schkypetaren als eine der natürlichsten und am wenigsten gravirenden Sünden leicht und schnell verziehen. Dafür entfloh um dieselbe Zeit Skanderbeg's eigener Neffe, der vielbesprochene Convertit *Hamsa*, mit Weib und Kind nach Constantinopel, trat zum Islam zurück, wurde zum Wesir von Albanien ernannt und mit 50,000 Reitern unter Isak-Pascha's Oberbefehl gegen Skanderbeg geschickt. Verrath und Flucht waren um so leichter zu bewerkstelligen, da Hamsa als Abschlagszahlung für seine Autoritätswuth eine Statthalterschaft an der türkischen Grenze erhalten hatte [2]).

---

[1]) Barlet. Fol. 156. — Gegen seine Gewohnheit ist der Biograph in der Chronologie dieser Thatsache mit Ausnahme der Jahrzahl ganz genau. Moses sei *quinto Calendas Martius* von Stambul aufgebrochen, d. i. am *26. Februar*, weil der Februar damals *intercalaris mensis* gewesen sei. Dieser Beisatz beweist hinlänglich, dass hier das Jahr 1457 gemeint sei.

[2]) Der Biograph bezeichnet die Provinz nicht mit Namen. Sie musste aber im südöstlichen Winkel Albaniens vom Ohrida-See gegen Elbassan gelegen sein.

Hamsa ging kurz nach der grossen Niederlage der Türken vor Ungarisch Belgrad (6. August 1456) zum Sultan über[1].

Dieses Ereigniss verbreitete Bestürzung über ganz Albanien, weil der Deserteur ein Prinz des regierenden Hauses und gewissermassen Reichscollega des Oheims war. Ueber Hamsa's Beweggründe und geheime Veranlassungen erfahren wir vom Biographen nichts, „weil er die unzähligen widersprechenden und abenteuerlichen Gerüchte und Auslegungen, die im Lande circulirten, aus Rücksicht für das Haus Castrioto lieber verschweigen will“[2]). Es scheinen Familienscenen der compromittirendsten Art vorgefallen zu sein.

Und in der That, aus der Anrede, die Barletius den Ueberläufer vor dem Sultan halten lässt, geht nicht undeutlich hervor, dass sich Hamsa ausser der getäuschten Hoffnung der Reichsnachfolge unter irgend einem Vorwande auch noch mit dem Verlust seiner ohnehin nur unbedeutenden Statthalterschaft bedroht glaubte. Das lange Glück hatte am Hof zu Croja Vergrösserungsgelüste der beunruhigendsten Art erzeugt, deren Opfer, weil es mit auswärtigen Gebietstheilen nicht gelingen wollte, die einheimischen Ghegheu-Dynasten und vor allen die eigenen Anverwandten werden sollten. Der Anfang war bereits ge-

---

weil die beiden Dibren dem Moses untergeben waren und Skanderbeg's Besitzungen an keinem andern Punkte das türkische Gebiet berührten, nam regionem quandam Epiri non ignobilem ad Turcarum fines vergentem, patrui beneficio possidebat. Barleti, Fol. 155 verso.

[1] Nam recens Belgradensis ruina. Barlet. Fol. 157.

[2] Multa scribentem hoc loco deterrent, et ad silentium quasi me invitant, quod ea domestica scelera ac ingratitudinem mortalium sicut meminisse, ita referre horret animus. Barleti, Fol. 155.

macht und der Erbbesitz des Schwestersohnes Georg Stresius unter falschen Anschuldigungen zu Gunsten des Oheims confiscirt [1].

Skanderbeg mochte vielleicht schon jetzt fühlen, dass ohne compactere Einheit des vielgetheilten Albaniens der Kampf gegen die Türken mit Erfolg nicht fortzuführen sei, und erkannte in der Mediatisirung der souveränen Theilfürsten das einzige Rettungsmittel für das bedrohte Land. Er wollte als Oberfeldherr nicht länger vom guten Willen und vom wankelmüthigen Arnautensinn seiner Verbündeten abhängen, er wollte selbst Herr und Gebieter sein. Wahrscheinlich ist es aber gewöhnliche Macht- und Ländergier gewesen, die ihn zur Confiscation fremden Gutes trieb. Barletius will uns Skanderbeg als makellosen Charakter, als untadeligen mit allen Tugenden christlicher Entsagung ausgeschmückten Heros überliefern und verschweigt im historischen Text diese wie andere Schattenseiten, legt sie aber klug und fein als rhetorische Motive seinem fürstlichen Deserteur in den Mund.

Hamsa hatte übrigens nicht den schlanken Wuchs und das stattliche Aeussere der Castriotischen Prinzen, er war von Körper unansehnlich und schmächtig, besass aber das Ingenium, den Thatendrang, die Verschlagenheit, den Ehrgeiz und die militärische Capacität seines Hauses im vollsten Masse.

Beide Theile fühlten den Ernst der Lage, die Nähe der Entscheidung und die Nothwendigkeit strenger Rüstung. Im Hochsommer 1457 endlich erschien das grosse türkische Executionsheer mit dem neu ernannten Statthalter an der Grenze von Albanien [1]. Die Gegenwart eines Albanesen von hohem Rang und strategischer Befähigung im türkischen Hauptquartier gab der Sache eine andere Wendung. Es war eine neue Taktik nöthig, weil Hamsa Charakter und Kriegführung seiner Landsleute mit allen Geheimnissen der Strategie seines Oheims kannte und seine Anstalten dagegen ohne Zweifel schon voraus getroffen hatte. Und wenn Skanderbeg einem Osmanli jederzeit resolut entgegenging und sofort das Gefecht begann, so wich er diesesmal gegen alle frühere Gewohnheit und gegen alles Erwarten der Gegner dem Kampf mit dem Neffen aus, zog langsam und in der schönsten Ordnung aus dem Drinthale gegen Croja zurück, hielt zum grössten Erstaunen der behutsam nachschiebenden Türken auch dort nicht Stand und lagerte sich endlich auf der äussersten Waldgrenze seines Gebiets in der Nachbarschaft von Lissus (Alessio, Ljesch), unweit des dunkelbelaubten Tumenistos. Er hatte nicht mehr als etwa zwölftausend Mann zusammengebracht. Hamsa war die Seele und der lenkende Genius des mit Vorsicht und ungewohnter Zucht manövrirenden feindlichen Heeres. Täglich erwartete er den Kampf. Skanderbeg rechnete auf die jugendliche Ungeduld des Neffen wie auf die unbändige Wildheit der Osmanli und blieb unbeweglich, bis der rechte Augenblick erschien. Nach mehrtägigem Harren glaubten die Türken endlich an Skanderbegs Furcht, lockerten die Bande der Disciplin und begannen in einzelnen Abtheilungen auf Plünderung auszuziehen und die Landschaft zu verheeren. Ihr Lager hatten sie auf einer weiten, vom Mati bewässerten Ebene, die im Westen der waldbelaubte, schluchtenvolle Tumenistos schloss. Skanderbeg besetzte, von den Türken unbemerkt, den Wald und überfiel von mehreren Seiten zugleich das feindliche Lager während der Mittagsruhe in der sengenden Glut der Julisonne mit seiner ganzen Macht. Das Schlachtgeschrei der Schkypetaren, der Sturmklang der kriegerischen Instrumente und das von den Gebirgsschluchten hundertfach zurückhallende Krachen der Feuerwaffen verkündeten die schreckliche Gegenwart Skanderbeg's, von dessen Nähe die überraschten Türken keine Ahnung hatten. Die Reiterei hatte abgesattelt, die Mannschaft ruhte, selbst die äussersten Schildwachen hatten die Waffen abgelegt und sich dem Schlummer überlassen. Nur im Prätorium hielten die Führer Kriegsrath, ob man, da der Feind offenbar ein Gefecht nicht wage, noch länger müssig und thatenlos im Lager sitzen oder vor Croja rücken soll. An diesem Tage wurde die Schmach von Belgrad vollends weggewaschen, und für die racheschnaubenden Schkypetaren war es ein grosses Fest. Tumultuarischer Widerstand der Ueberraschten fehlte nicht, blieb aber vergeblich. Alles war verloren, und was nicht erschlagen wurde, stob in wilder Flucht auseinander. Die Angaben über die Zahl der Todten sind wie gewöhnlich schwankend, doch von weniger als zwanzigtausend redet kein Bericht. Nach den amtlichen Siegesschreiben an die befreundeten Höfe der Christenheit wurden 30,000 Türken erschlagen, 1500 Gefangene, 24 Rossschweife und das ganze Lager erbeutet. Unter den Gefangenen war zugleich mit einem hohen türkischen Offizier, Sandschak Mesid genannt, der verrätherische Hamsa selbst. Wie David den rebellischen Absalom hatte Skanderbeg den ruchlosen Verräther seines Glaubens, seines Vaterlandes und seiner Familie zu tödten ausdrücklich untersagt. Die Beute war in der That unermesslich. Wie Cäsar's Legionen bei Pharsalus fanden die Soldaten Skanderbeg's im eroberten Lager die Tische zum Mahl gedeckt, und das Prätorium selbst mit einem Luxus ausgestattet, von welchem die armen Schkypetaren keine Vorstellung hatten. Die Todten lagen in grossen Haufen, doch ist es wohl nur eine herkömmliche Phrase, wenn der Berichterstatter den kleinen durch das Zeltlager rinnenden Bach 'Albula' sich vom Blute der Erschlagenen röthen lässt. Das Gemetzel hatte von Mittag bis gegen

---

[1] Coëgit autem temporis ratio et insolens ingenium viri (Scanderbegi) celare omnia, dissimulareque, ne suspicionem aliquam causatus me circumveniret, ut nuper Georgio Stresio sororis suae filio fecit, quem confictis criminationibus insimulatum omni ferme imperio nudavit. Marin. Barlet. Lib. 9, Fol. 160 v.

---

[1] Der Biograph nennt hier wieder nur die Jahreszeit, aber nicht die Jahrzahl: in eo apparatu ver abiit, et jam aestivi calores militum corpora laxaturi properabant. Barleti, Fol. 157.

Sonnenuntergang gedauert, und doch wollen die Albanesen, um das Wunderbare der Begebenheit zu erhöhen, nur sechzig Mann verloren haben. Die Hitze der Jahreszeit forderte schnelle Beseitigung der in Verwesung übergehenden Leichen. Menschen und Pferde wurden untereinander in weiten Gruben verscharrt und vom Siegesfelde weg der Triumphzug nach Croja angetreten. Jetzt erst wurden die Trauerkleider um die Todten von Belgrad (Berat) völlig abgelegt. Siegeslieder wurden gedichtet, Beuteproben und Gefangene an die Höfe von Rom, Neapel, Spanien, Gallien und Burgund geschickt.

In Constantinopel herrschte auf die Kunde dieses unerwarteten Ausganges der grossen Expedition die grösste Bestürzung. Für *Mesid* wurden vom Sultan 15,000, für die übrigen Vornehmen 40,000 Ducaten Lösegeld geboten und von Skanderbeg, der das Gold beinahe noch mehr als das Blut seiner Feinde liebte, bereitwillig angenommen. Die gemeinen Türken wurden ihrem Schicksale überlassen und von den Siegern verschenkt, verkauft, oder als Sklaven im Lande zurückbehalten. Hamsa, um den sich der Sultan ebenfalls nicht kümmerte, wurde vom erzürnten Oheim als Staatsgefangener in strenge Haft zu König Alphons nach Neapel gebracht. Dieser Umstand allein wäre hinreichend, die bei Barleti vernachlässigte Jahrzahl der Schlacht am Tumenistos mit Genauigkeit zu bestimmen. Hamsa wurde im Sommer des Jahres, welches dem Tode des Königs Alphons vorherging, nach Neapel geführt [1]. König Alphons starb aber am 27. Juni 1458 [2]. Das grosse Ereigniss am Tumenistos ist also mit Sicherheit auf den Monat Juli 1457 anzusetzen. Nach Alphonsens Hinscheiden wurde Hamsa wieder nach Croja zurückgebracht, versöhnte sich mit dem verrathenen, für seine Familien-

---

1) Barletius, Fol. 169 und 171.

2) Sismondi. X, pag. 79.

angehörigen schwachen Oheim und durfte sogar, um seine in Constantinopel weilende Familie zu retten, scheinbar noch einmal zum Sultan desertiren, wurde aber als Hauptveranlasser der letzten grossen Niederlage von dem erzürnten Padischah durch Gift aus dem Wege geräumt.

Durch den Ueberbringer der Lösegelder für die Gefangenen wurden zugleich die bekannten Friedens- oder vielmehr Waffenstillstands-Anträge erneuert, weil der Sultan in Europa und in Anatolien noch Grosses zu verrichten hatte und erschreckt über den Menschenverlust sich von Albanien her Ruhe verschaffen wollte. Die Unterhandlungen, zu deren Abschliessung Sinan- und Omer-Pascha mit einem kleinen Corps an der Grenze erschienen, zogen sich in die Länge und wurden am Ende doch wieder abgebrochen, weil Skanderbeg ohne Herausgabe der beiden Festungen *Belgrad* und *Sfetigrad* selbst von einer temporären Waffenruhe nichts wissen wollte, Mohammed aber seinerseits zu diesem Ultimatum sich nicht verstehen konnte. Das Waffenspiel begann von neuem und zwar in derselben Weise und auch in derselben Gegend von Ohrida und von Nieder-Dibra her, wo die türkischen Heere seit Beginn des Kampfes im Jahre 1444 in mechanischem Gleichschlage in Albanien eingebrochen waren. Die Ereignisse verlieren in ihrer Eintönigkeit auf mehrere Jahre, wo nicht gar für den ganzen Rest des Insurrectionskriegs beinahe allen Reiz und der Leser kann nur mit Gleichgültigkeit vernehmen, Sinan-Pascha habe in der Dibra Heer und Feldzeichen mit dem ganzen Lager verloren, Hassan sei bei Ohrida, Jussumbeg unweit Skupi und Karadschabeg ebendaselbst geschlagen worden. Man stritt und unterhandelte zu gleicher Zeit bis endlich im Juni 1461 der lange und vergeblich angetragene Frieden unter der Bedingung des *uti possidetis* auf zehn Jahre zu Stande kam. Es war eigentlich nur, wie schon oben bemerkt, eine beiderseits vereinbarte Waffenruhe, die wohl den freien Verkehr zwischen den beiden Ländergebieten wieder herstellte, am *Status quo* aber nichts änderte. Skanderbeg sollte seine

„Razzias" einstellen, der Sultan aber auch seinerseits die Insurgenten mit der ganzen albanischen Coalition in ihrem Besitz nicht beunruhigen. Sfetigrad und Belgrad (Berat) wurden von den Türken nicht geräumt. Dafür hat aber auch Skanderbeg den freien Durchzug der Türken gegen das venetianische Küstengebiet und die Auslieferung seines kaum achtjährigen Sohnes Iwan als Geissel abgelehnt. So weit hatte es der Insurgentenchef der Schkypetaren endlich doch gebracht, dass der stolzeste und furchtbarste Eroberer des Jahrhunderts mit ihm auf gleichem Fusse unterhandeln musste [1].

Mit der Unterzeichnung des zehnjährigen Friedens im Sommer des Jahres 1461 ist der *zweite Act* des grossen albanischen Trauerspiels abgelaufen.

Diesseits wie jenseits der Grenzen wurde die Friedensbotschaft von den Bewohnern des verheerten Landes mit Jubel aufgenommen. Man bestellte wieder das Feld, baute die verbrannten Dörfer auf und tauschte in freundlichem Verkehr die Erzeugnisse des Feldes wie der Hände gegenseitig aus. Nur Skanderbeg, unter Tumult und Kampf gleichsam auf dem Schlachtfelde aufgewachsen, konnte das friedliche Leben so wenig als sein Gegner Mohammed ertragen. Streit, Gefahr, Heerlager und Blutvergiessen waren für ihn Bedürfniss. Für bürgerliche Verwaltung und Rechtsstreitigkeiten, für Landwirthschaft, Tribunal und Richterspruch hatte er keinen Sinn. Ihm war nur im Waffenrock und im Lager wohl. Die erste Gelegenheit, die Last der Ruhe abzuwerfen, musste willkommen sein. In Neapel war Ferdinand, Sohn und Nachfolger des im

---

[1] Die Correspondenz zwischen Mohammed II. und Skanderbeg, wie sie Barleti, Lib. XI, Fol. 192 und 193 bringt, ist entweder ganz erdichtet oder doch aus dem türkischen Original nur dem Sinne nach in eine lateinische Gedankenconstruction umgesetzt. Richtig ist nur das Jahresdatum 1461, weil es mit Sismondi's Angaben genau zusammenstimmt. Sismondi, Lib. X pag. 203.

Sommer 1458 verstorbenen Königs Alphons von Arragonien, durch den angevinischen Prätendenten und durch die rebellischen Grossen um diese Zeit hart bedrängt. Pius II., Suzerain von Neapel, konnte allein nicht helfen, weil sich Ferdinands Garanten Florenz und Venedig für neutral erklärten. In der Bedrängniss wurde Skanderbeg, weiland Alphonsens persönlicher Freund und Bundesgenosse, durch Gesandte des Königs und des Papstes um Beistand angegangen. Die Bitte fand williges Gehör und ein albanesisches Hülfscorps, über dessen Stärke und Belang selbst die gleichzeitigen Berichte unsicher und widersprechend sind, setzte unter Skanderbegs persönlicher Führung nach Apulien über[1]. Die Seemächte der Adria hatten die Transportfahrzeuge geliefert. Es war eine kriegerische Episode, ein Abenteuererzug, bei welchem Skanderbeg eigentlich nur, wie sein Gegner *Jacopo Picinino* bei Apulisch-Troja die Rolle eines Condottiere übernahm. Der apulische Feldzug dauerte vom Spätsommer des Jahres 1461 bis in den Herbst des nächstfolgenden Jahres 1462, hat aber mit dem Schicksal der albanischen Insurrection nichts zu schaffen. Indessen darf man die eigenthümliche Verwirrung nicht unbemerkt lassen, welche in den Commentarien des Barletius in Beziehung auf dieses Ereigniss herrscht. Der Panegyriker lässt seinen Helden unmittelbar nach Alphonsens Hinscheiden (1458), folglich drei

---

[1] Einige Berichte reden von 8000, andere von 5000, andere gar nur von 800 Mann. Barletius wagt gar keine Zahl auszusprechen und verwandelt den kriegerischen Excurs in eine oratorisch-poetische Fiction voll erträumter Herrlichkeit und Macht[*].

---

[*] Barlet., Fol. 177 verso. — Sismondi, Lib. X, pag. 141. Nach Sabellico war Skanderbeg nur mit seiner *600 Mann* starken Reitergarde zum Heere Ferdinands gestossen, in welchem Sabellico's Vater ebenfalls diente und den epirotischen Helden persönlich kannte[**].

[**] Solebat Joannes Coccius, pater meus, qui Calabro bello sub Ruberto Ursino, viro fortissimo, aliquamdiu militavit, adolescenti mihi enarrare: vidisse se Epirotam hominem, qui cum sexcentis equitibus Ferdinandi nomine in Apuliam transiverat. Sabellico, pag. 568.

Jahre *vor* der Einstellung der Feindseligkeiten und dem Waffenstillstandsvertrage mit dem Sultan nach Apulien ziehen. Gesunde Kritik und zugleich positive Angaben italischer Annalisten weisen diese Chronologie als unstatthaft zurück. Unter diesen Zeugnissen enthalten die Annalen von Ragusa bei weitem das wichtigste, da sie den albanischen Hülfszug ausdrücklich *nach* dem Waffenstillstandsvertrag mit den Türken erzählen. Die Flotte lief in Ragusa ein, wo Skanderbeg von den Vorständen der Republik öffentlich bewirthet, beschenkt und nach der Sitte jenes Zeitalters in feierlichen Staatsreden gepriesen wurde[1]). Barleti häuft überdiess eben so fabelhaft als abenteuerlich alle Ehren des apulischen Feldzugs und der Restauration Ferdinands auf das epirotische Hülfscorps und füllt mit rhetorischen Amplificationen und romanhaften Ausschmückungen der italischen Heldenthaten Skanderbegs das ganze zehnte Buch, während die neapolitanischen Chronisten nicht ohne Grund, wenn man will, aber zum grössten Leidwesen des patriotischen Biographen des albanischen Zwischenspiels kaum mit wenigen Worten gedenken. Selbst Skanderbegs nicht zu läugnender Antheil an der Entscheidungsschlacht bei Apulisch-Troja wird von keinem derselben ausdrücklich zugestanden und nebenher behauptet, der epirotische Held habe seinen Bundesgenossen *„plus nominis claritate quam copiis adjuvisse."* Sogar die Fähigkeit, einem schwergerüsteten italischen Heere gegenüber Stand zu halten, wird dem flüchtigen, leichtbewaffneten, mehr für Raub und Ueberfall als für regelmässigen Kampf geeigneten Reitern Skanderbegs im blinden Patriotismus abgesprochen[2]).

---

[1]) Giorgio Castrioto, *conchiusa la tregua con li Turchi*, domandato da Papa Pio secondo, s'indusse a dare aiuto a Ferrando Re di Napoli contra Renato Duca di Angiò, e fece scala in Rausa, et mentre vi dimorò fù spesato dal publico, secondo l'antico costume della Città. Luccari, pag. 106.

[2]) Equitatus enim ejus levis armaturae erat, equi veloces, aptissima furtis ac rapinis acies, bello inutilis, quod more Italico geritur, adversus enses ac tela

Zum Lohn für den zwar mässigen, aber rechtzeitig geleisteten Beistand wurde vom dankbaren Ferdinand die Stadt Trani mit zwei andern befestigten Orten gegenüber der albanischen Küste als Zuflucht und Nothanker für den Fall einer Katastrophe an Skanderbeg überlassen. Der wahre Werth oder vielmehr Unwerth der biographischen Composition des Barletius tritt bei dieser apulischen Expedition am deutlichsten hervor.

Wir wollen die Sache als unserm Ziele fremd nicht weiter verfolgen und eilen lieber zum Schlusse der grossen Schkypetaren-Tragödie, deren dritter, letzter und traurigster Act unmittelbar nach dem apulischen Abenteurerzug mit einem Auftritte beginnt, den jeder redliche Bewunderer des epirotischen Helden aus seinem Leben verwischen möchte.

Zwischen der See-Grossmacht Venedig und dem Padischah Mohammed II. herrschte seit dem Frieden vom 18. April 1454 ungestörte Einigkeit und freundlicher Verkehr. Mit Skanderbeg und der albanesischen Coalition waren die Feindseligkeiten durch das Uebereinkommen vom Jahre 1461 auf zehn Jahre, d. h. bis zum Sommer des Jahres 1471 ebenfalls eingestellt. Der Sultan hatte volle Zeit alles zu beseitigen und niederzuwerfen, was von byzantinischen, slavischen und seldschukischen Tetrarchen im Peloponnes, in Illyrien, in Trapezunt und in Kleinasien noch aufrecht stand. Um diese Aufgabe vollends zu lösen und die Einheit des alten oströmischen Imperiums wieder herzustellen, war die Fortdauer des Friedens mit der abendländischen Christenheit im Allgemeinen und mit dem gefürchteten Schkypetarenfürsten insbesondere eine unerlässliche Vorbedingung. Der Gedanke, die rollende Türken-Lawine aufzuhalten, die letzten christlichen Ueberbleibsel im Orient zu

---

eorum inermis. Spondanus, Annal. Eccles. Tom. II. pag. 84 (ad ann. 1461). Edit. Lyon, 1678.

retten und „die Ungläubigen aus Europa zu vertreiben“ war bei den Fürsten im Occident zwar bedeutend abgekühlt, lebte aber in Rom, besonders im Herzen Pius II. (1458—1463) mit mittelalterlicher Lebendigkeit noch fort. Mit der Beruhigung Süditaliens begannen die Versuche des päpstlichen Hofes, den gesammten Occident in die Verschwörung zu ziehen und zu einem Kreuzzuge gegen den Sultan aufzuregen, mit erneuter Kraft. Venedig, die erste Seemacht, und Albanien, die einzige widerstandsfähige Landmacht im Bereiche des Padischah, sollten im projectirten Drama die ersten Rollen übernehmen. Beide waren aber durch beschworene Verträge gebunden und zur Waffenruhe verpflichtet. Die Furcht vor Eidbruch und verletztem Schwur im Gemüthe der Mächtigen zu ersticken war die erste Aufgabe der leitenden Politik. Der Rest des Jahres 1462 und ein Theil des folgenden vergingen in Unterhandlungen, diese Hindernisse vollends zu besiegen und wegzuschaffen. Im November 1463 endlich wurde durch Pius II. in feierlicher Curia der Krieg gegen die Türken decretirt[1]. Venedig, um seine Besitzungen in der Levante besorgt, wankte zuerst und suchte dann auch Skanderbeg, der sich durch den geschworenen Eid unlösbar gebunden glaubte, zur neuen Coalition herüberzuziehen und zum Bruch des gegebenen Worts zu bewegen. Die Unterhandlungen wurden durch Paulus Angelo, dem vielgenannten Erzbischof von Durazzo und albanischen Staatssecretär geführt. Skanderbeg sträubte sich lange und konnte erst durch feierliche, im Namen des Oberhaupts der Christenheit vollzogene Entbindung vom Eide und durch die ausdrückliche Versicherung, den Ungläubigen sei man nicht schuldig die Treue zu halten, in seinem Gewissen beruhigt und zum Friedensbruch getrieben werden. Paulus Angelo wurde ‚in petto‘ zum Cardinal der römischen Kirche creirt und Skanderbeg, der gewissensängstliche *'Princeps Epirotarum'*, durch die Aussicht auf den Königstitel für seine Treulosigkeit belohnt. Nimmt man auch an, dass Mohammed II. den geschworenen Verträgen auch nicht länger, als es sein Vortheil verlangte, treu geblieben wäre, so macht dieser Act abendländischer Christenpolitik auf das Gemüth des Lesers doch einen peinlichen Eindruck, schwächt zugleich die Theilnahme an dem Helden des Tages und lässt ein Vorgefühl wie von einer nahestehenden Nemesis zurück. Gegen seine Gewohnheit hatte der Sultan den albanischen Waffenstillstandsvertrag gewissenhaft erfüllt, einen Raubzug seiner unbändigen Grenzer mit Strenge bestraft, den Schaden vollständig ersetzt und den Skanderbeg — natürlich im eigenen Interesse — durch Unterhandlungen vom Treubruche abzuhalten sich bemüht[1]). Skanderbeg blieb taub gegen alle Vorstellungen, forderte in neu aufgefrischtem Glaubens-Enthusiasmus den Sultan selbst auf, zum Christenthum überzutreten[2]) und begann in Erwartung des grossen abendländischen Coalitionsheeres, an dessen Spitze Papst *Pius II.* selbst zu kommen versprochen hatte, ohne alle Veranlassung von Seite der Türken und ohne vorausgegangene Kriegserklärung noch im Herbst des Jahres 1463 durch einen grossartigen Raubzug in das macedonische Grenzland den Krieg. Die im Laufe eines mehr als zweijährigen Friedens neugebauten Dörfer und Gehöfte wurden in Brand gesteckt und eine unermessliche

---

[1] Mense Novembri 1463 Pius II. in curia bellum decrevit in Turcos. Spondanus. Annal. Eccles. Tom II, pag. 93 ad annum 1463. Edit. Lyon, 1678.

---

1) Barletius in seinem Parteisinn wälzt die Schuld des Friedensbruches zwar ganz auf die Türken hinüber, kann aber den Schadensersatz für geraubtes Albanesengut doch nicht wegläugnen, und hat auch die Thatsache einer bei dieser Veranlassung zwischen dem Sultan und Skanderbeg gepflogenen Correspondenz bei aller Fiction der Phrasen nicht ganz erfunden*).

2) Si perfidia ista et Mahumetanae sectae erroribus depositis ad Christi fidem et veritatem te convertere volueris. Barlet. Fol. 178.

---

*) Barletius. Fol. 193 verso u. 198 ff.

Beute an Rindern, Schafen und Pferden aus den wieder aufblühenden Grenzdistricten fortgeführt, weil sich mitten im Frieden niemand einer Gefahr von Seite der Schkypetaren versah[1]. An eine Versöhnung war nach diesem schmählichen Bruche nicht mehr zu denken, Skanderbeg sah aber dem heranziehenden Sturm ruhig entgegen, weil *Pius II.* mit der ganzen Macht des Abendlandes in Albanien erwartet wurde. Um die Wiederholung der ärgerlichen Scenen an der Grenze zu verhüten, und für das Vergangene Rache zu nehmen, rückte *Scheremetbeg* mit vierzehntausend Reitern gegen Ohrida vor, liess sich aber in der Nähe der genannten Stadt schimpflich überlisten und *soll* ausser den Gefangenen über zehntausend Mann an Todten verloren haben. Unter den Gefangenen war der Defterdar-Beg mit dem Sohn des Lagerpräfecten und noch zwölf türkischen Offizieren von hohem Rang. Gegen Erlegung von 40,000 Ducaten und Vertheilung reicher Geschenke an das Heer wurden sie alle in Freiheit gesetzt und Skanderbeg führte seine sieg- und beutetrunkenen Schkypetaren nach Croja zurück, um *Pius II.* bei der Landung des grossen abendländischen Heeres in Dyrrachium würdig zu empfangen. Für den Fürsten der Schkypetaren war der entscheidende Moment gekommen. Nach dem feierlichen Pontificalgottesdienst in der Cathedrale von Dyrrachium sollte Paul Angelo als Cardinal der römischen Kirche vorgestellt, Skanderbeg aber zur Königswürde erhoben und als Autocrat von Epirus und Albanien ausgerufen werden. Zu gleicher Zeit sollte Seiner Epirotischen Majestät der Commandostab über das vereinte Heer zur „Vertreibung der Türken aus Europa“ übertragen werden. Der heissersehnte Pontifex erschien zwar in diesem Jahre nicht mehr auf albanischem Boden, aber auch der Sultan stand mit seiner Hauptmacht noch weit entfernt in Caramanien. Statt der grossen abendländischen Executionsarmee kam im Sommer des nächstfolgenden Jahres 1464 die Trauerkunde von Italien herüber, Papst Pius sei in Ancona, wo er eben zu Schiffe gehen wollte, Todes verblichen (14. August) und was von Streitkräften beisammen war, habe sich nach allen Winden zerstreut, weil der Pontifex den Sold nicht mit Goldgulden, wie die Landsknechte erwarteten, sondern mit Sündenablass bezahlen wollte, wonach niemand Verlangen trug. Skanderbeg und die Venetianer standen jetzt allein auf dem Plan, der eine ohne die versprochene Königskrone, die anderen ohne die gehofften Bundesgenossen, dem Racheschwert des erzürnten Padischah blossgestellt. Nach der biographischen Skizze des Ungenannten wurde der letzte Sieg von Ohrida am 14. August 1464, d. i. an demselben Tage erfochten, an welchem Pius II. in Ancona starb [1]).

---

[1] *Sismondi*, lib. X, pag. 218, redet von soixante mille boeufs et quatre vingt mille moutons. — *De le cose*, pag. 30, geben den Raub auf otto cento mila pecore, et sessanta mila capi tra vache, bovi, et vitelli, et tre mila cavale con puledri an.

Barlet. Fol. 198 verso fügt hinzu, man habe die Obstbäume umgehauen und die Getreideernte auf dem Halm verbrannt.

Durch Scheremetbeg's Unglück bei Ohrida war Mohammed II. endlich auch wieder zur Ueberzeugung gekommen, dass mit dem herzhaften Ungestüm und mit dem brutalen Einstürmen der osmanischen Heerführer gegen Skanderbeg nichts auszurichten sei, und dass die Schkypetaren nur durch einen Schkypetaren überwältigt werden könne. *Balaban Badera*, ein albanesischer Renegat, wurde ungesäumt an die Spitze einer auserlesenen, aber nicht mehr als achtzehntausend Mann starken Schaar gestellt und in Eilmärschen gegen den Unüberwindlichen geschickt. Balaban war eben so unerschrocken, militärisch begabt, kaltberechnend und unerschöpflich an strategischer Hinterlist wie Skanderbeg, den er als Renegat, Landsmann und Iwan Kastrioti's Domestikensohn instinctmässig und persönlich hasste [1]. Der Zuname *'Badera'* bezeichnet seinen Geburtsort, ein Städtchen gleichen Namens östlich von Croja am Matifluss gelegen [2]. Barletius lässt in patriotischer Prahlerei diesen Balaban beim Sturm auf Constantinopel (1453) zuerst die Mauern erklimmen, eine Ehre, die nach Phranzes dem riesenhaften Janitscharen Hassan aus Ulubad in Kleinasien gebührt [3].

---

[1]) *De le Cose*, pag. 74

Gleich der erste Zusammenstoss der beiden feindlichen Heerführer in einem schluchtigen Waldthale unweit Ohrida bewies, dass Skanderberg endlich einen ebenbürtigen Gegner gefunden habe. Balaban wurde zwar geschlagen, hatte aber so geschickt manövrirt, dass ihm acht der auserlesensten Kampfhelden und Capitäne Skanderbegs lebendig in die Hände fielen. Moses von Dibra war einer dieser acht. Skanderbeg bot hohes Lösegeld oder Auswechselung mit türkischen Gefangenen aus früheren Schlachten. Mohammed verweigerte das eine wie das andere, zog die Rache dem Golde vor und liess die acht Albanesen-Capitäne zu Stambul eines grausamen Todes sterben [4]. Das erstemal seit dem Beginn der Insurrection war der Sieg auf dem Schlachtfelde heftig bestritten, lange zweifelhaft und zuletzt nur um hohen Preis erkauft. Ba-

---

[1] Quia et inimicissimus erat. Barleti, Fol. 209.

[2] Viquesnel schreibt *Batèra*. Dieser Ortsname ist uralt. In derselben Landschaft nennt Livius an zwei Stellen eine Stadt *'Stuberá'*. Die Lesecart Στύμβερα (spr. Stubera) im siebenten Buche Strabo's beweist nur, dass der heute in Europa umlaufende Text von einem byzantinischen Copisten herrühre. In barbarischen Namen wird der Buchstabe β bekanntlich durch μβ, μπ ausgedrückt. Bei Suidas findet man Στοβήρα *).

[3] Phranzes, H. D. Lib. 3, cap. 16.

[4] Sed cum nullum calamitatis contumeliaeque genus non editum in eos esset, omnes excoriari suo more jussit. Barlet. Fol. 208 verso.

---

*) cf. Livius, Lib. 31, cap. 39 und Lib. 43, cap. 18.

laban kam zum zweitenmal, überfiel, was früher auch nie geschehen Skanderbeg in seiner Stellung bei Oronitsch in Hoch-Dibra, wurde an Ende zwar auch hier geschlagen, verlor sogar das Lager, erschien abe zum drittenmal mit zwanzigtausend Mann auf der blutgetränkten Wahlstatt bei Ohrida. Der Mann war so kühl und seiner Gefühle so mächtig dass er den kampfbegierigen Gegner drei Monate lang in Unthätigkeit hinzuhalten wusste. Am Ende musste er freilich zum dritten Male die Flucht ergreifen, Skanderbeg verlor aber im Handgemenge das Pferd, stürzte zu Boden, wurde in der Hand verwundet und errang nur mit äusserster Kraftanstrengung seiner Veteranen endlich den Sieg. Es war eine Verzweiflungsschlacht von Munda. Skanderbeg selbst galt einen Augenblick für todt und von seinen Schkypetaren war gegen alle frühere Gewohnheit eine grosse Anzahl gefallen. Auf diese drei Gefechte hin stieg die Zuversicht in Stambul, in Croja aber fing sie zu sinken an. Man fühlte beiderseits, dass, da jetzt ein ebenbürtiger Gegner gefunden war, die Grösse des zu verzehrenden Menschenkapitals zuletzt den Sieg entscheiden müsse.

Statt dem dreimal zurückgetriebenen Balaban, wie es jedermann erwartete, das Commando abzunehmen, liess ihn der Sultan mit zwanzigtausend Reitern und viertausend Mann zu Fuss zum vierten Male nach Ohrida ziehen, sammelte aber zu gleicher Zeit und ganz im Stillen bei Belgrad in Südalbanien ein zweites Corps von sechzehntausend Mann, das er ebenfalls einem albanesischen Renegaten Jacub Beg anvertraute. Während Balaban vom Osten her gegen Croja rückte, sollte Jacub-Beg von Süden her sich nach demselben Punkt bewegen. Der Plan war fein angelegt. Beide Heerkörper sollten sich im rechten Winkel schneiden und durch gemeinschaftliches Zusammenwirken die Insurrection mit Einem Schlag erdrücken. Es war das Manöver der Austro-Russen gegen die magyarischen Insurgenten im Sommer des Jahres 1849. Niemand in Stambul zweifelte diesesmal an Skanderbeg's Untergang. So rasch indessen, wie es sich der Gegner träumte, lässt das Glück seine

Günstlinge doch nicht sinken. Dieser ersten leisen Schicksalswarnungen ungeachtet war Skanderbeg's Energie noch ungebrochen. Mehr gereizt als erschreckt durch die wachsenden Schwierigkeiten und die doppelte Gefahr flog er, um sich erst auf einer Seite Luft zu machen, auf der gewohnten Siegesstrasse dem Balaban entgegen. Seine drei albanesischen Kundschafter gingen aber von einem Blutsverwandten Balabans verführt zu den Türken über und verriethen, statt die feindliche Stellung für Skanderbeg auszuspähen, ihre eigenen Landsleute an den Feind. Viel fehlte nicht und der Sieger in so vielen Schlachten wäre in einen Hinterhalt gefallen und selbst gefangen worden. Balaban wusste nämlich, dass Skanderbeg beim Nichtwiederkommen der Kundschafter das Geschäft, die feindliche Stellung auszuspähen, in eigener Person verrichten werde. Die Rechnung des Mannes war richtig, Skanderbeg ging in die Falle, verlor von seinen fünf Begleitern vier und entrann nur durch einen romanhaften 'Alvarodosprung' dem Geschicke. Bevor noch Kunde von Jacub Beg's Annäherung in's türkische Lager nach Ohrida kam, nöthigte Skanderbeg den zögernden Gegner zur Schlacht und erstritt einen der grössten, entscheidendsten und blutigsten Siege des ganzen Kriegs in eben derselben Waldschlucht Valchal, wo früher die acht Capitäne in den Hinterhalt geriethen und gefangen wurden. Die Niederlage der Türken war vollständig, und nach Barleti's enthusiastischem Calcül soll Balaban nur mit Wenigen dem Gemetzel entronnen sein. Alles übrige sei auf dem Schlachtfelde geblieben, gefangen oder auf der Flucht erschlagen worden[1]. Es war aber auch die höchste Zeit. Die Schkypetaren waren noch mit Plünderung des Lagers und der Todten beschäftigt, als von Schloss Petralba, wo Skanderbeg's Schwester Mamiza mit ihrer Familie residirte, die Meldung kam, Jacub-Beg sei plündernd und sengend mit einem zweiten Heere von Belgrad heraufgekommen, habe aus den überraschten Dörfern eine grosse Anzahl Gefangene weggeführt und bei Klein-Tirana am Flusse Argilata das Lager aufgeschlagen [1]. Skanderbeg eilte mit seinem siegreichen Heere dem neuen Feind entgegen, besetzte alle Ausfluchtwege, stellte die bei Ohrida gefangenen Osmanli gefesselt dem Lager gegenüber und schleuderte aus der letzten Schlacht mitgebrachte Türkenköpfe gegen die feindliche Station, wo man von Balaban's Schicksal noch keine Ahnung hatte. Jetzt freilich erkannte Jacub-Beg sein Loos, wagte aber doch die Schlacht, verlor viertausend Todte, sechstausend Gefangene und fiel selbst durch Skanderbeg's eigene Hand. Das Lager mit allen Reichthümern und den 4000 weggeführten Landsleuten fiel den Siegern in die Hände. Was dem Tod auf dem Schlachtfelde entronnen war, fiel durch das erbitterte Bauernvolk auf der Flucht. Eine solche Höhe hatte der materielle Verlust der Türken auf dem Schlachtfelde kaum jemals erreicht wie in diesem Doppeltreffen [2]. Es stritt Mann gegen Mann. Muth, Waffenkunst, Blutdurst und Rache waren auf beiden Seiten gleich.

---

[1] Barleti, Fol. 214 verso, beschreibt nach Angabe des albanesischen Bülletins die ganze Schlachtordnung und bringt auf der türkischen Seite ausser den *Ianisaros* die *Axappos*, die *Olophansios* und die *Achansios* in Reih' und Glied. Unter den drei letzten Namen sind die *Asaben*, die *Ulufedschi* und die *Akindschi* unschwer zu erkennen.

---

[1] Statt '*Tyrana minori*' des Barleti'schen Textes muss '*Tyrana majori*' gelesen werden. Das erstere liegt unweit Croja, kaum anderthalb Wegstunden vom Festungsthore. Von Croja bis Tyrana major dagegen rechnet man sechs gute Wegstunden. Petrella oder Pertrella, woher die Meldung kam, liegt zwei starke oder nach Hahn drei Stunden südwestlich vom letztgenannten Ort. Der Fluss Argilata, an welchem die Türken lagerten, ist der Arçen, Arçenda oder Argende, wie ihn die neuesten Wanderer von den Einheimischen nennen hörten *).

[2] Die *viginti quatuor millia hominum caesa* des Barleti sind gewiss nur ein Druckfehler, weil von 16,000 Türken unmöglich 24,000 getödtet und 6000 ge-

---

*) Hahn, I, S. 10, 85 u. 89. — Ami-Boué, IV, 343.

In Croja wollte man der vorauseilenden Siegesbotschaft keinen Glauben schenken. Erst wie das Heer triumphirend von Gross-Tyrana heraufkam und mit den Trophäen vor den Mauern der Residenz erschien, glaubte man an den Sieg. So gross war der Schrecken, so fabelhaft schien das Glück. Aber auch den Verlust der Sieger berechnet der Biograph dieses Mal auf mehr als tausend Todte — eine Zahl, die auf albanesischer Seite noch in keiner Feldschlacht gefallen war.

Das erste Mal seit dem Ausbruch der Insurrection stellte sich nach glücklicher Abwendung der Gefahr bei den Albanesen selbst ein Gefühl der Ermüdung ein. Man wollte die Früchte so vieler Siege, so vieler Leiden, Opfer und Mühsale endlich in Frieden geniessen und zugleich wieder herstellen, was der mehr als zwanzigjährige Kampf vernichtet hatte. Die Hauptkriegslast musste im Grunde doch Skanderbeg's unmittelbares Erbland tragen, und die wehrhafte Bevölkerung war im Fürstenthum *Matja* bereits so verdünnt, dass sich bei allem kriegerischen Enthusiasmus der Mirditen die Aushebungen doch jedes Jahr unergiebiger zeigten. Und doch war der Hauptsturm erst noch zu überstehen, weil der Sultan nach dem völligen Misslingen der letzten Combination kein anderes Mittel zum Ziel übrig hatte, als die türkische Hauptmacht, mit welcher er Stambul genommen, Caramanien, Trapezunt, die Donaufürstenthümer, Serbien, Bosnien und Inner-Griechenland besiegt, endlich

---

fangen werden konnten. Der Ungenannte „De le cose" lässt die Zahlen doch als richtig gelten, erklärt sie aber als das gemeinsame Ergebniss der beiden Gefechte mit Balaban und Jacub-Beg*). Auf das geringe Vertrauen, welches Barleti's Todtenlisten verdienen, ist schon früher hingedeutet worden. Sicher ist diesesmal nur, dass die beiden feindlichen Heere zu Grunde gerichtet wurden und von dem zweiten sich noch wenigere als vom ersten gerettet haben konnten.

---

*) Barleti, Fol. 216 verso. — *De le Cose*, pag. 37 verso.

auch noch gegen das kleine Albanien und gegen den unerträglichen Hemmschuh türkischer Omnipotenz in Person zu führen. Vorher versuchte er es jedoch, Skanderbeg durch verkappte Ueberläufer meuchlerisch aus dem Weg zu räumen. Aber auch das misslang.

Ein engerer Anschluss an die mitfechtenden Venetianer, die seit dem letzten Friedensbruch (1464) unter allen Mächten der Christenheit allein den Kampf zu Wasser und zu Lande mit ungeminderter Energie verfolgten, war in diesen Umständen von selbst geboten. In Skutari wurde gemeinschaftlich grosser Kriegsrath gehalten und die Vertheidigung der Hauptstadt Croja, weil der Herzog von Matja (Vranacontes) inzwischen gestorben war, dem tapfern Italiener Baldassare Perducci anvertraut. Zu der starken albanesischen Besatzung brachte der neue Befehlshaber noch ein Corps italienischer Musketiere und Feuerwerker zur Bedienung des Geschützes in die Festung. Zu gleicher Zeit wurden die Magazine der Stadt durch die vor Lissus stationirende venetianische Flotte auf mehrere Jahre mit Lebensmitteln angefüllt und von den Bundesfürsten Albaniens der grosse Heerbann aufgeboten. Das Gerücht liess den Sultan mit ungeheurer Macht im Anzug sein. Rom und das übrige Italien hatte diesesmal nur Segenswünsche, Hymnen und gute Wünsche als Verstärkung herübergeschickt. Das ferne Abendland blieb ganz ruhig, es meinte, Skanderbeg sei stark genug, den Eroberer von Stambul allein aufzuhalten.

Im Frühling des Jahres 1466 endlich lagerte sich Mohammed II., wie man sagt, mit 200,000 Mann auf der Ebene Klein-Tyrana und schloss Croja ein. Er unterhandelte, bot Gold und Ehren, minirte dann, stürmte und raste beim Nichterfolg eben so heftig, aber eben so vergeblich wie Murad II. vor fünfzehn Jahren. Die natürliche Festigkeit der Stadt that freilich viel, aber nur der Heldenmuth der Vertheidiger machte Croja unbezwinglich. Skanderbeg befolgte seine alte, erprobte

Taktik, beunruhigte, überfiel, quälte, ängstigte das Belagerungsheer vom waldreichen Tumenistos her so unablässig, so unberechenbar, so verlustvoll und für türkische Kriegsreputation so compromittirend, dass der Sultan, weil mit Bestechung und mit Gewalt gleich wenig auszurichten war, Balaban an der Spitze von 80,000 Mann zur Fortsetzung der Belagerung oder vielmehr zur Blokade und Aushungerung Croja's zurückliess und mit der Hauptmacht in die Winterquartiere nach Constantinopel zog. Mitten auf der Rückzugslinie zwischen Croja und dem Drin-Uebergang bei Struga liegt die Ortschaft *Kidna*, einer jener naturfesten Sammelpunkte, wohin sich bei feindlichen Ueberfällen die umliegende Bevölkerung mit ihrer Habe flüchten konnte. Ohne die Weiber und Kinder zu rechnen, hatte die Festung achttausend waffenfähige Schkypetaren aufgenommen. Verrath brachte eine Kapitulation unter der Bedingung freien Abzugs zu Stande. Aber gegen das beschworene Wort wurden alle wehrhaften Männer niedergemetzelt, Weiber und Kinder als Sklaven fortgeführt. Mohammed wollte nicht ohne Trophäen über die Grenze ziehen [1]. Eine bedeutende Strecke des Fürstenthums war jetzt völlig menschenleer. Balaban schloss Croja, wie einst Titus Jerusalem, mit einem Gürtel von Castellen ein, um durch Hunger zu erzwingen, was durch Gewalt nicht zu erzielen war. Croja musste aber um jeden Preis entsetzt und gerettet werden. Um Sold und Streiter aufzubringen — Venedig und Albanien allein reichten nicht mehr hin — eilte Skanderbeg nach dem Rückzug der türkischen Hauptarmee (Sommer 1466) in Person nach Rom, wo aber der *„zu venetianisch gesinnte“* Bittsteller von

---

[1] Barletius wird in den beiden letzten Büchern XII und XIII wo möglich noch unzuverlässiger, als in den vorhergehenden. *Kidna* z. B., das noch heute besteht, verlegt er nach *Chaonia*, d. h. auf das Gebiet des Arianites Topia in Süd-Albanien, wo Skanderbeg nichts zu sagen hatte*).

---

*) Barleti, Fol. 219 verso. cf. Viquesnel, Carte de la Macédoine etc.

Paul III. (1464—1473) ausser Sündenablass und Proclamationen an das taube Abendland nur christliche Ermahnungen mit dem erneuten, aber niemals erfüllten Versprechen der Epirotisch-Macedonischen Königskrone erhalten konnte[1]). Hoffnung auf Beute und venetianisches Gold führten indessen noch einmal kriegslustige Abenteurer-Schaaren aus dem Abendlande unter die Fahnen Skanderbeg's, und so wurde mit der äussersten Anstrengung endlich doch ein Corps von dreizehntausend vierhundert Mann zusammengebracht, an deren Spitze Skanderbeg unter den Mauern der belagerten Hauptstadt die letzte seines Ruhmes würdige That verrichtet hat[2]). Ein türkischer Heerhaufen, der zur Verstärkung der Blokade im Anzug war, wurde durch einen Nachteilmarsch überfallen, zerstreut und der Führer, ein Bruder Balabans, selbst gefangen. Darauf wurde das oberste Circumvallationscastell erstürmt und die Linie selbst durchbrochen. Dieser Schlag rettete Croja. Balaban wagte einen letzten verzweifelten Versuch, seine Landsleute in Person zur Uebergabe zu bereden, wurde aber durch einen Flintenschuss aus der Festung tödtlich verwundet und starb, bevor er noch das Zelt erreichen konnte. Das türkische Blokadeheer verlor den Muth, zog sich, ohne Skanderbeg's Angriff zu erwarten, in die vier Miglien von Croja entfernte Stellung von Klein-Tyrana zurück und erklärte sich zu einer billigen Capitulation bereit. Die Pferde der Reiterei, die Waffen und das ganze

---

[1]) Nach dem Ungenannten *De le Cose* wurden von einem Privatmann in Drivasto dreitausend Stück Ducaten vorgeschossen. Sismondi sagt, Paul III. habe seinen salbungsvollen Worten auch einen geweihten Hut und Degen beigefügt*).

[2]) Barletius lässt bei dieser Veranlassung (Fol. 223) ein Heer, *grösser als je*, aus *Epirus*, *Macedonien*, *Illyrien* und *Dalmatien* zusammenkommen, was dem nüchternen Berichte des Ungenannten gegenüber nur als vages Phrasengeklingel und rhetorische Amplification gelten kann.

---

*) De le Cose, pag. 39 verso. — Sismondi, X, 249.

Lager mit allem, was es an Geschütz, an Lebensmitteln, an Munition und Geräthschaft enthalte, sollte gegen Zusicherung freien Abzugs den Schkypetaren überlassen sein. Der Antrag wurde im albanesischen Kriegsrath zurückgewiesen. Mit der Beute allein war man nicht zufrieden, man wollte auch noch das Leben des entmuthigten Feindes nehmen und stimmte für schnellen Angriff und gänzliche Vertilgung des eingeschüchterten Gegners. Skanderbeg, zum erstenmal schwach und unentschlossen, wollte weder den Kampf wagen, noch die angebotenen Bedingungen genehmigen. Er wählte den Mittelweg, besetzte alle Ausgangspunkte rund um das feindliche Lager, um die Türken durch Hunger zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade zu zwingen. Die Albanesen murrten laut, die Türken ersahen ihren Vortheil, durchbrachen, während Skanderbeg mit Verproviantirung Croja's beschäftigt war, in einem nächtlichen Angriff den Cordon und entkamen, zwar mit grossem Verlust, aber doch mit Waffen und Pferden glücklich über die Grenzen[1]). Die im Lande zerstreuten türkischen Besatzungen wurden nach diesem Schlage insgesammt gefangen oder vertilgt.

Skanderbeg indessen war nicht mehr, was er früher war; er wurde bedenklich, begann an seinem Glücke zu zweifeln und hatte selbst Anwandlungen von Menschlichkeit und sogar Scheu vor Blutvergiessen. Schon nach dem Doppelsiege über Balaban und Jacub-Beg hatte er auf die Bemerkung einiger Freunde, „Balaban könne mit seinen flüchtigen Trümmern gänzlich vernichtet werden, wenn man eilen wolle“, zur Antwort gegeben: „Lasst sie laufen, es muss doch jemand übrig bleiben, unsere Thaten in Stambul zu verkünden“[1]. Melchior Michaeli sagt geradezu, Skanderbeg habe nach seiner Heimkunft aus Rom nichts lobenswerthes mehr verrichtet[2]. Die Sorgen, die Anstrengungen, die Nöthen eines vierundzwanzigjährigen Kampfes haben die Seele des Helden ausgebrannt und den riesigen Bau, weil er die Last der Nation allein tragen musste, langsam unterhöhlt. Der erste Stoss hat ihn vollends umgeworfen.

---

[1]) Marini Sanuto's Chronik türkischer Begebenheiten meldet das Factum zwar kurz, aber chronologisch (1467) ganz richtig: *Turchi venir a Croja sotto Balabanpascià e non obtener.* Hammer-Purgstall hat Unrecht, wenn er (II, 94 Note) das Datum 1467 für irrig erklärt, weil Skanderbeg schon im Jahre 1466 gestorben sei. Der Gregorianische Kalender war noch nicht eingeführt, und das Jahr 1467 begann, besonders auf der byzantinischen Seite des adriatischen Golfs, selbst bei den romanischen Chronisten noch mit dem ersten September 1466. Balaban's Niederlage und Croja's Befreiung fällt in den Spätherbst des besagten Jahres.

Mit dem Tode Balaban's und mit der Déblokirung Croja's im Spätherbst des Jahres 1466 sind die Nachrichten über Skanderbeg eigentlich zu Ende. Barletius, der Biograph, fügt seinen zwölf Büchern *De vita et rebus gestis Scanderbegi* als Nachtrag wohl noch ein dreizehntes von nicht mehr als zwölf Folioseiten hinzu, von welchen zwölf Folio-Seiten er aber kaum zwei und eine halbe mit vagen, kurzen und zusammenhanglosen Kriegsnotizen, den Rest mit oratorischen Paradecompositionen füllt. Um den Schimpf des eigenen Rückzugs sowie der Niederlage Balaban's zu rächen, lässt er den Sultan im folgenden Jahre (1467) wieder nach Albanien ziehen, einen eben so erfolglosen Versuch auf Croja machen und aus demselben Grunde und unter denselben Umständen und mit demselben Verdruss wie im verwichenen Jahre nach Constantinopel zurückgehen. Die Berichte des Barletius über beide Expeditionen der türkischen Hauptarmee sehen sich in Worten und Gedankengang so täuschend ähnlich, dass Sismondi den zweiten Bericht für eine blosse Fiction und substanzlose Wiederholung des ersten erklären zu müssen glaubt. Seiner Meinung nach sind vom Ausbruch des turko-albanisch-venetianischen Kriegs und dem Hinscheiden *Pius II.* (1464) bis zum Tode Skanderbegs nur siebzehn Monate verflossen, und den Angriff des Scheremetbeg, die drei Niederlagen Balaban-Aga's und die zwei grossen Heerzüge des Sultans in den engen Zeitraum von siebzehn Monaten zusammenzudrängen, hält er mit Recht für eine Unmöglichkeit. Sismondi ist nämlich, wie alle, die bisher über Skanderbeg schrieben, im allgemeinen Irrthum befangen, Skanderbeg sei im Januar 1466 gestorben, während es sich jetzt mit Sicherheit herausstellt, dass der albanesische Nationalheld erst im Januar 1468 dem Schicksal erlegen ist[1]. Gegen eine zweite albanesische Sultansexpedition, wie sie Barletius ohne Angabe des Jahres im dreizehnten Buche kurz und flüchtig andeutet, ist weder chronologisch noch aus irgend einem andern Grunde etwas einzuwenden. Nur fehlen ihr der Reiz, die ängstlichen Besorgnisse, die Zweifel und die leidenschaftlichen Gemüthsaufregungen mit den glänzenden Thaten und der entscheidenden Katastrophe der vorhergehenden. Alle Wiederholung erzeugt Ermüdung, Gleichgültigkeit und Ueberdruss. Es waren ja diesesmal nur Detailkämpfe, Plänkeleien, gegenseitige Uebervortheilungen, kleiner Krieg, vorsichtiges Ausweichen, Märsche und Gegenmärsche — lauter Dinge, die den Zeitgenossen im Vergleich mit der Vergangenheit geringfügig scheinen mochten und im albanischen Hauptquartier selbst nur nachlässig oder gar nicht aufgezeichnet wurden. Es fehlte dem Barletius über die Ereignisse des Jahres 1467 offenbar an umständlichen und ausgiebigen Quellenberichten. Daher die Kürze, die Magerkeit und das Unzusammenhängende seines letzten Buches. Selbst die zweite Berennung Croja's durch die türkische Hauptarmee, so grimmig auch die Bestürmung war, konnte bei der vorauserkannten Erfolglosigkeit doch nur oberflächlich und vorübergehend sein. Es blieb nicht einmal ein Blokadecorps zurück. Zeit und

---

[1] Ex acerrimo bellatore cunctator factus. Barleti. Fol. 225. cf. pag. 216 verso.

[2] *Nec postea quidquam sua laude dignum gessit.* Cod. Bavaric. 2624, pag. 224.

---

[1] Der Beweis folgt unten.

Hunger allein konnten hier zum Ziele führen. So lange aber die Zufuhr an Lebensmitteln, an Mannschaft und Kriegsbedarf von der Seeseite offen blieb, war Croja unbezwinglich. Durazzo, Lissus, die Bojana-Mündung und besonders das von Skanderbeg am Cap Ródoni als Festungsmagazin neu angelegte Tschorli waren die Pulsadern, deren Unterbindung die Thore von Croja sprengen mussten. Statt auf geradem Wege, wie bisher, vor Croja zu rücken und in blinder Wuth die unersteiglichen Mauern zu bestürmen, befolgte der Sultan im Feldzuge des Jahres 1467 eine andere Methode, nahm zuerst am Schkumbflusse eine feste Stellung, um die Streitmacht des Arianites Topia zu neutralisiren und suchte dann der Reihe nach die Seeplätze wegzunehmen. Der Anfang wurde mit Durazzo gemacht. Ein Sturm der Janitscharen auf die von Albanesen und venetianischen Söldnern vertheidigte Festung wurde blutig abgeschlagen, das noch unvollendete und leere Tschorli dagegen, ohne dass es Skanderbeg zu hindern vermochte, dem Erdboden gleich gemacht. Um methodisch vorzugehen und den Gürtel enger zu schliessen, stellte Mohammed im Laufe dieses zweiten Feldzuges die seit dem Völkersturm in Ruinen liegenden Festungswerke von *Albanopolis* (Elbassan, Albasani) wieder her, legte eine zahlreiche Grenzbesatzung ein und begann Albanien im Detail zu unterjochen, bis er der beständigen Velitationen und Neckereien Skanderbegs endlick müde zum zweitenmal über die Grenze ging und nur ein kleines Corps zum Schutze Macedoniens gegen albanesische 'Razzias' bei Ohrida stehen liess [1].

---

[1] Den Neubau Mohammed's nennt Barletius in seiner archaïsirenden Schreibart „*Civitatem Valmorum*“ — ein Name, der sich bei den unzureichenden Nachrichten über die alte Geographie Albaniens nicht erklären lässt. Dass aber hier *Albassani* (Elbassan) gemeint sei, hat Hammer-Purgstall in den türkischen Chronisten gefunden. Selbst Barletius deutet durch das Wort *Cherdbi* (*Γεράβε*, Gerabo-Gebirge), an dessen Fusse Elbassan bekanntlich liegt, auf dasselbe Ziel [*].

---

[*] Barleti, Fol. 226. — Hammer-Purgstall, II, S. 95 Note d. — Hahn, I, S. 84.

Das Land war von dem Feinde zwar gesäubert, aber es war weit und breit verheert, streckenweise menschenleer und zum unersteiglichen

---

Die Identität von Albanopolis und Albasani oder Elbassan wird in den epirot. Fragmenten pag. 265 deutlich ausgesprochen, *Τὴν Ἀλβανούπολιν νῦν Ἀλβασάνι*. Nur reden die türkischen Chronisten von Eroberung, nicht vom Aufbau *'Ilbessan's*. Ein offener Ort dieses Namens hat vermuthlich existirt, wenigstens redet Akropolita wiederholt von einem *Τοῦ Ἐλβάνου, Τοῦ Ἀλβανοῦ*. Wahrscheinlich hat Mohammed II. dieses offene *Ἐλβανόν* durch bessere Befestigung in ein Zwingcastell umgewandelt, was beide Angaben vereinigen mag.

Zufällig ist der von Barletius nur kurz und oberflächlich berührte, von Sismondi aber ganz weggeläugnete zweite albanesische Heerzug des Sultans Mohammed II. chronologisch und sachlich besser als irgend ein Ereigniss aus dem Leben Skanderbeg's constatirt. Ueber die dreiundzwanzig ersten Kriegsjahre, weil überall nur Schmach und Niederlagen zu berichten wären, beobachten die türkischen Chronisten das hartnäckigste Stillschweigen, der Feldzug des Jahres 872 der Hidschret (1467 nach Chr.) dagegen wird mit der Eroberung Ilbessan's als siegreich und ruhmvoll einregistrirt *).

Die gleiche Methode ungefähr, aber aus entgegengesetztem Grunde, wird von den Byzantinern eingehalten. Die früheren Triumphe des „lateinisch-glaubenden" Skanderbeg zu berichten, kann sich Phranzes nicht entschliessen, die Bedrängnisse und Nöthen des Jahres 1467 aber hat er fleissig, aber nicht ohne Uebertreibung aufgezeichnet. „Während meines Aufenthalts in Rom, schreibt er, brach der regierende Emir der Gottlosen in Albanien ein, vertrieb den Landesfürsten Skanterinos, richtete sein Gebiet zu Grunde, führte die Bewohner gefangen weg, baute nahe bei der Hauptstadt „Krua" als Gegenstellung eine neue Stadt und ging wieder nach Constantinopel zurück **).

Die Chronik seiner italienischen Reise hat uns der Verfasser sorgfältig aufbe-

---

*) Hammer-Purgstall, II, 95, Note 4.

**) *Καθ' ὃν δὲ καιρὸν ἡμεῖς ἐς τὰ περὶ τὴν Ῥώμην διετρίβομεν, ὁ τῶν ἀσεβῶν ἐξάρχων Ἀμηρᾶς ἐλθὼν παρὰ τῆς Ἀλβανιτίας καὶ διώξας τὸν Αὐθέντην αὐτῆς τὸν Σκεντέριον καὶ αἰχμαλωτίσας καὶ ἀφανίσας τὸν τόπον καὶ κτίσας ἄστυ πλησίον τοῦ καθολικοῦ ἄστεως αὐτῆς, Κροΐας ὀνομαζομένου, πρὸς τὸ ἀντιμάχεσθαι αὐτῷ, ἐπανέστρεψεν ἐς τὰ περὶ τὴν Κωνσταντινούπολιν.* Phranzes, Lib. IV, cap. 20, edit. Bonn.

Sfetigrad (seit dem Jahre 1449 wieder türkisch) war eine zweite Zwingburg in der neubefestigten 'Civitas Valmorum' hinzugekommen. Der Kreis wird enger und der Ruin naht langsam, aber er naht mit methodisch festem Schritt. Wie nach jedem Feldzuge beritt Skanderbeg auch diesesmal an der Spitze einer Recrutirungs-Commission das ganze Land, um die Listen der wehrhaften Bevölkerung herzustellen und Soldaten auszuheben. Das Aergerniss und die Gefahr des türkischen Neubaues sollte um jeden Preis noch im Laufe des Winters beseitigt werden, obgleich Belagerungen fester Plätze der Kriegsehre Skanderbeg's von jeher fatal gewesen sind. Zu Lissus, wohin Skanderbeg während seines Umrittes die albanischen Bundeshäuptlinge geladen hatte, sollte das Unternehmen gegen das verhasste Zwingcastell gemeinschaftlich eingeleitet und berathen werden. Doch bevor man sich noch über die vorzunehmende Belagerung verständigt hatte, wurde Skanderbeg plötzlich von einem tödtlichen Fieber ergriffen und mitten unter seinen Entwürfen, selbst ohne sein geliebtes Croja noch einmal zu sehen, hingerafft. Wie der Ajax des Sophocles ist Skanderbeg noch vor dem Schlusse des dritten und letzten Aktes der albanischen Tragödie von der Schaubühne abgetreten. Für seinen Nachruhm ist es vielleicht ein Glück, dass er ohne die Belagerungsprobe noch einmal bestehen zu müssen und ohne

---

wahrt. Am 18. April des byzantinischen Jahres *͵ςϡοε*, 6975, d. i. 1467 der abendländischen Zeitrechnung verliess Phranzes den Peloponnes, kam am 17. Mai nach Ancona, am 1. Juni nach Viterbo, am 9. desselben Monats Juni nach Rom, verliess es am 16. Juli und traf am 18. Juli wieder in Ancona ein, von wo er sich am 5. September desselben Jahres für längere Zeit auf Corfu niederliess*).

Die übereinstimmenden Angaben der türkischen und der byzantinischen Quellen lassen über den albanischen Heerzug des Sultans im Jahre 1467 keinen Zweifel übrig.

---

*) Phranzes l. c.

sich den Wechselfällen des neuen Feldzugs auszusetzen im Gefühle des Nichtbesiegtseins von der Scene gerissen wurde. Denn die Katastrophe endgültig aufzuhalten hätte er doch nicht mehr vermocht. Die Ungeduld des Sultans und der Zorn über die Veneto-Albanier waren zu einer solchen Höhe angeschwollen, dass selbst der Winter sein Recht verlor und gegen alle bisher übliche Kriegssitte ein Haufe von fünfzehntausend Türken in der kältesten Zeit des Jahres über die schneebedeckten bosnischen Alpen in das Moratschathal hereinbrach und in der Nähe von Skutari erschien. Wie die Meldung nach Lissus kam, begehrte der tödtlich darniederliegende Heros die Waffen, um an der Spitze seiner Reitergarde die frechen Eindringlinge zurückzuwerfen. Die vom Fieber ausgebrannten Glieder versagten den Dienst und die Reiter zogen das erstemal ohne ihren Führer in die Schlacht. Der Schrecken seines Namens war aber noch so gross, dass beim Anzug der wohlbekannten Eliten-Schaar das sengende Türkenheer, in der Meinung *Er* komme selbst, mit Zurücklassung der Beute die Flucht ergriff und im wilden Gebirge durch die halbwilde Bevölkerung grossentheils zu Grunde ging. Schwerathmend vernahm Skanderbeg die letzte frohe Kunde und verschied am 17. Januar 1468, *Eintausend vierhundert achtundsechszig,* im *vierundfünfzigsten Jahre* seines Lebens und nach zurückgelegtem vierundzwanzigsten seiner Regierung und seines oberfeldherrlichen Kampfes gegen die Europa bedrohende Türkenmacht.

Für Pathos und philosophische Betrachtung ist kein Platz in einer Skizze, welche nur die Begebenheiten einer denkwürdigen Epoche und die Thaten einer noch nicht richtig genug anerkannten Nationalität chronologisch zu ordnen und durch Abstreifung der romantischen Hülle überall auf das richtige Mass zurückzubringen sich zur Aufgabe stellt.

In der gedruckten Textausgabe des Barletius, die allen über Skanderbeg in Europa verfassten Arbeiten zu Grunde liegt, wird der Todestag auf *16. Kalendas februarias, Anno Domini MCCCCLXVI* (17. Januar 1466) angesetzt und hinzugefügt: Skanderbeg *soll* dreiundsechzig Jahre alt gestorben sein[1]). Sei es Fehler späterer Abschreiber, oder ursprüngliche seinem eigenen Calcül widersprechende Nachlässigkeit des albanesischen Verfassers der Biographie, das Datum ist in jeder Weise falsch, hat sich aber von dem Urconcept des 16. Jahrhunderts mehr oder weniger bis auf die berühmtesten Geschichtswerke unserer Zeit fortgepflanzt. Der venetianische Ungenannte, nur um wenige Decennien jünger als Barleti, nimmt der Wahrheit näherstehend das Jahr 1467 als Katastrophe an[2]). Spondanus ist derselben Meinung, fügt aber ausdrüklich hinzu, dass die Angaben über Skanderbeg's Todesjahr unsicher und schwankend sind, indem bei einigen Berichterstattern das vorhergehende Jahr (1466), bei anderen aber das nächstfolgende (1468) gefunden wird[3]). Das Richtige in der Sache hat uns Skanderbeg's Nachbar und Zeitgenosse, der Pretovestiarius Georg Phranzes, allein aufbewahrt. Phranzes lebte zur Zeit der Katastrophe Skanderbeg's dicht an der albanischen Küste auf Corfu als flüchtiger Staatsminister der letzten Paläologen und trug seine eigenen Erlebnisse neben den wichtigsten Begebenheiten von Byzanz in eine Chronik ein, die in der Sammlung der Byzantiner ihren verdienten Platz gefunden hat. „Im Monat Januar desselben Jahres *6976*, d. i. 1468 nach Christus, ist auch der Gebieter Albaniens mit Namen Skentaris eines natürlichen Todes verblichen“, lautet die Notiz, von der man sich nur wundern muss, dass sie bisher von jedermann übersehen wurde[4]).

---

[1]) Barleti, Fol. 230: „*fertur* igitur Scanderbegus 63 annos natus e vita migrasse“.

[2]) De le Cose dei Turchi, pag. 43. Venet. 1539.

[3]) Moritur Scanderbegus Anno Christi millesimo quadringentesimo sexagesimo septimo, Indict. XV., Januario vigesimo septimo . . . praecedentem annum nonnulli, aliique sequentem, atque alium ejusdem mensis diem signant. Spondanus, Annal. Eccles., Tom. II, ad annum 1467, pag. 110. Edit. Lyon, 1678.

[4]) *Καὶ τῷ Ἰανουαρίῳ μηνὶ τοῦ αὐτοῦ ἔτους* (ϛϡοϛ΄, 6976, d. i. 1468)

Durch die Annahme dieses Datums finden die bei Barletius in chronologisch unbegreiflicher Weise angehäuften Ereignisse der vier letzten Kriegsjahre Skanderbeg's ihren nothwendigen Spielraum und ihre natürliche Erklärung.

Eben so schwankend und abenteuerlich wie über das Todesjahr sind die schriftlichen Aufzeichnungen über Skanderbeg's Geburtzeit und Lebensalter.

Wenn Skanderbeg bei seiner Auslieferung an Murad II. im J. 1423 ein neunjähriger Knabe war, und im Beginn des Aufstandes am 28. November 1443 dem dreissigsten Lebensjahre nahe stand, so fällt seine Geburt um das Jahr 1414 und nicht 1403, wie man es von Barleti's irrigem Calcül verführt bisher angenommen hat[1]). Regiert hat er zwar vierundzwanzig volle Jahre, zurückgelegt hatte er aber bei seinem Hinscheiden im Januar 1468 nur das vierundfünfzigste, nicht das dreiundsechzigste Lebensjahr, wie ihn der Biograph in seiner fingirten Abschiedsrede sagen lässt. Barletius ist in diesem Punkte voll der auffallendsten Widersprüche mit seinem eigenen Text. Wahrscheinlich hatte Skanderbeg selbst über seine Lebenschronologie keine positiven Anhaltspunkte aus der Türkei zurückgebracht. Die Familienaufschreibungen wurden während der türkischen Occupation nach Iwan Kastrioti's Tode im Palast zu Croja vernichtet, und der Knabe wuchs zu Adrianopel nach den Jahren der Hidschret auf und kam als vollkommener Türke mit türkischem Ideen- und Wissenskreise erst im reifen Mannesalter wieder in das Heimatland zurück. Ob es ihm während der vierundzwanzig sturmvollen Jahre, die er nach seiner Rechristianisirung

---

καὶ ὁ τῆς Ἀλβανιτίας αὐθέντης ὀνόματι Σκαντάρις τέθνηκε φυσικῷ θανάτῳ. Phranza Lib. IV, cap. 22. edit. Bonn.

1) Gibbon XII, pag. 143. — Sismondi.

noch lebte, gelungen sei, den mit seinem Blute und allen seinen Gewohnheiten verschmolzenen Islam in seiner Seele ganz zu ersticken und auch im Denken und Wissen ein Christ zu sein, kann an einem Schkypetar mit Recht bezweifelt werden. Er war und blieb ein Mann der That und nicht des Gedankens und der Theorie. Was kümmerte er sich um Taufregister und Chronologie? In der Levante gehört es überhaupt und bei den Türken insbesondere zum guten Ton nicht zu fragen und nicht zu wissen wie alt man sei.

Gibbon lässt Skanderbeg nach Aufzehrung aller eigenen Hilfsmittel als desperaten Flüchtling zu Lissus auf venetianischem Gebiete sterben und macht auf Phranzes Lib. IV, cap. 20 gestützt dem albanischen Biographen den Vorwurf, er habe die letzten Bedrängnisse seines Helden thörichter Weise zu verheimlichen gesucht[1]). Sismondi scheint dieselbe Ansicht zu theilen und aus der Einsetzung eines venetianischen Festungscommandanten in Croja mit anderen italienischen Chronisten den Schluss zu ziehen, Skanderbeg habe seine Hauptstadt förmlich an das verbündete Venedig abgetreten, um als heimatloser Condottiere im fremden Solde den Kampf gegen die Türken fortzusetzen[2]).

Die eine dieser Behauptungen ist ungegründet und die andere nur mit gewissen Einschränkungen zuzulassen. Die Bedrängnisse und die Nöthen Skanderbegs nach der zweiten Debloquirung Croja's gibt Barleti deutlich genug zu verstehen, — dass sich aber Skanderbeg in gänzlicher Verzweiflung auf das Gebiet der Venetianer geflüchtet habe,

---

1) Scanderbeg died a fugitive at Lissus, on the venetian territory. — Phranza, Lib. III, cap. 28, demonstrate his last distress which is awkwardly concealed by Marinus Barletius. — Gibbon, Vol. XII, ch. 67, pag. 146. Edit. Leipzig, 1829.

2) Sismondi, X, 251. — cf. Marin Sanuto, Vite de Duchi die Venezia, pag. 1183.

konnte er nicht sagen, weil es nicht richtig war. Skanderbeg ist nach dem herbstlichen Recrutirungs-Umritt des Jahres 1467 als decretmässig ernannter Oberfeldherr sämmtlicher albano-venetianischer Streitkräfte und als Präsident des Kriegsrathes, nicht als Flüchtling und „Johann ohne Land“ nach Lissus gekommen, wohin der zweite Congress kurz vor der Katastrophe aus denselben Gründen wie der erste beim Ausbruch der Insurrection förmlich ausgeschrieben war, und wo die einberufenen, am Kriege sich noch betheiligenden Schkypetaren-Häuptlinge insgesammt in Person erschienen.

Die militärische Uebergabe Croja's an Venedig ist eine Thatsache, die niemand in Abrede stellt, die aber eigentlich schon durch den Zuzug der venetianischen Besatzung unter Baldassar Perducci im Herbst vor dem grossen Heerzuge des Sultans (1466) Statt gefunden und von Barletius in zwei Stellen ausdrücklich gemeldet wird[1]. Für die wichtige Function, Croja zu vertheidigen, fand Skanderbeg unter den militärischen Capacitäten, die ihm ein vierundzwanzigjähriger Kampf übrig gelassen, kein geeignetes Individuum, und überdiess waren die Albanesen mit den Feuerwaffen doch noch nicht vertraut genug, um der furchtbaren Artillerie der Türken zu widerstehen. Barletius sagt ausdrücklich, die Besatzung, welche unter Perducci die Hauptstadt und den Angelpunkt des Reichs — *cardo totius imperii* — vertheidigen sollte, haben aus Gheghen, Tosken und Italienern bestanden, die in der heldenmüthigen Bürgerschaft eine feste Unterlage hatten[2].

Compulerantque greges Corydon et Thyrsis in unum.

Dieser Mischbesatzung ungeachtet blieben die eingesessenen Bürger Crojas nach wie vor eid- und pflichtverbundene Unterthanen ihres angestammten Fürsten, dessen unwürdiger Sohn sie in ihren letzten Nöthen nicht mehr schützen konnte.

---

[1] Lib. XII, Fol. 218 verso; lib. II, Fol. 242 v., De expugnat. Scodrensi: „Principi Venetorum Crojam libere tradidit.“

[2] Firmissimum praesidium tum *Albanorum*, et *Epirotarum*, tum *Italorum* posuerat. Barlet. lib. XII, Fol. 218 verso.

Mit dem Tode Skanderbeg's indessen war der gemeinschaftliche Kampf der Verbündeten gegen die Türken nicht zu Ende, der Krieg raste vielmehr mit ununterbrochener Erbitterung noch eilf volle Jahre fort. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, der nur mit dem gänzlichen Ruin des einen der kriegführenden Theile enden konnte. Wen das Loos zuletzt treffen werde, war schon jetzt nicht mehr zweifelhaft. Nur ist es wunderbar, wie sich bei gänzlicher Ermattung und völliger Theilnahmlosigkeit des christlichen Abendlandes das verwaiste Albanien mit der Lagunenstadt allein noch über ein Decennium hinaus des türkischen Colosses zu erwehren vermochte. Der mächtige Impuls, den Skanderbeg wie einer der vergötterten Heroen des Alterthums seinen Landes- und Kampfgenossen im Leben einhauchte, wirkte noch lange nach seinem Tode fort. Chöre albanischer Jungfrauen, erzählt Sabellico, versammelten sich mitten im Kriegssturm und umgeben von barbarischem Waffengeklirr regelmässig an jedem achten Tage auf den Plätzen der zum Fürstenthum gehörenden Städte und sangen Hymnen auf den abgeschiedenen Helden der Nation. Sein Andenken ist bei den christlich gebliebenen Mirditen noch heute nicht erloschen 1).

---

1) Quo factum esse ajunt, ut post ejus mortem eximia viri admiratione populi imbuti, quasi in illo aliquid vidissent quod humanum excederet fastigium, grati principis memoriam solemnibus consecrarint carminibus. Retulerunt mihi fide digni viri, vel medio ardore belli, et tum quum Barbarorum armis omnia strepebant, puellarum coetus in his urbibus, quibus ille imperavit, octavo quoque die mediis triviis coïre solitos, ac defuncti principis (ut veteres magnorum heroum in conviviis solebant) laudes decantare*).

---

*) Sabellico, decad. III, pag. 568. Basil. 1570.

Das gemeinschaftliche und sichtbare Band war freilich zerrissen und keiner der zurückgelassenen Häuptlinge vermochte die persönliche Autorität und die geniale Gewalt zu ersetzen, mit welcher Skanderbeg die disparaten Kampfeselemente der Schkypetaren zusammenhielt. Der junge etwa fünfzehnjährige *Iwan Kastrioto* hatte wohl den Namen und die dynastischen Rechte, nicht aber die grossen Eigenschaften des Vaters geerbt. Von ihm weiss die Geschichte nichts zu erzählen, als dass er nach dem Ruin Albaniens, ohne irgend etwas namhaftes verrichtet zu haben, als einer der vielen türkenflüchtigen Dynasten Illyricums auf dem erblichen Familien-Lehen zu Trani in Apulien Sicherheit und Rettung fand. Weder von seiner Civilverwaltung, noch vom Orte seiner Residenz, noch von der Zeit seiner Flucht hat sich eine Nachricht erhalten. Skanderbeg's Sohn wird von der Geschichte als unbedeutend, als *εἷς τῶν πολλῶν* völlig ignorirt [1]).

Das Kastriotische Fürstenthum folgte während der noch übrigen Dauer des Nationalkampfs dem Impuls der Hauptstadt, und von den anderen Schkypetaren-Häuptlingen wird in den ärmlichen Memoiren der Zeit ob seiner standhaften Anhänglichkeit an die gemeinsame Sache und wegen seines zahlreichen Contingents ausdrücklich nur noch der Fürst des wilden Dukadschin genannt. Die erste Rolle und die grösste Last des Krieges musste jetzt Venedig übernehmen. Gold, Söldner und Proviant für die Festungen kamen nur noch durch Venedig in das Land.

---

[1]) Nach Phranzes übernahm an der Stelle Skanderbegs *La Signoria di Venezia* die Herrschergewalt über die noch nicht eroberten Festungen Albaniens. Die von den Türken besetzten Landestheile wurden vom Sultan einem zum Islam übergetretenen Schwestersohne Skanderbegs zur Verwaltung zugetheilt, *καὶ τὸ μὲν τοῦ τόπου καὶ τῆς αὐθεντίας παρέλαβεν ἡ αὐθεντία τῆς Ἐνετίας, τὸ δὲ ὁ τῆς ἀδελφῆς αὐτοῦ υἱὸς Τοῦρκος ὢν παρὰ τῷ Ἀμηρᾷ ἐστάλη παρ' ἐκείνου.*
Phranza, Lib. IV, cap. 22. edit. Bonn.

Mit den Siegesbriefen und den Beuteproben Skanderbeg's waren auch die Glückswünsche, die Contributionen und die Landsknechte der Fürsten des Occidents ausgeblieben. Grosse Feldschlachten wurden jetzt nicht mehr geliefert, obgleich der Sultan nach seiner zweiten Berennung Croja's im Jahre 1467 noch einmal, wo nicht öfter, in Person auf der Wahlstatt erschien. Es war in Albanien nur noch Guerillaskrieg und Mauerkampf. Die Hauptbollwerke, um die sich das Kriegsspiel drehte, bleiben nach wie vor im Süden die Ácrokeraunien des Arianites Topia, in der Mitte Croja und im Norden Skutari. Arianites Topia, der seinen Schwiegersohn nur um ein Jahr überlebte [1]), führte den Krieg auf eigene Rechnung und hatte sich für seine Person ganz auf die Defensive innerhalb seiner Gebirgsschluchten zurückgezogen. Auch hatte er, wie im Vorbeigehen schon früher bemerkt, in demselben 1467sten Jahre noch den ersten Anprall der türkischen Hauptarmee ausgehalten und mit Erfolg zurückgetrieben [2]). Mit dieser oberflächlichen, undetaillirten und kurzen Nachricht des Barletius entziehen sich die toskischen Akrokeraunien unserm Blick. Umständlicheres wissen wir nur über die Belagerungen von Croja und Skutari, mit deren Uebergabe an die Türken der dritte und letzte Akt der Schkypetaren-Tragödie schliesst. Ueber die Zwischenscenen dieses letzten Aktes hat man bisher noch keine Berichte aufgefunden. Die Schkypetaren, scheint es, haben nur noch gestritten, aber nichts mehr aufgeschrieben. Zweimal im Jahre, um die

---

[1]) Ami-Boué, Turquie d'Europe, Tom. IV, pag. 418. — Hahn, I. 346, Note 225.

[2]) Arianites . . in Mehemethem in Epirum irruentem irruit, quem foedavit atque afflixit. Nam ejus castra aggressus signis, regiis vexillis atque tabernaculo ablato privavit, illumque e provincia summo cum dedecore, clade et ignominia abscedere compulit. Marin. Barlet. lib. II, Fol. 23. — Diese Stelle haben andere irrthümlich auf Mohammed I. (1413—1421) bezogen, der an die Akrokeraunien noch gar nicht denken konnte.

Zeit der Getreideernte und der Weinlese, erschienen die türkischen Reiterschaaren regelmässig vor Croja, Lissus und Skutari und den übrigen Seestädten Albaniens, in welchen gemischte Besatzungen lagen [1]. Jedesmal wurde das Land in der Runde verheert, das verhasste Croja berennt [2]) und die Verproviantirung durch ein dem Thore gegenüber verschanztes Castell mit permanenter Besatzung auch im Winter nach Kräften erschwert und bei allmäliger Ermattung der mehr für Skutari besorgten Venetianer zuletzt ganz unmöglich gemacht, bis sich endlich im Frühsommer 1477 der neuernannte Sandschak von Albanien mit einer grössern Streitmacht vor die nur noch schwach mit Lebensbedarf versehene Festung legte, in welcher jetzt der venetianische Nobile *Pietro Vettori* den Oberbefehl übernommen hatte. Die Türken wollten mit Croja, diesem verabscheuten Zeugen osmanischer Unzulänglichkeit und Schmach, endlich einmal ans Ziel gelangen. Nach übereinstimmenden Berichten war das neue Blokade-Corps nicht stärker als 8000 Mann [3]). So weit war es bereits gekommen, dass die Türken mit verhältnissmässig unbedeutenden Mitteln das albanische Bollwerk zu bezwingen hofften, vor welchem ihre Hauptarmeen unter Murads und Mohammeds persönlicher Führung schon dreimal unterlegen waren. Wie früher war auch diesesmal das vier Miglien entfernte Klein-Tirana türkischer Lagerplatz. Durch wiederholte Niederlagen endlich zur Ueberzeugung gebracht, dass Croja

---

1) In Epiro ab initio suscepti belli, quasi statis diebus bis quotannis circa Scodram, Lissum, Crojam, et alia oppida, quae in ea ora Veneti tenebant, sub messium et vindemiarum dies Barbarorum equitum alae erumpebant.

Sabellico, Decad. III, pag. 568.

2) Post obitum invictissimi Principis Scanderbegii continuo vexari coeperat.

Marin. Barletius, De Expugnat. Scodr., Lib. II, Fol. 242.

3) Aestate autem quae secuta est, quaeque ab Scodrensi obsidione (1474) tertia fuit, in Epiro Croja oppugnata est: ad octo Barbarorum millia cum sub vernum tempus adorti, totum annum et amplius obsidione premere perseverarunt.

Sabellico, a. a. O. pag. 591.

mit Gewalt nicht zu überwältigen sei, verwendete der Sandschak, geduldiger und klüger als seine Vorgänger, nicht wieder in fruchtlosen Stürmen Blut und Kraft seiner Schaar. Er begnügte sich, das Land weit umher zu verwüsten, und die verzweifelten Ausfälle der enge eingeschlossenen Festungsbewohner zurückzutreiben. Das Weitere überliess er dem Hunger. In dieser äussersten Bedrängniss hätte nur der Genius eines Skanderbeg noch Auswege und Hülfe finden können. Wie viel die Verbündeten durch das Ausscheiden dieses Helden verloren hatten, offenbarte sich am deutlichsten bei dem völlig misslungenen Versuch die Hauptfestung Albaniens, diese Vormauer des Occidents, durch gemeinsame Anstrengung der letzten Kraft zu retten. Ein venetianischer Heerhaufen von ungefähr 3000 Mann, darunter 500 leichte gheghische Reiter, durch Francesco Contarini, Proveditore von Skutari, in seiner Statthalterschaft aufgebracht, sammelte sich gegen Ende August, d. h. im fünften Monat der Belagerung, auf dem herkömmlichen Sammelplatz zu Lissus und erschien durch 8000 albanesische Bogenschützen zu Fuss und zu Pferd unter Fürst Nicolaus von Ducadschin verstärkt am 6. September vor dem feindlichen Lager auf der Ebene von Klein-Tirana[1]. An Zahl waren die Verbündeten den Türken weit überlegen und hat ihnen auch zum glücklichen Erfolge nichts gefehlt als Skanderbegs Genie. Das Gefecht begann um die Mittagszeit. Contarini's Infanterie bildete ein grosses Viereck, welches die wüthendsten Anfälle der türkischen Reiterei zu durchbrechen nicht vermochten. Pfeil und Bleikugel räumten unter den Ungläubigen tüchtig auf, bis sie endlich bei einbrechender Nacht, ungewiss ob in wahrer oder verstellter Flucht, auf die benachbarten Anhöhen zurückwichen und ihr reiches Lager dem

---

[1] Postridie nonas Septembris. Sabellico, a. a. O. — Sismondi, Vol. XI, pag. 137 übersetzt Pridie nonas Sept. mit *le 2 Sept.*, worin ihm Hammer-Purgstall, II, 151, folgt.

Sieger überliessen. Zu gleicher Zeit machten die Vertheidiger Croja's einen Ausfall, überwältigten und zerstörten zwei der nächsten Zwingcastelle und schleppten eine grosse Menge daselbst aufgehäufter Lebensmittel in die Stadt.

Die Freude über den Sieg war aber von kurzer Dauer.

Statt den flüchtigen Feind mit Macht zu verfolgen oder wenigstens in Reih' und Glied zu bleiben, fielen Italiener und Albanesen in die Wette über die Beute her und hielt Contarini Kriegsrath, ob man die Nacht im eroberten Lager bleiben, oder bei der Unsicherheit der Umstände in die eigenen Gezelte zurückgehen soll. Es war helle Mondnacht. Die Türken sahen von der Höhe herab die feindliche Unordnung in ihrem Lager, gingen plötzlich zum Angriff über, ritten die schwache Vorhut nieder und stürzten racheschnaubend in das plündernde Gewirr. Das italienische Fussvolk wurde niedergemetzelt. Contarini mit den meisten Anführern war selbst unter den Todten. Die gheghischen Soldreiter, statt den umringten Waffengenossen beizustehen, ergriffen zuerst die Flucht, die italienischen folgten, beide wurden aber von den nachsetzenden Türken in der mondhellen Nacht grossentheils niedergehauen. Nur wenige entkamen über den bei Sabellico „Jalmisa" genannten Fluss in der Richtung von Alessio[1]).

In den venetianischen Berichten wird die Schuld dieser schimpflichen Niederlage dem treulosen Benehmen des Ducadschin'schen Schkypetarencorps aufgebürdet. Obgleich 8000 Mann stark sei es den Tag über mehr als Zuschauer denn als Theilnehmer unthätig und unbeweglich in seiner Stellung verharrt, Nachts aber, wie es Contarini's Fussvolk unterliegen sah, sei es über die Flüchtlinge hergefallen und habe trotz den Türken ihrer viele in den Wäldern und bei den Flüsschen der Wahlstatt erschlagen und ausgeplündert[1].

---

[1]) Auf Kieperts und Visquenels Karten sind in der Umgegend Croja's nur die Flüsse *Vardusa* und *Tergusa*, d. i. *Tergjäse* namentlich angegeben.

Ob diese schwere Anschuldigung gegründet oder nur als Deckmantel der eigenen Schmach erfunden sei, lässt sich bei der Einseitigkeit der Nachrichten schwer entscheiden. Im Widerspruch mit dem Character der Ducadschinen stünde übrigens die That keineswegs.

Die Bürger von Croja zogen bei diesem Anblick, wie einst Vergassilaunus vor Alesia, traurig in die Festung zurück. Die Blokade wurde wieder hergestellt, die zerstörten Zwingcastelle erstanden von neuem und die Noth in der Stadt begann hoffnungsloser als zuvor. Von einem zweiten Versuch des Fürsten von Ducadschin die Türken von Croja wegzutreiben und den Eingeschlossenen Luft zu machen, ist nichts bekannt. Albanien war nur noch ein Körper ohne Geist und Seele. Venedig, zu gleicher Zeit in Skutari, in Dalmatien, am Isonzo und am Tagliamento durch mächtige Türkenheere hart bedrängt und überall unglücklich und besiegt, war an Geld und Wehrkraft gleich erschöpft und selbst am Rande des Untergangs. Croja wurde seinem Schicksal überlassen.

Mit Hilfe der frisch erbeuteten Vorräthe widerstand die Bürgerschaft von Croja dem Hunger und den Türken bis Mitte Juni des nächstfolgenden Jahres (1478) mit unbezwingbarem Muth. Und erst wie nach mehr als dreizehnmonatlicher Einschliessung aller Lebensbedarf aufgezehrt war und selbst die unsaubersten Nahrungsmittel fehlten und keine

---

1) Pene plures Epirotarum perfidia perdidit, quorum ad octo millia quasi pugnae spectatores tota die immota acie steterant. Inde ubi rem Venetam inclinare viderunt, non minus quam hostis in silvis et circa flumina in nostros grassati sunt. Sabellico, a. a. O. pag. 595.

Rettung von irgend einer Seite her in Aussicht stand, wurde der Gedanke an längern Widerstand endlich aufgegeben und an Capitulation gedacht. Auf die Kunde, der Sultan sei mit grosser Macht in Person vor Skutari erschienen, schickten sie (15. Juni 1478) eine Deputation in das Hauptquartier, um gegen Zusicherung des Lebens und des Eigenthums ihre Unterwerfung anzubieten. Sagunt, Numantia und Jerusalem haben im gleichen Falle den Tod durch Hunger oder durch die eigene Hand der Uebergabe vorgezogen. Selbst Barletius tadelt seine Stammgenossen, dass sie nicht lieber auf den Trümmern von Croja Hungers sterben als sich dem Sultan ergeben wollten 1).

Der Sultan bewilligte alles, sogar eine eigenhändig gefertigte Urkunde, in welcher er es den Bewohnern freistellte, mit ihrem beweglichen Eigenthum auszuwandern, oder als Unterthanen im Schatten der grossherrlichen Gunst ferner in der Heimat zu bleiben, wurde vom Sultan ausgestellt.

Man traute dem Wort und die Gesammtheit erklärte sich einstimmig für die Auswanderung mit dem Nebenbeschluss auf das venetianische Gebiet überzutreten. Die Festung wurde übergeben und die Bevölkerung stieg mit ihrem beweglichen Gut unter türkischer Escorte auf die Ebene herab. Hier wurde sie, in Folge geheimer Weisung des Sultans, vom Befehlshaber des Blokade-Corps in Fesseln geschlagen und gefangen ins Hauptquartier nach Skutari abgeführt. Den Vornehmen und Reichen ward gestattet sich loszukaufen, über Weiber und Kinder wurde die Sclaverei verhängt, allen übrigen aber der Kopf abgeschlagen und Pietro

---

1) Omnes in hanc sententiam convenerant, ut potius in deditionem hostis *(etsi turpiter)* pacto aliquo devenirent, quam tetra tamque funesta fame perirent. Marin. Barlet. De Expugnat. Scodr. Lib. II, Fol. 141 v.

Vettori, der tapfere Vertheidiger der Stadt, mit Frau und Kindern nach Constantinopel gebracht[1]).

Durch diesen Act treuloser Grausamkeit hat Mohammed II. seine und seiner Feldherrn Schmach und Niederlage an den heldenmüthigen Bürgern von Croja endlich gerächt.

Von dieser streitbaren und standhaften Race ist nichts übrig geblieben. Ihr Andenken wird aber nicht erlöschen.

Mit der Bevölkerung verlor Croja auch den Namen; es erhielt eine türkische Colonie und wird *Akhissar,* d. h. Weissenburg genannt bis auf den heutigen Tag.

In demselben Sommer wurde von den Türken auch Lissus verbrannt und Skanderbegs Asche nach zehnjähriger Ruhe im Grabe gestört. Weit entfernt die irdischen Reste des grossen Kriegers frevelhaft zu entweihen, zerlegten die wilden Sieger die Knochen in kleine Theilchen, um sie in kostbare Metalle gefasst als Talisman an der Brust zu tragen[2]). Der Türke achtet nichts als Sieg, Kraft und Heldenmuth.

Skutari selbst konnte der Sultan mit seiner ganzen Macht nicht überwältigen. Er liess, wie weiland vor Croja, ein Blokade-Corps zurück, wandte seinen Zorn gegen die benachbarten festen Orte Schabjak und Drivasto und zog im Spätherbst, zufrieden mit dem Untergang der verhassten Schkypetarenburg nach Stambul zurück. Aber Venedig, durch

---

1) Andr. Navagiero, Tom. XXIII, pag. 1153, nach Sismondi, Tom. XI, pag. 145 citirt. — Hammer-Purgstall, Band II, S. 158 u. 169.

2) Marin. Barlet. am Schlusse des XIII. Buches. — Der vergoldete Kürass Skanderbegs soll im Belveder zu Wien, sein Schwert aber in der Ambraser Sammlung daselbst aufbewahrt sein. Ami-Boué, IV, p. 18. — Hammer-Purgstall, II, 567.

den fünfzehnjährigen Streit und durch eine lange Reihe von Niederlagen gebeugt und bis zur Ohnmacht entkräftet, musste endlich durch freiwillige Uebergabe dieses letzten Bollwerkes einen Frieden erkaufen, dessen Kosten hauptsächlich Albanien zu bezahlen hatte.

Albanien ohne einen allgemein anerkannten Repräsentanten und ohne Centralregierung, von den Türken im Wesentlichen schon bezwungen und von den Venetianern selbst bereits aufgegeben, wurde zu den Verhandlungen unter seinem eigenen Namen nicht mehr zugelassen, und im Frieden von Constantinopel (26. Januar 1479) vertragsmässig der Hohen Pforte zuerkannt.

Von diesem Tage an waren die Schkypetaren aus der Liste selbstständiger Nationen gestrichen.

Ausser Croja und Skutari mussten die Venetianer auch noch den dritten albanischen Landesschlüssel, die vom Meere nur eine Stunde entfernte Bergfestung *Chimára* in den Akrokeraunien, dessen Vertheidigung sie als Freunde und Bundesgenossen des Arianites Topia ebenfalls übernommen hatten, dem Sultan überlassen. Dagegen durften sie Antivari und Durazzo behalten und wurden ihnen alle anderen Seeplätze, die sie vor Ausbruch des letzten Krieges an der albanischen Küste inne hatten und im Laufe des Kampfes an die Türken verloren, im Frieden wieder zurückgestellt.

Mit der Besetzung Chimára's indessen waren die Türken noch nicht zugleich Gebieter über das ganze Bergrevier der rauhen Acrokeraunien. Es hatte diese Chimára-Cession einige Aehnlichkeit mit der im Vertrag zu Adrianopel (1829) stipulirten Uebergabe Tscherkessiens durch die Türken an die Russen. Der genannte Vertrag ist, wie bekannt, in diesem Punkte noch heute unerfüllt, weil die Tscherkessen glauben, sie hätten das Recht, in ihrer eigenen Sache auch ein Wort mitzusprechen. Eben so müssen die Türken in Albanien erst noch erobern, was ihnen der Traktat von Constantinopel zugesichert hatte Dass aber die Tosken von Chimara, wie Skanderbeg's unmittelbare Stammgenossen, die Gheghen der Mirdita, bis auf die neuesten Zeiten herab eine Art Unabhängigkeit und Selfgovernment zu behaupten wussten, ist allgemein bekannt, gehört aber nicht mehr in den Bereich dieser Diatribe [1]).

---

[1]) cf. Ueber die Chimára *Pouqueville*, *Voyage dans la Grèce*, *Vol. I*, *Chapp. VI*, *XXII et XXIII*. — Ueber die Nachscanderbeg'schen Zustände der Mirditen, *Ami-Boué*, *La Turquie d'Europe*, *Tom. IV*, *pag. 419*, und besonders *Hahn*, *Albanesische Studien*, I, S. 327. — Item *Thunmann*, *Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker*, S. 317.